<36606789920011

Meyer's

Neues Konversations-Lexikon.

Original-Ausgabe.

Vierzehnter Band.

Schminke — Tscherkassy.

Neues

Konversations-Lexikon

für alle Stände.

In Verbindung mit

Staatsmännern, Gelehrten, Künstlern und Technikern

und unter der Redaktion der ~~Herren Dr. C.~~ Köhler und Dr. Krause

herausgegeben

von

H. J. Meyer.

Diesem Wörterbuch des menschlichen Wissens

sind beigegeben:

115 Bildnisse der bedeutendsten Menschen aller Zeiten, 60 Ansichten der merkwürdigsten Orte und 125 Karten für geographische und physikalische Erdbeschreibung.

Vierzehnter Band.

Schminke — Tscherkassy.

Hildburghausen und New-York.

Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts.

1860.

Meyer's Konversations-Lexikon.

S.

Schminke, Stoff, womit man entweder die verlorene Röthe der Wangen nachzuahmen, oder bei hellem Kerzenlicht auf Bällen, auf der Bühne ꝛc. die weniger sichtbare Wangenröthe etwas deutlicher zu machen sucht. In Paris, dem großen Markte für diese Waare, kauft man S. in pulverförmiger Gestalt (Rouge d'Espagne, R. de Portugal, R. végétal), oder im flüssigen Zustande (R. à goutte), oder auf Blättern mit grünlichem Goldschimmer (Rouge en feuilles), oder in kleinen Schüppchen (Rouge en écailles), welche in cylinderförmigen Büchschen, 8—15 Unzen schwer, verpackt sind, endlich auf kleine Schälchen oder Tellerchen od. Weißblechscheiben gestrichen (Rouge en assiettes, Tellerroth). Alle Schminkfarben sind aus dem Saflor (s. d.) gezogen, womit man feines Talkpulver roth färbt. Eine andere Art der Bereitung ist die aus Präparaten von Cochenille oder Karmin. Davon ist die beste das sogenannte Rouge de Paris (R. de Carmin), wozu man den feinsten Karmin nimmt, welcher mit doppelt so viel feinerem, besonders venetianischem Talk gerieben wird. Merkurialschminke oder feiner Zinnober, welcher mit Wasser oder feinem Fett vermischt auf die Haut gerieben wird, verursacht oft Speichelfluß und andere Krankheiten. Auch Mennige ist eine schädliche Substanz. Zur weißen S., welche als Unterlage der rothen S. und besonders am Halse gebraucht wird, nimmt man meist unschädliche Stoffe, wie feine Kreide, hauptsächlich briençoner, und Wismuthoxyd, welches mit etwas Wallrath vermischt wird. Sobald aber Wismuthoxyd mit Schwefelwasserstoffgas in Berührung kommt, wird es schwarz, und dieses Gas ist oft in der Luft vorhanden. Daher kann es geschehen, daß ein weißgeschminktes Gesicht auf einmal grau wird. Auch dient feine gepulverte venetianische Talkerde, sowie aus Perlen gestoßenes Pulver (Blanc de Perle) als weiße S., die aber die Haut runzelig macht. Am unschädlichsten sind feiner Haarpuder, Pulver von Schwertwurzel, Aaronswurzel und Reismehl. Die Orientalen schminken mit Henna oder Alkanna, einem grünlichen Pulver von den getrockneten Blättern der Pflanze gleichen Namens. Alle diese S.n haben aber den Nachtheil, daß sie die Ausdünstung der Haut hemmen und derselben dadurch nach und nach ihre Frische rauben. Der Gebrauch der S., der schon im Alterthum bei den orientalischen Völkern, sowie bei Griechen und Römern bekannt war, kam von Italien durch Katharina von Medicis nach Frankreich und von da an die anderen europäischen Höfe. In neuerer Zeit ist das Schminken wieder aus der Mode gekommen und wird meist nur von Schauspielern angewendet. Mit allerhand Farben sich zu schminken, ist bei vielen außereuropäischen Völkern Sitte.

Schminkpflästerchen, Färbeläppchen, welche aus der Levante und von Venedig unter dem Namen Pezzetta da tingere in den Handel kommen und zum Schminken gebraucht werden; dann Pflästerchen von schwarzem Taffet, die auf der einen Seite mit Gummi bestrichen und, in allerhand Formen ausgeschnitten, in das Gesicht geklebt wurden, um die Gesichtsfarbe zu erhöhen. Diese ursprünglich persische und arabische Mode kam mit den Kreuzzügen nach Europa und erhielt sich bis zu Ende des 18. Jahrhunderts.

Schmirgel, s. v. a. Smirgel, s. Korund.

Schmitt, 1) Aloys, ausgezeichneter Klavierspieler und Komponist für sein Instrument, geboren 1789 zu Erlenbach am Main, lernte unter André in Offenbach die Tonsetzkunst und ließ sich dann als Musiklehrer zu Frankfurt a. M. nieder. Nachdem er von da aus einige Kunstreisen gemacht und sich auch längere Zeit zu Berlin aufgehalten hatte, folgte er einem Rufe als Hoforganist nach Hannover, gab diese Stelle jedoch bald wieder auf, um in Frankfurt unabhängig als Komponist und Virtuos zu leben. Seine zahlreichen Kompositionen verbinden Gediegenheit mit moderner Leichtigkeit. Als die wichtigsten derselben sind die Koncerte und Etuden zu betrachten; doch zeichnen sich auch seine Quartette und andern Orchesterkompositionen durch ungesuchte Eigenthümlichkeit, Feuer, schöne Melodien und gewandte Harmonisirung aus. Unter seinen größeren Kompositionen sind das Oratorium „Moses" u. die Opern „Der Doppelprozeß" und „Das Opferfest" zu nennen.

2) Jakob, jüngerer Bruder des Vorigen, ebenfalls tüchtiger Klavierspieler und Komponist, geboren 1796 zu Erlenbach, lebt als Musiklehrer zu Hamburg und lieferte zahlreiche Kompositionen, Rondo's, Variationen, Sonaten ꝛc., darunter auch eine Oper „Alfred der Große".

Schmitthenner, Friedrich Jakob, deutscher Sprachforscher, Politiker und Geschichtschreiber, geboren den 17. März 1796 zu Oberdreis im Fürstenthume Wied, widmete sich, auf dem

Gymnasium zu Idstein vorbereitet, zu Marburg anfangs dem Studium der Medicin, dann aber dem der Philosophie, Geschichte und Theologie, das er seit 1815 in Gießen fortsetzte. Sogleich nach Vollendung seiner akademischen Studien erhielt er eine Pfarrerstelle, entsagte aber bald dem geistlichen Stande wieder, wurde Prorektor an dem Pädagogium zu Dillenburg, 1827 Direktor des Schullehrerseminars in Idstein und 1828 Professor der Staatswissenschaft und Geschichte in Gießen. Seit 1832 war er drei Jahre Mitglied des Oberstudien- und Oberschulraths zu Darmstadt, trat jedoch alsdann wieder in seinen akademischen Wirkungskreis ein. Er † den 19. Juni 1850 in Gießen. In seinen Schriften ist große Korrektheit des Styls verbunden mit philosophischer Auffassung des Gegenstandes und Gedankenreichthum nicht zu verkennen; dabei herrscht eine auffallende Hinneigung zu platonischen Ideen und schellingischer Anschauungsweise vor. Hervorzuheben sind: „Anweisung zur Rechtschreibung der deutschen Sprache" (Herborn 1821; 2. Aufl., Kassel 1827); „Deutsche Grammatik für Schulen" (4. Aufl., das. 1837); „Lehre von der Satzzeichnung" (Frankf. 1824); „Geschichte der Deutschen" (Herborn 1824; 2. Aufl., Kassel 1836); „Ursprachlehre" (Frankf. 1827); „Teutonia oder ausführliche deutsche Sprachlehre" (das. 1828); „Grundriß der politischen u. historischen Wissenschaften" (Gießen 1830—32, 3 Bde.); „Ueber den Charakter und die Aufgaben unserer Zeit in Beziehung auf Staat und Staatswissenschaft" (das. 1832); „Zwölf Bücher vom Staate" (das. 1839, Bd. 1); „Ueber das Kultur- und Schulwesen" (das. 1839, Bd. 1).

Schmöger (v. holl. smoken, rauchen), altes vergelbtes Buch, mit dem Nebensinn der Unbrauchbarkeit.

Schmölnitz (Szomolnok), Marktflecken (Stadt) in der ungarischen Gespannschaft Zips, in einem engen, ganz von Bergen eingeschlossenen Thale, in welchem die meist hölzernen Häuser zerstreut liegen, Sitz eines Münz- und Bergwesensoberinspektorats und eines Distriktualberggerichts, mit bedeutender Münze mit dem Buchstaben S. Der schmölnitzer Bergbezirk liefert jährlich eine Ausbeute von 4200 Mark Silber und 20,000 Centnern Kupfer, darunter einige tausend Centner Cämentkupfer, ferner Schwefel, Schwefelblumen und Kupfervitriol. Sehenswerth sind die hydraulischen Maschinen, mittelst welcher die Erze, sowie das Grubenwasser aus den Minen und das Cämentwasser aus der Berghöhlung heraufgehoben werden. Die Einwohner, 4300 an der Zahl, sind meist Deutsche, welche den sogenannten gründner Dialekt sprechen und sich vom Bergbau nähren. Letzterer wird auf Rechnung der Regierung betrieben, seitdem die gräfliche Familie Chaky die eine Hälfte des Dominiums durch Konfiskation verloren, die andere durch Tausch veräußert hat.

Schmolke (Schmock), Benjamin, geistlicher Liederdichter, geboren am 21. December 1672 zu Brauchitschdorf bei Liegnitz, besuchte die Schule zu Lauban, studirte zu Leipzig Theologie, war einige Zeit Substitut seines Vaters, Pastors in Brauchitschdorf, seit 1702 Diakonus zu Schweidnitz, seit 1714 Oberprediger und Inspektor der Kirchen und Schulen daselbst und † am 12. Februar 1737. S. geräth als Dichter oft ins Spielende, wie auch die Titel der meisten seiner Schriften auffallend sind, z. B.: „Geistlicher Pestweihrauch"; „Das in gebundenen Seufzern mit Gott verbundene Herz"; „Klage und Reigen" ꝛc. Am weitesten verbreitet war sein „Kommunionbuch" und der „Morgen- und Abendsegen". Mehre seiner Lieder sind in die neueren Gesangbücher übergegangen.

Schmollis (angeblich von sis mollis, sey mir freundlich), Trinkgruß bei Studentenkommersen. Schmollistrinken (Schmolliren), s. v. a. Brüderschaft trinken.

Schmuggelhandel (Schleichhandel, Paschhandel), derjenige Verkehr, durch welchen Waaren mit Umgehung der darauf ruhenden Zoll- oder Konsumtionsabgaben aus der Hand des Verkäufers in die Hände der Käufer gelangen. Am gewöhnlichsten und wichtigsten ist der S., der zum Zweck hat, mit Umgehung der Zollgesetze des Staates ausländische Waaren über die Grenze zu schaffen und dadurch der Verzollung zu entziehen. Die Handelshäuser des Auslandes, welche solche Waaren versenden, laufen keine Gefahr, da sie den Gesetzen ihres Landes nicht zuwider handeln, und es kann ihnen nur im ungünstigen Falle, wenn die Schmuggler erwischt werden, der Verlust der Waaren bevorstehen; da aber gewöhnlich der große Gewinn, der an den glücklich durchgebrachten Gütern gemacht wird, diesen Verlust überträgt, so ist es nichts Seltenes, daß förmliche Versicherungsgeschäfte errichtet werden, welche denselben ersetzen. Die Abnehmer eingeschmuggelter Waaren laufen ebenfalls im Verhältniß wenig oder keine Gefahr, da sie sich gar nicht darum zu kümmern haben, wie und wann eine Waare, die sie suchen, in das Land gebracht sey. Aber die Menschen, die sich zum Ueberschmuggeln der Waaren hergeben, sind allen Schrecken eines Krieges mit den Zollwächtern u. mit dem Gesetze preisgegeben, und in Folge davon bildet sich in ihnen die gefährliche Disposition aus, die Menschen eigen zu seyn pflegt, welche sich einen Kampf mit dem Gesetze, oder überhaupt ein Geschäft zum Berufe gemacht haben, in Folge dessen sie dem Gesetze verfallen können. Der S. ist gewiß ein großes Uebel, wenn er auch als Waffe gegen schädliche Gesetze manche Vortheile bringen mag. Er verkürzt die Einnahme des Staats und vereitelt die nationalökonomischen Zwecke seiner Abgabengesetze. Er nährt in Allen, die auch nur entfernt an ihm Theil nehmen, eine gewisse Indifferenz, selbst eine Art kriegerischer Stimmung gegen die Gesetze des Staats. Er erzieht eine ganze Klasse von Menschen, die auf ein gefährliches und unmoralisches, auch in seinen Mitteln zu tausend Ränken und oft zu Gewaltthaten führendes Gewerbe gestellt sind und nicht selten ihren Haß gegen diese Gesetze auch auf andere und von dem fremden Staate auf den eigenen übertragen. Der S. macht endlich auch einen großen Aufwand in Betreff der Grenzbewachung u. Kontrole nöthig, veranlaßt die unproduktive Beschäftigung zahlreicher Beamten und Zollwächter, gewöhnt diese

selbst an manche Verstellung und Härte u. macht oft auf beiden Seiten viele Menschen unglücklich, die zu Besserem fähig waren. Gleichwohl ist es jederzeit unmöglich gewesen, den S. völlig auszurotten, und das Privatinteresse hat sich auch hierin dem Staate stets überlegen gezeigt. Das einzige Mittel zu seiner Verdrängung ist: die Zölle niedrig zu stellen, daß in ihrer Hinterziehung nie so viel gewonnen werden kann, um die mit derselben verbundenen Gefahren und Verluste übersehen zu lassen. Je höher die Zölle sind, mit welchen die Ein- und Ausfuhr belastet ist, je drückendere Formalitäten die Zollgesetze vorschreiben, um so größer wird auch der Reiz zur Ausübung dieses gemeinschädlichen, besonders auf die Bewohner der Grenzdistrikte demoralisirend einwirkenden Gewerbes seyn.

Schmus (vom Hebr.), Geschwätz; **Schabesschmus**, müßiges, lügenhaftes Gerede, Gerücht, Nachricht. Daher schmusen, schwätzen, plaudern, zureden, unterhandeln, den Unterhändler machen.

Schmutzer, Jakob Matthias, ausgezeichneter Kupferstecher, geboren zu Wien 1733, war, früh verwaist, auf fremde Hülfe angewiesen und begab sich dann nach Preßburg, wo er einige Kirchenbilder malte. Da ihm die Mittel fehlten, sich in der Malerei auszubilden, widmete er sich der Kupferstecherkunst und leistete hierin bald Bedeutendes. Vom General von Kettler veranlaßt, bediente er sich bald nicht mehr der Nadel und des Aetzwassers, sondern arbeitete lediglich mit dem Grabeisen, auch in dieser schwierigen Manier bald Ausgezeichnetes zu Tage fördernd. Mit kaiserlicher Pension begab er sich 1762 nach Paris, wo damals Wille einen europäischen Ruf behauptete. Von diesem väterlich berathen, ragte S. bald über seine Kunstgenossen empor und galt als das Haupt der wille'schen Schule. Er stach in Paris unter Anderem das Bildniß des Fürsten Kaunitz und drei Blätter: Le gouté Flamand, nach Tilburg, die Savoyardin mit dem Knaben, nach Greuze, und den Kesselflicker, nach Kraus. Im Jahre 1766 wurde er als Hofkupferstecher nach Wien zurückberufen und bald darnach zum akademischen Rath ernannt. Im Jahre 1771 erhielt er die Stelle eines Oberdirektors aller erbländischen Normalzeichenschulen und wirkte als solcher auf die Kunstindustrie sehr förderlich. Er † zu Wien 1813. Seine Hauptwerke sind seine Blätter nach Rubens, denen sich noch andere anreihen, welche nicht minder trefflich sind. Berühmte Blätter sind sein Mucius Scävola, sein heil. Ambrosius, dem Theodosius den Zutritt zur Kirche verwehrend, die Geburt der Venus und Neptun und Thetis, alle nach Rubens. Nicht minder ausgezeichnet sind zwei andere Blätter: eine Jagd von Luchsen auf Steinböcke nach Ruthart und ein anderes mit Adlern, welche Schlangen und einen Wolf erlegt haben, nach Snyders, sowie mehre Bildnisse Maria Theresia's u. a.

Schnaase, Karl, namhafter Kunstschriftsteller, geboren am 7. September 1798 zu Danzig, wo sein Vater Rechtsgelehrter war, begleitete in seiner Kindheit denselben auf mehren Reisen, studirte 1817—18 zu Heidelberg Jurisprudenz u. folgte Hegel, den er dort gehört hatte, aus Anhänglichkeit nach Berlin. Allein nicht für die Philosophie, wie S. anfangs glaubte, sondern, wie ihm später beim Anschauen der Gallerie zu Dresden klar wurde, für die Kunst war sein Geist geschaffen. Nachdem er 1819—25 zu Königsberg in verschiedenen Stellungen thätig gewesen war und 1824 das große Examen bestanden hatte, unternahm er 1825 eine Reise nach Italien. Hier rief seine Neigung zur Malerei bei dem Anblicke der großen Bauwerke des Mittelalters u. Alterthums das Interesse für die Kunstgeschichte in ihm hervor. Familienrücksichten hielten ihn indeß ab, sich derselben ganz zu widmen. Nach Preußen zurückgekehrt, wurde er 1826 zum Assessor in Königsberg, 1829 zum Rath bei dem Oberlandesgerichte zu Marienwerder, dann zum Prokurator am Landgerichte zu Düsseldorf und 1848 zum Obertribunalrath in Berlin ernannt. Obwohl er in Düsseldorf lange den Wunsch gehegt hatte, sich ausschließlich dem Studium der Kunstgeschichte widmen zu können, so vermochte er es doch nicht über sich, aus seiner amtlichen Karriere auszuscheiden, und begnügte sich, die Ferien fleißig zu Ausflügen zu benutzen. Als eine Frucht derselben sind die „Niederländischen Briefe" (Stuttgart 1834) anzusehen, in welchen uns ein gründliches Studium der Kunst mit dem feinsten historischen Sinne, das Bedürfniß und die Fähigkeit, die Gegenstände philosophisch begründet als Glied eines geistigen Ganzen hinzustellen, und die scharfsinnigste Beobachtung des Einzelnen entgegentritt. Sein Hauptwerk, in dem er sich die historisch-philosophische Begründung der verschiedenen Style vorsetzte, ist aber die „Geschichte der bildenden Künste" (Düsseld. 1843—50, Bd. 1—6), ausgezeichnet durch historisch-philosophische Begründung der verschiedenen Style in ihren Entwickelungsphasen. Sonst schrieb er eine ausgezeichnete Einleitung zu Schwanthalers „Kreuzzug Friedrichs des Rothbarts". Auch lieferte er gediegene Aufsätze ins „Deutsche Kunstblatt" und bethätigte sein Interesse an der Kunst als Präsident des Vereins der Kunstfreunde im preußischen Staat.

Schnabel, s. Vögel.

Schnabelthiere (Monotremata, **Kloakenthiere**), Säugethierfamilie aus der Ordnung der Zahnarmen, charakterisirt durch die schnabelartig verlängerten Kiefern mit Nasenlöchern an der Spitze und kleiner, einer Saugröhre ähnlicher Oeffnung, die fehlenden Zähne und äußern Ohren, die 5zehigen Füße und die zum Ausgange für den Koth und Urin zugleich dienende Kloake, umfaßt bloß in Neuholland und auf den benachbarten Inseln vorkommende Thiere, unter denen das **Wasserschnabelthier** (Ornithorhynchus paradoxus *Blbch.*) das bekannteste ist. Der 20 Zoll lange Körper desselben ist mit einem dicken, oben dunkelbraunen, unten am Bauche gelblichweißen Wollpelz bedeckt, die Schnauze breit, platt gedrückt, einem Entenschnabel ähnlich, oben und unten, vorn und hinten mit einem wurzellosen, aus Hornröhren bestehenden Backenzahn ausgerüstet. Die Zehen sind mit Schwimmhäuten versehen, der 4—5 Zoll lange Schwanz ist platt. Die Männchen haben an den Hinterbeinen etwas

über den Klauen einen gekrümmten, durchlöcherten, beweglichen, vielleicht bei der Begattung dienenden Sporn, in welchen eine Drüse mündet, welche man früher für Gift absondernd hielt, was aber neuere Untersuchungen nicht bestätigt haben. Das Weibchen bringt lebendige Junge zur Welt, doch sind dieselben sehr klein, unbehaart und unvollkommen entwickelt und müssen lange Zeit durch Säugen ernährt werden, da ihnen der Schnabel erst später wächst. Diese S. sind scheue Thiere, welche sowohl im Wasser, als auf dem Lande leben, wie Maulwürfe wühlen und sich an den Flußufern lange und verzweigte Gänge graben mit einem geräumigen, aus Wasserpflanzen bereiteten Neste am Ende und einem Eingang über und einem unter dem Wasserspiegel. Sie tauchen und schwimmen geschickt und nähren sich von Mollusken und Wasserinsekten, welche sie gleich den Enten mit ihrem Schnabel im Schlamme aufsuchen. Lebendig hat man noch keins nach Europa gebracht, wo man erst 1798 Kunde von ihnen bekam. Einer andern Gattung gehört das **Landschnabelthier** (Echidna hystrix *Home*, Echidna aculeatus *Schrb.*, **Ameisenigel**) an, dessen Körper mit Stacheln bedeckt ist und dessen Schnauze sich in einen langen runden Rüssel verlängert. Auch diese mit großen Krallen zum Graben ausgerüsteten Thiere leben in Australien in Erdlöchern von Insekten, namentlich Ameisen, welche sie mit ihrer klebrigen Zunge auflecken. Sie laufen watschelnd und rollen sich zum Schlafen, oder wenn sie von Feinden bedroht werden, wie die Igel zusammen. Die Familie der S. zeigt in sofern Abweichungen im Bau des Skelets, als das Becken, wie bei den Beutelthieren, mit Beutelknochen versehen ist und doppelte Schlüsselbeine (das vordere eine Gabel, das untere ein Hakenschlüsselbein wie bei den Vögeln) vorhanden sind.

Schnaderhüpfel (im Volksmunde gewöhnlich **Schnabahüpfeln**), eigenthümliche Art Improvisation der Bewohner der bayerischen, tyroler und steierischen Alpen. Die S.n sind epigrammenartig, bestehen immer aus einer Strophe und werden nach einer bestimmten, doch mannichfach modificirten Melodie gesungen, wobei eine Person oder ein Theil der Gesellschaft die eine improvisirte Strophe singt und der andere Theil oder eine andere Person darauf antwortet und gewöhnlich mit Jodeln geschlossen wird. Franz von Kobell hat eine ganze Sammlung solcher S.n veröffentlicht.

Schnaken, s. **Mücken**.

Schnapphahn, ein Parteigänger im Kriege, der widerrechtlich auf Beute ausgeht; s. v. a. Straßenräuber; in Niedersachsen s. v. a. Gerichtsdiener oder Bettelvogt.

Schnarchen (rhonchus, stertor), ein in der Tiefe der Mund- und Rachenhöhle entstehendes Geräusch, scheint auf einer Schwingung des Gaumensegels und des auf demselben liegenden Schleimes zu beruhen und findet während des Ein- oder Ausathmens, zuweilen auch während beider Akte Statt. Am häufigsten kommt es während des Schlafes älterer Leute vor, zuweilen nur in gewissen Lagen. Der Ton ist rasselnd, schnurrend, oft verschiedenartig modificirt. Als Krankheitssymptom kommt es in allen denjenigen krankhaften Zuständen vor, die in Bezug auf die Nervenfunktion dem Schlafe ähnlich sind, namentlich bei Gehirndruck durch fremde, eingedrungene Körper, Knochensplitter, blutigem oder serösem Schlagfluß, ausgeschwitzten Flüssigkeiten, bei Sopor, Agonie ꝛc.

Schnauben, Modifikation der Respiration, wo bei verstopfter Nase die Exspiration sehr schnell ausgeführt wird, so daß die andrängende Luft eine etwaige Verklebung der Nasenwandungen aufhebt und mit einem besonderen Geräusch durch die Nasenöffnung entweicht.

Schnauze, das Untergesicht der Säugethiere, Amphibien und Fische, sofern die Nase mit der Oberlippe und das Kinn mit der Unterlippe verflossen ist, so daß der Mund oder die Lippen der hervorragendste Theil des ganzen Gesichts sind. Die Benennung ist auch auf die Mundgegend mancher Insekten, namentlich mancher Käfer und Zweiflügler übergetragen worden.

Schnecken (Gasteropoda, **Bauchfüßer**), die zahlreichste Ordnung der Mollusken (s. d.) oder Weichthiere, deren Angehörige besonders durch die am Bauch befindliche breite, fleischige Scheibe oder Sohle (Fuß) zum Kriechen charakterisirt, im Uebrigen aber sehr verschieden organisirt sind. Der Kopf ist mehr oder weniger vom Mantel bedeckt und in Folge davon mehr oder weniger deutlich vorhanden, mit 2—6 Fühlern und mit oder ohne Augen. Der Mund ist meist mit Kauwerkzeugen versehen, sonst aber sehr verschieden gebildet, sowohl hinsichtlich der Kiefern, als hinsichtlich der Zunge, welche mit zahlreichen, rückwärtsgerichteten Häkchen in regelmäßigen Reihen bewaffnet ist. Athemsack und Herz, sowie die Oeffnungen des Afters und der Fortpflanzungsorgane liegen vorn am Rücken und an den Seiten des Thiers, stets in der letzten Windung. Von sehr verschiedener Beschaffenheit sind insbesondere die Athmungswerkzeuge, in sofern einige S., wie die Landschnecken, die Luft durch Lungen oder unmittelbar in Höhlungen, andere aber, wie die meisten Meerschnecken, die dem Wasser beigemengte Luft durch Kiemen athmen, deren verschiedene Gestalt und Lage ihre Klassifikation in Familien bedingt, noch andere endlich Kiemen u. Lungen zugleich besitzen. Wenige der hierher gehörigen Thiere leben auf dem Lande, noch weniger im Süßwasser, die meisten im Meere. Die meisten sind Zwitter, wenige getrennten Geschlechts; alle aber pflanzen sich durch Eier fort, die von sehr verschiedener Gestalt sind; einige machen auch eine sehr auffallende Metamorphose durch. Die meisten stecken in einer einfachen, das Thier ganz verbergenden, meist gewundenen, manchmal mit einem Deckel verschließbaren Schale (**Schneckenhaus**); wenige sind mit einer weit kleinern, vom Mantel fast ganz bedeckten Schale versehen oder ganz ohne eine solche (**Nacktschnecken**). Die Ordnung der S. zerfällt in 4 Familien. Die 1. **Familie** umfaßt die **Lungenschnecken** (Pulmonata), welche durch Lungen, einen gefäßreichen, an der Rückenseite liegenden Sack, selten auch zugleich durch Kiemen athmen und in einem dünnen Gehäuse leben, welches selten fehlt. Hierher gehören die stets einschaligen

und schraubig gewundenen u. meist ungedeckelten Landschnecken, sowie die bei uns einheimischen Landnacktschnecken und fast alle Süßwasserschnecken. Alle sind Zwitter und nähren sich von Vegetabilien. Folgende sind die bekannteren Schneckenarten: Die **große Wald- oder Wegschnecke** (Arion empiricorum *Fer.*), schwarz, zuweilen mit rothgelbem Rande, oder rothgelb, an der Oberseite unterbrochen gerunzelt, 5 Zoll lang, häufig in Wäldern und Gärten, gibt eine kräftige Fleischbrühe und Gallerte, welche man früher für heilsam gegen Schwindsucht hielt, wird von den Fuhrleuten als Wagenschmiere benutzt. Die **Acker-, Garten- oder Erdschnecke** (Limax agrestis *L.*), weißlichgrau, mit schwärzlichen Fühlern und koncentrischen Furchen auf dem Schilde, einen Zoll lang, richtet auf Feldern und in Gärten oft großen Schaden an, da sie sich außerordentlich rasch vermehrt, und wird durch Bestreuen der Saat mit Düngersalz, Kalkstaub oder gepulvertem Eisenvitriol, auch durch Eintreiben von Enten vertilgt. Die **große Weinbergschnecke** (Helix pomatia *L.*) hat ein kugeliges, bedeckt durchbohrtes, gelbbräunliches Gehäuse mit verloschen rothbraunen Querbinden und ist die größte und gemeinste deutsche Schneckenart. Sie legt 30—40 erbsengroße Eier, welche sich nach 26 Tagen entwickeln, aber erst nach einem Jahre ausgewachsene S. geben, verschließt im Herbst zur Ueberwinterung ihr Gehäuse mit dickem Kalkdeckel und wird in Deutschland, vorzüglich in Ulm, mit Kohlblättern in eigenen Schneckengärten gemästet und als Speise benutzt, aber nur, wenn sie gefastet und sich eingedeckelt hat, weil sie sonst zu schleimig ist. Dergleichen gemästete S. bilden in Süddeutschland als beliebte Fastenspeise einen bedeutenden Handelsartikel, welcher in ganzen Schiffsladungen seinen Hauptabsatz nach Wien und Nürnberg findet. Auch die kleineren süddeutschen Arten, Helix pisana, adspersa, aperta und naticoides, werden gegessen, u. Helix vermiculata ist in Sicilien eine sehr gewöhnliche Speise. Die weit kleinere **Hainschnecke** (Helix nemoralis *L.*), mit kugeligem, gelbem oder röthlichem, oft mit braunen Binden und immer mit braunem Mundsaume gezeichnetem Gehäuse, ist die gemeinste Schneckenart in Deutschland. Die **Kellerschnecke** (Helix cellaria *Müll.*), mit niedergedrücktem, unten sehr flachem, durchscheinendem, glänzendem, feingestreiftem, oben schmutziggelbem, ins Grünliche spielendem, unten weißlichem Gehäuse, findet sich ebenfalls häufig in Deutschland an feuchten Mauern, in Kellern, unter Gebüsch ꝛc. Die **braune Achatschnecke** (Achatina mauritiana *Lam.*) ist eine große und schöne Schneckenart, weißgelblich, längsgestreift und mit rothbraunen, unterbrochenen Längsflammen, 3 Zoll groß, richtet in Gärten und Pflanzungen auf Mauritius und Madagaskar große Verheerungen an und wird von den Negern gegessen. Die 2. **Familie** der S. begreift die **Kammkiemer** (Pectinibranchia), welche durch stets deutliche, kammförmige, bedeckte, im Nacken des Thieres in einer besondern vom Mantel gebildeten Höhle (Kiemenhöhle) befindliche Kiemen athmen, am Kopfe meist 2 Fühler, 2 Augen, einen zurückziehbaren Rüssel oder eine vorstehende Schnauze und eine mit Häkchen besetzte Zunge haben. Ihr Gehäuse ist verschieden gestaltet, meist hoch gewunden, schraubig, kegelförmig ꝛc., selten ohne Gewinde. Hierher gehören lauter Wasserschnecken, und zwar die meisten ausländischen, schraubig gewundenen S., alle getrennten Geschlechts. Technisch wichtig ist die Gattung **Porzellanschnecke** (Cypraea), von der die größeren Arten zu Tabaksdosen, Punschlöffeln ꝛc., die kleineren zu Verzierungen von Dosen, Kästchen, Pferdegeschirr ꝛc. verwendet werden. Der **große Schlangenkopf** (C. mauritiana *L.*) ist eiförmig, buckelig, nach hinten niedergedrückt, unten flach, einfarbig schwarzbraun, am Rücken rothbraun, mit gelblichweißen zerstreuten Flecken, 3 Zoll groß; der **kleine Schlangenkopf** (C. caput serpentis *L.*) nur halb so groß u. gedrängter, netzartig gefleckt, beide im indischen Ocean. Die **Tigermuschel** (C. tigris *L.*) ist bläulichweiß, mit vielen schwärzlichbraunen, großen, verloschenen Flecken und wird desto mehr geschätzt, je mehr ihre Farbe ins Blaue spielt; gemein in Ostindien. Das **Otterköpfchen** (**Kauri**, C. moneta *L.*), gelblichweiß, an den aufgetriebenen Lippenrändern knotig, an den neuholländischen Küsten, an den Sechellen ꝛc., wird von den Hindu's und Negern als Münze gebraucht. Aus der Gattung der **Kegel- oder Tutenschnecken** (Conus), mit verkehrt kegelförmigem Gehäuse mit flachem Gewinde und kleinem, schmalem Deckel und sehr langer und schmaler Mündung, gehören der **unvergleichliche Kegel** (C. cedo nulli *L.*), aus dem Antillenmeere, und der **Admiral** (C. ammiralis *L.*), aus dem indischen Ocean, zu den Prachtstücken der Sammler. Aus der Gattung **Purpurschnecke** (Purpura) wird der **Weitmund** (P. patula *L.*), oval, schwarzbraun, quer gefurcht, mit höckerig knotigen Gürteln, im Mittelmeer, für eine der wichtigsten Purpur liefernden S. der Alten gehalten. Hierher gehört auch die **persische Purpurschnecke** (Purpura persica *L.*, Buccinum persicum *L.*), oval, schwarzbraun, mit schwachen, etwas rauhen Querfurchen und weißen, braungefleckten Querbinden, kurzem Gewinde und gelber Spindel, häufig im indischen Ocean. Aus der Gattung **Kinkhorn** (Buccinum) ist besonders das **Wellhorn** (B. undatum *L.*) zu erwähnen, ei-kegelförmig, bauchig, quer und fein längsgestreift und quergefurcht und durch dicke schiefe Längsfalten gewellt, weißlich- oder gelblichgrau, 3 Zoll lang, die größte und gemeinste Art an den Küsten der Nord- u. Ostsee und des Mittelmeers, dient als Köder, wird gegessen und in Menge auf die Märkte Londons gebracht. Zu der Gattung **Flügelschnecke** (Strombus) gehört das **Riesenohr** (S. gigas *L.*), kreiselförmig, weißlich bis röthlich, mit sehr weiter, schön rosenrother Mündung, am Gewinde mit kegelförmigen Höckern, sehr schwer und an 10 Zoll groß, an den Antillen, in technischer Hinsicht wichtig, weil man die Spindeltheile zu den geschnittenen, unächten Kameen benutzt. Aus der Gattung **Trompetenschnecke** (Tritonium) ist das **Tritonshorn** (T. variegatum *Lam.*) hervorzuheben, gestreckt kegelförmig mit bauchiger Schlußwindung, stumpfen Querrippen, braun und weiß gefleckten Gürteln und brauner Spindel, 1½ Fuß

lang, im indischen Ocean, ward schon von den Römern als Kriegstrompete, wie auch jetzt zum Jagdruf von Jägern gebraucht. Die 3. Familie der S. enthält die Verschiedenkiemer (Heterobranchia), welche durch deutliche und bedeckte, an verschiedenen Körperstellen unter dem Mantelrande oder unter besondern, vom Mantelrande gebildeten Hautlappen liegende, büschel- oder kammförmige Kiemen athmen und Meerbewohner sind und deren Gehäuse zuweilen aus mehren Stücken zusammengesetzt ist. Aus der hierher gehörigen Gattung See- oder Meerrohr (Haliotis) wird eine der schönsten (H. iris Gm.), innerhalb mit den schönsten Regenbogenfarben schillernd, von den Chinesen zum Auslegen feiner Arbeiten benutzt. Aus der Gattung Meer- oder Seehase (Aplysia) ist die Giftkuttel oder der Verhaarer (A. depilans) zu erwähnen, eine Schneckenart, die am Mittelmeere häufig an Felsen herumkriecht und aus den seitlichen Mantellappen eine dunkelrothe Flüssigkeit absondert, welche man in den verderbten Zeiten Roms zu Gifttränken benutzte. Die 4. Familie ist die der Nacktkiemer (Nudibranchia), deren Kiemen nie bedeckt, sondern frei und von verschiedener Gestalt sind und selten ganz fehlen, während sie im Uebrigen, da sie ohne Gehäuse oder nur in der Jugend mit einem kleinen versehen sind, unseren Nacktschnecken gleichen, zwitterige Meerbewohner, welche auf dem Grunde an Pflanzenthieren, Schwämmen, Korallen rc. umherkriechen. Hierher gehört unter andern der atlantische Seitenfuß (Glaucus atlanticus Blbch.), 1—1½ Zoll lang, himmelblau mit weißer Linie, der oft zu Myriaden meilenweit das atlantische Meer bedeckt. Im fossilen Zustande kommen die S., mit alleiniger und absoluter Ausnahme der Nacktkiemer, außerordentlich zahlreich vor, und zwar treten sie zuerst in den silurischen Grauwackengesteinen auf, von welchen an sie in immer zunehmender Häufigkeit bis in die neuesten Gebilde heraufreichen.

Schneckenlinie, s. v. a. Spirallinie.

Schnee, der durch eine unter den Gefrierpunkt hinabgehende Temperatur zu Eis gewordene Niederschlag der atmosphärischen Wasserdünste in Krystallform. Je kälter die Luft wird, desto kleiner wird die darin enthaltene Dunstmenge; deshalb nimmt auch unter übrigens gleichen Verhältnissen die Schneequantität, welche in einer bestimmten Zeit fällt, mit der Temperatur ab. Der S. erscheint in mehr oder weniger zusammengesetzten Krystallen, in Flocken, Sternen, Körnern, Nadeln rc. Bei höherer Temperatur sind die Flocken größer, indem sich dann mehre kleinere Flocken zusammenballen. Je kälter die Luft ist, desto kleiner und regelmäßiger bilden sich die Schneekrystalle. Die Gestalten derselben sind sehr verschieden. Scoresby unterscheidet 5 Hauptarten: dünne, sternförmige oder regelmäßig sechseckige Blättchen; flache oder kugelige Kerne mit ästigen Zacken in verschiedenen Ebenen; feine Spitzchen oder 3- und 4seitige Prismen; 6seitige Pyramiden; Spieße, deren Enden aus dünnen Blättchen bestehen, in deren Mitte sich ein 6seitiger Krystall oder ein Kern befindet. Es sind schon mehr als 100 Formationen genauer beobachtet worden. Nur in windstiller, nebelfreier Luft bilden sich reine und schöne Krystalle. Vom Wind werden die Krystalle häufig zerbrochen und fallen als kleine Kugeln oder unregelmäßige Pyramiden herab. Die ganz kleinen glänzenden Körperchen, welche bei kaltem, aber heiterem Wetter in der Luft flimmern und zuweilen das auffallende Sonnenlicht, wenn die Sonne tief genug steht, in Farben brechen, so daß zu beiden Seiten der Sonne farbige Bogensegmente entstehen, werden in den unteren Schichten der Atmosphäre durch die von der Erde aufsteigenden Dämpfe gebildet und erscheinen oft in beträchtlicher Menge. In Lappland nennt man diese Art Staubschnee. Bei einem großen Schneefall oder Schneegestöber zeigt sich in der Atmosphäre gewöhnlich viel Elektricität, die aber während des Schneiens immer mehr abnimmt. Durch diese starke Elektricität entsteht das Leuchten des herabfallenden S.'s (Schneeleuchten). Schneegewitter geben sehr harten S., der in höheren, den Gewitterwolken nahe liegenden Gegenden oft schneidend hart erscheint. Die Farbe des S.'s ist blendend weiß. Durch die starke Lichtreflexion desselben entstehen in nördlichen Gegenden nicht selten Augenentzündungen, welche in die sogenannte Schneeblindheit übergehen. Als schlechter Wärmeleiter schützt der S. den Boden gegen Entziehung der Wärme und aus demselben Grunde die Pflanzen gegen das Erfrieren, und zwar desto mehr, je höher er sie bedeckt. Auch den thierischen Körper schützt der S. vor den zerstörenden Wirkungen einer übermäßigen Kälte. Halb erfrorne Menschen lebten, in S. eingegraben, wieder auf, was an der freien Luft wohl nie geschehen wäre. Der S. verdunstet eben so wie das Wasser und das Eis, und zwar desto mehr, je trockener die Luft über ihm ist; aus dem frisch gefallenen S. entweicht anfangs die Luft, weshalb er dann ein kleineres Volumen einnimmt. Das Volumen des frischen S.'s verhält sich zu dem des Wassers wie 20 : 1 bis 24 : 1. Die Menge des fallenden S.'s ist nach den geographischen Breitegraden höchst verschieden. Im Tieflande erscheint der S. für Europa erst im mittleren Italien, in Asien findet man ihn schon weiter südlich, in Amerika noch weiter. Der Anfang derjenigen Region, wo es in der Ebene schneit, fällt in die isothermische Linie von 15° C., welche durch die Gegend von Florenz geht. Hier gehört aber der S. noch zu den Seltenheiten. Von da an nimmt er mit den Breitegraden an Menge zu bis ungefähr zur Isotherme von 5° C., welche in die Nähe von Drontheim fällt. In noch nördlicheren Gegenden ist die Luft zu kalt und zu arm an Wasserdünsten; deshalb ist dort die Menge des S.'s wieder geringer. Im mittleren Europa bleibt der S. 1—3 Monate liegen, in den Polarländern über 6 Monate. Diese Bestimmungen gelten aber nur für das Tiefland; für Gebirgsgegenden sind andere Regeln maßgebend. Die Schneelinie oder Schneegrenze ist eine Kurve, welche man sich von den Polen aus nach dem Aequator durch alle die Höhenpunkte der Erdoberfläche gezogen denkt, auf welchen die Temperatur nie über den Gefrierpunkt steigt, wo also der gefallene S. nie schmilzt, sondern dauernd den Boden bedeckt. Die Schneelinie ist nach

Verschiedenheit der Breiten eine verschiedene. Auf der Nordseite des Himalaya ist sie gegen 17,000 F., auf dem Chimborazo 15,746 F., unter dem Aequator nach Humboldt 14,760 F. hoch. Nach dem Pol zu sinkt sie immer tiefer herab. In den Alpen unter 46° n. Br. liegt sie ungefähr 8400 F., in den Pyrenäen 9600 F. hoch. Weiter gegen Norden fällt sie schneller; am Nordkap beträgt ihre Höhe nur 2196 F., so daß auf einen Breitegrad 246 F. Senkung kommen, während sie in den Alpen auf dieselbe Entfernung nur 138 F. fällt. In Mexiko unter 45° n. Br. beginnt die Schneeregion in der Höhe von 7800 F., auf den norwegischen Gebirgen unter 70° in der Höhe von 3300 F. Das Schneewasser ist an sich rein, erscheint jedoch manchmal mit heterogenen Substanzen vermischt. Der S. auf den Gebirgen ist ein Hauptunterhaltungsmittel der Quellen. Die zu große Anhäufung des S.'s auf Waldbäumen veranlaßt den Schneebruch.

Schneeballstrauch, s. Viburnum.

Schneebaum (Schneeflockenbaum, Chionanthus *L.*), Pflanzengattung aus der Familie der Sapotaceen, außereuropäische Sträucher und Bäume, von denen der virginische S. (Ch. virginica *L.*), in Nordamerika, an Flußufern, wegen seiner zierlichen weißen Blüthentrauben zur Verschönerung der Strauchgruppen in Lustanlagen dient.

Schneeberg, 1) Stadt im königlich sächsischen Kreisdirektionsbezirk Zwickau, Amt Wiesenburg, zwischen Bergen unweit der Mulde gelegen und durch den Schlemmerbach von dem Bergstädtchen Neustädtel geschieden, ist Sitz eines Bergamts, Oberforstamts, Post- und Steueramts, hat eine schöne Kirche mit einem Altargemälde von Cranach, ein Waisenhaus, Hospital, eine Garnison, Blaufarbenfaktorei, Ausnäherei, Stickerei, Klöppelei mit Klöppelschulen, Brauerei, Bergbau auf Silber (jährlich gegen 1000 Mark), Kobalt (5000 bis 6000 Ctr., eines der bedeutendsten unter den bekannten Kobaltbergwerken), Vitriol rc., Fabrikation chemischer und Arzneiwaaren und von Argentan (welches bis 1828 nur allein hier gefertigt ward), Weberei, Spitzenhandel und gegen 8000 Einw.; in der Nähe der Filzteich, ein großer Teich (mit bedeutender Torfstecherei bei demselben), der 1783 seine Dämme durchbrach und mehre Ortschaften und Bergwerke hart beschädigte. Die Stadt verdankt ihre Existenz dem Bergbau; die erste sichere Kunde von ihr knüpft sich an den 6. Februar 1471, an welchem die Zeche St.-Georg erschürft ward, die in der ersten Zeit eine außerordentlich reiche Silberausbeute gewährte. Im Jahre 1852 gewährte das Ausbringen sämmtlicher Produkte des Bergbaues eine Einnahme von 153,800 Thalern. Der bekannte schneeberger Schnupftabak wird aus aromatischen Kräutern, vornehmlich Angelica Archangelica, bereitet. — 2) Berg, s. Fichtelgebirg u. Sächsische Schweiz.

Schneegans, s. Gans.

Schneeglöckchen, s. v. a. Galanthus nivalis; großes S., s. v. a. Leucoium vernum.

Schneehuhn (Lagopus), Vögelgattung aus der Ordnung der Hühnervögel und der Familie der Feldhühner, mit befiederter Wachshaut, befiederten Läufen u. Zehen und geradem Schwanz, und 8 Arten, von denen das Alpenschneehuhn (C. alpinus *L.*, Tetrao lagopus *Temp.*), im Sommer gelbbraun, fein schwärzlich gewellt, mit weißer Kehle, im Winter blendend weiß, mit schwarzen Schwanzfederhälften und Zügeln, 15 Zoll lang, monogamisch an der Schneegrenze der europäischen Alpen und auf den skandinavischen Gebirgen lebt, von wo es im Winter zu Tausenden von Christiania und Bergen nach London gesandt wird.

Schneekönig, Vogelart, s. v. a. Zaunkönig.

Schneekopf, Berg, s. Thüringerwald.

Schneekoppe, Berg, s. Riesengebirg.

Schneelilie, s. v. a. Leucoium vernum.

Schneelinie, s. Schnee.

Schneerose, s. v. a. rostfarbige Alpenrose, Rhododendron ferrugineum *L.*; auch s. v. a. schwarze Nieswurz, Helleborus niger *L.*

Schneeschuhe, hölzerne, schlittschuhähnliche Vorrichtungen von 6—7 F. Länge, deren man sich in Norwegen und anderen nördlichen Ländern, namentlich bei der Jagd bedient, um schneller über den oben mit einer Kruste überzogenen Schnee hinwegzukommen, wobei man sich zur Unterstützung eines unten mit einer Scheibe versehenen Stocks bedient. Früher waren in Norwegen mehre Kompagnien Soldaten mit S.n versehen, und noch gegenwärtig werden die dortigen Truppen im Gebrauch derselben eingeübt.

Schneetropfen, s. v. a. Schneeglöckchen, Galanthus nivalis *L.*

Schneidemühl (poln. Pila), Stadt in der preußischen Provinz Posen, Regierungsbezirk Bromberg, Kreis Chodziesen, an der Küddow, hat 3 Vorstädte, eine Landschaftsdirektion, ein Steuer- und Postamt, Tuch-, Hut- und Lederfabrikation, Spitzenklöppelei und 4200 Einw. Hier wurde von Johann Czerski den 19. Oktober 1844 die erste deutsch-katholische Gemeinde gegründet; vgl. Deutsch-katholische Kirche.

Schneidemühle (Sägemühle), Mühlenvorrichtung, wodurch man unter Anwendung von Wasser- oder Dampfkraft mittelst einer oder mehrer Sägen einen starken Baumstamm in Breter oder Latten rc. zersägen kann. Bretschneidemühlen hat man mit einer einzigen geraden vertikalen Säge, mit zwei oder mehren solchen Sägen und mit Zirkelsägen. Maschinen zum Zerschneiden anderer dicker Schnitthölzer sind z. B. die zum Sägen der bogenförmigen Holzstücke, woraus die Felgen der Wagenräder rc. zusammengesetzt werden; die zum Zuschneiden der Radspeichen, aus mehren nach einander anzuwendenden Zirkelsägen bestehend; die zum Rundschneiden der Böden für Fässer rc. Von anderer Konstruktion sind die Maschinen zum Schneiden der dünnen Fourniere von Nußbaum, Mahagoni, Kirschbaum und anderen schönen Holzarten.

Schneider (Kleidermacher), zünftige Handwerker, welche Kleider für Männer und Frauen verfertigen, daher man sie in Herren- und Damenschneider unterscheidet. Früher und noch bis zum französischen Krieg gab es Jagdschneider, welche die Jagdtücher machten, und Zeltschneider, welche für die Kriegsheere die Zelte anfertigten. Das Meisterstück des

S.s besteht in einem vollständigen Männeranzug und einem Priesterrock. Die S. rühmen sich, daß ihre Kunst die älteste sey, weil schon Adam und Eva nach ihrer Verweisung aus dem Paradiese Kleider getragen hätten. Im Alterthum war es gebräuchlich, daß die Frauen die Gewänder webten und sie zum Anziehen fertig machten; auch bedurfte man schon deshalb keiner besonderen Art Handwerker dazu, weil kein Anspruch auf eine künstlich gefertigte Tracht gemacht wurde, sowie auch die Mode keinem Wechsel unterworfen war. Erst im Mittelalter wurden S. nothwendig, als die Beinkleider und Wämmser aufkamen.

Schneider, 1) Johann Gottlob, namhafter Philolog, geboren am 18. Januar 1750 zu Collmen bei Wurzen in Sachsen (weshalb er sich auf seinen Schriften stets Saxo nannte), erhielt in Schulpforta und dann in Leipzig seine gelehrte Bildung, ward dann von Heyne nach Göttingen gezogen u. von diesem dem durchreisenden Brunck empfohlen, der ihn mit sich nach Straßburg nahm, um ihn bei seiner Herausgabe der griechischen Dichter als Mitarbeiter zu benutzen. In Straßburg gewann S. durch den Umgang mit einigen angehenden Aerzten der Botanik, Anatomie und Zoologie Geschmack ab. Im Jahre 1776 folgte er einem Rufe als Professor der Philologie nach Frankfurt an der Oder und siedelte 1811 bei der Verlegung der dortigen Universität nach Breslau mit dahin über. Er ward daselbst 1816 Universitätsbibliothekar und † den 12. Januar 1822. Unter seinen zahlreichen Bearbeitungen altklassischer Schriftsteller sind hervorzuheben: die von Plutarchs „De puerorum educatione" (Straßburg 1775), des Demetrius Phalereus „De elocutione" (Altenburg 1779), Aelians „De natura animalium" (Leipzig 1784, 2 Bde.), Nicanders „Alexipharmaca" (Halle 1792), der „Scriptores rei rusticae" (Leipzig 1794—97, 4 Bde.), der Werke des Xenophon (das. 1801 f., 4 Bde.; neue Ausgabe von Bornemann und Sauppe, das. 1825—40, 6 Bde.), der „Argonautica" des Orpheus (Jena 1803), des Vitruvius (Leipz. 1808, 4 Bde.), der „Politica" (Frankf. 1809, 2 Bde.), „Historia de animalibus" (Leipz. 1811, 4 Bde.) und „Oeconomica" (das. 1815) des Aristoteles, der „Fabeln" Aesops (Berl. 1812), der „Physica et meteorologica" des Epicur (Leipz. 1813) und der sämmtlichen Werke des Theophrast (das. 1818—21, 5 Bde.). Auch gehören hierher seine „Eclogae physicae ex scriptoribus praecipue Graecis excerptae" (Jena u. Leipzig 1801, 2 Bde.). Sein „Großes kritisches griechisch-deutsches Wörterbuch" (Züllich. 1797—98, 2 Bde.; 3. Auflage, 2 Bde., nebst Supplementen, Leipz. 1819—21) war das erste derartige Werk in Deutschland. Werthvolle naturhistorische Untersuchungen lieferte er in „Ichthyologia veterum specimina" (Frankfurt 1782), „Amphibiorum physiologia" (das. 1790—1797, 2 Hefte), „Historia amphibiorum naturalis et literaria" (Jena 1798—1801, 2 Hefte). Auch übersetzte er mehre ausländische naturhistorische Werke.

2) Eulogius, deutscher Dichter und Führer der Jakobiner im Elsaß zur Zeit der ersten französischen Revolution, geboren den 20. Okt. 1756 zu Wipfeld im Würzburgischen, widmete sich nach einer ziemlich ausschweifenden Jugend dem geistlichen Stande und trat in Bamberg in den Franciskanerorden ein, zog sich aber durch seine offene Bekämpfung alles bigotten und fanatischen Wesens hier viele Feinde zu. Von dem kurfürstlich trierischen Statthalter zu Dillingen, Baron von Umgelter, empfohlen, ward er Hofprediger des Herzogs Karl von Würtemberg, verlor aber diese Stelle in Folge einer sehr freisinnigen Predigt über die Toleranz. Seine poetische Begabung und seine Beredsamkeit erwarben ihm einen Gönner in dem Kurfürsten von Köln, dem Erzherzog Maximilian Franz von Oesterreich, der ihn als Professor der griechischen Literatur nach Bonn berief. Hier hielt er, von seinem Ordensgelübde entbunden, philosophische und ästhetische Vorlesungen, gab einige Sammlungen von Gedichten heraus und lieferte eine Uebersetzung des Anacreon. Als Redner weit und breit berühmt, hielt er in Schriften und Vorträgen mit seinen rationalistischen Ansichten nicht zurück und kam deshalb mit dem Klerus in mehrfache Kollisionen. Bald nahmen die Ereignisse der französischen Revolution sein ganzes Sinnen und Denken so in Anspruch, daß er auf seinen Lehrstuhl verzichtete und nach Straßburg übersiedelte. Hier erhielt er 1791 die Stelle eines Vikars des konstitutionellen Bischofs, ward 1792 Maire von Hagenau, dann Civilkommissär bei der Armee und endlich öffentlicher Ankläger bei dem Revolutionsgericht im Elsaß. Hier übertraf er an revolutionärem Fanatismus noch die Schreckensmänner des Konvents; lediglich auf die von einem Gehülfen gemachten Aussagen hin ließ er Individuen jedes Geschlechts, Alters und Standes in Menge guillotiniren. Sein hochfahrendes Wesen gegen den Konventskommissär St.-Just zog ihm aber dessen Feindschaft zu. Im Verein mit Lebas ließ ihn dieser am 21. Dec. 1793 verhaften und nach Paris schaffen, wo er als gewissenloser Beamter am 1. April 1794 sein Haupt unter die Guillotine legen mußte. Außer mehren Schriften theologischen Inhalts hinterließ er „Gedichte" (Frankf. 1790 u. öfter) und eine Abhandlung: „Die ersten Grundsätze der schönen Künste" (Bonn 1790).

3) Anton, bekannt als Leiter des Volksaufstandes im Vorarlbergischen gegen die Franzosen, geboren den 13. Oktober 1777 in dem vorarlbergischen Flecken Weiler als Sohn eines Wundarztes, studirte trotz seiner Dürftigkeit und gedachte sich der advokatorischen Praxis zu widmen, als die Franzosen unter Moreau und Masséna Vorarlberg angriffen. S. trat damals unter den Landsturm und avancirte hier, indem er mit bis Zürich vorschritt, bis zum Lieutenant. Die innsbrucker Universität ließ S. als tapferen Krieger unentgeltlich zur Doktorwürde promoviren. Nachdem er alsdann zu Bregenz sich als Advokat niedergelassen, wurde er 1807 zu Ulm als geheimer österreichischer Agent verhaftet, aber bald wieder in Freiheit gesetzt. Während des Kampfes der Vorarlberger gegen die Franzosen war er Generalkommissär der vorarlbergischen Truppen und wußte als solcher, obwohl es an allem Nöthigen fehlte, die Mannschaft immer bei gutem Muthe zu erhalten. Als die fernere Vertheidigung Vorarlbergs in Folge des znaimer Waffenstillstandes

aufgegeben werden mußte, verschmähte es S., der Aufforderung der Oesterreicher, mit ihnen wegzuziehen, Gehör zu geben, sondern lieferte, nachdem er mit dem würtembergischen Vorpostenkommandanten eine Kapitulation für das Land auf Sicherheit der Person und des Eigenthums abgeschlossen, sich selbst aus. Allein die Kapitulation wurde nicht gehalten, er selbst nicht nur geplündert, gemißhandelt und in Gefangenschaft behalten, sondern auch von Napoleon zum Tode verurtheilt. S. verdankte nur dem Kronprinzen von Würtemberg, welcher ihn auf den Hohenasperg bringen ließ und trotz aller Reklamationen des Generals Beaumont nicht auslieferte, die Rettung seines Lebens. Durch die im wiener Frieden festgesetzte Amnestie ward S. wieder frei, nachdem er theils in Ulm, theils in Lindau und Kempten in Gefangenschaft gewesen war. Im Jahre 1811 erhielt er zu Wien eine Anstellung, wurde aber, als Hormayr und Andere Tyrol und Vorarlberg nach Napoleons Unglück in Rußland unter die Waffen rufen wollten, verhaftet und verbannt und lebte später in seiner Heimath, bis er am 17. Juli 1820 im Bade zu Fidris in Graubündten †. Der Erzherzog Johann ließ ihm daselbst ein einfaches Denkmal setzen.

4) Johann Christian Friedrich, ausgezeichneter Kirchenkomponist, geboren den 23. Jan. 1786 zu Waltersdorf bei Zittau, erhielt schon in früher Jugend von seinem Vater, Johann Gottlob S., damals Schulmeister und Organisten zu Waltersdorf, dann zu Gersdorf, wo er den 3. Mai 1840 †, Unterricht im Klavier- u. im Orgelspiel und lernte auch die meisten übrigen Instrumente unter Anweisung seines Vaters praktisch anwenden. Im Jahre 1798 kam er auf das Gymnasium in Zittau, wo Kantor Schönfelder sich seine weitere musikalische Ausbildung angelegen seyn ließ. S. studirte Partituren tüchtiger Meister, komponirte Harmoniemusiken für Blasinstrumente und versuchte sich auch in der Komposition einiger Messen. Im Jahre 1805 bezog er die Universität Leipzig und fand hier in Platner, Carus, Rochlitz, Schicht, Müller u. A. freundschaftliche Rathgeber. Mit ihrer Hülfe brachte er einige Werke zur Aufführung, zeigte sich als tüchtiger Klavierspieler und erhielt 1807 die Organistenstelle an der Universitätskirche. Von 1810—13 fungirte er als Musikdirektor bei der seconda'schen Schauspielergesellschaft, die abwechselnd in Dresden und in Leipzig spielte, gab aber diese Stellung 1813 auf, um die Organistenstelle an der Thomaskirche in Leipzig anzutreten. Jetzt machte er sich auch an die Komposition größerer Werke; so schrieb er für die von Schicht gegründete Singakademie unter Anderem auch die treffliche Messe aus F-dur für bloße Singstimmen. Als er später die Leitung gedachter Akademie übernahm, entstanden 4 Vokalmessen für dieselbe; auch für die neugegründete leipziger Liedertafel, deren Mitglied S. war, komponirte er viele der herrlichsten Gesellschaftslieder. Im Jahre 1817 wurde er Musikdirektor am leipziger Stadttheater, für welches er mehre Ouverturen und andere Musikstücke schrieb, z. B. die schöne Ouverture, in welcher die Melodie „God save the king" den Hauptsatz bildet. Am 1. Mai 1821 folgte er dem Rufe als Organist und herzoglicher Kapellmeister nach Dessau, wo er 1825 zum Hofkapellmeister ernannt ward und den 23. November 1853 †. In der neueren Zeit wurde fast kein größeres Musikfest veranstaltet, unter dessen Aufführungen nicht S. mitwirkte. Er versuchte sich fast in allen Gattungen der Tondichtung, zeichnete sich aber vornehmlich in der kirchlichen Vokalmusik, dem Oratorium und in der Messe aus. Als die vorzüglichsten seiner Werke sind noch zu nennen das berühmte „Weltgericht" (1820), die Kantate von Niemeyer, „Die Todtenfeier", die Oratorien „Die Sündfluth" (1824), „Das verlorene Paradies", „Pharao", „Christus das Kind" und „Christus der Mittler" (1828) und „Absalon". Außerdem lieferte er eine große Zahl, über 100, anderer Kompositionen, darunter 7 Opern, namentlich „Claudine von Villa-Bella" von Göthe und „Alwins Entzauberung", Ouverturen (u. a. die Ouverture zur „Braut von Messina", Festouverturen ꝛc.), ferner Vokalkompositionen, als: Psalmen, Hymnen, Messen, Motetten, Gesänge, Lieder ꝛc. Unter seinen theoretischen Werken sind zu nennen das „Elementarbuch der Tonsetzkunst", die „Vorschule der Musik", das „Handbuch des Organisten" ꝛc. Auch als Lehrer wirkte er mit großem Erfolg; in der von ihm 1831—46 geleiteten Musikschule bildete er 135 Zöglinge.

5) Karl Ernst Christoph, scharfsinniger Philolog, geboren am 16. November 1786 zu Wiehe in der preußischen Provinz Sachsen, besuchte seit 1797 die Klosterschule zu Roßleben und seit 1803 die Universität Leipzig, um Theologie und, unter Hermanns Leitung, Philologie zu studiren. Er erhielt 1811 die dritte Lehrerstelle an der leipziger Nikolaischule, folgte 1816 einem Rufe als Professor der klassischen Literatur und Mitdirektor des philologischen Seminars nach Breslau, wo er im Vereine theils mit Passow, theils mit Ritschl viel für die Hebung der klassischen Literatur that. Seine schriftstellerische Thätigkeit erstreckte sich vornehmlich auf die Kritik und Erklärung des Plato und Cäsar, die durch ihn unter Benutzung bisher unbekannter Handschriften bedeutend gefördert worden sind. Zu erwähnen sind: die große Ausgabe von Plato's „De republica" (Leipz. 1830—33), der später eine Handausgabe mit den griechischen Scholien (Bresl. 1841) und eine deutsche Uebersetzung (das. 1839) folgte; ferner der zweite Theil der didotschen Ausgabe der Werke des Plato (Paris 1846—1853, 2 Abth.), die „Additamenta ad Platonis civitatem" (Leipz. 1854), die Uebersetzung von Plato's „Timaeus" (Bresl. 1847) und die Ausgabe des Kommentars von Proclus zu demselben (das. 1851). Anerkannt trefflich ist seine Bearbeitung von Cäsars „Commentarii" (Halle 1840—52, 2 Bde.). Auch besorgte er einen mit kritischen Untersuchungen ausgestatteten Abdruck der dem Jul. Cäsar beigelegten „Historia Julii Caesaris" des Petrarca (Leipz. 1827) und mit Passow den 1. Theil des „Museum criticum Vratislaviense" (Bresl. 1820). Verdienstvoll sind seine „Akademischen Vorlesungen über griechische Grammatik" (Bresl. 1837, Bd. 1).

6) Johann Gottlob, namhafter Orgelspieler und Orgelkomponist, geboren den 28. Okt.

1789 zu Altgersdorf bei Zittau, Bruder von S. 4), genoß den ersten Musikunterricht ebenfalls bei seinem Vater, bezog 1810 die Universität Leipzig, wo er 1811 Organist an der Universitätskirche wurde, u. ging 1812 als Organist an die Hauptkirche zu Görlitz, wo er eine Singakademie errichtete. Im Jahre 1825 ward er als Hoforganist an die evangelische Hofkirche nach Dresden berufen, wo er die Direktion der dreyßigschen Singakademie übernahm. Er ist einer der ausgezeichnetsten Orgelspieler der Gegenwart und hat als solcher viele Schüler, auch aus dem Auslande gezogen. Im Druck erschienen von ihm Phantasien und Fugen, Präludien, Chor- und Weihgesänge xc.

Schneidervogel (Sylvia sutoria *Lath.*, Motacilla sutoria *L.*), Vogelart aus der Gattung Sänger, ist besonders durch die Art berühmt, wie er sein Nest verfertigt. Er verbindet nämlich die Ränder eines größeren am Ende eines schlanken Zweigs stehenden Blattes oder auch mehrer Blätter, indem er mit dem Schnabel Löcher hineinsticht und feine Pflanzenfasern hindurchzieht, so daß eine Art von Tasche entsteht, die er im Innern mit Wolle, Federn xc. ausfüttert.

Schneidewin, Friedrich Wilhelm, namhafter Philolog, geboren den 6. Juni 1810 zu Helmstädt, widmete sich, auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt vorbereitet, seit 1829 auf der Universität Göttingen unter Mitscherlich, Dissen und O. Müller philologischen Studien und ward 1833 Lehrer am Obergymnasium zu Braunschweig. Im Jahre 1836 habilitirte er sich zu Göttingen, ward im folgenden Jahre zum außerordentlichen und 1842 zum ordentlichen Professor ernannt und 1850 als ordentliches Mitglied in die Societät der Wissenschaften aufgenommen. Unter seinen philologisch-kritischen Arbeiten sind hervorzuheben: „Delectus graecorum elegiacae, jambicae, melicae" (Göttingen 1838—39, 2 Thle.), Martials „Epigrammata" (Grimma 1842, 2 Thle.) und die beiden neu entdeckten Reden des Hyperides (Gött. 1853). Außerdem schrieb er „Exercitationes criticae in poetas graecos minores" (Braunschweig 1836), „Beiträge zur Kritik der Poetae lyrici graeci" (Göttingen 1844) und viele kleinere Aufsätze in philologisch-kritische Journale, namentlich in den von ihm seit 1846 herausgegebenen „Philologus".

Schneller, Julius Franz Borgias, Geschichtsforscher, geboren 1777 zu Straßburg, studirte zu Freiburg, wo sein Vater eine Rechtsprofessur bekleidete, mit solchem Erfolge Mathematik, daß er bereits 1794 die Stelle des erkrankten Professors versehen konnte. Indem er noch das Studium der Rechte betrieb, ließ er 1795 die Flugschrift „Ueber Preußens Demarkationslinie" erscheinen, wirkte, als Moreau den Rhein zu überschreiten drohte, aus allen Kräften für das Aufgebot des Landsturmes in Hauenstein, zog mit den Studenten in den Kampf und focht 1796 mit bei Wagenstadt. Das Kriegsunglück der Deutschen bewog ihn, sich nach Wien zu wenden, wo er vorzüglich Linguistik trieb, nebenbei mehre dramatische Arbeiten liefernd, unter denen das Lustspiel „Gesandschaft" und das Trauerspiel „Vitellia" viel Beifall fanden. Im Jahre 1802 begleitete er einen jungen Edelmann nach Paris, London, Venedig und Belgrad. Nach seiner Rückkehr entschied er sich, von den damaligen großen Ereignissen gefesselt, für das Studium der Geschichte und erhielt den Lehrstuhl der Geschichte zu Linz und 1806 den zu Grätz. Lange hatte er seine freisinnigen Ansichten in Wort und Schrift ungehindert aussprechen können, als die seit 1816 offener hervortretende Reaktion seine Stellung immer mehr bedrohte. Man verdächtigte ihn als Bonapartisten und Josephiner, ließ den letzten Theil seiner „Oesterreichischen Geschichte" nicht zum Druck zu und verhinderte die Herausgabe einer neuen Auflage seiner „Weltgeschichte". Er nahm daher 1823 einen Ruf als Professor der Philosophie an der Universität Freiburg an. Er † hier am 15. Mai 1833. Außer vielen in Zeitschriften erschienenen Aufsätzen sind von seinen Schriften hervorzuheben: „Weltgeschichte" (Grätz 1810—12, 4 Bde.), „Ueber den Einfluß der Weltgeschichte auf die Philosophie" (Freiburg 1824), die Satyre „Sündenbabel und Krähwinkel" (von S. unter dem Namen Julius Velor herausgegeben), „Ueber den Zusammenhang der Philosophie mit der Weltgeschichte" (das. 1825), „Geschichte der Menschheit" (Dresden 1828), „Der Mensch und die Geschichte" (das. 1828), „Oesterreichs Einfluß auf Deutschland und Europa seit der Reformation bis zu den Revolutionen unserer Tage" (Stuttgart 1828, 2 Bde.). Seine „Hinterlassenen Werke" gab E. Münch (Leipz. u. Stuttg. 1834—1842, 6 Bde.) heraus. S.s Stiefsohn ist der Freiherr Anton von Prokesch-Osten.

Schnellkraft, s. Elasticität.

Schnellpresse, s. Buchdruckerkunst.

Schnellloth, ein leichtflüssiges Löthmittel, s. Löthen.

Schnepfe (Scolopax), Vögelgattung aus der Ordnung der Sumpf- oder Watvögel, charakterisirt durch den langen, geraden, dünnen und weichen Schnabel, an dessen Wurzel sich spaltförmige, in eine bis nach vorn reichende Furche verlängerte Nasenlöcher befinden, vier getrennte Zehen, abgerundete Flügel, große, weit nach hinten zu gerückte Augen, mehr oder minder braunes, theils gelb, theils dunkel geflecktes oder gebändertes Gefieder, begreift Zug- und Strichvögel des Nordens, welche in Wäldern und sumpfigen Ebenen nur des Morgens und Abends in der Dämmerung umherstreichen und im Winter nach Süden ziehen. Ihr Flug ist schwerfällig und geschieht ruckweise. Sie nähren sich von Insektenlarven und Würmern, welche sie mit dem Schnabel, der ihnen zugleich als Tastorgan dient, aus lockerem Erdreich und Moor herausholen. Sie leben monogamisch, nisten an der Erde und legen grünlich- oder gelblichweiße, braun gefleckte Eier. Es gibt in Deutschland vier Arten, von denen die Waldschnepfe (S. rusticola *L.*) die wichtigste ist. Sie ist an der abgerundeten Schnabelspitze, dem aschgrauen Scheitel und der aschgrauen Stirn, dem mit rothgelben Querbinden gezeichneten Hinterkopf und den mit dreieckigen gelben Randflecken gezeichneten Schwingen kenntlich, 12—14 Zoll lang und in ganz Europa, sowie im angrenzenden Asien einheimisch. Ihr Herbstzug dauert den Oktober hindurch und verlängert sich bei milder Witterung bis in den November; der Frühlings-

zug, von welchem sie magerer zurückkehrt, währt den März hindurch. Die Waldränder und Thäler, welche sie zur Zugzeit zu besuchen pflegt, sind den Jägern wohl bekannt, denn sie pflegt immer denselben Strich zu nehmen. Im Frühjahr fliegt sie in der Morgen- und Abenddämmerung bei stillem, warmem Wetter tief und langsam und läßt dabei häufig einen knarrenden Ton hören. Diesen Frühlingszug nennt man den Schnepfenstrich. Des Tages verbirgt sich die Waldschnepfe meist unter Gebüsch in Wäldern und fliegt nicht leicht von freien Stücken daraus hervor. Die Regenwürmer, ihre Lieblingsspeise, weiß sie sehr geschickt aus der Erde herauszulocken, indem sie ihren 3 Zoll langen Schnabel an welchen Stellen einbohrt, dann im Kreise herum läuft und dadurch die Erde so erschüttert, daß die Würmer herauskommen. Während des Herbstes bohrt sie auch gern in weiche Kuhfladen nach Insekten und Insektenlarven. Bei spätem Froste nimmt sie auch mit Graswürzelchen vorlieb. Zur Paarungszeit balzt das Männchen, d. h. es schlägt ein Rad, senkt die Flügel und legt den Schnabel auf die Brust. Wegen der Schmackhaftigkeit ihres Fleisches ist die Waldschnepfe ein wichtiger Gegenstand der Jagd. Insbesondere wird auch ihr Eingeweide (Schnepfendreck), obwohl dasselbe lauter halbverdaute Insekten und Würmer, namentlich auch Eingeweidewürmer, von denen sie sehr heimgesucht wird, enthält, als Delikatesse geachtet. Das kleine Federchen der ersten großen Schwinge gibt ein feines Pinselchen für Maler. Die Haarschnepfe oder Bekassine (C. gallinago *L.*) zeichnet sich durch den in eine flach gedrückte Spitze endenden Schnabel, den schwarzbraunen Scheitel mit hellem Längsstreife in der Mitte und die mit einem rostgelblichen, am Schafte unterbrochenen Spitzenflecke gezeichneten Flügeldeckfedern aus. Sie ist nur 9—10 Zoll lang und findet sich ebenfalls in ganz Europa, in Deutschland im März und April und dann wieder von Ende August bis Oktober. Die Moor- oder Haarschnepfe oder kleine Bekassine (S. gallinula *L.*) hat einen eben so geformten Schnabel wie die vorige Art und einen schwarzbraunen Scheitel, aber ohne hellen Längsstreif, ist am Mantel mit 2 rostgelben Längsbinden gezeichnet und an der Mitte des Unterleibs weiß. Sie ist nur 7—8 Zoll lang und ebenfalls in ganz Europa einheimisch, in Deutschland vom März bis Mai und vom August bis September. Die große Sumpf-, Doppel- oder Mittelschnepfe (S. major *L.*) gleicht der Haarschnepfe, nur sind die Flügeldeckfedern mit weißem, am Schafte nicht unterbrochenen Spitzenflecken gezeichnet. Sie ist 10—12 Zoll lang und findet sich häufig im nördlichen Rußland, seltener in Deutschland, im April und Mai, sowie im August und September. Eine andere Gattung ist die Pfuhlschnepfe (Limosa), deren Angehörige durch einen gegen die Spitze hin seitlich etwas erweiterten und flachen, in seiner ganzen Länge biegsamen Schnabel mit schwach aufwärts gebogener Spitze ausgezeichnet sind. Die gemeine Pfuhlschnepfe (L. aegocephala *L.*) hat einen schwarzen, an der Wurzel weißen Schwanz, ist im Sommer am Vorderkörper roströthlich, im Winter graubraun, schwarzbraun gefleckt und 14 Zoll lang. Sie bewohnt Nordeuropa und kommt im April und Mai, sowie im August und September, aber selten, nach Deutschland. Dasselbe gilt von der rothen Pfuhlschnepfe (C. rufa *Bchst.*, C. lapponica *L.*), die im Sommer rostroth, schwarzbraun gefleckt, im Winter aschgrau erscheint, 13 Zoll lang ist und in Nordeuropa, im Winter am Mittelmeer sich aufhält, von wo sie auf dem Rückzuge manchmal an den deutschen Küsten sich einfindet.

Schnepfenthal, bekannte, von Christ. Gotth. Salzmann (s. d.) 1784 angelegte Erziehungsanstalt im Herzogthum Gotha, am Fuß des Thüringerwaldes, in der Nähe von Reinhardsbrunn und ½ Stunde von Waltershausen auf einem Hügel gelegen, der eine schöne Aussicht auf die mit Dörfern besäete Ebene nach Gotha hin darbietet, umfaßt mehre Gebäude und ist mit allen für eine solche Anstalt nothwendigen Lokalitäten und Einrichtungen, Betsaal, Naturalienkabinet, physikalischem Apparat, Bibliothek, Turnplatz &c. ausgestattet. Nach des Begründers Tod (1811) übernahm dessen Sohn, Karl Salzmann, die Leitung der Anstalt, den Grundsätzen seines Vaters treu bleibend und nur solche Reformen vornehmend, welche durch die Fortschritte der Pädagogik gefordert wurden. Am 1. Oktober 1848 übergab er dieselbe an Wilhelm Ausfeld, einen Enkel des Stifters, unter dessen Leitung sie noch gegenwärtig einer großen Frequenz sich erfreut. Vgl. Ausfeld, Prospekt der Erziehungsanstalt zu S., Gotha 1854.

Schnepper (Schnäpper), chirurgisches Instrument, welches so eingerichtet ist, daß mittelst einer Stahlfeder eine oder mehre in einer Kapsel verborgene scharfe Klingen hervorgeschnellt werden. Am Aderlaßschnepper (phlebotomus) ist nur eine Klinge befindlich; der Schröpfschnepper (scarificatorium) hat deren mehre, welche aber nicht so tiefe Einschnitte machen. Eine ähnliche Einrichtung haben auch die neuerlich erfundenen künstlichen Blutegel.

Schnetz, Jean Victor, Historien- und Genremaler, 1787 zu Versailles geboren, kam jung nach Paris, wo er in Davids Schule trat, aber später einer eigenthümlichen Kunstweise folgte. Sein erstes größeres Gemälde war der barmherzige Samariter (1819), jetzt in der Kathedrale zu Valence, dem Jeremias auf den Trümmern von Jerusalem weinend folgte. Hierauf malte er im Auftrag des Ministeriums für den Saal der Marschälle den großen Condé in der Schlacht von Senef und die heilige Genovefa, während der Belagerung von Paris Lebensmittel austheilend, sowie für die Kathedrale zu Tours den heiligen Martin, mit den Armen den Mantel theilend. In Italien, wohin er sich nach Vollendung dieser Gemälde begab, malte er verschiedene treffliche Genrebilder, so den alten Hirten in der Campagna di Roma, jetzt im Palais Royal, die Wahrsagerin, im Palaste zu St. Cloud, und die Frau des Räubers, in der Gallerie des Palais Royal, u. a. m. Einen elegischen Eindruck machen 2 Bilder, welche unter dem Namen des Gelübdes an die Madonna und des Gebetes an die heilige Jungfrau bekannt sind. Weniger bedeutend sind einige

historische Gemälde, z. B. das Bild der Jeanne d'Arc (1835) und das des Connetable von Montmorency in der Schlacht von St. Denis (1836). Auch das Gemälde mit Mazarin auf dem Todtenbette, wie er Colbert Ludwig XIV. vorstellt, im Luxembourg aufgestellt, u. das große Oelbild im Saale der Präfektur, welches den Kampf vor dem Hôtel de Ville den 28. Juli 1830 vorstellt, fanden wenig Lobredner. Als das schönste historische Bild des Meisters wird aber jenes der heiligen Elisabeth in Notre-Dame des bonnes nouvelles erklärt. In der neuen Lorettokirche zu Paris malte er den heiligen Philibert, einmal, wie er einen Gefangenen loskauft, und dann verschmachtende Pilger erquickend, sowie die Propheten Ezechiel, Daniel, Jeremias und Jesaias. In der Magdalenenkirche malte er in einer Lunette die Bekehrung der Heiligen. Schöne historische Darstellungen von ihm finden sich in den Sälen des Staatsraths. Im Jahre 1840 zum Direktor der französischen Akademie in Rom ernannt, kehrte er dahin zurück.

Schnittlauch, s. Lauch.

Schnorr von Karolsfeld, 1) Johann Veit, gewöhnlich Veit Hans genannt, Maler u. Zeichner, geb. den 11. Mai 1764 zu Schneeberg im sächsischen Erzgebirge, wo sein Vater Rathsherr und Accisinspektor war, zeigte von Jugend auf viel Lust und Talent zur Malerei, fügte sich aber dem Willen seines Vaters, studirte zu Leipzig die Rechte und prakticirte dann als Notar. Nach dem Tode seines Vaters aber gab er dies Geschäft auf, um sich ausschließlich der Kunst zu widmen. Er verheirathete sich und ging 1788 nach Königsberg in Preußen, wo er durch Oesers und Weiße's Empfehlung beim Herzoge von Holstein-Beck, bei Kant, Hippel u. A. wohl freundliche Aufnahme, aber keinen eigentlichen Wirkungskreis fand. Daher nahm er 1789 eine Lehrstelle am Handelsinstitute in Magdeburg an, kehrte aber, von dem kunstleeren Leben der Handelsstadt abgestoßen, nach Jahresfrist nach Leipzig zurück, um unter Oesers Leitung sich in der Kunst weiter auszubilden, der er nun mit dem größten Eifer oblag. Porträtmalerei und Unterricht im Zeichnen, Zeichnungen, Vignetten und andere von Buchhändlern bestellte Radirungen gaben ihm seinen Unterhalt, und der nähere Umgang mit Erhard, Heydenreich, Löbel, Seume und anderen Freunden der schönen Künste übte auf seine geistige Ausbildung den vortheilhaftesten Einfluß und hob ihn über seine beschränkte äußere Lage hinweg. Durch die Zeichnungen zu den göschenschen Prachtausgaben von Wielands Werken und Klopstocks Oden ꝛc. wurde sein Name bald in weiteren Kreisen bekannt. Als Seume 1801 seinen Spaziergang nach Syrakus antrat, gedachte S. ihn zu begleiten, kam aber nur bis Wien, wo er einige Zeit blieb, um dann über München und Straßburg nach Paris zu reisen. Im Jahre 1816 wurde er endlich zum Direktor der leipziger Akademie ernannt, der er bis zu seinem Tode, den 30. April 1841, vorstand. Bekannt und verdienstlich ist sein „Unterricht in der Zeichenkunst" (Lpz. 1810, mit 61 Tafeln). Seine Werke sind sehr zahlreich. Er malte historische und andere Darstellungen, Porträte in Oel und Miniatur, modellirte in Thon, lieferte Arbeiten in Gyps und versuchte sich überhaupt in fast jedem Fache der Kunst. Besonders schön sind seine Zeichnungen in Tusch, schwarzer Kreide, Sepia, zum Theil mit Weiß gehöht und auch in Farben. In der Thomaskirche sind die lebensgroßen Bilder Rosenmüllers u. Tzschirners, ersteres nach Tischbein, von ihm gemalt. Den 3. Band von Seume's „Spaziergang nach Syrakus" versah er mit Anmerkungen und gab die 2. Auflage von Mengs' „Praktischem Unterrichte in der Malerei", übersetzt von Facius, mit Anmerkungen heraus (Leipzig 1818). S. hat auch viele Blätter radirt, größtentheils nach eigener Komposition.

2) Ludwig Ferdinand S. v. K., Historienmaler, Sohn des Vorigen, geboren den 11. Oktober 1789 in Leipzig, erhielt den ersten Unterricht von seinem Vater, kam 1804 auf die Akademie nach Wien, wo er an dem kunstliebenden Herzog Albert von Sachsen-Teschen einen Gönner fand. Ruf erwarb er sich besonders durch seine Darstellungen aus Göthe's Faust, seit 1821 in der Gallerie des Belvedere. Von seinen früheren Kompositionen verdienen noch hervorgehoben zu werden: Lorelei, der sterbende Marc Aurel, den Senatoren seinen Sohn empfehlend, Rast der heiligen Familie auf der Flucht nach Aegypten, der heilige Joseph, im Traume vom Engel zur Flucht ermahnt, eine Scene aus der Sündfluth u. a. m. Von den späteren Arbeiten nennen wir besonders das große Bild in der Gallerie des Belvedere zu Wien, welches die heilige Jungfrau mit dem Kinde und dem kleinen Johannes in einer Landschaft vorstellt (1828), die Vereinigung der tyroler Landleute unter Andreas Hofer, im Ferdinandeum zu Innsbruck (1830), das Porträt des Herzogs von Reichstadt (1832), eine andere Darstellung aus Göthe's Faust, in der Gallerie des Belvedere und die Speisung der 4000 durch Christus, im Refektorium des Mechitaristenklosters (1839). Auch radirte und lithographirte er mehre Blätter.

3) Julius, Ritter S. v. K., einer der ausgezeichnetsten deutschen Historienmaler, geboren den 26. März 1794 zu Leipzig, ward unter den Augen seines Vaters in die Elemente der Kunst eingeweiht. Unter den älteren Meistern sprachen ihn in seiner Jugendzeit besonders Michel Angelo und Benvenuto Cellini an, deren Studium schon seinen frühesten Zeichnungen einen Anstrich von Großartigkeit gab. Im J. 1811 begab sich S. zu seiner weiteren Ausbildung auf die wiener Akademie. Aber der dort herrschende konventionelle Zwang in Verbindung mit der Leere und Armuth des künstlerischen Schaffens konnte den 17jährigen begeisterten Jünger der Kunst nicht befriedigen; darum wendete er sich, wie viele begabte Künstler seiner Zeit, zu den Werken der altdeutschen und der ihnen an Innigkeit u. Tiefe verwandten italienischen Meister. S. und mehre Gleichgesinnte vereinigten sich im gräflich karolyschen Garten auf der Wieden zu dem gemeinsamen Streben, der Kunst neues Leben einzuhauchen, wurden aber deshalb von den Anhängern der akademischen Dogmen als Deutschthümler verschrieen und gefährlicher Irrlehren angeklagt. S. konnte es in diesem Unwesen nicht länger aushalten und eilte 1817 nach Italien.

Damals hatte sich in Rom ein Verein deutscher Künstler gebildet, welcher die Wiedergeburt der deutschen Kunst erstrebte. S. führte in Rom mehre Bilder in Oel aus, darunter die Hochzeit zu Kana, eine reiche Komposition von mehr als 60 Figuren, den sein Vermögen unter die Armen vertheilenden St. Rochus, eine heilige Familie u. eine Madonna mit dem Kinde, die drei christlichen und die drei heidnischen Ritter nach Ariosto, Ruth die Aehrenleserin auf Boas' Feldern für den hamburger Kunstverein, Christus mit den Kleinen, für einen Cyklus aus dem Leben Jesu, woran auch Ph. Veit, F. Olivier und Eggers mitarbeiteten, u. a. m. Auch war S. unter denjenigen Künstlern, welche die Villa Massimi in Rom mit Freskomalereien geschmückt haben. S. wählte den Stoff zu seinen Darstellungen aus Ariosto's Dichtungen. Nachdem er 1827 die Professur der Historienmalerei an der Akademie zu München angetreten hatte, ward ihm vom König Ludwig der Auftrag, im Erdgeschosse des Königsbaues fünf Prunkgemächer mit Darstellungen aus dem Nibelungenliede zu schmücken. Während er sich dieses Auftrags entledigte, lieferte er nicht nur zu den Bildern aus den homerischen Hymnen im Servicesaale des Königsbaues die Entwürfe, sondern fand auch noch zu anderen Arbeiten Muße. So malte er im Auftrage des Ministers von Stein den Tod des Kaisers Friedrich Barbarossa 1832 in Oel. Bald darauf erhielt er vom Könige die Aufgabe, drei Säle des Festsaalbaues in der königlichen Residenz zu München mit Darstellungen aus dem Leben Karls des Großen, Friedrich Barbarossa's und Rudolfs von Habsburg zu zieren. Er führte diese Bilder in kolossalem Maßstabe in enkaustischer Manier aus. Im Jahre 1846 folgte er dem Rufe an die Akademie nach Dresden. Zu seinen späteren Bildern in Oel gehört eine heilige Familie im Grünen und Christus mit dem Kreuze, vor den Thoren Roms dem heiligen Petrus begegnend. Ein anderes Oelgemälde stellt den Abschied Siegfrieds von Chriemhild dar. Dann lieferte er auch die Zeichnungen zu dem Prachtwerke „Der Nibelungen Noth", illustrirt von J. S. und E. Neureuther, mit Text von G. Pfizer (Stuttgart 1844), wozu Neureuther die Ornamente, theils lediglich Randverzierungen, theils bestimmte, auf denselben Raum beschränkte Scenen in Verbindung mit Arabesken oder selbstständige Darstellungen, gab. Ein nicht minder ausgezeichnetes Werk ist die „Bibel in Bildern", die in großen Holzschnitten nach S.s Zeichnungen meisterhaft ausgeführt wurden und unter ähnlichen Werken der Neuzeit den ersten Platz einnehmen. Beide Prachtwerke erschienen im cotta'schen Verlage. Mehre Gemälde S.s sind durch Stich und Lithographie vervielfältigt, wovon besonders die Stiche nach den Gemälden des königlichen Saalbaues zu den Prachtblättern ihrer Art gehören.

Schnüren, das Umgeben einzelner Körpertheile mit fest anliegenden Kleidungsstücken, die mittelst Zusammenziehen einen Druck ausüben, ist durch die Herrschaft der Mode, namentlich beim weiblichen Geschlechte, vorgeblich zur Verschönerung der Form des Oberkörpers, allgemein üblich geworden. Es soll dadurch theils die Geradhaltung des Rückens befördert, theils der Busen emporgehoben und dessen Herabhängen verhindert, theils eine nette Taille hervorgebracht werden. Früher bediente man sich zu diesem Behufe der sogenannten Schnürbrust, eines schmalen, über die Achsel gehenden, mittelst Fischbeinstäben oder eingelegten Schnuren steif gemachten Zeuchstreifens, der auf dem Rücken zugeschnürt ward. Jetzt sucht man, wenigstens bei den höheren Ständen, denselben Zweck durch das sogenannte Schnürleibchen oder Korset zu erreichen, welches zwar weniger nachtheilig auf die Gesundheit des Körpers einwirkt, als jenes, aber in vielen Fällen, namentlich wenn es durch das Blankscheit auf Brust, Magen und Unterleib einen Druck ausübt, immer noch schädlich sich erweist. Am meisten leidet die Leber durch das S., indem auf ihr schmerzhafte Schwielen, die sogenannten Schnürstreifen, entstehen, dann auch der Magen, der Darm, der gesammte Blutkreislauf im Unterleibe und zum Theil auch der in der Brusthöhle, endlich einzelne Nervenäste und Muskeln der Außenfläche des Körpers. Schnürvorrichtungen, mit welchen diese Uebelstände nicht verbunden wären, sind schwer und namentlich nicht ohne ärztliche Kenntnisse herzustellen. Auch in der Orthopädie wird das S. angewendet, doch hat man es hier neuerlich durch weniger schädliche Apparate entbehrlich zu machen gesucht. Vgl. Riedel, Darstellung der großen Nachtheile, welche das Tragen der Schnürbrüste &c. bewirkt, Quedlinburg 1831; Richter, Rede über die weibliche Schönheit, Dresden 1849.

Schnupfen, Entzündung und Sekretionsanomalie der Nasenschleimhaut (Coryza, Gravedo, Rhinitis), beginnt mit Gefühl von Kitzel und Trockenheit im oberen Theile der Nase und mit häufigem Niesen, wobei die Schleimhaut ein helles und scharfes Serum absondert, welches den Eingang der Nase und der Oberlippe röthet oder exkoriirt. Nasenschleim häuft sich an, und indem in Folge dieser Anhäufung die einzelnen Kanäle sich verengern, haben die Kranken ein Gefühl von Beschwerde, die Luft durch die Nase zu ziehen, athmen daher mit geöffnetem Munde, und die Stimme bekommt den Nasalaccent (Schnupfenstimme). Selten beschränkt sich die Affektion auf die Schleimhaut der Nase allein; meist verbreitet sie sich weiter, nach der Schleimhaut der Stirnhöhlen, der Kieferhöhlen, des Auges und der Thränenorgane, der Deglutitionsorgane &c. Nicht selten geht die Affektion noch tiefer und breitet sich auf Trachea und Bronchien aus. Oft geht dem S. einige Tage das Gefühl von Abgeschlagenheit, leichtes Frösteln mit nachfolgender Hitze, besonders in den Abendstunden u. Beschleunigung des Pulses voraus; dabei herumziehende rheumatismusähnliche Schmerzen in Gliedern, Hals, Kopf, Appetitmangel, Durst. S., der mit Fieber verbunden ist, verläuft in 4—7 Tagen, fieberloser S. hat keine bestimmte Zeit. S. entsteht entweder aus lokalen Ursachen, durch Substanzen, welche reizend auf die Schleimhaut einwirken, Staub, Dämpfe, Schläge auf die Nase, Polypen &c., oder durch Antagonismus und Consensus, Unterdrückung der Hautperspiration, Erkältung des Kopfes, der Füße, Getroffenwerden des Gesichtes von Zugluft, oder aus Allgemeinleiden und Dys-

kranken. Individuen, die schon früher wiederholt am S. gelitten haben, sind ihm besonders ausgesetzt. Der S. ist höchst wahrscheinlich ansteckend, oft kommt er epidemisch vor. Die Prognose ist bei einfachem Katarrh durchaus günstig; ungünstiger wird sie, wenn die Affektion tiefer gegen die Brust herabsteigt. Bei phlegmatischen Individuen wird S. leicht habituell. Einfacher S. heilt bei zweckmäßigem diätetischen Verhalten von selbst. Ist Fieber zugegen, so ist mäßige Antiphlogose am Platze, sowie Aufenthalt in einer gleichmäßig warmen Luft, einfache vegetabilische Kost, schleimiges, lauwarmes Getränk. Ein Volksmittel besteht darin, daß man die Nasenwurzel mit Talg, Schweinefett, Majoranbutter und Aehnlichem bestreicht. Unter den speeifischen Heilmethoden sind zu erwähnen frische Luft, eiskalte Fußbäder, die Diaeta sicca. Auch gänzliche Enthaltsamkeit von Getränken und Ertragen des Durstes, 36—48 Stunden lang, soll den S. sicher und vollkommen heilen. Neuerlich hat man in Frankreich das Einziehen von in destillirtem Wasser gelöstem Extractum opii als schnell und sicher wirkendes Mittel empfohlen; in Nordamerika das Einpinseln einer Höllensteinauflösung (8—10 Gran auf die Unze Wasser). Bei habitueller Disposition zum S. ist Abhärtung durch tägliches kaltes Waschen, Baden und Untertauchen des Kopfes, mehrmals im Tage wiederholtes Einziehen von kaltem Wasser in die Nase, leichte Bedeckung des Kopfes die beste Methode der Prophylaxis.

Schnupftabak, s. Tabak.

Schnyder von Wartensee, Xaver, Komponist und Tonkünstler, geboren 1786 zu Luzern, zeigte schon in früher Jugend bei großem Talent viel Neigung zur Musik und widmete sich, nachdem er sich auf den Wunsch seines Vaters erst der staatsmännischen Karriere gewidmet und einige Zeit auf einem Finanzbureau in Luzern gearbeitet hatte, seit 1810 ausschließlich der Kunst in Verbindung mit freien humanistischen Studien. Um Harmonie und Tonsetzkunst zu studiren, begab er sich 1810 nach Zürich und 1811 nach Wien, wo er unter Leitung des Kapellmeisters Kienlen seine Studien fortsetzte u. auch Beethoven zum freundlichen Rathgeber hatte. Als Kienlen 1814 die Direktion des Theaterorchesters zu Baden bei Wien erhielt, folgte ihm S. dahin, kehrte aber, als ein Brand fast die ganze Stadt zerstörte, in die Schweiz zurück und wurde, nachdem er 1815 dem Feldzuge gegen die Franzosen beigewohnt hatte, 1816 als Lehrer in Pestalozzi's Erziehungsanstalt zu Yverdun angestellt. Um in ein reicheres Kunstleben zu treten, siedelte er 1817 nach Frankfurt a. M. über. Sein Schloß Wartensee am sempacher See räumte er 1832 seinem Freunde, Fr. Fröbel, zur Gründung einer Unterrichts- und Erziehungsanstalt ein. Nach dem Verkauf seines väterlichen Erbes lebte er 1844—49 auf einem Landsitze bei Luzern, kehrte dann aber wieder nach Frankfurt zurück, wo er zwei musikalische Vereine für Vokal- u. Instrumentalmusik gründete. Seine Kompositionen zeichnen sich durch Melodienreichthum, Klarheit und Korrektheit aus. Die vorzüglichsten sind: die romantische Oper „Fortunat", „Der Friede", Quartett, „Kantate zur Feier von Pestalozzi's 73. Geburtstage" (1818); die Schweizeroper „Heimweh und Heimkehr" u. a. Auch lieferte er mehre Gedichte, zum Theil humoristischen Inhalts.

Schoa (Tschoa), Königreich in Abyssinien (s. d.).

Schoberia, Pflanzengattung aus der Familie der Atripliceen, von der mehre Arten, wie S. altissima Mey., in Südrußland und an den Küsten des Mittelmeeres, S. fruticosa Mey., an den Küsten Englands, Frankreichs u. Nordamerika's, S. salsa Mey., an den Küsten des Mittelmeeres und an salzigen Stellen an den Ufern der Wolga, u. a. m. zur Sodabereitung verwendet werden.

Schock, Anzahl von 60 Stück; früher vor Einführung der Rechnung nach Thalern und Gulden auch Rechnungsmünze, die zuerst, als 60 Groschen aus der Mark geprägt wurden, letzterer gleich war, später aber, als sich der Gehalt der Groschen verringerte, auf den Werth von $^{3}/_{4}$ Mark herabsank. Das sogenannte alte sächsische S. wird zu 60 Schockgroschen oder 20 guten Groschen, das neue oder schwere S. dagegen zu 60 guten Groschen oder 2 Thaler 12 Groschen Konv.-Geld gerechnet. In Böhmen und einem Theile von Schlesien rechnet man nach böhmischen S.en, d. i. 60 Kaisergroschen oder 180 Kreuzern = 1 Thaler 21 Groschen Konv.-Geld, oder auch nach kleinen S.en zu 40 Kaisergroschen oder 120 Kreuzern. Schocke hieß auch in Sachsen eine im 16. Jahrhundert eingeführte Art Grundsteuer, behufs welcher der Werth der Grundstücke nach S.en berechnet und das S. zunächst mit 5 Pfennigen Abgabe belegt ward.

Schockland (Schokland), zur niederländischen Provinz Oberyssel, Bezirk Zwoll, gehörige Insel, im Westen der Zuydersee, unweit der Küste, gegenüber der Ysselmündung, sehr schmal, sehr niedrig und sumpfig, mit Leuchtthurm und 650 Einw. (in 3 Dörfern), die meist von Fischerei leben. Im Jahre 1825 wurde die Insel durch die große Sturmfluth so überschwemmt, daß sie lange ganz verschwunden war.

Schöffen, s. Schöppen.

Schöffer (Schoiffer), Peter, Miterfinder der Buchdruckerkunst (s. d.).

Schölcher, Victor, französischer Publicist, geboren zu Paris 1804, studirte anfangs die Rechte, wandte sich aber dann der Politik zu und betheiligte sich an demagogischen Umtrieben. Als Mitglied des Vereins Aide-toi, le ciel t'aidera und des Vereins der Droits de l'homme war er intimer Freund Godefroy Cavaignacs und Mitstifter der „Revue républicaine", der „Revue indépendente", des „Journal du peuple" und der „Réforme". Als eifriger Abolitionist und Kenner der Sklavenverhältnisse, die er an Ort und Stelle studirt hatte, schrieb er außer mehren anderen Werken über diesen Gegenstand die „Histoire de l'esclavage pendant les deux dernières années" (Paris 1847, 2 Bde.), worin die zahlreichen für Journale von ihm verfaßten Aufsätze gesammelt und verarbeitet sind. Von einer Reise an den Senegal zurückgekehrt, fand er in Frankreich die Republik proklamirt, ward zum Unterstaatssekretär im Marineministerium ernannt und setzte als solcher den Akt der Befreiung der Sklaven durch. Beim Rücktritt Arago's trat auch er ab, worauf

ihn die Schwarzen von Guadeloupe zu ihrem Abgeordneten in der Constituante und Legislative wählten, wo er zu den Männern des Bergs hielt. Nachdem er nach dem Staatsstreich durch Dekret vom 9. Januar 1852 nebst 65 anderen Mitgliedern der Nationalversammlung aus Frankreich verbannt worden, lebte er zu Brüssel.

Schöll, 1) **Maximilian Samson Friedrich**, Diplomat und Literator, geboren den 8. Mai 1766 zu Harskirchen in Nassau-Saarbrücken, studirte zu Straßburg, wo sich des vaterlosen S. vorzüglich der berühmte Publicist Koch annahm, die Rechtswissenschaft. Als Hauslehrer einer livländischen Familie durchreiste er mit dieser 1788 und 1789 Italien und den Süden Frankreichs, war 1789 zu Paris beim Ausbruche der ersten Revolution zugegen und begleitete dann seine bisherigen Reisegefährten nach Petersburg. Von da nach Straßburg zurückgekehrt, ward er 1790 Advokat und vertheidigte als solcher mit großer Geschicklichkeit seinen Gönner Koch, welcher angeschuldigt war, als Deputirter in Paris die Erhaltung der Kirchen- und Schulgüter der Protestanten durchgesetzt zu haben. Das Schreckenssystem nöthigte S. zur Flucht nach Kolmar, dann nach Wasgau und von da nach dem zur Eidgenossenschaft gehörigen Mühlhausen und nach Basel. Nachdem er 1794 einer Einladung nach Weimar gefolgt war, begab er sich später nach Berlin, wo er mit dem Buchdrucker Decker wegen Uebernahme von dessen in Posen errichteter Druckerei in Unterhandlung trat. Doch übernahm er, als er nach dem Falle Robespierre's von der Proskriptionsliste gestrichen worden war, eine Buchhandlung und Druckerei in Basel, die jedoch durch die Handelsstockungen von 1812 so gewaltige Schläge erlitten, daß sie sich ohne freundschaftliche Unterstützungen nicht hätten halten können. Als die Verbündeten in Paris eingezogen waren, erhielt S. durch die Empfehlung Alexanders von Humboldt eine Anstellung im Kabinet des Königs von Preußen und den Hofrathstitel. Nach des Königs Abreise blieb er bei der preußischen Gesandtschaft. Darauf verweilte er, vom Fürsten Staatskanzler von Hardenberg nach Wien berufen, hier bis zum Schluß des Kongresses, dann wieder bis zum aachener Kongresse als Legationsrath der preußischen Gesandtschaft in Paris. Im Jahre 1819 ward er in Berlin mit dem Titel eines geheimen Oberregierungsrathes vortragender Rath beim Fürsten Staatskanzler, begleitete den letzteren auf die Kongresse in Teplitz, Troppau, Laibach und Verona (1822), nahm aber nach dem Tode Hardenbergs nur noch geringen Antheil an den Staatsgeschäften und widmete sich literarischen Arbeiten. Um der letzteren willen unternahm er 1830 eine Reise nach Paris und † daselbst am 6. August 1833. Von seinen zahlreichen Schriften sind hervorzuheben: „Histoire abrégée de la littérature grecque" (Paris 1813, 2 Bde.; 2. Aufl. 1824; deutsch von Pinder und Schwarze, Berlin 1828—31, 3 Bde.); „Recueil des pièces officielles destinées à détromper les Français sur les événements qui se sont passés dépuis quelques années" (Paris 1814—16, 9 Bde.); „Histoire de la littérature romaine" (das. 1815, 4 Bde.); „Congrès de Vienne" (das. 1816); Fortsetzung von Kochs „Histoire abrégée des traités de paix etc." (das. 1817—18, 15 Bde.); „Archives politiques ou diplomatiques" (das. 1818—19, 3 Bde.); „Tableau des révolutions de l'Europe" (das. 1823, 3 Bde.); „Cours d'histoire des états européens dépuis la chute de l'empire romain d'Occident jusqu'en 1789" (das. 1830—36, Bd. 1—46).

2) **Adolf**, Archäolog und Kunstschriftsteller, geboren 1805 zu Brünn, Sohn eines dortigen, aus Würtemberg gebürtigen Fabrikbesitzers, machte zu Göttingen unter O. Müller mythologische und archäologische Studien und setzte diese dann zu Berlin fort, wo er sich habilitirte und die Lektorstelle der Kunstmythologie an der Akademie der Künste erhielt. Im Jahre 1839 trat er mit O. Müller eine Reise nach Italien und Griechenland an, von der er 1840 zurückkehrte. Nachdem er seit dem Herbst 1842 Professor der Archäologie zu Halle gewesen, folgte er 1843 einem Rufe nach Weimar, um hier die Direktion der Kunstanstalten zu übernehmen. Außer vielen Beiträgen in Zeitschriften, namentlich in Kuglers „Museum", dem tübinger „Kunstblatt" ꝛc., sowie einer Uebersetzung des Herodot (Stuttg. 1832, 2 Thle.) veröffentlichte er unter Anderem „Beiträge zur Kenntniß der tragischen Poesie der Griechen" (Berl. 1839); „Sophocles, sein Leben u. Wirken" (Frankf. 1842); eine Uebersetzung von des Sophocles „Ajax" (Berlin 1842); „Archäologische Mittheilungen aus Griechenland" (Frankfurt 1843). Auch gab er heraus „Briefe und Aufsätze von Göthe aus den Jahren 1766—86" (Weimar 1846); „Göthe's Briefe an Frau von Stein" (das. 1848—51, 3 Bde.).

Schöllkraut, s. Chelidonium.

Schömann, **Georg Friedrich**, namhafter Philolog und Alterthumsforscher, geboren am 28. Juni 1793 zu Stralsund, erhielt seine Schulbildung zu Anklam und widmete sich 1809 auf den Universitäten Greifswald und Jena philologischen Studien. Nachdem er schon 1813 zu Anklam Konrektor geworden, kam er im folgenden Jahre in derselben Eigenschaft an das Gymnasium zu Greifswald, rückte 1817 zum Prorektor auf und ward 1826 außerordentlicher, bald darauf aber ordentlicher Professor der alten Literatur u. Eloquenz an der Universität daselbst. Später ward er auch zum Bibliothekar und 1853 zum geheimen Regierungsrath ernannt. In der ersten Zeit beleuchtete er in seinen Schriften mit Klarheit, Gediegenheit und großer Gelehrsamkeit namentlich das attische Gerichtswesen und die dahin einschlagenden attischen Redner. Hierher gehören die Schriften: „De comitiis Atheniensium" (Greifsw. 1819); „Der attische Prozeß" (Halle 1824, gemeinschaftlich mit M. H. E. Meier bearbeitet); die Ausgabe der Reden des Isäus (Greifsw. 1831); eine deutsche Uebersetzung der Reden des Isäus (Stuttg. 1830); „Antiquitates juris publici Graecorum" (Greifsw. 1838); die Ausgabe von Plutarchs „Agis et Cleomenes" (das. 1839). Später wendete er sich der Erklärung der griechischen Dichter, besonders des Aeschylus zu, dessen „Gefesselter Prometheus", griechisch und deutsch mit Einleitung u. Anmerkungen (Greifsw. 1844; die deutsche Uebersetzung allein das. 1844), sowie dessen „Eumeniden", deutsch mit Einleitung

und Anmerkungen (das. 1845), ein tiefes Verständniß des Dichters kund geben. Auch gab er Cicero's Schrift „De natura Deorum“ (Lpz. 1850) heraus; außerdem zahlreiche akademische Schriften, worunter „De falsis indiciis lacunarum theogoniae Hesiodeae“ (Greifsw. 1843), „De Oceanidum et Nereidum catalogis Hesiodeis“ (das. 1844), „De Titanibus Hesiodeis“ (das. 1844); „Comparatio theogoniae Hesiodeae cum Homerica“ (das. 1847), „De Cupidine cosmogonico“ (das. 1852), „De Pandora“ (das. 1853) u. a., und unter den deutsch geschriebenen „Das Ideal der Hera“ (das. 1847), „Ansichten über die Genien“ (das. 1845) u. a. zu nennen sind.

Schömberg, 1) (Schönberg), Stadt in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Breslau, Kreis Landshut, auf einer Anhöhe, mit Zollamt, Rathhaus, Hospital, Gemeindearmenhaus, Weberei u. 1820 Einw. — 2) Stadt im würtembergischen Schwarzwaldkreis, Oberamt Rottweil, Sitz eines Amtsnotars, mit Ziegelhütte und 1660 Einw. — 3) S. v. a. Schönberg.

Schömberg, General, s. Schomberg.

Schön, s. Aesthetik.

Schön, 1) Martin, auch Schongauer (Hübsch Martin Schongauer) und Bonmartin, bei den Italienern Martino d'Anversa genannt, Maler der oberdeutschen Schule des 15. Jahrhunderts, der Erste, welcher die neue Technik der eyckschen Schule in Deutschland einführte, war nach Sandrart aus Kulmbach, nach Andern als Sprößling einer augsburgischen Patricierfamilie aus Kolmar gebürtig, lebte bis um 1461 in Ulm und dann in Kolmar, wo er 1486 oder 14-8 †. Als seine Lehrer werden Franz Stoß und Lupert Rust genannt; von mehr Bedeutung war aber der Einfluß der altflandrischen Schule auf ihn, welche er ohne Zweifel an Ort u. Stelle kennen gelernt hatte. Er gewann sowohl durch seine Kupferstiche, als durch seine Gemälde einen berühmten Namen und ward der Gründer einer eignen, zahlreichen Schule. Er soll mit Pietro Perugino in freundschaftlichem Verkehr gestanden haben. Arbeiten von ihm finden sich besonders in der münchener Pinakothek, in der Moritzkapelle zu Nürnberg und in der Bibliothek zu Kolmar, sowie in Wien. Obwohl er weniger auf genaue Ausführung des Einzelnen hielt und z. B. die Stoffe nicht unterschied, die landschaftliche Umgebung nur andeutete und im Faltenwurf einfacher und würdiger war, so steht er doch ganz auf dem Boden des eyckschen Realismus. Dabei ist er aber in der Gesammtdarstellung, sowie im Ausdruck durchaus edel und frei von individueller Härte. Eins seiner Hauptwerke ist die Mutter Gottes im Rosenhag, jetzt im Querschiff des Münsters zu Kolmar, eines der vorzüglichsten Werke der alten deutschen Malerei. Viele andere Werke werden ihm zugeschrieben, doch wird deren Aechtheit zum Theil mit Recht bestritten. Auch als Kupferstecher nimmt S. einen hohen Rang ein, besonders durch seine großen, figurenreichen Blätter, die sich durch zarte und doch freie und kräftige Behandlung auszeichnen. Ausgezeichnet sind einige Niellen von ihm, worunter eine in Silber auf der baseler Bibliothek besonders hervorzuheben ist.

2) Heinrich Theodor von S., preußischer Staatsmann, den 20. Jan. 1773 geboren, Sohn eines Gutsbesitzers und Domänenraths zu Löbegallen, erhielt seine erste Erziehung von Hauslehrern und bezog im 20. Jahre die Universität Königsberg, um sich dem Studium der Rechte zu widmen. Nach Beendigung seiner Studien ging er nach England, um die politischen und staatswirthschaftlichen Einrichtungen dieses Landes kennen zu lernen. Nach seiner Rückkehr begann er seine Beamtenlaufbahn bei der Regierung in Königsberg, ward bald als Kriegs- und Domänenrath an die Regierung zu Bialystock im damaligen Neuostpreußen beordert und darauf als geheimer Finanzrath in das Generaldirektorium nach Berlin berufen. Je höher er aber in die oberen Schichten der Beamtensphäre hineinrückte, um so mehr offenbarte sich der Zwiespalt zwischen seinem Wollen, seinem Streben und der ganzen damaligen Staatseinrichtung. Er wollte einen lebendigen Organismus, in dem Wechselwirkung der Funktionen zwischen den Beamten u. dem Volke Statt finde, nicht die Einseitigkeit der Bureaukratie, die ihm entgegenstand; er wollte freies, selbstständiges Volksleben und nicht die Bevormundung und Gängelung desselben von einer Kaste, die dessen wahre Interessen nicht verstand und die, anstatt ausführendes Organ des Volkswillens zu seyn, es vorzog, sein Hirte und sein Treiber zu bleiben. Unmittelbar nach der Katastrophe von Jena folgte er dem königl. Hofe nach Königsberg, wo er als geheimer Staatsrath zum Direktor einer Abtheilung des Ministeriums ernannt wurde. Als nach dem Frieden zu Tilsit Hardenberg seine Stelle niedergelegt hatte, wurden die Geschäfte desselben, so weit sie die Finanzen und das Verpflegungswesen betrafen, einer Immediatkommission übertragen, zu deren Mitgliedern von Altenstein, Stägemann, von Klewitz u. S. ernannt wurden. In dieser Zeit war die Unentschlossenheit und die Muthlosigkeit groß. S. drang auf bestimmtes, entschiedenes Auftreten; da seine Kollegen ihm aber nicht beistimmten, so ging er, um sich den Parteiintriguen zu entziehen, als Präsident der Regierung nach Gumbinnen. Er trat hier in eine innige Verbindung mit Stein, dem Mann der entschlossenen That. S. war es, der die Ideen zur Wiedergeburt des Staates entwickelte, Stein führte sie aus; S. entwarf die Grundzüge der Reform der Reorganisation, Stein ließ sie ins Leben treten. Auch das unter Steins Namen kursirende „Politische Testament“ gehört dem Entwurf nach S. an. Die Aufhebung der Lehnsdienstbarkeit u. Erbunterthänigkeit bei dem Bauernstande durch Erlaß vom 9. Okt. 1807 und die Mündigkeitserklärung der Städte durch die Städteordnung von 1808 bildeten die Grundlage, auf denen nach S.s Idee das Wesen des neu zu schaffenden Staates gegründet werden sollte. S. hat nicht aufgehört, für die Verwirklichung der Idee eines organischen Staates zu wirken u. zu kämpfen. Hardenberg schenkte S. sein vollstes Vertrauen. Zur Zeit der Erhebung befand sich S. als Präsident der Regierung zu Gumbinnen in der Nähe des Schauplatzes, auf dem das Vorspiel der Befreiung Deutschlands aufgeführt wurde. York stand mit seinem Corps in Kurland, u. der

lebhafte Briefwechsel, welchen derselbe mit S. unterhielt, läßt wenigstens vermuthen, daß der kühne Entschluß Yorks, die bekannte Kapitulation mit Diebitsch abzuschließen, nicht ohne Mitwissen S.s gefaßt wurde. Nach dem Aufrufe des Königs vom 3. Febr. 1813 hatte S. als Regierungspräsident einen großen Antheil an den Rüstungen in seiner Provinz, die trotz ihrer Erschöpfung außer einem Kavallerieregimente 20,000 Mann Infanterie zusammenbrachte und besoldete. Als bald nach dem Abschlusse des yorkschen Waffenstillstandes russische Truppen in die Provinz Preußen einrückten und Miene machten, von dem östlichen Theile derselben Besitz zu ergreifen, welcher Maßregel selbst Stein nicht abgeneigt war, trat S. dem mit Entschiedenheit entgegen, indem er dem Freiherrn von Stein erklärte, daß Alles, was in Preußen geschehen solle, nur durch Preußen selbst und mit Willen des Königs geschehen könne und müsse, und daß er sonst selber das Volk gegen die Russen aufbieten werde. Stein änderte darauf seine Ansicht, bewirkte die Zurückberufung des Generals Paullucci und vereinigte sich mit S., York und dem Grafen von Dohna zur Berathung der ferner zu ergreifenden Maßregeln. Nachdem Sachsen besetzt worden, ward S. Gouverneur von Dresden, kehrte aber dann wieder in seine vorige Stellung nach Gumbinnen zurück, bis er 1816 zum Oberpräsidenten von Westpreußen bei der neuerrichteten Regierung (von Westpreußen) zu Danzig ernannt wurde. In diesem Wirkungskreise blieb er, bis er bei der Vereinigung von Ost- und Westpreußen zu einer Provinz als Oberpräsident an die Spitze derselben gestellt wurde. Obwohl S. durch die damalige Gestaltung der Verhältnisse die Erfüllung seiner patriotischen Wünsche immer weiter hinausgerückt sah, so harrte er dennoch aus, indem er es für rühmlicher hielt, den Kampf für die Idee eines gesunden organischen Staatslebens, dem bis dahin sein ganzes Leben gewidmet gewesen, auch ferner noch fortzusetzen, als in theilnahmloser Ruhe der Entwickelung der Dinge zuzuschauen. Beim Thronwechsel war die Provinz Preußen die erste, welche die ständischen Angelegenheiten von Neuem in Anregung brachte, und S. unterstützte dieselbe mit dem ganzen Gewichte seiner Stellung. Um auf den Entschluß des Königs einzuwirken, überreichte er demselben seine viel besprochene Denkschrift: „Woher und wohin?" worin er entwickelte, wie das System der Bevormundung und der Beamtenherrschaft unverträglich sey mit den Forderungen der Zeit und dem Kulturzustande des preußischen Volkes. Obwohl der König wenig geneigt schien, in S.s Vorschläge einzugehen, so ward derselbe doch, unter Beibehaltung seines Postens als Oberpräsident der Provinz Preußen, als Staatsminister nach Berlin berufen. Bald aber zeigte es sich, daß das damals geltende System, namentlich in Betreff der Verfassungsangelegenheiten, wenig mit seiner Ueberzeugung harmonirte; daher schied er schon 1842 aus dem Staatsdienste aus. Ein Verein angesehener Männer der Provinz Preußen verehrte ihm bei dieser Gelegenheit einen werthvollen Grundbesitz als Eigenthum; der König aber ernannte ihn zum Burggrafen von Marienburg. S. lebte seitdem als Privatmann auf seinem Gute Arnau bei Königsberg und † den 23. Juli 1856.

Schönaich, Christoph Otto, Freiherr von, deutscher Dichter, geboren am 12. Juni 1725 zu Amtitz in der Niederlausitz, ließ als sächsischer Lieutenant ein episches Gedicht „Hermann" (Lpz. 1751, 4. Aufl. 1805) drucken, wodurch er sich die Zuneigung Gottscheds in Leipzig erwarb. Derselbe bewirkte, daß S. 1752 zum Dichter gekrönt wurde, und suchte ihn als Vorbild der Dichtkunst Klopstock und dessen Freunden entgegenzustellen. Aber schon das Epos „Heinrich der Vogler" (Berlin 1757), sowie mehre Oden, Trauerspiele rc., noch mehr aber die gegen Klopstock gerichtete anonyme Schmähschrift „Die ganze Aesthetik in einer Nuß" (das. 1754) stellten seine Unbedeutendheit als Dichter ins Licht, so daß bei seinem am 15. Nov. 1805 zu Amtitz erfolgten Ableben sein Name bereits in Vergessenheit gerathen war.

Schönau, 1) Kreisstadt in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Liegnitz, an der Katzbach und Steinbach, mit Hospital, Wollenzeuchweberei, Färberei, Walkerei, Handel und 1100 Einw. — 2) Stadt im badischen Unterrheinkreis, Oberamt Heidelberg, im Odenwalde, von vertriebenen Wallonen erbaut, mit Tuchmanufaktur, Leinwandbleichen, Papierfabrikation u. 1445 Einw.

Schönbach, Stadt im österreich.-böhmischen Kreis Eger, unweit der sächsischen Grenze, mit Baumwollenweberei, Strumpfwirkerei, Verfertigung musikalischer Instrumente u. 2400 Einw.

Schönbein, Christian Friedrich, namhafter Chemiker, geboren den 18. Okt. 1799 zu Metzingen unter Urach, widmete sich zu Tübingen und Erlangen naturwissenschaftlichen Studien u. war 1824—25 Lehrer in der Erziehungsanstalt zu Keilhau bei Rudolstadt. Zum Behuf weiterer Ausbildung in der Chemie begab er sich 1826 nach England, dann nach Paris und folgte 1828 einem Ruf an die Universität Basel. Er ward hier später Mitglied des großen Raths. Im Jahre 1839 entdeckte er das Ozon, 1844 das Vermögen des Phosphors, den mit ihm in Berührung gebrachten Sauerstoff in den ozonisirten Zustand überzuführen, 1845 das Nitrosaccharin, das Nitroamylum und darauf, wodurch sein Name in den weitesten Kreisen bekannt ward, das Nitrofibrin oder die Schießbaumwolle (s. d.). Zu derselben Zeit stellte er das Kollodium (s. d.) dar, die Lösung der Schießbaumwolle in weingeisthaltigem Aether, die 1846 von Jung in Basel in der chirurgischen Praxis Anwendung fand. Später beschäftigte sich S. vorzüglich mit Untersuchung der Gesetze, nach welchen der Sauerstoff zur chemischen Wirksamkeit sich bestimmen läßt. Außer Beiträgen in Zeitschriften und Sammelwerken sind von seinen Schriften hervorzuheben: „Das Verhalten des Eisens zum Sauerstoff" (Basel 1837); „Beiträge zur physikalischen Chemie" (das. 1844); „Ueber die Erzeugung des Ozons" (das. 1844); „Ueber die langsame und rasche Verbrennung der Körper in atmosphärischer Luft" (das. 1845).

Schönberg, 1) Stadt im mecklenburg-strelitzischen Fürstenthum Ratzeburg, am Maurinflusse, mit Landvogtei, Justizamt, Schloß, Buchdruckerei u. 1830 Einw. — 2) Stadt im österreich.-mährischen

schen Kreis Olmütz, mit Schloß, Hospital, Rosogliofabrik, Nadelfabrik, Baumwollenweberei, Bleiche und 2160 Einw. — 3) Stadt in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Liegnitz, Kreis Lauban, am Rothwasser, mit Hospital, Kattunfabrik, Töpferei, Weberei u. 1230 Einw. — 4) Stadt im würtembergischen Schwarzwaldkreis, Oberamt Rottweil, auf dem Schwarzwalde, an der Schlichem, mit Flachsbau, Industrie u. über 1600 Einw.

Schönborn, rheinländisches Geschlecht, welches urkundlich schon im 12. Jahrhundert zur Reichsritterschaft gehörte. Johann Philipp von S., geboren 1605 zu Eschbach im Westerwald, ward 1642 Fürstbischof zu Würzburg und 1647 Erzbischof und Kurfürst von Mainz, erneuerte 1658 bei der Krönung des Kaisers Leopold I. den Streit mit dem Erzbischof von Köln über das Recht der Salbung des Kaisers, bemächtigte sich Erfurts mit Hülfe französischer und lothringischer Truppen 1664 durch Kapitulation und † 1673. Von ihm erhielt sein Bruder Philipp Erwin von S. das Erzschenkenamt Mainz, das Erbtruchsessenamt Würzburg und 1621 die Reichsherrschaft Reichsberg übertragen. Schon 1663 in den Reichsfreiherrnstand erhoben, wurde derselbe 1671 zum Reichsgrafen ernannt. Sein erstgeborner Sohn, Lothar Franz, war seit 1695 Kurfürst von Mainz, † 1729, nachdem Kaiser Leopold die ganze Familie 1697 in den Freiherrn- und 1701 in den Reichsgrafenstand erhoben. Philipp Erwins zweiter Sohn, Friedrich Karl, Graf von S., Reichsvicekanzler u. Fürstbischof zu Bamberg, erwarb der Familie 1711 das Oberst-erblandtruchsessenamt des Herzogthums Oesterreich ob und unter der Ens, sammt den dazu gehörigen Lehen und dem Rechte, Namen u. Wappen der Grafen von Puchheim zu führen. Im Jahre 1717 theilte sich das Haus durch die Grafen Rudolf u. Anselm in die rudolfinische u. anselmische Linie. Ersterer erwarb durch Vermählung mit einer Gräfin von Hatzfeld die Herrschaft Wiesentheid in Franken. Nachdem die anselmische Linie 1801 ausgestorben, überließ der Graf Hugo Damian von S. von der rudolfinischen Linie seine Besitzungen seinen beiden ältesten Söhnen, welche die Stifter der beiden Linien S.-Wiesentheid u. S.-Puchheim wurden, zu denen, nachdem ein dritter Sohn Hugo Damians aus dem geistlichen in den weltlichen Stand zurückgetreten war und die böhmischen Güter erhalten hatte, noch eine jüngste oder böhmische Linie hinzukam.

Schönbrunn, kaiserliches Lustschloß im Erzherzogthum Oesterreich Land unter der Ens, eine Stunde von Wien, am rechten Ufer des Wienflusses u. an der wien-grätzer Eisenbahn, zwischen den Dörfern Hietzing und Ober-Meidling, war schon unter Kaiser Matthias ein fürstliches Jagdschloß, aber erst von Maria Theresia seit 1744 in seiner gegenwärtigen Gestalt hergestellt. Seitdem dient es dem Hofe einen Theil des Sommers hindurch zum Aufenthalt. Obwohl es nicht mehr so prachtvoll eingerichtet ist, als früher, so enthält es doch noch viele Sehenswürdigkeiten, Gemälde etc. u. hat mit Einschluß der Nebengebäude 1441 Zimmer. Sehenswerth sind außer der schönen Schloßkapelle der große Saal mit Spiegelwänden und kunstvollen Plafondgemälden, die drei Landschaftszimmer, das Zimmer mit den hamiltonschen Gemälden u. der Ceremoniensaal. An der Südseite des Schlosses dehnt sich der große Park aus, der zum Theil in der Ebene liegt, zum Theil sich die Anhöhe des Schönbrunnerberges hinanzieht. Zunächst am Schlosse befinden sich geschlossene Gartenanlagen und eine große Orangerie. Von der Gartenfronte des Schlosses bis an den Fuß des Schönbrunnerberges breitet sich das schöne Parterre aus, welches mit 32 Marmorstatuen geziert ist. Der westlich anstoßende Theil gegen Hietzing enthält unter Anderem eine Menagerie u. den berühmten botanischen Garten mit großen Gewächshäusern u. vielen Seltenheiten; der östliche Theil gegen Meidling den Kaiserbrunnen, nach welchem die ganze Anlage den Namen erhalten hat, eine künstliche römische Ruine und auf der Anhöhe einen 1777 errichteten Obelisk. Auf der Höhe des Berges prangt das sogenannte Gloriett, ein 1775 aufgeführtes, 160 Klafter langes und 18 Klafter hohes prachtvolles Gebäude mit einer herrlichen Kolonnade. Die größte Länge des Gartens beträgt an 784 Klafter, die größte Breite 630 Klafter. In S. wurde am 26. Dec. 1805 der zu Preßburg abgeschlossene Friede bestätigt und am 14. Okt. 1809 der wiener Friede (s. Oesterreich, Gesch.) abgeschlossen.

Schönburg, den gleichnamigen Fürsten und Grafen gehörige Herrschaften im Königreich Sachsen. Dieselben stehen unter sächsischer Landeshoheit, bestehen außer den beiden Haupttheilen, von denen der südlich gelegene den nördlich gelegenen an Größe weit übertrifft, aus einer im Altenburgischen gelegenen Enklave u. werden östlich von Altenburg, nördlich vom leipziger, westlich u. südlich vom zwickauer Kreisdirektionsbezirk begrenzt. Das ganze, größtentheils gebirgige und waldige Gebiet, welches von der zwickauer Mulde durchflossen wird, umfaßt einen Flächenraum von $11^3/_8$ □Meilen u. wird geographisch zu den sächsischen Kreisen Leipzig und Zwickau gerechnet. Die Bevölkerung, 90,000 Seelen, wohnt in 12 Städten, 2 Flecken und 140 Dörfern. Die schönburgischen Herrschaften zerfallen seit 1740 in Standes-(Receß-)herrschaften und gemeine Lehen (Lehnsherrschaften). Zu den Standesherrschaften (mit $6^7/_{10}$ □Meilen Areal u. 66,000 Einwohnern) gehören die Herrschaften Stein, Hartenstein, Lichtenstein, Glauchau, Waldenburg; zu den Lehnsherrschaften (mit $2^8/_{10}$ □Meilen Areal und 24,000 Einw.), welche als gewöhnliche Rittergüter gelten, gehören Penig, Wechselburg, Rochsburg, Remsa, Ziegelheim (Enklave im Altenburgischen), Oelsnitz u. Lungwitz. Die Gesammteinkünfte betragen 200,000 Thlr., die Abgaben der Standesherrschaften 5000 Thlr. Zur Ständeversammlung senden die 5 Receßherrschaften u. die 4 Lehnsherrschaften je einen Vertreter in die erste Kammer. Die schönburgischen Herrschaften haben eine eigene Gesammtregierung (zu Glauchau) u. ein eigenes Konsistorium u. Ehegericht; außerdem präsentiren sie zum Appellationsgericht u. der Kreisdirektion zu Zwickau je einen Rath. Die Familie theilt sich in die obere (waldenburger) u. die untere (peniger) Linie. Die walden-

burger Linie, welche 1790 in den Fürstenstand erhoben wurde, hat seit 1828 das Prädikat Durchlaucht, die peniger (gräfliche) Linie das Prädikat Erlaucht; jene besitzt: Waldenburg, Lichtenstein, Hartenstein, Stein, Remsa, Ziegelheim, Lungwitz u. Oelsnitz, diese: Glauchau, Penig, Wechselburg u. Rochsburg. Mit Ausnahme des Fürsten Eduard von Schönburg-Dobrischan, der katholisch ist, bekennen sich alle Glieder zur protestantischen Konfession. Das Wappen der Grafen und Herren von S. besteht aus einem von 2 rothen und silbernen Rechtsquerbalken getheilten Schilde. Durch ihre Besitzungen in Böhmen waren die Herren von S. böhmische Lehnsleute, während ihre Besitzungen im meißner Lande als Reichslehn betrachtet wurden. Die ungünstige Lage der letzteren, die durch die Erwerbung des pleißner Landes zu den beträchtlichen Besitzungen des meißnisch-sächsischen Fürstenhauses ganz von diesen eingeschlossen waren, ist als das hauptsächlichste Hinderniß zu betrachten, weshalb das schönburgische Geschlecht nicht, wie andere Dynastengeschlechter, eigene Landeshoheit erlangte. Um indeß der förmlichen Landsässigkeit von Meißen zu entgehen, stellten die Grafen von S. sich unter den Lehnsverband der Krone Böhmen und übergaben dieser ihre meißner Besitzungen als Reichsafterlehn. Aber der Markgraf von Meißen erhob (1393) dennoch Ansprüche auf die Landeshoheit über die schönburgischen Besitzungen u. setzte sie durch. Da aber die Herren von S. dies von Meißen beanspruchte Recht zuweilen selbst begünstigten, besonders dann, wenn sie Ursache hatten, auch über Böhmen zu klagen, andererseits sich jedoch wieder darüber theils in Prag, theils bei Kaiser und Reich beschwerten und bei dem Allen stets auch noch nach eigener Landeshoheit trachteten, so entstanden aus diesem Verhältniß unaufhörliche Streitigkeiten zwischen S. und Sachsen einerseits und zwischen Sachsen und Böhmen andererseits. Eine Theilnahme der Herren von S. an den Rechten der Reichsstände findet sich nicht vor dem 16. Jahrhundert. Sachsen übte aber fortwährend die landesherrlichen Rechte, namentlich die Gerichtsbarkeit im Schönburgischen aus. Die Streitigkeiten dauerten im 17. und 18. Jahrhundert fort, wobei S. von Böhmen und dadurch mittelbar auch vom Kaiser unterstützt wurde. Im Jahre 1700 wurden die beiden Linien S. durch den Kaiser Leopold I. förmlich in den Reichsgrafenstand erhoben. Da aber das Diplom mehre Stellen enthielt, wodurch gewisse Rechte Sachsens, die bis dahin unbestritten waren, angegriffen wurden, so wollte Sachsen die neue Würde der S.e nicht eher anerkennen, bis die Fehler verbessert wären, drang auf Unterwerfung derselben unter seine Landeshoheit, wogegen die Grafen von S. Klage beim Reichshofrath erhoben und von 1718—23 mehre ihrem Verlangen günstige Reskripte erlangten. Die Streitigkeiten wurden endlich durch Vergleich vom 4. Mai 1740 erledigt. Nach dem Hauptreceß wurden die Herrschaften Glauchau, Waldenburg und Lichtenstein als böhmische Lehen anerkannt, wogegen S. sich der Oberbotmäßigkeit und dem Territorialrecht Sachsens unterwarf; durch einen auf die niedere Grafschaft Hartenstein und die Herrschaft Stein bezüglichen Nebenreceß wurden diese für nicht viel mehr als gewöhnliche Rittergüter anerkannt. Außerdem wurden für S. die Grafenwürde und Reichsstandschaft bestätigt; auch erhielt es eine große Anzahl hoheitlicher und nutzbarer Rechte theils bestätigt, theils verliehen. Trotzdem erhoben sich bald neue Differenzen, und 1772 nahm man in S. selbst die Landeshoheit wieder in Anspruch und stellte vor dem Reichshofrath Anträge auf Kassirung der Recesse. In diesen unbilligen Forderungen wurde S. wieder von Oesterreich unterstützt, und eine Reise des Grafen Schönburg-Glauchau nach Wien bewirkte sogar, daß 1776 österreichische Truppen die schönburgischen Herrschaften besetzten. Der Friede von Teschen beendigte am 13. Mai 1779 diese Streitigkeiten, indem Böhmen seine Lehnsrechte an Bayern und dieses dieselben wieder an Sachsen abtrat; auch wurden die Recesse von 1740 aufs Neue bestätigt. S. suchte 1781 vergeblich durch den Reichstag die Anerkennung seiner Herrschaften als Reichsafterlehn zu erhalten; eben so wenig gelang es ihm 1783, sich der sächsischen Oberbotmäßigkeit zu entledigen. So blieben die Verhältnisse, bis 1806 mit der Auflösung des deutschen Reichs die Rechte der Reichs- und Kreisstandschaft erloschen, während die Recesse von 1740 fortbestanden. Eine weitere von dem schönburgischen Hause an den wiener Kongreß gerichtete Bitte um Sicherstellung seiner Verhältnisse wurde von diesem als Gegenstand der Berathung dem deutschen Bundestage übergeben, der endlich in seiner 22. Sitzung vom 7. August 1828 beschloß, daß dem Hause S., unbeschadet aller aus dem Receß von 1740 hervorgehenden Rechtsverhältnisse, diejenigen persönlichen und Familienrechte und Vortheile einzuräumen seyen, welche durch die Bundes- und Schlußakte und durch spätere Beschlüsse den 1806 mediatisirten ehemaligen reichsständischen Familien im Bunde zugesichert werden. Die durch die Verfassung des Königreichs Sachsen von 1831 herbeigeführten Veränderungen in der Verwaltung und Behördenorganisation der schönburgischen Herrschaft, sowie die Umgestaltung des Steuerwesens durch Sachsens Beitritt zum Zollverein und das Bedürfniß der Erledigung zweifelhafter Zustände führten zu dem Erläuterungsreceß vom 9. Oktober 1835. Später führte die neueste sächsische Gesetzgebung seit 1848 manche Veränderungen herbei.

Als der erste Herr von S. kommt urkundlich Hermann 1182 vor. Dessen Nachkommen theilten sich in mehre Linien, bis Ernst 1529 Erbe sämmtlicher Herrschaften des schönburgischen Hauses ward. Ernsts Söhne stifteten 1556 die Linien Glauchau, Waldenburg und Penig. Nachdem die erstgenannten 1620 erloschen, nannte sich die zweite die obere oder ältere, die peniger die untere oder jüngere Linie; auch ward jene Schönburg-Waldenburg, diese Schönburg-Glauchau genannt. Die obere Hauptlinie (Schönburg-Waldenburg), gestiftet von Hugo, dem ältern Sohne Ernsts, ward 1790 in der Person des Grafen Otto Karl Friedrich in den Reichsfürstenstand erhoben. Seine Söhne bildeten 3 Linien: Schönburg-Waldenburg, deren Stifter, Otto Victor, geboren 1785, Fürst

seit 1840, 1840 mit seinen Brüdern die Besitzungen der Linie Schönburg-Hartenstein erbte; Schönburg-Hartenstein, gestiftet von Friedrich Alfred, geboren 1786, österreichischem wirklichen Geheimerath, nach dessen Tode 1840 seine Besitzungen an seine Brüder fielen, und Schönburg-Dobrischan, gestiftet von Eduard, geboren 1787, österreichischem wirklichen Geheimerath, Besitzer der vormals gräflich clary'schen Herrschaften Dobrischan und Tuchorschitz im böhmischen Kreise Saaz. Der vierte Bruder, welcher mit erbte, Fürst Hermann, genannt Schönburg-Tempelhof, geboren 1791, † 1846. Die untere Hauptlinie (Penig-Glauchau), gestiftet von Wolf (Wolfgang), dem jüngeren Sohne Ernsts, zerfällt in 2 Seitenlinien: Schönburg-Rochsburg-Hinterglauchau, gestiftet von Wolfgang Ernst († 1612), mit den Nebenzweigen Schönburg-Hinterglauchau und Schönburg-Rochsburg, erloschen 1825 im Mannsstamme mit dem durch musterhafte Landwirthschaft, insbesondere auch Schafzüchterei bekannten Grafen Heinrich Ernst, worauf die Besitzungen an die überlebenden Brüder von Schönburg-Hinterglauchau fielen, von denen der ältere, Graf Albert (geboren 1761) die Lehnsherrschaft Rochsburg übernahm, die Receßherrschaft Hinterglauchau aber an seinen Bruder, den Grafen Ludwig (geboren 1762), verkaufte, der nach des Ersteren Tode (1817) dessen Besitzungen erbte und 1842 †, worauf ihm in Hinterglauchau sein Sohn Heinrich (geboren 1794) folgte, der in Gemeinschaft mit seinem Bruder Ernst Friedrich (geboren 1800) die Herrschaft Rochsburg besitzt; Schönburg-Penig-Vorderglauchau-Wechselburg, gestiftet vom Grafen Wolfgang Heinrich, der 1657 †, worauf dessen beide Söhne Wolfgang und Samuel die Linien Schönburg-Wechselburg und Schönburg-Penig bildeten, wovon die letztere 1763 erlosch.

Schöndruck, s. Buchdruckerkunst.

Schönebeck, Stadt in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Magdeburg, am rechten Elbufer und der magdeburg-leipziger Eisenbahn gelegen, ist regelmäßig gebaut, Sitz eines Salzamts, Steueramts, hat eine Garnison und (1852) 8526 Einwohner, welche Branntweinbrennereien, Essig- und Bierbrauereien unterhalten. Außerdem sind großartige Etablissements die Kartoffelsago- und Bleiweißfabrik von Eichel, die Zündhütchenfabrik von Sellier und Bellot und besonders die chemische Fabrik von Herrmann, welche 250 Arbeiter beschäftigt und an 300 verschiedene chemische Präparate zu einem jährlichen Werthe von 200,000 Thalern liefert. Eine Viertelstunde von S. liegt Elmen oder Salze mit Soolquellen, deren Wasser mittelst einer Dampfmaschine gehoben, auf großen Gradirhäusern gereinigt und in unterirdischen Röhrenfahrten nach S. zum Versieden geleitet wird. Der Salzgewinn beträgt jährlich etwa 690,000 Centner im Werth von 412,900 Thalern, die Zahl der dabei beschäftigten Arbeiter 7—800. Zu Salze sind Sool- und Schlammbäder eingerichtet, die von etwa 1000 Kurgästen jährlich besucht werden. Die Stadt S. treibt auch ansehnlichen Fabrikaten- und Produktenhandel und Schifffahrt und besitzt selbst an 50 Elbfahrzeuge.

Schöneck, 1) Stadt in der preußischen Provinz Preußen (Westpreußen), Regierungsbezirk Danzig, Kreis Berent, an der Fietze, mit altem Schloß (jetzt Salzmagazin), Stadtgericht, Post, Tuch- und Leinweberei und 2110 Einwohnern. — 2) Stadt im königlich sächsischen Kreisdirektionsbezirk Zwickau, Amt Voigtsberg, 2140 Fuß hoch gelegen, hat ein Steueramt, Weberei, Klöppelei, Färberei, Pech- und Rußöfen und 1870 Einw.

Schöne Künste, diejenigen Künste, welche sich mit der Darstellung des Schönen beschäftigen, im Gegensatz zu den sogenannten technischen Künsten, welche die praktischen Nützlichkeitszwecke verfolgen.

Schöne Wissenschaften (belles lettres), Bezeichnung der Dicht- und Redekunst, im Gegensatz zu den eigentlichen, namentlich den sogenannten exakten Wissenschaften.

Schöngeist (bel esprit), Mensch, der sich gern mit dem Schönen in der Kunst, besonders mit den schönen Wissenschaften beschäftigt und namentlich Verse, Romane und Erzählungen schreibt. Verschieden davon ist die schöne Seele, die sich durch zarte und sanfte Gefühle, besonders in moralischer Hinsicht auszeichnet.

Schönhals, Karl von, österreichischer Feldzeugmeister, geboren den 15. November 1788 zu Braunfels bei Wetzlar als Sohn eines Bauraths, ward, früh verwaist, von einem Freunde seines Vaters, dem rheingräflichen Geheimerath von Riese, erzogen und trat im November 1807 als Portepéefähndrich in ein österreichisches Jägerregiment ein, in welchem er bald zum Unterlieutenant befördert ward. Im Jahre 1809 machte er den Krieg gegen Napoleon mit und ward bei Aspern schwer verwundet. Im Jahre 1813 bei Dresden hatte er dasselbe Schicksal und ward dadurch verhindert, an den ferneren Kämpfen in Deutschland Theil zu nehmen. Nach seiner Genesung zum Hauptmann bei den unter dem Baron Schneider gesammelten Freischaaren ernannt, nahm er an dem kurzen Feldzug gegen Murat, 1821 aber, zum 3. Jägerbataillon versetzt, unter dem General Frimont an der Expedition nach Neapel Theil. Erst 1829 ward er zum Major bei Hohenlohe-Infanterie und zum Adjutanten beim Generalkommando in Verona befördert. Jetzt erst fand er Gelegenheit, seine militärischen Fähigkeiten geltend zu machen, und in Folge davon ging sein Avancement schneller vor sich. Bereits im Oktober 1830 ward er zum Oberstlieutenant und zugleich zum Generaladjutanten des Generals Frimont in Mailand ernannt. In derselben Eigenschaft ward er dem Grafen Radetzky zugetheilt, als dieser 1832 das Generalkommando im lombardisch-venetianischen Königreich erhielt. Noch in demselben Jahre rückte er zum Oberst und 1838 zum Generalmajor auf. Zwischen ihm und Radetzky entspann sich bald ein sehr vertrauliches Verhältniß; nächst dem Feldmarschalllieutenant Heß war S. die rechte Hand des greisen Feldmarschalls. Er vornehmlich wußte die Ideen desselben in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit zu erfassen und zu ihrer praktischen Ausführung aufs Erfolgreichste mitzuwirken.

Ihm vor Allem verdankten die Oesterreicher das glückliche Gelingen ihres schwierigen Abzugs aus dem aufrührerischen Mailand in der Nacht vom 22. auf den 23. März 1848 und die feste Haltung der Armee an der Etsch gegen einen dreimal überlegenen Feind, bis nach kurzer Erholung Radetzky wieder die Offensive ergreifen konnte. Auch der darauf folgende glückliche Feldzug von 1848 war vornehmlich S.' Verdienst. Der von ihm mit besonnener Kühnheit entworfene Feldzugsplan fesselte den Sieg an Oesterreichs Fahnen, und gehoben wurde der kriegerische Geist des Heeres durch die meisterhaften aus S.' Feder geflossenen Armeeberichte, welche als Muster einfacher militärischer Beredsamkeit allgemein anerkannt sind. Den siegreichen Erfolg der kaiserlichen Waffen in dem kurzen Feldzuge von 1849 bis zur Schlacht bei Novara am 23. März schrieb Radetzky zum großen Theil selbst den Verdiensten seines ersten Generaladjutanten zu, der bereits unter dem 12. April 1848 zum Feldmarschallieutenant ernannt worden war. Als 1849 die provisorische Bundescentralgewalt in Frankfurt aufgehoben und durch Bevollmächtigte von Oesterreich und Preußen ersetzt ward, vertrat S. neben Kübeck den Kaiserstaat bis zur Auflösung der Kommission und der Wiedereinsetzung des Bundestags. Seine mehrmals beabsichtigte Ernennung zum österreichischen Kriegsminister ward vereitelt durch Bedingungen, an welche er die Uebernahme dieses wichtigen Postens knüpfte. Später mit der vom Fürsten Schwarzenberg verfolgten Politik nicht einverstanden, nahm er Anfangs 1851 den Abschied und erhielt den Charakter als Feldzeugmeister. Seitdem lebte er zurückgezogen in Grätz und † daselbst den 16. Februar 1857. Sein Werk „Erinnerungen eines österreichischen Veteranen aus den italienischen Kriegen in den Jahren 1848 u. 1849" (Stuttg. 1852, 2 Bde.) gibt die interessantesten und lehrreichsten Aufschlüsse zur Geschichte jener Kämpfe.

Schönheide, Dorf im königlich sächsischen Kreisdirektionsbezirk Zwickau, Amt Eibenstock, mit Fabrikaten-, Wein-, Material- und Nußhandlungen, starker Ausnäherei und Klöppelei und 4570 Einwohnern.

Schönheit, s. Aesthetik.

Schönheitsmittel, s. Kosmetik.

Schönherr, Johann Heinrich, Mystiker der neuern Zeit, geboren 1770 zu Memel, erhielt eine fromme Erziehung, kam dann zu einem königsberger Kaufherrn in die Lehre, entschloß sich aber später, zu studiren, erst Theologie und, da ihn diese unbefriedigt ließ, unter Kant Philosophie. Bald suchte er sich ein eigenes System zu bilden. Er hatte sein Nachdenken hauptsächlich auf Erforschung des Verhältnisses von Körper, Seele und Geist, deren Beschaffenheit und Ursprung gerichtet und meinte Aufschluß darüber durch Betrachtung der Natur zu finden. Indem sich ihm nämlich die Einwirkung des Lichts und Wassers auf die Pflanzen als allgemein verbreitetes Naturgesetz erschloß, übertrug er dieses auf den Ursprung der Welt. Licht und Wasser als die Urprincipe auch in der biblischen Schöpfungsgeschichte erkennend, gewann er seine Ueberzeugung, daß durch Zusammenwirken zweier Urwesen die Welt erschaffen sey, wofür ihm der in der Bibel hier gebrauchte Plural Elohim als Bestätigung diente, während sonst auch der Singular Eloha gebräuchlich sey. Nur das Lichturwesen als Gott erkennend, wollte er auch nur diesem die göttlichen Eigenschaften beigelegt wissen. Nach diesem Dualismus ist nicht, wie in alten gnostischen Systemen, das eine Urwesen das gute und das andere das böse Princip, sondern der Ursprung des Bösen und dessen Eindringen in die Geschöpfe wird von dem Abfall Lucifers als eines wahlfreien Geschöpfs, hergeleitet. Dieses sein System erschien unter dem Titel „Sieg der göttlichen Offenbarung" (Königsberg 1804, 2 Hefte). In Folge der Angriffe, die mehre seiner Schüler, besonders Prediger Ebel, wegen ihrer Verbindung mit ihm erfuhren, unterzog das geistliche Ministerium S.s Schriften einer Prüfung. Der 1814 erfolgende Entscheid lautete dahin, daß die Kosmogonie S.s nicht nur der Sittlichkeit keine Gefahr drohe, sondern auch die Kräftigung der biblischen Autorität zum Zweck habe. Nun hatte S. freies Spiel. Auf einer Reise durch Deutschland 1817 suchte er aber vergebens auf mehren Universitäten für sein System Propaganda zu machen. Von Ebel trennte er sich später. Er † 1826 zu Sudittén bei Königsberg in dürftiger Lage. Sein System erlangte eine traurige Berühmtheit, indem es dem Treiben des Muckerthums zum Schleier diente. Vgl. R. Bock, Johannes S., Königsberg 1833; Olshausen, Lehre und Leben des königsberger Theosophen S., das. 1834; von Wegnern, Mittheilungen über S., Leipz. 1839.

Schöningen, Amtsstadt im braunschweigischen Kreis Helmstädt, hat 4 Thore, eine Post, ein Armenhaus, eine Saline, mehre Branntwein- und Spiritusbrennereien, Vitriolfabrikation, Weberei, ein Braunkohlenbergwerk und 3460 Einw. Dabei der St. Annaberg mit heidnischem Opferaltar.

Schönlein, Johann Lucas, berühmter Arzt und klinischer Lehrer, geboren den 30. November 1793 zu Bamberg, besuchte seit 1803 das Gymnasium daselbst und studirte seit 1811 zu Landshut und Würzburg, wo er sich 1816 die medicinische Doktorwürde erwarb. Nachdem er darauf noch zu Jena und Göttingen den Studien obgelegen, trat er als Privatdocent an der Universität Würzburg auf, ward hier 1820 außerordentlicher und 1824 ordentlicher Professor der Therapie und Klinik, sowie dirigirender Arzt am Juliushospital. In Folge von Differenzen mit der bayerischen Regierung ging er als Professor der Klinik an die Universität Zürich, wo er einen bedeutenden Wirkungskreis fand. Nachdem er einen Ruf nach Belgien als Leibarzt des Königs abgelehnt, folgte er 1839 einem andern nach Berlin, wo er zum Professor der Pathologie und Therapie und zum Direktor der Klinik sowie zum geheimen Obermedicinalrath, zum vortragenden Rath im Ministerium des Unterrichts, der geistlichen und Medicinalangelegenheiten und zum Leibarzt des Königs ernannt ward. Im Jahre 1859 nahm er seinen Abschied und ließ sich in seiner Vaterstadt Bamberg nieder. In wissenschaftlicher Beziehung suchte er die Heilkunde,

insbesondere aber die Nosologie der Naturgeschichte zu nähern und schuf ein in Klassen, Familien, Gruppen und Arten eingetheiltes System der Krankheiten, wobei er nicht nur mit Sicherheit die charakteristischen Symptome zur Diagnose verband, sondern auch mit ausgezeichnetem Scharfsinn die einzelnen Krankheiten ihrer Verwandtschaft nach gruppirte. Als praktischer Arzt am Krankenbette zeichnete er sich durch tiefen Blick in die Natur der Krankheit und geniale Auffassung derselben aus. Außer einigen kleinen Schriften hat er selbst nichts im Druck veröffentlicht. Doch sind seine Ansichten durch einige von seinen Zuhörern bearbeitete Schriften: „Allgemeine und specielle Pathologie und Therapie, nach Vorlesungen bearbeitet" (Würzburg 1832, 4 Bde.; 4. Aufl. 1839; 5. Aufl., St. Gallen 1841), „Krankheitsfamilie der Typhen" (Zürich 1840) und „Klinische Vorträge in dem Charitékrankenhause zu Berlin, redigirt und herausgegeben von Güterbock" (Berlin 1842, 2 Hefte; 2. Aufl. 1843—44, 3 Hefte) in weiteren Kreisen bekannt geworden, wiewohl er den Inhalt jener Schriften wegen vieler Entstellungen nur theilweise als von ihm herrührend anerkennt.

Schönthal, Dorf im würtembergischen Jaxtkreis, Oberamt Künzelsau, an der Jaxt, Sitz eines theologischen Seminars, mit schöner Kirche, in welcher Götz von Berlichingen begraben liegt, und 180 Einwohnern, war sonst reichsfreie Cistercienserabtei, die unter dem Kurfürsten von Mainz stand und 7 Dörfer mit etwa 4000 Einwohnern umfaßte, ward 1802 säkularisirt und an Würtemberg zur Entschädigung gegeben, worauf mehre Gefälle an den Grafen Salm-Reifferscheidt-Bedburg kamen.

Schöpf, Peter, namhafter Bildhauer, geboren 1804 in München, besuchte seit 1818 die Akademie der bildenden Künste daselbst und ging 1832 mit Schwanthaler nach Rom, wo er unter Thorwaldsens Leitung arbeitete. Im Jahre 1834 führte S. ein Relief, die den Amor liebkosende Sappho, und eine kleine Statue des Noah in Marmor aus und im folgenden Jahre modellirte er die Statue des das Räthsel der Sphinx lösenden Oedipus, welche großen Beifall fand. Dann übernahm er die Vollendung des von J. M. von Wagner modellirten und von Pettich begonnenen Frieses für die Walhalla in carrarischem Marmor; insbesondere rührt von ihm die ganze letzte Abtheilung her, die die Bekehrung der Deutschen durch Bonifacius darstellt. Im Jahre 1838 vollendete er in Rom die fast lebensgroße Statue der Venus in carrarischem Marmor und für die bayerische Ruhmeshalle die Büste des Generals A. von Hartang. Ende 1838 begab er sich wieder nach München und lieferte daselbst für die Glyptothek einen kolossalen Vulkan und für die Ruhmeshalle die Büsten Glucks, Rumfords und Jean Pauls. Im Jahre 1841 kehrte er nach Rom zurück und führte daselbst die Büste Keplers für die Walhalla in Marmor aus. Hierauf modellirte er 2 lebensgroße Statuen der Siegesgöttin, welche in doppelter Größe für den Siegesbogen am Ende der Ludwigsstraße zu München in Marmor ausgeführt wurden. Im Jahre 1843 vollendete er Sappho und Amor, lebensgroß in Gyps, eine ihres ächt antiken Geistes wegen gerühmte Gruppe.

Schöpfer, Gott als der Grund und Urheber alles Geschaffenen.

Schöpflin, Johann Daniel, Geschichts- und Alterthumsforscher, geboren am 6. December 1694 zu Sulzburg im Breisgau, studirte zu Basel u. Straßburg u. erhielt hier 1720 einen Lehrstuhl der Geschichte und der Beredsamkeit. Nachdem er 1726 eine wissenschaftliche Reise nach Frankreich, Italien u. England gemacht, erhielt er das Kanonikat zu St. Thomas und widmete sich nun besonders dem Studium der Geschichte des Elsasses. Er schrieb „Alsatia illustrata" (Kolmar 1751—61, 6 Bde.), wozu nach seinem Tode als Nachtrag die „Alsatia diplomatica" und „Alsaticarum rerum scriptores" von dem Publicisten Koch erschienen. Letzterer setzte auch die „Historia Zaringa Badensis" (Karlsruhe 1763—66, 6 Bde.), wovon S. den ersten Band geliefert hatte, fort. S. † den 7. August 1771. Von seinen übrigen Werken sind hervorzuheben die „Vindiciae Celticae" (Straßburg 1754) und die „Vindiciae typographicae" (das. 1760). Seine reiche Bibliothek, sowie seine Sammlung von Alterthümern vermachte er der Stadt Straßburg.

Schöpfung, die Hervorrufung aller Dinge durch den göttlichen Willen aus Nichts, christliches, dem Mosaismus entlehntes Dogma, dessen Entwickelung eine durch griechische und gnostische Philosophie veranlaßte Mischung des biblisch-religiösen Glaubens mit den vorliegenden spekulativen Untersuchungen über die Entstehung des Endlichen aus dem Unendlichen ist. Auf die Frage, woraus die Welt entstanden sey, wurde geantwortet entweder: aus Gott (Emanatismus), oder: aus der Urmaterie (Präexistentianismus). Auf eine S. aus formloser Materie deuten platonisirende Kirchenväter hin. Durch den platonischen Sprachgebrauch verbreitete sich aber gerade der Gedanke an eine S. aus Nichts, und der Creatianismus, von Tertullian vertheidigt, wurde als der schärfste Ausdruck für die göttliche Unbedingtheit Kirchenmeinung. Einer S. von Ewigkeit, wie sie Origenes wegen der Unveränderlichkeit Gottes annahm, wurde eine zeitliche entgegengestellt, und es tauchten Meinungen über die Tages- und Jahreszeiten des Anfangs der Welt auf. Die realistischen Scholastiker nahmen ewige Urbilder der Dinge in der Gottheit an. Um aber die platonische und kirchliche Ansicht zu vermitteln, unterschied man eine erste S. (die des Chaos) und eine zweite (die der 6 Tagewerke). Als sich später katholische und protestantische Kirchenlehre schieden, blieb beiden der Glaube an die göttliche Weltschöpfung. Die Bestimmung, daß eine S. aus Nichts anzunehmen sey, findet sich in der 4. Lateransynode u. in einigen reformirten Symbolen. Die altprotestantischen Dogmatiker haben die Hauptsätze der Kirchenväter und der Scholastiker zusammengefaßt, die S. aus Nichts als die eigentliche angenommen und als Wunder hingestellt, die erste und zweite S. (creatio prima et secunda) als unmittelbare (immediata) und mittelbare (mediata) bezeichnet und die Zwecke der S. durch eine Grabbestimmung vereinigt, so daß der letzte

Zweck derselben zwar Verherrlichung Gottes, der vorhergehende aber der Nutzen der Menschen sey. Statt spekulativ zu forschen, haben sie sich jedoch begnügt, die Tagewerke nach der Genesis zu beschreiben, und haben so gläubig an dem Schriftbuchstaben festgehalten, daß sie auch abgeschmackte naturhistorische Behauptungen nicht scheuten. Die kantische Schule forschte weniger nach der Art und Weise der Entstehung, als nach dem Zwecke der Welt. Während man sich aber theologischer Seits noch bemühte, die althebräische Weltanschauung der Schöpfungsgeschichte vor der neuern Naturkunde zu rechtfertigen, entschieden der gleiche Charakter jener mit andern Sagen der Vorzeit, die Art und doppelte Gestalt der Ueberlieferung und der Widerspruch mit der Naturwissenschaft für die mythische Ansicht in mancherlei Formen, und mit wenigen Ausnahmen vertheidigten auch die Supranaturalisten den historischen Inhalt nur als Geschichte einer Geogonie oder allmähligen Erdrevolution. Einen Anfang der S. aus Nichts behaupteten dessen ungeachtet fortwährend die meisten Dogmatiker. Die pantheistischen Systeme (Spinoza, Schelling, Hegel) sehen alle in der S. eine Selbstentwickelung und Selbstoffenbarung der Gottheit, und Gott und das Geschaffene ist ihnen im Grunde Eins und Dasselbe (s. **Pantheismus**). Den schärfsten Gegensatz zur pantheistischen Richtung bildet Herbart. Nach dessen metaphysischen Ansichten ist eine Vielheit des ursprünglich Seyenden, die Monaden, schlechthin gegeben; sie sind nicht geschaffen, denn sie sind. Die S. also besteht in einem zweckmäßigen, mit unendlicher Weisheit und Güte vollbrachten Verwenden und Ordnen des Vorliegenden durch den außerweltlichen Gott.

Schöpfwerk, Maschine, um Wasser auf eine Höhe zu heben, ohne daß der Druck der Luft dabei mitwirkt. Es gehören hierher die Hebeschaufeln, die Wasserzange, die Paternosterwerke, die Baggermaschine, die Wasserschnecke, die Schöpfpumpen, die Schöpfräder und das hydraulische Pendel. Letzteres besteht aus einem an einem Gerüste aufgehängten Pendel, welches unten an der Stelle des Gewichtes 2 Kästen hat; bewegt man nun das Pendel hin und her, so schöpfen die Kasten Wasser und werfen es nach zwei entgegengesetzten Seiten aus.

Schöppen (**Schöpfen**, **Schöffen**, Scabini), nach altdeutschem Rechte die Beisitzer der Gerichte. Unter den fränkischen Königen ward über die von den freien Männern gewählten Richter (Rachinburgi) ein Oberrichter (Graf) gesetzt, welchen der König ernannte. Derselbe führte den Vorsitz und leitete die Verhandlungen, hatte aber bei Uebergabe des Urtheils kein Stimmrecht. Wie bei dem heutigen Geschwornengericht wurden nämlich bei den öffentlichen Sitzungen des Gerichts zuerst die Zeugen abgehört und die vorhandenen Urkunden verlesen. Nach der Erörterung des Thatbestandes richtete der Graf die Frage an die S., was sie in der Sache für Recht fänden (schöpften), und sprach darauf das von den S. gefundene Urtheil aus. Jeder Freigeborne von gutem Leumunde konnte Schöppe werden; doch durfte er nie von geringerem Stande seyn, als der Angeklagte. Die meisten älteren Gesetze führen 7 S. auf; in späteren Zeiten kommen auch nur 3 oder 6 oder 8 vor. Sie mußten aus dem Gau gewählt werden, wo die Parteien ansäßig waren. Auch mußten sie die alten Rechtsgewohnheiten kennen und sich eidlich verpflichten, ohne Ansehen der Person zu richten. In Folge der Verdrängung des deutschen Rechtsverfahrens durch das römische verlor das Institut der S. seine Bedeutung. Die noch jetzt vorhandenen Dorfgerichtsschöppen werden von den Gerichten bloß zu wichtigeren kriminalprozessualischen Handlungen als vollgültige Zeugen zugezogen. Der Name S. ward aber auch auf die vom Staate bestellten Justizkollegien übertragen, die, ohne selbst eigentliche Gerichtsbarkeit zu üben, Urtel in den an sie zur Entscheidung gesandten Rechtssachen zu fällen haben. Dies die sogenannten **Schöppenstühle**, im Mittelalter fast die einzigen des Rechts einigermaßen kundigen Behörden, welche den eigentlichen obrigkeitlichen Personen die Urtelssprüche fertigten, sich dabei aber lediglich an das deutsche Recht hielten, oder, wo keine gesetzlichen Bestimmungen vorlagen oder ihre eingeschränkte Rechtskenntniß sie im Stiche ließ, nach Billigkeit, Herkommen oder gesunder Vernunft entschieden. Einer der berühmtesten Schöppenstühle war der magdeburger, bei dem auch Ausländer, z. B. Polen, Preußen, Livländer u. a., sich rechtliche Entscheidungen holten. Nachdem das römische und kanonische Recht 1495 als Hülfsentscheidungsquelle für die im deutschen Rechte nicht vorgesehenen Fälle ausdrücklich aufgenommen und auch den Juristenfakultäten an den Universitäten das Recht, Urtel zu machen, eingeräumt worden war, verloren die alten Schöppenstühle das bisher von ihnen geübte Monopol rechtlicher Entscheidungen und verwandelten sich durch den Eintritt gelehrter, des römischen und kanonischen Rechts kundiger Juristen im Laufe des 16. Jahrhunderts allmählig in den Juristenfakultäten ganz gleich stehende Spruchkollegien. Am längsten bestand der leipziger Schöppenstuhl, welcher, 1420 gegründet, erst 1835 aufgehoben ward. Jetzt bestehen nur noch wenige.

Schöppenstädt, s. v. a. Scheppenstädt.

Schörl, s. v. a. Turmalin.

Schola (lat.), eigentlich Ruhe, Muße, wobei man seine Zeit auf das Studium der Wissenschaften und auf Beschäftigung der Kunst verwenden kann; daher auch die Beschäftigung mit den Künsten und Wissenschaften selbst, sowie der Ort, wo Lehrer und Lernende zusammenkommen, Unterrichtsanstalt, Schule; auch die Anhänger irgend eines Lehrers, daher s. v. a. Sekte.

Scholar (v. Griech.), Schüler, besonders Privatschüler.

Scholarch (v. Griech.), in manchen Gegenden der Direktor einer hohen Schule oder ein die Aufsicht über mehre Schulen führender Beamter, oft ein Geistlicher. Sein Amt heißt **Scholarchat**.

Scholastica (lat.), Lehrernonne.

Scholastica, Schwester des heiligen Benedikt, am Ende des 5. Jahrhunderts zu Nursia

geboren, wählte das Einsiedlerleben und soll selbst ein Kloster erbaut haben. Nach ihrem 542 erfolgten Tode wurde sie als Heilige verehrt, und ihre Ueberreste wurden 680 als Reliquien in ein Kloster zu Mans gebracht.

Scholastici vagantes (lat.), fahrende Schüler und Studenten.

Scholastik, s. *Scholastiker*.

Scholastiker (scholasticus), im Allgemeinen Jeder, der sich mit Lehren und Lernen beschäftigt, also überhaupt ein Mann der Schule; dann insbesondere ein Schulpedant oder Einer, den der Ueberfluß an Schule untauglich gemacht hat für das praktische Leben. Speciell aber heißen S. diejenigen Philosophen des Mittelalters, deren Philosophie man mit dem Ausdruck *Scholastik*, *Scholasticismus* bezeichnet. Diese Scholastik, die Schulweisheit des Mittelalters, war nicht bloß Philosophie, sondern ein Gemisch von Philosophie und Theologie, in welches auch noch andere Elemente (philologische, historische ꝛc.) aufgenommen waren. Die Theologie war indeß das vorherrschende Element, und zwar als positive, kirchliche Religionslehre. Den Namen S. oder scholastische Philosophie hat diese Art des philosophischen Denkens daher, weil sie aus den seit Karl dem Großen errichteten, für den Unterricht der Geistlichen bestimmten Schulen hervorgegangen war. Ueber den Zeitpunkt, von welchem man die Anfänge der Scholastik datiren soll, ist man nicht einig; doch dürften wohl die neuplatonisirenden Spekulationen des Joh. *Scotus Erigena* im 9. Jahrhundert als die früheste Erscheinung des scholastischen Philosophirens anzusehen seyn. Im 10. und in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts treffen wir nach den Leistungen des Erigena indeß nur wenige und unbedeutende Spuren von philosophischer Thätigkeit unter den christlichen Theologen des Abendlandes, und bemerkenswerth sind bloß *Gerbert*, Mönch zu Aurillac, der nachherige Papst Sylvester II. († 1003), der Kardinal *Petrus Damianus* († 1072), *Berengarius von Tours* († 1088) und *Lanfrank* († als Erzbischof von Canterbury 1089). Zu größerer Bedeutung erhob sich dagegen schon die Scholastik mit *Anselmus* von Aosta, Lanfranks Schüler und Nachfolger, der mit dem Glauben das Wissen suchte und, von Augustins Theologie ausgehend, durch seine Genugthuungslehre das kirchliche System abschloß und durch seinen Beweis für das Daseyn Gottes eine rationale Theologie gründete. Ein Zeitgenosse des Anselmus, *Roscellinus*, Kanonikus zu Compiegne, dessen Schriften verloren gegangen sind, scheint zuerst den Streit über die Bedeutung der allgemeinen Vorstellungen, welcher unter den S.n des ganzen Mittelalter sich hindurchzieht, herbeigeführt zu haben. Er behauptete nämlich: den Begriffen des Allgemeinen entspreche nichts wirklich Existirendes, sondern sie seyen nichts Anderes, als sprachliche Beziehungen, deren wir uns bedienten; die Eigenschaft dürfe, getrennt von dem Dinge, dem sie zukomme, mithin als abstrakte Vorstellung, nicht für etwas Reales und Erkennbares gelten. Die dem Roscelinus beistimmende Partei ward mit dem Namen der *Nominalisten* belegt, während diejenigen, welche nach dem Vorgang der Platoniker an der objektiven Realität der Universalien oder „universalen Substanzen" festhielten, *Realisten* hießen. Unter den philosophischen Theologen des 12. Jahrhunderts ragt besonders Peter *Abälard* hervor, der, vertrauter mit den Römern und unabhängiger von den Kirchenvätern, als je ein S., als äußerstes Ziel der scholastischen Forschung den Grundsatz aufstellte, daß nur das Eingesehene zu glauben sey. Er bemühte sich demnach, die kirchlichen Glaubenslehren und besonders das Dogma von der Trinität zu beleuchten und als Vernunftwahrheiten hinzustellen. Auch die Sittenlehre unternahm er wissenschaftlich zu bearbeiten, und seine Ethik ist der erste Versuch einer philosophischen Bestimmung der sittlichen Begriffe. Ein Schüler Abälards war *Petrus Lombardus* († 1164), der den meisten Einfluß auf die Bearbeitung der Dogmatik unter den spätern S.n erlangt hat. In seinem Buch „Sententiarum Libri IV" ist die ganze Kirchenlehre, aus den Kirchenvätern geschöpft, zusammengestellt, und zwar so, daß bei jedem Punkte zugleich die wichtigsten gegen denselben vorgebrachten Einwürfe kurz angegeben und widerlegt werden. Außer diesen beiden sind aus dieser Zeit zu erwähnen: Petrus Venerabilis, St. Bernhard, Hugo von S. Victor, Robert von Mellin, Richard, Allanus, Joh. von Salisbury. Hugo suchte Verständigung und Versöhnung zwischen der Scholastik und Mystik. Eine neue Periode für die scholastische Philosophie begann im 13. Jahrhundert in Folge der Bekanntschaft, welche die abendländischen Theologen, denen bis dahin nur die aristotelische Logik theilweise zugänglich gewesen war, nunmehr mit den übrigen Werken des Aristoteles machten. Die Araber Avicenna und Averroes waren es besonders, welche durch die Bearbeitung und durch Kommentare der aristotelischen Schriften Einfluß auf die christlichen Philosophen dieser Periode gewonnen. Der große Stagirite hieß den S.n nun vorzugsweise der „Philosoph", ja er galt als Vorläufer Christi und Repräsentant alles natürlichen Wissens, nach welchem die Wahrheit der Kirchenlehre zu erweisen und ihr systematischer Zusammenhang zu begründen sey. Hauptsitz der scholastischen Wissenschaft wurde Paris. Die Häupter unter den S.n dieses (des 13.) Jahrhunderts und überhaupt die vornehmsten Repräsentanten der aristotelischen Scholastik waren *Albert von Bollstädt* (*Albertus Magnus*), *Thomas von Aquino* und *Johannes Duns Scotus*. Zu hohem Ansehen gelangte auch *Bonaventura*, dem aber die Mystik mehr galt, als die Spekulation, und der dem Streben nach Erweckung frommer Gesinnungen die dialektische Behandlung der theologischen Probleme unterordnete. Außerdem sind zu erwähnen: Alexander von Hales, Vincentius Bellovacensis, Franz Mayronis, Raimund Lullus u. A. Bis in den Anfang des 14. Jahrhunderts hatte man sich bemüht, die Uebereinstimmung der Theologie und Philosophie zu beweisen; es beginnt nunmehr die Zeit, wo man auch einen offenen Blick für ihre Verschiedenheit gewinnt. Man sprach aus, daß etwas in der Theologie wahr, in der

Philosophie falsch seyn könne; man fing allmählig an, sich durch die scholastische Methode unbefriedigt zu erklären. Schon Wilhelm von Occam wußte die Unbedingtheit der Kirchenlehre nur dadurch zu retten, daß er durch eigenthümliche Erneuerung des Nominalismus die subjektive Bedingtheit aller menschlichen Erkenntniß behauptete. Es brach der alte Streit zwischen Realismus und Nominalismus von Neuem aus und wurde nun speciell zu einem Kampfe zwischen Thomisten (den Anhängern des Thomas von Aquino) und Scotisten (Anhängern des Scotus). Der Nominalismus siegte zwar; aber die Scholastik selbst, in Schulstreitigkeiten aufgelöst, verlor den religiösen Ernst und war eben so wenig im Stande, sich der neuen lebensvollen Gestaltung der Wissenschaften, wie sie am Ausgange des Mittelalters hervortrat, anzuschließen, als ihr das Gegengewicht zu halten. Ihre Zeit war abgelaufen und sie hatte ihre Bestimmung erfüllt. Als letzten S. pflegt man Gabriel Biel († 1495) zu nennen, der, ein Anhänger Occams und freisinniger Gegner des Papstthums, die hohe Schule zu Tübingen gründen half.

Scholien (v. Griech.), kurze Randbemerkungen, bald sprachlichen, bald sachlichen Inhalts, zu einem großen Theil der alten griechischen und römischen Schriftsteller, welche von alten Grammatikern (Scholiasten) herrühren und meist das Verständniß des Textes erleichtern, bisweilen aber auch denselben kritisch berichtigen sollen. Die Verfasser der noch vorhandenen S. sind meist unbekannt, die Form derselben läßt aber auf eine Abfassung in den späteren christlichen Jahrhunderten und in der byzantinischen Zeit schließen. In der neueren Zeit hat man auch diesen S. trotz ihrer Dürftigkeit größere Aufmerksamkeit zugewendet, so daß wir möglichst berichtigte und vollständige Texte der auf uns gekommenen derartigen Reste besitzen. Jetzt versteht man unter S. überhaupt Anmerkungen, die zur Erklärung eines Schriftstellers geschrieben werden.

Scholle, ein unförmliches, durch Zerbrechung entstandenes Stück, vom Eise und der Erde gebräuchlich; dann s. v. a. Grund und Boden.

Schollen (Pleuronectae, Seitenschwimmer, Plattfische), Fischfamilie aus der Ordnung der Kehlweichflosser, ausgezeichnet durch die elliptische, sehr zusammengedrückte, eigenthümlich unsymmetrische Körperform, indem zwar die Kiefer regelmäßig, aber die Schädelknochen so verdreht sind, daß beide Augenhöhlen auf eine, die rechte oder linke Seite des Körpers zu stehen kommen. Diese Seite heißt die Augenseite und ist immer die obere, indem sie gewölbter, von dunklerer Farbe als die meist weißliche untere und beim Schwimmen nach oben gewendet ist, so daß Rücken- und Bauchschneide in horizontaler Ebene liegen. Selbst die Brustflossen sind auf dieser Seite vollkommener ausgebildet, als auf der anderen, ebenso wie die manchmal vorkommenden rauhen Schuppenknoten. Die rauhen heißen Butten, die platten S.; diejenigen, deren Augen auf der linken Seite stehen, verkehrte, und die, deren Färbung auf beiden Seiten nicht so auffallend verschieden ist, doppelte. Die Schuppen sind in der Regel sehr klein, nur bei einer Art größer. Die Farbe ist meist braun, mit helleren oder dunkleren Flecken. Der senkrecht stehende Mund hat theils pflaster-, theils kegelförmige Zähne, weshalb die S. zu den Raubfischen gerechnet werden. Der Kopf ist klein, der breite, platte Rumpf sehr kurz, die Rücken- und Steißflossen sehr lang, den ganzen Rand einfassend, erstere oft schon auf dem Kopfe anfangend, Brust- und Bauchflossen aus einander gerissen u. auf verschiedenen Seiten stehend. Der Rumpf besteht wesentlich aus dem Schwanze, da die Eingeweidehöhle unmittelbar hinter dem Kopfe nur einen kleinen Raum einnimmt. Die S. haben keine Schwimmblase und liegen meist auf dem Schlamme oder Sande des Bodens, wobei sie die dunklere, die Augen zeigende Seite nach oben richten. Aufgestört richten sie den Körper vertikal und schießen eine Strecke pfeilschnell fort, gehen dann in langsame, wellenförmige Bewegung über und senken sich endlich wieder auf den Boden nieder. Alle Fische dieser Familie leben im Meere; einige kommen auch in die Mündungen großer Flüsse, und zwei von den europäischen Arten steigen selbst die Flüsse hinauf. Sie halten sich meist schaarenweise zusammen und haben in der Regel ein sehr wohlschmeckendes und gesundes Fleisch. Die meisten Arten finden sich in den gemäßigten Breiten. Die Gattung Scholle (Platessa) umfaßt Fische mit ovalem, fast rautenförmigem Körper, nicht ganz bis zur Schwanzflosse reichender Rücken- und Afterflosse, meist auf der rechten Seite stehenden Augen u. stumpfschneidenden Zähnen. Hierher gehören: die gemeine Scholle (Platteis, Goldbutt, *P. vulgaris Cuv., Pleuronectes platessa L.*), braun, mit runden rothen Flecken und 4—7 Höckern hinter den Augen, 1½, aber auch 12—15 Pfund schwer, mit sehr schmackhaftem Fleische, die häufigste Art in der Nordsee, auch in der Ostsee und im Mittelmeere; der Flunder oder Flinder (Theerbutt, *P. flesus Cuv.*), meist dunkelbraun, gelb oder schwärzlich gefleckt, mit 2 Reihen sternförmiger Höcker neben der schwach gebogenen Seitenlinie, 12—20 Zoll lang und 2—6 Pfund schwer, ebenfalls in der Nord- und Ostsee häufig, steigt auch die Themse hinauf und wird sowohl frisch, als geräuchert gegessen; die Kliesche (*P. limanda Cuv.*), nur 8—10 Zoll lang, rauh, wie eine Feile, ausgezeichnet durch Wohlgeschmack und Zartheit des Fleisches; auch in der Nord- und Ostsee, aber seltener. Die Gattung Steinbutt (Rhombus) unterscheidet sich von der vorigen durch hechelförmige, spitzige Zähne und meist auf der linken Seite stehende Augen. Hierher gehören: der Turbot oder der große Steinbutt (*R. maximus Cuv.*), an der Oberseite mit einzelnen, spitzen, großen Knochenschildern, ohne Schuppen, 3—4 Fuß groß, gewöhnlich 5—10 Pfund, manchmal aber weit schwerer (es sollen welche von 75, ja von 190 Pfund gefangen worden seyn), sehr schmackhaft und schon bei den Römern ein sehr geschätzter Fisch, in der Nord- und Ostsee und im Mittelmeere; der Glattbutt (*R. vulgaris Cuv., Pleuronectes rhombus L.*), braun, gelblich gefleckt, ganz glatt, in der Nord- und Ostsee häufig, auch in die Elbe kommend,

weniger schmackhaft. Zur Gattung Heiligbutt (Pferdezunge, Hippoglossus), charakterisirt durch den länglichen Körper mit die Schwanzflosse nicht erreichender Rücken- und Afterflosse, die rechts stehenden Augen und die spitzigen Zähne in beiden Kiefern, gehört die gemeine Pferdezunge (H. vulgaris *Cuv.*, Pleuconeetes hippoglossus *L.*), bräunlich, mit glattem schleimigen Körper und ausgeschnittener Schwanzflosse, 4—7, aber auch manchmal 300 Pfund schwer und 6—7, ja 12 Fuß lang, die größte Schollenart, in den nordischen Meeren, schmackhaft. Aus der Gattung Zunge (Solea), mit bis zur Schwanzflosse reichender Rücken- und Afterflosse, rechts stehenden Augen und zungenförmigem Körper, ist die gemeine Seezunge (S. vulgaels *Cuv.*, Pleuronectes solea *L.*), olivenbraun, schwarz gefleckt, mit rauhen Schuppen, 12—14 Zoll lang und 6—8 Pfund schwer, in allen europäischen Meeren häufig und in Menge zu Markt gebracht, zu erwähnen.

Scholz, Johann Martin Augustin, Kritiker des neutestamentlichen Textes, geboren am 8. Februar 1794 zu Kapsdorf bei Breslau, studirte seit 1812 daselbst Theologie und Philologie und wandte sich dann besonders der kritischen Bearbeitung des Neuen Testaments zu. Zu dem Zweck benutzte er nicht nur 1815 die wiener Bibliotheken, sondern machte auch 1817—19 Reisen nach Paris und London, durch die Schweiz und Italien. Einem Rufe nach Bonn als außerordentlicher Professor der Theologie folgte er vor der Hand noch nicht, weil er beabsichtigte, an der Gesellschaft Theil zu nehmen, welche unter der Leitung des Generals von Minutoli sich die Erforschung Aegyptens und der benachbarten Gegenden vorgesetzt hatte. Wenn auch in Folge einer Mißhelligkeit der Betheiligten das Unternehmen nicht zum gewünschten Erfolge führte, so erreichte S. doch wenigstens so viel dabei, daß er am 5. Januar 1821 von Kairo aus Palästina und Syrien besuchen konnte. Vier Monate lang brachte er dort zu und kehrte alsdann über Triest nach Breslau zurück, wo er im Oktober 1821 zum Priester geweiht wurde. In Bonn, wo er jetzt sein Lehramt antrat und 1823 zum ordentlichen Professor ernannt wurde, widmete er sich wieder der kritischen Bearbeitung des neutestamentlichen Textes. Er † 1853. Außer den Fortsetzungen etlicher Werke von Dereser und Brentano schrieb er: „Reise in die Gegend zwischen Alessandrien und Parätonium, die libysche Wüste, Siwa, Aegypten, Palästina und Syrien in den Jahren 1820 und 1821" (Leipzig und Sorau 1822); „Novum testamentum graece" (Leipz. 1830—35, 2 Bde.); „Handbuch der biblischen Archäologie" (Bonn 1834).

Schomberg, Friedrich Hermann von, berühmter Heerführer des 17. Jahrhunderts, geboren in Heidelberg 1616, diente zuerst im Heere des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien, dann unter dessen Sohn Wilhelm und trat 1650 in französische Dienste. Von Ludwig XIV. 1661 nach Portugal gesandt, nöthigte er hier durch seine Siege Spanien 1668 zum Frieden und zur Anerkennung des Hauses Braganza. Nachdem er nicht minder glücklich 1672 in Katalonien gefochten, erhielt er, obwohl Protestant, den Marschallsstab. Beim niederländischen Feldzug 1676 entsetzte er Mastricht. Bei Aufhebung des Edikts von Nantes (1685) verließ er Frankreich und trat in brandenburgische Dienste. Obwohl er hier zum Gouverneur in Preußen, zum Generalissimus des Heeres, sowie zum Staatsminister ernannt ward, trat er später doch in portugiesische Dienste, in welchen er zum Grafen von Mertola u. Granden ernannt wurde, zuletzt aber wieder in holländische u. begleitete den Prinzen Wilhelm von Oranien bei seiner Expedition nach England, sowie 1689 nach Irland, wo der Prätendent eine Landung versucht hatte. Nachdem er den 20. Juli 1690 an der Spitze seiner Reiterei über den Boyne gegangen, schlug er die weit überlegene feindliche Reiterei, ward aber schwer verwundet und bezahlte diesen Sieg mit dem Leben.

Schomburgk, 1) Sir Robert Hermann, berühmter Reisender, geboren den 5. Juni 1804 zu Freiburg an der Unstrut, wo sein Vater Prediger war, erlernte die Handlung in Naumburg und wanderte dann nach Nordamerika aus, wo er als Theilnehmer bei einer Tabaksfabrik in Virginien eintrat. Nachdem das Geschäft wieder eingegangen, begab er sich nach mancherlei Schicksalen 1830 fast mittellos nach Westindien, wo er am gelben Fieber erkrankte und seine Rettung nur der Pflege, die ihm von einigen Eingeborenen zu Theil ward, verdankte. In verschiedenen Stellungen hielt er sich längere Zeit auf Anegada auf. Durch eigene Wißbegier getrieben und aufgemuntert durch den englischen Gouverneur, durchforschte er diese kleine Insel in allen Beziehungen und legte seine Arbeit der londoner geographischen Gesellschaft vor. Sein Fleiß verschaffte ihm einflußreiche Gönner in England, die ihn 1834 zu einer wissenschaftlichen Expedition nach Britisch-Guyana mit den nöthigen Mitteln ausrüsteten. S. machte große Entdeckungsreisen in das Innere jenes Landes und kehrte nach 4 Jahren im Juni 1839 nach Georgetown und von dort nach Europa zurück. Die Resultate seiner Forschungen legte er in der „Description of British Guiana, geographical and statistical" (London 1840; deutsch von Otto S., Magdeburg 1841), in dem Prachtwerke „Views in the interior of Guiana" (London 1840) und in Berichten an die geographische Gesellschaft in London nieder, die von seinem Bruder Otto unter dem Titel „Reisen in Guyana und am Orinoco 1835—39" (Lpz. 1841) deutsch herausgegeben wurden. Die von ihm gemachten zoologischen und botanischen Sammlungen boten eine große Anzahl neuer Formen dar, unter andern die herrliche Victoria und Elisabetha regia. Auch den Hauptzweck des Unternehmens, die astronomische Verbindung des Litorals des britischen Guyana mit den östlichen, von Humboldt bestimmten Punkten des Oberorinoco, erreichte S. so genügend, daß er 1840 von der britischen Regierung an die Spitze einer Kommission gestellt ward, welche die Grenzen zwischen Guyana und Brasilien vermessen und zugleich noch fernere geographische und ethnographische Untersuchungen vornehmen sollte. Er schiffte sich daher den 19. Dec. 1840 abermals nach Südamerika ein und landete den 22. Jan.

1841 in Georgetown. Nachdem er über 3 Jahre mit der höchst mühsamen Grenzregulirung zugebracht und hierbei das ganze Land von den Mündungen des Orinoco und Essequibo bis in die Gebirge des Innern von Neuem bereist hatte, traf er im Juni 1844 wieder in England ein. Zur Anerkennung seiner Verdienste ward er von der Königin zum Ritter geschlagen, erhielt eine Anstellung im Staatsdienst und wurde in Angelegenheiten der britischen Kolonien vielfach zu Rathe gezogen. Unter Benutzung früher gesammelter Materialien verfaßte er damals eine „History of Barbadoes“ (London 1847). Im August 1848 zum britischen Konsul und Geschäftsträger bei der Republik Hayti ernannt, schloß er hier im Mai 1850 einen für England vortheilhaften Handelsvertrag ab u. vermittelte den Frieden mit dem Kaiser Soulouque. Interessante Berichte über die geographischen und physikalischen Verhältnisse der Insel Hayti hat er der londoner geographischen Gesellschaft abgestattet.

2) Otto, Bruder des Vorigen, geboren den 28. Aug. 1810 zu Voigtstädt, widmete sich in Halle erst theologischen, dann naturwissenschaftlichen Studien und erlitt wegen Betheiligung an der Burschenschaft eine mehrjährige Haft in der Citadelle von Magdeburg, aus der er erst durch die vom König Friedrich Wilhelm IV. bei seiner Thronbesteigung verkündigte Amnestie befreit ward. Seit 1846 gab er mit Froriep die Zeitschrift „Fortschritte der Geographie und Naturwissenschaft“ heraus, wanderte aber 1849 nach Australien aus, von wo er 1853 an die londoner geographische Gesellschaft interessante, im Journal derselben enthaltene meteorologische Beobachtungen über Australien einsandte. Er † als Geistlicher zu Buchsfelde in Südaustralien den 16. August 1857.

3) Moritz Richard, Bruder der Vorigen, in dessen Begleitung er 1840 auf Kosten des Königs von Preußen die Reise nach Guyana mitmachte, deren Beschreibung: „Reisen in Britisch-Guyana in den Jahren 1842—44“ (Leipzig 1847—48, 3 Bde.) werthvolle Notizen über die Flora und Fauna jenes Landes enthält. Seine reichhaltigen botanischen, zoologischen, geologischen und ethnographischen Sammlungen brachte er nur zum Theil glücklich nach Europa. Im Jahre 1849 siedelte auch er nach Australien über.

Schonen (schwed. Skåne), schwedische Provinz, bildet den südlichen Theil von Gothland, zwischen dem Sund, der Ostsee, Halland, Smaland und Blekingen, zerfällt in die 2 Läns Malmö (84 □M. mit 240,000 Einw.) und Christianstad (114¼ □M. mit 180,000 Einw.) und ist die schönste und fruchtbarste Provinz Schwedens. Die Luft ist zwar dick, feucht und nebelig, aber gesund. Der südliche Theil ist ebener, als der nördliche. Der einzige Berg Römneklint, nur 450 Fuß hoch, ist das letzte Glied der großen Centralkette, die mit dem Vorgebirge Kullen ins Meer taucht. Im Norden zieht sich ein Hügelrücken her, der große Nadelwälder trägt. Unter den unbedeutenden Gewässern sind im Süden die Westra Wram und die Käflinge Aa, im Norden die Rönne Au und die Helge Aa zu nennen, von denen die erstere dem Kattegat, die letztere dem baltischen Meere zueilt. Eine eisenhaltige Heilquelle ist die von Ramlosa. S., besonders Malmö und die Umgegend von Lund, ist die Kornkammer von Schweden. Man baut Roggen, Weizen, Kartoffeln, Hülsenfrüchte, treffliche Gartengewächse, Hanf, Flachs, gutes Obst. Ein großer Theil des Bodens ist im Besitz des reichen Adels, und die Bauern sind bei der übermäßigen Zertheilung der großen Hufen und der beschwerlichen Frohndienste hier ärmer, als im nördlichen Schweden. S. ist die holzärmste Provinz des Königreichs. Die Viehzucht ist trefflich; Pferde und Schafe (die schottische Race) sind besser, als im übrigen Schweden. Auch Schweine, Ziegen und Federvieh, besonders Gänse, sind in Menge vorhanden. Der Lachs- und Seefischfang ist nicht unbedeutend. In Höganäs ist ein ergiebiges Steinkohlenlager. Die Bewohner von S. zeichnen sich durch eine eigene Mundart, sowie durch althergebrachte Sitten vor den übrigen Schweden aus. Nur in den Städten wird einige Industrie, sonst überall Landwirthschaft getrieben. Eine bedeutende Erwerbsquelle bildet aber die Branntweinbrennerei. Nur in Nord-Schonen wird viel gesponnen und Wollenzeuch gewebt. Das Mineralreich liefert Bleierze bei Cumbrisham, Marmor und Alaun. Malmöhus-Län zählt 7 Städte, einen Marktflecken u. 4473 Höfe; Christianstad-Län 3 Städte, einen Marktflecken u. 3118 Höfe. Die bedeutendste Stadt ist Malmö; außerdem sind Lund und Helsingborg zu bemerken. S. gehörte vormals den dänischen Königen, war dann lange Zankapfel zwischen Dänemark u. Schweden, bis es durch den Frieden von Roeskilde 1658 definitiv an letzteres abgetreten ward. Spätere Einfälle der Dänen, zuletzt 1709, mißlangen, und im Frieden von 1720 blieb es bei Schweden. Von dieser Provinz führt der Kronprinz von Schweden den Titel eines Herzogs von S.

Schongau, Stadt- und Landgerichtssitz in der bayerischen Provinz Oberbayern, am Lech, hat Mauern, 4 Thore, ein Schloß, 3 Kirchen, ein Rathhaus, mehre Krankenhäuser, ein Rentamt, einen Magistrat dritter Klasse, eine Salzniederlage, Wachsbleicherei, Tuchmanufaktur, starke Rothgerberei, Fabrikation musikalischer Instrumente und 1500 Einw.

Schonung, Anpflanzung von jungem Holze in Forsten.

Schoolcraft, Henry Rowe, amerikanischer Reisender und Ethnograph, geboren den 23. März 1793 in Guilderland bei Albany, schiffte sich 1818 auf dem Alleghanyflusse ein, um das Mississippithal zu erforschen, und beschrieb diese Expedition in den „Scenes and adventures in the Semi-Alpine region of the Ozark Mountains of Missouri and Arkansas“ (neue Aufl., London 1853). Im Jahre 1819 zum Agenten bei den Indianern am oberen See ernannt, ward er dem General Cass beigegeben, um den jetzigen Staat Minnesota zu erforschen. Durch seine Verheirathung mit einer Enkelin des früheren Beherrschers der Chippewanation gewann er das volle Vertrauen der Indianer, die ihn als einen der Ihrigen betrachteten und ihn so in den Stand setzten, die indianische Race nach Sitten und Ge-

bräuchen, Sprache und Religion genauer als irgend Jemand vor ihm zu studiren. Das Hauptwerk, worin er die Resultate seiner hierauf gerichteten Studien niederlegte, ist die auf Kosten der Regierung herausgegebene „Information respecting the history, condition and prospects of the Indian tribes of the United States of America" (Philadelphia 1851—53, 3 Bde.). Einzelne Beobachtungen kleidete er auch in die novellistische Form.

Schooner (v. Engl.), dem Kutter ähnliches, schmales, langes und tief liegendes Schiff, welches, mit leichter, zweimastiger Takelage versehen, schnell und dicht am Winde zu segeln vermag. Der Fockmast führt ein Gaffelsegel und der große Mast ein Giekfegel; an beiden sind außerdem kleine Topp- und Bramsegel und einige Stagsegel, vor dem Fockmaste aber eine Breefocke und einige dreieckige Segel auf dem Bugspriet, zu denen noch kleine Rahsegel über den ersteren an beiden Masten kommen, um bei leichtem Winde den Gang des Schiffes zu befördern. Die vorzüglichsten Segler dieser Art sind die sogenannten Fruchtjäger, die zur Ueberführung der Südfrüchte von Smyrna, Messina und den Azoren benutzt werden. Kriegsschooner führen 10 und mehr Geschütze, auch wohl einen in der Mitte liegenden, nach allen Seiten drehbaren Achtundvierzigpfünder.

Schoonhoven, befestigte Stadt in der niederländischen Provinz Südholland, Bezirk Rotterdam, in sumpfiger Lage, rechts am Zusammenfluß der Vlist und Leck, mit Lachsfang, Silberwaaren-, Tabakspfeifen- und Kupfergeschirrfabrikation und 2500 Einw.

Schoorel, s. Schoreel.

Schopenhauer, 1) Johanna, bekannte deutsche Romanschriftstellerin, geboren im Juli 1770 zu Danzig, Tochter des Senators Trosina, erhielt eine vortreffliche Erziehung und wurde, kaum der Kindheit entwachsen, an den Bankier S. verheirathet. Mit diesem unternahm sie eine Reise durch Frankreich, England, Holland und Deutschland und ließ sich, als Danzig von den Preußen besetzt wurde, 1793 in Hamburg nieder. Im Jahre 1803 unternahmen beide Ehegatten abermals eine größere Reise durch Holland, Frankreich, England, Schottland und Deutschland, von der sie erst nach 3 Jahren zurückkehrten. Nachdem Johanna den Gatten durch den Tod verloren, wandte sie sich 1806 nach Weimar, wo sich bald ein geselliger Kreis um sie bildete, in dem auch Göthe manchmal erschien. Von 1832 bis 1837 lebte sie in Bonn, dann in Jena, wo sie den 18. April 1838 †. Von ihren Schriften, die durch feine Beobachtung und leichte, anziehende Darstellung den Beifall der Lesewelt fanden, sind zu nennen: „Fernows Leben" (Tübingen 1810); „Reise durch England und Schottland" (Rudolstadt 1813, 3. Aufl., Leipzig 1826); „Novellen" (Rudolstadt 1816); „Reise durch das südliche Frankreich bis Chamouny" (Leipzig 1817, 2 Bde., 2. Aufl. 1824); „Ausflucht an den Rhein" (das. 1818); „Johann van Eyck und seine Nachfolger" (Frankfurt a. M. 1822, 2 Bde.); die Romane: „Gabriele" (Leipzig 1819—20, 3 Bde., 2. Aufl. 1826); „Die Tante" (Frankfurt 1823, 2 Bde.); „Sidonia" (Leipzig 1828, 3 Thle.). Ihre „Sämmtlichen Schriften" erschienen Leipzig und Frankfurt 1830—31, 24 Bde., ihr literarischer „Nachlaß" Braunschweig 1839, 2 Bde. Ihre Tochter, Adele S., bewies sich in „Haus-, Wald- und Feldmärchen" (Leipzig 1844, 2 Bde.) und in dem Roman „Anna" (das. 1845, 2 Bde.) als gewandte Erzählerin. Sie † den 25. August 1849 in Bonn.

2) Arthur, deutscher Philosoph, Sohn von Johanna S., geboren am 22. Februar 1788 zu Danzig, studirte von 1809 bis 1813 in Göttingen und Berlin unter G. E. Schulze, Fichte 2c. und promovirte auf letzterer Universität 1813 mit der Abhandlung „Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde" (Rudolstadt 1813; 2. Aufl., Frankfurt 1847). Nachdem er den Winter 1813—14 zu Weimar in Göthe's vertrauterem Umgange zugebracht hatte, zog er nach Dresden, wo er bis Ende 1818, unter Benutzung der dortigen Bibliothek und Kunstsammlungen, privatisirte. Hier verfaßte er die Schrift „Ueber das Sehen und die Farben" (Leipzig 1816; lat. bearbeitet in Radius' „Scriptores ophthalmologici minores", Thl. 3, das. 1830) und sein Hauptwerk, „Die Welt als Wille u. Vorstellung" (Leipzig 1819, 2. Aufl., Frankfurt a. M. 1844, 2 Bde.). Im Herbst 1818 besuchte er Rom und Neapel und habilitirte sich nach seiner Rückkehr als Privatdocent bei der Universität Berlin, las jedoch nur das erste Semester, besuchte 1822 nochmals Italien, wo er bis 1825 blieb, und lebte seitdem meist in Berlin und seit 1831 in Frankfurt a. M., den Musen und insbesondere der Ausbildung seines philosophischen Systems sich widmend. Er schrieb hier noch „Ueber den Willen in der Natur" (Frankfurt 1836) und die Preisabhandlungen „Ueber die Freiheit des Willens" und „Ueber das Fundament der Moral" (gedruckt unter dem Titel „Die beiden Grundprobleme der Ethik", Frankfurt 1841), als Ergänzungen zu seinem Hauptwerke, und „Parerga und Paralipomena" (Berlin 1851, 2 Bde.), Abhandlungen vermischten Inhalts. S.s philosophische Schriften zeichnen sich in formeller Hinsicht durch treffliche, eigenthümlich faßliche und anschauliche Darstellung aus. Es wird darin die paradore Ansicht entwickelt, daß alle Dinge von außen Vorstellung, von innen Wille sind, nämlich ein blinder Wille zum Leben oder zur Existenz, der, obwohl in den verschiedenen Einzelwesen als ein verschiedener hervortretend, im Wesentlichen doch nur einer u. derselbe sey. Die Vernunft oder der Intellekt wird dabei zu einer bloßen vorübergehenden Erscheinung am blinden Willen herabgesetzt, daher S.s System als gerader Gegensatz aller der Systeme erscheint, welche, wie die Fichte's, Schellings und Hegels, von der absoluten Vernunft, dem Bewußtseyn und dem Gedanken als Basis ausgehen. Wird der Intellekt momentan von den Interessen des Willens befreit, so ergibt sich daraus der ästhetische Standpunkt der Anschauung der platonischen Ideen. S.s Philosophie ward zwar, als der philosophischen Schulrichtung des Zeitgeistes kühn widerstrebend, anfangs von den Schulphilosophen ignorirt, hat aber dadurch nichts an ihrer Bedeu-

...ung verloren. Vgl. Frauenstädt, Briefe über die schopenhauersche Philosophie, Leipzig 1854.

Schopfheim, Stadt und Amtsort im badischen Oberrheinkreis, an der Wiese, mit lateinischer Schule, Drahtzieherei, Bleichen, Ketten- und Ringelschmieden (mit eigener Zunft) und 1400 Einw. Dabei der Schopfheimer- (Eichener) See.

Schoppe, Amalie Emma Sophie, Romanschriftstellerin und Verfasserin vieler Jugendschriften, geboren am 9. Oktober 1791 auf der Insel Femern als die Tochter des später im Holsteinischen angestellten Arztes Weise, erhielt, da sie ihren Vater durch den Tod früh verlor, wenig Erziehung, bis sie durch die zweite Verheirathung ihrer Mutter mit einem begüterten Manne nach Hamburg und hier unter treffliche Leitung kam. Von Homer, Calderon, Tasso und Shakespeare mächtig angezogen und in eine neue Welt eingeführt, interessirte sie sich zugleich aufs Lebhafteste für Geschichte, Naturgeschichte und Physik. Da sie gegen alle weiblichen Arbeiten eine große Abneigung an den Tag legte, faßte ihr Stiefvater den Plan, sie Medicin und vorzüglich Accouchement studiren zu lassen. Auch erfaßte sie dieses Studium anfangs mit aller Energie; als sie aber inne wurde, daß sie auf diese Weise in eine zwitterhafte Stellung gerathen müßte, wies sie die ihr zugedachte Beschäftigung entschieden von sich. Später legte sie ein Erziehungsinstitut für Töchter an. Die 1811 mit Schoppe, Doktor der Rechte in Hamburg, eingegangene Ehe war nicht glücklich und wurde durch den baldigen Tod des Gatten gelöst. Sie lebte seitdem zurückgezogen in der Nähe von Hamburg, schriftstellerischen Arbeiten sich widmend. Von ihren Schriften haben namentlich die für die Jugend bestimmten beim Publikum Beifall gefunden. Mehre ihrer Novellen erschienen unter dem Titel „Gesammelte Erzählungen und Novellen" (Leipz. 1828—36, 3 Bde.). Mehre ihrer Gedichte fanden in J. Kerners „Poetischem Almanach" und „Dichterwald", sowie im „Morgenblatt" Aufnahme. Interessant sind besonders die „Erinnerungen aus meinem Leben" (Altona 1838, 2 Bde.). Auch schrieb sie ein Buch über den „Bürgerlichen Haushalt" (Jena 1844).

Schoppen, Flüssigkeitsmaß im südlichen Deutschland und der Schweiz, im Allgemeinen der halben Weinflasche entsprechend und gewöhnlich $^{1}/_{4}$ Maß haltend, aber, wie letzteres, von verschiedenem Volumen; daher auch s. v. a. Quart.

Schoreel (Schorel, Schoorel), Jan van, trefflicher niederländischer Maler, geboren 1495 zu Schoorl bei Alkmar, ward als frühverwaister Knabe von Willem Cornelis in Haarlem unterrichtet und machte in kurzer Zeit solche Fortschritte, daß er den Neid und Argwohn seines Lehrers, der von ihm verdunkelt zu werden fürchtete, erregte. Als er 1512 die Lehrjahre überstanden, ging er zu Jakob Cornelis nach Amsterdam, einem der berühmtesten Meister seiner Zeit, dessen Tochter er lieb gewann. Gleichwohl immer nach Höherem strebend, begab er sich zu dem berühmten Mabuse nach Utrecht. Wohlwollend aufgenommen, fühlte er sich doch bald durch das wüste Leben des Meisters abgestoßen und setzte seinen Wanderstab weiter. Er wendete sich nach Köln, dann nach Speyer, nach Straßburg u. mehren anderen Städten u. suchte überall bei den berühmtesten Meistern Zutritt zu erhalten u. von ihnen zu lernen. Sein Talent öffnete ihm alle Werkstätten, und die ersten Meister beeiferten sich, ihn zum Gehülfen zu haben. Albrecht Dürers großer Name bewog ihn endlich, auch nach Nürnberg zu ziehen. Dürer nahm den jungen Künstler mit Freuden in seine Werkstatt und in sein Haus auf; allein Streitigkeiten über Religionsmeinungen bewogen ihn, den Meister zu verlassen und nach Kärnthen zu ziehen. Hier fand er an einem reichen Adeligen einen warmen Kunstfreund, in dessen Schlosse er Vieles malte. S.s Liebenswürdigkeit machte auf die Tochter seines Gönners einen solchen Eindruck, daß der Vater dem jungen Maler die Hand derselben anbot. Aber aus Liebe zu Jak. Cornelis' Tochter schlug er sie aus und zog nach Venedig, wo er sich einer Wallfahrtsgesellschaft nach Jerusalem anschloß. Er zeichnete hier Vieles nach der Natur, die Ufer des Jordans, Ansichten der Stadt Jerusalem von verschiedenen Seiten, das heilige Grab und sonstige merkwürdige Lokalitäten. Im Jahre 1520 kehrte er aus dem heiligen Lande nach Venedig zurück, besuchte von da aus noch die bedeutendsten Städte Italiens und kam endlich auch nach Rom, wo er die Werke der berühmtesten Meister der römischen Schule, besonders des Raphael studirte. Hadrian VI., der 1522 den päpstlichen Stuhl bestieg, überhäufte den Landsmann mit vielen Beweisen seiner Huld und übertrug ihm die Aufsicht über das Belvedere. Nach dessen Tode verließ S. Rom, um in die Heimath zurückzukehren. Sein Weg führte ihn nach Frankreich, wo Franz I. dem berühmten Künstler die vortheilhaftesten u. glänzendsten Anerbietungen machte, um ihn für seine Dienste zu gewinnen. Doch S. ging nicht darauf ein u. eilte der Heimath zu, um die Geliebte zu erringen. Da sie ihm aber nicht treu geblieben war, beschloß er, fortan nur der Kunst zu leben. Er fand einen Gönner an dem Herrn von Lockhorst, Dechanten des Münsters in Utrecht, und malte für denselben unter andern trefflichen Stücken den Einzug Christi in Jerusalem. Unruhen, die mit den Greueln eines Bürgerkrieges drohten, bewogen S., nach einigen Jahren Utrecht zu verlassen. Er fand in Haarlem bei dem Komthur des Johanniterordens, Simon Saen, gute Aufnahme. Von vielen Seiten um Aufnahme von Schülern angegangen, richtete er sich hier eine Werkstätte ein. Aus dieser gingen von nun an seine bedeutendsten Schöpfungen hervor, unter andern eine sehr berühmte Kreuzigung für den Hochaltar der alten Kirche in Amsterdam, die später von den Bilderstürmern vernichtet wurde. Um 1536 wurde S. nach Utrecht berufen, um die vier Flügelthüren des Hauptaltars der dortigen Marienkirche mit Malereien zu zieren. Auf einer derselben malte er die heilige Jungfrau mit dem Kinde und Joseph; auf einer andern den Kaiser Heinrich selbst im vollen Ornate, knieend zu den Füßen seines ehemaligen Lehrers, des Bischofs Konrad von Utrecht. Die Vortrefflichkeit dieser beiden Gemälde bewog den König Philipp II. von Spanien, sie 1549 der Kirche abzukaufen und

mit sich nach Spanien zu führen. Körperliche Uebel mancherlei Art trübten das spätere Alter des edlen Meisters und machten ihn vor der Zeit zum Greise. Er † den 6. December 1569. Es finden sich von ihm nur noch wenig beglaubigte Werke vor, da zur Zeit der Bilderstürmerei die meisten zu Grunde gingen. Man schreibt ihm zwar mehre in den Museen zu Brüssel und Amsterdam befindliche Werke zu, doch stimmen sie mit den ächten Werken des Meisters nicht überein. Im Museum zu Brüssel ist ein Flügelbild S.s, welches die Anbetung der Könige vorstellt, u. in der Gallerie zu Amsterdam ein Bild der Magdalena, neben einer emblematischen Darstellung. Die angeblichen Bilder von S. in der Pinakothek zu München sind ebenfalls unächt und gehören einem unbekannten kölner Meister an; darunter auch das berühmte Bild des Todes der Maria. S.s berühmteste Schüler sind Martin Heemskerk und Antonius Moro.

Schorf, s. v. a. Grind.

Schorn, 1) Johann Karl Ludwig, ausgezeichneter Kunstkenner, geboren den 9. Juni 1793 zu Kastell in Franken, studirte Theologie, trieb aber daneben eifrig Malerei und Kunstgeschichte, bis er sich der letzteren endlich ganz zuwandte. Zu München, wohin er sich 1816 begab, schrieb er sein Werk „Ueber die Studien der griechischen Künstler" (Heidelberg 1818), welches nicht sowohl wegen des Princips, daß die Nachahmung der Natur die eigentliche Aufgabe der Kunst sey, als wegen einzelner geistvoller Bemerkungen verdienten Beifall fand. Nachdem er 1819 auf einige Zeit nach Dresden gegangen war, begab er sich nach Stuttgart und übernahm hier 1820 die Redaktion des „Kunstblattes", welches durch ihn einen neuen Aufschwung erhielt und dessen oberste Leitung er seitdem trotz mannichfacher Ortsveränderungen in den Händen behielt. In den Jahren 1822—23 unternahm er eine Reise nach Italien und Frankreich und ward 1826 als Professor der Kunstgeschichte und Aesthetik an die Akademie und Universität nach München berufen, folgte aber diesem Rufe erst, nachdem er eine Kunstreise nach England und den Niederlanden vollendet hatte. Im Jahre 1833 wurde er an die Stelle des Hofraths H. Meyer nach Weimar berufen, wo er zur Reorganisation der Kunstschule auf das Thätigste mitwirkte, die großherzoglichen Kunstsammlungen neu ordnete, wie schon früher in München, bei Hofe Vorlesungen hielt und die Malereien im neuen Schloßflügel leitete. Vom Großherzog 1839 in den Adelsstand erhoben, † er den 17. Februar 1842. Außer der oben erwähnten Schrift verfaßte er „Beschreibung der münchener Glyptothek" (München 1830); die mit berichtigenden Anmerkungen versehene Uebersetzung von Vasari's „Leben der ausgezeichnetsten Maler, Bildhauer und Baumeister" (Stuttgart 1832—1847, fortgesetzt von E. Forster); „Umriß einer Theorie der bildenden Künste" (das. 1835); „Ueber altdeutsche Skulptur" (Erfurt 1839). Außerdem finden sich von ihm noch viele kleine Arbeiten im „Kunstblatte", in den „Schriften" der münchener Akademie, deren Mitglied er war, sowie in den „Annalen" des archäologischen Instituts. Auch setzte er H. W. Tischbeins und Ch. G. Heine's Homer nach Antiken (Stuttg. o. J.) vom 7.—9. Hefte fort.

2) Karl, namhafter Historien- und Genremaler, Neffe des Vorigen, geboren 1803 zu Düsseldorf, besuchte erst die düsseldorfer Akademie, dann von 1824—27 zu Paris die Ateliers von Gros und Ingres und später München, wo er die Kartons zu den Seitenfenstern im Dome zu Regensburg lieferte, welche die Weissagung Simeons im Tempel und die Verkündigung Mariä vorstellen. Im Jahre 1832 begab er sich nach Berlin, wo er sich unter den Schülern Wachs bald durch entschiedene Anlage zu charaktervoller Auffassung und ungewöhnlichen Sinn für Farbe auszeichnete. Unter seinen in Berlin vollendeten Bildern sind besonders Pygmalion, Maria Stuart und Rizzio, Karl V. im Kloster St. Just, Papst Paul III., wie er sich das von Cranach gemalte Bildniß Luthers vorzeigen läßt, und einige Genrebilder hervorzuheben. Sein Hauptwerk ist aber sein großes Bild: Cromwell, vor der Schlacht bei Dunbar seinen Generälen die Bibel auslegend, jetzt im Stadtmuseum zu Königsberg, 1842 von K. Fischer für den Kunstverein zu Königsberg lithographirt. Ein anderes großes Werk S.s stellt das Verhör der Wiedertäufer nach der Einnahme von Münster vor dem Bischofe dar. Im Februar 1847 erhielt S. zu München die Stelle eines Professors der bildenden Künste, † jedoch schon am 7. Oktober 1850. Sein letztes Gemälde, das er im Auftrag des Königs Ludwig von Bayern begonnen, die Sündfluth, blieb unvollendet.

Schorndorf, Oberamtsstadt im würtembergischen Jaxtkreis, an der Rems, mit Resten ehemaliger Befestigung, Forst-, Kameral- und Postamt, Schloß, lateinischer u. Realschule, Hospital und Tabaksfabrikation, Teppich- und Tuchwebereien, Leinwandbleiche und 3820 Einw.

Schornstein, Kanal, durch welchen der Rauch aus Küchen, Kaminen und anderen Feuerungsstätten durch das Dach des Gebäudes fortgeführt wird. Der Querschnitt desselben kann von verschiedener Form seyn, muß aber mit jenem des Feuerraumes innerhalb gewisser Verhältnisse bleiben und sowohl oben, als unten mit der äußeren Luft kommuniciren. Die Luftsäule, welche das Innere der Esse einnimmt, wird von einer äußeren Säule desselben Umfangs im Gleichgewichte erhalten, ein Zustand, der aber von demselben Augenblicke an aufhört, wo das Feuer auf die innere erwärmend einwirkt, diese ausdehnt und specifisch leichter macht. Das Gleichgewicht ist gestört, die äußere Luft sucht in den Raum, welchen die nunmehr aufsteigende innere verläßt, nachzufallen, dort angekommen, sich ebenfalls zu erwärmen, einer neuen Quantität kalter Luft Platz zu machen rc.; es wird mit einem Worte ein Luftzug entstehen, welcher so lange dauert, als die Verbrennung. Das Uebergewicht der äußeren Luft wächst und fällt mit der Höhe der Esse und der Temperatur in derselben. Gewöhnlich mauert man S.e von gebrannten Ziegelsteinen; die von Holzwerk und mit Lehm ausgeklebten sind feuergefährlich. Um die Wärme nicht zu schnell entweichen zu lassen, und um das Feuer zu dämpfen, wenn die Esse brennt, bringt

man Feuerklappen darin an. Von den bis jetzt üblich gewesenen vierseitigen S.en, in denen sich eine bedeutende Menge Glanzruß ansetzt, welcher sich leicht entzündet, verdienen die aus gebrannten Ziegeln gebauten runden russischen den Vorzug, indem sich darin bloß Flugasche und Staubruß ansetzt. Doch müssen diese vollständig ausgetrocknet seyn und im Innern eine wo möglich ganz glatte Oberfläche, sowie in der Wand eine Stärke von wenigstens 6 Zoll haben, damit die zu schnelle Abkühlung von außen und dadurch das zu frühe Niederschlagen von Wasser und Ansetzen von Glanzruß verhütet werde. Solche S.e werden durch Bürsten gereinigt, die zwei am Einsteigloch u. am Schornsteinkasten stehende Schornsteinfeger so lange hin- und herziehen, bis der Ruß vollständig entfernt ist. Um das Fallen von Regen und Schnee auf die Feuerstätte zu verhüten, sowie auch das Auskälten der Röhre des S.s zu verhindern, schleift man denselben, d. h. man gibt ihm an manchen Stellen eine schiefe Richtung, welche jedoch nicht über 45° betragen darf. Häufig ist der Wind die Ursache, daß ein S. den Rauch nicht gut abführt. Gegen dieses Uebel hilft am besten eine sogenannte Dreh- oder Schirmkappe von Eisenblech und von der Gestalt einer halben Kugel, die sich um eine Spindel dreht, welche mit einer Fahne versehen ist, so daß sich die Oeffnung der Kappe vom Winde abwärts dreht. Häufig ist es auch der Fall, daß es in einem Zimmer deshalb raucht, weil 2 Oefen in denselben S. führen; dem kann man dadurch abhelfen, daß man eine dünne Scheidewand, Zunge, in dem S. anbringt, so daß der Rauch des einen Ofens den des andern nicht am Aufsteigen hindern kann. Um in Fabriken, die starkes Feuer nöthig haben und besonders mit Dampfmaschinen arbeiten, das Herabdrücken des Rauches zu hindern, baut man 100—150 Fuß hohe S.e, die sehr kostspielig sind und eines Blitzableiters bedürfen, da der Blitz sehr gern in hohe S.e fährt. Der Feuergefährlichkeit halber sollten die S.e immer so gebaut werden, daß die Ziegel stets auf das Viertel gelegt werden; sind die Ziegel nur auf das halbe Viertel (auf den hohen Stein) gelegt, und der Ruß im S. ist in Brand gerathen, so kann eine solche Esse leicht zerspringen. S.e dagegen, bei denen die Ziegel auf die halbe Elle gelegt sind, können ohne die geringste Gefahr ausbrennen, u. man reinigt sie gewöhnlich dadurch, daß man den Ruß absichtlich ausbrennt.

Schornsteinfeger (Essenkehrer), zünftige Handwerker, welchen es obliegt, die Rauchfänge oder Schornsteine zu reinigen, wozu sie von dem Magistrate einer Stadt besonders in Pflicht genommen werden. So viel man weiß, kamen die ersten S. aus Savoyen und Piemont nach Deutschland, wo sich bis dahin die Bergleute mit dem Reinigen der Essen beschäftigten. Später wurden die S. in Deutschland zünftig, und die Meister oder Herren werden von der Obrigkeit angestellt, welche ihnen einen gewissen Bezirk anweist, wo sie das Reinigen der Essen in Fristen besorgen müssen.

Schotel, Johann Christian, einer der berühmtesten holländischen Seemaler, geb. den 11. Nov. 1787 zu Dortrecht als der einzige Sohn eines wohlhabenden Fabrikherrn, widmete sich nach dessen Tode der Kunst und hatte Martin Schouman zum Lehrer, mit dem er zwei große historische Bilder ausführte, wovon das eine den Rückzug der Franzosen von Dortrecht 1814, das andere das Bombardement von Algier durch die Holländer und Engländer 1816 darstellt. Bald ging S. aber seinen eignen Weg, indem er die Natur studirte. Nicht selten bestieg er beim Sturme ein Fahrzeug, um den Aufruhr des Elements desto genauer beobachten zu können. Mehre seiner Bilder wurden bei der Ausstellung mit goldenen Medaillen beehrt. Auch ward er Mitglied der ersten Akademien. Er † 1839 im Haag, wohin er sich von Dortrecht begeben hatte. Seine vorzüglichsten Bilder findet man in den niederländer Sammlungen, in denen des Kaisers von Rußland, des Königs von Preußen, des Prinzen und der Prinzessin von Oranien, im teylerischen Museum im Haag, in der Sammlung des Barons Nagell daselbst und in mehren anderen Kabinetten zu Amsterdam, Dortrecht, Brüssel und Paris. S. ist unstreitig einer der größten Seemaler. Die Sturmluft, den aufzischenden Dampfschaum, den Aufruhr des Elements haben Wenige so treu dargestellt als er, wie ihm auch Wenige an Zartheit des Tons und in der freien und geistreichen Behandlung gleich kommen. Im Jahre 1840 ward ihm im Dome seiner Vaterstadt ein Denkmal gesetzt. Vgl. seines Sohnes G. D. J. Schotel „Leven van den Zeeschilder J. C. S.", Dortr. 1840. Ein zweiter Sohn von ihm, P. J. S., Professor am Marineinstitut zu Medemblyck an der Zuydersee, gehört ebenfalls zu den ausgezeichnetsten Seemalern, dessen Gemälde denen seines Vaters an die Seite gesetzt werden können, indem darin das nasse Element in seiner höchsten Klarheit und Beweglichkeit mit den herrlichsten Lüften erscheint. Dabei ist er ein sehr fruchtbarer Künstler, dessen Bilder selten auf den größeren deutschen Kunstausstellungen fehlen.

Schotenklee, Pflanzengattung, s. v. a. Lotus *L.*; auch s. v. a. Melilotus officinalis *L.*

Schott, 1) Heinrich August, Theolog und Kanzelredner, geboren den 5. Dec. 1780 zu Leipzig, wo sein Vater, August Friedrich S., als Professor der Jurisprudenz 1792 starb, studirte in seiner Vaterstadt, wurde 1805 daselbst außerordentlicher Professor der Philosophie, 1808 Professor der Theologie, ging 1809 in derselben Eigenschaft nach Wittenberg und 1812 nach Jena, wo er als erster Professor und geheimer Kirchenrath am 29. Dec. 1835 †. Sein theologischer Standpunkt war der eines gemäßigten Supernaturalismus. Von seinen zahlreichen Schriften sind hervorzuheben: „Novum testamentum graece, nova versione illustratum" (Lpz. 1806, 3. Aufl. 1825); lateinische Uebersetzung des „Pentateuchus" im Verein mit J. F. Winzer (das. 1825), „Kurzer Entwurf einer Theorie der Beredsamkeit" (das. 1807; 2. Aufl. 1813); „Epitome theologiae christianae dogmaticae" (das. 1811; 2. Aufl. 1822); „Christliche Religionsvorträge über gewöhnliche Perikopen und freigewählte Texte" (Gotha 1814, 2 Bde.); „Die Theorie der Beredsamkeit, mit besonderer Anwendung auf die geistliche Beredsamkeit in ihrem ganzen Umfange" (Lpz. 1815—28,

3 Bde.; Bd. 1 u. 2, 2. Aufl., 1828—33; „Neue Sammlung geistlicher Reden u. Homilien" (Jena 1822); „Briefe über Religion und christlichen Offenbarungsglauben" (das. 1826); „Neue Auswahl von Homilien" (das. 1830); „Isagoge historico-critica in libros novi foederis" (das. 1830); „Commentarius in epistolas novi testamenti" (Lpz. 1834). Nach seinem Tode erschienen: „Sammlung auserlesener Predigten" (Lpz. 1837); „Ueber Authenticität des kanonischen Evangeliums nach Matthäus benannt" (herausg. v. Danz, das. 1837). Vgl. Danz, Heinr. Aug. S. nach seinem Leben, nach seinem Charakter und seiner Wirksamkeit, Leipz. 1836.

2) Christian Friedrich Albert, würtembergischer Landtagsdeputirter, geboren den 30. April 1782 zu Sindelfingen bei Stuttgart, studirte 1799—1803 zu Tübingen die Rechte und widmete sich dann der advokatorischen Praxis. Als Landtagsdeputirter zeichnete er sich schon auf der konstituirenden Versammlung von 1819, sowie auf den Landtagen von 1820—31, namentlich auch auf dem von 1833 durch liberale, charaktervolle Haltung aus. Als Mitglied des Vorparlaments trat er 1848 in den Fünfzigerausschuß und in das Reichsparlament, wo er sich zur Linken hielt. Von der Stadt Stuttgart trotz seines Widerstrebens in die zweite und verfassunggebende Versammlung des Königreichs gewählt, lebte er später lediglich seinem Berufe.

3) Albert Lucian Konstans, Sohn des Vorigen, geboren den 27. Mai 1809 zu Stuttgart, studirte in Tübingen und Berlin Theologie und germanische Philologie, ward 1832 Repetent am Seminar zu Maulbronn, 1834 Oberlehrer an der Kantonsschule in Zürich, nahm in Folge der Revolution vom Sept. 1839 seinen Abschied, lebte 1840—42, mit literarischen Arbeiten beschäftigt, zu Stuttgart und ward hier 1842 zum Professor der deutschen Sprache und Literatur ernannt. Er † den 21. Nov. 1847. Er schrieb: „Die deutschen Kolonien in Piemont, ihre Mundart u. Herkunft" (Stuttg. 1842); „Walachische Märchen" (das. 1845); „Wanderungen durch das mittlere u. nördliche Deutschland" (das. 1846); „Erklärung zu den Kaiserbildern" (Frankf. 1850).

4) Arthur, Bruder des Vorigen, geb. zu Stuttgart 1814, widmete sich auf der Akademie zu Hohenheim dem Studium der Landwirthschaft, verweilte längere Zeit in Eßlingen bei dem Grafen Alexander von Würtemberg, war dann 10 Jahre lang Wirthschaftsinspektor in Ungarn und siedelte 1850 nach Nordamerika über, wo er als Mitglied einer Grenzkommission theils in Washington, theils in den Wildnissen an der mexikanischen Grenze lebte. Er war bei der Herausgabe der „Walachischen Märchen" seines Bruders betheiligt und gab „Gedichte" (Stuttg. 1850) heraus, die sich durch treffliche Natur- und Völkerschilderungen auszeichnen.

5) Sigismund, Bruder der Vorigen, geboren zu Stuttgart 1818, widmete sich in Heidelberg u. Tübingen dem Studium der Rechtswissenschaft u. prakticirte seit 1840 als Advokat in Stuttgart. Außer Aufsätzen belletristischen und politischen Inhalts in verschiedenen Zeitschriften veröffentlichte er „Max Emanuel, Prinz von Würtemberg, u. sein Freund Karl XII. von Schweden" (Stuttg. 1839). Er ist seit 1850 Mitglied der würtembergischen Deputirtenkammer.

6) Wilhelm, namhafter Orientalist, geboren den 3. Sept. 1807 zu Mainz, widmete sich zu Gießen dem Studium der orientalischen Sprachen und dann in Halle dem der Theologie. Nachdem er noch in Berlin ostasiatische Sprachen getrieben, auch im Türkischen und Persischen sich praktisch ausgebildet hatte, erhielt er hier 1838 eine außerordentliche Professur an der Universität u. ward 1841 Mitglied der Akademie. Von seinen Schriften sind außer Aufsätzen für Zeitschriften und die „Denkschriften" der berliner Akademie hervorzuheben: „Versuch über die tatarischen Sprachen" (Berl. 1836); „Katalog der chinesischen Werke der königl. Bibliothek" (das. 1840); „De lingua Tschuwaschorum" (das. 1841); „Ueber das altai'sche Sprachengeschlecht" (das. 1847); „Ueber den tungusischen Schamanenkultus am Hofe der Mandschukaiser" (das. 1842); „Ueber den Buddhaismus in Hochasien und in China" (das. 1844); „Aelteste Nachrichten von Mongolen und Tataren" (das. 1845); „Ueber die finnische Sage von Kullervo" (das. 1851) u. a. m.

Schottenmönche (Schottenbrüder, Schotten), schottische, irische und englische Benediktiner, die zur Zeit der Kreuzzüge und früher nach Deutschland herüberkamen und hier Klöster, z. B. zu Erfurt, Eichstädt, Würzburg, Memmingen, Augsburg, Nürnberg, Regensburg, Wien ꝛc., gründeten, später aber meist mit den deutschen Benediktinern verschmolzen. Schottenklöster bestehen noch in Wien und Regensburg.

Schottische Kirche, die in Schottland herrschende Kirche, die sich von der anglikanischen durch strenges Festhalten an den calvinistischen Lehren und einfacheren Kultus, vorzüglich aber durch die freie demokratische Verfassung unterscheidet. Letztere ist in ihren Grundzügen folgende: Ein von der Gemeinde gewähltes, weiterhin sich selbst ergänzendes, aus sogenannten Aeltesten oder Kirchenvorstehern, deren in den meisten Gemeinden nur zwei sind, und dem präsidirenden Geistlichen bestehendes geistliches Gericht ist Verwaltungs- und Disciplinarbehörde, welche Kirchenbußen verhängt und vollstreckt u. überhaupt alle kirchlichen Vorkommnisse behandelt. Das Presbyterium, die nächst höhere Behörde, bildet sich aus einer unbestimmten Anzahl benachbarter Kirchspiele, deren es bisweilen 30 und mehr, bisweilen aber auch nur 10 u. weniger sind. Sämmtliche Pfarrer der Gemeinden sind Mitglieder dieses Presbyteriums, ebenso die Professoren der Theologie, wenn sich in dem betreffenden Bezirk eine Universität befindet, und aus jeder Gemeinde ein Kirchenältester. Der Moderator oder Vorsitzende ist jederzeit ein Geistlicher u. wird halbjährig gewählt. Zu den Geschäften dieser Behörde gehört die Prüfung der Kandidaten, die Ordination der Geistlichen und die Beaufsichtigung der Pfarrer; sie setzt diejenigen ab, welche sich gröbere Verbrechen zu Schulden kommen lassen. Ueber dem Presbyterium steht die mehre Presbyterialbezirke repräsentirende Synode, die aus sämmtlichen Geistlichen des Sprengels und denjenigen Aeltesten zusammengesetzt ist, welche

ihre Gemeinde zuletzt in den Presbyterien vertreten haben. Ein Geistlicher ist Vorsitzender und wird jährlich gewählt. Die höchste Behörde ist die **Generalsynode**, die jedes Jahr im Mai auf 10 Tage zusammentritt, als höchste Gewalt über alle Kirchensachen entscheidet und für ihr Haupt Jesus Christus erkennt. Sie wird von 386 Abgeordneten beschickt, von denen die Presbyterien 312 wählen (218 Geistliche u. 94 Kirchenälteste), die Städte 67, die fünf Hochschulen (Edinburg, Glasgow, St.-Andrews, Marischal College zu Aberdeen u. Kings College zu Aberdeen) 5 u. die Gemeinden in Ostindien 2. Der Vorsitzende, ebenfalls ein Geistlicher, wird alljährlich von der Generalsynode gewählt. Ein königlicher Kommissär (High-Commissioner), der dem hohen schottischen Adel angehört, wohnt den Versammlungen bei. Für die Zeit, daß die Generalsynode nicht versammelt ist, ernennt sie einen stehenden Ausschuß. Ueber 2 Millionen der Bevölkerung Schottlands gehören dieser Kirche an. In jedem Kirchspiel der s.n K. ist immer nur Ein Geistlicher. Das Minimum des Einkommens ist auf 150 Pfund Sterling festgesetzt; außerdem haben die Geistlichen aber noch den Zehnten, der in Geld, u. zwar nach einer im Februar jeden Jahres durch die Kornpreise bestimmten Rate bezahlt wird, u. eine Pfarrwohnung mit Land. In etwa einem Drittel der schottischen Gemeinden übt der Staat das Patronatsrecht aus, in den übrigen der Adel u. die Grundeigenthümer. Die Entstehung der s.n K. reicht in die Zeit der Reformationsbestrebungen Heinrichs VIII. zurück. Während dieser kraft königlicher Machtvollkommenheit seine Hofkirche schuf, kämpften in Schottland die strengen Calvinisten, John **Knox** (s. d.) an der Spitze, gegen die römische Kirche. Nachdem sie über diese gesiegt, galt es, die Anmuthungen der anglikanischen Bischöfe zurückzuweisen, welche die s. K. zu einer Provinz ihrer Hochkirche zu machen trachteten. Fanatische Prediger beider Parteien entzündeten einen Haß, der die Andersdenkenden tiefer stellte als die Heiden, und einen Kampf, der blutiger wurde, als der gegen den Katholicismus gewesen war. Zu dreien Malen, 1584, 1606 und 1660, setzten es die anglikanischen Bischöfe mit Hülfe des schottischen Adels durch, daß ihre Kirche als die herrschende in Schottland anerkannt wurde. Endlich aber errangen die Presbyterianer den Sieg: 1690 wurde ihre Kirche durch eine Parlamentsakte als die in Schottland herrschende anerkannt. Während dieser langwierigen Kämpfe hatte sich eine extreme, an Knox' Lehren streng festhaltende Partei gebildet, die von ihrem 1638 aufgestellten Glaubensbekenntniß, dem sogenannten **Covenant** (solemn league and covenant), den Namen der **Covenanters** erhielt. Knox hatte in seinem „First book of discipline“ der Gemeinde das Recht vindicirt, ihre Geistlichen selbst zu wählen; aber schon eine Parlamentsakte von 1567 bestimmte, daß das Patronatsrecht, das sich jedoch nur auf das Seerecht beschränkte, einen Kandidaten vorzuschlagen, der von dem Superintendenten oder einem andern Bevollmächtigten der Kirche auch zurückgewiesen werden konnte, worauf demselben das Recht der Appellation an die allgemeine Synode verblieb, der Regierung oder den Gutsherren, die es früher geübt, verbleiben müsse. Die Presbyterianer protestirten in ihrem „Second book of discipline“ vergeblich gegen diese Akte. Ein neues Gesetz von 1592 schränkte das Recht der Gemeinde noch mehr ein, indem es verfügte, daß die Presbyterianer verpflichtet seyen, jeden geeigneten Geistlichen anzunehmen, den der Patron präsentire. Dagegen erließ 1596 die allgemeine Kirchenversammlung ein Gesetz, daß kein Geistlicher ohne Erlaubniß des Presbyteriums die Ernennung nachsuchen dürfe und jeder Zuwiderhandelnde von der Kanzel ausgeschlossen seyn solle. Unter den Stuarts bildete sich nach und nach die freie demokratische Form der Volkswahl aus u. behauptete sich einige Zeit, bis ein Gesetz von 1690 die alten Satzungen von 1592 wieder erneuerte, das Patronatsrecht aber gänzlich aufhob, den Grundeigenthümern nur das Präsentationsrecht, der ganzen Gemeinde aber die Wahl anheim gab. Ein Gesetz von 1711 führte aber auch das Patronatsrecht wieder ein. Immer erhoben sich gewichtige Stimmen gegen diese Beschränkung der freien Verfassung, und es fehlte nicht an Unzufriedenen, die aus der Kirche austraten und ihren Meinungen in dissentirenden Gemeinden Geltung verschafften. Innerhalb der Kirche hat man jedoch erst in diesem Jahrhundert angefangen, gegen das Gesetz von 1711 anzukämpfen. Man traf zuerst ein Auskunftsmittel, indem man (1824) einen Verein bildete und Geld sammelte, um so viele Patronate als möglich anzukaufen und den Gemeinden zurückzugeben. Ein entscheidender Schritt erfolgte aber 1834, als am 28. Mai die Generalsynode erklärte, es sey ein Grundgesetz der Kirche, daß kein Geistlicher einer Gemeinde aufgedrungen werden könne, und zugleich festsetzte, daß die Presbyterien angewiesen werden sollten, bei der Besetzung einer Pfarrstelle die Ansicht der Mehrzahl der männlichen Familienhäupter einzuholen und danach den Kandidaten entweder zu bestätigen, oder zurückzuweisen. Dieser Beschluß wurde im nächsten Jahre unter dem Namen **Vetoakte** zum Gesetz erhoben. Die Anhänger dieser Akte nannten sich **Nonintrusionists**, kürzer **Nons** (d. h. die von einer Aufdrängung, intrusion, eines Geistlichen nichts wissen wollen); eine gemäßigte Partei dagegen war mit diesem entschiedenen Auftreten unzufrieden. Diese Spaltung gab zu den folgenschwersten Verwickelungen Veranlassung. Nach und nach trennten sich die Parteien immer schärfer und bekämpften sich in Predigten, Traktätchen, gelehrten und frommen Werken; die Führer der Nons waren Chalmers, Welsh, Dunlop u. A. m., auf Seiten der Gemäßigten wurde besonders Doktor Cook genannt. Die Nons scheuten keine Mühe und kein Opfer, um ihre Ansichten durchzuführen; sie sammelten Subskriptionen, um Schiffskirchen zu errichten u. zum Bau von Gotteshäusern Grundstücke anzukaufen. Nachdem das toryistische Ministerium lange schweigend zugesehen hatte, glaubte es endlich eine Erklärung abgeben zu müssen. Auf seinen Antrag entwarf die Landessynode (Nov. 1842) zwei Denkschriften, in denen sie die Ansprüche und Rechte der Kirche als mit dem Patronat unverträglich darstellte und über die Eingriffe der bürgerlichen Gerichtshöfe in die Jurisdiktion

der Kirche Beschwerde führte. Die Regierung wies aber sämmtliche Beschwerden ab; auch eine Berufung der Synode an das Parlament blieb ohne Erfolg. Dies rief aber in Schottland nur um so größern Widerstand hervor. Man bereitete eine Trennung von der Kirche vor, berieth die Art und Weise derselben und begann mit Hülfe lebhaft betriebener Subskriptionen neue Kirchen zu bauen. So rückte der 18. Mai 1843 heran, an welchem die Landessynode in der Andreaskirche von Edinburg eröffnet wurde. Hier wurden noch einmal alle Beschwerden über die der Kirche von Seiten der Staatsgewalt widerfahrenen Beeinträchtigungen zusammengefaßt, worauf ein Dokument verlesen und unterzeichnet ward, das mit der Erklärung schloß, daß die Unterzeichneten sich genöthigt sähen, von der Staatskirche sich zu trennen. Darauf verließen die Nons die Kirche und begaben sich nach einem bereits vorher eingerichteten Gebäude im Norden der Stadt, wo sie sich sogleich als freie s. K. konstituirten u. Chalmers zum Vorsitzenden wählten. So sah Edinburg innerhalb seiner Mauern zwei Generalsynoden der presbyterianischen Kirche. Während aber die Thätigkeit der Gemäßigten sich darauf beschränkte, die wegen ihres Gehorsams gegen die weltliche Obrigkeit von den frühern Landessynoden abgesetzten Pfarrer für rechtmäßige Inhaber ihrer Stellen zu erklären und die Pfarreien der ausgetretenen Nons, 208 an der Zahl, als erledigt den Patronatsherren zur Wiederbesetzung zu empfehlen, entwickelten die Nons eine um so größere Thätigkeit. Nach einer Berathung über die Verfassung der neuen Kirche wurde in Beziehung auf die Anstellung von Geistlichen der Beschluß gefaßt, daß die Präsentation von dem geistlichen Gericht der betreffenden Gemeinde und einigen von diesem gewählten Gemeindegliedern, die Wahl dagegen von allen männlichen Gemeindegliedern ausgeübt werden sollte. Man gründete eine gemeinschaftliche Kasse, aus der die Geistlichen gleichmäßig besoldet werden sollten; im Laufe weniger Wochen hatten sich 687 Gesellschaften zur Unterstützung der Kirche gebildet, die zusammen gegen 3 Millionen Gulden beisteuerten. So wurde es möglich, eine hinreichende Anzahl von Gotteshäusern zu bauen, zumal auch sämmtliche Geistliche sich mit der Hälfte ihres frühern Einkommens begnügten. Die ersten Predigten fanden unter einem ungeheuern Andrange Statt. Wo die Kirchen nicht genügten, da wurde der Gottesdienst unter freiem Himmel gehalten. Am Schlusse des Jahres belief sich die Zahl der der jungen Kirche Angehörigen auf beinahe eine Million; mehrere Peers und Parlamentsmitglieder traten ihr bei, unter ihnen der Herzog von Argyle, der Marquis Breadalbane, Fox Maule, Campbell u. A. Seitdem ist das Interesse für die freie s. K. gleich lebendig geblieben. Vgl. J. Knox, History of the reformation of Scotland (bis 1567), Lond. 1664 u. öfter; J. Spotswood, History of the church of Scotland, das. 1678; Will. Stuart, Hist. of the reform of Scotl., das. 1780, deutsch, Altenb. 1786; G. Cook, Hist. of the church of Scotl. from the reform., Edinb. 1815, 3 Thle.; Robertson, Hist. of Scotl., das. 1759, 2 Thle., deutsch, Braunschweig 1762; Gemberg, Die schottische Nationalkirche nach ihrer gegenwärtigen Verfassung, Hamb. 1828.

Schottische Leinwand (englische od. wiener Leinwand, Gingham), ziemlich fein u. dichtgewebter, gestreifter, geflammter oder gewürfelter glatter Baumwollenstoff zu Frauenkleidern.

Schottische Teppiche, wollene Fußdecken, gewöhnlich mit aufgeschnittener, sammetartiger Oberfläche, in bunten Farben groß gegittert, in Stücken von verschiedener Länge, aus Glasgow, Stirling, Worcester.

Schottische Zeuche, bunt gegatterte Zeuche, so Taffet, Merino rc.

Schottland, britisches Königreich, bildet den nördlichen, fast um die Hälfte kleinern Theil von Großbritannien, grenzt nördlich an das atlantische Meer, östlich an die Nordsee, südlich an England, und zwar an eine Linie, die von der Mündung des Tweed bis zu jener des Esk gezogen wird, und westlich an das atlantische Meer u. ist dort durch den 3 Meilen breiten Nordkanal von Irland getrennt. Der Flächenraum beträgt 1473 □Meilen. S. zerfällt aber seiner natürlichen Beschaffenheit nach in zwei Theile. Das Bergland von Südschottland steigt an der Grenze von England mit der Kette Cheviot im Süden des Clyde und Forth, an den übrigen Seiten aber allmählig auf zu kahlen, plateauartigen Flächen, die von vielen Thälern, besonders dem des Teviot im östlichen Theile, durchschnitten werden, u. auf denen sich einzelne kleine Ketten u. Berggruppen erheben, z. B. der Hartfell (3100 Fuß), die Lowthers-, Leads-, Pentlandhills an der Nordseite. Am Nordabhange dehnt sich eine wellige Ebene aus (die Lowlands), die im Osten (in der Landschaft Lothian) am fruchtbarsten und am besten kultivirt ist; sie nimmt den Isthmus zwischen den Busen von Clyde und Forth ein, welche ein Kanal verbindet. Nördlich von den Lowlands erhebt sich das Bergland von Hochschottland, in welchem die Kettenbildung bestimmter als im Südschottischen hervortritt. Es besteht aus parallel nach Nordosten ziehenden Bergzügen, die an der Westküste steil aufsteigen und, an Höhe allmählig abnehmend, gegen die östliche sich herabsenken. Tiefe Spalten durchschneiden diese Ketten vielfach, in den westlichen Theilen selbst Meeresarme; schluchtähnliche Längenthäler trennen sie, oft mit langgestreckten Seen, an der Westküste rings umschlossen, seeähnliche Busen (Friths) bildend, wie in Norwegen; die große Tiefe dieser Thalspalte macht sie häufig sehr pittoresk und die stets steil aufsteigenden Berge desto großartiger, obschon die Durchschnittshöhe der Kämme nur 2—3000 Fuß beträgt. Die Berge sind durchaus kahl u. wild, nackter Fels oder mit Heidekraut und Gesträuch bedeckt; die Thäler sind meist sumpfig. Wälder selten. Das Land ist sparsam angebaut, überwiegend öde, rauh und unwirthlich u. schwer zugänglich. Am Südabhange des Berglandes dehnt sich ein schmaler Strich von niedrigen Vorbergen aus, zwischen denen im Westen mit dem romantischen Loch Lomond die Reihe der schönen Seen Hochschottlands beginnt. An ihrem Fuße zieht sich die Ebene der Lowlands längs der Ostküste weit nach Norden; hinter ihnen erhebt sich plötzlich u. steil die Kette der Grampians und nördlicher mehre

andere parallele, tiefe Thalspalten umschließend. Dahin gehören die Thäler des Spey, des Tay, an dem der Hauptpaß Killikrankt durch die Gramplans führt. Außer diesen beiden großen Thälern gibt es noch andere, deren Eingänge, vom Niederlande her, ursprünglich so wild und enge waren, daß sie fast unzugänglich erschienen, ehe sie durch die Kunst geöffnet wurden. Unter diesen sogenannten Pässen sind die merkwürdigsten: Bealmonha auf dem See Lomond, Aberfoil u. Leney in der Landschaft Monteith, der Paß Glenalmond über den Crieff, der Eingang in die Landschaft Athol bei Dunkeld über den Berg Birnam, und einige Flußthäler. Diese natürliche Grenzscheide war eine der Hauptursachen, daß die Hochländer ein von den Bewohnern der Ebenen ganz verschiedener Stamm geblieben sind. In der Grampianskette erheben sich mehre Gipfel von ansehnlicher Höhe, so der Cairngorm in der Grafschaft Inverneß (3800 Fuß), der höchste Punkt der Kette, südlich davon der Ben (d. i. Berg) Lawers am See Tay (3800 Fuß), der Ben More (3600 Fuß), der Ben Voirlich (3100 Fuß), der Ben Lomond rc. Die höchsten Bergspitzen liegen gegen die Westküste hin, z. B. der Ben Newis (4100 Fuß); doch auch östlicher sind solche, die gegen 4000 Fuß ansteigen, z. B. der Macdui, Cairngonnan. Nach den Gipfeln hin findet sich wenig fruchtbarer Boden; tiefer unten aber findet man eine dünne Decke von Heidekraut und dazwischen fette Weiden. Am Fuß der Gebirge öffnen sich viele anmuthige Thäler, die von Bergströmen bewässert oder von schönen Seen bedeckt, zuweilen auch schön bewaldet sind u. verschiedene Getreidearten erzeugen. Der Südtheil des Berglandes endet an einer Einsenkung, welche zwischen dem Busen von Murray und dem Loch Linnhe die ganze Insel durchschneidet und lange Seen enthält, z. B. den Loch Neß, $4^{1}/_{2}$ Meilen lang, den Loch Lochy, 2 Meilen lang; andere Seen sind: der Ave, 6 Meilen lang, der Catharine, Shiel u. Ericht. Auch die schmalen und tief ins Land eindringenden Busen der Westküste haben zum Theil die Natur der Landseen. Nördlicher erhebt sich das ebenfalls gegen Nordosten ziehende Bergland von Nordschottland, das im Ganzen die Natur des südlicheren hat, aber sich von diesem durch das Zurücktreten der Kettenbildung, der tiefen Einschnitte und langen Seebecken unterscheidet. Auf einer gemeinsamen, öden und wilden, vielfach zerrissenen Masse erheben sich isolirte, kleinere, wilde Gebirgsmassen mit Plateauflächen, eine Bildung, die an die der Haldinsel Skandinavien erinnert; der Ben Wywis (3500 Fuß) und der Ben Vaisch sind die bedeutendsten. Die Hochlande enthalten große Waldungen, nackte Felsen, öde Heiden und Moräste, wenig Städte, aber auch viele durch Naturschönheiten, Wasserfälle, Alterthümer und Burgtrümmer, an denen die abenteuerlichsten Sagen und Dichtungen der Vorzeit (z. B. Ossians Gesänge) haften, nicht weniger durch neuere Schlösser und Landsitze ausgezeichnete Thäler. Zwar liegen von den höchsten Berggipfeln einige im Osten, aber das wahre Hochland ist doch mehr im Westen u. die Hauptabdachung also eine östliche. Große Ströme hat S. noch weniger als England, aber die meisten bilden an ihrer Mündung weite Meerbusen; fast alle haben Wasserfälle, welche die Thäler sehr verschönern. Nur Ein Hauptfluß geht nach Westen, der Clyde im Süden; alle übrigen westlichen Gewässer sind unbedeutende Küstenflüsse. Im Osten sind der Tweed, zum Theil die Grenze gegen England bildend, der Forth, von Stirling an schiffbar, der Dee, Don und Spey, alle 3 unschiffbar. Schöne Wasserfälle bilden der Clyde, der Fover am See Neß, der Moneß und Tumel in der Grafschaft Perth. Die 2 Hauptkanäle sind der glasgowsche zwischen den Flüssen Clyde und Forth und der kaledonische; der erstere ist 7 Meilen lang und hat 39 Schleußen und 43 Bogen, die ihn über Thäler und Flüsse leiten; der letztere ist 10 Meilen lang und verbindet in 3 Abtheilungen die Seen Eil, Lochy, Wich, Neß und Beauly und so das westliche mit dem östlichen Meer. Die bedeutendsten Buchten sind der Golf von Solway, die Baien von Wigton und Luch, der Golf von Clyde, sowie die Lochs Long, Fine, Etive, Linnhe, Newish, Ew, Broom. Auf der Nordküste ist die einzige beträchtliche Bucht die von Dunnet; auf der Ostküste die Bai von Sinclair, die Golfe von Dornoch, Cromarty in der großen Bucht von Murray, die Bai von St.-Andrews und der Forthgolf mit der Largobai. Halbinseln sind die von Galloway, Cowal, Cantyre, Benedira, Morvere, Ardnamur-Chan, Morer, Knoydart, Glenelg, Applecroß, Greinord, alle mit Gebirgen. Zu S. gehören die Orkney-, Shetland- u. Hebrideninseln. Das Klima ist hier rauher, als im europäischen Festland unter gleicher Breite. Die Winter sind zwar weniger streng, als auf dem festen Lande unter gleicher Breite, aber länger, als in England. Im Ganzen ist das Klima gesund. Stürme sind häufig u. verursachen bisweilen Ueberschwemmungen, wie z. B. 1829 in der Grafschaft Murray. Hauptprodukte sind: Holz, Getreide (im Norden nur Hafer), Flachs, Hanf, Tabak; die gewöhnlichen Hausthiere, unter ihnen kleine, sehr gewandte Pferde (Ponies), Füchse, Dachse, wilde Katzen, Hirsche, Rehe rc., wildes Geflügel, an den Küsten besonders Seevögel, Fische in zahlloser Menge an den Küsten u. in den Flüssen, besonders Häringe, Lachse, Makrelen; Kupfer, Eisen, Blei, Antimonium, Kobalt, Wismuth, Arsenik, Sapphire, Topase, Granaten, Amethyste, Jaspis, Achat, Chalcedon, Marmor, Steinkohlen, Torf, Mineralwasser.

Der Schottländer ist nachdenkend, besonnen u. entschlossen, fröhlicher gestimmt als der Engländer, seiner Heimath ergeben, so daß er in der Fremde nicht leicht einheimisch wird und trotz seiner durch Erwerbsamkeit erregten Wanderlust gern in sein Vaterland zurückkehrt. Die Stammverschiedenheit der Hochländer und der Niederländer tritt noch immer in Sitten und Charakter hervor. Die hochländische Sprache oder das Ersische ist ein Zweig des Gälischen und dem Irischen verwandt. Das Niederschottische ist keineswegs bloß ein verdorbener Dialekt des Englischen, sondern eine eigene Sprache, die sich unabhängig von dem Angelsächsischen durch nordgermanische Einwanderer gebildet zu haben scheint und viele Beimischungen aus dem Gälischen und Französischen erhielt. Früher als Schriftsprache in Prosa und

Versen ausgebildet, wurde sie durch den Gebrauch des Englischen unter den höhern Ständen verdrängt, ist aber in neueren Zeiten von ausgezeichneten Dichtern, z. B. Buens, Hogg, Cunningham rc., wieder benutzt und zu Ehren gebracht worden. Das Gebiet, welches der galische oder gälische Volksstamm bewohnt, begreift die Grafschaften Sutherland, Caithueß, Roß, Inverneß, Cromarty, Nairn, Argyle, Bute, die Hebrideninseln u. einen Theil der Grafschaften Murray, Banff, Stirling, Perth, Dumbarton, Aberdeen und Angus. Hier sind die Bewohner Abkömmlinge der Celten, u. ihr Gebiet bildete das Reich der alten Skoten. Während das schottische Niederland durch den Verkehr mit Südbritannien allmählig zu höherer Gesittung gelangte, bildeten sich die gesellschaftlichen Verhältnisse im Hochlande auf der Grundlage, welche der Zustand der celtischen Urbewohner darbot, eigenthümlich aus. Bei der Abwesenheit der Könige, die ihren Sitz im schottischen Niederlande hatten, und durch ihre Gebirgsgrenze geschützt, unterwarfen sich die Bewohner Hochschottlands nicht immer der Herrschaft des entfernten Oberherrn, der weder Gehorsam erzwingen, noch auch Schutz gewähren konnte. Die Abtheilung des Galenlandes in einzelne Thäler, Schluchten und Inseln, die durch Berge oder Seearme geschieden sind, führte zur Bildung kleiner Volksvereine, u. Männer von ansehnlichem Vermögen und ausgezeichneten Geistesgaben, unter deren Fahnen die übrigen gefochten oder unter deren Schutz sie sich angesiedelt hatten, erhoben sich zu Häuptlingen. Jedes dieser Thäler, deren Bewohner, wegen der natürlichen Lage derselben, wenig allgemeinen Verkehr hatten, war der Wohnsitz und das Eigenthum eines Stammes oder Clans mit patriarchalischer Regierung, einer Art von erblicher Monarchie, die mehr auf Gewohnheit gegründet und durch allgemeine Einwilligung bestätigt, als durch Gesetze geregelt war. Als im 17. Jahrhundert der kriegerische Geist im schottischen Niederlande verfiel, zeigten die Hochländer entschiedene Ueberlegenheit in der Kriegskunst, die viel beitrug, sie in der Anhänglichkeit an heimathliche Sitte noch hartnäckiger zu machen. Nicht lange aber nach den ersten Siegen, die sie im Niederlande erfochten hatten, wurden sie von Cromwell in ihren Gebirgen hart gezüchtigt. Er legte starke Besatzungen in mehre Oerter, ließ das Gebirge von fliegenden Heerhaufen durchziehen und die geheimsten Schlupfwinkel durchsuchen, die Schlösser der Häuptlinge zerstören und zwang endlich die Clane, die Waffen niederzulegen und Bürgschaft für friedliches Betragen zu leisten. Nach der Wiederherstellung des Hauses Stuart wurde den Stammhäuptern das ihnen von Cromwell aufgelegte Joch wieder abgenommen; man schleifte oder verließ die zu ihrer Bezwingung angelegten Vesten, und die Gesetze gegen die Raubzüge der Hochländer wurden nicht mehr ausgeübt. Unter diesen Umständen befestigte sich die alte Stammverfassung aufs Neue. Unter Wilhelm III. und der Königin Anna hielt die Regierung, mit Kriegen auf dem Festlande beschäftigt, es für das Beste, den Frieden im Hochlande durch Geldvertheilungen zu erkaufen. Die Gefahren, die der 1715 für das vertriebene Haus Stuart ausgebrochene Aufstand drohend gezeigt hatte, führten zu verschiedenen Maßregeln, um die Macht der Stammhäupter zu brechen. Durch die sogenannte Clanakte wurde das Eigenthum des Lehnsmannes, der in einem Aufstande die Waffen ergriffen hatte, dem treu gebliebenen Lehnsherrn, u. umgekehrt dem pflichtgetreuen Lehnsmanne das unbeschränkte Eigenthumsrecht über seine Ländereien zugesprochen, wenn sein Lehnsherr sich empört hatte. Die Erbitterung, wozu die Maßregeln der Regierung reizten, machte aber das Volk desto empfänglicher für die Ermahnungen und Ermunterungen des vertriebenen Fürstenhauses. Die Häuptlinge boten Alles auf, ihre bedrohte Gewalt zu behaupten und den Neuerungen entgegen zu arbeiten, wodurch die Regierung die Bande des Clanverhältnisses zu schwächen suchte. Der Aufstand von 1745 war eine Folge des heimlichen Grolls der Hochländer und der Anreizungen von außen. Der unglückliche Ausgang des Kampfes gab der Regierung Anlaß, die patriarchalische Verfassung der Hochländer 1747 aufzuheben, die Entwaffnung derselben streng zu vollziehen und selbst die Volkstracht zu verbieten. Die Hochländer unterscheiden sich nämlich durch eigenthümliche Tracht. Der Stoff ihrer Kleidung ist wollenes Zeuch, immer gewürfelt in bunten Farben, und zwar hatte jeder Stamm gewöhnlich seine besondere Farbenmischung im Tartanmuster. Der Haupttheil der Kleidung ist das Kilt, ein faltiger Schurz, der die Schenkel umgibt und bis auf die Kniee hinabgeht. Die Weste und der kurze Rock sind gestickt oder mit Tressen besetzt. Das eigentliche Kleid ist ein 2 Ellen breites und 4 Ellen langes Stück Tartan, das den Leib in breiten, zierlich geordneten Falten umgibt, durch einen Gürtel festgehalten wird, und während der untere Theil herabhängt, wird der obere um die linke Schulter gezogen und läßt den rechten Arm frei. Den hochländischen Anzug vollendet die Mütze, die bei den Vornehmen mit einer Feder geziert ist. In Folge des strengen Verbots dieser Kleidung von 1747, welches erst 1782 wieder aufgehoben wurde, hat sich die alte Volkstracht allmählig verloren und ist nur noch in einigen Gegenden, jedoch mit der Tracht der Niederschottländer vermischt und nur unter der niederen Volksklasse noch üblich. Muth und Freiheitsliebe, Anhänglichkeit an Heimath und häusliche Verbindungen, Gastfreiheit u. Hang zu froher Geselligkeit, Redlichkeit im Privatverkehr u. unverbrüchliche Treue gegen bewiesenes Vertrauen waren ausgezeichnete Charakterzüge des Hochländers und sind es bei allen Umwandlungen, welche die Sitten in neuerer Zeit erlitten haben, noch immer. Lange nach der Aufhebung der Clanverbindung dauerte die Ergebenheit des Volkes gegen seine Stammhäupter noch fort; allein vielfache Bedrückungen lösten allmählig die alten Bande der Liebe und Treue, und nur wenige Gutsherren gibt es noch, welche sich die Anhänglichkeit ihrer Untergebenen gesichert haben. Durch den Aufenthalt in Edinburg oder London wurden die meisten ihrer Heimath entfremdet und sahen sich zur Bestreitung ihres vermehrten Aufwandes zu Unternehmungen genöthigt, die für das Hochland höchst nachtheilig wirkten. Besonders war es die unverhältnißmäßige

Vermehrung der Schafzucht, was dem Volke die Mittel zum Unterhalte nahm und sehr häufige Auswanderungen nach Amerika veranlaßte. Vgl. Stewart, Sketches of the character and present state of the highlanders, Edinb. 1825, 2 Bde., 3. Aufl., Lond. 1823, und die geognostisch wichtige Schrift Mac-Cullochs: The Highlands and western isles of Scotland, das. 1824, 4 Bde.

Betrachtet man S. im Ganzen, so ist es hinsichtlich seines Bodens ein armes Land, und nur der Fleiß und die Betriebsamkeit seiner Bewohner haben es seit etwa hundert Jahren gehoben. Der Ackerbau hat in dem größten Theile des Landes bei der natürlichen Beschaffenheit des Bodens mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, aber seit längerer Zeit hat die Landwirthschaft in Südschottland allmählig einen so großen Aufschwung genommen, daß sie selbst die englische überflügelt. Hafer ist die Stapelwaare des Ackerbauers und die Brodfrucht des Landmanns; Gerste wird meist zum Branntweinbrennen benutzt, und aus einer geringeren Art (bere oder big genannt) wird im Hochlande das Whiskey bereitet, wovon jährlich über 6 Millionen Gallonen gebraut werden. Weizen wird verhältnißmäßig wenig gebaut. Im Allgemeinen ist, wie in England, in S. die Natur des Bodens unbeweglich, und Land ist nicht ein Handelsartikel, wie jedes andere Produkt. Die bebaute Oberfläche von S. beläuft sich auf 2,553,725 Acres, Wiesen und Weiden zu ungefähr 2½ Millionen ausgeschlossen. Dies Land ist meistentheils im Besitz größerer Eigenthümer, die sich in den letzten hundert Jahren bedeutend vermehrt haben. Es wird von diesen in Parcellen, in England im Durchschnitt von 100—300, in S. von 200—500 Acres in Pacht gegeben, und zwar auf festbestimmte Zeit, gewöhnlich 19—21 Jahre. S. hat einige eigenthümliche Pferderacen, deren Zucht in neueren Zeiten verbessert worden ist; die hochländischen Pferde erreichen kaum die Höhe sehr großer Hatzrüden, sind lang- und flockhaarig und gegen die Kälte gepanzert. Die Rindviehzucht ist in den Weidegegenden des südlichen S.s bedeutend. Die Rinder sind ebenfalls meist kleinerer Race, Schafe und Ziegen aber sind groß und gedeihen vortrefflich. In neueren Zeiten ist die Schafzucht vorzüglich im Hochlande verbreitet worden, wo die reichen Grundherren auf den früher unter ihre Vasallen vertheilten Ländereien große Schäfereien angelegt haben. Die Schweinezucht ist ganz vernachlässigt, weil die Schotten Schweinefleisch verabscheuen. Hunde werden häufig zum Verkauf gezogen; mehre Racen derselben werden in England sehr gesucht und ungemein theuer bezahlt. Wild ist in den nördlichen Gegenden in Menge vorhanden. Hirsche und Rehe sind noch häufig. Auch Wildschweine sind nichts Seltenes; kleines Wild findet man in großer Menge; Iltisse, Marder, wilde Katzen u. Füchse sind in den dichten Waldungen häufig. Die Fischerei ist bei der großen Küstenausdehnung sehr bedeutend. In neueren Zeiten ist für die Beförderung der schottischen Fischerei so thätig gewirkt worden, daß die Holländer, die lange im Alleinbesitz des Häringsfanges an der nördlichen Küste waren, jetzt zum Theil verdrängt worden sind, und der Ertrag ist durch die Verbesserung des Einsalzens bedeutend gestiegen. Der Wallfischfang an der Küste von Grönland und in der Davisstraße wird von S. aus eifrig betrieben. Lachs, der sich häufig in den Flüssen und Seen findet, wird in Eis gepackt nach London gebracht; doch werden die fischreichen Binnenseen noch nicht genug benutzt. Der arm erscheinende Boden von S. birgt in seinem Innern unermeßliche Schätze. In früheren Zeiten scheinen edle Metalle häufig gewesen zu seyn; jetzt aber findet man Gold nur selten, und auf Silber wird nirgends gebaut. Blei mit Silber gemengt findet man in den Grafschaften Lanark und Dumfries, Kupfer ist selten. Aber desto größer ist der Reichthum S.s an trefflichen Eisenerzen, welche die größten Eisenwerke der Welt, die die Ufer des Clyde (oberhalb Glasgows) bedecken, ins Leben riefen und ernähren. Sie sind zum Gießereibetrieb die besten der Erde. Steinkohlenflötze erstrecken sich in einer Linie von mehr als 20 Meilen längs der Busen vom Clyde und des Forth durch die Grafschaften Lothian bis nach Glasgow. Unter den Marmorarten sind einige zu Kunstwerken brauchbar. Granit von schönem Geäder wird vorzüglich in der Grafschaft Aberdeen gebrochen. Salz wird als Mineral nicht gefunden, sondern aus Seewasser gesotten. Torf ist in ungeheurer Menge vorhanden u. läuft unter Anderem in einem zusammenhängenden Lager von der Küste des Tay abwärts durch ganz Südschottland bis zum westlichen Meeresufer in der Grafschaft Ayr fort, nimmt beinahe die ganze Grafschaft Fife ein und durchzieht Stirling, Lanark und Renfrew. Die Haupterwerbsquellen sind aber neben den Eisenwerken die Manufakturen. Wollenweberei ist in S. nie emporgekommen; in der Strumpfwirkerei kann die einheimische Gewerbsamkeit mit der englischen nicht mehr wetteifern, mit Ausnahme der noch unübertroffenen feinen schottländischen Strumpfwaaren. Leinwand war die alte Stapelwaare der schottländischen Industrie, seit sie aber durch die Mitbewerbung Irlands und den vermehrten Gebrauch baumwollener Stoffe verdrängt ist, hat sich die Leinwandmanufaktur fast nur auf größere Gewebe beschränkt, die in den nördlichen Grafschaften des Niederlandes für den amerikanischen Markt und für die britische Seemacht verfertigt werden, wozu die Rohstoffe das Ausland liefert, Rußland den Hanf, die Niederlande und Deutschland den Flachs. In dem westlichen S. ist die Baumwollenmanufaktur herrschend. Ihre Hauptsitze sind Glasgow und Paisley. Man rechnet, daß von den jährlich in Großbritannien gesponnenen 247,000,000 Pfund Baumwollengarn auf S. 24,500,000 Pfund kommen und, den Gesammtertrag der Manufaktur auf 34,000,000 Pfund Sterling geschätzt, auf S. 3,777,000 Pfund Sterling fallen. Zu Dumbarton, Leith und an anderen Orten wird sehr viel Glas fabricirt. Längs des Clyde, von Glasgow nach dem Meere zu sowohl, als aufwärts bis in die Gebirge hinein, findet man große Messinghütten. Der Binnen- und Küstenhandel ist sehr wichtig. Bis zur Vereinigung mit England war S.s auswärtiger Handel unbedeutend, seit der Mitte des 18. Jahrhunderts aber nahm er mit der gestiegenen Manufakturindustrie einen immer höheren Schwung.

Der wichtige Handel mit England führt gegen Schlachtvieh, Wolle, Leinwand und einige Baumwollenwaaren fast alle Wollenwaaren für den einheimischen Bedarf, Seide, Eisenwaaren und Thee ein. Irland gibt für Hafer und Vieh seine Kohlen und sein Eisen. Der lebhafte Verkehr mit Rußland führt außer Hanf auch Holz und Eisen ein. Nach Amerika und Westindien gehen hauptsächlich Baumwollenwaaren und Leinwand, wogegen rohe Baumwolle, Zucker und Rum bezogen werden. Der Clyde ist der Sammelplatz der meisten Schiffe, die diesen wichtigen Handelszweig treiben, an welchem vorzüglich Glasgow Theil nimmt. Seit die ostindische Kompagnie in ihren Handelsvorrechten beschränkt wurde, gingen auch schottische Schiffe nach Indien. Zur Beförderung des Verkehrs bestehen viele öffentliche Banken, worunter besonders die 1695 gegründete schottische Bank mit 16 Zweigbanken in verschiedenen Städten hervorzuheben ist. Fast in jeder Stadt S.s aber gibt es eine Privatbank, zuweilen 2—3.

Der Verlust der politischen Selbstständigkeit, der die Vereinigung der Kronen herbeiführte, hatte die Ausbildung einer Nationalliteratur für immer gehindert; aber obgleich die alte Landessprache seitdem aus dem Kreise der höheren Stände verdrängt war und nach der Rückkehr eines friedlichen Zustandes zu Anfange des 18. Jahrhunderts die Schriftsteller nur den Mustern ihrer südlichen Nachbarn nacheiferten, so richteten doch die Schottländer, zu höherem Selbstgefühle erwacht, ihre Blicke gern wieder auf die Dichterstimmen der Vorzeit, aus welchen der alte volksthümliche Sinn in wahren und anmuthigen Weisen sprach. Allan Ramsay erweckte seit 1715 mit Glück den heimischen Volksgesang, worin ihm Fergusson nachstrebte. Beide aber überglänzte später der hochbegabte Robert Burns, der glücklicher und lebendiger, als Vorgänger und Zeitgenossen, den Charakter und die Sitten seines Volkes schilderte, und dem unter den späteren Sängern, welche den Tönen der niederschottischen Sprache eine dichterische Weihe gaben, nur Allan Cunningham in unseren Tagen nahe gekommen ist. Nach dem Erwachen einer lebendigen Theilnahme an den alten Dichtungen machte Allan Ramsay auch den Versuch, das erste regelmäßige Schauspielhaus in S. zu gründen, für welches er ein Schäferspiel in der Landessprache schrieb. Sein Unternehmen mißlang, da den strengen Presbyterianern in Edinburg eine Schaubühne zu jener Zeit ein Greuel war. Die übrigen Dichter, die aus S. hervorgingen, wie Thomson, John Hume, der Verfasser des Trauerspiels „Douglas", Falconer, Blacklock u. Beattie, trachteten nur nach einem Platze auf dem englischen Parnasse, den in neueren Zeiten Walter Scott, Thomas Campbell u. Johanna Baillie mit größerem Ruhme behaupteten. Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts traten die Schottländer auf allen wissenschaftlichen Gebieten mit den Engländern in einen Wettkampf, dessen glücklichen Erfolg besonders auch der stete Verkehr erklärt, der seit alten Zeiten zwischen S. und den Lehranstalten Frankreichs und Hollands bestanden hatte, wo Alle, die sich der Rechtswissenschaft widmeten, und die meisten Aerzte ihre Bildung erhielten. Der den Schottländern eigene Geist philosophischer Forschung zeigte sich in der neuen metaphysischen Schule (schottische Philosophie), welche durch einen umfassenden Blick auf die Thätigkeit des menschlichen Gemüthes die in England herrschende Erfahrungsphilosophie in ein höheres Gebiet hob. Den Weg, den der seit 1729 in S. angesiedelte Irländer Hutcheson durch die systematische Darstellung der Moralphilosophie bahnte, verfolgten Adam Ferguson und die beiden Denker, Gerard und Home, welche, ohne bis zu höheren Grundsätzen vorzudringen, durch ihre psychologischen Erörterungen über die Aesthetik viel Einfluß auf die britische Kunstkritik erlangten. Einen eigenen Weg nahm, von Locke's Erfahrungsphilosophie ausgehend, seit 1739 der scharfsinnige Skeptiker David Hume. Unter seinen Gegnern in S. zeichnete nur Thomas Reid sich aus, der Hume's Ansichten durch die Berufung auf die entscheidenden Aussprüche des gemeinen Menschenverstandes widerlegen wollte, und dessen Lehren Dugald Stewart, der jetzt an der Spitze der philosophischen Schule der Schottländer steht, zu erläutern und fester zu begründen suchte. Unter allen Schriftstellern S.s hat aber Niemand auf die philosophische Denkart in Großbritannien so entscheidend eingewirkt, als Hume, der auch durch seine Erörterungen über Staatswirthschaft (1752) zuerst richtigere Ansichten in England verbreitete, welche sein Landsmann, Smith, seit 1776 vollständiger entwickelte und zu Folgerungen benutzte, die seitdem für die Verwaltung des Landes fruchtbar geworden sind. Der forschende Geist, der in den philosophischen Wissenschaften so glänzend erschien, erprobte sich auch seit Napier von Merchiston, dem Erfinder der Logarithmen, in der Mathematik und in den Naturwissenschaften, und wenn S. auch keinen Newton hervorbrachte, so erwarb sich doch David Gregory schon zu Ende des 17. Jahrhunderts den Ruhm, die Lehre des großen Engländers zuerst auf der Hochschule zu Edinburg verbreitet zu haben, während man in Cambridge noch an Descartes glaubte. In neueren Zeiten war Playfair einer der ausgezeichnetsten Forscher in diesem Gebiete, wie Brewster und mehre Andere in der Chemie, Hooker und Greville in der Pflanzenkunde, Knox und Flemming in der Zoologie, und als die Mineralogie und Geognosie durch deutsche Gelehrte eine festere Begründung erhalten hatten, wurden sie in S., wo ein naturgeschichtlicher Gelehrtenverein Werners Namen ehrte, früher und eifriger als in England aufgenommen und fanden in Jameson, Hibbert u. Mac-Culloch emsige Pfleger und glückliche Erweiterer. Die Arzneiwissenschaft wurde besonders durch Cullen, Monro und Gregory, seit der Mitte des 18. Jahrhunderts in der berühmten ärztlichen Schule zu Edinburg gepflegt. S. gab der britischen Literatur auch ihren ersten großen Geschichtschreiber in David Hume. Auch der fleißige Forscher Henry und Malcolm Laing reihen sich an jene glänzenden Namen. Für die Volkserziehung ist in S. ausreichend gesorgt. In mehr als 4400 Volksschulen, wozu 950 Kirchspielschulen, 312 begabte öffentliche Schulen, gegen 2500 nichtbegabte Tagschulen und 800 Sonntags-

schulen gehören, werden über 250,000 Zöglinge beiderlei Geschlechts unterrichtet, und die Jugend hat weit mehr Gelegenheit zur Bildung, als in England, da hier nur der siebzehnte, in S. aber der neunte Theil der gesammten Volksmenge Unterricht erhält. Die Gesellschaft zur Verbreitung des christlichen Unterrichts allein stiftete auf ihre Kosten im Hochlande über 320 Schulen. Die 4 Hochschulen S.s zu Edinburg, Glasgow, Aberdeen und St.-Andrews sind in ihrer Einrichtung den Anstalten des Festlandes ähnlicher, als Englands Universitäten. Die bedeutendste ist die 1581 gestiftete Universität zu Edinburg, besonders wegen ihrer trefflichen Bildungsanstalten für Aerzte. Alle Universitäten besitzen reiche Büchersammlungen, doch gibt es in S. nicht so viele Privatbibliotheken, als in England.

Die politische Verfassung S.s hat seit der Union, besonders in neueren Zeiten, mehre Verbesserungen erhalten. S. bildet ein selbstständiges **Königreich**, ist aber seit der Unionsakte vom 16. März 1707 mit England vereinigt unter dem Gesammttitel **Großbritannien**. Nach der Reformbill vom 7. Juli 1832 übt das Stimmrecht jeder wirkliche Besitzer eines Gutes auf dem Lande wie in den Städten von jährlich 10 Pfund Sterling Ertrag. In das Oberhaus sendet S. 16 Peers, die für jede Parlamentssitzung aus dem gesammten hohen Adel des Landes gewählt werden, in das Unterhaus aus den 35 Grafschaften 30 und aus den Städten u. Flecken 23, zusammen 53 Abgeordnete. S. hat seine eigenen Gerichtshöfe, von welchen in allen bürgerlichen Rechtssachen die Berufung an das Oberhaus geht. Es sind deren drei, die, sowie ein Admiralitätsgericht, ihren Sitz in Edinburg haben. Für die Rechtspflege in den Grafschaften bestehen außer den Friedensrichtern und Scheriffs keine Provinzialgerichtsbehörden, sondern die Mitglieder der drei hohen Gerichtshöfe bereisen zweimal des Jahres die Grafschaften, um in den Hauptstädten derselben Gerichtssitzungen für Civil- und Kriminalsachen zu halten. Die Staatseinkünfte, welche früher von besonderen Behörden erhoben wurden, stehen jetzt unter der Verwaltung der in London befindlichen Finanzbehörden. Die **Landeskirche** ist die presbyterianische. Ihr gehört mehr als die Hälfte der Bevölkerung des Landes an. Dissentirende Presbyterianer zählt man 400,000 (s. **Schottische Kirche**). Unter den höheren Ständen gibt es viele Anhänger der bischöflichen Kirche, die hier 6 Bischöfe in partibus (ohne Diöcesen) hat. Independenten, Baptisten und Methodisten sind nicht zahlreich. Die Katholiken, gegen 200,000, sind meist ausgewanderte Irländer, stehen unter 2 Generalvikarien und wohnen meist in den Hochlanden und in den westlichen Inseln. Politisch ist S. in 32 Grafschaften (30 Counties und 2 Stewartries) eingetheilt, von denen Orkney u. Shetland (Stewartry), Caithneß, Sutherland, Roß und Cromarty (vereinigt), sowie Inverneß zu **Nordschottland**; Argyle, Bute (Stewartry), Nairn, Elgin oder Moray, Banff, Aberdeen, Kincardine oder Mearns, Angus oder Forfar, Perth, Fife, Kinroß, Clackmannan, Stirling, Dumbarton zu **Mittelschottland**; Linlithgow oder Westlothian, Edinburg oder Midlothian, Haddington oder Ostlothian, Berwick, Renfrew, Ayr, Wigton, Lanark, Peebles, Selkirk, Roxburgh, Dumfries u. Kirkcudbright zu **Südschottland** gerechnet werden. Die kleinste County ist Clackmannan, die größte Inverneß. Die Volksmenge hat sich seit der Mitte des 18. Jahrhunderts trotz der Auswanderungen merh als verdoppelt. Von 1801—41 stieg sie von 1,606,420 auf 2,620,184 u. bis 1857 auf 3,064,566. Hauptstadt ist **Edinburg**. Vgl. **Chalmers**, Caledonia or a historical and topographical account of North-Britain from the most ancient to the present time, Edinburg 1807—10, 2 Bde.; **Playfair**, Geographical and statistical description of Scotland, das. 1819, 2 Bde.; **Cleland**, Statistical view of Scotland, Glasgow 1823; F. W. **Spohr**, Das Königreich S., Braunschweig 1825; **Carus**, England und S. im Jahre 1844, Berlin 1845, 2 Bde.

Geschichte. Die ältesten Einwohner S.s, von den Römern **Kaledonier** genannt, waren celtischer Abstammung. Bisher hatte das Land **Caledonia**, oder bei den Römern Britannia barbara geheißen; jetzt erhielt es seinen Namen von den Skoten. Im Jahre 801 v. Chr. betraten die Römer unter Agricola den Boden S.s und errichteten zur Abwehr der plündernden Kaledonier nicht nur eine Menge Festungen, sondern auch einen Grenzwall. Die Kaledonier wurden durch **Galgagus** zum Widerstand gegen die Römer vereinigt, aber 84 am Frith of Tay mit einem Verlust von 10,000 Todten aufs Haupt geschlagen. Der siegreiche Agricola zog sich darauf wieder zurück. Einen neuen Wall, südlich von dem des Agricola, führte 121 der Kaiser Hadrian auf; aber trotzdem verheerten die Kaledonier das römische Gebiet. Zu Anfang des 4. Jahrhunderts n. Chr. verschwindet deren Name, und als Bewohner jenseits der Wälle werden **Pikten** und etwas später **Skoten** genannt, wilde Celtenstämme, welche vielleicht aus Irland herübergekommen waren. Nachdem die Römer 420 Britannien aufgegeben hatten, schüchterten Pikten und Skoten die unter der römischen Herrschaft entkräfteten Briten dergestalt ein, daß diese zu ihrem Schutze die Angeln und Sachsen vom Kontinent zum Schutze herbeiriefen, welche 449 zwar die Barbaren hinter die Wälle zurücktrieben, sich aber selbst im südlichen Theile Britanniens festsetzten. Letztere nahmen um 600 unter einem Fürsten Namens **Fergus** feste Wohnsitze an der westlichen Küste und auf den Inseln ein, während die Pikten mehr den Norden und Osten behaupteten. Das Christenthum fand um die Mitte des 6. Jahrhunderts in S. durch Columban größere Verbreitung. Derselbe gründete ein Kloster auf der Insel Jona, von wo aus sich nicht nur durch ganz Europa christlicher Kultus verbreitete, sondern auch gegen die Installirung der römischen Kirche mit Erfolg Opposition gemacht ward. Der Skotenkönig Kenneth vereinigte Pikten und Skoten 843 zu Einem Reiche S. (Scotland), das durch den Römerwall von England geschieden ward. Schon im 10. Jahrhundert aber begannen blutige Kämpfe zwischen den Schottländern und Engländern. Auch die Dänen mischten sich in diese Kämpfe, und unter der Bedingung, daß die Schottländer

ihm Hülfe gegen diese und Lehnspflicht leisteten, räumte König Edmund von England dem schottischen König Malcolm 944 Northumberland ein, und auf dieser Schenkung beruht der Anspruch der Könige von England auf die Lehnsherrlichkeit über S. Die Dänen, über dieses Bündniß aufgebracht, suchten jetzt auch S. mit ihren Einfällen heim. Nachdem 1034 Malcolm nach langjähriger Herrschaft durch Mörderhand gefallen war, wurde 1041 auch König Duncan I. durch seinen Verwandten, Macbeth, einen der vornehmsten Häuptlinge S.s, aus Privatrache ermordet. Der Mörder bemächtigte sich des Thrones, während des Ermordeten Söhne entflohen, und behauptete ihn 10 Jahre. Durch Grausamkeit machte er sich aber immer verhaßter, bis Malcolm Canmore, der älteste Sohn des gemeuchelten Königs, von Siward, Grafen von Northumberland, und dem König von England unterstützt, in S. 1054 einfiel und Macbeth ins Hochland zurückwarf, wo er im Kampfe blieb. Die Thronbesteigung Malcolms III. Canmore war von Wichtigkeit für S. Denn da derselbe am Hofe Eduards des Bekenners gelebt hatte, so brachte er englische Bildung unter seine Landsleute. Bei der Eroberung Englands durch die Normannen 1066 nahm er Partei für den legitimen englischen Thronerben, Edgar Atheling und schenkte vielen flüchtigen Sachsen eine zuvorkommende Aufnahme. Wenn er Wilhelm den Eroberer auch nicht wieder verjagen konnte, so machte er auf einem Einfalle in Nordengland doch eine Menge Gefangene, welche englische Sprache und Sitte nach S. brachten und so das Land civilisirten. Nur das schottische Hochland blieb für die Civilisation unzugänglich und bewahrte die altceltische Wildheit. Als Malcolm III. 1093 im Kriege gegen England gefallen war, wurde den Söhnen desselben durch Verwandte der Thron streitig gemacht; doch wußte sich 1124 der jüngste Sohn, David I., als alleiniger Herrscher zu behaupten. Durch Heirath brachte er Northumberland und Huntingdon an sich und erhielt später von Stephan, dem Usurpator des englischen Thrones, Westmoreland und sonstige Besitzungen im Norden Englands. Allein schon sein Enkel, Malcolm IV., welcher 1153 zur Herrschaft gelangte, konnte sie nicht behaupten. Auf Malcolm IV. folgte 1165 sein Bruder, Wilhelm der Löwe. Derselbe machte 1173 einen Einfall in England, weil Heinrich II. die Verleihung der nordenglischen Provinzen ihm direkt verweigerte, wurde aber gefangen genommen und auf das Schloß Falaise in der Normandie in Gewahrsam gebracht. Als er später die Krone von S. wieder zurückerhielt, mußte er sie als englisches Lehn annehmen. Doch ließ schon Richard Löwenherz, 1189, die Oberherrlichkeit über S. gegen 10,000 Mark Silber wieder fahren. Während der Wirren des englischen Königs Johann mit dem Adel und dem Papste hielt es Alexander II., Wilhelms Nachfolger auf dem schottischen Throne, mit der englischen Volkspartei und nahm 1216 im Bunde mit dem französischen Kronprinzen ganz Südengland. Der 1217 durch die Vermittelung des englischen Reichsverwesers Pembroke geschlossene Friede erhielt durch die Verheirathung Alexanders II. mit der Schwester des englischen Königs, Heinrichs III., eine neue Bürgschaft, sowie dergleichen Verbindungen aber auch Gelegenheit zu Spaltungen für die Großen des Landes gaben und das Ueberhandnehmen englischer Gesittung begünstigten. Als 1263 der norwegische König Hakon bis zur Mündung des Clyde herankam, um die Inseln Arran und Bute zu erobern, schlug ihn Alexander auf der Westküste und vereinigte gegen jährlichen Zins die Hebriden mit S. Auf Alexander, der 1286 starb, hätte ein Kind seiner mit Hakons Sohne verheiratheten Tochter, ein 8jähriges Mädchen, Margarethe, folgen sollen. Aber Eduard I. von England vermochte die schottischen Stände 1290, in die Verlobung der Thronerbin mit seinem ältesten Sohne zu willigen. Schon sollte sie von Norwegen herübergebracht werden; allein sie starb unterwegs auf den Orkaden, und nun traten zwölf Kronprätendenten auf. Während des langen Streites zwischen den Häusern Balliol und Bruce, die beide nur weiblicherseits von der königlichen Familie abstammten, suchte König Eduard I. von England die Oberhoheit seiner Krone über S. zu erneuern. Er erklärte sich für Johann Balliol (1292), und als sich dieser mit französischer Hülfe unabhängig machen wollte, brach Eduard in S. ein, nahm Johann 1296 bei Dunbar gefangen, ließ sich von ihm das Reich abtreten und empfing hierauf von den Schotten die Huldigung. Allein diese hielten es mit Robert Bruce, dem Sohne (1306), welcher seine Freunde zu Dumfries versammelte, Cumyn, den früheren Reichsverweser, in der Kirche umbringen und sich nach glücklich von Statten gegangenem Aufstande zu Scom krönen ließ. Da er aber am 19. Juni durch den Grafen Pembroke bei Methven besiegt wurde, mußte er sich auf den Hebriden versteckt halten. Nachdem er von hier zurückgekehrt war, eroberte er Carrick u. Iverniß, drängte den englischen König Eduard II. zurück und nahm ganz S. Der 1309 durch französische Vermittelung geschlossene Waffenstillstand befreite zugleich Robert von dem Banne, mit dem er wegen der Ermordung Cumyns belegt worden war. Ein Einfall, den er 1311 gegen England richtete, sollte von den Engländern gerächt werden; allein Robert schlug sie 1314 bei Bannockburn, so daß die schottischen Stände nunmehr für ewige Zeiten die Herrschaft seinem Hause zusprachen. In dem im November 1327 zu Newcastle abgeschlossenen Frieden entsagte darauf England allen Ansprüchen auf S. Durch die Vermählung seines Erbprinzen David mit Eduards III. Schwester Johanna suchte Robert Bruce die von ihm hergestellte Oberhoheit seines Reichs zu befestigen und starb 1329. Allein da David II. bei seinem Regierungsantritte erst 5 Jahre zählte, so wurde er leicht während seiner Minderjährigkeit 1332 von Johann Balliols Sohne, Eduard Balliol, vertrieben. Zwar schwang sich David 1342 durch Frankreichs Beistand wieder auf den Thron, wurde aber von den Engländern im Treffen bei Durham 1346 gefangen genommen. Nach Verlauf von 11 Jahren erlangte er gegen ein Lösegeld von 100,000 Mark seine Freiheit wieder, blieb nun König bis an seinen Tod (12. Februar 1371) und vererbte das Reich an Robert II.

gefangen u.
Wilhelm
ren die Be-
lich in seine
jungen Kö-
Livingston
selbst an die
ten getreten
e Feinde be-
allen unter-
stürzen, u.
h mit meh-
t gegen ihn
ig erstochen
glas' Bru-
für an dem
rd von sei-
ußte nach
kob II. un-
r der Beste
einem zer-
Da sein
ar, hatten
Spiel, um
jedoch die
uth einge-
dem Hand-
Dies rief
und des
var, und
ar zu
at

ihm Hülfe
steten, räu
dem schotti
umberland
der Anspru
Lehnsherrli
ses Bündni
ihren Einfä
nach langjä
gefallen wa
durch seinen
vornehmsten
mordet. D
nes, währe
und behaupt
keit machte
Malcolm
meuchelten
Northumber
unterstützt,
Hochland zu
Die Thronf
war von W
Hofe Edua
brachte er
leute. Bei
Normannen
men englisch
schenkte viel
mende Aufn
oberer auch
er auf eine
Menge Gefo
Sitte nach E
ten. Nur b
Civilisation
celtische Wil
Kriege gegen
Söhnen des
streitig gema
Sohn, Dav
haupten. T
land und Hu
von Stephan
nes, Westme
Norden Eng
Malcolm
langte, konnt
colm IV. fol
Löwe. D
England, w
nordenglische
wurde aber
Schloß Fala
gebracht. A
zurückerhielt
nehmen. T
1189, die D
Mark Silbe
ren des engl
und dem Pa
helms Nachf
der englische
Bunde mit
Südengland
des englische
sene Friede

Stuart, den Sohn Walters Stuart und der Majoria, König Davids I. Schwester. Derselbe pflanzte die Regierung auf seine männlichen Nachkommen fort, die bis 1542 herrschten. Die Erhebung der Stuarts bildet den Anfang des langen Kampfes der Krone gegen den mächtigen Adel, welcher bei der Minderjährigkeit der Könige das Reich oft in große Verwirrung brachte. Von den Franzosen angespornt, führte Robert II. fast während seiner ganzen Regierung Krieg mit England. Sein Nachfolger war 1390 sein Sohn, **Robert III.**, welcher die Sorge für die Regierung seinem jüngeren Bruder, dem späteren Herzog von Albany, überließ. Unter seine Regierung fallen die blutigen Fehden der **Challans** und **Conerons**, denen Robert 1406 befahl, durch Zweikampf zu entscheiden, worauf aus jedem Stamme 30 Mann ausgewählt wurden, die bei Perth mit einander kämpften. Die Challans trugen den Sieg davon, indem für $^1/_2$ Mark an der Stelle eines feig davon gelaufenen Kämpfers ein fremder Mann eintrat. Weil der ehrgeizige Albany unter dem Vorgeben, ihn auf diese Weise zu bessern, den Kronprinzen, den **Herzog von Rothsay**, eingesperrt und wahrscheinlich durch Meuchelmord hatte aus dem Wege räumen lassen, schickte der König seinen jüngeren Sohn Jakob der Sicherheit halber nach Frankreich. Allein derselbe fiel unterwegs in die Hände der Engländer, welche ihn in Gewahrsam nahmen. Der Gram über das Unglück seiner Kinder brachte Robert III. 1406 ins Grab. Obschon jetzt die Stände erklärten, daß **Jakob I.** trotz seiner Gefangenschaft rechtmäßiger König sey, so geschah von dem Reichsverweser Albany doch nichts für die Freilassung desselben. Vielmehr schien Albany mit England in geheimem Einverständnisse zu seyn. Indeß begaben sich eine Menge Schotten nach Frankreich, um daselbst gegen die Engländer die Waffen zu tragen. Erst der zweite Sohn Albany's, Graf von Buchan, ging 1419 mit zahlreichen Hülfstruppen nach Frankreich und brachte daselbst 1421 den Engländern empfindliche Verluste bei. Als nach Albany's Ableben dessen unkräftiger Sohn **Murdoch** zur Verwaltung gelangt war, entsanken bald die Zügel seinen Händen; seines Amtes überdrüssig, bewirkte er 1424 die Befreiung des legitimen Königs. Jakob I. war ein gebildeter und charakterfester Mann, der zunächst die Regierungsgewalt dadurch zu erhöhen suchte, daß er die an die Großen des Reichs leichtsinnig verschwendeten Krongüter zurückzog, den vielen Räuberbanden Einhalt that, für den Aufschwung der Wissenschaft durch sorgsame Pflege der 1410 gegründeten Universität Aberdeen wirkte und durch weise Gesetze, Vorschüsse und Begünstigung der Städte den Aufschwung der Gewerbe bezweckte. Gleichwohl räumten ihn Verschworene, welche durch Entziehung von Krongütern beleidigt worden waren, 1436 aus dem Wege. Sein Sohn, **Jakob II.**, zählte erst 2 Jahre; daher führten statt seiner die Räthe Livingston u. Crichton die Regierung. Dieselben vernachlässigten die Verwaltung des Landes, indem sie einander befehdeten. Erst durch die anschwellende Macht des vermögendsten schottischen Grafen, **Wilhelm Douglas**, wurden sie genöthigt, sich der gemeinsamen Gefahr wegen zu einigen; sie nahmen also den Grafen gefangen u. ließen ihn hinrichten. Ein anderer **Wilhelm Douglas** bekam nach einigen Jahren die Besitzungen seines Hauses wieder sämmtlich in seine Hand, und dies, sowie die Gunst des jungen Königs, der unterdeß die beiden Regenten Livingston und Crichton verabschiedet hatte und selbst an die Spitze der öffentlichen Angelegenheiten getreten war, machte ihn gefürchtet; allein seine Feinde benutzten, als er 1450 eine Reise nach Italien unternahm, die günstige Gelegenheit, ihn zu stürzen, u. brachten den König, weil Douglas sich mit mehren Großen verbündet hatte, dergestalt gegen ihn auf, daß er vom König 1452 eigenhändig erstochen wurde. Umsonst suchte Wilhelm Douglas' Bruder und Erbe, **Jakob Douglas**, dafür an dem Könige Rache zu nehmen: denn er ward von seinem Heere im Stiche gelassen und mußte nach England entweichen, das ihn gegen Jakob II. unterstützt hatte. Letzterer fand 1460 vor der Beste Roxburgh seinen Tod, indem er von einem zerspringenden Geschütze getroffen wurde. Da sein Sohn, **Jakob III.**, noch unmündig war, hatten die Großen im Lande ziemlich freies Spiel, um ihrem Gelüsten zu fröhnen. Als diese jedoch die Gunst des Königs durch ihren Uebermuth eingebüßt hatten, erhob der König Leute aus dem Handwerkerstande zu seinen Günstlingen. Dies rief bei dem Adel große Entrüstung hervor, und des Königs Brüder, Johann, Graf von Mar, und Alexander, Herzog von Albany, griffen sogar zu den Waffen. Allein die Empörer wurden besiegt und der Graf von Mar büßte mit dem Leben. Der Herzog von Albany floh, maßte sich in der Folge den Titel eines Königs von S. an u. erhob, vom englischen König Eduard VI. unterstützt, von Neuem die Fahne der Empörung, schloß aber dann mit Jakob III. Frieden und erhielt seine Güter wieder. In Folge einer abermaligen Empörung mußte er erst nach England, dann nach Frankreich flüchten. Der König suchte nun die übrigen Großen des Reichs zu züchtigen. Es kam 1488 bei Bannockburn zur Schlacht, in welcher Jakob besiegt ward und auf der Flucht umkam. Sein Sohn und Nachfolger, **Jakob IV.**, begünstigte den Handel und erbaute selbst einige Kriegsschiffe. Im Jahre 1492 begann er Krieg mit England, indem er dem Usurpator Perkin Warbeck seine Unterstützung angedeihen ließ, schloß aber 1503 einen Frieden mit England und vermählte sich mit Heinrichs VIII. Schwester Margarethe. Dennoch verband er sich 1513 mit Frankreich wieder gegen England, fiel mit 50,000 Mann in Northumberland ein, verlor die Schlacht auf der Ebene von Flowden und büßte wahrscheinlich selbst dabei das Leben ein. Für seinen 2jährigen Sohn, **Jakob V.**, führte die Mutter, Margarethe, die Regentschaft. Sie machte mit England Frieden, vermählte sich 1514 mit dem Grafen **Angus** und übergab ihm die Verwaltung des Reichs. Dem widersetzte sich Graf Alex. **Hume**, nöthigte Margarethe und Jakob V. zur Entweichung nach England, bewirkte die Zurückberufung des Herzogs **Johann von Albany**, Neffen Jakobs III., aus dem Asyl in Frankreich und dessen Ernennung zum ersten Thronerben und Reichsverweser, ließ die Königin-Mutter mit ihrem Sohne,

den sie nach England bringen wollte, gefangen nehmen und brachte sie nach Stirling in Haft, von wo dieselbe jedoch nach England entkam. Nach der Veruneinigung Hume's mit Albany gab der letztere 1517 die Regentschaft auf und begab sich nach Frankreich, kam aber schon 1521 wieder zurück, um die Regentschaft von Neuem zu übernehmen. Er hielt sich bis 1524, wo er im Kriege mit Heinrich VIII. von England von den Großen im Stiche gelassen und zur Flucht nach Frankreich genöthigt wurde. Bereits 1519 war die Königin-Mutter in S. wieder angekommen, hatte die Regentschaft wieder übernommen und nach Entzweiung mit ihrem Gemahl sich an die Spitze der englischen Partei gestellt. Die Rückkehr des Grafen Angus änderte die Sachlage. Denn derselbe wußte sich des jungen Königs zu bemächtigen und alsdann die Zügel der Regierung in die Hand zu nehmen. Doch entkam 1528 Jakob V. aus seiner Gefangenschaft, verband sich mit seiner Mutter und brach die Macht des Hauses Douglas. Nach seiner Thronbesteigung ließ es Jakob V. seine angelegentlichste Sorge seyn, den Adel zu zügeln u. die Gewogenheit der Geistlichkeit sich zu verschaffen. Die damals im Norden um sich greifende Reformation fand auch in S. geneigte Gemüther; allein die Geistlichkeit war bemüht, den König wenigstens vom Uebertritt zur englischen Partei abzuhalten. Nach dem Tode Magdalena's, Jakobs erster Gattin, der Tochter Franz' I. von Frankreich, verehelichte sich Jakob 1537 mit Maria von Guise, einer nahen Anverwandten der französischen Könige. Ein deshalb geschlossenes Bündniß wurde in der Folge von Wichtigkeit. England bemühte sich lange, Jakob von der französischen Partei wieder abzubringen; da aber alle desfallsigen Versuche scheiterten, kam es zwischen England und S. zu offenen Feindseligkeiten. Ein Einfall nach England, den Jakob 1542 unternahm, schlug fehl, weil der unzufriedene Adel ihn im Stiche ließ. Jakob fiel deshalb in Tiefsinn und starb noch in demselben Jahre.

Schon durch Wiclefs Lehre war der Reformation vorgearbeitet worden. Letztere wurde seit 1526 von **Patrick Hamilton**, einem Schüler Luthers und Melanchthons, in S. verbreitet und griff immer mehr um sich. Der letzte König hatte das Reich in einem Zustande großer Verwirrung seiner kaum geborenen Tochter, **Maria Stuart**, hinterlassen, für welche bis 1546, wo derselbe ermordet wurde, David Beaton vermittelst eines untergeschobenen Testaments die Regentschaft führte. Alsdann wurde Jakob Hamilton, Graf von Arran, Reichsverweser. Derselbe ließ sich wohl von Heinrich VIII. dafür gewinnen, die junge Königin an den Sohn des englischen Königs zu verheirathen; als letzterer aber Maria Stuart in seine Hände nach England geliefert haben wollte, wurde der Plan rückgängig, und der Reichsverweser trat auf die Seite der England feindseligen Partei. Weil jetzt der Graf Lennox, welcher eben so nahe Ansprüche auf die Reichsverweserschaft hatte, sich an die Spitze der englischen Partei stellte und den bisherigen Reichsverweser zu stürzen suchte, kam es 1544 bei Ancrum zur Schlacht, in welcher Lennox besiegt und zur Flucht nach England genöthigt wurde. Nach Heinrichs VIII. Tode bemühte sich der Reichsverweser Englands wieder, die junge Königin S.s zur Gemahlin Eduards VI. zu machen. Allein mit Güte ließ sich nichts ausrichten; daher überzog der englische Reichsverweser Somerset S. mit Krieg und besiegte am 10. Sept. 1547 die Schotten bei Pinkey. Trotzdem erreichte er sein Ziel nicht; denn die Königin-Mutter, Maria von Guise, hielt ihre Tochter erst versteckt und brachte sie dann nach Frankreich, wo sie mit Franz, dem Sohne Heinrichs II., verlobt ward. Unterdessen hatten die Schotten die Hülfe der Franzosen angerufen und von denselben 1548 ein Heer von 6000 Mann geschickt erhalten. Nachdem der Graf Arran 1554 von der Regentschaft zurückgetreten, traten die Herzöge von Guise und die Königin-Mutter an seine Stelle. Die Vermählung Maria's mit Franz II. von Frankreich ging 1558 vor sich. Maria stellte eine geheime Urkunde aus, in welcher sie für den Fall, daß sie kinderlos mit Tode abginge, ihr Land an Frankreich vermachte. Als 1558 nach dem Tode der Königin Maria von England deren Schwester Elisabeth zur Regierung gelangt war, erhoben Maria Stuart u. ihr Gemahl, Franz II., Ansprüche auf den englischen Thron und nahmen den englischen Königstitel an. Sie waren in sofern dazu berechtigt, als Maria nach dem Aussterben des englischen Königsstammes, als Urenkelin Heinrichs VII., die nächste Thronerbin war, während Elisabeth, zwar die Tochter Heinrichs VIII. und der Anna Boleyn, von Maria und ihrer Partei für ein illegitimes Kind erklärt wurde, weil der Papst die frühere Ehe Heinrichs VIII. mit Katharina von Aragonien nicht getrennt hatte. Maria von Guise, die Regentin des Reichs, glaubte jetzt hinlängliche Macht zu besitzen, um im Sinne des streng katholischen französischen Systems gegen den Protestantismus einzuschreiten. Mit Hülfe des Grafen Arran und des Erzbischofs von St.-Andrews brachte sie die Ketzergesetze wieder zur Geltung und setzte ein Glaubensgericht zur Bestrafung der abgefallenen Geistlichen ein. Der protestantische Adel, durch diese Schonungslosigkeit verletzt und durch die Verurtheilung eines Predigers zu Perth noch mehr entflammt, hielt 1559 eine Versammlung zu Edinburg, griff zu den Waffen, nahm unter der Anführung des Jakob Stuart, eines unehelichen Sohnes Jakobs V., Perth und Edinburg und ging im Juli desselben Jahres mit dem Hofe einen Frieden ein, unter der Bedingung, daß fortan Glaubensfreiheit herrsche und die französische Hülfsmannschaft entfernt werde. Nachdem jedoch in Frankreich Franz II. zur Herrschaft gelangt war, glaubte die Regentin, 1559 mit französischen Hülfstruppen unterstützt, den Friedensvertrag brechen zu können, unterdrückte die Protestanten von Neuem und tastete die Verfassung an. Obschon die protestantischen Stände jetzt wieder zu Felde rückten, so würden sie doch der Uebermacht erlegen seyn, hätte nicht die Königin Elisabeth von England 1560 eine Flotte an die Westküste und bald darauf ein ansehnliches Landheer ihnen zu Hülfe gesandt. Hierdurch eingeschüchtert, nahmen die Franzosen ihren Rückzug nach Leith. Während dieser Unruhen starb die Königin-Mutter, Maria von Guise, und die streitenden Theile schlossen am 30. Juli 1560 zu Edin-

burg Frieden. Franz II. und Maria Stuart entsagten dem englischen Königstitel, die französischen Hülfsvölker zogen vom schottischen Gebiete ab u. den Ständen des Reichs ward das Recht der Durchführung der Kirchenverbesserung eingeräumt. Damit hatte der Protestantismus einen vollkommenen Sieg errungen; nur das Hochland hing noch großentheils fest an dem alten Glauben. Der Reformator Johann Knox führte nun nach dem Muster von Genf die **Presbyterialkirche** ein, deren republikanische Formen dem französischen Hofe großen Aerger bereiteten. Ein großer Theil der Kirchengüter fiel dem Adel anheim. Die katholische Partei in S. erwartete bereits wieder eine französische Intervention; allein der Tod Franz' II. vereitelte ihre Hoffnungen und führte Maria Stuart unter der Bedingung, daß sie die bestehenden kirchlichen Zustände nicht störe und die Leitung des Staates den Protestanten zugestehe, auf den väterlichen Thron zurück. An der Spitze der Geschäfte standen ihr Halbbruder Jak. Stuart, welchen sie zum Grafen von Murray ernannte, u. Maitland von Lethington. Nach der Vermählung der Königin mit Darnley, dem Sohne des Grafen Lennox, wurden die Protestanten aus der Staatsverwaltung verdrängt u. alle bedeutenden Aemter mit Katholiken besetzt. Unter dem Vorgeben, das Land gegen äußere und innere Feinde zu sichern, rief Maria Stuart ein Heer unter die Fahnen, dem Murray vergeblich ein protestantisches Heer entgegenzustellen suchte. Bald sahen sich die Häupter der protestantischen Partei genöthigt, nach England zu flüchten, wo ihnen Elisabeth eine gute Aufnahme gewährte. Maria Stuart, in ihrem Siegesrausche alle Mäßigung bei Seite setzend, betrieb jetzt offen die Wiedereinführung des Katholicismus. Doch ihre persönlichen Verhältnisse, die Ermordung Rizzio's, die Liebschaft mit dem Grafen Bothwell, dann die Ermordung Darnley's brachten zu Ungunsten der Königin in der öffentlichen Meinung einen großen Umschwung hervor. Noch mehr aber, als dies Alles, empörte die schon einige Monate nach der Ermordung Darnley's erfolgende Vermählung mit dem vermuthlichen Mörder ihres Gemahls die Gemüther Aller. Schon wollte sich Bothwell auch des jungen Thronerben, des Sohnes Maria's aus der Ehe mit Darnley, versichern, als der Adel ein Heer zusammenbrachte, welches im Juni 1567 zu Carberry auf die Truppen der Königin traf. Da letztere aber wenig Kampflust zeigten, so mußte Maria, während Bothwell flüchtig wurde, sich bequemen, dem Throne zu entsagen, und ward auf das Schloß Lochlevin in Gewahrsam gebracht. An ihrer Stelle ward der minderjährige Jakob VI. auf den Thron erhoben, für welchen der Graf Murray die Regentschaft führte. Vergeblich war es, daß der frühere Reichsverweser Arran Maria wieder in Freiheit setzte und zu ihrem Schutze ein zahlreiches Heer sammelte. Letzteres stob am 13. Mai 1568 beim Zusammentreffen mit Murray bei Langside auseinander, und Maria flüchtete zu Elisabeth von England, welche jetzt die Schiedsrichterin in den schottischen Wirren machte und Murray zur Verfolgung seiner Halbschwester anspornte. Die Ermordung Murray's, 1570 durch einen Hamilton aus Parteiwuth verübt, warf S. in einen neuen Strudel bürgerlicher Wirren. Kaum war durch die Vermittelung Elisabeths Maria's Todfeind, der Graf Lennox, zum Reichsverweser ernannt worden, als auch er zu Stirling ermordet ward. Nun nahm der Graf Mar, ein gemäßigter Mann, die Zügel der Regierung in die Hand. Doch starb er schon 1572, worauf sein Nachfolger im Amte, der strenge Morton, die Partei Maria's vernichtete, den Presbyterianismus aber ebenfalls einengte, indem er nach der Einführung des Episkopats strebte und durch Härte u. Habsucht den Adel gegen sich aufbrachte. Nachdem Morton 1578 durch eine Palastrevolution gestürzt worden war, trat der erst 12jährige König die Regierung selbst an, indem ihm ein Staatsrath von 12 Mitgliedern zur Seite gestellt ward. Die Voreiligkeit eines solchen Schrittes leuchtete bald ein, da Hofintriguen, meist von der englischen Königin angesponnen, u. eine verderbliche Günstlingswirthschaft die Ruhe des Reichs störten. Die von den katholischen Mächten bedrohte Elisabeth schloß darauf (1586) mit Jakob VI. ein Bündniß zum Schutze des protestantischen Glaubens und gewann ihn durch ein Jahrgeld, sowie durch die Zusage, ihm die schottische Krone aufzusetzen, dergestalt für sich, daß er zur Hinrichtung seiner Mutter (8. Febr. 1587) schwieg. Obwohl er sich in einer Urkunde (Covenant) seinen Unterthanen gegenüber verbindlich machte, den protestantischen Glauben zu schützen, so wurden doch die Katholiken vom Hofe insgeheim begünstigt, was, in Verbindung mit dem Streben des Königs, durch Einführung des Episkopats die Freiheit der presbyterianischen Kirchenverfassung zu schmälern, manchfache Spaltungen und Unruhen hervorrief. Da die Macht des hohen Adels durch die Reformation im Parlament noch erhöht worden war, so führte Jakob VI. schon die von Jakob I. angeordnete Maßregel durch, wonach auch Abgeordnete des niederen Adels im Parlament sitzen durften. Das so zusammengesetzte Parlament brachte nunmehr bedeutende Beschränkungen der Kirche zu Stande, namentlich die Ernennungen der Prediger in den Hauptstädten durch den König und das Verbot, Kirchenversammlungen ohne königliche Erlaubniß abzuhalten. Als Jakob VI. endlich 1600 vom Parlament das Recht erhielt, diejenigen Prediger, welchen er die alten Bischofssitze und Abteien verleihen würde, ins Parlament zu berufen, kam er seinem Ziele, der Einrichtung der bischöflichen Verfassung, näher. Indeß wurde die kirchliche Reaktion für den Augenblick dadurch aufgehalten, daß die Königin Elisabeth (1603) starb, und nun Jakob, als ihr nächster Verwandter von seiner Mutter her, die englische Krone mit der schottischen vereinigte. Von nun hieß Jakob VI., der nach England übersiedelte, Jakob I. Nachdem S. lange den englischen Waffen muthigen Widerstand geleistet, ward es nun mit seinem stärkeren Nachbar unter den ehrenvollsten Bedingungen vereinigt. Es gab einen König, statt einen zu empfangen; es behielt seine eigene Verfassung und Gesetzgebung; seine Gerichtshöfe und Parlamente blieben unabhängig von den Gerichtshöfen und Parlamenten zu Westminster; auch die Verwaltung des Landes blieb in schottischen Händen. Gleichwohl entging S.

keineswegs dem Schicksale eines jeden Landes, welches mit einem anderen Lande von größeren Hülfsquellen verbunden, aber nicht ihm einverleibt ist. Wenn auch dem Namen nach ein unabhängiges Königreich, wurde es doch durch mehr als ein Jahrhundert in vielen Beziehungen in der That wie eine unterworfene Provinz behandelt. Ein Vorschlag des Königs (1604), beide Reiche ganz mit einander zu vereinigen, scheiterte an dem Verlangen des englischen Parlaments, daß alsdann völlige Gleichheit der Gesetze eintreten solle. Dagegen gelang es Jakob, 1650 das Episkopat in S. nach dem Muster des englischen durchzuführen. Nachfolger Jakobs I. war 1625 Karl I., welcher, wenn auch nicht so vorsichtig, nach der Politik seines Vaters verfuhr. Die Regierung hatte lange schon gewünscht, das anglikanische System vollständig über die ganze Insel auszudehnen, und in dieser Absicht bereits verschiedene Aenderungen getroffen. Die gefährlichste Neuerung jedoch, weil sie den Sinnen des gemeinen Volks direkt erkennbar war, war noch nicht versucht worden. Der öffentliche Gottesdienst wurde noch in der der Nation genehmen Weise gehalten. Jetzt aber beschlossen Karl I. und Wilhelm Laud, Erzbischof von Canterbury, den Schotten eine neue Liturgie aufzuzwingen. Die erste Ausübung der fremden Ceremonien rief zu Edinburg 1637 einen Tumult hervor. Der Tumult wurde rasch zu einer Revolution. Eine revolutionäre Ständekommission trat mit dem Staatsrathe in Unterhandlung. Inmitten einer ungeheuren Aufregung wurde 1638 die Beschwörung des Covenant erneuert, und dieser verbreitete sich rasch über das ganze Land. Die ganze Nation war in Waffen, und ein großer Theil des englischen Volks sympathisirte mit den religiösen Gefühlen der Insurgenten. Es wurde ein Versuch gemacht, den Aufstand mit dem Schwerte niederzuschlagen; allein die königlichen Truppen, von den damals im ganzen Lande herrschenden religiösen und politischen Gesinnungen angesteckt, waren ihren Anführern furchtbarer, als dem Feinde. Die Schotten, ermuthigt von den Häuptern der englischen Opposition, rückten 1640 unter der Anführung Leslie's und Montrose's über den Tweed und den Tyne und lagerten sich an den Grenzen von Yorkshire. Das englische Parlament fand die Anwesenheit der Schotten für seine Zwecke so willkommen, daß dieselben erst zu Ende 1641 das Land wieder verließen. Karl mußte in eine wichtige Veränderung der schottischen Verfassung willigen; es ward nämlich festgesetzt, daß das Parlament, das der König bisher nach Willkür zu berufen pflegte, sich fortan von 3 zu 3 Jahren versammeln und ein beständiger Ausschuß die Verwaltung überwachen solle, wie auch die hohen Staatsbeamten nur unter Mitwirkung der Stände ernannt werden sollten. Auch mußte Karl nicht nur von der beabsichtigten kirchlichen Reform abstehen, sondern auch eine Akte sanktioniren, welche das Episkopat als dem Worte Gottes zuwider erklärte. Mit dem weitern Fortschreiten der Revolution in England wurden auch die Schotten weiter fortgerissen. Sie schlossen 1643 mit dem englischen Parlament einen Glaubensbund, nach welchem auch in England der Presbyterianismus eingeführt werden und unter dem Schutze der beiden Nationen stehen sollte. Im folgenden Jahre führte Leslie dem englischen Parlament ein schottisches Heer zu Hülfe, welches zur Niederlage der Königlichen bei Marston-Moore beitrug. Weil unterdessen der königliche Parteigänger Montrose in S. Fortschritte gemacht hatte, so zog Leslie gegen ihn u. vernichtete ihn im September 1645 bei Philiphaugh. Nach dem entscheidenden Siege des Parlamentsheeres bei Naseby war die königliche Autorität in England dermaßen vernichtet, daß Karl I. keine andere Ausflucht ersah, als sich dem schottischen Heere zu übergeben, das ihn an seine englischen Unterthanen auslieferte. Doch nicht lange währte die bisherige Eintracht zwischen S. und dem englischen Parlament. In S. wollte man wohl Beschränkung, aber nicht Vernichtung der königlichen Gewalt und verabscheute insbesondere die Lehre der Independenten. Das schottische Parlament trat deshalb mit dem gefangenen König in Unterhandlung und schickte, nachdem derselbe die Bestätigung des Glaubensbundes versprochen, den Herzog von Hamilton mit einem Heere nach England, das aber von Cromwell 1648 bei Preston geschlagen ward. Ein Wechsel in der schottischen Regierung war die Folge davon. Eine dem König feindliche Verwaltung wurde zu Edinburg gebildet, und Cromwell, mehr als jemals der Liebling seiner Soldaten, kehrte im Triumph nach London zurück. Aber die englische Independentenpartei war den Presbyterianern in S. eben so verhaßt, wie den Römisch-katholischen in Irland. Beide Länder, vor Kurzem noch im Aufstande gegen Karl I., erkannten jetzt die Autorität seines Sohnes Karl II. an. Allein Alles wich der Kraft und der Geschicklichkeit Cromwells. Nachdem derselbe Irland unterworfen, wandte er sich gegen S., schlug die Schotten in zwei großen Schlachten, erst unter Leslie's Anführung 1650 bei Dunbar, dann 1651 bei Worcester. Das alte Königreich der Stuarts ward nun für die nächsten 8 Jahre zu tiefster Unterwürfigkeit gebracht. Nach des Protektors, Cromwells, Tode (1658) fand die Restauration des Königthums durch Monk in S. bedeutende Unterstützung. Gleichwohl mußte S. für die Restauration des Königthums bitter büßen. Allerdings war das von Cromwell aufgelegte Joch dem Anscheine nach zerbrochen: die Stände kamen wieder in ihrem alten Saale in Edinburg zusammen und die Senatoren des Justizkollegiums handhabten wieder das schottische Recht in den alten Formen. Aber der König war jetzt in einer Lage, wo er den Versuch seines Vaters, den Schotten durch seine königliche Gewalt seine eigene Religion aufzuzwingen, erneuern konnte, ohne irgend das Geschick Karls I. zu besorgen. Das schottische Parlament war so eingerichtet, daß es kaum selbst gegen schwächere Könige, als Karl damals war, jemals eine ernsthafte Opposition unternommen hätte. Die bischöfliche Verfassung ward daher gesetzlich eingeführt. Obwohl die große Masse der schottischen Nation die neue Kirche als abergläubisch und ausländisch verabscheute, so gab es doch keinen allgemeinen Aufstand. Unglücklicher Krieg und fremde Herr-

schaft hatten den Muth des Volks gebrochen. Wohl aber gab es, besonders in dem westlichen Niederlande, viele entschlossene Männer, die meinten, daß die Pflicht, den Covenant zu halten, über der Pflicht des Gehorsams gegen die Obrigkeit stehe. Diese Leute fuhren, dem Gesetz zum Trotz, fort, sich zur Verehrung Gottes nach ihrer eigenen Weise zu versammeln. Aus den Städten vertrieben, versammelten sie sich auf Heiden und Gebirgen. Von der bürgerlichen Gewalt angegriffen, trieben sie unbedenklich Gewalt mit Gewalt ab. Bei jedem Konventikel erschienen sie in Waffen. Gehetzt wie wilde Thiere, gefoltert, zu Hunderten eingekerkert, zu Zwanzigen auf einmal gehängt, der Zügellosigkeit englischer Soldaten ausgesetzt, erhoben sie sich stets wieder mit dem Muth der Verzweiflung. Die hervorragendsten Werkzeuge der Tyrannisirung S.s waren die Statthalter Middleton und Lauderdale. Letzterer insbesondere, früher ein Anhänger des Covenant, war im Dienste des Hofs eifrigst bemüht, seinen widerstrebenden Landsleuten die bischöfliche Verfassung aufzuzwingen, und er scheute sich nicht vor dem schonungslosen Gebrauche des Schwertes, des Strickes und der Folter. Im Jahre 1679 ermordeten einige von den verfolgten Covenanters den Primas, Bischof von Sharp, der die Widerspenstigen in die bischöfliche Kirche hatte prügeln lassen. Sie ergriffen die Waffen gegen die Truppen des Königs, errangen einige Vortheile und wurden erst überwältigt, als der Herzog von Monmouth, der uneheliche Sohn des Königs Karl II., an der Spitze einiger Truppen aus England sie an der Bothwellbrücke zersprengt hatte. Im Jahre 1679 wurde der in England verhaßte und verbannte Jakob, Herzog von York, abgeschickt, S. zu regieren. Seine Verwaltung war durch gehässige Gesetze, barbarische Strafen und durch Urtheile bezeichnet, deren Ungerechtigkeit selbst in jenem Zeitalter ihres Gleichen nicht hatte. Tausende, darunter viele Weiber, wurden dem Henker übergeben, und die gelindeste Strafe der Halsstarrigen war, daß man sie im Gesicht brandmarkte, oder ihnen ein Ohr abschnitt u. sie dann nach Amerika verbannte. Als Jakob II. 1685 den Thron bestieg, verweigerte er geradezu den schottischen Krönungseid als seinem Gewissen entgegen, arbeitete offen am Umsturz der Verfassung, führte die Jesuiten in S. ein und erließ eine Toleranzakte, welche nichts weiter als die Herstellung des Papstthums bezweckte. Eine schottische Supremationsakte verlieh dem Souverän eine Gewalt über die Kirche, wie sie Heinrich VIII. befriedigt haben würde. Demzufolge wurden Papisten in Massen zu Ehren und Aemtern zugelassen; und der König richtete nicht nur in seinem Palaste zu Holyrood eine katholische Kapelle ein, sondern ließ auch den Richtern die Weisung geben, alle Gesetze gegen Papisten als nichtig zu behandeln. Es war kein Wunder, daß bei so bewandten Umständen die Revolution, welche 1688 Wilhelm III. auf den Thron hob, auch in S. mit Freuden begrüßt wurde. Während der Ausgang der militärischen Operationen des Prinzen von Oranien noch zweifelhaft war, machte sich in Edinburg die Wuth des Volks im Aufstande Luft. Nachdem aber Wilhelm III. den Thron bestiegen, hielt in S. gleichwohl noch eine Partei die Fahne der Stuarts aufrecht. Ihr Haupt war Claverhouse, Lord Dundee, welcher Wilhelms Feldherrn Mackay bei Killikranki schlug (1689). Nach dem Tode Dundee's zerfiel aber die führerlose Partei in sich selbst, u. nur im Hochlande währte der Kampf selbst dann noch, als der Sieg am Flusse Boyne 1690 Jakob schon aus Irland und damit aus ganz Großbritannien vertrieben hatte. Endlich wurden die Unruhen der jakobitischen Clane 1692 durch rücksichtslose Härte unterdrückt. Mit Widerstreben gab Wilhelm die Obergewalt über die presbyterianische Kirche auf. Er entfremdete sich aber bald die Herzen selbst der Presbyterianer; besonders die politische Unselbstständigkeit, die Nichtachtung schottischer Handelsinteressen (zumal bei der amerikanischen Kolonie Neukaledonien) und die Willkür, mit welcher er seine Beamten schalten und walten ließ, erregten in vielen Gemüthern Erbitterung. Nachdem Wilhelm 1702, ohne seinen Wunsch nach einer gänzlichen Vereinigung S.s mit England befriedigt zu haben, vom Schauplatz abgetreten, folgte ihm seine Tochter Anna in der Regierung. Zwar faßte das Parlament den Beschluß, die englische Krone an Hannover zu übertragen; allein das schottische willigte nicht ein, sondern behielt sich 1704 durch das sogenannte Sicherheitsgesetz vor, nach dem Tode der Königin die Frage der Thronfolge von der Wahl Englands unabhängig zu entscheiden. Da im schottischen Parlament viele arme Adelige saßen, die des Geldes benöthigt waren, so suchte die englische Krone die Union der beiden Länder 1706 durch großen Geldaufwand zu ermöglichen. Dies Manöver gelang. Im Jahre 1707 wurde vom schottischen und vom englischen Parlament eine Kommission von 32 Mitgliedern ernannt, welche vom 29. April bis zum 2. August den Entwurf zu einer Unionsakte bearbeitete. Nachdem dieselbe am 27. Januar 1707 vom schottischen, sowie am 16. März vom englischen Parlament genehmigt worden war, trat gesetzlich mit dem 12. Mai die Union ein. Beide Reiche vereinigt hießen nun Großbritannien (s. d.). Alle Unterthanen des Reichs genossen seitdem gleiche Rechte, besonders auch rücksichtlich des Handels und der Zölle. Zu den Staatslasten sollte S. den 40. Theil beitragen u. seine Gerichtsverfassung behalten. In dem Einen Parlament für das ganze Reich sollten 16 schottische Peers im Oberhause, 45 Deputirte der Grafschaften, Städte und Flecken im Unterhause sitzen. Jetzt erst konnte sich in S. ein neues, kräftiges Staatsleben entwickeln und wahres Bürgerthum gedeihen. Aber dennoch bezeugen die zahlreichen und mächtigen Parteien der Jakobiten (Anhänger der vertriebenen Dynastie) und der wahren Vaterlandsfreunde (unter Flether von Salton), sowie die Aufstände von 1715 und 1745, daß die Schotten sich nicht sofort mit diesem Vereinigungswerke versöhnen konnten. Vgl. Buchanan, Rerum Scoticarum historiae libri XII, herausgegeben von P. Burmann, Leyden 1725; Hume, General history of Scotland, London 1657; W. Guthrie, General history of Scotland, das. 1770—77, 10 Bde.;

Dalrymple, Annals of S., Edinb. 1776—79, 2 Bde.; Robertson, History of Scotland during the reigns of queen Mary and of king James VI, London 1758, 2 Bde.; Heron, New general history of Scotland, Perth 1794—99, 6 Bde.; Pinkerton, History of Scotland, London 1797, 2 Bde.; Laing, History of Scotland from the union of the crowns to the union of the kingdoms, das. 1804, 4 Bde.; neue Auflage 1819; Cook, History of the reformation in Scotland, 2. Aufl., Edinburg 1819, 3 Bde.; Mackintosh, The history of Scotland from the invasion of the Romans till the union with England, 2. Aufl., London 1822; Tytler, History of the Scotland from the ascension of Alexander II to the union of the crowns, Edinburg 1826—34, 8 Bde.; Lindau, Geschichte Schottlands, Dresden 1827, 4 Bde.; W. Scott, History of Scotland, London 1830, 2 Bde., deutsch von N. Bärmann, Zwickau 1830, 7 Bdchn.

Schout by Nacht, in Holland die Benennung des Kontreadmirals.

Schouw, Joachim Friedrich, dänischer Naturforscher, geboren den 7. Februar 1789 zu Kopenhagen, widmete sich hier seit 1808 auf der Universität dem Studium der Rechte, beschäftigte sich aber nebenbei eifrig mit den Naturwissenschaften und insbesondere mit Botanik. Im Jahre 1812 machte er mit dem Botaniker Chr. Smith eine naturwissenschaftliche Reise durch Norwegen, dann eine eben solche nach Deutschland, Frankreich und Italien, von der er erst 1820 wieder zurückkehrte und welche er in den Jahren 1829 und 1830 wiederholte. Er lehrte seit 1820 als außerordentlicher, dann als ordentlicher Professor der Botanik an der Universität Kopenhagen u. ward 1841 Direktor des botanischen Gartens daselbst. Im Jahre 1835 zum Vertreter der Universität in die dänische Ständeversammlung gewählt, präsidirte er 1835 u. 1838 derselben zu Roeskilde, wie 1836 zu Viborg und huldigte entschieden liberalen Ansichten, die er auch in der von ihm herausgegebenen „Dansk Ugeskrift" (Kopenhagen 1831—36, 8 Bde., fortgesetzt das. 1842—46, 8 Bde.) und „Dansk Tidskrift" (das. 1847—52) vertrat. Er † 1853. Unter seinen wissenschaftlichen Arbeiten sind hervorzuheben: „Grundträk til en almindelig Plantegeographie" (Kopenhagen 1822; deutsch, Berlin 1823); „Skildring af Vetrligets Tilstand i Danmark" (Kopenhagen 1826); „Beiträge zur vergleichenden Klimatologie" (das. 1827); „Europa. Physisch-geographische Schilderung" (deutsch, das. 1833; dän. 1832, 2. Aufl. 1835); „Tableau du climat et de la végétation de l'Italie" (Bd. 1, das. 1839, mit Atlas); „Natur-Skildringer" (das. 1839—45; deutsch von Zeise, Leipzig 1851); „Pröver paa en Jordbeskrivelse" (Kopenhagen 1851; deutsch von Seebald, Berlin 1851).

Schouwen, Insel an der nördlichsten Spitze der niederländischen Provinz Zeeland, nördlich am Mündungsarm der Oosterschelde und östlich durch den schmalen Kanal Dykwater von Duiveland getrennt, hat beträchtlichen Krappbau, Salzraffinerie u. Fischsalzerei, 2 Hauptorte, Browershaven und Zierikzee, und einen Leuchtthurm.

Schrägmarsch, sowohl der Marsch auf schräger Linie, als mit schräger Front. Der erstere wird angewendet, wenn die einzelnen Abtheilungen eine Achtelsschwenkung gemacht haben, um aus der offenen Kolonne in die Linienstellung überzugehen, oder auch, um dem Ganzen eine andere Marschrichtung zu geben. Bei der zweiten Art, die am häufigsten bei der Verkleinerung der Kolonnenfront vorkommt (das Abbrechen), macht jeder Einzelne die Achtelswendung (Reiter nur $^1/_{16}$), weshalb diese Marschart nur auf kurze Strecken angewendet wird, indem dabei die Richtung leicht verloren geht.

Schraffirung (vom ital. sgraffiare, schraffirte Zeichnung), die Bezeichnung des Schattens oder die Darstellung der Abhänge auf Plänen durch neben einander gesetzte oder sich durchkreuzende Striche; in der Heraldik die Bezeichnung der Wappenfarben durch Striche oder Punkte. De la Colombière nennt sich in dem „Recueil de plusieurs pièces et figures d'armoiries (Paris 1639) als Erfinder der S. und behauptet, er habe seine Manier dem Jesuiten Sylvester de Petra Santa mitgetheilt, von welchem sie auch in seinen „Tesserae gentilitiae" (1683) angewendet worden sey. So viel aber ist gewiß, daß die S. bereits in Jakob Franckquarts „Pompa funebris Alberti Pii Austriaci" (Brüssel 1623) zu finden ist. De la Colombière bezeichnete Gold mit Punkten, Silber ohne Zeichen, Blau durch wagrechte Linien, Grün durch schräge Linien von rechts nach links, Schwarz durch quadrirte Linien, Roth durch senkrechte, Purpur durch schräge von links nach rechts. Die Bezeichnung der natürlichen Farben durch ineinandergeschobene Balken und der Eisenfarben durch einander schneidende Diagonalen ist eine Erfindung des Professors Rink zu Altdorf.

Schramberg, Marktflecken im würtembergischen Schwarzwaldkreis, Oberamt Oberndorf, am Schiltack, mit Schloß, Post- und Hüttenamt, Hammerwerk, Eisenschmelze, Cichorien-, Strohwaaren- und Steingutfabrikation u. 1850 Einw.

Schramme, leichte, in die Länge laufende Hautwunde; die Narbe einer Hiebwunde.

Schranne, s. v. a. Schranke, verschränkter Raum; der mit Gitterwerk eingefaßte Ort, wo Etwas verkauft wird, z. B. Fleisch-, Getreide-, Brodschranne.

Schraplau, Stadt in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, mannsfelder Seekreis, in einem tiefen Thale an der Weita, mit Braunkohlengruben, ansehnlichen Steinbrüchen und gegen 1000 Einw.

Schraube, Werkzeug, das theoretisch als eine mit gleichbleibender Neigung um einen Cylinder gelegte schiefe Fläche angesehen wird, besteht aus zwei Theilen, welche in der Anwendung stets zusammenwirken müssen, nämlich aus der eigentlichen S. (Schraubenspindel) und der Schraubenmutter. Die Erhöhungen und Vertiefungen der S., am gewöhnlichsten aber nur die ersteren, welche bei der Spindel auf der äußern Fläche eines Cylinders, bei der Mutter im Innern einer cylindrischen Höhlung herumgelegt erscheinen, nennt man Schraubengewinde und jeden einzelnen Umgang des Gewindes einen Schraubengang. Den Winkel, welchen die

schräge Richtung der Schraubengänge mit einer gegen die Axe der S. rechtwinkeligen Ebene bildet, nennt man die Neigung oder Steigung des Gewindes. Unter Höhe oder Weite eines Schraubenganges versteht man die Entfernung zwischen Anfang und Ende eines einzelnen Ganges, oder diejenige Größe, um welche das Gewinde während eines Umgangs längs der S. fortrückt. Je nach der Gestalt des Gewindes unterscheidet man folgende Arten von S.n: scharfe dreieckige Gewinde, bei welchen der Querschnitt des Ganges ein gleichschenkeliges Dreieck darstellt; runde Gewinde, wo der äußere Winkel oder die Kante des dreieckigen Ganges abgerundet ist; flache Gewinde, deren Durchschnitt ein Parallelogramm ist. Im Allgemeinen muß die Tiefe der Gänge wenigstens der Breite gleich seyn. Sämmtliche Kanten u. einspringenden Winkel der Schraubengewinde müssen scharf und rein ausgearbeitet und die vorspringenden und hohen Gänge der Spindel und der Mutter einander völlig gleich seyn. Dreieckige Gewinde sind die gewöhnlichsten, namentlich für S.n, deren Durchmesser nicht über einen Zoll beträgt. Runde Gewinde wendet man zuweilen da an, wo eine S. sehr viel bewegt werden muß, und daher scharfe Gänge in die Mutter einschneiden u. sie schnell abnutzen würden. Eine besondere Art der S.n mit scharfen Gewinden sind die eisernen und messingenen Holzschrauben, bei welchen die hohen Gänge sehr dünn, sehr tief und scharfschneidig, aber weit auseinanderliegend seyn müssen, damit sie im Holze, wo ein glattes rundes Loch vorgebohrt ist, sich selbst beim Einschrauben ihre Muttergänge schneiden, zugleich aber so viel Holz stehen lassen, daß nicht leicht ein Ausreißen desselben Statt findet. S.n mit flachen Gewinden wendet man nur in Fällen an, wo ein großer Widerstand auf die Gänge wirkt, um den letzteren so viel möglich Festigkeit zu verleihen. Alle S.n, die über 1—2 Zoll stark sind, müssen flach seyn. Nach der Richtung, in welcher das Gewinde um die Spindel läuft, unterscheidet man rechte und linke S.n. Erstere sind die gewöhnlichen, letztere kommen nur als Ausnahmen vor und müssen verkehrt umgedreht werden, wie z. B. die Muttern an der linken Seite der Kutschenaxen. Bei den gewöhnlichen S.n gehören alle Gänge einem und demselben Gewinde an, d. h. sind sämmtlich Theile einer einzigen Schraubenlinie. Solche S.n heißen einfache. Denkt man sich die Gänge einer einfachen S. weit auseinanderliegend und zwischen dieselben noch ein anderes, von den ersteren ganz unabhängiges Gewinde hineingelegt, so entsteht eine doppelte S. oder ein doppeltes Gewinde, bei welchem in der Aufeinanderfolge der Gänge abwechselnd einer dem ersten und einer dem zweiten Gewinde angehört. Auf ähnliche Weise entstehen drei-, vier- und mehrfache S.n oder Gewinde. Die mehrfachen S.n haben wesentliche Vorzüge vor einfachen mit eben so starker Steigung, und man wendet allemal mehrfache S.n an, wenn die durch die Umstände geforderte Steigung des Gewindes so groß ist, daß ein einfaches Gewinde unmäßig breit im Verhältniß zum Durchmesser der Spindel ausfallen würde. Sie werden besonders bei Buchdruckerpressen, Pressen in Papierfabriken, Prägwerken, Siegelpressen, Korkziehern, Bohrern 2c. angewendet. Das Los- oder Zurückgehen derselben bei Erschütterungen wird durch sogenannte Stellmuttern od. Gegenmuttern verhindert. Das gewöhnlichste Material, woraus S.n verfertigt werden, ist Schmiedeeisen. Feine und genaue S.n verfertigt man aus Stahl, der sich seiner Gleichförmigkeit halber viel besser dazu eignet. Aus Gußeisen werden große Preßspindeln hergestellt. Messingene S.n sind selten, dagegen macht man die Muttern eiserner oder stählerner S.n sehr gewöhnlich aus Messing, oder aus Rothguß, oder auch aus Glockenmetall. Die gewöhnlichste Verfertigungsart der Schraubenspindeln ist das Schneiden derselben, welches entweder mit Schneideisen, oder Kluppen auf der Drehbank und auf Schraubenschneidemaschinen geschieht und wobei die Bildung des Gewindes durch Herausschneiden von Spänen aus einem Cylinder, dessen Dicke jener der beabsichtigten S.n gleich seyn muß, erfolgt. Die S. ohne Ende entsteht, wenn die Schraubenspindel auf beiden Seiten in Zapfen geht, ihre Gänge aber, anstatt in die Gänge einer Schraubenmutter, in die Zähne eines Stirnrades greifen, welches hier die Stelle der Schraubenmutter vertritt. Die Ersparung der Kraft ist bei dieser Maschine sehr bedeutend, indem sie den Effekt der S. und des Rades an der Welle vereinigt. Will man den Effekt noch vermehren, so können mit dem ersten Rade noch Getriebe und Räder in Verbindung gebracht werden. Im Allgemeinen gebraucht man die S. ohne Ende da, wo sehr große Lasten gehoben werden sollen, z. B. bei der gewöhnlichen Wagenwinde 2c. Ueber die archimedische Wasserschraube s. d.

Schraubenschiff, s. Dampfschiff.

Schraubstock, Werkzeug, in welches Gegenstände geklemmt werden, um sie fest zu halten, wird entweder mit Schraubzwingen, oder auf andere Weise an den Werktisch befestigt und besteht aus einem feststehenden Theile und aus einem beweglichen, welch letzterer von der Werkbank abgewendet und dem Arbeiter zugekehrt ist. Die Verbindung des beweglichen Theils mit dem unbeweglichen findet durch eine Art von Gewinde Statt. An dem unbeweglichen Theile sind nämlich unten zwei Seitenplatten befestigt, zwischen welchen der bewegliche Theil sich um einen horizontalen Bolzen dreht. Jene Seitenplatten bilden zusammengenommen das, was man die Flasche nennt. Die oberen Enden der beiden Theile, welche das Arbeitsstück zwischen sich halten, werden Backen genannt und bilden zusammen das auf verschiedene Weise eingerichtete Maul. Die inneren Flächen des Maules sind mit aufgeschweißtem und gehärtetem Stahle belegt und feilenartig rauh gehauen. Nach unten sind sie etwas divergent gestellt, wenn der S. ganz geschlossen ist; hierdurch erreicht man, daß diese Flächen erst bei einer mittleren, am öftersten gebrauchten Oeffnung des S.es mit einander parallel werden. Mittelst der Schraube wird der S. geschlossen. Sie wird an einem ihr durch den Kopf gesteckten Hebel oder Schlüssel umge-

dreht, und die Schraubenmutter befindet sich in einem mit dem unbeweglichen Theile des S.es verbundenen Rohre.

Schraudolph, 1) Johann, Historienmaler, 1808 zu Obersdorf im Algau geboren, erlernte in seiner Jugend das Schreinerhandwerk, pflegte aber auch die Zeichenkunst und bezog 1825 die Akademie zu München, wo er sich unter Schlotthauers Leitung der Malerei widmete. Ein Gemälde aus dieser seiner früheren Zeit stellt die Verkündigung Mariä dar, bereits im streng religiösen Style gehalten. Dann führte er die Zeichnungen von H. Heß zu einem für den regensburger Dom bestimmten Glasgemälde aus, malte in der Glyptothek, um sich in der Technik der Freskomalerei zu üben, und war hierauf der Hauptgehülfe von H. Heß bei Ausführung der großartigen Freskomalereien in der Allerheiligenhofkapelle und der Bonifaciuskirche (Basilica) zu München. Im Auftrage des Königs führte er auch die Kartons zu den Glasmalereien in der Kirche der Vorstadt Au aus. Unter seinen größeren Oelgemälden sind besonders einige Altarblätter durch Zartheit der Empfindung ausgezeichnet. Als König Ludwig beschlossen hatte, den Dom zu Speyer mit Freskomalereien zieren zu lassen, ward S. mit Ausführung derselben beauftragt und begab sich, um die nöthigen Studien dazu zu machen, Ende 1844 nach Italien. Im Jahre 1853 war dieses umfassendste Werk der neueren deutschen Malerei (s. Speyer) vollendet. Einige Gemälde und Zeichnungen dieses Meisters sind auch in Nachbildungen vorhanden. Eine Madonna aus dem Nachlasse der Königin Karoline von Bayern hat J. M. Enzing-Müller 1841 für den münchener Kunstverein gestochen, W. Straucher ein Madonnenbild lithographirt.

2) Claudius, Maler, Bruder des Vorigen, geboren zu Obersdorf 1813, erlernte ebenfalls erst das Schreinerhandwerk, dann unter H. Heß die Malerei. Nachdem er mit E. Förster im Auftrage des damaligen Kronprinzen Maximilian Italien besucht hatte, um daselbst alte Freskomalereien und andere historisch merkwürdige Gemälde des Mittelalters zu zeichnen, arbeitete er in der Allerheiligenhofkapelle, sowie in der Basilica zu München. Dann reiste er mit von Gärtner nach Griechenland, um in der Residenz zu Athen einige Gemälde auszuführen. Nachdem er über Italien in die Heimath zurückgekehrt und 1844 mit seinem Bruder wieder in Italien gewesen war, nahm er an der Ausführung der Malereien im Dom zu Speyer Antheil. Für die „Geschichte der neueren deutschen Kunst" des Grafen A. Raczynski zeichnete er mehre Darstellungen nach Heß, Veit, Joh. S., Eberle 2c. zum Schnitte auf die Holzplatte.

3) Lucas, Maler, jüngerer Bruder der Vorigen, geboren zu Obersdorf 1818, besuchte die Akademie zu München und widmete sich vorzugsweise der Glasmalerei. Später trat er in das Kloster der Benediktiner zu Metten und malte mehre gute Altarblätter.

Schreck (Schrecken), die heftige Erschütterung oder unangenehme Empfindung, die aus der plötzlichen Wahrnehmung einer unerwarteten Sache hervorgeht und bei Menschen mit reizbaren Nerven oft üble Folgen, Lähmungen, ja sogar den Tod herbeiführen kann. Auch durch eine freudige Wahrnehmung kann eine solche Empfindung hervorgebracht werden (freudiger S.). Der S. hat, wie alle lebhaften Gemüthsaffekte, etwas Ansteckendes und heißt dann, wenn er sich über größere Menschenmassen verbreitet, panischer Schrecken.

Schreckenssystem, s. Terrorismus.

Schreckhorn, hoher Alpenberg oder Gebirgsstock im schweizerischen Kanton Bern, zwischen den beiden Gletschern des Grindelwaldthales, 13,234 (oder 13,205 oder 12,560) Fuß hoch.

Schrecklich, was durch Darstellung furchtbarer Begebenheiten und Scenen einen raschen, Abscheu erregenden Eindruck auf das Gemüth des Hörers oder Lesers macht.

Schreiber, 1) Aloys Wilhelm, deutscher Schriftsteller, geboren den 12. Oktober 1763 im Thale Kappel unter Windeck in Baden, studirte zu Freiburg u. wurde 1784 Professor der Aesthetik am Gymnasium zu Baden, von wo er 1788 als Hauslehrer bei dem Grafen von Westphalen nach Mainz ging. Zur Zeit des Kongresses lebte er in Rastadt und kam 1799 wieder als Lehrer an das in ein Lyceum umgewandelte Gymnasium zu Baden. Im Jahre 1805 wurde er Professor der Aesthetik an der Universität zu Heidelberg, wo er mit J. H. Voß vertrauten Umgang pflog. Seine „Comoedia divina", in welcher er den Unfug, der damals mit Poesie und Mystik getrieben wurde, geißelte, wurde konfiscirt, und der von Baggesen herausgegebene Almanach „Der Karfunkel oder Klingklingel-Almanach" (Tüb. 1810), der die Gedichte enthielt, welche Baggesen, H. Voß, Martens u. S. in einem poetischen Abendkränzchen sich mitzutheilen pflegten, erregte eine Mißstimmung unter den heidelberger Professoren, die den bereits vorhandenen Riß noch vergrößerte. Nach Saalfelds Abgange übernahm S. die Vorlesungen über Naturrecht und Staatsrecht, sah sich jedoch in Folge seiner „Lebensbeschreibung des Großherzogs Karl Friedrich von Baden" (Heidelberg 1811) neuen Anfeindungen ausgesetzt, da man ihm Schuld gab, in derselben die Universität verhöhnt zu haben. Der für ihn so unangenehmen akademischen Stellung wurde er endlich 1812 durch die Ernennung zum großherzoglich badischen Historiographen enthoben. Den Auftrag, eine „Geschichte des Großherzogthums Baden für Schulen" zu schreiben, erfüllte er in musterhafter Weise (Karlsr. 1815). In der Residenz selbst wirkte S. in höchst anregender Weise durch seine zahlreich besuchten Vorlesungen über Geschichte, Aesthetik und Kunstgeschichte. Nachdem er 13 Jahre in Karlsruhe gewohnt, wurde er unerwartet pensionirt und zog nun nach dem Bade Baden, wo er, nachdem der Großherzog Leopold die Regierung angetreten, wieder Vorlesungen hielt. Er † am 21. Oktober 1841. Aus der Menge seiner Schriften sind noch hervorzuheben: „Baden mit seinen Bädern und Umgebungen" (Karlsruhe 1805, 6. Aufl. 1838); „Geschichte und Beschreibung Heidelbergs u. seiner Umgebungen" (Heidelberg 1811); „Der Rhein, ein Handbuch für Reisende" (das. 1812, 5. Aufl. 1841); „Poetische Werke" (Tübingen

1817—18, 3 Bde.); „Deutschland und die Deutschen von den ältesten Zeiten bis zum Tode Karls des Großen" (Heidelberg 1829, 4 Hefte); „Sagen aus den Gegenden des Rheins u. des Schwarzwaldes" (2. Aufl., das. 1829); „Erzählungen und Novellen" (Stuttg. 1833, 2 Bde.); „Sagen aus den Rheingegenden, dem Schwarzwalde und den Vogesen, neue Sammlung" (Heidelberg 1839); „Novellen" (Karlsruhe 1839, 2 Bde.); „Baden-Baden, die Stadt, ihre Heilquellen und Umgebungen" (Stuttg. 1840; 2. Aufl. 1843). Das von ihm 1816 zuerst herausgegebene Taschenbuch für deutsche Frauen „Cornelia" hat er bis 1840 fortgesetzt.

2) **Heinrich**, deutscher Theolog und Geschichtschreiber, geboren den 14. Juli 1793 zu Freiburg im Breisgau, studirte daselbst Theologie und Philologie, empfing 1815 die Priesterweihe u. wurde in demselben Jahre als Lehrer am freiburger Gymnasium angestellt. Im Jahre 1822 wurde er zum Direktor derselben, 1826 aber zum Professor der Moraltheologie an der Universität ernannt. Seine stark frequentirten Vorlesungen machten ihn bald den Ultramontanen mißliebig. Als nun S. in seinem „Lehrbuch der Moraltheologie" (Freiburg 1831—34, 2 Bde.) das Cölibatgebot als die Wurzel des Verderbnisses der katholischen Kirche dargestellt hatte, zogen seine Gegner seine Orthodoxie in Zweifel und wußten den Erzbischof Boll in ihr Interesse zu ziehen, der nun an S. die Forderung stellte, daß er versprechen solle, sich aller Angriffe auf die lebenslänglich bindenden Gelübde, insbesondere auf das Cölibatgesetz und überhaupt auf alle Institutionen der Kirche zu enthalten. Als S. sich dessen weigerte, setzte der Erzbischof es 1836 durch, daß ihn die Regierung aus der theologischen Fakultät entfernte und ihm die Professur der historischen Hülfswissenschaften übertrug. Im Jahre 1845 trat S. zum Deutschkatholicismus über u. wurde deshalb von der römischkatholischen Kirche exkommunicirt. Von seinen Schriften sind noch anzuführen: „Allgemeine Religionslehre nach Vernunft und Offenbarung" (Freiburg 1829, 2 Bde.); „Deutschkatholisches" (das. 1846); „Geschichte und Beschreibung des Münsters zu Freiburg" (das. 1820, 2. Aufl. 1825); „Der Bundschuh zu Lehen im Breisgau und der arme Konrad zu Bühl, zwei Vorboten des deutschen Bauernkriegs" (das. 1825, 3. Aufl. 1840); „Die neuentdeckten Hünengräber im Breisgau" (das. 1826); „Denkmale der deutschen Baukunst des Mittelalters am Oberrhein" (das. 1826; 2. Aufl. 1829); „Urkundenbuch der Stadt Freiburg" (das. 1828—29, 2 Bde.); „Taschenbuch für Geschichte und Alterthum in Süddeutschland" (das. 1839—46, 5 Jahrgänge); „Die Feen in Europa" (das. 1842); „Die Marcellusschlacht bei Clastidium, Mosaikgemälde in der Casa di Goethe" (das. 1843).

Schreibfedern, s. Federn.

Schreibkrampf, Benennung einer neuerdings häufig beobachteten Krankheit, die aber nicht allein durch Schreiben, sondern auch durch Klavier-, Flöten-, Violin- ꝛc. Spielen erworben wird. Der Krampf tritt unter 2 Formen auf: er ergreift entweder die Flexoren, oder die Extensoren. Im ersten Falle entsteht bei jedem Versuche, zu schreiben oder die Feder zu halten, tonischer oder klonischer Krampf der Beugemuskeln der 3 ersten Finger oder eines unter ihnen; die Sicherheit der Bewegung wird dadurch aufgehoben und die Feder nach oben und unten geschnellt, während die Finger oft fest gegen dieselbe gedrückt werden. Im zweiten Fall werden die Finger von der Feder abgezogen, auseinander gespreizt, und die Feder wird unwillkürlich fallen gelassen. Das Uebel beginnt mit dem Gefühl erschwerter Beweglichkeit, welches vorzüglich bei lange dauernder Anstrengung, nach Gemüths- oder körperlichen Bewegungen ꝛc. eintritt; zuletzt stellt sich der Krampf bei jedem Versuche, zu schreiben ꝛc., ein. Während desselben sind die Sehnen der betreffenden Flexoren stark gespannt, und der Ballen des Daumens ist rigid; dabei wird die Kraft der Hand u. der Finger auch bei Jahre langer Dauer der Krankheit nicht beeinträchtigt, u. jede andere Bewegung derselben geht mit Leichtigkeit von Statten. Nur in seltenen Fällen erstreckt sich der Krampf auf Unter- und Oberarm; zuweilen ist die Wirbelsäule gegen Druck empfindlich. Das Uebel ist durchaus krampfhafter Natur und wird lediglich durch die übermäßige Anstrengung hervorgerufen, ohne daß andere Ursachen rheumatischer, abdomineller, metastatischer ꝛc. Natur dabei wirksam wären. Man hat dasselbe bis jetzt nur bei Männern beobachtet, am häufigsten bei Gelehrten, Beamten, Schreibern, Musikern ꝛc. Die Prognose ist in Beziehung auf die Heilbarkeit des S.es, der übrigens fast nie eine Störung des Allgemeinbefindens zur Folge hat, ungünstig, und nicht selten wird der Kranke durch denselben erwerbsunfähig. Von den vielen Mitteln, die man empfohlen hat, haben wenige etwas geleistet. Opium, Strychnin, Vesikantien, Fontanelle, Galvanismus, Elektricität, Bäder, Kaltwasserkuren u. s. f. haben nur in wenigen Fällen Hülfe geschafft. Von besserem Erfolge war zuweilen das gänzliche Enthalten von den Beschäftigungen, welche das Uebel hervorriefen. Einige Kranke lernten mit der linken Hand schreiben, der Krampf befiel aber auch diese. Anlegen von Maschinen hat einige Male genützt, andere Male nicht. Neuerdings hat man den Sehnenschnitt gegen den S. empfohlen.

Schreibkunst, die Kunst, die Tonsprache dauernd sichtbar auszudrücken, oder die Kunst, durch Buchstaben oder andere Zeichen auf Papier oder anderer Masse seine Gedanken mitzutheilen. Sie verdankt ihre Entstehung einer späteren Zeit, in der die Tradition und andere Mittel, als Anpflanzen von Bäumen, Aufschichten von Steinen und dergleichen, sich als nicht mehr hinreichend erwiesen u. das Bedürfniß sich geltend machte, denkwürdige Ereignisse und dergleichen der Nachwelt mitzutheilen oder auch unter Zeitgenossen die Erinnerung an Erlebtes und an gewisse Bestimmungen sicherer zu erhalten. Die erste Schrift war eine Bilderschrift, die natürlich, da man mit derselben nur körperliche, keine intellektuellen Gegenstände zu bezeichnen vermochte, nicht lange genügen konnte. Allmählig legte man in die Bilder sinnlicher Dinge abstrakte Begriffe, und sinnliche Darstellungen wurden nach Aehn-

lichkeit und Verwandtschaft auf nichtsinnliche übertragen; es entstand daraus die symbolische Schrift, woraus dann bei steigender Kultur die Zeichenschrift sich entwickelte, welche zu den früheren noch andere willkürliche Bilder von örtlichem persönlichen Verständniß hinzufügte, und zu der auch die ägyptische Hieroglyphenschrift gehörte. Den Uebergang von der Zeichenschrift zur Buchstabenschrift machte die Sylbenschrift, die namentlich von den semitischen Völkern in Anwendung gebracht wurde. Als Erfinder der Buchstabenschrift aber wird der Phönicier Thaut (Thot) genannt; doch rührt diese Angabe wohl nur daher, daß die Phönicier als handeltreibendes Volk die Kenntniß der Buchstabenschrift unter andern Völkern verbreiteten und in weiten Kreisen als die Ersten erschienen, die sich derselben bedienten. Der Anfang derselben bestand in Strichen, Haken von verschiedener Stellung und Richtung, besonders auch in gebrochenen, ungebrochenen und Kreislinien. Ein Ueberrest solcher unausgebildeter Buchstabenschrift ist die persepolitanische Keilschrift (s. Keilschrift). Die erste Ausbildung der Buchstabenschrift verdanken wir den semitischen Völkern, namentlich den Babyloniern, bei denen früh ein regeres wissenschaftliches Leben zu finden war. Die Hebräer erhielten die Buchstabenschrift entweder von den Aegyptern, oder von den Babyloniern; die ersten sichern Spuren einer Schrift finden sich zur Zeit der Gesetzgebung (2. Mos. 31, 18, und 2. Mos. 28, 9). In Aegypten war neben der Hieroglyphenschrift auch noch eine Buchstabenschrift, die hieratische und demotische S., entstanden. Nach Griechenland wurde die S. der Sage zufolge durch den Phönicier Cadmus verpflanzt. So unvollkommen nun auch die erste Buchstabenschrift war, so wurde sie doch durch neue Erfindungen, sowie durch Erfindungen besserer Schreibmaterialien bald wesentlich gefördert u. ihr Gebrauch erleichtert. Von Griechenland verbreitete sich die Buchstabenschrift zu den Etruskern und Römern und wurde von diesen nach und nach immer mehr ausgebildet, bis endlich die römische Schrift entstand, die allmählig alle anderen Schriftarten der italienischen Völker verdrängte, so daß selbst die alte Priesterschrift in der Kaiserzeit ausstarb. Die Gallier kannten schon vor Cäsars Zeit die S. und hatten dieselbe wahrscheinlich durch die in Massilia bestehende Kolonie erlernt. Ihre Schrift war anfänglich die griechische und wurde von den Druiden zur Anfertigung von öffentlichen und Privatverträgen angewendet. Als nach Cäsars Zeit die römische Schrift sich immer mehr in Gallien verbreitete, trat jene allmählig zurück und wurde endlich nur noch zu magischen und dergleichen Zwecken benutzt. Spanier und Briten erhielten die S. zugleich mit römischer Kultur; doch können die Bewohner des südlichen Spaniens durch ihre Bekanntschaft mit den Griechen und Karthagern schon früher einige Kenntniß davon erlangt haben. Die Schrift des Nordens war die Runenschrift (s. Runen). Die eigentliche S. wurde in diesen Ländern erst mit der Verbreitung des Christenthums bekannt. Auch in Deutschland waren anfangs die Runen im Gebrauch, mußten aber, als zur Aufzeichnung zusammenhängender Sachen unzureichend, nach und nach immer mehr zurücktreten. Um 360 wurde von dem mösogothischen Bischof Ulfilas ein neues (sogenanntes gothisches) Alphabet für seine Bibelübersetzung gebildet, das zwar größtentheils aus dem Griechischen stammt, doch auch schon mehre Buchstaben aus dem Lateinischen, z. B. das h, enthält. Dieser Buchstaben bediente man sich noch im 8. und 9. Jahrhundert als Anfangsbuchstaben. Am meisten war das eigentliche Gothisch im Norden Deutschlands und Frankreichs im Gebrauch, weniger in Süddeutschland und Italien. In einer hamburger Handschrift von 1256 finden sich schon fast ganz die Formen unseres heutigen Gothischen. Außerdem hatte aber auch das lateinische Alphabet in Deutschland eine große Verbreitung gefunden. Lange Zeit wurden alle wichtigen Verträge, Gesetze, Friedensschlüsse und dergleichen nur in lateinischer Sprache u. natürlich auch mit lateinischer Schrift geschrieben, und erst im 13. Jahrhundert wurde die deutsche Schrift gewöhnlich. Das lateinische Alphabet ist von den verschiedenen Völkern auch verschieden ausgebildet und verändert worden, doch läßt sich die lateinische Grundform überall nicht verkennen, und nur hier und da ist sie etwas unkenntlicher geworden. Die Erfindung der Buchdruckerkunst mußte sehr fördernd auf die Verbreitung und Ausbildung der S. einwirken. Schon geraume Zeit vorher hatte man auch auf Gefälligkeit und Schönheit der äußeren Form der Buchstaben geachtet und daher schon früh Kalligraphen oder Schönschreiber von Tachygraphen oder Schnellschreibern unterschieden. Die Verzierung der Anfangsbuchstaben mit Gold und Farbenmalereien wurde vorzüglich in den Klöstern ausgebildet. Die deutsche Schrift zerfiel in zwei Unterarten, die Fraktur- und Kurrentschrift. Die Frakturschrift hatte sich im 11. Jahrhundert aus der sogenannten neugothischen und Mönchsschrift gebildet. Erst gegen das Ende des 15. Jahrhunderts kam auch beim Druck die Kurrent- und Kursivschrift in Gebrauch. Der Gegensatz zwischen Schreib- und Druckschrift trat aber allmählig immer deutlicher hervor, da man die Buchstaben der ersteren verbunden schneller als abgesondert schreiben konnte und eine Verbindung der Drucklettern nicht wohl möglich war. Im Anfange des 16. Jahrhunderts erhielt die S. und namentlich die Kalligraphie in Albrecht Dürer ihren ersten gründlichen Bearbeiter. Kalligraphie ist bei ihm ein Theil der angewandten Mathematik, und von dieser Ansicht ausgehend, zeichnet er Quadrate, und durch Theilung derselben, durch gerade Linien und Kreisbogen stellt er alle Versalbuchstaben folgerecht dar. Die Fraktur läßt er durch Zusammensetzung von Quadraten entstehen. Leider verfiel man in der Folge, statt seine konsequenten Normalbuchstaben anzuwenden und die von ihm vorgezeichnete Bahn weiter zu verfolgen, auf Ueberladung durch eine Unzahl von Zügen, unter deren Last der Buchstabe selbst gleichsam erdrückt ward. Man glaubte das höchste Ziel der Kalligraphie erstrebt zu haben, wenn man im Stande war, ganze menschliche Figuren oder ausgeführte Landschaften in

das Innere eines Buchstabens zu setzen, oder Reiter, Pferde, Adler 2c. durch einen einzigen Zug darzustellen. An eine gründliche, systematische Bearbeitung der Elemente wurde wenig gedacht. Am meisten wurde noch die Kanzleischrift geübt und ausgebildet, wiewohl auch sie nicht frei von übermäßigen Zierrathen blieb. Erst seit der Mitte des 18. Jahrhunderts begann ein besserer Geschmack in der Schönschreibkunst die Oberhand zu gewinnen. Aber es waren vornehmlich die lateinischen Kursivbuchstaben, die in England, wie in Frankreich, Holland u. Italien von den Kalligraphen bearbeitet wurden, und auch in Deutschland schrieb man sie schon lange gut und geschmackvoll, ehe die eigentliche deutsche Schrift an die Reihe kam, gründlich bearbeitet zu werden. Doch nicht nur das Schönschreiben, auch die S. im Allgemeinen hat in dem letzten Jahrhundert eine immer größere Verbreitung gefunden, am meisten unstreitig in Deutschland, das diesen Fortschritt dem hohen Stande seines Schulwesens verdankt. In andern Ländern, wo dasselbe noch auf einer tieferen Stufe steht, ist auch die S. weniger Eigenthum des Volkes geworden, und Erscheinungen, wie die auf Straßen herumziehenden Schreiber in Neapel, lassen sich hieraus leicht erklären. Als einzelne Zweige der S. unterscheidet man jetzt die *Schönschreibkunst* oder *Kalligraphie*, die *Rechtschreibkunst* oder *Orthographie*, die *Schnellschreibkunst* oder *Tachygraphie* und *Stenographie*, die *Geheimschreibkunst* oder *Kryptographie* u. *Chiffre* u. die *Schriftmalerei*. Vgl. *Weber*, Versuch einer Geschichte der S., Göttingen 1807.

Schreiblesemethode, diejenige Leselehrmethode, welche dem Schüler mit dem Schreiben zugleich das Lesen lehrt, oder nach welcher derselbe schreibend lesen lernt. Die Erfindung dieser Methode verdanken wir einem Franzosen, de Launey, der schon 1719 auf diese Methode hinwies; das Verdienst aber, sie in Deutschland bekannt gemacht zu haben, gebührt vorzugsweise Graser. Die Ausführung der S. zerfällt in eine Vorbereitung und in die eigentliche Ausführung selbst. Die Vorübungen bestehen auf der einen Seite in Uebungen im Sprechen, in der Betrachtung des Satzes, Zergliederung desselben in Wörter, Sylben und Laute, auf der andern Seite im Bilden von Strichen, Haar- und Grundstrichen, Handübungen mit Griffel auf der Schiefertafel. Nach Beendigung dieser Vorübungen, d. h. wenn das Kind im Stande ist, vorgesprochene Wörter in ihre Lauteinheiten zu zerlegen, sich auch die erste Fertigkeit im Zusammensetzen von geraden und Bogenstrichen angeeignet hat, wird es mit den Zeichen der ihm bekannt gewordenen Laute, d. h. mit den Buchstaben bekannt gemacht und veranlaßt, dieselben und aus ihnen zusammengesetzte Wörter, dann Wortverbindungen und kleine Sätze niederzuschreiben und gleichzeitig das Niedergeschriebene zu lesen. So lernt es schreiben und lesen zugleich, natürlich in der Schreibschrift, wozu man entweder die runde, oder die eckige, die lateinische oder die deutsche Schrift wählen kann. Das Weitere ergibt sich nach solchem Anfang von selbst.

Schreibmalerei, s. *Schriftmalerei*.

Schrepfer (nicht *Schröpfer*, wie er oft genannt wird), mystischer Betrüger, geboren 1730 zu Nürnberg, war früher preußischer Husar, eröffnete 1768 in Leipzig ein Kaffeehaus und spielte im Freimaurerorden durch seine mystischen Träumereien eine Rolle. Mit dem Vorsteher in Streit verwickelt, zog er sich durch ein auf denselben verfaßtes Pasquill und sonstige Unbesonnenheiten eine Injurienklage und öffentliche Beschimpfung zu. Nachdem er in Leipzig bankerott geworden, wußte er an verschiedenen Orten als Geisterbeschwörer Aufsehen zu machen, vielleicht als das Werkzeug einer im Finstern thätigen Partei, die ihn nachher fallen ließ. Später tauchte er in Leipzig als französischer Oberst von Steinbach wieder auf, errichtete eine sogenannte schottische Loge für Geisterbeschwörungen, wobei Beten, Messelesen, Abendmahl, Fasten 2c. Hauptceremonien waren, fand Anhänger, konnte sich aber wieder nicht halten und erschoß sich den 8. Oktober 1774 im Rosenthal bei Leipzig, durch die Ruhe und Besonnenheit, die er bis zum letzten Augenblicke zu bewahren wußte, seinen Anhängern imponirend. Vgl. *Bülau*, Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen, Leipz. 1850, Bd. 1.

Schreyvogel, *Joseph*, Dramaturg und Dichter, geboren 1768 zu Wien, studirte daselbst und lebte dann als Literat einige Jahre in Jena. An Kotzebue's Stelle 1802 als kaiserlicher Hoftheatersekretär nach Wien berufen, legte er nach zwei Jahren diese Stelle nieder und gründete ein Kunst- und Industriekomtor. Im Jahre 1814 überließ er dieses einem Kompagnon und trat wieder in sein früheres Amt als Hoftheatersekretär ein. In dieser Stellung machte er sich um die Hebung des Burgtheaters sehr verdient, besonders durch seine vortreffliche Bearbeitung spanischer Dramen. Nach Calderon gab er „Das Leben ein Traum" (Wien 1817, 2. Aufl. 1820), „Don Gutierre, der Arzt seiner Ehre" (das. 1818), nach Moreto „Donna Diana" (das. 1819, 2. Aufl. 1824) heraus. Mit Alxinger u. A. redigirte er die „Oesterreichische Monatsschrift" (Wien 1794, 6 Stücke). Seine eigenen Dichtungen sind durch Korrektheit und Eleganz ausgezeichnet, ermangeln aber des eigentlichen poetischen Geistes. Als Schriftsteller führte er gewöhnlich den Namen *Thomas West* oder auch *Karl August West*. Seine „Gesammelten Schriften" füllen vier Bände (Braunschweig 1828—29). Im Jahre 1832 gegen seinen Wunsch pensionirt, † er den 28. Juli desselben Jahres an der Cholera.

Schriesheim, Marktflecken im badischen Unterrheinkreis, Amt Ladenburg, am Kanzelbach, hat 3 Kirchen verschiedener Konfession, Tabaks-, Oel-, Wein- und Kastanienbau, Vitriolwerk, eine große Papierfabrik und 2850 Einw.

Schrift, s. *Schreibkunst*.

Schriftarten (*Lettern*, *Typen*, *Punzen*), die aus dem Schriftzeug (s. *Schriftgießerei*) gegossenen Buchstaben, deren man sich zum Drucken bedient. Ihrer Form nach unterscheidet man in den Officinen die Schriften nach den Sprachen, wobei die deutschen Typen durch *Fraktur*, die lateinischen durch *Antiqua* bezeichnet werden. Erstere

stammt von der alten Mönchsschrift ab, hat Ecken und Winkel und steht rechtwinkelig auf den Zeilen. Eine besondere Gattung der Fraktur ist die sogenannte schwabacher Schrift, bei der die gebogenen Striche sich mehr der halbrunden Form nähern. Auch die sogenannte gothische Schrift ist eigentlich nur eine nach Mönchsschrift gegossene, mit einigen Zierrathen versehene fette Fraktur, in neuerer Zeit aber zum sogenannten Neugothischen oder pariser Gothischen veredelt worden. Die Antiqua, von A. Pannartz und K. Schwynheim um 1467 in Rom erfunden und von Aldus Manutius verbessert, zerfällt wieder in eigentliche Antiqua, wo die Grundstriche rechtwinkelig auf der Zeile stehen, und in Kursiv, bei der die Buchstaben in einem Winkel von 50° nach der rechten Seite überhängen. Beide sind auch fett zu haben. Die musirten Schriften sind nicht voll schwarz gedruckt; die Lapidarschrift sucht die bei Bildhauerarbeit vorkommende Schrift nachzuahmen; die Egyptienneschrift ist eine Titelschrift von Versalien, wo alle sonst dünnen Striche wenigstens halb so stark, als die dicken erscheinen, während bei der Grotesque alle Striche gleich stark sind. Die tuscische Schrift (Tuscain) ist dadurch eigenthümlich, daß bei ihr die sonst dicken Striche dünn, die dünnen stark sind. Verzierte Schriften sind in neuerer Zeit sehr Mode geworden. Bei den Blumenschriften sind die Buchstaben aus blumenähnlichen Zierrathen zusammengesetzt, bei den Schuppenschriften sind die Buchstaben geschuppt. Die Buchstaben der gedrückten Schriften laufen niedrig, aber breit. Andere Schriften sind mit einem Netz bedeckt, oder liegen weiß oder schwarz auf einer verzierten Unterlage von Blättern, Strichen und dergleichen. Bei Fraktur wie bei Antiqua hat man auch Schreibschriften, die so gegossen sind, wie man mit deutschen und lateinischen Buchstaben schreibt. Bei der französischen Schreibschrift unterscheidet man die Ronde, stehend, Batarde, eine große, auf die rechte Seite geneigte, liegende Mittelschrift, und Coulée, ebenfalls rechts geschoben und laufend. Auch Kanzleischrift hat man, die besonders zu Titeln und Hauptzeilen bestimmt ist. Die Größe der Buchstaben fällt von 8 Zoll Höhe (Plakatschrift) bis auf 1/4 Linie. Die gewöhnlichen Abstufungen sind von der kleinsten an: Diamant, Perl, Nonpareil, Colonel, Petit, Borgois, Garmond (eigentlich Garamond, von ihrem Erfinder, einem berühmten französischen Schriftschneider im 16. Jahrhundert) oder Corpus, Cicero, Mittel, Tertia, Text, Doppelmittel, kleine Kanon, grobe Kanon, kleine Missal, grobe Missal, kleine Sabon, grobe Sabon, Real und Imperial. Im technischen Sinne gehören zu den Schriften auch die Ziffern und Interpunktionszeichen, sowie die Spatien, Quadrate, Halbquadrate und Schließquadrate. Vgl. Buchdruckerkunst.

Schriftauslegen, s. Auslegung.

Schriftbeweis, Begründung und Erhärtung eines Glaubenssatzes aus der heiligen Schrift, dem Beweis aus Vernunft, Natur und Geschichte entgegengesetzt. Diejenigen Bibelstellen, die zum Beweis der einzelnen Glaubenssätze angeführt werden, heißen Beweisstellen. Sie beweisen entweder nach dem Wort (secundum verbum), wenn sie einen Satz so enthalten, daß er ohne Weiteres erkannt und begriffen werden kann, oder nach dem Verstand (secundum rationem), wenn der zu beweisende Satz mit Hülfe der Vernunft aus ihnen abgeleitet wird.

Schriftgießerei, das Verfertigen der Lettern zum Bücherdruck aus Schriftmetall. Dieses geschieht in dem Gießinstrumente, welches in 2 Hälften zerlegt werden kann. Sind diese Hälften verbunden, so bilden sie den Raum zur Aufnahme des Metalls und zur Bildung der Lettern. Die Bodenstücke oder Wände sind von Eisen und korrespondiren mit den Kernen, und die Zusammenfügung erfolgt durch die Vorsprünge und die diesen entsprechenden Vertiefungen, die männlichen und weiblichen Visire genannt. Der Theil, durch welchen der Buchstabe gebildet wird, die sogenannte Matrize, liegt unter dem Instrument. Sie besteht aus Kupfer oder Messing und ist ungefähr 1—1 1/2 Zoll lang. Diese Matrize wird durch einen stählernen gehärteten Stempel gebildet, auf welchen der Buchstabe erhaben geschnitten ist. Das Metall (Schriftgut od. Schriftzeug) ist eine Legirung von Blei mit 1/4—1/10 Antimon, je nach der Stärke der Lettern, wozu auch wohl etwas Kupfer und 1/10—1/12 Wismuth kommen; man nimmt z. B. 10 Blei, 2 Antimon und 1 Wismuth, für Stereotypplatten 1/12—1/20 Zinn. Das Eingießen des flüssigen Schriftguts, welches mit einem Löffel geschieht, muß rasch geschehen. Sofort nach dem Guß öffnet der Gießer das Gießinstrument und wirft die gegossene Letter heraus. Diese hat an der, von dem eigentlichen Buchstaben abgewendeten Seite einen pyramidalen Fortsatz (Gießzapfen, Abbruch), welcher abgebrochen, und an den Ecken kleine, nadelförmige Ansätze (Floßfedern), welche durch 2 Kreuzeinschnitte (Luftlöcher) in dem Gießinstrument entstanden sind und abgeschliffen werden. Dann kommt eine ganze Reihe von Lettern auf den sogenannten Fertigmacherwinkelhaken, auf welchem sie mit ihren breiten Seiten so neben einander gelegt werden, daß sie eine zusammenhängende Metallplatte zu bilden scheinen. In dieser Lage werden die schmalen Flächen geebnet, indem man die Oberfläche der ganzen Reihe mit einem im Rücken starken, aber scharfen Messer (dem Schabmesser) schabt, so daß das Ganze als Ebene erscheint. Darauf werden die Typen umgekehrt, um auf der entgegengesetzten Fläche eben so behandelt zu werden. Zunächst wird nun der Grat an den Achseln der Buchstaben weggenommen, welches dadurch geschieht, daß man einen mit Stahl bekleideten Hobel längs der vordern Seite hinführt, wodurch mehr oder weniger von der Kante weggenommen wird. Endlich schreitet man zum Bestoßen, welche Operation den Zweck hat, das überflüssige Metall vom Einguß wegzunehmen, da die Typen sonst unter der Presse einen ungleichen Druck auf das Papier ausüben u. den Druck verderben würden. Um das Bestoßen in dem Bestoßzeuge mit einem eisernen Hobel vornehmen zu können, werden die Typen in den vorher erwähnten Winkelhaken so eingespannt, daß die obere Seite derselben hervorsteht, und dann

in das eiserne Bestoßzeug gebracht, worauf man mit dem Hobel darüber hinfährt, das überflüssige Metall wegnimmt und dem Fuß eine kleine Aushöhlung gibt, worauf die Lettern vollendet sind. Außer den Buchstaben, Interpunktionen, Zahlen &c. gießt der Schriftgießer noch die Ausschließungen, Linien, Klammern, Einfassungen, Röschen, so wie er auch das Abklatschen von Vignetten und das Stereotypiren (s. d.) besorgt. Ein geschickter Schriftgießer kann 4—5000 Buchstaben an einem Tage gießen. Da aber das Gießen der einzelnen Lettern immer zeitraubend ist, so hat man neuerlich Maschinen zu konstruiren versucht, welche diese Arbeit weit schneller verrichten sollten. Nach mehren mißglückten Versuchen brachte man eine jetzt vielfach gebrauchte Schriftgießmaschine zu Stande, mittelst deren ein gewöhnlicher Handarbeiter in der Stunde 1500—2000 fehlerfreie Lettern gießen kann. Dieselben fallen sehr scharf aus und gewähren überdies noch den Vortheil, daß sie wegen des darin befindlichen hohlen Raums weit leichter sind, als die auf die alte Weise gegossenen. Die Einrichtung der Maschine ist im Wesentlichen folgende. Ueber einem Ofen ist ein kleiner Kessel angebracht, worin sich eine einfach konstruirte, aber kräftig wirkende Druckpumpe befindet, welche durch eine Kurbel dergestalt in Bewegung gesetzt wird, daß sie in gewissen Zwischenräumen einen Strahl des in dem Kessel befindlichen geschmolzenen Metalls ausspritzt. Durch weiteres Umdrehen der Kurbel wird in dem Momente des Ausspritzens das an einem Hebel befestigte Gießinstrument vor die Abgußöffnung geführt und hier fest angedrückt. Zwischen zwei Ausspritzungen entfernt sich jedesmal das Instrument von dem Kessel, öffnet sich und wirft die gegossene Letter aus, worauf es sich wieder schließt und gegen den Kessel andrückt. Alles dies wird durch das Drehen einer und derselben Kurbel von einem gewöhnlichen Arbeiter verrichtet, der nichts weiter zu thun hat, als darauf zu sehen, daß Ausgußöffnung und Form stets rein sind. Doch muß das Instrument zu jedem Buchstaben besonders vorgerichtet werden. Gute Matrizen lassen sich auch auf galvanoplastischem Wege erzeugen. Die ausgezeichnetsten Schriftgießereien der neueren Zeit sind die von Bodoni, Elzevir und Stephanus, Baskerville, Didot, Zink u. Schmidt, gegenwärtig die von Breitkopf u. Härtel, F. A. Brockhaus u. K. Tauchnitz in Leipzig, Hänel in Berlin, Haase u. Söhne in Prag u. in den Staatsdruckereien in Wien und Berlin.

Schriftgut, s. Schriftgießerei.

Schriftkasten, s. Buchdruckerkunst.

Schriftkegel, die Dimension eines Buchstabens nach Höhe, Breite und Dicke, s. Buchdruckerkunst.

Schriftmalerei (Schreibmalerei), Malerei mit der Feder, welche ihren Ursprung jener Klasse der Schönschreiber verdankt, die bald nach der Erfindung der Buchdruckerkunst besonders in Nürnberg thätig waren und Modisten genannt wurden. Zuerst erfanden sie die Kleinschreiberei, indem sie mit so kleinen Buchstaben schrieben, daß man sie ohne Vergrößerungsglas kaum lesen konnte. Namentlich pflegte man das Vaterunser, einzelne Psalmen, wie den 128., auf den kleinsten Raum zu schreiben und in Ringe fassen zu lassen. Später suchte man durch die klein geschriebenen Wörter und Zeilen die Striche des Stiftes und des Pinsels nachzuahmen und bildete so Figuren und ganze Bildnisse. Die Schrift enthielt dann gewöhnlich die Geschichte der abgebildeten Person, eine Lobschrift derselben, oder biblische Stellen. Da diese Arbeit sehr mühevoll war, so wählten sich die Schönschreiber einen freieren Spielraum, indem sie ihre Schriften mit Zeichnungen verzierten. Versteht man unter S. die Verbindung der eigentlichen Malerei mit der Schreibkunst, so ist sie viel älter. Schön gemalte Initialen finden sich schon im 9. Jahrhundert; den höchsten Grad der Vollkommenheit erreichte aber diese Kunst im 15. Jahrhundert in Italien, namentlich finden sich in italienischen Missalen des 15. Jahrhunderts die schönsten und gelungensten Initialen. Bald aber artete diese Kunst aus, und die abenteuerlichsten Figuren, Affen, Vögel &c., mußten den Grundzug zu den Initialen hergeben.

Schriftmetall, s. v. a. Schriftgut.

Schriftsässig, von Personen oder Sachen, welche in erster Instanz nicht unter einem Untergerichte, sondern unter dem Obergerichte stehen. In Frankreich, sowie auch in einzelnen deutschen Ländern hat die Schriftsässigkeit oder der privilegirte Gerichtsstand eximirter Personen aufgehört, und es sind dieselben mit den nicht schriftsässigen Personen den Untergerichten in erster Instanz unterworfen.

Schriftsetzer, s. Buchdruckerkunst.

Schriftzeug, s. Schriftgießerei.

Schrimm (Szrem), Kreisstadt in der preußischen Provinz Posen, auf einer Insel der Warthe, hat 5 Kirchen, ein Franciskanerkloster, eine Synagoge, ein Land- u. Stadtgericht, Domänenamt, Post, Brennerei, Leinweberei u. 3670 Einw.

Schritt, das Fortsetzen der Füße beim langsamen Gehen; in der Reitkunst (s. d.) die gewöhnliche langsame Art der Bewegung der Pferde; das Ausschreiten eines Fußes im gewöhnlichen Gange. Beim Mittelschritt wird der Fuß nur etwa 3 Plattfußlängen, beim kleinen u. Halbschritt nur eine Plattfußlänge vorgesetzt; im großen S. schreitet der Fuß um 4, im übergroßen S. um 5 Plattfußlängen aus.

Schrobenhausen, Stadt u. Hauptort eines Landgerichts im bayerischen Kreis Oberbayern, an der Paar, mit Vorstadt, Schloß, Rentamt, Post, 2 Hospitälern und 3 Beneficien, Messingwaarenfabrikation, Salpeter- und Potaschesiederei und 1700 Einw.

Schroda (Szroda), Kreisstadt in der preußischen Provinz Posen, mit Land- und Stadtgericht, Post, Kollegiatstift, Dominikanerkloster u. 2380 Einwohnern, darunter vielen Juden.

Schröckh, Johann Matthias, deutscher Kirchenhistoriker, geboren den 26. Juli 1733 zu Wien von protestantischen Aeltern, seit 1749 auf dem Gymnasium zu Preßburg, seit 1750 auf der Schule zu Kloster-Bergen bei Magdeburg vorbereitet, bezog 1752 zum Behuf theologischen Studiums die Universität Göttingen. Auf Veranlassung seines Oheims, des Professors Bel zu Leipzig, der ihn zum Mitarbeiter bei den von ihm herausgegebenen „Acta eruditorum“ und den „Leipziger

gelehrten Zeitungen" wählte, trat er 1754 als akademischer Docent in Leipzig auf und erhielt 1762 eine außerordentliche Professur, nahm aber 1767 die Professur der Poesie zu Wittenberg an und erhielt 1775 die der Geschichte. An seinem 76. Geburtstage fiel er in der Bibliothek von der Leiter und brach ein Bein, in Folge dessen er den 2. August 1808 †. Seine Schriften zeichnen sich durch strenge Wahrheitsliebe, klare Darstellung und verständige Anordnung aus. Sein Hauptwerk ist die „Christliche Kirchengeschichte" (Leipz. 1768—1803, 35 Bde., 2. Aufl. von Tzschirner, 1772—1825, 1.—14. Bd.) und deren Fortsetzung, die „Kirchengeschichte seit der Reformation" (das. 1804—12, 10 Bde., vom 9. Bde. an von Tzschirner fortgesetzt). Von seinen übrigen Werken nennen wir: „Allgemeine Biographie" (Berl. 1767—1791, 8 Bde.); „Weltgeschichte für Kinder" (das. 1779—84, 6 Bde., u. ö., mit 100 Kpfn.); „Historia religionis et ecclesiae christianae" (7. Aufl. von Marheineke, das. 1829); „Lebensbeschreibungen berühmter Männer" (Leipz. 1789—91, 2 Bde.). Für Guthrie's und Gray's „Allgemeine Weltgeschichte" bearbeitete er die italienische, französische, niederländische u. englische Geschichte (1770—1776). S.s Lebensbeschreibung gibt Tzschirner im 10. Bde. der „Kirchengeschichte seit der Reformation".

Schröder, 1) **Friedrich Ludwig**, ausgezeichneter deutscher Schauspieler und Dramaturg, geboren den 3. Nov. 1744 zu Schwerin, durchzog mit seiner Mutter, die sich nach dem Tode seines Vaters 1749 in Moskau mit dem Schauspieler Ackermann wieder verheirathet hatte, Kurland, Preußen und Polen und trat mehrfach in Kinderrollen auf. Fast ohne alle Erziehung herangewachsen, kam er endlich auf das Friedrichskollegium zu Königsberg, wo ihn die vor den anrückenden Russen flüchtenden Aeltern in hülfloser Lage zurückließen, so daß er, als seine Aeltern verschollen, aus der Anstalt entlassen wurde. In dieser Noth erbarmte sich seiner ein armer Schuhflicker, der sein sparsames Brod mit ihm theilte, bei dem er aber auch das Branntweintrinken sich angewöhnte. Der Seiltänzer Stuart rettete ihn vor dem Verderben, indem er ihn zu sich nahm u. für seine geistige Ausbildung Sorge trug. Im Jahre 1759 ließen ihn seine Aeltern endlich nach Deutschland nachkommen u. suchten ihn bei einem Kaufmann in Lübeck unterzubringen. Da er jedoch wenig Lust zu diesem Berufe zeigte, wurde er seinen Aeltern in die Schweiz nachgeschickt, wo er sich zum Schauspieler und Tänzer ausbildete und seinen ersten dichterischen Versuch mit Uebersetzung eines französischen Lustspiels machte. Nachdem er die Schweiz u. die Rheingegenden durchzogen, trat er mit der ackermannschen Gesellschaft 1764 wieder in Hamburg auf und glänzte anfangs besonders als Balletmeister und im Lustspiel, ging aber dann ins tragische Fach über und gelangte darin zu hoher Meisterschaft. Nach Ackermanns Tode (1771) übernahm er mit seiner Mutter die Direktion der hamburger Bühne und machte sich durch sein Lustspiel „Der Arglistige", dem bald mehre folgten, als dramatischer Schriftsteller einen rühmlichen Namen, während er durch seinen Einfluß auf die Verbesserung des deutschen Theaters überhaupt wirkte, indem er auf Einheit und kräftiges Zusammenwirken aller Theile zu Erreichung des Gesammtzwecks hinarbeitete, auf strenge Sittlichkeit und Ordnung unter der Gesellschaft hielt und durch sein eigenes Beispiel den Schauspielern Achtung zu verschaffen wußte. Durch seine umsichtige Bearbeitung der shakespeare'schen Trauerspiele trug er zuerst mit dazu bei, den großen Briten auf der deutschen Bühne heimisch zu machen. Im Jahre 1780 machte er mit seiner Gattin, geborenen Hart aus Petersburg, eine Kunstreise durch Deutschland und folgte dann einem Rufe an das wiener Hoftheater. Doch kehrte er bald wieder nach Hamburg zurück und leitete das dortige Theater wieder bis 1798, wo er sich auf ein erkauftes Landgütchen Rellingen zurückzog, um als dramatischer Schriftsteller thätig zu seyn. Im Jahre 1811 übernahm er die Leitung der Bühne von Neuem, opferte aber bei veränderten Zeitumständen Vermögen und Gesundheit und † den 3. September 1816 zu Rellingen. Als tragischer Schauspieler zeichnete er sich besonders in den Rollen des Lear, als Philipp in „Don Carlos", Otto von Wittelsbach aus, war aber auch groß als Falstaff, Shylock und Harpagon. Sein meisterhaftes Spiel wurde durch die trefflichste Mimik unterstützt. Seine bessern Konversationsstücke („Das Testament", „Der Murrkopf", „Der Fähndrich" u. a.) gehören zu dem Gelungensten dieser Art. Die meisten seiner Originalstücke u. Uebersetzungen sind in seiner „Sammlung von Schauspielen für das hamburger Theater" (Hamb. 1778 bis 1782, 4 Bde.) gesammelt. Seine „Dramatischen Werke", mit einer Einleitung von Tieck, gab Bülow heraus (Berlin 1831, 4 Bde.). Vergl. F. L. Meyer, F. L. S., ein Beitrag zur Kunde des Menschen und des Künstlers, Hamburg 1819, 2 Bde. Seine Wittwe † den 25. Mai 1829.

2) **Antoinette Sophie**, berühmte deutsche Schauspielerin, geboren den 29. Febr. 1781 zu Paderborn, Tochter des Schauspielers Bürger, trat schon 1793 bei der tylli'schen Gesellschaft zu Petersburg als Lina in der Oper „Das rothe Käppchen" mit Beifall auf und heirathete in Reval 1795 den Direktor der dortigen deutschen Bühne, Stollmers. Auf Kotzebue's Empfehlung, den sie hier kennen lernte, erhielt sie eine Anstellung am wiener Hoftheater, ging aber bald nach Breslau, wo sie für die Oper engagirt wurde. Von Stollmers geschieden, ward sie 1808 nach Hamburg berufen und vertauschte hier das naive Rollenfach mit dem tragischen, in dem sie bald als Stern erster Größe glänzte. Im Jahre 1804 heirathete sie den Tenoristen Friedr. Schröder und lebte bis 1813 in Hamburg, das sie jedoch heimlich verließ, weil der Marschall Davoust sie wegen ihrer patriotischen Gesinnung in das Innere Frankreichs bringen lassen wollte. Nachdem sie eine glänzende Kunstreise gemacht, spielte sie anderthalb Jahre in Prag und ward dann am wiener Hoftheater engagirt. Als ihr zweiter Gatte 1818 gestorben war, heirathete sie 1825 den Schauspieler Kunst, trennte sich aber bald wieder von ihm, verließ 1829 Wien, machte bedeutende Kunstreisen und ward 1831 am münchener Hoftheater engagirt, von wo sie aber im Frühjahr 1836 einem Ruf an das wiener Hoftheater folgte. Im Jahre

1840 pensionirt, lebt sie seitdem in Augsburg. Sie besaß ein gewaltiges und doch wohlklingendes Organ, ein wirksames Auge und ein großes Talent. Ihre bedeutendsten Rollen waren Phädra, Medea, Lady Macbeth, Merope, Sappho, Johanna von Montfaucon und Isabella in der „Braut von Messina".

3) Johann Henrik, schwedischer Ordenshistoriograph, geboren den 18. April 1791 zu Westerås, studirte in Upsala u. habilitirte sich daselbst 1815 als Docent der Literaturgeschichte. Als Mitglied des zur Herausgabe der Quellenschriftsteller niedergesetzten Ausschusses redigirte er 2 Theile dieses wichtigen Werks. Bereits seit 1820 Vorsteher des Münzkabinets zu Upsala, ward er 1830 Oberbibliothekar und Professor der Literaturgeschichte und Archäologie an der Universität, sowie Ordenshistoriograph. Er schrieb „Numismata Anglo-Saxonica" (Upsala 1825, 2 Bde.), „Catalogus numorum Cuficorum" (das. 1827) und gab aus den handschriftlichen Schätzen der Universitätsbibliothek die „Monumenta diplomatica" (das. 1822, 9 Bde.) und die „Sylloge observationum in thesaurum linguae Graecae Henr. Stephani" (5 Bde.) heraus. Außer der Bibliographie und Numismatik beschäftigte ihn vornehmlich das Studium der vaterländischen Alterthümer. Die Resultate seiner darauf bezüglichen Forschungen hat er meist in der „Svea" und der „Iduna" niedergelegt.

Schröder-Devrient, Wilhelmine, eine der berühmtesten dramatischen Sängerinnen der Neuzeit, Tochter von Schröder 2), geb. zu Hamburg den 6. Okt. 1805, betrat schon in ihrem 5. Jahre die Hamburger Bühne als tanzende Amorine und ward im 10. Mitglied des hörschelt'schen Kinderballets in Wien. Nach einem höheren Wirkungskreise strebend, widmete sie sich dem Schauspiel und trat, 15 Jahre alt, zuerst als Aricia in Racine's „Phädra" auf. Ein Jahr später überraschte sie das Publikum, indem sie die Pamina in der „Zauberflöte" sang. Schon damals gewann sie durch Schönheit des Organs, Anmuth der Gestalt und Gesichtsbildung, ausdrucksvolles Mienenspiel und treffliche Gesangsschule ungemeinen Beifall. Namentlich übertraf sie als Leonore im „Fidelio" alle ihre Rivalinnen. Auf größeren Kunstreisen verbreitete sich ihr Ruf in immer weiteren Kreisen. Bei einem Aufenthalt in Berlin 1823 verheirathete sie sich mit Karl Devrient und ward mit demselben gemeinschaftlich bei der dresdener Bühne engagirt. Nachdem die nicht glückliche Ehe 1828 wieder gelöst worden, unternahm sie wieder Kunstreisen, erntete in Berlin in Webers „Euryanthe" trotz Spontini's Intriguen den rauschendsten Beifall und ward auch in Paris, wo sie 1830 zum ersten Male auftrat, hoch gefeiert. Im folgenden Jahre bei der dortigen italienischen Oper engagirt, machte sie weniger Glück, desto mehr aber in London, wohin sie 1833 und 1837 wieder berufen ward. Im Jahre 1835 machte sie eine längere Kunstreise nach Rußland, Oesterreich und durch Deutschland. Ihre bewundertsten Rollen waren Fidelio, Euryanthe, Donna Anna, die Vestalin, Desdemona, Romeo, die Somnambule, Norma und Valentine. Ueber eine wohllautende, starke und umfangreiche, wenn auch des eigentlichen Metalls entbehrende Stimme verfügend, entwickelte sie die hinreißendste Intensität des Ausdrucks, deren Wirkung durch ein in der That unerreichtes plastisches Spiel und meisterhafte Mimik noch bedeutend erhöht ward. Dabei durchdrang sie mit künstlerischem Blick jede Rolle und wußte den Moment geschickt zu erspähen, wo sie die Wirkung kulminiren lassen konnte. Im Privatleben bewies sie sich sehr leutselig, wohlwollend und mildthätig. Nachdem sie 1849 Dresden verlassen, verheirathete sie sich 1850 zu Gotha mit dem livländischen Gutsbesitzer von Bock, dem sie in die Heimath folgte. Zuletzt lebte sie in Koburg, wo sie den 26. Januar 1860 †.

Schroedter, Adolf, ausgezeichneter Maler im humoristischen Fache, geboren den 28. Juni 1805 zu Schwedt, widmete sich in Berlin 7 Jahre lang der Kupferstecherkunst, gab dieselbe aber 1829 auf u. ging in Düsseldorf zur Malerei über. Er zeichnete sich gleich anfangs vor andern Genremalern durch eigenthümliche humoristische Romantik, durch das Pathetische, Groteske u. Grandiose und wahrhaft Poetische seiner Komik aus. Seine Genregemälde sind nicht karikaturartig auf augenblickliche Wirkung berechnet, sondern als vollendete Kunstwerke von objektiv gültigem Gehalt und hinsichtlich der Charakteristik eben so frei studirt, als hinsichtlich der Technik sorgfältig ausgeführt. Im Jahre 1835 wurde er Mitglied der Akademie in Berlin. Zu seinen früheren Bildern gehören die Rheinweinprobe und das rheinische Wirthshaus, 1832 gemalt, dann der alte Abt u. der Pfropfenzieher, eine höchst launige und phantastereiche Komposition, welche der Künstler selbst radirt hat. Großen Beifall fand sein in Romanenlektüre vertiefter Don Quixote, im Geist und Styl ganz der edle Junker des Cervantes. Spätere Bilder S.'s sind: das unter dem Namen des Kunstbeförderers per Are bekannte, einen fidelen Fuhrmann, der auf seinem Wagen Bilderkisten an den Kunstverein zu N. N. befördert, darstellend; Don Quixote mit Sancho Pansa auf Abenteuer ausziehend; Falstaff mit höhnischem Lächeln aus der Weinlaube die Rekruten musternd (1837), der Freiherr von Münchhausen bei einer Bowle Punsch seine Jagdabenteuer erzählend, Scene in Auerbachs Keller u. a. m. Mit einem Kirchweihfestgruppen darstellenden Friesen als Zimmerverzierung gewann er den vom rheinischen Kunstverein für dergleichen ausgesetzten Preis. In Frankfurt, wohin er sich 1846 wendete, malte er den Zug des Königs Rheinwein, ebenfalls einen Fries, eine Darstellung voll Laune und Lust. Ein späteres Werk sind vier zusammengehörige Aquarellbilder, der Rheinwein, Maitrank, Punsch und Champagner. Eine große Anzahl seiner Kompositionen, namentlich Arabeskenbilder, hat er selbst meisterhaft radirt, worunter besonders „Der Geist der Flasche" großen Beifall gefunden hat. Auch lieferte er viele Zeichnungen zu illustrirten Werken. Sein Monogramm ist ein Pfropfenzieher.

Schröpfeisen (Schröpfschnepper, scarificator), viereckige, messingene oder kupferne Kapsel, an deren unterer Fläche sich so viele längliche Oeffnungen befinden, als kleine Lanzetten (5 bis 16) im Innern der Kapsel verborgen sind. Diese Lanzetten sind auf 2—3 Wellen befestigt, mittelst

welcher sie eine viertelkreisförmige Bewegung aus den Oeffnungen heraus machen können. Die Wellen werden durch ein Stellrad festgestellt u. dann durch eine Feder, die man durch einen Drücker entspannt, in Bewegung gesetzt. Das S. ist eine deutsche Erfindung; in Frankreich erfand man eine Vorrichtung (s. Bdellometer), die S. und Schröpfkopf mit einander verband u. so gleichsam einen künstlichen Blutegel vorstellte.

Schröpfen (scarificatio), eine eigene Art von Blutentleerung mittelst kleiner Hautwunden, aus denen ein reichlicher Bluterguß durch Hülfe des luftleeren Raumes bewirkt wird. Diese Entleerung kann auf allen Stellen der Haut bewirkt werden, die eine gerade Oberfläche darbieten, besonders aber benutzt man die Hautstellen auf den Backen, hinter den Ohren, im Nacken, auf den Ober- und Vorderarmen, dem Rücken, dem Kreuze, den Oberschenkeln, den Waden und dem Fußrükken. Nachdem der zu schröpfende Theil mit warmem Wasser abgewaschen worden ist, wird ein trockener Schröpfkopf (d. i. eine kleine Glocke von Glas, auch von Silber, Messing oder Horn), den man eine kurze Zeit über eine brennende Lampe gehalten, um die in ihm befindliche Luft zu verdünnen u. auszutreiben, auf die betreffende Stelle gesetzt, wodurch die unter demselben befindliche Haut in die Höhe gezogen und mit Blut überfüllt wird. Ist dies geschehen, so wird der Schröpfkopf abgenommen und die geröthete Stelle mit der Lanzette oder dem Bistouri oder dem Schröpfeisen (s. d.) verwundet, und zwar meist zweimal, so daß die zweiten Einschnitte die ersten durchkreuzen. Hierauf wird der Schröpfkopf wieder aufgesetzt und erst dann abgenommen, wenn er sich mit Blut gefüllt hat, was so lange wiederholt wird, bis aus den Einschnitten kein Blut mehr dringt. Schon Hippocrates kannte diese Operation, deren man sich bei örtlicher Vollblütigkeit, Kongestionen, Entzündungen äußerer Theile, Rheumatismen, chronischen Hautkrankheiten &c. bedient. Beim trockenen S. wird die Haut nicht verwundet und nur Geschwulst und Röthe derselben bewirkt. Es bewährt sich namentlich in den Fällen, wo eine Ableitung des Bluts von innern Organen nach der Hautoberfläche oder nach andern Theilen bezweckt wird. In neuester Zeit hat man auch die Anwendung trockener Schröpfköpfe empfohlen, um die Aufsaugung thierischer Gifte zu verhindern. In der Landwirthschaft heißt schröpfen: die Blätter des zu üppig aufgewachsenen Getreides, besonders des Weizens, im Frühjahr vor dem Schossen mit der Sense oder Sichel, ohne das Herz der Pflanzen zu berühren, abschneiden, um das Lagern zu verhüten; in der Obstbaumzucht Einschnitte oder Ritze in die Rinde der Obstbäume machen, um den Brand zu verhüten, das Wachsthum und die Fruchtbarkeit zu befördern.

Schröter, Johann Hieronymus, berühmter Astronom, geboren den 30. Aug. 1745 zu Erfurt, studirte die Rechte zu Göttingen, wo ihn Kästner der Mathematik, besonders der Astronomie zuführte, wurde 1778 bei der hannöverischen Regierung angestellt und später Justizrath und Oberamtmann zu Lilienthal im Herzogthum Bremen. Er errichtete hier eine Sternwarte u. stattete dieselbe mit den besten Instrumenten, unter Anderem mit einem 25füßigen Teleskop, womit er die einzelnen Sternhaufen der Milchstraße unterschied, aus. Der größte Theil seiner Instrumente und die Sternwarte selbst wurden 1813 durch die Franzosen unter Davoust verwüstet. Er † den 29. Aug. 1816 zu Lilienthal. Seine Hauptschriften sind: „Beiträge zu den neuesten astronomischen Entdeckungen" (Berlin 1788); „Selenotopographische Fragmente" (Helmst. 1791, 2 Thle., Gött. 1802); „Aphroditographische Fragmente" (Gött. 1796); „Neuere Beiträge zur Erweiterung der Sternkunde" (das. 1798); „Neueste Beiträge &c." (das. 1800); „Kronographische Fragmente" (das. 1808); „Hermographische Fragmente" (das. 1816).

Schröter (Lucanus cervus *L.*, Hirschkäfer, Feuerschröter), Käferart aus der Familie der Blatthörner, kastanienbraun, ausgezeichnet durch den 6—15 Linien langen gabeligen Oberkiefer mit 2 Zähnen an der Spitze und einem Zahne u. mehren Kerben in der Mitte, der sich aber nur beim Männchen findet, denn der Oberkiefer des Weibchens ist kaum von Kopflänge, der größte deutsche Käfer, ohne die Kiefern 13—20 Linien lang, lebt an Eichen, deren Saft er leckt u. fliegt des Nachts im Mai und Juni. Die Larve lebt im Holze und braucht mehre Jahre zu ihrer Entwickelung.

Schroff, von einem Menschen, der durch sein rauhes, rücksichtsloses Benehmen Andere zurückstößt, zu dessen Herzen ein Zugang schwer zu finden ist.

Schrot, das auf Schrotmühlen gröblich zerkleinerte (geschrotene) Getreide, wie es zur Bierbrauerei, Branntweinbrennerei, Essigbereitung und als Viehfutter, mitunter auch zum Brodbakken verwandt wird; Bleischrot, Flintenschrot, s. Schrotgießerei.

Schrotgießerei, das Gießen des Bleischrots (Flintenschrots). Das Blei wird zur Schrotfabrikation nicht rein, sondern stets mit einem Zusatz von Arsenik (auf 6—7 Centner Blei $2^1/_2$—3 Pfund weißes Arsenik) verarbeitet, wodurch es mehr Fähigkeit erhält, Tropfen zu bilden. Die in einem eisernen Kessel geschmolzene Masse wird mit einem eisernen Löffel geschöpft und in die Schrotform gegossen. Letztere ist eine länglich-viereckige oder runde Pfanne von Eisenblech, deren Boden mit regelmäßig runden und glattrandigen Löchern von einerlei Größe versehen ist. Der Durchmesser der Löcher richtet sich nach dem Durchmesser der zu erzeugenden Schrotkörner, ist aber kleiner als dieser. Um das Anhängen des Bleies an die Form zu verhindern, wird dieselbe vor dem Gusse mit Lehmwasser bestrichen und wieder getrocknet. Den Boden der Form bedeckt man mit Bleikrätze, Bleischaum, Bleiasche (wie sie beim Schmelzen auf der Oberfläche des Bleies entsteht), welche lockere Substanz das darauf gegossene Blei nur allmählig durchsickern läßt, so daß es nur in Tropfen durch die Löcher fällt. Diese Tropfen werden in einem Bottich mit Wasser aufgefangen und stellen im erstarrten Zustande die Schrotkörner dar. Jede Flüssigkeit nimmt nämlich, wenn sie tropfenweise frei fällt, in Folge der Anziehung ihrer Theilchen zu einander die Kugelgestalt an. Nach der älteren Verfahrungsweise wird die Schrotform nur wenige Fuß hoch über dem Was-

ser angebracht. Hiermit ist aber der wesentliche Nachtheil verknüpft, daß die Tropfen entweder noch ganz flüssig, oder doch erst halb erstarrt in das Wasser gelangen, wobei sie theils ihre regelmäßige Gestalt verlieren, theils sich ungleichmäßig abkühlen, so daß die äußerste, durch das Wasser plötzlich abgekühlte Rinde viel früher fest wird und durch die spätere Zusammenziehung der inneren Masse eine Höhlung in dem Korne entsteht. Weil aber dann der Schwerpunkt des Korns außerhalb seines Mittelpunktes liegt, so wird sich das Schrot beim Schusse sehr stark zerstreuen. Daher ist es weit zweckmäßiger, die Schrotform und den Bleikessel auf der Höhe eines thurmhohen Gebäudes (Schrotthurm) oder über einem aufgelassenen Bergwerksschacht anzubringen und die Tropfen durch einen Raum von etwa 120 Fuß herabfallen zu lassen, während dessen sie sich vollkommen abrunden und in der Luft erstarren können. Das so erzeugte Schrot heißt Patentschrot. Je gröber das Schrot ist, von desto größerer Höhe muß es herunterfallen, weil es desto langsamer erhärtet. Für das feinste Schrot ist ein Fall von 10—20 Fuß hinreichend. Das Schrot muß, nachdem es an der Luft abgetrocknet ist, zunächst von allen fehlerhaften, nicht runden Körnern getrennt und dann nach der Größe sortirt werden. Um den ersten Zweck zu erreichen, legt man eine Portion Schrot nach der andern auf ein 2½ Fuß langes, 1 Fuß breites, mit Leisten eingefaßtes schräg liegendes Bret (Ablaufbret), auf dem die runden Körner herabrollen, die fehlerhaften aber liegen bleiben. Das Sortiren geschieht mit einem Siebe oder mit einer Maschine. Das Sortirsieb besteht aus einer Anzahl aufeinander gesetzter cylindrischer Büchsen von Weißblech, deren Böden so durchlöchert sind, daß die Löcher der obersten Büchse am größten und in jeder folgenden Büchse um ein wenig kleiner sind. Jede Größe entspricht einer Nummer des Schrotsortiments. Indem man das getrocknete Schrot in die oberste Büchse oder Abtheilung gibt u. das Sieb schüttelt, bleiben alle Körner, die zu groß sind, auf dem Boden liegen, und die durchfallenden sondern sich von selbst nach ihrer Größe in den einzelnen Abtheilungen von einander ab. Die Sortirmaschine ist nach dem nämlichen Princip gebaut, nur sind die einzelnen Siebe in Gestalt länglich-viereckiger Kästen neben einander aufgestellt und werden durch eine Maschinerie hin und her geschüttelt. Die verschiedenen Größen werden durch Nummern bezeichnet, welche von 00, 0, 1—12 oder 16 gehen, so daß die höchsten Nummern das feinste Schrot bezeichnen. Um das Schrot vor dem Anlaufen durch die oxydirende Wirkung der Luft zu schützen und ihm Glanz und Glätte zu geben, wird es mit einer kleinen Menge gepulverten Reißbleies in einem um seine Axe gedrehten liegenden Fasse gescheuert (polirt). Gutes Schrot wird in Deutschland unter andern in Goslar am Harz, Mühlheim am Rhein, Neuwied, Wesel, Frankfurt a. M., Bleiberg in Kärnthen fabricirt.

Schrotleiter, leiterartiges Werkzeug, welches als Unterlage gebraucht wird, um Lasten in einen od. aus einem Keller, von einem oder auf einen Wagen zu schaffen, Anwendung der schiefen Ebene.

Schrotmühle, eine mit Schrotgängen, d. h. solchen Gängen, die keinen Beutel haben, sondern nur Schrot geben, versehene Mühle, dient zum Schroten des Malzes; auch eine eiserne Handmühle zu gleichem Gebrauche, besteht aus 2 eisernen gerippten Cylindern von circa 2 Fuß Länge und 1 Fuß im Durchmesser, die von 2 Personen mittelst einer Kurbel oder einem Tretrade umgedreht werden.

Schrot und Korn, s. Münzwesen.

Schrunde, Spalt, Riß in trockener Erdoberfläche, in Felsen, Eis ꝛc.

Schub, das polizeiliche Fortschaffen nicht legitimirter, verdächtiger oder aus der Strafhaft entlassener Ausländer in ihre Heimath in Begleitung eines Polizei- oder Gerichtsdieners; bei Thieren, namentlich bei Pferden, das Bekommen neuer Zähne.

Schubart, 1) Johann Christian, Edler von Kleefeld, ein um Verbesserung der Landwirthschaft sehr verdienter Mann, geboren zu Zeitz den 24. Febr. 1734, war erst Leinweber, arbeitete dann als Kopist in Zeitz, Lauchstädt und Hirschberg, trat in gleicher Eigenschaft 1753 in die Dienste des Reichshofrathsagenten Fischer und 1756 in die des sächsischen Gesandten von Flemming in Wien, kehrte aber noch in demselben Jahre zu seinem früheren Principal nach Hirschberg zurück. Im Jahre 1759 ward er Sekretär des Generallieutenants von Thadden und später des Generals Werner, den er in den siebenjährigen Krieg begleitete. Später fungirte er bei der englischen Hülfsarmee als Kriegs- und Marschkommissär. Für die Zwecke des Freimaurerbundes bereiste er darauf bis 1767 mehre europäische Länder, hielt sich an den Höfen zu Mainz, Darmstadt, Ansbach und Schwedt auf und wendete sich 1768 nach Leipzig, wo er das Rittergut Würchwitz bei Zeitz und dann noch die beiden Güter Podles und Kreischa kaufte. Hier führte er den Klee-, Krapp- und Tabaksbau, sowie das Gypsen ein, machte auf den Nachtheil der Brache und Trift aufmerksam und begründete seinen literarischen Ruf durch eine von der Akademie der Wissenschaften zu Berlin gekrönte Preisschrift über den Futterkräuterbau, welche er unter dem Titel „Zuruf an alle Bauern, welche Futtermangel leiden" unentgeltlich vertheilte. Im Jahre 1784 ward er als Edler von Kleefeld vom Kaiser in den Adelsstand erhoben und vom Herzog von Sachsen-Koburg zum Geheimenrath ernannt. Seine Bemühungen um Abstellung des Triftzwangs und Gewährung allgemeiner Menschenrechte zogen ihm viele Gegner unter den Rittergutsbesitzern zu, was ihm den Aufenthalt in Sachsen verleidete. Er † den 23. April 1787. Seine „Oekonomisch-kameralistischen Schriften" erschienen Leipzig 1783—84 in 6 Bänden, sein „Oekonomischer Briefwechsel" das. 1786 in 4 Heften. Vergl. Joh. Chr. S., Edler von Kleefeld, eine gekrönte Preisschrift (2. Aufl., Dresd. 1846).

2) Christian Friedrich Daniel, deutscher Dichter, eben so merkwürdig durch seine Talente als durch seine Verirrungen und herben Schicksale, geboren zu Obersontheim in der schwäbischen Grafschaft Limburg den 26. März 1739, zeigte früh bedeutende Talente, namentlich auch

musikalische Anlagen, und dichtete schon auf dem Lyceum zu Nördlingen, das er seit 1753 besuchte, Volkslieder, die er selbst komponirte. Nach 3 Jahren kam er auf die Schule nach Nürnberg und bezog 1758 die Universität Jena, um Theologie zu studiren. Ein zügelloses Leben stürzte ihn in Schulden. Mit zerrütteter Gesundheit kehrte er ins väterliche Haus zurück. Nachdem er kurze Zeit Hauslehrer gewesen, trieb er sich in der Gegend von Aalen herum und versuchte durch Musiciren in geselligen Cirkeln und durch Lohnpredigen für benachbarte Geistliche seinen Unterhalt zu gewinnen. Nachdem er 1763 eine Schullehrer- und Organistenstelle zu Geißlingen erhalten, verband er sich 1764 mit einer Frau, die seine wunderlichen Launen mit Geduld ertrug und den vielen Kummer, den er ihr bereitete, mit Liebe vergalt. Im Jahre 1768 erhielt S. einen Ruf als Organist und Musikdirektor nach Ludwigsburg. Er überließ sich hier immer gröbern Ausschweifungen und kam deshalb eine Zeit lang in Haft. Ein höhnendes Lied auf die Höflinge und eine Parodie der Litanei brachte ihn um seine Anstellung; zugleich wurde er des Landes verwiesen. Er wandte sich nach Heilbronn und nährte sich hier kümmerlich durch Musikunterricht. Von da ging er nach Heidelberg, dann nach Mannheim, wo er Gelegenheit fand, sich vor dem Kurfürsten hören zu lassen. Sein Spiel fand Beifall, und schon wollte ihn der Kurfürst anstellen, als S. durch eine unbesonnene Aeußerung über die mannheimer Akademie sein Glück wieder verscherzte. Nachdem er sich hierauf eine Zeit lang beim Grafen von Schmettau aufgehalten, wandte er sich nach München. Um dort sein Glück zu machen, wollte er katholisch werden, ward aber, ehe er dies ausführte, wegen unbesonnener Aeußerungen gezwungen, sich von Neuem aus dem Stande zu machen. Er wanderte nach Augsburg und wurde Zeitungsschreiber. Seine „Deutsche Chronik" (1774—77) fand als ein ächtes Volksblatt, das von Politik, Literatur, Kunst, Musik ꝛc. handelte, durch nieversiegende Laune, Faßlichkeit, Freimuth und Herzlichkeit großen Anklang und warf S. einen für seine Verhältnisse bedeutenden Gewinn ab; zudem verdiente er sich durch Nebenarbeiten, Unterricht in der Musik, Deklamationen in Koncerten, Gelegenheitsgedichte ꝛc. bedeutende Honorare. Alles aber wurde im Strudel des unordentlichsten Lebens, dem er sich von Neuem überließ, rasch wieder vergeudet. Sein Witz schonte Niemanden, besonders waren Magistrat u. Geistlichkeit die Zielscheiben seiner Satyre. Dies machte ihm viele Feinde, und er mußte auf Befehl des Magistrats endlich die Stadt verlassen. Er wandte sich nach Ulm und setzte dort seine „Chronik" fort, zog sich aber von Neuem durch zügellose Spöttereien eine Menge Feinde zu. Insbesondere steigerten seine häufigen Ausfälle gegen den würtembergischen Hof die Erbitterung des dortigen Herzogs aufs Höchste, und derselbe wußte sich auf verrätherische Weise seiner Person zu bemächtigen. Der Klosteramtmann von Blaubeuren lockte ihn nämlich unter dem Vorwande, es wünsche ihn ein Fremder kennen zu lernen, den 22. Jan. 1777 auf würtembergisches Gebiet, wo er verhaftet u. auf den Hohenasperg in engen Gewahrsam gebracht ward. Zehn lange Jahre schmachtete der Unglückliche, ohne verhört zu werden, im Kerker. Bei der schrecklichen Langeweile, da ihm Schreiben u. jede Thätigkeit untersagt war, gewann er durch die Lektüre der geistlichen Bücher, der einzigen, die man ihm zu lesen gestattete, Neigung zur Mystik und Theosophie, der sich der durch Ausschweifungen entnervte, von Leiden niedergedrückte, zur Hypochondrie geneigte Mann um so eher überließ, als er von Haus aus mit glühender Phantasie begabt war. Ueberall in Deutschland erhoben sich kräftige Stimmen für den Unglücklichen, aber erst 1787 ward er, besonders auf die Fürbitte des Königs von Preußen, seiner Haft entlassen und bald darauf zum Direktor der herzoglichen Kapelle und des Theaters in Stuttgart ernannt. Er nahm die Herausgabe seiner „Chronik" unter dem Titel „Vaterlandschronik" (1787—91) wieder auf, arbeitete mehre musikalische Werke aus und begann sein Leben zu schreiben. Der plötzliche Umschwung vom Unglück zum Glück schlug indessen für seine Gesundheit verderblich aus. Sein Einkommen (es belief sich auf mehr als 4000 Fl.) verleitete ihn zu übermäßigen Tafelfreuden. Wahrscheinlich in Folge davon † er schon den 10. Okt. 1791. Am meisten zeichnete er sich als theoretischer und praktischer Tonkünstler aus. Seine „Gedichte" (Frankf. 1787; neueste Aufl. 1825, 3 Bde.) haben keinen klassischen Werth und leiden an Formlosigkeit u. Schwulst, einzelne darunter treffen aber den Volkston in ausgezeichneter Weise, oder sind, wie „Die Fürstengruft" und der „Hymnus auf Friedrich den Großen" (1786), wirklich erhaben. Die frühesten Gedichte Schillers, der S. auf dem Hohenasperg bekanntlich besuchte, erinnern sehr an letzteren. S.s unvollendete Selbstbiographie erschien Stuttgart 1791—93; seine „Gesammelten Schriften und Schicksale" wurden das. 1839—40, 8 Bde., herausgegeben. Vgl. Strauß, S.s Leben, Berl. 1849, 2 Bde. S.s Sohn, Ludwig, geb. 1766 zu Geißlingen, lebte als Legationsrath zu Nürnberg, † zu Stuttgart 1812. Er übersetzte Thomsons „Jahreszeiten" (Berlin 1789; 3. Aufl. 1805), Shakespeare's „Othello" (Leipz. 1802) und Ossians Gedichte (Wien 1808, 2 Bde.). Auch beendigte er seines Vaters Lebensbeschreibung und gab dessen „Ideen zur Aesthetik der Tonkunst" (Wien 1806) und dessen „Vermischte Schriften" (Zürich 1812, 2 Thle.) heraus.

Schubert, 1) Gotthilf Heinrich von, deutscher Naturforscher und Naturphilosoph, geboren den 26. April 1780 zu Hohenstein im Schönburgischen, wo sein Vater Pfarrer war, erhielt seine Schulbildung zu Greiz im Voigtlande, später in Weimar und bezog 1800 die Universität Leipzig, um sich dem Studium der Theologie zu widmen; aber schon nach einem Jahre gab er dasselbe auf und ging nach Jena, um Medicin zu studiren. Nach dritthalbjährigem Studium ward er praktischer Arzt in Altenburg. Mit Glück betrat S. schon damals die schriftstellerische Laufbahn, und während er in Pierers „Medicinische Annalen" mehre gehaltvolle Aufsätze lieferte, gab er den ersten Theil einer „Biblioteca castellana, portugues y proençal", der den Cid enthielt, jedoch ohne Nachfolger geblieben ist, und einen Roman: „Die Kirche und die Götter" (2 Bde.,

Penig 1804), heraus, der mit großem Beifall aufgenommen wurde. Liebe zu den Bergwissenschaften bewog ihn, nach einem zweijährigen Aufenthalte zu Altenburg diese Stadt mit Freiberg zu vertauschen, wo damals Werner lehrte. Nachdem er hier 2 Jahre im Verkehr mit dem berühmten Geognosten verlebt, siedelte er 1807 nach Dresden über, wo er Vorlesungen, hauptsächlich über naturphilosophische Gegenstände hielt, aus denen seine Schrift „Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaften" (Dresden 1808, 4. Aufl. 1840) entstanden ist, und begann hier zugleich die Herausgabe seines schon länger vorbereiteten naturphilosophischen Werks: „Ahnungen einer allgemeinen Geschichte des Lebens" (2 Bde., Leipzig 1806—20). Im Jahre 1809 ward er als Direktor des neu errichteten Realinstituts nach Nürnberg berufen und wirkte hier bis 1816, wo er einem Rufe des Erbgroßherzogs Friedrich Ludwig von Mecklenburg-Schwerin nach Ludwigslust als Lehrer von dessen Kindern folgte. Da aber Klima und Lebensweise nachtheilig auf seine Gesundheit einwirkten, so schied er schon nach 3 Jahren aus diesem freundlichen Wirkungskreise wieder aus und kehrte nach Bayern zurück, um eine Professur der Naturwissenschaften in Erlangen zu übernehmen. Im Jahre 1827 ward er an die neugestiftete Universität in München berufen, später zum Geheimenrath ernannt und in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen. In den Jahren 1836 und 1837 machte er eine Reise in das Morgenland. Die wissenschaftliche Richtung S.s wurde zunächst durch die schelling'sche Naturphilosophie bestimmt; doch übte zugleich die pietistisch-mystische Richtung bedeutenden Einfluß auf ihn aus, und es ist daher ein Unterschied zu machen zwischen S.s eigentlich wissenschaftlichen Werken und seinen rein ascetischen Schriften. Zu den erstern gehören, außer den bereits angeführten, die Schrift: „Die Urwelt u. die Fixsterne" (Dresden 1822, 2. Aufl. 1839); seine Arbeiten auf dem Gebiete der Naturgeschichte, insbesondere „Das Weltgebäude, die Erde und die Zeiten des Menschen auf der Erde" (Erlangen 1852), seine Handbücher der Mineralogie und Kosmologie rc., seine geistreiche „Symbolik des Traums" (3. Aufl., Leipzig 1840) und die „Geschichte der Seele" (2 Bde., Stuttgart 1830, 4. Aufl. 1850), welches letztere Werk, aus ungemein zahlreich besuchten Vorlesungen über die Psychologie entstanden, die Frucht eines mehr als 20jährigen Forschens, über viele Gegenden des geheimnißvollen Gebiets der Seelen- und Geisteskunde großartige, wenn auch mehr ahnungsreiche, als wissenschaftlich begründete Gedanken ausspricht. Einen Nachtrag dazu bilden „Die Krankheiten und Störungen der menschlichen Seele" (Stuttgart 1845). Zu der anderen Klasse zählen wir sein „Altes und Neues aus dem Gebiete der innern Seelenkunde" (5 Bde., Leipzig und Erlangen 1817—44); seine als Traktat der süddeutschen Traktatengesellschaft gegebene Biographie des Pfarrers Oberlin (s. d.); dann die in dem alten Idiom herausgegebene Beschreibung von Claudii de Martell „Errettung in und aus der türkischen Gefangenschaft" (Erlangen 1825) und endlich die „Mittheilungen aus dem Reiche" in der „Evangelischen Kirchenzeitung". S. ist nicht allein auf dem Gebiete der naturphilosophischen Forschung durch ein ungewöhnliches Talent für Analogie und Induktion ausgezeichnet, sondern hat auch bei großer Gelehrsamkeit im Gebiete der Chemie, der vergleichenden Anatomie, der mathematischen Astronomie und der Mineralogie, sowie bei einer umfassenden Sprachkenntniß im Reiche des Geistigen Ansichten aufgestellt, die auf die wissenschaftliche Entwickelung der Zeit nicht ohne Einfluß geblieben sind, wiewohl sie noch einer genaueren Sichtung bedürfen. Noch sind zu erwähnen sein „Wanderbüchlein eines reisenden Gelehrten durch Salzburg, Tyrol und die Lombardei" (Erlangen 1823, 2. Aufl. 1834), seine „Reise durch das südliche Frankreich und Italien" (2 Bde., das. 1827—31) und besonders seine „Reise in das Morgenland in dem Jahre 1836—37" (3 Bde., das. 1838—39), „Biographien und Erzählungen" (3 Bde., das. 1847—48), „Seebilder" (das. 1850), „Kleine Erzählungen" (2 Bde., das. 1852). Seine Selbstbiographie gab er unter dem Titel „Der Erwerb aus einem vergangenen und die Erwartungen von einem zukünftigen Leben" (Erlangen 1854, 2 Bde.) heraus. In neuester Zeit erschienen die „Erinnerungen aus dem Leben der Herzogin Helene Luise von Orléans" (München 1859).

2) Franz, ausgezeichneter Komponist, geboren den 31. Januar 1797 zu Wien, erhielt von seinem 7. Jahre an Musikunterricht von dem Chorregenten Mich. Holzer und ward wegen seiner ausgezeichnet schönen Stimme unter die Hofkapellknaben aufgenommen. Während seines fünfjährigen Aufenthaltes im kais. königl. Konvikte erlernte er das Klavier und die Saiteninstrumente mit so glücklichem Erfolge, daß er bald die Orchesterübungen an der ersten Violine leiten konnte. Den Generalbaß studirte er unter der Leitung des Hoforganisten Ruziczka, und in der Komposition wurde er von Salieri unterwiesen. Der Eintritt der Mutation veranlaßte ihn, die Anstalt zu verlassen, und nun studirte er die Meisterwerke Haydns, Mozarts und Beethovens, gab Musikunterricht und beschäftigte sich mit der Komposition. Schon als Knabe hatte er sich im Niederschreiben von Quartetten, Klavierstücken u. dergl. versucht; später erstreckte sich seine Thätigkeit in dieser Beziehung auf fast alle Zweige der Kunst, und eine im Verhältniß zu der kurzen Zeit seines Lebens kaum glaubliche Zahl von gediegenen Kompositionen zeugt von seiner seltenen Produktionskraft. Die Hauptvorzüge derselben bestehen in höchster Originalität, tief poetischem Gemüth, überraschender Wahrheit des Ausdrucks, zartem Auffassen der leisesten Andeutungen des Dichters, feuriger Phantasie, einfach reizenden Melodien, Fülle der Modulationen und unerschöpflicher Neuheit im Formellen. Besonders groß war er im Balladen- und Liederfache, in welchem er unter allen deutschen Komponisten mit den ersten Rang einnimmt. Er † zu Wien am 19. November 1828. Von seinen Kompositionen, die in Opern, Sinfonien, Chören, Ouvertüren, Kantaten, Psalmen, Messen, Gradualen, Offertorien, Stabat mater, Halleluja's, vielen Sonaten, Trio's, Variationen, Phantasien, Ron-

do's, Impromtu's, Tänzen, Märschen, Vokal- und Streichquartetten, italienischen Arien, einem großen Oktett, mehren Hunderten von Balladen und Liedern bestehen, sind namentlich die letzteren schon seit geraumer Zeit ein Gemeingut der Kunstwelt geworden. Sein handschriftlicher Nachlaß enthält noch einen reichen Schatz trefflicher Kunstwerke, von welchen seitdem schon mehre im Druck erschienen sind.

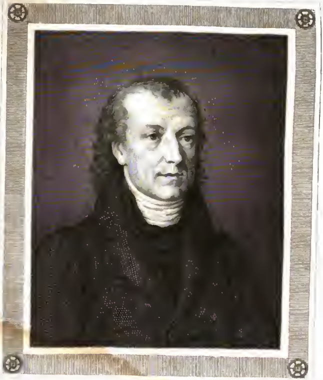
3) **Friedrich Wilhelm**, namhafter deutscher Historiker und Statistiker, geboren den 20. Mai 1799 zu Königsberg, bezog 1815 die Universität daselbst, trat aber noch vor dem Beginn seiner akademischen Laufbahn in die Reihen der freiwilligen Jäger, mit denen er 1815 in Paris einrückte. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland setzte er von 1816 an seine Studien zu Königsberg fort, habilitirte sich 1820 daselbst als Privatdocent, erhielt 1823 eine außerordentliche Professur und 1826 die ordentliche Professur der Geschichte, Geographie u. Staatskunde daselbst. Im Jahre 1844 ward er zum Geheimenrath ernannt. Nachdem er in der ersten Zeit seiner akademischen Wirksamkeit die Schrift: „De Romanorum aedilibus" (Königsberg 1828) veröffentlicht, richtete er seine Studien vornehmlich auf die Geschichte des Hauses Hohenzollern und des preußischen Staats, sowie auf die Statistik der europäischen Staaten. Zur Sammlung von Materialien für letztere unternahm er 1828, 1833 und 1846 Reisen durch Süddeutschland, Norditalien, Frankreich, die Niederlande und Oesterreich. Einige kleinere Arbeiten, z. B. „Preußens erstes politisches Auftreten unter dem großen Kurfürsten" (Königsberg 1823), „Das Krönungsfest der preußischen Monarchie" (das. 1832), erschienen theils für sich, theils in den von ihm herausgegebenen „Historischen und literarischen Abhandlungen der königl. deutschen Gesellschaft" (das. 1830—34, 4 Bde.). Für den berliner „Historisch-genealogischen Kalender" (1834—36) lieferte er die „Beiträge zur Geschichte des deutschen Ordens" (Königsberg 1831, Heft 1) und ein „Gemälde von Ost- und Westpreußen". Sein Hauptwerk ist aber das „Handbuch der allgemeinen Staatskunde von Europa" (Bd. 1, Th. 1—4, Bd. 2, Th. 1—3, Königsberg 1835—48), worin dem historischen Element zu einer wissenschaftlichen Begründung der Statistik ein bedeutender Raum zu Theil geworden ist. Als praktischer Kommentar für den staatsrechtlichen Theil des Werks ist die „Sammlung der Verfassungsurkunden und Grundgesetze der Staaten Europa's und der nordamerikanischen Freistaaten" (Königsberg 1840—50, 2 Bde.) zu betrachten. Mit Rosenkranz besorgte er die Herausgabe der „Sämmtlichen Werke Kants" (Leipzig 1838—42, 12 Bde.) und gab darin (Band 11) die erste ausführliche Biographie des Philosophen. Im Mai 1848 zum Mitglied des deutschen Reichsparlaments gewählt, war er einer der Vorsteher der sogenannten Kasinofraktion und schied mit der Mehrzahl seiner Genossen den 20. Mai 1849 aus dem Parlament. Nachdem er im Oktober 1849 für Königsberg der berliner Ministerialuniversitätskonferenz beigewohnt, nahm er seit März 1850 auch am erfurter Parlament als Mitglied des Volkshauses Theil. Einige Monate darauf in die erste Kammer der preußischen Ständeversammlung gewählt, zog er ein Mandat für die zweite Kammer vor und betheiligte sich in den Sessionen 1850—52 vorzugsweise an finanziellen Fragen.

Schubin, Kreisstadt in der preußischen Provinz Posen, Regierungsbezirk Bromberg, an der Gonsawka (Gorzawke), hat eine evangelische Kirche, 2 katholische Kirchen, eine Synagoge, ein Schloß, Land- u. Stadtgericht, Steueramt, Post und 2650 Einw.

Schubladenstück (pièce à tiroir, **Verkleidungsstück**), ein kleines dramatisches Stück, das seinem Wesen nach zum Lustspiel und zu der Posse gehört und besonders darauf hinausgeht, mehre Charaktere in schneller Aufeinanderfolge durch einen und denselben Darsteller vorzuführen. Bekannte S.e sind „Garrick in Bristol", „Die Leibrente", „Das Landhaus an der Heerstraße", „Die Zwillingsbrüder", „Die Proberollen" u. a.

Schuckmann, Friedrich, Freiherr von, preußischer Staatsmann, geboren den 26. December 1755 auf dem Stammgute seiner Familie zu Mölln im Mecklenburgischen, studirte seit 1775 zu Halle u. trat dann in den preußischen Staatsdienst. Im Jahre 1784 ward er Assessor des Kammergerichts zu Berlin, 1790 Oberbergrichter und zugleich königlicher Münzrichter in Breslau. Bei Erwerbung der Provinzen Ansbach und Baireuth ward er 1795 Kammerpräsident in Baireuth und im folgenden Jahre auch in Ansbach. Während der Kriegsereignisse von 1806 und 1807 erwarb er sich große Verdienste um das Land, gerieth aber in eine schlimme Lage, als der Generaladjutant Graf von Götzen von Schlesien aus eine militärische Expedition gegen das französische Gouvernement zu unternehmen versuchte. Obwohl er das Unternehmen vereitelte, so ward er doch den Franzosen verdächtig u. in der Nacht des 10. Mai durch Gendarmen nach Mainz abgeführt und dann in Heidelberg internirt. Beim Friedensschluß vergessen, erhielt er erst 1808 seine Freiheit wieder und ließ sich darauf zu Hartlieb in Schlesien als Gutsbesitzer nieder. Aber schon 1810 ward er auf Hardenbergs Betrieb zum geheimen Staatsrath und Chef der Abtheilungen für den Handel und die Gewerbe, sowie für den Kultus und den öffentlichen Unterricht im Ministerium des Innern ernannt. Er erwarb sich in dieser Stellung große Verdienste um die neugegründete Universität Berlin, sowie um die Hebung des Handels- und Gewerbswesens in Preußen. Im Jahre 1814 ward er mit Beibehaltung der Kultur- und Unterrichtsangelegenheiten Minister des Innern. Im Jahre 1817 vertauschte er das geistliche und Unterrichtsdepartement mit der Direktion des Berg- und Hüttenwesens und erhielt 1819 zu dem allgemeinen Polizeidepartement, dessen Leitung er schon seit 1812 hatte, noch die Verwaltung der sogenannten höheren Sicherheitspolizei, sowie bald darauf auch die der Handels- und Gewerbsangelegenheiten überwiesen. Nachdem er 1830 die Polizeiangelegenheiten an den Minister Brenn abgetreten, mußte er, durch Schlagfluß gelähmt, 1834 ganz aus der Verwaltung ausscheiden und † bald darauf, den 17. September 1834, zu Berlin. Durch seine Thätigkeit

Nº Conv. Lex. 17298



J. SCHUDEROFF

in der Gesetzgebung und Verwaltung hat sich S. als einer der ersten Staatsmänner Preußens bewährt; schon die schwierige Ausführung der wichtigen und erfolgreichen Gesetze, die sich auf die gutsherrlich-bäuerlichen Regulirungen, Ablösungen und Gemeinheitstheilungen beziehen, sichern ihm ein dankbares Andenken. Er schrieb: „Praktische Ideen über Finanzverbesserung" (Tübingen 1808); „Ueber Einkommensteuer" (Berlin 1810).

Schuderoff, Georg Jonathan, protestantischer Theolog, geboren den 24. Oktober 1766 zu Gotha, studirte seit 1783 in Jena, wurde 1792 Prediger in dem benachbarten Drakendorf, 1797 Diakonus und 1805 Archidiakonus in Altenburg, 1806 Superintendent und Oberpfarrer zu Ronneburg, 1824 Konsistorialrath und 1832 Vertreter der Stadt Ronneburg auf dem altenburger Landtage. Auf sein Ansuchen ward er 1836 als Konsistorialrath in den Ruhestand versetzt, wobei ihm jedoch gestattet blieb, nach Belieben zu predigen. Wegen zweier Schriften gegen das damalige altenburger Konsistorium wurde 1839 die Suspension über ihn verhängt, dieselbe jedoch 1840 wieder aufgehoben. Er † den 31. Oktober 1843. S. machte sich um das Schul- und Kirchenwesen seines Vaterlandes sehr verdient. Als Kanzelredner zeichnete er sich durch eindringliche Klarheit aus. Von seinen Schriften sind zu nennen: „Briefe über die moralische Erziehung in Hinsicht auf die neueste Philosophie" (Leipzig 1792); „Versuche einer Kritik der Homiletik" (Braunschweig 1797); „Ueber Kirchenzucht, mit besonderer Hinsicht auf die protestantische Kirche" (Altenburg 1809); „Briefe über das protestantische Kirchenwesen" (Leipzig 1815); „Grundzüge zur evangelisch-christlichen Kirchenverfassung und zum evangelischen Kirchenrecht" (das. 1817). Außer mehren Predigtsammlungen gab er seit 1802 das „Journal für Veredlung des Prediger- und Schullehrerstandes etc.", welches von 1826—32 unter dem Titel „Jahrbücher für Religions-, Kirchen- und Schulwesen" erschien, sowie mit Röhr und Schleiermacher das „Neue Magazin von Fest-, Gelegenheits- und anderen Predigten" (Magdeburg 1823 f.) heraus. In seiner Schrift „Ueber die Konsistorialverfassung" (Leipzig 1831) forderte er für das Verhältniß der Kirche zum Staat das Kollegialsystem. In seinen „Nebenstunden" (Ronneburg 1823—25) gab er über verschiedene Gegenstände von psychologischem Scharfblick zeugende Urtheile ab. Anonym erschienen von ihm „Die Märtyrer der Liebe, von J. S." (Berlin 1805) und „Richard und Auguste, ein Roman in Briefen" (Schneeberg 1805). Gesammelt erschienen von ihm noch „Kleinere Schriften kirchenrechtlichen und religiös-philosophischen Inhalts" (Lüneburg 1837).

Schücking, Christoph Bernhard Levin, namhafter Romanschriftsteller der Gegenwart, Sprößling einer westphälischen Patricierfamilie, geboren den 6. September 1814 zu Klemenswerth, einem Jagdschlosse im ehemaligen Bisthum Münster, studirte in München, Heidelberg und Göttingen die Rechte, wandte sich dann aber, durch die Katastrophe von 1837 vom hannöverischen Staatsdienste, in den er einzutreten gedachte, abgeschreckt, der schriftstellerischen Thätigkeit zu, welche er mit den Werken „Das malerische und romantische Westphalen" (Leipzig 1842) u. „Der Dom zu Köln u. seine Vollendung" (Köln 1842) eröffnete. Im Jahre 1843 übernahm er die Leitung der Erziehung zweier Prinzen aus dem bayerischen Hause und hielt sich mit ihnen längere Zeit im Oesterreichischen auf, lebte seit 1844 in Augsburg, dann in Köln, indem er sich dort an der Redaktion der „Allgemeinen Zeitung", hier an der der „Kölnischen Zeitung" betheiligte. Nach längeren Reisen durch Frankreich und Italien ließ er sich im Herbst 1852 auf Schloß Sassenburg bei Münster nieder. Seine Romane: „Ein Schloß am Meer" (Leipzig 1843, 2 Bde.), „Die Ritterbürtigen" (das. 1846, 3 Bde.), „Eine dunkle That" (das. 1846), „Ein Sohn des Volkes" (das. 1849, 2 Bde.), „Der Bauernfürst" (das. 1851, 2 Bde.), „Die Königin der Nacht" (das. 1852), „Ein Staatsgeheimniß" (das. 1854, 3 Bde.) gehören zu den besten der Gegenwart, indem sie lebenskräftige Gestalten u. wirkliche Handlungen in einfacher, aber gediegener Darstellung vorführen. Noch verfaßte er „Gedichte" (Stuttgart 1846), „Novellen" (Pesth 1846, 2 Bde.) und einige Dramen, wie „Der Redekampf zu Florenz" (Berlin 1854), das Lustspiel „Maria Theresia" und „Die Prätorianer"; ferner „Eine Römerfahrt" (Koblenz 1849) und die treffliche Charakteristik „Heinrich von Gagern, ein Lichtbild" (Köln 1849). Außerdem lieferte er in verschiedene Zeitschriften kritische und belletristische Beiträge und gab das reich ausgestattete „Rheinische Jahrbuch" (Köln 1849) heraus. Seine Gattin Luise, geborne von Gall, Tochter eines darmstädtischen Generals, geboren den 19. September 1815, vermählt 1844, † den 16. März 1855, hat sich durch „Frauennovellen" (Darmstadt 1845, 2 Bde.) und die Romane „Gegen den Strom" (Bremen 1851, 2 Bde.), „Der neue Kreuzritter" (Berlin 1843), sowie durch das Lustspiel „Ein schlechtes Gewissen" bekannt gemacht.

Schüler, Jeder, welcher eine Schule besucht; Zögling eines Gelehrten oder Künstlers; ein Solcher, der die Grundsätze seines Lehrers in den eigenen Werken befolgt.

Schümegh (Sümeg, Somogy), 1) Gespannschaft im ungarischen Kreis jenseits der Donau, grenzt gegen Norden an den Plattensee und an die veszprimer, gegen Osten an die tolnaer und baranyer Gespannschaft, gegen Südwesten an die Drau, welche sie von der werowitzer Gespannschaft Slawoniens und der kroatischen Militärgrenze scheidet, und gegen Nordwesten an die szalader Gespannschaft und hat auf einem Flächenraum von 114³/₅ □Meilen in 419 Orten, nämlich 2 Munizipalbürgerstädten, einem Censualund 27 Urbarialmarktflecken, 282 Dörfern und 187 Prädien, 274,300 Einw. Das Land wird von Verzweigungen der steierischen Alpen durchzogen, meist niedrigen Bergreihen mit fruchtbaren Thälern, Ebenen und beträchtlichen Wäldern. Das Hauptgewässer ist der Plattensee, welcher mittelst des Flusses Sio mit dem Palatinalkanal in Verbindung steht. Dem Sioflusse strömt der morastige Kapos zu, der durch seine Ueberschwemmungen sowohl auf die Oekonomie, als auf das Klima

verderblich einwirkte, daher man neuerlich seinen Lauf zu reguliren gesucht hat. Die südwestliche Grenze der Gespannschaft bespült die Donau. Flüsse von geringerer Bedeutung sind die Rinya, der Almas und der Koppany. Der Boden ist ungemein fruchtbar und reich an Getreide, Wein, Obst, Tabak, Eichenwäldern und fetten Weiden, welche die Viehzucht (Rindvieh, Schafe, Pferde und Schweine) ungemein begünstigen. Auch enthalten die Waldungen viel Wildpret, und die Seen, Teiche und Sümpfe sind von zahllosen Federwild belebt. Die Einwohner sind der Mehrzahl nach Magyaren, welche 240 Ortschaften bewohnen; Kroaten gibt es in 46, Serben oder Raizen in 19, Deutsche in 15 und Slawen gleichfalls in 15 Ortschaften. Hauptort ist Kaposvar. — 2) Marktflecken in der szalader Gespannschaft in Ungarn, unweit des Plattensee's, mit Residenzschloß des Bischofs von Veszprim, Franciskanerkloster, bedeutendem Acker- und Weinbau und über 2600 Einw.

Schürfen, da, wo man ein bauwürdiges Fossil vermuthet, die Dammerde wegräumen; geschieht auch oft, um frische Wetter zu bekommen, oder den Gang nach seinem Streichen zu untersuchen.

Schüte (Schute, holl. Schuite), in Holland jedes stark gebaute, aber nur mäßig große Fahrzeug, insbesondere zur Binnenfahrt; in Bremen ein mastloser Kahn zur Ueberfahrt; in Hamburg ein 120elliger Frachtkahn mit einem Maste u. langem Schnabel; auf der Ostsee ein kurzer, breiter, vorn und hinten spitzer, marsloser Dreimaster.

Schütt, 1) (Große S., ungarisch Csallo-köz, d. h. die Trügerische), ungarische Donauinsel, wird von dem Hauptstrom der Donau und einem ¼ Stunde unterhalb Preßburg links abgehenden Mühlarm derselben (Ersek-Ujvarer-Donau genannt) gebildet, beginnt bei Preßburg und endigt bei Komorn, ist 11¼ Meilen lang und 2—4 Meilen breit, besteht fast ganz aus ungemein fruchtbarer Gartenerde und ist reich an Getreide, Obst und Gartenfrüchten aller Art, sowie an Wassergeflügel und Singvögeln, besonders Sprossern. Sie gehört dem größern Theile nach zur preßburger Gespannschaft mit den Marktflecken Somerein (Somoria St. Martin), mit 3 Kirchen verschiedener Konfession, 3000 Einwohnern, Bischdorf (Püschdorf, Püspöki) mit 1500 Einwohnern, u. Bajka, Hauptort eines eigenen Stuhls; zum kleineren Theil zur komorner Gespannschaft, wo an der untern Spitze der Insel die Komitatshauptstadt und Festung Komorn (s. d.) liegt; zum kleinsten Theile zur wieselburger und zur raaber Gespannschaft. Die Insel enthält an 200 Ortschaften mit magyarischen Einwohnern und wurde in früherer Zeit wegen des schönen Obstes, das auf ihr wächst, Arany-Kert (d. i. goldener Garten) genannt. Bei Bischdorf siegten am 2. December 1704 die Oesterreicher über die rakoczy'schen Insurgenten, und das Dorf Bös ward bekannt durch ein siegreiches Gefecht der Oesterreicher unter dem General Reischach gegen die Insurgenten den 16. Juni 1849. — 2) S. (Kleine S., Szigetköz), Insel daselbst, am rechten Ufer der großen Donau, wird auf der andern Seite von der wieselburger Donau (einem Donauarm, in welchen die Leytha mündet) umflossen, gehört zu den Gespannschaften Wieselburg und Raab und erstreckt sich, der mittlern großen Insel S. gegenüber liegend, in einer Länge von 6 Meilen von Bajka bis unterhalb Raab. Sie ist weit schmaler, als die große S., enthält aber viele Ortschaften und ist reich an Getreide, Obst, Geflügel und Wild.

Schüttelfrost, höherer Grad des Frostes, mit schüttelnder Bewegung des Körpers.

Schüttenhofen (Sussice, Suttice), Stadt im österreich.-böhmischen Kreis Budweis, an der Wattawa, hat 2 Vorstädte, ein Kapuzinerkloster, eine Kaserne, ein Hospital und 1690 Einw.

Schüttgelb, die hellgelbe, zuweilen sich dem Goldgelben nähernde, zum Anstreichen und Lederfärben dienende Farbe, wird bereitet, indem man Gelbbeeren, Saftgrün oder auch Kurkume mit Alaun in Wasser kocht, diesen Absud durch ein Leinentuch über fein gestoßene Kreide oder auch über eine andere thonige Erde gießt und dann die Flüssigkeit ablaufen und bis zu einem gewissen Grade verdunsten läßt. Früher wurde es nur in Holland fabricirt, jetzt macht man es aber auch eben so gut in den deutschen Farbefabriken.

Schütz, 1) Heinrich, genannt Sagittarius, der „Vater der deutschen Musik" seiner Zeit, geboren zu Köstritz im Voigtlande am 8. Oktober 1585, ward wegen seiner herrlichen Sopranstimme 1599 am kasselschen Hofe aufgenommen, wo er in Gemeinschaft mit den jungen Prinzen und Edelknaben guten Unterricht in Künsten und Wissenschaften erhielt. Trotz seiner Neigung zur Musik wurde er zur Rechtswissenschaft bestimmt und bezog 1607 die Universität Marburg; 1609 wurde er jedoch vom Markgrafen Moritz nach Venedig geschickt, um dort unter Giovanni Gabrieli sich der Musik zu widmen. S. blieb 4 Jahre in Venedig, kehrte dann nach Kassel zurück und erhielt die Stelle eines Musikus am landgräflichen Hofe. Im Jahre 1615 wurde er vom Kurfürsten von Sachsen als Kapelldirektor nach Dresden berufen, wo er sich eifrig die Hebung der Musik angelegen seyn ließ. Zum Oberkapellmeister ernannt, bekleidete er diese Stelle bis einige Jahre vor seinem Ende, wo er wegen Harthörigkeit pensionirt wurde. Er † den 6. November 1672. Das Prädikat eines „Vaters der deutschen Musik" verdient er in sofern, als er 1628 bei Gelegenheit der Vermählung des Landgrafen von Hessen mit der Schwester des Kurfürsten von Sachsen eine Oper „Daphne" von Rinuccini, übersetzt von Opitz, komponirt hat. Uebrigens gehören auch seine Kirchensachen, von denen 14 Sammlungen gedruckt wurden, zu den besten ihrer Zeit.

2) Christian Gottfried, verdienter Humanist, den 19. Mai 1747 zu Duderstadt geboren, studirte zu Halle, ward 1768 Lehrer der Mathematik an der Ritterakademie zu Brandenburg, kam aber schon im folgenden Jahre als Inspektor des theologischen Seminars nach Halle, wo er 1776 eine außerordentliche Professur erhielt. Im Jahre 1779 ging er als Professor der Poesie und Beredsamkeit nach Jena, wo er mit Wieland u. Bertuch 1785 die „Allgemeine Literaturzeitung"

gründete. Im Jahre 1804 folgte er wieder einem Ruf als Professor der Literaturgeschichte u. Beredsamkeit nach Halle, übernahm hier nach Wolfs Abgange 1807 die Direktion des philologischen Seminars u. setzte mit Ersch die „Hallesche Literaturzeitung" fort. Er † den 7. Mai 1832. Er hat durch Schriften und Vorträge einer geschmackvolleren Behandlung der Alterthumswissenschaft vorgearbeitet. Außer seinen trefflichen Ausgaben der Klassiker (Aeschylus, Halle 1782—94, 3 Bde., n. Aufl. 1808—22, 5 Bde., Handausgabe 1800, 2 Bde.; Cicero's „Briefe", das. 1809—12, 6 Bde.; Cicero's sämmtliche Werke, Leipz. 1814—20, 20 Bde.; Aristophanes, das. 1821, 2 Bde., u.A.) sind von seinen Schriften hervorzuheben: „Einleitung in die spekulative Philosophie" (Lemgo 1775); „Lehrbuch zur Bildung des Verstandes und Geschmacks" (Halle 1776—78, 2 Bde.); „Ueber Lessings Genie u. Schriften" (das. 1782); „Doctrina particularum latinae linguae" (Dessau und Leipzig 1784). Seine Programme und Abhandlungen erschienen gesammelt unter dem Titel „Opuscula philologica et philosophica" (Halle 1830). Er gab auch einen verbesserten Auszug aus Hogeveens „Doctrina particularum graecarum" (Dessau und Leipzig 1782, 2. Aufl., Leipzig 1806) heraus. Das von seinem Sohne herausgegebene Werk: „C. G. S., Darstellung seines Lebens, Charakters und Verdienstes" (Halle 1834, 2 Bde.) enthält nur den Briefwechsel.

3) Friedrich Karl Julius, Historiker, Sohn des Vorigen, geboren 1779 zu Halle, studirte in Jena, ward 1801 Privatdocent und 1804 Professor der Philosophie in Halle, verheirathete sich 1811 mit der Schauspielerin Händel (Händel-Schütz), machte mit ihr große Kunstreisen und trat selbst auf der Bühne auf, wurde jedoch 1818 als Professor der Philosophie in Halle wieder angestellt. Im Jahre 1830 legte er seine Stelle nieder, ging nach Hamburg und ließ sich von seiner Gattin scheiden, lebte dann zu Leipzig und † daselbst den 4. September 1844. Von seinen Schriften verdienen Erwähnung: „Geschichte der Republik Frankreich" (Jena 1802, 2. Aufl. 1808); „Handbuch der Geschichte Napoleons I." (das. 1810); „Entwurf einer Geschichte der französischen Revolution" (Halle 1820); „Blumenlese aus dem Stammbuche der deutschen mimischen Künstlerin Händel-Schütz" (das. 1815); „Göthe's Philosophie" (Hamburg 1825—27, 7 Bde.); „Stimme Friedrichs des Großen aus seinen Werken" (Braunschweig 1828, 5 Bde.); „Anthologie aus Müllners Werken, nebst dessen Leben" (Meißen 1830, 4 Bde.); „Epigrammatische Anthologie" (Halle 1806—7, 3 Bde.); „Zach. Werners Biographie und Charakteristik" (Grimma 1841, 2 Bde.) u. A. m.

4) Henriette Händel-S., berühmte deutsche Schauspielerin, 1770 in dem sächsischen Städtchen Döbeln geboren, Tochter eines herumziehenden Schauspielers, Namens Schüler, entzückte schon als 12jähriges Mädchen das Publikum als Balletttänzerin und begann im Alter von 15 Jahren die Rollen jugendlicher Liebhaberinnen auf den kleinen Provinzialtheatern der Mark Brandenburg und Pommerns, bis sich Engel in Berlin ihrer annahm, sie in Deklamation und Mimik unterrichtete und so für das Theater ausbildete. Im Jahre 1785 ging sie mit ihren Aeltern an das Hoftheater zu Schwedt, heirathete hier 1784 den Tenoristen Eunicke und trat mit ihm von 1789 bis 1794 in Mainz, Bonn, Amsterdam u. Frankfurt unter großem Beifall auf, kehrte 1796 nach Berlin zurück und war 10 Jahre lang unter Iffland eine Zierde des dortigen Theaters, sowohl in hochtragischen, als in gemüthlichen Rollen. Im Jahre 1797 trennte sie sich von ihrem Manne, um sich 1802 mit dem praktischen Arzte Meyer in Berlin zu verheirathen, der aber ihrer Galanterien bald so überdrüssig ward, daß er seiner Seits 1805 die Scheidung betrieb. Die noch immer schöne Frau fand schnell einen dritten Mann in dem Dr. Händel zu Stettin und verließ jetzt das Theater. Aber schon nach 7 Monaten verlor sie den Gatten durch den Tod und gerieth in eine bedrängte Lage, zu deren Abhülfe sie ihre Zuflucht nach Halle zu ihrem Schwiegervater, dem Buchdrucker Händel, nahm. Hier lernte sie den Professor Friedrich Karl Julius S. [s. S. 3)] kennen, dem sie ihre Hand gab. Jetzt begann die Künstlerin pantomimische Studien und übte sich in Darstellungen nach dem Vorbilde der englischen Lady Hamilton. Durch genaues Studium der Antiken in Dresden, durch geniale Auffassung alles dessen, was zur Gruppirung und Drapirung gehört, und durch eine ausgezeichnete Mimik erwarb sie sich, unterstützt durch edle Züge des Gesichts und schöne Körpergestalt, schnell den Beifall der ersten Kenner. Ihre Niobe, Agrippina, Galatea, Hagar, Cleopatra und eine Reihe Madonnen waren ächte Kunstschöpfungen, die sie in Begleitung ihres Mannes mit großem Erfolge in den Hauptstädten Deutschlands, Schwedens, Rußlands, Dänemarks und in den Niederlanden producirte. Erst 1817 kehrten beide Gatten nach Halle zurück. Aber ihre Ehe war durch gegenseitige Untreue zwischen Krieg und Frieden getheilt. Obwohl sie sich 1830 von ihrem Gatten förmlich scheiden ließ, widmete sie sich der Pflege ihres Schwiegervaters noch bis an dessen Tod (1832). Nachher lebte sie in großer Zurückgezogenheit in Köslin bei einer an den Professor Bensemann verheiratheten Tochter und † am 4. März 1848.

Schütze, das elfte Zeichen des Thierkreises (♐), Sternbild, das in der Ekliptik den Raum von 25° ♐ bis 28° ♑ einnimmt, aus 65 Sternen besteht und als Centaur mit Bogen und Pfeil abgebildet wird. Es reicht nur mit dem obern und vordern Theile in den Thierkreis; am Rücken und Bogen zeigen sich einige Sterne dritter Größe, durch welche die Milchstraße geht. Mitten in derselben ist der erste Punkt des Steinbocks, wo die Sonne am kürzesten Tage erscheint. Nordwärts über dem S.n steht der Antinous und das sobieski'sche Schild. Zwischen dem S.n und dem Skorpion steht ein Theil des Ophiuchus im Thierkreise.

Schütze (Weberschütze, Weberschiff oder Schiffchen), Werkzeug, dessen sich der Weber zum Einschießen der Einschlagfäden zwischen die Kettenfäden bedient, ist von schiffförmiger Gestalt, von Holz, zuweilen von Eisen, selten von

Messing, und enthält eine mit Eintragfäden angefüllte Spule (Schußspule); s. Weberei.

Schütze, Johann Stephan, bekannt als Dichter, Erzähler und theoretisch-ästhetischer Schriftsteller, geboren den 1. November 1771 zu Olvenstädt bei Magdeburg, besuchte die Domschule daselbst, kam dann auf das Komtor eines reichen Oheims, ward aber, da ihm das kaufmännische Geschäft nicht zusagte, auf seine dringende Bitte den Studien zurückgegeben und kam im 18. Lebensjahre in die Lehranstalt zu Kloster-Bergen, wo er mit Karl von Jariges einen innigen Freundschaftsbund schloß. Mit diesem bezog er 1794 die Universität Erlangen, um sich dem Studium der Theologie zu widmen. Nachdem er dasselbe seit 1795 in Halle beendet, veröffentlichte er den „Versuch einer Theorie des Reims" (Magdeburg 1802) und verbrachte die nächsten Jahre als Hofmeister zu Sommerschenburg bei Helmstädt und in Kloster-Bergen. Seiner Neigung zur Poesie endlich Raum gebend, versuchte er sich in Balladen, Romanzen und dramatischen Dichtungen, die Anerkennung fanden. Von seinem Oheim mit einem Jahrgehalt unterstützt, ging er mit seinem Freunde Jariges (später als Schriftsteller unter dem Namen Beauregard Pandin bekannt) 1804 nach Dresden und später nach Weimar, wo er seinen festen Wohnsitz nahm und den 19. März 1839 als Hofrath †. Bei Schillers Begräbniß, dem er beiwohnte, faßte er die erste Idee zu dem Lustspiele „Der Dichter und sein Vaterland" (Leipzig 1807), das zwar von Göthe und Jean Paul mit Beifall aufgenommen wurde, bei dem großen Lesepublikum aber wenig Glück machte. Sein nächstes Lustspiel, „Die Journalisten" (Leipzig 1806), fand nicht viel mehr Beifall, und S., entmuthigt, wandte sich der Erzählung zu, die ihn mit schnellerem Erfolge lohnte. Seine „Abenteuerliche Wanderung von Weimar nach Karlsbad" (Leipzig 1810; 2. Aufl. 1825) wurde mit Beifall begrüßt. In ähnlichem Ton ist sein Roman „Der unsichtbare Peinz" (Lpz. 1812, 3 Bde.) geschrieben. Er redigirte von 1814 bis 1836 das „Taschenbuch der Liebe und Freundschaft", dem er den „Wintergarten" und die „Frühlingsboten" zugesellte. Seine „Gedichte" erschienen in 2 Sammlungen (Leipzig 1810 und Berlin 1830). Außer kleinen Lustspielen, die in Almanachen zerstreut sind, und verschiedenen Aufsätzen ernsten und scherzhaften Inhalts lieferte er auch einen „Versuch einer Theorie des Komischen" (Leipzig 1818). Seine Erzählungen stehen meist in der Sammlung „Heitere Stunden" (Dresden 1822—24, 3. Bd.), und seine kleinen Aufsätze, später zum Theil durch die Herausgabe des „Journals für Literatur, Kunst, Luxus und Mode" veranlaßt, das er eine Zeit lang mit Peucer, dann allein besorgte, wurden größtentheils in den „Gedanken und Einfällen über Leben und Kunst" (Leipzig 1830) und in den „Muntern Unterhaltungen" (das. 1829) wieder abgedruckt. Einen Theil seines Lebens, besonders seine Jugendjahre, schilderte er selbst in seiner „Lebensgeschichte" (Neuhaldensleben 1834, 2 Bde.). Als Humorist und Novellist zeigte S. eine harmlose, gemüthliche, oft ergötzliche, aber oft breite und platte Laune. Er gehörte zu jener großen Reihe der Unterhaltungsschriftsteller, deren bequeme, ganz auf das Aeußerliche gehende Richtung durch G. Prätzel, Clauren, Langbein und Konsorten repräsentirt wurde. Kenntniß des Lebens und der Menschen, wie Lebendigkeit der Darstellung und ansprechender Styl sind ihm indessen nicht abzusprechen.

Schützen (Groß-S., Nagy-Levard, Welke-Levari, auch Haban), Marktflecken in der preßburger Gespannschaft in Ungarn, an der Rudava und an der March, mit Ueberfahrt über diese, Dreißigstamt, Töpfereien, Messerschmiede, Konditoreien und 3500 Einw.

Schützengilde (Schützengesellschaft), Verein von waffenfähigen Bürgern, welcher Uebung und Fortbildung in der Handhabung von Schießwaffen bezweckt. Diese Gesellschaften verdanken ihren Ursprung der Zeit, wo jeder Bürger zur Bewachung und Vertheidigung der Stadt verbunden war. Die Schützen theilten sich später in Rüstungs- und Bogenschützen, bildeten aber meist Ein Corps und erlangten nach und nach viele Privilegien. Zu ihrer Uebung im Schießen wurde ihnen gestattet, zu bestimmten Zeiten öffentliche Mann-, Scheiben- und Vogelschießen zu halten. Die erste urkundliche Erlaubniß dieser Art ertheilte der schlesische Herzog Bolko der Stadt Schweidnitz gegen Ende des 13. Jahrhunderts. Auch die S. zu Leipzig beging 1843 das Jubelfest ihres 400jährigen Bestehens. Jene Schützenfeste wurden besonders im 15. und 16. und bis ins 17. Jahrhundert hinein mit Glanz gefeiert und Einladungen dazu ergingen an Fürsten, Adel und Hunderte von Städten. Mit dem Aufhören ihres ursprünglichen Zwecks verloren die S.n nach und nach ihre Bedeutung u. sanken zu bloßen Vergnügungsgesellschaften herab, die durch eine gemeinschaftliche Uniformirung, den gemeinschaftlichen Besitz eines Schützenhauses, einer Schießbahn und durch die Vermächtnisse und Geschenke einer früheren Zeit zusammengehalten werden. Nur wo es an jeder andern Bewaffnung in der Stadt fehlt, sind sie verbunden, im Nothfall die Polizei zu unterstützen. S. Vogelschießen. Vgl. Gretschel, Die Schützengesellschaft zu Leipzig, Leipzig 1836.

Schuh, Fußbekleidung, welche aus Leder, oder aus seidenen, wollenen, baumwollenen Stoffen mit Ledersohlen, sowie auch aus Holz, Bast, Ginster, Filz rc. gemacht wird. Der unterste Theil derselben, die Sohle, ist gewöhnlich von Leder und bedeckt nur den unteren Fuß. Nach dem verschiedenen Stoffe, aus welchem der obere, den Fuß bedeckende Theil dieses S.es besteht, unterscheidet man seidene, Tuch-, Zeuch-, Sammet-, Lederschuhe. Die neuerer Zeit aufgekommenen Kautschuküberschuhe kommen besonders von Wien, Berlin, Leipzig, Hamburg rc. Holzschuhe werden im westlichen Frankreich, sowie in Holland und Dänemark und hier und da in Deutschland stark getragen. In Spanien und Portugal macht man S.e aus einer Gattung Ginster (Espartogras) und in Böhmen aus Schilfrohr. Bastschuhe werden besonders in Rußland gefertigt. Die S.e wurden zuerst im Orient getragen, wo man wegen der zu großen Hitze des Sandes nicht mit bloßen Füßen gehen konnte.

Die Hebräer gaben den S.en die Form von Sandalen. Man zog jedoch die S.e aus, wenn man an heiligen Orten oder in Trauer ging; auch bei Besuchen legte man sie im Vorzimmer ab, und zu Hause trug man gar keine S.e. Auch in Griechenland legte man die Sandalen erst beim Aufstehen und Ausgehen an. Philosophen von strengerer Lebensweise trugen gar keine S.e und die Pythagoräer solche von Baumrinde. Die Römer hatten verschiedene Arten von S.en. Die der Plebejer waren schwarz und mit einem Bande zusammengebunden; die der Patricier und Senatoren roth, weiß rc., mit 4 Bändern, die bis an das Schienbein in einander geflochten waren. Die Soldaten trugen mit Nägeln beschlagene Sohlen, deren Riemen bis an den Unterschenkel reichten; erst später nahmen sie die eherne Fuß- oder Schenkelbedeckung an. Im Mittelalter trug man S.e bald mit gerad ausgehenden Spitzen, bald mit Schnäbeln, die in die Höhe gekrümmt und bei Vornehmen und fürstlichen Personen 1—2 Fuß lang waren. Eine eigenthümliche Mode war auch die, die Spitzen abzuschneiden, so daß die Zehen daraus hervorsahen, welche man mit Ringen schmückte. Später trug man vorn abgestumpfte S.e von fast dreieckiger Gestalt, bis allmählig die jetzige, der Gestalt des Fußes allein angemessene Form gebräuchlich ward.

Schuhmacher (Schuster), zünftige Handwerker, welche sich mit dem Anfertigen und Ausbessern von Schuhen, Stiefeln und Pantoffeln beschäftigen. Die Schuhmacherei wird jetzt in den größeren Städten fabrikmäßig betrieben; es müssen jedoch da, wo der Zunftzwang herrscht, gelernte Meister an der Spitze stehen und den Namen dazu hergeben. Die gekrümmte Stellung wirkt durch den Druck auf die Bauchnerven oft ungünstig auf die Gesundheit, und man findet fast unter keinem andern Handwerke so viele religiöse Schwärmer, wie unter den S.n. Was die Schuhmacherarbeit anlangt, so wird das zugeschnittene Leder durch Aufweichen im Wasser geschmeidiger gemacht und auf dem Leisten (einem aus Holz geschnittenen Fuße) mit kleinen Nägeln (Zwecken) aufgespannt (gezweckt). Nachdem die Oberstemmen, 2 kleine Kalbleder, welche die beiden Seiten des Vorderfußes, und die Afterleder, welche den Hinterfuß verstärken sollen, eingesetzt sind, werden Brandsohle und Oberleder zusammengenäht. Das Nähen geschieht mit einem starken Hanffaden (Draht), der mit Pech eingerieben wird, damit er kein Wasser annehme, an beiden Enden spitzig gemacht und mit einer Schweinsborste versehen ist, damit man ihn leicht durch die mit der Pfrieme gestochenen Löcher hindurchziehen kann. Man hat verschiedene Nähte, so die Verbindungsnaht, um 2 Stücke Leder zu verbinden; die Sohlennaht, um damit die Sohlen zu befestigen; die Stichnaht, welche in kleinen Entfernungen überspringt und mit einer eigenen Ahle vorgestochen wird; die Kreuznaht, bei der sich die Fäden so kreuzen, daß sie nicht durch dasselbe Loch laufen, sondern über die einzelnen zusammen zu heftenden Theile überspringen; die Saumnaht, zum Säumen und Befestigen der Stulpen an Stiefeln. Hat das Ganze Stiefel- oder Schuhform, so wird unten rings an das umgebogene Oberleder ein starker Lederstreifen, der Rahmen, und an diesen die eigentliche Sohle angenäht. Damit zwischen der gleich anfangs vor dem Oberleder auf dem Leisten aufgezweckten Brandsohle und der eigentlichen kein hohler Raum entstehe, wird ein Lederstück (Einlage) dazwischen gelegt. Ist die Sohle angenäht, so wird sie beschnitten. Dann werden bei stärkerem Schuhwerk noch die Absätze aufgesetzt, welche aus aufeinander geleimten u. durch Holznägel befestigten Lederstücken, Kuchen, oder auch aus Holz bestehen u. dann nur mit Leder überzogen sind. Alle einzelnen Lederstücken und auch das Futter werden mittelst eines Kleisters aus Roggenmehl aneinander geleimt. Nach dem Ausziehen des Leistens folgt das Glätten, sowie das Ausreiben der Nähte mit dem Ausreibholz oder Glättzahn, sowie das Glätten der zuvor beraspelten Sohlen mittelst des Glättknochens oder Glätteisens. Endlich folgt bei den Schuhen das Säumen, bei Stiefeln das Annähen des Schaftes, wobei der Stiefel über ein Stiefelholz geschlagen wird. Die sogenannten Stiftstiefeln erhalten keinen Rahmen und unterscheiden sich von den gewöhnlichen Stiefeln dadurch, daß das Oberleder mit Brand- und Hauptsohle, statt durch Pechdraht durch 2, im Gelenk durch 3 Reihen vierkantiger, kleiner Stifte aus zähem Holz verbunden wird, die ein Hammerschlag in runde Pfriemenstiche tiefer eintreibt. In neuerer Zeit hat man auch wasserdichte Sohlen angewendet; man schabt nämlich Korkholz mit einer scharfen Feile zu Holzmehl, bestreicht die Brandsohle des Stiefels oder Schuhes mit starkem Leim und streut das Korkpulver darauf und wiederholt dies, wenn der Leim trocken ist, 6- bis 8mal; Gleiches geschieht auch mit der zweiten Sohle.

Schuiskoi, fürstliche Familie in Rußland, welche von einem Zweige des Hauses Rurik abstammt und deren merkwürdigstes Glied Wassilij Iwanowitsch S. ist. Derselbe ließ den ersten der falschen Dmitri's (s. Demetrius) den 17. Mai 1606 im Schlosse zu Moskau aufheben, als Betrüger entlarven und hinrichten, worauf er selbst unter dem Namen Wassilij III. den Thron der Czaren bestieg. Er behauptete denselben gegen einen zweiten falschen Dmitri, Iwan Bolotnikow, sowie gegen einen anderen Abenteurer, Peter, der sich für einen Sohn Feodors II. Borissowitsch ausgab. Ein dritter falscher Dmitri aber drach, von Marina, der Gemahlin des ersten Pseudodemetrius, als Gemahl anerkannt und von den Polen mit Geld und Streitkräften unterstützt, 1609 gegen Moskau auf. Anfangs von Michail Skopin S., dem Neffen Wassilij's, zurückgedrängt, sah er sich bald von schwedischen Hülfstruppen, die von Karl IX. dem Czaren zu Hülfe geschickt, aber über rückständigen Sold unzufrieden waren, unterstützt und belagerte Moskau. Von Hunger bedrängt, empörten sich die Moskowiter und lieferten Wassilij III. 1610 an die Polen aus, die ihn in ein Kloster sperrten, worin er wahrscheinlich mit seinem Neffen durch Gift seinen Tod fand. Später wurden die Leichname Beider in der archangelschen Kathedrale zu Moskau beigesetzt.

Schuja, Kreisstadt im europäisch-russischen

Gouvernement Wladimir, an der Tesja, hat 5 Kirchen, eine Kreisschule, ist in neuerer Zeit eine der ersten Manufakturstädte des Reichs geworden, besonders für Baumwollenwaaren, welche auf 12,000 Stühlen verfertigt werden, die jährlich für 2 Millionen Rubel Waaren liefern. Auch werden hier 2 Messen gehalten. Die Einwohner, 3200 an der Zahl, betreiben außerdem Seifensiederei, Leinwand- und Kattundruckerei.

Schulbücher, solche Bücher, welche zum Gebrauch beim Unterricht und für die Schüler noch außerdem zur Unterstützung der häuslichen Vorbereitung und Repetition verfaßt sind. Einfachheit, Kürze, Klarheit, methodische Verwendung und Anordnung des gegebenen Stoffes sind die ersten Anforderungen, welche man an ein gutes Schulbuch stellen muß. Welche S. in jeder Schule erforderlich sind, hängt von dem Wesen jeder Schule, ihrem Zwecke und ihrer Einrichtung ab. Unumgänglich nothwendig für alle Schulen sind Religionsbücher (also für die christlichen Schulen Gesangbuch, Katechismus, Bibel, Fibel und Lesebuch). Für den Sprachunterricht dienen als Hülfsmittel die betreffenden Grammatiken, Lexikon und Schulausgaben der zu lesenden Schriftsteller, für den mathematischen Unterricht Lehrbücher und Sammlungen von Aufgaben, für die Geographie Atlasse und Handbücher der Geographie, für die Geschichte sowohl Tabellen, als auch ausführlichere und zusammenhängendere Darstellungen &c. Es gibt S., welche wegen ihrer Brauchbarkeit eine außerordentliche Verbreitung gefunden haben, doch wird jedes mit der Zeit, da denn doch die Methodik immer, durch neue Erfahrungen bereichert, sich vervollkommnet, allmählig antiquirt. Höchst bedenklich ist es, wenn den einzelnen Schulen und Lehrern der Gebrauch bestimmter Lehrbücher vorgeschrieben wird.

Schuld, s. v. a. Culpa; dann (debitum) die aus einem Rechtsgrund zu entrichtende oder zu fordernde Leistung, besonders in Bezug auf Geld und Geldeswerth. Die vom Schuldner (debitor) zu entrichtende Leistung heißt passive S. (debitum passivum), die, welche der Gläubiger (creditor) zu fordern hat, heißt aktive S. (debitum activum). In Handelsrechnungen heißen die beiden Arten Debit und Kredit oder Sollen und Haben. Außerdem unterscheidet man Kapital- und hypothekarische S.en, Wechsel-, Buchschulden (die bloß in den Handelsbüchern des Gläubigers notirte S.) &c. In moralischer Beziehung bezeichnet S. den sittlichen Unwerth, welcher durch die Nichtachtung des moralischen Gesetzes bewirkt wird, also das dem Menschen als mit freiem Willen begabtem Wesen sittlich anzurechnende Böse.

Schuldbrief, s. v. a. Schuldschein.

Schuldentilgungskasse, die Kasse, in welche die nach Deckung anderweitiger Ausgaben gemachten Ersparungen aus dem Staats- oder Gemeindeeinkommen fließen, um zur Abtragung von Schulden benutzt zu werden.

Schuldhaft, Entziehung der persönlichen Freiheit, welche nach manchen Gesetzen unter gewissen Voraussetzungen verfügt werden kann, um den Schuldner zur Erfüllung seiner Verpflichtungen zu nöthigen.

Schuldisciplin, s. Schule.

Schuldner (debitor), Derjenige, welcher einem Andern, dem Gläubiger (creditor), etwas zu leisten hat.

Schuldschein (Obligation), schriftliche Urkunde, worin sich Jemand als Schuldner wegen einer Geldsumme oder eines Güterwerthes bekennt. Der S. kommt hauptsächlich beim Darlehen vor, u. das römische Recht verordnet in dieser Beziehung, daß ein S. erst zwei Jahre nach der Ausstellung Beweiskraft haben soll, so daß sich der Schuldner vor Ablauf dieser Zeit mit der Einrede des nicht gezahlten Geldes schützen kann. Will sich der Gläubiger daher in dieser Beziehung sicher stellen, so muß er sich entweder noch eine besondere Quittung ausstellen lassen, oder er muß die Zahlung in Gegenwart von zwei Zeugen machen. Damit im Exekutivprozesse aus einem S. geklagt werden könne, ist es nothwendig, daß in demselben klar angegeben sey, auf welches Rechtsgeschäft (causa debendi) die Schuldverschreibung sich bezieht, wer die Sache empfangen und von wem sie gegeben worden ist, wann dies geschehen; ferner wann u. wie sie zurückgezahlt werden soll. Die meisten Partikulargesetzgebungen haben bestimmt, daß, wenn die Schuld einen gewissen Betrag übersteigt, der S. auf Stempelpapier geschrieben werden muß und, wenn dies nicht geschieht, nur als gewöhnliche Handschrift gilt. In manchen Staaten kann auf Waaren kein S. ausgestellt werden. Der S. ist entweder auf einen bestimmten, genannten Gläubiger, oder auf den jedesmaligen Inhaber (au porteur, s. d.) gestellt; letzteres besonders bei Staatsschuldscheinen, seltener bei Wechseln. In Handelsgeschäften vertritt das Conto corrente und überhaupt das Handelsbuch die S.e.

Schule, Anstalt zur Bildung der Jugend durch erziehenden Unterricht. Muß das Bedürfniß nach S.n anerkannt werden, so ist auch eine Verpflichtung vorhanden, für die Befriedigung desselben zu sorgen. Wer diese Verpflichtung zu erfüllen hat, darüber ist vielfach gestritten worden. Sicherlich ist es zunächst eine an die Aeltern zu stellende sittliche Forderung, daß sie für die Bildung und Erziehung ihrer Kinder Sorge tragen. Sind sie nicht selbst im Stande, diese Aufgabe zu lösen, so müssen sie Andere, d. h. Lehrer und Erzieher, zu Hülfe nehmen, und vermag eine einzelne Familie nicht, den dazu erforderlichen Aufwand zu bestreiten, so ist es natürlich und liegt nahe, daß sich mehre Familien vereinigen, um für den gemeinschaftlichen Unterricht ihrer Kinder einen Lehrer zu gewinnen. So entstehen Privatschulen, d. h. S.n, welche entweder von einem oder mehren Lehrern auf ihre eigenen Kosten errichtet werden und durch die Beiträge der Schüler sich erhalten, oder deren Gründung von mehren Familien ausgeht, welche gemeinschaftlich den erwachsenden Aufwand tragen. Den Privatschulen stehen entgegen die öffentlichen S.n, welche vom Staat oder von einzelnen Gemeinden (Gemeinde- oder Kommunalschulen) unter Aufsicht des Staates gegründet und unterhalten werden. In Rücksicht auf ihren Zweck, auf die Gegenstände des Unterrichts, auf ihre Erziehungsmittel &c. zerfallen die

S.n in allgemeine, in Standes= und in Berufs= oder Specialschulen. Außerdem theilt man sie auch ein in höhere und niedere S.n. Zu den allgemeinen S.n gehören nur die Elementarschulen, in welchen die Kinder bis zum 9. oder 10. Jahre in den sogenannten Elementen (s. Elementarunterricht) unterrichtet werden. Sie heißen darum allgemein, weil die Elementarbildung, welche sie geben, für jeden Stand, jeden Beruf, für alle Verhältnisse nothwendig ist. Unter die Standesschulen rechnet man die Volksschulen, welche wieder Dorf=, Armen=, niedere Bürger=, Knaben= oder Mädchenschulen seyn können; ferner die höheren Bürgerschulen, die Realschulen, Lyceen, Progymnasien und lateinischen S.n, Gymnasien. Wie die Realschulen, Gymnasien rc., an den Unterricht der Volksschulen anknüpfend und auf ihm weiter fortbauend, dem Knaben und dem Jüngling eine höhere und umfassendere Bildung zu geben suchen, so verfolgt in Bezug auf das weibliche Geschlecht die höhere Mädchen= oder Töchterschule ein ähnliches Ziel. Zu den Berufsschulen gehören die Gewerb=, Handels=, Forst=, Berg=, Militär=, Marineschulen, landwirthschaftlichen Institute, Kunstakademien rc. Die Spitze oder den folgerechten Abschluß des gelehrten Schulwesens bildet die Universität mit ihren Fakultäten, während die Berufsschulen dagegen auf die polytechnische S. hinweisen, die ihrer Idee nach eine Hochschule für Gewerbtreibende seyn u. möglichst viele höhere Specialschulen in sich vereinigen soll. Ueber die Nothwendigkeit der Erziehung und des Unterrichts ist man, wie oben angedeutet, einverstanden; nicht so über den Nutzen und die Zweckmäßigkeit der Jugendbildung in S.n. Gar viele Pädagogen, und nicht die unbedeutendsten, geben einer Familienerziehung, welche durch den Unterricht eines oder mehrer tüchtigen Privatlehrer ergänzt wird, den Vorzug. Und in der That fällt in die Augen, daß, wo der Lehrer sich der Ausbildung nur eines oder weniger Zöglinge widmet, er, vorausgesetzt, daß er ein tüchtiger Pädagog ist, energischer und mit mehr Erfolg wirken kann, besonders weil er die Individualität des Zöglings bei weitem mehr zu berücksichtigen im Stande ist, weil er die Kraft, den Fleiß, die Aufmerksamkeit nicht unter Viele zu vertheilen braucht, sondern vielmehr auf einen oder wenige Schüler koncentriren kann. Es ist wahr, daß in öffentlichen S.n in der Regel nur die Fähigen etwas Ausgezeichnetes lernen, die minder Begabten aber sich nicht über eine gewisse Mittelmäßigkeit erheben, weil, besonders bei gehäufter Schülerzahl, es nicht möglich ist, den Einzelnen die erforderliche Sorgfalt zu Theil werden zu lassen; sowie, daß durch die Wirksamkeit vieler Lehrer, die entweder gleichzeitig oder in verschiedenen Klassen sich mit den Schülern beschäftigen, trotz aller Sorgfalt nicht immer eine Einheit in der Erziehung und das nothwendige Ineinandergreifen des Unterrichts erreicht wird; endlich, daß nichts so sehr die eigentlich moralische Erziehung erschwert, als die Anhäufung vieler Kinder auf einem Punkte. Dagegen ist auf der andern Seite nicht zu verkennen, daß die Privaterziehung oft einseitig bleibt, sowohl in ihrer Einwirkung auf die Charakterbildung, als in dem Unterricht, und daß sie nicht immer im Stande ist, für das Leben in einer größeren Gemeinschaft die wünschenswerthe Vorbereitung zu geben. Daß die S. als solche an Mängeln leidet, ist nicht zu leugnen; aber eben so wenig ist zu verkennen, daß eine zweckmäßige Einrichtung, eine tüchtige Disciplin, ein methodisch geordneter und wohl ineinandergreifender Lehrplan viel zur Abwehr von schädlichen Einflüssen beitragen, und etwas, was die S. leistet, vermag kein Privatunterricht zu bieten: die Gewöhnung zum Zusammenleben mit Andern und unter Andern nach einem für Alle geltenden Gesetze. Durch die S. wird der Uebergang aus dem Familienleben in größere und weitere Kreise vermittelt, und in dieser Vermittelung liegt eine Abwehr oder doch wenigstens eine Verminderung der Gefahren, welche für die Sittlichkeit so leicht entstehen, wenn der Schritt aus dem engen Familienkreise hinaus in die Welt plötzlich und in schroffer Weise geschieht. Daß das Zusammenleben und Zusammenlernen mit Altersgenossen anregt, Wetteifer hervorruft, daß, wo böses Beispiel schadet, auch gute Beispiele Gutes stiften, daß gar oft die S. ersetzt, was der älterlichen Erziehung mangelt, daß sie oft wieder gut macht, was diese verdorben hat, ist durch vielfache Erfahrungen bewiesen. Das Hauptmittel, durch welches die S. ihre Zwecke erreicht, ist die Schulzucht oder Schuldisciplin, die aber nicht bloß in der Verhütung und Bestrafung von Vergehungen, sondern in der Gewöhnung an Ordnung, Aufmerksamkeit, Fleiß, gesittetes Betragen, überhaupt an alles Gute und Löbliche besteht. Das Kind muß angehalten werden, recht zu leben, bevor es sich noch aus eigener Einsicht u. vernünftigen Gründen dazu entschließen kann. Die Handhabung der Schulzucht beruht aber weniger auf theoretischen Anweisungen und Vorschriften, als auf praktischer Gewandtheit u. auf der Persönlichkeit des Lehrers. Die Schulordnung und die Schulgesetze sollen das äußere Schulleben regeln und bestimmen vornehmlich die Schulstrafen. Obwohl letztere nirgends ganz zu entbehren sind, so ist doch das festzuhalten, daß eine gute Schuldisciplin, welche Vergehungen vorbeugen kann und soll, das Maß der Strafen auf ein Minimum herabsetzen muß. Die Ueberwachung der Schuldisciplin ist Sache der Schulinspektion, welche dafür zu sorgen hat, daß die Lehrer die rechte Thätigkeit entwickeln, und die Hindernisse, welche der Schulerziehung sich entgegenstellen, nach Kräften zu beseitigen suchen muß. Von der Schulverwaltung unterscheidet sich die Schulinspektion im engeren Sinne dadurch, daß sie in einer unmittelbaren Beobachtung des Schullebens durch periodische Schulbesuche besteht. Die Schulinspektion ist Lokal= oder Specialinspektion, wenn sie sich auf die Ortsschulen, sie ist Oberschulinspektion, wenn sie sich über die S.n eines ganzen Bezirks oder Landes erstreckt. Die Zusammensetzung der Behörde, welche die S.n zu beaufsichtigen hat, ist verschieden; fast überall aber besteht sie aus weltlichen und geistlichen Mitgliedern. Die städtischen S.n stehen in der

Regel unter der unmittelbaren Aufsicht des Oberpfarrers und des Magistrats (Kirchen- und Schulenamt), die Landschulen unter der des Superintendenten und des ersten Verwaltungsbeamten des Bezirks. Wo die Leitung des gesammten Schulwesens in den Händen des Staates liegt, ist entweder dem Oberkonsistorium oder dem Ministerium des Kultus ein Schulmann als sachverständiges Mitglied beigegeben, welcher die specielle Verwaltung dieses Departements hat. Wo die Geschäfte zu ausgedehnt sind, werden mehre als Referenten angestellt. An den höheren S.n, welche aus mehren Klassen bestehen und an denen von mehren Lehrern unterrichtet wird, hat der Dirigent zunächst das Recht und die Pflicht der Inspektion. Wer S.n inspiciren will, muß aber selbst ein Schulmann seyn, d. h. er muß praktisch und theoretisch Pädagogik verstehen, und in sofern ist es allerdings wahr, daß am zweckmäßigsten die Schulinspektoren aus dem Lehrerstande genommen werden.

Was in der S. zu lehren ist und welche Einrichtungen zu treffen sind, hängt natürlich von den verschiedenen Zwecken der einzelnen Anstalten ab; aber diese mögen in Hinsicht auf die Bestimmung der Schüler, auf die Gegenstände des Unterrichts 2c. noch so verschieden seyn, Eins haben sie mit einander gemein, und das gibt ihnen ihre gewaltige Bedeutung: die S.n sind die Kanäle, durch welche in alle Klassen des Volkes Bildung strömt, und eine Anstalt, welcher die Erziehung und der Unterricht des heranwachsenden Geschlechtes anvertraut ist, hat zum guten Theil entweder das Verdienst der Tüchtigkeit, oder die Schuld der Untüchtigkeit desselben, wenn es erwachsen ist. Die S. besitzt eine nur sehr allmählig u. still wirkende, aber gewaltige Macht, und wer sie beherrscht, der beherrscht einen großen Theil der geistigen und sittlichen Entwickelung des Volkes. Es darf daher nicht Wunder nehmen, wenn die Frage über die Selbstständigkeit oder Abhängigkeit der S. vielfachen und lebhaften Steeit hervorgerufen hat. Als eines der wichtigsten Institute und zu Folge ihrer nachhaltigen Einwirkung auf das gesammte geistige und sittliche Leben im Staate kann die S. unmöglich diesem gegenüber eine vollkommen selbstständige Stellung beanspruchen; sie muß sich vielmehr seiner Oberaufsicht unterwerfen und sich eine Kontrole ihrer Thätigkeit gefallen lassen. In welches Verhältniß sich nun freilich diese Oberaufsicht stellen müsse zu dem der S. ebenfalls nothwendigen Grade von Freiheit, welche Einrichtungen zu treffen seyen, um auf der einen Seite zügellose Ungebundenheit, auf der andern drückende, einer mannichfaltigen und reichen Entwickelung hinderliche Bevormundung zu vermeiden, welche Grenzen man dem Lehrer in Bezug auf das Materielle und Formelle seines Unterrichts setzen dürfe: dieses Alles zu bestimmen, ist Sache einer weisen, das Interesse des Staates und der S. gleichmäßig berücksichtigenden Gesetzgebung, durch welche überhaupt die Stellung der S. zum Staat geregelt werden muß. Die S. werde Staatsanstalt — ist ein oft gehörter und seit den letzten Jahren wieder mit besonderer Lebhaftigkeit ausgesprochener Wunsch sehr vieler Lehrer gewesen, der zunächst durch die klägliche Lage des Volksschulwesens und fast überall da, wo die Sorge für dasselbe bloß in den Händen der Gemeinden lag, entstanden war. Auch ist es ein ansprechender Gedanke, wenn der Staat das gesammte Schulwesen unter seine Leitung nähme und so in dasselbe Zusammenhang, Einheit, Vollständigkeit käme. Nur dann aber kann man ohne Nachtheil für die S. wünschen, daß der Staat die Leitung des gesammten Unterrichtswesens in die Hand nehme, wenn eine auf die Grundsätze vernünftiger Freiheit gebaute Verfassung der individuellen Thätigkeit so viel Spielraum läßt, als ohne Beeinträchtigung des Ganzen u. ohne Nachtheil für das Staatswohl möglich ist; wenn er sich nicht einmischt in die inneren Fragen der Wissenschaft und der Pädagogik; wenn er die nicht zu vermeidende Beaufsichtigung der S.n Männern von Fach, d. h. der S. selbst übergibt und nur dann einschreitet, wo erweislich das wahre Interesse des Staates gefährdet ist. Geschieht dies, werden die Lehrer, die natürlich der Staat anzustellen hat und von deren Brauchbarkeit und Tüchtigkeit er sich überzeugen muß, in ihrer Thätigkeit nur von Sachverständigen überwacht, greift der Staat nicht willkürlich in das Materielle und Formelle des Unterrichts ein und sichert er den Lehrern ein ausreichendes, ihrer Stellung angemessenes Einkommen, dann läßt sich hoffen, daß die S. als Staatsanstalt gedeihen werde. Aber nicht bloß das Verhältniß der S. zum Staat, sondern auch die Stellung derselben zur Kirche muß geregelt seyn. Zwischen der Kirche und der S. ist ein dreifaches Verhältniß möglich: die S. ist entweder von der Kirche ganz abhängig, oder sie steht gleichberechtigt neben ihr, und zwar so, daß ein innerer Zusammenhang Statt findet, oder beide Anstalten kümmern sich gar nichts um einander. Das erste Verhältniß ist nach dem jetzigen Stande der Bildung ein extremes und entbehrt jeder inneren Berechtigung. Die S. wurde oft von den Geistlichen bald als Dienerin, bald als Tochter der Kirche bezeichnet und aus diesem untergeordneten Verhältniß ein Recht auf die innere Leitung und Beaufsichtigung derselben hergeleitet. Aus historischen Gründen wurde besonders dieses Recht deshalb in Anspruch genommen, weil die S., insbesondere die Volksschule, aus der Kirche hervorgegangen, weil der Unterricht der Jugend von den Familien, den Gemeinden, dem Staate der Kirche ausdrücklich oder stillschweigend übertragen sey, weil endlich die Kirche fortwährend für Gründung von Volksschulen gewirkt, ja aus ihrem eigenen Vermögen solche gestiftet habe. Man kann zugeben, daß diese historischen Ansprüche gegründet seyen, und braucht deswegen noch nicht einzuräumen, daß die Leitung und Beaufsichtigung des Schulwesens der Kirche gebühre. Ist nämlich die S. selbstständig geworden, vermag sie auf ihren eigenen Füßen zu stehen, ist es ihre Aufgabe, auch solche Zwecke zu verfolgen und zu fördern, welche mit der Kirche gar nichts gemein haben und welche diese als solche nicht einmal fördern kann, dann entbehren die Ansprüche auf gänzliche Leitung des Unterrichtswesens von Seiten der Kirche jede vernünf-

tige Berechtigung, und der Kampf gegen diese Abhängigkeit der S. ist um so mehr geboten, je mehr die starre, orthodoxe kirchliche Partei in Verbindung mit Pietisten und Mystikern die S. in Fesseln zu legen strebt. Diese extrem theologische Richtung will von keiner Pädagogik wissen, welche nicht ihre Regeln von der Theologie empfängt, und sie verlangt von der Volksschule ausschließlich, daß sie nicht allzu viel Wissen verbreite, aber das kindliche Gemüth empfänglich mache für den Glauben der Kirche. Gegen diese Ansicht hat sich seit Jahren von Seiten der S. ein heftiger Kampf erhoben, dessen Ziel man gewöhnlich mit dem Ausdrucke Emancipation der S. bezeichnet. Zuerst haben sich die gelehrten S.n von der Aufsicht der Kirche frei gemacht (s. Gymnasium), und die neu gegründeten Real- und höhern Bürgerschulen traten gleich mit einer gewissen Selbstständigkeit in dieser Beziehung ins Leben. Wie der Kampf, welchen die Volksschule begann, zunächst gegen ein Extrem gerichtet war, so führte er auch vielfach wieder zu extremen Ansichten, insbesondere zu der Behauptung, daß die S. sich gegen die Kirche vollkommen indifferent verhalten müsse, daß sie mit ihr gar nichts Gemeinsames habe, und daß auch der Religionsunterricht unabhängig von dem kirchlichen Standpunkte zu ertheilen sey. Die Wahrheit ist, daß die S. gleichberechtigt neben der Kirche steht, daß ein innerer Zusammenhang zwischen der S., für welche religiöse Bildung etwas Wichtiges und Wesentliches ist, und der Kirche, welche die äußere, die sichtbare Form des religiösen Volkslebens ist, Statt findet, daß beide Anstalten gemeinsam nach einem Endziele streben, nach der sittlich-religiösen Fortbildung des Volks. Das ist das wahre und naturgemäße Verhältniß, aus welchem jedoch keineswegs ein Aufsichtsrecht der Geistlichkeit über den Religionsunterricht folgt. Ueber die Geschichte des Schulwesens s. Pädagogik, Gymnasium &c., über den jetzigen Stand desselben in den einzelnen Ländern die denselben gewidmeten Artikel.

Schulenburg, von der, altes deutsches Adelsgeschlecht, dessen Stammvater, Werner v. d. S., 1119 bei der Eroberung von Akka in Syrien fiel. Im 14. Jahrhundert war das Geschlecht in der Altmark begütert und theilte sich durch die Brüder Bernhard I. und Dietrich in die weiße und schwarze Linie. Die weiße Linie schied sich im 15. Jahrhundert durch die Brüder Busso und Matthias in die ältere und jüngere Linie. Die weiße Linie hatte 1341 das Erbküchenmeisteramt der Mark Brandenburg. Im Jahre 1563 wurde das ganze Haus in den Reichsfreiherrnstand, die ältere weiße Linie 1728 in den Reichsgrafenstand, ein Zweig der jüngern 1774 zu derselben Würde, die schwarze Linie 1785 in den dänischen Grafenstand und 1790 ebenfalls in den Reichsgrafenstand erhoben. Die anderen Zweige der jüngeren Linie erlangten letztere Würde 1786 und 1798. Die Besitzungen des Hauses sind in Braunschweig, Hannover, Preußen und Sachsen gelegen. Es gingen aus ihm nicht weniger als 4 Feldmarschälle, 25 Generäle, 3 Heermeister des Johanniterordens, 6 Staatsminister und 4 Bischöfe hervor. Sein Wappen besteht aus drei rothen Greifenklauen in Silber. Mehre Zweige (z. B. 1815 Kehnert) sind in der männlichen Linie ausgestorben; dagegen bestehen noch: von der älteren weißen Linie das ältere und das jüngere Haus Hehlen, Wolfsburg (eine Haupt- und zwei Nebenlinien), Bezzendorf, Kloster-Roda; von der jüngeren weißen Linie die Zweige: Trampe (früher Blumberg), Emden, Altenhausen, Bodendorf, Burgscheidungen, Dahmen, Vitzenburg, Angern; von der schwarzen Linie besteht nur noch das Haus Lieberose. Berühmt sind: Johann Matthias, Reichsgraf v. d. S., Erbherr auf Emden, Feldmarschall im Dienste der Republik Venedig, geboren den 8. August 1661 zu Emden bei Magdeburg, trat 1685 als Kammerjunker in den Dienst des Herzogs von Braunschweig-Wolfenbüttel, vertauschte aber bald seine Hofanstellung mit dem Kriegsdienst und machte seit 1687 7 Feldzüge gegen die Türken mit. Im Jahre 1693 erhielt er mit dem Oberstengrad das Kommando eines Dragonerregiments, mit welchem er bei der Armee des Prinzen Ludwig von Baden focht. Im Jahre 1697 wohnte er im Gefolge des braunschweig-wolfenbüttelschen Gesandten dem Friedenskongreß zu Ryswik bei, trat dann 1698 als Generalmajor und Chef eines deutschen Regiments in die Dienste des Herzogs Victor Amadeus von Savoyen und ward 1699 bei Stillung des Aufruhrs der Waldenser verwendet. Im Jahre 1701 führte er eine Brigade bei der Armee des Marschalls Catinat, verließ aber schon zu Anfang 1702 den savoyischen Dienst, um als Generallieutenant in die Armee des Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen, August II., zu treten. In der für die Sachsen durch die Treubrüchigkeit der Polen unglücklichen Schlacht bei Klissow (19. Juli 1702) befehligte er die das Centrum bildende sächsische Infanterie, welche in den Sümpfen zwischen Klissow u. Rembowa ein Rückhalt für die geschlagene Armee wurde. Im Jahre 1703 führte er ein Hülfscorps dem kaiserlichen Heere an der bayerischen Grenze zu, ward aber im Winter 1704 nach Polen zurückgerufen, wo er das Kommando über die ganze mobile Armee erhielt. Da einzelne hier errungene Vortheile den Fortschritten der schwedischen Partei keinen Einhalt thun konnten, so erhielt er die Weisung, den Rückzug nach Sachsen anzutreten, wobei sich seine Feldherrntalente und die Ausdauer seiner Truppen im glänzendsten Lichte zeigte. 9000 schwedische Reiter unter Karls XII. eigener Anführung folgten dem sächsischen Corps auf den Fersen. Bei Punitz am 7. November eingeholt, widerstanden die Sachsen nicht nur den wiederholten Angriffen der Schweden, sondern fügten ihnen auch bedeutenden Schaden zu. Der weitere Rückzug über Gura bis an die Oder, welche S. fast im Angesicht der Schweden überschreiten mußte, verschaffte ihm selbst die Bewunderung Karls XII. An der Spitze eines aus Sachsen und Russen gebildeten Corps rückte er im Januar 1706 abermals in Polen ein, ward jedoch von dem schwedischen Feldmarschall Renschild bei Fraustadt den 13. Februar geschlagen. Da er mit seiner in der Eile organisirten Armee den inzwischen in Sachsen eingedrungenen Schweden nicht die

Spitze bieten konnte, so räumte er Sachsen und zog sich nach Thüringen, bis der Friede von Altranstädt (den 24. Sept. 1706) den Feindseligkeiten ein Ende machte. Im Jahre 1708 ging S. nach Flandern zur Armee des Herzogs von Marlborough u. wohnte der Schlacht von Oudenarde und der Belagerung von Lille bei. Seiner Umsicht und Thätigkeit war hauptsächlich die baldige Uebergabe von Tournay (den 28. Juli 1709) zu danken. In der Schlacht bei Malplaquet (den 11. September) kommandirte er 40 Bataillone Sachsen und Reichstruppen und nahm dann an der Belagerung von Mons, sowie 1710 unter Eugen an der von Douay Antheil und zwang Bethune (den 28. August) durch Berennung zur Uebergabe. Im April 1711 verließ er den sächsischen Dienst, weil er nicht unter dem General von Flemming dienen wollte. Nachdem mehrfache Versuche, in kaiserliche Kriegsdienste zu treten, gescheitert waren, trat er am 15. Oktober 1715 in die Dienste der Republik Venedig. Gleichzeitig erhob ihn der Kaiser in den Grafenstand. Die von ihm geleitete Vertheidigung Korfu's mit ganz beschränkten Mitteln vom 25. Juli bis 20. August 1716 ist eine der berühmtesten Affären der neuern Kriegsgeschichte. Ihr folgte die Einnahme der Festung Butrinto und die Besetzung von Santa-Maura. Im Jahre 1718 unternahm S. einen Einfall in Albanien, mußte sich aber in Folge des zu Passarowitz geschlossenen Friedens wieder zurückziehen, wobei er abermals ausgezeichnetes Geschick bewies. In den folgenden 29 Jahren richtete S. sein Hauptbestreben auf die Entwickelung der innern Streitkräfte Venedigs. Korfu und die in Albanien und Dalmatien eroberten Plätze wurden befestigt, die Armee wurde in einem kriegstüchtigen Stande erhalten und dadurch während des in Italien 1734 u. 1735 zwischen Frankreich und Oesterreich ausgebrochenen Krieges eine bewaffnete Neutralität Venedigs erlangt. Oesterreich (1734) und Preußen (1737) machten dem Grafen v. d. S. vergeblich die vortheilhaftesten Anträge, in ihre Dienste zu treten; er blieb bis zu seinem am 14. März 1747 erfolgten Tode Diener der Republik, die ihm zu Korfu 1717 ein Denkmal errichten ließ. Vgl. F. A. v. d. S., Leben und Denkwürdigkeiten des Joh. Matth. v. d. S., Leipzig 1834, 2 Bde. **Achaz** v. d. S., preußischer Generallieutenant der Kavallerie, geboren 1669 zu Apenburg in der Altmark, trat 1690 in preußische Kriegsdienste, that sich hauptsächlich in dem spanischen Erbfolgekriege hervor und † 1731. **Adolf Friedrich, Graf** v. d. S., preußischer Generallieutenant der Kavallerie, geboren 1685 zu Wolfenbüttel, stand von 1705—13 in hannöverischen Diensten, machte als Major die Schlachten bei Oudenarde u. Malplaquet mit, trat hierauf in die preußische Armee und nahm an den Feldzügen in Pommern und am Rhein (1734) Theil. Unter Friedrich dem Großen kämpfte er 1741 bei Mollwitz, † aber in Folge einer daselbst empfangenen Wunde. **Levin Rudolf** v. d. S., preußischer Generallieutenant und wirklicher Staats- und Kriegsminister, geboren 1727, war während des 7jährigen Kriegs beständiger Begleiter Friedrichs des Großen und † 1788. **Karl Friedrich Gebhardt, Graf** v. d. S., aus dem Hause Wolfsburg, verließ den preußischen Staatsdienst, um in westphälischen zu treten, und erwarb sich hier allgemeine Achtung. Eben so tüchtig zeigte er sich an der Spitze der hannöverischen Stände und wurde von dem Prinz-Regenten von England, nachdem der Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig 1815 bei Quatrebras gefallen war, als Vormund seines Nachfolgers an die Spitze der Landesverwaltung von Braunschweig gestellt. Er † den 25. December 1818. **Friedrich Albrecht, Graf** v. d. S., aus dem Hause Kloster-Roda, geboren den 18. Juni 1772 in Dresden, studirte in Leipzig und Wittenberg, wurde 1792 Kammerjunker, fungirte 1794—98 als Attaché der kursächsischen Gesandtschaft in Wien, 1799 als außerordentlicher Gesandter am dänischen u. 1800 am russischen Hofe. Nachdem er sich 1804—10 in Frankreich aufgehalten, vertrat er 1814 den König von Sachsen beim wiener Kongreß und unterzeichnete am 15. Mai 1815 den Traktat mit Preußen, Oesterreich und Rußland. Zum geheimen Rath ernannt und bei dem preußischen und russischen Kabinet zugleich akkreditirt, begleitete er die Alliirten nach Paris, worauf er auch bei dem König von Frankreich beglaubigt wurde. Sodann ging er als Gesandter nach Wien, ward 1828 zum Konferenzminister ernannt, 1830 aber von Wien abberufen und in den Ruhestand versetzt. Seit dieser Zeit lebte er auf seinem Gute Kloster-Roda und verfaßte die Lebensbeschreibung des berühmten Feldmarschalls der Republik Venedig. Vgl. **Danneil**, Das Geschlecht der v. d. S., Salzwedel 1847.

Schulpforta, s. **Pforta**.

Schulrath, die zur Beaufsichtigung der Schulen eines Distrikts eingesetzte kollegialische Behörde; ein höherer Staatsdiener, welchem die Beaufsichtigung des Schulwesens obliegt; auch Titel von Schuldirektoren.

Schultens, Albrecht, namhafter Orientalist, geboren 1686 zu Gröningen, studirte hier, zu Leyden und zu Utrecht Theologie, ward 1711 Prediger zu Wassenaer bei Leyden, 1713 Professor der orientalischen Sprachen und 1717 Universitätsprediger zu Franeker und † daselbst den 26. Januar 1750. Er begründete durch seine „Origines Hebraicae“ (Franeker 1724, 2 Bde.; Leyden 1733) und „Institutiones ad fundamenta linguae Hebraicae“ (Leyden 1737) eine bessere grammatische Behandlung der hebräischen Sprache und erwarb sich auch um die arabische Verdienste durch Bearbeitung der Grammatik von Erpenius (das. 1730 u. öft.), sowie durch Herausgabe und Uebersetzung des Lebens Saladins (das. 1733) und der „Monumenta vetustiora Arabiae“ (das. 1740). Sein Enkel, **Heinrich Albrecht** S., geboren zu Herborn 1749, widmete sich in Oxford dem Studium der orientalischen Sprachen, ward Professor derselben am Athenäum in Amsterdam und dann zu Leyden, wo er 1793 †. Er gab eine „Anthologia sententiarum Arabicarum“ (Leyden 1772) heraus.

Schulterblatt (scapula), ein platter Knochen, welcher, von der Gestalt eines ungleichseitigen Dreiecks, zu beiden Seiten der Rückenwirbelsäule am hintern, obern Theile der Brust, von der

Gegend zwischen der ersten und zweiten bis zur achten Rippe liegt. Man unterscheidet an demselben eine innere und äußere Fläche, 3 Ränder und 3 Winkel. Die innere Fläche ist gegen die äußere konvexe Fläche der Rippen gerichtet und etwas ausgehöhlt; die äußere ist etwas konvex, uneben, mit aufgeworfenen Rändern versehen und durch eine hervorspringende Leiste, die Schultergräte (spina scapulae), in 2 ungleiche Hälften getheilt. Das S. erscheint beim Embryo zuerst am Ende des 2. Monats der Schwangerschaft platt und unregelmäßig viereckig. Im 3. Monat entwickelt sich die Gräte als eine Verlängerung der hintern Fläche. Die Lage des S.es ist sehr veränderlich, je nachdem die an dasselbe befestigten Muskeln es bewegen. Hängen die Arme senkrecht am Körper herab, so liegen seine beiden Flächen fast senkrecht, und seine innern Ränder sind etwa einen Zoll von den Seitentheilen des Rückgrates entfernt.

Schultern (humeri), die oberen Grenzen des Rumpfs zu beiden Seiten des Halses, welche von den Schlüsselbeinen, den Schulterblättern und den dazu gehörigen Muskeln gebildet werden. Beim weiblichen Geschlecht fällt in Folge der bedeutenderen Krümmung der Schlüsselbeine der Hals sanfter zur Schulter ab, als beim männlichen Geschlecht, wo die Schulter durch ihre Breite sich als zum Tragen von Lasten geeigneter Theil ankündigt. Die sogenannte hohe Schulter, wobei die eine Schulter über die andere hervorragt, kann entweder von einer Verkrümmung der Wirbelsäule, welche Erhöhung der Rippen der einen Seite, sowie der darauf ruhenden Schulterknochen bewirkt, oder von einer Verkürzung der Halsmuskeln der einen Seite herrühren und wird durch orthopädische Mittel, Turnen, Streckbetten zc., nach den Umständen auch mittelst Sehnendurchschneidung geheilt oder verringert.

Schultheiß (Schulze, eigentlich Schuldheiß, neulateinisch Sculdarius, Scultetus, französisch Maire, englisch Baillif, Mayor), ursprünglich derjenige Beamte, welcher die Mitglieder einer Gemeinde zur Leistung ihrer Schuldigkeit anzuhalten hat, dann überhaupt s. v. a. Gemeindevorsteher. Nach ihrer verschiedenen Stellung unterscheidet man den Stadtschultheißen (in neuerer Zeit gewöhnlich Bürgermeister genannt) von dem Dorfschultheißen (auch Bauernmeister genannt); ferner den Amtsschultheißen, welcher für die Ausführung der landesherrlichen Anordnungen zu sorgen hat, von dem Lehnschultheißen, welcher dem Patrimonialherrn untergeben ist.

Schultheß, Johannes, geboren 1763 zu Stettfurth im Kanton Thurgau, bekannter Theolog von der rationalistischen Richtung, war Professor der Theologie zu Zürich und Chorherr am Münster und † 1836 zu Zürich. Er schrieb: „Exegetisch-theologische Forschungen" (Zür. 1815—24, 3 Bde.); „Die evangelische Lehre vom heiligen Abendmahl" (Leipzig 1824); „Revision des kirchlichen Lehrbegriffs" (Zürich 1823—26); „De charismatibus spiritus sancti" (Lpz. 1818) u. A. m.

Schultze, Johann Abraham Peter, musikalischer Theoretiker und namhafter Komponist für den Volksgesang, geboren den 30. März 1747 zu Lüneburg, ward vom Hofmusikus Kirnberger in Berlin unterrichtet und bereiste 1770 im Gefolge einer polnischen Fürstin Frankreich und Italien. Im Jahre 1780 wurde er Kapellmeister des Prinzen Heinrich zu Rheinsberg und ging 1787 in gleicher Eigenschaft nach Kopenhagen. Nachdem er seit 1795 wegen Kränklichkeit in Schwedt privatisirt hatte, † er daselbst den 10. Juni 1800. Großen Beifall fanden seine „Gesänge am Klavier" (1779), seine „Lieder im Volkston" (1782—90, 3 Bde.), „Uz's lyrische Gedichte religiösen Inhalts" (1784) u. A. m. Mehre seiner Melodien, z. B. „Am Rhein, am Rhein zc.", sind in das Volk übergegangen. Auch seine Oratorien, Chöre, Gesänge aus Racine's „Athalia" (1785), „Minona" (1786), die Oper „Aline" (1789) gehören zu den hervorragenden Arbeiten seiner Zeit. In einer neuen Art Partiturdruck erschien sein Oratorium „Johannes u. Maria" (Kopenh. 1791).

Schultz-Schultzenstein, Karl Heinrich, namhafter Physiolog, geboren den 8. Juli 1798 zu Altruppin, studirte seit 1817 auf dem Friedrich-Wilhelmsinstitut zu Berlin Medicin und Chirurgie, habilitirte sich 1822, ward 1825 außerordentlicher und 1833 ordentlicher Professor der Medicin daselbst. Er widmete sich besonders physiologischen Studien, entdeckte die Säftebewegung in den höhern Pflanzengeschlechtern, stellte Untersuchungen über die Organisation und Entwickelungsgeschichte der Blutkügelchen an und suchte nachzuweisen, daß das thierische und menschliche Leben nicht sowohl ein chemischer Stoffwechsel, als vielmehr ein fortdauernder innerer Wechsel von Erzeugen und Absterben verjüngter Formengebilde (Bildung und Mauser) sey, durch dessen regelmäßiges Vonstattengehen die Gesundheit bedingt werde. Ausdehnung und Zusammenziehung der Muskelfasern stellte er als aktive Thätigkeiten, sowie auch die Muskelbewegung als eine von den Nerven unabhängige, selbstständige Funktion der Muskelfasern dar. Von seinen zahlreichen Schriften sind hervorzuheben: „Ueber den Kreislauf des Saftes im Schöllkraut und in mehren andern Pflanzen" (Berlin 1822); „Ueber den Kreislauf des Saftes in den Pflanzen" (das. 1824); „Die Natur der lebendigen Pflanzen" (das. 1823, 2 Bde.); „Natürliches System des Pflanzenreichs nach seiner innern Organisation" (das. 1832); „Das System der Cirkulation in seiner Entwickelung durch die Thierreihe und im Menschen" (Stuttgart 1836); „Ueber die Verjüngung des menschlichen Lebens und die Mittel und Wege zu ihrer Kultur" (Berlin 1842; 2. Aufl. 1850); die von der pariser Akademie gekrönte Preisschrift „Sur la circulation et sur les vaisseaux lactifères dans les plantes" (das. 1839); „Neues System der Morphologie der Pflanzen" (das. 1847); „Die Verjüngung im Pflanzenreich" (das. 1851); „Die Entdeckung der wahren Pflanzennahrung" (das. 1844); „Die Verjüngung im Thierreich als Schöpfungsplan der Thierformen" (das. 1854); „Die homöobiotische Medicin des Theophrastus Paracelsus" (das. 1831); „Allgemeine Krankheitslehre (das. 1844—45, 2 Bde.); „Die Heilwirkungen der Arzneien" (das. 1846). Versuche über die thierische Elektricität und über die

Elektricität in Krankheiten machte er in Frorieps „Tagesberichten" bekannt.

Schulz, 1) **Friedrich**, deutscher Romanschriftsteller, geboren 1762 zu Magdeburg, widmete sich, nachdem er in Halle studirt, in Dresden, dann in Wien, Berlin und Weimar der Schriftstellerei, befand sich zur Zeit der ersten Revolution in Paris, erhielt darauf eine Professur der Geschichte am akademischen Gymnasium zu Mitau und spielte als Deputirter des kurländischen Bürgerstandes 1791 auf dem Reichstage zu Warschau eine hervorragende Rolle. Im J. 1793 machte er eine Reise nach Italien, kehrte kränkelnd nach Mitau zurück, verfiel in Irrsinn u. † daselbst im November 1798. Von seinen Schriften sind zu nennen: „Moritz" (Leipzig 1785); „Leopoldine" (das. 1791); „Geschichte der großen Revolution in Frankreich" (Berlin 1790); „Paris und die Pariser" (das. 1790); „Reisen eines Livländers durch Polen" (das. 1797).

2) **David**, protestantischer Theolog, geboren am 29. November 1779 zu Pürden bei Freistadt in Niederschlesien, als der Sohn eines unbemittelten Landmanns, besuchte von 1793 an die Stadtschule zu Freistadt und übernahm 1800 eine Hauslehrerstelle in Tscheschendorf bei Liegnitz. In Breslau, wohin er seine beiden Zöglinge, die in einem Privatinstitut Unterricht erhielten, begleitete, faßte er noch in seinem 22. Jahre den Entschluß, zu studiren. Er besuchte das Elisabethengymnasium und betrieb die nöthigen Studien mit solchem Erfolge, daß er schon 1803 mit einem rühmlichen Zeugnisse entlassen werden konnte, worauf er die Universität Halle bezog, um sich theologischen und philologischen Studien zu widmen. Nach dreijährigem Studium habilitirte er sich als Docent in der philosophischen Fakultät. Nach der Aufhebung der halleschen Universität siedelte er nach Leipzig über, kehrte aber 1808 nach Halle zurück und eröffnete seine Vorlesungen über klassische Schriftsteller, römische Alterthümer und Bücher des Neuen Testaments wieder. Durch Wolfs und W. v. Humboldts Vermittelung erhielt er 1809 einen Ruf als Professor nach Frankfurt a. d. O. Mit der Universität wanderte er von da 1811 nach Breslau. Hier hielt er theologische Vorlesungen, die sich, unter stets wachsender Theilnahme, nach und nach über die wichtigsten Theile der Theologie verbreiteten. Im Jahre 1819 wurde er Mitglied des königlichen Konsistoriums für Schlesien, dieser Stelle jedoch 1845 wegen seiner der damaligen berliner Hoftheologie entgegengesetzten rationalistischen Richtung enthoben. Er † den 17. Februar 1854 zu Breslau. Von seinen Schriften sind zu nennen: „Der Brief an die Hebräer, Einleitung, Uebersetzung und Anmerkungen" (Berlin 1818); „Die Parabel vom Verwalter 2c." (das. 1821); die dritte Ausgabe des von Griesbach edirten „Novum Testamentum graece" (das. 1827); „De codice Cantabrigensi" (Breslau 1827); „Die christliche Lehre vom heiligen Abendmahl nach dem Grundtext des Neuen Testaments" (Leipzig 1824, 2. Ausg. 1831); „Die christliche Lehre vom Glauben" (das. 1834), eine Umarbeitung der früheren Schrift „Was heißt Glauben und wer sind die Ungläubigen?" (das. 1830). Auch gab er von Cöllns „Biblische Theologie" nebst dessen Lebensbeschreibung (Leipzig 1836, 2 Bde.) heraus. Bei mehren Gelegenheiten trat er als kräftiger Streiter für vernunftmäßiges Christenthum und für Denk- und Lehrfreiheit überhaupt auf. So früher in seinen Streitigkeiten mit Scheibel („Unfug an heiliger Stätte 2c.", Bresl. 1822) und mit Steffens („Urkundliche Darlegung meiner Streitsache mit Steffens", das. 1823), dann bei Gelegenheit der von der „Evangelischen Kirchenzeitung" ausgegangenen Angriffe auf die theologische Lehrfreiheit („Ueber theologische Lehrfreiheit auf den evangelischen Universitäten und deren Beschränkung durch symbolische Bücher", das. 1830; „Das Wesen und Treiben der evangelischen Kirchenzeitung", das. 1839—40), endlich in Bezug auf Schleiermachers Versuch, eine Beschränkung der Lehrfreiheit durch symbolische Bücher zu rechtfertigen („Zwei Antwortschreiben an Herrn Dr. Schleiermacher", Leipzig 1831 und öfter). Verschiedene Zeitschriften enthalten philosophische und theologische Recensionen von S. aus seinen frühern Jahren.

3) **Wilhelm**, politischer Schriftsteller, geboren am 13. März 1797 in Darmstadt, trat 1811 als Kadet in das großherzoglich hessische Leibregiment u. wohnte 1813 dem Feldzuge in Sachsen u. 1814 u. 1815 den Feldzügen gegen Frankreich bei. Seine kleine Schrift: „Frag- und Antwortbüchlein über Allerlei, was dem deutschen Vaterlande besonders noth thut" (Deutschland 1819), verwickelte ihn in eine militärgerichtliche Untersuchung, und er wurde erst nach längerer Haft wieder frei gelassen. Im Jahre 1821 des Dienstes entlassen, lag er mehre Jahre hindurch den Rechtsstudien ob, ward jedoch nicht zum Staatsexamen zugelassen. Er privatisirte eine Zeit lang in seiner Vaterstadt, unternahm und redigirte das 10 Monate lang daselbst erschienene „Montagsblatt" (1828), arbeitete an mehren Zeitschriften, namentlich André's „Hesperus", ging im Herbst 1830 nach Augsburg, wo er Mitredakteur des „Auslandes" wurde, und einige Monate später nach München, wo er in gleicher Eigenschaft am „Inlande" Theil nahm, bis diese Zeitschrift 1831 einging. Seine Schrift „Deutschlands Einheit durch Nationalrepräsentation" (Stuttgart 1832) zog ihm im Herbste 1832 eine zweite Untersuchung zu. Trotz seiner Entlassung aus dem Militärverbande ward er vor ein Kriegsgericht gestellt und von diesem zu 5 Jahren Festungsarrest verurtheilt. Im August 1834 auf das Schloß Babenhausen abgeführt, entfloh er mit Hülfe seiner Gattin in der Nacht vom 30.—31. December 1834. Nach einem längern Aufenthalt in Frankreich ließ er sich 1837 bei Zürich nieder und erwarb in Baselland das schweizer Bürgerrecht. Nachdem er am Sonderbundskriege Antheil genommen, riefen ihn die Ereignisse von 1848 nach Deutschland zurück. Als Abgeordneter des Wahlkreises Darmstadt war er Mitglied der deutschen Nationalversammlung, siedelte mit derselben nach Stuttgart über und kehrte dann in die Schweiz zurück. Außer einer Reihe von Artikeln in Rottecks und Welckers „Staatslexikon" und andern Schriften politischen, statistischen und humoristischen Inhalts

schrieb er: „Der Tod des Pfarrers Dr. F. L. Weidig" (Zürich u. Winterthur 1843) u. gemeinschaftlich mit Welcker „Geheime Inquisition rc." (Karlsruhe 1845); die Humoreske „Wahrhafte Geschichte des deutschen Michel mit Bildern von Distell" (Zürich und Winterthur 1843); „Bewegung der Produktion" (das. 1843); „Briefwechsel eines Staatsgefangenen und seiner Befreierin" (Mannheim 1846).

Schulze, s. v. a. Schultheiß.

Schulze, 1) Gottlob Ernst, deutscher Philosoph, geboren am 23. August 1761 zu Heldrungen in Thüringen, studirte zu Wittenberg und wurde dann Diakonus an der Schloß- und Universitätskirche daselbst und als Privatdocent Adjunkt der philosophischen Fakultät. Im Jahre 1788 kam er als ordentlicher Professor der Philosophie nach Helmstädt und nach Aufhebung der dortigen Universität 1810 nach Göttingen, wo er den 14. Januar 1833 †. Nachdem er sich früher mehr historisch-philosophischen Forschungen gewidmet, erklärte er sich, als Kants Philosophie in Deutschland sich verbreitete und Reinhold ihr in seiner „Theorie des Vorstellungsvermögens" eine festere Grundlage zu geben versuchte, in seinem „Aenesidemus, oder über die Fundamente der von Reinhold gelieferten Elementarphilosophie, nebst einer Vertheidigung des Skepticismus gegen die Anmaßungen der Vernunftkritik" (Helmstädt 1792) zuerst entschieden gegen die Alleinherrschaft der kritischen Philosophie. In gleichem Geiste sind noch geschrieben: „Einige Bemerkungen über Kants philosophische Religionslehre" (Kiel 1795); „Kritik der theoretischen Philosophie" (2 Bde., Hamburg 1801); „Die Hauptmomente der skeptischen Denkart über die menschliche Erkenntniß" (in Bouterwecks „Neuem Museum der Philosophie", 3. Bd., 2. Heft, 1805). S. suchte darzuthun, es gebe keine wissenschaftliche Theorie von den obersten Ursachen alles Bedingten oder Wirklichen, weil der Ursprung menschlicher Erkenntnisse außerhalb des Bereichs unserer Erkenntniß liege, und man müsse sich daher auf die Erforschung und Unterscheidung der Bestandtheile der menschlichen Erkenntniß und der Gesetze, von denen die Verbindung unserer Ueberzeugung mit den Erkenntnißarten abhänge, beschränken. In seinen späteren Schriften hat S. seinen Skepticismus beschränkt, und Manche haben in denselben eine Annäherung an Jacobi's dogmatische Glaubensphilosophie finden wollen. S. gibt der Philosophie, als einem wissenschaftlichen Ganzen, vier Haupttheile, nach den von ihm angenommenen vier Hauptarten der Gefühle: die Logik, die das Wahrheitsgefühl, die Metaphysik, die das religiöse, die praktische Philosophie, die das moralische Gefühl, und die Aesthetik, die das Schönheitsgefühl aufklären soll. Diese Ansicht hat S. entwickelt in seiner „Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften" (Göttingen 1814; 3. Ausgabe 1824). Außer den angeführten nennen wir noch von seinen Werken: „Grundsätze der allgemeinen Logik" (Helmstädt 1829); „Leitfaden der Entwicklung der philosophischen Principien des bürgerlichen und peinlichen Rechts" (Göttingen 1813); „Psychische Anthropologie" (das. 1816; 3. Ausgabe 1826); „Aphorismen über das Absolute" (in Bouterwecks „Neuem Museum der Philosophie", Bd. 1, Heft 2), ironische Darstellung von Schellings absolutem Identitätssystem; „Ueber die menschliche Erkenntniß" (das. 1832).

2) Friedrich August, als Romanschriftsteller unter dem Namen Friedrich Laun bekannt, geboren den 1. Juni 1770 zu Dresden, bereitete sich zu den Universitätsstudien vor, mußte aber beschränkter ökonomischer Verhältnisse wegen letztere aufgeben und nahm eine Stelle in der Kanzlei des geheimen Finanzkollegiums an. Erst als sich seine pekuniären Verhältnisse günstiger gestalteten, studirte er in Leipzig und kehrte 1800 nach Dresden zurück. Hier lieferte er seinen ersten Roman: „Der Mann auf Freiersfüßen" (Freiburg 1800), der viel Beifall fand. Im Jahre 1807 ward er Sekretär bei der Landesökonomie-, Manufaktur- und Kommerzdeputation und erhielt 1820 das Prädikat eines königlichen Kommissionsraths. Er † zu Dresden den 4. September 1849. Außer vielen, theils in Zeitschriften und Taschenbüchern, theils besonders erschienenen Erzählungen und Romanen gab er mit Apel ein „Gespensterbuch" (Leipzig 1810—17, 6 Bde.), „Lustspiele" (Dresden 1807), „Gedichte" (Leipzig 1824; neue Aufl. 1828) heraus. Seine „Gesammelten Schriften" erschienen, mit Vorrede von L. Tieck, Stuttg. 1843—44 in 6 Bänden. S. gehört zu den bessern Belletristen und lieferte besonders in der komischen und naiven Gattung Anerkennenswerthes. Er schrieb noch „Robespierre mit Beziehung auf die neueste Zeit" (Leipzig 1837).

3) Johannes, deutscher Gelehrter u. Schriftsteller, welcher sich um das höhere Schulwesen in Preußen großes Verdienst erworben hat, geboren zu Brühl in Mecklenburg-Schwerin am 15. Jan. 1786, studirte zu Halle Theologie und Philologie und kam 1808 als Professor an das Gymnasium zu Weimar, wo er eine bedeutende Thätigkeit im pädagogischen Fache entwickelte. Auch als geistlicher Redner trat er in und bei Weimar mit Beifall auf und ließ mehre seiner Vorträge in den „Reden über die christliche Religion" (Halle 1811) und in seinen „Predigten" (Leipzig 1810) drucken. Zudem begann er damals schon die Ausgabe von „Winckelmanns Werken" und legte in 2 dramaturgischen Schriften: „Ueber Ifflands Spiel" (Weimar 1810) und „Ueber den standhaften Prinzen des Calderon" (das. 1811) lebhaftes Interesse für kunstgerechte theatralische Darstellung an den Tag. Im Jahre 1812 folgte er einem Rufe als Professor an das Gymnasium in Hanau und ward im folgenden Jahre zum Oberschulrath und 1813 zum Direktor der Anstalt ernannt. Drei Jahre später trat er als Konsistorial- und Schulrath bei dem Konsistorium zu Koblenz in preußische Dienste und ward 1818 als geheimer Oberregierungsrath und vortragender Rath im Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten nach Berlin berufen. Er bearbeitete hier bis zum Tode des Ministers Altenstein (1840) die technischen und administrativen Angelegenheiten sämmtlicher Universitäten und der dazu gehörigen Institute, aller katholischen und evangelischen Gymnasien und aller öffentlichen Bibliotheken des preußischen

Staats, sowie alle in das höhere Gebiet der Wissenschaft einschlagenden Sachen, namentlich auch wo es sich um Veranstaltung wissenschaftlicher Reisen und die Herausgabe wissenschaftlicher Werke handelte. Im Jahre 1840 der Bearbeitung der Angelegenheiten der katholischen Gymnasien enthoben, behielt er die übrigen Fächer seines umfassenden Wirkungskreises bei und versah seit 1849 die Stelle eines Direktors in der Unterrichtsabtheilung des Ministeriums. Schon seit 1826 wirkte er auch als Mitglied der Militärstudienkommission und seit 1831 als Mitglied der Studiendirektion der allgemeinen Kriegsschule. Er ist in vieler Beziehung als der Gründer des gegenwärtigen blühenden Zustandes der preußischen Lehranstalten zu betrachten. Früh von den großartigen Ideen des Alterthums erfüllt, ließ er bereits 1808 einen „Aufruf an die deutsche Jugend" ergehen; seine in Weimar gehaltene und in Hanau gedruckte Abschiedsrede athmete denselben Geist und ward deshalb von der ängstlichen großherzoglichen frankfurtischen Regierung unterdrückt; die Vertreibung der Franzosen endlich begeisterte ihn in den Jahren 1813 und 1814 zu mehren kräftigen Gelegenheitsreden und Schriften. Er ist ein Feind aller Halbheit und Flachheit und für die altklassischen Studien begeistert, deren Widersacher mehr als einmal in ihm einen gründlichen und beredten Vertheidiger kennen gelernt haben. Neben der klassischen Literatur schätzt S. besonders die hegelsche Philosophie, deren Begründer sein vertrauter Freund war. Er hat auch die Ausgabe von Hegels „Phänomenologie des Geistes" (Berlin 1833) besorgt. Zu seinen bedeutendsten Leistungen gehört die Herausgabe von Winckelmanns „Geschichte der Kunst des Alterthums", die er mit H. Meyer besorgte (4 Bde., Dresden 1809—15); später gab er dessen „Vorläufige Abhandlung von der Kunst der Zeichnung der alten Völker" (1817) heraus. Außerdem sind von ihm „Schulreden" (Hanau 1818) erschienen; dann die Uebersetzung der „Leichenrede des Pericles im Thucydides" (1813), sowie er die borheckſche Uebersetzung des Arrian (Frankfurt a. M. 1813) vollendete. In viele Zeitschriften hat er Aufsätze geliefert. Er ist Mitglied mehrer gelehrten Gesellschaften und wurde bei Gelegenheit des Jubiläums der augsburgischen Konfession (1830) von der theologischen Fakultät zu Halle zum Doktor der Theologie kreirt.

4) K. F. Ernst, trefflicher deutscher Dichter, geboren den 22. März 1789 in Celle, studirte seit 1806 in Göttingen erst Theologie, dann Philologie, habilitirte sich als Privatdocent und hielt Vorlesungen über alte Sprachen und schöne Literatur. Im J. 1806 veröffentlichte er „Psyche", ein erzählendes Gedicht. Diesem folgte eine Reihe kleinerer Gedichte. Nachdem S. 1814 als freiwilliger Jäger im grubenhagenschen Bataillon den Krieg gegen Frankreich mitgemacht, kehrte er nach Göttingen zurück. Im Jahre 1816 entwickelte sich in ihm ein Brustleiden, an welchem er am 29. Juni 1817 in Celle †. Der frühe Tod seiner Geliebten rief in S. den Entschluß hervor, ihr Andenken in einem Gedichte zu feiern, welches ihren Namen tragen und sie verewigen sollte. So entstand seine „Cäcilia" (2. Aufl., Leipzig 1822, 2 Bde., Miniaturausg., das. 1849), ein romantisches Gedicht in 20 Gesängen, durch poetische Schönheit der Schilderungen und leichten, harmonischen Versbau ausgezeichnet. Während seiner Krankheit verfaßte er sein Hauptwerk: „Die bezauberte Rose" (8. Aufl., Leipzig 1852, Miniaturausg., 5. Aufl., das. 1854), wofür ihm der in der „Urania" ausgesetzte Preis zuerkannt ward. Er erhielt die Nachricht von diesem poetischen Siege auf seinem Todbette. Eine Gesammtausgabe von S.'s poetischen Werken besorgte Bouterweck (Leipzig 1819—20, 2 Bde.; 2. Aufl. 1822, 4 Bde., begleitet von einer ausführlichen Biographie des Dichters). S.'s „Vermischte Gedichte", unter denen sich viele der zartesten Blüthen deutscher Lyrik befinden, erschienen als Miniaturausgabe in 3. Aufl. Leipzig 1852; eine neue Gesammtausgabe seiner Werke mit einer aus seinem Tagebuch- und Briefnachlaß geschöpften Biographie des Dichters erschien in 4 Bänden 1854 zu Leipzig. Wohlklang und Leichtigkeit des Versbaues, Zartheit der Empfindung, sowie Kraft und Lebendigkeit der Darstellung machen die Vorzüge der schulze'schen Dichtungen aus.

5) Friedrich Gottlob, geheimer Hofrath und Professor der Staatswissenschaft in Jena, geboren den 28. Januar 1795 zu Obergävernitz bei Meißen, besuchte Schulpforta, studirte zu Leipzig und Jena und erlernte dann die Landwirthschaft auf den Gütern seines Vaters praktisch. Im Jahre 1817 ward er Oberverwalter der Kammergüter Oberweimar, Tiefurth und Lützendorf, habilitirte sich darauf zu Jena und ward daselbst 1821 außerordentlicher, später ordentlicher Professor. Zur Ausbildung angehender Landwirthe und Kameralisten gründete er 1826 ein Institut und suchte gleichzeitig als Vorsteher des landwirthschaftlichen Vereins zu Zwätzen bei Jena das Interesse an rationellem Betrieb der Landwirthschaft in weiteren Kreisen zu befördern. Im Oktober 1834 eröffnete er, von der preußischen Regierung berufen, eine kameralistisch-ökonomische Lehranstalt zu Eldena bei Greifswald, kehrte aber 1839 als Professor der Staatswirthschaft nach Jena zurück, wo er sofort wieder ein landwirthschaftliches Institut eröffnete. Im Jahre 1843 pachtete er die Kammergüter Zwätzen und Lehesten, um deren Bewirthschaftung mit seinem Institut zu verbinden. Unter seinen Schriften sind die „Ueber Wesen und Studium der Wirthschaftswissenschaften" (Jena 1826) und die „Ueber die Selbstständigkeit des deutschen Universitätsgeistes" (das. 1843) zu nennen. Er gab auch „Deutsche Blätter für Landwirthschaft und Nationalökonomie" (Jena 1844—53, 2 Bde.) heraus.

6) Hermann Johann Friedrich, Sohn des Vorigen, geboren den 23. September 1824, studirte zu Jena und Leipzig die Rechte nebst Kameralwissenschaften, habilitirte sich 1847 in der juristischen Fakultät zu Jena, ward daselbst außerordentlicher Professor der Rechte und folgte später einem Rufe nach Breslau. Unter seinen Schriften sind „Das Recht der Erstgeburt in den deutschen Fürstenhäusern" (Leipzig 1851) und „Nationalökonomische Bilder aus Englands Volksleben" (Jena 1853) hervorzuheben.

Schulzucht, s. Schule.

Schumacher, Heinrich Christian, berühmter Astronom, geboren am 3. Sept. 1780 zu Bramstedt im Holsteinischen, studirte anfangs in Kiel und Jena Jurisprudenz, dann in Kopenhagen und Göttingen Mathematik und Astronomie. Nachdem er von 1807—10 in Altona gelebt, ward er 1810 zum außerordentlichen Professor der Astronomie in Kopenhagen ernannt. Im Jahre 1813 folgte er einem Rufe als Direktor der Sternwarte in Mannheim, kehrte aber 1815 als ordentlicher Professor der Astronomie und Direktor der Sternwarte nach Kopenhagen zurück. Im Jahre 1816 ward ihm die Vermessung des hamburger Gebiets und im folgenden die genaue Ermittelung der geographischen Lage des dänischen Staats übertragen. Diese Arbeit wurde durch eine 1819 unternommene wissenschaftliche Reise nach Frankreich und England auf einige Zeit unterbrochen. Im folgenden Jahre erhielt er die Direktion der trigonometrischen Arbeiten von Holstein und Lauenburg. König Friedrich VI. von Dänemark ließ ihm 1823 eine kleine, aber treffliche eingerichtete Sternwarte zu Altona errichten, wo S. seitdem lebte. In Gemeinschaft mit dem englischen Board of longitude setzte er 1824 die englischen Messungen mit den dänischen durch Bestimmung des Längenunterschieds zwischen der altonaer und greenwicher Sternwarte in Verbindung, wo ein Dampfboot der englischen Admiralität zu seiner Verfügung gestellt war. Im Jahre 1830 stellte er auf dem Schlosse Güldenstein die Beobachtungen über die Länge des einfachen Sekundenpendels an, welche dem dänischen Maßsystem zur Grundlage dienen. Seit 1822 lieferte er sehr genaue Berechnungen der Distanzen der vier Planeten Venus, Jupiter, Mars und Saturn vom Monde. S. war einer der ersten von den Astronomen, welche die 1846 von Mädler aufgestellte Ansicht, daß der Stern Alcyone in den Plejaden die meiste Wahrscheinlichkeit für sich habe, die wahre Centralsonne des gesammten Fixsternsystems zu seyn, bezweifelten. Nach Bessels Tode gab er dessen „Populäre Vorlesungen über wissenschaftliche Gegenstände" (Hamburg 1848) heraus. Dem Gerücht, als habe er 1848, da ihm das dänische Kasinoministerium sein Jahrgehalt entzogen hatte, eine Pension vom Kaiser von Rußland angenommen, ward widersprochen. Er † den 28. December 1850. Seine „Astronomischen Hülfstafeln" (1820—29) geben ein mustergültiges Beispiel einer scharf berechneten Ephemeride. Sehr verdienstvoll sind auch seine „Astronomischen Nachrichten" (1821), die, gegenwärtig noch fortgesetzt, ein Centralorgan für die Astronomen aller Länder darbieten, sowie das „Astronomische Jahrbuch" (Stuttgart 1836), das er mit Bessel begann.

Schumann, Robert, einer der bedeutendsten Komponisten der Gegenwart, geboren den 7. Juli 1810 zu Zwickau, studirte in Heidelberg und Leipzig, widmete sich aber mit Vorliebe der Musik. Nach seinen Universitätsjahren machte er in Leipzig Studien im Pianofortespiel und in der Komposition, in welcher Beziehung ihm die nähere Bekanntschaft mit dem Musiklehrer Wieck, dem Vater der Klaviervirtuosin Klara Wieck, seiner nachherigen Gattin, sehr zu Statten kam. Eine Fingerlähmung nöthigte ihn indeß, diese Beschäftigung aufzugeben und sich der Komposition, seinem eigentlichen Berufe, zu widmen. Im Jahre 1834 gründete er die „Neue Zeitschrift für Musik", die, von den tüchtigsten Kräften unterstützt, bald als bedeutendes musikalisches Blatt sich Bahn brach. Nachdem er 1845 aus Gesundheitsrücksichten von deren Redaktion zurückgetreten, siedelte er nach Dresden über, um sich ausschließlich der Komposition zu widmen. Im Jahre 1850 folgte er einem Rufe als Musikdirektor nach Düsseldorf, legte aber diese Stelle bald wieder nieder, um mit seiner Gattin größere Kunstreisen zu unternehmen. Doch sah er sich in seiner künstlerischen Thätigkeit durch schwankende Gesundheitszustände vielfach gehemmt. Er † den 29. Juli 1856 zu Endenich, wo er, seit März 1854 geisteskrank, in einer Versorgungsanstalt gelebt hatte. Als Komponist hat er vornehmlich die von Beethoven degründete sogenannte romantische Richtung weiter ausgebildet, sich in dieser Beziehung besonders an Franz Schubert anschließend. Seine zahlreichen Kompositionen bestehen in vier großen Sinfonien, der Oper „Genoveva", der Kantate „Das Paradies u. die Peri", „Der Rose Pilgerfahrt", großen Musiken zu Göthe's „Faust" und zu Byrons „Manfred", mehren Ouverturen (zu Schillers „Braut von Messina", Shakespeare's „Julius Cäsar", Festouverture rc.), Orgelstücken, mannichfaltigen Werken für Pianoforte, einem Quintett, Quartett, Trio's und vielen Solopiecen, sowie endlich aus einer großen Anzahl reizender Lieder und Gesänge rc. Seine „Gesammelten Schriften über Musik und Musiker" (Leipzig 1854, 4 Bde.) enthalten werthvolle kritische Aufsätze und treffliche Gedanken über Hebung der musikalischen Komposition. Seine Gattin, Klara S., geb. Wieck, eine der größten lebenden Pianofortevirtuosinnen, geboren zu Leipzig 1818, erhielt ihre Bildung von ihrem Vater und besaß schon im 12. Jahre eine eminente Fertigkeit, sowie für ihr Alter ungewöhnlich viel Ausdruck im Spiele. Durch den Umgang mit S., mit dem sie häufig zusammenspielte, wurde ihre künstlerische Entwickelung noch mehr beschleunigt, und als ihr Vater mit ihr eine große Kunstreise durch Deutschland und sogar nach Frankreich antrat, eilte ihr überall ihr großer Ruf voraus. Ihr Spiel vereinigt die Vorzüge der bedeutendsten Virtuosen in sich und zeichnet sich eben so sehr durch das Geist- und Seelenvolle des Vortrags, als durch die feinste Eleganz aus. Nach ihrer Verheirathung lebte sie meist zu Leipzig, Dresden und Düsseldorf. Als Komponistin lieferte sie mehre Bolero's, Masurka's, Koncerte, Soiréen für Pianoforte rc.; auch einen Klavierauszug der Oper „Genoveva" von ihrem Gatten.

Schumla (Dsjumla, Schumna), befestigte Stadt in der europäisch-türkischen Provinz Bulgarien, Sandschak Silistria, am Abhange des nördlichen Balkans, nördlich von Weingebirgen, südlich von fruchtbaren Feldern umgeben. Die Gassen der Stadt laufen bergab und bilden 2 lange Reihen von staffelförmigen Häusermassen, durch deren Mitte ein mit Gewässern u. Brücken

versehenes Thal zieht. Die 23 Minarets und die Hauptmoschee, im byzantinischen Styl erbaut, geben der Stadt ein freundliches Aussehen, und einige auf Hügeln, die von Gärten umgeben sind, angelegte großartige Gebäude verleihen dieser anmuthigen Gegend einen besondern Reiz. Die Zahl der Einwohner beträgt an 50,000, darunter 12,000 Bulgaren, 5000 Armenier und 500 Juden. Sämmtliche fremde Glaubensparteien haben hier Gotteshäuser, unter denen die armenische Kirche die ansehnlichste ist. Der Bazar von S. ist ziemlich belebt, und der Verkehr mit Tuch, Leder und Kupferschmiedewaaren (den besten in der Türkei) sehr bedeutend. Auch gibt es mehre Webereien und Seidenspinnereien. Die Stadt enthält ein Arsenal, ein Militärspital und eine große Kavallerie- und Infanteriekaserne. Ein altes, hochgelegenes, mit festen, hohen Mauern umgebenes, selbst einem großen, hohen Thurme gleichendes Kastell und ausgedehnte, starke Festungswerke um die Stadt, sowie ein verschanztes Lager für 40—60,000 Mann zur Deckung des Balkanpasses machen die Stadt zu einer der bedeutendsten Festungen des türkischen Reichs. Außerhalb der Stadt sind 3 Forts angelegt, und von der Ostseite breitet sich eine große, fruchtbare Ebene aus, welche durch Schanzen und Laufgraben von der Stadt geschieden ist. Seit 1853 sind alle diese Befestigungen noch bedeutend verstärkt worden. Hier vereinigen sich alle Straßen der Donaufestungen, daher dieser Punkt den Schlüssel zum Uebergang in den Balkan bildet. Dreimal wurden die russischen Heere vor diesem Bollwerke des europäisch-türkischen Gebiets aufgehalten, unter Romanzow 1774, unter Kaminski 1810, unter Wittgenstein 1828, in welchem Jahre Hussein Pascha S. vertheidigte. Der Hämus gibt S. eine fast uneinnehmbare Lage; daher umging es Diebitsch 1829. S. kommt schon im 9. Jahrhundert unter dem bulgarischen Namen Schumen (von schuma, Wald) vor, war zur Zeit des byzantinischen Reichs Sitz des Krunmus, eines Bulgarenkhans. Im Jahre 811 ward es vom Kaiser Nicephorus verbrannt, 1087 vom Kaiser Alexius bekriegt, 1387 von den Türken durch Kapitulation gewonnen, 1649 erweitert und verstärkt, was auch 1768 durch den Großwessir Hassan Pascha geschah, dessen prachtvolles Grabmal hier noch zu sehen ist. In den folgenden Kriegen mit den Russen war S. gewöhnlich Hauptquartier der Großwessire. Seit dem Frühjahr 1854 bildete es das Hauptquartier Omer Pascha's und den Koncentrationspunkt der türkischen Armee. Merkwürdig ist das nahe Dorf Madara oder Marda am Flusse Paravadi, welches als Zufluchtsort für alle türkischen, von ihren Eheherren verfolgten Frauen zur Zeit des russisch-türkischen Kriegs von 1828—29 2000 ausschließlich weibliche Bewohnerinnen zählte, die abgabenfrei waren und sich gegen Reisende gastfreundlich und in jeder Hinsicht gefällig erwiesen.

Schupflehn (Falllehn, Herrengunst, Leibgedingsgut), im Schwäbischen und den angrenzenden Territorien ein bäuerliches Gut oder Grundstück, welches der Inhaber gegen Erlegung einer bestimmten Summe Geldes auf Lebenszeit besaß und oft auch noch auf seine ihn überlebende Gattin vererben, aber weder in Afterpacht geben, noch veräußern und verpfänden, noch weiter vererben durfte. Außer den mit Grundbesitz überhaupt verknüpften öffentlichen Lasten hatte der Inhaber eines solchen leibfälligen Gutes jährlich eine geringe Abgabe an Geld oder Naturalien an den Gutsherrn zu entrichten, oder gewisse Dienstleistungen auf sich zu nehmen. Eine königliche Verordnung vom 18. November 1817 hob diese Falllehne im Würtembergischen auf und erklärte jedes bis dahin leibfällige Gut für ein in der Nachkommenschaft des bisherigen Inhabers erbliches.

Schuppen, s. Fische.

Schuppenthier (Pangolin, Manis), Säugethiergattung aus der Ordnung der Zahnarmen (Edentata) und der Familie der Wurmzüngler (Vermilingula), charakterisirt durch den mit ziegeldachig übereinander liegenden hornartigen Schuppen bedeckten, sehr gestreckten, einem Tannenzapfen ähnelnden Körper, das zahnlose kleine Maul, die verlängerte Schnauze, die lang hervorstreckbare, wurmförmige Zunge, die kurzen Beine und den längern oder kürzern, ebenfalls mit Schuppen bedeckten Schwanz, langsame, friedliche Thiere, welche sich in die Erde eingraben und sich besonders von Ameisen nähren, in deren Haufen sie die klebrige Zunge hineinstecken, so daß sie daran hängen bleiben. Angegriffen schlagen sie den Schwanz über den eingebogenen Kopf, Nacken und Rücken. Ihr Fleisch ist eßbar. Das fünfzehige oder kurzschwänzige S. (M. pentadactyla *L.*, M. brachyura *Erxl.*, Phatagin), mit einem Schwanz, welcher kürzer als der Körper und an der Wurzel sehr breit und dick ist, zeigt nach der Länge des Körpers 11 Schuppenreihen, deren Mittelreihe auf dem Kopfe 11, auf dem Rumpfe 16 und auf dem Schwanze ebenfalls 16 Schuppen zählt, und ist 2 Fuß lang. Die unteren Theile des Kopfes, Halses und des Körpers sind nackt, die Schuppen gelblich, dreieckig, an der Spitze stumpf und dick. Diese Art findet sich in Ostindien, besonders in Dekan, auch auf der Insel Formosa, nach der es auch formosanisches Teufelchen heißt. Das langschwänzige S. (M. macroura *Erxl.*, M. tetradactyla *L.*, Pangolin) hat in der Mittelreihe der Schuppen auf dem Kopfe 9, auf dem Rumpfe 14, auf dem Schwanze 42—44 braune Schuppen und ist 3 Fuß lang, wovon auf den Schwanz über $^2/_3$ kommen. Es findet sich im westlichen Afrika, in Congo, Guinea, Sierra Leona und Senegambien. Man kennt außer den genannten noch 6 Arten.

Schuppenwurz, s. Lathräa.

Schurmann, Anna Maria von, gelehrte Frau, geboren 1607 zu Köln, sprach und schrieb die lateinische, griechische, französische, italienische, spanische und holländische Sprache und hatte selbst im Hebräischen und Chaldäischen ungewöhnliche Kenntnisse. Viele Gelehrte standen mit ihr in Briefwechsel, u. Königinnen u. andere hohe Personen besuchten das Wunderkind. Dann war sie eine ausgezeichnete Schönschreiberin, in der Malerei, in der Plastik und in der Kupferstecherkunst erfahren. Auf der Laute und im Klavierspiel suchte sie ebenfalls ihres Gleichen. Seit 1650 war sie eine Verehrerin Labadie's, nahm die Labadisten in Schutz, indem sie denselben einen

Zufluchtsort bei der Aebtissin Elisabeth von Heervorden verschaffte, wurde deshalb zum Verlassen Hollands genöthigt und begab sich nun nach Altona, welches dadurch das Asyl der Labadisten ward. Nach dem Ableben Labadie's ging die S. nach Friesland und † 1678 zu Wiewerden. Ihre „Opuscula“ erschienen Utrecht 1652, Lpz. 1794.

Schurwald (Schlichterwald), waldige Hochebene in Würtemberg, in den Oberämtern Kannstatt, Waiblingen und Schorndorf, zwischen dem Rems- und Filsthal, mit dem Kappelberg bei Fellbach und dem Rotheberg bei Untertürkheim, bis zu 1429 Fuß Höhe ansteigend. Die Bewohner sind den Schwarzwäldern in Sitte und Kleidung ähnlich.

Schuscha (Schuschi), Hauptstadt in der asiatisch-russischen kaspischen Provinz, oder des ehemaligen Khanats Karabagh, auf einem hohen u. steilen Felsen (4000 Fuß über dem kaspischen Meere), befestigt, hat meist steinerne Häuser, ein sehr gesundes Klima, mehre Schulen, darunter eine russische Kreisschule und eine von der baseler evangelischen Gesellschaft gestiftete und auf deren Kosten unterhaltene, mit Druckerei, u. mehre tatarische. Die Einwohner, etwa 11,000, beschäftigen sich mit Feldbau, Seiden- u. Baumwollenweberei, Gerberei, Seifensiederei und Handel mit seidenen, baumwollenen und wollenen Stoffen. Vgl. Karabagh.

Schuselka, Franz, namhafter Publicist, geboren den 15. August 1811 zu Budweis in Böhmen, studirte zu Wien Jurisprudenz, arbeitete dann als Praktikant bei dem dortigen Kriminalsenat, gab aber diese Stellung bald wieder auf u. war 5 Jahre hindurch als Hauslehrer in mehren adeligen Häusern thätig. Er betrat darauf die schriftstellerische Laufbahn und veröffentlichte unter Anderem einen Roman „Karl Gutherz“ (Wien 1841, 2. Aufl. 1844). Dabei lieferte er für die österreichische juristische Zeitschrift kriminalistische Abhandlungen. In Folge eines Konflikts mit der Censur siedelte er nach Weimar und von da nach Jena über. Außer einer juristischen Schrift, „Beitrag zur Beurtheilung des preußischen Strafgesetzentwurfs“ (Jena 1843), verfaßte S. hier die politischen Broschüren: „Deutsche Worte eines Oesterreichers“ (Hamb. 1843); „Ist Oesterreich deutsch?“ (Leipz. 1843); „Oesterreich und Ungarn“ (das. 1843); „Die orientalische, das ist russische Frage“ (Hamb. 1843). Im Sommer 1843 begab er sich wieder nach Oesterreich, weil der kaiserliche Gesandte in Dresden ihm die Verlängerung seines abgelaufenen Passes verweigerte. In Wien angekommen, sah er sich von der Polizei verfolgt, weil man ihn für den Verfasser einer mißliebigen Schrift „Oesterreich im Jahr 1843“ hielt. Ohne verhaftet zu werden, ward er scharf verhört, schließlich aber nur verwarnt, österreichische Regierungsangelegenheiten künftig nicht mehr zum Gegenstande seiner schriftstellerischen Arbeiten zu machen. Nachdem er sich im Februar 1845 wieder nach Jena begeben, schrieb er das Werk „Der Jesuitenkrieg gegen Oesterreich und Deutschland“ (Leipz. 1845), welches ihm von Seiten der österreichischen Regierung die Weisung zuzog, sofort nach Oesterreich zurückzukehren und sich einer neuen Untersuchung zu stellen. Anstatt aber dem Folge zu geben, veröffentlichte S. drei neue Schriften: „Mittelmeer, Nord- und Ostsee“; „Die preußische Verfassungsfrage und das nordische Princip“; „Die neue Kirche und die alte Politik“ (2. Aufl., Lpz. 1846). In letzterem Werke erklärte er sich für den Deutschkatholicismus, und bei dem Gottesdienst, welchen Ronge am 16. Nov. 1845 in Weimar hielt, trat S. förmlich zu der neuen Kirche über. Da die österreichische Regierung allen Anhängern des Deutschkatholicismus den Eintritt in ihr Gebiet untersagte, so ward S. plötzlich heimathlos, und da man ihn im Großherzogthum Weimar auch nicht mehr dulden wollte, so wandte er sich im Febr. 1846 nach Hamburg. Außer leitenden und Korrespondenzartikeln für liberale Zeitungen schrieb er daselbst unter Anderem „Oesterreichische Vor- und Rückschritte“ (Hamb. 1847), welche Flugschrift das Verbot des ganzen Verlags der Firma Hoffmann und Campe in Hamburg, welche dieselbe verlegt hatte, für das österreichische Staatsgebiet nach sich zog. Die Märzbewegung von 1848 rief ihn nach Wien zurück. Von der Aula ins Vorparlament und in Frankfurt in den Fünfzigerausschuß gewählt, trat er in Folge seiner Wahl zu Klosterneuburg auch in das deutsche Parlament, wo er sich zur Linken hielt. Am 17. August erklärte er hier seinen Austritt, um, von der Gemeinde Perchtoldsdorf bei Wien in den österreichischen Reichstag gewählt, hier die gemäßigte Opposition zu verstärken. Hier entwickelte er seit den Oktoberwirren als Berichterstatter des Reichstagsausschusses große Thätigkeit. Er ward darauf auch Mitglied des Reichstags zu Kremsier, wo er seine liberale Richtung nicht verleugnete. Nach Auflösung der Versammlung kehrte er nach Wien zurück und widmete sich hier wieder literarischen Arbeiten. Nach dem Einrücken der Russen in Ungarn veröffentlichte er die Broschüre „Deutsch oder Russisch?“, die große Aufmerksamkeit erregte. Im Jahre 1850 ward er ohne Angabe des Grundes aus Wien auf ein benachbartes Landhaus verwiesen, wo er 2 Jahre zurückgezogen lebte und zur evangelischen Kirche übertrat. Später begab er sich nach Dresden, wo er die Schrift „Das türkische Verhängniß u. die Großmächte“ (Lpz. 1853) veröffentlichte. Seine Gattin, Ida S.-Brüning, mit der er sich 1849 verheirathete, ist eine namhafte Schauspielerin, besonders im Soubrettenfach ausgezeichnet.

Schuß, s. Schießen.

Schußfrei, von Brustwehren, Blendungen oder Harnischen, welche man probirt und dadurch gefunden hat, daß Stückkugeln oder Kugeln von kleinen Gewehren durch sie nicht durchschlagen.

Schuster, s. Schuhmacher.

Schuster (Tuster), Hauptstadt in der persischen Provinz Khusistan, am Fuße des wilden bachtiarischen Gebirges und am Karun, ist mit Mauern umgeben, hat ein Schloß, bedeutende Fabriken für baumwollene, wollene und seidene Zeuche und 15,000 Einw. In der Nähe Ruinen, nach Einigen von der alten Hauptstadt Susa.

Schuttery (d. i. Schützengesellschaft), die holländische Nationalmiliz, ein uraltes, ganz nationales Institut, welches, ausschließlich zur Vertheidigung des Vaterlandes gegen fremde Angriffe und zur Aufrechterhaltung der Ruhe und Ord-

nung im Innern bestimmt, im Frieden einen ganz selbstständigen, in sich abgeschlossenen Bestandtheil der Landmacht ausmacht, während im Kriege die mobilen Schutterabtheilungen in den Brigade- und Divisionsverband der Armee eintreten und mit diesen unter einen gemeinschaftlichen Oberbefehl kommen. Die S. zerfällt in dienstthuende und ruhende. Jede Gemeinde, deren Bevölkerung 2500 Seelen und darüber beträgt, bildet aus ihren schutterpflichtigen Männern eine selbstständige Abtheilung dienstthuender S.; jede minder bevölkerte Gemeinde hat dagegen nur ruhende S., d. h. solche, welche nur zur innern Landesvertheidigung bestimmt und dem preußischen Landsturm vergleichbar ist, während die dienstthuenden Schutters förmlich aus- und ins Feld rücken, sobald die Landesgrenzen von einem Feinde bedroht werden. Die S. besteht, mit Ausnahme einiger Artillerieabtheilungen, nur aus Infanterie, welche je nach der Größe der Gemeinde eine oder mehre Kompagnien, ein oder mehre Bataillone bildet, die im Kriege provinzenweise in den Regimentsverband treten und mit der Linie Brigaden und Divisionen bilden. Die Offiziere werden von dem Könige ernannt und befördert.

Schutzblattern, s. Pocken.

Schutzbrief, officielle Urkunde, welche Jemandem Schutz gegen gewisse Sicherheits- und Aufenthaltsanfechtungen von Seiten der Behörden oder Privaten verheißt; vgl. Moratorium und Sicheres Geleite.

Schutzbürger, eine Mittelklasse zwischen den Vollbürgern und den Fremden, werden nur auf einen gewissen Zeitraum aufgenommen u. können auch nach manchen Gemeindeordnungen zu jeder Zeit fortgewiesen werden. Wenn sie auch weniger Abgaben zahlen müssen, als die Vollbürger, so haben sie dagegen auch nicht den Genuß aller Rechte, z. B. haben sie keinen Theil an der Verwaltung und keine Ansprüche auf die Nutzungen des Gemeindeguts.

Schutzgeist, s. Genius, vgl. Genien.

Schutzgenossen (Schutzverwandte), s. v. a. Schutzbürger. Eine besondere Klasse von S. machen die Schutzjuden aus, welche erst durch den Schutzbrief die Unterthanenrechte. und zwar oft nur auf gewisse Jahre erhalten. Sie erlangen durch den Schutz aber keineswegs das Ortsbürgerrecht, und eben so wenig hat der Schutz für ihre Kinder Gültigkeit.

Schutzgerechtigkeit (Vogtei), das Recht eines Landes- oder Patrimonialherrn, eine Gemeinde, ein Stift, ein Kloster rc. in seinen Schutz zu nehmen. Die S. war im Mittelalter ein Ehrenrecht. Eine Folge derselben war, daß der Beschützer, der Schutzherr, den Grundbesitz der Beschützten als Obereigenthum an sich brachte u. ihn den Schützlingen nur als Lehn wiedergab.

Schutzverwandte, s. v. a. Schutzgenossen.

Schutzwache, s. v. a. Sauvegarde.

Schutzzoll, s. Zoll.

Schuwalow, russisches Grafengeschlecht, dessen Adel mit dem Anfange des 17. Jahrhunderts beginnt. Bemerkenswerth sind: Iwan, zur Zeit Peters des Großen General und Kommandant von Wiborg, genoß in hohem Grade das Vertrauen des Czaren. Alexander, Sohn des Vorigen, stand in der Gunst der Kaiserin Elisabeth, wurde am 17. Sept. 1746 in den russischen Grafenstand erhoben, sowie später von Peter III. zum Reichsfeldmarschall ernannt. Peter Iwan, Bruder des Vorigen, stand, wie dieser, gleichfalls bei der Kaiserin Elisabeth, der er auf den Thron mit verholfen hatte, in Gunst, ward 1741 Generalmajor, mit seinem Bruder in den Grafenstand erhoben und von Peter III. zum Reichsfeldmarschall ernannt und † am 15. Jan. 1762. Außer vielen Verbesserungen im Artilleriewesen hat er sich durch die Erfindung einer nach ihm benannten Haubitzenart (Schuwalows) bekannt gemacht. Iwan, Vetter der Genannten und gleichfalls Günstling der Kaiserin Elisabeth, geboren am 12. Nov. 1727, ward von der Kaiserin zum Oberkammerherrn ernannt und gründete, ein warmer Protektor von Wissenschaft und Kunst, am 23. Jan. 1755 die Universität nebst zwei zu ihr gehörigen Gymnasien zu Moskau, sowie 1758 die Akademie der Künste zu Petersburg. Er † am 25. Nov. 1798 zu Petersburg. Paul Andrejewitsch, geboren um 1775, ein Seitenverwandter der Vorigen, machte unter Suwarow den Sturm auf Praga mit, diente dann unter demselben in Italien u. avancirte bereits in seinem 25. Jahre zum Generalmajor. Als solcher that er sich im Feldzuge von 1807, sowie im finnländischen Kriege 1809 hervor, wo er über Torneå nach Schweden eindrang, durch einen Marsch über das Eis mit seltener Kühnheit die Einnahme von Schelefta bewerkstelligte und bei dieser Gelegenheit 8000 Schweden gefangen nahm und 121 Kanonen erbeutete, wofür er zum Generallieutenant und Generaladjutanten des Kaisers ernannt wurde. Von 1812—15 war er im russischen Generalstabe und Begleiter des Kaisers, unterhandelte 1813 mit Caulincourt über den Waffenstillstand vom 4. Juni, schloß am 26. Juli 1813 den Waffenstillstand von Neumark und unterhandelte vom 24. Febr. bis 5. März 1814 zu Lusigny über einen nicht zu Stande gebrachten Waffenstillstand. Nach dem Einzuge der Verbündeten in Paris empfing er den Auftrag, die Kaiserin Marie Luise zurück nach Wien und darauf Napoleon nach Fréjus zu geleiten. Er † am 1. Dec. 1823.

Schuylkill, Fluß im nordamerikanischen Staat Pennsylvanien, entspringt in der gleichnamigen Grafschaft, fließt südöstlich, durchschneidet die Blue Mountains, nimmt den Tulpehocken auf, bildet oberhalb Philadelphia Wasserfälle u. mündet südwestlich von Philadelphia nach einem Lauf von 50 Lieues, wovon 32 schiffbar sind, rechts in den Delaware.

Schwaan, Stadt im wendischen Kreis des Großherzogthums Mecklenburg-Schwerin, an der Warnow, mit 2 Vorstädten, Leder-, Wachs-, Lichte-, Seifen- und Runkelrübenzuckerfabriken und 2050 Einw.

Schwab, 1) Johann Christoph, geboren am 10. Dec. 1743 zu Ilsfeld, wurde 1778 Professor der Philosophie an der Karlsschule zu Stuttgart, 1795 geheimer Sekretär und 1816 Oberstudienrath u. † am 15. April 1821 zu Stuttgart. Er trat in einer Menge Schriften gegen Kant auf, da er ein entschiedener Anhänger des leibnitzwolffschen Systems war.

2) **Karl Heinrich von S.**, geboren am 20. März 1781 zu Stuttgart, der Sohn des Vorigen, trat 1806 in Staatsdienste, durchlief rasch die untern Staatsämter, ward 1817 als Obertribunalrath dem Ministerium des Innern beigesellt, 1823 mit Beibehaltung seines bisherigen Charakters zum außerordentlichen Mitglied des geheimen Raths, 1830 zum Präsidenten des königlichen Obertribunals und 1831 zum ordentlichen Mitglied des geheimen Raths, sowie zum Justizminister ernannt, 1842 jedoch seines Portefeuille's enthoben. Er † 1846.

3) **Gustav**, vorzüglicher deutscher Dichter, geboren den 19. Juni 1792 zu Stuttgart, Bruder des Vorigen, erhielt seine gelehrte Bildung theils von seinem Vater, theils auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt und studirte von 1809—14 in Tübingen Philosophie und Theologie. Didaktische Gedichte, mit schellingschen Ideen, waren die ersten Produkte jener Zeit, doch ist von ihnen nie etwas veröffentlicht worden. Ihnen folgte nun eine Reihe von Liedern, die seinen Dichterberuf beurkundeten. Die poetische Stimmung wurde genährt in einem Kreise gleichgesinnter Freunde, die im Austausch der Ideen und gemeinsamen Genuß deutscher Dichterwerke Befriedigung suchten. Sie nannten sich die „Romantiker", u. wirklich war ihr Ausgangspunkt die Romantik, welche damals neues Leben in die deutsche Poesie gebracht hatte. Die Auswüchse dieser Richtung wußten sie aber bald zu überwinden und wandten sich der klassischen Vollendung Göthe's zu, den sie als ihren Meister verehrten. Besonders wurde die Bekanntschaft mit dem um 5 Jahre ältern Uhland für S. von größter Wichtigkeit, indem sich derselbe die Einfachheit und die körnige Gedrungenheit der Dichtweise Uhlands zum Vorbild nahm, mit dem ihn seit jenen Jugendtagen die wärmste Freundschaft verband. Auch mit Varnhagen und besonders mit Kerner trat er in traute Verbindung, deren Frucht die Herausgabe des deutschen „Dichterwaldes" (1813) war. Im Frühjahr 1815 machte S. eine Reise nach Berlin, wo er besonders mit Fouqué, Franz Horn, Chamisso u. A. freundschaftliche Beziehungen anknüpfte u. sein Gemüth auf mannichfache Weise bereicherte. In die Heimath zurückgekehrt, ward er erst als Repetent im evangelisch-theologischen Seminar zu Tübingen und im Dec. 1817 als Professor am obern Gymnasium in Stuttgart angestellt. Zwei Decennien, von 1817—1839, füllten die Lehrthätigkeit S.s in Stuttgart aus; in sie fällt auch die höchste Reife seiner dichterischen Entwickelung. Die Poesie war S.s eigentliches Lebenselement. Die ihm angemessenste Form war das Lied und vor Allem die Romanze. Das Eigenthümliche seiner Poesie ist eine klare, gesunde Vergeistigung des in der Außenwelt, besonders aus Natur und Sage entgegentretenden Stoffes. Es war ihm Bedürfniß, jedes wichtige Erlebniß oder Interesse poetisch zu verarbeiten, oder doch Anklänge davon in seine Poesie zu verweben, so daß seine Gedichte in gewissem Sinne zugleich eine Geschichte seines Lebens geben. Mit dieser Eigenthümlichkeit des Stoffartigen hängt auch seine Bereitwilligkeit zum Gelegenheitsgedicht zusammen. S. gilt mit Uhland und Kerner als Hauptvertreter der schwäbischen Dichterschule und ist, besonders durch seine vieljährige Redaktion des poetischen Theils des „Morgenblattes" (von 1827—37) u. des „Deutschen Musenalmanachs" (von 1833—38), sehr einflußreich für die deutsche Dichtung geworden, indem unter seiner Anleitung und seinem Rathe mancher junge Dichter sich heranbildete. Nahe befreundet waren ihm namentlich G. Pfizer, Lenau, Auersperg; unter den Vielen, die mit ihm in förderndem Verkehr standen, nennen wir als bekannte Namen: Platen, Hauff, Waiblinger, Mörike, Sternberg, Freiligrath, Kurtz. Verstimmungen, welche in den damaligen politischen Verhältnissen ihren Ursprung hatten, sowie auch eine zu große Ueberhäufung mit literarischen u. geselligen Pflichten bewogen ihn, im Herbste 1837 die Pfarrei zu Gomaringen anzunehmen. In diesem, am Fuße der schwäbischen Alp gelegenen Dorfe verlebte er, seinen Beruf mit Ernst und Liebe pflegend und getragen von der Anhänglichkeit seiner Gemeinde, eine wohlthuende Zeit. Nach vier Jahren aber kehrte er als erster Prediger an der St. Leonhardskirche und Dekan nach Stuttgart zurück und 1845 ward er zum Oberstudienrath u. Oberkonsistorialrath ernannt. Seine Hauptthätigkeit bestand seitdem in der Oberleitung der vaterländischen Gelehrtenschulen. Er † am 4. Nov. 1850 plötzlich in Folge eines Herzschlages. Seine theils in Zeitschriften und Almanachen, theils in einzelnen Sammlungen, z. B. „Romanzen aus dem Jugendleben Herzog Christophs" (Stuttgart 1819) und „Legende von den heiligen drei Königen" (das. 1822) erschienenen „Gedichte" wurden von ihm in einer Sammlung vereinigt (Stuttg. 1828—29, 2 Bde.), die später als „Neue Auswahl" (das. 1838; 4. Aufl. 1851) mit einigen Weglassungen wieder erschien. Unter seinen übrigen Schriften sind zu erwähnen: „Die schwäbische Alp" (Stuttg. 1823), die in horazischen Versmaßen ins Lateinische übersetzten Gedichte Uhlands „De constituenda republica" (das. 1823); ferner „Der Bodensee, ein Handbuch für Reisende und Freunde der Natur, Geschichte und Poesie" (das. 1827; 2. Aufl. 1839) und „Wanderungen durch Schwaben" (das. 1837—38, 2. Aufl. 1847). Treffliche Sammelwerke sind seine „Deutschen Volksbücher" (Stuttg. 1826; 3. Aufl. 1847), die „Fünf Bücher deutscher Lieder und Gedichte von Haller bis auf die neueste Zeit" (Leipzig 1835, 3. Aufl. 1848), „Die deutsche Prosa von Mosheim bis auf unsere Tage" (Stuttg. 1843, 2 Bde.) und „Der Wegweiser durch die Literatur der Deutschen" (Lpz. 1846, 2. Aufl. 1847), sowie ausgezeichnete Bearbeitungen altklassischer Stoffe sein „Buch der schönsten Geschichten und Sagen" (Stuttg. 1835, 3. Aufl. 1846) und „Die schönsten Sagen des klassischen Alterthums, nach seinen Dichtern und Erzählern" (das. 1838 bis 1840, 2 Bde., 2. Aufl. 1846). Neben diesen eigenen Erzeugnissen ging auch die Herausgabe u. Uebersetzung mancher fremden her, als: „Erlesene Gedichte von Paul Flemming, mit Flemmings Leben" (Stuttg. 1820); „Der Froschmäusler, von Georg Rollenhagen" (übersetzt ins Neudeutsche, Tübingen 1819); „Lamartine's poetische Gedanken" (metrisch übersetzt, Stuttg. 1826); Barthélemy's u. Mery's „Napoleon in Aegypten" (übersetzt, das. 1829). W. Hauffs „Sämmtliche Schriften"

(Stuttg. 1830) u. W. Müllers „Vermischte Schriften" (Lpz. 1830) gab er mit einleitender Biographie und Charakteristik heraus. Auch eine Auswahl des Nachlasses von Franz Horn besorgte er mit F. Förster (Psyche, 3 Bde., Lpz. 1841). An den Uebersetzungen griechischer und römischer Prosaiker u. Dichter (Stuttg. 1827 ff.) nahm auch er Antheil. Werthvolle kritische Aufsätze von ihm finden sich in verschiedenen Zeitschriften, desgleichen sind mehre Nekrologe bedeutender Männer von ihm verfaßt; der letzte dieser Art ist ein Nekrolog Lenau's. Eine mit vieler Liebe ausgearbeitete, für einen größeren Leserkreis bestimmte Schrift ist auch sein „Leben Schillers" (Stuttg. 1840), entstanden in der ländlichen Stille zu Gomaringen. Eine Beigabe zu „Schillers Leben" bildet gleichsam der darauf bezügliche Schriftenwechsel mit seinem Freunde Ullmann; betitelt „Der Kultus des Genius" (Hamb. 1840), dessen Inhalt sich größtentheils um interessante theologisch-philosophische Zeitfragen dreht. Vergl. K. Klüpfel, Gustav S., sein Leben und Wirken, Leipzig 1858.

4) Christoph Theodor, Sohn des Vorigen, geboren 1821 zu Stuttgart, studirte 1839—43 zu Tübingen Theologie und Philosophie, lebte von 1845—51 als Hauslehrer beim Freiherrn von Prokesch-Osten in Wien, Griechenland und Berlin und wurde 1852 Professor am Katharinenstift zu Stuttgart. Er besorgte die Ausgabe von Hölderlins „Sämmtlichen Werken" (Stuttg. 1846, 2 Bde.) und verfaßte die auf eigne Anschauung gegründete Monographie „Arkadien" (daselbst 1852).

Schwabach, Stadt und Landgerichtssitz im bayerischen Regierungsbezirk Mittelfranken, am gleichnamigen Fluß (Nebenfluß der Regnitz) und an der nürnberg-augsburger Eisenbahn, hat einen Magistrat, eine evangelische u. reformirte Stadtpfarrei, eine katholische Pfarrkuratie, 3 Kirchen, eine Synagoge, eine lateinische Schule, eine Landwirthschaftsschule, eine Gewerbschule, eine Frohnveste, eine Irrenanstalt, ein Strafarbeitshaus, viele Nadelfabriken (schwabacher Nadeln, darunter Nähnadeln mit großen Oehren, wie sie besonders zur Goldstickerei gebraucht werden), Gold-, Silber-, Draht-, Tabaks-, Wachstuch-, Siegellack-, Papier-, Strumpf-, Spielkarten-, Zitz- u. Kattunfabriken, Bierbrauereien, Tabaksbau und 6439 Einw., worunter einige hundert Juden und die Abkömmlinge der 1686 daselbst angesiedelten französischen Kolonie, welcher die Stadt die Begründung ihres Fabrikwesens verdankt. Die Stadt S. gehörte einst den Herzögen von Schwaben, war dann von 1160—1281 im Besitz des Klosters Erbach, gehörte hierauf dem Kaiser Rudolf I., wurde dann 1299 an die Grafen von Nassau verpfändet und 1364 vom Burggrafen Friedrich V. von Nürnberg gekauft.

Schwabacher Artikel, Artikel, welche der Markgraf Georg von Brandenburg-Ansbach den 14. Juni 1528 mit den Nürnbergern zu Schwabach festsetzte, als Grundlage der Begründung der Reformation in seinem Lande; dann 17 besonders von Luther verfaßte Artikel, die bei dem Konvente zu Schwabach im Okt. 1529 von sächsischer Seite den schweizer Theologen und Abgeordneten als Bundesbedingungen vorgelegt und empfohlen wurden, die erste Grundlage der augsburger Konfession.

Schwabacher Schrift, s. Schriftarten.

Schwabe, ein aus Schwaben Gebürtiger. Die S.n galten sonst in Norddeutschland mit Unrecht für sehr beschränkt, woher das Sprüchwort stammt: Ein S. wird vor dem 40. Jahre nicht klug. Unter Schwabenstreich versteht man noch heute einen Streich, der von beschränktem Verstande zeugt. Als Urtypus gilt in dieser Beziehung die berühmte Geschichte von den sieben S.n. Wahrscheinlich schreibt sich dieser Verdacht der Dummheit und Unbehülflichkeit von den Kriegen des Kaisers Albrecht I. her, in denen die auf seiner Seite fechtenden S.n mehre bedeutende Niederlagen erlitten. In Ungarn nennt man die deutschen Kolonisten und auch die Deutschen überhaupt S.

Schwaben, 1) ehemals deutsches Herzogthum, ursprünglich nach seinen ersten Bewohnern Alemannien, dann nach Einwanderung der Sueven S. oder Schwabenland genannt, grenzte gegen Norden an Franken und an die Pfalz, gegen Osten an den Lech, gegen Süden an die Schweiz, den Bodensee und Vorarlberg und gegen Westen an den Schwarzwald. Eingetheilt wurde S. in Ober- und Niederschwaben. Im Mittelalter zerfiel es in viele Gaue, deren Namen zum Theil noch bekannt und üblich sind, wie der Algau, Baar, Brenzgau, Klettgau, Kraichgau, Hegau, Jartgau, Illergau, Kochergau, Ortengau, das Rieß, Thurgau 2c.

2) S. (Schwäbischer Kreis), einer der 10 Kreise des ehemaligen deutschen Reichs, umfaßte den südwestlichen Theil Deutschlands u. größtentheils das alte S., wurde begrenzt von der Schweiz, Frankreich, dem ober- u. kurrheinischen, fränkischen, bayerischen u. österreichischen Kreis. Durchströmt von der Donau, durchzogen von der rauhen Alp u. den algauer Alpen, im Ganzen mehr bergig als eben, sehr ergiebig an Getreide, Wein u. Obst, gehörte der schwäbische Kreis zu den schönsten und fruchtbarsten Landschaften Deutschlands. Sein Flächengehalt betrug 630 □Meilen (nach Büsching 729 □Meilen), auf welchen gegen 2,500,000 Einwohner lebten. Die Kreisstände waren in die 5 Bänke der geistlichen, der weltlichen Fürsten, der Prälaten, der Grafen und Herren und der Städte abgetheilt. Zur Bank der geistlichen Fürsten gehörten: die Hochstifter Konstanz und Augsburg, die fürstlichen Abteien Kempten und Ellwangen. Die Bank der weltlichen Fürsten begriff in sich: das Herzogthum Würtemberg, die Markgrafschaft Baden (Baden-Durlach, Baden-Baden, Baden-Hochberg), die Fürstenthümer Hohenzollern-Hechingen u. Hohenzollern-Sigmaringen, die gefürsteten Abteien Lindau u. Buchau, die gefürstete Grafschaft Thengen, die Lande des fürstlichen und gräflichen Hauses Oettingen, die gefürstete Grafschaft Klettgau, das fürstliche Haus Liechtenstein. Auf der Bank der Prälaten waren vertreten: die Abteien Salmansweiler, Weingarten, Ochsenhausen, Elchingen, Irsee, Ursperg, Kaisersheim, Roggenburg, Roth, Weißenau, Schussenried, Marchthal, Petershausen, Wettenhausen, Zwiefalten, Gengenbach, Heggbach, Gutenzell, Rothmünster, Baindt u. Nersheim. Zur Bank der Grafen und Herren gehör-

ten: die Komthurei des deutschen Ordens Alschhausen, die fürstenbergischen Landgrafschaften Stühlingen und Baar, die Herrschaft Wiesensteig, die fürstenbergischen Herrschaften Hausen und Möskirch, die gräflich montfortsche Herrschaft Tettnang und Argen, die Graf- und Herrschaften der Reichserbtruchsesse von Waldburg, die Grafschaft Königsegg, die Herrschaften von Mindelheim und Schwabeck, die fürstenbergische Herrschaft Gundelfingen, die Grafschaft Eberstein, die Lande der Grafen Fugger, die Grafschaft Hohenems, die Herrschaft Justingen, die Grafschaft Bondorf, die Herrschaft Egloff, die Herrschaft Tannhausen, die Grafschaft Hohengeroldseck, die Herrschaft Eglingen. Auf der Bank der Städte saßen die Vertreter der freien Reichsstädte: Augsburg, Ulm, Eßlingen, Reutlingen, Nördlingen, Schwäbisch-Hall, Ueberlingen, Rottweil, Heilbronn, Gmünd, Memmingen, Lindau, Dinkelsbühl, Biberach, Ravensburg, Kempten, Kaufbeuern, Weil, Wangen, Isni, Leutkirch, Wimpfen, Giengen, Pfullendorf, Buchhorn, Aalen, Bopfingen, Buchau, Offenburg, Gengenbach, Zell am Hammersbach. Die kreisausschreibenden Fürsten waren: der Herzog von Würtemberg und der Bischof von Konstanz. Die Kreistage selbst wurden gewöhnlich in Ulm, in Friedenszeiten meist zweimal des Jahres, gehalten. Die Kreiskanzlei u. das Kreisarchiv befanden sich zu Stuttgart. Der Kreisoberste wurde Generalfeldmarschall genannt. Zum Kammergerichte ernannte der schwäbische Kreis 2 Assessoren, einen evangelischer und einen katholischer Konfession. Der Reichsmatrikelanschlag betrug 8187 Fl. 6 Kr., die Summe eines Kammerziels 10,739 Fl. 48 Kr.

3) S. (S. u. Neuburg), bayer. Regierungsbezirk, umfaßt das Hochstift Augsburg, die gefürsteten Abteien Kempten u. Lindau, das Fürstenthum Neuburg, die Markgrafschaft Burgau, viele freie Reichsstädte, z. B. Augsburg, Kempten, Lindau, Kaufbeuern, Donauwörth, nebst vielen Herrschaften ꝛc. und grenzt nördlich an Mittelfranken und die Pfalz mit Regensburg, östlich an Oberbayern, südlich an Tyrol, Vorarlberg und den Bodensee und westlich an das Königreich Würtemberg. Der Flächenraum des Kreises mißt 174 □Meilen. Der südliche Theil desselben fällt innerhalb der Alpen, die, vom Arlberge und dem tyroler Hochgebirge auslaufend, unter dem Namen algauer Alpen (höchste Spitze: Hochvogel) sich fast bis Kempten erstrecken; nach Norden zu ist der Kreis eben. Große Ebenen sind: das Lechfeld, das Donauried und das Donaumoos. Der größte Fluß ist die Donau, welche den nördlichen Theil des Kreises von Südwesten nach Nordosten durchströmt. Ihr fließen in der Richtung von Süden nach Norden zu: der Lech mit Wertach, die Iller, Günz, Schmutter, Mindel, Zusamm. Seen sind: der Alp-, Insel- und Waltenhofersee. Im südwestlichen Winkel des Kreises berühren die Ufer des Bodensee's auf einer ungefähr 1½ Meilen langen Strecke das bayerische Land, und ein kleines Flüßchen, die Argen, ergießt sich hier in den Bodensee. Das Thierreich liefert vorzüglich Rindvieh, weniger Schafe und Schweine, viel Federvieh (besonders Gänse); von Wild trifft man außer den gewöhnlichen Jagdthieren auch Gemsen und einzelne Wölfe; die Fischerei ist sehr beträchtlich. Das Pflanzenreich erzeugt sehr viel Getreide, Kartoffeln, Flachs, Hopfen, Tabak, Obst und auch Wein. In den Waldungen sind Tannen und Fichten herrschend, jedoch finden sich auch bedeutende Flächen mit Buchen, Eichen, Erlen, Birken, Espen und Linden. Das Mineralreich bietet Eisen, Steinkohlen, Marmor, Salz, Mineralquellen ꝛc. Die Einwohner betreiben vornehmlich Ackerbau und Viehzucht, außerdem Bergbau, Eisen- und Kupferschmelzen, Hämmer und Glashütten, Manufakturen in Wolle und Baumwolle, Leinwebereien ꝛc. Bedeutendere Gewerbsthätigkeit und Kunstfleiß finden sich in den größern Städten, wie Augsburg, Kempten, Memmingen. Dieselben Städte, denen noch Lindau beizufügen ist, treiben auch ansehnlichen Handel, vorzüglich nach der Schweiz und Italien. Durch die Schifffahrt auf der Donau, dem Bodensee und den übrigen größern Flüssen, durch gute Landstraßen und die Eisenbahn von Augsburg nach Lindau wird der Verkehr bedeutend gefördert. Die Bevölkerung des Kreises zählt nahe an 600,000 Seelen, worunter ungefähr 70,000 Lutheraner, 2800 Reformirte, 200 Angehörige anderer christlicher Konfessionen und 7000 Juden sich befinden, während der größte Theil zur katholischen Kirche sich bekennt. Die Einwohnerzahl ist auf 23 Städte, 72 Flecken, 2730 Dörfer und Weiler und 1397 einzelne Höfe vertheilt. S. mit Neuburg zerfällt in 5 Kreis- und Stadtgerichtsbezirke (Augsburg, Kaufbeuern, Kempten, Lindau u. Memmingen) u. 30 Landgerichtsbezirke. Die Hauptstadt ist Augsburg.

Geschichtliches. Zu der Zeit des römischen Kaisers Tiberius wohnten in den Gegenden des Schwabenlandes die Markomannen. Nach dem Abzug derselben unter Marbod nach Böhmen nahmen gallische Abenteurer die verlassenen Gegenden am Oberrhein und westlich von demselben in Besitz und verwuchsen in der Folge mit andern deutschen Stämmen zu der Völkerschaft der Alemannen (s. d.), nach welchen die von ihnen bewohnten Gegenden den Namen Alemannien erhielten. Nach ihrer Niederlage durch Chlodwig bei Zülpich (496) wurden ihre Länder von dem Rhein bis an die Wetterau und von der Lahn bis zum Ausfluß der Murg zum Frankenreich geschlagen, und der größte Theil vom Grund und Boden ward königliches Kammergut. Die fränkischen Könige setzten Herzöge ein, deren letzter Theobald war; derselbe wurde durch den mächtigen Major domus Pipin den Kleinen 742 besiegt, 746 vertrieben und darauf die Herzogswürde in Alemannien abgeschafft. Nachdem Rhätien und Elsaß von Alemannien abgetrennt worden, ließ Pipin das letztere durch sogenannte Kammerboten (nuntii camerae), hohe Staatsbeamte, die den Herzögen fast gleich waren, in seinem Namen verwalten, und von dieser Zeit an wurde der Name Sueven- oder Schwabenland allgemein üblich. Unter Karl dem Großen faßte zwar die königliche Macht in S. festen Fuß, allein unter seinen Nachfolgern gerieth sie eben so sehr in Verfall, als das Ansehen der königlichen Kammerboten sich hob, ja sich fast bis zur völligen Unabhängigkeit steigerte. Am kühnsten traten die beiden Kammer-

boten Erchinger und Berthold auf, von denen der erstere sogar den Titel eines Herzogs von Alemannien annahm. Nachdem sie aber wegen der von ihnen an dem Bischof Salomo von Konstanz verübten Gewaltthätigkeiten als Landfriedensbrecher zum Tode verurtheilt und 917 hingerichtet worden waren, wählte das Volk den schwäbischen Grafen Burkhard I. zum Herzog von S. Burkhard suchte sich mit Hülfe seines Schwiegervaters, des Königs von Burgund, vom Reiche unabhängig zu machen. König Heinrich I. unterwarf ihn jedoch und sicherte sich in demselben einen treuen Vasallen. Auf Burkhard folgte 926 durch Vermählung mit seiner hinterlassenen Wittwe Reginlinde der Graf Hermann I. von Ostfranken als Herzog von S. Derselbe vermählte (948) seine einzige Tochter Ida (Editha) mit dem Sohne Otto's I., Ludolf, der dadurch Herzog von S. wurde, aber das Herzogthum S. in Folge seiner Empörung gegen den Vater wieder verlor, worauf 954 das Herzogthum an Burkhard II. kam. Nachdem dieser 973 kinderlos gestorben, verlieh Kaiser Otto II. S. seinem Neffen Otto, dem Sohne Ludolfs, der 977 auch Herzog von Bayern wurde. Nach diesem erhielt es (982) Konrad I., Sohn des Grafen Udo vom Rheingau, Neffe Hermanns I. Diesem folgte 987 sein Vetter, Hermann II., Sohn des Herzogs Udo von Frankonien, der auch Elsaß besaß und 1004 seinen Sohn, Hermann III., zum Nachfolger hatte. Dieser ward (1012) von seiner Schwester Gisela, der Gemahlin des Markgrafen Ernst von Oesterreich, beerbt. Sie führte nach ihres Gemahls Tode die Vormundschaft über ihren unmündigen Sohn Ernst II., vermählte sich aber später mit Kaiser Konrad II., der nun auch als Herzog von S. unter dem Namen Konrad II. auftritt. Ernst II. empörte sich gegen seinen Stiefvater, wodurch er 1027 S. verlor, welches 1030 gleichzeitig mit Burgund und Franken von Konrad II. an Gisela's zweiten Sohn, Hermann IV., verliehen wurde, der Heinrich I., Sohn des Kaisers Konrad II., zum Nachfolger hatte. Dieser bestieg 1039 als Heinrich III. den deutschen Thron und belehnte 1045 den Pfalzgrafen Otto mit S., nach dessen Tode 1047 es wiederum an das Reich zurückfiel. Ohne alle Rücksicht darauf, daß Heinrich III. schon einem andern schwäbischen Dynastenhause, den Zähringern, die Anwartschaft auf S. zugesichert hatte, gab Agnes, die Mutter und Vormünderin Kaiser Heinrichs IV., das Herzogthum an ihren Eidam, den Grafen Rudolf von Rheinfelden. Dieser ward 1077 zum Gegenkönig Heinrichs IV. gewählt, aber bei Hohenmölsen an der Elster (15. Okt. 1080) geschlagen und tödtlich verwundet. In jenen Wirren erhoben sich die schwäbischen Städte, denen Heinrich IV. das Waffenrecht ertheilte, um durch sie seinen mächtigen Gegner zu bekämpfen. Das Herzogthum S. nebst Franken war bereits 1079 an Friedrich I. (den Aeltern), Grafen von Hohenstaufen, verliehen worden. Allein nach Rudolfs Tode erhoben dessen Sohn und Schwiegersohn, Berthold von Rheinfelden und Berthold von Zähringen, ihre Ansprüche auf S. mit den Waffen in der Hand, was dahin führte, daß Friedrich 1096 nicht bloß den Breisgau und die Reichsvogtei über Zürich an Berthold von Zähringen, sondern auch die welfischen Güter an Bayern abtrat und bloß S. mit der Hauptstadt Ulm und einen Theil von Franken behielt. Er † 1105 und hinterließ 2 Söhne, Friedrich II. (den Einäugigen), welcher Herzog von S. wurde, und Konrad, Herzog von Franken, welche beide nach Heinrichs V. Tode (1125) die reichen fränkischen Stammgüter erbten. Nach Lothars Tode (1137) ward mit dem erwähnten Konrad, Herzog von Franken, das Haus der Hohenstaufen auf den deutschen Kaiserthron erhoben. Friedrich I. gab die Herzogthümer S. und Franken dem noch minderjährigen Sohne seines Vorgängers Friedrich IV. von Rothenburg u. nach dessen baldigem Tode (1169) S. nebst dem Elsaß seinem eignen Sohne Friedrich V. Dieser begleitete seinen Vater auf dem Kreuzzuge 1189 und übernahm nach dem Tode desselben den Oberbefehl über das Kreuzheer, starb aber ebenfalls 1191 in Akkon, worauf S. an seinen Bruder Konrad III. kam, dem der Vater Franken zugetheilt hatte. Nach dessen Tode (1196) verlieh Kaiser Heinrich VI. S. seinem jüngsten Bruder Philipp, Markgrafen von Toskana, der 1198 von der hohenstaufischen Partei zum Kaiser erhoben ward, aber im Kampfe um die ihm von Otto IV. streitig gemachte Krone die von seinen Vorfahren in S. erworbenen Güter als Lehn verschleuderte. Nach seinem gewaltsamen Tode verheirathete sich Otto IV. von Braunschweig mit der von Philipp hinterlassenen Tochter Beatrix, wodurch ihm das Herzogthum S. als Allod zufiel. Da aber Beatrix bald nach ihrer Vermählung starb, so fiel ihr Erbe Friedrich VI., Sohn des Kaisers Heinrich VI., zu. Dieser brachte als Kaiser durch Kauf, Tausch und Einziehung viele verlorne Lehngüter wieder an das schwäbische Haus zurück, dessen Gebiet sich durch das Aussterben der Zähringer (1218) noch bedeutend erweiterte. Schon 1219 ernannte Friedrich seinen 3jährigen Sohn Heinrich II. zum Herzog von S. Da sich derselbe aber später, obwohl zum deutschen König ernannt, gegen den Vater empörte, so gab dieser das Herzogthum dem nachmaligen deutschen Kaiser Konrad IV., der es 1254 auf seinen erst 2jährigen Sohn Konrad V., gewöhnlich Konradin genannt, vererbte. Als derselbe 1266 von den Ghibellinen in Italien aufgefordert wurde, sein Erbreich Sicilien in Besitz zu nehmen, verpfändete er den Rest seiner schwäbischen Besitzungen, um die Kosten zu dem unglücklichen Zuge zur Eroberung seiner italienischen Erblande bestreiten zu können. Nach Konradins Tode wurde das Herzogthum S. nicht wieder besetzt. Mit dem, was davon übrig geblieben, ward der Graf Ulrich von Würtemberg belehnt, und so trat Würtemberg gewissermaßen an die Stelle des Herzogthums S. Ein langwieriger Kampf entstand während des Interregnums zwischen den Reichsvasallen: die größern suchten die kleinern zu unterwerfen und verheerten auf diese Weise das blühende Land. Erst Kaiser Rudolf I. stellte die Ruhe durch Unterwerfung des Grafen Eberhard von Würtemberg (1286) wieder her und verschaffte dem Gesetze Ansehen und Geltung. Obwohl sein Versuch, die Herzogswürde in S. auf

seinen 2. Sohn Rudolf zu übertragen, mißlang, so blieben doch die Gerechtsame derselben dem Reiche vorbehalten, und die Kaiser ließen dieselben nebst andern kaiserlichen Gefällen, Nutzungen und Einkünften und den noch übrigen Reichsflecken und Kammergütern in S. durch kaiserliche Reichslandvögte in Ober- und Niederschwaben verwalten. Die größern Stände S.s blieben reichsunmittelbar; den kleinern wurde zwar auch Reichsunmittelbarkeit zugestanden, doch waren ihnen die Reichslandvögte, sowie die kaiserlichen Landgerichte vorgesetzt. Rudolf errichtete 1290 das kaiserliche Hofgericht zu Rottweil, wodurch der Landfriede in S. begründet wurde. Dieser war indeß nur von kurzer Dauer. Nach Rudolfs Tode (1291) begannen die Parteikämpfe u. Raubkriege zwischen den Reichsständen von Neuem. Kaiser Albrecht I. scheute sich nicht, schwäbische Reichsleben, die längst verjährt waren, wieder einzuziehen, und legte seinen Plan, in S. u. der Schweiz ein großes Erbfürstenthum zu bilden, deutlich an den Tag, ward aber an der Ausführung desselben durch seines Neffen, Johann Parricida's, Mörderhand verhindert. Kaiser Heinrich VII. suchte die Ruhe in S. aufrecht zu erhalten, verhängte 1311 über mehre Reichsstände, besonders den Grafen Eberhard von Würtemberg und den Grafen Konrad von Oettingen, die sich nicht fügen wollten, die Reichsacht und beauftragte die Städte mit deren Vollziehung, starb aber schon 1313, noch ehe sich die Städte ihres Auftrags entledigt hatten. Nach der doppelten Wahl Friedrichs des Schönen von Oesterreich und Ludwigs von Bayern zu deutschen Königen (1314) stand in S. die stärkere Partei, besonders der Adel auf Friedrichs Seite, während sich die schwächere, zu der die Städte und auch die Schweizer gehörten, zu Ludwig hielt, dem seit 1322 und 1326 ganz S. zufiel. Im Jahre 1331 wurde auf Anregung Ludwigs zwischen den Landherren und Städten in S. und Bayern ein allgemeiner Landfriedensbund geschlossen, der aber bald wieder zerfiel. Von Kaiser Karl IV. wußten sich die schwäbischen Städte für Geld u. andere Dienstleistungen große Freiheiten zu verschaffen. Sie traten 1349 zu einem großen Bund gegen den Grafen Eberhard von Würtemberg zusammen und hielten es mit den Schweizern, gegen die Oesterreich, vom schwäbischen Adel begünstigt, Krieg führen wollte. Als nun die beiden Landvögte Graf Eberhard u. Herzog Rudolf von Oesterreich sich gegen die Städte verbanden, gebot der Kaiser Frieden, erlangte ihn aber erst, als er Eberhard in der Schlacht bei Schorndorf (1360) überwunden hatte. Hierauf lösten die Städte die Landvogtei von Würtemberg ein. Oesterreich aber vermehrte seine Macht in S. durch Erwerbung Freiburgs (1368), sowie des Breisgau's (1369) u. brachte durch den Kauf von Kernberg, Drieberg und Feldkirch in Oberschwaben Tyrol und Oesterreich mit S. in Zusammenhang. Die kleinern schwäbischen unmittelbaren Herren stifteten um 1360 den sogenannten Schläglerbund, dem sich Oesterreich anschloß; dagegen verband sich Eberhard mit den Städten, und es wurde S. seit 1367 in den blutigen Schläglerkrieg verwickelt. Das persönliche Erscheinen des Kaisers in S. stellte den Frieden nur auf kurze Zeit her, denn der Kampf begann aufs Neue, als Eberhard anfing, vom Kaiser eigenmächtig aufgelegte Steuern einzutreiben. In den Jahren 1376 und 1378 trat der Kaiser als Vermittler auf und brachte es dahin, daß Graf Eberhard die Landvogtei, deren er sich wieder bemächtigt hatte, herausgab, die nun Pfalzgraf Friedrich erhielt. Als Karls IV. Nachfolger, König Wenzel, sich große Bedrückungen gegen die schwäbischen Stände und Städte erlaubte, entstanden nicht nur mehre Rittergesellschaften, sondern die Städte bildeten auch 1376 den schwäbischen Städtebund, welcher sich bald über die Rheinlande, Bayern u. Franken ausdehnte, und dem sich 1383 auch drei Rittergesellschaften anschlossen. Als Herzog Leopold zu Ehingen diesen Bund noch erweiterte, stiftete König Wenzel zu Nürnberg ein Gegenbündniß, welches die Veranlassung wurde, daß der Städtebund durch den Hinzutritt von Fürsten und Rittern 1384 zu Heidelberg zu der großen Einung sich umbildete, die das ganze westliche Deutschland von Mainz bis Basel umfaßte. Als mehre schwäbische Städte von dem Grafen von Würtemberg 1388 bei Döffingen geschlagen worden waren, ordnete König Wenzel die Auflösung aller Bündnisse an, stiftete aber dagegen 1389 den Landfrieden zu Eger, an welchem außer S. auch die Rheinlande, Bayern, Franken, Hessen, Thüringen und Meißen Theil nehmen sollten. Zum Bundeshauptmann für S. wurde der Graf von Oettingen ernannt und zur Entscheidung aller Streitigkeiten ein Landfriedensgericht eingesetzt. Dennoch währten bis 1395 die Fehden der Städte am Bodensee und die der Schlägler gegen Würtemberg fort, bis endlich dieses, unterstützt von mehren Fürsten, die Schlägler zur Auflösung ihres Bundes zwang. Die Fürsten beabsichtigten auf dem Reichstag zu Frankfurt 1397, einen neuen Landfrieden zu schließen; die Städte aber blieben Wenzel auch dann noch treu, als dieser 1400 abgesetzt wurde, und erlangten dadurch viele Befreiungen und Vorrechte. Als der neue König Ruprecht die Städte in ihren erworbenen Rechten (seinem gegebenen Versprechen zuwider) verletzte, schlossen Würtemberg, Baden und 17 schwäbische Städte 1405 den marbacher Bund, welcher 1409 den Herzog Friedrich von Oesterreich zwang, den schwäbischen Kaufleuten den Schaden zu vergüten, der diesen in seinen Landen durch Wegelagerer zugefügt war. Kaiser Siegmund versetzte 1415 auf der Kirchenversammlung zu Konstanz mit Bewilligung der Reichsfürsten die Landvogtei in S. an Hans Truchseß zu Waldburg für 6000 rheinische Gulden, welchen Pfandschilling aber nach und nach die Truchsesse bis auf 13,200 Gulden vermehren mußten, und viele Städte erkauften sich wichtige Rechte. Das Unwesen der Befehdungen unter einander hörte auch unter Albrecht II. und Friedrich III. nicht auf, obgleich die 1436 gestiftete St. Georgengesellschaft die Herstellung eines allgemeinen Friedens beabsichtigte und Albrecht II. in seinen Plänen zu einer dauernden Friedensverfassung unterstützte. Unter Friedrich III. nahmen die Räubereien des Adels erst recht überhand, daher die schwäbischen und fränkischen Städte 1440 ein neues Schutzbündniß schlossen; auch die Fürsten errichteten ein

solches u. vereinigten es bald mit dem der Städte. Dessen ungeachtet zerfiel auch dieses wieder, und neue Fehden zerrissen das Land. Erst 1488 vereinigten sich alle schwäbischen Stände, der langen Wirren und Befehdungen müde, zu Eßlingen in dem großen schwäbischen Bunde zur Aufrechthaltung des Landfriedens, auf dessen Grundlagen endlich 1495 auf dem Reichstage zu Worms der ewige Landfriede zu Stande gebracht wurde. Dessen ungeachtet hörten die Fehden noch nicht völlig auf, wie die Ulrichs von Würtemberg gegen Reutlingen nnd andere, namentlich anch die des Ritters Götz von Berlichingen, beweisen. Der schwäbische Bund unter Georg Truchseß von Waldburg zerstörte 1523 innerhalb 2 Monaten 23 adelige Burgen. Schreckliche Verwüstnngen richtete der Bauernkrieg (1525) in S. an, der im Algau u. Hegan seinen Anfang nahm, sich sehr schnell von Gau zu Gan fortpflanzte, aber endlich von demselben Georg Truchseß von Waldburg, dem Feldherrn des schwäbischen Bundes, unterdrückt wurde. Um dieselbe Zeit fand die Reformation in S. schnelle Ausbreitung; besonders erklärten sich die Städte für die lutherische Lehre; auch traten viele schwäbische Reichsstände dem schmalkaldischen Bunde bei. Nach Auflösung des schmalkaldischen Bundes 1547 wurden die betreffenden schwäbischen Reichsstände wegen ihrer Theilnahme an demselben um große Summen gestraft und zur Annahme des Interims gezwungen; die Reichsstädte aber verloren ihre demokratische Verfassung und mußten dafür die alte aristokratische wieder einführen. Der passauer Vertrag 1552 und der augsburger Religionsfriede 1555 schafften zwar den Protestanten in S. wieder Ruhe, aber die Reichsstädte und kleineren Reichsstände waren ihres Wohlstandes verlustig gegangen. Von nun an strebten Würtemberg u. Oesterreich, die Oberhand in S. zu erlangen, jenes in Verbindnng mit den protestantischen, dieses im Einverständnisse mit den katholischen Ständen des Landes. Die Reichsritterschaft weigerte sich, in den Kreisverband einzutreten, und bildete fortan wirklich eine besondere Korporation des Reiches. So kam zwar 1563 zu Ulm die Kreisverfassung zu Stande; aber die Streitigkeiten zwischen den Kreisständen nahmen kein Ende, traten vielmehr in diesem Kreise, genährt durch die kaiserliche Landvogtei und die Schroffheit, mit welcher die protestantischen u. katholischen Stände einander gegenüberstanden, nm so stärker hervor. Der 30jährige Krieg verwandelte auch S. in eine Wüste. Im westphälischen Frieden wurde Basel nnd die Eidgenossenschaft von S. getrennt und Elsaß an Frankreich abgetreten. Ueberdies hatte S. noch 984,705 Gulden Entschädigungsgelder an Schweden zu zahlen. Nachher war es fast immer der Schauplatz der dentschen Reichskriege nnd genoß nur von 1763—92 eines ungestörten Friedens. Aufs Neue wurde S. durch den französischen Revolutionskrieg verwüstet, bis 1796 erst Würtemberg, dann Baden und der ganze Kreis Waffenstillstand mit Frankreich schloß. In Folge dessen mußte Würtemberg 4, Baden 2, der ganze Kreis 12, die geistlichen Stände aber mußten 7 Millionen Franken bezahlen, womit noch beträchtliche Naturallieferungen verbunden waren. Das Kreismilitär wurde von Oesterreich entwaffnet. Während des Friedenskongresses zu Rastadt, bei welchem S. durch eine Deputation vertreten war, hielt Oesterreich das Land besetzt. Als der rastadter Kongreß erfolglos blieb, wurde S. abermals der Kriegsschauplatz, bis 1801 der Friede zu Lüneville geschlossen wnrde. Derselbe bestimmte, daß alles auf dem linken Rheinnfer liegende Gebiet des schwäbischen Kreises an Frankreich abgetreten werden mußte, und daß die weltlichen Staaten als Entschädigung für ihre verlornen Gebiete die geistlichen Stifter u. Reichsstädte, der Herzog von Modena aber für sein Land den Breisgau erhalten sollte. Einem abermaligen Wechsel der Landgebiete nach dem Frieden von Preßburg 1805 folgte 1806 die Bildung des Rheinbundes, durch welchen das deutsche Reich und damit auch die Verfassung des schwäbischen Kreises aufgehoben wurde. Von allen Fürsten S.s gelangten nur die von Baden, Würtemberg, Bayern, Hessen-Darmstadt, Hohenzollern, Liechtenstein und Leyen zur Souveränetät. Als 1813 ganz S. mit dem übrigen Deutschland von Napoleon abgefallen war, traten die schwäbischen Souveräne 1815, mit Ausnahme des von Leyen, welcher mediatisirt wurde, dem deutschen Bunde bei. Vgl. J. H. v. Falkenstein, Chronicon Suabacense, Ulm 1740; J. Chr. Pfister, Pragmatische Geschichte von S., Heilbronn 1803—27, 5 Bde.; Jäger, Geschichte der Stadt Heilbronn, Heilbr. 1828, 2 Bde.

Schwabenspiegel, Name des großen süddeutschen, um 1270 entstandenen Land- u. Lehnrechtsbuches, rührt von Goldast her, ist aber in sofern unpassend, als dasselbe nicht sowohl eine Sammlung des dem schwäbischen Stamme eigenthümlichen Gewohnheitsrechts, sondern vielmehr ein für Deutschland überhaupt, mit besonderer Berücksichtigung Oberdentschlands, bestimmtes Rechtsbuch ist. Es ist seiner Hauptgrundlage nach dem Sachsenspiegel (s. d.) entnommen, dessen Rechtsbestimmungen es nur nach Maßgabe der inzwischen fortgeschrittenen Rechtsentwickelung umbildet u. aus dem römischen und kanonischen Rechte, sowie ans den Reichsgesetzen bis auf Rudolf von Habsburg und einigen anderen Rechtsquellen ergänzt. Ein nicht lange nachher hinzugefügter Nachtrag gibt eine Nachlese aus Artikeln des Sachsenspiegels, fränkischen Kapitularien, bayerischen u. alemannischen Volksrechten und dem Ansegisus. Der Verfasser ist unbekannt. Während das Landrecht des S.s in der Folge kleinere Zusätze erhielt und Umänderungen, namentlich zuletzt auch eine Art systematisirender Redaktion erlitt, ward von dergleichen Umwandlungen das Lehnrecht nur sehr wenig betroffen. Mit Glossen versehen, wie der Sachsenspiegel, ward der S. nicht, wohl aber in einer Menge Handschriften, von denen noch über 200 bekannt sind, durch ganz Deutschland verbreitet, in die sächsische Mundart, ins Lateinische, Böhmische u. sogar ins Französische übersetzt und zu maßgebendem Ansehen vor Gericht in Schwaben, Bayern, Franken nnd Oesterreich erhoben. Die ersten Ausgaben dieses Rechtsbuches, ohne Orts- und Jahresangabe, reichen bis in das 15. Jahrhundert zurück und weichen außerordentlich von einander ab. Die erste mit Datum versehene

ist von 1472. Kritisch gesichtet sind erst die beiden neuesten von Laßberg (Tübingen 1840) und von Wackernagel (Zürich 1840). In späteren Handschriften und älteren Ausgaben heißt der S. auch „Kaiserland- und Lehnrecht" oder kurzweg „Kaiserrecht". Das sogenannte „Kleine Kaiserrecht" ist ein aus etwas späterer Zeit herrührendes Rechtsbuch von geringerem Umfang, dessen Ursprung und Bestimmung unbekannt ist. Es ward zuletzt von Endemann (Kassel 1846) herausgegeben.

Schwabenstreich, s. Schwabe.

Schwaben und Neuburg, s. v. a. Schwaben 3).

Schwabmünchen, Marktflecken im bayerischen Regierungsbezirk Schwaben und Neuburg, mit Landgericht, Rentamt, Magistrat zweiter Klasse, Posterpedition, Beneficium, Hospital, Getreideschranne, Wollen- und Baumwollenmanufaktur und 2430 Einw.

Schwachheit, s. v. a. Schwäche.

Schwadron, s. v. a. Eskadron.

Schwadroniren, nach den reglementmäßigen Schwadronhieben mit dem Säbel zu Pferde um sich hauen, ohne die Regeln der Fechtkunst zu beachten; viel und ohne gehörige Ueberlegung sprechen.

Schwäbische Alp, s. Alp.

Schwäbische Dichter, s. v. a. Minnesänger.

Schwäbische Kaiser, die hohenstaufischen Kaiser, s. Deutschland.

Schwäbischer Bund, s. Schwaben, Geschichte.

Schwäbisches Meer, s. v. a. Bodensee.

Schwäbisch-Hall, Stadt, s. v. a. Hall 3).

Schwäche, Mangel des zur vollen Lebensenergie erforderlichen Grades von Kraft. In jeder Krankheit zeigt sich ein Schwächezustand. Den einseitigen, abnormen Kraftäußerungen gewisser Kranken (namentlich der Fieberkranken) folgt um so größere S. Als geringerer Grad von Kraft erscheint die S. besonders in Bezug auf einzelne Organe (z. B. die Stimmwerkzeuge, die Muskeln) bei gesund zu nennenden Individuen im Vergleich zu andern, welche in dieser Beziehung besser von der Natur ausgestattet oder ausgebildet sind. Daher die Bezeichnung: konstitutionelle S., schwächliche Konstitution. So sind im Allgemeinen Weiber schwächer als Männer, Kinder schwächer als Erwachsene, Greise schwächer als im mittleren Alter stehende Männer. Bei jedem gesunden Menschen zeigt sich ein periodischer Schwächezustand, welcher regelmäßig das Bedürfniß der Ruhe, des Schlafes hervorruft. Dies ist in um so höherem Maße der Fall, je größere Anstrengungen die verschiedenen Organe vorher gemacht haben. Im Zustand der S. versagen die Organe ihren Dienst ganz oder theilweise; aber erst die höheren Grade des Schwächegefühls gehen in Schmerz über.

Schwächung, s. v. a. Schwängerung, s. Unzuchtsverbrechen.

Schwägerschaft (affinitas), dasjenige Verhältniß, in welches die Verwandten der Ehegatten zu den Ehegatten und zu einander durch die Existenz einer gültigen Ehe treten. Unterarten der S. sind: die Stiefverwandtschaft, d. h. das Verhältniß des einen Ehegatten zu den nicht von ihm selbst mit erzeugten Kindern des andern Ehegatten, und das der zusammengebrachten Kinder zu einander; die Schwiegerverwandtschaft, d. h. das Verhältniß des einen Ehegatten zu den Ascendenten des andern und das der beiderseitigen Ascendenten zu einander.

Schwämmchen (Forsch, Mundfäule, auch Mehlhund, Aphthen, Aphthae), kleine runde, weiße Bläschen oder Geschwürchen, welche an den Mundwinkeln kleiner Säuglinge, an der inneren Seite der Oberlippe, am Zahnfleisch, dem Gaumen und auf der Zunge vorkommen, Brennen und Schmerz erregen und das Kind am Säugen hindern. Bei Zunahme der Krankheit steigern sich die Symptome der örtlichen Affektion, der Mund wird immer heißer, trockener und mehr entzündet, es tritt auch Allgemeinleiden hinzu, fieberhafte Hitze mit grüner, wässeriger Diarrhöe, starker Urinabsonderung, Erbrechen, Zeichen von Magensäure rc. Die ansteckende Kraft der S. kann nicht in Zweifel gezogen werden, da es eine bekannte Thatsache ist, daß Mütter oder Ammen, welche solche Kinder an die Brust legen, um die Brustwarzen herum den Aphthen ähnliche Efflorescenzen bekommen. In der Regel ist bei Kindern die Krankheit Reflex eines Verdauungsleidens, besonders krankhafter Säurebildung im Magen, daher auch mit verschiedenen Verdauungsstörungen, Appetitlosigkeit, saurem Erbrechen, hackigem Durchfalle, sparsamem, scharfem Urin verbunden. Zuweilen erstrecken sich auch die S. nach dem Eingang der Luftröhre hin, was sich durch eine heisere Stimme zu erkennen gibt. Die theils allgemeinen, theils örtlich wirkenden Schädlichkeiten, welche S. erzeugen, sind Unreinlichkeit, verdorbene Milch, die zu alt, zu fett, unverdaulich für das Kind seyn kann, Diätfehler u. Gemüthsbewegungen, welche auf die Mutter und die Amme wirken, versäumte Ausführung des Kindspechs, unreine, verdorbene Luft, Erkältung, verabsäumte Reinigung der Mundhöhle, Mißbrauch gährender Flüssigkeiten, die man dem Kinde im Munde läßt (die Zulpe im Schlafe, Einschlafen des Kindes an der Mutterbrust, wo die Milch im Munde gerinnt), das Saugen an eiternden, unreinen, oder mit scharfen, fetten, ranzigen Stoffen bestrichenen Warzen rc. Die Prognose ist in der Mehrzahl der Fälle durchaus günstig zu stellen, indem die Aphthen bei richtiger, mehr diätetischer Behandlung innerhalb 7—14 Tagen verschwinden. Reinlichkeit im weitesten Umfange ist oft im Stande, die Entstehung der S. zu verhüten. Kommt es trotzdem zur Bildung von Aphthen, so wende man eine Auflösung von Borax oder weißem Vitriol in Wasser oder Salbeidekokt an, oder eine Mischung von Borax und Rosenhonig, verdünnte Schwefelsäure mit Maulbeersyrup und bestreiche mit demselben die leidenden Stellen. Hat man Ursache anzunehmen, daß die S. sich tiefer in die Speiseröhre, Magen und Darmkanal erstrecken, so reicht man einhüllende, schleimige Mittel, Emulsionen von arabischem Gummi, Dekokte von Eibischwurzel, Malven, Salep u. s. f., denen man bei Durchfall u. Erbrechen geringe Gaben Opium

zusehen kann. Oft sind hier Klystiere mit schleimigen Mitteln, mit Zusätzen von Kalk- oder Bleiwasser, von Nutzen.

Schwämme, s. v. a. Pilze.

Schwär, s. v. a. Blutschwär, s. Furunkel.

Schwärmer, s. Kunstfeuerwerkerei.

Schwärmer, s. Schmetterlinge.

Schwärmerei, krankhafte Richtung des Gemüths, wobei der Mensch von seinem Gefühl und seiner Phantasie so sehr beherrscht ist, daß eine verständige Ueberlegung und vernünftige Besinnung in Bezug auf den Gegenstand der S. nur selten Platz greifen kann. Die Ursachen dieses Zustandes liegen theils in zu großer körperlicher Reizbarkeit, theils in einer verkehrten Erziehung und verschrobenen geistigen Bildung. Alles, was das Gemüth und die Phantasie berührt und lebhafter anzuregen geeignet ist, kann Gegenstand der S. werden. Insbesondere aber arten die religiösen Empfindungen oft in Religionsschwärmerei aus, in welcher der Mensch in einem unmittelbaren Verhältniß zu Gott zu stehen glaubt, so daß er sie schauen zu können meint und besonderer ihm gewordener Offenbarungen sich rühmt (s. Mysticismus). Finsterer Aberglaube und zerstörender Fanatismus ist oft die Folge der Religionsschwärmerei, die nicht bloß einzelne Menschen, sondern ganze Völker und Zeitalter ergriffen hat. Ausflüsse religiöser S. waren zum guten Theil die Religionskriege der Mohammedaner, die Kreuzzüge des Mittelalters, die Auswüchse der Reformationszeit rc. Der politische Schwärmer strebt nach der Verwirklichung eines Ideals, welches er sich vom Staat und vom socialen Leben gemacht hat, ohne daß er die Bedingungen berücksichtigt, unter denen die Gesellschaft und der Staat bestehen kann. Alle großen Umwälzungen, die im Leben der einzelnen Staaten Statt gefunden haben, sind reich an Beispielen politischer S.

Schwager, der Bruder des Mannes oder der Frau, der Mann der Frau Schwester; Schwägerin, des Mannes oder der Frau Schwester, des Mannes Bruders Frau; ein Mann, mit dem man durch Heirath verwandt geworden ist; ebenso Schwägerin.

Schwaigern, Stadt im würtembergischen Neckarkreise, Oberamt Brackenheim, am Fuße des Heuchelberges, Sitz eines Amtsnotars, hat ein Schloß und 1900 Einw.

Schwalbach, nassauisches Kreisamt, zählt auf 10 □Meilen 34,400 Einwohner und umfaßt die drei Justizämter Langenschwalbach, Nastädten und Wehen. Hauptort ist Langenschwalbach (s. d.), von Wiesbaden 2, von Ems 4, von Schlangenbad eine Meile entfernt, im schmalen und tiefen Thale des Münzbachs 909 Fuß über dem Meere gelegen, hat 2200 Einwohner u. berühmte Mineralquellen mit Badeanstalten, welche jährlich im Durchschnitt von 2000 Badegästen besucht werden. Die vorzüglichsten Quellen sind der Stahl-, Wein-, Paulinen-, Rosen-, Brodel-, Linden-, Unterau-, Oberau- u. Ehebrunnen, die, zu der Klasse der alkalisch-erdigen Eisenwasser gehörig und den Hauptbestandtheilen nach einander gleich, sich nur durch größeren oder geringeren Gehalt an kohlensaurem Eisen und kohlensaurem Gase von einander unterscheiden. Ihr Wasser ist hell, stark perlend und von säuerlich zusammenziehendem Geschmack. Es wirkt belebend, reizend, stärkend und leicht erhitzend auf den Organismus, besonders auf das Muskel-, Nerven- und Gefäßsystem und wird daher besonders bei Verschleimung und Säure des Magens, Appetitmangel, Verdauungsstörungen aus Schwäche, chronischen Nervenkrankheiten, Bleichsucht rc. sowohl zum Trinken, als zum Baden angewendet. Die Quellen sind schon seit dem 16. Jahrhundert bekannt und besucht. Die Umgegend ist reich an Naturschönheiten und historischen Erinnerungen.

Schwalbe (Hirundo), Vögelgattung aus der Ordnung der Sperlingsvögel und der Familie der Spaltschnäbler, charakterisirt durch den kurzen, flachen Schnabel, den weiten Rachen, die langen, schmalen, spitzigen Flügel, den meist gabelförmigen Schwanz und die kurzen schwachen Füße, eigentliche Wandelfüße mit schwachen Zehen und Nägeln, zweigliedriger Hinter- und langer Mittelzehe. Das Gefieder der S.n ist meist schwarz oder braun, an einzelnen Stellen weiß, gewöhnlich metallisch schimmernd und dicht anliegend. Es gibt zahlreiche (über 30) Arten, die, mit Ausnahme der kältesten Zone, über die ganze Erde verbreitet sind. Alle S.n sind wahre Luftvögel, die reißend schnell fliegen und sich selten auf die Erde niederlassen. Sie nähren sich ausschließlich von Insekten, welche sie mittelst ihres weiten Rachens im Fluge geschickt haschen und mit welchen sie im Fluge sogar ihre Jungen atzen. Sie leben monogamisch, zeigen im Nesterbau viel Kunsttrieb und sind Zugvögel. Sie sind zwar keine Stubenvögel, halten sich aber meist gern in der Nähe der Menschen auf, die ihre Ansiedelung, oft aus Aberglauben, zu befördern pflegen, auch sie nicht verfolgen, außer in Italien, wo sie jährlich zu Tausenden gefangen und verspeist werden. Die S.n sind die einzigen Vögel, welche, durch die Umstände genöthigt, Winterschläfer werden; man hat sie zuweilen in Erdlöchern, an Flußufern, sowie unter Thurmdächern erstarrt gefunden, u. in einer Berghöhle im Thale von Maurienne im Piemontesischen sollen sich alljährlich viele S. wie Fledermäuse an der Decke zum Winterschlaf aufhängen. Sie werden sehr von Parasiten geplagt, namentlich von Wanzen und Vogelläusen. Von den 5 europäischen Arten leben 4 in Deutschland. Die Hausschwalbe (H. urbica *L.*), an der Oberseite glänzend blauschwarz, mit einfarbig schwarzem, stark gewölbtem Schwanz, weißer Unterseite u. Bürzel, weiß befiederten Läufen und Zehen, 5 Zoll lang, in Europa, Nordasien und Nordafrika einheimisch, hält sich in Deutschland von April bis September auf und baut ihr Nest aus Koth und Schlamm mittelst ihres klebrigen Speichels unter die Dachvorsprünge der Gebäude. Die Rauchschwalbe (H. rustica *L.*), an der Ober- u. Unterseite wie die vorige, aber an den seitlichen Schwanzfedern mit weißen Flecken, rostrother Stirne und Kehle und nackten Läufen und Zehen, $6^1/_2$ Zoll lang, in Europa und Asien einheimisch, kommt in Deutschland einige Tage früher an, als die vorige, und zieht etwas später wieder fort, baut ihr Nest mehr innerhalb der Gebäude.

Die Uferschwalbe (H. riparia L.), auf der Oberseite braungrau, an der Unterseite weiß, mit ungeflecktem, schwach gegabeltem Schwanze, 5½ Zoll lang, in Europa, Nordasien u. Nordamerika einheimisch, findet sich in Deutschland von Mai bis Ende August und gräbt in sandige Uferwände und schroffe, lehmige Abhänge ziemlich lange Kanäle, die sie am Ende zum Nest erweitert. Sie ist im Herbst sehr fett und wird in Valencia regelmäßig zu Markte gebracht. Die Felsenschwalbe (H. rupestris Scop.), der vorigen ähnlich, aber mit weiß geflecktem, seicht ausgeschnittenem Schwanze, 5¼ Zoll lang, in Südeuropa einheimisch, kommt selten nach Deutschland. Zu derselben Gattung gehört die Salangane (H. Collocalia esculenta L.), braun, an der Unterseite und Schwanzspitze weiß, 3½ Zoll lang, in Ostindien und bis nach China einheimisch, baut in Felshöhlen Nester aus Tangarten, welche sie durch ihren Kropfschleim zu einer gallertartigen Masse gestaltet. Dies sind die bekannten indischen Vogelnester, welche für Delikatessen geachtet werden und in der Küche zu Bereitung von Kraftbrühen dienen. Nach Andern soll der Vogel sein Nest lediglich aus zähem fadenziehenden Schleim bilden, welchen die Speicheldrüsen, aber nur zur Zeit des Nestbaues, in großer Menge absondern. Dies soll besonders bei H. nidifica der Fall seyn, während H. fuciphaga auch Grashalme und Tang zum Nestbau verwendet. Zu der Gattung Mauerschwalbe (Segler, Cypselus), mit sehr kurzen Beinen, Klammerfüßen mit 3gliedrigen Zehen, von denen die innerste eine Wendezehe ist, gehört die Thurmschwalbe oder der Mauersegler (C. apus Ill.), einfarbig braunschwarz mit weißer Kehle, 7 Zoll lang, in ganz Europa, außer im hohen Norden, einheimisch, in altem Gemäuer nistend, findet sich in Deutschland vom April u. Mai bis August häufig und baut ein inwendig mit gummiartigem, in den großen Ohrenspeicheldrüsen bereitetem Leim überzogenes Nest. Der Gattung Nachtschwalbe (Caprimulgus), mit breitem, niedergedrücktem, schwachem Schnabel, am Grunde mit kurzer Bindehaut versehenen Zehen (Sitzfüßen) mit langen Nägeln und sehr langen Flügeln, gehört der Nachtschatten oder Ziegenmelker (C. europaeus) an. Derselbe ist an der Oberseite hellaschgrau, braun gewässert, schwarz gefleckt und punktirt, am Nacken und an den Flügeln rostgelb gefleckt und 11 Zoll lang. Er ist in ganz Europa mit Ausnahme des Nordens einheimisch und auch in Deutschland von April bis September nicht selten, sitzt des Tags schlafend im Heidekraute oder auf Bäumen, wo er wegen seines düsteren Gefieders schwer bemerkbar ist, und bringt den Winter, wie die meisten Schwalbenarten, in Afrika zu. Früher fabelte man von ihm, daß er den Ziegen und Kühen die Milch aussauge.

Schwalheim, Dorf in der kurhessischen Provinz und Kreis Hanau, Amt Nauheim, an der Wetter, mit 420 Einwohnern, hat erdig-muriatische Mineralquellen von angenehm scharfsäuerlichem Geschmack. Die Hauptquellen sind der Sauerbrunnen, der Perl- und der kleine Perl- oder Krystallbrunnen. Jährlich werden an 150,000 Krüge versendet.

Schwalm, Nebenfluß der Eder, entspringt am Vogelsberge, tritt bei Holzburg ins Kurhessische, in den gesegneten Schwalmgrund, und hat sehr weiches Wasser, von welchem man im Schwalmgrund glaubt, daß es kranken Pferden besonders zuträglich sey.

Schwamm, s. Badeschwamm und Zunderschwamm.

Schwamm (Schwammgewächs, fungus), s. Krebs.

Schwammmaschine, eine nach Art der Paternosterwerke eingerichtete Wasserhebungsmaschine. Um 2 Wellen oder Körbe geht ein Seil ohne Ende (Schwammseil), wovon der eine unterste unter dem Wasser oder nahe an demselben liegt. Säcke von Flanell, mit Waschschwämmen gefüllt (Schwammbälle), sind an dem untern Seile befestigt, diese füllen sich mit Wasser, während sie unter dem untern Korbe hingehen, u. werden, während sie über den obern Korb gehen, durch eine über demselben angebrachte Walze (Ausdrückwalze) ausgedrückt. Unter dem obern Korbe ist ein Behältniß, in welches das ausgedrückte Wasser fließt. Die S. wird mittelst eines Stirnrades, welches am obern Korbe angebracht ist, und eines in dasselbe greifenden Trillings und einer Kurbel bewegt.

Schwan (Cygnus), Vögelgattung aus der Ordnung der Schwimmvögel und der Familie der Entenvögel, charakterisirt durch den an der Wurzel mehr hohen als breiten, nach vorn sich etwas verbreiternden, platten Schnabel mit eiförmigen Nasenlöchern, den langen, dünnen, schlanken Hals und weit nach hinten gestellte Beine mit kurzen Läufen, große schwerfällige Vögel, welche monogamisch leben, schlecht gehen, aber mit eben so viel Grazie als Kraft und Schnelligkeit schwimmen, nie tauchen, sondern nur grundeln und auf ihren Wanderungen in bedeutender Höhe mit ausdauernder Geschwindigkeit fliegen. Sie haben fast alle ganz weißes Gefieder. Der wilde oder Singschwan (C. musicus Bechst., Anas cygnus L.), mit bis unter die Nasenlöcher gelbem, am Ende schwarzem Schnabel, 4 Fuß 7 Zoll lang, ist durch die zwischen den Platten des Brustbeins herabsteigende starke Krummung der Luftröhre ausgezeichnet und hat daher eine ungemein starke Stimme, die aus der Höhe der Luft selbst angenehmer lautet, als bei den übrigen Arten. Er findet sich im Norden von Europa und Asien in wildem Zustande, bringt die Winter in Nordafrika oder Südeuropa zu (in Menge an den Sümpfen und Seen Griechenlands), zieht mit Beginn des Frühjahrs wieder nordwärts und brütet fast nur im hohen Norden, in Lappland, selbst auf Spitzbergen. Auf Island ist er ein wichtiger Gegenstand der Jagd, indem seine Dunen einen bedeutenden Handelsartikel, die mit den Federn gar gemachten Häute ein kostbares Pelzwerk (Schwanenpelz) abgeben und die Schwungfedern zum Schreiben dienen. Auch ist das Fleisch der jungen Schwäne wohlschmeckend. Der stumme oder Höckerschwan (C. olor L., C. gibbus Bechst.), mit gelbrothem, an der Wurzel mit einem aufgetriebenen, schwarzen Höcker versehenem Schnabel, 4½ Fuß lang, ist einer der bekanntesten und verbreitetsten Vögel, da er nicht

nur in Europa, sondern auch in Asien und Nordamerika zur Zierde auf Teichen gehalten wird. Sein eigentliches Vaterland sind die kälteren Gegenden der alten Welt, aus denen er selten nach Deutschland kommt. Er zieht bloß im März u. im September in ansehnlicher Höhe durch, indem er in Italien und auf den Inseln des Mittelmeeres überwintert, und zeigt sich gegen den Herbst hin in großer Menge an der Ostsee, besonders auch auf Rügen. Seine dem Tone einer Trompete ähnelnde Stimme läßt er im Fluge niemals, im Schwimmen selten, am ersten noch im Kampfe mit Nebenbuhlern vernehmen, daher sein Name stummer S. Er ist stolz und zeigt nie Anhänglichkeit oder Zutraulichkeit zu dem Menschen. Er nährt sich von Wasserpflanzen, Käfern, Schalthieren und Fröschen, baut, wo er auf Teichen gehalten wird, im April ein Nest aus Schilf, Binsen rc. am Ufer und legt 6—8 grünlichweiße Eier hinein, welche in 5 Wochen ausgebrütet werden. Die flaumigen Jungen gehen sofort ins Wasser und setzen sich oft den Alten auf den Rücken unter die Flügel. Im ersten Jahre sehen sie graulich aus. Diese Art soll ein hohes Alter, von 100 und mehren Jahren erreichen. Ihre Benutzung ist dieselbe wie bei der vorigen Art. Der **kleine Singschwan** (C. minor *Pall.*) ist um $^1/_3$ kleiner, als der vorige, und die gelbe Farbe des Schnabels erreicht das Nasenloch nicht. Er hat eine eben so gebildete Luftröhre wie die erst genannte Art und findet sich in Island und Sibirien. Der **canadische S.** (C. canadensis) ist am Mantel und an den Flügeln braun, am Kopf und der obern Hälfte des Halses schwarz mit großem weißen Fleck am Unterkopf und Kinn, am Schwanz und an den Schwungfedern schwarz, am untern Theil des Halses, sowie am Bürzel, Bauch und an den Steißfedern weiß, 3 Fuß lang, brütet im höchsten Norden und wird in Europa auf Teichen gehalten. Noch abweichenderes Gefieder hat der erst neuerlich in Australien entdeckte **schwarze S.** (C. plutonius *Shw.*, C. atratus *Lath.*), der die Größe des Höckerschwans, aber weniger Grazie hat u. ganz schwarz, nur an den 6ersten Schwungfedern weiß ist. Die **Schwanengans** (**Guineagans**, C. cygnoides *L.*), weißlichgrau, mit graubraunem Mantel, paart sich leicht mit unseren Gänsen. Das Männchen macht sich durch die befiederte, unter dem Schnabel herabhängende Wamme u. den dicken, auf dem Schnabel befindlichen Höcker kenntlich. Bei den alten Griechen galt der S. als der heilige Vogel des Apollo, von dem er selbst die Gabe der Weissagung empfangen haben sollte. Im mythischen Hesperien, am Eridanus und an der Küste des Ligyerlandes sollen die Schwäne ihren Tod durch schönen klagenden Gesang vorausverkündigt haben; daher der Ausdruck **Schwanengesang** für das letzte Lied eines Dichters. Erblickten die Schiffer Schwäne, so galt dies als günstiges Omen. Jupiter genoß die Umarmung der Leda in Gestalt eines S.s. In der germanischen Mythologie stand der S. in engster Beziehung zu den in Luft und Wasser waltenden Lichtgottheiten und ebenfalls im Rufe der Weissagung; daher die noch jetzt zur Bezeichnung einer Vorahnung üblichen Ausdrücke „es schwant mir" oder „mir wachsen Schwanenfedern". Gewisse göttliche Wesen, namentlich die Walkyrien oder Schlacht- u. Schicksalsgöttinnen, sowie die Wald- u. Wasserfrauen liebten es, Schwansgestalt anzunehmen. Vgl. **Schwanenjungfrauen.**

Schwan, Christian Friedrich, Buchhändler, geboren am 12. Dec. 1733 zu Prenzlow in der Uckermark, bezog 1751 zum Studium der Theologie die Universität Halle, alsdann die zu Jena, gab aber 1753 das Studium auf und ging als Hofmeister nach Mecklenburg-Strelitz. Von Kopenhagen, wo er sich vergeblich um eine Anstellung beworben, reiste er ohne Paß und Empfehlung nach Petersburg. Da er auf dem Wege dahin sich einem Passagier, dem Sekretär Witte aus Mecklenburg-Schwerin, mittheilte, so gab ihm dieser, welchen die Seekrankheit zur Rückkehr nöthigte, seinen Paß, und S. führte nun in Petersburg den Namen Sekretär Witte. Von der dortigen Akademie zum Korrektor angenommen, lebte er in einer ziemlich angenehmen Stellung. Nachdem Peter III. auf den Thron gelangt war, erhielt S. eine Auditeurstelle bei einem Dragonerregiment, verließ aber nach Peters III. Tode Petersburg u. wurde um 1763 bei einem preußischen Infanterieregiment als Auditeur angestellt. Auch diese Stelle gab er wieder auf und wandte sich nach Holland, wo er die „Anecdotes russes ou lettres d'un officier allemand" (Haag 1764; deutsch mit Noten, Frankfurt 1765) veröffentlichte. Diese Briefe machten viel Aufsehen, so daß es S. für gerathen hielt, Holland zu verlassen. Er ging nach Frankfurt a. M. und begründete hier eine Wochenschrift für die Stadt Frankfurt: „Der Unsichtbare", sowie das literarische Wochenblatt für Deutschland: „Neue Auszüge aus den besten ausländischen Wochen- u. Monatsschriften". Durch die Vermählung mit seines Verlegers Eßlinger Tochter 1765 erhielt er die Buchhandlung Eßlingers in Mannheim, wo er den Geschmack an der deutschen schönwissenschaftlichen Literatur zu wecken und zu heben suchte. Sodann ließ er es sich angelegen seyn, die französischen Stücke vom dortigen Theater durch deutsche zu verdrängen, und er vornehmlich brachte es dahin, daß der Kurfürst Karl Theodor ein deutsches Theater einrichtete. Im Auftrage des Kurfürsten reiste S. 1776 zu Lessing, um denselben zur selbstthätigen Mitwirkung am mannheimer Theater zu gewinnen, was sich aber in Folge von Intriguen zerschlug. Die erste öffentliche Erscheinung Schillers in Mannheim war zum Theil S.s Werk. Nachdem S. seine Handlung in Mannheim an seinen Zögling Götz abgetreten hatte, begab er sich 1794 wegen der Kriegsunruhen zuerst nach Heilbronn, darauf nach Stuttgart. Im J. 1799 ging er nach Heidelberg, wo er, ein eifriger Verehrer Preußens, bald nach der Schlacht bei Leipzig †. In Mannheim war er eines der ersten Mitglieder von der 1775 daselbst gestifteten deutschen gelehrten Gesellschaft gewesen. Außer der schon oben angezogenen literarischen Thätigkeit sind noch sein „Dictionnaire de la langue allemande-française et française-allemande" (6 Bde. nebst einem Supplementbande, Mannheim 1782—98), sowie die von ihm herausgege-

denen „Abbildungen der vornehmsten weltlichen und geistlichen Orden" (2 Bde.) zu erwähnen.

Schwan, Sternbild am nördlichen Himmel, in der Milchstraße, nach Flamsteed aus 81 Sternen bestehend, wird fliegend dargestellt, indem 5 Sterne ein Kreuz bilden. Den Alten waren nur 12 Sterne des S.s bekannt; sie hatten folgenden Mythus: Um ihre Reinheit vor der Begierde des Zeus zu wahren, nahm die Nemesis Schwansgestalt an; Zeus aber verwandelte sich nun selbst in einen S. und genoß die Nemesis bei Rhamnus, worauf er gen Himmel flog und den S. unter die Gestirne versetzte.

Schwanebeck, Stadt in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Magdeburg, Kreis Oschersleben, an der Limbach und am Fuße des Huywaldes, mit Post, Hospital, Ziegelei, Gypsbrennerei, Feldbau und 2010 Einw.

Schwanenfluß (Swan-River), Fluß an der Südwestküste von Neuholland, von welchem die 1829 gegründete englische Schwanenflußkolonie, jetzt Westaustralien, den Namen hatte. S. Australien.

Schwanengesang, s. Schwan.

Schwanenjungfrauen, in der germanischen Mythologie drei Jungfrauen, mit Namen Svanhvit, Hervör Alvitor, beide Töchter des Königs Laudver, und Aulrun, Tochter des Königs Kiar von Walland. In Gewändern von Schwanenfedern flogen sie durch den Myrkvid (Schwarzwald), um in Schlachten das Geschick der Streiter zu bestimmen. Als sie nach Ablegung ihrer Schwanenhemden am Ufer des Ulfsiar in Ulfdalir Flachs spannen, überraschte sie Slagfidr und nahm sie mit sich nach Hause. Er heirathete die Svanhvit, während Egill die Aulrun und Wölund die Hervör wählte. Nach 8 Jahren wurde in den S. wieder die Sehnsucht nach Schlachten gewaltig rege und sie flogen davon; ihre Gatten aber flogen ihnen nach, um sie wieder zu erlangen.

Schwanenorden (Orden des Schwans oder unserer lieben Frau von Brandenburg, Sodalitas beatae Mariae virginis), Orden, der, 1443 vom Kurfürsten Friedrich II. von Brandenburg gestiftet, seinen Hauptsitz in einem Kloster auf dem Berge bei Altbrandenburg hatte und eine geistliche Gesellschaft von Fürsten, Rittern und überhaupt adeligen Personen war, die ihren Hauptzweck in der Darlegung wärmster Verehrung der Jungfrau Maria setzte. Das Ordenszeichen bestand in einer Kette mit 13 blutenden Herzen und dem Bild der mit dem Jesuskinde auf einem von Sonnenstrahlen umgebenen Monde sitzenden Maria und eines Schwans mit ausgebreiteten Flügeln. Der Orden, welcher ansehnliche Güter besaß, erlosch durch die Reformation, in Folge deren seine Besitzungen von den verschiedenen Landesherren eingezogen wurden. König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen erneuerte den S. am 24. Dec. 1843 als eine freie Vereinigung von Männern und Frauen jeden Standes und Bekenntnisses zum Behuf der Linderung physischen und moralischen Elendes und der Bethätigung christlicher Gesinnung durch Leben und That. Der König übernahm nebst seiner Gemahlin das Großmeisterthum des Ordens, mit welchem es indessen bei der Stiftungsurkunde sein Bewenden hatte. Vergl. Stillfried-Rattonitz, Der S., sein Ursprung und Zweck &c., Halle 1845.

Schwanenstadt, Stadt im Erzherzogthum Oesterreich, Land ob der Ens, Hausruckkreis, mit Baumwollenfabrik und 1600 Einw.

Schwangerschaft (graviditas). Ist durch einen fruchtbaren Beischlaf der Keim zu einem neuen Menschen belebt worden, so nennt man dies Befruchtung. Wird dieser Keim an einer Stelle des weiblichen Körpers niedergelegt, welcher mit ihm in ein Vitalitätsverhältniß tritt, so daß er daselbst ernährt werden kann, so ist dies die Empfängniß, welche der Anfang der S. ist, einer Verrichtung, durch welche das Produkt eines fruchtbaren Beischlafs im weiblichen Körper ernährt und bis zu einem gewissen Grad ausgebildet wird. Dieselbe beginnt demnach mit der Empfängniß und dauert bis zur Geburt. Man unterscheidet die S. in die regelmäßige und regelwidrige. Bei der regelmäßigen S. wird das Ei durch die wurmförmige Bewegung der Muttertrompete in die Gebärmutter geleitet, dort befestigt, ernährt und entwickelt. Ihre Dauer beträgt etwa 40 Wochen oder 270—280 Tage. Bei der regelwidrigen S. gelangt das Ei nicht in die Gebärmutter, sondern wird an einer anderen Stelle befestigt und ernährt (S. außerhalb der Gebärmutter). Man unterscheidet ferner eine einfache und mehrfache S. Bei jener wird nur ein Eichen befruchtet, bei dieser zwei und mehr Eier; man spricht dann von einer Zwillings-, Drillings- &c. S. Die höchste Zahl von gleichzeitig in der Gebärmutter ernährten Früchten soll sieben seyn. Die Befruchtung mehrer Eier kann zwar durch einen einzigen fruchtbaren Beischlaf Statt finden; ebenso kann dieselbe auch durch verschiedene Begattungsakte, sogar von verschiedenen Männern bewirkt werden, wie die Zwillingsfrüchte, welche von Vätern verschiedener Menschenracen gezeugt wurden, beweisen. Man nimmt an, daß dies durch Ueberfruchtung (superfoecundatio) geschehe, indem die zweite Befruchtung erfolge, ehe noch das erste Ei in der Gebärmutter angekommen sey. Eine Ueberschwängerung (superfoetatio) soll dann Statt finden, wenn später, nachdem das erste Ei schon eine Zeit lang empfangen war, noch eine zweite Befruchtung Statt hat, und kann dieselbe nur da eintreten, wo ein doppelter Uterus vorhanden ist, oder die erste S. außerhalb der Gebärmutter Statt findet. Von einer scheinbaren oder falschen S. im Gegensatz zur wirklichen spricht man, wenn krankhafte Veränderungen, z. B. Wassersucht, Verhärtung der Eierstöcke &c., die Symptome der S. simuliren. Eine gemischte oder komplicirte S. nennt man die aus einer wirklichen und scheinbaren zusammengesetzte; es kompliciren sich hier mit der S. krankhafte Zustände der angegebenen Art. Außerdem spricht man von erdichteter, vorgeschützter, eingebildeter, verheimlichter &c. S. In Folge der Befruchtung und Entwickelung des Eies entsteht im weiblichen Organismus eine Reihe von Veränderungen, deren wichtigste und konstanteste folgende sind: Ein fruchtbarer Beischlaf ist gewöhnlich mit einem besonders lebhaften Gefühl von Wollust, zuweilen

von einigem Schmerz verbunden. Nach demselben tritt allgemeine Abspannung, Unbehaglichkeit, Gefühl von Ziehen, Wärme u. Vollheit im Unterleib ein, mit leichtem Schaudern, Ohnmachten, Neigung, die Schenkel übereinander zu schlagen rc. Andere nicht selten sich zeigende Symptome eingetretener S. sind Verstimmung der gewöhnlichen Laune, entweder Uebellaunigkeit oder ungewöhnliche Heiterkeit, Neigung zum Schlaf, Gefühl von Kälte, das mit Hitze abwechselt, Einschlafen der Füße, Kopfschmerz, Zahnschmerz, Schwindel, Ohnmachten, Abneigung gegen, oder ungewöhnliches Verlangen nach dem Beischlaf, Empfindlichkeit der Magengegend, Ekel, Uebelkeit, Erbrechen, abnorme Gelüste, veränderte Stuhlentleerungen, Schlaff- und Blaßwerden der Haut, besonders um die Augen, Veränderung der Gesichtszüge, kleine Ausschläge an Stirn und Schläfen. In den meisten Fällen bleibt die Menstruation nach eingetretener Empfängniß aus, zuweilen erscheint sie noch unordentlich und zu unbestimmten Zeiten in den ersten Monaten, in sehr seltenen Fällen fehlen die Katamenien außer der S. gänzlich und treten nur während derselben ein. Die Geschlechtstheile, besonders die Gebärmutter, die Muttertrompete und die Eierstöcke werden in den Zustand erhöhter Lebensthätigkeit versetzt und befinden sich in einem an Entzündung streifenden Zustande. Der Uterus strotzt von Säften, nnd auf seiner inneren Fläche wird eine lymphatische Flüssigkeit ausgeschwitzt, welche später zur Siebhaut wird. Nach den einzelnen *Mondsmonaten* betrachtet, sind diese Veränderungen der Geschlechtstheile folgende: Im *ersten* Monat werden die Wände der Gebärmutter dicker, ihre Höhle verliert ihre dreieckige Form, der äußere Muttermund seinen Querspalt, der zu einer runden Oeffnnng wird, der Uterus richtet sich mehr auf. Mutterscheide und äußere Geschlechtstheile turgesciren, sind feuchter und wärmer, der Unterleib ist dicker, weicher u. wärmer als vorher. Im *zweiten* Monat wird der Unterleib platter, die schwerer werdende Gebärmutter senkt sich in das Becken, die Brüste schwellen etwas an und werden etwas empfindlich. Im *dritten* Monat ist der Unterleib etwas gewölbt, der Uterus steigt aus dem Becken in die Höhe, in den Brüsten finden leichte Stiche Statt, der Hof der Brustwarzen wird dunkler. Im *vierten* Monat wölbt sich der Unterleib merklich, man fühlt den Gebärmuttergrund einige Finger breit über den Schambeinen. Im *fünften* Monat nimmt die Wölbung des Unterleibs zu, der Grund der Gebärmutter steht in der Mitte zwischen den Schambeinen und dem Nabel. Im *sechsten* Monat, 21.—24. Woche, steigt derselbe bis zum Nabel hinauf, die unteren Runzeln der Nabelgrube werden glatt („der Nabel fängt an zu verstreichen"); von der 20. oder 21. Woche an fühlt die Schwangere die Bewegung des Kindes als schnelles, leichtes Anstoßen, gegen die 24. Woche kann dieselbe bei aufmerksamer Untersuchung auch der Arzt wahrnehmen. Vermöge der Auskultation kann man in diesem oder im folgenden Monat den Herzschlag des Kindes hören. Im *siebenten* Monat wird der Unterleib so gespannt, daß man den 2 Finger breit über dem Nabel stehenden Muttergrund nicht leicht unterscheiden kann, die Vaginalportion verkürzt sich immer mehr, der Muttermund steht hoch und ist etwas nach hinten gerichtet. Durch das Scheidengewölbe hindurch fühlt man den beweglichen Kopf des Kindes. Die Brüste werden dicker und härter, es fließt zuweilen etwas milchartige Feuchtigkeit aus denselben aus. Im *achten* Monat steht der Muttergrund zwischen Nabel und Herzgrube, der Nabel ist verstrichen, die Bewegungen des Kindes sind lebhaft, man fühlt zuweilen neben dem Nabel Gliedmaßen desselben. Die Mutterscheide ist weich und weit, die Vaginalportion verkürzt, dick, wulstig, der Muttermund steht hoch u. links hinten. Im *neunten* Monat steigt der Muttergrund bis in die Herzgrube hinauf, die er zu Ende desselben erreicht; der Unterleib erreicht seinen größten Umfang, so daß die Respiration der Frau sehr erschwert wird. Man fühlt durch die Bauchdecken hindurch deutlich Kindstheile, der verstrichene Nabel wölbt sich blasenartig empor. Die Vaginalportion ist bis auf $^{1}/_{4}$ Zoll verkürzt und verschwindet fast ganz („der Mutterhals ist verstrichen"), indem der ganze Mutterhals zur Vergrößerung der Gebärmutterhöhle verwendet wird; der Muttermund steht hoch und ist schwer zu erreichen. Im *zehnten* Monat erfolgen die Vorbereitungen zur Geburt. Der Uterus verändert seine Form und gestaltet sich mehr nach dem Umfang des Kindes, der Grund desselben sinkt bis zur Mitte zwischen Nabel und Herzgrube herab, es tritt dadurch Verminderung der Athemnoth ein. Die Bewegungen des Kindes sind lebhaft, man fühlt deutlich seine Theile durch die schlaffer werdenden Bauchdecken, sein Kopf senkt sich in den Beckeneingang. Der Muttermund steht nach hinten nnd weniger tief. Am lebhaftesten ist an den Veränderungen während der S. der Fruchthalter betheiligt. Seine Masse wird aufgelockert, schwammig, seine Blutgefäße länger, ihr Kanal weiter, namentlich entwickeln sich seine Venen. Die Masse seiner Wandungen vergrößert sich so, daß sie am Ende der S. gegen 50 Kubikzoll enthält, während sie im ungeschwängerten Zustand etwa $4^{1}/_{2}$ Kubikzoll betrug. Der kubische Inhalt des ganzen schwangeren Uterus ist 544mal größer, als der des ungeschwängerten. Von der Voraussetzung ausgehend, daß die S. ein naturgemäßer Zustand des weiblichen Körpers ist, kann das *diätetische* Verhalten der Schwangern nur dahin gerichtet seyn, Störungen im Verlauf der S. zu verhüten und diejenigen diesen Zustand begleitenden Beschwerden, welche noch nicht krankhaft genannt werden, zu beseitigen. Als erste Regel gilt, daß die Schwangere von ihrer bisherigen gewohnten Lebensweise möglichst wenig abweiche, vorausgesetzt, daß sie sich bei derselben wohl befunden habe und dieselbe keine für die S. nachtheiligen Schädlichkeiten enthält. In Bezug auf die Nahrungsmittel der Frau ist eine besondere Diät nicht anzuordnen; die Frau genieße die gewohnten Nahrungsmittel, vermeide jedoch reichlich gewürzte, schwer verdauliche und blähende Speisen, starken Kaffee, Thee, Chokolade, Wein rc., sowie Ueberfüllung des Magens. Etwaige krankhafte Gelüste befriedige man, wenn sie unschädlich sind, außerdem nicht. Für tägliche Stuhlentleerung ist Sorge zu tragen; man befördert sie durch

mäßige Bewegung, leicht verdauliche, vegetabilische Nahrung, Genuß von gekochtem Obst, durch Klystiere und salinische Abführmittel. Beim Stuhlgang ist alles heftige Pressen zu unterlassen. Die Kleidung sey bequem, Schnürbrüste, feste Strumpfbänder ꝛc. sind der freien Cirkulation des Blutes hinderlich und abzulegen; gegen Erkältung empfiehlt sich der Gebrauch einer Bauchbinde, die zugleich den Unterleib unterstützt und das Vorwärtsfallen desselben vermindert. Ein täglicher Spaziergang ist Schwangern durchaus zuträglich; sie müssen sich stets in reiner, frischer Luft aufhalten und Orte meiden, wo viele Menschen zusammen sind und die Luft verdorben ist, namentlich in den letzten Monaten der S., wo die Respiration beengt ist. Reinlichkeit, vorzüglich der Geschlechtstheile, ist möglichst zu beobachten. Die Brüste sind warm zu halten. Besondere Beachtung verdient die Gemüthsstimmung. Aerger, Schrecken, Zorn, Eifersucht ꝛc. sind durchaus nachtheilig. 6—8 Wochen vor dem muthmaßlichen Eintritt der Geburt unterwerfe sich die Schwangere einer genauen geburtshülflichen Untersuchung, damit etwaige Regelwidrigkeiten entdeckt und zu ihrer Beseitigung durch den Geburtshelfer bei Zeiten Sorge getragen werde.

Schwank, scherzhafter Einfall und dessen Ausführung; lustige Erzählung.

Schwansen, schleswig'sche Halbinsel, im Südosten des Herzogthums, gebildet durch den Schley-fjord (im Nordwesten) und den Eckernförderfjord (im Südosten), hat einen Flächenraum von $3^1/_4$ □Meilen mit 10,000 Einw., lauter adelige Güter, die den schwansener adeligen Güterdistrikt bilden; Hauptort ist Schwans.

Schwanthaler, Ludwig Michael, einer der genialsten neueren Bildhauer, geboren 1802 zu München, wo sein Vater, Franz S., ein viel beschäftigter Bildhauer, 1821 starb. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, dann seit 1818 die Akademie der Künste in München, wo schon seine frühesten Arbeiten ungewöhnliches Talent verriethen. Nach dem Tode seines Vaters übernahm er dessen Geschäft als einzigen Erwerbszweig der Familie und lieferte 1824 im Auftrag des Königs Maximilian ein Relief für einen silbernen Tafelaufsatz mit einem Cyklus von Darstellungen aus dem Mythus von Prometheus. Diese Jugendarbeit des Künstlers erregte außerordentlichen Beifall; als daher Cornelius nach München gekommen war, um die Glyptothek auszuschmücken, vertraute er dem jungen Künstler einen Theil der plastischen Arbeiten an. Diese bestehen in Reliefs aus der Götter- und Heroenmythe, die in unmittelbarem Zusammenhange mit den Malereien Cornelius' stehen. Im Jahre 1826 reiste er nach Rom, kehrte aber schon im folgenden Jahre, seiner Gesundheitsumstände wegen, in die Heimath zurück. Hier fertigte er für die Glyptothek zwei Reliefs: Achilles mit Skamander kämpfend und den Kampf bei den Schiffen, sodann Shakespeare's Statue für die Theaterhalle und einen Bacchusfries für den Speisesaal im Palais des Herzogs Max in München. Im Jahre 1832 begab er sich zum zweiten Male nach Rom, wo er jetzt zwei Jahre verweilte. Er modellirte in Rom einige Gruppen zum ersten Giebelfelde der Walhalla, fertigte auch viele Zeichnungen zu den Skulpturen und enkaustischen Malereien im Königsbau zu München, dann Modelle zu den Malerstatuen der Pinakothek. Im Jahre 1835 ward er vom König Ludwig von Bayern zum Professor an der Akademie der Künste in München ernannt. Hier erweiterte sich bald sein Wirkungskreis so sehr, daß er bei der Fruchtbarkeit seines Geistes und bei der außerordentlichen Vielseitigkeit seines Talentes Gehülfen und Schüler um sich versammeln mußte, mit deren Hülfe er jene große Anzahl von Werken zu Stande brachte, in denen sich die Wahrheit und Eigenthümlichkeit seines Genius so großartig entfaltete. In antiker wie in christlicher und historischer Auffassung gleich genial, erwarb er sich besonders dadurch großes Verdienst, daß er die ritterlich-romantische Skulptur in Deutschland wieder belebte und in einer Weise ausübte, die an Umfang und Großartigkeit ihres Gleichen nicht hat. Unter seinen nach seiner Rückkehr nach München vollendeten Arbeiten sind besonders die im Königsbau zu nennen. Er lieferte Kompositionen zu den Friesen in den Vorzimmern des Königs und zierte den Thronsaal mit Reliefs in Gyps, zu denen der Stoff aus den Gesängen Pindars entlehnt ist. Im zweiten Stockwerke des Königsbaues gehören die Gypsreliefs, die am Fries eine Reihe von Darstellungen aus dem Mythus der Aphrodite enthalten, zu den vorzüglichsten Arbeiten des Meisters. An diese Arbeiten reihen sich jene des Saalbaues im nördlichen Residenzflügel, namentlich der 266 Fuß lange und 4 Fuß 6 Zoll hohe Gypsfries, der in genauer Beziehung zu den Malereien Schnorrs aus dem Leben des Kaisers Friedrich Barbarossa steht und im edelsten romanischen Styl gehalten ist. S.s größere plastische Werke gehören zu den höchsten Leistungen der neueren Kunst. Unter den monumentalen Arbeiten in Marmor und Erz nennen wir zuerst die beiden Giebelgruppen der Walhalla. Der früheren Zeit gehört das südliche Giebelfeld an, wozu ursprünglich Rauch in Berlin die Komposition geliefert hatte, die aber von S. fast ganz umgestaltet wurde. Die 15 Statuen aus der Hermannsschlacht im nördlichen Giebelfeld der Walhalla wurden 1842 von S. vollendet. Eine dritte Giebelgruppe von kolossalen Figuren fertigte S. für das Ausstellungsgebäude in München: eine allegorische Darstellung des Wiederaufblühens der Künste in Bayern. Das größte monumentale Werk S.s ist aber das 1850 aufgestellte, 54 F. hohe Erzbild der Bavaria vor der bayerischen Ruhmeshalle bei München. An diese umfangreichen Denkmale reihen sich eine Anzahl von Statuen, die in ihrer historisch-romantischen Auffassung ebenfalls zu den Werken monumentaler Art gehören. Hierher gehören die Marmorstatue des Kaisers Rudolf von Habsburg im Dome zu Speyer (1843), das Denkmal des Sängers Frauenlob im Kreuzgange des Domes zu Mainz (1842) und die 12 Fuß hohen Statuen von Ahnen des Hauses Wittelsbach im großen Thronsaale der königlichen Residenz in München, die Statue Mozarts auf dem Michaelsplatze in Salzburg (1842), das Monument des Großherzogs Karl Friedrich von Baden in Karlsruhe (1840) und das des

Großherzogs Ludwig von Hessen in Darmstadt, die Göthestatue in Frankfurt (1843), die Statuen Jean Pauls in Baireuth (1841), des Markgrafen Friedrich Alexander von Brandenburg zu Erlangen (1843), Tilly's u. Wrede's in der Feldherrnhalle zu München (1843), von Kreitmayers daselbst (1845), des Königs Karl Johann XIV. von Schweden in Norrköping, der große Brunnen auf der Freiung zu Wien, die 4 Hauptströme Oesterreichs, Donau, Weichsel, Elbe und Po darstellend, und das Denkmal des Donau-Mainkanals bei Erlangen. Obwohl S.s Hauptverdienst in diesen großen monumentalen Werken sich kundgeben dürfte, so sind doch auch seine sogenannten Kabinetsarbeiten sehr interessant, weil sie, ganz der Hand des Meisters angehörend, Zeugniß von dessen hoher technischer Meisterschaft geben, während er zu den größeren Bildwerken meist nur Modelle oder Skizzen und Zeichnungen lieferte und bisweilen die Ausführung nicht einmal überwachen konnte. Werke von größter Schönheit sind vier Reliefs in Gyps mit Figuren in halber Lebensgröße, im Besitze der Herren Boisserée. Das eine derselben, St. Georg mit dem Drachen vor der heiligen Margaretha, ist durch den Stich bekannt; das zweite stellt die heilige Dorothea dar, und im dritten ist St. Apollinaris geschildert, wie er einen Kranken heilt; das vierte Relief stellt den heiligen Aegidius dar, wie er, durch die Jagd in seinen heiligen Betrachtungen gestört, mit dem Reh aus seiner Höhle hervortritt. Im Besitze des Prinzen Karl von Bayern ist ein ausgezeichnet schönes, mit größtem Fleiße in carrarischem Marmor ausgeführtes kleines Bild, welches den leidenden Philoctet auf Lemnos vorstellt. Dem Kreise antiker Darstellung gehört auch eine Gruppe im Palaste des Grafen von Redern zu Berlin an: Ceres und Proserpina, in Figuren unter Lebensgröße von carrarischem Marmor. Im herzoglichen Schlosse zu Wiesbaden sind die lebensgroßen Statuen der Venus, Diana, Vesta und Ceres, des Apollo, Amor, Bacchus und Pan, sämmtlich in Sandstein und 1840 vollendet. Ferner sieht man in diesem Schlosse auch zwei Statuen von Tänzerinnen in Lebensgröße in weißem Marmor ausgeführt, Werke von ausgezeichneter Schönheit. Im Besitze des Grafen Arco zu München ist das liebliche Bild einer Nymphe in carrarischem Marmor, ebenfalls in Lebensgröße ausgeführt. Klenze in München besitzt zwei Reliefs in carrarischem Marmor, antike Kämpfe zu Roß vorstellend, Meisterwerke ihrer Art. An diese Werke reiht sich der Schild des Hercules, in Rom begonnen, eine Komposition in ächt hellenischem Geiste, welche nach Hesiods Dichtung in mehr als 140 Gestalten Hauptmomente der Göttermythe, des kriegerischen und friedlichen Lebens umfaßt. Dieser Schild wurde in Bronze gegossen und ist jetzt mehrfach in Deutschland und England zu finden. Von den Büsten in Marmor und Gyps ist außer der des Königs Ludwig (in kolossalen Verhältnissen) noch die der Königin Karoline zu nennen, die er für mehre Höfe wiederholte. In der Walhalla sind die Büsten Mozarts und Walthers von Plettenberg und in der bayerischen Ruhmeshalle die des Ministers und Dichters E. von Schenk u. des Hofmalers Kaulbach seine Werke. Nach Modellen von ihm wurden noch eine Menge Statuen ausgeführt, unter denen wir nur die kolossalen Malerstandbilder auf der Attika der münchener Pinakothek und die vier sitzenden Statuen an der Treppe des Bibliothekgebäudes daselbst erwähnen. Vieles ward nach S.s Skizzen und Zeichnungen von anderen Bildhauern und Malern ausgeführt; so zahlreiche Kompositionen zu Gemälden im Königs- und Saalbau der Residenz, die eine reiche Fülle poetischer Anschauungen aus griechischen Dichtern bieten und worunter die Zeichnungen zu den Darstellungen aus der Odyssee im Erdgeschosse des Saalbaues zu den bedeutendsten Leistungen S.s in dieser Art gehören. Obwohl S. eine außerordentliche Gewandtheit in der Erfindung und Modellirung besaß, so ward es ihm doch nur dadurch, daß er geschickte Gehülfen fand, möglich, so viele und so große Werke zur Vollendung zu bringen. Seiner Professur konnte er wenig vorstehen, da ihn Gichtleiden Wochen und Monate lang an das Bett fesselten. Seine schönsten Tage verlebte er in der von ihm erbauten Ritterburg Schwaneck am Ufer der Isar. In den letzten Jahren nahm sein Gichtleiden so zu, daß er kein Gerüst mehr besteigen konnte und sich im Rollsessel hin- und herfahren lassen mußte. Er † den 15. November 1848. Seine reiche Sammlung von Modellen vermachte er dem Staat und setzte ein ansehnliches Kapital zu deren Erhaltung und Beaufsichtigung aus. Ihm zu Ehren wurde die ehemalige Lerchenstraße zu München, in welcher er wohnte, Schwanthalerstraße genannt. Als S.s Gehülfe verdient sein Vetter, Franz Xaver S., Bildhauer und Professor an der königlichen Gewerbschule zu München, 1799 zu Ried in Oberösterreich geboren, rühmlichste Erwähnung, indem er als ausgezeichneter Praktiker an vielen Arbeiten des Meisters Theil nahm. In der Walhalla sind die Büsten des Kaisers Karl V. u. Friedrich Barbarossa's von ihm, und die Statue des Herzogs Ernst von Koburg vor dem Residenzschlosse zu Koburg ist zum Theil sein Werk. S.s berühmteste Schüler sind Kriesmeyer, Bruggen, Widmann, Lossow, Balbach u. A.

Schwarm, ein ordnungsloser Haufe lebendiger Dinge, die ein verworrenes Geräusch machen; s. v. a. Bienenschwarm.

Schwarte, die dicke harte Haut an Menschen und Thieren.

Schwarz, die Abwesenheit alles Lichtes und aller Farben, gewöhnlich selbst als Farbe bezeichnet.

Schwarz, 1) Berthold, soll eigentlich Konstantin Anckitzen (Anklitz) geheißen haben, während Berthold sein Klostername war und der Name Schwarz ihm gegeben wurde, weil er sich viel mit chemischen Arbeiten beschäftigte und man ihn daher gemeiniglich den schwarzen Barthel nannte. Die Nachrichten über ihn sind sehr unsicher. Viele halten ihn für den Erfinder des Schießpulvers, das er im Gefängnisse, wohin er, der Zauberei angeklagt, gekommen war, bei fortgesetzter Beschäftigung mit Chemie erfunden haben soll; doch scheint es ziemlich ausgemacht, daß man schon vor ihm in Deutschland das Pulver kannte, und er es vielleicht nur zuerst zu einem für den Krieg und die Jagd tauglichen Gebrauche be-



SCHWANTHALER

reiten lernte. Das Jahr der Erfindung wird auf 1330, von Einigen früher, von Anderen später gesetzt. S.s Geburtsjahr ist unbekannt; der Ort seiner Geburt war Freiburg im Breisgau. Einige nennen ihn einen mainzer, Andere einen nürnberger Franciskaner; Einige lassen ihn seine Erfindung zu Goslar, Andere zu Köln machen. Im Jahre 1853 ward ihm zu Freiburg ein Denkmal errichtet.

2) Friedrich Heinrich Christian, deutsch-protestantischer Theolog und ausgezeichneter Pädagog, geboren am 30. Mai 1766 zu Gießen, studirte daselbst Theologie, wurde 1789 Pfarrer zu Dorbach bei Marburg, 1796 zu Echzell in der Wetterau und 1798 in Münster bei Gießen. Im Jahre 1804 erhielt er einen Ruf als Professor der Theologie an die neuorganisirte Universität Heidelberg, wo er bis zu seinem Tode am 3. April 1837 im akademischen Lehrfache und als Vorsteher des pädagogischen Seminars thätig war. In seiner Jugend der kantischen freieren Richtung zugethan, neigte er sich in seinem späteren Alter einer mystisch-religiösen Denkart zu, daher auch seine pädagogischen Schriften gelungener sind, als die theologischen, welche sich meist auf dem Felde der praktischen Theologie und der Moral bewegen. Von jenen sind hervorzuheben: „Grundriß einer Theorie der Mädchenerziehung" (Jena 1792); „Die Erziehungslehre" (Lpz. 1804—13; 2. Aufl. 1829—30, 4 Bde.); „Lehrbuch der Pädagogik und Didaktik" (Heidelb. 1805, von Curtmann neu bearbeitete Aufl. 1846—47); „Die Schulen" (Lpz. 1832); „Darstellungen aus dem Gebiete der Pädagogik" (das. 1833—34, 2 Bde.); „Das Leben in seiner Blüthe" (das. 1837).

3) Johann Karl Eduard, geheimer Kirchenrath, Superintendent und ordentlicher Professor der Theologie zu Jena, geboren den 20. Juni 1802 zu Halle, besuchte erst die Realschule, dann das Waisenhausgymnasium daselbst, studirte auf der dortigen Universität seit 1821 Theologie und Philologie, ertheilte dann einige Zeit Privatunterricht und wurde 1825 Lehrer an dem Pädagogium Unserer Lieben Frauen zu Magdeburg. Nachdem er im folgenden Jahre Pfarrer zu Altenweddingen geworden war, widmete er sich dem gründlichen Studium der schleiermacherschen Schriften und brachte es dahin, daß er schon 1829 als Professor der praktischen Theologie, Superintendent und Kirchenrath nach Jena berufen wurde, wo er 1836 das Direktorium des homiletischen Seminars erhielt. Außer einzeln herausgegebenen Kanzelreden veröffentlichte er: „Predigten und kleinere geistliche Amtsreden" (Jena 1837—39, 6 Hefte) und gab seit 1836 „Denkschriften" über das homiletische u. katechetische Seminar heraus. Nachdem er 1844 als ordentliches Mitglied in die theologische Fakultät eingetreten, ward er 1849 erstes geistliches Mitglied des neu gebildeten weimarischen Kirchenraths. Er ist mit unter den Herausgebern der „Protestantischen Kirchenzeitung".

Schwarza, Flüßchen im Fürstenthum Schwarzburg-Rudolstadt, entspringt im Thüringerwald bei Steinheide, nimmt die Katze, Lichte, Rinne u. andere Bäche auf und mündet nach 6 Meilen langem Laufe und 1100 Fuß Gefälle in der Nähe von Rudolstadt beim gleichnamigen Dorfe in die Saale. Sie dient zum Holzflößen, enthält treffliche Forellen und führt goldhaltigen Sand, für dessen Gewinnung früher Waschanstalten in Betrieb waren. Das Thal der S. ist eines der romantischsten im Thüringerwalde, besonders von Blankenburg aufwärts bis Schwarzburg, wo auf beiden Seiten pittoreskes Schiefergestein sich aufthürmt.

Schwarzbach (Cernypotok), Dorf im österreich.-böhmischen Kreis Budweis, mit 340 Einw.; in der Nähe das berühmte schwarzbacher Graphitbergwerk, woraus jährlich 10—1200 Centner Graphit zu Tage gefördert werden, welcher seinen Absatz als Stubner u. schwarzbacher Graphit hauptsächlich nach England findet, wo er als Wagenschmiere und zum Schwärzen von Eisen- und anderen Geräthen verwendet wird.

Schwarzburg, ehemals reichsunmittelbare Grafschaft des obersächsischen Kreises, bestand aus 2 getrennt von einander liegenden Theilen, dem nördlichen (der Unterherrschaft) und dem südlichen (der Oberherrschaft). Beide Theile hatten einen Flächenraum von 35$^1/_2$ □Meilen mit 116,000 Einw. Die Grafen von S. wurden 1754 mit Sitz und Stimme im Reichsfürstenrath in den Fürstenstand erhoben und mit dem Reichserbstallmeisteramt belehnt; auch besaßen sie den Titel eines Reichsjägermeisters und seit 1356 den eines der 4 Grafen des Reichs. Gegenwärtig bildet diese Grafschaft zwei deutsche Fürstenthümer, nämlich S.-Rudolstadt und S.-Sondershausen, und ist so eingetheilt, daß jedes derselben einen Theil der Ober- sowie auch der Unterherrschaft besitzt.

Das Fürstenthum S.-Rudolstadt besteht aus dem kleineren, 4,02 □M. großen Theile der Unterherrschaft, der eine östliche Fortsetzung des sondershäusischen Antheils und auf der Nord-, Ost- und Südseite von preußischem und weimarischem Gebiete umgeben ist, sowie aus dem größeren, 13,45 □M. umfassenden, von Sondershausen, Weimar Preußen, Meiningen, Altenburg und den reußischen Landen begrenzten Theile der Oberherrschaft, welcher auf dem nördlichen Abhange des Thüringer- und Frankenwaldes liegt. Im Ganzen hält daher S.-Rudolstadt 17,47 □Meilen mit einer Bevölkerung von (1855) 68,974 Seelen, wovon 14,962 auf das Unterland und 54,012 auf das Oberland kommen. Die Oberherrschaft ist durch den Thüringerwald gebirgig, in der Unterherrschaft liegt der Kyffhäuser und ein Theil der Hainleite. Bewässert wird das Land von der Ilm, Saale, Loquitz mit Sorbitz, Schwarza mit Katze, Lichte und Rinne, Wipper. Von den Produkten des Thierreiches sind zu erwähnen: Rindvieh, Wildpret, Fische, auch Bienen; das Pflanzenreich erzeugt Getreide in geringem Maße, Oel- und Gartengewächse, viel Flachs, Kartoffeln und Holz, etwas Tabak und Wein; die reichlichste Ausbeute liefert das Mineralreich, nämlich: Kupfer, Eisen, Vitriolkies, Braunkohlen, Dachschiefer, Marmor, Alabaster, Röthel, Quader-, Mühl- und Wetzsteine, Salz- und einige Mineralquellen; sonst wurde auch Bergbau auf Silber getrieben und Gold aus der Schwarza und einigen Bächen gewaschen. Unter den Beschäftigungen und Nahrungsquellen der Bewohner nimmt nach diesen natürlichen Verhältnissen der Ackerbau (mit Ausnahme des Antheils an der Unterherrschaft) nur

eine geringe Stelle ein, wogegen aber die verschiedenen Zweige der Industrie, die eine ziemlich hohe Stufe der Vollkommenheit erreicht hat, vielen arbeitenden Händen Brod und Verdienst gewähren. Insbesondere verdienen die vielen Eisenhütten mit ihren Eisengießereien, Eisen-, Stahl- und Blechhämmern, die Glashütten und Glasperlenfabriken, die Porzellan- und Steingutfabriken Erwähnung; ferner gibt es Blaufarbenwerke, Bleiweißfabriken, Vitriol-, Salpeter- und Potaschesiedereien, Pulvermühlen, Papiermühlen, Seilereien, Leimsiedereien und Gerbereien, Tuch- und Wollenzeuchwebereien; auch werden viel Olitäten, Essenzen, Balsame und Medicinalwaaren verfertigt. Es wird daher in manchen Orten, z. B. in Frankenhausen, beträchtlicher Handel getrieben und kommen Holz, Salz, Wolle und einige andere Fabrikate in ansehnlichen Quantitäten zur Ausfuhr. In der Oberherrschaft rechnet man seit dem 1. Januar 1841 nach Gulden zu 60 Kreuzern, in der Unterherrschaft nach dem 24½-Guldenfuße und nach Thalern zu 30 Silbergroschen im 14-Thalerfuße. Die Staatsform ist konstitutionell-monarchisch. Jetzt regierender Fürst ist Friedrich Günther, geboren den 6. November 1793, succedirte seinem Vater Ludwig Friedrich den 28. April 1807 unter der Vormundschaft seiner Mutter, übernahm die Regierung den 6. November 1824, in zweiter Ehe vermählt seit 1855 mit Helene, Prinzessin von Anhalt. Als Mitglied des deutschen Bundes hat der Fürst von S.-Rudolstadt mit S.-Sondershausen, Oldenburg und den anhaltischen Häusern im engern Rathe die 15. Stimme und im Plenum eine besondere Stimme. Die seit 1816 bestehende landständische Verfassung hat in der neueren Zeit wesentliche Umgestaltung erfahren. Als oberste Regierungsbehörde für alle Verwaltungszweige besteht das 1850 kreirte, aus 4 Personen zusammengesetzte Ministerium mit 5 Abtheilungen: für die Angelegenheiten des fürstlichen Hauses, des Aeußern und des Militärs, für die Justiz, für das Innere, für die Kirchen- u. Schulenangelegenheiten u. für die Finanzen. Ein ausschließliches schwarzburg-rudolstädtisches Kreisgericht in Rudolstadt umfaßt die ganze Oberherrschaft mit den Justizämtern Blankenburg, Stadt Ilm, Königsee, Leutenberg, Oberweißbach und Rudolstadt, während die Justizämter Frankenhausen und Schlotheim unter dem mit S.-Sondershausen gemeinschaftlichen Kreisgericht in Sondershausen stehen. Außerdem ist das 1850 eingesetzte Appellationsgericht in Eisenach (s. Sachsen-Weimar-Eisenach) auch Justizbehörde für S.-Rudolstadt, oberster Gerichtshof aber das Oberappellationsgericht zu Jena. Zum Behuf der Verwaltung ist das Fürstenthum in 3 landräthliche Bezirke: Rudolstadt, Königsee und Frankenhausen, eingetheilt. Das Budget für 1858 betrug 805,790 Gulden Einnahme und 798,940 Gulden Ausgabe. Die Zinsen für die Landesschuld betrugen 1854: 56,283 Gulden rhn. Als Bundeskontingent stellt S.-Rudolstadt 539, mit der Reserve 809 Mann. Im deutschen Zollverein befindet sich S.-Rudolstadt seit 1834. Das Schulwesen des Landes ist zweckmäßig eingerichtet. Ein Gymnasium, seit 1840 mit Realklasse, besteht zu Rudolstadt; ebendaselbst auch ein Seminar zur Bildung der Lehrer an Volksschulen. Bekannt und noch immer stark frequentirt ist die von Fr. Fröbel in Keilhau bei Rudolstadt gegründete Erziehungsanstalt. Haupt- u. Residenzstadt ist Rudolstadt.

Das Fürstenthum S.-Sondershausen umfaßt den von preußischen, gothaischen und rudolstädtischen Gebieten begrenzten größeren Theil der Unterherrschaft, 8.91 □Meilen umfassend, und den kleineren, 6,53 □Meilen haltenden Theil der Oberherrschaft, welcher ebenfalls von preußischen, gothaischen und rudolstädtischen, aber auch von weimarischen und meiningischen Landestheilen umgeben ist. Die ganze Größe des Fürstenthums beträgt 15,44 □Meilen, auf denen (1855) 61,452 Einw. (35,127 im Unter- u. 26,?25 im Oberland) leben, so daß die Volksdichtigkeit circa 3760 auf die □Meile ausmacht. Von Gebirgen ist im Oberlande der Thüringerwald mit seinen Vorbergen, im Unterlande nur ein geringer Höhenzug, die Hainleite, zu erwähnen. Die Gewässer des Ländchens sind: die Gera, Wipfra, Ilm mit Wohlrose, Schwarza, Wipper und Helbe. Hinsichtlich ihrer Produkte sind die beiden getrennt liegenden Landestheile sehr verschieden; während das Unterland in seinen ebenen, fruchtbaren Gauen (die theilweise der goldenen Aue angehören), begünstigt durch ein mildes Klima, neben bedeutendem Raps- und Obstbau, mehr Getreide hervorbringt, als es verbraucht, kann in den gebirgigen Gegenden des Oberlandes, wo fast durchgängig ein sehr rauhes Klima herrscht, nur der Flachs- und Kartoffelbau mit Erfolg getrieben werden; außerdem liefert aber der Thüringerwald Holz in Menge. Ein Hauptzweig der beträchtlichen Viehzucht ist die Schafzucht; auch die Bienenzucht ist ansehnlich. In den meist geschlossenen, dichten Waldungen des Oberlandes findet sich viel Wildpret, und der Bergbau auf Eisen, Braunstein und Vitriolkies liefert eine beträchtliche Ausbeute. Zu erwähnen sind noch eine Mineralquelle und eine geringe Salzquelle. Die Hauptbeschäftigung der Bewohner des Unterlandes bildet Ackerbau und Viehzucht, an einigen Orten Leinwandweberei; auf dem Thüringerwald hingegen hat sich eine ansehnliche Industrie entwickelt, und Eisen- u. Hammerwerke, Glashütten, Porzellanfabriken, Alaun- und Vitriolwerke, eine Menge Schneidemühlen, Pech- und Kienrußhütten, die Verfertigung von Holzwaaren &c. beschäftigen sehr viele Hände. Daher ist auch der Handel mit Getreide, Holz, Eisenwaaren, Porzellan, Wolle, Garn &c. sehr bedeutend, welche Gegenstände in großen Transporten ins Ausland gehen. Die Residenz ist Sondershausen in der Unterherrschaft, der vorzüglichste Handelsplatz Arnstadt. Die Staatsform ist konstitutionell-monarchisch, ist aber neuerlich sehr umgestaltet worden. Gegenwärtig regierender Fürst ist Günther Friedrich Karl, geboren den 24. Sept. 1801, übernahm die Regierung in Folge von Seiten seines Vaters geschehener Cession den 3. Sept. 1835, vermählt seit 1835 in zweiter Ehe mit Mathilde, Prinzessin von Hohenlohe-Oehringen, geschieden den 5. Mai 1852. Am Bundestage hat der Fürst von S.-Sondershausen mit S.-Rudolstadt, Altenburg und den anhaltischen Herzogthümern im engern Rathe die 15.

Stimme, im Plenum eine eigene. Die landständische Verfassung datirt von 1841, hat aber neuerlich wesentliche Abänderungen erfahren. Das Ministerium besteht aus 3 Mitgliedern, einem Chef und 2 Staatsräthen, und theilt sich in die Departements der Angelegenheiten des Fürstenhauses, des Auswärtigen, des Innern, der Finanzen, des Kultus und Unterrichts und der Justiz. Außer 5 Justizämtern bestehen Kreisgerichte zu Sondershausen und Arnstadt, von denen an das Appellationsgericht zu Eisenach appellirt wird, während der oberste Gerichtshof auch für dieses Fürstenthum das Oberappellationsgericht zu Jena ist. In Bezug auf die Verwaltung zerfällt das Fürstenthum in die 4 landräthlichen Bezirke Sondershausen, Ebeleben, Arnstadt u. Gehren. Das Budget ergab für die Finanzperiode 1856—59 534,447 Thlr. Einnahme und 527,516 Thlr. Ausgabe. Die Landesschuld betrug am 1. Jan. 1856 622,980, die Kammerschuld 927,041 Thaler. Das Bundeskontingent von 451 Mann (mit 226 Mann Reserve) ist neuerlich um $\frac{1}{6}$ erhöht worden. Für den Unterricht ist auch hier genügend gesorgt; Gymnasien und Lehrerseminarien befinden sich zu Arnstadt und Sondershausen, eine lateinische Schule in Greußen. Sämmtliche Einwohner bekennen sich, wie in S.-Rudolstadt, mit Ausnahme einiger Juden, zur evangelisch-protestantischen Kirche. Das Feldzeichen und die Nationalfarben beider schwarzburgischen Fürstenthümer sind weiß und blau. Das Wappen besteht aus 4 Quartieren. Im ersten und vierten goldenen Quartier der rechten Seite zeigt sich ein schwarzer Adler, wegen Arnstadt; im zweiten und dritten silbernen ein rothes Hirschgeweih, wegen Sondershausen; das erste und vierte Quartier der linken Seite hat 4 in Roth und Silber geschachtete Reihen, wegen Hohenstein; im zweiten und dritten rothen ist ein goldener gekrönter Löwe über 4 goldenen Querbalken, wegen Lauterberg; das Mittelschild enthält den kaiserlichen Reichsadler auf goldenem Grunde, wegen des Fürstenstandes; im blauen Mittelschilde zur Rechten ist ein goldener gekrönter aufgerichteter Löwe, wegen S.; das silberne Mittelschild zur Linken zeigt einen schwarzen gehenden Hirsch, wegen Klettenberg, und im goldenen Schildfuße liegt eine goldene Heugabel über einem rothen Roßkamme, wegen Leutenberg. Die 6 Helme beziehen sich theils auf die Lande, theils auf die ehemaligen Würden des schwarzburgischen Geschlechts.

Geschichte. Das Geschlecht der Grafen von S. gehört zu den ältesten Dynastengeschlechtern Thüringens und Deutschlands. Sie standen mit 12 anderen Grafen unter den Landgrafen von Thüringen. Graf Heinrich VI. († 1184) besaß S., Blankenburg u. Königsee. Von seinen Nachkommen, Heinrich XII. u. Günther XII., wurden 1306 Arnstadt und die Schlösser Wachsenburg u. Schwarzwald um die Summe von 1300 Mark Silber von den Grafen von Orlamünde angekauft. Das Schloß Rudolstadt ward durch den Vertrag, den Heinrich XV. von S. 1331 mit seinem Schwager, Otto VII. von Orlamünde, schloß, förmliches Eigenthum der Grafen von S. Mittlerweile war durch Heinrich X. die blankenburgische und durch Günther IX. die wachsenburgische Hauptlinie gestiftet worden. Der Hauptstamm der letzteren erlosch wieder 1358, unbedeutende Nebenzweige derselben dauerten jedoch bis ins 16. Jahrhundert fort. Der blankenburgischen Linie gehörte Heinrich XV. an, der 1337 auf einem Zuge nach Jerusalem starb. Dessen beide Söhne, Heinrich XVI. und Günther XXV., regierten gemeinschaftlich. Der jüngste Sohn Heinrichs XVI. war Günther XXI., der 1349 zum deutschen Kaiser gewählt ward, aber noch in demselben Jahre zu Frankfurt a. M. starb, nachdem er die Krone an den Gegenkönig, Karl IV., gegen 20,000 Mark Silber abgetreten hatte. Von Karl IV. wurde den schwarzburgischen Grafen das Erbjägermeisteramt verliehen, welches sie bis 1708 besaßen; außerdem bekleideten sie das Reichserbstallmeisteramt und gehörten zu den 4 Viegrafen des Reiches. Günthers Sohn, Heinrich XVII., starb 1358 ohne Erben, und seine Lande fielen an dessen beide Vettern, Heinrich XXI. u. Günther XXV., welche die Regierung gemeinschaftlich führten. Diese beiden Grafen wußte Kaiser Karl IV. auf dem Reichstage zu Nürnberg (1361) zu bewegen, daß sie Schloß und Stadt Rudolstadt nebst dem dazu gehörigen Gebiet, auch Saalfeld und Könitz, der Krone Böhmen zu Lehn auftrugen. Nachdem Günther XXV. 1368 gestorben, führte Graf Heinrich mit den Nachkommen Günthers, Heinrich XXV., Günther XXIX. und Günther XXXI., die Regierung gemeinschaftlich fort. Nach Heinrichs 1373 erfolgtem Tode nahmen dessen beide Söhne, Heinrich XXIII. und Günther XXVIII., mit ihren bereits erwähnten Vettern eine Theilung vor. Bei der Theilung der sächsischen Lande 1446 kamen die sämmtlichen schwarzburgischen Lande unter Oberhoheit des Herzogs Wilhelm. Bei der zweiten sächsischen Theilung 1485 wurde auch die Oberhoheit über S. getheilt, und zwar so, daß dieselbe vom kurfürstlichen Hause über die obere, vom herzoglichen aber über die untere Grafschaft geführt wurde. Einen nicht unerheblichen Länderzuwachs erhielten die Grafen von S. durch das Aussterben des Hauses Käfernburg, dessen Besitzungen unter Heinrich XXXVI., der bis 1488 regierte, anfielen; zwar erhob auch Herzog Wilhelm von Sachsen Ansprüche darauf, trat aber gegen eine Entschädigung von 10,000 Gulden zurück. Von den 7 Söhnen, welche Heinrich XXXVI. hinterließ, hatten nur 2 Nachkommen, nämlich Günther XXXVII. (der Mittlere) und Günther XXXIX. (der Jüngere); der erste starb noch vor dem Tode seines Vaters (1484), der zweite 1531. Im Jahre 1531 folgte des letzteren Sohn, Heinrich XXXVII., ein eben so eifriger Freund und Beförderer der Reformation, als sein Vater Gegner derselben war, seit 1523 vermählt mit der Gräfin Katharina von Henneberg, welche sich nach dem 1538 erfolgten Tode ihres Gemahls durch ihr dem Herzog Alba gegenüber auf dem Schlosse zu Rudolstadt bewiesenes heldenmüthiges Benehmen, sowie auch durch den Schutz, welchen sie dem verfolgten protestantischen Pfarrer Aquila aus Saalfeld zu Theil werden ließ, einen Namen gemacht hat. Die Länder Heinrichs XXXVII. fielen darauf an seine Enkel, Günther XXXVIII., Günther XL. (mit dem fetten Maule) und Heinrich XXXVIII.

Jedoch vereinigte schon 1548 der zweitgenannte Günther alle Länder seines Stammes und erhielt der reichen Erbschaft wegen jenen Beinamen. Er führte zwar die Lehre Luthers in Sondershausen ein, stritt aber im schmalkaldischen Kriege auf Seiten des Kaisers, der ihn auch, als er seines schmählichen Verhaltens wegen von dem Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen verjagt wurde, wieder in seine Länder einsetzte. Nach seinem Tode (1552) folgte ihm sein ältester Sohn, Günther XLI., ein Feldherr Maximilians II., berühmt durch Heldenmuth und Tapferkeit. Da er 1583 ohne Nachkommen starb, so theilten seine beiden Brüder, Johann-Günther und Albrecht, die schwarzburgischen Lande und bildeten von 1584 an die beiden Hauptlinien S.-Arnstadt, später Sondershausen, und S.-Rudolstadt.

Die Hauptlinie S.-Arnstadt (Sondershausen) wurde gestiftet von Johann Günther. Dieser erhielt in der Theilung $\frac{2}{3}$ der unteren Grafschaft, enthaltend die Aemter Sondershausen, Ebeleben, Bodungen, Keula und Scherenberg, die Vogtei Hasleben und die Städte Sondershausen, Greußen und Ehrich; dann noch $\frac{1}{3}$ der oberen Herrschaft, darin die Herrschaft Arnstadt, die Aemter Käfernburg und Gehren. Johann Günther hinterließ bei seinem Tode 4 minderjährige Söhne, welche das väterliche Erbe theilten. Da aber nur der jüngste der Brüder, Anton Günther zu Sondershausen, Nachkommen hinterließ, so war die Linie bald wieder vereinigt. Das Gebiet dieser Linie wurde übrigens durch den von den 4 Brüdern 1623 bewirkten Ankauf der unteren Grafschaft Gleichen (die sie aber erst 1631 wirklich in Besitz nahmen) noch erweitert. Die Nachkommen Anton Günthers waren Christian Wilhelm und Anton Günther II., welche nach dem Tode ihres Vaters (1660) ihre Besitzungen theilten und die beiden Linien Sondershausen und Arnstadt gründeten. Beide Grafen wurden 1697 in den Reichsfürstenstand erhoben und ihr Land für ein unmittelbares Reichsfürstenthum erklärt. Kursachsen, das die Oberhoheit über S. für sich in Anspruch nahm, legte Protest dagegen ein, gab aber in dem Vertrag von 1669 gegen eine Entschädigung von 100,000 Thalern seine lehnsherrlichen Rechte auf. Neue Einwände gegen die Gültigkeit des Vertrages wurden jedoch von den kursächsischen Ständen erhoben, welche dahin führten, daß sich die diesseitigen schwarzburgischen Fürsten 1702 zur Zahlung einer zweiten Summe von 100,000 Thalern verstehen mußten. Ein dritter Vertrag wurde 1719 zwischen dem Gesammthause S. und Sachsen geschlossen, in welchem festgestellt wurde, daß alljährlich eine Summe von 7000 Thalern an Kursachsen zu zahlen sey. Endlich mußte man sich wegen Arnstadt auch noch mit dem Herzoge von Sachsen-Weimar abfinden, und auch diesem wurde 1731 vertragsmäßig eine jährliche Entschädigungssumme von 3500 Thalern zugesichert. Im Jahre 1713 schlossen beide schwarzburgische Hauptlinien einen Familienvertrag, durch welchen die Primogenitur eingeführt und festgesetzt wurde, daß in Zukunft keine Landestheilung und keine Güterveräußerung mehr Statt haben solle. Als Anton Günther II. von Arnstadt 1716 kinderlos starb, fiel diese Besitzung wieder an Christian Wilhelm von Sondershausen, von welcher Zeit an diese Hauptlinie nun nicht mehr S.-Arnstadt, sondern S.-Sondershausen heißt. Christian Wilhelm trat 1720 die Regierung an seinen ältesten Sohn Günther ab, u. als dieser 1740 ohne Erben starb, ging die Regierung an seinen Bruder Heinrich über. Dieser wurde 1754 nebst seinem Vetter Johann Friedrich von Rudolstadt ins Fürstenkollegium aufgenommen und starb 1758, worauf ihm seines Bruders August Sohn, Christian Günther III., nachfolgte. Nach dessen Tode 1764 succedirte sein Sohn Günther Friedrich Karl (geb. 1760), der durch den in Gemeinschaft mit dem Fürsten von S.-Rudolstadt geschehenen Beitritt zum Rheinbunde unumschränkte Souveränetät erlangte. Im Jahre 1815 trat er dem deutschen Bunde bei. Am 28. September gab er seinem Lande eine neue ständische Verfassung, die 1831 zwar mehr entwickelt, von dem Lande aber nicht angenommen wurde. Der Fürst bekümmerte sich wenig um die Regierung und lebte fast wie ein reicher Landjunker lediglich seinem Vergnügen. Als er am 19. August 1835 von einer Bürgerdeputation gebeten wurde, seinen Erbprinzen zum Mitregenten anzunehmen, abdicirte er zu Gunsten desselben und † den 22. April 1837. Der junge Fürst Günther Friedrich Karl nahm sofort wichtige Reformen vor, indem er das Geheimrathskollegium neu konstituirte, die Polizei neu organisirte, zur Tilgung der Kammerschulden eine Amortisationskasse gründete, die Rechtspflege verbesserte und eine zweckmäßige Forstverwaltung einführte. Auch gab er unter dem 24. September 1841 dem Lande eine Verfassung, auf Grund deren am 7. September 1843 die Eröffnung des ersten Landtags Statt fand. In Uebereinstimmung mit der Volksvertretung ward darauf die Administration von der Justiz geschieden und vereinfacht, den Justizämtern die Jurisdiktion entzogen und nur die Leitung der Prozesse übertragen, während erstere mit der Kriminaljustiz auf die neu kreirten Landgerichte zu Sondershausen und Arnstadt überging. Trotz dieser Verbesserungen fanden 1848 auch in S.-Sondershausen Unruhen Statt, welche zur Folge hatten, daß im Herbst die Oberherrschaft von sächsischen, die Unterherrschaft von reußischen Truppen besetzt ward, während das sondershäusische Militär nebst dem rudolstädtischen zur Besetzung der reußischen Lande ausmarschirte. Ein neues Verfassungsgesetz vom 12. December 1849 hob die Todesstrafe, die Familienfideikommisse, mit Ausnahme des fürstlichen, den Lehnsverband, das Jagdrecht auf fremdem Boden, die Vermögenskonfiskation, den privilegirten Gerichtsstand, Ausnahmegerichte rc. auf und führte ein oder verhieß Preßfreiheit, Petitions- und Associationsrecht, Gleichheit der Besteuerung, Kontrasignatur der fürstlichen Erlasse, direkte Landtagswahlen, Anklageprozeß in Strafsachen rc. Der Landtag sollte hiernach aus 18 für eine Finanzperiode von 4 Jahren gewählten Abgeordneten bestehen und das Recht haben, selbstständig Gesetze vorzuschlagen und regierungsseitig vorgeschlagene abzuändern. Durch Gesetz vom 18. März 1850 über=

nahm der Staat die Verwaltung der Kammergüter, wogegen der Fürst eine jährliche Civilliste von 120,000 Thalern erhielt. Weitere bemerkenswerthe Gesetze von 1850 sind die über Ablösung der Realiasten, Weiderechte und Einrichtung einer Landrentenbank, eine liberale Gemeinde- und Bezirksordnung und über Besteuerung bisher steuerfreier Grundstücke. Durch Gesetz vom 25. März 1850 ward mit Einführung eines neuen Strafgesetzbuchs und einer neuen Strafprozeßordnung dem Verlangen nach öffentlichem und mündlichem Verfahren mit Geschwornengerichten in Strafsachen Genüge geleistet, indem ein mit Sachsen-Weimar und S.-Rudolstadt über Bildung eines gemeinschaftlichen Appellationsgerichts u. zweier gemeinschaftlichen Kreisgerichte abgeschlossener Staatsvertrag die Einführung der Geschwornengerichte ermögiichte. Schon vorher hatten sich die beiden schwarzburgischen Fürstenthümer durch den Staatsvertrag vom 13. Dec. 1849 an das Oberappellationsgericht zu Jena angeschiossen. Viele dieser Gesetze haben später wieder wesentliche Abänderungen erfahren. Das Verfassungsgesetz selbst ward zweimal, den 2. August 1852 und den 28. März 1854, revidirt, u. nachdem durch das Wahlgesetz vom 1. Okt. 1852 die Zahl der Abgeordneten auf 19 festgesetzt worden, ward sie durch ein neues Wahlgesetz von 1856 wieder auf 15 vermindert, und zwar in der Weise, daß 5 von dem Landesherrn auf Lebenszeit, 5 direkt von den 300 Höchstbesteuerten des ganzen Landes und 5 von der Allgemeinheit der Staatsangehörigen indirekt gewählt werden sollten. Ein neues Klassensteuergesetz vom 8. Januar 1853 begünstigte die Wohlhabenden auf Kosten der Aermeren und belastete insbesondere den Grundbesitz, weshalb die Auswanderung sehr zunahm. Nachdem der Landtag 1852 aufgelöst worden, ward im November 1853 ein neuer zusammenberufen, auf dem konservative Grundsätze vorherrschten. Derselbe brachte Gesetze vornehmlich über Abänderung des Klassensteuergesetzes und der Gemeindeordnung, über Ablösung der Servituten, Gemeinheitstheilung und Zusammenlegung der Grundstücke, Rückgabe der Jagd in den Domänenwaldungen an den Landesherrn, über Militärpflicht und Stellvertretung ꝛc. Auch die folgenden Landtage bewiesen sich konservativ, daher die völlige Beseitigung der Gemeindeordnung von 1850, Wiedereinführung der Todesstrafe und des christlichen Eides ꝛc. Die Volksvertreter, große Grundbesitzer, Geistliche, Beamte und einige Bauern, zeigten sich in allen wichtigen Fragen mit der Regierung im Einverständniß.

Die Hauptlinie S.-Rudolstadt, gegründet von Albrecht Anton I., erhielt in der Theilung von der obern Grafschaft die Aemter Rudolstadt, Blankenburg, Schwarzburg, Paulinzelle, Leutenberg, Ehrenstein (seit 1631 aus der Grafschaft Gleichen), Ilm, Könitz und die Vogtei Seeberg, aus der untern Grafschaft die Aemter Frankenhausen, Arnsburg, Straußberg, Kelbra, Heringen und Schlotheim. Von Albrecht Antons I. 1605 hinteriassenen 4 Söhnen setzte der zweite, Ludwig Günther, das Geschlecht fort. Er zog die Güter des in seinem Gebiet liegenden Klosters Walkenried ein und † 1656. Ihm folgte sein Sohn Albrecht Anton II. († 1710) und diesem Ludwig Friedrich, der 1710 noch bei Lebzeiten seines Vaters die Würde eines Reichsfürsten erhielt. Nach seinem Tode (1718) wurde Ludwig Friedrich durch seinen Sohn Friedrich Anton in der Regierung ersetzt, durch den 1719 die Lehnsstreitigkeiten nach Erlangung der Reichsunmittelbarkeit erledigt wurden. Im Jahre 1744 succedirte dessen Sohn Johann Friedrich, unter dem 1754 auch S.-Rudolstadt in das Fürstenkollegium aufgenommen wurde und den, da er keine Kinder hatte, 1767 sein Oheim Ludwig Günther beerbte. Dieser † 1790; ihm folgte Friedrich Karl, † 1793, diesem Ludwig Friedrich, der sich durch eine verständige und wohlwollende Regierung vielfache Verdienste um das Land erworben hat. Er † 1807, kurz nach seinem Beitritt zum Rheinbunde. Während der Minderjährigkeit des Erbprinzen Friedrich Günther führte dessen Mutter Karoline Luise, geborene Prinzessin von Hessen-Homburg, die Vormundschaft und Regierung bis 1814. Nachdem der junge Fürst 1814 die Regierung selbst übernommen hatte und Mitglied des deutschen Bundes geworden war, wurden 1816 die Lehnsverhältnisse zu Preußen, an welches alle Rechte der Krone Sachsen an das Haus S. übergegangen waren, dann 1823 zu Sachsen-Gotha und 1825 die zu Sachsen-Koburg durch Abtretungen und Umtausch von Gebietstheilen geordnet und beseitigt. Am 2. Jan. 1816 verlieh der Fürst dem Lande eine Verfassung, wonach ein aus 18 Mitgliedern bestehender, in gleicher Zahl aus dem Adels-, Bürger- und Bauernstande gewählter Landtag sich von 6 zu 6 Jahren versammeln sollte. Nachdem sich dessen Berufung bis 1821 verzögert hatte, kamen nun unter ständischer Mitwirkung in den folgenden Jahren viele heilsame Reformen in der ganzen Staatsverwaltung zu Stande, so daß sich die Verhältnisse befriedigend genug gestaiteten. Dessen ungeachtet ward das Ländchen 1848 von Unruhen arg heimgesucht. Schon am 10. März ward dem Fürsten eine Petition überreicht, welche Volksbewaffnung, Geschwornengerichte, eine neue Verfassung mit verantwortlichen Ministern, billige Ablösung der Feudallasten, allgemeine Grundsteuer, Herabsetzung der Salzsteuer, der Holzpreise, Verminderung des Wildstandes ꝛc. verlangte. Obwohl diesen Forderungen sofort Genüge geschah, so wurden doch bald andere, weit maßlosere, deren Erfüllung zum Theil ganz unstatthaft war, an den Landesherrn gebracht, und die aufgeregte Menge ließ sich selbst zu Excessen hinreißen, welche, da sie sich trotz des Einschreitens von Militär und Bürgerwehr erneuerten, das Einrücken von Reichstruppen veranlaßten. Nachdem mit den alten Ständen noch ein erweitertes Wahlgesetz vereinbart worden, versammelte sich am 17. Oktober 1848 der neue Landtag, der bald von heftigen Parteiungen bewegt ward. Doch genehmigte derselbe die mit den übrigen thüringischen Staaten vereinbarten Gesetze über Gemeindeordnung, Gerichtsorganisation ꝛc. Die neue Verfassung des Fürstenthums kam erst zu

Anfang 1854 zu Stande und ward am 27. März in Geltung gesetzt. Ihr zufolge ist der Fürst hinsichtlich der Gesetzgebung und Steuerauflage an die Mitwirkung des Landtags gebunden, der überdies das Petitions- und Beschwerderecht übt und dem die Minister verantwortlich sind. Derselbe besteht aus 16 Abgeordneten, von denen 3 die großen Grundbesitzer, 5 die größeren, 8 die kleineren Städte und Landgemeinden, und zwar auf 6 Jahre wählen. Das Kammervermögen ist Fideikommiß der fürstlichen Familie und dient zur Unterhaltung des Hofs. Die Civilliste war schon früher auf 100,000 Gulden und 38,647 Gulden Apanage festgesetzt worden. Auch hier bewies sich der auf Grund des neuen Verfassungs- und Wahlgesetzes einberufene Landtag sehr konservativ und ging willig auf die Ausmärzung aller der Souveränetät des Landesherrn nachtheiligen Gesetze, welche noch vom Jahre 1848 her in Geltung waren, unter Anderem auch auf die Wiedereinführung der Todesstrafe willig ein. Vgl. Hellbach, Grundriß der Genealogie des Hauses Schwarzburg-Rudolstadt, 1820; Junghans, Geschichte der schwarzburgischen Regenten, Leipz. 1821; Hellbach, Archiv für Schwarzburg-Rudolstadt, Hildburghausen 1787.

Schwarzburg, Dorf im schwarzburg-rudolstädtischen Amt Königsee, an der Schwarza, die den Ort in 2 Hälften theilt, welche durch eine Brücke verbunden sind, mit Eisenhammer und 500 Einwohnern; dabei das gleichnamige Stammschloß der Fürsten von Schwarzburg, Gasthaus und andere Gebäude. Das Schloß liegt auf einer steilen Felsenzunge 1060 Fuß über dem Meere, um welche sich die Schwarza schlängelt, enthält eine sehenswerthe Rüstkammer mit alten Waffen und unter andern Gemächern auch einen Kaisersaal u. ist einer der schönsten Punkte des Thüringerwaldes. Gegenüber vom Schloß liegt der Felsen Tripstein, 1450 Fuß hoch, mit herrlicher Aussicht.

Schwarze Kreide (Zeichenschiefer), ein durch Kohle schwarz gefärbter, sehr weicher, zerreiblicher, mehr oder weniger abfärbender, matter, graulich- oder bläulichschwarzer Thonschiefer, der in ganzen Stücken zum Schreiben und Zeichnen auf Holz und Papier verwendet wird, wozu aber nur die allerreinsten, von Sand- und Quarzadern freien Stücke von dem feinerdigsten Bruche und der schwärzesten Farbe genommen werden sollen. Das Schneiden und Spalten zu Stiften geschieht mit einer feinen Säge u. mit einem Spalthammer. Man findet ihn häufig in der Nähe von Steinkohlenflötzen, besonders in Spanien, Italien, Frankreich und Deutschland. Die besten französischen (crayons noirs) kommen aus der Gegend von Rennes, härtere von Angers, Alençon &c. Jetzt aber werden auch häufig die von Conté erfundenen, bedeutend schwärzeren, statt der natürlichen in den Handel gesetzt. Sie bestehen aus geschlämmtem und wieder getrocknetem Zeichenschiefer, der mit Gummi oder Leimwasser zu einer Masse gemacht und zu Zeichenstiften (Kreidefedern, pariser Kreide) geformt wird. Der geschlämmte und getrocknete Zeichenschiefer kann auch zu Oel- und Leimfarben verwendet werden.

Schwarze Kunst, s. Kupferstecherkunst.

Schwarzenbach, 1) (S. am Walde), Marktflecken im bayerischen Regierungsbezirk Oberfranken, Landgericht Naila, mit Schloß, Leinen- u. Wollenmanufaktur, Serpentinbrüchen, Bergbau auf Brauneisenstein u. 1040 Einw. — 2) (S. an der Saale), Marktflecken daselbst, Landgericht Rehau, mit Schloß, Flachs- und Baumwollenspinnerei und Weberei und 1860 Einw.

Schwarzenberg, Amtsstadt im königlich sächsischen Kreisdirektionsbezirk Zwickau, am Schwarzwasser, Sitz eines Kriminal-, Kreis-, Rent-, Forst-, Floß-, Steuer- und Postamts, hat ein Schloß, Drahtwerk, 2 Zainhämmer, eine Pechniederlage, Zeche, Handschuhfabrikation, Handel und 2140 Einw.

Schwarzenberg, altes fränkisches, jetzt fürstliches Geschlecht, mit den Grafen von Seinsheim stammverwandt. Nachdem nämlich Erkinger von Seinsheim 1420 die Herrschaft Schwarzenberg in Franken käuflich an sich gebracht, nahm er den Namen Herr von S. an und erhielt Sitz und Stimme im fränkischen Grafenkollegium. Er † 1437, worauf sich das Haus durch seine beiden Söhne Siegmund und Michael in eine bayerische und fränkische Linie theilte. Nach dem Erlöschen der ersteren 1646 fielen ihre Besitzungen an die fränkische Linie. Zu letzterer gehörte Adolf, Freiherr von S., welcher im Türkenkriege als kaiserlicher General focht und wegen seiner kriegerischen Verdienste vom Kaiser Rudolf II. 1599 die reichsgräfliche Würde erhielt. Er kam 1600 bei einem Aufstande um. Sein Sohn, Adam, Graf von S., war Minister des Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg (s. unten). Dessen Sohn, Johann Adolf, Graf von S., kaiserlicher Geheimerath u. Hofkriegsrathspräsident, wurde 1670 vom Kaiser Leopold I. für sich u. den jedesmaligen Senior des Hauses mit der Reichsfürstenwürde beschenkt, worauf er auch 1674 Sitz u. Virilstimme im Fürstenkollegium erhielt. Er † 1683. Sein Enkel, Adam Franz Karl von S., erbte von seiner Mutter, einer geborenen Gräfin von Sulz, die 1688 gefürstete Landgrafschaft Klettgau in Schwaben und ward 1723 Herzog von Kruman in Böhmen, welchen Titel seitdem immer der jedesmalige regierende Aelteste führt. Auch nannte er sich gefürsteter Graf von Klettgau und Graf zu Sulz. Er bekleidete die Aemter eines Geheimeraths, Oberstallmeisters und Oberhofmarschalls und wurde 1732 auf der Jagd von Kaiser Karl VI. aus Versehen erschossen. Kaiser Franz I. erhob das Gesammthaus S. in den Reichsfürstenstand. Die Rheinbundsakte mediatisirte sowohl S., als auch die Landgrafschaft Klettgau, welche letztere der Fürst Joseph von S. 1813 käuflich an Baden abtrat. Seit 1703 ist das Haus S. in 2 Majorate getheilt. Dem 1. Majorat gehören an: die Standesherrschaften S. und Hohenlandsberg (4,2 □Meilen) und die Herrschaften Wilhelmsdorf und Marktbreit (2 □Meilen) in Bayern, das Herzogthum Krumau (mit der inkorporirten Herrschaft Goldengrün u. vielen Gütern 21,6 □Meilen mit 50,000 Einw.) und zahlreiche andere Besitzungen im Oesterreichischen, besonders

in Böhmen und Steiermark mit zusammen über 262,000 Einwohnern. Standesherr ist **Johann, Fürst von S.**, geboren den 22. Mai 1799, vermählt seit 1830 mit Eleonore, der Tochter des Fürsten Moritz von Liechtenstein, succedirte seinem den 19. December 1833 verstorbenen Vater, **Joseph, Fürst von S.**, dessen Gemahlin Pauline, eine Tochter des Herzogs von Aremberg, bei dem Feste, welches ihr Schwager, der Fürst Karl von S., in Paris zur Feier der Vermählung Napoleons mit der Erzherzogin Marie Luise veranstaltete, im Brande des Ballsaals umkam. Des Fürsten Johann von S. nächstfolgender Bruder war der **Fürst Felix von S.** (s. unten); der jüngste ist **Friedrich Johann Joseph Cölestin, Fürst von S.**, geboren den 6. April 1809, den 1. Februar 1836 zum Fürsterzbischof von Salzburg, den 24. Januar 1842 zum Kardinalpriester und den 13. December 1849 zum Fürsterzbischof von Prag ernannt, eifriger Vertreter der päpstlichen Interessen. Dem 2. **Majorat** gehören an: die Herrschaften Worlik, Zbenitz, Buckowan, Klingenberg, Sedlecz, Mariathal u. Blumenthal, welche letztere Herrschaft der Feldmarschall Karl Philipp von S. 1814 vom Kaiser Franz zum Geschenk erhielt. Der jetzige Standesherr ist **Friedrich Karl, Fürst von S.**, geboren den 30. September 1800, succedirte seinem Vater 1820, ward Oberstlieutenant, liebte aber ein unstetes Leben und gab heraus: „Aus dem Wanderbuche eines verabschiedeten Lanzknechts" (Wien 1844—1845, 4 Bde.; 2. Ausg. 1846). Seine Brüder sind: **Karl Philipp, Fürst von S.**, geboren den 21. Januar 1802, k. k. Feldmarschalllieutenant, Militär- und Civilgouverneur in Siebenbürgen, und **Edmund, Fürst von S.**, geboren den 18. November 1803, ebenfalls österreichischer Feldmarschalllieutenant.

Schwarzenberg, 1) **Johann, Freiherr von S.**, aus der bayerischen Linie des Hauses, geboren 1463, wohnte den Kriegszügen Kaiser Maximilians I. bei und ward dann Hofmeister bei dem Bischof von Bamberg. Er ist Verfasser der „Bamberger Halsgerichtsordnung" von 1507, der Grundlage der Carolina, und bewies auch sonst schriftstellerische Thätigkeit, wie er z. B. eine deutsche Bearbeitung von Cicero's „Officien" zu Stande brachte. Er war Mitglied des von Kaiser Karl V. eingesetzten Reichsregiments, zeigte sich aber später als Rath Kasimirs und Georgs von Brandenburg als entschiedener Anhänger der Reformation. Er † zu Nürnberg 1528. Vgl. **Herrmann**, Johann, Freiherr zu S., Leipz. 1841.

2) **Adam, Graf von S.**, aus der fränkischen Linie, geboren 1587, wurde, nachdem er zuvor in kaiserlichen Kriegsdiensten gestanden, Rath bei dem letzten Herzog von Jülich und als solcher vom Kaiser Rudolf II. mit der Acht belegt, weil er bei der Besitznahme von Jülich und Kleve durch Brandenburg und Pfalz-Neuburg von dem Einspruche des Kaisers keine Notiz genommen hatte, von Brandenburg aber 1610 zum Geheimerath ernannt. Georg Wilhelm, der als Kurprinz die Statthalterschaft in Jülich versehen hatte, bewirkte, daß er von Kleve 1619 nach Brandenburg berufen ward, wo er den schwachen Kurfürsten völlig seiner Leitung unterwarf. Die Entscheidung der wichtigsten Angelegenheiten des brandenburger Staats lag in S.s Hand. So war unter Anderem 1624 der Theilungsvertrag mit Pfalz-Neuburg sein Werk. Von dem Kurfürsten 1628 nach Wien gesandt, entledigte er sich seiner Mission im Interesse Brandenburgs auf befriedigende Weise. Das Erscheinen Gustav Adolfs vor Berlin hatte die Folge, daß S., ohne die Gunst seines Kurfürsten zu verlieren, nach Kleve entfernt ward. Gustav Adolf war nicht gut auf S. zu sprechen und belegte sogar dessen Privatbesitzungen mit Beschlag. Nachdem S. 1634 nach Berlin zurückgekehrt und zum Statthalter von Brandenburg ernannt worden war, beging er den Fehlgriff, eine Allianz mit Oesterreich anzurathen, wodurch er Brandenburg in großes Unheil stürzte. Er ist von vielen Geschichtschreibern, sowie auch von Friedrich II. angeklagt worden, daß er die Schwäche des Kurfürsten Georg Wilhelm benutzt habe, um im Interesse Oesterreichs zur Schwächung Brandenburgs beizutragen. Doch hat Cosmar in den „Beiträgen zur Untersuchung der gegen den kurbrandenburgischen geheimen Rath Grafen Adam von S. erhobenen Beschuldigungen, aus archivarischen Quellen" (Berlin 1828) ihn nicht ohne Erfolg zu rechtfertigen versucht. Kaum war nach Georg Wilhelms Tod der Kurfürst Friedrich Wilhelm zur Regierung gelangt, als er S. die Regierungsvollmachten abfordern und ihn selbst 1641 verhaften und ins Gefängniß nach Spandau abführen ließ, wo er schon nach 4 Tagen am Schlagfluß †. Das Gerücht, daß er auf Befehl des Kurfürsten enthauptet worden sey, ist dadurch widerlegt worden, daß Friedrich II. den in der Garnisonskirche zu Spandau ruhenden Leichnam S.s 1777 untersuchen ließ, wobei sich die völlige Unverletztheit der Halswirbel des Skelets herausstellte.

3) **Karl Philipp, Fürst von S.**, Herzog von Krumau, österreichischer Feldmarschall ꝛc., geboren den 15. April 1771 zu Wien, trat 1788 als Lieutenant in das österreichische Heer ein und focht im folgenden Jahre im Türkenkriege unter Lacy rühmlich mit. Beim Ausbruch des Krieges gegen Frankreich 1792 zum Major ernannt, nahm er Theil an der Schlacht bei Jemappes und am Rückzuge an den Rhein. Im folgenden Jahre zum Oberstlieutenant befördert, kommandirte er einen Theil der Avantgarde unter dem Herzog von Koburg, machte die Schlacht bei Neerwinden mit und warf bei Chateau-Cambresis 1794 an der Spitze eines Kürassierregiments und 12 britischer Schwadronen den Feind und durchbrach die 27,000 Mann starke feindliche Linie. Im Feldzuge von 1795 stand S. bei der Armee des Generals Wurmser am Mittelrhein und nahm im folgenden Jahre an den Treffen bei Würzburg und Limburg rühmlichen Antheil, worauf er das Patent als Generalmajor erhielt. Von dem Erzherzog Karl nach Italien berufen, eilte S. über Tyrol dahin, kehrte aber bald mit ihm an den Rhein zurück, wo er bis zum November 1797 bei Mannheim die Vorposten befehligte. Im Januar 1799 vermählte sich S. mit der Fürstin Esterhazy, ward aber bald darauf zur Armee des Erzherzogs nach Schwaben beordert, wo er

eine meist der Avantgarde zugetheilte Division kommandirte. Im Jahre 1799 zum Feldmarschalllieutenant befördert, schlug er sich in der unglücklichen Schlacht bei Hohenlinden nach tapferem Kampfe mit seinem Corps durch, ohne ein Geschütz zu verlieren. Nachdem Erzherzog Karl den Oberbefehl wieder übernommen hatte, übertrug er S. die Deckung des Rückzugs hinter die Ens. Während des Friedens ward er zu verschiedenen Dienstleistungen im Innern des Landes verwendet, im März 1805 aber zum Vicepräsidenten des Hofkriegsraths ernannt. Beim Ausbruch des neuen Krieges mit Frankreich befand er sich bei der Armee des Feldmarschalllieutenants Mack, nahm an dem Gefecht bei Günzburg rühmlichen Antheil und war, in die Katastrophe von Ulm verwickelt, glücklich genug, mit dem größten Theil der Kavallerie unter steten Gefechten und von Murat verfolgt sich nach Eger durchzuschlagen und dadurch auch den Erzherzog Ferdinand, der mit ihm auszog, vor der Gefangenschaft zu bewahren. In der gegen seinen Rath unternommenen Schlacht bei Austerlitz befand sich S. im Gefolge der beiden Kaiser. Nach dem Frieden lehnte er die angetragene Präsidentenstelle des Hofkriegsraths ab und nahm erst 1808 wieder Antheil an den Geschäften, indem er sich der Bildung der Landwehr widmete. In demselben Jahre wurde er auf den Wunsch des Kaisers Alexander zum Botschafter in Petersburg bestimmt, wo er jedoch wegen des wieder ausgebrochenen Krieges zwischen Frankreich und Oesterreich (1809) nur kurze Zeit verweilte. Zwei Tage vor der Schlacht bei Wagram traf er im österreichischen Hoflager ein, übernahm die Führung eines Theils der Reiterei und befehligte auf dem Rückzug die Nachhut. Nachdem er zum General der Kavallerie ernannt worden, führte ihn die Vermählung Napoleons mit der Erzherzogin Marie Luise abermals auf die diplomatische Laufbahn, indem er zum Botschafter in Paris ernannt ward, in welcher Stellung er sich durch sein entschlossenes Benehmen bei dem Brande des Ballsaals das Vertrauen Napoleons erwarb. Auf Betrieb Napoleons erhielt er in dem russischen Feldzuge den Oberbefehl über das 30,000 Mann starke österreichische Hülfscorps, ging Anfangs Juli 1812 über den Bug und besetzte am 11. die Position bei Pinsk. Nachdem er im August von Napoleon den Oberbefehl über das siebente, aus Sachsen bestehende Armeecorps erhalten hatte, errang er zwar gegen den russischen General Tormassow einige Vortheile, mußte sich jedoch vor der überlegenen feindlichen Macht unter Tormassow und Tschitschakow ins Großherzogthum Warschau zurückziehen. Von da an war seine Theilnahme am Kampfe, wahrscheinlich in Folge geheimer Instruktion, nur noch eine negative. Sein Corps blieb in der Position von Pultusk stehen; doch sicherte der von ihm abgeschlossene Waffenstillstand den Rückzug der Franzosen. Auf Napoleons Wunsch zum Feldmarschall ernannt, ging er im April 1813 wieder nach Paris, wo er, wiewohl vergeblich, zwischen Frankreich und Rußland Frieden zu vermitteln suchte. Darauf erhielt er den Oberbefehl über das Beobachtungsheer, welches in Böhmen versammelt ward und sich dann, nachdem Oesterreich an Napoleon den Krieg erklärt hatte, mit preußischen und russischen Streitkräften vereinigte. Er ward darauf zum Generalissimus aller Truppen der Alliirten ernannt, womit ihm unter den damaligen Verhältnissen eine unendlich schwierige Aufgabe zufiel. Sein erstes Mitwirken im Befreiungskriege bei Dresden war kein glückliches, aber die Ereignisse bei Kulm glichen diesen Nachtheil wieder aus und befestigten das gute Einverständniß der Oesterreicher, Russen und Preußen aufs Neue. Nach dem Sieg bei Leipzig, an dem er einen bedeutenden Antheil hatte, sprach er sich für energische Fortsetzung des Kriegs aus. Doch deutet die von ihm für die Hauptarmee gewählte Operationslinie über Basel, Solothurn, Besançon u. Langres an, daß er es mehr auf strategische Manöver im alten Styl, als auf entscheidende Handlungen abgesehen wissen wollte. Der Sieg bei Brienne wurde von den Verbündeten nicht benutzt, weil S. seine Streitkräfte zu sehr zerstückelt hatte und Blücher, an einer sehr engen Verbindung mit ihm keinen Gefallen findend, lieber auf eigene Hand operirte. Diese Trennung war jedoch nicht ohne Nachtheil für Blücher, welcher von Napoleon bei Champeaubert und Montmirail mit Uebermacht angegriffen u. mit ansehnlichem Verlust bis Châlons zurückgedrängt wurde. Dies hatte auch S.s Rückzug zur Folge, der inzwischen bis Montereau vorgedrungen war. Als der Rückzug der Hauptarmee bis Langres beschlossen wurde, trennte sich Blücher von ihr und marschirte an die Aisne, um sich mit der Nordarmee unter General Bülow zu vereinigen u. sich Paris zu nähern. Erzog hierdurch Napoleon auf sich und von S. ab, der nun auf Antrieb des Königs von Preußen wieder vorrückte, doch nur bis Arcis sur Aube kam, wo er ein Gefecht zu bestehen hatte und zwar Sieger blieb, aber durch Napoleons plötzliche Rückkehr und durch dessen Marsch gegen St. Dizier zum abermaligen Rückzuge bis Vitry bewogen ward, wo er sich mit Blücher vereinigte. Durch Napoleons Abzug erhielten die Verbündeten völlige Freiheit, marschirten gegen Paris, schlugen die zum Schutze der Hauptstadt zurückgelassenen Marschälle und entschieden damit den Krieg. Von allen verbündeten Monarchen mit Orden geschmückt, vom Kaiser Franz mit der Herrschaft Blumenthal beschenkt, zog sich S. vom Kriegsschauplatze zurück, um an den Berathungen der Minister Theil zu nehmen und Oesterreichs Streitkräfte neu zu organisiren. Nach Napoleons Wiederkehr von Elba erhielt S. den Oberbefehl über die Armee der Verbündeten am Oberrhein, entwarf mit Blücher und Wellington den neuen Operationsplan, nahm aber nicht an der Ausführung Theil, da der Sieg über Napoleon bereits errungen war, ehe die Oesterreicher auf dem Hauptkriegsschauplatz eintrafen. Doch befand sich S. mit in Paris. Nach seiner Rückkehr von da ward er zum Präsidenten des Hofkriegsraths ernannt und mit mehren Gütern in Ungarn beschenkt. Im Januar 1817 lähmte ihn ein Schlagfluß die rechte Seite. Um sich von Hahnemann homöopathisch behandeln zu lassen, reiste er nach Leipzig, † aber daselbst den 15. Okt. 1820. S.s Kriegführung zeichnet sich durch einen gewissen Methodis-

mus aus. Daß er Napoleon gegenüber die blutige Entscheidung nie suchte, sondern gern vermied, lag vielleicht in seinem Charakter, kann aber auch aus dem damaligen politischen System Oesterreichs entsprungen seyn. Ohne Eitelkeit und Ehrgeiz, trat er gern zurück, wenn ein Anderer das vorgesteckte Ziel vor ihm zu erreichen suchte, und so sieht man im Feldzug 1814 Blücher überall als Vorkämpfer, während S., obgleich an der Spitze der Hauptmacht stehend, eigentlich nur sein Sekundant war. Am 18. Oktober 1838 wurde ihm auf den Gefilden bei Leipzig ein Denkmal gesetzt. Vgl. Prokesch-Osten, Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Feldmarschalls Fürsten von S.

4) Felix Ludwig Johann Friedrich, Fürst von S., österreichischer Staatsmann, geboren den 2. Oktober 1800, zweiter Sohn des Fürsten Joseph von S. und der beim Brande des Ballhauses zu Paris 1811 umgekommenen Fürstin Pauline von S., trat 1818 als Kadet in ein österreichisches Kürassierregiment und avancirte bis zum Rittmeister, ging aber 1824 als Gesandtschaftsattaché nach Petersburg. Zwei Jahre später mit einer Mission nach London betraut, ging er von da 1827 mit dem Baron Neumann nach Brasilien. Nach seiner Rückkehr ward er bei verschiedenen Gesandtschaften beschäftigt, verweilte namentlich in Paris und Berlin und ward zum Legationsrath und dann zum Geschäftsträger befördert. Im Jahre 1838 ward er bei den Höfen von Turin und Parma als Gesandter akkreditirt und ging 1846 in derselben Eigenschaft nach Neapel. Als hier bei einem Tumulte am 26. März 1848 sein Hotel insultirt ward, forderte er Genugthuung und verließ, als ihm diese nicht in erwünschtem Maße zu Theil ward, Neapel. Da durch seine diplomatische Laufbahn sein militärisches Avancement nicht unterbrochen worden und er schon 1842 zum Generalmajor aufgerückt war, so übernahm er darauf den Oberbefehl über eine Brigade unter Nugent in Oberitalien, focht in den Schlachten bei Curtatone und Goito mit und ward zum Feldmarschallieutenant befördert. Nach Unterdrückung des Oktoberaufstandes zu Wien ward er den 22. Oktober 1848 an die Spitze der Staatsverwaltung gerufen und lenkte nun einige Jahre die Geschicke der österreichischen Monarchie. Die Hauptmomente seiner ministeriellen Thätigkeit sind der Kampf gegen den in Frankfurt projektirten deutschen Bundesstaat und dann gegen die preußisch-deutsche Union, das Bündniß mit Rußland zur Unterdrückung der ungarischen Insurrektion, die Umgestaltung Oesterreichs in einen Einheitsstaat, die Herstellung des österreichischen Einflusses bei den deutschen Mittelstaaten, die Restituirung des Bundestages, die Allianz von Bregenz, die Exekution in Kurhessen und Holstein und schließlich die Nöthigung Preußens, seine hegemonistischen Tendenzen fallen zu lassen. Nachdem er sich auf den dresdener Konferenzen vergeblich bemüht hatte, die deutsche Bundesakte im österreichischen Interesse umzugestalten und den Gesammtstaat Oesterreich in den Bund eintreten zu lassen, suchte er wenigstens eine nähere Zollverbindung Oesterreichs mit Deutschland zu Stande zu bringen und berief zu diesem Behufe die wiener Zollkonferenz. Aber ein Schlagfluß setzte einer weiteren Thätigkeit den 5. April 1852 plötzlich ein Ziel. Wenn auch die von ihm verfolgte Politik, namentlich in so weit sie die Verhältnisse Deutschlands betraf, vielen und großen Bedenken unterliegen mag, so lassen doch selbst seine Gegner seinem konsequenten, muth- und energievollen Handeln die gerechte Anerkennung gern zu Theil werden. Das Ziel, welchem er mit soldatischem Muthe zusteuerte, war ein militärisch-absolutistisch regierter österreichischer Einheitsstaat, im Innern durch zweckdienliche Reformen gekräftigt u. in Deutschland und ganz Mitteleuropa zur präponderirenden Macht erhoben.

Schwarzenfels, Amtsstadt in der kurhessischen Provinz Hanau, an der Sinn, mit Schloßruine, Rentei, Spiegelfabrik, Blaufarbenwerk und 730 Einw.

Schwarzer, Ernst L. F. von, österreichischer Publicist, am 15. August 1808 zu Fulnek in Mähren geboren, trat schon mit 15 Jahren in die Artillerie, trieb sich dann in den verschiedensten Stellungen im In- und Auslande umher und ward 1844 Hauptredakteur der Journale des österreichischen Lloyd in Triest. An der deutsch-ostindischen Ueberlandspost betheiligt, machte er drei der bekannten Wettfahrten mit. Nach der Märzrevolution 1848 übernahm er die Redaktion des österreichischen Beobachters, den er in die „Allgemeine Oesterreichische Zeitung" umwandelte, trat als Abgeordneter Wiens in den konstituirenden Reichstag und am 17. Juli 1848 als Minister der öffentlichen Arbeiten in das Ministerium Wessenberg. Während seiner kurzen Amtsthätigkeit dekretirte er den Bau der Eisenbahn über den Semmering. Er schied wenige Tage vor dem 6. Okt. aus dem Ministerium. Im März 1849 wurde seine Zeitung unterdrückt und er kam in Arrest. Außer mehren Brochüren über national-ökonomische, Kunst- und naturhistorische Gegenstände schrieb er: „Statistisch-topographische Industriekunde von Böhmen" (Prag 1842) u. „Oesterreichs Land- und Seehandel" (Triest 1846). Er † im März 1860.

Schwarzer Prinz, s. Eduard 2).

Schwarzer Tod, der gewöhnliche Name der großen Seuche, welche im 14. Jahrhundert einen großen Theil der Bevölkerung der damals bekannten Erde hinwegraffte. Sie begann, wie es scheint, in China und wurde von da durch Karawanen nach Mittel- und Kleinasien und von dort nach Europa gebracht. Im Jahre 1347 erschien sie zuerst in Sicilien, Marseille u. einigen Hafenstädten Italiens, von wo aus sie sich an der ganzen Südküste Europa's verbreitete. Im Jahre 1348 wüthete sie am heftigsten in Spanien, Frankreich, Deutschland, England, 1349 in Schweden, Norwegen, Polen, erst 1351 in Rußland. Erdbeben, Verwüstungen durch ungeheure Heuschreckenschwärme, Mißwachs und andere derartige Naturerscheinungen waren seit 1333 vorausgegangen und hatten die Gemüther zaghaft und somit die Körper für die Ansteckung empfänglich gemacht. Im Ganzen nimmt man an, daß Europa in den 3 Jahren von 1348—50 25 Millionen Menschen durch die Seuche verloren habe. Aus den Beschreibungen geht hervor, daß die Seuche die orientalische Pest war mit besonders hervor-

tretender Entwickelung der entzündeten Pestbeulen und einer schnell in Brand übergehenden Lungenentzündung. Die Kranken befiel ein heftiger Brustschmerz, Blut wurde ausgehustet, der Athem verbreitete einen verpestenden Geruch. Im Abendlande war die Affektion der Respirationsorgane vorherrschend, während im Morgenlande vorzugsweise die Symptome der eigentlichen Pest auftraten; hier und da kam auch Blutbrechen hinzu. Die Heilkunst sah sich machtlos der furchtbaren Seuche gegenüber. Fast alle Kranken starben innerhalb der 3 ersten Tage nach dem Erscheinen der Pestbeulen. Der Volkswahn sah die Seuche als göttliches Strafgericht an, welches die Flagellanten (Geißler) durch strenge Bußübungen abzuwenden suchten. Den Juden gab man Schuld, die Brunnen vergiftet zu haben, und die grausamsten Verfolgungen derselben, deren in Mainz allein 12,000 verbrannt wurden, waren die Folgen dieses Irrthums. Schutzmaßregeln wurden von Seiten der Regierungen erst sehr spät angeordnet, zumal da man den Grund der Verbreitung in einer üblen Konstellation der Gestirne vermuthete. Nachdem die Pest verschwunden war, kehrte durch einige reich gesegnete Jahre und durch auffallende Fruchtbarkeit der Frauen Friede und Ruhe in die Gemüther zurück. Unter den Aerzten, welche die Krankheit beobachteten, sind vornehmlich Guy de Chauliac und Challn de Binario, unter den andern Schriftstellern Boccaccio zu nennen. Vergl. Hecker, Der schwarze Tod im 14. Jahrhundert, Berlin 1832.

Schwarzes Bret, auf den deutschen Universitäten eine schwarze Tafel und ein mit einem Drahtgitter überzogener Kasten, die gewöhnlich am Universitätsgebäude aufgehängt sind u. woran Bekanntmachungen für die Studenten über Vorlesungen, Promotionen, Examina, Stipendien, Relegationen ꝛc. angeheftet werden.

Schwarzes Meer (bei den Alten Pontus Euxinus, neugriechisch Mauri Thalassa, türkisch Kara Denghiz, russisch Czerno More oder Tschernomore), Binnenmeer, welches die Grenze zwischen Asien und Europa bildet, gegen Westen an die europäische Türkei und die russische Provinz Bessarabien, gegen Norden an Südrußland, gegen Osten an die kaukasischen und transkaukasischen Länder und gegen Süden an die asiatisch-türkische Provinz Natolien grenzt, südlich durch den Bosporus und weiterhin durch das Marmorameer und die Dardanellenstraße mit dem mittelländischen Meere und nördlich durch die Straße von Kertsch mit dem asowschen Meere in Verbindung steht. Die Größe des schwarzen Meeres, das auch als ein Theil des Mittelmeeres betrachtet werden kann, beträgt ohne das asowsche Meer 7860 □Meilen, seine größte Länge von Westen nach Osten 137, seine größte Breite 72 Meilen. Abgesehen von den Inseln, die in der Meerenge des cimmerischen Bosporus liegen, hat es nur ein einziges Eiland, die Schlangeninsel (s. d.), südlich von der Donaumündung. Die Gewässer des schwarzen Meeres sind dunkler, als jene des mittelländischen, und auch süßer, was von den vielen Strömen herrühren mag, die in dasselbe münden. Donau, Dniestr, Dniepr, Don, Kuban und viele andere, minder große Flüsse führen diesem Binnenmeer eine Wassermasse zu, die nicht durch Verdunstung allein absorbirt werden könnte und ihren Abfluß durch die Straße nimmt, welche die aufgestauten Gewässer in vorhistorischer Zeit sich gebrochen haben. Die furchtbaren Stürme des „ungastlichen" Pontus waren schon den Alten bekannt. Im Winter toben alljährlich aus Osten und Südosten schreckliche Orkane, die den Schiffen sehr verderblich werden und nach Ritter durch das Zusammentreffen der Nordwinde, die aus den sarmatischen Ebenen kommen und ungehinderten Zutritt bis an die asiatische Küste haben, und der auf dem armenischen Hochlande häufig herrschenden Süd- und Ostwinde hervorgerufen werden sollen. In den Sommermonaten ist das schwarze Meer im Ganzen ruhiger. Aber auch zu dieser Zeit finden rasche Strömungen Statt, die von den Mündungen der großen Flüsse ausgehen. Die Strömungen des Dniepr und Dniestr drängen die aus dem asowschen Meere kommende, erst nach Südwesten, dann nach Nordwesten und Westen gerichtete Strömung nach Süden, vereinigen sich mit der von der Donaumündung kommenden und ergießen sich entweder durch den Bosporus in das ägäische Meer, oder brechen sich an der kleinasiatischen Küste. Gute Ankerplätze finden sich an allen Küsten. Ebbe und Fluth sind, wie in der Ostsee, gar nicht bemerkbar. Die Fischerei ist nicht unbedeutend, namentlich gibt es mehre Arten Störe. Vgl. Preller, Ueber die Bedeutung des schwarzen Meeres für Handel und Verkehr der alten Welt, Dorp. 1842.

Schwarzfüße, s. v. a. Blackfoot- od. Schwarzfuß-Indianer.

Schwarzkümmel (Nigella), Pflanzengattung aus der Familie der Ranunculaceen mit fünfblätterigem, blumenkronenartigem Kelch, 5—10 zweilippigen Kronenblättern (Nektarien) mit Nektargrube am Nagel und 5—10 beisammenstehenden, nach innen aufspringenden, geschnäbelten, vielsamigen Kapseln, kleine Sommergewächse mit fiederig getheilten Blättern, in Europa, Westasien u. Aegypten, darunter mehre Arznei- und Gewürzpflanzen. Der gemeine S. (N. sativa *L.*, Nigelle), mit aufrechtem, behaartem Stengel, weißlichen Blüthen und dreieckigen runzeligen Samen, in Kleinasien, sowie auch im südlichen Europa wildwachsend, wird in Deutschland namentlich bei Erfurt kultivirt. Die scharf gewürzhaft riechenden Samen, Semen Nigellae s. Melanthii s. Cumini nigri s. Coriandri nigri, schwarzer Koriander, Nardensamen, enthalten ein ätherisches Oel, wirken eröffnend, reizend, harntreibend und den Milchfluß befördernd, werden jetzt aber nur noch als Volksmittel bei Krankheiten der Hausthiere und als Gewürz angewendet. Zu demselben Zwecke dienen die Samen des wilden oder Ackerschwarzkümmels (N. arvensis *L.*), eines ungefähr 1 Fuß hohen Unkrauts auf Aeckern mit blauen Kelchblättern. Als Zierpflanze wird in Gärten kultivirt der türkische oder damascener S. (N. damascena *L.*, Gretchen im Busch, Jungfer in Haaren, Kapuzinerkraut), mit 1—2 Fuß hohem Stengel, vielfach fein zertheilten Blättern und schön hellblauen, von einer fein zerspaltenen grünen Hülle umgebe-



lam u Philadelphia

nen Blüthen, in den Küstenländern des Mittelmeeres einheimisch.

Schwarzwald, deutsches Gebirg in Baden und Würtemberg (etwa ⅔ desselben gehören zu Baden und ⅓ zu Würtemberg), nach den vielen Nadelholzwäldern, mit denen es bedeckt ist, benannt, zieht sich in paralleler Richtung mit den Vogesen vom Rhein zwischen Eglisau und Basel bis Pforzheim und bildet in dieser Strecke die östliche Einfassung des Oberrheinthals, wie die Vogesen die westliche. Der S. hat eine Länge von 22—23 Meilen und südlich eine Breite von 6—8, nördlich kaum von 4 Meilen. Den Kern des Gebirgs bildet der Granitgneis, woraus der ganze westliche und nordwestliche, größtentheils Baden angehörige Theil mit seinen scharf ausgeprägten Kuppen, tief eingegrabenen Thälern und Schluchten und schroff überhängenden Felswänden besteht. Jüngere Granite erscheinen im Kinzig- und Schappachthale und in der Reinerzau und sind dort vorzugsweise erzführend. Porphyr und Porphyrkonglomerate bedecken bei Tryberg, Furtwangen, Lenzkirch, Rippoldsau, Alpirsbach und noch an vielen andern Stellen den Granitgneis, und bei Buhlbach erscheint ein 900 Fuß mächtiges Lager von dichtem Thonstein, auf Kohlensandstein gelagert. Ein grauwackenartiges Trümmergestein tritt bei Oberlenzkirch, Sulzburg und Bodenweiler auf und schließt dort Schieferthon mit Pflanzenabdrücken und Kieselschiefer ein. Von älteren Flötzgebirgen erscheint das Steinkohlengebirg am westlichen Abhange des S.s bei Ulmweg, Neuweiher, Zunsweiher und Wahlsbach; es besteht daselbst aus Kohlensandstein, Schieferthon und Schwarzkohle und lehnt sich dem Urgebirge an; das Dach bildet das rothe Todtliegende. Die Steinkohle erscheint aber nur in geringer Mächtigkeit und ist kaum bauwürdig. Das rothe Todtliegende, das an vielen Stellen, z. B. bei Gernsbach, Herrenald, Wildbad, Freudenstadt, Rippoldsau 2c., den Granit überdeckt, führt an der Königswart, unterhalb Freudenstadt, Kupfererze. Seinen Hauptknoten hat der S. in der Nähe von Tryberg und Waldkirch, und seine höchsten Punkte liegen im südlichen Theil, nämlich der **Feldberg** (an der Wiesen 4610 Fuß) und südwestlich davon der **Belchen** (4350, nach Andern 4355, auch 4370 Fuß). Andere **Spitzen** sind: der Hochkopf (3952 F.), Hochrütli (3943 F.), Kandel (3903 F.), Katzenstieg (3845 F.), Hundsrücken (3815 F.), Kohl- oder Köhlgarten (3792 F.), Blauen (3597 F.), Kniebis (2560 F.), Hochblauen (3307 F.), Stockberg, Kaltenbronn, Briglirau (3425 F.), Marzeller-Egarten und andere, von welchen die höchsten 8 Monate lang mit Schnee bedeckt sind. Der größte Theil des höhern Gebirgs besteht aus ebenen Flächen. Dabei besitzt der S. Ueberfluß an Wasser, indem das feste Gestein oder der dichte Lehmboden die Flüssigkeit nicht durchläßt. Die Thäler des S.es sind tief, eng und gewaltsam in das Gebirg eingerissen, daher reich an wildromantischen Partien. Die **Gewässer**, welche sie durchströmen und entweder dem Rhein- oder dem Donaugebiet angehören, haben fast durchaus einen außerordentlichen Fall, der oft bis an 300 Fuß und darüber auf die Stunde beträgt. Die bedeutendsten sind die Donau, der Wiesen, Neckar, die Wutach, Kinzig, Treisam, Elz, Murg, Enz u. a., von denen die meisten reizende Thäler bilden; die vorzüglichsten unter den letztern sind das Murg- und Kinzigthal. Der Abfall des Gebirgs ist gegen den Rhein steil, gegen die Donau und den Neckar allmählig sich verlierend. Mehre Pässe (Hölle, Kniebis) führen durch den S., und mehre Höhlen (Erdmännleinloch 2c.) finden sich hier. Das **Klima** des S.es ist in der Höhe rauh, und ein großer Theil des Gebirgs ist unangebaut; aber die tiefen Thäler sind mild und fruchtbar, weil sie von den in der Höhe hausenden Winden verschont bleiben und die Luft in ihnen dichter, mithin wärmer ist. Die Vegetation der Höhen und der Thäler bildet daher auf dem S. einen auffallenden Gegensatz. Eine der rauhesten Gegenden des S.es zwischen Alp und Enz heißt Dobel. Die vorzüglichsten Produkte des S.s sind Mineralien, und zwar Eisen, Kupfer, Kobalt, Blei, Silber, Steinkohlen; ferner Mineralwasser (Baden, Wildbad, Peterstbal 2c.); Holz und Wild. Die westlichen Abhänge und die Thäler sind bis in die Rheinebene hinein mit Weinpflanzungen besetzt und liefern unter Anderem den Markgräfler (in der alten Markgrafschaft Baden südlich vom Breisgau), den Ortenauer, Klingenberger, Affenthaler und Grenzacher. Der Ackerbau producirt nur Sommerroggen, Hafer und Kartoffeln. Bedeutender ist die Viehzucht. Haupterwerbszweig aber neben dem Fällen und Flößen der Bäume Industrie, und zwar Schnitzarbeiten, Glasfabrikation, Flechten von Strohhüten und vornehmlich die erst zu Anfang des 18. Jahrhunderts eingeführte Fabrikation der fast in allen Ländern Europa's und auch in Amerika bekannten Schwarzwälderuhren, von denen jährlich über 180,000 Stück, im Werthe von über einer halben Million Gulden, verfertigt werden. Außerdem geben die im Schooß des Gebirgs enthaltenen Metalle reichen Stoff für einen lebhaften Bergbau-, Hütten- und Hammerbetrieb. Die Strohhutfabrikation wird hauptsächlich von dem weiblichen Geschlechte und von Kindern betrieben. Die Bevölkerung des S.es, ein kräftiger Menschenschlag, wird auf 360,000 Seelen veranschlagt, wohnt aber weniger in eigentlichen Dörfern, als in einzelnen Höfen und Häusern, die in ihrer Bauart viel Eigenthümliches haben. Die am häufigsten von Reisenden besuchten Orte sind folgende: im Murgthal Rothenfels, der Amalienberg mit einer Villa, von der aus man eine der reichsten Aussichten genießt, Gernsbach, die Kapelle Klingel und Weißenbach; weiter im Gebirg der Herrnwieserberg mit dem kleinen Mummelsee, das bühler Thal, Kuppel mit der Burgruine Windeck, das Hudthal, das Dorf Saßbach mit einem Granitobelisk zum Andenken des hier gefallenen Turenne, die Teufelskammern, natürliche Gewölbe in Sandstein, die ehemalige Abtei Herrnalp im schönen Alpthal, Forbach. Im Enzthale liegt Wildbad. Ferner sind zu bemerken der gegen 3000 Fuß hohe Kniebis mit der Alexanderschanze, die ehemalige Abtei Allerheiligen, die Badeorte Petersthal im Renchthale, Griesbach, Rippoldsau im steppacher Thale und Antogast, das Städtchen Schiltach mit dem Kloster Alpirsbach; im Kinzigthal: die

Ruine Wolfach, die Bergwerke, welche meist in der Nähe der Städtchen Hausach und Haslach liegen und besonders Silber und Blei liefern, Hohengeroldseck; ferner das Gutachthal mit dem Städtchen Hornberg mit Bergschloß auf steilem Felsen, Tryberg, Schönenwald, Villingen, Donaueschingen, Hüfingen, Thengen mit alten Schloßruinen und der geognostisch merkwürdigen Burghalde; endlich das ehemalige Augustinerkloster St. Märgen oder Mariazell, ein Wallfahrtsort in rauher, unfruchtbarer Gegend, und die reich ausgestattete Benediktinerabtei St. Peter mit den Grabstätten der Herzöge von Zähringen. Am Rhein, aber unmittelbar am Abhange des S.es liegt unterhalb der Wutachmündung Waldshut und 2 Meilen davon im obern Alpthale die einst berühmte Abtei St. Blasien.

Schwarzwaldkreis, würtembergischer Kreis, grenzt an den Donau- und an den Neckarkreis, sowie an Baden und Hohenzollern, hat an Gebirgen den Schwarzwald und die Alp und an Flüssen den Neckar, die Donau, die eine kleine Strecke der Südostseite des Kreises durchschneidet, sowie die Enz u. a. und gehört in Folge seiner hohen Lage über der Meeresfläche und wegen seiner Gebirge zu den rauhesten Gegenden des Landes, wo nur die Gegenden von Herrenberg, Tübingen, Rottenburg mit Getreidebau und zum Theil auch Weinbau eine Ausnahme machen. Die Produkte sind: viel Holz, Gemüse, Obst (Kirschen), Flachs, Getreide, Mineralien (Eisen, Torf, Marmor) rc. Die Einwohner, etwa 425,000, treiben außer Ackerbau, Viehzucht und Holzkultur ansehnliche Weberei und verfertigen vielerlei Metallwaaren; auch ist der Handel, besonders mit Holz, Schreibfedern und mancherlei Fabrikaten nicht unbeträchtlich. Der Kreis umfaßt über 87 □M. und zerfällt in die 17 Oberämter Balingen, Freudenstadt, Herrenberg, Horb, Kalw, Nagold, Neuenbürg, Nürtingen, Oberndorf, Reutlingen, Rottenburg, Rottweil, Spaichingen, Sulz, Tübingen, Tuttlingen und Urach.

Schwarzwasser, 1) Stadt im österreichisch-schlesischen Kreis Teschen, am linken Ufer der Weichsel und der preußischen Grenze, mit Schloß und 1400 Einw. — 2) Fluß in der Provinz Preußen (Westpreußen), kommt aus dem Regierungsbezirk Danzig und mündet im Regierungsbezirk Marienwerder bei Schwetz in die Weichsel.

Schwarzwurz, s. v. a. spanische Skorzonere, Scorzonera hispanica *L.*; s. v. a. gemeiner Beinwell, Symphytum officinale *L.*; s. v. a. Christophskraut, Actaea spicata *L.*; s. v. a. Helleborus niger *L.*

Schwatz, Marktflecken u. Hauptort im gleichnamigen österreichisch-tyroler Kreis, hat eine schöne Pfarrkirche, ein Franciskanerkloster mit Hospital, Pfründnerhaus, Zwangsarbeitshaus für Tyrol u. Vorarlberg, eine Kreishauptschule, ein Rentamt, eine Post, eine kaiserliche Tabaksfabrik, leonische Draht- u. Schmuckwaarenfabrik, Steingutfabrik, Stickerei, Bergbau auf Eisen, sonst auch auf Kupfer u. Silber; mit dem gleichnamigen Dorfe und der sogenannten Kappel etwa 2600 Einw.

Schwatzhaftigkeit (Geschwätzigkeit), die Neigung, über einen od. mehre Gegenstände mit unnöthiger u. ermüdender Weitläufigkeit zu sprechen.

Schwechat (Schwächat), Marktflecken im Erzherzogthum Oesterreich, Land unter der Ens, Landgericht Ebersdorf, an der Donau und dem gleichnamigen Bache, mit Fabrik in Baumwollen- (jährlich 50,000 Stück Kattun) u. lackirten Waaren u. 1200 Einw. In der Nähe Denkmal Joh. Sobieski's, der von hier aus Wien entsetzte.

Schweden, s. Skandinavische Halbinsel.

Schwedische Literatur. Die ununterbrochene Reihe politischer Streitigkeiten, welche bis in das 10. Jahrhundert Schweden erschütterten, und die alle freiere Geistesbildung hemmende Zwingherrschaft der Kirche ließen erst spät eine Nationalliteratur dieses Landes zur Entwickelung kommen. Die älteste Schrift, welche einigermaßen bedeutend als Nationalwerk hervortritt, „Konunga och Nöfdinga styrelse“, eine Art Fürstenspiegel, stammt wahrscheinlich aus dem 14. Jahrhundert. Durch Gustav Wasa ward mit Einführung der evangelischen Lehre zuerst ein wissenschaftlicherer Geist angeregt. Es wurde fortan der Gottesdienst in der Landessprache gehalten, die Bibel in dieselbe übersetzt, Gesänge wurden gedichtet u. ein Katechismus geschrieben: alles dies trug zur Ausbildung der Sprache wesentlich bei. Die nachfolgenden Könige aus dem Hause Wasa waren nicht minder eifrige Beschützer der Wissenschaft. Doch ward die Ausbildung der Sprache, die überdies nur langsam von Statten ging, durch den überwiegenden Einfluß ausländischer Werke mehr aufgehalten, als befördert, und lange Zeit wurde nichts Eigenthümliches geschaffen. Die deutsche Sprache war seit der Regierung des pfälzischen Hauses u. der innigeren Verbindung mit Deutschland (besonders seit dem 30jährigen Kriege) Hof- und Lagersprache, sowie auch meist die Geschäftssprache bei Verhandlungen und in der Korrespondenz. In der Dichtkunst bediente man sich gleichfalls meist der deutschen Sprache, wie S. Columbus, L. Johnson u. A. Während aber vom Hof aus die Verbreitung wissenschaftlicher Bildung befördert wurde, waren zugleich Privatgesellschaften, wie der von der Dichterin Hedw. Chr. Nordenflycht (Ausgewählte Arbeiten, Stockholm 1778), Creutz, Gyllenborg u. A. gebildete Verein „Utile dulci“, für denselben Zweck thätig, und ohne Zweifel ist diese ganze Periode durch das Auftreten von Männern, wie Ihre, Linné, Lagerbring u. A., eine der glänzendsten in der s. n L. Gustav III. (1771 bis 1792) ließ sich die Beförderung der Wissenschaft und Literatur eifrigst angelegen seyn, aber er verkannte u. vernachlässigte, zu abhängig vom Vorurtheile für französischen Geschmack, das Bedürfniß eigenthümlicher Nationalität. So kam der sogenannte klassische Styl, richtiger aber der steif französische Geschmack genannt, zur Herrschaft, dessen feste Burg die von Gustav III. 1786 gestiftete neue schwedische Akademie wurde. Die Koryphäen dieser Epoche, die man als eine Art augusteischen Zeitalters zu preisen beliebte, waren Bellmann, Kellgren, Orenstjerna, Leopold u. A. Mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts brach endlich ein neuer Morgen der s. n L. an; hauptsächlich wurde durch den tiefen Denker Höijer in Upsala ein frischeres Leben angeregt. Mehre Versuche, Literaturzeitungen zu gründen, wurden gemacht, in Upsala bildete sich 1803 eine Gesell-

schaft der „Freunde der schönen Wissenschaft", aus welcher 1807 der „Aurorabund" hervorging. Die Mitglieder dieser Gesellschaften verlangten gründliches Studium der Alten und Aufmerksamkeit auf fremde Literaturen. Allein der Haß des Königs gegen die französische Revolution und seine Furcht vor Verbreitung der Ideen, die durch sie in Umlauf gekommen waren, veranlaßte ihn einerseits, die Einfuhr von Büchern aus dem Auslande mit Lasten und Verboten jeder Art zu erschweren, andererseits aber auch die Censur auf die schmählichste Weise ausüben zu lassen. Er unterdrückte die Literaturzeitung der jungen Dichter und ließ in einem „Journal für Literatur und Theater", welches das einzige im Reiche seyn sollte und von Wallmark herausgegeben wurde, den Schweden die geistige Kost verabreichen, die er für sie zuträglich hielt. Nachdem jedoch die Revolution von 1809 sowohl den Buchhandel, als auch die Presse frei gemacht hatte, folgte eine literarische Bewegung der politischen schnell nach. Der Kampf der Romantiker, d. i. Derer, welche die Fesseln des unbequemen Formalismus u. der althergebrachten Einseitigkeit abstreifen wollten, gegen die Klassiker, d. i. die Anhänger des Alten, entbrannte. Letztere hießen spottweise die „Südländer" oder „Schellenklingler", anständiger aber Phosphoristen von dem „Phosphorus", einer von Atterbom und Palmblad, den Hauptführern der jugendlichen Phalanx, herausgegebenen Zeitschrift, welche nebst dem „Polyphem", einem sehr satyrischen Blatt, von Askelof 1810 bis 1812 herausgegeben und dem von Atterbom edirten „Poetischen Almanach" ihr Organ war. An der Spitze der großen, von der Akademie unterstützten Partei der Klassiker standen Leopold u. Wallmark; ihr Organ war das schon erwähnte „Journal für Literatur und Theater", und das „Allgemeine Journal", der erste Angriff der neueren Schule, eine Kritik der gesammelten Werke Leopolds, erregte das Entsetzen der Klassiker im höchsten Grade. Die Phosphoristen blieben dabei nicht stehen; die Anmaßung der Alten, unverletzlich seyn zu wollen, trieb sie bis zum Uebermuthe. Wallmark, der unermüdliche Kämpfer der Klassiker, wurde zum Helden gewählt für ein zweibändiges burleskes Heldengedicht, „Markalls schlaflose Nächte", an dem 5 Dichter mitwirkten. Bei diesem Streite zwischen Romantik und Klassicismus, der lange Zeit und von beiden Theilen mit einer Erbitterung, die sich nicht immer in den Grenzen des Anstandes hielt, fortgeführt wurde, betheiligte sich die Mehrzahl der damaligen Dichter und Literaten. Gegenwärtig existirt der Klassicismus als Schule und Partei nicht mehr; die einseitige Richtung jener Akademie ist seit Leopolds Tode ganz verschwunden. Ihre ehemaligen Mitglieder stehen sämmtlich im Einklang mit den Romantikern. Aber auch die Härte und Schroffheit, womit die letztern aufzutreten gewohnt waren, hat sich mit der Zeit völlig abgeschliffen. Die weder zu den Romantikern, noch zu den Klassikern gehörigen Dichter pflegt man in Schweden unter dem Namen der „gothischen Schule" zusammenzufassen, eine Bezeichnung, die in sofern gerechtfertigt ist, als jene Dichter Romantiker im nationalen nordischen Geiste waren. Die berühmtesten sind Geijer, der die „Iduna" herausgab, und Tegnér. Außer diesen beiden verdient noch Beachtung Ling, der Begründer der schwedischen Gymnastik, und Afzelius, der sich besonders durch seine Volkslieder und Volkssagen bleibendes Verdienst erworben hat.

Die schwedische Dichtkunst blieb lange ärmlich und vernachlässigt. Neben einigen romantischen Dichtungen, welche Schweden aus Deutschland erhielt, bestanden die Originalwerke aus Legenden, Reimchroniken, Räthseln etc., welche in Klöstern entstanden waren und später wieder in Prosa aufgelöst wurden, wie die Geschichte von Armiens und Amelus und die Erzählung von den sieben Meistern etc. beweist. Einen freieren Ton stimmten die obengenannten Könige aus dem Hause Wasa an; als den Vater ihrer Poesie aber verehren die Schweden Stjernhjelm. Die Einführung der antiken Maße durch ihn fand viele Nachahmer, welche besonders die epischen Gedichte der Griechen und Römer in Hexametern wiederzugeben versuchten; allein der Grundsatz und das Beispiel Skjöldebrands, sich dabei an keine Regel zu binden, das er auch in der Uebersetzung des ersten Buches von Lucans „Pharsalia" ausführte, wirkte höchst nachtheilig. Denn nachdem bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts mehre bessere Dichter, wie E. O. Lindemann, O. Wewerinus, P. Langerlöf, O. O. Bröms, O. T. Geißler u. A., aufgetreten waren, sank schon zu Karls XII. Zeiten die Dichtkunst wieder um so tiefer herab. Selbst die schätzbaren Bemühungen Dalins hatten noch mehr den Zweck, die Poesie zur Hofunterhaltung und zum Gegenstand des Wetteifers in Cirkeln von Schöngeistern zu machen; das Volk blieb unberührt davon. Erst in neuerer Zeit hat ein kühnerer Geist in kunstgerechter Form sich zu regen begonnen, wie die Werke von Stagnelius („Gesammelte Werke", 1825), Franzén („Gedichte", Oerebro 1824, 5 Thle.), Tegnér („Kleinere gesammelte Gedichte", Stockh. 1828), K. A. Nicander („Gedichte", das. 1826; neue Sammlung 1827), Sjöberg („Vitalis Gedichte", 1824), E. Dalgren („Der Thurm zu Babel", 1844), Palmblads und Regnérs Uebersetzungen darthun. Auch die metrische Technik macht Fortschritte, Adlerbeth verdanken die Schweden feste Regeln der Prosodik. Seine Heldensage theilt Schweden mit dem ganzen Nordland, welches Odin als seinen ersten König verehrt. Aber erst die neuere Zeit hat die Trümmer der untergegangenen Volkspoesie Schwedens wieder gesammelt. Hieher gehört das altfaröische Lied: „Ismaels Hochzeit" (übersetzt von G. M. Gumälius im 10. Bde. der Iduna); die Sammlung der „Gesänge von Nordens ältesten Dichtern" (ins Schwedische übersetzt von Afzelius, Stockh. 1818); die „Frithjofssaga", bearbeitet von Tegnér (s. d.); ferner hieran sich anschließend P. Wieselgreus „Erinnerungsgesänge aus Wärend", „Gesänge Stork Odders" (Lund 1824), die „Schwedischen Volksweisen der Vorzeit", gesammelt von Geijer und Afzelius (Stockh. 1814 bis 1816, 3 Bde.; deutscher Auszug von Mohnike, Berl. 1830), „Die schwedische Volksharfe" (Stockh. 1826, deutsch von Schley: „Schwedische Dichtungen", Gothenb. 1828, 3 Thle.) und die „Schwe-

dische Anthologie", gesammelt von P. A. Wallmock (Stockh. 1828, 3 Thle.), Arwidsons „Neue Sammlung altschwedischer Volkslieder u. Volksspiele" u. A. Das Epos, wenigstens das ernste, wurde in früherer Zeit nicht bearbeitet. Gyllenborgs „Täget ofver Belt" (Karls X. Zug über den Belt) ist das erste Werk, das mit Auszeichnung genannt zu werden verdient; es erstrebt zunächst französische glatte Korrektheit, ist aber reich an sinnvollen Zügen. Außer diesem sind die beiden Epopöen: „Gustav Wasa", einmal von O. Celsius (1774) und das andere Mal von Skjöldebrand bearbeitet, E. J. Stagnelius' „Wlädimir der Große" (deutsch von Ol. Berg, Königsb. 1827), Lings „Gylfe Tirflug u. Aserne", Malmströms „Ariadne", Nyboms „Byron in Griechenland" u. Franzéns „Svante Sture" die einzigen mehr oder minder bedeutenderen Erscheinungen. Im komischen Epos treten Rudbecks († 1777) Epopöen „Die Borasiade" (Stockh. 1776) und „Neri" am meisten durch geistreiche und eigenthümliche Behandlung hervor. Zum komischen Fache gehört auch durch die Vermischung des Antiken mit dem Modernen Stjernhjelms in Herametern geschriebene „Wahl des Hercules" (1727; herausgegeben von Silfverstolpe, Strengnäs 1808; Stjernhjelms „Werke", Stockh. 1819). Stenhammer († 1799) machte einen nicht mißlungenen Versuch, die Aeneide zu travestiren. Ein idyllisches Epos schrieb Franzén: „St. Julien oder das Bild der Freiheit" (1825), in welchem man jedoch nur einen versificirten Roman von Lafontaine erkannte, u. ein gleiches Runeberg („Hanna, die Elennthierschützen"). Fahlcrantz schrieb ein religiöses Epos „Ansgarius" (unvollendet) und Franzén das historische Gedicht „Columbus". Das Nationaldrama in Schweden ist sehr späten Ursprungs. Dieser Zweig der Kunst fand selbst bei der, im Uebrigen die Wissenschaften sehr begünstigenden Königin Christine wenig Unterstützung und erst durch Ulrike Eleonore kam (1740) der Bau eines Theaters in Stockholm zu Stande, auf dem man in Ermangelung vaterländischer Produkte fremde Stücke in Uebersetzung darstellte. O. v. Dalin lieferte das erste, noch vorhandene schwedische Trauerspiel. Das glänzendste Zeitalter des Drama's fällt in die Regierung Gustavs III., der nicht nur als freigebiger Beschützer des Theaters, sondern auch als Schauspieldichter (Stockh. 1826) auftrat. Seine Arbeiten haben einen rhetorisirenden Zuschnitt u. können den französischen Schulgeist nicht verleugnen. Gustav ermunterte verschiedene Gelehrte (wir nennen J. D. Flintenberg, J. Murberg, Frau Lenngren, A. F. Elstall, L. Lalin, G. Rothmann u. A.) zur Uebersetzung der dramatischen Meisterwerke der Franzosen. Kellgren schrieb nach des Königs Plan mehre lyrische Tragödien und Dramen. Es ist aber den Schweden, obgleich sich seitdem die Zahl ihrer Schauspiele bedeutend vermehrt hat, bis heute noch nicht gelungen, im dramatischen Fache etwas Vorzügliches zu leisten. Was die Tragödie betrifft, so sind weder Gyllenborgs matte Versuche („Birger Jarl" u. „Sune Jarl") und Adlerbeths verkünstelte Werke, noch Leopolds oft bewunderter „Odin" (1790) Werke von wahrhaft dichterischem Werth, und sowohl dem im Einzelnen gelungenen satyrischen Drama von Ling, „Agne" (Lund 1812), als auch den mystisch-romantischen „Märtyrern" von Stagnelius fehlt es an Lebendigkeit u. Handlung. Letzterer machte auch in den „Bacchanten", „Sigurds Ring und Wislur" („Gesammelte Schriften", Stockh. 1825) einen Versuch, die griechische Tragödie mit Chören einzuführen. Die flüchtig gearbeiteten Trauerspiele Lings: „Blotswen", „Ingiald Illrada", und „Iwar Widfamne", „Die Söhne Wisiurs" u. „Styrbjörn" (Stockh. 1824) gehören schon zu den unbedeutenderen Erscheinungen; völlig verunglückt aber ist Atterboms „Insel der Glückseligkeit", sowie Ankerhjelms „Waldemar" (1824). Auszeichnung dagegen verdienen die Tragödien Beskows: „Erich XIV.", „Gustav Adolf in Deutschland", „Torkel Knutsson", welches letztere als das beste von allen bühnengerechten Trauerspielen der s.n L. gilt. Außerdem sind noch zu nennen Skjöldebrand („Hermann von Unna", „Karls XII. Tod"), Nicander („Das Runenschwert"), Afzelius („Der letzte Folkunge), Almquist („Ninon de l'Enclos"), Engeström („Hjalmar und Ingeborg"), Börjesson („Erich XIV.") u. A. Im Lustspiele machte sich vor allen der derb witzige C. F. Hallmann, dann der nicht minder derbe Peykuil (die „Ordensgrille") u. Gyllenborg in seinem interessanten und treuen Gemälde schwedischer Sitten: „Die neue Herrschaft" bekannt. Lindegren verpflanzte den kotzebue'schen Ton nach Schweden. Außerdem führte man meistentheils Uebersetzungen deutscher und französischer Theaterstücke auf, und J. G. Thomander machte sogar einen sehr gelungenen Versuch in Uebertragung shakespeare'scher Lustspiele, die seitdem völlig schwedisches Nationaleigenthum geworden sind. Die Uebersetzung von Grillparzers „Sappho" durch O. F. Berg mißglückte fast gänzlich. In der Oper, deren Bearbeitung mit Gustav III. beginnt, brachten die Schweden mehre eigenthümliche Produkte hervor, die, wie Weilanders († 1783) „Peleus und Thetis", zu welcher Gustav III. selbst den Plan entworfen hatte, ferner Lidners in großem und kühnem Style geschriebene „Medea" und Kellgrens in melodischer Sprache verfaßte Werke: „Gustav Wasa", „Ebba Brahe" und „Aeneas in Karthago" mit großem Beifall aufgenommen wurden. Beskows „Troubadour" hat der König von Schweden selbst komponirt und „Ryno" wurde ins Deutsche übersetzt. Die lyrische Poesie fand früh schon an dem schwärmerischen J. Thomasson Bureus († 1652; „Nimäre visor", Ups. 1637) u. an dem regellosen Lorenz Johansson ihre Vertreter; der erste verräth unzweifelhaftes Talent, aber er ist roh und in abenteuerlichen Seltsamkeiten verhüllt. Dalins Gedicht: „Die Feier der schwedischen Freiheit" (1742) galt lange Zeit als lyrisches Muster. Den ersten Rang als Lyriker nimmt unstreitig der phantasiereiche, originelle u. volksthümliche C. M. Bellmann († 1795) ein, der seine „Gedichte" (Stockh. 1814) selbst komponirte. Neben diesem stehen Kellgren, voll schöpferischer Kraft und warmer Lebensfülle, Gyllenborg, Oxenstjerna („Ode an die Hoffnung"),

Leopold („Sehnsucht nach unsterblichem Ruhm“), Adlerbeth, Kaström („Ode über die Vorsehung“), Sjöberg († 1822, „Ode auf Gustav Adolf“), Stenhammer („Ode auf die Schlacht bei Swenssund“), Franzén, unübertroffen als Lyriker der kindlichen idyllischen Gattung; dann in neuerer Zeit der geniale E. Tegnér (seine ersten Gedichte: „Kriegslied für Schonens Landwehr“ und „Schweden“), Frau Chr. Jul. Nyberg (genannt Euphrosyne, „Gedichte“, Upsala 1822), A. Nicander („Hesperiden“, „Erinnerungen aus dem Süden“), Stagnelius („Psalmen und Trinklieder“), Thorild und Geijer („Vaterländische Lieder“). Frische, Heiterkeit und Witz, aber eben so sehr Flüchtigkeit zeichnen Dalgrens Lieder aus, der in mancher Hinsicht der „schwedische Béranger“ genannt werden kann. Viele derselben sind Lieblinge des Volks. Tiefglühende, aber leicht und zierlich ausgesprochene Sehnsucht spricht aus Atterboms kleineren Liedern; sein Gedicht „Die Blumen“ war lange Zeit das volksbeliebteste in ganz Schweden. Noch sind als Liederdichter zu nennen Valerius, Grafström, Böttiger, Hedborn, ein Naturdichter, Ingelgren und Elgström u. A. Reines Gefühl und lebendige Phantasie wehen in den erotischen Gesängen der Frau Wikström. Stark bacchantisch sind die berühmten Trinklieder von Bellmann; mildern Geistes die von Thorild, Atterbom und Franzén (kleine Sammlung derselben, Stralf. 1830). Das geistliche Lied fand nach den beachtenswerthen Versuchen Aströms, Bellmanns, Stenhammers und Oedmanns erst durch Wallin († 1839) eine höhere Ausbildung. Unter den Lyrikern, die in neuester Zeit in Schweden aufgetreten sind, wird Joh. Ludwig Runeberg, ein finnischer Sänger, gewöhnlich überschätzt. Das Gegenstück von ihm ist Wilhelm von Braun, ein fruchtbarer Dichter, der aber in neuerer Zeit ins Weinerliche umschlagen zu wollen scheint. Hierin gleicht ihm Böttiger, ein Schwiegersohn Tegnérs. Von untergeordnetem Range sind Ruda, Assar, Lindeblad, Ingelmann, ein unerschöpflicher Gelegenheitsdichter, Sätherberg, Blanch, Malmström, Nymbom, Bergmann u. A. Mehre der Genannten pflegen das politische Lied; erfolgreicher noch geschieht dies von einer Reihe jüngerer Dichter. Die bedeutendsten derselben sind: Sturzenbecher, Verfasser einer Gedichtsammlung „Meine armen Lieder“, Ridderstad, ein begeisterter Freiheitssänger, und Strandberg. In der Elegie machten Creutz († 1785), Stenhammer und Franzén einzelne Versuche; das Höchste leistete in derselben wohl die liederreiche Nordenflycht († 1763), die schwedische Sappho genannt („Klagen über den Tod meines Gatten“); aus neuester Zeit ist Malmström zu nennen. Die Heroide bearbeiteten Regnér („Gustav Wasa's Brief an seinen Pflegevater Hemming Gadd“) u. Lidner nicht ohne Glück. Im Lehrgedichte haben die Schweden neben manchem Verfehlten und Einseitigen auch manches Gelungene aufzuweisen. Zu ersterem rechnen wir die gutgemeinten, aber trockenen Dichtungen H. Spegels († 1713), die matten Erzeugnisse der Nordenflycht: „Vertheidigung des weiblichen Geschlechts gegen Rousseau“, sowie ihren „Versuch über die schwedischen Dichter“ und Lilliestråte's ganz verfehlten „Fideikommiß an meinen Sohn“. Zu den bessern Produktionen gehören Gyllenborgs „Jahreszeiten“ u. „Versuch über die Dichtkunst“ (Stockh. 1798), Oxenstjerna's „Tagesstunden“ u. „Ernte“, Lidners „Jüngstes Gericht“ und Thorilds Dichtung „Die Leidenschaften“, welche sich sämmtlich eben so wie Stenhammers, Silfverstolpe's und Leopolds Lehrgedichte durch anmuthige und lebendige Darstellung auszeichnen. In der Fabel vermochten sich die Schweden nie über das Mittelmäßige zu erheben, obschon ihre Versuche darin durch ausländische Muster geleitet wurden. Am besten wußte noch Gyllenborg, der nach Aesop und Lafontaine arbeitete, in Behandlung der Fabel den Volkston zu treffen. In der poetischen Epistel behandelte Adlerbeth mit Ernst und Würde philosophische u. moralische Wahrheiten, Oxenstjerna launige Gegenstände mit vorherrschendem Hange zur Ironie, während Leopold in voltaire'scher Manier dichtete. Die Satyre gedieh, bei dem im Norden überwiegenden Hang zu derselben, in Schweden schon frühzeitig; zudem gaben auch die Regierungsverhältnisse daselbst öftern Anlaß zu bitterem Tadel und beißendem Spott. Triewald († 1743) geißelte unter Anderem die schlechten Dichter; Dalin verspottete in seiner Zeitschrift „Argus“ die Thorheiten seiner Zeit und schrieb außerdem weitschweifige Satyren in Prosa. Mit Ernst und Kraft trat Gyllenborg auf; mit schneidender Schärfe Kellgren, der Meister in diesem Fache („Gesammelte Schriften“, neue Aufl. 1828), der in der Zeitschrift „Stockholms Posten“ muthig den vorlauten Ausländereien entgegenarbeitete. An diese schließt sich das obenerwähnte Werk „Markalls schlaflose Nächte“ an. Außerdem haben sich noch die Lenngren, H. Bergström und Leopold (gegen die Romantiker) als Satyriker bemerkbar gemacht. Dem Epigramm wußte Oxenstjerna durch Neuheit der Gegenstände besonderes Interesse zu geben; auch Frau Nordenflycht, die Lenngren und J. Elers („Meine Versuche“, Stockh. 1755—59) leisteten Beachtenswerthes. Als Parodist zeichnete sich Hellmann aus. Romanzen und Balladen hatte die f. L., die schwachen Versuche von Fallgren u. Silfverstolpe abgerechnet, nicht aufzuweisen, sogar Franzéns Dichtungen dieser Art waren nicht bedeutend, bis Tegnér im „Axel“ und in der „Frithjofssaga“ die Fähigkeit der Schweden auch für dieses Fach bewies. Außer ihm haben noch Geijer, dessen Romanzen „Der letzte Kämpe“, „Der letzte Skalde“, „Der Wikinger“ Musterstücke in ihrer Gattung sind, Nicander („Tasso's Tod“, „Der Löwe in der Wüste“, „König Enzio“), Stagnelius, Afzelius, Almquist u. A. dasselbe Feld mit Erfolg bebaut. In der Idylle zeichnete sich Tegnér („Die Nachtmahlskinder“) vor Lidners gezierten, in Geßners Manier gedichteten Idyllen und selbst vor Franzéns wohlgelungenen lyrischen Erzeugnissen dieser Art („Lyrische Idyllen“, u. A. die Zusammenkunft bei Alavaström) sehr vortheilhaft aus. Noch ist die Lenngren, Runeberg (die schon erwähnte „Hanna“) und Stagnelius anzuführen. In der poetischen Erzählung, welche

die Schweden mit Glück bearbeitet haben, verdient das erotische Gedicht des Grafen Crentz „Atis u. Camilla" (1761) den ersten Platz, einen der letzten dagegen die zum Theil hieher gehörende Schrift El. Charl. Aisedyhlls: „Gesion" (Ups. 1814). Außerdem sind hier die Namen Stenhammer, Silfverstolpe und Leopold und „Die Portraits" von Frau Lenngren nebst Oedmanns „Erinnerungen aus der Schule und Heimath" zu erwähnen. Die Romanliteeatur war noch zu Anfang der politischen und literarischen Revolution Schwedens ein beinahe völlig unangebautes Feld. Die früheren Versuche in diesem Fache, wie die „Geographische Benennung des großen Schelmenlandes" (1786), Leopolds „Kleine satyrisch-moralische Erzählungen" und Wallenbergs in Sterne's Manier verfaßtes Werk „Mein Sohn auf der Galeere" streiften zu sehr ins Gebiet der Satyre. Auch die Behandlung vaterländischer Stoffe in Mörks „Moralisch-romantischen Erzählungen" (Stockholm 1742) fand wenig Beifall, und in der spätern Zeit erschien außer einer Menge Uebersetzungen von französischen, deutschen und englischen Romanen nur ein einziges, aber vorzügliches inländisches Produkt in dem „Zemelesky" von Korell. Fruchtbarer an Erzeugnissen dieses Faches war die neuere Zeit. Charlotte Berger trat hervor mit ihren in pathetischer, aber gewandter Sprache geschriebenen Romanen. Cederborgh verrieth in seinen burlesk-witzigen Produktionen („Ottae Trallenberg", „Unno von Trasenberg" ꝛc.) eine geschickte Hand im Zeichnen von Genrebildern. Palmblad lieferte in Atterboms „Musenalmanach" eine Reihe von Novellen, die ihrer Zeit bedeutende Wirkung erregten und noch immer geschätzt werden. Später folgte Claes Livyn († 1844) mit dem Romane „Axel Sigfridson" und mit der wilden Humoreske „Spader Dame", die Fouqué unter dem Titel „Pique Dame" mit Milderung der zu grellen Züge deutsch wiedergegeben hat. Eine ganz neue Gattung, den historischen Roman, rief die Nachahmung Walter Scotts hervor, zuerst „Bauer Thord" (unvollendet) vom Pfarrer Gumälius; ferner die sehr geschätzten Romane „Snapphanerne" (die Freibeuter) und „Der letzte Abend im Ostwalde" von einem Unbekannten. Historisches Studium und gute Erfindung, beeinträchtigt nur durch die etwas breite und dürre Ausführung, entfaltet sich in den Romanen von dem Oberst Grafen Sparre: „Der letzte Freisegler" und „Adolf Findling", einem Gemälde aus dem Zeitalter der Christine. Der Kammerjunker Karl Kullberg versuchte sich in Paul de Kocks Manier mit „Denkwürdigkeiten eines jungen Mannes" und im historischen Roman mit „Gustav III. und sein Hof", der Aufsehen erregte, weil er auf geschichtlicher Basis ruhen wollte. Der eigentliche historische Roman hatte indessen nur eine kurze Blüthezeit und mußte bald Sittenschilderungen aus dem wirklichen Leben der Gegenwart weichen. Hier ist zuerst Doktor Wetterbergh zu erwähnen, als Schriftsteller „Onkel Adam" genannt, dessen Schriften lauter Genrebilder aus dem Leben des Mittelstandes sind. Engström, der den schwedischen Bauernstand eben so genau kennt, als er ihn gut darstellt („Wermlandsbröder"), spielt mit „Björn Wolfzahn" und „Des Ansiedlers Hochzeit" in den Tendenzroman über. Das Burschenleben wurde von Af. Sillen geschildert, aber viel zu fratzenhaft. Beschaulichkeit ist der vorwiegende Zug in des Finnen Seellmann, Rektors in Kuopio, „Vier Heirathen" u. in des Barons de Geer „Das Herzklopfen auf Dalwik". In kleinen Erzählungen zeichnet sich der sehr fruchtbare Novellist Mellin aus, der auch eine „Schwedische Geschichte für Frauenzimmer" geschrieben hat. Seine frühern Novellen zeichnen sich durch lebendige Darstellung aus, wie „Die Blume auf dem Kinnekulle", „Anna Reibnitz" und „Sivard Kruse's Hochzeit"; die spätern dagegen sind meist leichte Waare. Das größte Interesse haben drei romanschreibende Damen für sich zu erregen gewußt, nämlich Friederike Bremer (geb. 1802), die durch die schönen Zeichnungen naiver Weiblichkeit, die gelungenen Vorstellungen häuslicher Zustände und das starke Hervortreten der Poesie des Herzens für ihre Produkte einen weiten Leserkreis auch im Auslande gewonnen hat, die Freifrau von Knoering, Meisterin in der Kunst, den Tand der großen Welt darzustellen, und Emilie Flygare Carlén, die fruchtbarste von allen, deren Romane wohl sämmtlich ins Deutsche übersetzt sind.

Was die wissenschaftliche Literatur anlangt, so tritt in der theologischen Literatur wenig Bemerkenswerthes hervoe, indem dieselbe lange Zeit nur in einer Anzahl homiletischer Versuche bestand. Man übersetzte die Deutschen, besonders Tholuck, Olshausen und die deren Richtung folgenden Exegeten. Zerstreute Abhandlungen über theologische Gegenstände enthält die Zeitschrift „Theophrosyna", herausgegeben von einer Gesellschaft stockholmer Geistlichen. Das durch Kogberg und Wiebom erscheinende „Theologische Journal" bietet meist Uebersetzungen aus dem Deutschen. Andere theologische Zeitschriften sind die „Ecclesiastik Tidskrift", von Fahlcrantz, Knös und Almquist in Upsala, die „Theologisk Quartalskrift", von Thomander und Reuterdahl in Lund herausgegeben. Noch ist zu bemerken, daß seit ungefähr 1830 die Bibelkommission zu Upsala eine neue Bibelübersetzung ausarbeitet. Die Werke der Rechtsgelehrsamkeit sind fast durchgängig in lateinischer Sprache geschrieben und oft bloße Sammlungen von gesetzlichen Veroednungen. Die ersten geschriebenen Gesetze (die sogenannten birkischen Gesetze) stammen aus dem 14. Jahrhundert, wo sie König Bero sammeln ließ und ihnen allgemeine Gültigkeit gab, während von jeher jede einzelne Provinz ihr besonderes Recht (gesammelt u. herausgegeben von Magnus II. Smek 1347) hatte. Das neuere schwedische Recht zerfällt in 2 Abtheilungen. Das gemeine Recht wurde durch Christoph I. (daher Lex Christophori, Jus Christophorianum) nach Smeks Sammlung geordnet und in das Land- u. Stadtrecht geschieden (lat. von J. Loccenius, Stockholm 1672; Lund 1676, neu herausgegeben von P. Abrahamsson 1704), später aber unter Karl XI., Christian und Karl XII. revidirt. Die Reichstagsbeschlüsse, welche erst seit dem Recesse zu Norrköping 1604 einen längern gesetzlichen Be-



stand erhielten, sind gesammelt in Schmiedemanns „Corpus justitiae" (Stockh. 1706). Ein neues schwedisches Corpus juris entwarf der Reichstag 1731. Die alten schwedischen Landesgesetze gab in neuerer Zeit mit lateinischen Erklärungen (1828) versehen Collin und Schlyter heraus. Um das Staatsrecht machten sich M. O. Wexion (Gyllenstolpe) in den Schriften „Politica generalis" (Abo 1646), „Politica ad modernum imperii sueo-gothici statum" (das. 1657), A. von Hartmannsdorff („Vorschlag zur Einrichtung der schwedischen Staatsverfassung", Upsala 1823), L. G. Rabenius („Lehrbuch der schwedischen Kameralistik", das. 1825), Holmbergson („Zerstreute Bemerkungen über den wahren Sinn des Gesetzes", Lund 1825), J. A. Gerelius („Korrektionssystem", 1825) verdient. In Christianstadt kommt das „Juridische Archiv" von Schmidt heraus, das viel Lobenswerthes enthält. Die medicinische Literatur der Schweden ist ärmlich bestellt und besteht größtentheils nur in einzelnen Abhandlungen („Verhandlungen schwedischer Aerzte", 1825, 10 Bde.). Der geistreichste Arzt ist Hvasser, dessen „Kleinere Schriften" (1839) alle Beachtung verdienen. Außerdem schrieben Wistrand („Handbuch der gerichtlichen Arzneikunde"), Förslör („Lehrbuch der Pharmacie") und Flormons („Anatomie"). Die schwedische Gesellschaft der Aerzte (Svenska Läkare-Sälls Kopt) gibt jährlich einen Bericht und seit 1832 eine Zeitschrift heraus, letztere ohne bedeutenden Inhalt. Bedeutend wichtiger sind die Schriften der Schweden über die Naturwissenschaften, worin sie kaum einem Volke Europa's nachstehen. Unter den einzelnen Zweigen derselben behauptet in der Botanik und Zoologie der unsterbliche Linné den ersten Platz. Neben ihm zeichneten sich aus: D. E. Solander, Bergmann, G. A. Murray, de Geer, G. Wahlenberg („Flora suecica", Upsala 1824, 2 Bde.; „Flora Upsaliensis", das. 1820), E. Fries („Systema mycologicum", „Lichenographia europaea", „Systema orbis vegetalis" und „Novitiae florae Suecicae"), B. F. Fries († 1839), Ekström, Hartmann, Lindblom, Wikström, Ström, Agardh, Wahlberg, u. besonders als Ornitholog S. Nilson („Svensk Fauna", Lund 1820—24, 2 Bde.). Um Chemie und Mineralogie erwarben sich Wallerius, Bergmann, Scheele, Cronstadt, Bromel, Berzelius, Cafström (geboren 1787), Swedenstierna († 1825), in der Physik Brömstedt u. Rudberg († 1839) große Verdienste.

Die Philosophie der Schweden war im Alterthum die der Edda (s. d.). Später trat die scholastische an ihre Stelle; unter der Königin Christine fand Cartesius viel Anhänger in Schweden; die neuere ist deutschen Ursprungs. Als philosophischer Schriftsteller trat zuerst A. Rydelius auf, der aber seine Muttersprache noch so arm fand, daß er seine Schriften in lateinischer Sprache abfaßte. Nach ihm suchte Boethius († 1810) kantsche Grundsätze zu verbreiten; auch Rosenstein, Kellgren u. A. bildeten sich nach deutschen Mustern. Thorild mußte seine originellen und freimüthigen Ansichten schwer büßen und schreckte dadurch von ähnlichen Versuchen ab. Ehrensvärds geistreiche Schriften („Philosophie der freien Künste", Stockholm 1786) fanden erst bei der Nachwelt die ihnen gebührende Würdigung. Ausgezeichnet und selbst im Auslande als tiefer Forscher anerkannt wurde G. H. Höijer († 1812), ein Anhänger der schellingschen Philosophie, dessen philosophische Schriften seit 1825 erschienen; nach ihm Biberg († 1827). In des letztern Schrift zeigt sich eine gewisse Verwandtschaft mit Schleiermacher; Höijer dagegen konnte als Vorläufer Hegels bezeichnet werden. Wenig Berücksichtigung fand Björnrens Optimismus. Gegenwärtig sind Grubbe und der Dichter Atterbom („Philosophische Studien") die angesehensten Philosophen. Snellmann in Helsingfors hat seine Landsleute mit der hegelschen Philosophie bekannt gemacht. Die älteren schwedischen Geschichtschreiber, wie Erich Olafson, der gegen Ende des 15. Jahrhunderts eine schwedische Chronik verfaßte, schrieben sämmtlich in lateinischer Sprache. Eine Sammlung der „Scriptores rerum Suecicarum" unternahm E. M. Fant (Ups. 1818), deren Fortsetzung Geijer und J. H. Schröder 1828. Geschichtswerke schrieben: Messenius („Scandia illustrata"), Loccenius, Tegel, Gnies, der gründliche Forscher, aber mittelmäßige Schriftsteller Lagerbring. O. von Dalin („Reichsgeschichte", Stockholm 1747) stellte auch im geschichtlichen Style die ersten Musterarbeiten auf. Andreas von Botin („Utkast til Sv. Folkets Hist.", 1757) übertraf ihn im Streben nach historischer Wahrheit, auch wohl in rednerischer Betrachtung, aber nicht in künstlerischem Ausdrucke. Uno von Trolls († 1803) „Abhandlungen über die Reformationsgeschichte" (Upsala 1794) zeigen von großer Umsicht, und auch die Bemühungen Adlerbeths, Rosenhanns, Fants, O. Knös' u. A. für Geschichtsforschung waren nicht umsonst. Jonas Hallenberg schrieb eine „Allgemeine Weltgeschichte" (1782) und „Geschichte Gustav Adolfs" (1790) und Fr. Boglslaus, Gr. Schwerin, ist der Verfasser einer „Staatengeschichte" (1811). In der neuesten Zeit steht in der Geschichtschreibung E. G. Geijer obenan. Neben ihm machten sich D. G. von Ekendahls „Geschichte des schwedischen Volks" (2 Thle.; deutsch, Weimar 1827) und Silfverstolpe's „Geschichte der Verhältnisse Schwedens und Norwegens seit den ältesten Zeiten" (1821, 1. Bd.) bemerkbar. Stjernhjelms „Schwedische Reichsgeschichte" ist in einem großen Maßstab angelegt, ein Werk von treuem Fleiß, aber ohne den tiefen Blick Geijers. Durch lebendige Darstellung und theilweise auch durch Quellstudium sind Fryxells „Berättelserur Svenska historien" (Erzählungen aus der Geschichte Schwedens) ausgezeichnet. Einzig in ihrer Art ist die von Afzelius herausgegebene „Vaterlandsgeschichte" nach Volkssagen, Volksliedern und Ueberlieferungen. Cronholm hat eine „Geschichte der Wikinger" (nordischen Seeräuber) geliefert. Die historische Gesellschaft war im Sammeln von Material sehr thätig. Die Geschichte fremder Staaten bearbeiteten Herzmann („Geschichte Venedigs", 1825), N. F. Aschling („Geschichte der griechischen Revolution", 1824), Cronholm („Geschichte der

Hugenotten", 1839), Björnstjerna („Das britische Reich in Ostindien", 1837). Andere machten sich durch Uebersetzung berühmter Werke des Auslandes verdient; so übersetzte Schröderheim die „Geschichte Karls V." von W. Robertson. Außerdem erschienen Schillers Geschichte des dreißigjährigen Krieges, Beckers Weltgeschichte, Rottecks Allgemeine Geschichte, Raumers Geschichte Europa's u. A. m. in schwedischer Sprache. Auch die „Historisk Läsebibliothek" ist eine Uebersetzung aus fremden Geschichtswerken. Kirchenhistoriker sind Reuterdahl u. Thyselius („Geschichte der schwedischen Kirche", 1834). Uebersetzt wurde in jüngster Zeit Hase's Kirchengeschichte. Thomens sammelte „Kirchliche Urkunden Skandinaviens. Unter den Biographien, welche zum Theil, wie Celsius' „Geschichte Gustav Wasa's und Erichs XIV.", Botins u. Berchs Arbeiten rc., nur locker zusammenhängende Fakta geben, ohne Charakteristik der betreffenden Personen, gehören zu den bessern Erscheinungen Tengströms „Leben des Terserus", Boethius' „Andenken an Rydelius", Lindebergs († 1818) „Schwedische Biographien", Lundblads „Geschichte Karls XII." (1825, deutsch, Berlin 1825), Strinnholms „Gustav Wasa", Geijers „Leben Karls XIV. Johann" u. A. An Werken über Geographie ist Schweden arm; als die bedeutendsten treten aus dem 18. Jahrhundert hervor: Tuneld, dessen „Geographie von Schweden" bis in die neuesten Zeiten zahlreiche Auflagen erlebt hat; dann Sundters „Geographisches Lexikon"; Thersners „Ehemaliges und jetziges Schweden" (1825); Sahlströms „Beschreibung der Kirchsprengel Wordinge und Südermanland" (1825). Berühmt ist Palmblads „Handbuch der physischen und politischen Geographie". Der Oberst Forsell gab eine sehr brauchbare, in mehre Sprachen übersetzte „Statistik Schwedens"; auch Palmblad lieferte in der Zeitschrift „Skandia" eine „Geschichtliche Statistik Schwedens bis zum Jahre 1772". In der Mathematik gehören, außer den Werken von Cronstrand „Ueber die Zeitbestimmung durch die Sonnenhöhe" (1825) u. E. Harfvefeldt, „Elementarkursus der Mathematik" (1825, 4 Bde.), Gerelius u. A., vorzüglich die mathematischen Aufsätze in den Abhandlungen der Akademie der Kriegswissenschaften" zu den schätzbarsten Erzeugnissen. Um die Astronomie machte sich P. W. Wargantin († 1783) verdient. Was in diesem Fache und in der Physik Bedeutendes geleistet worden ist, enthalten ebenfalls die Abhandlungen der Akademie.

Die Philologie, besonders die klassische Literatur ist ein wenig angebautes Feld. Es geschah darin zu Christinens Zeiten weit mehr als jetzt; besonders wurde damals das Griechische zu Upsala sehr kultivirt. Aus Mangel an Handschriften u. großen Bibliotheken beschränkt sich jetzt die Thätigkeit der Philologen fast lediglich auf Bearbeitung von Schulausgaben. Das Gebiet der die orientalische Literatur betreffenden Gegenstände bearbeiteten Tinstad, Nordberg, Sjöberg, Hallenberg („Numismata orientalia", Upsala 1821, 2 Thle.) und Berggren („Der Religionskodex der Drusen", 1841). Um die vaterländische Sprache machte sich vor allen Ihre verdient; eine „Runenlehre" schrieb Liljegren. Die Alterthumsforschung, besonders in Beziehung auf Island, fand an den Schweden vorzügliche Bearbeiter. Schon durch Gustav Wasa, mehr noch durch Gustav Adolf ward sie auf das Großmüthigste unterstützt, und die ersten Gelehrten des Landes, wie Peringskiöld, Verelius, Björner, nebst mehren anderen in Upsala studirenden Isländern widmeten sich mit Eifer und Erfolg diesem Studium. Auf Kosten der Regierung wurde in Island eine Sammlung von Manuskripten veranstaltet, deren Zahl 1666 bereits so gestiegen war, daß unter der Protektion des damaligen Reichskanzlers G. de la Gardie ein Antiquitätskollegium zu Upsala begründet wurde, mit dem Zwecke, für Erhaltung, Bearbeitung und Herausgabe der nordischen Literatur Sorge zu tragen. Die Reisen nach Island wurden immer eifriger fortgesetzt, bis der glänzende Erfolg dieser Unternehmung 1785 Dänemark bewog, den Verkauf von Handschriften an Ausländer zu verbieten. Sowohl hierdurch, als auch durch die geringere Aufmerksamkeit, welche man seit dieser Zeit, in welcher das Antiquitätskollegium von Upsala nach Stockholm verlegt wurde, eifrigen Sammlern (wie S. Gahm rc.) schenkte, ließ der Eifer für diese Wissenschaft nach, und die wichtigsten Dokumente blieben unbenutzt in den Archiven liegen. Erst in neuerer Zeit brachten Geijer und Atterbom, nach dem Vorgang von Rudbeck und Ihre, das Studium des Altnordischen wieder in Aufnahme. Es bildete sich die skandinavische Literaturgesellschaft zur Förderung der altnordischen Literatur, deren gesammelte Schriften sich schon 1827 auf 14 Bände beliefen. Das Organ der Alterthumsforscher ist die Zeitschrift „Iduna". Was die Beredsamkeit anlangt, so wurde ungeachtet der einzelnen Talente, welche selbst unter den Königen (wie Gustav Adolf und Gustav III., dessen Lobrede auf Torstenson ohne Bekanntwerden des Verfassers von der Akademie gekrönt wurde) und unter den Staatsmännern mit Erfolg hervortraten, im Ganzen nur weniges der Auszeichnung Werthes geleistet. Weder die Reichstage, noch die jährlich von der Akademie für die beste Lobrede auf einen berühmten Mann ausgesetzten Preise wirkten belebend und kräftigend genug für diesen Zweig der Literatur. Besonders enthielten die Lobreden mehr glatte, angenehme Schwätzereien, als Kraft, Reichthum und Tiefe der Ideen. Der Grund davon lag größtentheils in dem starren Festhalten der Akademie am französischen Geschmacke, der sich noch in Lundblads „Schwedischem Plutarch" in einer wortprunkenden Wohlredenheit offenbart. Berühmt waren Lennbergs Reden auf Birger Jarl und Are Gyllenhjelm. Mehr Kraft und mehr Würde findet sich in den Lobreden der neueren Zeit, wie z. B. in denen Tegnérs (zum Theil von Mohnike übersetzt, Stralsund 1829) u. in Atterboms „Gedächtnißrede auf Kernell" (1824). Die ersten Kanzelredner der neuesten Zeit sind Wollin („Kasualreden", 1825), der indessen mehr durch Glanz als durch Tiefe sich

auszeichnet, Rogberg († 1834), Franzén, Aström, Schartau u. A.

Die Zeitschriften sind in Schweden von großer Wichtigkeit, weil man sich ihrer vorzüglich zur Verbreitung werthvoller wissenschaftlicher Untersuchungen von Anfang an bediente. Die älteste, über hundert Jahre bestehende und von dem jedesmaligen Sekretär der Akademie redigirte ist die „Post- und einheimische Zeitung", welche an Dalins „Argus" (1732—34), einer Nachbildung des „Englischen Zuschauers", zur Bildung der Sprache bestimmt, den ältesten Zeitgenossen hat. Gleichen Zweck nebst Bekanntmachung vaterländischer Werke hatte Adlerbeths „Iduna" (1813), sowie Hammarskjölds und Höijers „Lyceum", worin mehre zu Anfange dieses Jahrhunderts entstandene Gesellschaften das Resultat ihrer Bestrebung zur Verbesserung der Sprache niederlegten. Als Gegenstück zu Atterboms „Poetischem Kalender" (1820) erschien ein „Unpoetischer Kalender für poetische Leute" und 1822 ein von jenem herausgegebener „Musenalmanach". Von der „Svea", dem besten wissenschaftlichen Journal, erschienen von 1829—31 nur 13 Nummern; eine „Literaturzeitung" kam von 1813—24 zu Upsala heraus; der „Hermes" (herausgegeben von Hammarskjöld und Almquist), der besonders werthvolle ästhetische Aufsätze enthält, besteht seit 1821, und das „Allgemeine Journal" (1778 von Kellgren als „Stockholmer Post" begründet und seit 1809 „Journal für Literatur und Theater" genannt) redigirte später Walmark. In der gegenwärtigen politischen Tagespresse behauptet die „Schwedische Staatszeitung" (Sveriges Statstidning) vermöge ihres officiellen Charakters den ersten Rang, ist aber im Uebrigen unbedeutend. Das tägliche Brod des Lesepublikums ist das „Stockholmer Tageblatt", ein gewöhnliches Anzeigeblatt mit hin und wieder guten Leitartikeln. Am verbreitetsten ist noch immer das „Abendblatt". Das „Tägliche Allerlei", redigirt von Dalmann, behauptet den Standpunkt eines gemäßigten Liberalismus. Das „Winterblatt" ist ein streng konstitutionelles Journal nach englischem Muster, von Thoreil herausgegeben, einem der besten schwedischen Publicisten. Die übrigen Zeitungen verfolgen eine konservative, aristokratische Richtung. Eine „Freie", jetzt „Konstitutionelle Zeitung" hat sich die Vertheidigung des Prohibitivsystems zur Aufgabe gemacht. Die Provinzialpresse ist seit einigen Jahren in demselben Steigen begriffen, wie die Tagespresse überhaupt. Am meisten verbreitet sind der „Barometer", von Engström in Kalmar herausgegeben, der „Ostgothische Korrespondent", in Linköping unter Ridderstads Leitung erscheinend, und die „Najade" in Karlskrona. Belletristische Blätter erscheinen gegenwärtig drei, in Stockholm der „Figaro", neu gegründet, nachdem die Hauptstadt seit dem Eingehen der Zeitung „Heimdall" eine Zeit lang ohne ein Unterhaltungsblatt gewesen war, in Upsala die Zeitung „Frey" und in Lund ein Wochenblatt „Studien, Kritiken und Notizen". Vgl. Hammarskjöld, Svenska vitterheten, neue Ausgabe von Sonden, Stockholm 1833; Lenström, Svenska poesiens historia, das. 1839, 2 Bde.; Derselbe, Sveriges literatur och konst historia, Upsala 1841; Wieselgren, Sveriges sköne literatur, Stockholm 1846 bis 1849, 5 Bde.; Atterbom, Svenska Siare och Skalder, das. 1841—51, 6 Bde.); Sturzenbecher, Die neuere s. L., deutsch, Leipzig 1850. Bibliographische Hülfsmittel sind Svensk bokhandels katalog, Stockholm 1845—52, 4 Thle., und Svensk bibliographi (monatlich erscheinend).

Schwedische Sprache, eine der nordgermanischen oder skandinavischen Sprachen, deren älteste Denkmäler theils in Runenschriften, theils in Provinzialgesetzen, prosaischen und gereimten Chroniken, Legenden und Uebersetzungen aus dem 13.—15. Jahrhundert bestehen. Dieses Altschwedische, welches ursprünglich von dem altnordischen Idiom wenig verschieden war, erhielt in Folge der Annahme des Christenthums (nach 1050) und der dadurch herbeigeführten Bekanntschaft mit der lateinischen Sprache einen nach Form und Inhalt erweiterten Wortschatz, zu dem dann durch den lebhaften Verkehr Schwedens mit den deutschen Ostseeküsten viele deutsche, sowie durch die kalmarische Union, welche Schweden politisch mit Dänemark verband, viele dänische Bestandtheile hinzukamen. Aber in Folge dieser Vermischung mit fremden Wörtern und Redeweisen verlor das Altschwedische nicht nur seinen ursprünglichen Charakter völlig, sondern gerieth auch in einen Zustand der Verwilderung, der in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts seinen Höhepunkt erreichte. Damals bildete sich das Neuschwedische, auf dessen Gestaltung zwar auch die deutsche und dänische Sprache, erstere namentlich durch die Reformation und die Theilnahme Schwedens am dreißigjährigen Kriege, sowie durch die Bevorzugung deutscher Literatur und Wissenschaft, neben neu hinzutretenden französischen Einflüssen, bedeutend einwirkte, das aber durch die sprachreinigenden Bemühungen Andreä's und der Gebrüder Petri, Sternhjelms, Liedskjölds u. A., sowie noch weit mehr durch das Aufblühen einer namentlich durch die sogenannte gothische Schule (s. Schwedische Literatur) sehr geförderten Nationalliteratur in einer seiner ursprünglichen Natur adäquaten Weise sich entwickelt hat und besonders seit Beginn des 18. Jahrhunderts zu einem hohen Grad innerer Kraft und Reife gediehen ist. Diese neuschwedische Sprache, wie sie jetzt in einer reichen Literatur ausgeprägt vorliegt, wird im ganzen Königreich Schweden und auf den dazu gehörigen Inseln, sowie in den Städten Finnlands, an der Küste von Esthland und auf Runö gesprochen und ist anerkannt eine der wohlklingendsten und melodischsten Sprachen Europa's, die unter den germanischen Sprachen ungefähr dieselbe Stelle einnimmt, wie die italienische unter den romanischen. Die s. S. hat 28 Laute: a, b, c, d, e, f, g, h, i, j, k, l, m, n, o, p, q, r, s, t, u, v, (w), x, y, z, å, ä, ö; von diesen sind a, e, i, o, u, y, å, ä, ö die Vokale. Diphthonge hat die s. S. nicht. Eigenthümlich ist ihr der Laut å, der den Mittellaut zwischen a und o hat. Uebrigens ist die Aussprache der Schrei-

bung meist gleich; nnr wird o gewöhnlich wie u, sj wie sch, k vor i, y, ä, ö wie tj oder tsch, dagegen tj wie kj gesprochen. Der Artikel ist entweder unbestimmt (en, et) und wird dem Hauptwort vorgesetzt, oder bestimmt (en, et) und wird ihm angehängt (z. B. gåsen, guldet, die Gans, das Geld), oder bestimmend (den, det) und wird ebenfalls vorgesetzt. Die Deklination des Substantivums hat nur 2 Casusformen, die eine für den Nominativ und Akkusativ, die andere für den Genitiv; der Dativ wird durch Präpositionen ausgedrückt. Das Adjectivum hat eine starke und schwache Form. Die Steigerung geschieht im Komparativ durch die Anhängsylbe are, im Superlativ durch die Sylbe ast. Die Pronomina sind vollständig, auch haben die Personalia noch eine besondere Form für den Dativ erhalten. Das Verbum hat eine schwache u. eine starke Konjugation, bildet aber nur ein Präsens u. ein Präteritum, während die übrigen Tempora durch die Hülfszeitwörter hafva (haben), vara (seyn), skola (werden) umschrieben werden. Das Passivum wird im Präsens und im Präteritum durch Anhängung eines s an das Activum gebildet, das Uebrige wie im Deutschen umschrieben. Die Wortstellung ist wegen der geringen Flexionsfähigkeit der s.n S. ganz die natürliche. Der Anfang des Vaterunsers lautet: Fader vår, som är i himmeln, helgadt vare titt namn, d. h. Vater unser, welcher bist in dem Himmel, geheiligt werde dein Name. Am reinsten wird das Schwedische in Südermanland und um Stockholm gesprochen. Geschrieben wird es jetzt mit lateinischen, früher mit deutschen Buchstaben, in welchem Falle an die Stelle von v das w tritt. Philosophisch-kritische Abhandlungen über die s. S. fehlen; was in derartigen Untersuchungen geleistet worden ist, läuft auf Abenteuerlichkeiten hinaus. **Grammatiken** der s.n Sprache lieferten Gabriel Wallen (1682), Jasper Swedburg (Stockholm 1722), N. Tjällmann (daselbst 1696), A. Heldmann (Upsala 1738), A. Sahlstedt (das. 1769, Stockholm 1787, deutsch von J. L. Bagge, Lübeck 1796), G. Sjöborg (Stralsund 1796, 6. Auflage 1848), Dieterich (daselbst 1848), Schram (5. Auflage 1850) u. Lyth (1850). Eine der heutigen Sprachwissenschaft entsprechende Behandlung erfuhr die s. S. von Rydqvist in „Svenska Språkets Lagar“ (Bd. 1, Stockholm 1850—52), in kompendiarischer Weise von Strömberg in „Svenska Språklära“ (daselbst 1852). **Wörterbücher** gibt es außer den ältern von Stjernhjelm (Stockholm 1643), Ol. Verelius u. A. (Upsala 1691) von Ihre („Lexicon Suio-Gothicum“, daselbst 1769, 2 Bde.), A. J. Sahlstedt (Stockh. 1773, 2. Aufl. 1793), J. K. Dähnert (schwedisch-deutsch-französisch, Upsala 1784, Stralsnnd 1796), J. G. P. Möller (Stockholm 1783—90, 3 Bde., 2. Auflage, Leipzig 1807), J. Björkegren (französisch-schwedisch, Stockholm 1784—86, 2 Bde.), J. K. Höst (schwedisch-dänisch, Kopenhagen 1799), K. Heinrich (schwedisch-lateinisch, Stockh. 1825), Freese (Stralf. 1842). Die von Lindblad (1840) und von Almquist (1842) begonnenen sind unvollendet geblieben. Das neueste ist Dalins „Ordbok öfver Svenska Språket“ (Stockh. 1850 ff.). Ueber die Geschichte der s.n S. vergl. Petersen, Det Danske, Norske og Svenske Sprog Historie, Kopenhagen 1830, 2 Bde.; über das Altschwedische Munch, Forn-Svenskans och Forn-Norskans Sprakbyggnad, Stockh. 1849.

Schwedisch-Pommern, s. Pommern.

Schwedt, ehemalige Herrschaft in Brandenburg, war von 1478 an im Besitze der Grafen von Hohenstein, nach deren Aussterben (1609) sie heimfiel u. der Uckermark zugetheilt ward. Im J. 1689 wurde sie jedoch wieder abgesondert u. dem dritten Sohne des Kurfürsten Friedrich Wilhelm aus zweiter Ehe, Philipp Wilhelm, gegeben, welcher sich, gleich seinen beiden Söhnen, Markgraf von Brandenburg-S. nannte. Nachdem auch diese Linie 1788 mit Heinrich Friedrich wieder ausgestorben war, fiel die Herrschaft S. an Preußen, bei welchem sie bisher verblieben ist. Die gleichnamige Stadt in der preußischen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Angermünde, am linken Ufer der Oder, besteht aus der eigentlichen Stadt, der sogenannten Schloßfreiheit und aus 3 Vorstädten, hat gerade Straßen, einen schönen Marktplatz, 2 evangelische Pfarrkirchen, eine französisch-reformirte Pfarrkirche mit dem Erbbegräbniß der Markgrafen von Brandenburg-S., eine Synagoge, ein Schloß, die frühere Residenz der Markgrafen von Brandenburg-S., mit Park, Reitbahn u. Schauspielhaus, ein Hospital, ist Sitz einer königlichen Gerichtsdeputation, eines Untersteueramts, treibt Tabaksbau und Tabakshandel, Fabrikation von Tuch, Tabak, Stärke, Brauerei und Branntweinbrennerei und zählt 7400 Einwohner. In der Nähe das Lustschloß Montplaisir mit Park und Thiergarten.

Schwefel, einer der verbreitetsten einfachen Stoffe aus dem Mineralreich, der in der Natur eben sowohl gediegen, als im Zustande chemischer Verbindung vorkommt. Der gediegene S., auch natürlicher oder prismatischer oder Bergschwefel, besteht aus reinem S., zuweilen mit etwas Bitumen, Kohle, Selen oder Arsenik verunreinigt, hat zur Grundform das rhombische Oktaëder und erscheint am häufigsten in derben, eingesprengten, trauben- und nierenförmigen Massen von krystallinischer, faseriger oder erdiger Textur, ist nach den Kernflächen und Abstumpfungsflächen der Randkanten spaltbar, muschelig im Bruch. Seine Härte ist 2,0, sein specifisches Gewicht braun, amorph 1,960, krystallisirt 2,05, gelb 2,0. Der S. kommt unter sehr verschiedenen Verhältnissen vor, selten in Urgebirgen, wie in Amerika im Glimmerschiefer und Quarz, häufiger im Flötzgebirge, besonders im Gyps, Kalkstein u. Mergel (Ber in der Schweiz, Girgenti rc. in Sicilien), am häufigsten in vulkanischen Gesteinen (Neapel rc.). Varietäten sind der muschelige oder gemeine, faserige, erdige und Mehlschwefel. In vulkanischen Gegenden, besonders im Neapolitanischen finden sich große Massen von gediegenem S. in Kalk und Thonmergel abgelagert. Sicilien liefert allein gegen 1,540,000 Centner jährlich, weniger Neapel und die toskanischen Solfataren, letztere nur 200,000 bis 300,000 Centner. Den natürlichen S. pflegt

man an Ort und Stelle durch Destillation von den fremden, erdigen Bestandtheilen zu trennen, welche mindestens die Hälfte seines Gewichts betragen. Es geschieht dieses in irdenen Töpfen (Destillationsgefäßen), die bis an den Hals in die Decke eines Ofens eingelassen und nach geschehener Beschickung durch aufgekittete Deckel geschlossen werden. Die Schwefeldämpfe steigen durch seitlich an den Töpfen angebrachte Röhren nach den ebenfalls topfförmigen Vorlagen, worin sie sich zu flüssigem S. verdichten, welcher durch eine dicht über dem Boden der Vorlagen angebrachte Oeffnung in ein mit Wasser angefülltes Gefäß tropft, um daselbst zu erstarren. Der auf diese Weise unvollkommen gereinigte S. (Rohschwefel) enthält stets noch einige Procente erdige Theile, welche für viele Zwecke eine zweite Reinigung durch Destillation erforderlich machen. Viel S. wird auch aus den sogenannten Schwefelmetallen, d. h. Verbindungen des S.s mit Metallen, die in der Mineralogie als Kiese, Glanze u. Blenden bezeichnet werden, gewonnen. Die verbreitetsten darunter sind der Schwefelkies (Schwefeleisen), Kupferkies, Bleiglanz und die Zinkblende. Aus diesen wird durch Erhitzung derselben in thönernen Röhren unter Ausschluß der Luft der größte Theil des S.s ausgetrieben, wobei man aber nicht viel über $\frac{1}{4}$ von dem Schwefelgehalt gewinnt. Die weitere Verarbeitung besteht darin, daß man den S. röstet, wodurch in Folge von Sauerstoffaufnahme Eisenvitriol (schwefelsaures Eisenoxydul) gebildet wird. Der gewonnene rohe, sogenannte Tropfschwefel erfordert wegen seiner Unreinheit, besonders wegen seines Arsenikgehaltes (aus dem Arsenikkies, welcher beinahe immer mit dem Schwefelkies vorkommt), eine zweite Destillation, welche aus gußeisernen Retorten in den Läuteröfen vorgenommen wird. Man erhält dabei zwischen 80 bis 87 Proc. geläuterten S., welchen man sodann in Stangenform gießt; der Rückstand ist Schwefelschlacke, welche, umgeschmolzen, den grauen Roßschwefel liefert. Zuweilen röstet man auch die Kiese in einer Art Meiler, einem oben offenen Mauergeviert über einer Schicht Holz, indem man durch Bedeckung des Haufens mit Erde die Schwefeldämpfe nöthigt, durch ein seitwärts angebrachtes Rohr in die Verdichtungskammer zu streichen, wo sich der S. als feines krystallinisches Pulver, die sogenannten Schwefelblumen, absetzt. Der aus Kiesen gewonnene S. ist nur der kleinere Theil des in den Handel kommenden, der in ungleich größerer Menge aus Sicilien gebracht wird. Der gereinigte S. ist bei gewöhnlicher Temperatur starr u. hellgelb (stroh- bis honiggelb), geruch- und geschmacklos, nur beim Reiben von eigenthümlichem Geruch, und leicht zerreiblich. Sein specifisches Gewicht ist 1,98. Er schmilzt bei 108° C. und bildet zwischen dieser Temperatur und 138° C. eine klare, bernsteingelbe Flüssigkeit. Bis 160° C. erhitzt, fängt er an dicker und röthlichgelb zu werden; steigert man die Temperatur noch mehr, so wird er so dick, daß das Gefäß umgekehrt werden kann, ohne daß er ausfließt. Wird der S. in diesem dicken Zustande in Wasser gegossen, so bildet er eine durchscheinende, röthlichgelbe Masse, welche auch nach dem Erkalten einige Zeit lang weich und durchscheinend bleibt und zu Fäden von beträchtlicher Elasticität ausgezogen werden kann (amorpher S.). Von 250° C. an bis zu 316° C., seinem Siedepunkte, wird der S. wieder flüssiger, und läßt man ihn erkalten, so kehrt er durch die verschiedenen Grade von Dickflüssigkeit, kurz vor dem Erstarren, wieder zu der Dünnflüssigkeit zurück, welche er unmittelbar nach dem Schmelzen besaß. Der S. ist ferner flüchtig und beginnt zu verdampfen, noch ehe er vollständig geschmolzen ist. Bei seinem Siedepunkt bildet er einen orangefarbenen Dampf und destillirt unverändert über. Er ist dimorph; die Gestalt, welche er bei dem Erstarren nach dem Schmelzen annimmt, ist eine Abänderung einer schiefen Säule mit rhomboidaler Basis. Er löst sich in Aether und ätherischen Oelen, besonders in Schwefelkohlenstoff und Chlorschwefel und scheidet sich aus diesen Lösungen bei niederer Temperatur in seiner zweiten Gestalt ab, welche ein verlängertes Oktaëder mit rhomboidaler Basis ist. In Wasser ist er nicht löslich. Mit vielen Metallen verbindet er sich unter Feuererscheinung zu Schwefelmetallen (s. d.), zu denen viele der wichtigsten in der Natur vorkommenden Eisen-, Kupfer-, Blei-, Silber-, Antimon-, Arsenik- &c. Erze gehören. Kocht man S. mit Aetzkalk und Wasser, so entstehen Lösungen, welche eine gewisse Menge S. enthalten, wovon ein beträchtlicher Antheil auf Zusatz einer Säure als ein weißliches Pulver, die sogenannte Schwefelmilch (Sulphur praecipitatum, Lac sulphuris), niederfällt. Der S. entzündet sich leicht, fängt schon unter seinem Siedepunkte an zu brennen und brennt mit blaßblauer Flamme, unter Bildung von erstickenden Dämpfen, welche gasförmige, schwefelige Säure sind. Er verzehrt den Sauerstoff von eingeschlossener Luft bei seiner Verbrennung vollständiger, als es kohlenstoffhaltige brennende Körper thun; aus diesem Grunde und auch deshalb, weil die entstehende schwefelige Säure (s. d.) einen hemmenden Einfluß auf die Verbrennung anderer Körper ausübt, kann der S. unter manchen Umständen als feuerlöschendes Mittel benutzt werden; eine Handvoll brennender Schwefelfäden, in einen brennenden Schornstein gehalten, gibt das einfachste Mittel ab, diesen zu löschen. Der im Handel vorkommende S. enthält zuweilen Arsen und Selen. Wegen seiner leichten Entzündlichkeit verwendet man den S. schon seit langer Zeit zu Schwefelfäden und Schwefelhölzern. Er dient ferner zur Darstellung von Zinnober, zum Schwefeln (Bleichen) von Wolle, Stroh und Holz. Die beträchtlichste Anwendung findet er aber bei der Fabrikation des Schießpulvers und ähnlicher Gemische, sowie zur Darstellung der Schwefelsäure, der Schwefelleber und anderer pharmaceutischer und chemischer Präparate. Durch Verbrennen desselben entwickelt man die schwefelige Säure. Wegen seines verschiedenen Flüssigkeitszustandes bei verschiedenen Temperaturgraden eignet er sich auch zu Abdrücken von Medaillen, Kameen &c. Neuerdings wird er auch mit Kautschuk zu dem sogenannten vulkanisirten Gummi verbunden, da er die Elasticität des Kautschuks bedeutend erhöht

und stabiler macht. Mit Sauerstoff gibt der S. 6—8 saure Verbindungen, von denen besonders die *schwefelige Säure* (s. d.) und die *Schwefelsäure* (s. d.) wichtig sind. Von den Verbindungen des S.s mit Wasserstoff ist der *Schwefelwasserstoff* (s. d.) der wichtigste. Mit Kohlenstoff verbindet sich der S. nur in Einem Verhältniß zu *Schwefelkohlenstoff* oder *Kohlensulphid* (s. d., Alkohol sulphuris, Schwefelalkohol), mit Stickstoff zu Schwefelstickstoff, Schwefelammonium ꝛc. Viel S. kommt auch in der Form natürlicher schwefelsaurer Salze vor, unter denen der Gyps das verbreitetste ist, aber nicht zur Schwefelgewinnung benutzt wird. Auch im Pflanzenreiche findet sich der S. vor, besonders in dem Pflanzensafte und den öligen Samen der Hülsenfrüchte, sowie in den Kruciferen (Senf, Meerrettig ꝛc.). Im Thierreich bildet er den Hauptbestandtheil des Eiweißes, Faserstoffs, Kaseïns, der Epidermis, der Haare, des Horns, der Galle ꝛc. Was die *Wirkung* des S.s auf den animalischen Organismus betrifft, so ist dieselbe vornehmlich eine auflösende, flüssigmachende, steht aber in dieser Beziehung der ähnlichen des Antimons und Quecksilbers nach. Durch den S. wird die Thätigkeit sowohl der äußeren Haut, als der Schleimhäute, namentlich die des Darmkanals und der Lungen erhöht und der Blutumlauf besonders in den Venen der Unterleibsorgane beschleunigt. Daher seine Anwendung bei Brustaffektionen, als chronischem Husten, chronischen Entzündungen der Respirationsorgane ꝛc., Hämorrhoidalleiden, chronischen Exanthemen, namentlich Krätze, Gicht, Rheumatismus ꝛc. Weil der S. aber außer seinen dynamischen auch chemisch neutralisirende Eigenschaften besitzt, wird er mit Erfolg auch bei chronischen Metallvergiftungen angewandt. Innerlich gibt man meist die Schwefelblumen (s. oben), die Schwefelmilch (s. oben) und die Schwefelleber (s. d.), und zwar in Form von Pulver, Pillen und Latwergen; äußerliche Anwendung findet der S. besonders in den *Schwefelsalben* und *Schwefelbädern*, d. h. Auflösungen von Schwefelleber in Wasser. Noch weit wirksamer sind in dieser Beziehung die natürlichen *Schwefelwasser* (s. *Mineralwasser*). Räucherungen mit Schwefeldämpfen hat man neuerlich als in vielen Fällen der Gesundheit nachtheilig widerrathen.

Schwefeläther, s. *Aether*.

Schwefelätherweingeist (Liquor anodynus), s. *Hoffmanns Tropfen*.

Schwefelige Säure (*unvollkommene Schwefelsäure, flüchtige Vitriolsäure*, Acidum sulphurosum), Verbindung des Schwefels mit Sauerstoff zu gleichen Gewichtstheilen, ward von Priestley zuerst als Gas dargestellt, später von Gay-Lussac und Berzelius genauer untersucht. Man erhält sie, wenn man Schwefel in trockener atmosphärischer Luft oder in Sauerstoffgas verbrennt, leichter aber durch Erhitzen von koncentrirter Schwefelsäure mit Quecksilber oder Kupfer, wobei die Metalle auf Kosten eines Antheils der Schwefelsäure oxydirt werden und schwefelsaures Metalloxyd und s. S. entstehen. Bei gewöhnlicher Temperatur gasförmig, läßt sie sich bei höheren Kältegraden durch starken Druck als Flüssigkeit darstellen und wird in diesem Zustande in gut verschlossenen starken Flaschen unter 0° aufbewahrt oder in Glasröhren eingeschmolzen. In starrem Zustande als weiße Flocken erhält man die s. S., wenn man das Gefäß, worin sich tropfbare s. S. befindet, mit einem Gemenge von starrer Kohlensäure und Aether umgibt. Im Zustande der Tropfbarkeit stellt sie eine wasserhelle, sehr dünne Flüssigkeit von 1,45 specifischem Gewicht dar und besitzt eine lichtbrechende Kraft, welche der des Wassers gleichkommt. Bei gewöhnlichem Luftdrucke siedet sie bei 10°; bei ihrer Verwandlung in Gas erzeugt sie heftige Erkältung und kühlt sich dadurch selbst bald bis unter ihren Siedepunkt ab, so daß die Vergasung langsamer vor sich geht. Gießt man sie in Wasser von einigen Graden über 0° Temperatur, so gefriert dasselbe. Schüttet man sie auf die mit Baumwolle umwickelte Kugel eines Quecksilberthermometers, so gefriert das Quecksilber. Bei gewöhnlicher Temperatur ist die s. S. ein farbloses Gas von dem erstickenden Geruch des brennenden Schwefels und ähnlichem, sehr unangenehmem Geschmack. Ihr specifisches Gewicht ist 2,247. Sie ist nicht nur untauglich zum Einathmen, sondern bewirkt schon, in geringer Menge der Luft beigemengt, Husten mit Erstickungszufällen, welche tödtlich werden können. Nicht brennbar, ist sie selbst untauglich, das Brennen zu unterhalten. Bei Gegenwart von Luft röthet sie Lackmus und entfärbt den Farbstoff von Fernambuk, Rosen, Veilchen ꝛc. Von Wasser und Alkohol wird sie in Menge aufgenommen. In offenen Gefäßen im flüssigen Zustande der Luft ausgesetzt, nimmt sie Sauerstoff auf und verwandelt sich in Schwefelsäure. Da sie thierische Stoffe bleicht und Pflanzenfarben zerstört, so bedient man sich ihrer in Fabriken zum Bleichen seidener und wollener Zeuche, der Stroh- und Korbgeflechte, sowie zum Vertilgen von Obst- und Weinflecken aus der Wäsche. Auch benutzt man sie zum Schwefeln der Weinfässer, um den Wein dadurch haltbar zu machen. Aus der Verbindung der s.n S. mit salzsauren Basen erhält man die *schwefeligsauren Salze* (*Sulphide*). Zweifach-schwefeligsaures Natron wird in der Papierfabrikation unter dem Namen *Antichlor* zum Beseitigen des überschüssigen Chlorgases benutzt. Durch Auflösen von Schwefelblumen in dieser Verbindung entsteht das unterschwefeligsaure Natron, das in der Photographie und zum Ausbringen des Silbers aus seinen Erzen Anwendung findet. Bäder von schwefeligsaurem Gase werden manchmal bei Hautkrankheiten verordnet.

Schwefelkies (*Gelbeisenkies, Goldkies, Schwefeleisen*), einzige Species der Gelbeisenkiese, besteht aus 45,47 Eisen und 54,26 Schwefel, krystallisirt im tesseralen System, hat zur Grundform den Würfel, eine den Flächen desselben unvollkommen parallele Spaltbarkeit, spröden, muscheligen bis unebenen Bruch, 6,5 Härte und 5,0 Gewicht, erscheint in sehr schönen und oft vollkommen ausgebildeten Krystallen, und zwar in der Grundform, in Pentagondodekaëdern, Rautendodekaëdern, Oktaëdern, Kubo-

oktaëdern, Ikosaëdern, Trapezoëdern, Tetrakis- und Herakisoktaëdern und in Durchkreuzungszwillingen, welche bald einzeln aufgewachsen, bald drusenartig verbunden sind, am häufigsten derb, eingesprengt, angeflogen, in kugeligen u. nierenförmigen Massen, in Pseudomorphosen und als Versteinerungsmittel. Von Farbe ist der S. speisgelb, ins Messing- u. Goldgelbe übergehend, zuweilen bunt angelaufen, metallglänzend, undurchsichtig, am Stahl gibt er lebhafte Funken unter Verbreitung eines schwefeligen Geruchs, vor dem Löthrohre auf Kohle riecht er stark nach schwefeliger Säure und verwandelt sich in rothes Eisenoxyd, schmilzt in der innern Flamme zur schwarzen magnetischen Kugel, gibt im Kolben ein Sublimat von Schwefel und löst sich in Salpetersäure unter Abscheidung von Schwefel. Er ist sehr verbreitet und findet sich fast in allen Formationen, am häufigsten auf Lagern und Gängen, aber auch knollen- und nesterweise und wird auf Schwefel benutzt und dazu in horizontalen Cylindern mit eisernen Vorlagen destillirt, wobei der Schwefel übergeht und rothes Eisenoxyd (Kolkothar) zurückbleibt. Wo es der Gehalt erlaubt, wird er auch auf Silber und Gold benutzt.

Schwefelleber (Hepar sulphuris, Schwefelkalium, Kaliumsulphuret), allgemeine Bezeichnung aller im Wasser löslichen Schwefelmetalle, namentlich der Verbindungen der Alkali- oder Erdmetalle (Kalium, Natrium, Ammonium, Calcium, Baryum) mit Schwefel; specieller Name der Verbindung des Kaliums mit dem Schwefel oder des Fünffach-Schwefelkaliums, einer leicht schmelzbaren Masse von dunkelgelbbrauner Farbe, die, alkalisch und zugleich bitter schmeckend und schwach nach Schwefelwasserstoff riechend, an der Luft zerfließt und vom Wasser in großer Menge mit gelbbrauner Farbe aufgelöst wird. Es wird in der Medicin theils innerlich, theils äußerlich in Salben u. Auflösungen zu Waschungen und Bädern benutzt.

Schwefelmetalle, Verbindungen des Schwefels mit Metallen, welche sich ziemlich häufig in der Natur vorfinden u. mit Metallglanz Glanze oder Kiese, mit Diamantglanz Blenden heißen. Künstlich lassen sie sich auf mehrfache Weise darstellen: entweder durch direkte Vereinigung, wobei Wärme und häufig auch Licht auftritt, oder dadurch, daß man Oxyde mit Schwefel in der Hitze behandelt, oder durch Glühen von schwefelsauren Salzen mit Wasserstoff oder Kohle, oder durch Fällen mit Schwefelwasserstoff. Die S. sind fest, krystallinisch oder pulverig, meist dunkel gefärbt, bald leichter, bald schwerer schmelzbar als die Metalle, einige oxydiren in der Luft, andere nicht, in der Hitze verlieren sie bei abgehaltener Luft entweder keinen, oder nur einen Theil, selten allen Schwefel; hat aber die Luft Zutritt, so oxydiren sie und entwickeln entweder schwefelige Säure, oder verwandeln sich in schwefelsaure Salze. Die meisten Metalle bilden mit Schwefel mehre Schwefelungsstufen, die durch die Endsolben dr, id rc. unterschieden werden.

Schwefelsäure (Vitriolöl, Acidum sulphuricum), eine aus 40 Theilen Schwefel u. 60 Theilen Sauerstoff bestehende Säure, die wichtigste von allen Säuren, findet sich im freien Zustande nur sehr sparsam in einigen vulkanischen Gewässern vor, häufig aber und in großer Menge in Verbindung mit Basen als Gyps (schwefelsaurer Kalk), Cölestin (schwefelsaurer Strontian), Schwerspath (schwefelsaurer Baryt), als Glauber- und Bittersalz in den Bitterwässern, mit Kalk und Magnesia verbunden in kleiner Menge in den Pflanzenaschen rc. Man unterscheidet wasserfreie und wasserhaltige S. und letztere wieder als englische S. und rauchende oder nordhäuser S. Die wasserfreie S. bildet feine, federartige u. sternförmig zu einer amianthähnlichen weißen undurchsichtigen Masse zusammengehäufte Nadeln, ist zähe, schwer zu durchschneiden und kann zwischen den Fingern wie Wachs geknetet werden, ohne sie anzugreifen. An der Luft stößt sie sehr dicke, undurchsichtige und sauer riechende Nebel aus. Ihr speeifisches Gewicht bei 13° ist 1,9546, im geschmolzenen Zustande bei 20° 1,97; sie schmilzt erst über + 15—19° zu einer Flüssigkeit, die dünner ist, als gewöhnliche S. Sie siedet bei 52—56°; zu Wasser hat sie so starke Anziehung, daß, wenn man einige Quentchen dieser Säure mit der hinreichenden Menge Wasser mischt, um wasserhaltige Säure zu bilden, sich beide unter Feuererscheinung verbinden, die Säure plötzlich in Dampf verwandelt und das Gefäß mit einer Explosion zertrümmert wird. Die englische S., welche am meisten im Gebrauch ist, wird durch Oxydation der schwefeligen Säure durch Salpetersäure in den sogenannten Bleikammern und nachfolgendes Erhitzen der auf diese Weise erhaltenen verdünnten S. in Platinkesseln dargestellt. Die Salpetersäure wird gewonnen, indem durch die Hitze des Schwefelofens Salpeter mit Schwefelsäure zerlegt wird, worauf der entwickelte Salpetersäuredampf in die Bleikammern streicht und die Salpetersäure mit der schwefeligen Säure Stickoxydgas und Schwefelsäure erzeugt. Stellt man in den Kammern flüssige Salpetersäure in Schalen auf und gibt sie so der schwefeligen Säure preis, so ist der Erfolg der nämliche. Dieses letztere Verfahren wird auch fabrikmäßig ausgeführt. Von jedem Centner S. aus den Bleikammern hat man 36 Pfd. Wasser abzuscheiden, um die käufliche koncentrirte Säure zu erhalten. Der sogenannte Koncentrationsapparat, worin diese Abscheidung Statt hat, ist aus Bleipfannen u. einer Platinblase zusammengesetzt. Die ersteren sind über einer Feuerung aufgestellt und ruhen auf Eisenplatten, gegen welche die Flamme anschlägt. Wenn etwa 11 Procent Wasser verdampft sind, womit zugleich Stickstoffoxyd, Salpeter u. schwefelige Säure weggehen, bringt man die S. durch einen Heber in den Platinkessel, dessen Herd hart an die Pfannenfeuerung stößt. Während des Siedens trennt sich der Inhalt der Blase in käufliche S. und etwas säurehaltiges Wasser, welches durch das Helmrohr und dessen bleierne gewundene Verlängerung geleitet und dazu benutzt wird, eine Quantität schwache Säure aus der Kammer in einer Bleipfanne vorläufig zu koncentriren. Auch die höchst koncentrirte englische S. enthält noch eine gewisse Menge Wasser (auf 40 Theile S. 9 Theile Wasser), die ihr nicht zu entziehen ist. Sie bildet eine wasserhelle (oder bräunliche) ölartige Flüssigkeit von 1,848 specifischem Ge-

wicht, gefriert bei — 25°, siedet bei — 288° und geht unverändert über in farblosen Dämpfen, die in der Luft einen starken weißen Nebel erzeugen. Sie ist geruchlos, nicht rauchend, wirkt sehr zerstörend auf organische Stoffe und wird dadurch gebräunt. Beim Mischen mit Wasser findet beträchtliche Verminderung des Volumens Statt. Die englische S. findet in den Gewerben die mannichfachste Anwendung, so unter Anderem zur Darstellung der Soda und des Glaubersalzes, des Chlors, der Stearinkerzen, des Phosphors, zur Scheidung des Goldes von Silber (Affiniren), zum Reinigen des Rüböls, zur Entwickelung des Wasserstoffs und als Düngmittel. In verdünntem Zustande und mit Weingeist vermischt, wird sie als Mixtura sulfurica acida (Elixir acidum *Halleri*) innerlich und als Aqua vulneraria acida (Arquebusade) äußerlich in der Medicin angewandt. Mit Basen bildet sie die schwefelsauren Salze (s. d.). Die nordhäuser (sächsische) S. wird durch Destillation von Eisenvitriol, welche in röhrenartigen Retorten von Schmelztiegelmasse geschieht, gewonnen. Sie stellt eine etwas dickflüssige, bräunlich oder braun gefärbte Flüssigkeit von 1,896 specifischem Gewicht dar, gefriert schon bei etwas über 0° unter Zusammenziehung zu wasserhellen Krystalltafeln, raucht an der Luft, siedet bei 40 bis 50° und zerfällt dabei in sich entwickelnde, bisweilen gegen 25 Procent betragende, trockne Säure und in zurückbleibendes gewöhnliches Vitriolöl. Sie wird besonders in der Färberei zum Auflösen des Indigo benutzt. Die rektificirte (destillirte oder gereinigte) S. wird durch Destillation der rauchenden oder englischen S. erhalten. Die koncentrirte S. ist eine mächtige Säure, indem sie mit wenigen Ausnahmen alle anderen Säuren aus deren Verbindungen trennt. Im unverdünnten Zustande wirkt sie höchst ätzend; sie verkohlt und zerstört die meisten organischen Substanzen, indem sie denselben nämlich Wasserstoff und Sauerstoff als Wasser entzieht und die Kohle abscheidet. Ihr Geschmack ist stark sauer u. sie röthet Lackmus, selbst in sehr verdünntem Zustande. Die Metalle löst sie in zweierlei Weise, einige derselben, z. B. Kupfer und Quecksilber, unter Entwickelung von schwefeliger Säure, andere, z. B. Eisen und Zink, unter Entwickelung von Wasserstoffgas. Im erstern Falle wird das Metall durch den Sauerstoff der Säure selbst oxydirt, in dem andern Falle durch den Sauerstoff des Wassers, welches mit der Säure verbunden ist. Die koncentrirte S. hat eine große Verwandtschaft zum Wasser, sie absorbirt dasselbe aus der Atmosphäre, und man benutzt sie sehr zweckmäßig, um neben ihr Substanzen im luftleeren Raume, unter der Glocke der Luftpumpe, zu trocknen. Bei ihrer Vereinigung mit Wasser findet beträchtliche Wärmeentwickelung Statt; beim Vermischen von 4 Gewichtstheilen koncentrirter S. mit 1 Theil Wasser kann die Temperatur bis auf 150° C. steigen.

Schwefelsaure Salze (Sulfates), Verbindungen der Schwefelsäure mit Salzbasen. Es gibt 1-, 2- und 3fach-saure und weniger basische s. S. Die normalen Salze der Alkalien, der Bittererde, des Manganoxyduls u. des Silberoxyds sind neutral; die übrigen röthen Lackmus. Die normalen Salze werden in der Glühhitze bei flüchtiger Basis (Ammoniak) zersetzt, bei fixer Basis und größerer Affinität sind sie feuerbeständig (fixe Alkalien, Bittererde, Bleioxyd); bei geringerer Affinität entwickelt sich entweder aus ihnen, nachdem alles Wasser verjagt ist, ein Theil der trockenen Schwefelsäure in unzersetzter Gestalt, der andere als schwefelsaures und Sauerstoffgas (Antimonoxyd, Zinkoxyd, Kupferoxyd, Eisenoxyd); oder bei noch geringerer Affinität, welche die Verflüchtigung der Säure gestattet, ehe alles Wasser ausgetrieben ist, Vitriolöl (Goldoxyd). Ist die Salzbasis geneigt, mehr Sauerstoff aufzunehmen (Eisenoxydul), so entzieht sie diesen in der Hitze der Schwefelsäure und veranlaßt dadurch die Entwickelung von schwefeliger Säure; umgekehrt verlieren die Oxyde der edlen Metalle ihren Sauerstoff und werden zu Metall. Durch Glühen mit Kohlen werden alle s. S. zersetzt.

Schwefelwasser (Schwefelquellen), s. Mineralquellen.

Schwefelwasserstoffgas (Hydrothionsäure, Wasserstoffsulphid, Schwefelleberluft, Hydrogenium sulphuratum), gasförmige Verbindung des Schwefels mit dem Wasserstoff, findet sich in den Schwefelwassern, im Meerwasser, in faulen Eiern und in Kloaken, ist bei gewöhnlicher Temperatur gasförmig und wird meist ohne Hülfe von Wärme entwickelt. Zu seiner Darstellung bringt man Einfach-Schwefeleisen in einem Gasentwickelungsapparat mit verdünnter Schwefelsäure zusammen und läßt das sich entwickelnde Gas, wenn es als solches aufgefangen werden soll, durch eine gesättigte Kochsalzlösung streichen. In verdichteter Gestalt stellt es eine farblose klare Flüssigkeit dar, die ein specifisches Gewicht von 0,9 hat, selbst bei 17,8° nicht fest wird und in der Wärme Schwefel löst, der beim Erkalten in durchsichtigen gelben Krystallen anschießt. Als Gas besitzt der S. ein specifisches Gewicht von 1,1912 und hat einen eigenthümlichen, starken und höchst unangenehmen Geruch; es ist brennbar, röthet vorübergehend Lackmus und bringt schon, in geringer Menge der Luft beigemengt, Ohnmachten und Asphyxie hervor, in reiner Gestalt eingeathmet, wirkt es stark narkotisch giftig. Doch üben geringe Mengen davon, z. B. in Schwefelwassern, eine entschieden heilsame Wirkung, besonders auf das Respirationssystem aus. Das S. unterhält das Verbrennen nicht, ist aber selbst brennbar u. verbrennt mit blauer Farbe zu schwefeliger Säure und Wasser. Das mit diesem Gas gesättigte Wasser ist ungefärbt, hat den Geruch und Geschmack des Gases und ist unter dem Namen Hydrothionwasser (Schwefelwasserstoffwasser) eines der unentbehrlichsten Reagentien bei chemischen Analysen. Durch glühende Röhren geleitet, wird das Gas in sich abscheidenden Schwefel und reines Wasserstoffgas zerlegt; an der Luft entzündet, brennt es mit blauer Farbe, unter Bildung von Wasser und schwefeliger Säure und Absatz von Schwefel. Die meisten Metalloxyde werden sowohl auf trockenem Wege, als auch, wenn sich die Salze derselben in Auflösung befinden, durch Schwefelwasserstoff zerlegt.

Schwegler, Albert, deutscher Philosoph u. Geschichtschreiber, geboren den 10. Febr. 1819 zu

Michelbach im Würtembergischen, studirte seit 1836 zu Tübingen Theologie, ward aber durch Baur für die historisch-kritische Richtung gewonnen und gerieth durch seine Schrift über den „Montanismus" (Tüb. 1841), sowie durch mehre Abhandlungen in Zellers „Theologischen Jahrbüchern" mit den würtembergischen Kirchenbehörden in Kollision, wodurch er sich veranlaßt sah, die theologische Karriere aufzugeben. Er gründete 1843 die „Jahrbücher der Gegenwart", die bis Mitte 1848 erschienen, und habilitirte sich im Herbst 1843 als Privatdocent der Philosophie u. klassischen Philologie an der Universität Tübingen wo er 1848 eine außerordentliche Professur der klassischen Philologie erhielt. Die Ergebnisse seiner nebenbei fortgesetzten theologischen Forschungen legte er in der Schrift „Das nachapostolische Zeitalter" (Tüb. 1846, 2 Bde.) nieder. Unter seinen übrigen Schriften sind außer einem „Abriß der Geschichte der Philosophie" (Stuttg. 1848) die Ausgabe der „Clementinischen Homilien" (das. 1847), der „Kirchengeschichte" des Eusebius (das. 1852, 2 Bde.) und der „Metaphysik" des Aristoteles (mit Uebersetzung und Kommentar, Tüb. 1847—48, 4 Bde.) hervorzuheben. Sein letztes Werk ist seine gehaltvolle „Römische Geschichte" (Stuttg. 1853 bis 1854, 2 Bde.). Er † den 5. Jan. 1857.

Schweidnitz, früher niederschlesisches unmittelbares Fürstenthum, umfaßte ein Areal von 44 □Meilen mit etwa 225,000 Einwohnern u. bildet gegenwärtig die preußischen Kreise Schweidnitz, Reichenbach, Striegau, Waldenburg, Bolkenhain u. Landshut. Gründer desselben war Bolko I. in Folge der 1278 unter den Herzögen der liegnitzbriegschen Linie vorgenommenen Theilung. Nach dem Tode des letzten Herzogs fiel es im 14. Jahrhundert an Böhmen u. 1741 an Preußen. Die ehemalige gleichnamige Hauptstadt desselben, jetzige Kreisstadt an der Weistritz, liegt am Fuße des Gebirgs 718 Fuß über dem Meere, ist befestigt u. hat 6 Thore, 6 Vorstädte, 2 Plätze, 2 katholische (darunter die Pfarrkirche mit 300 Fuß hohem Thurm) und 2 evangelische (darunter die Pfarrkirche zur Dreieinigkeit, eine der 3 Friedenskirchen, welche Kaiser Ferdinand III. nach dem westphälischen Frieden den Protestanten in den schlesischen Fürstenthümern verwilligte) Kirchen, ein Ursulinerinnenkloster, ein evangelisches Gymnasium, Hospital, Armen- und Arbeitshaus, Waisen- und Wohlthätigkeitsinstitut (von Kaufmann Laube 1821 gestiftet), Korrektionshaus, Theater. Die Stadt ist Sitz einer Kreisjustizkommission, eines Inquisitoriats, Land- und Stadtgerichts, Hauptsteueramts, Rentamts, einer Salzfaktorei ꝛc. und zählt 14,488 Einw., welche Wollen- und Leinweberei, Leder-, Stärke- und Tabaks-, Handschuh- und Pfefferkuchenfabrikation, sowie Brauerei, Brennerei, Essigsiederei, Färberei, Gerberei treiben und besuchte Getreide-, Vieh-, Woll- und Garnmärkte unterhalten. Die Festungswerke wurden von Friedrich dem Großen durch 4 detachirte Forts bedeutend verstärkt und 1816 abermals restaurirt. Die Stadt S. war Residenz der ersten Piasten. Sie ward 1642 von den Schweden unter Torstenson und 1741 von den Preußen erobert, 1757 von den Oesterreichern unter Nadasdy wieder genommen. Im folgenden Jahre von den Preußen zwar zurückerobert, fiel die Stadt 1761 den von den Russen unterstützten Oesterreichern abermals in die Hände. Von den Preußen 1762 nach hartnäckiger Vertheidigung wieder erobert, blieb sie in deren Gewalt, bis sich 1807 die Franzosen ihrer bemächtigten, welche die Außenwerke schleiften. Nach Napoleons Vertreibung den Preußen wieder übergeben, ward sie 1813 flüchtig, 1816 gründlich wiederhergestellt. Vgl. Schmidt, Geschichte der Stadt S., Schweidn. 1846.

Schweidnitzer Wasser, s. v. a. Weistritz.

Schweigaard, Anton Martin, namhafter norwegischer Rechtsgelehrter und Nationalökonom, geboren den 11. April 1808 in Kragerö, ward, zum Kaufmann bestimmt, 1822 einem Geistlichen in Ostfriesland zur Erziehung übergeben, besuchte dann, um sich den Studien zu widmen, seit 1825 die lateinische Schule zu Skien und lag seit 1828 auf der Universität Christiania dem Studium der Rechtswissenschaft ob. Seit 1833 bereiste er Schweden, Deutschland, die Schweiz, Frankreich und Dänemark und suchte sich besonders mit dem Bank- und Geldwesen dieser Staaten vertraut zu machen. Im Jahre 1835 ward er Professor der Jurisprudenz an der Universität zu Christiania, 1840 aber Professor der Statistik und Staatswissenschaften daselbst. Seit 1841 Mitglied des Storthings, wußte er sich hier die Achtung aller Parteien zu erwerben u. ward 1845 von der Versammlung zum Bankdirektor ernannt. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: „Den norske proces" (Christ. 1846—49, 2 Bde.); „Kommentar zum Kriminalgesetz" (das. 1844, 2 Bde.); „Statistik von Norwegen" (das. 1840); „Das norwegische Handelsrecht" (das. 1845).

Schweigen, der Zustand, in dem man aus Vorsatz nicht redet, wogegen man beim Verstummen nicht redet aus Unvermögen.

Schweigger, 1) Johann Salomo Christoph, Professor der Physik und Chemie zu Halle, geboren den 8. April 1779 zu Erlangen, vollendete daselbst seine Studien und habilitirte sich 1800 als Privatdocent. Im Okt. 1802 ward er als Professor der Mathematik und Physik an das Gymnasium zu Baireuth und 1810 an die polytechnische Schule zu Nürnberg berufen. Nachdem er 1816 wissenschaftlicher Zwecke halber Paris u. London besucht, dann ein Jahr in München als Mitglied der königlichen Akademie privatisirt hatte, übernahm er 1818 die Professur der Physik und Chemie zu Erlangen und folgte 1819 einem Rufe für dieselben Fächer nach Halle. Seine Forschungen betrafen besonders die Elektricität und den Galvanismus, und nachdem er schon 1808 einen Elektrometer zur Messung der elektrischen Kraft durch die magnetische konstruirt hatte, erfand er den nach ihm genannten elektromagnetischen Multiplikator. Seit 1811 war er Herausgeber von Gehlers „Journal" und gründete als dessen Fortsetzung das „Jahrbuch für Chemie u. Physik", das er später dem Adoptivsohn seines Bruders, dem Professor der Medicin, Franz Wilhelm Schweigger-Seidel, überließ, welcher es 1834 mit Erdmanns „Journal für praktische Chemie" verband, aber schon den 5. Juni

1838 †. S. verband mit seinen physikalischen Studien auch antiquarische, wie seine „Einleitung in die Mythologie auf dem Standpunkte der Naturwissenschaft" (Halle 1836) und seine Abhandlung „Ueber das Elektron der Alten" (Greifsw. 1848) beweisen. Seine neuern physikalischen Untersuchungen veröffentlichte er in Zeitschriften u. in der Schrift „Ueber die stöchiometrischen Reihen" (Halle 1853).

2) August Friedrich, verdienter Naturforscher, geboren den 8. Sept. 1783 zu Erlangen, widmete sich daselbst dem Studium der Medicin, Botanik und Zoologie und begab sich dann nach Berlin, machte, von Hardenberg unterstützt, 1806 eine Reise nach Paris, sah sich aber hier in Folge des unglücklichen Kriegs auf seine eignen Mittel beschränkt und widmete sich der ärztlichen Praxis. Nach seiner Rückkehr nach Preußen 1809 erhielt er eine Professur der Botanik und Medicin in Königsberg. Seitdem unternahm er mehre wissenschaftliche Reisen nach England, Frankreich u. Italien, ward aber im Juni 1821 in Sicilien unweit Camerata von seinem Vetturino ermordet. Er gab mit Körte die „Flora Erlangensis" (Erl. 1811, 2 Bde) heraus. Von seinen übrigen Schriften sind zu nennen: „Beobachtungen und naturhistorisch-physiologische Untersuchungen über die Korallen" (Königsb. 1820); „Handbuch der Naturgeschichte der skeletlosen ungegliederten Thiere" (Lpz. 1820).

Schweighäuser, 1) Johann, bekannter Philolog, geboren den 26. Juni 1742 zu Straßburg, wo sein als Orientalist bekannter Vater, Johann Georg S., Pfarrer an der Thomaskirche war, beschäftigte sich in Paris eine Zeitlang mit orientalischen Sprachen, besuchte dann zu seiner weiteren Ausbildung das Ausland, lehrte nach seiner Rückkehr in Straßburg Logik und Philosophie und erhielt 1778 die Professur der griechischen Sprache und Literatur daselbst. Während der Revolution verhaftet, ward er nachher in einem lothringischen Dorfe internirt. Nachdem er später einen Lehrstuhl an der Centralschule des Departements Niederrhein erhalten, ward er 1816 zum Mitglied der Akademie der Inschriften ernannt. Er † zu Straßburg den 19. Jan. 1830. Verdienstlich sind seine Bearbeitungen des Appianus (Lpz. 1785, 6 Bde.), Polybius (das. 1789—95, 9 Bde.; auch Orf. 1831, 5 Bde.), von Epiktets „Manuale" und Cebes' „Tabulae" (das. 1798), der „Epictetene philosophiae monumenta" (das. 1799—1800, 5 Bde.), des Athenäus (Straßb. 1801—7, 14 Bde.), von Seneca's „Epistolae" (Zweibr. u. Straßb. 1809, 2 Bde.) u. besonders des Herodot (Straßb. u. Par. 1816, 12 Bde., mit „Lexicon Herodoteum", das. 1824, 2 Bde.). Seine kleineren Schriften erschienen gesammelt als „Opuscula academica" (Straßb. 1806, 2 Bde.).

2) Jean Geoffroy, Sohn des Vorigen, geboren zu Straßburg den 2. Jan. 1776, bekleidete während der Revolution mehre Verwaltungsstellen und widmete sich dann in Paris philologischen und archäologischen Studien. Im Jahre 1810 seinem Vater adjungirt, ward er 1824 dessen Nachfolger im Amte. Er † den 14. März 1844. Er gab mit Le Petit-Radel die „Monuments antiques du musée Napoléon" (Par. 1804—6, 4 Bde.) und mit Golbéry die „Antiquités d'Alsace" (das. 1825 f.) heraus. Unter seinen sonstigen Schriften ist noch die „Enumération des monuments les plus remarquables du département du Bas-Rhin" (Straßb. 1844) zu nennen.

Schwein, Säugethiergattung, s. Schweine.

Schweina, Marktflecken im Herzogthum Sachsen-Meiningen-Hildburghausen, Amt Salzungen, am gleichnamigen Flüßchen, mit 1500 Einw.; erhielt 1523 Stadtrechte. Dabei das ehemalige Kobaltwerk Glücksbrunn, jetzt Wollengarnfabrik.

Schweine (Borstenthiere, Setigera, Zygodactyla), Säugethierfamilie aus der Ordnung der Vielhufer, charakterisirt durch die mit Borsten bedeckte Haut, den kurzen Rüssel, die 4 Zehen, wovon 2 als After- oder Seitenzehen höher stehen, so daß nur die 2 mittlern den Boden berühren und der Fuß, wie bei den Wiederkäuern, gespalten zu seyn scheint, störrige, dumme, plumpe, unreinliche und gefräßige, aber mit feinem Geruch begabte Thiere, welche sumpfige Gegenden lieben und mit ihrem Rüssel die Erde nach Nahrung aufwühlen, fast alles irgend Genießbare fressen, sich gern im Koth und Schlamm wälzen und sich stark vermehren. Am wichtigsten ist die Gattung Schwein (Sus), mit oben und unten 6 Vorderzähnen, wovon die oberen 4 mittleren hakig gekrümmt sind, dreikantigen, hervorragenden Eckzähnen, wovon die oberen auswärts gerichtet sind, und oben und unten jederseits 7 Backenzähnen u. sich ringelndem Schwanze. Hierher gehört das Wildschwein (S. scrofa aper L.). Dasselbe ist schmutzig schwarzbraun (daher der Name Schwarzwild), mehr oder weniger mit Gelb oder Weiß gemischt, 5—6 Fuß lang und $2^1/_4$—3 Fuß hoch, in der Jugend graurötblich mit gelblichen Längsstreifen, die sich gegen den ersten Herbst hin verlieren. Das Männchen heißt Eber, in der Jägersprache Keuler, das Weibchen Sau oder Bache, das Junge Frischling. Im 2. u. 3. Jahre verlängern und krümmen sich die Eckzähne des Männchens, besonders die untern, und werden spitz und scharf und zum Hauen geeignet, mit zunehmendem Alter aber so lang und krumm, daß sie nicht mehr verwunden können. Beim Weibchen bleiben die Eckzähne kurz, so daß es damit nicht hauen, sondern nur beißen kann. Das Schwarzwild nährt sich von Eicheln, Bucheckern, Kartoffeln, Kohl, Rüben, Gras, Getreide, Erbsen, Würmern, Insekten, Aas rc. und kann auf bebauten Feldern, sowie an jungen Waldbäumen durch Wühlen bedeutenden Schaden anrichten, daher es in vielen Gegenden Europa's absichtlich ausgerottet ist. Früher hegte man es, wie noch jetzt hier und da. Es findet sich in Europa bis zum 55. Breitengrad, im gemäßigten Asien bis zum Baikalsee; Eichen- und Buchenwälder mit sumpfigen Stellen sind sein Lieblingsaufenthalt. Keuler, Bachen und Frischlinge bilden gemischte, manchmal aus 30—40 Stück bestehende Rudel; nur das alte Männchen lebt einsam. Die Brunft fällt in den Spätherbst; die Bache trägt 18 Wochen und heckt (frischt) im Februar oder März 4 bis 12 Junge, die ihr schon nach 3 Tagen folgen können. Am feistesten sind die Wildschweine vom

Oktober an bis zu eintretendem Froste. Das Gewicht eines ausgewachsenen Ebers steigt oft auf 300 Pfund. Von dem Wildschwein stammt das **zahme Schwein** oder **Hausschwein** (S. scrofa domesticus *L.*) ab, von dem man folgende Hauptvarietäten aufzählt: das **gewöhnliche großohrige Schwein**, mit langen, meist hängenden Ohren, Borstenmähne, weiß, rothbraun, schwarz oder gescheckt; das **mongolizer** oder **ungarische Schwein**, mit langen krausen Borsten von grauer, seltener schwarzer Farbe, bis 300—400 Pfd. schwer, in Ungarn, Siebenbürgen und der Türkei; das **sardinische Schwein**, mit langen, hängenden Ohren und langen, auf dem Rükken sehr steifen Borsten; das **indische Schwein**, mit kurzen, aufrecht stehenden Ohren, glattem Rücken und geradem Schwanze; das **chinesische Schwein**, dünnhaarig, sehr kurzbeinig und lang gestreckt, mit kleinen Ohren, hängendem, fast die Erde berührendem Bauche und sehr kurzem Schwanze, meist schwarz, aus China neuerlich nach Europa verpflanzt; das **siamesische Schwein**, mit kurzem Hals und Vorderbeinen und aufgerichteten kleinen Ohren. In Schweden und Ungarn hat man auch Spielarten mit ungespaltenen Klauen. Das zahme Schwein wirft jährlich zweimal 6—12, selten bis 20 Junge oder Ferkel, ist mit 5 Jahren ausgewachsen, kann 20 Jahre alt werden, wird aber meist schon im zweiten Jahre geschlachtet. Seine dicken Fettlagen (Speck) zeichnen es unter allen Landsäugethieren aus. Parasiten der S. sind Schweineläuse, Finnen, Leberegel, Fadenwürmer 2c. Das Hausschwein ist über die ganze Erde bis nach den Südseeinseln hin verbreitet. Nutzbar sind außer dem Fleisch als Nahrungsmittel besonders der Speck u. das Schmalz, welches letztere auch zum Einschmieren der Maschinen, zu Pomaden und als Hauptbestandtheil der meisten Salben (Axungia Porci s. Adeps suillus) verwendet wird. Die Schweinsborsten dienen zu Bürsten, Pinseln 2c., die Harnblase zu Beuteln, die Eckzähne zum Poliren, der Mist zu schlechtem Dünger. Da die S. sehr gern Trüffeln fressen, so werden sie auch hier und da zum Trüffelsuchen benutzt. Die **Schweinezucht** zerfällt je nach der Art ihres Betriebs in die wilde, halbwilde und die Hauszucht. Bei der **wilden** Schweinezucht, die besonders im südlichen Ungarn, in Serbien und Bosnien getrieben wird, bleiben die S. das ganze Jahr über sich selbst überlassen und werden nur in so weit gehütet, daß sie sich nicht verlaufen oder weggetrieben werden. Sie nähren sich den Sommer über auf den Weiden und finden im Herbst in den Eichenwäldern einen solchen Ueberfluß an Nahrung, daß sie bis zum Winter vollkommen ausgemästet sind, worauf sie rudelweise in Ställe getrieben werden. Bei der Zucht der **halbwilden** S. werden die Thiere den Sommer über ebenfalls geweidet, den Winter über aber in eingefriedigten u. zum Theil bedeckten Oertern gefüttert, wobei eine regelmäßige Aufzucht ebenfalls nicht Statt findet. Diese Art der Schweinezucht findet vornehmlich in Ungarn Statt, in dessen weiten und fruchtbaren Ebenen das Schwein ganz besonders gedeiht. Bei der **Hauszucht** werden die S. als Hausthiere in besondern Ställen gehalten und gefüttert, nur hier und da in der günstigeren Jahreszeit geweidet und hinsichtlich der Fortpflanzung sich nicht selbst überlassen. Das Hausschwein wirft in der Regel zweimal des Jahres, im Januar oder Februar u. im Juni oder Juli. Es zeigt manchmal eine große Neigung, nicht nur die Nachgeburt, sondern selbst die Jungen aufzufressen. Das geeignetste Futter für die Ferkel sind saure Milch und Getreide, besonders Gerste. Nach dem Abgewöhnen bedürfen sie besonders guter Pflege und guten Futters. Diejenigen, welche gemästet und geschlachtet werden sollen, also bei weitem die meisten, werden kastrirt. Zur Fütterung dienen besonders Küchenspülicht, saure Milch, Molken, Getreideabgänge, Kartoffeln, Möhren, Runkel-, Wasser- und Kohlrüben, Branntweinschlempe, Biertrübern, Eicheln und Bucheckern, Getreidefrüchte, letztere am besten im gekochten oder gequellten Zustande. In Paris hat man neuerlich das Fleisch todter Thiere, namentlich der Pferde, mit Erfolg zum Mästen der S. benutzt, u. zwar theils roh, theils mit Dampf gekocht. Zweckmäßig ist es, die S. während der Mast täglich mit einem nassen Strohwisch abzureiben. Die bedeutendste Schweinezucht wird in den westlichen Staaten der nordamerikanischen Union, namentlich in Ohio, getrieben. In Europa besitzt England die besten Racen, unter denen besonders das Suffolkschwein empfohlen wird, Rußland die schlechtesten, die aber die besten Borsten liefern. Feinknochigkeit ist ein Zeichen der Mastungsfähigkeit; auch geben feinknochige S. in der Regel besseres und schmackhafteres Fleisch. Bei der Auswahl zur Zucht ist besondere Aufmerksamkeit auf die Veredlung solcher Racen zu richten, welche an geringeres Futter gewöhnt sind, ohne daß sie dabei der andern vortheilhaften Eigenschaften entbehren. Das männliche Schwein, **Eber**, **Haksch**, **Hauer**, **Bär**, muß von guter Race seyn u. wird nicht vor dem vollendeten ersten Jahre zur Begattung zugelassen und in der Regel längstens 4 Jahre dazu gebraucht. Das weibliche Schwein, **Sau**, **Renge**, ist zwar schon mit dem 9. Monate fortpflanzungsfähig, wird aber ebenfalls nicht vor Ablauf des ersten Jahres zur Begattung zugelassen, kann aber, gut gehalten, bis ins 10. Jahr u. länger zur Fortzucht dienen. Die jungen S. heißen, bis sie ein Alter von 16 Wochen erreichen, **Ferkel**, nach dieser Zeit **Faselschweine**; das verschnittene männliche Thier heißt **Burz**, **Läufer** 2c., das kastrirte weibliche **Sauschwein**, **Nonne**. **Hauptkrankheiten** der S. sind die Bräune, Borstenfäule, Lungenfäule, Kolik, Ruhr, Epilepsie, der Milzbrand, die Finnen, Pocken, Lungenentzündung, Raude, Tollwuth, Wassersucht 2c. Zu derselben Gattung Sus gehören noch das **Maskenschwein** (S. larvatus C.), mit schwarzen u. braungelben Borsten, weißlichem Kopf u. Nakken, auf den Wangen über den Eckzähnen beiderseits mit großer Hervorragung, sonst an Gestalt und Größe unserem Hausschwein gleichend, im östlichen Afrika, und das **Papuschwein** (S. papuensis *Pall.*), an Zierlichkeit der Gestalt und feinem Baue alle anderen Arten übertreffend, auf Neuguinea ein wichtiges Besitzthum der Papuas. Zur Familie der S. gehören noch die Gattungen **Hirscheber** (s. d.), **Pekari** (s. d.) und **Em-**

galo (Larven- oder Warzenschwein, Phacochoerus). Letztere begreift plumpe, häßliche, aber schnelle und wilde Thiere, welche an den Wangen mit schwieligen Hautlappen versehen sind, sich vornehmlich von Wurzeln nähren, die sie mit ihrem Rüssel aufwühlen, sich jung zwar zähmen lassen, aber im Alter wieder wild werden u. daher sich nicht wohl als Hausthiere halten lassen. Das zahnlückige oder äthiopische Warzenschwein (P. aethiopicus Pall.), oben ohne Vorderzähne, unten mit deren 4, braunen, im Nacken einen Mähnenbusch bildenden Borsten, wild und wegen seiner Schnelligkeit und Stärke selbst dem Menschen gefährlich, findet sich in Afrika vom Senegal bis zum Kap. Das vollzähnige Warzenschwein (P. africanus C., P. Aeliani Kuepp.), mit oben 2, unten 6 Vorderzähnen und großen Höckern auf den Wangen, wie das vorige 4⅓ Fuß lang und 2⅓—2⅙ Fuß hoch, lebt in Ostafrika. Vorweltliche mit unseren S.n mehr od. weniger verwandte Thiere sind in die Gattungen Palaeochoerus, Hyotherium u. Sus gebracht.

Schweinfurt, Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Unterfranken und Aschaffenburg, am rechten Ufer des Mains, über den eine Brücke führt, ist schön und regelmäßig gebaut und mit Anlagen umgeben, Sitz eines Stadtkommissariats, Landgerichts, Rentamts, Hauptzollamts, einer Bauinspektion, Salzoberfaktorei, hat 2 evangelische u. eine katholische Pfarrei, ein Gymnasium, Handlungsinstitut, eine höhere Bürger-, Landwirthschafts- und Gewerbschule, ein Bürgerspital, Krankenhaus, Armenhaus, Leihhaus mit Sparkasse und 8547 Einw. (worunter 1183 Katholiken), welche vorzüglichen Garten-, Obst- u. Weinbau, starke Viehzucht, auch viel Schifffahrt auf dem Main treiben und eine bedeutende industrielle Thätigkeit in 2 Farben-, 6 Tabaksfabriken, einer Bleiweiß-, Zündhütchen-, Zündfeuerzeug-, Metallwaaren-, Schrot-, Cichorien-, Seidenband-, Leder- und Papiertapetenfabrik, der sattlerischen Farbenfabrik (welche das bekannte Schweinfurtergrün liefert), ferner in großen Tuchmanufakturen, Zuckerraffinerien, Salpeter- und Potaschesiedereien, einer amerikanischen Kunstmühle, mehren Schusser-, Walk-, Farb-, Gyps-, Oel- und Schneidemühlen, starken Branntweinbrennereien, Bierbrauereien, Töpfereien u. Ziegeleien entwickeln. Auch hat S. eine Hauptniederlage für die in der Umgegend gebauten Apothekerkräuter, 2 Buchhandlungen, starke Getreide-, Vieh- und Wollmärkte u. regen Handelsverkehr. Ursprünglich hieß S. Swevenfurt (Suevofurtum, Suevorum Trajectus) und war Sitz der Burggrafen von S., nach deren Aussterben Kaiser Otto III. S. an den Grafen Berthold von Henneberg gab, den er zum Markgrafen von S. erhob. Als 1112 diese markgräflich-hennebergische Linie ausstarb, wurde S. freie Reichsstadt. Es entstand jedoch über den Besitz der Stadt Krieg zwischen Würzburg u. Henneberg, in welchem sie 1254 zerstört wurde. Im Jahre 1300 verpfändete Kaiser Albrecht die Stadt an das Stift Würzburg, von dem sie sich 1431 loskaufte, worauf sie wieder unter die Schutzherrlichkeit der Grafen von Henneberg kam. Nachdem sie schon 1553 vom Markgrafen Albrecht von Brandenburg erobert und verbrannt worden, litt sie sehr im dreißigjährigen Kriege. Im Jahre 1803 kam sie in Folge des Reichsdeputationshauptschlusses an Bayern, 1810 an das Kurfürstenthum Würzburg, 1814 aber wieder an Bayern.

Schweinfurter Grün, prächtig grüne Verbindung, gegenwärtig in großen Quantitäten fabricirt, als Oel-, Wasser- und Kalkfarbe angewendet, wurde nach der gewöhnlichen Annahme 1814 von Ruß und Sattler in Schweinfurt erfunden, nach andern Angaben dagegen schon vor dieser Zeit unter dem Namen Wiener- oder Mitisgrün von Wien aus in den Handel gebracht. Ihre Zusammensetzung und Bereitung war eine Zeitlang Fabrikgeheimniß, bis Liebig, Braconnot und Ehrmann ihre Zusammensetzung ermittelten. Sie besteht nach diesen in 100 Theilen aus 31,29 Kupferoxyd, 58,65 arseniger Säure und 10,06 Essigsäure. Wegen ihres Arsenikgehalts ist das S. G. neuerlich als Tapeten- und Tüncherfarbe für schädlich erkannt worden.

Schweinichen, Hans von, schlesischer Ritter, geboren am 25. Juni 1552 auf dem fürstlichen Schlosse Grädizberg, trat 1567 in die Dienste des jungen verschwenderischen Herzogs Heinrich XI. von Liegnitz, dessen abenteuerliches Leben er theilte. Er † 1616 und hinterließ ein mit größter Sorgfalt geführtes Tagebuch, welches, bis 1602 reichend und ein höchst wichtiger Beitrag zur Sittengeschichte des 16. Jahrhunderts, unter dem Titel „Leben und Abenteuer des schlesischen Ritters Hans von S." (Leipzig 1823, 3 Bde.) von Büsching herausgegeben ward.

Schweinitz, Stadt in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, an der schwarzen Elster, mit Domänen- und Rentamt, Schloß, Wein-, Feldbau u. Fischerei u. 1220 Einw.

Schweiß (sudor), die tropfbarflüssige Hautausdünstung. In der Haut liegen zwei Arten von Drüsen, welche zu den Zwecken der Sekretion und Exkretion dienen: die Talgdrüsen (glandulae sebaceae), in welchen eine gelbliche Salbe, die Hautschmiere (sebum) abgesondert wird, und die Schweiß- oder spiralen Hautdrüsen (glandulae sudoriparae). Die letzteren liegen in der Tiefe der Lederhaut und bestehen aus einem vielfach gewundenen Schlauch. Von ihrem oberen Ende geht der spiralförmig gewundene Schweißkanal aus, welcher durch die Ober- und Lederhaut dringt und sich, nachdem er mehre Spiralen beschrieben hat, in einem jener trichterförmigen Grübchen (Schweißporen) öffnet. Vermöge dieser spiralförmigen Beschaffenheit können sich diese Kanäle nach außen mit einer sehr schiefen Mündung öffnen und leicht durch das Aneinanderlegen der oberen und unteren Wand schließen. Deshalb erscheint die Haut wie undurchbohrt, und erst bei dem Hervortreten des ersten Schweißtropfens erhebt sich die obere Wand des Kanals klappenartig. Diese Schweißorgane kommen überall in der Haut vor. Bei gewöhnlicher Temperatur wird von der ganzen Oberfläche des Körpers ein dunstförmiges Liquidum ausgestoßen, das unter gewöhnlichen Verhältnissen nicht in die Sinne fällt, weshalb es die unmerkliche Ausdünstung (perspiratio insensibilis) heißt. Nimmt die Menge dieses Liquidums zu,

dann erfolgt die Abscheidung nicht mehr in Dunstform, sondern in tropfbarflüssiger, als S. Ausdünstungsmaterie und S. sind deshalb nur der Quantität nach verschieden. Der Zweck der Hautausdünstung ist theils Entfernung überflüssiger oder schädlicher Stoffe aus dem Körper, theils Erhaltung eines gleichmäßigen Wärmegrads in demselben. Die Menge der Hautausdünstung hängt eines Theils von der Beschaffenheit des umgebenden Mediums, anderen Theils vom Körper selbst ab. Nimmt man 11 Gran als die mittlere Menge der Hautausdünstung binnen einer Minute an, so beträgt die Gesammtmenge der täglichen Hautausdünstung 15,840 Gran französisches Gewicht oder 28,78 Unzen preußisches, also weniger, als die mittlere tägliche Harnmenge. Chemische Untersuchungen des S.es stellten nach dem ältern Sanctorius namentlich Lavoisier, Séguin, Berzelius, Thénard u. A. an. Anselmino sammelte den S. von Personen, die sich in einem starken Schweißbade befanden, mit Schwämmen. Die erhaltene Flüssigkeit gab beim Destilliren essigsaures Ammoniak; im Wasserbade verdunstet, hinterließ sie bisweilen $^1/_2$—$^1/_4$ Procent Rückstand, und dieser enthielt in 100 Theilen: 2 in Wasser und Alkohol unlösliche Theile (meist Kalksalze), 21 in Wasser, nicht in Alkohol löslichen Thierstoff und schwefelsaure Salze, 48 in mäßigem Alkohol lösliche Theile (Kochsalz und Fleischextrakt), 29 in wasserfreiem Alkohol lösliche Theile (Fleischextrakt, Milchsäure u. milchsaure Salze [Essigsäure u. essigsaure Salze nach Anselmino]). Gleichwie durch die Niere, so können auch durch die Haut zufällige Bestandtheile abgesondert werden. So werden die Riechstoffe von Baldrian, Asant, Zwiebeln, Knoblauch, Safran, Opium in der Hautausdünstung erkannt; Schwefel, Quecksilber, Jod werden durch die Haut ausgestoßen; nach Gebrauch vielen Rhabarbers hat man einen gelben, nach Indigo blauen S. beobachtet. Im grünen S. eines 14jährigen Mädchens fand man Kupferoxyd. In Bezug auf den Geruch variirt die Hautausdünstung nach Racen und Nationen, nach Alter, Geschlecht, Gegenden und periodischen Zuständen des Körpers (Menstruation). Von besonderer Wichtigkeit ist der S. bei Krankheiten, wo er eben sowohl als Mittel der Diagnose, wie als Naturheilmittel in Betracht kommt. Eine der häufigsten Krankheitsursachen ist Unterdrückung des S.es durch Erkältung (s. d.), wie das künstliche Hervorrufen desselben ein viel und oft mit Erfolg gebrauchtes Heilmittel ist. Man bedient sich zu letzterem Zwecke der schweißtreibenden oder diaphoretischen Mittel (s. Diaphoretica).

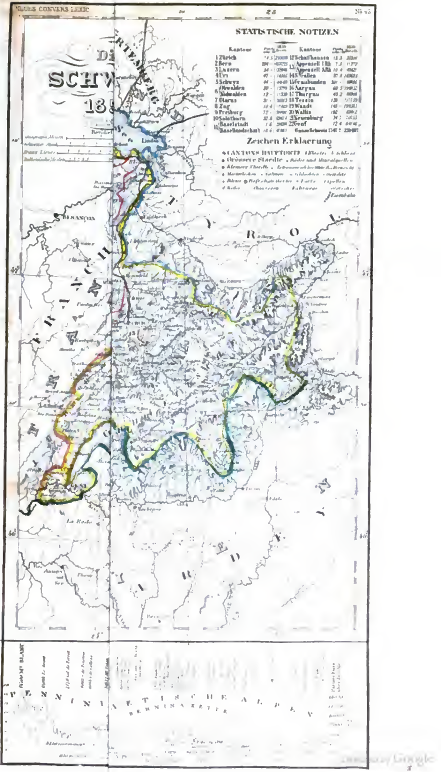
Schweißtuch (sudarium), bei den Juden das Tuch, womit man den Leichen den Kopf oder auch den ganzen Leichnam umhüllte. In der römisch-katholischen Kirche werden einige Schweißtücher als kostbare Reliquien verehrt, so das S. der Maria, namentlich aber das der heiligen Veronica (s. d.). Nach der Legende soll diese dem Heiland bei seinem Gange zur Kreuzigung ein Tuch zum Abtrocknen des Schweißes gereicht und in dieses jener sein Gesicht gedrückt haben. Da das Tuch dreimal zusammengelegt gewesen, so seyen dadurch 3 gleiche Abdrücke des Gesichts Jesu entstanden, welche nach Jerusalem, Rom und Spanien gekommen seyen. Aber auch Besançon, Turin, Toulouse, Sortal und Compiegne machen darauf Anspruch, solche Abdrücke zu besitzen, und in Besançon entstand selbst ein Orden, der sich Brüderschaft des heiligen S.s nannte und jährlich dreimal der Reliquie, die 1544 die Stadt von einer pestartigen Seuche befreit haben soll, zu Ehren eine Prozession veranstaltete. Auch heißt S. feine, auf beiden Seiten gefirnißte Wachsleinwand, welche man in Kleidungsstücken, Hüten &c. da anbringt, wo der durchdringende Schweiß denselben leicht schaden kann, z. B. unter dem Arm &c.

Schweitzer, 1) Christian Wilhelm, namhafter Rechtsgelehrter und Staatsmann, geboren den 1. November 1781 zu Naumburg, studirte seit 1799 zu Leipzig die Rechte, habilitirte sich dann als Privatdocent in Wittenberg und ließ sich 1806 als Rechtsanwalt zu Ronneburg im Altenburgischen nieder. Im Jahre 1810 ward er als ordentlicher Professor der Rechte nach Jena berufen, wurde 1812 Hofrath und erhielt die Polizeiverwaltung in Jena. Bei Anordnung des Landsturms wirkte er als Feldoberster des dritten Banners, und 1816 wählte ihn die Universität zu ihrem Abgeordneten in der Versammlung, die zu Weimar das neue Grundgesetz berieth, während er gleichzeitig zum Oberappellationsrath ernannt wurde. Im Jahre 1818 ward er als geheimer Staatsrath in das Ministerium berufen, 1842 zum Staatsminister ernannt und ihm das neuerrichtete dritte Departement des Innern mit Einschluß der Militärangelegenheiten, des Kultus, der Universität und der Anstalten für Wissenschaft und Kunst überwiesen. Im März 1848 durch einen Tumult zum Rücktritt veranlaßt, lebte er seitdem auf seinem Gute Klodra bei Neustadt an der Orla in Zurückgezogenheit den Wissenschaften und † daselbst den 26. Oktober 1856. Von seinen Schriften nennen wir besonders sein „Lehrbuch des sächsischen bürgerlichen Prozesses“ (1. Abtheilung, Jena 1813) und sein „Oeffentliches Recht des Großherzogthums Sachsen-Weimar-Eisenach“ (Bd. 1, Weimar 1825).

2) August Gottfried, landwirthschaftlicher Schriftsteller, geboren den 4. November 1788 zu Naumburg, Bruder des Vorigen, widmete sich der Landwirthschaft, besuchte seit 1807 das landwirthschaftliche Institut zu Möglin und nahm dann auf dem väterlichen Gut Mosen bei Ronneburg an der Wirthschaftsführung Theil. Um sich praktische Erfahrung zu erwerben, durchreiste er später einen großen Theil Deutschlands und der Schweiz. Seit 1820 bewirthschaftete er das Gut Mosen für seine Rechnung und 1826 übernahm er die Administration des sachsen-weimarischen Kammerguts Mildenfurth. Im Jahre 1829 folgte er dem Rufe als Professor und Direktor der landwirthschaftlichen Anstalt zu Tharand, wo er 1839 Direktor der ökonomischen Gesellschaft und 1844 zweiter Vorstand des landwirthschaftlichen Hauptvereins für das Königreich Sachsen ward. Im Jahre 1846 folgte er einem Rufe als Professor der Landwirthschaft an der Universität Bonn und als Direktor einer dort zu errichtenden

höhern landwirthschaftlichen Lehranstalt. Seit 1851 gelähmt, † er den 17. Juli 1854. Seinem ersten schriftstellerischen Versuch: „Die Wechselwirthschaft" (1817) folgten mehre Aufsätze in der von ihm mit Koppe, Schmalz und Teichmann herausgegebenen „Mittheilungen aus dem Gebiete der Landwirthschaft" (Leipzig 1818—25). Von seinen folgenden Schriften sind hervorzuheben: „Kurzgefaßtes Lehrbuch der Landwirthschaft" (Dresd. 1831—34, 2 Bde., 3. Aufl. 1854), „Anleitung zum Betrieb der Landwirthschaft" (Leipzig 1832—33, 2 Bde.), „Landwirthschaftliche Reise durch das nördliche Frankreich", nach dem Französischen des Professors Moll (Dresden 1836), und „Darstellung der Landwirthschaft Großbritanniens in ihrem gegenwärtigen Zustande", nach dem Englischen (Leipzig 1839—40, 2 Bde.). Seit 1831 gab er mit Schubarth und Weber das „Universalblatt für die gesammte Land- und Hauswirthschaft" (Leipzig 1831—38) heraus.

Schweiz (schweizerische Eidgenossenschaft), bis 1848 Staatenbund, jetzt Bundesstaat in Europa, aus 22 Freistaaten oder Kantonen bestehend, erstreckt sich als Hochland von 23° 50′ bis 28° 5′ östl. L. und von 45° 50′ bis 47° 50′ nördl. Br., mit einer Grenzlinie von etwa 153 deutschen Meilen. Zwischen Baden, Würtemberg, Vorarlberg, Liechtenstein und Tyrol (im Norden und Osten), Sardinien (im Süden) und Frankreich (im Westen) gelegen, hat die S. fast überall natürliche Grenzen, nördlich: den Untersee und Rhein (doch liegen hier der Kanton Schaffhausen, sowie züricher und baseler Gebiete auf der rechten Rheinseite), östlich den Bodensee, den Rhein u. das bündtenerische Hochgebirg, südlich den Genfersee und die Gebirgskette der walliser und bündtener Hochalpen, so daß jedoch einzelne Theile von Graubündten und der Kanton Tessin im Süden, desgleichen Genf und ein Theil seines Gebiets im Südwesten über diese Naturgrenzen hinaustreten. Westlich bildet der Jura, wenn auch weniger entschieden, die natürliche Grenze gegen Frankreich. Die größte Länge des Landes von la Vattay im Kanton Waadt bis Martinsbrück im Kanton Graubündten beträgt etwa 50 Meilen, die größte Breite von Chiasso, der südlichsten Ortschaft des Kantons Tessin, bis nach Oberbargen, am nördlichsten Orte des Kantons Schaffhausen, etwa eben so viel. Die Größe des Areals wird verschieden, meist zu 718 (730) □Meilen angegeben. Die Alpen (s. d.) und der Jura (s. d.) sind die Gebirge, die sich in der S. verzweigen. Hier unterscheidet man 5 Hauptzüge der Alpen: Die walliser Alpen, Europa's höchster Gebirgsstock, gehen vom Gebirgsknoten des St. Gotthard aus und laufen südwestlich zwischen der obern Rhone und Tessin, dem Lago Maggiore und der obern Dora baltea bis zum Col de Ferrer, dem großen Bernhard und dem Montblanc. Steil und kurz sind ihre Nordabhänge und bilden gegen die Rhone enge Thäler und furchtbare Schluchten, während die Zweige derselben nach Süden sanfter abfallen. Das Thal der Dora baltea trennt diese Kette von den Savoyer-, das Tessinothal von den bündtener Alpen. Ihre höchsten Spitzen sind der Monte Rosa, das Matterhorn und der große Bernhard. Die Berneralpen ziehen sich vom genannten Gebirgsknoten in westlicher Richtung zwischen den Kantonen Wallis und Bern bis St. Maurice, 3 Meilen südöstlich vom Genfersee, wo sie sodann gegen die Rhone treten. Sie senden bedeutende Gebirgsäste nach Norden bis zum Thuner- und Genfersee. Die südlichen Zweige reichen bis an die Rhone; der westlichste ist das Jurtengebirg, das nordwestlich von Lausanne sich mit dem Jura verbindet. Der Rücken dieser Alpen ist, wie jener der walliser, mit Gletschern und Eisthälern bedeckt, aus welchen hohe Felsenhörner emporragen, unter denen das Finsteraarhorn, die Jungfrau, der Mönch, das Schreckhorn, das Wetterhorn, das Balmhorn, das Doldenhorn, die Blümlisalp, das Oldenhorn und das Seidelhorn die bedeutendsten sind. Gegen Norden sendet der St. Gotthard die Vierwaldstätteralpen, die zwischen der Reuß und Aar bis zum Vierwaldstättersee, westlich bis an den Brienzersee und östlich bis an das Ufer der Reuß laufen. Die höchsten Gipfel derselben sind der Galenstock, das Sustenhorn, der Tittlis, der Spitzliberg und die Surenenalp. Oestlich verzweigen sich vom St. Gotthard aus in der östlichen S. die Graubündtneralpen. Ein sanft abfallender Arm derselben läuft gegen den oberen Rhein, andere Zweige erheben sich zwischen dem Züricher- und Zugersee, und ein zum Theil rauher und hoher östlicher Arm verzweigt sich mit den Berninaalpen, die das Veltlin theilweise vom Engadin scheiden. Aus dieser weitverzweigten Alpenkette ragen empor: der Dödi, das Muschelhorn, der Kistenberg, der Vogelberg, das Ayordhorn, das Scheerhorn, der Claridenstock, der Krispalt, der Hausstock, der Dachberg, der Glärnisch, der Septimer, der Maloya, der Beyerin und der Bernina. Eine Kette des Nordostarmes der Graubündtneralpen sind die Thuralpen, die sich nordwärts gegen den Rhein zu einer bedeutenden Höhe erheben und von da in 2 Armen als Voralpen in nördlicher Richtung gegen das Rheinthal fortlaufen. Sie erreichen eine Höhe von 9000 Fuß; die Thäler sind flach; Wiesen, Kornfelder und Anpflanzungen wechseln bis oben hinauf. Die höchsten Spitzen sind: der Säntis, der Mesmer, der Kamor, der Kronenberg und der Lägerberg. Auf der Westgrenze gegen Frankreich zieht sich der über 70 Stunden lange, wasserarme Jura oder Leberberg hin. Er läuft von der Gegend von Genf aus fast parallel mit den Alpen bis zur Quelle der Birs, wo sich östlich ein Zweig bei Solothurn vorbei bis gegen Schaffhausen zieht und sich bis zu den Ufern des Rheins ausbreitet, während sich der westliche Zweig um das westliche Ufer des Doubs herum den Vogesen zuwendet. Seine höchsten Spitzen sind: der Dôle, der Montendre, der Chasseral, die Hasenmatte, die sich nicht über 5200 Fuß erheben. Die ebenen Gegenden der S. liegen auf der nördlichen u. westlichen Seite, aber nur in einigen Kantonen finden sich weite Thäler mit ausgedehnten Feldern. Dahin gehören besonders die Kantone Zürich und Luzern, überhaupt der Theil der S. zwischen Zürich, der niedern Limmat, der Aar, von der Limmatmündung aufwärts bis Büren, dem Bieler- und dem Neuenburgersee, dem Jurtengebirge, der mittlern



STATISTISCHE NOTIZEN
Kantone
Zeichen Erklaerung
BESANCON

Saane, Freiburg, Thun, Burgdorf, Luzern und Zürich. Diese ganze Gegend ist kein Gebirgsland, nur einzelne steile Voralpen finden sich hier, meist gut bebaute Hügelreihen, Weinberge, Wiesen, Felder und Anpflanzungen, wellenförmiger Boden, überall von Wegen durchschnitten. Moräste hat die S. ebenfalls nur wenige, da der Boden zu trocken ist, das Land zu hoch liegt und zu viele kleine Abdachungen hat. Bemerkenswerth sind: der Aarbergermorast zwischen dem Neuenburgersee, dem Murtensee und der Aar, bis Aarberg 2 Meilen lang, ½ Meile breit; das Saanenmoos, westlich von Zweisimmen im Kanton Bern, und die Moräste von Wesen am Wallensee. Morastig sind auch die meisten von hohen Bergen eingeschlossenen Thäler in Niederwallis. Vorzüglich aber zeichnet sich die S. durch ihre vielen großen und romantischen Bergseen aus, die, mit den reizendsten Ufern umgeben, die Umgegenden durch Aufnahme der Bergwasser vor Ueberschwemmungen sichern. Die großen Seebecken liegen immer in den vorliegenden Kalkalpen u. an dem Saume, wo die Querthäler aus der Kette heraustreten. Die Seen auf der Nordseite der Alpen haben ein anderes Niveau gegen das Meer, als die auf der Südseite. Die nördlichen liegen zwischen 1134 und 2522 Fuß absoluter Meereshöhe, die südlichen nur zwischen 636 und 874 Fuß über dem adriatischen Meere. Diese Seen sind: der Genfer-, Neuenburger-, Bieler-, Murten-, Thuner-, Brienzer- (mit dem vorigen verbunden), Sempacher-, Baldecker-, Hallwyler-, Vierwaldstätter-, Zuger- und Egeri-, Züricher-, Wallenstädter-, Boden- und Luganersee. Vom Lago Maggiore gehört nur der nördliche Theil zur S. Außer diesen 14 größern Seen hat die S. noch eine Menge kleinere, z. B. den Lac de Joux im Waadtland, den Sarnersee in Unterwalden, den Mauensee im Kanton Luzern, den Reichensee in Aargau, den Silversee in Bündten ꝛc. Auch hat die S. viele Wasserfälle, z. B. den Rheinfall bei Lauffen, den bei Laufenburg, den Staubbach im Lauterbrunnenthal, den Reichenbach in Bern, den Gießbach am Brienzersee. Vier Hauptflüsse, die sämmtlich aus dem hohen Alpengebirg entspringen, geben dem Lande eine vierfache Hauptabdachung: eine nördliche, der der Rhein mit der Thur, Reuß und Aar folgt; eine südwestliche, durch die Berner- und Walliseralpen bestimmte, der die Rhone folgt; eine südliche, der der Tessin folgt, und eine nordöstliche, der der Inn folgt. Von der rechten Seite fließen viele Waldbäche in den Rhein, z. B. die Plessur, Ill, Aach, Wutach und Wiesen, von der linken Seite bei Elliken die Thur, die über 20 Bäche aufnimmt, oberhalb Eglisau die Töß und unterhalb die Glatt, die aus dem Greiffensee kommt, endlich die Aar. Diese, einer der ansehnlichsten Flüsse der S., entspringt am Finsteraarhorn, durchströmt den Brienzer- und Thunersee und hat bis Thun, wo sie schiffbar wird, ein Gefälle von 6700 Fuß. Sie nimmt rechts die Emme, Wigger, Sur, Reuß und Limmat, links den Simmen, die Saane und Thiele auf. Bei Basel fließt noch die Birs in den Rhein, die aus dem Jura ihm zufließt. Aus dem Schneegletscher der Furka entspringt die Rhone in einer Höhe von 5400 Fuß, durchströmt in Südwestrichtung das Wallliserthal und dann den Genfersee. Auf dem St. Gotthard entspringt der Tessin (Ticino), durchfließt im Süden der S. den nach ihm genannten Kanton der Länge nach, stürzt zwischen hohen Felsen nach Giornico herab, wo sich das Thal erweitert, um sich bei Bellinzona wieder zu verengen, und mündet bei Magadino in den Lago Maggiore. Der Inn entspringt auf der Südostseite des Septimer in Graubündten aus dem kleinen See Lungin, durchströmt das lange Thal Engadin und geht, durch eine Menge Bäche vergrößert, bei der Martinsbrücke nach Tyrol über. Unweit der Orbe entspringt aus dem Jura der Doubs, der längs der Westgrenze der S. hinfließt. Kanäle gibt es in der S. nicht viele. Wir bemerken: den Molliserkanal, zur Hemmung der oft austretenden Linth und zur Entwässerung der Moräste von Wesen, 9556 Fuß lang, die Kanäle der Limmat zwischen dem Wallenstädter- und Zürichersee, die zu demselben Zweck gegraben sind, und den Kanal von la Sarra, der den Genfersee mit dem Neuenburgersee durch die Orbe u. Venoze verbindet. Das Klima der S. ist bei der hohen Lage und den vielen Gebirgen sehr ungleich und im Allgemeinen weit kälter, als sonst unter gleichen Parallelkreisen. Die Nähe oder Ferne der Eisberge und Schneefelder, die Richtung der Thäler nach Norden oder nach Süden bewirkt eine bedeutende Verschiedenheit der atmosphärischen Temperaturverhältnisse. Man kann in der S. ein dreifaches Klima unterscheiden: ein kaltes in den Alpen, wo auf allen Höhen über 1000 Fuß ewiger Schnee und Winter und überhaupt in den Gebirgen fast immer eine strenge, rauhe Luft und schneidende Kälte Statt findet; ein gemäßigtes in den Voralpen, den Ebenen und Thälern; ein heißes im Kanton Tessin, über den sich schon ganz der italienische Himmel verbreitet. Oft kann man in kurzen Zwischenräumen hintereinander die brennende Hitze des Sommers, die gemäßigte Wärme des Frühlings und den strengen Frost des Winters empfinden und an den Gewächsen wahrnehmen. Dennoch ist im Ganzen genommen das Klima der S. sehr angenehm und gesund, und namentlich die herrlich balsamische Bergluft äußert auf Menschen und Thiere einen sehr wohlthätigen Einfluß. Nach der eidgenössischen Volkszählung von 1850 zählte die S. in 3059 Gemeinden 2,392,740 Seelen, und zwar 2,318,972 Schweizer oder Kantonsbürger, 2198 Heimathlose, 71,570 Ausländer. Darunter waren 971,809 Katholiken, 1,417,786 Protestanten und 3145 Israeliten. Nach der Sprache gab es 1,680,896 Deutsche, 540,072 Französischsprechende, 129,333 Italienischsprechende und 42,439 Romanischsprechende. Zieht man von der Gesammtbevölkerung 1085 durchreisende Ausländer und 1539 Flüchtlinge ab, so reducirte sich 1850 die eidgenössische Bevölkerung auf 2,390,116 Seelen. In der ganzen S. zählt man 92 Städte, 63 Flecken und 10,345 Dörfer und Weiler. Das Land wird im Allgemeinen von einem sehr kräftigen und in Strapazen ausdauernden Volksstamme bewohnt. Dies gilt wenigstens vom eigentlichen Landvolke, zumal vom Hirtenvolke,

das bei keineswegs kärglicher Nahrung zu keiner die Kräfte überspannenden Arbeit verurtheilt ist. Verhältnißmäßig zahlreich ist allerdings die Menge der Kretinen und Stumpfsinnigen, der Taubstummen und der mit Kröpfen Behafteten in den niedrigsten Gegenden des Aargau's, Berns, Uri's, Bündtens und besonders des Unterwallis.

Was die Urproduktion anlangt, so schätzt man das Alpen- u. Weideland der S. auf $^{20}/_{100}$ der gesammten Oberfläche u. auf eben so hoch den Umfang der steten Wiesen. Das Ackerland hingegen veranschlagt man auf $^{11}/_{100}$, Rebland auf etwa $^{1}/_{100}$, Waldungen auf $^{17}/_{100}$ u. endlich das unbebaute Land, Gewässer, öde Gebirge, Wohnungen, Straßen rc. auf $^{31}/_{100}$. Am besten wird die Landwirthschaft in den Kantonen Zürich, Basel, Aargau, Thurgau, Waadt und Genf getrieben. Das kostbarste Land ist im Ryfthale in der Waadt. An Getreide erzeugen nur Luzern, Solothurn, Freiburg und Schaffhausen ihren Bedarf; auch Aargau, Basel, Thurgau und Waadt kaufen in guten Jahren wenig. Die übrigen Kantone haben mehr oder weniger Mangel an Getreide, der zum Theil durch starke Einfuhr aus Süddeutschland (400,000 Malter) und Italien, zum Theil durch den Anbau von Kartoffeln und durch den Ueberfluß an Milchprodukten ersetzt wird. Hanf und Flachs baut man in allen flacheren Gegenden der S., am meisten in Thurgau, ferner in St. Gallen und auch in einigen Theilen des Kantons Bern; Tabak am meisten in den ebenen Theilen Freiburgs, Tessins u. der Waadt, u. hin u. wieder auch Safran. Sehr beträchtlich sind die Futterländereien, nicht bloß die natürlichen, sondern auch die künstlichen. Im Ganzen liefert die S. jährlich 45 Millionen Centner Futter, im Werth von $112^1/_2$ Millionen französischen Francs. Bedeutend ist der Obstbau. Von Apfel-, Birn-, Pflaumen- und Kirschbäumen sieht man ganze Waldungen in der innern, nördlichen, nordwestlichen und nordöstlichen S. Im Tessinischen findet man viele Kastanienbäume, auch in Wallis, in Waadt, im Kanton Zug und Luzern. Beinahe in allen niedrigen Gegenden gedeiht der Wallnußbaum. Mandeln, Feigen und Oliven erzeugt die italienische S. Weinbau wird in den meisten Kantonen getrieben, besonders in Zürich, Waadt, Neuenburg, Tessin, Genf, Basel, Thurgau und Schaffhausen, weniger in Aargau, Wallis, St. Gallen, Bündten, Bern und Freiburg. Neuerlich hat man ihn aber wegen zu bedeutender Einfuhr fremder, besonders französischer Weine in vielen Gegenden eingehen lassen. Die Weinproduktion beträgt jährlich im Durchschnitt etwa 900,000 Hektoliter, im Werth von 18 Millionen Francs. Erheblich ist die Branntweinbrennerei, welche 3 Millionen Maß Branntwein erzeugt und namentlich Kirschwasser und Absinth zur Ausfuhr bringt. Die Forstkultur ist früher sehr vernachlässigt worden, jetzt aber besonders in den Kantonen Aargau, Zürich, Bern, Waadt, Solothurn und Basel in gutem Stande. Vorzüglich reich an Waldungen sind Bern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Freiburg, St. Gallen, Bündten, Aargau, Tessin, Waadt und Wallis. Nicht hinlänglich Holz haben allein die Kantone Zürich, Luzern u. Glarus. Die Rothtannenwaldungen herrschen vor. Die Ausfuhr von Holz ist noch immer eine Quelle großen Gewinns. Früher ging dasselbe nach Holland, jetzt geht es in großen Quantitäten auf dem Kanal Monsieur nach Frankreich und Algier, auch über die italienische Grenze. Bei der großen Vertheilung des Bodens, an der $^4/_5$ der Bevölkerung Theil nehmen, gibt es keine ausgedehnten Güter, und bei dem starken Viehstande und der beträchtlichen Masse Dungmittel, die er liefert, hat die Vertheilung in viele Sonderwirthschaften nicht die Nachtheile, wie anderswo. Ausgezeichnet wegen der vortrefflichen Weiden und einer der vornehmsten Bestandtheile des Nationalreichthums ist die Rindviehzucht. Außer im Holsteinischen und Ostfriesischen findet man nirgends so große und schöne Kühe und Ochsen, wie in der S., wiewohl dem Umfange nach die Rindviehzucht nicht so bedeutend ist, als man gewöhnlich glaubt, da auf 3 Personen nur ein Stück kommt. Am meisten Vieh wird um Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Glarus, Appenzell, Bündten und Wallis, in den bergigen Gegenden von Bern, Luzern, Freiburg, Solothurn, St. Gallen, Tessin, zum Theil auch von Zürich und Neuenburg gehalten. Der Kapitalwerth des Rindviehstandes ward 1850 auf $94^1/_2$ Millionen französische Francs geschätzt. Im Durchschnitt hatte damals die S. über 853,000 Stück Rindvieh. Den Ertrag an Schweizerkäse (400,000 Centner) gibt man zu einem Werthe von mehr als 15 Millionen Schweizerfranken an. Pferde zählte man 1850 106,000 Stück, welche besonders in Bern, Luzern, Glarus, Schwyz, Freiburg und Waadt gezogen wurden. Die schweizerischen Pferde sind stark und ausdauernd und namentlich als Saumrosse vortrefflich. Maulthiere u. Esel findet man in allen gebirgigen, die meisten und besten in den beiden südlichen Kantonen Tessin und Wallis. Schafzucht wird in den Kantonen Bern, Luzern, Unterwalden, Bündten, Uri, Schwyz, Glarus, Tessin und Wallis getrieben. Für die Veredlung der Art ist durch Einführung der spanischen Merino's von einigen großen Güterbesitzern in den Kantonen Waadt und Genf viel geschehen, während man an anderen nur grobwollige Thiere zieht. Mit der Ausbildung einer im höchsten Grade intensiven Ackerwirthschaft und der großen Parcellirung des Grundbesitzes hat die Schafzucht indessen sehr abgenommen, und es findet dem zu Folge eine starke Einfuhr von Deutschland Statt. Ziegen werden in den meisten Kantonen, zum Nachtheil der Holzungen, zu viel gehalten. Die Zucht des Borstenviehes ist bei weitem nicht so groß, als der Verbrauch, weshalb die Einfuhr von allen umliegenden Ländern bedeutend ist. Der Gesammtwerth des Viehstandes wird zu $137^1/_2$ Mill. Francs angegeben. Federvieh wird am meisten in den Kantonen Bern, Luzern und in einigen Gegenden von Solothurn und Aargau gehalten. Die Bienenzucht ist besonders in den Kantonen Tessin, Wallis, Appenzell und Bern bemerkenswerth. Seidenzucht wird am meisten in Tessin, neuerlich auch in Solothurn, St. Gallen und Basel mit Erfolg betrieben. Fischerei und Jagd

können frei und ohne Einschränkung in der ganzen Eidgenossenschaft getrieben werden. Die Ausbeute der erstern ist bedeutend, denn die vielen Gewässer sind reich an vortrefflichen Fischen aller Art. Viel geringer ist der Wildstand der S.; auch hat die Zahl der Gemsen sich sehr vermindert, und der Steinbock ist fast ganz ausgerottet. An Metallen hat die S. keinen Ueberfluß; einzelne früher im Bau gewesene Erzlager hat man neuerlich wegen der Höhe der Taglöhne liegen lassen. Gegenwärtig wird nur noch in den Kantonen Bern, Solothurn, Schaffhausen, St. Gallen, Bündten und Wallis Metall gewonnen, nämlich im bernerischen Jura jährlich ungefähr 150,000 Centner Eisen und Kupfer und im Kanton Solothurn 38,000 Centner Eisen. Die Eisenwerke in Lauffen, Kanton Schaffhausen, produciren jährlich 22—25,000 Centner Eisen. Weniger bedeutend ist das Eisenerzeugniß in einigen Etablissements der Kantone St. Gallen, Graubündten und Wallis. Die Gesammtproduktion des Metalls in der S. beläuft sich wenig über 300,000 Centner. Dagegen hat die S. eine große Mannichfaltigkeit an Steinen. Marmor von allen Farben findet man häufig. Andere nutzbare Steine sind Alabaster, Gyps, Lavezsteine (Topfsteine), Serpentin, Bergkrystalle. Thon macht in vielen Gegenden einen Hauptbestandtheil des Bodens aus, so im Kanton Zürich; Kreide ist nicht selten, und an einigen Orten findet sich Porzellanerde. Bei dem großen Bedarf an Salz (jährlich etwa 600,000 Ctr.) war die Auffindung großer Salzlager im Kanton Basel-Landschaft ein sehr glückliches Ereigniß; man gewinnt daselbst in der Saline von Schweizerhall jährlich bereits 150,000 Centner. Außerdem ist ein Salzwerk bei Rheinfelden im Aargau in Benutzung, so daß die innere Produktion jetzt schon über 350,000 Ctr. betragen mag und im Wachsen begriffen ist. Verhältnißmäßig hat die S. nur sehr wenig eigene Steinkohlen und bedarf daher der fremden Zufuhr. Die bedeutendsten Gruben sind in den Kantonen Zürich, Aargau, Bern und Tessin. In Aargau gibt es viele Torfstechereien, die Gewinn bringen. Für bedeutend wird das Braunkohlenflötz bei Uznach im Kanton St. Gallen gehalten. Kein Land ist wohl reicher an Heilquellen u. Bädern, als die S. Man zählt über 200. Die berühmtesten sind: die Bäder zu Baden in Aargau, die ältesten und besuchtesten; das Bad Schinznach, ebenfalls in Aargau; das Pfeffersbad in St. Gallen; das Gurnigelbad, 6 Stunden von Bern; die Leukerbäder in Wallis; die Heilquelle St. Moritz in Bündten.

Die Industrie der S. ist im Verhältniß zur Größe und Bevölkerung des Landes bedeutend zu nennen, namentlich in der östlichen, nächstdem in der westlichen und nördlichen S. In den Kantonen St. Gallen, Aargau, Thurgau, Glarus, Luzern, Appenzell und Bern (Emmenthal) ward ziemlich starke Leinenfabrikation betrieben, die jedoch in neuerer Zeit von jener der Baumwolle immer mehr verdrängt wird. Obwohl noch immer einige Ausfuhr von Leinwand nach dem Süden Europa's und nach Amerika besteht, so wird sie doch weit überwogen durch die Einfuhr an Gespinnst und Geweben aus England, Belgien und Deutschland. Wollene und halbwollene Zeuche werden in den Kantonen Zürich, Bern, Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Basel, Bündten, Tessin, Waadt, Wallis und Neuenburg verfertigt. Doch werden an Wollenstoffen jährlich noch für 33½ Millionen Francs eingeführt. Der Hauptmanufakturzweig der S. ist aber die Baumwollenfabrikation. Es bestehen über 130 größere und kleinere Baumwollenspinnereien in den Kantonen Zürich, Bern, Luzern, Schwyz, Glarus, Zug, Baselland, Schaffhausen, St. Gallen, Aargau, Thurgau und Waadt mit mehr als 660,000 Spindeln und 18 mechanische Baumwollenwebereien in den Kantonen Zürich, Bern, Schwyz, Glarus, Baselland, St. Gallen, Aargau u. Thurgau, welche jährlich 10,000 Stück Baumwollenzeuch liefern. Das reine Produkt der Baumwollenfabrikation wird jährlich durchschnittlich zu einem Werthe von etwa 70 Millionen Francs veranschlagt. Kattundruckereien bestehen an 100, die meisten in den Kantonen Glarus, Zürich, St. Gallen und Aargau, dann in Bern, Schaffhausen, Thurgau, Tessin u. Neuenburg. Färbereien aller Art und von verschiedener Ausdehnung, darunter besonders viele Rothfärbereien, sowohl für Garne, als Waaren, gibt es über 250, welche auf alle Kantone mit Ausnahme der von Uri und Zug vertheilt sind. Ferner bestehen in der S. ungefähr 100 Bleichereien, welche sich auf alle Kantone, ausgenommen Uri, Schwyz, Unterwalden, Bündten, Tessin, Wallis und Genf, vertheilen. Appreturen dürften 60 bestehen. Auch die Stickerei in Musselin wird in der S., namentlich in St. Gallen und Appenzell, mit ungemeinem Geschick und großem Erfolg betrieben. Die Seidenfabrikation hat große Fortschritte gemacht vorzüglich in den Kantonen Zürich und Basel, dann in Bern, Solothurn, Aargau und Thurgau. Man kann die Zahl der mit dieser Industrie beschäftigten Personen auf 40,000 anschlagen. Sie zerfällt in 2 Hauptzweige, die Seidenstoff- und Bandfabrikation. Die erstere, welche ihren Hauptsitz in Zürich und dessen Umgegend hat, liefert vorzüglich glatte Seidenstoffe; die letztere, in großem Maßstabe besonders in und um Basel betrieben, liefert alle Arten von Modebändern, und zwar, wie die vorige, größtentheils auf Stühlen, die in den Wohnungen der Arbeiter stehen. An diese Fabrikation schließt sich die Seidenspinnerei an, die namentlich zu Lugano im Kanton Tessin betrieben wird. Die Spitzenfabrikation in Leinen, Baumwolle und Seide ist besonders ausgedehnt in den Kantonen Waadt und Neuenburg. Die Gerberei, die in allen Kantonen betrieben wird, liefert vornehmlich Sohlenleder, ist aber neuerlich in Folge gehinderter Ausfuhr nach Frankreich u. Italien in Verfall gerathen. Die schweizer Papiere erlangten schon im vorigen Jahrhundert neben den holländischen einen Namen in Europa, u. Basel namentlich lieferte durch Stärke, Weiße und Feinheit ausgezeichnetes Papier. Man zählt in der S. überhaupt gegen 50 Papiermühlen, davon 8 zu Basel. Neuerlich sind bei Basel und Zürich mechanische Anlagen dieser Art gemacht worden, von denen besonders die an der

Sihl bei Zürich hervorzuheben ist, da sie sich durch ihre Produkte auszeichnet. Große Bedeutung hat neuerdings die Strohflechterei in der S. gewonnen, namentlich in den Kantonen Aargau, Tessin, Freiburg. Die Holzarbeiten des schweizer Jura und einiger Alpengegenden kommen in neuester Zeit viel in den auswärtigen Handel. Musikalische Instrumente werden zu Glarus fabriziert. Außer den Hüttenwerken, welche an den angegebenen Fundorten der Metalle im Gange sind, gibt es noch einige Eisen- und Kupferhämmer, die aus andern Kantonen oder aus dem Auslande bezogenes Metall verarbeiten. In genauer Verbindung mit den Eisenwerken und dieselben sehr fördernd stehen Maschinenwerkstätten in den Kantonen Zürich, Bern, Solothurn, Basel, St. Gallen, Aargau und Thurgau. Ausgezeichnete Stahlwaaren liefern mehre gewerb- und kunstreiche Thäler im Jura, namentlich das Jourthale im Kanton Waadt und die berühmten Thäler Loele und Chaur de Fonds im Kanton Neuenburg, unter deren Bewohnern zahlreiche Mechaniker, Messer- und Waffenschmiede sind. Im Kanton Genf sind etwa 50 vortreffliche Schlosserwerkstätten. Berühmt sind außerdem die großen Werkstätten der Mechaniker Schenk zu Bern, sowie die Fabriken für Messer und mathematische und physikalische Instrumente zu Aarau (hier auch Kanonengießerei) und Genf (hier auch Gewehrfabriken) und die ausgezeichnete fischersche Schmelztiegel-, Feilen- und Gußstahlfabrik in Schaffhausen. Berühmt sind die Gold-, Silber- und Bijouteriewaaren, welche in Genf, dann auch in Basel, St. Gallen, Neuenburg und besonders in den Thälern Loele und Chaur de Fonds verfertigt werden. Aber der interessanteste, noch von keinem andern Lande erreichte Zweig der schweizerischen Industrie ist die Uhrenfabrikation, die vorzüglich in den Kantonen Bern, Waadt, Genf, hauptsächlich aber in Neuenburg getrieben wird und jährlich etwa 230,000 Uhren der verschiedensten Art liefert. Durch einen glücklichen Zufall in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts entstanden, ist diese Uhrenindustrie ohne irgend einen Schutz, als den, welchen die Gewerbs- und Handelsfreiheit gewährt, ja sogar im Kampfe mit Einfuhrzöllen und Einfuhrverboten der meisten europäischen Staaten, zu einer solchen Ausdehnung gekommen, daß sie die ganze civilisirte Welt mit ihren Fabrikaten versorgt. Thonpfeifenfabriken sind zu Basel, Ziegeleien fast in allen Kantonen, Porzellan- u. Steingutfabriken zu Genf und Nyon im Kanton Waadt, Glashütten in den Kantonen Tessin, Solothurn, Schaffhausen und Bern in Betrieb. Die Pulvermühlen zu Bern liefern das beste Schießpulver in der S. und vielleicht in ganz Europa. Neuerdings sind einige Gewehrfabriken entstanden, welche selbst schon Zündnadelgewehre nach preußischen Mustern liefern. Den Werth der jährlichen Gesammtproduktion der Industrie schlägt man auf 225 Millionen Francs und den innern Verbrauch auf 115 Millionen an.

Der Binnenhandel, der in der S. den auswärtigen Handel weit übertrifft, bewegt jährlich eine Waarenmasse von 675 Millionen Francs an Werth. Die Hauptartikel der etwa $4^1/_2$ Mill. Schweizercentner betragenden Einfuhr sind Getreide (für $16^1/_4$ Mill. Francs, davon fast $^3/_4$ aus den Staaten des deutschen Zollvereins), Kolonialwaaren, Getränke, Viktualien u. Fabrikate, besonders in Wolle u. Leinen. Den gesammten Werth der Einfuhrartikel für den innern Verbrauch und den Transit, sowie für den Entrepothandel berechnete man auf 250 Mill. Francs, oder 108 Francs auf den Kopf. Unter den Objekten der Ausfuhr an landwirthschaftlichen Erzeugnissen stehen obenan: Schlachtvieh, Käse, Butter, Häute und Holz; dann folgen gedörrtes Obst, Wein, Apothekerpflanzen &c. Hauptausfuhrartikel der Manufakturen sind Baumwollenzeuche, Seidenstoffe und Seidenbänder, Uhren, Uhrmacherwerkzeuge, Gold-, Silber- und Bijouteriewaaren. Endlich tragen Strohhüte und Flechten, Papier, gestickte Waaren, Spitzen, Holzarbeiten, Kirschwasser, Maschinen, feine Stahlwaaren, besonders feine Werkzeuge, mathematische Instrumente, Spieldosen, Schießpulver, Holzkohlen &c. nicht wenig bei, dem Exportverkehr eine größere Bedeutung zu verleihen. Die vornehmsten Städte der Kantone Zürich, Glarus, Appenzell-Außerrhoden, St. Gallen, Aargau und Neuenburg, namentlich aber Basel und Genf sind die Niederlagen für den äußeren Handel. Der Gesammtwerth des auswärtigen Handels der S. ist 450 Mill. Francs. Die S. hat also unter allen Staaten des europäischen Festlandes den verhältnißmäßig stärksten auswärtigen Handel. Den großartigen Aufschwung des Handels verdankt das von Natur arme Land einestheils dem von Alters her befolgten System der Handelsfreiheit, anderntheils seinen demokratischen Institutionen, seiner wohlfeilen Verwaltung und insbesondere dem Umstande, daß kein stehendes Heer der landwirthschaftlichen und industriellen Produktion einen großen Theil der Arbeitskräfte entzieht. Von dem Princip des Freihandels ist das Zollgesetz vom 1. Sept. 1848 im Wesentlichen nicht abgewichen, in sofern es nämlich nur geringfügige Finanzzölle, und diese im Interesse der Eidgenossenschaft, einführte. Dafür wurden alle den Verkehr belästigenden Binnenzölle, Weg- und Brückengelder aufgehoben, wofür der Bund den Kantonen eine jährliche Entschädigung von 2,350,000 Francs bezahlt. Für den Straßenbau ist seit Anfang dieses Jahrhunderts und für Förderung des Postwesens durch Centralisation desselben im letzten Jahrzehnt viel gethan worden. An Kantonalstraßen hat die S. 3000 Kilometer und steht in dieser Beziehung nicht leicht einem andern Lande des europäischen Kontinents nach. Auf allen größeren Seen ist eine lebhafte Dampfschifffahrt im Gang. Ein vollständiges Eisenbahnnetz nach allen Hauptrichtungen ist neuerlich in Angriff genommen. Der im Münzwesen früher herrschenden Verwirrung ist durch Einführung des französischen Münzfußes (1850) gesteuert worden. Staatspapiergeld gibt es in der S. nicht; dafür bestehen viele Privatbanken. Die baldige Beseitigung der sehr verschiedenartigen Maße und Gewichte ist angebahnt. Einheit des Längenmaßes ist der schweizer Fuß, welcher, in 10 Zoll à 10 Linien getheilt, mit dem badi-

schen Fuß übereinstimmt. 2 Fuß machen eine Elle. Feldmaß ist der Juchart zu 40,000 □Fuß = 3600 □Meter. Einheit des Maßes für trockene Gegenstände ist das Viertel (Quarteron) = 15 Liter oder 5/9 schweizerische Kubikfuß = 756,1866 pariser Kubikzoll = dem badischen Sester, wie auch das Malter mit dem badischen übereinstimmt. Einheit für das Flüssigkeitsmaß ist die Maß (Pot) = 1½ Liter oder 1/18 schweizer Kubikfuß = 75,61866 pariser Kubikzoll. Der Saum oder die Ohm zu 100 Maß stimmt ebenfalls mit der badischen Ohm überein. Die Einheit der Gewichte ist das Pfund, welches mit dem badischen übereinstimmt. Der im Allgemeinen in der S. herrschende bedeutende Wohlstand ist nicht zu ungleich vertheilt. Insbesondere ist die Lage der Fabrikarbeiter in sofern günstiger, als in anderen Ländern, als viele derselben zugleich kleine Grundbesitzer sind. Eine ansehnliche Quelle des Einkommens in der S. macht das Millionen betragende Kapital aus, welches jährlich durch die große Zahl der Reisenden in Umlauf gesetzt wird.

Das Unterrichtswesen der protestantischen u. der gemischten Kantone hat seit 1830 einen großen Aufschwung genommen und befindet sich jetzt fast durchgehends in gutem Zustande. Zu der alten Hochschule von Basel kamen diejenigen von Zürich und Bern, die im Kleinen nach deutschem Maßstabe angelegt sind, während man in den Akademien von Genf und Lausanne die höhern französischen Bildungsanstalten zum Muster nahm. Ueberall ist eine beträchtliche Menge von Mittelschulen neu gegründet worden, und vor Allem hat der Volksunterricht eine Ausdehnung wie kaum irgendwo in Deutschland gewonnen. Dem Unterrichtswesen stehen in den meisten Kantonen besondere kollegialisch zusammengesetzte Behörden (Erziehungsräthe) vor, welchen Schulinspektoren, sowie in den einzelnen Gemeinden oder Bezirken besondere Schulvorstände untergeordnet sind. Meist sind die Pfarrer zugleich die Vorsteher dieser in ihren übrigen Mitgliedern frei gewählten Gemeindebehörden. Im Ganzen hat die S. 5500 Gemeindeprimärschulen, die, bei dem fast allgemein herrschenden Schulzwange von einem bestimmten Alter an, den größten Theil des Jahres von 350,000 Zöglingen oder 1/7 der Bevölkerung besucht werden. Der Aufwand für die Primärschulen wird von den Gemeinden mit 4,500,000 Francs, theilweise aus dem Ertrage besonderer Schulfonds, bestritten und vom Staate mit jährlich 900,000 Francs. Dazu kommt in der Regel ein geringes Schulgeld von jährlich 3—6 Francs für die Kinder nicht unbemittelter Aeltern. Die Besoldungen der Schullehrer, für deren Bildung in vielen Kantonen wohleingerichtete Seminarien bestehen, sind nicht so knapp zugemessen, als in den meisten monarchischen Staaten; auch bestehen fast überall Pensionskassen für Schullehrer. Die freundlichen und wohlgebauten Schulhäuser, mit denen häufig die Lokale für die Gemeindeverwaltung verbunden, sind in vielen Gemeinden die eigentlichen Dorfpaläste. Neben den Primärschulen werden die Sekundärschulen für den Realunterricht von etwa 9000 Schülern besucht. Für den gesammten Unterricht belaufen sich die Ausgaben der Staatskassen jährlich auf 2 1/5 Mill. Francs, oder auf 1/8 der Staatseinnahmen, und auf 1085 Francs für je 1000 Einwohner. Von den 14 höheren Unterrichtsanstalten, nämlich 3 Universitäten, 3 Akademien und 8 Lyceen, welche früher bestanden, ist eine derselben, die Akademie von Neuenburg, im Laufe des Jahres 1848 geschlossen worden. An den 3 Universitäten Basel, Bern und Zürich sind die 4 Fakultäten vertreten. Bern hat eine eigene Abtheilung für die Thierarzneikunde. In den beiden Akademien von Genf und Lausanne wird Unterricht in der Theologie, der Rechtswissenschaft und der Philosophie ertheilt. Das Lyceum zu Sitten lehrt Theologie, die Rechte und Philosophie; diejenigen in Einsiedeln, Schaffhausen und Lugano Philosophie, und das in Chur (katholische) Theologie. Die Universitäten und Akademien gehören der protestantischen, die Lyceen, bis auf eins, der katholischen Konfession an. Die Gründung der in der Bundesverfassung von 1848 in Aussicht gestellten eidgenössischen Hochschule ist auf unbestimmte Zeit vertagt, dafür aber 1854 von der Bundesversammlung die Errichtung einer eidgenössischen polytechnischen Schule in Zürich beschlossen worden. Dem vorherrschenden Charakter der Bildung entspricht diejenige der Literatur, die wesentlich eine populäre ist. Bei weitem überwiegend ist die periodische Presse. Die Zahl der Zeitungen und Zeitschriften wird auf 109 angegeben, worunter 63 politische. Die Masse der literarischen Erzeugnisse der S. für den eigentlichen Buchhandel ist verhältnißmäßig nicht so groß, wie in Deutschland und Frankreich. Unter den Wissenschaften sind Heilkunde, Naturkunde und Mathematik stets am meisten gepflegt worden. Die Namen von Johann Geßner, Haller, den Bernoulli, Euler, Merian, Tissot, Saussure, Bonnet, Decandolle und Deluc sind eben so berühmt, als in andern Zweigen der Forschung und Produktion die eines J. J. Rousseau, Lavater, Breitinger, Sulzer, Johannes von Müller, Pestalozzi, Zimmermann ꝛc. Die politische Beredsamkeit hat Fortschritte gemacht, die Dichtkunst dagegen nicht viel bedeutende Namen aufzuweisen. Besser steht es in dieser Beziehung in der französischen, als in der deutschen S. Bekannt sind indeß aus der deutschen S. die Dichter Haller, Geßner und Salis. Den letztern reihen sich aus der neuesten Zeit einige viel versprechende Talente, wie Gottlieb Keller u. A., an. Die meisten ausgezeichneten Männer der Wissenschaft, welche die S. aufzuweisen hat, gehören den Protestanten an, und zwar den französisch u. deutsch redenden im gleichen Maße. Dagegen haben die Katholiken mehr Künstler aufzuweisen, und insbesondere hat die italienische S. in den Künsten der Malerei, Bildhauerei und Baukunst mehr tüchtige Männer hervorgebracht, als alle übrigen Kantone zusammen. Nächst Tessin haben Zürich und Genf die besten Maler und Zeichner aufzuweisen. Basel erzeugte bloß einen berühmten Maler, Holbein. Vom Staate aus geschieht nicht viel für die Hebung der Künste, desto mehr aber auf dem Wege der Association durch jährliche Gemäldeausstellungen in den 3 Hauptstädten der deutschen S. Auch finden sich in

manchen Sammlungen reicher Privaten und der Städte Gemälde, die selbst großen Gallerien Ehre machen würden. Weniger geschieht für Bildhauerei und Baukunst; die Kupferstecherkunst dagegen ist nicht übel bestellt. Die Musik zählt verhältnißmäßig die meisten u. eifrigsten Freunde, doch gehen in dieser Beziehung gerade die protestantischen Kantone voran. Zahlreiche Sängervereine finden sich hier in fast allen Bezirken und größern Ortschaften. Es ist jedoch auffallend, daß bei aller Vorliebe für Musik die S. noch keinen sehr bedeutenden Tondichter hervorgebracht hat. Ein stehendes Theater fehlt überhaupt noch. Basel, Bern, Genf, Zürich u. Lugano besitzen größere Schauspielhäuser, in denen wenigstens die Hälfte des Jahres gespielt wird. In den meisten Kantonen fehlt es nicht an literarischen Gesellschaften. Es gibt sowohl allgemeine Lesevereine, als solche, die bloß einen Theil der Wissenschaften umfassen, arbeitende Gesellschaften, ferner solche Vereine, die sich auf ganze Kantone oder die ganze S. erstrecken. Diese haben vorzüglich dazu beigetragen, die Bürger der verschiedenen Kantone, die in Sitte, Sprache und Kirche so sehr von einander abweichen, einander geistig näher zu bringen. Die älteste dieser Verbindungen ist die 1763 gestiftete helvetische Gesellschaft. Große Theilnahme fand die schweizer gemeinnützige Gesellschaft, die ihr Augenmerk hauptsächlich auf das Erziehungswesen, den Gewerbfleiß, das Armenwesen, die Gefängnißpflege &c. richtet und zu diesem Zwecke jährliche Fragen zur Beantwortung ausschreibt. Die schweizer naturforschende Gesellschaft, die ebenfalls Preisfragen ausschreibt, hat fast in allen Kantonen Töchtervereine, die für Vergrößerung oder Anlegung von Museen und botanischen Gärten thätig sind und viel zur Beförderung der Naturkunde beitragen. Außer diesen größern gibt es noch allgemeine schweizer Gesellschaften von Aerzten, von Thierärzten, eine Künstlergesellschaft, die jährliche Kunstausstellungen veranstaltet, sowie viele landwirthschaftliche u. industrielle Vereine. Die allgemeine schweizer Musikgesellschaft u. der eidgenössische Sängerverein veranstalten größere Aufführungen. In vielen Kantonen bestehen auch militärische Kantonalvereine, die Bibliotheken besitzen u. zu wissenschaftlichen Vorträgen zusammenkommen. Alle diese Vereine entstehen ohne Mitwirkung der Regierungen. Die S. ist in der Stiftung solcher Associationen den meisten andern Staaten vorangegangen, wie namentlich in derjenigen einer wandernden naturforschenden Gesellschaft, der erst Oken in Deutschland Nachahmung verschafft hat. Die zahlreichsten Vereine in der S. sind aber die Schützengesellschaften, deren Verbindungspunkt jetzt die große eidgenössische Schützengesellschaft ist, die mehre tausend Mitglieder zählt und alle 2 Jahre ihr gemeinsames Freischießen feiert.

Der Territorialbestand der für neutral erklärten S. wurde auf dem wiener Kongresse nach Aufnahme der 3 neuen Kantone Genf, Neuenburg und Wallis festgestellt und später nur durch den Vertrag mit Sardinien vom 16. März 1816 hinsichtlich der Grenzen gegen diesen Staat berichtigt. Seitdem sind die äußeren Grenzen der die Eidgenossenschaft bildenden 22 Kantone, abgesehen von der Theilung Basels in Stadt und Land, unverändert geblieben. Durch die neue Bundesverfassung vom 12. Sept. 1848 ward der Bundesvertrag vom 7. August 1815 außer Geltung gesetzt und der frühere eidgenössische Staatenbund in einen Bundesstaat umgewandelt. Ihre hauptsächlichsten Bestimmungen sind folgende: Zweck des Bundes ist Wahrung der Unabhängigkeit gegen außen, Handhabung der innern Ruhe und Ordnung, Schutz der Freiheit und Rechte der Eidgenossen, Beförderung der gemeinsamen Wohlfahrt. Es gibt in der S. keine Unterthanenverhältnisse, keine Vorrechte des Orts und der Personen, alle Schweizer sind gleich vor dem Gesetz. Das Gebiet der Kantone wird durch den Bund gewährleistet. Die Kantone sind verpflichtet, die Gewährleistung des Bundes für ihre Verfassung nachzusuchen, welche dieser übernimmt, wenn die Kantonalverfassungen nichts Bundesverfassungswidriges enthalten, wenn sie die Ausübung der politischen Rechte nach republikanischen Formen sichern, wenn sie vom Volke angenommen sind und revidirt werden können, sobald die Mehrheit der Bürger es verlangt. Der Bund hat das ausschließliche Recht, Krieg zu erklären und Frieden zu schließen, Bündnisse und Staatsverträge einzugehen und den diplomatischen Verkehr zwischen Kantonen und auswärtigen Regierungen zu vermitteln. Politische Sonderbündnisse u. Verträge zwischen den Kantonen sind verboten. Pensionen, Gehalte, Titel, Geschenke oder Orden von Seiten auswärtiger Regierungen anzunehmen, ist den Mitgliedern der Bundesbehörden, den eidgenössischen Civil- und Militärbeamten, Repräsentanten und Kommissären verboten. Verboten ist auch alle Selbsthülfe bei Streitigkeiten der Kantone unter sich. Die Kantone sind verpflichtet, bei plötzlich vom Auslande drohender Gefahr, oder bei gestörter Ordnung im Innern und Gefährdung durch einen andern Kanton der Bundesbehörde Anzeige zu machen. Die Bundesbehörde ist berechtigt, von sich aus einzuschreiten, wenn die bedrohte Kantonsregierung außer Stande ist, Hülfe anzusprechen, und verpflichtet dazu, wenn die Sicherheit der S. gefährdet ist. Der Bund ist berechtigt, im Interesse der Eidgenossenschaft oder eines großen Theils auf Kosten derselben öffentliche Werke zu errichten oder ihre Errichtung zu unterstützen. Alle Schweizer christlicher Konfession haben in der ganzen S. das Niederlassungsrecht. Gewährleistet sind freie Ausübung des Gottesdienstes in der ganzen S. für die anerkannten christlichen Gemeinden, Preßfreiheit, Petitions- und Associationsrecht. Verboten ist Aufnahme des Ordens der Jesuiten und der ihm affiliirten Gesellschaften in irgend einem Theile der S.; verboten auch die Entziehung des verfassungsmäßigen Gerichtsstandes, die Einführung von Ausnahmegerichten und die Fällung von Todesurtheilen wegen politischer Vergehen. Verpflichtung zur Vollziehung der rechtskräftigen Civilurtheile eines Kantons findet Statt für die ganze S. Auferlegt ist Ausmittelung von Bürgerrechten für die Heimathlosen und Maßregeln, um die Entstehung neuer Heimathlosen zu verhin-

dern. Der Bund ist zur Ausweisung der die innere oder äußere Sicherheit der Eidgenossenschaft gefährdenden Fremden berechtigt. Die oberste Bundesgewalt übt die aus dem Nationalrathe und Ständerathe gebildete Bundesversammlung aus. Der **Nationalrath** wird von allen Aktivbürgern der S., die das 20. Jahr zurückgelegt haben, direkt und für 3 Jahre und zwar auf je 26,000 Seelen ein Mitglied gewählt. Wählbar ist jeder stimmberechtigte Schweizer; naturalisirte Schweizer jedoch erst, nachdem sie 5 Jahre das Bürgerrecht genossen. Mitglieder des Ständeraths, des Bundesraths und von letzterem gewählte Beamte können nicht zugleich Mitglieder des Nationalraths seyn. Der **Ständerath** besteht aus 44 Mitgliedern der Kantone (je 2 aus jedem ganzen Kanton, eins aus jedem Halbkanton). Mitglieder des National- und Bundesraths können nicht zugleich Mitglieder des Ständeraths seyn. Die Gegenstände, welche in den Geschäftskreis beider Räthe fallen, sind insbesondere Gesetze und Beschlüsse zur Ausführung der Bundesverfassung; Bündnisse und Verträge mit dem Auslande, sowie die Gutheißung von Verträgen der Kantone unter sich oder mit dem Auslande; Maßregeln für die äußere Sicherheit, Kriegserklärungen und Friedensschlüsse; Garantie der Verfassungen und des Gebiets der Kantone; Maßregeln für die innere Sicherheit und für Handhabung von Ruhe und Ordnung; gesetzliche Bestimmungen über Organisation des eidgenössischen Militärwesens und Verfügungen über das Bundesheer; Festsetzungen der eidgenössischen Mannschafts- und Geldskala; Anleihen; Gesetze und Beschlüsse über Zölle, Postwesen, Münzen, Maß und Gewicht ꝛc.; die Oberaufsicht über die eidgenössische Verwaltung und Rechtspflege; Streitigkeiten unter den Kantonen, welche staatsrechtlicher Natur sind, ꝛc. Beide Räthe, deren Mitglieder ohne Instruktion stimmen, versammeln sich regelmäßig jedes Jahr am festzusetzenden Tage zu ordentlicher Sitzung, sowie außerordentlich auf Beschluß des Bundesraths, oder auf Verlangen von einem Viertel des Nationalraths oder von 5 Kantonen. Nach regelmäßig öffentlicher Verhandlung entscheidet die Mehrheit der Stimmenden. Jeder Rath verhandelt abgesondert. Für Bundesgesetze und Bundesbeschlüsse ist die Zustimmung beider Räthe erforderlich; nur für Wahlen, Ausübung des Begnadigungsrechts und Entscheidung von Kompetenzstreitigkeiten versammeln sich beide Räthe zu gemeinschaftlicher Berathung u. Beschlußfassung. Die oberste vollziehende und leitende Behörde ist der aus 7 Mitgliedern, die von der Bundesversammlung für je 3 Jahre aus allen zum Nationalrathe wählbaren Schweizerbürgern gewählt werden, bestehende **Bundesrath**. Den Vorsitz führt der Bundespräsident, welcher, wie auch der Vicepräsident, von den vereinigten Räthen für jedes Jahr gewählt wird. Die Mitglieder des Bundesraths haben in beiden Abtheilungen der Bundesversammlung berathende Stimme und das Recht, über den Gegenstand der Berathung Anträge zu stellen. Seine Geschäfte sind nach Departements unter die einzelnen Mitglieder vertheilt, doch geht jede Entscheidung vom Bundesrath als Behörde aus. Ein **Bundesgericht** von 11 auf 3 Jahre gewählten Mitgliedern übt die in den Bereich des Bundes fallende Rechtspflege aus. Es urtheilt nach öffentlichem und mündlichem Verfahren als Civilgericht über Streitigkeiten von nicht staatsrechtlicher Natur zwischen Kantonen, sowie des Bundes mit einem Kanton, und als Assisengericht, mit Zuziehung der die Thatfrage entscheidenden Geschworenen über Hochverrath gegen die Eidgenossenschaft, Aufruhr und Gewaltthat gegen die Bundesbehörden, völkerrechtliche Verbrechen und Vergehen, sowie alle eine eidgenössische bewaffnete Intervention veranlassenden politischen Verbrechen und Vergehen. Die deutsche, französische und italienische Sprache sind Nationalsprachen des Bundes. Die Revision der Bundesverfassung kann zu jeder Zeit vorgenommen werden und geschieht auf dem Wege der Bundesgesetzgebung. Bei Widerspruch beider Räthe über die Revisionsfrage oder auf Verlangen von 50,000 stimmberechtigten Schweizerbürgern muß die Frage, ob Revision Statt finden soll, dem schweizerischen Volke vorgelegt werden. Die revidirte Bundesverfassung tritt in Kraft, wenn sie von der Mehrheit der stimmenden Schweizerbürger und von der Mehrheit der Kantone angenommen ist. Bundeshauptstadt ist Bern.

Das durchgreifende Princip der schweizerischen Eidgenossenschaft ist das der **Volkssouveränetät**, wovon alle übrigen Volksrechte nur Ausflüsse sind u. wonach in allen Kantonen Abänderungen in den Grundgesetzen nur mit Zustimmung der Mehrheit der Staatsbürger erfolgen können. Nach Maßgabe der größern oder geringern rechtlichen Betheiligung des Volks an der Gesetzgebung bilden die sogenannten reinen Demokratien: Uri, Ob- und Nidwalden, Glarus und die beiden Appenzell die erste Gruppe der Kantonsverfassungen. Die höchste gesetzgebende Behörde ist hier die Landsgemeinde, oder die in der Regel jährlich einmal und für einen Tag Statt findende Versammlung aller Staatsbürger. Ihr muß Rechnung abgelegt werden; sie wählt die ersten und sodann die andern Staatsbeamten; sie genehmigt oder verwirft die Kantonalgesetze und Staatsverträge, meist durch Abstimmung mit Ja oder Nein. An der Spitze der vollziehenden Gewalt stehen die „Vorgesetzten": der Landamman und dessen Statthalter, der Landessäckelmeister und zuweilen ein Landeshauptmann. Sie haben eine Initiative der Gesetze und Beschlüsse und für Handhabung derselben zu sorgen. Der „verminderte" Landrath (Wochenrath, Regierungskommission) hat die laufenden Geschäfte zu erledigen. Für außerordentliche Verrichtungen, namentlich in Sachen der Kriminaljustiz, tritt aber auch ein „verstärkter" Landrath zusammen (zwei- und dreifacher Landrath, auch großer Rath). An diese Verfassungen schließt sich zunächst die der Föderativrepublik Bündten, sowie von Wallis, wo die Gesetze, die vom großen Rathe nur vorgeschlagen werden, dem Volke zur Genehmigung vorgelegt werden müssen, ohne daß deshalb eine allgemeine Landesversammlung Statt hat. Den Uebergang zu den sogenannten reinen Repräsentativdemokratien bilden die Kantone St. Gallen, Luzern und Basel-Land mit fakultativem Veto binnen bestimmter Fristen von je 45—60

und 14 Tagen. Wenn nach Ablauf der festgesetzten Frist kein Veto eingelegt worden ist, so tritt das vom großen Rathe vorgeschlagene Gesetz in Wirksamkeit. Unter den übrigen Kantonen, die man als sogenannte reine Repräsentativdemokratien bezeichnet, hat noch der Kanton Waadt ein jenem Veto sehr analoges Institut, indem hier der große Rath von sich aus auf das Begehren von wenigstens 8000 Aktivbürgern die Entscheidung über Angelegenheiten von allgemeinem Interesse den allgemeinen Versammlungen der Gemeinden übertragen kann. Uebrigens liegt hier, wie in den andern repräsentativen Kantonen, die volle gesetzgebende Gewalt in der Hand der großen Räthe (der Abgeordneten des Volks). Die Mitglieder der großen Räthe können, wie in den konstitutionellen Monarchien, durch keine Instruktionen gebunden werden. Die Beschlüsse der Mehrheit haben sofort Gesetzeskraft. Abgesehen von den kleinern Kantonen mit Landsgemeinden und dem Föderativstaate Bündten, wo eine sogenannte Standeskommission von 3 Mitgliedern — je eines und ein Ersatzmann aus jedem der 3 Bünde — die laufenden Regierungsgeschäfte besorgt, ist in den andern Kantonen der Organismus für die vollziehende Gewalt wesentlich der gleiche. An ihrer Spitze stehen von den Großräthen gewählte Regierungsbehörden (Regierungsrath, Staatsrath, kleiner Rath) von 13, 9, 7, 6 oder 5 Mitgliedern. Ihre sonst größere Zahl ist neuerdings vermindert worden; auch hat sich das frühere Kollegialsystem dem Departementalsystem mehr genähert. Die Amtsdauer ist 4 bis 6 Jahre. Die Vorsteher dieser Behörden heißen Bürgermeister, Schultheiß, Landamman, Syndik oder Präsident. Den Verwaltungsbezirken stehen meist von den Bezirksversammlungen, sowie den einzelnen Kommunen von diesen gewählte Beamte vor. So stützt sich in der S. die ganze Administration auf die Selbstthätigkeit der Gemeinden. Regelmäßige Diäten erhalten die Mitglieder der großen Räthe nur in einigen Kantonen, und selbst den Mitgliedern der Regierung wird nur in den größeren Kantonen eine angemessene Schadloshaltung gewährt. Die Anstellungen finden nur bei Geistlichen und Lehrern, und selbst bei diesen nicht immer, auf Lebenszeit Statt, und die Beamten können meist nach Ablauf der gesetzlichen Dienstzeit, oder bei einer Staatsveränderung auch früher, ohne Angabe von Gründen entlassen werden. Ueberhaupt besteht in der S. kein gesonderter Beamtenstand, wie überhaupt seit 1798 von einer Standesverschiedenheit im rechtlichen Sinne nicht mehr die Rede ist. Auch gibt es keinen Adel; wo Adelstitel geführt werden, stammen sie noch aus der Zeit der Verbindung mit dem deutschen Reiche her, oder sind von fremden Fürsten ertheilt oder wohl auch von selbst angenommen worden, womit es, da keine Adelsmatrikel vorhanden, nicht genau genommen zu werden pflegt. In mehren Kantonen ist es ausdrücklich verboten, von auswärts her Adelsrang oder Orden anzunehmen. In einigen der kleineren Kantone behalf man sich noch bis auf die neueste Zeit statt gedruckter Gesetzbücher mit geschriebenen od. mit dem Herkommen. In den regenerirten Kantonen aber hat man über alle Theile des Rechts Gesetzbücher arbeiten lassen, oder wenigstens die Veröffentlichung solcher vorbereitet. Das schweizerische Recht hat noch viel Altgermanisches bewahrt, und das römische Recht hat nirgends, außer in einigen Grenzkantonen, durchgreifenden Eingang gefunden. Während hinsichtlich der Rechtspflege und der Administration sich die kleineren katholischen Kantone noch auf mittelalterlichem Standpunkte befinden, stehen in dieser Beziehung die größeren und wichtigeren Kantone hinter anderen am weitesten fortgeschrittenen europäischen Staaten nicht zurück. Die Prozeßformen schließen sich entweder an das deutsche, oder an das französische Gerichtsverfahren an. Das Institut der Schwurgerichte ward zuerst in Genf, dann in Waadt, Bern, Zürich und einigen anderen Kantonen eingeführt.

Was die **Militärverfassung** der S. anlangt, so besteht nach dem Gesetz vom 8. Mai 1850 das aus den Kontingenten der Kantone gebildete Bundesheer aus dem 3 Proc. der schweizerischen Bevölkerung starken Bundesauszuge und der $1\frac{1}{2}$ Proc. starken Reserve. Die allgemeine Wehrpflicht beginnt mit dem 20. und endigt mit vollendetem 44. Jahre; der Dienst in der Reserve beginnt längstens nach vollendetem 34. Jahre und dauert regelmäßig 6 Jahre, worauf die Mannschaft noch bis zum vollendeten 44. Jahre in der Landwehr der Kantone dient, worüber jedoch der Bund im Kriegsfalle gleichfalls verfügen kann. Der Bundesauszug umfaßt $\frac{2}{3}$, die Reserve $\frac{1}{3}$ des Bundesheeres, und beide zusammen haben vorschriftsmäßig eine Stärke von 104,354 Mann, nämlich 82,416 Mann Infanterie, 6890 Mann Scharfschützen, 10,366 Mann Artillerie, 2869 Mann Kavallerie, 1530 Mann Genie. Das ganze Bundesheer, mit Einschluß der Ueberzähligen über 125,000 Mann zählend, sowie der größte Theil der 150,000 Mann starken Landwehr, ist vollständig organisirt, ausgerüstet u. bewaffnet und kann innerhalb 3—4 Wochen mobil gemacht werden, obwohl es im Frieden außer der kurz bemessenen Uebungszeit keine weitere Präsenzzeit gibt. Es gibt auch kein ständiges Offiziercorps, indem selbst die Mitglieder des eidgenössischen Stabs nur während sie wirklich in Aktivität sind Taggelder beziehen. Die für die Uebungszeit der Artillerie und Kavallerie nöthigen Pferde werden nur auf so lange gemiethet, als sie eben gebraucht werden. Ohne Bewilligung der Bundesbehörde darf kein Kanton mehr als 300 Mann stehende Truppen halten, und von dieser Erlaubniß macht gegenwärtig nur noch Basel-Stadt Gebrauch, indem dieser Kanton etwa 200 Mann geworbene Truppen unterhält.

Die **finanziellen Angelegenheiten** der S. befinden sich in einem günstigen Zustande. Für die einzelnen Kantone ist eine Hauptquelle der reine Ertrag der Staatsgüter, der sich für die 12 Hauptkantone auf mehr als 4 Millionen Franken beläuft u. zu einem sehr beträchtlichen Theile aus Zinsen von Aktivkapitalien besteht. Handänderungsabgaben, darunter Erdgebühren, sind in 10 Kantonen, namentlich in Waadt und Genf, eingeführt und werfen etwa 1,400,000 Franken ab. Eigentliche Grundsteuern als Staatssteuern kommen nur selten, hauptsächlich in Waadt, vor.

Sie betrugen kaum eine Million Franken. Wichtiger dagegen sind die von Liegenschaften, Kapitalien und Erwerb erhobenen Vermögens- und Einkommensteuern, wie sie schon lange in Zürich, Basel-Stadt, Glarus, St. Gallen und einigen andern Kantonen üblich waren und neuerdings in Bern, Schwyz, Freiburg und andern Kantonen eingeführt sind. Sie ertrugen schon vor dieser Einführung, in Verbindung mit den in mehren Kantonen vorkommenden Gewerbe- und Wirthschaftspatenten, etwa 1,850,000 Franken. Progressive Steuern hat die S. noch zur Zeit nicht, außer in einigen Kantonen, wo für gewisse Zweige des Einkommens eine unbedeutende stufenweise Steigerung der Steuersätze Statt findet. Das Salzmonopol wirft den Kantonen, trotz dem verhältnißmäßig niedrigen Salzpreise, immer noch eine Summe von mehr als 3 Millionen Franken ab und bildet für den Kopf einen Betrag von 1 Franken 22 Cent. Der Betrag verschiedener geringerer Abgaben, als Gerichtssporteln, die jedoch nicht überall in die Staatskassen fließen, Stempel, Militärpflichtersatz, Hunde- und Jagdsteuer, Bußgelder u. früher Schießpulververkauf, ist im Ganzen zu $1\frac{1}{2}$ Mill. Franken anzuschlagen. Eine eidgenössische Staatsschuld ist nach Tilgung der durch den Sonderbundskrieg veranlaßten Anleihe von 3,300,000 Schweizerfranken nicht mehr vorhanden. Auch unter den Kantonen haben nur wenige eine Staatsschuld von geringem Betrage, darunter Tessin und Basel-Stadt, wo aber für schnelle Tilgung gesorgt ist. In andern Kantonen, welche Staatsschulden hatten, sind dieselben bereits völlig getilgt. Im Ganzen mag sich der Betrag der Kantonalschulden auf etwas über 9 Mill. Franken belaufen, also auf den Kopf etwa 4 Franken. Dieser ganz unbedeutenden Staatsschuld in der S. steht ein sehr beträchtliches Staatsvermögen von $125\frac{1}{2}$ Mill. Franken entgegen: also der individuellen Passivquote von 4 Franken eine Aktivquote von 55 Franken für jeden Schweizer. Die Einnahmen des Bundes beliefen sich 1857 auf 17,216,270 Franken (Ertrag der Immobilien und angelegten Kapitalien 317,449, Zinsen von Guthaben und Vorschüssen 67,872, Regalien und Verwaltungen 16,650,424, Kanzleieinnahmen u. Vergütungen 180,524 Franken), die Ausgaben auf 16,087,706 Franken (Zinsvergütungen 319,670, allgemeine Verwaltungskosten 482,908, Departements 437,329, Specialverwaltungen 14,822,249 Franken), der Ueberschuß der Einnahme über die Ausgabe also 1,128,563 Franken. Für 1858 war die Einnahme auf 16,827,000, für 1859 auf 16,661,500 Franken, die Ausgabe auf 16,607,000 und 16,561,500 Franken veranschlagt, wonach sich der Ueberschuß auf 220,000 und 100,000 Franken verringerte. Bei Aufbringung außerordentlich erforderlicher Bundesgelder liegt die Volkszählung von 1850 zu Grunde, mit Berücksichtigung der Wohlhabenheit der Kantone. Danach sind die Kantone in 10 Klassen eingetheilt: Uri zahlt 10 Centimes; Unterwalden und Appenzell-Innerrhoden 14; Schwyz, Bünden und Wallis 20; Glarus 25; Zug und Tessin 30; Luzern, Freiburg, Solothurn, Basel-Land, Appenzell-Außerrhoden, Schaffhausen, St. Gallen, Thurgau 40; Zürich, Bern, Aargau, Waadt 50; Neuenburg 55; Genf 70; Basel-Stadt 100 per Kopf.

Was die Verfassung der reformirten Kirche in der S. betrifft, so ist sie in einigen Kantonen eine presbyterianische, während sie sich in anderen mehr oder minder dem Episkopal- oder Konsistorialsystem nähert, indem hier ein Antistes (oberster Geistlicher) und Dekane oder Kirchenräthe an der Spitze stehen. Wahlart und Besoldung der Geistlichen sind sehr verschieden. Die Katholiken standen ehemals unter den Bischöfen von Konstanz (unter dem Erzstift Mainz), Basel und Lausanne (unter dem Erzstift Besançon), Genf (unter Vienne), Chur, Sitten und Como (unter Mailand). Seit 1814 sind aber alle diese Bisthümer, vorgeblich behufs der Errichtung eines schweizerischen Erzbisthums, von ihrem bisherigen Metropolitanverbande getrennt und unmittelbar dem Papste oder seinem mit manchen erzbischöflichen Rechten ausgestatteten Stellvertreter in der S., dem in Luzern residirenden Nuntius, unterstellt worden. Die Diöces Konstanz wurde zwischen Basel und Chur getheilt, doch besteht in einigen Kantonen dermalen noch ein Provisorium. Neuerlich ist die Gründung eines kleinen Bisthums St. Gallen beschlossen worden. Die Bischöfe werden von ihrem Domkapitel gewählt und von den betreffenden Kantonen bestätigt. In neuerer Zeit ist von Seiten der Regierungen mehrer Kantone dem Einflusse des päpstlichen Nuntius entgegengearbeitet worden, wie auch zugleich die Klöster unter strengere Kontrole gesetzt wurden, so daß den Mönchen bloß noch die geistlichen Verrichtungen blieben, aber die Selbstverwaltung der Güter ihnen entzogen wurde. Auch wurden mehre Klöster aus verschiedenen Gründen eingezogen. Allein selbst nach dieser Verminderung gibt es in der kleinen katholischen S. noch immer über 100 Klöster. Vergl. Franscini, Neue Statistik der S., deutsch, Bern 1849, 2 Bde.; Nachtrag, das. 1851; Gemälde der S., St. Gallen 1834 f., 14 Bde.; Lutz, Topographisches Lexikon der S., 2. Aufl., Aarau 1827, 3 Bde., nebst 2 Supplementbänden; Meyer, Erdkunde der schweizerischen Eidgenossenschaft, Zürich 1838; Sneil, Handbuch des schweizerischen Staatsrechts, das. 1839–41, 2 Bde. Unter den zahlreichen Reisekarten ist die von Keller besonders geschätzt. Reisenden ist als Führer zu empfehlen Ebels „Anleitung rc." (Zürich 1843).

Geschichte. Die älteste Geschichte des Schweizerlandes fällt mit der der Helvetier (s. d.) zusammen, die nach einander von den Römern, Alemannen, Burgundern und Ostgothen unterjocht wurden. Nach dem Untergang des ostgothischen Reichs 555 kam das Land unter die Herrschaft der Franken. Während der frühere alemannische Theil, nämlich Rhätien und der Thurgau, mit Schwaben vereinigt ward und also zum Königreiche Austrasien gehörte, blieb der westliche (burgundische) Theil der S. bei dem Königreiche Burgund. Unter den Merowingern theilte die S. das Schicksal des Frankenreichs, doch wurde der zu Alemannien geschlagene Theil öfter in Krieg verwickelt, weil die dortigen Herzöge nach Unabhängigkeit strebten. Bei der Theilung des fränkischen Reichs unter Ludwig dem From-

men, kam die S. mit Rhätien an Karl den Kahlen, durch den Vertrag zu Verdun 843 aber an den Kaiser Lothar. Nach dem Tode Lothars II. bemächtigte sich Ludwig der Deutsche der alemannischen S., Karl der Kahle der burgundischen. Seit dem Anfall Burgunds 1032 an das deutsche Reich stand die ganze S. unter deutscher Oberhoheit, unter welcher der alemannische Theil, als zu Schwaben gehörig, schon früher gestanden. Die Kämpfe des Herzogs von Schwaben mit Burgund um die landeshoheitlichen Rechte in der S. gaben den kleinern Landesherren Gelegenheit, ihre Gebiete und ihre Macht zu erweitern. Die vorzüglichsten Geschlechter, die in jener Zeit zu Macht gelangten, waren die Grafen von Kyburg, die das Land um den Bodensee und Zürich besaßen, von Habsburg (s. d.), die Ritter von Toggenburg, von Werdenberg u. Sargans, die von Montfort u. a. Das größte Gebiet erlangten aber die Grafen von Zähringen. Zu derselben Zeit erhoben sich die Städte Basel, St. Gallen, Zürich, Luzern, Solothurn und Schaffhausen. Unter der Verwaltung der Zähringer seit dem Ende des 11. Jahrhunderts gelangte das Land zu großem Wohlstande. Vor allen blühte Zürich empor; begünstigt durch seine Lage auf dem Handelswege zwischen Deutschland und Italien, wurde es der Hauptstapelplatz für den Handel. Auch Basel erhielt als Bischofssitz und als Grenzstadt zwischen Deutschland und Burgund eine große Bedeutsamkeit. Berthold IV. von Zähringen gründete 1179 Freiburg im Uechtland zum Schutz und Trutz gegen die widerspenstigen Herren und Grafen der Gegend. Sein Sohn Berthold V. baute 1191 die Stadt Bern in einer Krümmung des Aarstroms. Noch blühten als Bischofssitze die Städte Genf, Lausanne, Sitten und Chur. Zu größerer Sicherheit schlossen oft die schweizerischen Städte unter einander, wie auch mit den Städten des Reichs in Schwaben und am Rhein Bündnisse, und auf diese Weise entwickelte sich nach langer Knechtschaft zwischen Klöstern und Ritterburgen wieder eine Art Freiheit, deren die ganze S. bis auf ein einziges kleines Hirtenvolk während vieler Jahrhunderte beraubt gewesen war. Dieses freie Hirtenvolk waren die Bewohner der drei Hochkantone Schwyz, Uri und Unterwalden. Letzteres wählte 1209 den Grafen Rudolf von Habsburg zum Schirmvoigt. Vom Kaiser Otto III. wurde derselbe zum Landrath der beiden andern Ortschaften ernannt. Sein Sohn Albrecht folgte ihm als Schirmvoigt über die drei Waldstädte, die vom Kaiser Friedrich II. 1240 einen Freibrief erhielten, in welchem er bezeugte, daß die Schwyzer freiwillig den Schutz des Kaisers erwählt hätten. Nach dem Aussterben der Zähringer fiel deren Hinterlassenschaft den Häusern Teck, Baden, Kyburg, Habsburg und Savoyen zu, und die Städte Zürich und Bern wurden reichsfrei. Am mächtigsten unter diesen Erben wurden die Häuser Savoyen und Habsburg. Letzteres erhielt die Schirmvoigtei über die Waldstädte, denen ihre Reichsunmittelbarkeit vom Grafen Rudolf von Habsburg, nachdem derselbe auf den deutschen Kaiserthron erhoben worden, bestätigt ward. Da aber sein Streben, seinen Nachkommen in der S. ein zusammenhängendes Fürstenthum zu gründen, nach und nach immer deutlicher hervortrat, so wandten sich die Schweizer allmählig von seinem Hause ab, und es wurde besonders nach Rudolfs Tode (1291) das Verhältniß der S. zum Hause Habsburg ein ganz anderes, zumal da von seinem Sohne Albrecht bekannt war, wie er nur darauf ausgehe, seine Hauslande zu erweitern, oder sie mit Einverleibungen fremden Gutes auszurunden. Darum erneuerten die drei Waldstädte Schwyz, Uri und Unterwalden 1291 ihre uralte Eidgenossenschaft. Sie sowohl, als auch die übrige S. verweigerten Albrecht den Gehorsam, den sie früher Rudolf, als dem Oberhaupte des Reiches, geleistet hatten, und es entstanden verschiedene Bündnisse zum Schutz und Trutz gegen die Uebergriffe der Habsburger. Nachdem aber Adolf von Nassau im Kampf mit Albrecht Krone und Leben verloren, trat Letzterer mit seinem Plane, die S. seinem Hause zu unterwerfen, immer offener hervor. Als die Eidgenossen aus den Waldstädten nach Straßburg zu ihm sandten, daß er ihre alten Freiheiten schützen wolle, wie sein Vater gethan habe, ließ er ihnen sagen, er gedenke ihnen nächstens eine Veränderung ihres Zustandes anzutragen. Die Herren und Grafen, die der Städte aufwachsende Macht haßten, traten auf Albrechts Seite, der zuerst Bern angriff. Aber die Berner schlugen unter der Anführung Ulrichs von Erlach 1298 die Uebermacht des Feindes bei Oberwangen am Donnerbühel aufs Haupt, eroberten und zerstörten viele Burgen der Adeligen, daß ihr Ruhm sich über das ganze Land verbreitete und mehre benachbarte Landherren Bündnisse mit Bern schlossen. Nachdem sich aber Albrecht Zürichs u. St. Gallens versichert und Glarus, Einsiedeln und den Aargau gezwungen hatte, Reichsvögte anzunehmen, machte er den Waldstädten aufs Neue den Antrag, sich aus dem Schutze des Reiches unter den seines Hauses zu begeben, und ließ sie, da sie sich dessen weigerten, seinen Zorn auf alle Weise fühlen. Er sperrte ihnen den Getreidemarkt in Luzern und verweigerte ihnen die Bestätigung ihrer Freiheiten, wegen des Blutbannes aber verwies er sie an seine Vögte zu Luzern und Rothenburg. Drei Jahre lang ertrugen die Waldstädte geduldig diese Unbill. Als die kaiserlichen Vögte jedoch sich immer mehr Anmaßungen erlaubten und die Waldstädte aufs Neue um Einsetzung von Reichsvögten zur Hegung des Blutbannes anhielten, konnte er nicht länger ausweichen; aber statt mächtiger Grafen, die sonst gekommen waren, über Leib und Leben zu richten, ernannte er nun mittellose Edelleute zu Landvögten, die, weil sie kein Eigenthum besaßen, in den Waldstädten selbst ihre Wohnsitze wählten. Ritter Hermann Geßler von Brunegg wurde Voigt der Lande Uri und Schwyz, und der Edelknecht Behringer von Landenberg erhielt die Voigtei in Unterwalden. Dieser zog auf das Schloß des Königs bei Sarnen in Obwalden, Geßler aber baute sich einen Twinghof im Lande Uri. Nun wurden die Zölle erhöht, die kleinsten Vergehen mit Kerker und schweren Bußen bestraft und die Landleute mit Stolz und Verachtung behandelt. Der Druck wurde immer ärger

und endlich unerträglich; auf ihre Beschwerde beim Kaiser über die Plackereien der Vögte erhielten sie die Antwort, daß die Unterwerfung unter Oesterreich das einzige Mittel zur Verbesserung ihrer Lage sey. Die Vögte trieben ihr Wesen nun noch ärger. Als Arnold an der Halden von Melchthal im unterwaldner Land wegen geringen Fehlers um ein Paar schöne Ochsen gestraft ward und Landenbergs Knecht dieselben vom Pfluge reißen wollte, widersetzte sich der junge Arnold, zerschlug dem Knecht des Landvoigts zwei Finger und floh ins Gebirge. Zur Strafe dafür ließ Landenberg dem alten Vater des Arnold beide Augen ausstechen. In Altdorf ließ Geßler einen Hut auf eine Stange stecken und befahl, wer vorübergehe, solle demselben Ehrerbietung, wie dem Kaiser, erweisen. Auch drohte er, den Bauern das Bauen neuer Häuser ohne seine Einwilligung zu wehren. Dadurch wurden die Leute in Verzweiflung gebracht und dachten daran, wie sie durch eigene Kraft das unerträgliche Joch abwerfen könnten. Zuerst traten *Werner Stauffacher* von Steinen, *Walther Fürst* aus Attinghausen in Uri und jener Flüchtling *Arnold aus dem Melchthal* zusammen, beredeten sich über die Noth des Landes und über die Greuelthaten der ausländischen Vögte und beschlossen, Jeder solle in seinem Lande mit vertrauten und herzhaften Männern sprechen und erforschen, weß Sinnes das Volk sey und was es für Freiheit und Sicherheit einsetzen wolle. Darauf kamen sie oft in verabredeten nächtlichen Stunden im Rütli, einem heimlichen Ort am See, zusammen. In der Nacht auf den Mittwoch vor dem Martinstag 1307 brachte jeder zehn Männer mit sich, und diese 33 schlossen im Namen ihrer Landsleute einen *Bund* zu gemeinsamer Behauptung ihrer Rechte und Freiheiten. Es wurde beschlossen, das Recht und Eigenthum des Grafen von Habsburg zu ehren, sich den Vögten nicht zu widersetzen, aber in der Neujahrsnacht 1308 sich insgesammt zu erheben und die Vögte zu vertreiben. Nachdem inzwischen Geßler von Wilhelm Tells (s. d.) Pfeil gefallen, ward in der Neujahrsnacht 1308 die Burg Roßberg von Jünglingen genommen und der Amtmann und seine Knechte gefangen, Sarnen aber von den Landleuten durch List besetzt. Landenberg, gefangen, mußte mit all den Seinigen Urfehde schwören, die Waldstädte ewig zu meiden. Unterdessen war auch Geßlers Zwinghof von den Leuten von Uri eingenommen worden, und so hatten die Waldstädte das Joch der Knechtschaft abgeworfen, ohne daß Jemandem Leides zugefügt worden wäre. Am nächstfolgenden Sonntag kamen die Boten der drei Länder zusammen und beschworen den uralten Bund wieder auf 10 Jahre. Durch diese ihre Selbstbefreiung hatten die Waldstädte den Zorn Kaiser Albrechts nur noch mehr auf sich geladen, und er beschloß, die Widerspenstigen schwer zu züchtigen; seine Ermordung durch seinen Neffen, Herzog Johann von Schwaben, am 1. Mai 1308, machte aber diesen Plan zu nichte. Kaiser Heinrich VII. von Luxemburg bestätigte 1309 die Freiheiten der Waldstädte und verließ ihnen Schutz gegen Oesterreichs Anfeindungen, und so lange derselbe lebte, durfte es Oesterreich, das zwar mit dem schweizerischen Adel im Einverständniß war, nicht wagen, etwas gegen die S. zu unternehmen. Deshalb erklärten sich denn auch die Schweizer bei Heinrichs VII. Tode (1313), als Friedrich der Schöne von Oesterreich und Ludwig von Bayern um die deutsche Krone kämpften, für letzteren und leisteten ihm sogar Beistand. Jetzt aber brach Herzog Leopold von Oesterreich mit großer Macht gegen die Schweizer auf. Als Vorwand mußte die von Friedrich dem Schönen von Oesterreich gegen die Waldstädte ausgesprochene, von Ludwig aber wieder aufgehobene Reichsacht wegen eines Streites mit dem Abt von Einsiedeln dienen. Leopolds Heer bestand meist aus schwäbischem, aarganischem und thurgauischem Adel, doch leisteten ihm auch mehre Städte, wie z. B. Zürich, Beistand. Seine Absicht war, die Waldstädte von 3 Seiten zu gleicher Zeit zu überfallen. Zu den Schwyzern waren 400 von Uri, 300 von Unterwalden gestoßen. Auch 50 aus Schwyz verbannte Männer kamen u. baten, ihr Vaterland wieder durch Heldenthat verdienen zu dürfen. Da sie aber nicht mit in den Reihen der Eidgenossen kämpfen konnten, wenn nicht das Gesetz verletzt werden sollte, so legten sie sich in einen Hinterhalt hart an einen Hohlweg, durch den das feindliche Heer ziehen mußte. Als nun am 16. Nov. 1315 das österreichische Heer unter Anführung Montforts von Tettnang heranzog u. an den Hohlweg bei *Morgarten* kam, wälzten die 50 Verbannten von den Höhen der Sigler-Flue zerschmetternde Felsstücke auf den Feind herab u. brachten seine Glieder in Verwirrung, in welche nun die 1300 Eidgenossen eindrangen, mit Keulen und Hellebarden auf die geharnischten Ritter einhieben, eine große Menge erschlugen und Flucht und Verderben unter sie brachten, bevor nur das Fußvolk angekommen war. Die Blüthe des Adels fiel hier und Herzog Leopold selbst entkam nur mit Noth den siegreichen Verfolgern. Den Entwurf zur Schlacht hatte der Greis Reding von Biberegg gegeben, und unter Anführung seiner Söhne u. Heinrichs von Ospenthal war die Schlacht gewonnen worden. Darauf schlossen die 3 Waldstädte am 8. Dec. 1315 zu Brunnen den sogenannten *ewigen Bund*, durch welchen sie sich verpflichteten, als ein einiges Volk fest bei einander zu halten und ihre Rechte stets gemeinsam zu vertheidigen. Herzog Leopold fühlte sich zu schwach, es nochmals mit den Eidgenossen aufzunehmen; er schloß mit ihnen einen Waffenstillstand auf ein Jahr, der darauf bis ins sechste Jahr verlängert wurde. Nach Leopolds Tode erneuerte 1326 sein Bruder Albrecht den Waffenstillstand mit den Eidgenossen, und obgleich diese dem König Ludwig in seinen Reichskriegen Beistand leisteten, so wurde doch der Friede mit Oesterreich nicht gebrochen. Ihrer Anhänglichkeit an König Ludwig wegen wurden die Eidgenossen 1328 vom Papste mit dem Banne belegt. Sie kümmerten sich darum aber nicht, sondern drohten, die Priester aus dem Lande zu jagen, wenn sie den Gottesdienst nicht halten wollten. Als sich König Ludwig 2 Jahre später mit Oesterreich versöhnte und ihm die Reichsstädte Zürich, Schaffhausen und Rheinfelden, auch die Schirmherrschaft über St. Gallen verpfänden wollte, da ret-

tete die Fürsprache der Waldstädte die Freiheit von Zürich und St. Gallen. Schaffhausen, Rheinfelden und Neuenburg kamen jedoch in österreichische Hände, wie unterpfändliches Gut. Die Herzöge von Oesterreich mochten den Abfall Luzerns nicht so gutwillig verschmerzen; daher erweckten sie, weil sie selbst einen neuen Krieg nicht wagen wollten, den Eidgenossen viele Feinde in Hohenrhätien, die feindselig gegen die Waldstädte verfuhren. Besonders war der Abt von Dissentis ein heftiger Gegner der Eidgenossen; nachdem er und auch der rhätische Adel aber mehre heftige Niederlagen erlitten hatten, wurde durch den Landamman von Uri, Johann von Attinghausen, ein Friede vermittelt, dem auch 1339 Oesterreich beitrat und in welchen auch Bern eingeschlossen wurde, nachdem dieses in demselben Jahre die Macht des Adels, welcher sich zum Untergange der emporstrebenden Stadt verschworen, unter Anführung Rudolfs von Erlach bei Laupen total geschlagen. Doch währte der Krieg noch mehre Jahre fort, indem die Adeligen einzeln ihre Fehde gegen die Stadt fortsetzten, bis sie endlich ermüdeten, worauf 1341 zu Uibersdorf Friede geschlossen ward. Die Städte Freiburg, Solothurn, Bühl, Wiflisburg und Peterlingen traten darauf mit Bern zu einem Bündniß zusammen. Der glückliche Erfolg, den der Freiheitskampf der Eidgenossen gehabt hatte, blieb nicht ohne Einfluß auf die benachbarten Städte, die nach einer Vereinigung mit den Eidgenossen strebten. Zuerst und noch vor dem 1339 geschlossenen Landfrieden gab sich dieses Streben in Zürich kund. Eine zu Gunsten der Bürger vorgenommene Verfassungsreform hatte hier eine Verschwörung des darüber mißvergnügten Patriciats hervorgerufen, die in der Nacht auf den 23. Febr. 1337 losbrechen sollte, aber noch zeitig genug entdeckt ward. Es entspann sich in der Stadt ein mörderisches Gefecht (Mordnacht von Zürich), in welchem das mit dem benachbarten Adel verbündete Patriciat unterlag. Aber die Zerstörung der Burg und Stadt Rapperswyl, des Herdes jener Verschwörung, durch die Züricher (1350) zog diesen den Zorn des Herzogs Albrecht von Oesterreich zu. Daher wandten sie sich an die Eidgenossen in den Waldstädten um Hülfe und Aufnahme in ihren Bund. Uri, Schwyz, Unterwalden und Luzern, welche Zürich schon längst als ihre Vormauer und ihren Markt schätzten, nahmen die Stadt willig auf und beschworen mit ihr am 1. Mai 1351 den ewigen Bund. Die Eidgenossen kamen hierauf den Oesterreichern zuvor und besetzten mitten im Winter das glarner Land, um dessen sicher zu seyn. Auch die Glarner, der Herrschaft der Oesterreicher herzlich müde, schlugen Walther von Stadion, als er mit österreichischem Volk von Rapperswyl aus ihr Land überfiel, brachen die Burg von Näfels und wurden 1352 von den Eidgenossen in ihren Bund aufgenommen. Noch in demselben Jahre trat auch Zug, von Oesterreich, dem es bisher treu angehangen, im Stiche gelassen, dem Bunde bei. Darauf rückte der Herzog Albrecht von Oesterreich, vom Adel in Thurgau, Aargau, Uechtland und selbst durch bundesgemäßen Zuzug aus Schaffhausen, Basel, Straßburg und Bern, sowie von dem Kurfürsten von Brandenburg mit Hülfsvölkern unterstützt, gegen Zürich. Da jedoch diese Stadt gut befestigt war, überdies im Lager des Herzogs Mangel an Lebensmitteln sich zeigte, so nahm der Herzog die Vermittelung des Kurfürsten von Brandenburg, der bald eingesehen hatte, daß hier wenig Ruhm zu holen sey, an, und es wurde 1353 zu Luzern Friede geschlossen. Hierauf wurde auch Bern in den ewigen Bund aufgenommen. Nach diesem Frieden muthete Albrecht den Zugern zu, dem Schweizerbunde abzuschwören. Da diese es aber verweigerten, klagte der Herzog beim Kaiser, welcher für Oesterreich entschied, den Bund für ungültig und den Reichskrieg gegen die S. erklärte. Wirklich erschien der Kaiser an der Spitze eines Reichsheeres vor der Stadt Zürich. Das ganze Heer zählte an 44,000 Mann, gegen welche die Züricher nur 4000 Mann aufbringen konnten. Doch kam den Zürichern der Zwiespalt im deutschen Heere zu Gute, indem die Deutschen nur ungern für Oesterreich das Schwert zogen. Die Züricher machten häufig Ausfälle, doch weniger, um die Belagerer zurückzutreiben, als vielmehr Bekanntschaften anzuknüpfen u. gegen Oesterreich aufzureizen. Als sie darauf eine Botschaft an den Kaiser sandten und dieser die Gerechtigkeit der von den Schweizern verfochtenen Sache erkannte und den Widerwillen der deutschen Reichsfürsten gegen diesen Kampf bemerkte, zog er mit seinem Heere ab und ließ Herzog Albrecht allein zurück. Dieser schloß daher 1356 einen Vertrag mit Zürich, mit dem es indeß darauf abgesehen war, die Eidgenossen zu entzweien. Zwar befahl der Kaiser, daß Zug und Glarus dem Bunde entsagen sollten; diese Städte wurden jedoch, da mehre Eidgenossen in Folge österreichischer Intriguen schon anfingen, zaghaft zu werden, schnell von den Schwyzern besetzt und der alte Bund aufs Neue befestigt, worauf Zürich 1357 mit Oesterreich einen Frieden und Bund, den thorbergischen Frieden, schloß, so genannt nach dem Freiherrn von Thorberg, der ihn zu Stande brachte. Die nun folgenden Friedensjahre benutzten die Eidgenossen, ihr Hauswesen zu ordnen, die Gewerbe in Flor zu bringen, Geld zu sparen, um neue Gerechtsame ankaufen zu können. Auch andere Städte, die noch außerhalb der Eidgenossenschaft standen, erweiterten unter ihren alten weltlichen und geistlichen Oberherren die hergebrachten Besitzthümer, wie Schaffhausen, Basel, Lausanne, St. Gallen, Biel und Solothurn. Die Gewalt der Bischöfe und Grafen ward durch fortwährenden Zwiespalt schwach, ihr Reichthum durch beständige Kriege erschöpft, und dies half dem Volke mehr zu seiner Befreiung, als Gewalt. Wo aber einer der schweizerischen oder sonst befreundeten Orte in Noth oder Kriegsgefahr gerieth, eilten die Eidgenossen freudig zu Hülfe. Unter diesen waren Zürich und Bern nach wie vor die angesehensten und einflußreichsten Glieder. Nach dem Tode Herzog Albrechts I. (1358) waren dessen schwäbische und schweizerische Besitzungen an seinen jüngern Sohn, Leopold III., gefallen, der ebenso wie seine Vorfahren die Eidgenossen haßte, denen er die Schuld beimaß, daß seine Unterthanen über den schweren Druck der Landvögte murrten. Die Städte am

Rhein, in Schwaben und Franken hatten einen Bund gegen die Angriffe und Beeinträchtigungen der Landesherren geschlossen, u. ihnen hatten sich auch die Städte Bern, Solothurn, Zürich und Zug zugesellt. Herzog Leopold, der wohl einsah, wie gefährlich ihm dieser Städtebund werden konnte, suchte ihn durch Trennung zu schwächen. So lange er mit den deutschen Städten in Fehden lebte, suchte er die schweizerischen durch vortheilhafte Anträge abzuhalten, mit seinen Feinden sich zu vereinigen. Als ihm jedoch die Trennung seiner Widersacher gelungen war, machte er mit den deutschen Städten Frieden, hielt aber von den Versprechungen, die er den schweizerischen gemacht hatte, nichts, sondern bot, geringfügigen Anlaß zum Vorwand nehmend, seine Landsleute und Bundesverwandten auf, die ihm auch willig Zuzug brachten, da sie in den Bürgern und Landleuten der S. die gefährlichsten Feinde ihres Standes erblickten. 167 geistliche und weltliche Herren kündigten den Eidgenossen Krieg an. Diese hielten einen Tag, wo Alle erschienen, bis auf Bern, dessen Waffenstillstand mit Oesterreich noch nicht ganz abgelaufen war. Alle griffen zu den Waffen, manche Burg ward gebrochen. Herzog Leopold zog mit dem Hauptheere von Baden aus durch das Aargau herauf über Sursee nach Sempach, einen andern Theil hatte er unter Bonstetten zurückgelassen, um die Zuger und Züricher zu bedrohen und sie von der Vereinigung mit den übrigen Eidgenossen abzuhalten. Als er am 9. Juli 1386 bei Sempach ankam und die Eidgenossen schon in der oberen Gegend versammelt fand, befahl er, ohne sein Fußvolk abzuwarten, den Tausenden von Rittern, abzusteigen und in einer geschlossenen Reihe mit ihren Speeren auf die Eidgenossen einzudringen. Die Eidgenossen aber, obwohl nur 1400 Mann stark, stürzten muthig gegen die Eisenschaar hinan, doch vermochten sie dieselbe nicht zu durchbrechen und erlitten schweren Verlust. Erst Arnold von Winkelrieds Selbstaufopferung gab ihnen den Sieg in die Hand; 656 Grafen, Herren und Ritter, unter ihnen Herzog Leopold III. selbst, 4000 von dem niedern Adel und Reisige bedeckten das Schlachtfeld. So ward durch die *Schlacht bei Sempach*, den 9. Juli 1386, die Freiheit der Eidgenossenschaft aufs Neue gesichert, der Ruhm der Schweizer stieg u. das dadurch erstarkte Bewußtseyn ihrer Kraft ließ sie auch aus den später durch neue Angriffe auf ihre Freiheit veranlaßten Kämpfen siegreich hervorgehen. Herzog Leopold IV., genannt der Stolze, wollte den Tod seines Vaters rächen und setzte den Krieg durch einzelne Streifzüge fort, doch hatte Oesterreich die Kraft verloren, den Eidgenossen gefährlich zu werden, und der Bund stand fester als je, zumal da auch Bern nun am Kampfe Theil nahm. Letzteres verheerte die Schlösser des Adels im freiburger Land, zwang das Obersibenthal, sich in seinen Schutz zu begeben, schlug auf dem *bümplitzer Felde* ein Heer der Freiburger und wußte sich im Besitz des unterworfenen Oberlandes zu behaupten. Auch Zürich und Luzern verwüsteten das österreichische Gebiet. Darauf eroberten die Eidgenossen für Glarus die Stadt Wesen am wallenstädter See und setzten daselbst einen Schirmvoigt ein. Durch Vermittelung der Reichsstädte kam ein Friede auf $1^1/_2$ Jahre zu Stande, der nach Verlauf dieser Zeit noch auf 1 Jahr verlängert wurde, aber, weil ihn beide Theile oft verletzten, der *böse Friede* hieß. Nachdem die Oesterreicher Wesen durch Verrath wieder in ihre Gewalt gebracht, begannen sie Krieg mit Glarus und besetzten alle Pässe, um die Glarner durch Hunger zu bezwingen. Schon waren diese geneigt, selbst auf harte Bedingungen sich zu ergeben; als aber die Entsagung vom ewigen Bunde und die Verzichtleistung auf alle Freiheiten von ihnen verlangt ward, änderten sie entschlossen ihre Gesinnungen. Mit 500 Bauern vertheidigte Matthias am Büel den Paß bei *Näfels* gegen ein anrückendes Heer. Endlich gezwungen, ihn aufzugeben, nahm er eine Stellung am *Rüti*. Hier schleuderten die Glarner am 9. April 1388 von der Höhe einen Hagel von Steinen auf die Reiterschaaren des Feindes, daß seine Reihen brachen, dann stürzten sie selbst auf ihn herab und jagten ihn bis Wesen. Noch 2500 der Feinde wurden auf der Flucht erschlagen; viele kamen durch den Einsturz der Brücke zu Wesen um, und Wesen selbst wurde zur Strafe des Verraths verbrannt. Die Berner rissen Büren, Nidau und Untersee an sich und erfochten einen Sieg über die Freiburger; dann verheerten sie das Aargau, auch Zürich und Zug machte Streifzüge im österreichischen Gebiete. Dadurch bewogen, schlossen die Herzöge von Oesterreich mit den Eidgenossen 1389 *Frieden zu Zürich* auf 7 Jahre. Alles bisher Eroberte blieb in den Händen der Eidgenossen, mit Ausnahme der Stadt Wesen, die zurückgegeben wurde. Eine Kriegsordnung (*sempacher Brief*), die hierauf für die 8 Orte der Eidgenossenschaft festgestellt wurde, bestimmte, daß fürder Keiner eigenmächtig Krieg zu beginnen das Recht habe; wurde er dagegen angegriffen, so sollten Alle dem Einen helfen. Im Jahre 1394 schloß das Haus Oesterreich einen neuen Frieden mit der Eidgenossenschaft auf 20 Jahre. Durch die langen Kriege und durch Erbvertheilungen geschwächt, boten die Herzöge von Oesterreich nun selbst mehre ihrer Güter den Eidgenossen zum Kauf an, und auch der Adel veräußerte viele Güter und Rechte, während die Prälaten mit den Eidgenossen in den Bund traten oder das Bürgerrecht in eidgenössischen Städten, besonders in Zürich, annahmen. Der Krieg der Appenzeller gegen Oesterreich (s. *Appenzell*) ließ auch die Eidgenossen nicht ganz unberührt, und nachdem derselbe 1408 durch einen Waffenstillstand beigelegt worden, schloß Appenzell einen Bund mit den eidgenössischen Kantonen. Obwohl die Herzöge von Oesterreich 1412 abermals einen Frieden auf 50 Jahre mit den Schweizern geschlossen, so war derselbe doch wieder nicht von langer Dauer; denn Kaiser Siegmund forderte die Schweizer 1414 auf, den mit der Acht belegten Herzog Friedrich von Oesterreich zu bekriegen. In Folge davon fielen alle österreichischen Besitzungen in der S. nach und nach in die Hände der Eidgenossen, die das eroberte Land als gemeinsames Eigenthum der Eidgenossenschaft verwalten ließen. Das Erlöschen des Geschlechts der Grafen von Toggenburg (1436) veranlaßte den *toggenburger Krieg*, da mehre Orte auf dessen

Verlassenschaft Ansprnch machten. Zürich wollte Erbe seyn, weil der letzte Sprößling bes Geschlechts das Bürgerrecht dieser Stadt gehabt, Schwyz dagegen, weil er dessen Landrecht besessen hatte; außer diesen forderte der Kaiser die ehemaligen Reichslehen, Oesterreich die Pfandschaften, die Wittwe Witthum und Allod, viele verwandte Adelige die Stammlehen; auch Glarus und Bern wollten erben. Währenb aber die Uebrigen um die Erbschaft stritten, griffen Zürich und Schwyz zu, um sich in den Besitz der toggenburgischen Länder zu setzen. Obwohl die Kirchenversammlung zu Basel 1439 einen Waffenstillstand zwischen beiden vermittelte, so kam es doch 1439, da Zürich die Bergkantone durch bie Kornsperre bedrängte, bei Pfäffikon zum Kampf. Derselbe endete zum Nachtheil Zürichs, welches nun allen Ansprüchen auf das toggenburgische Land entsagen mußte. Auch der 1443 von den Zürichern, die sich selbst mit Oesterreich verbanden, wieder aufgenommene Kampf endete nicht glücklicher für sie; am 27. Juli von ben Eidgenossen bei St. Jakob an der Siel geschlagen, mußten sie zu Baden Friedensverhandlungen anknüpfen, die am 2. März 1444 zu einem Vertrag führten, nach welchem Zürich sich von Oesterreich trennen sollte. Die Züricher genehmigten aber diese Bedingungen nicht, ließen ihre Bevollmächtigten hinrichten und nannten diesen Vertrag den faulen Frieden. Kaiser Friedrich hatte jetzt die Verpflichtung, den Zürichern Beistand zu leisten; da aber seine Hausmacht dazu nicht hinreichte, so schloß er mit Frankreich einen Vertrag, nach welchem ihm dieses ein Hülfsheer von 8—10,000 Mann Soldkriegern (Armagnaken, s. d.) senden sollte. König Karl VII. sandte aber dem Kaiser 50,000 Mann durch das Elsaß zu. Die Eidgenossen wollten, ehe sie sich dieser Macht entgegenstellten, Zürich überwältigen und belagerten es mit 20,000 Mann, die Züricher vertheidigten sich aber aufs Tapferste. Die Adeligen, welche die baldige Ueberwältigung der Eidgenossen hofften, hielten damals mit ihrem Hasse gegen dieselben gar nicht zurück. So überfiel der Freiherr Thomas von Falkenstein, obgleich er das Bürgerrecht zu Bern und Brugk genommen hatte, die Stadt Brugk, plünderte und verbrannte sie u. führte die angesehensten Bürger mit fort. Dafür brachen die Eidgenossen seine Burg Gösgen unb belagerten ihn in Farnsburg. Als darauf das Heer der Armagnaken herannahte, sandten die Belagerer zu dem vor Zürich stehenden Heere u. forderten Verstärkung. Es wurden ihnen aber nur 600 Mann zugesandt. Mit diesen vereinigten sich noch 900 von denen, welche vor Farnsburg standen, und gingen, wider den Willen ihrer Hauptleute, dem feindlichen Heere entgegen. Bei dem Dorfe Prattelen trafen sie den 26. August 1444 auf eine Vorhut von 8000 Mann unter dem Grafen Saneerre, die sie sogleich in die Flucht schlugen. Die Flüchtlinge zogen sich in die Verschanzungen bei Muttenz zurück, wo ein zweiter Heerhaufe von 12,000 Mann unter bes Grafen Dammartin Befehl stand. Auch diese zwangen sie, die Schanzen zu verlassen, und jagten sie über die Birs. Ungeachtet des bestimmten Befehls, den Fluß nicht zu überschreiten, erstürmten die Schweizer das jenseitige steile Ufer unb trafen nun auf das Hauptheer des Dauphins. Von allen Seiten vom Feinde umgeben, verschmähten sie alle angebotene Schonung. 500 Mann wurden erschlagen; die übrigen aber brachen sich einen Weg durch die Feinde und erreichten das Siechenhaus zu St. Jakob. Die Baseler sandten ihnen 3000 Mann zu Hülfe, doch mußten dieselben, da sie nicht durch den Feind zu dringen vermochten, wieder umkehren. Am Siechenhaus aber vertheidigten sich die Eidgenossen mehre Stunden lang gegen das feindliche Heer mit größter Tapferkeit, schlugen noch Tausende nieder und erlagen nicht eher, als bis das Siechenhaus in Flammen stand und Alle, bis auf 17, die burch einen Zufall sich erretteten, erschlagen waren. Der Dauphin zog sich darauf mit seinem Heere in die Rheingegenden zurück und schloß am 28. Okt. zu Ensisheim 1444 Frieden und Bündniß mit den Eidgenossen. Der Krieg der Eidgenossen gegen Oesterreich und den Adel währte noch mehre Jahre fort, doch wurde er mehr in Streifzügen unb Plünderungen, als in großen Unternehmungen geführt u. am 13. Juli 1450 ebenfalls durch einen Frieden beendigt. Der Bund der Züricher mit Oesterreich sollte aufgelöst seyn; Zürich ließ den Schwyzern, was es ihnen zu Anfang des Krieges abgetreten hatte, behielt aber die Grafschaft Kyburg. Bern behielt die österreichischen Eroberungen in Aargau, Baden u. die freien Aemter behielten die Eidgenossen gemeinschaftlich. Toggenburg erhielt der Freiherr von Raron. Schon wurde die Eidgenossenschaft als ein selbstständiger Staat betrachtet und mit dem Gesammtnamen Schweiz bezeichnet. Da jetzt Friede im Innern herrschte, so fochten die Eidgenossen oft als Bundesfreunde für Sold auswärtiger bedrängter Städte und Herren. In Folge der Beleidigung des berner Bürgers Plappart durch kostnitzsche Patricier entstand 1458 der Plappartskrieg, indem die Eidgenossen Kostnitz besiegten. Ein weit gefährlicherer Feind, als alle bisherigen, aber erstand den Eidgenossen in dem Herzog Karl dem Kühnen von Burgunb. Derselbe hatte auf sie von je wegen ihres Auflehnens gegen Fürsten und Adelsgewalt einen Groll gehegt; jetzt aber stieg sein Zorn aufs Höchste, als sie mit König Ludwig XI. von Frankreich einen Bund schlossen und sich zur Stellung von Kriegern verpflichteten. Der Herzog Siegmund von Oesterreich hatte, von Geldnoth gedrückt, seine Herrschaft im Elsaß Karl dem Kühnen für 80,000 Fl. verpfändet und Karl die Verwaltung dieser Lande seinem Statthalter Peter von Hagenbach übertragen, einem wilden Gesellen, der auf Befehl seines Herrn die Schweizer fortwährend reizte. In Folge dessen schloß Bern am 10. Januar 1474 im Namen aller Eidgenossen ein Vertheidigungsbündniß, und am 3. April dieses Jahres kam die sogenannte ewige Richtung zwischen Oesterreich und den Eidgenossen zu Stande, in der sie wechselseitig dem alten Haß entsagten, um gemeinsam gegen Burgund zu stehen. Die Schweizer kamen mit dem Angriff zuvor; im Vereine mit den Söldnern Oesterreichs und den elsassischen Reichsstädten zogen sie vor Ericourt und schlugen die Burgunder, wobei 2500 todt blieben

Im folgenden Jahre (1475) überschritten sie den Jura, besetzten Orbe, Granson, Wiflisburg, Lausanne, das ganze damals noch savoyische Waadtland und machten einen Bund mit Wallis, damit es keine Lombarden mehr durch die Alpenpässe durchlasse. Als aber Karl den Feldzug von 1476, mit seiner ganzen Macht (60,000 Mann) über Besançon anrückend, eröffnete, sahen sich die Schweizer vergeblich nach ihren Verbündeten um. Die Oesterreicher stellten keinen Mann, ja Siegmund griff sogar das zu Graubündten gehörige Engadin an. Außer den Eidgenossen schickten nur die Straßburger ihr Banner, um Theil zu nehmen an unsterblichen Siegen. Die Schweizer räumten das Waadtland und hielten nur Yverdun und Granson besetzt. Yverdun wurde durch Ueberfall genommen, in Granson aber vertheidigte sich die Besatzung 10 Tage lang gegen die ganze burgundische Macht. Als sie sich endlich um freien Abzug ergab, lud Karl schmählichen Wortbruch auf sich und ließ 80 von ihnen hängen, die übrigen 200, an lange Seile gereiht, im nahen See ersäufen. Da kamen am 3. März die entrüsteten Eidgenossen auf engem Pfad aus den Bergen, stürzten sich unverzagt auf die Ueberzahl der Feinde und erfochten den glänzenden Sieg bei Granson. Der Burgunder, brennend vor Begierde, die Schmach zu rächen, bekam inzwischen aus Savoyen und Italien großen Zuzug, und bald stand er mit noch größerer Macht als vorher (60,000 Mann und 150 Stück Geschütz) von Neuem im Felde. Unter den Mauern von Murten kam es am 22. Juni 1476 zu einer abermaligen blutigen Schlacht, in der die Schweizer wieder siegten; 15,000 Feinde blieben auf dem Schlachtfelde, eben so viele kamen auf der Flucht um. 12,000 Mann Schweizer zogen darauf zur Eroberung des Waadtlandes aus. Genf und Savoyen baten um Frieden, bezahlten die Kriegskosten und traten ein beträchtliches Gebiet ab. Der gedemüthigte Herzog sann aber von Neuem auf Rache. Lothringens Haupt Nancy wollte er gänzlich zerstören und brachte die Bürger zur Verzweiflung, da sie trotz ihrer tapfern Gegenwehr schier dem Hungertode erlagen. Da trat ihr Herzog René weinend vor die Eidgenossen, und diese brachen zum vierten Male auf, um Karl den Kühnen als einen „Hasser gemeiner tütscher Nation" gänzlich zu verderben. Am 5. Jan. 1477 kam es bei Nancy zur Schlacht, worin Karl Schlacht und Leben zugleich verlor. Auch die Oesterreicher waren diesmal, da für den Burgunder nichts mehr zu hoffen war, mit den Eidgenossen gezogen; Ludwig XI. aber schickte diesen 24,000 Gulden nebst höflichem Dank. Durch solche glorreiche Thaten erwarben sich die Schweizer den höchsten Ruhm der Tapferkeit; aber mit dem Glücke schlich sich auch das Verderben bei ihnen ein. Schon über die Theilung der burgundischen Beute geriethen sie in heftigen Streit, und als Solothurn und Freiburg in die Eidgenossenschaft aufgenommen seyn wollten, fürchteten die Hirten ein Uebergewicht der Städte und setzten sich trotzig dagegen. Auf der Tagsatzung zu Stanz war man schon im Begriff, zum Schwert zu greifen, als der fromme Einsiedler Niklas Löwenbrugger, genannt von der Flue, die Erbitterten zur Einigkeit ermahnte u. durch seiner Rede Kraft und Milde alle Herzen versöhnte. Noch an demselben Tage (22. Dec. 1481) ward das Stanzer Vorkommniß geschlossen, wodurch Solothurn und Freiburg in die Eidgenossenschaft aufgenommen, alle frühern Verträge bestätigt u. Anordnungen getroffen wurden, künftig dergleichen Zwistigkeiten zu vermeiden. Gleichwohl blieben die bösen Folgen des raschen Glücks, Uebermuth u. Geiz, nicht aus. An die Ehre des Kriegs gewöhnt, scheute das junge Volk die Arbeit. Man zählte in einem Jahre 1500 Räuber u. Mörder, die in der Eidgenossenschaft hingerichtet wurden. Eine „thorechte Gesellschaft" mit einem „Sew-Panner" zog auf eigene Hand aus den Waldstädten wider Genf u. ertrotzte ein Geldgeschenk von 24,000 Gulden. Recht zum Heile der fortdauernden innern Zerwürfnisse drohte von außen wieder Gefahr. Kaiser Maximilian forderte nämlich die Schweizer, indem er sie dem deutschen Reiche, dem sie, wenn auch mit sehr lockern Banden, noch angehörten, wieder ganz zuführen wollte, auf, dem ewigen Landfrieden beizutreten, sich dem Kammergericht zu unterwerfen, ihre Krieger aus den französischen Diensten abzurufen, keine Kriege gegen Reichsstände zu führen, ein Heer gegen die Türken zu stellen &c., und verleibte ihr Land dem schwäbischen Kreise ein. Gegen diese Verbindung wie gegen jene Forderungen sträubte sich aber die Eidgenossenschaft entschieden. Sie mißtraute eben so sehr den schwäbischen Städten, die stets eine falsche Neutralität beobachtet hatten, als den Fürsten und Rittern, ihren Erbfeinden. Auch lag ihr Frankreich beständig im Ohr, sich völlig vom Reiche abzulösen. Als nun die Graubündtner mit den Oesterreich gehorchenden Tyrolern in Grenzstreitigkeiten geriethen, in deren Folge sie in die Eidgenossenschaft traten, erklärte der erzürnte Kaiser den Schweizern den Krieg. Diese schlossen im Frühjahr 1499 einen Bund mit Frankreich, brachen aus ihren Bergen hervor und blieben Sieger in 10 blutigen Gefechten. Auch als der Kaiser selbst auf dem Kampfplatze erschien, erwehrten sie sich des Feindes auf allen Punkten und siegten entscheidend auf der Malserheide im Vienstgau, 8000 Mann stark über 12,000 Oesterreicher, von denen 4000 blieben. Nach einer abermaligen Niederlage bei Dornach an der Birs mußte sich endlich der Kaiser entschließen, Frieden zu machen, der am 22. September 1499 zu Basel geschlossen ward. Die Schweizer behielten das Thurgau, und ihre früheren Rechte und Eroberungen wurden ihnen bestätigt; Basel und Schaffhausen traten zur Eidgenossenschaft, und letztere wurde dem Kammergericht nicht unterworfen. Die S. hing fortan nur noch dem Namen, nicht mehr der That nach mit dem deutschen Reiche zusammen, und ihre Freiheit blieb seit dem Friedensschluß zu Basel fast 3 Jahrhunderte lang, bis zum französischen Revolutionskrieg herab, unangefochten. Sicher in ihren eigenen Grenzen, lieh sie jetzt ihre tapfere junge Mannschaft den meistbietenden Fürsten zu den Kriegen in Italien. Schon früher hatte sie Karl VIII. zur Eroberung Neapels ersprießliche Dienste geleistet; um so eifriger suchte ihre Hülfe jetzt Ludwig XII. zu seinem Kriegszug gegen Mailand. Die drei

wälschen Voigteien Palenza, Riviera und Bellinzona, die ihnen Ludwig XII. für die Feldzüge versprochen, wurden ihnen vorenthalten, und schon waren sie auf dem Wege, sie mit Gewalt zu nehmen, als sie sich mit Bellinzona allein abfinden ließen, einer Stadt, die ihnen wegen des Vieh- und Getreidehandels sehr wichtig war. Im Jahre 1503 begleiteten wiederum einige Tausend Reisläufer, selbst gegen das Verbot ihrer Obrigkeiten, Ludwig XII. nach Neapel, von denen nur wenige zurückkehrten. Nichts desto weniger ließen sie sich 1509 von Neuem anwerben zu dem Feldzuge gegen Venedig; auch kamen sie dies Mal mit Geld und Beute beladen zurück. Dennoch stockten von nun an die Wanderungen der Eidgenossen in dem Solde der Franzosen nach Italien. Man fing an mit der Bezahlung zu knausern, oder bezahlte gar nicht, auch widerfuhren ihnen bei mehren Gelegenheiten mancherlei Beschimpfungen. Als ihnen darauf der Bischof Matthäus Schinner von Sitten, ein geschworner Feind der Franzosen, als päpstlicher Legat eine 5jährige Verbindung mit dem Papst für Geld und andere Belohnungen antrug, um seine Truppen die Franzosen aus Italien vertreiben zu helfen, faßten sie auf der helvetischen Tagesleistung 1510 den Entschluß, sich von den französischen Heeren ganz zu trennen. Im Jahre 1512 brachen 20,000 Eidgenossen nach Italien auf, vertrieben Ludwig XII. aus Mailand, führten den jungen Maximilian Sforza in sein Erbherzogthum zurück und erwarben der Eidgenossenschaft die Herrschaften Lugano, Locarno, Mendrisio und Val Maggia. Zur Vertheidigung des Herzogs schlugen sie die Franzosen noch in demselben Jahre bei Novara und kehrten darauf mit reicher Beute beladen nach Hause zurück. Auf die erste Nachricht von Franz' I. beabsichtigtem Angriff auf Mailand besetzten die Eidgenossen alle Pässe nach Italien; doch wußten die Franzosen durch geheime Zugänge über die Alpen zu kommen. Die päpstlichen Völker gaben sich sogleich gefangen; viele Eidgenossen, über ihre schlechte Bezahlung unzufrieden, verließen Mailand, oder machten wohl gar Verträge mit dem jungen französischen König gegen den Herzog von Mailand. Nur die Truppen dreier Kantone wankten nicht und griffen, durch die Feuerreden des Bischofs von Sitten zu kriegerischer Wuth entflammt, die französische Armee bei Marignano allein an. Die Abendsonne beleuchtete das blutige Gemetzel, das zum Theil in der Nacht fortgesetzt wurde und mit dem Morgen (14. Sept.) frisch begann. Man kämpfte bis Mittag, noch schwankte die Schlacht, da erschienen die Venetianer und fielen den Schweizern in den Rücken. Besiegt, aber Achtung gebietend, zogen sie sich, die Verwundeten in ihrer Mitte, zurück und kehrten, verlassen von dem Unterkönig von Neapel und dem päpstlichen Feldherrn, die ihnen vermöge des Vertrags hätten zu Hülfe kommen sollen, voll Unwillen aus Italien in ihre Heimath. Im Jahre 1516 traten sie (Zürich allein ausgenommen) mit Frankreich zu Freiburg in eine ewige Verbindung. Auch mit dem Kaiser ward (1516) die frühere Erbvereinigung, die bis auf die neuesten Zeiten bestanden hat, erneuert und mit Savoyen (1521) ein Bündniß geschlossen. Seit dem freiburger Frieden verlor Helvetien aber allen Einfluß auf die allgemeinen Staatsangelegenheiten von Europa, theils durch die innern Unruhen, welche aus der Reformation entsprangen, theils durch die Uebermacht ihrer Nachbarn. Nur noch einmal traten die Eidgenossen in Italien auf; ein Theil derselben half Karl V. das Herzogthum Mailand erobern und Franz I. entreißen, so wie ein anderer Theil von ihnen mit dem französischen König die Niederlagen bei Bicocca (20. April 1522) und Pavia (24. Februar 1525) theilte. Aus Neigung und des Vortheils wegen, wie aus Furcht hingen nach dieser Zeit die Eidgenossen meist an dem Interesse von Frankreich. Inzwischen war 1513 Appenzell als Mitstand gesammter Eidgenossen anerkannt worden und die Eidgenossenschaft der 13 Orte somit vollendet. Es waren dies: Schwyz, Unterwalden, Uri, Luzern, Zürich, Zug, Glarus, Bern, Freiburg, Solothurn, Basel, Schaffhausen und Appenzell. Außerdem waren St. Gallen, Wallis und Graubündten als zugewandte Orte anerkannt; später traten auch Genf und Neuenburg hinzu.

Die Kirchenverbesserung, die von Zürich ausging und dessen Werk im eigentlichsten Sinne war, wandte die Aufmerksamkeit der Eidgenossen ausschließlich auf ihre inneren Angelegenheiten hin und war zwei volle Jahrhunderte lang der Haupthebel aller Bewegungen in der S. In Folge derselben theilte sich die S.; in Uri, Schwyz und Unterwalden hielten Bischöfe, Aebte und Priester das Ansehen des Papstes aufrecht; in Luzern hatte man sich noch für keine Partei entschieden; zu Bern hingegen, Zug, Freiburg, Solothurn Basel und Schaffhausen stimmten die obern Stände für die neue Lehre, während das Volk noch an dem Glauben seiner Väter hing; nur in Zürich waren Vornehme und Niedere der neuen Lehre zugethan, und diese Stadt konnte es wagen, ohne Widerstand zu besorgen, die Kirchenverbesserung öffentlich einzuführen (1523). Dem schnellen Fortgange der Reformation thaten eben sowohl die dogmatischen Streitigkeiten zwischen den Reformatoren, als die von den schwärmerischen Wiedertäufern veranlaßten Unruhen Eintrag. Unter dem Vorgeben, die öffentliche Ruhe müsse gesichert werden, traten Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Freiburg mit Wallis unter dem Schutz des Königs von Spanien in ein Bündniß; Zürich stellte diesem (1528) ein sogenanntes christliches Bürgerrecht entgegen, für das sich die allmählig für die Reformation reif gewordenen Eidgenossen Bern, Basel, Schaffhausen und St. Gallen erklärten. So war die ganze S. in Gährung gesetzt und zwischen der alten und neuen Lehre getheilt: Zürich und Bern ließen durch Abgeordnete zur Annahme der neuen Lehre, und die fünf Orte (Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Freiburg) zur Beibehaltung des alten Glaubens ermuntern; die Züricher vertrieben den Abt von St. Gallen, weil Niemand zugleich Geistlicher und Fürst seyn könne, die fünf Orte dagegen setzten einen Landvoigt in Baden mit gewaffneter Hand ein; die Züricher befürchteten von ihm die Unterdrückung

der neuen Lehre; die fünf Orte klagten über Gewalt, welche man gegen Anhänger des alten Glaubens in dem Beispiel des Abts von St. Gallen verübe: beide zogen ihre Heere zusammen; 24,000 Mann standen bei Kappel zum Kampfe gerüstet einander gegenüber. Zum Blutvergießen kam es jedoch dieses Mal noch nicht. Der Landamman Aebeli verwandelte noch durch rührende Vorstellungen den ersten Kapplerkrieg kurz vor seinem Ausbruch in den ersten Landfrieden, bei dessen Abschließung sich die beiden Parteien gelobten: Niemand sollte zur Religion gezwungen, auch der Bund mit Spanien aufgehoben werden. Nach dem Kapplerfrieden nahm die Reformation einen schnellern Fortgang in der S. und drang selbst in Gegenden, wo sie vordem heftigen Widerstand gefunden hatte, wie nach Solothurn. Desto mehr stieg die Erbitterung der fünf Orte. Sie klagten, daß Zürich und Bern durch List und Gewalt den alten Glauben verdrängten und Zürich gesetzwidrig die Rechte des vertriebenen Abts von St. Gallen ausübe. Als nun Zürich und Bern gar noch dem Freiamt und Thurgau den Kornmarkt abschlugen, so fielen die fünf Orte unvermuthet in das züricher Gebiet ein und schlugen die ihnen in unordentlichen Haufen in Eile entgegengestellte Mannschaft, und wer unter den Verwundeten nicht auf der Stelle die neue Lehre verleugnen wollte, wurde auf dem Schlachtfeld ermordet. Auch Zwingli fiel in dieser Schlacht bei Kappel (1531). Die Züricher suchten sich zwar von dieser Niederlage mit Hülfe der übrigen Orte des christlichen Bürgerrechts wieder aufzuraffen, erlitten aber auf dem Berg Guben bei Menzingen abermals eine blutige Niederlage und mußten 1532 den zweiten Landfrieden schließen, den auch die Berner unterschrieben. Wie aber der erste Landfriede der Reformation schnell fortgeholfen hatte, so gebot ihr der zweite schnellen Stillstand: durch ihn wurden der Kirchenverbesserung in der deutschen S. die Grenzen gesetzt, die sie nach der Zeit behalten hat. So weit die Macht der fünf Orte reichte, führten sie mit Gewalt wieder den alten Glauben ein. Der Abt von St. Gallen zog wieder mit seinen Mönchen in seine Abtei zurück; Solothurn und die Stadt Rottwyl, welche mit den Eidgenossen im Bunde stand, mußten nach den Friedensartikeln wieder zu dem alten Glauben zurückkehren und mancher Neugläubige sein Vaterland verlassen. In die südliche S. kam die Reformation durch Bern. Calvin vollendete hier das von Farel begonnene Werk der Reformation. Des Herzogs von Savoyen Angriff, der Genf (s. d.) seine Freiheit entreißen sollte, kostete dem Herzog sein eigenes Land; denn Bern eroberte das ganze Waadtland und einen Theil von Savoyen am Genfersee, die Walliser den an ihr Land angrenzenden Theil, die Freiburger, von den Bernern zur Theilnahme an dem Krieg eingeladen, Remont und Rue, Genf einige savoyische Dörfer. Diese Eroberungen wurden erst 1564 bei der Restitution des Herzogs Emanuel Philibert zurückgegeben, nur Bern behielt das Waadtland. Die katholischen Orte vergaßen indeß den evangelischen Eidgenossen ihren Abfall von der alten Lehre nie. Mit Mißgunst sahen sie unter den letztern, besonders in Bern, Zürich, Basel, Genf, durch Fleiß und bessere Erziehung, durch Künste, Wissenschaft und fleißigere Kultur des Geistes Land und Menschen schöner aufblühen und ihre Städte besonders durch manche Ankömmlinge aus Frankreich und Italien, die der Religionshaß vertrieben hatte, Sitze des Bürgerfleißes, der Handlung und Gewerbe werden. Desto enger zogen sich die katholischen Eidgenossen auf sich selbst zurück: sie erneuerten ihre Bündnisse mit Frankreich, Mailand, Savoyen und dem Papst, und Rom und die hohe Geistlichkeit ließen es sich angelegen seyn, die in Helvetien übrig gebliebenen Kinder der alleinseligmachenden Kirche in ihrem Glauben zu befestigen. Um über ihr Seelenheil zu wachen, setzte der Papst, gleich nach der Annahme der tridentinischen Kirchenschlüsse, einen eigenen Nuntius nach Luzern; der Kardinal und Erzbischof von Mailand, Borromeus, ließ auf seine Kosten 40 Eidgenossen in Italien studiren, um an ihnen recht gelehrte Verfechter des katholischen Glaubens in Helvetien aufzustellen; um sich auch ihrerseits einer solchen Fürsorge werth zu machen, traten die römisch-katholischen Kantone mit Wallis, dem Bischof von Basel und dem Papst in einen Religionsbund (das goldene oder borromeische Bündniß genannt), den sie zu Luzern feierlich beschworen, um sich auf ewige Zeiten zur Treue gegen die katholische Kirche zu verpflichten. Mit Freuden schickten die katholischen Orte ganze Heere nach Frankreich, um den König und die Ligue in den Religionskriegen zu unterstützen. Die evangelischen Eidgenossen gaben an Religionseifer den katholischen nichts nach. Ihre Schriften athmeten evangelische Bigotterie und Religionshaß; schaarenweise eilten sie nach Frankreich, um ihre Glaubensgenossen gegen die Verfolgungen der Ligue zu vertheidigen; sie öffneten ihr Land den flüchtigen Hugenotten und unterstützten sie nach Kräften; aus lutherischer Bigotterie weigerten sie sich, den verbesserten gregorianischen Kalender anzunehmen, weil er vom Papst kam und sich die sieben katholischen Kantone an ihn hielten. Ueberhaupt mischte sich Religionsantipathie in alle Vorfälle in der S. bis in die neuesten Zeiten herab, und in Graubündten (s. d.) führte sie sogar zu einem blutigen Krieg. Mit ihren einheimischen Religionsunruhen genug beschäftigt, mischten sich die Eidgenossen in den 30jährigen Krieg nicht, ob er gleich bis an ihre Grenzen seine Zerstörungen verbreitete. Sobald sich aber derselbe zum Frieden neigte, veranlaßten Basel und Mühlhausen eine Gesandtschaft an den Friedenskongreß zu Münster, um die Anerkennung der helvetischen Freiheit vom Kaiser und Reich u. von den übrigen Frieden schließenden Mächten auszuwirken, und wirklich ward am 16. Mai 1647 die S. in einem kaiserlichen Dekret und darauf im 6. Artikel des Friedens selbst von den europäischen Fürsten für einen freien und vom Reich und dem deutschen Kammergericht unabhängigen Staat anerkannt.

Der dreißigjährige Krieg hatte indessen die Leidenschaften der Schweizer aufgeregt, ohne sie zum Ausbruch kommen zu lassen. Es geschah jetzt im schweizer Bauernkrieg. Zahllose deutsche Flüchtlinge, die ihre Reichthümer in den

sichern Alpen bargen, hatten Geld ins Land gebracht und Ueppigkeit erzeugt. Die spekulativen Städter begünstigten den Luxus des Landvolks, indem sie ihm Geld auf seine Güter liehen. Dadurch wurden die Bauern zu ihren Schuldnern gemacht, mithin deren politische Freiheit durch Privatabhängigkeit untergraben. Als nun nach der Rückkehr des Friedens in Deutschland mit den Fremden auch das Geld sich wieder verlief, ward den Bauern ihre neue Lage erst fühlbar. Im Jahre 1653 begann der Aufruhr im Entlibuch über Herabsetzung der Scheidemünze. Es ward ein Bund aller Bauern gestiftet und auf den 23. April 1653 eine allgemeine schweizerische Landsgemeinde nach Sumiswald im Bernischen berufen. In dem bald darauf ausbrechenden Kampfe siegte aber die größere Umsicht und List der Städter und Aristokraten. Nachdem die Bauern bei Wohlenschwyl mit großer Tapferkeit gekämpft hatten, nahmen sie die ihnen trugerischer Weise gemachten Friedensvorschläge an, sahen sich aber darauf ärgerem Druck ausgesetzt, als vorher. Ueber einzelne Haufen, welche mit den Waffen in der Hand gefangen wurden, erging ein schreckliches Gericht. Foltern, Hängen, Köpfen, Rädern, Viertheilen oder wenigstens Zungen- und Ohrenschlitzen, Verkaufen auf die venetianischen Galeeren, lange Kerker- und Arbeitsstrafen waren an der Tagesordnung. Nach außen blieben die Eidgenossen durch die ganze Regierung Ludwigs XIV. hindurch, während der Kriege ihrer mächtigen Nachbarn, bei ihrem System der Neutralität. Sie waren darauf bedacht, die Vortheile auszubeuten, die ihrer Industrie, ihren Künsten und Gewerben durch die bereitwillige Aufnahme der aus Frankreich und Piemont ankommenden Flüchtlinge, der Hugenotten und Waldenser, zuflossen. In derselben Neutralität verharrten sie auch standhaft während des spanischen Erbfolgekriegs, obgleich der Kaiser sowohl als Ludwig XIV. durch alle Künste der Unterhandlung die Eidgenossen auf ihre Seite zu ziehen suchten. Die Eidgenossen bedurften allerdings des Friedens mit dem Auslande, da um diese Zeit der Religionshaß in ihrem Innern wieder hervorbrach. Das Gotteshaus St. Gallen hatte die Grafschaft Toggenburg gekauft, wodurch die Toggenburger in weltlichen und kirchlichen Dingen in die drückendste Sklaverei geriethen. Der Abt zu St. Gallen hatte gewußt, ihnen durch List ihre Freiheitsbriefe aus der Hand zu spielen, leugnete darauf, daß sie je Freiheiten gehabt hätten, und übergab sie der willkürlichen Gewalt seiner Landvögte. Die Toggenburger riefen 1701 die Hülfe ihrer Schirmorte, Glarus u. Schwyz, gegen diese Tyrannei an. Der Abt verwarf ihre Vermittelung; er klagte über die Anmaßung beider Kantone bei der Tagsatzung und trat noch mehrer Sicherheit wegen mit dem Kaiser in ein Bündniß, dem er aber 1705 wieder entsagen mußte. Da die Streitigkeit bald die Gestalt eines ernsten Religionsstreites annahm, ließen Zürich und Bern durch eigene Gesandte den Abt von St. Gallen zu einer gütlichen Vereinigung mit den Toggenburgern auffordern. Der Kanton Schwyz sah diesen Schritt für einen Eingriff in seine Schirmrechte an und erklärte, daß er den Abt gegen die Anmaßungen der Züricher u. Berner mit gewaffneter Hand schützen würde. Der Abt von St. Gallen rüstete sich und besetzte (1711) seine Schlösser, deren sich darauf die Toggenburger wieder bemächtigten. Gleich darauf formirten sich die beiden kämpfenden Parteien. Zürich und Bern führten die Sache der Toggenburger, die fünf Orte aber die Sache des Abts. Die ersten erhielten bald die Oberhand in der Schlacht bei Bremgarten, genannt die Staudenschlacht, und der Abt von St. Gallen mußte sein Heil in der Flucht nach Schwaben suchen. Während man auf dem Schlachtfeld kämpfte, arbeitete Glarus mit den übrigen neutralen Kantonen zu Aarau an einem Frieden. Schon war er bis zum Abschluß gediehen, als die Katholiken, nur noch wüthender geworden und von den Mönchen gehetzt, in Masse über die Berner bei der Sinser Brücke herfielen und sie schlugen. 300 Berner wurden in der Kirche und auf dem Thurm von Merischwerden, wo sie sich lange vertheidigt, verbrannt, die Verwundeten von Hunden zerfleischt. Endlich kam es (den 25. Juli 1712) bei Villmergen, wo man sich schon einmal um gleicher Ursache willen geschlagen, zu einer zweiten Entscheidungsschlacht, in welcher aber die reformirten Kantone siegten. Die Züricher schlugen zu gleicher Zeit auf dem Richtenschweilerberg den auf sie gemachten Angriff siegreich zurück. Als nun beide Bundesgenossen unmittelbar darauf in das feindliche Gebiet einrückten, die Züricher in das zuger, die Berner in das luzerner Gebiet, machten Zug und Luzern Frieden, und die übrigen Orte unterschrieben ihn zu Aarau bald darauf (11. August 1712) zum großen Gewinn von Bern und Zürich und zur allgemeinen Beruhigung der S. Die fünf Kantone traten an Zürich und Bern ihre Rechte auf Baden, die untern freien Aemter und Rapperswyl ab; Bern ward in die Regierung des Thurgau's und Rheinthals aufgenommen, und statt des alten Landfriedens von 1531 ward ein neuer (1717) errichtet, der von nun an Bestand hatte.

Die Religionsverschiedenheit so wenig, als Oesterreich u. Frankreich störten seitdem den Frieden der Eidgenossen. Bei den Kriegen der Nachbarn, Oesterreichs, Frankreichs u. des deutschen Reichs bloß auf Sicherheit ihrer Grenzen unter Bewahrung einer strengen Neutralität bedacht, erschien die S. bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts nicht mehr auf den Kampfplätzen von Europa; ihre Streitigkeiten mit benachbarten Fürsten wurden durch Unterhandlungen, die Mißverständnisse unter einzelnen Kantonen durch Vermitteilung der übrigen beigelegt. Die Regierungen der Schweizerkantone hatten im ungestörten Besitz der Herrschaft nie an die Bedürfnisse des Volks und an zeitgemäße Veränderungen und Verbesserungen gedacht. Vielmehr waren die Bitten und Beschwerden des Volkes stets mit großer Härte zurückgewiesen worden. Als daher der Sturm der Revolution in Frankreich losbrach, ermangelten die Obrigkeiten alles Vertrauens und aller Anhänglichkeit der Schweizer, die nicht selten Lust zeigten, dem Beispiel der Franzosen zu folgen. Einzelne Regierungen, wie die von Zürich, Bern, Solothurn und Freiburg, schritten mit energischer

Strenge gegen die Empörungen ein. Frankreich gegenüber fuhr aber die S. fort, während des Revolutionskriegs die strengste Neutralität zu beobachten und durch alle Perioden der Revolution die unverdächtigsten Beweise ihrer friedlichen u. freundschaftlichen Gesinnungen gegen die französische Republik zu geben. Hatten doch die schwachen Regierungen sogar, als im Aug. 1792 die schweizerischen Soldkrieger in französischen Diensten ermordet wurden, nicht gewagt, eine Remonstration deshalb zu machen. Desto unerwarteter war für sie der revolutionäre Schlag, der die S. Ende 1797 traf. **Bruntrut**, der größere Theil des Bisthums Basel, war schon seit dem 23. März 1793 der französischen Republik einverleibt worden und blieb ihr nach dem Frieden zu Campo-Formio. **Erguel**, der kleinere Theil des Bisthums, der bisher unter die zugewandten Orte der Eidgenossenschaft gerechnet wurde, war in den letzten Tagen des Decembers 1797 nebst der Wohnung des Bischofs in der Stadt Basel von der französischen Republik in Besitz genommen worden. Zu gleicher Zeit äußerte ein anderer der zugewandten Orte, die Stadt **Mühlhausen**, weil sie sich von dem Gebiete des oberrheinischen Departements umschlossen und keine andere Wahl sah, das Verlangen, der französischen Republik einverleibt zu werden. Am 26. Dec. trat deshalb eine Tagsatzung zu Aarau zusammen, um im Fall einheimischer und auswärtiger Angriffe in Bereitschaft zu seyn. Der Fall trat schon zwei Tage nachher ein. **La Harpe** wiegelte die Einwohner des Waadtlandes auf, die ihnen von Bern und Freiburg widerrechtlich entzogenen u. von Frankreich ehedem garantirten Rechte, unter dem Beistand der französischen Republik, zurückzufordern, und fand damit bei den Waadtländern Gehör. Schon am 28. Dec. 1797 machte das französische Direktorium in einer Deklaration „die Mitglieder der Regierung von Bern und Freiburg persönlich verantwortlich für das Leben, die Freiheit u. das Eigenthum der Waadtländer, die wegen der Wiederherstellung ihrer alten Konstitution seine Garantie angerufen hätten". Zu gleicher Zeit näherten sich 15,000 Mann der italienischen Armee unter dem Vorwand ihres Rückmarsches nach Frankreich dem Waadtlande, und am 11. Jan. 1798 erklärte der französische Geschäftsträger zu Basel in einer Note: „sowie Oesterreich nach Graubünden Truppen ziehe, so werde Frankreich von der andern Seite her das Gleiche thun". Am Schlusse der Tagsatzung zu Aarau beschwor man am 1. Febr. 1798, als schon die Revolution zu Basel ausgebrochen war, die Erneuerung der ewigen Bünde, und Bern insonderheit versuchte, die Waadtländer durch einen Eid der Treue und Anhänglichkeit an sich, als ihren bisherigen Souverän, am 9. Jan. zu fesseln. Aber die dortigen Städte errichteten eigene Wohlfahrts- u. Sicherheitsausschüsse, auch Bürgerwachen. Gleich darauf forderte zuerst das Landvolk von Basel seine alten Rechte, und der Rath zu Basel mußte, um Blutvergießen zu verhüten, sich selbst an die Spitze der Revolution stellen und die Freiheit u. Gleichheit proklamiren. Am 26. Jan. ward das Waadtland von französischen Truppen besetzt, u. ein zweites französisches Heer unter Schauenburg stand in dem vormaligen Bisthum Basel und innerhalb der helvetischen Grenzen. Als die Regierung zu Bern sich an das pariser Direktorium wandte und sich erbot, alle Beschwerdepunkte zu heben, nur möchte es die französischen Truppen von seinen Grenzen zurückziehen, ließ das Direktorium, ohne seinem Antrag Gehör zu geben, ihm entbieten, erst müsse die bisherige Regierung in Bern ihre Gewalt unbedingt niederlegen, dann könne erst von Zurückziehen der französischen Truppen die Rede seyn, und ließ zugleich den Plan einer neuen Konstitution der S. als einer einzigen und untheilbaren Republik, mit einem Direktorium von 5 Mitgliedern, einer gesetzgebenden Gewalt von einem Senat und einem großen Rath, und dem Sitz der höchsten Staatsgewalt in Luzern, bekannt machen. Die aristokratischen Republiken der S. waren in ihrem Urtheil über die ihnen vorgeschriebene neue Konstitution getheilt; einige sahen sie für das einzige Rettungsmittel, andere für ihren unvermeidlichen Untergang an. In Kurzem aber wälzte sich die Revolution unter mehr oder weniger Widerstand nach Zürich, Luzern, Freiburg, Unterwallis, Solothurn u. Schaffhausen; nur Bern leistete ihr noch Widerstand. Die französischen Heere drangen daher von zwei Seiten, unter Brune als Obergeneral vom Waadtlande und unter Schauenburg von Basel her, in das Schweizergebiet ein. Bern versuchte Gegenwehr, aber es herrschte bei den Behörden und im Heere Verwirrung, und General Erlach versuchte in dem **Waffenstillstand zu Peterlingen** am 15. Februar ein Rettungsmittel. Er lief indessen ab und Erlach sah wohl ein, daß er mit 35,000 Mann eine Stellung von 35 Stunden nicht decken könne. Ueberdies bezeigten sich die Truppen unzufrieden, und nach Wiederbeginn der Feindseligkeiten, am 1. März, wurde Erlach nebst mehren Offizieren ermordet. Schauenburg aber nahm am 2. März Freiburg und Solothurn. Nach vier blutigen Tagen ward (5. März) auch Bern besetzt, der Schatz und das Zeughaus geplündert, große Kriegssteuern erhoben und der Kanton Bern in 4 neue Kantone: Leman, Oberland, Bern und Aargau, getheilt. Am 12. April versammelten sich die Repräsentanten von Aargau, Basel, Bern, Freiburg, Leman, Luzern, Oberland, Schaffhausen, Solothurn und Zürich zu Aarau und proklamirten nach dem Willen des französischen Direktoriums die **einzige und untheilbare repräsentative helvetische Republik** mit einer Centralregierung zu Aarau. 18 Kantone mit einer gleichen Verfassung sollten den neuen Freistaat bilden. Baden, Thurgau, Lugano, Bellinzona u. Wallis bildeten außer den 4 obigen und außer den alten Kantonen Luzern, Zürich, Glarus, Freiburg, Solothurn, Basel und Schaffhausen eigene Kantone; Schwyz, Uri, Unterwalden und Zug wurden dagegen in Einen zusammengeworfen u. hießen fortan der Kanton Waldstätten. Appenzell und St. Gallen bildeten den Kanton Säntis. Genf aber wurde (16. April 1798) mit Waffengewalt dem Gebiete der französischen Republik einverleibt. Die meisten Orte unterwarfen sich dieser Verbindung, nur die kleinern demokratischen Kantone, Schwyz, Uri, Unterwalden, Zug und

Glarus, sträubten sich gegen die neue Ordnung u. schwuren, sich mit allen Kräften dem französischen Konstitutionsentwurf zu widersetzen. Sie stellten ein Heer von 10,000 Mann, an dessen Spitze der Kapuziner Paul Styger, der Priester Marianus Herzog und der Landamman Aloys Reding aus Schwyz standen. Luzern wurde erobert, gleich darauf aber wieder verloren. Die Franzosen drangen am Waldstättersee bei Küßnacht, am Zürichersee bei Wollrau vor. Herzog floh, doch Aloys Reding focht mit Heldenmuth am 2. Mai am rothen Thurm bei Morgarten und schlug die Franzosen zurück. Am 3. Mai siegte er abermals. 3000 Franzosen und nur 300 Schweizer waren in diesen Tagen geblieben. Dennoch war die Streitkraft der letzteren zu gering, um für die Dauer Widerstand leisten zu können, darum schlossen Schwyz, Unterwalden und Uri schon am 4. Mai, der Nothwendigkeit folgend, Frieden und nahmen die neue Verfassung an. Der neuen Regierung fehlte es indeß bald an Ansehen, Kraft u. Geld. Die französischen Heere und Beamten sogen das Land aus, unterstützten dabei jede Willkür der Obrigkeit, so oft es ihr Vortheil mit sich brachte. Als die Unzufriedenheit des Volkes mit der Regierung immer merklicher wurde und ein neuer Krieg zwischen Frankreich und Oesterreich dem Ausbruche nahe war, verstärkte Frankreich seine Heeresmacht in der S. und schloß mit der helvetischen Republik am 24. August 1798 ein Schutz- u. Trutzbündniß, wodurch diese verpflichtet wurde, ein Hülfsheer zu stellen. Nun brachen im Rheinthal, in Schwyz, Appenzell und Unterwalden Empörungen aus. Der Kapuziner Paul Styger stand abermals an der Spitze; am 9. September wurden bei Stanz Tausende von Franzosen erschlagen, dagegen aber Stanz und Ennenmoos verbrannt und von den siegenden Franzosen viele Grausamkeiten gegen Greise, Weiber und Kinder begangen. Nachdem der Krieg zwischen Frankreich und Oesterreich im Frühling 1799 wieder begonnen, ward die S. Hauptschauplatz des Kampfes. Trotz mancher Siege vermochten aber die verbündeten Oesterreicher und Russen dieselbe nicht zu behaupten; die Franzosen blieben nach wie vor die Herren im Lande und fügten noch Graubündten der unter Obhut der französischen stehenden helvetischen Republik hinzu. Die Regierung der letzteren hatte sich während des Kriegs von Aarau nach Luzern und Bern geflüchtet. In sich selbst zwiespaltig, vermochte sie im Lande um so weniger Ruhe und Ordnung zu erhalten, oder die Parteien zu beschwichtigen. Das Direktorium wurde den 7. Jan. 1800 aufgehoben und an die Stelle desselben eine provisorische Vollziehungskommission von 7 Mitgliedern eingesetzt. Diese neue Macht, gemäßigteren Grundsätzen huldigend, gefiel aber der revolutionären Partei in den beiden Räthen wenig, und diese erhielt die geheime Einwilligung der französischen Regierung zu einer Umkehrung der gegenwärtigen Ordnung. Im Einverständniß mit dem französischen Gesandten Reinhard und der französischen Generalität in der S., trat sie am 7. Aug. 1800 mit einem Vorschlag zu Kreirung einer neuen Art von Consulta von 43 Mitgliedern hervor: die Vollziehungskommission sollte aus der Mitte der gegenwärtigen Räthe 35 Mitglieder ernennen, u. aus dieser, mit den 7 Vollziehungskommittirten und noch andern 8 Personen vermehrt sollte dann ein neuer Vollziehungsrath gewählt werden. Der große Rath ward für dieses Projekt leicht gewonnen, und auf den vom Senat dagegen erhobenen Protest ward nicht geachtet. Schon am Abend des 8. Oktobers war der neue Vollziehungsrath eingesetzt, aus lauter revolutionsfreundlichen Männern bestehend und die weiteren Anweisungen zu einer neuen Konstitution von Paris erwartend. Der Entwurf derselben kam am 29. Mai 1801 von dort an. Ihm zufolge sollte die helvetische Republik einen föderativen Staat beinahe ganz nach der alten Kantonaleintheilung bilden. Obwohl die Deputirten von 9 Kantonen unter Protest aus der Tagsatzung ausschieden, so setzten doch die zurückgebliebenen Deputirten ihre Arbeit fort und brachten die Redaktion der Konstitution am 24. Oktober zu Stande. Aber jetzt war mit ihrer Arbeit die französische Regierung eben so wenig als die helvetische Nation zufrieden. Daher versammelte sich in der Nacht vom 27. Oktober ein Theil des gesetzgebenden Raths und übertrug zur Umstürzung der eben vollendeten Konstitution die vollziehende Macht den beiden Mitgliedern des bisherigen Vollziehungsraths, Dolder und Savary, die, mit den Anführern der helvetischen und französischen Truppen im Einverständniß, erklärten, der Gesetzgebungsrath sey aufgehoben und seine entworfene Konstitution vernichtet. In einer Proklamation an die Nation ward ein neuer provisorischer Senat von 25 Mitgliedern ernannt, der bis zur Abfassung einer andern Konstitution die S. regieren sollte. Schon am 6. Febr. 1802 hatte dieser Senat nach 12tägigen Debatten, mit 13 Stimmen gegen 11, die im vorigen Jahre der S. von Frankreich her überschickte Konstitution nach einigen damit vorgenommenen Abänderungen nochmals den Kantonen zur Annahme in Urversammlungen vorgeschlagen. Die gesetzgebende Gewalt sollte darnach einer Tagsatzung und die Regierung einem Senat übertragen werden. Die vollziehende Gewalt sollte ein Senator, unter dem Titel eines Landammans, mit zwei andern Senatoren als Gehülfen und Stellvertretern (Lieutenants), immer auf ein Jahr verwalten. Daneben sollte sich jeder Kanton seine eigene Organisation unter der Leitung des helvetischen Senats geben. Mit diesen Abänderungen ging endlich die pariser Konstitution in den Urversammlungen, obgleich unter einzelnen heftigen Widersprüchen, bei der Mehrheit der größern Kantone durch; sie wurde in Bern am 19. Juni bekannt gemacht, und am 29. trat der konstitutionelle Senat seine Sitzungen an. Alle Welt hatte mit der Unabhängigkeit der S. ihre Integrität, die im lüneviller Frieden nicht berührt war, in nothwendiger Verbindung gedacht. Aber um letztere war es bereits geschehen. Am 25. December 1801 hatte Bonaparte Wallis, einen zugewandten Ort, unvermuthet besetzen lassen und, da sein Plan, das Land mit Frankreich zu vereinigen, an dem entschiedenen Widerwillen der Bevölkerung scheiterte, es am 27. August 1802 auf einer im Walliserlande gehaltenen Tagsatzung für einen von Helvetien getrennten und unabhän-

gigen Staat, der unter dem Schutze der französischen, cisalpinischen und helvetischen Republik stehen solle, erklären lassen. Um die öffentliche Meinung über diese Verletzung des lüneviller Friedens zu täuschen, trat Bonaparte der helvetischen Republik das im Frieden zu Campo-Formio an Frankreich gekommene Frickthal ab, einen Distrikt von 5 □Meilen mit etwa 18,000 Einw. Um aber die S. in noch tiefere Verwirrung gerathen zu lassen und davon Veranlassung zum Einschreiten zu nehmen, rief Bonaparte Ende Juli 1802 plötzlich seine Truppen aus der S. zurück. Wie vorauszusehen war, standen nach der Entfernung des französischen Heers die drei ältern Kantone Schwyz, Uri und Unterwalden auf; aus ihnen wälzte sich der Aufstand nach Zürich, Glarus, Zug, Appenzell und Graubündten: man kämpfte mit den Waffen in der Hand für und wider die neue Konstitution. In Bern nicht mehr sicher, flüchtete sich die Regierung nach Lausanne; auch dahin verfolgte sie der Kampf für die alte Verfassung. Der alte helvetische Geist behielt überall die Oberhand und erzwang sich endlich den Beschluß, daß ein neuer Landtag zu Schwyz unter dem Vorsitz des patriotischen Aloys Reding am 27. September 1802 zur Abfassung einer neuen, auf die alte Verfassung gegründeten Konstitution eröffnet werden sollte. Um diese aber in ihrem Entstehen zu vernichten, kündigte Bonaparte seine Vermittelung der helvetischen Streitigkeiten (30. September 1802) an und beschied eine helvetische Consulta nach Paris. Zu gleicher Zeit rückten 20,000 Franzosen in die S. ein: seitdem hatte die Tagsatzung zu Schwyz keinen freien Willen mehr und ging unter kräftigen Protestationen auseinander. Doch auch mit der Consulta gelang es Bonaparte nicht, seinen Zweck in seinem ganzen Umfang zu erreichen. Nicht nur, daß man seine Meinung, wonach die S. bloß durch eine Vereinigung mit Frankreich recht glücklich werden könne, hier nicht beipflichtete, sondern Rußland u. England fingen zu gleicher Zeit an, Antheil an den Bewegungen in der S. zu nehmen; daher durfte Bonaparte nicht einmal wagen, auf große Neuerungen zu bringen, weil er vor der Hand noch Frieden behalten wollte, und trat daher bloß als Vermittler auf, indem er den helvetischen Abgeordneten (am 19. Febr. 1803) eine neue Konstitution unter dem Namen einer Mediationsakte vorlegen ließ, die ihre alte Verfassung großentheils wieder herstellte. Darnach ward die S. ein Föderativstaat, aus 19 föderativen (vormals 15) Staaten bestehend, indem nämlich St. Gallen, Graubündten, Aargau, Thurgau, Tessin und Waadtland hinzukamen. Jeder Staat hatte seine eigene Verfassung, die alle einander gegenseitig garantirten; die demokratischen Kantone, wie Uri, Schwyz, Unterwalden und Appenzell, behielten ihre Verfassung ungeändert; aber in den aristokratischen, wie Bern, Zürich u. Basel, wurde die Verfassung mehr demokratisirt. Obschon einzeln verschieden organisirt, wurden alle doch durch die Einheit der Gesetzgebung, der Staatsfinanzen, der Kriegsmacht, der Münze u. der auswärtigen Verhältnisse zu einem Ganzen verbunden. Alle Unterthanenverhältnisse einzelner Distrikte zu ältern Kantonen, alle Vorrechte der Orte, der Familien u. Personen wurden aufgehoben, die Gleichheit der politischen und bürgerlichen Rechte und die Freiheit des Erwerbs gesichert. Eine Tagsatzung übte die Majestätsrechte der helvetischen Republik aus. Sie versammelte sich jährlich in 25 Deputirten im Anfang des Juni, höchstens einen Monat lang, abwechselnd zu Freiburg, Bern, Solothurn, Basel, Zürich und Luzern, um über gemeinschaftliche Angelegenheiten, über Krieg und Frieden, Bündnisse, Handelsverträge und andere die ganze Republik betreffende Verhältnisse zu berathschlagen. Die erste Magistratsperson des jedesmal dirigirenden Kantons war der Landamman oder oberste Vorsteher der ganzen Gesammtregierung; er trug der Tagsatzung die Gegenstände der Berathschlagung vor u. blieb in seiner Würde bis zur neuen Zusammensetzung der Tagsatzung. In der Tagsatzung hatten die 6 Kantone Zürich, Bern, St. Gallen, Graubündten, Aargau und Waadt jeder 2 Stimmen; jeder der übrigen Kantone, die weniger als 100,000 Einwohner zählten, 1 Stimme. Bonaparte zog aber seine Truppen nicht eher aus der S., als bis er mit ihr einen Allianztraktat (27. Dec. 1803) auf 50 Jahre abgeschlossen hatte, in welchem sich die S. verpflichtete, immer 16,000 Mann (später 12,000) für den französischen Dienst zu stellen. Es verflossen der S. unter der Mediationsakte zehn ruhige Jahre. In den beiden österreichischen Kriegen mit Napoleon (1805 und 1809) behauptete sie glücklich ihre Neutralität und erhielt am Ende des letztern sogar einen kleinen Landzuwachs, indem ihr Napoleon die im wiener Frieden 1809 von Oesterreich an Frankreich gekommene kleine Herrschaft Rhazans in Graubündten abtrat. Das J. 1813 aber brachte über die S. neue Zerrüttung und neue Erniedrigung. Sobald die Nachricht von den Siegen der Alliirten über die französischen Heere in der S. verbreitet wurde, triumphirten die Anhänger des Alten, die offenen und verstockten Aristokraten, und rüsteten sich zum Kampfe gegen das Vermittlungswerk des einst so gefürchteten Protektors. Aber die Anzahl der Freunde des Bestehenden, welche hofften, durch ruhige Reformen das Mangelhafte und Fehlende in der Bundesurkunde zu ergänzen und das Ganze zu retten, war nicht unbedeutend. Darum mußten die Aristokraten zu List und Verrath Zuflucht nehmen. Die Tagsatzung versammelte sich den 15. November 1813 in Zürich, erklärte am 18. Nov. die Neutralität der S., rief aber nur 12,000 Mann unter die Waffen, welche die lange Grenze von Tyrol bis Basel decken sollten; zudem standen sie unter Anführern, die eng mit dem Interesse der Aristokratie verbündet waren. Während Napoleon sofort die nachgesuchte Neutralität bewilligte, gaben die Monarchen von Oesterreich und Preußen eine unbestimmte Antwort. Bereits hatten Abgeordnete der berner Aristokratie bei den Monarchen in Frankfurt durch falsche, ihrem Zwecke entsprechende Berichte über die Lage und Wünsche der Schweizer die Ansicht unter den Diplomaten verbreitet, daß der gegenwärtige Bundeszustand ein Theil des französischen Systems sey und mit diesem falle, d. i. die alte Ordnung der Dinge, wie sie vor 1798 bestand, wieder hergestellt wer-

den müsse. Als die Alliirten darauf den Schweizerboden betraten, verließen die eidgenössischen Truppen ohne Gegenwehr die Rheingrenze. Die Proklamationen des Fürsten von Schwarzenberg verhießen der S. zwar die Zurückgabe der ihr von Frankreich entrissenen Länder und Neutralität von dem Tage an, wo sie frei und unabhängig dastehe und werde. Die Täuschung dauerte indessen nicht lange; denn nachdem eine Abtheilung österreichischer Truppen den Kanton Bern betreten, wurde die Mediationsregierung zur Abdankung genöthigt und den Patriciern der Stadt das Regiment wieder in die Hände gegeben (23. Dec. 1813). Berns Beispiel fand bald Nachahmung; in Luzern setzte ein verschworner Haufe von Adeligen die Volksregierung mit Gewalt ab; das Gleiche geschah in Solothurn und Freiburg. Das Volk war entweder unthätiger Zuschauer, vorzüglich in den katholischen Kantonen, wo die Geistlichkeit ihren ganzen Einfluß der Aristokratie lieh; oder wo es Widerstand leistete, wie im berner Oberland, im Kanton Luzern und Solothurn, war dieser vereinzelt zu schwach, um zu retten und zu erhalten, was man früher versäumt u. vernachlässigt hatte. Aber nicht nur die Patricier der alten aristokratischen Kantone, sondern Alle, welche durch die Revolution oder Mediation Rechte und Privilegien verloren hatten, erhoben sich mit Eifer, sie wieder zu gewinnen. Ueberall herrschten Mißtrauen und Feindschaft, und die Minister der verbündeten Mächte in Zürich hatten vollauf zu thun, vermittelnd zwischen die unpatriotischen Leidenschaften zu treten und heftigen Ausbrüchen zu wehren. Nachdem 2 Entwürfe eines Bundesvertrags zurückgewiesen worden, kam endlich am 8. Sept. 1814 auf der Tagsatzung zu Zürich ein dritter zu Stande, der die Stimmenmehrheit erlangte, indem nur Bern, Freiburg und Waadt die Unterzeichnung verweigerten. Nachdem in Wien ein eigenes Komité in 13 Protokollen die Angelegenheiten der S. geprüft und berathen hatte, unterzeichneten am 20. Mai 1815 die bevollmächtigten Gesandten der 8 Mächte: Oesterreich, Spanien, Frankreich, Großbritannien, Portugal, Preußen, Rußland und Schweden die Erklärung: „daß, sobald die schweizerische Tagsatzung zu ihrer gepflogenen Verhandlung ihre Zustimmung ertheilt haben würde, auch die Anerkennung und Gewährleistung der immerwährenden Neutralität der S. innerhalb ihrer neuen Grenze beurkundet werden solle". Die Hauptbestimmungen dieser Verhandlungen waren: unverletzter Bestand der 19 Kantone, Vereinigung von Wallis, Genf und Neuenburg mit der S. als drei neue Kantone; Vereinigung des Bisthums Basel mit dem Kanton Bern, mit Ausnahme eines Bezirks für Basel. Am 27. Mai erfolgte von Seiten der Tagsatzung die feierliche Beitrittserklärung zu dieser Urkunde. So war der neue Bundesvertrag der S. zu Stande gekommen, in Folge dessen die S. wieder eine Musterkarte von allen politischen Formen, von der reinen Demokratie an durch Aristokratie und Oligarchie hindurch bis zur Monarchie wurde. Jeder Kanton erhielt volle Souveränetät und konnte in seinem Innern nach Belieben schalten; das durch die Mediationsakte gewährleistete Niederlassungsrecht aller Schweizer in jedem Kanton, die Handelsfreiheit zwischen den Bürgern der verschiedenen Kantone und manches Andere, was das Gefühl der Nationalität gehoben, wurde vernichtet. Obwohl das Volk die neue Bundesakte mit Unwillen aufnahm, so ward dieselbe doch am 7. August 1815 feierlich beschworen. Allmählig kehrte die Ruhe zurück, ohne daß sich jedoch das Volk mit der neuen Ordnung der Dinge befreundet hätte; denn allenthalben war es in seiner Repräsentation verkürzt worden.

Während der 15 Jahre von 1815—30 ereigneten sich in der S. wenige Begebenheiten von historischer Wichtigkeit. Hervorzuheben ist besonders das Konkordat mit dem römischen Stuhle, kraft dessen die S. der Diöcesanverbindung mit dem Bisthum Konstanz entzogen wurde u. zwei schweizerische Bisthümer, Chur-St.-Gallen und Basel, letzteres mit dem Sitz in Solothurn, ins Leben traten. Wenig glücklich war die S. in dem politischen Verkehr mit dem Auslande. Die Verletzung des Asylrechts durch Auslieferungen der politisch verfolgten italienischen Emigrirten, die Unterdrückung der Preßfreiheit, die seit 1823 eingeführte strenge Fremdenpolizei waren zahlreiche, die garantirte Neutralität im Frieden ganz verletzende Zugeständnisse, welche dem drängenden Auslande gemacht werden mußten. Selbst neue Militärkapitulationen wurden mit dem König von Neapel abgeschlossen. Dagegen konnte auf der Tagsatzung weder Einheit der Maße, Münze, Gewichte, noch Handelsfreiheit, noch allgemeines Niederlassungsrecht der Schweizer und Einverständniß über die Heimathlosen erreicht werden. Nur dem Kriegswesen wurde im Allgemeinen eine größere Aufmerksamkeit bewiesen, von welcher die Militärschule in Thun und die Waffenübungen in eidgenössischen Lagern, die gleichmäßigere Uniformirung und Bewaffnung der Truppen erfreuliche Früchte waren. Dagegen blieben Handel und Industrie, höheres Bildungswesen und Alles, was den Sinn für Nationalität hätte wecken und befestigen können, den Bestrebungen der einzelnen Kantone überlassen. Erst die Julirevolution gab einen neuen, mächtigen Impuls für eine geistige Bewegung, welche in den einzelnen Kantonen schon ein Jahrzehnt vor diesem Ereigniß begonnen hatte, als die Nationalpartei den Faden der helvetischen Entwickelung (von 1798) wieder auffaßte, um ihr Vaterland in den Kulturgang des gebildeten Europa's, hinter dem es noch weit zurückstand, einzuführen. Von da an datirt sich eine neue, glänzende Epoche in der Geschichte der S. Die politische Reform dehnte sich über alle protestantischen und paritätischen und anfangs auch über die bedeutendsten katholischen Kantone aus: Zürich, Thurgau, St. Gallen, Glarus, Graubündten, Tessin, Appenzell-Außerrhoden, Schaffhausen, Aargau, Baselland, Freiburg, Solothurn, Luzern, Bern, Waadt und Genf. Die Reform schuf diese Republiken bis auf die wenigen Demokratien durch einen sehr zahlreichen, aus unbeschränkten Volkswahlen hervorgegangenen großen Rath, den Vertreter des Volks, zu einer Mittelbildung zwischen Repräsentation und Demokratie um, sowie auf der andern Seite die Demokratien, welche in dieser Be-

wegung eingingen (wie Appenzell-Außerrhoden, Glarus und Graubündten), allmählig neben der Landsgemeinde auch die repräsentativen Organe in sich ausbildeten. In dem großen Rath, dessen anfänglich serienweise periodische Erneuerung bald in den meisten Kantonen in eine integrale überging, war die oberste Staatsleitung koncentrirt durch die Gesetzgebung, Oberaufsicht über die gesammte Verwaltung, die Wahl aller höheren Kantonalbeamten mit periodischer Erneuerung und ihre Verantwortlichmachung vor dieser höchsten Behörde. Für die Bezirks- und Gemeindebeamtungen drang rasch und durchgreifend das Princip unmittelbarer Volkswahlen durch. Ferner wurde in den Verfassungsurkunden eine scharfe Trennung der Justiz und der Administration, die Oeffentlichkeit der gesammten Staatsverwaltung, die Freiheit der Presse, eine selbstständige und tüchtige Gemeindeverwaltung, eine Reform der öffentlichen Bildungsanstalten, vorzüglich der Volksschulen, und Glaubensfreiheit festgesetzt und, zur Ehre der S., für immer der fremde Militärdienst aufgehoben. So erfolgte in der S. durch die Umbildung des Staats, durch neue Institutionen und vorzüglich durch die Entfesselung der menschlichen Kraft eine so rasche und entschiedene Entwickelung wie auf dem politischen so auf dem Kulturgebiete, daß sie mit Recht die Aufmerksamkeit der Freunde des Fortschrittes in allen Ländern auf sich zog. Sie war zwar an principieller Kraft und innerer Güte verschieden in den verschiedenen Kantonen, doch war überall ein unaufhaltsamer Fortgang eingeleitet. Die meisten der sogenannten konservativen Kantone, Uri, Schwyz, Unterwalden, Neuenburg und Basel-Stadt, vereinigten sich im Nov. 1832, vor der Wiedervereinigung der getrennten Theile des Kantons Schwyz und vor der eidgenössisch anerkannten Trennung des Kantons Basel, zu dem reaktionären Sarnerbunde. Sie erklärten am 18. Nov., daß sie die Tagsatzung nicht mehr beschicken würden, falls man den Abgeordneten von Basel-Landschaft zulasse. Aber die Tagsatzung schritt gegen Erwarten energisch ein; sie erklärte den Sonderbund für aufgelöst, und die widerspenstigen Kantone mußten sich ihren Beschlüssen fügen. Im Ganzen umfaßte die Regeneration im liberalen Sinne etwa ²/₃ der gesammten Bevölkerung der S. Die Wahlen in die konstituirenden Versammlungen waren meist nach Maßgabe der Bevölkerung erfolgt; doch ließ man in vielen der neuern Verfassungen, zum Vortheil der früher herrschenden Städte, noch ein Vorrecht in der Stellvertretung bestehen, das erst durch spätere Verfassungsrevisionen beseitigt wurde. Als in Bezug auf die Herstellung der konstitutionellen Formen das zunächst Liegende erreicht war, dachte man auch an eine Reform der Bundesverfassung. Die helvetische Konstitution hatte, trotz allen Mängeln, die ihr anhingen, und trotz ihrem nur sehr flüchtigen Bestande, gleichwohl eine neue Epoche für die S. eingeleitet. Der sichtbare Verfall der eidgenössischen Konföderation in den letzten zwei Jahrhunderten hatte die Haltlosigkeit des bisherigen losen und lockeren Föderalismus erkennen lassen, und das Bedürfniß der engern politischen Einigung, als der nothwendigen Bedingung einer ehrenvollen Fortdauer der Eidgenossenschaft, wurde in weitem Kreise geweckt. Die Fortschreitungspartei ließ kaum eine Volksversammlung vorübergehen, ohne auf diese Nothwendigkeit hinzuweisen. Auch die Tagsatzung, der Stimme der Mehrheit des Volks nachgebend, beschloß die Revision am 17. Juli 1832. Aber der am 15. Dec. 1832 zu Stande gebrachte Entwurf einer neuen Bundesakte, so wenig er auch den Forderungen der Liberalen genügte, galt der politisch stabilen Partei als ein Attentat gegen die Kantonalsouveränetät, und zugleich hatte er die Ultramontanen zu Gegnern, die nur bei der Fortdauer der Bundesanarchie hoffen durften, ihre Zwecke erreichen zu können. Durch eine Koalition der äußersten Parteifraktionen, wie diese zumal im Kanton Luzern zu Stande gekommen war, wurde daher der einer Volksabstimmung in den einzelnen Kantonen unterlegte Revisionsentwurf 1833 verworfen. Das Wenige, was erreicht ward, war die Oeffentlichkeit der Tagsatzungsverhandlungen seit 1834, die aber nur dazu beitrug, die Ohnmacht der noch bestehenden Bundesverfassung in hellerem Lichte zu zeigen. Eine Reihe von Verwickelungen mit dem Auslande stellte die Schwäche der Eingenossenschaft noch deutlicher heraus und hätte also dem Bestreben nach Bundesreform um so mehr Vorschub thun sollen. Allein diese Zwistigkeiten mit dem Auslande trugen vielmehr dazu bei, die Reformfrage in den Hintergrund zu drängen, da sie die Thätigkeit der Regierungen und der Parteiführer wesentlich in Anspruch nahmen. Nach den Ereignissen von 1830 war die S. das Asyl zahlreicher politischer Flüchtlinge verschiedener Nationen geworden, die von da aus propagandistisch auf ihre Heimathländer einzuwirken suchten. Die desfallsigen Reklamationen auswärtiger Mächte konnten so lange wenig beachtet werden, als Frankreich nach der Julirevolution ein Interesse daran hatte, um seiner eigenen Sicherheit willen die Gährung in den Nachdarstaaten zu befördern. Schon nach dem mißglückten Savoyerzuge (s. Sardinische Monarchie, Gesch.) kam indeß auf die dringenden und zum Theil in anmaßlichem Tone abgefaßten Noten des Auslandes am 24. Juni 1834 ein Tagsatzungsbeschluß gegen die Flüchtlinge zu Stande, wenngleich gegen die Protestation einiger Kantone. Der demokratische Aufstand von 1834 in Lyon und Paris hatte Frankreich in eine entschieden gegenrevolutionäre Politik zurückgeworfen, so daß es sich den andern Großmächten wieder näherte und nun der S. gegenüber mit dem Eifer der Apostasie dieselben Grundsätze vertheidigte, die es früher bekämpft oder verleugnet hatte. Als man gegen Mitte des Jahres 1836 den Verzweigungen des „Jungen Europa“ auf die Spur gekommen war, wurde eine eilige und übereilte Untersuchung gegen Betheiligte und Nichtbetheiligte geführt, und in tumultuarischem Verfahren wurden die unter dem Namen der „Flüchtlingshetze“ bekannt gewordenen Ausweisungen vollzogen. Jetzt war es Frankreich, das im Namen aller andern europäischen Großmächte dieselben Forderungen betrieb, die es noch zu Anfange des Jahres 1834 nichts weniger als unterstützt hatte. Um dieselbe Zeit kam auf der Tagsatzung ein bis 1838 wirksam

gebliebenes Konklusum über das Verfahren gegen die ihres Asylrechts verlustig erklärten Flüchtlinge und Fremden zu Stande, während dem Entwurfe eines Konkordats für künftige gleichmäßige Behandlung derselben keine Mehrheit von Ständen beitrat. In diese Reibungen 1836 griff noch ein die Spannung steigernder Vorfall ein: die Entdeckung des von französischen Behörden mit mehren falschen Pässen versehenen Spions Conseil. Eine Tagsatzungskommission erstattete darüber Bericht, der unter dem Titel „Die entlarvten Diplomaten" in deutscher und französischer Sprache der Oeffentlichkeit übergeben wurde. Je offenbarer aber in dieser Sache das Unrecht auf Seite Frankreichs war, um so lebhafter warf sich dieses in die Rolle des Beleidigten. In einer Note vom 27. Sept. 1836 war die Rede von einer die S. beherrschenden Faktion, von empörender Mißachtung der Grundsätze des Völkerrechts, von tiefer Beleidigung Frankreichs, von der Erwartung schneller Genugthuung und von der Anweisung an den französischen Gesandten zur Abbrechung alles Verkehrs, „bis in den Rathssälen der S. eine weisere Politik die Oberhand gewonnen". Bald darauf ordnete Frankreich eine Grenzsperre an. Eine außerordentlich berufene Tagsatzung trat zusammen und verständigte sich endlich über eine Antwortsnote mit der Erklärung, daß sie die Beschwerde gegen die französische Gesandtschaft fallen lasse und unter den jetzigen Umständen der Sache keine weitere Folge gegeben werden solle. Hierauf folgte die Aufhebung der französischen Sperre, „da die verlangte Genugthuung geleistet worden sey". Der Zwist war noch nicht zu Ende, als nach dem sogenannten straßburger Attentat die Rückkehr Ludwig Bonaparte's nach dem Thurgau, wo er seit 1832 das Bürgerrecht besaß, zu neuem Zwiespalt führte. Frankreich, von den andern Mächten unterstützt, forderte dessen Ausweisung. Die Tagsatzung konnte bei aller Nachgiebigkeit vieler ihrer Mitglieder zu keinem für Frankreich befriedigenden Beschlusse kommen, das nun abermals eine theilweise Sperre der Schweizergrenze eintreten ließ und Truppen zusammenzog. Diesen Rüstungen gegenüber legten Genf, Waadt und andere Kantone einen ehrenwerthen Enthusiasmus zur Vertheidigung der schweizerischen Unabhängigkeit an den Tag, und auch die Tagsatzung sah sich endlich zu dem Beschlusse der Aufstellung zweier Beobachtungscorps an der Westgrenze veranlaßt. Ehe aber die Tagsatzung zu einer weitern Entscheidung gelangt war, machte Ludwig Bonaparte am 22. Sept. 1838 die Anzeige, daß er die S. verlasse, um nicht das Interesse zweier befreundeter Nationen zu gefährden. Dies geschah am 14. Okt., und am 15. gab der französische Gesandte die Erklärung, daß seine Regierung die Verwickelung als gelöst betrachte, worauf die Zurückziehung der gegenüberstehenden Truppen erfolgte. In dieser langen Periode der nicht immer wohl bestandenen diplomatischen Prüfungen erhob auch wieder im Innern der S. die reaktionäre Partei ihr Haupt. Minder bedeutend waren die Anstrengungen der alten Aristokratie, obwohl auch diese den Verlust ihrer Macht so leicht nicht verschmerzte und da und dort, namentlich in Bern, in Umtriebe und Konspirationen gegen die neue Ordnung der Dinge sich einließ. Doch hatten ihre leicht unterdrückten Versuche, welchen nach der Auflösung des Sarnerbundes kein kombinirter Plan mehr zu Grunde lag, meist nur eine kantonale Bedeutung. Um so mächtiger regte sich die ultramontane Partei, die, ihre Pläne mit hartnäckiger Konsequenz verfolgend, nach jeder scheinbaren Niederlage von Neuem sich erhob und die ganze S. mit Unruhe erfüllte. Die ihr günstige Zeit der Restauration hatte diese Partei in der S. zur Herstellung und Erweiterung ihrer durch die Revolution erschütterten Macht zu benutzen gewußt. Ein Zeugniß davon war unter vielem Andern die Ausbreitung der Jesuiten; die Ausstattung des päpstlichen Nuntius mit ausgedehnten Befugnissen; die fortwährende Zersplitterung der S. in mehre kleine Bisthümer, die, im Widerspruch mit dem katholischen Kirchenrecht u. selbst mit den Beschlüssen des tridentiner Koncils, keinem Metropolitanverbande, sondern der päpstlichen Gewalt unmittelbar unterworfen ward, wodurch die Zahl der geistlichen Würdenträger, also auch die Stärke der päpstlichen Miliz in der S. beträchtlich vermehrt wurde. Gegen die wachsenden Umgriffe der Hierarchie sahen sich schon vor 1830 mehre Kantonalregierungen, wie die des Kantons Graubündten, zu mitunter energischem, aber nicht immer erfolgreichem Widerstande veranlaßt. Mit den Ereignissen von 1830 schien endlich eine günstigere Periode für die Sicherstellung der Selbstständigkeit der Staaten gegenüber der kirchlichen Gewalt eingetreten. Zu Ende des Jahres 1833 versammelten sich die Gesandten der baseler Diöcesanstände (außer Zug) und St. Gallens zu Baden (badener Konferenz), um zur Herstellung eines Metropolitanverbandes, zur Aufrechthaltung der Rechte des Episkopats, sowie zur Gründung eines gemeinsamen schweizerischen Staatskirchenrechts Einleitung zu treffen. Obwohl diese badener Beschlüsse ihrem Wesen nach nur eine gerechte Nothwehr gegen die Anmaßungen der überkirchlichen Partei waren, so verdammte sie doch ein päpstliches Kreisschreiben vom 17. Mai 1835 ohne Rücksicht auf ihre einzelnen Bestimmungen „als falsch, verwegen und irrig, die Rechte des heiligen Stuhls schmälernd, die Regierung der Kirche und ihre göttliche Einrichtung umstürzend, das Kirchenamt der weltlichen Gewalt unterwerfend, aus schon verdammten Lehren hergeleitet, auf Ketzereien hinzielend und schismatisch". Vor und nach diesem Kreisschreiben wurde kein Mittel versäumt, um die an der badener u. später luzerner Konferenz (Sept. 1835) Theil nehmenden Stände einzuschüchtern u. überall die katholische Bevölkerung in Gährung zu bringen. Solothurn versagte den Beschlüssen die Genehmigung; dann zog sich auch Bern zurück, und in St. Gallen wurde ein auf die badener Artikel gegründetes Gesetz vom 15. Nov. 1834 über die Rechte des Staats in Kirchensachen durch das Veto des von seinen Priestern bearbeiteten katholischen Theils der Bevölkerung verworfen. Auch in andern Bezirken der katholischen S. ließ man den Ruf der „Religionsgefahr" hören u. brachte damit im bernischen Jura, sowie hauptsächlich in den katholischen Freiämtern des Kantons Aargau

im Herbst und Spätherbst 1835 tumultuarische Auftritte zu Stande. Zwar reichten einige militärische Demonstrationen hin, die beginnenden Unruhen im Keim zu ersticken; allein doch fand sich die aargauische Regierung bewogen, die Formulirung des vom katholischen Klerus durch die badener Artikel geforderten Eides der Treue nach der Ansicht des Bischofs von Basel abzuändern, der nun erst den den Eid weigernden Priestern dessen Ableistung gestattete. Das Wichtigste aber war, daß der erste ernstliche Versuch des Widerstandes, den eine Mehrheit von Kantonen der hierarchischen Partei entgegensetzte, als gescheitert betrachtet werden mußte; daß sich diese Partei wieder als Macht fühlen lernte, daß sie unter sich in engern Zusammenhang und in dauernde Verbindung zu gemeinsamem Handeln gelangte u. fortan wieder mit größerer Keckheit aus ihrer zeitweise nur defensionalen Stellung zu bedrohlicher Offensive übergehen konnte. Eine weitere Unterstützung fand diese Partei durch die Ereignisse im reformirten Kanton Zürich (s. d.) durch die **Umwälzung vom 6. Sept. 1839.** Hierdurch wurde Zürich auf die Bahn einer falschen Politik fortgerissen u. für längere Zeit die Phalanx der größern regenerirten Kantone durchbrochen, deren einträchtiges Zusammenwirken allein die Ruhe der S., sowie ihre politische und kirchliche Selbstständigkeit verbürgen konnten. Noch eine andere und unmittelbar wichtige Folge knüpfte sich an die Umwälzung vom 6. Sept. 1839. Alle größeren Kantone mit freisinnigen Verfassungen, im Geiste der Bewegung von 1830, hatten sich zu einer wesentlich gleichartigen Politik vereinigt, wodurch allein die Ordnung und der innere Friede erhalten werden konnten, und diese Vereinigung hatte im sogenannten **Siebnerkonkordat** (am 12. März 1832 zwischen den Kantonen Luzern, St. Gallen, Bern, Solothurn, Aargau, Thurgau und Zürich zur Aufrechthaltung ihrer Verfassungen geschlossen) ihre Form und ihren Ausdruck erhalten. Durch den zeitweisen Abfall des Kantons Zürich zu einer reaktionären Politik wurde aber dieser Halt gebrochen; es wurde der individuellen und kantonalen Willkür, sowie allen Gelüsten des Parteigeistes ein freier Spielraum geöffnet. Eine Reihe von Kantonen war nun binnen wenigen Jahren der Schauplatz stürmischer Ereignisse, mit sehr verschiedenem Erfolge, je nach der Stärke und Stellung der Parteien. Während der im Laufe des Jahres 1839 Tessin für einige Zeit in die Reihe der sogenannten regenerirten Kantone eintrat, hatte die im seither liberalen Kanton Luzern eintretende Gährung, welche theils eine Nachwirkung der züricher Ereignisse war, theils im Zusammenhange mit der in Angriff genommenen Verfassungsrevision stand, ganz entgegengesetzte Folgen. Hier brachten die neuen Wahlen die ultramontane Faktion zur Herrschaft, und die neue Verfassung, wodurch das bisherige politische Vorrecht der Stadt Luzern abgeschafft und das Volksveto eingeführt wurde, stützte sich einerseits auf die vom Klerus geleitete große Masse, während sie zugleich durch weitere positive Bestimmungen den Einfluß der Geistlichkeit steigerte. Diese neue Verfassung verzichtete auf das Placet des Staats in Kirchensachen, dem sie ein bloßes Visum vorbehielt; sie erklärte die apostolisch-römisch-christkatholische Religion zur Staatsreligion, das Bekenntniß derselben zur ersten Bedingung des Stimmrechts und der Aufnahme in das Kantonsbürgerrecht und verbot jede Veräußerung kirchlicher Liegenschaften ohne vorherige Genehmigung der Kirchenbehörden. Auf diese Weise erwarb sich derselbe Kanton, der die badener Konferenzbeschlüsse am eifrigsten betrieben und das Meiste zu ihrer Vollstreckung gethan hatte, den Namen des „schweizerischen Kirchenstaats". Schon kurz vor diesem völligen Umschwunge in Luzern war auch für Solothurn und Aargau fast gleichzeitig die Periode der Verfassungsrevision eingetreten, und da und dort suchte die hierarchische Partei die hiermit unzertrennliche Aufregung in ihrem Sinne auszubeuten. Im fast durchaus katholischen Solothurn wurde die aufbrausende Gährung ohne Mühe unterdrückt und in verfassungsmäßigen Schranken gehalten. Im Aargau (s. d.) dagegen machte (1845) ein Theil der katholischen Minorität den gewaltsamen Versuch zum Umsturze der von der Mehrheit angenommenen Verfassung, führte aber dadurch den Beschluß des großen Raths, wonach alle Klöster aufgehoben werden sollten (13. Jan.), herbei. In derselben Zeit, da der aargauische Klosterstreit die ganze S. in Gährung setzte, wurde die Aufregung noch dadurch gesteigert, daß die hierarchische Partei mit ihrem lange gehegten Plane, dem Jesuitenorden weitere Verbreitung zu verschaffen, in rücksichtslosester Verletzung der Interessen und Ansichten sowohl der reformirten, als der liberal-katholischen Schweizer, immer kecker und offener hervortrat. Gelang es nämlich durch weitere Verbreitung des wohlorganisirten Jesuitenordens, der „streitenden Kirche" einen überall thätigen geistlichen Generalstab zu verschaffen, war es namentlich möglich, den Einfluß und die Herrschaft der Jesuiten in Luzern, als einem der damaligen Vororte, sicher zu stellen, so erschien die Organisation der ultramontanen Partei vollendet. Sie konnte alsdann, unter Benutzung aller ihr günstig scheinenden Umstände, durch Missionen und andere ihr zu Gebote stehende Mittel, den Zunder des religiösen Zerwürfnisses auch in die Nachbarländer hinauswerfen. Vor Allem wäre damit für die S. selbst die dauernde Spaltung in eine katholische und nichtkatholische Hälfte entschieden und jede Hoffnung auf den Uebergang von einem lockern Staatenbunde zu einem starken u. volksthümlichen Bundesstaate vereitelt worden. Denn das Interesse der ultramontanen Partei hätte es niemals geduldet, sich einer Gesammtrepräsentation des schweizerischen Volkes zu unterwerfen, in welcher das entscheidende Gewicht der reformirten Bevölkerung der größten Kantone zufallen mußte. In der That knüpfte sich also an die Entscheidung der Jesuitenfrage, deren Lösung nach einer geschichtlichen Nothwendigkeit der Bundesreform vorausgehen mußte, das ganze Schicksal der S. Schon als 1818 die Berufung der Jesuiten nach Freiburg erfolgte, waren in dieser Beziehung lebhafte Besorgnisse rege geworden, die sich 20 Jahre später erneuerten, als von der ultramontanen Partei in Luzern schon vor der Verfassungs-

revision daselbst und vor der Aufhebung der Klöster im Aargau die Berufung des Ordens in den katholischen Vorort betrieben ward. Der Eifer dafür erhöhte sich nach dem Siege der hierarchischen Partei in Luzern und nach Einführung der neuen Konstitution im December 1841. Die Jesuitenfreunde gewannen mehr und mehr Boden in den Behörden, so daß die baldige Berufung unzweifelhaft wurde, falls nicht etwa die Tagsatzung mit Ernst und Nachdruck sich dagegen erklärte. Unter diesen Umständen brachte Aargau den von seinem großen Rathe beschlossenen und durch zahlreiche Volkspetitionen unterstützten Antrag auf Ausweisung der Jesuiten durch Kreisschreiben vom 3. Juni 1844 zur Kenntniß der Stände. Der Antrag kam am 19. Aug. auf der ordentlichen Tagsatzung zur Verhandlung, erhielt aber nur $1^1/_2$ Stimmen. Andererseits erklärte sich für Rückweisung des aargauischen Antrags, den man als „Eingriff in die Rechte der Katholiken und in die Kantonalsouveränetät" bezeichnete, nur ein Theil der katholischen Kantone mit $7^1/_2$ Stimmen, dagegen sprachen sich $17^1/_2$ Stimmen nach dem Vorschlage Zürichs für Nichteinmischen aus, ohne daß jedoch die Mehrheit dieser Stände dem Grundsatze etwas vergab, die Jesuitenfrage unter veränderten Umständen als Bundessache zu behandeln und darüber entscheidende Beschlüsse zu fassen. Da hiernach die höchste eidgenössische Behörde der Berufung der Jesuiten nach Luzern wenigstens nicht auf positiv unzweideutige Weise entgegengetreten war, so wurde dieselbe am 24. Okt. 1844 mit 70 gegen 24 Stimmen vom luzernischen Großrathe beschlossen durch Genehmigung des am 14. Sept. mit der Gesellschaft Jesu abgeschlossenen Vertrages. Die nächste Folge dieses unheilvollen Beschlusses waren die Freischaarenzüge gegen Luzern (s. d.) und das Auftreten des Sonderbundes. Der letztere wurde unmittelbar nach der bundesverfassungsmäßigen Erledigung der Klosterfrage durch die Tagsatzung abgeschlossen. Der angebliche Zweck war die Vertheidigung gegen Eingriffe in die Kantonalsouveränetät; doch waren alle Einrichtungen getroffen, um unter günstigen Umständen die Offensive ergreifen zu können. Der Bund bestand zunächst aus den Kantonen Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug u. Freiburg. Nach dem Siege der ultramontanen Partei in Wallis (1844) trat auch dieser Kanton bei. Nachdem 1846 der Bestand dieses Bundes im Bunde auf officielle Weise bekannt geworden war und inzwischen in Genf und St. Gallen die liberale Partei das Uebergewicht erlangt hatte, erfolgte am 27. Juli 1847 in der Tagsatzung mit $12^2/_2$ Stimmen der Beschluß der Auflösung des mit der Bundesverfassung unvereinbaren Sonderbundes, und daran knüpfte sich im September ein weiterer Beschluß, welcher die Jesuitensache für Bundessache erklärte und, unter Verbot der künftigen Aufnahme des Ordens in irgend einem Kanton, die Stände Luzern, Schwyz, Freiburg und Wallis zur Entfernung der Jesuiten aus ihrem Gebiete aufforderte. Auf beide Beschlüsse und auf die Aufforderung, Alles zu unterlassen, was den Landfrieden stören könnte, zumal alle außerordentlichen Rüstungen einzustellen, antworteten die 7 Kantone des Sonderbundes mit Protesten und setzten ihre Rüstungen mit um so größerem Eifer fort. Eine Proklamation der Tagsatzung an das Volk der Sonderbundskantone, sowie die Absendung von Kommissären in dieselben fruchtete nichts; daher rief die Tagsatzung eine wohlgerüstete Armee von 50,000 Mann, die bald bis nahe an 100,000 Mann erhöht wurde, unter die Waffen und ernannte den eidgenössischen Obersten H. Dufour von Genf zum Obergeneral. Einer solchen Heeresmacht gegenüber hatten die 7 Sonderbundskantone 36,000 Mann auf die Beine gebracht, die von einem, freilich nur unvollkommen organisirten Landsturme von 47,000 Mann unterstützt werden sollten. Rechnet man hierzu die zum großen Theil wohlbewaffneten Bürgerwehren, die in den die Sonderbundskantone begrenzenden Kantonen für den inneren Dienst und zur etwa erforderlichen Vertheidigung der Kantonalgrenzen aufgeboten wurden, so hatte damals die S. weit über 200,000 Mann unter den Waffen, obgleich die Kantone Neuenburg und Appenzell-Innerrhoden die Stellung ihrer Kontingente verweigert oder versäumt hatten. Zu Ende Oktobers verließen die Gesandten des Sonderbundes die Tagsatzung, die am 4. Nov. die Vollziehung ihres Dekrets vom 20. Juli durch Waffengewalt beschloß, dem Obergeneral die entsprechende Weisung ertheilte und in einer offenen Erklärung die Nothwendigkeit ihres Verfahrens vor dem schweizerischen Volke und vor Europa rechtfertigte. Die Feindseligkeiten eröffnete der Sonderbund, indem Truppen des Kantons Uri, von Wallisern unterstützt, zu Anfang Novembers auf dem St. Gotthard die Grenzen von Tessin überschritten. Gleichzeitig hatten einige Ueberfälle in die Freiämter Aargau's Statt, die aber sämmtlich zurückgeschlagen wurden. Während hier ein Theil des eidgenössischen Heeres in der Defensive sich hielt, rückte Dufour mit einem andern Theil gegen Freiburg. Nach einem kurzen, aber blutigen Gefechte in der Umgegend der Stadt kapitulirte dieselbe. Die freiburger Milizen und der Landsturm wurden entlassen, die Jesuiten flohen, die Regierung zerstreute sich, eine neue ward gebildet. Nach dem Falle Freiburgs wandte sich die Hauptmacht der Eidgenossen gegen Luzern und die innern Kantone. Zug unterwarf sich ohne Weiteres. An der Grenze von Luzern, an der Brücke von Gisliton, bei Honau und Meierskappel, kam es am 23. Nov. zum entscheidenden Treffen. Nach hartnäckiger Gegenwehr, vom Morgen bis zum Abend, ergriffen die Sonderbundstruppen die Flucht, und auf die Nachricht dieser Niederlage flohen auch der in Luzern tagende Kriegsrath des Sonderbundes, die Regierung von Luzern und die Jesuiten. Bald darauf unterwarfen sich Unterwalden, Uri, Schwyz und Wallis. Mit verhältnißmäßig geringen Opfern wurde ein Kampf durchgekämpft von so durchgreifenden Folgen für die Ordnung der innern Verhältnisse der Eidgenossenschaft und für ihre Stellung zum Auslande, wie ihn die S. seit der Vertreibung ihrer Zwingherren nicht mehr erlebt hatte. Alle Voraussagungen der Anhänger der Jesuitenpartei von dauernden Zerwürfnissen und unheilbarer Zerrüttung wurden zu Schanden. Der ganze

Sonderbundskrieg hatte nur den Charakter einer großen militärischen Exekution und kostete nicht so viele Opfer, daß die dadurch vorübergehend geschlagenen Wunden nicht bald wieder vernarbt wären. Aber er zog eine Reihe der wichtigsten Veränderungen in denjenigen Kantonen nach sich, die dem Sonderbunde angehört hatten, denn fast in allen diesen Kantonen wurden nach dem Sturze der ultramontanen Partei Verfassungsrevisionen vorgenommen, die wirkliche und wesentliche Verbesserungen waren, und auch in andern Kantonen schritt man zu ähnlichen Maßregeln, wie denn überhaupt nach endlicher Ueberwindung des die gesammte Eidgenossenschaft bedrohenden Zerwürfnisses das ganze öffentliche Leben in den frischen Fluß einer gemessenen Bewegung kam. Selbst die finanziellen Opfer, welche der Sonderbundskrieg erforderte, brachen wichtigen Reformen die Bahn. Nicht nur wurde die in Freiburg, Luzern, Schwyz und Wallis faktisch erfolgte Austreibung der Jesuiten von den neuen Regierungen gut geheißen, sondern man schritt auch für Bestreitung der den Sonderbundskantonen zur Last gefallenen Kriegskosten zu einer Verminderung oder Aufhebung der Klöster, wozu das Volk, das früher für den Fortbestand dieser jeden Fortschritt hemmenden Institute in so hohem Grade fanatisirt worden, jetzt gern seine Einwilligung gab. Der Beschluß der Aufhebung des Sonderbundes war aber unleugbar sowohl der Wille der Mehrheit der schweizerischen Regierungen, als des schweizerischen Volkes.

An diesen inneren Händeln der S. hatten sich die Großmächte außer Großbritannien auf eine Weise betheiligt, welche den Reform- u. Einheitsbestrebungen der liberalen Partei keineswegs förderlich war. Schon 1846 unter dem Einflusse der Umwälzung in Genf waren Metternich u. Guizot darin übereingekommen, daß eine Intervention nothwendig sey, wenn der Bürgerkrieg fortdauere. Metternich wollte es der S. geradezu fühlbar gemacht wissen, daß sie sich durch die Großmächte regieren lassen müsse; Guizot aber hielt eine solche rücksichtslose Drohung bei dem lebhaften Nationalgefühl der Schweizer für gefährlich. Er ließ sich darum in weitere Unterhandlungen ein, suchte aber durch ein verdecktes Spiel und auf eigene Hand den natürlichen und gesetzmäßigen Entwickelungsgang der Dinge zu hemmen. So richtete er damals an den französischen Gesandten in der S., Bois-le-Comte, einen offenen Brief vom 2. Juli 1847, der die ganze erbitternde Wirkung einer Drohung hatte, ohne im Geringsten einschüchtern zu können. Da aber das französische Kabinet nur im Einverständniß mit dem englischen handeln wollte, so wußte Palmerston die Entscheidung der Interventionsfrage so lange geschickt zu verzögern, bis durch das entschiedene Vorgehen der Tagsatzung dem Sonderbund ein Ende gemacht ward und also die Vermittelung der Großmächte von selbst wegfiel. Oesterreich und Frankreich hatten inzwischen unverhohlen für die schweizerischen Ultramontanen Partei ergriffen. Sie hatten die Stände des Sonderbundes zum Widerstande gegen die verfassungsmäßige Bundesbehörde aufgereizt; sie hatten ihnen selbst Kanonen, Gewehre, Munition und Geld zukommen lassen und ihnen zur Leitung der militärischen Operationen Offiziere zugesandt. Um so verletzender für das schweizerische Volksgefühl u. zugleich um so erfolgloser mußte eine weitere, am 22. Jan. 1848 von Oesterreich, Frankreich und Preußen übergebene Note seyn, worin die Räumung der von den eidgenössischen Truppen kaum erst besetzten Sonderbundskantone verlangt und wiederholt ausgesprochen wurde, daß keine Veränderung in der schweizer Bundesakte gültig sey, die nicht unter einstimmiger Genehmigung aller Kantone zu Stande komme. Eine besondere Thätigkeit in dieser Richtung entfaltete der preußische Bevollmächtigte, General von Radowitz. Obwohl nun die Tagsatzung unverzüglich die einleitenden Maßregeln zur Bundesrevision beschloß, so schien doch zu Anfang des Jahres 1848 in der S. selbst noch kein sehr starker Glaube an eine baldige durchgreifende Bundesreform vorhanden zu seyn. Auch war die Niederlage der Politik der Großmächte in den schweizerischen Angelegenheiten so vollständig, um leicht voraussehen zu lassen, daß sie neue Anstrengungen zur Durchsezzung ihrer Zwecke machen würden. Unter den Stürmen jedoch, welche die pariser Februarrevolution in Frankreich und Deutschland erregte, konnte die S. in ungestörter Ruhe das Werk ihrer politischen Wiedergeburt vollenden. Schon am 17. Febr. 1848, unmittelbar nach dem Schlusse der Tagsatzung, hatte eine von dieser ernannte Bundesrevisionskommission ihre Arbeiten begonnen, und am 20. April konnte der Entwurf der neuen Bundesverfassung veröffentlicht und den Kantonen zur Begutachtung vorgelegt werden. Am 15. Mai trat die Tagsatzung zusammen, und am 27. Juni war der Entwurf durchberathen und konnte zur Abstimmung vorgelegt werden. Wie die Mehrheit der Stände, so erklärte sich die große Mehrheit der schweizerischen Bevölkerung für die Annahme. Zwar überwog in einigen kleinern und zumal katholischen Kantonen die Zahl der Verwerfenden; da aber schon früher der allein zum Ziele führende Grundsatz geltend gemacht war, daß die neue Verfassung als angenommen zu betrachten sey, sobald sich eine Mehrheit von Ständen, die zugleich die Mehrheit der schweizerischen Bevölkerung vertrete, dafür erklärt habe, so konnte schon am 12. Sept. 1848 die feierliche Verkündigung der neuen Bundesverfassung erfolgen. Bei den Berathungen der Tagsatzung vom 15. Mai bis 27. Juni gelangte man, obwohl auch in der S. vielfache Sonderinteressen bunt sich durchkreuzten, durch weise Verbindung von durchgreifender Entschiedenheit in Gegenständen von allgemeiner Wichtigkeit, von Mäßigung und Schonung in Dingen von untergeordneter Bedeutung zu einer Bundesverfassung, wodurch aller schädliche Partikularismus vernichtet und gleichwohl nicht verletzend in die Eigenthümlichkeit des besonderen Staatenlebens eingegriffen wurde. Die neue Bundesverfassung war bereits geraume Zeit zur Geltung gelangt, die neuen Bundesbehörden waren in voller Thätigkeit, als der erste Akt der großen europäischen Revolution zu Ende ging und zahlreiche Schaaren der Ueberwundenen und Verdrängten das seit Jahrhunderten geübte Asylrecht der S. in Anspruch nahmen. Wie schon

früher einzelne französische und eine größere Anzahl italienischer Flüchtlinge, so wurden zu Anfang Juli's 1849 die noch massenhaften Trümmer der deutschen Revolution auf den schweizerischen Boden verschlagen. Theils zur Entwaffnung der anlangenden Flüchtlinge, theils zum Schutz der Grenzen gegen die nachdrängenden Sieger ordnete der Bundesrath erst ein Aufgebot von 12,000, dann von 24,000 Mann unter dem Oberbefehle Dufours an. Die Grenzverletzung eines vorgeschobenen Theils des schweizerischen Gebiets bei dem badischen Orte Büsingen durch eine Abtheilung hessischer Truppen gab Anlaß zu Verhandlungen, die indessen bald zu einem befriedigenden und genugthuenden Erfolge führten. Am 12. November 1849 ward die Herbstsitzung der Bundesversammlung eröffnet. Zum neuen Bundespräsidenten wurde Heinrich Druey aus Waadt, zum Vicepräsidenten Joseph Munzinger aus Solothurn gewählt. Die Ende 1849 geschlossene Sitzung war reich an wichtigen Ergebnissen gewesen: Gesetze über das Postregal, über die Organisation der Bundesrechtspflege u. die Organisation des Bundesraths, über freie Niederlassung, über den Geschäftsverkehr der Räthe unter einander waren die Früchte einjähriger Berathungen. Dieser innere Ausbau sah sich aber von außen bedroht; Preußen meldete seine Ansprüche auf Neuenburg an und begehrte im Verein mit Oesterreich die Aufhebung des Asylrechts, doch zogen sich die Unterhandlungen ohne weitere Folgen hin. Um Anlaß zu Beschwerden zu vermeiden, fuhr der Bundesrath in seiner Strenge gegen die Flüchtlinge fort, entzog ihnen jede Staatsunterstützung und setzte es auch durch, daß der größte Theil derselben die S. verließ. Die schon vor 1848 bestandenen, über die ganze S. verbreiteten deutschen Arbeitervereine erfaßten seitdem politische Bestrebungen, deren gefährliche Richtung bei der Versammlung in Murten (20. Februar 1850) zu Tage trat. Massenhafte Ausweisungen waren die Folge davon. Die Bundessitzung von 1850 wurde am 4. April eröffnet. Das heftig debattirte Münzgesetz wurde von dem Nationalrath in der vom Ständerath bereits gebilligten Weise am 25. April angenommen und die Zahl der auszuprägenden Münzen bestimmt. Die von den Kantonen, Bezirken und Gemeinden erhobenen Zölle, Brücken- und Wegegelder wurden von der Eidgenossenschaft um 1,700,000 Franken angekauft und abgeschafft, wodurch der innere Verkehr völlig frei ward. Die Frühjahrssitzung der Räthe ward am 9. Mai geschlossen, um am 1. Juli und nach einer Vertagung den 4. November abermals zu beginnen. Dieser Sitzung gebührt das Verdienst, einem der größten socialen Uebelstände der S. durch das Gesetz über die Heimathlosen ein Ende gemacht zu haben. Die Wahl zum Bundespräsidenten auf 1851 fiel auf Munzinger aus Solothurn, die zum Vicepräsidenten auf Furrer. Die Sitzungen endeten am 21. December. Neben dem politischen dauerte der kirchliche Hader an vielen Orten fort und führte im Kanton Waadt zu einer förmlichen Trennung zwischen Kirche und Staat. Nach Eröffnung der Bundesversammlung am 7. Juli 1851 wählte der Nationalrath den eben in Bern unterlegenen Stämpfli zu seinem Vorsitzenden, was die konservative Partei in große Aufregung versetzte. Die Räthe beschäftigten sich vornehmlich mit einer Aenderung des Zolltarifs, wodurch der Zoll von Reis um die Hälfte, von Mehl &c. auf ¹/₃ herabgesetzt, der Unterschiedszoll für deutsches Eisen aber aufrecht gehalten wurde. Der Ständerath sprach sich am 25. August gerade entgegengesetzt aus. Merkwürdiger Weise kamen beide Beschlüsse nur durch Stichentscheid der Präsidenten beider Räthe zu Stande. Die Sitzung schloß am 28. August mit dem Ablauf der Vollmachten des Nationalraths, dessen vollständige Erneuerung durch die Volkswahlen bevorstand. Die Verhältnisse zu den Nachbarstaaten waren um nichts freundlicher geworden, und immer noch waren es die Flüchtlinge, welche den Hauptanstoß gaben. Durch ein Kreisschreiben vom 25. Februar 1851 hob der Bundesrath die im Juli 1849 den Kantonen auferlegte Verpflichtung zur Aufnahme von Flüchtlingen (deren Zahl inzwischen von 11,000 auf 500 gesunken war) auf und schob alle Heimathlosigkeiten, welche durch Verlängerung des Aufenthaltes der Flüchtlinge entstehen würden, als Last den Kantonen zu. Namentlich traf das Loos der Ausweisung die noch anwesenden Oesterreicher, Preußen und Polen, um die betreffenden Regierungen zufrieden zu stellen. Der neugewählte National- u. der Ständerath traten am 1. December zusammen. Johann Trog aus Solothurn ward zum Bundespräsidenten gewählt. Nach dem 2. December 1851 entstanden auch mit Frankreich Zerwürfnisse wegen der Flüchtlinge, die von Genf aus einen Einfall auf französisches Gebiet beabsichtigten. Durch das energische Dazwischentreten des Bundesraths wurde der Plan vereitelt; als aber der französische Gesandte von Salignac in einer Note vom 24. Januar 1852 das Verlangen stellte, daß alle Flüchtlinge, welche die französische Regierung bezeichnen würde, aus der S. gewiesen werden sollten, lehnte der Bundesrath dies in seinem Antwortschreiben vom 9. Februar ab. Die Flüchtlinge wurden jedoch von der Grenze entfernt. Neuer Zwist erhob sich, als durch einen Maskenzug in Basel die französische Regierung verspottet worden war. Die gerichtliche Bestrafung der Theilnehmer glich auch diese Angelegenheit aus. Den am 5. Juli 1852 wieder zusammengetretenen gesetzgebenden Räthen wurden Vorlagen über die Eisenbahnen, eine eidgenössische Universität, das Bundesstrafrecht und den Nachlaß der Sonderbundskosten gemacht. Für die Universität hatte eine nationalräthliche Kommission 1851 den Plan vorbereitet und dafür einen jährlichen Beitrag des Bundes von 267,000 Franken, sowie des Universitätssitzes von 70,000 Franken, ferner für eine polytechnische Schule je 64,000 und 16,000 Franken in Ansatz gebracht. Beide Angelegenheiten fanden jedoch keine Erledigung. In Betreff der Eisenbahnen verzichtete der Nationalrath auf den Staatsbau und überließ denselben den Kantonen, beziehungsweise der Privatthätigkeit, für sich nur die Genehmigung vorbehaltend. Zur Beruhigung der Gemüther trug der Erlaß der Sonderbundsschuld nicht wenig bei. Noch waren 1,564,453 Schwei-

zerfranken Kapital und 625,087 Franken nachträgliche Forderung rückständig. Der Nationalrath hatte den Nachlaß dieser Summe bereits früher zugestanden und trat am 12. August den diesfälligen näheren Festsetzungen des Ständeraths bei. Das von letzterem in Berathung genommene Bundesstrafgesetz blieb unerledigt, da am 17. August der Schluß der Sitzung eintrat. Die Bildung der Gesellschaften zur Anlegung von Eisenbahnen und die Beschaffung der dazu erforderlichen Geldmittel waren die Angelegenheit, welche die öffentliche Thätigkeit der S. im Laufe des Jahres vorzugsweise in Anspruch nahm. Zum Bundespräsidenten für 1853 war Wilhelm Näff aus St. Gallen, zu seinem Stellvertreter Friedrich Frey-Herosée aus Aargau gewählt worden. Zur Wiederaufnahme der Unterhandlungen mit dem deutschen Zollverein ward Kern aus Thurgau nach Deutschland entsendet; seine Bemühungen scheiterten jedoch an den Wirren, in denen sich der Zollverein selbst befand. Eine Note der lombardischen Statthalterei unterstützte den päpstlichen Einspruch gegen die Säkularisation des Unterrichts in Tessin, und noch dringender wurde Oesterreich, als in der Nacht zum 23. November alle Kapuziner, welche mindestens 65 Jahre alt und nicht Eingeborene des Kantons Tessin waren, aufgegriffen und über die lombardische Grenze geschafft wurden. Obwohl der Bundesrath sein Einschreiten verweigerte, geschah es doch auf seine Ermahnung, daß die Regierung von Tessin den Streit durch Bewilligung eines Ruhegehalts an die Mönche auszugleichen bemüht war. Das Bundesstrafgesetz gelangte in der am 10. Januar 1853 eröffneten neuen Sitzung an den Nationalrath, der dasselbe zwar im Allgemeinen bestätigte, aber wiederholt die vom Ständerath angenommene Bestimmung verwarf, wonach Beleidigungen fremder Regierungen durch ein Bundesgericht bestraft werden sollten. Dieses Strafrecht sollte den Kantonalgerichten, bei denen die beleidigten Regierungen Klage anzubringen hätten, verbleiben. Am Schluß der Sitzungen und nachdem mehre der eifrigsten Widersacher bereits abgereist waren, gelang es dem Bundesrath dennoch, diesen wichtigen Artikel 43 des Strafgesetzes zur Annahme zu bringen. Danach unterliegen also Verbrechen und Vergehen wider das Völkerrecht dem eidgenössischen Assisengericht, und der Bundesrath wird in den Stand gesetzt, seine Beziehungen zum Auslande leichter nach eigenem Ermessen zu regeln. Die Wichtigkeit dieses Artikels trat bei dem Zerwürfniß mit Oesterreich sogleich zu Tage, da diese Macht es übel empfunden haben würde, sich mit ihren Beschwerden gegen Tessin an die dortigen Gerichte verwiesen zu sehen. Ebenso widersetzte sich der Nationalrath der Niederschlagung des Landesverrathsprozesses, d. h. des strafrechtlichen Verfahrens gegen die Urheber des Sonderbundskrieges, und bestimmte, daß die Aburtheilung den Gerichten von Luzern verbleiben solle. Wichtig war die Genehmigung der Eisenbahnbauten, wobei jedoch eine Steuer von 500 Franken für die Wegstunde vorbehalten ward, sobald die Bahnen einen Reingewinn von 3½ Procent abwerfen würden. Der Schluß der Sitzung erfolgte am 3. Februar 1853. Zwei Tage später brach in Mailand ein Aufstand gegen die österreichische Besatzung aus, wozu die einleitenden Schritte durch italienische und ungarische Flüchtlinge von dem Boden des Kantons Tessin aus getroffen worden waren. In Folge davon ordnete die österreichische Regierung nicht nur eine Absperrung der Grenze an, sondern erließ auch den Befehl, daß alle in der Lombardei lebenden Tessiner, die Besitzlosen binnen 24 Stunden, die Angesessenen binnen 3 Tagen, das Land zu verlassen hätten. Ausnahmen wurden nur in einzelnen Fällen gestattet und an 5—6000 Menschen mitten im Winter über die Grenze geschafft. Bei den hierüber gepflogenen diplomatischen Verhandlungen zwischen Oesterreich und dem Bundesrath bestand ersteres auf der Forderung, daß in der unmittelbaren Nähe der österreichischen Grenze (Tessin und Graubündten) politische Flüchtlinge nicht geduldet werden sollen, sobald deren Entfernung auf diplomatischem Wege begehrt werde. Oesterreichs Forderung wurde abgelehnt, indem sich der Bundesrath selbstständige Entscheidung darüber vorbehielt; Verbesserungen der tessinischen Fremdengesetze wurden aber angekündigt und schließlich sowohl die Aufhebung der Sperre, als die Wiederherstellung guter Nachbarschaft verlangt. Als darauf Oesterreich die Wiederherstellung des Grenzverkehrs mit Tessin von der weitern Entwickelung der Verhältnisse abhängig machte, erließ der eidgenössische Bundesrath unterm 28. Mai die Aufforderung an die Kantone, ihre Kontingente zu vervollständigen. Am 3. Juni 1853 faßte der eidgenössische Bundesrath in der Angelegenheit des Aufstands in Freiburg (s. d.) den Beschluß, daß die Urtheile und übrigen Verfügungen des am 22. April in Freiburg eingesetzten Kriegsgerichts, als von inkompetenter Behörde erlassen, aufgehoben und die Angeklagten vor die verfassungsmäßigen Gerichte gestellt werden sollten. Für das Jahr 1854 wurde am 30. Juli 1853 Friedrich Frey-Herosée aus Aargau zum Bundespräsidenten und Ulrich Ochsenbein aus Bern zum Vicepräsidenten gewählt. Im Januar 1854 kam das lang verhandelte Universitätsgesetz in der Bundesverhandlung zur Berathung und ward zwar vom Nationalrath am 27. Januar angenommen, aber vom Ständerath am 1. Februar 1854 mit 27 gegen 15 Stimmen abgelehnt, wohl aber mit 24 gegen 15 Stimmen die Errichtung einer eidgenössischen polytechnischen Schule zu Zürich, womit eine Schule für das höhere Studium der exakten, humanistischen u. politischen Wissenschaften verbunden werden sollte, beschlossen und von Seiten der Eidgenossenschaft dazu ein jährlicher Beitrag von 150,000 Franken ausgeworfen, während die Stadt oder der Kanton Zürich dazu jährlich 16,000 Franken beisteuern und alle Baulichkeiten, Sammlungen rc. unentgeltlich zur Verfügung stellen sollte. Bei den neuen Wahlen zu beiden Häusern der Bundesversammlung im Oktober 1854 blieb die Zusammensetzung derselben im Ganzen dieselbe. Durch Geschicklichkeit bei Behandlung schwieriger Zeitfragen erwarb sich der Bundesrath mehr und mehr Anerkennung. Während er im Innern radikale Kantonsregierungen,

soweit statthaft, sich nach Belieben gebahren ließ, trug er in allgemein schweizerischen Angelegenheiten der öffentlichen Meinung Rechnung, selbst wenn sie ihm entgegen war. Die österreichische Regierung ward durch Entschädigung von Seiten des Kantons Tessin und Ausweisung mehrer italienischen Flüchtlinge zufrieden gestellt, so daß dieselbe 1855 wieder einen Gesandten nach Bern, dem Sitze der Bundesregierung, abordnete. Auch Rußland, welches schon seit 1847 keinen Gesandten bei der Eidgenossenschaft hatte, bevollmächtigte jetzt wieder einen solchen (10. September 1855). Der beschlossene Bau eines großen Eisenbahnnetzes schritt rasch vor. Im Jahre 1856 bewiesen viele Vorfälle deutlich genug, daß die radikale Partei sich in mehren Kantonen nur mittelst Gewaltthätigkeit im Besitze der Macht zu erhalten vermochte. Namentlich wurden in Neuenburg, Solothurn, St. Gallen, Tessin und Genf darüber Beschwerden erhoben. Bald aber ward jedes anderweite Interesse von dem royalistischen Putsch in Neuenburg (s. d.) absorbirt. Vergeblich forderten nach Besetzung des Kantons durch eidgenössische Truppen die Gesandten sämmtlicher Großmächte zur Anerkennung der Rechte des Königs von Preußen als Fürsten von Neuenburg und zur Freilassung der Gefangenen auf, trotzdem daß sie die Eröffnung von Verhandlungen mit der Bundesregierung auf dieser Grundlage zum Behuf einer Ausgleichung hinsichtlich der zukünftigen Stellung Neuenburgs in Aussicht stellten. Die Bundesregierung ließ sich zu weiter nichts herbei, als daß sie eine Amnestie in Aussicht stellte, wenn gleichzeitig von Seiten Preußens die vollständige Unabhängigkeit Neuenburgs anerkannt werde. In einer Note vom 8. December erklärte hierauf die preußische Regierung, daß sie jetzt ihr Recht auf Neuenburg mit eigener Macht zur Geltung zu bringen gesonnen, indeß weiterer Vermittelung nicht abgeneigt sey. Zugleich traf sie die nöthigen Vorbereitungen zu kriegerischem Vorgehen. Die Bundesregierung ließ sich aber hierdurch so wenig beirren, daß sie den diplomatischen Verkehr mit Preußen vielmehr selbst abbrach, unter Dufours Oberbefehl eine ansehnliche Truppenmacht an der nördlichen Grenze aufstellte, verschiedene Punkte am Bodensee bei Eglisau und Basel befestigen ließ und den Bundesrath ermächtigte, Anleihen nach eignem Ermessen aufzunehmen. Indessen gab dieser auf dringendes Anrathen von Seiten der übrigen Großmächte nach und verstand sich zur Niederschlagung des Prozesses und zur Freigebung von 66 Angeklagten unter der Bedingung, daß dieselben bis zum schließlichen Austrag der Sache auf einer demnächst in Paris abzuhaltenden Konferenz die S. meiden sollten. Die außerordentlich einberufene Bundesversammlung genehmigte am 15. und 16. Januar diese Maßregel, worauf die Truppen in ihre Heimath entlassen wurden. Der glückliche Ausgang dieser Angelegenheit durch die Verzichtleistung des Königs von Preußen auf Neuenburg (16. Juni 1857) ermuthigte die Bundesbehörde, ihre Ansprüche auf das durch die wiener Verträge von 1815 der S. zugesprochene, aber von Frankreich nicht herausgegebene Dappenthal zu erneuern. Doch hat sie bis jetzt damit noch nicht durchzubringen vermocht. Im Uebrigen ward das gute Einvernehmen mit den Nachbarstaaten, sowie mit den Großmächten aufrecht erhalten.

Vgl. (H. E. Meurer), Geschichte der S., Zürich 1779, 4. Aufl. von G. M. v. Knonau, das. 1816; G. Walther, Geschichte Helvetiens, Bern 1792; G. Garb, Darstellung der Schweizergeschichte, St. Gallen 1795—1806, 3 Bde.; P. H. Mallet, Histoire des Suisses, Genf 1803, 4 Bde., neue Aufl., Paris 1836, 6 Bde.; Johannes von Müller, Geschichte schweizerischer Eidgenossenschaft, Bd. 1—5, Abth. 1, Leipz. 1806—8; Bd. 5, Abth. 2, von Glutz-Blozheim, Zürich 1816; Bd. 6 u. 7, von Hottinger, das. 1825—29; L. Meister, Helvetische Geschichte der 2 letzten Jahrhunderte, das. 1803—15, 5 Bde.; J. K. Vögelin, Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft, 2. Aufl., das. 1827, 3 Bde.; Meyer von Knonau, Handbuch der Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft, das. 1826—29, 2 Bde.; H. Zschokke, Geschichte des Schweizerlandes, das. 1822 u. öfter; Balthasar, Helvetia oder Denkwürdigkeiten für die 22 Freistaaten, das. 1823 ff., 8 Bde.; Müller-Friedberg, Schweizerische Annalen, das. 1831 ff.; Gelzer, Die drei letzten Jahrhunderte der Schweizergeschichte, Aarau und Thun 1838; Tillier, Geschichte der Eidgenossenschaft während der Herrschaft der Vermittelungsakte, das. 1845—46, 2 Bde.; Derselbe, Geschichte der helvetischen Republik, 1843, 3 Bde.

Schweizer, Alexander, verdienter reformirter Theolog, geboren den 14. März 1808 zu Murten, wo sein als Schriftsteller bekannter Vater, Johann Jakob S. († 1843 als Pfarrer zu Trub), damals Diakonus war, studirte, auf den Gymnasien zu Biel, Basel und Zürich vorgebildet, auf letzterer Universität Theologie, ging 1832, um Schleiermacher zu hören, nach Berlin, von da nach Leipzig, wo er 1833 als Hülfsprediger der reformirten Gemeinde thätig war, und kehrte 1834 nach Zürich zurück, wo er als Vikar am Großmünster angestellt ward und sich zugleich als Privatdocent an der Universität habilitirte. Im folgenden Jahre erhielt er die Professur der praktischen Theologie und wurde von der Synode in den Kirchenrath gewählt. Nachdem er 1840 ordentlicher Professor geworden, erhielt er im Februar 1844 das Pfarramt der Münstergemeinde. Seine Hauptwerke sind: „Glaubenslehre der reformirten Kirche" (Zürich 1844—47, 2 Bde.); „Die protestantischen Centraldogmen innerhalb der reformirten Kirche" (das. 1854, Bd. 1); „Ueber Begriff und Eintheilung der praktischen Theologie" (Leipzig 1836); „Homiletik" (das. 1848). Er lieferte außerdem gehaltvolle Abhandlungen in theologische Zeitschriften, namentlich in die „Theologischen Studien und Kritiken" und gab Schleiermachers „Philosophische Ethik" (Berlin 1835), sowie mehre Predigtsammlungen heraus.

Schweizerfranken, die in der Schweiz früher übliche Münze à 10 Batzen à 10 Rappen. Man rechnet 16 solcher Franken = 11 Fl. rhn. und 27 = 40 französischen Franken. Da 35 S. auf die kölnische Mark gehen, so ist 1 Schweizerfrank 12 Sgr. oder 41$^1/_7$ Kr. rhn.

Schweizergarden, die in Diensten auswärtiger Höfe stehenden aus geworbenen Schweizern bestehenden Truppen. Der alte Ruf der schweizerischen Tapferkeit, der durch die glorreichen Kämpfe der Eidgenossen gegen Oesterreich nicht wenig erhöht ward, bewirkte, daß die schweizerischen Söldner gegen das Ende des Mittelalters hin sehr gesucht waren. Nachdem schon 1450 Schweizer im Sold der Stadt Nürnberg gegen den Markgrafen Albrecht Achilles von Brandenburg gekämpft hatten, nahm König Karl VII. (1453) durch Vertrag einige tausend Mann von ihnen in Sold. Sein Nachfolger Ludwig XI. erneuerte diesen Vertrag und hatte bereits 6000 Schweizer in Sold. Die Hauptbedingung dabei war, daß sie stets von ihren eigenen Offizieren befehligt und regelmäßig besoldet würden. Seitdem waren mit geringen Unterbrechungen bis 1830 fortwährend Schweizertruppen in französischen Diensten, und man schlägt ihre Zahl von Ludwig XI. an bis zum Tode Ludwigs XIV. (1465—1715) auf 1,100,000 und den ihnen ausgezahlten Sold auf 1150 Millionen Franken an. Auch in Holland, Spanien, Piemont, Neapel und im Kirchenstaat dienten Schweizer für Sold. Nachdem in der Revolution der größte Theil der S. 1792 in Paris nach heldenmüthigem Kampf der Volksrache zum Opfer gefallen war, hörten sie hier auf, um erst unter der Restauration wieder restituirt zu werden. Im Jahre 1828 standen noch 6 Schweizerregimenter in Paris, 4 in den Niederlanden, 3 in Neapel, im Ganzen etwas über 20,000 Mann. Im Jahre 1829 wurden die in niederländischen Diensten stehenden Schweizerregimenter entlassen, und 1830 trat derselbe Fall in Frankreich ein, und nachdem 1858 auch Neapel seine Schweizerregimenter entlassen hat, gibt es deren nirgends mehr in Europa. Abgesehen von dem Gehässigen, was dieser Söldnerdienst, der nur zu oft die Gewaltherrscher gegen das eigene Volk zu schützen bestimmt war, in den Augen dieses letztern hatte, so wurden dadurch dem Landbau und der Industrie in der Schweiz viele tüchtige Kräfte entzogen, und wenn auch die pekuniären Vortheile bei dem hohen Solde, der den S. gezahlt werden mußte, besonders für die Offiziere ansehnlich genug waren, so können dieselben doch bei dem moralischen Nachtheil, mit dem dieser Herrendienst für einen großen Theil der schweizerischen Bevölkerung unleugbar verbunden war, nicht in Betracht kommen. Wichtiger war es, daß dieser Solddienst viel dazu beitrug, militärische Tüchtigkeit unter den Schweizern zu erhalten und zu verbreiten. Jedoch ward diese Wirkung dadurch sehr beeinträchtigt, daß die schweizerischen Miethsoldaten in der neueren Zeit mehr als Leibgarden der Monarchen verwendet wurden. Die Bundesakte von 1815 gestattete den fremden Solddienst den Schweizern unter gewissen Einschränkungen; nachdem aber schon seit 1830 die meisten Kantone das Verbot der Militärkapitulation mit fremden Staaten in ihre Verfassungsurkunden aufgenommen, ging dasselbe auch in die Bundesverfassung von 1848 (Art. 11) über. Dessen ungeachtet waren dergleichen Kapitulationen auch noch später mit dem Kirchenstaat und Neapel in Kraft, und es konnte dem sogenannten Reislaufen nicht völlig gesteuert werden, ehe jene Staaten ihrerseits die S. entließen. Vgl. Zurlande, Histoire militaire des Suisses, Paris 1753; Rudolf, Geschichte der Feldzüge und Kriegsdienste der Schweizer im Auslande, Baden 1844—45, 2 Bde.

Schwelle, das horizontal liegende Stück Holz, welches eine Mauer tragen soll. Die S.n bekommen von dem Orte, wo sie liegen, besondere Benennungen. Die Grundschwelle (Unterschwelle) liegt bei Fachwerkswänden unmittelbar auf der Grundmauer auf. Die Hauptschwelle der zweiten Etage nennt man Saumschwelle, und ihre oberste Einfassung Wandrahmen.

Schwellton, in der Gesangskunst der Vortrag eines Tons mit zu- und abnehmender Stärke, also das auf einen gewöhnlich lang auszuhaltenden Ton fallende Crescendo und Decrescendo (s. d.), das in Zeichen ausgedrückt wird durch <>.

Schwelm, Stadt in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Arnsberg, Kreis Hagen, am gleichnamigen Flusse, hat ein Land- und Stadtgericht, Steueramt, eine höhere Bürgerschule, Wollen-, Baumwollen-, Leinen-, Siamoisen- und Bettzeuchmannfakturen, Garn- und Leinwandbleichen, Eisen-, Stahl- und Metallwaarenfabriken, Färbereien, Rothgerbereien, Bierbrauerei, Brennerei, Handel und 4200 Einw.

Schwengel, ein Hebel, womit man Etwas in schwingende Bewegung setzt oder auf- oder niederzieht. Bei den gewöhnlichen Pumpbrunnen wirkt der S. als ein ungleicharmiger Hebel, indem die Pumpenstange von dem kurzen Hebelarme herabhängt und am Ende des langen die Kraft thätig ist. Auch bei Pressen finden wir einen solchen Hebel, auch Bengel genannt, z. B. bei den Buchdrucker- und Münzpressen. Manchmal ist auch der S. eine Art Balancier oder Druckhebel, der sich in der Mitte um einen Bolzen (Schwengelbolzen, Schwengelnagel) bewegt u. in der Scheere einer Säule eingelassen ist, wie z. B. bei Feuerspritzen. Aehnliche S. hat man, um die Pumpenstangen größerer Pumpenwerke in Bewegung zu setzen, welche im Bergbau und zur Entwässerung gebraucht werden und Schwengelkünste oder Schwengelpumpen heißen.

Schwenkfeld, Kaspar von, der Gründer einer protestantischen Sekte, gehörte dem altadeligen Geschlechte Ossig an u. war 1490 zu Ossig geboren. Nachdem er einige Zeit als herzoglich liegnitzischer Rath fungirt hatte, trat er zum Protestantismus über, wurde aber wegen seiner abweichenden religiösen Ansichten 1528 aus seinem Vaterlande verbannt. Unter mannichfaltigen Anfechtungen irrte er hierauf in Schwaben und am Rhein umher. Er † zu Ulm gegen 1561. Obschon zur neuen Lehre übergetreten, wich doch S. in mehren Punkten vom Dogma der Protestanten ab. So hegte er die Ansicht, daß das Abendmahl nur ein Symbol sey und daß die vergötterte Menschheit Christi das wahre Seelenbrod abgebe. Auch betrachtete er die Menschheit Christi nicht als Kreatur, sondern als einen Bestandtheil der Dreieinigkeit. Er wollte überhaupt nur ein Christenthum des innern Sinnes u. fortgesetzter göttlicher Eingebung, sowie vollkommenere Reinigung des Wandels hergestellt wissen. Seine Ansichten sind nieder-

gelegt in dem „Bekandtnus u. Rechenschaft von den Hauptpunkten des christlichen Glaubens" (1547). Erst nach seinem Tode bildeten seine Anhänger, nach ihm Schwenkfeldianer genannt, in Schlesien abgesonderte Gemeinden u. stellten unter sich eine strengere Kirchenzucht her. Weil sie viele Verfolgungen zu erdulden hatten, siedelten sie 1733 nach Maryland, Philadelphia und Berks über, wo sie noch jetzt fortbestehen und unter eigenen Geistlichen mit besonderen Bethäusern sich den Ruf der Thätigkeit, Mäßigkeit und Rechtlichkeit erworben haben.

Schwenkung, beim Militär diejenige Bewegung, bei welcher der eine Flügel stehen bleibt, während der andere auf einer krummen Linie fortgeht, ohne jedoch die Richtung u. Fühlung mit dem Ganzen zu verlieren. Der Punkt, um welchen sich das Ganze dreht, heißt der Schwenkpunkt. Die S. beträgt in der Regel $1/_8$, $1/_4$ oder $1/_2$ eines Kreisbogens, kann aber zu jeder Zeit nach Belieben eingestellt oder fortgesetzt werden. Durch das Ausschwenken mit Unterabtheilungen einer Linie entsteht eine offene Kolonne, durch das Einschwenken derselben nach der ursprünglichen Frontseite wird die Linie wieder hergestellt; schwenkt man nach der entgegengesetzten Seite ein, so entsteht daraus eine Inversion. Abschwenken nennt man das Vornehmen eines Flügels einer in der Viertelwendung marschirenden Truppe.

Schwenningen, Marktflecken im württembergischen Schwarzwaldkreis, Oberamt Tuttlingen, unweit der badischen Grenze, mit Saline (Wilhelmshall) u. 3770 Einw., die neben Ackerbau und Viehzucht Gewerbe treiben, namentlich auch schwarzwälder Uhren verfertigen.

Schweppermann, Seyfried, General des Kaisers Ludwig des Bayern, stammte aus einem nürnbergischen Patriciergeschlechte und zog 1315 als Anführer der fränkischen Hülfstruppen mit dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg zur Unterstützung des bayerischen Herzogs Ludwig IV., welcher am 20. Oktober 1314 zum deutschen Kaiser erwählt worden war, gegen den Gegenkaiser Friedrich III., Herzog von Oesterreich. Da es zu keiner entscheidenden Schlacht kam, so wurde 7 Jahre lang mit abwechselndem Erfolge meist in kleinen Gefechten gekämpft, bis endlich Friedrich, von den geistlichen Fürsten von Passau u. Salzburg unterstützt und durch einen kriegerischen Haufen Ungarn verstärkt, bei Mühldorf den Inn überschritt, um unter dem Beistande seines mit starker Heeresmacht gleichfalls heranrückenden Bruders Leopold die Bayern mit ihren Verbündeten in die Mitte zu nehmen und mit einem Schlage zu vernichten. Nur ein schleuniger Angriff auf Friedrich, bevor dieser durch Leopold verstärkt war, schien das Mittel zur Rettung zu seyn. Allein die Partei Ludwigs war in Verlegenheit wegen der Wahl eines Oberfeldherrn, der mit 30,000 Mann gut zu operiren verstände. Da fiel die Wahl endlich auf den alten kriegserfahrenen S. Die Fehler der feindlichen Stellung sofort wahrnehmend, unternahm derselbe einen Angriff auf den rechten Flügel der Oesterreicher, warf diesen und wandte sich dann gegen das Centrum, sowie gegen den linken Flügel. Ein Angriff des Burggrafen von Nürnberg auf den Rücken des Feindes vollendete den Sieg. Diese Schlacht, welche am 28. September 1322 bei Mühldorf vorfiel, entschied über die deutsche Kaiserkrone zu Gunsten Ludwigs. Noch wird berichtet, daß, als am Abend des siegreichen Tages für die fürstliche Tafel nichts als ein Korb voll Eier aufgebracht werden konnte, der Kaiser ausgerufen habe: „Jedem ein Ei, dem frommen S. zwei", welche Worte in das Wappen und in die Grabschrift S.s zu Burgkastell in der Oberpfalz aufgenommen wurden.

Schwerdgeburth, Karl August, Zeichner und Kupferstecher, um 1784 zu Gera geboren und von seinem Vater in den Anfangsgründen unterrichtet, ging später nach Dessau, wo er von der chalkographischen Gesellschaft beschäftigt wurde. Nach Auflösung derselben zog er nach Weimar u. fand bei dem dortigen Industriekomtor weitere Beschäftigung. Später wurde er herzoglicher Hofkupferstecher. Wir haben von S. zahlreiche Blätter, wovon die früheren in der damals noch beliebten Punktirmanier ausgeführt sind. Dann radirte er auch viele Blätter, theilweise zum Koloriren, bei anderen wendete er den Grabstichel an. Im „Journal des Luxus und der Moden", im „Taschenbuch für Damen", in den verschiedenen Jahrgängen der „Urania" und in andern Taschenbüchern, sowie in Tiecks Werken finden sich Blätter von ihm. Treffliche Blätter sind sein 1840 erschienener Schiller, ein Kniestück nach W. Schmidt, und die bekannten Darstellungen aus Luthers Leben.

Schwere, das Bestreben der Körper, sich dem Mittelpunkt der Erde zu nähern. Wird ein Körper durch eine Unterlage verhindert, diesem Streben zu folgen, so übt er einen Druck aus, welcher als Gewicht (s. d.) bezeichnet wird. S. und Gewicht verhalten sich also zu einander wie Ursache und Wirkung. Die Richtung der S. geht nach dem Mittelpunkt der Erde. Genau genommen gilt aber dies nur für alle am Aequator und an den Polen befindlichen Körper, da an anderen Stellen die Richtung der S. in Folge der nicht vollkommenen kugeligen Gestalt der Erde von der Linie nach dem Mittelpunkt ein wenig abweichen muß. Man hat sich aber die S. nicht als eine von dem Mittelpunkt der Erde ausgehende, sondern vielmehr als eine solche Kraft zu denken, welche in der durch alle materiellen Theile der Erde ausgeübten Gesammtanziehung beruht. Da nämlich nach Newtons Theorie jedes Massentheilchen das andere anzieht, so ist die Kraft, welche den Stein zur Erde zieht, die Resumirende aller Anziehungen, welche die einzelnen Massentheilchen oder Moleküle des Erdballs auf den Stein ausüben. Nach dem Mittelpunkt der Erde ist aber die S. deshalb gerichtet, weil um diesen die gesammte Masse der Erde gleichförmig vertheilt ist. Die Intensität der anziehenden Kraft nimmt aber ab, wenn man sich vom Mittelpunkt der Anziehung entfernt, und zwar im umgekehrten quadratischen Verhältniß der Entfernung vom Mittelpunkt der Erde, d. h. in einem Abstande vom Mittelpunkt, welcher dem doppelten, dreifachen 2c. Radius gleich ist, beträgt die S. nur den vierten, neunten 2c. Theil von der S. an der Oberfläche der Erde. Nach diesem

Gesetze abnehmend, wirkt aber die S. fort bis in die unendlichen Räume des Himmels, wie bekanntlich der Mond dadurch in seiner Bahn um die Erde erhalten wird. Auffallend möchte die Behauptung erscheinen, daß die S. am größten an der Erdoberfläche ist und nicht allein nach der Höhe, sondern auch nach der Tiefe abnimmt. Letzteres aber mag aus folgender Betrachtung erhellen. Im Mittelpunkt der Erde müssen die anziehenden Kräfte nach allen Seiten gleich stark wirken und sich gegenseitig aufheben, daher hier die S. gleich Null ist. Entfernen wir uns aber vom Mittelpunkt der Erde nach der Oberfläche hin, so ist klar, daß die anziehende Kraft der Masse, welche wir unter uns zurückgelassen haben, die anziehende Kraft der Masse, welche sich über uns befindet, übertrifft, und zwar um so mehr, je weiter wir uns vom Mittelpunkt der Erde entfernen und ihrer Oberfläche uns nähern. Also muß die S. an der Oberfläche der Erde, wo ihre ganze Masse nach unten hin anziehend wirkt, am größten seyn. Die S. ist aber nicht für alle Gegenden der Erdoberfläche gleich; sie muß am Aequator am kleinsten seyn und nach den Polen hin zunehmen, theils weil in Folge der abgeplatteten Gestalt der Erde die Punkte des Aequators um cirka 3 Meilen weiter vom Mittelpunkt der Erde entfernt sind, als die Pole, theils weil die durch die Axendrehung der Erde veranlaßte Schwungkraft am Aequator der S. am wirksamsten entgegentritt. Hier ist die S. um ungefähr $^1/_{600}$ kleiner, als in mittleren Breiten, und um ungefähr $^1/_{200}$ kleiner, als am Pole. Daraus folgt, daß mit gleichem Aufwand von Muskelkraft am Aequator eine Last von 100 Pfd., in mittleren Breiten von $99^2/_3$ Pfd. u. am Pole von $99^1/_2$ Pfd. getragen wird. Für die Beobachtung der S. sind die Pendelschwingungen maßgebend. Da nämlich diese durch die S. veranlaßt werden, so müssen sie desto schneller erfolgen, je größer die S. an einem Orte ist, und man wird also aus der verschiedenen Anzahl Schwingungen, welche zwei gleich lange Pendel an zwei Orten in derselben Zeit machen, auf die verschiedene Größe der S. an beiden Orten einen Schluß machen dürfen. Ein Pendel, welches am Aequator Sekunden schwingt, also in der Stunde 3600 Schwingungen macht, wird in mittleren Breiten in der Stunde ungefähr 5, am Pole 9 Schwingungen mehr machen. Auf gleiche Weise hat man auch die Pendelschwingungen auf hohen Bergen langsamer gefunden, als im Thale. Wenn aber, wie oben dargethan worden, die S. eine Folge der Anziehung ist, welche alle Massentheilchen der Erde auf die Körper ausüben, so müssen auch die Körper auf der Erde einander gegenseitig anziehen, was jedoch, bei der im Vergleich zur Masse der Erde sehr geringen Masse auch des größten Bergs, kaum bemerkbar ist; s. Gravitation.

Schwererde (Schwerspath), s. Baryt.

Schwerfällig, von Dingen, die wegen ihrer größern Masse nur mit Mühe bewegt oder gebraucht werden können; von Geistesprodukten u. Gegenständen der bildenden Kunst, wenn man ihnen die Anstrengung bei ihrer Erzeugung zu sehr ansieht.

Schwerin, 1) Theil des Großherzogthums Mecklenburg (s. d.), in alten Zeiten Bisthum, im westphälischen Frieden säkularisirt, mit eigenthümlicher Verfassung, 89 □M. groß mit 20,000 Einw. u. dem Hauptort Bützow. — 2) Herzogthum S., s. v. a. Kreis Mecklenburg, s. Mecklenburg. — 3) Hauptstadt des Großherzogthums Mecklenburg-Schwerin, liegt im Kreis Mecklenburg in schöner Gegend am schweriner See und in der Nähe mehrer anderen Seen, besteht aus 3 Theilen, der Altstadt, der Vorstadt, der Neustadt oder Schelfe und der erst 1841 angelegten Pfaffenstadt und ist mit Wall und Graben umgeben. Die Stadt hat 7 Thore, 4 öffentliche Plätze, 4 Kirchen, worunter die Domkirche ein kolossaler, altgothischer Bau ist, eine Synagoge, ein in neuester Zeit erbautes grosartiges Residenzschloß, einen Kollegienpalast, ein Rathhaus, Kaufhaus, eine Münze, ein Theater, Arsenal und zahlreiche milde Stiftungen. S. ist seit 1837 wieder Residenz des Großherzogs, auch ist hier der Sitz aller obersten Landesstellen und einer Garnison. Von öffentlichen Anstalten hat die Stadt ein Gymnasium, eine Gewerb-, Thierarznei- und Industrie- u. eine Militärschule. Die Einwohner, cirka 18,000, unterhalten Fabriken in Tuch, Lack, Leinwand, Essig, Branntwein u. Töpferarbeiten. S. kommt schon 1018 vor, erhielt 1161 Stadtrechte und wurde Hauptstadt einer Grafschaft, sowie 1167 des Bisthums Mecklenburg. Nach der Säkularisation des letzteren, 1648, kam es an Mecklenburg für das abgetretene Wismar.

Schwerin, eines der ältesten Adelsgeschlechter Pommerns, welches, auch nach Mecklenburg, der Mark, Polen, Schweden und Kurland verbreitet, im 17. Jahrhundert an 24 Linien zählte. Der noch gegenwärtig blühende gräfliche Zweig zerfällt in die Aeste Walsleben und Wildenhoff, Wolfshagen, Schwerinsburg und Willmersdorf. Merkwürdig sind besonders:

1) **Kurt Christoph, Graf von S.**, preuß. Generalfeldmarschall, geboren am 26. Oktober 1684 auf dem Gute Wuseken in Pommern, besuchte die Hochschulen zu Leyden, Greifswald und Rostock und trat 1700 als Fähnrich in die Dienste der Generalstaaten. Nachdem er in den Schlachten bei Ramillies und Malplaquet mitgefochten, ward er 1705 zum Hauptmann befördert, verließ aber die holländischen Dienste und wurde 1706 vom Herzog Friedrich Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin zum Oberstlieutenant und 1707 zum Obersten ernannt. Von dem Nachfolger des genannten Herzogs, Karl Leopold, ward er 1712 mit geheimen Aufträgen zu Karl XII. nach Bender geschickt, wo er ein ganzes Jahr blieb. Nach seiner Rückkehr ward er zum Brigadier, 1718 aber zum Generalmajor befördert u. schlug im folgenden Jahre an der Spitze von 12,000 Mann mecklenburgisch-russischer Truppen die zu Ausgleichung von Streitigkeiten zwischen dem Herzog u. den Landständen nach Mecklenburg gesandten kaiserlichen Kommissionstruppen. Als Vorpommern, worin die Stammgüter S.s lagen, an Preußen fiel, trat er 1720 in die Dienste des Königs Friedrich Wilhelm I. Dieser verwendete ihn zu mehren diplomatischen Sendungen, gab ihm 1722 zu Frankfurt a. d. O. ein Regiment, ernannte ihn 1730 zum Gouverneur der Festung

Peitz und 1731 zum Generallieutenant. Im J. 1733 rückte er an der Spitze von 3 preußischen Regimentern nach Mecklenburg, um die hannöverischen Truppen zur Räumung dieses Landes zu bewegen. In der besondern Gunst des Königs von Preußen stehend, begleitete er denselben auf allen Reisen und Musterungen und hatte bei den bedeutendsten Berathschlagungen eine wichtige Stimme. Im Jahre 1739 ward er zum General der Infanterie ernannt, von Friedrich II. aber kurz nach seinem Regierungsantritt in den Grafenstand erhoben und mit dem Titel Generalfeldmarschall geehrt. In Friedrichs Eroberungspläne eingeweiht, erhielt er ein Kommando bei den zum Einfall in Schlesien bei Krossen zusammengezogenen Truppen, nahm Liegnitz, Jauer u. Schweidnitz und zog am 3. Januar 1741 mit Friedrich II. in Breslau ein. Von da setzte S. seinen Zug nach Oberschlesien fort, nahm am 12. Januar das Schloß Ottmachau, ging am 15. über die Neisse und eroberte den wichtigen Paß Jablunka. In der Schlacht bei Mollwitz (10. April) errang er durch einen geschickt ausgeführten Infanterieangriff den preußischen Waffen den Sieg, der das Schicksal von Schlesien entschied. Obwohl bedeutend verwundet, verfolgte er die fliehenden Feinde, nahm den 4. Mai Brieg und bewog am 10. die Stadt Breslau, dem König von Preußen zu huldigen. Der König ernannte ihn zum Gouverneur der Festungen Brieg und Neisse, welche letztere sich am 31. Oktober 1741 ergeben hatte. Noch in der Mitte Decembers drang S. in Mähren ein und ließ seine Truppen daselbst, nachdem am 27. des genannten Monats Olmütz kapitulirt hatte, Winterquartiere beziehen. Die Kunde von dem Sieg der Preußen bei Czaslau (17. Mai), dem 2 Monate darauf der Friede zu Berlin (28. Juli 1742) folgte, vernahm er in Aachen, wohin er sich zur Herstellung seiner Gesundheit begeben. Als 1744 der zweite schlesische Krieg ausbrach, führte S. im August einen Theil der preußischen Armee aus Schlesien durch die Grafschaft Glatz nach Böhmen und vereinigte sich Anfangs September bei Prag mit dem Könige, der von Sachsen und der Lausitz aus in Böhmen eingedrungen war. Am 10. September wurden die Laufgräben gegen Prag eröffnet, am 11. eroberte S. den Ziskaberg, der die Stadt beherrscht, und am 16. kapitulirte Prag mit einer Besatzung von 16,000 Mann, die sich kriegsgefangen ergab. Als Friedrich II. sich später genöthigt sah, nach Schlesien zurückzugehen, half S. wesentlich zur glücklichen Ausführung dieses Rückzugs mit, begab sich aber dann auf seine Güter in Hinterpommern, wo er mehre Jahre verweilte. Erst beim Ausbruch des 7jährigen Kriegs rückte er wieder ins Feld. Mit dem Oberbefehl über das dritte preußische Armeecorps betraut, das von Schlesien aus die Oesterreicher beobachten sollte, drang er nach der für Friedrich siegreichen Schlacht bei Lowositz in Böhmen ein und verhinderte die Vereinigung Piccolomini's und Browne's. Den Feldzug des folgenden Jahres eröffnete er, indem er mit 5 Kolonnen in Böhmen einfiel (18. April 1757), die Oesterreicher allenthalben zurückdrängte und sich darauf bei Prag mit dem König vereinigte. Trotz der vortheilhaften Position des Feindes ward der Angriff beschlossen, der nur auf den rechten Flügel des Feindes, und auch hier mit großer Gefahr, gemacht werden konnte. Als die Infanterie des linken Flügels durch das heftige Kartätschenfeuer der Oesterreicher zurückgetrieben ward, suchte S., der hier kommandirte, die Truppen wieder zum Stehen zu bringen, und ergriff im entscheidenden Augenblicke selbst eine Fahne seines Regiments, um dasselbe wieder gegen den Feind zu führen. Aber bei den ersten Schritten, die er vorwärts that, sank er von 5 Kartätschenkugeln getroffen todt nieder. Sein Tod ward durch einen glänzenden Sieg verherrlicht. Der Leichnam des Feldmarschalls wurde in Schwerinsburg, in dem Erbbegräbniß der Familie, beigesetzt. Ein schönes Denkmal an der Kaurimerstraße bei Stierlohol bezeichnet den Platz, wo der Held gefallen. Friedrich II. aber ließ ihm eine Statue aus weißem Marmor auf dem Wilhelmsplatz zu Berlin errichten. S. ist einer der populärsten Helden des 7jährigen Kriegs, dessen Name in Volksgesängen vielfach gefeiert ward. Er verband mit Heldenmuth und Feldherrntalent Menschlichkeit und Milde gegen Untergebene und ächt religiösen Sinn. Auch besaß er wissenschaftliche Bildung, schrieb ein Werk über Kriegskunst und verfaßte mehre religiöse Lieder.

2) Maximilian Heinrich Karl Anton Ernst, Graf von S., preußischer Staatsmann, geboren den 30. December 1804 zu Boldekow bei Anklam, studirte zu Heidelberg und Berlin die Rechte. Nachdem er die untersten Beamtenstellen als Auskultator und Referendarius durchlaufen hatte, verheirathete er sich mit einer Tochter Schleiermachers, übernahm einige väterliche Güter zur Verwaltung, wurde 1833 von den Ständen des anklamer Kreises zum Landrath, 1840 aber in den pommerschen Provinziallandtag gewählt und 1842 zum Direktor des vorpommerischen Departements des landschaftlichen Kreditsystems ernannt. In Folge seiner eifrigen Theilnahme am Gustav-Adolfs-Verein berief ihn 1846 der König zur Generalsynode, auf welcher er mit seinem Freunde Auerswald gegen die starre Orthodoxie muthig ankämpfte, namentlich vollständige Veröffentlichung aller Verhandlungen verlangte und mit Auerswald eine Verwahrung einlegte, als eine königliche Kabinetsordre sich über die an die Synode gelangenden Adressen in einer Weise ausließ, die eine Beschränkung der Freiheit der Verhandlungen in Aussicht stellte. Auf dem vereinigten Landtage nahm er als Vertreter der Ritterschaft des anklamer Kreises Theil u. stellte hier in der ersten Sitzung der vereinigten Kurien den Antrag, in einer an den König zu richtenden Adresse demselben für Gewährung des vereinigten Landtags zu danken, zugleich aber die Bedenken auszusprechen, die sich vom Standpunkte des Rechts aus gegen mehre Bestimmungen des Patents und der Verordnungen vom 3. Februar aufdrängten. Ohne sich zu einer Partei zu bekennen, stimmte er in den meisten Fällen mit der Opposition. Nach den Märzereignissen von 1848 erhielt er im Ministerium Camphausen das Portefeuille des Kultus, trat jedoch schon am 13. Juni desselben Jahres mit den übrigen Ministern wieder zurück. Von dem schlawer Kreis in Hinter

pommern ins deutsche Parlament gewählt, gehörte er hier zu der kleinen Zahl Derjenigen, welche die deutsche Reichsverfassung nur im Wege der Vereinbarung für faktisch und rechtlich möglich hielten; und erklärte demgemäß, als das Parlament im Frühjahre 1849 den Beschluß faßte, das Verfassungswerk selbstständig zu Ende zu führen, am 3. Mai seinen Austritt aus der Versammlung. Er war seitdem bis zu seiner Ernennung zum Minister des Innern Mitglied der preußischen zweiten Kammer, und zwar ununterbrochen als Vertreter des aus den landräthlichen Kreisen Anklam, Demmin, Uckermünde u. Usedom-Wollin bestehenden Wahlkreises. Während der beiden Legislaturperioden von 1849—52 u. 1852 bis 1855 fungirte er als Präsident der Versammlung. Seinem in dieser schwierigen Stellung bewiesenen taktvollen und umsichtigen Benehmen lassen auch seine politischen Gegner volle Gerechtigkeit widerfahren. Als für die Legislaturperiode von 1856—58 durch Beschränkung des freien Wahlrechts eine Kammer im Sinne der Kreuzzeitungspartei zu Stande gebracht worden war, bildete der Graf S. die Spitze der Opposition gegen die Regierung und gegen jene Partei, welche keck genug war, sich für die wahre Vertretung des Landes auszugeben. Unter Anderem stellte er damals den Antrag auf Untersuchung der von Seiten der Regierung bei den Wahlen vorgekommenen Uebergriffe und rief dadurch einen heftigen parlamentarischen Kampf hervor. Der Muth und die Ausdauer der von ihm geleiteten kleinen Minorität bilden den einzigen Lichtpunkt in jener dunklen Zeit. Nachdem die Uebernahme der Regentschaft durch den Prinzen von Preußen im Oktober 1858 im November die Entlassung des Ministeriums Manteuffel und die Einsetzung der Verwaltung Hohenzollern-Auerswald herbeigeführt hatte und für die Legislaturperiode von 1859—61 wieder eine wirkliche Repräsentation des Landes zu Stande gekommen, ward Graf S. mit großer Majorität wieder zum Präsidenten erwählt, aber schon nach wenigen Wochen den 3. Juli 1859 an Flottwells Stelle zum Minister des Innern ernannt.

Schweriner See, mecklenburg-schwerinischer See, bei Schwerin, $2\frac{3}{4}$ Meilen lang, $\frac{5}{8}$ Meile breit, sehr fischreich. Von ihm aus geht der Schiffgraben nach Wismar.

Schwermuth, s. v. a. Melancholie.

Schwerpunkt, derjenige Punkt eines Körpers, bei dessen Unterstützung der Körper ruht u. in welchem man sich gewissermaßen die ganze Schwere des Körpers vereinigt denken kann. Ein jeder Körper kann nur so lange in Ruhe seyn, als sein S. unterstützt ist. Bei einer Kugel, deren Masse gleichförmig vertheilt ist, liegt derselbe im geometrischen Mittelpunkt derselben, bei einem gleichförmigen Stabe in dessen Mitte. Bei einem materiellen Dreiecke, z. B. einem dreieckigen Bret, wird derselbe gefunden, wenn man von der Mitte zweier Seiten gerade Linien nach den gegenüberliegenden Winkeln zieht; wo dieselben einander schneiden, liegt der S. In einem beliebigen Viereck wird letzterer gefunden, wenn man dasselbe durch 2 Diagonalen in 4 Dreiecke theilt, S. und Gewicht jedes einzelnen bestimmt, diese Gewichte als parallele Kräfte ansieht und ihren Mittelpunkt sucht. Beim Kreise oder bei einem kreisförmigen Ringe liegt der S. im Mittelpunkt; bei einem Parallelogramm im Durchschnittspunkt der beiden Diagonalen; bei einem regulären Viereck in dem Mittel des umschriebenen Kreises, rc. Bei einer dreiseitigen Pyramide findet man den S., wenn man die S.e zweier die Pyramide begrenzenden Dreiecke sucht und diese Punkte mit den gegenüberliegenden Ecken verbindet. Der Durchschnittspunkt dieser Verbindungslinien ist der gesuchte S. und wird von der Spitze stets 3mal so weit entfernt seyn, als von der Grundfläche. Dasselbe gilt von der mehrseitigen Pyramide und dem Kegel. Der S. eines Cylinders liegt in der Mitte seiner Axe. Praktisch läßt sich der S. eines jeden Körpers am leichtesten in der Weise ermitteln, daß man denselben an zwei beliebigen Stellen an einem Faden aufhängt. Da der S., wenn der Körper zur Ruhe gekommen ist, stets in der verlängerten Richtung des Fadens liegt, so werden sich diese Verlängerungen in dem gesuchten S. schneiden. Soll ein Körper mittelst Unterstützung eines einzigen Punktes im Gleichgewicht seyn, so müssen S. und Unterstützungspunkt in einer lothrechten Linie liegen. Befindet sich der Unterstützungspunkt senkrecht über dem S., wie bei einem aufgehängten Körper, so strebt der Körper bei einer kleinen Verrückung von selbst in diese Lage zurückzukehren, d. h. er befindet sich im *stabilen Gleichgewicht*. Fällt der Unterstützungspunkt mit dem S. zusammen, so ruht der Körper in jeder Lage, die man ihm geben mag, d. h. er ist im *indifferenten Gleichgewicht*. Liegt aber der Unterstützungspunkt senkrecht unter dem S., wie z. B. bei einem auf einer Spitze balancirten Körper, so wird der Körper zwar auch in dieser Lage ruhen, aber dieselbe bei der kleinsten Verrückung ganz verändern und nicht wieder in sie zurückkehren, d. h. er befindet sich im *stabilen Gleichgewicht*. Soll ein unten unterstützter Körper mit Stabilität ruhen, so müssen im Allgemeinen wenigstens 3 nicht in einer geraden Linie liegende Punkte desselben unterstützt seyn, und eine durch den S. gezogene lothrechte Linie muß durch die Fläche des von jenen 3 Punkten bestimmten Dreiecks gehen. Auf gleiche Weise muß, wenn ein Körper mit ganzer Fläche auf einer Unterlage mit Stabilität ruhen soll, eine durch den S. gezogene lothrechte Linie die unterstützte Fläche treffen. Diese Stabilität ist aber im Allgemeinen um so größer, je größer das Gewicht des Körpers, sowie die unterstützte Fläche und je tiefer der S. des Körpers liegt. Daher lassen sich Gegenstände, deren S. hoch liegt, leichter umwerfen, als solche, wo derselbe niedrig liegt. Bei einem aufrecht stehenden Menschen fällt der S. ungefähr in die Mitte des Unterleibes; eine von da senkrecht gezogene Linie muß das durch die Stellung der Füße bestimmte Trapez treffen. Läuft ein Mensch Gefahr, nach der linken Seite hinzufallen, so sucht er durch Aufheben des rechten Arms den S. wieder über jenes Trapez zu bringen. Zu demselben Zwecke bedient sich der Seiltänzer der Balancirstange. Beim Gehen wird durch Aufheben des einen Fußes u.

Vorwärtsneigen des Oberleibs das Gleichgewicht aufgehoben, so daß der ganze Körper nach vorn fallen müßte, wenn er nicht durch das Niedersetzen des aufgehobenen Fußes daran verhindert würde. Das Gehen ist demnach ein beständiges Fallen des Körpers auf die abwechselnd vorgesetzten Füße. Die Kunst des Balancirens besteht darin, den unterstützten Punkt fortwährend lothrecht unter dem S. des balancirten Körpers zu erhalten und bei einer Abweichung sofort wieder darunter zu bringen. Schwere Körper lassen sich leichter balanciren, als leichte; am leichtesten aber rottrende, bei denen der S. einen Kreis beschreibt und, der Unterstützungspunkt also nur senkrecht unter dessen Fläche zu liegen braucht. Auch ist ein Körper leichter zu balanciren, wenn sein S. hoch liegt, als wenn derselbe niedrig liegt, weil dann beim Umfallen der S. einen weiten Weg zu durchlaufen hat und der Unterstützungspunkt leichter wieder senkrecht unter ihn gebracht werden kann, als wo jenes nicht der Fall ist.

Schwerspath, dem Cölestin (s. d.) sehr ähnliches Mineral des ein- und einarigen Krystallsystems, von 4,5 specifischem Gewicht, eine Verbindung von Schwefelsäure und Baryterde, dient zur Darstellung der Barytpräparate (s. Baryt) und wird, mit verbrennlichen Substanzen geglüht, phosphorescirend. Er findet sich vorzüglich schön in Böhmen, Ungarn und England.

Schwert, zum Hauen und Stechen bestimmte Trutzwaffe mit gerader, breiter Klinge und am Griff ohne Bügel. Die Griechen bedienten sich neben dem kürzeren persischen S. noch des längeren Schlachtschwertes. Die Römer hatten vor dem zweiten punischen Krieg ein kurzes einschneidiges S. ohne Spitze (ensis), das sie dann mit dem spanischen S. (gladius), welches zu Hieb u. Stich zugleich eingerichtet war, vertauschten. Seit der Kaiserzeit gebrauchte man das den nordischen Völkern entlehnte lange, breite S. (spatha). Ein kürzeres S. (pugio) zum Stoße führten nur die Faustkämpfer. Durch das ganze Mittelalter hindurch hatte das S. eine lange, breite, gut gehärtete, gerade, gewöhnlich einschneidige Klinge; doch in der Schlacht von Bovines (27. Juli 1214) führten die Deutschen, was bis dahin unerhört war, lange zweischneidige, schmälere S.er, mit denen sie ihre Feinde im Gesichte verwundeten; die Franzosen jedoch kämpften ihrer Gewohnheit nach mit kürzeren, einschneidigen S.ern, welche sie besonders zum Stoße brauchten. Später wurden die S.er länger, und mitunter so lang und schwer, daß man zur Führung derselben beider Hände bedurfte. Kürzere S.er führten die zu Pferd fechtenden Ritter. Nach Erfindung des Schießpulvers verwandelten sich die S.er in Pallasche und Säbel, und eigentliche S.er wurden nur noch von den Scharfrichtern gebraucht.

Schwertbrüder, ehemaliger geistlicher Ritterorden, welcher um 1200 vom Bischof Albert zu Riga zum Kampfe gegen die livländischen Heiden gestiftet und vom Papst Innocenz II. bestätigt wurde. Die Ritter, welche sich „Brüder des Ritterdienstes Christi" nannten, folgten der Cistercienserregel und Kleidung, trugen einen weißen Rock und Mantel, auf der Brust aber zwei rothe, kreuzweise über einander gelegte Schwerter (daher der Name S. oder Schwertträger (gladiferi, ensiferi). Der erste Heermeister der S. war Winno (Weinhold) von Rohrbach, unter welchem sie vom Bischof den dritten Theil von Livland sowohl als auch von den noch zu erobernden Ländern 1206 als freies Eigenthum abgetreten erhielten. Hauptsitz des Ordens ward die Ordensburg zu Wenden, wo auch die Ordensmeister beigesetzt sind. Obwohl die S. im Verein mit dem Bischof um 1220 Kurland und Esthland mit Reval eroberten, so fühlten sie sich doch schon wenige Jahre später zu schwach, um vielen Feinden gegenüber selbstständig fortbestehen zu können, und trugen daher nach des Bischofs Albert Tode (1229) auf Vereinigung mit den deutschen Rittern an, wurden aber von diesen anfangs zurückgewiesen, bis Papst Gregor IX. 1237 die Vereinigung vermittelte. Von nun an wurden die S. bloß durch einen Landmeister (Magister provincialis) regiert, der vom Hochmeister des deutschen Ordens in Preußen ernannt wurde. Hauptstadt der S. ward Riga. Als 1513 der Landmeister Walther von Plettenberg (1493—1535) den deutschen Orden für den Krieg in Polen mit Geld unterstützte, gestand der damalige Hochmeister, Markgraf Albrecht von Brandenburg, 1521 den S.n eine gewisse Unabhängigkeit von dem deutschen Orden und das Recht zu, sich ihren Heermeister selbst zu wählen. Zugleich ernannte der Kaiser den Heermeister der S. zum Reichsfürsten, und derselbe führte nun den Titel Fürstenmeister. Es regierten deren noch 5: Hermann von Brügge (1536 bis 1549), Johann von Reck (1549—52), Heinrich von Galen (1552—57), Wilhelm von Fürstenberg (1557 bis 1559) u. Gotthard Kettler. Als 1559 die Russen mit großer Macht in Livland einfielen u. den damaligen Fürstenmeister Wilhelm von Fürstenberg nebst vielen Rittern gefangen nach Moskau führten und auch ferner den Orden hart bedrängten, schloß der neu erwählte Heermeister Kettler 1561 mit König Siegmund von Polen einen Vertrag, nach welchem jener Livland u. Esthland an dieses Königreich abtrat, dagegen Kurland und Semgallen als ein erbliches Herzogthum u. polnisches Lehen erhielt, womit der Orden aufgelöst war.

Schwerte, Stadt in der preußischen Provinz Westphalen, Regierungsbezirk Arnsberg, Kreis Dortmund, an der Ruhr, mit Gerichtskommission, Tuchweberei, Ackerbau und 2180 Einw.

Schwertel, Pflanzengattung, s. v. a. Iris *L.*

Schwertfeger, zünftige Handwerker, welche Griffe und Scheiden zu Säbeln, Degen, Dolchen rc. verfertigen.

Schwertfisch (Xiphias), Fischgattung aus der Ordnung der Bruststachelflosser und der Familie der Makreienfische, charakterisirt durch den zahnlosen, in eine schwertförmige Spitze verlängerten Oberkiefer, den spindelförmigen, nackten oder vielmehr mit kaum erkennbaren Schuppen bedeckten Körper und eine einzige verlängerte Rückenflosse. Der gemeine S. (Hornfisch, X. gladius *L.*) hat keine Bauchflossen und eine in der Mitte niedrigere Rückenflosse, ist oben bläulich, unten silberig und wird 15—20 Fuß, meist aber nur 10—12 F. lang u. 4—5 Centner schwer. Sein horizontal abgeplatteter, schneidender Schnabel von $^{1}/_{3}$ Körperlänge dient ihm als furchtbare Waffe, die er nicht nur Wallfischen in den Leib

rennt, sondern auch selbst in Schiffe tief einstößt, wobei sie aber abbricht. Er wird im Mittelmeer in der Nähe der Küsten, namentlich an denen von Kalabrien und Sicilien häufig gefangen und verirrt sich manchmal von da auch in die Nord- und Ostsee. Er zieht stets paarweise. Das Fleisch der Jungen ist sehr schmackhaft, weiß und zart u. wird sowohl frisch, als auch eingesalzen gegessen.

Schwertfisch, Sternbild der südlichen Hemisphäre, zwischen der großen Wolke, der Malerstaffelei und der astronomischen Uhr, enthält einen Stern 3., zwei 4. und sechs 6. Größe.

Schwertlilie, Pflanzengattung, s. v. a. Iris L.

Schwertmagen, männliche Verwandte oder Verwandte von der väterlichen Seite. Zusammengenommen heißen sie Schwertseite; der bei Erbschaften auf sie fallende Theil heißt Schwerttheil.

Schwertorden, s. v. a. Schwertbrüder; dann schwedischer Militärorden zu Anerkennung des Muthes und langer nützlicher Dienste, gestiftet 1522 von Gustav I. Wasa, kam mit Verbreitung des Protestantismus in Vergessenheit u. wurde erst 1748 am 28. April von König Friedrich I. wieder erneuert und besteht aus folgenden Klassen: Kommandeure des Großkreuzes, eine Würde, die nur während eines Krieges ertheilt werden darf u. selbst dem Könige oder königlichen Prinzen durch den Ausspruch der Armee nur dann verliehen wird, wenn sie an der Spitze des Heeres einen Sieg erkämpft haben; Kommandeure, die wenigstens Generalsrang besitzen oder Prinzen des königlichen Hauses seyn müssen; Ritter vom Großkreuze 1. und 2. Klasse und Ritter, welche Kapitänsrang haben und 20 Jahre gedient haben müssen. Bei der Vermählung des Kronprinzen den 26. Juni 1850 kam zu diesen 5 Klassen noch eine 6. hinzu, deren Inhaber Schwertmänner heißen und aus den Unteroffizieren der Armee und Flotte gewählt werden. Das Ordenszeichen besteht aus einem weißen, 8spitzigen Kreuze mit goldenen Kronen in seinen 4 Winkeln, über welchen kreuzweise 2 Schwerter, durch ein Degengehenk festgehalten, liegen. Auf der Mitte der Vorderseite, in azurblauem Grunde, befindet sich ein entblößtes, aufrechtstehendes Schwert, umgeben von 3 schwedischen Kronen. Ein gleiches Schwert liegt auf der Rückseite, hat aber einen Lorbeerkranz an der Spitze, der von den Worten „Pro patria" umgeben ist. Die erste Klasse trägt das Zeichen an einem breiten gelben Bande von der rechten Schulter nach der linken Hüfte, und außerdem auf der linken Brust einen von Silber gestickten Stern. Die zweite Klasse trägt das Ordenszeichen, das nur etwas kleiner ist, eben so und auf der linken Brust statt des Sternes ein in Silber gesticktes Schwert. Die dritte Klasse trägt den Orden an einem schmalen Bande um den Hals, die vierte an einem noch schmaleren Bande im linken Knopfloche des Rockes.

Schwerz, Johann Nepomuk von, landwirthschaftlicher Schriftsteller, geboren am 11. Juni 1759 zu Koblenz, ward Erzieher und bekam 1780 eine Hauslehrerstelle zu St. Goar u. 1783 eine andere in Belgien. Seine dortige Beschäftigung mit der Landwirthschaft führte ihn 1801 zur Verwaltung eines großen belgischen Gutes, woran er, um sich in dem neuen Fache noch mehr auszubilden, mehre Reisen unternahm. Im Jahre 1810 ward er Inspektor der Tabakspflanzungen in Straßburg, 1812 begleitete er den jungen Fürsten Wrede nach Hofwyl, gab dort 1815 an Fellenbergs Stelle einige Zeit Unterricht und trat im folgenden Jahre als Regierungsrath in preußische Dienste. Seine Aufgabe war hier die Untersuchung des landwirthschaftlichen Zustandes und die Angabe der Mittel zur Hebung desselben. Nachdem er einen Ruf nach Oesterreich u. einen gleichen nach England abgelehnt hatte, ging er 1818 als Direktor der landwirthschaftlichen Anstalt nach Hohenheim, das durch ihn binnen Kurzem einen großen Ruf erlangte und zahlreich frequentirt wurde. In einem Alter von 70 Jahren kehrte S. nach Koblenz zurück. Bei dem Abschiedsfeste, das ihm zu Ehren in Hohenheim gefeiert wurde, erhielt der von ihm eingeführte flämminger Pflug den Namen schwerzischer Pflug, unter welcher Benennung er sich in ganz Europa verbreitet hat. S. † erblindet am 11. Dec. 1844. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: „Anleitung zur Kenntniß der belgischen Landwirthschaft" (Halle 1807—11, 3 Bde.); „Beschreibung der fellenbergischen Landwirthschaft zu Hofwyl" (Hannov. 1816); „Beobachtungen über den Ackerbau der Pfälzer" (Berlin 1818); „Beschreibung der Landwirthschaft in Rheinland und Westphalen" (Stuttgart 1836, 2 Bde.); „Anleitung zum praktischen Ackerbau" (das. 1823, 3 Bde., 3. Aufl. 1843); „Landwirthschaftliche Mittheilungen" (das. 1826). Seinen „Landwirthschaftlichen Nachlaß" gab Papst (Stuttg. 1845) heraus.

Schwerzeit, Landsee in der preußischen Provinz Preußen, Regierungsbezirk Gumbinnen, Kreis Angerburg, steht mit dem großen Mauersee in Verbindung.

Schwester, eine weibliche Person, die mit einer andern Person einerlei Aeltern hat; sind beide Aeltern gemeinschaftlich, so heißt sie rechte oder leibliche S., ist nur der Vater oder die Mutter gemeinschaftlich, Halb- oder Stiefschwester; auch s. v. a. Schwägerin; Name, den sich die Nonnen gegenseitig beilegen, bei den Brüdergemeinden die weiblichen Mitglieder, die in einer gemeinschaftlichen Anstalt, dem Schwesterhause, zusammen leben.

Schwesterschaft, das vertraute Verhältniß zwischen zwei weiblichen Personen, besonders wenn sie sich mit Du anreden; auch die Verbindung mehrer Frauenzimmer, durch welche sie in einer gewissen Gemeinschaft leben, z. B. bei Nonnen.

Schwetz (Swiecia), Kreisstadt in der preußischen Provinz Preußen (Westpreußen), Regierungsbezirk Marienwerder, an der Weichsel, mit evangelischer und katholischer Pfarrei, Franciskanerkloster, 2 Spitälern, Intendanturamt, Kreisgericht, Untersteueramt u. 3200 Einw.

Schwetzingen, Stadt im badischen Unterrheinkreis, am Leimbach, Sitz eines Oberamts, 2 Stunden von Mannheim und von Heidelberg, mit Schloß, berühmtem Park mit Wasserkünsten, Tempel, Grotten ꝛc., Schöpfungen des 18. Jahr-

hunderts, wo der Ort Lieblingsaufenthalt der pfälzischen Kurfürsten war, u. 3000 Einw., ward erst 1833 vom Marktflecken zur Stadt erhoben.

Schwiebus, Stadt in der preußischen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Frankfurt, Kreis Züllichau, an der Schwemme, mit Stadtgericht, Schloß, Tuchweberei, Brauerei, Ackerbau u. 4790 Einw.

Schwieger, in Zusammensetzungen Bezeichnung der Verwandtschaft, die sich auf Schwägerschaft gründet. Daher Schwiegerkinder, die Gatten der Kinder, die entweder Schwiegersöhne, die Ehegatten der Töchter, oder Schwiegertöchter, die Ehefrauen der Söhne, sind, und Schwiegerältern, die Aeltern des Gatten, u. zwar ebenso Schwiegervater u. Schwiegermutter; doch nennen sich auch die beiderseitigen Aeltern eines Ehepaares wechselseitig so.

Schwieger (Schwiger), Jakob, deutscher Dichter, geboren zwischen 1620 und 1630 in Altona', studirte um 1650 in Wittenberg und hielt sich seit 1654 in Hamburg und der Umgegend auf, wo er mit Ph. von Zesen, J. Rist und anderen Dichtern in Verbindung stand. Nachdem er 1657 im dänischen Heere gegen die Schweden gedient, war er von 1665 bis 1667 am rudolstädter Hof als Dichter thätig. Unter dem Namen „Filidor der Dorferer", welchen er als Mitglied des Schwanenordens führte, gab er eine Sammlung lyrischer Gedichte, betitelt „Die geharnschte Venus" (Hamb. 1660), heraus, welche Liebeslieder vom frischesten und keckſten Schwunge enthält. Wahrscheinlich ist er auch Verfasser von 6 Lustspielen, welche am rudolstädter Hofe aufgeführt wurden, theilweise unter dem Titel „Filidors Trauer-, Lust- und Mischspiele" (Jena 1665, Thl. 1) im Druck erschienen und sich durch ächt dramatische Verwickelung vor andern ähnlichen Produkten jener Zeit vortheilhaft auszeichnen.

Schwiele der Haut, s. Callus.

Schwielensohler, s. v. a. Kameele.

Schwielungsee, Landsee in der preußischen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Lübben, von der Spree durchflossen, $1^1/_2$ Meilen lang, $^1/_4$ Meile breit.

Schwimmblase, s. Fische, vgl. Schwimmen.

Schwimmen, im passiven Sinne das Getragenwerden eines Körpers im Wasser oder einer anderen Flüssigkeit, welches Statt findet, sobald der Körper specifisch leichter ist, als die Flüssigkeit; im aktiven Sinne das Sichfortbewegen im Wasser nach jeder beliebigen Richtung, dessen nur lebende Wesen fähig sind. Beim S. im erstern Sinne findet stets eine gewisse Eintauchung des Körpers in die Flüssigkeit, also eine Verdrängung der letzteren Statt, und zwar taucht der Körper stets so tief in die Flüssigkeit ein, daß die von ihm verdrängte Flüssigkeit gerade so viel wiegt, als er selbst, oder jeder Körper verliert im Wasser so viel an Gewicht, als die Wassermasse wiegt, deren Stelle er einnimmt. Daß aber ein Körper auf dem Wasser schwimme, dazu ist nicht unbedingt erforderlich, daß derselbe an sich specifisch leichter sey, als das Wasser, sondern es können auch specifisch schwerere Körper zum S. gebracht werden, wenn man sie aushöhlt, so daß sie mit der in ihnen befindlichen Luft zusammen specifisch leichter als das Wasser werden (eiserne Schiffe), oder sie mit specifisch leichteren Körpern in Verbindung bringt, so daß beide Körper zusammen weniger wiegen, als das gleiche Volumen Wasser. Hierauf beruht die Anwendung der Schwimmblasen und Schwimmgürtel, die, mit Luft gefüllt, am Körper befestigt werden. Die Stabilität des schwimmenden Körpers ist im Allgemeinen um so größer, je tiefer sein Schwerpunkt unter dem Schwerpunkt des von ihm aus der Stelle verdrängten Wassers liegt. Daher füllt man den untern Schiffsraum mit Ballast (s. d.) aus. Was das aktive S. anlangt, so stehen hier die Fische obenan. Bei ihnen trägt die Schwimmblase, welche meist unter dem Rückgrat liegt, dazu bei, den oberen Theil des Körpers leichter als den unteren zu machen und also die Stabilität desselben beim S. zu erhöhen. Außerdem wird es ihnen durch die Schwimmblase möglich, auf und nieder zu steigen, indem sie durch den Druck der Rippen die in der Schwimmblase befindliche Luft zusammenpressen und bei nachlassendem Drucke sich wieder ausdehnen lassen, also das Volumen ihres Körpers nach Willkür vergrößern und verkleinern können. Die Scholle, welcher die Schwimmblase fehlt, ist daher, wie die Muschel, auf den Boden gebannt. Die Fische, die darauf angewiesen sind, in und nicht auf dem Wasser zu schwimmen, sind specifisch schwerer, als andere Thiere, welche auf dem Wasser schwimmen, namentlich als die Schwimmvögel, welche nur wenig Wasser aus der Stelle verdrängen und sich daher sehr gewandt auf demselben bewegen, aber nur mit Anstrengung tauchen können. Auch die Landthiere sind im gewöhnlichen Zustande durchgängig leichter, als das Wasser und daher fast alle des S.s mächtig. Bei allen athmenden Thieren ist aber das specifische Gewicht des Körpers geringer bei mit Luft gefüllter, als bei leer gehauchter oder mit Wasser gefüllter Lunge, welches Letztere beim Ertrinken Statt findet. Hat der Mensch daher seine Lunge voll Luft geathmet, so ist auch er specifisch leichter, als das Wasser. Daher kostet es bei luftgefüllter Lunge selbst dem geübtesten Schwimmer Anstrengung, sich im Wasser auf eine gewisse Tiefe hinunter zu arbeiten, und er hilft sich daher zum Behuf des Tauchens mit einem Sprung ins Wasser. Ueberläßt man den Körper sich selbst, so bleibt bei luftgefüllter Lunge ein Theil desselben, wenn auch ein kleiner, selbst ohne alle mechanische Beihülfe über dem Wasser. Besäße jeder des S.s Unkundige, wenn er ins Wasser fällt, die nöthige Geistesgegenwart und Geschicklichkeit, um mit ruhig an den Leib angeschlossenen Händen u. ausgestrecktem Körper sich vom Wasser, sobald er nach dem Falle in die Höhe gestoßen, auf den Rücken wenden zu lassen, dabei das Hinterhaupt ins Wasser zu senken, damit Kinn und Mund über dasselbe erhoben bleiben, so würde er sich in dieser Lage, besonders wenn der Rücken so eingebogen wird, daß die Brustwölbung aus dem Wasser hervorragt, stundenlang im Wasser forttreiben lassen können, ohne zu ertrinken. Gewöhnlich aber rufen ins Wasser Gefallene um Hülfe, athmen dabei die Luft aus, strecken die

Arme über das Wasser, sinken in Folge davon unter und ertrinken. Was die **Schwimmkunst** anlangt, so ist dieselbe eine sehr alte Kunst, die nach Wiedereinführung der Turnübungen mit in deren Kreis aufgenommen ward. Die erste militärische **Schwimmschule** entstand 1812 in Wien, eine andere 1817 in Berlin, welche unter Leitung des Generals von Pfuel stand, dessen Schrift „Ueber das S." (Berlin 1817) noch immer sehr verdienstvoll ist. Jetzt sind für die meisten größeren Garnisonen in Deutschland und anderen Ländern Schwimmschulen eingerichtet, da die Fertigkeit im S. nicht nur im Kriege zur Selbsterhaltung &c. wichtig ist, sondern richtig geleitete Schwimmübungen auch ein wichtiges Beförderungsmittel der Gesundheit sind. Es gibt im Allgemeinen 2 Schwimmarten; die eine ähnelt mehr dem S. der vierfüßigen Thiere, namentlich der Hunde (**Hundeln**), die andere mehr der des Frosches (**Froscheln**). Jene ist die dem Naturalisten eigne, unwillkürliche, während diese erlernt werden muß. Nur mittelst letzterer Methode aber kann man ausdauernd, schnell und gewandt schwimmen. Beim S. auf dem Rücken schließt man entweder die Oberarme an den Rükken, legt die Hände auf die Brust und rudert stoßweise mit den Füßen, welche man abwechselnd ausstreckt und in das Wasser stößt, oder man streckt die Füße ruhig aus und rudert mit den Armen, indem man mit den Händen kurz auf die Seite streicht. Am schnellsten geht diese Art des S.s vor sich, wenn man, wie beim S. auf dem Bauche, abwechselnd mit den Händen und den Füßen rudert. Das sogenannte **Wassertreten** ist S. bei vertikaler Richtung des Körpers, wobei die Beine eine hüpfende Bewegung machen. Andere Modifikationen der Schwimmübungen sind das S. auf der Seite, das S. auf dem Bauche mit ruhenden Händen oder mit einer Hand, das Tauchen, der Sprung ins Wasser, entweder mit den Füßen, oder mit dem Kopfe voran, u. a. m. Die **Schwimmapparate**, als Schwimmgürtel von Kork, Schwimmhosen von Binsen, Schwimmkissen, Schwimmküraſſe &c., sind für die Schwimmkundigen entbehrlich, und auch ihr Nutzen beim Schwimmunterricht ist gering anzuschlagen, da es weit förderlicher ist, den Schüler ohne solche Hülfsmittel zu veranlassen, sich auf die oben angegebene Weise im Wasser schwebend zu erhalten.

Schwimmende Batterien, Geschützstellungen, die entweder auf großen Schiffen, z. B. Kanonenbooten, oder auf Verbindungen kleinerer Fahrzeuge, welche den fliegenden Brücken ähnlich sind, oder endlich auf Flößen von starken Stämmen etablirt und mit einer Brustwehr von Erde, Sandsäcken oder Holz versehen werden. Zu der ersten Gattung gehören die berühmten s.n B., welche von den Engländern bei der Belagerung von Gibraltar (1782) verbrannt wurden. Die zweite Gattung, die von Ferdinand Toledo, dem Sohn des Herzogs von Alba, erfunden worden seyn soll, gewährt zwar den Vortheil, daß man sich derselben auch in flachen Gewässern bedienen kann; sie gehen aber zu hoch außer dem Wasser und sind deshalb der Zerstörung durch das feindliche Feuer zu sehr ausgesetzt.

Schwimmvögel (Palmipedes, Natatores), Ordnung der Vögel, welche besonders durch Schwimmfüße, bei denen nur die 3 Vorderzehen, wie bei den Gänsen, Enten &c., oder durch Ruderfüße, bei denen alle 4 Zehen durch Schwimmhäute mit einander verbunden sind, charakterisirt wird. Nur bei wenigen sind gelappte Füße vorhanden, d. i. die Zehen sind nur mit einem gelappten Hautsaume eingefaßt, wie bei dem Lappentaucher (Podiceps). Was die übrigen Körperverhältnisse anlangt, so sind bei den hierher gehörigen Vögeln die Beine kürzer als der Rumpf, fast bis ans Hakengelenk befiedert, außerhalb der Körpermitte, und bei denen, welche fast nur auf dem Wasser leben (Tauchern, Fettgänsen), weit nach hinten zu eingelenkt, so daß diese beim Gehen, welches immer schwerfällig von Statten geht, den Rumpf fast senkrecht tragen. Das Schienbein ist meist in den Federn des Rumpfes versteckt, der Lauf meist zusammengedrückt. Der Schnabel ist verschieden gestaltet, großentheils mit Wachshaut bekleidet. Der Hals ist stets länger als die Beine, und auf dem Steiße befinden sich große Fettdrüsen, mit deren Inhalt diese Vögel mittelst des Schnabels ihr Gefieder einölen. Ihre ganze Gestalt ist für den Aufenthalt im Wasser berechnet: die abgerundete Unterseite des Rumpfes läßt den Körper nicht tief ins Wasser einsinken; die gewölbte vortretende Brust ist zum Durchschneiden des Wassers geeignet; die nach hinten zu stehenden Füße geben kräftige Ruder ab; die an Bauch und Brust sehr dicht stehenden Federn sind an der Fläche gewölbt, und unter ihnen befindet sich eine sehr dichte, Luft einschließende Schicht von Flaumfedern, wodurch das specifische Gewicht des Körpers verringert wird; das von Oel durchdrungene Gefieder hindert das Eindringen des Wassers. Viele dieser Vögel fliegen sehr schnell und ausdauernd, wie die Möven, Seeschwalben, Tropik- und Sturmvögel, Albatros &c., einige dagegen schwerfällig und sehr wenige gar nicht, wie der große Alk und die Fettgänse. Alle schwimmen sehr gut und sind entweder Schwimmtaucher, indem sie im Schwimmen ihren ganzen Körper untertauchen, oder Stoßtaucher, indem sie sich fliegend aus der Luft ins Wasser stürzen, oder Gründler, indem sie im Schwimmen mit dem Vorderkörper untertauchen und den Hinterkörper senkrecht aus dem Wasser emporragen lassen. Alle sind Erdnister und zeigen meist Brüteflecken, indem sie sich zur Brütezeit die Federn am Bauche ausreißen, damit die Eier beim Brüten mit den entblößten Stellen des Körpers bedeckt werden. Die meisten haben eine doppelte Mauser und nähren sich von Wasserthieren, wenige von Vegetabilien. In Folge der ihnen reichlich zu Gebote stehenden Nahrung u. raschen Verdauung werden sie meist sehr fett. Sie nützen besonders durch ihre Eier, ihre Federn und ihr Fleisch; doch ist letzteres bei vielen Seeschwimmvögeln wegen des von den zur Nahrung dienenden Fischen herrührenden unangenehmen Geruchs u. Geschmacks ungenießbar. Ihre Stimme ist ein Schreien, Krächzen und Schnattern. In der Regel sind sie sehr fruchtbar; doch legen manche auch nur Ein Ei zum Ausbrüten. Sie leben meist monogamisch, die meisten Seeschwimmvögel da-

neben in großen Gesellschaften, so daß sich Tausende von Nestern neben einander befinden. Die Jungen begeben sich kurze Zeit, nachdem sie aus dem Ei gekrochen, ins Wasser und schwimmen sogleich fertig; auch geht ihr Wachsthum rasch von Statten. Die Farbe des Gefieders ist meist unscheinbar, grau, braun, weiß in verschiedenen Nüancen, nur bei einigen, wie z. B. bei den Enten, bunt und stellenweise mit Schillerglanz. Sie gehören der Mehrzahl nach zu den größeren Vögeln, und es gibt unter ihnen selbst sehr große. Sie zerfallen in die 6 Familien der Entenvögel (Anatidae), Pelekane oder Ruderfüßler (Pelecanidae), Sturmvögel oder Röhrennasen (Procellariae), Möven oder Seeschwalben (Laridae), Taucher (Colymbidae) u. Alken (Alcidae).

Schwind, Moritz von, einer der ausgezeichnetsten jetzt lebenden Maler und Zeichner, wurde 1804 zu Wien geboren und daselbst von Ludwig Schnorr von Karolsfeld unterrichtet, bis er 1828 nach München sich begab, um unter Cornelius seine Studien fortzusetzen. Aus seiner früheren Zeit rühren mehre Zeichnungen und Bilder in Aquarell, dann ein Gemälde mit David u. Abigail her, welches das Gepräge der früheren deutschen Kunstrichtung trägt, der aber S. bald nicht mehr unbedingt folgte. Seine erste größere Arbeit ist der Cyklus von Bildern aus Tiecks Dichtungen im Bibliothekszimmer der Königin im Residenzschlosse zu München. In einem andern Flügel der Residenz, im Saalbau, komponirte u. malte er einen Fries, welcher durch lebensvolle Gruppen von Kindern den Triumph der Wissenschaften und Künste vorstellt, ein Werk voll lieblicher Gestalten in der mannichfaltigsten Lage. Dann komponirte er auch die Scenen aus dem Leben Karls des Großen im Karlssaale der Burg Hohenschwangau, die X. Glück ausführte. Ein größeres Staffeleibild stellt nach Göthe's Gedicht in humoristischer Weise die Brautfahrt des Ritters Kurt vor und ist jetzt im Akademiegebäude zu Karlsruhe. Das letztgenannte Gebäude zierte er mit antiken Darstellungen in rother Farbe auf schwarzem Grunde und anderen Malereien, worunter namentlich die Einweihung des freiburger Münsters durch Konrad von Zähringen im Stiegenhaus al Fresko ausgeführt ist. Malereien von ihm finden sich auch im Sitzungssaale der ersten Kammer daselbst, unter anderen die allegorischen Figuren der Weisheit, Gerechtigkeit, Klugheit, Stärke, Frömmigkeit, Treue, des Friedens und des Reichthums. An diese Werke reihen sich noch einige Gemälde in Oel, sowie einige Kartons, darunter ein großer, den Rhein mit seinen Nebenflüssen darstellender, ein phantastisches Bild, das er auch in Oel ausführte. Andere bemerkenswerthe Staffeleibilder von ihm sind: die Sage vom Ritter Kuno von Falkenstein; der Sängerwettkampf auf der Wartburg; der Hochzeitsmorgen und die Rose. Zur Ausführung des Sängerkampfs siedelte er 1845 nach Frankfurt über, ward aber 1847 als Professor an die Akademie nach München zurückberufen. Neuerlich ward ihm die Ausschmückung der restaurirten Wartburg mit Freskomalereien, Darstellungen aus der thüringischen Landgrafengeschichte, übertragen. Eines seiner letzten und zugleich vortrefflichsten Werke ist sein „Märchen von den sieben Raben", jetzt im Besitz des Großherzogs von Weimar. Seine stärkste Seite ist die Komposition; seine Oelbilder lassen mitunter zu sehr die Technik der Freskomalerei erkennen. Eine meisterhafte Zeichnung lieferte er für einen Schild von getriebener Arbeit, den die österreichische Armee dem Grafen O'Donnell schenkte. Radirungen lieferte S. zu 42 Epigrammen, welche als Almanach mit Text von E. von Feuchtersleben erschienen sind.

Schwindel (vertigo), eine in plötzlichen u. meist kurz andauernden Anfällen eintretende Störung des Gleichgewichtsbewußtseyns, im Gefühle einer Scheinbewegung des eigenen Körpers und der äußeren Gegenstände bestehend, ist entweder ein Symptom verschiedener Krankheitszustände, oder besteht für sich. Hat er in den centralen Nervenausbreitungen seinen Ursprung, so äußert er sich durch plötzlich entstehendes Gefühl gestörten Gleichgewichtes, durch das Gefühl des Herumdrehens des eigenen Körpers oder der Umgebung, mit Schwarzsehen, Finsterwerden vor den Augen, Ohrensausen, Uebelkeit, Angst, Blässe des Gesichtes und wird hervorgerufen durch anhaltende, anstrengende, verwirrende, schnell auf einander folgende oder sich kreuzende Eindrücke der Sinnesorgane oder des Vorstellungsvermögens, geht aber meist rasch vorüber. In Bezug auf die Richtung, in welcher der Kranke die Scheinbewegung zu empfinden glaubt, unterscheidet man horizontalen Kreisschwindel (vertigo gyrosa), wobei sich die Gegenstände halbkreisförmig um den Kranken drehen, und S. von vorn nach hinten (vertigo titulans). Bei seitlicher Richtung der Scheinbewegung spricht man von Vertigo vacillans. Bedenklich ist der Vertikalschwindel (nutatio), bei welchem die Gegenstände vertikal zu fallen oder aufzusteigen scheinen. Zuweilen hat der Kranke die Empfindung, als würde er beim Kopfe in die Höhe gezogen (bei Opiumkrankheit), zuweilen die, als müßte er mit dem Kopfe in die Erde schieben (Krähschwindel), oder gerade vor sich in ein Loch (Hopfennarkotismus), oder rücklings stürzen (Druck auf das kleine Gehirn). Zuweilen tritt der S. im Schlafe ein, Traumschwindel (vertigo nocturna), wobei der Schlafende in den Boden zu versinken, von einer Höhe herabzustürzen glaubt und plötzlich mit Zusammenfahren des Körpers erwacht. Am häufigsten kommt der S. im Greisen- und mittleren Lebensalter vor. Nervöser S. kommt vor bei nervöser Körperkonstitution, bei hypochondrischen, hysterischen Individuen, bei Gelehrten; asthenischer S., S. aus Schwäche, nach Säfteverlusten, Blutungen, Aderlässen. Die Vorhersage bei S. hängt von der Entfernbarkeit seiner Ursache ab, er ist demnach oft ein leicht, oft ein schwer zu heilendes Leiden; oft unbedeutend, oft dem Leben Gefahr drohend. Anhaltender S. mit Kopfschmerz, Krämpfen, beginnender Lähmung, ist bedenklich und läßt auf unheilbare Desorganisation des Gehirns schließen. S. nach reichlichen Mahlzeiten ist der Vorläufer eines apoplektischen Anfalles. Bei der Behandlung ist die Ursache zu berücksichtigen. Bei gastrischem S. sorge man für

Stuhlentleerungen, bei Herzschwindel wende man ableitende Mittel, reizende Fußbäder, örtliche Blutentziehungen, kleine Aderlässe an; bei S. in Folge allgemeiner Plethora Blutentziehungen, sparsame, wenig nährende Diät, kühles Verhalten, kalte Umschläge auf den Kopf, mäßige Leibesbewegung, kühlende Mittelsalze, Fußbäder etc. Bei nervösem S. beginnt man die Kur mit dem Gebrauch der Antihysterica und Nervina, mit Valeriana, Castoreum, Asa foetida, und gibt dann Roborantia, China, Eisen. Die empfohlenen Specifica, Senf, Kubeben, Nux vomica, Pulsatilla nigricans, Guajak, Valeriana, Trifolium, Quassia, haben sich selten bewährt.

Schwindeleien, unsolide Pläne, die mehr darauf hinausgehen, andere Menschen zu betrügen, als ein reelles Geschäft zu machen; sehr gewagte, eines soliden Grundes entbehrende, aber viel versprechende Geschäftsunternehmungen.

Schwindelkörner, s. v. a. Semen Coriandri, s. Koriander.

Schwindelkorn, s. v. a. Taumellolch, Lolium temulentum *L.*

Schwinden (Schwund), s. Atrophie.

Schwindsucht, s. Phthisis.

Schwingelgras, Pflanzengattung, s. v. a. Festuca *L.*

Schwingfeste, im Schweizerdeutsch Schwingete, Kampfspiele, wobei sich die Kämpfenden gegenseitig mit der einen Faust und gestrecktem Arme bei den kurzen Beinkleidern fassen (Hosenlupf) und einer den andern auf seinen Rücken zu werfen sucht. Dieses in der Schweiz, namentlich im Emmenthal, berner Oberland, Schwyz etc. übliche Spiel erfordert große Kraft u. Gewandtheit, namentlich in den Beinen. Die kräftigsten Schwinger einer Gegend, oft auch solche aus mehren Kantonen, pflegen sich zu jährlichen Wettkämpfen zu versammeln, namentlich bei Bern am Ostermontag, wobei Preise, bestehend in Geld, Uhren, Kränzen etc., ausgetheilt werden. Wer wiederholt Sieger geblieben ist, wird zum Schwingerkönig ernannt.

Schwingung (Vibration, Oscillation), die schnelle, zitternde Bewegung, in welche die sogenannten tongebenden Körper, wie z. B. Saiten, Glas, Metall, Membranen etc., durch Schlagen, Reißen, Stoßen, Reiben, Blasen oder noch andere Mittel gesetzt werden, um Töne zu erzeugen; vergl. auch Pendel.

Schwitzen, s. Schweiß.

Schwören, einen Eid leisten, d. i. unter feierlicher Anrufung eines als ehrwürdig und heilig anerkannten Objekts die Wahrheit bekennen. Der Eid ist also eine feierliche Betheuerung der Wahrheit, und zwar bei Gott etc., dem Freund und Beschützer der Wahrheit. Der Schwörende legt das Bekenntniß ab, daß er Gott, als Beschützer der Wahrheit und gerechten Richter der Lüge, verehrt; daß er darum den Betrug und die Lüge für Sünde, für einen frevelhaften Eingriff in die göttliche Weltordnung und für eine strafwürdige Verachtung des göttlichen Namens hält, die früher oder später hier, gewiß aber jenseits ihre verdiente Vergeltung finden. Es versteht sich deshalb von selbst, daß der Atheist, der Gott und Unsterblichkeit leugnet, einen wahrhaft gültigen Eid nach christlichen Begriffen nicht leisten kann, mag auch sonst eine von ihm gegebene Versicherung für sein Gewissen die Wirkung eines förmlichen und feierlichen Eides haben. Die Moralität des Eides hat auch in neuester Zeit u. nachdem die Kirche ihn längst adoptirt hatte, eben so viel Angreifer als Vertheidiger gefunden (s. unten). Müssen wir auch vom höchsten Standpunkte aus den Eid, als die allgemeine Wahrhaftigkeit untergrabend, verwerfen, so vermag die Praxis seine Nothwendigkeit doch nicht abzuleugnen. Auch der wahrheitliebendste Mensch wird durch die Forderung, das höchste Wesen zum Zeugen seiner Aussage anzurufen, zu einer genauern Prüfung dieser seiner Aussage hingewiesen, während ein Mensch, der nicht Anstand nimmt, leichtsinnig die zweifelhafte Wahrheit einer Sache mit einer gewöhnlichen Betheuerung zu versichern, doch Anstand nehmen wird, etwas Ungewisses, Zweifelhaftes, wenn nicht geradezu Unwahres durch einen Eid zu betheuern. Die Kirche erklärt sich für die Zulässigkeit des Eides, der ein Bekenntniß unseres Glaubens an Gottes weise und gerechte Weltregierung, an ein ewiges Moralgesetz und an unsere Abhängigkeit von dem höchsten Wesen sey u. als solches kein der Sittlichkeit widerstrebendes Element in sich enthalte. Der Eid ist auch von jeher allen gebildeten Völkern eben so heilig und ehrwürdig, als sein Mißbrauch und seine Verletzung ein Gegenstand des Abscheu's und der Verachtung gewesen.

Vom Standpunkte des Rechts ist der Eid eine religiöse Handlung vor Gericht zur Bestärkung der Wahrheit. Ein Haupterforderniß des Eides ist Eidesfähigkeit des schwörenden Subjekts. Zu ihr wird erfordert: Eidesmündigkeit, die im römischen und kanonischen Rechte mit dem 14. Jahre beim männlichen, dem 12. beim weiblichen Geschlecht beginnt, während neuere Legislationen zwischen dem 14., 18., 21. und 25. Jahre schwanken; geistige Gesundheit; Unbescholtenheit; Freiheit. Gegenstand der Eidesleistung ist in christlichen Staaten der alleinige Gott. Die Zeit des Eides ist gemeinrechtlich der Vormittag. Verboten ist der Eid an Sonn- und Festtagen. Ort der Eidesleistung waren früher die heiligen Stätten, jetzt regelmäßig die Gerichtsstelle, nur ausnahmsweise eine Privatwohnung. Die Form ist mit wenigen Modifikationen die in den römischen Rechtsbüchern vorgeschriebene. Der Eidesablegung geht durch den weltlichen Richter oder durch den Geistlichen eine Verwarnung vor dem Meineide voraus. Geleistet wird der Eid durch Emporhebung des Daumens, des Zeigefingers und des Mittelfingers der rechten Hand. Bei hochgestellten Personen, bei Stummen, Kranken, Abwesenden genügt ein schriftlicher Eid. Juristische Personen schwören durch Bevollmächtigte. Den Staat repräsentirt der Fiskal. Eidliches Angelöbniß ist das in minder wichtigen Fällen die Stelle des bürgerlichen Eides vertretende eidliche Versprechen in die Hand des Richters. Die Eigenschaft eines Beweismittels haben Viele dem Eid abgesprochen. Unbestritten bleibt, daß er nur subsidiar für den faktischen Beweis und darum nur anwendbar, wo dieser nicht möglich ist. Sein Resultat aber ist mit dem des wirklichen

Beweises identisch. Der Eid ist der moralische Beweis, der gleiche Wirkung hat mit dem faktischen. Als Beweismittel darf der Eid nur auferlegt werden über für den Prozeß wichtige, juristisch ungewisse und sich auf bestimmte Fakta beziehende Punkte. Der Eid ist seinem Inhalte nach entweder promissorisch oder assertorisch. Der erstere dient zur Verstärkung eines gegebenen Versprechens, wo er entweder eine neue Verpflichtung erzeugt, oder ein erhöhtes Motiv bildet für die Solution einer bestehenden Verpflichtung. Das kanonische Recht legt jedem promissorischen Eide, sofern das daraus entstehende Rechtsgeschäft nicht juristisch unstatthaft ist, unbedingt bindende Kraft bei. Dieser kanonische Grundsatz ist von den neuern Legislationen fast allgemein verlassen worden. So in Preußen, Hannover, England, wo zugleich die außergerichtlichen promissorischen Eide förmlich verboten sind. Die französischen Gesetze gedenken des Versprechungseides gar nicht. Die Entbindung von einem rechtswidrigen Eid erfolgte früher durch die Kirche, jetzt regelmäßig durch das Gericht. Der promissorische Eid ist jetzt mehr eine Feierlichkeit, durch die man moralisch auf den Menschen zu wirken sucht, ohne jedoch ein neues Recht und eine neue Verpflichtung zu begründen. So beim Diensteid, Huldigungseid &c. Der assertorische Eid dient zur Bekräftigung einer Aussage. Objektiv ist er, wenn er die Konfirmation des positiven (juramentum scientiae) oder negativen (juramentum ignorantiae) Wissens, subjektiv, wenn er eine Betheuerung der moralischen Ueberzeugung enthält. Diesen letztern, auch Glaubenseid (juramentum credulitatis) genannten Eid verwerfen mehre Rechtslehrer, „da der Eid nicht auf Meinungen, sondern auf Fakta gerichtet seyn dürfe", während Andere ihn auf freiwillige Uebereinkunft der Parteien beschränkt wissen wollen. Begründet durch den Glaubenseid ist das veraltete Institut der Kompurgatoren, ein Bürgschaftseid von Dritten geleistet, um die Wahrhaftigkeit des schwörenden Subjekts zu bekräftigen.

Assertorische Eide sind die sogenannten gerichtlichen. In Civilsachen unterscheidet man Haupt- und Nebeneide. Haupteide sind: der Schiedseid (juramentum delatum), der einer Partei von der andern angebotene Eid, den jene beliebig zurückweisen und annehmen kann ohne rechtliche Folgen (daher auch j. voluntarium); der Ergänzungseid (juramentum judiciale), der vom Richter auferlegte Eid zur Vervollständigung eines ungenügend geführten Beweises, dessen Nichtleistung Verlust des Prozesses bedingt; der Würderungseid (juramentum in litem), geleistet für die Wahrhaftigkeit der Schätzung eines von einem Andern zugefügten Schadens. Nebeneide sind: der Gefährdeeid (juramentum calumniae, malitiae), der vor dem Prozeß geleistet wird, um die Besorgniß der Böswilligkeit zu entfernen; der Restitutionseid (juramentum novorum), durch den man beschwört, daß man die Existenz des in einer weitern Instanz vorgebrachten Beweises zu der Zeit, wo man ihn hätte vorbringen sollen, nicht gekannt habe; der Zeugeneid (juramentum testium), wodurch die im Prozeß herbeigezogenen Zeugen und Sachverständigen die Wahrhaftigkeit ihrer Aussage beglaubigen; der Diffessionseid (juramentum diffessionis), ein auf Veranlassung des Klägers dem Beklagten richterlich auferlegter, nur in Privatsachen zulässiger und den Gegenbeweis nicht ausschließender Eid bei Ableugnen einer von dem Handelnden selbst, seinem Auctor, oder auch einem Dritten herrührenden Urkunde; der Editionseid (juramentum editionis), ein auf das Nichtvorhandenseyn einer im Prozesse von einer Partei der andern oder einem Dritten abgeforderten Urkunde, oder auf die Unmöglichkeit, dieselbe ohne Schaden herausgeben zu können, geleisteter Eid; der Verwerfungseid (juramentum perhorrescentiae), ein bei Zurückweisung des kompetenten Richters wegen Parteilichkeit für die Rechtlichkeit dieses Verdachtes zu leistender Eid; der Kautionseid (juramentum cautionis), im heutigen Rechte nur noch in Ermangelung eines Mittels angewandte, der Ursache im Kriminalrecht analoge Sicherheitsbestellung durch eidliches Angelöbniß, die vorzugsweise im Civilprozeß Anwendung findet; der Armuthseid (juramentum paupertatis), der für die Unfähigkeit der Erstattung der Prozeßkosten geleistet wird, womit gewöhnlich das Angelöbniß verbunden ist, diese zu bezahlen, sobald es möglich; der Offenbarungseid (juramentum manifestationis), eine vorzüglich bei Verwaltung fremden Vermögens, in Erbschaftssachen und im Konkurse vorkommende eidliche Anzeige über die Quantität von Vermögensobjekten, verbunden mit dem Versprechen, das etwaige Mehr nachträglich anzeigen zu wollen. In Kriminalsachen wird der Eid theils angewandt als Sicherheitsmaßregel (z. B. bei dem Verdacht der Flucht, bei der Urfehde, bei der Landesverweisung &c.), theils als suppletorisches Beweismittel für die Unschuld des Inkulpaten, wo er aber große Vorsicht nöthig macht. In letzterer Qualität zerfällt er in den Reinigungseid und den Ergänzungseid. Der Reinigungseid, durch den man sich von einem angeschuldigten Verbrechen frei macht, ist im neueren Rechte fast ganz außer Praxis gekommen. Da es im Kriminalprozeß nicht auf formelle, sondern auf materielle Wahrheit ankommt, und die Nichtleistung des Eides noch keine Anerkennung der Schuld ist, so kann dessen Zurückweisung von Seiten des Inkulpaten noch keine Kondemnation wirken. Der Ergänzungseid wird wegen der allgemeinen Natur des Kriminaleides, der nur zu Gunsten des Inkulpaten geleistet werden soll, vom römischen und vom heutigen Rechte von Seiten des Klägers verworfen und nur dem Beklagten gestattet. Die außergerichtlichen Eide sind entweder promissorisch (so der Amtseid, der Eid bei der Taufe, der Konfirmation &c.), oder assertorisch (so das juramentum simoniae und coelibatus). Bei ihnen genügt bloßer Handschlag.

Der Eid wurde von jeher hoch gehalten u. als eine heilige und göttliche Bürgschaft der Wahrheit betrachtet. Dabei haben aber Kultur, Nationalität und Religion einen mächtigen Einfluß geübt auf seine Entwickelung, und die Vorstellungen, die man mit ihm verband, sowie die Formen, unter denen er sich ausbildete, sind bei den ver-

schiedenen Völkern höchst verschieden gewesen. Bei den Hebräern war schon in der vormosaischen patriarchalischen Zeit der Eid häufig, stand in hoher Achtung und war von mannichfachem Ceremoniel begleitet. Der Schwur bei Gott war der heiligste. Objekt eines Eides konnte aber auch Alles seyn, was Einem theuer und heilig war. Der damalige Begriff des Eides war eine Anrufung Gottes zum Zeugen und Rächer. Die Gesetzgebung des Moses reinigte die Vorstellungen seines Volkes. Dieselbe erklärte den Eid für eine Anrufung der göttlichen Allwissenheit u. Gerechtigkeit und die Strafe des Meineides für Gott allein vorbehalten, darum nicht einer weltlichen Ahndung unterstehend, ausgenommen natürlich, wenn daraus ein Schaden für einen Dritten erwuchs, was dann aus dem Gesichtspunkt eines Eingriffes in fremde Rechte behandelt ward. Früher Tod und schwere Krankheiten wurden als natürliche Strafen wie überhaupt schwerer Sünden, so auch des Meineides betrachtet. Das Ritual beim Eide war: unter feierlichen Verwünschungen und Androhung der göttlichen Strafen des Meineides sprachen Priester und Richter die Eidesformel aus, die der Schwörende dann durch das Wort „Amen" bestätigte. Außer bei Gott, schwur man auch bei anderen lebenden oder leblosen Gegenständen: so bei dem Leben des Königs und berühmter Propheten, bei den heiligen Städten: Sichem, Hebron, Bethel, Silo, Jerusalem, beim Tempel und Altare des Salomo. Als die Religiosität abnahm, sank auch die Ehrfurcht vor dem Eide. Die Propheten klagen bitter über die traurige Häufigkeit der Meineide, über das allzu häufige und leichtsinnige S. und über die Unsitte, heidnische und leblose Götter zu Zeugen anzurufen. Hierdurch machte sich auch das Bedürfniß geltend, den Meineid mit bürgerlichen Strafen zu bedrohen. Dem Mißbrauche des Eides suchten besonders die streng moralischen Essener zu steuern, indem sie ihren Mitgliedern den Eid absolut verboten. Philo von Alexandrien stellte über den Eid von den früheren der Essener verschiedene Grundsätze auf, indem er möglichste Beschränkung seines Gebrauchs anempfiehlt, wo er unumgänglich ist, auf die größte Gewissenhaftigkeit dringt und den Eid bei Gott, als einem Wesen, zu dem sich irdische Gedanken gar nicht erheben dürfen, apodiktisch untersagt. Die Pharisäer verwarfen jeden Eid, der nicht Gott selbst zum Zeugen anrufe. Vorzüglich gegen den Mißbrauch des Eides von Seiten dieser letzteren richten sich die häufigen Strafreden Jesu (Matth. 23, 10—22), der an die Stelle der durch die Pharisäer im Volke verbreiteten falschen und großentheils irreligiösen Vorstellungen vom Eide reinere und würdigere Begriffe zu setzen suchte. In wichtigen Fällen schwört Jesus selbst (Matth. 26, 63). Die Apostel schwören bei Gott und bei Christus, bei dem heiligen Geiste und bei ihrem eigenen Gewissen. Die tiefsinnigen und einem streng religiösen Leben geweihten Aegypter achteten den Eid sehr heilig und bedrohten den Meineidigen als einen Verächter der göttlichen Majestät und als einen Verräther an der Treue u. Wahrhaftigkeit mit den härtesten Strafen. Die Griechen hielten den Eid sehr heilig, gebrauchten ihn nur bei feierlichen Gelegenheiten, namentlich bei Bündnissen und Friedensverträgen, opferten Thiere, als symbolische Andeutung, daß die Götter sie auf gleiche Weise vertilgen möchten, wie diese Opfer, riefen, ihrer pantheistischen Religion zu Folge, Götter u. gewaltige Naturgegenstände, wie die Sonne, Erde und Flüsse, zu Zeugen an und glaubten an eine gewisse und fürchterliche göttliche Bestrafung des Meineides. Die Philosophen begünstigten den Eid nicht. Socrates warnt vor dem falschen S., weil die Allwissenheit der Götter die geheimsten Gedanken der Menschen kenne. Plato verwirft den Eid der Atheisten u. Religionsverächter, da derselbe stets die Religion zur Basis haben müsse. Unter den Römern finden wir die ausführlichste und reinste Theorie über den Eid bei Cicero (De offic. III, 26—29), der dem Eid und einem edlen Gebrauche desselben einen großen und wohlthätigen Einfluß auf die rechtlichen und sittlichen Verhältnisse im Staate zuschreibt u. den Meineid verdammt, dessen göttliche Strafe Untergang, dessen menschliche Schande sey. Die Ansichten des römischen Volkes waren aber von den Grundsätzen seiner Philosophie verschieden. Es war eine Folge der auf eine Geistesherrschaft über das Volk gerichteten Religion, daß man Krankheit, Seuchen, Verwundungen, Wassers- und Feuersnoth, Blitz als göttliche Strafgerichte des Meineides ansah und fast immer unter fürchterlichen Verwünschungen schwur. In öffentlichen Angelegenheiten war nach Analogie des Legisaktionenwesens ein sehr formeller Eid vorgeschrieben, der eine streng wörtliche Beobachtung erforderte. Es schwuren Alle, welche hohe öffentliche Aemter antraten, Könige u. Konsuln, auf die Gesetze, die Richter, die Ankläger, die Zeugen, die Advokaten vor Gericht, das Volk, wenn es die Gesetze bestätigte, der Senat, wenn er entscheiden sollte gegen eines seiner Mitglieder, die Feldherren, die Komitien, die Cäsaren dem Senate, die Abgesandten der Römer, wenn sie Bündnisse schlossen. Jedem S. ging durch den weltlichen Richter eine Eideserinnerung voraus. Die Kaiser arrogirten sich das Recht, vom Eide zu absolviren. Abweichend von den damaligen Ansichten waren die Grundsätze der ersten Christen, welche in ihrem Streben nach sittlicher Vollkommenheit den Eid verweigerten, den sie als eine nothwendige Folge der moralischen Verderbtheit betrachteten. Indessen vertreten bald selbst Kirchenväter die Zulässigkeit des Eides. Origenes erlaubt ihn als ein Auskunftsmittel in einem unvollkommenen Zustande der Gesellschaft. Frühe Canones verbieten nicht den Eid, sondern unterstellen bloß den Meineid der Geistlichen u. Laien einer außerordentlichen Bestrafung. Justinus Martyr aber sagt: „Wir Christen schwören nicht, wir reden stets die Wahrheit". Irenäus nennt als Beweis der Heiligkeit der Lehre Jesu sein Verbot des Eides. Gregor von Nazianz machte es sich beim Uebertritte zum Christenthum zum Gesetz, keinen Eid zu leisten. Athanasius verwirft den Eid als von Moses und Christus verboten u. als ein Zeichen menschlicher Verdorbenheit. Chrysostomus erklärt den Eid sogar für einen Mißbrauch des göttlichen Namens, einen satanischen Fallstrick und eine Ver-

letzung der ausdrücklichen Verbote der heiligen Schrift. Hieronymus beschränkt das Eidesverbot Jesu nur auf die Schwüre bei dem Himmel, der Erde, dem Tempel ꝛc., nicht auf den Eid bei dem Namen Gottes. Augustinus warnt vor dem Eide, indem er sich auf das Verbot Jesu beruft, erklärt jedoch denselben nicht für absolut bös und schwört selbst. Als das Christenthum Staatsreligion wurde, zeigte sich das praktische Bedürfniß des Eides, welchen nun bald Synoden und Bischöfe gesetzlich erlaubten und oft sogar ausdrücklich geboten. Die Strafe des Meineides war Kirchenbann, auch wohl Infamie. Der christliche Eid, eng zusammenhängend mit dem Monotheismus, bezog sich stets auf den einigen Gott, selbst wenn sein näheres Objekt ein anderes war, z. B. Vater, Sohn und Geist, Leib u. Blut Jesu, das Evangelienbuch, Maria, die Erzengel ꝛc. Die Einführung des Christenthums in Deutschland verdrängte bald die bisher üblichen Gottesgerichte, gab dem Eide eine christliche Natur und unterstellte ihn bürgerlicher Gerichtsbarkeit. Der Meineid wurde mit Abhauung der Hände, mit Ausschneidung der Zunge, mit Infamie und mit dem Tode bestraft. Den Deutschen eigenthümlich ist das Institut der Konsakramentalen, die durch einen Kredulitätseid für die Wahrhaftigkeit des Schwörenden bürgten, gewöhnlich aus Anverwandten des Schwörenden bestanden und sich zuweilen auf 300 beliefen. Die Katharer und Waldenser verboten in ihrem Streben, die christliche Religion wieder auf ihre ältesten Principien zurückzuführen, ihren Mitgliedern jeden Eid, erlaubten ihn jedoch später. Auf der Synode zu Tarragona (1242) wurden sie vorzüglich wegen ihrer hartnäckigen Weigerung, einen Eid zu schwören, als Ketzer verdammt. Die protestantische Kirche gab dem Eid eine biblisch-rationelle Gestaltung, indem sie denselben mit der Moral und Religion in eine konsequente Verbindung setzte und die willkürlichen Modifikationen desselben durch die römische Kirche verwarf. Die Protestanten erkennen darum keine Eide bei Heiligen und Reliquien, kein päpstliches Dispensationsrecht, keine geistliche Gerichtsbarkeit, keine vom Eide befreienden Privilegien, überhaupt nichts an, was seinen ausschließlichen Grund hat in den Satzungen der römischen Kirche. Gleich den Katharern und Waldensern und aus gleichem Grunde wie diese verwarfen die religiös-idealischen Anabaptisten und die aus ihnen entsprungenen Mennoniten den Eid. Ihre Betheuerung „bei Männerwahrheit" erhielt vor Gericht Kraft und Wirkung eines förmlichen Eides. Der Jesuit Sanchez bereicherte die Eidestheorie seines Ordens durch die berüchtigte Mentalrestriktion: „Man kann schwören, man habe eine That nicht vollbracht, wenn man sie auch wirklich vollbracht hat, sobald man nur im Geiste dazusetzt: z. B. „ehe ich geboren wurde". Auch Paul Laymann († 1635) erklärte eine bloß kulpose Zweideutigkeit beim Eide für unsündlich. Hermann Busembaum († 1669) sagte: „Amphibologie des Schwures ist vorhanden, wenn die betreffenden Worte und Sätze einen doppelten, einen buchstäblichen und einen geistigen Sinn haben u. darunter die Wahrheit verbergen. Sie ist erlaubt, sobald sie die Erhaltung eines wichtigen geistigen oder materiellen Gutes zum Zwecke hat. Die Mentalrestriktion ist unerlaubt, sobald sie mental ist, so daß ihr eigentlicher Sinn nicht errathen werden kann. Wo die Möglichkeit dieses Letzteren gegeben ist, ist sie erlaubt. Auch etwas Falsches zu schwören ist erlaubt, wenn man dabei den wahren Umstand leise so hinzufügt, daß der Andere dessen Aussprechen einigermaßen vernehmen kann, ohne jedoch dessen Sinn zu verstehen. Amphibologie bei einem freiwilligen Eide ist gestattet, sobald ein erheblicher Vortheil daraus ersichtlich ist. Ein unabsichtlicher Schwur bindet nicht". Die meisten Philosophen des 18. Jahrhunderts halten die Anrufung der göttlichen Rache für unzertrennlich mit dem Begriffe des Eides. Alexander Gottl. Baumgarten erklärt den Eid für eine stillschweigende Anerkennung der göttlichen Allwissenheit und Gerechtigkeit u. als solche für ein verstärkendes religiöses Motiv für die Wahrhaftigkeit. Kant (Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft) beruft sich auf Jesu Ausspruch: „Eure Rede sey Ja! Ja! Nein! Nein!" und meint, die Wirkung des Eides beruhe vornehmlich im Aberglauben, in sofern von einem Menschen, dem man nicht zutraue, er werde in einer feierlichen Aussage, von deren Wahrheit eine wichtige Rechtsentscheidung abhänge, die Wahrheit sagen, geglaubt werde, er werde durch eine Formel dazu bewogen werden, die über jene Aussage weiter nichts enthalte, als daß er die göttlichen Strafen, denen er ohnedem wegen einer solchen Lüge nicht entgehen könne, über sich aufrufe, gleich als ob es auf ihn ankomme, vor diesem höchsten Gerichte Rechenschaft zu geben oder nicht. Nach seiner Ansicht hat Jesus die böse Folge vor Augen gehabt, welche die Eide nach sich ziehen, daß nämlich die ihnen beigelegte größere Wichtigkeit die gemeine Lüge beinahe erlaubt mache. Andere, wie Jakob, K. K. E. Schmidt, Heydenreich, erklären übereinstimmend, daß der Eid zwar nicht die Rechtskraft eines Vertrages vermehre, wohl aber die Pflicht des Promittenten durch Hinzufügung einer religiösen Verbindlichkeit erhöhe. Reinhard (System der christlichen Moral) erklärt selbst den Eid bei heiligen Dingen für erlaubt und bindend, schreibt jedoch immer dem Eide bei dem alleinigen Gott die größte Heiligkeit zu, weil nur dieser die höchsten Motive zur Wahrhaftigkeit enthalten könne. Nach den Satzungen der Rabbinen ist bei den Juden ein Eid nur dann gültig, wenn er an gewissen Tagen in der Synagoge, nach Waschungen und nach Ertheilung des Segens, vor einer gewissen Anzahl von Zeugen, unter Anlegung gewisser heiliger Kleidungsstücke, unter Berührung gewisser Stellen einer heiligen Thora, die man in der rechten Hand hält, das Gesicht nach Osten gewendet, mit Aussprechung des Namens „Adonai" und einer vorgeschriebenen Adjuration des Richters geleistet wird. Die russischen Sekten der Chinesen, die Raskolniken, Philipponen und Duchoborzen, enthalten sich jedes Eides. Der heiligste Eid bei den Hindu's heißt Sankalp und ist unverletzlich. Der Schwörende gießt geweihtes Wasser über die Hand Dessen, dem er Etwas versichert, während er die Eidesformel ausspricht. Uebri-

gens schwört der Priester bei seiner Wahrhaftigkeit, der Kschetri bei seinem Pferde, Elephanten, Waffen, der Waisya bei seinen Kühen, Getreide, Gelde, und der Sudra wünscht sich die Strafen aller Verbrechen über sein Haupt, wenn er falsch schwört, oder berührt die Häupter seiner Frau und Kinder der Reihe nach. Vgl. Anton, Philosophische Prüfung der verschiedenen Meinungen über den Eid, Leipz. 1803; Städlin, Geschichte der Lehre und Vorstellungen vom Eide, Göttingen 1824; Göschel, Der Eid nach seinem Princip, Begriff und Gebrauch, Berl. 1837.

Schwül, ängstlich warm, wie es besonders vor einem Gewitter ist.

Schwulität (von schwül abgeleitet), scherzhafter Ausdruck für Angst, Verlegenheit. In schwulibus seyn, sich in großer Verlegenheit befinden.

Schwulst, Fehler der Schreibart, der darin besteht, daß man ihr beim Mangel an wirklicher Größe eine scheinbare zu geben sucht, und sich besonders im Ausdruck zeigt, indem man von ganz gewöhnlichen Dingen, alltäglichen Erscheinungen und Menschen mit prächtigen Worten, figurenreichen Phrasen &c. spricht, oder den Hauptbegriffen prahlende Epitheta zusetzt &c. Unter mystischem S. versteht man den Gebrauch dunkler Worte, die den Schein haben, als bedeuteten sie etwas Großes und Erhabenes. Der S. zeugt immer von Mangel an Geschmack und Beurtheilung und von Armuth an eigentlich schöpferischer Phantasie. Deshalb finden wir ihn in der eigentlich klassischen Literatur selten, und erst zur Zeit des Verfalls der griechischen und römischen Literatur tritt er, genährt von orientalischem Einfluß, häufiger auf. In der deutschen Literatur zeichnet sich besonders die hofmannswaldaulohensteinsche Periode durch S. aus.

Schwung, eine schnelle, bogenförmige Bewegung; die Bewegung rotirender Körper, s. Centralbewegung; ein erhöheter Grad der psychischen oder physischen Thätigkeit; in dieser Beziehung spricht man von einem S. der Rede, der Schreibart &c.

Schwungkraft, s. v. a. Centrifugalkraft; s. Centralbewegung.

Schwungrad, ein um eine Axe bewegliches Rad mit schwerem Kranze, meist von Gußeisen, welches in Folge seines Beharrungsvermögens die Eigenschaft hat, sich einige Sekunden lang ohne neuen Antrieb der bewegenden Kraft, gleichsam von selbst, mit der einmal erhaltenen Geschwindigkeit herumzudrehen und dadurch die kleinen Unregelmäßigkeiten im Gange einer Maschine, welche eben sowohl durch geringfügige Konstruktionsfehler, als durch Schwankungen in der Größe des zu überwindenden Widerstandes oder der zu Hervorbringung der Bewegung angewandten Kraft veranlaßt werden, auszugleichen. Hat die Maschine ohnehin schon schwere Räder oder Scheiben (Schwungscheiben), die als Schwungräder wirken, so ist ein eigenes S. entbehrlich. Auf diese Art wirken in allen Mahlmühlen die Läufer als Schwungräder. Von besonderer Wichtigkeit sind aber die Schwungräder im Maschinenwesen für die Dampfmaschinen und Walzwerke. Hier gelangt die Kurbel während ihrer Umdrehung zweimal in eine solche Lage, nämlich in die höchste und in die tiefste, wo die Lenkstange mit ihr in einer Linie liegt und also zur Umdrehung nichts beitragen kann; daher würde diese ganze Maschine still stehen, wenn nicht das S. vermöge seiner Schwungkraft die Kurbel über diese sogenannten todten Punkte hinwegschaffte. Als Schwungräder wirken auch die Wasserräder und Windflügel der Mühlen und anderer Maschinen; ferner die Schleifsteine bei Schleifmaschinen &c. Sind die Enden von zwei oder vier, aus der Mitte einer Welle oder Spindel herauslaufenden gleich großen Arme dicker oder schwerer, als die übrigen Theile der Arme, so reguliren auch sie die Bewegung.

Schwur, s. v. a. Eid, s. Schwören.

Schwurgerichte, s. v. a. Geschwornengerichte.

Schwyz, einer der drei Urkantone der schweizerischen Eidgenossenschaft, im Range der 5. Kanton der Schweiz, grenzt östlich an den Kanton Glarus, südlich an Uri und durch den Vierwaldstättersee an Unterwalden, westlich an Luzern, nordwestlich an Zug und nördlich an Zürich und St. Gallen und hat einen Flächenraum von 15,₀₆ □Meilen mit 42,379 Einwohnern, bis auf 155 Reformirte lauter Katholiken. Der Kanton S. gehört zu den sogenannten Bergkantonen und ist von verschiedenen Bergreihen mit deren Zweigen besetzt, aber die Hochalpen berühren ihn nur auf einer Seite, deshalb liegen nur auf den Berghöhen des Visithals und dem Pfannen- und Redertenstock Firn und ewiger Schnee. Der Felsstock Rigi wird durch die Vierwaldstätter-, Zuger- und Lowerzerseen, die Seewern und Muotta beinahe zur Insel abgesondert. Diesem gegenüber steht der Ruff- oder Roßberg, der wie der Kaiserstock, St. Jostenberg und die Hohe-Rhone sich in die Ebene des Kantons Zug verlieren. Das Wäggi- oder Wegglthal und die Gegend am Zürichersee scheidet der Fluhberg, der kleine und große Auberig und der Ezel von dem Sihlthal und Einsiedeln; ein Bergzweig mit dem Spitalberg trennt das Sihl- und Alpthal. Unter den Thälern, von denen einige sich auf einer bedeutenden Hochebene befinden, ist das das offenste, das sich von Art nach Schwyz und Brunnen erstreckt. Unweit Schwyz öffnet zwischen engen Felsen die Muotta das Muottathal. Theils zum Kanton Uri, theils zum Kanton S. gehört das Riemenstaldenthal, das sich gegen den Urnersee öffnet. Von den vielen Flüssen und Bächen strömen die meisten durch die Sihl der Limmat zu, andere durch die Muotta und Bäche in den Vierwaldstättersee, wenige in den Zugersee. Die bedeutendsten sind die Linth, Sihl, Alp, Biber, Seewern, Muotta, Fallenbach. Seen gibt es 5 im Kanton; der größte ist der Lowerzersee; außerdem ist zu nennen der Glattalpsee und an den Grenzen der Zuger-, Vierwaldstätter- und Zürichersee. Das Klima ist sehr veränderlich. Der häufigste Wind ist der heftige Föhn im schwyzer Thal, der kälteste der Ostwind. Der hohen Lage wegen ist das Land wenig angebaut, deshalb arm. Da der Kanton sehr weidereich ist, so ist die Viehzucht Haupterwerbszweig. Fast alles Getreide muß von außen her bezogen werden, indessen

erweitert sich der vernachlässigte Ackerbau wieder. Da, wo der Obstbau gedeihen kann, vermehrt sich dessen Betrieb. Guten Weinbau gibt es am Zürichersee. In den grossen Waldungen ist das Nadelholz vorherrschend; unter den Laubhölzern findet sich die Buche am meisten. Füchse, Hasen, Fischottern, Edel- u. Steinmarder und Iltise sind die gewöhnlichen Jagdthiere; auf den Bergen gegen Uri u. Glarus gibt es Gemsen; außerdem finden sich Hornvieh, Schafe, Pferde, Ziegen, Schweine, Murmelthiere, wildes und zahmes Geflügel, Fische. Produkte des Mineralreichs sind Kalk- und Sandstein, die in Brüchen ausgebeutet werden, Marmor, nesterweise vorkommendes Eisenerz, Torf um Einsiedeln und auf der Altmatt, Braunkohlen bei Wangen &c. Von den Mineralquellen sind zu nennen: die eisenhaltige von Seewen, die alaunhaltige von Nuolen, die reichhaltige Schwefelquelle im Iberg. Die Industrie beschäftigt sich mit etwas Wollen-, Seiden- und namentlich Baumwollenweberei, mechanischer Floret- und Baumwollengarnspinnerei und Färberei. Die Ausfuhrartikel des Kantons sind Vieh, Käse, Butter, Häute und Holz; außerdem gehen beträchtliche Transporte von Heiligenbildern, Gebetbüchern u. dgl. ins Ausland. Der schwyzer Hafen ist Brunnen am Vierwaldstättersee. Nicht unbedeutenden Handelsverkehr treibt der Flecken Einsiedeln im Sihlthale, zugleich der besuchteste Wallfahrtsort der Schweiz. Die Schwyzer sind freiheitsliebend, groß, kräftig, aufgeweckt, von ausdrucksvoller Physiognomie, ein Volk, bei welchem sich das Hirtenleben noch in seiner ursprünglichen Gestalt findet. Hier wird das größte Vieh gezogen, obgleich die Triften nicht die vorzüglichsten sind, und der Zucht der Kälber wird außerordentlich viel Pflege gewidmet. Im Sommer zählt man 15—20,000 Stück Rindvieh. Durch die neue Verfassung vom 18. Febr. 1848 trat S. in die Reihe der Repräsentativdemokratien ein, während bis dahin die Verfassung absolut demokratisch gewesen war und die höchste Gewalt der alle 2 Jahre zusammentretenden Landsgemeinde zugestanden hatte. Letztere verschwand, und es blieben nur Bezirks- und Kreisgemeinden bestehen. Die gesetzgebende Gewalt übt ein vom Volke in 13 Kreisversammlungen auf 4 Jahre gewählter, aber alle 2 Jahre zur Hälfte sich erneuernder Kantonsrath von 81 Mitgliedern, mit einem Landamman als Präsidenten. Die Justiz und höchste Instanz wird von einem mit je 13 u. 5 Mitgliedern und eben so vielen Ersatzmännern besetzten Kantons- u. Kriminalgericht ausgeübt. Dieser neuen Verfassung verdankt der Kanton seine erfreulichere staatliche Entwickelung. Das Wappen ist ein rother Schild mit silbernem Kreuz in der obern linken Ecke. Die oberste geistliche Behörde ist der Bischof von Chur; Erziehungsanstalten sind zu Kloster Einsiedeln und Schwyz. Hauptstadt oder vielmehr der Hauptflecken des Kantons ist Schwyz. Die Schwyzer (Suites) begaben sich freiwillig unter des deutschen Kaisers Schirm, übertrugen aber wegen häufiger innerer Zwistigkeiten die Schirmvoigtei ihres Landes im Besonderen zeitweilig dem Grafen von Lenzburg. Im J. 1114 geriethen sie in einen Streit mit dem Abt von Einsiedeln, der sie verklagte, weil sie in seinem Gebiete weideten, wogegen die Schwyzer behaupteten, jenes Weideland wäre Erbe ihrer Väter. Als sie nach des Kaisers Spruch dennoch davon weichen sollten, sagten sie sich von Reich u. Kaiser, weil dieser sie nicht schütze, los u. wurden deshalb in die Acht erklärt und von dem Bischof zu Konstanz in den Bann gethan. Der Kaiser Rudolf von Habsburg bestätigte ihre Reichsfreiheit 1251 wieder. Nachdem S. schon 1292 gegen Albrechts I. Eroberungssucht einen Bund mit Uri und Unterwalden geschlossen, beschwor es 1307 den Bund im Rütli (s. Schweiz, Gesch.) und bildete so mit Uri und Unterwalden die Eidgenossenschaft. Das ganze Land der Eidgenossenschaft erhielt von S., als einem der ersten Staaten der Eidgenossenschaft, den Namen Schweiz. Die Schwyzer nahmen darauf an den folgenden Heldenkämpfen der Schweizer rühmlichen Antheil. Bei der Umgestaltung der Schweiz durch die französische Revolution 1798 wurde S. mit Uri, Unterwalden und Zug zum neuen Kanton Waldstätten vereinigt u. die uralte Verfassung aufgehoben, doch erhielt es 1814 seine Unabhängigkeit wieder. Die durch Umbildung der Eidgenossenschaft 1799 anerkannte Gleichstellung der äußern Bezirke oder Ortschaften mit dem alten Kantonslande, deren Bewohner bis 1798 die Angehörigen hießen, wurde 1815 wieder vernichtet und der Unterschied zwischen den alten Landleuten (den altgefreiten Schwyzern) und Beisassen wieder hergestellt. Aber nach der französischen Julirevolution von 1830 traten im Dec. die 4 äußeren Bezirke March, Einsiedeln, Küßnacht u. Pfäffikon zusammen und begehrten, auf den Bundesvertrag gestützt, gleiche staatsbürgerliche Rechte mit den Altschwyzern und eine freie Verfassung für alle Bewohner des Kantons. Als jedoch die inneren bevorzugten Gemeinden den beharrlichsten Widerstand hiergegen leisteten, und Innerschwyz am 9. Aug. 1831 alle Vermittelungsvorschläge der Tagsatzung verwarf, trennten sich die äußern Bezirke gänzlich von Innerschwyz. Endlich kam es nach langen Wirren, die eine zeitweise eidgenössische Okkupation von Innerschwyz veranlaßten, zu einer Wiedervereinigung, und es wurde für den gesammten Kanton die Verfassung vom 13. Okt. 1833 zu Stande gebracht. Aber die Wahlen gaben den Altschwyzern das Uebergewicht, worauf Beschwerdeschriften aus den äußern Bezirken über verschiedene Verfassungsverletzungen bei der Tagsatzung einliefen. Auch erhob sich in den innern Bezirken der Streit der sogenannten Hörner und Klauen oder der reichern und ärmern Oberallmendsbesitzer. Es kam am 8. Mai 1838 auf der Landsgemeinde am rothen Thurm zu Thätlichkeiten, wobei die Klauen und Außerschwyzer den Kürzern zogen. Eidgenössische Kommissarien brachten mit Mühe eine Entwaffnung beider Parteien und eine neue Landsgemeinde zu Stande, wobei die Altschwyzer das Uebergewicht behielten. S. hielt sich seitdem entschieden zu den ultramontanen Kantonen und bewies sich als eifriges Mitglied des Sonderbunds. Nach dessen Zersprengung mußte sich auch S. zu einer Aenderung seiner Verfassung bequemen (s. oben).

Der gleichnamige Flecken daselbst, Hauptort

des Kantons, liegt am Fuße des Mythen, in einem schönen, fruchtbaren Thal, aus zerstreuten Gebäuden bestehend, ist der Sitz der Regierung und hat ein schönes Rathhaus, eine Kirche mit schöner Orgel, ein Dominikanerinnenkloster, Kapuzinerkloster, altes Archivgebäude, Hospital, Theater, eine Bibliothek, mehre Armenanstalten und 5500 Einwohner. Hier unterhielten die Jesuiten seit 1837 ein Erziehungshaus für die Jugend des Landes, das nach dem Sonderbundskriege aufgehoben wurde. In der Nähe ist das Dorf Steinen, wo Werner Stauffacher wohnte, und das am Fuße des Rigi freundlich gelegene Bad Seewen. Vgl. Meyer von Knonau, Der Kanton S., historisch, geographisch u. statistisch, St. Gallen und Bern 1835.

Schyndel, Flecken in der niederländischen Provinz Nordbrabant, Bezirk Eyndhoven, bei Herzogenbusch, hat ein schönes Rathhaus, eine schöne Kirche mit dem Grabmal des Seehelden Jan van Amstel und 3450 Einw.

Sciacca, Hauptstadt eines Distrikts der Intendantur Girgenti in Sicilien, auf der Südküste am Bergabhang des Monte San Calagero, zwischen steilen Felsen am Meere eingeengt, unweit des Kaps San Marco, hat ein festes Schloß, eine Kathedrale mit merkwürdigem Echo, 17 andere Kirchen, 14 Klöster, ein Seminar, einen Hafen mit Molo, starken Sardellenfang, Töpferei, Schwefelgruben, Salzschlämmereien, Kornmagazine, Handel mit Getreide, Oel, Soda, Honig, eingesalzenen Anchovis und Sardellen, Nitrum u. Töpferwaaren u. 12,000 (nach Andern 15,000) Einwohner. Drei Miglien davon sind warme Schwefelbäder (Thermae Selinuntiae) auf dem Berge Calagero. Auch ist daselbst eine Höhle, aus der Schwefeldünste aufsteigen, mit steinernen Sitzen, deren man sich schon im Alterthum bediente.

Sciathus, Insel des ägäischen Meeres, nördlich von Euböa und östlich unweit der magnesischen Küste von Thessalien gelegen, mit einer gleichnamigen Stadt, schloß sich dem attischen Seebund an und blieb unter Athens Hegemonie, bis dieses seine Unabhängigkeit verlor. Philipp von Macedonien zerstörte die Stadt 200 v. Chr. Im mithridatischen Kriege war die Insel ein Zufluchtsort für Seeräuber; Antonius schenkte sie den Athenern wieder. Geschätzt war der Wein von S.

Scibile (lat.), was man wissen kann, wißbar; daher in scibilibus bewandert seyn, in den Gegenständen des Wissens, in den Wissenschaften unterrichtet seyn.

Scicli (sonst Casmene), Stadt auf der Insel Sicilien, Intendantur Siragossa, am gleichnamigen Küstenflusse, zwischen Felsen gebaut, hat eine Kirche mit dem Begräbniß des heiligen Wilhelm, Wollenzeuch- und Tuchweberei, Fabrikation von Leder- u. Töpferwaaren, einen Hafen (St. Peter), Handel und 10,000 Einw.

Scientia (lat., Scienz), Wissen, Wissenschaft, Kenntniß. Daher scientifisch, wissenschaftlich, systematisch.

Scigliano, Stadt im Königreich Neapel, Provinz Calabria citeriore, am Savuto, hat ein Schloß, viele Kirchen und Klöster, Wein- und Getreidebau, Seidenraupenzucht, eine große Fabrik von wollenen Decken und 5650 Einw.

Sciglio (Scylla), Stadt im Königreich Neapel, Provinz Calabria ulteriore I, nordöstlich von Messina, am Abhang eines steilen Felsens, der mit dem Vorgebirge Scilla zusammenhängt, an der Meerenge von Messina, hat ein Felsenschloß, Oel-, Wein- und Seidenbau, Thunfischerei und 4600 Einw.

Scilicet (lat.), freilich, natürlich, es versteht sich, gewöhnlich in spöttischem Sinne; nämlich, Andeutung, daß in einem Satz ein nicht ausgedrücktes Wort hinzugedacht werden soll; vgl. Sc.

Scilla (Meerzwiebel), Pflanzengattung aus der Familie der Asphodeleen, mit 6blätteriger, fast glocken- oder radförmig ausgebreiteter, abfallender Blüthenhülle, pfriemenförmigen Staubfäden und 3fächeriger, 3klappiger, vielsamiger Kapsel, ausdauernde Zwiebelgewächse mit nackten, einfachen Schäften und zierlichen, traubenständigen Blumen. S. amoena *L.*, schöne Meerzwiebel, Sternhyacinthe, mit 4 bis 5, fast fußlangen, breitlinienförmigen Blättern, eckigem, bis 9 Zoll hohem Schaft mit 2—8 himmelblauen, sternförmigen, abwechselnden, entfernt-stehenden Blumen und gefärbten Blumenstielen, ist in Südeuropa einheimisch und findet sich in Mitteleuropa manchmal verwildert auf Wiesen. S. maritima *L.*, gemeine, wahre oder gebräuchliche Meerzwiebel, große Sternhyacinthe, Mäusezwiebel, Haspelwurzel, römische Zwiebel, wächst in Südeuropa an sandigen Meerufern. Die Zwiebel ist fleischig, außen dunkel- oder hellroth oder weiß, länglichrund, von der Größe eines Kinderkopfes. Vor dem Austriebe der Blätter erhebt sich aus der Zwiebel ein aufrechter, bis 7 F. hoher Schaft. Die Blätter sind lanzettförmig, groß, steif, dunkelgrün, die Blumen weiß oder blaßröthlich, sternförmig, schön, in über 3 Fuß langer Traube. Diese Pflanze liefert in den innern saftig-fleischigen Schalen ihrer Zwiebel die Radix s. Bulbus Scillae s. Scillae marinae s. maritimae s. rubrae, Squillae s. Squillae marinae s. Pancratii veri, Bulbus tunicatus s. rusticus, Cepa marina. Im Handel kommt die Meerzwiebel entweder frisch (Scilla recens) in eiförmig-kugeligen Exemplaren von ungefähr 8 Zoll Länge und 6 Zoll Dicke, oder getrocknet vor, im letzteren Falle entweder in getrennten Schuppen, oder in Querdurchschnitten der Zwiebeln. Sie schmeckt widerlich bitter, wenig scharf, hat keinen Geruch und verschimmelt leicht. Bestandtheile sind scharfer, bitterer, harziger Extraktivstoff (Scillitin), ein scharfer, flüchtiger Stoff, Schleim ꝛc. Sie wirkt erregend, auflösend, die Absonderung vorzüglich in den Nieren und Schleimhäuten befördernd und darum harntreibend, in größern Gaben brechenerregend und giftig. Man wendet sie besonders an bei Verschleimungen der Verdauungswerkzeuge und der Lungen, bei Stockungen im Unterleibe und daraus hervorgehenden Krankheiten, Gelbsucht, Wassersucht ꝛc., Harnbeschwerden, und zwar in Form von Pillen, Pulvern, Aufgüssen ꝛc. Aeußerlich dient sie als Röthe erzeugendes und erregend-zertheilendes Mittel bei Anschwellungen der Drü-

sen und überhaupt bei atonischen Anschwellungen, gewöhnlich in Umschlägen, und als Gurgelwasser bei asthenischen Halsentzündungen. In neuerer Zeit hat man von den Präparaten besonders den eingedickten Saft der frischen Meerzwiebel, Succus inspissatus Scillae recentis, als vorzüglich wirksam empfohlen. Zur Kultur der Meerzwiebel ist eine nahrhafte grobsandige Erde erforderlich. S. nutans Sm., überhängende Meerzwiebel, englische oder niederländische Hyacinthe, in England, Südeuropa, hat linienförmige, lange Blätter, einen über fußhohen Schaft, hängende, blaue, weiße oder purpurrothe, glocken-röhrenförmige, am Rande zurückgerollte Blumen in vielblumiger überhängender Traube. Die kugelrundliche, weißliche Zwiebel ist sehr schleimig und ziemlich scharf. Durch Ausziehen derselben mit Wasser soll man ein Gummi erhalten können, welches das Gummi arabicum s. Mimosae ersetzt. S. verna *L.*, Frühlings-Meerzwiebel, in Spanien, England, Dänemark, Deutschland, hat eine kleine, braune Zwiebel, viele linien-pfriemenförmige, rinnenförmige, dickliche Blätter, Schäfte von der Länge der Blätter und 3—8 doldentraubige, blaßblaue, ausgebreitete Blüthen. Diese Zwiebelgewächse lieben einen lockern, nahrhaften, nicht zu nassen Sandboden und werden durch Wurzelbrut und Samen vermehrt. Die nach dem Abwelken der Blätter herausgenommenen Zwiebeln werden bis zur Pflanzzeit an einem schattigen Orte oder in trockenem Sande aufbewahrt.

Scillus, Stadt in der elischen Landschaft Triphylia, am Flusse Selinus. Hier brachte Xenophon die letzten Jahre seines Lebens zu und errichtete ein Heiligthum der Artemis.

Scillyinseln (Sorlingnesinseln, die Cassiterides oder Zinninseln der Alten), britische Inselgruppe im atlantischen Ocean, $6^1/_2$ Meilen südwestlich vom Kap Landsend, der Südostspitze von England und der Grafschaft Cornwallis, wozu die Gruppe gehört, 4 Stunden lang (von Nordwesten gegen Südosten) und 2 Stunden breit. Es sind ihrer im Ganzen 145 Felsenketten durchziehen diese baumlosen Eilande, die etwa 3000 Einwohner zählen, und tausend Felsenriffe liegen um dieselben herum. Das Klima ist sehr mild und gesund, doch wüthen oft Meeresstürme. Der Boden, sonst unfruchtbar, ist mit Moos und Seetang bedeckt, aus welchem Kelp gebrannt wird. Die Einwohner treiben besonders Schafzucht und Fischerei und zeichnen sich als gute Lootsen aus. Medie gibt es nicht; wildes Land- und Seegeflügel, sowie auch Kaninchen sind aber in Menge vorhanden. Erst in neuerer Zeit sind Schulen und Kapellen angelegt worden. 12 Einwohner bilden die Verwaltungsbehörde. Die Einwohner sind abgabenfrei und stehen in keiner politischen Verbindung mit Cornwallis, wozu sie gerechnet werden; sie sind maltesischer Abkunft und stehen in kirchlicher Beziehung unter dem Bischof von Exeter. Die größten dieser Inseln sind: St. Mary, St. Agnes, St. Martin, Tresco, Brehar und Samphon. Ersteres Eiland hat 2 Meilen in Umfang, 1200 Einwohner mit dem Städtchen Churchtown, wo sich die Zwölfer versammeln, einen schönen Hafen und einigen Handel. Die jetzt unbewohnte Insel Anney scheint früher viel größer gewesen zu seyn, da man bei tiefer Ebbe noch Spuren von Gebäuden sieht, die von der Meeresfluth zerstört sind; sie ist außer dieser Erscheinung auch wegen der vielen Steinbecken merkwürdig, die von den Druiden bei ihren Menschenopfern gebraucht wurden. Auf der Insel St. Mary liegt auch Newton oder Hughtown, mit etwa 800 Einw.

Scintilla (lat.), der Funke.

Sciolto (ital.), frei, ungebunden, mit freiem, leichtem, kühnem Vortrag, wobei die Töne weniger an einander gebunden, als kurz und entschieden angegeben werden sollen.

Scioius (lat.), eigentlich Einer, der Alles wissen will, Naseweis; geschickt.

Scioppius, Kaspar, Graf von Clara-Valle, eigentlich Schoppe, Kritiker des 17. Jahrhunderts, den 27. Mai 1576 zu Neumarkt in der Oberpfalz geboren, studirte zu Heidelberg, Altdorf und Ingolstadt, trieb sich dann aller Orten umher u. beschäftigte sich mit Schriftstellerei, meist unter Pseudonymen, als Nicodemus Macer, Oporinus Grubinus, Isaak Casaubonus, Juniperus de Ancona, Augustinus Ardinghellus ꝛc. Um eine Ehrenstelle am römischen Hofe zu erlangen, ward er 1598 katholisch; doch mußte er sich mit bloßen Titeln begnügen. So ernannte man ihn in Spanien zum geheimen Rath, Comes Palatinus und zuletzt zum Grafen von Clara-Valle. Der Beifall, den seine ersten philologischen und kritischen Schriften fanden, steigerte seine Prahlsucht und Anmaßung bis zu dem Grade, daß er selbst den Cicero der Barbarismen beschuldigte, wofür man ihm den Beinamen des grammatischen Hundes beilegte. Seine ehemaligen Glaubensgenossen, die Protestanten, verfolgte er mit den gröbsten Schmähungen, schonte aber auch die Jesuiten nicht. Im J. 1614 ließ ihn der englische Gesandte in Madrid öffentlich ausprügeln. Dadurch gerieth er so in Furcht, daß er sich nach Padua zurückzog, wo er am 19. Nov. 1649 †. In seinen philologischen Schriften bekämpfte er nicht ohne Grund die damalige planlose und geisttödtende Erklärung der alten Klassiker und besonders das verwilderte Notenlatein. Hierher gehören die „Verisimilium libri IV" (Nürnb. 1596), die „Suspectarum lectionum libri V" (das. 1597 und Amst. 1664), die „Commentatio de arte critica" (Nürnb. 1597 u. Amst. 1661) und die „Grammatica philosophica" (Mailand 1628, zuletzt Augsburg 1712).

Scioto, nordamerikanischer Fluß, bedeutender Nebenfluß des Ohio, fließt von Norden nach Süden mitten durch den Staat Ohio u. mündet bei Portsmouth; schiffbar 40 Stunden, Lauf 34 Meilen.

Scipio (lat.), Stab.

Scipio, Name einer patricischen römischen Familie, eines Zweigs des cornelischen Geschlechts. Als Ahne derselben erscheint in der Geschichte Publius Cornelius S., der in den Fasti unter den konsularischen Kriegstribunen der Jahre 395 und 394 v. Chr. aufgeführt wird. Ein anderer Publius Cornelius S. war 366 v. Chr. einer der beiden ersten kurulischen Aedilen. Zum Konsulat schwang sich aus der Familie zuerst

Lucius Cornelins S. 350 v. Chr. empor. Lucins Cornelius S. Barbatus, Konsul 298 v. Chr., dann Censor, zeichnete sich in den Kämpfen gegen die Etrusker, Samniter u. Lukaner aus. Dessen Sohn, Lucius Cornelins S., Konsul 259 v. Chr., vertrieb die Karthager aus Korsika. Sein und seines Vaters Grabschrift ward in dem 1780 vor der Porta Capena bei Rom entdeckten Familienbegräbniß der Scipionen aufgefunden. Sein Sohn, Pnblins Cornelius S., Konsul 218 v. Chr., im ersten Jahre des zweiten punischen Krieges, suchte Hannibal vergeblich am Uebergang über die Rhone zu hindern und ward dann von diesem in Italien am Ticinus im Reitergefecht besiegt und über den Padus zurückgeworfen. Nachdem er hinter der Trebia ein festes Lager bezogen, ließ sich sein Kollege Tiberius Sempronius Gracchus gegen S.'s Rath in ein Treffen mit Hannibal ein und wurde besiegt. Im Sommer 217 v. Chr. zog S. mit 20 Schiffen u. mit 8000 Mann Landtruppen nach Spanien, wo sein Bruder Cnejns Cornelius S. durch die siegreiche Schlacht bei Scissis fast das ganze Land zwischen dem Iberus und den Pyrenäen den Römern gewonnen und durch einen Sieg über die karthagische Flotte in der Mündung des Iberus auch das Uebergewicht zur See erlangt hatte. Beide Brüder erfochten darauf noch mehre Siege über die Karthager, fanden aber 212, als sie die Gesammtheit der Feinde gleichzeitig angriffen, ihren Untergang, indem Publius in der Schlacht bei Anitorgis, Cnejus bei Urso fiel. Publius Cornelius S. Africanus Major, Sohn des Ersteren, einer der ausgezeichnetsten Feldherren und Staatsmänner Roms, hatte in den ersten Feldzügen des zweiten punischen Krieges seine Schule gemacht und sich namentlich in der Schlacht am Ticinus, sowie bei Cannä durch große Geistesgegenwart ausgezeichnet. Nachdem er 212 Aedil geworden, bewarb er sich um den Oberbefehl in Spanien, wo die Karthager nach seines Vaters und Oheims Fall große Fortschritte gemacht hatten. Er war der einzige Bewerber um diesen schwierigen Posten und ward, obwohl er noch keine höhere militärische Stelle bekleidet hatte, vom Volk, dem er eben sowohl durch seine mysteriöse Religiosität, als durch seine hinreißende Beredsamkeit imponirte, einstimmig gewählt. Gegen Ende 210 landete er in Spanien mit 11,000 Mann, übernahm an den Mündungen des Iberus den Oberbefehl über die gesammte römische Macht und überrumpelte sofort mit seinem Freunde C. Lälius die Stadt Neukarthago, den wichtigsten Handels- und Waffenplatz der Karthager in Spanien. Um aber die spanischen Völkerschaften von den Karthagern abwendig zu machen und für die Römer zu gewinnen, entließ er einen Theil ihrer in Neukarthago befindlichen Geißeln in ihre Heimath und versprach den Uebrigen, sie auch zu entlassen, sobald ihre Angehörigen dem Bunde mit Karthago entsagt hätten. Nachdem er sich auf diese Weise viele Völkerschaften geneigt gemacht hatte, zog er 209 gegen Hasdrubal aus und besiegte ihn in der Gegend von Bäcula in entscheidender Schlacht. Bewundernd riefen ihn spanische Völkerschaften zum König aus, welchen Titel er jedoch nicht mit dem eines römischen Imperators vertauschen mochte. Hasdrubals Zug nach Italien konnte S. nicht verhindern; dafür aber wuchs die römische Macht in Spanien, u. 207 erlangten die Römer den völligen Besitz der Halbinsel durch einen zweiten Sieg S.'s bei Bäcula über die Karthager unter Hasdrubal, Gisgo's Sohn, u. Mago. Nach diesem Siege bereits voll von Plänen, später in Afrika selbst das Glück der römischen Waffen zu erproben, besuchte er, von seinem Freunde Lälius begleitet, den König Syphax von Numidien, bei dem er durch sein gewandtes Benehmen einen sehr günstigen Eindruck hinterließ. In Spanien wieder angekommen, vollendete er die Unterwerfung des Landes durch die Einnahme von Gadus und kehrte triumphirend nach Rom zurück, wo er für das Jahr 205 zum Konsul ernannt wurde. Sofort trat er mit dem Plane hervor, unverweilt ein Heer nach Afrika zu führen. Quintus Fabius Maximus jedoch trat diesem Vorschlage entgegen und S. erlangte nur, daß ihm Sicilien als Provinz übertragen und erlaubt wurde, nach Afrika überzusetzen, im Fall er dies für den Staat heilsam hielte. Mit Hülfe der Bundesgenossen hatte er in Kurzem 7000 Freiwillige auf 30 Schiffen zusammengebracht. Vorerst sandte er Lälius mit einer kleinen Flotte nach Afrika, um seinen Bundesgenossen Syphax sich zu erhalten und den Masinissa für sich zu gewinnen. Im Jahre 204 landete er selbst in Afrika in der Nähe von Utica. Masinissa trat zu ihm über und Hasdrubal, Gisgo's Sohn, wurde geschlagen. Utica dagegen vermochte S. nicht zu erobern und mußte auf einer Landzunge, die er befestigte, seine Winterquartiere aufschlagen. Im Winter von 204—203 machte er einen Angriff auf die Lager des Hasdrubal u. des Syphax, der zu den Karthagern übergetreten war, steckte sie in Brand und wandte sich dann gegen Karthago selbst. Sein entscheidender Sieg über Hannibal [s. d. 3)] bei Zama (19. Oktober 202) machte dem Kampf ein Ende und gab Karthago römischer Willkür preis. S. feierte in Rom einen glänzenden Triumph und ward von dem Volke mit dem Beinamen Africanus geehrt. Im Jahre 199 wurde er Censor, 194 zum zweiten Male Konsul und als Princeps Senatus erklärt. Im Jahre 193 wurde er aus Veranlassung von Streitigkeiten zwischen den Karthagern und Masinissa als Schiedsrichter nach Afrika gesandt. Damit seinem Bruder Lucius 190 v. Chr. der Krieg gegen Antiochus von Syrien übertragen werde, verstand er sich dazu, denselben als Legat zu begleiten. Als sein Sohn hier in die Gefangenschaft des Antiochus gerieth, gedachte dieser durch Freigebung desselben den Vater günstig für sich zu stimmen. Nach der Schlacht am Berge Sipylus stimmte S. seinen Bruder u. den Kriegsrath zum Frieden unter ziemlich milden Bedingungen, u. dies benutzte die Partei, welche ihn um seinen Ruhm und Einfluß beneidete, um die Anklage gegen ihn zu erheben, daß er sich von Antiochus habe bestechen lassen. Der Verlauf dieses Prozesses wird schon im Alterthum verschieden dargestellt. Lucius wollte Rechenschaft ablegen, aber Publius, unwillig über den unwürdigen Verdacht, zerriß die Rechnungen vor den Augen des Senats. Darauf vor das Volksgericht gerufen, erinnerte

er, statt sich zu vertheidigen, das versammelte Volk an den Sieg von Zama und zog es mit sich fort in den Tempel, wo er den Göttern für den damals verliehenen Sieg dankte. Hierauf zog er sich, verletzt durch den Volksundank, auf sein Landgut bei Liternum zurück und kam nicht wieder nach Rom. Sterbend soll er verlangt haben, nicht in Rom, sondern auf seinem Landgute begraben zu werden. Er † nach der gewöhnlichen Annahme 183 v. Chr., in welchem Jahre auch Hannibal und Philopömen ihr Ende fanden. Von seiner Gemahlin Aemilia, der Tochter des bei Cannä gefallenen Aemilius Paulus, hinterließ S. zwei Söhne: Publius, Adoptivvater des Publius Cornelius S. Africanus Minor, und den erwähnten Lucius oder Cnejus, der 174 zum Prätor ernannt, aber wegen übler Lebensführung von den Censoren aus dem Senat gestoßen wurde, u. 2 Töchter, von denen die eine, Cornelia, die Mutter der Gracchen war. Lucius Cornelius S. Asiaticus, Bruder des S. Africanus Major, focht mit ihm in Spanien, ward 193 v. Chr. Prätor in Sicilien, 190 als Konsul mit der Kriegsführung gegen Antiochus beauftragt und ihm sein fähigerer Bruder als Legat beigegeben. Nach dem glücklichen Ausgang dieses Krieges nahm er den Beinamen Asiaticus an und feierte einen glänzenden Triumph. In die gegen diesen erhobene Anklage wegen Bestechlichkeit und Unterschleifs verwickelt, ward er zu einer Geldstrafe verurtheilt, um deren willen er seine Güter verkaufen mußte. Publius Cornelius S. Aemilianus Africanus Minor, Sohn des L. Aemilius Paulus, Adoptivsohn des Sohnes des S. Africanus Major, Publius Cornelius S., focht 168, kaum 17 Jahre alt, mit Auszeichnung in der Schlacht bei Pydna. Sein Wesen war ernst und sein Eifer, jede sich darbietende Gelegenheit zu seiner Bildung zu benutzen, groß. Polybius und Panätius führten ihn in die griechische Wissenschaft ein, die er auch später im Geräusch der Waffen nicht vernachlässigte. Als 151 neue Mannschaft zum Krieg in Spanien ausgehoben werden sollte und in Folge der dort erlittenen Niederlagen große Muthlosigkeit sich kund gab, wußte er durch begeisternde Rede die Kampfeslust wieder zu erwecken und trat selbst als Kriegstribun ins Heer ein. Er überwand einen riesenhaften Spanier im Zweikampf und erstieg als der Erste die feindliche Stadt Intercatia, wofür er mit einer Mauerkrone belohnt wurde. Durch solche Beweise von persönlicher Tapferkeit, sowie durch das seiner Familie eigenthümliche gewinnende Benehmen erwarb er sich die Liebe der römischen Soldaten und die Achtung der Feinde in weit höherem Maße, als sein habsüchtiger Feldherr Lucullus. Auch im dritten punischen Kriege diente er anfangs nur als Legionstribun unter dem Konsul M. Manilius Nepos. Aber er zeichnete sich durch Tapferkeit und Umsicht so sehr aus, daß Abgeordnete, die in das Lager nach Afrika gesandt worden waren, um sich über den Stand der Dinge zu unterrichten, nach ihrer Rückkehr S.'s Feldherrntalent und glückliche Umsicht, sowie die Anhänglichkeit des Heeres an ihn nicht genug zu rühmen wußten. In Folge davon ward er 147 zum Konsul und zum Oberbefehlshaber des Heeres in Afrika erwählt, obgleich er das gesetzliche Alter noch nicht erreicht hatte. Er begab sich im Frühling 147 nach Afrika und stellte vor allem Andern die Disciplin im Heere wieder her. Dann schloß S. die Stadt immer enger ein, ließ für seine Truppen ein gut befestigtes Lager errichten und schnitt die Karthager durch einen aufgeworfenen starken Damm vom Hafen ab. Damit war er den ganzen Sommer beschäftigt; im Winter aber rieb er die einzelnen feindlichen Schaaren auf, die sich im Gebiete von Karthago umhergetrieben und die Stadt seither mit Lebensmitteln versorgt hatten. Im Frühling des folgenden Jahres, 146 v. Chr., begann S. seine Unternehmungen gegen die Stadt von Neuem. Er erstürmte zuerst die Hafenstadt und drang dann in die Stadt selbst ein, welche auf dieser Seite nicht befestigt war. Er richtete sich dabei zunächst gegen die Burg, hatte aber, um zu derselben zu gelangen, sechs Tage und Nächte hindurch in den drei Straßen zu kämpfen, welche zu ihr führten. Einen Kampf der Verzweiflung kämpften die Karthager, der eines besseren Erfolges werth gewesen wäre; aber sie unterlagen, und ihre Stadt wurde ein Raub der Flammen, welche 17 Tage lang wütheten. Man erzählt, daß S. beim Anblick der brennenden Stadt, mit prophetischem Blicke auf das künftige Schicksal seines eigenen Vaterlandes, Homers Worte ausgerufen habe: „Einst wird kommen der Tag, wo das heilige Ilion hinsinkt." Nach Rom zurückgekehrt, feierte der siegreiche Feldherr den ihm gebührenden Triumph und lebte dann als Privatmann, bis er 142 zum Censor erwählt wurde. Als solcher suchte er mit Ernst dem immer mehr hereinbrechenden Luxus unter seinen Mitbürgern zu steuern und verfuhr dabei ohne Ansehen der Person mit der strengsten Gewissenhaftigkeit. Im Jahre 134 wurde er abermals zum Konsul gewählt, um den langwierigen Krieg mit Numantia zu beendigen. Nachdem er auch hier Disciplin unter dem Heere hergestellt, begann er die Belagerung von Numantia und zwang die Einwohner nach hartnäckigem Widerstande zur Uebergabe. Der Beiname Numantinus war die Anerkennung für diese That. Während der Belagerung von Numantia hatten in Rom die gracchischen Unruhen begonnen, und S. billigte die Tödtung des Gracchus, obwohl derselbe sein Schwager war. Dadurch verscherzte er die Gunst des Volkes, und als in Folge seines Vorschlags, daß die bei Vertheilung des Gemeindelandes entstandenen Streitigkeiten nicht von den Vertheilern, sondern von andern Männern entschieden werden sollten, die Ackervertheilung ganz ins Stocken gerieth, traten in der Volksversammlung die Volksführer F. Flaccus, Cajus Gracchus und C. Papirius Carbo mit den heftigsten Vorwürfen gegen ihn auf und riefen: „Nieder mit dem Tyrannen!" Mit Recht, antwortete S., wollten die Feinde des Vaterlandes seinen Tod, denn unmöglich sey, daß Rom falle, wenn ein S. stehe, aber auch unmöglich sey, daß ein S. noch lebe, wenn Rom gefallen sey. Nach diesen Worten entfernte er sich, und Senat und Latiner geleiteten ihn ehrenvoll nach Hause. Am nächsten Morgen ward er in seinem Schlafgemache todt gefunden. Man vermuthete Meuchel-

mord und beschuldigte Cornelia und ihre Tochter Sempronia, S.'s Frau, die wegen ihrer Häßlichkeit und Unfruchtbarkeit von ihm nicht geliebt wurde, sowie auch Carbo der Urheberschaft. **Publius Cornelius S. Nasica**, Sohn des Cnejus S. (s. oben), ward 204 v. Chr., als ein noch ganz junger Mann von dem Senate für den besten unter den Bürgern erklärt und mit dem Empfange der idäischen Göttermutter aus Pessinus beauftragt. Nachdem er 194 v. Chr. Prätor und 193 Proprätor im jenseitigen Spanien gewesen, ward er 191 Konsul und besiegte die Bojer. **Publius Cornelius S. Nasica Corculum**, Schwiegersohn des älteren S. Africanus, diente mit Auszeichnung in Macedonien unter Aemilius Paulus, ward Konsul 162 und 155, 159 Censor und 150 Pontifex Maximus. Wie streng seine Denkweise war, bezeugt auch der Umstand, daß er die Niederreißung eines der Vollendung nahen Schauspielhauses beantragte, weil dies eine den Sitten gefährliche Neuerung sey. Er erklärte sich für die Erhaltung Karthago's, damit der Uebermuth der Menge durch die Furcht vor dieser Feindin in Schranken gehalten werde. **Publius Cornelius S. Nasica Serapio**, eifriger Optimat, leitete als solcher 133 v. Chr. den Angriff auf den älteren Gracchus, erregte aber dadurch auf Seiten des Volks solche Erbitterung gegen sich, daß er vom Senat, obwohl er Pontifex Maximus war, als Gesandter nach Asien geschickt wurde. Er † bald darauf zu Pergamus. Sein Sohn, **Publius Cornelius S. Nasica**, Konsul, wird als unbestechlicher und redlicher Mann gerühmt, war einnehmend im Umgange und reich an Witz und Laune. Er † als Konsul 111. Die Familie der Scipionen bestand noch in der Kaiserzeit; ein Nachkomme des S. Asiaticus wird 68 n. Chr. als Konsul genannt.

Scirpus (**Binse, Binsengras**), Pflanzengattung aus der Familie der Cyperoideen, blattlose ausdauernde Kräuter in allen Erdtheilen. Allenthalben in Sümpfen u. Teichen findet sich S. lacustris *L.*, **See-, Sumpf- oder Teichbinse, Pferdebinse**, mit stielrundem Halme und zusammengesetzter, scheinbar seitenständiger Spirre, indem das größere Blatt der Hülle aufrecht steht, wird jung als Schweinefutter, ausgewachsen als Dachstroh, sowie zum Berohren der Zimmer und zu gröberem Flechtwerk benutzt, während das Binsenmark zu Lampendochten und verschiedenen Spielzeugen verwendet wird. Die Wurzel, Radix Scirpi majoris s. Junci maximi, war sonst als ein gelind zusammenziehendes und harntreibendes Mittel gebräuchlich. Von S. maritimus *L.*, **Meerbinse**, an süßem und salzigem Wasser, werden die schwarzen, innen weißen, süßlichen Wurzelknollen in Ostindien gegessen. S. sylvaticus *L.*, **Waldbinse**, in feuchten Wäldern und Gräben, dient jung als Futter für Pferde und Rinder, alt als Streu.

Scirrhus (v. Griech.), Verhärtung organischer Theile, mit Neigung in Krebsbildung überzugehen, als dessen erstes Stadium derselbe zu betrachten ist; s. **Krebs**. Daher **scirrhös**, s. v. a. hart, geschwollen, beulig.

Scission (v. Lat.), Spaltung, Trennung; in politischer und kirchlicher Bedeutung Absonderung mehrer Individuen zu Parteiungen. Daher **Scissionisten**, in Polen, die sich von der Partei des Königs absonderten.

Scissura (lat.), Zertheilung, Trennung; Riß, Nebenspaltung an den Nägeln, Nietnagel; Einschnitt, auch Incisur.

Scitum (lat.), Gesetz, Verordnung, besonders die das Volk in Rom selbst machte (plebiscitum, populiscitum), im Gegensatz zu einem Senatusconsultum; Bestimmung und Lehre, wonach sich Jemand richten soll; auch s. v. a. Dogma, besonders Lehrsatz eines Philosophen.

Scleranthus (**Knauel**), Pflanzengattung aus der Familie der Portulacaceen, ausdauernde und einjährige, unscheinbare, über die ganze Erde verbreitete Kräuter, wovon S. perennis *L.*, **ausdauernder Knauel, Sandknöterich**, Blutkraut, polnischer Wegtritt, Johannisblut, auf dürren, sandigen Stellen und auf Kalkboden, 2—3 Zoll hoch wachsend, deshalb zu erwähnen ist, weil an den Wurzeln die polnische Schildlaus (Coccus polonicus *L.*) vorkommt.

Sclerotica (v. Griech.), die harte Augenhaut, s. **Auge**; austrocknende Mittel.

S. C. M. (lat.), Abbreviatur für Sacra Caesarea Majestas, kaiserliche Majestät.

Scoglietti, einige kleine italienische Inseln bei der Insel Sicilien, Intendantur Siragossa, an der Westküste.

Scoliosis (v. Griech.), Verkrümmung, besonders Rückgratskrümmung zur Seite.

Scolymus (**Golddistel**), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, ausdauernde, distelähnliche Kräuter in den Ländern ums Mittelmeer, worunter mehre Arzneipflanzen. Von S. hispanicus *L.*, in Südeuropa und Nordafrika, wird die fleischige, spindelförmige, ästige Wurzel als Dekokt bei chronischen Hautkrankheiten angewendet, während die jungen, zarten Triebe, wie die von S. maculatus *L.*, wie Spargel genossen werden. Auch wird mit den Blüthen der Safran verfälscht.

Scone, Dorf in der schottischen Grafschaft Perth, am Tay, einst Krönungsort der schottischen Könige und ihre Hauptresidenz seit Kenneth II. (im 9. Jahrhundert), mit Abtei, großen Bleichen und 2260 Einw. Dabei Trümmer von Macbeths Schloß.

Sconto, s. v. a. Diskont.

Scontro, Uebertragung oder Abtretung einer Forderung an einen Anderen, wird durch ein Umschreiben auf den Handlungsbüchern vollführt u. **Skontriren** (ital. scontrare), auch **Riskontriren** (riscontrare) genannt. Es ist auf allen großen Handelsplätzen gebräuchlich und wird hier zu gewissen Tagen und Stunden auf der Börse vorgenommen, zu welchem Ende jeder daran Theil nehmende Kaufmann fortwährend eine Liste seiner Gläubiger und Schuldner desselben Platzes im **Scontrobuche** führt. Vornehmlich beschäftigen sich die Girobanken mit dem Skontriren, woran auch Kaufleute von anderen Plätzen Theil nehmen können, wenn sie an dem betreffenden Handelsplatz einen Kommissionär beauftragen, auf dessen Namen die Ueberträge geschehen, und dem sie dagegen zu gehöriger Zeit hinlängliche Deckung machen. In Frankreich heißt diese

Operation Virement des parties, in England Clearing, wovon das Clearinghouse in London seinen Namen hat.

Scoparia (Besenkraut), Pflanzengattung aus der Familie der Personaten, meist südamerikanische tropische Kräuter u. Sträucher, worunter S. dulcis *L.*, ein Halbstrauch, ursprünglich nur im heißen Amerika, jetzt in allen heißen Ländern der Erde, mit weißen Blüthen, wegen des süß schmeckenden Krautes in Amerika wie das Süßholz als verdünnendes und auflösendes Mittel bei Brustaffektionen, gastrischen Fiebern, Gonorrhöe und äußerlich bei Verwundungen gebraucht und S. flava *Chmss.*, ein Halbstrauch in Montevideo, mit niederliegendem, weitschweifigem Stengel und kleinen, gelben Blumen, als Zierpflanze kultivirt wird.

Scopas, berühmter griechischer Bildhauer, gehört der neuattischen Schule an und steht um 390—350 v. Chr. als der älteste an der Spitze derjenigen Epoche, welche durch die Ausbildung des Pathetischen, der freien Grazie und des Lieblichen charakterisirt wird. Er entlehnte seine Darstellungen gern aus dem Kreise des Dionysus und der Aphrodite, von der er mehre im Alterthum berühmte Statuen lieferte. Eins der schönsten Werke des Meisters war die Gruppe des Neptun, der Thetis und der Nereiden, auf Delphinen und Hippokampen sitzend und von anderen Wunderthieren des Meeres umgeben, welche den Achill nach der Insel Leuke führen; ein anderes nicht minder treffliches Apollo Musagetes, Hauptstatue des prächtigen Tempels, welchen Augustus nach dem Siege bei Actium auf dem Palatin erbauen ließ. Die berühmte Gruppe der Niobe im Tempel des Apollo Sosianus zu Rom wird ihm, aber auch dem Praxiteles, seinem Zeitgenossen, zugeschrieben. S. war auch als Architekt bedeutend und sein Werk unter Anderem der Tempel der Athene Alea zu Tegea, der größte und schönste Tempel im Peloponnes.

Scopelo (Scopoli), griechische Insel im ägäischen Meer, nordöstlich von Negroponte, 1½ □Meilen groß, mit 2500 Einw., gebirgig, waldig, mit gleichnamiger Hauptstadt auf der Ostküste, an einem kleinen Golf, mit Weinbau.

Scopia, Stadt in der europäisch-türkischen Provinz Bosnien, südwestlich von Travnik, auf einem steilen Berge, an der Verditza, mit festem Schloß und 1300 Einw.

Scopolina, Pflanzengattung aus der Familie der Solanaceen, ausdauernde Kräuter mit glockenförmigem, 5zähnigem Kelch, röhriger, glockenförmiger, 5zähniger Blumenkrone und 2fächeriger, deckelartig sich öffnender Kapsel, wovon S. atropoides *Schult.*, tollkirschenartige Scopoline, Hyoscyamus Scopolia *L.*, in Oesterreich, Ungarn, in schattigen Wäldern, narkotisch-giftig wie das schwarze Bilsenkraut, Hyoscyamus niger *L.*, wegen ihrer herabhängenden, außen braun-purpurrothen, innen gelblichen Blüthen in Gärten kultivirt wird.

Scoresby, William, englischer Reisender, geboren zu Whitby um 1783, untersuchte als Kapitän eines Kauffahrers bei Gelegenheit des Wallfischfanges die Küste von Ostgrönland vom 75. Grad südwärts bis 69. Grad nördlicher Breite auf das Genaueste, machte 1822 eine Fahrt nach Grönland und Spitzbergen und näherte sich dem nördlichen Pol bis zum 80. Grad. Sein Tagebuch erschien englisch, London 1824, deutsch von Kries, Hamburg 1825. Später verließ er den Seedienst, ward Geistlicher und † im März 1857 in Hull.

Scoria (v. Griech.), Schlacke, besonders Hautschlacke, d. i. der durch die Hautausdünstung abgehende verbrauchte Thierstoff, dessen Zurückhaltung die sogenannten skorischen (rheumatischen) Krankheiten erzeugt.

Scortum (lat.), Fell; Person, welche ihren Körper dem andern oder dem eigenen Geschlechte preis gibt.

Scorzonera (Haferwurz, Schwarzwurzel), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, ausdauernde Kräuter meist in Europa und Mittelasien, worunter mehre Arznei- und Nahrungspflanzen. S. hispanica *L.*, spanische oder gemeine Haferwurz, Schwarzwurzel, Nattergras, Schlangengras, mit walzenförmiger Wurzel, lanzettlichen, am Grunde stengelumfassenden, welligen Blättern und länglichen Hüllkelchen, mit zugespitzten Schuppen, in Südeuropa, Nordafrika, wird in Deutschland in Gärten angebaut, indem die Wurzeln ein schmackhaftes, leicht verdauliches Gemüse abgeben und geröstet auch als Kaffeesurrogat empfohlen werden. Früher war die Skorzonerwurzel als Radix Scorzonerae s. Viperinae s. Serpentariae officinell, indem man ihr besondere Wirkung gegen die Folgen der Bisse giftiger Schlangen zuschrieb, sowie man sie auch bei typhösen Fiebern empfahl, doch wirkt sie nur auflösend, gelind-eröffnend, einhüllend und nährend, weshalb sie noch jetzt zu den geschätzten diätetischen Mitteln gehört. S. humilis *L.*, niedrige Haferwurz, in Europa, Sibirien &c., auf Bergwiesen, mit fast nacktem Stengel, und S. plantaginea *Schlchdl.*, wegbreitartige Haferwurz, in Mitteleuropa, auf feuchten Bergwiesen und in Hainen, mit wenigblätterigem, am Ende wolligem Stengel, stimmen hinsichtlich ihrer arzneilichen Eigenschaften und ihrer ehemaligen Anwendung mit S. hispanica überein. Zierpflanzen sind: S. purpurea *L.*, mit hellpurpurrothen, und S. rosea *Waldst. et Kit.*, mit blau-fleischfarbenen Blüthen, jene in Deutschland auf dürren, sonnigen Hügeln, diese in Ungarn und Kroatien auf Bergwiesen und in Gehölzen wachsend. Sie lieben einen sonnigen Standort, lockern, fetten Boden, dauern im Freien und werden durch Samen und Wurzeltheilung vermehrt.

Scotatio (lat.), die symbolische Eigenthumsübertragung von Grundstücken mittelst Uebergabe einer Erdscholle.

Scoti, Hauptstamm der alten Kaledonier im südlicheren Theil von Schottland und in Irland, dessen Name später zum Namen des ganzen Volkes der Schotten wurde.

Scott, 1) Sir Walter, berühmter schottischer Dichter, geboren am 15. August 1771 zu Edinburg als der Sohn eines Advokaten. Durch diesen sowohl, wie durch seine Mutter, die Tochter des Arztes J. Rutherford, war er verwandt mit vielen alten schottischen Familien. Seiner

schwachen Konstitution halber, namentlich wegen der Lähmung des rechten Fußes, ward er frühzeitig zu seinem Großvater nach Sandy-Knowe bei Kelso aufs Land gethan, worauf er nach Kelso selbst kam und hier im 13. Jahre mit Percy's „Reliques“ bekannt wurde, die viel zu seiner dichterischen Entwickelung beitrugen. Einen nicht minder großen Einfluß übten auf ihn die Sagen der Grenzlande. Zu Edinburg, wo er die Hochschule besuchte, erwarb er sich eine nothdürftige Bekanntschaft mit der deutschen, französischen und italienischen Sprache, das Griechische stieß ihn von sich ab. Nachdem er hierauf zu Edinburg Jurisprudenz studirt hatte, wurde er mit 21 Jahren Advokat. Sein körperliches Befinden hatte sich unterdessen gebessert und kräftigte sich noch mehr durch zahlreiche Fußreisen. Als man wegen der Befürchtung, daß in Schottland eine Landung versucht werden würde, freiwillige Kavallerieregimenter errichtete, war er einer der Ersten, die sich einreihen ließen. Sein Drang zur Dichtkunst offenbarte sich vorerst nur in Uebertragungen aus dem Deutschen, wie von Bürgers „Lenore“ und „Wilhem Jäger“ (1796) und von Göthe's „Götz von Berlichingen“ (1799). Inzwischen hatte er sich mit Miß Carpenter 1797 vermählt und schlug in einer Hütte von Laßwade seine Wohnung auf. Seine materielle Lage besserte sich merklich, als er 1799 mit einer Besoldung von 300 Pfund Sterling zum Sheriff von Selkirkshire gemacht wurde. Nun erst entwickelte sich sein Talent rascher. Schon 1802 veröffentlichte er die sehr beifällig aufgenommene Sammlung der volksthümlichen schottischen Balladen des Grenzlandes unter dem Titel „Minstrelsy of the scottish border“ (3 Bände). Dann gab er den altenglischen Roman „Tristram“ (1804) ausgeschmückt mit vielen werthvollen Noten heraus. Sein erstes größeres Gedicht aber war „The lay of the last minstrel“ (1805), das den glänzendsten Erfolg hatte. Seinen Beruf als Dichter fühlend, ließ er seine Praxis fallen, was er um so leichter konnte, da ihm 1806 eine der ersten Sekretariatsstellen am edinburger Gerichtshofe mit einer Besoldung von 1300 Pfund Sterling zu Theil geworden war. Eine geheime Geschäftsverbindung mit dem Buchhändler James Ballantyne sollte ihm ebenfalls sein Einkommen sichern, schlug ihm aber später sehr zum Nachtheil aus. Die Ausgabe des Dryden und die äußerst kunstvoll angelegte ritterliche Erzählung „Marmion, a tale of Flottenfield“ fällt in das Jahr 1808, und im folgenden Jahre gab er Ralph Sadlers Staatsschriften (3 Bände) heraus. Die höchste Höhe seines Glanzes erreichte er aber mit dem Gedicht „The lady of the lake“ (1810), welches sich namentlich durch herrliche Schilderungen des schottischen Hochlandes auszeichnet. Weniger Beifall fanden seine folgenden Gedichte: „The vision of Don Roderick“ (1811), „Rokeby“ (1813), „The lord of the Isles“ (1814), „The field of Waterloo“ (1815), „The bridal of Triermain“, „Harold the dauntless“ (1817). Außerdem gab er Swifts Werke (1814, 19 Bde.) heraus, lieferte zu den „Border antiquities“ (1814) den Text und schrieb „Pauls letters to his kinsfolk“ (1815). Er hielt es aber jetzt für nöthig, zu einem andern Genre der Dichtkunst zu greifen und wählte den Roman, dem er einen ganz neuen Geist einzuhauchen wußte, obwohl er den historischen Roman nicht eigentlich erfand. Einen bereits 1805 angefangenen, aber liegen gebliebenen Roman „Waverley“ suchte er jetzt wieder hervor, vollendete ihn und gab ihn ohne seinen Namen heraus. Derselbe wurde sehr gut aufgenommen. Eine zum Theil noch viel günstigere Aufnahme fanden folgende, gleichfalls meist ohne seinen Namen herausgegebenen Romane: „Guy Mannering“ (1815); „The antiquary“ (1816); die erste Reihe der „Tales of my landlord“, nämlich: „The black dwarf“ und „Old mortality“ (deutsch: „Die Schwärmer“, 1817); „Rob Roy“ (1818); die zweite Reihe der Tales: „The heart of Myd-Lothian“; die dritte Reihe der Tales: „The bride of Lammermoor“ und „Legends of Montrose“ (1819), sowie „Ivanhoe“ (1819); „The monastery“ und „The abbot“ (1820); „Kenilworth“ und „The pirate“ (1821); „The fortunes of Nigel“ (1822); „Peveril of the peak“ (1823); „Quentin Durward“ und „St. Ronans well“ (1823); „Redgauntlet“ (1824); „Tales of the crusaders“, enthaltend: „The betrothed“ und „The talisman“ (1825); „Woodstock“ (1826); „Chronicles of the Canongate“ (1827—28); „Anne of Geierstein“ (1829); die vierte Reihe der Tales: „Count Robert of Paris“ und „Castle dangerous“ (1831). Zwei Eigenschaften sind es, die S.s Romanen so hohen Werth verleihen: die Wahrheit seiner Charaktere und die harmonische Durchbildung der Fabel. Jede seiner Figuren ist aus dem Leben gegriffen, alle bewegen sich vollkommen natürlich und ihren Verhältnissen, ihrer Zeit und ihren Umgebungen, wie den Ueberlieferungen der Geschichte so durchaus angemessen, daß das Bild, welches wir von ihnen erhalten, ein vollkommen treues ist. Die Wirkung dieses hohen Vorzugs wird nun noch bedeutend erhöht durch die konsequente und gleichmäßige Anlage und Durchführung des Inhalts, sowie durch die Mannichfaltigkeit der Charaktere wie der Situationen und insbesondere auch durch seine historische Redlichkeit, die ihn nirgends seinen politischen Ansichten zu Liebe einen historischen Charakter umändern oder ihm eine bestimmte, anderen als poetischen Zwecken dienende Richtung anweisen läßt. Tadel verdient nur die oft zu große, schleppende Breite am Anfange. Seit 1820 versuchte sich S. auch im Schauspiele, allein alles von ihm in diesem Fache Geleistete erhebt sich nicht über die Grenzen des Versuchs. Dagegen sind die biographischen und literarischen Einleitungen zu einer Ausgabe der älteren englischen Romanschreiber (1825, 3 Bde.) nach Form und Inhalt ausgezeichnet zu nennen. Im Jahre 1820 war S. zum Baronet ernannt worden. Seine finanzielle Lage hatte durch den Erfolg seiner Romane einen bedeutenden Aufschwung genommen. Schon 1811 hatte er aus dem Honorar für seine Dichtungen am Ufer des Tweed ein Gütchen, Cartley-Hole genannt, gekauft, ihm den Namen Abbotsford beigelegt und auf seine Erweiterung und Verschönerung durch Anlagen und neue Gebäude mehr als 60,000 Pfund Sterling verwandt. Da traf ihn

durch den Bankerott der Häuser Ballantyne und Constable, deren Associé er war, 1826 ein harter Schlag, indem ihm dadurch eine Schuldenmenge von 117,000 Pfund Sterling aufgebürdet ward. S. schrieb nun lediglich ums Geld und lieferte daher mitunter Produkte, welche mit seinen frühern Leistungen in einem sehr nachtheiligen Verhältnisse stehen. Ein solches Produkt ist das „Leben Napoleons“ (1827, 9 Bde.), das, obschon es an manchen Stellen die Meisterhand S.s verräth, dennoch durchaus flüchtig gearbeitet und parteiisch gehalten ist. Eine 1829 erschienene neue Ausgabe seiner Dichtungen (mit neuen Einleitungen bereichert), ferner die um diese Zeit für seine Enkel geschriebenen und in drei Reihenfolgen herausgegebenen „Tales of a grand father“ (1828—30), sowie die für Lardners „Cyclopaedia“ gefertigte „History of Scotland“ (1830, 2 Bde.) und die „Letters on demonology“, geschrieben für Murray's „Family library“, trugen ihm in Verbindung mit den oben schon genannten Romanen so viel Geld ein, daß er bereits 1830 seine Schulden auf 40,000 Pfund Sterling reducirt hatte. Aber im Winter 1830 empfand er eine zunehmende Lähmung, die sich noch verschlimmerte, als er im Herbste zur Herstellung seiner Gesundheit nach Italien reiste, hier vom December bis April 1832 in Neapel verweilte, hierauf einige Zeit zu Rom zubrachte und dann nach England zurückkehrte. Ein zweiter Schlagfluß raubte ihm fast gänzlich das Bewußtseyn; sehr leidend ward er nach Abbotsford gebracht, wo er am 21. Sept. 1832 †. Er wurde in Dryburg Abbey beerdigt. Vermittelst einer Subskription suchten die Schotten, deren Vaterland er verherrlicht hatte, seiner Familie Abbotsford zu erhalten; ebenso errichtete man dem Hingeschiedenen zu Edinburg ein herrliches Denkmal. Die Ausgaben seiner Werke sind zahllos; die besten sind die edinburger in verschiedenen Formaten. Die Romane wurden nicht nur in alle europäische Sprachen übersetzt und vielfach nachgedruckt, sondern man beeiferte sich auch, die Manier S.s nachzubilden und Romane unter seinem Namen herauszugeben. Am glücklichsten in dieser Beziehung war in Deutschland W. Häring mit dem „Walladmor“. Die ausführlichste Lebensbeschreibung von S. lieferte sein Schwiegersohn Lockhart 1838 (7 Bde. u. öfter; ins Deutsche übersetzt und abgekürzt von Moritz Bühl, Leipzig 1839). S.s ältester Sohn, Sir Walter S., geboren den 28. Oktober 1801, Oberstlieutenant in der britischen Armee, † den 8. Februar 1847 auf der Rückreise von Indien nach England.

2) Winfield, nordamerikanischer General, geboren den 13. Juni 1786 in Virginien, Enkel eines nach der Schlacht bei Culloden ausgewanderten jakobitischen Schotten, widmete sich anfangs dem Studium des Rechts und trat 1806 als Sachwalter auf. Nachdem er 1806 in den Militärdienst übergetreten, avancirte er 1808 zum Artilleriekapitän und ward 1812 nach dem Ausbruch des Kriegs mit England als Oberstlieutenant nach der canadischen Grenze beordert, gerieth aber in der Schlacht bei Queenstown in Gefangenschaft. Nach einigen Monaten ausgewechselt, eroberte er den 27. Januar 1813 Fort George und ward dafür zum Brigadegeneral befördert. Am 5. Juni 1814 schlug er den britischen General Riall bei Chippewa, zeichnete sich in der Schlacht von Niagara durch große Bravour aus und ward schwer verwundet. Zur Wiederherstellung seiner Gesundheit begab er sich nach Europa, verbrachte längere Zeit in Paris, wo er das französische Militärwesen studirte, und hielt nach seiner Rückkehr Vorlesungen über die Kriegswissenschaften. Nachdem er 1832 den Indianerhäuptling Black-Hawk zur Ruhe gebracht, unterdrückte er 1835 einen Aufstand der Seminolen und unterwarf 1838 die Creeks. Zur Aufrechterhaltung der durch die Insurrektion in Canada bedrohten Neutralität der Union zog er ein Truppencorps an der dortigen Grenze zusammen, ward aber dann beordert, die Cherokesen in das ihnen eingeräumte Gebiet westlich vom Missisippi zu geleiten. Nach dem Tode des Generals Macomb erhielt er den Posten eines Oberbefehlshabers der Unionsarmee. Als eifriger Whig nahm er auch an den politischen Angelegenheiten thätigen Antheil. Nachdem aber der Krieg mit Meriko seinen Anfang genommen, nahm er im März 1847 Veracruz nach kurzer Belagerung, schlug den 18. April den General Santa-Anna bei Cerro-Gordo und am 19. und 20. August nochmals bei Contreras und Churubusco, worauf er Meriko im Sturm nahm. Obwohl er durch diese Siege im Frieden von Guadalupe-Hidalgo (2. Februar 1848) das Gebiet der Vereinigten Staaten um ein Gebiet von 30,000 □Meilen vermehrte, so reüssirte er doch nicht mit seinen Bewerbungen um die Präsidentenwürde. Im Jahre 1848 ward ihm der General Taylor vorgezogen, und 1852 mußte er als Kandidat der Whigpartei dem demokratischen Kandidaten Pierce nachstehen, woran sein zu offen hervortretender Ehrgeiz und sein den strengen Republikanern anstößiger, militärisch-aristokratischer Hochmuth Schuld gewesen zu seyn scheint. Seiner strategischen Begabung lassen auch seine Gegner Gerechtigkeit widerfahren. Vgl. Mansfield, Life and services of general Winfield S., Newyork 1852.

Scotus und **Scotisten**, s. Duns Scotus.

Scriba (lat.), Schreiber.

Scribax (neulat.), der gern viel schreibt, Schreibseliger; s. v. a. Schreiber, im verdächtlichen Sinn.

Scribe, Augustin Eugène, fruchtbarer französischer Theaterdichter, geboren am 24. Dec. 1791 zu Paris als Sohn eines vermögenden Kaufmanns, widmete sich anfangs dem Studium der Rechtsgelehrsamkeit, betrat aber bald die Laufbahn des Theaterdichters. Sein erstes Stück: „Le Dervis“ (1811), das er in Gemeinschaft mit seinem Schulfreunde Germain Delavigne ausgearbeitet hatte, fand großen Beifall, wie derselbe seitdem allen seinen Produkten im seltenen Maße zu Theil geworden ist. Dieselben sind äußerst zahlreich und folgten rasch auf einander. Sie alle tragen das Gepräge der Leichtigkeit, Natürlichkeit der Entwickelung und besonders einer großen Kenntniß der modernen gesellschaftlichen Zustände an sich. Das poetische Talent S.'s läßt sich nicht verkennen. Allein die zu große Hast, mit der er

arbeitet, und das rasche Aufeinander, in welchem sich seine Stücke folgen, hat ihn verhindert, denselben einen tieferen Gehalt zu geben, so daß nur wenige seiner Stücke, so verbreitet und so vielfach nachgebildet sie auch in ganz Europa sind, einen dauernden Werth behalten werden. Aber gerade wegen der großen Verbreitung seiner Produkte hat S. viel Einfluß auf das Theaterleben ausgeübt. Eine seiner Erfindungen ist unter Anderem die eigenthümliche Theaterpraxis, nach welcher sich mehre Autoren zur planmäßigen, fabrikmäßigen Theilung und zur Ausarbeitung einer und derselben Idee verbinden. S.'s Mitarbeiter waren vorzüglich außer dem schon genannten Germain Delavigne: H. Dupin, Xavier, Mélesville, Varner, Ferrier, Mazère, Francis-Corun, Bayard, Delestre-Poirson. Auch hat er zu einer Anzahl Vaudevilles seinen Namen bloß hergeliehen. Zuerst arbeitete er für das Theater Vaudeville, dann für das Odéon, die Porte-Saint-Martin, die Variétés &c. und zuletzt auch für das Théâtre français. Von der Menge seiner Stücke nennen wir: „Le comte Ory" (1816); „Le nouveau Pourceaugnac" (1817); „Une visite à Bedlam" (1818); „Le maîtresse du logis" (1823); „La haine d'une femme" (1824); „Malvina ou un mariage d'inclination" (1825); „Le mariage de raison" (1826); „Une faute" (1830); „La loi salique" (1845); Geneviève ou la jalousie paternelle" (1846); „Maître Jean, ou la comédie à la cour" (1847); „Irene, ou le magnetisme" (1847); L'amitié, ou les trois epoques" (1848); „Les filles du docteur, ou le dévouement" (1849); „Heloise et Aballard" (1850) &c. Er lieferte auch eine Menge meist ansprechender Operntexte, so „La neige" (1823); „La dame blanche" (1825); „Fra Diavolo" (1830); „Robert le diable" (1831); „Gustave III" (1833); „La juive" (1835); „Les Huguenots" (1836); „Les diamants de la couronne" (1840); „La part du diable" (1842); „La fée aux roses" (1849); „Le prophète" (1849); „L'enfant prodique"; „La dame de pique" (1850); „Zerline" (1852); Le juif errant" (1852); „L'étoil du nord" (1854). Von größerer Bedeutung sind manche für das Théâtre français geschriebene Stücke, so „Bertrand et Raton" (1833); „La camaraderie" (1837); „Une chaine" (1841); „Le verre d'eau" (1842); „Adrienne Lecouvreur" (1849) und „Les contes de la reine de Navarre" (1850), Lustspiele, welche als treffliche Proben des bürgerlichen Konversationstons sehr beachtenswerth sind. Sie vornehmlich verschafften ihm die Mitgliedschaft der französischen Akademie. Außerdem trat er auch mit nicht unbedeutenden novellistischen Produkten an die Oeffentlichkeit. Seine „Oeuvres complètes" und „Oeuvres choisies" erschienen in mehren Ausgaben, die letzteren z. B. Par. 1845, 7 Bde.

Scribonius, 1) s. Curio. — 2) Largus Designatianus, römischer Arzt, welcher den Kaiser Claudius auf seinem Zuge nach Britannien 43 n. Chr. begleitete, Verfasser einer Schrift: „De compositione medicamentorum", herausgeg. von H. Stephanus (Par. 1567), Bernhold (Straßb. 1786). — 3) Scribonia, Schwester des Lucius S. Libo, in dritter Ehe Gemahlin des Octavian, Mutter der Julia, mit welcher sie freiwillig die Verbannung theilte.

Scrinium (lat.), in Rom Behälter, namentlich für Papiere und Bücherrollen; in der Kaiserzeit s. v. a. Kanzlei oder Bureau.

Scriptor (lat.), Schreiber, Schriftsteller.

Scriptores historiae Augustae. sechs spätere römische Geschichtschreiber, welche Biographien der römischen Kaiser von Hadrian bis Carus (117—285 n. Chr.), doch mit Uebergehung Nerva's und Trajans, lieferten. Sie heißen: Aelius Spartianus (Hadrianus, Aelius Verus, Didius Julianus, Septimius Severus, Pescennius Niger, Caracalla, Geta); Vulcatius Gallicanus (Avidius Cassius); Trebellius Pollio (Valeriani II, Galieni II, triginta Tyranni, Divus Claudius); Flavius Vopiscus (Aurelianus, Tacitus, Florianus, Probus, Firmus, Saturninus, Proculus, Bonosus, Carus, Numerianus, Carinus); Aelius Lampridius (Commodus, Diadumenus, Heliogabalus, Alexander Severus); Julius Capitolinus, welcher unter Diocletian und Konstantin dem Großen schrieb (Antoninus Pius, Marcus Aurelius, L. Verus, Pertinax, Albinus Macrinus, Maximini II, Gordiani III, Maximus et Balbinus). Die Sammlung, wahrscheinlich zu Konstantinopel veranstaltet, aber nicht ganz vollständig erhalten, ist zwar eine ziemlich planlose Kompilation aus älteren und gleichzeitigen Quellen, voll Ungenauigkeiten u. Schmeicheleien, aber bei den spärlich fließenden Quellen für die Geschichte jener Zeit nicht ohne Wichtigkeit. Die besten Ausgaben lieferten nach dem ersten Druck (Mailand 1475) Casaubonus (Par. 1603) und Salmasius (das. 1620, London 1652, vermehrt Leyden 1671). Handausgaben sind die zweibrücker (1787), die von Puttmann (Lpz. 1774) und von Panckoucke (Par. 1844—46, 3 Bde.).

Scriptum (lat.), Schrift, Schreiben, Buch; Schulübung im Uebersetzen.

Scriptura (lat.), Schreiben, Schrift, Buch; daher S. sacra, die heilige Schrift, s. Bibel.

Scriver, Christian, ascetischer Schriftsteller, geboren am 2. Januar 1629 zu Rendsburg, machte seine Studien zu Rostock, wurde 1653 Diakonus zu Stendal, 1667 Pastor zu St. Jakob in Magdeburg, später daselbst Senior, Konsistorialassessor und Inspektor, sowie 1690 Konsistorialrath und Oberhofprediger zu Quedlinburg, wo er am 5. April 1693 †. Er schrieb: „Seelenschatz" (neue Ausg., Dresd. 1835, 2 Bde.); „Gottholds zufällige Andachten" (19. Aufl., 1729; neueste Aufl. von Wimmer, Günz 1836, 2 Bde.); „Erbauliche Parabeln" (4. Auflage, Barmen 1844) u. A. m.

Scrivia, Fluß im Königreich Sardinien, Provinz Alessandria, entspringt am Nordabhang der Apenninen, fließt anfangs nordwestlich, dann nördlich und mündet unterhalb Voghera in den Po, rechts.

Scrophularia (Braunwurz), Pflanzengattung aus der Familie der Skrophularinen, mit fast kugelig aufgeblasenen Blüthen mit einem kleinen, 5lappigen Saume, dessen unterer Lappen zurückgebogen ist, und 4 in Gestalt eines Anhängsels unter der Oberlippe angewachsenen Staub-

gefäßen, ein- und mehrjährige Kräuter und Halbsträucher mit 4kantigem Stengel, Gegenblättern und Blumen in Trugdolden. Von S. aquatica *L.*, Wasser-Braunwurz, Wasser-Kropfwurz, in ganz Europa, an u. in Gräben, Bächen, Sümpfen und Teichen ausdauernd, ward das widerlich riechende Kraut, Herba Scrophulariae aquaticae s. Betonicae aquaticae s. Ficariae aquaticae s. Castrangulae aquaticae, besonders als Wundmittel angewendet. Von S. nodosa *L.*, knotige od. gemeine Braunwurz, Knotenwurz, Feigwarzenwurz, Fischwurzel, Saukraut, Kropfwurz, in ganz Europa, an feuchten, schattigen Stellen, an Gräben und Bächen ausdauernd, war früher besonders die Wurzel, bisweilen auch das Kraut, Radix et Herba Scrophulariae s. Scrophulariae foetidae etc., officinell, indem man beides gegen Drüsenkrankheiten, Skropheln, Kröpfe, chronische Hautausschläge, Verhärtungen, Geschwülste, Auswüchse anwendete, ist aber jetzt obsolet.

Scrotum (lat.), der Hodensack, s. Hoden.

Scrutinium (lat.), im Kirchenrecht die der Uebertragung eines geistlichen Amtes vorausgehende Untersuchung, ob der Berufene zur Bekleidung des Amtes fähig sey; in der katholischen Kirche die mittelst versiegelter Stimmzettel vorgenommene Wahl der Bischöfe und Päpste; dann auch überhaupt durch Stimmzettel und Kugelung bewirkte Wahl.

Scudéry, 1) George de, geboren 1601 zu Havre de Grace, diente in seiner Jugend im französischen Heere und wurde später Gouverneur von Notre-Dame de la Garde auf einem isolirten Felsen bei Marseille, siedelte aber 1630 nach Paris über, wo er sich dem Theater widmete. Während Corneille's „Cid" sehr frostig aufgenommen wurde, fand sein Stück „L'amour tyrannique" (1636) um so mehr Beifall. Dieser Erfolg und seine lächerliche Polemik gegen Corneille verschafften ihm 1650 die Mitgliedschaft der französischen Akademie. Sehr gefeiert wurde sein schwülstiges Epos „Alaric" (Par. 1654), bis Boileau's Kritik demselben den Stempel des Lächerlichen aufdrückte. Er † am 14. Mai 1667 zu Paris.

2) Madeleine de, französische Romanschriftstellerin, Schwester des Vorigen, geb. am 15. Juni 1607 zu Havre de Grace, schrieb prunkhafte, romantisch-historische Romane, die sich einige Jahrzehnte hindurch in der Gunst der Lesewelt behaupteten und für das Studium der Zeitgeschichte in sofern nicht unwichtig sind, als sie die überschwänglichen Unterhaltungen des Hôtel Rambouillet und unter leichter Verhüllung in der „Clélie" und im „Cyrus" die Porträte aller bekannten Männer jener Zeit vorführen. Die Verfasserin stand in Paris in hohem Ansehen, empfing den Besuch der Königin und der Prinzen und erhielt Pensionen von Ludwig XII., Mazarin und der Königin Christine von Schweden. Hervorzuheben sind: „Ibrahim ou l'illustre Bassa" (Par. 1641, 4 Bde.); Artamène ou le grand Cyrus" (das. 1650, 10 Bde.); „Clélie" (das. 1656, 10 Bde., neue Aufl. 1731); „Almahide" (das. 1660, 8 Bde.); „Conversations et entretiens" (10 Bde.). Der „Discours de la gloire", nebst andern ihrer Werke in dem öfters aufgelegten „Esprit de Mademoiselle de S." (Par. 1766) enthalten, war das erste Werk, das 1671 einen von Balzac ausgesetzten Preis der französischen Akademie erhielt.

Scudo (scudo d'argento, Plur. scudi), italienische Münze, von ihrem Wappenschilder zeigenden Gepräge so genannt, von Thalergröße, aber in den einzelnen Staaten von verschiedenem Werthe. Der römische S. (s. romano oder nuovo) theilt sich in 10 Paoli oder 100 Bajocchi und wird zu $9^{3}/_{4}$ Stück auf die kölnische Mark fein Silber oder = 1 Thlr. 13 Sgr. 1 Pf. preuß. = 2 Gulden $30^{3}/_{4}$ Kreuzer im $24^{1}/_{2}$-Guldenfuß ausgeprägt. Von etwas geringerem Werthe sind die früheren Scudi von Bologna, deren $9^{3}/_{8}$ auf die kölnische Mark fein Silber gingen. Von noch geringerem Werthe war der S. von Genua (s. di S. Gian Battista oder di cambio) = 1 Thlr. $3^{5}/_{8}$ Sgr.; von höherem aber der venetianische S. (s. della croce, Kreuzthaler) = $1^{3}/_{4}$ Thlr. preuß. Der S. von Modena hat 5 neue oder italienische Lire (Francs) = $1^{1}/_{2}$ Thlr. preuß. Der S. d'oro ist eine Goldmünze der italienischen Staaten, Nachahmung der deutschen halben Pistolen.

Sculponeae (lat.), Holzschuhe, welche die Landleute zu tragen pflegten. Bei Schlägereien bediente man sich ihrer, um sich damit ins Gesicht zu schlagen.

Sculps. (lat.), Abkürzung für Sculpsit, hat es gestochen, auf Kupferstichen.

Scultetus (neulat.), s. v. a. Schultheiß.

Scultetus, Andreas, deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts, der Sohn eines Schuhmachers zu Bunzlau, frequentirte seit 1639 das Elisabethanum zu Breslau und † wahrscheinlich noch auf der Schule, weil die Jahrzahl aller von S. erschienenen Gedichte nicht über das Jahr 1642 hinausreicht. Sein bestes Werk ist: „Die österliche Triumphposaune" (Breslau 1642), nebst einigen andern Produkten S.' herausgegeben von Lessing (Braunschweig 1771) und in Lessings Werken von Lachmann, Bd. 8. Vergl. Müller, Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts, Bd. 9.

Scurra (lat.), in Rom eigentlich ein ärmerer Bürger ohne Grundbesitz, der von einem reicheren ernährt ward; dann Possenreißer, durch den man sich besonders bei Gastmählern unterhalten ließ; daher auch s. v. a. Hofnarr.

Scutellaria (Helmkraut), Pflanzengattung aus der Familie der Labiaten, mit langröhriger, rachenförmiger, im Schlunde erweiterter Korolle mit helmförmiger Oberlippe, meist ausdauernde Kräuter in der alten und neuen Welt. Von S. galericulata *L.*, gemeines Helmkraut, Schildkraut, Fieberkraut, in Europa, Asien, Nordamerika, auf nassen Wiesen, an Gräben, Teichen, Sümpfen, mit paarweise blattwinkelständigen, einseitig-stehenden Blüthen mit am Grunde fast rechtwinkelig gebogener Röhre, war das Kraut, Herba Tertianariae s. Trientalis, früher besonders gegen Wechselfieber im Gebrauch und dient jetzt noch in manchen Gegenden als Hausmittel der Landleute. S. lateriflora *L.*, seitenblüthiges Helmkraut, in Nordamerika, an nassen Stellen, wurde von Amerika aus als Heilmittel gegen die Wasserscheu nach dem Bisse toller Hunde empfohlen, hat sich aber nicht bewährt. S. macrantha *Fisch.*, groß-

blumiges Helmkraut, in Sibirien, China, ist eine schöne, etwa 6 Zoll hohe Rabattenzierpflanze mit kleinen, außen violet= oder dunkelblauen, fein flaumhaarigen, innen auf der Unterlippe himmelblauen Blüthen in kurzen Endtrauben. Zur Verzierung von Felsenanlagen eignet sich S. alpina *L.*, auf sonnigen Felsen in Südeuropa, mit blauen Blüthen mit weißer Unterlippe.

Scutum (lat.), der Schild (f. d.).

Scutum cordis (lat.), das Brustbein.

Scutum Herculis (lat.), Schild des Hercules, f. Hesiodus.

Scylax, griechischer Geograph, aus Caryanda in Karien, unternahm um 508 v. Chr., von Darius Hystaspes beauftragt, eine Entdeckungsreise bis zur Mündung des Indus und faßte deren Ergebnisse in einem „Periplus" zusammen, der in interpolirter Gestalt erhalten und am besten in den Sammlungen der „Geographi Graeci minores" von Hudson (Orf. 1698, Bd. 1) und Gail (Paris 1826, Bd. 1), mit Hecatäus zugleich von Klausen (Berl. 1831) herausgegeben worden ist. Vergl. Letronne, Observations historiques et géographiques sur le Peripie, attribué a S., Paris 1826; Niebuhr, Ueber das Alter des Küstenbeschreibers S. (in dessen „Kleinen historischen u. philologischen Schriften", Bd. 1, Bonn 1828).

Scylla, Fels am nördlichen Anfang der sicilischen Meerenge auf einer Landzunge des Festlandes, gegenüber der Charybdis (f. d.), jetzt Sciglio oder la Rema. In der mythologischen Darstellung erscheint S. als Ungeheuer mit 12 Füßen u. 6 langen Hälsen und 6 Köpfen dargestellt.

Scymnus, griechischer Geograph aus Chios, verfaßte um 88 v. Chr. ein Gedicht geographischen Inhalts, betitelt „Periegesis", in jambischen Versen, welches zum Theil erhalten und in den „Geographi Graeci minores" von Hudson (Orf. 1703, Bd. 2) und Gail (Par. 1828, Bd. 2), zuletzt von Letronne in den „Fragments des poëmes géographiques de S. de Chio etc." (Paris 1840) herausgegeben worden ist.

Scyphati nummi (Hohl= oder Bechermünzen), gothische Münzen von feinem Silber von der Form eines Uhrglases, an Größe und Gewicht verschieden, auf ihrer erhabenen Seite das Gepräge eines Kopfes, auf der hohlen das eines Reiters tragend.

Scyphus (v. Gr.), gehenkelter Becher, eine Art Trinkgefäß von ziemlicher Größe.

Scyrus (jetzt Scyro), eine der nördlichen Sporaden des ägäischen Meeres, östlich von Euböa, mit gleichnamiger Stadt, galt im Alterthum für arm und ihres steinigen Bodens wegen für unfruchtbar, hatte aber schönen bunten Marmor.

Scythia, alter Name des ganzen südlichen Rußlands nordwestlich bis Wolhynien und Podolien, südwestlich über Bessarabien hinaus bis in die Moldau und Walachei hinein, südlich bis zur Krimm u. östlich bis zum Don. Als Hauptflüsse des Landes in der Richtung von Osten nach Westen werden genannt der Ister, Ararus, Naparis, Ordessus, Porata oder Pyretus (jetzt Pruth), Tyras (Dniestr), Hypanis (Bog), Borysthenes (Dniepr), Hypacyris, Tanais (Don). Das Land hatte ein sehr kaltes Klima, 8 Monate war es Winter und die 4 Sommermonate waren nicht sehr warm. Außer dem Getreide erzeugte der Boden ein fettes, aber bitteres Gras; an der Mündung des Borysthenes setzte das Meer Salz an, die Flüsse waren reich an mancherlei Fischen. Das Thierreich brachte besonders schnelle, aber unansehnliche Pferde u. als Seltenheit Ochsen ohne Hörner hervor. Die Bewohner des Landes hießen früher Skoloten, und erst die Griechen nannten sie Scythen, während sie bei den Persern Sacae hießen. Sie waren nach Einigen ursprünglich ein asiatisches Volk, das sich erst später vom Altai aus über den Nordosten Europa's verbreitete, nach Anderen Eingeborene jener Gegenden, nach der griechischen Sage Abkömmlinge des Hercules. Sie werden als träge und schmutzig, aber auch als tapfer und kriegerisch, mit Wenigem zufrieden und treu in der Freundschaft geschildert. Als Feinde alles Ausländischen verschlossen sie sich dem Einfluß benachbarter gebildeter Völker. Ihre Waffen waren hauptsächlich Bogen u. Pfeil, außerdem Säbel, Streitärte u. Wurfspieße; sie kämpften stets nur zu Pferde. Sie hatten Heerden, namentlich von Schafen, Rindern und Pferden; feste Wohnsitze in Städten, Dörfern hatten sie nicht, sondern nomadisirten. Das Land zerfiel in Gaue, von denen jeder seinen Berathungsplatz mit einem Heiligthume des Kriegsgottes hatte. Der Stamm der freien od. königlichen Scythen, der der zahlreichste war, betrachtete die übrigen als seine Knechte. Die Religion der Scythen war ein grober Polytheismus. Von besonderen Priestern ist nirgends die Rede, dagegen spielten Wahrsager als Vermittler zwischen Göttern und Menschen eine wichtige Rolle. Um 600 v. Chr. verbreiteten sich die Scythen über den Nordosten Europa's, von wo sie bei der Verfolgung der Cimmerier nach Medien, Vorderasien, Syrien bis an die Grenzen Aegyptens vordrangen. Der medische König Cyarares entledigte sich ihrer durch eine grausame List, indem er einen großen Theil derselben sich berauschen und dann ermorden ließ (604). Um sie für ihren früheren Einfall in Medien zu züchtigen, setzte der persische König Darius I. um 514 mit 700,000 Mann auf einer wahrscheinlich bei Byzanz über den thracischen Bosporus geschlagenen Brücke nach Europa hinüber und drang durch Thracien in das Land der Scythen ein. Diese zogen sich, eine Schlacht vermeidend, zurück, worauf die Perser über den Tanais und durch das Land der Sauromaten bis in das der Budiner vordrangen, aber dann, des steten nutzlosen Verfolgens müde, wieder auf demselben Wege nach dem Ister und von da durch Thracien nach Asien zurückkehrten. Seitdem erfährt man von ihnen mehre Jahrhunderte lang fast nichts. Erst der König Mithridates der Große gerieth wieder in Kampf mit ihnen, nachdem die Dynasten der griechischen Städte am Pontus, des lästigen Druckes der scythischen Grenznachbarn überdrüssig, ihre Städte in die Hände jenes pontischen Königs geliefert hatten, worauf dieser die Scythen aus der ganzen taurischen Halbinsel verdrängte. Als nach Besiegung des Mithridates die Römer die bosporanischen Könige von sich abhängig gemacht und mit den Völkern am Pontus und der Palus Mäotis Handelsverbindungen angeknüpft hatten, besonders aber seit

der Unterwerfung Daciens durch Trajanus, wurden nun auch sie mit S. genauer bekannt. Doch verschwand nun der Name Scythen, um dem der Sarmaten, die jene unterdessen überwältigt hatten, Platz zu machen. Der Name S. aber wird auf asiatische Landstriche übertragen. Dieses von Ptolemäus beschriebene asiatische S. umfaßt die Gegenden zwischen dem asiatischen Sarmatien im Westen, dem unbekannten Lande im Norden, Serica im Osten und Indien im Süden und wird in 2 Haupttheile geschieden: S. innerhalb u. S. außerhalb des Imaus. Als Flüsse werden hier erwähnt: der Paropamisus, Rymnus (jetzt Gasuri), Daix (jetzt Jaik) und Jaxartes (Sir Darja). Produkte waren: Edelsteine (besonders Diamanten, Smaragden und Lapis Lazuli), Gold, Kupfer, Krystall, eine Art Ultramarin, und aus dem Thierreiche namentlich Kameele und Pferde. Die einzelnen Völkerstämme waren: in Scythia intra Imaum die Rymni, Asiotä, Aorsi, Jaxartä, Ariacä, Namastä, Ribii, Massageten, Sacä, Ascatancä, Anarei, Tapurei, Aspisii, Thyssagetä, Argippäi und Arimaspi; in Scythia extra Imaum die Auzacitä, Issedones, Chatä und Chaurandi.

Sdegnoso (ital.), trotzig, bezeichnet in der Musik einen etwas raschen, kurz abstoßenden Vortrag.

S. D. G. (lat.), Abkürzung für Soli Deo Gloria, Gott allein die Ehre.

Sdili, zwei griechische Inseln im ägäischen Meer: Groß-S., südwestlich von Mykoni, unbewohnt, aber reich an Terebinthen und Mastixbäumen und von den Bewohnern von Mykoni bebaut; Klein-S., das alte Delos.

S. E., Abkürzung für Seine Eminenz, Se. Excellenz.

Seaford, Hafenort in der britischen Grafschaft Sussex, früher bedeutende Seestadt, mit jetzt versandetem Hafen, Fischerei, Seebädern und 2000 Einw.

Sealsfield, Charles, bekannter Schriftsteller, ist in Deutschland geboren und genoß hier seine Universitätsbildung, wanderte dann nach Nordamerika aus und erwarb sich durch mehrjährigen Aufenthalt das Bürgerrecht in der Union. Auf seinen ersten Roman „Tokeah, or the white rose" (Philadelph. 1828, 2 Bde.) folgten einige kleinere Novellen, Skizzen und sonstige Aufsätze, die aber nicht viel Beachtung fanden. Nachdem S. 1829—30 sich an der Redaktion des in Newyork erscheinenden französischen Blattes „Courrier des Etats Unis" betheiligt, begab er sich als Korrespondent des „Morning Courier and Enquirer" nach Paris und lebte abwechselnd hier und in London, wo er sich zugleich an der Monatsschrift „The English man" betheiligte. Im Jahre 1832 siedelte er in die Schweiz über, wo er durch seinen Roman „Der Legitime und die Republikaner" (Zürich 1833, 3 Bde.), eine Uebersetzung und Umarbeitung des „Tokeah", zuerst in weiteren Kreisen bekannt wurde. Seine folgenden Schriften schildern in lose verbundenen Skizzen und Gemälden das Leben in Amerika. Hierher gehören die „Transatlantischen Reiseskizzen" (Zürich 1833, 2 Bde.), „Der Viren und die Aristokraten" (das. 1834, 2 Bde.) und die „Lebensbilder aus beiden Hemisphären" (das. 1835—37, 6 Bde.). Nach einem kurzen Besuch in Amerika kehrte er in die Schweiz zurück, wo er daraus seine „Sturm-, Land- und Seebilder" (Zürich 1838ff.), das „Kajütenbuch, oder nationale Charakteristiken" (das. 1840, 2 Bde.) und „Süden und Norden" (Stuttgart 1842—43, 3 Bde.) herausgab. S. ist als Schöpfer einer ganz neuen Romangattung anzusehen, die sich auf der Grundlage des nationalen und socialen Lebens bewegt. Die Helden seiner Romane sind nicht einzelne Personen, sondern Völker in ihrem öffentlichen und Privatleben, in ihren materiellen, politischen und religiösen Beziehungen. Dabei zeichnen sich diese Dichtungen durch treffliche Charakterzeichnung, geistvollen, dramatischen Dialog und unübertreffliche Schilderung aus, über welchen Vorzügen man eine gewisse Nachlässigkeit in der Behandlung des Stoffs u. Zusammenhangslosigkeit des Styls gern übersieht. S. lebt theils in der Schweiz, theils in Nordamerika.

Seapoys (Sepoys, Sipahis), Name der eingeborenen Truppen, welche die englisch-ostindische Kompagnie in ihren Besitzungen unterhält.

Seb, ägyptische Gottheit, gewöhnlich neben Netpe erscheinend und nach griechischer Auffassung dem Kronos entsprechend, Vater Typhons.

Sebaceus (lat.), talgartig, von Ansehen und Konsistenz des Talges, z. B. das Eiweiß im Samen von Ricinus und Euphorbia.

Sebak, ägyptische Gottheit, ward meist krokodilartig auf den Denkmälern abgebildet und besonders in Oberägypten verehrt, wo sie in Ombas mit Harueris einen Doppeltempel hatte und häufig als Sebak-Ra mit dem Sonnengott identificirt ward.

Sebaldus, St., der Schutzpatron Nürnbergs, wird von Einigen für eines dänischen Königs Sohn, von Andern für den Sohn eines Landsmanns gehalten und soll bald 801, bald 901, oder erst 1070 gestorben seyn. Die Legende berichtet von ihm, daß er zu Paris studirt u. die Tochter des Königs Dagobert III. geehelicht habe. Um sich jedoch einem beschaulichen Leben hinzugeben, habe er sich schon am Tage nach der Hochzeit wieder von seiner Gemahlin getrennt, sey nach Rom gepilgert, darauf auch nach Deutschland gekommen und in einem Walde bei Nürnberg als Einsiedler geblieben. Er hatte vor seinem Ableben befohlen, daß man seinen Leichnam auf einen mit zwei Ochsen bespannten Wagen legen und da begraben solle, wo die Ochsen zuerst von selbst anhalten würden. Man erfüllte seinen Willen, und da die Ochsen an der Peterskapelle zu Nürnberg stille hielten, so begrub man ihn daselbst und erweiterte die Kapelle zur Sebalduskirche; s. Nürnberg.

Sebastian, 1) Heiliger und Märtyrer der katholischen Kirche, zu Narbo in Gallien geboren, diente unter Diocletian als Hauptmann in der Prätorianergarde, benutzte aber diese Stellung, um dem Christenglauben Bekenner zu verschaffen. Als er sich weigerte, seinen Glauben abzuschwören, ward er mauritanischen Bogenschützen preisgegeben, die ihn an einen Baum banden und mit 1000 Pfeilschüssen durchbohrten. Eine Christin, Irene, wollte ihn des Nachts begraben, fand ihn aber noch lebend und pflegte ihn, bis er genas. Bald wurde er abermals ergriffen, den 20. Januar

288 zu Tode gestäupt und sein Körper in die Kloaken geworfen; eine fromme Christin, Lucina, zog ihn aber wieder heraus und begrub ihn zu den Füßen der Apostel Petrus und Paulus. In Rom wurde ihm später eine Kirche gebaut und der 20. Januar geweiht. Seine Reliquien, die besonders wirksam gegen die Pest seyn sollen, sind in alle Länder zerstreut. Die Malerei hat sein erstes Märtyrerthum oft bildlich dargestellt. S. ist Patron der Schützengesellschaften.

2) Dom S., König von Portugal, geboren 1554, der nachgeborne Sohn des Infanten Johann u. Johanna's, einer Tochter Kaiser Karls V., regierte von 1557—78. Während seiner Unmündigkeit führte sein Oheim, der Kardinal Heinrich, die Regierung. Seine Vormünderin, Katharina von Oesterreich, die Gemahlin Johanns III. und Schwester Karls V., verstand die sich frühzeitig offenbarenden Fähigkeiten ihres Mündels nicht zu entwickeln, sondern bildete ihn zum religiösen Fanatiker und abenteuernden Ritter heran. Um seinem Hasse gegen die Ungläubigen Genüge zu leisten, unternahm er in seinem 21. Jahre mit 900 Portugiesen eine abenteuerliche Expedition nach Tanger in die Gebirge an der nördlichen Küste von Afrika. Der glückliche Erfolg dieser Unternehmung bewog ihn, in dem Kriege zwischen dem Scherif Mulei Moloch und dessen Neffen, Mulei Mehemed, für Letzteren Partei zu ergreifen. Er rüstete eine Flotte aus und segelte am 24. Juni 1578 mit 9000 Portugiesen, 3000 Deutschen, 2300 Spaniern und 700 Engländern ab. Glücklich landete er bei Alzira an der afrikanischen Küste. Nachdem Mulei Mehemed seinen Sohn zur Geißel gegeben hatte, marschirte S. gegen Mulei Moloch. Letzterer hatte unterdessen ein Heer von 100,000 Mann versammelt und lagerte sich an einem Flusse, wo, nur durch denselben getrennt, sich am 3. August beide Heere schlagfertig gegenüber standen. Während im Lager S.s die Nahrungsmittel mangelten, hatte deren das Heer Mulei Molochs, schon an Zahl bei weitem überlegen, zur Genüge und war noch überdies Meister der Anhöhen. Trotz Mulei Mehemeds Abrathen begann S. den Kampf (4. August 1578) und durchbrach mit Ungestüm die erste u. zweite feindliche Linie, während Mulei Moloch, der todtkrank war, sich vom Schlachtfelde forttragen lassen mußte. S. drang tollkühn bis in die Mitte des feindlichen Heeres vor, das inzwischen das seinige im Rücken angegriffen hatte, und fiel hier wahrscheinlich im Getümmel der Schlacht. Niemand war Zeuge seines Todes; auch fand man seinen Leichnam nicht oder erkannte ihn nicht. Das christliche Heer ward entweder niedergemacht, oder gefangen genommen. Mulei Mehemed kam auf der Flucht in einem Flusse um. Die Blüthe des portugiesischen Adels war vernichtet und durch die Expedition der Staatsfonds geleert. Da Portugal nun des Thronerben entbehrte, so machten die Häuser Braganza, Parma und Spanien Ansprüche auf die Nachfolge, die endlich Spanien, als dem Stärkern, zu Theil ward. Als aber Philipp II. von Spanien auf den Thron Portugals gelangt war, traten einige Abenteurer auf, die sich für S. ausgaben. Die bedeutendste Rolle unter diesen Pseudo-Sebastianen spielte der vierte, der 1598 in Venedig auftrat und behauptete, daß er auf dem Wahlplatze sich unter Todten und Verwundeten versteckt gehalten, dann, um der Ruhe seines Königreichs keinen Eintrag zu thun, 20 Jahre in der Berberei zugebracht, hierauf in Sicilien als Einsiedler gelebt und endlich beschlossen habe, sich dem Papste zu entdecken. Unterwegs sey er jedoch von Räubern überfallen worden, Portugiesen hätten ihn aber erkannt und nach Venedig geführt. Auf Anstiften des spanischen Gesandten in Venedig gefangen genommen, überzeugte er im Verhöre viele der Anwesenden von der Identität seiner Person mit der S.s und erinnerte die Signoria an Verträge, die nur dem König von Portugal bekannt seyn konnten. Dennoch hielten ihn die Venetianer 3 Jahre gefangen u. setzten ihn endlich nur unter der Bedingung in Freiheit, bei lebenslänglicher Galeerenstrafe das Gebiet der Republik nie wieder zu betreten. Im Gebiet von Florenz verhaftet, ward er nach Spanien ausgeliefert, hier als Betrüger behandelt und nach St. Lucar ins Gefängniß gebracht, wo er 1600, wahrscheinlich heimlich hingerichtet, †. Vergl. Machado, Memorias para a historia de Portugal que comprehendem o governo del rey Dom S., Lissabon 1736—51, 4 Bde.

Sebastian, San, Hauptstadt der spanischen Provinz Guipuzcoa, auf einer felsigen Landspitze am biscayischen Meere, hat eine Citadelle St. Cruz de la Mota und ist selbst, besonders an der Landseite, stark befestigt. Der Hafen ist klein und schwer zugänglich und kann nur Kauffahrtei-, nicht aber Kriegsschiffe aufnehmen. Um so trefflicher ist der ½ Meile entfernt liegende Hafen los Passages an der Mündung des Oyargon, mit einem Seearsenal. Die Stadt, eine der schöneren Städte Spaniens, ist Sitz des Generalkapitäns der baskischen Provinzen, hat mehre Kirchen, 4 Klöster, ein Hospital, Gerbereien, Seilereien, Nägel- und Ankerfabriken, lebhaften Handel mit Eisen, Stahl, Wolle, Kakao ꝛc. und 13,000 (15,000) Einw. S. soll das alte Eolippo seyn. Die Stadt wurde 1719 von dem Herzog von Berwick eingenommen, aber im Frieden wieder an Spanien zurückgegeben. Die Engländer und Portugiesen stürmten und plünderten sie am 31. August 1813 und machten die französische Besatzung nieder.

Sebastiani, Horace François de la Porta, Graf, Sprößling eines angesehenen Geschlechts der Insel Korsika, ward am 11. Nov. 1775 im Flecken Porta in der Nähe von Bastia geboren, trat in einem Alter von 17 Jahren in die französische Armee und avancirte schnell. Wegen seiner Unerschrockenheit ernannte ihn Napoleon nach der Schlacht bei Arcole 1796 zum Bataillonschef und Morean 1799 auf dem Wahlplatze von Verona zum Oberst. Nachdem er Napoleon bei der Revolution vom 18. Brumaire als Befehlshaber der Dragoner wesentliche Dienste geleistet, wohnte er 1800 der Schlacht von Marengo bei, ging nach dem Frieden von Amiens als Gesandter Napoleons nach Konstantinopel, Aegypten, Syrien und den jonischen Inseln und fungirte nach dem Wiederausbruch des Krieges

mit England als Brigadegeneral. Im J. 1804 mit Beobachtung der Operationen der österreichischen Armee in Deutschland beauftragt, erstattete er Berichte, die von wesentlichem Einflusse auf den Wiederausbruch des Krieges von 1805 waren. Als Befehlshaber im Vortrabe Murats hielt er mit den ersten französischen Truppen seinen Einzug in Wien. Bei Austerlitz schwer verwundet, ward er hierauf Divisionsgeneral und im Mai 1806 als Gesandter nach Konstantinopel geschickt. Hier verstand er unter schwierigen Umständen Selim III. zu Gunsten Frankreichs zu stimmen u. demselben die Kriegserklärung gegen Rußland abzugewinnen. Als indeß der Widerstand der Pforte im Februar 1807 durch das Eindringen des Admirals Duckworth in die Dardanellen gebrochen und Selim III. gestürzt worden war, wurde S. von seinem Posten abgerufen und bekam nun den Oberbefehl über das französische Heer in Spanien. Obwohl er hier bedeutende Erfolge errang, so legte er doch 1811, sich zurückgesetzt glaubend, seine Befehlshaberstelle nieder und ging nach Frankreich zurück; doch fehlte er darum nicht im Feldzuge von 1812, von dem er abgerathen hatte. Er führte im Beginne des Feldzuges den Vortrab der großen Armee, hatte Antheil an der Schlacht an der Moskwa und zog mit den ersten französischen Truppen in Moskau ein. Im J. 1813 schlug er sich bei Hanau mit den Ueberbleibseln des Heeres durch, hatte hierauf an der Spitze des fünften Armeecorps das linke Rheinufer zu decken, mußte aber in die Champagne zurückweichen und führte im Feldzuge von 1814 drei Kavallerieregimenter von der Garde. Nach Napoleons Abdankung erhielt er trotz seiner Unterwerfung keine Anstellung, bewerkstelligte während der hundert Tage die Organisation der Nationalgarde zu Amiens u. trat als Deputirter des Departements Aisne in die Kammer. Mit Lafayette und andern Kammermitgliedern begab er sich nach der Schlacht bei Waterloo ins Lager der Verbündeten, um den Frieden zu vermitteln. Da dies jedoch fehlschlug, schiffte er sich nach England ein. Da sein Name nicht in die Proskriptionsliste eingetragen ward, kehrte er 1816 nach Frankreich zurück und ward auf Halbsold gestellt. In die Kammer gewählt, trat er auf die Seite der liberalen Opposition und als entschiedener Gegner des Ministeriums Polignac auf. Nach der Julirevolution von 1830 erhielt er am 11. August das Portefeuille des Marineministers und am 17. November das der auswärtigen Angelegenheiten. Da er sich aber als Werkzeug der königlichen Politik gebrauchen ließ, verlor er seine Popularität. Die große Niederlage, welche er 1834 dadurch erlitt, daß die Kammer die von ihm mit den Vereinigten Staaten vereinbarte Entschädigungssumme von 25 Millionen Francs verweigerte, bestimmte ihn am 1. April zum Rücktritt. Er erhielt darauf den Gesandtschaftsposten zu Neapel und 1835 den zu London, wo ihn Guizot 1846 ablöste. Zum Marschall ernannt, nahm er fortan nur noch an den Verhandlungen der Kammer Antheil, in welcher er seit 1835 Ajaccio vertrat. Er † plötzlich beim Frühstück, den 21. Juli 1851. Sein Schwiegersohn war der berüchtigte Herzog von Praslin (s. d.). Sein Bruder, Tiburce S., französischer General und seit 1840 Befehlshaber der ersten Militärdivision zu Paris, suchte im Februar 1848 als solcher vergeblich den Aufstand niederzuhalten.

Sebastiansweiler, Bad im würtembergischen Schwarzwaldkreis, zwischen Tübingen und Hechingen, 1469 Fuß über der Meeresfläche; im frühesten Mittelalter häufig benutzt, dann vernachlässigt und erst in neuester Zeit wieder zahlreich besucht. Das Wasser ist eine sehr wirksame Schwefelquelle und wird zum Trinken und Baden, auch zu Dampfbädern gegen dyskratische, chronische Krankheiten und gichtische Uebel benutzt. Vergl. Autenrieth, Das Schwefelbad von S., Tübingen 1834.

Sebastiao, San, brasilische Insel, zur Provinz San-Paulo gehörig, an der Küste von Brasilien, von ihr durch den tiefen Kanal Toque-Toque getrennt, erzeugt vorzüglichen Tabak und Zucker und hat viel Rindvieh, ist aber sehr heiß und ungesund und leidet durch die Moskitos. Hauptort ist der Flecken Princeza.

Sebastopol, s. v. a. Sewastopol.

Sebastos (griech., d. i. ehrwürdig), morgenländischer Titel des Kaisers, statt des abendländischen Augustus; die Kaiserin Sebaste (Sebastias).

Seben (Zeben, Kis-Szeben), königliche Freistadt in der saroser Gespannschaft in Ungarn, am Tarcza (Toriza), nordwestlich von Eperies, hat starken Flachsbau, Leinweberei, Weinhandel, Branntweinbrennerei, ein katholisches Gymnasium und 3000 Einw.

Sebenico (slaw. Sibenik), Stadt im österreichisch-dalmatischen Kreis Zara, in der Nähe des adriatischen Meeres, am Abhange eines in 2 Spitzen auslaufenden Gebirgszuges amphitheatralisch gelegen, hat 2 Forts, die noch im 17. Jahrhundert mehrmals Gegenstände blutiger Kämpfe waren, einen großartigen, im altgothischen Styl von Marmor erbauten Dom und ist der Sitz eines römisch-katholischen und eines griechisch-katholischen Bischofs. Die Haupterwerbsquelle der Bewohner bilden landwirthschaftliche Erzeugnisse, besonders Getreide, Wein, Oel, Hülsen- und Obstfrüchte, sowie Weinproduktion und Bienen- und Schafzucht. Der Meerbusen, an dem die Stadt liegt, der Kanal von S., ist 4 Miglien lang, 2 Miglien breit und hängt mit dem Meer durch den engen Kanal St. Antonio zusammen, dessen Eingang durch das Fort St. Nicolo geschützt wird.

Sebenico, Andrea, s. Schiavone.

Sebesch, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Witebsk, zwischen den kleinen Seen Sebeschkoi und Woron, hat 2100 (nach Andern 1600) Einw.

Sebnitz, Stadt im königlich sächsischen Kreisdirektionsbezirk Dresden, Amt Hohnstein, am gleichnamigen Flüßchen, mit Steuer- und Zollamt, bedeutender Leinen-, Baumwollen- und Seidenweberei (sebnitzer Zeuche), Papierfabrik und 3300 Einw.

Sebu (Mahmora), afrikanischer Fluß in Fez und Marokko, entspringt am Westabhang des hohen Atlas, fließt nordwestlich und dann west-

lich in die Meerenge von Gibraltar, ist tief und reißend.

Sebulon, Sohn Jakobs und der Lea, von dem ein israelitischer Stamm den Namen führte. Derselbe zählte beim Auszug aus Aegypten 57,400 streitbare Männer, hatte nach der Eroberung des Landes Kanaan die Gegend zwischen den Stämmen Naphtali und Ascher südlich vom Berg Tabor inne und trieb, mit Kanaanitern u. Phöniciern vermischt, Seehandel. In seinem Gebiet lag auch eine Stadt gleichen Namens.

Sebum (lat.), Talg, Fett.

S. e. c., Abbreviatur für Salvo errore calculi.

Secchia (sonst Gabellus), italienischer Fluß in Modena, entspringt am Nordabhang der Apenninen an der Grenze Toskana's, ist durch Kanäle mit dem Panaro und Po verbunden, wird bei Modena schiffbar und mündet in den Po, rechts. Er ist für das anliegende Land von großem Nutzen, indem er zur Bewässerung der Aecker, Wiesen und Gärten benutzt wird.

Seceders (d. i. Abweichende), eine dissentirende Kirche in Schottland, entstand, als mehre mit dem Patronatswesen und der Oberbehörde der herrschenden Kirche unzufriedene Prediger und Laien 1733 sich förmlich von jener trennten und unter dem Namen des vereinigten Presbyteriums eine eigene Sekte bildeten, die bald durch den Zutritt noch mehrer Gemeinden verstärkt wurde. Rücksichtlich des Lehrbegriffs blieben die S. ganz der Presbyterialkirche treu; dagegen bildeten sie eine völlig demokratische Verfassung aus. Ihre Prediger, die von allen Gliedern der Gemeinde gewählt werden, stehen unter keiner Oberbehörde und regieren sich auf ihren Synoden selbst. Wegen des vor Mitgliedern der herrschenden Kirche zu leistenden Bürgereids zerfielen sie 1747 in Burghers, unter Erskine, die ihn leisteten, und in Antiburghers, unter A. Gipp, die ihn nicht leisteten; doch verstanden sich diese später zu einem Eid der Treue und des Gehorsams in rein bürgerlichen Dingen, und 1820 vereinigten sich beide Parteien wieder unter dem Namen der verbundenen Synode der abgesonderten Kirche. Gegenwärtig beläuft sich die Zahl der S. auf etwa 350,000 Seelen in 350 Kongregationen, die 22 Presbyterien bilden.

Secessio (lat.), Absonderung, Trennung; insbesondere der Auszug der römischen Plebs auf den heiligen Berg 494 v. Chr. Vergl. Rom, Gesch.

Sechellen (Seychellen, Mahéinseln), afrikanische Inselgruppe im indischen Meere, nordöstlich von der Insel Madagaskar, zwischen 3° 22'—5° südl. Br. und 72—74° östl. L. in einer Ausdehnung von 30 Stunden gelegen und aus den Gipfeln einer 45 Meilen langen und 22 M. breiten unterseeischen Korallenbank bestehend. Die Inseln sind meist Granitfelsen mit aufgelagertem Kalke, manche mit üppigem Baumwuchs, im Innern aber meist sandig, felsig und von wilden Schluchten zerrissen. Das Klima ist mild und gesund. Die größeren Inseln sind durch ihre von Kaimans bevölkerten fließenden Wasser furchtbar u. zeigen eine halb indische Vegetation. Produkte sind treffliches Schiffsbauholz, verschiedene Farbhölzer, Arzneigewächse, Kokospalmen, Reis, Zuckerrohr, Kaffee, Gewürznelken, Mais, Bananen, Pisang, Tamarinden rc. Auf den beiden Inseln Praslin und Curieuse findet sich, und zwar nirgends sonst auf der Erde, die große See- oder Meerkokospalme (Lodoicea Sechellarum), deren doppelte Nuß auf den hinterindischen Inseln als Gegengiftmittel geschätzt ist. Handel mit diesen Produkten und der Verkehr mit den hier ankernden Indienfahrern und Wallfischfängern beschäftigt viele Hände. Die ehemals französischen Eilande gehören jetzt (seit 1814) den Briten und stehen unter dem Gouverneur von Mauritius. Man schätzt die Bevölkerung auf 6000 Seelen, meist Neger; die wenigen Weißen sind fast ausschließlich Franzosen. Die bedeutendsten Inseln sind: Mahé, die größte, $3\frac{1}{3}$ □Meilen groß, mit 2—3000 Einw., wovon $\frac{9}{10}$ Neger sind, sehr gebirgig, holzreich, mit der Hauptstadt Mahé, Sitz des britischen Gouverneurs; Praslin, mit Hafen und 300 Einw.; la Digue, mit etwa 70 Einw. Die S. wurden 1741 von dem Franzosen Seychelles entdeckt.

Sechs, die erste einzifferige Zahl, die 2 u. 3 als Faktoren enthält, daher ihre Produkte mit den Produkten der 2 die Eigenschaft gemein haben, daß die letzte Ziffer eine gerade Zahl sein muß, mit den Produkten der 3 aber die Eigenschaft, daß auch die Summe ihrer Ziffern sich durch 3 ohne Rest dividiren läßt.

Sechseck, eine von 6 Ecken eingeschlossene ebene Figur.

Sechser, im nördlichen Deutschland die bekannten Silbermünzstücke zu 6 Pf. oder $\frac{1}{4}$ Gr.; im südlichen Deutschland die Sechskreuzerstücke.

Sechter, Fruchtmaß in Frankfurt am Main, Hanau, Hessen-Homburg, Nassau rc. 2 S. = 1 Metze, 14 S. = 1 Simmer, 16 S. = 1 Malter.

Seciren (v. Lat.), s. Sektion.

Seckendorf, altes Adelsgeschlecht, welches, besonders in Franken u. Sachsen verbreitet, seinen Namen von dem Dorfe Seckendorf bei Kadolzburg in Franken führt, wo auch größtentheils die Stammgüter liegen. Als Stammvater des Geschlechts wird Ludwig von S. (um die Mitte des 13. Jahrhunderts) genannt. Dessen Enkel Aberdar begründete die älteste oder aberdarische, ein anderer, Gaudent, die mittlere oder gutendische, und ein dritter, Friedrich, die jüngere oder rhinhofersche Linie. Die aberdarische Hauptlinie theilte sich in die Häuser zu Erkenbrechtshausen (mit den Nebenzweigen Gröningen, Klippelshagen u. Burleswangen), zu Obernzenn und zu Sugenheim (mit den Nebenzweigen Wohnfurth und Sugenheim); die gutendische Hauptlinie in die Häuser Meuselwitz, Obernzenn u. Kölzen. Der rhinhoferschen Hauptlinie gehört an Kaspar von S., welcher 1590 bis 1595 Bischof von Eichstädt war. Die aberdarische Hauptlinie ward 1706 von Kaiser Joseph I. in den Freiherrnstand und 1810 von König Friedrich I. von Würtemberg in der Person des würtembergischen Staatsministers Johann Karl Christoph von S. († 1814) in den Grafenstand erhoben. Aus der gutendischen Hauptlinie wurden der Feldmarschall Friedrich Heinrich von S. 1719 von Kaiser

Karl VI., und Adolf Franz Karl von S. († 1818 als königlich sächsischer geheimer Rath) von König Friedrich Wilhelm III. von Preußen in den Grafenstand erhoben.

Seckendorf, 1) Veit Ludwig von, Gelehrter und Staatsmann, geboren am 20. December 1626 zu Herzogenaurach bei Erlangen, besuchte die Gymnasien zu Koburg und Gotha, lag von 1643—46 zu Straßburg dem Studium der Rechtswissenschaften ob, studirte nebenbei auch Philosophie, Geschichte und Theologie und machte alsdann Reisen in den Niederlanden. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland erhielt er die Aufsicht über die Bibliothek des Herzogs von Gotha, wurde im Dienste desselben 1652 Hof- und Justizrath, 1656 geheimer Hof- u. Kammerrath, sowie Hofrichter in Jena und 1664 wirklicher geheimer Rath und Kanzler. Im J. 1664 trat er als geheimer Rath, Kanzler und Konsistorialpräsident in die Dienste des Herzogs Moritz von Sachsen-Zeitz. Trotz seiner ersprießlichen Thätigkeit wurde ihm aber hier das Leben so sauer gemacht, daß er 1681 nach Moritz' Ableben sich auf sein Gut Meuselwitz bei Altenburg zurückzog. Im J. 1691 vom Kurfürsten Friedrich III. von Braunschweig als geheimer Rath nach Berlin berufen, wurde er Kanzler bei der erst gegründeten Universität zu Halle. Er † 1692. Von seinen Schriften sind zu nennen: „Deutscher Fürstenstaat" (Gotha 1665); „Compendium historiae ecclesiasticae" (von Artopöus beendet, Leipzig 1666); „Der Christenstaat" (das. 1685); „Commentarius historicus et apologeticus de Lutheranismo" (das. 1688, 3 Bde.; vollendet Frankf. u. Leipz. 1692), eine Entgegnung auf Maimbourgs „Histoire du Luthéranisme". Sonst arbeitete S. noch viel für die „Acta eruditorum". Vergl. Schreber, Historia vitae et meritorum Viti Lud. a S., Leipz. 1733.

2) Friedrich Heinrich, Reichsgraf von S., kaiserlicher Feldmarschall u. Diplomat, Neffe von S. 1), geboren den 5. Juli 1673 zu Königsberg in Franken, studirte 1688—93 zu Jena, Leipzig und Leyden Jurisprudenz, und trat 1693 als Freiwilliger in englisch-holländische, später in kaiserliche Militärdienste, in denen er unter Eugen im Türkenkriege focht. Im spanischen Erbfolgekriege führte er das ansbacher Regiment, nahm Antheil an der Eroberung von Venloo, Ruremonde und Lüttich und eroberte in der Schlacht bei Hochstädt an der Spitze seiner Dragoner 16 feindliche Fahnen. Zum Oberst ernannt, focht er in den Schlachten bei Ramillies und Oudenarde und war bei der Belagerung von Ryssel sehr thätig. Weil er jedoch die zugesagte Kommandantur nach der Eroberung dieses Platzes nicht bekam, trat er als Generalmajor in die Dienste Augusts II. von Polen und befehligte dann in Flandern die sächsischen Hülfstruppen. Als polnischer Gesandter unterhandelte er 1713 im Haag wegen des utrechter Friedens, dämpfte alsdann die warschauer Unruhen, half als Befehlshaber sächsischer Truppen 1715 zur Eroberung Stralsunds mit und warb alsdann kaiserlicher Generalfeldmarschallieutenant. Unter dem Oberbefehl Eugens befehligte er bei Belgrad 2 ansbacher Regimenter, focht mit Erfolg in Sicilien gegen die Spanier und nöthigte dieselben zum Evakuationsvertrage, der, zu Girgenti im Mai 1720 abgeschlossen, Spanien zur Abtretung Siciliens an den Kaiser verpflichtete. Nachdem er 1719 Reichsgraf und 2 Jahre später kaiserlicher Feldzeugmeister geworden, übernahm er mit kaiserlicher Bewilligung die Stelle eines Gouverneurs. Nach 5 Jahren gab er jedoch diese Stellung wieder auf und wurde kaiserlicher Gesandter am berliner Hofe. Hier war der Vertrag von Wusterhausen (12. Oktober 1726), sowie später der zwischen Preußen und Oesterreich abgeschlossene geheime Traktat sein Werk. Ebenso brachte er im Interesse des österreichischen Hofes die Verlobung des Kronprinzen Friedrich mit der Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig-Wolfenbüttel zu Stande, zog sich aber dadurch die dauernde Ungunst des nachmaligen Königs, Friedrichs II., zu. Um die Anerkennung der pragmatischen Sanktion zu bewirken, besuchte er von Berlin aus die Höfe von Dresden, Kassel, Braunschweig, Ansbach und Gotha und war dabei ziemlich glücklich. Im J. 1732 erhielt er diese Anerkennung auch von Dänemark und Holland. Obschon um diese Zeit Preußen sehr mißtrauisch gegen Oesterreich geworden war, so wußte er es doch durch eine Zusammenkunft der Monarchen beider Länder zu Kladrup in Böhmen dahin zu bringen, daß Preußen sich beim Beginn des polnischen Erbfolgekriegs zur Stellung von 10,000 Mann Hülfstruppen verstand; ebenso bewog er Bayern, die Pfalz und Köln zur Stellung von Hülfstruppen und bewirkte auf diese Weise, daß 1734 ein Reichsheer am Rhein zusammenkam. Als Reichsgeneral der Kavallerie rückte er mit einem ungefähr 30,000 Mann starken Heere über den Hundsrück und besiegte am 20. Okt. 1735 die Franzosen bei Klausen. Im Begriff, ins Privatleben zurückzutreten, ward er im neu ausbrechenden Türkenkriege auf des sterbenden Eugens Empfehlung als österreichischer Feldmarschall mit dem Oberbefehl über das bei Belgrad stehende Heer betraut. So glücklich auch der Anfang des Feldzugs (1737) ablief, so nöthigten doch mancherlei Unfälle und widrige Umstände S. bald zum Rückzuge hinter die Save. Seine Feinde in Wien, die in ihm den Protestanten und Fremden haßten, fanden hierin eine Handhabe, ihn zu stürzen. Vom Heere abgerufen, ward er angeklagt und auf die Festung Grätz gefangen gesetzt. Von Maria Theresia freigelassen, trat er in bayerische Dienste, wurde Oberbefehlshaber des bayerischen Heeres, entsetzte München und warf die Oesterreicher zurück nach Böhmen. Zwar mußte er, da ihm die Franzosen die gehoffte Unterstützung vorenthielten, die gewonnenen Vortheile wieder aufgeben; allein nach der zwischen Preußen und Bayern zu Frankfurt 1744 abgeschlossenen Uebereinkunft rückte er noch einmal mit Erfolg vor, säuberte ganz Bayern von den Feinden und führte den Kaiser Karl VII. zurück nach München. Darauf trat er freiwillig von seiner Stelle ab. Nach dem Tode Karls VII. wirkte er zur Versöhnung zwischen Oesterreich u. Bayern im Frieden zu Füßen (22. April 1745) mit. Von Kaiser Franz I. in allen seinen Ehrenstellen bestätigt, lebte er zurückgezogen auf seinem Gute Meuselwitz bei Altenburg, bis er von dort im De-

ember 1758 auf Befehl Friedrichs II. unter dem Vorwande, daß er mit Oesterreich einen für Preußen nachtheiligen Briefwechsel unterhalten habe, verhaftet und nach Magdeburg ins Gefängniß abgeführt wurde. Nach einem halben Jahre wieder freigelassen, brachte er seiner Sicherheit halber einige Zeit in Franken zu, ging jedoch 1760 wieder nach Meuselwitz und † hier am 23. Nov. 1763. Vergl. Theresius von Seckendorf, Versuch einer Lebensbeschreibung des Feldmarschalls von S., Leipz. 1792—94, 4 Bde.

3) Christian Adolf, Freiherr von S., deutscher Lustspieldichter, geboren am 4. Okt. 1767 zu Meuselwitz bei Altenburg, stand 1786—94 in mecklenburgischen und kursächsischen Militärdiensten, zog sich darauf auf sein Gut Zingst bei Querfurt zurück und widmete sich der Schriftstellerei. Wegen eines Vorfalls mit einem Grenznachbar zu Festungsarrest verurtheilt, floh er nach Straßburg und von da in die Schweiz, wo er am 29. August 1833 †. Er gab heraus: „Forstrügen" (Leipz. 1799—1804, 10 Bde.); „Gedichte" (das. 1808); „Sämmtliche Schriften" (das. 1816 bis 1823, 7 Bde.); „Dramatische Arbeiten" (das. 1822—23, 2 Bde.).

4) Leo, Freiherr von S., talentvoller Dichter, geboren um 1773 zu Wohnfurth bei Haßfurt, studirte mit Vorliebe zu Jena die Alten u. wandte sich der Poesie zu, kam 1798 als Regierungsassessor nach Weimar, wo sein poetisches Talent durch den Umgang mit Schiller, Göthe und Wieland geweckt wurde. Im Jahre 1802 ging er als Regierungsrath nach Stuttgart, wurde aber hier wegen eines angeblichen Majestätsverbrechens in eine Untersuchung verwickelt und als Staatsgefangener erst auf das Schloß Solitude, dann auf den Hohenasperg gefangen gesetzt. Erst 1805 erlangte er seine Freiheit wieder. Nachdem er hierauf einige Zeit bei Verwandten in Franken verweilt, begab er sich nach Wien, wo er in Verbindung mit seinem Freunde Jos. Lud. Stoll seit 1808 das Journal „Prometheus" herausgab. Beim Ausbruche des Krieges von 1809 trat er als Hauptmann in die wiener Landwehr ein, folgte dann der hillerschen Heeresabtheilung und fand am 6. Mai 1809 bei Ebersberg an der Traun den Tod, indem er, schwer verwundet in eine Scheune gebracht, vermuthlich, als dieselbe in Flammen aufging, mit verbrannte. Von ihm erschienen im Druck: „Blüthen griechischer Dichter" (Weimar 1800); „Neujahrstaschenbuch von Weimar für 1801"; „Musenalmanach" (Regensb. 1806); „Musenalmanach" (das. 1807).

5) Gustav Anton, Freiherr von S., gewöhnlich Patrik Peale genannt, Enkel von S. 2), Schriftsteller, geboren den 20. Nov. 1775 zu Meuselwitz bei Altenburg, studirte zu Leipzig und Wittenberg und begab sich dann nach Amerika, wo er zu Philadelphia Unterricht in der Musik u. Deklamation ertheilte und sich verheirathete. Nach Verlauf von 2 Jahren kehrte er nach Deutschland zurück u. erhielt eine Anstellung am kursächsischen Hofe. Im Jahre 1807 als Kammerdirektor nach Sachsen-Hildburghausen berufen, legte er nach wenigen Monaten diese Stelle nieder und trat seitdem unter dem Namen Patrik Peale auf einigen Theatern als plastisch-mimischer Künstler auf, bis er 1814 am Karolinum zu Braunschweig eine Anstellung als Professor der Philosophie fand. Wenig an einen ruhigen Wohnsitz gewöhnt, begab er sich 1821 wieder nach Amerika u. † daselbst im December 1823. Mit gutem Talent ausgerüstet, konnte er dasselbe bei seinem unstäten Leben nicht gehörig ausbeuten. Er schrieb die Trauerspiele: „Otto III." (1805) und „Orsina" (1816), Fortsetzung von Lessings „Emilie Galotti"; die Romanze „Adelheid von Bergau oder innere Stimmen" (Leipzig 1816); „Vorlesungen über Deklamation und Mimik" (Braunschweig 1816, 2 Bde.) und „Grundzüge der philosophischen Politik" (Leipzig 1817).

6) Alfred, Freiherr von S., Schriftsteller, 1796 zu Meuselwitz geboren, folgte seinem Vater Veit Ludwig II. 1827 im Majorat, ward 1831 Landesregierungsrath, 1840 Regierungspräsident zu Altenburg, schrieb unter dem Namen Alpin Novellen, Gedichte, dramaturgische Kritiken, Reiseberichte 2c.

Seclin, Stadt im französischen Departement Nord, Arrondissement Lille, hat Flachs- u. Baumwollenspinnereien, Oel- und Zuckerfabrikation, Salzraffinerie und 3100 Einw.

Secondärschulen, in Frankreich, Belgien und anderen Ländern die höheren Bürger- und Realschulen.

Secondlieutenant, s. v. a. Unterlieutenant bei einer Kompagnie.

Secondo (ital.), zweiter, Seconda, zweite, in der Musik das Gegentheil von Primo oder Prima, nämlich die Bezeichnung der zweiten Stimme unter 2 Stimmen einerlei Art, Violino secondo, 2. Violine, Viola seconda, 2. Viola 2c. In vier- oder überhaupt mehr als zweihändigen Klaviersachen bezeichnet man damit die zweite ob. Baßpartie.

Second-sight (engl.), s. v. a. Zweites Gesicht.

Secretarium (lat.), ein geheimer, abgesonderter Ort; in den Kirchen Ort, wo die Bischöfe und Presbyteri Begrüßungen annahmen, sich mit den Geistlichen über Dienstverrichtungen besprachen, die Kostbarkeiten der Kirche lagen 2c.

Secretum (lat.), abgesonderter, geheimer Ort; geheime Sache, Geheimniß.

Sectatores (lat.), Begleiter, Nachfolger; Anhänger, besonders eines vorzüglichen Gelehrten.

Sectile opus (Sectilia pavimenta, lat.), Fußboden eines Zimmers, der aus kleinen, an einander gelegten Stückchen Marmor bestand.

Sectio (lat.), das Schneiben, Zerschneiben; s. Sektion.

Sectio caesarea (lat.), der Kaiserschnitt.

Sector (lat.), Kreisausschnitt.

Seculum (lat.), s. v. a. Saeculum.

Secunda (sc. classis, lat.), die zweite Klasse einer Schule, besonders der Gymnasien; die Schüler derselben Sekundaner; im Handelswesen eine geringere Waarensorte, z. B. Secundawolle.

Secundaria generatio (lat.), s. v. a. geschlechtliche Fortpflanzung, s. Zeugung.

Secundarius (lat.), von der zweiten Ordnung oder der zweiten Qualität; in den katholischen Klöstern Der, welcher dem Abt im Range folgt, der Propst; in der protestantischen Kirche

der Ortspfarrer, der nach dem Superintendenten oder sonst dem ersten Geistlichen kommt.

Secundum naturam (lat.), nach der Natur, naturgemäß.

Secundus (lat.), der Zweite.

Securinega (Axtspott), Pflanzengattung aus der Familie der Euphorbiaceen, mit kelchartiger, 5lappiger Korolle, bei den männlichen Blüthen 5 kurzen Staubfäden, bei den weiblichen Blüthen einem Ovarium auf fleischiger Scheibe und dreiknöpfiger Kapsel, Bäume mit außerordentlich hartem Holze, von denen S. nitida *Willd.*, S. durissima *Gmel.*, auf Madagaskar, mit lederartigen Blättern und kleinen, weißen, wohlriechenden Blüthen, in den Gewächshäusern als Zierpflanze vorkommt.

Securis (lat.), das Beil.

Securitas, römische Personifikation der Sicherheit im Leben des Einzelnen wie des Staates, dargestellt als Matrone, sitzend oder an eine Säule gelehnt, ruhig vor sich hinschauend, auch wohl mit über das Haupt geschlagenem Arme, als Zeichen der Sicherheit und Ruhe, mit Lorbeer, Oelzweig, Scepter, Füllhorn, Altar und Fackeln als Attributen.

Sedaine, Michel Jean, französischer Lustspiel- und Operndichter, geboren am 4. Juli 1719 zu Paris, erlernte das Maurerhandwerk, erwarb sich aber durch einige poetische Versuche den Beifall Leeomte's, von dem er mit den nöthigen Mitteln versehen ward, um sich ungestört literarischen Arbeiten widmen zu können. Er wird in Frankreich als der Gründer der komischen Oper angesehen u. war in diesem Genre am stärksten. Auch andere Produkte, Chansons, satyrische Episteln &c., von ihm wurden ihrer Zeit sehr gut aufgenommen, und einige, wie z. B. das Lehrgedicht „Le vaudeville“ (Paris 1756), enthalten Schönheiten, die noch jetzt ansprechen. Im Jahre 1768 ward er als Mitglied der Akademie aufgenommen. Er † am 17. Mai 1797. Von seinen Opern sind hervorzuheben: „Le diable à quatre“ (1756), „Rose et Colas“ (1764), „Le philosophe sans le savoir“ (1765), „Aline reine de Golconde“, „Amphitryon“, „Le magnifique“, „Aucassin et Nicolette“, „Richard Coeur-de-Lion“ (1784), „Guillaume Tell“ (1791). Mehre derselben sind von Monsigny und Grétry komponirt worden u. haben sich bis jetzt auf dem Orchester erhalten. Geringeren Beifall fanden seine Dramen. Seine „Oeuvres dramatiques“ erschienen zu Paris 1760 u. 1776 in 4 Bdn.; „Oeuvres choisies“ (Par. 1813, 3 Bde.) wurden von Auger mit einer biographischen Notiz herausgegeben.

Sedan, Hauptstadt eines Arrondissements im französischen Departement Ardennen, auf dem linken Ufer der Maas, hat ein Civil- u. Handelstribunal, eine Manufakturenkammer, ein Kommunalcollége, eine Hypothekenbank, eine öffentliche Bibliothek, eine Gesellschaft für den Ackerbau, 4 katholische und eine reformirte Kirche. Die Stadt ist unregelmäßig, aber gut gebaut und hat Wichtigkeit als befestigter Grenzplatz im Norden von Frankreich. Das Schloß im Südosten der Stadt ist durch seine hohe und feste Lage ausgezeichnet. In demselben wurde der Marschall Turenne geboren, dessen Statue den Platz vor dem Rathhause ziert. Mehre Straßen zeichnen sich durch ihre Breite aus. Die Stadt hat ein Arsenal, Hospital, berühmte Manufakturen für feines Tuch, namentlich schwarzes (Sedantücher), Fabriken für Kasimir, Kastorin, Mützen, Waffen, Zündhütchen, Knöpfe, Schnallen und andere Eisen- und Stahlwaaren, Fayence, vorzügliche Wollspinnereien, Gerbereien, Brauereien, Färbereien, Handel mit den Produkten der Industrie, sowie mit Arzneigewächsen und 14,750 (nach Andern 16,000) Einwohner. S., ursprünglich ein Dorf, kommt zuerst in Urkunden von 1259 als ein Besitzthum der Aebte von Mouson vor und ging 1379 durch Vertrag an die Krone über.

Sedantia (sc. remedia, lat.), besänftigende Mittel.

Sedbergh, Stadt in der englischen Grafschaft York, West-Riding, mit Eisenwaarenfabrik und 2200 Einw.

Sedentia (mittellat.), unbewegliche Sachen (res immobiles).

Sedes (lat.), eigentlich der Sitz; auch bildlich, wie S. morbi (der Sitz einer Krankheit); der Sitztheil des Körpers, After, auch die Ausleerungsstoffe der Därme.

Sedes apostolica (lat.), anfangs die Kirche, welche ein Bischof entweder selbst oder durch briefliche Belehrung und Anweisung gründete; dann insbesondere der päpstliche Stuhl. Ist dieser erledigt (Sede vacante, Sedisvakanz), so haben die Kardinäle oder das Domkapitel bis zur vollendeten Neuwahl die Gewalt und Gerichtsbarkeit.

Sede vacante, s. Sedes apostolica.

Sedgwick, Catherine, amerikanische Romandichterin, geboren um 1790 zu Stockbridge in Massachusetts, machte sich zuerst durch die „New England tale“ (Newyork 1822; neue Aufl. 1852) bekannt, deren Schilderungen puritanischer Sittenstrenge anstößig erschienen. Großen Beifall fanden ihre folgenden Produkte: „Redwood“ (1824); „Hope Leslie, or early times in Massachusetts“ (1827); „Clarence“ (1830); „Le bossu“ (1832); „The Linwoods“ (1835). Im Jahre 1839 unternahm sie eine Reise durch England, Deutschland, die Schweiz und Italien und beschrieb dieselbe in den „Letters from abroad to Kindred at home“ (London 1841, 2 Bde.). Verdienstlich sind ihre Jugendschriften, worunter „The poor rich man and the rich poor man“ (1836), „Live and let live“ (1837), „Morals of manners“ (1846) und „The boy of mount Rhigi“ hervorzuheben sind. Sie verfolgt in ihren Schriften eine entschieden religiös-christliche Tendenz. Ihre Darstellung ist einfach, aber anmuthig; insbesondere weiß sie amerikanisches Leben und Treiben trefflich zu schildern. Außer Beiträgen in Zeitschriften hat sie auch die Gedichte der früh verstorbenen Lucretia Davidson mit einer Biographie derselben (deutsch, Leipzig 1848) herausgegeben. Ihre Erzählungen und Novellen erschienen in deutscher Uebersetzung mit Einleitung von Rellstab Leipzig 1836—37, 6 Bde.

Sedilia (lat.), die Hinterbacken, Glutäen; auch die Sitzreihen im Theater.

Sediment (v. Lat.), in der Geognosie Abla-

gerung (Niederschlag), welche aus dem Wasser oder auch aus der Luft bloß mechanisch, d. h. nach dem Gesetze der Schwere, erfolgt ist und sich zunächst der Gestalt der Bodenoberfläche anschmiegt; in der Chemie s. v. a. Niederschlag aus einer unklaren Flüssigkeit.

Sedimentgebirge, s. v. a. Flötzgebirge.

Sedisvakanz (v. Lat.), Erledigung des apostolischen Stuhls.

Sedition (v. Lat.), Empörung, Aufstand, Aufruhr; daher seditiös, aufrührerisch, unruhig, meuterisch.

Sedlitz, s. Seidschütz.

Sedschestan (Sedjestan, Seistan, Sistan), asiatische Provinz, südwestlich in Afghanistan, grenzt südlich an Beludschistan, westlich an Persien, nördlich und nordöstlich an Herat, östlich und südöstlich an Kandahar, ein von Wüsten umgebenes Hochplateau, nur in 1/5 des Ganzen bewohnbar, bewässert durch den Hilmend und Ferra-Rud, welche beide von Osten her in den Killohisee fließen. Nur das Hilmendthal ist bebaut, versandet indessen immer mehr. Hier die ehemals bedeutende Stadt Duschak. Das Klima ist heiß. Das Land ist von Tadschiks, Beludschen, Hirten u. Räubern bewohnt, steht unter einem eigenen Schah, der nach Kabul Tribut zahlt u. in Dschullabad, einem Städtchen an einem Nebenfluß des Hilmend mitten in den Trümmern von Duschak, residirt.

Sedtuktion (v. Lat.), Verführung, Verleitung.

Sedulius, Cölius, christlicher Presbyter des 5. Jahrhunderts, lebte unter Honorius und Theodosius und verfaßte einige in guter Sprache geschriebene religiöse Gedichte, wovon das beste das „Mirabilium divinorum sive operis paschalis libri quinque“ ist. Es behandelt die Lebens- u. Leidensgeschichte Jesu bis zur Himmelfahrt u. wurde vom Grammatiker Turcius Rufus Apronianus verbessert herausgegeben. Von des S. „Hymnus acrostichis“ bilden die Anfangsbuchstaben der einzelnen Strophen der Reihe nach die sämmtlichen Buchstaben des Alphabets. Die „Collatio Veteris et Novi Testamenti“ ist in spielendem elegischen Versmaße, der Hymnus „De incarnatione verbi“ in virgilischen Versen geschrieben. Ausgaben von des S. Schriften besorgten: Cellarius (2. Aufl., Halle 1736), Arntzen (Leeuward. 1761), Arival (Rom 1794).

Sedum (Mauerpfeffer, Fetthenne), Pflanzengattung aus der Familie der Crassulaceen, mit fünftheiligem, bleibendem Kelch, fünf lanzettförmigen Kronenblättern, fleischige Kräuter und Halbsträucher in Europa und Asien, mit fleischigen, runden oder flachen Wechselblättern u. Blüthen in Afterdolden. S. acre *L.*, scharfer Mauerpfeffer, Steinpfeffer, mit unten kriechendem Stengel, rundlichovalen und angedrückten Blättern und gelben Blüthen, wächst an sonnigen Stellen, Ackerrändern, Mauern und Felsen durch ganz Europa, ausdauernd. Das frische, scharf pfefferartig schmeckende, die Haut röthende Kraut, Herba recens Sedi acris s. Sedi minoris s. Sedi vermicularis, Herba recens Illecebri s. Illecebri minoris, wurde früher innerlich und äußerlich gegen Geschwüre, sowie gegen Wassersucht und Skorbut angewendet und ist neuerlich von Pasquier in Lyon gegen Epilepsie empfohlen worden. Auch von S. album *L.*, weißer Mauerpfeffer, Taubenweizen, weiße Tripmadam, mit länglichen, stielrunden, stumpfen, abstehenden, glatten Blättern, zierlichen, weißen Blüthen, an sonnigen Stellen auf Mauern, Dächern und Felsen durch ganz Europa, ausdauernd, war früher das frische, kühlend und antiskorbutisch wirkende Kraut, Herba Sedi albi s. Sedi minoris, officinell und gilt noch hier und da als Hausmittel bei fauligen, krebsartigen Geschwüren. Die zarten Blätter benutzt man als Salat und in Suppen, weshalb es auch in den Gärten kultivirt wird. Dasselbe geschieht mit S. Anacampseros *L.*, rundblätteriger Mauerpfeffer, große Gartentripmadam, mit purpurrothen oder weißen Blüthen, in der Schweiz, Südfrankreich u. Oberitalien auf Felsen und Mauern, ausdauernd. S. reflexum *L.*, zurückgekrümmter Mauerpfeffer, gelbe Tripmadam, mit goldgelben Blüthen, an Felsen, Mauern, Ruinen, Ackerrändern durch fast ganz Europa, ausdauernd, wird hier u. da kultivirt und wie S. album benutzt. S. Telephium *L.*, knollige Fetthenne, Schmeerwurzel, Geschwulstkraut, Donnerkraut, Dickblatt, Wundkraut, mit 1—2 Fuß hohem, aufrechtem Stengel, länglichen oder ovalen, gezähnten Blättern und weißen oder grünlichgelben, auch rothen Blüthen, an trockenen sonnigen Plätzen, durch ganz Europa, ausdauernd. Die Wurzel und das Kraut, Radix et Herba Telephii s. Telephii vulgaris, Illecebrae majoris etc., waren früher als kühlende, schmerzstillende Wundmittel officinell, und von den Landleuten wird das Kraut noch bisweilen bei Verwundungen, entzündlichen Geschwülsten und dergleichen ganz oder zerquetscht aufgelegt. Die Blätter werden ebenfalls als Salat und Suppenkraut benutzt. Schöne Zierpflanzen sind S. coeruleum *Vahl*, mit blaßblauen, und S. sempervivum *Ledeb.*, mit scharlachrothen Blüthen.

See, s. v. a. Meer (die S.); dann (der S.) Landsee, Binnenmeer, jede ausgedehntere Wasserfläche, die ringsum von Land umgeben ist, nirgends in unmittelbarer Verbindung mit dem Weltmeer steht. Man unterscheidet S.n, welche keinen Abfluß ihrer Wasser haben, und solche, bei denen ein Abfluß Statt findet; ferner S.n, welche keinen Zufluß, wohl aber Abfluß haben, so daß sie als der Ursprung eines Flusses zu betrachten sind; dann S.n, welche Zuflüsse aufnehmen, aber keinen Abfluß aussenden; endlich S.n, die weder den einen, noch den andern besitzen. Nach ihrer Lage in Beziehung auf die senkrechte Ausdehnung des festen Landes kann man die S.n auch in Gebirgsseen und in S.n des ebenen Landes eintheilen, von denen die erstern oft in sehr bedeutender Höhe über der Meeresfläche liegen, wie der Titicacasee auf dem Plateau der bolivianischen Andes, während die letztern hauptsächlich in 2 Fällen das merkwürdige Phänomen darbieten, daß ihre Wasserfläche tiefer liegt, als das Weltmeer, wie beim kaspischen, dessen Spiegel gegen 100 Fuß unter das Niveau des Oceans herabgedrückt ist. Diese beiden S.n, der kaspische in der alten Welt und der Titicaca in der

neuen, bieten zugleich die größten Beispiele von S.n dar, welche Zuflüsse, aber keinen Abfluß haben; namentlich ist das Verhältniß der Zuflüsse beim kaspischen S. sehr bedeutend, indem er, außer mehren andern Flüssen, Europa's größten Strom, die Wolga, in sich aufnimmt. Nach der Beschaffenheit ihres Wassers theilt man die S.n in Süßwasser- und Salzseen. Zur ersten Klasse gehören alle S.n, welche einen Abfluß haben, zur zweiten Klasse in der Regel diejenigen, die keinen Abfluß besitzen und unter denen es viele gibt, welche reines Kochsalz bis zur Sättigung enthalten, während andere bittere und alkalische Salze geben. Reich an S.n ist das Gebiet von Innerasien und das nördlich daran grenzende Sibirien. Hieran schließt sich die lange Zone von größern u. kleinern S.n, die sich vom Onegasee an und noch weiter her längs des südlichen Gestades des baltischen Meeres bis an den Dümmersee im nordwestlichen Deutschland erstreckt, während die nördliche Seite desselben Binnenmeeres in Finnland und Schweden ebenfalls mit S.n angefüllt ist; ferner die Kette von S.n, welche den nördlichen sowohl, als den südlichen Fuß des europäischen Alpengebirges an seinen Ausgängen begleiten, und in der neuen Welt das große, weite Gebiet ungezählter und zahlloser S.n, das sich, nördlich vom 40. Parallelkreise, über ganz Nordamerika ausbreitet. Sehr arm an S.n ist Afrika, wo man mit Gewißheit nur 2 S.n, den Tsana- oder Dembeasee auf dem abyssinischen Hochlande und den Tschadsee im Sudan in der Mitte des Kontinents kennt. Ueberhaupt ist mit Ausnahme des Titicacasee's in Südamerika noch kein S. in der südlichen Halbkugel bekannt. In den S.n, die entweder keine, oder nur eine geringe Strömung besitzen, setzen sich die mineralischen Bestandtheile, welche ihnen von Flüssen zugeführt werden, schnell ab; darum ist ihr Wasser durchsichtiger und oft so durchsichtig, daß man bei ruhiger Beschaffenheit der Oberfläche den Boden in der Tiefe erkennen kann, in sofern diese nicht so bedeutend ist, daß die Lichtstrahlen den Boden erreichen und von diesem zurückgeworfen werden können. Ist dagegen ein S. so tief, daß trotz der Durchsichtigkeit des Wassers die Lichtstrahlen bis auf den Boden entweder gar nicht, oder nur in so kleiner Menge gelangen, daß die von ihm zurückgeworfenen Strahlen vom Wasser verschluckt werden, bevor sie die Oberfläche erreichen; dann wird der S. ein vollkommener Spiegel, der das Azur eines wolkenlosen Himmels reflektirt. Diese allgemeinen Verhältnisse erleiden jedoch manche Modifikation durch fremde Stoffe, welche im Wasser schweben, durch den Wind und Sonnenschein, durch das Schattenwerfen der Umgebungen und durch untere Strömungen bei S.n, welche mächtige Zuflüsse aufnehmen, deren Wasser eine kühlere Temperatur besitzen, als das Wasser des S.'s.

Sée, Küstenfluß im französischen Departement Manche, fließt von Westen nach Osten und mündet in die Rhede von Cancal.

Seeanemonen, s. Meernesseln.

Seebach, Alwin Leo von, Staatsmann, geboren 1811 zu Langensalza, besuchte die Landesschule zu Grimma und trat dann in die Kadettenschule zu Dresden und in die königl. sächsische Infanterie. Seinen Aufenthalt zu Leipzig, wo er als Oberlieutenant bei der Schützenabtheilung stand, benutzte er zu wissenschaftlichen Studien und trieb namentlich auch neuere Sprachen mit Eifer. Nachdem er 1834 eine Reise nach Rußland und der Türkei gemacht, ward er als Attaché der sächsischen Gesandtschaft zu Petersburg zugetheilt, nach Abberufung des damaligen Gesandten aber zum Geschäftsträger und später zum Ministerresidenten daselbst ernannt. Im Jahre 1840 verheirathete er sich mit einer Tochter Nesselrode's. Im Jahre 1847 ward er außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister zu Petersburg und wirkte als solcher 1850 zu Warschau an der Aussöhnung zwischen Oesterreich und Preußen mit. Zu Anfang 1853 als königl. sächsischer Gesandter nach Paris versetzt, ward er hier nach dem Ausbruch des Kriegs zwischen Rußland und den Westmächten von ersterer Macht mit der Besorgung ihrer diplomatischen Geschäfte zu Paris betraut. Das Zustandekommen der späteren Friedenspräliminarien war zum Theil sein Werk, indem, als er Ende 1855, nicht ohne Mitwissen des Kaisers Napoleon III., von seinem Hofe mit einer Mission nach Petersburg betraut ward, die hier herrschende kriegerische Stimmung bald einer friedlicheren Gesinnung Platz machte.

Seebad, s. Bad.

Seebär, s. Robben.

Seeberg, Hügel von 300 Fuß Höhe bei Gotha, mit einer von Herzog Ernst II. 1789—91 errichteten Sternwarte, die durch die daselbst thätig gewesenen Astronomen von Zach, von Lindenau, Nikolai, Encke und Hansen berühmt geworden ist, gegenwärtig aber nicht mehr benutzt wird.

Seeburg, Stadt in der preußischen Provinz Preußen, Regierungsbezirk Königsberg, Kreis Rössel, hat ein altes Schloß, eine katholische Pfarrkirche, ein evangelisches Bethaus u. 2170 Einw.

Seelephant, s. Robben.

Seegras, s. v. a. *Zostera maritima L.*

Seegurke, s. Sternwürmer.

Seehandlung, preußisches Institut, welches den 14. Okt. 1772 zu Berlin gegründet wurde, um den damals sehr darniederliegenden Handel mit dem Auslande zu beleben, insbesondere auch um den Absatz der Leinwandfabrikate nach Spanien für dessen Kolonien zu erweitern und den Zwischenhandel nach Polen in die Hände zu bekommen, den die damals freie Reichsstadt Danzig vermittelte. Auf die nächsten 20 Jahre privilegirt, erhielt die S. die Vergünstigung, daß nur ihre Schiffe zum Ankauf und Verkauf des Salzes in den preußischen Häfen und Rheden zugelassen werden und das Vorrecht auf den Ankauf des die Weichsel abwärts zu verführenden oder innerhalb des preußischen Gebiets auf 10 Meilen zu beiden Seiten dieses Flusses vorgefundenen Wachses haben sollten. Das Betriebskapital zu 1,200,000 Thalern sollte durch 2400 Aktien, wovon aber nur 300 ins Publikum kamen, aufgebracht u. außer der sich ergebenden Dividende mit 10 Procent verzinst werden. Die Aktionäre sollten keine Stimme bei der Verwaltung haben, sondern die Gesellschaft einzig durch eine besondere, vom Mi-

nisterium abhängende Direktion geleitet werden. Unter den ersten beiden Direktoren ward durch Ungeschick und Unterschleif ein Kapitalverlust von $2^1/_2$ Millionen Thaler veranlaßt. Dessen ungeachtet wurden die Privilegien der Anstalt 1791 bis zum 1. Jan. 1808 verlängert, u. 1793 ward das Betriebskapital auf 1,500,000 Thaler in 3000 Aktien erhöht und vom Staat garantirt, wogegen die Zinsen auf 5 Procent herabgesetzt u. die Aktieninhaber von jedem anderen Gewinn ausgeschlossen wurden. Durch die letzte Theilung Polens 1795, wodurch der Handelszug nach den an Rußland und Oesterreich gekommenen Theilen jenes Landes aufhörte, sowie durch den Revolutionskrieg litt die eigentliche Handelsthätigkeit der S. sehr, die dafür bei den großen Geldanleihen des Staats gute Geschäfte machte, auch die Verwaltung der Staatsschulden erhielt. Sie nahm gegen Obligationen bis 1806 17,800,000 Thaler auf, womit die im Auslande gemachten Staatsanleihen zurückgezahlt wurden. Die Katastrophe von 1806 war aber auch für dieses Institut von den schlimmsten Folgen. Indem die dem Staate vorgeschossenen Gelder nicht zurückgezahlt wurden, konnte die S. auch ihre Gläubiger nicht befriedigen, und daher ward an eine Erneuerung des 1808 abgelaufenen Octroi nicht gedacht. Nur der Einkauf des zum inneren Verbrauch erforderlichen überseeischen Salzes verblieb als ein Kommissionsgeschäft der S., deren 1806 ausgestellte Obligationen und Aktien 1810 in Staatsschuldscheine umgeschrieben wurden. Durch die ihr übertragene Erhebung der französischen Kontributionsgelder, sowie durch die 1818 in England gemachten Anleihen hob sich ihr Kredit wieder in etwas, und ihr Kapitalstamm belief sich Ende 1819 auf 1,035,110 Thaler. Nachdem sie bis 1817 unter dem Finanz- und dann unter dem Schatzministerium gestanden, kam sie am 17. Jan. 1820 unter die Verwaltung des Ministers Rother und ward durch Kabinetsordre für ein selbstständiges Geld- und Handelsinstitut des Staats erklärt. Vornehmlich ward ihr der Ankauf des überseeischen Salzes aus England, Frankreich u. Portugal und die Besorgung aller im Auslande für Rechnung der Staaten zu negotiirenden Geldsachen, sowie derjenigen im Innern, wobei eine kaufmännische Mitwirkung erforderlich war, zugewiesen. Durch Kabinetsordre vom 3. Mai 1821 ward verfügt, daß der Gewinn der S. nicht mehr an die Staatskasse geliefert, sondern zum Kapitalvermögen des Instituts geschlagen und daraus ein Reservefonds gebildet werden sollte, über welchen aber in außerordentlichen Fällen auch dem König ein Verfügungsrecht zu Staatszwecken zugestanden ward. Von 1820—43 betrug der gesammte Umsatz der S. 2076 Millionen, im Durchschnitt jährlich $86^1/_2$ Millionen Thaler. Im Jahre 1829 zahlte sie den alten Kapitalstamm von 1,035,110 Thlr., den sie noch von der Regierung besaß, an diese zurück. Seitdem arbeitet sie ganz selbstständig ohne Unterstützung und ohne Monopol mit eigenem Vermögen, das sich bedeutend gesteigert hat. Durch Kabinetsordre vom 14. Febr. 1845 ward das Fortbestehen des Instituts ausgesprochen, zugleich aber festgesetzt, daß es sich vorläufig in keine neuen gewerblichen Unternehmungen einlassen und den Salzhandel aus Frankreich, Portugal ꝛc. der Steuerverwaltung überlassen solle. Seit 1848 ist die S. wieder dem Finanzministerium untergeordnet. Ihr Handel ist jetzt gering. Ihre sonstigen geschäftlichen Unternehmungen zerfallen in Vorschüsse mit einem größeren oder kleineren Antheil am Geschäft und an dem daraus sich ergebenden Gewinn und Verlust und in industrielle Unternehmungen für eigene Rechnung. Vgl. Rother, Die Verhältnisse des königl. Seehandlungsinstituts, Berl. 1845; Risch, Das Seehandlungsinstitut und dessen Eingriffe in die bürgerlichen Gewerbe, das. 1845; Julius, Die S. u. das bürgerliche Gewerbsvorrecht, Lpz. 1845.

Seehausen, 1) Stadt in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Magdeburg, Kreis Osterburg, mit Wällen und Mauern umgeben, hat eine Holländerei (knesebeckſche Esse), eine evangelische Kirche, 2 Kapellen, eine Bürgerschule, ein Hospital u. 3100 Einw. — 2) (Magdeburgisch-S., Sands-S.), Stadt daselbst, Kreis Wanzleben, mit Mutterkirche und 2400 Einw.

Seehund, s. Robben.

Seeigel (Echinidea), Strahlthierfamilie aus der Ordnung der Stachel- oder Igelhäuter (Echinodermata), charakterisirt durch den ungestielten, freien, kugel- oder halbkugelförmigen oder flachen Körper ohne strahlige Lappen, aber mit einer kalkigen, meist aus 20 Reihen durch Nähte unbeweglich verbundener, 5seitiger Täfelchen (Asseln) zusammengesetzten Schalenhülle, welche mit zahlreichen Höckern bedeckt ist, auf welchen kleine u. dünne oder große und dicke, leicht abfallende Stacheln beweglich eingelenkt sind. Die Mundöffnung liegt meist unten in der Mitte und hat in der Regel einen 5zähnigen, aus 35 einzelnen Stücken bestehenden Kauapparat, Laterne des Aristoteles genannt; der After ist dem Munde entgegengesetzt oder liegt seitlich; der Darm ist schlauchförmig. Kleine, vom Scheitel bis zur Mundöffnung 5 schmale Reihen bildende oder den Scheitel in Gestalt einer 5blätterigen Blume umgebende Löcher (Fußlöcher) dienen zur Durchlassung kleiner häutiger Röhrchen oder Saugfüßchen; dies die sogenannten Fühlergänge (ambulacra), welche in Gestalt größter Kreise vom Mund aus mehr oder weniger weit gegen den Scheitel hinaufgehen und die Ambulakral- und Interambulakralfelder einschließen. Am Scheitel liegt eine siebartig durchlöcherte Kalkplatte, Madreporenplatte genannt, durch welche das Wasser von außen her eingenommen wird. Am Scheitel öffnen sich auch die Eierleiter in kleine Löcher (Genitalporen). Zum Ergreifen kleiner Gegenstände dienen kleine, dreizackige, zangenartige Organe auf beweglichen Stielen (Pedicellarien). Das Kriechen wird durch abwechselndes Ansaugen der Füßchen (Saugfüßchen) u. Stützen mit den Stacheln bewerkstelligt. Zur Nahrung dienen diesen Thieren Algen, daneben auch thierische Stoffe. Man kennt über 110 lebende und 840 fossile Arten, welche von Agassiz in 94 Gattungen gebracht worden sind. Von manchen, namentlich fossilen S.n kennt man nur die großen Stacheln, von denen einige unter dem Namen Judensteine (lapides judaici) früher officinell

waren. Die Gattung S. (Echinos L.) zählt allein 28 lebende und eben so viel fossile Arten. Der gemeine S. (E. esculentus L.), mit nackter Mundhaut, 3 Porenpaaren in jeder schiefen Reihe, kurzen Stacheln und fast kugeligem, 3 Zoll im Durchmesser haltendem Körper, findet sich um ganz Europa, auch häufig in der Nordsee u. wird deshalb gesammelt, weil die röthlichen Eierstöcke, deren jedes Thier 5 hat, im Frühjahr gegessen werden.

Seekalb, s. Robben.

Seekarten, Darstellungen der ganzen Wasserfläche oder eines Theils derselben sammt den umgrenzenden Küsten, den darin liegenden Inseln, Klippen, Untiefen, Seebänken, Strömungen 2c. An verschiedenen Punkten ist die Zeit des Eintritts des hohen Wassers am Neu- und Vollmondstage bemerkt, sowie auch an mehren Stellen Kompaßrosen mit Beifügung der Variation der Nadel eingezeichnet sind. Was die Projektion der S. anlangt, so kann dieselbe eben so mannichfaltig wie die der Landkarten seyn. Die auf den Schiffen geführten sind entweder Plan- oder platte Karten, oder Mercators Karten, Karten mit wachsenden Breiten. Ist die wahre Nord- und Südlinie des Kompasses parallel der Breitenskale gezogen und die Variation nur in Graden angegeben, so heißen die S. rechtweisende; ist dagegen der magnetische Norden geradezu niedergelegt und sind von ihm abhängig alle übrigen Kompaßstriche gezogen, fehlweisende. Bei der Konstruktion der Plankarten wird der darzustellende Theil als Ebene betrachtet, daher bilden die Meridiane gerade Linien und alle Breitengrade sind einander gleich. Während auf diese Weise die Gegend der Erde bis 20 und mehr Grade nördlich und südlich vom Aequator, die fast cylinderförmig erscheint, mit ziemlicher Treue sich darstellen läßt, bieten für die Gegenden weiter nach Norden und Süden zu die einander gleich bleibenden Breitengrade von den nach den Polen hin zusammenlaufenden Meridianen kein richtiges Bild und demnach für die Entfernungen nach Osten und Westen kein richtiges Maß dar. Gerhard Mercator versuchte 1569, unter Beibehaltung der Vortheile der geradlinigen Meridiane die Fehler der platten Karte zu beseitigen, und die auf diese Weise verbesserten Karten mit wachsenden Breiten heißen nach ihm Mercators Karten, auch runde oder reducirte Karten. Auf diesen bleiben sich die Längengrade in allen Breiten gleich, daher sie nach den Polen hin zu groß sind, wie auf den platten Karten; dafür sind die Meridiane nach den Polen zu verlängert, so daß die Parallelen der Breite immer größere Distanzen von einander erhalten (daher der Name wachsende Karten), bei welcher Vergrößerung aber das wahre Verhältniß zwischen den Längen- und Breitengraden überall genau eingehalten werden muß. Vgl. Bobrik, Handbuch der praktischen Schifffahrtskunde, Lpz. 1846—48, 4 Bde.

Seekatz, Johann Konrad, Maler, geboren zu Grünstadt in der Pfalz 1719, genoß den ersten Unterricht in der Kunst bei seinem Vater Johann Martin S. und seinem ältern Bruder Martin S. († 1765 zu Worms), arbeitete hierauf eine Zeit lang gemeinschaftlich mit diesem, dann unter Leitung des kurpfälzischen Hofmalers Brinkmann und wurde 1753 kurfürstlicher Hofmaler zu Darmstadt, wo er 1768 †. S. malte Gesellschaften, Scharmützel, Plünderungen, Bauern- und Zigeunerstücke, sowie Landschaften mit Figuren und Thieren, Alles gut geordnet, korrekt in der Zeichnung, ausdrucksvoll und von kräftiger Färbung. Viele Bilder von ihm besitzt die großherzogliche Gallerie zu Darmstadt.

Seekatze (Affenfisch, Meeraffe, Chimaera), Fischgattung aus der Ordnung der Bedecktkiemer (Branchiostegi), charakterisirt durch den nicht gepanzerten, nackten Körper mit stumpf vortretender Schnauze, zwei Rückenflossen, keine Spritzlöcher, Eine Kiemenöffnung. Die gemeine S. (C. monstrosa L.), die einzige Art, ist braun, dunkler gefleckt, 2—3 Fuß lang und findet sich in den nordischen Meeren, seltener im Mittelmeere.

Seekrankheit (Nausea), eine Krankheit, welche in Erbrechen mit Schwindel, Betäubung, Hinfälligkeit, Muthlosigkeit, Schmerz und Hitze im Kopfe, besonders über den Augen besteht. Das Gesicht ist dabei blaß oder geröthet, der Kranke klagt über Frösteln, Magen- und Leibschmerzen, Verstopfung; es ist belegte Zunge, Schlaflosigkeit, große Empfindlichkeit gegen Eindrücke, Unfähigkeit zum Denken und zur Aufmerksamkeit, schwacher Puls 2c. zugegen. Bei widrigem Wind und auf Segelschiffen ist das Uebel heftiger, als bei günstigem Wind und auf Dampfschiffen. Bei dem sogenannten Stampfen des Schiffes, wobei dasselbe von den Wellen gehoben u. gesenkt wird, befinden sich Seekranke am übelsten: gewöhnlich erfolgt mit jedem Stampfen plötzliches Erbrechen. Die S. ergreift mit wenig Ausnahmen Alle, welche sich zuerst der See anvertrauen; häufige Seereisen heben die Disposition für dieselbe, doch hat man auch gesehen, daß alte Matrosen, nach längerem Aufenthalt auf dem Land, von ihr wieder befallen wurden. Frauen und junge schwache Personen sind ihr am leichtesten unterworfen. Meist gewöhnt man sich nach einigen Tagen an die Bewegung des Schiffes, und das Uebel verschwindet, in anderen Fällen dauert die Krankheit so lange, als man sich auf offnem Meer befindet. Der Theergeruch auf den Schiffen, der Meergeruch, die schlechte Schiffskost, der Aufenthalt in der Kajüte 2c. sind Nebenumstände, welche den Zustand des Kranken zu verschlimmern im Stande sind; Zerstreuung, das Liegen in Hängematten, große Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand, starker Wille, Aufenthalt auf dem Verdeck 2c. lindern das Uebelbefinden des Kranken. Nur ist gerade bei dieser Krankheit alle Willenskraft bei den Kranken erloschen, sie vermögen kaum sich aufzurichten u. sind gegen Alles unendlich gleichgültig. Zum Tode führt die S. nicht leicht, doch können möglicher Weise Blutschlag des Gehirns und Magenlähmung eintreten. Nach der S. stellen sich Vermehrung des Appetits, kräftigere Verdauung, erhöhte Lebenslust ein. Zur Verhütung oder schnellen Beseitigung der S. kennt man kein Mittel. Empfohlen wird, bevor man an Bord geht, eine schwer verdauliche Mahlzeit, rohen Schinken, Speck, mit rothem Wein 2c. zu sich zu nehmen. Die gegen das Uebel empfohlenen Specifica haben sich nicht bewährt. Durch häufiges

Trinken werden die konvulsivischen Bewegungen des Magens weniger schmerzhaft.

Seekreis, badischer Kreis, liegt am Bodensee, von dem er benannt ist, grenzt an Würtemberg, Hohenzollern und die Schweiz und ist $55\frac{1}{2}$ ($61\frac{1}{2}$) □Meilen groß mit etwa 200,000 Einw., meist Katholiken. Er umfaßt einen Theil des Schwarzwaldes, die hohe Gart, und wird bewässert durch den Rhein, die Brig, Bregach, die Donau und mehre andere Flüsse. Der Ackerbau ist wegen des steinigen Bodens wenig ergiebig, doch baut man Kartoffeln, Gemüse und Wein (Seewein). Holz ist in Ueberfluß vorhanden; ansehnlich auch die Viehzucht (Rinder, Ziegen, Schweine), sowie der Bergbau auf Eisen. Hauptstadt ist Konstanz.

Seekrieg, s. Seeschlacht.

Seekuh, Säugethiergattung, s. Manatus. Eine andere Gattung, Borkenthier (Rytina), bildet Stellers S. (*R. Stelleri C.*, *Manatus borealis Pall.*). Dieselbe hat oben u. unten auf jeder Seite einen Backenzahn (u. zwar bilden diese Backenzähne aus verwachsenen Hornzylindern bestehende, gefurchte Kauplatten), kurze und nagellose Armflossen, eine ausgeschnittene Schwanzflosse und ist mit einer rissigen, borkenähnlichen Haut bedeckt, welche aus verwachsenen Fasern oder Haaren gebildet ist. Sie ist 23 Fuß lang und an 8000 Pfund schwer, schwarzbraun und schwerbeweglich. Ihr Fleisch ist eßbar. Dieses Thier ward von Steller 1741 auf der Behringsinsel entdeckt und war hier in solcher Anzahl vorhanden, daß zu seinem Fang Expeditionen veranstaltet wurden. Aber schon 1757 war die Zahl dieser Thiere sehr vermindert, und 1768 ward das letzte erlegt.

Seeland, 1) (Siälland), die größte der dänischen Inseln, $127\frac{1}{4}$ □M. groß mit 485,500 Einwohnern, zwischen der Ostsee südlich und dem Kattegat nördlich, von Schweden durch den Oeresund, von der Insel Samsöe durch den Samsöebelt, von Fünen und Langeland durch den großen Belt, von Laaland durch den Smaalandsee getrennt, auf Korallen- und Muschelbänken ruhend, mit einer starken Schicht Dammerde bedeckt, eben und nur wenig über den Meeresspiegel erhaben, wird im Südosten von Kalkstein- und Kreidefelsen umsäumt. Die Küsten sind sehr zerrissen, und in weiten Buchten dringt das Meer ein. Die bedeutendste ist der Roeskildefjord an der Nordküste. Bewässert wird die Insel durch viele kleine Flüsse und große Seen. Die bedeutendsten Flüsse sind: auf der Ostküste die Pram-Aa; auf der Südwestküste die Raesby-Suns-Aa; auf der Westküste die Tude-Aa und die Halleby-Aa; die bedeutendsten Seen: im Nordwesten der Fure-, Esrom-, Arresee, im Westen der Lilsee. Das Klima ist feucht, das Land fruchtbar. Die Haupterwerbszweige sind Ackerbau, Viehzucht und Fischerei. Städte liegen 16 auf der Insel; auf der Ostküste liegt Kopenhagen, die Hauptstadt des Königreichs. Das gleichnamige dänische Inselstift umfaßt außer S. die Inseln Möen, Bogö, Omö, Aggersöe, Egholm, Reersöe, Nereöe, Samsöe, Seieröe, Hven, Saltholm und Bornholm, zusammen $143\frac{3}{4}$ □Meilen mit 540,000 Einwohnern, u. ist in die Aemter Kopenhagen, Frederiksborg, Holbeck, Soröe, Prästöe u. Bornholm eingetheilt, welche 17 Städte zählen. — 2) Niederländische Provinz, s. v. a. Zeeland. — 3) (Bernisches S.), Landschaft im schweizerischen Kanton Bern, erstreckt sich von dem untern Theil des Neuenburgersee's bis an den Kanton Solothurn und umfaßt die Oberämter Erlach, Aarberg, Nidau und Büren.

Seele (lat. *anima*), das mit einem organischen Körper verbundene und für diesen das belebende und zur Thätigkeit anregende Wesen, das Princip und der Träger des geistigen Lebens. In dem Begriffe der S. liegt der Ausspruch, daß eine Gruppe mannichfacher Erscheinungen um einer innern Verwandtschaft willen auf einen eigenthümlichen Erklärungsgrund zurückweise, durch welchen sie sich als ein in sich Zusammengehöriges von andern Kreisen der Erscheinungen unterscheidet. Indeß wird dies nicht allgemein angenommen, und es gibt eine philosophische Ansicht (Materialismus), welche dem geistigen Leben jede selbstständige Bedeutung abspricht und es nur als Ausdruck gewisser Bewegungen der Bestandtheile des leiblichen Organismus begreifen zu können wähnt u. versucht, in der Zusammensetzung des Körpers den Erklärungsgrund für die Erscheinungen des Seelenlebens zu finden. Wie weit diese Theorie bei einer ins Einzelne gehenden Untersuchung kommen und was sie leisten würde, wenn sie es unternehmen wollte, auf eine Begründung und Erklärung der geistigen Phänomene einzugehen, darüber läßt sich mit Sicherheit nicht urtheilen, weil die Materialisten sich wohl gehütet haben, sich auf die Bearbeitung einer Psychologie einzulassen. Auf den ersten Blick aber fällt in die Augen, daß Alles, was physikalischen Massen als solchen oder was dem lebendigen Körper als etwas Zusammengesetztem begegnen kann — die Gesammtheit der Bestimmungen der Ausdehnung, Bewegung, Mischung —, durchaus unvergleichbar ist mit der Natur des Bewußtseyns, das in den verschiedenartigsten geistigen Ereignissen gemeinsam vorkommt. Die körperlichen Erscheinungen sind vergänglich und wechselnd. Dasselbe gilt nun zwar auch von vielen geistigen Phänomenen, welche sich zeigen und rasch wieder verschwinden; aber doch bietet das Seelenleben Bleibendes und zeigt Erscheinungen, die fortdauern, auch wenn die körperlichen Ursachen, die sie hervorgerufen haben könnten, lange wieder verschwunden sind, daher nicht abzusehen ist, wie man aus dem Vergänglichen das Bleibende deduciren will, wenn beides als eins und dasselbe angenommen wird. Mag es dem Materialismus gelingen, die Empfindungen, Leidenschaften, Affekte ꝛc. allein auf den körperlichen Organismus zurückzuführen, von diesem Punkt an ist noch ein gar weiter Schritt bis zur Erklärung der sogenannten Vernunftideen, die nun vollends gar nichts Körperliches mehr an sich tragen. Hierbei wird es ihm schwerlich gelingen, in der beliebten centralen Hirnfaser den Erklärungsgrund zu finden und diese als das Substrat des geistigen Lebens zu demonstriren. Die Versuche, die einzelnen Theile des Gehirns auf die bekanntesten geistigen Verrichtungen zu beziehen, sind unsichere Hypothesen geblieben, welche durch die

öfter beobachtete Thatsache schon widerlegt werden, daß sich voller Gebrauch der Geisteskräfte mit einem fast gänzlich zerstörten Gehirn zusammengefunden hat, so wie umgekehrt die betreffenden Organe, denen man sonst eine bestimmte Funktion zuschreiben zu müssen glaubte, vorhanden waren, ohne daß die Funktion beobachtet wurde. Am schroffsten steht aber der materialistischen Ansicht die Einheit der S. oder vielmehr die Einheit des Bewußtseyns entgegen. Wie sehr man auch geneigt seyn möchte, einzelne geistige Verrichtungen an die Thätigkeiten einzelner Hirnfasern oder noch kleinerer Hirnelemente zu knüpfen, immer würde man über dieser körperlichen Organisation noch einen höheren Schlußpunkt suchen müssen, den man nur in der Annahme eines untheilbaren, devorzugten Elements finden könnte. Damit aber treibt diese Ansicht über sich selbst hinaus, denn sie wird nun noch einmal zu erklären haben, wie die ganze Mannichfaltigkeit der Körpertheile sich in eine Welt der Organe für dieses individuelle Princip umgestalten kann und auf welche Weise eine gegenseitige Wechselwirkung zwischen ihnen zu Stande kommt. Eine zweite Ansicht faßt die S. als eine einzige Kraft auf, deren verschiedene Aeußerungen die einzelnen geistigen Phänomene seyen. Der vorherrschende Begriff ist ihr nicht der des Zusammenwirkens mehrer Vermögen, sondern der der Entfaltung, Entwickelung der einen Urkraft, welche in dieser Entwickelung sich selbst bereichere und diesen allmählig anwachsenden innern Reichthum allmählig zum Bewußtseyn bringe. Abgesehen aber von den metaphysischen Schwierigkeiten und den Widersprüchen, die an dem Begriffe einer solchen Urkraft haften, zeigt sich auch diese Ansicht als ganz unbrauchbar zur Erklärung und Begründung der geistigen Phänomene, wie sie die Erfahrung bietet. Gäbe es nämlich wirklich eine solche, durch ein immanentes Entwickelungsgesetz gleichmäßig bestimmte Evolution des geistigen Lebens, so müßten die Produkte dieser Entwickelung überall gleich ausfallen — wider die Erfahrung, daß die geistige Entwickelung nicht nur bei verschiedenen Individuen einen sehr verschiedenen Verlauf nimmt, sondern daß auch jedes Individuum für sich einer fortwährenden Oscillation seiner geistigen Zustände ausgesetzt ist. In ihrer Konsequenz führt diese Annahme entweder zu dem Materialismus mit all seinen Schwierigkeiten und Widersprüchen, oder zu einem Spiritualismus und Idealismus, der zwischen S. und Leib jede Verbindung aufhebt und den Dualismus — als totale Verschiedenheit des leiblichen und geistigen Lebens gedacht — auf die Spitze treibt, oder gar zu der seltsamen Ansicht sich verirrt, daß die gesammte Welt der Erscheinungen nur in sofern existire, als sie gedacht werde. Diese Auffassung des Seelenlebens herrscht in allen den neuern Systemen, welche mit der spinozistischen Richtung zusammenhängen, also in der schellingschen und hegelschen Schule. Weiteres über die Seelenlehre s. *Psychologie*.

Seelenheilkunde (*Psychiatrie*), im weitesten Sinne Alles, was zur Herstellung der gestörten Seelenharmonie dient, im engern die Behandlung von Seelenstörungen. Man theilt die Behandlung der Seelenstörungen in physische u. psychische. Was die *physische* oder *somatische Behandlung* betrifft, so gibt es fast kein Mittel in dem ganzen Arzneivorrathe, dem nicht in irgend einem Falle von Seelenstörnng die Genesung zugeschrieben worden wäre, woraus erhellt, daß man bei der Wahl der Mittel sich nach allen und den entgegengesetztesten Seiten hingewendet hat. Ziemlich allgemein ist anerkannt, daß sich den Seelenstörungen zu Grunde liegende physische Krankheitszustände niemals als aktivoder sthenisch-entzündliche verhalten und daher die Anwendung eines umfassenden antiphlogistischen Heilapparats nicht vertragen. Namentlich hat die Mehrzahl der Beobachtungen selbst in den Fällen, wo (wie bei heftiger Manie) aktive Blutkongestionen zum Gehirn u. allgemeine Plethora fast augenscheinlich waren, die Nutzlosigkeit und sogar der Nachtheil reichlicher allgemeiner Blutentziehungen erwiesen, indem sie gewöhnlich momentane Verschlimmerung der Symptome nach sich ziehen, oder bei wirklichem augenblicklichen Nachlaß derselbeu doch eine baldige stärkere Exacerbation nicht verhüten und, wenn sie wiederholt werden, den Uebergang in Blödsinn zu befördern, wenigstens die Lysis der Krankheit zu hemmen scheinen. Unter den narkotischen Mitteln soll nur eins den großen Ruhm, den es sich erworben, stets bewährt haben: Digitalis. Da es zugleich das Gefäßsystem und die Sensibilität herabstimmt, so paßt es vorzugsweise in der Manie und den sich ihr nähernden Wahnsinnsformen. Diesem Mittel zunächst wird von vielen Irrenärzten die Blausäure, besonders in der milderen Form des Kirschlorbeerwassers gestellt, welches zur Mäßigung der erhöheten Sensibilität in den irritablen Organen empfohlen und bald in Verbindung mit Hyoscyamus, bald mit Digitalis angewendet worden ist. Bei fast allen Seelenstörungen sind die bedeutenden Anomalien in den Funktionen der Verdauungsorgane der Aufmerksamkeit des Arztes hauptsächlich werth, und zwar sind es zunächst die Verstimmung der splanchnischen Nerven, durch Appetitlosigkeit und Heißhunger sich beurkundend, die Neigung zur Saburra und die Trägheit der peristaltischen Darmbewegung, welche der Beobachtung entgegentreten. Die Umstimmung der Vitalität der splanchnischen Nervenplexus, die Entfernung der gastrischen Unreinigkeiten und die Beförderung der peristaltischen Bewegung des Darmkanals sind daher die Aufgaben, welche sich an die Beobachtung jener Erscheinungen knüpfen. Kein Arzneimittel entspricht den letztern vollständiger, als der Brechweinstein, der deshalb nicht mit Unrecht das souveräne Mittel für die Geisteskrankheiten genannt worden ist. Mit dem größten Nutzen bedient man sich seiner, in großer und voller Gabe, als Emeticum und in gebrochener und steigender Gabe, als Nauseosum und Catharticum. In kleinen und steigenden Gaben gereicht, verbindet man den Brechweinstein meist mit den sogenannten auflösenden Salzen und Extrakten, oder, wenn ein zu großer Torpor der Intestinalnerven der Wirkung im Wege steht, mit den mehr reizenden und drastischen Mitteln (als Senna, Jalapa, Helleborus, Gratiola). Unter den *äußeren*

Mitteln werden die Bäder obenan gestellt, und zwar zunächst die einfachen lauen Bäder, als beruhigende, das peripherische Nervensystem ansprechende, die Haut öffnende Mittel, besonders wo die Funktion der letztern gestört ist (daher in Verbindung mit Reibungen des Körpers); sodann in Verbindung mit kalten Fomentationen, Regendouchen und Uebergießungen auf den Kopf, als förderlich zur Mäßigung der Kongestionen zu diesem Theil. Als Derivantia sind warme und reizende Fußbäder von großem Nutzen; bei wirklichem Leberleiden will man auch die salpetersauren mit Erfolg angewendet haben. Die Diät darf nicht als etwas Gleichgültiges betrachtet werden. Im Allgemeinen muß man die Neigung der Geisteskranken zum Speisegenuß eher befriedigen, als durch Nichtbefriedigung unterdrücken wollen; denn man will beobachtet haben, daß die Genesung viel eher bei reichlicher, als bei sparsamer Nahrung erfolgt. Eine reizende und erhitzende Diät wird aber im Allgemeinen nicht anwendbar und eine milde und leicht nährende vorzuziehen seyn. Die psychische Behandlung hat entweder einen kurativen, oder einen palliativen Zweck. Im ersten Falle beruht sie auf dem durch die neuen Forschungen so ziemlich festgestellten Grundsatze: daß die Seelenstörung eine von leiblichen Krankheitszuständen unabhängige Anomalie der Intelligenz oder des Gemüthes sey. In dieser Hinsicht geht sie darauf aus, den Geist oder das Gemüth des Kranken durch direkten Angriff, sey es mit Güte oder mit Gewalt, zu seiner Norm zurückzuführen und die Ansichten und Urtheile, die Neigungen und den Willen des Kranken zu unterjochen und jenem des Arztes unterzuordnen. Solchen Zweck sucht sie zu erreichen theils durch Belehrung, theils durch Erziehung mittelst Beispiel, Gewöhnung, Beschäftigung, theils durch Zwang, moralischen sowohl, als physischen. Man hat diesen Zwang auszuüben gesucht durch die Erweckung sowohl angenehmer Belohnung und Lob, als auch, und hauptsächlich, widriger Empfindungen (Demüthigung, Furcht, Strafe, körperlichen Schmerzes), u. es ist sogar eine „indirekt psychische Methode" aufgestellt worden, welche eine Menge von Zwangs-, ja wirklichen Marterinstrumenten theils sich angeeignet, theils erfunden (Drehstuhl, Drehbett, hohles Rad, Zwangsstehen, Zwangsschrank, Sack ꝛc.) hat, welche sämmtlich einen höchst unangenehmen Eindruck auf den Kranken machen. Mit ihrer Anwendung verbindet sie, ebenfalls zum Zwecke der unangenehmen Erregung, die kalten Sturzbäder, die Douche, die Ekelkur, Brechmittel, Einreibung des Unguentum tart. stib., Entziehung der Speisen ꝛc., Mittel, welche eine zu eingreifende Wirkung schon auf den gesunden Organismus haben, als daß sie anders, als auf dringendes Erfordern des körperlichen Krankheitszustandes in Gebrauch gezogen werden dürften. Das beste Hülfsmittel, welches die Therapie der Seelenstörungen der psychischen Methode zu verdanken hat, ist ohne Zweifel die Beschäftigung der Gestörten. Bei einer Klasse von Krankheiten, die nicht nur der Mehrzahl nach zu den äußerst langwierigen gehört, sondern zugleich, zufolge ihrer Natur, den Kranken zu verkehrten, ihm selbst u. Andern nachtheiligen Thätigkeitsäußerungen verleiten, ist es sehr wichtig, den Kraftäußerungen eine bestimmte, unschädliche und zweckmäßige Richtung anzuweisen durch geregelte und nützliche Thätigkeit. In sofern die psychische Behandlung einen palliativen Zweck hat, nämlich die Beruhigung und Neutralisirung der psychischen Krankheitssymptome, findet sie eine viel ausgedehntere und allgemeinere Anwendung. In dieser Beziehung sucht sie theils die Gestörten von krankhaften Richtungen der Psyche abzuleiten, theils die excessive Heftigkeit der psychischen Funktionen in diesen Richtungen zu mäßigen. Jene Ableitung geschieht durch Erweckung des Vertrauens, welches den Arzt, den Wärter in den Stand setzt, eine gewisse wohlthätige Herrschaft über den Kranken auszuüben, ihn zu begütigen, zu lenken; nicht minder durch Zerstreuung, Unterhaltung, Beschäftigung. Die Mäßigung der Symptome wird erreicht durch Beschränkung. Man bedient sich, um die Kranken von schädlichen Handlungen abzuhalten, verschiedener Beschränkungsmittel, von denen die Isolirung, das Kamisol oder der Zwangsgürtel und der neuerlich konstruirte englische Zwangsstuhl die wirksamsten, die am wenigsten schädlichen und jetzt die gebräuchlichsten sind. Unter vielen Umständen ist es fast unmöglich, ihrer zu entbehren. Dennoch hat man sich in neuerer Zeit mit Nachdruck auch gegen sie erhoben. Vergl. Irrenanstalten. Die Prophylaxis der Seelenstörungen ist ebenfalls in die physische und psychische getheilt worden. Jene umfaßt die Verhütung und Bekämpfung aller der Krankheitszustände, welche erfahrungsmäßig das sensorielle Nervensystem in Mitleidenschaft versetzen können, sowie die Entfernung ihrer Ursachen. Die psychische Prophylaxis aber oder die Seelendiätetik gehört in das Gebiet der Erziehung und Moral. Als Beweis der Mangelhaftigkeit der heutigen Psychiatrie ist besonders die Unsicherheit der Heilungen aufgeführt worden. Rückfälle dieser Krankheiten sind so häufig, daß ein Genesener fast nur mit mißtrauischen Blicken und als bedroht von neuen Anfällen und zwar nicht nur von den Laien, sondern selbst von den Aerzten angesehen wird. Nach W. Farrs Zusammenstellung kommen auf 100 Aufnahmen in Irrenanstalten 15,5 und auf 100 Genesungen 20,5 Recidive; s. Seelenstörungen. Vgl. Reil und Hoffbauer, Beiträge zu einer Kurmethode auf psychischem Wege, Halle 1808—10, 2 Bde.; Vering, Psychische Heilkunde, Leipz. 1817—25, 2 Bde.; Heinroth, Lehrbuch der Störungen des Seelenlebens, das. 1818, 2 Bde.; Esquirol, Pathologie und Therapie der Seelenstörungen, das. 1827; neue Aufl., Berlin 1836; Friedreich, Handbuch der gerichtlichen Psychologie, 2. Aufl., Regensburg 1842; Blumröder, Ueber das Irreseyn, Leipz. 1836; Guislain, Vorlesungen über die Geisteskrankheiten oder Phrenopathien, deutsch von Lähr, Berlin 1854; Griesinger, Die Pathologie und Therapie der psychischen Krankheiten, Stuttgart 1845.

Seelenlehre, s. Psychologie.

Seelenmesse, s. Messe.

Seelenruhe, Abwesenheit aller Affekte und

Leidenschaften, welche die Seele in heftige Bewegung setzen und dadurch beunruhigen; auch s. v. a. Zufriedenheit der Seele. Vgl. M. Enk, Eudoxia oder die Quellen der S., Wien 1824.

Seelenstörungen, hauptsächlich durch Heinroth eingeführte Bezeichnung der Krankheiten mit dem Symptome der Anomalie der psychischen Funktionen, synonym gebraucht mit Geisteskrankheiten. Das Wesen der S. ist Störung der normalen Thätigkeiten der Seele, Abweichungen der Gefühls- u. Denkthätigkeit von der Norm. Schon seit lange stehen sich in Bezug auf die S. in der Medicin zwei Hauptansichten entgegen. Die älteste derselben und diejenige, welche noch jetzt die meisten Anhänger zählt, leitet die psychischen Krankheiten von einer Störung im leiblichen Leben her. Obgleich nun auch hier die Meinungen wieder verschieden sind, und die Einen annehmen, jede psychische Störung werde nur durch das Gehirn, Andere, durch das Gehirn und die Ganglien vermittelt, und wieder Andere, es könnten auch andere Theile des Organismus außer dem Nervensystem unmittelbar krankmachend auf die Seele wirken, so lassen sie sich doch alle zusammen unter der Benennung „somatische Theorie" zusammenfassen. Derselben steht die Erwägung entgegen, daß, wie so häufig somatische Störungen, selbst des Gehirns, ohne psychische und diese ohne jene vorkommen; daß ferner, wie die somatische Ansicht selbst anerkennt, das gleichzeitige Stattfinden von psychischen und somatischen Krankheiten gar oft für eine bloße Komplikation zu erklären ist; daß endlich, wie ebenfalls erwiesen ist, das somatische Leiden in sehr vielen Fällen eine bloße Folge des psychischen ist. Es erscheint also die Annahme eines derartigen konstanten Kausalnexus, wonach das psychische Leiden immer nur die nothwendige Wirkung eines physischen sey, als völlig unbegründet. Die andere Hauptansicht suchte den Grund und Sitz des psychischen Erkrankens in der Seele selbst und leitete dasselbe aus einer freiwillig eingegangenen Unfreiheit ab, welche mit einer Hingabe an das Böse identisch seyn sollte. Dieser Ansicht steht aber entgegen, daß das physische Moment als Ursache von Seelenkrankheiten nicht abgeleugnet werden kann u. psychisches Erkranken nicht identisch mit Sündigen ist, sofern jede Sünde zwar als eine Abnormität der Seele, aber nicht jede Seelenabnormität als eine Sünde zu betrachten ist. Eben so wenig wie in der Sünde sind die S. bloß in der Leidenschaftlichkeit begründet, obgleich die Leidenschaften wichtige Ursachen und später Symptome derselben werden können. Die durch den Kampf zwischen diesen beiden Hauptansichten sich herausstellende Ueberzeugung, daß beide ungenügend seyen, führte zu anderweitigen Theorien, indem man jene theils gegenseitig zu ergänzen und äußerlich zu verbinden, theils durch den an und für sich richtigen, aber unrichtig gedeuteten u. angewandten Grundsatz der Einheit des Menschen aufzuheben suchte. Es macht sich hierbei aber vorwiegend der Gedanke geltend, daß die psychischen Krankheiten Krankheiten der Seele selbst sind, daß sie aber nicht in den geistigen, sondern in niedrigen, sinnlichen Sphären derselben ihren Sitz haben. Es ist aber keineswegs immer auf eine Seelenkrankheit zu schließen, wenn wir scheinbar normwidrige Erscheinungen in der sinnlichen Seele bemerken, sondern diese wirkt ihren Gesetzen gemäß so, wie sie bei einem solchen physischen Zustande wirken muß. Die S. dieser Art nennen wir sympathische oder symptomatische, da das eigentliche Kranksein nicht die Seele betrifft. Eigentliche Seelenkrankheiten sind dagegen die idiopathischen S. Hier ist die Sinnlichkeit selbst krank, und das Charakteristische derselben ist, daß Bewußtseyn, Vorstellungsvermögen, sinnliches Gefühl und Trieb sich auf gewöhnliche, normale, äußere oder innere Reize anders verhalten, als im gewöhnlichen Zustande. Wie aber die sympathischen Nervenleiden leicht in idiopathische übergehen, so gibt es auch bei den S. solche Uebergänge, und es sind daher beide Arten der S. in der Wirklichkeit nicht so scharf zu trennen. Was die sympathischen S. anlangt, so sind in der Sphäre des Vorstellungsvermögens außer den Folgen der Blindheit, Taubheit, Anästhesie und der Gedächtnißschwäche besonders folgende zu bemerken: die Sinnestäuschungen, welche auf krankhafter Thätigkeit der Sinnesnerven beruhen und darin bestehen, daß das Produkt dieser krankhaften Sinnesthätigkeit dem Patienten so erscheint, als wäre die Empfindung durch die Affektion des Sinnes von einem reellen äußeren Gegenstande erzeugt (Hallucinationen); das Delirium, wobei die innere reproduktive Thätigkeit des Gehirns, die Erzeugung der Hirnbilder vorherrscht; der Stupor, ein auf Herabstimmung des Gehirnlebens beruhender Mangel an Hirnbildern und dadurch an lebhaften Vorstellungsassociationen. Zu dem aus krankhaftem Schlaf entstehenden krankhaften Traumleben gehört der Alp, eine krankhafte Vergrößerung von abnormen Empfindungen im Schlaf in der Traumvorstellung, und der Somnambulismus (s. d.). In die Gefühlsregion gehören zuvörderst als gewöhnliche Erscheinungen die mannichfaltigen Gefühle des Uebelbefindens bei verschiedenen Krankheiten, worunter namentlich hervorzuheben sind die abwechselnden Gefühle und Launen der Hypochondrischen und Hysterischen, und die Affektionen der Seele durch die Geschlechtssphäre, wohin die Sexualmanie, als Nymphomanie und Satyriasis, und die verschiedenen Gelüste und Triebe in der Pubertäts- und Schwangerschaftsperiode, der Eß-, Stehl-, Brandstiftungstrieb ꝛc. gehören. Alle diese oder andere Krankheitsformen sind Mischlings- und Zwitterformen von psychischen u. physischen Krankheiten u. bringen es daher, wie alle diese in der Natur, selten zu voller Ausbildung. Sie abortiren als solche meist im Keim, oder schlagen in andere Formen um, entweder in Epilepsie, Konvulsionen und Starrkrampf, oder in Manie und Monomanie, mit welchen sie denn auch öfters komplicirt sind. Auch die höhern Seelensphären müssen ähnliche Wirkungen ausüben können. Hierher kann man die Ekstase zählen, wo durch Begeisterung und Exaltation der Phantasie das Vorstellungsvermögen und sinnliche Gefühl so sehr in Anspruch genommen werden, daß der Mensch gar nichts mehr von der Außenwelt weiß.

Niedrige Grade hiervon sind die Vertiefung und die damit zusammenhängende Zerstreuung. Was die idiopathischen S. oder eigentlichen Seelenkrankheiten anlangt, so nehmen hier die einzelnen sinnlichen Seelenthätigkeiten eine falsche, einseitige Richtung und kommen dadurch zu einander in ein falsches Verhältniß. Geistige sowohl als körperliche Einwirkungen bringen dann in diesen nicht mehr die gewohnten Erscheinungen hervor, es entstehen andere Vorstellungen, andere Gefühle, andere Triebe, als man nach Beschaffenheit des Reizes erwarten sollte. Der Ausdruck Verrücktheit ist daher sehr bezeichnend, in sofern diese unteren Seelenkräfte in ihrer Richtung sowohl nach oben, als nach unten verrückt werden. Man unterscheidet hier Krankheiten des Vorstellungsvermögens, des sinnlichen Gefühls, des Triebes u. Bewegungsdranges. Wenn sich ein gewisser Kreis von Vorstellungen immer und anhaltend aufdrängt, ohne daß man den Grund hiervon weder in öfterer Wiederholung entsprechender Wahrnehmungen, noch in den jeweiligen Verstandesbeschäftigungen, noch in freiwilliger Anstrengung der Phantasie, noch in der Anregung von Vorstellungen durch sinnliche, ihnen den Inhalt gebende Gefühle finden kann, so ist das Individuum, in welchem solches Statt hat, dem Wahnsinn nahe. Werden aber die aus solchen Vorstellungen gebildeten Urtheile und Schlüsse nicht mehr für bloß subjektive anerkannt, sondern für objektiv begründet gehalten, so ist der Wahnsinn da. Der Irrthum des Wahnsinnigen unterscheidet sich somit dadurch von dem des Gesunden, daß bei diesem die Verstandesoperation, es sey aus welchen Gründen es wolle, nur zu schnell fertig, ehe noch die ganze Materie vielseitig betrachtet worden ist, und daß ein solcher Irrthum nach gehöriger Widerlegung bloß noch durch Eigensinn oder Trägheit festgehalten werden kann, beim Wahnsinn hingegen der Irrthum des Verstandes durch die abnorme Funktion des Vorstellungsvermögens veranlaßt wird. Indem eines oder mehre Vorstellungsschemata vorherrschen, werden dieselben auf die meisten übrigen Vorstellungen, wenn diese nur irgendwie passen, angewendet, und eine und dieselbe Totalvorstellung reproducirt sich so bei der geringsten Gelegenheit immer wieder. So verliert die Kette der Associationen für das Individuum den Charakter der Zufälligkeit, Subjektivität und Möglichkeit und verursacht durch die beharrliche Wiederkehr den Schein für den Verstand, als ob die Dinge auch in der Wirklichkeit so verbunden wären, und damit auch den Schein der Nothwendigkeit für die Vernunft, welche in dem fortwährenden Beisammenseyn gewisser Vorstellungen zuletzt einen Kausalnexus findet. Das Individuum ist daher genöthigt, so und so zu denken, und wenn es auch zuweilen durch Belehrung seinen Irrthum erkennt, so kommt dieser leicht wieder nicht gerade wegen Eigensinns, sondern wegen jenes Zwanges der Synthese im Vorstellungsvermögen. Man theilt den Wahnsinn in einen fixen und vagen. Beim ersten hat sich der Kranke in einem einzigen speciellen beschränkten Irrthum festgerannt, und in Bezug auf Vorstellungen, die wenig Verwandtschaft mit demselben haben, kann er ganz richtig urtheilen. Wenn solche Individuen sich für Fürsten, Gott ꝛc. halten, oder glauben, sie seyen von Glas, so braucht man nicht gerade zwei Persönlichkeiten in ihnen anzunehmen, sondern nur eine halsstarrige Verknüpfung des Gedankens des Ichs mit dem speciellen Wahngedanken. Der vage Wahnsinn wird meist für ein ungeregeltes Spiel der Einbildungskraft oder der Phantasie erklärt. Der eigentliche vage Wahnsinn besteht aber darin, daß entweder das krankhaft vorherrschende Vorstellungsschema von sehr weitem Umfang ist, oder daß sich mehre solche vorfinden. Die aufmerksame Beobachtung wird nämlich bei solchen Kranken kein bloßes unbestimmtes Spiel von Phantasiebildern finden, sondern immer einen rothen Faden entdecken, an den sich alle, auch oft scheinbar unzusammenhängende Ideen anreihen, allgemeine Vorstellungsschemata, die zwar keinen einzelnen bestimmt ausgesprochenen und vorherrschenden Irrthum bewirken, die aber einzelne Vorstellungen zwingen, sich gerade in dieser oder jener sonderbaren Weise zu gruppiren, wodurch die Zahl einzelner Irrthümer natürlich größer wird. Wenn der Wahnsinn mit großer Neigung zu Verstandesübung verbunden ist, und die fixe Idee durch viel Aufwand von Dialektik vertheidigt wird, so nennt man dies Wahnwitz. Die Krankheiten des sinnlichen Gefühls sind folgende: Vorherrschende Lustgefühle der Heiterkeit, Fröhlichkeit, Aufgelegtheit, Rüstigkeit, Behaglichkeit ohne entsprechenden physischen oder gemüthlichen Grund, führen, wenn sie im Gemüthe einen gegen andere Einflüsse anhaltend sich abschließenden Zustand bewirken, zur Narrheit. Je nachdem Freude, Wonne, Eitelkeit, Hochmuth das Vorherrschende wird, entstehen verschiedene Formen der Narrheit. Düsterkeit, Unaufgelegtheit, Angst, Schwächegefühl und Unbehaglichkeit, wenn sie in ähnlicher Weise konstante Veränderungen im Gemüth hervorbringen, machen die Melancholie aus. Ein Gemisch von beiden ist die Erotomanie, als verliebte Narrheit und Melancholie. Wie bei der Liebe sowohl Hoffnung und Freude, als Besorgniß und Gram vorherrschen kann, so nimmt die krankhafte Verliebtheit bald den Charakter der Narrheit, bald der Melancholie an. Bei beiden ist aber der Grund der Verliebtheit das psychisch sinnliche Gefühl von Schwanken zwischen Lust u. Schmerz, welches sonst im Gefolge der Liebe aufzutreten pflegt. Von der Nymphomanie und Satyriasis unterscheidet sie sich deutlich durch ihren höheren Charakter und ihr Freiseyn von Geschlechtsempfindungen. Wenn der Aeußerungstrieb und Bewegungsdrang in irgend einer Weise abnorm excedirt und zugleich auch den Willen zwingt, in der entsprechenden Weise zu wirken, so ist ein solches Individuum toll. Die Tollheit hat aber verschiedene Formen. Der Irre macht entweder fortwährend Bewegungen mit den Armen, mit dem Kopfe, oder er läuft bis zur völligen Ermattung herum, was man schlechthin Bewegungstollheit nennen könnte. Oder er gefällt sich im Gestikuliren und Deklamiren, oder der Bewegungsdrang beschränkt sich aufs Sprechen als krankhafte Schwatzhaftigkeit oder Zungen=

tollheit. Der Grund des Schwatzens ist hier nicht etwa ein übergroßer Reichthum an Ideen, sondern alle Gedanken werden, wie sie vorkommen, übereilt ausgesprochen, ohne ausgebildet u. gesichtet zu werden, wodurch Widerspruch, Zusammenhangslosigkeit und so der Schein vagirender Einbildungskraft erzeugt wird. Wird endlich nicht bloß der Wille, sondern auch das Gemüth in Mitleidenschaft gezogen, und verbindet sich so der auswärts strebende Drang mit krankhaftem, vermeintlich begründetem Aerger u. Zorn, der aber dem Individuum als ein nothwendiger, auf wirkliche Objekte sich beziehender erscheint, so entsteht die Tobsucht oder Raserei, welche sich speciell als Zerstörungswuth, Mordsucht rc. gestalten kann. In allen Fällen dieser Klasse ist für den Kranken keine Möglichkeit vorhanden, den kranken Trieben zu widerstehen, weil er nichts hat, das er ihnen entgegensetzen könnte. Er hat die Besonnenheit verloren, d. h. das Vermögen, die Lage, in welche man sich durch eine Handlung versetzt, mit seiner gegenwärtigen Lage und deren Forderungen zu vergleichen und durch den Gedanken an die Unzweckmäßigkeit sich von derselben abhalten zu lassen. Die Besonnenheit geht dem Kranken aber verloren, weil der krankhafte Trieb sein ganzes Vorstellungsvermögen beherrscht, keine andern dahin bezüglichen Vorstellungen aufkommen läßt und dadurch alle Reflexion, allen Zweifel, ob die Handlung auch passend sey, unmöglich macht. Sogenannte Monomanie findet da Statt, wo sich der Wahnsinn, die Melancholie, die Raserei fixe Objekte gebildet haben, die den Scheingrund ihrer Handlungen abgeben. Nicht aber darf hieraus gefolgert werden, es sey ein einzelner Trieb krank bei Gesundseyn aller übrigen Seelenkräfte. Am häufigsten tritt das Irreseyn zwischen dem 30. u. 50. Lebensjahre ein, vor- und rückwärts entsprechen sich die Perioden nach Maßgabe ihrer gleichen Entfernung von diesem Lebensalter. Im Durchschnitt genasen bisher 40 von 100 an Irreseyn Leidenden und 60 blieben bis zum Tode gestört. Die durchschnittliche Sterblichkeit der Irrenhäuser ist wie 1 : 10; sie ist am größten beim Blödsinn; am geringsten bei der Melancholie; am stärksten im ersten Jahre der Krankheit. Vgl. Seelenheilkunde.

Seelenverkäufer (Zettelverkäufer), in Holland Personen, welche Matrosen oder Soldaten zum Dienst für die Kolonien anzuwerben suchten, dieselben bis zur Abfahrt der Schiffe unterhielten und sich dann von dem Solde derselben bezahlt machten. Sie bekamen bei der Abfahrt einen Schuldbrief (Transportzettel) auf 150 Gulden, welche, wenn der Verkaufte am Leben blieb, diesem vom Lohne abgezogen und dem S. ausgezahlt wurden. Mit diesen Transportzetteln wurde ein förmlicher Handel getrieben, indem die S. sie wieder an Kapitalisten für einen niedrigeren Preis absetzten, wogegen diese das Risiko des möglichen Verlustes übernahmen. Dasselbe geschah mit den sogenannten Monatszetteln, worin ein Angeworbener seinen Verwandten in Europa versprach, sich jährlich einige Gulden von seinem Solde abziehen und das Geld jenen auszahlen zu lassen.

Seelenwanderung. Die Lehre, daß die Seele, bevor sie den menschlichen Körper belebe, schon in andern Körpern gewohnt habe und nach dem Tode des Menschen wiederum in einen neuen Organismus eingehe, um diesem als belebendes Princip zu dienen, ist uralt und bildete nicht bloß in verschiedenen religiösen Systemen des Alterthums einen wichtigen Glaubensartikel, sondern wurde auch von Philosophen ausgesprochen und vertheidigt. Die Brahmanenlehre der alten Indier stellt die Wanderungen der Seele nach dem Tode durch böse und gutartige Thiere als Büßungen und Mittel der Läuterung dar. Die Geheimlehre der ägyptischen Priesterkaste nahm an, daß die Seele nach dem Tode des Leibes durch alle Thiergattungen wandere, nach 3000 Jahren aber wieder in einen Menschenleib komme. Wahrscheinlich von den Aegyptern empfingen die Griechen den Glauben an die S., und zuerst sollen Pythagoras und sein Lehrer Pherecydes dieselbe unter ihre philosophischen Lehren aufgenommen haben; jener dachte sich dieselbe als einen Läuterungsprozeß. Metempsychosis, Seelenwechsel, und Metensomatosis, Körperwechsel, sind die griechischen Bezeichnungen für S. Die spätern Pythagoräer lehrten, daß der Geist, von den Fesseln des Körpers befreit, in das Reich der Verstorbenen eingehe, daselbst längere oder kürzere Zeit verweile u. dann wieder andere menschliche oder thierische Körper belebe, bis er geläutert und würdig sey, zum Urquell des Lebens wieder zurückzukehren. Empedocles behauptete eine Wanderung der Seele selbst in Pflanzenkörper. In den griechischen Mysterien lehrte man, daß die Seele bei ihrer Ankunft auf der Erde in eine Menge Gewänder (Leidenschaften und sinnliche Begierden) eingekleidet werde, die sie eins nach dem andern wieder abwerfen müsse, ehe sie zurückkehren könne. Als Führer der Seelen, der sie zu ihrer ursprünglichen Heimath zurückgeleitet, erscheint Dionysus oder Bacchus, der sie von der Persephone aus dem Schattenreich, wo sie einer Läuterung unterworfen worden waren, wieder auf der Erde empfing, wo sie nun durch Erkenntniß und That die Heroenwürde erstrebten. Gelegenheit zur Reinigung boten die Mysterien. Plato spricht es geradezu aus, daß die Seelen vor ihrem Erscheinen im Menschen schon einmal dagewesen seyen (Präexistenz) und, wenn sie zum zweiten Male kämen, sich Körper aussuchten, die ihrer Beschaffenheit am angemessensten wären. Bis zur völligen Rückkehr in den Schooß der Gottheit verfließt nach ihm ein Zeitraum von 10,000 Jahren. Die Neuplatoniker erweiterten diese mystischen Ansichten noch mehr; Plotin unterscheidet eine Wanderung der Seelen aus unsichtbaren ätherischen Körpern in irdische u. eine Wanderung aus irdischen wieder in irdische. Aristoteles verwarf die S., weil sie voraussetze, daß die Seele sich zu bestimmten Körpern gleichgültig verhalte. Die Juden zur Zeit Christi glaubten ziemlich allgemein an die S. Die Talmudisten nahmen an, Gott habe nur eine bestimmte Anzahl von Judenseelen geschaffen, die daher immer wiederkämen, so lange es Juden gebe, bisweilen auch zur Strafe in Thierkörper versetzt, am Tage der Auferstehung aber alle ge-

reinigt seyn und in den Leibern der Gerechten im gelobten Lande aufleben würden. In der christlichen Kirche lehrten nur die Gnostiker und Manichäer eine S.; das kirchliche Dogma aber nahm sie nicht an, und die Kirchenväter sowohl, als die späteren Kirchenlehrer haben gegen diesen Glauben angekämpft. Vgl. Schlosser, Ueber die S., Leipzig 1781.

Seelfrau, s. v. a. Leichenfrau.

Seelöwe, s. Robben.

Seemacht, die Gesammtheit der Kriegsschiffe, die ein Staat besitzt; Staat, welcher zum Schutz seines Handels und seiner überseeischen Besitzungen bedeutende Kriegsflotten unterhält, oder auch ein solcher Staat, dessen maritime und koloniale Macht seine Bedeutung auf dem Festlande überragt, wie dies bei Venedig, Genua und Holland früher der Fall war.

Seemeile, Meile, die bei den Seeleuten fast aller europäischen Völker in Gebrauch ist, indem 60 solcher S.n auf einen Grad des Aequators gerechnet werden. Drei S.n machen eine englische und französische S.

Seenesseln, s. Meernesseln.

Seeotter (Enhydris), Säugethiergattung aus der Ordnung der Raubthiere und der Familie der Marder, der Fischotter (s. d.) sehr ähnlich, wird durch die einzige Art: edle Meer- oder Seeotter (E. lutris L.) repräsentirt. Ihre charakteristischen Merkmale sind folgende: Die Mittelzehen der kleinen Vorderfüße sind unter sich und alle auf der Unterseite durch eine schwielige Haut verwachsen; die Ohren sind kurz, tutenförmig eingerollt; der Kopf ist rund, die Schnauze stumpf; oben stehen 4, unten 5 Backenzähne und oben und unten 6 Vorderzähne; der Schwanz ist fast rund, der Pelz sammetschwarz. Die Länge des Thieres beträgt ohne den 8 Zoll langen Schwanz 3 Fuß und darüber. Die S.n, die sich wegen der weit nach hinten gerückten Hinterbeine den Robben nähern, gehen sehr schwerfällig, schwimmen aber desto geschickter und werden über 100 Seemeilen weit von der Küste im Meere angetroffen. Sie finden sich vornehmlich an den Küsten von Kamtschatka, der Kurilen, Aleuten, Alaschka's, sowie längs der Westküste von Nordamerika bis 27° n. Br. Der Pelz, welcher einen außerordentlichen Glanz hat und nicht verschießt, wird höher als der des Zobels und Hermelins geschätzt. Als die besten Felle gelten die, welche am Halse und Unterleibe mit glänzenden Silberhaaren reich gemengt sind. Dergleichen kosten an Ort und Stelle 80—100 Thaler und werden oft zum Preise von 1000 Thalern an die Chinesen verkauft. Das Fleisch wird gegessen.

Seeprotest (Verklarung), die aus dem Schiffsjournal entnommene Darstellung des Hergangs bei einer Havarie (s. d.).

Seeräuberei (Piraterie), auf offener See von Schiffen (Raub-, Piratenschiffen) unter willkürlicher Flagge und auf eigene Macht hin ausgeübte Räuberei, im Gegensatz zur Kaperei, die Privatleuten und Rhedern von einer kriegführenden Macht gegen die ihr feindliche durch Patent erlaubt wird. In der heroischen Zeit galt die S. für ein erlaubtes, selbst Ruhm bringendes Gewerbe. Später war sie häufig Nachwirkung langwieriger Seekriege oder innerer Zerwürfnisse in Seestaaten. Vornehmlich ward sie in inselreichen Meeren und an buchtenreichen Küsten betrieben. Gefürchtet machten sich im Alterthum besonders die cilicischen Seeräuber im Mittelmeere, welche Pompejus 67 v. Chr. vernichtete; dann waren vom 8. bis ins 11. Jahrhundert die Normannen der Schrecken der abendländischen Küsten, und die nordafrikanischen Seeräuber durften ihr Wesen selbst bis in die neuere Zeit treiben. Ein gewisser romantischer Nimbus umgibt die Flibustier und Buccanier (s. d.) in Westindien. Griechische Seeräuber hatten bis 1828 ihren Hauptschlupfwinkel zu Karabusa auf Kreta und tauchten auch in neuester Zeit, z. B. 1854, wieder auf. In Folge des Unabhängigkeitskampfes des ehemaligen spanischen Amerika's gegen das Mutterland beunruhigten Seeräuber die westindischen und südamerikanischen Gewässer, während solche von persischer und indischer Nationalität im persischen Meere dem indischen Handel großen Abbruch thaten. Gefürchtete Seeräuber sind gegenwärtig noch die malayischen Freibeuter im ostindischen Archipel, welche eine Art von Raubstaaten bilden, sowie auch an der westafrikanischen Küste von den Ashantee's und andern Negervölkern noch S. getrieben wird. Seeräuber werden in der Regel sofort nach ihrer Ergreifung mit dem Tode bestraft und an dem Mast aufgeknüpft.

Seerecht, der Inbegriff der Gesetze, welche in Bezug auf Schifffahrt und Seehandel zwischen Privatpersonen sowohl, als zwischen Völkern und Staaten Geltung haben. Soweit diese Rechtsnormen nur den Privatverkehr des Seehandels berühren, gehören sie als Theil des Handelsrechts zu dem Privatrecht, soweit sie den Verkehr und die Interessen seehandeltreibender Staaten betreffen, zu dem Völkerrecht. In ersterer Beziehung ist das Rechtsverhältniß des Kaufmanns zum Schiffskapitän, des Kapitäns zum Schiffsherrn, der Schiffsleute zum Kapitän von Wichtigkeit und was sonst auf die Uebernahme, den Transport und die Ueberlieferung der Waaren Bezug hat; in letzterer Beziehung sind die Gesetze über den Verkehr der Schiffe verschiedener Staaten untereinander, über das Strandrecht, das Kaperrecht, das Hafenrecht etc., von Bedeutung. Das älteste bekannte S. ist das der Insel Rhodus (lex Rhodia), das in das römische Recht überging. Aus dem Mittelalter sind die Seegesetze von Oléron in Frankreich, das Consolato del mare, die Seegesetze Barcelona's aus dem 13. Jahrhundert, die Seerechte Flanderns von Damme, das S. von Amsterdam aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts, das von Wisby aus dem 13. Jahrhundert, das hamburger Schiffsrecht von 1270 und das lübecker von 1299, aus der neueren Zeit die niederländische Ordonnanz Kaiser Karls V. von 1549 und vorzüglich die französische Ordonnance maritime von 1681 hervorzuheben. Um wissenschaftliche Bearbeitung des S.s haben sich verdient gemacht die Engländer Robinson, Ward, Howard und Wheaton; die Franzosen Audouin, Rayneval, Boucher und Boulay-Paty („Cours de droit commercial maritime“, Paris 1821, 4 Bde.); die Italiener

Galiani, Azuni („Systema universali dei principii del diritto maritimo“, Florenz 1759, 2 Bde.) und Plantanida („Della giurisprudenza marittima“, Mailand 1806, 3 Bde.); die Deutschen Martens, Gildemeister, Büsch, Jacobson („S. des Friedens und Kriegs“, Altona 1815, und „Englisches S.“, Hamburg 1805) und neuerlich Kaltenborn („Grundsätze des praktischen europäischen S.s“, Berlin 1851, 2 Bde.). Die vollständigste Sammlung der Seegesetze ist Pardessus' „Collection des lois maritimes antérieures“ (Par. 1824 f.). Die völkerrechtlichen Bestimmungen über das S. beruhen auf den zwischen den machthabenden Staaten abgeschlossenen Verträgen. Die wirkliche Seemacht ist es hier natürlich, welche die Satzungen für das S. diktirt. Englands Präponderanz zur See hat einen Streit zwischen dieser Macht und den übrigen europäischen Mächten hervorgerufen, der jetzt noch nicht entschieden und bei jedem Seekriege von Neuem ausgebrochen ist. England stellte vornehmlich folgende Grundsätze auf: Die Neutralen sind nicht befugt, dem Feinde Kriegsbedürfnisse (diese im weitesten Sinn genommen) zuzuführen, oder unter ihrer Flagge Eigenthum der Feinde zu transportiren (die Flagge deckt die Ladung nicht); die kriegführenden Mächte dürfen ganze Küsten in Blokadezustand versetzen, d. i. alle Kommunikation zur See dahin hindern; auch sind sie berechtigt, die Schiffe der Neutralen zu visitiren. Solchen Forderungen Englands setzte Rußland die bewaffnete Neutralität, Frankreich das Kontinentalsystem entgegen; weder das Eine, noch das Andere ward aber vollständig realisirt. Nach der Rückkehr des Friedens ließ man die Frage auf sich beruhen. Aber nach dem Ausbruch des Kriegs zwischen Rußland und den Westmächten 1854 mußte sie aufs Neue Gegenstand der Erörterung werden. Die britische Regierung erklärte wieder ausdrücklich, daß das Eigenthum, welches die im feindlichen Lande Angesessenen oder Etablirten aus Feindesland ausführen, in allen Fällen als Feindesgut und mithin als rechtmäßige Kriegsprise, auch wenn es sich an Bord eines neutralen Schiffes befinde, anzusehen sey. Der oberste Grundsatz für die freie Schifffahrt ist der zuerst in Frankreich, später von den übrigen Seemächten angenommene und in neuerer Zeit besonders von den nordamerikanischen Freistaaten vertheidigte Satz: „Frei Schiff, frei Gut“, oder, was fast dasselbe bedeutet: „Die Flagge deckt die Waare“. Für die Handhabung des S.s sind bisweilen Gerichte niedergesetzt, welche den Namen Admiralitäts- oder Prisengerichte führen.

Seeschlacht, ein Gefecht mehrer Kriegsschiffe gegen einander. Die Seetaktik bezweckt hauptsächlich die Eroberung oder Vernichtung der feindlichen Schiffe, nämlich der taktischen Einheiten auf der See. Die Mittel, diesen Zweck durchzuführen, oder selbst der Vernichtung zu entgehen, bestehen erst in den verschiedenen Manövern, dann in dem Geschützfeuer. Bei letzterem werden die Geschütze auf den Punkt gerichtet, wo das feindliche Schiff das Wasser berührt, und noch etwas tiefer, um ihm Grundschüsse zu geben, auch etwas höher, auf das Schiff über dem Wasser, sowie nach den Masten, Rahen und Segeln gerichtet. Bei längerer Dauer des Gefechts kann es nicht fehlen, daß entweder einige Schiffe in die Luft fliegen, oder daß sie durch den Verlust ihrer Maste, oder durch den Ruin ihres Takelwerks, oder durch erhaltene gefährliche Lecke entweder kampfunfähig werden, oder nicht mehr im Stande sind, die See zu halten. Hat das im Nachtheil befindliche Schiff sich noch nicht für überwunden bekannt, „seine Flagge gestrichen“, d. h. sie vom Maste herabgelassen, so legen sich die feindlichen Schiffe so nahe wie möglich an dasselbe, u. nachdem ein Kartätschenhagel das obere Deck gereinigt, wird zum Entern geschritten, worauf der Kampf mit der blanken Waffe die Eroberung des Schiffs vollendet. Nicht immer entscheidet die Größe des Schiffs den Sieg, öfter die größere Thätigkeit und Entschlossenheit der Mannschaft und besonders die Geistesgegenwart des Kapitäns. Durch Entern sind oft selbst Linienschiffe von Fregatten genommen worden. Die S. besteht im Grunde nur aus mehren solcher Einzelgefechte. Die Schlachtordnung besteht entweder nur aus Einer Linie, oder es stehen zwei, ja manchmal drei Linien hinter einander. Im letzten Falle heißt die erste die „Linie auf dem Winde“, die mittlere die „Linie des Centrums“, die dritte die „Linie unter dem Winde“. Die Schlachtordnung selbst ist entweder parallel, oder der Feind wird in der Mitte durchbrochen, oder auf den Flügeln umgangen und zwischen zwei Feuer genommen. Zur Seite der Flotte, doch außerhalb des Kanonenschusses, legen sich die Repetirschiffe und Brander, noch weiter zurück die Transport-, Proviant- und Krankenschiffe, oft von einigen Fregatten gedeckt. Ist die Schlacht im Gange, so hören alle Manöver auf; das Admiralschiff spielt die Rolle eines jeden andern Flottenschiffs, und die Befehle, welche nur durch Signale gegeben werden können, beziehen sich dann meist nur auf die Reserve, auf Einstellung des Feuers, auf das Entern oder den Rückzug. Die Fregatten befinden sich in der Schlacht entweder im zweiten Treffen, oder auf den Flügeln, oder in der Reserve. Die Schlachtordnungen der Alten, welche das Schießpulver nicht kannten, waren natürlich wesentlich verschieden von denen der Neueren. Man stellte die Schiffe bald in Einer Linie auf, was das Gewöhnlichste war, oder bildete zwei getrennte Linien, wie Flügel, oder ein Mitteltreffen mit zwei Flügeln; bald brachte man alle Schiffe in zwei Treffen, von welchen das letztere die Reserve bildete. Oft stellte man auch die Schiffe in einen halben, gegen den Feind konvexen oder auch konkaven Mond auf, sowie in Form eines V 2c. Der Kampf begann mit dem Admiralschiffe. Im Anfange des Gefechts bedienten die Soldaten sich ihrer Wurfgeschosse, die Ruderer manövrirten mit den Schiffen, machten verschiedene Bewegungen und forderten die Feinde dadurch gleichsam heraus. Manchmal gingen die Schiffe auch sogleich auf einander los, und man suchte durch die schwereren Schiffe die feindliche Schlachtordnung zu durchbrechen, dem Feinde aber durch Abbrechen der Ruder Schaden zuzufügen, oder mit Sicheln, welche an langen Stangen angebracht waren, die Taue abzukappen 2c. Auch stieß man mit den

Schiffsschnäbeln gegen das Vorder- oder Hintertheil oder gegen die Seiten der feindlichen Schiffe, um dieselben zu zertrümmern und kampfunfähig zu machen. Endlich zog man die feindlichen Schiffe mit Ketten und Haken an sich, drang in dieselben ein und kämpfte nun ganz wie auf dem Lande. Die Römer bedienten sich zu Zerstörung der feindlichen Schiffe insbesondere auch der Brander oder warfen brennende Geschosse oder mit brennenden Materialien angefüllte Gefäße in dieselben. In ähnlicher Weise wurden die S.en das ganze Mittelalter hindurch geführt, bis die Anwendung der Geschütze die Kriegführung zur See ganz umgestaltete. Die Schlachten auf der See dauern nicht so lange, als Landschlachten, und die besiegte Flotte ist gewöhnlich größtentheils ruinirt, vernichtet (Abukir, Trafalgar, Navarin). Auch wird ein Sieg zur See in der Regel viel wohlfeiler erkauft, als ein solcher zu Lande. Ist der Sieg errungen, so muß er möglichst kräftig benutzt, die Schiffe, die sich nicht ergeben wollten, müssen in den Grund gebohrt, in Brand gesteckt, oder wenigstens für lange Zeit dienstunfähig gemacht werden. Die geschlagene Flotte aber muß sich beeifern, möglichst viel Schiffe zu retten, die beschädigten hingegen aus dem Bereich des feindlichen Feuers zu entfernen, anderen, die großen Verlust erlitten haben, frische Mannschaft senden, die Schiffe, die noch nicht im Feuer waren, an die gefährlichsten Punkte schicken ꝛc. Der Rückzug geschieht meist in der Gestalt eines Halbmondes.

Seeschlange, s. Kracken.

Seesen, Amtsstadt im braunschweigischen Amt Gandersheim, an der kleinen Schildau und dem Harze, hat 2 Kirchen, ein altes und neues Schloß, ein Hospital, eine Schwefelquelle mit Badeanstalt, Kamelot-, Leder- und Eisenwaarenfabrikation und 2800 Einw.

Seesoldaten, Soldaten, welche auf Kriegsschiffen als Musketiere und zur Bemannung der Boote bei Landungen dienen und außerdem auch zu Geschäftsverrichtungen am Tauwerke, welches zum Stellen der unteren Segel dient, sowie zur Bedienung der Geschütze herbeigezogen werden. Ihre Offiziere bedürfen nicht nothwendig nautischer Kenntnisse.

Seesterne (Meersterne, Asteriden), Strahlthiere, Familie aus der Ordnung der Stachel- oder Igelhäuter (Echinodermata), charakterisirt durch den flach-scheibenförmigen oder flach-gewölbten, selten 5eckigen, meist 5strahligen oder in 5 — 25 einfache oder verästelte Strahlen (Arme) getheilten, ungestielten, freien Körper. Außer dem Hautskelet ist noch ein inneres, stets vom Munde ausgehendes vorhanden, welches aus eben so vielen gelenkartig mit einander verbundenen Reihen von Ringen besteht, als Arme da sind, und dem Körper große Beweglichkeit gibt. Der Mund befindet sich auf der unteren Fläche der Scheibe im Mittelpunkte, der After, wenn ein solcher vorhanden ist, stets gegenüber auf der Rückenfläche. Auf der unteren Fläche der Scheibe und oft auch der Arme sind in den Strahlen Rinnen angebracht, welche die fast ganz in diese Rinnen zurückziehbaren Saugfüßchen beherbergen. An irgend einer Stelle der Körperscheibe bemerkt man stets eine eigenthümliche schwammige Kalkplatte, die sogenannte Madreporenplatte, deren Bestimmung unbekannt ist. Die Verdauungsorgane bilden einen sackförmigen (bei fehlendem After blinden) Magen mit eben so vielen von ihm auslaufenden blinden Schläuchen oder Blinddärmen, als Körperstrahlen vorhanden sind. Die Geschlechtsöffnungen sind stets in den Zwischenräumen der Arme, bei den eigentlichen S.n oben, bei den Schlangensternen unten befindlich. Da aber deutliche Begattungsorgane eben so wenig vorhanden sind, als deutliche Respirationsorgane, so muß die Befruchtung durch das Wasser vermittelt werden, und in Folge davon ist das aus dem Ei hervorkriechende Thier eine von dem erwachsenen ganz verschiedene, mikroskopische Larve, welche sich nach Art einer Knospe oder durch Metamorphose zum vollständigen Thier entwickelt. Die Larven leben im hohen Meere, die ausgebildeten Thiere dagegen zwischen Felsenritzen und am Meeresgrunde zwischen Tangen und Korallenstämmen. Fast ⅓ aller Arten findet sich im indischen Ocean. Merkwürdig ist ihre außerordentliche Reproduktionskraft in Ergänzung verlorener Körpertheile. Die Klassifikation der S. richtet sich besonders nach der Körperform, dem Vorhandenseyn oder Fehlen des Afters, sowie nach der Stellung der Madreporenplatte. Zu der Gattung Stachelstern (Asteracanthion), mit überall regelmäßig oder unregelmäßig mit spitzen Stacheln oder gestielten Knöpfchen besetztem Körper, gehört der gemeine Seestern (A. rubens *M.* et *Fr.*), der 5 platte, warzig gestachelte, dreimal so lange als breite Arme, kurze, zahlreiche, unregelmäßig zerstreute Rückenstacheln hat, röthlich, bis 12 Zoll groß ist u. sich häufig an den europäischen Küsten findet, manchmal in solcher Menge, daß er zum Dünger der Felder benutzt wird. Die Gattung Schlangenstern (Ophioderma) charakterisirt sich durch 5 oder mehr furchenlose, lange, einfache oder verzweigte Arme, den scheidenförmigen, schuppigen, körnigen, stacheligen oder nackten, afterlosen Leib und den sternförmigen Mund. Hierher gehört der gemeine Schlangenstern (O. longicaudata *M.* et *Fr.*), mit 4—5 langen, rund-pfriemlichen, fast glatten Armen, meist grünlichbraun von Farbe, häufig im Mittelmeere. Die Gattung Medusenstern (Asterophyton) ist ausgezeichnet durch die vielfach zertheilten Arme und die große Anzahl (bis 30,000) der Glieder. Alle diese Thiere bringen den Menschen keinen Nutzen und haben nur naturgeschichtliches Interesse.

Seestücke, Gemälde, welche die See darstellen. Die See- oder Marinemalerei sucht entweder das Meer mit seinen wechselnden Erscheinungen an und für sich oder in seiner Verbindung mit dem Menschen und seinem Treiben darzustellen. Im ersteren Falle ist sie ein Zweig der Landschaftsmalerei, im letzteren aber greift sie besonders in das Gebiet der Schlachtenmalerei hinüber. Ihre Entstehung verdankt sie der holländischen Schule des 17. Jahrhunderts. In der Darstellung des stürmisch erregten Meeres zeichneten sich namentlich Bonav. Peters, Pet. Molyn der Jüngere (Tempesta) und Ald. van Everdingen

aus, während Lud. Backhuysen die See in ruhigem und bewegtem Zustände, sowie den Kampf der Schiffe gegen sie trefflich zur Anschauung brachte. Auch Jak. Ruysdal war ein ausgezeichneter Marinemaler. Treffliche Seeschlachten lieferten Joh. und Bonav. Peters und Wilh. van der Velde. Unter den Neueren sind als Marinemaler die Holländer J. C. Schotel, die beiden Linnig, Hulk und Koeckoeck (Water-Koeckoeck), die Franzosen Judin, Barry und Mayer und die Deutschen A. Achenbach und Hünten in Düsseldorf, F. Weiß, Krause, L. Herrmann und Schmidt in Berlin hervorzuheben.

Seetaufe, s. Meertaufe.

S. E. et O., Abkürzung für Salvo errore et omissione, Irrthum und Auslassung vorbehalten, wird gewöhnlich an das Ende eines Kontokorrent geschrieben, um dadurch anzudeuten, daß, wenn irgend in dieser Rechnung Etwas fehlerhaft oder gar ausgelassen sey, man dieses nachzutragen oder zu ändern sich vorbehalte.

Seetzen, Ulrich Jaspar, berühmter Reisender und Naturforscher, geboren den 30. Januar 1767 zu Sophiengroden in der Herrschaft Jever, studirte 1785—88 zu Göttingen Medicin und Naturwissenschaften und unternahm 1802 eine Reise in den Orient und nach Afrika. Er ging über Konstantinopel nach Aleppo, besuchte von hier aus 1805 den Libanon und Antilibanon und Anfangs 1806 die Gegenden an der Ostseite des Jordans und des todten Meeres, wandte sich 1807 über Suez nach Kairo, wo er 2 Jahre verweilte und eine reiche Sammlung von Handschriften, Alterthümern und Naturalien zusammenbrachte, die sich jetzt in Gotha befindet. Von Mittelägypten aus besuchte er 1809 Mekka und Medina, wandte sich im März 1810 nach Jemen, von da nach Aden und auf einem von Europäern noch nicht betretenen Küstenwege nach Mokka, von wo aus er am 17. November 1810 an Lindenau in Gotha schrieb. Seitdem hörte man nichts wieder von ihm, bis man vier Jahre später erfuhr, daß er auf der Reise zum Imam von Sana, der in Mokka S.s Effekten hatte mit Beschlag belegen lassen, nahe bei Taes im Oktober 1811 eines plötzlichen Todes gestorben sey. Sein verloren geglaubtes Tagebuch kam in die Hände des Professors Kruse in Dorpat.

Seeversicherung (Seeassekuranz), Sicherstellung von Seeschiffen und deren Ladungen gegen Gefahr zur See mittelst Vertrags zwischen dem Eigenthümer (dem Versicherten) und einem Versicherer (Assecurateur), der gegen Zahlung einer Prämie Garantie und eventuelle Entschädigung übernimmt. Es gelten hierbei im Allgemeinen dieselben Grundsätze wie bei der Feuer- und Lebensversicherung, nur mit dem Unterschiede, daß nicht bloß Gesellschaften, sondern auch Privatpersonen die Versicherung bewirken. Insbesondere gelten bei S.en noch folgende Bestimmungen: Kein Schiff darf über seinen wahren Werth versichert werden. Ist das Schiff schon in See, so darf keiner der Kontrahenten über dessen Schicksal Kunde haben. Der zu ersetzende Verlust darf weder durch den Versicherer, noch durch einen von dessen Untergebenen veranlaßt worden seyn. Läuft von einem versicherten Schiffe keine Kunde ein, so tritt (in Europa) bei den nach europäischen Häfen bestimmten Schiffen gewöhnlich nach einem Jahre, bei den nach anderen Welttheilen ausgesendeten nach 2 Jahren der Versicherte das versicherte Eigenthum an den Versicherer ab und nimmt von diesem dafür die versicherte Summe in Empfang (Abstand, Abandon). Die Versicherung des Fahrzeugs heißt auch Cascoversicherung. Gründen sich dergleichen Versicherungen bei Küstenfahrzeugen auf Gegenseitigkeit, so werden sie auch Kompakten genannt. Vgl. Benecke, System des Seeassekuranz- und Bodmereiwesens (umgearbeitet von Nolte, Hamburg 1851—52, 2 Bde.). Vgl. Havarie.

Seewiesen, ausgedehnte Felder von schwimmendem Seetang (Fucus natans), welche dem Meer an einzelnen Stellen ein wiesenartiges Ansehen geben. Von großer Ausdehnung ist die Seewiese (Mar de Sargazo) im Meridian der Azoreninseln Cuervo und Flores zwischen dem 25. und 26. Breitengrade; von etwas kleinerem Umfang ist die um die Inseln des grünen Vorgebirgs sich herumziehende. Erstere hielt man für Ueberreste der fabelhaften Atlantis.

Seewolf (Anarrhichas), Fischgattung aus der Ordnung der Kehlflosser und der Familie der Schleimfische (Gobioidei), ohne Bauchflossen, aber mit sehr langen, fast zusammenstoßenden unpaarigen Flossen, langen, kegelförmigen Vorderzähnen, durch Gebiß und Größe gefährliche Raubfische der nördlichen Meere. In der Nordsee bis Island findet sich häufig der gemeine S. (Seekatze, A. lupus *L.*), bräunlich mit schwärzlichen Querbinden, 5—7 Fuß lang, wird besonders um Island gefangen, wo sein Fleisch gegessen, die Galle zu Seife, die Haut zu Schuhen und auch als Chagrin benutzt wird.

Seewurf, das Ueberbordwerfen der Schiffsladung; je nachdem die Erleichterung des Schiffes nothwendig ist, geschieht dies mit einem Theil oder mit der ganzen Ladung. Bei assekurirten Schiffen wird der Schaden ersetzt. Der S. fällt in die Avarie grosse. Nicht zu verwechseln mit Seesturz.

Seez (Sees), Stadt im französischen Departement Orne, Arrondissement Alençon, an der Orne, Bischofssitz, mit großem und kleinem geistlichen Seminar, Kathedrale, Collége, Fabriken für Spitzen, Tuch, Serge und Musselin, Gerberei, Calicofabrik und 4480 Einw.

Segeberg, Amtsstadt im Herzogthum Holstein, zwischen der Trave und dem segeberger See, hat ein Schullehrerseminar, Spital, Armenhaus, Tabaks- u. Cigarrenfabrikation, Wollenspinnerei, Kalkstein- und Gypsbrüche und 3300 Einw.

Segel, ein an den Masten eines Schiffes und an dessen Bord durch Taue befestigtes ausgespanntes Stück starker Leinwand, welches dazu dient, den Wind aufzufangen und mit seiner Hülfe das Fahrzeug fortzubewegen. Die einzelne Breite des Segeltuches, deren mehre aneinander genäht das S. bilden, heißt Kleid, der mittlere Theil des S.s, welcher durch den Wind angeschwellt und durch den Bauchgurt befestigt wird, der Bauch, die hervorragenden oberen Ecken, durch welche die Taue gezogen werden, aber Hörner. Am Rande sind die S. mit einer eingenähten Leine (Leik), an der sich besondere

Schleifen (Lägel) befinden, eingefaßt, damit die nöthigen Taue an ihnen befestigt werden können. Die S. sind nach ihrer Form entweder: Rahsegel, die an einen wagrechten Baum befestigt sind, der horizontal oder schief, aber mittelst der Brassen nach der Richtung des Windes gestellt wird; oder Ruthensegel, die an einer schrägen, sehr geneigten Rahe befestigt, gewöhnlich lateinische, d. h. dreieckige S. und auf den Galeeren, Schebecken, Tartanen, Felucken rc. des Mittelmeeres gebräuchlich sind; oder Sprietsegel, die viereckig sind, durch eine sie diagonal ausspannende Stange (Spriet) im Winde gehalten und sowohl auf kleineren Seeschiffen, als auch auf Flußkähnen geführt werden; oder Gaffelsegel, die unten breiter, als oben, an eine starke, mit dem einen ausgeschnittenen Ende am Mast befestigte Stange (Gaffel) gebunden und unten vermittelst einer Schote angespannt werden; oder Stagsegel, dreieckige S., die an den Stagen und Leitern eines großen Schiffes befestigt werden, und zwar so, daß die untere freie Ecke durch ein Tau in den Wind gestellt und fest gehalten wird. Außerdem erhalten die S. nach den Masten, woran sie befestigt sind, noch verschiedene Namen (Mars-, Bram-, Focksegel rc.) und theilen sich nach der Lokalität, wo sie sich befinden, in Vor- und Hintersegel, je nachdem sie vor oder hinter dem großen Maste angebracht sind. Die S. werden aufgehißt, indem man sie mittelst eines Flaschenzuges und Taues vom Deck auf den Mast bringt und dort befestigt; man spannt sie auf (setzt sie bei), indem die Schoten in einen Winkel zurückgezogen werden; entschlägt sie (braßt sie voll), indem man sie nach dem Winde richtet, mit dem man abfahren will; zieht sie wieder ein (geit sie auf, beschlägt sie), indem man sie mit Hülfe der Geitaue, sowie der Bauch- und Stockgordinge zusammenzieht, damit die Leute sie vollends fest machen (einbinden) können, und streicht sie (schlägt sie ab), indem man sie sammt den Rahen von den Masten abnimmt.

Segeltuch (Segelleinwand), aus starkem Garne dicht und fest gewebter Stoff, welcher zu Segeln und wohl auch zu Zeltbekleidungen, Frachtwagendecken rc. gebraucht und meist aus reinem hänfenen, oft aber auch aus Werggarn, mit Hanf und Flachs vermengt, fast in allen Ländern, wo die Leinenfabrikation betrieben wird, besonders aber in Holland, Frankreich, Rußland, Polen, Galizien, Schottland, Irland und in vielen Gegenden Deutschlands verfertigt wird.

Segen, die Ankündigung oder Anwünschung eines Gutes, besonders der göttlichen Gnade, im Allgemeinen oder auch bei einem einzelnen Vorhaben. Die hebräischen Patriarchen betrachteten die Ertheilung des S.s als eine feierliche Handlung, durch welche der Segnende in einer gewissen Begeisterung die künftigen Schicksale vorher verkündigte, auch wohl den Sohn, dem der S. ertheilt wurde, zum Familienhaupt erklärte. Bei dem von Moses eingerichteten Gottesdienste ertheilte der Priester der Versammlung den S. Später ertheilte man gewöhnlich dem Volke jedes Mal nach dem Morgen- und Abendopfer den S., was mit Aufhebung der Hände geschah, welche der Priester vorher waschen und reinigen mußte. Wurde der S. Einzelnen ertheilt, so geschah dies unter Handauflegung. Dieser Gebrauch wurde auch von Jesus und den Aposteln beobachtet, und so ist das Sprechen des S.s aus dem jüdischen in den christlichen Gottesdienst übergegangen, wobei meist die 4. Mos. 6, 24 angegebene Segensformel gebraucht wird, welche am Schlusse des Gottesdienstes von dem Geistlichen auf der Kanzel oder am Altar gegen die Gemeinde, die sich erhoben hat, gesungen oder gesprochen wird, indem er mit der Hand das Zeichen des Kreuzes macht. Bei besondern Gelegenheiten, z. B. bei Trauungen, Taufen u. dgl., werden statt der mosaischen Segensformel auch andere Worte gebraucht. In der katholischen Kirche wird der S. (Benediktion) nach der Messe gesprochen. Jährlich ertheilt der Papst den S. dreimal unter großen Feierlichkeiten. Auch ist die Einsegnung gewisser Personen und Sachen gebräuchlich, so die Einsegnung (Aussegnung) der Wöchnerinnen, der Aebte bei ihrer Einführung, der Nonnen bei ihrer Einkleidung rc., auch des Osterlamms, des Brodes und Weins beim heiligen Abendmahl (Konsekration), der Schiffe, der Kriegsfahnen, der Häuser und Wohnungen rc. Die gewöhnlichen Ritus dabei sind neben Gebeten das Zeichen des Kreuzes, die Besprengung mit Weihwasser, die Räucherung, bei dem bischöflichen S. meist auch die Salbung mit Oel und Chrisma. Mit einigen Benediktionen ist auch ein Exorcismus verbunden. S. heißt auch ein Gebet oder eine Gebetsformel, z. B. Morgen- und Abendsegen.

Segesta, Stadt an der Nordküste von Sicilien, früher Egesta genannt, war der gewöhnlichen Sage nach von flüchtigen Trojanern gegründet, hatte als nicht griechische Stadt fortwährend mit den griechischen Pflanzstädten der Insel, namentlich mit Selinus, zu kämpfen und suchte daher bei den Karthagern Hülfe, die diese Gelegenheit benutzten, sich der Stadt zu bemächtigen. Die Karthager wurden durch Agathocles vertrieben, nach dessen tyrannischer Herrschaft S. wieder karthagische Besatzung erhielt. Im ersten punischen Kriege ward diese von den Segestanern ermordet und die Stadt den Römern übergeben, die sie für frei erklärten und mit Ländereien beschenkten. Die Stadt, im Besitz eines Hafens und Stapelplatzes, gelangte durch Handel und Verkehr zu großer Blüthe. In ihrer Nähe befanden sich warme und trinkbare Mineralquellen, Aquae Segestanae. Jetzt finden sich von S. noch Ueberreste eines Theaters, eines Tempels rc.

Segestes, Cheruskerfürst, bekannt durch seine Ergebenheit gegen die Römer. Umsonst warnte er den letzteren 9 n. Chr. vor Armins Anschlägen; von seinem eignen Stamme dazu genöthigt, mußte er sogar an dem gegen Varus ausgeführten Schlage sich betheiligen. Als er später von Hermann in seiner Burg belagert wurde, entsetzte ihn 14 n. Chr. der römische Feldherr Germanicus. S. erhielt einen freien Aufenthalt in Gallien, lieferte aber seinen Sohn Siegmund und Armins Gattin Thusnelda in die Hände der Römer.

Segetalis (lat.), auf Saatfeldern oder unter der Saat wachsend; Plantae segetales, Saatfeldpflanzen.

Segge, Pflanzengattung, s. v. a. Riedgras, Carex L.

Seghers (Segers), 1) Geraart, Historienmaler, geboren zu Antwerpen 1589, war erst Schüler H. van Balens und A. Jansens, ging dann nach Rom, später nach Spanien, wo er für den Hof arbeitete. Nach seiner Rückkehr nach Antwerpen erhielt er viele Aufträge für Kirchen. Später hielt er sich auch in England einige Zeit auf und † zu Antwerpen 1651. Man findet Werke von ihm in den Museen und Kirchen seines Vaterlandes, sowie in auswärtigen Gallerien, namentlich in der Gallerie des Belvedere in Wien und im Museum des Louvre. Während seine früheren Werke mit ihren Lichteffekten an Michel Angelo da Caravaggio, Manfredi und Cigoli erinnern, wußte er in seinen späteren Rubens' u. Van Dycks Manier mit der seinigen geschickt zu verbinden. Er ätzte auch einige größere Blätter in Kupfer, die aber selten sind. Nach ihm haben P. Pontius, Vorsterman, Bolswert, Lauwers u. A. gestochen.

2) Daniel, ausgezeichneter Blumenmaler, Bruder des Vorigen, 1590 zu Antwerpen geboren und von Joh. Breughel unterrichtet, trat jung in den Jesuitenorden und zierte mehre Kirchen desselben mit Scenen aus dem Leben der Heiligen des Ordens. Er besuchte Rom und machte daselbst Studien nach Kunstwerken aller Art, besonders aber richtete er sein Augenmerk auf die Blumenmalerei. Meist winden sich seine Blumen um Scenen aus der heiligen Geschichte und Legende, öfter auch um Skulpturenreliefs mit solchen Darstellungen; auf andern Gemälden erscheinen Blumen zu Bouquets vereinigt und in Vasen gesammelt mit darauf sitzenden Insekten, die in unübertrefflicher Wahrheit dargestellt sind. Rubens und andere Meister ließen sich oft ihre Bilder mit Guirlandeneinfassungen, Blumenbouquets ꝛc. von ihm schmücken. S. † zu Antwerpen 1660. Gemälde von ihm bewahren besonders die Museen seines Vaterlandes, dann die im Belvedere zu Wien und zu Berlin, die münchener Pinakothek und die dresdener Gallerie. Er lieferte auch einige Kupferstiche, die aber sehr selten sind.

Segment (v. Lat.), Kreisabschnitt, s. Kreis.

Segni, Stadt im Kirchenstaat, Delegation Frosinone, auf einem gleichnamigen Berge, ist Bischofssitz, mit schöner Kathedrale, 3 Pfarrkirchen, 3 Klöstern und 3510 Einw.

Segnitia alvi (lat.), die Trägheit des Stuhls.

Segno (ital.), s. v. a. Zeichen, s. Dal segno.

Segonzac, Flecken im französischen Departement Charente, Arrondissement Cognac, mit starkem Weinbau, Branntweinbrennerei, Ackerbau und 2630 Einw.

Segorbe (Segorve), Stadt in der spanischen Provinz Valencia, in einem fruchtbaren Thale, am Palencia, Bischofssitz, mit Kathedrale, geistlichem Seminar, Hospital, Branntweinbrennerei, Getreidebau, Seidenzucht und 2610 Einw.

Segovia, spanische Provinz, Theil von Altkastilien, grenzt im Norden an die Provinzen Valladolid, Burgos und Soria, im Osten an Guadalaxara, im Süden an Madrid und Toledo, im Westen an Avila und hat einen Flächenraum von $163_{,13}$ (nach Anderen 172) □M. mit 134,850 (nach Anderen 221,000) Einw. Die Provinz ist im Osten und Süden gebirgig durch die Sierra de Guadarrama und durch die Sierra de Ayllon und wird von den Flüssen Douro, Tajo, Xarama, Cega, Piron, Alberche ꝛc. bewässert. Das Klima ist mild, aber auf den Gebirgen rauh. Der fruchtbare Boden trägt Getreide, Hülsenfrüchte, Oelgewächse, Wein, Holz, Krapp, Flachs, Hanf, Obst, Johannisbrod- und Kastanienbäume; die Wälder enthalten Eichen, Buchen und Nadelholz. Bedeutend ist die Schafzucht. Die Industrie beschränkt sich auf Potaschesiederei, Tuchweberei, Töpferei, Seifensiederei, Gerberei ꝛc. Die gleichnamige Hauptstadt, auf einem 600 Fuß hohen Felsen zwischen 2 Thälern, gegen Norden (worin die Eresma fließt) und gegen Süden (worin der Eiamores fließt), am Nordabhange der Sierra de Guadarrama, ist der Sitz eines Bischofs und hat die Gestalt eines Schiffes. Sie ist mit Thürmen und Zinnen umgeben, hat 24 Kirchen, 24 Klöster (sonst), ein Findelhaus, mehre Hospitäler, eine Artilleriekadettenschule, ein bischöfliches Seminar, eine königliche Münze ꝛc. Die Kathedrale ist ein Gemisch von gothischer und maurischer Bauart und hat einen prachtvollen Hochaltar mit einer großen silbernen Marienstatue. Gegenüber liegt auf steilem Felsen der maurische Alcazar mit dem merkwürdigen Königssaale, einst die Residenz der maurischen und kastilischen Könige, jetzt zu der erwähnten Artillerieschule dienend. In der Nähe der Stadt ist eine 3000 Schritt lange und an einer Stelle 200 Fuß hohe römische Wasserleitung von 159 Bogen, unter Kaiser Trajan erbaut, eines der am besten erhaltenen Denkmale dieser Art aus dem Alterthum. Zu den Zeiten der Mauren war S. so blühend, daß seine Tuchfabriken allein 60,000 Arbeiter beschäftigten. Jetzt unterhalten die 13,000 (nach Andern nur 10,000) Einwohner Feintuch-, Fayence- und Schrotfabriken, Zeuchweberei, Färberei, Wollwäscherei (Segoviawolle) und eine Papiermühle, außerdem Glas-, Gold- und Silberwaarenfabriken.

Segre, 1) Stadt im französischen Departement Maine-Loire, in einer fruchtbaren Gegend am Oudon, mit Civiltribunal, Branntweinbrennerei, Färberei, Gerberei, Getreide- und Hanfbau, Leinwandfabrikation, Handel mit Vieh und 2200 Einw. — 2) S. (sonst Sicoris), Fluß im spanischen Königreich Katalonien, entspringt im französischen Departement Ostpyrenäen, fließt in einem sehr gekrümmten Lauf gegen Südwesten, nimmt den Belira, Esera, Cinea, die 3 Noguera ꝛc. auf und mündet nach einem Lauf von $26^1/_2$ Meilen bei Mequinenza in Katalonien in den Ebro, links.

Segregation (v. Lat.), Absonderung, Trennung.

Segregatorium (lat.), Absonderungs- oder Scheidungswerkzeug für verschiedene Flüssigkeiten, s. Separatorium.

Segue (Siegue, ital.), wird oft am Ende einer Notenseite gebraucht, um anzudeuten, was auf der andern Seite folgt, z. B. s. Allegro, d. i. es folgt das Allegro, ꝛc.

Seguidilla (span.), spanische Versart, die

aus 4 Versen besteht, in denen gewöhnlich 5- und 7sylbige assonirende Zeilen abwechseln. Man verbindet damit oft noch einen Anhang von 3 Zeilen (Estribillo), in dem sich der erste und letzte Vers reimen.

Segnier, alte französische Familie, die unter ihren Gliedern viele ausgezeichnete Justiz- und Verwaltungsbeamte zählt. Pierre S., großer Gesetzkundiger, geboren 1504 zu Paris, ward 1535 von Franz I. zum Generaladvokaten der Cour des aides, dann zum Kanzler der Königin Eleonore, 1554 zum Präsidenten am Parlamente zu Paris ernannt und † 1580. Antoine S., Sohn des Vorigen, geboren 1552 zu Paris, seit 1597 Vicepräsident des pariser Parlaments, vertheidigte die Freiheiten der gallikanischen Kirche gegen die römische Kurie, ging 1598 als Gesandter nach Venedig und † 1626. Pierre S., Neffe des Vorigen, geboren am 28. Mai 1588, folgte seinem Oheim als Vicepräsident des pariser Parlaments, ward von Ludwig XIII. zum Pair und Herzog von Villemor erhoben, 1633 zum Siegelbewahrer und 1635 zum Kanzler ernannt, ergriff während der Unruhen der Fronde die Partei des Hofes, verlor deshalb sein Amt, erhielt aber 1652 von Ludwig XIV. die Siegel wieder zurück und † am 28. Januar 1672. Das „Diaire ou Journal du chancelier S. en Normandie“, 1639—40, ward 1844 von der historischen Gesellschaft veröffentlicht. Antoine Louis, aus einer andern, noch jetzt bestehenden Linie, geboren den 1. December 1726 zu Paris, zeichnete sich als Generaladvokat des Parlaments durch Beredsamkeit aus, bewies sich als heftiger Gegner der neuen philosophischen und politischen Ideen, bemühte sich aber vergeblich um Aussöhnung des Parlaments mit dem Hofe und gab, als der Kanzler Maupeou ein neues Parlament errichtete, 1771 seine Stelle auf, trat jedoch nach Zurückführung der alten Ordnung 1774 wieder in dieselbe ein, zog sich beim Ausbruch der Revolution nach Tournai zurück und † hier am 25. Januar 1792. Antoine Jean Matthieu, des Vorigen Sohn, erster Präsident der Cour royale zu Paris und Vicepräsident der Pairskammer, geboren den 21. September 1768 zu Paris, emigrirte, kehrte nach dem Sturz der Schreckensherrschaft nach Frankreich zurück und lebte in Zurückgezogenheit zu Montpellier, bis er 1800 von Napoleon zum Regierungskommissär der Tribunale und 1802 zum Präsidenten des Appellhofes ernannt ward. Im Jahre 1810 erhielt er nach Einführung der neuen Gerichtsordnung die Präsidentenstelle an der Cour impériale zu Paris. Nach Napoleons Fall den Bourbons eben so ergeben wie früher Napoleon, ward er von Ludwig XVIII. wieder an die Spitze des obersten Gerichtshofes gestellt und 1815 zum Pair ernannt. Nach der Julirevolution wandte er seine Ergebenheit der Familie Orléans zu, weshalb er sowohl sein Amt, als auch die Pairswürde behauptete. Er † den 6. August 1848.

Ségur, 1) Philippe Henri, Marquis von S., geboren 1724, stieg in den Kriegen Ludwigs XV. zum General empor, erhielt später den Oberbefehl eines Armeecorps in der Franche-Comté und unter Ludwig XVI. 1780 das Ministerium des Krieges. In dieser Stellung schuf er die leichte Artillerie und einen Generalstab. Nachdem er 1783 zum Marschall ernannt worden war, legte er, die damals befolgte Politik mißbilligend, seine Ministerstelle nieder. Napoleon gewährte ihm eine Pension. Er † den 8. Oktober 1801.

2) Louis Philippe, Graf von S. d'Aguesseau, älterer Sohn des Vorigen, geboren den 10. December 1753 zu Paris, machte, von seinem Vater wider seinen Willen für die militärische Laufbahn bestimmt, als Oberst eines Dragonerregiments den amerikanischen Freiheitskampf mit und ging 1783 als Gesandter nach Petersburg, wo er den britischen Einfluß zu paralysiren suchte und 1787 einen für Frankreich vortheilhaften Handelsvertrag abschloß. Beim Beginn der Revolution nach Frankreich zurückgerufen, wurde er Mitglied der Nationalversammlung und Maréchal de Camp, sollte alsdann Frankreich als Gesandter beim Papste vertreten, wurde aber von diesem nicht angenommen und ging daher 1792 als französischer Botschafter an den preußischen Hof, wo er der beabsichtigten Kriegserklärung entgegenarbeiten sollte. Nach der Hinrichtung des Königs schied er aus dem Staatsdienste und lebte während der Schreckensherrschaft zurückgezogen zu Châtenay bei Sceaux, schriftstellerischer Beschäftigung obliegend. Nachdem er das „Théâtre de l'hermitage“ (Paris 1798, 2 Bde.), eine Sammlung trefflicher Lustspiele, herausgegeben, wandte er sich später geschichtlichen Studien zu. Während des Konsulats war er Glied des gesetzgebenden Körpers, dann des Staatsraths und 1803 des Instituts. Napoleon machte ihn später zum Grafen und zum Obereeremonienmeister, sowie 1813 zum Senator. Ludwig XVIII. verlieh ihm bei der ersten Restauration die Pairswürde; weil jedoch S. in den hundert Tagen wieder zu Napoleon übertrat, erhielt er seinen Sitz in der Pairskammer erst 1818 wieder. S. † am 27. August 1830. Er schrieb: „Tableau historique et politique de l'Europa de 1786—96, contenant l'histoire de Frédéric Guillaume II“ (Par. 1800, 3 Bde.); „Contes, fables, chansons et vers“ (das. 1801); „Histoire universelle ancienne et moderne“ (das. 1817, 44 Bde., später 1821, 10 Bde., und öfter); „Galerie morale et politique“ (das. 1817); „Les quatre âges de la vie“ (das. 1819); „Romances et chansons“ (das. 1819); „Mémoires, ou souvenirs et anecdotes“ (das. 1825—1826, 3 Bde.). Seine „Oeuvres complètes“ erschienen Paris 1824—30 in 33 Bdn.

3) Joseph Alexandre, Vicomte de S., als Lustspiel- und Operndichter bekannt, Bruder des Vorigen, geboren 1756 zu Paris, wurde 1788 Maréchal de Camp, ward während der Revolution, welche er in seinen Versen anfeindete, eingekerkert, bewies sich als heftiger Gegner der neuen Ideen und † den 27. Juli 1805 zu Bagnères. Unter seinen ersten litterarischen Arbeiten sind nennenswerth: „Correspondance secrète de Ninon de l'Enclos“, eine glückliche Nachahmung (Par. 1790); „La femme jalouse“ (das. 1791). Von seinen vielen Lustspielen verdient hervorgehoben zu werden: „Le retour du mari“; von seinen zahlreichen Liedern das treffliche „L'amour et le temps“. Sehr oft aufgelegt wurde seine letzte Arbeit: „Les femmes, leur condition et leur influence

dans l'ordre social etc." (Paris 1803, 2 Bde.). Seine „Oeuvres diverses" kamen 1819 heraus.

4) Octave, Graf von S., ältester Sohn von S. 2), geb. 1779, wurde Offizier u. endete als solcher in den letzten Feldzügen Napoleons I. Er übersetzte die Romane „Ethelvina" (Par. 1802, 2 Bde.) und „Belinde" (das. 1802) aus dem Englischen.

5) Philippe Paul, Graf von S., Geschichtschreiber des russischen Feldzugs, Bruder des Vorigen, geboren den 4. November 1780, trat nach der Revolution des 18. Brumaire in das Heer und machte Moreau's Feldzug in Bayern mit. Macdonalds Operationen in Graubündten, denen er ebenfalls beiwohnte, beschrieb er unter dem Titel: „Campagne du général Macdonald dans les Grisons" (Par. 1802). Im Jahre 1802 vom ersten Konsul in den Generalstab aufgenommen, trat er 1805 mit Mack wegen der Uebergabe von Ulm in Unterhandlung und fungirte im Feldzuge von 1806 als Eskadronschef. Im polnischen Feldzuge verrichtete er Adjutantendienste, gerieth in russische Gefangenschaft, aus der er durch den tilsiter Frieden wieder befreit wurde, und erwarb sich hierauf in Spanien als Major eines Husarenregiments durch kühne Erstürmung der Höhen bei Somo Sierra den Rang eines Obersten. Nachdem er bei der Katastrophe von 1812 als Brigadegeneral im Gefolge Napoleons gewesen, organisirte er beim Beginn des Feldzuges von 1814 das fünfte Regiment der Ehrengarden und erhielt nach Napoleons Sturz von Ludwig XVIII. den Befehl über die Kavallerie, welche aus den Resten der alten Garde geschaffen worden war. Weil er während der hundert Tage wieder zu Napoleon übergegangen war und als Generalstabschef des zur Deckung des Rheins beorderten Armeecorps fungirt hatte, zog er sich nach der zweiten Restauration ins Privatleben zurück und schrieb seine „Histoire de Napoléon et de la grande armée pendant 1812" (Paris 1824, 2 Bde., und öfter; deutsch von Kottenkamp, Mannh. 1835), ein Werk, welches sich durch künstlerische Darstellung und philosophische Anschauungsweise gleich sehr auszeichnet, aber von dem nur von militärischem Standpunkte ausgehenden General Gourgaud in dem „Examencritique" (Par. 1825) heftig angegriffen wurde. Im Jahre 1830 unter die Mitglieder der Akademie aufgenommen, trat S. nach der Julirevolution wieder in den aktiven Dienst ein u. wurde 1831 Generallieutenant u. Pair. Er schrieb noch: „Histoire de Russie et de Pierre-le-Grand" (Par. 1829, 2 Bde.) und „Histoire de Charles VIII" (das. 1835, 3 Bde.), größtentheils aus den Papieren von S.s Vater gezogen.

Segura, 1) Sierra de S., spanische Gebirgskette in den Provinzen Chinchilla, Granada und Jaen, zieht sich von Südwesten gegen Nordosten; bei den Alten Orospeda. — 2) Fluß daselbst, entspringt in der gleichnamigen Gebirgskette, auf der Grenze von Granada, durchströmt in mehrfach gekrümmtem Lauf die Provinzen Murcia und Alicante und mündet bei Guardamar, südwestlich von Alicante, in das mittelländische Meer.

Sehe, s. v. a. Pupille.

Sehen, s. Gesicht.

Sehloch, s. Auge.

Sehne (Chorde), eine gerade Linie, welche zwei Punkte einer krummen mit einander verbindet, ohne letztere zu schneiden, besonders eine solche Linie im Kreise. In der Anatomie heißen S.n oder Flechsen die aus festem, faserigem, nicht fleischigem Gewebe bestehenden Endstücke der Muskeln, die, von rundlicher oder breiter hautartiger Beschaffenheit, gewöhnlich an einen Knochen angeheftet sind.

Sehnendurchschneidung, s. Tenotomie.

Sehnerv, s. Gehirnnerven.

Sehnsucht, das gespannte oder gesteigerte Verlangen nach einem noch nicht erreichbaren Gegenstande, verbunden mit einem Gefühl von Schmerz bei dem Gedanken, denselben noch entbehren zu müssen, und von Lust bei dem Gedanken an seinen Werth und an die Möglichkeit, ihn früher oder später zu erreichen. Eine Art der S. ist auch das Heimweh (s. d.).

Sehwinkel, s. Gesicht.

Seiches (franz.), periodische Strömungen auf dem Genfersee (s. d.).

Seicht, vom Gewässer, nicht tief; von wissenschaftlichen Kenntnissen oder Arbeiten, nicht gründlich.

Seide, s. Seidenbau.

Seidel (Seitel), Flüssigkeitsmaß, in Oesterreich = ¼ Maß = 0,354 französische Litre = 0,309 preußische Quart; in Bayern Lokalmaß von abweichender Größe = ½ altes Maß; in Baden auch ein bergmännisches Maß für Eisenerze, Ocker und andere Erden; in Böhmen zugleich ein älteres Getreidemaß, 12 S. = 1 Maßel, 48 S. = 1 Viertel; 192 = 1 Strich = 93,61 Litres = 1,522 wiener Metzen = 1,703 preußische Scheffel.

Seidelbast, Pflanzengattung, s. v. a. *Daphne L.*

Seidenbau (Seidenzucht). Die Seide (Rohseide) ist das Gespinnst der Seidenraupe, der Raupe des Seiden- oder Maulbeerspinners (Bombyx mori *L.*), eines Nachtfalters aus der Familie der Spinner. Derselbe ist weißlich mit 2—3 dunkeln Querstreifen und auf den Vorderflügeln einem bräunlichen Halbmond dazwischen, ¾ Zoll lang u. 1¾ Zoll breit. Die auf dem weißen Maulbeerbaume, Morus alba *L.*, lebende Raupe (Seidenraupe, Seidenwurm) ist erwachsen kreideweiß, mit braunen Zeichnungen auf dem Rücken, dessen vordere Halsringel höckerig aufgetrieben sind. Höchst wahrscheinlich ist das südöstliche Asien und namentlich China die ursprüngliche Heimath des Seidenspinners. Das Weibchen legt im Herbste 300—500 Eier, im Freien an die Baumstämme, in der Zucht, die in China, sowie im südlichen Europa meist in Häusern betrieben wird, auf Leinwand oder Papier. Ein Loth der mohnsamengroßen Eier (Grains) liefert etwa 16,000 Raupen, zuweilen selbst ohne daß sie befruchtet worden sind. Diese bedürfen bis zu ihrer Verpuppung etwa 8 Centner Blätter zur Nahrung. Die Räupchen schlüpfen im Frühjahre, wenn die Knospen der Futterpflanzen sich entfalten, bei hinlänglicher Sonnenwärme, im Hause bei einer künstlichen Wärme von 22° R. aus und werden sofort mit den Blättern des weißen Maulbeerbaums gefüttert. Sie häuten sich viermal, sind meist am 30. Tage geneigt sich

einzuspinnen, werden dann unruhig, wandern umher, strecken den Hals aus und suchen nach einem zum Einspinnen passenden Ort. Die Raupe klebt zu diesem Behufe 2 Tropfen Saft, welcher aus 2 am Munde liegenden Oeffnungen (Spinngefäßen) hervortritt, an die Zweige von Birken, Ginster rc., mit denen man zu diesem Zwecke die Seidenraupenkolonien versieht, bewegt den Kopf hin und her und haspelt 2 dünne Fäden heraus, welche mit den Vorderfüßen zu einem Gewebe vereinigt werden. In etwa 3½ Tagen ist das Gespinnst (Cocon) vollendet. Nach 5 Tagen, also am 38. Tage ihrer Lebensperiode, verwandelt sich die Raupe in eine Puppe, und 19 Tage nach dem Einspinnen kriecht der Schmetterling, stets morgens und zwar früh, aus, entfaltet nach und nach in etwa 15 Minuten seine Flügel, kriecht einige Tage, ohne Nahrung einzunehmen, umher, paart sich, legt darauf Eier und stirbt nicht lange nachher. Der Seidenfaden, der in einer 8-ähnlichen Form an dem Cocon anliegt, ist 1200—1600 Ellen lang. Die Cocons sind länglichrund, im Durchschnitt 1 Zoll lang und ½ Zoll dick, meist gelb, selten weiß. Bläuliche Cocons soll man erhalten, wenn man die Maulbeerblätter mit Indigopulver bestreut, rosenrothe, wenn man die Raupen mit den Maulbeerblättern zugleich das Pulver von Chica (einer rothen, aus den Blättern von Bignonia Chica bereiteten Harzfarbe) fressen läßt. Die Seidenzucht erfordert große Sorgfalt. Die Zimmer, worin die Raupen gezogen werden, müssen so eingerichtet seyn, daß die durch die Ausdünstung der Raupen verunreinigte Luft stets durch frische ersetzt werden kann. Die Maulbeerblätter dürfen den Raupen weder naß, noch sandig oder stark bestäubt vorgelegt werden. Als Surrogate derselben hat man die Blätter des Kopfsalats (Lactuca sativa *L.*), des Himbeerstrauchs (Rubus Idaeus *L.*) und des Leindotters (Myagrum sativum *L.*, Camelina sativa *Cr.*) vorgeschlagen; aber keines davon ist den Maulbeerblättern gleich zu achten. Die Cocons, welche zum Gewinn der Seide verwendet werden sollen, muß man sobald als möglich, meist 10 Tage nach dem Einspinnen, gegen das Durchbeißen der Puppen dadurch verwahren, daß man diese in ihnen tödtet. Dies geschieht durch Aussetzen der Cocons an die Sonnenhitze, oder häufiger mittelst der Ofenhitze, am schnellsten und sichersten in einem Dampfapparat. Sofort nach dem Tödten breitet man die Cocons in Schichten von 2—3 Zoll aus, um sie gehörig austrocknen zu lassen. 40 Loth Grains enthalten wenigstens 800,000 Eier. Von diesen geben etwa 100,000 keine Raupen, und 400,000 Raupen gehen in Folge des Häutens und durch sonstige widrige Einflüsse zu Grunde, so daß nur etwa 300,000 Stück zum Einspinnen kommen. Auf ein Pfund gehen im frischen Zustande 2—300 Cocons. Von reichlich gefütterten Raupen wiegen gewöhnlich 2 ein Loth, folglich werden dieselben bis zu ihrem vollendeten Wachsthum fast 12,000mal schwerer, als sie anfänglich waren. Die Hauptkrankheit der Seidenraupen ist die Muskardine, welche in der Entwickelung eines den ganzen Körper der Raupe überziehenden Schimmels besteht und auch als Kalksucht des Fettkörpers oder Inkrustirung bezeichnet wird. Nachdem sich die Krankheit im Innern des Körpers ausgebildet, treten die Pilze durch Löcher der Haut auf die Oberfläche hervor, was aber stets erst nach dem Tode der Raupe geschieht. Durch Räucherungen mit Schwefelsäure u. Chlor sollen die Sporen jener Pilze, die auch gesunden Raupen eingeimpft werden können, zerstört werden, ohne daß die Raupe dadurch leide. Nach Mulders Untersuchungen enthält die Seide gelb 53,37, weiß 54,04 Seidenfaserstoff, in 100 Theilen 20,66 u. 19,08 Gallerte, 24,43 und 25,47 Eiweißstoff, 1,39 und 1,11 Wachsstoff, 0,05 und 0,00 Farbstoff, 0,10 und 0,30 Fettstoff und Harz. Nach Ure bestehen 100 Theile gebleichte Seide aus: 50,69 Kohlenstoff, 3,94 Wasserstoff, 34,04 Sauerstoff, 11,13 Stickstoff. In China und den angrenzenden Ländern benutzt man die Seidenwürmer als Speise und verkauft sie zu diesem Behufe getrocknet. In Ostindien gibt es außer der Seidenraupe von Bombyx mori noch mehre von anderen Schmetterlingen, deren Cocons verbraucht werden. Die Tussehseidenraupe von Saturnia Paphia *L.* ist unter den in Ostindien einheimischen die gemeinste. Sie lebt wild auf dem gemeinen Judendorn (Zizlphus jububa *Mill.*), von welchem man jährlich Millionen von Cocons sammelt und nach den Seidenkontoren bei Kalkutta bringt; doch wird die Tussehseide für geringer gehalten, als die von Bombyx mori. Die Eriaseidenraupe, von Phalaena Cynthia *Drury*, stammt aus Assam und ist jetzt in einem großen Theil Vorderindiens verbreitet u. so produktiv, daß sie in einem einzigen Jahre zuweilen 12 Ernten gibt. Sie wird mit den Blättern von Ricinus communis ernährt und ist völlig zum Hausthier geworden. Doch läßt sich ihre Seide (Arrindyseide) nicht abhaspeln, weshalb sie nach Art der Baumwolle versponnen wird. Die daraus gefertigten Stoffe sehen zwar etwas grob und locker aus, sind aber ungemein haltbar. Die Silhetseidenraupe, von Saturnia silhetica *Helfer*, findet sich auf dem Cassiagebirge in Silhet und Dakka, wo ihre großen Cocons versponnen werden. Die Assamseidenraupe, von Saturnia assamensis *Helfer*, liefert gelbbraune Cocons, die in Assam stark im Gebrauche sind. In Nordamerika lebt auf Eichenblättern der Eichenblattseidenspinner (B. Perugi), dessen Raupe ebenfalls brauchbare Cocons liefert und wegen ihrer in Menge vorhandenen Nahrung ein wichtiger Gegenstand der Zucht zu werden verspricht.

Was nun weiter die Behandlung der Rohseide anlangt, so geschieht das Abwinden oder Abhaspeln derselben von den Cocons mit Hülfe des Seidenhaspels. Vorher werden die Cocons in heißes Wasser geworfen, um die harzigen Theile, wodurch die Fäden mit einander vereinigt sind, aufzulösen, und dann mit Ruthen gepeitscht, wodurch die Enden der Fäden zum Vorschein kommen, die darauf abgehaspelt werden, und zwar von 15—24 Cocons zu gleicher Zeit. Reißt hierbei ein Faden ab oder wird konsumirt, so wird er sofort durch einen neuen ersetzt, so daß man durch Anheften immer neuer Cocons den Strähnen eine beliebige Stärke geben kann. Die kur-

zen, nicht gehaspelten Fäden, sowie die von durchbrochenen oder sonst schadhaften Cocons werden wie Wolle gekämmt und wie Flachs versponnen. Die von den Cocons abgehaspelte Seide muß, zum Behuf des Webens, in Single, in Tramseide und Organsinseide verwandelt werden. Die Single, einfache Seide, wird durch Drehung des gehaspelten Fadens gewonnen, die Tramseide, welche beim Weben zum Einschlag verwendet wird, durch Vereinigung mehrer Fäden der einfachen Seide, und die Organsinseide, welche man zum Aufzug oder zur Kette benutzt, durch festes Zwirnen mehrer Fäden der Tramseide, was auf eigenen Maschinen (Zwirnmühlen) geschieht. Die Organsin ist gleich einem Tau gedreht, worin die einzelnen Stränge in entgegengesetzter Richtung zu dem durch diese gebildeten Ganzen gedreht werden. Single u. Tramseide dagegen sind nur nach Einer Seite hin gedreht, gleich den einzelnen Schnüren eines Seiles. Die gezwirnte Seide heißt harte Seide und muß durch Kochen von dem Gummi befreit (degummirt) werden, welches das Annehmen der Farbe verhindert. Die Seide wird zu diesem Behufe 4 Stunden in Wasser gekocht, dem man einen Zusatz von Seife gibt, um die Auflösung des Gummi's zu befördern und die Seide weich u. glänzend zu machen. Nach dem Kochen wird die Seide in reinem Wasser ausgespült, um die zurückgebliebene Seife daraus zu entfernen. Die Seide verliert durch das Kochen, Waschen und Trocknen zwar bedeutend an Gewicht, nimmt aber an Volumen zu und erhält jenen Glanz und jene Weichheit, die ihre charakteristische Schönheit ausmachen. Die gekochte Seide, welche der rohen Seide gegenüber steht, unterscheidet man in ganz und halb gekochte. Erstere ist die durch vollständiges Kochen von allen ihr anklebenden Unreinigkeiten gesäuberte, letztere die nur von den größeren Unreinigkeiten befreite und geschmeidig gemachte. Die halb gekochte Seide ist weniger dauerhaft in der Farbe und dem Fleckigwerden weit mehr ausgesetzt, als die ganz gekochte. Außerdem unterscheidet man noch mehre Sorten der Seide, die bei der weiteren Verarbeitung gewonnen werden. Unter Floretseide (Flock-, Tresenseide) versteht man mehre geringere, aus Abfällen der Cocons ꝛc. bereitete Sorten von Seide. Die geringste Sorte liefert das lose Gewebe, das die Raupe an die Reiser anhängt, um dadurch den Cocon und sich zu befestigen; dies die lose, wollenartige Watt- oder Werkseide, die meist als Watte verwendet wird. Die aus der obersten Coconschicht, welche beim Peitschen der Cocons mit Ruthen sich zuerst loslöst, gewonnene bessere Floretseide wird karbätscht, gesponnen und in feine, mittlere und grobe Floretseide sortirt, wovon das Garn der feinen und mittleren zu Nähseide, zum Einschlag bei mehren ganz und halbseidenen Zeuchen, zu Band, zu gewirkten und gestrickten Strümpfen, das der groben aber zum Einschlag bei ordinären Zeuchen u. zu schlechten Strümpfen und Handschuhen dient. Die beste Floretseide erhält man von den Cocons, welche der Wurm nicht gut zugesponnen hat und die entweder zu fest oder zu locker sind, sowie von denen, welche durchbissen, zerlöchert oder sonst beschädigt sind und daher beim Abhaspeln keinen ganzen Faden geben; sie werden in lauwarmem Wasser so lange mit Füßen getreten, bis man die Seide leicht mit den Fingern auseinander ziehen kann, worauf man sie in Flußwasser abwäscht u. trocknet und dann in einem reinen Sacke von grober Leinwand mit dünnen Stöcken schlägt, worauf die Seide gekämmt, gesponnen u. zu Strümpfen, Nähseide, Bändern u. verschiedenen Seidenzeuchen verarbeitet werden kann. Eine geringe Sorte Floretseide liefert endlich die innere Hülse der Cocons, die nach dem Abhaspeln übrig bleibt u. das Ansehen eines Häutchens hat. Sie wird, nachdem das Gummi u. der Schleim durch längeres Einweichen aufgelöst sind, in lauwarmem Wasser getreten, dann an die Sonne gestellt u. in Flußwasser rein gewaschen, getrocknet und hierauf das daraus gewonnene Produkt versponnen. Auch die bei Verarbeitung der rohen Seide zu Organsin und Trame entstehenden Abfälle und verwirrten Fäden werden zu Floretseide verarbeitet und dienen zu geringerem Garn, Watte ꝛc.

Die im Handel vorkommenden Hauptsorten der Seide werden nach den verschiedenen Ländern, wo sie gewonnen werden, unterschieden. Die chinesische Seide, zum Theil von vorzüglicher Qualität, ist meist weiß, von festem Faden u. nimmt die glänzendsten Farben an. Von einer besonderen Art der Seidenraupe rührt die Nankingseide her, die in Südfrankreich und anderen europäischen Ländern eingeführt ist und dauerhafte Zeuche gibt. Fast die ganze Ausfuhr der rohen chinesischen Seide geht nach England, nur die Vereinigten Staaten erhalten einige 100 Ballen. Shanghai ist der Hauptmarkt für dieselbe. Die ostindische oder bengalische Seide wird meist in Bengalen gezogen, besonders in den vormaligen Besitzungen des Moguls. Der Hauptmarkt ist Kassim-Bazar in der Nähe von Murschidabad. Sie ist geld, ziemlich leicht. Man zieht die Raupen im Freien oder auch in offenen Dachkammern und hält im Jahre 3 Ernten, wovon die beste in den November fällt. Die jährliche Ausfuhr in Kalkutta wird auf 7,690,000 Company Rupees (C. R.) angegeben. Die Engländer kaufen wohl zwei Drittel der Ausfuhr, das Uebrige die Dänen, Franzosen und Holländer. Die persische Seide kommt in mehren Sorten in den Handel. Die feinste heißt Scherbassi (Serbassi oder Sourbasse) und kommt aus der Provinz Ghilan. Sie ist roh und unzubereitet, hat aber einen sehr zarten und weichen Faden, meist von gelber, selten von weißer oder silbergrauer Farbe. Die zweite Sorte, Ardassine, ist meist geld und der Faden sehr fein und glänzend. Die gröbste Sorte heißt Legis Ardasse. Die feinere Legisseide, aus Ghilan, geht meist über Marseille nach Frankreich, wo die feinen Sorten zu verschiedenen Seidenzeuchen u. Bandarten, die gröberu zu Nähseide und Posamentierarbeiten vorgerichtet werden. Der Hauptmarkt dieses für Persien so lukrativen Ausfuhrartikels ist Rescht, die Hauptstadt der Provinz Maseuderan. Die meiste persische Seide geht über Konstantinopel nach England, eine Partie nach Rußland, eine kleinere nach Bagdad und fast eben so viel wird im Inlande verarbeitet. Die levan-

tische Seide aus der asiatischen Türkei, namentlich Kleinasien und Syrien, kommt ebenfalls in verschiedenen Sorten in den Handel. Die wichtigsten sind: die Alepposeide, welche von Aleppo bezogen wird, begreift vornehmlich die weiße Seide von Aleppo, Beirut, Tripoli, Antiochien, Ballan, Pajasse u. Mona, sowie die weiße arabische oder Beduinenseide. Der Hauptmarkt der levantiner Seide ist Smyrna, welches der Stapelplatz der meisten Seidensorten aus Vorderasien, Natolien, Karamanien, den Inseln ꝛc. ist. Nächst den bereits angeführten Sorten ist die Seide von Brussa (in Natolien), weiß, sehr fein und geschmeidig, die vorzüglichste. Alle levantischen Seidensorten sind weiß und geschätzt, aber schwer und sehr mit Gummi überladen, zum Theil auch ungleich gesponnen. Salonichi ist Hauptmarkt für die Seide aus Thessalien, wo der Kanton von Zagara, der aus 24 Dörfern besteht, das Meiste hervorbringt. Die Moreaseide ist gelb und ziemlich fein, würde aber noch weit besser seyn, wenn man dem Anbau des Maulbeerbaumes sowie dem Abhaspeln der Cocons mehr Sorgfalt widmete. Dasselbe gilt von der Seide der griechischen u. indischen Inseln, der türkischen Inselseide, wovon die besten Sorten auf Cypern, Skio, Tino, Zea, Andros und Samos gewonnen werden. Von den eigentlich europäischen Sorten steht die italienische Seide obenan, die aber in außerordentlich verschiedener Qualität in den Handel kommt. Ausgezeichnet durch Glanz und Zurichtung ist die piemontesische und bergamenische Seide; geringer sind die übrigen Sorten aus Oberitalien, weit besser als diese die istrianer und friauler. Die römische Seide kommt aus dem Kirchenstaate, vornehmlich aus der Mark Ancona, Bologna, Udine, wo besonders die von Fossombrone sich durch Glanz und Schönheit auszeichnet, aus Pesaro, Romagna ꝛc. Die neapolitanische Seide aus dem Königreich Neapel wird in sehr bedeutender Menge in den drei Kalabrien und in der Terra di Lavoro gewonnen und zerfällt in Ansehung ihrer Güte und Feinheit in sehr verschiedene Sorten. Obwohl alle im Lande gewonnene Seide wegen der auf dem Export ruhenden Abgaben nur von Neapel ausgeführt werden darf, so wird doch ein bedeutender Schleichhandel getrieben, durch welchen man die Waaren früher erhält, als auf geradem Wege durch das Zollamt zu Neapel. Auf Sicilien blüht die Seidenzucht besonders um Messina, Catanea und Palermo; doch ist das Produkt etwas rauh und grob und erst neuerlich durch ein besseres Verfahren beim Abhaspeln etwas verfeinert worden. Die spanische Seide kommt der italienischen am nächsten; am stärksten ist die Kultur derselben in den südlichen Provinzen, namentlich in Granada, Valencia, Murcia, außerdem in der Sierra Morena, in Aragonien, Galicien, auf der Insel Mallorca ꝛc. Auch hier unterliegt die Ausfuhr großen Beschränkungen, die durch Schleichhandel umgangen werden. Die beste Sorte wird in Granada, sowie in dem südlichen Theil der Sierra Nevada und den Alpujarras gewonnen, hat vorzügliche Festigkeit und Feinheit und kommt unter dem Namen Granadaseide in den Handel. Die portugiesische Seide kommt der spanischen in Qualität ziemlich gleich, doch reicht der Ertrag noch bei weitem nicht für die inländischen Fabriken hin. Die französische Seide steht zwar der levantischen sehr nach, läßt sich aber bei gehöriger Zubereitung zu schönen Stoffen verarbeiten. In 20 Departements des südlichen Frankreichs finden die Bewohner ihren bedeutendsten Erwerb in der Seidenzucht; trotz der sehr bedeutenden Produktion (2 Millionen Kilogramme rohe Seide) ist aber die im Lande gewonnene Seide für die zahlreichen Manufakturen bei weitem nicht hinreichend; Lyon allein verbraucht an 600,000 Kilogramme gesponnener Seide. Die besten Sorten liefern die Departements Isère und Drôme, zu Valence, Romans, Montelimart, Grénoble, Vienne ꝛc., im Languedoc die Gegenden um Vivarais, Aubenas, Tournon, vorzüglich aber die Departements Ardèche, Var, Gard und Hérault, obere Garonne und Tarn; ferner die Departements Rhonemündungen und Vaucluse, um Aix, Orange, Arles, Carpentras, Hières, Venaissin und Avignon; endlich die Departements Indre und Loire, deren Produkt man dem piemontesischen gleichschätzt. Die Anzahl der Seidenmühlen in ganz Frankreich wird zu 1500 angegeben. In der Schweiz findet sich Seidenkultur nur im Kanton Tessin; desto bedeutender aber sind die Seidenmühlen in den Kantonen Zürich, Bern, Aarau, Zug, Luzern, wo viele rohe italienische Seide zu Trame, Organsin und Nähseide verarbeitet und theils an inländische Fabriken abgesetzt, theils nach Frankreich, Deutschland und dem nördlichen Europa ausgeführt wird. Tyrol liefert Seide in den 3 südlichen Kreisen, dem rovereder, trienter und botzener. Gerühmt wird die küstenländische Seide aus dem görzer Kreise und aus Istrien. Von geringerem Werth ist die in Ungarn u. dem Militärgrenzlande producirte Seide. Rußland erzeugt nur in den südlichen Gouvernements und am Kaukasus Seide. Im Innern Deutschlands ist der S. nur bei großer Sorgfalt auf künstlichem Wege möglich. Die in Preußen und Sachsen gemachten Versuche scheinen ohne Nutzen verheißenden Erfolg gewesen zu seyn. Nur in Rheinbayern und in Baden, wo man jährlich 500 Centner gute Seide erzielt, ist man glücklicher gewesen. In neuester Zeit sind in Nordamerika, namentlich in Ohio und Pennsylvanien, Versuche mit der Einführung der Seidenraupe gemacht worden, die sehr gute Resultate geliefert haben. In Mexiko wurde in Folge der Bemühungen von Cortez die Zucht der Seidenraupe eingeführt und bis gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts viel Seide gezogen. Aber der Druck der spanischen Herrschaft vernichtete den blühenden Industriezweig, u. erst seit der Revolution hat man sich namentlich in Oaxaca bemüht, denselben wieder in Aufnahme zu bringen, ohne aber bis jetzt ein nennenswerthes Resultat zu erreichen.

S. und Seidenmanufaktur ward zuerst in China getrieben, wo diese Industrie vom Hofe aus besonders in die Hände des weiblichen Geschlechts überging u. nach und nach solchen Aufschwung gewann, daß sie zu einer Hauptquelle des Reichthums

wurde und China das Land der unerschöpflichen Seide hieß. China sendete Seidenzeuche in alle Länder Asiens u. in der Folge auch nach Europa. Die Griechen lernten die Seide in Folge des Eroberungszuges Alexanders nach Persien kennen, und bis zum 12. Jahrhundert war Griechenland das einzige europäische Land, in welchem S. und Seidenweberei getrieben wurden. Die Römer wurden wahrscheinlich zur Zeit des Pompejus und Cäsar mit der Seide und ihrer Erzeugung bekannt; aber noch unter der Regierung des Kaisers Tiberius wurde ein Gesetz erlassen, daß kein Mann sich durch das Tragen seidener Kleider herabwürdigen solle. Der üppige Heliogabalus war der erste der römischen Kaiser, welcher einen Anzug bloß von Seide trug, und nachdem das Beispiel einmal gegeben worden, wurde das Tragen seidener Kleider unter reichen römischen Bürgern allgemein und verbreitete sich auch in die Provinzen. Schon um 370 wurde Seide allgemein getragen, selbst von den untersten Volksklassen Roms, und bald stand man von jedem Verbote ab. Unter dem Einflusse der Theodora, der Gemahlin des Kaisers Justinian, erhielt ein Wechsler, Namens Petrus Bersames, das Recht des Seidenhandels als Monopol. Schon ward die aus China durch Persien, vorzüglich über Samarkand und Bokhara bezogene Seide in den phönicischen Städten Tyrus und Berytus verarbeitet und von da in das Abendland versendet. Das Monopol des Bersames verkümmerte aber in den genannten Städten bald den Gewinn der Seidenarbeiter wie den Handel. Die meisten Seidenarbeiter wanderten daher nach Persien aus u. errichteten dort Werkstätten. Inzwischen hatte sich durch den Luxus des byzantinischen Hofes, der Hauptstadt und anderer großen Städte der Bedarf an Seide ungeheuer gesteigert, so daß der Handel damit Persien sehr bereicherte. Dadurch ward Justinians Eifersucht rege gemacht, und er trachtete, diesen Industrie- und Handelszweig seinem Reiche zu verschaffen. Aber weniger seine Bemühungen, als ein Zufall begründete die Produktion, Fabrikation und den Handel mit Seide in Europa. Es erschienen nämlich 2 christliche Mönche in Konstantinopel, die den Kaiser mit der Kunst des S.es, welche sie auf ihren Missionsreisen in China erlernt hatten, bekannt machten. Doch scheinen diese Mönche nur den Samen des Maulbeerbaumes bei sich gehabt zu haben, während, daß, wenn die Bäume herangewachsen, die Raupen sich von selbst, wie in China, darauf einfinden würden. Sie hatten sich aber getäuscht und kehrten daher, vom Kaiser durch große Versprechungen ermuntert, wieder nach China zurück, um die Seidenwürmer selbst zu holen, obgleich in China die Todesstrafe über Den verhängt war, welcher die Eier außer den Grenzen des Reichs brachte. Dennoch kamen die Mönche zu Anfang 555 glücklich heim, indem sie die Wurmeier in ihren hohlen Wanderstöcken verborgen hatten. Auch in Griechenland waren es, wie in China, zuerst die Frauen, die das Geschäft der Seidenzucht mit ihrem Gesinde und ihren Kindern übernahmen. **Portugal** und **Spanien** verdanken den S. den kunstfleißigen Arabern, welche schon vor Karl dem Großen (768) auch die Lehrer der Franken wurden. **Italien** empfing die Seidenweberei (und wahrscheinlich mit ihr zugleich den S.) aus Griechenland unter dem normännisch-sicilischen Könige Roger I. erst 1146. Dieser brachte von seinem Zuge nach Griechenland mehre tausend Gefangene zurück und ließ durch sie seinen Unterthanen die Seidenfabrikation lehren. In **Oberitalien**, namentlich in der Lombardei, wurden erst im 16. Jahrhundert Maulbeerbäume gepflanzt. Namentlich beförderte Emanuel Philibert, Herzog von Savoyen und Piemont, (um 1550) die Gewinnung und Verarbeitung der Seide, und jetzt liefern alle Länder Italiens den Seidenfabriken in Frankreich, England und Deutschland Stoff in großen Massen. In **Frankreich** entstanden oder hoben sich S. und Seidenfabrikation erst unter Heinrich IV., der beide eifrig zu fördern suchte, trotz den Widersprüchen Sully's. Noch mehr hob sich Beides unter Ludwig XIV. und der Verwaltung Colberts (1664—83). Im Jahre 1835 wurde die gesammte Seidenproduktion des Landes auf etwa eine Million Kilogramme geschätzt, und nach neuesten Berichten des Ministeriums des Ackerbaues belief sie sich auf nahe an 2 Millionen Kilogramme. **England** bemerkte mit Eifersucht die wachsende Produktion der Seide in Frankreich, und König Jakob I. suchte daher den S. auch in England einzuführen. Dem zu Folge wurde 1608 die Pflanzung von Maulbeerbäumen vom Throne herab aufs Nachdrücklichste empfohlen, jedoch ohne allen Erfolg. Erst 1820 nahm die Sache eine günstigere Wendung, da man sich durch kleinere Versuche überzeugte, daß in England die Maulbeerbäume eben so gut fortkommen, als in Frankreich, und daß dies auch mit den Seidenraupen der Fall ist. Früher kam aber die Seidenfabrikation in Schwung, indem man die rohe Seide aus Italien bezog. Am meisten aber trug zur Emporbringung derselben der Widerruf des Edikts von Nantes (1685) bei, in Folge dessen die geschicktesten Seidenarbeiter nach England strömten. Dazu kam die Erfindung neuer Zubereitungsmaschinen seit 1719, in Folge deren sich die englischen Fabriken immer mehr hoben, so daß 1750 die Einfuhr roher Seide bereits 232,355 Pfund betrug. Im J. 1830 aber wurden im Ganzen 3,771,969 Pfund eingeführt. In **Deutschland** entsprachen die ersten Versuche den davon gehegten Erwartungen nicht. Eine 1669 in München zur Einführung des S.es zusammengetretene Gesellschaft mußte sich mit beträchtlichem Verlust wieder auflösen, und seitdem ward nichts mehr zur Emporbringung dieses Industriezweiges gethan. Erst Friedrich der Große gab einen neuen Anlaß dazu, indem er Maulbeerplantagen anlegte und einen Unterricht über Behandlung der Seidenwürmer gratis vertheilen ließ, auch für Die, welche sich mit der Seidenzucht beschäftigten, beträchtliche Preise aussetzte. Wirklich wurden 1774 im Magdeburgischen, Pommerischen und Halberstädtischen 6849, in Kur- und Neumark 6315, zusammen 13,164 Pfund und 1784 14,000 Pfund Seide erzeugt. Aehnliche Aufmunterung ward dem S. in der Grafschaft Hanau, in Würtemberg, Ansbach und Baireuth und durch den Fürsten Liechtenstein auf seinen

Gütern in Oesterreich zu Theil. Der Kurfürst Karl Theodor gründete durch Verordnung vom 20. Dec. 1781 in München eine eigene Seidenzuchtdirektion, die 1783 in eine Generalseidenzuchtdirektion umgewandelt ward und zu ihrer Wirkungssphäre anfangs 6000, später noch mehre Tausend Gulden aus der Staatskasse angewiesen erhielt. Daran reihte sich die Gründung einer Aktiengesellschaft u. mehrer Seidenfabriken. Aber auch dieser zweite Versuch mißglückte hier, wie in anderen Gegenden Deutschlands. Die Generalseidendirektion wurde schon durch die Verordnung vom 20. Juni 1787 beschränkt und bald ganz aufgehoben. Die Aktiengesellschaft ging nach einem Verluste von mehren Tausend Gulden wieder auseinander. Während in Frankreich und Italien der S. und die Seidenmanufaktur immer mehr aufblüheten, erinnerte in Deutschland kaum noch ein Maulbeerbaum an die gemachten Versuche. Erst seit 1821 lebte der S. hier und da, zuerst in Preußen und Bayern, wieder auf und ist noch jetzt im, wiewohl langsamen, Fortschreiten begriffen.

Vgl. **Zinken**, genannt Somer, Anweisung zum S., Braunschweig 1829; v. **Türk**, Vollständige Anleitung zur zweckmäßigen Behandlung des S.es ꝛc., Leipzig 1835, 2. Aufl.; **Derselbe**, Neueste Erfahrungen hinsichtlich des deutschen S.es, das. 1837; Kraus **Wranitzky**, Anleitung zur praktischen Seidenkultur, Frankfurt 1840; **Carlowitz**, Der Anbau des Maulbeerbaums u. die Seidenzucht, Lpz. 1842; **Hoffmann**, Handbuch der Seidenerzeugung, Würzb. 1844.

Seidenberg, Stadt in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Liegnitz, Kreis Lauban, an der böhmischen Grenze, mit Rentamt, Nebenzollamt, Spital, Tuchmacherei und Weberei, gehört dem Grafen von Einsiedel und hat 1320 Einw.

Seidenmanufaktur, diejenige Industrie, durch welche die rohe Seide theils zu Nähseide, theils zu allerlei gewebten Zeuchen zugerichtet wird. Das **Weben** der Seide ist nicht wesentlich vom Weben der Wolle, Baumwolle und des Flachses verschieden. Der Hauptunterschied liegt im Webstuhl selbst, der nach der Eigenthümlichkeit des darzustellenden Gewebes eine mehr oder weniger zusammengesetzte Einrichtung haben muß. Bei der Seide zeigt sich das Weben in seiner größten Mannichfaltigkeit und in seiner ganzen Kunst, indem aus Seide die verschiedenartigsten Gewebe in der vollkommensten Schönheit dargestellt werden. Die Musterweberei ward zuerst in Seide auf einen hohen Grad der Vollkommenheit gebracht, und die Erfindung des jetzt allgemein auch bei der Baumwollenweberei angewandten Jacquardstuhls (s. **Jacquard**) ward eigentlich der Seidenweberei wegen gemacht. Die Mannichfaltigkeit der Seidenzeuche ist nicht minder groß, als die der Baumwollengewebe, indem auch bei jenen jede kleine Veränderung in der Art des Webens neue Modenamen hervorbringt. Im Allgemeinen lassen sich aber die Seidenzeuche klassificiren in glatte, leinwandartig gewebte, geköperte, gemusterte und sammetartige. Glatte leinwandartig gewebte sind die Taffete, Florencen, Marcelline ꝛc. Enthalten sie im Schuß mehrfache und dadurch besonders starke Fäden, entweder allein oder im Wechsel mit dünneren, so daß sie gerippt oder gekörnt erscheinen, so heißen sie Gros (Gros de Tours, Gros de Naples ꝛc.). Neue Effekte gibt man ihnen durch Anwendung verschieden gefärbter Seide in Schuß und Kette, sowie durch Moiriren. Mit auseinander liegenden Fäden sind die Gazearten u. Beuteltuche gewebt. Bei Flor u. Krepp aber wechseln in der Kette u. dem Schuß rechts und links gezwirnte Fäden, wodurch es möglich wird, durch die nachfolgende Operation des Kreppens diesen Zeuchen das krause Ansehen zu geben. Geköperte Zeuche sind die Levantine, Serge, Croisé ꝛc., sowie die Atlasse. Unzählig sind aber die Arten gemusterter (dessinirter, broschirter) Seidenzeuche, in deren Herstellung die Webekunst ihren Triumph feiert. Der Grund ist hier entweder leinwand- oder gazeartig, oder auf verschiedene Weise geköpert oder atlasartig ꝛc. Die Muster aber entstehen, wie in anderen Geweben, mit Ausschluß der sammetartigen, entweder durch bestimmte regelmäßige, aber auf verschiedenen Theilen der Fläche verschiedene Verschlingung der nämlichen Kette und des nämlichen Eintrages, welche zugleich das Grundgewebe und überhaupt das Zeuch bilden, oder durch Einweben besonderer, nur zum Muster gehöriger, vom Grundgewebe ganz unabhängiger und oft in mehren verschiedenen Farben angewendeter Einschlagfäden (**broschirte Stoffe** und **gestickte Stoffe**), oder durch Anwendung besonderer, ausschließlich für das Muster bestimmter, in das für sich bestehende Grundgewebe eingeschalteter Kettenfäden (**aufgelegte** oder **aufgeschweifte Muster**), oder endlich durch Hervorbringung gitterartiger Oeffnungen mittelst der dem Gazestuhl eigenthümlichen Vorrichtung, entweder im Gazegrund selbst oder im Leinwandgrund (**durchbrochene Stoffe**). Sammetartige Seidenzeuche sind der eigentlich gerissene oder ungerissene, glatte oder gemusterte Sammet (s. d.), der seidene Velpel (s. d.) und der Plüsch (s. d.). Die **Seidendruckerei**, das Bedrucken der rohen Seide mit verschiedenen Farben u. Mustern, unterscheidet sich im Wesentlichen nicht von der Kattun- und Wollendruckerei. Man druckt entweder Tafelfarben auf u. befestigt dieselben mittelst Wasserdämpfen, oder man druckt verschiedene Beizen (Mordans) auf und färbt dann in einer Flotte aus. Aechtes Roth, Purpur, Braun, Violet, Schwarz wird durch Krapp erzeugt, wozu man ¼ des Gewichts Schmack hinzusetzt. Die Mordans bestehen in holzessigsaurem und essigsaurem Eisenoxyd, holzessigsaurer und essigsaurer Thonerde, Alaun, Kupfervitriol, essigsaurem Zinnchlorür zu Orange, salzsaurem Eisenoxydul, salzsaurem Zinnoxydul, salpetersaurem Kupferoxyd. Ueber die **Seidenfärberei** s. **Färberei**. Eine entschiedene Herrschaft in der Mode üben die Seidenwebstühle Frankreichs aus. Man schätzt ihre Zahl auf cirka 80,000, welche im Durchschnitt für mehr als 250 Millionen Francs Seidenzeuche liefern, wovon reichlich über die Hälfte zur Ausfuhr kommt. Obenan stehen die Stühle zu Lyon, die namentlich in façonnirten Stoffen noch nicht erreicht sind; dann folgen die zu Paris, Nismes und Avignon, Tours, St.

Symphorien, Guebweiler u. a. m. In der Schweiz sind die Kantone Basel und Zürich Hauptsitze der S., deren Produkte, meist glatte Stoffe und Bänder, sich auf allen Märkten wohlverdienten Rufs erfreuen. In Italien zeichnen sich besonders Turin, Como, Mailand u. Vicenza in der S. aus. In Deutschland hat Krefeld die bedeutendste Seidenweberei; außerdem sind in Preußen Berlin, Gleißen, Züllichau und Bielefeld; in Sachsen Annaberg, Frankenberg, Penig, Lößnitz; in Bayern Baireuth und Zweibrücken; in Oesterreich Wien als Manufakturorte für Seidenzeuche hervorzuheben. Auch im südlichen Asien, wo die Seidenweberei uralt ist, werden glatte und gemusterte Seidenzeuche, trotz der einfachen und zum Theil rohen Werkzeuge, in ziemlicher Vollkommenheit gewebt, u. Europa bezieht fortwährend eine beträchtliche Quantität chinesischer u. indischer Seidenstoffe, eben sowohl ihrer Güte, als ihrer Wohlfeilheit wegen.

Seidenpflanze, Pflanzengattung, s. v. a. Asclepias *L.*

Seidenraupe, s. Seidenbau.

Seidenschwanz (Bombycilla), Vögelgattung aus der Ordnung der Sperlingsvögel und der Familie der Kegelschnäbler, charakterisirt durch den kurzen, geraden, hinten breiteren Schnabel mit hakiger Spitze und deutlicher Kerbe und den mit einer Federholle gezierten Kopf. Die einzige europäische Art ist der gemeine S. (B. garrula *L.*, Haubendrossel, Pestvogel), röthlichgrau, mit weißen Spitzen der Flügeldeckfedern, außen gelben, innen weißen Schwingen, von denen sich die der zweiten Ordnung in scharlachrothe Hornplättchen enden, und gelber Schwanzspitze, 7½ Zoll groß, ein sehr geselliger und dummer Vogel, welcher im hohen Norden lebt und von dort in den kältesten Monaten zuweilen, nicht alljährlich, truppweise nach Deutschland kommt, meist von Vogelbeeren sich nährt und bei strenger Kälte südlicher zieht, bei gelinder Witterung aber bis Februar und März bei uns bleibt.

Seidenwurm, s. v. a. Seidenraupe, s. Seidenbau.

Seidenzeuche, s. Seidenmanufaktur.

Seidenzucht, s. Seidenbau.

Seidl, Johann Gabriel, österreichischer Dichter, geboren am 21. Juni 1804 zu Wien, sollte Jurisprudenz studiren, gerieth aber durch den Tod seines Vaters in eine dürftige Lage u. widmete sich literarischen Studien. Im Jahre 1829 erhielt er eine Professur am Gymnasium zu Cilly und 1840 ward er als Kustos des Münz- und Antikenkabinets nach Wien berufen. An den bessern seiner Gedichte ist eine fließende, wohlklingende Sprache, Naivetät, guter Versbau, Ungekünsteltheit, Natürlichkeit und ein ungetrübter Frohsinn zu rühmen. Auch im Genre der Ballade und Romanze hat er manches Anerkennenswerthe geleistet, wenn auch die konstrührende Innigkeit öfters in Weichlichkeit und der humoristische Ton in Spielerei übergeht. Sogar im Drama hat er sich versucht, aber seine hierher gehörigen Produkte ernsteren Inhalts, z. B. „Das erste Veilchen", „Die Unzertrennlichen" ꝛc, fanden weit weniger Beachtung, als seine Lokalpossen „'s letzte Fensterln" u. „Drei Jahre nach 'm letzten Fensterln". Die Anregung, welche er durch Hebels alemannische Gedichte erhielt, ist nicht ohne Nutzen geblieben; seine „Gedichte in österreichischer Mundart" (Wien 1844) gehören zu den bessern ihrer Gattung. Auch schrieb er noch: „Dichtungen" (Wien 1826—28, 3 Bde.), „Erzählungen" (das. 1828, 3 Bde.), „Aurora" (Taschenbuch, bis in die neueste Zeit fortgesetzt, das. 1828), „Flinserln, östreichischi G'stanz'ln, G'sang'ln und G'schicht'ln" (das. 1828—30, 3 Hefte), „Bifolien" (das. 1836; 3. Aufl. 1843), „Episoden aus dem Roman des Lebens" (das. 1839), „Wanderungen durch Tyrol und Steiermark" (Lpz. 1840), „Pentameron" (das. 1843). Sein Text zu Haydns „Gott erhalte ꝛc." ward 1854 offiziell als österreichische Volkshymne anerkannt.

Seidschütz (Saidschitz, Zajeczice), Dorf im österreich.-böhmischen Kreis Eger, zur Herrschaft Bilin gehörig und 2 Stunden von Bilin (s. d.) entfernt, hat berühmte Bittersalzquellen, wie die nahe liegenden Orte Püllna (Pilna, Bylany) u. Sedlitz, und versendet mit diesen jährlich über eine halbe Million Krüge. Vgl. Reuß, Das seidschützer Bitterwasser, Prag 1843, 2. Aufl.

Seieröe, dänische Insel, nordwestlich von Seeland, von Nordwesten (Geiben) gegen Südosten (Knoben) 1¼ Meilen lang gestreckt u. ¼ Meile breit, mit dem Kirchdorf Seieröby und dem Orte Kongstrup u. 250 Einw.

Seife, s. Seifensiederei.

Seifengebirge (Seifen, Seifenwerke), alle Sand-, Geschiebe- oder Lehmablagerungen, welche Metallkörner oder Edelsteine enthalten, die aus dem Boden durch den Aufbereitungsprozeß des Ausseifens (Auswaschens) gewonnen werden. Die meisten S., die oft eine hügelige Oberfläche zeigen, gehören der Diluvialperiode, einige der Alluvialperiode an.

Seifenkraut, Pflanzengattung, s. v. a. Saponaria *L.*

Seifensiederei. Im gewöhnlichen Leben versteht man unter Seife das Erzeugniß, welches aus der Einwirkung des Kali's oder Natrons auf die Fette hervorgeht. Der wissenschaftliche Sprachgebrauch hat übrigens diesen Begriff auf alle entsprechende Verbindungen mit basischen Metalloxyden ausgedehnt, so daß man in der Chemie von Baryt-, Bittererde-, Eisen-, Kupfer-, Quecksilber- ꝛc. Seife spricht. Die Fette, von denen die Seifensieder Gebrauch machen, sind theils flüssige, ölartige, wie das Oliven-, Hanf-, Rüb-, Leinöl, der Thran, sowie das Mohn-, Buch-, Nuß- und Mandelöl; theils feste, wie der Talg, das Kokosnuß- und Palmöl, sowie bisweilen das Schweineschmalz, Illipeöl, die Galambutter und das Kokosnußöl. Auch wird das beim Auspressen der Stearinsäure abfallende Gemenge von Oelsäure mit etwas Stearin- und Margarinsäure auf Seife benutzt, deren Darstellung meist einen Nebenbetrieb der Stearinfabriken ausmacht. Für die nördlichen Länder ist der Talg das vornehmste Fett für die Seifensieder. In Rußland benutzt man besonders auch das Hanföl zur Seife, und für die südlichen Länder ersetzt das Olivenöl die Stelle des Talges. Neben den Fetten

sind noch die Alkalien Rohstoffe für die S., und zwar in doppelter Beziehung wichtig, einmal als wirklicher Bestandtheil der fertigen Seife, dann aber auch als derjenige Stoff, auf dessen chemischer Wirksamkeit diejenige Umwandlung der Fette beruht, welche der Seifenbildung vorangehen muß. Der Handel liefert dem Seifensieder nur Asche, Potasche, Soda, worin die Alkalien an Kohlensäure gebunden sind. In dieser Verbindung vermag aber weder das Kali, noch das Natron so zu wirken, wie es dem Zwecke der S. entspricht. Diesem letzteren entsprechen nämlich nicht die Salze, sondern nur die Hydrate des Kali's und Natrons, welche als Auflösung unter dem Namen Lauge oder Aetzlauge von verschiedener Stärke verwendet werden. Die Umwandlung der kohlensauren Alkalien in Hydrate oder die Laugenbereitung wird mittelst des gelöschten Kalkes oder Kalkhydrats bewerkstelligt. Durch einen einfachen Austausch tritt nämlich die Kohlensäure an den Kalk, während das Alkali das Hydratwasser desselben aufnimmt und sich dadurch in eine Verbindung von höchst eingreifender chemischer Thätigkeit verwandelt, wodurch fast alle Materien organischen Ursprungs in viele andere zersetzt werden. Am besten und schnellsten erreicht man diesen Zweck, wenn man 2 Theile gebrannten Kalk mit 6 Theilen warmem Wasser löscht (in Hydrat verwandelt) und nach und nach zu einer kochenden Auflösung von 3 Theilen kohlensaurem Kali und 12 Theilen Wasser hinzufügt. Wenn die durch Absetzen des kohlensauren Kali's klar gewordene Flüssigkeit nicht mehr mit Säuren aufbraust, noch Kalkwasser trübt, so ist dies ein Beweis, daß alle Kohlensäure an den Kalk übergegangen und die Lauge vollkommen ätzend geworden ist. Bei kohlensaurem Natron, welches leichter ätzend wird, hat man nur halb so viel Wasser nöthig. Auch in der Kälte können kohlensaure Alkalien mit Kalk ätzend gemacht werden; weil aber hierbei die Unterstützung des Vorgangs durch Wärme fehlt, so muß man mehr Kalk und verdünntere Auflösungen anwenden und beide viel längere Zeit auf einander wirken lassen. Die Seifensieder verschaffen sich die Aetzlauge meist auf die letztere Art, durch Digestion in der Kälte, wobei sie sich der Asche bedienen. Bei dem Einkaufe und Sammeln der Asche hat man darauf zu sehen, daß sich nur Holzasche und keine andere, am wenigsten Torfasche, darunter befinde, welche nicht allein kein kohlensaures Alkali enthält, sondern auch durch ihren oft beträchtlichen Gehalt an Gyps schadet, indem dieser die Säuren mit dem kohlensauren Alkali vertauscht, so daß kohlensaurer Kalk und für die Laugenbildung nutzloses schwefelsaures Kali entsteht. Die durchgesiebte Asche wird auf einem mit Steinen geplatteten Boden mit Wasser oder schwachen Laugen (wie sie nebenbei abfallen) angefeuchtet, gut durchgekrückt u. so lange liegen gelassen, bis alle Aschentheile gleichmäßig durchdrungen sind. Alsdann schöpft man den Haufen in der Mitte aus, so daß eine Grube entsteht. In dieser Grube wird der Kalk gelöscht und, wenn er zerfallen ist, von allen Seiten mit Asche bedeckt und nachher beides, Asche und Kalk, gleichförmig durcheinander gemengt. Zum Auslaugen des Gemenges dienen hölzerne oder besser gußeiserne Fässer mit einem falschen durchlöcherten Boden, welcher mit Stroh bedeckt wird, und einem Hahn zum Ablassen. In diese Aescher wird das Gemenge so gleichmäßig als möglich mit einem starken Spaten, dem Setzeisen, eingefüllt (Einstellen), mit Stroh, Besenreisig oder Kordgeflecht bedeckt und mit so viel Wasser versehen, als für die Einwirkung des Kalkes nothwendig ist (Eintränken). Den andern Tag, oder nach 24 Stunden, kann der Aescher „gezogen" werden, worauf zuerst die stärkste Lauge, die Feuerlauge, abläuft; ein zweiter Aufguß liefert die Abrichtelauge, ein dritter die schwache Lauge. Die nachfolgenden Flüssigkeiten sind ganz schwache Lauge und werden zum Eintränken der Aescher benutzt. Was nun die Seifenbildung selbst anlangt, so durchläuft dieselbe von dem ersten Zusammenmischen des Fettes mit dem Alkali an bis zum Auftreten der fertigen Seife, d. h. bis zu dem Punkte, wo alles Alkali vollkommen mit fetter Säure gesättigt ist, mehre Zwischenstufen in einem längeren Zeitraum. Es entstehen anfangs saure Salze mit den Fettsäuren, welche das übrige Fett in Auflösung und Vertheilung erhalten, bis dieses Gelegenheit gefunden hat, ebenfalls Alkali aufzunehmen, und die sauren Salze endlich in neutrale, d. h. fertige Seife, übergehen. Demnach sind die gewöhnlichen Seifen Gemenge aus den Verbindungen der fetten oder Harzsäuren mit Kali oder Natron. Die Kaliseifen sind nämlich in gewissem Grade das, was man bei gewöhnlichen Salzen zerfließlich nennt, d. h. sie trocknen, als Lösungen an die Luft gestellt, nicht aus, sondern halten so viel Wasser zurück, daß sie damit eine schmierige, weiche Gallerte bilden. Umgekehrt ziehen künstlich getrocknete Kaliseifen so viel Wasser an, bis sie zur Gallerte erweicht sind. Solche Seifen nennt der Seifensieder Schmierseifen, im Gegensatz zu den Natronseifen, welche feste Seifen heißen. Die Schmierseifen werden aus Thran und trocknenden Samenölen, die festen Seifen aus nicht trocknenden Pflanzenfetten und Oelen oder Talg dargestellt. Das Sieden der Talgseife beginnt mit einem Einsatz von so viel Talg, als man nach dem Raume des Kessels verseifen (fortbringen) zu können glaubt, und mit Feuerlauge (20°). Der geschmolzene Talg geht sogleich eine milchartige Mischung mit der Lauge ein, worin beide Bestandtheile, obgleich noch keineswegs in vollkommener chemischer Verbindung, dennoch nicht von einander unterschieden werden können. Bei fortgesetztem Sieden wird diese Masse, der Seifenleim, nach und nach durchscheinender, klarer und dickflüssiger. Der fertige, gare Leim ist eine höchst gleichförmige, schwachgefärbte, krystallhelle, durchsichtige Auflösung von Kaliseife in dem Wasser der zugesetzten Lauge, ganz von dem Ansehen und der Beschaffenheit eines dicken Zuckersyrups. Da diese Durchsichtigkeit nicht eintreten kann, so lange noch unverseiftes Fett vorhanden ist, welches sich in der Masse in feinen Tröpfchen zertheilt u. die Ursache des milchigen Ansehens ist, so gibt diese Trübung ein sicheres Kennzeichen ab, daß noch Feuerlauge zugesetzt und mit dem Sieden fortgefahren werden muß. Das nach-

trägliche Zusetzen von Lauge bis zum Verschwinden des milchigen Ansehens wird das Abrichten, die dazu dienliche Lauge Abrichtelauge genannt. Wenn endlich der Seifenleim gehörig klar geworden, in einem zusammenhängenden Strahle dick vom Spatel fließt, sich um denselben wickeln läßt und, auf einen kalten Stein gebracht, zu einer dichten Gallerte erstarrt, so schreitet man zum Aussalzen, d. h. man wirft Kochsalz in den Kessel und läßt dieses so lange mit dem Seifenleim sieden, bis es Zeit gewonnen hat, sich aufzulösen u. auf denselben einzuwirken. Der Leim, in der kochsalzhaltigen Flüssigkeit unlöslich geworden, gerinnt zu einer weißlichen, aus kleinen Flocken bestehenden Masse, welche beim Herausnehmen mit dem Rührscheite die Salzlösung aus den Zwischenräumen gehen läßt. Nach einiger Ruhe setzt sich die Unterlauge daraus ab und kann aus dem Kessel abgelassen werden. Der Zweck des Aussalzens ist zunächst die chemische Zersetzung des Leimes, denn Kaliseife und Chlornatrium tauschen ihre Bestandtheile aus u. geben Natronseife und Chlorkalium. Dieses bewirkt mit dem überschüssigen Kochsalz die Ausscheidung der Natronseife und die Bildung der Unterlauge. Bei dieser Trennung werden die überschüssige Lauge, alle fremden Salze aus der Asche und alle Unreinigkeiten, welche besonders aus der Einwirkung der Lauge auf die Membranen des rohen Talges herrühren, von der Unterlauge aufgenommen. Das Aussalzen ist mithin zu gleicher Zeit ein Auswaschen der Seife, wodurch diese selbst dann ganz rein erhalten werden kann, wenn es die Rohstoffe nicht waren. Weiter hat das Aussalzen den weitern, wichtigen Zweck, die Seife von einer Wassermasse zu befreien, welche die spätern Laugenzusätze bis zur Unwirksamkeit verdünnen würde. Nach gehöriger Abscheidung der Unterlauge kommt die geronnene Seife mit Abrichtelauge in den reingeschöpften Kessel zurück und wird zum Sieden erhitzt. Nach einiger Zeit löst sie sich in dieser schwächern Lauge vollkommen wieder auf und bildet einen Leim, gerade so wie das erste Mal, nur mit dem Unterschiede, daß derselbe nunmehr größtentheils aus Natronseife besteht. Zum Behufe der Sättigung der Seife mit Alkali ist ein wiederholtes Aussalzen und Abrichten nothwendig, und zwar um so öfter, je unreiner die Materialien und je schwächer die Lauge waren. Der Seifensieder nennt dieses: auf einem, auf dem zweiten, auf dem fünften Wasser ꝛc. gesotten. Wenn endlich die ausgesalzene Seife gehörig rein u. fest ist, wird dieselbe klar gesotten, d. h. auf den richtigen Wassergehalt gebracht. Die Seife siedet hierbei zuerst weich, schaumig, in kleinen Blasen, hochaufsteigend, oder, wie man sagt, zach, bis später die schaumige Oberfläche große glänzende Blasen bildet, die Erscheinung des Siedens in Platten eintritt und unter der Breterbedeckung des Kessels ein Pfeifen deutlich vernehmbar ist. Endlich, wenn der Schaum zusammensinkt, die Seife aufpoltert und im Kern siedet, wenn beim Drücken mit dem Daumen (Drucknehmen) ein zusammenhängender, sich biegender, glänzender Span entsteht, der weder spröde (strohig), noch schmierig ist, wenn die Lauge keinen Stich (brennenden, ätzenden Alkaligeschmack) mehr hat, oder doch nur schwach „anfällt", so läßt man das Feuer ausgehen u. schöpft die Seife von der Unterlauge weg zum Verkühlen in die Kühlbütte. Von dieser aus wird die noch flüssige Masse in die bereitstehende Form übertragen, über deren Boden eine Leinwand gebreitet wird, um der Lauge, die sich noch abscheidet, das Abziehen zu erleichtern. Um die Vereinigung des Kernes zu einer zusammenhängenden Seifenmasse und das Aussickern der Unterlauge zu befördern, ist es nothwendig, die Seife vor dem völligen Erstarren mit einem eisernen Stabe umzurühren. Da mit der Lauge stets kleine Mengen Kalk und Bittererde unter den Sud gebracht, auch die Wände der Siedekessel hinreichend angegriffen werden, um der Seife einen sichtbaren Eisen- oder Kupfergehalt zu ertheilen, so sind diese Bestandtheile in der heißen Seife durch die ganze Masse hindurch aufs Feinste zertheilt und so gut wie aufgelöst vorhanden. Weil nun die Kupfer- und Eisenseifen die eigenthümliche Farbe der Salze dieser Metalle besitzen, so erscheint die Seife dadurch gleichförmig blau oder grünlich gefärbt. Läßt man eine solche fertige Seife rasch erkalten, so zeigt sie auf dem Schnitt eine gleichförmige Färbung, etwa wie nasser Schiefer. Bei langsamem Erkalten dagegen scheiden sich die Erd- und Metallseifen aus der Masse aus und sammeln sich an einzelnen Stellen mit einer gewissen Regelmäßigkeit, so daß die fertige Seife auf dem Schnitt ein marmorartiges, bei übertrieben rascher Abkühlung granitartiges Ansehen gewinnt. Will man die Marmorirung beseitigen, d. h. weiße Seife darstellen, so muß man derselben einen so großen Wassergehalt ertheilen, daß es jenen Stoffen möglich wird, sich aus der im Kessel flüssig erhaltenen Seife vollkommen abzusetzen. Dieser größere Wassergehalt wird aber nicht mehr abgeschieden, sondern mit der Seife verkauft. Dies ist die Ursache, warum man im Handel ein so großes Gewicht auf die marmorirte Beschaffenheit der Seife legt; denn sie beweist, daß der Wassergehalt der Seife nicht über einen gewissen Grad hinausgeht, der bei der weißen Seife beträchtlich überschritten ist. Doch hat man in neuerer Zeit gelernt, auch solchen Seifen, welche viel mehr Wasser enthalten, als eigentliche Kernseife, durch Einrühren von Mineralfarben in einem gewissen Zeitpunkte der Erhärtung eine beliebige Marmorirung (künstlichen Marmor) zu ertheilen. Man erhält aus 100 Pfd. Talg 150—155 Pfd. Kernseife. Gegenwärtig ist man von der Anwendung des rohen Talges, als einer unnöthigen und nutzlosen Erschwerung des Siedens, ganz zurückgekommen u. wendet nur ausgelassenen an. Seitdem die reine Holzasche seltener geworden ist und die Sodagewinnung aus Kochsalz einen großen Aufschwung genommen hat, auch der Seehandel die fremdländischen Fette, das Palm- und Kokosnußöl meist zu denselben und oft geringeren Preisen als die des Talges liefert, ist das ursprüngliche Verfahren, Talg mit Aschenlauge zu versieden, bei dee S. im Großen mehr und mehr abgekommen. Das Sieden des Talges mit einer Lauge aus Pottasche, welches sicher und rascher zum Zwecke führt, geschieht gerade so wie mit Aschenlauge, nur daß man weniger oft aussalzen muß. Noch

leichter und rascher ist der Sud mit Aetzlauge aus Sodasalz. Alle unmittelbar aus Natronlauge gesottenen Seifen heißen **Sodaseifen**. Die weichen Kali- oder Schmierseifen übertreffen die Natronseifen an Schärfe und sind als Auflösungen von Kaliseife in Kalilauge zu betrachten. Die gewöhnliche Waschseife liefert nächst Deutschland namentlich Rußland in großen Massen. Feinere Seifen sind die zu Venedig, Ancona, Neapel, Marseille, Toulon, Lyon ꝛc. fabricirten. Wohlriechende **Toilettenseifen** (Mandel-, Windsor-, Palm-, Königsseife ꝛc.) liefern Berlin, Leipzig, Wien ꝛc. in verschiedenen Sorten. Die **Bimssteinseife** (savon ponce) ist mit Bimssteinpulver gemischte Oelseife. Die **transparente Seife** wird mit Weingeist bereitet. Die Schaumseifen sind eine besondere Form der Toilettenseifen. Vgl. **Stiegel**, Anweisung zum Seifensieden, Regensb. u. Leipz. 1817; **Greve**, Fabrikation der verschiedenen Seifenarten, Hamburg 1832—33, 2 Bde.; **Lemke**, Der europäische Seifenfabrikant, Nürnb. 1835.

Seifenspiritus (Seifengeist, Spiritus saponatus), eine Auflösung von Oelseife in Weingeist, in verschiedenen Verhältnissen; so z. B. 1 Pfund spanische Seife, 3 Pfd. Weingeist und 1 Pfd. Rosenwasser werden mit Hülfe der Wärme gelöst und filtrirt; dient als äußerliches Arzneimittel.

Seifenwerk, s. v. a. Seifengebirge.

Seifriedshausen, Marktflecken im bayerischen Regierungsbezirk Schwaben u. Neuburg, Landgericht Ursberg, an der Susam, dem Fürsten Oettingen-Wallerstein gehörig, hat 1700 Einw.

Seignelay, Stadt im französischen Departement Yonne, Arrondissement Auxerre, links vom Serain, mit Wollspinnerei, Tuch- u. Wolldeckenfabrikation, Tuch- u. Wollzeuchhandel, Weinbau und 1530 Einw.

Seigneur (franz., v. lat. senior, d. i. der Aeltere), in Frankreich ehemals Derjenige, welcher als Lehn- oder freies Allod ein erbliches Territorium oder wenigstens die hohe oder niedere Gerichtsbarkeit (S. justicier) darüber besaß. Ein solches Territorium nannte man Seigneurerie, den Inbegriff der Rechte aber, die an demselben hafteten, Seigneuriage. Später verstand man unter dem letzteren Worte besonders das königliche Münzrecht. Gegenwärtig bedient man sich des Titels nur gegen souveräne Fürsten; Prinzen, Herzöge, Erzbischöfe werden mit Monseigneur titulirt. Die Verkürzung von S. ist Sire, gnädiger Herr, welches Wort früher ebenfalls eine weitere Anwendung hatte, jetzt aber nur bei Anreden an Monarchen gebraucht wird. Grand S. heißt im gesellschaftlichen Leben Derjenige, dessen Sitten und Lebensart den Mann von vornehmer Abkunft und großem Vermögen verrathen. Merkwürdiger Weise wird im französischen Kirchenstyl auch unser „Herr Gott“ mit S. ausgedrückt.

Seihe (**Seiher**), Werkzeug zum Trennen flüssiger Stoffe von allerlei darunter befindlichen festen Theilen, entweder Flechtwerk von Korbmacherarbeit, oder fein durchlöchertes Blechsieb, gitterförmiges Drahtgeflecht, auch wollenes, baumwollenes und leinenes Zeuch, ungeleimtes Papier (Fließpapier), Schwamm, Strohlagen, Sand, Erde, zerstoßenes Glas ꝛc.

Seiland, norwegische Insel in Finnmarken, nahe an der Nordküste, durch den Soröesund von der Insel Soröe getrennt, mit vielen Gletschern.

Seiler, zünftige Handwerker, welche sich mit dem Anfertigen von Tauen, Seilen, Leinen, Strängen, Stricken, Bindfaden, Gurten und Netzen aus Hanf, sowie der Pechfackeln beschäftigen. Außerdem treiben sie noch Handel mit Flachs, Hanf, Oel, Theer, Pech ꝛc. Das erste Element, was der S. bereitet, ist der Faden, aus mehren Fäden bildet er die Litze und aus mehren Litzen erst sein Fabrikat. Im Allgemeinen heißt das Strickwerk unter ¼ Zoll Durchmesser **Leine**; bis 1½ Zoll **Tau**; Strickwerk, das nach einem Ende dünner wird, wird meist **Strang** genannt. Das Spinnen des Fadens geschieht meist auf dem Seilerrade, mittelst einer oder mehrer Spindeln, welche ein mit der Hand gedrehtes Schwungrad bewegen, das auf der Drehbahn, einem Gange im Freien, aufgestellt ist. In Seestädten, wo besonders Taue verfertigt werden, heißen solche Drehbahnen **Reperbahnen** und die S. daher **Repschläger**. Der S. zieht auf dieser Bahn beim Spinnen den Hanf mit der Hand aus einem größern Bunde, welches er vor sich trägt, heraus und verlängert den Faden durch Rückwärtsschreiten auf derselben. Neuerlich bedient man sich in größeren Seilereien eigener Maschinen. Zwei Fäden spinnt der S. zusammen, indem er sie beide am Nachhalter mit der linken Hand faßt und, indem das Rad entgegengesetzt und sehr schnell umgedreht wird, nach dem Vorderrade oder dem Schwungrade zuschreitet. Vgl. **Wölfer**, Das Seilerhandwerk nach seinem ganzen Umfange, Weim. 1837.

Seiler, **Georg Friedrich**, Theolog und Volksschriftsteller, geboren am 24. Oktober 1733 zu Kreussen bei Baireuth, studirte zu Baireuth und Erlangen Theologie, ward 1761 Diakonus zu Neustadt an der Heide und 1764 Diakonus zu Koburg. In Folge der Sensation, die seine Schrift „Ueber den Geist und die Gesinnungen des vernunftmäßigen Christenthums“ (Kob. 1769; 10. Aufl. 1779) machte, erhielt er von der ansbachischen Regierung 1770 einen Ruf als ordentlicher Professor der Theologie zu Erlangen, wurde hier 1772 Universitätsprediger, im folgenden Jahre geheimer Kirchenrath, sowie erster Konsistorialrath im Konsistorium zu Baireuth und 1788 Superintendent, Pastor an der Hauptkirche und Schulrath des Gymnasiums. Er † am 13. Mai 1807. Er schrieb viele Methodenbücher, Katechismen, Fibeln, ABC- und Lesebücher, eine Schullehrerbibel und „Geschichte der geoffenbarten Religion“ (Erlang. 1772), ein „Erbauungsbuch“ (das. 1782, 2 Bde.), „Religion der Unmündigen“ (das. 1772) u. A. m.

Seil ohne Ende, Seil, dessen beide Enden vereinigt sind und das über 2 Räder oder Rollen läuft, wodurch die Bewegung des einen Rades dem andern mitgetheilt wird.

Sein, s. **Seyn**.

Sein, Insel an der Westküste von Frankreich, im atlantischen Ocean, zum Departement Finistère, Arrondissement Quimper, gehörig, gegenüber der

Landspitze Raz, $^{1}/_{4}$ Stunde lang, $^{1}/_{4}$ Stunde breit, von Sandbänken umgeben, ohne Baum u. Strauch, von ungefähr 450 Fischern bewohnt, welche Nachkommen von Briten sind, etwas Gerste bauen, mit Leuchtthurm.

Seine (Sequana), einer der bedeutendsten Flüsse Frankreichs, entspringt 1338 Fuß hoch im Departement Cote d'or auf dem Plateau von Langres, am Fuße des Mont Tasselot zwischen St. Seine und Chaneeaux, durchströmt in nordwestlicher Hauptrichtung die Departements Cote d'or, Aube, Seine-Marne, Seine-Oise, Seine, Eure u. Niederseine u. ergießt sich nach 97 Meilen langem Laufe zwischen Havre de Grace u. Harfleur in breiter, einem Meerbusen gleicher Mündung in den Kanal. Sie wird bei Mery unterhalb Troyes schiffbar, für große Schiffe erst bei Rouen, bei Paris ist sie 200—300 Fuß breit. Ihre bedeutendsten Nebenflüsse sind: Ourcq, Aube, Yères, Marne, Oise, Epte, Andelle rechts, Yonne mit Armençon, Essonne, Orge, Eure, Rille, Loing ꝛc. links. Das Flußgebiet der S. wird auf 2140 □Meilen berechnet. Sie ist sehr fischreich. Durch ein treffliches Kanalsystem mit der Somme, Schelde, Saône, Rhone und dem Rhein in Verbindung stehend, ist sie der für den inneren Verkehr wichtigste Fluß Frankreichs, indem sie nicht nur die Hauptstadt des Reichs direkt mit dem Kanal, sondern auch durch Kanalisation den Ocean mit dem Mittelmeer verbindet. Nach der S. sind mehre französische Departements benannt.

Das Departement S., ein Theil der ehemaligen Landschaft Isle de France, ganz eingeschlossen von dem Departement Seine-Oise, ist das kleinste, aber durch die darin liegende Hauptstadt des Reichs volkreichste Departement Frankreichs, mit einem Flächenraum von 8,64 □Meilen und einer Bevölkerung von (1856) 1,727,419 Seelen. Das Land ist meist eben; der Montmartre, Chaumont u. Valérien sind die einzigen Höhen, welche den mittlern Theil des Departements, das Seinethal, beherrschen. Die S. durchströmt es und nimmt hier die Marne auf, deren Lauf durch den Kanal von St. Maure abgekürzt wird. Flüsse sind außerdem die Bièvre und der Crould. Der Boden ist zwar leicht und dürr, aber durch eifrigen Anbau sehr ergiebig. Produkte sind: Getreide, Wein (mittelmäßig), Hülsenfrüchte, Obst, Gemüse ꝛc.; die gewöhnlichen Hausthiere, Schafe, Ziegen, Wild, doch Alles für die ungeheure Bevölkerung bei weitem nicht hinreichend. Bemerkenswerth sind noch die zahlreichen Stein- und Gypsbrüche, sowie die Mineralquellen von Passy. Das Departement zerfällt in die Arrondissements Paris, St. Denis und Sceaux, 20 Kantone und 81 Kommunen. Hauptstadt ist Paris.

Das Departement Seine-Marne, gebildet aus Brie-française, Gâtinais-français u. einigen Ortschaften von Valois in der ehemaligen Landschaft Isle de France und der Brie-Champenoise, ist von den Departements Oise, Aisne, Marne-Aube, Yonne, Loiret und Seine-Oise umgeben und hat einen Flächenraum von 107,27 □Meilen und eine Bevölkerung von (1856) 341,382 Seelen. Das Land ist ziemlich eben, nur hie u. da etwas hügelig. Flüsse sind die S. mit den Nebenflüssen Vouzie, Yonne, Loing, Ecolle; die Marne mit dem Ourcq, Morin ꝛc. Das Klima ist angenehm und gesund. Produkte sind: Getreide, Obst, Hanf, Wein, Holz; die gewöhnlichen Hausthiere, Wild; wichtig sind die Steinbrüche, in denen namentlich Mühlsteine bearbeitet werden. Auch finden sich einige Mineralquellen. Die Einwohner unterhalten Fabriken für Indienne, Hüte, Porzellan, Fayence, Töpferwaaren, Glas, Leder, Papier, Bleichwaaren und treiben Handel mit Getreide, Mehl, Wein, Früchten, Erzeugnissen der Viehzucht, Vieh, Holz ꝛc. Das Departement zerfällt in die Arrondissements Melun, Provins, Fontainebleau, Coulommiers u. Meaux, 29 Kantone und 555 Kommunen. Hauptstadt ist Melun.

Das Departement Seine-Oise, ebenfalls aus Theilen von Isle de France und aus dem Gâtinais im ehemaligen Orléanais gebildet, wird von den Departements Oise, Seine-Marne, Loiret, Eure-Loire und Eure begrenzt, umschließt das Departement S. und hat einen Flächenraum von 102,12 □Meilen mit einer Bevölkerung von (1856) 484,179 Seelen. Das Land ist wenig hügelig. Die Flüsse, Nebenflüsse der S., sind: Essonne mit Juine, Orge, Yères, Oise, Guiry, Maubre, Vaucouleurs und Epte. Das Klima ist gemäßigt und sehr gesund, der Boden sandig und nicht sehr fruchtbar. Produkte sind: Getreide, Wein, Obst, woraus Cider gemacht wird, Holz; Wild, Pferde und Schafe (große Merinoschäferei zu Rambouillet), Fische, Bienen. Die Einwohner betreiben, außer Acker-, Obst- und Weinbau und Viehzucht, Fabrikation von Tuch, Strumpf- und Posamentierwaaren, Gaze, Tüll, Eisen- und Stahlwaaren, Lichten, Seife, Glas, Spinnereien für Wolle u. Baumwolle, Papiermühlen, Zuckerraffinerien, Salpetersiedereien, Gerbereien u. treiben lebhaften Handel. Das Departement zerfällt in die Arrondissements Versailles, Nantes, Pontoise, Rambouillet, Corbeil u. Etampes, 36 Kantone u. 688 Kommunen. Hauptstadt ist Versailles.

Das Departement S. inférieure, Nieder-Seine, aus den vormaligen Landschaften Caux, Bray und zum Theil aus Roumois und Vexin-Vermond der Obernormandie gebildet, wird von den Departements Somme, Oise, Eure und Calvados und dem Kanal begrenzt und hat einen Flächenraum von 109,75 □Meilen und eine Bevölkerung von (1856) 769,450 Seelen. Die Küstenlänge von Treport bis Havre beträgt 32 Lieues und hat außer dem Kap Hève keine bedeutenden Buchten und Vorsprünge. Das Land besteht aus fruchtbaren Thälern und bewaldeten Hügeln und gehört zu den reichsten, gewerbfleißigsten und bestangebauten Theilen Frankreichs. Außer der S. fließen hier in das Meer die Brele, Yères, Arques, Sanne, Durdent; andere Flüsse sind Andelle, Epte, Cauline, Béthune ꝛc. Produkte sind: Getreide, Flachs, Hanf, Gemüse, Weberkarden, viel Obst, Holz; Pferde, Esel, Hornvieh, Schafe, Schweine, viel Geflügel, Fische, Bienen; Eisen, Mineralwasser. Außer Acker- und Obstbau und Viehzucht betreiben die Einwohner Fabrikation von Tuch, wollenen und baumwollenen Zeuchen (Rouenneries), Leinwand, Strumpfwaaren, Spitzen, Tabak, Seife, Oel, Fayence, Glas, Leder, Papier, Blei-

chereien, Färbereien, Sellereien, Brauereien, Branntweinbrennereien, Zuckerraffinerien ꝛc., sowie Fischerei, Schiffbau, Schifffahrt u. Handel, welcher durch 5 Seehäfen und die schiffbare S. sehr gefördert wird. Das Departement zerfällt in die Arrondissements Rouen, Dieppe, Havre, Neufchatel und Yvetot, 50 Kantone u. 757 Kommunen. Hauptstadt ist Rouen.

Seine, St. (S.-en-Montagne), Flecken im französischen Departement Cote d'or, Arrondissement Dijon, in einem Thal in pittoresker Lage, hat eine schöne Kirche der alten Abtei mit Freskogemälden und 1900 Einw.

Seitengewehr, im Allgemeinen Benennung einer Waffe, welche, entweder an einem Riemen über die Schulter gehangen, oder an einem solchen um den Leib geschnallt, stets an der Seite getragen wird, Degen, Säbel, Schwert ꝛc.

Seitenkräfte, f. Parallelogramm der Kräfte.

Seitenstechen (Seitenstich), f. Brustfellentzündung.

Seitenstetten, Marktflecken im Erzherzogthum Oberösterreich, an der Urla, hat ein Benediktinerstift, Gymnasium, eine Bibliothek, Naturaliensammlung und gegen 1800 Einw.

Sejanus, Aelius, berüchtigter Günstling des Kaisers Tiberius, ward römischer Ritter und schwang sich durch allerlei Ränke zum Präfectus Prätorio empor. Als solcher wußte er, um in Rom unumschränkten Einfluß zu gewinnen, den Kaiser zu der folgenreichen Maßregel zu bewegen, die Prätorianerkohorten in Rom selbst ein befestigtes Standlager beziehen zu lassen. Da ihm des Kaisers Sohn Drusus im Wege stand, räumte er ihn mit Hülfe von dessen Gattin, mit der er Buhlerei trieb, durch Gift aus dem Wege, wie später auf sein Betreiben auch des Germanicus Wittwe, Agrippina, mit zwei Söhnen, Nero und Drusus, beseitigt wurde. Um aber in Rom nicht von dem argwöhnischen Kaiser überwacht zu werden, bewog er denselben 26 n. Chr. zur Uebersiedelung nach der Insel Capri. In Rom sich als Herrscher gerirend und vom knechtischen Senat fast vergöttert, dachte er ernstlich daran, selbst den Thron zu besteigen, als Tiberius, von heimlichen Feinden vom Treiben seines Günstlings in Kenntniß gesetzt, Argwohn gegen ihn faßte, ihn verhaften und mit seiner ganzen Familie und sonstigem Anhang hinrichten ließ. S.' Schicksal theilte seine Buhlerin Livia, deren Hand er von Tiberius vergebens erbeten hatte.

Sejm, Name des polnischen Reichstags, f. Polen, Gesch.

Sejour (franz.), Aufenthalt an einem Orte; Rast- oder Ruhetag. Daher sejourniren, sich irgendwo aufhalten, verweilen.

Sekel (siclus), althebräisches Gewicht, besonders für edle Metalle, und als eine Art von Rechnungsmünze dienend, aber seinem eigentlichen Werthe nach schwer zu bestimmen, als Münze in ganzen, halben und Viertelstücken erst von dem jüdischen Fürsten Simon seit 142 v. Chr. ausgeprägt, und zwar im ungefähren Werthe von einer ägyptischen Doppeldrachme (= 174 pariser Gran, etwa 25 Ngr.). Der in der Bibel öfter vorkommende S. des Heiligthums war vermuthlich nur ein vollwichtiger S., wie auch der S. nach königlichem Gewicht. Luther übersetzt S. mit Silberling.

Sekretär (v. Lat.), im Allgemeinen Einer, der die geheimen Angelegenheiten eines Andern besorgt, dann besonders ein Beamter, der bei höhern Behörden die Ausfertigungen besorgt und kontrasignirt, auch Titel für verschiedene Beamte, besonders wenn sie viel Schreibereien zu besorgen haben. In neuester Zeit hat man die Benennung S. durch Schriftführer zu ersetzen gesucht.

Sekretär (Serpentarius secretarius Gm., Stelzengeier, Kranichfalke), Falkenart, welche eine besondere Gattung bildet und durch die langen Beine sich den Sumpfvögeln, namentlich den Reihern zugesellt, aber durch die Bildung des Schnabels, der Krallen u. die Befiederung der Beine den Raubvögeln angehört. Er ist gegen 3 F. hoch, sehr schlank, bläulich aschgrau mit schwarzen Schwungfedern u. Schenkeln u. schwarz u. weißer Schwanzspitze, hat einen schwarzen langen u. steifen Federbusch am Hinterhaupte, grauen Schnabel u. graue Füße. Dieser merkwürdige Vogel lebt in dürren Gegenden Südafrika's von Amphibien, namentlich Schlangen, weshalb man ihn neuerlich auf Martinique zur Vertilgung der dort häufigen sehr giftigen Lanzenschlangen (Trigonocephalus lanceolatus) einzuführen versucht hat. Er fliegt sehr selten, nur im äußersten Nothfalle, läuft aber mit großer Schnelligkeit. Man hält ihn am Kap häufig auf Hühnerhöfen.

Sekt, Name gewisser Sorten starker spanischer Weine, hauptsächlich des Xeres, Peralta, Malaga ꝛc.

Sekte (v. Lat.), im Allgemeinen eine Gesellschaft von Menschen, die einerlei Lehren und Meinungen haben, daher ursprünglich von den philosophischen Schulen gebraucht, später aber und noch im gegenwärtigen Sprachgebrauch vorzugsweise eine kirchliche Partei, welche in Lehre und Kultus von der herrschenden Kirche abweicht und sich entweder innerhalb dieser befindet, wie z. B. die Pietisten (f. d.) in der protestantischen, oder außerhalb derselben und von ihr ausgeschlossen ein eigenes kirchliches Leben bildet.

Sektion (Leichenöffnung), das kunstmäßige Oeffnen der drei Haupthöhlen des menschlichen Körpers an der Leiche, des Kopfs, der Brust und des Unterleibs. Am Kopfe werden die denselben bedeckenden weichen Theile durch einen Kreuzschnitt gespalten, worauf der entblößte Hirnschädel rundum abgesägt und das obere Stück (Calotte) abgehoben wird. Auf der Brust werden Fleisch und Haut bis auf die Knochen durchschnitten, letztere bloßgelegt und die Rippenknorpel von den Rippen getrennt, worauf sich das dadurch gelöste Brustbein abheben läßt. Der Unterleib wird mittelst eines Kreuzschnitts, der aber den Nabel nicht treffen darf, oder durch einen um die vordere Hälfte des Unterleibs herumlaufenden Schnitt geöffnet. Ueber die gerichtliche S. f. Obduktion.

Sektion, bei der Infanterie die kleinste taktische Unterabtheilung, deren Rottenzahl aber bei den verschiedenen Armeen eine verschiedene ist. Bei der preußischen Infanterie ist die Kompagnie in zwei Züge (Pelotons), der Zug in 5 S.en zu fünf Rotten

abgetheilt. Eine preußische Sektionskolonne hat demnach nur 5 Mann in Front, während z. B. eine sächsische ungefähr 15 Mann in Front haben würde, was der Breite gewöhnlicher Chausseen gleich kommt. Im freien Felde bedient man sich lieber der Pelotons- u. Divisionskolonnen, welche bei der obigen Stärke 30 und 60 Mann in Front haben würden und deshalb mehr Angriffs- und Vertheidigungsfähigkeit besitzen.

Sekundär (v. Lat.), einem Ersten nachstehend, oder auch diesem beigefügt; vgl. Primär. In der Geognosie heißen sekundäre Bildungen alle Fossilien, welche aus den Zerstörungsprodukten schon vorhanden gewesener Fossilien entstanden sind. In der Medicin sind solche krankhafte Prozesse s., welche erst durch einen andern vorausgegangenen bedingt sind, insbesondere dann, wenn die neue Krankheit einen andern Sitz, als die erste, im Körper aufschlägt, wie z. B. die Syphilis im Halse als nicht ansteckende s. heißt im Gegensatz zu der impfbaren an den Genitalien.

Sekundärgebirge (Flötzgebirge, Flötzformationen), sämmtliche Gesteingruppen vom Zechstein an bis zur Kreidegruppe.

Sekundant, der die Sache eines Andern vertheidigt oder befördert; s. Zweikampf.

Sekunde, der 60. Theil einer Minute, hält 60 Tertien; bei Gradeintheilungen der 60. Theil einer Minute; Zeichen: "; in der Musik ein dissonirendes Intervall von 2 Stufen (secundus tonus, der zweite Ton), das in der praktischen Musik in 3 verschiedenen Größen oder Gattungen gebraucht wird, nämlich als klein, groß und übermäßig (s. Intervall).

Seladon, gewöhnlicher Name der Helden in den französischen Schäferspielen des 17. und 18. Jahrhunderts, die meist in malgrünen Kleidern einhergehend dargestellt wurden; daher seladongrün, ins Hellgraue und Hellblaue spielend.

Selam (arabisch), s. v. a. Friede; Selâm aleika! der Friede sey über dir! gewöhnliche Anrede der Mohammedaner; dann auch s. v. a. Blumensprache. Vgl. Hammer, Selâm oder die Blumensprache, Berlin 1823.

Selb, Landgerichtsstadt im bayerischen Regierungsbezirk Oberfranken, am gleichnamigen Fluß, der an der böhmischen Grenze entspringt und in die Eger fällt, mit Schloß, Eisenwerken und 2000 Einwohnern.

Selbitz, Marktflecken im bayerischen Regierungsbezirk Oberfranken, Landgericht Naila, am gleichnamigen Fluß, der auf dem Fichtelgebirg entspringt und in die Saale fällt, mit Schloß und Schloßruine, Baumwollen- u. Wollenmanufakturen und 1160 Einw.

Selbstbefleckung (Onanie, Masturbation, manusturpatio), die absichtliche mechanische Reizung der Geschlechtstheile zu Erweckung wollüstiger Empfindungen, die, wenn sie zur Gewohnheit wird, in der Regel Zerrüttung der körperlichen u. geistigen Gesundheit, Entkräftung, Abzehrung und zuweilen selbst den Tod zur Folge haben kann. Der Name Onanie kommt von Onan (vgl. 1. Mos. 1, 38) her.

Selbstbewußtseyn, das Bewußtseyn, insofern es sich unmittelbar und allein auf das Ich (s. d.) bezieht oder das Wissen von den wechselnden inneren Zuständen u. Ereignissen als von seinen eignen. Rein oder transcendental heißt dieses S., in soweit es sich auf die ursprünglichen, empirisch dagegen, in soweit es sich auf die erfahrungsmäßigen Bestimmungen des Ichs bezieht.

Selbstentzündung, der Vorgang, bei welchem sich ein entzündlicher Körper, ohne mit einem schon entzündeten in Berührung zu kommen, mit Lichterscheinung entzündet und verbrennt. Gewisse anorganische Körper oder Mischungen oxydiren sofort mit Feuererscheinung (verbrennen), sobald sie mit Sauerstoff in Berührung kommen, also der Luft oder auch dem Wasser ausgesetzt werden. Hierher gehören die sogenannten Pyrophore, Phosphor, Phosphorwasserstoffgas, Kalium ꝛc. Es können sich aber auch an sich leicht brennbare organische Körper, namentlich Fett, Oel, Heu, Stroh, Dünger und dergleichen, unter gewissen Umständen, namentlich wenn eine Masse derselben über einander gehäuft ist, oder wenn z. B. Oel mit Hanf vermischt wird, in Folge eines sich hier bildenden Zersetzungs- oder allmähligen Oxydationsprozesses, wenn die dabei nothwendig entwickelte Wärme nicht fortwährend abgeleitet wird, sondern sich in der Masse jener Körper immer mehr anhäuft, endlich dermaßen erhitzen, daß es nur eines plötzlichen Zutritts atmosphärischer (sauerstoffhaltiger) Luft (z. B. eines Windzugs) bedarf, um jenen innern Vorgang in förmliche Entzündung übergehen zu lassen.

Selbstgefälligkeit, das übertriebene Wohlgefallen, welches man an sich selbst und seinen oft nur eingebildeten Vorzügen hat; findet sich stets in Verbindung mit der Eitelkeit.

Selbstgefühl, das lebhafte und deutliche Bewußtseyn von seiner eigenen (moralischen) Kraft und Würde.

Selbstgespräch, s. v. a. Monolog.

Selbstherrschaft, s. v. a. Autokratie.

Selbstherrscher aller Reußen, Titel, den Iwan I., Großfürst von Rußland, nach 1473 annahm und den seitdem alle folgenden Czaren und Kaiser von Rußland führten; s. Russisches Reich.

Selbsthülfe, eigenmächtige Geltendmachung wirklicher oder vermeintlicher Rechtsansprüche mit Nichtachtung der staatlichen Autorität. Der moderne Rechtsstaat beruht im Grund genommen auf der Negation der S. und auf der gegenseitigen und allgemeinen Anerkennung, daß für die Verletzung eines Rechtsgebietes eine entscheidende, mit exekutiver Gewalt ausgerüstete Behörde besteht. Jeder Staatsangehörige ist in Bezug auf die Rechtsverletzungen, die ihm von Dritten zugefügt werden, darauf angewiesen, Schutz bei der betreffenden Behörde zu suchen. Schützt er sich selbst, so hört er damit auf, Staatsgewalt oder Rechtsschutz im Staate anzuerkennen, und vergißt, daß die zwingende Gewalt nicht bei ihm selbst, sondern bei dem Staat ruht, und daß nur durch die Unterwerfung Aller unter Einen Willen ein Rechtszustand für Alle wie für jeden Einzelnen möglich ist. Vom moralischen Standpunkt aus ist die S. an sich, und wenn sie es bloß bei der Vertheidigung bewenden läßt und nicht

zum Angriff übergeht, keineswegs verwerflich; sie wird dies erst dann, wenn sie gegen gewisse Staatsformen, über welche hinaus der Rechtsstaat nun einmal nicht gelangen kann, verstößt. Schon im römischen Recht war die S. verboten, und ein Dekret des Kaisers Marc Aurel (Decretum Divi Marci) verordnete, daß Jeder, welcher mit Umgehung richterlicher Hülfe einen Rechtsanspruch mit Gewalt und eigenmächtig verfolgte, des Anspruches, wenn derselbe begründet war, verlustig werden, wenn derselbe unbegründet war, aber doppelte Entschädigung leisten solle. Obwohl die deutschen Reichsgesetze die S. ebenfalls verpönten, so ward dieselbe doch das ganze Mittelalter hindurch in den Fehden des Adels, der Städte etc. thatsächlich geübt, und zu ihrer nachdrücklicheren Uebung schloß man selbst Einigungen und Bündnisse, was bei dem Mangel einer geordneten Rechtspflege nicht wohl zu vermeiden war. Selbst nach Verkündigung des ewigen Landfriedens und Einsetzung des Reichskammergerichts (1495) dauerte es noch geraume Zeit, bis der neu geschaffene Rechtszustand genugsam erstarkt war, um die S. eben sowohl entbehrlich machen, als unterdrücken zu können. In den neuern Strafgesetzbüchern ist alle S. verboten und mit Gefängniß- oder Geldstrafe bedroht. Als S. im innern Staatsrecht gelten alle Auflehnungen gegen die obrigkeitliche Gewalt zu Erreichung irgend eines Zwecks, der auf gesetzlichem Wege nicht erreicht werden kann, so einfache Widersetzung, Landfriedensbruch, Aufruhr etc. Von einem ganzen Volke unternommen, führt diese S. zur **Revolution** (s. d.). Von Staaten gegen Staaten geübt, gestaltet sich die S. zum **Krieg**.

Selbstlauter, s. v. a. Vokal.

Selbstliebe, die Liebe des Menschen zu sich selbst und die daraus hervorgehende Sorge zunächst für sich und sein leibliches und geistiges Wohl, ist von der Natur aus eingepflanzt und in sofern nicht zu unterdrücken, sondern durch Vernunft und Sittengesetz zu regeln, in ihrer Ausartung aber, wo sie als **Egoismus** und **Selbstsucht** erscheint und den Menschen gleichgültig gegen das Wohl und Wehe Anderer macht, unbedingt verwerflich.

Selbstmord (suicidium), die mit bewußter Absicht vollbrachte gewaltsame Zerstörung des eigenen Lebens. Die Motive einer solchen, gegen den jedem Geschöpf eingepflanzten Trieb der Selbsterhaltung streitenden That können sehr verschiedenartig seyn, sind aber stets unsittlich, von den Fällen abgesehen, wo entweder Wahnsinn den Geist verdunkelt, oder unverschuldetes gehäuftes Mißgeschick, unerträglicher Schmerz, überhaupt Zustände, welche bewältigend und übermächtig auf den Entschluß des Menschen einwirken und ihn der vollen Freiheit des Handelns berauben, zur Selbsttödtung führen. Wer aber ein lasterhaftes und verbrecherisches Leben, um den quälenden Vorwürfen seines Gewissens oder dem verschuldeten Unglück zu entgehen, durch S. endigt, der endigt eben auf unwürdige Weise sein unwürdiges Daseyn, oder wer aus Muthlosigkeit und Schwäche, weil er über ihn gekommenes Unglück nicht abwenden oder ertragen zu können glaubt, dabei aber mit vollem Bewußtseyn und mit freiem Entschluß sich selbst den Tod gibt, der mag am Ende Mitleid erregen, aber seine Handlungsweise ist unsittlich. Der religiöse Glaube und das Sittengesetz weisen darauf hin, daß dieses irdische Leben eine nothwendige Vorbedingung ist zu dem höheren Leben, zu welchem der Mensch berufen ist, und auf dem Glauben an ein solches beruht vornehmlich die Ueberzeugung von der Pflicht, das Leben zu erhalten und zu ertragen, bis die höhere Macht es abkürzt, oder, wenn es aufgegeben werden muß, es nur anfzugeben, wo es um sittlicher Zwecke willen nothwendig ist. Von dem S. unterscheidet man mit Recht den **freiwilligen Tod** (mors voluntaria), welchen der Mensch wählt, um seine sittliche Würde zu behaupten und für Ideen zu sterben. Derselbe entspringt nicht aus Feigheit, die sich unvermögend fühlt, ein Leben voll Entbehrung zu ertragen, oder aus einem verschuldeten Zwiespalt im Innern, oder aus einem verzweifelnden Gewissen oder sonstigen unreinen oder sinnlichen Motiven, sondern aus Muth und dem festen Willen, ein würdiges Leben mit dem Tode zu besiegeln. Doch ist zur Beurtheilung einer solchen Handlung eine genaue Prüfung des einzelnen Falles nothwendig, und oft ist es in solchen Fällen schwer, sich billigend oder tadelnd auszusprechen. Vergl. Frau von Staël, Sur le suicide, Stockholm 1812; Osiander, Ueber den S., Hannover 1813; Stäudlin, Geschichte der Vorstellungen und Lehren vom S., Göttingen 1824; Heyfelder, Der S. in arzneigerichtlicher und medicinisch-polizeilicher Beziehung, Berl. 1828.

Selbstständig, für sich bestehend, zu seinem Bestehen keines andern Dinges bedürfend; den Grund seines Seyns nur in sich selbst habend (Gott); s. v. a. mündig, s. **Majorennität**.

Selbstsucht, s. v. a. Egoismus.

Selbstverbrennung (combustio spontanea), ein vorgeblicher besonderer, im menschlichen Körper vorkommender Entzündungs- und Verbrennungsprozeß, durch welchen meist schneller Tod und bald gänzliche, bald theilweise Zerstörung des Leichnams herbeigeführt werden soll. Am häufigsten sollen dergleichen S.en vorgekommen seyn in Frankreich, seltener in Italien, Dänemark, England, Nordamerika, Rußland, am seltensten in Deutschland. In der Mehrzahl der Fälle sollen die verbrannten Subjekte dem Gebrauche der Spirituosen ergeben gewesen seyn; bei Einigen weniger der Genuß, als der äußere Gebrauch geistiger Flüssigkeiten, als Einreibung etc. Anlaß zur S. gegeben haben. Der Verbrennungsprozeß soll ferner schnell u. ohne Vorboten ausgebrochen, u. gewöhnlich sollen wenige Stunden hinreichend gewesen seyn, den Körper einzuäschern. Die S. soll theils mit, theils ohne Flamme erfolgt seyn und eine bläuliche, lebhaft bewegte Flamme gezeigt haben. Es soll sich während derselben ein äußerst widerwärtiger Geruch entwickelt haben; die Räume, in denen sie Statt gefunden, mit dickem, stinkendem Qualme erfüllt, die Wände mit schwarzem Ruße oder mit einer klebrigen, höchst übelriechenden Substanz überzogen gewesen seyn. Der Körper soll in einen formlosen Haufen von Asche oder Kohle verwan-

delt und bis auf einzelne Stücke des Kopfes, namentlich der Schädeldecke und des Gehirns, und einzelne Theile der Extremitäten vollkommen zerstört gewesen seyn. Meist soll endlich Feuer, glühende Kohle, ein Licht rc. in der Nähe der Selbstverbrannten vorhanden und nur in einigen Fällen keine derartige äußere Ursache der S. zu erkennen gewesen seyn. Als durch das tragische Ende der Gräfin Görlitz zu Darmstadt 1847 die Augen der Sachverständigen von Neuem auf den räthselhaften Prozeß der S. gerichtet wurden, sprach sich die Mehrzahl der Experten, unter ihnen Liebig und Bischoff, gegen die Wirklichkeit eines solchen Prozesses aus, indem sie, abgesehen davon, daß sich derselbe auf dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft gar nicht begreifen lasse, besonders darauf ein Gewicht legten, daß die erzählten Fälle von S.en gar nicht hinlänglich konstatirt seyen und auf den Aussagen unglaubwürdiger Zeugen beruheten. Vgl. Liebig, Zur Beurtheilung der S. des menschlichen Körpers, 2. Aufl., Heidelberg 1850; Graff, Ueber die Todesart der Gräfin Görlitz, nebst Gegenbeweis von Bischoff (beide in Henke's „Zeitschrift", 1850).

Selbstverleugnung, die Hintansetzung gegenwärtiger Annehmlichkeiten, um eine größere und wesentlichere Wohlfahrt zu erlangen; die Unterdrückung seiner Begierden und Ansichten, um eine gewisse Absicht auszuführen.

Selbstverstümmelung, jede Körperverletzung von erheblichen Folgen, die sich Jemand selbst zufügt, besonders um sich dadurch zur Erfüllung einer staatsbürgerlichen Pflicht, z. B. zu Verrichtung des Militärdienstes, wissentlich und absichtlich untauglich zu machen.

Selbstvertheidigung, s. Nothwehr.

Selbstvertrauen, die Ueberzeugung, mit seinen eigenen Kräften und Geschicklichkeiten irgend Etwas ausführen zu können.

Selby, Stadt im West-Riding der englischen Grafschaft York, südlich von York, an der schiffbaren Ouse, mit Segeltuch- und Eisenwaarenfabrikation, Gerberei, Schiffbau, Spinnerei, Handel und 4500 Einw.

Seldschuken, türkisches, aus der Bucharei stammendes Geschlecht, welches im 11. und 12. Jahrhundert mehre Dynastien in Mesopotamien, Persien, Syrien und Kleinasien stiftete. Die mächtigste derselben war die von Iran, welche zu Bagdad und Ispahan herrschte, und von Togrul-Beg, dem Enkel Seldschuks, welcher sich 1038 n. Chr. der persischen Provinz Khorassan bemächtigte, den Titel Sultan annahm, vom Khalifen zu Bagdad die Würde eines Emir al Omrah (Oberstatthalters) erhielt und 1063 starb, gegründet worden war. Dieser Dynastie gehören an Alp-Arslan (1063—73), der den griechischen Kaiser Romanus bekriegte; Melek-Schah (1073—93), verdient um Beförderung wissenschaftlicher Studien; Mohammed-Schah (1105—18), der mit den Kreuzfahrern, sowie in Indien glücklich kämpfte, und Sandschar (1118—58), einer der berühmtesten orientalischen Herrscher. Die Dynastie erlosch mit Togrul-Schah 1194. Von geringerer Bedeutung war die in der persischen Provinz Kerman, gestiftet von Togrul-Begs Neffen Kabarb und bis 1091 bestehend. Dasselbe gilt von den Dynastien zu Aleppo, gestiftet 1079 durch Malek-Schahs Bruder Tutusch und bis 1113 bestehend, und zu Damascus in Syrien, gestiftet 1096 durch Tutuschs Sohn Dekkak und 1155 erloschen. Die Dynastie von Iconium in Kleinasien, gegründet von Soliman-ben-Kutulmisch, einem Urenkel Seldschuks, bestand am längsten. Unter Allah-ed-din II., einem der letzten Herrscher aus derselben, that sich der Türke Osman als Heerführer hervor, und dessen Nachkommen gründeten die osmanische Dynastie in Kleinasien. Vgl. Mirchond, Geschichte der S., aus dem Persischen von Vullers, Gießen 1838.

Selecta (sc. classis, lat.), auf Gelehrtenschulen diejenige Klasse, in welcher die ausgezeichnetsten Schüler der ersten sitzen und zur Universität vorbereitet werden; sie heißen Selektaner. Häufig ist jedoch diese Klasse die Prima, und es gibt dann gar keine S.

Selen (Selenium), ein dem Schwefel am nächsten stehender Grundstoff, von Berzelius 1817 in dem rothen Schwefelschlamm der Schwefelsäurefabrik zu Gripsholm entdeckt, findet sich nur sparsam in der Natur und nie isolirt, sondern mit Silber, Kupfer, Tellur, Wismuth, Gold, Blei, Quecksilber rc. und geht als Bestandtheil der meisten Schwefelkiese aus diesen in den daraus gewonnenen Schwefel und die Schwefelsäure über. Es hat ein specifisches Gewicht von 4,3 bis 4,32, ist spröde wie Glas, nicht hart, leicht zu ritzen und zu pulvern. Nach raschem Erkalten der geschmolzenen Masse zeigt es eine metallglänzende, rothbraune Oberfläche u. einen muscheligen, dunkel bleigrauen glänzenden Bruch, nach sehr langsamem Erkalten eine körnige, bleigraue Oberfläche und einen feinkörnigen, matten Bruch. Es wird in der Wärme weich, bei 100° halb, bei wenig höherer Temperatur ganz flüssig, bleibt beim Erkalten lange weich, läßt sich kneten und in lange durchsichtige Fäden ziehen; noch unter der Glühhitze (etwas unter 700°) kommt es zum Sieden, wobei sich die gelben Dämpfe in engen Gefäßen zu metallisch-glänzenden Tropfen, in weiten zu scharlachrothen Blumen verdichten. Das S. leitet die Wärme schlecht, nicht die Elektricität, wird aber durch Reiben elektrisch. Es löst sich in Aetzkalilauge, langsam in Salpetersäure und Königswasser, wobei es sich in selenige Säure verwandelt. Auch von fetten Oelen wird es gelöst, nicht von ätherischen. In koncentrirter wasserhaltiger Schwefelsäure löst es sich mit schön grüner Farbe, und zwar ohne Zersetzung der Säure und ohne Oxydation des S.s. Von Wasser wird es daraus wieder mit rother Farbe niedergeschlagen.

Selene (griech.), bei den Römern Luna, die Göttin des Mondes, Tochter des Hyperion und der Theia und Schwester des Helios, deshalb auch Phöbe genannt, und der Eos, später mit Artemis oder Diana identificirt, obwohl letztere jungfräuliche Göttin war. S. zeugte mit Endymion 50 Töchter, mit Zeus die Pandia und Erse (Thau). Auch ihr ward ein mit 2 weißen Rossen oder Maulthieren oder Kühen bespannter Wagen beigelegt. Dargestellt wird sie vollstän-

big bekleibet mit einem bogenförmigen Schleiergewand über dem Haupte.

Selenga, Fluß im asiatisch-russischen Gouvernement Irkutsk, entsteht in der Mongolei, im Khalkaland, durch Zusammenfluß einiger Quellflüsse, fließt gegen Osten, bringt in Rußland ein und fließt in den Baikalsee; er ist schiffbar von seinem Eintritt in das russische Reich an.

Selenginsk, Kreisstadt im asiatisch-russischen Gouvernement Irkutsk, rechts am Selenga, Stationsort für den Handel nach China über Kiachta, mit Militärwaisenhaus und 2600 Einw.; in der Nähe Salzquellen.

Selenit, s. v. a. blätteriger Gyps oder Gypsspath, s. Gyps.

Seleniten, Mondbewohner, s. Mond.

Selenographie (v. Griech.), Lehre vom Mond.

Selestadt, französische Stadt, s. v. a. Schelestadt.

Seleucia, Name mehrer, meist von Seleucus I. gegründeter Städte in Asien, von denen besonders zwei wichtig geworden sind. S. in Babylonien, an einem vom Euphrat links in südöstlicher Richtung zum Tigris abfließenden Arm zwischen beiden hier auf ungefähr 16 Stunden einander genäherten Strömen, erhob sich durch diese günstige Lage zu einem Hauptemporium des orientalischen Handels, wo die Produkte Syriens, Indiens, Parthiens und Arabiens mittelst Karawanen und frequenter Flußschifffahrt zusammenströmen, und zählte zur Zeit ihrer Blüthe über 600,000 Einwohner. Ursprünglich Residenz Seleucus' I. und seiner Nachfolger, später Sitz des Satrapen von Babylonien oder eines königlichen Hofbeamten, kam S. während der Bürgerkriege zwischen den Seleuciden in die Gewalt Arsaces' VI. Mithridates I. Die Blüthe der Stadt wurde aber erst durch die Angriffe der Römer auf das Partherreich vernichtet. Den Anfang machte Trajan, der sie besetzte und nach ausgebrochener Empörung zum Theil einäscherte (116 n. Chr.); vollständiger wurde sie zerstört bei dem parthischen Feldzuge des L. Verus (162 n. Chr.); aber trotzdem erhob sie sich in der christlichen Zeit wieder zu einer gewissen Blüthe. Im 2. Jahrhundert n. Chr. erscheint S. als Metropole und seit dem 3. Jahrhundert war es Sitz der obersten geistlichen Gewalt im Sassanidenreiche. Ihre Trümmer, El-Madain genannt, liegen etwa 5 Meilen von Bagdad entfernt. S. Pieria oder S. am Meere, ebenfalls von Seleucus I. gegründet (300 v. Chr.), in geringer Entfernung vom Meere, nördlich von der Mündung des Orontes, mit gutem Hafen, ebenfalls für den Handel sehr günstig gelegen und durch Natur und Kunst stark befestigt, so daß es für uneinnehmbar galt, machte sich in dem Bruderkriege zwischen Antiochus VIII. und IX. unabhängig (109 oder 108 v. Chr.), behauptete seine Freiheit 14 Jahre lang gegen Tigranes, den Eroberer Syriens, und wurde von Pompejus geschützt und begünstigt. Noch jetzt erinnern ansehnliche Trümmer an die einstige Größe der Stadt. Merkwürdig ist besonders die in den Perlaberg eingehauene Nekropole mit unzähligen Katakomben und einzelnen Grabkammern, worin zum Theil noch schön verzierte Sarkophage sich finden. Ein drittes S. lag in Cilicien oberhalb des Flusses Calycadnus, ebenfalls eine Gründung Seleucus' I. und wegen ihrer jährlichen Olympien und ihres Orakeltempels des sarpedonischen Apollo viel besucht.

Seleuciden, Herrscherfamilie von Syrien, durch Seleucus I. Nikator nach der Schlacht bei Ipsus (301 v. Chr.) gestiftet; s. Seleucus, Antiochus und Syrien.

Seleucus, Name mehrer Könige von Syrien: S. I. Nikator (Nikanor), Sohn des Antiochus, geboren 353 v. Chr., machte den Eroberungszug Alexanders des Großen mit, erhielt von diesem die Satrapie Babylonien und von Antigonus noch die von Susiana, floh aber, von Letzterem wegen seiner Verwaltung zur Rechenschaft gezogen, nach Aegypten, wo er ein Bündniß der übrigen Satrapen, insbesondere des Cassander und Lysimachus, gegen Antigonus zu Stande brachte. Als Antigonus den an ihn gestellten Forderungen nicht genügte, begann 315 der Kampf, an dem S. einen ruhmvollen Antheil nahm. Durch seinen Muth und seine Kriegskunst nicht weniger als durch seine Popularität gewann er seine Satrapie wieder, behauptete sich in deren Besitz und nahm den Königstitel an (306). Sein Einfluß erstreckte sich bis nach Indien, wie er denn mit Sandrocottus, dem Beherrscher Indiens zwischen Ganges und Indus, Freundschaft schloß. Die Entscheidungsschlacht bei Ipsus (301 v. Chr.) gewann er besonders durch seine Elephanten für sich und seine Mitverbündeten und vergrößerte dadurch sein Reich mit Syrien, Armenien, Mesopotamien, einem Theil von Kappadocien und Cilicien. Auch mit Ptolemäus, Demetrius und Lysimachus kämpfte er darauf siegreich, und 281 unterlag ihm als der letzte seiner Gegner Lysimachus auf der Ebene von Koros in Phrygien am Hellespont. Sein Reich umfaßte seitdem fast das Ganze von Alexander dem Großen in Asien eroberte Gebiet. Doch erfreute er sich nicht lange seiner Macht, denn er fiel 280, als er sich eben zu einem Zuge gegen Thracien und Macedonien rüstete, durch die Hand eines seiner Höflinge, Ptolemäus Ceraunus, im 78. Lebensjahre. Eroberungssüchtig, wie alle Feldherren Alexanders des Großen, besaß S. doch auch die Tugenden eines guten Regenten, gründete viele Städte, schützte und beförderte Kunst und Wissenschaft und schickte unter Anderem die von Xerxes entführten Kunstschätze wieder nach Griechenland zurück. S. II. Pogon, mit dem Beinamen Callinicus, älterer Sohn von Antiochus II. Theos, König von Syrien, folgte diesem 246 v. Chr. in der Regierung, hatte mit inneren Empörungen und mit Ptolemäus III. Euergetes I. von Aegypten, dem Bruder der auf S.' Betrieb gemordeten Berenice, schwere Kämpfe zu bestehen, zerfiel dann auch mit seinem Bruder Antiochus Hierax und erlitt von dessen Verbündetem, Mithridates von Pontus, bei Ancyra in Galatien eine bedeutende Niederlage. Als er sich darauf gegen das junge Partherreich wandte, um dieses bis nach Baktrien hin an seine Dynastie zu bringen, wurde er wieder geschlagen. Von Attalus I. von Pergamus, der im Bunde mit Aegypten die syrische Herrschaft in Kleinasien zu vernichten drohte, geschlagen, verlor er durch einen

Sturz vom Pferde das Leben (225 v. Chr.). Ihm folgte S. III. Cerannus, der schon nach zweijähriger Regierung ermordet ward. S. IV. Philopator, Sohn Antiochus' III., folgte diesem 186 auf dem Throne, vermochte aber kaum die Selbstständigkeit seines Reichs argwöhnischen Nachbarn gegenüber zu behaupten und ward nach 12jähriger Regierung von Heliodor ermordet.

Selig, s. Seligkeit.

Seligenstadt, Stadt in der großherzoglich hessischen Provinz Starkenburg, am Main, Landgerichtssitz, mit Schifffahrt, Weinbau und 2630 Einwohnern. In dem ehemaligen Benediktinerkloster zeigt man das angebliche Grab Eginhards und Emma's.

Seliger (Seligero), See im europäisch-russischen Gouvernement Twer, Kreis Otschakow, 10 Meilen lang, aber schmal, mit vielen Inseln (169), von denen eine das berühmte griechische Kloster Nieskoi Stolbnoi mit einem berühmten Gnadenbilde, dem Ziel vieler Wallfahrten, enthält. Von der nördlichen Seite des See's führt ein Kanal zu dem Wassergebiete der Newa, aber der Abfluß des See's (Selicharowka) geht zur Wolga.

Seligkeit (vom altdeutschen Sal, die Menge, Fülle, sowohl des Angenehmen als des Unangenehmen, in letzterer Bedeutung noch in Trübsal, Drangsal, mühselig rc. vorhanden), dem jetzigen Sprachgebrauch nach ein Zustand, worin man sich durch eine Fülle des Angenehmen beglückt fühlt. Im kirchlichen Sprachgebrauch bezeichnet S. oder ewige S. den glücklichen, von allen Leiden und Uebeln freien Zustand Derer, die nach dem Tode in die Gemeinschaft mit Gott, Christo, den Engeln und vollendeten Gerechten aufgenommen werden, im Gegensatz zur Verdammniß oder dem qualvollen Zustande der in die Hölle Verstoßenen.

Seligmacher, Christus, als Heiland der Welt.

Seligsprechung, s. v. a. Beatifikation.

Selim, 1) S. I., Sultan der Osmanen, geboren 1467, stieß am 25. April 1512 mit Hülfe der Janitscharen seinen siechen und bejahrten Vater, Bajazet II., der bald darauf an Gift starb, vom Thron, schaffte darauf noch fünf Neffen und zwei Brüder, sowie Jeden, der ihm gefährlich schien, aus dem Wege, führte aber übrigens eine kräftige Regierung. Er zügelte den Schah von Persien, brach 1514 die Macht des Sultans der Mamluken, eroberte Kurdistan, 1516 Syrien, 1517 Aegypten und unterwarf Mekka der Pforte. Er legte den Grund zu einer geregelten Seemacht, erbaute das Arsenal in Pera und verbesserte die Zustände in den eroberten Ländern durch zweckmäßige Reformen. Auch hielt er den Uebermuth der Janitscharen mit kräftiger Hand nieder. Im Begriffe, Persien mit Heeresmacht zu überziehen, † er am 22. September 1520 auf dem Zuge von Konstantinopel nach Adrianopel. Er war ein guter Feldherr, ein Freund der Dichter und Gelehrten, äußerst thätig, aber auch äußerst grausam. Ihm folgte sein Sohn, Soliman II.

2) S. II., Enkel des Vorigen, Sohn Solimans II. und der Roxolane, geboren 1522, gelangte nach seines Vaters Tode, der am 6. September 1566 vor Szigeth erfolgte, zur Herrschaft. Unter allen Sultanen war er der erste, welcher, sich den Freuden seines Harems überlassend, dem Großwessir den Oberbefehl des Heeres u. die Zügel der Herrschaft überließ. Unter seiner Regierung wurde 1568 mit Ungarn ein achtjähriger Waffenstillstand und im folgenden Jahre ein anderer mit Persien geschlossen, sowie 1571 die Insel Cypern erobert. Aus der Niederlage, welche am 8. Oktober 1571 der Admiral Ali bei Lepanto erlitt, verstanden die christlichen Mächte nicht Nutzen zu ziehen, während der umsichtige Großwessir Sokolli fortwährend für die Sicherheit des Reichs eifrig Sorge trug. Der in der Moldau und Walachei geführte Krieg hatte wenig Bedeutung; S. † während desselben am 12. December 1574. Sein Nachfolger war sein Sohn, Murad III.

3) S. III., der Sohn Mustapha's III., geboren am 23. December 1761, lebte, während sein Bruder Abdul-Hamid seit seines Vaters Tode regierte, im Serail unter den Frauen u. Eunuchen. Doch studirte er hier nicht nur den Koran, sondern auch die türkische Geschichte und faßte schon damals den Vorsatz, einst das türkische Reich zu reformiren. Er trat in Verkehr mit Staatsmännern, unter andern auch 1786 mit dem französischen Gesandten in Konstantinopel, dem Grafen Choiseul, und schickte selbst seinen Vertrauten, Isaak Bey, nach Frankreich, damit er sich Kenntniß von der dortigen Verwaltung verschaffen solle. Als Abdul-Hamid am 7. Februar 1789 mit Tode abgegangen war, folgte ihm S. Dieser Wechsel der Herrschaft fiel gerade in die Zeit, in welcher Rußland und Oesterreich der Pforte empfindliche Niederlagen beibrachten. Die Vorgänge im Westen Europa's kamen der Pforte indeß zu Statten, und so geschah es, daß für sie der Friede mit Oesterreich 1791 keine wesentlichen Verluste enthielt. Um so nachtheiliger fiel jedoch der Friedensschluß mit Rußland 1792 aus. Schon glaubte S. Muße zu haben, um seine Entwürfe für Reformen im Innern ins Werk zu setzen; allein der Ausbruch des Aufstandes in der europäischen Türkei, erregt von Paßwan Oglu, nahm seine Thätigkeit in Anspruch und ward nur dadurch gedämpft, daß man den Anstifter 1805 zum Pascha von Widdin erhob. Da Napoleon inzwischen Aegypten besetzt hatte, so trat S. der russisch-englischen Koalition gegen die französische Republik bei. Erst nach dem Abschlusse des Friedens mit Frankreich (25. Juni 1802) konnte er seine Reformpläne wieder aufnehmen. Er brachte das Heer auf den europäischen Kriegsfuß (Nizam-Dschedid), erregte aber hierdurch, sowie durch andere Maßregeln neue Unzufriedenheit, die zu Aufständen führte. Besonders drohend war der serbische Aufstand. Dazu kam noch 1807 ein Krieg mit Rußland, welches bedeutende Vortheile errang, und mit Großbritannien. Als endlich S. sein neues Heersystem unter den alten Truppen einführen wollte, drangen die wüthenden Janitscharen am 28. Mai 1807 15,000 Mann stark in die Vorstadt Pera ein, bemächtigten sich des Zeughauses und rissen auch das Volk der Hauptstadt zur Empörung mit fort. Selbst der Mufti hieß dieselbe gut, und allgemein ward S.'s Absetzung gefordert. Umsonst versuchte S. durch Nachgie-

bigkeit die Gemüther zu versöhnen, er richtete damit so wenig aus, wie mit der Strenge, mit der er gegen die unzufriedenen Staatsbeamten verfuhr. Er ward abgesetzt, und am 29. Mai bestieg sein Neffe, Mustapha IV., der Sohn Abdul-Hamids, den Thron. S., in einen Kiosk des Serails gefangen gesetzt, aber mild behandelt, widmete sich nun der Dichtkunst und der Erziehung seines Neffen Mahmud. Am 28. Juli 1808 aber drang Mustapha Bairaktar, der Pascha von Rustschuk, ein warmer Anhänger S.s und seiner Reformen, mit Heeresmacht in Konstantinopel ein, um S. wieder auf den Thron zu setzen. Mustapha war bestürzt und erbat sich Bedenkzeit. Mustapha Bairaktar gewährte ihm dieselbe unter der Bedingung, daß er unterdeß S. kein Leid zufüge. Als aber dessen ungeachtet S. auf des Mufti Rath im Gefängniß erdolcht ward, stieß Mustapha Bairaktar den Sultan vom Thron, setzte ihn gefangen und erhob Mustapha's Bruder, Mahmud II., auf den Thron.

Selimno (Selimnia, Islambj), Stadt in der europäisch-türkischen Provinz Bulgarien, am Südabhange des Balkans und links am Islambj, hat Wollenweberei, Fabrikation von Gewehren und Rosenessenz, eine beträchtliche Messe im Juni und 20,000 Einw.

Selinus, 1) (Selinunt), Stadt auf der Insel Sicilien, von Doriern aus Megara um 626 am gleichnamigen Flüßchen, das seinen Namen von dem vielen, an seinem Ufer wachsenden Eppich hatte, gegründet, gelangte bald zu großer Blüthe, ward aber 409 v. Chr. von den Karthagern, die von den von den Selinuntiern bedrängten Einwohnern von Segesta zu Hülfe gerufen worden waren, erobert, geplündert und größtentheils zerstört, jedoch noch in demselben Jahre zum Theil wieder hergestellt, so daß es unter karthagischer Herrschaft als Mittelstadt noch fünf Menschenalter hindurch fort vegetirte, bis es 249 von den Karthagern ganz vernichtet und der Rest der Einwohner nach Lilybäum verpflanzt ward. Obgleich die Stadt noch zu Strabo's Zeiten verödet war, so muß sie doch später wieder hergestellt worden seyn, da sie die Saracenen 827 zum dritten Male zerstörten. In der Nähe befanden sich salzige Mineralquellen, die Aquae Labodae und die jetzigen Heilquellen von Sciacca. Von der Stadt selbst haben sich bei Castelvetrano noch imposante Ueberreste erhalten, die hinsichtlich der daran noch sichtbaren architektonischen Kunst zu den wichtigsten Denkmälern des Alterthums gehören. — 2) Seestadt in Cilicien, auf einem steilen, größtentheils vom Meere umflossenen Felsen; hier starb 117 der Kaiser Trajan. Jetzt Seionti.

Selke, kleiner Fluß des Unterharzes, nimmt aus dem güntersberger Teiche im Herzogthum Anhalt-Bernburg seinen Ursprung, treibt eine Menge Mühlen, Poch- und Eisenhüttenwerke und fällt bei Rothendorf im kroppenstädter Kreise der preußischen Provinz Sachsen in die Bode. Die S. bildet in ihrem obern Laufe von Güntersberg bis zu dem Dorfe Meisdorf im mansfelder Gebirgskreise das 6 Stunden lange, reizende Selkethal, das, von schön bewaldeten Bergen und pittoresken Felsenmassen eingeschlossen, bald enger, bald weiter, in immer neuem Wechsel die entzückendsten Ansichten darbietet. Die Hauptpunkte des Selkethales sind die Burgen Falkenstein und Anhalt, das Jagdhaus Meiseberg, das Hüttenwerk Mägdesprung und Alexisbad.

Selkirk, schottische Grafschaft, zwischen den Grafschaften Edinburg, Roxburgh, Dumfries u. Peebles, $12\frac{1}{4}$ □Meilen groß mit etwa 10,000 Einwohnern in 3 Marktflecken u. 12 Kirchspielen. Die Grafschaft ist ein pittoreskes Gebirgsland; das Cheviotgebirg im Süden sendet seine Zweige ins Land und bildet viele schmale Thäler. Es steigt in den Blackhouse-Heights 2220, im Windlestrawlaw 2658 und im Whinfel 2100 Fuß empor. Das Land neigt sich zur Nordsee, wohin auch der Tweed mit den Nebenflüssen Etterick und Yarrow sich ergießt. Das Klima ist rauh und der Boden nicht sehr fruchtbar. Ehemals fast ganz mit Wald bedeckt, bildete die Grafschaft gleichsam nur einen Wildpark der Könige von Schottland. Mit den Wäldern ist auch das Wild verschwunden; zahlreiche Heerden von Kühen, Schafen, mitunter auch von kleinen schottischen Pferden weiden auf den Abhängen der wellenförmigen Oberfläche. Die Schafe von der Selkirk- und Cheviotrace sind berühmt wegen ihrer feinen, langen Wolle und bilden nebst Hammeln und Lämmern den Hauptausfuhrartikel der Grafschaft. Der Ackerbau beschränkt sich auf etwas Hafer und Kartoffeln. Die Industrie ist unbedeutend. Hauptort ist der gleichnamige Flecken, am Etterick, der unweit davon in den Tweed fällt, mit Wollspinnerei, Strumpf- und Zwirnbandweberei u. 3313 Einw.

Selkirk, Alexander, s. Defoe und Robinson.

Sella (lat.), Stuhl, Sessel. Sella curulis, Insignie der kurulischen Magistrate, ein in der Form sehr einfacher Sitz ohne Rücken- und Armlehne, auf 4 gekrümmten Füßen ruhend, welche wie bei einem Sägebock gekreuzt waren, ursprünglich aus Elfenbein, später aus Metall oder Marmor bestehend und mit kunstreichen und kostbaren Verzierungen geschmückt. Die kurulischen Beamten bedienten sich dieser S. bei allen öffentlichen Handlungen; auch in die Provinzen und auf Feldzüge wurde sie mitgenommen. Der Senat übersandte die S. curulis an fremde Könige. Nach dem Tode angesehener Männer, welche bei Lebzeiten die S. curulis gehabt hatten, blieb deren S. auf ihrem Platze im Theater stehen; ja es wurde diese Ehre sogar Solchen verwilligt, die sie im Leben nicht gehabt hatten.

Selle, 1) Fluß in der neapolitanischen Provinz Principato citeriore, entspringt in den Apenninen bei Caposele und mündet auf der Westseite in den Meerbusen von Salerno. — 2) Französischer Fluß, Nebenfluß des Lot, rechts, entspringt im Departement Cantal und mündet im Departement Lot, mit den Nebenflüssen Rance, Veyre, Barbezou und Drousou.

Sellerie (Apium, Eppich), Pflanzengattung aus der Familie der Doldengewächse, ohne deutlichen Kelchsaum, mit rundlichen, ganzen Blumenblättern, ganz kurzen Griffeln und rundlichen, zweiknotigen Früchten mit fädlichen Riefen und einstriemigen, zuweilen auch 2—3striemigen Rillen und einem ungetheilten Mittelsäulchen, euro-

päische und amerikanische Kräuter mit gefurchtem, röhrigem Stengel, unpaarig-gefiederten Blättern und endständigen Dolden ohne Hülldecke und kleinen grünlichweißen Blüthen. Der gemeine S. (A. graveolens L.) wächst in ganz Europa, an Wassergräben, Bächen und Flüssen, besonders auch auf salzhaltigem Boden und am Meeresstrande, zweijährig, und ist besonders an der eingerollten Spitze der Blumenblätter kenntlich. Die Wurzel der wild wachsenden Pflanze ist spindelförmig und dünn, riecht durchdringend widerlich, schmeckt bitterlich scharf und soll beinahe giftartig wirken. In Folge der Kultur verliert sich diese Eigenschaft, die Wurzel wird dick und knollenartig und schmeckt süßlich aromatisch. Man kultivirt besonders zwei Spielarten, Krautsellerie, mit langgestielten, aufrecht stehenden Blättern und kleinerer Wurzel, und Knollensellerie, mit kürzer gestielten Blättern und großer rundlicher Wurzel. Der S. verlangt kräftigen Boden und im Sommer sehr viel Wasser, sowie eine möglichst frühe Aussaat. Die Selleriewurzel enthält ätherisches Oel, Schleim, Amylum, Zucker und einen dem Mannazucker ganz gleichen Stoff und wird ihres aromatischen Geschmackes wegen als Salat, sowie als würzende Zuthat in Suppen und Gemüsen genossen. Sie wirkt eröffnend und vornehmlich auf die harnabsondernden und sexuellen Organe reizend, daher sie als Aphrodisiacum gilt. Früher sammelte man von dem wilden S. Wurzel, Kraut u. Samen; erstere, Radix, Herba et Semen Apii, gehörte zu den 5 großen eröffnenden Wurzeln, Radices quinque aperientes majores, und die Samen zu den 4 kleinern erhitzenden Samen, Semina quatuor calida minora. Jetzt sind sie obsolet.

Selles, 1) (S.-sur-Cher), Stadt im französischen Departement Loire-Cher, Arrondissement Romorantin, mit Schloß, Hospital, Weinbau, Wollenweberei, Feuersteinbruch, Zuckerfabrik und 4250 Einw. — 2) Dorf im französischen Departement Ardèche, mit mehren an Kohlensäure und Eisen reichen Mineralquellen, die, seit 1833 mit Etablissements versehen und besucht, gegen chronische Enteritis und Wechselfieber, Skropheln, chronische Diarrhöe und Gonorrhöe ꝛc. empfohlen werden.

Selongey, Stadt im französischen Departement Cote d'or, Arrondissement Dijon, an einem Bergabhange, an dem die Venelle fließt, mit schöner gothischer Kirche, Weinbau, Wollspinnerei, Gerberei, Hutfabrik, Merinoschafzucht und 1650 Einw.

Selsea (Selsay), britische Halbinsel, zur englischen Grafschaft Sussex gehörig, liefert viel eßbare Herzmuscheln. Die ehemalige gleichnamige Stadt, Sitz eines Bischofs, ging bei einem Sturme mit einem Theil der Halbinsel unter.

Selters (Niederselters), Dorf im nassauischen Amt Weilburg, in einem von dem Emsbache bewässerten Thale, mit 1000 Einw. In der Nähe befinden sich 4 in einen Brunnen gefaßte Quellen, die das bekannte Selterserwasser (Selzerwasser), in der Stunde 5000 Kubikfuß, liefern. Wegen seines vorwiegenden Gehaltes an freier Kohlensäure, Kochsalz und kohlensaurem Natron zu den alkalisch-salinischen Säuerlingen gehörig, wirkt dasselbe gelind reizend auf alle Ab- und Aussonderungen, besonders aber auflösend auf die Schleimhäute, das Drüsen- und Lymphsystem und wird deshalb bei chronischen Krankheiten der Lungen und der Schleimhaut, der Respirationsorgane, Leiden der Urinwerkzeuge, Stockungen in den Unterleibsorganen, auch bei entzündlichen und fieberhaften Krankheiten, wenn die Gefäßaufregung vorüber ist, oder das Fieber einen schleichenden oder fauligen Charakter angenommen hat, mit günstigem Erfolge angewendet. Als diätetisches Mittel, allein oder mit Moselwein und Zucker vermischt, wird es namentlich an der Leber Leidenden und in heißen Klimaten und Jahreszeiten empfohlen. Brustkranke trinken es mit warmer Milch vermischt. Gegenwärtig werden mehr als 1½ Millionen Krüge dieses Wassers nach allen Gegenden der Erde versandt, wovon dem Staat eine Einnahme von 80,000 Gulden zufließt. Die Quelle wurde in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts entdeckt, im 30jährigen Kriege wieder verschüttet und nach ihrer Wiederauffindung so wenig geachtet, daß sie noch in der Mitte des 18. Jahrhunderts für 2 Gulden 20 Kreuzer verpachtet war. Seit 1803 ist sie nassauisches Kammergut. An der Quelle selbst wird das Wasser nur wenig getrunken. Vgl. Fenner von Fenneberg, S. und seine Heilkräfte, Darmstadt 1824. Ein künstliches Selterserwasser wird nach Döbereiner auf folgende Weise bereitet: zu 1000 Kubikzoll Brunnenwasser werden 3325 Gran geruchlose Salzsäure von 1,06 specifischem Gewichtgemischt, dann 39,7 Gran kohlensaure Magnesia, 95 Gran kohlensaurer Kalk, 1440 Gran doppeltkohlensaures Natron zugesetzt, in einer verschlossenen Flasche umgeschüttelt und kühl aufbewahrt. Auch die struveschen Anstalten liefern ein sehr gasreiches und besonders in Norddeutschland beliebtes künstliches Selterserwasser.

Seltz, Dorf in der großherzoglich hessischen Provinz Oberhessen, in der Nähe von Friedberg, mit erdig-salinischem Sauerbrunnen, welcher sowohl an der Quelle getrunken, als auch versendet wird.

Selune, Fluß im französischen Departement Manche, entsteht im Arrondissement Mortain, fließt in mehrfach gekrümmtem Lauf in die Bai von Mont-St.-Michel im Kanal; Nebenflüsse sind: Beuvron links, Sée rechts.

Selz, Stadt im französischen Departement Niederrhein, Arrondissement Weißenburg, am Einfluß der Selzbach in den Rhein, mit Baumwollenmützen-, Zucker- und Oelfabrikation, Handel mit Hanf, Flachs, Bauholz, Mineralquellen, deren Wasser versendet wird, Goldwäsche und 2180 Einw. Hier 803 Vertrag Karls des Großen mit den Sachsen, wonach sich diese der fränkischen Oberherrschaft unterwarfen.

Sem, ältester Sohn Noahs, ward wegen seiner Pietät von dem Vater gesegnet, nach welchem Segen aus seinem Stamme der Messias geboren und in demselben der Dienst des Jehovah erhalten werden sollte. Er gilt als Stammvater der Völker des südwestlichen Asiens, der Assyrer, Babylonier, Syrer, Hebräer, Phönicier und Araber, deren Sprachen daher die semitischen heißen.

Semaphore (griech., d. i. Zeichenträger), in Frankreich Name des Zeigertelegraphen.

Semecarpus (Dintenbaum, Herzfrucht), Pflanzengattung aus der Familie der Terebinthaceen, mit polygamischen Blüthen, 5spaltigem Kelch und 5blätteriger Blumenkrone, ostindische Bäume, worunter S. Anacardium *L.*, ostindischer Dintenbaum, Malakkanußbaum, in dürren, gebirgigen Gegenden Ostindiens, zu erwähnen ist, in sofern die Blätter desselben einen ätzend-scharfen, blasenziehenden Saft enthalten, den man in Ostindien als unvertilgbare Dinte auf Leinwand, Kattun und seidene Stoffe benutzt. Die Samenkerne (Malakka- oder Akajounüsse) sind ölig, mild und wohlschmeckend.

Semeiographie (v. Griech.), Zeichen- oder Geschwindschrift; auch Lehre von den musikalischen Zeichen.

Semele, Tochter des Cadmus und der Harmonia in Theben, Schwester der Ino, Agaue, Autonoë und des Polydorus, Geliebte des Zeus, mit welchem sie den Dionysus zeugte. Aus Eifersucht überredete Here in Gestalt der Amme Beroë die S., den Zeus zu bitten, daß er in derselben Gestalt wie zur Here zu ihr kommen möge. Da Zeus feierlich zugesagt hatte, die Bitte, welche S. thun würde, nicht abzuschlagen, kam er in seiner Majestät auf einem Wagen unter Blitz und Donner, und so ward S. von der Gluth seiner Blitze verzehrt. Sterbend gebar sie ein unzeitiges, erst sechs Monate altes Kind, den Dionysus, welchen Zeus aus den Flammen rettete, in seine Hüfte einnähte und bis zur Reife dort groß zog. S. bedeutet in diesem Mythus die durch Frühlingsgewitter befruchtete Erde. Durch ihren Sohn ward sie später aus der Unterwelt als Thyone auf den Olymp versetzt.

Semen (Plur. Semina), der Samen.

Semendria (Smederowo), Hauptstadt eines Kreises und Festung im europäisch-türkischen Fürstenthum Serbien, an der Mündung des westlichen Arms der Morawa (Jessowa) in die Donau, 6 Meilen südöstlich von Belgrad, in romantischer, weinreicher Umgebung, war ehemals Residenz der serbischen Könige und ist jetzt Sitz eines Erzbischofs, des Primas von Serbien, und hat 8000 Einw. Die Festung ward von dem Despoten Georg Brankowitsch 1435 erbaut und 1439, 1459 und 1690 von den Türken erobert. Nach der Eroberung durch Eugen (1717) kam sie 1738 wieder in türkische Gewalt, ward aber 1789 von den Oesterreichern abermals genommen, aber nicht behauptet. Im Jahre 1805 wurde hier der Woiwode Gjuscha Wulitsch-witsch von den Türken erschlagen, worauf die Serben die Stadt angriffen, sie bombardirten und einnahmen.

Semenow, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Nishnei-Nowgorod, an der Sachtonka, mit 1180 Einwohnern, welche Holzwaaren verfertigen und etwas Handel treiben.

Semester (v. Lat.), Zeit von 6 Monaten; auf Universitäten ein halbjähriger Kursus (Sommer- und Wintersemester).

Semgallen (Semigallia), der südöstliche Theil des ehemaligen Herzogthums Kurland, zwischen Litthauen und dem übrigen Kurland, von welchem es durch die Bulterana getrennt wird, jetzt der östliche Theil der Statthalterschaft Mitau.

Semi (lat.), halb, klein, nur in Zusammensetzungen vorkommend, besonders in der Botanik.

Semiarianer, s. Arianischer Streit.

Semikolon (Strichpunkt), Interpunktionszeichen (;), soll eigentlich in längeren Sätzen den Vordersatz vom Nachsatz scheiden, wird aber auch häufig anstatt eines Punktes gebraucht.

Semil, Stadt im österreichisch-böhmischen Kreis Leippa, an der Iser, mit Pfarrkirche, Schloß, Kapelle und 1720 Einw.

Semi l'argent (franz.), s. Argentan.

Semilor (Semid'or, Similor), Name einer goldähnlichen Legirung aus Kupfer und Zink, die sich vom Messing nur durch geringeren Zinkgehalt unterscheidet.

Seminar (Seminarium), eigentlich Pflanzschule, Bildungs- und Vorbereitungsanstalt für Lehrer und Geistliche. Die S.e sind theils theologische, theils pädagogische im weiteren Sinn. Die ersteren umfassen wieder homiletische, exegetische, historische, katechetische und Pastoral- oder Predigerseminare (s. d.); die pädagogischen begreifen die philologischen (s. Philologie) und die Schullehrerseminare unter sich. Zuerst kommen die bischöflichen Schulen, Bildungsstätten des katholischen Klerus, seit dem 9. Jahrhundert unter dem Namen S.e vor, und sie bestehen noch in den meisten katholischen Ländern als solche in den Klöstern und unter der unmittelbaren Leitung der Bischöfe, besonders in Spanien, Italien und Oesterreich, während viele andere in Fakultätsschulen und Universitäten übergegangen sind. Die protestantischen Schullehrerseminare, die das wichtigste Moment in der Verbesserung des Volksschulwesens geworden sind, entstanden in der Mitte des 18. Jahrhunderts. Das erste ward 1748 zu Berlin, ein anderes 1768 zu Karlsruhe errichtet. Besonders aber lebte seit der Wirksamkeit Rochows für Landschulen diese Idee immer mehr auf. Im Jahre 1776 wurde ein S. zu Minden und eins zu Meiningen, 1778 eins zu Halberstadt und 1786 eins zu Wesel errichtet, wo schon seit 1687 unter dem Namen Contubernium eine Bildungsanstalt für Schullehrer bestanden hatte. Das weimarische S., 1784 gestiftet, verdankt Herder seine Einrichtung. Von nun an kamen die S.e immer mehr in Aufnahme, so daß schon vor 1796 in größeren und kleineren Staaten, in Gotha, Dessau, Hohenlohe, Hessen-Kassel, Lippe-Detmold, Nassau, Hannover, Sachsen, Dänemark rc. ähnliche Institute entstanden. Insbesondere besaß Preußen bis 1806 schon 6 S.e, 1826 28, 1831 34 Hauptseminare, außer einer großen Anzahl Hülfs- und kleinerer S.e. Gegenwärtig bestehen in Deutschland eine Menge solcher Anstalten, die auch in Amerika Nachahmung gefunden haben, während Frankreich und England noch großen Mangel an tüchtigen Lehrerbildungsanstalten leiden. Lehrgegenstände der Schullehrerseminare sind Religion, deutsche Sprache, Geschichte, Geographie, Naturgeschichte und Naturlehre, Rechnen, Geometrie, Musik, wozu in den oberen Klassen noch Pädagogik kommt. Mit dem S. pflegt in der Regel eine Uebungsschule verbunden zu seyn, worin die

älteren Seminaristen unter Aufsicht eines Lehrers unterrichten, um Didaktik und Methodik praktisch zu erlernen. Noch sind in vielen S.en auch das Turnen, sowie einzelne landwirthschaftliche Fächer, namentlich Obstbaumzucht, in den Kreis der Unterrichtsgegenstände gezogen worden. Die Idee eines **pädagogischen S.s** hatte sich ganz besonders in der Francke'schen Stiftung entwickelt und trat durch Niemeyer in volles Leben, sowie auch in Heidelberg neben dem philologischen ein pädagogisches S. besteht.

Seminara, Stadt in der neapolitanischen Provinz Calabria ulteriore I, mit 4300 Einw., welche treffliches Oel liefern; litt sehr durch Erdbeben 1783, wobei gegen 4000 Menschen ums Leben kamen.

Seminium morbi (lat.), die vorbereitende Ursache einer Krankheit.

Seminolen (d. i. Entlaufene, Flüchtlinge), Indianerstamm in Nordamerika, zu den Floridavölkern und zwar zu der Choctaw-Muskoghergruppe gehörig, hatte seine Wohnsitze erst in Georgien, siedelte 1750 in Folge von Streitigkeiten unter den Häuptlingen zum Theil nach Florida über und widerstand hier, durch nachfolgende Haufen verstärkt und durch Sümpfe gedeckt, obwohl kaum 4000 Köpfe zählend, worunter nur 1594 Krieger, ein volles Jahrzehnt hindurch den Angriffen einer nordamerikanischen Armee. Nachdem die S. endlich der Uebermacht erlegen, wurden sie größtentheils über den Mississippi in das Indian-Territory verpflanzt, wo sie 3—4000 Köpfe stark am unteren Rio-Colorado seßhaft sind, aber, obwohl unter eignen Häuptlingen und eignen Gesetzen stehend, in einer gewissen Abhängigkeit von ihren mächtigeren Nachbarn, den Creeks, stehen. Die wenigen in Florida zurückgebliebenen S. sind noch gegenwärtig erbitterte Feinde der weißen Bevölkerung. Vgl. Florida.

Semiotik (**Semiologie**), die ärztliche Zeichenlehre, die aus der Beobachtung aller am menschlichen Organismus wahrnehmbaren Erscheinungen auf den jeweiligen gesunden oder krankhaften Körperzustand des Menschen Schlüsse zu machen sucht. Man theilt die Zeichen in **physiologische**, welche, dem Leben in seinem normalen Verlaufe eigenthümlich, auf die gesunde Beschaffenheit des betreffenden Körpertheils schließen lassen, und **pathologische** oder **Symptome**, welche eine totale oder partielle Erkrankung des Organismus andeuten. Letztere theilt man in **anamnestische**, welche auf einen vergangenen, **diagnostische**, welche auf den gegenwärtigen Krankheitszustand, und **prognostische** Zeichen, welche auf den in Aussicht stehenden Verlauf der Krankheit hin- und eben damit das vom Arzt anzuwendende Heilverfahren andeuten (Indikationen). Das Feld der S. ist neuerlich durch die hohe Ausbildung der pathologischen Anatomie, sowie durch Erfindung der Auskultation und Perkussion und sonstiger physikalischer Untersuchungsmethoden sehr erweitert worden. Vgl. **Albers**, Handbuch der S., Leipzig 1834; **Piorry**, Diagnostik und S., übersetzt von Krupp, Kassel 1837; **Küttner**, Medicinische Phänomenologie, 2. Aufl., Leipzig 1842; **Gaal**, Physikalische Diagnostik, 2. Aufl., Wien 1853; **Bock**, Lehrbuch der Diagnostik, Leipzig 1853.

Semipelagianer (d. i. halbe Pelagianer, s. d.), Name einiger Kirchenlehrer zu Massilia (Cassianus, Faustus, Vincentius, Gennadius), welche um 425 n. Chr. zwischen dem Augustinismus und dem strengen Pelagianismus auf die Weise zu vermitteln suchten, daß sie eine durch die Sünde des ersten Menschen geschwächte, aber nicht aufgehobene menschliche Freiheit neben der göttlichen Gnade statuirten. Sie lehrten nämlich, von Adam sey zwar eine gewisse moralische Schwäche und Neigung zur Sünde, sowie der Tod des Leibes auf alle Menschen übergegangen, aber der Mensch habe immer noch einen freien Willen und könne die Besserung aus eigener Kraft wenigstens in sich anfangen, bedürfe aber dann der Gnade, um darin fortzuschreiten. Dieses System, **Semipelagianismus**, auf der Synode zu Areiate (472) und Lugdunum (475) gebilligt, wurde allmählig unter mancherlei Modifikationen in der lateinischen Kirche vorherrschende Lehre, obwohl dieselbe den Pelagianismus wiederholt verworfen hat. Vergl. J. **Geffcken**, Historia Semipelagianismi antiquissima, Göttingen 1826.

Semiramis, sagenhafte Königin von Assyrien, die Tochter der Derceto, einer syrischen Göttin, wurde, ausgesetzt, von Tauben genährt, von Hirten aufgefunden und erzogen. Von Onnes, Statthalter von Syrien, zum Weibe genommen, begleitete sie diesen in den Krieg gegen Oxyartes von Baktra und legte dazu ein Kleid an, das ihr Geschlecht zweifelhaft machte. Sie rieth, während die schwächere, aber gut vertheidigte Seite der Stadt umsonst belagert wurde, die wegen ihrer natürlichen Festigkeit weniger beschützte Burg anzugreifen, erstieg selbst die Mauer und veranlaßte dadurch die Einnahme der Stadt. König Ninus, von Bewunderung und Liebe hingerissen, brang sie dem Onnes ab, heirathete sie und zeugte mit ihr den Ninyas. Nach anderen Angaben war S. die Tochter oder Mutter des Ninus, aber zugleich seine Gemahlin u. übernahm nach dessen Tode die Regierung. Nach Andern kam sie als Buhlerin oder Sklavin an den Hof und fesselte den Ninus so, daß er ihr auf fünf Tage die Herrschaft überließ, was sie dazu benutzte, ihn tödten zu lassen und sich zur Königin zu erheben. Als Königin erbaute sie Babylon, wo großartige Bauwerke (hängende Gärten der S.) ihr Andenken erhielten. Sie drang nach Persien, dann nach Aegypten, Libyen, Aethiopien bis zum Orakel des Ammon vor und zog endlich mit einem ungeheuren Heere nach Indien gegen Stabrobates, siegte zuerst, ward aber dann geschlagen und entkam nur mit 20 Mann. Ninyas stellte ihr nun nach dem Leben, und sie verschwand in Gestalt einer Taube in einem Alter von 62 Jahren, im 24. ihrer Herrschaft. Geschichtlich genommen, fiele S. etwa ins 13. Jahrhundert v. Chr., doch ist ihre geschichtliche Bedeutung sehr problematisch. Wahrscheinlich ist sie ursprünglich eine syrische Göttin, und zwar dieselbe, welche zu Ascalon als Astarte oder Venus verehrt wurde und der die Taube heilig war. S. des **Nordens**

ward von Schmeichlern die Kaiserin Katharina II. von Rußland genannt.

Semiten (semitische Völker), s. Sem.

Semitische Sprachen, von Eichhorn eingeführte Bezeichnung der früher als orientalische unterschiedenen altasiatischen Sprachen, die ursprünglich in den Gebieten östlich vom Euphrat bis an die Küsten des mittelländischen Meeres und Arabien gesprochen, dann aber durch die Kolonien der Phönicier und die Eroberungszüge der Araber weit nach Westen hin verbreitet wurden. Es finden sich in diesen Sprachen dieselben phonetischen Gesetze (rauhe Kehllaute), dieselben Grundelemente der Wörter (dreibuchstabige Wurzeln), dasselbe konsequent durchgeführte grammatische System (Starrheit des konsonantischen Elements und Flüssigkeit des vokalischen), sowie dasselbe orthographische System (Schreibung nur der Konsonanten, als der eigentlichen Basis des Wortes, und bloße Andeutung oder Weglassung der Vokale). Dadurch steht dieser Sprachstamm eigenthümlich und wesentlich verschieden von den ihn nach allen Seiten hin begrenzenden indogermanischen Sprachen da. Der semitische Sprachstamm theilt sich in drei Hauptzweige: das Aramäische (s. Aramäische Sprache u. Literatur), das Kanaanitische in Palästina und Phönicien, wozu das Hebräische und das daraus gebildete Neuhebräische und das Phönicische gehören, und das Arabische, welches durch Mohammed und den Koran die herrschende Sprache der mohammedanischen Reiche wurde. Auch die Sprache der Bewohner von Malta ist hierher zu rechnen. Von den südlichen arabischen Dialekten ist erst in neuerer Zeit durch Inschriften der himjaritische wieder entdeckt worden, welcher den Uebergang zu der äthiopischen Sprache bildet. Vgl. Fürst, Chaldäische Formenlehre, Leipzig 1836.

Semivir (lat.), s. v. a. Centaur.

Semivocales (lat.), Halbvokale.

Semler, Johann Salomo, Theolog des 18. Jahrhunderts, geboren den 18. December 1725 zu Saalfeld, bezog 1742 die Universität Halle und ward hier durch den Umgang mit Jakob Baumgarten, dem er bei der Herausgabe der „Weltistorie" behülflich war, für eine freiere theologische Richtung gewonnen. Nachdem er 1749 seinen Wohnsitz in Koburg aufgeschlagen und hier die „Koburger Zeitung" herausgegeben hatte, ward er 1751 zu Uebernahme einer theologischen Professur nach Halle berufen, wo seine dogmatischen, hermeneutischen und kirchengeschichtlichen Vorlesungen großen Beifall fanden. Im Jahre 1757 wurde er, nach dem Tode Baumgartens, Direktor des theologischen Seminars. Als er durch Vertheidigung des wöllnerschen Religionsedikts mit seiner früher verkündigten freieren Ansicht in Widerspruch gerieth, ward er von seinen Gegnern der Falschheit und Heuchelei geziehen. Er † am 14. März 1791. Unbestreitbares Verdienst hat er sich um die Geschichte und Interpretation des biblischen Textes erworben. Auf dem Wege geschichtlicher Kritik hat er ferner den menschlichen Ursprung vieler Glaubenssätze bewiesen, für religiöse Toleranz gewirkt und mit Freimuth die Pietisterei bekämpft. Auf der andern Seite war er auch ein unerbittlicher Feind des Naturalismus der wolfenbüttelschen Fragmente, sowie der bahrdtschen und basedowschen Schule. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: „De daemoniacis" (Halle 1760; 4. Aufl. 1779); „Umständliche Untersuchung der dämonischen Laute" (das. 1762); „Selecta capita historiae ecclesiasticae" (das. 1767—69, 3 Bde.); „Commentationes historiae de antiquo Christianorum statu" (unvollendet, das. 1771—72, 2 Bde.); „Abhandlung von der Untersuchung des Kanons" (das. 1771 bis 1775, 4 Bde.); „Apparatus ad liberalem Vet. Test. interpretationem" (das. 1773); „Versuch christlicher Jahrbücher oder ausführliche Tabelle über die Kirchengeschichte bis aufs Jahr 1500" (das. 1783—86, 2 Bde.); „Observationes novae, quibus historia Christianorum usque ad Constantinum magnum illustratur" (das. 1784). Vergl. seine Autobiographie (Halle 1781—82, 2 Bde.).

Semlin (ungar. Zimony, serb. Semun), befestigte Stadt im peterwardeiner Regimentsbezirk der österreichisch-slawonischen Militärgrenze, an der Mündung der Save in die Donau auf der Landspitze zwischen diesen Flüssen, von Belgrad nur durch die Save getrennt, auf dem Abhang eines Hügels mit den Ruinen der Burg Johann Hunyads gelegen und aus der inneren Stadt und der Vorstadt Franzensthal bestehend, ist Sitz eines Grenzmilitärkommando's, eines Salz-, Dreißigst- und Postamts, hat eine Haupt- und Mädchenschule, eine Kontumazanstalt, ein deutsches Theater und ein Hospital. Die Einwohner, 8700 an der Zahl, sind meist Serben, die nach der Eroberung Belgrads durch die Türken 1739 sich hier ansiedelten. S. ist der Hauptübergangspunkt in die Türkei, mit der es einen sehr lebhaften Handelsverkehr unterhält, dessen Hauptgegenstände Baumwolle, Garn, Safran, Honig, Hasenbälge, Lämmerfelle und Pfeifenköpfe sind; Ausfuhrartikel sind besonders Tuch, Porzellan, Glas ꝛc. S. ist eine Station der Donaudampfschiffe.

Semljansk (Semlänsk), Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Woronesh, an der Semljänka, mit Fabriken und 2500 Einw.

Semmering (Sömmering, Semring), Bergmasse auf der Grenze zwischen Niederösterreich und Steiermark, zwischen Gloggnitz und Mürzzuschlag gelegen und mit dem zwischen dem Leytha- und Murgebiet hinstreichenden Alpenzug zusammenhängend, ist 4416 Fuß hoch und hauptsächlich deshalb von Wichtigkeit, weil der Hauptverbindungsweg der österreichischen Erblande mit den jenseits der Alpen liegenden Provinzen des Kaiserstaates denselben überschreitet. Schon im 14. Jahrhundert errichtete ein steierischer Herzog mitten in der Wildniß des Hochgebirges ein Hospiz, aus dem das jetzige Dorf Spital auf der steierschen Seite des Passes entstanden ist. Eine ordentliche Fahrstraße ließ jedoch erst Kaiser Karl VI. 1728 ausführen. Diese zum Theil noch existirende sogenannte alte Semmeringstraße ward wegen ihrer zu großen Steigungen in neuerer Zeit durch eine andere, die neue Semmeringstraße, ersetzt. Dieselbe ist 8300 Klafter lang, und ihr höchster Punkt liegt 3140 Fuß über der

Meeresfläche. Sie ist zwar wegen ihrer vielen Windungen weit länger, als die alte Straße, aber weit bequemer zu befahren, da sie meist nur $2^{3}/_{4}$—3 Zoll auf die Kurrentklafter steigt. Der interessanteste Theil des Baues ist die sogenannte Mortenbrücke, etwas unterhalb des höchsten Punktes. Kaum war die neue Semmeringstraße 1840 vollendet, so dachte man schon an eine Eisenbahn über den S., die aber, anfangs mit geringen Mitteln in Angriff genommen, erst 1850 rascher fortgesetzt und im Oktober 1853 eröffnet ward, nachdem einige Monate vorher das Unternehmen aus Privathänden an den Staat übergegangen war. Diese Bahn, eines der großartigsten Werke der Neuzeit, führt in einer Länge von $5^{1}/_{2}$ Meilen von Gloggnitz nach Mürzzuschlag und vermittelt als integrirender Theil der österreichischen Süd- oder Wien-Triesterbahn den Verkehr zwischen Wien und Triest. Neben dem Semmeringhaupttunnel auf der Höhe des Bergs ist der Wolfsbergstunnel der größte und wird als die merkwürdigste bergmännische Arbeit am ganzen S. betrachtet. Die Kosten der Bahn beliefen sich auf 10 Millionen Gulden. Vgl. Edler von Schickh, Anleitung zur zweckmäßigsten Bereisung der Semmeringseisenbahn, Wien 1851, 4. Aufl.

Semnones (Sennones), germanisches Volk, das mächtigste suevischen Stammes, wohnte östlich neben den Cheruskern, nördlich von den Silingern und Marsingern, westlich von den Manimern und Burgundiern, südöstlich von den Longobarden zwischen den Flüssen Viadus (Oder) und Albis (Elbe) in einem weit ausgedehnten, etwa in 100 Gaue zerfallenden Gebiete, in welchem sich auch ein heiliger Hain befand, wo Zusammenkünfte von Abgeordneten sämmtlicher suevischen Stämme Statt fanden und Menschenopfer dargebracht wurden. Die S. standen mit unter Marbods Herrschaft, trennten sich aber von ihm und schlossen sich an Armin an. Später verschwindet ihr Name in dem der Sueven.

Semones, Dämonen, welchen die Römer die Sorge und Aufsicht über menschliche Verrichtungen u. dgl. zuschrieben. Zu ihnen rechnete man Pan, Faunus, Fatua, Bona Dea, Silvan, Pomona, Flora, Terminus, Pales, Hymenäus, Vacuna rc., ferner alle Nymphen als Vorsteherinnen über einzelne Theile der Erde, Flußgötter, die Richter der Unterwelt, kurz alle Gottheiten, durch deren Einwirkung die menschlichen Handlungen gedeihlichen Erfolg haben.

Semoy (Semois), Fluß in der belgischen Provinz Luxemburg, entspringt nordwestlich von Arlon, fließt gegen Westen nach Frankreich und mündet bei Monthermé in die Maas, rechts.

Sempach, bis 1798 Stadt, jetzt offener Ort im schweizerischen Kanton Luzern, südöstlich von Sursee, am südöstlichen Ende des gleichnamigen See's, der 1530 Fuß über dem Meere liegt, 2 Stunden lang und $^{1}/_{4}$ Stunde breit ist, hat über 1000 Einw. und ist historisch denkwürdig durch den Sieg, den hier die Schweizer den 9. Juli 1386 über die Oesterreicher davontrugen. Herzog Leopold von Oesterreich stand hier mit 6000 Mann, worunter 4000 geharnischte Ritter, etwa 1400 Schweizern gegenüber. Vergeblich suchten die Schweizer, in keilförmigem Schlachthaufen gegen die Ritter anbringend, deren dicht geschlossene Reihe zu durchbrechen. 60 Eidgenossen waren schon als Opfer ihres Muthes gefallen, u. nach 2stündigem Gefechte schien sich der Sieg auf die Seite der Oesterreicher zu neigen. Aus dieser verzweiflungsvollen Lage rettete Arnold von Winkelried seine Landsleute. Mit dem Rufe: „Ich will der Freiheit eine Gasse machen. Treue, liebe Eidgenossen, tragt Sorge für mein Weib u. Kind!" umfaßte er mit beiden Armen der Speere soviel er konnte, begrub dieselben in seine Brust u. drückte sie im Fallen mit sich zu Boden. Ueber seinen Leichnam drangen jetzt die Eidgenossen vor und brachen mit ihren kurzen Waffen eine Oeffnung in die Feinde. Von diesem Augenblicke an wandte sich das Glück. Die Ritter, schwerfällig in ihren Rüstungen, ermüdet von dem ungewohnten Fußkampfe, preßten ihre Schlachtordnung zusammen, um die Lücke auszufüllen, u. zwar mit solcher Heftigkeit, daß viele in ihren Harnischen erstickten. Panzer u. Schienen krachten unter den Schlägen der Morgensterne. Dreimal sank das Hauptbanner Oesterreichs, eben so oft ward es wieder erhoben, bis endlich der Herzog Leopold selbst den Tod mitten im stärksten Handgemenge fand. Alles verloren gebend, riefen die Ritter nach ihren Pferden; allein die Knechte waren damit entflohen. Viele hundert Fürsten, Grafen, Freiherren, Ritter und Edelknechte aus Schwaben, Burgund, Elsaß, Tyrol, Breisgau, Thurgau und Aargau fielen darauf unter den Streichen der Eidgenossen. Was dem Tode entrann, flüchtete sich zu der Nachhut, mit welcher der Graf von Zollern den Rückzug deckte. 2000 feindliche Leichen lagen auf dem Schlachtfelde und unter diesen 676 von Adel und 350 gekrönte Helme. Die Eidgenossen, die nicht mehr als 200 der Ihrigen verloren hatten, erbeuteten das feindliche Lager, beunruhigten aber den fliehenden Feind nicht weiter. In der auf dem Schlachtfelde errichteten Kapelle wird alljährlich am Tage der Schlacht ein Hochamt abgehalten.

Semper (lat.), immer, allezeit; damit zusammengesetzt: S. aliquid haeret, es bleibt immer Etwas hängen; S. idem, immer derselbe, immer sich gleich.

Semper, Gottfried, namhafter deutscher Architekt, 1804 in Altona geboren, besuchte das Johanneum zu Hamburg und widmete sich dann in Göttingen mathematischen und militärwissenschaftlichen Studien, um sich zu einer Laufbahn in der Artillerie vorzubereiten. Da er aber weder in Preußen, noch in den Niederlanden eine derartige Anstellung fand, studirte er zu München und dann noch 3 Jahre zu Paris Architektur, worauf er Italien, Sicilien u. Griechenland bereiste. In Athen machte er Entdeckungen in Bezug auf die farbige Bemalung der altgriechischen Tempel. Seine Erfahrungen und Ansichten darüber legte er in der Schrift „Bemerkungen über bemalte Architektur und Plastik bei den Alten" (Altona 1834) nieder. Später, bereits als Professor der Architektur in Dresden, wohin er 1834 an Thürmers Stelle berufen wurde, dehnte er seine Forschungen noch weiter aus und legte die Resultate derselben in einem zweiten Werke nieder: „Die Anwendung der Farben in der Architektur und

Plastik, I. Heft: Dorisch-griechische Kunst, in 6 Tafeln mit Farben" (Dresden 1836). Er decorirte das Antikenkabinet in Dresden nach seiner Theorie über Verbindung der Malerei mit der Architektur. Dann fertigte er den Plan zum neuen Schauspielhause, bei welchem er, im Wesentlichen zwar den Grundsätzen antiker Architektur folgend, doch auch Formen anderer Style in freier, geistvoller Weise in Anwendung zu bringen wußte. Dies ist auch mit der von S. erbauten Synagoge der Fall, an welcher er byzantinische und im Inneren selbst maurische Formen anwendete. Nach seinem Plane entstand ferner das neue Frauenhospital, welches von 1837—38 erbaut wurde. Nach dem Brand von Hamburg (1842) war S. unter der Zahl der Architekten, welche für den Plan der neuen Nikolaikirche concurrirten; doch trug sein Plan, welcher den romanischen Styl adoptirt hatte, nicht den Sieg davon. S. vertheidigte das Princip, aus welchem derselbe hervorgegangen, in einer kleinen Schrift „Ueber den Bau evangelischer Kirchen", worin er zu beweisen sucht, daß der Spitzbogenstyl wegen der Raumverhältnisse, die er fordere, den Bedürfnissen des evangelischen, wesentlich durch die Predigt eingenommenen Gottesdienstes nicht entspreche u. fälschlich als der ausschließlich deutsch-nationale bezeichnet werde. In letzter Zeit beschäftigte ihn der Plan zum neuen Museum in Dresden, wozu er 1845 vom Ministerium den Auftrag erhielt. Im Jahre 1849 mußte er wegen Theilnahme an den dresdener Maiereignissen fliehen und wandte sich nach England, wo er an der königlichen Akademie im Marlboroughhouse eine Anstellung fand. Er schrieb hier: „Ueber Industrie, Wissenschaft u. Kunst" (Braunschweig 1852) und über die „Vier Elemente der Baukunst" (1851).

Semper Augustus (Perpetuus Augustus), Titel der römischen Kaiser seit Diocletian oder Maximinian, Andeutung seiner ununterbrochenen Regierung, von den Deutschen fälschlich durch „alle Zeit Mehrer des Reichs" übersetzt.

Semperfreie Leute (schöppenbare reichsfreie Leute), nach Einigen s. v. a. Sendbarfreie, nach Anderen im deutschen Mittelalter solche Freie, welche der allgemeinen Unterdrückung durch das Lehnswesen unter Karl dem Großen u. seinen Nachfolgern entgangen, immer frei geblieben und nie einem Grafen, Voigte oder Herzoge unterwürfig gewesen waren. Sie waren deshalb besonders angesehen und als Edelinge zu Kriegs- und Ritterdiensten, zu Beisitzern bei Gerichten 2c. vor Allen befähigt. Da mit der Zeit dieser Freien immer weniger wurden, so gab dieses Prädikat hohe Auszeichnung, wie es denn von den Herren von Limpurg und den Grafen Schaffgotsch bis auf die Neuzeit herab geführt worden ist.

Sempervirens (lat.), immergrün, von Pflanzen, welche in allen Jahreszeiten belaubt sind.

Sempervivum, s. Hauswurz.

Sempronius, bedeutendes römisches Geschlecht, das in seinem ältesten Zweige, den Atratini, als patricisch erscheint, während die späteren Familien plebejisch waren. Hervorzuheben sind: A. S. Atratinus, war Konsul 497 und 491 v. Chr., 482 Interrer od. Diktator. Aul. S. Atratinus war einer der 3 ersten 444 gewählten Kriegstribunen, mit konsularischer Gewalt. Lucius S. Atratinus bekleidete 443 mit Lucius Papirius Mugillanus zuerst das neu kreirte Censoramt. Publius S. Tuditanus, Kriegstribun in der Schlacht bei Cannä (216 v. Chr.), ward 205 als Prokonsul nach Griechenland geschickt, wo er den Frieden mit Philipp abschloß, führte als Konsul 204 den Kampf mit Hannibal in Bruttium und siegte über denselben bei Croton. Cajus S. Tuditanus, Quästor 145 v. Chr., Prätor 132, kämpfte in seiner Provinz Illyrien gegen die Japyden zuerst unglücklich, trug aber dann einen Sieg davon, der ihm die Ehre des Triumphs verschaffte. Er ist auch Verfasser eines Geschichtswerkes unter dem Titel „Commentarii". Cajus S. Bläsus, Konsul 203 v. Chr., führte mit seinem Amtsgenossen Cäpio eine Flotte von 260 Schiffen an die Küste von Afrika, verlor aber auf der Heimfahrt durch einen Sturm mehr als 150 Schiffe. Tiberius S. Longus, Konsul 218, erhielt Afrika zur Provinz, segelte zunächst nach Sicilien, ward nach der Niederlage des Publius Scipio am Ticinus zu dessen Unterstützung nach Oberitalien berufen, ließ sich, dem Rathe des verwundeten Scipio entgegen, in die Schlacht an der Trebia ein und wurde gänzlich besiegt. Im Jahre 215 trug er über Hanno einen Sieg bei Grumentum davon und † 210. Publius S. Aselio, Verfasser einer Geschichte Roms, betitelt: „Rerum Romanorum" od. „Historiarum" od. „Rerum gestarum Libri", wovon Fragmente bei Krause, „Historiarum Romanarum Fragmenta", S. 216. Tiberius und Cajus S. Grachus s. Grachus.

Semur, 1) Hauptstadt eines Arrondissements im französischen Departement Cote d'or, in pittoresker Lage auf einem Granitfelsen, von drei Seiten von dem Armençon umflossen, ist Sitz einer Unterpräfektur und eines Civiltribunals, hat eine schöne gothische Kirche, eine öffentliche Bibliothek, einen botanischen Garten, eine Gesellschaft für den Ackerbau, beträchtliche Gerbereien, Tuchmanufakturen, Handel mit Getreide, Wolle, Flachs, vorzüglich Honig und 4350 Einw.; dabei die Ruinen von Alesia. — 2) (S.-en-Brionnais), Stadt im Departement Saone-Loire, Arrondissement Charolles, mit gothischer Kirche, Weinbau und 1620 Einw.

Senaculum (lat.), Versammlungssaal des Senats.

Sénancour, Etienne Pierre de, französischer Schriftsteller, geboren 1770 zu Paris, wanderte nach dem Ausbruch der Revolution nach der Schweiz aus, wo er sein erstes Werk, Expektorationen eines gemüthlichen Atheisten, unter dem Titel „Rêveries sur la nature primitive de l'homme, sur ses sensations etc." (1799; 3. Aufl. 1833) veröffentlichte. Nachdem er unter der Konsulatsregierung zurückgekehrt, war er als Mitarbeiter am „Constitutionnel" und an anderen derartigen periodischen Schriften thätig. Der psychologische Roman „Obermann, lettres" (1799; 4. Aufl., Paris 1840) ging seiner Zeit fast spurlos vorüber, ist aber durch Georges Sand und Sainte-Beuve wieder ans Tageslicht gezogen worden. Sonst schrieb er unter Anderem

noch: „De l'amour selon les lois primordiales et selon les convenances des sociétés modernes" (Par. 1806; 3. Aufl. 1829); „Libres méditations d'un solitaire inconnu sur divers objets de la morale religieuse" (das. 1819; 2. Aufl. 1830) u. die Dichtung „Isabelle, lettres" (das. 1833). Er † im Jan. 1846 zu St.-Cloud.

Senarius (lat.), Vers, der aus 6 jambischen Füßen oder 3 Dipodien (daher Trimeter) besteht:

◡—◡ | ◡—◡— | ◡—◡≚

Am reinsten enthält die Jamben der lyrische S. bei Catullus, während er bei Horaz sich mehr dem dramatischen S. nähert, welcher wieder entweder tragisch ist, wo in den ungleichen (1. 5. 9. Stelle) der Spondeus statt des Jambus erlaubt ist:

≚—◡◡ | ≚—◡◡ | ≚—◡≚

seltener andere Auflösungen, oder komisch, wo er größere Freiheiten im Auflösen der Jamben (selbst zu Daktylen und Anapästen) und in der Cäsur gestattet u. nur in der letzten Stelle sich gewöhnlich rein erhält.

Senat (Senatus), allgemeiner Name des Raths der Alten, welcher in allen freien Staaten des Alterthums von den Gesetzgebern der Volksversammlung als ein mäßigendes und konservatives Institut gegenüber gestellt ward. Von dergleichen Rathsversammlungen sind im Alterthum außer dem römischen, welcher Jahrhunderte hindurch die Geschicke der Welt leitete (s. Rom, der Staat), die zu Sparta (s. d.), Athen (s. d.) und Karthago (s. d.) zu nennen. Nach dem Beispiele Roms nannte man seit dem Mittelalter die Magistratskollegien der bedeutenderen Städte, namentlich der Reichsstädte, S.e, wie auch andere höhere Kollegien mit obrigkeitlichen Befugnissen (Universitätssenat, Gerichtssenat rc.). In Preußen und anderen deutschen Staaten theilen sich die Kollegien der Obergerichte noch jetzt in einen Kriminal- und einen Civilsenat. In konstitutionellen Staaten der neueren Zeit bezeichnete man mit demselben Namen denjenigen Staatskörper, welcher durch das in der Regel höhere Lebensalter seiner Mitglieder, die amtliche und bürgerliche Stellung derselben, sowie insbesondere dadurch, daß deren Ernennung von Seiten des Staatsoberhaupts erfolgte, von selbst eine konservative Stellung der mehr von den politischen Aufregungen der Zeit erfaßten Volks- od. Wahlkammer gegenüber einnahm. Einen S. in diesem Sinne gab es im polnischen Reichstage (Sejm), wo er die Prälaten, Woiwoden, Kastellane und Minister begriff, und eine ähnliche Bestimmung bei ganz anderer Zusammensetzung hat der S. in der gegenwärtigen Verfassung Spaniens, Sardiniens rc., sowie selbst der der nordamerikanischen Union. In England vertritt das Oberhaus und im konstitutionellen Frankreich vertrat die Pairskammer die konservativen Principien. Der dirigirende S. in Rußland, von Peter dem Großen 1711 nach Aufhebung des Bojarenhofs eingesetzt, ist nach seiner neueren Organisation durch Alexander I. nach dem Ukas vom 20. Sept. 1801 die höchste Behörde für die inländischen Angelegenheiten (s. Russisches Reich). Der in der Verfassung vom Jahr VIII (15. Dec. 1799) für die Republik Frankreich kreirte Erhaltungssenat (Sénat conservateur) war nach Sieyès' Idee auf die Erhaltung des Gleichgewichts unter den übrigen Autoritäten des Staats berechnet, gelangte aber trotz der ihm eingeräumten wichtigen Befugnisse zu keiner politischen Bedeutung. Eben deshalb bestand er auch im Kaiserreich fort. Bei seiner Auflösung 1814 zählte er 136 Mitglieder, von denen jedes eine Dotation von 30,000 Francs genoß. Ludwig Napoleon rief in der Konstitution vom 14. Jan. 1852 dieses Institut als Wächter der Verfassung mit derselben Dotation seiner Mitglieder, deren Zahl 200 nicht übersteigen soll, ins Leben zurück.

Senator (lat.), Mitglied eines Senats (s. d.).

Senatus consultum (lat.), Senatsbeschluß.

Senatus populusque romanus (lat.), abgekürzt: S. P. Q. R., der Senat und das römische Volk, d. i. der ganze römische Staat; auf Fahnen und Feldzeichen, Denkmälern rc.

Sendgerichte (Send, Heilige Send, Synodus), sonst in Deutschland geistliche Gerichte, welche von den Archidiakonen oder den von ihnen beauftragten Sendrichtern oder Sendschöppen (Sendherren) in ihren Sprengeln (Sendbann) gehalten wurden und über alle strafbaren Handlungen, besonders in Bezug auf die Sonntagsfeier aburtheilten (Sendrügen). Vor dem S. mußten sich bei Vermeidung des Banns Alle stellen, die in dem Bezirke angesessen waren. Die Wenigen, die dabei ausgenommen waren, hießen Sendbarfreie oder Semperfreie. Sendbare (homines synodales) wurden dagegen Diejenigen genannt, die Alles, was gegen die Kirchenordnung verstieß, anmerken und dem S. dann zur Untersuchung und Bestrafung anzeigen mußten. Die großen Mißbräuche, welche bei den S.n einrissen, waren Ursache, daß sie nach und nach abgeschafft wurden, besonders da nach der Reformation die protestantischen Fürsten das Recht, in geistlichen Dingen zu richten, sich selbst beilegten.

Sendgrafen, unter den Karolingern königliche Kommissarien, die in die Provinzen geschickt wurden mit der Vollmacht, Mißbräuche abzuschaffen und Beamte zur Rechenschaft zu ziehen.

Sendling (Unter-S.), Pfarrdorf im bayerischen Regierungsbezirk Oberbayern, Landgericht München, mit Schlößchen u. 370 Einw. Am 25. Sept. 1705 hier Niederlage der im Aufstand gegen Oesterreich begriffenen Bauern, wobei 3000 Mann von ihnen auf dem Platze blieben. Ein großes Freskobild von Lindenschmitt an der Außenwand der Kirche stellt die Begebenheit dar.

Sendrut, Fluß in Persien, entspringt auf dem Serdekuh in der Provinz Irak Adschemi, bewässert durch abgeleitete Kanäle die Gärten von Ispahan, wird ziemlich groß, aber durch mehre Ableitungen so schwach, daß er sich in der Ebene von Kachani verliert. Sein Lauf beträgt 70 Meilen.

Sendschreiben, s. v. a. Brief; Schreiben, das an Mehre gerichtet oder in mehren Exemplaren für verschiedene Personen abgefaßt ist, vergl. Cirkularschreiben; Titel für kleine Druckwerke, die in Form eines Briefes an bekannte od. auch unbekannte Personen veröffentlicht werden.

Senebier, Jean, verdienter Naturforscher

und Bibliograph, im Mai 1742 zu Genf geboren, studirte Theologie und ward 1765 an einer der Kirchen seiner Vaterstadt angestellt. Er gab zuerst „Contes moranx" in Marmontels Geschmack heraus, ohne aber damit Beifall zu finden. Auf den Rath seines Freundes Bonnet versnchte er die Lösung der von der haarlemer Akademie gestellten Preisfrage „Ueber naturwissenschaftliche Beobachtungen" u. erhielt mit seiner Arbeit das Accessit. Dann übersetzte er mehre Schriften seines Freundes Spallanzani und arbeitete für die „Encyclopédie méthodique" die Pflanzenphysiologie ans. Seit 1769 Prediger zu Chancy, ward er 1773 Oberbibliothekar der Stadt Genf. Während der genfer Unruhen wanderte er aus, kehrte aber 1799 in seine Vaterstadt zurück, wo er den 22. Juli 1809 †. Von seinen Schriften sind noch hervorzuheben: „Essai sur l'art d'observar et de faire expériences" (Genf 1775, 2 Bde., 2. Aufl. 1802, 3 Bde.); „Mémaires physico-chimiques snr l'inflaence de la lumière aolaire pour modifier les êtres de trois règnes da la nature" (das. 1782, 3 Bde.); „Physiologie vegétale" (das. 1800, 5 Bde.); „Rapport de l'air atmosphèrique avec les êtres organiséa" (das. 1807, 3 Bde.); „Météoroiogia pratique" (das. 1810).

Senebiera, Pflanzengattung aus der Familie der Kruciferen, mit abstehendem Kelch, zusammengedrückten, zweifächerigen, zweisamigen, an der Scheidewand eingezogenen, geschlossen bleibenden Schötchen, meist einjährige Kränter in Europa und Amerika, wovon S. Coronopus *Poir.*, Schweinskresse, Raben- oder Krähenfuß, Schlangenzwang, Herzgras, in Europa, auf Triften, Hutungen, sandigen n. feuchten Plätzen, ein- und zweijährig, mit tief fiederspaltigen Blättern, sehr kurz gestielten Blüthen und fast nierenförmigen, runzeligen, am Rande kammartig gezackten Schötchen, als Arzneipflanze bemerkenswerth ist, in sofern das Kraut früher als Herba Coronopi s. Nasturtii sylvestris s. verrucosi s. Herba Verrucarii, von scharf kressenartigem Geruch und Geschmack, als reizendes und antiskorbutisches Mittel in Gebrauch war.

Seneca, 1) Marcus Annäus S., der Rhetor, geboren in Corduba in Spanien, kam unter Augustus nach Rom, wo er mit Beifall die Redekunst lehrte, kehrte dann nach Spanien zurück und lebte bis kurz vor des Tiberins Ende. Wir besitzen von ihm zwei Sammlungen von Schulreden, worin über bestimmte Themata die von den namhaftesten Rhetoren gegebenen Ausführungen, Ansichten ꝛc. als Muster zusammengestellt sind, nämlich „Controversiarum libri X", von denen aber nur noch I, II, VII, VIII, X vorhanden sind, nnd „Suasoriarum liber", ebenfalls nicht mehr vollständig. Ausgaben lieferten Faber (Paris 1587, 1598), Schott (das. 1607, 1613) und J. F. Gronov (Leyden 1649, 3 Bde., Amsterdam 1672).

2) Lucius Annäus S., der Philosoph, Sohn des Vorigen, bald nach Christi Geburt zu Corduba in Spanien geboren, ward von seinem Vater zum Redner nnd Sachwalter gebildet, gab aber wegen seines schwächlichen Körpers dieses Geschäft auf und widmete sich in Rom rhetorischen und philosophischen Studien. In den Staatsdienst eingetret'n, erhielt er die Quästur, ward aber im ersten Jahre der Regierung des Claudius in Folge eines Prozesses, in welchen ihn Messalina verwickelte, nach Korsika ins Exil geschickt. Nach 8 Jahren wieder nach Rom zurückgerufen, stieg er bis zur Würde eines Prätors (49 n. Chr.) und Konsuls (58 n. Chr.) empor. Agrippina vertraute ihm die Erziehung und Leitung ihres Sohnes Nero an. Doch war er hierin nicht glücklich; seine Tugenden, seine Festigkeit, oder auch, wie man behanptet hat, sein Streben nach Reichthümern stürzte ihn ins Unglück. Er ward der Theilnahme an der Verschwörung des Piso beschuldigt nnd zum Tode verurtheilt, den er sich selbst wählen sollte. So ließ er sich denn die Adern öffnen, nahm dann, da dieses Mittel nicht schnell genng wirkte, Gift nnd ward zuletzt mittelst heißer Bäder erstickt. Man hat seinen Charakter vielfach angegriffen und ihm Eitelkeit, Ruhmsucht, Schmeichelei, Kriecherei, Sucht nach Reichthümern ꝛc. vorgeworfen, ohne jedoch diesen Tadel recht begründen zu können. Nach Cicero erscheint er als der fruchtbarste und bedeutendste philosophische Schriftsteller der Römer. Seine philosophischen Schriften sind: „De ira libei III"; „De consoiatione ad Heiviam matrem", eine Trostschrift an seine Mutter, vom korsischen Exil ans geschrieben; „De consoiatione ad Polybinm", ebenfalls von Korsika aus geschrieben; „De consoiatione ad Mariam", nach dem Exil an eine Freundin gescheieben, welche einen Sohn verloren hatte; „De providentia"; „De aaimi tranquilitate"; „De coustantia sapientia"; „De ciementia", an Nero im 2. Jahre seiner Regierung geschrieben; „De brevitate vitae"; „Da vita beata ad Gaiiionem", eine der vorzüglichsten Scheiften S.'s, zum Theil eine Selbstvertheidigung enthaltend; „De otio aut secessu sapientis; „Da beneficiis libri VII", in den letzten Lebensjahren abgefaßt; „Epistoiae ad Luciiium", 124 Briefe über philosophische Gegenstände verschiedener Art, ein Hauptwerk des S., von ansprechender, glänzender nnd gedankenreicher Darstellnng; „Apocoiocynthosis" (d. i. Verwandlung in einen Kürbis) s. „Ludus de morte Caesaris", eine bittere, zum Theil unwürdige Satyre auf den Kaiser Claudius, ohne viel Geschmack und Witz; „Quaestiouum naturalium libri VII", über verschiedene Naturphänomene, meist aus den Schriften älterer Stoiker, aber auch aus Aristoteles nnd Theophrastns geschöpft und im Mittelalter lange Zeit als Hauptquelle der Physik benutzt. Von andern Schriften S.'s sind nur noch Bruchstücke bekannt, z. B. „De terrae motu", „De superstitiona", „De officiis", „Moralium libri", „Da India" ꝛc. S. zeigt in seinen Schriften eine lebhafte Einbildungskraft, ein richtiges, gebildetes Urtheil, ein edies Gefühl, eine starke Seele und eine tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens. Seine Grundsätze sind stoisch erhaben und rein moralisch, die Darstellung ist eindringlich nnd beredt, aber bisweilen etwas gesucht und spielend, dabei voll von Antithesen, wie es der deklamatorisch-rhetorische Geist seines Zeitalters mit sich brachte, wobei noch zu berücksichtigen ist, daß S. als Spanier in dem bilderreichen und dadurch oft schwülstigen Vortrage die Fehler sei-

ner Nation nicht ganz zu vermeiden wußte. Als Philosoph ist S. kein reiner, sondern mehr ein eklektischer Stoiker zu nennen, da er von der älteren Lehre des Zeno in manchen Punkten abweicht, namentlich in dem dialektischen und rationellen Theil der Philosophie, auf welchen er ohnehin wenig Gewicht legt, ja er verräth bisweilen eine Tendenz, den Stoicismus und Epikureismus in höherer Einheit zu vermitteln. Die Philosophie ist ihm Streben nach Weisheit und sittlicher Vollkommenheit und hat demnach nur Werth in ihrer beständigen Beziehung aufs Leben und in der unmittelbaren Anwendung darauf, damit das Gemüth ruhig und fest werde gegen alle Stürme der Leidenschaften, bei inneren wie bei äußeren Uebeln. In dieser edlen, rein moralischen Tendenz, welche in vielen Stellen eine auffallende Aehnlichkeit mit Sprüchen des Neuen Testaments darbietet, ist wohl der Grund der Tradition zu suchen, welche den S. zu einem Christen macht und ihn in innige Verbindung mit dem Apostel Paulus setzt, oder doch wenigstens Bekanntschaft mit den heiligen Schriften der Christen dem S. zuschreibt. Von den Poesien des S. haben sich einige Epigramme erhalten, die aber zum Theil nicht als ächt anerkannt werden. Ob die S.'s Namen tragenden 10 Tragödien: „Hercules furens", „Thyestes", „Thebais" („Phoenissae"), „Hippolytus" („Phaedra"), „Oedipus", „Troades" („Hecuba"), „Medea", „Agamemnon", „Hercules Oetaeus" und „Octavia" ihm in der That angehören, ist mehr als zweifelhaft, wenn man auch nicht einen anderen Verfasser bestimmt nachzuweisen vermag. Stoff und Form derselben sind griechisch; in der Form gibt sich selbst ein Bestreben kund, die Griechen zu überbieten, daher oft Schwulst und Ueberladung, oft gesuchte Kürze und Dunkelheit, oft geradezu Unnatur, wodurch die Wirkung einzelner wahrhaft poetischer Stellen geradezu beeinträchtigt wird. Von S.'s philosophischen Schriften sind außer der ersten Ausgabe (Neapel 1475) die vorzüglichsten die von Gronov (Amsterd. 1642, 3 Bde.), Ruhkopf (Leipz. 1797—1811, 5 Bde.), Fickert (das. 1842—43, 3 Bde.). Unter den Bearbeitungen einzelner Werke sind hervorzuheben die „Epistolae" von Schweighäuser (Zweibrücken u. Straßburg 1809, 2 Bde.), „De providentia" von Nauta (Leyd. 1825) und „Quaestiones naturales" von Köler (Gött. 1818). Eine deutsche Uebersetzung sämmtlicher Werke S.'s lieferten Moser und Pauly (Stuttg. 1828 f., 12 Bde.). Vergl. **Klotzsch**, Luc. Annäus S., Wittenb. u. Zerbst 1799—1802; **Reinhard**, De Lucii Annaei Senecae vita atque scriptis, Jena 1816; **Werner**, De Senecae philosophia, Berlin 1824. Die Tragödien wurden herausgegeben von J. F. Gronov (Amsterdam 1682), Schröder (Delft 1728) und Bothe (Leipz. 1819 und Halberst. 1822), mit deutscher Uebersetzung von Swoboda (Wien 1821—30, 3 Bde.) und Sommer (Dresden 1843).

Senecio (**Kreuzkraut**), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, umfaßt etwa 600 Arten einjähriger oder ausdauernder Kräuter u. Sträucher, fast in allen Gegenden der Erde, wovon mehre Heilkräfte besitzen. Von S. Cineraria *Dec.*, S. acanthifolius *Kost.*, **Seestrandskreuzkraut**, längs dem mittelländischen Meere, an felsigen und steinigen Orten, mit 3—5 Fuß hohem, ästigem, weißfilzigem Stengel und gelben, gestrahlten Blüthen, in zusammengesetzter, rispenförmiger Doldentraube, wendet man in Aegypten eine Abkochung der Blätter und Blüthenkörbchen bei Unterleibsstockungen und Verhärtungen, Nieren- und Blasensteinen, überhaupt gegen Krankheiten des Uterinsystems an. Von S. Doria *L.*, **Doriakreuzkraut**, in Südeuropa und im Orient, an den Ufern der Bäche und Flüsse, ausdauernd, mit zusammengesetzter, schlaffer, fast rispiger Doldentraube, werden die frischen Blätter auf Wunden und Geschwüre aufgelegt. Von S. Jacobaea *L.*, **Jakobskreuzkraut**, in Europa, Sibirien, auf Wiesen, Rainen &c., zweijährig, mit abgebissener Wurzel, doldentraubig-ästigem Stengel, unten mit gestielten, leierförmigen, am Stengel mit umfassenden, leierförmig-fiederspaltigen Blättern und fast glockenförmigem Hüllkelch, war sonst das unangenehm scharf und bitter schmeckende Kraut, Herba Jacobaeae, als tonisches Mittel gegen Bräune und Ruhr, sowie gegen chronischen Husten und äußerlich als ein zertheilendes und erweichendes Heilmittel in Anwendung. Von S. saracenicus *L.*, **saracenisches Kreuz- oder Wundkraut**, Heilkraut, in Europa, Sibirien, an Flußufern u. feuchten, schattigen Stellen, mit 5blätterigem Außenkelch und meist 7—8 Strahlblüthen, ward früher das Kraut, Herba Consolidae saracenicae, als ein vorzügliches Wundkraut geschätzt und auch bei Stockungen im Unterleibe und um die Harnabsonderung zu befördern gegeben. S. vulgaris *L.*, **gemeines Kreuzkraut**, Gold- oder Grindkraut, Kreuzwurz- oder Grindwurzkraut, in Europa, Asien, Nordafrika, Amerika, einjährig, ½—1½ Fuß hoch, mit kahl oder spinnenwebig-wolligen, fiederspaltigen Blättern und kleinen, ungestrahlten Blüthen, in etwas gedrungenen Ebensträußen, ist oft ein höchst lästiges Unkraut in Gärten und Feldern. Die Blüthen sind ein Lieblingsfutter der Kanarienvögel und mehrer anderen Singvögel. Das Kraut war schon seit alten Zeiten als Herba Senecionis s. Erigeri s. Carduncelli als ein erweichendes und zertheilendes Mittel, vorzüglich um die Eiterung bei Wunden zu befördern, aber auch gegen Kolik, durch Würmer erzeugte Unterleibsschmerzen und zur Beförderung der Menstruation in Gebrauch. Zu Zierpflanzen eignen sich: S. pseudoelegans *Less.*, **Gartenkreuzkraut**, vom Kap, mit 2 Fuß hohem, ästigem Stengel und ansehnlichen, lockerdoldentraubig gestellten Blüthen mit purpurrothen Strahlen, S. elegans *L.*, **zierliches Kreuzkraut**, aus Südafrika, einjährig, ebenfalls mit purpurrothen Strahlblüthen, u. a. m.

Senectus, römische Personifikation, wurde als Tochter des Erebus und der Nacht zu den Höllengeistern gezählt und ihr auch im Vorhofe des Tartarus bei den Luctus und Morbi ihr Wohnsitz angewiesen.

Senefelder, **Alois**, der Erfinder des Steindrucks, geboren den 6. Nov. 1771 zu Prag als Sohn eines angesehenen Schauspielers, betrat anfangs ebenfalls die Bühne und versuchte sich dann in der Schriftstellerei. Später fiel es ihm

ein, eine Druckerei zu errichten; weil er aber dazu nicht das nöthige Geld besaß, so sann er über ein wohlfeileres Verfahren der Vervielfältigung durch den Druck nach und erfand so zuerst die vertiefte, dann die erhöhte Manier des Steindrucks. Aber Geldmangel verhinderte ihn an der weiteren Verfolgung seiner Erfindung. Mit Glück versuchte er auf diese Weise auch Noten zu drucken; allein da spätere Versuche wegen Mangels an einer zweckmäßigen Presse fehlschlugen, so büßten Diejenigen, welche ihm Geld vorgeschossen hatten, viel ein, wodurch S.s Erfindung in Mißkredit kam. Trotzdem suchte S. seine Erfindung zu vervollkommnen, ihr die vielfachste Anwendung zu geben und setzte endlich eine chemische Steindruckerei ins Werk. Dadurch, daß er seine beiden Brüder, Theobald und Georg, mit an dem Geschäft Theil nehmen ließ, und den Hofmusikus Gleißner dafür zu gewinnen wußte, wurde dasselbe schon großartiger. Dazu kam, daß ihm der Kurfürst von Bayern 1799 ein Privilegium auf 15 Jahre verlieh. Nachdem nun der Musikverleger André in Offenbach mit ihm in Verbindung getreten war und für die Erfindung 2000 Thaler bezahlt hatte, siedelte S. mit seinen Brüdern nach Offenbach über. Weil er aber auch in Wien, Paris, London und Berlin sich ausschließende Privilegien erwerben wollte, so unternahm S. zu dem Zweck eine Reise nach London. Einem Bruder André's lehrte er gleichfalls die Handgriffe des Steindrucks, doch bald veruneinigte er sich mit ihm und ging nun 1800 mit seinen Brüdern nach Wien. Obschon ihm hier der kaiserliche Hofagent von Hartl seine Protektion zusagte, so gab er doch zu gleicher Zeit die Erklärung ab, daß das Privilegium nur auf den Namen des Erfinders ausgestellt werden könne, und verstimmte dadurch S.s Brüder dergestalt, daß sie nach München gingen, um dort den Steindruck zu betreiben. S. dagegen blieb in Wien u. ging mit dem Hofagenten Hartl einen Gesellschaftsvertrag auf halben Gewinn ein. Eine zur Prüfung des Steindrucks in Wien versammelte Kommission erklärte sich durch die auf Papier und Kattun vorgelegten Proben vollkommen befriedigt. Da sich unterdessen auch Gleißner nach Wien gewandt hatte, so legte man sich jetzt wieder mit verdoppeltem Eifer auf den Notendruck. Allein der Gewinn reichte nicht zur Deckung der Kosten hin. S. gab daher das ihm ertheilte Privilegium an Steiner in Wien ab und ging, um sich in Zukunft bloß noch mit Kattundruckerei zu beschäftigen, mit den Gebrüdern Faber in Sankt-Pölten, den Besitzern einer Kattundruckerei, einen Vertrag ein. Die Nachricht, daß seine Brüder in München sich sehr gut ständen, bestimmte ihn jedoch, 1806 auf den Wunsch des Hof- und Centralbibliothekars, Freiherrn Christoph von Aretin, sich nach München zu begeben und hier, durch Empfehlungen und Vorschüsse von Seiten des genannten Bibliothekars unterstützt, die Steindruckerei in Aufnahme zu bringen. Er bekam erst 1809 die Aufsicht über die für Landkarten bestimmte königliche Steindruckerei, welche bisher unter der Leitung Utzschneiders gestanden hatte, erhielt ein Jahrgehalt auf Lebenszeit für sich und Gleißner und den Titel eines königlichen Inspektors der Lithographie. Zu gleicher Zeit ward ihm verstattet, in Verbindung mit Aretin seine eigene Druckerei zu besorgen. Er konnte fortan seine ganze Thätigkeit auf die Vervollkommnung seiner Erfindung wenden. Im Jahre 1826 gelang ihm der Druck farbiger Blätter (Mosaikdruck), die den Oelgemälden ähnlich sind, und 1833 machte er die Erfindung, dergleichen auf Stein aufgetragene Oelgemälde auf Leinwand zu drucken. S. † am 26. Febr. 1834 zu München. Genannt zu werden verdient sein „Lehrbuch der Lithographie“ (München 1819).

Seneffe (Senef), Marktflecken in der belgischen Provinz Hennegau, Bezirk Charleroi, an der Haine, mit prächtigem Schloß mit Bibliothek, Gemäldegallerie und Park, Brauerei, Gerberei, Töpferei und Glasfabrik und 2860 Einwohnern. Hier am 17. Aug. 1674 Sieg der Franzosen unter dem Prinzen Condé über die Holländer unter dem Prinzen von Oranien.

Senegal, einer der Hauptströme Afrika's, entsteht aus zahlreichen Quellströmen, von denen der Kokoro im Osten, der Basing oder Baiio in der Mitte und der Falemé im Westen die bedeutendsten sind. Der Bafing (schwarzer Fluß), der Hauptquellstrom, entspringt zwischen 10—12° nördl. Br. und 7—9° östl. L. in der Nachbarschaft der Stadt Timbo, fließt zuerst in westlicher, dann in nordwestlicher und zuletzt 75 Meilen weit durch das Land Bruko in nördlicher Richtung. Von Westen her nimmt er den Baii (weißen Fluß), von Osten her aber den zweiten Hauptquellstrom, den Kokoro, auf, der in der trockenen Jahreszeit unbedeutend ist, aber in der Regenzeit das anliegende Land weit hin unter Wasser setzt. Bald nach der Vereinigung des Bafing und Kokoro durchbricht der Strom das Felsengebirge mit großen Katarakten (Feluhkatarakten) u. Stromschnellen, um bald darauf in das Tiefland einzutreten, wo er sich westlich wendet und dann zwischen Kayi und dem 120 Meilen von den Katarakten entfernten Fort Bakel den dritten Hauptquellstrom und den wasserreichsten, den von Süden aus Bambuk kommenden Falemé, aufnimmt. Von Bakel an, wo die letzten Felsen aus seinem Bette hervorragen, fließt der S. als ein schöner, klarer Strom über ein Sand- und Kiesbett dahin und ist in der Regenzeit bis zu den Feluhkatarakten für größere Schiffe fahrbar. Westlich von Bakel nimmt er in dem tiefen Küstenlande einen vielfach gewundenen Lauf und bildet in der Gegend des verlassenen französischen Handelspostens Podhor, unter 17° 7' 45" nördl. Br. und 3° 58' östl. L., über 40 zum Theil große, sehr fruchtbare und wohl angebaute Inseln, worunter die Elfenbeininsel (Isle Morfil) eine der größten ist. Seine Krümmungen sind so bedeutend, daß, während die direkte Distanz von den Feluhkatarakten bis zum Ocean nur 120 geographische Meilen beträgt, der Lauf des Flusses 180 Meilen lang ist. Die Ufer des S. bilden im Tieflande schöne, grüne, durch den nach den jährlichen Ueberschwemmungen zurückbleibenden Schlamm befruchtete und zum Theil von dichten Waldungen bedeckte Gefilde. Bis Podhor, 36 Meilen von der Mündung, wo der Strom eine Breite von 1000 Fuß bei einer Tiefe von 24 F. hat, ist

die Fluth bemerkbar, mit welcher selbst Seeschiffe so weit aufwärts gelangen können. Unterhalb Podhor theilt sich der Strom in mehre Arme, die ein weites, aus mehren großen Inseln bestehendes Delta bilden. Der Hauptarm richtet sich nach Westen, dann plötzlich nach Süden und erreicht, in diesem letzten Theile seines Laufes mehre Meilen weit durch eine 2 Meilen breite Landzunge vom Meere getrennt, dieses unter 15° 55′ 18″ nördl. Br. und 1° 7′ 3″ östl. L. Fürchterliche Brandungen und eine in der trockenen Jahreszeit nur 8–9 Fuß tiefe Barre erschweren Monate lang das Einlaufen in den Strom. Zur Regenzeit übersteigt dieser in seinem oberen Lauf den gewöhnlichen Wasserspiegel um 20 Fuß, an den Feluhkatarakten sogar um 45 Fuß, wogegen er nahe der Mündung bei St. Louis, wo das flache Land seiner Ausbreitung kein Hinderniß in den Weg legt, sich nur 2 Fuß über den niedrigsten Wasserstand erhebt. Den Namen S. erhielt der Strom erst durch die europäischen Entdecker dieser Gegenden in Folge eines zufälligen Umstandes.

Senegambien, afrikanisches Land, das seinen Namen von den beiden bedeutendsten Flüssen innerhalb seines Gebiets, dem Senegal und Gambia, von den Europäern erhalten hat und denjenigen Theil der Westseite des Kontinents begreift, der sich 85 Meilen lang vom 10.° nördl. Br. nordwärts bis zum mittleren und unteren Senegal und bis zum nordöstlichen Abfall des senegambischen Gebirgslandes in die Ebenen der Sahara, dann in einer etwa 250 Meilen betragenden Breite vom atlantischen Ocean bis zum Beginn der Ebenen des Nigerlandes erstreckt und dessen Ausdehnung auf etwa 18,000 □Meilen geschätzt wird. Der nördliche Theil des Küstenrandes hat mit Ausnahme des westlich vorspringenden grünen Vorgebirges, südwärts bis zum Kap Roxo, 12° 20′ 31″ nördl. Br., 0° 54′ 4″ östl. L., eine ziemlich bestimmt nordsüdliche Richtung, dann aber bis Kap Vergo eine südöstliche. In seiner ganzen Länge ist jener nördliche Theil durchaus flach, sandig und dürr, häufig sogar völlig vegetationslos. Viel mannichfaltiger ist der südliche Theil des Küstenrandes, indem hier außer der Mündung des Nuñezflusses eine Anzahl breiter Golfe (Casamansa, Catscheo [Cacheo] oder Rio Grande de Sao Domingo, oder Geba, de Rio Grande de Ghinala) vorhanden sind u. außerdem viele seitliche Verzweigungen dieser Meeresarme und eine große Menge kleinerer Küstenflüsse den Küstensaum zu einem Inselarchipel umwandeln, wozu insbesondere die Insel zwischen den Verzweigungen des unteren Casamansa und die zahlreiche Gruppe der Bissaoinseln gehören. Dieser südliche Theil des Küstensaums ist durch die Schlammablagerungen der Flüsse, aus denen er allmählig entstanden ist, im höchsten Grade fruchtbar und mit der üppigsten Waldvegetation bedeckt. Tiefer im Innern erscheint dagegen die Küstenzone südwärts bis zum Gambia als ein weites, trockenes und sandiges Flachland, dessen Erhebung über den Meeresspiegel so gering ist, daß der Senegal 80 Stunden weit in gerader Entfernung von der See nur 1,5 Fuß Gefälle auf die Stunde hat. Südlich vom Gambia setzt dieselbe niedrige und fast völlig horizontale Beschaffenheit des inneren Theils der Küstenzone bis zum 10.° nördl. Br. ohne Unterbrechung fort. Das ganze Binnenland östlich von den Feluhkatarakten (s. Senegal) ist Bergland, welches sich im Süden unmittelbar an das des Innern von Guinea anschließt, im Osten steil in die Ebenen des Nigerlandes abfällt, im Westen eben so steil die Ebenen der Küstenzone begrenzt und endlich im Norden den mittleren und oberen Lauf des Senegal überschreitet, bis es etwa unter dem 16.° nördl. Br. in den Ebenen der Sahara endet. Die ganz in der Nähe der Küstenzone unter 10° 2′ nördl. Br. gelegenen Sangariberge steigen schon bis 4–5000 Fuß an. Bestimmtere Höhenangaben über die Erhebung des gebirgigen Theils von S. besitzen wir noch nicht, wie auch die geognostische Beschaffenheit des Landes noch ziemlich unbekannt ist. Während S.s Gebirgsland ungemein reich an fließenden Gewässern ist, fehlen diese im Tiefland fast ganz. Unter den Flüssen sind die bedeutendsten der Senegal (s. d.), Gambia (s. d.), Nuñez und der durch die Berglandschaft Mandingo fließende Theil des oberen Niger. Zwischen dem Senegal und Gambia und wiederum vom Gambia bis zum Nuñez (3 Breitengrade hindurch) gibt es in S. keinen weitern größeren Strom, indem die hier vorkommenden fließenden Gewässer nur unbedeutende Küstenflüsse sind, welche entweder unmittelbar in den Ocean münden, oder in die erwähnten breiten u. langen, in den Küstensaum einschneidenden Meeresarme ausgehen. Der ansehnlichste der dem Ocean zwischen dem Geba und Nuñez zugehenden Flüsse ist der Compouii. Der Nuñez (Kakundi) selbst kommt tief aus dem Innern, wo er vorzugsweise mit vom Tankfafluß gebildet wird, und endet nach einem sehr gewundenen Lauf zuletzt als breiter Strom in einer ansehnlichen Meeresbucht. S. gehört zu den heißesten Ländern der Erde. In den sandigen Strichen, wo ein starkes Reflektiren der Sonnenstrahlen Statt findet, ist die Hitze zwischen 9 Uhr Morgens und 4 Uhr Nachmittags im Freien geradezu unerträglich. Selbst die Gebirgslandschaften im Innern sind von diesen hohen Temperaturen nicht frei. Die höchste Temperatur herrscht im Allgemeinen vom Juni bis November, also in der Regenzeit, der ungesunden Periode, in der Sumpffieber wüthen, zu deren Entstehung insbesondere die schnellen Temperaturveränderungen Veranlassung geben. Die trockene Jahreszeit vom November bis Juni, während welcher meist Ostwinde wehen, gilt als die gesunde. In ihr bleibt der Himmel klar und die Seen und stehenden Gewässer pflegen auszutrocknen. Im Ganzen ist das Klima S.s aber eines der ungesundesten der Erde, dem Weiße in der Regel bald zu unterliegen pflegen. In den Bergländern des Innern ist das Klima zwar etwas gesunder, aber während der Regenzeit europäischen Konstitutionen gleichfalls in hohem Grade nachtheilig. Die Vegetation ist in den fruchtbaren Strichen ungemein üppig, aber keineswegs ausgezeichnet durch eine Mannichfaltigkeit der Formen. Sehr verbreitet ist namentlich die Gramineenvegetation in den Ebenen der Küstenzone, welche sich



Tschad
Damergu
Gargara
Dhiakaba
Kotu
Da Kulla
Kulli
Quellsümpfe

in den feuchten Epochen zu ausgedehnten Savannen umwandeln. Zunächst dem Meere zeigt sich eine ähnliche Vegetation gesellig lebender alkalireicher Gewächse, worunter Mesembryanthemen vorherrschen. Die Hitze in den trockenen Monaten, vorzüglich aber die Sitte der Bevölkerung, die Pflanzenbedeckung der Ebenen anzuzünden, um die darin sich verbergenden Raubthiere und Schlangen zu verjagen oder zu tödten, vernichtet jedes Jahr auf längere Zeit fast jede Spur von Vegetation auf der Oberfläche, so daß die Ebenen dadurch ein völlig nacktes Ansehen erhalten, das nur stellenweise durch Auftreten von Mimosenwäldern unterbrochen wird. So weit der Einfluß des Salzwassers reicht, finden sich an den Ufern der größeren Flüsse dichtverschlungene Mangroven und entfernter von den Flüssen riesige Affenbrodbäume, sowie Akacien, Tik- und Mahagonybäume, Oelpalmen, Afzelien, Pterocarpen, Papayen, Kalebassenbäume, Pandanen, Cassien, Tamarinden, Drachenblut-, Ebenholz-, Gourounuß- u. Wollbäume (Eriodendron anfractuosum). An diese Waldvegetation schließen sich in der Küstenzone überall wild und kultivirt wachsende Baumwollenstauden in wenigstens 3 Arten an, wovon eine wilde bei Gorée ein besseres Material als selbst die westindischen gibt, dann Indigo, woraus ein trefflicher Farbstoff gezogen wird, gleichfalls überall wild und kultivirt, Tabak zum Theil auch wild und von vorzüglicher Güte, Zuckerrohr sehr kräftig und wild, Pistacien, Maniok, Arachis und Yams. Die Gebirgsländer des Innern am oberen Senegal erscheinen überall mit einer nicht minder kräftigen Waldvegetation, aber von abweichendem Charakter, bedeckt, indem, wo man eine gewisse Höhe erreicht hat, der Schibaum beginnt, welcher der Bevölkerung durch seine Frucht sehr nützlich ist. Der Kaffeebaum, eine Zierde der Wälder am Nuñez, steigt bis in die Nähe des Oceans hinab. In den nördlichen Gegenden S.s endlich tritt eine Fülle der temperirten Zone von am Mittelmeer eigenthümlichen Fruchtbäumen auf, wie Orangen, Citronen, Johannisbrodbäumen, an die sich noch Bananen und Tamarinden anschließen. Die Thierwelt ist besonders reich an mannichfachen Vierhändern und Elephanten, von welchen letzteren ganze Heerden die Wälder am Senegal, Gambia und Nuñez durchziehen, dann an Raubthieren aller Art, besonders Löwen und Panthern, ferner Antilopen in den Savannen u. Akacienwäldern der Küstenstufe, Büffeln an den sumpfigen und waldigen Rändern der Flüsse der Küstenstufe und wilden sogenannten äthiopischen Schweinen ebendort. Die größeren Flüsse sind erfüllt mit Flußpferden, Krokodilen und Fischen, und das angrenzende Meer ist reich an Schildkröten, Cachelots und Austern. Von Hausthieren hält die Bevölkerung ausgezeichnete Esel am grünen Vorgebirge, Schafe, Ziegen u. Rindvieh, letzteres in größter Menge in den von den Foulah bewohnten Landstrichen, endlich Kameele in den Savannen am Senegal und Pferde, welche letztere zwar klein, aber voll Feuer sind. Der Mineralreichthum beschränkt sich auf Eisen und Gold. An Eisenerzen ist vorzüglich das Bergland der Mandingo am oberen Senegal reich. Noch verbreiteter scheint in den Bergländern das Gold zu seyn, das in Konkadu zum Theil noch in Quarzmassen eingewachsen ist, meist aber durch Waschen aus rothen eisenreichen Flußalluvionen längs dem Falemé in Bambuk 2c. gewonnen wird. Im Berglande von Kasur lebt sogar die ganze Bevölkerung vom Ertrage der Goldwäsche, da sie weder Landbau, noch Viehzucht besitzt. Die **Bevölkerung** S.s besteht aus einer überaus großen Zahl kleiner Völkerschaften, die sich jedoch nach ihren körperlichen und sprachlichen Verhältnissen meist in große Gruppen zusammenfassen lassen. Ein Theil derselben ist von dem reinsten, dunkelsten Schwarz, wie das Volk der Dscholof, od. wenigstens fast ganz schwarz, wie die Mandingo (s. d.) mit ihren vielen Abzweigungen; ein anderer, der der Foulah (s. d.), hat eine viel hellere Hautfarbe und den europäischen bereits auffallend ähnliche Gesichtszüge. Einige Völkerschaften, die sich unter diese 3 Gruppen noch nicht haben unterbringen lassen, sind im Vergleich zu ihnen nur von geringer Bedeutung. Im Ganzen ist S. gut bevölkert, was besonders von den Gebirgslandschaften am oberen Senegal, weniger von der Küstenzone gilt, welche theilweise nur eine nomadische Bevölkerung zu erhalten im Stande ist. Die **Dscholof** (Dhiolof od. Woiof) bildeten einst ein mächtiges Reich zwischen dem Senegal und Gambia, das jetzt aber in mehre kleinere Staaten zerfallen ist. Sie sind gut gebaut, ihre Gesichtszüge regelmäßig, edel und fast ganz europäisch. Ihr Haar ist dagegen kraus wollig, ihre Hautfarbe ist ein tiefes und glänzendes Schwarz. Unter den kleineren selbstständigen Volksstämmen S.s sind am bekanntesten die Bewohner des Reichs Kabschaaga, die **Serracolets** oder **Serawolliis**, ein in Folge des Verkehrs mit den Europäern ziemlich kultivirtes Völkchen von dunkelbrauner oder glänzend schwarzer Hautfarbe, das industriös und thätig ist und ausgedehnten Handel treibt, u. die **Sereres**, deren Gebiet in der Nähe des grünen Vorgebirges ganz von dem der Dscholof umschlossen wird. Im südlichsten S. wohnt eine Anzahl gleichfalls anscheinend eigenthümlicher Stämme, z. B. die **Aiamats** (Joias und Feiups), mit tief schwarzer Hautfarbe, wolligem Haar und regelmäßigen Gesichtszügen, aber sehr unkultivirt und roh. Ihre nächsten Nachbarn im Süden sind die schön gebauten, fleißigen und tief in das Innere handelnden, zahlreichen **Biadares**, die um das östliche Ende des Geba wohnenden, westlich an die Biafades grenzenden kriegerischen und wilden **Baiantès**, dann um den östlichen Theil des Catscheogolfs die ebenfalls wilden und häßlichen **Papels** zunächst der Seeküste zwischen dem Catscheo und Geba, sowie die turbulenten **Landumans** am Nuñez. Endlich verbreiten sich noch von Guinea nördlich über den letzteren Fluß hinaus bis zum Geba Abtheilungen der friedlichen und sehr industriösen **Naius** und der **Bagns**. Die Bewohner S.s sind theils noch Heiden, theils Mohammedaner, indem das Christenthum bisher an sehr wenigen Punkten, wie auf Gorée, in St. Louis und am Gambia, bei den Eingeborenen einige Proselyten gemacht hat. Das Heidenthum zeigt sich als Fetischismus, doch nirgends mit so blutigen Gebräuchen wie an der Küste und im

Innern von Guinea. Der Islam hat besonders bei den Mandingo und Foulah Wurzeln gefaßt u. ist am meisten in den Bergländern am obern Senegal und Gambia herrschend geworden, von wo er die großen Flüsse abwärts längs dem Senegal, Gambia und Nuñez allmählig bis zum Ocean vorgedrungen ist und nach dem Eingeständniß unbefangener christlicher Missionäre vortheilhaft auf Sitten und Intelligenz der Bevölkerung eingewirkt hat. Die überaus große Fruchtbarkeit vieler Theile S.s macht meist den künstlichen Ackerbau überflüssig. So erntet man auf dem Alluvialboden des Senegalthals in Bondu das 200. Korn. Besonders wird Reiskultur im Alluvialboden der großen Ströme und in sumpfigen Savannen betrieben. Außerdem beschäftigt man sich mit dem Bau von Arachis am Gambia und am Nuñez, von Baumwolle, Mais und Indigo. Die Viehzucht wird sehr ausgedehnt betrieben, vorzüglich von den Foulah und Dscholof. Technische Industrie ist im Gebirgslande, besonders bei den Mandingo und Foulah, aber auch in der Ebene bei den Dscholof u. Nalus vorhanden. Gegenstände derselben sind treffliche baumwollene Zeuche, aus Palmfasern gefertigte Matten und Körbe, vorzügliches Leder, Eisen, das sich durch Geschmeidigkeit auszeichnet. Der Handel S.s ist sehr ausgedehnt, der Exporthandel vorzugsweise in den Händen der französischen Etablissements am Senegal, der englischen am Gambia u. der portugiesischen am Casamansa. Ausgeführt wird seewärts: Gummi, sowohl arabisches, wie Senegalgummi, und zwar nicht allein das im Lande selbst gewonnene, sondern auch der größte Theil von dem, welches die Gummiwälder am Nordrande des untern Senegal liefern, Erdnüsse, Indigo, Bdelliumharz, Kaffee, Mahagony-, Cam-, Tik- und Ebenholz vom Nuñez, Palmöl, Ingwer, Kardamom, Wachs, Elfenbein und etwas Gold, wozu noch Häute vom Senegal und Gambia kommen. Der Sklavenhandel hat an den meisten Punkten der Küste aufgehört. Nur die portugiesischen Faktoreien des südlicheren S.s betreiben ihn noch, da dieser Theil der Küste wegen seiner vielfachen Einschnitte, Schlupfwinkel und seines höchst ungesunden Klima's ungemein schwer zu bewachen ist. In neuerer Zeit haben selbst die Nordamerikaner begonnen, an dem hiesigen überseeischen Handel Antheil zu nehmen. Der Verkehr der Franzosen und Briten ist in fortwährendem Wachsen. Am Nuñez berechnet man den jährlichen Handel der Europäer auf etwa 40,000 Pfund Sterling. Der Handel der Portugiesen am Casamansa ist dagegen unbedeutend. Eingeführt werden in S. besonders: europäische Baumwollenstoffe von Rouen, deutsche Waffen, französische Kurzwaaren, Branntwein, Salz. Die Mauren nordwärts vom Senegal führen vortreffliche Pferde nach S. ein. Die Europäer besitzen in S. verschiedene Gebiete, Forts und Handelsposten; die Franzosen das Gouvernement Senegal, 1857 mit 29,682 meist farbigen Einwohnern, mit der niedrigen u. sandigen Senegalinsel St. Louis, der maritimen Insel Gorée, der Faktorei Albreda im Gambia und einigen kleinen Inseln im Casamansa. Hauptort ist St. Louis (N'dar der Eingeborenen) auf der Insel gleichen Namens, Sitz des Gouverneurs und eines Gerichtshofs, bedeutender, aber ungesund gelegener Handelsplatz ohne Manufakturen und Ackerbau. Unbedeutend ist das britische Gouvernement Gambia (s. d.). Die Portugiesen haben unter dem Namen portugiesisches Guinea einige verfallene Forts und Handelsfaktoreien im südlichen Theil S.s inne. Vergl. Adanson, Histoire naturelle du Sénégal, Paris 1757; Durand, Voyage au Sénégal, das. 1807, 2 Bde.; Roger, Mémoires descriptifs sur la Sénégambie, das. 1828; Brunner, Reise nach S., Bern 1837; A. Raffenel, Voyage dans l'Afrique occidentale, mit Atlas in 4., Paris 1846; W. Gray und Dochard, Travels in western Africa, Lond. 1828.

Seneschall (Seneschalk, vom altgermanischen Senne, Sende, d. i. Heerde Vieh, u. Schalk, Aufseher), ursprünglich ein Aufseher über die Viehheerden, später an den Höfen Derjenige, dem die Besorgung der Tafel u. somit auch die oberste Aufsicht über die Heerden und endlich über das ganze Hauswesen übertragen war. Unter den Merowingern wurde dieser Titel besonders in Frankreich einheimisch, während in Italien Scalco, in England Steward, in Deutschland Truchseß (Dapifer) dafür gebraucht ward. In noch späterer Zeit ward aus dem S. in Frankreich ein königlicher Beamter, dem auch richterliche Funktionen anvertraut waren, und in den einzelnen Provinzen gab es S.e, welche die oberste Gerichtsbarkeit im Namen des Königs ausübten und an der Spitze der Ritterschaft standen; ihre Gerichtsbezirke hießen Sénéchaussées. Der jedesmalige S. am Hofe des Königs führte den Titel Grand Sénéchal. Auch an den Höfen der Lehnsfürsten Frankreichs gab es S.e.

Senex (lat.), Greis.

Senez, Stadt im französischen Departement Basses-Alpes, nordwestlich von Castellane, an der Asse, zwischen Bergen, mit Seidenspinnerei und 860 Einw.

Senf (Sinapis), Pflanzengattung aus der Familie der Kruciferen, meist einjährige Kräuter der alten Welt, mit gelben Blüthen. Der weiße S., Sinapis alba *L.*, wächst im südlichen und stellenweise im mittleren Europa unter dem Getreide, auch an unbebauten Orten. Die Blätter sind leierförmig-fiederspaltig, grob und ungleich gezähnt, fast kahl, die Schoten stielrundlich, wulstig, steifhaarig. Officinell sind die Samen, Semen Sinapis albae s. hortensis s. Erucae albae s. Lepidii latifolii, von brennend-scharfem, bitterlich-öligem Geschmack und kräftig flüchtig-scharfem Geruch. Sie wirken äußerlich reizend, scharf, auf der Haut blasenziehend und werden innerlich zu Beförderung der Verdauung und bei Stockungen im Darmkanal u. äußerlich zu ableitenden Senfpflastern und Fußbädern, sowie in den Haushaltungen häufig als Gewürz angewendet. Das darin enthaltene milde fette Oel soll, wenn es rein ist, ein äußerst feines Tafelöl seyn. Auch das Kraut, Herba Erucae s. Erucae albae etc., fand früher als antiskorbutisches Mittel Anwendung. Die jungen Pflanzen werden als Salat gegessen. Diese Art liebt einen lockeren, nicht zu feuchten, von Unkraut reinen Boden. Der Acker- oder Feldsenf (falscher Hederich, S. arvensis *L.*)

wuchert auf Aeckern als lästiges Unkraut. Die Blätter sind eiförmig, ungleich gezähnt, die untersten am Grunde geöhrt od. fast leierförmig, die Schoten walzlig-wulstig-vielkantig. Die Samen, Semen Rapistri arvorum, welche ziemlich scharf schmecken und harntreibend wirken sollen, waren früher officinell. Das Kraut ist ein gutes Futter. Der schwarze S. (Senfkohl, Brassica nigra *Koch*), in Mittel- und Südeuropa, an Ufern u. auf dem Kiese von Flüssen, wird auch auf Feldern gebaut und findet sich hier und da auch verwildert. Sämmtliche Blätter sind gestielt, die unteren leierförmig, gezähnt, der Endlappen sehr groß, gelappt, die oberen lanzettförmig, ganzrandig, die Schoten an die Spindel angedrückt. Die schwarzen Senfsamen, Semen Sinapis nigrae s. viridis, haben zerdrückt einen starken, flüchtig-scharfen Geruch, einen brennend-scharfen, bitterlichen, öligen Geschmack und enthalten als vorwaltende Bestandtheile ein scharfes ätherisches und ein mildes fettes Oel, namentlich aber einen scharfen Stoff, Sulphosinapin, der bei der Destillation mit Wasser Senföl bildet. Letzteres ist schwefelhaltig und flüchtig, hat einen meerrettigartigen Geruch und wirkt äußerst scharf und blasenziehend, wird mit Weingeist verdünnt häufig äußerlich als stark reizendes Mittel eingerieben. Das fette Oel der Senfsamen dagegen wirkt gelind purgirend. Auch wird der Senfsamen als stark reizendes, auf die Absonderung der Schleimmembranen und der Nieren kräftig wirkendes Mittel mit Erfolg gegen mancherlei Verdauungsbeschwerden und andere atonische Krankheiten des Unterleibs und der Lungen angewendet, sowie in der Form von Senfteig als ein die Haut stark und schnell reizendes Mittel bei vielen krankhaften Zuständen äußerlich zum Behuf der Ableitung aufgelegt. Vornehmlich aber dient er als Mostrich (moutarde), als pikante, die Verdauung befördernde Speise zu Rind- u. anderem Fleisch. Die Körner werden zu diesem Zwecke auf kleinen Handmühlen (Senfmühlen) fein gemahlen u. zwischen Reibsteinen mit Most oder Essig u. verschiedenen gewürzhaften Substanzen, auch wohl mit Meerrettig zusammengerieben, so daß sie einen dickflüssigen Brei bilden, der dann in irdenen, porzellanenen oder gläsernen Fläschchen mit weiter Oeffnung oder in kleinen Fäßchen versendet wird. Fabriken für Bereitung von S. gibt es besonders in England und Frankreich, auch in Deutschland zu Düsseldorf, Frankfurt ꝛc.

Senfpflaster (Sinapismus), aus gepulvertem schwarzen, mit heißem Wasser teigartig zusammengerührtem Senf bestehend, wird, auf Leinwand messerrückendick gestrichen, als flüchtiges Reizmittel aufgelegt; s. Senf.

Senftenberg, 1) Stadt im österreich.-böhmischen Kreis Pardubitz, mit Schloß mit Kapelle u. Garten, Spital, Leinen- und Wollenweberei und gegen 3000 Einw. — 2) Stadt in der preußischen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Frankfurt, Kreis Kalau, an der schwarzen Elster und Woischinka, mit Schloß, deutscher und wendischer Kirche, Gerichtsamt, Untersteueramt, Landgestüt und 1450 Einw.

Seni, Johann Baptista, Italiener, Hofastrolog in Wallensteins Diensten, besonders aus Schillers „Wallenstein" bekannt.

Senilis (lat.), auf das Greisenalter sich beziehend.

Senio, Fluß im Kirchenstaat, Delegation Ravenna, entspringt in den Apenninen, fließt von Südwesten nach Nordosten u. mündet in den Podi Primaria, rechts, nach einem Lauf von 42 ital. Meilen.

Senior (lat.), der Aeltere, Gegensatz von Junior; der Aelteste einer Familie, in sofern er ein Seniorat besitzt; der Vorsteher einer Gesellschaft oder Verbindung, besonders der Vorsteher einer Landsmannschaft auf Universitäten; der zweite Vorsteher heißt Subsenior oder Konsenior.

Seniorat, die Successionsordnung, nach welcher Güter auf den Familienältesten ohne Rücksicht auf Linien- und Gradesnähe, sondern bloß in Hinsicht des physischen Alters fallen. Das S. findet gewöhnlich nur bei solchen Gütern Statt, die den Geschlechtsältesten wegen Vertretung der Familienrechte angewiesen sind.

Senjende, Insel an der Nordwestküste von Norwegen, Nordlandsamt, durch einen schmalen Kanal vom Festlande getrennt.

Senkblei, ein abgekürzter Kegel von Blei von 6—30 Pfund Schwere, dessen Fuß 1—2 Zoll tief ausgehöhlt und mit Talg ausgeschmiert ist, dient dazu, um die Tiefe des Wassers und die Beschaffenheit des Ankergrundes zu erforschen (auspeilen). Das schwere oder Tiefloth hängt an einer über 100 Faden langen Leine (Lothleine) und wiegt 40 und mehr Pfund. Das Mittelloth hat bei 20 — 40 Pfund Schwere eine bis 100 Faden lange Leine; für das Handloth, das 6—9 Pfund wiegt, ist die Lothleine nur etwa 30 Faden lang. Massey's Patentloth hat eine Vorrichtung, mittelst welcher es möglich ist, auch bei nicht senkrechtem Falle des Loths die Tiefe zu bestimmen.

Senkenberg, 1) Heinrich Christoph, Freiherr von, Rechtsgelehrter, geboren 1704 zu Frankfurt a. M., wurde 1735 Professor der Rechte zu Göttingen, 1738 Regierungsrath in Gießen, 1749 nassau-oranischer geheimer Justizrath zu Frankfurt a. M., ging 1750 nach Wien, ward dort in den Adelsstand erhoben und † 1768. Von seinen zahlreichen Schriften sind hervorzuheben: „Selecta juris et historiarum tum anecdota tum jam edita et rariora" (Frankfurt 1734—42, 6 Bde.); „Corpus juris feudalis germanici" (Gieß. 1740); „Corpus juris germanici publici" (Frankf. 1760—65, 2 Bde.); „De jure primarum precum regum Germaniae" (das. 1789).

2) Johann Christian, Bruder des Vorigen, geboren 1717 zu Frankfurt a. M., prakticirte in seiner Geburtsstadt als Arzt und † 1772 durch den Fall von einem Balken des von ihm erbauten Stiftes (senkenbergisches Institut). Sonst gründete er eine Bibliothek und ein Bürgerhospital mit anatomischem Theater, botanischem Garten und chemischem Laboratorium. Ihm zu Ehren trat 1817 die senkenbergische naturforschende Gesellschaft ins Leben, welche ein gehaltreiches, von Rüppell namentlich vervollständigtes Museum besitzt.

3) Renatus Karl, Freiherr von S., Sohn von S. 1), geboren 1751 zu Wien, studirte daselbst, zu Göttingen und Straßburg Jurisprudenz, reiste gegen 1773 nach Rom, wo er unter dem Namen

Polydorus Remäus der Gesellschaft der Arkadier beitrat, wurde nach seiner Rückkunft in Gießen Regierungsrath, kam, weil er während des bayerischen Erbfolgekriegs aus der Hinterlassenschaft seines Vaters an Bayern eine schriftliche Urkunde ausgehändigt hatte, bei einem Besuch in Wien in Haft und wurde dann aus Oesterreich ausgewiesen. Im Jahre 1784 zog er sich aus dem Staatsdienste ins Privatleben zurück und verbrachte die übrige Zeit seines Lebens mit Schriftstellerei. Bei seinem Tode 1800 vermachte er der Universitätsbibliothek Gießen seine 15,000 Bände starke Bibliothek, 10,000 Gulden und ein schönes Haus. Als Schriftsteller machte er sich einen Namen durch die Fortsetzung von Häberlins „Deutscher Reichsgeschichte" (Bd. 21—27, Frankfurt 1798 ff.).

Senkrecht, s. v. a. perpendikulär, s. Perpendikel.

Senkwage, s. v. a. Aräometer.

Senlis, Hauptstadt eines Arrondissements im französischen Departement Oise, in angenehmer Gegend, an der Nonette u. Aunette, ist Sitz einer Unterpräfektur und eines Civiltribunals, hat alte Mauern und Ueberreste eines Schlosses aus den Zeiten Ludwigs des Heiligen, eine alte gothische Kathedrale (mit angeblich dem höchsten Thurme Frankreichs), ein Benediktinerkloster, einige Hospitäler, ein schönes Theater, eine Kattunfabrik, verschiedene andere Fabriken, Handel mit Getreide, Mehl, Wolle, Bauholz &c. und 5800 Einw. S. hieß im Alterthum Augustomagus. Hier 1493 Vergleich (oder Friede) zwischen Karl VIII. von Frankreich und Kaiser Maximilian, u. am 7. Juni Gefecht zwischen den Preußen unter Bülow und den Franzosen unter Kellermann. Der Bischofssitz, welcher seit dem 5. Jahrhundert in S. bestand, ging in der Revolution ein.

Senna (Sena), afrikanische Stadt an der Ostküste, Sofala, eine portugiesische Niederlassung, rechts am Zambeze, mit einem starken Fort und 2000 Einw.

Sennaar, vormaliges Negerreich in Nubien, von dem letzteres seit seiner Unterwerfung unter den Pascha von Aegypten den Namen Paschalik S. führt. Es liegt an den beiden Quellflüssen des Nil, dem weißen und blauen Nil, östlich von Kordofan, nördlich vom Land Fassokl u. nordwestlich von Abyssinien und bildet wie Kordofan eine weite Savannenebene, die durch die Alluvionen der beiden sie einschließenden Flüsse gebildet ist und südöstlich in die Vorberge des abyssinischen Hochlandes übergeht. Das Land bietet einen einförmigen, sterilen Anblick dar; allenthalben gibt sich Wassermangel kund, und die Vegetation besteht fast nur in kümmerlichem Mimosengestrüpp. Wälder und fruchtbare Thalgründe finden sich nur da, wo die Ausläufer des abyssinischen Gebirgs ins Land hereinragen. Im Uebrigen kommt die Bodenbeschaffenheit des Landes mit der von Kordofan (s. d.) überein. Das Thierreich wird vertreten durch den Gedenko, eine Art von fliegendem Hund, verschiedene Affenarten und zahlreiche Sumpf- u. Wasservögel; das Pflanzenreich durch Adansonien, Mimosen, Tamarinden &c. Von Mineralien finden sich in den Bergen Silber- und Eisenerze. Die Bewohner bilden einen eigenen Negerstamm, die Schilluks, der erst im 16. Jahrhundert einwanderte, die hier hausenden Beduinen sich tributpflichtig machte und das Reich S. gründete, das 1820 von Mehemed Ali, dem Pascha von Aegypten, erobert ward. Sämmtliche Einwohner, die Schilluks, sowie die Beduinen, bekennen sich zum Islam. Hauptstadt ist S. am blauen Nil, die bedeutendste Stadt Nubiens, früher Mittelpunkt eines lebhaften Handels, jetzt herabgekommen, mit gegen 7000 Einw.

Senne, in der Schweiz Rindviehheerde; auch Weideplatz einer solchen.

Senne (Sennerheide, Sennerwald, Sintfeld, Sende), bewaldete Sand- u. Heidefläche, erstreckt sich im Westphälischen von Paderborn durch das Fürstenthum Lippe-Detmold und die Grafschaften Ravensberg und Rietberg bis nach Münster und Osnabrück und ist jetzt zum Theil angebaut. Im lippischen Antheil liegt das Sennengestüt, wo treffliche Pferde (Senner) gezogen werden. Im Jahre 1640 wurden auf der S. die Schweden von dem kaiserlichen General Hatzfeld geschlagen.

Sennecey-le-Grand, Flecken im französischen Departement Saone-Loire, Arrondissement Chalons-sur-Saone, mit Hochöfen, Eisengießereien und 3640 Einw.

Sennerei, s. Alpenwirthschaft.

Sennesblätter (Sennae Folia), die Blättchen der gefiederten Blätter mehrer Arten der Gattung Cassia *L.* (s. d.). Die ächte oder Alexandria-Senna, Senna alexandrina, stammt von Cassia lanceolata *Forsk.*, C. obovata *Hayne* und C. obtusata *Hochst.*, ist mit Blättern des Argel-Hundswürgers, Cynanchium Argel *Delil.*, untermischt u. kommt aus Oberägypten zum Handel, der Monopol des Pascha's von Aegypten ist, und wird in Tuchballen (sardes) von 8 bis 10 Centner über Alexandrien versendet. Die Tripolis-Senna (Senna tripolitana) besteht fast ganz aus den Blättern von Cassia lanceolata, wird durch Karawanen nach Tripolis gebracht u. geht von da in Schilfballen von 200 Pfund über See. Die Aleppo-Senna (Senna aleppensis) kommt in ungleich großen Ballen von Cypern nach Triest und besteht wahrscheinlich auch aus den Blättern der angeführten Cassien, enthält jedoch keine Argelblätter. Nebensorten sind die reine Senna (S. electa), welche man durch Schwingen von Staub, Sand, Hülsen, Bruchstücken und Argelblättern gereinigt hat; kleine Senna (S. parva), der Abfall von jener Reinigung; Sennastiele (stipites Sennae), die Blattstiele, die man bei der Reinigung erhält; Sennabälglein (folliculi Sennae), die bei der Reinigung gewonnenen Hülsen. Die ostindische, arabische oder Mokka-Senna (Senna indica u. orientalis), erst seit 1821 in Europa bekannt, stammt von der in Arabien wachsenden Cassia acutifolia *Dec.* und wird aus dem arabischen und persischen Meerbusen nach Ostindien gebracht und von da in Kisten oder Ballen von 100—200 Pfund nach Europa gesendet. Die S. besitzen einen eigenthümlichen, widrig-süßen Geruch und einen widrig-bitterlichen, etwas reizenden, schleimigen und stark ekelerregenden Geschmack. Sie wirken drastisch-purgirend und werden sehr häufig angewendet, wo nicht entzündliche

Anlage, Anschwellung der Hämorrhoidalgefäße, Schwangerschaft, Gegenwart der Menstruation oder Neigung zu Krämpfen und Koliken ihren Gebrauch verbieten. Sie kommen auch zu verschiedenen Zusammensetzungen und werden in Pulver- und Latwergenform, doch häufiger im Aufgusse gegeben. Schon seit den Zeiten der arabischen Aerzte sind sie als Heilmittel bekannt. Sie enthalten das Sennabitter oder Kathartin, einen bitteren, drastisch-purgirenden Extraktivstoff, außerdem einen gelben Farbstoff, ein fettes und ein ätherisches Oel, Gummi, Kalk- und Kalisalze.

Sennhütte, s. Alpenwirthschaft.

Senones, mächtiges Volk in Gallia Lugdunensis, seßhaft im südlichen Theil von Isle de France und im nordwestlichen der Champagne, wo ihre Hauptstadt Agendicum (civitas Senonum, jetzt Sens) war. Um 400 v. Chr. unternahm ein Theil des Volks einen Zug nach Oberitalien, wo sich derselbe nach Verdrängung der Umbrer zwischen den Flüssen Utis und Aesis (zwischen Ravenna u. Ancona) niederließ und die Stadt Sena gründete. Hier wurden die S. durch das unkluge Benehmen der Römer in der Sache der Clusiner 390 zu jenem Streifzuge gegen Rom selbst veranlaßt, der die Zerstörung dieser Stadt zur Folge hatte. Von nun an in beständigem erbitterten Kampfe mit den Römern, wurden sie endlich 283 vom Konsul Dolabella völlig geschlagen und fast gänzlich vernichtet.

Se non è vero, è ben trovato (ital.), Sprüchwort: Wenn es auch nicht wahr ist, so ist es doch gut erfunden.

Sens, Hauptstadt eines Arrondissements im französischen Departement Yonne, rechts an der Yonne und der Eisenbahn von Paris nach Lyon, eine alte, aber schöne Stadt, sonst starke Festung, ist Sitz eines Erzbischofs, einer Unterpräfektur, eines Civil- und eines Handelstribunals, sowie einer Ackerbaugesellschaft und hat eine schöne, große Kathedrale mit vielen Reliquien und andern Merkwürdigkeiten, 14 andere Kirchen, ein schönes Rathhaus, ein Priesterseminar und Kommunalcollége, eine öffentliche Bibliothek, ein Museum, ein Theater, 2 Hauptthore im Styl von Triumphbogen, mehre Hospitäler 2c. und zählt über 10,000 Einw., welche bedeutende Fabriken für Eisen- und andere Metallwaaren, Wollen- und Baumwollenzeuche, Seidenwaaren, Leinwand, sowie Brauereien und Gerbereien unterhalten und Handel mit Wein, Getreide, Leder, Korbflechtwaaren 2c. treiben. Dabei römische Alterthümer des alten Agendicum. Die Stadt war Hauptstadt der Grafschaft Sénonais in der Champagne, seit dem 3. Jahrhundert Sitz eines Bischofs, später eines Erzbischofs, der den Titel eines Primas von Gallien und Germanien führte. Außer anderen Koncilien ward hier 1140 das gehalten, auf dem Bernhard von Clairvaux Abälards Lehre verdammte. Am 11. Februar 1814 besetzten die Würtemberger die Stadt.

Sensal, s. v. a. Makler.

Sensation (v. Lat.), Gefühl; Eindruck, Aufsehen.

Sensburg, Kreisstadt in der preußischen Provinz Preußen (Ostpreußen), Regierungsbezirk Gumbinnen, zwischen 2 Seen, mit Pfarrei, Kreisamt, Kreisgericht, Untersteueramt, Oberförsterei und 2360 Einw.

Sense, Werkzeug, womit man Getreide und Gras mäht, wird aus Rohstahl gefertigt, indem man die mehr eisenartigen Stücke zum Rücken, die besseren zur Schneide verwendet. Beide Sorten werden durch Zusammenschweißen und nachfolgendes Ausstrecken gegerbt und dann zu vierkantigen Stäben geschmiedet. Von diesen schweißt man je zwei platt auf einander und arbeitet daraus unter dem Wasserhammer Stangen (Knüttel) von 1—1¼ Zoll Breite und 3—4 Linien Dicke. Diese werden unter dem Breithammer zur rohen Sensenform geschmiedet, dann unter einem kleineren und schneller gehenden Hammer (Polirhammer) weiter ausgebildet und mit dem Handhammer (Fausthammer) vollendet. Nachdem sie darauf zum Behuf des Härtens nochmals geglüht, in geschmolzenen Talg und dann in kaltes Wasser getaucht worden sind, überschlägt man sie kalt unter einem sehr kleinen, aber sehr schnell gehenden Schwanzhammer, dem Klöpperhammer (Klöppern), richtet sie mit einem 2 bis 3 Pfund schweren Handhammer und schleift die Schneide auf einem Schleifsteine an. Die S. muß so zäh und dehnbar seyn, daß ihre Schneide durch Hämmern auf einem kleinen Amboße (Dängeln) sich dünn austreiben läßt, wodurch die Schneide zum Schärfen mittelst eines Handwetzsteines vorbereitet zu werden pflegt. Der Stiel (Sensenbaum), der an einem Oehr der Klinge befestigt wird, ist an seinem andern Ende mit einem Quergriff und in der Mitte mit einem aufrecht stehenden Stück Holz, das mit der Rechten gefaßt wird, während der Griff in die Linke kommt, versehen. Die Getreidesensen haben auch oft noch ein aus hölzernen, wie die S. gebogenen Stäben bestehendes Sensengerüst (Bock- oder Hakenzeug), mittelst dessen die losgehauenen Halme zusammengehalten und geregelt in Schwaden gelegt werden. Die Stelle der S.n vertreten jetzt oft die Mähmaschinen. Als Waffe erhielt die gerade gemachte S. eine besondere Berühmtheit in den polnischen Insurrektionskriegen von 1794 und 1831, wo die Bauern damit als Sensenmänner kämpften; auch 1848 sah man mit S.n bewaffnete Volkswehren, nicht nur in Polen, sondern auch in Deutschland. Die S. ist auch Attribut des Todes, der daher auch Sensenmann heißt, und des Saturnus.

Sensibilität (v. Lat.), im Allgemeinen die Fähigkeit zu empfinden, insbesondere aber die Nerventhätigkeit, wie sie sich im lebenden, thierischen Organismus offenbart. Als direkt der S. dienstbar oder ausschließend S. besitzend kann nur die Klasse der Empfindungsnerven betrachtet werden, während die Bewegungsnerven meist ihre Funktion als eine Folge der durch jene erzeugten Empfindungen ausüben, dadurch aber das Dasein der S. zur objektiven Anschauung bringen. Sie vermittelt den Zusammenhang der Seele eines Organismus mit der Außenwelt und bildet mit der Reproduktion und Irritabilität jene Dreiheit, in der das Leben als ein in sich abgeschlossenes, organisches Ganzes sich darstellt. Störungen ihrer Verrichtungen durch Exaltation, Depression oder Alteration werden theils sympathisch durch

Störungen in andern Funktionen und dadurch bewirkte Nervenaffektion, theils idiopathisch durch Erkrankung der Nerven selbst hervorgerufen und stellen dann entweder die sogenannten nervösen Symptome oder die Nervenkrankheiten selbst dar.

Sensitiv (v. Lat.), sinnlich; empfindlich.

Sensitive, s. v. a. schamhafte Sinnpflanze, Mimosa pudica *L.*

Sensualismus, diejenige philosophische Ansicht, welche behauptet, daß alle unsere Kenntniß nur aus der Erfahrung stamme, resp. nur durch die sinnlichen Empfindungen vermittelt werde. S. Philosophie.

Sensualität (v. Lat.), Sinnlichkeit.

Sensus (lat.), Sinn, Bedeutung eines Worts, Gedanke, Satz, Periode.

Sententia (lat., Sentenz), Meinung, Urtheil.

Sententiarier, die Anhänger des Petrus Lombardus (s. d.).

Sentiment (franz.), Empfindung, Gefühl, Gesinnung, Meinung, Urtheil.

Sentimentalität, die Stimmung des Gemüths, in welcher der Mensch mit Empfindsamkeit die Verhältnisse des Lebens und der Natur anzuschauen geneigt ist und mit einer gewissen Vorliebe überall das aufsucht, was vorzugsweise das Gefühl zu berühren geeignet ist. Als Gegensatz des Naiven haben namentlich Schiller und Göthe eine durch das Uebergewicht des Subjektiven über das Objektive charakterisirte Form der poetischen Darstellung als sentimentale bezeichnet. Diese nimmt stets die Richtung über das Wirkliche hinaus nach dem Höheren, daher das Pathetische, Feierliche und Rührende des Ausdrucks, welches ihr eigen ist. Der sentimentale Dichter ist aber stets in Gefahr, Gefühlsmassen, Leidenschaften und Affekte in kolossalen Bildern und Antithesen zu häufen und dabei die andern Erfordernisse einer schönen Darstellung zu übersehen. Unnatur und Unwahrheit der Empfindung und des Ausdrucks bezeichnen die Ausartung des Sentimentalen.

Separation (v. Lat.), Absonderung, Trennung, besonders (Separatio a toro et mensa) Scheidung von Tisch und Bett; auch s. v. a. Gemeinheitstheilung. Separationsrecht ist das Recht gewisser Gläubiger, bei einem Konkurs im Voraus befriedigt zu werden, ohne die Liquidation der übrigen und das Erkenntniß abwarten und zu den Kosten beitragen zu müssen. Es sind dies Die, welche ein Eigenthumsrecht an einem Gegenstande der Masse nachweisen können (Vindikanten), so die Ehefrau hinsichtlich ihres in natura vorhandenen Eingebrachten, die Gläubiger einer dem Gemeinschuldner zugefallenen Erbschaft, Die, welche fortlaufende Realabgaben zu fordern haben, 2c.

Separatismus, s. Separatisten.

Separatisten, Bezeichnung Derjenigen, die sich wegen abweichender Ansichten über Lehre u. Kultus von derjenigen christlichen Kirchengemeinschaft, der sie durch ihren Wohnsitz angehören, trennen, um ein eigenes kirchliches Gemeinwesen zu gründen und namentlich in Konventikeln und Privatgottesdiensten die Erbauung zu suchen, welche sie in dem öffentlichen Gottesdienste nicht zu finden vermeinen. Vgl. W. Schulz, Ueber den Separatismus, Weilburg 1835.

Separiren (v. Lat.), trennen; besonders eine Kompagniehandlung aufheben, jedoch so, daß ein oder beide Kompagnons den Handel für sich fortbetreiben.

Sepie (Sepia, Dintenfisch, Dintenschnecke), Molluskengattung aus der Ordnung der Cephalopoden und der Familie der Dekapoden oder Zehnfüßer, charakterisirt durch die kalkige, poröse Rückenplatte, sowie dadurch, daß ihre weintraubenähnlichen Eier mit einem kleinen Stiele zusammenhängen (See- oder Meertrauben, uvae marinae). Die gemeine S., S. officinalis *L.*, gemeiner Dinten-, Kuttel- oder Blackfisch, mit weißlicher, rothpunktirter, glatter Haut, 1 1/2 Fuß groß, findet sich in allen europäischen Meeren, besonders häufig an den holländischen und adriatischen Küsten. Officinell sind die Rückenschalen oder Rückenplatten (Ossa s. Tegmina Sepiae, weißes Fischbein, Black-, Kuttel- oder Dintenfischbein), die man häufig auf dem Mittelmeere schwimmend findet. Sie sind 5—10 Zoll lang, 1 1/2—3 Zoll breit, länglich-oval und auf beiden Seiten gewölbt, flacher auf der festeren Ober- als auf der zelligen oder porösen Unterseite, weiß, spröde, leicht zerbrechlich und schmecken salzig, indem sie kohlensauren Kalk, leimartig-häutige Theile und Kochsalz enthalten. Man gebraucht sie als Absorbens und fein gepulvert oder auch gebrannt zu Zahnpulvern und gegen den Kropf, in technischer Beziehung als Polirmittel. Das schlechte zähe Fleisch wird in Italien von den Aermeren gegessen. Aus dem braunen, im sogenannten Dintenbeutel befindlichen Safte bereitet man die unter dem Namen S. bekannte braune Malerfarbe.

Sepino (Sypino), Stadt in der neapolitanischen Provinz Molise (Sannio), nordwestlich von Campolasso, am Tamaro, ehemals Sitz eines Bischofs, mit Kathedrale, Tuch- und Papierfabriken, Mineralquellen u. 3500 Einw.

Seplasium (lat.), Salbe, Wohlriechendes, daher Seplasiarius, sonst ein auf dem Markte herumgehender Arzneihändler, jetzt ein mit Droguerien Handel Treibender (Droguist).

Sepp, Johann Nepomuk, katholischer Theolog und Geschichtschreiber, geboren 1816 zu Tölz im bayerischen Hochlande, studirte zu München Philosophie und Theologie und verfaßte daselbst sein gegen Strauß gerichtetes „Leben Jesu" (Regensb. 1842—46, 7 Bde.), worin er sich als Schüler Schellings und Görres' bekundete. Nachdem er 1845 u. 1846 Syrien, Palästina u. Aegypten bereist hatte, erhielt er die Professur der Geschichte an der münchener Universität, ward aber, in die Krise von 1847 verwickelt, mit sieben seiner Kollegen suspendirt u. selbst aus der Hauptstadt verwiesen. Nach der Märzbewegung von 1848 ward er in das frankfurter Parlament, 1849 aber in die bayerische Kammer gewählt u. 1850 reaktivirt. Seine Abhandlung über die richtige Lage des heiligen Grabes in den „Historisch-politischen Blättern" ward vom Papst mit dem Ritterorden des heiligen Grabes belohnt. Außerdem schrieb er „Das Heidenthum und dessen Bedeutung für das Christenthum" (Regensb. 1853,

3 Bde.), gewissermaßen eine streng kirchliche Parallele zu Schellings „Mythologie und Offenbarung", sowie „Joseph von Görres" (Regensburg 1848, 2. Aufl.).

Sepsis (griech.), die Fäulniß.

Septangulum (lat.), Siebeneck, daher septangularis, siebeneckig.

Septem (lat.), sieben.

September, der 9. Monat des gregorianischen Kalenders, hat 30 Tage, der 7. des alten römischen Jahres, erhielt von Karl dem Großen den Namen Herbstmonat, weil in ihm (gewöhnlich den 23.) der Herbst seinen Anfang nimmt. Der S. ist gewöhnlich einer der schönsten und heitersten Monate des Jahres. Im Mittel ist die Temperatur 2,7 Grad niedriger als im August, und besonders sind die Morgen schon auffallend kühler, auch die Nebel häufiger. Die monatlichen Veränderungen des Barometers betragen im südlichen Deutschland im Mittel 7—8, im nördlichen 9—9,5 pariser Linien; im Mittel ist das Barometer in Deutschland 0,3—0,8 Linien höher, als das jährliche Mittel. Die Regenmenge ist auch bedeutend geringer, als im August. Die vorherrschende Windrichtung ist zwar noch meist westlich, doch wechseln die Westwinde häufiger mit Ostwinden ab, daher die heitere Witterung. Viele Pflanzen sind im S. schon im Ableben begriffen; die Zahl der noch neu aufblühenden Arten ist bedeutend geringer, als im August; manche der später im August blühenden Pflanzen verlängern ihre Blüthezeit auch noch in diesen Monat. In den Wäldern blüht das Heidekraut, auf Wiesen die Herbstzeitlose, in Gärten Astern, Dahlien, Zinnien, Alceen &c. Die meisten Obstarten, Wallnüsse, Kastanien reifen, auch frühe Weintraubenarten zeitigen schon zu Ende dieses Monats. Der Landwirth beschäftigt sich noch eben so häufig mit der Ernte, als auch schon mit der neuen Winteraussaat. In den letzten Tagen des Monats beginnt auch die Kartoffelernte. Die Grummeternte, welche im August nicht vollendet werden konnte, erfordert jetzt um so mehr Sorgfalt, als die Tage kürzer werden, der Boden in der Regel feuchter ist und das gemähte Gras nicht so vollständig austrocknet. Die Luzerne gibt noch einen vierten Schnitt, und die neuen Kleefelder bieten eine treffliche Weide für das Rindvieh. Ende des Monats reifen die Samen der meisten Waldbäume. Auch die Einsammlung der Waldstreu fällt in diesen und den künftigen Monat. Die Baumschulen sind zu reinigen und die Waldpflanzungen nehmen ihren Anfang, ebenso auch die Jagd. Die Bienenstände sind in Ordnung zu bringen.

Septennalität (v. Lat.), Siebenjährigkeit, ursprünglich die siebenjährige Dauer des brittischen Unterhauses rücksichtlich seiner Zusammensetzung, welche auf der am 7. Juli 1716 von Georg I. bestätigten Septennalitätsbill beruht; dann die Frage über kürzere oder längere Dauer repräsentativer Verfassungen überhaupt.

Septennium (lat.), Alter von 7 Jahren; daher septennal, siebenjährig.

Septentrio (lat.), die 7 Sterne am Nordpol, auch der große Bär, Wagen, S. major, zum Unterschied von S. minor, dem kleinen Bär oder Wagen, genannt; daher mitternächtliche Gegend, Norden.

Septett (Septetto), ein siebenstimmiges Tonstück, entweder für Instrumente oder Singstimmen.

Septica (sc. remedia, lat.), Mittel, welche durch ihre Schärfe organische Substanzen zerstören und daher Fäulniß derselben zur Folge haben, z. B. Aetzmittel.

Sept=Iles, Gruppe kleiner Inseln an der Küste des französischen Departements Côtes du Nord, Arrondissement Lannion, im Kanal, besteht aus 6 Eilanden und einem Felsen, mit Fort und Leuchtthurm.

Septima (sc. classis, lat.), die 7. Klasse, gewöhnlich die unterste Klasse einer Schule; die Schüler derselben heißen Septimaner.

Septimana (lat.), Woche.

Septimanien, Landstrich im narbonensischen Gallien, begriff das Land zwischen den Pyrenäen und den südlichen Cevennen, der Garonne und Rhone, also den größten Theil des spätern Languedoc mit Roussillon und führte obigen Namen von der Ansiedelung der 7. römischen Legion (Septimani) in Beterrä (jetzt Béziers), das daher als römische Kolonie Beterrae Septimanorum hieß. Nachdem der westliche Theil des Landes mit der Hauptstadt Tolosa von Chlodwig den Westgothen entrissen worden, blieb diesen nur noch der östliche mit den Städten Narbo u. Carcasso, und zwar bis zum Untergang ihres Reichs durch die Araber, die sich um 720 auch in den Besitz S.s setzten, es aber 738 u. 759 durch Karl Martell und Pipin wieder an die Franken verloren.

Septime, der siebente Ton von einem angenommenen Grundtone aus, ein dissonirendes Intervall, das in 3 verschiedenen Größen in der Musik vorkommt, nämlich als kleine, große und verminderte S. Die kleine S. heißt auch Hauptseptime und besteht aus 4 ganzen und 2 halben Tönen, z. B. g — f, d — c, c — b &c., in dem reinen Verhältniß von 5: 9. Die große S., auch Leitton genannt, besteht aus 5 ganzen und einem großen halben Ton, z. B. c — h, d — cis, g — fis &c., in dem reinen Verhältniß von 8: 15. Die verminderte S., die nur in der Molltonart vorkommt, besteht aus 3 ganzen und 3 großen halben Tönen, z. B. gis — f, h — as, cis — b &c., in dem reinen Verhältniß von 16: 27. Die S. ist das wichtigste Intervall in der musikalischen Harmonie, der Wendepunkt der Akkorde u. das einzige Mittel, durch welches diese sich zu einer unzertrennlichen Kette von harmonischen Zusammenklängen vereinigen lassen.

Septimer (Septmer), Alpenspitze im schweizerischen Kanton Graubündten, nordöstlich vom Splügen, mit Hauptpaß nach Italien, der schon zur Römerzeit benutzt wurde, und auf der Höhe von 7360 Fuß einem Wirthshaus.

Septisch (v. Griech.), faulend, Fäulniß bewirkend.

Septuagesima (lat.), die Zeit der 70 Tage vor Ostern, während welcher mehre ältere Kirchen ihre vierzigtägigen Fasten, die sogenannte Quadragesimalzeit, begingen. Weil sie nämlich an 3 Tagen der Woche, am Sonntag, Donners-

tag und Sonnabend, von dem Fasten dispensirten, so mußten sie, um mit den 40 Tagen auszukommen, einige Wochen früher beginnen, d. i. gleich mit dem Montage vor dem jetzt sogenannten Sonntag S. Doch dauerte die Quadragesimalzeit in vielen Kirchen beiläufig 60 Tage lang, indem bloß am Sonnabend und Sonntag dispensirt wurde (daher **Sexagesima**). Noch andere Kirchen endlich dispensirten nur am Sonntage, und die Quadragesimalzeit fiel nun in die 50 Tage vor Ostern (daher **Quinquagesima**). Letztere Gewohnheit hat die römisch-katholische Kirche nach der Anordnung Gregors des Großen beibehalten und fängt ihre Quadragesimalfeste demnach nicht gleich mit dem 50. Tage vor Ostern, aber doch innerhalb dieser 50 Tage, nämlich mit der Aschermittwoch an. Daher die noch heut zu Tage in dem kirchlichen Kalender gebräuchlichen Benennungen der Sonntage S., **Sexagesima** und **Quinquagesima**, weil diese Sonntage in die Zeit der 70., 60. und 50. Tage vor Ostern fallen.

Septuaginta (lat., d. i. die Siebzig), gewöhnliche Bezeichnung (LXX) der den sogenannten „siebzig Dolmetschern" zugeschriebenen griechischen Uebersetzung des Alten Testaments. Nach der Sage soll auf Betreiben des Demetrius Philaretes, des Bibliothekars des Königs Ptolemäus Philadelphus von Aegypten, ein Jude, Namens Aristeas, nach Jerusalem geschickt worden seyn, um sich von dem Hohenpriester einen hebräischen Codex und zugleich 72 Gelehrte zum Uebersetzen desselben in das Griechische zu erbitten, welche dann dem Demetrius die Uebersetzung in die Feder diktirt haben sollen. Justinus Martyr weiß noch zu berichten, daß die 72 Juden, obwohl jeder in ein besonderes Gemach eingeschlossen gewesen, 72 aufs Genaueste übereinstimmende Uebersetzungen geliefert hätten. Vermuthlich ist aber die S. in Folge davon entstanden, daß die Juden, besonders die ägyptischen, das Alte Testament in der Ursprache nicht mehr zu lesen vermochten und daher einer griechischen Uebersetzung desselben bedurften. Was den Werth der S. betrifft, so sind manche Bücher gut, manche weniger gut übertragen, welcher verschiedenartige Charakter der Uebersetzung die Vermuthung, daß sie von mehren Verfassern herrühre, zu bestätigen scheint. Der sprachliche Ausdruck der Uebersetzung weist auf Aegypten als Entstehungsort hin. Sie erlangte frühzeitig großes Ansehen und ward selbst in den Synagogen neben dem hebräischen Texte gebraucht. Insbesondere waren die Kirchenväter von ihrer göttlichen Inspiration so fest überzeugt, daß sie die Uebersetzung dem Originale gleichstellten. Es wurden zahlreiche Abschriften davon genommen. Da sich aber in Folge davon sehr viele Fehler einschlichen, so unterzog sich Origenes der Mühe, den griechischen Text mit dem hebräischen zu vergleichen und kritisch zu verbessern. Das Werk, worin er diese Vergleichungen u. Verbesserungen gegeben hat, ist die Hexapla, die den alttestamentlichen Text in 6 nebeneinander gestellten Rubriken gab, nämlich den hebräischen Urtext mit hebräischen Buchstaben, denselben mit griechischen Buchstaben, die Uebersetzung des Aquila, die des Symmachus, die der siebzig Dolmetscher und die des Theodotion. Von diesem umfassenden Werke des Origenes sind nur Fragmente erhalten. Außerdem verfaßte derselbe Gelehrte auch noch eine Tetrapla, welche ebenfalls den Text der S. mit den Uebersetzungen des Symmachus, Aquila und Theodotion gab, aber ebenfalls nicht mehr vorhanden ist. Nach Origenes beschäftigten sich noch andere Kirchenväter mit der kritischen Verbesserung der S., unter Andern Lucianus, Hesychius, Basilius. Im Ganzen hatten aber diese Bemühungen nur noch größere Verunstaltungen des Textes zur Folge. In unserer jetzigen S. ist keine Recension ganz rein erhalten. Da die christliche Kirche in ihrer Polemik gegen die Juden durch die S. oft den Sieg über sie davontrug, so wurden die Juden mißtrauisch gegen die einst so hochverehrte S., und dies Mißtrauen steigerte sich endlich zum förmlichen Haß, so daß man an dem Tage, an dem die Uebersetzung gefertigt seyn sollte, einen Fasttag feierte und sie verfluchte. Die beiden Hauptcodices sind der **Codex Vaticanus** und **Alexandrinus**, die aber sehr von einander abweichen. Ausgaben lieferten nach der ersten (Vened. 1518) Reineccius (Lpz. 1730), Breitinger (Zürich 1720—32, 4 Bde.), Holmes (Oxf. 1798—1817, 2 Bde.). Vgl. Frankel, Historisch-kritische Studien zu der Septuaginta, Lpz. 1841.

Septum (lat.), Scheidewand in einem organischen Theile.

Sepulcrum (lat.), Grab.

Sepultur (v. lat. **sepultura**), Begräbniß, Beerdigung, Leichenbestattung.

Sepulveda, 1) Juan Ginez, spanischer Geschichtschreiber und Humanist, geboren 1491 zu Pozo Blanco, studirte zu Cordova, Alcala de Henares und Bologna, wo er mit den berühmtesten Gelehrten jener Zeit in Verbindung trat. Nach 22jährigem Aufenthalt in Italien kehrte er nach Spanien zurück, wo er 1538 von Karl V. zum Reichshistoriographen ernannt wurde und sich bald in Valladolid, bald in Cordova, Madrid und anderen Orten aufhielt, bis er 1557 ein Kanonikat in Salamanca erhielt. Er † den 23. Nov. 1574. Sein Verdienst besteht hauptsächlich in der Verbreitung der klassischen Literatur in seinem Vaterlande und in der Bekämpfung des damaligen Scholasticismus. Seine polemischen Streitschriften gegen Las Casas, den Vertheidiger der amerikanischen Indianer, haben sein Andenken bei der philanthropischen Nachwelt verunglimpft. Von seinen historischen Schriften (z. B. „**De rebus Hispanorum gestis ad novum orbem Mexicumque libr. VII**"; „**De rebus gestis Philippi II libri III**"; „**De vita et rebus gestis Aegidii Albornotii**" ꝛc.) ist die vornehmste, nämlich die „**Historiae Caroli V imperatoris libri XXX**", erst 1775 wieder aufgefunden u. auf Veranstalten der königl. Akademie zu Madrid nebst seinen übrigen Schriften und seiner Biographie herausgegeben worden (1780, 4 Bde.). S. schrieb ein besonders dem Livius nachgebildetes elegantes Latein.

2) Lorenzo de S., spanischer Romanzendichter, Zeitgenosse des Vorigen, Verfasser der „**Romances nuevamente sacados de historias antiguas de la Cronica de España**" (Ant. 1551 u. ö.).

Seq. (lat.), Abkürzung für **Sequens**, der Folgende; **seqq.**, s. v. a. **Sequentes**, die Folgenden.

Sequana, s. v. a. Seine.

Sequani, Völkerschaft keltischen Stammes in Gallia belgica, im südlichen Elsaß, der ehemaligen Franche-Comté und Bourgogne, mit der Hauptstadt Vesontio (Besançon) und mehren kleineren Städten, ein mächtiges Volk unter eigenen Königen stehend, Todfeinde der Aeduer, weshalb sie sich an die Germanen unter Ariovist anschlossen.

Sequence (franz.), Betrügerei der Pharaobankiers, indem sie die Karten so legen, daß alle von den Pointeurs besetzten Blätter im Anfang der Taille verlieren.

Sequenz (Sequentia, Sequentiale), aus den Modulationen des Halleluja beim Graduaireſponſorium (s. Graduale) hervorgegangener Kirchengesang, ward zuerst von Notker (s. d.) Balbulus um 840 aufgebracht und vom Papst bestätigt. Der Text desselben war ganz abhängig von der Musik und also durch die Melodie, ohne alle Rücksicht auf Versmaß und Reim, bestimmt. Wegen ihrer anfangs ganz prosaischen Form hießen diese Gesänge auch Prosen u. wegen ihrer eingeschobenen Texte auch Tropen. Zu den Meßgesängen des Gesammtchors, als des Stellvertreters des Volks, gehörig, waren sie in der volksmäßigen gregorianischen Gesangsweise abgefaßt und bestanden stets aus mehren Choräles oder melodischen Sätzen von oft sehr ungleicher Länge, aber mit gleichen oder ähnlichen Schlußkadenzen. Nach Stoff und Form blieben sie dem Volksgesang verwandt. Vorzugsweise von Mönchen gedichtet, erhielten sie sich am längsten im Gottesdienst der Klöster, und vornehmlich an die Heiligenverehrung und an Legenden sich anschließend, gingen sie bald auch in die deutsche Sprache über, wodurch das Volk sich thätiger am Gottesdienst betheiligte. Nachdem sie allmählig Metrum und Reim angenommen und sich so mehr u. mehr dem Volksgesange ähnlich gestaltet hatten, wurden sie der römischen Kirche so mißfällig, daß sie, nachdem schon eine Synode zu Köln sich 1536 für ihre Abschaffung erklärt hatte, bei Veranstaltung einer neuen Ausgabe des Breviariums unter Pius V. 1568 von einem förmlichen Verdammungsurtheil betroffen wurden. Von mehr als 350 solcher Gesänge wurden nur vier beibehalten, nämlich: „Veni sancte spiritus“ (gedichtet von König Robert von Frankreich, † 1031); „Lauda Sion salvatorem“ (gedichtet von Thomas von Aquino, † 1274); „Stabat mater dolorosa“ (gedichtet von Jacobus de Benedictis oder Jacopone, † 1306); „Victimae paschali“ (von einem Unbekannten, vielleicht schon im 11. Jahrhundert gedichtet), nebst dem nur uneigentlich hierher gehörigen „Dies irae“ (gedichtet von Thomas von Celano um 1250). Und selbst diese 5 Gesänge werden gegenwärtig fast nur noch in Klosterkirchen und auch hier nicht mehr in der alten einfachen Gesangsweise gehört. Mehre S.en sind, umgearbeitet, auch in die protestantischen Gesangbücher übergegangen, z. B. Luthers „Gelobet seyst du, Jesu Christ“, nach Notker. Vgl. Wolf, Ueber die Lais, Sequenzen und Leiche, Heidelb. 1841. In der Musik bezeichnet S. jede gleichmäßig fortschreitende Akkordreihe, zunächst die Ketten von Septimen- oder Nonen-, oder Septimen- u. Nonenakkorden, worin der Dominantenakkord nicht in seinen tonischen Dreiklang, sondern in einen neuen, aus diesem entstehenden Dominantenakkord aufgelöst und dieses Motiv beliebig weiter geführt wird.

Sequestration (v. Lat.), eine besondere Art von Depositum, die darin besteht, daß die Aufbewahrung einer Sache und nach Umständen auch die Verwaltung einem unparteiischen Dritten (Sequester) unter der Bedingung anvertraut wird, dieselbe, wenn der Grund der S. aufhört, Demjenigen herauszugeben, welchem sie vom Richter zuerkannt wird. Die S. geschieht in der Regel nach Uebereinkunft der streitenden Theile, doch kann sie nöthigenfalls auch vom Richter wider den Willen derselben erkannt werden. So wird die S. als Exekutionsmittel verhängt, um den Gläubiger bezahlt zu machen, als Sicherungsmittel, besonders bei erkannten Konkursen zur Vermeidung der Verschleuderung des Vermögens von Seiten des Gemeinschuldners, oder wenn zu befürchten ist, daß der Besitzer mit der streitigen Sache die Flucht ergreife 2c., sowie in Bezug auf das Vermögen von Wahn- und Blödsinnigen, Verschwendern, Minderjährigen und bei Erbschaften, wenn die Erben abwesend oder unbekannt sind. Die Kosten der S. trägt, wenn sie als Exekutionsmittel verhängt war, allemal der Sequestrat, d. h. Derjenige, dessen Sachen sequestrirt werden; kommt sie aber als Sicherungsmittel vor, so trägt der Impetrat oder Sequestrat die Kosten, wenn sie durch sein Verschulden nothwendig wurde, im entgegengesetzten Falle der Impetrant, weil er die S. beantragte und allein Vortheil von der verfügten S. hat.

Sequitur (lat.), es folgt, es ergibt sich.

Serai (gewöhnlich Serail, türk.), überhaupt ein großes Gebäude, z. B. Karawanserai; Palast, besonders die Residenz des Sultans in Konstantinopel (s. d.); auch s. v. a. Harem.

Seraing, Flecken in der belgischen Provinz Lüttich, rechts an der Maas, einst die Sommerresidenz des Bischofs von Lüttich, mit prachtvollem Schloß und vielen Lusthäusern der Lütticher, Steinkohlen- und Alaunwerken, Glashütte, Krystallfabrik in der ehemaligen Abtei Val Saint Lambert, besonders merkwürdig aber wegen der großen, von John Cockerill (s. d.) gegründeten Maschinenbauanstalten. Die Bevölkerung des Fleckens und der dazu gehörigen Weiler, die sich bei Cockerills Ansiedlung 1820 auf etwa 2000 Seelen belief, betrug 1853 12,157 Seelen.

Serampur (Serampore, Frederiksnagor), Stadt in der britisch-ostindischen Präsidentschaft Kalkutta, Provinz Bengalen, am Hugly, 3 Meilen nördlich von Kalkutta, hat 20,000 Einwohner und ist seit 1799 Centralpunkt aller Baptistenmissionen in Indien. Von hier aus werden über 20 Missionsstationen geleitet, hier wurde die Bibel in mehr als 25 Sprachen des Orients übersetzt, und diese Sprachen selbst wurden hier erst grammatisch und lexikographisch bearbeitet. Es wurden Schulen für Hindutöchter und Erziehungs- und Unterrichtsanstalten zur Bildung von Hindujünglingen für das Predigtamt angelegt, auch ein Kollegium zum Unterricht in asiatischen u. europäischen Sprachen, Naturwissenschaft u. Mathe-

matik damit verbunden. Am 22. Febr. 1845 kaufte die ostindische Kompagnie der dänischen Regierung diese wie ihre übrigen Besitzungen in Ostindien ab.

Seraph (Plur. Seraphim), im Alten Testament die himmlischen Wesen, welche den Thron Jehovahs umgeben und Loblieder auf denselben singen. Man dachte sich dieselben mit 6 Flügeln, wovon 2 das Gesicht, 2 die Füße bedeckten, 2 aber zum Fliegen dienten. Sie wurden später mit den Cherubim identificirt.

Seraphinenorden, der älteste schwedische Orden, auch das blaue Band genannt, gestiftet von Magnus I., König von Schweden, im 13. Jahrhundert, von Friedrich I. mit dem Schwert- u. Nordsternorden am 28. April 1748 u. zuletzt von König Karl XIII. am 9. Juli 1814 wieder erneuert. Das Ordenszeichen besteht aus einem weißen, achtspitzigen Kreuze mit einem hellblauen Mittelschilde, auf welchem die drei Kronen des schwedischen Wappens, ein Christuskreuz u. die Buchstaben J. H. S. (Jesus Hominum Salvator) stehen. Auf der Rückseite befinden sich die Buchstaben F. R. S. (Fridericus Rex Sueciae). Dazu gehört ein himmelblaues Ordensband, welches von der Rechten zur Linken getragen wird. Es gibt nur Eine Klasse Ritter, von welchen der jedesmalige König Meister des Ordens und die Prinzen des Hauses geborene Ritter sind. Die Zahl derselben darf im Inlande nicht 24 übersteigen, ist im Auslande aber unbestimmt. Ein Schwede kann den Orden nur erhalten, wenn er bereits im Besitze des Schwert- oder Nordsternordens ist und muß außerdem den Rang eines Generallieutenants haben. Der Ritterschlag erfolgt stets am 28. April, dem Geburtstage des Königs Friedrich I. Das Gallakleid aus weißem Atlas erinnert an die Nationaltracht Schwedens.

Seraphische Brüder (Seraphischer Orden), s. v. a. Franciskanerorden. Daher seraphische Regel, die Regel der Franciskaner, u. seraphischer Vater, der heilige Franz von Assisi.

Serapis (Sarapis), altägyptische Gottheit der abgeschiedenen Seelen, ward im Gebiete des Naturlebens gedeutet als die unterirdische Sonne und, sofern Tod und Krankheit in das Gebiet des Herrschers der Unterwelt gehören, um Heilung angerufen und daher von Manchen mit Asclepius identificirt. Im griechisch-römischen Kultus trat S. an die Stelle des Osiris neben Isis und wurde Universalgott. Im römischen Reiche verbreitete sich sein Kultus so sehr, daß der Staat sogar dagegen einschreiten zu müssen glaubte; in Aegypten wurde er besonders im Unterlande, wo der Verkehr mit den Abendländern am lebendigsten war, verehrt. Obwohl erst seit der ptolemäischen Zeit zu Ehren gekommen, war S. doch dem altägyptischen Götterkreise keineswegs ganz fremd. Abgebildet wurde er in späterer Zeit mit einem dem Zeus ähnlichen Gesicht, bärtig und gelockt, mit langem Gewand; neben ihm war ein von einer Schlange umschlungenes Thier mit Hunds-, Löwen- oder Wolfskopf.

Seraskier, nach der alten türkischen Heerverfassung der Oberbefehlshaber der zu einem Feldzuge bestimmten, gesammten Streitkräfte, mithin s. v. a. Général en Chef, wurde stets aus den Pascha's von 2 und 3 Roßschweifen gewählt.

Serbien (Servien, türkisch Sirp oder Serf-Wilajeti), Vasallenfürstenthum der europäischen Türkei, liegt zwischen 43—45° nördlicher Breite und 37—40° 25′ östlicher Länge, grenzt im Norden an die slawonisch-serbische u. banater Militärgrenze, von der es durch die Save und Donau getrennt wird, im Osten an die Walachei und Bulgarien, im Süden an Rumelien, Macedonien und Albanien und im Westen an Bosnien und hat einen Flächenraum von etwa 700 □Meilen. S. ist Gebirgsland, das von der die europäische Türkei von Westen nach Osten durchziehenden Centralkette, obwohl deren Seitenverzweigungen nicht unmittelbar ins Land hereinragen, zum Donauthale abfällt. Das Innere wird von zahlreichen, vorherrschend nach Norden u. Nordwesten streichenden, 2000—4000 F. hohen Bergketten (Pianina) durchzogen, die nordwärts ziemlich schroff gegen die Donau und Save abfallen. Im Innern bildet das Rudnikgebirge, welches in der Zrna Góra (schwarzer Berg) bis zu 2600 Fuß ansteigt, einen Hauptknoten und einen strategisch wichtigen Punkt. Zwischen den Bergketten, die von den von der türkischen Centralkette nach Norden abfließenden Strömen mehrfach durchbrochen werden, ziehen sich tiefe, im Westen meist engere, im Osten weitere Thäler hin, welche, stufenweise von den sumpfigen Niederungen der Save und Donau nach Süden aufsteigend, meist dicht bewaldet und durch schwer zugängliche Gebirgspässe mit einander verbunden, die Kultur des Landes vornehmlich vermitteln. Hauptgebirgszüge sind noch das Stanitzgebirg, das sich gegen die Morawa herabsenkt, das Jastrebagebirg bei Kruschewacz, das gegen die bulgarische Grenze hinziehende Moßnagebirg, das der Drina entlang laufende Metzenikgebirg mit den Zweigen Voranza und Gutschew u. a. m. Nur im Osten treten die Höhenzüge unmittelbar an die Donau heran, u. daß hier dieselbe den niedrigen Felsenzug, der die siebenbürgisch-banatischen Gebirge mit den serbischen verbindet, durchbrochen hat, davon zeugt die Stromenge unterhalb Golubaz, die Felsenbank (Tachtali) 2 Meilen unterhalb Dobra und eine halbe Stunde weiter der nur 200 Schritt breite Engpaß Demir kapi (das eiserne Thor), durch welchen der Strom tobend hindurchbraust, um sich jenseits desselben wie ein See auszubreiten, der die Insel Poretsch umschließt, sowie oberhalb der Stromengen die Insel Moldawa. Weiter hinab zwischen Orsova und Kladova ist noch eine Enge. Ebenen gibt es wenige; dergleichen sind die längs der Drina und Save, die Matschwa genannt, die längs der Morawa, die der Krajna zwischen der Donau und dem Timok, Kossowo-polje, d. h. das Amselfeld. Hauptflüsse des Landes sind die Donau und die Save, welche die nördliche Grenze bilden. Der Save fließen die Drina, der Grenzfluß gegen Bosnien, mit dem Lim und Jadar, und die Kolubara zu; der Donau, in welcher mehre zu S. gehörige Inseln liegen, die aus der westlichen und östlichen Morawa entstehende große Morawa mit dem Ibar, und der Timok, der S. von Bulgarien scheidet. Das

Land ist leicht zu vertheidigen; daher war es von jeher geeignet, eine Vormauer gegen die Türken zu bilden, denn es ist ein Land voll natürlicher Festungen, welche eine feindliche Invasion sehr erschweren. Das **Klima** ist mild, doch nicht so mild, als es seine geographische Lage mit sich brächte, was wohl der hohen Lage, der starken Bewässerung, hauptsächlich aber den ausgedehnten Waldungen zugeschrieben werden muß. Der Boden ist fruchtbar und bedarf nur hier und da einer besseren Bewässerung. Die **Hauptprodukte** sind: alle Getreidearten, besonders Weizen, Korn, Kukuruz, Hanf und Reis, dann Tabak, Obst, besonders Birnen, dann Kastanien, Wall- und Haselnüsse, Aepfel und Pflaumen, auch Wein in Menge und gut. Die Wälder bestehen meist aus Laubholz, vornehmlich herrlichen Eichen, einem Hauptreichthum des Landes. Sie hegen noch viel Wild, selbst Wölfe und Bären, Raubvögel rc. Die Gebirge sind reich an Metallen, doch wurde der Bergbau lange ganz vernachlässigt. Er liefert jetzt Steinkohlen, Braunkohlen, Silber, Kupfer, Eisen, Magnetstein, Blei; auch gibt es Schwefel- und andere Mineralquellen.

Die **Bevölkerung** S.s besteht aus eigentlichen **Serben** (**Serbier**, auch **Raizen** genannt), die zum Stamme der illyrischen Slawen gehören, **Walachen**, besonders im Osten, und **Bulgaren**. Dazu kommen an 15,000 Türken in Belgrad, 5000 Zigeuner, wenige Armenier, Juden u. Griechen. Ihre Gesammtzahl wird auf 1,065,000 angegeben, worunter über 800,000 reine Serben. Die Serben sind ein schöner Volksstamm, schlank, breitschultrig, kräftig, in allen Gliedern proportionirt. Die Gesichtszüge sind dem europäischen Geschmack wegen der vorspringenden Backenknochen und des mehr spitzen als runden Vorderhaupts nicht ganz entsprechend, verrathen aber Kraft und werden durch die dunkelglühenden Augen gehoben. Die Frauen sind von starkem, gesundem Körperbau, nicht idealisch schön, aber die Feinheit der Züge durch lange Dauer der Blüthe ersetzend, Mütter vieler Kinder. Die Tracht der Männer ist sehr malerisch: die Hauptbestandtheile sind ein mit Stickereien verziertes Hemd, eine mit Schnuren verzierte Weste, worüber ein orientalischer Halbmantel und ein bis auf die Kniee reichender Leibrock mit offenen Aermeln oder ein verbrämter Tuchkaftan getragen wird, endlich leinene Beinkleider, an die sich unten Topanken oder Bandschuhe anschließen. Die Waffen, Handschar und Pistolen, werden in einem um die Hüften geschlagenen Tuche getragen, welches ein Ledergurt bedeckt. Den Kopf bedecken beide Geschlechter mit dem Feß. Zierlicher noch, als die Tracht der Männer, ist die der Frauen: ein schneeweißes, mit Gold und Silber besetztes Kopftuch auf den glattgescheitelten Haaren, eine Schürze von bunter Wolle, roth und fransenreich, ein Ueberkleid ohne Aermel von weißem Tuch, nebst blauer Schnurbekleidung, Socken und Sandalen. In den Städten ist die Kleidung reicher; hier sieht man Shawls, bunte Mützen, Jacken ohne Aermel mit Goldtressen, Dolmans, Pelze rc. Hohe Vaterlandsliebe und Achtung vor dem Gesetz sind die schönsten Züge des serbischen Charakters. Seit den Kämpfen dieses Jahrhunderts sind die Serben außerordentlich kriegerisch geworden, u. ihre Tapferkeit gibt ihnen ein Selbstgefühl, welches nicht minder in ihrer Wohlhabenheit und Genügsamkeit wurzelt. Dabei sind sie gastfrei, treue Freunde und von den bildsamsten Anlagen. Mißtrauen und Arglist, von denen sie nicht freigesprochen werden können, sind Erbtheile einer langen Knechtschaft. Sie sind als Südslawen lebhaft, voll Feuer und raschen Blutes, lieben Musik und Gesang. Das religiöse Gefühl ist bei den Serben eben so roh und derb als tief und innig. Das griechische Christenthum besteht unter ihnen, wie unter den meisten Anhängern dieses Glaubensbekenntnisses, freilich in wenig mehr, als in äußern Förmlichkeiten: Fasten, Gebeten, Bekreuzungen und Heiligenverehrung; doch herrscht dabei eine wahrhaft religiöse Sinnesart, die von einem eigenthümlichen, mit dem ganzen Leben des Volkes verwachsenen Naturgefühl durchdrungen ist. Das Familienleben ist ganz patriarchalisch. Das Haupt der Familie heißt Starjeschin, und es wird bei der Wahl desselben nicht sowohl auf das Alter, als auf geistige Vorzüge gesehen. Die Familienglieder bleiben so lange als möglich zusammen, indem sich die jungen Familien neben den älteren anbauen. Der Starjeschin vertheilt die Arbeit, und sein Wille ist oberstes Gesetz. Die Männer sorgen für den Schutz und die äußern Bedürfnisse der Familie, die Frauen dagegen durch Kochen, Backen, Spinnen, Weben für die innern. Das Weib, nach orientalischer Anschauung nur die erste Sklavin des Mannes, hat auch bei den Serben nur eine dienende Rolle. Für die Mädchen besteht das 15., für den Jüngling das 18. bis 20. Jahr als gesetzliche Zeit zur Verheirathung. Das Haus des Serben ist ein von Lehmwänden eingefaßter, mit Lindenbast und Gras oder Moos bedeckter viereckiger Raum, in dessen Mitte sich der Herd befindet und aus dem der Rauch durch die Thüre oder durch eine Oeffnung im Dache abzieht. An das ursprüngliche Gebäude sind auf allen Seiten Kammern angebaut, deren jede von einer besondern Familie bewohnt wird; denn wenn die Söhne sich verheirathen, so verlassen sie das älterliche Haus nicht, sondern beziehen in demselben eine dieser Kammern, und so bleiben auch nach dem Tode der Aeltern die Brüder bei einander, bis zu große Vermehrung der Familie die Trennung gebietet. Eine Gemeinschaft von größerem Umfang, in welcher auf ähnliche Weise das Familienleben aufgeht, wie in diesem das individuelle, bildet das Zusammenleben in dem Dorfe. Dieses hat theils eine bürgerliche, theils eine geistliche Bedeutung, die erstere, indem das Dorf seine Aeltesten (Kmeten) und seinen Ortsvorsteher (Serskiknees) wählt und dadurch einen mittelbaren Antheil an der Gemeindeverwaltung nimmt. Die geistliche Bedeutung der Dorfgemeinschaft liegt in der gemeinsamen Verehrung eines u. desselben Heiligen. Mehre Dörfer, unter einem Oberknees (Baschknees, Oborknees) vereinigt, bilden einen Kreis, Kneeschina, u. in dieser Gemeinschaft hängen sie mit der Regierung zusammen. Die wenigen Städte sind: Belgrad, wo die Türken die Festungswerke besetzt halten, Semendria, Kragujevacz, Usidscha, Passarowitz, Kruschevacz,

Schabacz, Novibasar, Pristina und Kossova auf dem Amselfelde. Der Landbau wird durch die Fruchtbarkeit des Landes begünstigt, die in den Flußthälern der Morawa, Save, Drina und Matschwa ungemein groß ist. Kaum der zehnte Theil des Bodens ist aber bebaut, zwei Drittheile der Oberfläche sind mit Eichenwäldern bedeckt. Die Viehzucht, die mit mehr Liebe als der Ackerbau betrieben wird, liefert Rinder, Pferde, Schafe und Schweine. Von einer Benutzung des Rindviehs zur Milchwirthschaft weiß der Serbe nichts; der ganze Gebrauch, den er von dieser Thiergattung macht, besteht außer der Ausfuhr in der Verwendung als Zugvieh. Käse gewinnt er von den Schafen, deren Wolle ihm den Stoff zu seiner Kleidung gibt. Die Pferde gehören der tatarischen Race an, sind klein, aber rasch und ausdauernd. In Menge wird das Borstenvieh gezogen. In den eichelreichen Waldungen der Schumadia und Matschwa werden Millionen von Schweinen gezüchtet, von denen alljährlich an 200,000 Stück allein nach Oesterreich gehen und einen äußerst ergiebigen Handelsartikel bilden. Der Gewerbfleiß beschränkt sich, außer in Belgrad, auf die bäuerliche Hausindustrie. Dagegen gewinnt der Handel in neuerer Zeit immer mehr Bedeutung. In allen Richtungen werden Straßen und Wege gebaut, u. neuerlich hat sich selbst eine serbische Dampfschifffahrtsgesellschaft gebildet. Belgrad ist nicht nur der Hauptstapelplatz für ganz S., sondern treibt auch ansehnlichen Transitohandel in die Türkei. Die Ausfuhr S.s ward 1856 zu 102,008,459, die Einfuhr zu 63,411,716, der Transit zu 24,441,136 Piaster veranschlagt.

S. bildet einen halbsouveränen, der Pforte unterworfenen, erblichen Vasallenstaat, welcher durch einen Fürsten regiert wird, seit 1859 nach dem Sturz Alexander Georgewitsch' wieder durch Milosch Obrenowitsch. Er verhandelt unmittelbar mit der Pforte, hält einen beglaubigten Agenten beim Diwan, stellt auf Verlangen ein Kontingent von 12,000 Mann, zahlt einen jährlichen Tribut von 2,000,000 türkischen Piastern (etwa 122,000 Thaler) an die Pforte und bezieht eine Civilliste von 140,000 Thalern. Die innere Verwaltung ist unabhängig von der Pforte und wird von vier Ministern (Inneres, Finanzen, Aeußeres, Justiz u. Kultus) geleitet. Der Pascha von Belgrad hält mit ungefähr 5000 Türken Belgrad besetzt, ohne Einfluß auf die Verwaltung zu üben. Die Hauptstadt ist Belgrad, aber der Fürst residirt meist in Kragujevacz, wo sich auch die Nationalversammlung versammelt und der Sitz der Centralbehörden ist. Die serbische Verfassung von 1838 stellt neben den Fürsten einen mit konsultativen Vollmachten versehenen Senat von 17 Mitgliedern, worin auch die Minister Sitz und Stimme haben und der sich so aus sich selbst ergänzt, daß er dem Fürsten Kandidaten vorschlägt, unter denen dieser seine Wahl trifft. Eine Volksvertretung findet sich nur in der Skuptschina oder Volksversammlung, die aber nur in außerordentlichen Fällen berufen wird. Früher war jeder wehrhafte Serbe zum Erscheinen befugt, jetzt ist die Mitgliedschaft auf die Vorsteher der Gemeinden, Bezirke und Kreise beschränkt. Die richterliche Gewalt stuft sich in 3 Instanzen ab. Die Friedensgerichte der Bezirke, von einem Richter und zwei Beisitzern gebildet, sind die erste Instanz, die Appellationsgerichte, deren jeder Kreis eins hat, die zweite, der vor einigen Jahren in Belgrad errichtete Kassationshof die dritte. Das Finanzwesen hat die einfachen Grundzüge, die im Orient überhaupt vorherrschen. Die Hauptabgabe ist eine Familiensteuer, die so berechnet ist, daß jedes Familienhaupt 20 Piaster oder 5 Thaler jährlich bezahlt. Die Umlage der Gesammtsumme auf die Einzelnen erfolgt in den Gemeinden durch die Gemeindeältesten, die mit den Vermögensverhältnissen der Einwohner genau bekannt sind. Außerdem gibt es noch Aus- und Einfuhrzölle u. eine Gewerbesteuer. Die Staatseinnahmen betrugen 1857 1,338,631, die Ausgaben 1,566,898 Thaler (à 2 Gulden Konventionsmünze). Die Militärverfassung ist halb russisch, halb altserbisch, mit Akkomodationen an die Einrichtungen der benachbarten Militärgrenze. Jeder Serbe ist vom 18. bis 50. Jahre militärpflichtig und muß sich im Fall eines Krieges selbst kleiden; Munition liefert die Regierung, Proviant die besetzte Gegend. S. ist so in den Stand gesetzt, mit dem ersten Aufgebot 60,000 Mann in das Feld zu stellen, welche Macht im Nothfall auf 150,000 Mann gebracht werden kann u. zur Vertheidigung des mit Wäldern bedeckten u. bergigen Landes vollkommen hinreicht. Durch Ordonnanz vom 3. Mai 1854 ward das Land in 5 Militärdistrikte getheilt und an die Spitze eines jeden ein Woiwode gestellt, der dem Obergeneral untergeordnet ist. Dadurch stieg die regelmäßige Truppenmacht auf 48,000 Mann Infanterie, 6000 Mann Kavallerie und 8000 Mann Artillerie mit 150 Geschützen. Die serbische Geistlichkeit hat als Oberhaupt einen Metropoliten in Belgrad, dem die drei Bischöfe von Schabacz, Usidscha und Negotin untergeordnet sind. Kirchen gibt es 300, Klöster 30, die zugleich als Versammlungsorte für religiöse u. weltliche Zwecke dienen. Die Anzahl der niederen Geistlichkeit wird zu 600 angegeben. Die Klostergeistlichkeit steht in weit höherem Ansehen, als die Weltgeistlichkeit und besorgt ausschließlich das Beichtehören. Nach der ersten Revolution errichtete man in den Bezirksorten Elementarschulen, in Belgrad eine höhere Schule. Mit der Katastrophe von 1813 fielen diese neuen Schöpfungen zusammen, und Milosch that so wenig als möglich zu ihrer Wiederherstellung. Als Vorbereitungsanstalten für höhere Bildung bestehen 4 Halbgymnasien, auf welchen Geschichte, Erdkunde, Lateinisch und Griechisch gelehrt wird, und das Gymnasium in Belgrad. Damit verbindet sich als höchste Lehranstalt des Landes ein Lyceum für philosophische und juristische Studien, ein theologisches Kollegium, eine Artillerie- und eine Ackerbauschule daselbst. In den Jahren 1857—58 bestanden in S. 343 Volksschulen, die von 10,000 Kindern besucht wurden. Früher war S. in Sandschaks eingetheilt, jetzt zerfällt das Land in 17 Kreise oder Nahlen, mit je einem Kreishauptmann (Okruzny Natschalnik) an der Spitze, die ihrerseits wieder in Bezirke (Kneeschinen) zerfallen, deren es im Ganzen 62 gibt, welchen

Kapitani vorstehen, und die aus mehren Gemeinden und Dörfern unter ihren Kmeten (Ortsältesten) bestehen. Die Rechnungsverhältnisse sind in der Hauptsache dieselben wie in Konstantinopel.

Geschichte. Im Alterthum ward S. von Scythen bewohnt und von den Griechen zu Thracien, doch auch zu Scythien gerechnet. Später saßen hier Bessen, Skordisker, Dardanier und Triballer, die von 29—5 v. Chr. von den Römern unterworfen wurden. Unter diesen bildete S. unter dem Namen Moesia superior einen Theil der Provinz Illyrieum. Es entstand damals eine Reihe von Städten an den Ufern der Donau und Morawa, die bald zu Wohlstand gelangten und von denen aus sich römisches Wesen im Lande verbreitete. Während der Völkerwanderung überzogen die Hunnen, Ostgothen und Longobarden nach einander dieses Land; dann brachte es der byzantinische Kaiser Justinian 550 unter seine Herrschaft. Seinen Nachfolgern entrissen es die Avaren, die es zur Einöde machten. Um 623 wanderte ein slawischer Volksstamm, die Serbier (Serbli), ein Zweig der Sarmaten, dem der Kaiser Heraclius Wohnsitze in Macedonien angewiesen hatte, dort ein, und von ihnen erhielt das Land den Namen S., das damals auch Bosnien mit in sich begriff. Sie erkannten die Oberhoheit der oströmischen Kaiser an, und Heraclius ließ sie 640 durch römische Priester zum Christenthum bekehren. Ihr Oberhaupt hieß Groß- oder Oberzupan (oder Schupan), später Czar oder Krol (König), der als Lehnträger des byzantinischen Kaisers in Desnlza an der Drina residirte und als Volkshäuptlinge der einzelnen Bezirke andere Schupane unter sich hatte. Die Serben machten sich bald unabhängig vom byzantinischen Reiche. Basilius der Macedonier unterwarf 863 zwar S. der byzantinischen Herrschaft wieder, konnte es aber nicht vor den Anfällen der Bulgaren schützen. Diese überfielen S. 870, aber der Großschupan Wlastimir zwang sie nach 3jährigem Kampfe zum Rückzuge und wurde darauf als König anerkannt. Unter seinem Enkel (seit 897) Peter erlangten jedoch die Bulgaren die Oberherrschaft in S., und der Bulgarenkönig Simeon setzte erst Paul Brankovics und dann Zacharias Prideslawitsch zum Herrscher des Landes ein. Da sich aber letzterer zu den Byzantinern hinneigte, so überzog ihn der Bulgarenkönig 923 mit Krieg und eroberte und verwüstete das Land. Tzjaslaw Klominirowitsch befreite S. 934 vom bulgarischen Joche, baute die zerstörten Städte wieder auf und brachte das Land wieder in Flor; doch bemächtigten sich die Bulgaren bald wieder der Oberherrschaft. Als 1018 das Reich der Bulgaren durch die Griechen zertrümmert worden war, gehorchte S. anfangs den byzantinischen Kaisern; da diese aber sich durch ihre Bedrückungen verhaßt machten, so erhoben sich die serbischen Fürsten gegen sie. Stephan Dobroslaw (bei den griechischen Schriftstellern Voislaw genannt) stellte 1040 die Unabhängigkeit S.s her und blieb im ruhigen Besitz des Reichs. Sein Sohn Michael (1050—80) nahm den Titel eines Königs von S. an und ließ sich denselben vom Papst Gregor VII. bestätigen. Kriege mit Byzanz und innere Zerwürfnisse vernichteten darauf die Blüthe des Landes, bis sich 1165 Stephan Neeman (Nemanja), nachdem er das byzantinische Joch abermals gebrochen, sich zum Fürsten der Serben aufschwang. Er wurde der Gründer eines Reichs, das nach der Residenz, der Stadt Rassa (jetzt Novibasar), die Großzupanier-Rassa, später serbisches oder rascisches Reich genannt ward. Sein Sohn Stephan I. (†1224) ließ sich 1217 als König krönen, und er wie seine Nachfolger erweiterten das Reich durch glückliche Kriege. Unter Stephan Duschan (1336 bis 1356), dem größten aller serbischen Herrscher, begriff dasselbe außer S. Macedonien, Albanien, Thessalien, Nordgriechenland und Bulgarien. Stephan Duschan nahm den Titel eines Kaisers an, ließ sich als solcher krönen und gab seinem Reiche eine treffliche Organisation. In seinem 1349 gegebenen Gesetzbuch sicherte er Freiheit, Leben und Eigenthum aller Staatsbürger. Auch begünstigte er Wissenschaften und Handel. Aber bedenklich war es, daß er das Reich in Statthalterschaften theilte, die er mächtigen Bojaren anvertraute, denn sein schwächerer Sohn Urosch V. ließ sich dadurch zur Vertheilung des Landes unter Fürsten oder Kneesen verleiten und brach dadurch die Macht der Serben für immer. Urosch war das Spiel seiner Statthalter, die sich beinahe völlig unabhängig machten und überdies die Türken nach Europa lockten. Bei diesen Unruhen gingen viele Länder verloren, so 1359 das Banat Machow und 1362 die Herzegowina. Mit Urosch V. erlosch 1367 das neemansche Haus, und der Woiwode Wukaschin bestieg darauf den Thron von S.; er kämpfte mit den Griechen gegen die Türken, eroberte 1369 Thessalonich, verlor aber 1371 am Tänarus Schlacht und Leben. Nach ihm bestieg der Knees Lasar (Lazar) den Thron und wurde der Stifter eines neuen Regentenhauses. Doch mußte er sich die meisten Gebiete erst erobern. Im J. 1376 ließ er sich zum Kaiser krönen, machte aber von diesem Titel keinen Gebrauch. Als er sich 1386 von den Türken bedroht sah, schloß er mit ihnen Frieden und erklärte sich für ihren Vasallen, um mit ihrer Hülfe das Banat Machow von Ungarn zurück zu gewinnen. Da ihn jedoch seine Unterwürfigkeit bald reute, so vereinigte er sich mit den benachbarten christlichen Fürsten und zog gegen die Türken zu Felde, verlor aber am 15. Juni 1389 die Schlacht auf dem Amselfelde, auf der Hochebene von Pristina, unweit Kossowopolje an der macedonischen Grenze. An diesem Tage fand der serbische Landesadel auf den Feldern von Kossova sein Grab. Der gefangene Lasar ward im Zelte des Siegers, Murads II., enthauptet, aber dieser selbst von einem gefangenen Serben getödtet. Nun regierten in S. noch einige Fürsten mit dem Titel Despoten, unter türkischer Hoheit, mit der Verpflichtung, den Türken Tribut zu bezahlen und Heeresfolge zu leisten; da jedoch nicht Entartung des Volkes, sondern die Herrschsucht seiner Großen es war, die das Reich durch Zerstückelung geschwächt und S.s Macht der Vernichtung preisgegeben hatte, so war nur das politische, nicht das Nationalleben vernichtet, und

S.s Volk blieb trotz des auf ihm lastenden türkischen Jochs stark. Lasars Sohn, Stephan, erhielt die Regierung als ein Vasall der Türken und mußte das Land mit seinem Schwager Wuk Brankovics theilen. In der Schlacht bei Arkyra 1402 rettete er Soliman, den Sohn des Sultans Bajazet, und erhielt dafür den Titel eines Despoten und die Zusicherung der Herrschaft S.s in den alten Grenzen. Nach seinem Tode (1425) folgte ihm sein Neffe Georg Brankovics, der ein Bündniß mit den Ungarn schloß und sich geneigt zeigte, das türkische Joch abzuschütteln. Von Sultan Murad besiegt und vertrieben, erhielt er durch die Siege Johannes Hunyads und durch den Frieden von Szegedin 1440 sein Land zurück. Im J. 1459 brach die türkische Rache für die erfolglosen Versuche, das türkische Joch abzuwerfen, fürchterlich herein. Sultan Mohammed II. überschwemmte das Land, eine Menge der angesehensten Familien wurde völlig ausgerottet, andere flüchteten sich nach Ungarn, u. das Land wurde nun in eine türkische Provinz verwandelt, nachdem man 200,000 Menschen in die Gefangenschaft geschleppt hatte. Auch in S., wie im griechischen Reiche, wollten sich die Fürsten der lateinischen Kirche anschließen, um mit dem Papste und den christlichen Fürsten des Abendlandes in ein näheres Bündniß zu treten, aber die Bojaren widersetzten sich u. hielten es lieber mit den Türken, als mit dem Papste. Manche von diesen nahmen selbst freiwillig oder gezwungen den Islam an; doch war dies in Bosnien in einem viel größern Umfange als in S. der Fall. Es war ein Glück für die Serben, daß die Türken ihr Land stets nur militärisch besetzten und nie das Landbesitzthum ansprachen. Die Serben haben so trotz ihrer temporären Unterjochung die Eigenthümlichkeit ihres Charakters, ihre Sprache und ihre Sitten gerettet, und ebenso auch (wenigstens der Mehrzahl nach) ihre Religion, ihre schöne Sprache und die herzerhebende Erinnerung an ihre Heldenzeit sich zu bewahren gewußt. Die Religion namentlich hielt das Band der Nation fest zusammen und stellte sie dem Eroberer schroff entgegen, so daß an ein Verschmelzen mit demselben gar nicht zu denken war. Durch den Frieden von Passarowitz (1718) kam ganz S. mit dem Banat und dem größten Theil von Bosnien an Oesterreich, aber der Uebermuth der österreichischen Offiziere und Beamten erstickte die Sympathien für die christliche Herrschaft, und in dem für Karl VI. so unglücklichen Kriege von 1738 trugen die Serben sogar wesentlich zur Wiederherstellung des türkischen Regiments bei. Dieses lohnte aber ihre Anhänglichkeit so schlecht, daß zur Zeit des von Katharina II. u. Joseph II. unternommenen Kriegs gegen die Türken die Serben sich für Oesterreich erhoben. Im J. 1801 aber veranlaßte der grausame Druck, den die türkischen Befehlshaber und die Janitscharen ausübten, einen Aufstand in S., an dessen Spitze der tapfere Czerny Georg (Kara Georg) stand. Eine Reihe glücklicher Gefechte befreite das Land von den Janitscharen, und am 12. December 1806 schloß die Erstürmung von Belgrad die erste Periode des serbischen Unabhängigkeitskriegs auf eine glänzende Weise. Um diese Zeit begannen aber die russischen Ränke in S. Im Begriff, mit der Türkei anzubinden, versprach Rußland, die Serben zu schützen, wenn diese seine Oberherrschaft anerkennen würden. Dessen weigerte sich das freie Volk und schlug in den Feldzügen von 1809 und 1810 die von Osten und Westen über die Morawa und Dwina vordringenden Türken fast ohne russische Unterstützung zurück. Russische Intriguen aber brachten es dahin, daß im Frieden von Bucharest nur nichtssagende Stipulationen für S.: allgemeine Amnestie, eigene innere Verwaltung, dagegen Tributpflichtigkeit und Uebergabe der Festungen an den Sultan, enthalten waren. Die türkische Auslegung dieser Bestimmungen ließ nicht auf sich warten. Anstatt der Amnestie gewährten die Türken Auswanderung aller Mißvergnügten, zu den Festungen forderten sie alle Waffen und Kriegsvorräthe; außerdem verlangten sie Aufnahme der vertriebenen Osmanli und Wiedereinsetzung in den alten Besitz. Drei türkische Heere, die unter dem Oberbefehlshaber Khurschid Pascha auf drei Seiten über Donau, Morawa und Dwina in das Land brachen, unterstützten diese Interpretation. Zwar standen 7 Festungen und viele Schanzen zur Verfügung der Serben, 150 Geschütze mit hinreichendem Schießbedarf waren in ihren Händen, und zu den 20,000 schlagfertigen Kriegern ihres Heeres kam noch eine Reserve, die sich in der Schumadia sammelte. In diesem Mittelpunkte des Landes wollte Czerny Georg alle Truppen sammeln, aber zu seinem Unglück ließ er sich bestimmen, seine Kräfte zu vereinzeln, und so wurden sie von den Türken nach einander aufgerieben. Sein Uebertritt auf österreichisches Gebiet entmuthigte auch die tapfersten Streiter, Alles floh, den Türken stand das Land offen. Ein letztes Häuflein Landesvertheidiger hielt sich unter Milosch Obrenowitsch an der Drave, aber auch dieses mußte zuletzt die Waffen niederlegen, und Milosch ließ sich dazu gebrauchen, zur Unterdrückung mehrer Aufstände mitzuwirken, die bald nachher durch die Grausamkeit der Türken entzündet wurden. Erst als seine persönliche Sicherheit bedroht wurde, trat sein Patriotismus wieder hervor. Er eilte in die Berge und erregte im Frühjahre 1815 einen neuen Krieg, der an den merkwürdigsten Wechselfällen überaus reich ist. Ein Sieg, auf der Ebene der Matschwa über die unter Ali Pascha aus Bosnien eingedrungenen Türken erfochten, entschied die Unabhängigkeit S.s. Die Türken unterhandelten, und diesen Zeitpunkt wählte Czerny Georg zur Rückkehr. Aber auf der Schwelle des Landes fiel er durch Meuchelmörder, die Milosch gedungen. Letzterer, von seinem Nebenbuhler befreit, wurde darauf am 6. November 1817 zu Belgrad in einer großen Versammlung aller Kneesen und der vornehmsten Geistlichen des Landes zum Fürsten von S. ausgerufen und vom Diwan als solcher anerkannt. Der türkisch-russische Vertrag von Akjerman verbürgte den Serben freie Wahl ihrer Oberhäupter, unabhängige Gerichtsbarkeit, vollkommen freie innere Verwaltung, eigene Erhebung der Steuern bei festbestimmtem Tribute. Dem Vertrage von Akjerman folgte der russisch-türkische Krieg, den die Serben mit Begeisterung begrüß-

ten, weil sie gegründete Hoffnung hatten, Bosnien und die Herzegowina für sich zu gewinnen. Aber Milosch erhielt die strenge Weisung, sich darauf zu beschränken, dem türkischen Heere in Bosnien den Durchmarsch durch S. zu verbieten, wodurch er den Russen die rechte Flanke deckte. Das Versprechen der erblichen Fürstenwürde hielt das Schwert des kriegerischen Fürsten in der Scheide. Da aber der Vertrag von Adrianopel die Serben einfach auf die Bestimmungen von Akjerman verwies, so wußte sich Milosch durch Bestechung im August 1830 in Konstantinopel einen Berat (Lehnbrief) zu verschaffen, der ihn als erblichen Fürsten der Serben bestätigte. Die beiden Hattischerifs vom 6. Juni und 4. December 1834 erledigten die letzten mit der Pforte noch obschwebenden Differenzen, indem sie 6 von S. losgerissene Distrikte zurückgaben, den von S. an die Pforte zu zahlenden Tribut festsetzten und den Aufenthalt der Türken auf Belgrad beschränkten, und von dieser Seite ganz sicher, Seitens Rußlands wenigstens gegen öffentliche Feindseligkeit geschützt, konnte Milosch an Befestigung seiner Herrschaft denken. Die Art, wie er dabei verfuhr, war die türkische. Gestützt auf seine Momken (bewaffneten Begleiter), regierte er auf die willkürlichste Weise, behandelte jede Klage als Aufruhr und ließ viele Köpfe abschlagen. Im Jahre 1835 riefen seine Willkürlichkeiten einen Aufstand hervor, den zu besiegen ihm unmöglich war, da die beiden angesehensten Serben, Abram Petroniewitsch und Thomas Wutschitsch, zu den Theilnehmern gehörten. Diese arbeiteten die Verfassung vom 3. Februar 1835 aus, welche von einer Volksversammlung angenommen und von Milosch bestätigt wurde. Das petersburger Kabinet protestirte gegen diese Verfassung und präsentirte eine andere; Milosch wollte weder diese noch jene und intriguirte bei der Pforte um Aufrechthaltung seiner Machtvollkommenheit. Der Diwan folgte englischem Rath, und so entstand durch einen Hattischerif das organische Statut von 1838, das weder die Volkswünsche, noch den Fürsten befriedigte. An die Stelle der Volksversammlung trat jetzt ein Senat mit dem Recht, die Höhe der Steuern zu bestimmen, die Besoldungen des Militärs und der Beamten festzusetzen, die Verordnungen der Regierung zu prüfen und die Minister zur Verantwortung zu ziehen. Milosch beschwor diese Verfassung, aber er hielt sie nicht, indem er, im Vertrauen auf die Mithülfe seines Bruders Jephrem, des Präsidenten des Senats, sich seiner Feinde entledigen zu können hoffte. Die Konstitutionellen aber waren im Senat zahlreich genug, um eine gefährliche Opposition zu machen. Auf ihren Antrieb verlangte der Senat eine Rechnungsablage über Landesgelder, die Milosch nicht geben konnte, da er das Meiste für seine mit Harem und anderem orientalischen Luxus ausgestattete Hofhaltung in Kragujevacz verwendet hatte. Der Senat bestand so nachdrücklich auf seiner Forderung, daß Milosch sich nicht mehr anders zu helfen wußte, als durch einen Umsturz der Verfassung. Von Belgrad aus, wo er den Senat durch Unterhandlungen zu hintergehen suchte, befahl er seinen Garden in Kragujevacz, gegen denselben zu marschiren. 400 Fußsoldaten und 200 Reiter mit 4 Geschützen brachen wirklich auf, allein in der Nähe von Belgrad, bei dem Kloster Rakowitsch, empfing sie Wutschitsch an der Spitze so zahlreicher Milizen, daß sie ohne Widerstand die Waffen streckten. Eine mit der Untersuchung dieser Vorfälle beauftragte Kommission des Senats ermittelte leicht, daß Milosch Alles angezettelt habe, um der Verfassung ledig zu seyn, und man verlangte nun von ihm die Niederlegung seiner Würde. Am 13. Juni 1839 unterzeichnete er die Abbankungsurkunde und am 15. verließ er mit seinem Sohne Michael das Land. Der älteste Sohn, Milan, zu dessen Gunsten der Vater entsagt hatte, blieb zurück, starb aber schon am 8. Juli. Nach dem Tode Milans ernannte die Pforte dessen jüngern Bruder Michael zum Nachfolger, setzte ihm aber eine Regentschaft zur Seite, gebildet von Jephrem Obrenowitsch, Petroniewitsch und Wutschitsch, ohne deren Bestimmung der Fürst nichts unternehmen konnte. Das jetzt hervortretende Uebergewicht der aristokratischen Partei rief zwar 1840 eine Volksbewegung hervor, in Folge deren Wutschitsch und Petroniewitsch in die türkische Citadelle von Belgrad flüchten mußten; aber Fürst Michael bewies sich eben so unfähig als tyrannisch und grausam, und als er sich beigehen ließ, die Eichelmast zu besteuern, gelang es den beiden Vertriebenen, eine Volkserhebung gegen ihn zu Stande zu bringen. Der Bezirk von Kragujevacz gab das Signal, in wenigen Tagen war ganz S. alarmirt. Fürst Michael eilte mit seinen Truppen nach Kragujevacz, Haufen von Landleuten verstärkten sein Heer, aber kaum zeigte sich Wutschitsch, so fielen die Anhänger der Regierung massenweise ab, und am 6. und 7. September 1842 sah sich Fürst Michael genöthigt, mit seinem Gefolge auf österreichisches Gebiet überzutreten. Eine am 14. September bei Belgrad zusammenberufene Volksversammlung wählte darauf den Sohn Czerny Georgs, Alexander Karageorgiewitsch, einstimmig zum Fürsten. Ein von den Anhängern der Obrenowitsche gemachter Versuch zu einer Gegenrevolution mißlang völlig, und am 14. November erhielt der neue Herrscher seine Bestätigung von Seiten der Pforte, die ihm jedoch nicht den fürstlichen Titel, sondern bloß den eines Basch-Beg, d. i. Oberherrn, zugestand und ihm mehre mit den früheren Verträgen in Widerspruch stehende Beschränkungen auferlegte. Allein der russische Czar erhob Protest gegen die Erhebung Alexanders, als eine durch Gewaltthat zu Stande gebrachte, verlangte die Restitution Michaels als des legitimen Fürsten und drohte selbst mit Intervention. Als aber die Serben sich dadurch nicht einschüchtern ließen, sondern bei ihrer Wahl beharrten, reichte die russische Diplomatie mit einer plötzlichen Schwenkung der patriotischen Partei die Hand, und als die Skuptschina von Toptschidere, von 2800 Stimmberechtigten besucht, Alexander Karageorgiewitsch einstimmig in seiner fürstlichen Würde bestätigte (27. Juli 1843), gab Fürst Lieven die Versicherung, gegen eine „gesetzliche" Wahl des Erkorenen habe sein Herr nie etwas gehabt, und nur darauf müsse er bestehen, daß die beiden Revolutionsmänner das

Land verließen. Am 13. August gingen Wutschitsch und Petroniewitsch, die als Führer der nationalen Partei den russischen Intriguen im Wege gestanden, nach Widdin in freiwilliges Exil. Karageorgiewitsch war indessen nicht so undankbar, den beiden Männern das Vaterland auf die Dauer zu verbieten, und die Pforte bekräftigte ihn in dieser Stimmung. Ein Aufstand, von dem ehemaligen Minister Rajewitsch unternommen, war die Veranlassung zu ihrer Rückkehr. Wie es scheint, waren Anhänger Rußlands in dieses Unternehmen verwickelt, deren Begnadigung der Fürst nicht anders zugeben zu dürfen erklärte, als wenn die Volksstimmung durch die Heimkehr der Verbannten besänftigt werde. Unter dem Jubel des Volks kehrten diese ins Vaterland zurück, und selbst die von Rußland gestellte Bedingung, daß sie kein öffentliches Amt wieder erhalten sollten, ward noch in demselben Jahre aufgehoben. Neue Versuche, die Obrenowitsche wieder ans Ruder zu bringen, mißlangen, wie die früheren, und seitdem Wutschitsch und Petroniewitsch ihren Platz im Ministerium wieder eingenommen, begann die Herrschaft der Ruhe, und es erfolgten nun die heilsamsten Reformen, die ein gedeihliches Fortschreiten des innern Staatslebens zur Folge hatten, das in den Jahren von 1845—47 nicht unterbrochen ward. Auch die Stürme des Jahres 1848 berührten die inneren Verhältnisse S.s nicht. Die österreichischen Südslawen zogen aus eigenem Interesse das Nachbarland mit seinen tapfern Kriegern in ihre Bewegung. Serben aus dem Fürstenthum kämpften unter Stephan Petrowitsch Knicanin gegen die Magyaren und steigerten die Greuel des Racenkrieges in den untern Donaugegenden nicht wenig. Für die Entwickelung des politischen Lebens in S. war der Krieg in sofern von Bedeutung, als seitdem eine slawisch-patriotische Partei, besonders unter dem jüngern Geschlecht, hervortrat, die dem russischen Einfluß neue Aussichten bot, da sie Krieg gegen den Islam und Vereinigung S.s mit dem großen Slawenreiche zu ihrem Feldgeschrei erhob. Um so mehr suchten aber seitdem die vorsichtigen Lenker des Staats die alten Verbindungen mit Konstantinopel wieder herzustellen. Der Montenegrinerkrieg 1852 und 1853 weckte wohl auch in S., besonders in den untern Volksklassen, Sympathien für das stammverwandte Volk; die Regierung enthielt sich jedoch der Parteinahme und bot der Pforte ihre Vermittelung unter Bedingungen an, die nicht weniger das Interesse der Türkei, als ihr eigenes bezweckten, aber abgelehnt wurden. Nachdem Wutschitsch in Ruhestand getreten war, stand der bisherige Minister des Innern, Elias Garaschanin, ein eben so energischer als besonnener und für den Fortschritt begeisterter Mann, als Minister des Aeußern an der Spitze der Verwaltung und erhob S. zu immer größerer Selbstständigkeit, erhielt aber Ende März 1853 auf Andringen des russischen Generalkonsuls seine Entlassung, weil er als ein Hauptgegner der russischen Einmischung in die serbischen Angelegenheiten die Verhaftung u. Ausweisung russischer Agenten verfügt hatte. An seine Stelle trat der bisherige Minister des Innern, Alex. Simitsch. Seitdem wurde S. immer mehr der Schauplatz der entgegengesetzten Bestrebungen Rußlands und der Türkei. Während der russische Gesandtschaftsrath von Fonton auf Reisen durch das Land unter der Bevölkerung die russischen Sympathien zu beleben suchte, unterließ auch die Pforte nichts, um der Regierung ihr schutzherrliches Recht in Erinnerung zu bringen. Als am 28. Oktober von Seiten der Pforte die Aufforderung an den Fürsten erging, eine definitive Erklärung über seine Stellung im Kriegsfalle abzugeben, gab er die Erklärung ab, daß er bei dem zwischen den beiden Schutzmächten des Landes ausgebrochenen Streit strenge Neutralität beobachten und es in keinem Falle zugeben werde, daß irgend ein Truppencorps die serbische Grenze überschreite. Zugleich wurden die begonnenen Rüstungen energisch fortgesetzt und an der Grenze gegen einen etwaigen Einfall der Türken Truppen aufgestellt. Der von dem türkischen Kommandanten zu Belgrad verlangten Ausweisung sämmtlicher Russen aus Belgrad folgte am 17. November die Abreise des russischen Generalkonsuls von dort. Gab hierin die serbische Regierung den türkischen Wünschen nach, so suchte sie nichts desto weniger doch auch Rußland bei Gutem zu erhalten. Als am 27. Januar 1854 in einem großherrlichen Ferman die Aufrechthaltung aller den Serben bewilligten Privilegien zugesichert und nur die Anerkennung der Lehnspflicht und die Erfüllung der Verträge verlangt ward unter ziemlich verständlicher Hinweisung auf die Lösung des schutzherrlichen Verhältnisses zu Rußland, betonte die Antwort des Senats das schutzherrliche Verhältniß zu Rußland in sehr bestimmter Weise und sprach sich für dessen Fortbestand aus, da S. Rußland alle Rechte verdanke, die es besitze. Inzwischen wurden die Rüstungen im Lande so eifrig fortgesetzt, daß gegen Mitte des Jahres in S. 80,000 Mann Infanterie und 16,000 Reiter unter den Waffen standen, angeblich nur zum Schutz gegen Einfälle des zügellosen türkischen Landsturmes, in der That aber zur Verhinderung einer Besetzung des Landes durch österreichische Truppen. In einer besonderen Denkschrift vom 17. April ward bei der Pforte über die feindselige Haltung Oesterreichs geklagt und gegen jede militärische Intervention von Seiten Oesterreichs protestirt. Die Pforte forderte aber ernstlich die Einstellung der Rüstungen, worauf wenigstens eine scheinbare Sistirung derselben erfolgte. Zu Anfang des Jahres 1855 traten in S. wiederholt slawisch-russische Bewegungen in beunruhigender Weise hervor. Wenn auch die Regierung nach wie vor ihre Neutralität zu wahren suchte, so hielt doch der Senat mit seinen russischen Sympathien nicht zurück. Als nämlich Oesterreich im Juni auf eine formelle Anerkennung der thatsächlich bestehenden Freiheit der christlichen Kulte gedrungen hatte, und der Fürst bei dem Senat als der gesetzgebenden Gewalt die Entwerfung eines diesfallsigen Gesetzes beantragte, wies der Senat diesen Antrag zurück. Ein weiterer Konflikt entstand in Folge der vom Fürsten geschehenen Ernennung eines neuen Ministeriums, an dessen Spitze, zugleich als fürstlicher Stellvertreter, der bisherige Agent des Fürsten in Konstantinopel, Nikolajewitsch, treten sollte. Hier-

Mr C.L. Nr 674



und Philadelphia

gegen opponirte der Senat und eröffnete in weiterer Folge dem Fürsten im September, daß nur solche Minister anerkannt werden würden, welche Senatsmitglieder seyen. Wirklich erfolgte am 30. December eine definitive Besetzung der Ministerstellen, die in sofern als eine Koneession an den Senat zu betrachten war, als der Senator Jankowitsch zum Ministerpräsidenten und Minister des Aeußern und der Senator Damianowitsch zum Minister des Innern ernannt wurden. Aber bereits im Juni 1856 trat der Ministerpräsident wieder zurück. Die erste Veranlassung hierzu gab ein im April 1856 durch einen Bulgaren Dimitri unternommener, aber alsbald im Keime erstickter Aufstandsversuch, in Folge dessen der serbischen Regierung wegen angeblich bewiesener Unthätigkeit von Seiten der Pforte ein herber Tadel zu Theil ward. An Jankowitschs Stelle als Minister des Auswärtigen trat provisorisch der Justizminister Markowitsch, welcher als Günstling der österreichisch gesinnten Camarilla des Fürsten galt, darum aber von vorn herein den überwiegend russenfreundlichen Senat gegen sich hatte. Die Frucht des pariser Friedens für S., die Aufhebung des russischen Protektorats unter Bestätigung der von der Pforte dem Lande verliehenen Privilegien, deren Garantie sämmtliche kontrahirende Mächte übernahmen, verkündigte der Fürst dem Lande in einer Proklamation vom 5. Juli, und da er hierin zugleich seine Ergebenheit gegen den Sultan aussprach, so sank damit die Hoffnung der panslawistischen, nationalen Partei, die von Paris aus eine Unabhängigkeitserklärung für das Land unter gleichzeitiger Vergrößerung desselben durch seine alten Provinzen erwartet hatte. Die Ministerkrisis endete am 29. September endlich mit einem Kabinetswechsel, indem Stemitsch für das Aeußere, Marinowitsch für die Finanzen, Nikolajewitsch für das Innere und den Krieg, Markowitsch für Kultus und Justiz ernannt wurden. In diesem Ministerium waren die Sympathien für Rußland, Oesterreich, Frankreich und die Türkei gleichmäßig vertreten. Während aber S. in neuester Zeit in gewerblicher und nationalökonomischer Beziehung sich bedeutend hob, dauerten die Parteiungen im Innern fort, und insbesondere kam es zwischen der Regierung und dem Senat zu neuen Konflikten, die den Ministerpräsidenten veranlaßten, seine Entlassung einzureichen. Zum Ausbruch kamen diese inneren Zerwürfnisse zu Ende des Jahres 1858. Die Zerwürfnisse zwischen der Volksvertretung (Skuptschina) und der Regierung waren so weit gediehen, daß am 21. December erstere an den Fürsten Alexander geradezu das Verlangen stellte, daß er abdanken solle. Als der Senat am 22. in den Fürsten drang, dem Wunsche des Volks nachzugeben, begab sich dieser in die von den Türken besetzte Festung und stellte sich hier unter den Schutz der Pforte. Er verweigerte die Abdankung, indem er sich auf die Loyalität seiner Wahl zum lebenslänglichen Fürsten und auf den Hattischerif des Souveräns berief, der ihn in diese Würde eingesetzt. Darauf erklärte die Skuptschina den Fürsten als Flüchtling für abgesetzt und erhob den 80jährigen Milosch Obrenowitsch auf den serbischen Thron. Obwohl der Senat anfangs gegen diese Wahl Protest erhob, so fügte er sich doch bald der Volksvertretung. Da aber Milosch nicht zugegen war, so ward eine provisorische Regierung eingesetzt, an deren Spitze Stephan Michailowitsch trat. Die bisherigen Minister blieben auf ihren Posten; nur das Militär erhielt einen andern Oberbefehlshaber. Dasselbe erklärte aber am Morgen des 24., dem Fürsten Alexander treu bleiben und einem etwaigen Befehle desselben, die Skuptschina zu sprengen, Folge leisten zu wollen. Schon stand ein blutiger Kampf in Aussicht, als die Truppen nach und nach auf die Seite des Volks traten. Ein neuer Konflikt aber entstand, als Wutschitsch, der Präsident des Senats, und Garaschanin, Minister des Innern, sich zwar mit des Fürsten Alexander Absetzung einverstanden, aber dagegen erklärten, daß Milosch Obrenowitsch den erledigten Thron besteige. Später gaben beide auch in diesem Punkte dem Volkswunsche nach, und nun erklärte sich auch Fürst Alexander am 2. Januar 1859 zur Abdankung bereit. Ebenso fügte sich auch die Pforte schließlich dem Fait accompli. Vgl. Ranke, Die serbische Revolution, Hamb. 1829; 2. Aufl. 1844; Richter, S.s Zustände, Leipzig 1840; Sör, S.s Freiheitskrieg, aus dem Französischen, Leipz. 1845; Kiepert, Karte von S., Weimar 1849.

Serbische Sprache und Literatur. Die serbische Sprache bildet mit der kroatischen und windisch-krainischen eine der vier Hauptmundarten der slawischen Sprache, die sogenannte illyrische, und wird den ostslawischen Dialekten zugezählt. Sie nähert sich mehr dem Russischen, als dem Böhmischen und Polnischen, und übertrifft alle ihre Schwestersprachen an melodischem Klang und Weichheit, was sie zum Theil dem Einflusse der italienischen und griechischen Sprache verdankt; auch ist der spätere Einfluß des Türkischen unverkennbar. Dennoch hat sie ihren ächt slawischen Charakter bewahrt, wie sie denn mit den übrigen slawischen Sprachen die vollkommene Deklination und Konjugation und freie Wortfügung gemein hat; selbst das Eingehen in die altklassischen Redeweisen und Versmaße ist ihr leicht. Gesprochen wird sie in der Herzegowina, in Montenegro, Bosnien, Dalmatien, Slawonien, dem östlichen Kroatien und dem eigentlichen Serbien von etwa 7¼ Millionen Menschen, von denen über 4¼ Millionen unter österreichischer, über 2¼ Millionen unter türkischer und etwa 100,000 unter russischer Herrschaft stehen. Zur Schriftsprache hat sie sich erst im 18. Jahrhundert erhoben; denn die älteren serbischen Sprachüberreste sind sämmtlich in dem Kirchenslawisch oder in einem Gemisch desselben mit der serbischen Volkssprache abgefaßt, aus dem aber das gegenseitige Verhältniß beider nicht mehr herauszufinden ist. Wuk Stephanowitsch unterscheidet in der serbischen Sprache drei Dialekte: den herzegowinischen in der Herzegowina, in Montenegro, Bosnien, Dalmatien, Kroatien und dem oberen Theil Serbiens, den ressawer (razawischen) in Branitschevo bis an den Timok, in Ressawa, im parakiner Distrikt bis Nissa, Levatsch, Jemniki, und den syrmischen in Syrmien, der Batschka, im temesvarer Banat, in Serbien zwischen der Drave, Donau und Morawa. Die Serben bedienen sich mit geringer

Abweichung (Beifügung des romanischen j und Zusammenziehen von zwei Buchstaben in einen) des slawischen Alphabets. Der Anfang des Vaterunsers lautet: Ottsche nasch, hoi si na nebesech, da sie sväti imje tvoje, d. i. Vater unser, welcher bist im Himmel, daß geheiligt sey dein Name. Grammatiken lieferten Wuk Stephanowitsch (Wien 1814, deutsch von J. Grimm, Berlin 1824), Berlic (Agram 1842), Babukic (deutsch von Fröhlich, Wien 1839); Wörterbücher Wuk Stephanowitsch (Wien 1819), Richter und Ballmann (deutsch-illyrisch und illyrisch-deutsch, das. 1839—40, 2 Bde.), Mazuranic und Uzarewic (deutsch-illyrisch, Agram 1842) und Stulli (illyrisch, italienisch, lateinisch, Ragusa 1806, 2 Bde.). Vgl. Schafarik, Serbische Lesekörner oder historisch-kritische Beleuchtung der serbischen Mundart, Pesth 1833.

Die ältesten Ueberreste der altserbischen Literatur sind in der slawischen Kirchensprache abgefaßt und reichen bis an das 13. Jahrhundert. Zu ihnen gehört das auf dem Berge Athos in Handschrift befindliche Geschlechtsregister „Rodostow" von Daniel, Erzbischof der Serben, der als Zeitgenosse die Geschichte der serbischen Könige von 1272—1336 erzählt. Von dem serbischen Czaren Stephan Duschan dem Großen (1336—56) hat man ein, bisher nur aus verfälschten Handschriften bekanntes, erst 1845 im illyrischen „Kolo" veröffentlichtes Gesetzbuch, das zugleich als Beitrag zur Sittengeschichte große Beachtung verdient. Außerdem existiren aus jener frühen Zeit noch einige Kirchenbücher, von denen auch die mit glagolitischen Zügen geschriebenen dem illyrisch-serbischen Stamme angehören. Die türkische Herrschaft vernichtete auf lange Zeit jeden Fortschritt. Der letzte Despot, Georg Brankovics (geboren 1645), regte zuerst durch seine „Geschichte Serbiens" die Liebe zur vaterländischen Literatur wieder an. Er schließt gewissermaßen die Vorperiode der serbischen Literatur, für die eine neue Aera mit dem Bestreben begann, das Kirchenslawische und die serbische Volkssprache zu schreiben und die letztere zur Schriftsprache zu erheben. Letzteres unternahm zuerst Dosithei Obradowitsch (1739—1811), fand aber nur getheilten Beifall, so daß eine solche Anarchie in der serbischen Literatur entstand, daß von den etwa 400 seit 1750 erschienenen serbischen Werken nur ein geringer Theil im wirklichen Kirchenslawisch abgefaßt ist, die übrigen aber in den verschiedensten Stufen und Orthographien zwischen beiden schwanken. Dieser Sprachmengerei stellten sich Demetrius Davidowitsch, der 1814—22 eine serbische Zeitung und einen serbischen Almanach herausgab, und Wuk Stephanowitsch kräftig entgegen; besonders ist der letztere als der eigentliche Schöpfer der neueren serbischen Literatur zu betrachten.

Den Reigen der schönwissenschaftlichen Literatur der Serben führen die Volksgesänge, die mit ihrer rohen Kraft Naivetät und Gemüthlichkeit, orientalische Gluth und griechische Plastik wunderbar vereinigen. Einige reichen bis in die Zeit vor Ankunft der Türken in Europa, andere gehören der Periode an, wo Adrianopel Residenz der türkischen Herrscher war, noch andere stammen aus neuerer Zeit. Die Heldenlieder, welche man nach dem altslawischen Kriegsgotte Tawor auch „Taworien" zu nennen pflegt, haben alle einen historischen Grund, und eine besonders große Rolle spielt in ihnen der Held Marko Kreljewitsch. Das Versmaß dieser Heldenlieder sind fünffüßige Trochäen mit einer Cäsur nach dem zweiten Fuße. Je älter die Lieder sind, desto einfacher, schmuckloser und geläuterter ist der Styl. Neben den Heldenliedern treten besonders die Liebes- und Frauenlieder hervor. Die Liebeslieder, oft geistreich und scherzhaft, dann auch muthwillig, sprechen den Charakter des Volks vollkommen aus und sind daher zu einem Hauptbestandtheile der Volkslieder geworden. Die Frauenlieder (Kolo's), die meist von Mädchen und Frauen gedichtet sind, werden von jungen Leuten beim Volkstanz (Kolo) gesungen. Das Versmaß der kleinen Lieder besteht meist aus Trochäen und Daktylen, und seine Aehnlichkeit mit den Rhythmen anakreontischer Oden ist merkwürdig. Die erste Aufzeichnung der serbischen Volkslieder geschah durch Wuk Stephanowitsch in der „Sammlung serbischer Volkslieder" (Wien 1814—15, 2 Bde., Leipzig 1823, 3 Bde., deutsch von Talvj, Halle 1825—26, 2 Thle.). Eine Sammlung serbischer Hochzeitslieder gab Wessely (Pesth 1826); „Serbische Lieder" P. von Götze (Petersburg 1827), serbische Volkslieder und Heldenmärchen W. Gerhard unter dem Titel: „Wila" (Leipz. 1828, 2 Thle.) heraus. Andere historische Lieder, die schon der Kunstpoesie angehören, sind von Wikentje Rakitsch, Gawriel Kowagewitsch, Michalje Wilkowitsch, Milowan Widakowitsch, Soriza und Abram Brankovics. Eine aus aneinander gereihten Heldenliedern bestehende Schilderung der serbischen Revolutionskriege ist Simeon Milutinowitsch' „Serbianka" (Leipz. 1827, 4 Bdchn.). Neuere Lyriker sind Jowan Patschitsch, Jowan Doschenowitsch, M. Widakowitsch, der talentvollste aber unstreitig Lucyan Muckschii, Erzbischof von Karlowitz, durch den überhaupt eine frische und kräftige Literaturbewegung ins Leben gerufen wurde. Satyren lieferten Messarowitsch, J. Raitsch, S. Merkall. Das Drama wurde von Mehren bearbeitet, die Tragödie von J. Raitsch, J. Popowitsch, M. Oblitsch, S. Mintinowitsch, das Schauspiel von A. Stoikowitsch, A. Josephowitsch, die Komödie von J. Raitsch, M. Widakowitsch. Im Roman und der Erzählung thaten sich S. Ilitsch, Raitsch und Widakowitsch hervor. Fabeln hat man von Wuitsch. Dem Taschenbuch „Danica" von Wuk Stephanowitsch folgten die Taschenbücher von Spiridion Jowitsch, Pawlowitsch, Nikolitsch und Wozarowitsch. Reich ist die serbische Literatur an Uebersetzungen. Die Fabeln des Aesop wurden von Obradowitsch (Leipz. 1788), Stücke aus Ovid von A. Mrasowitsch, die „Ars poetica" des Horaz von M. Sevetitsch und von Hadschitsch (Wien 1827), Geßners Daphnis und Idyllen von P. Mastitsch, Thomsons Jahreszeiten von E. Arsitsch, Lustspiele von Goldoni von Jankowitsch übersetzt etc.

Auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Literatur stehen die historischen Werke obenan. Von geschichtlichen Werken bemerken wir: P. Kongelaz' „Allgemeine Weltgeschichte", Raitsch'

„Geschichte von Serbien und Bosnien“ (Wien 1793), „Geschichte slawischer Völker“ (4 Bde., das. 1792—95), P. Julinaz' „Einleitung zur Geschichte des slawisch-serbischen Volks“ (Venedig 1765), Reschkowitsch' „Geschichte des slawisch-bulgarischen Volks“ (Ofen 1801), G. Magaraschewitsch' „Wichtigste Ereignisse in Europa von 1809—21“. Noch ist für die slawische Geschichte wichtig die serbische Zeitschrift, welche Ljitopis seit 1825 herausgibt. Altserbische Urkunden sind zum großen Theil noch gar nicht edirt; als Chronist des 14. Jahrhunderts ist unter andern der Metropolit Daniel berühmt. Auch ausländische Geschichte schrieben serbische Gelehrte, so Graf Tukulja, Terlaitsch; bemerkenswerth ist auch Solaritsch' Versuch: „Die Römer abgeleitet von den Slawen“ (Ofen 1818). Daran schließen sich eine nicht unbedeutende Anzahl Biographien von Jowanowitsch, Popowitsch, Wuk Stephanowitsch. Die Geographie bearbeiteten Solaritsch, Bulitsch, Wuitsch, Popowitsch und Brankovics. Sehr vernachlässigt sind dagegen Naturgeschichte, sowie Mathematik und Physik. Mehr ward das Gebiet der Oekonomie bearbeitet; hier schrieben Mrasowitsch über Feldbau u. Haushalt, Marinowitsch über Bienenzucht, Athanaskowitsch über Seidenbau, Balitsch über Weinbau, ꝛc. Medicinische Schriften sind Steitsch' „Makrobiotik“, Hadschitsch' „Lehrbuch der Gesundheit“, Beritsch, „Ueber Schutzblattern“; auch hat Betschkereki Hufelands „Makrobiotik“ auf vaterländischen Boden verpflanzt. In der Jurisprudenz läßt sich kaum ein wichtiges Werk aus neuerer Zeit über juristische Gegenstände anführen. Die theologischen Disciplinen sind ebenfalls vernachlässigt worden. Neben der alten Bibelübersetzung wollte Wuk Stephanowitsch für das Volk eine neue veranstalten; allein in Wien wurde der Druck nicht erlaubt, und in Petersburg, wo sie 1824 erschien, wurden von der Revisionsbehörde eine solche Menge kirchliche Ausdrücke eingeschoben, daß des Uebersetzers Zweck ganz verfehlt und die Bibel für das Volk eben so wenig les- und genießbar wurde wie vorher. Philosophen haben sich nicht bloß begnügt, Fremdes durch Uebersetzung sich zu eigen zu machen, sondern die Serben besitzen auch Originalwerke, wie N. Schimitsch' „Logik“, G. Betschkereki's „Philosophie“ ꝛc., besonders in der Moralphilosophie, wie Obradowitsch' „Ethik“ (Venedig 1803), Bojadschi's „Sittenlehre“, Lasarewitsch' „Moralphilosophie“ u. A., und in der Pädagogik, wie L. Beritsch, „Pädagogik und Methodik“, P. Sotaritsch, „Ueber Erziehung zur Menschenliebe“ (Venedig 1809), ꝛc. Im ästhetischen Fach ward weniger geleistet, doch erfreut hier schon ein Anfang: A. Mrasowitsch, „Anleitung zur serbischen Rhetorik“ (Ofen 1821). Zur Kenntniß der serbischen Literaturgeschichte dient L. Boitsch, „Erinnerungen an die berühmten slawonisch-serbischen Literatoren“, und P. Sotaritsch, „Verzeichniß slawonisch-serbischer Schriftsteller“ (Venedig 1810). Von Journalen sind außer den oben genannten Unterhaltungsblättern noch die von D. Davidowitsch und Fruschitsch herausgegebene serbische Zeitung von 1813—21, und die in 17 Jahrgängen bestehende von St. Nowakowitsch zu nennen. Vom Sinn der serbischen Gelehrten für Linguistik zeugen eine deutsche Grammatik für Serbien von St. Wujanowski (Wien 1773), eine slawische von Mrasowitsch, eine griechische von J. Sachariewitsch, eine ungarische von Petrowitsch (Wien 1796), eine italienische von W. Lustina, eine französische von Wuitsch.

Serchio, italienischer Fluß, entspringt in den Apenninen in Modena, fließt südlich durch eine toskanische Enklave und mündet in der toskanischen Provinz Pisa in das mittelländische Meer, nördlich von der Mündung des Arno, nachdem er links den Lima aufgenommen hat.

Sercq (Serk), britische Insel im Kanal, östlich von Guernsey und nordwestlich von der kleinen Insel Herm, von Klippen und kleinen Inseln umgeben und mit cirka 300 Einwohnern, die sich von Rindvieh- und Schafzucht und Wollstrickerei nähren.

Sered, österreichisch-galizischer Fluß, entspringt bei Markopol im Kreise Zloczow, berührt Markopol, Zalosce, Tarnopol, Budzanow und mündet bei Chotym in den Dniestr.

Serenade (franz. serenade, ital. notturno), eine Abendmusik, Nachtmusik, aufgeführt im Freien unter Jemandes Fenster, heimisch vorzüglich in den südlichen Ländern, namentlich Spanien und Italien, steht hauptsächlich im Dienste der Liebe und Galanterie, wird aber auch zuweilen als Ehrenbezeigung und Glückwunsch angewendet und unter dem Fenster einer zu ehrenden Person dargebracht.

Serenissimus (lat.), der Durchlauchtigste, Seine Durchlaucht.

Serenitas (lat.), Heiterkeit, Ruhe des Wetters; Durchlauchtigkeit, Titel der Kaiser und Könige.

Seres (Syrus, Serra), Hauptstadt eines Sandschaks in der europäisch-türkischen Provinz Rumelien, östlich von der Struma, hat viele ansehnliche Gebäude, 10 Moscheen u. viele griechische Kirchen, eine Citadelle, 30,000 Einwohner, meist Griechen, u. ist Sitz eines griechischen Erzbischofs, sowie einer der ersten Handels- u. Fabrikplätze der europäischen Türkei und der Hauptstapelplatz für ganz Macedonien, von wo jährlich an 50,000 Ballen Baumwolle nach Oesterreich u. Frankreich gesendet werden. Baumwollen-, Wollen- und Leinwandzeuche, sowie Tabak werden in Menge hier fabricirt und nach Wien, Triest und Venedig ausgeführt. Auch sind hier Kattundruckereien in lebhaftem Betriebe.

Seressaner, die den österreichischen Grenzregimentern beigegebenen Mannschaften, welche, etwa 200 bei jedem Regimente, alle außerordentlichen Aufträge, wie Rekognoscirungen, Gensdarmerie-, Avantgarden- und Patrouillendienst, zu verrichten haben und mit langer Flinte, Pistolen und Handschar bewaffnet, mit blauem Dolman, rothem Mantel und rother Kappe bekleidet sind. Sie zeichneten sich von Alters her eben sowohl durch Tapferkeit als durch Grausamkeit aus.

Sereth (Sireth, Hierasus), 1) österreichisch-galizischer und türkischer Fluß, entspringt auf den Karpathen in Galizien, Kreis Czernowitz

(Bukowina), tritt nach 15 Meilen langem Lauf in die Moldau, deren Hauptfluß er ist, fließt in südlicher Richtung, weiterhin südöstlich parallel mit dem Pruth und mündet, zuletzt die Grenze gegen die Walachei bildend, nach einem Laufe von 75 Meilen oberhalb Galacz in die Donau, links. Flößbar wird er unterhalb des Dorfes Schipot, schiffbar bei Kolionesti. Seine Nebenflüsse sind: der kleine S., die Sutschawa, Moldava, Bistritz, Totrus, Putna, Buzeo rechts, Birlat u. Sogurlovi links. Der kleine S. entspringt bei Banilla in der Bukowina u. mündet bei Tomeschtie in den großen S. — 2) Stadt im österreichisch-galizischen Kreis Czernowitz, an dem rechten Ufer des gleichnamigen Flusses, hat 3 griechische Kirchen, eine Synagoge und 4000 Einw.

Serfo (Serfanto, Serfino), griechische Insel im ägäischen Meer, zu den Cykladen gehörig, südlich von Therma, nur zur Viehzucht geeignet, mit einem gleichnamigen Flecken auf der Südostküste und etwa 600 Einwohnern, welche Safranbau, Viehzucht und Fischerei treiben. Nordöstlich davon die kleine, unbewohnte Insel S.-Pulo. S., das alte Seriphus, spielt in der alten Sagengeschichte eine Rolle als der Ort, wo Danaë und Perseus, von Acrisius ausgesetzt, landeten, wo Perseus erzogen ward und später mittelst des Gorgonenhaupts die Bewohner in Stein verwandelte. Später, von den Joniern kolonisirt, nahm die Insel am Kampf gegen die Perser regen Antheil.

Serge, s. v. a. Sersche.

Sergeant (Sergent), Titel der ältern Unteroffiziere, der aber nicht bei allen Armeen gebräuchlich ist. In der französischen Armee ist Sergent-major s. v. a. Feldwebel. Sergents d'armes hieß früher die königliche Leibwache; Sergent de bataille aber war Titel höherer Stabsoffiziere, die die Aufstellung der Truppen zur Schlacht und ihre Ordnung auf dem Marsche zu überwachen hatten und in Abwesenheit des Oberbefehlshabers das Kommando übernahmen.

Sergeant at law (engl.), s. Barrister.

Sergel, Johann Tobias, berühmter schwedischer Bildhauer, geboren den 8. September 1736 zu Stockholm, wurde von l'Archevêque unterrichter und ging später zur weiteren Ausbildung nach Paris und von da nach Rom, wo er 12 Jahre verweilte und verschiedene Werke ausführte, die ihm den Ruf eines der vorzüglichsten Künstler erwarben. Er lieferte damals in Marmor einen liegenden Faun, Diomedes mit dem geraubten Palladium, eine Gruppe von Amor und Psyche, Mars und Venus, Othryades und eine kolossale Gruppe, welche die Geschichte vorstellt, wie sie dem Kanzler Oxenstierna die Thaten Gustav Adolfs erzählt; ferner die 12 Fuß hohe Gypsstatue Gustavs III., welche die Stadt Stockholm 1796 in Erz gießen ließ, und zwei Kopien des farnesischen Hercules u. des Germanicus und schöne Skizzen in Thon. Im Jahre 1779 nach Stockholm zurückgerufen, fertigte er hier das Grabmal Gustav Wasa's, Descartes' Denkmal in der Adolf-Friedrichskirche, die Auferstehung Christi, ein großes Basrelief in der St.-Clarenskirche zu Stockholm, 2 Engel über dem Altare in der Domkirche zu Karlstad, viele Büsten in Marmor u. a. m. S. gehört unter die Zahl der wenigen Künstler, welche sich von dem damals herrschenden üblen Geschmacke in der Bildnerei zum Studium der Natur und der Antike wendeten, und verdient daher unter den neueren Bildnern als einer der Wiederhersteller des guten Geschmacks eine ausgezeichnete Stelle. Sein Styl ist ernst, seine Formen sind bestimmt und in manchen seiner Werke schön, doch gelang es ihm nicht, in seinen Gestalten ein streng charakteristisch aufgefaßtes Individuum vorzuführen. Sein Talent wurde in Schweden aber allgemein anerkannt, und namentlich hatte er an König Gustav III. einen warmen Beschützer. Er † den 26. Februar 1813 als erster Bildhauer des Königs und Professor der Akademie zu Stockholm.

Sergiewsk, Stadt im europäisch-russischen Gouvernement Orenburg, Kreis Buguruslan, an der Grenze des Gouvernements Simbirsk, am Einfluß des Surgut in den Sok, rechts, 1703 erbaut, hat 1000 Einwohner und in der Nähe besuchte schwefelhaltige Heilquellen.

Sergipe- (Seregipe-) del-Rey, brasilische Provinz, an der Südostküste, zwischen den Provinzen Alagoas, Pernambuco und Bahia, umfaßt 810 (856) □Meilen mit 270,000 Einw. Das Land steigt allmählig, ohne hohe Gebirge, nur mit wenig ansehnlichen Höhen an. Flüsse sind: San Francisco und Rio Cotindiba mit Sergipe. Das Land ist bis jetzt nur an den Küsten angebaut; Produkte sind: Vanille, Ipecacuanha, Zuckerrohr, Baumwolle, Tabak, Rindvieh, Leder, Seesalz, Krystall. Die Einwohner treiben Ackerbau, Viehzucht und einigen Handel. S. war früher ein Theil der Provinz Bahia. Die gleichnamige (Cidade-de-S.-Cristovao) Hauptstadt, unweit der Mündung des Vazabarris, liegt in einer fruchtbaren Gegend, 4 Meilen vom Meere und 15 Meilen südlich vom San Francisco, hat einen Hafen, Zuckersiedereien, Tabaksfabrikation, Gerbereien und 36,000 (9000, 20,000) Einw., welche bedeutenden Küstenhandel treiben.

Sergius, 1) Name von 4 Päpsten: a) S. I., aus Antiochia in Syrien gebürtig, zu Palermo erzogen, wurde am 6. December 687 zum Papst gewählt und ist besonders dadurch merkwürdig, daß er die Annahme von 6 Kanones des Koncils in Trullus zu Konstantinopel (692), die von seinen Gesandten bereits unterzeichnet waren, verweigerte, auf einer Synode zu Aquileja (698) die Schriften des Theodor von Mopsuestia, Theodoretus, u. einen Brief des Bischofs Ibas von Edessa (die sogenannten drei Kapitel) verdammen ließ und bei der Messe das „Agnus Dei" einführte. Er † den 9. Dec. 701. — b) S. II., Nachfolger Gregors IV., seit 844, hieß eigentlich Petrus, war erst Erzpriester zu Rom u. ward ohne Wissen des Kaisers Lothar gewählt, behauptete sich in seiner Würde trotz des von Lothar erhobenen Widerspruchs und ward nachträglich von ihm bestätigt. Er † den 12. April 847. — c) S. III., war schon als Diakonus ein höchst lasterhafter Mensch, gelangte aber trotzdem 904, besonders von Albrecht, Markgrafen von Toskana, und den berüchtigten Weibern Theodora und Marozia unterstützt, auf den päpst-

lichen Stuhl, † 910, worauf sein mit der Marozia erzeugter Sohn als Johann XI. folgte. — d) S. IV., war Bischof von Alba, als er den 21. August 1009 zum Papst gewählt wurde. Er † den 13. Mai 1012. Er hieß eigentlich Bocca di Porco (Schweinsrüssel), soll aber, sich dieses Namens schämend, den Namen S. angenommen und damit die Sitte aufgebracht haben, daß die Päpste ihren frühern Namen ablegen. Dasselbe wird von S. a) erzählt.

2) Patriarch von Konstantinopel, ein Syrer, wurde 608 des Thomas Nachfolger, war im Geheimen ein Anhänger der Monotheleten, unterstützte den Kaiser Heraclius in seinem Streben, die Monophysiten wieder mit der orthodoxen Kirche zu vereinigen, und verfaßte zu diesem Behufe die 638 publicirte Ekthesis, welche, obwohl sie alle Streitfragen über einen oder zwei Willen in Christus abschnitt, doch die Lehre der Monotheleten begünstigte und daher vom Papst Johann IV. auf einem Koncil zu Rom verdammt ward. S. † 639.

Seriana, Pflanzengattung aus der Familie der Sapindaceen, windend-kletternde und rankende Sträucher, meist in Amerika, wovon S. letalis St. Hil., in Brasilien, in den Urwäldern, einen harzigen, bittern, narkotisch-giftigen Saft enthält, dessen sich die Eingeborenen zum Betäuben der Fische bedienen, und S. mexicana *Willd.*, Paullinia mexicana *L.*, in Mexiko gegen Gicht, veraltete Syphilis u. andere Kachexien u. eingewurzelte Krankheiten mit Erfolg angewendet wird.

Serica, das von den Seres bewohnte Land im Osten Asiens, den östlichen Theil der kleinen Bucharei und einen Theil des nordwestlichen China (s. d.) umfassend.

Series (lat.), Reihe; Stammbaum einer Familie.

Sérignan, Stadt im französischen Departement Hérault, Arrondissement Béziers, hat Branntweinbrennerei, Weinhandel u. 2140 Einw.

Serinagur (Serinaghur), Stadt in der britisch-ostindischen Präsidentschaft Kalkutta, Provinz Gherwal (Gurwal), im Thale des Alakananda, hat einen großen Bazar, eine Münze und Handel mit Landesprodukten und 3000 Einwohner, aber wegen des Pilgerdurchgangs, sowie wegen ihrer Palast- und Tempelruinen zahlreichen Fremdenbesuch.

Seringapatam (Seringapatnam), Stadt in der britisch-ostindischen Präsidentschaft Madras, Provinz Mysore, frühere Hauptstadt dieses Reichs, auf einer Insel im Cavery, besteht aus der Festung u. der schwarzen Stadt, hat ansehnliche Befestigungen, einen alten Palast Hyder Ali's, der jetzt größtentheils in Trümmern liegt, ein Mausoleum desselben Herrschers, glänzende Moscheen und 32,000 (nach Andern 20,000, früher 140,000) meist mohammedanische Einwohner, welche sich mit Baumwollenweberei, Leder- und Glaswaarenfabrikation, Töpferei und Handel beschäftigen. Die Stadt ward am 4. Mai 1799 von den Engländern erobert.

Serino, Stadt in der neapolitanischen Provinz Principato ulteriore, am Fluß Sabato, hat 10 Kirchen, Weberei in Seide und Wolle, Getreide-, Wein- und Seidenbau und 8000 Einwohner; Ruinen aus der Römerzeit.

Serioso (ital.), ernst, männlich, fest und bestimmt, musikalische Vortragsbezeichnung, die ein kraftvolles entschiedenes Spiel, in mehr langsamem als schnellem Tempo und ein deutliches Hervorheben der Accentnoten verlangt. Opera seriosa, s. Oper.

Seriphus, s. Serfo.

Serissa, Pflanzengattung aus der Familie der Rubiaceen, mit der einzigen Art S. foetida *Comm.*, einem Strauch in Japan, China, Cochinchina, mit fast gebüschelten, endständigen, weißen, trichterförmigen Blüthen, dessen bittere und zusammenziehende Wurzel man in Südasien gegen Durchfälle, Ruhren, Schleim- und Blutflüsse, aber auch äußerlich zu Augenwassern und gegen Geschwüre anwendet. Der Strauch wird auch in Gärten kultivirt.

Sermaize, Stadt im französischen Departement Marne, Arrondissement Vitry-le-François, an der Saulx, mit salinisch-eisenhaltiger Mineralquelle, Hochöfen und 1800 Einw.

Sermide, Flecken in der Lombardei, Provinz Mantua, südöstlich von Mantua, am Po, links, hat Lederfabrikation, Färberei, Meiereien und 5000 Einw.

Sermo (lat.), das Reden, daher Sermon, Rede, Vortrag; auch Sprache im Allgemeinen.

Sermocinatio (lat.), Unterhaltung, Gespräch; rhetorische Figur, wo man eine nicht gegenwärtige Person redend einführt.

Serös (v. Lat.), s. Serum.

Seronen (Suronen), die Emballagen von südamerikanischen Ochsenhäuten, worin aus Brasilien und andern südamerikanischen Gegenden manche trockene Waare, als Cochenille, Indigo, Pfeffer ꝛc., versendet werden.

Seroux d'Agincourt, Jean Baptiste Louis George, Kunstkenner der Antiquitäten des Mittelalters, geboren zu Beauvais am 5. April 1730, erwarb sich als Staatspächter ein bedeutendes Vermögen, welches er größtentheils zu Kunstzwecken verwendete. Er machte 1777 Reisen nach England, Belgien, Holland und Deutschland und lebte seit 1778 bis zum Ende seiner Tage in Italien. Sein Hauptstreben ging dahin, die Kunstgeschichte vom 4. bis zum 16. Jahrhundert zu erforschen und darzustellen. S. † zu Rom am 24. September 1814. Er schrieb: „Histoire de l'art par les monuments depuis sa décadence en 4me siècle jusqu'à son renouvellement au 16me" (erst nach seinem Tode vollendet, Par. 1810—23, 6 Bde., mit Kupfern) u. „Recueil de fragments de sculpture antique en terre cuite" (Paris 1814).

Serpa, Flecken in der portugiesischen Provinz Alemtejo, unweit der Guadiana, links, in fruchtbarer Gegend, befestigt, mit Handel und 5600 Einwohnern; in der Nähe macht die Guadiana den Wasserfall Salto de Lobas (Wolfssprung).

Serpens (lat.), kriechend; weiterziehend, von einem Theil auf den andern, von Hautleiden ꝛc.

Serpent (Schlangenrohr), ein mit dem Fagott verwandtes Orchesterinstrument, besteht aus einem 5—6 Fuß langen, schlangenförmig gewundenen Rohre, dessen innere Höhlung oben $1^1/_2$

Zoll im Durchmesser hält, nach und nach bis zu 4 Zoll Durchmesser sich erweitert und unten nicht, wie viele andere Blasinstrumente, in einen Becher ausläuft. Das Rohr besteht entweder aus zwei ausgestochenen und zusammengeleimten Theilen von Holz, die mit Leder überzogen sind, oder ist aus starkem Messingblech zusammengesetzt und mit Holz überkleidet. Oben hat es 3 Tonlöcher für die linke Hand, unten 3 für die rechte Hand und darunter noch eine verschlossene Klappe für den Ton dis oder es, die mit dem kleinen Finger der rechten Hand traktirt wird. Am obern Ende befindet sich ein Sförmiges Rohr von Messingblech, an welchem ein dem der Posaune ähnliches Mundstück von Messing, Horn oder Elfenbein befestigt ist. Der Umfang des S.s erstreckt sich mit Hülfe von 6 Hülfsklappen vom Kontra-B bis zum 2gestrichenen c. Der S. wurde von dem Kanonikus Edme Guillaume in Auxerre 1590 erfunden, von Regibo in Lille später verbessert. Die besten Schulen für denselben schrieben Hardi und Fröhlich.

Serpentarius (lat.), Beiname des Aesculap, von dem Schlangenstabe; als Sternbild s. v. a. Ophiuchus.

Serpentin, Kieselspathspecies, auch Ophit u. Ophiolith genannt, besteht vornehmlich aus Kieselsäure u. Talkerde, erscheint in derben oder eingesprengten Massen von dichter Textur u. ohne regelmäßige Spaltbarkeit, ist von 3,5 Härte, 2,5—2,6 specifischem Gewicht, mit muscheligem, splitterigem oder unebenem Bruch, von grüner oder grünlichgrauer Farbe, durchscheinend bis undurchsichtig, wenig fettglänzend, schimmernd bis matt, im Strich fettglänzend und etwas fettig im Anfühlen, brennt vor dem Löthrohr auf Kohle weiß und schmilzt an den dünnen Kanten schwierig zu Email, mit Borax zu grünlichem Glase, gibt im Kolben Wasser und wird schwarz. Der edle S., gelblichweiß, weißlichgelb, schwefelgelb, zeisig-, öl-, lauch- bis schwärzlichgrün, durchscheinend, wenig glänzend oder schimmernd und zum Theil faserig, findet sich mit dem gemeinen S., welcher dunkelgrün, leberbraun, bräunlichroth bis schwarz, häufig ungleichfarbig geadert, gefleckt oder punktirt, undurchsichtig und matt ist, auf Lagern im Gneis und Glimmerschiefer mit körnigem Kalk oder als eigene Gebirgsmasse (Penig, Lettowitz, Falun, in Piemont, Korsika, in den Vogesen ꝛc.). Eine Varietät des S.s ist auch der Pikrolith (s. d.). Der Serpentinfels, ein den Grünsteinen verwandtes augitisches Gestein, besteht aus serpentinischer Grundmasse mit häufig eingemengtem und sehr fein eingesprengtem Magneteisenerz und ist dicht, zuweilen etwas schieferig, oft porphyrartig durch Pyroxen, meist grünlich, aber auch röthlichgelb, grau, schwarz, geadert und geflammt, massig, knollig, kugel-, säulen- und plattenförmig. Er tritt in ziemlich großen Massen auf in den Alpen von Wallis, Graubündten, in den Umgebungen von Genua, im nördlichen Theile der Apenninen, in Steiermark, Salzburg, Ungarn, Mähren, Schlesien, Sachsen, im Fichtelgebirge, in den Vogesen, in England, Schottland, am Ural ꝛc. Selten bildet er Gebirgszüge, häufiger einzelne Berge, oft mit kegelförmigen Kuppen, schroffen und nackten Felswänden. Der S. wird, frisch gebrochen, auf der Drehbank zu Mörsern, Reibschalen, Bechern, Leuchtern, Dosen, Vasen ꝛc., namentlich in dem Städtchen Zöblitz im sächsischen Erzgebirge, wo die Serpentindrechsler eine eigene Innung bilden, verarbeitet; in der Baukunst dient er zu Säulen, Kamineinfassungen, Gesimsen und zum Belegen der Fußböden, auch zu Ofenplatten, Herd- und Brandmauern ꝛc. In Italien heißt der S. verde antico, vorzüglich wenn er mit Kalkstein gemengt ist.

Serpuchow, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Moskau, unweit der Mündung der Nara in die Oka, ist zum Theil auf steilen Hügeln erbaut und befestigt und hat ansehnliche Plätze, breite Straßen, 18 Kirchen und 15,000 Einwohner, welche Segeltuch- und Tuchfabrikation, Gerberei und großen Handel mit Getreide, Vieh, Leder, Seife, Honig, Talg, Wachs ꝛc. treiben. S. ist sehr alt und gehörte schon 1328 zum Großfürstenthum Moskau, ward 1408 von den Tataren erobert.

Serra (lat.), Säge; daher serratus, gesägt, in der botanischen Terminologie von gezähnten Blättern gebraucht.

Serra (portug., s. v. a. Säge), Gebirgszug.

Serra (S.-di-Sto.-Stefano-del-Bosco), Stadt in der neapolitanischen Provinz Calabria ulteriore II, südlich von Monteleone, in einem Thal, mit 5000 Einw.

Serradelle (Ornithopus sativus, Vogelfußklee), einjährige Pflanze aus der Familie der Papilionaceen, die schon seit langer Zeit in Portugal, jetzt auch in Belgien und Deutschland als Futterpflanze angebaut wird. Sie wächst lohnend auf solchem Boden, wo Klee nicht oder nur kümmerlich fortkommen würde, wie auf Sand- und Heideflächen, u. ist eine der besten Nahrungspflanzen für das Rindvieh, grün oder auch als Heu.

Serratula (Scharte), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, meist ausdauernde Kräuter in Europa, Asien und Amerika, worunter S. centaurioides *L.*, in Sibirien, mit purpurrothen Blüthen, und S. coronata *L.*, in Sibirien und am Kaukasus, mit blaßrothen, gestrahlten Blumen, als Zierpflanzen kultivirt werden, S. tinctoria *L.*, Färberdistel, in Europa, auf Wiesen, in Hainen und an Zäunen, mit doldentraubigen Blüthenkörbchen, als Arznei- u. Färbepflanze Anwendung findet. Kraut und Wurzel, Herba et Radix Serratulae, wurden früher äußerlich gegen Hämorrhoiden, bei Geschwülsten, sowie gegen Brüche gebraucht. Mit den Blättern färbt man schön und dauerhaft gelb, mit Indigo vermischt schön grün und mit andern Verbindungen in andern Farben, weshalb die Scharte in Thüringen, auf dem Harze und in Schlesien einen nicht unbedeutenden Handelsartikel ausmacht.

Serravalle, Stadt in der Lombardei, Provinz Treviso, am Mischio, mit Kathedrale, vielen andern Kirchen, Kaufhaus, Lombard, Wollen- u. Seidenweberei, lebhaftem Handel mit Wein, Getreide und Honig und 5400 Einw.

Serre (S.-le-Grand), Flecken im französi-

schen Departement Drôme, Arrondissement Valence, an der Galaure, rechts, auf einem Berge, mit Tuchmanufaktur, Gerberei, Eisen- u. Stahlwaarenfabrikation und 1740 Einw.

Serressaner, s. Seressaner.

Serrey (Sieraje), Stadt im russisch-polnischen Gouvernement Augustowo, mit mehren Kirchen, Synagoge, großen Webereien u. 2400 Einw.

Sersche (Sarsche, franz. Serge), mehre Arten seidener, halbseidener, wollener und gemischter Gewebe mit geköpertem Grund.

Serta (lat.), zusammengereihte Dinge, Guirlande, Feston; S. lorica, Ketten-, Ringelharnisch.

Sertorius, Quintus, nach des Marius Tode Führer der gegen Sulla kämpfenden Partei in Spanien, geboren zu Nursia im Sabinerlande, erwarb sich in den Kämpfen gegen die Cimbern und Teutonen in Gallien das Vertrauen des Marius und zeichnete sich dann als Kriegstribun in Spanien und als Quästor im Bundesgenossenkrieg aus. Trotzdem fiel er bei seiner Bewerbung um das Tribunat in Folge des Widerstandes von Sulla und dessen Anhängern durch und schloß sich nun an die demokratische Partei an, ohne aber an deren Ausschweifungen Theil zu nehmen. Vielmehr rieth er Cinna zur Mäßigung und ließ 4000 mordende und plündernde Sklaven niederhauen. Nach dem Tode des Marius (86 v. Chr.) eilte er, an Roms Rettung verzweifelnd, nach dem jenseitigen Spanien, zu dessen Statthalter er früher von seiner eigenen Partei ernannt worden war, um hier den Kampf gegen Sulla fortzusetzen. Aber von Sulla's Truppen vertrieben, mußte er nach Mauritanien flüchten, mischte sich hier in Thronstreitigkeiten, besiegte ein von Sulla gesendetes Truppencorps und eroberte Tingis. Darauf von den Lusitaniern zum Führer in ihrem Kampfe gegen Rom erwählt, landete er mit 2600 Mann, worunter 700 Römer, an der lusitanischen Küste. Eben so schlau und erfindungsreich als groß und kühn in seinen Entwürfen und tapfer und ausdauernd in deren Durchführung, machte er schnell die überraschendsten Fortschritte, unterwarf große Völkerschaften, besiegte mehre gegen ihn ausgesandte römische Legaten, schuf sich aus Römern und Barbaren ein wohlgeübtes, tapferes Heer und bildete aus geflüchteten Römern und spanischen Halbrömern einen Senat von 300 Mann, aus dem er die höheren Verwaltungs- und Kriegsämter besetzte. Ein Meister im kleinen, durch die Beschaffenheit des Landes bedingten Kriege, focht er mit Glück gegen Quintus Metellus Pius im jenseitigen Spanien, während sein Quästor Lucius Hirtuleius den Sullanern im diesseitigen Spanien mehre empfindliche Niederlagen beibrachte. Nachdem 77 der flüchtige Perperna mit vielen Römern zu ihm gestoßen, behauptete er sich auch gegen Cnejus Pompejus, der 76 mit 30,000 Mann in Spanien erschien, obwohl unter manchen Wechselfällen, im Ganzen mit Glück. Pompejus, daran verzweifelnd, durch Waffengewalt den S. zu bezwingen, setzte einen Preis auf den Kopf des kühnen Gegners, der selbst ein von Mithridates ihm angetragenes Bündniß nicht zurückgewiesen hatte, welches ihm jedoch keine irgendwie erhebliche Hülfe brachte. Endlich aber begann der Stern des S. zu erbleichen. Pompejus erhielt neue Streitkräfte von Rom; die Spanier, theils bestochen, theils erzürnt über erlittene Mißhandlungen, die man dem S. zuschob, fielen von diesem ab, es entstanden Empörungen, u. diese veranlaßten den sonst milden S. zu Grausamkeiten. Einzelne Erfolge, die S. noch errang, brachten ihm keinen Nutzen, und von Argwohn und Lebensüberdruß überwältigt, verlor S. Kraft und Muth. Da zettelte der auf S. eifersüchtige Perperna eine Verschwörung gegen S. an, als deren Opfer dieser zu Osca bei einem Gastmahl fiel.

Serubabel (Zorobabel), Israelit aus dem Geschlechte Daniels, Anführer und Oberhaupt der ersten, 536 v. Chr. aus dem Exil zurückkehrenden Juden, legte den Grund zum neuen Tempel und schlug den Samaritanern die Bitte um Theilnahme an diesem Bau ab.

Serum (lat.), der wässerige Theil des Bluts (s. d.), welcher sich beim Gerinnen des letzteren vom Blutkuchen trennt und vornehmlich aus Wasser mit aufgelösten Salzen u. Eiweiß besteht. Seröse Flüssigkeiten heißen deshalb die sowohl im normalen, als im abnormen Zustande des menschlichen Körpers sich darin vorfindenden flüssigen Substanzen von ähnlicher Zusammensetzung, wie das S., u. seröse Haut solche, deren Substanz dünn, weich, geschmeidig, weißlich und fast durchsichtig ist, indem sie größtentheils aus einem Netze Blutwasser aushauchender Gefäße besteht. Dergleichen Häute sind der Herzbeutel, das Brust- u. Bauchfell, die Spinnwebenhaut &c. Auch heißt S. geronnene Milch, Molken, sowie wässerige Substanz von andern Dingen, besonders von thierischen Körpern.

Servan, St., Stadt im französischen Departement Ille-Vilaine, Arrondissement St. Malo, an der Mündung der Rance in den Ocean, mit geräumigem Kriegs- und Handelshafen, Fort, Fischerei, Küstenschifffahrt, Schiffbau, Brauerei, Handel u. 10,260 Einwohnern; wird durch einen bei Ebbezeit trockenen Meeresarm oder Kanal von St. Malo getrennt.

Servants d'armes (franz.), bei den Maltesern die Waffenknechte der Ritter.

Servatius, Heiliger im 4. Jahrhundert, der letzte Bischof von Tongern, war als Freund des Athanasius ein Gegner der Arianer, die er auf den Kirchenversammlungen zu Sardica, Köln &c. heftig bekämpfte, und † in hohem Alter zu Mastricht 384 oder 403. Auf sein Grab soll nie Schnee gefallen seyn, weshalb der ihm geweihte Tag (13. Mai) noch jetzt im Volksglauben eine Rolle spielt, indem nach Pancratius (s. d.) und S. kein Frost mehr erwartet wird.

Servator (lat.), Erretter, Erhalter, gewöhnlicher Beiname des Jupiter.

Servet, Michael, eigentlich Miguel Servede, gelehrter Arzt und Antitriniarier, 1509 oder 1511 zu Villanueva in Aragonien geboren, widmete sich anfangs zu Toulouse dem Rechtsstudium, wendete sich aber bald mit Vorliebe theologischen Forschungen zu. Bereits 1523 sprach er ohne Scheu seine heterodoxen Ansichten über die Dreieinigkeit aus. Weil ihm Frankreich nicht das geeignete Land zu seyn schien, um derartige Meinungen mit Erfolg zu verbreiten, ging er

nach Deutschland und veröffentlichte hier sein Werk „De trinitatis erroribus“ (Straßb. 1531). Weil er aber auch in Deutschland nicht die erwartete Aufnahme fand, kehrte er nach Frankreich zurück, verbrachte einige Zeit zu Lyon und begab sich dann, um die Arzneiwissenschaft zu studiren, nach Paris. Hier verwickelte er sich in Streitigkeiten mit den pariser Aerzten, ging daher zurück nach Lyon, wo er in der Druckerei der beiden Frellon mit Korrekturen beschäftigt wurde, und folgte 1540 einer Einladung des Erzbischofs Peter Palmier von Vienne, der eine Ehre darin suchte, Gelehrte in seinen Schutz zu nehmen. Aber auch hier bekam er bald Händel. Calvin nämlich, mit dem er früher auf gutem Fuße gestanden hatte, denuncirte ihn als den Verfasser des Buches „Christianismi restitutio“, und in Folge davon ward S. gefangen gesetzt. Zwar gelang es ihm, am 7. April 1533 aus seinem Gefängnisse zu entfliehen; da er aber, um sich nach Neapel zu begeben, den Weg über Genf einschlug, so ward er hier auf Calvins Anzeige verhaftet und unter der Anschuldigung der Gotteslästerung vor Gericht gestellt. Calvin, der ihn im Gefängnisse besuchte, wollte ihn in mehren Unterredungen zum Widerruf bewegen; aber S. blieb standhaft bei seiner Behauptung, daß Jesus ein bloßer Mensch gewesen sey und nur Gottes Sohn als der in der Zeit geborne Mensch heiße. Nachdem das genfer Gericht die Geistlichen in Basel, Zürich, Bern und, nach der Behauptung Einiger, auch die Obrigkeiten der protestantischen Kantone zu Rathe gezogen hatte, verurtheilte es S. als einen Gotteslästerer zum Feuertode, welches Urtheil am 27. Okt. 1553 bei langsamem Feuer vollzogen ward. Die größte Schuld an diesem Morde trägt jedenfalls Calvin, welcher die genfer Obrigkeit erst gegen S. aufreizte. Auch Melanchthon war befangen genug, das Verfahren zu billigen. Ein wie scharfsinnig beobachtender Kopf S. auch im Fache der Medicin war, geht daraus hervor, daß er im Widerspruche mit der zu seiner Zeit gewöhnlichen Annahme in seiner „Christianismi restitutio“ die Behauptung ausspricht, daß die sämmtliche Blutmasse vermittelst der Venen und der Lungenarterien durch die Lunge gehe. Vergl. Trechsel, Michael S. und seine Vorgänger, Heidelb. 1839.

Service (franz.), Dienst; verschiedene Geschirre, welche zu einem gewissen Gebrauch zusammengehören und auf einerlei Art verfertigt sind, so Kaffee-, Theeservice &c.; im Militärwesen (Servis) das, was den in Kantonirung stehenden Soldaten von dem Quartierwirth gegeben werden muß, z. B. Beleuchtung, Feuermaterial, Salz &c., wofür in manchen Ländern, z. B. in Preußen, von den Quartiergebern Geld (Servicegeld) an die Militärkassen entrichtet wird.

Servien, s. v. a. Serbien.

Servilismus (v. lat. servus, Knecht), diejenige Gesinnung, die aus Furcht oder Eigennutz Höhergestellten und Mächtigen so ganz sich zu eigen gibt, daß die Würde des freien Mannes dabei verloren geht. Diejenigen, welche diese Gesinnung hegen oder kund geben, heißen Servile. Ins politische Leben wurde der Ausdruck erst 1814 in Spanien eingeführt, wo man im Gegensatze zu den Konstitutionellen oder Liberalen Diejenigen Servile nannte, welche die unwürdige und blutige Politik Ferdinands VII. unterstützten.

Servilius, römisches, ursprünglich patricisches, dann auch plebejisches Geschlecht, mit den Familien der Prisci, Structi, Ahalä, Cäpiones, Gemini &c. Merkwürdig sind von dessen Gliedern: Quintus S. Cäpio, gab als Konsul 106 v. Chr. ein Gesetz (lex Servilia judiciaria), welches dem Senatorenstand das ihm durch das sempronische Gesetz entzogene Richteramt auf kurze Zeit wieder verschaffte, ward 105 als Prokonsul der gallischen Provinz mit dem Konsul Cnejus Manlius von den Cimbern u. Teutonen in einer mörderischen Schlacht an der Rhone, in der 80,000 Römer fielen, geschlagen und mußte, in Rom deshalb angeklagt, ins Exil nach Smyrna gehen, wo er †. Publius S. Vatia Isauricus, Konsul 79 v. Chr., bekriegte im folgenden Jahre als Prokonsul die kleinasiatischen Seeräuber, unterwarf Cilicien, eroberte viele Städte der Lycier, überschritt als der erste Römer den Taurus und unterwarf die Isaurier. Als er 74 v. Chr. nach Rom zurückkehrte, erhielt er die Ehre des Triumphs und den Beinamen Isauricus. Er bemühte sich später um Cicero's Zurückberufung u. † 44 in hohem Alter. Publius S. Rullus, Volkstribun 64 v. Chr., brachte als solcher, um das Volk für Cäsar zu gewinnen, einen Gesetzvorschlag auf Vertheilung der kampanischen Staatsländereien ein, der aber, von Cicero als Konsul 63 in den drei noch erhaltenen Reden „De lege agraria“ bekämpft, nicht durchging. Publius S. Casca, Volkstribun 43 v. Chr., war, von M. Brutus in die Verschwörung gegen Cäsar gezogen, Derjenige, welcher dem Diktator den ersten Stoß in den Nacken versetzte, fiel 42 in der Schlacht bei Philippi. Cajus S. Glaucia, Prätor 100 v. Chr., Urheber mehrer Gesetze, welche die aristokratische Partei schwächen sollten, suchte, in Verbindung mit Marius und Saturninus, dem Senat die Macht zu entreißen u. für sich das Konsulat zu erlangen und ließ seinen Mitbewerber Memmius auf offenem Markte ermorden. Um der Strafe zu entgehen, bewaffnete er Pöbelhaufen und trieb sie zu offenem Aufruhr, wurde aber besiegt und erschlagen.

Servis, s. v. a. Service.

Serviten (Diener der heiligen Jungfrau, Ordo servorum beatae Mariae virginis, Brüder des Leidens Jesu, Brüder des Ave Maria, Orden von Monte Senario), Bettelorden, gestiftet 1232 zu Florenz, auf dem Monte Senario, für äußerst strengen entsagungsvollen Wandel, wurde, St. Augustins Regel unterworfen, 1254 von Alexander IV. bestätigt, von Martin V. mit den Privilegien der Bettelmönche beschenkt und besaß in Italien, Polen, Ungarn, Frankreich ansehnliche Klöster. Im Jahre 1593 bezog Bernhardin von Ricciolini mit einigen Brüdern wieder die alten Höhlen des Ursitzes, führte die ursprüngliche Regelstrenge wieder ein, kleidete sich mit seinen Genossen, die sich nun Einsiedler-Serviten nannten, in schwarze Röcke mit Kapuzen und lange Bärte trugen und barfuß auf Sandalen gingen. Die Servitinnen, unter gleicher Regel und Kleidung wie die

S., darum im Munde des Volks die schwarzen Schwestern genannt, entstanden unter dem Ordensgeneral Philipp Benizzi († 1284 oder 1286) und waren über Italien, Deutschland und die Niederlande sehr verbreitet. Auch gab es von Juliani Faleonieri um 1306 gestiftete und 1424 bestätigte Tertiarier.

Serviteur (franz.), Diener; Verbeugung.

Servitia (lat.), Herrendienste, Frohndienste.

Servitus (lat.), Sklaverei, Sklavenstand.

Servitut (Dienstbarkeit), die einer Person als solcher oder als Eigenthümer einer gewissen Sache zukommende Befugniß, ein bestimmtes Eigenthumsrecht an einer fremden Sache auszuüben. Die S.en sind entweder dingliche (servitutes praediorum), oder persönliche (servitutes personarum, servitutes personales), je nachdem sie nämlich einem Grundstück (eigentlich dem Eigenthümer des Grundstücks) oder einer Person außer einem solchen dinglichen Verhältniß zukommen. Das Grundstück, woran die Dienstbarkeit haftet, heißt das dienende, dasjenige, zu dessen Gunsten das Recht besteht, das herrschende Grundstück. Nach den Grundsätzen des römischen Rechts galt der Satz, daß eine S. niemals in einer positiven Handlung für das berechtigte Subjekt, sondern nur in einer Unterlassung oder einem Leiden bestehen könne. Erst in der weitern Fortbildung des deutschen Rechts führte man derartige Rechte unter dem Namen Reallasten in die Rechtsordnung mit ein. Obschon sich diese von den eigentlichen S.en des römischen Rechts streng unterscheiden, wandte man doch aus Vorliebe für das fremde Recht so viel als möglich die Grundsätze über S.en auch für jene deutschrechtlichen Reallasten an, obwohl dieselben nichts weniger als S.en sind und fast ohne Ausnahme in größern Rechtsinstituten, wie die Lehnsherrlichkeit, Grundherrlichkeit ꝛc., ihren Ursprung haben. Die Real- oder Prädialservituten beziehen sich auf das Verhältniß von Grundstücken zu einander. Je nachdem das berechtigte oder herrschende Grundstück ein Gebäude oder Feldgrundstück ist, unterscheidet man die Gebäude- u. ländlichen S.en (servitutes urbanae u. rusticae). Solche S.en sind für immer u. unzertrennlich mit dem Grundstück selbst verbunden und gehen von Eigenthümer auf Eigenthümer über. Als Gebäudeservituten werden insbesondere aufgeführt: die Servitutes oneris ferendi, d. h. das Recht, daß mein Gebäude auf dem Gemäuer des benachbarten ruhen darf; die Servitutes tigni immittendi oder das Recht, Baumaterial, wie z. B. Balken, Klammern ꝛc., in das Nachbargebäude einlegen zu dürfen; Servitutes stillicidii, das Recht des Tropfenfalles, fluminii, des Regengusses, oder protegendi, d. h. ein Wetterdach zu haben; Servitutes altius tollendi, d. h. das Recht, ein Gebäude höher aufführen zu können, als der Nachbar, oder non tollendi, das Recht, dem Nachbar das Höherbauen zu verbieten; Servitutes luminis, d. h. das Recht, in der Wand des Nachbarhauses Fenster anlegen zu dürfen, oder Servitutes ne luminibus officiatur, d. h. das Recht, dem Nachbar einen Bau verbieten zu dürfen, wodurch das durch unsre Fenster einströmende Licht verdunkelt wird. Von den ländlichen S.en werden hauptsächlich drei als die vornehmsten angeführt, sämmtlich Wegeservituten, nämlich die Servitutes itineris oder das Recht, über ein fremdes Grundstück zu dem eigenen gehen und reiten zu dürfen; die Servitutes actus oder das Recht, über fremde Grundstücke zu den eigenen Vieh treiben, auch wohl mit kleinen Wagen fahren zu dürfen, und die Servitutes viae, welche die vorigen beiden mit in sich fassen, nämlich die volle Wegegerechtigkeit. Auch als Wasserservituten kommen verschiedene Rechte vor, so das Recht, über fremde Grundstücke zur Bewässerung des eigenen Wasser leiten zu können, ferner das Recht, Wasser vom eigenen Grundstück auf das fremde überleiten zu dürfen, sowie das Recht, sein Vieh zur Tränke auf das fremde Grundstück führen zu können. Von besonderer Bedeutung endlich ist die Weide- und Triftgerechtigkeit (servitus pascendi und servitus actus), womit allgemein das Recht bezeichnet wird, sein Vieh fremde Grundstücke abweiden lassen zu können (s. Weidegerechtigkeit). Persönliche S. führt das römische Recht hauptsächlich drei auf: die Habitatio od. die Befugniß, ein fremdes Gebäude als Wohnung zu benutzen, ohne Miethgeld dafür entrichten zu müssen, Wohnungsrecht, den Usus (s. d.) od. das Gebrauchsrecht, u. den Ususfructus (s. d.) od. den Nießbrauch od. die Nutznießung.

Servius, Maurus Honoratus, römischer Grammatiker, lebte wahrscheinlich gegen Ende des 4. Jahrhunderts n. Chr. zu Rom u. verfaßte einen Kommentar zu Virgils Gedichten, welcher eine Menge seltener antiquarischer, historischer u. mythologischer Notizen, sowie zahlreiche Fragmente aus älteren Schriftstellern enthält. Derselbe erschien nach dem ersten Abdruck (Vened. 1471) später in mehren Ausgaben des Virgil, am besten in der von Burmann (Amsterd. 1746, 4 Bde.), und ward neuerlich von Lion (Gött. 1826, 2 Bde.) besonders herausgegeben. Noch werden dem S. einige kleinere grammatische Schriften beigelegt, unter denen die „Ars de pedibus versuum s. centum metris“, auch „Centimetrum“ genannt (herausgegeben von Santen, Leyd. 1788, u. Klein, Kobl. 1824), zu nennen ist.

Servius Tullius, nach römischer Angabe der sechste römische König, regierte von 578 bis 535 v. Chr., Sohn einer latinischen Sklavin und eines Klienten des Tarquinius Priscus, oder von einem Gotte erzeugt und einst als Säugling durch einen feurigen Strahlenglanz, der sein Haupt umgab, verherrlicht, nach etruscischer Angabe ein Etrusker, der mit den Resten der Schaaren des Cäles Vibenna, eines Heerführers der Etrusker, in Rom Aufnahme gefunden u. seinen etruscischen Namen Mastarna abgelegt hatte. Als königliches Kind erzogen, galt S. in Rom für den Tapfersten seiner Altersgenossen, führte die Heere des Tarquinius Priscus zum Sieg und ward von diesem dafür zu seinem Schwiegersohne erwählt. Nach des Tarquinius Priscus Ermordung gab er vor, der König sey nicht tödtlich verwundet und er beauftragt, die Regierung bis zu seiner Genesung zu führen, wozu das Volk gern seine Einwilligung gab. Als nun der Tod des Tarquinius bekannt ward, regte sich im Senat der Unwille darüber, daß S. ohne Wahl der Ku-

rien das Imperium sich angeeignet habe; aber durch die Anhänglichkeit des ärmeren Volkes u. eines Theils des Adels behauptete sich S. in der Herrschaft. Um Raum für die wachsende Bevölkerung zu gewinnen, zog er den quirinalischen u. viminalischen Hügel in den Umkreis der Stadt. Auf dem esquilinischen Hügel, in der Mitte neuangesiedelter Bewohner, baute er sich seine eigene Wohnung. Außer einem siegreichen Kampfe gegen die Vejenter werden keine kriegerischen Thaten von ihm erwähnt. Seine Hauptthätigkeit betraf die Gesetzgebung und die bürgerliche Ordnung. Er verschaffte Rom die Aufnahme in den Bund der latinischen Städte, als dessen gemeinsames Heiligthum er auf dem aventinischen Berg einen Tempel der Diana gründete. Sein Haus blieb aber nicht von tragischen Greueln verschont. Er hatte nämlich seine beiden Töchter mit den Enkeln des Tarquinius Priscus vermählt. Die eine Tochter, die Gattin des Lucius Tarquinius, und der eine Schwiegersohn, Aruns Tarquinius, waren kurz nach einander nicht ohne die Schuld der überlebenden Gatten gestorben und Lucius Tarquinius hatte darauf seines Bruders Wittwe geheirathet. Diese, ein herrschsüchtiges Weib, trieb ihren Gemahl an, sich des Thrones zu bemächtigen. Lucius Tarquinius verschaffte sich Anhang unter den Patriciern und erschien dann mit königlichen Insignien im Senat, wo er als König begrüßt ward. Auf die Kunde hiervon eilte S. T. in die Kurie, wo gerade Tarquinius die versammelten Senatoren anredete. Erzürnt über solchen Verrath, wollte er den Schwiegersohn von seinem Sitze verdrängen, ward aber von ihm die Stufen hinabgestürzt und endete unter den Händen gedungener Mörder. Ueber seinen blutigen Leichnam trieb die entartete Tochter die Maulthiere ihres Wagens. Die Gasse, wo dies geschah, hieß seitdem die verruchte (vicus sceleratus). Die dem S. T. zugeschriebene Verfassung bildete die Grundlage der späteren republikanischen. Durch die lokale Eintheilung der Bevölkerung in Tribus (s. d.) gründete er eine innere Ordnung derselben; durch die Centurieneintheilung (s. Centurie) aber vereinigte er erst die in die Stände der Patricier, Plebejer und Klienten geschiedenen Bewohner Roms zu Einem Volke, in welchem an die Stelle der bisherigen altpatricischen in den Kuriatkomitien (s. Komitien) ausgeübten Geschlechterherrschaft die Gewalt der nach timokratischen Principien gegliederten Bürgerschaft trat. Noch wird dem S. die Verbesserung der Rechtspflege durch zweckmäßige Gesetze und die Einführung gemünzten Geldes zugeschrieben.

Servus (lat.), dienstpflichtiger Mensch; Sklav; S. servorum Dei (Dei famulus famulorum), Knecht der Knechte Gottes, Titel der römischen Päpste, den sich zuerst Gregor der Große, um den Stolz des Patriarchen Johann von Konstantinopel zu beschämen, in mehren Briefen beilegte.

Serwatty, ostindische Inselgruppe, Bandainseln, an die kleinen Sundainseln grenzend, auch Sermatten genannt, begreift die Inseln: Letti, Moa, Lacker, Luwang u. Serwatta oder Sermatta und steht unter einem eingeborenen, aber den Niederländern zinsbaren Fürsten.

Sesam (Sesamum), Pflanzengattung aus der Familie der Personaten, mit glockenförmiger, fünfspaltiger Blumenkrone und länglicher, zweiklappiger, vielsamer Kapsel, meist einjährige Kräuter im tropischen Asien und Afrika, mit einzeln in den Blattwinkeln stehenden Blüthen. Der orientalische oder weiße S. (S. orientale *L.*), mit weißen, rosenroth überlaufenen Blumen und Samen, wird fast in allen Gegenden der heißen Zone, sowie auch in China, Japan, Aegypten etc. kultivirt. Die eirunden, spitzigen, glänzenden Samen, Semen Sesami, Sesami s. Digitalis orientalis. Sesam- oder Sisamsamen, enthalten in Menge ein süßes, fettes Oel, welches früher häufig in den europäischen Officinen als Oleum Sesami s. Oleum Seminis Sesami, Sesamöl, vorkam, jetzt aber kaum noch medicinische Anwendung findet, weil es vor andern guten und feinen Oelen keine besonderen Vorzüge besitzt. Das Kraut wird in der Heimath als ein schleimiges, erweichendes und zertheilendes Mittel innerlich und äußerlich häufig gebraucht. Dieselben Eigenschaften hat der indische oder schwarze (S. indicum *L.*) und der malabarische S. (S. malabaricum *Burm.*).

Sesambeinchen (ossa sesamoidea), kleine Knochen, die, außer nächster Verbindung mit dem Skelet stehend und von plattrundlicher Form und lockerer Substanz, in der Nähe von Gelenken, in den Enden von Flechsen liegen.

Sesbania, Pflanzengattung aus der Familie der Papilionaceen, Kräuter und Sträucher der Tropengegenden, worunter S. aegyptiaca *Pers.*, in Mittelafrika, mit vielblüthigen Trauben, wegen der länglichen Samen, die besonders gegen Hämorrhoiden, Schleim- und Blutflüsse angewendet werden, und S. arborescens *Kostel.*, in Ostindien, baumartig, ebenfalls mit Blüthen in Trauben, wegen der Blätter, der Rinde u. der Samen, die gegen zu starke Menstruation, Schwämmchen etc. gebraucht werden, zu bemerken sind.

Seschellen, s. Sechellen.

Seseli (Sesel, Bergfenchel), Pflanzengattung aus der Familie der Doldengewächse, meist ausdauernde Pflanzen in Europa, Asien u. Amerika, worunter S. tortuosum *L.*, gedrehter Sesel, in Südeuropa, auf sonnigen Bergen und Hügeln, wegen der bitter-gewürzhaften Früchte, Semen Seseleos massiliensis s. Carvi caballini, Seselsamen, Roßkümmel, die man für ein besonderes Gegengift des Wasserschierlings hielt, zu bemerken ist.

Sesia, Fluß im Königreich Sardinien, entspringt südöstlich am Monterosa und mündet nach einem Laufe von 20 Meilen in zwei Armen in den Po.

Sesostris, berühmter ägyptischer König der 19. manethonischen Dynastie, dessen Name, durch Herodot in Aufnahme gekommen, eigentlich zwei Könige umfaßt: Seti I. (1445—1394) u. Ramses (1394—1328), Vater und Sohn. Jener, bei Manetho Sethos oder Sethosis genannt, gab Veranlassung zu dem Namen S., statt dessen sich bei Diodor Sesoosis findet. Ihm werden von Manetho siegreiche Expeditionen nach Cy-

pern und Phönicien, Assyrien und Medien zugeschrieben, während Ramses außer den Assyrern und Medern auch noch die Perser, Baktrer, Scythen und in Afrika die Libyer und Aethiopier überwunden haben soll. Lepsius verlegt auch die Ankunft Josephs in Aegypten und dessen reformatorische Administration unter des letztern Regierung. Wenn auch der große Eroberungszug des S. mit 600,000 Fußgängern, 24,000 Reitern, 27,000 Streitwagen und einer Flotte von 400 Schiffen nach Asien bis an den Ganges in das Reich der Fabeln zu verweisen ist, so war doch gewiß Ramses-Sesostris oder Ramses der Große ein gewaltiger Kriegsfürst, dessen Thaten an den Wänden des Palasttempels von Karnak verherrlichende Darstellung gefunden haben. Insbesondere sind seine Eroberungen in Vorderasien als geschichtliche Thatsache außer Zweifel gestellt. Auch in der Verwaltung Aegyptens selbst werden ihm wichtige Einrichtungen zugeschrieben; so soll er Aegypten in 36 Distrikte (Nomoi) und die Einwohner in bestimmte Klassen getheilt, ihnen Ländereien angewiesen und jeden nach seinem Vermögen besteuert haben. Jedenfalls bezeichnet seine Regierung eine wichtige Periode in der Machtentwickelung Aegyptens nach außen und zweckmäßiger Einrichtungen im Innern.

Sessa, Stadt in der neapolitanischen Provinz Terra di Lavoro, östlich von Gaeta, mit Bischofssitz, Kathedrale, Waisenhaus, Hospital, Ueberresten römischer Bauwerke und 4000 Einw.

Session (v. lat. sessio), Sitzung, die Zusammenkunft einer Behörde zu Verrichtung ihrer Geschäfte, wozu gewöhnlich besondere Tage (Sessionstage) anberaumt sind.

Sester, badisches Maß für sackfähige Dinge, = 15 Liter, 10 S. = 1 Malter oder 100 S. = 1 Zuber; Getreidemaß in Basel; der große S. = 1630 pariser Kubikzoll, der kleine die Hälfte.

Sesternen, s. Duernen.

Sestertius (lat.), römische Münze, anfangs $2\frac{1}{2}$ As, später 4 As = 2 Sgr. geltend. Für mehre Tausend Sesterze (Sestertii) wird auch das Substantiv Sestertium gebraucht, so daß z. B. duo Sestertia heißt 2000 Sesterze. Eine Million Sesterze heißt regelmäßig Decies centena millia Sestertiorum (Sestertium) = zehnmal hunderttausend Sesterze, bisweilen auch bloß Decies centena, wobei millia Sestertium zu ergänzen ist. Statt dessen wird aber gewöhnlich der abgekürzte Ausdruck Decies sestertium (meist umgekehrt sestertium decies) gebraucht, z. B. Undecies sestertium = 1,100,000 Sesterze. S. wird durch das Zeichen HS. bezeichnet (eigentlich II Semis, $2\frac{1}{2}$, nämlich As), welches Zeichen aber auch für Sestertia und Sestertium gebraucht wird.

Sestine, italienische und spanische Versform, welche aus sechszeiligen Strophen u. einer dreizeiligen mit verschränkten Reimen besteht, wobei der Vers in der Regel ein fünffüßiger Jambus ist. Unter den Italienern hat vorzüglich Petrarca Gedichte in dieser Versart geliefert; ihre Anwendung auf die deutsche Dichtkunst, die man hin u. wieder versucht hat, läuft auf eine frostige Künstelei hinaus.

Sestini, Dominico, Numismatiker, geboren am 10. Aug. 1750 zu Florenz, besuchte Konstantinopel, Kleinasien, Deutschland, Dänemark, Frankreich und ordnete mehre berühmte Münzkabinette. Von der Großherzogin Elise Bocciochi von Toskana zum Antiquar und Bibliothekar ernannt, verlor er 1814 bei der Rückkehr des Großherzogs Ferdinand III. diese Stelle, ward aber später von ihm zum Antiquar u. Professor an der Universität zu Pisa ernannt. Er † zu Florenz den 8. Juni 1832. Seine Bibliothek u. Manuskripte ließ der Großherzog Leopold II. von Toskana ankaufen. Letztere enthalten auch S.'s „Systema geographicum numismaticum" in 14 Foliobänden. S. schrieb außerdem „Lettere e dissertazioni numismatiche sopra alcune medaglie rare della collezione Ainslianea etc." (Livorno 1788—1805, 8 Bde.); „Classes generales seu monetae urbium, populorum et regum ordine geographico" (Leipz. 1796, 2 Bde.; 2. Aufl., Flor. 1821); „Lettere a dissertazioni numismatiche" (Mailand 1813—20, 9 Bde.). Auch lieferte er eine Beschreibung des herderwarschen Museums (1828—30, 7 Bde.) und der griechischen Medaillen der chaudoirschen Sammlung (1831).

Sestri, Stadt im Königreich Sardinien, südöstlich von Chiavari, auf einer Halbinsel im Meerbusen von Genua, mit Kastell, guter Rhede, lebhafter Küstenschifffahrt, Marmorbrüchen u. 3590 Einw.

Sestus, Stadt in Thracien, am Hellespont, Abydus in Asien gegenüber. Beide Orte verewigte die Liebe der Hero und des Leander, welche Musäus besang; auch war hier die Brücke des Xerxes über die Meerenge geschlagen.

Sesuvium, Pflanzengattung aus der Familie der Aizoideen, mit 5theiligem, bleibendem Kelch, ohne Korolle und mit meist 5fächeriger, vielsamiger Kapsel, liegende, saftige Kräuter am Strande heißer Länder, mit inwendig rothen Blüthen, wovon S. Portulacastrum *L.*, in Neugranada, Mexiko, ausdauernd, und S. repens *Willd.*, in Ostindien, einjährig, wegen der dicken fleischigen Blätter als Nahrungspflanzen dienen.

Seta (lat.), Haar, besonders Borste; davon setaceus, borstenartig.

Seth, zweiter Sohn Adams und der Eva, Vater des Enos, † in einem Alter von 912 Jahren, nach der Bibel Stammvater der Sethiten, welche sich von den Nachkommen seines Bruders Kain (Kainiten) unterschieden und deshalb Kinder Gottes genannt wurden, aber endlich auch ausarteten. Eine gnostische Sekte, die Sethianer, behauptete, Jesus sey der zum zweiten Mal auf die Erde herabgekommene S., und rühmte sich, Schriften von ihm zu besitzen.

Seti (Sati, Sate), weibliche Gottheit der alten Aegypter, erscheint gewöhnlich in Begleitung des Kneph und ist mit Sothis, dem Sterne der Nilüberschwemmung, identisch.

Seti, Name von ägyptischen Königen, welche bei Manetho in der 19. Dynastie aufgeführt und Sethos oder Sethosis genannt werden. S. I. ist mit Herodots Sesostris (s. d.) identisch; S. II. aber war Sohn des Menephthes, jenes Pharao, welcher das Volk Israel ziehen ließ, u. Enkel Ramses' II.

Setigera (Borstenthiere), s. Schweine.

Setschuen (Szü-tschuan, Sse-Tschuan), chinesische Provinz, im Westen des Reichs, zwischen den Provinzen Schensi, Hupe, Hunan, Kuei-Tscheu und Yünnan und der Tatarei und Tübet, hat einen Flächenraum von 10,425 (nach Andern 7758) □Meilen mit 21 (nach Andern 28 oder nur 8) Millionen Einw., ist gebirgig, vom Kincha-Kiang mit mehrern Nebenflüssen bewässert, fruchtbar u. gut angebaut. Produkte sind Zuckerrohr, Seide, Orangen, Citronen und vorzüglicher Rhabarber, auch Tabak, Hirse und Mais. Hauptstadt ist Tsching-Tu, Festung, mit vielen Kanälen und Brücken.

Setuval (Setubal, auch St.-Ubes oder St.-Yves), Stadt in der portugiesischen Provinz Estremadura, 4½ Meilen südöstlich von Lissabon, an der Mündung des Sadao in die gleichnamige Bai des atlantischen Oceans, die einen besuchten Hafen bildet, hat alte Befestigungen, viele Kirchen und Klöster, schöne Kaien u. einen Leuchtthurm am Hafen, ein Arsenal, Hospital, Armenhaus rc. Am bekanntesten ist S. wegen seines Seesalzes, das, von vorzüglicher Güte, in ungeheuerer Menge (in 500 Gruben) hier gewonnen und besonders nach den Ländern an der Nord- und Ostsee zum Einsalzen der Häringe versandt wird. Die Stadt hat 15,000 Einw., welche Lederfabriken unterhalten und Fischerei, besonders von Sardellen treiben, u. führt Wein, Oel, Südfrüchte, Korkholz, Agrumen rc. aus. S. ist das alte Cetobriga und ward nach der Zerstörung durch die Araber von Fischern wieder aufgebaut.

Setzer, s. Buchdruckerkunst.

Setzwage, Instrument, dessen man sich bedient, um horizontale Flächen richtig zu stellen, ist von Holz und hat die Gestalt eines umgekehrten T (⊥), wird auf der unteren, schmalen Fläche genau rechtwinkelig gegen die breite Vorder- und Hinterfläche abgerichtet. In der Bodenfläche ist ein Ausschnitt gerade unter dem senkrechten mittleren Theile und von der Mitte desselben eine gegen die Bodenfläche senkrechte Linie hinaufgezogen, an deren oberem Endpunkte der Faden eines Senkbleies angehängt ist, dessen Gewicht in dem Ausschnitte spielt. Wird das Werkzeug in aufrechter Stellung, mit der untersten schmalen, um 10—12 Zoll langen Fläche auf eine horizontale Ebene gesetzt, so deckt der Faden den Strich oberhalb des Ausschnittes. Dadurch also, daß dies nicht Statt findet, gibt sich jede Abweichung von der horizontalen Lage des Gegenstandes zu erkennen, wenn man die Prüfung mit der Senkwage in verschiedenen Richtungen vornimmt.

Seuche (contagium), allgemeiner Ausdruck für epidemische (s. Epidemie) und endemische Krankheit (s. d.), das allgemeine, gleichartige, einer gemeinschaftlichen Ursache unterliegende Erkranken einer großen Anzahl Menschen oder auch Thiere.

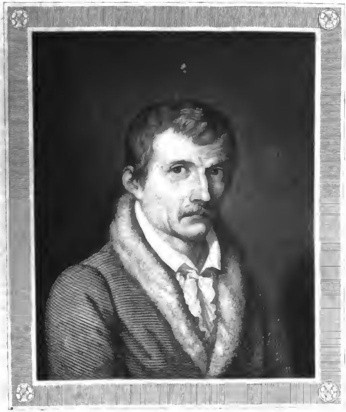
Seudre, Fluß im französischen Departement Unter-Charente, mündet unterhalb Marennes nach einem Lauf von 15 Lieues in den atlantischen Ocean. Hier der Seudreswein, weißer und rother Franzwein.

Seu-d'Urgel, la-, Stadt in der spanischen Provinz Lerida, südwestlich von Puycerda, am Fuß der Pyrenäen, Bischofssitz, mit Findelhaus, zwei Hospitälern, Getreide- und Holzhandel und 2650 Einw.

Seufzen, unwillkürliche Modifikation der Respiration, wobei zwischen dem gewöhnlichen Athmen ein Athemzug mit tiefer Inspiration u. Exspiration erscheint, der von einem eigenen Tone (Seufzer) begleitet ist, indem der Luftzug mehr oder weniger rasch durch die Stimmritze geht. Das S. setzt, wenn es nicht affektirt ist, das Gefühl der Bewegung des Athmens voraus, u. da eine heftige Sehnsucht oder Sorge stets von diesem Gefühl begleitet ist, so seufzt man in dieser Stimmung unwillkürlich und erhält dadurch eine momentane Erleichterung. Große Ermattung veranlaßt ebenfalls S., als Ausdruck der Sehnsucht nach Ruhe. Häufig ist es auch Folge krankhafter Zustände der Lunge.

Seume, Johann Gottfried, deutscher Schriftsteller, ward geboren am 29. Jan. 1763 zu Poserna bei Weißenfels als Sohn eines Bauern. Da er seinen Vater frühzeitig verlor, so nahm sich der Graf von Hohenthal-Knauthain seiner an, brachte ihn auf die Schule zu Borna, dann auf die Nikolaischule zu Leipzig und ließ ihn hier studiren. Mit dem Studium der Theologie, dem er sich widmen sollte, konnte er sich jedoch nicht befreunden und faßte den Entschluß, nach Paris zu gehen. Unterwegs aber ward er von Werbern aufgegriffen und als hessischer Soldat nach Amerika übergeschifft. Als er von Canada, wo er bis zum Eintritte des Friedens gekämpft hatte, nach Deutschland zurückkam, fiel er preußischen Werbern in die Hände und ward als gemeiner Soldat nach Emden gebracht. Zweimal entflohen, wieder aufgegriffen, ward er nur auf dringende Fürbitten mit der Todesstrafe verschont. Nun verbürgte sich für ihn ein edelgesinnter Bürger mit einer Kaution von 80 Thalern, so daß S. auf einige Zeit Urlaub erhielt u. sich nach Leipzig begeben konnte. Fest entschlossen, nicht wieder in preußische Dienste zurückzukehren, bezahlte er seinem Bürgen die hinterlegte Summe von dem Honorar des Romans „Honorie Warren", den er 1788 aus dem Englischen übersetzte. Als Sekretär des russischen Generals Igelström ging S. darauf 1793 nach Warschau und erhielt eine Offizierstelle bei den Grenadieren. Im russisch-polnischen Kriege gerieth er in polnische Gefangenschaft und wandte sich nach seiner Freilassung wieder nach Leipzig. Hier ertheilte er Unterricht in der englischen Sprache u. widmete sich literarischen Arbeiten. Dann ward er in der Druckerei seines Freundes Göschen zu Grimma als Korrektor angestellt. Um sich von dieser Arbeit wieder zu erholen, unternahm er eine neunmonatliche Fußreise durch Oesterreich, Italien, die Schweiz und Frankreich. Eine andere machte er 1805 über Petersburg, Moskau durch Finnland nach Schweden. Er † nach einer langwierigen Krankheit am 13. Juni 1810 zu Teplitz. S. bewahrte sein ganzes Leben hindurch von seinen Schicksalen her eine gewisse Bitterkeit gegen die Welt, die in seinen Schriften als tiefer sittlicher Ernst hervortritt und diesen einen eigenthümlichen Werth verleiht. Auch eine glühende Begeisterung für Freiheit und Vaterland hat er

Meyer's CL. Nº 315



SEUME

in seinen schriftstellerischen Arbeiten niedergelegt. Sonst lassen sich an diesen, besonders seinen Gedichten, wegen Vernachlässigung der Form und nicht gehöriger Durchdringung des Stoffs manche Ausstellungen machen. Seine Schriften sind: „Wichtige Nachrichten über die Vorfälle in Polen 1794" (Leipz. 1796), „Zwei Briefe über die neuesten Veränderungen in Rußland" (Zür. 1797), „Obolen" (1797, 2 Bde.), „Gedichte" (Leipz. 1801; 4. Aufl. 1821), „Spaziergang nach Syrakus" (Braunschweig und Leipzig 1802, 3 Bde.; 4. Aufl. 1815—17), „Mein Sommer im Jahre 1805" (Hamb. 1806; 2. Aufl. 1815). S.'s „Sämmtliche Werke" erschienen Leipz. 1826—27, 2 Bde.; in 1 Bd. von A. Wagner (das. 1835, neue Aufl. 1837). Seine „Selbstbiographie" vollendete Clodius (Leipz. 1813).

Seurre, alte Stadt im französischen Departement Côte d'or, Arrondissement Beaume, an der Saône, mit Hut-, Nägel-, Oel-, Weinessigfabrikation, Handel mit Getreide, Hanf, Gerste, Mais, Stroh, Wein u. 3510 Einw.

Sevennen, s. Cevennen.

Seven-Oaks, Stadt in der englischen Grafschaft Kent, südöstlich von London, am Darent und am Fuße einer Hügelkette, mit Bethäusern für Baptisten u. Weslevaner, einem Lyceum x. u. 4100 Einw.

Sever, St., Stadt im französischen Departement Landes, Hauptort des gleichnamigen Arrondissements, am Adour (links), über den eine schöne Brücke führt, mit Fayence- und Leinölfabrikation, Handel mit Getreide, Wein, Schinken x. u. 5240 Einw.

Severac, St. (St. S. la Chateau), Stadt im französischen Departement Aveyron, Arrondissement Millhau, am Ursprung des Aveyron, mit Schloß, Kohlenwerk, Ackerbaugesellschaft u. 2980 Einw.

Severina, Sta., Stadt in der neapolitanischen Provinz Calabria ulteriore II, am Neto auf einem steilen Felsen, Sitz eines Erzbischofs, mit Kathedrale, einigen Klöstern, Kastell und 2000 (6600) Einw.

Severn (franz. Saverne, lat. Sabrina), nach der Themse der zweitwichtigste Fluß in England, entspringt in einem kleinen See auf der Ostseite des Plinlimmongebirgs in der Grafschaft Montgomery u. heißt anfangs Havren. Nachdem er in Wales in nordöstlichem Laufe Newtown und Welshpool, wo er schiffbar wird, berührt hat, tritt er, östlich gerichtet, in die Grafschaft Shrop, durchströmt, südlich gerichtet, die Grafschaft Worcester als breiter und tiefer Strom, wendet sich dann in der Grafschaft Gloucester und nach vielen Krümmungen bei Naß-Point südwestlich, bis er nach Aufnahme des Avon als Bristolkanal (Bristol Channel) sich im atlantischen Ocean verliert. Seine Länge bis zur Mündung des Avon beträgt 46¼ Meilen, und sein Flußgebiet ist 647 □Meilen groß. Seine bedeutendsten Nebenflüsse sind rechts: Teme, Wye und Usk, links: Virnwy, Tern, Stour, Upper-Avon u. Lower-Avon. Mittelst zahlreicher Kanäle ist er mit der Themse, dem Trent, Humber und Mersey verbunden und bildet daher eine Hauptverkehrsader des südwestlichen Englands. Sein weites Thal ist schön und fruchtbar, besonders zwischen Gloucester und Worcester (Vall of Severn).

Severo, St., Stadt in der neapolitanischen Provinz Capitanata, nordwestlich von Foggia, am Gebirg Gargano, Bischofssitz, mit Kathedrale, Seminar, Handel, besonders mit Vieh, u. 17,000 Einw.

Severus, 1) Publius Cornelius, römischer Dichter aus dem Zeitalter des Augustus, blühte um 25 v. Chr., verfaßte ein Gedicht über den sicilianischen Krieg und ein anderes über Cicero's Tod, vielleicht zum vorigen gehörig, wovon uns bei Seneca ein Fragment erhalten ist, erläutert in Wernsdorfs „Poetae lat. min." (Bd. 4). Das früher ihm beigelegte Gedicht „Aetna" (herausgegeben von Meineke, Quedlinb. 1818) gehört wahrscheinlich einem andern Verfasser, vielleicht dem jüngeren Lucilius, an.

2) Lucius Septimius, römischer Kaiser von 193—211 n. Chr., zu Leptis in Illyrien in einer angesehenen Familie geboren, ward von Kaiser Aurelius in den Senat aufgenommen u. als Statthalter nach Sardinien geschickt. Nach seiner Rückkehr wurde er Prätor, erhielt dann den Oberbefehl über die 4. Legion in Syrien und wurde bald darauf Statthalter im lugdunensischen Gallien, von wo er als Prokonsul nach Pannonien und Sicilien ging. Im Jahre 193 befehligte er die römischen Heere in Illyrien, und als nach der Ermordung des Pertinax die Armee in Syrien den Pescennius Niger zum Gegenkaiser des Didius Julianus ernannt hatte, erklärten die illyrischen Legionen ihren Feldherrn S. ebenfalls zum Augustus. Er zog nun gegen Rom und ward hier nach des Didius Julianus Ermordung vom Senat als Kaiser anerkannt. Zunächst ließ der neue Kaiser in Rom Diejenigen hinrichten, welche an der Ermordung des Pertinax Theil genommen hatten, dann löste er die prätorianischen Kohorten auf und wendete sich gegen seine Nebenbuhler. Den Niger schlug er bei Cyzicus, Nicäa und Issus (194) und ließ Byzanz wegen seines hartnäckigen Widerstandes zerstören. Darauf rückte er nach Gallien, wo die britannischen und germanischen Legionen ihren Führer D. Clodius Albinus zum Kaiser ausgerufen hatten. Dieser, der sich mit dem ihm bewilligten Cäsartitel hatte täuschen lassen, wurde 196 bei Lyon geschlagen und kam auf der Flucht um; viele seiner Anhänger, darunter 40 Senatoren, ließ der Sieger hinrichten. Nachdem hierauf S. seinen ältesten Sohn Caracalla zum Cäsar erhoben hatte, unternahm er einen Feldzug gegen die Parther, eroberte und verwüstete Seleucia, Babylon und Ctesiphon und nahm den Titel Parthicus an. Dann zog er wieder nach Syrien zurück und besuchte auch Aegypten, wo er den Serapiskult lieb gewann. Nach Rom zurückgekehrt, schaffte er mit Hülfe des berühmten Rechtsgelehrten Papinianus viele Mißbräuche in der Verwaltung des Reichs ab und machte viele zweckmäßige Einrichtungen. Er legte unter Anderem große Getreidemagazine an, führte eine strenge Gerechtigkeitspflege ein und begünstigte die Studien der Beredsamkeit und der Philosophie. Den letzten Feldzug unternahm er 208, von seinen Söhnen M. Antonius Bassianus (Caracalla) und Septi-

mius Geta und von seiner sittenlosen Gemahlin Julia Domna begleitet, nach Britannien, welches von den Kaledoniern bedroht wurde. Er trieb die Feinde zurück, erweiterte die Grenzen des römischen Reichs und errichtete gegen die Einfälle der Pikten den nach ihm benannten Wall (Severi murus). Während des Krieges † er, voll Kummers über seine ungerathenen Söhne, am 4. Febr. 211 zu Eboracum (York).

3) **Sulpitius**, um 363 in Aquitanien geboren, studirte die Rechte, prakticirte aber dann abwechselnd in Tolosa und ging 392 aus Schmerz über den Tod seiner Gemahlin in ein Kloster zu Primuliacum. Beim Einfall der Vandalen in Aquitanien floh er nach Massilia, wo er 410 oder 419 †. Er schrieb: „Historia sacra" (von der Schöpfung der Welt bis 410, herausgegeben Leyden 1635, von Clericus, das. 1719; von Prato, Verona 1741—45, 2 Bde.) und eine „Vita S. Martini Turonensis".

Sevigné, Marie de Rabutin-Chantal, Marquise von, bekannt durch ihre hinterlassenen Briefe, war im Febr. 1626 zu Paris geboren. Da sie ihren, der Rauferei ergebenen Vater frühzeitig einbüßte, nahm sie der Abbé de Coulange, ihr Verwandter, zu sich und gab ihr eine gelehrte Bildung. Ihre geselligen Talente bildete sie am Hofe Ludwigs XIII. aus, wo sie weniger durch Schönheit als durch Geist u. Anmuth glänzte. Mit dem Marquis Henri de S., welchen sie 1644 ehelichte, erzeugte sie einen Sohn, Namens Charles, und eine Tochter, Françoise Marguérite, später Gemahlin des Grafen von Grignan. Ihre Ehe war aber keine glückliche; ihr Gemahl, der 1651 im Duell fiel, lebte zu Paris mit Ninon de Lenclos und andern Frauen, während er seine Gemahlin in die Bretagne schickte. Hier in der Abgeschiedenheit widmete sich die Marquise ganz der Erziehung ihrer Kinder. Als sie nach drei Jahren an den Hof zurückkehrte, wies sie mehre Anträge zur Wiedervermählung zurück, was, in Verbindung mit ihrer Betheiligung an der Koterie der sogenannten Précieuses im Hotel Rambouillet, sie zur Zielscheibe mancher Spöttereien machte. Unter den Bewerbern um ihre Hand waren Conti, Turenne, ihr Cousin Boussy, Fouquet u. A. Als ihr Schwiegersohn mit seiner Gemahlin 1671 als Gouverneur in die Bretagne ging, begann zwischen Mutter und Tochter jener 25jährige Briefwechsel, welcher Epoche in der litterarischen Welt gemacht hat. Wiewohl die elegant und korrekt geschriebenen Briefe der Marquise ein reines weibliches Gemüth, einen feinen, gebildeten Geist und eine leicht erregbare Phantasie kund geben, so erhebt sie sich doch nicht über die Weltanschauung des damaligen Hoflebens. Nachdem die S. in den letzten Jahren ihres Lebens ihre kranke Tochter gepflegt hatte, † sie bei derselben auf dem Schlosse Grignan in der Provence am 18. April 1696 an den Pocken. Ihre Briefe sind oft aufgelegt worden. Die erste Sammlung dieser „Lettres de Madame de S. à sa fille" erschien Rouen und Haag 1726 in 2 Bänden. Eine neue Ausgabe derselben in 4 Bänden mit erläuternden Bemerkungen besorgte 1734 der Ritter Perrin u. fügte dann 1737 noch 2 Bände hinzu. Von andern Ausgaben sind zu nennen die von Vaucelles (Par. 1801, 10 Bde.), Grouvelle (1806, 8 Bde.), Montmerqué und St.-Surie (Paris 1818—19, 10 Bde., nebst Supplementband, 1820), Gault de St.-Germain (das. 1823, 12 Bde.) u. Lefèvre (1843, 6 Bde.). Vergl. Walckenaer, Mémoires touchants la vie et les écrits de Mad. de S. etc., Paris 1842—43, 2 Bde. Ihr Sohn, **Charles**, Marquis von S., geb. 1647, that sich in mehren Feldzügen hervor, war, wie sein Vater, Buhle der berüchtigten Ninon, † ohne Kinder am 27. März 1713. Ihre Tochter, **Françoise Marguérite, Gräfin von Grignan**, geboren 1648, † 1737, war eine Frau von großer Schönheit u. hohem Geiste, deren Briefe aber durch die ernste Kälte, die in ihnen herrscht, einen schroffen Kontrast zu denen der Mutter bilden.

Sevilla, Hauptstadt der gleichnamigen spanischen Provinz (216 □Meilen mit 420,000 Einw.) in Andalusien (s. d.), in einer fruchtbaren und reizenden Ebene, links am Guadalquivir, die volkreichste Stadt Spaniens, nach Madrid die zweite dem Range nach, Sitz der Provinzialbehörden, der Audienza real (des königl. Obergerichts) von Andalusien, eines Intendanten und eines Erzbischofs, zählte im Mittelalter unter maurischer Herrschaft 400,000 Einw., jetzt aber nur noch etwas über 100,000. Eine Schiffbrücke über die Guadiana verbindet die eigentliche Stadt mit der Vorstadt Triana; eine Doppelmauer mit 160 Thürmen umschließt die erstere. Von den 12 Thoren ist das mit dorischen Säulen und Statuen verzierte Thor von Triana das prachtvollste. Die Straßen sind zahlreich, aber großentheils sehr eng, wenn auch reinlich u. des Nachts erleuchtet. In keiner Stadt des Landes vereinigen sich wie hier die Denkmäler des Alterthums mit den Schätzen der Kunst und mit den Schönheiten der Natur. Die Reste des römischen Alterthums sind zahlreich in S. und dessen nächster Umgebung. Die Mauern der Stadt mit ihren Thürmen gelten zum Theil für Römerbau, ebenso der eigenthümlich geformte Thurm am Guadalquivir (la torre de oro). Unzweifelhaft ist dagegen der römische Ursprung einer Menge von Bildhauerwerken, die in und um S. aufgefunden worden sind und noch fortwährend aufgefunden werden. Zu den merkwürdigsten derselben gehören die sogenannten beiden Herculesstatuen, welche auf der nach ihnen benannten Alameda beinahe im Mittelpunkte der Stadt aufgestellt sind. Eine Menge steinernen Bildwerks ist besonders aus den Ruinen des eine Stunde von S. entfernten Italica (Alt-S.) ausgegraben worden, Kaiserbüsten, Torso's und vor Allem reiche Säulenknäufe. Aus der Araberzeit ist das merkwürdigste Baudenkmal der Alcazar, ein Königspalast mit Prunkgemächern, prächtigen Säulenhöfen, Terrassen, Gallerien u. Gärten, die in labyrinthischer Folge mit einander wechseln. Aus der Araberzeit stammt zum Theil auch der Giralda, der Glockenthurm der Kathedrale, der 364 Fuß hoch und so gebaut ist, daß man bis zur Spitze hinauf reiten kann. Unter den neueren Bauwerken ist die von 1401—1519 auf dem Fundament einer maurischen Moschee im gothischen Styl erbaute prachtvolle Kathedrale

LXX



GIRALDA in SEVILLA

das ausgezeichnetste. Sie hat 5 Schiffe, doch wird die Majestät des Hauptschiffes durch den Chor gestört, der, wie in den meisten spanischen Kirchen, mitten in dasselbe hineingebaut ist. Das Gebäude ist 420 Fuß lang, 260 Fuß breit und 126 Fuß hoch und ganz aus Sandsteinquadern aufgeführt. Die 90 Fenster sind mit den schönsten Glasmalereien bedeckt. Der bis an das Gewölbe der Kirche ragende Hochaltar aus Cedernholz ruht auf einem marmornen Piedestal und ist mit 24 Pfeilern mit den herrlichsten Bildhauerarbeiten geziert. Im Ganzen hat die Kirche 82 Altäre. Die Sakristei enthält herrliche Gemälde von Murillo (darunter der knieende heilige Antonius) und Zurbaran. Eine Kapelle der Kirche enthält auch die Grabmäler mehrer Könige, z. B. Alfons des Weisen ꝛc., sowie das des Columbus, dessen Gebeine jedoch von hier in die Hauptkirche von Havaña auf Cuba übergeführt wurden. Die Kathedrale hat eine Bibliothek von 20,000 Bänden und ist überaus reich an Gemälden, Bildhauerwerken, Schmuck von Gold und Silber ꝛc. Im Ganzen hat S. 29 Kirchen, meist geschmacklose Erzeugnisse der 3 letzten Jahrhunderte. Unter den 24 Klöstern sind merkwürdig: das Dominikanerkloster zu St. Paul, das Karthäuserkloster vor der Stadt mit schönen Gärten und exotischen Gewächsen und das Hieronymitenkloster mit den herrlichsten Gemälden Murillo's; unter den 24 Hospitälern das reiche Hospital de la Sangre, das Hospital de la Caridad (mit 8 berühmten Gemälden Murillo's); außerdem ein Waisenhaus, ein Zuchthaus und das Irrenhaus San Marco. Andere merkwürdige Bauwerke sind: die Münze; die Börse oder Lonja, ein Werk des berühmten Herrera, worin wichtige, die Geschichte von Amerika betreffende Dokumente von dem dem Columbus gegebenen Patent an enthalten sind; das Amphitheater zu Stiergefechten, das größte in Spanien, das 20,000 Menschen fassen soll; das Gebäude der königlichen Kanzlei; die Casa de Pilate des Herzogs von Medina Celi, ein sehr großer und in gemischtem Styl erbauter Palast; das große königliche Tabaksfabrikgebäude, mit Mauern, Graben und Zugbrücken versehen und 1770 vollendet; das italienische Opernhaus; das Inquisitionsgerichtsgebäude; das Arsenal; die große Trinkwasserleitung (Caunos de Carmona) auf 400 Bogen. Unter den öffentlichen Plätzen zeichnen sich der Börsen-, Rathhaus- und Arsenalplatz aus. Die Häuser haben durchgängig platte Dächer, sind im morgenländischen Styl um einen viereckigen, oft mit Säulengängen, Blumenbeeten und Springbrunnen verzierten Hof gebaut und selten über 2 Stockwerke hoch, auf die Straße hin gewöhnlich nur mit einem Balkonfenster versehen, während die übrigen Fenster nach dem Hof hinaus gehen. Von wissenschaftlichen Anstalten hat S. eine Universität, eine der besuchtesten Spaniens (gestiftet 1504 und von 1000—1100 Studenten besucht), 9 Kollegien, eine pharmaceutische Schule, 2 Schulen der reinen und angewandten Mathematik, einen Lehrstuhl des Ackerbaues, einen andern der schönen Wissenschaften, eine berühmte Schifffahrtsschule (San Telmo), eine Akademie der schönen Künste, Akademie für Medicin und Naturwissenschaft, ökonomische Gesellschaft, 2 öffentliche Bibliotheken ꝛc. Die zahlreichen Gemäldesammlungen S.'s sind reich an Bildern der einheimischen Schule und der durch Zartheit und Anmuth ausgezeichneten Schule von Valencia. Hauptpromenaden sind die Alameda mitten in der Stadt und der Paseo am Guadalquivir, las Delicias genannt. Der vormals großartige Gewerbfleiß von S. ist gegenwärtig beinahe auf Null herabgesunken. Die Seidenfabrikation zählte früher 16,000 Webstühle, jetzt nur noch etwa 150, die sich meist auf die Bandfabrikation beschränken. Die königliche Tabaksfabrik beschäftigt über 200 Mühlen und mehre Tausend Menschen. Der nöthige Tabak wird meist von Manila, zum Theil auch von Virginien und Havaña bezogen, und das Erzeugniß besteht vornehmlich aus Cigarren, Rauch- und Schnupftabak (letzterer im Handel Sevilla und Spaniol genannt). Ferner findet man in S. eine königliche Kanonengießerei und Salpetersiederei, Fabriken für Seife, Goldschmied- und Quincailleriewaaren, einige Hutmanufakturen, Gerbereien, Fayencefabriken ꝛc. Früher konnten die größten Schiffe bis vor die Stadt kommen; jetzt ist der Fluß so versandet, daß er nur noch von kleineren Schiffen befahren werden kann, weshalb sich der Handel meist nach Cadix gezogen hat. Der einzige Zweig der Ausfuhr, welcher noch gegenwärtig von Bedeutung für S. ist, besteht in dem Kornhandel, der von hier aus mit verschiedenen Punkten der andalusischen Küste und mit den balearischen Inseln getrieben wird. Außerdem wird noch mit Wolle, Oel, Südfrüchten, Safran und Süßholz, Produkten der Umgegend, ein nicht unbeträchtlicher Handel getrieben. S., welches unter dem Namen Spala (d. i. Ebene) von dem phönicischen Hercules erbaut worden seyn soll, hieß zur Zeit der Römer Hispalis und als römische Kolonie Colonia Romulensis. Hadrian erbaute die Stadt Italica (s. oben) in der Nähe dabei. In S. wurden 590 und 619 2 Koncilien (Concilia Hispalensia) gehalten. Die Araber eroberten die Stadt im 8. Jahrhundert und machten sie zur Hauptstadt eines Königsreichs S. Seit 1026 war sie Sitz der maurischen Dynastie der Abadiden; 1091 kam sie in den Besitz der Almoraviden u. 1147 in den der Almohaden. Am 22. Nov. 1248 ward sie nach 18monatlicher Belagerung von Ferdinand III. von Kastilien erobert und blieb seitdem im Besitz der Christen. Doch sank seitdem der Gewerbfleiß, indem an 300,000 Mauren nach Granada und Afrika auswanderten. Von 1501—1726 war S. fast im ausschließlichen Besitz des Handels mit Amerika, den es durch das Emporkommen von Cadix verlor, was auch den Verfall der Gewerbsthätigkeit zur Folge hatte. Im J. 1478 wurde in S. das erste Inquisitionsgericht errichtet. Im J. 1729 wurde hier ein Friedens- und Freundschaftstraktat zwischen Spanien, Frankreich und England abgeschlossen, welchem später auch Holland beitrat. Hier bildete sich am 27. Mai 1808 die spanische Centraljunta, die sich den 1. Febr. 1810 nach Cadix zurückzog. Auch die Cortes flüchteten sich, als sie 1823 Madrid verließen, hieher und entführten den König von hier nach Cadix.

Sèvre, Name von zwei Flüssen im nordwestlichen Frankreich: Die S.-Nantaise entspringt im Departement Deux-Sèvres, Arrondissement Parthenay, fließt nordwestlich, scheidet zum Theil das Departement Vendée von dem Departement Maine-Loire, fließt dann in das Departement Loire-inférieure und mündet nach Aufnahme der Moine, Maire ꝛc. und einem Laufe von 30 Lieues Nantes gegenüber in die Loire, links. Die S.-Niortaise entspringt ebenfalls im Departement Deux-Sèvres, Arrondissement Melle, fließt anfangs nordöstlich, dann nordwestlich durch die Departements Unter-Charente und Vendée in den atlantischen Ocean, ist schiffbar von Niort an, nimmt die Autise, Vendée ꝛc. auf.

Nach beiden Flüssen ist das Departement Deux-Sèvres (Beide Sèvres) genannt. Im nordwestlichen Frankreich aus den ehemaligen Landschaften Poitou, Aunis, Saintonge und Marche gebildet, liegt es zwischen den Departements Maine-Loire, Vienne, Charente, Unter-Charente und Vendée u. hat einen Flächenraum von 110,44 (114) □Meilen mit (Ende 1856) 327,846 Einwohnern. Fast ein Drittel des Areals nimmt die Bergebene Gâtine, die nordwestliche Verlängerung der Gebirge von Limousin, ein stark bewaldetes Plateau, ein, zwischen welchem fruchtbare Thäler sich ausdehnen. Flüsse sind außer den 2 Sèvres Boutonne, Argentan, Lambon, Autise, Mignon, Dives ꝛc. Auch fehlt es nicht an fischreichen Teichen und Sümpfen. Das Klima ist kühl und feucht und in manchen Gegenden ungesund. Bedeutender als der nur lässig betriebene Ackerbau ist die Viehzucht, die Haupterwerbsquelle des Landes. Produkte sind: Getreide, Mais, Hirse, Hülsenfrüchte, Gemüse, Obst, Wein (meist zu Branntwein verbraucht), Holz; Wild, Pferde, Maulesel, Hornvieh, Schafe, Schweine, Geflügel, Fische; Eisen, Antimonium, Mühl- und Feuersteine und Salpeter. Die Einwohner unterhalten Fabriken für Leinwand, baumwollene Zeuche, Schnupftücher, Flanell, Serge, wollene Strumpfwaaren, lederne Handschuhe, Hüte, Leder, kurze Waaren, Hornarbeiten; ferner sind bemerkenswerth: Hochöfen, Töpfereien, Branntweinbrennereien ꝛc. Der Handel ist lebhaft, hauptsächlich mit Maulthieren und Mauleseln, Pferden, Getreide, Branntwein, Senf, Holz, Fayence u. dgl. Das Departement theilt sich in die 4 Arrondissements Niort, Bressuire, Melle u. Parthenay. Hauptstadt ist Niort.

Sèvres, Stadt im französischen Departement Seine-Oise, Arrondissement Versailles, 2 Stunden südwestlich von Paris, mit ungefähr 7000 Einwohnern, welche Fabriken für chemische Produkte, Kaschmirshawls, Fayenee, Glas, Bleichereien und Brauereien unterhalten und lebhaften Handel treiben. Berühmt ist S. besonders durch die dortige große Porzellanfabrik, welche 1738 im Schlosse Vineennes gegründet, aber 1755 von Generalpächtern, welche sie gekauft hatten, nach S. verlegt ward. Auf Bitten der Pompadour kaufte sie Ludwig XV. 1759, und seitdem gehört sie zu den Krondomänen. Das dort fabricirte Porzellan besteht aus Porzellanerde von Limoges, Alkali, Salpeter und Kiesand, wozu im flüssigen Zustande Thon hinzugethan wird. Die Glasur wird mit Feldspath gegeben. Das sogenannte Biscuit de Sèvres ist die unglasirte Substanz. Die bei der Fabrik angestellten Maler sind namhafte Künstler. Doch deckt dieselbe bei weitem nicht die Kosten und wird daher jetzt auf Rechnung des Staats unterhalten. Hier Gefecht zwischen den Alliirten und Franzosen den 2. Juli 1815.

Sewastopol (Sebastopol), Stadt im europäisch-russischen Gouvernement Taurien, auf der Westküste der Halbinsel Krimm in einer Meeresbucht (Rhede von S.), die 1 Meile weit in östlicher Richtung ins Land eindringt, am Eingange mehr als 1500 Schritte breit, tief genug für die größten Schiffe u. vor Stürmen gesichert ist. In dem südlichen Ufer der Bucht sind 5 kleinere Buchten eingeschnitten, die Quarantäne-, Artillerie-, Süd- (der ehemalige Kriegshafen), Dock- oder Arsenal- und Kielbucht. Zwischen der Quarantäne- und Südbucht liegt die Stadt, und auf der Ostseite der Südbucht lagen die Schiffervorstadt (Karabelnaja), die Docks, das Arsenal, die Magazine, Marinekasernen, die Admiralität, ein Hospital ꝛc. Auf der nördlichen Seite der großen Rhede liegen einige Kasernen, eine kleine Matrosenvorstadt und die während der denkwürdigen Belagerung von S. (vom 9. Okt. 1854 bis 8. Sept. 1855) zur Unterbringung der Civilbewohner angelegte hölzerne Stadt. Der Bau von S., am 5. Mai 1785 durch Potemkin an der Stelle des Tatarendorfs Akhtier begonnen, ward besonders unter Kaiser Nikolaus mit großem Eifer fortgesetzt. Vor Ausbruch des russisch-türkischen Krieges von 1854 (s. Russisches Reich, Gesch.) zählte die Stadt gegen 48,000 Einwohner, enthielt fast lauter steinerne Gebäude und großartige Etablissements für die Flotte des schwarzen Meeres, 7 Kirchen, darunter eine schöne Kathedrale, ein Theater, eine Bibliothek und die erwähnten großartigen Marineanstalten ꝛc. Die in der That staunenswerthen Befestigungen, vornehmlich zur Sicherstellung der Flotte des schwarzen Meeres errichtet, lagen hauptsächlich an der Seeseite; mit dem Bau der Befestigungen nach der Landseite zu war bei Beginn des Kriegs kaum begonnen worden. Die Einfahrt zur Rhede vertheidigten auf der südlichen Seite das Quarantänefort mit 60, das Alexanderfort mit 90, auf der nördlichen Seite das Fort Konstantin mit 110 Geschützen; den Eingang zur Südbucht das Fort Nikolaus mit 110 und das Fort Paul mit 86 Geschützen, u. diesen gegenüber waranf der Nordseite die Michaelbatterie mit 30 und die Batterie Nr. 24 mit 34 Geschützen angelegt. Mit Hinzurechnung der noch außerdem vorhandenen zahlreichen Batterien vertheidigten 700 Geschütze vom schwersten Kaliber den Hafen. Die Forts waren von Kalkstein erbaut, kasemattirt und hatten 2 oder 3 Etagen. Die projektirte Vertheidigungslinie an der Landseite erstreckte sich von der Mündung des Kielgrundes um die Schiffervorstadt herum bis an die äußerste Spitze der Südbucht, zog sich von da um die Stadt und schloß sich dem Quarantänefort an. Zur Zeit der Landung der Westmächte bestand sie, außer einigen in Angriff genommenen Werken, nur aus einer freistehenden, krenellirten Mauer, die an einigen Stel-

len durch Defensivkasernen verstärkt war. Ganz vollendet war außer einigen anderen Punkten namentlich der Malakowthurm. Auf der Nordseite lag etwa 1200 Schritte vom Ufer entfernt das Nordfort mit 38 Geschützen und westlich davon der Wolochowthurm. Alle andern Werke wurden Angesichts, sogar meist unter dem Feuer des Feindes unter Oberleitung des Generals Totleben errichtet. Durch Erstürmung der Kornilewbastion am 8. Sept. 1855 ward der Fall S.s nach 11monatlicher Belagerung herbeigeführt. Fast die ganze Stadt war bei der Einnahme ein Trümmerhaufen. Die noch unversehrten Docks und Forts an der Südseite der Rhede wurden von den Alliirten durch Sprengung gänzlich zerstört (s. Russisches Reich, Gesch.). Die Stadt soll nach einem neu entworfenen Plan wieder aufgebaut werden; voraussichtlich aber werden Jahre vergehen, ehe nur die Trümmerhaufen beseitigt sind.

Sewerien (Severien), vormaliges Fürstenthum im südlichen Rußland, welches zur Blüthezeit des polnischen Staats einen Theil der Ukraine bildete, 1667 mit dieser an Rußland kam und 1782 in das Gouvernement Nowgorod Sewersky umgewandelt, aber 1802 dem Gouvernement Tschernigow einverleibt wurde.

Sewsk, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Orel, an der Mündung der Sewa in den See Moritza, hat 12 Kirchen, ein Kloster, Priesterseminar, Fabriken für Fayence, Grünspan und andere Farben, Handel und 7000 Einwohner. Hier 1605 Sieg des Czaren Boris Gudunow über den falschen Demetrius.

Sexagesimaleintheilung, die Eintheilung der Zeit in 60 Theile, nämlich der Stunde in 60 Minuten, der Minute in 60 Sekunden und der Sekunde in 60 Tertien rc. Die S. des Kreises, nämlich seiner 360 Grade in 60 Minuten rc., wurde in Frankreich zur Zeit der Revolution durch die handhabilchere Decimal- oder eigentlich Centesimaleintheilung verdrängt, der zufolge man dem Kreise 400 Centesimalgrade, jedem dieser Grade 100 Minuten und jeder Minute 100 Sekunden gab; doch hat die S. seit der Restauration wieder Platz gegriffen.

Sexaginta (lat.), eigentlich sechzig, dann auch im Allgemeinen sehr viel.

Sexagon, s. v. a. Hexagon.

Sexangularis (lat.), sechseckig.

Sextans, römische Kupfermünze, = $\frac{1}{6}$ As.

Sextant, Sternbild unter den Vorderfüßen des Löwen auf der Wasserschlange, enthält nur kleine Sterne 5. und 6. Größe, deren Anzahl Flamsteed auf 41, Hevel auf 54 ansetzt; astronomisches Instrument, s. Spiegelsextant.

Sexte, die sechste Stufe der Leiter eines zum Grundtone angenommenen Tones, kommt als Intervall groß, klein und übermäßig vor. Die kleine S. enthält 3 ganze und 2 große halbe Töne, z. B. e—c, und ihr reines Verhältniß ist 5:8, in welchem es aber nur zwischen e—c, fis—d und h—g ausgeübt wird. Die große S. umfaßt 4 ganze Töne und einen großen halben Ton; ihr reines Verhältniß ist 3:5, das nur zwischen d—h und g—e vorkommt. Die übermäßige S. besteht aus 5 ganzen Tönen (f—dis), und sollte eigentlich das reine Verhältniß von 128:225 haben.

Sextett (lat. Sextuor, ital. Sestetto), ein Tonstück für 6 obligate Instrumente oder 6 koncertirende Stimmen.

Sextidi (franz.), im französischen republikanischen Kalender der 6. Tag einer Dekade.

Sextilis, der 6. Monat im römischen Jahre, als dieses noch mit dem März anfing, erhielt später dem Kaiser Augustus zu Ehren den Namen Augustus, weil dieser Kaiser in demselben zum ersten Male Konsul geworden war.

Sextius, römisches Geschlecht, von dessen Gliedern folgende merkwürdig sind: Lucius S., der 10 Jahre hinter einander das Tribunat bekleidete und 366 das Konsulat erhielt, der Erste aus dem Stande der Plebejer; Cajus S., der, nachdem er im südlichen transalpinischen Gallien mit Glück gegen die Arverner und Salluvier gekämpft, 122 v. Chr. die Stadt Aquae Sextiae, das heutige Aix, gründete; Publius S., der als Volkstribun 57 mit Milo für Cicero gegen Clodius wirkte, als er auf Anstiften des letzteren 56 wegen Bestechung bei den Wahlen und wegen Gewaltthätigkeit angeklagt worden, von Cicero in einer noch erhaltenen Rede vertheidigt und frei gesprochen ward, nachdem er Prätor gewesen, 53 Cilicien verwaltete und später von der Partei des Pompejus zu Cäsar übertrat.

Sextole, Notenfigur, die darin besteht, daß eine Note in 6 statt in 4 kleinere getheilt, oder 6 Noten statt 4 auf einen taktischen Theil gerechnet werden, z. B. 6 Sechszehntel auf ein Viertel; 6 Achtel auf eine halbe Note. Man darf aber die S. nicht zwei Triolen gleich setzen, da die Accente verschieden sind. Sie wird über den Noten mit 𝄐 bezeichnet.

Sextum (lat.), das sechste, besonders (sc. praeceptum) das 6. Gebot; daher contra S. sündigen, unkeusch leben.

Sextus, Empiricus, Philosoph, nach Einigen ein Afrikaner, nach Andern ein Grieche, lebte zu Ende des 2. Jahrhunderts n. Chr., gehörte der skeptischen Richtung an, wurde aber als Arzt den Empirikern beigezählt. Wir haben von ihm noch 2 Schriften; die eine: „Institutiones pyrrhonicae", handelt in 3 Büchern von dem Wesen, dem Zweck und der Methode des Skepticismus; in der andern: „Adversus mathematicos", bekämpft er den Dogmatismus in jedem Fache der wissenschaftlichen Forschung. Diese zweite Schrift besteht aus 11 Büchern; das 1. ist gegen die Grammatik gerichtet, das 2. gegen die Rhetorik, das 3. gegen die Geometrie, das 4. gegen die Arithmetik, das 5. gegen die Astronomie, das 6. gegen die Musik. Im 7. und 8. bekämpft er die Behauptungen und Gesetze der Logik; im 9. und 10. schreibt er gegen die Physik und im 11. gegen die Ethik. Die Schriften des S. geben ein Gesammtbild der Art und Weise, in welcher der Skepticismus nicht nur die einzelnen philosophischen Systeme, sondern überhaupt alle Wissenschaften seiner Kritik unterwarf, um den Satz durchzuführen, die Skepsis, als die Fähigkeit, Erscheinungen und Gedanken auf alle nur mögliche Weise einander prüfend entgegen zu setzen, verbiete irgend eine feste Ueberzeugung auszu-

bilden, oder über irgend eine Gegend ein entschiedenes Urtheil auszusprechen, was zur Gemüthsruhe führe. Herausgegeben wurden beide Schriften Paris und Genf 1621; dann von Fabricius (Lpz. 1718, neue Ausg. 1840, 2 Bde.), am besten von Bekker (Berl. 1842); eine deutsche Uebersetzung begannen Niethammer u. Buhle (Bd. 1, Lemgo 1801).

Sexualsystem, das linné'sche Pflanzensystem, weil es sich auf das Daseyn oder die Abwesenheit der Geschlechtstheile gründet; s. Botanik.

Sexus (lat.), natürliches Geschlecht; S. potior, männliches, S. sequior, weibliches Geschlecht.

Seyda, Städtchen in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, Kreis Schweinitz, mit 1070 Einw.

Seydelmann, 1) Franz, bekannter Komponist, geboren 1748 zu Dresden, ging mit Naumann, seinem Lehrer, nach Italien, bildete sich hier als Tenorsänger aus, ward nach seiner Rückkehr in Dresden 1772 als Kirchen- und Kammerkomponist, 1787 aber als Kapellmeister angestellt und † den 23. Okt. 1806. Unter seinen Kompositionen sind die Opern „Die schöne Arsene", „Das sächsische Bauernmädchen" u. „Turco in Italia", sowie mehre Sonaten rc. hervorzuheben.

2) Jakob Krescenz, namhafter Zeichner u. Maler, Bruder des Vorigen, geboren 1750 zu Dresden, machte, nachdem er Schüler Canale's und J. Casanova's gewesen, seit 1772 in Rom unter Mengs' Leitung Studien und fertigte hier viele Zeichnungen nach antiken Bildwerken in der von ihm erfundenen Sepiamanier. Nach seiner Rückkehr nach Dresden ward er 1782 hier als Professor an der Akademie angestellt, besuchte aber noch 9mal Rom, zuletzt 1818, und † den 27. März 1829 zu Dresden. Seine zahlreichen Sepiazeichnungen, darunter die Kopien der sixtinischen Madonna und der Nacht von Correggio und anderer berühmten Gemälde, meist in der Größe der Originale, sind Meisterstücke in ihrer Art, gleichsam Gemälde in Einer Farbe, die in den feinsten Nuancen und in außerordentlicher Zartheit die Urbilder wiedergeben. Seine eigenen Kompositionen leiden mitunter an Mängeln der Zeichnung. Auch seine Gattin Apollonia, geborne Forgue, geboren zu Venedig 1767, erwarb sich durch treffliche Sepiazeichnungen und Bilder in Miniatur Ruf, ward in die dresdner Akademie aufgenommen und † 1840. Nach ihrer Zeichnung der sixtinischen Madonna führte Müller seinen Kupferstich aus.

3) S., ausgezeichneter Schauspieler, geboren den 24. April 1795 zu Glatz in Schlesien als Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns, zeigte schon als Knabe große Neigung zur dramatischen Kunst. Nachdem er das Gymnasium seiner Vaterstadt absolvirt, trat er 1813 in die Armee ein und lebte nach Rückkehr des Friedens eine Zeitlang im väterlichen Hause, sich mit großem Eifer dramaturgischen Studien widmend. Die Bühne betrat er zuerst in Breslau, dann in Gratz, und zwar in komischen Rollen, die er durch feine Nuancirung zu heben suchte, aber ohne damit besonderen Beifall zu finden. Nachdem er in Preßburg und Olmütz gastirt, erhielt er 1820 ein Engagement in Prag, u. hier ward sein eminentes Talent zuerst von Holbein erkannt. Bald war S. der erklärte Liebling des Publikums. Gleichwohl folgte er einem Ruf nach Kassel, wo er eine Anstellung auf Lebenszeit erhielt. Da dieselbe aber mit großen Beschränkungen in Bezug auf Kunstreisen rc. verbunden war, so siedelte er an das darmstädter Theater über, wo er Mitglied der Regie wurde. Aber auch hier war seines Bleibens nicht; Gastrollen, die er in Stuttgart gab, fanden solchen Beifall, daß er an die dortige Hofbühne berufen ward, wo er eine Anstellung auf Lebenszeit erhielt. Hier gründete er seinen großen Ruf, der die ehrenvollsten Einladungen nach Wien und Berlin zur Folge hatte. Doch blieb er vorläufig in Stuttgart u. erhielt hier die Leitung des dramatischen Lehrinstituts. Ueberall, wo er in Gastrollen auftrat, erwarb er sich den ungetheiltesten Beifall, namentlich auch zu Berlin, wo er 1835 zuerst als Carlos in „Clavigo" auftrat und ein sehr ausgewähltes Publikum begeisterte. Nachdem er 1837 hier mit demselben glänzenden Erfolg abermals Gastspiele gegeben, nahm er ein ihm daselbst angebotenes höchst vortheilhaftes Engagement um so lieber an, als die Theaterverhältnisse zu Stuttgart ihm nicht mehr zusagten. Am 4. April 1838 trat er als Oliver Cromwell in Berlin zum ersten Male als Mitglied der königlichen Bühne auf. Sein Ruf war noch im Wachsen begriffen und seine Gastspiele auf den bedeutendsten Bühnen Deutschlands waren fortwährend von dem glänzendsten Erfolg begleitet, als er am 17. März 1845 †. S.s objektive, bis in die feinsten Züge durchgearbeitete, harmonisch abgerundete und durchgeführte Darstellungsweise stellt ihn den größten dramatischen Künstlern aller Zeiten und Völker an die Seite. Seine Hauptrollen waren Mephistopheles in „Faust", Franz Moor, Cromwell, Marinelli, Richard III., Shylock, Polonius, Präsident in „Kabale und Liebe", Nathan, Abbé de l'Epée, Richard Brandon in Rellstabs „Eugen Aram", der Advokat Wellenberger in Ifflands „Advokaten", Ifflands „Essighändler" u. a. m. Vergl. Rötscher, S.s Leben und Wirken, Berlin 1845.

Seydlitz, Friedrich Wilhelm von, preußischer General, wurde den 3. Febr. 1721 zu Kalkar bei Kleve geboren, wo sein Vater Rittmeister bei einem Dragonerregimente war. Von Kindheit an für den Reiterdienst bestimmt, erhielt er eine strenge Erziehung, saß schon im 7. Jahre zu Pferde und führte dann als Page in Diensten des Markgrafen von Schwedt manches kühne Reiterstückchen aus. Der Markgraf beförderte ihn später zum Cornet in seinem Regimente, welches zu Belgard in Pommern stand. Das gespannte Verhältniß, in dem er hier zu dem Oberst von Rochow, Befehlshaber des Regiments, stand, wurde eine Hauptursache der frühen kriegerischen Auszeichnung u. schnellen Beförderung des jungen S. Während des ersten schlesischen Kriegs erhielt dieser nämlich im Frühjahr 1742 von seinem Chef die Ordre, ein Dorf bei Ratibor mit nur 30 Kürassieren gegen mehre Tausend heranziehende Ungarn so lange als möglich zu behaupten. Obschon

das ganze Dorf von der Mehrzahl der Feinde umringt, jeder Rückweg abgeschnitten und die Aussicht auf Unterstützung fern war, so vertheidigte sich doch S. hartnäckig und ergab sich erst, als die Mehrzahl seiner Kürassiere verwundet u. ohne Munition war. Nach Raab abgeführt, ward er schon nach einigen Wochen gegen einen österreichischen Rittmeister ausgewechselt und vom König zum Husarenrittmeister ernannt. Nach dem breslauer Frieden (1742) erhielt S. das Städtchen Trebnitz am rechten Oderufer zum Standquartier und war hier eifrig bemüht, seiner Schwadron einen höhern Grad taktischer Ausbildung zu geben, als man damals bei den Husaren für nöthig erachtete. Im zweiten schlesischen Kriege focht er bei Hohenfriedberg auf dem rechten Flügel mit großer Auszeichnung und nahm den sächsischen General von Schlichting mit eigener Hand gefangen, wofür ihn der König zum Major beförderte. Nachdem er sich unter Andern noch zu Sorr durch ungestüme Kavallerieangriffe hervorgethan, führte ihn der zu Dresden geschlossene Friede wieder in sein Standquartier Trebnitz zurück, wo er die weitere Ausbildung seiner Husaren wieder aufnahm und nach und nach eine neue Reitertaktik schuf. Seine mit großem Erfolge gekrönten Bemühungen fanden Anerkennung von Seiten des Königs, der S. im Herbst 1752 zum Oberstlieutenant und bald darauf zum Kommandeur des Dragonerregiments Prinz Würtemberg ernannte, das S. aber schon zu Anfang 1753 gegen das Kürassierregiment von Rochow vertauschen mußte, bei dem er im Sommer 1755 zum Oberst aufrückte. Als solcher nahm er nach dem Ausbruch des siebenjährigen Kriegs an der Schlacht bei Lowositz Theil, in welcher er einige kühne Reiterangriffe ausführte, und befand sich im folgenden Jahre bei Friedrichs Einfall in Böhmen bei dem Corps des Fürsten Moritz von Dessau, welches über Kommotau vorrückte. In der Schlacht bei Kollin warf er an der Spitze von 10 Schwadronen ein Regiment Infanterie, dann zwei Reiterregimenter und drang bis an das zweite Treffen der Oesterreicher vor, wo er abermals ein Regiment Infanterie durchbrach und dessen Fahnen eroberte. Er trug hierdurch nicht nur viel zur Deckung des Rückzugs der preußischen Infanterie bei, sondern die kühne Haltung seiner Reiterschaaren hinderte auch jede wirksame Verfolgung. Zwei Tage nach dieser Schlacht ernannte ihn der König zum Generalmajor. Nach dem Rückzug aus Böhmen an die Elster beordert, warf S. an der Spitze von 17 Schwadronen bei Pegau zwei österreichische Kavallerieregimenter und ward darauf mit 20 Schwadronen bis Gotha vorgeschoben, wohin Soubise und der Herzog von Hildburghausen mit der feindlichen Hauptmacht von Eisenach her am 19. Sept. mit 10,000 Mann vorrückten. S. wich zurück, stellte sich hinter einem flachen Höhenzuge bei Siebleben so vortheilhaft auf, daß man ihn für weit stärker halten mußte, u. ließ durch einen nach Gotha geschickten Dragoner, der sich für einen Ueberläufer ausgab, die Nachricht verbreiten, daß der König mit starker Macht im Anzuge sey. Der Feind glaubte daran, machte einen Rekognoscirungsversuch, wurde dabei selbst angegriffen, in die Stadt zurückgeworfen und verließ dieselbe in solcher Eile, daß der ganze Troß in die Hände der Preußen fiel und S. mit seinen Offizieren das für die feindliche Generalität im herzoglichen Schlosse aufgetragene Mittagsmahl noch unangetastet fand. Der Feind wurde bis Eisenach verfolgt. Kurz vor der Schlacht bei Roßbach zum Oberbefehlshaber über die gesammte Kavallerie ernannt, war er es, der jene Schlacht eigentlich entschied. Der König belohnte ihn mit dem schwarzen Adlerorden, beförderte ihn zwei Tage später zum Generallieutenant und ernannte ihn gleichzeitig zum Inhaber des Kürassierregiments Rochow. Eine Wunde, die er bei dem letzten Angriff auf die französische Infanterie erhalten, hinderte ihn, dem König auf seinem raschen Zuge nach Schlesien zu folgen, und nöthigte ihn, über 4 Monate in Leipzig zu bleiben. Nach seiner Wiederherstellung handelte S. meist nach speciellen Befehlen des Königs und fand wenig Gelegenheit, sich hervorzuthun. Doch wurde ihm bei dem kühnen Zuge aus Mähren durch Böhmen nach Schlesien die Deckung desselben mit der Kavallerie aufgetragen, was er mit vieler Geschicklichkeit vollbrachte und wobei er bei Chlumetz ein rühmliches Gefecht bestand. Die Bedrohung Küstrins durch eine starke russische Armee führte ihn an die Oder. Bei Zorndorf befehligte er die Kavallerie des linken Flügels, die zuletzt bis auf 61 Schwadronen verstärkt wurde; obwohl ihm keine Hauptrolle in diesem blutigen Drama zugetheilt war, erfocht er doch den Sieg und schützte sogar die Infanterie vor einer Niederlage. Im Lager bei Hochkirch war S. einer von Denen, die den König auf die Möglichkeit eines nächtlichen Ueberfalls aufmerksam machten, konnte aber das Unglück nicht abwenden. Als der Rückzug angetreten werden mußte, deckte ihn S. mit der ganzen Kavallerie, und nur ihre imposante ruhige Haltung machte es dem Könige möglich, bei Bautzen wieder ein Lager beziehen zu können, das der Feind nicht zum zweiten Male anzugreifen wagte. In der Schlacht bei Kunersdorf mußte er auf wiederholten Befehl des Königs seine trefflich gewählte Stellung verlassen und wurde durch einen Kartätschenschuß schwer verwundet. In Berlin, wohin er sich zu seiner Wiederherstellung begab, verheirathete er sich mit einer Gräfin von Hacke und begab sich dann wieder zur Armee, die bei Leipzig stand. Da die öffentliche Meinung den Verlauf der Schlacht bei Kunersdorf dem vom König zur Unzeit an S. erlassenen Befehl zuzuschreiben geneigt war, so behandelte ihn der König mit Kälte und ließ ihn an mehren Gefechten keinen Theil nehmen. S.s thätige Mitwirkung bei der Vertheidigung Berlins, welches im Herbste 1759 von den Russen angegriffen wurde, scheint ihn jedoch in der Gunst seines Gebieters wieder gehoben zu haben. Im Mai 1761 erhielt er die Weisung, sich zur Armee des Prinzen Heinrich zu verfügen und fand in der Schlacht bei Freiberg Gelegenheit, seine Umsicht in Verwendung der Infanterie wie der Kavallerie in glänzendster Weise zu bewähren. Nach dem Frieden übertrug ihm der König die Inspektion aller in Schlesien stehenden Kavallerieregimenter. S. war hierzu ganz der Mann, und

seine Inspektion war bald die beste in der Armee, wie vorher sein Regiment allen andern zum Muster gedient hatte. Im J. 1767 wurde er zum General der Kavallerie ernannt, ohne aber dadurch seinem bisherigen Wirkungskreise entzogen zu werden. Im Frühjahre 1772 ward er vom Schlage getroffen und † in Folge davon am 7. Nov. 1773. Sein Grab in dem Garten seines Landguts Minkowski bei Namslau in Schlesien bezeichnet ein einfaches Denkmal. In Berlin ließ ihm der König 1784 auf dem Wilhelmsplatze ein marmornes Denkmal setzen. S.'s Leben beschrieb Varnhagen von Ense in den „Biographischen Denkmalen".

Seyffarth, Gustav, Professor der Archäologie an der Universität Leipzig, geboren am 13. Juli 1796 zu Uebigau in der preußischen Provinz Sachsen, widmete sich zu Leipzig seit 1815 dem Studium der Philologie und Theologie, habilitirte sich daselbst 1823 in der philosophischen Fakultät, wurde 1825 außerordentlicher Professor der Philosophie und 1829 Professor der Archäologie. Auf einer dreijährigen Reise, die er mit königlicher Unterstützung 1826 nach Süddeutschland, Italien, Frankreich, England und Holland unternahm, sammelte er mehr als 10,000 Abdrücke, Abgüsse, Durchzeichnungen u. Abschriften ägyptischer Monumente und koptischer Manuskripte. Seine in das archäologische Fach einschlagenden Schriften zeugen von gründlicher Gelehrsamkeit u. Scharfsinn, enthalten aber äußerst gewagte Hypothesen, welche der Gegenstand mannichfacher Angriffe gewesen sind. Er schrieb: „De pronunciatione vocalium graecorum" (Habilitationsschrift); „De sonis literarum graecarum tum genuinis tum adoptivis etc." (Leipz. 1824); „De lingua et literis veterum Aegyptiorum" (eine Fortsetzung von Spohns Werke, das. 1825—31); „Rudimenta hieroglyphices" (das. 1826); „Systema astronomiae Aegyptiorum quadripartitum" (das. 1833); „Unser Alphabet, ein Abbild des Thierkreises" (das. 1834); „Alphabeta genuina Aegyptiorum et Asianorum" (das. 1840); „Die Grundsätze der Mythologie und der alten Religionsgeschichte rc." (das. 1843); „Untersuchungen über das Geburtsjahr Christi" (das. 1846) u. A. m.

Seyfried, Ignaz, Ritter von, namhafter Komponist, geboren zu Wien den 15. Aug. 1776, zeigte früh viele Anlagen und große Neigung zur Musik, mußte sich aber trotz dem anfangs nach seines Vaters Willen dem Studium der Rechtswissenschaft widmen, bis er sich auf Verwendung P. Winters ausschließlich der Kunst zuwenden durfte. Nachdem er sich schon früher unter Mozarts u. später unter Kotzeluchs Leitung zum tüchtigen Klavierspieler ausgebildet u. unter Albrechtsbergers Anweisung auch in der Komposition versucht hatte, ward er 1797 an dem unter Schikaneders Direktion stehenden Theater an der Wien als Kapellmeister und Komponist angestellt, in welcher Stellung er eine Menge kleine Opern und Singspiele lieferte. Im J. 1828 legte er seine Stelle nieder, zog sich ins Privatleben zurück und † den 26. Aug. 1841. S. ist zwar nicht den genialen bahnbrechenden Meistern der Musik beizuzählen, lieferte aber viele Kompositionen für die Bühne, Kammer und Kirche, die, wenn sie jetzt auch durch Besseres in den Hintergrund gedrängt sind, ihrer Zeit mit Recht viel Beifall fanden, und leistete auch als musikalischer Schriftsteller Anerkennenswerthes.

Seymour, englische Familie, deren erstes namhaftes Glied Sir John S. war, Sheriff von Somerset und Dorset zu Anfang des 16. Jahrhunderts, durch seine Tochter Jane S. seit 1536 Schwiegervater König Heinrichs VIII. Ein Nachkomme von ihm war Sir Edward S., der, obwohl kein Rechtsgelehrter, 1673 zum Sprecher im Unterhause erwählt ward, sich trotz seines Torysmus an der Revolution von 1688 betheiligte und 1707 †. Sein Sohn, Popham S., erbte die weitläufigen irischen Besitzungen seines Vetters, des Grafen Conway, und nannte sich S.-Conway. Dessen Neffe, Francis S.-Conway, Lordlieutenant von Irland und Lordoberkammerherr, ward 1750 zum Grafen von Hertford, 1793 zum Grafen von Yarmouth und Marquis von Hertford erhoben und † den 14. Juni 1794. Dessen jüngerer Bruder, Henry S.-Conway, befehligte 1761 die englischen Truppen bei dem Armeecorps des Prinzen Ferdinand von Braunschweig, ward 1765 Staatssekretär und † als Feldmarschall 1795. Francis Charles S.-Conway, dritter Marquis von Hertford, geboren den 11. März 1777, Günstling König Georgs IV., bekannt durch raffinirten Luxus, † den 1. März 1842. Ein Enkel des ersten Marquis von Hertford ist Sir George Hamilton S., Diplomat, geboren 1797, ward 1817 als Attaché bei der brittischen Gesandtschaft im Haag, 1819 als Protokollist im auswärtigen Amte angestellt und begleitete 1822 den Herzog von Wellington auf den Kongreß zu Verona. Im Nov. 1823 ging er als Legationssekretär nach Frankfurt, von da 1826 in derselben Eigenschaft nach Stuttgart und 1828 nach Berlin. Im Sept. 1829 zum Botschaftsrath in Konstantinopel ernannt, erwarb er sich hier genaue Kenntniß der orientalischen Verhältnisse. Hierauf war er seit 1831 als Gesandter in Florenz, seit April 1836 in Brüssel thätig und nahm hier an den Verhandlungen zur Schlichtung des belgisch-holländischen Konflikts bis zum Schlußvertrage von 1842 bedeutenden Antheil. Im J. 1846 nach Lissabon versetzt, vermochte er trotz der Unterstützung, welche England der portugiesischen Regierung zu Unterdrückung des Aufstandes in Oporto angedeihen ließ, nicht seine Forderungen zu Gunsten des englischen Handels durchzusetzen, und das gesammte Verhältniß, in welches er in Folge davon zu dem Ministerium Cabral gerieth, führte im Jan. 1851 seine Abberufung herbei. Er erhielt darauf den wichtigen Gesandtschaftsposten in Petersburg, wo er jene, später durch die englische Presse veröffentlichten Verhandlungen mit dem Kaiser Alexander hatte. Die orientalische Krise, die er von Anfang an vorausgesehen, führte im Febr. 1854 seine Abreise von Petersburg herbei.

Seyn, der allgemeinste der philosophischen Begriffe, dessen Erörterung Gegenstand der Ontologie (s. d.) ist.

Seyne, Stadt im französischen Departement Niederalpen, Arrondissement Digne, rechts an

der Blanche, am Fuß des gleichnamigen Berges, mit Citadelle, Kalkbrennerei, Collége und 2900 Einwohnern.

Seyny, Kreisstadt im russisch-polnischen Gouvernement Augustowo, nordwestlich von Grodno, hat eine Kathedrale, ein berühmtes Dominikanerkloster mit Dominikanerkirche (Wallfahrtsort), eine Kreiskommission, Leder- und Tuchfabriken und 3200 (nach Andern 2700) Einw.

Seyon, Fluß im schweizerischen Kanton Neuenburg, entspringt am Fuße des Chasserac, fließt südlich durch das Ruzthal in den Neuenburgersee; bildet bei Valaugin einen 30 Fuß hohen Fall.

Seypusch (**Zywiecz**), Stadt im österreich.-galizischen Kreis Wadowice, an der Sola, hat Tuch- und Leinweberei, bedeutende Jahrmärkte für Schlachtvieh und Garn und 3000 Einw.

Seyssel, halb französische, halb savoyische Stadt im französischen Departement Ain, Arrondissement Bellay, an beiden Ufern der Rhone, über die eine Brücke führt, mit Asphaltgruben, Schiffswerfte, Weinhandel und 1340 (nach Andern 2500) Einw.

Sezanne (**Sezanne en Brie**), Stadt im französischen Departement Marne, Arrondissement Epernay, mit Stiftskirche, Hospital, Gerberei, Tuchfabrikation, Handel mit Wein, Holz, Getreide 2c. und 4440 Einw. Bei S. am 25. März 1814 Gefangennehmung einer französischen Kolonne von 10,000 Mann unter Macdonald durch die Russen.

Sezza, Stadt im Kirchenstaat, Delegation Velletri, an den pontinischen Sümpfen, in ungesunder Lage, ist Bischofssitz, hat Acker- und Weinbau und 6000 Einw.

Sf., Abkürzung von Sforzando (s. d.).

Sfagia (**Sphagia**, **Sfakteria**), griechische Insel an der Westküste von Morea, vor dem Hafen von Navarin, von Felsenriffen umgeben und von Fischern bewohnt, dient zugleich zur Beschützung des Hafens von Navarin, ist $^1/_2$ Meile lang und schmal. S. hieß im Alterthum **Sphacteria** und wurde 425 v. Chr. von den Athenern unter Cleon eingenommen. Im Jahre 1770 zogen sich Orlow und Dolgoruki nach der Niederlage bei Modon und Koron hierher, und 5000 Griechen kamen aus Mangel an Lebensmitteln um.

Sforza, berühmtes italienisches Geschlecht, welches im 15. und 16. Jahrhundert sich hervorthat und Mailand 6 Herzöge gab. **Jacopo Muzio Attendolo**, der Stifter der Familie, 1369 geboren, Sohn eines Landmanns zu Cotignola in der Romagna, schwang sich durch seine Tapferkeit, Muth und Klugheit zu einem der renommirtesten Condottieri seiner Zeit empor. Nachdem er mit seinem ihm treu ergebenen Haufen Bewaffneter nach einander mehren Herren gedient, trat er in die Dienste des Königs von Neapel u. galt bereits unter der Regierung der Königin Johanna II. als eine Stütze des Throns. Er fand den 4. Jan. 1424 beim Uebergang über den Fluß Pescara, indem er einem Pagen das Leben retten wollte, den Tod. Den Namen S. (d. i. Erzwinger) erhielt er von dem Grafen Alberigo von Barbiano, dem Stifter des italienischen Condottieriwesens. Sein natürlicher Sohn, **Francesco S.**, geboren am 23. Juni 1401, erlernte die Kriegskunst in der Condotta seines Vaters und übernahm nach dem Tode des letzteren deren Führung. Nachdem er eine Reihe von Jahren Mailand, Venedig und Florenz gedient und sich als Kriegsmann einen in ganz Italien gefürchteten Namen erworben, gab ihm der Herzog Filippo Maria Visconti von Mailand, der letzte Sprößling dieses Hauses, seine Tochter zur Ehe. Dadurch erhielt er Veranlassung, sich nach des Herzogs Tode 1447 durch List und Gewalt die Herrschaft über Mailand anzueignen. Es kostete ihm diese Usurpation einen anderthalbjährigen blutigen Kampf, und erst am 26. Febr. 1450 öffneten sich ihm die Thore Mailands. Alle ihm vorgelegten Bedingungen mit Entschiedenheit verwerfend, erklärte er, Mailand als Nachfolger Visconti's mit unumschränkter Gewalt regieren zu wollen, und ließ sich am 25. März als Herzog krönen. Von den meisten übrigen italienischen Staaten anerkannt, befestigte er sich durch weise Regierungsmaßregeln auf dem Throne, vergrößerte sein Herzogthum durch Eroberung Genua's 1464, trat mit den meisten italienischen Höfen in Familienverbindung u. mit dem König Ludwig IX. von Frankreich in ein Bündniß, um dessen aufrührerische Vasallen unterjochen zu helfen. Er † am 8. März 1466 zu Mailand, sein Herzogthum seinem ältesten Sohne, **Galeazzo Maria**, hinterlassend, der, ein ausschweifender grausamer Mann, 1476 durch Verschworene fiel. Da dessen Sohn, **Giovanni Galeazzo**, noch minderjährig war, so bemächtigte sich der Oheim desselben, **Lodovico il Moro**, des Throns und beseitigte den Unmündigen wahrscheinlich durch Gift. Um die usurpirte Herrschaft zu behaupten, veranlaßte er den Kriegszug des französischen Königs Karl VIII. nach Neapel, brachte aber dadurch nur Unglück über dieses und sein eigenes Haus. Denn nachdem er später dem Bunde gegen Frankreich beigetreten, ward er von Ludwig XII. 1499 aus dem Herzogthum vertrieben. Mit Hülfe von schweizerischen Soldtruppen kehrte er zwar noch in demselben Jahre zurück, ward aber von Ludwig abermals mit Krieg überzogen. Von den Schweizersöldlingen verlassen und von einem derselben verrathen, ward er 1500 als Gefangener nach Frankreich abgeführt u. † zu Loche im Kerker. Sein Sohn, **Maximilian S.**, vertrieb zwar mit Hülfe von Schweizertruppen die Franzosen 1512 aus Mailand, aber 1515 vom französischen Könige Franz I. bei Marignano geschlagen, mußte er Mailand gegen ein Jahrgehalt an Frankreich abtreten. **Francesco S.**, Bruder des Vorigen, seit 1521 Herzog von Mailand, wurde 1529 vom Kaiser Karl V., dem Sieger Franz' I., mit dem Herzogthum belehnt und † den 24. Okt. 1535. Darauf gab Karl V. 1540 Mailand seinem Sohne, dem nachherigen Könige Philipp II. von Spanien, als eröffnetes Reichslehn. Vergl. **Ratti**, Della famiglia S., Rom 1794.

Sforzando (Sforzato, ital.), musikalisches Zeichen, bedeutet, daß eine Note mit starker Intonation vorgetragen werden soll; gewöhnlich abbrevirt Sf. oder Sfz.

Sgraffitomalerei, eine in Italien erfundene Manier der Wandmalerei. Der aus Kalk, Sand u. Kohlenstaub bestehende, schwarze Grund ward mit dünnem Gyps überstrichen, auf diesem der Karton durchgezeichnet, worauf die Schatten mit einem spitzen Eisen bis auf die schwarze Unterlage in Strichen angegeben wurden, so daß das fertige Ganze das Ansehen einer Zeichnung oder eines Kupferstiches erhielt. Alle Werke dieser Art sind zu Grunde gegangen, und nur durch die Beschreibung des Vasari und in Blättern von Cherubin Alberti, Bonesone, Gaietruzzi u. A. hat sich ihr Andenken erhalten.

Shaftesbury, 1) Antony Ashley Cooper, erster Graf von S., englischer Staatsmann, geboren den 22. Juli 1621 in der Grafschaft Dorset, Sohn des Sir John Cooper auf Rockborn, widmete sich nach zweijährigem Studium zu Oxford in Lincolns-Inn zu London dem Studium der Jurisprudenz. Nachdem er 1640 ins Unterhaus getreten war, erlangte er durch Witz und Beredsamkeit, sowie als gewandter Parteiführer bald einen bedeutenden Einfluß. Als der Hof im Beginne des Bürgerkrieges sein Erbieten, als Vermittler zu dienen, aus Mißtrauen von sich gewiesen hatte, ging er zur Parlamentspartei über, errang an der Spitze eines zusammengebrachten Truppencorps einige Vortheile im Felde und wurde dann zum Friedensrichter der Grafschaft Dorset erwählt. Nach Auflösung des langen Parlaments verscherzte er die Gunst des Protektors durch seine Opposition, ward aber gleichwohl wieder in das neue Parlament gewählt. Nach dem Tode Cromwells zog er die Presbyterianer auf seine Seite und benutzte die Abneigung des englischen Volks gegen die republikanische Staatsform, um mit Hülfe des Generals Monk die Monarchie wieder herzustellen. Als Parlamentsmitglied war er auch bei der Deputation, welche Karl II. zur Rückkehr auf den Thron seiner Väter einlud. Karl ernannte ihn zum Lordlieutenant in Dorset, 1661 zum Peer u. bald nachher zum Kanzler der Schatzkammer. Während er aber mit der Hofpolitik ganz einverstanden zu seyn schien, machte er im Oberhause den Führer der Opposition, stellte sich der berüchtigten Uniformitätsakte entgegen und sprach sich gegen den holländischen Krieg und den Verkauf von Dünkirchen aus. Eben sowohl seine Unbeständigkeit, als seine Vermögenslosigkeit trieb ihn indeß bald wieder in den Schooß der Hofpartei zurück. Als erster Lord des Schatzes trat er 1669 in das berüchtigte Ministerium Cabal, welches den Absolutismus und Katholicismus in England wieder herstellen sollte. In Kurzem hatte er die Fäden dieser geheimen Intrigue des englischen Königs gegen sein Volk ganz in seine Hände gebracht. Nachdem er aber im April 1672 zum Grafen und im November zum Lordkanzler ernannt worden, fürchtete er, daß der König, wenn sein Reaktionsplan scheitere, die Rathgeber der Krone dem Parlamente opfern möchte, und deckte im März 1673 vor dem Oberhause die königliche Intrigue auf, ging offen ins Lager der Volkspartei über und beförderte die Einführung der Testakte. Seines Amtes enthoben, übernahm er die Führung der parlamentarischen Opposition. Seine Behauptung, daß die Prorogation des Parlaments vom November 1675 bis zum November des folgenden Jahres eigentlich als eine Auflösung anzusehen sey, zog ihm eine 13monatliche Haft im Tower zu. Wieder freigelassen, trat er gegen die Doktrin vom leidenden Gehorsam auf, erregte den Haß des Volks gegen das papistische Komplot von 1678, wirkte für die Ausschließung des katholischen Herzogs von York vom englischen Thron und führte zuletzt den Sturz des Ministeriums Danby herbei. Trotz der Abneigung, welche die Camarilla gegen ihn hegte, erhielt er dennoch im März 1679 das Präsidium des Staatsraths. Mit doppeltem Eifer wirkte er nun für die Ausschließung des Herzogs von York und hatte großen Antheil an der 1679 zu Stande gekommenen Habeascorpusakte. Nach der Rückkehr des verbannten Herzogs von York schon nach 5 Monaten wieder entlassen, bot er Alles zu dessen Sturz auf und ging so weit, ihn im Februar 1680 vor dem Gerichte der Kingsbench als widerspenstigen Papisten anzuklagen. Nach der Beseitigung der Ausschließungsbill am 21. Oktober knüpfte er mit dem Herzog von Monmouth Verhandlungen an, um die Thronbesteigung des späteren Königs Jakob mit gewaffneter Hand zu verhindern. Der Hof ließ ihn zwar deshalb im Juli 1680 wieder in den Tower setzen und im November des Hochverraths anklagen, allein S. wurde unter großem Jubel des Volks freigesprochen. In Verbindung mit Monmouth, Russel, Algernon, Sidney und Anderen bildete er hierauf die sogenannte Kornbodenverschwörung (Rye-house-plot), wurde aber, da sich die Ausführung der Verschwörung mehrmals verzögerte, flüchtig, weil er sich nicht länger für sicher hielt, und ging 1682 nach Amsterdam, wo er am 2. Januar 1683 †. Vgl. Martyns „Memoirs" dieses Staatsmanns, London 1837.

2) Antony Ashley Cooper, philosophischer Schriftsteller, Enkel des Vorigen und dritter Graf von S., geboren den 26. Februar 1671 zu London, besuchte seit 1683 die Schule zu Winchester und ging 1686 auf Reisen, hielt sich in Frankreich und Italien auf und erwarb sich hier vertraute Bekanntschaft mit den schönen Künsten. Nach seiner Rückkehr nach England 1689 widmete er sich noch mehre Jahre lang wissenschaftlicher Beschäftigung und trat dann ins Parlament, wo er sich bei allen Maßregeln, welche die Erhaltung der Freiheit und die Förderung des allgemeinen Besten zum Zwecke hatten, mit Eifer betheiligte. Durch seine geschwächte Gesundheit zum Ausscheiden genöthigt, unternahm er 1698 eine Reise nach Holland, wo er mit Leclerc, Bayle u. A. Verkehr pflog. Nach seiner Rückkehr nach England wurde er durch den Tod seines Vaters Graf von S. und trat als solcher 1700 in das Oberhaus, wo er die Maßregeln des Königs Wilhelm eifrig unterstützte. Mit der Politik der unter der Königin Anna das Ruder führenden Staatsmänner wenig einverstanden, zog er sich ins Privatleben zurück und reiste wieder nach Holland. Wie sehr er zur Milde geneigt war, beweist er durch seine „Letter concerning enthusiasm" (London 1708), worin er zu gelinden Maßregeln gegen die französischen Urheber einer bedenklichen Gährung in England rieth. Nachdem er sich 1709 vermählt

hatte, reiste er 1711 wieder nach Italien und † im Februar 1713 zu Neapel. S. zeigt sich in seinen Schriften mehr als liebenswürdigen Menschen, denn als tiefen Denker. Er trat dem Empirismus seines Freundes Locke in sofern entgegen, als er im Gegensatz zur Theorie der Selbstsucht das unmittelbare Wohlgefallen am Guten zu wecken suchte. Ueberall zeigt er sich als warmen Freund der Tugend, sowie als Anhänger der natürlichen Religion. Seine Werke erschienen unter dem Titel „Characteristics of men, manners, opinions and times" (London 1713, 3 Bde.; beste Ausg. 1773, 3 Bde.; deutsch, Lpz. 1776, 3 Bde.). Außerdem gab er „Briefe über philosophische und theologische Gegenstände" (1716 und 1721) heraus. Die deutsche Uebersetzung seiner „Philosophischen Werke" unternahmen Hölty und Benzler (Leipzig 1776—79, 3 Bde.). Seine Untersuchung über Verdienst und Tugend bearbeitete Diderot.

3) Antony Ashley-Cooper, siebenter Graf von S., Nachkomme des Vorigen, bekannter Philanthrop, geboren den 28. April 1801, trat 1826 als Parlamentsglied für Woodstock ins Unterhaus, wurde unter Wellingtons Ministerium Mitglied des indischen Raths (Board of control), fungirte unter Peel 1834—35 als Lord der Admiralität und machte die Durchführung der Zehnstundenbill (Abkürzung der Arbeitszeit auf 10 Stunden) zum Hauptziel seiner parlamentarischen Wirksamkeit. Er erbitterte zwar dadurch die Fabrikbesitzer aufs Aeußerste gegen sich, erwarb sich aber die dankbare Anhänglichkeit der arbeitenden Klassen und die Achtung aller Menschenfreunde. Nachdem er 1846, um für die Aufhebung der Kornzölle zu wirken, womit der größte Theil seiner Kommittenten nicht einverstanden war, auf seinen Sitz im Parlament verzichtet hatte, trat er bei den Wahlen von 1847 als Kandidat für Bath gegen Roebuck auf und wurde hauptsächlich auf Betreiben der religiösen Partei gewählt. Im Oberhause verficht er seit 1851 mit Konsequenz die protestantischen Interessen, namentlich bei Gelegenheit der Religionsverfolgungen in Toskana. Als Haupt der streng evangelischen Partei der englischen Kirche ist er ein entschiedener Widersacher des Puseyismus und wirkt als Präsident der protestantischen Allianz, der Bibelgesellschaft, der Gesellschaft zur Bekehrung der Juden ꝛc. im Verein mit anderen protestantischen Konfessionen. Großes Verdienst erwarb er sich durch seine auf Verbesserung der materiellen und sittlichen Zustände der niederen Schichten der Bevölkerung gerichteten Bemühungen, als Errichtung von Arbeiterwohnungen, Gründung der „Zerlumpten-Schulen" (ragged schools), Beförderung sanitätspolizeilicher Reformen ꝛc. In die „Quarterly review" lieferte er gediegene Aufsätze über sociale und industrielle Fragen.

Shaftsbury, Stadt in der englischen Grafschaft Dorset, mit Tuchweberei, Spitzenklöppelei und 3000 Einw.

Shaint, Gruppe von drei kleinen Inseln der Hebriden, in der Minch-Meerenge, an der Küste von Lewis.

Shakers (Shaking-Quakers), christliche Sekte, die sich um 1747 zu Manchester von den Quäkern abzweigte, dann nach Nordamerika übersiedelte und hier ihr eigenthümliches Gepräge besonders durch Anna Lee erhielt. Als die Tochter eines Grobschmieds zu Manchester 1736 geboren, hatte sich diese sehr jung mit einem dem Trunk ergebenen Schmied verheirathet, hatte als Mutter von 8 Kindern eins nach dem anderen verloren, wurde in Folge davon tiefsinnig, hatte Visionen und predigte gegen die Ehe. Im Jahre 1774 verließ sie ihren Wohnort Manchester und schiffte sich mit einigen Anhängern nach Nordamerika ein, wo sie in der Nähe von Albany die erste Gemeinde der S. zu Waterwliet gründete. Sie übernahm die Leitung als „Mutter" in Jesus Christus und gesellte sich 7 Aelteste zu. Die ersten Gesetze, welche sie erließ, führten Gütergemeinschaft und Trennung der beiden Geschlechter ein. Nach Anna Lee ist die Ehe der einzige Grund, daß die Vorschriften des Erlösers so selten befolgt werden und die öffentliche Moral im Sinken begriffen ist. Die S. glauben, Christus sey nicht nur in der Gestalt der Anna Lee zum zweiten Male hienieden erschienen, sondern es sey zur Erlösung des weiblichen Geschlechts unerläßlich und wesentlich nothwendig gewesen, daß eine solche Erscheinung in einer Person ihres Geschlechts Statt gefunden habe, indem die erste Ankunft Christi in der Gestalt des Mannes nur die Erlösung des männlichen Geschlechts habe bewirken sollen. Sie wurden in ihrem Glauben auch nicht irre, als die „Mutter", obwohl sich dieselbe für unsterblich erklärt hatte, 1784 starb. Neue Gemeinden der S. bildeten sich zu Lebanon im Staate Massachusetts und Enfield im Staate Connecticut, die bald so anwuchsen, daß man 1832 in den Vereinigten Staaten 15 Gemeinden mit 6000 Mitgliedern zählte. Hauptsatzung der S. ist der Cölibat. Da Ehen unter keiner Bedingung erlaubt werden, so vermehrt sich die Gesellschaft lediglich durch Proselyten. Dabei herrscht völlige Gütergemeinschaft unter ihnen. Merkwürdig sind aber besonders ihre tanzartigen Bewegungen beim Gottesdienst, wovon sie ihren Namen haben. Dieselben werden in einer Art von Prozession in zwei, von beiden Geschlechtern gebildeten Kreisen menuetartig unter Händeklatschen und dem taktmäßigen Absingen einer Hymne ausgeführt. Einen gewaltsameren Charakter hat der bisweilen aufgeführte „Todtentanz", wobei die Tanzenden erschöpft zur Erde fallen. Die Gemeindeverwaltung ist Aeltesten anvertraut, während die oberste Leitung in den Händen einer Frau zu seyn pflegt, die durch Visionen zu diesem Amte berufen wird. Das Glaubensbekenntniß der S. ist in dem „Testimony of Christ's second appearance" enthalten. In dem Negiren der bürgerlichen und geistlichen Autorität des Staats, in der Verweigerung der Kriegsdienste und des Eids, in der Verwerfung der Sakramente und in dem Glauben an unmittelbare Eingebungen des heiligen Geistes stimmen sie mit den Quäkern überein. Etablissements der S. bestehen bloß in Massachusetts, Connecticut, Newhampshire und Maine. Die einzelnen Gesellschaften bestehen aus 3—500 Mitgliedern. Sie zeichnen sich durch Fleiß und im Verkehr durch Redlichkeit aus. Ihre Felder sind stets im besten Zustande, die Werkstätten, in denen Frauen und Männer abgesondert arbeiten, trefflich geordnet;

auch läßt die äußere Erscheinung ihrer Etablissements auf einen gewissen Reichthum schließen, so einfach die Lebensweise der S. auch ist.

Shakspeare (Shakspere), William, der größte dramatische Dichter der Engländer, wurde nach der gewöhnlichen Annahme am 23. April 1564 in dem Städtchen Stratford am Avon geboren. Sein Vater, John S., betrieb das Gewerbe eines Handschuhmachers, war aber ein angesehener Bürger und erscheint in den städtischen Urkunden nach und nach als Geschworener, Konstabel, Stadtkämmerer, Alderman und zuletzt als Baillif auf dem höchsten Posten in der Gemeinde. Aus William S.'s Jugend ist im Ganzen wenig Zuverlässiges zu unserer Kenntniß gekommen. Eine Reihe von Unfällen, die sein Haus betrafen, trübten seine Jugend; der frühere Wohlstand der Familie ward zerrüttet; ein naher Verwandter starb, in einen Hochverrathsprozeß verwickelt, durch Henkershand; eigener Leichtsinn u. selbstgeschaffenes Elend kam hinzu, und der junge S. hatte eine Periode nicht nur der Widerwärtigkeit, sondern auch der Unwürdigkeit durchzumachen. Er zählte kaum 18 Jahre, als er sich verehelichte; ein durch seine leicht erregbare Sinnlichkeit veranlaßter Fehltritt hatte diese übereilte Heirath zur Folge. Sein Weib war Anna, die Tochter Richard Hathaway's, eines wohlhabenden Meiers in der Nähe von Stratford. Sie gebar ihm schon nach 6 Monaten eine Tochter, Susanna, und etwa 18 Monate später Zwillinge, einen Sohn und eine Tochter. S.'s häusliches Leben scheint aber kein glückliches gewesen zu seyn. In demselben keine Befriedigung findend, soll er in die Gesellschaft müßiger Tagediebe gerathen seyn, welche in dem nahe gelegenen Parke eines gewissen Sir Thomas Lucy dann und wann Wilddieberei trieben. Der Sage nach wurde S. einst auf der That ertappt und vom Besitzer, der zugleich Schöffe des Obergerichts der Grafschaft u. Parlamentsmitglied war, gerichtlich belangt. S. rächte sich durch ein Pasquill, sah sich aber, um der gerichtlichen Verfolgung zu entgehen, zur Flucht genöthigt. Er verließ seine Vaterstadt 1586, spätestens 1587, 22—23 Jahre alt. Ob er es aus obigem Grunde that, oder um seiner bedürftigen Familie durch Ausbeutung seines Talents aufzuhelfen, oder, wie eine andere Tradition will, aus Liebe zur Dichtung und Schauspielkunst, ist nicht zu entscheiden. Doch können möglicher Weise alle drei Bestimmungsgründe zusammen gewirkt haben, um diesen über sein Leben entscheidenden Entschluß hervorzurufen. Er floh nach London und wurde hier Schauspieler und bald Schauspieldichter. Sein Erfolg war rasch und entschieden. Anfangs, wie erzählt wird, als callboy, Rufer, der die auftretenden Schauspieler citirte, angestellt, spielte er bald selbst mit, und bereits 1589 erscheint er als ein engerer Theilhaber und Angehöriger der Gesellschaft, in die er getreten war. Sein Talent als Schauspieler wird aber als nur mittelmäßig angegeben; nur in einer Rolle, als Geist in „Hamlet", soll er excellirt haben. Wie früh S. seine dramatische Laufbahn als Dichter begonnen, und welches von seinen Stücken das erste gewesen sey, läßt sich nicht mit Gewißheit bestimmen, aber 1592 war er bereits als Bühnenschriftsteller wohl bekannt. In Folge davon ward S. von Stufe zu Stufe, bis in die höheren Kreise der Gesellschaft, in die ihm bisher ganz unzugänglich gebliebenen Zirkel der Gelehrten und Gebildeten gezogen; er ward mit dem Leben, mit allen seinen Formen, mit dem Treiben der Menschen auf den verschiedensten Bildungsstufen und mit ihren mannichfaltigsten Beschäftigungen vertraut. Vor Allem aber bildete sich zwischen ihm und dem Grafen Southampton ein freundschaftliches Verhältniß. Neben diesem waren Pembroke und Montgomery seine Hauptgönner, und selbst die Königin Elisabeth fand an seinen dramatischen Produkten großes Wohlgefallen. Doch fand sie sich nicht veranlaßt, bei S. eine Ausnahme von ihrer Kargheit gegen Gelehrte zu machen, wiewohl der Dichter nicht mit Schmeichelei kargte, dem angenehmsten Weihrauch, der ihrer Eitelkeit gestreut werden konnte. Obwohl der damals als Kritiker und Dichter auftretende Ben Jonson an S. einen Freund fand, der sich eifrigst bestrebte, sein Talent aufzumuntern, so stand doch Jonsons negative Verstandesrichtung ihrem Wesen nach dem Streben S.s direkt gegenüber, und dieses war eigentlich darauf gerichtet, jene zu stürzen. Wiewohl durch diese literarisch feindliche Stellung das persönliche freundschaftliche Verhältniß zwischen Beiden nicht gestört ward, so scheint es doch S. verstimmt zu haben, daß die pedantische Partei Ben Jonsons über sein Genie den Sieg davontrug, und da er überdies des eitlen Treibens in der Hauptstadt müde war, so verließ er um 1613—14 London und wandte sich in seine Vaterstadt Stratford am Avon, wo er sich schon früher angekauft hatte. Auf seiner dortigen Besitzung Newplace lebte er im Umgange mit wenigen auserlesenen Freunden noch einige Jahre. Mehre Werke, z. B. „Cymbeline" u. „Coriolan", wurden damals der Vollendung näher gebracht und die Welt noch mit einer seiner vortrefflichsten Dichtungen, dem Lustspiel „Was ihr wollt", beschenkt. Am 25. März 1616 machte S. sein noch vorhandenes Testament, worin er seine älteste Tochter Susanna zur Universalerbin seines nicht unbedeutenden Vermögens einsetzte, u. † am 23. April 1616. Er wurde in der stratforder Kirche beigesetzt, wo ein flacher Stein mit einer Inschrift sein Grab bezeichnet. Sieben Jahre später wurde ihm an der inneren Mauer der Kirche ein Denkmal mit seiner wohl getroffenen Büste u. 125 Jahre nach seinem Tode, zu einer Zeit, wo die Begeisterung Englands für seinen größten Dichter, zugleich durch Garricks bezauberndes Spiel geweckt, den höchsten Grad erreicht hatte, in der Westminsterabtei zu London sein marmornes Standbild errichtet. S.'s Weib Anna überlebte ihn um 8 Jahre. Sie starb, 67 Jahre alt, den 6. August 1623. Seine Nachkommenschaft starb im zweiten Gliede aus. Das einzige Bild S.'s, das auf Originalität Anspruch machen kann, bleibt das Standbild S.'s in der Kirche zu Stratford. Es war lange und schon frühzeitig die Vorstellung im Gange, S. sey ein rohes Genie gewesen und habe blindlings unzusammenhängende Dichtungen auf gut Glück hingeschüttet; selbst Milton, der ihn im Uebrigen bewunderte, sah ihn nur als das „Kind einer regellosen Phantasie, als den süßen Sänger wilder

Naturlaute" an. Auf die Richtigkeit dieser traditionell gewordenen Behauptung machte Lessing zuerst aufmerksam, nachdem er gefunden, daß die Werke dieses blindtappenden Tragöden am Ende mit des Aristoteles höchsten Kunstforderungen in Uebereinstimmung seyen. Spätere Kunstrichter forschten weiter, u. es stellte sich heraus, daß S.'s sogenannte Regellosigkeit nur ein Traum der Pedanten, daß die ästhetische Form des Ganzen eben so bewundernswerth sey wie die Materie, und der bildende Verstand des Poeten eben so groß als sein angeborenes Genie. Vornehmlich gewann seine Meisterschaft in der Charakteristik bald die bereitwilligste Anerkennung. S.'s Charaktere sind nicht in einem engen Kreise zufälliger Berührungen mit der Gesellschaft abgelanscht, sondern wie aus dem Ganzen der Menschheit gesucht und herausgehoben; sie sind nicht aus anderer Dichtung überkommen, nicht der Familie poetischer, nicht wirklicher Wesen angehörig, nicht Abzeichnungen von Bildern, ja nicht Abzeichnungen der Natur, sondern selbst Natur. Alle Geschlechter, Stände und Alter, der König und der Bettler, der Held und der Gauner, der Weise und der Narr handeln mit gleicher Wahrheit. S. versetzt sich in entfernte Zeitalter, zu fremden Nationen, und schildert uns treffend den Geist der alten Römer, der Franzosen in seiner Darstellung ihrer Kriege mit England, der Engländer selbst in einem großen Theil ihrer Geschichte, der südlichen Europäer, die damalige gebildete Gesellschaft und die Rauhheit und Barbarei einer nordischen Vorzeit. Er öffnet die Pforten der magischen Geisterwelt, läßt Gespenster aufsteigen, Hexen ihren Unfug treiben, bevölkert die Luft mit scherzenden Elfen und Sylphen, und auch diese nur in der Einbildung lebenden Wesen haben eine solche Wahrheit, daß, wären sie auch mißgeborene Ungeheuer, wie Kaliban, er uns dennoch die Ueberzeugung abnöthigt, gäbe es dergleichen, so würden sie sich so benehmen. Und von allen diesen Gestalten, wie sie von der tiefsten zu der flachsten, von den verzerrtesten bis zu den erhabensten wechseln, fällt keine einzige in ihren Zügen mit der andern zusammen; es gibt Gruppen, die eine Familienähnlichkeit haben, aber nicht zwei, die sich gleichen. Eben so ausgezeichnet, wie in den Charakteren, ist S. in der Darstellung der Leidenschaft. Er gibt uns die Geschichte der Gemüther, er läßt uns in einem einzigen Worte eine ganze Reihe vorhergegangener Zustände entdecken. Unter allen Dichtern hat vielleicht nur er eigentlich Seelenkrankheiten, Schwermuth, Wahnsinn, Nachtwandeln mit so unwidersprechlicher und allseitig bestimmter Wahrheit geschildert, daß der Arzt daran, wie an einem wirklichen Falle, seine Beobachtungen bereichern kann. Dabei ist S. dem Vorwurf nicht entgangen, er beleidige das Gefühl durch unverhüllte Schilderung der abstoßendsten moralischen Häßlichkeit u. empöre selbst die Augen durch unerträglich gräßliche Scenen. Schweift S. aber auch in der That zuweilen in das Aeußerste aus, so ist dies ein erhabener Fehler, aus der Fülle riesenhafter Kraft entsprungen. Und dieser tragische Titane, der den Himmel stürmt und die Welt aus ihren Angeln zu reißen droht, der, furchtbarer als Aeschylus, unser Haar emporsträubt und unser Blut vor Schauder gerinnen macht, besaß zugleich die einschmeichelnden Lieblichkeiten der süßen Poesie; er tändelt kindlich mit der Liebe und seine Lieder sind wie schmelzende Seufzer hingeathmet. S.'s komisches Talent ist nicht minder bewundernswürdig, als das, welches er im Pathetischen und Tragischen zeigt; es steht auf der gleichen Höhe, hat gleichen Umfang, gleiche Tiefe wie dieses. Er ist sehr erfinderisch in komischen Motiven, und man wird schwerlich nachweisen können, woher er die seinigen genommen, während er in dem ernsten Theil seiner Dramen sich meist an etwas Gegebenes anschließt. Seine komische Charakteristik ist eben so wahr, mannichfaltig und ergründend, als die ernsthafte. Er ist dabei so wenig zur Ueberladung geneigt, daß man vielmehr sagen kann, manche Züge seyen fast zu fein für die Bühne und können nur, durch einen großen Schauspieler geltend gemacht, von sehr gewitzigten Zuschauern ganz verstanden werden. Hinsichtlich der Diktion beobachtet S. im Gebrauch der Prosa und der Verse sehr feine Unterscheidungen nach dem Stande, mehr aber noch nach dem Charakter und der Gemüthsstimmung der Personen. Eine edle und über den gewöhnlichen Ton erhöhte Sprache paßt nur zu einer gewissen Anständigkeit der Sitten, die sowohl Laster, als Tugenden überkleidet und auch unter den heftigsten Leidenschaften nicht ganz verschwindet. Wie nun diese den höheren Ständen mehr eigen ist, als den geringeren, so ist auch bei S. Würde und Vertraulichkeit der Rede, Poesie und Prosa auf dieselbe Art unter die Personen vertheilt. Daher sprechen seine gemeinen Bürger, Bauern, Soldaten, Matrosen, Bedienten, hauptsächlich aber seine Narren durchweg im Tone ihres gewöhnlichen Lebens. Auch läßt er nicht selten dieselben Personen zu verschiedenen Zeiten die erhabenste und wieder die gemeinste Sprache führen, welche Ungleichheit in den wechselnden, bald höheren, bald nachlässigeren Stimmungen des menschlichen Gemüths begründet ist. Seine Jamben sind zuweilen ausgezeichnet harmonisch und volltönend, immer mannichfaltig und dem Inhalt angemessen, und selbst die Unebenheiten in seinem Versbau sind ausdrucksvoll; ein abgebrochener Vers od. ein plötzlich wechselnder Rhythmus trifft mit dem Stocken des Gedankenganges oder dem Eintritt einer andern Gemüthsregung zusammen. Auch von seinen gereimten Zeilen sind viele noch jetzt untadelig, sinnreich mit anmuthiger Leichtigkeit und blühend ohne falschen Schimmer. Die eingestreuten Lieder sind meist süße kleine Spiele und ganz Gesang; man hört in Gedanken eine Melodie dazu, während man sie bloß liest. Die sämmtlichen Leistungen S.'s, sagt Schlegel, tragen das unverkennbare Gepräge seines originalen Genius, aber Niemand ist weiter davon entfernt, als er, eine durch Angewöhnung und persönliche Einseitigkeit entstandene Manier zu haben. Jede seiner Dichtungen ist vielmehr eine abgeschlossene Welt, die sich in ihrer eigenen Sphäre bewegt. Es sind Kunstwerke, in einem durchgeführten Style gearbeitet, worin sich die Freiheit und die besonnene Wahl ihres Urhebers offenbart. Wenn die Durchbildung eines Werkes bis in seine kleinsten Theile nach einer Hauptidee, die Herrschaft eines beseelenden Geistes über alle Mittel der

Ausführung Korrektheit zu heißen verdient, so darf man S. nach Zugeständniß aller höheren Eigenschaften, welche Bewunderung fordern, in den meisten Fällen auch den Namen eines korrekten Dichters nicht versagen.

Ueber die Zahl der S. wirklich angehörigen Werke, sowie über deren chronologische Reihenfolge haben die Kritiker weitläufige Untersuchungen angestellt, sind aber zu wenig übereinstimmenden Resultaten gelangt. Die erste, von zwei Freunden des Dichters, Heminge und Condell, veranstaltete Ausgabe von S.'s Werken enthält in einem Foliobande 37 Stücke, dieselben, welche sich noch jetzt in allen Ausgaben finden, von denen man aber mehre hinsichtlich ihrer Aechtheit angefochten hat, während man andere anonyme dramatische Produkte jener Zeit S. hat vindiciren wollen. Jenes Schicksal traf namentlich den „Titus Andronicus", wiewohl derselbe schon 1598 in einem Verzeichniß der schakspearischen Stücke aufgeführt wird, dann den „Pericles", den ersten Theil von „Heinrich VI." und „Das Lustspiel der Irrungen". Aber der angeblich geringere Werth dieser Stücke kann, beim Mangel gewichtigerer Gründe, nicht gegen die Aechtheit derselben entscheiden, wie andererseits auch die Gründe, die man neuerlich für die Aechtheit der von den englischen Kritikern S. abgesprochenen Stücke aufgebracht hat, höchstens die Möglichkeit, daß sie von S. geschrieben seyn können, darlegen. Ueber die Zeitfolge der allgemein als ächt geltenden Stücke haben namentlich Steevens, Malone, Drake, Tieck u.A. eingehende Forschungen gemacht, ohne aber diese Frage erledigen zu können. Aus des gleichzeitigen Meres Zeugniß ergibt sich, daß „Die beiden Edelleute von Verona", „Das Lustspiel der Irrungen", „Verlorene Liebesmühe", „Ende gut, Alles gut", „Der Sommernachtstraum", „Der Kaufmann von Venedig", „Richard II.", „Richard III.", „Heinrich IV.", „König Johann", „Titus Andronicus" und „Romeo und Julie" vor 1598 abgefaßt worden sind. Außerdem gibt es Ausgaben von „Richard II.", „Richard III." und „Romeo und Julie" von 1597, von „Heinrich IV." und „Verlorene Liebesmühe" von 1598, von „Titus Andronicus", „Heinrich V.", „Dem Kaufmann von Venedig", „Dem Sommernachtstraum", von „Viel Lärmen um Nichts" von 1600, von „Den lustigen Weibern von Windsor" von 1602, von „Hamlet" von 1603, von „Lear" und „Pericles" von 1608 und von „Troilus und Cressida" von 1609. Unter den Lustspielen gehören „Die beiden Edelleute von Verona", „Der Widerspenstigen Zähmung" und „Das Lustspiel der Irrungen" unstreitig zu den Jugendarbeiten des Dichters. Das erste dieser Stücke, „Die beiden Edelleute von Verona", schildert den Wankelmuth der Liebe und ihre Treulosigkeit gegen die Freundschaft mit gefälligen Zügen, aber mit einer gewissen Oberflächlichkeit, so zu sagen, mit eben dem Leichtsinn, den eine schnell entflammte und eben so schnell wieder aufgegebene Leidenschaft im Gemüth voraussetzt. Im „Lustspiel der Irrungen" ist der Stoff der Menächmen des Plautus umgearbeitet und mit neuen Verwickelungen bereichert. „Der Widerspenstigen Zähmung" hat wegen der leicht skizzirten Charaktere und Leidenschaften, der ohne mühsame Anstalten eingeleiteten und in ihrem raschen Gange durch Bedenklichkeiten keiner Art gehemmten Intrigue den Charakter eines italienischen Lustspiels. „Verlorene Liebesmühe", ebenfalls eines der frühesten Stücke S.'s, ist eine von Wortspielen, Antithesen und Funken des Witzes übersprudelnde Gaukelei. Die Lustspiele „Ende gut, Alles gut", „Viel Lärmen um Nichts", „Gleiches mit Gleichem" und „Der Kaufmann von Venedig" haben darin Verwandtschaft mit einander, daß neben der Hauptentwickelung, die sich auf wichtige, für Glück und Unglück des Lebens entscheidende Verhältnisse bezieht und das sittliche Gefühl stark in Anspruch nimmt, immer mit gewandter Kunst für aufheiteende Beimischungen gesorgt ist. „Ende gut, Alles gut" ist die aus Boccaccio bekannte Geschichte eines jungen Mädchens, die weit über ihren Stand liebt. In „Viel Lärmen um Nichts" ist der Hauptknoten derselbe wie in der Geschichte von Ariodant und Genevra bei Ariost, freilich bei sehr verschiedenen Nebenumständen und verschiedener Entwickelung. „Der Kaufmann von Venedig" ist eins von S.'s vollendetsten Werken, zugleich außerordentlich populär, für die stärkste Wirkung auf der Bühne berechnet und für den Kenner ein wahres Wunder sinnreicher Kunst. „Wie es Euch gefällt" ist ein Stück von ganz entgegengesetzter Art, dessen Inhalt schwer in eine ordentliche Erzählung zu bringen ist, indem das, was geschieht, nicht so wesentlich ist, als das, was gesagt wird, und auch das, was man allenfalls Auflösung nennen könnte, ziemlich willkürlich herbeigeführt ist. „Was Ihr wollt" oder „Der heilige Dreikönigsabend" (auch „Zwölfte Nacht" genannt) soll uns das Leben ganz so zeigen, wie es die komische Weltanschauung selbst auffaßt, als eine wunderbar verschlungene sinnige Arabeske &c. „Die lustigen Weiber von Windsor" haben die Rolle des Fallstaff mit „Heinrich IV." gemein. „Der Sommernachtstraum" und „Der Sturm" lassen sich darin mit einander vergleichen, daß in beiden die Einwirkung einer wunderbaren Geisterwelt mit dem Gewirr menschlicher Leidenschaften und mit den possenhaftesten Abenteuern der Narrheit verflochten ist. Doch ist „Der Sommernachtstraum" früh geschrieben, während „Der Sturm" aus S.'s späterer Zeit herrührt. Das „Wintermärchen" ist eine von jenen Geschichten, die, schon für die Kindheit anziehend und begreiflich, durch innige Wahrheit in der Schilderung der Charaktere und Leidenschaften beseelt und mit dem Schmuck einer sich gleichsam zur Einfalt des Stoffes herablassenden Poesie ausgestattet, das erwachsene Alter in die goldene Zeit der Einbildungskraft zurückversetzen. „Cymbeline" ist ebenfalls eine von S.'s wunderbarsten Produktionen, worin er eine Novelle des Boccaccio mit altbritischen Sagen aus den Zeiten der ersten römischen Kaiser verknüpft und von den neuen gesellschaftlichen Sitten bis zu heroischen Thaten, ja bis zu fabelhaften Göttererscheinungen Alles durch gelinde Uebergänge zu verschmelzen gewußt hat. „Romeo und Julie" und „Othello" unterscheiden sich von den meisten der bisher durchgegangenen Stücke weder in den Bestandtheilen der Zusammensetzung, noch in der Behandlung und werden

einzig durch die Richtung des Ganzen zu Trauerspielen. „Romeo nnd Julie" ist nach Schlegel ein Gemälde der Liebe und ihrer beklagenswerthen Schicksale in einer Welt, deren Atmosphäre zu rauh für diese zarteste Blüthe des menschlichen Daseyns ist. Im „Othello" finden sich die schärfsten Gegensätze vereinigt: die großherzigste Offenheit und Geradheit des Sinnes, die vertrauensvollste Liebe und Unschuld wird der nichtswürdigsten Schlauheit und Bosheit zum Opfer; Heldenmuth und Seelenstärke, edle Männlichkeit und welthistorische Thatkraft fallen durch blinde Leidenschaftlichkeit in das kleinlichste Gewebe niedriger List u. gemeiner Rachsucht, gepaart mit einem teuflischen, in seiner schneidenden Konsequenz wahrhaft furchtbaren Egoismus. Im „Hamlet" scheinen sich die widersprechendsten Seiten von S.'s Kunst und Geist zu vereinigen; es ist ein Naturtext vom nnmittelbarsten Leben und dabei eine Fundgrnde der tiefsinnigsten Weisheit; ein Werk von einer prophetischen Anlage, von einer divinatorischen, der Zeit vorgreifenden Geistesbildung, die erst nach 2—3 Jahrhunderten recht lebendig begriffen worden ist; ein Gedicht, das in unser deutsches Leben mit einer Innerlichkeit der Wirkung eingegriffen hat, wie, den Faust ausgenommen, kein anderes Gedicht selbst unserer eigenen Zeit u. Nation sich rühmen könnte. „Macbeth", unter S.'s Werken immer mit auszeichnender Vorliebe behandelt, ragt hervor durch Klarheit, Kraft und Energie; seit den Furien des Aeschylus ist so etwas Großes und Furchtbares nicht wieder gedichtet worden. In „Lear" wird die Leidenschaft allgemein herrschend dargestellt, während andere Tragödien nur die Leidenschaften Einzelner behandeln. Es gibt kein Drama, in dem fast alle und so zahlreich handelnde Figuren wie hier gleichmäßig als eine Beute maßloser Gemüthsbewegungen, heftiger Gefühle oder nnüberwindlicher Begierden dargestellt sind, als hier. In den drei römischen Stücken „Coriolan", „Julius Cäsar" u. „Antonius und Cleopatra" wird das öffentliche Leben des alten Roms vor unseren Augen in der großartigsten u. freiesten dramatischen Form vorgeführt. Im „Coriolan" herrscht der Kampf der beiden entgegengesetzten Principien der republikanischen Staatsform, des aristokratischen und demokratischen. In „Julius Cäsar", einem der großartigsten u. erschütterndsten Dramen, die existiren, ist nicht Cäsar der Held des Stückes, sondern Brutus, dessen gefühlvoller und patriotischer Heldenmnth mit besonderer Sorgfalt ausgeführt ist. „Antonius und Cleopatra" ist gewissermaßen eine Fortsetzung des Cäsar. Dort erscheint die alte Zeit im Kampfe mit der neueren, hier treten die Elemente der letzteren in ihrer Sonderung hervor und gerathen wiederum selbst feindlich an einander. „Timon von Athen" hat unter den Werken S.'s am meisten den Charakter der Satyre, der lachenden in der Schilderung der Schmeichler nnd Schmarotzer, der juvenalischen des Unwillens in der Bitterkeit und den Verwünschungen Timons über den Undank der falschen Welt. „Troilus und Cressida" ist eine durchgeführte Ironie auf die Krone aller Heldensagen, den trojanischen Krieg. Der aus der englischen Geschichte geschöpften Schauspiele sind es zehn an der Zahl, von denen acht von Richard II. bis zu Richard III. sich dnrch unnnterbrochene Zeitfolge an einander anschließen und eine thatenvolle Periode jener Geschichte von beinahe einem Jahrhundert umfassen. Im „König Johann" wird der Kampf zwischen dem christlichen Staate u. seiner Grundlage, der Kirche, vorgeführt, welcher sich zunächst in Johanns Leben und Charakter selbst abspiegelt. „Richard II." ist in vieler Beziehung ein Gegenstück zu Johann. Während letzterer die angemaßte Königswürde durch schlechte Mittel zu behaupten sucht, verliert Richard sein gutes Recht durch schlechten Gebrauch. In „Heinrich IV." erinnert dessen angemaßte Majestät an die erborgte Majestät Johanns. Dort stand dem Könige ein von der Kirche, von Frankreich und den englischen Großen unterstützter Kronprätendent gegenüber; Heinrich IV. hat nur gegen einzelne Barone seines eigenen Reichs zu kämpfen. Verschiedene komische Rollen ans Heinrich IV. sind in den „Lustigen Weibern von Windsor" fortgesetzt. Die Entstehung dieses Stückes wurde veranlaßt durch die Königin Elisabeth, die ihren Liebling Fallstaff einmal verliebt sehen wollte. Die ganze Anlage der Intrigue ist dem gewöhnlichen Kreise des Lustspiels entnommen, jedoch sehr reich nnd künstlich mit einem anderen Liebeshandel zusammengewebt. König „Heinrich V.", in der englischen Geschichte S.'s Lieblingsheld, wird als mit allen ritterlichen nnd königlichen Tugenden begabt, als offen, bieder, leutselig und zwischen gefährlich ruhmvollen Thaten immer noch geneigt zu einer unschuldigen Neckerei als Erinnerung an seine Jugend geschildert. Die drei Theile „Heinrichs VI." sind früher als die vorhergehenden gedichtet; wir finden daher noch nicht die ganze Reife des Dichters darin, wohl aber schon dessen ganze Kraft. Alle Figuren treten rasch nach einander hervor und kündigen sich nachdrücklich von selbst so an, wie man sie erkennen soll; von Scenen, deren Wirkung sicher erschütternd genug ist, um die Katastrophe einer weniger nmfassenden Anlage zu seyn, reißt uns der Dichter zu immer schrecklicheren Katastrophen fort. „Richard III." hat seine historische Bedeutung in der Schilderung des Wesens der Tyrannei, und mit der ächt historischen Auffassung derselben vereint sich zugleich das Aechtpoetische der Grundidee. Das einzelne Ich maßt sich die ganze Macht des allgemeinen Geistes und Lebens an; der einzelne Mensch will in seiner Beschränktheit die ganze Nation, die Menschheit selbst und die höchste regierende Macht derselben seyn. Wird „Heinrich VIII." von anderen Werken S.'s durch Schwung der Phantasie, durch Nachdruck des Pathos und der Charaktere weit übertroffen, so muß man hier die Feinheit seines Verstandes nnd die vollkommene Kenntniß des Hofes und der Welt bewundern. Dies die unbezweifelt ächten dramatischen Werke S.'s. Zu den angeblich untergeschobenen gehört vor allen „Titus Andronicus", dessen Aechtheit jetzt kaum mehr bezweifelt wird, wenn es auch nur ein jugendlicher Versuch des Dichters seyn kann, gräßlich im höchsten Grade. Die Charaktere sind nur in rohen, dicken Strichen und grellen Farben skizzirt; die Aktion schreitet ohne nähere Motiwirnng in starken Schritten vorwärts; die Komposition rundet sich

nicht recht ab, obwohl die große Fülle der Handlungen nnd Begebenheiten nicht ohne Kunst zusammengeordnet und in eine glückliche Uebersichtlichkeit gebracht ist. „Pericles von Tyrus", schon von Dryden als ächt, aber als ein Jugendwerk S.'s anerkannt, ist reich an Schönheiten und athmet ganz S.'s Geist. „Der londoner verlorne Sohn" war ein Lieblingsstück Lessings, der es auf die deutsche Bühne bringen wollte. „Sir John Oldcastle" schließt sich an „Heinrich VIII." an; Tieck erklärt das Stück für ächt, Ulrici dagegen führt schlagende Gründe gegen Tiecks Meinung an. „Der lustige Teufel von Edmonton" ist eine zwar geistreiche, doch nur flüchtig hingeworfene Skizze. „Lokrine" wird von Tieck für eine Jugendarbeit S.'s angesehen, wogegen Ulrici Zweifel hegt. „Leben und Tod des Thomas Cromwell" wird weniger als ächt bezweifelt. Die Einheit ist hier nur an die Einheit der Person geknüpft, deren Leben geschildert wird. „Das Trauerspiel in Yorkshire" ist nur ein dramatisches Genrebild, das einen einzelnen aus dem Leben gegriffenen Vorfall mit Wahrheit und Treue zur Anschauung bringen will. „Merlins Geburt" ist ein phantastisches Schauspiel, das nach Tieck wenigstens von S. überarbeitet seyn soll. „Eduard III." soll zeigen, wie das wahre Heldenthum, der Sieg und alle Herrschaft der Welt an die Herrschaft des Menschen über sich selbst gebunden ist, und reiht sich unmittelbar an die große historische Tragödie an, die mit Richard II. beginnt. In „Arden von Feversham" liegen wie Schattengestalten schon manche große Gedanken des Macbeth im Dunkeln. Außer den dramatischen Gedichten haben wir von S. auch noch zwei andere poetische Produkte, zwei erzählende: „Venus und Adonis" nnd „Der Raub der Lucretia", jenes 1593, dieses 1594 erschienen, aber schon früher verfaßt, und zwei lyrische: „The passionale pilgrim" (1599) nnd die „Sonnets" (1609), wahrscheinlich ebenfalls Gedichte aus seiner Jugendzeit, ausgezeichnet durch Glnth nnd Bilderreichthum, aber häufig an Weitschweifigkeit und Ueppigkeit leidend. Was die neueren **Ausgaben** der Werke S.'s betrifft, so waren bei den Engländern geraume Zeit die von Steevens u. Jonson (5. Ausg. 1803, 21 Bde.) nnd von Malone (1790 und 1821) die beliebtesten. Höheren kritischen Werth beansprucht die Ausgabe von Collier (London 1842—44, 8 Bde.; Ein Band 1853). Eine Prachtausgabe in 20 Foliobänden besorgte seit 1852 Halliwell, eine kritische Delins (Elberfeld 1854 ff.), der auch „Pseudoshakspearische Dramen" (3 Thle., das. 1855) herausgab. **Uebersetzungen** ins Deutsche lieferten zuerst Wieland, dann Eschenburg (1775), Schlegel und Tieck (neueste Ausg. 1854, 9 Bde.), Benda (1825, 18 Bde.), Voß und seine Söhne (1818—29, 9 Bde.), Jul. Körner (Schneeb. 1836), Böttger, Fischer u. Simrock (Leipzig 1837, 37 Bdchn. und in Einem Bande), Ernst Ortlepp (Stuttg. 1838—40), neuerlich Mor. Rapp u. Adalbert Keller. Außerdem gibt es viele Uebersetzungen von einzelnen Stücken. Kritische Arbeiten über S. haben außer Schlegel nnd Tieck besonders Ulrici („S.'s dramatische Kunst", Halle 1839; 2. Aufl., Lpz. 1847), Rötscher („Abhandlung zur Philosophie der Kunst", 1837—42, 4 Abtheilungen, und „Cyklus dramatischer Charaktere", 1844), Gervinus („Shakspeare", Lpz. 1849—50, 4 Thle.; 2. Aufl. 1850) und Eckart („Dramaturgische Studien", Aarau 1853); unter den Engländern Hazlitt („S.'s Charaktere", 1817) und Mrs. Jameson („S.'s Frauencharaktere", deutsch von E. Ortlepp, Stuttg. 1840) geliefert. Ueber die von Collier 1852 veröffentlichten „Notes and emendations to S.'s plays", welche nach angeblich aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts herrührenden handschriftlichen Randbemerkungen zur zweiten Ausgabe der Dramen S.'s eine, ganz neue Lesarten enthaltende Textrevision gaben, entspann sich eine lebhafte Polemik, woran sich in England besonders Knight, Dyce und Singer, in Deutschland Delius, Frese und Leo betheiligten. Die S. sonst noch zugeschriebenen Stücke finden sich übersetzt von Tieck im „Altenglischen Theater" u. in „S.'s Vorschule", von Ortlepp in den Nachträgen zu seiner Uebersetzung (1840, 4 Bde.) und von H. Döring (Erf. 1840, 2 Bde.). S.'s sonstige Gedichte übertrugen Ortlepp und Regis im „Shakspeare-Almanach" (Berlin 1836), „Venus nnd Adonis" Freiligrath (Düsseld. 1849). Vgl. noch **Drake**, S. and his times, London 1817, 2 Bde.; **Simrock**, **Echtermeyer** und **Henschel**, Quellen des S., Berl. 1831—32, 3 Bde.

Shangallas (Nuba-Neger), afrikanisches Negervolk in Abyssinien und Nubien, zum Theil frei, zum Theil an Kordofan tributpflichtig. Das **Land** der S. liegt zwischen 12° und 10° nördlicher Breite, ist Gebirgsland und spaltet sich in sehr viele kleine unabhängige Negerstaaten, unter denen, im östlichen Theil des Landes, **Tegele** der wichtigste ist.

Shanghai (Shanghae), bedeutende Stadt in der chinesischen Provinz Kiang-su, am nördlichen Ufer des hier 1/4 Meile breiten Wusung, etwa 3 Meilen von dessen Mündung in den Jantsekiang in einer weiten, sehr fruchtbaren Ebene gelegen, die von zahlreichen den Verkehr befördernden Flüssen und Kanälen durchschnitten wird, ist schmutzig nnd eng gebaut, hat aber große Waarenniederlagen, Kaufläden, Getreidemagazine &c., sowie zahlreiche Tempel, unter denen der nahe am Landungsplatze befindliche, der Himmelskönigin geweihte der imposanteste ist, nnd treibt sehr ansehnlichen Handel, besonders mit Getreide und Thee, Seide und Stickereien, Baumwolle und Baumwollenzeuchen, Porzellan, Bambusrohr- u. Bronzewaaren &c. Nachdem die Stadt am 19. Juni 1842 von den Engländern erobert u. durch den Vertrag vom 26. Aug. desselben Jahres nebst vier andern Häfen dem Verkehr mit fremden Nationen am 15. Nov. 1843 eröffnet worden, war sie nächst Kanton der frequenteste Handelsplatz des Reichs und auf dem Wege, eines der Hauptemporien Asiens zu werden. Aber ihre Eroberung durch die Rebellen am 7. Sept. 1853 vernichtete ihre Blüthe. Sie hatte bis dahin 350,000 Einw. gezählt.

Shannon, Hauptfluß Irlands, entspringt in der Provinz Connaught aus dem kleinen See Clean in der Grafschaft Leitrim, fließt südwestlich, durch den Lough-Allen, erweitert sich dann zum Lough-Ree, weiter südlich zum

Longh=Derg oder Deirgeant, beide berühmt wegen ihrer großartigen Umgebungen, und bildet von Limerick an einen gegen 15 Meilen langen Mündungsbusen, der bei seinem Ausgang in den atlantischen Ocean zwischen Kap Lean oder Loop=Head und Kerry=Head oder Ballyheige 2 Meilen breit ist. Der Lauf des S. ist 46½ Meilen lang. Seine Nebenflüsse sind rechts: der Key oder Boyle, Suck, Gronnagh in Roscommon, der Fergus in Clare; links: der Iuny an der Grenze von Longford und West=Meath, die Brosna und der Birr in Kings=County, der Maigh und Askeatan in Limerick und der Cashen in Kerry. Er ist schiffbar vom Einfluß der Gewässer des Lough=Allen an; einige Kanäle umgehen gefährliche Stellen (z. B. den Wasserfall Castleconnel oberhalb Limerick); der Grand= und Royalkanal verbinden ihn mit Dublin. Große Schiffe fahren bis gegen Limerick und Barken beinahe bis zur Quelle. Die Fluth steigt in S. 9—14, ja 12 bis 20 Fuß hoch. Der Fluß ist reich an vorzüglichen Lachsen, Hechten und anderen Fischen.

Shapinshay, eine der Orkneyinseln, nördlich von Pomona, mit 790 Einw., welche Schafe, Rindvieh, Pferde und viel Schweine halten und Soda bereiten. Hier soll Agricola bei der Umschiffung von Britannien gestrandet seyn.

Shawls, die großen quadratischen oder länglichviereckigen (Longshawls), ursprünglich bloß aus feiner Wolle gewirkten Tücher, die in Europa von dem weiblichen Geschlecht zur Verhüllung von Schultern und Busen benutzt, im Morgenlande aber auch von den Männern gebraucht werden, um daraus den Turban oder einen Bund um den Unterleib zu binden. Die feinsten S. kommen über Ostindien, Konstantinopel und Persien aus dem Innern Asiens, namentlich aus Tübet und Kaschmir und werden zu hohen Preisen, bis zu 1000 Thalern und mehr bezahlt. In Europa nennt man diese Tücher vorzugsweise türkische S. Man hat solche in England, namentlich in Edinburg, Norwich und Paisley, in Frankreich zu Lyon und in Deutschland zu Wien in ziemlicher Vollkommenheit nachgeahmt. Doch haben diese Fabrikate weder die Feinheit und Dauerhaftigkeit, noch die Schönheit der Farben der ächten S. In Frankreich unterscheidet man eigentliche orientalische S., zu denen tübetanische Ziegenwolle verwendet wird, pariser S. aus reiner Wolle, lyoneser S. aus Seide und Wolle und S. von Nancy aus Wolle u. Baumwolle. Bagdadshawls sind türkische S. von grobem Gewebe, aber von ächten Farben u. sehr leicht, mit gelbem oder weißem Grund und bunten Zeichnungen. Auch ganz seidene u. baumwollene S., erstere namentlich als Longshawls, von verschiedener Güte und verschiedenem Muster, bunt durchwirkt, glatt rc., kommen in den Handel.

Shee, Martin Archer, Porträtmaler in London, geboren um 1780 in Irland, erhielt eine wissenschaftliche Bildung, widmete sich aber bald der Kunst, namentlich der Porträtmalerei, in welcher er sich bald einen geachteten Namen erwarb. Außer Porträten, die sich durch charakteristische Auffassung auszeichnen, lieferte er auch einige Genrebilder und historische Darstellungen. Auch als Kunstschriftsteller trat er auf. Nach dem Tode Sir Thomas Lawrence's 1830 ward er Präsident der Akademie zu London. Er † den 19. Aug. 1850.

Sheerneß (Sherneß), Stadt in der englischen Grafschaft Kent, auf der nördlichsten Spitze der Insel Sheppey, an der Mündung der Themse und des Medway, mit Hafen, großem Magazin, Schiffbau u. 2000 Einw.

Sheffield, Stadt im Westriding der englischen Grafschaft York, auf einer Anhöhe an der Mündung des Sheaf in den Don, einer der wichtigsten Fabrikorte Englands, hat außer einem Theater, einer Getreidehalle, mehren ansehnlichen Kirchen und anderen öffentlichen Gebäuden eine litterarische und philosophische Gesellschaft mit verschiedenen Sammlungen, eine dergleichen für Gartenbau, ein Lyceum, eine Lancasterschule und 135,310 Einw. (mit dem dazu gehörigen Kirchspiel). Es sind hier umfangreiche Fabriken für die verschiedenartigsten Schneide=, Wirthschafts= und Handwerksinstrumente, sowie Waaren von gegossenem Eisen, Ambose, Blech rc., plattirte Sachen, optische, chirurgische und mathematische Instrumente, ferner Stückgießereien, Eisenwerke, Twistspinnereien, Teppich= und Roßhaarzeugwebereien, endlich Fabriken für Bleiweiß, Mennige rc. in Betrieb. In 70 Oefen, die in der Umgegend vertheilt sind, wird Eisen, vornehmlich schwedisches, zu Stahl verarbeitet, u. 600 Oefen zum Stahlschmelzen brauchen jährlich gegen 250,000 Centner Eisen und an 6 Millionen Centner Steinkohlen. Berühmt durch ihre Fertigkeit sind auch die sheffielder Schleifer (grinders), welche jährlich an 4—5000 Schleifsteine, die sie aus dem nahen Rothenham beziehen, brauchen.

Sheffield, John, s. Buckingham 3).

Sheffnal, Stadt in der englischen Grafschaft Shrop, südöstlich von Shrewsbury, mit Eisen= und Steinkohlenminen, Eisenwerkstätten, Glashütten und 20,000 Einw. Dabei die königl. Eiche, auf welcher Karl II. sich vor seinen Feinden glücklich verbarg; jetzt durch eine Mauer geschützt.

Sheil, Richard Lalor, irischer Agitator, geboren 1793 als Sprößling einer katholischen Familie zu Dublin, studirte Jurisprudenz, trat dann in das londoner Lincoln's=Inn und begann die Advokatenpraxis, widmete sich aber daneben litterarischen Arbeiten und lieferte die Tragödien „Adelaide", „The apostate" und „Evadne", welche letztere durch das treffliche Spiel der Miß O'Neil eine Zeitlang das Publikum anzog. Im Jahre 1822 schloß er sich an O'Connell an als Agitator für die Emancipation seiner Glaubensgenossen und für die Trennung der legislativen Union und galt von nun an als einer der Leiter der Volkspartei. Die meiste Thätigkeit entwickelte er unter der wellingtonschen Verwaltung; rastlos durch Rede und Schrift wirkend, arbeitete er an der Bildung von Provinzial= und Zweigvereinen und war in der That nebst O'Connell die Seele und Haupttriebfeder der Bewegung. Kurz nach Erledigung der Emancipationsfrage erhielt S. durch Vermittelung des Lord Francis Egerton die Licentiatenrobe, und 1831 verschaffte ihm der Marquis von Anglesea den Parlamentssitz

für seinen Familienflecken, Milbourne-Port. Sein parlamentarisches Debut war ein vollständiger Erfolg. Als aber Lord Grey seine „Bill gegen die irischen Ruhestörungen", trotz des hartnäckigen Widerstandes der irischen Mitglieder, deren Leitung bei dieser Gelegenheit S. übernommen, durchsetzte, gerieth S. in den Verdacht, eine bloße Scheinopposition geführt und das Ministerium insgeheim zum Vorgehen mit dieser Bill ermuntert zu haben, welche üble Nachrede aber von einem Ausschuß des Hauses untersucht und für völlig grundlos erklärt wurde. Der zu seiner Zeit vielbesprochene „Lichfield-Hausvertrag", bei welchem S. eine hervorragende Rolle spielte, war das nächste bemerkenswerthe Ereigniß seines Lebens. Vor diesem Bündniß zwischen der Whigregierung und der o'connellschen Partei hatte sich S. durch die Bitterkeit hervorgethan, womit er gegen die Zehnten losging, die er in jeder Form verdammte, sowie durch heftige Standreden wider die Union. Nach Abschluß des Paktums im Lichfield-Haus verstummte dieser Ton, und nach einigem Kokettiren mit dem Ministerium Melbourne, wobei ihm zuerst das Kronfiskalat (Solicitor-Generalship) für Irland angeboten wurde, erhielt S. das Kommissariat des Greenwichhospitals, und bald darauf ward er zum Vicepräsidenten des Handelsamtes, mit einem Sitz im Staatsrathe, ernannt. Hiermit hatte er aufgehört, der Agitator des irischen Volks zu seyn. Nach dem Abtritt der Whigpartei im Aug. 1841 büßte auch S. seine Stellung ein, worauf er von Dungarvon ins Parlament gewählt ward. Bei dem großen Staatsprozesse gegen die Häupter der Repealassociation 1843 vertheidigte S. mit Erfolg seinen alten Agitationsgenossen Daniel O'Connell. Als die Whigs, nach Abschaffung der Korngesetze, die Regierungsgewalt übernahmen, erhielt S. die Münzmeisterstelle, und nach Aufhebung dieses Amtes ward er mit dem diplomatischen Posten in Florenz betraut. Hier † er den 25. Mai 1851. Von seinen literarischen Arbeiten verdienen die geistreichen „Sketches of the Irish bar", die anonym im „New Monthly magazine" erschienen, Beifall.

Shelley, Percy Bysshe, englischer Dichter, geboren zu Fieldplace in Sussexshire am 4. Aug. 1792, verlebte auf dem Landsitze seines Vaters, Sir Thomas S., Baronets von Castle-Garing, seine erste Jugend und besuchte später die Schule zu Eton, wo sich seine Neigung zur Poesie, zugleich aber auch ein melancholischer Zug rasch entwickelte. Bevor er sein 16. Jahr vollendet, erschienen zwei Romane von ihm: „Zastrozzi" u. „Die Rosenkreuzer". Wegen Widersetzlichkeit gegen die Schulgesetze u. schon damals ausgesprochener irreligiöser Ansichten mußte er diese Anstalt verlassen und bezog, kaum 16 Jahre alt, die Universität Oxford. Hier studirte er Spinoza, fiel aber bald völligem Skepticismus zu. Hume ward sein Evangelium und noch vor Ablauf seines zweiten Studienjahres schrieb er ein Büchlein „Ueber die Nothwendigkeit des Atheismus". In Folge davon ward er als Atheist proklamirt und aus der Gemeinschaft der Universität ausgeschlossen. Durch diese Verdammung wurden seine Verhältnisse als Mitglied des Staates und einer Familie, seine Anrechte als Bürger und Mensch einer trostlosen Verwirrung preisgegeben. Vom älterlichen Haus zurückgestoßen, floh er seine Familie für immer. Dem Zweifel einmal verfallen, warf er sich auf das Studium der Metaphysik, um Gott zu suchen, den er in den Zuständen der Menschheit nicht fand, u. der Glaube an die unbegrenzte, aber künftig schon auf Erden erreichbare Vervollkommnung des Geschlechts wurde seine Religion. Erst 17 Jahre alt, schrieb er sein Gedicht „Queen Mab", das Byrons Bewunderung erregte. Anfänglich nur als Manuskript für seine Freunde gedruckt, wurde es später von einem Buchhändler wider des Dichters Willen veröffentlicht und erregte großen Anstoß, da es seine atheistischen Grundsätze ohne Rückhalt verkündigte. Die darin ausgesprochene Sehnsucht nach Liebe, die den Haß der Menschen sühnt und seine Unbill ausgleicht, ergriff den Dichter auch persönlich. Er entführte Miß Westbrook aus der Pension und ließ sich mit ihr vom Schmied von Gretna-Green sanktioniren. In Folge davon zerfiel er abermals mit seiner Familie, während seine Gattin nicht das Wesen war, das sein arm gewordenes Leben ausfüllen konnte. Das Band ward schon nach 3 Jahren wieder gelöst. Um seine erschöpfte Gesundheit herzustellen, machte er 1814 seine erste Reise nach dem Kontinent und verweilte lange Zeit am Vierwaldstättersee. Die nächsten Jahre verlebte er wieder in London, mit medicinischen Studien beschäftigt. Seine Familie ließ ihn fast verhungern, bis seine Mündigkeit ihn zu einem Lehnseigenthum berechtigte, das er an seinen Vater für ein Jahrgehalt von 1000 Pfund verkaufte. Die Verfolgungen, die er von Seiten der Regierung erlitt, dauerten inzwischen fort, zumal da sein früherer Aufenthalt in Irland ihn auch als vermeintlichen Agitator politisch verdächtig gemacht hatte. Im Jahre 1816 schloß er mit der Tochter William Godwins ein eheliches Bündniß u. lebte mit ihr den Sommer über an den Ufern des Genfersee's in einem Landhause, nahe der Villa Diodati, welche Byron bewohnte, mit dem er hier das innigste Freundschaftsbündniß schloß. Nach England zurückgekehrt, wollte er die Kinder aus seiner ersten Ehe, deren Mutter im Wahnsinn geendet hatte, zu sich nehmen, ward aber auf Betrieb des Lordkanzlers Eldon als Atheist gerichtlich für moralisch unfähig erklärt, Vaterstelle zu vertreten. Er zog sich seitdem mit Mary in die Einsamkeit zurück u. lebte längere Zeit in Great-Marlow in Buckinghamshire. Im Frühling 1818 schied er von Neuem aus der Heimath, um sie nicht wieder zu sehen. Er begab sich nach Venedig, wo damals Byron lebte, und hielt sich fortan abwechselnd hier, sowie in Neapel u. Rom auf. Seine von Haus aus zarte Körperkonstitution war aufs Aeußerste angegriffen, sein Nervensystem überreizt. Sein Gehirn war noch reich genug, ihm noch immerfort neue Traumgestalten zu schaffen, aber nicht kräftig genug, die heraufbeschworenen Geister zu bannen und zu beherrschen. Nicht selten wurden seine Träume zu Visionen, und mehre seltsame Vorfälle dieser Art werden von glaubwürdigen Augenzeugen berichtet. Aber ehe sein nachtwandelnder Geist unter-

lag, ertrank er am 8. Juli 1822, 29 Jahre alt, auf einer Fahrt im Busen von Spezzia durch das Umschlagen seines Bootes. Erst 14 Tage nach dem Untergange des Bootes ward der Leichnam gefunden, und da er schon in Verwesung übergegangen war, beschloß man, seine Leiche zu verbrennen, was in Byrons Anwesenheit geschah. Die Asche wurde darauf nach Rom gebracht und dort neben der seines Freundes Keats, auf dem Kirchhofe der Protestanten, neben der Cestiuspyramide bestattet. S. besaß ungemeine Kenntnisse fast in allen Fächern des menschlichen Wissens, dabei tiefen Scharfsinn und großen Geschmack; aber das Schwanken seines Geistes u. der Kampf seiner Philosophie mit der Poesie um die Oberherrschaft in den Leistungen des Dichters gestattete ihm nicht, seinen Gedichten durch innere Ruhe die Vollendung zu geben, deren sie noch bedurften. Das glühendste Gefühl für alles Edle und Große waltete in ihm; sein Atheismus wurde von seinen Feinden mit Unrecht verschrieen. Von seinen zahlreichen poetischen Produkten sind außer der an schönen, ergreifenden Stellen reichen „Queen Mab" noch hervorzuheben: „Alastor, or the spirit of solitude", eine seiner ausgezeichnetsten Schöpfungen; „The revolt of Islam"; „Hellas"; „Adonais"; „Rosalind and Helen"; das Trauerspiel „The Cenci", das trotz der herrlichsten dichterischen Stellen durch seinen Gegenstand abstößt, und das lyrische Drama „Prometheus unbound", Uebertragungen aus Calderon und von Göthe's „Faust". Gesammelt erschienen S.'s Werke in mehren Ausgaben (zuletzt London 1853), deutsch von J. Seybt (Leipz. 1844), in Auswahl von Pröß-sel (Braunschw. 1845); „Die Cenci" von Adolphi (Stuttg. 1837). Vgl. Medwin, The Shelley Papers etc., London 1833. S.'s Gattin Mary, geborene Wollstonecraft, geboren 1797, schrieb die Romane „Frankenstein" (1817), „Valperga" (1823), „The lost man", „Lodore" u. a. m., welche sich meist durch hochpoetischen Geist, Schwung der Phantasie und Kenntniß des menschlichen Herzens auszeichnen. Ihre Reisen auf dem Kontinent beschrieb sie in den „Rambles in Italy and Germany" (Lond. 1844, 2 Bde.). Sie † zu London den 1. Febr. 1851. Ihr Sohn, Sir Percy Florence S., geboren 1819, erbte 1844 von seinem Großvater den Baronetstitel und die ansehnlichen Familiengüter.

Shendy, Stadt in Nubien, Hauptstadt des gleichnamigen Landes, Haupthandelsplatz für den östlichen Sudan, liegt auf einer Sandebene, eine halbe Stunde vom Nil. Die Einwohner treiben starken Handel mit Wolle, Teppichen u. Straußenfedern, vornehmlich aber Viehzucht.

Sheppy (Sheppey), britische Insel, zur englischen Grafschaft Kent gehörig, an der Mündung der Themse und des Medway in die Nordsee, hat 12,000 Einw. und als Hauptorte Sheerneß und Queensborough, leidet viel durch Stürme u. Wellenschlag u. treibt Ackerbau und Viehzucht.

Shepton-Mallet, Stadt in der englischen Grafschaft Somerset, hat Bethäuser für Dissenters, Wesleyaner, Baptisten, Katholiken u. Independenten, Tuch- und Strumpfmanufaktur u. 6000 Einw.

Sherborne (Sherbourne), Stadt in der englischen Grafschaft Dorset, nördlich von Evershot, besteht aus 2 Theilen, S. und Castleton, die durch den Fluß Ivel getrennt werden, hat eine schöne Kirche St. Mary mit alten Grabdenkmälern, Kapellen für Wesleyaner, Independenten u. a., Fabriken für seidene und linnene Zeuche, Knöpfe, kurze Waaren u. 4100 Einw.

Sheridan, Richard Brinsley, englischer Dichter und Parlamentsredner, geboren am 30. Oktober 1751 zu Dublin, Sohn des als Schauspieler und Verfasser eines englischen Wörterbuchs bekannten Thomas S., zeigte auf der Schule zu Harrow, die er seit 1763 besuchte, wenig Anlagen und Fleiß und studirte seit 1769 auf der Universität im Middle-Temple mit wenig Erfolg Jurisprudenz. Seine Verheirathung mit Miß Linley, einer beliebten Schauspielerin des Drurylanetheaters, die er aber seitdem nie mehr die Bühne betreten ließ, führte ihn der Laufbahn des Theaterdichters zu. Sein erstes Lustspiel, „The Rivals" (1755), fand erst den Beifall des Publikums, als S. mehre Veränderungen mit demselben vorgenommen. Glücklicher war der Erfolg der Posse „St. Patrick's Day or the scheming Lieutenant". Seine komische Oper „The Duenna" wurde 75mal nach einander gegeben. Nachdem er mit zwei Andern die Direktion des Drurylanetheaters käuflich an sich gebracht, schrieb er 1777 das Lustspiel: „A Trip to Scarborough" u. dann „The School for Scandal" (Die Lästerschule, deutsch bearbeitet von Leonhardi, Berl. 1782), eins der besten Lustspiele der neueren Zeit. Das musikalische Drama „The camp" u. das Zwischenspiel „The Critic" fanden ebenfalls viel Beifall. Er bearbeitete auch Kotzebue's „Pizarro" für die englische Bühne. Im Jahre 1780 in das Parlament gewählt, warf er sich auf die Politik und trat zur Oppositionspartei unter Fox. Unter dessen Ministerium ward er Unterstaatssekretär und dann Sekretär der Schatzkammer. Unter Pitts Ministerium gesellte er sich wieder zur Opposition. Seine berühmteste Rede war die sogenannte „Begumrede", d. h. seine Rede in dem Prozeß gegen Warren Hastings, den abgetretenen Generalgouverneur von Ostindien, wegen der von diesem an den Fürstinnen (Begum) von Audh verübten Ungerechtigkeiten. Auch seine Rede über Pitts „Perfuneryblll" machte große Sensation. Nach Pitts Ableben 1806 erhielt er wieder das Schatzmeisteramt des Seewesens und nach Fox' Tode ward er Obereinnehmer des Herzogthums Cornwall. In seiner letzten Lebenszeit ergab er sich dem Trunke, indem ihn seine zerrütteten Vermögensumstände und häuslicher Unfriede zur Desperation trieben. Sein Tod am 7. Juli 1816 kam einem gegen ihn erlassenen Verhaftsbefehle zuvor. Seine Leiche ward mit großem Gepränge in der Westminsterabtei neben Shakspeare, Händel und Goldsmith beigesetzt, welche Auszeichnung er als Lustspieldichter in der That verdiente. Eine Ausgabe seiner dramatischen Werke besorgte Th. Moore (Lond. 1822, 2 Bde.; Leipz. 1833); seine Reden kamen in 5 Bänden heraus (Lond. 1816; 3 Bde., 1842). Biographien von ihm veröffentlichten Th. Moore (Lond. 1825 u. öft., 2 Bde.) und Watkins (das. 1817, 2 Bde.).

Sheriff (vom angelsächsischen scIregerefa), in England der erste Beamte einer Grafschaft oder Provinz. Jede Grafschaft hat einen S., nur Middlesex hat deren zwei, von denen der eine für die Stadt London bestimmt ist. Der S. verwaltet die Polizei in der Grafschaft, treibt die königl. Auflagen, Strafgefälle u. Konfiskationsgelder ein, bringt die Strafurtheile zur Vollziehung und sitzt in bürgerlichen Sachen zu Gericht. Auch schlägt er die Geschworenen vor und ruft sie, nachdem er den Prozeß instruirt, zur richterlichen Entscheidung zusammen. Da das Amt des S.s keine Besoldung trägt und mit bedeutendem Aufwande verknüpft ist, so ist Niemand verbunden, es in 4 Jahren 2mal zu übernehmen. Die Under-Sheriffs und Baillifs, seine Amtsgehülfen, werden vom S. ernannt, der für deren Handlungen verantwortlich ist. Die Ernennung des S.s geschieht auf die Weise, daß der Großkanzler im Verein mit den Ministern jährlich Kandidaten vorschlägt, welche dann der König bestätigt. Auf der Weigerung, das Amt des S.s zu übernehmen, steht, mit Ausnahme der vom Gesetz vorgesehenen Fälle, hohe Geldstrafe.

Shetlandinseln (Hitlands-Islands), schottische Inselgruppe im Nordosten von Schottland und von den Orkneys, ungefähr zwischen 16 und 17° östlicher Länge und 60 und 61° nördlicher Breite gelegen, ein Archipel von 116 Inseln und Klippen, von denen aber nur 20 bewohnt sind u. die zusammen einen Flächeninhalt von 46 □Meilen und eine Bevölkerung von cirka 30,000 Seelen in 12 Kirchspielen haben. Das Innere der Inseln ist felsig, nackt und gebirgig; an den Küsten sind viele Buchten. Der Sommer ist kurz, der Winter naß, nebelig und stürmisch; vom Oktober bis April ist alle Verbindung mit dem Festlande abgeschnitten. Der längste Tag, in dem bloß Dämmerung eintritt, dauert 19 Stunden 15 Minuten, der kürzeste 4 Stunden 45 Minuten; die langen Nächte werden durch Nordlichter erhellt. Die Bäche und Quellen sammeln sich häufig zu Binnenseen. Die Einwohner reden zum Theil noch die altnordische Sprache, meist aber ein verdorbenes Englisch und sind Abkömmlinge der Normannen und protestantisch. Sie sind arm, aber genügsam, gastfreundlich, offenherzig und arbeitsam. Die Inseln produciren kärglich Gerste, Hafer, Kartoffeln und Flachs. Wachholder ist das einzige baumartige Gewächs. Von Thieren gibt es kleine Pferde, starkknochiges Rindvieh, Schweine und Schafe; ferner Seehunde, Kaninchen, Fischottern, Wallfische, Strand- und Raubvögel, Häringe, Austern und Muscheln; endlich Bernstein und Ambra am Strande, Torf. Ackerbau, Viehzucht und Fischerei sind die Haupterwerbszweige; nächstdem ist der Vogelfang von Wichtigkeit. Man verfertigt wollene Zeuche und Leinwand zum eigenen Gebrauch, gestrickte wollene Strümpfe auch zur Ausfuhr. Der Handel ist nicht unbeträchtlich, und der Verkehr während der Zeit des Fischfangs, wo viele Fremde sich einfinden, ungemein lebhaft. Die Hauptinsel ist Mainland oder Shetland, 12 geographische Meilen lang und $1^1/_2$—$3^1/_2$ Meilen breit, mit dem 3944 Fuß hohen Berge Rona u. dem Hauptort Berwick, auf der Ostseite, mit 2800 Einw., in der Nähe der großen Brassaybai, wo bedeutende Häringsfischerei getrieben wird. Von den übrigen Inseln sind zu nennen: Yell, die fruchtbarste, 7 □Meilen groß mit 1600 Einw.; Fetlar, mit 800 Einw. u. einer Mineralquelle; Unst, die nördlichste, 2 □Meilen mit 2600 Einw.; Brassay (Brassa) mit 600 Einw.; Whalsay mit 700 Einw.; Fair, die südlichste, mit 200 Einw., Fischerei, Vogelfang und Viehzucht, und Neß, mit schönen Weiden.

Shields, 1) (North-S.), Hafenstadt in der englischen Grafschaft Northumberland, östlich von Newcastle, nördlich an der Mündung des Tyne, mit Gerberei und Lederbereitung, Handschuh- u. Hutfabrikation, Steinkohlenausfuhr und mit dem dazugehörigen Tynemouth 29,170 Einw. — 2) (South-S.), Stadt daselbst, Grafschaft Durham, an der Mündung des Tyne in die Nordsee, North-S. gegenüber, mit welchem, sowie mit Tynemouth, es eigentlich nur Eine Stadt ausmacht, hat einen Hafen (zugleich der von Newcastle für 2000 Segel, gedeckt durch ein starkes Fort), Schiffbau in 13 Docks, in denen in manchen Jahren 30 Schiffe gebaut werden, Fabriken u. Manufakturen für Glas, Seilerwaaren, Seife, Salzbereitung, jetzt nur in 5 Pfannen (früher 150), lebhaften Handel und 28,974 Einw.

Shire (angelsächs. scire), in Großbritannien die Distrikte, in welche das Land behufs der Verwaltung eingetheilt ist, gleichbedeutend mit County, Grafschaft, wird den Eigennamen, wie Buckinghamshire, Oxfordshire rc., angehängt. Der S. zerfällt in Hundert (hundred). Eintheilung u. Wort sind altgermanischen Ursprungs. Die militärische Ordnung in den S.s handhabt der Lordlieutenant. Die übrigen Beamten sind der Sheriff (s. d.), der Aufseher des Grafschaftsarchivs, der Coroner, die Friedensrichter, der Generalsteuereinnehmer, der Untersheriff und der Aktuar des Friedensrichters. Richterliche Tribunale sind der Assisenhof, der Grafschaftsgerichtshof, die Hundredgerichtshöfe und die Erb- und Lehngerichte (courts leet).

Shirley, James, englischer dramatischer Dichter, geboren 1594 zu London, studirte zu Oxford Theologie und wurde Pfarrer in der Nähe von St.-Albans, trat aber zur katholischen Kirche über und ward Lehrer und Schauspieldichter und † bald nach dem großen Brande von London. Seine noch vorhandenen 39 Stücke (herausgegeben von Gifford, London 1829, 6 Bde.) zeichnen sich durch ungezwungene Natürlichkeit der Darstellung, Reinheit der Sprache und raschen, lebendigen Entwickelungsgang, weniger durch Originalität der Erfindung und Kraft der Charakterzeichnung und Witz aus. Die bekanntesten sind: „The lady of pleasure", „The admiral of France", „The grateful servant", „The doubtful heir". Seine Gedichte (1646) zeichnen sich besonders durch Zartheit der Empfindung aus.

Shitomir (poln. Zytomierz), Hauptstadt des europäisch-russischen Gouvernements Volhynien, am Teterew, der hier die Kaminka aufnimmt, hat 3 russische Kirchen, ein Berhardinerkloster u. ein Kloster der barmherzigen Schwestern, mehre Krongebände, ein Gymnasium, ein Seminar, eine Gouvernementsbibliothek, blühende

Manufakturen und treibt bedeutenden Handel. 7 Werste von S., am Teterew, findet man Spuren weitläufiger Erdaufwürfe.

Shoalsinseln (Smitsinseln), nordamerikanische Inseln, an der Küste von Newhampshire, Grafschaft Rockingham, im atlantischen Ocean, meist Klippen, eine, Whiteinsel, mit einem Leuchtthurm.

Shoreham (New-S), Stadt in der englischen Grafschaft Sussex, links an der Mündung des Adour, mit unbequemem Hafen, Zollamt, Schiffswerfte, Küstenhandel, Fischerei und 1100 Einw.

Shrapnels (Shrapnell Shels), Granaten mit doppeltem Boden und Karabinerkugeln zwischen beiden, in deren Mitte sich eine besonders starke Sprengladung befindet. Auf einer bestimmten Entfernung vor dem Feinde fangen sie durch den bis dahin brennenden Zünder Feuer, worauf das Geschoß zerreißt und die Kugeln mit der Geschwindigkeit vorwärts fliegen, welche das Geschoß im Augenblick des Zerspringens hatte. Man schießt die S. in flachem Bogen aus Kanonen, meist aber aus Haubitzen; ihre Wirkung ist vom Terrain unabhängig und reicht bis auf 1200 Schritt, also weiter, als der Kartätschenschuß. Diese Wirkung hängt indeß nicht nur von der richtigen Anfertigung des Geschosses ab, sondern besonders von der genau der Entfernung angemessenen Zünderlänge, die so beschaffen seyn muß, daß das Geschoß etwa 50—80 Schritt diesseits des Ziels zerspringt; man nennt diese Entfernung die Intervalle. Entzündet sich die Sprengladung zu früh, so wird das Ziel nur von wenigen schwachen Kugeln getroffen; ist dagegen die Intervalle zu klein, so bleiben die Kugeln zu nahe beisammen u. wirken nur auf eine eingeschränkte Fläche. Bei richtiger Intervalle muß das Geschoß etwa 6 Fuß höher, als das Ziel ist, springen. Die S. wurden von dem englischen Artillerieobersten Shrapnell († 1842 zu Southampton) 1795 bei der Belagerung von Dünkirchen erfunden und anfangs als großes Geheimniß behandelt. In den Kriegen auf der pyrenäischen Halbinsel 1807—13 kamen sie in Anwendung, ohne jedoch besondere Aufmerksamkeit zu erregen. In neuerer Zeit sind sie fast bei allen Armeen eingeführt und in den Volkskämpfen von 1848 u. 1849 auch hie und da benutzt worden, ohne jedoch die Kartätschen verdrängen zu können.

Shrewsbury, Hauptstadt der englischen Grafschaft Shrop, links an der Severn, die hier eine Art Halbinsel bildet und in welcher links der S.-Kanal beginnt, der mit den Kanälen von Shropshire und Donnington-Wood verbunden ist, hat 2 schöne Brücken über die Severn, 7 Kirchen, worunter sich besonders die Peters-, Maria- und Juliankirche auszeichnen, Kapellen für Baptisten, Independenten, Methodisten, Unitarier &c., große Militäretablissements, eine 132 Fuß hohe Säule mit der Statue des Lord Hill, ein Theater, eine Bibliothek, ein Grafschaftsgebäude, ein geräumiges Kaufhaus, ein Lyceum mit Bibliothek, mehre andere Schulen, ein großes Krankenhaus, mehre Hospitäler und 19,681 Einwohner, welche Fabriken für Flanell, Leinwand, Zwirn &c. unterhalten und lebhaften Handel treiben. Nahe bei der Stadt liegen großartige Eisenwerke, etwas entfernter die schönen Ruinen der 1010 erbauten Abtei Haghmond.

Shrop (Salop), Grafschaft in England, liegt zwischen Wales und den Grafschaften Chester, Stafford, Hereford und Worcester und hat einen Flächenraum von 63¼ □M. mit 245,000 Einwohnern. Der Hauptfluß, die Severn, theilt die Grafschaft in 2 Theile. Der westliche ist gebirgig und rauh, der östliche dagegen ziemlich eben, nur mit einigen Hügeln, unter welchen sich der 1200 Fuß hohe Wrekin auszeichnet. Die Severn nimmt hier Virnwy und Tern links auf; an der Südgrenze fließt die Teme, in welche Clun, Oney u. a. fallen. Das Klima ist gesund. Produkte sind: Eisen, Blei, Kohlen; Getreide, Wurzelgewächse, Holz; Hornvieh, Schafe. Acker- u. Bergbau sind die Haupterwerbszweige; außer zahlreichen Eisenwerken unterhält man Fabriken für irdene Waaren, Tabakspfeifen, Porzellan, Wedgewood. Hauptstadt ist Shrewsbury.

Shukowsky, Wassilji Andrejewitsch, berühmter russischer Dichter, geboren 1783 in Tula als Sprößling einer adeligen Familie, studirte zu Moskau und erregte schon 1802 durch eine treffliche Uebersetzung von Gray's „Ländlichem Kirchhof" die Aufmerksamkeit des Publikums. Seit 1808 Redakteur des von Karamsin gegründeten Journals „Wjestnik Europy" lieferte er nicht nur zahlreiche Uebersetzungen aus dem Deutschen, Französischen und Englischen, sondern auch Originalaufsätze, Erzählungen und Gedichte, die zu den besten gehören, welche die russische Sprache aufzuweisen hat. Bei der napoleonischen Invasion focht er mit im moskauer Landsturm und trug durch Abfassung trefflicher Kriegsgesänge („Der Sänger im Lager der russischen Krieger") viel zur Aufmunterung der Kampfeslust unter dem Volke bei. Nach dem Frieden lebte er eine Zeitlang in Dorpat, von wo er 1817 nach Petersburg berufen ward, um der jetzigen Kaiserin-Mutter russische Literatur vorzutragen. Im J. 1820 ward er Mitglied der russischen Akademie und 1824 zum Hofrath und Erzieher des Großfürsten-Thronfolgers Alexander u. 1841 bei der Vermählung des Letztern zum geheimen Rath ernannt. Die letzten Jahre seines Lebens lebte er meist in Deutschland u. † den 24. April 1852 zu Baden-Baden. Wahrhafte Meisterstücke sind seine Uebertragungen von Bürgers „Lenore" („Ludmila"), Schillers „Jungfrau von Orléans", Byrons „Gefangenem von Chillon" und mehren Balladen von Göthe und Uhland. Auch lieferte er eine treffliche Version der Odyssee und eine unvollendete der Aeneide. Von seinen durch dichterischen Schwung u. edle Sprache ausgezeichneten Originalgedichten sind besonders „Swetlana" und das russische Nationallied „Boshe Zarja chrani" hervorzuheben. Eine Gesammtausgabe von S.'s Werken erschien zuletzt Petersburg und Karlsruhe 1849—50 in 10 Bänden.

Siam (Yudra, Thai), Königreich auf der hinterindischen Halbinsel, begreift außer dem eigentlichen S. einen großen Theil von Laos, einen Theil von Cambodscha und einige tributpflichtige

Malayenstaaten, liegt zwischen 6°—19° nördl. Br. und 117°—121° östl. L., erstreckt sich auf dem schmalen östlichen Theil des Isthmus Kraa nördlich bis zur Halbinsel Malakka, grenzt nördlich an Birma, östlich an Anam, südlich an die malayischen Staaten Perak und Tringano und den Meerbusen von S. (einen Theil des chinesischen Meeres) u. westlich an die britischen Besitzungen. Der Flächenraum beträgt nach Berghaus 13,350, nach der neuesten Kartenberechnung von Engelhardt 14,535 □M., wovon 7110 auf das eigentliche S. kommen. Das Land wird von 2 hohen Gebirgsketten im Osten und Westen eingeschlossen und vom Menam durchströmt; die westliche Bergkette durchzieht die Halbinsel Malakka und endigt mit dem Kap Romania, die östliche dagegen fällt nach dem Meere zu allmählig ab; beide sind stark bewaldet, aber noch sehr unbekannt. Zwei große Ströme, der Menam (der sich in mehre Arme theilt, zahlreiche kleinere Flüsse, wie Laoua-Tang-Kiang, Darait-Kiang und Tang-Douek, aufnimmt, regelmäßig austritt und das Land befruchtet) und der Strom von Cambodscha, Menam-Kong oder Maykuang, der hernach in Anam eintritt, bewässern die Ebenen, welche sie durchfließen, und der San-luen bildet die Grenze gegen Birma. Das Klima ist ein tropisches, mit zwei Jahreszeiten, einer trockenen u. einer nassen, sehr heiß, aber im Ganzen, namentlich im Süden, gesund. Die nasse Jahreszeit dauert vom Mai bis Anfang Juli, die kältesten Monate sind December und Januar bei etwa + 14° R. als äußerster Kälte, die heißesten März u. April bei + 29½° R. höchster Wärme. Das Land zeichnet sich durch die Menge und Mannichfaltigkeit seiner Produkte aus, obwohl ⅓ des Areals bebaut ist. Aus dem Pflanzenreich sind besonders als für den Handel wichtig hervorzuheben: Zucker, Cambodschagummi (Gummigutti, das nur aus S. kommt), viele Obstarten, von welchen einige kaum anderswo in Asien vorkommen, Kokosnüsse, eine Menge Rohprodukte aus den ausgedehnten Waldungen, darunter Lack, Benzoe, Tekholz, welches vornehmlich zum Häuserbau verwendet wird, und andere Holzarten, Reis, Indigo, Mais, Baumwolle, Kaffee, Pfeffer, Zinn, Blei, Elfenbein, sodann aus dem Thierreich Schildkröteneier und eßbare Salanganennester. Das Thierreich wird außerdem durch Elephanten, Büffel, Rhinoceroten, Königstiger, Panther, Zibethkatzen, Bären, Antilopen, Affen, Hirsche, Rehe, vielerlei wildes Geflügel, Papageien, Fasanen rc., Krokodile, Eidechsen, Schlangen (darunter die Boa von ungeheurer Größe), Schildkröten, Moskiten, Skorpione, Heuschrecken, Fische vertreten. Von Mineralien finden sich Eisen, Blei, Zinn, Gold, Silber, Sapphire, Sadinen, Diamanten rc. Auch Salz ist in Ueberfluß vorhanden. Die Industrie in Seide, Baumwolle rc. ist noch gering, der Handel aber neuerdings, nachdem das Monopol des Königs aufgehoben worden, im Steigen.

Das Reich S. ist, außer den Siamesen, deren 1,260,000 seyn sollen, bewohnt von den Laos (840,000), den durch birmanischen Druck aus Martaban entflohenen Pegnern (25,000), den Cambodschern (25,000), den Malayen, theils auf ihrer eigenen Halbinsel, theils in S. (zusammen gegen 300,000), und von mehren Nomadenstämmen. Der eingewanderten Chinesen zählt man ungefähr eine Million. Hindu's und indische Moslems findet man einige Tausende, Portugiesen etwa 2000. Die Gesammtbevölkerung beträgt gegen 3 Millionen, genauer 2,790,500 Seelen. Die Malayen sind, wie die Chinesen, im Reiche zerstreut. Die Siamesen sind mittlerer Größe und wohlgebaut, von lichtbrauner, nie schwarzer Hautfarbe, mit einer Fülle rauher, schwarzer Haare, die aber außer dem Haupt selten sind und am Munde sogar ausgerissen werden. Eine nicht platte, aber kleine und stumpfe Nase mit auseinander gekehrten Nüstern, ein großer Mund, dicke Lippen, ein kleines, schwarzes, in gelblichem Weiß abstechendes, etwas schief gestelltes Auge, sehr breite u. hohe Backenknochen, die das Gesicht eckig machen, dies zusammen mit einer düstern, trüben Miene, trägem u. widerlichem Gang u. dergleichen Bewegung nimmt ihnen allen Anspruch auf Schönheit nach europäischem Maßstab. Kleider trägt man in S. wenig. Nur die Mitte des Leibes ist von den Lenden an mit einem umgeschlagenen Tuch, das vorn zugeknöpft ist und bei Vornehmen über die Kniee in Falten hinabwallt, bedeckt; die geringere Klasse zieht es zwischen den Beinen durch und befestigt es hinten. Frauen tragen jedoch noch den Oberleib leicht verhüllt. Pantoffeln pflegen nur die Vornehmen zu tragen. Als Putz, worauf der Siamese wenig hält, trifft man goldene Armbänder, Halsbänder, Ohr- und Fingerringe rc. Die Wohnungen baut man gern 12 Fuß und mehr über den Boden wegen der Ueberschwemmungen, meist aus Bambus, nur bei sehr Vornehmen aus Backsteinen, einstöckig mit mehren Zimmern. Auch wohnen viele Siamesen stets in schwimmenden Häusern (Balonen oder Gondeln). Die Religion der Siamesen ist die buddhaische; der Buddhaismus kam aus Ceylon 638 n. Chr. nach S. u. ist allein herrschend, ohne in Sekten zu zerfallen. Die buddhaistischen Priester (Talapoinen), die in Klöstern zusammenwohnen, zeichnen sich durch eine Art von Gelehrsamkeit aus u. haben eine nicht unbedeutende Literatur geschaffen. Von andern Religionen werden in S. noch die hindussche, der Islam und das Christenthum geübt. Die erstere hat einige Tempel u. Brahmanen als Priester, die zu den Siwadienern gehören und unter einem Chef in Bankok stehen. Die Christen, meist Portugiesen, Ueberreste aus älterer Zeit, haben einen eigenen Bischof (von Sozopolis), dessen Sprengel sich auch über Malakka erstreckt. Die Moslems gehören der Sekte Ali's an u. haben Moscheen, stehen aber in geringem Ansehen. Die Stämme, welche in Laos, Cambodscha und S. in Gebirgen u. Wäldern wohnen, gleichen im Ganzen nach Gestalt u. Sprache den Siamesen. Die Karlang und Lawa wohnen auf der birmanischen Grenze und im gebirgigen Laos, die Ka ebendaselbst auf der Seite von Cambodscha, werden häufig von den Siamesen zu Sklaven eingefangen, die Chong an der Ostseite des Golfs von S. Die Regierung ist ein Despotismus der absolutesten Art. Der König (Kong-Luang, d. i. allmächtiger Allein-

herr) ist der Gott, das Gesetz des Landes, und sein Name selbst ist nur Wenigen bekannt, damit er nicht durch eitlen Gebrauch profanirt werde. Der erste Staatsbeamte ist der Wangna (Wessir), der aber nicht immer ernannt wird. Die Einkünfte wurden zu 22—25 Millionen Thaler veranschlagt. Alle Einwohner, außer Priestern, Beamten und Chinesen, sind vom 21. — 60. Jahre kriegsdienstpflichtig; wegen Kostenersparniß besteht aber das Heer höchstens aus 10,000 Mann, die dürftig mit Säbeln, Lanzen, Armbrust und Flinten bewaffnet sind. Kleine Feldstücke auf Elephanten bilden die Artillerie, u. die Befestigungen der Städte sind verfallen. Eine Anzahl Dschonken vertreten die bedeutungslose Seemacht. Haupt- und Residenzstadt ist Bankok; die frühere war Azuthia oder Siam.

Die Einführung des Buddhaismus in S. geschah 638 n. Chr. zur Zeit des Königs Krek, vor welchem 60 Könige in S. regiert haben sollen. Die zuverlässigere Geschichte von S. beginnt erst 1547, indem damals mehre benachbarte Nationen in dasselbe einfielen. Der König von S., von den Portugiesen unterstützt, welche einige Zeit vorher nach S. gekommen waren, schlug die feindlichen Völker und ertheilte jenen auf 3 Jahre Freiheit von allen Abgaben und die Erlaubniß, das Christenthum in seinem Reiche predigen zu lassen. Nachdem der Friede von außen hergestellt war, wurde das Reich durch innere Unruhen zerrüttet. Im J. 1567 überfielen die Birmanen aus Ava das Land und blieben bis 1596 Herren desselben. Damals machte Pramerit (Api-Radscha), ein vornehmer Siamese, sein Vaterland von der peguanischen Zinsbarkeit wieder frei und unterwarf sich Cambodscha, Lanjang u. andere Länder, von denen jedoch 1615 mehre wieder abfielen. Sein Stamm ward von dem Usurpator Chan Pasatong, der sich 1627 des Throns bemächtigte, ausgerottet. Während dessen Regierung hatten sich die Holländer in S. eingefunden. Auf deren Betrieb wurden die portugiesischen Schiffe mit Beschlag belegt und, als deshalb die Spanier dem Könige Krieg ankündigten, den Portugiesen der Zutritt zur Residenz des Königs untersagt. Mit der Zeit sind die Portugiesen, die sich dort mit Eingeborenen vermischten, zur verachteten Klasse herabgesunken und dienen bis jetzt noch als Dolmetscher, Unterhändler, Spione ꝛc. Die Holländer dagegen gründeten 6 Komtore in S. und wußten sich so unentbehrlich zu machen, daß, als sie 1660 bei einem entstandenen Streit mit den Siamesen das Land zu verlassen drohten, der König nachgab und sie zu bleiben bat. Chan Noraga (Naraja), König von S., Sohn Chau Pasatongs, erlaubte 1663 auf Fürsprache seines ersten Ministers, des Griechen Konstantin Faulcon, französischen Missionären, in S. das Christenthum zu predigen, und um dessen Verbreitung zu befördern, schickten Ludwig XIV. und Papst Klemens IV. 1673 eine eigene Gesandtschaft nach S. Diese wurde 1684 auf Veranlassung Faulcons erwiedert, der sich selbst auf den Thron schwingen und sich dazu des französischen Schutzes versichern wollte. Durch eine neue französische Gesandtschaft wurde 1687 ein Vertrag geschlossen und den Franzosen die wichtigen Plätze Bankok und Mergui eingeräumt, die sie sogleich befestigten. Die Franzosen machten sich aber bald durch ihre Anmaßungen verhaßt, wozu auch wohl die Aufwiegelungen der auf sie eifersüchtigen Holländer beitrugen. Im J. 1689 erregte der Mandarin Pitra Sena (Ohra Petscheratschas) einen Aufstand, stürzte den Thronfolger und Faulcon, schwang sich selbst auf den Thron und trieb die Franzosen aus S. Nun waren wieder die Holländer die Günstlinge der neuen Regierung, und ihr Handel gelangte seit 1690 zur höchsten Blüthe. Neben ihnen gelang es auch den Engländern, in S. Faktoreien anzulegen. Unter Pitra Sena's unfähigen Nachfolgern gerieth das Reich in Folge von Thronfolgestreitigkeiten in völlige Zerrüttung, welche den Untergang des Regentenhauses zur Folge hatte. Alompra, König von Ava, eroberte S., starb aber noch in demselben Jahre, wodurch S. wieder frei wurde. Bald darauf ward es die Beute der Birmanen, die aber von Piatak (Pitak), einem Chinesen, den die Siamesen zu ihrem Heerführer erwählt hatten, 1769 wieder vertrieben wurden. Derselbe wurde zum Herrscher erhoben und legte Bankok als neue Hauptstadt an, fiel aber durch die Hand eines seiner Feldherren, Schakri, der sich darauf auf den Thron schwang und eine neue Dynastie begründete. Ein Urenkel von ihm, Crom-Chlat (Kroma Mom Tschit), der 1824 durch Usurpation auf den Thron gelangte, eroberte 1829 Laos u. 1831 Queda auf der Halbinsel Malakka, wodurch er Grenznachbar der Briten wurde. Despotisch gegen seine Unterthanen, bewies er sich auch gegen die Fremden feindlich. Da er lauter illegitime Söhne hatte, so vererbte er bei seinem Tode den 3. April 1851 die Krone auf einen Sprößling der verdrängten Dynastie. Dieser, Khan-Fa-Mongkut, bezeigte sich den Engländern u. Nordamerikanern freundlich, starb aber schon 1852 und hatte seinen Bruder zum Nachfolger, der das gute Einvernehmen mit den Fremden aufrecht erhielt. Er verschloß nicht nur während des Kriegs den Engländern mit den Birmanen diesen die siamesischen Häfen, sondern bot den Engländern auch einen Handelsvertrag an und ließ den christlichen Missionären seinen Schutz angedeihen. Nach dem am 3. April 1855 abgeschlossenen Handels- u. Schifffahrtsvertrag dürfen die Engländer durch ganz S. mit den Einwohnern Handel treiben, während ihnen bisher nur indirekter Tauschhandel über Singapur gestattet war, aber nur in einem Umkreise von 54 Meilen um Bankok sich niederlassen und Land erwerben. Die Ausübung der verschiedenen christlichen Religionskulte ward ohne Einschränkung gestattet. Auch nahm ein englischer Konsul seinen Sitz in Bankok. Der englische Handel mit S., der früher schon ½ Million Pfund Sterling umgesetzt, ist in Folge jenes Vertrags, der mit dem April 1856 ins Leben trat, bedeutend gestiegen. In den Jahren 1856 und 1857 schlossen auch die Regierungen Frankreichs, Rußlands u. der nordamerikanischen Union Freundschafts- und Handelsverträge mit S.

Siam, Golf von, Meerbusen an der Küste von S., Theil des indischen Oceans, etwa 110 Lieues breit und 160 lang, wird durch die beiden

Vorgebirge Patani u. Cambodscha gebildet. An der Küste liegt eine große Menge von Inseln, im Osten der Cambodschaarchipel, im Norden der Siamarchipel, im Westen der Larschinarchipel. Die Insel Tantalem, unweit der Küste der Malakkahalbinsel, ist die beträchtlichste.

Sibbern, Frederik Christiern, dänischer Philosoph, geboren den 18. Juli 1785 zu Kopenhagen, studirte daselbst die Rechte, widmete sich aber zugleich philosophischen Studien und ward, nachdem er sich durch Reisen in Deutschland weiter ausgebildet, 1813 für den philosophischen Lehrstuhl nach Kopenhagen berufen. Als Philosoph ist er Denen anzureihen, die behaupten, man müsse über Hegel hinausstreben, wenn nicht Vieles von dem, was bei Hegel von bedeutendem Werthe sey, seine heilsame Einwirkung auf die Philosophie verlieren solle. Von seinen zahlreichen Schriften sind hervorzuheben: „Psychologie" (1819—20, 2 Bde.), später umgearbeitet als „Psychologie, eingeleitet durch Biologie" (1849); „Ueber die Liebe" (1819, 2. Aufl. 1853); „Ueber Erkenntniß und Forschen" (1822); „Ueber Begriff, Natur und Wesen der Philosophie" (1843); „Logik als Denklehre &c." (2. Aufl. 1835); „Ueber Poesie und Kunst oder Vorträge über allgemeine Aesthetik und Poetik" (Th. 1, 1834; Th. 2, 1853). Seine Ideen über die spekulative Behandlung der christlichen Dogmen legte er nieder in seinem „Philosophischen Archiv und Repertorium" (1828—30, 4 Hefte), sowie in der Abhandlung „Ueber das Verhältniß des christlichen Glaubens zum philosophischen Erkennen" (in Schleiermachers &c. „Theologischer Zeitschrift", Heft 3). Unter seinen neueren Schriften sind noch zu nennen: „Spekulative Kosmologie nebst Grundlage einer spekulativen Theologie" (1846); „Ueber das Verhältniß zwischen Körper und Seele" u. a. m. An den politischen Angelegenheiten seines Vaterlands lebendigen Antheil nehmend, schrieb er in dieser Richtung unter Anderm „Ueber Steuerbewilligungsrecht und Konstitution" (1840) und „Dikaiosyne, oder Beiträge zur Politik und politischen Jurisprudenz" (1843).

Sibirien (Siberien, eigentlich Ssibirien), Theil des russischen Reichs in Asien, erhielt seinen Namen wahrscheinlich von dem alten Herrschersitz Sibir am Irtysch und bestand ehemals nur aus dem südlichen Theil der Statthalterschaft Tobolsk, woran auch der dortige Sibirkafluß erinnert. Seit der russischen Eroberung begreift man darunter ganz Nordasien, vom Ural bis an die Ufer der Meere von Kamtschatka und Ochotsk, vom Nordrand Hochasiens bis an die Eisgestade des arktischen Meeres, im Durchschnitt 600 deutsche Meilen lang von Westen nach Osten und über 200 deutsche Meilen breit von Süden nach Norden. Genauer liegt S.s Westgrenze bei ihrem nördlichsten Ende am Karameer etwas östlicher als 80° L. bei 70° nördl. Br., der östliche Endpunkt aber im Ostkap, der nordöstlichsten Spitze der alten Welt, unter 208° 2' L. bei 60° 5' 30" nördl. Br. Innerhalb des ungeheuren Grenzumfangs von mehr als 2600 deutschen Meilen enthält S. einen Flächenraum von etwa 223,300 □M., die Inseln zu 2335,90 □Meilen und den Nordrand Hochasiens, so weit er hierher gehört, d. h. etwa 10,000 □Meilen, noch nicht mit eingeschlossen, fast ¼ des ganzen Festlandes von Asien. Nach Andern hat S. einen Flächenraum von 211,846, 242,000, 243,744 oder 250,818 □Meilen. Das Land ist vergleichungsweise ein Tiefland, das in seinem Süden in hohen Gebirgen, in einer eigentlichen Gebirgszone ansteigt, von der besonders im östlichen Theil weithin nach Nordosten erhabene Züge sich ausbreiten, während sich gegen Norden im westlichen S. der Boden immer tiefer absenkt und die Gestalt eines völligen Flachlandes gewinnt, welches die gewaltigen Ströme, von Hochasien herabstürzend, bewässern. Es gibt eine Südregion und eine Nordregion S.s. Erstere endet mit 60° nördl. Br., unter einigen Längengraden schon früher. Sie ist Berg- und Steppenland, denn hier erhebt sich der breite Nordrand von Hochasien, der in die gemäßigte Zone abfällt, obgleich diese mathematisch sich noch um mehre Grade weiter erstreckt, als es physische Ursachen in Nordasien zulassen (bis 66½°). Besonders im Osten häuft sich das Gebirg in hohem Alpenlande (Daurien) zusammen und endet sich nach Osten und Nordosten in breiten, nicht sehr hohen Zügen, theils Sumpf und Morast, theils Wälder auf seinem Rücken tragend, oder es erstreckt sich felsig bis an die Küste. Weiter im Norden zeigt sich das äußerste Glied der großen Vulkankette, welche über Inseln und Festländer hin um den Erdball sich windet. Durch die Mitte der kamtschatkischen Halbinsel hin zieht eine Bergkette, die schwerlich im Zusammenhange steht mit denen des östlichen S.s, welche sämmtlich von dem Hauptstamm des Jablonoi und dem baikalischen Hochland ausgehen und so den Osten S.s gegen den Westen beträchtlich erhöhen. Sonst streichen westlich hin, dem Lauf der Ströme parallel, von Süden nach Norden aus dem Altaisystem mehre Bergreihen hervor, theils schmälere Thäler bildend, theils in Massen erhobenes Land zwischen sich haltend, Hochsteppen mit Salzseen, wie im Innern Asiens, die Berge fast durchgängig von Erzadern durchdrungen, dem größten Reichthum des südlichen S.s. Eine andere Scheidung in östliches und westliches S. bildet eine dieser Ketten, die gegen Osten die Grenze des Stromgebietes des Jenisei ausmacht und fast die ganze Breite des Landes durchschneidet, die Wasserscheide zwischen dem Eismeer und dem östlichen Ocean, zwischen dem Jenisei und den Flüssen aus dem daurischen Hochlande. In der Südhälfte S.s besteht der östliche Theil aus Bergland, der westliche aus salzigen Hochsteppen mit untermischten Bergrevieren; diese haben im Osten des Ob eine mittlere absolute Höhe, sowie die Steppen zwischen dem Tobol und Ural; niedriger sind die Steppen zwischen jenem Fluß und dem Obstrom. Die Nordregion nimmt in ihrer ganzen Länge von Westen nach Osten das sumpfige Tiefland ein, vom Ural bis auf den ostsibirischen Höhenzug, ein ungeheurer, stets gefrorener Morast von 60° Breite bis ans Eismeer, in einer Ausdehnung von weit über 100,000 □Meilen, unzugänglich jedem Anbau, in todter Einsamkeit. Von den Gebirgszügen S.s sind insbesondere folgende namhaft zu machen. Vor dem Altai (s. d.) brei-

tet sich nördlich das altaische Erzgebirg aus, während sich jenseits des Irtysch östlich das kolywansche, zwischen Ob und Jenisei das kusnetskische und östlich von letzterem Strome das sajanische Erzgebirg oder Jeniseigebirg hinzieht. An den Altai im engern Sinne schließt sich im Osten das Baikalgebirg an. Das Alpenland Daurien wird hauptsächlich gebildet durch zwei Gebirgskämme, welche von Südwesten nach Nordosten durchsetzen. Der eine, das Scheidegebirg, im Westen das selenginskische, bis an die Selenga stoßend, weiter östlich das daurische oder nertschinskische genannt, setzt östlich im Apfelgebirg fort und macht die Wasserscheide zwischen Baikal und Lena einer- und dem Amur andererseits; der andere, aus der Mongolei im Süden des Amur kommend, erstreckt sich mit seinen Gipfeln im Süden von Nertschinsk bis an jenen Strom. Das eigentliche nertschinskische Erzgebirg steigt theils schroff auf, theils zeigt es wellige Flächen. Von Daurien nach Nordosten zieht sich der Jablonoi Stannowoi oder Stanowoi Chrebet (Apfelgebirg) bis an die Küste des ochotskischen Meeres fort, während sich zugleich ein Zweig gleich nach Osten im Norden des Amur wendet, mehr ein morastiger, wellenförmiger, vielfach unterbrochener Landrücken, als ein Gebirgszug. Der nordöstliche Zug endet erst in der Behringsstraße und bildet die Scheide zwischen dem Eismeer und nördlichen Ocean, ohne große relative Höhe, nur ein Anschwellen des Landes. Auch besteht der Zusammenhang bis nach Kamtschatka nur auf den Karten. Ueberhaupt nimmt dieser Zug dort den arktischen Charakter an, der sich durch die ganze Nordregion S.s ausspricht, morastiges Flachland auf Felsgrund. Gegen Norden hin kündigen vulkanische Produktionen die Nähe der kamtschatkischen und insularischen Feuerberge an. Durch die Halbinsel Kamtschatka zieht sich ein Gebirgszug, theils in geringer Höhe, theils stärker und entschiedener ansteigend, von unterirdischen Wirkungen zerrüttet, vulkanisches Land. Im Innern Ostsibiriens ziehen von Daurien aus keine eigentlichen Gebirge, aber höhere Landrücken nach Norden auf beiden Seiten der Lena und der Tunguska, fast bis an den Jenisei, die aber endlich ganz in die arktische Fläche absinken. Der Ural (s. d.) endlich steigt an der Waigatzstraße auf und läuft 260 Meilen nach Süden in der Richtung des Meridians, ein schmaler Zug, im Norden 15—18 deutsche Meilen, in der Mitte nur 7 Meilen, im Süden höchstens 25 Meilen breit. Es gibt wenige Länder der Erde, die so wasserreich sind, wie S. Drei mächtige Stromgebiete theilen es in Abschnitte von Westen nach Osten, das des Obi, des Jenisei und der Lena; eine Menge kleinerer, immer noch sehr beträchtlicher Flüsse strömen dem Eismeer u. dem Ocean zu. Der Ob (Obi) hat eine Stromlänge von 460 deutschen Meilen, während sein Stromgebiet 63,800 □Meilen umfaßt, und bildet an seiner Mündung den Obibusen. Seine bedeutenderen Nebenflüsse sind rechts Tschumysch, Susun, Tom, Tschulym, Tschaus, Ket, Narym, Surgut u. a. m.; links Irtysch mit Tschani, Om, Ischym, Wagai, Tobol, Iset, Tura rc. Der Jenisei hat eine Stromlänge von 700 Meilen, während sein Stromgebiet 49,000 □Meilen umfaßt, und bildet an seiner Mündung ebenfalls einen großen, inselreichen Meerbusen. Seine größten Nebenflüsse empfängt er von Osten her, und zwar sind der Uluken und die Tunguska die bedeutendsten. Kleiner als Ob und Jenisei ist die Lena, die eine Stromlänge von 440 Meilen und ein Gebiet von 36,000 □M. umfaßt. Sie bildet an ihrer Mündung in das Eismeer ein großes Delta und empfängt ihre größten Nebenflüsse ebenfalls von Osten her; so den Witim, die Olekma, den Aldan u. a. m. Kleinere, doch immer noch ansehnliche Ströme der nördlichen Abdachung zum Eismeer sind noch die Jana, Indigirka und Kolyma. Unter den minder bedeutenden Flüssen, welche nach Osten in den großen Ocean abfließen, ist der Anadyr der bedeutendste. Der Amur gehört nur in seinem oberen Laufe S. an. Auch Seen sind in Menge vorhanden, deren Zuflüsse ganze Wassernetze bilden. Der größte ist der Alpensee Baikal (s. d.) in Daurien. Kleineren Umfangs sind der Tschani und Ssumy, der Teletzkoi- oder Altinsee, der Piasinskoe u. a. m. An warmen und mineralreichen Quellen, besonders Schwefel- und Bittersalzquellen, ist Daurien, besonders die Steppe im Nordosten des Baikal, dann auch das vulkanische Kamtschatka reich. Die Gewässer des weiten S.s sind fast die Hälfte des Jahres in der gemäßigten, fast immer in der arktischen Region mit Eis bedeckt. Denn ganz eigenthümlich tritt hier das nordische Klima hervor, welches auf die nähere Gestalt des Landes so wichtige Einflüsse übt. Es muß aber unterschieden werden zwischen der kalten (mit der arktischen) und gemäßigten (nur vergleichungsweise warmen) Region; zwischen beiden macht der 60.° nördl. Br. die ungefähre Grenze und beide erreichen im Osten am Meere den höchsten Grad rauher Kälte. Die mittlere Temperatur ist noch nicht bestimmt worden. In der gemäßigten Westregion wird der Sommer oft heiß; aber nach demselben tritt der Winter im Oktober schnell ohne Uebergänge ein; auch bringt der Sommer nicht selten kalte Nächte. Die Vegetation ist übrigens noch reich genug. Die Gebirge sind bis zu einer Höhe von 6500 Fuß bewaldet, meist mit Nadel-, mitunter auch mit Laubholz. Die Baumgrenze ist nicht überall gleich und scheint an manchen Orten ehemals höher gewesen zu seyn. Auf den Felsengipfeln des Altai wächst der heilsame Gebirgsthee (Tschagir). Getreidebau findet sich bei 4000 Fuß Höhe. Die Schneegrenze beginnt an einigen Orten schon 6000 Fuß hoch, an andern höher. Für die Osthälfte kann die Gegend um Irkutsk zum Maßstabe dienen. Dort wechselt die gewöhnliche Kälte zwischen 22° und 32° R., und auch im Sommer thaut der Boden nur 2 Fuß tief auf und bleibt in den Sümpfen unter dem Moose stets gefroren. Das Thermometer sinkt jedoch auch bis — 38° R. und tiefer. Im Juni steigt es in Daurien bis 19° R. um Mittag, bei einer mittlern Temperatur von 8° R. Morgens und etwas höher Abends. Schon im September steht es meist auf 0 oder einige Grade tiefer. Getreidebau ist nur in dem an die Mongolei grenzenden Lande und an der Schilka einigermaßen ergiebig. Neben den gewöhnlichen Bäumen S.s erscheint die Alpenflora

in eigenthümlicher Fülle auf den bewachsenen Stellen der Gebirge. Die ganze Mitte S.s an den Grenzen der kalten und gemäßigten Region ist mit Wäldern von Lärchen, Fichten mit eingemischten Tannen und Cedern bedeckt: dichte, finstere Waldungen, in welchen aber das einmal gefällte oder im Waldbrand zerstörte Holz nur langsam nachwächst. Auf diesen Waldgürtel folgt erst das eigentliche kalte Land, meist einförmige Fläche. Die Nordregion erscheint als eintöniges, düsteres, dürftig mit verkrüppelten Bäumen und Sträuchern besetztes Moosland von da an, wo die Fichtenwälder (um 68° nördl. Br.) aufhören. In Jakutsk (62° 1′ 50″ nördl. Br. und 147° 23′ 45″ L.) tritt der Winter im September ein, bereits im Oktober erstarren die Flüsse, und das Thermometer fällt auf 20—25° R., im November und December aber bis auf 46° R., ja zuweilen auf 51° R. herunter. Erst im Juni beginnt der Frühling, wenn man ihn so nennen kann, denn der Uebergang der Jahreszeiten in einander geschieht in den Polarländern weit schneller, als in den gemäßigten. Der Juli ist der Sommer, in welchem bei neblichter Luft die Hitze unerträglich wird; das Thermometer steht von + 28°—45° R.; der Boden thaut aber dessen ungeachtet nur 1½ Arschinen (à 26¾ par. Zoll) tief auf, obwohl oben das Gras verbrennt und die Einwohner die kurze Nacht zum Arbeiten, die heißeste Zeit des Tages zum Ruhen benutzen. Der Boden wird in Wasser und Koth aufgelöst und die Luft besonders in der Nähe des Meeres mit ungesunden Dünsten u. Moskiten angefüllt. In diesen, seit Jahrtausenden erstarrten Tiefen trifft man, besonders an den Ufern der Flüsse, noch die unversehrten thierischen Bewohner der Urwelt, Zeugen einer plötzlichen kosmischen Veränderung, die den Norden unseres Planeten in steten Winter verschloß. Die lächowschen Inseln sind aus solchen Ueberresten, den Mammuths, fast ganz zusammengesetzt. Gegen das Eismeer hin verschwinden allmählig die Bäume; der 70.° nördl. Br. bildet ihre Grenze; noch 83 deutsche Meilen vom Meer sind indeß Lärchen, welche hier am weitesten nach Norden gehen, zu erblicken. Dann aber beginnt die Tundra, eine Morastebene voll Seen und Pfützen, nur Sommers von Wasservögeln bewohnt. Das Meer selbst ist nur im August etliche Wochen eisfrei, sonst oft bis nahe auf den Grund gefroren. Jenseits 76° n. Br. aber scheint es meist offen zu bleiben. Die Pflanzenwelt S.s ist nicht gerade arm zu nennen, denn es sind schon gegen 1200 Arten derselben bekannt geworden. Die nicht angebauten Gräser (also mit Ausnahme der Getreidearten) bilden aber einen größern Theil der Vegetation, als sonst irgendwo, denn sie machen etwa 1/7 derselben aus, während die angebauten Getreidearten auf der Ostküste nur bis 55°, in Kamtschatka kaum bis 52°, in S. bis 60° erscheinen, die Halbgräser aber gleichfalls 1/7 bilden, wie in andern Polarländern, die Hülsenpflanzen nur 1/14, in Kamtschatka 1/62, dagegen Moose und Flechten in Menge wachsen. Von Nutzpflanzen finden sich außer Roggen u. Weizen in den südlichsten Strichen, Gerste, Hafer, Buchweizen in Daurien und längs des ganzen Altaigebirges, sowie in den angebauten Steppen, hauptsächlich noch Gartengewächse, namentlich Lauch- und Zwiebelarten, Beeren, Roßkastanien, verschiedene Arten von Rheum als Rhabarbersurrogat, daurische Pflaumen, Cichorien, Skorzoneren in Südsibirien, Fichten, Zirbelfichten, Cedern, Roth- u. Weißtannen, Lärchen, canadische Fichten, Erlen, Cypressen, Weiden, Espen, Pappeln, Eschen, Spitzahorne, Hanf, Hopfen. Schwämme werden zum Theil (wie der Fliegenblätterschwamm) als Opium gebraucht, andere als Seife, noch andere gegessen. Auch die Thierwelt S.s ist reich. Das Rennthier weidet zu Tausenden, wild und gezähmt, auf den fruchtarmen Flächen des Polarlandes. Das gemäßigte S. südlich von 57° hat noch Eleunthiere und Edelhirsche; Rehe finden sich hauptsächlich am Altai, Saiga's, Moschusthiere, Antilopen in Südsibirien, Steinböcke klettern im Altai mit dem Argali (Ammonschaf), welches bis 60° in ganz S. zu Hause ist. Kirgisische breitschwänzige, sowie gewöhnliche russische Schafe zieht man in der gemäßigten Landhälfte, Kameele und Dromedare besitzen die östlichen Nomaden der Südhälfte; gewöhnliches Rindvieh, meist russischer Race, lebt überall südlich von 75° nördl. Br., ebenso der wilde Moschusochse. In den altaischen Bergen findet sich der Bison. Jenseits 55° und bis 62° nördl. Br. gedeiht die Rindviehzucht nur kümmerlich; besser befindet sich bis an die letzte Grenze das kleine, starke, russische Pferd, auch das von tatarischer Race, in den Steppen der wilde Tarpan, in Daurien noch der Dschiggetai. Hunde sind in Kamtschatka u. Ostsibirien das wichtigste Hausthier, das als Last- und Zugthier dient. Zahme und wilde Schweine sind in der Südhälfte S.s, wenn auch nicht häufig, anzutreffen. Von wilden Thieren sind besonders Bären zu nennen, braune und schwarze. Vom Jenisei ostwärts am Eismeer bis an die Behringsstraße streift der Eisbär, fast durch ganz S. der Wolf in mehren Spielarten, der gemeine Fuchs, im arktischen Lande der blaue Steinfuchs und der schwarze Fuchs. Im Süden kommen hinzu die Unze, Steppenkatze, der Vielfraß, Dachs, so weit Wälder gehen, der Steinmarder, Zobel (am Ural, am Ob und bei Kusnetsk die besten), der Iltis, sibirische Marder, das Wiesel, im Norden das Hermelin, eine eigene Art Igel, im Süden viele Spitzmäuse, in der Mitte (um 60°) der Biber, Hasen, Kaninchen, Eichhörnchen, worunter gestreifte, vielerlei Mäuse, Suslik (Ziesel), die Fisch- und Meerotter. An den Küsten finden sich zahlreiche Robben, Wallrosse, Delphine, manchmal auch Wallfische. An Vögeln, besonders Wasservögeln, besitzt S. ebenfalls großen Reichthum. Im Süden an den Seen finden sich Löffelgänse, Störche, Reiher, Regenpfeifer, im Norden bis Kamtschatka Möven, Taucher, Sturmvögel, Albatrosse, Pelekane, Schwäne, Gänse, Enten, Wasserhühner, Tauchergänse, Alken, Strandläufer, Schnepfen, Trappen, Wachteln, Hühner, Tauben, Schwalben, Meisen, eine Menge von Singvögeln, darunter auch Nachtigallen, Grasmücken 2c., Lerchen, Staare, ferner Raben, Spechte, Eulen, Falken, Adler und Geier. Von Amphibien nährt das wasserreiche Land Frösche, Kröten, Eidechsen, giftige Nattern u. eine Schuppenschlange. Besonders ausgezeichnet aber sind

Meere, Seen und Flüsse S.s durch ihren Reichthum an Fischen, darunter Welse bis 200 Pfund schwer, Störe, Hausen, besonders aber Lachse in solcher Menge, daß sie statt Brod dienen. Eine unerträgliche Plage sind im Sommer Mücken, Stechfliegen, Moskiten rc. Bienen werden besonders in den südlichen Steppen gezogen. Von Mollusken gibt es mehre eßbare Austernarten; von Zoophyten Korallen, Schwämme rc.; die Meere hegen Dintenfische, Medusen, Seesterne u. dergl. S.s Reichthum an Mineralien ist bekannt. Der Boden birgt Gold, Silber, Blei, Quecksilber, Kupfer, Eisen. Zink, Arsenik, Kobalt, Spießglanz, Nickel, Braunstein, Schwefel, Bergtheer, Meerwachs (vom Baikal ausgeworfen), Torf, Steinkohlen, Salmiak, Kochsalz, Bittersalz, Glaubersalz, Vitriol, Alaun, Salpeter, Natrum, Lava, Bimssteine, Lasursteine, Porphyr, Marmor, Talk, Asbest, Schiefer, brauchbare Thonerde, Gyps, Kreide, Opal, Jaspis, Chrysopras, Sardonyx, Chalcedon, Aquamarin, Beryll rc., alles aber noch großentheils fast unbenutzte Güter. Die Zahl der Ureinwohner beläuft sich auf cirka 440,000 Seelen. Als Hauptstämme sind hervorzuheben Tataren, in den Gouvernements Tomsk und Tobolsk, im Ganzen 17,000, ohne die in den südlichen Gegenden der Gouvernements Jeniseisk und Tomsk wohnenden 12,000, die Katschinzen, Kisilzen, Schagaizen rc., die aus der Mischung der Tataren mit andern Stämmen, hauptsächlich mit den Songaren hervorgegangen sind; die Ostjaken, 18,000 männliche Bewohner stark, im nördlichen Theile Westsibiriens; die Samojeden am obischen und jeniseischen Meerbusen, 3000 Köpfe stark; die Kirgis-Kaisaken in der nach ihnen benannten Steppe und in den Gegenden nahe bei der Grenzlinie; die Kalmüken, zusammenlebend nur im Süden des Gouvernements Tomsk; die Bucharen u. Taschkenter, mit besondern Handelsvorrechten begnadigt, hauptsächlich an den Grenzlinien; die Burjäten, mongolischen Stammes, 73,000 Männer an der Zahl, in der Umgegend des Baikalsee's; die Jakuten im mittlern Theile des Gouvernements Jakutsk und den angrenzenden Landstrichen der Gouvernements Irkutsk und Jeniseisk, 66,000 Männer zählend; die Tungusen, 16,000 Männer, über den ganzen Norden und Osten zerstreut; die Kamtschadalen auf der Halbinsel Kamtschatka; die Korjäken, 1400 Mann stark, im Lande der Tschuktschen; die Jukagiren und Lamuten, im nördlichen Theile der Provinz Jakutsk, 1500 Mann zählend. Von fremden Völkern, die nur theilweise unter russischer Herrschaft stehen, sind besonders die Tschuktschen auf der nach ihnen benannten Halbinsel und die songarischen Stämme um den telezkischen See zu nennen, welche von China und Rußland zugleich abhängig sind. Zu den Einwanderern gehören auch die Kosaken, die, seit der Eroberung durch ganz S. verbreitet und besonders auf den Militärposten angesiedelt, im Ganzen etwa 100,000 zählen, wovon etwa 1/7 in Kriegsdiensten steht; Schweden, seit der Schlacht bei Poltawa im tobolsker Lande, jetzt mit den Russen verschmolzen; Polen, besonders im Lande von Irkutsk als Kolonisten und Exulanten; Zigeuner in Tobolsk, u. als herrschendes Volk die Russen aus allen Theilen Rußlands. Die Zahl der Bewohner steht mit dem Flächenraum des Landes in so geringem Verhältnisse, daß im bevölkertsten Kreise des Gouvernements Tobolsk nur 243, im menschenleersten nur 1 1/2 auf 1 □Meile kommen. Die Gesammtbevölkerung S.s betrug 1851 2.887,184 Seelen.

S. zerfällt seit 1822 in 2 Hauptverwaltungen, die westliche und die östliche, deren jeder ein Generalgouverneur vorsteht: das Generalgouvernement Westsibirien, 56,170 □Meilen, begreift die Gouvernements Tobolsk u. Tomsk; das Generalgouvernement Ostsibirien, 162,000 □Meilen, die Gouvernements Irkutsk, Jeniseisk, Jakutsk und die Seeprovinzen Ochotsk und Kamtschatka, sowie das Land der Tschuktschen, Neusibirien, die aleutischen und anderen Inseln. In den einzelnen Gouvernements stehen den Statthaltern zur Seite ein Gouvernementsrath als oberstes Verwaltungskollegium, ein doppelter (Kriminal- und Civil-) Gerichtshof, ein geistliches Gericht für Kirchensachen, ein Kameralhof für die Finanzen und die Polizeikammer (Kammer der allgemeinen Fürsorge). Dieser Civilregierung zur Seite steht die des Militärgouverneurs, der aber mehre Provinzen umfaßt, oft auch zugleich Civilstatthalter ist. Für die griechische Kirche befindet sich ein Erzbischof von S. in Tobolsk und Bischöfe zu Irkutsk und Nertschinsk. Das Bergwesen, in S. ein so bedeutender Zweig, wird von Jekaterinenburg aus von dem dortigen Bergkollegium beaufsichtigt. Das Militärwesen ist russisch. Die Urvölker haben keine Kriegsdienste an Rußland zu leisten, auch alle andern Bewohner des nördlichen Theils sind frei. Der Dienst der Kosaken besteht in der Bewachung der Grenzen und der Linien im Innern, welche die wilden Völker in Ordnung halten sollen. Solche Linien trennen S. im Süden und Westen von der Kirgisensteppe (Ischymlinie, omskische, Irtyschlinie), verbinden den großen Strom (vom Ob zum Jenisei die kolywansche, vom Jenisei zum Ostocean die östliche sibirische Linie), werden meist von ihrem Hauptorte benannt und bestehen aus einer Reihe von Festungen, Schanzen und Wachthäusern. Die Einkünfte der Regierung in S. bestehen aus der Kopfsteuer, aus dem Jassak, d. i. Tribut der unterworfenen Völker, aus Konsumtionsabgaben vorzüglich auf Branntwein, aus Accisen vom Handel rc. Dazu kommen als Lasten für die Einwohner noch Kriegsdienst, Frohnarbeit, Gemeinde- u. Landesabgaben. Der von Jagd- und Nomadenvölkern meist in Pelzwerk abgetragene Tribut machte früher im Gouvernement Tobolsk jährlich 42,000 Rubel an Geld aus; beträchtlich sind auch die Naturallieferungen der angesiedelten Einwohner. Von Kolonisten gibt es in S. mehre Klassen, nämlich: alte, welche die altrussischen Sitten reiner unter sich erhalten; freiwillige, die mit Begünstigungen sich niederlassen, um das öde Land anzubauen, was besonders an Grenzlinien und Handelsstraßen geschieht, und verbannte oder verschickte, deren jährliche Zahl vor der polnischen Revolution im Durchschnitt 3—4000 betrug. Sie befinden sich in allen Gouvernements, am meisten in dem von Irkutsk. Die Vornehmeren leben von

ihrem Vermögen, oder bekleiden Aemter, andere übernehmen Geschäfte aller Art; eine große Menge baut in Kolonien, um Tobolsk, Tomsk, Jeniseisk, Irkutsk, das Land. Ein guter Theil der Bevölkerung stammt von ihnen ab. Sie leben zum Theil im Wohlstand, andere durchstreifen heimathlos das Land. Die schlimmsten Verbrecher werden zur Bearbeitung der Bergwerke verurtheilt. Doch machen die Deportirten nirgends die ganze Bevölkerung aus.

Unter den Nahrungsquellen nimmt der *Ackerbau* nur einen verhältnißmäßig schmalen Strich von 5 Breitegraden längs des Altaisystems im Süden S.s ein und erzielt Winter- und Sommerweizen, Dinkel, Winter- und Sommerroggen, Gerste, Hafer u. Buchweizen; außerdem Erbsen, Bohnen, Wicken, wenig Kartoffeln, Rüben, Rettige, Kohl und einige andere Gartengewächse, Kürbisse, Gurken, Hanf und Flachs, Hopfen, in Daurien auch Tabak. Die Steppe bringt Futtergräser nnd einige Färbepflanzen u. dazu gebrauchte Moose von selbst hervor. Bedeutender als der Ackerban ist die *Viehzucht*. Im Südwesten betrifft dieselbe vorzüglich Pferde, Rindvieh und Schafe, Schweine ziehen nur die Kolonisten im Süden, Kameele die Burjäten u. Mongolen in Daurien in ihren Salzsteppen, für die ganze Nord- nnd einen Theil der Südhälfte sind das Rennthier und der Hund die wichtigsten Hausthiere. Die Jagd geht auf wilde Rennthiere, Hirsche, Elennthiere, Antilopen, Rehe, Gemsen, Hasen &c., um des Fleisches willen, vornehmlich aber auf Pelzthiere aus. Der Fischfang wird mehr im Ostocean und in den Flüssen, als im Eismeere betrieben, so reich er anch hier wäre. In den südlichen Gegenden ist die Bienenzucht ein nicht geringer Erwerbszweig, indem sie ausgezeichneten Honig u. feines Wachs liefert. Eine für die Krone reiche Erwerbsquelle sind die *Bergwerke* im Altai, nämlich die des kolywanschen nnd des nertschinskischen Erzgebirgs. Der jährliche Ertrag war in letzterem 1850—52 durchschnittlich 51 Pud Gold, 240 Pud Silber, dann Blei, Eisen &c. Steinsalz bricht am Wilui in Irkutsk, es wird aber nicht darauf gebant. Seesalz gewinnt man aus mehren Seen in Tomsk und Irkutsk, Quellensalz in Tomsk, Irkutsk, Selenginsk, Ustkutsk und Ochotsk. Die sibirische *Industrie* ist erst im Beginnen. Bedentend ist nur die Gerberei im Gouvernement Tobolsk. Außerdem sind zu nennen Tuchmanufaktur zu Irkutsk, Alaunbrennerei, Seifensiederei, Talgschmelzerei, Steinschleiferei, Glas- nnd Papierfabrikation nnd die gewöhnlichen Handwerke. Von feineren Arbeiten wird das Meiste eingeführt. Der beträchtliche *Handel* S.s ist besonders inländischer und Transit. Der innere Handel besteht im Austausch der Produkte des Südens und der Erzeugnisse der Industrie gegen das Pelzwerk der Nordvölker und wird meist von Gesellschaften getrieben. Der auswärtige Handel geht über Tobolsk nach Perm, Irbit nnd Moskau, sowie über die Aleuten nach Amerika und hat Ochotsk zum Hauptstapelplatz. Nach Süden führt die Handelsstraße über Kiächta in die chinesischen Länder, über Buchtarminsk und Ustkamenogorsk nach Ili und zu den Kirgisen von Omsk aus, durch die Steppen nach Bokhara, Khiwa, Taschkent und weiter bis Kabul. Hauptausfuhrartikel sind: Wallroßzähne, Thran, Guß- und Glaswaaren, Talg, Salz; Einfuhrartikel aus China nnd Turkestan: Thee, Reis, Wein, Früchte, Baumwolle, Tabak, Weihrauch, Kampher, Rhabarber, Kameelhaare, Olivenöl, Fruchtsäfte, Baumwollenzeuche, Shawls, Seide u. Seidenzeuche, Nankins, Porzellan, edle Metalle, Perlen und Edelsteine, Pelzwerk, Schwämme. Handelsplätze sind alle größern Städte; wichtig ist Tobolsk als Mittelpunkt des Verkehrs mit Europa, Irkntsk nnd neuestens auch Tomsk und Buchtarminsk für den mit China, Omsk und Tomsk für Turkestan, Irkutsk noch als Straße an den Ostocean, Ochotsk und Peterpaulshafen als Hauptplätze des Seehandels, Jakutsk und Jeniseisk für den innern Pelzhandel, Beresow für den mit den nordwestlichen Stämmen. Für die Messen und Märkte sind eigene Kaufhöfe errichtet. Die ganze Grenze ist mit Zollstätten umgeben. Münze, Maße &c. sind russisch; ein guter Theil des Handels ist bloßer Tausch. Der Waarentransport geschieht zu Wasser und zu Land, wie von den Baikalzuflüssen in die Angara, durch sie in den Jenisei, von da in den Ket, dann auf der Axe nach dem Ob und auf ihm nnd dem Tobol in die Grenzen von Orenburg, oder auf Wägen nach Tobolsk; ebenso von Irkutsk an die Lena, auf ihr nach Jakutsk, von dort an den Aldan zu Schlitten oder auf Pferden, sodann nach Ochotsk. Die Straßen sind schlecht. *Wappen*: zwei aufgerichtete und gegen einander gekehrte Füchse in blauem Felde, welche einen goldenen Bogen halten, mit darüber schwebender goldener Krone.

Die ersten Schritte zur Entdeckung S.s wurden unter Iwan Wassiljewitsch I. von Rußland 1499 durch *Anika Stroganow*, der sich in Permien niedergelassen und daselbst bedeutende Salzwerke angelegt hatte, gethan. Nachdem er seine Entdeckungen dem Czar mitgetheilt hatte, verlieh ihm dieser das noch unbewohnte Land zwischen der Kama und Tschussowaja und später das ganze Gebiet am Flusse Tobol als erblichen Besitz. Jermak *Timofeew* (Timofega), ein Häuptling der donischen Kosaken, die zu jener Zeit eine Räuberbande waren, wurde 1577 von den Russen geschlagen nnd mit 5000 seiner Anhänger abgeschnitten und genöthigt, zu entfliehen. Die Flüchtlinge gelangten bis an die Kama auf die Besitzungen *Maximin Stroganows*, eines Enkels von Anika, wo sie Aufnahme fanden und sich bewegen ließen, einen Streifzug nach S. zu machen, um die wilden Völkerschaften zu züchtigen, welche durch ihre Raubzüge die Unterthanen Rußlands belästigten. Es waren dies die Wogulen, Ostjaken, Baschkiren und Tscheremissen, die unter dem Tatarenkhan Kutschum standen. Jermak, von Stroganow ausgerüstet, begann 1581 seinen Streifzug, an Flüssen aufwärts gehend. Aber noch ehe er nach Irtysch gelangte, war seine Mannschaft durch Gefechte, Krankheit nnd Desertion bis auf 1636 Mann zusammengeschmolzen. Trotzdem schlug er mit etwa 1000 Mann den mächtigen Kutschum 1582, eroberte seinen Wohnsitz Sibir und unterwarf sich sein ganzes Gebiet. Die Tataren, die seine Geschicklichkeit und seinen

Muth bewunderten, huldigten ihm darauf, und aus einem Räuberhauptmann ward er auf einmal ein unabhängiger Fürst. Aber durch fortwährende Empörungen unter den Stämmen wurde Timofeews Lage so bedenklich, daß er den Entschluß faßte, sich in die Hände des Czars zu werfen. Nachdem er in dessen Namen seine Eroberungen ausgedehnt, kam er durch einen Ueberfall mit 300 Russen um, wodurch die russische Herrschaft für einige Zeit aufhörte. Es brachen aber bald Zwistigkeiten unter den Tatarenstämmen aus, die der Czar Fedor I. benutzte, der 1586 wieder mit einem kleinen Heerhaufen in S. einfiel. Er setzte sich in kurzer Zeit in den dauernden Besitz von ganz S. und selbst von einem Theile des jetzigen chinesischen Gebiets, das aber die Chinesen später wieder eroberten. Schon 1639 gelangte Dimitri Kopilow bis zur östlichen Küste Asiens, und innerhalb 59 Jahren waren alle sibirischen Völker mit Ausnahme der Tschuktschen unterworfen. Viele Russen ließen sich darauf in S. nieder u. erbauten an passenden Orten Blockhäuser, um sich gegen die Tataren zu vertheidigen, woraus allmählig Städte entstanden. So wurde Tobolsk 1587, Tara 1594, Werchoturie 1598, Turinsk 1600, Tomsk 1604, Jeniseisk 1619, Krasnojarsk 1625, Jakutsk 1632, Nertschinsk 1658, Irkutsk 1661, Selenginsk 1666 u. Udinsk 1670 gegründet. Die Bevölkerung dieser Orte ging trotz der häufigen Einfälle der Kirgisen und Kalmücken rasch von Statten. China's Nachbarschaft und die Entdeckung der Bergwerke führten auf den Gedanken, S.s Population nach einem gewissen Plane zu ordnen. Nach der Begründung sicherer Verbindungen mit China, wozu aber nicht vor der Mitte des vorigen Jahrhunderts wirksame Maßregeln genommen wurden, hob sich der Handel von Jahr zu Jahr. Unter der Zeit wurden auch im kolywanschen und nertschinskischen Gebiete Bergwerke angelegt. Die erstern, nahe an bewohnten Orten gelegen, in einer der besten Gegenden von S. und anfänglich im Besitze von Privatpersonen, zogen bald eine bedeutende Bevölkerung heran. Dagegen waren besondere Maßregeln nothwendig, um die Bevölkerung für die entfernten nertschinskischen Hüttenwerke, die seit ihrer Gründung Eigenthum der Regierung waren, zu vermehren. Die Regierung übersiedelte zu diesem Zweck aus den mehr bevölkerten Distrikten von Jeniseisk und Irkutsk sogenannte „müßige Leute", d. h. solche, die bei keiner Kopfsteuer angemerkt waren, mit großen Schwierigkeiten, dorthin und man gründete an 2 Orten Ansiedelungen, bei welchen aber die Verbindung der einzelnen Theile noch immer unvollkommen und durch große Wüsten getrennt blieb. Um diesem Uebel abzuhelfen, nahm in der Mitte des 18. Jahrhunderts die Regierung zu zwei neuen Hülfsmitteln ihre Zuflucht, nämlich: zur Uebersiedelung von Angeworbenen auf Abschlag der Rekrutenwerbungen, und dann zur Verwendung der Verbrecher zur Ansiedelung und Arbeit. Die erste Werbung dieser Art ging 1770 vor sich und hatte die Anlegung des Weges durch die barabinskische Steppe, dann des zu den sibirischen Grenzlinien und zuletzt die Anlegung einer geraden Verbindung zwischen dem Flusse Tschulym, einem 71 Meilen langen rechten Seitenarm des Ob, und der Angara zur Folge. Allmählig dehnten sich die Ansiedelungen weiter aus, längs den Landwegen bis zu den Städten Tara und Omsk. Russische Flüchtlinge, die wegen Verfolgungen in Religionsstreitigkeiten Rußland verlassen hatten u. nach Polen gegangen waren, wurden von dort nach S. versetzt, wo sie sich in der südlichen Gegend des Gouvernements Tomsk und auch am Baikal niederließen und eine der wichtigsten Ansiedelungen bildeten. Im J. 1799 wurde eine neue Werbung, wie die oben bereits erwähnte, vorgenommen, zur Ansiedelung der Gegend jenseits des Baikal, wohin zuerst 2000, dann noch 4800 männliche Individuen gesandt wurden. Schon bald nach der Eroberung S.s hatte man auch Verbrecher dorthin verschickt, damals aber mehr in partieller Hinsicht unter verschiedenartigen Bestimmungen. Aber erst 1769 ward statt der Todesstrafe die Verschickung nach S. zu öffentlichen Arbeiten als allgemeiner Grundsatz aufgestellt, und seit 1799 verwendete man auch wegen minder wichtiger Vergehen Verurtheilte zur Ansiedelung des Landes. In neuerer Zeit schickte man jährlich 3—4000 solcher Individuen nach S., wobei sich aber bald der Mangel an Frauen bemerkbar machte. Ausschließlich mit Verbrechern bevölkerte Orte gibt es in S. nicht, sondern sie haben nur die schon vorhandenen und nach andern Grundsätzen gegründeten Kolonien vermehrt. Die in den nördlichen Gegenden, namentlich am Jenisei befindlichen Verbrecherkolonien sind nicht groß, und der bleibende Aufenthalt dieser Leute ist nicht bestimmt. Neuerlich zählte man in Allem etwa 135,000 solcher Verbannten. Verdienste um die Kunde S.s erwarben sich namentlich Wrangell, Erman, Fuß, Feodorow, Lessing, Ledebur, Alexander von Humboldt, Bunge, Turtschaninow, Gedler, Helmersen, Politow, Schrenk, Karelin, Middendorf, Castrén u. A. m. Vgl. Cottrell, S. nach seiner natürlichen Beschaffenheit ꝛc. geschildert, aus dem Englischen von Lindau, Dresden und Leipzig 1846, 2 Bde.; Middendorf, Reise in den äußersten Norden und Osten S.s, Petersburg u. Leipzig 1844—51, 2 Bde.; Cyzanta, Revelations of S., London 1852, 2 Bde.

Sibour, Dominique Auguste, Erzbischof von Paris, geboren den 4. April 1792 zu St.-Paul-Trois-Châteaux als Sohn eines Kaufmanns, studirte in den Seminarien von Viviers und St.-Charles zu Avignon Theologie, ward dann Lehrer am kleinen Seminar St.-Nicolas du Chardonnet und 1817 Obervikar an der Pfarrei der auswärtigen Missionsanstalten. Zwei Jahre später erhielt er von dem Bischof von Nismes eine Domherrnpfründe zu Pont-St.-Esprit, wo er seine Muße auf kirchenrechtliche Studien und die Uebersetzung der „Summa theologiae" des Thomas von Aquino verwendete. Im J. 1838 ward er zum Generalvikar in Nismes und 1839 zum Bischof von Digne erhoben. Als der Erzbischof Affre von Paris in den Junitagen 1848 auf den Barrikaden gefallen, ward S. als angeblich republikanisch gesinnter Kleriker vom Chef der Exekutivgewalt dem Papst als Kandidat für das Erzbisthum Paris vorgeschlagen und am 30. Oktober inthronisirt. Seine Stellung als Erz-

bischof war in sofern schwierig, als er gegen die offenen und geheimen Umtriebe der einflußreichen ultrakatholischen Partei, welcher seine Erhebung durch die republikanische Partei ein Greuel war, anzukämpfen hatte. Er fiel am 3. Jan. 1857 als Opfer der Privatrache durch die Hand eines exkommunicirten Priesters, Berger, in der Kirche St. Etienne-du-Mont zu Paris.

Sibyllen (Sibyllae), von der Gottheit begeisterte, weissagende Frauen, welche verschiedenen Zeiten und Völkern zugetheilt werden. Es werden ihrer 10 aufgeführt. Ihrem Wesen nach waren die S. Nymphen; überall stehen sie mit Wasser und Felsenhöhlen in Verbindung; unstät streifen sie umher, erscheinen aber nur da, wohin der göttliche Geist sie treibt. In Extase wird die Sibylle versetzt durch das Trinken gewisser Wasser, doch kann sie auch ohne dieses weissagen, denn sie ist immer vom Gotte erfüllt. Die alten sibyllinischen Sprüche waren räthselhaft u. verknüpften ohne Ordnung die Gegenwart mit der entferntesten Zukunft. Die ältesten römischen S. sind **Carmentis** u. **Mephitis**, später **Albunea** zu Tibur, deren Sprüche man in ihrem Haine durch Inkubation holte, u. **Amalthea** od. die kumanische Sibylle, von der die **sibyllinischen Bücher** herstammen sollen. Letztere war aus Cyme nach Cumä in Italien eingewandert. Die Sage berichtet nämlich, daß einst ein geheimnißvolles Weib dem Tarquinius mit 9 Büchern Weissagungen genaht und, da derselbe nicht gleich auf ihre Forderungen eingegangen sey, erst 3 und dann wieder 3 jener Bücher verbrannt und den König dadurch zum Ankauf der noch übrigen veranlaßt habe, worauf sie selbst auf wunderbare Weise verschwunden sey. Dies die **römischen Sibyllensprüche**. Um dem Mißbrauch zu steuern, welcher mit den im Volke vorhandenen sibyllinischen Büchern getrieben wurde, befahl Augustus, diese letztern an einem bestimmten Tage sämmtlich dem städtischen Prätor zu überbringen, ließ über 2000 der unnützen verbrennen und legte die ächten in 2 vergoldeten Schränken im Apollotempel unter der Statue des Gottes nieder, woselbst die Fünfzehnmänner die Obhut über sie führten. Trotzdem sah sich Tiberius genöthigt, eine neue Musterung auf gleiche Weise zu veranstalten. Die sibyllinischen Priester bildeten ein Kollegium mit einem Magistrat an der Spitze und hatten nicht bloß die Aufsicht über die Bücher, sondern auch die Befragung derselben. Jedoch durften sie nur auf Befehl des Senats und im Beiseyn obrigkeitlicher Personen in denselben nachschlagen und nie ein Orakel eigenmächtig dem Volke mittheilen. Auch nahm man nur in Zeiten der Gefahr und wenn ganz ungewöhnliche Zeichen Besorgniß erregten, zu ihnen seine Zuflucht. Die letzte Sammlung der sibyllinischen Sprüche zu Rom war natürlich der römischen Mythologie angepaßt worden; daher können die jetzigen Sibyllensprüche (Pseudosibyllina), worin nur von Einem Gotte die Rede ist, nicht ächt seyn. Auch widersprechen dem die neuplatonischen u. jüdischen Anschauungen; phantastische Ideen und messianische Prophezeiungen finden sich in Menge in ihnen vor. Besonders viel Anklang fanden diese falschen Sibyllensprüche in den ersten christlichen Jahrhunderten; später verloren sie an Bedeutsamkeit, und im 4. Jahrhundert kamen sie in Mißkredit. Als „Pseudosibyllina" wurden sie von Galläus (Amsterd. 1689) und von Alexander (Paris 1842) herausgegeben. Eine deutsche Uebersetzung der „Neun Bücher sibyllinischer Prophezeiungen" gab Nehring (2. Aufl., Halle 1719). Vgl. **Bleek**, Ueber die Entstehung und Zusammensetzung der uns in 8 Büchern erhaltenen Sammlung sibyllinischer Orakel (in Schleiermachers „Theologischer Zeitschrift", Heft 1 und 2, Berlin 1819); **Thorlacius**, Libri sibyllistarum veteris ecclesiae (in dessen „Prolusiones et opuscula academica", Kopenhagen 1821—22, Bd. 4 und 5).

Sibyllinische Bücher, s. **Sibyllen**.

Sica (lat.), kurzer, etwas krummgebogener, sehr scharfer und spitziger Dolch, dessen sich Meuchelmörder oder Banditen zu bedienen pflegten, die davon Sicarii hießen.

Sicambri (**Sigambri**, **Sygambri**, **Sugambri**), Volk in Deutschland, welches am Rhein von Emmerich bis südwärts an die Sieg, nordwärts bis an die Lippe und gegen Osten an der Lippe bis zu den Grenzen der Brukterer im heutigen Klevischen, Bergischen und in der Grafschaft Mark wohnte. Als ansehnliche Völkerschaft machten sie schon zu Cäsars Zeit u. nachher öfters Einfälle in Gallien, wurden aber durch die wiederholten Angriffe der Römer unter Drusus endlich zur Ruhe und Nachgiebigkeit genöthigt und mußten es geschehen lassen, daß nicht nur Festungen in ihrem Lande angelegt, sondern daß sie unter Tiber, der ihnen nicht traute, selbst auf gallischen Boden versetzt wurden. An den Westufern des Rheins wurden sie nachher unter dem Namen der **Gugerner** bekannt. Einzelne blieben in den Schlupfwinkeln ihres rauhen Landes oder retteten sich zu andern Völkern. Beim Triumph des Germanicus werden daher Sigambrer mit ihrem Fürsten mit aufgeführt. Als die Römer nämlich auf Claudius' Befehl sich auf das Westufer des Rheins zurückzogen, scheinen die S. mit den Brukterern nach u. nach wieder in die verlassenen Plätze vorgerückt zu seyn. Zuletzt kommen sie auch bei dem großen Bunde der Franken vor.

Sicard, Roch Ambroise Cucurron, Abbé, Taubstummenlehrer und Nachfolger des Abbé de l'Epée, geboren am 28. Sept. 1742 zu Fousseret bei Toulouse, machte hier seine Studien, wurde zu Bordeaux Kanoniker und kurz nachher Mitglied der Akademie und des Museums. Eine Taubstummenanstalt, welche er hier errichtete, hatte einen guten Fortgang, zumal da er sich in dem Taubstummen Jean Massieu (geboren 1772) einen tüchtigen Mitlehrer heranbildete. Bei dem Tode des Abbé de l'Epée 1789 gerade in Paris verweilend, wurde er an des Verblichenen Stelle mit der Leitung der dortigen Taubstummenlehranstalt betraut. Am 10. Aug. 1792 als verdächtig in die Abtei gebracht, entging er den Septembermetzeleien nur durch Zufall. Nachdem er die Freiheit erlangt hatte, wirkte er wieder an seiner Taubstummenanstalt fort. Als Herausgeber der „Annales catholiques" ward er nach dem 18. Fructidor zur Deportation verurtheilt, entging aber der Vollstreckung dieses Urtheils durch die Flucht. Erst nach dem 18. Brumaire konnte er an die An-

stalt, die unterdessen fremden Händen anvertraut war, zurückkehren. Bei der Gründung des Instituts wurde S. Mitglied desselben und 1816 auch Mitglied der Akademie. Er † am 10. Mai 1822. Unter seinen Schriften ist die „Théorie des signes pour l'instruction des sourds muets" (Paris 1808; neue Aufl. 1828) hervorzuheben.

Sicarius, s. Sica.

Siccantia (sc. remedia, lat.), austrocknende Arzneimittel.

Siccitas (lat.), Trockenheit, Saftlosigkeit, von Pflanzen.

Siccus (lat.), trocken, saftlos.

Sic eunt fata hominum (lat.), so gehen die Schicksale der Menschen, d. h. so geht es in der Welt.

Sichäus (Acerbas), s. Dido.

Sichel, Werkzeug, das zum Schneiden des Getreides und Grases dient, besteht aus einer nach vorn zu schmäler werdenden Klinge in Gestalt eines Bogens und ist mit einem hölzernen kurzen Handgriffe versehen. Die Grassicheln sind kurz, aber sehr gebogen, die Getreidesicheln länger u. weniger gebogen. Die meisten Sichelklingen liefert Steiermark. Die S. diente in früherer Zeit als Waffe und bestand aus einem krummen und zweischneidigen Eisen an einer Stange. Man riß damit die durch die Mauerbrecher erschütterten Steine aus der Mauer, um die Bresche zu vergrößern. Mit einer S. bewaffnet erscheint Saturnus und schneidet dem Uranus die Hoden ab; auch Perseus führt bei seinem Abenteuer mit der Gorgone Medusa eine S. Auch war die S. Symbol des Landbau's, daher Attribut der Demeter.

Sichelwagen (currus falcatus), bei den alten Persern gebräuchlicher zwei-, später auch vierrädriger, mit 2, auch mit 4 Pferden bespannter Wagen mit weiter Spur, an dessen Axschenkein zwei gerade auslaufende, die feindlichen Streitkräfte gleichsam niedermähende sichelförmige Werkzeuge, während innerhalb der Räder Schwerter angebracht waren, zwischen den Pferden aber an den Jochen befestigte, gerade gegen den Feind gerichtete Spieße hervorragten. Die Wirkung solcher von Wagenführern gelenkten Wagen bestand darin, daß sie durch ihren Einbruch in die feindliche Schlachtordnung diese trennten, in Unordnung brachten und viele Feinde tödteten oder kampfunfähig machten. Die Griechen u. Römer bedienten sich derselben nicht.

Sichem, alte Stadt in Samaria, auf dem Gebirge Ephraim in einem engen Thale zwischen den Bergen Ebal und Garizim, Begräbnißort Josephs, ward durch Josua zur Frei- und Levitenstadt bestimmt, fiel später dem Reich Israel zu und war eine Zeitlang Residenz Jerobeams. Im nachexilischen Zeitalter war sie Hauptsitz des samaritanischen Religionskultus. Johannes Hyrcanus eroberte sie und zerstörte den Tempel auf dem benachbarten Berge Garizim.

Sichem, Stadt in der belgischen Provinz Südbrabant, Bezirk Löwen, links an der Demer, mit Brauereien, Wachholderbeerdestillation und 1580 Einw.

Sicheres Geleit, s. Geleit.

Sicherheitslampe, Vorrichtung, um die in Steinkohlengruben arbeitenden Bergleute vor den Gefahren der Explosionen zu schützen, die aus den daselbst sich entwickelnden brennbaren Gasen (schlagende Wetter genannt) entstehen, sobald sie der Luft in etwas reichlicher Menge beigemengt sind und eine Lampe von gewöhnlicher Einrichtung in ihre Nähe gebracht wird. Die von Davy 1816 erfundene S. beruht auf der von ihrem Urheber entdeckten Thatsache, daß Drahtgeflechte bei hinreichender Enge ihrer Maschen die Flamme der in Gruben vorkommenden Gase vollständig absperren. Geflechte aus Messing- oder Kupferdraht eignen sich am besten hierzu, weniger die aus Eisendraht, weil sie mit der Zeit durchbrennen. Sie müssen wenigstens 20, besser 30 Maschen auf den Zoll, d. h. 400—900 Maschen auf den Quadratzoll, enthalten und aus Draht von 0,015—0,025 Zoll Dicke angefertigt seyn. Die Lampe selbst gleicht einer gewöhnlichen Oellampe, deren Flamme mit einem Cylinder aus engem Drahtnetz umgeben ist. Um diesem Cylinder oder Gehäuse die nöthige Haltbarkeit zu geben, ist daran oben eine Metallkappe u. unten ein Metallring befestigt, welche außerhalb durch vier senkrechte Metallstäbchen mit einander verbunden sind. Ueberdies hat die Lampe unten seitwärts ein kurzes Rohr, um Oel nachgießen zu können, ohne sie öffnen zu müssen. Die Anwendung der davy'schen S. hat die Unglücksfälle zwar vermindert, aber nicht ganz verhütet. Die neuerlich vorgeschlagenen Abänderungen laufen alle darauf hinaus, den Theil der Lampe, woran sich die Flamme befindet, aus Glas zu machen, die Luftcirkulation aber nur mittelst Oeffnungen zu bewerkstelligen, welche gegen das Durchbrennen durch das erwähnte Drahtnetz geschützt sind. Hierher gehören die S.n der Engländer Upton u. Robert, der Franzosen Dumesnil u. Combes und des Belgiers Mueseler, die aber alle den Uebelstand haben, daß sie nicht nur komplicirter und theurer, sondern auch zerbrechlicher sind, als die davy'sche.

Sicherheitsventil, s. Dampfmaschine.

Sicht, s. Wechsel; bei der Schifffahrt s. v. a. Sehweite, d. h. die Entfernung, bis in welche man zu Folge der Kimm sehen kann.

Siciliane, aus Sicilien stammende künstliche Form der lyrischen Dichtung, die sich von der Ottave rime dadurch unterscheidet, daß die 7. und 8. Zeile kein besonderes Reimpaar bilden, sondern jene mit der 1., 3. und 5., diese mit der 2., 4. und 6. Zeile reimt, 2 Reime also durch die ganze Strophe hindurchgehen, wird meist zu kleinen Liedern verwendet und in einer eigenthümlichen Sangweise vorgetragen. In das Deutsche hat sie Rückert („Gesammelte Gedichte", 2 Bde.) eingeführt.

Sicilianische Vesper, s. Sicilien (Gesch.).

Sicilicus (Siciliquus), $^1/_{48}$ As oder $^1/_4$ Unze, an Gewicht gleich einer Drachme; als Längenmaß der vierte Theil des Pollex, als Zeitmaß $^1/_4$ des 12. Theils einer Stunde. Als grammatisches Zeichen vertritt es die Stelle des Komma und wurde in der älteren Schrift auch als Zeichen der Verdoppelung eines Konsonanten gebraucht (ʾ).

Sicilien (Königreich beider S.), euro-

pälsches Königreich auf der italienischen Halbinsel, ist im Norden vom Kirchenstaat und vom adriatischen Meere, im Süden vom jonischen und mittelländischen Meere, im Osten vom erstern u. im Westen von letzterem Meere begrenzt und hat einen Flächenraum von 2033,₁₁₃ □Meilen mit (1856) 9,117,050 Einw. Den Länderbestand bilden: Neapel oder das südliche Festland Italiens mit Ausnahme einiger kleinen, zu Toskana und dem Kirchenstaate gehörigen Parcellen, die Insel S. und mehre kleinere, in den umliegenden Meeren zerstreute Inseln und Inselgruppen, und zwar im tyrrhenischen Meere die Liparen, Ustica, die Ponzainseln, Vendutena, Ischia und Capri, im adriatischen die Tremiti, im mittelländischen die Aegaden, sowie auch die Eilande Pantelaria und Lampedusa. Der ganze Staat theilt sich im Großen in das Gebiet diesseits der Meerenge (Faro) oder Neapel u. das Gebiet jenseits der Meerenge oder S.

Das Staatsgebiet diesseits des Faro (Domini di qua del Faro), gewöhnlich Neapel genannt, das Festland des Reichs, liegt zwischen 31° 32′ bis 36° 28′ östlicher Länge und 37° 50′ bis 42° 27′ nördl. Br. und nimmt den untern Theil der italienischen Halbinsel ein. Die größte Länge beträgt 85, die größte Breite von Westen nach Osten gegen 40 geographische Meilen. Das toskanische Meer macht bedeutende Einbiegungen ins Land und bildet die Golfs von Gaeta, Neapel, Salerno, Policastro und Euphemia. Das jonische Meer bildet auf der Südostseite der Halbinsel den tiefen Busen von Tarent, welcher bewirkt, daß sich das Land wieder in 2 Halbinseln scheidet, nämlich in eine nach Südosten gerichtete, die apulische, und in eine südwärts gestreckte, die kalabrische Halbinsel genannt. Südlich vom tarentischen Golf bildet das jonische Meer noch den Golf von Squillace und östlich vom Kap Gargano das adriatische Meer die Bai von Manfredonia. Ueber Bodenbeschaffenheit, Gebirge, Bewässerung, Naturprodukte des Landes s. Italien, vgl. Apenninen. Hauptcharakterzüge des Neapolitaners sind Gutmüthigkeit, Trägheit, Aberglauben, Hang zu allen Arten von sinnlichen Genüssen, heftige, aber bald verrauchende Leidenschaften. Der Reiche und Vornehme ist üppig, verschwenderisch, prachtliebend. Er besitzt keine umfassende Bildung, kein empfängliches Gemüth, doch ist er natürlich und frei von Stolz auf Vorzüge, welche Geburt und Vermögen ihm gewähren. Die Absonderung der Stände kann dort nie so schroff erscheinen, da der Adel fortwährend aus dem Volke hervorgeht u. durch Verheirathungen von Töchtern aus den ältesten Häusern an reiche Bürgerliche stets in das Volk zurückkehrt. Der Mittelstand ist arglos, gutmüthig und unwissend, der Pöbel mäßig, aber roh, abergläubisch und träge. Leidenschaften jeder Art, Rachsucht, Spiel (besonders Lotto) und Hang zu Prozessen sind vorherrschend. Hieraus entstehen nicht selten Vergehungen, ja selbst Mordthaten, aber Raub, Mord und Todtschlag sind seltener geworden, und im Allgemeinen sind die Landbewohner einfach in ihrer Lebensweise, lustig und aufgeräumt, treuherzig im Umgang, leichtgläubig, weil sie unwissend sind, und sehr kirchlich. Die zahlreichen kirchlichen Feste gelten zugleich als allgemeine Volksfeste. Der neapolitanische Dialekt kürzt gern die Sylben ab, verdoppelt die Konsonanten, elidirt und verändert die Vokale. Er eignet sich wegen seiner Naivetät vorzüglich zur komischen Poesie und zu heitern Theaterscenen, daher auch der italienische Harlekin gewöhnlich neapolitanisch spricht. Die Männer sind schöne kräftige Gestalten, das weibliche Geschlecht der niedern Stände ist häßlich. Während das Klima den Männern Kraft und Blüthe gibt, benimmt es den Weibern das Sanfte, Milde und Charakteristische, und sie werden früh alt. Männer und Weiber tragen Haarnetze, wie in Spanien. Die apulischen und kalabrischen Hirten tragen Schaffelle. Schönes, langes schwarzes Haar trifft man häufig an. Armselig wie die Kleidung ist auch die Nahrung des Landvolkes; sie besteht meist aus Früchten, Zwiebeln und Fischen. Brod ißt man seltener, noch seltener Fleisch. Eis ist ein Leckerbissen, auch für den gemeinsten Mann, Lieblingsspeise auch hier die Polenta, ein mit Oel geschmalzter dicker Mehlbrei. Gesang, Spiel und Tanz liebt der Neapolitaner leidenschaftlich. Ein besonderes Gepräge zeichnet die sogenannten Lazzaroni aus. Sie bestehen aus dem großen Haufen der Lastträger, Arbeiter, Obst- und Gemüsehändler, Schiffer, Fischer ꝛc. Sie haben ein braunes, länglichvolles Gesicht, nervige und starke Glieder und einen hohen, kräftigen Wuchs. Man kann ihre Zahl in der Hauptstadt Neapel und in den nächsten Casalis auf 70,000 anschlagen. Ihr Stand ist abgesondert, sie heirathen nur unter sich, sind meist arm und bedürfnißlos. Sie haben keine festen Wohnungen. Leinene Beinkleider, die kaum die halbe Lende bedecken, und ein Hemd sind die einzige Hülle, womit sie ihre Körper bedecken, ja diejenigen, welche sich mit dem Fischfang abgeben, laufen mitunter ganz nackt am Strande herum. Sie sorgen nur für den heutigen Tag und sind Müßiggänger, so lange sie nicht die Noth zur Arbeit treibt. Sie sind einerseits die genügsamsten, gutmüthigsten u. treuesten Geschöpfe der Welt, andererseits auch jeder Zeit bereit, Feuer einzulegen, wo es verlangt wird, und zu buckiren, d. h. zu stehlen und zu rauben, wo sich die Gelegenheit dazu bietet. Sie sind von jeher, bei einzelnen Veranlassungen, z. B. bei Ausbrüchen des Vesuvs, bei Revolutionen, für Neapel fürchterlich gewesen. Einen merkwürdigen Menschenschlag bilden die Arnauten, Abkömmlinge der Griechen, die, im 15. Jahrhundert vor den Türken aus ihrem Vaterlande flüchtend, sich in Kalabrien und in der Provinz Basilicata an der Küste ansiedelten. Ein schwarzes und krauses Haar, eine gelbbraune Gesichtsfarbe, große und feurige dunkle Augen, eine einnehmende Gesichtsbildung und ein starker, robuster Körperbau zeichnen sie aus. Ihre Sprache ist eine Mischung von Neugriechisch, Arabisch und Italienisch; sie bekennen sich zur griechischen Religion und haben ihre verheiratheten Calojeri (Priester). Sie zeichnen sich durch Reinlichkeit und große körperliche Gewandtheit aus und sind meist Ackerleute oder Hausirer. Mäßigkeit und Nüchternheit ist, wie dem Südländer überhaupt, so auch dem Neapolitaner eigen. Die Wohnun-


NEAPEL
PORTICI
RESINA
NOLA
Somma
Ottajano
Pompeji
Castellammare
Busen von Neapel
Pontinische Inseln
Ponza
Frosinone
Pontinische Sümpfe
Tyrrhenisches Meer
Brindisi
C. Otranto
Otranto
Capo di Leuca
Nördliche
ABRUZZO.TER
Apulien und
beider S
Königr
Zeichen

gen auf dem Lande sind ärmlich, Hütten aus Brettern, die allen Elementen offen stehen, mit leichten Dächern von Holzziegeln oder Stroh. Je weiter man nach Süden hinabkommt, um so seltener werden die Häuser von Stein. Das neapolitanische Volk steht im Allgemeinen noch auf einer sehr niederen Bildungsstufe, was sich nicht nur aus der natürlichen, durch das Klima begünstigten Indolenz und Trägheit desselben, sondern auch aus der mangelhaften Einrichtung der Unterrichtsanstalten zur Genüge erklären läßt. Kein Zweig der physischen Kultur ist in dem blühenden Zustande, den die Natur des Bodens, die günstigen klimatischen Verhältnisse und die Nähe des Meeres erwarten lassen. Nur vier Siebentheile des Flächeninhalts werden zum Ackerbau benutzt und fast noch ein ganzes Achttheil ist unkultivirtes Land. Von Getreide wird vorzugsweise Weizen, Mais, Gerste, Hafer angebaut, der Reisbau ist meist auf die wasserreichen Gegenden der Provinzen Kalabrien, der Abruzzen und Principato citeriore beschränkt. Hülsenfrüchte werden vornehmlich in Apulien gewonnen. Flachs und Hanf wurden früher reichlicher gebaut, als jetzt, jener vornehmlich in Kalabrien, dieser in Terra di Lavoro. Der Weinbau ist über den ganzen Staat ausgebreitet, wird aber ohne besondere Sorgfalt betrieben. In großem Rufe stehen die Weine, welche am Fuße des Vesuvs gebaut werden u. als Lacrymä Christi und Vino Greco bekannt sind; nächst dem die Weine von Posilippo, Pozzuoli, Capri und Trani. Der Gartenbau auf Südfrüchte ist nicht minder über das ganze Land ausgebreitet, wiewohl Kalabrien und Terra di Lavoro die ausgezeichnetsten Orangen, Citronen, Feigen, Pistacien, Mandeln hervorbringen. Die Johannisbrodbaumfrucht dient nicht nur als eine gewöhnliche Nahrung für alle Klassen des Volkes u. auch für die Pferde, sondern kommt auch zur Ausfuhr, ebenso wie Lakritzensaft und Süßholz. Wichtig ist aber vor Allem die Zucht des Oelbaums, welcher, wenige hochgelegene Landstriche ausgenommen, in allen Theilen des Staates ohne besondere Sorgfalt der Bewohner üppig gedeiht. Auch die Tabaksanpflanzungen haben sich überall hin verbreitet, liefern aber ein schlechtes Produkt, das nur in der Terra d'Otranto besser gedeiht und bis zu einem Gegenstande des Ausfuhrhandels sich erhebt. Die Viehzucht steht auf einer noch untergeordneteren Stufe, als der Ackerbau. Die neapolitanischen Pferde erfreuten sich früher eines ausgezeichneten Rufes, jetzt haben sie sich in Folge der Einfuhr der kleinen unansehnlichen Pferde aus Slawonien und andern Ländern Europa's sehr verschlechtert. Das Maulthier und der Esel sind als Lastthiere über alle Theile des Staats verbreitet. Das Rindvieh wird in stärkster Zahl auf den fetten Weiden der Terra di Lavoro und nächstdem in Capitanata und der Terra d'Otranto gehalten. Die Schafzucht bildet den werthvollsten Theil der Viehzucht, wiewohl sie gegen alle Regeln der neueren Erfahrungen betrieben wird. Die gesuchteste Wolle ist die apulische. Die Schweinezucht liefert aus Kalabrien, den Abruzzen, Basilicata und den beiden Principati den Bedarf an fettgemästetem Vieh, sowie an eingesalzenem und geräuchertem Fleische. Der Seidenbau wird seit dem 12. Jahrhundert im Neapolitanischen mit Erfolg betrieben. Was die Forstzucht anbelangt, so sind kleine Eichen- und Kastanienwaldungen über alle Provinzen ausgebreitet, namentlich in den beiden Principati, Kalabrien und den Abruzzen, doch ohne kunstmäßigen Betrieb. Im Allgemeinen herrscht großer Holzmangel. Eine reichliche Nahrungsquelle gewährt die Fischerei, welche besonders an den Seeküsten eifrig betrieben wird. Sardellen und Thunfische werden am meisten gefangen, eingesalzen und auch in nicht unbedeutender Menge versandt. Auch Muränen, sowie Austern u. Muscheln sind Gegenstände des Fangs. Der Bergbau liegt bei allem Erzreichthum der Gebirge noch fast ganz darnieder, und es ist daher eine jährliche bedeutende Einfuhr an rohem Eisen u. Zinn in Neapel nöthig, ohne die bereits fertig eingeführten Metallwaaren. Die Ausbeute an Salz übersteigt den jährlichen Bedarf, aber es wird mehr durch die Sonnenhitze getrocknetes Baisalz, als Steinsalz gewonnen, und Salzsiedereien auf Salzsoole aus Quellen finden sich gar nicht vor. Die größten Steinsalzwerke sind bei Cotrone in der Provinz Calabria ulteriore I. Das Seesalz wird vorzüglich bei Barletta und bei Avetrana gewonnen. Einen unerschöpflichen Reichthum an verschiedenen Marmorarten, Alabaster, Porphyr, Lava, Halbedelsteinen bietenalle Provinzen dar. Unter den mannichfachen Thonarten ist die wichtigste für die Manufakturen die Puzzuolanerde in den nahen Umgebungen von Neapel. Die technische Kultur ist in diesem Lande auf eine noch weit auffallendere Weise, als die Mehrzahl der Zweige der physischen Kultur, zurückgeblieben. Die Leinenmanufakturen, die zu den ältesten des Landes gehören, liefern nur die gemeinsten Erzeugnisse dieser Industrie. Die stärkste Hanf- und Leinweberei wird in der Terra di Bari und in Principato citeriore, namentlich zu Cava betrieben, nächstdem zu Arsino bei Neapel. Von größerer Ausdehnung sind die Wollmanufakturen. Die bedeutendsten Webstühle finden sich zu Arpino, Cerreto und Cusano in Terra di Lavoro, zu Chieti und in den benachbarten Ortschaften in Abruzzo citeriore. Die Baumwollenindustrie hat ihren Sitz vornehmlich in Cava, in der Terra di Bari und Terra d'Otranto, zu Scafati in Principato citeriore und zu Piedimonte in Terra di Lavoro, sowie in den nächsten Umgebungen von Salerno und Neapel. Unter den Seidenfabriken nimmt die königliche Fabrik zu San Leucio bei Caserta in Terra di Lavoro den ersten Rang ein. Die besten Seidenspinnereien befinden sich zu Portici, Caserta, Sorrento. Die Metallwaarenfabrikation steht noch auf der niedrigsten Stufe der Entwickelung. Einige Eisengießereien sind in der nächsten Umgebung der Hauptstadt und in Cardinale in Betrieb. Messer- und Stahlarbeiten, sowie überhaupt Quincailleriewaaren, werden fast ausschließlich in Campobasso und Molise angefertigt, jedoch von so untergeordneter Beschaffenheit, daß der ausländische Kunstfleiß den bei weitem größeren Theil des Bedarfs darreichen muß. Bemerkenswerth ist noch die Verfertigung von Kupfergeschirr zu Agnone in Abruzzo citeriore. Thon- u.

Glasfabrikation hat die neapolitanische Regierung seit Karl III. durch eigene Anlagen und durch Geldunterstützung zu heben gesucht, aber bis jetzt mit sehr geringem Erfolg. Für Porzellan besteht nur die königliche Manufaktur in Neapel, welche des besondern Vorzugs sich erfreut, aus erster Hand die Formen und Zeichnungen der in Pompeji u. Herculanum ausgegrabenen Hauptgeschirre nachbilden zu können. Von andern Thonwaaren werden nur gewöhnliche Waaren geliefert, aber es findet ein lebhafter Betrieb dieses Gewerbes in den Abruzzen Statt. Durch Schmuckarbeiten in Lava und Korallen haben sich neapolitanische Kunstarbeiter einen allgemeinen Ruf erworben. Schaf- und Ziegenleder wird über den Bedarf fabricirt, und ausgedehnte Werkstätten für Lederwaaren befinden sich in Neapel, Castellamare, Capua, Aversa. Schwunghaft wird in neuerer Zeit die Handschuhfabrikation betrieben. Erwähnenswerth ist die Verfertigung von Violinsaiten aus den Därmen der Lämmer zu Neapel, die in anerkanntem Rufe in ganz Europa stehen. Seife- und Wachsfabriken sind zwar in den größern Städten im Betrieb, befriedigen aber in den feineren Fabrikaten nicht den Bedarf, der zum großen Theil aus Norditalien bezogen wird. Ordinäres Papier wird ausreichend im Lande fabricirt, das feinere aber größtentheils aus dem Kirchenstaate, der Lombardei und Frankreich bezogen. Noch verdienen die Zuckerraffinerien der Hauptstadt und die Branntweinfabrikation aus neapolitanischem Wein angeführt zu werden. Neapel und dessen Umgebungen, besonders Terra dell'Annunziata, besitzen große Maccaronibäckereien. Der Seehandel besteht fast nur in Küstenhandel nach den Häfen der Berberei, Aegyptens und der jonischen Inseln. Haupteinfuhrartikel sind Baumwollen- u. Wollenzeuche, Leinengewebe, Eisen-, Kupfer- u. Messingwaaren, Stockfisch, Modeartikel, Quincaillerie- und Goldwaaren, Porzellan- u. Glaswaaren, Kolonialwaaren; Hauptausfuhrartikel Olivenöl, Früchte, Weizen, Hanf, Wolle, Häute, Lakritzensaft, Seide, Handschuhe, Schlacht- u. Zugvieh ꝛc. Die Einfuhr betrug 1853 80,270,478 Francs, die Ausfuhr 36,717,739 Francs. Die Handelsflotte zählte 1854 10,863 Schiffe von 202,318 Tonnen Gehalt. Die Einfuhr betrug 1855 55,201,950, die Ausfuhr 65,696,500 Francs. Der inländische Handel wird durch den Mangel an guten Straßen, Kanälen und schiffbaren Flüssen erschwert. Eisenbahnen führen von Neapel nach Castellamare, Nocera, Capua und Manfredonia, sowie von Capua nach der römischen Grenze. Der Handel hob sich besonders in Folge der unter dem 9. März 1846 verfügten Herabsetzung des seit 1824 auf allen ausländischen Fabrikaten lastenden sehr hohen Eingangszolls, sowie durch Abschließung vortheilhafter Handelsverträge mit Großbritannien, Frankreich, Rußland, Schweden, Sardinien, Oesterreich, dem deutschen Zollverein, der Türkei ꝛc. Der Geldverkehr wird durch eine Bank in Neapel, sowie durch eine Hypotheken- und Leihbank daselbst befördert. Die wissenschaftliche Bildung ist im Ganzen gering, das niedere Volk ganz unwissend; doch gibt es in den höhern Kreisen ausgezeichnete Talente. Namentlich wird Alterthumskunde mit Eifer getrieben. Von den Künsten wird die Musik am meisten kultivirt. Die herrschende Kirche ist die römisch-katholische, welche unter 20 Erzbischöfen (Acerenza und Metra, Amalfi, Bari, Brindisi, Capua, Chieti, Conza, Cosenza, Gaeta, Lanciano, Manfredonia, Monreale, Neapel, Otranto, Reggio, Rossano, Salerno, Severina, Sorrento und Taranto) und 77 Bischöfen steht. Im Jahre 1842 zählte man 32,280 Weltgeistliche und 30,000 Mönche und Nonnen. Durch Konkordat mit dem Papst von 1818 ist der alte Lehnsverband mit Rom ganz aufgehoben worden. Die im Allgemeinen dürftig bestellten Bildungsanstalten befinden sich ganz in den Händen der Geistlichkeit. Eine Universität besteht zu Neapel. In jeder Provinz ist ein Kollegium oder ein Gymnasium. In Neapel, Salerno, Aquila und Catanzaro bestehen außerdem Lyceen und in Neapel noch 4 Kollegien. Außerdem gibt es etwa 800 Bürger- und an 2000 Primärschulen. Das erste wissenschaftliche Institut ist die Società Borbonica in Neapel, das vorzüglichste Kunstinstitut die Accademia Fontaniana daselbst. Buchhandlungen, eigentlich nur Antiquariatsgeschäfte, zählte man um 1850 etwa 32, Buchdruckereien 25. Kein Buch darf gedruckt, eingeführt und verkauft werden ohne Erlaubniß des Polizeiministers. Kunstsammlungen u. Bibliotheken enthalten manches Schätzenswerthe. Behufs der Verwaltung zerfällt Neapel in 15 Intendanzen: Napoli mit den Inseln Capri, Procida und Ischia; Abruzzo ulteriore I; Abruzzo ulteriore II; Abruzzo citeriore; Terra di Lavoro mit Caserta, Gaeta, Arpino und der Insel Ponza; Principato citeriore mit Salerno, Amalfi und Pästum; Principato ulteriore; Capitanata; Molise; Bari; Otranto mit Lecce; Basilicata; Calabria citeriore; Calabria ulteriore I und Calabria ulteriore II. Diese Provinzen zerfallen wieder in 52 Bezirke u. 1840 Gemeinden. Haupt- u. Residenzstadt ist Neapel. Was das Justizwesen anlangt, so üben die Civil- und Kriminaljustiz die jährlich in jeder Gemeinde gewählten Friedensrichter, die auf 3 Jahre gewählten Kreisrichter, die Civil- und Handelstribunale u. die Kriminalgerichtshöfe der 15 Provinzen, sowie die 4 großen Civilgerichtshöfe zu Neapel, Aquila, Trani u. Catanzaro, die dem obersten Gerichtshof zu Neapel als höchster Instanz untergeordnet sind. Die Gerichtsverhandlungen sind öffentlich. Ein neuer Gesetzcoder, der den „Code français“ zur Grundlage hat, ist seit dem 1. Sept. 1819 in Geltung. Die Staatsschuld betrug 1854 101,754,000 Ducati oder 116,000,000 Thaler Kur. Man rechnet im Neapolitanischen nach Ducati (1 Ducato = 1 Thaler 4 Silbergroschen 4,055 Pfennige). $12^{4}/_{11}$ ($12^{3}/_{8}$) Ducati gehen auf die kölnische Mark fein Silber. Die Einheit des Längenmaßes ist der Palmo = $^{1}/_{7}$ Passo = $^{1}/_{1000}$ Miglio = 0,26455 Meter = 117,274 pariser Linien. Einheit für das Körpermaß ist die Canna cuba oder Kubikcanna (= 18,515 Kubikmeter). Die Einheit der Gewichte ist die Libbra oder das Pfund (= 320,759 Gramme); Handelsgewicht der Rotolo zu $2^{7}/_{9}$ Libbre.

Das Staatsgebiet jenseits des Faro (Domini al di là del Faro) begreift die Insel S.

und die umliegenden kleineren Inseln. Die Insel S., die größte des mittelländischen Meeres, zwischen 29° 42′—33° 23′ östl. Länge und 36° 34′—38° 47′ nördl. Br. liegend, hat die Gestalt eines unregelmäßigen Dreiecks, dessen nördliche Seite die längste und dessen östliche die kürzeste ist. Der Flächenraum wird zu 497,038 □Meilen angegeben. Der Küstenumfang mag etwas über 100 Meilen betragen. Die größte Länge vom östlichen Capo Peloro an der Meerenge von Messina bis zum westlichen Capo Boco beträgt 40 Meilen und vom ersteen bis zum südlichen Capo Passaro 26 Meilen. Die die Insel umfluthenden Meere sind auf der Nordseite das tyrrhenische, auf der Südseite das afrikanische und libysche, auf der Ostseite das sicilische. Der Faro (Meerenge) von Messina, der S. vom italienischen Festlande trennt, ist zwischen dem Vorgebirge Peloro in S. und dem Fuchsschwanz (Coda di Volpe) auf dem Vorgebirge Scylla in Kalabrien kaum eine Seemeile breit, erweitert sich aber bei Messina schon zu einer Breite von 4 Stunden. Die Insel ist gebirgig. Vom herätschen Berzrücken durchzogen, der nach den 3 Kaps del Faro (Pelorus) im Osten, Passaro (Pachynum) im Süden und Boco (Lilybäum) im Westen sich ausstreckt, hat sie nur hie und da flache Küsten, aber viel kleine Baien und Häfen. Die beiden Hauptketten sind die pelodische, die an der Nordseite hinzieht, und die nebrodische, die sich im Westen verzweigt. Von diesen laufen Zweige über die ganze Insel aus, und zwischen und auf den Gebirgen finden sich ausgedehnte, größtentheils fruchtbare Ebenen, wie z. B. bei Milazzo, Catania, Lentini, Calatagirone &c. Die Höhen gehören, mit Ausnahme des isolirten riesigen Aetna, in die Klasse der Mittelgebirge, indem sie sich kaum 4000 Fuß über die Meeresfläche erheben. Die höhern Spitzen sind die Berge von Madonia an der Nordküste (3650 Fuß), der Monte Cuccio bei Palermo (3000 Fuß) und der Calata Ballata im Innern (3500 Fuß), im Westen aber der S. Giuliano oder der alte Eryr (2000 Fuß); im Innern des Landes der Sparvero oder Scuderi (3200 Fuß). Der Hauptbestandtheil der sicilianischen Berge ist Kalkstein, und Grotten und Höhlen sind häufig in denselben. Unweit Girgenti befindet sich der Schlammvulkan Maccaludba, ein Hügel von ungefähr 300 Fuß Höhe. Bei Sciacca erhebt sich der Berg Calagero (1030 F.), aus dessen Spalten heiße Dämpfe hervordringen. Die fortdauernde vulkanische Thätigkeit im Innern der Erde beweist die entstandene und wieder verschwundene Insel Ferdinandea (s. d.). Die Gebirge von Messina längs der Ostküste bis Taormina und nördlich bis Melazzo bestehen aus Granit und Glimmerschiefer, der an vielen Stellen von dichtem Kalkstein überlagert wird. Dieser Uebergangskalk wird meist von Dolomit begleitet und erscheint in dem Innern S.s in den Umgebungen von Syrakus, am Fuße des Aetna, am Vorgebirge von Passaro und in einem großen Theile des Val di Noto. Im Innern wird er von einer sehr beträchtlichen Gyps- und Thonmergelablagerung begleitet, worin sich häufig Schwefel- und Steinsalzlager finden, welche zum Theil in sehr beträchtlicher Mächtigkeit ausgebeutet werden; an andern Stellen wird er von Sandstein und Nummulitenkalk überlagert. Die niedrigeren Theile der Inseln, besonders das Küstenland, bestehen vorherrschend aus tertiären Gebilden, welche, wie die von Oberitalien, reich an wohlerhaltenen Schalthiergehäusen sind. Vulkanische Gebirgsarten sind auf den Aetna mit seinen Umgebungen und auf die Ostküste zwischen diesem Feuerberg u. dem Kap Passaro beschränkt. Die Lava- und Trappgesteine der ältern Vulkane längs der Küste sind von Uebergangskalk umgeben. Die kolossale Felsmasse des Aetna besteht aus meist schwärzlichen oder dunkelbläulich-grauen Laven, welche aus den verschiedensten Perioden herrühren und in unzähligen Strömen sich zum Theil bis ins Meer ergossen haben. Der Aetna ist nicht so reich an schönen Mineralien, wie der Vesuv, wie auch seine Laven bei weitem nicht so mannichfaltig sind, wie die des letzteren. Es finden sich: Analzim, Kalkspath, Mesotyp, Olivin, Augit, Hornblende, Feldspath, Eisenglimmer, Salmiak, Bimsstein (sehr selten); Schwefel, theils derb, theils in den ausgezeichnetsten Formen krystallisirt bei Catholica, Girgenti, Aragona, St. Cataldo und an andern Orten; Barytspath in ausgezeichneten Krystallen zu Aragona; Cölestin in der prachtvollsten Krystallisation in den Schwefelgruben von Catholica und Ibiza; Spießglanz als Grauspießglanz bei Niso, Novarra und Raccalumiera; Quecksilber als Zinnober bei Paterno und Assoro; Blei als Bleiglanz bei Ali und Raina im Val di Demona, desgleichen mit Fahlerz, brauner Blende und Spatheisenstein bei San Luigi und Fondachelli, mit Kupferkies bei Limmina; Alabaster am Niso, bei Taormina und im Val di Demona; Obsidian und Bimsstein sparsam bei Palagonia; Asphalt bei Nissoria, Lionforte und Capizzi; Erdöl im Val di Noto und bei Girgenti; Bernstein bei Catania; Steinsalz bei Catholica, Camerata, Regalmuto &c.; Salmiak in den Laven des Aetna. Der Boden S.s ist zwar steinig, allein das milde Klima und das unterirdische vulkanische Feuer haben eine so überschwängliche Produktionskraft zur Folge, daß selbst auf Lavaschichten die edelsten Gewächse in üppiger Fülle emporkeimen. Die Gewässer sind zwar zahlreich, aber kein Fluß ist schiffbar; die meisten, wenn sie auch oft plötzlich anschwellen und Verheerungen anrichten, trocknen im Sommer ganz aus. Der Giaretto fließt gegen Osten und der Salso (Himera) ergießt sich in 2 Mündungen bei Alicata ins Meer, nachdem er die Scheide zwischen dem Val di Noto und dem Val di Mazzara gemacht. Die übrigen, z. B. der Noto, Frescolare, Cante, S. Bartolomeo, Torto, Platani, Termini, sind nur Bäche. Größere Landseen fehlen. Unter den kleinen Binnenseen ist der See Palio bei Palagonia als vulkanische Erscheinung bemerkenswerth. Die Zahl der Mineralquellen ist sehr groß; bekannt sind die von Termini, Catania, Sciacca, Calameta und Acquarossa. Das Klima der Insel ist ganz solarisch und die Luft gesund, wo sie nicht durch vulkanische Dünste und Sümpfe verpestet wird. Die Sommerhitze, die bei dem Wehen des Scirocco nicht selten bis auf 36° steigt, wird durch die Seewinde gemildert. Heftige Hagelschauer sind nichts Sel-

tenes. Der mittlere Wärmegrad in Palermo steht auf + 13,6°, das Thermometer fällt fast nie auf den Gefrierpunkt; Regen fällt selten; ein heiterer Himmel schaut auf die Insel herab, deren Fluren die mächtigen Sonnenstrahlen ganz versengen würden, wenn sie nicht jede Nacht ein starker Thau erquickte. S. wäre ein irdisches Paradies, wenn es nicht von Zeit zu Zeit durch Erdbeben verheert würde. Die Bilder des Reichthums wechseln mit denen der Verödung, starre Felsenthäler mit lieblichen Höhen; einsame, enge Schluchten mit weiten lachenden Ebenen, Steingerölle mit fettem Boden; Wälder von Orangen-, Granatbäumen u. Palmen mit Oleander- und Myrtengebüschen; Korkeichen, Johannisbrodbäume, Mannaeschen, Pistacien, Kapernsträuche, Oel- u. Mandelbäume ꝛc. gedeihen allenthalben trefflich. Andere sehr nutzbare wildwachsende Pflanzen sind die Sodapflanzen, die Zwergpalmen, die binsenartige Papyrusstaude, die Aloë, aus deren Blättern man eine Art Seide zu Strümpfen u. Handschuhen bereitet. Nutzbare Insekten sind die Seidenraupen, die Kanthariden und die Bienen; berühmt ist wegen seiner Güte der Honig von Hybla. Nirgends findet der Alterthumsforscher reichere Ausbeute, als auf S., wo die Trümmer der ältesten und glänzendsten griechischen Baukunst theils erhalten, theils in den imposantesten Fragmenten sich dem Auge darstellen. Kein Land zeigt die Stufenreihe der Architektur in so klarem Lichte, als S. Die Entwickelung, Nachbildung und Vermengung der griechischen, arabischen, gothischen, normännischen Bauarten, die Uebertragung dieser verschiedenen Style auf den Geschmack unserer Zeit in den ersten Städten S.s gibt diesen ein höchst fremdes, überraschendes Ansehen. Luft, Vegetation, der südliche Ton der Landschaft und der dunkelglühende Himmel sind entzückend. Die Einwohner sind ein Gemisch von verschiedenen Völkerschaften. Trojaner, Griechen, Afrikaner, Römer, Gothen, Saracenen, Normänner, Spanier, Franzosen und Deutsche haben kürzere oder längere Zeit auf der Insel geherrscht, und jeder dieser Völkerstämme hat das Gepräge seines Daseyns zurückgelassen. Der Sicilianer ist stark, regelmäßig gebaut, seine Haut olivenfarbig, sein Auge feurig, seine Gesichtszüge ausdrucksvoll. Er ist gutmuthig und arglistig, diensteifrig und gleichgültig, stolz und kriechend, gewinnsüchtig u. faul, nüchtern und vergnügungssüchtig neben einander. Der edelste Zug seines Charakters ist seine Vaterlandsliebe. Der Trieb nach Unabhängigkeit, der Haß gegen die Fremden reizte ihn zum Gemetzel der Vesper. Unter seine guten Eigenschaften gehören noch seine Gastfreundschaft und Mäßigkeit. Die Tracht des Mannes besteht in einer wollenen Mütze, einer kurzen Jacke, wollenen Strümpfen und Schuhen. Die Weiber tragen offene Korsets mit großen Aufschlägen und eine leinene oder seidene Kopfbedeckung. Hie und da sieht man Ueberreste der maurischen Tracht, schwarze Schleier ꝛc. Männer und Weiber haben ein armseliges Aussehen. Der Sicilianer faßt leicht und ist witzig, aber wegen Mangel an Unterricht unwissend und abergläubisch. Seine Gesichtszüge sind sehr beweglich, seine Pantomime ist beredt. Wissenschaften und Künste sind ziemlich erstorben, und unter dem Druck fremder Völker welkte der Sinn der Nation für alles Große, Erhabene und Schöne dahin. Für die Dichtkunst hat der Sicilianer viel Talent, um so weniger für die Maler- und Bildhauerkunst. Die Insel besitzt wenige Kunstschätze; Weniges nur findet sich in dieser Beziehung in Palermo, Lentini, Messina, Girgenti. Auch die Musik wird nicht sehr gepflegt. Die Landleute ergötzt bloß der Dudelsack oder eine einfache Flöte. Der Volksgesang ist fröhlich, zum Theil von kriegerischem Anklang. Die Masse des Volks ergötzt sich am meisten an heiligen Festen, von denen das der heil. Rosalie in Palermo am pompösesten gefeiert wird. Der Grundbesitz ist sehr ungleich vertheilt, bloß in der Nähe der Städte gibt es kleine Besitzungen, die durch Erbschaft häufig bis in unbedeutende Parcellen zersplittert werden, das ferner liegende Land besteht aus großen Grundstücken, ehemaligen Majoraten. Der Grundeigenthümer bebaut sein Land nie selbst, sondern gibt es an Pächter, die ihrerseits wieder Unterpächter annehmen, und so fort, denn der Unterpächter hat sehr oft einen neuen Afterpächter und dieser hat abermals einen solchen. Die wirklichen Bebauer des Bodens sind arme Leute, die ein kleines Stück Feld bewirthschaften. Man beobachtet bei größern Feldern eine Dreifelderwirthschaft, wonach der Acker ein Jahr brach als Hutung dient, das zweite Jahr bald umgebrochen zur Erzeugung von Gras benutzt und erst das dritte Jahr wirklich bestellt wird. Aus diesem Allen läßt sich der traurige Zustand der natürlichen Produktion erklären. S., die alte Kornkammer Roms, führt gegenwärtig weniger aus, als im Mittelalter oder im Alterthume, und bedarf in manchen Jahren selbst der Zufuhr. Von Getreide wird vorzüglich guter Weizen gebaut, nächstdem aber auch verhältnißmäßig viel Gerste u. Hülsenfrüchte. Flachs und Hanf wurden früher reichlicher gebaut, als jetzt, werden aber immer noch zur Ausfuhr gebracht. Die Baumwollenstaude, deren Kultur die Insel den Arabern verdankt, wird gegenwärtig am meisten in der Ebene von Catania gepflanzt, aber nur zum Theil in S. verarbeitet, indem sie größtentheils nach Neapel und England geht. Ein fast ausschließliches Produkt S.s ist der Sumach, der einen bedeutenden Ausfuhrartikel abgibt. Wein wird zwar in Menge gebaut, aber die Kelterung geschieht meist ohne die gehörige Sorgfalt. Die besten Weine S.s sind die von Syrakus, Taro, Marsala, Mongarella, Girasole und Calabrese. Ein bedeutender Handelsartikel sind aber die Rosinen, wovon jährlich 6000 Fässer zu 80 Rotoli von Palermo u. Messina versandt werden. Ueber die ganze Insel, namentlich über den östlichen Theil derselben, ist der Anbau der Südfrüchte verbreitet. Die beiden Hafenplätze Messina und Palermo versenden allein über 300,000 Kisten Apfelsinen und Citronen nach Frankreich, Großbritannien, Nordamerika und den wichtigsten Häfen der Nord- und Ostsee. Citronensäure und Essenz wird viel in Milazzo, Messina u. Catania bereitet und stark nach Frankreich, England und den Häfen der Ostsee ausgeführt. Ein bedeutender Erwerbszweig ist auch die Anfertigung von Lakritzensaft, Regolizia, am besten zu Catania u.

Gatti, wovon über 10,000 Ctr. zur Ausfuhr kommen. Eben so bringt ansehnlichen Gewinn die Ausfuhr von Manna, wovon Palermo allein jährlich 4000 Kisten versendet. Die jährliche Produktion an Oel in S. wird auf 120,000 Salmen geschätzt, wovon aber nur etwa der 15. Theil zur Ausfuhr kommt, indem nur das von Cefalu, Tusa und Termini im Handel gesucht wird. Noch vor den Normannen schreibt sich der Anbau des Zuckerrohrs her, der früher mit vielem Eifer betrieben wurde, jetzt aber durch die Einfuhr des Kolonialzuckers sehr beschränkt worden ist. Die Viehzucht steht auf einer noch tiefern Stufe, als der Ackerbau. Die Pferde haben sich in einem noch weit stärkern Grade verschlechtert, als in Neapel; doch werden in der Intendantur Siragosa gute Maulthiere gezogen und ausgeführt. Aus Mangel an geeigneten Weiden findet man eine verhältnißmäßig nur sehr geringe Anzahl von Rindvieh, und ganz bedeutungslos ist die Schafzucht, wogegen man Ziegen in allen Theilen der Insel in großer Anzahl findet. Der Seidenbau in S. datirt aus dem 9. Jahrhundert. Die durchschnittliche Ausfuhr betrug schon zu Anfang des 19. Jahrhunderts 1800 Ballen à 300 Pfd. Aber seitdem hat diese Produktion sehr abgenommen, da die sicilianische Seide ihrer Güte nach bedeutend hinter der neapolitanischen zurücksteht. Die jährliche Ausfuhr steigt jetzt durchschnittlich nicht mehr über 300 Ballen. Eine reiche Nahrungsquelle gewährt der Insel die Fischerei. Sardellen und Thunfische werden am meisten gefangen, eingesalzen und ins Ausland versandt. Der Korallenfang an der sicilianischen Küste hat dagegen seine frühere Bedeutsamkeit verloren. Der Bergbau auf Metalle ist ohne alle Bedeutung; dagegen hat in neuerer Zeit die Ausbeute an Schwefel zugenommen, besonders seitdem man denselben in Frankreich und Großbritannien zur Bereitung der künstlichen Soda anwendet. Er wird besonders im südlichen Theile der Insel gefunden. Einen wichtigen Handelsgegenstand bildet endlich das Salz, das die Steinsalzlager von Castro Giovanni und die Salzseen von Agosta, Trapani und Marsala liefern. Die hohe Verzollung ausländischer Fabrikate hat die sicilianische Industrie wenig befördert, da sie den wenigen vorhandenen Fabriken eine Art Monopol gab. Die Leinwandfabrikation ist, trotz der vorzüglichen Beschaffenheit des rohen Produkts, sehr unbedeutend; daher starke Einfuhr aus der Fremde, namentlich aus Schlesien und der Schweiz. Tuch-, Baumwollen- und Seidenmanufakturen sind in Palermo, Catania und Messina in Betrieb. Ein Hauptzweig der sicilischen Industrie ist die Gerberei, die am schwunghaftesten in den eben genannten 3 Orten betrieben wird. Man rechnet jährlich auf 70,000 Häute, die von den Rothgerbern, und auf 40,000 Felle, die von den Weißgerbern bereitet werden. Palermo, Trapani rc. liefern geschmackvolle Korallenarbeiten, die denen von Genua und Livorno vorgezogen werden. Auch die Bernsteinarbeiten von Catania, wo man den Bernstein in guten Stücken findet, werden sehr geschätzt. Die Hauptgegenstände der Einfuhr sind Zucker, Kaffee und andere Kolonialwaaren, Häute, Baumwollgarn, Baumwolle, Eisen-, Stahl-, Quincaillerie-, Porzellan-, Glas-, Woll-, Baumwoll-, Seiden- und Leinenwaaren, Bau- u. Tischlerholz, Tabak, gesalzene Fische. Der Binnenhandel ist auf der Insel S. wie auf dem Festlande wegen mangelnder Verkehrswege sehr gering; der Seehandel größtentheils auf Küstenhandel beschränkt. Die Insel S. besaß 1854 2031 Schiffe von 47,438 Tonnen Gehalt. In neuester Zeit hat der Seeverkehr an Lebhaftigkeit merklich zugenommen. Die Einfuhr betrug 1855 68,562,000 Francs. Den Antheil der Insel an den Staatsausgaben setzt der König fest; derselbe betrug 1856 für das Kontingent der Insel 4,045,578 Ducati. Die **Staatsschuld** der Insel belief sich 1854 auf 20,118,000 Ducati oder 22,934,000 Thlr. Kur. Gleich dem Festland erhielt auch die Insel S. durch die **Konstitution** von 1821 eine Staatsconsulta, die, vom König aus Notabeln ernannt, bei der Gesetzgebung in Betreff des Budgets, der Staatsschulden rc. eine berathende Stimme hatte. Gegenwärtig ist von einer sicilianischen Consulta eben so wenig mehr die Rede, als von einer neapolitanischen. Doch hat die Insel S. jetzt noch eine getrennte Verwaltung, an deren Spitze ein Generalstatthalter (Luogotenente generale) steht, der zugleich Oberbefehlshaber der sicilischen Land- und Seemacht, aber vom Ministerium nicht völlig unabhängig ist. Die Insel wird behufs der Verwaltung in die **Intendanzen** Palermo, Messina, Catania, Girgenti, Siragosa oder Noto, Trapani und Caltanisetta, welche in 22 Bezirken 407 Gemeinden umfassen, eingetheilt. Bis 1817 bestand die Eintheilung in 3 Thäler, Val di Mazzara, Val di Noto und Val di Demona. Hauptstadt ist Palermo. Die Insel hatte 1856 2,231,000 Einwohner, welche in 45 königlichen, 352 Baronial- oder Mediatstädten, 54 Marktflecken und 110 Dörfern wohnten. Zu S. gehören auch noch die liparischen Inseln auf der Nord-, die ägadischen Inseln auf der Westseite und die Insel Pantelaria an der Südostspitze. Die **Rechtspflege** hat einen ähnlichen Instanzenzug wie auf dem Festlande. Treffliche Beschreibungen S.s gibt es von Bartels (Gött. 1787—92, 3 Bde.), F. E. Stolberg (Königsb. 1794), Münter (Kopenh. 1790, 2 Bde.), Kephalides (2. Aufl., Leipz. 1822, 2 Bde.), Thomson (London 1813), Graß (Tub. 1815, 2 Bde.), Russell (London 1819), Parthey (Berl. 1834—40, 2 Bde.), Renouard de Bussière (Paris 1837), dem Herzog von Ragusa (Wien 1838) und Baumann (Luzern 1839, 2 Bde.). Vgl. **Mayer**, Neapel u. die Neapolitaner, Oldenb. 1841 u. 1842, und die neueren Reisebeschreibungen von Menzel, Willkomm und Stahr.

Das **vereinigte Königreich** beider S. bildet, nachdem auch die 1848 ins Leben gerufene konstitutionelle Verfassung faktisch außer Geltung gesetzt worden ist, eine uneingeschränkte, in männlicher und weiblicher Linie erbliche Monarchie. Die Verwaltung Neapels ist zwar gegenwärtig von der S.s getrennt; doch ist das Staatsministerium gemeinschaftlich. Dasselbe zerfällt unter einem Präsidenten in die Departements des Aeußeren, Inneren, der Finanzen, des Kriegs und der Marine, der Justiz und Gnade, der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten, der öffentlichen

Arbeiten und der Polizei. Der Generalstatthalter der Insel S. steht mit dem Ministerium durch einen in diesem befindlichen Staatssekretär für die Angelegenheiten der Insel in Verbindung. König ist gegenwärtig Franz Maria Leopold, geboren den 16. Januar 1836. Der König führt den Titel: König beider S. und zu Jerusalem, Infant von Spanien, Herzog von Parma, Piacenza, Castro, Erbgroßherzog von Toskana. Der Kronprinz führt den Titel Herzog von Kalabrien, die nachgebornen Prinzen erhalten meist Titel nach einzelnen Provinzen. Orden sind der Ferdinands-, St. Jannars-, Konstantinorden und der Orden beider S. Das Wappen ist ein 3mal längsgetheiltes Schild mit Mittelschild. Die obere Hälfte des Pfahls trägt das Wappen von Kastilien und Leon, die untere ein blaues, mit goldenen Lilien bestreutes Feld mit rothem Turnierkragen und 3 Lanzen (wegen Neapel). Rechts ist der 1. und 2. mittlere Pfahl quergetheilt; oben stehen in Gold 6 blaue Lilien (wegen Farnese), unten das Wappen Portugals; der 3. Pfahl hat das Wappen von Toskana; im Mittelschild ist das Wappen von Anjou. Die aktive Landmacht belief sich 1855 auf 92,586 Mann Infanterie u. 8997 Mann Kavallerie, die Reserve auf 51,000 Mann. Die königliche Flotte zählte 1855 2 Linienschiffe zu 90 und 80 Kanonen, 5 Fregatten, zusammen zu 264 Kanonen, 2 Korvetten, zusammen zu 36 Kanonen, 6 Brigantinen, zusammen zu 20 Kanonen, 2 Goeletten, zusammen zu 14 Kanonen, ferner 14 Fregattendampfer, zusammen mit 96 Kanonen, 4 Korvetten, zusammen mit 24 Kanonen, 11 andere Dampfer, zusammen mit 44 Kanonen, und 3 Transportschiffe, nebst kleineren Fahrzeugen, im Ganzen 98 Fahrzeuge mit 832 Kanonen. Die Handelsflotte zählte 1854 12,894 Schiffe zu 249,756 Tonnen Gehalt.

Die Geschichte des Königreichs beider S. ist in der alten Zeit eng mit der des römischen Reichs verbunden. Das Königreich Neapel knüpft Namen und Ursprung an die alte Stadt Neapolis (s. d.), die 285 v. Chr. dem römischen Staat einverleibt ward, dessen Schicksale sie fortan theilte. S. wurde wahrscheinlich zuerst von Italien aus bevölkert. Als älteste Bewohner der Insel werden die Sikaner genannt, die von den einwandernden Sikulern in den westlichen Theil der Insel zurückgedrängt wurden. Kultur faßte in Unteritalien wie in S. erst Wurzel, nachdem die Griechen an den Küsten Kolonien angelegt hatten. Daher der Name Großgriechenland für Unteritalien. S. zerfiel seitdem in mehre Republiken, worunter besonders Syrakus (s. d.) durch Reichthum und Macht hervorragte. Zeitweilig waren auch Agrigent, Messana und Selinunt von Bedeutung. In den Jahren von 480—311 v. Chr. erwarben sich die Karthager durch glückliche Kriege vorwiegenden Einfluß auf der Insel. Der erste punische Krieg beraubte sie desselben und machte S. zur römischen Provinz. Als solche litt die Insel mehr als durch die Sklavenkriege im 2. Jahrhundert durch die schlechte Verwaltung einzelner Prokonsuln, unter denen Verres durch die von Cicero gegen ihn gehaltenen Reden der bekannteste u. berüchtigtste ist. Unter besserer Administration erholte sich die von der Natur reich bedachte Insel schnell wieder, u. insbesondere gelangte sie unter Augustus' ruhiger Regierung zu hoher Blüthe. Bei der Theilung des Reichs 395 ward S., wie Neapel, zum weströmischen Reich geschlagen. Nach dem Untergang des weströmischen Reichs ward auch das Neapolitanische mit in die Wirren und Kämpfe Italiens verwickelt. Vandalen und Ostgothen durchzogen das Land, bis es den letzteren unter Theoderich allein zufiel. Nachdem aber Justinians Feldherr, Belisar, 536 Italien wieder erobert hatte, kam Unteritalien unter dem Namen eines Exarchats unter byzantinische Herrschaft u. stand unter dem Exarchen von Ravenna, der es durch Herzöge verwalten ließ. In Folge der Kämpfe der Exarchen mit den Longobarden entstanden nach u. nach mehre unabhängige Herzogthümer, unter denen Benevent, Salerno, Capua und Tarent die bedeutendsten waren, während sich andere Städte, namentlich Neapel, Amalfi und Gaeta als Republiken zu behaupten wußten. Seit 820 begannen die Einfälle der Saracenen in S. und Unteritalien. Nachdem sie Bari erobert hatten, entspannen sich zwischen ihnen und den Griechen erbitterte Kämpfe um den Besitz von Unteritalien, die endlich den Kaiser Otto I. 967 zur Einmischung veranlaßten. Er unterwarf zwar Benevent und erhob Capua zum Herzogthum, konnte aber das Land weder behaupten, noch den Kämpfen zwischen Griechen und Saracenen, an denen sich nun auch die Deutschen betheiligten, ein Ende machen. Erst als Normannen aus Frankreich (1016) herüberkamen, um die Sache der sehr in die Enge getriebenen Fürsten Unteritaliens zu verfechten, gestalteten sich die politischen Verhältnisse Unteritaliens fester. Jene Fremdlinge leisteten dem griechischen Herzog Sergius gegen den Fürsten Pandolf von Capua Hülfe und erhielten dafür einen Landstrich angewiesen, wo sie die Stadt Aversa bauten, in der ihr Anführer, Rainulf, 1029 als erster normännischer Graf von Neapel eingesetzt ward. Seit 1047 folgten andere Schaaren Normannen, an ihrer Spitze die zehn tapferen Söhne des Grafen Tankred von Hauteville. Einer der letzteren, Robert Guiscard, machte sich 1053 zum Herrn von Apulien und nahm dies Land vom Papst zu Lehen, wie er auch alle weiteren Eroberungen in Italien nur als Lehnsmann des Papstes behalten zu wollen versprach. Im Jahre 1057 ward er vom Papst Nikolaus II. als Herzog von Apulien und Kalabrien bestätigt. Sein jüngster Bruder, Roger I., der seit 1061 in S. den Kampf gegen die Saracenen begonnen hatte und von seinem Bruder zum Grafen von S. ernannt worden war, machte sich nach dessen Tode 1085 unabhängig und stand fortan an der Spitze der Normannen in Italien. Sein Sohn, Roger II., der ihm 1101 folgte, vollendete die Unterwerfung Unteritaliens und erwarb in Folge des Ablebens Wilhelms, des Sohnes Robert Guiscards (1127), Kalabrien und Apulien. Alle Länder diesseits und jenseits der Meerenge unter seinem Scepter vereinigend, nahm er den Titel als König von S. an und erhielt denselben von seinem Lehnsherrn, dem Papste, (1130) bestätigt. 152 Jahre blieben seitdem Neapel und S. vereinigt; doch behielt dabei jedes Land sein besonderes Recht,

und nur im Neapolitanischen kam allmählig das französische Lehnrecht neben dem alten lombardischen Recht in Gebrauch. Als mit Rogers Enkel, **Wilhelm II.**, dem Gütigen, 1189 der Stamm Tankreds erloschen war, trat der deutsche Kaiser Heinrich VI. von Hohenstaufen mit Erbansprüchen auf. Wilhelm II. hatte, selbst kinderlos, seine Tante Konstanze, Tochter Rogers I., an Heinrich VI., den Sohn Friedrich Barbarossa's, vermählt. Dadurch erhielt das hohenstaufische Geschlecht Erbansprüche auf Neapel und S. Nun gab es aber in dem Reiche zwei Parteien; die eine, an ihrer Spitze der Erzbischof von Palermo, verfocht das Erbrecht Konstanze's, die andere, geführt von dem Reichskanzler Matthäus, stellte den Grafen Tankred von Lecce, einen natürlichen Sohn Rogers II. von Apulien, dem König Heinrich als Prätendenten entgegen. Daraus entstand ein langwieriger Krieg, in welchem von beiden Seiten die rohesten Grausamkeiten verübt wurden. Auch nach Tankreds 1194 erfolgtem Tode dauerte derselbe noch fort, indem Tankred seinen Sohn Wilhelm III. hatte zum König krönen lassen. Nachdem aber Heinrich sich der meisten festen Plätze des Landes und 1194 auch Palermo's bemächtigt hatte, schloß Wilhelm III. einen Vertrag, durch welchen er im Besitz der Grafschaft Lecce blieb, aber auf die Krone verzichtete. Hierauf wüthete Heinrich aufs Grausamste gegen die Häupter der Gegenpartei. Selbst Wilhelm von Lecce ward geblendet und entmannt; seines Vaters und Bruders Gräber wurden verunehrt. Was Heinrich in Apulien und S. an beweglichem Gut zusammenschleppen konnte, ließ er sammt den Geißeln, die ihm die Treue einzelner Ortschaften verbürgen sollten, nach Deutschland schaffen, wohin er zurückkehrte, während sein Statthalter in Apulien, der Bischof von Worms, inzwischen die Mauern von Capua und Neapel schleifen ließ. Als der Kaiser 1196 wieder in Capua eingetroffen war, verkündigten neue Grausamkeiten dem Volke seine Gegenwart. Mit seinem Tode (1197) aber hatte die deutsche Zwangsherrschaft in Neapel und S. ein Ende. Heinrichs Wittwe starb schon 1198, nachdem sie durch Testament den Papst Innocenz III., den Lehnsherrn des Reichs, als Vormund ihres jungen Sohnes Friedrich eingesetzt. Als Walter, Graf von Brienne, mit König Tankreds ältester Tochter vermählt, Ansprüche auf Tarent und Lecce erhob und der Papst dieselben anerkannte unter der Bedingung, daß er nichts gegen den jungen König unternähme, widersetzten sich die sicilischen Großen, namentlich der Erzbischof von Palermo, diesem Uebereinkommen, u. in Folge davon entstand Kampf u. Verwirrung, die noch fortdauerten, als durch des deutschen Kaisers Philipp Ermordung 1208 eine Wendung der Verhältnisse eintrat. Da der deutsche Kaiser Otto IV. jetzt den päpstlichen Interessen offen entgegentrat, so belegte ihn der Papst mit dem Bann u. setzte es durch, daß der Hohenstaufe Friedrich II. zum deutschen König gewählt wurde. Dieser hatte sich 1209 durch des Papstes Vermittelung mit Konstanze von Aragonien vermählt und aus dieser Ehe einen Sohn, Heinrich, der auf Veranlassung des Papstes zum König von S. gekrönt wurde. Mit Ernst bemühte sich Friedrich, die königliche Gewalt in ihrem vollen Umfange herzustellen; doch dauerten die inneren Zerwürfnisse fort und wurden noch vermehrt durch die Differenzen, in welche Friedrich mit den Päpsten Honorius und Gregor IX. gerieth. Friedrich gab seinem Erblande eine Reihe trefflicher Gesetze und Institutionen, durch welche er Ruhe und Ordnung zu sichern suchte. Er schnitt den Prälaten, Baronen und Städten, sowie allen Korporationen jeden Weg ab, sich innerhalb des sicilischen Reichs wieder als politische Individualitäten zu fühlen und die Ausübung eigentlicher Staatsgewalt, die nur ihm u. seinen Beamten zustand, in Anspruch zu nehmen. Die Verschiedenheit der Volksrechte ward abgeschafft, und die Nachkommen der Normannen, Longobarden und Römer sollten nach gleichem Rechte gerichtet werden. Das Gesetzbuch, in welchem sämmtliche Einrichtungen und Verordnungen aufgezeichnet waren, ward 1231 bekannt gemacht. Besonders im Finanz- und Justizwesen wurden die heilsamsten Reformen vorgenommen. Aufs Beste geordnet hinterließ Friedrich II. sein Erbreich, als er 1250 starb. Durch das Testament des Kaisers ward sein ältester Sohn Konrad als Erbe des ganzen hohenstaufischen Besitzthums, wenn er sterben sollte, sein jüngerer Sohn Heinrich, wenn auch dieser sterben sollte, Manfred, ein Sohn aus nicht ebenbürtiger Ehe, eingesetzt. Da Konrad (IV.) in Deutschland von der hohenstaufischen Partei als König anerkannt, aber noch mit den Gegnern im Kampf war, wurde Manfred einstweilen Stellvertreter und Vicekönig in Neapel und S. Aber der Papst erklärte von Lyon aus das hohenstaufische Erbreich, da Friedrich im Kirchenbanne verstorben sey, für ein Kirchenlehen und für verfallen und den Friedrich geleisteten Eid für ungültig. Die meisten Städte und Großen fielen in Folge davon von Konrad ab. Doch brachte sie Manfred nach und nach wieder zum Gehorsam; nur Neapel und Capua vermochte er nicht zu bezwingen. Als Konrad schon 1254 starb, ward sein Sohn Konradin Erbe des Königreichs Neapel und S. Bis 1257 war Manfred durch seine und seiner Freunde Thätigkeit und Tapferkeit wieder Herr des ganzen väterlichen Reichs. Friede herrschte durch das Land, und man schien bald ganz vergessen zu haben, daß der Papst (Alexander IV.) noch Ansprüche auf das Reich erhebe. Plötzlich verbreitete sich die Nachricht, Konradin sey in Deutschland gestorben. Ohne die Bestätigung des Gerüchts abzuwarten, nahm Manfred, von den Großen des Reichs und den Städten gedrängt, 1258 die Krone an. Konradin hatte dagegen protestirt und Manfred das Versprechen gegeben, nach seinem Tode seinem Neffen die Nachfolge zuzusichern, wenn derselbe nach Italien kommen und unter dem Volke, das er einst beherrschen sollte, aufwachsen wolle. Weniger noch als Manfred achtete Papst Urban auf Konradins Ansprüche; er bot sogar Neapel und S. dem Bruder des Königs von Frankreich, dem Grafen Karl von Anjou, an. Sein Nachfolger, Klemens IV., setzte die Unterhandlungen fort, und Karl von Anjou nahm die Schenkung an. Es wurde mit dem Papst ein besonderer Vertrag des Inhalts abgeschlossen, daß Karl das Königreich

zwar erblich für sich und seine Nachkommen beiderlei Geschlechts erhalten, doch die weibliche Linie, so lange männliche Sprößlinge vorhanden wären, nicht zur Erbfolge berechtigt seyn sollte. Der Kirche mußten große Rechte eingeräumt, an den päpstlichen Stuhl aber sollten 8000 Unzen Gold jährlich als Lehnzins gezahlt werden, und eine noch weit größere Summe sollte Karl zahlen, sobald er das Königreich erobert haben würde. Zum wirklichen Besitze Neapels gelangte Karl von Anjou nach der Schlacht bei Tagliacozzo und der Hinrichtung Konradins (s. d.). Er nannte sich Karl I., bedachte seine Begleiter reichlich und ertheilte ihnen die Güter der hohenstaufischen Partei. Alle Anhänger der letztern wurden auf das Schonungsloseste verfolgt, überhaupt zeigten die Franzosen ein überaus willkürliches Betragen, und besonders mußte S. von den königlichen Beamten die unerhörtesten Bedrückungen erdulden. Die nächste Folge davon war eine allgemeine Unzufriedenheit, die sich auf S. um so greller zeigte, da die Insel von dem Hause Anjou Neapel gegenüber auffallend vernachlässigt wurde. Die Verschwörung der Sicilianer wurde von Johann von Procida, einem Edelmann von Salerno, vorbereitet. Durch Karl von Anjou als entschiedener Anhänger der Hohenstaufen seines Vermögens beraubt, hatte er sich nach Aragonien an den König Peter gewandt, der mit Manfreds Tochter Konstanze vermählt war. Johann fand hier ehrenvolle Aufnahme, unterhielt auf geschickte Weise mit den vornehmsten Sicilianern eine enge Verbindung und reiste mehrmals nach Rom und Konstantinopel, um hier den griechischen Kaiser, dort den Papst, der mit Karl in gespanntem Verhältnisse stand, für sein Unternehmen zu gewinnen. Auch König Peter von Aragonien zeigte sich bereit und begann, unter dem Vorgeben, die Saracenen in Afrika zu bekriegen, große Rüstungen. Zwar ging, während dieses Alles geschah, die päpstliche Unterstützung für das Unternehmen verloren, da auf Nikolaus III. der dem Interesse des Hauses Anjou ergebene Martin, ein geborener Franzose, folgte; dennoch aber brach die Verschwörung auf S. aus. Am zweiten Osterfeiertage 1282, zur Vesperzeit (daher **sicilianische Vesper**), überfielen die Palermitaner die Franzosen. Tausende wurden ermordet; über die ganze Insel verbreitete sich der Aufstand, und in kurzer Zeit war sie dem Hause Anjou entrissen. Zwar eilte Karl von Anjou sogleich herbei und belagerte Messina zu Wasser und zu Lande, aber eben so schnell erschien auch Peter von Aragonien mit einer Flotte und einem zahlreichen Heere, wurde von den Sicilianern mit großer Freude aufgenommen und zwang Karl nicht nur zur Aufhebung der Belagerung, sondern brachte ihm auch bei Reggio eine bedeutende Niederlage bei. Hierauf schlossen sich sogar mehre Küstenstädte des Festlandes den Sicilianern an, und als Karl nach Frankreich ging und seinem Sohne **Karl II.** die Führung des Krieges überließ, wurde dieser von Ruggiero da Loria, dem Feldhauptmann S.s, bei Malta gänzlich geschlagen und bei einer abermaligen Unternehmung auf Messina von Ruggiero nochmals besiegt und gefangen genommen. Aufs Höchste gegen S. erbittert, suchte nun zwar Karl I. während des Winters sich der Insel zu bemächtigen, unternahm auch wirklich einen Zug, starb aber auf demselben am 7. Januar 1284. Da sich sein Sohn in der Gefangenschaft des Königs von Aragonien befand, so übernahm statt seiner der Graf Robert von Artois die Verwaltung, und eifriger denn vorher wurden nun die Rüstungen gegen S. betrieben, wozu der Papst auf vielfache Weise die Hand bot. Gegen Ende 1285 starb Peter von Aragonien und hinterließ vier Söhne, unter welche er seine Länder so theilte, daß der zweite derselben, Jayme (Jakob), S. erhielt; doch sollte er, im Falle sein älterer Bruder Alfons ohne Erben stürbe, diesem in Aragonien folgen und S. dann seinem jüngeren Bruder Friedrich überlassen. Jakob übernahm im Februar 1286 zu Palermo die Krone von S., achtete des vom Papst über ihn ausgesprochenen Bannes nicht u. kämpfte mit Glück gegen Neapel. Er ging nach dem Festlande über. Aber eben, als er Gaeta belagerte, schloß sein Bruder Alfons mit dem immer noch gefangenen Karl II. einen vorläufigen Frieden, wodurch für den Augenblick den Feindseligkeiten Einhalt gethan wurde. Karl II. erhielt 1288 seine Freiheit wieder, dennoch bestätigte der Papst den abgeschlossenen Vertrag nicht, vielmehr belegte er Alfons und Jakob von Neuem mit dem Banne und krönte Karl II. zum König von S. In Folge davon brachen die Feindseligkeiten zwischen Neapel und S. von Neuem aus. Da aber während des Kriegs Jakobs älterer Bruder Alfons starb, so bestieg Jakob den Thron von Aragonien und ernannte seinen jüngern Bruder Friedrich zum einstweiligen Statthalter der Insel. Aber ohne auf denselben im geringsten Rücksicht zu nehmen, schloß Jakob 1295 mit Karl II. von Neapel einen Frieden, der in geheimen Artikeln die Abtretung S.s an den Papst Bonifacius VIII. enthielt, welcher dann Karl von Neapel damit belehnen wollte. Aragonien sollte für S. mit den Inseln Sardinien und Korsika entschädigt und Friedrich mit höchst unsicheren Aussichten auf das griechische Kaiserthum, und zwar durch eine Vermählung mit einer Enkelin des lateinischen Kaisers Balduin II., hingehalten werden. Ohne hierauf Rücksicht zu nehmen, schrieb Friedrich 1296 einen allgemeinen sicilianischen Landtag nach Catania aus, wurde hier zum Könige von S. ernannt und bald darauf zu Palermo feierlich gekrönt. Friedrich, dem Sprößlinge der Hohenstaufen aus weiblicher Linie, strömten alle Ghibellinen Italiens zu, auch diejenigen, welche als Ketzer den päpstlichen Zorn zu fürchten hatten. Karl II. von Neapel und der Papst erhielten dagegen vielfache Unterstützung von den Guelfen, trotzdem aber blieb das Waffenglück auf Friedrichs Seite. Auch als selbst Jakob von Aragonien gegen seinen Bruder die Waffen ergriff und in Verbindung mit Neapel und dem Papste gegen S. zog, wußte Friedrich seine Feinde durch geschickte Kriegsführung zur Räumung der Insel zu zwingen. Aber schon 1299 erneuerte sich der Kampf, und obwohl Friedrich an der Mündung des Zappulla eine Niederlage erlitt, so schlug er doch gegen Ende des Jahres bei Falconara den Prinzen Philipp von Neapel und nahm ihn gefangen. Im Jahre 1302 kam endlich

zwischen Friedrich und Robert, dem Thronerben von Neapel, ein Friede zu Stande, dem zufolge Friedrich bei seinen Lebzeiten König von S. und den dazu gehörigen Inseln bleiben, die neapolitanische Prinzessin Eleonore, Tochter Karls II., heirathen und alle eroberten Plätze in Kalabrien für die von den Neapolitanern in S. eingenommenen Plätze herausgeben sollte. Dagegen versprach der König von Neapel seine thätige Mitwirkung zur Eroberung von Sardinien für Friedrich und seine Nachkommen; doch sollte S., sobald Sardinien erobert seyn würde, an Neapel zurückgegeben werden. Eine Bedingung des Friedens, die Vermählung Friedrichs mit Eleonore von Neapel, wurde schon 1303 vollzogen. Karl II. starb im Mai 1309, und ihm folgte sein Sohn Robert, der seine ganze Regierungszeit hindurch (1309—43) gegen Friedrich von S., nach dessen Tode gegen dessen Sohn Peter und, als auch dieser starb, gegen den Herzog Johann von Randazzo, den Bruder Pietro's und Vormund der unmündigen Kinder des Letzteren, zu kämpfen hatte, ohne zu dem Ziele aller dieser Anstrengungen, zu dem Besitze von S., zu gelangen. Der Papst Johann XXII. sprach über Friedrich (1321) den Bann aus und belegte ganz S. mit dem Interdikt, ohne aber dadurch für seinen Schützling Robert besondere Vortheile zu erlangen. Dagegen erschien selbst der Kaiser Ludwig der Bayer zu Gunsten Friedrichs in Italien, ohne demselben aber, wie überhaupt den Ghibellinen, dauernde Vortheile verschaffen zu können. Der Tod des neapolitanischen Thronerben rief unter den Seitenlinien des Hauses Anjou Streitigkeiten hervor. Der König Karl von Ungarn, der Sohn Karl Martells und Enkel Karls II., hatte zwei Söhne, Ludwig und Andreas, die als Nachkommen des ältesten Sohnes Karls II. Ansprüche auf Neapel hatten, welche sich auf das Recht der Erstgeburt stützten. Außer diesen hatte aber Robert noch andere Verwandte: zuerst die Söhne seines verstorbenen Bruders Philipp, Ludwig und Philipp, Fürsten von Tarent, und dann einen Bruder, Giovanni, Fürsten von Achaja, welcher drei Söhne hatte, Karl, Ludwig und Robert. Um Erbstreitigkeiten vorzubeugen, verlobte Robert die ungarischen Prinzen Ludwig und Andreas mit den Töchtern seines verstorbenen Sohnes Karl, Maria und Johanna. In Folge davon erhoben sich am Hofe zwei Parteien, eine neapolitanische und eine ungarische; die erste hatte das Interesse Johanna's, die andere das des rohen und unverständigen Andreas im Auge. Johanna stand unter einem vormundschaftlichen Kollegium; erst nach zurückgelegtem 25. Jahre sollte sie Königin seyn. Mit ihr zugleich wünschte aber Andreas, der nur Herzog von Kalabrien hieß, gekrönt zu werden. Doch wuchs der Anhang der neapolitanischen Partei dadurch, daß sich Johanna's Schwester, Maria, nicht, wie bestimmt war, mit dem älteren Bruder des Andreas, dem Prinzen Ludwig, sondern mit dem Prinzen Karl von Durazzo, dem Sohne des Fürsten Johann von Achaja, vermählte. Andreas ward 1345 in der Nähe von Aversa von Verschwornen erdrosselt. Johanna vermählte sich zwar 1347 mit dem Prinzen Ludwig von Tarent; als aber bald darauf der König Ludwig von Ungarn mit Truppen in Italien erschien, um seines Bruders Tod zu rächen, schloß Johanna in der äußersten Noth mit dem Regenten von S., dem Herzoge Giovanni von Randazzo, Frieden, in welchem sie die Insel dem aragonischen Hause als dauerndes Besitzthum abtrat, wogegen S. eine bedeutende jährliche Lehnsabgabe an den päpstlichen Stuhl und die Unterstützung Neapels bei Kriegsvorfällen übernahm. Dieser Friede rettete Johanna jedoch nicht vor ihrem rachedürstigen Schwager, dem Ungarnkönige, vielmehr mußte sie (1348) Neapel verlassen und sich nach der Provence einschiffen, wohin ihr etwas später auch ihr Gemahl Ludwig folgte. Unterdessen zog Ludwig von Ungarn in Neapel ein, hielt, nachdem er den Prinzen Karl von Durazzo hatte ermorden lassen, ein schreckliches Blutgericht, nahm von dem Königreiche förmlich Besitz, ließ den unmündigen Sohn Johanna's, den Prinzen Karl, nach Ungarn bringen, wo dieser bald starb, setzte dann den Fürsten Stephan von Siebenbürgen zum Statthalter, zu höheren Beamten andere vornehme Ungarn ein und begab sich in sein Reich zurück. Aber die über den von den Ungarn ausgeübten Druck erzürnten Neapolitaner riefen Johanna zurück, und der dadurch hervorgerufene Kampf endete damit, daß König Ludwig von Ungarn für eine bedeutende Summe im Frieden von 1352 alle noch von seinen Truppen besetzt gehaltenen Ortschaften an Johanna übergab. Diese benutzte darauf Unruhen, welche unter Ludwig, dem ältesten Sohne Peters, seit 1353 in S. entstanden, ihre Macht über diese Insel wieder zur Geltung zu bringen. Auf Ludwig folgte 1355 sein jüngerer Bruder Friedrich, während dessen Minderjährigkeit seine Schwester Euphemia Reichsregentin seyn sollte. Sie vermochte aber nicht, den Fortschritten Neapels in S. Schranken zu setzen, und am Weihnachtsabend 1356 zog Johanna in Messina ein, vom Volke mit Jubel begrüßt. Doch bemächtigte sich Friedrich bis 1359 des größten Theils der Insel, auch der Stadt Messina, wieder, und 1372 kam ein Friede zu Stande, wonach Neapel künftig das Königreich S., die Insel S. dagegen Königreich Trinakrien heißen u. dem Königreiche S. (Neapel) lehnspflichtig seyn sollte. Friedrich leistete wirklich der Königin Johanna (1374) den Lehnseid und starb drei Jahre darauf mit Hinterlassung einer unmündigen Tochter Maria. Nach Ludwigs von Tarent Tode (1362) hatte sich Johanna wieder mit einem Titularkönige, Jakob von Malorca, vermählt, und da auch dieser schon 1374 mit Tod abging, so ging sie, obgleich schon bejahrt, eine vierte Heirath ein und gab ihre Hand 1376 dem Prinzen Otto von Braunschweig, reizte aber dadurch den Zorn des Papstes Urban VI. so sehr, daß er die Königin ihres Landes verlustig erklärte, den Bann über sie aussprach (1380) und den Prinzen Karl von Durazzo, den Gemahl ihrer Nichte Margaretha, die sie zur Nachfolgerin bestimmt hatte, aufforderte, das Königreich Neapel in Besitz zu nehmen. Johanna adoptirte nun zwar in aller Eile den Prinzen Ludwig von Anjou; indeß ehe dieser aus Frankreich fortkommen konnte, drang Karl von Durazzo bis Neapel vor und ward von Urban VI. ungefähr unter den-

selben Bedingungen, wie einst Karl von Anjou, mit dem Königreich belehnt und gekrönt. Er wurde fast allgemein als König anerkannt, bald aber erhob sich eine Partei für Ludwig von Anjou, den Adoptivsohn Johanna's, und dies brachte Karl zu dem Entschlusse, sich jener (1382) durch Erdrosselung zu entledigen. Karl, jetzt alleiniger Herr von Neapel, suchte auch den ungarischen Thron zu besteigen, wurde aber auf Veranlassung der verwittweten Königin Elisabeth von Ungarn im Februar 1386 erschlagen. Die Gemahlin Karls, Margaretha, ließ darauf ihren unmündigen Sohn Ladislaw, über den sie die Vormundschaft übernahm, zum Könige ausrufen. Aber von allen Seiten erhoben sich Rivale: der Prinz Otto von Braunschweig, die Wittwe des verstorbenen Ludwig von Anjou, Maria von Blois, und außer diesen eine Menge mißvergnügter Großen, welche, wie auch das Volk, mit der Regierung der geldgierigen Margaretha unzufrieden waren. Lange Zeit mußte Ladislaw gegen alle diese Gegner kämpfen, doch als sein erbittertster Feind, der Papst Urban VI., gestorben war (1389), ließ ihn dessen Nachfolger, Bonifacius IX., sofort krönen. Kaum hatte er sich aber in Neapel befestigt, so rief ihn eine Partei in Ungarn zum Gegenkönige gegen Sigmund, den Sohn Kaiser Karls IV., aus. Vom Papst zum Könige von Ungarn gekrönt, beeilte er sich, diese Krone zu erwerben, war aber kaum in Ungarn angekommen, als ihn eine Verschwörung zur Rückkehr nach Neapel nöthigte. Er starb 1414, worauf seine Schwester, die 44jährige Johanna II., zur Königin von Neapel ausgerufen ward. Diese, früher an Herzog Wilhelm von Oesterreich vermählt, wählte auf Andringen der Großen den Grafen de la Marche, Jacques de Bourbon, zum Gemahl, doch sollte er nur den Titel eines Fürsten von Tarent führen und keine königliche Gewalt erhalten, wußte aber bald die Königin von seinem Willen abhängig zu machen. Nach einiger Zeit der Intriguen am neapolitanischen Hofe überdrüssig, floh er aus dem Königreiche und wurde Franciskanermönch. Erst nach seiner Flucht ward Johanna gekrönt (28. Okt. 1419) und ungefähr ein Jahr darauf Ludwig III. von Anjou, Sohn des verstorbenen Ludwig II., von dem Papst Martin zum Nachfolger erwählt, im Fall Johanna keine Erben hinterlassen würde. Da Ludwig III. aber sofort als Prätendent auftrat, so adoptirte Johanna in ihrer Noth Alfons V. von Aragonien, der bereits seit 1420 S. im Besitz hatte. Schon Mitte 1421 hielt Alfons seinen Einzug in Neapel und fand bald viele Anhänger, veruneinigte sich aber mit der Königin, die sich im capuanischen Kastell einschloß, wo sie Alfons belagerte, bis Sforza aus Benevent herbeizog und sie befreite. Johanna adoptirte Ludwig III. von Anjou (1423) und ernannte ihn zum Herzog von Kalabrien. Während Alfons' Abwesenheit in Aragonien drang Ludwig von Anjou ins Neapolitanische ein, und am 11. April 1424 fiel die Hauptstadt in seine Hände. Ludwig III. starb bald nachher (1434) zu Cosenza und hinterließ seine Ansprüche seinem Bruder René, dem Herzoge von Bar und Lothringen. Wenige Monate darauf starb auch die Königin Johanna (1435), nachdem auch sie durch letztwillige Verfügung René zum Erben eingesetzt hatte. Eine Regentschaft von 16 Räthen übernahm nach ihrem Tode die Regierung des Königreichs, bis René angekommen seyn würde. Dieser saß in Dijon gefangen; aber seine Gemahlin Isabella zog am 18. Okt. 1435 als Königin in die Hauptstadt ein. Alfons aber bemächtigte sich Ende December 1435 Gaeta's, und als René, aus seiner Haft befreit, im April 1438 von den Genuesern im Mai nach Neapel geleitet ward, fand er seine Partei so in Abnahme, daß er 1440 Neapel wieder verließ, worauf sich Alfons am 2. Juni 1442 durch Verrath und List der Stadt bemächtigte. Als der Papst das Haus Anjou im Königreiche gänzlich unterliegen sah, schloß auch er am 14. Juli 1443 Frieden mit Alfons und erkannte ihn als König von Neapel an. Alfons starb im Juni 1458, und da er keinen ehelichen Sohn hatte, so folgte ihm seinem Testamente gemäß sein natürlicher Sohn Ferdinand in dem Königreiche Neapel, in S., Sardinien und den andern aragonischen Reichen dagegen sein Bruder Johann. Ferdinand ward am 9. Febr. 1459 von dem Kardinal Orsini zu Barletta gekrönt, hatte aber gegen die Anhänger des Hauses Anjou, an deren Spitze Prinz Johann, der Sohn René's, stand, noch bis 1464 zu kämpfen, ehe er die Obergewalt in Neapel behauptete. Gegen Ende seines Lebens sah er sich von einem gewaltigen Ungewitter bedroht, das sich von Frankreich aus gegen ihn erhob. Hier hatte nach dem Tode Ludwigs XI. der junge Karl VIII. den Thron bestiegen, und kaum war er 1492 der Bevormundung von Seiten seiner älteren Schwester Anna überhoben, so rüstete er sich, von dem Herzog Ludwig Moro von Mailand aufgefordert, zum Zuge gegen Neapel. Ferdinand II. starb am 25. Jan. 1494 und überließ die Vertheidigung Neapels seinen Söhnen, Alfons II. und Friedrich. Alfons II., außer Stande, den immer mehr vordringenden Franzosen Widerstand zu leisten, dankte am 23. Jan. 1495 ab und übertrug die Regierung seinem Sohne, der als Ferdinand II. gerade in der Zeit den Thron von Neapel bestieg, in welcher Karl VIII. von Frankreich die Grenzen des Reichs betrat. Ueberall in den Provinzen erhoben sich die Unterthanen zu Gunsten der Franzosen; rasch nahm Karl VIII. einen Ort nach dem andern ein, und schon am 12. Mai hielt er seinen Einzug in Neapel und schwor in der Kirche des heiligen Januar, die Rechte und Freiheiten Neapels aufrecht zu erhalten. Eben so rasch, wie Karl VIII. Neapel erobert hatte, verlor er es aber auch wieder. Ferdinand II., von dem spanischen Feldhauptmann Gonsalvo de Cordova unterstützt, bemächtigte sich nach hartnäckigem, anfangs zweifelhaftem Kampfe Neapels wieder und zog schon im Juli 1495 in die Hauptstadt des Reichs ein. Da Karl VIII. von Frankreich aus wenig oder garnichts zur Behauptung Neapels that, und sich Mailand und Venedig für Ferdinand II. erklärten, so wurden die Franzosen nach und nach überall zurückgedrängt und hielten sich nur noch in Gaeta, Tarent und Monte San Angelo. Ferdinand II. starb schon am 7. Okt. 1496 und hatte seinen Oheim Friedrich zum Nachfolger. Als sich Ludwig XII. von

Frankreich sofort nach seiner Thronbesteigung mit dem Papste zur Eroberung Neapels verband, hatte König Friedrich weder Schatz, noch Heer. Ja, so schwach fühlte er sich, daß er sein Reich von Frankreich zu Leben nehmen und Zins zahlen wollte; aber Ludwig XII. wies alle diese Anerbietungen ab und schloß mit Ferdinand dem Katholischen im September 1500 insgeheim einen Vertrag, welcher das Königreich Neapel zwischen Beiden theilte. Friedrich, an seiner Rettung verzweifelnd, erlaubte der Hauptstadt, sich den Feinden zu ergeben, und trat nach dem Einzuge der Franzosen daselbst, am 25. August, durch Vertrag Alles ab, was er auf dem Festlande noch sein nennen konnte, indem er nur die Insel Ischia sich vorbehielt. Bald brachen aber Feindseligkeiten zwischen Spaniern und Franzosen aus; die Spanier behielten die Oberhand, und nach der Eroberung Gaeta's (1. Jan. 1504) ging Neapel ganz für die Franzosen verloren. Im Frühling desselben Jahres wurde zwischen Spanien und Frankreich ein Waffenstillstand auf 3 Jahre und 1505 zu Blois ein neuer Vertrag geschlossen, dem zufolge Ferdinand der Katholische Ludwigs Verwandtin, Germaine de Foix, heirathete, welche dann an Aragonien die französischen Ansprüche an Neapel als Mitgift brachte, jedoch sie für Frankreich vorbehielt, im Fall Ferdinand früher als sie selbst und ohne von ihr Kinder zu haben, sterben sollte. Ludwig XII. legte darauf den Titel eines Königs von Neapel u. Jerusalem ab. Neapel, mit S. wieder vereinigt, wurde seitdem von Vicekönigen regiert. Als in der Ligue zu Cognac der Papst mit Frankreich gegen Kaiser Karl V. sich verband (1526), belehnte er den Prinzen von Baudemont, aus dem Hause Anjou, mit Neapel. Französische Truppen unter Lautree zogen darauf gegen Unteritalien; Capua, Nola, Acerra, Aversa ergaben sich den Franzosen; am 29. April kam das französische Heer vor Neapel an, und der Feldherr suchte die Stadt durch Blokirung zur Uebergabe zu zwingen. Aber Seuchen griffen in dem Belagerungsheere um sich; der Prinz von Baudemont und Lautrec starben, und das französische Heer, von dem nur noch ungefähr 8000 übrig geblieben waren, mußte unverrichteter Sache von Neapel abziehen und verlor auf dem Rückzuge Waffen und Heergeräth an die Kaiserlichen, die nun im ruhigen Besitz Neapels blieben. Nachdem Karl V. 1554 Neapel und S. an seinen Sohn Philipp II. abgetreten, schickte dieser als Vicekönig zuerst den Herzog Alba (1555—58), dem dann eine Reihe von Vicekönigen folgten, von denen keiner länger als 5 Jahre blieb. Nachdem schon mehre Aufstände vorausgegangen, brach 1646 der für Spanien gefährliche Aufstand des Masaniello (s. d.) aus, der, ein Fischer aus Amalfi, sich an die Spitze des unzufriedenen Volkes stellte und dem Vicekönig Don Rodrigo Ponce de Leon einen Vertrag abnöthigte, dem zufolge dem Volke gleiche Rechte neben dem Adel bewilligt und die auf die nothwendigsten Lebensmittel gelegten Steuern aufgehoben seyn sollten. Bald verbreitete sich die Bewegung von der Hauptstadt auf die Nachbarstädte, und man erzwang eine neue Kapitulation, wodurch auf kurze Zeit die Ruhe hergestellt wurde. Da aber die Spanier von Neuem den Kampf eröffneten, so bot das Volk von Neapel dem Herzog Heinrich von Guise, der sich in Rom aufhielt, die Krone an. Dieser ging auf das Anerbieten ein und kam am 15. Nov. 1647 zu Neapel an, wo er von dem Volke mit großem Jubel empfangen wurde. Allein bald spaltete sich die Volkspartei in Anhänger und Gegner Guise's; der vom spanischen Kabinet ernannte Vicekönig, Graf von Ognate, verband sich mit der dem Herzog von Guise feindseligen Partei und bemächtigte sich der Hauptstadt. Guise floh, ward aber gefangen und in Gaeta festgehalten. In Neapel selbst kehrte bald Alles zum Gehorsam gegen die Spanier zurück. Eine andere Steuerverfassung half den dringendsten Forderungen des Volkes ab. Als nach dem Ausbruch des spanischen Erbfolgekriegs kaiserliche Truppen gegen die spanischen Territorien in Italien vorrückten, um sie für einen der Söhne des Kaisers zu gewinnen, kam Philipp V. 1702 selbst nach Neapel und ließ, um das Volk sich geneigt zu machen, Steuerermäßigungen eintreten. Während der folgenden Jahre behielten die Franzosen zwar Neapel, aber die Fortschritte des kaiserlichen Heeres unter Eugen erschwerten die Behauptung auch dieses Landes. Am 7. Juli 1707 erschien der österreichische General Daun mit 9000 Mann vor Neapel, das sich ergab, worauf das ganze Königreich, bis auf die Abruzzen, wo noch einiger Widerstand geleistet ward, dem Erzherzog Karl III. huldigte, mit welchem das Haus Habsburg den neapolitanischen Thron bestieg. Das kaiserliche Kabinet erklärte zunächst, Neapel nicht länger als Lehen der römischen Kirche betrachten zu wollen. Im Frieden zu Utrecht (1713) und zu Rastadt (1714) wurde der Besitz von Neapel und S. dem unterdessen zum deutschen Kaiser erhobenen Karl förmlich bestätigt, während Philipp V. Spanien und dessen Kolonien behielt. S. wurde von Neapel getrennt und dem Herzog Victor Amadeus von Savoyen gegeben, der den Titel eines Königs von S. annahm. Bald aber veranlaßte Alberoni Philipp V. zur Wiedereroberung der einst zu Spanien gehörigen italienischen Staaten. Unter dem Vorwande, daß die Bedingungen des utrechter Friedens nicht erfüllt worden seyen, nahm 1717 eine spanische Flotte Majorca, Sardinien und einen Theil von S. (1718); aber bald legte sich die Quadrupelallianz (England, Frankreich, der deutsche Kaiser und die Generalstaaten) ins Mittel, um den Eroberungen Spaniens eine Grenze zu setzen. Es wurde ein Friede vermittelt (1720), in welchem Victor Amadeus Herr von Sardinien, dagegen Kaiser Karl VI. Besitzer von S. wurde. Neapel und S. waren seitdem Nebenländer Oesterreichs, doch nur auf so kurze Zeit, daß dadurch der innere Zustand beider nur wenig verändert werden konnte. Im Jahre 1733 brach zwischen Oesterreich und Frankreich wegen der polnischen Succession Krieg aus, und diese Gelegenheit benutzte Spanien zu einem erneuerten Kampf um Neapel. Als sich ein spanisches Heer gegen Neapel in Bewegung setzte, konnten die Kaiserlichen sich hier nicht halten; am 10. Mai hielt der Infant Karl seinen Einzug, und 5 Tage später er-

klärte ihn ein Dekret seines Vaters zum Könige beider S. Am 5. Juli 1735 konnte sich Karl III. schon in Palermo krönen lassen; darauf kehrte er nach Neapel zurück. So kam das spanisch-bourbonische Haus wieder auf den Thron von Neapel. Karl VI. trat im wiener Frieden die Krone beider S. förmlich an Karl ab, erhielt aber dafür Mailand, Parma und Piacenza, für seinen Schwiegersohn Franz von Lothringen die Anwartschaft auf Toskana und außerdem für sich die Garantie der pragmatischen Sanktion auch von Seiten Neapels und Spaniens. Trotzdem trat nach Karls VI. Tod (1740) die spanisch-neapolitanische Linie der Bourbonen in die Reihe der Feinde Maria Theresia's (1742), und aus dem Neapolitanischen brach eine Heeresmacht auf. Nur das Erscheinen einer englischen Flotte vor Neapel und die Drohung des Admirals, die Stadt bombardiren zu wollen, wenn Karl nicht Frieden mit Maria Theresia halte, nöthigten den König zur Neutralität. Diese brach er aber 1744, stellte sich selbst an die Spitze eines Theils seines Heeres und siegte, obwohl von den Oesterreichern unter Lobkowitz bei Velletri überfallen, dennoch über dieselben. Der Friede zu Aachen (18. Okt. 1748) endigte diesen Krieg; als Bedingung in Bezug auf Italien ward ausgesprochen, daß der Besitzstand im Allgemeinen bleiben sollte wie vor dem Frieden. Karl III. behielt also Neapel. Am 10. Aug. 1759 starb der König Ferdinand von Spanien; ihm folgte sein Bruder, der König von Neapel, der, ehe er sein bisheriges Reich verließ, mit dem österreichischen Hause einen Vertrag abschloß des Inhalts, daß Neapel und S. nie mit Spanien vereinigt seyn sollten, außer wenn von dieser bourbonischen Linie nur noch Ein männlicher Nachkomme übrig sey; aber auch dann sollten sie wieder getrennt werden, sobald durch die Geburt eines Prinzen, der nicht präsumtiver Erbe Spaniens wäre, die äußere Möglichkeit gegeben sey. Da des Königs von Neapel ältester Sohn blödsinnig war, war der zweite präsumtiver Erbe von Spanien, und der dritte, Ferdinand (IV.), erhielt das Königreich beider S. Da er erst 9 Jahre alt war, ordnete der Vater für ihn eine Regentschaft an bis zum vollendeten 16. Jahre, welches als Termin der Volljährigkeit für die Könige von Neapel bestimmt wurde. Er herrschte (bis 1825) während einer schweren und ereignißvollen Zeit: die französische Revolution verbreitete ihre Grundsätze bis nach Italien, und Ferdinand war nicht der Mann, der solchen Principien und solchen Männern gegenüber, wie sie damals Frankreich hervorbrachte, die rechte Stellung hätte einnehmen können. Der Kirchenstaat war 1798 in eine unabhängige römische Republik verwandelt worden. Der König von Neapel konnte dies nicht gleichgültig mit ansehen und suchte sich durch die Besetzung von Benevent und Pontecorvo, sowie dadurch zu sichern, daß er sowohl in der Terra di Lavoro, wie auch in den Abruzzen ein Heer sammeln ließ und sich mit Oesterreich, England und Rußland eng verbündete. Indeß hatte schon die Herbeischaffung der nöthigen Geldmittel in verschiedenen Provinzen Neapels Unzufriedenheit erregt, die von französischen Agenten nach Kräften gesteigert wurde. Nichtsdestoweniger wurde die römische Republik, und zwar anfangs mit großem Glücke, angegriffen; allein noch vor Ablauf des Jahres mußten die Neapolitaner Rom verlassen und sich bis nach Capua zurückziehen. Rasch drangen die französischen Heere vor; Ferdinand, der sich in Neapel nicht mehr sicher hielt, schiffte sich Ende December nach Palermo ein und übergab die Verwaltung Neapels an Francesco Pignatelli di Strongoli. Schon am 11. Jan. 1799 wurde Capua den Franzosen übergeben, deren schnelles Vordringen gegen Neapel hier Verwirrung und Anarchie erzeugte. Weder der Statthalter, noch der Erzbischof waren im Stande, die Gährung des Volks zu beschwichtigen. Man erbrach die Gefängnisse, bemächtigte sich der Kastelle und versah sich mit Waffen, um dem Angriffe der Franzosen zu widerstehen. Am 20. Januar zog das Volk zum Kampf gegen die Franzosen, wurde aber zwischen Aversa u. Capua gänzlich geschlagen. Im Einverständniß mit dem Revolutionskomité im französischen Lager war ein zweites Komité in Neapel gebildet worden, und in der Nacht nach der eben erwähnten Niederlage bemächtigten sich die Revolutionärs des Kastells von St. Elmo und pflanzten die dreifarbige Fahne auf. Unter steten Kämpfen mit den Lazzaroni drangen die Franzosen am 22. Jan. in die Stadt ein, setzten sich unter blutigen Kämpfen in Besitz derselben und erklärten Neapel zur unabhängigen Republik. Der französische Heerführer Championnet entwaffnete das Volk, ließ Kontributionen eintreiben und alle Kostbarkeiten, Alterthümer und sonstige Schätze nach Frankreich schaffen. Unterdessen wüthete in den Provinzen, besonders in den Gebirgen, der kleine Krieg mit beispielloser Grausamkeit fort, und die Zahl der Feinde der Republik wuchs mit jedem Tage, als die Franzosen im Mai Neapel verließen u. nur das Kastell St. Elmo und die Städte Capua und Gaeta durch unbedeutende Mannschaften besetzt hielten. Inzwischen zog der Kardinal Ruffo mit seiner christlichen antidemokratischen Armee, wie sie sich nannte, näher. Die Republikaner ordneten in Neapel Alles zur Vertheidigung und setzten ein Revolutionstribunal ein, wurden aber vom Volk, als Ruffo am 13. Juli von Nola heranzog, ohne Unterstützung gelassen. Am 30. kam Ferdinand IV. mit seinem Minister Acton wieder auf der Rhede von Neapel an und nahm, ohne das Land zu besteigen, der Stadt Neapel ihre Rechte und Verfassung, setzte ein Gericht (Giunta di Stato) zur Untersuchung gegen die Verräther und eine Kommission zur Reinigung der Provinzen von Jakobinern ein. Gerichtliche Verfolgungen und Hinrichtungen fanden in Menge Statt, und Anfangs August war das ganze Reich wieder unter Ferdinands Botmäßigkeit. Nach dem Frieden von Amiens räumten die französischen Truppen das Königreich vollends. Bei dem Wiederausbruch des Kriegs mit England aber verlangte Napoleon die Küste des adriatischen Meeres abermals auf Kosten Neapels besetzen zu können, und der Hof von Neapel fügte sich diesem Verlangen durch eine Konvention vom 25. Juni 1803. Im Uebrigen erklärte sich Ferdinand IV. für neutral und

benutzte den ihm dadurch gewordenen Friedensstand, um frühere Wunden zu heilen, namentlich an die Minderung der Staatsschulden zu denken. Am 21. Sept. 1804 wurde zu Paris mit Napoleon ein Vertrag geschlossen, in welchem das Königreich Neapel als neutral für die Dauer des Kriegs erklärt wurde, und der König sich anheischig machte, von dieser Seite jede Diversion einer kriegführenden Macht abzuwehren. Da erschienen am 19. Nov. 13,000 Engländer, Russen und Montenegriner bei Neapel und wurden trotz des pariser Vertrags freudig empfangen; ja der Hof von Neapel traf sofort die augenscheinlichsten Maßregeln zur Kriegführung und stellte seine Truppen unter den Befehl eines russischen Generals. Sobald ein Waffenstillstand die Feindseligkeiten in Deutschland beendigt hatte, ließ Napoleon Truppen, die sich in Bologna sammelten, gegen Neapel aufbrechen. Dies geschah in den ersten Tagen des Jahres 1806, und kaum war die Nachricht hiervon nach Neapel gekommen, so zogen Engländer und Russen ab und überließen den König Ferdinand seinem Schicksale. Er schiffte sich wieder nach Palermo ein und ließ den Kronprinzen als Vicekönig zurück, dem sein Bruder Leopold zur Seite stehen sollte. Das französische Heer rückte darauf unter Masséna in drei Abtheilungen in das Neapolitanische und am 14. Febr. in die Hauptstadt ein. Der Widerstand der regelmäßigen Truppen in Neapel wurde sehr leicht beseitigt; allein bald begann ein Volkskrieg, der mit um so größerer Erbitterung geführt wurde, als Napoleon durch ein Dekret vom 30. März seinen Bruder Joseph (mit der Nachfolge männlicher Descendenz nach dem Rechte der Erstgeburt) zum König von Neapel erhoben hatte. Nachdem der neue Souverän am 13. Mai in Neapel eingezogen, ward das Königreich ganz französisch organisirt, an die Spitze aller Zweige der Verwaltung wurden Franzosen gestellt. Durch völlige Reform des Steuerwesens und Aufhebung aller mit den Lehngütern verbundenen Hoheits- und Privatrechte wurde ein großer Theil des Adels in Armuth gestürzt. Während aber inzwischen, besonders in den Gebirgen, der Guerillakrieg fortwüthete, rief Napoleon 1808 seinen Bruder auf den spanischen Thron, u. Joachim Murat, sein Schwager, kam an dessen Stelle. Noch bevor Joseph das Land verließ, gab er eine Konstitution, deren wesentlichster Punkt die Errichtung eines Parlaments war, während die andern Artikel die Successionsfolge, Gesetzgebung &c. betrafen. Durch Krankheit abgehalten, setzte Murat den Marschall Perignon während seiner Abwesenheit zum Vicekönig ein und hielt dann einen glänzenden Einzug. Er imponirte den Neapolitanern anfangs durch den Glanz, der seine Person umgab, durch Hoffeste &c., nahm, gleich bei seiner Ankunft, den Engländern die nahe der Stadt Neapel gelegene Insel Capri weg, hob die drückenden Frohnden auf, tilgte die Staatsschuld durch Veräußerung von Klostergütern; allein die Anordnung der Konskription, welche bis jetzt noch nicht überall eingeführt gewesen war, und von Grundsteuern minderte die Zuneigung des Volkes wieder. Von S. aus wurde 1809 mit englischer Hülfe ein Angriff auf Neapel unternommen, allein die Expedition mißlang, und der darauf zwischen Frankreich u. Oesterreich abgeschlossene Friede ließ eine Erneuerung desselben nicht befürchten. Murat bereitete Anfangs 1810 Alles darauf vor, einen Angriff auf S. zu unternehmen, jedoch die Expedition mißlang ebenfalls; dagegen erlaubten sich die Engländer von S. aus immerwährende Einfälle in den neapolitanischen Kontinent. Als Murat im russischen Feldzuge von 1812 ein Kommando übernommen, setzte er seine Gemahlin Karoline als Regentin ein und folgte den französischen Fahnen. Erst nach der Schlacht bei Leipzig kehrte Murat nach Neapel zurück. Anfangs 1814 trat er mit Oesterreich und Großbritannien in Unterhandlung, zeigte sich aber schwankend und unentschlossen. Nach Napoleons zweiter Abdankung suchte er das Volk in Neapel wieder für sich zu gewinnen, rüstete ein ansehnliches Heer und fiel im Frühling 1815 in Oberitalien ein. Jedoch in mehren Treffen besiegt, fiel er endlich dem König Ferdinand IV., der auf dem wiener Kongreß als Herr von Neapel und S. wieder anerkannt worden war, in die Hände und wurde auf Ausspruch eines Kriegsgerichts am 13.Okt.1815 als Friedensstörer und Verräther erschossen. Mit dem nächsten Jahre nahm Ferdinand IV., nachdem er alle seine Staaten wieder vereinigt hatte, als Ferdinand I. den Titel „König beider S." an und gab sofort seinen Staaten ein neues Gesetzbuch, welches auf die gesetzlichen Bestimmungen Napoleons basirt war. Als 1817 die letzten Oesterreicher die neapolitanischen Staaten verlassen, suchte man mehr und mehr die alten Zustände wieder herzustellen, die Liberalen sahen sich mehr und mehr von allen Staatsämtern ausgeschlossen. Je größer die Hoffnung gewesen, um so bitterer war die Enttäuschung, u. langsam bereitete sich jene große Revolution vor, die wenige Jahre später den neapolitanischen Thron in seinen Grundvesten erschüttern sollte. Dennoch war die Zahl der Liberalen verhältnißmäßig klein, das niedere Volk, wie gewöhnlich gleichgültig gegen staatliche Institutionen, großentheils dem Souverän blind ergeben. Nur unter einem Theile des Militärs und den Bewohnern der beiden Kalabrien, des alten Sitzes der neapolitanischen Opposition, zählte der Liberalismus seine Anhänger, die meist zu dem Geheimbund der Carbonari (s. d.) gehörten. Die Carbonari, die wohl wußten, wie wenig sie bei der Masse des Volks auf thätige Sympathien rechnen durften, folgten dem Beispiel der spanischen Liberalen, indem sie ihre Grundsätze vornehmlich im Heere zu verbreiten suchten, und ihre Bemühungen waren mit so gutem Erfolg gekrönt, daß sie schon im Sommer 1820 auf zahlreiche Gesinnungsgenossen in allen Regimentern zählen konnten. Obgleich republikanischen Grundsätzen huldigend, hatten sie doch die Ueberzeugung gewonnen, daß weder das Volk für die republikanische Staatsverfassung reif, noch das Heer geneigt sey, seinen König zu vertreiben. Sie beschlossen also, sich mit der spanischen Konstitution von 1812 zu begnügen. Der äußere Anstoß zur Erhebung der konstitutionellen Fahne wurde durch die spanische Revolution von 1820 gegeben. Der erste Aufstand, angestiftet durch den Kavallerie-

lieutenant Morelli und den Priester Minichini, fand am 2. Juli zu Nola Statt. Behufs der Unterdrückung desselben vertraute Ferdinand I. dem österreichischen General Nugent den Oberbefehl über die sicilianisch-neapolitanische Armee an, beleidigte aber dadurch die neapolitanischen Generäle, die ihrem Unwillen auf alle Weise Luft zu machen suchten. In Neapel stellte sich der General Guilielmo Pepe an die Spitze der Unzufriedenen, ging mit seinen Dragonern zu den Empörern über und übernahm das Kommando über die Insurrektionsarmee. Sein Beispiel wirkte mächtig; ein Regiment nach dem andern verließ den König, und die wenigen Truppen, die ihm treu blieben, zeigten nicht nur einen offenen Widerwillen gegen den Bürgerkrieg, sondern baten den König sogar, dem Begehren des Volkes zu willfahren. Bereits am 6. Juli gab der König das Versprechen, eine konstitutionelle Verfassung entwerfen zu lassen; er rief auch sogleich ein neues Ministerium zusammen, dessen Leitung er dem Herzoge von Campochiaro übertrug. Hiermit waren indessen die Insurgenten keineswegs zufrieden, und da sich der König ihrem Willen einmal gefügt, so traten sie nun um so kecker hervor und verlangten binnen 24 Stunden die Konstitution der spanischen Cortes vom Jahre 1812. Der unentschlossene Ferdinand übertrug dem Kronprinzen, der den alten Titel „Herzog von Kalabrien“ führte, die Regierung, wurde aber nichtsdestoweniger von den Empörern so geängstigt, daß er im Voraus die Anerkennung und Erfüllung alles dessen zusagte, was sein Sohn versprechen würde. Am 13. Juli beschworen der König und der Kronprinz die Verfassung, und das Parlament ward auf den 1. Okt. zusammenberufen. Inzwischen war am 14. Juli der Aufruhr auch auf S. ausgebrochen, wo man eine völlige Trennung von Neapel beabsichtigte. Um dies zu verhindern, ward der General Florestan Pepe mit 4000 Mann dahin abgeschickt. Er landete bei Milazzo, wurde von mehren Städten bedeutend unterstützt und bemächtigte sich darauf Termini's, ohne aber der Gesetzlosigkeit steuern zu können. In Neapel versammelte sich am 1. Okt. das Parlament und übertrug dem General Coletta die Demüthigung des widerspenstigen Palermo, und wirklich gelang demselben auch die Unterwerfung S.s. Guilielmo Pepe, als Oberfeldherr bis jetzt im Besitze großer Gewalt, übergab diese den Händen des Königs. Die Stürme in den Provinzen hatten aufgehört; es schien, als solle Neapels Wiedergeburt zu höherer politischer Selbstständigkeit nicht nur ferner nicht gestört, sondern befestigt werden. Aber Oesterreich, Preußen u. Rußland wollten von der Umwandlung Neapels in einen konstitutionellen Staat nichts wissen; sie hielten die dort eingeführte Verfassung für nicht vereinbar mit dem durch die Beschlüsse des wiener Kongresses geordneten Zustande der europäischen Staaten, gaben auf alle Weise ihr Mißfallen zu erkennen und luden den König Ferdinand zu einem Kongresse nach Laibach ein. In Neapel erweckten diese Erklärungen große Besorgnisse; man suchte das Volk auf alle Weise für den neuen Zustand der Dinge zu begeistern, und das Parlament legte sogar anfänglich dem Könige Hindernisse in den Weg, als er der Einladung zum laibacher Kongresse folgen wollte. Endlich ließ man sich die Reise dahin doch gefallen; der König übergab dem Kronprinzen die Regentschaft und traf am 8. Jan. 1821 in Laibach ein. Der ihn begleitende Duca di Gallo, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, wurde bei dem Kongresse nicht zugelassen, und statt seiner blieb der Fürst Ruffo, ein treuer Anhänger der alten Ordnung der Dinge, bei dem König. Der Kongreß wurde am 13. Jan. 1821 eröffnet, und schon am 30. erhielt der Duca di Gallo den Auftrag, Erklärungen nach Neapel zu überbringen, welche an ein friedliches Weiterbestehen der neuen Ordnung der Dinge nicht denken ließen. Am 9. Febr. erklärte der österreichische Gesandte, das österreichische Heer werde Neapel friedlich oder mit Gewalt besetzen, u. im Fall die österreichische Macht nicht hinreiche, sey die russische zu demselben Zweck bereit. Schrecken bemächtigte sich aller Gemüther; die Hauptstadt war in Gährung, u. nur die Erklärung des Kronprinzen, er werde selbst sein Leben zur Vertheidigung der Rechte und Unabhängigkeit Neapels wagen, hinderte weitere Excesse. Die Gesandten der Mächte Oesterreich, Rußland, Preußen verließen Neapel; das Parlament aber verwarf am 15. Febr. die Anträge des Kongresses. Sicherheitsmaßregeln wurden getroffen u. Vertheidigungsmittel angeordnet, dabei aber sehr viel Mißgriffe gemacht, wie die Neapolitaner überhaupt für die neue Ordnung der Dinge wenig Enthusiasmus bewiesen. Der österreichische General Frimont forderte am 27. Febr. von Foligno aus durch eine Proklamation die Neapolitaner auf, sich ihrem Könige Ferdinand wieder zu unterwerfen. Da dies nicht geschah, kam es zum Kampfe; die Neapolitaner, in zwei Corps getheilt u. von Guilielmo Pepe und Carascosa angeführt, wurden überall geschlagen; die Meisten, welche Veranlassung zum Aufstand gegeben, retteten sich durch die Flucht. Am 24. März wurde das Parlament aufgelöst, alle seine Beschlüsse für ungültig erklärt, und gleich darauf zogen die Oesterreicher, in Folge einer schon vorher abgeschlossenen Konvention, in Neapel ein. Durch ein Dekret des Königs wurde sofort der Marchese di Circello an die Spitze einer provisorischen Regentschaft gestellt. Diese Regentschaft errichtete vier Censurjunten für die verschiedenen Theile des Reichs, welche die Aufführung aller Geistlichen, Beamten und Pensionirten während der Revolution streng zu untersuchen hatten. Am 15. Mai kam Ferdinand wieder in Neapel an. Mehre Parlamentsglieder und andere während der Revolution thätige Personen wurden theils verbannt, theils nach böhmischen und ungarischen Festungen abgeführt. Durch ein Dekret vom 16. Mai wurde ein Staatsrath angeordnet und die Verwaltung S.s von der Neapels getrennt. Ein anderes Dekret vom 1. Juli löste das Heer auf und verabschiedete alle Offiziere vom Obersten abwärts ohne Pension. Aeußerlich war die Ordnung zwar hergestellt, aber die Unzufriedenheit und Erbitterung der Gemüther dauerte fort. Trotz der großen Wachsamkeit, mit der die Oesterreicher, die vertragsmäßig 3 Jahre im Lande bleiben sollten, jeder revolutionären Schilderhebung zu-

vorzukommen suchten, waren doch die Jahre 1822 und 1823 weder von kleineren Aufständen, noch von neuen Prozessen und Hinrichtungen frei. Die nächste Folge war eine abermalige Verfolgung der Carbonari und aller früheren Revolutionäre; ganz S., sowie das Festland wurden förmlich durchspürt, und die Gefängnisse waren überfüllt und die Kriminalprozesse so angehäuft, daß für dieselben durch ein eigenes Dekret die sogenannte Mandatsform, eine abgekürzte Verfahrungsart, vorgeschrieben wurde. Es geschah sehr wenig, um die Gemüther durch Milde zu versöhnen, und das Amnestiedekret, welches im September 1822 für Diejenigen erschien, welche vor dem 24. Mai Mitglieder der Carbonaria gewesen waren, enthielt so viele Ausnahmen, daß die versprochene Amnestie fast illusorisch war. König Ferdinand besuchte 1823 den Kongreß zu Verona, ging von hier aus nach Wien, um eine Verringerung des Besatzungsheeres zu bewirken, und kam Anfangs August wieder nach Neapel, wo er ein neues gemäßigtes Ministerium bildete. Die völlige Räumung Neapels erlebte König Ferdinand nicht mehr; er starb am 3. Jan. 1825 in hohem Alter. Ihm folgte sein Sohn, Franz I., dessen energisches Benehmen in der Revolution von 1820 noch in gutem Andenken stand. Allgemein war man der Meinung, rasch würden nun die noch herrschenden Mißbräuche ihr Ende erreichen, aber man täuschte sich gewaltig; die Ansichten des Kronprinzen waren nicht mehr die des Königs, und schon die ersten Regierungsakte desselben verriethen genugsam, daß auch er zu Abstellung alter Mängel wenig Lust habe. Daher dauerte die Unzufriedenheit fort, besonders in S., und die gänzliche Unbekümmertheit der Regierung um Verbesserung der zerrütteten Finanzen und Hebung des gesunkenen Ackerbaues und Gewerbfleißes, in Verbindung mit dem unverkennbaren, von Jesuiten geleiteten Streben, auf alle Weise die erwachende geistige Bildung zu unterdrücken, war wenig geeignet, die öffentliche Meinung mit den bestehenden Zuständen zu versöhnen. Noch irrten in den Gebirgen die Geächteten umher, an deren Spitze die Brüder Domenico, Patricio u. Donato Cappozzoli, die fast immer in den Gefechten mit den Gensd'armen siegten und deren Anhänger bis 1828 so zunahmen, daß sie den Aufstand des Kanonikus Luca kräftig unterstützen konnten. Dieser Aufstand brach in der kleinen Stadt Bosco aus, verbreitete sich dann rasch bis Salerno, wurde aber durch den Marschall Caretto unterdrückt. Luca und ein anderer Geistlicher starben am Galgen, Andere wurden zur Galeeren- und Kettenstrafe verurtheilt, die Brüder Cappozzoli erschossen (1829). Franz I. starb am 6. Nov. 1830. Ihm folgte auf dem Throne sein ältester Sohn, Ferdinand II. Auch an ihn hatten sich große Hoffnungen geknüpft, u. seine ersten Regentenhandlungen schienen darauf berechnet, wohlthätige Reformen einzuführen und einen neuen Weg in der Staatsverwaltung einzuschlagen. Straßen wurden verbessert, Eisenbahnen gebaut, die Censur wurde ermäßigt, das Militärwesen geordnet und manche andere gute Einrichtung getroffen. Aber Alles ward nur begonnen, nichts zu Ende geführt, und die ärgsten Mißbräuche blieben. Aus dem steten Mißtrauen des Königs gegen seine Umgebung floß Ein Grundsatz, dem er stets treu geblieben, her, nämlich der: eine Institution der anderen, einen Beamten dem andern, einen Minister dem andern feindlich gegenüberzustellen. Selbst im Ministerium standen zwei Parteien einander feindlich gegenüber, und der König bediente sich der einen Partei gegen die andere und hinderte dadurch jede Einheit in der Verwaltung seines Landes. Gleiches Mißtrauen, wie gegen seine Unterthanen, bewies Ferdinand aber auch den fremden Großmächten und deren Repräsentanten gegenüber. Vergebens bemühte sich das österreichische Kabinet, ihn durch seine Gemahlin, eine Tochter des Erzherzogs Karl, zu gewinnen. Er erinnerte sich sehr wohl, in welche traurige Lage die österreichische Intervention 1821 den Staat gestürzt; gleichwohl war der Ministerpräsident Pietra-Catella ein Vertreter der österreichischen Politik am neapolitanischen Hofe, und sein Einfluß, mit den persönlichen Ansichten des Königs harmonirend, war wenigstens groß genug, um gegenüber den liberalen Zeitideen und den Wünschen der italienischen Patrioten Metternichs konservatives System aufrecht zu erhalten. Auch England und Frankreich genossen beim König kein größeres Vertrauen. Ferdinands Abneigung gegen erstere Macht schrieb sich besonders von den durch das 1816 den Briten, 1838 aber einer französischen Gesellschaft verpachtete Schwefelmonopol veranlaßten Differenzen her. Mit dem französischen Hof aber ließen es trotz der verwandtschaftlichen Beziehungen schon Ferdinands altbourbonische Sympathien zu keinem herzlichen Einvernehmen kommen. Selbst Rußlands Einfluß war ihm verdächtig, und es kam ihm nach seinem eigenen Geständnisse der Besuch des Czaren 1844 höchst ungelegen. Nur Eine Person gewann bald einen außerordentlichen Einfluß auf ihn, nämlich sein Beichtvater, Monsignore Coele, ein schlauer, gewissenloser, in allen Künsten des Jesuitismus gewandter Mann, der die unbedingte Ergebenheit des Königs den kirchlichen Institutionen gegenüber aufs Beste auszubeuten verstand. Aber selbst er mußte mit der größten Vorsicht zu Werke gehen, um nicht den Argwohn des Königs zu erregen. Die Reformen Pius' IX. im benachbarten Kirchenstaat vermochten den eigensinnigen, auf seine Alleinherrschaft eifersüchtigen Ferdinand von Neapel nicht von dem alten Wege abzubringen. Aber das Echo des Jubels von der Tiber her mußte endlich auch bis zum Fuße des Vesuv und des Aetna die Völker aufstacheln aus träumender Apathie und alte Wünsche und Hoffnungen wieder aus dem langen Schlummer wecken. Dazu kam die Theuerung des Jahres, die Tausende von Armen, zumal in den Bergländern der beiden Kalabrien, brodlos gemacht hatte. Zahlreiche Banden bewaffneter Flüchtlinge, die, seit 1843 in den ausgedehnten Wäldern der Sila bei Cosenza umherschweifend, in verzweifelter Noth zum Räuberhandwerk gegriffen hatten, setzten die Umgegend durch ihre Raubzüge in Schrecken. Der General Statella ging mit bedeutender Truppenmacht nach Kalabrien, um diesem Unwesen ein Ende zu machen; aber

kurz nach seinem Aufbruche erscholl in Palermo und Neapel die Kunde von einer zugleich in Messina und dem gegenüberliegenden Reggio ausgebrochenen Revolution. Eine kleine Schaar von Jünglingen aus den Vorstädten Messina's hatte den kühnen Plan gefaßt, sich der starken Citadelle zu bemächtigen. Aber der Plan ward verrathen, und nach einem regelmäßigen Kampfe in den Straßen gegen eine weit überlegene Macht mußte der Rest jener Jünglinge die umliegenden Berge zu gewinnen suchen. Das übrige Volk nahm, die Erwartung der Insurgenten täuschend, an dieser Erhebung wenig oder gar keinen Theil. Die Stadt ward alsbald in Belagerungsstand erklärt, zahlreiche Verhaftungen wurden vorgenommen, und der dortige Gouverneur Landi, berüchtigt wegen seiner Härte und Grausamkeit, erhielt unbedingte Machtvollkommenheit zu schalten und zu walten. Ernstere Gefahren drohten der Regierung im Aufstande diesseits des Faro zu erwachsen. Schon seit längerer Zeit hatte sich der in diesem Königreiche nie ganz erstorbene Carbonarismus wieder geregt, geheime Zusammenkünfte fanden an mehren Orten Statt, eine allgemeine Revolution sollte vorbereitet werden. Eines der Häupter dieser Partei, Domenico Romeo aus Reggio, hielt sich im Sommer 1847 in Neapel auf, um mit den dortigen Liberalen zu unterhandeln. Doch gelang es ihm nur, Geldunterstützungen zu erhalten und 300 kalabresische Studenten für die Revolution zu werden, die kurz vor ihm Neapel verließen. Mitte August zog er in San-Stefano einige Hundert seiner Gesinnungsgenossen an sich, mit denen er am 31. August in Reggio einrückte, wo sein Bruder Giovanni Andrea unterdessen das Nöthige vorbereitet hatte. Die 50 bis 60 Mann starke Garnison zog sich, den Gouverneur Fürsten Aci an der Spitze, in die Citadelle zurück, kapitulirte jedoch schon am folgenden Morgen. Eine provisorische Regierung ward eingesetzt, an deren Spitze ein gewisser Genovesi und der 80jährige Carbonari Muratori standen. Aber der Telegraph, den die Insurgenten zu zerstören versäumten, hatte schon am 1. Sept. die Kunde des Vorgefallenen nach Neapel gebracht, und am Morgen des folgenden Tages gingen Kriegsdampfboote mit Landungstruppen unter des Grafen von Aquila Befehl zugleich nach Reggio und Messina ab. Domencio Romeo's Bemühungen, die Ausschiffung derselben zu verhindern, waren vergebens. Nach einem mehrstündigen blutigen Gefechte mußte er sich in die Berge zurückziehen, wohin ihm die am meisten kompromittirten Bewohner der Stadt folgten. Romeo zog sich über den Apennin bis gegen die Ufer des adriatischen Meeres, wo sich mehre Banden von Insurgenten mit ihm vereinigten. Romeo nannte sich und die Seinigen Reformisten und rief die Sympathien des italienischen Volkes für seine Revolution auf, die er trotz ihres rein partikularistischen Charakters eine in nationalem Interesse unternommene nannte. Aber ein Bandenführer nach dem andern, fast alle Häupter der Partei fielen in die Hände der Truppen oder kamen im Kampfe um. Genovesi ward gefangen, Domenico Romeo starb den Heldentod. Am Ausgange verzweifelnd, stellte sich endlich Giovanni Andrea Romeo am 20. Oktober freiwillig. Die geringen Ueberbleibsel ergriffen das Räuberhandwerk in den Gebirgen. Es folgten massenhafte Einkerkerungen u. Hinrichtungen. Giovanni Andrea Romeo und viele Andere wurden zu lebenslänglicher, zwanzig- und zehnjähriger Galeerenstrafe begnadigt. In Neapel wurden die Häupter der liberalen Partei, größtentheils ohne allen bestimmten Verdacht, verhaftet, unter Andern der bekannte Carlo Poerio und Mariano d'Ayala, später Kriegsminister in Toskana unter dem Ministerium Guerrazzi-Montanelli. Aber ward auch in der Hauptstadt durch die imposanten Vorbereitungen und das energische Auftreten der Regierung die Ruhe erhalten, so zeigte sich doch das Verlangen nach Reformen lebhafter als je, und die Regierung machte sich durch ihre Härte und Grausamkeit nur noch verhaßter. In Neapel selbst begann schon am 22. November eine Reihe großartiger Demonstrationen für die Reformen, an denen sich alle Klassen des Volks zahlreich betheiligten. Die Mißstimmung ward noch dadurch gesteigert, daß sich die Hoffnung auf eine allgemeine Amnestie, welche das Gerücht auf den 23. November verkündigt hatte, als trügerisch erwies. Trotz der Verhaftungen, welche alle Winkel der Gefängnisse mit politisch Verdächtigen füllten, dauerte die Aufregung fort und verbreitete sich auch in den Provinzen, namentlich in Aquila, ohne daß sich jedoch der Starrsinn des Königs dadurch auch nur zu einer einzigen Koncession bewegen ließ. Imposanter und unwiderstehlicher aber waren ähnliche Demonstrationen jenseits der Meerenge zu Palermo, welche zum Theil von Leuten aus den höchsten Ständen ausgingen. Als der Kommandant, General Vial, mit Verhaftungen dagegen einschreiten wollte, meldeten sich 8000 Personen als Schuldige, darunter der Herzog Serradifalco, der Fürst Scordia, der Marquis Settimo (Ruggiero) und Andere, und die Magistratur selbst überreichte ihm eine mit 10,000 Unterschriften bedeckte Petition für die Guardia civica. Die Häupter der liberalen Partei in Palermo, welche fast aus dem ganzen Adel und dem gebildeten Mittelstande bestand und einen unbeschränkten Einfluß auf das niedere Volk ausübte, hatten in geheimen Versammlungen den Beschluß gefaßt, der Regierung eine letzte Frist zur Einlenkung in eine andere Politik zu setzen. Ließe sie dieselbe unbenutzt verstreichen, so sollte am Namensfeste des Königs die Gewalt des Schwerts zwischen ihm und dem sicilischen Volke entscheiden. Inzwischen herrschte in Palermo und auf ganz S. die vollkommenste Ruhe; die Regierung, vielleicht weil sie die öffentlich angekündigten Pläne der Erhebung für leere Drohungen hielt, traf keine vorbeugenden Maßregeln irgend einer Art, gab aber auch nirgends die geringste Andeutung von Reformen. Als in der Morgenfrühe des 12. Januar die Geschützsalven von Castellamare des Königs Namensfest verkündigten, antworteten ihnen die Sturmglocken von allen Thürmen der volkreichen Stadt, und die sicilische Erhebung nahm ihren Anfang. Die königlichen Truppen wurden nach einigen vergeblichen Versuchen, die Bewegung zu dämpfen, genöthigt, die Quartiere im Innern

der Stadt zu räumen und sich in die Kasernen, die Besten und das königliche Schloß zurückzuziehen. Am andern Tage, Morgens 7 Uhr, rief das Geläute der Sturmglocken die Bevölkerung zum Kampfe. In der Nacht vom 13. auf den 14. warf Castellamare Bomben und Raketen auf die Stadt, ohne daß den fremden Konsuln Anzeige gemacht worden wäre. Vorstellungen dieser letztern hatten nicht den gehofften Erfolg, doch ließen sich auf der andern Seite auch die Insurgenten nicht einschüchtern. Am 15. gaben sie sich eine provisorische Regierung, zu der die angesehensten Sicilianer berufen wurden, Fürst Pantellaria, Marchese Rudini, Marchese Spedalotto, General Don Ruggiero Settimo, Herzog Serradifalco u. A. Am 15. landeten 6000 Mann Neapolitaner, die in aller Eile auf Dampfschiffen herübergeholt worden waren. Der Aufstand hatte sich jetzt in die Umgegend Palermo's verbreitet; alle Klassen der Bevölkerung nahmen daran Theil, selbst die Mönche; die Damen der höchsten Stände sorgten für die Verwundeten. Die Kämpfe dauerten mit geringen Unterbrechungen bis zum 27. Januar. An diesem Tage machten die Truppen einen letzten Versuch, sich der Stadt zu bemächtigen, der mit ihrer gänzlichen Niederlage und Flucht auf die Schiffe endete. Nachdem der palermitaner Aufstand längst gelungen war, auch Catania sich angeschlossen hatte, behaupteten die königlichen Truppen sich noch in Messina, Caltanisetta, Syrakus und einigen andern Städten. In Messina kam es zu denselben Scenen wie in Palermo; selbst ein Bombardement fand Statt, gegen das auch hier die Konsuln vergebens protestirten. Befehle aus Neapel machten diesem Zustand ein Ende, indem die letzten Bollwerke der königlichen Macht den Insurgenten übergeben werden mußten. Bald war ganz S. von den neapolitanischen Truppen geräumt. Solche Schläge beugten endlich den Starrsinn Ferdinands II. Am 19. Jan. erschien eine Reihe von Reformdekreten, wodurch die Befugnisse der neapolitanischen und palermitanischen Consulta erweitert, in S. der Zustand vor 1837, d. h. Verwaltung der Insel durch eingeborne Beamte, wiederhergestellt, das Preßgesetz erweitert und der Graf von Aquila zum Statthalter von S. mit einem eigenen Ministerium ernannt wurde. Aber was noch 8 Tage vorher mit Jubel begrüßt worden wäre, ward jetzt mit Hohn und Verachtung aufgenommen. Erst bei Eröffnung des sicilischen Parlaments zur Beschwörung der Konstitution von 1812 würde das Volk die Waffen niederlegen, war die einmüthige Antwort Palermo's. Während so S. in blutigem Kampfe die Freiheit errang, war auch die Stimmung in Neapel von Tage zu Tage drohender geworden, die ungeduldige Erwartung von Stunde zu Stunde gestiegen; täglich forderten in der Hauptstadt Maueranschläge zur Revolution auf, unheilverkündende Rufe begleiteten den Wagen des Königs. Die halben Reformen des 19. Jan. hatten Niemanden befriedigt und nur dazu gedient, die herrschende ängstliche Spannung der Gemüther noch zu vermehren. Durch seine zahlreichen Ausnahmen, seine illiberale Fassung hatte ein am 24. Januar erlassenes Amnestiedekret, anstatt zu versöhnen, erbittert. Am frühen Morgen des 27. Januar drängte sich eine dichte, schweigende Menge durch die Hauptstraßen Neapels. Die Entfaltung der Trikolore erregte den begeistertsten Jubel. Bald aber rücken Husaren und Detachements der Infanterie aus dem Palaste, der General Statella bittet die Menge, sich zurückzuziehen; dasselbe thut der hinzutretende General Lecco, indem er das Volk von den wohlwollenden Gesinnungen des Königs zu überzeugen sucht und erzählt, wie derselbe schon in der vergangenen Nacht den allverhaßten Polizeiminister del Caretto habe verhaften und sofort in die Verbannung transportiren lassen, wie auch der intriguante Jesuit Coele, der Beichtvater des Königs, die Hauptstadt habe verlassen müssen. Das Volk frohlockt und dankt, ruft aber von Neuem: „Viva la constituzione!“ Während die Generäle abermals sich aufs Bitten legen, eilen von allen Seiten Soldaten herbei und donnern von den Forts der Stadt die Alarmschüsse, und gleichsam als Zeichen, daß Neapel in Aufruhr sey, weht die blutrothe Fahne von den Thürmen und Signalstangen der Citadellen. Eine Schwadron Kavallerie reinigt, von Grenadierkompagnien gefolgt, die Straße Toledo, und Abtheilungen leichter Reiterei besetzen die Mündungen der kleinen Nebengassen. Kanonen stehen aufgepflanzt an den Mündungen der Hauptstraßen; dichte Truppenmassen halten die öffentlichen Plätze besetzt, zahlreiche Patrouillen durchziehen in allen Richtungen die Stadt. Aber all dieser pompöse kriegerische Apparat ist unnütz gegen die unbewaffnete Menge; kein Schlag fällt, kein Stein fliegt aus den gedrängten Massen; das Volk bleibt ruhig, aber fest. So standen sich die Parteien gegenüber bis zum Ave Maria. Da erst zog sich die Soldateska, endlich auch das Volk zurück. Die Läden öffneten sich wieder; nicht der leichteste Unfall war vorgekommen. Die Polizei schien verschwunden. An den Straßenecken las man: „Heute ein Tag der Beobachtung, morgen ein Tag des Bluts!“ An demselben Tage trafen die beunruhigendsten Nachrichten aus den empörten Provinzen von Vallo, Cilento, Salerno und anderen Orten ein: überall drohte das Volk in den folgenden Tagen bewaffnet gegen Neapel aufzubrechen. Noch am Abend gaben die Minister ihre Dimission; der König ließ die Fürsten Serracapriola und Dentice, Torelli, Bananni, Scovazzi und Cianciulli, Männer, die alle im Ruf gemäßigter Freisinnigkeit standen, kommen. Sie erklärten, nur unter der Bedingung der sofortigen Ertheilung einer Konstitution ein Portefeuille annehmen zu können. Ferdinand, so gedrängt, willigte endlich ein, und als das Volk, zum Theil von dem Vorgefallenen unterrichtet, am Morgen des 29. Januar in unruhiger Erwartung die Straßen auf- und abwogte, ward das königliche Versprechen einer Verfassung an allen Straßenecken angeschlagen, und die lautlose Spannung löste sich auf in ein donnerndes, vielfach wiederholtes „Viva la constituzione!“ Das Dekret enthielt die Grundlagen der neuen Konstitution: zwei Kammern, die Pairs der ersten lebenslänglich vom König ernannt, das aktive und passive Wahlrecht für die Deputirtenkam-

mer von einem Census abhängig; die Minister verantwortlich; der König Oberbefehlshaber der See- und Landmacht mit der Befugniß, Krieg u. Frieden zu schließen; Errichtung einer Nationalgarde; Einführung der Preßfreiheit. Der König verstand aber trefflich, ohne Parlament und mit einem unterwürfigen Ministerium regierend, unter einem oberflächlichen Schleier konstitutioneller Formen das alte Willkürregiment fortzusetzen. Die Liberalen fanden die Verfassung vom 29. Jan. 1848 ungenügend und forderten die (der spanischen Cortesverfassung von 1812 nachgebildete) Konstitution von 1820. Der König aber bereitete einen Staatsstreich vor. Sein Ingrimm über die stets wachsenden Ansprüche der Liberalen mehrte sich von Tag zu Tag, er fing schon an zu bereuen, del Caretto's Rath, eine Gegenrevolution hervorzurufen, nicht befolgt zu haben, und kampflustige Gensd'armen, Schweizer u. Stabsoffiziere stachelten seinen Ehrgeiz. Priester und Lazzaroni halfen getreulich. Zwischen letztern und der Bürgergarde kam es mehrmals zu ernstem Zusammenstoß. Während der König allmählig 15,000 Mann in Neapel zusammenzog, wußte er sich der wüthendsten Schreier dadurch zu entledigen, daß er sie als Kanonenfutter gegen die Oesterreicher sandte; aber mit weiteren Truppensendungen zögerte er und bediente sich allerlei feiner und perfider Kunstgriffe, um die junge Verfassung in Mißkredit zu bringen. Auf dem Campo ward ein künstlicher Krawall zwischen Bürgergarde und Volk veranstaltet, Feindschaft zwischen einzelnen Truppencorps erheuchelt, ja es wurden tausend Galeerensträflinge frei gelassen, um Land und Stadt unsicher zu machen, Gerüchte über hohe Steuern verbreitet, welche die Deputirten demnächst ausschreiben würden, die Bürgergarden der verschiedenen Stadtquartiere gegen einander gehetzt und falsche Gerüchte über die Stimmung der Truppen, namentlich der Schweizergarde, ausgestreut, von der es hieß, daß sie, die einem freien Volke angehörte u. von den Bürgern täglich mit Essen und Trinken regalirt würde, nimmermehr gegen letztere kämpfen würde. Der 15. Mai war der zum Ausbruch der Gegenrevolution bestimmte Tag. Am 14. ernannte der König 50 Pairs, obwohl er wußte, daß die Nation durchaus keine Pairs wolle. Es war augenscheinlich darauf abgesehen, die liberale Partei zum Aeußersten zu bringen; Alles war sorgfältig verabredet. Um Mittag ging von unbekannter Hand — man sagt von einem als Nationalgardisten verkleideten Gensd'armen — das verhängnißvolle Signal, der erste Schuß, aus. Die Truppen griffen an, die Bürgergarde warf Barrikaden auf. Die Schweizer hatten jeder 50—60 Patronen, die 5000 kämpfenden Gegner kaum 5—6 jeder. Wo Schweizer u. königliche Soldaten mordend und raubend eindrangen, da folgten ihnen 60—70 wohldisciplinirte Lazzaroni und füllten ihre Säcke. Ein Brand, der den Palast Gravina und mehre andere Gebäude vernichtete, vermehrte die Schrecken des Kampfes. Die ersten 40 Gefangenen ließ der König in den Gräben des Schlosses erschießen, die andern, 500 an der Zahl, gefesselt an Bord von Schiffen bringen. Die Plünderungsscenen dauerten fort, nachdem der Kampf schon lange aufgehört hatte; der Hauptstadt soll sogar eine 24stündige Plünderung mit Brand u. Mord zugedacht gewesen seyn. Da legte sich der französische Admiral Baudin ins Mittel; die drohende Stellung, die seine Kriegsflotte gegen den königlichen Palast einnahm, brachte den König zur Besinnung, die Schaaren von Lazzaroni verschwanden urplötzlich wie auf Kommando. In Ober- und Mittelitalien machten diese Schreckensscenen einen lebhafteren Eindruck, als in Neapel selbst. Während das übrige Italien von Verwünschungen gegen den „konstitutionellen Bombardeur" wiederhallte, schien Neapel wie niedergedonnert zu seyn. Zwar erhoben sich einige Provinzen, die 3 Kalabrien, das Basilikat, Bari, Otranto, Capitanata, allein als General Nunziante mit den Truppen anrückte und in der Nähe von Pizzo in einem unbedeutenden Gefechte siegte, unterwarfen sich die Anführer, die einen durch die königlichen Waffen geschreckt, die andern mit Geld gewonnen. Nachdem so die Kontrerevolution gelungen und die neapolitanische Schilderhebung für konstitutionelle Freiheit niedergeschlagen worden, dachte der König ernstlich an die Wiederunterwerfung S.s. Eine Flotte führte Landungstruppen nach Messina. Die in Messina u. der Umgegend versammelten Sicilianer vermochten den wiederholten Landungsversuchen derselben nicht zu widerstehen. Besonders imponirte die kaltblütige Tapferkeit der Schweizergarden den Sicilianern. Der Fall Messina's, das Vorrücken der königlichen Truppen an der Nordwestküste, die ungehinderte Besitznahme des festen Platzes Milazzo zeigte die Schwäche der Sicilianer bald in ihrer ganzen Blöße. Die Diplomatie mischte sich aber zu ihren Gunsten ein. Die französischen u. englischen Gesandten Rayneval und Lord Napier, die Admirale Baudin und Parker legten beim König eifrig ihr Wort für die Insel ein, und ihren mit Drohungen vermischten Vorstellungen gab jener nach u. unterzeichnete zu Anfang Oktobers 1848 einen Waffenstillstandsvertrag, welcher in S. eine neapolitanische und eine sicilianische Demarkationslinie zog. Jene ging über S. Antonio, Pozzo di Gotto, Artalia, Scaletta, diese über Kap Tindaro, Casalnuovo, Noara, Taormina. Das zwischen beiden liegende Land wurde für neutral erklärt und sollte weder von sicilianischen, noch von neapolitanischen Truppen betreten werden. England und Frankreich garantirten diesen Waffenstillstand; die Frage über die Stellung S.s zu Neapel blieb unentschieden. Zu Anfang des Jahres 1849 wehte die dreifarbige Fahne noch hoch und stolz über allen Städten und Ortschaften der Insel, ausgenommen das in Trümmern liegende Messina und das Land von da bis zu der neapolitanischen Demarkationslinie. Die Sicilianer hatten vollkommen Zeit gehabt, ihre Vertheidigungsmittel auf den achtunggebietendsten Fuß zu setzen; allein zu sehr auf die englisch-französische Vermittelung vertrauend, hatten sie Vieles sorglos versäumt. Der Oberbefehl war in die Hände eines Ausländers, des Polen Mieroslawski, gelegt worden. Der Angriff der Neapolitaner erfolgte am 5. April 1849 gegen Catania. Während die Flotte gegen die schwach

vertheidigte Stadt ein unaufhörliches Feuer unterhielt, rückte Filangieri mit dem Heer in die Ebene vor. Trotz tapferen Kampfs wurden die Aufständischen zurückgeschlagen, worauf sich um u. in Catania ein wüthender Kampf entspann, worin auf Seiten der Neapolitaner 400, auf Seiten der Aufständischen 1200 Mann fielen, aber die ersteren zuletzt obsiegten. Der moralische Eindruck, den diese Niederlage machte, entkräftete die fernere Vertheidigung. Die Trümmer der sicilianischen Armee unter Mieroslawski gingen zuerst nach Aderno, dann über S. Filippo d'Argiro nach Castrogiovanna. Das neapolitanische Heer setzte unterdessen seinen Siegesmarsch fort. Aus allen Ortschaften, die Geistlichkeit an der Spitze, kamen Deputationen an Filangieri, Gnade flehend und Unterwerfung versichernd. Von der Flotte geschützt, rückte das Heer von Platz zu Platz, und als Girgenti und Sciacca sich ergaben, ging die Armee, die der verwundete Mieroslawski noch im Innern zusammenhielt, auseinander. Inzwischen hatte Admiral Baudin den Palermitanern seine Vermittelung angeboten, die gern angenommen worden war. Der königliche Bescheid drang aber auf unbedingte Unterwerfung und schleunige Absendung einer Deputation der Municipalbehörde an den kommandirenden General. Die Deputation ging ab, u. wenige Tage später erschien die neapolitanische Flotte vor Palermo und kreuzte drohend auf der Höhe vor dem Golf; als sie sich am 30. April der Stadt auf Kanonenschußweite näherte, erhob sich in derselben das Volk zum Widerstand, doch bedeutete dies nichts weiter, als daß eine unbedingte Amnestie ertrotzt werden sollte. Am 7. Mai wurde Allen Amnestie verheißen, ausgenommen die 43, die an der Revolution „gebaumeistert" hätten (eine Anspielung auf den Herzog von Serradifalco, der ein Buch über die Baualterthümer S.s geschrieben). Die Führer entflohen nach Malta; nicht einer fiel in die Hände der neapolitanischen Henker. Am 14. Mai 1849 hielt das neapolitanische Heer seinen Einzug in die Hauptstadt, die sicilianische Revolution war beendigt, nachdem sie fünf Vierteljahre triumphirt hatte.

Die Geschichte des Königreichs beider S. von der Pacifikation der Insel S. bis zur Gegenwart besteht in der vollständigen Wiederaufnahme des alten absoluten Regierungssystems und in der rücksichtslosen Verfolgung aller Derjenigen, welche sich an den revolutionären Bewegungen irgendwie thätig betheiligt hatten. Der letztern waren namentlich die Deputirten der im Frühjahre 1849 aufgelösten Kammern ausgesetzt, sowie fast sämmtliche Exminister, welche das am 16. Mai 1848 aufgelöste liberale Ministerium gebildet hatten. In engem Zusammenhange mit der rücksichtslosen Durchführung der reaktionärsten Maßregeln stand der Ministerwechsel vom 7. Aug. 1849, wodurch folgende Männer ans Ruder kamen: Fortunato, Präsident des Ministerraths und zugleich Ministerstaatssekretär der Finanzen; Marsilio, auswärtige Angelegenheiten; Scorfa, Gnaden u. Justiz; d'Urso, Ackerbau und Handel; Troya, Kultus und Unterricht; Pecheneda, Polizeipräfekt und zugleich interimistisch mit dem Ministerium des Innern beauftragt; Principe d'Ischitella, Krieg und Seewesen; Cassisi, Ministerstaatssekretär für S. In Bezug auf die Angelegenheiten der Insel S. erließ der britische Gesandte zu Neapel, Temple, an den neapolitanischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten unter dem 16. Sept. 1849 eine Note, worin eine Amnestie für alle am sicilischen Aufstande Betheiligten, sowie die Aufrechterhaltung der Verfassung von 1812 für S. abermals verlangt wurde. Nachdem in Neapel seit längerer Zeit für die Beseitigung der Konstitution von 1848 agitirt worden war, ging im Juli 1850 ein Befehl vom Ministerium des Innern aus, daß alsbald Militär und Beamte den Eid nach der im königlichen Dekrete vom 21. Juli 1816 vorgeschriebenen Formel leisten sollten. Unter dem 16. Aug. 1850 wurde auch die Censur wieder eingeführt, welche sich sogar auf die griechischen und römischen Klassiker für die Schulen erstreckte; die Verfolgung und Verhaftung politisch Verdächtiger, darunter vieler Priester, dauerte fort, die Bürgergarden wurden aufgelöst rc. Dankbar für die gastliche Aufnahme bewies sich dem König Ferdinand der Papst Pius IX., indem derselbe noch vor seiner Rückkehr nach Rom jenem den Titel Rex piissimus u. dazu das Einspruchsrecht bei Papstwahlen verlieh, ein Vorrecht, welches bis dahin nur Oesterreich, Frankreich und Spanien zustand. Eine ernste Wendung schien bald darauf ein Streit mit England zu nehmen, welches für Verluste britischer Unterthanen bei den Revolutionsstürmen in Messina auf diplomatischem Wege nicht unbedeutende Entschädigungsforderungen erhob, ja endlich sogar mit seiner Flotte drohte. Indeß wurde auch diese Angelegenheit noch 1850 in Güte dadurch ausgeglichen, daß die neapolitanische Regierung sich zur Zahlung der geforderten Summen für verpflichtet erklärte. Die größte Aufmerksamkeit widmete die neapolitanische Regierung auch 1851 noch den politischen Prozessen, von denen einer vom 15. Mai eine öffentliche Bedeutung erhielt durch einen Brief Gladstone's, eines englischen Hochtory, an Lord Aberdeen, worin Gladstone das Verfahren der Gerichte gegen die Angeklagten als „ein System von Gesetzwidrigkeit, Ungerechtigkeit und Grausamkeit" darstellte, dessen Vorkommen in unserer Zeit nicht hätte erwartet werden sollen. Zwar erließ die neapolitanische Regierung selbst ein Schreiben zur Widerlegung der gladstone'schen Anschuldigungen, doch gelang es ihr nicht, sich von den ihr gemachten Beschuldigungen zu reinigen. Obgleich im Januar 1852 viele Begnadigungen vorkamen, so wurde der Prozeß gegen die Hauptangeklagten doch noch fortgeführt. Im August 1851 war eine Veränderung des Ministeriums eingetreten durch den Austritt des Finanzministers, welcher mit den Einnahmen die Staatsausgaben nicht mehr decken und auch keine neuen Einnahmequellen eröffnen zu können erklärte. Ueberhaupt machten die Finanzen der Regierung viel zu schaffen, es fehlten 5—6 Millionen Ducati zur Deckung der Ausgaben; zu einer Verminderung des Militärs wollte sich aber der König bei der fortdauernden Spannung der Gemüther nicht verstehen; die Grundsteuer, welche bereits die Höhe von 20

Proc. erreicht hatte, konnte nicht mehr erhöht werden; der Abschluß einer Anleihe mit dem Hause Rothschild gelang nicht, eine Ende 1851 in Vorschlag gebrachte Anleihe im Lande wurde wegen des sehr zweifelhaften Patriotismus der Einheimischen unter den damaligen Verhältnissen gar nicht versucht. Dann zog besonders die Insel S., welche bei der Steuerausschreibung reichlich bedacht worden war, die Aufmerksamkeit der Regierung auf sich: man wollte im Oktober 1851 einer Verschwörung gegen den König auf die Spur gekommen seyn, und die häufig deshalb vorgenommenen Verhaftungen erstreckten sich sogar auf das Militär und die Schweizerkompagnien. Deshalb gingen bedeutende Militärverstärkungen nach verschiedenen Punkten der Insel, so daß das dort stehende Heer Ende 1851 sich auf 40,000 Mann belief. Messina's Handel hob sich, als im März 1852 der dasige Hafen zum Freihafen erklärt wurde. Auch war im August 1851 ein Handelsvertrag mit der Türkei abgeschlossen worden. Die Kalamitäten des Landes wurden erhöht 1851 durch den Schaden, welchen mehrmalige Eruptionen des Vesuv u. wiederholte Erdbeben verursachten. Das bedeutendste Erdbeben war am 14. August 1851, durch welches die Provinz Basilicata sehr verheert wurde; über 50 Dörfer und mehre Städte, Melfi, Venosa und Barile, wurden davon betroffen, und kein Monat verging seitdem, wo nicht besonders die Umgegend von Melfi von schwächeren oder stärkeren Erdbeben heimgesucht worden wäre; mit Heftigkeit erneuerten sie sich wieder im März 1852. Eine Milderung im Regimente wurde gehofft, als der König Ende Januar 1852 plötzlich seinen Specialsekretär und Vertrauten, Baron Corsi, u. den Ministerpräsidenten Fortunato nebst dem Alles vermögenden Polizeiminister Peccheneda entließ, und in der That erfolgten gleichzeitig zahlreiche Gnadenakte gegen die in den politischen Monsterprozeß vom 15. Mai Verwickelten, wie es überhaupt schien, als ob der König jetzt einen Schritt zur Versöhnung mit dem Lande thun wollte. Hand in Hand mit jenen königlichen Thaten ging im Lande das Gerücht von Ertheilung einer Amnestie u. einer Verfassung, welche, selbst wenn sie auf der schmalsten Grundlage errichtet worden wäre, das Land mit Freude erfüllt haben würde. Auch hätte es im Interesse der Dynastie gelegen, das Volk an sich zu ketten, da allerlei Gerüchte von einer muratschen Partei in Neapel u. von bonapartistischen Eroberungsgelüsten auftauchten. Die Gräfin Pepoli, Lätitia Josephine, Tochter des ehemaligen Königs Murat, in Bologna lebend, machte Anfangs 1852 eine alte Forderung ihres Vaters von 7 Millionen Francs an Neapel geltend und ward dabei von dem in Folge des Staatsstreichs vom 2. Dec. zur Autorität gelangten Prinzpräsidenten Ludwig Napoleon unterstützt, der zugleich das Verlangen an den König von Neapel stellte, den damals dort anwesenden Prinzen von Aumale zu entfernen. Die Folge jener Gerüchte war eine Vermehrung der Schweizergarden bei Verminderung der einheimischen Truppen u. die Verproviantirung der Festungswerke von Neapel u. Gaeta. Doch beeilte sich der König bei Restauration des französischen Kaiserreichs auffallend, Napoleon III. seine Glückwünsche darzubringen. Neue Unruhen, welche im Februar 1853 in S. ausbrachen, waren mehr durch die Mißernte veranlaßt worden und nicht politischer Natur. In Zusammenhang damit stand wohl, daß die Regierung im Juli 1853 die Getreideausfuhr sistirte, ohne jedoch zugleich auch für Einfuhr zu sorgen. Als die orientalische Frage auftauchte, beobachtete der König die strengste Neutralität, ohne dieselbe durch Nachgiebigkeit gegen die Westmächte irgendwie abzuschwächen, was ihn freilich in der Gunst dieser nicht förderte. Er glaubte daher auf alle Eventualitäten gefaßt seyn zu müssen und brachte das Heer im März 1854 auf 100,000 Mann, wodurch freilich die finanzielle Noth gesteigert ward. Alle politischen Interessen verschwanden aber vor der Cholera, die in dem Sommer von 1854 diesseits und jenseits des Faro eine Menge Menschen hinraffte. Zu Ende des Jahres sah sich die Regierung veranlaßt, den bisher von ihr protegirten Jesuiten wegen einer scharfen Beurtheilung der neapolitanischen Verwaltung, die sich eine von ihnen unterhaltene Zeitschrift erlaubt hatte, die Leitung mehrer von der Regierung abhängigen Erziehungsanstalten zu entziehen und sie sonst noch ihre Ungunst empfinden zu lassen. Doch ward die Differenz bald wieder ausgeglichen. Nach Beendigung der politischen Prozesse herrschte im Königreich vollständige Ruhe, und die Versuche, die namentlich in S. gemacht wurden, um neue Unruhen unter der dortigen Bevölkerung zu erregen, fanden einerseits viel zu wenig Theilnahme, und andererseits konnten sie wegen der stets schlagfertigen Truppenmacht keinen Erfolg haben. Diese Zeit der Ruhe benutzte die Regierung zu Verbesserungen auf volkswirthschaftlichem Gebiete, vornehmlich zu Straßen- und Eisenbahnbauten, wie sie auch einen Handelsvertrag mit Schweden schloß. Die Verhandlungen der pariser Friedenskonferenzen über die italienischen Angelegenheiten und die von England später beobachtete Haltung konnten ihres Eindrucks auf die Regierung nicht verfehlen; jedoch wies der König jede Einmischung in die inneren Angelegenheiten selbstständiger Staaten als völkerrechtswidrig ab. Obwohl nun der Gedanke an gewaltsames Einschreiten in die neapolitanischen Angelegenheiten kaum bei einer der Großmächte Platz greifen mochte, so ließ es doch namentlich das britische Kabinet nicht an diplomatischen Erinnerungen ermangeln, um den König zu Zugeständnissen an die liberale Partei zu vermögen. Als derselbe diesen Mahnungen kein Gehör gab, drohten England u. Frankreich, die sich im Sept. 1856 zu gemeinsamem Handeln in dieser Angelegenheit verständigt hatten, mit dem Abbruch der diplomatischen Verbindungen und mit Absendung einer Flottille, um bei dem etwaigen Ausbruch eines Bürgerkriegs in Neapel Person und Eigenthum ihrer Unterthanen schützen zu können. Oesterreich suchte zu vermitteln und Rußland wollte nur Rathschläge oder höchstens Ermahnungen, aber keine drohenden Demonstrationen, als Proklamationen des Rechtes des Starken über den Schwachen, gestattet wissen. Die Erschlaffung des englisch-französischen Bündnisses

und die neue Verwickelung der europäischen Angelegenheiten brachten einen Stillstand in das gemeinsame Handeln der beiden Westmächte Neapel gegenüber. Als jedoch der König allen Erinnerungen kein Gehör gab, händigte die englische Regierung dem neapolitanischen Gesandten seine Pässe ein, welchem Beispiele die französische Ende November folgte. Im Ganzen ward jedoch hierdurch die öffentliche Meinung im Lande wenig berührt. Schon hatte der König durch mehre Gnadenakte Schritte zur Versöhnung gethan, als ihn ein neuer Aufstand in S., der am 22. Nov. ausbrach und an dem sich mehre Amnestirte betheiligten, veranlaßte, auf dieser Bahn inne zu halten. Der Aufstand, welcher an die Ideen von 1848 anknüpfte, ward alsbald durch die neapolitanischen Truppen gedämpft. Am 8. Dec. wurde in Neapel selbst auf den König von einem Soldaten, Namens Milano, ein erfolgloses Attentat gemacht; auch die Pulverexplosion am 17. Dec. im Kriegshafen in der Nähe des königlichen Palastes wurde als eine gegen den Monarchen gerichtete Demonstration gedeutet. Doch ward diese Meinung in sofern nicht gerechtfertigt, als das Jahr 1857 ohne jegliche politische Bewegung ablief. Dafür ward das Land im December 1857 wieder von Erdbeben heimgesucht, welche die Provinzen Basilicata, Bari, Principato citeriore und Principato ulteriore und insbesondere die Städte Nocera, Matera, Salerno, Potenza, Bisceglie u. a. m. arg mitnahmen und sich im Frühjahr 1858 wiederholten. Nachdem schon im November 1856 ein Handels- und Schifffahrtsvertrag mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika abgeschlossen worden, kam im April 1858 auch ein solcher mit Mecklenburg-Schwerin zu Stande. Am 27. Dec. 1858 ward endlich ein Amnestiedekret für 91 politisch Verurtheilte, darunter Poerio und Settembrini, erlassen und deren Strafe in lebenslängliche Verbannung nach Amerika verwandelt. Ein anderes königliches Dekret aber bedrohte alle Verbrechen gegen die innere Sicherheit des Staats mit kriegsrechtlicher Behandlung. Wichtig war die Aufhebung der Schweizergarden als eines geschlossenen Corps, welche um dieselbe Zeit in Folge wiederholter Widersetzlichkeit derselben verfügt ward. Der Tod des Königs Ferdinand II. am 22. Mai 1859 brachte in der inneren Politik keine Aenderung, indem der neue König Franz II. ganz in die Fußstapfen des Vaters trat. Eine Erweiterung der Amnestie war das Einzige, wozu er sich herbeiließ. Die Unzufriedenheit dauerte daher fort, u. namentlich ward wieder die Insel S. in der neuesten Zeit der Schauplatz von Unruhen, die durch Garibaldi's Betheiligung folgenreich werden dürften, zumal da englische Schiffe dessen Landung eher förderlich als hinderlich waren.

Literatur: F. Capecelatro, Istoria della città e regno di Napoli, Neapel 1640, Pisa 1820, 4 Bde.; N. P. Giannetasio, Historia Neapolitana, das. 1713, 3 Bde., italienisch, das. 1715, 3 Bde.; P. Giannone, Storia civile del regno di Napoli, das. 1723, 4 Bde., zuletzt Mailand 1844 ff., 14 Bde., deutsch von D. E. v. Lobenschiold, 1. und 2. Bd., Ulm 1758—62, 3. und 4. Bd. von le Bret, 1768—70; P. Troyli, Storia generale del reame di Napoli, Neapel 1747 bis 1753, 11 Bde.; A. Meo, Annali critico-diplomatici del regno di Napoli, das. 1805, 7 Bde.; G. Orloff, Mémoires historiques et littéraires sur le royaume de Naples, mit Anmerkungen v. A. Duval, Paris 1819—21, 5 Bde.; das. 1825, 5 Bde.; deutsch im Auszug, Leipzig 1821, 2 Bde.; P. Colletta, Storia del reame di Napoli d'el 1734 sine al 1835, Paris 1835, 2 Bde., Capolago 1837, 4 Bde.; Camera, Annali delle due Sicilie, Neapel 1841 f.; Giuseppe del Re, Cronisti e scrittori Napolitani, Bd. 1, Neapel 1842—44; Spallanzani, Reise in beiden S., deutsch, Leipz. 1795—96, 4 Bde.; Castelli di Toremuzza, Fasti della Sicili, Messina 1820, 2 Bde.; Bazencourt, L'histoire de la Sicile sous la domination des Normands, Paris 1846; Lanza, Principe da Scordia, Considerazione sulla storia di Sicilie, Pal. 1836; Amari, La Sicile et les Bourbons, Paris 1849; Cesare, Storia di Manfredi, Neap. 1837, 2 Bde.; Bianchini, Storia economico-civile di Sicilie, Palermo 1841, 2 Bde.

Sicilische Vesper, s. Sicilien (Gesch.).

Sicinus, s. Sikino.

Sic itur ad astra (lat.), Sprüchwort: So geht man zu den Gestirnen, d. h. so gelangt man zu hohen Ehrenstellen.

Sickingen, Franz von, ritterlicher Vorkämpfer der politischen Freiheit im 16. Jahrhundert, geboren auf seiner Stammburg Sickingen im jetzigen Mittelrheinkreis des Großherzogthums Baden am 1. März 1481, widmete sich frühzeitig dem Waffenhandwerk und focht schon 1508 in Diensten des Kaisers Maximilian I. gegen die Venetianer. Von Haus aus ein Feind alles Unrechts, machte er sich die Beschirmung der Unterdrückten zur Aufgabe. Als des Bischofs von Worms Notar, Balthasar Slör, durch den Rath der Stadt wider Recht an Gut und Ehre gekränkt worden und nirgends Schutz fand, nahm sich S. seiner an, sandte dem Rath von Worms einen Fehdebrief und belagerte die Stadt, bis ihr kaiserliches Kriegsvolk zu Hülfe kam. Obwohl (1515) mit der Reichsacht belegt, gewann er hierdurch doch an Ansehen und Macht und bekämpfte bald darauf den Herzog von Lothringen, um dem Grafen Geroldseck zu seinem Rechte zu helfen. König Franz I. von Frankreich nahm ihn in seine Dienste, beschenkte ihn mit einer goldenen Kette und gab ihm den Feldherrnstab. Von Bürgern der Stadt Metz, welche vom Rath der Stadt gekränkt worden waren, um Hülfe angesprochen, zog er mit einem Heere von 16,000 Kriegsleuten zu Fuß u. 4000 zu Roß vor Metz und zwang den Rath, den Gekränkten Schadenersatz zu leisten und ihre Rechte und Freiheiten zu bestätigen, ihm selber aber eine Brandschatzung von 20,000 Goldgulden und einen Monatssold für sein Heer zu zahlen. Zur Vollziehung der wider ihn ausgesprochenen Reichsacht kam es nicht; vielmehr hob der Kaiser auf Verwenden von Kurmainz und Kurpfalz dieselbe auf und nahm S. wieder in seine besondere Gnade auf, weil er seines starken Arms gegen Ulrich von Würtemberg bedurfte. Bevor S. den Kriegszug gegen den Würtemberger antrat, sandte er dem Landgrafen Philipp von Hessen, der einen Verwandten und Freund S.'s benach-

theiligt hatte, den Fehdebrief, rückte eilends über den Rhein, stand bald mit Heeresmacht vor Darmstadt und erzwang am 23. Sept. 1518 den Abschluß eines Vertrags, worin außer Befriedigung der Ansprüche seiner Freunde für ihn selbst eine Entschädigungssumme von 35,000 Gulden ausbedungen war. Doch kam dieser Vertrag, da ihn der Kaiser nicht bestätigte, nur zum Theil zur Ausführung. Bevor aber die Wahl Karls V. vollzogen wurde, half S. das Schicksal Ulrichs von Würtemberg entscheiden. Bei der Einnahme Stuttgarts schützte er Reuchlin nicht nur vor jeder Verletzung, sondern wußte auch die Dominikaner, die erbitterten Feinde desselben, so einzuschüchtern, daß sie ihn fortan in Ruhe ließen. Damals hatte S. den Gipfel seiner politischen Bedeutung erstiegen. Mit den Herren von der Mark im Einvernehmen, leitete S. geschickt und wirksam die schwierigen geheimen Unterhandlungen mit den Reichsfürsten zu Gunsten Karls V. Vergeblich ersuchte ihn Franz unter den glänzendsten Versprechungen, in den französischen Dienst, den S. verlassen, wieder einzutreten. Karl wußte auch den Einfluß des Ritters wohl zu schätzen. Er lud ihn nach Aachen und wies ihm dort den Platz zur Rechten neben dem Throne an. Stolz auf seine einfache Ritterschaft, lehnte S. die Erhebung in den Grafenstand ab, womit Karl V. seine Verdienste belohnen wollte; nur dem widerstrebte er nicht, daß ihn dieser am 23. Okt. 1519 zu seinem „Rath, Kämmerling, Hauptmann und Diener" annahm. S. blieb dabei der Beschützer aller Unterdrückten; den Verfolgten öffnete er seine festen Schlösser, zumal Landstuhl und Ebernburg, als „Herbergen der Gerechtigkeit". Hier waren Kaspar Aquila, Martin Bucer und Johann Hausschein, genannt Oecolampadius, die Prediger des reinen Evangeliums, willkommene u. geehrte Gäste. Hier fand auch Hutten eine Zuflucht, von wo aus er den begonnenen Kampf fortsetzte. Ein Feldzug, den S. als kaiserlicher Feldhauptmann 1521 gegen Frankreich unternahm, mußte das persönliche Ansehen des Ritters noch steigern. S. sammelte für den Kaiser ein Heer von 14,000 Mann zu Fuß und 2400 zu Roß, welches er und der Graf von Nassau anführten und mit dem sie bis an die Grenzen der Champagne vordrangen, wo die Veste Mézières Trotz bot. Doch mußten sie vor dem mit Heeresmacht heranziehenden König Franz, sowie durch Seuchen und Mangel an Lebensmitteln genöthigt, den Rückzug antreten, den sie mit großer Meisterschaft vollbrachten. S. wandte nun seine ganze Thätigkeit wieder dem schon früher aufgenommenen Plane einer politisch-religiösen Umgestaltung der deutschen Zustände zu. Im Frühling 1522 versammelte er den oberrheinischen Adel in Landau und veranlaßte ihn zum Abschluß eines Bundes, dessen Zweck die Wahrung der Rechte des Adels gegen die Beeinträchtigung derselben durch die Fürsten war. Dieser Adelsbund erwählte S. zum Hauptmann und erhob die Reformation auf den Schild. Auch das Bürgerthum wollte man zum Bund mit dem Adel gegen die Fürsten heranziehen, und ein „Gesprächbüchlein", betitelt „Neu-Karsthans", wahrscheinlich von Hutten und nicht ohne Einfluß S.s geschrieben, suchte die Herzen für die bevorstehende Erhebung zu gewinnen. S. eröffnete den Kampf am 27. August 1522 mit einem Fehdebrief und bald darauf mit einem Angriff gegen den Erzbischof zu Trier, Richard von Greiffenklau, mit dem er in anderweiten Differenzen begriffen war. Mit einer Streitmacht von 10,000 Mann zu Fuß und 5000 zu Roß brach S. ins trierische Gebiet ein, eroberte rasch die Burg Bliescastel und die Stadt St. Wendel und stand am 7. Sept. mit seinem Heere vor Trier. Dies wurde jedoch trefflich vertheidigt, und die Versuche S.s, die Bürgerschaft gegen Richard und die Geistlichkeit aufzuwiegeln, mißlangen. Außerdem litt er in Folge heftiger Beschießung der Stadt Mangel an Pulver und wartete umsonst auf die Ankunft von weiteren Heerhaufen, welche vor Trier zu ihm stoßen sollten. Der Landgraf Philipp von Hessen und der Kurfürst von der Pfalz erkannten, daß es sich um etwas Höheres, als einen gewöhnlichen Landfriedensbruch u. Fehdezug, handle, und boten darum ihre ganze Kraft zur Vernichtung des Unternehmens auf. S., der die Unmöglichkeit, sich vor Trier länger halten zu können, erkannte, hob am 14. Sept. die Belagerung auf und trat den Rückzug an. Mit diesem ersten mißlungenen Schlag war aber auch das ganze Unternehmen S.s vereitelt. Die beiden Fürsten von Hessen und Kurpfalz, welche, zur Rettung des deutschen Fürstenthums vor dem Adel, in ein engeres Bündniß unmittelbar gegen S. getreten waren, wußten wohl, daß, wenn dieser eine Mann der Uebermacht erlag, das Haupt des Adels gefallen sey. Nach wohlüberlegtem Plan warfen sie sich daher zunächst mit voller Kraft auf seine Bundesgenossen, fällten einen nach dem andern und brachen so die Stützen seiner Macht. S. gab dessen ungeachtet die Hoffnung noch nicht auf, ob auch Acht und Aberacht über ihn ausgesprochen ward. Auf seine festen Burgen und sein Glück vertrauend, schrieb er einen Rittertag nach Schweinfurt aus, wo die Begeisterung des Adels wieder angefacht, ein neues Unternehmen berathen und beschlossen werden sollte. Die Begeisterung des Adels war aber nicht mehr herzustellen, die nöthige Eintracht nicht zu Stande zu bringen, die Bundesgenossen rührten sich nicht. Die freien Städte scheuten sich vor einer engeren Verbindung mit dem Adel in einer Sache, wobei sie, im Falle unglücklichen Ausgangs, Gefahr liefen, die Reichsfreiheit zu verlieren und Landstädte der Fürsten zu werden. S., obwohl von allen seinen Freunden, auf deren Unterstützung er gehofft, verlassen, fiel im Frühling 1523 ins pfälzische Gebiet ein, sah aber bald, daß sein Glücksstern im Erbleichen war. Ein Anschlag, sich der Veste Lützelstein durch Ueberfall zu bemächtigen, mißlang, und bald sah er sich in seiner Veste Landstuhl von den drei Fürsten belagert. Das Geschütz derselben warf die neuen Mauern, auf die er sich verließ, nieder, und am 2. Mai 1523 ward er durch einen Balkensplitter tödtlich verwundet. Am 6. Mai ergab er sich, † aber am 7. Mai, nachdem die Fürsten in die eroberte Burg eingezogen waren. Sein Grab befindet sich in der katholischen Kirche zu Landstuhl. Vgl. Münch, Franz von S.s Thaten, Pläne, Freunde und Ausgang, Stuttgart 1827—28, 2

Bde., nebst einem „Codex diplomaticus“, Aachen 1829. S.s Sohn, Franz Konrad von S., wurde von Kaiser Marimilian II. in den Reichsfreiherrnstand und dessen Nachkommen 1773 von Kaiser Joseph II. in den Reichsgrafenstand erhoben und 1791 in das schwäbische Grafenkollegium eingeführt. Das Geschlecht theilte sich in mehre Linien, von denen aber nur die zu S. unmittelbare Güter in der Herrschaft Landstuhl besaß, die 1503 aufgegeben werden mußten. Gegenwärtig existirt das Geschlecht noch in einer Linie, an deren Spitze Graf Wilhelm von S., geboren 1777, steht.

Sickler, 1) Johann Volkmar, Pomolog, geboren 1742 zu Günthersleben bei Gotha, † als Pfarrer zu Kleinfahnern bei Gotha am 31. März 1820. Sein „Deutscher Obstgärtner“ (Weimar 1794—1804, 22 Bde.) brachte in die Pomologie zuerst ein geordneteres System. Er schrieb außerdem: „Pomologisches Kabinet“ (Weimar 1796 ff.); „Die deutsche Landwirthschaft in ihrem ganzen Umfange“ (Erfurt 1802 bis 1817, 17 Bde.); „Allgemeines deutsches Gartenmagazin“ (Weimar 1804—10) u. A. m.

2) Friedrich Karl Ludwig, namhafter Alterthumsforscher, Sohn des Vorigen, geboren am 28. Nov. 1773 zu Gräfentonna im Gothaischen, studirte zu Jena, nahm dann eine Hauslehrerstelle zu Paris an, von wo er sich mit der Familie W. von Humboldts nach Rom begab. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland wurde er Direktor des Gymnasiums zu Hildburghausen und † daselbst den 6. Aug. 1836. Von seinen Schriften sind besonders die in das Gebiet der alten Geographie und der Archäologie einschlagenden verdienstlich, so das „Handbuch der alten Geographie“ (Kassel 1824; 3. Aufl. 1836, mit Atlas); der mit Reinhardt herausgegebene „Almanach aus Rom“ (Leipzig 1810—11, 2 Bde.); die „Topographie der Umgegend von Rom“ (Weimar 1823); die Uebersetzung von Dodwells „Reisen durch Griechenland“ (Meiningen 1821, 2 Bde.) u. A. m. Gegründeten Widerspruch fanden seine etymologischen und mythologischen Untersuchungen, worin er das griechische Element mittelst sehr gewagter Hypothesen aus dem orientalischen herzuleiten suchte, wie „Kadmus, oder Forschungen in den Dialekten des semitischen Sprachstammes zur Entwickelung des Elements der ältesten Sprache und Mythe der Hellenen“ (Hildburghausen, Bd. 1); „Die heilige Priestersprache der alten Aegypter als ein dem semitischen Sprachstamme nahe verwandter Dialekt“ (Leipzig 1822 bis 1826, 3 Bde.) u. A. m. Ueber seine vergeblichen Versuche, die herkulanensischen Rollen aufzuwickeln, berichtete er in der Schrift: „Die herkulanensischen Handschriften in England und meine zu ihrer Entwickelung gemachten Versuche“ (Leipz. 1819).

Sic transit gloria mundi (lat.), Sprüchwort: So geht der Ruhm, die Herrlichkeit der Welt vorüber, d. i. alles Irdische ist vergänglich.

Sicyonia, Landschaft im nördlichen Peloponnes, grenzte, 5 □Meilen groß, östlich an Korinth, südlich an Cleonä und Phlius, westlich an Arkadien und Achaja, nördlich an den korinthischen Meerbusen. Durch verschiedene Höhenzüge war das Ländchen in eine Reihe von Thälern gespalten, durch welche mehre Flüßchen nach dem korinthischen Meerbusen strömten (z. B. der Sythas, Selleis, Helisson, Asopus). Es war überaus fruchtbar u. brachte besonders Oelbäume und Wein hervor. Die Hauptstadt, Sicyon, lag zwischen dem Asopus und Helisson, beim heutigen Vasilika, 20 oder nach Andern 12 Stadien vom Meere und hatte einen befestigten Hafen. Sie hieß früher Aegialea von ihrem Gründer, dem Autochthonen Aegialeus, und soll den Namen Sicyon von einem eingewanderten Athener dieses Namens erhalten haben. Durch Phalces, den Sohn des Temenus, ward sie dorisirt, und zwar auf friedlichem Wege, so daß die ursprünglichen Einwohner als vierte Phyle (Aegialeis) mit den 3 Stämmen der Dorier unter gleicher Berechtigung sich zu einer Staatsgemeinschaft vereinigten. Im 1. messenischen Kriege stand S. nebst Argos auf Seiten der Messenier; zur Zeit des 2. messenischen Krieges (676) begann die 100jährige Tyrannis der Orthagoriden. Im 2. Perserkriege stellten die Sicyonier ein Kontingent von 12 und bei Salamis von 15 Schiffen. Im peloponnesischen Kriege hielten sie zu den Lacedämoniern, die aber trotzdem die in Sicyon herrschend gewordene demokratische Regierungsform 417 stürzten. Nach 371 fiel Sicyon von Sparta ab, und Euphron führte darauf eine demokratische Regierungsform ein, die sich aber bald in eine Tyrannis umwandelte. Nachdem sich Demetrius Poliorcetes 303 der Stadt bemächtigt, verlegte er sie vom Meere weg auf die Höhen unter der Akropolis. Der darauf beginnenden Tyrannis ward durch Aratus 251 ein Ende gemacht. Die Theilnahme S.'s an dem achäischen Bunde hatte wiederholte Verheerungen seines Gebietes zur Folge. Nicht besser erging es der Stadt im römisch-macedonischen Kriege. Nach Korinths Zerstörung hatten die Sicyonier einige Zeit die Anordnung der isthmischen Spiele. Später wird S. nur selten noch erwähnt. S. war ein Hauptsitz der Erzgießerei und Malerei; in ersterer zeichneten sich Canachus und dessen Bruder Aristocles, in letzterer Eumolpus aus, aus dessen Schule Apelles hervorging. Die sicyonischen Frauenschuhe waren im Alterthum ein gesuchter Luxusartikel. Ueberreste der alten Stadt finden sich beim jetzigen Vasilika. Vgl. Bobrik, De Sicyoniae topographia, Königsb. 1839.

Sida (Sammetpappel), Pflanzengattung aus der Familie der Malvaceen, mit zahlreichen Arten, worunter folgende hervorzuheben sind: S. Abutilon *L.*, gemeine Sammetpappel, Bastardeibisch, in Südeuropa und Mittelasien, einjährig, mit ziemlich großen, rundlich-herzförmigen, langgespitzten, filzigen Blättern u. gelben, winkelständigen Blüthen, wird in China wegen der Fasern ihres Stengels, die sich wie Hanf benutzen lassen, angebaut und vertritt in medicinischer Hinsicht die Stelle des Eibisch, Althaea officinalis *L.* Letzteres gilt auch von S. acuta *Burm.*, S. althaeaefolia *Swartz* u. a. m. S. Napaea *Cav.*, Napaea laevis *L.*, in Virginien, ausdauernd, mit bis 10 Fuß hohem Stengel, sehr großen, handförmig-5lappigen Blättern und wei-

ßen schönen Blumen, ist ein trefflicher Zierstrauch in Lustanlagen.

Siddons, Sarah, eine der größten tragischen Schauspielerinnen der Engländer, geboren am 1. Juli 1755 zu Brecknock in Wales, die Tochter des Schauspieldirektors Roger Kemble und Schwester der beiden berühmten Schauspieler Charles und John Phil. Kemble, betrat zuerst als Sängerin die Bühne, widmete sich aber dann dem tragischen Fache, nachdem sie sich aus Neigung mit dem jungen Siddons, der zu ihres Vaters Schauspielergesellschaft gehörte, verheirathet hatte. Garrick berief sie 1775 nach London, wo sie zuerst als Porcia auf dem Drurylanetheater debutirte, ohne jedoch besonderen Beifall zu finden. Sie ging deshalb auf das Theater zu Bath, und erst 1780 gelang es ihr, beim Coventgardentheater zu London eine Anstellung zu finden. Bald erwarb sie sich hier solchen Ruf, daß beide große Theater Londons um ihren Besitz stritten. Von majestätischem Wuchs, der edelsten Haltung, mit dem vollsten und wohlklingendsten Organ begabt, von unübertrefflicher Grazie, schönem Augenspiel, war sie die vorzüglichste Schauspielerin, die vielleicht England je besaß. Ihr Geist war klassisch gebildet, ihr moralischer Charakter tadellos. Lady Macbeth und Katharina in Shakspeare's „Heinrich VIII." waren ihre Hauptrollen. Zu ihrem Vergnügen trieb sie Bildhauerei und lieferte mehre treffliche Werke, z. B. die Büste des amerikanischen Präsidenten Adams. Im Jahre 1812 zog sie sich von der Bühne zurück und trat nur noch einige Male zum Vortheil ihres Bruders Charles Kemble zu Edinburg auf. Sie † den 8. Juni 1831. Vgl. Campbell, Life of Mrs. S., London 1834, 2 Bde.

Sideralicht, Benennung des intensiven Lichtes, welches entsteht, wenn man einen Strom brennenden Knallgases, d. i. eines Gemenges von Sauerstoffgas und Wasserstoffgas, in dem Verhältniß, wie es sich bei galvanischer Zersetzung des Wassers entwickelt, auf einen Kalkcylinder wirken läßt, demnach dasselbe Licht, dessen man sich bei Beleuchtung des Hydrooxygengasmikroskops bedient.

Sideralmagnetismus (v. lat. sidera, die Gestirne), der unbekannte Einfluß, den die Gestirne und namentlich der Mond auf den Zustand des thierischen Organismus ausüben sollen und dessen man sich sogar zur Heilung schwerer Krankheiten mit Glück bedient haben will.

Sideratio (lat.), Erkranken durch Witterungseinfluß, sonders starke Hitze, wie bei Vegetabilien das Absterben der Bäume, bei Menschen Schlagfluß, Tetanus rc.

Siderismus (v. Griech.), der Einfluß, den Eisen, Metalle und überhaupt unorganische Körper auf den Menschen äußern sollen, so daß derselbe fähig werden soll, besonders Metalle und Wasser unter der Erde zu empfinden und auf kleinere Metallmassen selbst geistig zu wirken; dann die von Mesmer (s. d.) angewendete Methode magnetischer Behandlung der Kranken, wobei dieselben mit Eisenstäben in Verbindung gesetzt wurden, die in einer mit magnetisirtem Glas und Eisen angefüllten Wanne (siderisches Baquet) befestigt waren; auch s. v. a. Galvanismus.

Siderit, s. v. a. Lazulith (s. d.) und Sapphirquarz, s. Quarz.

Siderodendron (Eisenbaum), Pflanzengattung aus der Familie der Rubiaceen, Bäume in Amerika, wovon S. triflorum *Vahl*, gemeiner Eisenbaum, ein großer Baum auf den Inseln Montserrat und Martinique, in Bergwäldern, wegen der ungemeinen Härte seines Holzes (Eisenholz) zu bemerken ist.

Siderographie (v. Griech.), Stahlstechkunst.

Sideroxylon (Eisenholz), Pflanzengattung aus der Familie der Sapoteen, Sträucher und Bäume in Asien, Afrika und Amerika, mit sehr hartem Holz, worunter S. spinosum *L.*, in Nordafrika, mit 6 Fuß hohem Stamm u. in einen großen Dorn endigenden Zweigen, immergrünen Blättern und grünlichgelben, achselständigen, ungestielten Blüthen und pflaumengroßen, grünlichen, weißgefleckten, angenehm säuerlich schmeckenden Früchten, aus deren Kernen Oel gepreßt wird, zu bemerken ist.

Si diis placet (lat.), wenn es den Göttern gefällt, das wolle Gott; ironisch: wenn das je einmal geschieht.

Sidmouth, Henry Addington, Viscount, britischer Staatsmann, geboren 1755 zu London als Sohn eines Arztes, ward bei dem berühmten Pitt erzogen, widmete sich später, wie dieser, dem Beruf eines Sachwalters und gelangte dann durch seinen Jugendfreund zur Verwaltung öffentlicher Aemter. Nachdem er 1782 ins Unterhaus getreten war, leistete er dem Minister Pitt Unterstützung gegen Fox und erwarb sich durch Mäßigung und Rechtschaffenheit die Achtung aller Parteien. Auf Empfehlung Pitts kam er am 16. März 1801 nach dessen Rücktritt an die Spitze des Ministeriums, gerieth aber in eine schwierige Stellung, indem er nach dem Abschlusse des Friedens von Amiens wegen der Friedensbedingungen sowohl von der durch Fox und Sheridan geleiteten Opposition, als auch von einer neuen unter Windham und Grenville heftig angegriffen ward. Zwar suchte er die letztere nach dem Wiederbeginn des Krieges mit Frankreich durch Anordnung einer Küstenvertheidigung und einer allgemeinen Landesbewaffnung zum Schweigen zu bringen, allein es fehlte ihm die nöthige Energie u. Kühnheit, um den Parteien zu imponiren. Ganz unklug von ihm war es, daß er aus Nachgiebigkeit gegen Georg III. gegen den Prinzen von Wales, spätern Georg IV., sehr rücksichtslos verfuhr, da dieser Prinz nicht verfehlte, durch sein Gewicht der Opposition neuen Zuwachs zu verschaffen. Da trat, als England die augenscheinliche Gefahr einer französischen Landung drohte, endlich Pitt selbst gegen die Regierungspolitik auf, indem er 1804 im Unterhause den Antrag stellte, es möchten die Seevertheidigungsanstalten des Reichs untersucht werden. In Folge davon trat S. zurück, um am 15. Mai 1804 Pitt Platz zu machen. Georg III., der dem Abgetretenen sehr gewogen war, ernannte ihn zum Viscount S. und zog ihn in den geheimen Rath. Indeß wurde er aus dem letztern durch Pitts Bemühungen wieder entlassen, als er für die Fortsetzung des Unterschleifsprozesses gegen Lord Melville (Dundas)

eifrig wirkte. Nach Pitts Ableben bildete er mit Fox und Grenville ein neues Ministerium, das jedoch schon nach wenigen Monaten nach Fox' Tode wieder zerfiel. Auf Lord Liverpools Zureden nahm er 1812 das Staatssekretariat im Ministerium des Innern an und blieb in diesem Posten, ohne entscheidenden Einfluß auf die britische Politik auszuüben, bis 1822, wo er nach dem Eintritte Castlereaghs, des Lenkers des Ministeriums, für alle Zeiten ausschied. Zurückgezogen von den Staatsgeschäften, lebte er von nun an in der Abgeschiedenheit und † am 15. Febr. 1844.

Sidney (Sydney, Sidney-Cove), Hauptstadt der britisch-australischen Kolonie Neusüdwales, zwischen den Baien Sidney-Cove u. Darlings-Cove, zwei Einschnitten der großen Hafenbai Port Jackson, ist Sitz des Generalgouverneurs aller britischen Kolonien von Australien u. der wichtigste Ort daselbst u. liegt auf 2 steilen, dürren Sandsteinbergen, die ein tiefes Thal mit einem Bache trennt. Die Stadt ist, abgesehen von ihrem ältesten Theile, schön und regelmäßig, hat meist breite, rechtwinkelig einander schneidende Straßen, einen Regierungspalast mit großem Park und botanischem Garten, eine schöne Hauptkirche und mehre andere Kirchen und Kapellen, mehre öffentliche Schulen und wissenschaftliche Institute, eine Sternwarte, ein großes Hospital, Waisenhaus 2c. und über 60,000 Einw. (1800: 2600). Die Industrie ist bedeutend und besteht in Fabrikation von Leinwand, Tuch, Leder, Hüten, Seilerwaaren, Zucker, Tabak, Cigarren, Seife, Lichten 2c., auch Eisengußwaaren, wie auch Branntweinbrennereien, Bierbrauereien, Wind- und Dampfmühlen und Salzwerke, sowie Schiffbau im Betrieb sind. Dabei ist die Stadt der Mittelpunkt des Handels, der Dampfschifffahrt und des Wallfischfangs von Neusüdwales und steht nicht nur mit dem Mutterlande und dem übrigen Australien, sondern auch mit Ostindien, China, dem Kaplande und Amerika in lebhaftem Handelsverkehr. Die Hauptgegenstände der Ausfuhr sind Wolle, Häute, Talg, Pöckelfleisch, Butter, Käse, Pferde, Wallfischthran, Wallrath, Seehundsfelle, Fischbein, wozu neuerlich Gold gekommen ist. Die Einfuhr besteht zum größten Theil in englischen Fabrikaten, sowie in Zucker, Kaffee, Tabak, Reis, Rum und Waaren aus China und Indien. Zur Erleichterung des Geschäftsverkehrs bestehen mehre Banken. Am Eingang von Port Jackson steht auf dem Südkap ein Leuchtthurm, bei S. die Forts Macquarie und Dawes Point am Hafen und Philipp auf einem Hügel über der Stadt. Diese ward 1788 erbaut und ursprünglich zur Ansiedelung der nach Botanybai zu deportirenden Verbrecher bestimmt.

Sidney, 1) Sir Philipp, einer der ersten guten englischen Prosaiker, geboren 1554 zu Penshurst in der Grafschaft Kent, studirte zu Oxford und Cambridge und bereiste dann drei Jahre lang den Kontinent. Im Jahre 1575 nach England zurückgekehrt, schmeichelte er sich in die Gunst der Königin Elisabeth u. ward eine Zierde des Hofs, doch zog er sich in Folge eines Streits mit dem Grafen von Oxford 1578 auf den Landsitz seines Schwagers, des Grafen von Pembroke, Wilton in Wiltshire, zurück, wo er den unvollendet gebliebenen Schäferroman „Arcadia“ schrieb. Sein nächstes Werk, „Defense of poesy“, ist durch Styl und Inhalt ausgezeichnet. Im Jahre 1582 kehrte S. an den Hof zurück und ward zum Gouverneur von Vliessingen ernannt. Unter seinem Oheim, dem Grafen von Leicester, tapfer gegen die Spanier fechtend, wurde er im Gefecht bei Zütphen (Sept. 1586) tödtlich verwundet und † am 19. Okt. 1586. Seine Werke erschienen zu London 1725 in 3 Bdn. „Miscellaneous works“ gab Gray heraus (Oxford 1829). Vgl. Zouch, Memoirs of the life and writings of Sir Phil. S., London 1808.

2) Algernon, englischer Republikaner zur Zeit Karls I. und Karls II., geboren gegen 1620 zu London als der zweite Sohn des Grafen Robert von Leicester, that sich wie sein Bruder, der Graf von Lisle, im Aufstande der Irländer 1641 hervor u. ward deshalb, um dem König im Kampf mit dem Parlament zu dienen, nach dem Waffenstillstand von 1643 zurückberufen. Allein beide schlugen sich zur Parlamentspartei und trugen gegen den König die Waffen. Als Regimentsoberst in Fairfax' Corps begleitete S. 1646 seinen Bruder nach Irland und ward daselbst Gouverneur von Dublin. Später erhielt er die Gouverneursstelle im Schlosse zu Dover. Bei der Gerichtskommission, welche über König Karl I. zu Gericht saß, wohnte er zwar den Verhandlungen bei, erschien aber nicht an dem Tage, an welchem das Urtheil gesprochen wurde, und verweigerte auch die Unterschrift der Hinrichtungsakte. Trotzdem war S. ein begeisterter Republikaner. Daher zog er sich, als Cromwell sich des Protektorats bemächtigte, mißvergnügt ins Privatleben auf sein Familiengut Penshurst zurück. Nach der Abdankung von Cromwells Sohne und dem Wiederzusammentritt des Rumpfparlaments ward S. Mitglied des Staatsraths. Im Jahre 1659 ging er als Gesandter nach Kopenhagen, wies von hier aus, als 1660 die Restauration der Stuarts Statt fand, die Amnestie von sich und verweilte nun 17 Jahre im Auslande, theils in Italien und der Schweiz, theils in Frankreich. Nachdem ihm 1677 auf Fürbitten seines Vaters die Rückkehr nach England gestattet worden, wurde er 1678 ins Unterhaus gewählt und machte hier den königlichen Ministern eine höchst ärgerliche kühne Opposition. Als die Willkür des Hofes und die überhandnehmende Reaktion 1681 den Lord Russel und den Herzog von Monmouth veranlaßt hatten, eine geheime Verbindung zu gründen, um bei dem Ableben Karls II. die Thronbesteigung des Herzogs von York zu vereiteln, trat auch S. bei. Schon hatte man mit Unzufriedenen aus allen Klassen der Gesellschaft Verbindungen angeknüpft u. den Plan zu einem allgemeinen Aufstande entworfen, als die Verschwörung entdeckt und hart bestraft wurde. Verschworene nämlich hatten, ohne die Kenntniß der Leiter der ganzen Unternehmung, eine abgesonderte Verschwörung, das sogenannte Rye-house-plot, gebildet, mehre Offiziere, Kaufleute und Advokaten hineingezogen und beabsichtigten, den König, wenn er bei dem Rye-House, einem kleinen Landhause des Verschwornen Rumbald, vorüberfahren würde, durch einen glücklichen Schuß aus der Welt zu schaffen. Ein Salzhänd-

ler, Namens Keiling, verrieth den ganzen Anschlag dem Staatssekretär Jenkis. Hierdurch wurde auch die größere Verschwörung, zu welcher S. gehörte, entdeckt. Die Regierung würde nicht den geringsten Beweis gegen die Verschworenen haben aufbringen können, wäre nicht der Mitverschworene Howard zu gleicher Zeit so feig u. so schlecht gewesen, gegen seine frühern Verbindungsbrüder zu zeugen und in diesem Zeugnisse sogar noch weit über die Wahrheit hinauszugehen. Lord Russel ward zuerst auf Howards Aussage hin verurtheilt und hingerichtet. Forderte auch das Gesetz zwei Zeugen, so fand doch der Hof für gut, in dem Punkte, wo es seine Rache zu befriedigen galt, sich mit einem Zeugen zu begnügen. Da man unter S.'s Papieren ein Manuskript gefunden hatte, worin er ein, das Gottesgnadenthum der Könige lehrendes, obskures Pamphlet widerlegt, so mußte dieses Manuskript, um wenigstens zum Schein dem Gesetz zu genügen, als zweiter Zeuge zum Beweise dienen, daß S. ein Hochverräther sey. Nach der Fällung des Urtheilsspruchs durch die Jury richtete S. noch eine Denkschrift an den König, führte darin seine Vertheidigung und bat um Revision des Prozesses. Trotzdem ward er den 7. Dec. 1683 enthauptet. Wilhelm III. ließ nach seiner Thronbesteigung durch Kassation jener Todesurtheile die Ehre der Hingerichteten förmlich herstellen, wodurch freilich nicht jener blutige Flecken in Karls II. Regierung getilgt ward. S. schrieb: „Discourses concerning government etc.“ (Lond. 1698 u. öft.; deutsch, Leipz. 1794, von Hollis nebst dem Verhöre, der Apologie und mehren Briefen herausgegeben Lond. 1772). Vgl. Grey, Secret history of the Rye-house-plot and of Monmouth's rebellion, Lond. 1754.

Sidon, alte berühmte Stadt Phöniciens in einer kaum 1 Meile breiten Ebene am mittelländischen Meere, mit einem guten Hafen, 66 Meilen von Damascus, gelangte unter allen phönicischen Städten am frühesten zu Wohlstand und Ansehen u. sendete viele Kolonien aus. Zwar wurde sie in den Umfang des israelitischen Stammgebietes Ascher gezogen, aber nie von den Israeliten erobert. Die Einwohner von S. trieben einen sehr ausgebreiteten und vortheilhaften See- u. Landhandel und unterhielten Glasfabriken, Leinwand- und andere Manufakturen, die sehr künstliche und stark gesuchte Arbeiten lieferten. Auch die sidonischen Baukünstler waren gesucht. Gegen Davids Zeit scheint S. unter die Oberherrschaft des schnell aufgeblühten Tyrus (s. d.) gekommen zu seyn. Als der assyrische König Salmanassar in Phönicien einrückte, fiel S. von Tyrus ab u. ergab sich an diesen Eroberer; doch scheint es unter dieser, sowie später unter chaldäischer und persischer Oberherrschaft eigene Könige gehabt zu haben. Unter Artaxerxes Ochus machte sich S. frei, wurde aber von diesem Könige, seines kräftigen Widerstandes ungeachtet, eingenommen und zerstört. Doch bauten es die Einwohner wieder auf u. ergaben sich bald an Alexander den Großen, der ihnen einen Vasallenkönig setzte. Später stand S. abwechselnd unter ägyptischer und syrischer Botmäßigkeit, bis es dem römischen Reiche einverleibt wurde. Noch zu Mela's Zeit war es eine reiche Stadt. Jetzt Saida [s. d. 2)].

Sidonius, Apollinaris, eigentlich **Cajus Sollius Apollinaris Modestus**, römischer Dichter und Epistolograph, geboren 428 n. Chr. zu Lyon aus angesehener Familie, stieg als des Kaisers Avitus Schwiegersohn zu den höchsten Würden in Rom empor, zog sich aber plötzlich aus dem öffentlichen Leben zurück und ward 473 Bischof von Clermont, † 484. Seine Dichtungen gehören meist zur beschreibenden Poesie, namentlich die drei panegyrischen auf Anthemius, Julius Valerianus Majorianus und Avitus Augustus; ferner zwei Epithalamien. Andere lyrische Gedichte sind dem Horaz nachgebildet. Des S. Sammlung von Briefen in 9 Büchern, welche gleichfalls einen mehr antiken, als christlichen Charakter an sich tragen, ist besonders ihres geschichtlichen Inhalts wegen wichtig. Unter den Ausgaben sind die von Sirmond (Par. 1614) und von Gregoire u. Collombet (das. 1836) die besten.

Sidus (lat., Plur. sidera), Gestirn, Stern, Sternbild; auch s. v. a. Schicksal, weil nach der Meinung der Alten dasselbe von den Gestirnen abhing.

Sieb, Werkzeug, gewöhnlich mit runder hölzerner Einfassung und einem Boden von geflochtenem oder gewirktem Eisen- oder Messingdraht (Drahtsieb), von Pferdehaaren (Haarsieb), Bast, Holzspänen (Holz- u. Spansieb), mit mehr oder weniger großen, gleichförmigen Zwischenräumen, zum Reinigen oder Absondern des Feineren von dem Gröberen verschiedener Samen, Mehl, Pulver, Farben, Gewürze und anderer Körper, indem die feineren durchgehen und die stärkeren Theile zurückbleiben.

Sieben, einfache Zahl, die besonders dadurch ausgezeichnet ist, daß sie aus der Vereinigung von 3 u. 4 hervorgeht. Sie spielte schon in der Astronomie u. Astrologie der Aegypter eine große Rolle; 7 Planeten beherrschten ihren Himmel, 7 Tage bildeten den Cyklus einer Woche, 7 Jahre wieder einen größern Cyklus. Bei den Hebräern bestand das Sabbathsjahr aus 7 Jahren, aus 7 × 7 Jahren das Jubeljahr. In Pharao's Traum erschienen die 7 fetten und die 7 mageren Kühe, das Oster-, Laubhütten- und andere Feste dauerten 7 Tage; in der Apokalypse sind 7 Kirchen, 7 Leuchter, 7 Sterne, ein 7köpfiges Ungeheuer ꝛc. erwähnt. Die Erschaffung der Welt dauert mit Einschluß des Ruhetags 7 Tage. Zur Bezeichnung des Viel dient ebenfalls 7, z. B. 7 × 70. Bei den Griechen war die Zahl 7 dem Apollo heilig, dem am 7. Tage vor dem Neumonde geopfert wurde. Die römisch-katholische Kirche zählt 7 Sakramente. Auch gab es 7 freie Künste. Auch in den abergläubischen Gebräuchen des Mittelalters und der neuern Zeit spielt die 7 eine ausgezeichnete Rolle.

Siebenbürgen (Siebenbirgen, ungar. Erdely Orszag, d. h. Waldreich, walachisch Tzare ardialaske, lat. Transsylvania), Kronland (Großfürstenthum) im österreichischen Kaiserstaate, erstreckt sich von 45° 12′ 35″—47° 42′ 40″ nördl. Breite und von 39° 55′ 30″—44° 4′ östl. Länge, grenzt im Norden an Ungarn, im Süden an die Walachei, im Osten an Galizien, und zwar an die Bukowina, im Westen an die banatische Militärgrenze und an Ungarn u. hat

einen Flächenraum von 1102$_{,24}$ □Meilen. Das Land ist von der südlichen Fortsetzung der Karpathen bedeckt, und zwar erreichen diese hier ihre größte Ausdehnung. Rauhe, zum Theil noch unbekannte Gebirgsketten umgeben das Land, welches fast durchgehends Hoch- und Gebirgsland ist, das von vielen fruchtbaren Thälern durchschnitten wird, aber wenige Ebenen enthält. Mit dem Gallaczberge berühren die Karpathen S.s Grenze und ziehen sich dann in einem großen Bogen nach Südosten und Westen, werden am Rothenthurmpasse von der Aluta durchbrochen und setzen jenseits dieses Flusses weiter nach Südwesten fort, bis an die Donau bei Orsova, wo sie mit der serbischen Alpenverzweigung zusammentreffen und das eiserne Thor bilden. An der Ostseite zieht der Hauptrücken wie ein Riesenwald innerhalb der Landgrenze, welche über denselben bald in breitern, bald in schmälern Strecken nach Osten hinausreicht. Die Hauptzüge der Karpathen sind an der südwestlichen, südlichen und östlichen Seite die transsylvanischen Alpen, an der Nord- und Westseite aber das siebenbürgische Erzgebirg. Innerhalb dieser Gebirgszüge breitet sich die von Aesten und Zweigen derselben durchschnittene siebenbürgische Hochebene aus, die im Ganzen 170 pariser Klafter über dem Meere liegt. Die transsylvanischen Alpen beginnen an der Donau, zwischen Belgrad und Orsova, mit dem banater Gebirge, ziehen sich nördlich bis zur Südwestecke S.s, darauf östlich als Hatzegergebirg bis zum Durchbruch der Aluta und dann weiter unter dem Namen des Fogaraschergebirges östlich und nordöstlich bis gegen den Pruth. Von hier wendet sich das Gebirg Lipschen nördlich und theilt sich in 2 gleichlaufende Ketten, welche sich am Borszekgebirge wieder vereinigen und in nördlicher Richtung bis zu den Quellen der Theiß fortziehen. Oestlich vom Lipschengebirge, fast parallel mit demselben, zieht in einem Bogen von Norden nach Süden das Gebirg Kelmenhabasch. In Südosten bei Kronstadt erhebt sich das produktenreiche Schülergebirg, und in der Nähe von Kezdi-Vasarhely die Schwefelberge Büdös und Balvanyos. Das ganze Land enthält nur einige kleine Ebenen, von denen wenige über 10 □Meilen betragen. Die beträchtlichsten ziehen sich an der Marosch von Enyed bis nach Karlsburg, an der Szamos, von Szamos-Ujvar gegen Bistritz, und an der Aluta, zwischen Hermannstadt und Kronstadt, hin. Ringsum, mit wenigen und geringen Unterbrechungen, ist das Land von den Gebirgen wie mit einer Mauer umgeben. Charakteristisch sind die ungeheuern Spalten, welche, mehre tausend Fuß tief, die Berge mitunter senkrecht theilen. Höchst merkwürdig sind auch die aus reinem Steinsalz bestehenden, mitunter gleich Basaltkegeln sich erhebenden Berge, deren man in der Gegend von Maros-Vasarhely mehre trifft. Fast völlig in der Mitte des Landes liegt die Mezöseg, ein überaus fruchtbarer, aus einem fortgehenden Hügelschlag bestehender Landstrich, welcher sich in einer Ausdehnung von 12 Meilen Länge und 10 Meilen Breite erstreckt und die Kornkammer S.s genannt wird. Pässe sind gegen die Walachei: das eiserne Thor, der vulkaner, der Rothethurmpaß, Törzburg, Tömös und Bodza; gegen die Moldau: Ojtos, Gyemes und Tölgyes, nebst dem Borgopaß. Hauptfluß des Landes ist die Maros (Marosch), die im Osten am Gebirge Feketeresz entspringt, das Land in einem Bogen durchströmt und bei Zam nach Ungarn übertritt, um sich dort in die Theiß zu ergießen. Ihre Nebenflüsse sind rechts der große und kleine Aranyos, links der Görgeny u. Kokel oder Kukel, der aus dem großen und kleinen Kokel zusammenfließt. Die Szamos bildet sich im Nordosten bei Dées durch den Zusammenfluß der großen und kleinen Szamos und fließt zuerst in westlicher, dann nördlicher Richtung nach Ungarn in die Theiß. Ihre bemerkenswerthesten Nebenflüsse sind: die Lagos, Szalna und Bistritz. Die Aluta (Alt) entspringt nicht weit von der Marosch, am Gebirge Lohasz im Csikerstuhl, fließt zuerst südlich, dann in nordwärts gekrümmtem Bogen westlich und zuletzt wieder südlich durch den Rothenthurmpaß nach der Walachei in die Donau. Von ihren Zuflüssen sind zu nennen: der Zibin, Lauter, Burzenbach. Im Westen entspringt auch der nach Ungarn in die Theiß fließende Körös und an der Ostseite die kleine Bistritz, der Totrus 2c., die nach der Moldau in den Pruth fließen. Unter den Seen ist der 3 Meilen lange Hodoser- (oder Cseger-) See im dobokaer Komitat zu bemerken. Der Piriczkersee, im Csikerstuhl, und der Höllenmorast, bei Koraszna, entwickeln kohlensaures Gas, das die darüber fliegenden Vögel betäubt und tödtet. An Mineralquellen, besonders Sauerbrunnen, ist das Land ungemein reich; die bemerkenswerthesten Heilquellen sind Batza, Alsó-Gyogy, Zaizon, Elöpatak, Bassen, Borszek, Rodna, Thorenburg. Die beträchtliche Meereshöhe und die hohen Gebirge, die das Land einschließen, bewirken, daß das Klima des Landes trotz der südlichen Lage desselben doch im Ganzen ziemlich rauh ist. Kronstadt hat 7° 9′ Réaum., Klausenburg 8° 3′ u. Hermannstadt 8° 5′ mittlere Jahreswärme. In den höheren Gebirgsgegenden dauert der Winter oft bis in den Mai, u. selbst den größten Theil des Sommers hindurch schmilzt der Schnee an einzelnen Stellen nicht. Dagegen findet man anderwärts, z. B. im Hatzegerthale, das mildeste Klima, wo Wein, edles Obst, Feld- und Gartenfrüchte üppig gedeihen. Das südliche S. ist häufigen Regen u. Ueberschwemmungen ausgesetzt. Häufig sind, wie in Ungarn, schnelle Temperaturwechsel; doch ist das Klima im Ganzen gesund, und viele Personen aller Stände erreichen ein hohes Alter. S. ist reich an den verschiedenartigsten Produkten aus dem Mineralreich. Gold findet sich häufiger als Silber, dieses häufiger als Kupfer. Die reichsten Goldgruben sind zu Nagyag, Szekerembe, Kapnik-Banya, Zalathna u. Köröspatak. Das Gold findet sich oft in Tellur, einem nur in S. vorkommenden Metalle. Die Grube von Szekerembe bei Karlsburg gibt jährlich eine Ausbeute bis zu 2400 Mark Tellur. Außerdem wird auch von Zigeunern u. Walachen viel Gold aus dem Gerölle mehrer Flüsse u. Bäche gewaschen, so aus dem Aranyos, der Marosch 2c. Im Ganzen beträgt der jährliche Gewinn 3—4000 Mark. Ferner finden sich Quecksilber, Eisen, Blei, Spießglanz, Schwefel, Arsenik, Vitriol, Alaun, Mar-

mor, Edel- u. Halbedelsteine (Chrysolith, Amethyst, Chalcedon, Granat, Opal, Karneol, Jaspis rc.), Kreide, Graphit, Porzellanerde. Torf- und Steinkohlenlager liegen unbenutzt, weil das Land Ueberfluß an Holz hat. Bergöl dagegen wird in bedeutender Menge gewonnen. Wichtig sind endlich noch die Salzwerke S.s, welche zu dem großen, von der Walachei bis Wieliczka u. Bochnia im nördlichen Galizien reichenden Salzstock gehören. Man zählt bei 30 Salzspuren, d. h. solche Orte, wo der Salzstock zu Tage ausstreicht. Die ergiebigsten Gruben sind die zu Maros-Ujvar, Thorda, Viszakna, Kolos, Dres-Akna u. Parajd. Außerdem wird aus cirka 120 Salzquellen Kochsalz gewonnen. Das Pflanzenreich liefert Alpen- u. gewürzreiche Kräuter in Menge, dann Aepfel, Birnen, Pflaumen, Kirschen, Kastanien, Mandeln, Pfirsichen, Aprikosen, Maulbeeren, Färbehölzer rc. Die ausgedehnten Waldungen bestehen aus Tannen, Fichten, Buchen, Eichen, Erlen rc. Der Weinstock ist in ganz S. anzutreffen, gedeiht aber am besten an den Ufern der Marosch u. im hunyader Komitat, sowie am Kokel. Auch Melonen, Kartoffeln, Tabak, Safran werden gebaut; Hauptfruchtarten sind: Weizen, Roggen, Gerste, Hirse, Mais, Heidekorn, Lein, Flachs. Das Thierreich bietet ebenfalls eine große Mannichfaltigkeit. Rindviehzucht wird stark betrieben, auch zum Ausfuhrhandel nach Ungarn. In Ansehung der Güte ist das siebenbürgische Hornvieh dem ungarischen gleich. Die Büffel bilden eine besondere Zucht, werden aber nur als Zug- u. Lastthiere benutzt, da ihr Fleisch einen unangenehm süßlichen Geschmack hat. Auf den Gebirgsweiden grasen jahrein jahraus viele tausend Pferde, u. die Pferdeausfuhr ist, bei der sehr starken Zucht, sehr beträchtlich. Die siebenbürgischen Pferde sind größer und stärker, als die ungarischen, feurig u. dauerhaft u. eignen sich eben sowohl zum Reiten wie zum Ziehen. Schafe weiden zu Hunderttausenden auf den Gebirgen. Die Wolle betreffend, gibt es zwei Racen: die Zurkan, mit langem, grobem Haar, u. die Berke oder Zigey, mit krauser, kurzer, feiner Wolle. Veredelte, spanische, sächsische Wolle wird bloß auf den Gütern größerer Besitzer gewonnen. Schweine werden in Menge in den Eichen- und Buchenwäldern u. daheim gemästet. Von wilden Thieren gibt es Bären, Wölfe (mit besonders schönen Pelzen), Füchse, Wildschweine, Hermeline, Gemsen in den öden Gebirgsgegenden, selbst Auerochsen; von Vögeln, außer den gewöhnlichen zahmen, Adler, Geier, Auerhähne, Habichte, Falken, Rebhühner, Haselhühner, Trappen, wilde Gänse und Enten, Kraniche, Störche, Schnepfen, Reiher, Wachteln, Krammetsvögel rc., sämmtlich in außerordentlicher Menge. Von Amphibien sind besonders die Schildkröten zu erwähnen, von Fischen Störe, Welse, Aale, Lachse, Karpfen, Hechte, Forellen, Lampreten rc. Auch Seidenraupen werden, besonders von den Sachsen, gezogen und liefern gute Seide. Bienen gedeihen vortrefflich nicht nur bei allen Wirthschaften, sondern nisten auch in großen Schwärmen in den hohlen Stämmen der Wälder. Die Honig- u. Wachsproduktion ist daher, sowie der Export davon beträchtlich. S. zählte 1854 2,285,572 Einwohner. Im Jahre 1850 waren unter der Gesammtbevölkerung von 2,073,737 Seelen, die in 25 Städten, 65 Marktflecken, 2684 Dörfern u. 70 Prädien wohnten, 1,226,901 Walachen oder Romanen, 354,942 Ungarn, 180,902 Szekler, 175,658 Sachsen, 16,558 nichtsächsische Deutsche, 78,902 Zigeuner (Neubauern), 15,570 Juden, 7600 Armenier, 3743 Slawen, 771 Individuen anderer Nationalitäten. Ungarn, Szekler u. Sachsen sind die herrschenden Volksstämme, denen gegenüber die übrigen bis auf die neueste Zeit nur geduldete genannt wurden. Nach den von ihnen vorzugsweise bewohnten Bezirken ward S. früher behufs der Verwaltung eigens eingetheilt. Das Land der Ungarn nimmt den größten Theil der Nordseite u. beinahe die ganze Ostseite S.s ein u. umfaßt die 11 Komitate F. Fejér, A. Fejér, Kolos, Doboka, Kütüllö, Thorda, M. Szolnok, Hunyad, K. Szolnok, Kraszna u. Zarand, die 2 Distrikte Kovar u. Fogaras, die Hauptstadt Kolosvar (Klausenburg), den Sitz der höchsten Landesbehörden und des Reichstags, und die Festung Karlsburg. Das Land der Sachsen nimmt den Süden S.s ein, grenzt in seiner ganzen Länge unmittelbar an die Walachei und umfaßt die 9 Stühle Hermannstadt, Mediasch, Mühlenbach, Großschenk, Reps, Leschkirch, Reißmarkt, Szaßvaros und Schäsburg, die 2 Distrikte Kronstadt und Bistritz und die befestigte Stadt Kronstadt. Das Land der Szekler nimmt den Osten und Nordosten S.s ein, wird von der Walachei und Moldau begrenzt und umfaßt die 5 Stühle Udvarhely, Haromszek, Csik, Maros u. Aranyos. Die Szekler, Stammverwandte der Magyaren, sind von den 3 Nationen die älteste im Lande. Sie wanderten nicht im 9. Jahrhundert mit den heutigen Ungarn ein, sondern sind die Ueberreste der ersten, im 4. Jahrhundert Statt gehabten hunnischen Einwanderung, die, durch irgend einen Zufall in diese östlichen Gebirge verschlagen, hier zurückblieben, als ihre Stammgenossen auf einige Jahrhunderte das Land räumten. Sie haben den Urtypus des Magyarenthums sich reiner, als die Ungarn selbst, zu bewahren gewußt. Die fleißigsten und gebildetsten Bewohner des Landes sind jedenfalls die Sachsen, deren Wohlstand schon die nett und regelmäßig gebauten reinlichen Ortschaften zeigen. Sie bedienen sich der hochdeutschen Sprache als Schriftsprache, während sich die bei ihnen herrschenden Mundarten dem Niederdeutschen nähern. Der Religion nach zählte man in S. 1850: 219,612 Römischkatholische, 648,263 Griechischkatholische, 637,873 Griechisch-Nichtunirte, 198,807 Lutheraner, 295,723 Reformirte, 46,008 Unitarier, 15,568 Juden. Zur römischkatholischen Kirche bekennen sich fast $^3/_4$ der Szekler, zahlreiche Ungarn und Deutsche; zur griechischkatholischen alle Walachen, Zigeuner und Griechen; zur lutherischen alle Sachsen, viele andere Deutsche und etwa 15,000 Ungarn; zur reformirten $^1/_4$ der Szekler und ein Theil der Ungarn; zum Unitarismus $^1/_4$ der Szekler u. einige Ungarn. Hauptbeschäftigung der Einwohner S.s ist Landwirthschaft nebst Viehzucht und Bergbau (s. oben). Dem Ackerbau und der Viehzucht widmen sich hauptsächlich die Ungarn und Szekler, und beiden, sowie dazu noch starkem Obst- und

Weinbau die Sachsen, bei denen man auch noch die meisten Gewerbe und Fabriken trifft. Die Walachen treiben mehr Viehzucht, als Feldbau. Die Zigeuner sind theils ansässige, theils wandernde, sogenannte Lumpenzigeuner. Beide nähren sich auf die mannichfaltigste Weise, als Pferdehändler, Schmiede, Korbflechter, Kesselflicker, Holzwaarenverfertiger, Abdecker, Scharfrichter, Musikanten, Hausirer und Trödler ꝛc., die angesiedelten besonders als Goldwäscher (in Olah-Pian). Die Griechen und Armenier sind Kaufleute, die Juden meist Kleinhändler, Hausirer u. Branntweinbrenner. Die Gewerbindustrie ist noch sehr zurück; gewisse Gewerbe fehlen ganz, in manchen Gegenden selbst die nothwendigsten Handwerker, als Maurer, Zimmerleute, Schmiede ꝛc. Grobe Haus-, vorzüglich Hanfleinwand wird in allen Dörfern des Landes, aber meist nur zum eigenen Bedarf, erzeugt; feinere Gattungen bezieht man größtentheils aus Ungarn (Zips) und Böhmen. Auch gröbere Tücher werden, besonders in Hermannstadt, Kronstadt u. Heltau, in Menge verfertigt; weniger beträchtlich ist die Baumwollenweberei. Zahlreich sind die Gerber, obwohl nicht hinreichend. In der neuesten Zeit hat man angefangen, Runkelrüben zum Behuf der Zuckererzeugung anzubauen. Branntweinbrennereien sind zahlreich und werden meist von Juden betrieben. Hütten- und Hammerwerke sind überall mit dem Bergbau verbunden; aber die weitere Verarbeitung der Metalle ist für das Bedürfniß des Landes nicht hinreichend. Gewöhnliches Töpfergeschirr wird hinlänglich erzeugt; bemerkenswerth sind die Wasserkrüge aus feinem grauen Thon u. die blasigen Trinkgefäße aus Alaunthon, welche einige Orte liefern. Unter mehren Steingutfabriken ist die zu Batiz die vorzüglichste; unter den Glashütten liefern die bei Arpas u. Karlszesora auch feine und geschliffene Artikel. Auszeichnung verdienen noch die Produkte der hermannstädter Seifensieder und Hutmacher und der kronstädter Holzflaschendrechsler. Der innere Verkehr ist ziemlich lebhaft und wird vornehmlich durch Jahr- und Wochenmärkte unterhalten, worunter die zu Hermannstadt, Klausenburg und Kronstadt die wichtigsten sind. Der Verkehr mit Vieh, Butter, Käse ꝛc. ist meist in den Händen walachischer Gebirgsbewohner. Bauholz, Breter, Schindeln ꝛc. verführen besonders die Szekler aus den csiker und haromszeker Stühlen. Der Verkehr mit Industrieerzeugnissen hat seinen Hauptsitz in den sächsischen Gegenden; der eigentliche Handel aber ist in den Händen der Griechen und Armenier. Die Ausfuhr besteht in Vieh, Schafwolle, Fellen, Leder, Wein, Salz, gröbern Wollenwaaren, Bergwerksprodukten, Glaswaaren, Töpferwaaren, Papier, Seife und Lichten, Flachs- u. Wollenwaaren, Drechsler- u. gröbern Tischlerarbeiten; die Einfuhr in Vieh, Fellen u. Häuten, Wein, Wolle, Baumwolle, Wachs, Honig, feinen Tüchern, Wollen-, Baumwollen- und Linnenwaaren, feinern Töpfer- und Glaswaaren, Kolonialwaaren, Luxusgegenständen ꝛc. Lebhaft ist endlich der Durchfuhrhandel (meist mit levantischen Erzeugnissen). Die vornehmsten Hauptplätze sind Kronstadt u. Hermannstadt. Die Einfuhr der Rohprodukte nach Kronstadt ward auf 5 Millionen Gulden, die Ausfuhr in die Moldau u. die Walachei auf 1,571,000, in andere Gegenden der Türkei auf 950,000, nach Ungarn auf 800,000 u. in andere Theile S.s auf 800,000 Gulden geschätzt. Das Land wird gegenwärtig in allen Richtungen von Post- und Kommercialstraßen durchschnitten. Als Wasserstraßen werden bis jetzt nur die Marosch (besonders zum Transport des Steinsalzes nach Arad in Ungarn) u. Szamos benutzt. Im Verkehr gelten neben den wiener Maßen und Gewichten auch noch die alten siebenbürgischen. Für den Volksunterricht ist bei weitem noch nicht hinlänglich gesorgt. Besser steht es mit den höhern Lehranstalten. Die Römisch-katholischen haben eine Normalschule in Hermannstadt, 10 Primärschulen u. eine Mädchenschule, 10 Gymnasien, ein bischöfliches Lyceum zu Karlsburg u. ein akademisches Lyceum zu Klausenburg mit juristischer, chirurgischer und philosophischer Fakultät. Die unirten Griechen besuchen in der Regel die katholischen Schulen u. haben überdies noch eine Normalschule, ein Gymnasium und eine theologische Lehranstalt zu Blasendorf. Für die nichtunirten Griechen u. Walachen bestehen nur Volksschulen zu Hermannstadt u. Kronstadt. Die Reformirten haben 5 Gymnasien u. 4 (höhere) Kollegien, unter welchen letztern das vorzüglichste das bethlensche Kollegium zu Nagy-Enyed (mit philosophischen, juridischen u. theologischen Studien) ist. Die Lutheraner besitzen außer mehren lateinischen Schulen 5 Gymnasien, bei welchen auch eine philosophische Klasse besteht. Die Unitarier haben ein Kollegium u. 3 Gymnasien. In Hermannstadt ist mit dem königlichen Forstinspektorat eine Forstlehranstalt verbunden; Karlsburg hat ein astronomisches Institut. Hermannstadt u. Klausenburg, sowie auch Maros-Vasarhely, haben öffentliche Bibliotheken, erstere auch eine Gemälde-, Münz- u. Mineraliensammlung. Bemerkenswerth ist der zum Theil unter dem Volke verbreitete Gebrauch der lateinischen Sprache. In kirchlicher Hinsicht genießen die Bekenner der vier sogenannten recipirten, d. h. staatsrechtlich anerkannten Konfessionen vollkommen gleiche staatsbürgerliche Rechte. Diese sind: die römisch-katholische (mit Inbegriff der griechisch- u. der armenisch-unirten), die evangelisch-lutherische, die evangelisch-reformirte u. die unitarische Kirche. Bloß tolerirte (geduldete) Religionsparteien sind die nichtunirten Griechen u. die Juden. Die Katholiken u. unirten Armenier haben einen gemeinschaftlichen Bischof in Klausenburg, die unirten Griechen einen eigenen Bischof von Fogaras, der zu Blasendorf residirt; die zahlreichen nichtunirten Griechen einen Vladika oder Bischof in Hermannstadt. Die Reformirten u. Lutheraner haben ihre Oberkonsistorien zu Klausenburg u. Hermannstadt; die Unitarier erkennen als geistliche Oberbehörde die Generalsynode u. das Konsistorium zu Klausenburg. Die Juden haben im ganzen Lande 7 Synagogen. An die Stelle der obenerwähnten Eintheilung des Landes ist gegenwärtig die in 5 Kreise getreten: Hermannstadt mit 6, Karlsburg mit 10, Klausenburg mit 6, Dées mit 7, Maros-Vasarhely mit 7 Bezirkshauptmannschaften. Der Kreis Hermannstadt umfaßt im Ganzen das alte Land der Sachsen nebst einigen andern Stücken, Vasar-

hely das Land der Szekler, die übrigen Kreise das Land der Ungarn.

Geschichte. S. war im Alterthum ein Theil Daciens u. theilte dessen Schicksale. Vom 5. Jahrhundert an ward es nach einander von verschiedenen Völkern, Hunnen, Ostgothen, Gepiden, dann von den Bulgaren u. Avaren eingenommen. Den Avaren entrissen es im 9. Jahrhundert die mit den Bulgaren verbündeten Petschenegen. König Stephan I. von Ungarn eroberte u. vereinigte das Land (1003) mit Ungarn nnd ließ es durch Statthalter (Woiwoden) regieren. König Geisa II. berief 1143 Deutsche aus Flandern u. vom Niederrhein, besonders aber Bergbaukundige vom Harz u. aus Thüringen (Sachsen) ins Land, räumte ihnen bedeutende Vorrechte ein, ertheilte ihnen eine eigene Nationalverfassung und gab ihnen freies Grundeigenthum. Durch sie erhoben sich die Städte Mediasch, Mühlenbach, Hermannstadt, Schäsburg, Klausenburg, Broß u. Reißmarkt, Kronstadt, Bistritz. Die Rechtspflege der Deutschen wurde anfangs an 7 Stühlen oder Gerichtsstätten verwaltet, daher der Name S., wogegen nach Andern die ersten 7 festen Plätze oder Burgen (septem castra), welche die Deutschen gründeten, dem Lande seinen deutschen Namen gegeben haben sollen. Lateinisch wurde es seit dem 12. Jahrhundert Transsylvania genannt, von den ausgedehnten Waldungen, die es von Ungarn scheiden. Der byzantinische Kaiser Manuel ließ 1167 ein Heer in S. einbrechen u. besetzte das Land bis 1172, wo er es in Folge eines Friedens mit den Ungarn wieder räumte. Der Mongolenkhan Kadan fiel 1240 in S. ein. Im Jahre 1262 wurde in einem Streite des Königs Bela IV. mit seinem Sohne Stephan das ungarische Reich mit seinen Nebenländern getheilt, u. zu dem Theile Stephans gehörte auch S. Stephan nahm den Titel eines Herzogs von Transsylvanien an, vereinigte aber, als er 1270 König wurde, S. wieder mit Ungarn. Im Jahre 1344 ernannte König Ludwig seinen Bruder Stephan zum Herzoge von Transsylvanien. In den Jahren 1421 u. 1433 unternahmen die Türken ihre ersten Einfälle in S.; mit ihnen fanden sich auch die Zigeuner ein, welche seitdem in dem Lande geduldet wurden. Luthers Lehre hatte bereits 1520 in Hermannstadt u. andern Städten Eingang gefunden u. wurde namentlich bei den Sachsen vorherrschend. Als 1526 nach König Ludwigs Tode die ungarische Königskrone an den römischen König Ferdinand I. fiel, trat Johann Zapolya als Gegenkönig auf; da er aber sogleich einen Befehl zur Ausrottung der lutherischen Lehre gab, so traten die Siebenbürger meist auf Ferdinands Seite, der ihnen Glaubensfreiheit gewährte. Um sich in Ungarn zu behaupten, rief Zapolya den Beistand des Sultans Soliman an u. setzte über S. Stephan Bathori zum Woiwoden, welcher 1527 das Land bis auf Hermannstadt eroberte. Im Jahre 1535 schloß Zapolya einen Vergleich mit Ferdinand I., nach welchem ihm der Titel eines Königs von Ungarn u. alle Länder, die er im Besitz hatte, verbleiben, nach seinem Tode aber alle, bis auf S. u. Zips, an Ferdinand fallen sollten. Gleichwohl ließ nach Zapolya's Tode 1540 die Königin Elisabeth ihren Sohn, Johann Sigmund, zum König von Ungarn ausrufen. Nach dessen Tode aber wählten 1572 die Stände den Oberhauptmann Johann Bathori zum Fürsten. Als derselbe 1576 zum König von Polen gewählt worden war, trat er die Regierung von S. an seinen Bruder Christoph ab, welcher die Jesuiten einführte und 1582 starb. Sein Sohn, Sigmund Bathori, mußte diese aber auf Antrag der Stände wieder aus dem Lande verweisen. Nachdem er sich mit der Schwester des Kaisers vermählt hatte, trat er diesem 1598 S. gegen Oppeln u. Ratibor u. ein Jahrgeld von 50,000 Dukaten ab. Bald bemächtigte er sich der Regierung wieder, trat aber S. eben so bald an seinen Vetter, den Kardinal u. Bischof von Ermeland, Andreas Bathori, ab, der aber von dem Woiwoden Michael von der Walachei 1599 geschlagen und auf der Flucht von den Szeklern ermordet wurde. Da es Sigmund nicht gelang, S. wieder zu erobern, so vertauschte er es mit einigen Herrschaften in Böhmen. Darauf stellte sich Stephan Bocskay an die Spitze der Mißvergnügten u. wurde von dem Sultan als Fürst von S. bestätigt. Er schloß mit Kaiser Matthias den wiener Frieden (9. Febr. 1606), worin den Protestanten Religionsfreiheit zugesichert wurde, er selbst aber als Fürst Oberungarn bis an die Theiß erhielt. Nach seinem Tode (29. Dec. 1606) wählten die Stände den Sigmund Rakoczy u., als dieser wegen Krankheit 1608 abgedankt, Gabriel Bathori zum Fürsten. Zu Denen, die ihm zur Fürstenwürde verholfen hatten, gehörte auch Bethlen Gabor, der aber bald darauf zu den Gegnern des Fürsten übertrat, von den Türken unterstützt und, nachdem Bathori 1613 von mißvergnügten Adeligen ermordet worden war, zum Fürsten von S. erwählt wurde. Er wußte sich nach innen u. nach außen in Ansehen zu erhalten, trat dem österreichisch-türkischen Frieden 1615 bei, benutzte die Waffenruhe, um die innere Landesverwaltung zu heben, begünstigte Künste u. Wissenschaften, trat 1620 in ein Bündniß mit den protestantischen Ungarn, schloß dann zwar 1622 mit dem Kaiser den Frieden von Niklasburg, trat aber nochmals als Bundesgenosse der deutschen Protestanten auf u. ward von Ferdinand II. erst durch Abtretung mehrer Gespannschaften zum Frieden bewogen. Er starb 1629, ohne Kinder zu hinterlassen, hatte aber seine Gemahlin, Katharina von Brandenburg, von den Ständen zu seiner Nachfolgerin erwählen lassen, welche den Bruder ihres Gemahls, Stephan Bethlen, zum Statthalter ernannte. Da sie sich jedoch mancherlei Eingriffe in die Rechte der Stände zu Schulden kommen ließ, so wurde sie von den Ständen der Regierung für verlustig erklärt u. statt ihrer 1630 Georg I. Rakoczy zum Fürsten erwählt. Dieser verbündete sich 1644 mit Frankreich u. Schweden gegen den Kaiser, welcher durch Abtretung beträchtlicher Gebiete den Frieden von ihm erkaufte. Ihm folgte 1648 sein Sohn, Georg II., welcher später ein Bündniß mit König Karl Gustav von Schweden gegen Polen schloß u. 1657 mit einem Heer von 60,000 Mann dahin aufbrach u. auf dem Rückzug fast sein ganzes Heer durch einen Ueberfall der Tataren einbüßte. Er hatte darauf mit mehren Rivalen zu kämpfen, welche

zum Theil von den Türken unterstützt wurden. Von letzteren ward er bei Klausenburg total geschlagen u. starb (am 27. Mai 1660) an den in der Schlacht erhaltenen Wunden. Die Stände wählten darauf **Jakob Kemény** zum Fürsten, der aber ebenfalls mit den Türken zu kämpfen hatte, die das Land verheerten u. **Michael Apafi** zum Fürsten einsetzten. Kemény blieb 1662 in der Schlacht bei Schäsburg gegen die Türken. Nachdem diese 1664 bei St. Gotthard geschlagen worden, wurde im **Frieden zu Vascar** das Land zwar von den fremden Heeren befreit, doch wurden mehre Städte, als Karansebes, Lugos u. Warasdin, von S. getrennt u. den Türken eingeräumt, Czabalz, Czathmar, Kallo u. Tokay aber an Ungarn abgetreten. Der Fürst Apafi hielt später zu dem Haupte der ungarischen Mißvergnügten, dem Grafen **Emmerich Tököly**, war aber im Felde nicht glücklich. Nachdem 1683 die Türken bei Wien geschlagen waren, drangen österreichische Truppen in S. ein, u. obgleich Apafi 1686 ein Bündniß mit Oesterreich schloß u. sich zu einem jährlichen Tribut von 25,000 Dukaten verstand, so drangen doch neue österreichische Heerhaufen ins Land ein u. zwangen die Stände, dem Kaiser zu huldigen. Als der Fürst 1688 starb, erkannte der Kaiser Leopold dessen minderjährigen Sohn, **Michael Apafi II.**, als Fürsten von S. an; der Sultan aber sprach diese Würde dem Tököly zu u. unterstützte diesen zur Behauptung derselben. Tököly besiegte den kaiserlichen General Heusler u. empfing die Huldigung der Stände; aber der Markgraf von Baden vertrieb die Türken 1691, setzte den General Veterani zum Statthalter von S. ein u. zwang die Stände, dem Fürsten Apafi zu huldigen. Oesterreich, das schon seit geraumer Zeit nach dem Besitz des Landes strebte, vermochte endlich den Fürsten 1699 (nach dem karlowitzer Frieden) zur Abtretung desselben. Hierauf stellte sich der Fürst Franz Leopold **Rakoczy** an die Spitze der Unzufriedenen u. wurde, da die kaiserliche Kriegsmacht gegen Frankreich beschäftigt war, 1704 von den Landständen zum Fürsten von S. erwählt. Die Stände wurden zwar 1705 durch ein kaiserliches Heer gezwungen, die Wahl für ungültig zu erklären, aber Rakoczy behauptete dennoch bald wieder das Uebergewicht, u. erst, als er 1708 bei Trentschin u. 1710 bei Rombay geschlagen worden war, unterwarfen sich die Siebenbürger dem Kaiser 1713, worauf S., da Fürst Apafi bereits ohne Nachkommen gestorben war, völliges Eigenthum des Hauses Oesterreich ward. Dem Lande wurde die Erhaltung seiner Verfassung zugesichert, die Landstände sollten ihre Gerechtsame u. die Religionsfreiheit ungeschmälert erhalten. Noch einmal machten die Türken den Versuch, S. zu erobern, aber sie mußten in dem Frieden zu Passarowitz den 21. Juli 1718 die Herrschaft Oesterreichs über dieses Land anerkennen, das seitdem in dessen Besitz geblieben ist. Maria Theresia erhob S. 1765 zu einem **Großfürstenthum**, ohne daß jedoch dadurch eine Aenderung in den übrigen Verhältnissen des Landes hervorgegangen wäre. Als Kaiser Joseph II. durch seine Reformen dem Volke in S. eine freiere Stellung zu verschaffen suchte, erhoben sich die Bauern unter Anführung eines gewissen Horjah zu wildem Aufruhr gegen die Edelleute. Erst gegen Ende 1784 ward man der Empörung Meister, während deren 264 Schlösser der Adeligen in Asche gelegt und ausgeplündert worden waren. Die nationale u. liberale Bewegung, welche sich seit 1825 in Ungarn mächtig zu regen anfing, fand ihren Widerhall auch in S., wo die Regierung in ihren konstitutionswidrigen Maßnahmen immer weiter vorgeschritten war. An der Spitze der Opposition stand hier anfangs der Baron **Nikolaus Wesselenyi**. Der Reichstag wurde zwar am 6. Febr. 1836 plötzlich aufgelöst u. der Erzherzog Ferdinand d'Este zum unumschränkten Landesgouverneur ernannt, auch verlegte man die spätern Reichstage aus dem magyarischen Kolosvar (Klausenburg) in das deutsche Hermannstadt. Nichtsdestoweniger machte die Opposition täglich Fortschritte. Die Bruder Stephan und Karl Zeyk, die Grafen Ladislaus und Dominik Teleky, die Barone Dominik und Dionys Kemény und Andere hielten gleichen Schritt mit der ungarischen Opposition u. drangen unablässig auf Realisirung der von Kaiser Leopold I. bei Besitznahme des Landes gemachten Verheißungen. Auf Kemény's Antrag entwarf der Reichstag 1842—43 eine Adresse an den König, in welcher speciell jene Bestimmungen des Diploms aufgezählt wurden, die bisher durch die Regierung gebrochen worden seyen. Die Oppositionsparteien Ungarns u. S.s standen in stetem lebhaften Wechselverkehr, da sie nicht nur gleiche Zwecke anstrebten, sondern ihnen auch ein gemeinsames Ziel, nämlich die Wiedervereinigung der Schwesterländer, vorschwebte. Waren aber die Wünsche u. Bestrebungen der liberalen Partei in S. dieselben wie in Ungarn, so waren es auch nicht minder die Hemmnisse, welche deren Realisirung entgegenstanden. Das Grundübel Ungarns, das Polyglottenthum, grassirte auch in S., sogar in noch schärfer ausgeprägten Umrissen. Namentlich waren die Walachen, deren wiederholtes Gesuch, als vierte Nation anerkannt zu werden, 1843 abgewiesen worden war, gegen die Ungarn sehr erbittert, u. diese Erbitterung ward durch österreichische Emissäre fleißig genährt, bis sie nach den Märzereignissen 1848 offen hervorbrach. Auf Aufforderung des walachischen Bischofs **Saguna** versammelten sich am 15. Mai 30—40,000 Walachen bei Balasfalva (Blasendorf), wo sie den Beschluß faßten, den Kaiser abermals durch eine Deputation um ihre Anerkennung als vierte Nation zu bitten. Schon schwärmten die Gebildeteren von einem großen dakoromanischen Reiche, u. die Volksmassen brüteten Rache gegen die Ungarn. Auch kam es wirklich sehr bald in Topanfalva, Marczfalva u. anderen Orten zu blutig-grausamen Thätlichkeiten. Als vollends Feldmarschalllieutenant **Puchner**, der Kommandirende von S., nach Jellachichs Einfall in Ungarn ebenfalls die Maske abwarf u. dem ungarischen Ministerium offen den Gehorsam aufkündigte, organisirten sich die Walachen unter Anführung des Advokaten **Janku** zu förmlichen Kriegsbanden, deren ausgesprochener Zweck die Unterstützung der Kaiserlichen u. die Vernichtung der Ungarn war. Es entbrannte hier der furchtbarste Racenkrieg, u. in Folge desselben war schon gegen Ende 1848 fast ganz S. durch den General Puchner und den

Corpsführer Urban der österreichischen Gewalt wieder unterworfen. Aber Bem (s. d.) gewann das Land, wenigstens zum größten Theile, wieder für die ungarische Revolution. Auch den russischen Hülfstruppen, die im Febr. 1849 in S. einrückten, gegenüber bedeckte sich Bem mit Ruhm, mußte aber zuletzt der Uebermacht weichen. Durch die Reichsverfassung vom 4. März 1849 ward S. völlig von Ungarn getrennt, so daß es in die Reihe der selbstständigen Kronlande eintrat u. auch diejenigen Komitate, welche 1835 davon abgetrennt u. mit Ungarn vereinigt worden waren, nämlich Kraszna, Mittel-Szolnok u. Zarand nebst dem Distrikte Kovár, zurückerhielt. Die siebenbürgische Militärgrenze, zwischen S. und der Walachei, 104½ □Meilen mit cirka 160,000 Einw., wurde 1851 aufgehoben, indem die beiden Regimentsbezirke derselben der Civilverwaltung überwiesen wurden. Vgl. Mildenberg, Handbuch der Geographie u. Statistik des Großfürstenthums S., Hermannst. 1837; Lenk von Treuenfeld, S.s geographisches, topographisches rc. Lexikon, Wien 1839; Gebhardi, Geschichte des Großfürstenthums S., das. 1803; Scheint, Das Land u. Volk der Szekler, Pesth 1843, 2 Bde.; Paget, Hungary and Transsylvania, Lond. 1839, 2 Bde.; deutsch, Lpz. 1845; Kovary, Siebenbürgische Alterthümer, Klausenb. 1850; Derselbe, Alterthümer des siebenbürgischen Bodens, das. 1853.

Siebengebirge, Gebirg in der preußischen Rheinprovinz, Regierungsbezirk Köln, Kreis Siegburg, erhebt sich am rechten Rheinufer in der Nähe der Stadt Königswinter u. ist eigentlich nur der nordwestliche Zweig des Westerwaldes. Es nimmt einen Raum von ungefähr 1 □Meile ein u. hat seinen Namen von den sieben hohen Basalt-, Dolomit- u. Trachytkuppen, welche neben mehren kleinern Bodenerhebungen hervorragen u. einen höchst malerischen Anblick gewähren. Der steilste ist der Drachenfels, welcher sich dicht am Rhein gleich einer kolossalen Wand 1001 Fuß hoch erhebt u. von seinem Gipfel, welcher die Ruinen einer alten Burg, einen Obelisk zum Andenken der 1814 beim Rheinübergange der Verbündeten gebliebenen Landwehrmänner und ein Gasthaus trägt, eine der interessantesten Aussichten gewährt. Neben dem Drachenfels erhebt sich der Stromberg oder Petersberg, welcher 1040 Fuß hoch ist u. auf dessen 100 Morgen großer Oberfläche sich eine dem heiligen Petrus geweihte Kapelle befindet, die alljährlich von vielen Wallfahrern besucht wird. Der Wolkenberg, ein abgestumpfter Bergkegel, 1009 Fuß hoch, ist mit dem Drachenfels durch einen Bergrücken, das Röpekämmerchen, verbunden und hat einen bedeutenden Steinbruch, dessen Steine im benachbarten Städtchen Königswinter verarbeitet und auf dem Rhein ausgeführt werden. Diese 3 Berge bilden die vorderste Reihe. In etwas größerer Entfernung vom Rhein erheben sich der höchste Berg des S.s, der 1514 Fuß hohe Löwenberg, der Oelberg, 1429 Fuß hoch, der Himmerich u. der Nieder- oder Nonnenstromberg. Am besten besteigt man das S. von Königswinter aus, wo der Rheinspiegel 146 Fuß über dem Meere liegt. Vgl. Weyden, Das S., Bonn 1846; Derselbe, Der Drachenfels u. die anziehendsten Punkte des S.s, Bonn 1852.

Sieben gegen Theben, die sieben Heroen Adrastus, Polynices, Tydeus, Amphiaraus, Capaneus, Hippomedon u. Parthenopäus, welche am Zuge gegen Theben Theil nahmen, der von Polynices veranlaßt ward, als dieser, der mit seinem Zwillingsbruder Eteocles nach dem Tode ihres Vaters Oedipus die Herrschaft gemeinschaftlich übernommen hatte, von diesem davon verdrängt worden war. Beide Brüder blieben im Kampfe, und von den übrigen Helden blieb nur Adrast übrig. Den Titel S. g. T. führt eine noch vorhandene Tragödie des Aeschylus.

Sieben Inseln (S.-I.-Republik), s. v. a. Jonische Inseln.

Siebenjähriger Krieg. Schon seit geraumer Zeit herrschte in Rußland, Oesterreich und Frankreich, sowie in vielen kleinen deutschen Staaten eine feindselige Stimmung gegen Friedrich II. von Preußen, der durch sein Kriegsglück die Eifersucht der großen u. kleinen Mächte erregt hatte. Rußlands Kaiserin, Elisabeth, war gereizt durch die beißenden Witzeleien Friedrichs, zu denen ihre Galanterien ihm Veranlassung gaben. Frankreichs Regentin, die Marquise von Pompadour, Ludwigs XV. Geliebte, theilte in verletzter Eitelkeit Elisabeths Empfindungen. Der Kurfürst von Sachsen war über den wachsenden Glanz des Hauses Brandenburg u. die im vorigen Kriege erlittenen Demüthigungen noch heftig erbittert. Die Kaiserin Maria Theresia von Oesterreich endlich konnte das in den beiden ersten schlesischen Kriegen verlorene Schlesien nicht verschmerzen. Nachdem 1748 zwischen Oesterreich u. Frankreich Friede geschlossen worden war, beschäftigte man sich am wiener Hofe ernstlich mit der Wiedereroberung dieses Landes. Graf Kaunitz arbeitete auf ein Bündniß mit Frankreich hin u. wußte seine Monarchin sogar zu bewegen, daß sie der Marquise von Pompadour in einem eigenhändigen Schreiben allerlei Artigkeiten sagte. Die Mätresse fühlte sich dadurch so sehr geschmeichelt, daß sie das Bündniß zwischen Frankreich u. Oesterreich aus allen Kräften betrieb. So kam am 1. Mai 1756 zu Versailles ein geheimes Schutz- u. Trutzbündniß zwischen Frankreich u. Oesterreich zu Stande. Der Plan war, Friedrich zu irgend einer Feindseligkeit zu reizen, damit die Kaiserin als die Angegriffene erschiene, ihn dann nach Böhmen zu locken, bei welcher Gelegenheit Sachsen, sich neutral stellend, ihm den Durchmarsch nach Böhmen erlauben sollte. Hierauf wollte Sachsen den Krieg erklären, Friedrich in den Rücken fallen u. so den Krieg mit einem Schlag beenden. Friedrich II. seiner Seits hatte aber seine Gegner keinen Augenblick aus dem Auge verloren. Ueber seine gefahrvolle Lage sich nicht täuschend, glaubte er auf alle Ereignisse gerüstet seyn zu müssen, wiewohl er von der Koalition, die gegen ihn im Werke war, noch keine nähere Kenntniß hatte. Mit England, das, mit Frankreich über die amerikanischen Kolonien in Krieg verwickelt, wegen eines Einfalls der Franzosen in sein Stammland Hannover besorgt war, hatte er am 16. Jan. 1756 zu Westminster ein Defensivbündniß abgeschlossen, kraft dessen beide Mächte zum Schutze ihrer

Besitzungen sich vereinigten. Um aber über die Pläne seiner Gegner ins Klare zu kommen, bestach er einen Kanzlisten am dresdner Hofe, Namens Menzel, der ihm Abschriften von den das gegen ihn geschlossene Bündniß betreffenden Depeschen übersandte. So von den gegen ihn geschmiedeten Plänen genau unterrichtet, beschloß Friedrich, seinen Feinden im Angriff zuvorzukommen u. nicht erst abzuwarten, bis die Russen u. Sachsen ihre Rüstungen vollendet hätten. Nachdem er auf seine Anfrage beim wiener Hofe, wem die Rüstungen in Böhmen gelten sollten, eine ausweichende Antwort erhalten, schritt er mit gewohnter Energie zum Angriff. Die eine Heeresabtheilung unter dem Marschall Schwerin sollte von Schlesien aus in Böhmen, die andere unter der persönlichen Anführung des Königs von Brandenburg aus in Sachsen einfallen. Am 24. August rückte der König mit der Hauptarmee von 60,000 Mann auf drei verschiedenen Punkten in Sachsen ein. Das sächsische Heer, 17,000 Mann stark, das eine Stellung zwischen der Elbe u. der Mulde genommen, zog sich in ein festes Lager bei Pirna zurück, um hier den Anmarsch der Oesterreicher zu erwarten. Friedrich besetzte ohne Widerstand am 9. Sept. 1756 Dresden, setzte hier eine preußische Landesadministration zur Erhebung der Gefälle, sowie ein Kriegskommissariat zu Torgau ein u. eilte darauf, das sächsische Heer bei Pirna einzuschließen. Der österreichische Feldmarschall Browne erhielt sofort gemessenen Befehl, die Sachsen um jeden Preis zu befreien. Als er zu dem Ende mit seiner Armee aufgebrochen war, stieß er am 1. Okt. bei Lowositz auf das Heer Friedrichs II., der, unter Zurücklassung eines Corps vor Pirna, ihm entgegen gegangen war. Es kam zur Schlacht, welche mit dem Rückzug der Oesterreicher endete, wodurch den eingeschlossenen Sachsen jede Hoffnung auf Entsatz benommen ward. Ohne Lebensmittel u. von Kälte u. Regen durchschauert, brachte das eingeschlossene Heer noch 3 Nächte unter freiem Himmel zu; dann ergab es sich auf Diskretion. Die Offiziere wurden auf ihr Ehrenwort, während des ganzen Krieges nicht mehr gegen Preußen zu dienen, entlassen, Unteroffiziere u. Gemeine dagegen der preußischen Armee einverleibt. Der König August erhielt die Erlaubniß, nach Warschau zu gehen. Ganz Sachsen blieb zur Verfügung des Siegers u. mußte diesen mit Hülfsmitteln zur Fortsetzung des Krieges versehen. Marschall Schwerin, der von Schlesien aus nach Böhmen vorgedrungen war u. einige kleine Vortheile erfochten hatte, zog sich nach Schlesien zurück. So endete der erste Feldzug glorreich für Friedrich II. von Preußen, der dadurch nicht nur seine Feinde empfindlich geschwächt, sondern auch seinen Ruf als Feldherr glänzend bestätigt hatte.

Das Kriegsglück Friedrichs erfüllte seine Feinde mit Bestürzung. Während auf das heftige Andringen Maria Theresia's Frankreich statt der vertragsmäßigen 24,000 Mann 100,000 Mann Hülfstruppen zu stellen u. 12 Millionen jährliche Subsidien zu zahlen versprach, u. auch Schweden, als Garant des westphälischen Friedens, am 21. Mai 1757 an Preußen förmlich den Krieg erklärte, erhob der Kurfürst von Sachsen bei dem Reichstage in Regensburg gegen Friedrich II. wegen Landfriedensbruch Klage u. setzte es vermöge des überwiegenden Einflusses Oesterreichs durch, daß eine Reichsarmee von 60,000 Mann gegen Preußen aufgeboten wurde. Endlich sammelte auch Katharina von Rußland ein Heer von 100,000 Mann, um es gegen Preußen zu senden. Diesen fünf vereinten Mächten, die ihn mit einer Gesammtstärke von 431,000 Mann von verschiedenen Seiten her bedrohten, konnte Friedrich bei aller Anstrengung der Kräfte seines Staats kaum 200,000 Mann eigene Truppen u. nächstdem nur noch das aus hannöverschen, braunschweigischen, hessischen u. gothaischen Truppen zusammengesetzte englische Hülfsheer von 40,000 Mann entgegenstellen, das, von dem Herzog von Cumberland kommandirt, nur dazu bestimmt war, Hannover zu schützen. Da Friedrich in Oesterreich den gefährlichsten Feind sah, so beschloß er, den Krieg mit noch größerem Nachdruck in Böhmen zu führen. Ende März 1757 eröffneten die preußischen Truppen den zweiten Feldzug. Den General Lehwald mit 24,000 Mann zur Vertheidigung Preußens u. Pommerns gegen die Schweden u. Russen zurücklassend, rückte Friedrich am 20. April mit 4 Heerhaufen in Böhmen ein. Der zwischen dem Feldmarschall Browne u. dem Prinzen Karl von Lothringen getheilte Oberbefehl trug nicht wenig dazu bei, daß die preußischen Corps die vorgeschobenen österreichischen Corps allenthalben zurückwarfen, reiche Magazine eroberten, das wichtige Lager bei Reichenberg erstürmten u. schon nach wenigen Wochen auf dem Punkt standen, sich sämmtlich zu vereinigen. Am 5. Mai 1757 ging der König mit seinem Heere über die Mulde und vereinigte sich in der Nähe von Prag mit den Corps von Bevern u. Schwerin. Schon am 6. Mai griff er die Oesterreicher an, die, 76,000 Mann stark, unter Browne u. Karl von Lothringen auf wohlverschanzten Bergen bei Prag standen, u. nach einem mörderischen Kampfe u. dem Verlust von 18,000 Mann errang er den Sieg, den der alte Schwerin durch seinen Heldentod besiegelte. Ein Theil des österreichischen Heeres zog sich auf den von Mähren heranrückenden Feldmarschall Daun zurück, der größere von 46,000 Mann unter dem Prinzen von Lothringen warf sich in die Stadt Prag, deren Belagerung der König sogleich begann. Da jedoch Daun sich mit 60,000 Mann zum Entsatz Prags näherte, so rückte ihm Friedrich mit 12,000 Mann von der Belagerungsarmee u. dem Corps des Herzogs von Bevern entgegen, griff ihn am 18. Juni bei Kolin an, wurde aber so entscheidend geschlagen, daß er die Belagerung Prags aufheben u. Böhmen verlassen mußte, wodurch zugleich die Hoffnung auf den Erfolg eines inzwischen nach Franken unternommenen Streifzugs vereitelt wurde. Der König bewirkte seinen Rückzug nach Sachsen und der Lausitz ohne weiteren Verlust. Schon im Frühling 1757 war eine französische Armee von 100,000 Mann unter dem Marschall d'Estrées über den Rhein gegangen, hatte die Festung Wesel, die Fürstenthümer Kleve u. Ostfriesland und die hessen-kasselschen Länder besetzt u. war im Begriff, Hannover zu erobern, als das bunt zusammengesetzte Hülfsheer unter dem Herzog von

Cumberland sich ihr entgegenstellte. Cumberland wurde jedoch am 26. Juli bei Hastenbeck geschlagen, bis Stade zurückgedrängt u. zu der Kapitulation von Kloster-Seven am 8. September gezwungen, wonach jene Truppen, mit Ausschluß der Hannoveraner, auseinander gehen sollten. Obwohl nun gleichzeitig ein russisches Heer von 100.000 Mann in Preußen einrückte u. die Oesterreicher in Schlesien einfielen, so suchte Friedrich doch zunächst Sachsen zu schützen u. übertrug daher dem General Lehwald die Vertheidigung Preußens u. dem Herzog von Bevern u. dem General von Winterfeld die Beobachtung der Oesterreicher in der Lausitz u. in Schlesien. Er selbst aber eilte nach Thüringen, nahm am 13. Sept. Erfurt ein u. ließ am 19. ein 8000 Mann starkes Corps Franzosen unter Soubise durch 1500 Mann unter Seidlitz aus Gotha vertreiben. Als er eben die Vertheidigung eines neuen französischen Heeres unter dem Herzog von Broglio mit Soubise und der Reichsarmee unter dem Prinzen von Hildburghausen verhindern wollte, war der österreichische General Haddik mit einem Streifcorps bis Berlin vorgedrungen, so daß der König den Prinzen Moritz von Dessau zur Deckung von Brandenburg abordnen u. die Vereinigung der französischen Heere geschehen lassen mußte. Als nun die französische Armee unter Soubise mit der Reichsarmee Ende Oktober über die Saale gegangen war u. Leipzig sich näherte, brach Friedrich mit einem kleinen Häuflein von Erfurt auf, um Sachsen zu retten, zog den Prinzen Moritz von Dessau u. den Herzog von Braunschweig wieder an sich, so daß seine Streitmacht etwa 22,000 Mann betrug, u. schlug damit die vereinigten Franzosen u. Reichstruppen am 5. Nov. bei Roßbach so entscheidend, daß erstere in eiligster Flucht dem Rhein zueilten. Durch diesen überaus glänzenden Sieg gewann Friedrich nicht nur Sachsen wieder, sondern es wandte sich ihm nun auch die öffentliche Meinung wieder zu. Georg II. von England hob am 26. Nov. die kloster-sevener Konvention auf u. willigte ein, daß das frühere Hülfsheer mit Hinzufügung preußischer Truppen wieder erneuert u. unter den Befehl des Herzogs Ferdinand von Braunschweig gestellt wurde. Von dieser Seite gesichert, brach Friedrich am 12. Nov. von Leipzig nach Schlesien auf, wo unterdeß der österreichische General Nadasdy am 7. September das preußische Corps unter Winterfeld bei Moys unweit Görlitz geschlagen u. Schweidnitz am 12. Nov. erobert hatte u. wo nach dem übereilten Rückzuge des Herzogs von Bevern am 24. Nov. das befestigte Breslau sich hatte ergeben müssen. Die siegestrunkenen Oesterreicher nannten das kleine Heer, das Friedrich von Görlitz herbeiführte, verächtlich die potsdamer Wachtparade. Sofort nach seiner Ankunft in Schlesien zog der König das nach Beverns Gefangennehmung von General Knau befehligte Corps an sich u. schlug am 5. Dec. bei Leuthen das noch einmal so starke Hauptheer der Oesterreicher unter Daun u. dem Herzog Karl von Lothringen. Durch diesen Sieg gewann Friedrich Schlesien wieder und dadurch die Mittel, seine Armee zu ergänzen. Er unternahm sofort die Belagerung von Breslau, das sich mit 17,000 Mann Besatzung ergab. Auch Liegnitz öffnete bald darauf seine Thore. Die Oesterreicher hatten durch diese verschiedenen Niederlagen über 40,000 Mann verloren. Auch die Kriegsereignisse im Osten, wo 100,000 Russen unter Apraxin zu Ende des Juni in Preußen eingefallen waren, die Festung Memel erobert, das Land verwüstet u. den General Lehwald am 30. Aug. bei Großjägerndorf geschlagen hatten, wendeten sich unerwartet zu Friedrichs Gunsten; denn als um diese Zeit die Kaiserin Elisabeth gefährlich erkrankte, wurden die Russen auf Anordnung des Feldmarschalls Bestuschew-Riumin, der sich dem Thronfolger, einem Verehrer Friedrichs II., gefällig erweisen wollte, zurückgezogen u. alle Städte, mit Ausnahme Memels, geräumt, so daß General Lehwald freie Hand erhielt, die Schweden, welche, 22,000 Mann stark, am 13. Sept. die Peene überschritten u. Anklam, Demmin u. Pasewalk besetzt hatten, nach Stralsund u. Rügen zurückzutreiben.

Bei Eröffnung des dritten Feldzugs wollte Friedrich II. sogleich angriffsweise zu Werke gehen u. den Krieg in die österreichischen Erbländer spielen. Nachdem er am 16. April 1758 die Festung Schweidnitz erobert, rückte er in Mähren ein und belagerte Olmütz. In Folge eines Unfalls bei einem Transport von Munition, der aus Schlesien heranzog, mußte er jedoch die Belagerung wieder aufheben u. unter vielen Schwierigkeiten nach Schlesien zurückkehren, wo er bei Landshut ein Lager bezog. Die Fortschritte der Russen in Preußen, die unter ihrem neuen Oberbefehlshaber Fermor bis an die Grenzen von Pommern u. der Neumark vorgedrungen waren u. die Schweden zum abermaligen Angriff ermuthigt hatten, lenkten die Thätigkeit des Königs nach dieser Seite. Da der Graf Dohna, der den Russen bei Frankfurt den Uebergang über die Oder zu wehren suchte, auch für die Dauer nicht Widerstand leisten konnte, eilte Friedrich, nachdem er die Beschützung der schlesischen Grenzen dem Marschall Keith übertragen, nach Frankfurt a. d. O., vereinigte sich mit dem Corps des Generals Dohna, griff die 50,000 Mann starken Russen am 26. August mit 30,000 Mann bei Zorndorf an, schlug sie und zwang sie zum Rückzug nach Polen. Dem General Dohna die Beobachtung der Russen und den Kampf mit den Schweden überlassend, eilte der König darauf nach Sachsen, um den Fortschritten der Oesterreicher hier ein Ziel zu setzen. Bei Friedrichs Annäherung bezog Daun ein festes Lager bei Stolpen, vermied jeden Kampf, brach erst, als der König nach Zittau, wo die Oesterreicher ihre Hauptmagazine hatten, sich wendete, eilig auf u. bezog ein gleichfalls festes Lager bei Löbau. Friedrich folgte u. lagerte sich in dessen Nähe bei Hochkirch. Während er hier keinen Angriff besorgte, ward er am Morgen des 14. Okt. von den Oesterreichern überfallen u. mit großem Verlust geschlagen, so daß er sich in ein festes Lager bei Bautzen zurückziehen mußte. Doch wußte er diese Verluste bald wieder zu ersetzen u. die Nachtheile der Niederlage überhaupt wesentlich zu mindern. Er zog seinen Bruder Heinrich mit 10 Bataillonen an sich, beorderte den Grafen Dohna aus Pommern nach Sachsen u. setzte sich sodann am 25. Okt. nach Schlesien in Bewegung, wo er die Fe-

stungen Neisse u. Kosel entsetzte. Auch Daun, der inzwischen Dresden eingeschlossen, hob die Belagerung auf u. bezog die Winterquartiere. Gegen die Franzosen und die Reichsarmee hatte Ferdinand von Braunschweig mit Glück gefochten. Nachdem er Harburg, Stade u. Lüneburg erobert, zog er im Dec. 1758 mit seinem 30,000 Mann starken Truppencorps gegen den fast dreifach überlegenen Feind, nahm Verden u. Hoya, nöthigte die Franzosen zur Räumung von Bremen, überschritt die Aller u. nahm in der Gegend von Hannover ein ganzes französisches Regiment gefangen. Der französische Obergeneral Clermont, Nachfolger des Marschalls Richelieu, fürchtete nun eine Vereinigung des Prinzen Heinrich mit Ferdinand, räumte daher Wolfenbüttel, Braunschweig und Hannover u. ging bei Wesel über das linke Rheinufer zurück. Im Juli setzte auch Prinz Ferdinand über den Rhein, schlug die Franzosen am 23. Juni bei **Krefeld** mit einem Verluste von 7000 Mann, nahm Düsseldorf u. drang bis in die österreichischen Niederlande vor. Als aber der Marschall von Contades den Oberbefehl über das französische Hauptheer erhielt u. zugleich Soubise mit 30,000 Mann in Hessen einrückte, war Ferdinand, der bei Sangerhausen eine Niederlage erlitten, in Gefahr, abgeschnitten zu werden, u. sah sich, als es ihm nicht gelang, Contades zu einer Schlacht zu bewegen, genöthigt, auf das rechte Rheinufer zurückzugehen, was am 8.—10. August in bester Ordnung geschah. Am 14. vereinigte er sich bei Böckholt mit 12,000 Engländern, während die Armee von Contades durch 6000 Sachsen verstärkt wurde. Contades ließ nun 20,000 Mann zu Soubise stoßen, der bei **Lutternberg** den Prinzen Ysenburg schlug. Trotz dieses Unfalls manövrirte der Herzog von Braunschweig aber so geschickt, daß er Meister von Westphalen u. Niedersachsen blieb u. die Franzosen nöthigte, auf dem linken Rheinufer Winterquartiere zu nehmen. Obwohl nun Friedrich II. sich am Ende des Feldzugs wieder im Besitze fast aller seiner Staaten sah u. nicht als der Besiegte, sondern als der Sieger in dem ungleichen Kampfe erschien, so sammelten doch seine Feinde neue Kräfte zu seinem Verderben. Frankreich u. Oesterreich erneuerten in einem Staatsvertrag vom 30. Dec. 1758 das Bündniß vom 1. Mai 1756 u. luden sowohl die Kaiserin von Rußland, als die Könige von Schweden u. Polen dazu ein. Dagegen hatte auch Friedrich durch den Einfluß des britischen Ministers Pitt einen neuen Vertrag mit England erlangt, in welchem ihm jährlich 4 Millionen Thaler Hülfsgelder versprochen wurden.

Aufs Beste vorbereitet, eröffnete Friedrich den **vierten Feldzug**. Nachdem Prinz Heinrich schon im März 1759 in Böhmen eingefallen war u. große Kriegsvorräthe erbeutet hatte, wendete er sich im Mai nach Franken, verjagte die Reichsarmee, besetzte Bamberg u. zerstörte in Franken u. der Oberpfalz alle Magazine. Ebenso gelang es dem preußischen General Schenkendorf, ein österreichisches Corps bei Wolkenstein zu schlagen, u. dem General Dohna, die Schweden wieder bis nach Stralsund zurückzutreiben u. die Russen eine Zeit lang in Schach zu halten. Als die letztern aber in immer stärkern Schaaren aus Polen vordrangen u. sich der Oder näherten, um sich mit den von der Seite heranziehenden Oesterreichern zu vereinigen, sah sich Dohna zum Rückzuge genöthigt, ward aber durch den General Wedel ersetzt, der den bestimmten Befehl erhielt, die Vereinigung um jeden Preis zu hindern. Wedel griff am 23. Juli bei Kay unweit **Züllichau** die Russen an, wurde aber mit einem Verluste von 5000 Mann geschlagen, worauf der österreichische General Laudon mit seinen 20,000 Mann sich mit den Russen vereinigte. Friedrich II. übertrug seinem Bruder Heinrich den Oberbefehl in Schlesien, eilte nach der Mark u. ging, nachdem er sich am 4. August bei Mülrose mit dem General Wedel und am 10. Aug. mit dem finkschen Corps, das bisher bei Torgau gestanden, vereinigt, am 11. zwischen Küstrin und Lebus über die Oder, Angesichts des Feindes sich sogleich in Schlachtordnung aufstellend. Am 12. Aug. griff er die Russen bei **Kunersdorf** an und hatte fast schon den Sieg errungen, als Laudon ihm denselben noch entriß und ihm eine Niederlage beibrachte, wie er sie noch nie erlebt. Die Lage des Königs war trostlos. Ein rasches Vorrücken der Russen würde dem Kriege vielleicht ein Ende gemacht haben. Aber auch Soltikow hatte 24,000 Mann eingebüßt und wollte ein neues Zusammentreffen mit den Preußen vorerst vermeiden. So war es dem König vergönnt, unangefochten über die Oder zu gehen und die versprengten Haufen seines Heeres zu sammeln. Nach wenig Tagen stand er wieder an der Spitze von 28,000 Mann. Er suchte nun zuvörderst Berlin zu decken, eilte dann den Russen auf ihrem Marsche nach Schlesien zuvor und zwang sie, nach Polen zurückzuweichen, während Prinz Heinrich Daun in der Lausitz beschäftigte. Auch General Fouqué zwang in Schlesien den österreichischen General de Ville zum Rückzug nach Böhmen, während die Generäle Manteuffel und Platen die vorgedrungenen Schweden nach Stralsund zurücktrieben, u. Daun selbst nach Böhmen zurückgehen mußte. Mittlerweile hatte jedoch die Reichsarmee in Verbindung mit einem österreichischen Corps Leipzig, Wittenberg und Torgau erobert, selbst Dresden nach 27tägiger Einschließung genommen, und auch Daun war wieder in Sachsen eingerückt. Friedrich sendete die Generäle Fink und Wedel nach Sachsen, ließ durch den General Wünsch Wittenberg und Torgau wieder erobern und folgte am 13. November selbst nach. Als er jedoch Daun aus seinem festen Lager beim plauenschen Grunde vertreiben wollte u. zu diesem Zweck den General Fink ihm in den Rücken sendete, fiel dieser mit 11,000 Mann bei Maxen und General Diercke mit 1400 Mann in die Hände der Oesterreicher, ein empfindlicher Verlust für das ohnehin durch zwei große Niederlagen so sehr geschwächte preußische Heer. Die Franzosen hatten diesen Feldzug durch die Besetzung von Frankfurt a. M. eröffnet. Herzog Ferdinand wollte die Franzosen daraus vertreiben und rückte, nachdem er zuvor die Gegner durch den Erbprinzen von Braunschweig aus Hessen und den benachbarten Ländern hatte vertreiben lassen, im April mit 20,000 Mann auf Frankfurt los, sah sich aber durch das für ihn nachtheilige Treffen von Bergen zum Rückzuge

genöthigt, wodurch Hessen, Kassel, Minden und Münster wieder in die Hände des Feindes fielen. Der Herzog glaubte darauf, zur Rettung Hannovers eine Schlacht wagen zu müssen, und siegte am 1. August bei **Minden** mit 40,000 Mann über 85,000 Franzosen. An demselben Tage schlug der Erbprinz von Braunschweig ein französisches Corps unter dem Herzog von Brisac bei **Gohfeld** an der Weser, worauf am 2. Aug. Minden, kurz darauf Osnabrück, Paderborn, Bielefeld u. mehre andere Städte mit französischen Magazinen wieder in die Hände der Verbündeten fielen. Hessen ward darauf von den Alliirten wieder besetzt, Münster belagert und am 20. November, nach einem mißlungenen Entsatzversuch des französischen Generals Armentières, von Wesel aus durch Kapitulation eingenommen. Der Herzog von Würtemberg, der mit 12,000 Mann Fulda besetzt hielt, wurde von dem Erbprinzen von Braunschweig überfallen und an den Main zurückgejagt, worauf der Erbprinz mit seinem Corps nach Sachsen zu dem Heere Friedrichs aufbrach.

Während des Winters 1759—60 machte Friedrich II. verschiedene diplomatische Versuche, seine Gegner zu trennen und mit Einzelnen derselben Frieden zu schließen. Da sich aber die Unterhandlungen zerschlugen, so mußte Friedrich sich wieder ganz auf seine Ausdauer und seine Tapferkeit verlassen. Der neue, **fünfte Feldzug** von 1760 begann für die preußischen Waffen abermals unglücklich. Der König übernahm die Vertheidigung von Sachsen selbst; Prinz Heinrich sollte mit einem großen Corps die Russen beobachten, der Prinz von Würtemberg mit einem kleinen die Schweden in Schach halten. General Fouqué deckte Schlesien mit 13,000 Mann, mit denen er bei **Landshut** ein festes Lager bezog, wurde jedoch hier am 23. Juni von Laudon mit unverhältnißmäßiger Uebermacht angegriffen und ungefähr mit der Hälfte seiner Truppen gefangen genommen. Nicht genug, daß Friedrich II. hierdurch über 6000 Mann geübte Truppen verlor, stand nun auch Schlesien dem Feinde offen. Eine erste Folge des Unfalls war der Verlust von Glatz (26. Juli). Der König hob die begonnene Belagerung von Dresden auf, ging über die Elbe, schlug einen Theil des dort aufgestellten lascy'schen Corps und nahm am 31. eine Stellung bei Dallwitz. Marschall Daun folgte ihm, vereinigte sich mit Laudon und suchte noch überdies die russische Armee unter Soltikow an sich zu ziehen, welche Prinz Heinrich von Preußen mit seinem geringen Heer für die Dauer nicht aufhalten konnte. Friedrich II. schloß am 14. August aus Dauns Bewegungen, daß er des Angriffs von Seiten der Oesterreicher noch vor deren Vereinigung mit den Russen gewärtig seyn müsse, veränderte seine Stellung, auf die Daun seinen Angriffsplan gegründet hatte, u. schlug am 15. Aug. den angreifenden Laudon bei **Liegnitz** so entscheidend, daß derselbe 10,000 Mann und 82 Kanonen verlor, während er selbst nur 1800 Mann vermißte. Daun trat darauf den Rückzug über die Katzbach an. Friedrich vereinigte sich nun mit dem Prinzen Heinrich, wodurch die Russen bewogen wurden, sich über die Oder zurückzuziehen, so daß auch Breslau gerettet war. Als Friedrich aber Miene machte, sich wieder nach Sachsen zu wenden, von wo die Preußen durch Oesterreicher, Würtemberger und Reichstruppen verdrängt worden waren, so ward General Tschernitschew mit 20,000 Mann eiligst nach Brandenburg gesandt, um einen Handstreich auf Berlin auszuführen, während ihm die Hauptmacht unter Soltikow zu seiner Deckung langsam folgte. Berlin, ohne Befestigung und bedeutende Besatzung, konnte dem Andrang nicht widerstehen, sondern ergab sich durch Vertrag am 3. Oktober. Auf das Gerücht von des Königs Annäherung räumten jedoch die Feinde die Hauptstadt, und Friedrich wandte sich nun nach Sachsen, um sich für die von den Russen und ihren Verbündeten in Berlin erhobenen starken Kontributionen zu entschädigen. Er ließ die Reichstruppen aus Leipzig vertreiben und bemächtigte sich dieser reichen Stadt. Unterdessen war Daun dem Könige nach Sachsen gefolgt u. hatte eine feste Stellung bei Torgau genommen. Friedrich, der befürchtete, von Brandenburg abgeschnitten zu werden, und auch in Sachsen keine Winterquartiere erlangen konnte, beschloß daher, den Feldmarschall noch in dieser späten Jahreszeit um jeden Preis aus Sachsen zu verdrängen. Als Daun vermied, eine offene Feldschlacht anzunehmen, griff ihn der König am 3. November in seinem verschanzten Lager bei **Torgau** an und lieferte ihm eine der blutigsten Schlachten, die ihm selbst 10,000 Mann, den Oesterreichern aber das Doppelte kostete und ihm zum Besitz von Torgau verhalf. Während sich die österreichische Armee in Unordnung gegen Dresden zurückzog, gingen die Russen auf die Nachricht von dem Ausgang der Schlacht hinter die Weichsel und zogen sich die Schweden nach Stralsund zurück. Friedrich behauptete nicht nur Schlesien (bis auf Glatz), Pommern u. Brandenburg, sondern, mit Ausnahme Dresdens, auch Sachsen. Aber auch gegen die Franzosen hatte der Feldzug dieses Jahres einen ziemlich glücklichen Ausgang genommen. Die Franzosen hatten den Feldzug mit 130,000 Mann eröffnet, von denen 30,000 am Niederrhein u. 100,000 M. in Westphalen fechten sollten. Mit dieser Streitmacht hoffte der Herzog von Broglio die alliirte Armee zu trennen; ein Rangstreit unter Broglio's Untergenerälen gab aber dem Herzog Ferdinand Zeit, sein Heer durch 7000 Briten zu vermehren, so daß er 70,000 Mann stark war. Während nun der Erbprinz von Braunschweig, der die Vorhut befehligte, nach einem unglücklichen Gefecht bei Korbach ein französisches Corps am 16. Juli bei Emsdorf schlug, dann, um den Krieg nach Frankreich zu spielen, nach Kleve marschirte, Wesel belagerte, den Rhein überschritt und am 16. Oktober bei Kloster-Kampen dem überlegenen Feind ein blutiges Gefecht lieferte, worauf er sich über den Rhein zurückzog, schlug der Herzog von Braunschweig am 31. Juli die Franzosen bei **Marburg** an der Diemel mit einem Verlust des Feindes von 5000 Mann und 20 Kanonen, ein Vortheil, der aber durch den an demselben Tage erfolgten Verlust von Kassel wieder aufgehoben wurde.

War es schon eine höchst schwierige Aufgabe

für Friedrich II., drei Großmächten auch nur in einem Feldzug allein zu widerstehen, so mußte seine Lage durch eine lange Dauer des Krieges noch weit mißlicher werden; denn so reich auch sein Geist an Erfindungsgabe und schöpferischer Kraft war, so schien es für die Dauer gleichwohl unmöglich zu seyn, die Verluste eines Feldzugs an Soldaten stets von Neuem zu ersetzen und aus seinen Staaten immer frische Geldkräfte zu ziehen. Maria Theresia hoffte mehr als je auf die Wiedereroberung Schlesiens, und Elisabeth von Rußland betrachtete Preußen schon als eine eroberte Provinz. Zum Unglück für den König von Preußen war am 25. Oktober 1760 der König Georg II. von England gestorben, und dessen Nachfolger war dem Krieg in Deutschland abhold. Obgleich die Fortsetzung des Bündnisses mit Preußen verheißen wurde, so trat doch eine gewisse Lauheit ein, und es kamen insbesondere die Subsidien in Rückstand. Friedrich II., in solcher Weise von allen Seiten bedrängt, beschloß in dem sechsten Feldzug, von 1761, mehr vertheidigungsweise zu verfahren, um seine Kräfte zu schonen. Nachdem er den Prinzen Heinrich zur Deckung Sachsens zurückgelassen hatte, brach er am 4. Mai 1761 mit seinem Heere nach Schlesien auf und manövrirte hier so geschickt, daß er die beabsichtigte Vereinigung der Russen und Oesterreicher lange verhinderte. Allein bei der fast dreifachen Ueberlegenheit seiner Gegner war dies für die Dauer nicht möglich, und die Vereinigung Laudons mit den Russen erfolgte am 12. August zwischen Jauer und Striegau. Der russische General Butturlin führte 70,000, Laudon 60,000 Mann, und dieser Macht hatte der König von Preußen kaum 50,000 Mann entgegenzustellen. Durch Wegnahme eines russischen Magazins wurde jedoch das russisch-österreichische Lager in wirkliche Hungersnoth versetzt, und dies gab Butturlin, zwischen dem und Laudon sich mannichfache Differenzen entsponnen hatten, den Vorwand, sich von den Oesterreichern wieder zu trennen. Er ging am 13. September über die Oder nach Polen zurück, indem er nur 20,000 Mann unter Tschernitschew bei Laudon stehen ließ. Der unerwartete Fall von Schweidnitz durch einen Handstreich Laudons bestimmte Friedrich, fernerhin nur vertheidigungsweise zu verfahren. Er nahm eine Stellung bei Strehlen, um gleichzeitig Neisse, Breslau und Brieg zu decken. Trotz der Trennung der russischen u. österreichischen Armee befand er sich noch in der mißlichsten Lage. Kolberg ward am 16. December nach der heldenmüthigsten Vertheidigung an die Russen verloren. In Sachsen hatte zwar Prinz Heinrich gegen Daun und die Reichsarmee ansehnliche Vortheile errungen, doch konnte er nur einen Theil Sachsens behaupten. Auch der Herzog von Braunschweig, der sich bis jetzt gegen die Franzosen glücklich gehalten hatte, mußte, durch die Uebermacht des Feindes genöthigt, die Belagerung von Kassel aufheben und sich nach Paderborn zurückziehen. Nachdem er zwischen der Aspe und Lippe ein festes Lager bezogen, ward er am 16. Juli von den Marschällen Broglio und Soubise bei Villinghausen mit vereinigter Macht angegriffen, schlug sich aber mit solchem Erfolg gegen die überlegene Zahl der Feinde, daß dieselben mit beträchtlichem Verlust sich zurückzogen und Westphalen räumten. Im Ganzen war aber durch diese Erfolge die Lage des Königs keine günstigere geworden. Auf einen engen Raum eingeschränkt, wußte er nicht, wo er die Rekruten, Lebensmittel und Munition für den folgenden Feldzug herschaffen sollte. Seine Armee zählte kaum 30,000 Mann, nicht stärker war die Heinrichs. Seine alten Soldaten, seine besten Generäle waren geblieben, u. die englischen Hülfsgelder blieben aus. Da wandte der plötzliche Tod der Kaiserin Elisabeth von Rußland (8. Januar 1762) die Lage der Dinge plötzlich zu seinen Gunsten. Der neue Czar Peter III., schon vorher für Friedrich II eingenommen, wurde in dieser Gesinnung durch ein verbindliches Schreiben des Königs bestärkt. Nachdem am 16. März zwischen beiden Monarchen ein Waffenstillstand zu Stargard abgeschlossen worden, kam am 5. Mai der Friede zu Petersburg, im Juni 1762 aber ein Allianzvertrag zwischen beiden zu Stande, dem zufolge General Tschernitschew, der in Schlesien mit 20,000 Mann bei Laudon zurückgeblieben, Befehl erhielt, mit diesem Corps zu dem König von Preußen zu stoßen. Die nächste Folge dieser Wendung der Dinge war, daß auch Schweden durch den Frieden zu Hamburg am 22. Mai vom Kriegsschauplatze abtrat. Da Peter III. seinem Verbündeten Kolberg sogleich zurückgab, so war Friedrich im Rücken seiner Staaten völlig sicher und hatte nun freiere Hand gegen die Oesterreicher, die Reichstruppen und die Franzosen. Seine Armee ergänzte sich durch neue Anstrengungen allmählig wieder, und mit vollem Vertrauen eröffnete er den siebenten Feldzug, den von 1762. Im Frühling 1762 hatte er seine Armee wieder auf 60,000 Mann gebracht, u. als nun noch Tschernitschew mit 20,000 Russen zu ihm stieß, war er den Oesterreichern an Streitkräften weit überlegen, so daß Daun sich mit seiner ganzen Armee nach Schlesien begeben und dem Prinzen Heinrich Sachsen überlassen mußte. Am 1. Juli eröffnete Friedrich seine Operationen gegen den Marschall Daun, der eine feste Stellung am Zobtenberg bei Breslau genommen hatte, bei der Annäherung der Preußen aber dieselbe verließ und ein festes Lager zwischen Bögendorf, Kunzendorf und Zeiskenberg bezog. Während Friedrich ihn aus dieser unangreifbaren Stellung zu verdrängen od. ihm den Rücken abzugewinnen suchte, stellte die Entthronung des Kaisers Peter III. Friedrichs Schicksal von Neuem in Frage. Peters Nachfolgerin, Katharina II., rief sogleich die russischen Truppen aus Schlesien zurück, während zugleich Anstalten getroffen wurden, in Pommern den Krieg gegen den König zu erneuern. Friedrich aber wußte Tschernitschew zu bewegen, daß er seinen Abzug noch 3 Tage verschob, während welcher die Oesterreicher, ohne Kunde von der abermaligen Aenderung der russischen Politik, in den die gleiche Stellung einnehmenden Russen Feinde sahen. Friedrich aber stürmte inzwischen das feste Lager Dauns bei Reichenbach u. zwang dann (9. Okt.) Schweidnitz zur Uebergabe. Daun zog sich darauf nach Glatz zurück, u. ganz Schlesien war wieder im Besitz Friedrichs II. Tschernitschew

hatte sich mit seinen Russen zwar von den Preußen getrennt; die Kaiserin Katharina bestätigte aber den zwischen Rußland und Preußen am 5. Mai abgeschlossenen Frieden und beobachtete eine strenge Neutralität. Während dieser Erfolge des Königs in Schlesien hatte Prinz Heinrich in Sachsen nach mehren glücklichen Gefechten gegen die österreichischen Generäle Serbelloni u. Haddik, den er am 29. Okt. bei Freiberg unter Mithülfe des Reitergenerals Seydlitz schlug, sich den Weg ins Erzgebiege eröffnet und dadurch viel dazu beigetragen, daß die Oesterreicher für den Winter einen Waffenstillstand schlossen, der sich jedoch nur auf Sachsen und Schlesien bezog, und der Herzog von Braunschweig im Westen neue Vortheile über die Franzosen unter d'Estrées und Soubise erfochten. Am 24. Juni überraschte der Herzog die Franzosen bei Wilhelmsthal und trieb sie bis unter die Kanonen von Kassel zurück, wo sie ein festes Lager bezogen, und am 23. Juli schlug er das sächsische Corps unter Prinz Xaver bei Lütternberg. Obgleich die französische Armee zum Angriff überging und das Schloß Amöneburg am 22. September zur Uebergabe zwang, so mußte sich doch Kassel am 1. Nov. dem Prinzen Friedrich von Braunschweig ergeben. Auch Frankreich, durch den Krieg erschöpft, sehnte sich endlich nach dem Frieden. Am 3. Nov. wurden die Friedenspräliminarien zwischen Frankreich und England in Versailles unterzeichnet, die am 10. Februar 1763 zu Paris zum Definitivfrieden führten. Frankreich zog darauf seine Truppen nicht nur aus dem Hannöverschen, sondern aus ganz Deutschland zurück. Da hierdurch die kleinern deutschen Reichsstände ihre Stütze verloren, so wurde es für Friedrich leicht, jene Stände zum Frieden oder wenigstens zur Neutralität zu zwingen. Um dies zu bewirken, sendete er den General Kleist mit 10,000 Mann zu einem Streifzug nach Franken ab. Zwar mußte sich Kleist vor der durch ein österreichisches Corps verstärkten Reichsarmee nach Sachsen zurückziehen; aber der Kurfürst von Bayern erklärte dessen ungeachtet seine Neutralität, und seinem Beispiele folgten der Kurfürst von Mainz, sowie die Fürstbischöfe von Würzburg und Bamberg. Auch Maria Theresia gab endlich der Ueberzeugung Raum, daß ihre Hoffnung auf die Wiedereroberung Schlesiens vergeblich sey. So wurden denn nach einigen Vorverhandlungen die Friedensunterhandlungen schon am 31. Dec. 1762 im sächsischen Schloß Hubertsburg eröffnet. Es schienen sich anfangs besonders zwei Anstände zu erheben, indem die Kaiserin Maria Theresia einmal die Grafschaft Glatz beanspruchte und dann verlangte, daß die brandenburgisch-fränkischen Fürstenthümer Ansbach und Baireuth, welche sich im Besitz der jüngeren Linie des Hauses Hohenzollern befanden, nach dem Erlöschen dieser Linie nicht mit dem Königreich Preußen vereinigt, sondern wieder einem jüngeren Zweig des Hauses überlassen werden sollten. Da aber Friedrich in beiden Punkten durchaus nicht nachgab u. Maria Theresia gewichtige Gründe für die schleunige Beendigung des Krieges hatte, so verzichtete sie zuletzt auf jene Forderungen, und da Friedrich II. ihr in andern untergeordneten Gegenständen willfährig war, so kam der Friede zwischen Preußen und Oesterreich ohne fremde Vermittelung zu Stande. Ihm folgte sogleich der Friede zwischen Preußen und Sachsen, indem Friedrich II. dem Kurfürsten alle eroberten Länder zurückgab. Das deutsche Reich hatte schon am 11. Februar seine Neutralität erklärt. Am 15. Februar 1763 wurde der hubertsburger Friede von den Betheiligten unterzeichnet. Durch den siebenjährigen Krieg hat sich Friedrich nicht nur den Besitz Schlesiens gesichert, sondern auch Preußen eine Stellung unter den Großmächten Europa's errungen. Aber der Krieg hatte Deutschland und namentlich Preußen und Sachsen schwere Wunden geschlagen, über deren Heilung Jahrzehnte verstrichen. Vgl. Deutschland, Gesch., Preußen, Gesch., Sachsen, Königreich, Gesch. Die Geschichte des siebenjährigen Kriegs haben unter Anderen bearbeitet: Friedrich II. in der „Histoire de la guerre de sept ans"; Lloyd, Geschichte des siebenjährigen Kriegs (deutsch von Tempelhof, Berlin 1794—1801, 6 Bde.); Archenholz, Geschichte des siebenjährigen Kriegs, 5. Aufl., Berlin 1840, 2 Thle.; F. S. Mursinna, Geschichte des siebenjährigen Kriegs, Halle 1789 bis 1790 5 Bdchn.; J. A. von Retzow, Charakteristik der wichtigsten Ereignisse des siebenjährigen Kriegs, 2. Aufl., Berlin 1804, 2 Bde.; John, Geschichte des siebenjährigen Kriegs, Leipz. 1844; Sporschil, Kurzgefaßte Geschichte des siebenjährigen Kriegs, Braunschweig 1845.

Siebenlehn, Stadt im königlich sächsischen Kreisdirektionsbezirk Leipzig, Amt Nossen, mit Brennerei, Viehzucht, Bäckerei, Wachsschlägerei und 1500 Einw.; trieb früher starken Bergbau.

Siebenpfeiffer, Philipp Jakob, bekannter politischer Schriftsteller, geboren zu Lahr im Breisgau am 12. Nov. 1789, war erst als Schreiber beim Oberamt zu Lahr und 1806 bei der Finanzverwaltung des Breisgaues angestellt, studirte dann aber seit 1810 zu Freiburg Jurisprudenz. Nachdem er alsdann als Sekretär bei der Kreisstelle fungirt hatte, kam er 1814 zu dem österreichischen Generalgouvernement zu Kolmar, darauf zur österreichisch-bayerischen Regierung nach Kreuznach, wurde später Kreisdirektorialadjunkt in Trier und 1815 Vorstand der österreichischen Verwaltung von Landau und dem Gebiete an der Lauter. Obschon ihn die bayerische Regierung in die niedrigere Stelle eines Kreisdirektorialassessors versetzte, so kam er doch 1818 als Landeskommissär nach Homburg in der Rheinpfalz. Als er 1830 die Zeitschrift „Rheinbayern" herausgab, ward er dadurch bei der bayerischen Regierung so mißliebig, daß er als Inspektor des Zuchthauses nach Kaisersheim versetzt werden sollte. Aber S. quittirte den Staatsdienst und setzte jene Zeitschrift nicht nur unter dem Titel „Deutschland" fort, sondern gab seit dem April 1831 auch den „Westboten" heraus, worin er unverhohlen die Mißgriffe der Regierung tadelte u. in deutschem Sinne die Verbesserung der politischen Verhältnisse des deutschen Volkes erstrebte. Der „Westbote" wurde daher 1832 unterdrückt. Zu Neustadt an der Hardt, welches S. darauf zu seinem Wohnsitze wählte, erließ er im April 1832 den Aufruf zur Bildung eines Bürgervereins auf

den 27. Mai. Wegen seiner Theilnahme am hambacher Feste mit andern Genossen gefänglich eingezogen, kam er im Juli 1833 vor die Assisen zu Landau, angeklagt, durch seine Reden direkt zum Umsturze der Verfassung aufgefordert zu haben. Als die Geschwornen das Nichtschuldig über ihn aussprachen, wurde er wegen Schmähung der Beamten vor das Zuchtpolizeigericht gestellt und im November 1833 zu zweijähriger Haft verurtheilt. In der Nacht vom 14.—15. November 1833 entsprang er aus dem Gefängnisse zu Frankenthal, entkam glücklich auf französisches Gebiet und begab sich von da in die Schweiz, wo er an der Universität zu Bern als Professor angestellt wurde. Er † in der Heilanstalt zu Bumpliz bei Bern am 14. Mai 1845.

Siebenschläfer (**Sieben Brüder**, Septem dormientes), die sieben Märtyrer Maximianus, Malchus, Martinianus, Dionysius, Johannes, Serapio und Constantinus, nach der Sage Trabanten des Kaisers Decius, die sich bei der Christenverfolgung unter diesem Kaiser in eine Höhle des cölischen Berges verbargen und, nachdem der Kaiser die Höhle hatte vermauern lassen, in Schlaf verfielen, aus dem sie erst unter Theodosius II. (446) wieder erwachten. Malchus, der ausgesendet ward, um Brod zu holen, sah mit Erstannen das verfolgte Kreuz auf allen Plätzen von Ephesus aufgestellt. Zum Prokonsul geführt, erzählte er zu Aller Verwunderung seine und seiner Gefährten Geschichte. Der Bischof Maximus eilt darauf mit allem Volk zur Höhle, wo man die Uebrigen wachend findet, ihre Gesichter wie Frühlingsrosen strahlend. Auch der Kaiser Theodosius eilt herbei und hört die Männer sprechen. Darauf neigen sie ihr Haupt und entschlafen; der Kaiser aber beugt sich über sie her, küßt sie, bedeckt sie mit seinem Purpur und befiehlt, ihre heiligen Ueberreste in goldenen Kästen aufzuheben. Die Sage findet sich zuerst in einem Sendschreiben Gregors von Tours an den Bischof Sulpicius von Bourges um 870, dann in den griechischen Monologien und in den „Acta Sanctorum". Paulus Diaconus verlegt das Wunder nach Deutschland. Die katholische Kirche weihte dem Gedächtniß der S. den 27. Juni, die griechische den 4. August als Einmauerungs-, den 22. Oktober als Erweckungstag. Wenn es am 29. Juni regnet, dauert nach dem Volksglauben das Regnen 7 Wochen fort. Die im Volksglauben oft wiederkehrende Sage ist in der Geschichte von den **sieben schlafenden Jungfrauen** romantisch behandelt. Vergl. Historia sanctorum septem dormientium ex ectypis Musei Victorii, Rom 1741.

Siebenschläfer (Myoxus), Säugethiergattung aus der Ordnung der Nagethiere und der Familie der Eichhörnchen, charakterisirt durch die kurzen, fast nackten Ohren, den buschigen, gleichmäßig behaarten Schwanz und die des Nagels entbehrende Daumenwarze. Der **gemeine S.** oder die **Rellmaus** (M. glis L.), hellgrau, unten weiß, mit schwarzbraunem Augenkreis, 6 Zoll lang mit 5 Zoll langem Schwanz, ist ein nächtliches Thier Süd- und Mitteleuropa's, welches sich in Wäldern aufhält, sich von Nüssen, verschiedenerlei Samen und fleischigen Früchten nährt und einen mehrmonatlichen Winterschlaf hält, auch den Tag über in hohlen Bäumen &c. schläft. Er gewöhnt sich leicht an die Gefangenschaft und wird bei gutem Futter ungemein fett. Den alten Römern galt er als Leckerbissen und ward deshalb in eigenen Behältern (gliriaria) gemästet. Auch jetzt noch dient er in Italien, Illyrien und Steiermark als schmackhafte Speise. Der **Gartenschläfer** oder die **Eichelmaus** (M. nitela Schrb., Mus quercinus L.), röthlichbraun, unten weiß, mit dichtanliegend behaartem Schwanz, $4^1/_2$ Zoll lang, lebt in Frankreich, in der Schweiz, auch am Harz und richtet in Gärten oft Schaden an. Ihm sehr ähnlich ist der **Weinschläfer** (M. dryas Schrb.), in den Laubwäldern Ungarns und der Wolga. Zu derselben Gattung gehört die **Haselmaus** (**Haselschläfer**, M. avellanarius L., M. muscardarius Schrb.), welche, einfarbig gelbroth, unten etwas heller, 3 Zoll lang, mit eben so langem Schwanz, in Süd-, Mittel-, selten in Nordeuropa vorkommt und vorzüglich von Haselnüssen und Bucheckern lebt und leicht zähmbar ist.

Sieben Weise, 7 Männer des alten Griechenlands, die durch praktische Lebensweisheit unter ihren Zeitgenossen hervorragten. Sie lebten in dem Zeitraume von 620—548 v. Chr. und wurden von ihren Mitbürgern sowohl, wie auch von den Bürgern anderer Staaten in den wichtigsten Angelegenheiten um Rath gefragt und als Gesandte, Heerführer, Gesetzgeber zu öffentlichen Geschäften zugezogen. Ihre Lebensweisheit theilten sie entweder in Gedichten, oder in kurzen Sinnsprüchen mit. Genannt werden als die 7 Weisen gewöhnlich: **Cleobulus** aus Lindus, **Periander** aus Korinth, **Pittacus** von Mytilene, **Bias** aus Priene, **Thales** aus Milet, **Chilon** aus Lacedämon und **Solon** aus Athen. Doch werden weder ihre Namen, noch ihre Zahl, noch ihre Aussprüche auf übereinstimmende Weise angegeben. Namentlich stellen Einige statt des Periander einen gewissen **Myson** aus Chenä in die Reihe dieser Männer. Die unter ihrem Namen noch vorhandenen Sentenzen und Gnomen sind von Orelli in den „Opuscula graecorum veterum sententiosa et moralia" (Leipzig 1810) gesammelt und von Dilthey in den „Fragmenten der Sieben Weisen" (Darmst. 1835) übersetzt worden.

Sieben weisen Meistern, das **Buch von den**, deutsches Volksbuch, eine Sammlung von 15 kleinen Erzählungen. Der römische Kaiser Pontianus läßt seinen Sohn aus erster Ehe, Diocletianus, von sieben weisen Meistern in den sieben freien Künsten unterrichten. Nach seiner Rückkehr an den Hof findet die zweite Gemahlin des Kaisers Gefallen an ihm; da er ihre Liebesanträge aber keusch zurückweist, so verleumdet sie ihn beim Vater, der siebenmal durch bezugvolle Erzählungen seines Weibes vermocht wird, den Sohn zum Galgen führen zu lassen, aber auch siebenmal sich durch die Gegenerzählung eines der sieben Meister zum Aufschub der Hinrichtung bewegen läßt, bis endlich der Sohn, der durch ein eigenthümliches Verhängniß 7 Tage hat schweigen müssen, den Vater von der Untreue und Falschheit seiner Gattin überzeugt, die dann sammt ihrem Buhlen verbrannt wird. Der Ursprung des Werks,

seiner Einkleidung und einiger darin erzählten Geschichten reicht nach Indien zurück, von wo es in die arabische, persische und hebräische Sprache, dann in die griechische unter dem Namen „Syntipas" übergegangen ist. Durch lateinische Umbildungen, deren Inhalt auch in die „Gesta Romanorum" aufgenommen wurde, kam es endlich in die abendländische nationale Literatur. Französische Bearbeitungen, deren eine A. Keller nach einer pariser Handschrift unter dem Titel „Li romans des sept sages" (Tübingen 1836) herausgegeben hat, beginnen zu Anfang des 13. Jahrhunderts. In Deutschland, wohin einzelne Geschichten schon im 14. Jahrhundert Eingang gefunden, wurde das Buch 1412 von Hans von Bühel nach deutscher, aus dem Lateinischen übersetzter Prosa in poetischer Form bearbeitet; sein Werk „Diocletianus' Leben" hat A. Keller herausgegeben (Quedlinburg 1841). Das deutsche prosaische Volksbuch, aus dem 14. und 15. Jahrhundert, ward zuerst im 15. Jahrhundert gedruckt, ohne Ort u. Jahr, dann zu Augsburg (1473), Ingolstadt, Straßburg u. öfter. Simrock hat es neuerlich in seiner Sammlung deutscher Volksbücher wieder erneut. Eine hebräische Bearbeitung (Mischle sendebar) erschien deutsch von H. Sengelmann (Halle 1842).

Sieben Wunder der Welt, sieben merkwürdige Bau- und Kunstwerke des Alterthums, die sich theils durch ihre außerordentliche Größe, theils durch ihre Pracht auszeichneten und noch gegenwärtig zum Theil in ihren Trümmern Bewunderung erregen. Man rechnete dahin: die ägyptischen Pyramiden, die sogenannten hängenden Gärten der Semiramis zu Babylon, den Dianentempel zu Ephesus, die Bildsäule des olympischen Jupiter von Phidias, das Mausoleum, den Koloß von Rhodus und den Pharus zu Alexandria. Diese Wunderwerke, deren Kreis von den Griechen erst nach Alexanders Zeit zusammengesetzt wurde, hat unter den Alten Philo aus Byzanz in der Schrift „De septem mundi miraculis" oder „De septem orbis spectaculis" (bearbeitet von Orelli, Leipzig 1816) beschrieben.

Siebenzig Dolmetscher, die Uebersetzer des Alten Testaments ins Griechische, s. Septuaginta.

Siebold, Gelehrtenfamilie, deren Glieder sich besonders auf dem Gebiet der Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe ausgezeichnet haben. Karl Kaspar von S., geboren den 4. November 1736 zu Niedeck im Jülichschen, ward Professor der Anatomie, Chirurgie und Geburtshülfe zu Würzburg, hob das Studium dieser bisher ziemlich vernachlässigten Fächer wesentlich und erwarb sich den Ruf eines der ausgezeichnetsten Chirurgen seiner Zeit. Er ward 1801 in den Reichsadel erhoben und † den 3. April 1807. Seine vier Söhne zeichneten sich in denselben Fächern, wie der Vater, aus, nämlich: Johann Georg Christoph von S., 1767 zu Würzburg geboren, kam 1790 an die Lehrstelle seines Vaters und † am 15. Jan. 1798 als Professor der Physiologie, der Klinik und Geburtshülfe in Würzburg; Johann Theodor Damian von S. † am 6. Dec. 1828 als Medicinaldirektor zu Darmstadt; Johann Barthel von S. ward 1797 seinem Vater adjungirt u. † als Professor der Chirurgie und Oberwundarzt am Juliushospital zu Würzburg am 28. Jan. 1814; Adam Elias von S., geboren den 5. März 1775, studirte in Würzburg, Jena und Göttingen, ward 1799 außerordentlicher Professor der Medicin zu Würzburg, besuchte 1800, um Johann Peter Franks medicinische und Boers geburtshülfliche Klinik näher kennen zu lernen, Wien und avancirte nach seiner Rückkunft zum Medicinalrathe und ordentlichen Professor. Im J. 1816 folgte er einem Rufe nach Berlin, wo er eine Entbindungsanstalt begründete und am 12. Juli 1828 †. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: „Lehrbuch der theoretischen und praktischen Entbindungskunde" (Nürnberg 1810; 4. Aufl. 1824); „Handbuch zur Erkenntniß und Heilung der Frauenzimmerkrankheiten" (Frankfurt 1811, 2 Bde.; 2. Aufl., das. 1821—23); „Lehrbuch der Geburtshülfe" (5. Aufl., Würzburg 1831). Philipp Franz von S., bekannt durch seine in Japan angestellten Forschungen, Sohn von Johann Georg Christoph von S., geboren den 17. Februar 1796 zu Würzburg, widmete sich auf der dortigen Universität seit 1815 dem Studium der Medicin und Naturwissenschaften und begab sich 1822 als Sanitätsoffizier nach Batavia, wo er 1823 als Regimentsarzt im Hauptquartier zu Weltevreden eintrat, aber schon im Juni als Arzt und Naturforscher der nach Japan bestimmten Gesandtschaft beigegeben ward. Anfangs mit seinen Forschungen auf das enge Gebiet der holländischen Faktorei Desima beschränkt, wußte er sich durch seinen Ruf als Arzt bald einen weiteren Spielraum zu eröffnen. Um seinen Unterricht zu benutzen, kamen Japanesen aus den entferntesten Gegenden herzu, die ihm bei seinen Forschungen behülflich u. förderlich waren. Bei der im Februar 1826 abgehenden Gesandtschaftsreise nach Jeddo ward S. von mehren Schülern begleitet und fand daselbst eine sehr gute Aufnahme. Allein schon am 16. Mai 1826 mußte das ganze Gesandtschaftspersonal in Folge eines Verstoßes gegen die japanische Hofsitte von Seiten des Gesandten nach Desima zurückkehren. Hier ward S. in eine Untersuchung verwickelt. Es war nämlich verrathen worden, daß der kaiserliche Astronom und Oberbibliothekar ihm die Kopie einer Karte mitgetheilt hatte, welche auf Befehl des japanischen Kaisers angefertigt worden war. Diese in Japan für ein großes Staatsverbrechen geltende Handlung würde für den Bibliothekar üble Folgen gehabt haben, wäre derselbe nicht durch das entschlossene Auftreten S.s, der aus Japan verbannt wurde, gerettet worden. Durch vertraute Japanesen unterstützt, rettete S. auch seine literarischen Schätze und anderen Sammlungen, welche konfiscirt worden waren. Einen Theil seiner Sammlungen hatte er schon 1828 nach Europa gesandt. Er selbst kam im Juli 1830 wieder in Holland an. Seine naturhistorischen und ethnographischen Sammlungen wurden dem Museum zu Leyden einverleibt. Außer mehren Abhandlungen über Japan in den „Verhandelingen van het bataviaasch Genootschap" sind von seinen Schriften hervorzuheben: „Nipon, Archiv zur Beschreibung von Japan" (Leyden 1832—44); „Fauna

Japonica" (im Verein mit Temminck, Schlegel und Haan bearbeitet, das. 1833—46); „Flora Japonica" (das. 1835 — 46); „Bibliotheca Japonica" (herausgegeben mit J. Hoffmann, das. 1833 — 41, 6 Thle.); „Thesaurus linguae Japonicae" (das. 1835—41); „Isagoge in bibliothecam Japonicam" (das. 1841). Auch machte sich S. durch Einführung japanischer Kulturpflanzen, wie des Thee's, auf Java verdient, wie er auch viel zur Eröffnung Japans für den Handel leistete. Hierher gehört seine „Urkundliche Darstellung der Bestrebungen Niederlands und Rußlands zur Eröffnung Japans" (Leyden 1854). Noch gegenwärtig steht S. als Oberst beim Generalstabe im niederländisch-indischen Dienste, wohnt aber meist in Bonn. **Eduard Kaspar Jakob von S.**, verdienter Physiolog und Anatom, Sohn von Adam Elias von S., geboren den 19. März 1801 zu Würzburg, studirte hier, sowie zu Berlin und Göttingen und kam 1827 als Assistent an die Entbindungsanstalt zu Berlin, deren interimistische Leitung er nach dem Ableben seines Vaters erhielt. Im J. 1829 wurde er als Professor der Medicin und Chirurgie nach Marburg, 1833 aber in derselben Eigenschaft nach Göttingen berufen. Er setzte das von sein em Vater 1813 angefangene „Journal für Geburtshülfe ic." fort u. schrieb: „Geschichte der Geburtshülfe" (Berlin 1839—45, 2 Bde.); „Lehrbuch der Geburthülfe" (das. 1841); „Zur Lehre der künstlichen Frühgeburt" (Göttingen 1842); „Lehrbuch der gerichtlichen Medicin" (Berlin 1846, Abtheilung 1). **Karl Theodor Ernst von S.**, Bruder des Vorigen, geboren den 15. Februar 1804 zu Würzburg, war zuerst Kreisphysikus zu Heilsberg in Preußen, seit 1834 Kreisphysikus zu Königsberg, ging 1835 als Direktor der Hebammen- und Entbindungsanstalt nach Danzig, wo er 1839 zugleich das Stadtphysikat übernahm, und folgte 1840 einem Ruf als Professor der Zoologie, vergleichenden Anatomie und Thierheilkunde nach Erlangen. Außer zahlreichen in Journalen u. akademischen Schriften niedergelegten Abhandlungen, zum Theil helminthologischen und entomologischen Inhalts, schrieb er ein treffliches „Lehrbuch der vergleichenden Anatomie der wirbellosen Thiere" (Berlin 1848) und begründete mit Kölliker die „Zeitschrift für wissenschaftliche Zoologie". Er schrieb auch: „Observationes de salamandris et tritonibus" (Berl. 1828); „Beiträge zur Naturgeschichte wirbelloser Thiere" (Danzig 1839).

Sieden, von tropfbaren Flüssigkeiten, durch hinreichend erhöhte Temperatur oder entsprechend verminderten Luftdruck dermaßen ausgedehnt werden, daß sie Gasgestalt annehmen. Wird z. B. Wasser lange genug erhitzt, so entwickeln sich Dämpfe, welche immer dichter in der Flüssigkeit aufsteigen, je heißer jene wird. Der Druck der äußern Luft hindert sie noch am Aufsteigen und Ausbreiten. Sie steigen und fallen daher, in kleine Wasserbläschen gehüllt, so lange auf und nieder und veranlassen das eigenthümliche Wallen siedender Flüssigkeiten, bis sie leicht und elastisch genug sind, den Luftdruck überwinden und sich ausbreiten zu können. Durch die schnelle Aufeinanderfolge der dadurch bewirkten kleinen Knalle entsteht das bekannte Tönen der erwärmten Flüssigkeit, welches dem S. vorangeht. Der Wärmegrad, bei dem die verschiedenen Flüssigkeiten sieden, heißt der **Siedepunkt**, welcher jedoch nur bei einerlei Druck der Atmosphäre beständig ist u. dann als fixer Punkt für die Grade des Thermometers (s. d.) benutzt wird. Durch S. verdampft die tropfbare Flüssigkeit, und die aufsteigenden Dämpfe nehmen alle freie Wärme hinweg, so daß eine schon siedende Flüssigkeit, wenn sie unbedeckt ist, nicht mehr heißer werden kann. Ist sie bedeckt, wie beim papinianischen Digestor, so liegt der Siedepunkt viel höher und die Flüssigkeit wird immer heißer. Hieraus erklärt sich, daß bei tiefem Barometerstande und auf Bergen Flüssigkeiten schneller sieden, als im Gegentheil, daß im luftleeren Raum Wasser schon bei der gewöhnlichen Temperatur siedet. In dem sogenannten **Pulshammer**, einer gläsernen Röhre, an deren Enden große hohle Kugeln angeblasen sind, reicht schon die Wärme der Hand hin, eine Flüssigkeit zum S. zu bringen.

Siedlec, Hauptstadt des russisch-polnischen Gouvernements Podlachien, Sitz der Provinzialbehörden, eines Civil- und Friedensgerichts, hat eine Kreisschule, ein prachtvolles Palais, schöne Gärten und 4500 (5500) Einw.

Sieg, der Zweck eines jeden Kampfes, sowohl in körperlicher, als in sittlicher Beziehung, in welcher letzten er besonders den Leidenschaften und ihrer Bändigung gilt. In ersterer Beziehung kann er entweder von einem Einzelnen errungen werden, wie bei Kampfspielen, oder von Gesammtheiten, wie im Kriege. Das Merkmal des S.es im Kriege ist der Abzug des Gegners vom Kampfplatze. Die Wichtigkeit desselben beruht auf der Wichtigkeit des Zweckes, der erreicht wird, wie z. B. die Einnahme einer wichtigen Stellung einen an sich unbedeutenden S. sehr wichtig machen kann. Die Benutzung des S.es ist zweifacher Art, **taktisch**, indem man den weichenden Gegner durch fortgesetzte Angriffe in einen solchen Zustand versetzt, daß seine Schlagfähigkeit für die nächsten Tage gänzlich verloren geht, und **strategisch**, indem man aus diesem Zustande alle nur denkbaren Vortheile zieht. Die Benutzung des S.es nimmt einen politischen Charakter an, sobald der Sieger in den eroberten Provinzen die Regierungsbehörden absetzt oder für sich in Eid und Pflicht nimmt, die förmliche Besitznahme derselben bekannt macht ic.

Sieg, preußischer Fluß, entspringt auf dem Westerwalde in der preußischen Provinz Westphalen, Regierungsbezirk Arnsberg, nimmt die Niester u. Agger auf, wird bei Siegburg schiffbar u. mündet nach einem Laufe von 17 Meilen in den Rhein.

Siegburg, Kreisstadt in der preußischen Rheinprovinz, Regierungsbezirk Köln, Kreis Sieg, zwischen der Sieg und Agger, hat 4 Kirchen und Kapellen, eine höhere Bürgerschule, Tabakfabrikation, Gerberei, Fischerei, Schifffahrt und auf dem nahen Michaelisberg in einer ehemaligen Benediktinerabtei seit 1824 eine Irrenanstalt und 3000 Einw.

Siegel (sigillum, secretum, signetum), der Abdruck eines Stempels in einer weicheren Masse. Als Stoff gebrauchte man am frühesten wohl das

Wachs, anfangs in seiner ursprünglichen Farbe, dann gefärbt. Die ägyptischen Priester bedienten sich der Siegelerde, die Römer des Bleies und überhaupt des Metalls, selbst des Silbers und Goldes, in der späteren Kaiserzeit. Ueber die Farbe des Wachses herrschten im Mittelalter besondere Bestimmungen. Nur Kaiser und Könige siegelten, nachdem im 9. und 10. Jahrhundert der Gebrauch des bunten Wachses aufgekommen, roth, verliehen aber das Recht dazu später auch andern Fürsten und Herren. Des grünen Wachses bedienten sich besonders geistliche Stifter, Klöster und Städte. Der Großmeister des deutschen Ordens, wo er sich nicht des Bleies bediente, des Malteserordens u. der Tempelherren, sowie der Patriarch von Jerusalem siegelten mit schwarzem Wachse. Privat- und andere Personen siegelten mit gelbem Wachse. Später kamen der Mehlkleister und die Oblaten als Ersatzmittel des Wachses auf, doch wurden sie anfangs mehr zu Briefen gebraucht. In der Mitte des 16. Jahrhunderts wurde das Siegellack (s. d.) erfunden, aber erst im 17. Jahrhundert allgemein gebraucht; die älteste bekannte mit Siegellack gesiegelte Urkunde ist von 1553. In der Trauer u. bei Kondolenzschreiben wird schwarz gesiegelt. Auch druckt man mit schwarzer Farbe Stempel unter Urkunden geringern Werthes oder über die mit Kleister oder Oblate verschlossenen Briefe. Die auf den S.n dargestellten Gegenstände sind sehr mannichfaltig. Die Alten siegelten mit dem eigenen Kopfbilde oder dem anderer berühmten Personen, das jedoch nicht konkav, wie jetzt, sondern konvex ausgeschnitten war. Auch Embleme, wie eine Sphinx, wurden hierzu gebraucht. Die deutschen Kaiser im frühen Mittelalter führten ebenfalls ihr Brustbild. Außerdem brauchte man Wappen, in sofern Behörden, Korporationen oder einzelne Personen zu Führung solcher berechtigt waren; doch wurden auch ideelle Wappen, sowie beliebige Embleme und Figuren, einzelne Worte oder Anfangsbuchstaben der Namen im S. geführt. Im Orient zierte man die S. mit Sprüchen aus dem Koran. Nach den verschiedenen Bestimmungen unterscheidet man Reichs-, Landes-, Kanzlei-, Raths-, Amts-, Gerichts-, Notariats- &c. S., auch große und kleine Reichssiegel. Die Form der S. ist meist rund, doch kommen auch andere Formen vor. In Bezug auf die Größe der S. herrscht große Verschiedenheit. Um das S. vor Verfälschung zu bewahren, wurde auch manchmal ein Gegen- oder Sekretsiegel (contrasigillum) auf den Rücken des größeren S.s gedrückt, und dieser kleineren S. bediente man sich später auch bei minder wichtigen Ausfertigungen. Der Zweck der S. bestand ursprünglich darin, daß durch das S. eine Urkunde größere Glaubwürdigkeit erhalten und vor Verfälschung gesichert werden sollte. Zu diesem Zwecke wurde ein Pergamentstreif durch die Urkunde gezogen, oder die Blätter derselben mit einander verbunden und unten die beiden Enden der Schnur durch ein S. vereinigt, das zu größerer Festigkeit in eine Kapsel von Horn, Holz oder Blech (Siegelkapsel) gedrückt war. Diese Siegelkapsel hieß Bulle, und davon führten ganze Urkunden oft den Namen Bullen. Später setzte man die S. unmittelbar neben die Unterschriften auf die Urkunden selbst, wie es jetzt noch gewöhnlich ist. Im 14. und 15. Jahrhundert waren den Urkunden zu größerer Beglaubigung oft sehr viele S., meist in Bullen, angehängt, so einer Beschwerdeschrift der böhmischen Städte an die kostnitzer Kirchenversammlung von 1415 nicht weniger als 350. Zum Verschließen der Briefe dienten S. erst später.

Siegelbewahrer (sigilli custos), in manchen Staaten einer der höchsten, oft der höchste Staatsbeamte, dem die Aufbewahrung der Staats- und Regentensiegel und die Untersiegelung der Urkunden anvertraut ist. Bei den griechischen Kaisern waren die Logotheten, bei den Merowingern die Referendarien, bei den Karolingern und den spätern Kaisern und Königen die Kanzler die dazu besonders angestellten Beamten. Im deutschen Reiche hatte der Kurfürst von Mainz als Erzkanzler die Reichssiegel zu verwahren, die ihm von dem Reichsvicekanzler ausgehändigt wurden. In Frankreich war ursprünglich ebenfalls der Kanzler Bewahrer der Reichssiegel; da aber das Kanzleramt Dem, der damit bekleidet war, nicht genommen werden konnte, so wurde, wenn ein Kanzler in Ungnade fiel, ein besonderer Garde des sceaux ernannt, der dem Kanzler in Rang gleich stand. Der Großsiegelbewahrer ernannte alle Kanzleibeamten in ganz Frankreich und hatte alle Erlasse im Namen des Königs zu untersiegeln, wobei ihm früher die strengste Verpflichtung oblag, nichts zu besiegeln, was dem Gesetze und dem Rechte zuwider war. Unter Ludwig XVIII. ward der Name Großsiegelbewahrer Titel des Justizministers. In England ist seit der Königin Elisabeth das Amt des Großsiegelbewahrers (Lord keeper of the great seal) mit dem des Lordkanzlers vereinigt; nur für das kleine königliche Siegel besteht noch ein eigener Beamter (Lord keeper of the privy seal oder Lord privy seal), durch dessen Hände Alles gehen muß, ehe es mit dem großen Siegel bedruckt wird. Außerdem besteht noch ein Handsiegel des Königs (signet).

Siegelerde, s. Bolus.

Siegelkunde, s. Sphragistik.

Siegellack (Siegelwachs), eine Masse, welche zum Siegeln gebraucht wird. Das eigentliche S. besteht aus Schellack, Terpentin u. verschiedenen Farbstoffen, auch Benzoe u. Storax &c., wodurch es wohlriechend wird. Eine sehr gute rothe Sorte wird dargestellt, indem man 10 Theile Tafellack vorsichtig mit 6 Theilen venetianischem Terpentin zusammenschmilzt und zu der verschmolzenen Masse 3 Theile Zinnober und 3 Theile geschlämmte Kreide setzt. Zu dem schwarzen S. nimmt man Kienruß, zum gelben weißes Pech, Mastix, Gummi Sandarach, etwas Bernstein, Benzoe, Storax und Auripigment oder Gummigutti, zum grünen Gummilack und Kolophonium jedes zu gleichen Theilen, etwas Terpentin, Borax und gepulverten Grünspan, zum blauen gebleichten Gummilack und Berlinerblau; das braune, gefärbte ist eine Mischung von Schwarz und Braun; zu dem durchsichtigen braunen wird gar keine Farbe genommen, zum Goldlack 1 Theil venetianischer Terpentin, 2 Theile Schellack und eine beliebige Menge

Gold oder Messingspäne. Die ordinären Sorten oder die **Packlacke** bestehen aus weißem Fichtenharz, Mennige, Terpentin und Kreide. Man schmilzt die harzigen Stoffe in einem Tiegel oder in einer flachen kupfernen Pfanne und rührt dann die Farbe nach und nach darunter. Die noch ziemlich weiche Masse wird gewöhnlich in Gypsformen gegossen, oder auch mit der Hand auf einer etwas erwärmten Marmorplatte zu Stangen gerollt, denen man die Nummer und das Fabrikzeichen mit einem Petschaft aufdrückt. Gutes S. wird in Nürnberg, Augsburg, Hannover, Erfurt, Berlin, Frankfurt a. M., Leipzig und andern Orten Deutschlands gefertigt. Das beste S. kommt aus China, ist aber etwas braunroth, weil es mit Drachenblut gefärbt ist. Ein gutes S. muß hart, glatt und glänzend, von lebhafter Farbe und spröde seyn. Es muß leicht anbrennen, wohl abtriefen, den Rauch vom Lichte nicht annehmen und auch keine schwarze Kohle absetzen. Das **weiche** S. oder das **Siegelwachs** besteht aus 1 Theil weißem Wachs, ¼ Theil Terpentin und etwas Zinnober oder Grünspan oder Kienruß. Es dient besonders zu urkundlichen Siegeln. Die Portugiesen sollen das S. aus Ostindien mitgebracht haben; daher kommt wohl der Name **spanischer Lack** u. **spanisches Wachs** (cera hispanica).

Siegelmäßigkeit (jus insigniorum), eigentlich das Recht, Wappen zu führen, ein Vorrecht des Adels. In Bayern versteht man darunter das Vorrecht des Adels, der Kollegienräthe und aller Offiziere bis zum Kapitän, Verträge unter sich, ohne Zuthun eines Gerichts, gültig aufzunehmen, Pachtbriefe zu fertigen, die Verlassenschaft ihrer Genossen zu konsigniren und zu inventiren, als Testamentsvollstrecker zu handeln, Vormünder zu bestellen, vor Gericht ohne Zuziehung eines Advokaten zu handeln und statt bürgerlicher Eide in Civilsachen bloß die Eidesformel zu unterzeichnen.

Siegen, Kreisstadt in der preußischen Provinz Westphalen, Regierungsbezirk Arnsberg, an der Sieg, hat eine katholische und 2 evangelische Kirchen, ein altes und ein neues Schloß, ein Stadtgericht, eine Forstinspektion, eine Realschule, ein Waisen- und Armenhaus und 6928 gewerbfleißige Einwohner, welche Fabriken für Eisen- und Stahlwaaren, namentlich auch Feilen, sowie Wollen- und Baumwollenweberei und Gerberei betrieben. Das aus den Eisengruben und Schmelzhütten S.s hervorgehende Eisen gilt für das beste im westlichen Deutschland. S. war ehemals ein Fürstenthum des westphälischen Kreises, das der Linie Nassau-Oranien gehörte und der Nebenlinie Nassau-S. den Namen gab. Nachdem das Fürstenthum schon 1806 an das Großherzogthum Berg gekommen, ward es 1815 Preußen einverleibt.

Siegenbeek, Matthijs, verdienter niederländischer Schriftsteller, geboren den 23. Juni 1774 zu Amsterdam, wurde schon 1793 Prediger der Mennonitengemeinde zu Leyden, 1796 aber Professor der niederländischen Beredsamkeit, daselbst 1799 ordentlicher Professor der holländischen und dann auch der neueren Literatur und vaterländischen Geschichte. Er † um 1850. Das in der „Abhandlung über die holländische Orthographie" von ihm aufgestellte neue System ward die Grundlage der jetzt üblichen Rechtschreibung im Holländischen. Von seinen Schriften sind noch hervorzuheben: „Leerredenen" (1814—20, 2 Bde.); „Beknopte Geschiedenis der nederl. Letterkunde" (1826); „Geschiedenis der Leydsche hoogeschool van hare oprigting tot 1825" (1829—32, 2 Bde.); „Geschiedenis des Burgerwapening in Nederland" (1831).

Siegesgöttin, s. **Victoria**.

Siegeszeichen, s. v. a. Trophäen.

Siegfried, deutsche Heldensage, s. **Sigfried**.

Siegwurz, Pflanzengattung, s. v. a. Gladiolus *L.*

Siel, bei Deichbauten eine kleine mit Thüren und Klappen versehene Schleuße; insbesondere eine solche unter (in) dem Deiche, mittelst deren man das Wasser, das sich hinter dem Deiche ansammelt, nach Belieben abläßt. In Gegenden, wo solche S.e zur Entwässerung des Landes von großer Bedeutung sind, z. B. in Oldenburg, sind besondere Beamte (**Sielgeschworne**) zur Beaufsichtigung derselben angestellt. Das durch S.e be- oder entwässerte Land, dessen Besitzer das S. und den dazu gehörigen Deich unterhalten müssen, wird **Sielacht** genannt.

Siena, Hauptstadt der gleichnamigen Provinz (Compartimento Senese) des italienischen Großherzogthums Toskana, liegt auf einem Hügel mit 3 Gipfeln gegen 1300 Fuß über dem Spiegel des Mittelmeeres, ist unregelmäßig gebaut, finster u. öde, hat aber prächtige Paläste neben elenden Hütten. In der Mitte der Stadt liegt der große Platz del Campo, wo Pferderennen und Volksspiele gehalten werden. Der Palast der Signoria (Stadthaus), 1308 vollendet, in rein gothischem Styl erbaut, enthält treffliche Fresken. Unter den zahlreichen Kirchen ist die Metropolitankirche oder der Dom die ausgezeichnetste, ein gothisches Gebäude mit reichen Verzierungen und mit schöner Mosaik gepflastert. Die Augustinerkirche hat herrliche Gemälde von Romanelli, Maratta und Perugino, die Dominikanerkirche ein auf Holz gemaltes Madonnenbild von Guido da Siena. Eine schöne Gemäldesammlung ist im Palast Saracini. Bemerkenswerth sind noch die Paläste Chiggi, Gianelli, Piccolomini, Elsi, Sandesoni, Azzoni und 2 Theater. S. ist Sitz eines Erzbischofs, einer Universität, eines Seminars, mehrer Kollegien, hat zahlreiche Bibliotheken, mehre gelehrte Gesellschaften, viele Klöster, ein Hospital della Scala mit anatomischem Theater, botanischem Garten, eine Taubstummenanstalt &c. Die Einwohner, etwa 25,000, unterhalten Manufakturen für wollene Zeuche, Tuch, Seidenwaaren, Filz- und Strohhüte und treiben lebhaften Handel mit Wein, Oel und Industrieerzeugnissen. In S. wird das reinste und wohlklingendste Italienisch gesprochen. S. hieß bei den Römern Sena Julia und erhielt unter Augustus eine Kolonie (Colonia Senensis). Im Mittelalter war es Hauptstadt eines ansehnlichen, aber vielfach durch Parteiungen zerrissenen Freistaats mit 100,000 Einwohnern. Nachdem es aber durch Cosmus I., Herzog von Florenz u. nachmaligen Großherzog von Toskana, seiner republikanischen

Freiheit beraubt worden, sank es so sehr herab, daß es kaum noch 10,000 Einwohner zählte. Vgl. Romagnoli, Cenni storico-artistici di S., 2. Aufl. 1840.

Sienne, Fluß im französischen Departement Calvados, entspringt bei St.-Sever, fließt in das Departement Manche und in den Hafen von Regnéville im Kanal, südwestlich von Coutances.

Sieradz, Kreisstadt im russisch-polnischen Gouvernement Kalisch, südöstlich von Kalisch, links an der Wartha, in sumpfiger Gegend, hat ein Dominikanerkloster, eine Kreiskommission, ein Friedensgericht, Leinweberei, Gerberei und 3500 Einw. Die große, sonst hier befindliche Tuchfabrik ist jetzt in Zintenhoff bei Pernau.

Sierck, französische Stadt, Departement Mosel, Arrondissement Thionville, unweit der belgischen und preußischen Grenze, rechts an der Mosel, durch Mauern und Fort befestigt, hat eine Hauptdouane, Salzquellen, beträchtliche Gerberei, vorzüglichen Gyps, Schusterahlenfabrikation, Leimfabrikation, Weinhandel, Verkehr mit Köln, Trier, Thionville und Metz und 2200 Einw.

Sierra (span., portug. Serra), Säge, dann s. v. a. Gebirgskette.

Sierra Leone, afrikanischer Küstenstrich am atlantischen Ocean, in Oberguinea, erstreckt sich in einer Länge von etwa 60 Meilen vom Kap Verga bis zum Kap Mesurado, ohne bestimmte Grenzen gegen das Binnenland, steigt von der Küste allmählig bis zum Gebirgsplateau von Oberguinea an, das, nur einen schmalen Küstensaum übrig lassend, häufig bis ans Meer herantritt. Das Land ist reich bewässert durch den Pongas, Sangari, Melacuri, Scarcies u. andere Flüsse. Zahlreiche Inseln und Inselgruppen ziehen sich an der Küste hin, meist klein und mit Sandbänken abwechselnd. Das Klima ist heiß und für Europäer ungesund; zur Regenzeit herrschen häufige Stürme (Tornados), zu andern Zeiten weht der Harmattan. Produkte sind: Reis, Mais, Yams, Bataten, Melonen, Ananas, Zuckerrohr, Pisang, Bananen, Brodfrüchte, Kaffee, Baumwolle, Tabak; Büffel, Schweine, Schafe, Affen, Elephanten, Antilopen; Papageien, Fasanen, Krokodile, Schlangen; Fische, Austern rc. Die Einwohner sind Neger, treiben Landbau, Fischerei und einigen Handel. Nachdem schon die Portugiesen daselbst Niederlassungen angelegt hatten, gründete 1787 die afrikanische Gesellschaft in London die Kolonie S. L., und zwar mit dem Zwecke, dadurch auf Civilisation der Neger hinzuwirken. Um feindliche Angriffe, wie sie die Kolonie 1794 durch eine französische Flotte erfahren, abzuwenden, ward 1809 die Stadt Kingstown angelegt. Im Jahre 1808 trat die Gesellschaft ihre Rechte an die Kolonie der Regierung ab, und seitdem dient dieselbe hauptsächlich freigewordenen Negersklaven zum Asyl. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 50,000, worunter an 200 Weiße. Die Hauptstadt ist Freetown. Andere Städte sind Regentstown, 1816 gegründet, mit einem Seminar für einheimische Missionäre und 1800 Einw., und York mit 2500 Einw.

Sierra Morena (s. v. a. braunes Gebirg), Gebirg in Spanien, eines der Glieder in der langen Gebirgskette, welche am mittelländischen Meere zwischen den Flüssen Xucar und Segura mit dem Kap Martin beginnt, zwischen Guadiana und Guadalquivir, parallel mit dem kastilischen Scheidegebirge, gegen Westen unter dem Namen Serra de Caldeirao, Serra Monchique nach Portugal hinübertritt und im Kap St. Vincent endet. Das ganze Gebirgsland der S. M. ist auf den Höhen dürr und fast vegetationslos, an den Abhängen waldreich und in den Thälern morastig. Als den höchsten und wildesten Theil bezeichnet man den mittleren, los Pedroches genannt, nördlich von Cordova, der aber die Höhe von 3600 Fuß nicht übersteigt. Im Süden breitet sich ein theilweise bis an den Guadalquivir streichendes Hügelland aus, wozu die bewaldete Sierra de Cordova und die früher wegen ihrer Silber- und Bleigruben berühmt gewesene Sierra de Guadalcanal gehören. Ueber den westlichen Theil des Gebirgs führt eine Straße aus Estremadura von Zafra durch den Paß de Monasterio nach Sevilla, über den östlichen die schöne Kunststraße von Madrid nach Andalusien durch den berühmten Paß Despeña Perros oder Puerto del Rey, eine zwischen wunderbar gestellten Schieferfelsen sich hinwindende Schlucht. Auf der S. M. ward 1767 vom Minister Olavides eine deutsche Kolonie mit dem Hauptort Carolina angelegt.

Sierra Nevada (d. h. Schneegebirg), das höchste Gebirg Spaniens, erhebt sich nahe der Südküste im Cumbre de Mulhacen bis fast zu 11,000 Fuß und im Picacho de Veleta bis zu 10,700 Fuß und steigt demnach über die Schneelinie hinaus. Es zeigt weder die scharf zulaufenden, nadelförmigen Gipfel der Uralpen, noch die hohen Spitzen der Pyrenäen, sondern sanft ansteigende, gewölbte Rücken und am südlichen Abhange meist üppige Vegetation. Der Fuß des Gebirges ist mit Oel- und Pomeranzenbäumen u. höher hinan mit Obstbäumen bepflanzt; dann beginnt der Weinbau und, wo dieser aufhört, der Getreidebau. Auf dem ersten Drittel des Gebirgsabhanges überrascht eine beinahe ganz deutsche Vegetation: Pappeln, Eschen, Fliedern, dazwischen Brombeeren, Weißdorn und wilde Rosen. Die S. N. ist der mittlere und höchste Theil des Gebirgszugs von Granada, welcher als der vierte und südlichste der pyrenäischen Halbinsel von Osten nach Westen streicht und zwischen dem Kap de Gata und der Gibraltarstraße am mittelländischen Meer endet.

Siesta (span. und ital.), Mittagsruhe, die man in Italien und Spanien in den Stunden hält, wo die Hitze am drückendsten ist.

Sieur (franz.), Herr.

Sieveking, Karl, hanseatischer Staatsmann, geboren den 1. Nov. 1787 zu Hamburg, studirte zu Heidelberg und Göttingen, fungirte dann kurze Zeit bei seinem Oheim, dem französischen Gesandten Reinhard in Kassel, und habilitirte sich 1812 als Privatdocent zu Göttingen. Die von ihm hier gehaltenen Vorträge über „Geschichte von Florenz" erschienen in den „Schriften der Akademie zu Ham" (Hamburg 1844, Bd. 1). Im März 1813 kehrte er nach Hamburg zurück u. ward hier mit einer Sendung an Bernadotte betraut. Nach Hamburgs Fall schloß er sich dem

hanseatischen Direktorium an u. brachte während der hundert Tage mit Wellington die Konvention für Hamburg zu Stande. Nachdem er seit Nov. 1819 als Ministerpräsident in Petersburg thätig gewesen, ward er 1821 zum Syndikus erwählt u. vertrat als solcher geraume Zeit seine Vaterstadt beim Bundestage. Er † den 30. Juni 1847.

Sievershausen, Dorf in der hannöverschen Landdrostei Lüneburg, Amt Meinersen, mit 210 Einwohnern; hier Schlacht am 9. Juli 1553 zwischen dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach und dem Kurfürsten Moritz von Sachsen, in welcher der letztere zwar den Sieg davontrug, aber tödtlich verwundet ward. Am Jahrestage der Schlacht 1853 ward ihm daselbst ein Denkmal errichtet.

Sieversia, Pflanzengattung aus der Familie der Potentilleen, aus einigen Arten der Gattung Geum *L.* gebildet, wovon S. montana *Willd.*, Geum montanum *L.*, Bergnelkenwurz, Bergbenediktwurz, in Europa, auf Wiesen und Triften der Alpen u. Voralpen, ausdauernd, wegen der Wurzel, Radix Caryophyllatae montanae, bemerkenswerth ist, indem dieselbe ganz dieselben Eigenschaften wie die Nelkenwurz, Geum urbanum *L.*, nur in einem höhern Grade hat, weshalb sie von den Alpenbewohnern sehr häufig als tonisches, bitteres Mittel angewendet wird. Das Gleiche gilt von S. reptans *Spr.*, Geum reptans *L.*, auf den höchsten Alpen, bis zur Grenze des ewigen Schnee's, ausdauernd.

Sièyes, Emmanuel Joseph, französischer Publicist und Staatsmann aus der Zeit der Revolution, geboren am 3. Mai 1748 zu Fréjus, bildete sich vom 14. Jahre an 12 Jahre auf dem Seminar St.-Sulpice zu Paris für den geistlichen Stand aus, ward dann kurze Zeit Kanonikus in der Bretagne, hierauf Generalvikar des Bischofs von Chartres und endlich Mitglied der Chambre supérieure des französischen Klerus. Im Jahre 1788 wohnte er als Abgeordneter seines Standes zu Orléans der Provinzialversammlung bei. Die Bedeutung der damals beginnenden Bewegung wohl würdigend, schrieb er darauf mehre auf die Zeitfragen bezügliche Broschüren, darunter den „Essai sur les privilèges" und das berühmte Pamphlet: „Qu'est-ce que le tiers-état", das, im Januar 1789 veröffentlicht, eine gewaltige Wirkung auf die Menge ausübte. Der Ruf eines freisinnigen Schriftstellers verschaffte S. bei der Gemeinde von Paris die Wahl in die Nationalversammlung. Obschon er kein ausgezeichneter Redner war und nur wenig sprach, so gab ihm doch der Umfang seiner Kenntnisse und sein Patriotismus bei der Nationalversammlung ein so großes Ansehen, daß er in der ersten Zeit der Revolution einen bedeutenden Einfluß ausübte. S. wirkte für die Vereinigung der drei Stände und redigirte im Ballhaus den berühmten Eid, durch welchen die Deputirten am 20. Juni 1789 alle bis auf einen schworen, sich nicht eher wieder zu trennen, als bis sie Frankreich eine Konstitution gegeben hätten. S. Schrift „Reconnaissance et exposition des droits de l'homme et du citoyen", die im Juli 1789 erschien, war der Vorläufer der Erklärung der Menschenrechte. Nicht minder wirksam zeigte sich S. für die Reorganisation der Rechtspflege und Verwaltung und für die Eintheilung Frankreichs in Departements. Seine Thätigkeit wurde jedoch bedeutend durch die Niederlage geschwächt, die er erlitt, als er sich der Abschaffung des geistlichen Zehnten ohne Entschädigung widersetzte. Den Antrag, konstitutioneller Bischof von Paris zu werden, wies er zurück. Bei der Aburtheilung Ludwigs XVI. stimmte er einfach für den Tod des Königs, nachdem er vom Departement Sarthe in den Konvent gewählt worden war. In der Schreckenszeit verhielt er sich ziemlich passiv und blieb auch im Konvent fortwährend schweigsam. Nach dem Falle Robespierre's schrieb er, als Rechtfertigung seines bisherigen Verhaltens, die „Notice". Eine Mitwirkung am Verfassungswerk des Jahres III verweigerte er; eben so wenig war er zum Eintritte in das Direktorium zu bewegen. Dagegen ließ er sich in den Rath der Fünfhundert wählen. In diese Epoche fällt ein vom fanatischen Abbé Poulle gegen ihn versuchter Meuchelmord, der jedoch bloß eine Verwundung an der Hand und an der Brust zur Folge hatte. Im Jahre 1798 als bevollmächtigter Minister nach Berlin gesandt, entfaltete er hier eine große diplomatische Gewandtheit. Nach seiner Rückkunft trat er für Rewbell ins Ministerium, aber nur, um das Direktorium vollends zu stürzen und die endliche Pacifikation und die feste Installirung der Freiheit zu bewerkstelligen. Zu diesem Zwecke stützte er sich im Direktorium auf Roger-Ducos, in der Gesetzgebung auf den Rath der Alten und nach außen auf die Masse der gemäßigten Männer und auf die Mittelklasse, welche jetzt Ruhe um jeden Preis haben wollte. S. brauchte zur Ausführung seines Planes einen General und hatte erst sein Augenmerk auf Joubert gerichtet, der aber in der Schlacht bei Novi fiel. Gegen Napoleon, dessen Hintergedanke ihm nicht entging, mißtrauisch, bewies er gleichwohl bei dem Verfassungsumsturz vom 18. Brumaire zu Gunsten Napoleons ungewöhnliche Energie und trug dadurch wesentlich zu dessen Sieg bei. Aber über die neue Verfassung konnten sich S. und Bonaparte nicht vereinbaren, indem der eine Frankreich nur eine Verfassung geben, der andere aber der Herr desselben werden wollte. Vom Konstitutionsentwurf S.', welchen Mignet in seiner „Histoire de la révolution" mittheilt, ward Einiges in die konsularische Konstitution des Jahres VIII aufgenommen. Durch den Staatsstreich vom 18. Brumaire war Napoleon schon zu mächtig geworden, als daß ihm S. hätte Widerstand leisten können. Letzterer räumte ihm daher das Feld, ließ sich von Bonaparte als erstem Konsul dem Senate einverleiben und gab sich endlich mit der reichen Staatsdomäne Crosne zufrieden, die ihm von seinem Gegner geschenkt wurde. Nachher erhielt er den Grafentitel und fungirte auf kurze Zeit als Präsident des Senats. Der Umstand, daß S. während der hundert Tage in die Pairskammer trat, hatte nach der Restauration seine Verbannung als Régicide zur Folge. Er begab sich nach Brüssel u. kehrte von da erst nach der Revolution von 1830 nach Paris zurück, wo er Mitglied der französischen Akademie wurde und am 20. Juni 1836 †. Vergl. Boulay, Théorie con-

stitutionnelle de S.; Oelsner, Des opinions politiques du citoyen S., 1799; Mignet, Notice historique sur la vie et les travaux de S., Paris 1836.

Sifanto (Sifnos, Siphnos), griechische Insel, Gouvernement Milo, eine der Centralcykladen, 1⅒ □M. groß, ist gebirgig, hat fruchtbare Thäler und ein schönes, gesundes Klima, liefert Korn, Kapern, Feigen, Oel, Seide, Baumwolle, Honig, Wachs und hat 5000 Einw., welche Ackerbau treiben und baumwollene Zeuche, Leinwand, Segeltuch, Strohhüte verfertigen. Die gleichnamige Hauptstadt, auf einem Felsen, an der Ostküste, Sitz eines griechischen Bischofs, hat ein Schloß, einen Hafen und 1000 Einwohner.

Sigalon, Xavier, französischer Maler, geboren 1790 zu Uzès in den Cevennen, hatte in seiner Jugend mit Entbehrungen aller Art zu kämpfen, kam 1820 nach Paris ins Atelier Guérins, wo er sich bald von den Traditionen der klassischen Schule frei machte und sich zu einem kräftigen Naturalismus emporarbeitete. Sein erstes, jetzt im Louvre befindliches Bild, die Courtisane, welche einem jungen Menschen einen Brief zusteckt, erregte sogleich die öffentliche Aufmerksamkeit. Das Bild der Locusta, das er 1824 zur Ausstellung brachte, veranlaßte lange und heftige Debatten zwischen den damaligen Klassikern und Romantikern, blieb aber lange unverkauft, so daß S. sich zur Aquarellmalerei bequemen mußte, weil er keine Leinwand kaufen konnte. Laffitte befreite den Künstler aus der Noth durch Ankauf des Bildes um 6000 Francs. Im J. 1827 trat S. mit der „Athalia" auf, einer großen Komposition von zwar grauenvoller, aber nicht unschöner Lebenswahrheit, jetzt im Museum zu Nantes. Nach der Julirevolution malte S. im Auftrag der neuen Regierung einen heiligen Hieronymus, der die Posaune zum Weltgerichte hört, eine Kreuzigung und den Täufer Johannes. Im Auftrag Thiers' begab er sich nach Rom, um daselbst eine Kopie des jüngsten Gerichts von Michel Angelo zu machen. Nach 4 Jahren anhaltender Arbeit brachte er das Werk zu Stande, u. er hatte schon angefangen, die Propheten und Sibyllen der Sixtina zu kopiren, als ihn 1837 die Cholera dahinraffte. Die Kopie des jüngsten Gerichts befindet sich jetzt in der Ecole des beaux arts zu Paris.

Sigambri, s. Sicambri.

Sigebert von Gemblours (Sigebertus Gemblacensis), Quellenschriftsteller für die deutsche Geschichte, geboren um 1030 in Brabant, ward 1048 im Kloster Gemblours Mönch und folgte 1050 einem Ruf an die Klosterschule des heiligen Vincenz nach Metz, wo er den Ruf großer Gelehrsamkeit erlangte und am 5. Okt. 1112 †. Sein „Chronicon", welches den Zeitraum von 381 bis 1112 und neben manchen Fabeln u. Fehlern auch vieles Wichtige, was sich sonst nicht findet, enthält, wurde von dem Abt Anselmus zu Gemblours (1113—37), Robertus de Torinneio und drei Andern fortgesetzt. Es findet sich sammt den Fortsetzungen gedruckt bei Pistorius in den „Scriptores rerum germanicarum", Band 1, und sonst.

Sigeum Promontorium (lat.), Vorgebirge in Troas, die Nordwestspitze von Asien am Eingange des Hellespontus, jetzt Jenischeer. An dem Vorgebirge lag die gleichnamige Stadt, die bald nach der Vernichtung des persischen Reichs zerstört wurde. Sie gab Veranlassung zu einem Krieg zwischen Pisistratus und Pittacus und war dann Aufenthaltsort der aus Athen vertriebenen Pisistratiden. Berühmt ist noch die sigeische Inschrift, an einer hermetischen Säule ohne Kopf, die bustrophedon, d. i. abwechselnd links und rechts laufend, geschrieben ist und sich auf ein den Bewohnern von S. gewidmetes Weihgeschenk bezieht. Sie ist kopirt und erläutert von Böckh im „Corpus inscriptionum graecorum" (Berl. 1828, Bd. 1).

Sigfried (hochaltdeutsch Sigefrid, nordisch Sigurd), Held der altdeutschen Sage, der Sohn Sigmunds, aus dem Geschlecht der Welsunger (nordisch Wölsungar), das von Odin selbst abstammte. Mit leuchtenden Augen und von unglaublicher Kraft, wurde er von dem weisen und kunstreichen Zwerg Regino (d. i. Rathgeber) erzogen, der ihm ein Roß verschaffte u. ein Schwert schmiedete, mit dem S. einen Amboß spalten konnte. So ausgerüstet und aufgereizt durch Regino, zog er aus, das verderbenschwangere Gold der Nibelungen, das von dem Drachen Fafnir gehütet ward, zu erwerben. S. erschlug nach nordischer Erzählung den Drachen auf der Gnitaheide in Westphalen, daher sein nordischer Beiname Fafnirsbani, d. i. Fafnirstödter; er erschlug aber auch den Regino, der selbst nach dem Hort trachtete. Das Drachenblut, von dem er trank, vermehrte noch seine Kraft oder schützte seinen Leib vor Wunden, das Gold und zumal der Ring machte ihn unermeßlich reich; die Tarnkappe gab ihm die Fähigkeit, seine Gestalt in die eines Andern zu verwandeln; auch das Schwert Balmung lag nach der deutschen Sage beim Hort. Aber der Besitz des Goldes gab ihn auch in die Knechtschaft der Nibelungen und weihte ihn dem Verderben. Er verlobte sich mit der kriegerischen Königstochter Brunhild; sein Herr Gundaharl (Günther), der Nibelungen König, freite aber selbst um sie, und S. gewann sie unter dem Schutze der Tarnkappe für Günther und nahm sich selbst ein anderes Weib, Chriemhild (nach der altnordischen Sage Gudrun), die Schwester Günthers. Der Zank der beiden Königinnen um den Vorzug ihrer Männer veranlaßte Chriemhild, den Betrug zu entdecken, worauf Brunhild den S. durch Hagano (Hagen) ermorden ließ und sich dann selbst tödtete. So waren Alle, die an dem Schatze Theil hatten, vernichtet, und dieser fiel an seine ursprünglichen Herren zurück, die ihn in den Rhein versenkten. Dies die Grundzüge der ächten alten Sage, wie sie Lachmann zusammengestellt hat; sie haftet nach ihm an dem Satze, daß das Gold, obgleich begehrungswürdig, doch in die Gewalt der dämonischen Mächte bringt. Aber selbst diese Form ist nicht die älteste ursprüngliche. Die Sigfriedssage ist vielmehr von einer Göttersage erst zur Heldensage geworden. Nach der ältesten Auffassung ist S. selbst ein herrlicher leuchtender Gott (Lachmann vergleicht ihm den Balder, Wilhelm Müller findet den Freyr in ihm), ein Gott des Friedens durch den Sieg, und die Fabel zeigt

(nach Lachmann), wie selbst er nicht ungestraft die geheimnißvollen Wächter im kalten nördlichen Todtenreiche (Niflheimr, Niflhel) morden und das Geld der nächtlichen Götter dem Drachen rauben darf. Zwar gewinnt er durch den Raub Reichthum und wunderbare Kräfte, aber er gibt sich damit zugleich in die Gewalt der Dämonen, deren Bundesbruder er durch seine Vermählung mit ihren Schwestern werden muß. Für den König des Nebelreichs muß er mittelst des dämonischen Werkzeugs die umstrahlte Walkyrie aus den Flammen holen, in des Königs Gestalt ihren Widerstand bezwingen; durch den Ring und den Schatz vermählt er sich mit ihr, aber sie wird nicht seine, sondern seines Herrn Braut. Endlich fällt er, vom Todesdorn (Hagano), dem Sohne des Schreckens, erstochen, und das geraubte Gold wird in den Rhein versenkt. Am einfachsten und reinsten spricht sich die Sage in den Liedern der Edda aus; doch haben es Grimms Forschungen fast als unzweifelhaft erwiesen, daß der Grundstoff jener eddischen Lieder selbst deutsch und aus Deutschland, wahrscheinlich in Liedern, die in der Darstellungsweise den eddischen ähnlich waren, nach dem Norden (vielleicht um das Ende des 5. Jahrhunderts) gekommen ist, wo sich ihm die Sage vom gothischen Ermanrich anlehnte. Zur Heldensage hat sich die Sage von S. etwa im 7. Jahrhundert umgewandelt, und zwar als Eigenthum der Franken am Niederrhein; mit ihr verschmolz, gewiß schon vor dem Anfange des 9. Jahrhunderts, die Sage vom Untergange des burgundischen Königs Günther durch den hunnischen Attila, und erst mit diesem Letztern hat sich auch die Sage vom ostgothischen Dietrich eingemischt. So mit andern Sagen zusammengeflossen, bildet die Sigfriedssage, deren Gestaltung auch noch fortan mannichfachen Einwirkungen unterworfen war, den Inhalt des Nibelungenliedes (s. d.), neben dem das deutsche Lied „Vom hörnin Sigfried" als poetische Bearbeitung der Sage auftritt (s. Hörnen Sigfried). In der skandinavischen Literatur gibt nach der ältern Edda und andern verlorenen Liedern die „Völsungasaga" in prosaischer Auflösung die zusammenhängende Erzählung der Sigfriedssage; neben ihr ist die „Nornagestssaga" bemerkenswerth. Die „Wilkinasaga" ist nach ihrer eigenen Angabe aus deutscher Quelle, Gedichten und mündlicher Erzählung, geflossen. Eine historische Deutung der Sage ist neuerlich mehrfach versucht worden. So hat Mone („Quellen u. Forschungen rc.", Bd. 1, 1830) in ihr ein Konglomerat von Erzählungen über Arminius u. Civilis und die Ueberwältigung der Briten durch den angelsächsischen Hengist finden wollen, während Giesebrecht (in dem „Jahrbuch der berliner Gesellschaft für deutsche Sprache", Bd. 2, 1836) sie den Nachklang alter Lieder auf Arminius nennt u. nach E. Rückert („Oberon von Mons u. die Pipine von Nivella", Leipz. 1836) sie die dichterische Darstellung der Schicksale des austrasischen Königs Sigbert ist, der 575 auf Fredegundens Betrieb ermordet worden seyn soll. Vgl. Gervinus, Geschichte der deutschen Nationalliteratur, Bd. 1, S. 48 ff.; W. Grimm, Deutsche Heldensage, 1829; K. Lachmann, Kritik der Sage von den Nibelungen, 1830; W. Müller, Versuch einer mythologischen Erklärung der Nibelungensage, 1841; Derselbe, Sigfried u. Freyr, in Haupts „Zeitschrift für deutsches Alterthum", Bd. 3, 1843.

Sigillaria (lat.), römisches Bilder- u. Puppenfest, Fortsetzung der Saturnalien, gefeiert am 21. und 22. December und benannt von den kleinen Götterbildern aus Thon (sigilla), ursprünglich Menschenfigürchen, welche Numa als Symbol von Menschenopfern dem Saturn statt lebender Kinder darbrachte. Auch beschenkten sich mit dergleichen Dingen Aeltern und Kinder, Freunde und Verwandte gegenseitig.

Sigillata terra (lat.), s. v. a. Siegelerde.

Sigillum (lat.), kleine Bildsäule aus Marmor, Gyps, Wachs rc.; Bild auf einem Geschirr, namentlich auf einem Petschaft; auch das Petschaft und das Siegel selbst.

Sigillum confessionis (lat.), s. v. a. Beichtverschwiegenheit.

Sigmaringen, ein 1853 aus den 1850 an Preußen abgetretenen beiden Fürstenthümern Hohenzollern-Sigmaringen und Hohenzollern-Hechingen gebildeter preußischer Regierungsbezirk, der der Oberaufsicht des Oberpräsidenten der Rheinprovinz unterstellt ist und 1852 auf 21¼ □Meilen 65,634 Einwohner zählte, die, fast ausschließlich Katholiken, zur oberrheinischen Kirchenprovinz (Erzbisthum Freiburg) gehören. Die gleichnamige Hauptstadt, die frühere Residenz der Fürsten von Hohenzollern-S. (s. Hohenzollern), an der Donau, ist jetzt Sitz der preußischen Landesregierung, hat ein Schloß, eine katholische Pfarrkirche mit fürstlichem Erbbegräbniß, eine lateinische, Real- und Hebammenschule, ein Museum, eine Bibliothek, ein Theater und 2346 Einwohner. Das gleichnamige Dorf, an der Donau und an der Einmündung der Lauchart, hat 900 Einwohner und, wie das Thal der letzteren, mehre Hochöfen und Eisenhämmer.

Sigmund (Sigismund), 1) deutscher Kaiser, zweiter Sohn des Kaisers Karl IV. von dessen Gemahlin, Elisabeth von Pommern, 1368 geboren, erhielt 1378 beim Tode seines Vaters die Markgrafschaft Brandenburg. Obschon seine Verlobung mit Maria, der Erbtochter Ludwigs des Großen von Ungarn und Polen, ihm die Erbfolge in diesen beiden Ländern in Aussicht stellte, so erkoren 1383 nach Ludwigs Hintritt die Polen dennoch als ihre Königin Hedwig, die Schwester Mariens, während in Ungarn, wo anfangs Elisabeth, Mariens Mutter, die Vormundschaft führte, sich 1385 Karl von Durazzo der Regierung bemächtigte. Erst nach der Ermordung des letztern kam Maria in Ungarn auf den Thron; allein da sie in die Gefangenschaft Johann Horvaths, des Bans von Kroatien, gerieth, so mußte sie S. erst befreien, ehe er sich mit ihr vermählen und sich zum König von Ungarn krönen lassen konnte, was 1387 geschah. Die Widerspenstigkeit des Woiwoden der Walachei, der sich ihm nicht unterwerfen wollte, verwickelte ihn in einen Krieg mit der Türkei, zu dessen Kostendeckung er 1388 die Alt- und Kurmark seinem Vetter Jobst von Mähren verpfändete. Obwohl von den deutschen Fürsten und der französischen Ritterschaft unterstützt, focht S. doch unglücklich und wurde 1392 von Baja-

zet bei Nikopolis so vollständig besiegt, daß er nach Griechenland fliehen mußte. Als er nach Ungarn zurückkehrte, wo inzwischen seine Gattin gestorben war, brach gegen ihn ein Aufstand los, in Folge dessen er 1401 ins Gefängniß geworfen und an seiner Statt Ladislaw von Neapel zum König gekrönt wurde. S. entkam jedoch aus dem Gefängnisse, eilte nach Böhmen, verkaufte die unterdessen von seinem Bruder Johann geerbte Neumark an den deutschen Ritterorden u. brachte von dem dadurch erworbenen Gelde ein Heer zusammen, vermittelst dessen er sich Ungarn wieder unterwarf. Schon 1400 war sein Bruder Wenzel als deutscher Kaiser abgesetzt und an seine Stelle Ruprecht von der Pfalz ernannt worden. Da aber letzterer 1410 mit Tode abging, so bewarb sich S. um die deutsche Kaiserkrone. Sein Nebenbuhler war Jobst von Mähren. Zwar erhielten Beide bei der Wahl, bei welcher nur Köln, Trier, Pfalz und Mainz zugegen waren, gleiche Stimmen, allein der Tod Jobsts im folgenden Jahre gewann S. auch die übrigen Stimmen, indeß sich sein Bruder Wenzel nur den Titel eines deutschen Kaisers vorbehielt. Ein Krieg mit Venedig, den er 1412 durch einen fünfjährigen Waffenstillstand beendete, bewirkte, daß er erst 1414 in Deutschland erschien und zu Aachen gekrönt wurde. Sein nächstes Augenmerk richtete er auf die Kirchenspaltung, und er veranstaltete zu deren Beseitigung das Koncil zu Konstanz (s. d.). Auf der nämlichen Kirchenversammlung wurde auch Johann Huß vernommen. S. hatte demselben, als er vorgeladen worden war, sicheres Geleit zugesagt, war aber schwach genug, sich einreden zu lassen, daß er sein kaiserliches Wort nicht zu halten brauche, da dasselbe dem katholischen Glauben zum Nachtheile gereiche, und erlaubte die Gefangennahme Huß'. Die Verbrennung desselben hatte den Hussitenkrieg zur Folge, der dem Kaiser S. fast seine ganze übrige Regierungszeit hindurch viel zu schaffen machte und Böhmen und die angrenzenden Länder furchtbarer Verheerung preis gab (s. Hussiten). Erst nach der Trennung der Hussiten in Taboriten u. Waisen wurde man ihrer Meister, und durch den Vertrag von Iglau (1435) gelangte S. endlich zum ruhigen Besitz von Böhmen. Trotz seiner vielen und reichen Länder befand sich S. nicht selten in der größten Geldverlegenheit, indem besonders seine häufigen Reisen große Summen erforderten. Aus dieser Ursache verpfändete er 1417 die Mark Brandenburg, welche unter Karl IV. an das luxemburgische Haus gekommen war, sammt der dazu gehörigen Kurstimme u. dem Erzkämmereramte an den Burggrafen von Nürnberg, Friedrich von Hohenzollern, gegen 400,000 Goldgulden, die letzterer ihm bei verschiedenen Gelegenheiten geliehen hatte. Hierdurch wurde dem Hause Hohenzollern der Besitz Brandenburgs angebahnt. Friedrich den Streitbaren, Markgrafen zu Meißen und Landgrafen zu Thüringen, belieh er wegen der großen Verdienste, die sich derselbe im Hussitenkrieg erworben, 1423 nach Erlöschen des askanischen Stammes mit dem Herzogthum Sachsen und der damit verbundenen Kurwürde. Auch erhob er Kleve zu einem Herzogthum, holte sich 1431 und 1433 die italienische Königs- und römische Kaiserkrone aus Italien und machte 1437 zu Eger einen wiewohl vergeblichen Versuch zur Aufrichtung eines deutschen Landfriedens. Er † 1437 in einem Alter von 69 Jahren. Seine Regierung über Ungarn hatte 51, die über Deutschland 28 Jahre gedauert. Sein Aeußeres zeigte Majestät, verbunden mit Anmuth. Sein Geist war lebhaft, sein Witz treffend. Er konnte für einen gelehrten Fürsten gelten und redete sechs Sprachen geläufig. Auch hatte er etwas Biederes und Treuherziges in seinem Wesen, was ihm die Gemüther gewann. Allein seine schönen Anlagen und glänzenden Eigenschaften werden durch Wankelmuth, Unentschlossenheit, Falschheit u. thörichte Geldverschwendung verdunkelt. Mit ihm erlosch das Haus der Luxemburger. Erbe der Länder S.s, sowie der Kaiserwürde war sein Schwiegersohn, Albrecht, Erzherzog von Oesterreich, als deutscher Kaiser Albrecht II. Vergl. Aschbach, Geschichte Kaiser Sigismunds, Hamburg 1838—45, 4 Bde.

2) Könige von Polen: a) S. I., der Alte oder der Große, aus dem jagellonischen Hause, jüngster Sohn Kasimirs des Großen, 1466 geboren, folgte durch Wahl als Herzog von Glogau seinem ältern Bruder Alexander (1507) auf dem Throne von Polen und wurde zugleich Großherzog in Litthauen. Sofort ergriff er mit kräftiger Hand die Zügel der Regierung, welche unter seinem Bruder ziemlich vernachlässigt worden war, suchte besonders das Finanzwesen zu heben, weshalb er die verpfändet gewesenen königlichen Einkünfte und Güter wieder einlöste, führte mit den Russen, welche 1508 in Polen einfielen, einen glücklichen Krieg, schlug die Walachen (1509), die sich empört hatten, sowie die Tataren (1512) gänzlich u. ebenso (1514) die Russen in der Schlacht bei Berisow, verlor aber 1519 eine Schlacht gegen die Tataren. In Folge davon drangen die Russen aufs Neue ins Land ein, und der Hochmeister des deutschen Ordens, Albrecht von Brandenburg, verweigerte die Lehnshuldigung und kehrte die Waffen gegen Polen. Der Krieg wurde mit wechselndem Erfolge geführt, bis Albrecht in dem Vertrage zu Krakau (8. April 1525) das dem Orden gebliebene Ostpreußen als der Krone Polen lehnpflichtiges Herzogthum für seine männlichen Nachkommen empfing. Mit den Russen schloß S. einen Waffenstillstand; ein Bündniß mit der Pforte nöthigte die Tataren, Frieden zu halten. Nachdem 1526 nach dem Erlöschen des piastischen Stammes Polen einen bedeutenden Zuwachs an Umfang gewonnen hatte, warb 1533 der Krieg mit Rußland erneuert und 1534 ein glänzender Sieg bei Starodup erfochten. Im J. 1537 bot S. den Adel auf, um auch einen Feldzug gegen die Walachen zu unternehmen, aber das 150,000 Mann starke Heer sagte ihm den Gehorsam auf und ging auseinander, da der König durch die Ungerechtigkeiten seiner Gemahlin Bona Sforza die Liebe des Adels eingebüßt hatte. Für das Emporblühen des Reichs hat er viel gethan und besonders um Hebung des Ackerbaues und der Gewerbe, sowie der Wissenschaften mit Eifer sich bemüht. Er † 1548, von seinem Volke tief betrauert. Er war seit 1512 mit Barbara, Tochter Stephans

Zapor, Paladins von Siebenbürgen, dann seit 1518 mit Bona Sforza von Mailand vermählt.

b) S. II. August, s. August 2).

c) S. III., König von Polen und Schweden, Sohn Königs Johann III. von Schweden und der polnischen Prinzessin Katharina, einer Schwester Sigmunds II. August, im Gefängnisse zu Gripsholm am 20. Juni 1566 geboren, wurde streng in der katholischen Religion erzogen und schon 1569 zum künftigen Beherrscher Schwedens, aber nach dem Tode Stephans als Enkel S. Augusts durch den Einfluß der Zamoyski zum König von Polen erwählt (19. Aug. 1587) und in Krakau gekrönt (27. Dec.). Mit dem Antritte seiner Regierung und durch ihn schien der Glücksstern Polens auf immer unterzugehen. Unfähig, guten Rath zu befolgen, entfernte er alle würdigen Männer, darunter auch Zamoyski, dem er die Krone verdankte, von sich und beschränkte die Gewalt dieses Kronfeldherrn in dem Grade, daß derselbe gegen die Türken nichts thun konnte und die vom Sultan gegen Polen verübten Beschimpfungen ungerächt blieben. Die gegen Rußland erfochtenen Vortheile ließ er unbenutzt und schloß mit dieser damals schwachen Macht einen 11jährigen Waffenstillstand. Eidesbrüchig verfolgte er die Protestanten und zerstörte ihre Kirchen. Das Mißvergnügen der Polen darüber war zu einer solchen Höhe gestiegen, daß S. auf einem Reichstage zu Warschau sich selbst schuldig bekennen mußte und die Abstellung der Beschwerden versprach. Durch den Tod seines Vaters (19. Okt. 1592) erbte er den schwedischen Thron und ging im Sept. 1593 zur Krönung dahin, wurde aber als katholischer König mit Mißtrauen empfangen, doch erfolgte am 19. Febr. 1594 die Krönung. Nach Polen zurückgekehrt, führte er ohne Schonung deutsche Sitten bei Hofe ein und machte sich dadurch noch mehr bei den Polen verhaßt. Während seiner Abwesenheit von Schweden machte aber der Herzog Karl von Södermanland, der einstweilige Statthalter, die offenbarsten Eingriffe in die königlichen Rechte. Daher ging S. mit einem in Polen geworbenen Heere zum zweiten Male nach Schweden, um ihm die Regierung zu entreißen, konnte aber nichts ausrichten und kehrte nach Polen zurück. Jetzt forderte der Reichstag zu Jönköping drohend seine Rückkehr; während aber S. zauderte, befestigte Karl seine Gewalt, bestieg 1604 den Thron von Schweden und behauptete sich in einem blutigen Kriege. In Polen fuhr S. indessen fort, die Großen hart zu beleidigen, wodurch er einen gefährlichen Aufruhr erregte, der sich unter dem Namen einer Konföderation eine gesetzliche Form gab (1606), worauf es sogar zum Kampf kam; nur die Treue und Tapferkeit des Feldherrn Chotkiewicz rettete S. die Krone. Kaum waren diese Unruhen gestillt, so gerieth S. wegen seiner Unterstützung zweier falschen Demetriuse 1609 mit Rußland in Krieg, der aber so glücklich geführt wurde, daß die Russen aus Furcht dem Prinzen Wladislaw den Thron ihres Reichs antrugen. S., dessen Ehrgeiz selbst darnach verlangte, unterstützte jedoch seinen Sohn nicht. Um einen Waffenstillstand von Schweden zu erlangen, erkannte S. seinen Neffen Gustav Adolf als König von Schweden an; indeß ging in einem folgenden Kriege mit Schweden Samogitien, Kurland und Polnisch-Preußen verloren, und nur durch Richelieu's schlaue Politik wurde endlich ein Waffenstillstand zwischen beiden Mächten auf 6 Jahre geschlossen, welcher später auf 20 Jahre verlängert ward (1630) u. vortheilhaft für Schweden war. S. † 1632; ihm folgte sein Sohn Wladislaw. Er war in erster Ehe mit Anna von Oesterreich, in zweiter mit deren Schwester Konstanze vermählt.

Signale (v. Lat.), Zeichen für Befehle oder Benachrichtigung an Entfernte, deren man sich bei allen Truppengattungen der Landarmee, wie auch bei der Marine in so vielfacher Art bedient, als es Bedarf und Verhältnisse erfordern. Sie theilen sich in hörbare (Tonsignale) und in sichtbare (Lichtsignale), ferner in Tag- und Nachtsignale und bedingen im Wesentlichen Einfachheit und Deutlichkeit, zu Vermeldung von Mißverständnissen und, so weit als thunlich, Geheimhaltung, um dem Feinde gegenüber durch die S. nicht auch die Absicht zu verrathen. Beide Arten zerfallen demnächst in Ankündigungs- oder Aufmerksamkeitssignale u. in Kommando- oder Ausführungssignale, sowie diese wieder in Dienst- u. Gefechtssignale. Die hörbaren S. werden durch die lautesten Kriegsinstrumente, mit der Trommel, dem Signal- oder Flügelhorn, der Trompete, durch Kanonenschüsse und Kanonenschläge gegeben. Zu sichtbaren S.n bedient man sich ausgesteckter Flaggen u. Lärmstangen, bei Nacht insbesondere der Laternen, Fanale, Raketen, Dampfkugeln und Blickfeuer, auf kurze Entfernung am Tage auch der Winke mit der Hand oder der Waffe. Unter Dienstsignalen werden diejenigen insbesondere verstanden, welche auf das gewöhnliche Bedürfniß den täglichen Dienst der Truppen im Standquartier und Lager Bezug haben. Man bedient sich der S. bei allen Gelegenheiten, wo entweder die Stimme nicht mehr ausreicht, oder wo die Sendung mündlicher Befehle nicht anwendbar erscheint, deshalb bei den Landtruppen vorzugsweise im zerstreuten Gefecht und bei größerer Truppenausdehnung. Im Seedienst sind die S. nächst dem Sprachrohre das einzige Mittel zur Verständigung und Befehligung und bestehen hauptsächlich in aufgesteckten Flaggen, Kanonenschüssen, Raketen, Blickfeuern und ausgehängten Laternen, deren Farbe, Anzahl und Zusammenstellung die Bedeutung zu erkennen gibt, und sind reglementarisch in einem Signalbuche enthalten, das zur Richtschnur dient und bei der großen Mannichfaltigkeit der Seesignale ein besonderes Studium erheischt.

Signalement (v. Franz.), die Beschreibung einer Person, für welche ein Paß ausgestellt oder gegen welche ein Steckbrief erlassen wird. Diese Beschreibung umfaßt Namen, Stand, Wohnort, Alter, Religionsbekenntniß, Sprache, Länge, Gesichtsfarbe und Gesichtszüge, Kleidung, besondere zufällige Merkmale am Körper und bei dem Passe auch häufig noch die Handschrift. Eberhardt schlug vor, dem S. eine Silhouette der signalisirten Person beizufügen.

Signatur (v. Lat.), überhaupt ein Zeichen,

wodurch die Reihenfolge, die Ordnung, der Werth einer Sache angegeben wird; in der Buchdruckerkunst (s. d.) das Zeichen, durch welches die Aufeinanderfolge der Bogen einer Druckschrift und die Ordnung, in welcher sie beim Binden zusammengesetzt werden müssen, leichter erkannt wird; in der Geschäftssprache Bezeichnung einer Schrift mit einem bloßen Namenszuge statt der vollständigen Namensunterschrift; zuweilen auch eine Resolution, die nicht förmlich ausgefertigt, sondern nur auf die eingegebene Schrift selbst bemerkt worden ist.

Signifer (lat.), Fahnenträger.

Significatio (lat.), das Bemerklichmachen durch ein Zeichen (signum); Bedeutung, Sinn eines Wortes, einer Schrift rc.; bei den Rednern die lebhafte Vorstellung und Bezeichnung einer Sache zum besseren Verständniß des Gesagten; Kennzeichen, Merkmal.

Signore (ital.), Herr, Gebieter; Signora, Gebieterin, gnädige Frau.

Signorelli, Luca, einer der ausgezeichnetsten italienischen Maler des 15. Jahrhunderts, geboren um 1439 zu Cortona, war Schüler Piero del Borgo's und arbeitete mit diesem eine Zeit lang in Arezzo. Seine früheren Werke sind meist zu Grunde gegangen. In S. Francesco zu Volterra ist ein Freskobild, die Beschneidung des Herrn, ein bewundertes Gemälde. Ein Gemälde S.'s im Dome zu Cortona stellt das Abendmahl auf eigenthümliche Weise dar, indem die Apostel von dem Heilande die Hostie knieend empfangen und Judas die seine in den Geldbeutel steckt. Sein letztes Werk, eine Taufe Christi, begann er im Landhause des Kardinals Passerini bei Cortona, † aber noch vor Vollendung des Werkes 1521. Er huldigte der Richtung der florentinischen Maler, namentlich an den Formen des Körpers, und der Abrundung aller Theile durch Licht und Schatten, verband aber damit die bedeutendere Auffassung der umbrischen Maler und erhob sich in seinen Werken zu einer schwungvollen Begeisterung, die des Eindruckes auf den Beschauer nicht verfehlt. Am schönsten tritt seine eigenthümliche Darstellungsweise in den großen Wandgemälden von den letzten Dingen hervor, womit er seit 1499 die Kapelle della Madonna im Dom zu Orvieto schmückte. In Gallerien, namentlich im Auslande, sind die Werke S.'s nicht häufig zu finden. Das königliche Museum zu Berlin besitzt zwei treffliche Altarflügel von S., wozu das Mittelbild fehlt; die k. k. Gallerie zu Wien eine Geburt Christi, die Gallerie des Louvre zu Paris eine Geburt der Maria. Einige seiner Werke sind auch durch den Stich bekannt.

Signoria (ital.), Herrschaft, Gewalt; Titel vornehmer Personen, besonders in Italien ehemals Titel der höchsten obrigkeitlichen Personen; in Venedig das Ministerium des Dogen, das aus dem Dogen und 6 Nobili bestand.

Signum (lat.), Zeichen, Kennzeichen, Merkmal.

Sigonius, Karl, italienischer Humanist, geboren 1524 zu Modena, studirte zu Bologna u. Pavia, ward 1542 Professor der griechischen Sprache in seiner Vaterstadt, 1552 Professor der schönen Wissenschaften zu Venedig, 1560 Professor der Beredsamkeit zu Padua und 1563 zu Bologna, zog sich später auf sein Landgut bei Modena zurück, wo er 1584 †. Unter seinen historischen Werken sind hervorzuheben: „Historiae de occidentali imperio" (Basel 1579) und „Historiae de regno Italiae" (Hanau 1603 und 1618). Seine „Commentarii in fastos et triumphos Romanorum" (Venedig 1555) sind für die politische Zeitrechnung der Römer nicht ohne Wichtigkeit. Auch schrieb er mehre antiquarische Abhandlungen, die in Grävius' „Thesaurus" enthalten sind, unter andern „De Atheniensium republica" (Venedig 1574); ferner Anmerkungen zu römischen Schriftstellern, namentlich zu Livius und zu Cicero's Briefen, und „Emendationes" (Venedig 1557). Durch eine literarische Mystifikation, indem er unter Cicero's Namen die „Consolatio super Tulliae filiae obitu" (Venedig 1583) veröffentlichte u. viele gelehrte Männer seiner Zeit damit täuschte, zog er sich heftige Angriffe und Schmähungen zu. Eine Ausgabe seiner Werke besorgte Argelatus unter dem Titel: „Sigonii opera" (Mailand 1732—37, 6 Bde.). Vgl. Krebs, Karl S., einer der größten Humanisten des 16. Jahrhunderts, Frankfurt 1840.

Siguenza, Stadt in der spanischen Provinz Guadalaxara, links am Henares, Bischofssitz, mit bischöflichem Seminar, Arsenal, ökonomischer Gesellschaft, Kollegium (vor 1807 Universität), Fabriken für grobes Tuch, Hüte, Nägel und 4900 Einw.

Sigwart, Christoph Wilhelm von, philosophischer Schriftsteller, 1789 zu Remmingsheim im Würtembergischen geboren, war erst Professor der Philosophie zu Tübingen, 1841 Generalsuperintendent zu Hall, † zu Stuttgart 1844. Er schrieb: „Ueber den Zusammenhang des Spinozismus mit der cartesianischen Philosophie" (Tüb. 1816); „Handbuch der theoretischen Philosophie" (das. 1820); „Handbuch zu Vorlesungen über die Logik" (das. 1818, 3. Aufl. 1835); „Grundzüge der Anthropologie" (das. 1827); „Der Spinozismus" (das. 1839); „Geschichte der Philosophie" (das. 1844, 3 Bde.).

Sihl, schweizerischer Fluß, entspringt im Kanton Schwyz, am Berge Bragel, bildet zum Theil die Grenze zwischen Zürich und Zug und mündet unterhalb Zürich in die Limmat. An der S. 1799 Sieg der Franzosen unter Masséna über die Oesterreicher unter Jellachich.

Sikhs (Sihks, Seihks, d. i. Schüler), Volk in Vorderindien, ursprünglich eine religiöse Sekte, die in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. in Pendschab gegründet wurde und sich aus Dschats, Radschputen, Afghanen, Mongolen, Hindu's, Arabern rc. als eigenes Volk an der nordwestlichen Spitze Vorderindiens ausbildete. Stifter der Sekte war Nanak, von seinen Anhängern Baba und Guru, Vater und Lehrer, genannt, geboren 1469 in dem Dorfe Talwandi bei Lahore. Obwohl seiner Geburt nach der Kriegerkaste angehörig, zeigte derselbe schon als Jüngling Neigung zu einem auf höhere Reinheit und Geistigkeit gerichteten Leben. Er studirte die Weda's und den Koran, sowie die Schriften der indischen und mohammedanischen Weisen, besuchte

bie berühmtesten Tempel Indiens, verkehrte zu Mekka und Medina mit Gelehrten des Islam u. kam auf die Idee, eine Aussöhnung des Islam mit dem Brahmanismus herbeizuführen, da er in beiden reinen Monotheismus, welcher innige Bruderliebe von seinen Bekennern fordere, zu finden glaubte, unb predigte zu diesem Zwecke eine geläuterte, einfache Religion mit gereinigter Sittenlehre. Als Nanak 1540 zu Kirtipur starb, ernannte er seinen Lieblingsdiener Lehana zu seinem Angad oder Stellvertreter. Er hatte keinen seiner Söhne und übrigen Verwandten hierzu würdig befunden. Auch Lehana überging bei seinem Tode (1552) seine Söhne und setzte seinen treuen Diener, den Kschetriya Amera-das, zum Lehrer der noch kleinen Gemeinde ein. Diesem folgte (1574) sein Schwiegersohn Ramdas, ber die alte Stadt Tschak zum heiligen Platze der S. erhob und sie nach seinem Namen Ramdaspur nannte. Der Sohn und Nachfolger des Ramdas, Ardschunmal oder auch bloß Ardschun genannt, hat die Schriften seiner Vorfahren in einem Buche verzeichnet, dem sogenannten „Adi Granth" (erstes Buch). Zu dieser Zeit hatte sich die Genossenschaft ber S. schon weit ausgebreitet. Der „Adi Granth" ist in Versen geschrieben, besteht aus 92 Abschnitten und enthält die Schriften ber ersten fünf Lehrer, mit den Erläuterungen und Zusätzen des sechsten, Ardschunmal. Die Jünger des Nanak organisirten sich nach den Vorschriften des „Adi Granth" förmlich zu einer eigenen religiösen und staatlichen Gesellschaft, welche ihren Guru als ihr alleiniges Haupt betrachtete. Sie verwarfen bie Weda's wie den Koran, machten sich aber dadurch Hindu's unb Moslems in gleichem Grabe zu Feinden. Ardschun ward ein Opfer des Religionseifers derselben. Der Theilnahme an dem Aufstandsversuche Chosroe's, des Sohnes Dschehangirs, beschuldigt, wurde der Guru gefangen genommen und starb (1606) in Folge grausamer Behandlung in einem furchtbaren Gefängnisse. Nun vertauschte sein Sohn unb Nachfolger, Har Gowind, das Wort Gottes mit dem Schwert, um an den Mördern seines Vaters Rache zu nehmen. Die friedliche philosophische Gemeinde des Nanak wurde in eine Rotte wilder Krieger, in eine tollkühne Räuberbande umgeschaffen, welche weder Erbarmen übte, noch Erbarmen fand bei den glaubenstollen Gegnern. Der Lehrer hieß jeden Auswurf der menschlichen Gesellschaft willkommen; er gestattete alle Laster, Blutschande, Raub und Mord und erklärte seine Jünger für befreit vom jüngsten Gericht. Die Thaten Har Gowinds († 1645) und seiner Nachfolger, Har Ray († 1661), Har Krischna († 1664) und Tegh Bahadur, sind dessen ungeachtet spurlos in der Geschichte vorübergegangen. Nach Har Krischna's Tode entstand ein Streit über die Nachfolge zwischen Ram Ray, bem Sohne bes verstorbenen Guru, und Tegh Bahadur, dem britten Sohne Har Gowinds. Tegh Bahadur erhielt den Beifall der S., ward aber 1676 von Patna nach Delhi gebracht und daselbst wider alles Recht und Gesetz enthauptet, und zwar auf Befehl Aurengzebs. Der Sohn des Ermordeten, Guru Gowind, gab den S. eine ganz auf theokratischer Grundlage ruhende politische Organisation und ward dadurch der eigentliche Gründer ihres Staats. Da bei den S. ber Unterschied alles Kastenwesens aufgehoben worden war, und auch der Geringste als Proselyt angenommen ward, so gesellten sich viele Mitglieder der untern Kasten, welche froh waren, aus der furchtbaren Sklaverei des Brahmanenthums errettet zu werden, zu der Sekte. Als aber Gowind eine tapfere, auf Tod und Leben kämpfende Kriegerschaar zusammengebracht hatte, focht er mit wechselndem Glücke sein ganzes Leben lang gegen die Moslems und ihren Padischah Aurengzeb. Zwei seiner Söhne wurden gefangen und auf grausame Weise hingerichtet; ein dritter fiel im Kampf, an seiner Seite eine große Menge der tapfersten S. Endlich fiel auch er als ein Märtyrer für die Freiheit seines Vaterlandes burch den Dolch eines afghanischen Kriegers (1708) zu Nander am Godaveryflusse. Er war das letzte theokratische Oberhaupt der S. Da er keinen Sohn hinterlassen hatte, so wurde nun Gott selbst als der unmittelbare Leiter der Genossenschaft betrachtet. Der Freunb bes verstorbenen Guru, Banda, hielt die Gemeinde zusammen und forderte sie auf, die Verwirrung, welche nach dem Tode Aurengzebs in Hindostan entstanden, zu benutzen und wegen der erduldeten Drangsale Rache zu nehmen. Während eines Zeitraums von wenigen Monaten unterwarfen sich die S. alles Land zwischen dem Setledsch und der Dschumna, setzten selbst über diesen Fluß und machten verwüstende Streifzüge bis nach Mittelindien. Zwar erlitten sie 1709 eine Niederlage, doch erhoben sie sich während der Wirren (1712), die nach dem Tode des Bahadur Schah das großmogulische Reich zerrütteten, schnell zu neuer Macht. Als der Padischah Ferokhsir den Thron seiner Väter bestieg (1713), waren bie S. die Herren eines großen Theils der nordwestlichen Länder des großmogulischen Reichs. Die Aufmerksamkeit des neuen Herrschers von Delhi ward alsbald nach dem Pendschab gerichtet, wo Lahore von ben S. eingenommen und ber Statthalter ermordet worden war. Der Kommandant in Kaschmir erhielt den Befehl, das Land von den S. zu reinigen. Banda und seine Schaaren wichen vor ber Tapferkeit und Uebermacht der Duranitruppen zurück u. flüchteten größtentheils nach einer nördlichen Bergveste, mußten sich aber endlich den Truppen des Padischah ergeben und wurden alle martervoll hingerichtet (1716). Nach dieser großen Niederlage fanden die kleinen Häuflein der entronnenen S. in den Alpenlandschaften u. Schluchten am südlichen Abhange des Himalayagebirges eine Zuflucht. Im offenen ebenen Lande erschienen die S. zuerst wieder während der Wirren, welche nach dem Rückzuge Nadir Schahs in Hindostan entstanden, und zwar finden wir sie als Räuber und Wegelagerer auf ihrem alten Tummelplatze im Fünfflußgebiete, wo der Druck, den die Großmoguln und später die Afghanen auf die Bevölkerung ausübten, bie verzweifelnden Hindu's haufenweise zum Uebertritt in ihre Genossenschaft bewog. Nach rachevollen Kämpfen schlugen bie S. die Afghanen mehre Male aufs Haupt, so daß ihnen diese die Provinzen von Sirhind und von Lahore überlassen mußten. Währenb dieses

Krieger- und Räuberlebens hatten aber die S. ihr ursprüngliches sittliches und religiöses Element ganz aus den Augen verloren. Sie zerfielen jetzt in zwölf Misals oder Markgenossenschaften, welche unter, von einander ganz unabhängigen Häuptlingen oder Sirdars standen und zusammen 70,000 berittene Krieger zu stellen vermochten. Nachdem aber nach und nach der größere Theil der Bewohner des Pendschab vom Hindustamme zu den S. übergetreten, erwuchsen diese zu einem Kriegervolke und die Markgenossenschaften zu Volksstämmen. Die gemeinschaftliche Gefahr hatte diese verbunden und bis jetzt von gegenseitigen blutigen Fehden abgehalten. Als sich aber die Durani aus dem Pendschab zurückgezogen hatten, und das Schwert der Rache nicht mehr über den Häuptern der Jünger Gowinds schwebte, fielen sie selbst über einander her und zerfleischten sich gegenseitig. Es war des Raubens, Brennens und Mordens kein Ende. Greuel auf Greuel folgten in unendlicher Reihe. Unter den zahlreichen Häuptlingen thaten sich bald Tscharat-Singh († 1773) und Maha-Singh, Vater und Sohn, durch grenzenlose Gewaltthätigkeiten hervor. Letzterer war der mächtigste Fürst des Fünfflußgebietes. Da es nach u. nach Sitte ward, in allen Streitigkeiten, wo die Selbsthülfe nicht ausreichte, ihn zum Schiedsrichter der kämpfenden Parteien zu ernennen, so entstand eine verhältnißmäßige Ruhe und Ordnung, wie man sie seit vielen Jahrzehnten nicht gekannt hatte. Nach seinem Tode, der schon im 27. Jahre seines Alters 1792 erfolgte, setzte sein Sohn Rundschit-Singh (s. d.) das von ihm begonnene Werk fort, indem er die bisherige Bundesrepublik der S. zu einem Reiche umgestaltete, über das er als Maharadscha mit unumschränktem Despotismus gebot. Er dehnte seine Herrschaft allmählig über das ganze Pendschab aus, hielt ein stehendes Heer von 82,000 Mann mit 746 Geschützen und verfügte über ein Einkommen von 15 Millionen und über einen Staatsschatz von über 70 Millionen Thaler. Nach seinem Tode (1839) zerfiel das Reich durch innere Zerrüttung. Nach einer Reihe von Aufständen, Palastrevolutionen und furchtbaren Greueln gelang es zuletzt einer Wittwe Rundschit-Singhs (Rani-Schanda), für ihren unmündigen Sohn Dhulip-Singh die Zügel der Regierung in ihre Hände zu bringen. Das Wüthen der Cholera ließ die Leidenschaften eine Zeit lang ruhen. Dann gewann aber der Blut- und Geldburst wieder die Oberhand. In einer Empörung machte sich der Nationalhaß der S. gegen die Engländer Luft. Viele Häuptlinge versprachen, ein ganzes Jahr auf ihren Sold verzichten zu wollen, wenn man sie in die englischen Besitzungen führe. Unter diesen Umständen hielt es Sir Hardinge für nöthig, die britischen Streitkräfte am Setledsch zu vereinigen. Im December 1845 standen 60,000 Engländer und Sepoy's am Setledsch, ihnen gegenüber 80,000 S. Die S. waren der angreifende Theil. Nachdem sie den Setledsch überschritten hatten, griffen sie am 18. December Abends das englische Heer bei Mudki an. Zurückgeschlagen, setzten sie den Kampf an den folgenden Tagen fort, wo es den Engländern endlich gelang, das feindliche Lager zu erstürmen. Durch den Vertrag von Lahore (9. März 1846) wurde das Reich der S. so getheilt, daß die Hälfte desselben wenigstens einen Schein von Unabhängigkeit behielt. Aber auch dieser ging in Folge von Umtrieben verloren, welche sich der Günstling der Regentin, Lall-Singh, gegen die Engländer erlaubte. Am 25. December 1846 kam ein neuer Vertrag zu Stande, nach dem ein Resident der englisch-ostindischen Kompagnie in Lahore mit englischen Truppen seinen Sitz aufschlagen und die obere Leitung der Angelegenheiten des Reichs übernehmen sollte. Abermalige Kollisionen führten aber 1848 zu einem neuen Kriege, der mit der gänzlichen Vernichtung der Macht der S. und mit der Einverleibung des Pendschab in das indobritische Reich den 29. März 1849 endete. Vgl. Ostindien, Geschichte.

Sikino (Sikinos), griechische Insel, eine der mittleren Eykladen, Eparchie Milo, im ägäischen Meer, $^{4}/_{5}$ □Meile groß, gebirgig, vulkanischer Natur, in den Thälern sehr fruchtbar; bringt trefflichen Weizen, Gerste, edle Früchte, Baumwolle, Oel, Honig, Wachs hervor und hat einen kleinen Flecken auf einem Felsen im Südwesten mit 900 Einwohnern, einem Hafen u. einem wohl erhaltenen Apollotempel. Die Insel hieß im Alterthum Sikinos, wegen des Weines auch Oenoe.

Sikokf (Sikoko), Insel, s. Japan.

Silaris (Sele), Fluß in der neapolitanischen Provinz Principato citeriore, entspringt in den Apenninen, nimmt den Negro und Calore auf und fällt in den Busen von Salerno.

Silas (Silvanus), wahrscheinlich einer der 70 Jünger Jesu, dann Freund und Begleiter des Paulus in Kleinasien und Macedonien, dessen Gefangenschaft in Philippi er theilte. Nach ihrer Freilassung trennten sich beide von einander, trafen sich aber in Korinth wieder. Nach Einigen † S. in Macedonien als Märtyrer. Vgl. L. F. Cellarius, De Sila viro apostol., Jena 1775.

Silaus (Silau, Roßkümmel), Pflanzengattung aus der Familie der Umbelliferen, ausdauernde kahle Kräuter in Europa, Asien und Amerika, wovon S. pratensis *Bess.*, Peucedanum Silaus *L.*, Wiesensilau, gemeiner Roßkümmel, falsche Bärwurz, auf fruchtbaren grasreichen Wiesen, am bekanntesten ist. Der Stengel ist obenkantig, die Blätter sind 2—4fach fiederschnittig, die seitlichen Abschnitte ganz oder 2theilig, die endständigen 3theilig, die Zipfel lineal, stachelspitzig. Wurzel, Kraut und Früchte, Radix, Herba et Semen Silai s. Seseleos pratensis s. saxifragae anglicae s. vulgaris, welche einen scharf gewürzhaften Geruch haben, waren früher officinell u. wurden besonders bei Krankheiten der Harnwerkzeuge angewendet.

Silber (lat. argentum, franz. argent, engl. silver), sehr verbreitetes Metall, welches auf denselben Lagerstätten wie das Blei vorkommt. Gediegen ist es krystallisirt, draht-, haar-, baumförmig, derb, eingesprengt u. findet sich so auf Gängen u. Urgebirgen u. in der Grauwacke des Uebergangsgebirges, in Sachsen (Freiberg), Norwegen (Kongsberg), Sibirien, Mexiko u. Peru. In Peru kommt es auch im Flötzgebirge auf Lagern von Brauneisenstein vor, in feinen Blättchen diesem eingemengt;

im bituminösen Mergelschiefer, angeflogen auf Kupferglanz im Mansfeldischen. Es ist daher, wenigstens theilweise, aus einer Auflösung, wie das Kupfer, niedergeschlagen worden. In frühern Zeiten hat man bisweilen Massen gediegenen S.s von 50—800 Pfund angetroffen. *Silbererze* sind Schwefelsilber (Glaserz), Schwefelantimonsilber (Sprödglaserz, Rothgültigerz und Miargyrit), Schwefelsilbereisen (Sternbergit), Schwefelsilberkupfer (Silberkupferglanz), Schwefelantimonsilberkupfer (Polybasit), Schwefelantimonsilberblei (Schilfglanzerz) und einige andere Schwefelsalze (Fahlerz, Grau- und Weißgültigerz), Selensilberkupfer (Eukrairit), Jodsilber, Bromsilber, Chlorsilber (Hornerz), Antimonsilber, Tellursilber, Tellurgoldsilber (Weißtellur und Schrifttellur), Silberamalgam, Goldsilber. Die *Gewinnung* des S.s aus seinen Erzen ist verschieden und richtet sich nach ihrer Zusammensetzung. Nicht unbeträchtliche Mengen von S. werden aus dem silberhaltigen Bleiglanze gewonnen. Die Abscheidung des S.s aus dem Werkblei, bei welcher auch gleichzeitig die Abscheidung der anderen fremden Metalle erfolgt, wird durch den Hüttenprozeß, welcher Abtreiben heißt, bewerkstelligt. Derselbe gründet sich auf die Eigenschaft des S.s, beim Erhitzen an der Luft nicht oxydirt zu werden, und auf die des Blei's und der andern Metalle, welche das S. im Werkblei begleiten, dabei leicht oxydirt zu werden. Da nun das oxydirte Blei, das Bleioxyd, schmelzbar ist und beim Schmelzen die übrigen Metalloxyde auflöst, so läßt sich sehr leicht eine Trennung der oxydirten Metalle von den nicht oxydirten bewerkstelligen. Das Werkblei wird auf dem Triebherde, einem runden Flammofen mit einer angebauten Feuerung, eingeschmolzen. Hierbei sondert sich vom schweren S. enthaltenden Blei eine leichte Legirung von Kupfer, Spießglanz, Arsenik, Nickel, Kobalt, Blei ab, welche aufsteigt. Diese wird, sobald sie gehörig dünnflüssig geworden ist, abgelassen, oder auch mittelst einer Krätze abgezogen, und gibt den ersten Abstrich oder Abzug. Darauf beginnt die Oxydation des Bleies; die erzeugte Bleiglätte ist jedoch noch sehr unrein, schwarz von beigemengten Oxyden von Spießglanz, Nickel, Arsen, Kupfer u. wird besonders als zweiter Abstrich, schwarze Glätte, aufbewahrt und für sich weiter bearbeitet, da sie silberhaltig ist. Sobald die Glätte rein zu erscheinen anfängt, beginnt die zweite Periode des Treibens. Da das geschmolzene Blei mit erhabener Oberfläche auf dem Herd steht, die Glätte aber im flüssigen Zustande am Rande höher, als in der Mitte sich ansammelt, so bildet sich rings herum am Herdbrand gleichsam ein Kranz von geschmolzener Glätte, welche durch die Glättgasse stetig abfließt, indem diese, so wie der Spiegel der Glätte nach und nach sinkt, tiefer eingeschnitten wird. Die abfließende Glätte erstarrt u. bildet eine feste, schlackige Masse. Die nach dem Abstreichen zuerst fallende Glätte enthält Kupferoxyd, Kieselerde und Spuren von S. Die letzteren Portionen derselben, welche beim Treiben erfolgen, sind relativ die reinsten, enthalten aber mehr eingemengtes Silberoxyd und Silberkörner, weshalb dieselben theils für sich verfrischt und als Werkblei zu neuen Treiben, theils als Bleivorschlag bei Bleischmelzarbeiten angewendet werden. Gegen Ende des Prozesses, wenn das Blei immer silberreicher und dadurch strengflüssiger geworden, verstärkt man das Feuer, bis endlich der *Silberblick* erfolgt. Es entsteht nämlich eine Bewegung an der Oberfläche des Metalls, und gleich darauf wird die Fläche wieder ruhig, glänzend, hell. Hat das S. geblickt, so werden die Gebläse abgehangen, das Feuer gelöscht, das Blicksilber mit warmem Wasser abgekühlt, aus der Spur heraus gehoben und zum Feinbrennen abgeliefert. Während des Treibens geht durch Verflüchtigung viel Bleioxyd, auch S., und zwar besonders gegen das Ende, verloren, welches sich zum kleinsten Theil an den kalten Außenwänden des Herds niederschlägt u. auch in eigenen Kondensationsräumen bei weitem nicht vollständig wieder gewonnen wird. Auch alle Bleidämpfe, die durchs Glättloch entweichen, sind völlig verloren; wegen derselben ist auch die Arbeit am Triebherd der Gesundheit nachtheilig. Ein nicht geringer Antheil S. zieht sich in den Herd ein, und zwar in den Aschenherd weit mehr als in den Mergelherd, weshalb dann der bleihaltende Herd bei dem Bleischmelzen als Vorschlag mit aufgesetzt wird. Das Blicksilber, welches noch $\frac{1}{2}$—$1\frac{1}{2}$ Loth fremde Metalle in der Mark enthält, wird dem *Feinbrennen* unterworfen, auf einem Test, d. h. in kleinerem Maßstab auf einem aus gesiebter, ausgelaugter Holzasche gefertigten, mit einer Lage von Knochenasche überzogenen, wohl abgewärmten kleinen Triebherd, welcher in einer gußeisernen Schale ruht, oder in eisernen Ringen festgehalten wird, nochmals getrieben. Neuerdings hat man sich auch zu den Testen des Mergels bedient und hie u. da Mergelteste eingeführt. Das Feinbrennen geschieht entweder unter Muffeln aus feuerfestem Thon, oder vor dem Gebläse, oder in einem Flammofen. Während des Erkaltens des Feinsilbers werden aus dem Innern der noch flüssigen Silbermasse ästige Verzweigungen hervorgetrieben, wodurch flüssiges S. umhergespritzt wird. Man nennt diese Erscheinung das *Spratzen*. Es tritt nur bei feinem S. ein, besonders bei großen Massen, die langsamer im Innern erstarren; die hervorgetriebenen Partien treten oft mehre Zoll heraus, zum Theil sogar krystallisch. Die reicheren Silbererze werden durch Amalgamation (s. *Amalgam*) behandelt. Da alles auf dem Test erhaltene Feinsilber noch einige Grän Kupfer in der Mark enthält, welche beim Vermünzen oder sonstigen Gebrauch zu legirtem S. nicht hinderlich sind, dadurch aber dasselbe nicht als wirklich reines Metall betrachtet werden kann, so hat man sich anderer Methoden bedient, um wirklich reines S. darzustellen. Unter andern löst man dasselbe, oder Münzen, welche aus bergfeinem S. geprägt worden (hannöversche Gulden, die zu Klausthal geprägt worden), in Salpetersäure auf, schlägt durch Salzsäure oder eine Auflösung von Chlornatrium das S. als Chlorsilber nieder, während das Kupfer aufgelöst bleibt. Das Chlorsilber, mit Wasser abgesüßt, getrocknet, wird in einem Tiegel, in welchem man eine doppelt so große Menge Potasche geschmolzen hat, in kleinen Por-

tionen eingetragen, wobei ein Aufbrausen Statt findet, indem sowohl kohlensaures, als auch Sauerstoffgas entweichen, während das Chlor vom S. ans Kalium tritt, ersteres sich reducirt, in kleinen Körnchen sich abscheidet, welche sich am Boden des Tiegels sammeln und zusammenschmelzen, zu welchem Behuf man den Tiegel einige Male rüttelt. Statt der Potasche kann man auch 70,5% Schlämmkreide mit 4,25% Kohlenpulver anwenden, ebenso Kolophonium. In der neuern Zeit hat die Silbergewinnung große Fortschritte gemacht. So hat man z. B. die Löslichkeit des Chlorsilbers in einer koncentrirten siedenden Kochsalzlösung (Augustins Methode, zuerst in Mansfeld angewandt) oder in einer Lösung von unterschwefeligsaurem Natron (Patera's Methode) zur Scheidung des S.s von seinen Erzen benutzt. Eine andere (Biervogels) Methode gründet sich auf die Verwandlung des S.s in eine in Wasser lösliche Verbindung, aus welcher Lösung das S. durch metallisches Kupfer gefällt wird, wobei man Kupfervitriol als Nebenprodukt erhält.

Peru liefert den größten Theil seines S.s aus dem sogenannten Paco, einem Erz von erdigem Ansehen, welches aus kaum wahrnehmbaren Theilchen von gediegenem S. und braunem Eisenoxyd zusammengesetzt ist. Dagegen wird das S. auf den mexikanischen Gängen aus Erzen gewonnen, welche mit denen in Sachsen, am Harz und in Ungarn übereinstimmen. Das meiste mexikanische S. wird aus Glasfahlerz, Grau- und Schwarzgültig-, Hornerz, Sprödglas- und Rothgültigerz gewonnen. Gediegen S. findet sich, aber selten in bedeutenden, zuweilen 200 Kilogramm schweren Massen. Ein sehr großer Theil von dem S., welches jährlich nach Europa geht, wird aus silberhaltigem Bleiglanz gewonnen; auch der gemeine Schwefelkies liefert bedeutend viel (mitunter an 3 Mark im Centner). Der berühmte Gang von Guanaxuato hat von 1786—1803 jährlich 556,000 Mark S. geliefert; die Grube Valenciana am Ende des vorigen Jahrhunderts in einem Jahre 360,000 Mark S.; die Gruben von Zacatecas jährlich 2500—3000 Barren S., jede zu 134 Mark, d. i. 327,000—402,000 Mark; die Gruben von Catorce jährlich 400,000 Mark ꝛc. In Peru kommt fast alles S. aus den großen Grubengebäuden von Yauricocha (Gruben von Pasco und vom Cerro de Bombon), sowie aus denen von Esota und Huantajaya. Die jährliche Silberproduktion von Pasco ist fast niemals unter 200,000 Mark gewesen, hat sich in einzelnen Jahren selbst bis 300,000 Mark erhoben; die Gruben von Esota haben von 1774—1802, in 29 Jahren, 2,180,457 Mark geliefert; die Gruben von Huantajaya liefern jährlich 70—80,000 Mark; im vorigen Jahrhundert wurden hier Massen gediegen S. von 2 und 8 Centnern gefunden. Das Gebirg von Potosi allein hat nach einem mittlern Durchschnitt von 1773—90 jährlich 456,632 Mark S. geliefert, obschon die Erze sehr arm sind und in 100 Pfund etwa 1—1¼ Loth S. führen. Die spanischen Kolonien in Amerika haben seit ihrer Entdeckung bis 1803, also in 311 Jahren, an S. geliefert: 512,700,000 kastilianische Mark = 117,862,060 Kilogramm = 503,378,168½ preußische Mark = 7,055,694,360 Thaler preußisch Kurant. Das seit 311 Jahren aus dem neuen Kontinent von Amerika geförderte S. würde eine massive Kugel von 63 pariser Fuß Durchmesser geben. Die Amalgamation der Silbererze wird in Mexiko und Peru auf eine eigenthümliche Weise betrieben.

Das S. ist das weißeste aller Metalle und nimmt die schönste Politur an. Es ist härter als Gold, aber weicher als Kupfer, und nach dem Golde das geschmeidigste aller Metalle. Sein specifisches Gewicht ist zwischen 10,474 und 10,542. Es krystallisirt in Würfeln und regelmäßigen Oktaëdern, sowohl wenn es geschmolzen erstarrt, als wenn es aus einer Auflösung gefällt wird. Es ist in hohem Grade dehnbar und hämmerbar, läßt sich in Blättchen von 1/100000 Zoll Stärke ausschlagen (Blattsilber) und in sehr feine Drähte ziehen, von denen 460 Fuß kaum einen Gran wiegen. Ein Draht von 0,847 pariser Linie Stärke wurde durch 173,8 französische Pfund zerrissen; der Bruch des zerrissenen S.s ist hakig, sehnig. S. schmilzt bei einer niedrigeren Temperatur, als Gold und Kupfer, ungefähr bei + 1023°, und zeigt die schönsten Regenbogenfarben (es blickt); bei einer sehr hohen Temperatur, z. B. im Fokus des Brennspiegels, kommt es ins Kochen und verdampft. Im geschmolzenen Zustande absorbirt es Sauerstoff aus der Luft; beim Erstarren entweicht derselbe und gibt dadurch Veranlassung zur Entstehung einer Art von Vegetation auf seiner Oberfläche, dieselbe Erscheinung, die bei dem Abtreiben das Spratzen des S.s genannt wird. Die specifische Wärme des S.s ist nach Regnault = 0,05701, nach Dulong und Petit = 0.05507. Weder bei der gewöhnlichen Temperatur, noch beim Erhitzen verbindet sich das S. mit dem Sauerstoff der Luft, aber beim Schmelzen vor dem Sauerstoffgebläse auf Kohle verbrennt es zu Oxyd. Das Anlaufen des polirten S.s wird durch Schwefelwasserstoff bewirkt, welches dunkles Schwefelsilber bildet.

Feinsilber wird zu plattirten Waaren aller Art verbraucht, zu Blattsilber geschlagen, ferner zum Versilbern, zum chemischen und pharmaceutischen Gebrauch, nicht aber zu Geräthen verarbeitet, weil es zu weich ist. Das bergfeine S. (15 Loth 15—16 Gran fein) wird an einigen Orten ausgemünzt, z. B. zu Klausthal, gewöhnlich aber zum Ausprägen der Münzen noch mit Kupfer in bestimmten Verhältnissen legirt. Man löthet Silberwaaren mit Silberschlagloth, aus Probesilber (12- oder 11löthiges S.) und Zink, oder aus Messing und Feinsilber gefertigt; auch bedient man sich hierzu verschiedener Legirungen von Feinsilber und Kupfer zu 1/8, 1/6, 1/4, 1/2 der letztern. Man erkennt das S. leicht an den oben beschriebenen physischen Eigenschaften und beim Erhitzen auf der Kohle vor dem Löthrohre; es schmilzt leicht zu einem glänzenden, sich nicht oxydirenden, nach dem Erkalten geschmeidigen Korn, ohne die Kohle zu beschlagen. Die Reinheit desselben ergibt sich aus der vollständigen Auflöslichkeit in mäßig verdünnter Salpetersäure und aus der vollständigen Fällung der mit Wasser verdünnten Auflösung durch reine Salzsäure, so daß die abfiltrirte Flüssigkeit durch Schwefelwas-

ſerſtoffwaſſer weder vor, noch nach der Neutraliſation durch Aetzammoniak irgend eine Trübung erleidet. Das Silberoxyd bildet die Baſis der Silberſalze, unter denen das ſalpeterſaure Silberoxyd oder der Höllenſtein am bekannteſten iſt. Zur Darſtellung dieſes Präparats trägt man reines S. zerſchnitten nach und nach in mäßig koncentrirte Salpeterſäure, bis, ſelbſt beim Erwärmen, keine Einwirkung mehr Statt findet. Beim Erkalten, Eindampfen ꝛc. erhält man Tafeln von waſſerfreiem ſalpeterſauren Silberoxyd. Im geſchmolzenen Zuſtande wird das ſalpeterſaure Silberoxyd in der Form kleiner Cylinder unter dem Namen Argentum nitricum fusum, Lapis infernalis, Höllenſtein, in den Apotheken aufbewahrt. Man ſchmilzt das kryſtalliſirte Salz bei möglichſt gelinder Hitze in einem Tiegel von S. oder Porzellan, bis es ruhig fließt, und gießt die geſchmolzene Maſſe in Formen von Serpentinſtein oder von Eiſen, welche man gewöhnlich mit ein wenig Fett einreibt. Man erhält vollkommen weiße Cylinder, wenn das Salz kupferfrei war und wenn man die Temperatur nicht ungebührlich erhöhte, wodurch Abſcheidung von S. und in Folge davon Schwärzung vermieden wird. Das ſalpeterſaure Silberoxyd kryſtalliſirt in farbloſen Tafeln; das geſchmolzene, der Höllenſtein, ſtellt farbloſe dünne Cylinder dar, welche auf dem Bruche ſtrahlig kryſtalliniſch ſind. Am Lichte wird es, durch Reduktion des S.s, geſchwärzt, weshalb es vor der Einwirkung des Lichts geſchützt aufbewahrt werden muß. Es iſt in Waſſer leicht auflöslich, auch in Alkohol und Aether. Die wäſſerige Auflöſung röthet Lackmuspapier nicht, ſondern iſt völlig neutral. Es ſchmeckt herb metalliſch und wirkt ätzend giftig. In der Glühhitze wird es mit Zurücklaſſung von metalliſchem S. zerſetzt. Organiſche Subſtanzen, welche man mit einer Auflöſung des Salzes imprägnirt hat, werden am Lichte ſchwarz, in Folge der Reduktion des Silberoxyds zu S. Dieſes Verhalten wird für mannichfaltige Zwecke benutzt. Die ſogenannte unauslöſchliche Dinte, welche man zum Zeichnen der Wäſche benutzt, beſteht aus einer Auflöſung von ſalpeterſaurem Silberoxyd in Waſſer, welche durch arabiſches Gummi etwas zähflüſſig gemacht worden iſt. Die zu zeichnende Stelle wird mit einer verdünnten Auflöſung von kohlenſaurem Natron getränkt, welcher man ebenfalls etwas arabiſches Gummi zugeſetzt hat, und nach dem Trocknen mit der Silberauflöſung beſchrieben oder mittelſt eines hölzernen Stempels bedruckt. Dem Sonnenlichte ausgeſetzt, werden die Schriftzüge ſchwarz oder dunkelbraun. Durch abwechſelndes Behandeln mit Chlorwaſſer und Ammoniakflüſſigkeit laſſen ſich dieſelben aber wieder vertilgen. Die Auflöſung des ſalpeterſauren Silberoxyds in Waſſer oder Aether benutzt man zum Schwärzen der Haare. Bringt man ſalpeterſaures Silberoxyd auf das Fleiſch des lebenden Körpers, ſo zerſtört es die Organiſation und das Leben in demſelben; es wird deshalb von den Wundärzten zur Zerſtörung des ſogenannten wilden Fleiſches (der Caro luxurians), überhaupt zum Aetzen benutzt. Auch innerlich iſt es als Arzneimittel, beſonders gegen Epilepſie, angewandt worden. Die Haut der Individuen, welche daſſelbe anhaltend genommen haben, wird durch das Licht dunkel, violettſchwärzlich gefärbt, indem ſich metalliſches S. in derſelben ablagert. Dieſe Ablagerung des S.s gibt einen Beweis dafür ab, daß Metallſalze durch das Blut in alle Theile des Körpers gelangen.

Silberberg, Stadt in der preußiſchen Provinz Schleſien, Regierungsbezirk Breslau, Kreis Frankenſtein, an den Quellen der Pauſebach am nördlichen Abhange des Eulengebirgs, hat 2 Kirchen, ein Hoſpital, Unterſteueramt und 1817 Einwohner; der Ort hat ſeinen Namen von dem ſilberhaltigen Bleierze, worauf man hier von 1370 bis in die Zeit des dreißigjährigen Kriegs baute. Unmittelbar über der Stadt liegt die Feſtung S., eine ſehr ſtarke, faſt unüberwindliche Bergfeſtung, von Friedrich II. 1765—77 mit 4½ Millionen Thaler Koſten angelegt. Ihre Werke und Gräben ſind größtentheils in Felſen gehauen und zum Theil durch bedeckte Wege verbunden; daher wird dieſe Veſte häufig das ſchleſiſche Gibraltar genannt, der Haupttheil, der Donjon, auf dem Schloßberge aber mit Recht der Wunderbau. Sein Wallgang liegt 2040 Fuß über der Oſtſee, ſein in Felſen geſprengter Brunnen iſt 250 Fuß tief, und die Ausſicht von dem Donjon auf Schleſien und die Grafſchaft eine der reichſten. Nebenwerke ſind auf dem Spitzberge, dem Hohenſtein, der großen und kleinen Strohhaube und dem Hahnenkamm. Drei Reihen in den Felſen gehauener Kaſematten können 5000 Mann faſſen. Für den Frieden beſtehen 2 Kaſernen zwiſchen Stadt und Feſtung, ebenſo das Lazareth und die Garniſonſchule. S. wurde noch nie erobert und nur 1807 von den Franzoſen und Würtembergern eingeſchloſſen.

Silberflotte, zur Zeit der ſpaniſchen Herrſchaft in Amerika die Flotte, die den Ertrag der Ausbeute aus den amerikaniſchen Bergwerken nach Spanien überbrachte.

Silberglanz, Schwefelmetallgattung aus der Familie der Glanze, auch Silberglas, Glaserz, Glanzerz, Argentit genannt, teſſeral, von 2—3 Härte, 7,0—8,0 Gewicht, muſcheligem u. unebenem Bruch u. glänzendem Strich. Der Schwefelſilberglanz beſteht aus 87,01 Silber, 12,96 Schwefel, nach Klaproth aus 85,0 Silber, 15,0 Schwefel, hat zur Grundform das Oktaëder und eine kaum bemerkbare Spaltbarkeit parallel den Kern- und Entſcheitelungsflächen, 2,0—2,5 Härte u. 6,9—7,2 Gewicht, erſcheint in aufgewachſenen und mannichfaltig gruppirten Kryſtallen von Oktaëdern, Hexaëdern, Rautendodekaëdern, Leucitoëdern, Triakisoktaëdern mit verſchiedenen Kombinationen, derb, eingewachſen, angeflogen, zähnig und drahtförmig, iſt geſchmeidig, weich, wie Blei ſchneidbar und biegſam, von ſchwärzlichbleigrauer, oft ſchwarz angelaufener Farbe und metalliſch glänzend, bisweilen mit Schwefel- oder Kupferkies überzogen; ſchmilzt leicht vor dem Löthrohre mit Aufwallen und Schwefelgeruch, nach längerem Blaſen auf Kohle mit Hinterlaſſung eines Silberkorns, löſt ſich in koncentrirter Salpeterſäure unter Ausſcheidung von Schwefel. Er findet ſich auf Gängen im Grund- und Uebergangsgebirge, vorzüglich in Frei-

berg, Schneeberg, Joachimsthal, Andreasberg, Mexiko, Peru, Chili, in Ungarn unter dem Namen Weichgewächs. Zugleich erscheint der S. auch erdig als Silberschwärze oder Silbermulm, auch erdiges Glaserz. Der Selensilberglanz oder Naumannit besteht aus 63,21 Silber und 26,79 Selen (nach Rose aus 65,56 Silber, 24,05 Selen, 6,79 Selenblei mit etwas Eisen), hat zur Grundform das Hexaëder und eine vollkommene, den Würfelflächen parallele Spaltbarkeit, 2,5 Härte, 8,0 Gewicht, erscheint in kleinen krystallinischen Platten, nie deutlich krystallisirt, ist weniger weich und geschmeidig, als das vorige, eisenschwarz und im Strich glänzend, schmilzt vor dem Löthrohre auf Kohle, in der äußern Flamme ruhig, in der innern unter Schäumen und Verbreitung von Selengeruch, glüht beim Erstarren wieder auf und reducirt sich mit Soda und Borax zu einem Silberkorn. Er findet sich nur zu Tilkerode am Harz auf schmalen Trümmern in Selenbleiglanz und Bitterkalkspath.

Silbergroschen, die seit 1475 im Herzogthum Sachsen ausgeprägten Groschen, deren ein gut Schock aus einer Mark Silber geschlagen wurden; gegenwärtig preußische Rechnungs- und Silberscheidemünze, der 30. Theil des Kurantthalers, auch in halben Stücken aus Billon ausgeprägt; vgl. Neugroschen.

Silberhornerz, Spathgattung aus der Familie der Ceratochalcite oder Hornspathe, auch Hornerz, salzsaures Silber, hexaëdrisches Perlcerat, Silbercerat genannt, ist tesseral, von 1,0—1,5 Härte, 5,5—5,6 Gewicht, flachmuscheligem Bruch, weißem u. glänzendem Strich. Das Chlorsilber (Chlorsilberspath) besteht aus 75,33 Silber, 24,67 Chlor, hat zur Grundform den Würfel, keine bemerkbare Spaltbarkeit, ist von gelblichweißer, perlgrauer, bläulicher oder grünlicher Farbe, fett- oder diamantartig glänzend, durchscheinend, schmilzt schon in der Flamme des Kerzenlichts, vor dem Löthrohre zu einer graulichen Perle und reducirt sich nach und nach zu einem Silberkorn, wird von Salpetersäure nur wenig angegriffen. Es erscheint in sehr kleinen, glatten oder gestreiften, reihen- oder drusenförmig verbundenen Krystallen, und zwar in Würfeln, Oktaëdern, Rautendodekaëdern, meist jedoch nieren- und tropfsteinförmig, als rindenartiger Ueberzug und derb mit feinkörniger oder stängeliger Textur, auch dicht in Platten und angeflogen und findet sich auf Silbererzgängen zu Freiberg und Schneeberg in Sachsen, Joachimsthal in Böhmen ꝛc. Hierher gehört auch das Brom- und Jodsilber, welches sich an einigen Orten in Mexiko findet.

Silberling, überhaupt eine Silbermünze; s. v. a. Sekel.

Silbermann, Gottfried, berühmter Orgelbauer, geboren zu Kleinbobritsch bei Frauenstein am 14. Januar 1683, lernte die Orgelbaukunst bei seinem ältern Bruder in Straßburg, ließ sich dann in Freiberg nieder und † in Dresden den 4. Aug. 1753. Die aus seiner Fabrik hervorgegangenen Instrumente zeichnen sich alle durch seltene Reinheit, Stärke und Sonorität, besonders aber durch eine unverwüstliche Dauer, Haltbarkeit und Stimmungstemperatur aus. Er erbaute von 1708—53 nicht weniger als 42 vortreffliche Orgelwerke, von denen die im freiberger Dom, in der Frauen-, Sophien- und katholischen Kirche zu Dresden die berühmtesten sind. Auch verfertigte er treffliche Klaviere und Fortepiano's, erfand 1740 das Cembal d'amour u. wandte beim Fortepiano zuerst die englische Mechanik an.

Silbersalz, s. Silber.

Silberstifte, kleine dünne Stifte aus weichem Silber, womit man wie mit Bleistift auf Pergament schreibt.

Silene (Leimkraut), Pflanzengattung aus der Familie der Sileneen, mit walzigem, keulenförmigem oder bauchigem, 5zähnigem, am Grunde nacktem Kelch, 5 benagelten Blumenblättern, im Grunde 3fächerig, an der Spitze 6klappiger Kapsel und nierenförmigen Samen. S. Armeria *L.*, Gartenleimkraut, nelkenartiges Leimkraut, auf trockenen Wiesen, kräuterreichen Hügeln, an buschigen Bergabhängen, mit ästigem, oben klebrigem, bis 2 F. hohem Stengel, ei-lanzettförmigen, etwas graugrünen Blättern u. rothen oder weißen, in reichen Doldentrauben vereinigten Blüthen, ist in Gärten eine beliebte Zierpflanze. Von S. inflata *Sm.*, Cucubalus Behen *L.*, aufgeblasen-kelchiges Leimkraut, Taubenkropf, weißer Behen, auf Rainen, Hügeln, trockenen Wiesen ꝛc., ausdauernd, mit aufsteigendem, kahlem Stengel, lanzettlichen, spitzigen Blättern u. überhängenden, in gabeligen, schlaffen Trugdolden vereinigten Blüthen, ward früher die Wurzel, Radix Behen nostratis, häufig statt der weißen Behenwurzel, Radix Behen albi, welche von Rhaponticum Behen *Kost.* herstammt, angewendet. Das Kraut gebraucht man im nördlichen Europa äußerlich gegen Rothlauf, jung hin u. wieder auch als Gemüse. Von S. Otites *Pers.*, Cucubalus Otites *L.*, spateldblättriges Leimkraut, Ackertaubenkropf, in Mitteleuropa, auf sandigen Hügeln u. Feldern, an Wegrändern, ausdauernd, mit vielblüthigen, gerade vorgestreckten Wirteln u. röhrig-glockenförmigen Kelchen, war das Kraut, Herba Viscaginis s. Viscago, s. Cucubali s. Otitis, welches einen adstringirenden, etwas bitterlichen Geschmack hat, früher officinell u. hat sich bei Ohrenschmerzen wirksam erwiesen. Mehre andere Arten eignen sich zu Zierpflanzen.

Silentium (lat.), Stillschweigen; altum S., tiefes Stillschweigen.

Silenus, Sohn des Hermes oder des Pan u. einer Nymphe, oder ein Sohn der Erde, der Pflegevater u. Erzieher, später der unzertrennliche Begleiter des Dionysus, nahm als solcher auch am Kampfe gegen die Giganten Antheil, tödtete den Enceladus und erschreckte die Feinde durch das ihnen unbekannte Geschrei seines Esels so, daß sie flohen. Die spätern Dichter schildern den S. als burlesken, jovialen Alten unter mittlerer Größe, gewöhnlich nackt, glatzköpfig, mit stumpfer Nase u. dünnem Barte, kleinen, blinzelnden Augen, hängendem Kopfe, fettem, rundem Leibe, schwammigem u. aufgedunsenem Fleische, behaarter Brust, oft auch mit behaartem Bauche u. Schenkel. Fast immer erscheint S. mit dem Weinschlauch u. gewöhnlich im trunkenen Zustande; in der Regel reitet er auf seinem Esel u. wird von Satyrn oder Satyrisken unterstützt. Am liebsten lebt er, ein

gemüthlicher, harmloser Dämon, in der Nähe von Fluren u. in stillen Wäldern u. hat in sofern ähnliche Neigungen wie die Satyrn, von denen er sich jedoch durch die bei ihm vorherrschende Trunkliebe unterscheidet, während jene die Wollust lieben. In dem S. ist übrigens der Geist der Weissagung verborgen; er ist mit der fernsten Vergangenheit u. Zukunft bekannt und läßt, wenn er trunken u. schlafend mit Blumenketten gefesselt wird, sich zum Singen u. Weissagen nöthigen. Er erscheint als Dämon des fließenden Wassers, welcher, mit den Dryaden vermählt, die Fruchtbarkeit des Waldes schafft, mit der Najade verbunden den Dionysus aufzieht oder doch Führer der Najaden im Gefolge des Dionysus ist. Die Silenen, d. h. die älteren Satyrn, unterscheiden sich von S. durch eine mehr thierische Bildung. Die Attribute des S. sind der Epheu, womit er bekränzt ist, der Schlauch, der Esel, der Thyrsusstab, der Kantharus, auch zuweilen der Panther; ausnahmsweise reitet er auf dem dionysischen Bocke oder auf einem Löwen; zuweilen fährt er auch auf einem Wagen.

Silesius, Angelus, s. Angelus Silesius.

Silhouette, das Schattenbild eines Menschen, welches entsteht, wenn der Umriß desselben mit schwarzer Farbe ausgefüllt ist, in welche die innern Linien zuweilen mit weißen Strichen leicht hinein gezeichnet zu werden pflegen. Der Name rührt von dem französischen Finanzminister Etienne de Silhouette her, der sich um 1757 durch seine Finanzmaßregeln so verhaßt machte, daß man ihn überall lächerlich zu machen suchte und namentlich alles ärmlich Aussehende à la Silhouette nannte, womit denn auch die Schattenbilder, die damals in Paris Mode waren, als armselig erscheinende Porträte bezeichnet wurden. Die ganze Kunst des Silhouettirens besteht darin, die äußeren Umrisse ganz genau wiederzugeben, was um so schwieriger ist, je harmonischer die Züge der abzubildenden Person verschmolzen sind, wogegen stark markirte Züge sich vorzugsweise zur S. eignen. Am treuesten werden die S.n, wenn man dem wirklichen, durch Kerzenlicht geworfenen Schattenriß nachzeichnet und ihn nachher mittelst des Storchschnabels verkleinert. Auch der Camera obscura hat man sich in neuerer Zeit zu diesem Zweck bedient. In künstlerischer Hinsicht ist die S. ohne Bedeutung, doch ist sie für den Physiognomiker anziehend u. gewährt den Vortheil, daß man durch sie schnell ein sprechend ähnliches Bildniß erhalten kann.

Silicea (lat.), Kieselerde.

Silicium (lat.), Kiesel.

Silikate, s. v. a. Kieselspathe.

Siliqua (lat.), die Schote, Form der Schotenfrucht, welche wenigstens viermal, gewöhnlich aber noch vielmal länger als breit ist, z. B. bei Sinapis, Brassica, Cheiranthus u. Cardamine; daher: siliquosus, schotenartig.

Silistria, Hauptstadt eines europ.-türkischen Ejalets, welches die östliche Bulgarei umfaßt, am rechten Donauufer, in dem Winkel, den die hier mündende Dristra mit der Donau bildet, gegenüber dem walachischen Flecken Kalarasch, 14 Meilen nördlich von Schumla, hatte früher 20,000 Einwohner u. blühenden Handel, ist aber in Folge wiederholter Belagerung u. Entvölkerung durch die Pest herabgekommen u. nur noch durch seine Lage u. Festungswerke ein strategisch wichtiger Punkt. Schon 971 siegte hier der byzantinische Kaiser Joh. Zimisces über die Russen unter Swjätoslaw. Im Jahre 1595 ward der Ort von den Türken, 1603 von Radul Weyda verbrannt, den 10. Juni 1773 von den Russen unter Romanzow angegriffen, aber von Osman Pascha mit Erfolg vertheidigt. Nachdem 1810 die Russen unter Langeron die Festung eingeschlossen, ging dieselbe den 11. Juni durch Kapitulation an sie über. Im russisch-türkischen Kriege von 1828 ward S. von den Russen vom 21. Juli bis zum 15. Sept. unter General Roth, dann unter Langeron u. Wittgenstein bis zum 10. Nov. und im folgenden Jahre vom 17. Mai bis zum 5. Juni unter den Generälen Schilder u. Krassowski belagert. Letzterem übergab Hadschi-Achmet-Pascha den 30. Juni 1829 die Festung durch Kapitulation. Nach Bezahlung der Kriegskosten von Seiten der Pforte ward die Festung den 11. Sept. 1830 von den Russen geräumt. Bis dahin hatten sich die Werke in schlechtem, verfallenem Zustande befunden. Erst seit 1849 ward der Platz durch Neubauten zu einer Festung ersten Rangs erhoben u. seit Beginn des russisch-türkischen Konflikts 1853 durch 12 größere u. kleinere detachirte Forts, unter denen das Fort Abd-ul-Medschid das bedeutendste, sehr verstärkt. Nach dem Ausbruch des Kriegs 1854 begannen die Russen sofort nach ihrem Uebergang über die Donau die Belagerung S.'s, allein die 15,000 Mann starke Besatzung unter Mussa-Pascha leistete den tapfersten Widerstand. Das am 14. April eröffnete Bombardement richtete in der Stadt geringen Schaden an, und da auch die Beschießung des festen Schlosses mit schwerem Geschütz nicht zum Ziele führte, so begann das 32,000 Mann starke Corps des Generals Lüders unter dem Oberkommando des Fürsten Paskewitsch die regelmäßige Belagerung des Platzes. Aber nicht weniger, als durch Regen und Ueberschwemmungen, litten die Belagerer durch häufige Ausfälle der Türken, so besonders in der Nacht zum 29. Mai u. am 6. u. 9. Juni, wo Paskewitsch selbst verwundet ward, so daß er sich bewogen fand, das Oberkommando an den Fürsten Gortschakow abzugeben. Nachdem auch General Schilder vor S. gefallen, hoben die Russen, entmuthigt u. geschwächt, die Belagerung auf u. zogen sich auf das linke Donauufer zurück.

Silius Italicus, Cajus, epischer Dichter Roms, geboren 68 n. Chr. aus angesehener Familie, ward Konsul und erhielt darauf die Verwaltung der Provinz Asien, zog sich aber nachher auf seine Landgüter zurück, um sich mit Wissenschaft u. Dichtkunst zu beschäftigen u. † 100 n. Chr. durch freiwilligen Tod. Wir haben von ihm noch ein aus 18 Büchern bestehendes Gedicht, „Punica“, eine poetische Darstellung des zweiten punischen Kriegs nach Livius u. Polybius, das, von den Zeitgenossen mit Beifall aufgenommen, bald in Vergessenheit gerathen zu seyn scheint, da im Mittelalter jede Spur davon verschwunden war. Bei Gelegenheit des Konciliums zu Konstanz fand es Nic. Poggi wieder auf u. brachte es nach Italien, worauf später Carrio aus einer alten

kölner Handschrift dasselbe vervollständigte. Auf die erste Ausgabe (Rom 1471) folgte die venetianer von 1483. Bessere Ausgaben lieferten Heinsius (Leyden 1600), Drakenborch (Utrecht 1717), Ernesti (Leipz. 1791), Ruperti (Götting. 1795—98, 2 Bde.) u. Weber im „Corpus poetarum Latinorum" (Frankf. 1833).

Sillé-le-Guillaume, Flecken im französischen Departement Sarthe, an den Quellen der Vègre, mit Fabriken für Leinwand, Bleichen, Spitzenklöppelei, Messerfabriken, Gerberei, Handel mit Getreide, Vieh, Hanf, Garn, Federn, Wolle, Honig, Wein u. 3050 Einw. In der Nähe Eisengruben und Eisenhämmer.

Sillen (v. Gr.), bei den alten Griechen eine besondere Art von Spottgedichten in Hexametern, die zuerst um 270 v. Chr. von Timon aus Phlius, der davon den Beinamen Sillograph erhielt, angewendet ward, indem derselbe in einem satyrischen Lehrgedicht in 3 Büchern, oft unter Parodirung der Verse anderer Dichter, die Philosophenschule u. deren Treiben verhöhnte. Später ward der Name auch auf andere Spottgedichte übertragen. Die erhaltenen Fragmente sind von Eckermann in „De sillis Graecorum" (Upsala 1746), Wölke (Warschau 1820) u. Paul (Berl. 1821) gesammelt.

Sillery, Dorf im französischen Departement Marne, Arrondissement Rheims, links an der Vesle, mit vorzüglichem Champagnerwein, Woll- u. Baumwollzeuchfabrik u. 460 Einw.

Sillig, Karl Julius, ein um die alte Literatur und Kunst verdienter Gelehrter, geboren am 12. Mai 1801 zu Dresden, widmete sich seit 1819 zuerst auf der Universität zu Leipzig, dann zu Göttingen klassischen Studien. Nachdem er darauf zu Paris Materialien zur Bearbeitung einer Ausgabe des ältern Plinius gesammelt hatte, ward er nach seiner Rückkehr 1825 an der Kreuzschule seiner Vaterstadt angestellt u. 1839 vierter Lehrer daselbst. Seine Ausgaben des Catullus (Göttingen 1824), der „Carmina minora" des Virgil in der Ausgabe von Wagner (4. Bd., Leipzig 1832), des „Carmen graecum de virtutibus" in Choulants Ausgabe des Macer Floridus (das. 1832) u. der „Historia naturalis" des Plinius (das. 1831—36, 5 Bde.) zeugen von Fleiß u. Genauigkeit. Sein „Catalogus artificum Graecorum et Romanorum" (Dresden 1827) ward von Williams in das Englische übersetzt (London 1837). Er gab K. A. Böttigers „Opuscula latina" u. dessen „Kleine Schriften archäologischen u. antiquarischen Inhalts" heraus u. vollendete den 2. Band der „Ideen zur Kunstmythologie" (Dresden 1836). Auch enthalten Schorns „Kunstblatt" u. Jahns „Jahrbücher für Philologie" viele Aufsätze u. Kritiken von ihm.

Silliman, Benjamin, nordamerikanischer Naturforscher, geboren 1780, ward 1805 Professor der Chemie am Yalecollege in Newhaven, besuchte in demselben Jahre, sowie 1806 Europa, um Bücher u. naturwissenschaftliche Apparate für jene Anstalt zu erwerben, u. veröffentlichte das Tagebuch beider Reisen unter dem Titel „Two passages over the Atlantic in the years 1805 and 1806" (Newhaven 1810). Im Jahre 1818 begann er die Herausgabe des „American journal of science and arts", worin seine eigenen Arbeiten über Physik, Chemie, Geologie u. Meteorologie eine bedeutende Stelle einnehmen. Von seinen übrigen Werken sind noch die „Remarks made on a short tour between Hartford and Quebec" (Newhaven 1820) u. die „Elements of chemistry" (das. 1831, 2 Bde.) zu erwähnen. Im Jahre 1851 besuchte er abermals England u. den europäischen Kontinent, worüber er in „A visit to Europe in 1851" (Newh. 1853, 2 Bde.) berichtete. Nach ihm ist ein von Bowen in Connecticut entdecktes Mineral Sillimanit genannt werden.

Siloah, Quelle in einem Thale bei Jerusalem, die wohlschmeckendes u. reichliches, aber in Absätzen hervorspringendes Wasser hatte, welches in einen Teich geleitet ward. Die wahre Lage der Quelle ist streitig.

Silos (span., Kornkeller), künstliche Gruben zum Aufbewahren des Getreides; s. Magazine.

Silures, mächtige und streitbare Völkerschaft im Süden der Westküste des römischen Britanniens, der die bedeutenden Städte Isca (jetzt Caer Leon) und Venta (jetzt Caer-vend) gehörten. Die S. waren zwar den Römern unterworfen, blieben ihnen aber immer furchtbar und waren auch später das einzige Volk, welches seine Unabhängigkeit gegen die Sachsen behauptete.

Silurformation (Silursystem, silurische Grauwacke 2c.), von Murchison von dem alten Reiche der Silurer (dem jetzigen Wales), wo er diese Formation zuerst als eine selbstständige erkannte, hergenommene Bezeichnung der mittleren Grauwacke. Fortgesetzte Beobachtungen haben diese Formation auch in Skandinavien, Rußland, Böhmen, Thüringen, im westlichen Frankreich und in Nordamerika in größerer oder geringerer Verbreitung auffinden lassen. Zu den ältesten deutlich erkannten sedimentären Bildungen gehörig, wird sie besonders durch Graptolithen, gewisse Arten Orthoceratiten und Trilobiten charakterisirt. Ueberreste von Wirbelthieren fehlen in ihr fast ganz. In Thüringen verbreitet sich die obersilurische Grauwacke besonders über den östlichsten Theil des Thüringerwaldes und besteht aus dunkeln Schiefern mit untergeordneten Dach-, Alaun- und Kieselschiefern u. Kalklagern und abwechselnden Sandsteinschichten. Aeußerst arm an Petrefakten, enthält sie doch die charakteristischen Graptolithen, außerdem Lophoktenien, Nereiten und Myrianiten. Die untersilurische Grauwacke liegt zwischen dieser und den plutonischen Gesteinen des westlichen Thüringerwaldes, tritt aber östlich im ganzen Voigtlande wieder weit verbreitet auf, besteht aus grünen Schiefern mit untergeordnetem Wetzschiefer, Sandstein und Quarzfels ohne Kalk u. hat als organische Reste Asaphen und Phykoden. Vgl. Murchison, The Silurian system (1839).

Silva (sylva), Wald, überhaupt eine größere mit Holzpflanzen bewachsene Strecke Landes; Waldgebirge, in welcher Bedeutung das Wort oft in der alten und mittlern Geographie vorkommt, z. B. S. Arsia, S. Ciminia 2c., auch bei Städtenamen, z. B. S. Apiatica, Bienwald, S. Bocanna, Buchau in Würtemberg, S. Ducis, Herzogenbusch; Einfälle, die man aufschreibt, um

zur Zeit Gebrauch von ihnen zu machen, gewöhnlich im Plural, Silvae.

Silvanus, Waldgott der Römer, unter dessen Obhut der Wald mit Bäumen, Wild, Waldweide, Hirten und Heerden steht, der aber auch zugleich Schützer der Grenzen, besonders der zwischen Wald und Feld, und Hüter alles dessen, was sie umschließen, des Viehes, der Fluren u. der Häuser auf denselben, also auch ein Lar und Schützer der Laren ist. Die Landleute erflehten von ihm die Gesundheit der Rinder mit einem Opfer von Speltmehl, Speck, Fleisch und Wein. Die Hirten verehrten den S. noch besonders als Wolfsvertreiber, und damit er auf Heerdesegen günstig einwirke, ward ihm der fruchtbare Widder geopfert. Als specieller Waldgott hat er alle Eigenthümlichkeiten dieser Gattung an sich: er erscheint als neckischer Kobold, der wie Faun allerlei Spuk treibt, besonders in Folge seines verliebten Temperaments. Weiber durften ihm deshalb kein Opfer bringen, ja, schicklicherweise nicht einmal dabei anwesend seyn. Zu Rom hatte S. zwei Heiligthümer; das eine war auf dem aventinischen, das andere auf dem viminalischen Hügel. Dargestellt wird er mit Sichel und Baumzweigen, Früchte im aufgeschürzten Thierfelle tragend, oder mit einem Kranze von Lilien und Kieferzweigen um das Haupt, mit Gartenmesser oder Cypressenbaum (der ihm heilig ist), neben sich einen Hund und einen brennenden Altar. Er erscheint zwar als alter Mann, aber rüstig und munter.

Silvaticus (lat.), waldig, mit Wald bewachsen: Regio silvatica, die Waldregion; waldbewohnend, in Wäldern wachsend: Plantae silvaticae, Waldpflanzen.

Silves, Stadt in der portugiesischen Provinz Algarvien, nordöstlich von Lagos, am gleichnamigen Fluß, mit schöner Kirche, Hospital u. 2100 Einw.

Silvester (Sylvester), 1) St. S. I., Sohn des Rufinus, erlitt wegen seines Christenglaubens Verfolgungen, ward, als Konstantin der Große sich krank fühlte und schon den Christen geneigt zu werden begann, zu diesem gerufen u. bekehrte ihn nicht nur, sondern heilte ihn auch von seiner Krankheit, worauf der dankbare Kaiser seinen neuen Glaubensgenossen viele Tempel zu Kirchen, angeblich auch das Patrimonium Petri, schenkte. S. ward 314 zum Papst gewählt u. † am 31. Dec. 335, welcher Tag (Silvesterabend) ihm geweiht blieb. — 2) S. II., früher Johannes, ward 1043 als Gegenpapst gegen Benedikt IX. gewählt, nach 3 Monaten aber durch den Grafen von Frascati wieder entsetzt.

Silvestriner, Orden in Italien, besonders in Umbrien, Toskana und Ancona ausgebreitet, von Silvester Gozzolino 1234 gestiftet, 1248 vom Papst Innocenz IV. bestätigt. Ihre Regel ist die der Benediktiner; ihre Kleidung: ein Rock u. ein breites Skapulier, woran eine Kapuze befestigt ist, von glänzend türkischem blauen Tuche, beim Ausgehen eine große blaue Kutte und ein großer Kirchendienermantel. Hemden, Halskragen und Aermelaufschläge sind von weißer Serge. Der General trägt ein Mäntelchen und eine Mozzetta von violeter Farbe. Die Tracht der Silvestrinerinnen war früher wie die der Mönche, später nahmen sie die schwarze Kleidung der Benediktinerinnen an.

Silybum (Steckorn, Mariendistel), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, mit der einzigen Art: S. marianum *Gaertn.*, Carduus marianus *L.*, Mariensteckkorn, Marien-, Frauen- oder Silberdistel, in Mittel- und Südeuropa, auf dürren, unbebauten Plätzen, Schutthaufen ꝛc., einjährig. Der Stengel ist dick, gefurcht, unten zottig, bis 4 Fuß hoch, die Blätter sind glänzend, weiß gefleckt, stengelumfassend, spießförmig-halbgefiedert, dornig-gezähnt, die Blumenstiele einzeln endständig, einblumig, die Blumen purpurroth-lillafarbig. Die Wurzel, Blätter und Früchte, Radix, Herba et Semen Cardui Mariae s. mariani, Herba Spinae albae s. Leucacanthae, waren früher gebräuchlich; Wurzel und Blätter gegen Fieber, Stockungen im Unterleibe ꝛc., die öligen und schleimigen Früchte gegen Seitenstechen und Brustkrankheiten.

Simao (Semao), ostindische Insel, Sundaarchipel, südwestlich von Timor, durch die gleichnamige Straße davon getrennt, 5 Meilen lang u. ¾ Meile breit, niedrig, stark bewaldet, wenig fruchtbar, liefert Schwefel und Mais; ist nur schwach bevölkert.

Simaruba, Pflanzengattung aus der Familie der Rutaceen, Bäume mit abwechselnden, gefiederten Blättern und endständigen, aus kleinen Trauben zusammengesetzten Blüthenrispen, in Südamerika und Westindien. S. excelsa *Dec.*, Bitteresche, Bitterholzbaum, in Jamaica und auf den Karaiben, in Wäldern, mit 80—100 Fuß hohem Stamm, liefert das als jamaikanisches oder dickes Quassiaholz, Bitterholz, Lignum Quassiae jamaicense, häufig statt ächten Quassienholzes im Handel vorkommende Holz, welches ganz dieselben Eigenschaften und Wirkungen hat wie jenes, aber weit bitterer u. unangenehmer schmeckt. S. officinalis *Dec.*, Quassia Simaruba *L.*, in Guyana, auf Jamaica, den Karaiben, in Wäldern 70—80 Fuß hoch, gibt in der Rinde der Wurzel und auch zum Theil des Stammes die Simaruba- oder Ruhrrinde, Cortex Simarubae s. Quassiae Simarubae. Sie kommt im Handel vor in einigen Fuß langen und 1—2 Fuß breiten Stücken, die entweder der Länge oder der Breite nach zusammengerollt sind, ist fast geruchlos, hat aber einen kräftigen, rein bittern Geschmack und wird bei langdauerndem Kauen schleimig. Aus einem brüchigen Harze, einem ätherischen Oele von gewürzhaftem Geschmacke und benzoëähnlichem Geruch, einem Alkaloid (Quassin) von bitterem Geschmacke, einem ammoniakalischen Salze, äpfelsaurem und oxalsaurem Kalk, Aepfelsäure und Spuren von Gallussäure, Ulmin und Faserstoff bestehend, wirkt sie tonisch und einhüllend, besonders auf die Verdauungsorgane und Schleimhäute und wird deshalb bei abnormen Schleimsekretionen, die auf Schwäche und Erschlaffung beruhen, angewandt, und zwar in Pulver oder Abkochung. Von S. versicolor *St. Hil.*, in Brasilien, in Minas Geraës, 6—10 Fuß hoch, werden Rinde und Blätter ꝛc., welche sehr bitter sind, in Brasilien wie die der vorigen Arten angewendet, außerdem aber

auch noch für ein specifisches Mittel gegen giftige Schlangenbisse gehalten.

Simbirsk, asiat.-russisches Gouvernement, welches ehemals einen Theil des kasanschen Khanats ausmachte, dann von 1717—27 zu Astrachan gehörte und 1780 zu einer Statthalterschaft erhoben wurde, es grenzt im Norden an das Gouvernement Kasan, im Osten an Orenburg, im Westen an Nishegorod nnd Pensa und im Süden an Saratow und war 1402 (1315) □Meilen groß. Nachdem aber 1850 bei der Bildung des Gouvernements Samara die östlich von der Wolga gelegenen Gebietstheile der Kreise Stawropol und Samara, 477 □Meilen mit 274,118 Einw., zu jenem neuen Gouvernement geschlagen worden, blieben für das Gouvernement S. nur noch 841 □Meilen. Die Oberfläche des Landes bildet eine wellenförmige Ebene, von unbedeutenden Höhen und Bergrücken durchsetzt. Das westliche Ufer der Wolga erhebt sich über das östliche, besonders da, wo sich der Fluß bei Samara in einem großen Bogen nach Osten wendet; hier erhebt es sich zu einer Höhe von mehr als 400 Fuß. Nach Süden und Osten flacht sich das Land ab und bildet eine Steppe, die sich nach den Gouvernements Saratow und Orenburg erstreckt. Auf dem rechten Ufer der Wolga lagert sich ein Kreidegebirg, welches den Kreis von Singilei und einen Theil des Kreises von S. vom Bache Ussa bis zur Stadt S. selbst einnimmt und hauptsächlich längs der Ufer der Wolga, des Seld und Urene zu Tage geht. Der Boden ist meist fruchtbar; in den Ebenen findet man häufig die schönste Gartenerde. Alle Gewässer, welche das Gouvernement durchströmen, gehören zum Flußgebiet der Wolga, welche das Land von Norden nach Süden durchfließt. Sie nimmt rechts auf den Birjutsch, die Swjäga, die Ussa und den Syssran, links den großen und kleinen Tscheremschan, den Sok und die Samara. Im Westen strömt die Sura. Seen und Teiche zählt man gegen 566, doch sind alle klein. Das Klima ist ziemlich gemäßigt, selten steigt die Hitze auf 19° und die Kälte auf 24°. Die erhöhte Lage und die reine Luft von S. schützen die Einwohner vor verderblichen Krankheiten, und als vor mehren Jahren die Cholera in der Umgegend wüthete, blieb diese Stadt von ihren Verheerungen verschont. Produkte des Pflanzenreichs sind besonders Roggen, Obst, namentlich Aepfel, verschiedene Gemüse, etwas Flachs und Hanf; ferner Gerste, Spelz, Hafer, Hirse, Mohn, Buchweizen, Erbsen, Linsen, Rüben, Zwiebeln, Kohl, Kartoffeln, Melonen, Arbusen, spanischer Pfeffer, Beeren, die gewöhnlichen Waldbäume ꝛc. Das Thierreich wird vertreten durch Pferde, Hornvieh, Schafe, Ziegen, Schweine, Bären, Füchse, Luchse, Marder, Wiesel, Hermeline, Bisamkatzen, Eichhörnchen, Hasen, zahmes und wildes Federvieh, Fische (z. B. Hausen, Störe, Sterlete, Lachse, Karpfen), Krebse, Bienen ꝛc. Das Mineralreich liefert Kalk, Gyps, Thon, Mergel, Walkererde, Bau-, Mühl- und Schleifsteine, Vitriol, Schwefel, Steinkohlen, Erdharz, Torf, Raseneisenerz u. dgl. m. Die Bevölkerung bestand 1851 aus 1,024,286 Seelen, darunter gegen 300,000 Nichtrussen, nämlich Tataren, Tscheremissen, Mordwinen, Tschuwaschen, Kalmücken und Kisilbaschen. Hauptnahrungszweige sind Landbau und Viehzucht. Die Industrie ist im Steigen begriffen. Fabriken und Manufakturen mehren sich. Der Handel wird durch die Wolga befördert. Ausfuhrartikel sind Getreide, Hanf, Aepfel, Arbusen, Pferde, Rindvieh, gegerbte und ungegerbte Häute, Fische, Mühl- und Schleifsteine. Die vorzüglichsten Handelsplätze sind Simbirsk u. Samara. Das Gouvernement enthält noch die 8 Kreise S., Syssran, Singilei, Karsun, Ardatow, Kurmysch, Alatyr und Buinsk. Die gleichnamige Hauptstadt liegt auf dem hohen Ufer der Wolga, zwischen diesem Fluß und der Swjäga, ist Sitz eines Civilgouverneurs und eines griechischen Bischofs, hat 20 Kirchen, einige Klöster, mehre Hospitäler, eine Irrenanstalt, ein Findelhaus und mehre andere Wohlthätigkeitsanstalten, ein Gymnasium, ein Kaufhaus ꝛc. und zählte schon 1838 eine Bevölkerung von 17,700 Seelen, ist aber neuerlich dadurch herabgekommen, daß der früher sehr beträchtliche Getreidehandel sich zum Theil nach dem aufblühenden Samara gewendet hat. Ein Hauptnahrungszweig der Einwohner ist neben dem Handel der bedeutende Fischfang in der Wolga. S. wurde im 17. Jahrhundert gegründet, glich aber noch im 17. Jahrhundert einem Dörfchen u. fing erst 1780 an sich zu vergrößern.

Simcoe, brit.-nordamerikanischer See in Obercanada, östlich vom Huronsee, mit dem er durch den Severn in Verbindung steht, n. nordwestlich vom Ontariosee, mit dem er durch den Talbotfluß, die Schallowseen, den Ricesee u. den Trentfluß in Verbindung steht.

Simei, Gera's Sohn, Verwandter Sauls zu Bahurim, insultirte den König David auf seiner Flucht vor Absolom aufs Gröblichste, erhielt aber von dem siegreich nach Jerusalem zurückkehrenden König Verzeihung, ward auf den Rath des sterbenden David von Salomo zu Jerusalem durch Stadtarrest beschränkt, endlich aber, als er bei Verfolgung entlaufener Sklaven das Gebiet der Stadt überschritten hatte, auf des Königs Befehl getödtet.

Simeon, 1) Sohn Jakobs von Lea, Haupt eines israelitischen Stammes, der bei der Zählung in der Wüste Sinai 59,300, später aber nur 22,200 streitbare Männer zählte und einen Distrikt vom Stammgebiet Juda mit 17 Städten im südwestlichen Theile des Landes gegen Philistäa u. Iduma hin zugewiesen erhielt.

2) S., frommer Greis in Jerusalem, nach Einigen ein Priester, nahm nach der biblischen Erzählung das von Joseph und Maria zur Darstellung in den Tempel gebrachte Christuskind auf seine Arme und rief aus: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren!"

3) (Simon), Sohn des Kleophas und der Maria, der heiligen Maria Schwester, also Jesu leiblicher Vetter, einer der ersten Jünger Jesu. Als sich nach Jakobs Tode (62 n. Chr.) die Christen zu Jerusalem versammelten, um ein neues Oberhaupt ihrer Kirche zu wählen, fiel ihre Wahl auf S. Während des jüdischen Kriegs hielt er sich in Pella auf und kehrte erst nach der Zerstörung Jerusalems zurück. Unter Trajan wurde er, 120 Jahre alt, auf Befehl des Statthalters Atti-

eus gemartert und 107 gekreuzigt. Die römische Kirche feiert seinen Gedächtnißtag am 18. Febr., die griechische den 27. April.

4) S. der Syrer oder S. Stylites, aus Susan in Syrien gebürtig, lebte im 4. u. 5. Jahrhundert, war erst Hirt, ging dann in ein Kloster, verließ aber dasselbe wieder, begab sich auf einen einsamen Berg und schloß sich mit einer Kette in einen Haufen Steine ein. Um dem Himmel schon im Leben möglichst nahe zu seyn, erfand er eine eigene Ascese, indem er auf einer Säule (Stylos), die 3 Fuß im Umfang hatte und von einer Höhe von 6 Ellen endlich bis zu 26 Ellen vergrößert wurde, Tag und Nacht der Ascese sich widmend, lebte, bis er 460 †. Diese wunderliche Ascese fand bald Nachahmer. Dies die Säulenheiligen oder Styliten. Vgl. G. Lautensack, De Simeoni Stylita, Wittenb. 1700.

Simferopol (türkisch Akmedschid, tatarisch Ak-Metschet, d. h. weiße Moschee), Hauptstadt des europ.-russischen Gouvernements Taurien, in einem vom Salgir bewässerten Thale, am nördlichen Fuße der taurischen Gebirgskette, hat, seit es zur Hauptstadt der Krimm erhoben worden, rasch zugenommen und macht mit seinen schönen Plätzen, breiten Straßen und eleganten Häusern den Eindruck einer bedeutenden Stadt, wogegen das Tatarenviertel ein unreinlicher, winkeliger Stadttheil ist. S. hat 6 griechisch-russische Kirchen, darunter eine schöne Kathedrale, eine griechische, eine katholische, eine evangelische u. eine armenische Kirche, eine Synagoge, 4 Moscheen, ein Gymnasium und 4 andere Schulen, einen sehr frequenten großen Bazar rc. Der Handel der Stadt wird durch 2 große Wochenmärkte befördert, wo stets ein buntes Gewühl von Russen, Tataren, Armeniern, Griechen, Deutschen, Zigeunern und Juden Statt findet. Die Stadt zählt bereits 14,000 Einw., worunter 5—6000 Tataren.

Simia (lat.), Affe.

Similargent, eine dem Silber sehr ähnliche Metallkomposition, die zu Messer- und Gabelheften, Leuchtern rc. verarbeitet wird.

Similaris (lat.), gleichartig, was auf seiner Außenfläche überall ein gleiches Ansehen hat.

Similis (lat.), ähnlich, von Ansehen oder Bau irgend eines Gegenstandes.

Similis simili gaudet (lat.), der Aehnliche freut sich über den Aehnlichen, unserm Gleich und Gleich gesellt sich gern entsprechend.

Similor, s. v. a. Semilor.

Simla, Festung in der britisch-ostindischen Präsidentschaft Agra, 40 Meilen nördlich von Delhi, am Sudletsch, in dem Gebirgsdistrikt und Vasallenfürstenthum Kyunthul, welches 1815 von den Engländern erobert ward, 7020 Fuß hoch gelegen, dient als Genesungs- und Erholungsstation für die indisch-britischen Militärs und Civilisten.

Simmen, Fluß im schweizerischen Kanton Bern, entspringt aus 7 Quellen oder Brunnen, am Räzlibergletscher, südlich im obern Simmenthal, bildet mehre Fälle und mündet am Ausgang des niedern Simmenthals, unterhalb Wimmis, vereinigt mit der Kander, in den Thunersee. Der sogenannte Simmensturz ist einer der schönsten Wasserfälle in der Schweiz. Das Simmenthal mündet bei dem Dorf und Schloß Wimmis durch einen engen Schlund in das Kanderthal aus. Es ist reich an malerischen Ansichten und Naturschönheiten mancherlei Art, sehr gut angebaut und hat eine wohlhabende Bevölkerung. Obgleich Alpenwirthschaft die Hauptbeschäftigung ist, so gibt es doch auch einigen Ackerbau (Gerste, Hafer, Flachs, Hanf) und einige Fabriken zur Bereitung inländischer Zeuche. Die Zahl der Einwohner beträgt gegen 19,000. Das Thal theilt sich in die 2 Aemter Ober- u. Niedersimmenthal. Hauptorte sind Oberwyl und das in wildromantischer Gegend gelegene Bad Weißenburg.

Simmer (Simra, Simri, Sümmer), Getreidemaß in verschiedenen Gegenden Deutschlands, in Würtemberg (zu 22,153 Litres), Rheinbayern (12½ Litres), Hessen-Darmstadt (32 Litres), Sachsen-Koburg (für Weizen, Roggen und Hülsenfrüchte 88,946, für Gerste, Hafer und Dinkel 110,449 Litres), Frankfurt a. M. (28,682 Litres) und Hanau (30,53 Litres), früher auch in einigen altbayerischen, badischen und rheinpreußischen Orten, sowie in Nassau in Gebrauch.

Simmern, ehemaliges Fürstenthum im oberrheinischen Kreise, von Trier, Mainz und Sponheim begrenzt, auf dem Hundsrück, war sonst kurpfälzisch, kam 1801 an Frankreich, 1815 an Preußen u. ist jetzt unter die Kreise Simmern u. Kreuznach des Regierungsbezirks Koblenz vertheilt. Die gleichnamige Kreisstadt daselbst hat eine katholische und 2 evangelische Kirchen, eine Synagoge, Bürgerschule, Strumpfwirkerei, Gerberei u. 3100 Einw.

Simms, William Gilmore, nordamerikanischer Dichter, 1807 zu Charleston in Südcarolina geboren, gab schon in seinem 18. Jahre einen Band Gedichte heraus, dem bald mehre folgten. Im Jahre 1828 ward er Advokat, wendete sich jedoch der Journalistik zu und zog, nachdem er sein Vermögen dabei eingebüßt, nach dem Norden, wo er sein vorzüglichstes Gedicht „Atalantis" herausgab. Seine Romane: „Martin Faber" (1833), „Guy Rivers" (1834), „The Gemassee" (deutsch von Lindau, Lpz. 1847), „The partisan", „Carl Werner" und „The damsel of Darien", schildern meist die Sitten der südlichen Staaten. Im Jahre 1839 erschienen seine „Southern passages and pictures" und bald darauf ein episches Gedicht „Florida". Später kehrte er in seine Vaterstadt zurück, wo er noch den Roman „Marie de Berniêres" (deutsch von Drugulin, Lpz. 1853), das Gedicht „The city of the silent" (1851) u. Anderes schrieb, auch vielfach für literarische Zeitschriften thätig war. Sein neuester Roman ist betitelt: „The sword and the distaff" (Philadelph. 1853). Seine Dichtungen empfehlen sich durch reiche Einbildungskraft, schönen Versbau und gut gewählte Bilder.

Simois, Fluß im Gefilde von Troas, der auf dem Ida oder genauer auf dem Cotylus entsprang, bei Ilium vorbeifloß und sich in der Gegend von Neilium mit dem Skamander vereinigte; jetzt Ghumbre.

Simolin, 1) Karl Gustav, Freiherr von, russischer Diplomat, 1725 zu Abo geboren, begann unter Leitung des Reichskanzlers Ostermann seine öffentliche Laufbahn und wurde unter Bestuschew schon zu bedeutenden Missionen verwendet; na-

mentlich war er 1743 bei den Friedensunterhandlungen zu Abo thätig. Im Jahre 1756 ging er als Minister der Kaiserin Elisabeth nach Kurland, welchen Posten er unter den schwierigsten Verhältnissen bis an das Ende seines Lebens mit großem Geschick bekleidete. Der König Stanislaus August erhob ihn nebst seinem Bruder in den Freiherrnstand. Er † als wirklicher russischer Staatsrath zu Spaa den 27. Aug. 1777.

2) **Johann Matthias, Freiherr von S.**, ebenfalls Diplomat, jüngerer Bruder des Vorigen, zu Abo geboren, war schon 1766 Gesandter der Kaiserin Katharina II. bei der Reichsversammlung in Regensburg, begleitete dann als diplomatischer Agent den Grafen Romanzow in den türkischen Feldzug und schloß den Waffenstillstand von Giurgewo am 30. Mai 1771. Seit 1773 wirklicher Staatsrath, ging er als bevollmächtigter Minister nach Kopenhagen, ward darauf 1777 als Gesandter in Stockholm akkreditirt und arbeitete hier durch geheime Verbindungen an der Erhebung Finnlands, weshalb der König Gustav III. seine Abberufung verlangte. Im Jahre 1780 ging er als Gesandter nach England, wo er die Entrüstung des londoner Hofs über die von Rußland zur Ausführung gebrachte bewaffnete Seeneutralität glücklich besänftigte, wofür seine Monarchin ihn zum geheimen Rath ernannte. Seit 1786 war er Gesandter in Paris. Als solcher stellte er der Königin Marie Antoinette am 5. Juni 1791 unter dem Namen einer Frau von Korff einen Paß aus, wozu er die Unterschrift des damaligen Ministers des Auswärtigen, des Grafen Montmorin, erzwang. Später lebte er, von den Geschäften zurückgezogen, mehre Jahre in Frankfurt a. M., bis er als Präsident des Reichsjustizkollegiums nach Rußland zurückgerufen wurde. Auf der Reise dahin † er am 19. Sept. 1799 zu Wien.

3) **Alexander, Baron**, Sohn von S. 1), preußischer Kammerherr, als lyrischer Dichter u. Schriftsteller im Fache der Adelskunde bekannt.

Simon, 1) S., mit dem Zunamen **Petrus** (**Kephas**), Apostel Jesu, s. **Petrus**.

2) S., mit dem Beinamen **Eiferer** (Zelotes), einer der Apostel Jesu, soll ein Bruder des Jacobus Alphäi gewesen seyn, nach dessen Tode das bischöfliche Amt zu Jerusalem verwaltet u. unter Trajan den Kreuzestod erlitten haben, wogegen ihn Andere in Aegypten, Cyrene, Mauritanien, Libyen und auf den britischen Inseln das Evangelium predigen und dann am Kreuze sterben lassen.

3) S., Bruder des Judas, Jacobus u. Joses u. somit einer der Brüder Christi, wird in der kirchlichen Tradition nicht von dem Vorigen unterschieden u. mit Simeon, des Klopas Sohn, welcher als Nachfolger des Jacobus, des ersten Bischofs von Jerusalem, aufgeführt wird, identificirt.

4) S. **von Cyrene**, mußte dem ermatteten Heilande den Kreuzespfahl auf den Richtplatz tragen, galt der gnostischen Partei der Basilidianer als Der, welcher an Jesu Statt den Kreuzestod erlitten hat.

5) S. **der Magier**, ließ sich zu Samaria durch Philippus taufen, ward aber, als er für Geld den heiligen Geist zu erhalten wünschte, von Petrus aufs Nachdrücklichste bestraft (Apostelgesch. 8, 18 ff.). Nach den Kirchenvätern war sein Geburtsort der Flecken Gitton in Samaria, und sie wissen noch zu berichten, er habe nach jenem Vorfall seine Betrügereien mehr als vorher betrieben und auf seinen Reisen in Begleitung seiner Frau Helena den Aposteln entgegen zu arbeiten gesucht, sey in Rom vergöttert, aber bald von Paulus u. Petrus entlarvt und zu Schanden gemacht worden. Auch legen ihm die Kirchenväter gnostische Lehren bei, die von seinen Anhängern (**Simonianern, Simonitern**) weiter ausgebildet worden. Sie nannten Gott die Wurzel alles Daseyns und dachten ihn als ein Feuer von zweierlei Kräften, das in sich verborgene und das sich offenbarende, aus welch letzterem die Welt hervorgegangen sey. Der Erlöser, als welchen sie S. selbst verehrten, kam herab, um den gefangenen Verstand zu befreien, hüllte sich in die Gestalt eines Engels und nahm dann auf der Erde menschliche Gestalt an. Sie verehrten ihn als Zeus u. seine Frau Helena (daher auch **Helenianer**) als Athene. Ihre Moral war sehr lax, alle Gebote gegen Ausschweifungen und Sinnlichkeit verwarfen sie als menschliche Satzungen. Sie hielten sich bis in das 5. Jahrhundert.

Simon, 1) **Richard**, gelehrter und freimüthiger Theolog, geboren 1638 zu Dieppe, war anfangs Mitglied der Kongregation der Väter des Oratoriums in Paris, ging 1679 als Priester nach Bolleville, lebte seit 1682 abwechselnd in Dieppe und Paris und † 1712. Sein Hauptwerk ist die „Histoire critique du vieux testament“ (Leyden 1679), fortgesetzt in der „Histoire critique de texte du nouveau test.“ (Rotterd. 1689), womit die „Histoire critique des principaux commentateurs du nouveau test.“ (das. 1693) und die „Nouvelles observations sur le texte et les versions du nouveau test.“ (Paris 1695, deutsch von H. M. A. Cramer, Halle 1776, 3 Bde.) zu verbinden sind. Mit eben so viel Gelehrsamkeit als Kühnheit bekämpfte er die Autorität der kirchlichen Tradition über Ursprung, Integrität und Auslegung der heiligen Schrift und bahnte in dieser Beziehung die freiere protestantische Forschung an, zog sich aber dadurch heftige Angriffe, besonders von Seiten der Jesuiten, zu.

2) **Heinrich**, Mitglied der deutschen Nationalversammlung, geboren am 29. Okt. 1805 in Breslau, studirte auf der dortigen Hochschule die Rechte, trat 1834 in den Staatsdienst und arbeitete seitdem bei dem berliner Kammergerichte und bei verschiedenen Oberlandesgerichten u. ward dann Stadtgerichtsrath in Breslau. Da er in den Gesetzen vom 29. März 1844 eine Gefährdung, wo nicht Aufhebung der Unabhängigkeit des preußischen Richterstandes erblicken zu müssen glaubte, so sprach er diese Ueberzeugung in der Schrift: „Die preußischen Richter und die Gesetze vom 29. März 1844“ (Leipz. 1844) unverhohlen aus. In dem literarischen Kampfe, der darüber geführt wurde, trat er noch mit zwei Nachträgen zu seiner Schrift auf: „Die ministerielle und sonstige Kritik 2c.“ und: „Das Verhältniß des Gesetzes vom 16. Juli 1846 zu den Gesetzen vom 29. März 1844“. Schon früher hatte S. seine richterliche Stellung niedergelegt, weil er unter der Herrschaft des neuen Gesetzes nicht Richter bleiben mochte. Seine Motive legte er öffentlich dar in der Schrift:

„Mein Austritt aus dem preußischen Staatsdienst" (Leipz. 1846). Als die preußische Februarverfassung in das Leben trat, beleuchtete S. dieselbe vom Standpunkte des bestehenden Rechtes in seinem bekannten Buche: „Annehmen oder Ablehnen?" Er verlangte, daß das preußische Volk eine so verstümmelte Verfassung auf das Entschiedenste ablehnen solle, und sein Wort fand einen solchen Anklang, daß man den gefährlichen Mann unschädlich zu machen beschloß. Eben auf einer Reise begriffen, hörte er bei seiner Rückkehr nach Breslau, daß Steckbriefe gegen ihn bereit lägen. Er stellte sich dem Gerichte, das die Anweisung erhalten hatte, ihn zur Haft zu bringen, aber in diesem Fall seine Unabhängigkeit behauptete und dem Minister nicht gehorsamte. Die Untersuchung zog sich langsam u. schleppend hin, bis die Märzrevolution ihr ein Ende machte. Zum Mitglied des Parlaments gewählt, stimmte und handelte er mit der Linken und begleitete sie nach Stuttgart, wo er mit in die sogenannte Reichsregentschaft gewählt wurde. Nach der Sprengung des Rumpfparlaments und dem völligen Scheitern der deutschen Revolution ging er in die Schweiz, wo er sich an den Ufern des züricher See's ansiedelte. In Preußen des Hochverraths angeklagt, antwortete er auf das an ihn ergangene Citationsschreiben, daß er der preußischen Regierung nicht die Befugniß zuerkenne, ein Mitglied der deutschen Nationalversammlung wegen seiner Wirksamkeit zur Rechenschaft zu ziehen, und erschien nicht. Die Geschwornen seiner Vaterstadt Breslau sprachen darauf das Schuldig gegen ihn aus, und der Gerichtshof verurtheilte ihn in contumaciam zu lebenslänglichem Zuchthaus.

Simonides, 1) S. der Aeltere, griechischer Dichter, Jambograph, auf Samos geboren, zog um 650 v. Chr. als Anführer einer samischen Kolonie nach Amorgos und hinterließ ein in jambischen Trimetern verfaßtes Spottgedicht auf die Weiber, worin er den Ursprung derselben von verschiedenen Thieren ableitet. Dasselbe befindet sich in Brunck's „Gnomici poetae Graeci", wurde besonders von Köbler (Gött. 1781), am besten von Welcker in „Simonidis Amorgini jambi, qui supersunt" (Bonn 1835) bearbeitet. Deutsche Uebersetzungen gaben Herder in den „Zerstreuten Blättern", Jacobs im „Tempe" und Falbe in Kochs „Eurynome".

2) S., namhafter griechischer Dichter, aus Julis auf der Insel Ceos, 554 v. Chr. geboren, ward von Hipparchus nach Athen gezogen, wo er später im Wettkampf mit Aeschylus mit seiner Elegie auf die bei Marathon Gefallenen den Sieg gewann und die weitern Kämpfe mit den Persern durch seine epigrammatischen und elegischen Dichtungen verherrlichte. Auch faßte er im Auftrag des Staats die Inschriften für die Denkmale der im Kampfe gefallenen Griechen ab, die sich durch erhabene Einfachheit und kraftvolle Kürze auszeichneten. In seinem 80. Jahre wanderte S. nach Syrakus an den Hof des Königs Hiero, wo er den Rest seines Lebens zubrachte, bis an sein Ende mit voller Geisteskraft dichtend. Er † 469 v. Chr., nachdem er 56 Siege in dichterischen Wettkämpfen gewonnen. S. war ungemein produktiv und hat sich in den verschiedenen Arten der Lyrik fast mit gleicher Meisterschaft bewegt. Er schrieb Siegeslieder auf die Kämpfe der Griechen bei Salamis und Artemisium, Dithyramben, Hymnen, besonders auf den olympischen Zeus u. auf Poseidon, Päane, Parthenien und Hyporchemata, zeichnete sich aber besonders in der Elegie und hier namentlich in Klageliedern (threni), einer Gattung, die er erst ausbildete, aus. Seine zahlreichen Epigramme hatten theils einen öffentlichen Zweck (wie z. B. das berühmte Epigramm auf das Grab der Spartaner bei Thermopylä), theils waren sie aus eigenem Antrieb gedichtet, oder für Weihgeschenke, Bildsäulen und dergl. bestimmt. Wir haben deren mehr als 100. Die noch vorhandenen Bruchstücke von seinen Gedichten sind gesammelt von Schneidewin in „Simonidis Cei carminum reliquiae" (Braunschw. 1835) u. in dem „Delectus poetarum Graecorum jambicorum etc." (Gött. 1839). Eine deutsche Uebersetzung lieferte Braun in den „Weisen von Hellas" (Mainz 1826, 2. Aufl.), von den elegischen Fragmenten Weber in den „Elegischen Dichtern der Hellenen" (Frankf. 1826). Vgl. Richter, S. von Ceos &c., Schleusingen 1836.

Simonie (Amtserschleichung), die durch Bestechung erlangte Anstellung, insonderheit die Erwerbung geistlicher Aemter u. Pfründen, wird nach Beschaffenheit der Umstände mit Suspension oder Remotion vom Amte und Geldstrafen geahndet, und das zur Bestechung gezahlte Geld fällt dem Fiskus zu. Der Name rührt von Simon Magus (s. d.) her, der, die Mittheilung des heiligen Geistes durch Auflegen der Hände von den Aposteln durch Geld zu erlangen suchte. In der römischen Kirche ward die S. lange Zeit mit der größten Schamlosigkeit geübt. Vgl. Amtsverbrechen.

Simpel (v. lat. simplex), einfach, nicht zusammengesetzt, daher kunstlos, schlicht und in übler Bedeutung s. v. a. dumm, einfältig.

Simplicissimus, s. Grimmelshausen.

Simplicität (v. Lat.), Einfachheit, Einfalt.

Simplicius, 1) peripatetischer Philosoph des 6. Jahrhunderts n. Chr., aus Cilicien gebürtig, Schüler des Ammonius und Damascius, lehrte in Alexandria und Athen, wendete sich unter Justinian I. nach Persien, wo ihn Khosroes freundlich aufnahm, kehrte jedoch später zurück u. † 549. Er schrieb Kommentare über des Aristoteles Schriften, zu den Kategorien (Vened. 1499, 1541), zu der Physik (das. 1526), zu der Schrift „De coelo" (das. 1526) u. „De anima" (das. 1524), zu Epictets „Enchiridion" (herausgegeben von Schweighäuser, Leipz. 1800, 2 Bde.).

2) S., zu Tivoli geboren, Papst von 468—483, weihte mehre Tempel zu christlichen Kirchen und schmückte auch sonst Rom mit neuen Gebäuden; ein strenger Eiferer für Kirchenzucht und Rechtgläubigkeit. Ihm folgte Felix III.

Simplon (ital. Sempione), Gebirgsstock in den lepontischen Alpen, im schweizerischen Kanton Wallis, südwestlich vom St. Gotthard, 10,800 Fuß hoch. Darüber führt die berühmte Simplonstraße, ein Werk Napoleons, nach Italien. Dieselbe wurde auf italienischer Seite 1800, auf schweizerischer Seite 1801 begonnen u. in 6 Jahren vollendet. Ihre Kosten betrugen

über 18 Millionen Franken. Ihre Breite ist meist 25 Fuß, an einigen Stellen 30 Fuß, die Steigung beträgt durchgängig $3^1/_2$ %. Von Brieg bis Sesto Calende mußten außer Mauern 611 größere und kleinere Brücken, 7 Gallerien und 20 Schutzhäuser (Réfuges) erbaut werden. Die Straße war nach der über den Mont Cenis die erste für größere Fuhrwerke fahrbare Alpenstraße. Ihre Erhaltung in fahrbarem Zustande erfordert einen jährlichen Aufwand von 50—80,000 Fr. Ein hölzernes Kreuz bezeichnet ihren Höhepunkt, der 6578 Fuß über der Meeresfläche liegt. Nicht weit davon liegt das neue Bernhardinerhospiz, worin jährlich zwischen 12,000 u. 13,000 Reisende bewirthet werden. Am S. sind Gefechte vorgefallen zwischen den Cimbern und dem Konsul Manlius 105 v. Chr. und zwischen den Oesterreichern und Franzosen 1799 und 1814.

Simplum (lat.), das Einfache von einer Summe, einfache Abgabe; das Einfache des ehemaligen Reichskontingents.

Simri, Feldherr im Heere des israelitischen Königs Ella, ermordete diesen zu Thirza meuchlings, bestieg den Thron und rottete nach orientalischer Sitte die ganze Familie des Baesa aus, behauptete indeß den Thron nur 7 Monate, indem das vor der philistäischen Stadt Gibbethon stehende Kriegsheer den Omri als König proklamirte, dieser Thirza einschloß und S. in dem königlichen Palast sich verbrannte.

Simrock, Karl Joseph, deutscher Dichter und Sagenforscher, geboren am 28. Aug. 1802 zu Bonn, wo sein Vater, Nikolaus S., eine Musikalienhandlung gegründet hatte, erhielt seine Schulbildung auf dem in jener Zeit ganz nach französischer Art eingerichteten Lyceum seiner Vaterstadt und widmete sich dann seit 1818 daselbst dem Studium der Rechtswissenschaft, hörte daneben A. W. von Schlegels Vorlesungen über deutsche Literatur und Sprache und versuchte sich selbst in zahlreichen Gedichten. Seit 1822 setzte er in Berlin seine juristischen Studien fort, wobei jedoch die Vorlesungen Lachmanns von nachhaltiger Einwirkung auf seine Geistesrichtung waren. Nachdem er 1826 die Staatsprüfung bestanden, trat er als Referendar beim Kammergericht in den Staatsdienst ein. Praktische Arbeiten und poetische Beschäftigung gingen von nun an Hand in Hand. Außer vielen Beiträgen zu Zeitschriften und Almanachen, die S. in dieser Zeit lieferte, arbeitete er auch größere Werke aus, namentlich eine Uebersetzung des „Nibelungenliedes" (Berlin 1827, 9. Aufl., Stuttg. und Tüb. 1854), woran sich die Uebersetzung des „Armen Heinrich" von Hartmann von der Aue (Berlin 1830) und eine kleine Sammlung von Romanzen schlossen. Weil er die Julirevolution in einem Gedicht mit Begeisterung begrüßt hatte, erhielt er durch Kabinetsordre des Königs seine Entlassung aus dem Staatsdienste. Er lebte seitdem meist auf seinem Weingut Menzenberg bei Bonn, sich ausschließlich literarischen, die ältere deutsche Nationalliteratur betreffenden Arbeiten widmend. Wenn Grimm, Lachmann u. A. durch ihre gelehrten Forschungen den Zugang zu der mittelalterlichen Poesie eröffnet haben, so hat S. das Verdienst, die älteren deutschen Sänger durch seine trefflichen Uebersetzungen aus dem Kreise der Forscher dem Volke wieder näher gebracht zu haben. Den schon oben angeführten Uebersetzungen des „Armen Heinrich" u. der „Nibelungen" schlossen sich „Zwanzig Lieder von den Nibelungen, nach Lachmanns Andeutungen wieder hergestellt" (Bonn 1840) und die „Gedichte Walters von der Vogelweide" (Berlin 1833, 2 Bde.) an, die S. gemeinschaftlich mit W. Wackernagel übersetzte. Eine andere verdienstvolle Arbeit in dieser Gattung ist die Uebersetzung des „Parcival und Titurel" von Wolfram von Eschenbach (Stuttg. u. Tüb. 1842). Bei seiner Bearbeitung der „Deutschen Volksbücher" (Frankf. 1839, dann Berlin) ging S. immer auf die ältesten Ausgaben zurück, so daß er nicht allein den ächten Text der bekannten Bücher gab, sondern auch noch mehre hinzufügen konnte, die in den spätern Ausgaben nicht mehr erschienen sind. Zu letztern gehören die von ihm zuerst herausgegebenen Sagen und Volksbücher: „Gregorius auf dem Stein", die Legende „Johanns von Hildesheim von den heiligen drei Königen", die Historie vom „König Apollonius", die Legende von der „Meerfei und dem Ritter Staufenberg", die Quelle aller spätern Sagen von den Undinen. Zu denjenigen Volksbüchern, die S. in der alten ächten Gestalt herstellte, gehören die „Vier Haimonskinder", „Fortunatus", die „Geschichte der sieben weisen Meister" etc. Auch das alte Puppenspiel „Faust" führte S. aus den verschiedensten Quellen nach Möglichkeit auf seinen ursprünglichen Zustand zurück (Frankf. 1846). Zu seiner Hauptaufgabe machte er aber die Bearbeitung alles dessen, was in den verschiedensten Quellen von der uralten Heidensage unseres Volkes übrig geblieben ist, theils durch Uebersetzung, theils durch eigne Dichtung. Den Anfang seines „Heldenbuchs" (Stuttg. u. Tüb. 1843—49, 6 Thle.) machen Uebersetzungen, und zwar zuerst die des Epos „Gudrun"; dann folgt die „Sigfriedssage", so weit sie im Nibelungenlied enthalten ist. Einzelne Episoden, welche das Nibelungenlied nicht enthält, sind im 3. Bande vereinigt, dem der Dichter den Namen des „Kleinen Heldenbuchs" gegeben hat. Die Krone dieses Bandes ist das Epos „Walter und Hildigunde", das S. völlig umdichten mußte, da die Sage bloß in einem lateinischen Gedicht auf uns gekommen ist. Den Schluß macht das von dem frisch poetischen epischen Gedichte „Wieland, der Schmied" (bereits 1835 zu Bonn herausgegeben) eingeleitete „Amelungenlied", den Sagenkreis Dietrichs von Bern umfassend. Den Stoff und ungefähren Umriß enthält die „Wilkinasage", die Anordnung und Ausführung ist ganz S.s Werk. Seine Uebersetzung Shakspeare's vollendete er nur zum Theil, abgesondert erschien „Macbeth" (Bonn 1842). Mit Shakspeare beschäftigt sich auch noch ein anderes Werk, welches S. unter dem Titel „Quellen des Shakspeare in Novellen, Märchen und Sagen" (Berlin 1831, 3 Bde.) in Gemeinschaft mit Echtermeyer und Henschel herausgab. Von seinen selbstständigen Schöpfungen sind zunächst die „Rheinsagen aus dem Munde des Volks u. deutscher Dichter" (3. Aufl., Bonn 1844) zu erwähnen, in denen er sich als einer unserer besten Balladendichter bewiesen hat. Seine gesammelten „Ge-

dichte" (Leipz. 1844) enthalten Balladen, Lieder, Canzonen und Zeitgedichte. Sein Liederkreis „Schweizerreise" (1833) zeichnet sich durch glückliche Naturschilderung und innige Empfindung aus. Gluth der Farbe findet man bei ihm selten, doch entschädigt dafür die heitere Weltanschauung, der Humor seiner Lieder. S.s prosaische Schriften bestehen, außer einigen kleinern Aufsätzen, die er für Zeitschriften lieferte, in den literargeschichtlichen Einleitungen, die er seinen Bearbeitungen der mittelalterlichen Dichter beigefügt hat. Von ihm ist auch der Text zum „Malerischen u. romantischen Rheinland". Neuerlich veröffentlichte S. noch eine gelungene Uebersetzung der „Lieder der Edda" (Stuttg. und Tüb. 1851), ein „Handbuch der deutschen Mythologie" (Bd. 1, Bonn 1853) u. ein „Altdeutsches Lesebuch in neudeutscher Sprache" (Stuttg. u. Tüb. 1854). Er ward 1850 außerordentlicher und 1852 ordentlicher Professor der deutschen Sprache und Literatur zu Bonn.

Simson, Israelit aus dem Stamme Dan und 20 Jahre hindurch Schophet (Richter) der Hebräer, der Hercules der Israeliten. Als glücklicher Parteigänger, der, von einer außerordentlichen Körperstärke unterstützt, den damals über Israel herrschenden Philistern viel Verdruß und Schaden zufügte, machte er sich einen gefürchteten Namen. Im Einklang mit seiner Körperstärke wird ihm eine außerordentliche Geburt von einer lange unfruchtbar gewesenen Mutter und in Folge derselben die Nasiräerweihe zugeschrieben. Der biblische Bericht (Richt. 13 ff.) führt von ihm folgende Großthaten auf. Er bezwang ohne Waffen einen Löwen. Er fing 300 Füchse (Schakale) ein und jagte sie, mit Brändern versehen, in die Saatfelder, Wein- und Obstgärten der Philister. Er zerriß ganz neue Stricke, mit denen er gefesselt worden, und schlug 1000 Philister mit einem Eselsknochen nieder. Er hob die Thorflügel von Gaza aus und trug sie auf einen Berg. Er riß sich los, als man seine Haarlocken mit einem Einschlag durchflochten und angenagelt hatte, war jedoch, als man sie ihm abschnitt, seiner Kraft beraubt u. that die Dienste eines Mühlsklaven. Er stürzte, als seine Haare wieder gewachsen waren, den Dagonstempel um u. begrub sich mit einer großen Anzahl Philistern unter dessen Trümmern. Die Aehnlichkeit der hebräischen Sage von S.s Thaten mit dem Sagenkreise des hellenischen Heracles springt in die Augen. Doch darf S. wohl als historische Person gelten, denn das ihm zugeschriebene Thun und Treiben ist dem Charakter der Richterzeit ganz angemessen, wiewohl sich die Ausschmückung des Ueberlieferten mit manchen Abenteuerlichkeiten nicht verkennen läßt.

Simson, Martin Eduard Sigmund, deutscher Rechtsgelehrter, geboren zu Königsberg in Preußen am 10. Nov. 1810, bezog, auf dem königl. Friedrichs-Gymnasium zu Königsberg vorgebildet, 1826 die dortige Universität, um sich dem Studium der Staats- und Rechtswissenschaft zu widmen. Nachdem er noch die Universitäten von Berlin, Göttingen, Heidelberg und Bonn, wo er ein Jahr lang namentlich unter Niebuhr u. Hesse studirte, sowie (in der zweiten Hälfte des Jahres 1830) die pariser Ecole de droit besucht, wurde er 1833 außerordentlicher Professor und im Januar 1834 Mitglied des in Königsberg hergestellten Tribunals des Königreichs Preußen. Im Jahre 1835 nahm er an den Arbeiten einer in Königsberg aus Regierungs- und ständischen Mitgliedern zusammengetretenen Kommission für Revision des ostpreußischen Provinzialrechts Theil, wurde 1836 zum ordentlichen Professor in der dortigen juristischen Fakultät befördert und zehn Jahre später mit dem Charakter eines Tribunalrathes beliehen. Im Spätherbst 1847 besuchte er England, um die Institutionen der dortigen Jury und des Friedensrichteramts durch Anschauung kennen zu lernen. Seit 1846 gehört er der königsberger Stadtverordnetenversammlung an. Im Jahre 1848 wählte ihn die Stadt Königsberg zu ihrem Abgeordneten für die frankfurter Nationalversammlung, in welcher er sogleich nach ihrer Konstituirung als Sekretär, seit dem 2. Oktober als Vicepräsident, seit dem 19. Dec. als Präsident fungirte u. in dieser Stellung bis zu seinem Austritt aus der Versammlung (Ende Mai 1849) verblieb. Im Nov. u. Dec. 1848 war er als Reichskommissär in Berlin thätig und am 3. April stand er an der Spitze der Deputation, welche dem König von Preußen seine Wahl zum Kaiser ankündigte. Im Sommer 1849 wählte seine Vaterstadt ihn zu ihrem Vertreter in der am 7. Aug. 1849 zusammengetretenen zweiten preußischen Kammer, Anfangs 1850 für das erfurter Volkshaus, in welchem er das Präsidium von der Konstituirung bis zum Schlusse des Parlaments (30. April 1850) führte. Nach dem Scheitern der Union nahm er bis Mai 1852 seinen Platz in der preußischen Kammer wieder ein und war der Führer einer lebhaften Opposition gegen die ministerielle Politik. Bei den neuen Wahlen trat er nicht mehr als Bewerber auf, sondern beschränkte sich seit Herbst 1852 auf seine richterliche und akademische Thätigkeit. Erst 1859 trat er wieder in die Kammer und ward zu deren Präsidenten gewählt. Im Drucke sind von ihm nur drei Dissertationen und eine kurze Geschichte des königsberger Tribunals erschienen, veranlaßt durch seinen Eintritt in die akademische Laufbahn und die darin erlangten Beförderungen. Er ist zur Zeit noch ordentlicher Professor der Rechte und Rath an dem Appellationsgericht zu Königsberg in Preußen.

Simulation (v. Lat.), Verstellung in positiver Hinsicht, als habe man Etwas, das man nicht hat, Gegensatz von Dissimulation, Verstellung in negativer Hinsicht, wo man Etwas nicht zu haben vorgibt, das man doch hat.

Simultaneum, etwas von zwei Personen zugleich Besessenes, besonders ein Vertrag, zufolge dessen die Glieder verschiedener Konfessionen an einem Orte sich zu ihrem Gottesdienste einer und derselben Kirche (Simultankirche) bedienen dürfen; dann das Recht des Nebeneinanderbestehens der protestantischen und katholischen Kirche in einem Staate. Früher unterschied man in Deutschland ein nothwendiges und ein willkürliches S. (s. necessarium und voluntarium), und zwar trat das erstere da ein, wo im Normaljahre 1624 der Kultus beider Religionsparteien in einem zum deutschen Reiche gehörigen Lande geübt worden war, das willkürliche dagegen, wenn ein Landesherr seinem Lande, worin

im Normaljahre ein anderer Kultus herrschend gewesen, denjenigen Kultus gestattete, dem er selbst angehörte; doch durfte dadurch die herrschende Kirche in ihren Rechten nicht beschränkt werden, sowie überhaupt ein willkürliches S. bloß in einem verpfändet gewesenen Lande eingeführt werden sollte. Durch die Rheinbundsverfassung und in der deutschen Bundesverfassung erhielten alle Bundesstaaten ein volles, nothwendiges S.

Sinai, Berg im peträischen Arabien, im südlichen Theile der sinaitischen Halbinsel, der durch die Verkündigung des göttlichen Gesetzes verherrlicht worden ist. Ob der heutige Dschebel Musa (Mosesberg) oder der Katharinenberg der Gesetzgebungsberg sey, ist nicht ausgemacht; doch wird ersterer dafür gehalten. Das ganze Gebirg (Tor Sina), zu welchem der S. und der Horeb gehören, ist wild und felsig und von vielen engen Thälern durchschnitten. Es besteht aus Granit und hat rauhe, spitzige Gipfel mit steilen, zerklüfteten Seiten, ist aber sehr wasserreich. Der S. ist nach den Messungen von Rüppell 7047, hingegen der Horeb oder St. Katharinenberg 8092' hoch. Noch 500' höher aber erhebt sich der Om-Schommar, der höchste Berg der Halbinsel. Man besteigt den S. am besten von dem St. Katharinenkloster aus, einem festungsähnlichen Gebäude in einer Thalschlucht am Fuße des Bergs, das angeblich 527 vom byzantinischen Kaiser Justinian gegründet worden ist. ¼ Stunde höher liegt das jetzt unbewohnte Kloster des heiligen Elias. Hier soll eine Cypresse nach der arabischen Ueberlieferung die Stelle anzeigen, wo Moses die zehn Gebote von Gott empfing. Von hier aus erreicht man in ½ Stunde den Gipfel des S., wo eine kleine Kirche steht, das Hauptziel der Pilgrime. Etwa 30 Schritte weit von derselben, auf einem etwas niedrigen Gipfel, steht eine von den Mohammedanern hoch verehrte und häufig besuchte Moschee. Ueber die Lokalität der 2. Mos. 19 geschilderten Scenen sind viele Untersuchungen angestellt worden, doch haben dieselben noch zu keinem befriedigenden Resultat geführt.

Sinapismus, Senfpflaster.

Sinceritas (lat.), Rechtschaffenheit.

Sinciput (lat.), das Vorderhaupt.

Sind, 1) (Indus, auch Mita-Morun od. der süße Fluß), einer der größten Ströme Asiens und der zweite Indiens, entspringt in Tübet aus mehren Teichen auf einem hohen Tafellande an der Nordseite des Himalaya. Unter dem Namen Ikhung fließt er zuerst bei der tübetanischen Stadt Gertope vorbei u. gelangt dann nach Leh, der Hauptstadt von Ladakh, wo er den Namen Sing-ke-Tschu (d. i. Fluß Singke) führt. Weiterhin nimmt er den vom Karakorumgebirge kommenden Schayuk auf und durchbricht südwestlich laufend das Gebirg. Hierauf tritt er in die sonst zu Afghanistan, jetzt zu dem Staate des Rund-Singh gehörende Provinz Tschotsch, empfängt daselbst bei Attok den aus Afghanistan kommenden Kabul und tritt nun klar, tief und ruhig in das ebene Land über. Von Ottok, wo er 780 Fuß breit ist, läuft er bis zur Aufnahme der 5 Flüsse des Pendschab von Norden nach Süden und hat bei Mittun, wo er den Pendschnud (d. i. die Fünfströme) aufnimmt, eine Breite von 6000 Fuß. Dieser Fluß, auch Tschenab genannt, bei den Alten Acesines, der größte unter den 5 Strömen des Pendschab, entspringt in Kaschmir an der Südseite des Himalaya, nimmt dann den gleichfalls in Kaschmir entspringenden Schelum (bei den Alten Hydaspes) oder Behut, auch Dschylum, auf, vereinigt bald nachher den Ravi mit sich (bei den Alten Hydraotes) und empfängt zuletzt den Gharra, der tief im Innern des Pendschab durch die Vereinigung des Bejah oder Beas (Hyphasis bei den Alten) und des Sutledsch oder Setledsch (bei den Alten Zadadrus oder auch Hyandrus genannt) sich bildet. Nach der Aufnahme des Tschenab oder Pendschnud, der 12,400 Fuß breit ist, verfolgt der S. bis Bukkur in Sind einen südwestlichen Lauf und wird oft durch Sandbänke getheilt. Von Bukkur, einer auf einem Granitfelsen mitten im S. gelegenen Festung, bis Sehwun in der Landschaft Sind fließt er in vielen Krümmungen in südwestlicher Richtung, bis er durch die Lukkiberge unterhalb Sehwun eine südöstliche Richtung erhält, die er bis Hyderabad beibehält, von Hyderabad bis Tatta aber mit einer südwestlichen und südlichen vertauscht. Bei seiner Mündung in das arabische Meer bildet er ein Delta von fruchtbarem angeschwemmten Boden. 13 Meilen vom Meere und etwa 1 Meile unterhalb der Stadt Tatta theilt er sich in 2 Arme. Der rechte oder westliche Arm heißt Buggaur, der linke oder östliche größere Sata. Letzterer hat wieder 7 Hauptmündungen, wovon der Gorah die größte ist. Auch der Buggaur theilt sich zuletzt in 2 Arme, Pitti u. Pietani, die das eigentliche Delta des S. einschließen. Im Ganzen bietet der S. dem Meere eine Strecke von fast 26 Meilen dar, die man durch 11 Mündungen befahren kann. Das ganze Delta des S. nimmt einen Flächenraum von 330 □Meilen ein. Die Länge des Laufs des S. wird auf 340 (mit den Krümmungen 490) Meilen und die Größe seines Flußgebietes auf 18,900 □Meilen angegeben.

2) (Sinde, Sindhy), Land im Südwesten von Hindostan, das sich an beiden Ufern des S., vom Ocean an bis zum Zusammenflusse der Pendschabflüsse mit dem S. von ungefähr 23 bis 29° nördl. Br. und 67—71° östl. L. v. Gr. erstreckt und, im Norden vom Pendschab, im Süden vom arabischen Meere, im Westen von Beludschistan und im Osten von der großen indischen Wüste begrenzt, einen Flächenraum von 2752 □Meilen hat. Der Indus durchschneidet das Land in diagonaler Richtung als ein ungetheilter Strom. Oestlich vom Indus ist das Land, die Hügel von Bakkar und Hyderabad ausgenommen, flach und mit Gebüsch bedeckt, bis es in die Wüste von Sandhügeln übergeht, die S. von Indien trennt. Auch westlich vom Flusse, bis nach Sihwen hinab, ist das Land flach bis zum Fuße der Beludschigebirge; erst von Sihwen bis zur See ist es felsig und unfruchtbar. Viele für den Anbau sehr geeignete Landstriche werden nur als Weide benutzt, und viele liegen ganz vernachlässigt. Hauptprodukt der Niederungen ist Reis, höher hinauf werden andere Getreidesorten (Weizen, Gerste ꝛc.) angebaut, sowie auch Indigo,

Zuckerrohr und Hanf. Bäume findet man in S. wenige. Das Land verdankt seine Fruchtbarkeit vornehmlich dem jährlichen und periodischen Austreten des S., dessen Steigen vom März bis September währt. Sofort nach dem Aufhören der Ueberschwemmung wird die Saat ausgestreut u. die Ernte ist gewiß. Die Produkte von S. unterscheiden sich übrigens wenig von denen des übrigen Indiens. Wildpret aller Art gibt es in S. in Menge; die Kameele und Büffel von S. sind von vorzüglicher Art, und Hornvieh und Schafe von größerem Schlage, als in Indien. Westlich vom Indus werden mehre Marmorarten gefunden. Kalk scheint die vorherrschende Formation zu seyn. Das Klima ist veränderlich. Im Winter ist die Kälte streng, und Eis findet sich häufig; der Sommer bringt dagegen drückende Hitze ohne Regen, weshalb auch der Staub unerträglich ist. Die Hauptseehäfen sind Karatschi (Karadschi) und Dharadscha. Die Hauptausfuhrartikel von S. sind Getreide, besonders Reis, Leder, Haifischflossen, Salpeter, Potasche, Asafötida, Seiden- und Baumwollenstoffe, Pferde u. Indigo. Eingeführt werden Datteln, Kokosnüsse, Eisen, Zinn, Blei und Kupfer. Der Seehandel ist fast gänzlich in den Händen der Hindu's, der Kasten Bhatti und Lohanna, welche beide alte Einwohner von S. sind. Einige Moslems, die Memans, nehmen auch Theil an diesem Handel. Die Bewohner von S., ungefähr 1½ Millionen, bestehen aus Mohammedanern und Hindu's; unter den ersteren treten die Beludschen gleichsam als Kriegerkaste auf, während die Dschats die Landbauer sind. Hauptstadt ist Hyderabad. S. stand unter der despotischen Herrschaft der unter dem Namen der Amire (Emire) von S. bekannten Häuptlinge aus dem Stamme der Beludschen. Es war eine Art von Bundesstaat, der aber in Folge der unaufhörlichen wilden Kämpfe zwischen seinen Oberhäuptern der ärgsten Zerrüttung und Verwilderung anheimgefallen war, als im Auftrag der britischen Regierung Alexander Burnes 1831 kam, um sich Kenntniß des Landes und ganz besonders der Schifffahrt auf dem S. zu verschaffen. Später wurde Sir Henry Pottinger von dem Generalgouverneur Lord Bentinck zu den Amiren mit dem Auftrage abgesendet, die Schifffahrt u. den Handel auf dem Indus auf sicherer Grundlage festzustellen. Es gelang Sir Henry Pottinger, mit dem Amir Morad Aly von Hyderabad und Rustam von Kheirpur unterm 19. Juli 1832 einen Traktat abzuschließen, in welchem den Kaufleuten Indiens ungestörter Handel auf dem Indus zugesichert wurde; woran jedoch die Amire die Bedingung knüpften, daß weder bewaffnete Fahrzeuge den Indus befahren, noch Personen sich im Lande niederlassen dürften. Dieser Traktat wurde 1839 dahin abgeändert, daß es den Briten freistehen solle, in Tatta oder einigen andern Punkten Besatzungen zu halten, wogegen sich diese verpflichteten, den S. gegen fremde Invasionen jeder Art zu schützen. Als Lord Keane gegen Afghanistan vordrang, sah er sich veranlaßt, zur Sicherung seines Rückens, in Kuraschy, Sakkar und Schikarpur Besatzungen zu legen, und bald trat die Nothwendigkeit, den Indus zur Grenze des britisch-ostindischen Reichs zu machen, immer schärfer hervor. Der General Sir Charles Napier rückte daher mit 10,000 Mann in das Gebiet der Amire ein und verlangte, daß sie sich den Briten unterwerfen und in die Reihe der britischen Schutzstaaten eintreten sollten. Als sie nicht antworteten, griff er sie Anfangs 1843 an und zwang sie im Februar zur Unterzeichnung des Vertrags, rückte aber, als er heimliche Verbindungen der Amire mit den Beludschen wahrnahm, vor und schlug sie am 17. Februar 1843 bei Dubboi entscheidend. Die Amire ergaben sich und wurden kriegsgefangen nach Bombay geschickt, ihr Gebiet aber für die ostindische Kompagnie in Besitz genommen. S. bildet seitdem eine Provinz der Präsidentschaft Bombay.

Sindelfingen, Stadt im würtembergischen Neckarkreis, Oberamt Boblingen, gehört der Universität Tübingen, mit schöner Kirche, Realschule, Kameralamt und guten Torfstichen und 3900 Einw.

Sindiah (Scindiah, d. i. Feldherr, Staat des Maharadscha), von den Briten abhängiger und seit 1844 ihnen gänzlich unterworfener Mahrattenstaat in Vorderindien, 1860 □Meilen groß, umschlossen von den Provinzen Agra, Allahabad, Bopaul, Kandesh und Adschmir, ist im Osten sehr gebirgig (Gebirg Vindhya), übrigens flach, wird bewässert vom Chumbul, Betwa, Nerbudda, Ganges nebst mehren ihrer Nebenflüsse, liefert Getreide, Baumwolle, Indigo, Vieh und hat sehr angenehmes Klima. Die Einwohner (gegen 4 Millionen) bestehen aus Mahratten, Dschauts, Grassias, Muselmännern u. a. Die Einkünfte belaufen sich auf 10 Millionen Thlr. Hauptstadt ist Oogen, Residenz Gwalior. S. Mahratten.

Sindon, feines gewebtes indisches Zeuch, das aus Byssus gefertigt und unserem Musselin ähnlich war. In der griechischen Kirche diente es auf dem Altar gewissermaßen als Serviette.

Sine Cerere et Baccho friget Venus (lat., ohne Ceres und Bacchus friert Venus), Sprüchwort: Von der Liebe allein kann man nicht leben.

Sine ira et studio (lat.), ohne Zorn und Zuneigung, d. h. unparteiisch.

Sinekuren (v. lat. sine cura, ohne Sorge), Aemter, mit denen große Einkünfte ohne viel Arbeit verbunden sind. Besonders in England wird mit dergleichen Aemtern viel Unfug getrieben.

Sine loco et anno (lat., abbrev. s. l. e. a.), ohne Ort und Jahr, bei Büchern, deren Titel weder Druckort, noch Druckjahr enthält.

Sinesen, s. v. a. Chinesen.

Sinfonie (Symphonie), eine für das Orchester bestimmte Komposition in Sonatenform, aber, mit Rücksicht auf die großen Kräfte des Orchesters, gewöhnlich in weiter, reicher und großartiger Ausführung, meist Einleitung, Allegro, Andante, Scherzo und Finale enthaltend, u. alle diese Sätze in größerer Fülle der Ausführung und großartigeren Zügen, als gewöhnlich die Sonate. Der Schöpfer der S., nämlich der großen, ist Jos. Haydn. Diese S. soll das Höchste der Instrumentalmusik darstellen und bedient sich daher

des ganzen Orchesters mit allen seinen Instrumenten, deren Vermischung sie völlig frei in ihrer Gewalt hat. In sofern sich in der S. ein Spiel vielfacher Charaktere, um einen Hauptcharakter und eine Hauptlebensansicht in mannichfachen Situationen sich drehend, zu einem einzigen bestimmten Zwecke ergibt, wird sie ganz treffend auch die Oper der Instrumente genannt. Unter Sinfonia concertata oder koncertirender S. versteht man eine S. mit verschiedenen obligaten Stimmen, die sich nicht bloß mit einzeln hin und wieder eingestreuten Sätzen, sondern durchgängig koncertirend und bald wechselsweise, bald vereinigt mit ganzen Perioden solo hören lassen.

Singapparat, s. Singvögel.

Singapur (Singapore, Sineapore, d. i. Löwenstadt), zwischen den beiden südlichen Landspitzen der Halbinsel Malakka in Hinterindien gelegene, durch einen schmalen Kanal vom Festlande getrennte Insel, welche, 15 □Meilen groß, eine sanft wellenförmige, früher fast ganz mit dichten Wäldern bedeckte Fläche darstellt. Die einzige bergartige Bodenerhebung ist Bukit Tima (Zinnberg), eine abgesonderte dürre Höhe an der Nordküste, ungefähr 1500 Fuß hoch. Das Klima ist mild, wenig veränderlich und daher im Ganzen gesund. Obwohl von mittelmäßiger Fruchtbarkeit, bringt die Insel doch die meisten der gewöhnlichen Produkte des tropischen Indiens hervor. Sie zählt circa 55,000 Bewohner, darunter 40,000 Chinesen, 10,000 Malayen, gegen 5000 Hindu's, Buggis, Japanesen, Armenier, Juden rc. und einige hundert Europäer. Die gleichnamige Stadt, mit einem großen, sichern Hafen, ist der Sitz eines britischen Gouverneurs. Ihre für den Handel äußerst günstige Lage an dem Seewege, der aus den vorderindischen Gewässern nach der chinesischen See u. dem ostindischen Archipel führt, hat sie zu einem wichtigen kommerciellen Punkte erhoben, der auch von strategischer Wichtigkeit ist. Nachdem der Hafen zu einem Freihafen erklärt worden, ist S. der Hauptstapelplatz zwischen Vorderindien und Europa einer- und dem zwischen Hinterindien, China und dem ostindischen Archipel andererseits. Bis 1819 war es ein unbedeutender, nur von malayischen Fischern und Seeräubern bewohnter Ort. Damals erwarben die Engländer hier ein 5 □Meilen großes Gebiet vom Sultan von Dschohor auf Malakka, dem die Insel gehörte, und unter ihrem Schutze erhob sich S. schnell zu einem bedeutenden Handelsplatze, wo die Erzeugnisse der ganzen Erde zusammen fließen, indem hier nicht nur jährlich über 100 Schiffe direkt aus britischen Häfen und viele andere aus Nordamerika, Frankreich, Holland, Schweden, von den Hansestädten, die hier eigene Etablissements unterhalten, auch von Danzig, Genua, Triest rc., sondern auch eine Menge von Schiffen aus dem indischen Archipel, von Java, Manila rc., sowie aus China, Cochinchina und Siam, den Inseln Mauritius und Bourbon, besonders auch von Kalkutta, Madras und Bourbon ankommen. Namentlich haben die Chinesen, die einen lebhaften Handel nach Hinterindien und den ostindischen Inseln betreiben, hier ein großes Entrepot von indischen und europäischen Artikeln. Die Einfuhr belief sich schon 1846 auf 28,952,276, die Ausfuhr auf 23,568,727 Rupien. Im Jahre 1824 brachten die Engländer die ganze Insel an sich.

Singen, im Allgemeinen das Vermögen des Menschen (und einiger Thiere, wie Vögel), musikalisch schöne, hinsichtlich ihrer Höhe und Tiefe bestimmbare Töne angeben zu können, welche sich wesentlich von dem Ton der Rede oder der Sprache unterscheiden, sich jedoch mit derselben verbinden lassen. Hervorgebracht werden dieselben von den Stimmwerkzeugen, vorzüglich den Lungen, der Luftröhre und der Stimmritze, wozu noch mehre benachbarte Theile, die zur ferneren Modifikation der Töne beitragen, genannt werden müssen, als: der Schildknorpel, der Kehldeckel, die Stimmbänder, die Schleimhäute und Tonsillen; zur Verstärkung und Fortpflanzung des gesungenen Tons wirken die Brustknochen, die Rachen-, Mund- u. Nasenhöhle mit. Vgl. Gesang, Stimme.

Singphos (Singphos), hinterindisches Volk, der zahlreichste und mächtigste unter den Bergstämmen, von denen Assam umgeben ist. Sie wohnen im Osten dieses Landes und zerfallen in 12 Hauptstämme, von denen jeder seinen eigenen Häuptling oder Gaum hat. Die Häuptlinge stehen unter dem Schutz der englischen Regierung, obwohl man keinen Tribut von ihnen fordert. Sie theilen sich in 4 Kasten. Ihre Religion ist eine Mischung der abergläubischen Meinungen aller benachbarten Völker, und ihre rohen Tempel sind mit noch roheren Idolen aller Religionen verziert. Es herrscht unter ihnen Polygamie. Sie waren seit geraumer Zeit der Schrecken der Bewohner von Assam, in deren Land sie unaufhörliche Einfälle machten, manchmal bis zur Hauptstadt hin, wobei sie furchtbare Verheerungen anrichteten. Seit der Besetzung Assams durch englische Truppen haben sich die Einfälle vermindert.

Singilei (Singilejew), Kreisstadt im asiatisch-russischen Gouvernement Simbirsk, an der Wolga und den Flüßchen Singileika und Tuschewka, südöstlich von Simbirsk, neu erbaut, mit Getreidehandel und 3000 Einw.

Singkunst, s. Gesang.

Singspiel, s. Operette und Liederspiel.

Singultus (lat.), Schluchzen.

Singvereine, s. Gesangvereine.

Singvögel (Sperlingsvögel, Passeres), Ordnung der Vögel, welche durch den bis an die Wurzel mit horniger Scheide versehenen Schnabel und meist auch durch einen Singmuskelapparat, d. h. eine sehr komplicirte Bildung des Kehlkopfs und der Luftröhre, zur Hervorbringung eines lauten und melodischen Gesangs (s. Vögel), charakterisirt wird. Hierher gehören zahlreiche, gesellige, lebhafte, meist kleinere, über die ganze Erde verbreitete Vögel, welche sich von Insekten, Würmern und Körnern nähren, monogamisch leben, künstliche Nester bauen und ihre Jungen atzen. Die Läufe sind hinten mit einer quer nicht unterbrochenen Haut (gestiefelt) oder mit schwach unterbrochenen Täfelchen, welche denen der Vorderseite hinsichtlich der Zahl entsprechen, versehen. Der Schnabel hat je nach der Nahrung verschiedene Gestalt, ist jedoch niemals so scharf übergebogen wie bei den Raubvögeln. Sowie einige S., z. B. die Krähen, obgleich sie einen Sing-

muskelapparat haben, doch nicht singen, so haben umgekehrt neuere Untersuchungen, besonders von Joh. Müller, dargethan, daß nicht nur mehr als die Hälfte der bekannten amerikanischen S. ganz anders beschaffene Stimmorgane u. keinen eigentlichen Singmuskelapparat haben, sondern daß auch mehre Gattungen aus andern Ordnungen mit einem Singmuskelapparat ausgerüstet sind und doch nicht singen. Man hat deshalb die S. in 2 Unterabtheilungen gebracht. Die eigentlichen Sänger (Canorae, Oscines) sind mit einem ausgebildeten Singmuskelapparat, 9 Handschwingen (die 1. oder 10. ist klein oder fehlt), kurzen Deckfedern, welche höchstens die halbe Länge der Handschwingen erreichen, u. einem aus 12, selten aus 10 Steuerfedern bestehenden Schwanz versehen, wogegen die Schreivögel (Clamatores) nie einen vollständigen Singmuskelapparat, stets 10 Handschwingen, deren erste immer länger als die Hälfte der zweiten ist, u. einen meist aus 12, selten 10, 14 oder 16 Steuerfedern bestehenden Schwanz und selten befiederte Läufe haben. Gewöhnlich theilt man die S. im weiteren Sinne in 6 Familien: Zahnschnäbler (Dentirostres), mit zusammengedrücktem, mit der Spitze hakig übergreifendem und meist mit einem Zahne versehenem Schnabel; Pfriemenschnäbler (Subulirostres), mit feinem, pfriemenförmigem, ziemlich rundem Schnabel, die eigentlichen Sänger; Kegelschnäbler (Conirostres), mit kegelförmigem, meist dickem und kurzem, geradem oder nur schwach hakigem Schnabel; Raben (Corvinae), mit fast geradem, starkem Schnabel von der Länge des Kopfs, mit mehr oder weniger von Federn verdeckten Nasenlöchern; Dünnschnäbler (Tenuirostres), mit meist sehr dünnem und gebogenem, selten geradem Schnabel, welcher meist länger als der Kopf ist; Spaltschnäbler (Fissirostres), mit bis weit hinter die Augen gespaltenem, kurzem, dreieckigem, flachem Schnabel und langen spitzen Flügeln. Ueber die Zucht der S., in so weit sie Stubenvögel sind, vgl. Bechstein, Naturgeschichte der Stubenvögel, Ilmenau 1832; Brehm, Handbuch für Liebhaber der Stubenvögel, Ilmenau 1832.

Sinigaglia (im Alterthum Sena gallica), Stadt im Kirchenstaat, Delegation Urbino-Pesaro, nordwestlich von Ancona, an der Mündung der Misa ins adriatische Meer, mit Hafen u. Leuchtthurm, sowie einem Kastell, Bischofssitz, mit Kathedrale, 9 anderen Kirchen, mehren Klöstern, einem Priesteroratorium, Seminar, Getreide-, Wein- und Seidenbau und 8000 Einw. Die dortige Messe, die berühmteste in Italien, vom 20. Juli bis 8. August dauernd, zieht viele Fremde aus Griechenland, den jonischen Inseln und der Levante, sowie aus England, Frankreich, der Schweiz, Oesterreich 2c. bei, ist aber in der neuesten Zeit sehr gesunken.

Sinister (lat.), link, linkisch, verkehrt, daher ungünstig, unglücklich, dagegen in den Auspicien der Römer glücklich, von günstiger Vorbedeutung.

Sinkwerk, Mauerwerk, dem ein hölzerner Kranz zur Grundlage dient; unter diesem Kranze wird die Erde mittelst des Sinkspatens, der einen etwas gekrümmten Stiel hat, allmählig weggenommen, so daß sich der ganze Bau so lange senkt, bis er in die Tiefe gelangt, wo er bleiben soll. Diese S.e wendet man bei Brunnen, Grundbanten 2c. an.

Sinn, im Allgemeinen die Fähigkeit der Seele, zu empfinden und wahrzunehmen, beide Worte in der weitesten Bedeutung genommen. Fassen wir die Empfindung in der eigentlichen Bedeutung auf, so ergeben sich für die generisch verschiedenen Arten derselben die Sinne (s. d.) in der Mehrheit, und mit einigen derselben jene materiellen Gefühle der Lust, die vorzugsweise sinnliche heißen. Ob der allgemeine Sprachgebrauch einen inneren S. (die Fähigkeit der Seele, die Zustände unseres eigenen Innern wahrzunehmen) schlechthin kennt, läßt sich nicht mit Bestimmtheit entscheiden; daß ihm aber mehre Arten desselben bekannt sind, beweisen die Ausdrücke Scharfsinn, Tiefsinn, Stumpfsinn, Blödsinn, sowie der Wahnsinn mit seinen fixen Ideen und die Besinnung, mit deren Verlust das Selbstbewußtseyn schwindet. Diejenigen Psychologen, welche der Lehre von den Seelenvermögen zugethan sind, unterscheiden aber zwischen äußeren und inneren S.en und ordnen sie dem Erkenntnißvermögen unter. Uns besinnend oder entsinnend schauen wir in eine fernliegende Vergangenheit zurück; ja jenes innere Auge läßt uns sogar, indem wir aussinnen und ersinnen, Dinge suchen und schauen, die noch nie und nirgends waren und die, je mehr sie durch Neuheit und Zweckmäßigkeit überraschen, um so sinnreicher genannt werden. Auf diesen inneren S. muß es auch bezogen werden, daß die Bedeutung, der Gedankeninhalt der Rede ihr S. genannt wird. Zu dem äußerlich Hörbaren und Sichtbaren muß noch sein Inneres kommen, das erst dem S. für das Innere erkennbar ist. Dagegen ist nun aber auch umgekehrt Wort und Rede das Sinnbild des Gedankens, und zwar um so sinnvoller, sinniger, je vollkommen treffender die Repräsentation ist. Da die Sprache auch häufig Empfindung für Gefühl setzt, so darf es nicht verwundern, den S. im Gebiete des Gemüths wiederzufinden und ihn hiermit zum allgemeinen Begriff der Empfänglichkeit erweitert zu sehen. Wir tadeln den harten S. des Gefühllosen und preisen den Zartsinn des gefühlvollen Wohlwollenden, wir rühmen den feinen S., den Kunstsinn des Kunstkenners und Mannes von Geschmack, wir tadeln den Leichtsinn des Flatterhaften, loben den leichten, heitern S. des Zufriedenen, beklagen den Trübsinn des Hypochonders u. den brütenden Tiefsinn des Melancholikers, wir schätzen Gemeinsinn und freuen des Umgangs mit Menschen von guter Sinnesart.

Sinn, bayerischer Fluß, entspringt am Kreuzberge auf der Rhön, nimmt die schmale S., vom Dammersfelde, auf, geht als breite S. ins Hessische, dann wieder nach Bayern und fällt bei Gemünden in die fränkische Saale.

Sinnbild, etwas Körperliches, das zur Versinnlichung von etwas Unkörperlichem, eines Begriffs, einer Idee, dient, s. Symbol.

Sinne, diejenigen Zweckveranstaltungen in unserem leiblichen Organismus, durch welche wir zur Wahrnehmung der Gegenstände und ihrer Eigenschaften befähigt werden. Derjenige Gegenstand, dessen Wahrnehmung für uns von der

unmittelbarsten Wichtigkeit seyn muß, ist unser Körper. Daher wird an die Spitze der Reihe der S. passend derjenige unter ihnen gestellt werden, durch welchen wir vorzugsweise unsern Körper wahrnehmen. Nun sehen wir zwar unsern Körper, wenigstens zum Theil, aber nur in sofern wir Körper überhaupt sehen. Als unsern eigenen dagegen unterscheiden wir ihn von andern Körpern nur durch den Gefühlssinn, und dies in doppelter Weise; denn der Gefühlssinn ist theils ein innerer, theils ein äußerer, letzterer gewöhnlich vorzugsweise Gefühl genannt. Der innere Gefühlssinn heißt auch Vitalsinn. Unmittelbar an diesen schließen sich die S. des Geschmacks und Geruchs an, denn sie dienen denselben Zwecken: der Erhaltung und Förderung des Lebens, nur in besondern Beziehungen. An den äußeren Gefühlssinn reiht sich an der Tastsinn, ein objektiver Erkenntnißsinn, dessen Organe die Hände und insbesondere die Fingerspitzen sind. Gewissermaßen ein Getast in die Ferne ist das Gesicht; nur ist der Reichthum der Empfindungen des Gesichts weit größer, als der des Getasts. Das Gehör endlich, überaus reich an Empfindungen, vernimmt Geräusch, Schall, Laut, Klang und Ton; es ist der Sinn für das Reich des Gedankens, für die Welt des Gemüths, der Sinn für die beseelte Menschenwelt. Der Vitalsinn, um die Funktionen der vorhergenannten S. kurz zusammenzufassen, gibt das Gefühl des Lebens, der äußere Gefühlssinn das der Lebenselemente, der Geschmack das Gefühl der Beschaffenheit der Lebensmittel, der Geruch das Gefühl der Beschaffenheit der Lebensmedien, das Getast das Gefühl der Körper nach Inhalt und Begrenzung, das Gesicht endlich das Gefühl ihrer farbigen Beschaffenheit, sowie ihrer Gestalt und Lage ohne unmittelbare Berührungen. Ausführlicheres s. in den von den einzelnen S.n handelnden Artikeln.

Sinnengenuß, Genuß, den unmittelbar die Sinnlichkeit gewährt und der zum Sinnenrausch oder Sinnentaumel werden kann, wenn er die Vernunft ganz fesselt und zugleich ein schnell vorübergehender ist.

Sinnestäuschungen, s. Hallucinationen.

Sinngedicht, s. v. a. Epigramm.

Sinngrün, Pflanzengattung, s. v. a. Vinca *L.*

Sinningia, Pflanzengattung aus der Familie der Personaten, mit trichterförmiger Korolle mit oben bauchiger, am Grunde höckeriger Röhre und abstehendem, fast 2lippigem Rande mit 5 gerundeten Lappen, schöne Zierpflanzen mit staudigem Stengel, entgegengesetzten Blättern und einzeln winkelständigen Blumen, worunter S. guttata *Lindl.*, ein Halbstrauch in Brasilien, mit weißen, innen roth punktirten Blüthen, S. Helleri *Nees*, mit blaßgelben Blüthen, und S. villosa *Lindl.*, mit eben solchen, aber im Schlunde roth linürten Blüthen, hervorzuheben sind.

Sinnlich, alles Dasjenige, was sich durch die Sinne erkennen läßt und einerseits zu dem bloß Abstrakten, andererseits zu dem im Gegensatz steht, was zwar für gegenständlich gehalten wird, aber einer unserer äußeren und inneren Wahrnehmung unzugänglichen andern Welt des Uebersinnlichen angehört; Derjenige, welcher den materiellen Gefühlen der Lust, die vorzugsweise sinnliche heißen, fröhnt.

Sinnlichkeit, die Fähigkeit der Seele zur Empfindung und Anschauung, zu Lust u. Schmerz, zu Begierde und Trieb. Kant ordnet die S. dem Erkenntnißvermögen unter und definirt sie als die Fähigkeit, Vorstellungen durch die Art, wie wir von den Gegenständen afficirt werden, zu bekommen. Vermittelst derselben werden uns Gegenstände gegeben, und sie allein liefert uns Anschauungen. Die Materie der S. gibt die Empfindungen, die Formen Raum und Zeit, jener für die äußeren Sinne, dieser für den inneren Sinn. Durch die Receptivität gelangt sie zum Anschauen der Gegenstände. Es ist jedoch diese Erklärung zu eng; die S. spielt vielmehr auch eine Hauptrolle im Gebiete der Empfindung und der Gefühle. Die Neigung und der Trieb zu Lust und Genuß entstehen aus der S., deren Beherrschung und Bekämpfung in dieser Beziehung durch die Vernunft und die Moral zur Pflicht gemacht ist.

Sinnlosigkeit, der Zustand, in dem wir unserer Sinne nicht mächtig sind, kann durch physische wie durch geistige Ursachen herbeigeführt werden und ist von der Unsinnigkeit dadurch verschieden, daß diese vom Verstande ausgeht und in Mangel an Verstand oder in der Anwendung desselben bedingt ist.

Sinno, Fluß im Königreich Neapel, Provinz Basilicata, entspringt am Monte-Falapato, fließt südwestlich, nordöstlich und südöstlich und mündet in den Meerbusen von Tarent.

Sinnpflanze, Pflanzengattung, s. v. a. Mimosa *L.*

Sinnspruch, kurzer Satz, der einen nachdrücklichen Sinn enthält, oder zur Erinnerung an eine nützliche Wahrheit dient.

Sinope, griechische Koloniestadt auf dem Isthmus einer Halbinsel der Küste der kleinasiatischen Landschaft Paphlagonien, der Sage nach von Autolycus, einem Gefährten des Jason, gegründet, aber erst wichtig seit der Besitznahme durch die Griechen. Die erste Kolonisation fand um 751, die zweite 632 (nach der Zerstörung der jungen Pflanzstadt durch die Cimmerier), beide Male durch die Milesier Statt. S. wurde, durch seine Lage begünstigt, bald eine reiche und mächtige Handelsstadt, deren Gebiet bis zum Halys reichte, und die selbst wieder mehre andere Pflanzstädte an der Küste von Pontus gründete, namentlich Cotyora im Gebiet der Tibarener, Trapezus und Cerasus, Chörades, Lycastus, Harmene. Von Pharnaces I., König von Pontus, überfallen und ihrer Freiheit beraubt, wurde sie unter dessen drittem Nachfolger, Mithridates Eupator, der hier geboren und erzogen war, Residenz der Könige von Pontus und von ihm sehr vergrößert und verschönert. Im zweiten mithridatischen Kriege ward sie von Murena 82 vergeblich angegriffen, im dritten aber 72 von Lucullus erobert und geplündert, darauf aber von ihm für frei und autonom erklärt; aber 45 v. Chr. fanden die Römer es für rathsam, sie zu kolonisiren. Zu Strabo's Zeiten war S. immer noch eine ansehnliche, gut befestigte und durch den Thunfischfang ziemlich

wohlhabende Stadt. Nachdem im 4. Jahrhundert Amasia Hauptstadt von Pontus geworden, gerieth S. in Verfall. Seit 1204 gehörte es zum Kaiserthum Trapezunt, ward aber schon 1214 von dem Seldschukensultan von Jconium erobert, bildete dann seit dem 14. Jahrhundert das Hauptbollwerk der Jsfendiare von Kastamuni. Nachdem aber 1461 Sultan Mohammed II. die Stadt erobert hatte, blieb sie in türkischem Besitz. Die jetzige Stadt (Sinob, Sinop) liegt auf der schmalen Landenge, wodurch die Halbinsel Roz-Teze im schwarzen Meere mit dem Festland verbunden ist, im asiatisch-türkischen Ejalet Kastamuni, hat einige Befestigung, ein altes Schloß, Moscheen, Bäder, einen guten Hafen, der seit dem Frühjahr 1854 durch 2 Forts geschützt ist, Schiffswerfte, eine 1200 Toisen weite Rhede, ansehnlichen Handel mit Holz, Wachs, Obst, Seide, Fischen &c., Alterthümer und 12,000 (sonst 60,000) Einw. Hier ward am 30. November 1853 eine Abtheilung der türkischen Flotte, bestehend aus 7 Fregatten, einer Kanonenschaluppe, 3 Korvetten, 2 Transportschiffen und 2 Dampfbooten, von Osman Pascha befehligt, von dem russischen Viceadmiral Nachimow in wenigen Stunden völlig zerstört.

Sinsheim, Amtsstadt im badischen Unterrheinkreis, an der Elsenz, mit Pfarrei, höherer Bürgerschule und Post und 2900 Einw., gehört zu der Standesherrschaft des Fürsten von Leiningen-Amorbach-Miltenberg. S., ursprünglich eine sehr reiche Abtei, 1099 gestiftet, ward dann Reichsstadt, aber 1316 an die Familie von Weinsberg verpfändet, von der sie an Kurpfalz kam. Bei S. besiegten am 16. Juni 1674 die Franzosen unter Turenne die Kaiserlichen unter dem Herzog von Lothringen. Im Jahre 1689 wurde die Stadt fast gänzlich durch die Franzosen zerstört. Am 16. November 1799 warfen hier die Franzosen unter Ney die Oesterreicher bis an die Enz und den Neckar zurück, aber schon am 2. December wurden sie wieder vertrieben. Auch fand hier am 22. Juni 1849 ein Gefecht zwischen den badischen Aufständischen unter Mieroslawski und einem Detachement des peuckerschen Neckarcorps Statt.

Sintenis, 1) Karl Heinrich, tüchtiger Schulmann und eifriger Rationalist, 1744 zu Zerbst, wo sein Vater, Johann Christian S., Konsistorialrath und Superintendent war, geboren, wurde 1771 Rektor in Torgau, 1783 in Zittau, privatisirte seit 1798 zu Zerbst, wo er 1816 †. Er hat sich als Verfasser einer Menge gemeinnütziger Schulschriften verdient gemacht.

2) Christian Friedrich, verdienter deutscher Schriftsteller, Bruder des Vorigen, geboren 1750 zu Zerbst, ward 1774 Prediger zu Bornum im Zerbstischen, 1777 Diakonus zu Zerbst, 1791 Professor der Theologie und Metaphysik am anhaltischen Gesammtgymnasium, Konsistorial- und Kirchenrath, sowie Pastor an der Dreifaltigkeitskirche daselbst und † den 31. Januar 1820. Seine zahlreichen Schriften (gegen 50 Romane, Predigtsammlungen, Erbauungsbücher) bezwecken sämmtlich, die zu seiner Zeit gewonnene Aufklärung im Denken über die Religionslehren und sittlichen Lebensverhältnisse unter der Masse der „gebildeten Laien" zu verbreiten. Mit seinen Romanen, unter denen „Hallo's glücklicher Abend", ein Regentenspiegel, und die pädagogische Volksschrift „Vater Roderich unter seinen Kindern", den meisten Ruf erlangten, war es ihm mehr um praktischen Nutzen, als um Poesie zu thun. Obwohl Rationalist, hielt er doch streng an dem Glauben an ein Fortleben nach dem Tode fest, wie seine vielgelesenen religiös-moralischen Erbauungsschriften, namentlich „Elpizon" u. „Pistevon" beweisen.

3) Johann Christian Sigismund, Bruder der Vorigen, geboren 1752, ward 1785 Pastor in Dornburg, 1794 Amtsprediger zu Roßlau im Zerbstischen, 1798 Inspektor sämmtlicher Kirchen und Schulen des neuköthenschen Antheils, 1821 Superintendent derselben Diöces und † 1829. Er ist Verfasser mehrer Romane, worunter der „Väterliche Rath an meine Tochter" zu dem ausgebreitetsten Rufe gelangte.

4) Wilhelm Florenz, Theolog, Sohn des Vorigen, den 26. August 1794 zu Dornburg im Anhaltischen geboren, studirte zu Wittenberg und wurde 1817 Inspektor der Armenschule und des Schullehrerseminars in Köthen und im folgenden Jahre Substitut seines Vaters in Roßlau. Im Jahre 1824 durch Wahl der Gemeinde zum zweiten Prediger an der Kirche zum heiligen Geist nach Magdeburg berufen, ward er 1831 Pastor und erster Prediger an derselben. Als Rationalist gerieth er bald mit mehren altgläubigen Predigern Magdeburgs in Streit, welcher, als er 1840 ein von den Altgläubigen empfohlenes katholisirendes Bild einer scharfen Kritik unterwarf, selbst auf den Kanzeln ausgefochten ward und ihm von Seiten des Konsistoriums zu Magdeburg einen Verweis zuzog. Er †, seit einigen Jahren emeritirt, den 23. Januar 1859 zu Magdeburg.

5) Karl Friedrich Ferdinand, Rechtsgelehrter, Enkel von S. 2), geboren den 25. Juli 1804 zu Zerbst, studirte seit 1822 auf den Universitäten zu Leipzig und Jena und wollte sich dem akademischen Lehrfach zuwenden, ward jedoch Advokat in seiner Vaterstadt, wo er sich zugleich theoretischen Arbeiten widmete. In Gemeinschaft mit Andern unternahm er 1829 die erste deutsche Uebersetzung des Corpus juris civilis (1834), der sich die des Corpus juris canonici im Auszuge anschloß. Sein „Handbuch des gemeinen Pfandrechts" (Halle 1836) hatte seine Berufung als ordentlicher Professor der Rechte an die Universität Gießen zur Folge, von wo er jedoch schon 1841 als Mitglied der Landesregierung und des Landeskonsistoriums nach Dessau berufen ward. In Folge der Bewegungen des Jahres 1848 aus dieser Stellung verdrängt, ward er Mitglied des Oberlandesgerichts zu Dessau, hielt sich als Mitglied des anhaltischen Landtags von 1849 zur Rechten, saß 1850 im Staatenhause des erfurter Parlaments und ward in demselben Jahre zweiter Präsident des gemeinschaftlichen Oberlandesgerichts für Anhalt-Dessau und Köthen und nach der Vereinigung beider Herzogthümer 1853 alleiniger Präsident desselben. S. gehört der historisch-civilistischen Schule der neueren Rechtsgelehrten an; doch haben seine Schriften, worunter „Das praktische gemeine Civilrecht" (Leipzig

1844—51, 3 Bde.) die bedeutendste ist, eine vorherrschend praktische Tendenz.

Sinter, jene Mineralien, welche als halb mechanische, halb chemische Absätze aus süßen Gewässern gebildet werden, weshalb bald Tuffe (Kalksinter, Kieselsinter), bald auch Guhren oder Porodine (Eisensinter ꝛc.) mit diesem Namen bezeichnet werden. Sintern heißt s. v. a. aus einem namentlich durch Feuchtigkeit aufgelockerten Zustande unter Verringerung des vorigen Volumens fest werden (zusammensintern).

Sinus, in der Trigonometrie das Verhältniß der in einem rechtwinkeligen Dreieck einem spitzen Winkel gegenüberliegenden Kathete zur Hypotenuse, während Cosinus das Verhältniß der dem Winkel anliegenden Kathete zur Hypotenuse ist. Der S. eines spitzen Winkels wächst mit diesem selbst, wogegen der Cosinus desselben in demselben Verhältniß abnimmt. Der Cosinus eines spitzen Winkels nimmt demnach von 1—0 ab, wenn der Winkel von 0° bis 90° wächst. S. und Cosinus aller spitzen Winkel sind immer ächte Brüche. S. eines Kreisbogens oder des zugehörigen Mittelpunktwinkels heißt die Hälfte der Sehne des doppelten Bogens oder Winkels, oder, was dasselbe ist, die aus dem einen Endpunkte des Bogens auf den nach dem anderen Endpunkte gehenden Halbmesser gefällte Senkrechte. Sie wird gewöhnlich in Bruchtheilen des als Einheit angenommenen Halbmessers ausgedrückt, oder es wird der Quotient des S. durch den Halbmesser angegeben, wo dann der S. als unbenannte Zahl, u. zwar als rechter Bruch erscheint. Man unterscheidet daher einen linearen u. einen numerischen S. Nimmt man statt des letzteren seinen Logarithmus, so heißt dieser der künstliche S. im Gegensatz zum natürlichen. Unter Sinus versus versteht man den Unterschied zwischen Halbmesser und Cosinus.

Sinzig, Stadt in der preußischen Rheinprovinz, Regierungsbezirk Koblenz, Kreis Ahrweiler, an der Aar, mit schöner Kirche, Synagoge, Untersteueramt u. Post, Weinbau u. 1870 Einw.

Sioux (Siwas, Nadowessier, auch Dacotas, d. i. Verbündete), nordamerikanische Völkerschaft in den Vereinigten Staaten, zwischen Mississippi und Missouri, welcher Distrikt nach ihnen Siouxdistrikt genannt und aus dem der jetzige Staat Jowa (s. d.) gebildet wurde. Die S. (ein Indianerstamm von etwa 20,000 Köpfen ohne die Assiniboler, die sich von ihnen getrennt haben) haben ihr Land 1832 an die Vereinigten Staaten abgetreten und sind zum Theil weggezogen, so daß nur noch etwa 1500 Seelen hier leben. Sie sind wild, roh, sehr kriegerisch u. der Schrecken aller benachbarten Völkerschaften. Sie wohnen theils in Zelten von Thierhäuten, theils in Dörfern in Wohnungen von roher Bauart. Ihre Aussprache mit Kehllauten, das Ganze ihrer Züge, ihre Sitten und Sagen, Alles beurkundet, daß sie aus dem nordwestlichen Amerika, vielleicht gar aus Asien eingewandert und wahrscheinlich mongolischer Abstammung sind. Uebrigens theilen sie sich in 6 Stämme, von denen mehre wieder verschiedene Unterabtheilungen haben. Alle Stämme sind von einander unabhängig, halten sich aber im Fall eines feindlichen Angriffs verpflichtet, ihr Land gemeinschaftlich zu vertheidigen. Zu ihnen werden gerechnet: die Assiniboler (s. oben), die Nadowessier (jetzt mit den S. verschmolzen); die Sussetongs, 2100 Köpfe, am St. Peter; die Minowa-Kantongs, 2100 Köpfe; die Yanktongs, 4300 Köpfe, getheilt in Nord- und Ahna-Yanktongs, am östlichen Missouri; die Tetongs, gegen 12,000 Köpfe, Jäger und Pferdezüchter, dazu die Okandandas; die Wahpaeootas, 600 Köpfe, am obern St. Peter; die Washpetongs, 1000 Köpfe. Nach den S. wird ein Dorf am Mississippi benannt und ein Trageplatz (Sioux-Portage) in Illinois, am Mississippi, nördlich von seiner Vereinigung mit dem Missouri.

Siphnus, eine der Cykladen, südöstlich von Seriphus, mit einer Stadt gleichen Namens, ward durch Jonier von Athen aus kultivirt. Durch den fleißigen Betrieb ihrer Gold- und Silbergruben gelangten die Einwohner zu ungewöhnlichem Wohlstand. Von dem Zehnten der jährlichen Ausbeute errichteten sie zu Delphi ein prächtiges Schatzhaus. Als sie jedoch, übermüthig geworden, den Zehnten nicht mehr entrichteten, richtete die zürnende Gottheit durch eine Ueberschwemmung die am Meer gelegenen Gruben zu Grunde. Trotzdem herrschte auch in der Folge auf S. noch ein gewisser Wohlstand. Ein Erwerbszweig der Einwohner scheint, wie noch gegenwärtig, die Töpferkunst gewesen zu seyn. Jetzt Siphno oder Siphanto.

Siphonia (Federharzbaum, Kautschukbaum), Pflanzengattung aus der Familie der Rutaceen, mit 5spaltiger oder 5theiliger Blüthenhülle, sehr harter Kapsel und hängendem Samen, milchende Bäume mit wechselständigen, 3zähligen Blättern, wovon S. elastica *Pers.*, in Guyana, Brasilien, mit 50—60 Fuß hohem Stamm, in allen seinen Theilen einen scharfen Milchsaft enthält, welcher, erhärtet, das Kautschuk (s. d.) gibt. Die Samen dieses Baumes sind schmackhaft und eßbar; nur muß vorher der Keim entfernt seyn, weil er heftig purgirt.

Sippe, s. v. a. Sippschaft; nach einigen Zoologen s. v. a. Genus, Gattung oder Geschlecht.

Sippschaft, Blutsfreundschaft, Blutsverwandtschaft; im System Okens Unterabtheilung seiner Zünfte.

Si quid fecisti, nega (lat.), wenn du Etwas gethan hast, leugne es!

Sir, Fluß, s. v. a. Sir Darja.

Sir, wie das französische Sire aus Sieur entstanden, in England Prädikat der Baronets und Knights, welches immer den Taufnamen vorgesetzt zu werden pflegt, z. B. Sir Robert Peel, Sir Charles Napier; im gewöhnlichen Sprachgebrauch auch Anrede jedes anständigen Menschen, der nicht Lordsrang besitzt.

Sirach, s. Jesus Sirach.

Siragosa (Siragossa), s. Syrakus.

Sirani, Giovanni Andrea, Maler, geboren zu Bologna 1610, Schüler Gavedone's und Guido Reni's, vollendete nach des Letzteren Tod dessen großes Gemälde des heiligen Bruno in der Karthause zu Bologna und mehre andere Bilder des Meisters, wie er überhaupt der getreueste Nachahmer desselben war, ohne aber dessen Na-

turalismus sich anzueignen. Seine Hauptwerke sind zu Bologna und Modena, einige auch zu Piacenza und an anderen Orten. In seinen späteren Bildern macht sich eine gewisse Flauheit und Schwäche des Kolorits bemerklich. Er † 1670 zu Bologna.

Sir Darja Sihon (S. Dagria, S. Deria, im Alterthume Jaxartes), Fluß in Turkestan, entsteht aus zwei Quellflüssen, dem südlichen Sihon und dem nördlichen Sihon, auch Narym genannt, die westlich am Gebirge Muz-Dagh entspringen und gegen Westen fließen. Unterhalb Indidjan fließt links der Kamuksu, bei Aksikat rechts der Karagol oder Aksi ein. Von Khodsjend an wendet sich der S. gegen Norden und Nordwesten, bis zur Mündung in den Aralsee, in welchen er sich durch mehre Arme ergießt, die ein Delta bilden, das 70 Meilen sich ins Land erstreckt und Rohrsumpf und Sandwüste enthält. Zu den Mündungsarmen des Flusses gehören: der Sir Darja, der sich in den gegen das Kirgisenland hingestreckten Busen des Aralsee's ergießt, der Kuban (Kuwan) Darja, der in den offenen See mündet und mit jenem durch den Arm Dehkalok verbunden ist, der Jan Darja (Dschan Darja), der vielleicht den Kisil Darja aufnimmt. Nebenflüsse des S. D. S. sind außer den obengenannten noch: Aris (Arysch, Arid), Asferah, Karasu, Tsingol 2c.

Sire (franz.), gnädigster Herr, Anrede an Könige und Kaiser.

Sir Edward Pellew, australische Inselgruppe an der Nordküste von Neuholland, im Carpentariagolf, besteht aus den Inseln: Vandrolin, im Osten, die größte, Nordinsel, Centralinsel und Observation.

Sirenen, mythische Jungfrauen, die auf einer Insel des Westmeeres, zwischen den Inseln Aeäa und Scylla auf einer blumigen Wiese am Strande wohnten und so bezaubernd sangen, daß die Vorübergehenden nicht anders; als auf die Insel zufahren konnten, wo sie dann durch Schiffbruch umkamen, wie die Haufen gebleichter Gebeine am Ufer bewiesen. Als Odysseus vor der Insel der S. vorbeifahren mußte, verklebte er, wie ihm Circe gerathen, die Ohren seiner Gefährten mit Wachs und ließ sich selbst, damit er den Gesang der S. ohne Gefahr hören könne, an den Mast binden. Auf diese Weise gelangten sie glücklich an der gefährlichen Insel vorüber. In den nachhomerischen Sagen erscheinen die S. als Jungfrauen von wunderbarer Schönheit und ausnehmend lieblicher Stimme, mit der sie die Bethörten einschläferten, dann zerrissen und auffraßen. Die Argonauten sollen ungefährdet vorbeigekommen seyn, da Orpheus seinen Gesang gegen den der S. ertönen ließ. Nun war ihnen vom Schicksal beschieden, so lange zu leben, bis Jemand, von ihrem Gesange nicht verzaubert, glücklich an ihrer Insel vorbeifahren würde. Deshalb stürzten sie sich (ungewiß ist es, ob wegen der Vorbeifahrt des Odysseus oder der Argonauten) ins Meer u. wurden in drei Felsklippen verwandelt. Nach anderer Sage sollen sie sich, von Herê überredet, mit den Musen in einen Wettkampf eingelassen haben, aber besiegt und ihrer Federn beraubt worden seyn. In den Sagen nach Homer erscheinen sie nämlich beflügelt, später auch mit menschlichem Oberleib, in Fische endigend, oder häufiger als Jungfrauen mit einem Vogelleib u. Hennenfüßen. Sie sollen beflügelt worden seyn, um ihre Gespielin, die geraubte Proserpina, auf Meeren und Inseln aufsuchen zu können, oder zur Strafe, weil sie den Raub der Proserpina nicht gehindert hätten. Die späteren Dichter machen sie gewöhnlich zu Töchtern des Stromgottes Achelous (daher sie Acheloides heißen) und der Sterope oder der Muse Terpsichore, Melpomene oder Calliope; oder sie ließen sie auch aus dem Blute entstehen, welches vom zerbrochenen Horne des Achelous im Kampfe mit Hercules auf die Erde floß. Ihre Anzahl anlangend, so nennt Homer zwei; später werden drei genannt: Peisinoë, Aglaophe und Thelxiepeia, oder Parthenope, Ligeia und Leucosia. Zu Surrentum in Unteritalien war ihnen ein Tempel geweiht.

Sireth, Fluß, s. v. a. Sereth.

Siriasis (griech.), Erhitzung oder Entzündung des Gehirns von zu starker Einwirkung der Sonnenstrahlen; Sonnenstich.

Siricius, römischer Bischof von 384—398, der erste, welcher den Bischöfen, Presbytern und Diakonen die Ehe untersagte und Kontravenienten mit Entsetzung von ihren Aemtern bedrohte. Eine Sammlung seiner kirchlichen Verordnungen findet sich in der Dekretaliensammlung des Isidorus Mercator, wo sie die ersten ächten sind.

Sirius (Caulcula, Hundsstern), Fixstern erster Größe, der glänzendste am Himmel, am Maul des großen Hundes auf der Linie, welche durch die 3 Sterne am Gürtel des Orion links nach dem Horizonte hinabwärts gezogen wird. Man hält ihn für den nächsten Fixstern nach der Sonne, obwohl er über 4 Billionen Meilen von uns entfernt seyn dürfte. Man hat ihm besonders einen Einfluß auf Erhöhung der Sonnenhitze beigelegt, wenn er mit der Sonne zugleich aufgeht, was Statt hat, wenn die Sonne in das Zeichen des Löwen tritt. Von ihm (als Hundsstern) haben die dann anfangenden Hundstage ihren Namen.

Sirmium, bedeutende Stadt in Pannonia Inferior, von eeltischen Tauriskern am linken Ufer des Savus gegründet, ward unter den Römern Hauptwaffenplatz in den Kriegen gegen die Dacier und andere Donauvölker und nach und nach die größte Stadt in ganz Pannonien. Sie enthielt eine große Waffenfabrik, ein geräumiges Forum, eine kaiserliche Burg, war der Sitz des Oberbefehlshabers der ersten flavischen Flotte auf dem Dannbius und der Geburtsort des Kaisers Probus. Jetzt Ruinen beim heutigen Mitrovitz.

Sirocco (Scirocco), ein vorzugsweise in Italien wehender heißer Wind, der sich außerdem auch noch in Spanien und dem südlichen Frankreich zeigt. Man betrachtet ihn als eine Fortsetzung des Harmattan, des heißen Windes, welcher von der großen afrikanischen Wüste nach allen Seiten hin weht, je nach der Richtung, in welcher die kalte Luft der Umgebung in die warme über der Wüste eindringt und diese vor sich hertreibt. Hiernach kommt der S. aus der Sahara und geht über das Atlasgebirge und das mittelländische

Meer, wo er seine außerordentliche Trockenheit verliert, aber die Hitze und erschlaffende Eigenschaft beibehält, durch welche er sich vorzüglich in Sicilien und Italien auszeichnet. Dieser unangenehmen Einwirkung des S., welche alle körperliche und geistige Thätigkeit lähmt, sind die Eingeborenen nicht weniger ausgesetzt, als die Fremden. Der Einfluß dieses Windes auf das Barometer ist unbedeutend; das Thermometer hingegen, welches, vor seinem Anfange auf 6°,11 C. stand, stieg unmittelbar danach auf 18°,33 und später auf 22° C. Man sucht seine unangenehmen Wirkungen gewöhnlich durch Baden in der See unschädlich zu machen. Als Fortsetzung des S. wird der über die Alpen herkommende sogenannte Föhn betrachtet, wozu die gleiche Richtung beider und auch sonst die einander so ähnlichen Luftströmungen berechtigen.

Sirup (Syrup, vom arab. scherbet, d. i. Trank, Zuckersaft), eine wässerige Lösung des Zuckers von etwas dickflüssiger Beschaffenheit. Zur Darstellung der pharmaceutischen S.e dient, statt des reinen Wassers, in der Regel ein wässeriger Auszug eines Pflanzenstoffs oder ein Fruchtsaft, wonach dann die verschiedenen S.e ihre besonderen Namen, wie Althä-, Rhabarber-, Kirsch-, Himbeersirup, bekommen.

Sirventes, Dienstgedichte, eine eigene Dichtgattung in der provençalischen und italienischen Literatur, zuerst im Dienste der Heiligen und besonders der Mutter Gottes, dann auch im Dienste der Fürsten, Dynasten und Damen, anfangs wohl nur zum Lobe abgefaßt, dann aber oft sehr bitteren Tadel enthaltend und nicht nur gegen Personen, sondern auch gegen Stände, namentlich den geistlichen, gerichtet. Letztere Bedeutung erhielt sich vorzugsweise, weshalb sich die S. als meist sehr scharfe politische Rügelieder charakterisiren. Sie wurden namentlich von der Troubadourpoesie, dann auch von den nordfranzösischen Trouvères (Servantois) und den Italienern kultivirt.

Sisenna, Lucius Cornelius, vornehmer Römer, Zeitgenosse des Cicero und Freund des T. Pomponius Atticus, schried eine römische Geschichte in 13 Büchern und übersetzte die Milesia des Aristides ins Lateinische. Von dem ersten Werke sind noch Fragmente übrig. Seine witzigen Einfälle und seine scharfe Satyre machten ihn sprüchwörtlich, so daß man in der Folge einen Witzling einen S. nannte.

Sismondi, Jean Charles Léonard Simonde de, Geschichtschreiber, Publicist und Literaturhistoriker, stammte aus einer alten pisanischen Familie, die sich erst in der Dauphiné, dann nach Widerruf des Edikts von Nantes in Genf niedergelassen hatte, und war am 9. Mai 1773 zu Genf, wo sein Vater protestantischer Prediger war, geboren. Zur Zeit der genfer Revolution von 1793 floh er mit seinem Vater nach England, wo er sich während eines zweijährigen Aufenthaltes die englische Sprache vollkommen aneignete u. zugleich den Grund zu einer ruhigen, aber freisinnigen politischen Anschauung legte. Nach Genf zurückgekehrt, nahm er sich der Verfolgten thätig an, wurde jedoch deshalb mit einer bedeutenden Geldbuße und Gefängnißstrafe belegt. Nach seiner Befreiung ging er mit seiner Familie nach Toskana und kaufte sich bei Pescia an, ward aber auch hier, anfangs von den Franzosen als Aristokrat und kurz darauf von den Italienern als Franzose verhaftet, blieb bis 1800 in Gefangenschaft und kehrte dann in seine Vaterstadt zurück, wo er mehre Kommunalämter verwaltete u. sich vorzüglich mit dem Studium der Geschichte, Politik und Literatur beschäftigte, zu welchem Zweck er sich mit Frau von Staël, Benj. Constant, Guizot, Pictet u. A. in Verbindung setzte. Er † zu Genf den 25. Juni 1842. Seinen schriftstellerischen Ruhm begründete er durch die „Histoire des républiques italiennes du moyen-âge“ (Zürich 1807—8, 4 Bde., 2. Aufl. nebst Fortsetzung, Paris 1809, neueste Ausgabe, das. 1840, 10 Bde.), welcher die ursprünglich englisch geschriebene „Histoire de la renaissance de la liberté en Italie“ (das. 1832, 2 Bde.), die „Histoire des Français“ (das. 1832—43, 31 Bde.), aus der er in seinem „Précis“ (das. 1839, 2 Bde.) einen übersichtlichen Auszug lieferte, und die „Histoire de la chute de l'empire romain et du déclin de la civilisation de 250 à 1000“ (das. 1835, 2 Bde., deutsch von Lindau, Leipzig 1836) folgten. Im Fache des geschichtlichen Romans versuchte er sich in „Julia Sévera, ou l'an 992“ (Paris 1822, 3 Bde., deutsch von M. Müller, Leipzig 1822, 2 Bde.), und für die Literaturgeschichte lieferte er das wichtige Werk: „De la littérature du midi de l'Europe“ (Paris 1813, 4. Aufl. 1840, 4 Bde., deutsch von L. Hain, Leipz. 1815, 2 Bde.), aus seinen 1811—13 zu Genf gehaltenen Vorlesungen hervorgegangen. Von seinen frühern nationalökonomischen Schriften gehören hierher die „Principes d'économie politique appliquée à la législation du commerce“ (Genf 1803, 2 Bde.) und die „Nouveaux principes de l'économie politique“ (Paris 1819, 2 Bde., n. Aufl. 1827), denen sich die „Etudes sur les sciences sociales“ (das. 1836, 3 Bde.) anschließen. Mit Blanqui und Andern redigirte er ein Journal für Nationalökonomie.

Sisteron, befestigte Hauptstadt eines Arrondissements in dem französischen Departement Niederalpen, in pittoresker Lage am Fuß eines Felsens, worauf die Citadelle steht, am Zusammenfluß des Buech mit der Durance, über die eine Brücke führt, Sitz einer Unterpräfektur, eines Civiltribunals mit Baumwollspinnfabrikation, Handel mit Wein und Mandeln und 3840 Einwohnern.

Sistova (Szistowa, Schistab), Stadt in der europäisch-türkischen Provinz Bulgarien, Sandschak Rustschuk, südöstlich von Nikopoli, rechts an der Donau, auf einer Höhe, hat 20,000 Einwohner, welche Gerberei, Baumwollweberei, Schifffahrt und Handel treiben. Hier wurde am 30. Dec. 1790 ein Friedenskongreß gehalten und am 4. Aug. 1791 ein Definitivfriede zwischen der Türkei und Oesterreich abgeschlossen.

Sistrum, von Isis erfundenes Lieblingsinstrument der alten Aegypter, sowie auch ihrer Nachkommen, besteht aus einem metallenen, in ovale Form gebogenen Reife, der einen Stiel zum Angriffe hat. Mitten durch diesen Reif gehen metallene Stäbe, die in weiten Löchern leicht sich

hin- und herbewegen und dadurch beim Tanze mehr ein verwirrtes Geräusch, als bestimmte u. unter einander in abgemessenen Verhältnissen stehende Töne, hervorbringen.

Sisymbrium (Rauke, Hederich), Pflanzengattung aus der Familie der Kruciaten, Kräuter u. wenige Halbsträucher in der alten u. neuen Welt, worunter mehre Arzneipflanzen. Von S. officinale *Scop.*, Erysimum officinale *L.*, gebräuchliche Rauke, gemeiner Hederich, Wegsenf, gelbes Eisenkraut, Heiderettig, in Europa, Nordafrika, Westasien, Nordamerika, an Wegen, auf Schutthaufen, Mauern und unbebauten Plätzen, einjährig, weichhaarig, mit schrotsägeförmig-fiedertheiligen Blättern u. lineal-pfriemenförmigen, an die Traubenspindel angedrückten Schoten, war das Kraut, Herba Erysimi, Irionis, Rapistri, Raphanistri, Sinapis agrestis, welches schwach rettigartig-scharf und etwas herb schmeckt, früher als auflösendes, harntreibendes und den Auswurf beförderndes Mittel vorzüglich gegen Heiserkeit in Gebrauch und gilt in Frankreich noch jetzt als Geheimmittel gegen Heiserkeit der Sänger, oder auch um der Stimme mehr Metall zu geben. Von S. Sophia *L.*, feinblätterige Rauke, Sophienkraut, großes Besenkraut, Wurmkraut, Wellkraut, in Europa, an Wegen, auf Mauern, Schutt und wüsten Stellen, einjährig, mit 3fach-fiederschnittigen Blättern, ward Kraut und Samen, Herba et Semen Sophiae s. Sophiae chirurgorum Sisymbrii annui, Nasturtii sylvestris, welche scharf und beißend schmecken, innerlich und äußerlich bei Wunden und Geschwüren, besonders aber auch als eröffnendes, schweiß- und harntreibendes Mittel, sowie gegen die Ruhr angewendet.

Sisyphus, Sohn des Aeolus oder des Autolycus u. der Enarete, Gemahl der Merope, Vater des Glaucus, Thersander und Almus, Großvater des Bellerophon, baute Ephyra und war hier König u. ist Gründer der isthmischen Spiele. Schon sein Name bezeichnet ihn als den Schlauen und Listigen, und wie er ist sein ganzes Haus verrufen durch götterverachtende Verschlagenheit. Die Strafe, die er im Tartarus zu erdulden hatte — er mußte einen immer wieder herabrollenden Felsblock ewig bergaufwälzen — zog er sich dadurch zu, daß er die Plane der Götter verrieth, Attica durch räuberische Einfälle beunruhigte u. die Wanderer unter einem gewaltigen Steine erdrückte, oder sie zwang, ihm am Abhange eines Felsens am Meere die Füße zu waschen, und sie dann zum Danke dafür mit einem Fußtritte ins Meer stürzte, weshalb Theseus ihn tödtete.

Sisyrinchium, Pflanzengattung aus der Familie der Irideen, ausdauernde Pflanzen in Amerika und auf dem Kap, wovon S. elegans *Willd.*, mit gelben, innen mit 3 grünen Flecken gezeichneten Blüthen, S. iridifolium *H. et B.*, mit ocherweißen, im Grunde schwarzpurpurrothen, gefleckten, außen violet gestreiften und weichhaarigen Blüthen, S. odoratissimum *Lindl.*, mit nickenden, fast trichterförmigen, weißgelblichen, violet gestreiften Blüthen, und S. speciosum *Hook.*, mit großen violeten, im Grunde gelben Blüthen, als Zierpflanzen bekannt sind. Ihre Vermehrung geschieht durch Wurzeltheilung und zum Theil auch durch Samen.

Si tacuisses, philosophus mansisses (lat.), wenn du geschwiegen hättest, wärest du ein Philosoph geblieben, d. h. so hättest du dir keine Blöße gegeben.

Sitis (lat.), der Durst.

Sitka (Sitcha, Baranow), nordamerikanisch-russische Insel, gehört zum Archipel König Georgs III. und bildet mit den Inseln und Küsten vom Vorgebirg St.-Elias südlich bis zu 54° 40′ nördl. Br. einen der 6 Verwaltungsbezirke der russischen Handelskompagnie. Sie enthält wenig zum Anbau fähigen Boden, aber große Fichtenwaldungen. Auf der westlichen Seite derselben an dem durch Strandbatterien geschützten Sitka- oder Norfolksund liegt der Hauptort der russischen Besitzungen in Nordamerika, Sitka oder Neu-Archangel (Novo-Archanguelsk), umgeben von Wäldern, Morästen und hohen steilen Bergen, die aber in Folge des häufigen Regens trotz der nördlichen Lage eine ziemlich reiche Vegetation zeigen. Die Ansiedelung datirt von 1799, ward 1802 von den Koloschen zerstört, 1804 aber von Baranow neu aufgebaut. Der Ort hat lauter hölzerne Häuser, unregelmäßige und schmutzige Straßen, ein Hospital, Schiffswerfte, Packhäuser, ein Arsenal, eine Marine- und andere Schulen, eine Sternwarte, Bibliothek und 1200 Einwohner, worunter eine Anzahl Lutheraner.

Sitologie (v. Griech.), Lehre von den Speisen, Nahrungsmitteln.

Sitte (mos), die Art und Weise des Thuns und Lassens im Verkehr mit Andern und in der Behandlung der äußeren Lebensverhältnisse, insofern sie für eine größere Menge von Menschen eine gewisse Gleichförmigkeit erlangt hat; im engeren Sinne der Inbegriff der zu einem civilisirten Leben gehörigen Formen, also Gesittung, feinere Lebensart; im engsten Sinne ein den Forderungen des Sittengesetzes adäquates Betragen, also gleichbedeutend mit Sittlichkeit. Die Sitten (Gewohnheiten, Gebräuche) eines Volks sind stets abhängig von den Naturverhältnissen, seiner Existenz, seiner Geschichte, seinen Bedürfnissen, seinem Charakter etc. Umwandlung, Verbesserung oder Verderbniß der S. sind stets das Produkt innerer Veränderungen im Volksleben. Während sich aber die Gesittung hinsichtlich ihres konventionellen und daher dem Wechsel unterworfenen Charakters als Mode (s. d.) kund gibt, ist die Sittlichkeit durch das Sittengesetz, als die reine u. unveränderliche Norm vernünftigen Denkens und Handelns, unwandelbar festgestellt.

Sitten (Sion), Hauptstadt des schweizerischen Kantons Wallis, am rechten Ufer der Rhone, ist Sitz der Regierung und eines Bischofs, aber eine im Ganzen sehr unansehnliche Stadt, unter deren Gebäuden nur die gothische Kathedrale mit vielen Grabmälern und mehren römischen Inschriften, die Jesuitenkirche mit schönen Altargemälden, das alterthümliche Rathhaus, der neue bischöfliche Palast, ein großes Hospital, jetzt zum Theil zu einer Tabaksfabrik eingerichtet, das gegenwärtig als Priesterseminar benutzte Schloß Valeria und die Ruinen des 1294 erbau-

ten, 1788 abgebrannten bischöflichen Schlosses Tourbillon auf einem 500 Fuß hohen Felsen hervorragen. Außer der Hauptstraße u. dem neuern westlichen Quartiere sind die Straßen meist enge und schmutzig; die Umgegend aber ist reich an interessanten Punkten, wozu namentlich die an schönen Standpunkten reichen Anhöhen gegen Savièse und Granois, die Ruinen von Montorge, das am linken Ufer sich erhebende Mayens de Sion mit Sommersitzen und Sennereien, die Einsiedelei Logne Borgne etc. gehören. S. ist das Sedunum der Römer. Die Römer hatten hier feste Burgen, wurden aber im 5. Jahrhundert von den Burgundern vertrieben. Das Bisthum wurde im 6. Jahrhundert hierher verlegt. Im 14. Jahrhundert wurde S. mehrmals belagert, erobert u. verbrannt, 1798 von den Franzosen im Sturme eingenommen und geplündert, dann 1810, zur Zeit des französischen Kaiserreichs, Hauptstadt des französischen Departements Simplon. In der Nähe ist das Schlachtfeld la Planta, wo die Oberwalliser am 13. Nov. 1475 10,000 Savoyer vernichteten. Der Bischof von S. war sonst Fürst des römisch-deutschen Reichs.

Sittengesetz, der Inbegriff der in der Sittenlehre für das menschliche Verhalten gegebenen Normen.

Sittenlehre (Moralphilosophie, Ethik), die Wissenschaft vom Guten, in sofern dasselbe als die unendliche praktische Aufgabe für den Menschen gesetzt ist und durch das ideale Streben des freien Willens verwirklicht wird. Als Bestandtheil des philosophischen Systems ist die S. auf wissenschaftliche Einsicht in den Grund nnd das Wesen der Sittlichkeit gerichtet. In dieser ihrer philosophischen Behandlung unterscheidet sie sich nach Inhalt u. Methode eben sowohl von der scientifischen Darlegung der christlichen Moral, als von der populären S. Letztere begnügt sich behufs ihrer paränetischen Darlegung der Tugendpflichten u. des tugendhaften Denkens u. Handelns mit den Thatsachen des sittlichen Bewußtseyns, in soweit diese ein wesentliches Eigenthum des gemeinen gesunden Menschenverstandes sind, und beruft sich für die verpflichtende Macht der Tugendgebote entweder lediglich auf die Kundgebungen des Gewissens (allgemeine S. der Vernunft) oder zugleich auch auf die Aussprüche der Urkunden des Christenthums (christliche S.). Die christliche S. oder Moral stellt sich die Aufgabe, die moralischen, mit der Religionslehre sich verschmelzenden Begriffe und Gebote, welche in den neutestamentlichen Schriften enthalten sind, mittelst gründlicher und unbefangener Interpretation zu eruiren, Gehalt, Sinn und Geist derselben sowohl vom historischen, als vom philosophischen Standpunkt aus zu prüfen und ihn dann in systematischer Ordnung klar, folgerichtig und unentstellt darzulegen. Die philosophische S. oder Ethik sucht dagegen diejenigen Ideen zu verdeutlichen, welche unter der Form der sittlichen Gesetzgebung die menschliche Freiheit in Anspruch nehmen, und die daraus sich ergebenden objektiv gültigen Bestimmungen unseres Erkennens, Empfindens, Wollens und Handelns ins Licht zu setzen. Es sind aber der Methode philosophischer Forschung gemäß jene Ideen und Bestimmungen aus der Natur und Organisation des Menschengeistes eben sowohl als aus dem Walten der in der Existenz alles Abhängigen sich offenbarenden urgründlichen Allmacht abzuleiten. Den Inhalt der philosophischen S. bildet daher sowohl eine erkenntnißtheoretische, als auch eine metaphysische Deduktion und Begründnng der moralischen Begriffe u. der gegebenen Thatsachen des sittlichen Bewußtseyns. Zuerst wendet sich die Untersuchung auf die philosophische Ableitung nnd Erklärung der sittlichen Natur, Gesetzmäßigkeit und Bestimmung des menschlichen Lebens, erhebt sich dann in Anwendung der metaphysischen Kausalbetrachtung zu dem letzten oder absoluten Grunde der sittlichen Gesetze nnd Pflichten und weist schließlich nach, wie das nach seiner vollständigen Begründung bereits erkannte Wesen der Sittlichkeit in den Hauptrichtungen der tugendhaften Gesinnungs- und Handlungsweise zur Darstellung gelangt. Dieser Eintheilung der Wissenschaft entspricht die gewöhnliche Unterscheidung der allgemeinen und der besonderen S. in soweit, als die allgemeine den Begriff und die Principien der Sittlichkeit, die besondere die einzelnen Arten der Aeußerung unserer tugendhaften Denkart zum Gegenstande der Erörterung macht. Doch läßt sich die Ethik als philosophische Wissenschaft auf die Betrachtung besonderer Tugenden nnd Tugendpflichten nur in soweit ein, als das Wesen der Tugend nnd Tugendpflicht mit Nothwendigkeit in einer Vielheit von Richtungen der Gesinnung und der Handlungsweise hervortreten muß, überläßt aber die Beziehung der moralischen Grundsätze auf die zufälligen, für den Begriff der Menschheit außerwesentlichen Verhältnisse unseres Lebens der populären Moral, sowie der individuellen Beurtheilung einer jeden Person. Minder passend ist die Eintheilung der philosophischen S. in einen reinen u. in einen angewandten Theil, von denen jener die sittlichen Begriffe und Grundsätze in ihrer Gültigkeit für die Menschheit im Allgemeinen, dieser sie in ihrer Anwendung auf die erfahrungsmäßig gegebenen Zustände und Lagen der Menschen darlegen soll. Was die geschichtliche Entwickelung der philosophischen S. betrifft, so reicht ihr Ursprung in die sokratische Schule zurück. Socrates zuerst begann die moralischen Angelegenheiten und Verhältnisse in ihrer Allgemeinheit zum Gegenstand der Betrachtung zu machen, Definitionen der hierher gehörigen Begriffe zu geben und das oberste Ziel aller menschlichen Bestimmungen oder das höchste Gut zu bestimmen. Unter seinen Nachfolgern, den Sokratikern, erwarb sich aber allein Plato das Verdienst, in seinen Untersuchungen die systematische Einheit der philosophischen Erkenntniß und die zureichende Begründung der ethischen Lehren, sowie die Verknüpfung derselben mit den kosmologischen und den theologischen Wahrheiten in geistreicher Weise anzustreben. Dann faßten die Stoiker nnd Akademiker diese höchste wissenschaftliche Aufgabe der S. ins Auge nnd bemühten sich nicht ohne Erfolg um deren Lösung. Einen abweichenden Weg schlugen Aristoteles und Epikur ein, indem jener die praktische Philosophie aus ihrem Zusammenhange mit der theoretischen heraushob, dieser aber bei seiner atheistischen

u. materialistischen Welterklärung bloß eine ganz ungenügende Verbindung beider Glieder der philosophischen Forschung zu Stande brachte. Nachdem im Mittelalter die philosophische S. im Ganzen wenig Beachtung erfahren, warfen sich zwar in der neueren Zeit eine Menge Schriftsteller, vornehmlich in Deutschland, England und Frankreich, auf die Bearbeitung der moralischen Begriffe, jedoch erhoben sich die meisten dabei nicht in das Gebiet des eigentlich philosophischen Denkens, sondern hielten sich in den Schranken der sogenannten Popularphilosophie. Nur Spinoza, der Urheber des neuen Pantheismus, Fichte, Schelling, Hegel und Schleiermacher sind als diejenigen zu nennen, welche die ethischen Principien aus dem höchsten Wissen und aus dem allumfassenden Zusammenhange der Dinge herzuleiten suchten, und insbesondere war es Hegel, der vermittelst seiner eigenthümlichen Dialektik darin dem Ziel am nächsten gekommen ist. Als Hauptwerke in der Literatur der Ethik sind zu bezeichnen aus dem Alterthum: Platons Dialog über den Staat und die Schriften des Aristoteles über die Ethik; aus der neuern Zeit: Spinoza's „Ethica ordine geometrico demonstrata" (Amsterdam 1677); Christian Wolfs „Philosophia moralis s. Ethica" (Halle 1750, 4 Bde.); Kants „Grundbezug zur Metaphysik der Sitten" (Riga 1785), dessen „Kritik der praktischen Vernunft" (das. 1788) und „Metaphysische Anfangsgründe der Tugendlehre" (Königsberg 1797); Fichte's „System der S." (Jena u. Leipz. 1788); Schleiermachers „Grundlinien einer Kritik der bisherigen S." (Berl. 1803) u. dessen „Entwurf eines Systems der S." (das. 1835); Herbarts „Allgemeine praktische Philosophie" (Götting. 1808). In den Schriften der englischen u. schottischen Popularphilosophen sind ungeachtet mangelnder wissenschaftlicher Behandlung der ethischen Probleme wenigstens mehr oder weniger zu beachtende Versuche enthalten, ein oberstes Princip für die S. ausfindig zu machen. Hervorzuheben sind R. Cumberland, De legibus naturae disquisitio philosophica (London 1672); S. Clarke, Discourse concerning the unchangeable obligation of natural religion (das. 1708); William Wollaston, The religion of natural delineated (das. 1724); Shaftesbury, Characteristics of man (das. 1753, 3 Bde.); Fr. Hutcheson, System of moral philosophy (das. 1755, 2 Bde.); H. Home, Essays or the principles of morality and natural religion (Edinburg 1751); A. Smith, Theory of moral sentiment (London 1759, 2 Bde.); A. Ferguson, Institutes of moral philosophy (das. 1769). Als Beiträge zur Fortbildung der wissenschaftlichen Methode der Ethik aus dem Gesichtspunkte des Pantheismus kommen besonders noch in Betracht: Schellings „Philosophische Untersuchungen über das Wesen der menschlichen Freiheit und die damit zusammenhängenden Gegenstände", in der „Sammlung philosophischer Schriften" (Landshut 1809), u. Hegels „Dialektische Entwickelung der Grundbegriffe der Sittlichkeit" in dessen „Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundrisse" (3. Ausgabe 1830) und in den „Grundlinien der Philosophie des Rechts" (Berlin 1821).

Sittewald, Philander von, s. v. a. Moscherosch.

Sit tibi terra levis (lat.), sey dir die Erde leicht, Inschrift auf römischen Leichensteinen.

Sittich, Vögelgattung, s. v. a. Papagei, Psittacus *L.*

Sittig, den guten Sitten des gesellschaftlichen Lebens entsprechend; s. v. a. sittsam; s. v. a. sanft, gelinde.

Sittigung, s. v. a. Civilisation.

Sittlichkeit, Uebereinstimmung des menschlichen Denkens und Handelns mit den Forderungen des Sittengesetzes.

Sittsamkeit, Vermeidung alles dessen, was den guten Sitten zuwiderläuft, besonders alles Heftige, Geräuschvolle, Uebertriebene, Auffallende, Unmäßige, namentlich in sinnlichen Genüssen und Begierden, gilt vorzugsweise für eine Zierde des Weibes.

Situation (v. Lat.), Lage, Stellung, überhaupt das Verhältniß nach außen, worin eine Person erscheint, auch das Lebensverhältniß; in den redenden Künsten die Gesammtheit der Verhältnisse, in welchen sich eine Person befindet. Wie im wirklichen Leben sich der Charakter des Menschen an anderen Personen und Verhältnissen entwickelt, so kann der poetische Charakter in dramatischen Dichtungen nur durch den Konflikt mit anderen Personen und den daraus entstehenden Verhältnissen zur Anschauung gebracht werden. Hiernach besteht jede Scene eines Schauspiels wenigstens aus einer S., deren ganze Bedeutung durch die Worte des Dichters erklärt wird. Die Auflösung und Beendigung dieser S.en gibt den verschiedenen Gattungen des dramatischen Gedichts den Namen. Im Trauerspiel gehen die S.en mehr aus den Handlungen der Personen, im Lustspiel mehr aus dem Zufall hervor, während die Auflösung ernster und unglücklicher S.en durch sittliche und konventionelle, nicht poetische Gerechtigkeit das Schauspiel charakterisirt. Wo im Drama die Schilderung der S.en die Charakteristik überwiegt, da tritt das Situationsstück ein, das sich mehr dem Epischen und Lyrischen zuwendet, im Gegensatz zum Charakterstück. Opern sind an sich mehr Situationsstücke, weil bei ihnen die Ausmalung der S. durch lyrische Kunst Hauptsache ist. Das Idyll, die Romanze u. Ballade haben meist nur die Darstellung einer poetischen S. zum Gegenstande.

Situationszeichnen, ein Theil der Arbeiten bei Anfertigung von topographischen Karten und Plänen, begreift das Zeichnen beim Aufnehmen selbst und das Auszeichnen nach beendigter Aufnahme. Unter einer topographischen Karte, einem Situationsplane, versteht man einen nach verjüngtem Maßstabe unter 1 : 100,000 entworfenen Grundriß oder die orthographische Horizontalprojektion eines Theiles der Erdoberfläche. Ist die Verjüngung bedeutender, so nennt man die Projektion eine Karte. Das Aufnehmen lehrt die Horizontalprojektionen größerer oder kleinerer Theile der Erdoberfläche entwerfen, und das S. gibt die nöthigen Anweisungen, nach denen man diese Aufnahmen auszeichnet oder kopirt und in denselben die Unebenheiten der Erdoberfläche

ausdrückt. Eine gute topographische Karte enthält nicht allein alle möglicher Weise ausdrückbaren militärisch wichtigen, hydrographischen und chorographischen Gegenstände, alle Bewachsungen und Bebauungen, sondern auch alle Terrainunebenheiten (s. Schraffirung), und zwar Alles, wo die gewöhnlichen Signaturen nicht ausreichen, mit Schrift bezeichnet. Da aber der Situationsplan die wahren Längen der Terrainunebenheiten nie unmittelbar gibt und die Art und Weise, wie man die letzteren im Grundriß darstellt, zwar darauf berechnet ist, daß man die Böschungswinkel und danach auch die wahren Längen und Höhen taxiren kann, allein, sobald es auf eine gewisse Genauigkeit ankommt, nicht ausreicht, so muß man die Situationspläne noch mit Profilen versehen. Situationspläne werden besonders zu militärischen, außerdem aber auch zu anderen, wie zu ökonomischen, das Forstwesen, Wasser- u. Straßenbauten betreffenden Zwecken verfertigt.

Sit venia verbo (lat., dem Worte sey Verzeihung), mit Erlaubniß zu sagen.

Sitz, die Handlung des Sitzens; die Befugniß, durch welche man Mitglied eines Kollegiums ist und die vollen Rechte eines solchen Mitgliedes ausübt (daher Sitz und Stimme haben); Ort, wo man sitzt, oder ein Gegenstand, welcher dazu bestimmt ist, daß man sich darauf setzt, daher s. v. a. Thron, Sessel, Stuhl, Bank.

Sitzen, eine der Stellungen, in denen der Körper verharrend sich befindet. Beim S. bildet das Becken mit seinen Hervorragungen (Sitzknorpeln) den Stützpunkt für den obern Körper, während die gebogenen Oberschenkel mit den hintern, das Oberschenkelbein überziehenden Muskeln, besonders den Glutäen, die mit ihrem Fettüberzug ein natürliches Polster bilden, auf der als Sitz gewählten Fläche aufruhen und die Unterschenkel mit dem Plattfuß entweder ebenfalls auf horizontaler Fläche gerade ausgestreckt oder seitwärts und einwärts eingebogen über das Kreuz gelegt sind (wie beim S. der Morgenländer auf platter Erde), oder in die Höhe gehoben werden, so daß die Fersen an das Gesäß gezogen (wie beim S. wilder Völker), oder abwärts gerichtet sind (wie bei dem S. auf erhöhtem Sitze), so daß entweder die Füße frei herabhängen, oder bei verhältnißmäßiger Höhe des Sitzes der Plattfuß jedes Schenkels den Boden berührt. Da beim S. die Fußmuskeln rein passiv sind, so ist diese Körperstellung eine zum Ausruhen taugliche; dagegen wird auch beim S. durch Emporheben des Beckens und Herabhängen der Hände die Brust bedeutend beengt, was zwar durch völlig gerades S. sehr verringert werden kann, dann aber auf die Dauer eine zu große Anstrengung für die Rückenmuskeln verursacht, weshalb sich auch Sitzende gewöhnlich mehr oder weniger der natürlichen Herabsenkung des Oberkörpers durch seine eigene Schwere überlassen. Bei anhaltendem S. werden oft mancherlei Beschwerden im Unterleibe verspürt, daher eine sitzende Lebensart eine reiche Quelle chronischer Unterleibskrankheiten um so mehr ist, je gekrümmter der Körper dabei ist.

Sitzfüße, s. Vögel.

Sitzung, s. v. a. Session.

Sium (Wassermerk), Pflanzengattung aus der Familie der Umbelliferen, ausdauernde, meist in Sümpfen und an Gewässern wachsende Kräuter in der alten und neuen Welt, worunter mehre Arzneipflanzen. Von S. latifolium *L.*, Wasserpastinak, in Europa in sumpfigen Gräben, mit kantig-gefurchtem Stengel, fiederschnittigen Blättern, waren früher Wurzel und Kraut, **Radix et Herba Sii palustris s. Pastinacae aquaticae**; als reizende und harntreibende Mittel im Gebrauche. Die Pflanze wird für giftig gehalten und ist jedenfalls verdächtig. S. Sisarum *L.*, Zuckermerk, Zuckerwurzel, im mittlern und östlichen Asien ursprünglich einheimisch, ward seit den frühesten Zeiten in Europa zum Küchengebrauch gebaut. Die aus Bündeln fleischiger, daumenstarker, 5—7 Zoll langer, außen gelblichweißer, innen rein weißer, stellenweise etwas eingeschnürter Knollen bestehenden Wurzeln haben einen angenehmen, zuckersüßen, schwach gewürzhaften Geschmack und sind als nahrhafte, leicht verdauliche Speise zu empfehlen, sollen auch heilsame Wirkungen gegen Merkurialkrankheit besitzen.

Siut, Stadt in Oberägypten, links am Nil u. einem Kanal, hat Leinen- und Baumwollenweberei, Handel mit Opium, viele Moscheen, in der Nähe Grotten mit Grabkammern und merkwürdigen alten Gemälden, ist Stationsort für die Darfurkarawanen, mit 25,000 Einwohnern.

Sivana-Samudra (Siwana-Samydry), britisch-ostindische Insel, Präsidentschaft Madras, Provinz Koimbatur, durch den Cavery gebildet, mit Ueberresten mehrer Hindutempel.

Sivas, Hauptstadt des gleichnamigen asiatisch-türkischen Paschaliks und Sandschaks, rechts am Kizil-Ermak, groß und durch zwei Forts vertheidigt, mit Schloß, mehren Moscheen, armenischer Kirche, Baumwollweberei u. Färberei und 6200 Familien. S. ist das alte Sebaste.

Siwah, afrikanische Oase in der libyschen Wüste, zwischen Aegypten u. Barka gelegen, 14 Tagereisen von Alexandrien, ein Thal, von Bergen eingeschlossen, die im Norden hoch und kahl sind, gegen Süden aber allmählig niedriger werden, gut bewässert, mit Wiesen und Palmenwäldchen, Gärten und Saatfeldern. Produkte sind: Datteln, Melonen, Oliven, Granatäpfel, Weintrauben, Bohnen, Gerste, Weizen, Reis. S. wird von etwa 8000 Berbern bewohnt. Die Regierung ist in den Händen mehrer Scheikhs, denen aber jetzt ein Statthalter von Aegypten vorgesetzt ist. Man findet in dieser Oase 3 alte Tempel, von denen 2 von griechischer Bauart sind, und viele Ruinen, wovon man einen Theil für die Reste des berühmten Tempels des Jupiter Ammon hält. Der gleichnamige Hauptort liegt auf u. an einem Felsen, hat 2000 Einwohner und ist ein Knotenpunkt von Karawanenstraßen gegen Westen, Nordosten und Osten.

Sixtinische Kapelle, s. Rom.

Sixtus, Name von 5 römischen Päpsten: 1) St. S. I., Römer und als römischer Bischof seit 119 Nachfolger Alexanders I., von der römischen Kirche als Märtyrer verehrt, weil er 139 enthauptet worden seyn soll.

2) S. II., seit 257 Nachfolger des Stephanus I., stammte aus Athen und wurde, nachdem er schon

bei früheren Verfolgungen im Gefängnisse geschmachtet hatte, unter Valerian 259 mit mehren Bischöfen hingerichtet.

3) S. III., Römer, seit 432 Nachfolger des Cölestinus I., zeichnete sich durch seine Freigebigkeit gegen Kirchen zu deren Ausschmückung oder Wiederherstellung aus und bemühte sich, die Wiedervereinigung der orientalischen Kirchen mit der römischen zu bewirken. Er sendete den Apostel der Irländer, Patricius, ab und † 440.

4) S. IV., eigentlich Francesco Albescola, aus Rovere, Sohn eines Fischers und vor seiner Erhebung auf den päpstlichen Stuhl (1471) General des Franciskanerordens. Er schändete seinen Namen durch Nepotismus und Simonie, regte Kriege und Verschwörungen an (gegen das medicëische Haus in Florenz), gründete in Rom große ihm zinsbare Bordelle und führte durch eine Bulle von 1478 in Spanien die Inquisition ein. Er † 1484.

5) S. V., eigentlich Felice Peretti, 1521 zu Grotte a Mare bei Montalto in der Mark Ancona geboren, Sohn eines Bauern, mußte in seiner Jugend um Lohn die Schweine hüten. Von einem verwandten Franciskanermönche in ein Kloster gebracht, machte er in den Schulen dieses Ordens zu Montalto, Pesaro, Fermo, Bologna u. A. bald solche Fortschritte, daß er schon 1544 selbst das kanonische Recht zu Rimini und 1548 zu Siena lehren konnte. Im J. 1548 ward er Priester, Doktor der Theologie und Regent der Klosterschule zu Siena. Seit 1551 glänzte er in Rom als Dialektiker und Prediger, wie durch fromme Werke u. Schriften (darunter sein Werk über die mystische Theologie und sein „Goldenes Register“, ein Auszug aus den Schriften des Aristoteles und seines Kommentators Averrhoes), obwohl ihn auch sein anmaßendes Wesen und seine Streitsucht nicht selten in verdrießliche Händel verwickelten. Im J. 1556 wurde er zu Venedig Vorsteher der Franciskanerschule und 1557 Generalinquisitor, 1560 in Rom Konsultor des heiligen Officiums, Professor an der Universität und Generalprokurator. Er begleitete 1565 den päpstlichen Legaten als Gesandtschaftstheolog nach Spanien, wo er sich die Achtung Philipps II. und der Großen erwarb, ward 1566 Generalvikar des Franciskanerordens, Bischof von Santo Agata de Goti u. päpstlicher Beichtvater u. 1570 Kardinal. Als solcher nannte er sich Montalto, änderte plötzlich seine ehemalige Heftigkeit und Strenge in Sanftmuth und Milde um, beschäftigte sich vorzüglich mit gelehrten Arbeiten, mit wohlthätigen Werken und frommen Stiftungen und schien, altersschwach, krank und gleichgültig, nur an sein Ende zu denken. Nach Pius' V. Tode hielt er sich im Konklave von jeder Parteiung entfernt und täuschte dadurch die Mehrzahl der Kardinäle so glücklich, daß sie ihn, in der Meinung, ein Papst mit solchen Eigenschaften werde sich am leichtesten lenken lassen, nach Gregors XIII. Tode, den 27. April 1585, fast einstimmig zu dessen Nachfolger unter dem Namen S. V. wählten. Nun nahm er die Maske ab, und noch in der Wahlkapelle den Stab, der ihm bisher zur Stütze gedient, wegwerfend, stand er da in der Kraft und Hoheit des Herrschers, die Alle in Erstaunen setzte. Seine vorzüglichste Sorge war nun zunächst die Herstellung eines festen Rechtszustandes, wobei er mit unerbittlicher, zuweilen mit willkürlicher Strenge verfuhr, nachlässige Richter entsetzte, Vergehen wider öffentliche Zucht und Sicherheit mit dem Tode bestrafte und namentlich dem Unfuge der Banditen zu steuern suchte. Dagegen unterstützte er die Armen aus seinen Magazinen und durch Beschäftigung bei den Bauten, die er zur Verschönerung Roms ausführte, und nahm sich der unschuldig Unterdrückten edelmüthig an, während er, gegen sich selbst streng, die Kosten seiner Hofhaltung auf das Nothdürftigste beschränkte. Das großartigste seiner Werke war die nach ihm benannte große Wasserleitung (Acqua Felice). Außerdem rühren von ihm her der Palast im Lateran, das Hospital an der Tiber für 1500 Personen, die Kuppel der Peterskirche und der große Obelisk vor dem Hauptplatze derselben Kirche. Auf die Säule Trajans ließ er den Apostel Petrus, eine Statue von vergoldetem Kupfer, und auf die Säule von Marc Aurel den Apostel Paulus setzen. Bleibenden Ruhm erwarb er sich durch die Erweiterung der vatikanischen Bibliothek, für die er eine Menge Bücher ankaufen ließ, so daß sie unter ihm auf 22,000 Bände anwuchs. Ferner baute er für sie ein prachtvolles Gebäude und errichtete eine eigene Druckerei, aus welcher seine Ausgabe der Werke des heiligen Ambrosius, die von ihm veranlaßte Ausgabe der Septuaginta (1587) und der Vulgata (1590) hervorgingen. Zu Fermo gründete er eine Universität, zu Rom das Kollegium des heiligen Bonaventura, zu Bologna das Kollegium Montalto. Ebenso sorgte er für Belebung der Industrie durch Gründung von Seiden- und Wollenmanufakturen u. durch Aufhebung lästiger Zölle. Nicht minder große Thätigkeit entwickelte er in den eigentlichen Regierungs- und Kirchenangelegenheiten, zu deren Verwaltung er 15 Kongregationen aus Kardinälen und anderen Beamten niedersetzte. Die Zahl der Kardinäle setzte er auf 70 fest. Alle Bischöfe der katholischen Geistlichkeit verpflichtete er, innerhalb 3, 5 oder 10 Jahren einmal nach Rom zu kommen. In den theologischen Streitigkeiten legte er eine weise Neutralität an den Tag; so gebot er den mit der Universität Löwen in Streit gerathenen Jesuiten, die er überhaupt nicht liebte, Schweigen. Dagegen nahm er an den politischen Angelegenheiten seiner Zeit lebendigen Antheil u. war das letzte von den weltlichen Fürsten gefürchtete Oberhaupt der Kirche. Ueber den König Heinrich von Navarra und dessen Bruder, den Prinzen von Condé, sprach er den Bann aus; Heinrich III. von Frankreich mußte sich, nach Ermordung des Herzogs von Guise und des Kardinals von Lothringen, vor dem Papste demüthigen, und dem Bannstrahle ward er nur durch den Tod von Clements Hand entzogen. Dagegen erkannte er dessen Nachfolger, Heinrich IV., an und ließ sich nicht durch Philipp II. von Spanien, den er als Herrn über Neapel haßte, zu einer neuen Bannbulle gegen jenen bewegen. Die Königin Elisabeth von England aber, welche er im Herzen achtete, belegte er nur zum Scheine mit dem Banne, ohne auf Annahme der Bulle zu bringen.

Zwar zahlte er an Spanien Hülfsgelder zur Ausrüstung der Armada gegen England, ließ jedoch zugleich den englischen Unterhändlern merken, daß er eine kräftigere Theilnahme an dem Freiheitskriege der Niederlande zur Schwächung der spanischen Macht nicht mißbilligen werde. Allgemein gefürchtet † er am 27. Aug. 1590, ob an Gift auf Betrieb der jesuitischen Partei Philipps II. in Rom, ist zweifelhaft. Seine ihm vom Senate auf dem Kapitol errichtete Bildsäule ward von dem über seine Strenge und den Druck seiner Auflagen erbitterten Volke niedergerissen. Hart und despotisch, war er zugleich helldenkend und mit einem hohen Geiste ausgerüstet, wie kein Papst nach ihm. Politische Rücksichten galten bei ihm in der Regel mehr, als religiöse. Vgl. Tempesti, Storia della vità e gesti di Sisto V, Rom 1754, 2 Bde.

Sizeboli (Sisebolt, Sozoboli), Stadt in der europäisch-türkischen Provinz Rumelien, nordöstlich von Kirkilissa, südlich im Golf von Burgas, auf einem Vorgebirge, Sitz eines griechischen Erzbischofs, hat die beste Rhede im schwarzen Meere, Wein- und Holzhandel und 8000 Einwohner; hieß im Alterthum Apollonia.

S. J., Abbreviatur für Societas Jesu, die Gesellschaft Jesu, d. h. Jesuiten.

Sjöberg, Erik, schwedischer Dichter, geboren den 14. Januar 1794 im Kirchspiele Ljungo in Södermanland von sehr armen Aeltern, besuchte, von väterlichen Freunden unterstützt, das Gymnasium zu Strengnäs und seit 1814 die Universität Upsala. Hier † er, unter äußerst kümmerlichen Verhältnissen zuletzt noch durch Krankheit niedergedrückt, den 4. März 1824. Seine Gedichte, die er unter dem Pseudonym Vitalis seit 1819 heftweise herausgegeben, erschienen gesammelt und bevorwortet von Geijer (Stockholm 1828). Sie sind der Ausdruck tiefer Melancholie, zugleich aber mild-religiöser Resignation.

Skagen, Stadt auf der nördlichsten Spitze von Jütland, dem sogenannten Horn (Skagenshorn), zwischen der Nordsee und dem Kattegat, in einer wüsten, mit Flugsand überdeckten Fläche, ohne alle Vegetation, hat 1200 Einw., welche Fischerei, Lootsendienst und etwas Handel treiben. In der Nähe, bei Osterbye, steht ein Leuchtthurm, 63 Fuß hoch, wegen der gefährlichen Sandbank Skagensriff oder Skagerrack, welche sich weit in das Meer hinein erstreckt.

Skagerrack, von den englischen Seefahrern Sleeve, d. i. Aermel, genannt, busenförmiger Theil der Nordsee, dringt in nordöstlicher Richtung zwischen der flachen Küste Jütlands und der steilen, vielfach eingeschnittenen Norwegens u. Schwedens in das Festland Europa's ein und wird zuweilen auch als der nördliche Theil des Kattegats bezeichnet. Die Länge dieses Meerestheils beträgt 30, die Breite 15—20 Meilen, die Tiefe an der Mitte 60, an der norwegischen Küste, wo der Christianiafiord der bedeutendste Einschnitt ist, über 200 Faden. Häufige Stürme und die hier konstante westliche Strömung erschweren die Schifffahrt und namentlich das Einlaufen aus der Nordsee. Den Namen hat das S. von dem Skagensriff an der nördlichen Spitze Jütlands; s. Skagen.

Skalden (vom altnordischen Skáld, Dichter), die Dichter Skandinaviens, welche die Dichtkunst (Skáldskapr) als einen Beruf ausübten. Die Thaten der Lebenden oder der Ahnen durch Gesang zu feiern, war die eigentliche Bestimmung der S., die deshalb auch von den Fürsten an die Höfe gezogen wurden, um deren Thaten oder alte Sagen bei festlichen Gelegenheiten zu besingen; sie zogen auch mit in den Krieg und feuerten durch ihre Lieder die Soldaten zum Kampfe an, oft waren sie auch selbst Helden, die ihre eigenen Thaten in Liedern besangen. Sie bildeten einen eigenen Stand und waren oft bei ihren Königen wichtige Personen. Selbst die christlichen Könige behielten sie bis in das 12. Jahrhundert bei, obgleich dieselben auch als Christen die heidnischen Bilder und Redensarten in ihren Gesängen beibehielten. Die Skaldensprache (Skaldskarparmal) war aber nicht Allen, sondern nur den Gebildetsten, Königen und Edeln, verständlich. Als eine überaus reiche Bildersprache, die sich auf die Edda gründete, war sie vielleicht ein Erzeugniß der heidnischen Geheimlehre. Wie weit übrigens die S. zurückgehen und woher ihr Ursprung anzunehmen sey, ist nicht zu ermitteln. Die Lieder der Götter- und Heldensage, welche in der Edda zusammengestellt sind, rühren aus einer Zeit her, wo sich noch kein bestimmter Stand der S. gebildet hatte; die Namen ihrer Dichter werden nicht genannt. Dagegen enthält die „Heimskringla" viele berühmte Namen. Der älteste uns bekannte Skalde ist Ulfur hin Oargi (d. i. der Unerschrockene); der älteste, dessen Lieder noch vorhanden sind, ist Starkader (Sterkoddur), ein Schwede, der in das 6. Jahrhundert gesetzt wird; den letzten finden wir in Island: Sturle Tordson, um 1265. Das Skallbatàl in Peringskiölds Ausgabe der „Heimskringla" gibt eine Aufzählung der vornehmsten S. Worm in der „Literatura runica" hat deren 170 chronologisch verzeichnet. Die eigenthümliche Prosodie dieser Skaldenlieder, wodurch sie sich neben ihrer eigenthümlichen Sprache noch auszeichneten und welche auf die künstliche Harmonie gegründet war, hatte den Vortheil, daß die Lieder blieben, wie sie anfangs gedichtet waren, wenn sie auch viele Jahrhunderte bloß im Gedächtniß fortgepflanzt wurden. Uebersetzt findet man einige Skaldenlieder bei Herder im 8. Band der „Werke zur schönen Literatur und Kunst". Vgl. Skandinavische Sprache und Literatur.

Skale (v. Lat.), auf physikalisch-mathematischen Instrumenten, namentlich Barometern, Thermometern und Hygrometern, angebrachter Maßstab, besteht in einer meist in gleiche Theile geschiedenen geraden Linie, deren einzelne Theile Grade genannt zu werden pflegen. Gewöhnlich sind die Grade durch rechtwinkelige Querstriche angezeigt, so daß die S. das Ansehen einer Leiter hat.

Skalitz (Szakolcza, Skalicze), königliche Freistadt in der ungarischen Gespannschaft Neutra, links an der March, an der Grenze von Mähren, auf einem sehr steilen Felsen, hat 6200 Einwohner, welche Tuchweberei und Weinbau betreiben. Die Umgegend hat treffliche Marmorbrüche.

Skalpell (v. Lat.), ein= oder zweischneidiges, spitziges, pyramidales und im Griff feststehendes anatomisches oder chirurgisches Messer; Schabeisen, Lanzette, Meißel, Feile.

Skalpiren, bei den nordamerikanischen Wilden die Sitte, die Kopfhäute der todten oder verwundeten Feinde mittelst eines Zirkelschnitts vom Kopf zu trennen und dann abzuziehen. Dergleichen Kopfhäute (Skalpe) gelten als Siegeszeichen.

Skamillen (v. lat. scamilli), niedrige Aufsätze, Platten, welche sowohl auf dem Unterbau unter die Basis der Säule, als auch oben auf dem Abakus des Kapitäls gelegt zu werden pflegten, um keinen Theil des Säulenfußes durch den Kranz des Unterbaues und keinen Theil des Unterbalkens durch das vorspringende Kapitäl zu verbergen.

Skanderbeg, Held der Albanesen, eigentlich Georg Castriota, geboren 1404, Sohn Johann Castriota's, des Herrn von Aemathia in Albanien, und der serbischen Prinzessin Wolsawa, ward, als Sultan Murad 1423 zum ersten Male in Epirus eindrang, als 9jähriger Knabe mit seinen drei Brüdern als Geisel an den Sultan zu dessen Dienst im Serail gegeben. Gleich ausgezeichnet durch Körperbildung und geistige Gaben, wurde er beschnitten und in der mohammedanischen Religion erzogen und erhielt im Alter von 19 Jahren einen Sandschak. In dieser Stellung erwarb er sich durch seine tapferen Thaten den Namen Iskenderbeg, d. i. Fürst Alexander. Bald fiel ihn jedoch der Argwohn des Padischah. Nicht nur ward nach dem Tode seines Vaters 1432 das von diesem besessene Fürstenthum eingezogen, sondern bereits waren auch schon seine drei Brüder an langsam wirkendem Gift gestorben. Da er nun dasselbe Schicksal erwarten mußte, so entfloh er, 29 Jahre alt, aus dem türkischen Heere und erzwang von dem Staatssekretär des Sultans einen Befehl an den Kommandanten von Kroja (Akhissar) in Albanien, wonach derselbe die Festung dem Vorzeiger als seinem designirten Nachfolger übergeben sollte. Kaum hatte er die Ordre in Händen, so hieb er den Sekretär nieder und entfloh am 10. November 1443 in die Waldgebirge am Drino. Bald sammelten sich hier 600 Bergbewohner um ihn, denen er, nachdem er in Kroja aufgenommen worden, Nachts die Thore des Platzes öffnete. Nachdem die türkische Besatzung im Schlafe niedergemacht worden, erließ er an die Albanesen den Aufruf zum Freiheitskampf, und zwar mit solchem Erfolg, daß er nach 30 Tagen Herr der ganzen Provinz war. Die benachbarten albanesischen Häuptlinge erkannten ihn auf einer Versammlung in Lissus (Alessio an der Mündung des Drino) als Oberherrn an und verstanden sich selbst zur Tributzahlung. S. schlug darauf an der Spitze einer Streitmacht von 8000 Reitern und 7000 Fußgängern ein türkisches Heer von 40,000 Mann unter Ali Pascha und siegte noch über drei andere Pascha's. Auch Murad selbst griff ihn im Mai 1449 an der Spitze von 100,000 Mann ohne Erfolg an und ward, als er im folgenden Jahre Kroja belagerte, von S. zur Aufhebung der Belagerung genöthigt. Auch nach Murads Tode 1451 behauptete sich S., obwohl durch den Abfall einiger Häuptlinge geschwächt und einige Male geschlagen, den Heeren Mohammeds II. gegenüber im Besitz von Albanien, das ihm im Frieden von 1461 förmlich überlassen werden mußte. Im Jahre 1464 brach er, durch den venetianischen Gesandten und den päpstlichen Legaten überredet, den Frieden und schlug abermals zwei Heere des Sultans, wie auch diesen selbst, als er an der Spitze von 100,000 Mann in Albanien einbrach. Bald darauf † S. zu Alessio 1466. Seinen unmündigen Sohn Johann hatte er vorher dem Schutz der Republik Venedig übergeben. Der Krieg dauerte noch 12 Jahre, und erst nach der Einnahme von Kroja und fürchterlicher Verheerung des Landes fügten sich die Albanesen wieder der Oberherrschaft der Pforte. Vgl. Albanien, Geschichte.

Skandinavische Halbinsel (Skandinavien, Schweden und Norwegen), nach Rußland das größte europäische Reich dem Flächenraum nach, eine große, von Norden nach Süden bogenförmig sich erstreckende Halbinsel, welche sich von 55° 72' bis 71° 10' nördlicher Breite und von 22° 50' bis 49° östlicher Länge erstreckt. Ihre Nordgrenze bildet das Eismeer, ihre Ost=, Süd= und Westgrenze die Ostsee, und zwar besonders der bottnische Meerbusen; der Sund und das Kattegat scheiden sie vom Dänemark. Eine Linie, vom bottnischen Meerbusen bis ans Eismeer gezogen und größtentheils durch den Lauf des Torneå, Muonio= und Tanaelf bestimmt, bildet die Grenze gegen Rußland. Die ganze Halbinsel begreift ohne den russischen Antheil 13803,97 □Meilen, wovon 8004,76 auf Schweden und 5799,21 auf Norwegen kommen. Die Bevölkerung ist hauptsächlich in den südlichen Provinzen zusammengedrängt, in dem hohen Norden aber so dünn, daß daselbst kaum 16—17 Menschen auf die □Meile kommen. Im Durchschnitt kommen auf die Geviertmeile der Halbinsel 300 Seelen, in Norwegen kaum 200. In der Provinz Schonen ist die Bevölkerung am dichtesten, wo 2200 Köpfe auf die □Meile kommen, während in Norrbotten derselbe Flächenraum nur 22 zählt. Die schwächste Bevölkerung hat Finnmarken mit 3—5 Menschen auf der Geviertmeile. Nur etwa 300,000 Seelen bilden die städtische Bevölkerung, alle übrigen Bewohner leben auf dem Lande. $^1/_{14}$ des ganzen Flächeninhalts des Landes besteht aus Seen, Sümpfen und Flüssen, $^1/_3$ ragt über 2000 F. über das Meer empor, und zwischen 300 und 400 □Meilen liegen über der Schneelinie. Die Halbinsel nimmt nach ihrer Größe 16 Längen= und über 26 Breitengrade ein, und ihre größte Länge beträgt 240 geographische Meilen, ihre Breite steigt von 50 bis 95 Meilen. In sehr tiefen, schmalen und krummen Buchten (Fjorden) drängt das Meer auf der Westseite in das Land, und die Küste ist von zahllosen klippenreichen Inseln umgeben, während auf der Ostseite der Küste des bottnischen Meerbusens fast gar keine Fjorde vorhanden sind, wie auch hier nur wenige Inseln von geringem Umfange liegen. Den größten Theil der Halbinsel nimmt eine zusammenhängende Gebirgsmasse ein, die vom Varangerfjord im nördlichsten Theile der Halbinsel bis zu deren Südwestende

vom 71.° bis zum 58.° nördlicher Breite sich erstreckt. Dieses Gebirg ist ein Hochgebirg, das in seiner Beschaffenheit mehr, als irgend ein anderes in Europa, den Alpen verwandt und ähnlich ist; denn obschon es nur die Hälfte der Höhe erreicht, zu welcher die Alpengipfel aufsteigen, so bewirkt doch die nördliche Lage ähnliche Erscheinungen, nur räumlich mehr zusammengedrängt. So finden sich Spitzen, die mit ewigem Schnee bedeckt sind, Gletscher und Schneefelder, ähnliche Vegetationsverhältnisse, wie in den Alpen, Wälder an den Abhängen, Nadelholz, Höserbirken, dann Wiesen mit Alpenblumen, obschon von beschränktem Umfange, Strecken mit Moos und Flechten auf den Höhen, ähnliche Thalbildungen mit schönen Gebirgsseen an den Ausgängen &c. Allein die geringere Höhe der Schneelinie und die große Steilheit der Abhänge hat auch eine größere Rauhheit und Wildheit des skandinavischen Hochgebirges zur Folge. Zugleich ist trotz dieser Verwandtschaft in der Natur der Bau desselben von dem der Alpen sehr verschieden. Die Gliederung, welche diesen eigen ist, und die damit zusammenhängende Bildung der Längenthäler fehlen ihm ganz; es besteht aus einer einfachen breiten Gebirgsmasse, die durch meist wenig hervortretende Einsenkungen, über welche die stets sehr beschwerlichen Pässe führen, in kleinere plateauähnliche Massen (Fjeld) getheilt ist; über diese erheben sich die schroffen, steilen Gipfel (Tind), und die Wildheit dieser Gebirgsflächen übertrifft nicht selten alles Aehnliche in den Alpen. Gegen Osten umgibt ein breiter Gürtel von allmählig sich senkenden Vorbergen, die von langen schönen Thälern durchschnitten sind, an deren Ausgängen langgestreckte Seen liegen, das Hochgebirg; auf der Westseite ist der Abfall der Gebirgsmasse außerordentlich steil und der Grund der tiefen, Spalten ähnlichen Thäler vom Meerwasser bedeckt; es entstehen so die großen, von kolossalen Felswänden und schmalen Streifen Kulturlandes umschlossenen, Seen gleichen, durch Inseln und Klippen gegen das offene Meer geschützten Busen (Fjorde), welche für die Westküste Skandinaviens so charakteristisch sind. Diese Verschiedenheit der Abhänge wird durch den Einfluß des Klima's noch sehr vermehrt. Die tiefen Busen haben ein für die Lage auffallend mildes, durchaus oceanisches Klima, daher die lieblichsten Felder nahe am ewigen Eise sich vorfinden, und der Landbau am Grunde der Fjorde selbst bis weit in die Polarzone hinein möglich ist. In den östlichen Thälern und Ebenen dagegen herrscht kontinentales Klima, dem der russischen Ebene ähnlich. Diese Gebirgsmasse dehnt sich zuerst unter dem Namen des lappländischen Gebirges und der Kjölen von Nordwesten gegen Südwesten aus und bildet zwischen Norwegen und Schweden die Grenze. Man nennt diesen Gebirgszug vom Nordkap bis zum 63.° der nördlichen Breite auch Severyggen, d. h. Severücken. Im gemeinen Leben werden diese Berge bloß Norska Fjallarne (norwegische Eisberge) genannt. Vom 62.° an läuft das Gebirg unter dem Namen Dovre von Nordosten gegen Südwesten. Das Dovrefjeld ist etwa 26 Meilen lang und macht den höchsten Rücken dieses ganzen Gebirges aus, es nimmt südlicher wieder jene Richtung als Langfjeld, Sognefjeld, Hardangerfjeld, welche sich an der Küste hinziehen. Die letztgenannten Gebirgszüge endigen sich in dem Vorgebirg Lindenäs. Ein südlicher Arm des Severückens läuft eine Zeit lang zwischen Norwegen und den Provinzen Herjedalen und Dalarne und verliert sich theils östlich nach dem bottnischen Meerbusen zu, theils reicht er südlich bis in die südlichsten Provinzen Schwedens, wo er jedoch nirgends die Küste erreicht. Der Gebirgsknoten zwischen Dovrefjeld und dem Hauptrücken wird Hellagsfjäll genannt. Von diesem Hochgebirge ziehen viele Aeste südöstlich und südwestlich durch alle Theile Schwedens und Norwegens, doch so, daß in Norwegen das Gebirg fast unmittelbar aus dem Meere aufsteigt, in Schweden dagegen sich in unbedeutende Hügel und Ebenen verliert, ehe es die Ostsee erreicht. Am nördlichsten Ende stürzt das Gebirg jäh ab gegen das weiße Meer; im Südosten bildet eine Reihe großer, tiefliegender Seen (Wener-, Wetter-, Hjalmar-, Mälarsee) seine natürliche Grenze. Die Gebirgsmasse hat oben keine Firste oder Rücken, sondern ist vielmehr abgeflacht, so daß große Strecken sich finden, die zwar keine völlige Ebene, aber doch eine wellenförmige Oberfläche darbieten und darum Gebirgsebenen genannt werden. Da diese eine hohe Lage und ein sehr kaltes Klima haben, so sind sie meist unbewohnt; bisweilen beträgt die Entfernung des letzten festen Wohnplatzes auf der einen Seite bis zum nächsten auf der entgegengesetzten 10—12 oder mehr Meilen; selbst da, wo große Landstraßen über das Gebirg führen, kommt man über solche Gebirgsebenen; auf dem Dovrefjeld geht der Weg etwa 8—10 Meilen bergauf, weshalb zur Bequemlichkeit der Reisenden und zum Behuf der Expedition Bauden und Fjeldstuer, d. i. Obdächer der Reisenden, errichtet sind; auf dem Filiefjeld, wo das Gebirg ungewöhnlich schmal ist, beträgt seine Breite doch noch einige Meilen. Auf der Ostseite senkt die Gebirgsmasse sich allmählig gegen den bottnischen Meerbusen, und ihr niedrigster Theil verliert sich in Ebenen; bald gehen Seitenzweige ab, wodurch große Querthäler entstehen, als Herjedalen, Oesterdalen, Guldbrandsdalen, Valdershallingdalen; bald tritt die ganze Masse seitwärts aus u. bildet oben ziemlich flache Strecken, wie die Lappmarken und Tellemarken, auf welchen Unterschied schon die Namen Dal (Thal) und Mark (Feld) hindeuten. Die Westseite dagegen ist ungemein schroff; tiefe schmale Fjorde treten an die Stelle der Thäler, großen Klüften in den Klippen gleichend. Oben auf der Fläche des Gebirges bemerkt man sie oft gar nicht, bis man ihnen ganz nahe ist, und erblickt dann in einer Tiefe von mehren 1000 F. den Fjord, an dessen schmalen Ufern kleine bebaute Plätze die Nähe menschlicher Wesen verkünden; die Klippen sind so jäh, daß die Fahrt von einem Hofe zum andern gewöhnlich zu Wasser geschieht. Die südlichen Gruppen, von denen die bedeutendsten an der Westküste Norwegens sich verzweigen, bilden in ihrem Zuge gegen Westen und Osten ein zusammenhängendes Hochland, dessen mittlere Höhe zwischen 3000 F. und 4000 F. beträgt; einzelne Berge erheben sich von

2000 F. bis zu 7000 F., z. B. Haarteigen und Ifelen (jeder 5700 F.), der höchste Gipfel im Sognefjeld; Skastre=Tind (6738 F.); Lodals=Kaade, d. h. Lodals Mantel (9790 F.); Langfjeld (6192 F.). Zwischen den tief einschneidenden Fjorden liegen im Westen Gruppen, die mit ewigem Schnee bedeckt sind, z. B. das große Folgefondet (3590 F.), zwischen dem Bommelfjord und Hardangerfjord, und das Justedalsbrä (5484 F.), in der Nähe des Sognefjord, zum Sognefjeld gehörend. Letzteres hat gewaltige Gletscher und mit Zuziehung des Lodals=Kaade, der eine Fortsetzung desselben bildet, eine Länge von 15 und eine Breite von 5 Meilen; südlich u. in nordöstlicher Richtung vom Hardangerfjeld liegt das Filefjeld, das im Sule=Tind bis zu 5840 F. sich erhebt; nördlich vom Filefjeld, und zwar zwischen diesem und dem Sognefjeld, das Jötunfjeld oder die Hurrungerne, zu welchem der höchste Punkt des skandinavischen Gebirgssystems gehört, nämlich der Skagstölstind (oder Skagestölstind oder Skagtolstind), 7877 Fuß hoch; nördlich und nordwestlich vom Sognefjeld und dem Justedals=Snee=Bräen zieht sich das Langfjeld, u. nordöstlich vom Sognefjeld ist das große Dovrefjeld die nördlichste Gruppe der südlichen Abdachung, welche sich im Sneehättan (Hättan oder Hätta, Schneehaube) bis zu 7620 F. (7714 F.) erhebt und sich nordöstlich bis zum 39. Längengrad erstreckt. Hier schließt sich das **Kjölengebirg** an, das erst nordöstlich, dann in östlicher Richtung läuft und westlich in die Nordsee, nördlich ins Eismeer oft so steil abfällt, daß die Küsten 2000 bis 3000 F. hoch sind, gegen Osten und Süden aber allmählig sich nach dem bottnischen Meerbusen zu abdacht. Das skandinavische Gebirg kommt an Höhe etwa den Karpathen gleich. Die Schneelinie beginnt in Skandinavien im Süden unter 58° nördl. Br. schon mit 6000 F. Seehöhe, unter 66° mit 4800 F., an der Nordgrenze von Lappland unter 69° mit 2400 F. und beim Nordkap unter 2200 F. Seehöhe; die Gletscher reichen im südlichen Skandinavien bis 1000 F. Seehöhe und im nördlichen Lappland bis ans Meer herab. Mehr als der 3. Theil dieser nördlichen Alpen, welche 13 Breitengrade einnehmen, liegt innerhalb des Polarkreises. Die südliche Abtheilung hat eine bedeutendere Erhebung der Kämme und Gipfel, als die nördliche, in der beide allmählig niedriger werden, ohne daß jedoch das Gebirg an Rauhheit und Wildheit verlöre. Die Höhe des Kammes beträgt nach Obigem in den südlichsten Theilen an 3000 F., in den mittlern an 4—5000 F.; die höchsten Spitzen sind der Skagestölstind im Jötunfjeld und der Mugnafjeld, viele andere über 5000 F. Am Ende des Langfjeld durchschneidet eine tiefere Einsenkung die ganze Masse (der Paß vom Longen nach Romsdal, 2000 F.); diese setzt sich in dem gegen Osten ziehenden Dovrefjeld fort (von 3000 bis über 7000 F. Höhe), an dessen Ostseite die kleine Hochebene von Röraas (über 2000 F.) sich ausbreitet, welche den südlichen Theil des Hochgebirges mit dem nördlichen verbindet. Der Ostabhang bildet ein 10—20 Meilen breites Bergland, das bis an das Meer reicht, nördlicher und östlicher sich in die Küstenebene Schwedens herabsenkt. Zahlreiche Ketten von Vorbergen, die in der Nähe des Hochgebirges noch am bedeutendsten sind, z. B. des Snukustöt, des Skorvefjeld (4400 F.), umgeben lange, von reißenden Bergströmen bewässerte Thäler, z. B. Guldbrandsdalen am Lougen, Oesterdalen und Hedemarken am Glommen, die der Klara, der beiden Dalelf, der Ljusne ꝛc. Schöne Seen liegen an den Thalausgängen (der Mjösee, der Snjan). Nördlich von Röraas beginnt der nördliche Theil des Hochgebirges, welcher ebenfalls der Küste, allein nicht ganz so nahe als der südliche, folgt; er führt den schon angeführten Gesammtnamen Kjölen. Auch hier erheben sich auf der gemeinsamen Masse von gegen 2000 F. Höhe die Berggruppen in großer Zahl, und unter diesen noch hohe Gipfel, z. B. der Syltoppen und Sulitelma; allein im Ganzen nimmt die Höhe gegen Norden allmählig ab, obschon Gletscher und Eisfelder nicht weniger werden. Am Altenfjord, an dessen Ufern der nördlichste Ackerbau (Gerste) getrieben wird, endet das Gebirg in seiner bisherigen Form; jenseits des Altenflusses, der es ganz durchbricht, zieht noch eine plateauartige Bergmasse fort, über der sich einzelne zerstreute Berge, z. B. der Rastekaise (2700 F.), erheben, und die an ihrem Nordrande am höchsten ist, wo sie noch immer steil zur Küste abfällt; am Westufer der Tana, die im Mittellaufe den ganzen Südabhang dieses nördlichen Theiles begrenzt, enden die Kjölen, ohne mit den Höhen Finnlands in Verbindung zu stehen. Vor der allenthalben von tiefen Fjorden durchschnittenen Küste liegen Inseln in großer Menge, besonders von den Fjorden im Süden an bis Mageröe mit dem Nordkap; alle eben so zerrissen, wie die Küste selbst, und in ähnlicher Weise ein vorgeschobenes, aber zertrümmertes und durch Meerstraßen zerschnittenes Glied bildend, wie die hochschottischen Hebriden. Der Ostabhang ist dem des südlichen Hochgebirges ähnlich, nur nicht so breit; die zahlreichen, gut bewässerten Thäler sind aber rauher und kälter, im nördlichen Theile so wild und unwirthlich wie das Hochgebirg selbst. Längenthäler finden sich hier so gut als gar nicht, und an der Westseite nur unbedeutende Querthäler, sehr große aber an der Ostseite, wo auch die größten Flüsse zu finden sind. Die skandinavischen Gebirge zeigen keine Spur eines Gebirgskammes, sie sind oben breit, flach und eben; über die Gebirgsmasse hat man nicht selten über 16 Meilen zu reisen. Die Hauptmasse des skandinavischen Gebirges macht die Granitgneisformation oder das Urgebirg aus. Der Granit scheint auf einzelne Punkte in Lappmark, Westermanland, Oestergothland und Upland beschränkt zu seyn. In Norwegen erscheint er nur untergeordnet im Bezirke von Christiania und überlagert sogar daselbst an einigen Stellen den Porphyr. Dagegen erscheint an der Südküste Norwegens der Zirkonsienit in ausgezeichneter Gestalt und bedeutender Verbreitung, wie z. B. bei Laurvig, Arendal, Christiania, wo demselben meist Uebergangskalk auflagert; bisweilen treten Grünsteingänge aus dem Sienit heraus und durchsetzen auch den Kalk. Der Gneis ist namentlich in Schweden sehr verbreitet und reich an Erzen. Bisweilen schließt er untergeordnete Lager von Hornblendeschiefer ein. Der Glimmerschiefer macht im Hochgebirge die

Hauptgebirgsart aus; ganz Dovrefjeld, sowie der nördliche Gebirgszug zwischen Schweden und Norwegen bestehen vorherrschend daraus. Die reichen Silberbergwerke zu Kongsberg, die Kupfergrube zu Röraas, die unerschöpflichen Eisengruben bei Arendal bauen darin. In den niedrigeren Theilen des Landes erscheint er bisweilen als untergeordnetes Lager im Gneiße und führt dann nicht selten eine Menge schöner Mineralien und Erze; bisweilen wechsellagert er mit Hornblendeschiefer und Hornblendegesteinen, oder er zeigt Uebergänge in Thon-, Talk- und Chloritschiefer; an vielen Orten schließt er untergeordnete Lager von körnigem Kalk (Urkalk) ein, so bei Drammen im südlichen Norwegen, bei Sala, Tunaberg, Langbanshytta in Schweden. Die Insel Mageröe mit dem Nordkap besteht aus Gneis, feinkörnigem Granit, Glimmerschiefer, Gabbro und Thonschiefer. Quarzfels findet sich in Tellemarken, Finnmarken und Bergenstift. Feldsteinporphyr ist im Uebergangsgebirge Schwedens und Norwegens sehr verbreitet und enthält namentlich in den Umgebungen von Christiania meist rautenförmige Feldspathlinsen. In Schweden erscheint ein ausgezeichnet schöner Porphyr bei Elfdalen, auf röthlichem Sandstein, Porphyrbreccie und jaspisartigem Kieselschiefer gelagert. Dieser Porphyr erscheint bald als brauner, rother oder schwarzer Hornsteinporphyr mit weißen Feldspathkrystallen, bald als fleischfarbiger oder grünlicher Feldsteinporphyr und nimmt eine vortreffliche Politur an; er wird auf dem Porphyrwerk in Elfdalen zu Kunstwerken und Geräthschaften aller Art verarbeitet. Das Uebergangsgebirg, aus Grauwacke, Thon- und Kieselschiefer und dichtem Kalk bestehend, ist an der nordwestlichen und südlichen Küste Norwegens, namentlich in den Umgebungen des Christianiafjords, sehr verbreitet, erhebt sich hier aber nirgends zu beträchtlichen Höhen, und seine Mächtigkeit erreicht ungefähr 2—300 Fuß. In Schonen setzt sich das Uebergangsgebirg bis an die Ostsee fort, wird aber längs des Sundes und an der südlichsten Spitze des Festlandes von jüngeren Flötzgebilden bedeckt. Der Uebergangskalk Skandinaviens ist ganz besonders reich an Petrefakten, und einzelne Bänke desselben scheinen fast ganz daraus zu bestehen; namentlich schileßt er Trilobiten, Orthoceratiten und Madreporen ein, dagegen fehlen erzführende Gänge. Das jüngere Flötzgebirg fehlt in Norwegen und ist in Schweden nur in Schonen verbreitet. Es besteht hier aus Grünsand, Kreide, Braunkohlensandstein und Grobkalk, welchem sich an einigen Stellen Kalktuff auflagert. Das jüngere aufgeschwemmte Land Schwedens wird besonders dadurch merkwürdig, daß es eine Menge Rollstücke von Urgebirgsarten seiner eigenen Gebirge einschließt, welche mit denen der norddeutschen Ebene übereinstimmen. Mächtige Lager von Sand, die bisweilen bedeutende Hügelreihen bilden, begleiten dieselben und sind namentlich in Dalarne, Westermanland, Upland und Nerike verbreitet. Beträchtliche Schichten von Thon, oft reich an Ueberresten von noch lebenden Schalthieren, die oft zu ganzen Bergen angehäuft sind, finden sich bei Udewalla und Trollhätta, sowie auf den Inseln Tjörn, Droust, Stougenaes und an einigen Punkten der Westküste von Norwegen. Die Torfmoore Schonens schließen Sand- und Süßwasserschnecken, Knochen und Hörner von Hirschen und Rennthieren, Bison- und Auerochsen ein. Vulkanische Gebirgsarten sind bis jetzt nur in Schonen gefunden worden. Der Anneklef bei Hööers-Kirche und der Gjelleberg bei Roestanga-Kirche stellen zwei kegelförmige, isolirte Basalthügel dar, welche Olivin und Augitkörner einschließen. Bei Holmestrand am Christianiafjord erscheint ein schwarzbrauner Mandelsteinporphyr und Kugelbasalt in beträchtlicher Ausdehnung, der indeß mit den dortigen Porphyren des Uebergangsgebirgs viel Uebereinstimmendes zeigt.

Eine unzählige Menge großer u. kleiner **Inseln** umgibt die Küsten der s. n. H. zu beiden Seiten. Sie heißen bei den nordischen Schriftstellern **Skären** (**Skärgard**) oder **Scheeren** und zerfallen in 3 Gruppen: die **Gruppe von Bergen** mit den Inseln Karmöe, Fidje; die **Gruppe von Drontheim** mit den Inseln Hitteröe, Averöe, Smölen und den Wigtoninseln; die **Loffoden-Mageröe-Gruppe** mit den Inseln Väröe und Masken, Flagestad, West-Vagen, Ost-Vagen, Hindöen, der größten aller norwegischen Inseln, Langöen, Andöen, Seujen, Hvalöen, Ringwadsöe, Soröe und Mageröe mit dem Nordkap. In der Ostsee liegen die Inseln **Gothland**, beinahe in der Mitte des baltischen Meeres, von allen skandinavischen Inseln die größte; **Oeland** an der Küste, von welcher sie der kalmarische Sund trennt; **Hven** am Eingange des Sundes. Im Skagerrack liegen die zu Göteborg gehörenden Inseln **Droust** und **Tjörn**. Die norwegische Küste ist, wie erwähnt, sehr zerrissen und voll tiefer Einschnitte von Christiania am Skagerrack bis zum Nordangerfjord am Eismeer. Wir bemerken in der Richtung von Süden nach Norden an der Nordsee: den Bukke- und Stavanger-, Hardanger-, Strand-, Söyne-, Molde-, Christians-, Trondhjem-, Namsen-, Folden-, Kule-, Wellen-, Vessen-, Ranen-, Schönen-, Saitens-, Misten-, Földen-, Tys-, Osoden-, Malanger-, Lyngen-, Relse-Fjord; am Eismeere aber: den Quananger-, Alten-, Porsanger-, Laxe- oder Lags-, Tana- und Wardanger-Fjord. Die Küsten an der Ostsee und dem bottnischen Meerbusen sind zwar auch zerrissen, aber nicht so tief eingeschnitten, wie die norwegische Küste. Auch hier liegen Skären vor. Die bedeutenderen Fjorde sind die von Gefle, Karlsham, Nyköping, Norrköping, Stockholm, Sundswall und Westerwyk. Die zahlreichen **Flüsse** (**Elfen**) der skandinavischen Halbinsel gehören 3 verschiedenen Meeren, nämlich dem baltischen Meere, der Nordsee oder dem atlantischen Ocean, nebst dem Skagerrack, Kattegat und dem Eismeer an. In die Ostsee fallen: die Torneå, der Kalix, die Luleå, Piteå, der Nilbut oder Skellefteå, die Umeå, der Angermanelf, der Indal, der Ljusne, der Dalelf, die Motala. In die Nordsee oder den atlantischen Ocean fallen: der Götbaelf; ins Skagerrack: der Glommen oder Glaamenelf, Drammen, Leuwen, Oddern; ins Kattegat: der Nid. Die schwedischen, noch mehr die norwegischen Flüsse haben bedeutende Wasserfälle. Ins Eismeer



fallen: der Mais, Aiten, die Tana. Die wichtigsten *Kanäle* sind: der Götha-, Trollhätta-, Arbogakanal, der Kanal von Strömsholm, der von Södertelge, der Waddökanal, der Alenare-Stäk. An *Seen* ist Skandinavien so reich, wie kein anderes Land. Zum Gebiet der Ostsee gehören: der Wetter- (252′ über der Ostsee), Mälar- (10′ über der Ostsee), Yngarn-, Erken-, Skeriken-, Limmaren-, Kolennaren-, Hallarensee; zum bottnischen Meerbusen der Siljian, Nordra- und Södra-Dellen, Skor-Siön, Flasjön; zum Gebiete der Nordsee: der Wener-, Fämund-, Mjösee, Selbosio, Storkargen, der Stufewand- und der Dejerensee. Das südliche Schweden ist durch eine Reihe großer Binnenseen und eine bedeutende Senkung des Landes von dem übrigen Theile der s.n H. abgesondert. In diesem abgesonderten Theile (50° — 59° nördl. Br.) gibt es keine großen zusammenhängenden Gebirgsmassen, aber mehre kleinere Hügelreihen und einzelne Bergspitzen und Bergrücken, nicht über 1000 Fuß hoch. Das südlichste Ende der Halbinsel (Schonen) geht in vollkommene Ebene über. Die Ost- und Westseite der skandinavischen Gebirgsmasse hat sehr verschiedenes *Klima*, sowohl in Hinsicht der Wärme, als der Feuchtigkeit der Luft: die Westseite hat ein sogenanntes Küsten- oder Inselklima, d. h. eine feuchte, nebelige Luft, häufigen Regen, milde Winter und kühle Sommer, die Ostseite dagegen ein Kontinental- und Hochlandklima: klaren Himmel, trockene Luft, selten Regen, warme Sommer und strenge Winter. Nach 68jährigen Beobachtungen ist die größte Wärme in Stockholm 28°, die größte Kälte 26° gewesen. In Umeå und Enontekis gefriert zuweilen das Quecksilber. Die jährliche Regenmasse in Stockholm und Westerås ist 18 dänische Zoll, in Bergen dagegen 80 Zoll. Die vielen Dünste, welche im Meer aufsteigen, sind der Hauptgrund des nebeligen Klima's und der nebeligen Luft auf der Westseite. Ebenso macht der Einfluß des Meeres die Wärme gleichmäßiger, den Sommer minder warm, den Winter weniger kalt. Von der Ostseite dagegen hält die Gebirgsmasse den Einfluß des Meeres fern.

Das Königreich Schweden (*Sverike*, *Sverige* oder *Svea-Rike* von den Eingebornen genannt, das Land der *Schweonen*, eines eingewanderten germanischen Volksstammes, dessen schon Tacitus als eines seefahrenden Volkes gedenkt), Theil der schwedischen Monarchie und der Halbinsel Skandinavien (die Ostseite derselben umfassend), erstreckt sich über 14 Breiten- und theilweise über 13 Längengrade (von 55° 22′ — 69° 35′ nördl. Br. und 28° 32′ — 41° 30′ östl. L.) und breitet sich meist in der kalten Zone des nördlichen Europa's aus. Die längste Ausdehnung geht von Süden nach Norden; vom südlichsten Punkte, dem Vorgebirge Falsterbo, bis zur nördlichsten Spitze, den Quellen des Muonio, beträgt sie 212 geographische Meilen. Der Flächenraum Schwedens beträgt 8004,78 geographische □Meilen. Den Länderbestand bildet das *eigentliche Schweden* (*Svealand*), *Gothland* und *Norrland*, nebst den dazu gehörigen Inseln, aber mit Ausnahme des Alandsarchipels, Ostbottniens, Finnlands und eines Theils von Lappland, die an Rußland abgetreten wurden. Die Nord- und Nordwestgrenze bildet Norwegen, die Nordostgrenze Rußland, die Ostgrenze der bottnische Meerbusen, die Südgrenze die Ostsee, die Südwestgrenze der Sund, die Westgrenze das Kattegat und die Ostsee. Es hat auf allen Seiten Naturgrenzen, denn wo seine Küsten nicht vom Meer bespült werden, scheiden es die skandinavischen Hochgebirge von Norwegen und die Torneå, sowie der Muonio von Rußland. Schweden bildet die größere Hälfte der s.n H., indem es 4/7 derselben, während Norwegen 3/7 einnimmt. Wenngleich mit Norwegen eng verbunden und in Lage, Klima und Produkten letzterem sehr ähnlich, ist es doch in anderer Beziehung wesentlich von demselben verschieden. Es reicht viel tiefer gegen Süden, nicht so weit gegen Norden und gehört mehr der Ostsee als der Nordsee an, die es nur mit einem Theile seiner Küste am Kattegat berührt. In seiner Längenausdehnung bleibt die Breite des Landes sich ziemlich gleich. Insel- und klippenreich ist die Ostküste, aber keineswegs so tief zerrissen als Norwegen, und weniger von so steilen Felsenufern umschlossen; denn obgleich auch hier die Küste meistentheils felsig ist, so hat sie doch nirgends das furchtbare Aeußere, wie die norwegische, u. noch weniger können sich die Inseln, mit Ausnahme Oelands, an Zahl und Größe mit den norwegischen messen.

Obschon der Boden Schwedens der Landwirthschaft nicht sehr günstig ist, so bildet der Ackerbau doch die Hauptnahrungsquelle, von der 77 Proc. der Gesammtbevölkerung leben. Derselbe hat auch in den letzten 30 Jahren solche Fortschritte gemacht, daß Schweden nur in Jahren des Mißwachses fremder Einfuhr bedarf, in guten Jahren dagegen aus den südlichen Provinzen ausführen kann. Fruchtbar sind vornehmlich die südlichen und ebenen Provinzen, namentlich Blekingen, Schonen, Halland und die Küstenlandschaft des Skagerrack. Was den Umfang der von der *Landwirthschaft* benutzten Bodenfläche betrifft, so beträgt das Ackerland nur 165 □Meilen, während die Wiesen 347 □Meilen und die Weidegründe 1000 □Meilen einnehmen, die als Weiden benutzten Waldgegenden aber einen Flächenraum von 3500 □Meilen umfassen. Am verbreitetsten ist der Anbau der Gerste, die in geschützeen Stellen und in warmen Jahren selbst unter 67° nördl. Br. bis zu einer Höhe von 1000 Fuß über dem Meere noch gedeiht. Darum ist auch der Gerstenbau hauptsächlich in den nördlichen Provinzen Schwedens vorherrschend, von den übrigen Theilen aber in Schonen. Der zu seinem Gedeihen längere Sommer erfordernde Hafer reicht nur bis zu 64° nördl. Br. und auch da nur in geringer Höhe über dem Meere. Sein Anbau wird vorzugsweise in Westergothland, Boguslän, Wermeland und Dalekarlien betrieben. Der Anbau des Roggens, obschon derselbe im Meeresniveau bis zu 66° nördl. Br. vorkommt, wird doch, da er nicht gut in den höheren Gebirgen gedeiht, meist nur in den niedrigeren Provinzen betrieben, vorzugsweise in Oestergothland u. den südlichen Provinzen. Der Weizen, dessen Anbau höchstens bis zu 67° nördl. Br. sich erstreckt und auch da

nicht höher als einige 100 Fuß über dem Meere steigt, wird nur in den südlichen fruchtbareren Provinzen in größerer Menge gebaut. Fast dasselbe gilt auch von den Erbsen. Dagegen gedeiht die Kartoffel im ganzen Lande. Man berechnet durchschnittlich den jährlichen Ertrag des Ackerbaues auf 250,000 Tonnen Weizen, 2,200,000 Tonnen Roggen, 2,000,000 Tonnen Gerste, 1,700,000 Tonnen Hafer, 900,000 Tonnen Mangkorn, aus Gerste und Hafer bestehend, 320,000 Tonnen Erbsen und 4,800,000 Tonnen Kartoffeln. Die allgemeiner geworbene Kultur der Kartoffeln läßt so leicht keine Hungersnoth mehr eintreten. Ein gewöhnliches, aber höchst verderbliches Mittel, dem waldigen Felsenboden etwas abzugewinnen, ist das sogenannte Swedjen: man fällt nämlich im Herbste eine Strecke des Waldes und zündet die Stämme im Juni oder Juli an; sobald die Asche abgekühlt ist, säet man Roggen hinein und erhält so eine gute Ernte, worauf man den Fleck wieder der Natur überläßt. In den nördlichen Provinzen Schwedens wird auch viel Hanf und Flachs gebaut, außerdem, aber nicht hinreichend, Tabak, Hopfen, Kümmel und Kaffeewicken oder der sogenannte schwedische Kaffee (Astragalus Baeticus). Der Wiesenbau ist sehr vernachlässigt und der künstliche fast unbekannt. Dagegen hat in einigen Provinzen der Anbau von Klee und andern Futterkräutern sich zu verbreiten angefangen. Noch beschränkter, als der Ackerbau, ist der Obstbau und die Kultur der Gartengewächse. Zwar reifen die nordischen Obstarten noch in den Gärten und Thälern des südlichen Schwedens ohne besondere Pflege und in den günstigen Oertlichkeiten selbst bis zu 64°, doch ist der gesammte Obstertrag unerheblich und für den Nahrungsbedarf kaum so bedeutend, als die Menge von wilden Beeren (Erd-, Heidel-, Preißel- und Himbeeren), die in Wäldern und Gebirgen selbst der nördlichsten Gegenden vom kurzen, aber heißen Polarsommer gezeitigt werden. Unter den Erzeugnissen des Pflanzenreichs sind die Waldungen von besonderer Bedeutung; 13 Statthalterschaften sind besonders reich mit Waldungen ausgestattet. Die Waldbäume sind vornehmlich Tannen, Fichten, Kiefern und Birken. In Beziehung auf das Waldgehölz kann man 3 Regionen unterscheiden: die Nadelholzregion reicht im Süden bis 2800 Fuß Höhe, im nördlichen Lappland aber nur bis 700 Fuß; die Birkenregion dort bis 3500 Fuß, hier bis 1500 Fuß; die Region der Alpenpflanzen von der Grenze des vorigen Bezirks bis zur Schneelinie. Derselbe Bezirk enthält auch noch Zwergbirken, etwas Weidengesträuch, viele Flechten, z. B. die isländische und Rennthierflechte. Mehre bedeutende Gewerbe finden in diesen unermeßlichen Waldungen ihr Bestehen. Dahin gehören insbesondere das Fällen u. Verflößen der Bäume, das Potaschesieden, das Kohlenbrennen, die Pech-, Theer- und Firnißbereitung, der Bau von Häusern, welche letztere, in den Wäldern gleich fertig gezimmert, nach den Städten verführt und dort bloß zusammengesetzt werden. In Folge der in den letzten Jahren sehr gestiegenen Ausfuhr und des in reißender Progression zunehmenden enormen innern Verbrauchs hat die bisherige willkürliche und ungeregelte Benutzung der Forsten in manchen Gegenden bereits den Ruin derselben herbeigeführt, und erst in der neuesten Zeit hat man an regelmäßiges Bewirthschaften der Forsten gedacht, Anpflanzungen auf Rechnung des Staates, vorzüglich von Eichen, angelegt und ein Forstinstitut begründet. Die Viehzucht deckt den Bedarf des Landes an Produkten des Thierreichs nicht und ist in vieler Beziehung sehr zurückgeblieben. Die einheimischen Rinder- und Pferderacen sind im Allgemeinen kräftig, doch klein und unansehnlich, und die Kühe geben nur wenig Milch. Der Schafzucht hat man durch Einführung von feinwolligen Schafen aufzuhelfen gesucht; allein dieselben sind in dem harten Klima vielen Krankheiten ausgesetzt und erfordern eine sorgsamere Pflege, als das einheimische grobwollige Schaf. Wichtig ist die hauptsächlich von den Lappen betriebene Rennthierzucht. In den Polargegenden ersetzt das Rennthier (gezähmte sind an 35,000 vorhanden) das Pferd und den Ochsen. Der Viehstand beläuft sich auf 390,000 Pferde, 270,000 Ochsen, 1,000,000 Kühe, 450,000 Stück Jungvieh, 1,500,000 Schafe, 180,000 Ziegen und 520.000 Schweine. Hunde zieht man im hohen Norden bloß der Felle wegen. Die Jagd wird besonders in dem waldreichen Noreland und in Lappland betrieben, wo Hasel-, Auer-, Birk- und Schneehühner in Menge geschossen und in großen Sendungen mit Rennthierfleisch und Butter nach Upsala und Stockholm gesandt werden. Das allgemeine Jagdthier ist der Hase, seltener sind Hirsche und Rehe. Das Elennthier ist auf den 60. bis 64.° nördl. Br. beschränkt, in neuerer Zeit aber so selten geworden, daß die Regierung die Jagd darauf ganz verboten hat. Das Rennthier dagegen gehört nur dem höchsten Norden Schwedens an, wo es seine Hauptnahrung, das Rennthiermoos, in hinreichender Menge findet. Auch der Biber, der aber immer seltener wird, findet sich meist nur im Norden. Dagegen hat Schweden viel Pelzwild, wie Bären, Wölfe, Vielfraße im äußersten Norden; Luchse, Füchse, Marder, Iltisse, Fischottern, Wiesel, Hermeline und Zobel, von denen die beiden letztern jedoch selten zu werden anfangen. Federwild gibt es in Schweden in ganzen Schaaren; auch finden sich viel Eidergänse auf Gothland, wie denn überhaupt diese Insel eine Art Anhaltepunkt der europäischen Vögel in dem großen allgemeinen Zuge von Süden nach Norden zu seyn scheint, indem ihre Zahl hier ungeheuer ist. An Singvögeln ist großer Mangel; nur die sogenannte nordische Nachtigall (Motacilla suecica) läßt während des Sommers ihre melodische Stimme hören. Wichtiger als die Jagd ist die Fischerei, welche ein Hauptgewerbe der Küsten- und Inselbewohner abgibt, das sie meist in Verbindung mit etwas Ackerbau und Viehzucht betreiben, da die Gewässer nur periodisch ihren Segen spenden. Am bedeutendsten ist die Seefischerei, welche in der Ostsee vornehmlich auf Strömlinge und Dorsche, an der Westküste aber im Kattegat und Skagerrack, nachdem der Häring, der früher dort einen reichen Fang gewährte, sich nach den Küsten Norwegens gezogen hat, nur noch auf Dorsche, Schellfische, Butten, Hummern, Krabben und Austern gerichtet ist. Nicht

Ver=
nde,
an=
lein
in
oth=
be=
isen
rag,
ver=
erg=
Ku=
nen
ing,
lun.
stav
ens

im
iner
keit.
hüt=
nur
sind
orr=
oll=
oth=
um=
und
erei
chen
aten
ähr=
In
nd=



nic
stei
Pr
sel
die
du
ba
ne
To
Ge
Er
all
so
ger
den
ist
im
die
Ass
erh
wi
Pr
Fle
Ta
der
Ba
un
in
ani
fan
der
Zw
Gä
ohr
lich
Ob
bek
wil
bee
nöt
Po
nisi
vor
sin
Di
ten
We
die
Hö
Fu
bis
der
lini
bir
z. A
bed
lich
ins
das
Th
fer
gez
blo
den
des
me
kür

unwichtig ist auch die Fischerei in den Flüssen und Landseen, wo der Lachs den Hauptgegenstand des Fanges ausmacht. Im Ganzen erreicht jedoch die Fischerei Schwedens lange nicht die Wichtigkeit der norwegischen und deckt nicht einmal ganz den innern Verbrauch in allen Zweigen, während sie nur wenig ausführt. Nicht selten sind in den Sümpfen u. Gewässern die Fischottern. Von nützlichen Insekten besitzt die Halbinsel nur die Biene, im südlichsten Theile Schwedens. Eine Landplage für Menschen u. Thiere sind die ungeheuren Schwärme von Bremsen u. Mücken, welche im Sommer sowohl in Lappland, als auch in den südlicheren Bergebenen angetroffen werden und deren man sich nur durch Rauch erwehren kann. Die Rennthierbremse wird zuweilen sogar dem Leben der Rennthiere gefährlich, indem sie ihre Eier in die Haut oder auch in die Nasenlöcher derselben legt. Sehr wichtig ist in Schweden der Bergbau, der namentlich auf Eisen, weniger auf Kupfer, Silber und andere Mineralprodukte betrieben wird. Die zahlreichsten, größten und ergiebigsten Bergwerke finden sich in und am Gebirge zu beiden Seiten des Dalelf in einem Strich, der im Norden des Wenersee's anhebt und sich, nördlich ziehend, am untern Ljusnaelf endigt. Hier liegen die zahlreichen Eisengruben und Hämmer von Karlstad u. Orebro und die einst so ergiebigen Kupferwerke von Falun. Das schwedische Eisen gehört zu dem besten der ganzen Erde, besonders das dannemora'sche, das sehr hoch im Preise steht. Dagegen haben die minder ausgezeichneten Eisensorten sehr mit der Konkurrenz des englischen Eisens zu kämpfen, da S. trotz vieler Anstrengungen, die man in neuester Zeit in dieser Beziehung gemacht hat, doch immer noch hinsichtlich der Bereitungsmethode hinter England zurücksteht. Aber auch außer dem eben genannten Bergwerksstrich findet man fast durch ganz Schweden, mit Ausnahme Schonens, das Eisen verbreitet. Namentlich in den Lappmarken gibt es meilenlange Strecken des schönsten und reichsten Eisenerzes, z. B. bei Gellivari, die nur darum wenig ausgebeutet werden, weil es daselbst an Brennmaterial zum Schmelzen fehlt. Man zählt gegen 600 Hütten u. Schmelzöfen. Auch die Ausbeute an Kupfer ist sehr bedeutend, namentlich in den Gruben von Falun. Die Bergwerke, welche edle Metalle liefern, sind unbedeutend; das von Sala, etwa 4 schwedische Meilen von Upsala, auf einem Berge desselben Namens, Salberget, gelegen, gilt für das reichste, der Ertrag nimmt aber mit jedem Jahre ab und beträgt in der Regel nur einige Pfund. Auch Silber wird noch gewonnen, doch nicht mehr so viel, als früher. Denn während 1500 die Silberbergwerke 24—30,000 Mark lieferten, so geben sie jetzt durchschnittlich kaum 8000 Mark. Die bedeutendsten Silbergruben sind die bei Sala u. Linde. Außerdem findet man viel Blei, Kobalt, Alaun, Vitriol, Braunstein und Schwefel, aber kein Salz; auch zur Bereitung des Seesalzes fehlt die Sonnenwärme. Steinkohlen findet man nur zu Högands bei Malmö in Schonen, Marmor nur in Kalmarden in der Nähe von Norrköping u. schönen Porphyr zu Elfdalen in Dalekarlien; außerdem noch Bau-, Schleif- und Feuersteine und Kalk. Die meisten Bergwerke liegen im Herzen Schwedens; man zählt 586 im ganzen Lande, u. die Provinzen Wermeland, Nerike, Westermanland und ein Theil von Dalekarlien besitzen allein 361. Die hauptsächlichsten Eisenminen sind in Wermeland, Södermanland, Upland, Oestergothland und in der Umgebung von Orebro; die bedeutendste von allen, welche auch das beste Eisen liefert, ist die von Dannemora, aber ihr Ertrag, der sich noch jetzt auf 800,000 Rthlr. beläuft, vermindert sich mit jedem Jahre. Das Kupferbergwerk von Falun liefert allein $^3/_4$ des ganzen Kupferertrages; der Ueberrest kommt aus den Minen von Westerås, Oestersund, Orebro u. Linköping, ist aber von minderer Güte, als das von Falun. Diese berühmte alte Mine lieferte unter Gustav Adolf jährlich 2,732,000 Kilogr., jetzt höchstens noch 594,000 Kilogr.

Die schwedische fabricirende Industrie ist im Ganzen von geringer Ausdehnung und von keiner bedeutenden nationalökonomischen Wichtigkeit. Eigentliche Fabriken, wenn man die mit dem Hüttenwesen verbundenen ausnimmt, finden sich nur in den größern Städten. Am bedeutendsten sind die Tuchfabriken, deren Hauptsitz die Stadt Norrköping in Oestergothland ist, das auch mehre Wollspinnereien besitzt. Dalekarlien und Westergothland bereiten grobe Wollenwaaren. Die Baumwollspinnerei, besonders in Halland, Kalmar und Stockholm, ist in starker Zunahme. Die Weberei wird größtentheils, besonders in den südlichen Gegenden des Königreichs, von den Landleuten als Nebengewerbe betrieben und producirt jährlich 500,000 Ellen, meist ordinäre Waare. In demselben Verhältnisse befindet sich die Leinwandfabrikation, die meist gröbere Waare liefert. Nicht ohne Bedeutung ist die Seidenmanufaktur. Es sind mehr als 20 Seidenfabriken und Jacquardwebstühle aus Frankreich für façonnirte Modeartikel, sowie für Bänder im Gange. Zum Färben von gewebten Zeuchen und Garn sind gegen 300 Färbereien vorhanden. Die größten Anstalten dieser Art hat die kleine, aber ausgezeichnete Fabrikstadt Boras und nächstdem Stockholm. Bedeutende Gerbereien sind zu Stockholm, Norrköping, Kalmar, Landskrona u. Karlsham in Betrieb u. liefern Leder nach englischer Art. Im Fortschreiten ist die Papierfabrikation begriffen, für welche an 100 Anstalten arbeiten. Sehr wenig läßt auch das Produkt der 16 Glashütten zu wünschen übrig. Das meiste Glas kommt aus den Hütten von Bromö (Insel im Wenersee) und Oenas in Westergothland. Ein- u. Ausfuhr sind unerheblich. Zu Kalmar befindet sich eine Spiegelfabrik. Auch die Fabrikate der Porzellanfabriken in Rörstrand, Gustafsberg u. Stockholm sind trefflich, und die Zahl der Ziegeleien ist größer, als für den eigenen Bedarf erforderlich ist. Zu Högands ist eine Schmelztiegelfabrik. In Westergothland u. Schonen werden viele Topfwaaren von der Hausindustrie angefertigt und in den innern Handel gebracht. Zuckersiedereien befinden sich zu Gothenburg, Stockholm, Malmöhuus, Römerby, Gefle. Auch Rauch- und Schnupftabak wird, der meiste zu Stockholm und Gothenburg, nächstdem zu Nyköping, Gefle, Söderham, Karlsham, Landskrona und Malmöhuus

bereitet. Die Eisengießereien Stockholms liefern sehr anerkennenswerthe Produkte. Die größten Eisenhämmer und Schmelzöfen sind zu Löfsta und Oesterby, unweit der großen Eisengruben von Dannemora in Upland, auch bei Nyköping; große Ankerschmieden und andere Marinewerkstätten zu Söderfors, Stockholm und besonders zu Karlskrona. Ausgezeichnet in der Stahl-, Eisen- und Gewehrfabrikation sind die großen königlichen Werke zu Eskilstuna, die besonders schöne damascirte Stahlarbeiten liefern, und zu Strengnäs und Tunafors in Södermanland, sowie zu Norrtelge in Upland, bei Jönköping, zu Wedewaeg in Nerike und zu Söderham und Ljusnedal in Noreland. Messinghütten und Messinghämmer von Bedeutung sind zu Norrköping. Mehre Maschinenfabriken hatten schon in früherer Zeit einen bedeutenden Aufschwung genommen; in der Gegenwart werden namentlich vortreffliche Dampfmaschinen 2c. in Motala, Nyköping und Stockholm gefertigt. Kanonengießereien befinden sich zu Stockholm, Finspång und Aker. In der Verfertigung von mathematischen und physikalischen Instrumenten zeichnet sich Stockholm aus, in der Uhrmacherei Stockholm und Gothenburg. Sehr gesucht sind die Vasen und andere Gegenstände von Porphyr, welche zu Elfdalen fabricirt werden. Schweden baut auch Schiffe für auswärtige Rechnung, nnd die Werfte (in Stockholm, Norrköping und vorzüglich in Karlskrona) liefern jährlich im Durchschnitt 36 Seeschiffe, von 4850 Last Tragfähigkeit. Den Gesammtbetrag der eigentlichen Fabriken, in denen gegen 17,000 Arbeiter beschäftigt sind, gibt man auf etwas mehr als 20 Mill. Rthlr. an. Im Ganzen beschäftigen sich ausschließend mit technischen Gewerben 60,000 Menschen. Wichtiger, als der Gewerbfleiß, sind der Handel und die Seeschifffahrt Schwedens. Zwar haben auch diese Nahrungszweige durch das Emporkommen anderer Völker, namentlich Englands und Rußlands, die fast ausschließliche Bedeutung, welche sie früher im europäischen Norden eine Zeit lang hatten, verloren; allein noch immer nehmen sie einen ansehnlichen Rang ein, verbreiten sich nach außen fast über die ganze Erde und haben in den letzten Jahren sich bedeutend gehoben. Die Ausfuhr wird durch niedrige Zollsätze außerordentlich begünstigt. Dagegen lasten noch zu hohe Eingangszölle nnd Einfuhrverbote auf vielen Artikeln. Die Haupteinfuhrartikel sind Häringe und andere Fische aus Norwegen; Butter, Talg, Fleisch und Flachs aus Finnland; Hanf, Lein- und Hanfsamen, Oel, Häute, Talg und Pelzwerk aus Rußland; Getreide, Wolle, Vieh und Fleisch aus Dänemark; Kolonial- und Farbewaaren, Specereien und Manufakturwaaren aus England und den Hansestädten (Lübeck); Obst, Vieh, Korn und Manufakturwaaren aus dem übrigen Deutschland, besonders aus Mecklenburg und Preußen; Wein, Früchte, Oel und Seide aus Frankreich; Südfrüchte und vorzüglich Salz aus Portugal und Spanien; Kolonial- und Farbewaaren aller Art, Droguen, Häute und Rum aus Amerika und Ostindien. Die Hauptausfuhrartikel dagegen sind Stangeneisen, Roheisen, Nägel, anderes verarbeitetes Eisen, Breter und Planken, Balken und Sparren, Daubenholz, Theer; ferner Kupfer, Messing, Alaun, Braunstein, Papier, leinene und hanfene Zeuche. Die Einfuhr wurde 1856 auf 67,000,000, die Ausfuhr auf 34,000,000 Reichsbankthaler veranschlagt. Die Länder, nach welchen der auswärtige Handel Schwedens hauptsächlich geht, sind der Reihenfolge ihrer Bedeutung nach folgende: Großbritannien, die Hansestädte, Norwegen, Dänemark, Brasilien, Preußen, Finnland, Ostindien und Rußland. Die schwedische Handelsflotte zählte 1857 3190 Schiffe von 147,705 Lasten Tragfähigkeit. Die Verbindung mit dem Auslande wird durch die lebhafte Dampfschifffahrt nach Stralsund, Travemünde, Stettin, Kopenhagen, Petersburg, Finnland, Havre, Hull 2c. befördert. Den Binnenhandel begünstigt zunächst das natürliche und künstliche Wassersystem. Gegenwärtig sind mehre Eisenbahnen projektirt. Die wichtigsten Handelsstädte Schwedens im Innern sind: Oerebro, Karlstad, Falun, Jönköping und Christianstad; längs der Küsten Stockholm und Gothenburg, ferner Norrköping, Gefle, Nyköping, Malmö, Karlskrona, Kalmar, Wisby, Karlsham, Marstrand, Huddickswall, Hernösand. Man rechnet in Schweden nach Thalern Reichsmünze; 4 Thaler Reichsmünze = 1 Speciesthaler oder 3 Mark hamburger Banko; 1 Thaler Reichsmünze = 100 Oere. Längenmaß ist der Faden (Famm) = 1,781406 Meter zu 6 Fuß (Fot) à 0,296901 Meter. Wegmaß ist die Meile (Mil) zu 6000 Faden. Einheit der Hohlmaße ist die Kanne = 2,617,188 Liter; Einheit der Gewichte das Schalpfund (Kalpund) = 425,0824 Gramme.

Schweden zählt 88 Städte, 8 Flecken und 2214 ländliche Oertlichkeiten. Die Bevölkerung zählte Ende 1855: 3,641,600 Seelen, wovon $^1/_{10}$ auf die Städte kommen. Sie gehören, mit Ausnahme der Juden, im Allgemeinen dreierlei Volksstämmen an, den Schweden, Finnen und Lappen. Die eigentlichen Schweden bilden die Hauptmasse des Volks; sie sind Nachkommen der alten Skandinavier, des germanisch-celtischen Volksstammes, dem auch die Norweger und Dänen angehören. Man unterscheidet nnter ihnen wieder Schweden, Ostgothen und Westgothen. Der Schwede hat in der Regel eine hohe, schlanke Gestalt, eine weiße, geschmeidige Haut, braunes oder blondes Haar, ausdrucksvolle Gesichtszüge und blaue Augen, die besonders bei dem weiblichen Geschlecht einen oft seelenvollen Ausdruck haben. Die Männer sind wohlgebaut, dauerhaft, abgehärtet. Beide Geschlechter zeichnet eine gewisse Leichtigkeit nnd Grazie in der Bewegung des Körpers aus, und man könnte in dieser Beziehung den Schweden den „Franzosen des Nordens" nennen. Die Grundlage des schwedischen Charakters ist der nordische Ernst. Hauptzüge desselben sind unerschütterliche Liebe für Religion, Vaterland, Gesetz und Freiheit, gewissenhafte Ehrlichkeit und Uneigennützigkeit, ein hoher Grad von Sittlichkeit überhaupt, Seelenkraft, Muth und Selbstgefühl, herzliche Gastfreundschaft, Mildthätigkeit, heller Geist, schnelle Fassungsgabe und scharfe Urtheilskraft. Nationalfehler sind Phlegma und Langsamkeit, Neigung zum Genuß geistiger Getränke, die jedoch durch die Mäßigkeitsvereine im Abnehmen

ist, und ein allgemeiner Hang zum äußerlichen Prunk. Manches Eigenthümliche haben die Dalekarlier in Gesichtsbildung, Sprache, Körperbau und Sitten. Ihr unfruchtbarer Boden nöthigt sie, ihre Nahrung größtentheils außerhalb der Grenzen ihrer Heimath zu suchen; trotzdem behalten sie ihre Sprache, Kleidung, Sitten und ihren eigenthümlichen Charakter bei. Die Wohnungen sind in den verschiedenen Theilen des Landes verschieden, nur in den größeren Städten, Stockholm, Gothenburg, Gefle ꝛc., von Stein, auf dem Lande (selbst die Sitze der Adeligen) und in den kleinen Städten sind die Häuser gewöhnlich von Holz (daher die Feuersbrünste so verheerend sind), aber geräumig, im Süden oft bunt angemalt. Die Finnen finden sich jetzt, nachdem Finnland an Rußland abgetreten worden ist, nur als Eingewanderte in einigen Provinzen Schwedens, besonders in Westerbotten und in den Lappmarken. Es mögen ihrer aber nicht viel über 7000 seyn. Die Lappen (s. d.) sind Stammverwandte der Finnen, aber doch ein eigenthümliches Volk, welches sich unvermischt mit seinen Nachbarn erhalten hat. Das schwedische Lappland umfaßt den großen Länderstrich, der sich zwischen 64° bis 68° der Polarhöhe, zwischen Norwegen und Rußland, ausbreitet (2000 □Meil.). Von den eigentlichen Lappen wohnen auf dieser Landesstrecke nur etwa 9000 Seelen. Die übrige, mehr als doppelt so große Volkszahl besteht aus schwedischen und finnischen Kolonisten. Das schwedische Volk ist im Vergleich zu der Armuth des Landes sehr gebildet. Für höheren und niederen Unterricht ist im Allgemeinen hinreichend gesorgt, und besonders verdient es Anerkennung, daß die von dem Schweden Ling in ein neues System gebrachte Gymnastik einen wesentlichen Zweig der Jugendbildung ausmacht. Es gibt 2 Universitäten: Upsala und Lund, beide mit allem Nöthigen reich ausgestattet und mit liegenden Gründen und bedeutenden Schenkungen versehen. An sie reihen sich 12 Gymnasien, in der Regel an den Bischofssitzen befindlich. In den meisten Städten sind niedere gelehrte oder Trivialschulen. Für den Zweck allgemeiner staatsbürgerlicher Bildung gibt es obere und niedere Apologistschulen. In Upsala und Lund sind Kathedralschulen, die zwischen den Gymnasien und Trivialschulen in der Mitte stehen. In den größeren Städten gibt es auch Töchterschulen und Armenschulen. Auf dem Lande sind Kirchspiels- und Dorfschulen. Viele dieser Schulen sind ambulatorisch. In Stockholm, Karlskrona, Gothenburg, Gefle und Malmö sind Navigationsschulen, zu Karlsborg eine Militärschule ꝛc. Bibliotheken sind zu Stockholm und bei den Universitäten und mehren Gymnasien. Die herrschende und Staatsreligion ist die lutherische, doch ist andern Konfessionen freie Ausübnng ihres Gottesdienstes gestattet. Indeß wird §. 16 der Konstitution von 1809, welcher völlige Gewissensfreiheit gestattet, so ausgelegt, daß er nur für Ausländer gelte; geborene Schweden müssen der evangelischen Kirche angehören und in dieser verbleiben. Eingewanderte Katholiken sind im ganzen Reiche etwa 4000. Die Landeskirche hat ihre Bischöfe, an deren Spitze der Erzbischof von Upsala als Primas des Reichs steht. Die 12 Bischofssprengel oder Stifter theilen sich in 170 Propsteien. Die Stifter heißen: Upsala, Strengnäs, Westerås, Karlstad, Linköping, Kalmar, Weriö, Stora, Göteborg, Lund, Wisby, Hernösand. Jedes Stift hat einen Bischof und ein geistliches Konsistorium oder Domkapitel; der Bischof von Upsala ist stets Erzbischof. Die Pastorate, die unter den Pröpsten stehen, sowie diese unter den Bischöfen, enthalten ein oder auch mehre Kirchspiele von 1000—8000 Seelen. Die 900—1000 Juden, welche Schweden zählt, dürfen nur in den 4 Städten Stockholm, Gothenburg, Norrköping und Karlskrona wohnen, weder Richters, noch Beamtenstellen bekleiden, keine Landgüter besitzen und nicht an der Gemeindeverwaltung Theil nehmen.

Schweden ist eine durch Reichsstände beschränkte Erbmonarchie, unter welcher auch das sonst ganz von Schweden unabhängige, nach eigener Verfassung, eigenem Rechte und Gesetz und eigener Volksvertretung regierte Norwegen durch Reichsakte vom 31. Juli 1815 vereinigt ist. Die Thronfolge ist in männlicher Linie des Hauses Bernadotte, und zwar nach dem Erstgeburtsrecht erblich; nach dem Erlöschen des genannten Hauses tritt das Wahlrecht der Stände wieder ein. Die Volljährigkeit des Königs tritt mit zurückgelegtem 20. Jahre ein, und während der Minderjährigkeit führt der Staatsrath in dessen Namen die Regierung, in Abwesenheit des Königs 4 vom Könige ernannte Mitglieder desselben, worunter der Justizminister ist. Der König, gegenwärtig Oskar, geboren den 4. Juli 1799, succedirte seinem Vater, dem König Karl XIV. Johann, am 8. März 1844, vermählt mit Josephine Maximiliane Eugenie, geboren den 14. März 1807, Prinzessin von Leuchtenberg, muß sich zur lutherischen Konfession bekennen und, obwohl allein regierend, das Gutachten des Staatsrathes über gewisse Angelegenheiten einholen. Er wird vom Bischof von Upsala gekrönt, nachdem er zuvor die Reichsverfassung beschworen, regiert nach der vorgeschriebenen Regierungsform, befehligt Land- und Seemacht und übt das Begnadigungsrecht aus; die von ihm ausgehenden Befehle müssen vom Vortragenden gegengezeichnet seyn. Der Regierungsnachfolger heißt Kronprinz und bezieht 100,000 Reichsbankthaler (56,250 Thlr.); alle Prinzen werden mit dem 21. Jahre mündig. Die Civilliste des Königs wird durch die Reichsstände bestimmt. Der König residirt in dem Residenzschlosse zu Stockholm. Lustschlösser sind: Strömsholm, Haga, Drottningholm und Gripsholm. Der Titel des Königs ist: König von Schweden und Norwegen, der Wenden und Gothen. Die Reichsstände bestehen aus Adel, Geistlichkeit, Bürgern und Bauern. Der Adel hat bedeutende Vorrechte, ist von manchen Auflagen eximirt, und jedes Haupt einer adeligen Familie hat, sobald es 24 Jahre alt ist, Stimme auf dem Reichstag. Obschon alle Stände Anrecht auf Stellen haben, so bekleidet der Adel doch ausschließlich alle Hofstellen (die niedrigsten ausgenommen) und ebenso fast alle höhern Civil- und Militärstellen, die Stellen vom Hauptmann abwärts ausgenommen. Nur in der Geistlichkeit

sind fast alle, bei der Justiz die meisten Stellen mit Bürgerlichen besetzt. Dabei hat der Adel im Grundbesitz $^1/_8$ des Areals von Schweden im Besitz; dennoch verarmt er sehr, und sein Einfluß und seine Macht müssen abnehmen, seitdem es Jedem erlaubt ist, Güter mit adeligen Vorrechten zu besitzen. Der Klerus theilt sich in den höhern und niedern; zum ersten gehören der Erzbischof und die 12 Bischöfe, gesetzlich Mitglieder des Reichstages; zu den letztern die Pröpste, Pfarrer, Adjunkten und Kaplane, wählbare Reichstagsmitglieder. Der Klerus genießt durch seine politische Stellung und seine reichen Einkünfte in Schweden ein größeres Ansehen, als irgendwo, England ausgenommen. Der Bürgerstand hat wenig Eigenthümliches im schwedischen Volksleben; aus dem in 88 Städten wohnenden Bürgerstand werden Reichstagsmänner gewählt; die Bürgermeister ernennt der König. Der Bauernstand macht $^2/_3$ der ganzen Bevölkerung aus. Der Bauer ist in ganz Schweden persönlich frei; Leibeigenschaft hat man hier nie gekannt. Die Repräsentanten aus diesen 4 Ständen versammeln sich in der Regel alle 3 Jahre, 1296 Herren und Ritter, 70 Geistliche, 108 Bürger und 259 Bauern, die in 4 getrennten Versammlungen berathen. Der veraltete kostbare und schwerfällige Geschäftsgang der Stände, deren Zusammensetzung Besserung mancher Staatsgebrechen nicht hoffen läßt und den Erwartungen des Landes keineswegs entspricht, hat schon oft Klagen über den geringen Nutzen eines solchen Ständewesens bei der Nation laut werden lassen. Der ganze Mittelstand ist vom Reichstage ausgeschlossen, d. h. alle Gutsbesitzer, wenn sie nicht Bauern sind, alle Staatsbeamten, die Geistlichen ausgenommen, und alle nicht adeligen Militärpersonen. Den Vorsitz führen ein Landmarschall für den Adel, beim Bürger- und Bauernstande Sprecher, welche alle drei der König ernennt; bei den Priestern ist der Erzbischof von Upsala Präsident. Ohne ständische Bewilligung kann keine Ausgabe erhöht werden, der Seezoll für Getreide ausgenommen. Die Bank und das Schuldenwesen stehen durchaus unter ständischer Leitung; die Majorität, 3 Stände gegen 1, entscheidet; stehen 2 Stände gegen 2, so wird der Staatsausschuß mit 30 Mitgliedern aus jedem Stande verstärkt und es entscheidet alsdann Stimmenmehrheit. Der König kann ohne ausdrückliche Bewilligung der Reichsstände keine Anleihen machen, keine Kronbeneficien auf irgend eine Art veräußern, keinen Gebietstheil abtreten, die Münze nicht an Schrot und Korn ändern. In allen Fragen über Grundgesetze und Standesprivilegien ist die Uebereinstimmung aller 4 Stände und des Königs erforderlich, um einen gültigen Reichstagsbeschluß zu erzeugen, der auch nur dann erst Rechtskraft gewinnt, wenn er vom nächsten Reichstage bestätigt wird. Die Stände haben mit dem Könige gemeinschaftlich die Macht, Gesetze zu geben, zu verändern, aufzugeben und zu interpretiren. Die Staatsverwaltung hat ihren Mittelpunkt in dem nur aus Schweden evangelischen Glaubens gebildeten Staatsrath, der aus 10 Mitgliedern für Justiz, Auswärtiges, Inneres, Finanzen, Krieg, Marine, kirchliche Angelegenheiten u. 3 konsultativen Staatsräthen besteht. Für die norwegischen Angelegenheiten treten ein norwegischer, sich beim König befindender Staatsminister und 2 norwegische Mitglieder als norwegischer Rath ein. Jeder Provinz (Län) steht eine Statthalterschaft vor, deren es 24 gibt; an der Spitze jeder steht der Statthalter (Landshöfdingar), Stockholm hat einen eigenen Statthalter mit dem Titel Oberstatthalter. Jedes Län theilt sich in Voigteien (Fögderien), in denen der Häradschreiber die Steuerzettel ausfertigt und nebst dem Kronvoigt die Gefälle quittirt. Oberste Justizbehörde ist das Tribunal des Königs, das aus 12 vom Könige ernannten Justizräthen besteht, wovon 6 adelig und 6 bürgerlich sind. Dasselbe gibt in streitigen Fällen über die rechte Meinung des Gesetzes Erklärung ab. Appellationsgerichte sind die 3 Hofgerichte, deren jedes eine bestimmte Anzahl Lagmanschaften (Ober- oder Kreisämter, Lagsaga) enthält, denen ein Kreisamtmann (Lagman, deren im Ganzen 15 sind) vorgesetzt ist, und die aus mehren Distrikten (Härader), unter Richtern (Häradshöfdingar) stehend, bestehen. In 2. Instanz entscheiden in den Städten die 86 Rathhausgerichte mit Berufung an die Hofgerichte, auf dem Lande die Landgerichte (Lagmansdömer) in den einzelnen Distrikten, in welchen sie jährlich einmal gehalten werden; in 1. Instanz in den Städten die Kämmereigerichte, auf dem Lande die 86 Häradsgerichte. Das Budget ergab für die Finanzperiode 1850—60 26,474,700 Rthlr. Einnahmen u. 25,508,500 Rthlr. Ausgaben, ohne die außerordentlichen. Die schwedische Staatsschuld betrug 1853 29,753,000 Bankthaler. Die Landmacht zählte 144,013 Mann, die Seemacht 10 Linienschiffe, 5 Fregatten, 8 Briggs und Korvetten, 9 Dampfkorvetten, 20 Kanonenschooner, mit Transport- und kleineren Fahrzeugen im Ganzen 897 Schiffe. S. hat 5 Ritterorden: den Seraphinen-, Schwert-, Nordstern-, Wasaorden und den Orden König Karls XIII. Das Wappen des Königreichs ist aus den Insignien der schwedischen, norwegischen, dänischen und holsteinischen Länder zusammengesetzt. Es zerfällt in 4 Felder, von welchen zwei 3 goldene Kronen in Blau, die beiden andern einen rothen Löwen auf goldenem Grund und drei blaue wellenförmige linke Schrägbalken haben. Der Mittelschild aber zerfällt in 5 Felder, in deren erstem der goldene norwegische Löwe mit einer Krone und gekrönten silbernen Hellebarde in Gold, im zweiten 2 blaue Löwen in Gold, Dänemarks Insignien, im dritten das silberne Nesselblatt Holsteins in Roth, im vierten der silberne stormarnsche Schwan in Roth und im fünften der goldene ditmarschensche Reiter in Roth sich zeigen. Eine Königskrone bedeckt das Wappenschild, welches von 2 goldenen Löwen gehalten wird. Schweden wird in rein geographischer Hinsicht in 3 große Haupttheile: Göthaland, Svealand und Norrland (Noreland), eingetheilt, welche in dieser Ordnung von Süden nach Norden auf einander folgen. Die ehemalige Eintheilung in Provinzen ist zwar jetzt amtlich nicht mehr im Gebrauch, darf aber zum Verständnisse älterer Karten und Bücher nicht übergangen werden. Dieser zufolge bestand

Göthaland oder Gothland aus den Provinzen Ostgöthaland, Westgöthaland, Smaland, Blekingen, Wermeland, Dalsland, Halland und Skane (Schonen); Svealand aus Upland, Södermanland, Dalarne (Dalekarlien), Westermanland und Nerike; Norrland endlich aus Gestrikland, Helsingland, Herjedalen, Medelpad, Jämtland, Angermanland, Westerbotten und Lappmark (Lappland). In administrativer Beziehung aber zerfällt Schweden jetzt in 25 Läns (Statthalterschaften und Gouvernements) oder Höfdingdömer (Hauptmannschaften). Die Hauptstadt bildet mit den nächsten Umgebungen ein besonderes Län. Die Läns theilen sich in 117 Fögderien (Voigteien) und diese wieder in Härads. Die Läns sind in Svealand (dem eigentlichen Schweden: Stockholm (Upland und Södermanland), Upsala (Upland), Westerås (Westermanland), Nyköping (Södermanland), Oerebro (Nerike und Westermanland), Karlstad (Wermeland), Stora-Kopparberg (Dalarne), Gefleborg (Gestrikland und Helsingland); in Göthaland (Gothland), Linköping (Oestergothland), Kalmar (Smaland), Jönköping (Smaland), Kronoberg (Smaland), Blekinga (Blekingen), Skaraborg (Westergothland), Elfsborg (Dalsland und Westergothland), Göteborg und Bohus (Dalsland und Westergotland), Halmstad (Halland), Christianstad (Skane), Malmöhuus (Skane), Gothland (Insel); in Norrland Norrbotten (Westerbotten und Lappmarken), Westerbotten (Westerbotten und Lappmarken), Westernorrland (Medelpad u. Angermanland), Jämtland u. Herjedalen. Außer diesen Eintheilungen gibt es noch eine vierfache: eine kirchliche, eine gerichtliche, eine montanistische u. eine militärische. In kirchlicher Beziehung zerfällt das Reich in 12 Stifter oder Bisthümer (s. oben); in gerichtlicher Hinsicht in 3 Hofgerichte von sehr ungleicher Größe, indem das eine nur Schonen, das andere das übrige Gothland und das dritte ganz Svealand und Norrland umfaßt; in montanistischer Beziehung aber in 11 Bergmeisterbezirke, und in militärischer Hinsicht in 6 sehr ungleiche Distrikte. Außerhalb Europa besitzt Schweden die Insel Barthelemy in Westindien, 2,75 □Meilen groß mit 1800 Einw. Vgl. Tuneld, Geographie Schwedens, neueste Ausgabe, 1830—40, 6 Bde.; Hisinger, Mineralogische Geographie von Schweden, deutsch von Blöde, Freiberg 1829; Forsell, Statistik Schwedens, 5. Aufl., Stockh. 1851, deutsch von Freese, Lüb. 1845; Sköldberg, Beschreibung der s.n H., Stockholm 1846; A. G. F. Freese, Reisehandbuch durch Schweden und Norwegen, Berlin 1844. Beachtung verdienen noch die Reisen von Arndt, Molbeck, Schubert, Theodor Mügge 2c. Gute Karten von Schweden lieferten der Freiherr von Hermelin, Hagelstam, Forsell und Klint im „Seeatlas".

Geschichte. Die Urgeschichte Schwedens ist, wie die des gesammten Skandinaviens, durchaus sagenhaft. Die Bevölkerung bestand aus vielen, zwar mit einander verwandten, aber politisch gesonderten Stämmen, die im Norden unter dem Gesammtnamen Schweden, im Süden als Gothen zusammengefaßt werden. Ein gemeinschaftliches Nationalheiligthum zu Upsala bildete einen Vereinigungspunkt für die oft durch Zwietracht getrennten Stämme, und in Folge davon erhoben sich die Häuptlinge von Upsala, welche Könige genannt werden, nach und nach über die andern, die Härads und Fylkiskönige (Volkskönige), bis letztere ganz beseitigt wurden. Das alte Königsgeschlecht der Ynglinger erlosch mit Inglald Ilrada, der bei dem Versuch, eine Alleinherrschaft zu gründen, seinen Tod fand. Ivar Widfamne (Widfadme) begründete darauf die Dynastie der Skioldunger, welche ihren Ursprung auf Skiold, Odins Sohn, zurückführte. Ihr gehört Erich Edmundsson an, der um das Ende des 9. Jahrhunderts zur Alleinherrschaft über ganz Schweden gelangt seyn soll. Während die Norweger und Dänen als Normannen (s. d.) ihre Seeunternehmungen vornehmlich auf die südlichen Länder Europa's ausdehnten, suchten die Schweden besonders die östlichen Küsten der Ostsee heim. Aber erst mit Einführung des Christenthums beginnen die eigentlich geschichtlichen Data. Obwohl schon der heilige Ansgar seit 829 als Apostel in Schweden aufgetreten war, so dauerte es doch noch Jahrhunderte, ehe die neue Religion über den alten Götterdienst siegte. Auch nachdem sich Olof Schooßkönig († 1024) um 1000 hatte taufen lassen, war die Herrschaft des Christenthums noch keineswegs gesichert, indem besonders die nördlicher wohnenden Stämme dem Heidenthum treu blieben. Olof nannte sich als Christ nicht mehr Upsalakönig, weil dies einen Vorsteher der heidnischen Opfer bezeichnete, sondern König von Schweden. Mit seinem Sohn Edmund Gammal (dem Alten) endete die Reihe der alten Upsalakönige, und es beginnt nun ein neues Königsgeschlecht, welches ein westgothisches genannt wird. Die ersten Herrscher aus demselben, Stenkil und Inge, begünstigten das Christenthum; aber erst unter Erich dem Heiligen, der als Nachfolger Swerkers I. 1155 auf den Thron gelangte, erscheint dasselbe auch im obern Schweden befestigt. Nach und nach wurden die heidnischen Opfer abgeschafft; an den alten Opferplätzen erhoben sich christliche Kirchen und statt der heidnischen kamen christliche Festtage auf. Erich errichtete zu Upsala eine christliche Kirche, bekriegte die heidnischen Finnen, welche die schwedische Küste mit Seeräuberei beunruhigten, und legte durch Ueberführung schwedischer Ansiedler nach Finnland den Grund zu der Vereinigung dieses Landes mit Schweden. Er fiel am 18. Mai 1160 durch die Hand des dänischen Prinzen Magnus Heinrichsson. Seine Tugenden bewirkten, daß man ihn nachmals als Schutzheiliger Schwedens verehrte, obwohl er von der Kirche nicht heilig gesprochen worden ist. Im Jahre 1163 erhielt Schweden einen Erzbischof, dessen Sitz Upsala wurde. Als ihm untergeordnet werden die Bischöfe von Skara, Linköping, Strengnäs, Westerås, bald auch in Weriö und Abo genannt, während er selbst dem Erzbischof in Lund untergeordnet war, der den Titel eines Primas Sueciae führte, welcher Vorzug später abkam. Im Jahre 1167 kehrte Knut, Erichs des Heiligen Sohn, aus Norwegen, wohin er sich geflüchtet hatte, mit Heeresmacht zurück, wurde durch die Upländer verstärkt und

schlug den König Karl Swerkersson, der nach Erich von den Schweden und Gothen auf den Thron erhoben worden war, auf Wisingsö, worauf er bis 1195 regierte. Swerker II., Karls Sohn, welcher darauf, von Dänemark aus unterstützt, den schwedischen Thron bestieg und 1200, um die Geistlichkeit zu gewinnen, diese von der weltlichen Gerichtsbarkeit eximirte und mit Abgabenfreiheit beschenkte, wurde in der blutigen Schlacht bei Lena in Westergothland 1208 geschlagen und † 1210. Fortwährende Streitigkeiten zwischen dem gothischen und dem schwedischen Regentenhause hatten die alten Stammesgegensätze im Volke allmählig ausgeglichen, aber auch viel dazu beigetragen, auf Kosten der königlichen Macht die der einheimischen Großen zu erheben, deren wachsendes Ansehen unter Anderem darin zu erkennen ist, daß sie Herren und Fürsten Schwedens titulirt werden. Großen Einfluß gewann insbesondere das Geschlecht der Folkunger, welches, den drei nordischen Königshäusern nahe verwandt, seit Birger Brosa († 1202) in dem Besitz der Jarlwürde von Schweden war. Der Jarl aber sollte, wie einst der Major domus bei den Franken, bald die Macht und den Platz des Königs einnehmen. Aus jenem Geschlecht war Knut Johansson, der Lange, auch der Folkungerkönig genannt, der durch seinen Sieg bei Alvastra 1229 den legitimen Erich zur Flucht nach Dänemark zwang und bis 1234 herrschte, wo Erich zurückkehrte und den Usurpator stürzte. Birger Jarl der Jüngere, 1248 zu dieser Würde erhoben, heirathete die Schwester des Königs Erich und regierte eigentlich Schweden. Er bekriegte die wieder zum Heidenthum abgefallenen Tawaster in Finnland, † aber während dieses Kriegszuges 1250. Darauf wurde Waldemar, der älteste Sohn des Jarls, als König ausgerufen, und mit ihm bestieg das Geschlecht der Folkunger den Thron, womit eine neue Epoche sowohl für die königliche Gewalt, als auch für die Macht der Großen beginnt. Beide gewinnen an Kraft auf Kosten des Volks, stimmen aber nur in Einem überein, die Menge im Zaume zu halten; daher das Zeitalter der Ungebundenheit der Mächtigen zum Zeitalter der Gesetzgebung für das Volk wird. Für Waldemar, der noch ein Kind war, regierte sein Vater Birger Jarl. Dieser suchte einen allgemeinen Landfrieden zu begründen, verabredete mit Lübeck, Hamburg und Riga gegenseitige Handelsfreiheit und soll Stockholm angelegt haben. Als König ohne den Titel, der letzte und mächtigste aller schwedischen Jarle, † er 1266, worauf Waldemar die Regierung wirklich antrat. Da er 1274 wegen sträflichen Umgangs mit seiner Schwägerin, einer Nonne, eine Bußwallfahrt nach Rom machte, so führte sein Bruder, der Herzog Magnus von Södermanland, unterdessen die Regierung, war aber nicht geneigt, dieselbe nach Waldemars Rückkehr wieder abzugeben. Es kam zum Kriege, in welchem Magnus siegte. Dieser wurde darauf 1279 zu Upsala gekrönt. Magnus (mit dem Beinamen Ladulas, d. i. Scheunenschloß, weil er die Vorräthe der Bauern durch gesetzliche Maßregeln zu schützen suchte), ertheilte der adeligen Zinsfreiheit ihr erstes Privilegium, wodurch er den Adel in Dienstadel zu verwandeln oder die Dienstleistung zur Bedingung adeliger Freiheit zu machen suchte. Indem er nämlich die Freiheit von Abgaben an den König 1285 allen Denen ertheilte, die zu Pferde dienten, bezweckte er nicht nur, diese kriegerischen Schaaren, die sich durch den kostspieligeren, aber auch glänzenderen Dienst zu Pferde auszeichneten, an die Krone zu bringen, sondern auch überhaupt den Dienst als Bedingung adeligen Vorrechts festzustellen. So entstand der adelige Roßdienst, durch welchen ein Jeder, der mit eigener Rüstung zu Pferde wider die Feinde des Reichs diente, Steuerfreiheit für sich und sein Gut erwarb. Vor seinem Ende, den 18. Dec. 1290, ernannte Magnus den Marschall Torkel Knutsson zum Vormund seines Sohnes Birger. Torkel Knutsson führte die Regentschaft vortrefflich, unternahm 1293 einen Zug gegen die heidnischen und seeräuberischen Kareler, machte sie steuerpflichtig und gründete Widorg, um die Unterthänigkeit des östlichen Finnlands zu sichern, wodurch Schweden mit Rußland in unmittelbare feindliche Berührung kam. Im Jahre 1303 übernahm Birger II. selbst die Regierung, behielt aber Torkel Knutsson in seinem Rathe. Durch Einziehung des Zehnten zogen sich beide die unversöhnliche Feindschaft der Geistlichkeit zu. Der König verwies seine Brüder aus dem Lande, versöhnte sich aber 1305 mit ihnen und ließ nun den Marschall, ihren Gegner, am 6. Febr. 1306 zu Stockholm hinrichten. Dadurch beraubte sich Birger seiner Hauptstütze. In dem darauf wieder heftig entbrennenden Streit mit seinen Brüdern mußte Birger in Dänemark Zuflucht suchen; der unschuldige Kronprinz Magnus wurde 1320 hingerichtet, und ein Jahr später brachte der Gram auch seinen Vater ins Grab. Schon 1319 waren in Upsala die Großen des Reichs, die Bischöfe, der Adel, bürgerliche Abgeordnete der Städte, nebst vier Bauern aus jedem Gerichtsdistrikte zu einer neuen Königswahl zusammengetreten. Vor den Versammelten erschien der tapfere Mats Kettilmundsson, Hauptführer der herzoglichen Partei u. von den Großen erkorener Reichsverweser, den dreijährigen Sohn des Herzogs Erich auf den Armen tragend. Das Kind wurde zum König vorgeschlagen und als solcher ausgerufen; zugleich erhielt es auch die norwegische Krone als Erbschaft von seinem mütterlichen Großvater, dem König Hakon. Die Minderjährigkeit des Königs befestigte die Macht der Großen, und seit dieser Zeit sieht man Schweden hundert Jahre hindurch meist von aristokratischen Verbindungen regiert. Im Jahre 1332 schüttelten die Bauern Schonens das dänische und holsteinische Joch ab und unterwarfen sich zugleich mit den Bewohnern Blekinges und des südlichen Hallands der schwedischen Herrschaft. Im Jahre 1333 trat Magnus Erichsson als König von Schweden, Norwegen und Schonen selbst die Regierung an. Wegen seiner lasterhaften Liebe zu jungen Günstlingen erhielt er den Beinamen Smek (Liebkoser). Im Jahre 1348 unternahm er einen unglücklichen Kriegszug gegen die Russen, welche er dem Papste unterwerfen wollte. Zur Deckung der Kosten machte er Anleihen bei der Kirche, die nach 10 Jahren noch nicht bezahlt waren, was ihm einen

Bannfluch zuzog. Im Jahre 1350 wüthete die Pest in Schweden so arg, daß manche Gegenden durchaus verödeten. Bald darauf stellte sich des Königs älterer Sohn Erich an die Spitze von Unzufriedenen und nöthigte nach langem Streite seinen Vater, ihm einen Theil des Reichs abzutreten, † aber 1359 an Gift. Im folgenden Jahre trat Magnus Schonen, Halland und Biekingen an den König Waldemar von Dänemark ab, um dessen Hülfe gegen den schwedischen Reichsrath zu erlangen. Zu der nämlichen Zeit, wo das Gerücht von dieser Abtretung unter dem Volk die größte Erbitterung gegen den König verbreitete, ward Oeland von dem dänischen Könige verheert, Gothland nach drei von den Bauern u. den wisby'schen Bürgern verlorenen Schlachten erobert u. Wisby so ausgeplündert, daß die Stadt nie wieder zu ihrer vorigen Wohlhabenheit gelangte. Die Schweden ernannten hierauf des Königs jüngeren Sohn Hakon zum König; dieser nahm seinen Vater gefangen, versöhnte sich aber wieder mit ihm. Magnus vertrieb nun 24 der mächtigsten Großen aus Schweden; diese begaben sich zu dem Herzog Albrecht II. von Mecklenburg, seinem Neffen, und boten ihm die schwedische Krone an. Wirklich ward derselbe den 30. Nov. 1363 in Stockholm zum König gewählt, während Magnus u. Hakon der Krone verlustig erklärt wurden. In der Schlacht bei Enköring 1365 wurde Magnus gefangen, erhielt 1371 durch Verzichtleistung auf die Krone seine Freiheit wieder u. ertrank 1374 an der Küste von Norwegen. Diesen Ausgang nahm das Folkungergeschlecht in Schweden. In der Wirklichkeit war nun der König aus dem schwedischen Gemeinwesen verschwunden. Dem Namen nach freilich war er noch da, denn die Großen, welche den Thron einander nicht gönnten, führten ausländische Herrscher ins Land. Bald erregte der Uebermuth der Deutschen, welche von Albrecht allenthalben bevorzugt wurden, in Schweden großen Unwillen. Um sich auf dem Thron zu erhalten, mußte Albrecht 1371 dem Reichsrathe die sämmtlichen Schlösser und Festungen des Reichs überlassen, der sie an eingeborene Männer in Verwahrung zu geben habe; die erledigten Stellen im Reichsrathe solle dieser selbst besetzen. So kam die ganze Regierung an den Reichsrath, der um so mächtiger wurde, da sich in Folge der Pest ein ungemeiner Reichthum in wenigen Händen vereinigt hatte. Als nun Albrecht 1386 von der Ritterschaft einen Theil der Krongüter zurückforderte, die sie sich nach u. nach angeeignet hatte, trugen die Großen der Wittwe Hakons, der bereits Norwegen und Dänemark regierenden Margarethe, die schwedische Krone an, worauf Albrecht nach vergeblichem Kampf freiwillig zurücktrat. Am 11. Juli 1396 wurde in Margarethens Gegenwart der Sohn ihrer Schwestertochter, Herzog Erich von Pommern, der schon vorher zum künftigen Beherrscher Dänemarks und Norwegens ernannt worden war, auch von dem schwedischen Reichsrath zum König von Schweden erwählt u. im folgenden Jahre zu Kalmar gekrönt. Hier wurde den 20. Juli 1397 jene Union geschlossen, welche für die Zukunft die drei nordischen Reiche unter einem gemeinschaftlichen Scepter vereinigen sollte. Erich, welcher bei seiner Krönung 16 Jahre alt war, kann erst vom Jahre 1401 als Margarethens Mitregent betrachtet werden. Nach der letzteren Tode (1412) brachte er den größten Theil seiner langen Regierung mit fruchtlosen Bemühungen hin, dem herzoglich pommerschen Hause die Thronfolge zu sichern. Ein langwieriger Krieg um Schleswig mit dem Herzog von Holstein verschlang große Summen. Die argen Bedrückungen, die sich Erichs Vögte erlaubten, erregten einen Aufstand der Bauern unter Engelbrecht Engelbrechtsson. Nachdem Engelbrecht 3 Jahre hindurch als Führer des eigentlichen Volks die Freiheit Schwedens vertheidigt hatte, fiel er, krank und unbewaffnet, durch die Art eines adeligen Mörders. Diesen schützte vor aller Verfolgung ein Geleitsbrief des Reichsverwesers Karl Knutsson Bonde, welcher durch die Volksgunst gestiegen war, aber die Herrschaft nur ungern mit Engelbrecht getheilt hatte. Verschiedene Aufstände richteten gegen den stolzen Reichsverweser nichts aus; Erich aber hatte sich auf die Insel Gothland zurückgezogen, wo er, von Seeräubern, deren Gewinn er theilte, und von Beischläferinnen umgeben, sich über den Verlust dreier Königreiche zu trösten wußte. Nachdem Christoph von Bayern, Erichs Neffe, 1438 auf den dänischen Thron berufen worden, faßten dänische u. schwedische Bevollmächtigte zu Jönköping im Herbste 1439 den Beschluß, daß die kalmarische Union aufrecht erhalten werden solle. In Schweden war besonders die Geistlichkeit der Union zugethan, eben so sehr lag aber auch deren Aufrechterhaltung im Interesse der weltlichen Großen, denn von der Zeit Karl Knutssons an war es die Politik aller schwedischen Parteiführer, so lange wie möglich nur für ihre eigene Macht zu arbeiten, nöthigen Falls aber einen Unionskönig vorzuschieben. Auf einem Herrentage zu Arboga zu Anfang 1440 wurde zwar festgesetzt, es solle in Schweden nie wieder ein ausländischer König erwählt werden; allein schon am 4. Okt. desselben Jahres wurde Christoph von Bayern auf den schwedischen Thron erhoben, nachdem besondere Unterhandlungen zwischen ihm und Karl Knutsson diesem Alles zugesichert, was er sich damals zu erlangen getraute, nämlich Finnland als Lehen u. Oeland als Pfand für seine Forderungen. Nachdem Christoph 1448, ohne Erben zu hinterlassen, gestorben war, wurde im folgenden Jahre auf dem Reichstage zu Stockholm Karl Knutsson, welchen Christoph zum Reichstruchseß ernannt hatte, als Karl VIII. zum König gewählt. Karl zeigte sich als König schwach. Nachgiebig in Allem, außer in Geldangelegenheiten, suchte er sich Beamte aus, die zu ihm paßten. Das Volk, in dessen Erinnerung Engelbrecht lebte, wurde Karl abgeneigt, und als er sich unterfing, den alten Streit über die Freiheit der Vermächtnisse an die Kirche wieder aufzurühren, wie auch das Eigenthum und die Privilegien der Geistlichkeit anzutasten, wurde seine Lage um so bedenklicher, da er nicht einmal genug kriegerische Eigenschaften einem Stande entgegenzusetzen hatte, dessen Mitglieder damals nicht selten den Bischofsstab und das Schwert gleich gut zu führen verstanden. Der Erzbischof Jöns Bengtsson ließ 1457 an das Kirchenthor zu Upsala seine Kriegserklärung gegen den König anschlagen und eröff-

nete die Feindseligkeiten. Karl vertheidigte sich schlecht bei Strengnäs u. floh mit seinen Schätzen nach Danzig, wo er 7 Jahre verweilte. Der Erzbischof nannte sich nunmehr des schwedischen Reichs Fürst und Verweser, bis am 19. Juni 1457 Christian I. von Oldenburg, König von Dänemark und Norwegen, auch als König von Schweden gekrönt wurde. Dessen Geldgier verursachte mehre Aufstände des Landvolks, welches ohnehin die ausländischen Könige nicht leiden mochte. Im Jahre 1464 siegten die Bauern, unter denen sich besonders die kriegerischen Dalekarlier hervorthaten, und setzten es bei dem Reichsrathe durch, daß Karl Knutsson zurückgerufen wurde. Die Partei des Erzbischofs Jöns Bengtsson und des Bischofs Kettil Karlsson (Wase) von Linköping vertrieb aber nach 6 Monaten diesen König abermals. Nachdem darauf bis zum November 1467 in Schweden Reichsverweser regiert, ward den 13. Nov. 1467 Karl Knutsson zum dritten Male auf den Thron berufen, auf welchem ihn die Siege des Nils und Sten Sture erhielten. Vor seinem Tode (15. Mai 1470) übertrug er Sten Sture die Regierung, rieth ihm aber, nie nach der Krone zu streben. Sten Sture, genannt der Aeltere, war der Sohn des Reichsraths Gustav Amundsson Sture u. einer Halbschwester des Königs Karl Knutsson, durch Tapferkeit u. Klugheit ausgezeichnet und ein Mann des Volks. Die Stadt Stockholm u. die Dalekarlier erkannten ihn sogleich als Reichsverweser an. Der Reichsrath war getheilt, indem eine Partei die Aufrechthaltung der Union wünschte. So blieb das Reich ein ganzes Jahr lang ohne einen allgemein anerkannten Regenten. Als aber endlich die Bauern, 12 aus jeder Landschaft, eigenmächtig in Upsala zusammentraten und erklärten, daß sie „keineswegs eine solche Zwietracht ferner im Lande dulden würden", wurde Sten Sture am 1. Mai 1471 vorzüglich durch Bürger und Bauern, aber auch mit Zustimmung des größern Theils vom Reichsrathe in Arboga zum Reichsverweser erwählt. Als König Christian mit einer Flotte von 70 Schiffen vor Stockholm erschien und vor der Stadt ein festes Lager bezog, ward er am 11. Okt. 1471 auf dem Brunkeberge geschlagen. Die nächsten Jahre waren für Schweden die glücklichsten seit langer Zeit. Die Führer der Gegenpartei schlossen Frieden mit dem Reichsverweser, der nun den Rechtszustand des Landes ordnete. Die vielfachen Unterhandlungen zwischen Dänemark und Schweden nach der Schlacht am Brunkeberge führten endlich zur Erneuerung der Union durch den kalmarischen Receß von 1483, dem zufolge Christians Sohn Johann zum schwedischen König ernannt ward. In jenem Receß erreichte die schwedische Aristokratie den Höhepunkt ihrer Macht, aber Sten Sture wußte die Vollziehung des Vertrags Jahre lang hinauszuschieben. Die Stellung des Reichsverwesers war eine unbestimmte Macht, und die Zweideutigkeit der Stellung ihres Inhabers konnte schwerlich ermangeln, ihren Einfluß auch auf seine Handlungsweise zu erstrecken. Sten Sture rief zwar gegen die Russen, die in Finnland eingebrochen waren, ein Heer von mehr als 40,000 Mann zusammen u. stellte sich selbst an die Spitze desselben; allein seine Aufmerksamkeit war unverwandt auf seine Gegner in Schweden geheftet, so daß er die Russen ungestraft Finnland verheeren ließ. Auch übertrug er den Oberbefehl an Svante Sture, den Sohn von Nils Sture, aber bald brach Feindschaft zwischen beiden Sturen aus. Svante Sture, welcher behauptete, auf mannichfache Weise benachtheiligt worden zu seyn, verließ eigenmächtig das Heer, und ihm folgte alsbald der Reichsverweser, der sich in das Schloß von Stockholm begab und von dort aus mit dem Reichsrathe in Unterhandlung trat, der ihm den Gehorsam aufkündigte. Man beschuldigte ihn, er habe Finnland unbeschützt gelassen, die Bauernschaft in die Regierung des Landes einführen, den Reichsrath aber durch Unterlassung der Ernennung neuer Mitglieder desselben vernichten wollen, wie er auch die Vollziehung des kalmarischen Recesses verhindert habe. Als nun der Reichsrath den König Johann ins Reich berufen hatte, begab sich Sten Sture nach Dalekarlien u. brachte hier ein 30,000 Mann starkes Bauernheer zusammen, mit dem er gegen Stockholm zog. Von den Dänen den 28. Okt. 1497 geschlagen, versöhnte er sich darauf mit Johann unter der Bedingung, daß er jeder Verantwortlichkeit wegen seiner Reichsverwaltung überhoben seyn und mit Finnland nebst Norrbotten und Aland, Södermanland, Swartsjö nebst der Fjöringsinsel und dem Gut Götala in Westgothland belehnt werde. Am 25. Nov. 1497 wurde Johann in Stockholm gekrönt u. ernannte sofort Sten Sture zum Reichshofmeister, Svante Sture zum Reichsmarschall. Nachdem er aber unglücklich gegen die Dithmarschen gefochten, sah er sich selbst von den schwedischen Großen verlassen, die zu Sten Sture übertraten, als derselbe 1501 von den Bauern in Wadstena wieder zum Reichsverweser erhoben worden war. Johanns Gemahlin, Christine von Sachsen, übergab nach achtmonatlicher Vertheidigung das Schloß zu Stockholm, und die Dänen hielten sich nur in Kalmar. Als Sten Sture am 13. Dec. 1503 †, folgte ihm Svante Sture als Reichsverweser. Seine Regierung war ein ununterbrochener Kriegszustand. Gehülfe in der Regierung war ihm Hemming Gadd, welcher früher Sten Sture's Agent in Rom gewesen war, dem Stande und der Gelehrsamkeit, nicht aber den Sitten und der Denkart nach ein Geistlicher. Von Lübeck unterstützt, entriß Hemming Gadd das Schloß von Kalmar, den Schlüssel Schwedens, den Dänen, nahm Oeland wieder, und sein siebzigjähriges Alter verhinderte ihn eben so wenig, an den Unternehmungen der hanseatischen Flotte gegen die Dänen Theil zu nehmen, als ihn seine geistliche Würde abhielt, auf Laaland die Klöster zu brandschatzen und zu plündern. Am 2. Jan. 1512 † Svante Sture plötzlich zu Westerås während der Berathung über eine neu entdeckte Silbergrube. Die versammelten Bergleute bemächtigten sich sogleich des Schlosses von Westerås, ließen, bevor die Nachricht von dem Tode Sture's sich verbreiten konnte, seine Anhänger sich des stockholmer Schlosses versichern und fertigten sodann im Namen des Verstorbenen einen Brief an die sämmtlichen Landeseinwohner aus, in welchem diese aufgefordert wurden, seinen jungen Sohn als Reichsverweser anzuerkennen.

Wirklich ward Sten Svantesson Sture trotz des Widerstands des älteren Adels zu jenem Posten erhoben. Als am 21. Febr. 1513 König Johann mit Tod abgegangen und ihm Christian II., in Schweden der Unmilde, auch der Tyrann genannt, gefolgt war, brach der Krieg mit Dänemark von Neuem aus. Auf Seiten der Dänen stand besonders der Erzbischof Gustav Trolle, der deshalb auf dem Reichstage zu Arboga seines Amtes entsetzt ward. Christian landete 1517 in der Nähe von Stockholm, erlitt aber durch den Reichsverweser eine völlige Niederlage. Der abgesetzte Erzbischof führte beim römischen Stuhl Klage gegen den Reichsverweser, u. dieser wurde mit allen seinen Anhängern mit dem Bann und das Land mit dem Interdikt belegt. Durch Sture's Tod am 3. Febr. 1520 löste sich alle Regierung in Schweden auf. Die Großen hielten Zusammenkünfte; aber keiner wagte zu befehlen, keiner mochte gehorchen. Die Bauern wurden, da sie ohne Anführer waren, bald zerstreut. Nur die heldenmüthige Christine Gyllenstierna, Sture's Wittwe, vertheidigte Stockholm u. trat nicht dem Vertrage bei, der auf einem nach Upsala zusammenberufenen Herrentage mit dem dänischen Feldherrn abgeschlossen wurde und durch welchen man Christian unter der Bedingung als König anerkannte, daß er nach Schwedens Gesetzen und dem kalmarischen Traktat gemäß regieren, auch wegen des Vergangenen keine Rache ausüben solle. Diese Zusagen wurden vom König persönlich, als er nach Stockholm kam, bestätigt, mit dem ausdrücklichen Zusatze, daß Alles, was gegen den nun in sein Erzbisthum wieder eingesetzten Gustav Trolle vorgenommen worden, jetzt vergeben u. vergessen seyn solle. Diese Zusage wurde in den Briefen des Königs an alle Landschaften wiederholt und trug, durch die Bemühungen der Bischöfe u. des Adels unterstützt, dazu bei, den unter dem Volke noch Statt findenden Widerstand vollends zu beseitigen. Nachdem auch Stockholm übergeben worden, bestätigte der König bei seiner Krönung seine eingegangenen Verpflichtungen durch Eid u. Empfang des Sakraments. Allein zu derselben Zeit war König Christian entschlossen, durch Hinwegräumung der ihm feindlichen Edlen, Geistlichen und Bürger seine Herrschaft über Schweden zu sichern. Am dritten Tage der Feierlichkeiten, die auf die Krönung folgten, wurden die Thore des stockholmer Schlosses unvermuthet gesperrt, und der Erzbischof Gustav Trolle trat vor den König mit Beschwerden über die Gewalt, die ihm und dem erzbischöflichen Stuhle zu Upsala durch den verstorbenen Reichsverweser gethan worden, und verlangte Genugthuung. Darauf wurden Diejenigen, welche jener Absetzung beigestimmt hatten, so viel ihrer gegenwärtig waren, darunter 2 Bischöfe, auf des Königs Befehl sogleich eingekerkert. Am folgenden Morgen (8. Nov. 1520) ward ihnen die Frage vorgelegt, ob es nicht Ketzerei sey, sich wider den heiligen römischen Stuhl zu verbinden und zu verschwören, was sie freilich mit Ja beantworten mußten. Dadurch sah man das Urtheil als gesprochen an, und noch an demselben Tage fielen die Häupter von 94 Personen, während viele andere gehängt oder sonst auf schreckliche, martervolle Weise umgebracht wurden. Dies stockholmer Blutbad wurde den zweiten und dritten Tag fortgesetzt, nachdem öffentliche Verheißungen des Friedens und der Sicherheit neue Schlachtopfer herbeigelockt hatten, und erstreckte sich bis nach Finnland, wo unter Anderen der 80jährige Hemming Gadd sein Haupt auf den Block legen mußte. Durch diese blutige Gewaltthat verscherzte aber Christian II. alle Sympathien in Schweden, Gustav Wasa [s. Gustav 1) a)], ein Schwestersohn des älteren Sten Sture, entging auf wunderbare Weise den gegen ihn ausgesandten Häschern des Tyrannen, sammelte in dem seinem Geschlechte befreundeten Dalekarlien Anhänger und eroberte von da aus das Reich. Nachdem er 1521 zum Reichsverweser, 1523 aber als Gustav I. zum König von Schweden erwählt worden, erreichte die kalmarische Union für immer ihr Ende. Der neue Herrscher, auf die Gunst des Volkes gestützt, durfte es wagen, die Macht des katholischen Klerus zu brechen und die Reformation einzuführen, wobei er aber so vorsichtig zu Werke ging, daß das Volk der Veränderung seines kirchlichen Bekenntnisses erst spät inne ward. Die eingezogenen Klöster und geistlichen Güter kamen dem Staatsschatze sehr zu Gute. Ihre Einziehung aber entfremdete dem König seine alten Freunde, die Dalekarlier, die sich zu wiederholten Malen empörten. Auch hatte er gegen den Adel in Westgothland und gegen das von Dacke irre geleitete Volk in Smaland, sowie gegen die durch die ihnen verwilligte maßlose Handelsfreiheit übermüthig gewordenen Lübecker zu kämpfen. Aber Gustav überwand durch Energie und Ausdauer alle diese Hindernisse u. machte den Thron seinem Geschlechte erblich. Daher folgte ihm nach seinem Tode sein ältester Sohn Erich XIV. (1560—68) ohne Widerrede. Aber den Hoffnungen, die er im Anfang seiner Regierung erregt, später wenig entsprechend, ward er, halbem Wahnsinn anheimgefallen, von seinen Brüdern entthront. Es folgte ihm Johann III., unter welchem, wie unter seinem Vorgänger, die Aristokratie wieder ihr Haupt erhob, das Papstthum seine Macht in Schweden von Neuem zu begründen suchte. Johanns schwankende Stellung zwischen dem katholischen u. protestantischen Bekenntnisse, seine Neigung, die Kulte beider mit einander zu verschmelzen, sowie seine den Jesuiten gewährte Unterstützung schienen Roms Streben zu begünstigen. Nachdem aber Johann im Frieden von Stettin 1520 Gothland und die alten Ansprüche auf Schonen, Halland und Blekingen an Dänemark hatte überlassen müssen, drohte sich die hochgesteigerte Unzufriedenheit in einer allgemeinen Empörung Luft zu machen, und nur des Königs Tod (1592) beugte derselben vor. Sein offen zum Katholicismus übergetretener Sohn Sigmund, der 1587 zum König der Polen erwählt worden war, hatte damals gezwungener Weise geloben müssen, die protestantische Lehre in Schweden zu schützen. Da er aber wegen seiner katholischen Sympathien beim Volke verhaßt war, so gelang es seinem ehrgeizigen Oheim Karl, einem eifrigen Lutheraner, leicht, Sigmund 1602 vom Throne zu verdrängen u. denselben unter dem Namen Karl IX. selbst zu besteigen. Dieser befestigte die lutherische Kirche, demüthigte die Ari-

stokratie, indem er deren Versuche, den alten Einfluß wieder zu gewinnen, mit schonungsloser Härte auf dem Schaffot bestrafte, machte sich aber durch organisatorisches Walten und Begründung des Bergbau's sehr verdient um das arme Land. In seinen Kämpfen mit Rußland, Polen u. Dänemark anfangs unglücklich, errang er später solche Erfolge, daß er schon daran denken durfte, seinen jüngern Sohn zum Czaren von Rußland zu erheben. Er hinterließ bei seinem Tode (1611) die Beendigung dieser Kämpfe seinem Sohne Gustav II. Adolf, dessen kurze, aber glorreiche Laufbahn das glänzendste Blatt in der Geschichte Schwedens bildet. Nachdem er die ersten 19 Jahre seiner Regierung in fast ununterbrochenen, aber ruhmvollen Kämpfen mit Russen, Polen u. Dänen Schweden zum Range der ersten Macht des Nordens emporgebracht, begann er zu Gunsten des gefährdeten Protestantismus, mit dem die Existenz des schwedischen Königsthrons eng verknüpft war, jenen der Geschichte Europa's angehörigen Kampf gegen die habsburgische Macht. Sein Heldentod bei Lützen (6. Nov. 1632) schnitt die großen Pläne, die er unstreitig in Bezug auf Deutschlands künftige Gestaltung gehegt, plötzlich ab. Um die Mittel für seine kriegerischen Thaten zu gewinnen, hatte er zur Erhöhung der sehr in Anspruch genommenen Steuerkraft seines Landes seine Blicke auf die inneren Verhältnisse desselben richten müssen. Er suchte nicht nur Bergbau, Handel und Gewerbe emporzubringen, sondern durch Gründung neuer Bildungsanstalten auch Kultur unter seinem Volke zu verbreiten. Aber er konnte nicht hindern, daß die Aristokratie in Folge ihrer kriegerischen Verdienste und ihrer in Deutschland gewonnenen Reichthümer wieder zu überwiegender Macht im Staate gelangte. Noch mehr Spielraum gewann dieselbe, als die minderjährige Königin Christine ihrem Vater auf dem Throne gefolgt war, unter der langen vormundschaftlichen Regierung, an deren Spitze Axel Oxenstierna (s. d.) stand. Nachdem Christine 1644 den Thron selbst bestiegen, leistete sie dem Streben der Aristokratie durch Schenkung von Domänen und sonstige Begünstigungen noch größeren Vorschub. Torstensons Siege vergrößerten im Frieden von Brömsebro Schweden auf Dänemarks Kosten durch Jämtland und Herjedalen nebst den Inseln Gothland und Oesel, erwarben dem Lande Halland auf 25 Jahre und Befreiung der schwedischen Schiffe vom Sundzolle. Der westphälische Friede aber verschaffte Schweden die deutschen Herzogthümer Bremen, Verden, Vorpommern, einen Theil Hinterpommerns und Wismar nebst der deutschen Reichsstandschaft.

Nachdem die Königin Christine, belehrt von der unzufriedenen Stimmung über ihre verschwenderische Verwaltung, am 6. (16.) Juni 1654 die Krone niedergelegt hatte, ging diese an ihren Vetter und Erben, den Pfalzgrafen von Zweibrücken, über. Karl X. Gustav, der Sohn von Gustav Adolfs Halbschwester Katharina und dem Pfalzgrafen Johann Kasimir von Zweibrücken, verwickelte das Reich durch seinen unbegrenzten Ehrgeiz in langwierige Kriege mit Polen, Rußland und Dänemark, welchem letzteren er im Frieden von Roeskilde (26. Februar 1658) Halland, Blekingen, Lyster, Huwen, Bohus, Drontheim u. die Insel Bornholm, sowie freie Fahrt durch den Sund abzwang. Karl hatte vor seinem Tode (23. Febr. 1660) für seinen unmündigen Sohn, der ihm als Karl XI. folgte, eine Regentschaft eingesetzt, an deren Spitze die verwittwete Königin Eleonore von Holstein-Gottorp stand. Diese aus 5 Reichsräthen bestehende Regentschaft, deren wichtigstes Mitglied der Reichskanzler Graf de la Gardie war, suchte zuvörderst den Krieg zu endigen und brachte am 6. Mai 1660 den Frieden zu Oliva zu Stande, durch den Polen seine Ansprüche auf Schweden und Livland aufgab u. Esthland an Schweden abtrat, wogegen es Kurland zurückerhielt. Schwieriger waren die Unterhandlungen mit Dänemark. Endlich, am 26. Juni, vereinigte man sich in dem Frieden zu Kopenhagen, in Folge dessen Schonen, Halland, Blekingen u. Bohus bei Schweden blieben, Holstein-Gottorp die Souveränetät über seinen Antheil an Schleswig erhielt, Bornholm und Drontheim an Dänemark zurückfielen. Mit Rußland wurde 1661 der Friede zu Kartes, gleichlautend mit dem zu Stolbowa, abgeschlossen. Auch die Mißhelligkeiten mit Holland wurden gütlich beigelegt. Nachdem Karl XI. 1672 die Regierung selbst übernommen, ließ er sich zu kriegerischen Unternehmungen gegen Deutschland u. Dänemark verleiten, die aber den schwedischen Waffen wenig Ruhm eintrugen. Gleichwohl bewirkte das Ansehen, welches Ludwig XIV. von Frankreich zu Gunsten seines Bundesgenossen in die Wagschale legte, daß in den verschiedenen Friedensschlüssen zu St. Germain-en-Laye, Nimwegen, Fontainebleau und Lund 1679 Schweden alles Verlorene bis auf einen Theil von Pommern zurückerhielt. In Folge des wichtigen Reichstagsbeschlusses, daß alle Herrschaften und Ländereien, die seit 1609 von der Krone getrennt waren, wieder mit derselben vereinigt werden sollten, gerieth nicht nur der Adel in Abhängigkeit vom Hofe, sondern sank auch der Reichsrath, welcher zu einer Mittelmacht zwischen dem König und den Ständen geworden war, zum königlichen Rathe herab. Im Jahre 1682 ward das Thronfolgerecht auf die weiblichen Nachkommen ausgedehnt und dem König eine fast unumschränkte Macht eingeräumt. Der Ueberschuß, welcher durch die Reduktion der Domänen u. genauen Staatshaushalt gewonnen wurde, ward übrigens zum Nutzen des Reichs verwendet. Neun Millionen Thaler Schulden wurden getilgt und der Schatz ansehnlich bereichert. Der Handel ward belebt und erweitert u. eine Reichsbank ins Leben gerufen, der Bergbau mit mehr Umsicht betrieben, die Gewerbe blühten auf und die Land- und Seemacht ward auf einen Achtung gebietenden Fuß gesetzt. Als Dänemark den Herzog von Holstein seines Antheils an Schleswig beraubte, erzwang Karl 1689 den altonaer Vergleich. Als er den 15. April 1697 †, war sein Sohn und Nachfolger Karl XII. erst 15 Jahre alt, weshalb seine Großmutter Ulrike Eleonore mit 5 Reichsräthen die Vormundschaft bis zu seinem 18. Jahre führen sollte. Durch Hülfe der Grafen Piper und Sparre erlangte es aber Karl schon nach 7 Monaten, daß die Reichsräthe ihn für volljährig erklärten und ihm die Regie-

rung übertrugen. Schweden befand sich zu dieser Zeit auf einem hohen Gipfel der Macht. Es gehörten zum schwedischen Reiche außer Schweden selbst Finnland, Livland, Karelien, Ingermanland, die Herzogthümer Bremen, Verden und Pommern, nebst der Stadt Wismar. Karl XII. ward bald der unumschränkte Beherrscher dieses ansehnlichen Länderkomplexes und wußte die ererbte Gewalt selbst in den bedrängtesten Verhältnissen zu behaupten. Während seiner durch seine häufigen Kriege veranlaßten Abwesenheit stand der Reichsrath an der Spitze der Geschäfte, allein selbst von Bender aus mußte dieser seinen Befehlen gehorsamen. Der nordische Krieg, dessen Hauptheld Karl XII. ist [s. Karl 7) f.)], gewann zwar den schwedischen Waffen ihren bei Fehrbellin verlornen Ruf wieder, strengte aber die Kräfte der Nation in dem Grade an, daß sie sich kaum nach Verlauf von 100 Jahren wieder erholte. Von 1700 bis zur Schlacht bei Poltawa stellte Schweden 400,000 Mann auf, u. bis kurz vor Karls XII. Tode war beinahe 1 Million der kampffähigen männlichen Bevölkerung durch den Krieg hinweggerafft worden. Wenn das Land trotz so großer Opfer doch noch eine trefflich organisirte Armee von 70,000 Mann zu stellen vermochte, so war es nur die dem schwedischen Nationalcharakter eigene Ausdauer und Treue, welche das Volk zu so gewaltigen Anstrengungen fähig u. geneigt machte. Um den vielfältigen Klagen wegen des Verfalls der innern Verwaltung während seiner Abwesenheit abzuhelfen, führte Karl noch kurz vor seinem Tode Ordnungsmänner nach dem Muster der fränkischen Sendboten ein. Der durch die Reduktionen tief gesunkene Adel fand bei ihm keine Begünstigung; er hob sogar den befreiten Gerichtsstand der Adeligen auf und vernichtete deren Einfluß als Korporation völlig, ohne jedoch verhindern zu können, daß nach seinem Tode die alten Adelsprärogativen wieder in ihrem ganzen Umfange geltend gemacht wurden. Als Karl XII. den 11. Dec. 1718 †, war die Stimmung sehr getheilt, wem nach dem Reichsgesetze von 1590 das Recht der Nachfolge zustehe, indem ein Theil sich zu Gunsten der Schwester des Königs, Ulrike Eleonore, ein anderer für den Herzog Karl Friedrich von Holstein erklärte. Abneigung gegen die Holsteiner, welche Karl XII. in der letzten Zeit so sehr hervorgezogen hatte, verbunden mit dem schwachen Benehmen des Herzogs, der es nicht wagte, den Schritt gut zu heißen, durch welchen der General Dückert im Lager ihn zum Nachfolger Karls erklären wollte, bestimmte aber bald die königlichen Räthe, Ulrike Eleonore in Stockholm zur Königin zu erklären (15. Dec. 1718); doch mußte sie versprechen, der uneingeschränkten königlichen Gewalt zu entsagen. Sie unterzeichnete am 21. Febr. 1719 ihre Wahlakte u. die neue Verfassung. In dieser ward dem Könige zur Pflicht gemacht, das Reich mit Hülfe des Reichsraths zu regieren; dieser sollte aus 24 Männern bestehen, von denen 10 anwesende einen Beschluß zu fassen vermöchten. Die Reichsräthe sollten den Ständen verantwortlich seyn. Der König sollte nur mit Genehmigung der Stände einen Angriffskrieg beginnen dürfen und selbst die Waffen zur Vertheidigung des Reichs oder zur Unterdrückung einer Empörung nur mit Beirath des Reichsraths ergreifen dürfen. In Abwesenheit des Königs sollte der Reichsrath die nicht aufzuschiebenden Angelegenheiten nach Mehrheit der Stimmen ordnen. Das Heer sollte neben dem Könige zugleich dem Reichsrathe huldigen. Die königliche Gewalt war durch diese Verfassung faktisch gebrochen. Englische Gesandte boten der Königin sogleich bei ihrem Regierungsantritte Unterstützung wider ihre Feinde, namentlich wider den Czaren an, falls Schweden in die Abtretung der Herzogthümer Bremen und Verden willigen wolle. Der Czar, welcher der ihm durch Englands Dazwischenkunft drohenden Gefahr zuvorkommen wollte, stellte Schweden zur Annahme seiner Vorschläge eine Frist von zwei Monaten, u. als diese ohne Antwort verstrichen war, landete im Juli ein russisches Heer unter Apraxin und Lascy in Schweden, um in kurzer Zeit 8 Städte, 1361 Dörfer, 141 Herrenhöfe und außerdem viele Berg- und Hüttenwerke einzuäschern und zu zerstören. Als schon der Hauptstadt Gefahr drohte, erklärten sich, obgleich eine englische Flotte zum Schutze herannahte, die Stände zur Annahme der gestellten Bedingungen, Esthland, Karelien und Kexholm für immer, Livland auf 40 Jahre abzutreten, bereit, worauf das russische Heer Schweden verließ. Mit den einzelnen kriegführenden Mächten wurden nun Friedensverträge abgeschlossen, mit England am 20. November, wobei Bremen und Verden abgetreten wurden u. welchem Vertrag bald darauf ein Hülfsbündniß folgte, nachdem wenige Tage vorher (20. Januar 1720) zu Stockholm der Friede mit Polen, Preußen, Dänemark hergestellt worden war. Beim Reichstage 1720 ward, nachdem die Schritte des Herzogs von Holstein sowohl, wie einer andern Partei, die einem eingebornen Schweden aus dem Geschlechte Gyllenstierna die Thronfolge zuzusichern gedachte, vereitelt worden, dem Gemahl der Königin, dem Landgrafen Friedrich von Hessen, die Würde u. Gewalt eines Königs übertragen. Es wurde dabei festgesetzt, daß die Königin, falls Friedrich vor ihr mit Tod abginge, die Regierung wieder erhalten sollte; der König verzichtete dagegen auf das Recht, höhere Stellen ohne Beirath der Stände zu vergeben, und verpflichtete sich, falls er die Landgrafschaft Hessen-Kassel von seinem Vater ererben sollte, keine Fremden in schwedische Dienste zu nehmen. Der Krieg mit Rußland hatte inzwischen noch immer seinen Fortgang, da der Czar es seinem Interesse angemessen hielt, die Unterhandlungen ohne Unterbrechung des Kampfes fortzusetzen. Nach vielen Schwierigkeiten kam endlich der Friede zu Nystadt (10. September 1721) zu Stande. In diesen verschiedenen Friedensschlüssen verlor Schweden an Georg I., König von England und Kurfürsten von Braunschweig: Bremen und Verden; an den König von Preußen: Stettin und Vorpommern bis an die Peene nebst den Inseln Usedom und Wollin; an Dänemark: 600,000 Thaler und die Immunität vom Sundzolle; an Rußland endlich: Livland, Esthland, Ingermanland, Wiborgslän und einen Theil von Karelien. Von England erhielt Schweden dagegen eine Million Thaler, von Preußen zwei Millionen und von Rußland eine gleiche

Summe. Es entstanden damals die Parteien der Mützen und Hüte. Erstere machten ursprünglich die Hofpartei aus; ihre Absicht war Erhaltung des Friedens mit Rußland, Preußen und Dänemark. Die Hüte, zu denen besonders die alten Krieger Karls XII. gehörten, riethen zum Krieg gegen Rußland und zu enger Verbindung mit Frankreich. Bald änderten sich indessen die Verhältnisse dahin, daß die Hüte die königliche Partei wurden. Ihr Einfluß brachte es, wiewohl die Kräfte des Landes noch aufs Aeußerste erschöpft waren, dahin, daß, nachdem die Truppen in Finnland verstärkt, die Verbindungen mit Frankreich und der Pforte noch enger geknüpft worden waren, endlich vom Reichstage der Krieg wider Rußland beschlossen ward. Im Aug. 1741 übernahm Graf Löwenhaupt den Oberbefehl in Finnland, unter ihm befehligten die Generäle Wrangel und Buddenbrock; ihnen gegenüber standen russischer Seits die Feldherren Lascy und Keith. Allein bereits die ersten Ereignisse entsprachen wenig den Erwartungen der kriegerisch gesinnten Partei. Wrangel ward bei Wilmanstrand geschlagen und gefangen genommen, u. als bei der gleich darauf erfolgenden Thronbesteigung der Kaiserin Elisabeth die Gelegenheit, einen günstigen Frieden zu schließen, durch übertriebene Forderungen vereitelt worden, war Rußland entschlossen, den Krieg mit dem größten Nachdrucke fortzuführen und Finnland entweder völlig zu erobern, oder in eine Wüste zu verwandeln. Im März 1742 brach darauf ein russisches Heer in Finnland ein u. verwüstete in 14 Tagen 200 Dörfer und 800 einzelne Bauernhöfe. Löwenhaupt zeigte sich eben so ungeschickt als zaghaft; nach geringem Widerstande verließ er die Armee, u. diese räumte Finnland den Siegern. Die Unzufriedenheit darüber war allgemein. Besonders beschwerte sich der Bauernstand, und selbst die Hüte suchten, um der Verantwortung überhoben zu werden, um strenge Bestrafung der Anführer nach. Inzwischen war die Königin Ulrike Eleonore gestorben, und die Stände hielten es bei dem betagten Alter des Königs für nothwendig, einen Nachfolger zu bestimmen (24. Nov. 1741). Die Stimmen waren zwischen dem Herzoge von Holstein, dem Prinzen von Dänemark, dem Landgrafen von Hessen-Kassel (einem Brudersohne des Königs) und dem Herzoge von Zweibrücken getheilt. Nach blutigem Widerstande der Dalekarlen, die für den Prinzen von Dänemark die Waffen ergriffen hatten, vereinigten sich die Stimmen für den Herzog Adolf Friedrich von Holstein, damaligen Bischof zu Lübeck, der mütterlicher Seits ein Nachkomme Gustav Wasa's genannt werden konnte. Diese Wahl beschleunigte den Frieden zu Abo (7. Aug. 1743), der Schweden wieder in Besitz Finnlands setzte. Löwenhaupt und Buddenbrock mußten den unglücklichen Ausgang dieses Kampfversuches auf dem Schaffot büßen; der Aufstand in Dalekarlien ward mit Strenge unterdrückt. Nach König Friedrichs Tode (25. März 1751) kam mit Adolf Friedrich das Haus Holstein-Entin auf den schwedischen Thron. Der neue König trat die Regierung mit der Versicherung an, gewissenhaft die Verfassung von 1720 und seine Wahlakte von 1743 halten zu wollen. Wiewohl es dem friedliebenden Fürsten wenig darum zu thun gewesen seyn mag, eine Aenderung seiner Verhältnisse herbeizuführen, so veranlaßte doch der Uebermuth der Stände, sowie der stolze, keine Demüthigung zulassende Sinn der Königin, einer Prinzessin von Preußen, öftere Mißhelligkeiten mit dem Reichsrathe, und bald vereinigten sich Mützen u. Hüte gegen die Krone, um ihr den letzten Schimmer von Macht zu entreißen. Aber auch für den König bildete sich eine ansehnliche Partei unter allen Ständen, von welcher 1756 der Plan ausging, der Krone eine erweiterte Gewalt zu verschaffen. Kurz vor der Ausführung desselben aber wurde der Anschlag entdeckt. Der Reichsrath ließ mehre Personen hinrichten, unter diesen den Obersten der Garde, Grafen Erich Brahe, aus dem alten Königshause Swerkers, und den Hofmarschall Freiherrn Horn. Der König vermochte nicht, seine Anhänger dem Blutgerüste zu entziehen; seine Gewalt ward nun noch mehr eingeschränkt, indem man ihm selbst das Recht nahm, Aemter u. Stellen Denen, die der Reichsrath dazu vorgeschlagen hatte, zu versagen. Von der nun herrschenden gyllenborgschen Partei ging der Antheil aus, den Schweden ohne Zweck im Interesse Frankreichs an dem siebenjährigen Kriege nahm. Nach vierjähriger Dauer dieses für Schweden wenig ehrenvollen Krieges setzte ein 1762 zu Hamburg abgeschlossener Friede die Verhältnisse mit Preußen wieder in den vorigen Stand. Alles Gute, welches der schwache und durch stete Kränklichkeit niedergebeugte König bezweckte, ward durch die Selbstsucht und den Kampf der Parteien im Innern vereitelt, die, je nachdem sie die Oberhand gewannen, nur ihr Streben darein setzten, dem entgegen zu arbeiten, was von den Gegnern vollbracht oder begonnen worden war, oder, von französischem oder russischem Golde gewonnen, fremde Interessen vertraten. Als endlich des Kronprinzen Einfluß überwiegend geworden, nachdem er auf einer Reise durchs Reich sich von dem traurigen Zustande desselben überzeugt hatte, geschah vom Könige ein kräftiger Schritt. Eine Akte, die der Reichsrath ihm zustellte, gab er zurück, verweigerte deren Unterzeichnung u. verlangte die Zusammenberufung eines außerordentlichen Reichstages, der den gerechten Klagen der Nation abhelfen sollte. Der Reichsrath wollte anfangs hierauf nicht eingehen und gab erst nach, als der König ernstlich mit seiner Abdankung drohete. Der Reichstag hatte aber wenig Ergebnisse von Bedeutung. Bald nach seinem Schluß † der König Adolf Friedrich den 12. Febr. 1771. Sein Sohn und Nachfolger Gustav III. befand sich gerade in Paris u. unterzeichnete hier die Versicherungsakte, worin er eidlich versprach, die Staatsverfassung von 1720 anzuerkennen u. Diejenigen, welche heimlich oder öffentlich die Wiedereinführung der Souveränetät betreiben würden, als Feinde und Verräther des Vaterlandes zu behandeln; doch fügte er sich hiermit nur dem Drang der Umstände und war keineswegs gesonnen, sich durch dieses Versprechen binden zu lassen. Durch Leutseligkeit und Freundlichkeit ward er bald der Abgott des Volks. Unter dem allgemeinen Jubel des Volks zog Gustav in Stockholm (30. Mai 1771) ein, erregte aber eben hierdurch das Mißtrauen derje-

nigen Parteien, die seit einem halben Jahrhundert die Regenten entwürdigt und die Nation gedrückt hatten. Hüte und Mützen waren darin einig, die königliche Gewalt noch mehr einzuschränken; aber während sich die Aristokratie in stolzer Zuversicht ihres Siegs freute, brach der junge König durch die unblutige Revolution von 1772 ihre Fesseln, u. er, der bis dahin der beschränkteste unter den Staatsbürgern gewesen, ward plötzlich unumschränkter Herr seines Reichs. Die Grundlage der aus 57 Artikeln bestehenden neuen Verfassung war: Reichsstände sollten bleiben, ohne sie sollten keine Gesetze gemacht, noch abgeschafft werden, allein es sollte denselben keine Initiative zustehen, sie sich auch nur auf Verfügung des Königs versammeln und der Reichstag nie länger als drei Monate dauern. Der König sollte die Reichsräthe ernennen, ihre Stimme sollte nur zur Berathung, nicht zur Entscheidung gelten. Der König sollte Friedens-, Stillstands-, Schutz- und Trutzbündnisse schließen dürfen, ein Angriffskrieg sollte aber nur mit Einwilligung der Stände begonnen werden. Im Fall eines Krieges sollte der König die nöthigen Auflagen verfügen dürfen. Die ganze Kriegsmacht ward unter den alleinigen Befehl des Königs gestellt. Am 9. Sept. 1772 löste sich der seit dem 13. Juni 1771 versammelte Reichstag auf. Die Revolution, welche zu Stockholm in wenigen Stunden vollendet war, kam im ganzen Reiche in wenigen Tagen zu Stande und ward für dasselbe eine Quelle der wichtigsten und ersprießlichsten Reformen. Das Gerichtswesen erhielt wesentliche Verbesserungen; die Preßfreiheit ward durch ein Gesetz sicher gestellt, für bessere Betreibung der Bergwerke erfolgreich Sorge getragen; die Finanzen hoben sich durch Herstellung des öffentlichen Kredits, der Handel durch Errichtung einer Diskontokompagnie, durch welche Anleihen im Auslande vorgebeugt ward; Marstrand ward zum Freihafen erklärt und der auswärtige Handel durch Ankauf der Insel Barthelemy von Frankreich erweitert; das Eigenthumsrecht der Bauern an ihren Gütern ward nach physiokratischen Grundsätzen erhöht, das Landheer auf 47,500 Mann gebracht und bei demselben bessere Kriegszucht und Bewaffnung eingeführt. Aber wenn Gustavs Streben anfangs auch allgemeine Anerkennung fand, so stieß er doch bald auf Hindernisse, die theils daraus entsprangen, daß die Uebel, welche er zu bekämpfen suchte, zu tief eingewurzelt waren, theils auch ihren Grund darin hatten, daß mehre Maßregeln, die er ergriff, von nachtheiligen Folgen begleitet waren. Dahin gehörte namentlich das Verbot des Branntweinbrennens und nachher die Verwandlung desselben in ein Regal, welche Anordnung jedoch, bei der großen Unzufriedenheit, die sie erregte, wieder aufgehoben werden mußte. Als Gustav den zwischen Rußland und der Türkei wieder ausgebrochenen Krieg zur Wiedereroberung der an Rußland verlorenen Provinzen benutzen wollte, zwang ihn eine von seinen adeligen Gegnern unter den finnischen Truppen angestiftete Meuterei, den Plan aufzugeben. Auf dem Reichstage zu Stockholm legte er den Ständen eine sogenannte Vereinigungs- und Sicherheitsakte vor, der zufolge die Verfassung von 1772 dahin abgeändert werden sollte, daß dem König das Recht gegeben ward, das Reich unabhängig vom Reichsrathe zu regieren, Krieg zu führen, Frieden und Bündnisse zu schließen und alle öffentlichen Aemter ohne Ansehen der Person zu vergeben. Der Reichsrath sollte künftig nur noch als höchster Gerichtshof bestehen. Da sich der Adel aber diesem Antrage mit Entschiedenheit widersetzte, so ließ Gustav die Hauptwortführer (unter ihnen die Grafen Fersen, Brahe, Horn, den Freiherrn von Geer, die Obersten Macklean, Gerten und Schwerger) verhaften und durch den Landmarschall Löwenhaupt, da die Lage des Staats kein weiteres Zaudern verstatte, im Namen der Ritterschaft die Unterschrift der drei übrigen Stände ergänzen. Vergeblich war nun der Widerstand des Adels, dem um so mehr der Muth sank, als der König von Preußen, an welchen die Bitte um Vermittelung gelangt war, jede Einmischung ablehnte. Die Macht des Adels ward dadurch noch mehr gebrochen, daß die bürgerlichen Stände das Recht erhielten, adelige Güter zu besitzen. Als Gustav seine Absicht erreicht sah, schloß er den Reichstag, entließ die Staatsgefangenen ihrer Haft und betrieb eifrig die Rüstungen zu einem neuen Kriege gegen Rußland. Sein großer Sieg bei Svenskasunde (9. Juli 1790) über die russische Flotte unter dem Prinzen von Nassau gab ihm Aussicht und Veranlassung zu einem ehrenvollen Frieden, der am 14. Aug. 1790 zu Wereld in Finnland abgeschlossen ward u. den Besitzstand beider Staaten so ließ, wie derselbe vor dem Ausbruch des Krieges gewesen, aber den Schweden vor allen andern Nationen Handelsfreiheiten im russischen Reiche verschaffte. Die französische Revolution regte den König bald wieder zur Thätigkeit nach außen auf. Persönliche Zuneigung für die Bourbonen erhöhte seinen Eifer, dem bedrängten König von Frankreich Hülfe zu bringen. Nachdem er seine hierauf bezüglichen Pläne hatte aufgeben müssen, schloß er ein Bündniß mit Rußland (19. Okt. 1791), dem zufolge beide Reiche für die nächsten 8 Jahre eine enge Verbindung eingingen. Nachdem Gustav III. als Opfer der Rachsucht des gedemüthigten Adels (den 29. März 1792) gefallen war, übernahm für den minderjährigen Sohn Gustavs, der ihm unter dem Namen Gustav IV. Adolf folgte u. bei des Vaters Tode erst 14 Jahre alt war, nach dem letzten Willen Gustavs der Herzog Karl von Södermanland die vormundschaftliche Regierung. Die Erbitterung der Parteien machte die Verhältnisse des Regenten sehr mißlich. Mit Dänemark kam zwar 1794 zur Behauptung der freien Schifffahrt eine Verbindung zu Stande; aber dies, sowie die Anerkennung der französischen Republik, veranlaßte eine Spannung mit Rußland, die durch die Vereitelung der Verbindung des Königs mit einer russischen Prinzessin noch gesteigert ward. Ein völliger Bruch wurde nur dadurch verhindert, daß die Kaiserin Katharina gerade in der Zeit starb, als Gustav IV. selbst die Regierung antrat (1. Nov. 1796). Diesem kam die Liebe des Volks entgegen, als er die Regierung übernahm. Allein die Störung des Handels, das Sinken des Papiergeldes, die Theuerung mehrer Jahre wirkten bald ungünstig auf die Volksstimmung ein; man hoffte Abhülfe von Zusammenberufung der Stände, u. der

König beschied den Reichstag nach Norrköping. Hier legte er einen Plan vor, durch welchen allein dem Bankerott des Staats vorgebeugt werden könne. Dieser Plan, welcher darin bestand, die Reichsbankozettel auf ein Sechstel des Nennwerthes herabzusetzen, ward zwar durchgeführt, erregte aber eine große Unzufriedenheit im Ritterhause. Mehre Mitglieder des Adels legten ihre Stellen im geheimen Ausschusse nieder, andere leisteten auf ihre Adelswürde Verzicht, die meisten verließen den Reichstag, ehe derselbe geschlossen ward. Seit Beginn des 19. Jahrhunderts nahm Gustav einen ihm und dem Lande nicht vortheilhaften Antheil an den Staatsbegebenheiten seiner Zeit. Um den Anmaßungen Englands entgegenzutreten, schloß er 1800 eine enge Verbindung mit Rußland, deren Zweck eine Erneuerung der bewaffneten Neutralität von 1780 war. Eine Folge davon war, daß England ein Embargo auf alle schwedischen und russischen Schiffe legte. Die schwedische Insel Barthelemy ward von den Engländern in Besitz genommen, und im März lief eine Flotte von 47 Segeln, unter den Admiralen Hyde Parker u. Nelson, zum Angriffe wider die verbündeten nordischen Mächte, denen auch Dänemark u. Preußen beigetreten waren, von Yarmouth aus, um sich in die Ostsee zu begeben. Dem Durchgange derselben durch den Sund folgte die Seeschlacht bei Kopenhagen (2. April). Die Thronveränderung in Rußland stellte die Ruhe im Norden wieder her. Rußland ging mit England eine Konvention ein (17. Juni), in welcher alle Grundsätze wieder aufgegeben wurden, zu deren Vertheidigung die nordischen Mächte sich bewaffnet hatten, weshalb auch Schweden anstand, derselben beizutreten. Als dies endlich geschah, erhielt es die Insel St. Barthelemy zurück und schloß sich seitdem eng an England an. Des Königs Abneigung gegen die in Frankreich herrschende Regierungsform und gegen den von diesem Lande ausgegangenen Geist trat besonders nach der Hinrichtung des Herzogs von Enghien immer unverhohlener hervor, und als endlich Napoleons Anmaßungen Rußland, England und Oesterreich zu einer Koalition wider Frankreich veranlaßt hatten, trat auch Schweden (3. Okt. 1805) derselben bei. Der König erschien in Deutschland an der Spitze eines aus Schweden und Russen bestehenden Heeres. Das Kriegsunglück der Oesterreicher aber und der bald erfolgende Friede zu Preßburg lähmten seine Wirksamkeit. Mit England ward am 3. December 1805 ein Subsidientraktat abgeschlossen, und als Preußen, in Folge eines Vertrages mit Frankreich, Hannover in Besitz nahm, suchte Gustav wenigstens das Lauenburgische für seinen Bundesgenossen zu behaupten, worüber es zwischen schwedischen und preußischen Truppen zu einem Gefechte bei Groszachern am Schallsee (23. April 1806) kam, in Folge dessen erstere sich einschiffen mußten. In Schweden ward darauf ein Embargo auf alle preußischen Schiffe in schwedischen Häfen gelegt und der Schiffsverkehr auf eine den Preußen sehr nachtheilige Weise in der Ostsee gestört. Der schwedische Gesandte in Regensburg mußte eine Note übergeben, worin der König sich wegen der vielen Ungesetzlichkeiten, deren mehre Reichsstände sich gegen die deutsche Reichsverfassung schuldig gemacht, von allen ferneren, so sehr unter fremdem Einflusse stehenden Berathschlagungen des Reichstags lossagte. Gleichzeitig wurde die Verfassung Pommerns, weil sich die dortigen Landstände mit Beschwerden über die verfügte allgemeine Bewaffnung des Landes an das deutsche Reichsgericht zu wenden beabsichtigt hatten, außer Geltung gesetzt und die schwedische Verfassung von 1772 auch in dieser Provinz eingeführt. Der Bruch zwischen Preußen und Frankreich (1806) machte den Feindseligkeiten zwischen Schweden und Preußen ein Ende. Seinem Systeme getreu, beharrte Gustav IV. Adolf auch nach der Schlacht bei Jena in seiner feindseligen Stellung Frankreich gegenüber, wies die Friedensanträge und Verheißungen Napoleons zurück und nahm die Feindseligkeiten in Pommern gerade in dem Augenblicke wieder auf, als Preußen und Rußland zum Frieden sich fügten. Die nächste Folge davon war, daß die Franzosen sich Pommerns bemächtigten. Vergebens forderte Rußland den König von Schweden nach der englischen Expedition gegen Kopenhagen auf, dem Kontinentalsysteme beizutreten und den bestehenden Verträgen wegen der nordischen Allianz gemäß den Engländern die Häfen der Ostsee zu verschließen. Auf seine ablehnende Erklärung brach ein russisches Heer unter General Buxhöwden plötzlich und ohne Kriegserklärung in Finnland ein, welches Land die dort befindlichen schwedischen Truppen unter General Klingsporr nicht zu schützen vermochten. Abo und Swertholm fielen sogleich; das für unüberwindlich gehaltene Sveaborg ward, sammt der im Hafen befindlichen Scheerenflotte, von dem durch russisches Geld bestochenen Admiral Cronstadt nach einer Belagerung weniger Tage übergeben (3. Mai 1808). Unmittelbar darauf erschien ein Manifest Alexanders I., welches das Großfürstenthum Finnland dem russischen Reiche einverleibte. Gustav, über diesen unerwarteten Angriff aufs Höchste empört, ließ den russischen Gesandten in Stockholm, von Alopeus, verhaften. Gleichzeitig mit Eröffnung der Feindseligkeiten von Seiten Rußlands hatte Dänemark an Schweden, als Bundesgenossen Englands, den Krieg erklärt. Ein schwedisches Heer von 20,000 Mann unter Armfelt, das am 29. Febr. 1808 zur Eroberung Norwegens aufbrach, wurde mit Verlust zum Rückzuge genöthigt, und die Dänen machten unter Anführung des Prinzen von Holstein-Augustenburg sogar einige Streifzüge in Schweden. In dem zu Lochto abgeschlossenen Waffenstillstand (29. Sept.) und der darauf folgenden Konvention zu Olkioki (19. Nov.) blieben die Russen im Besitz Finnlands. Bereits bei Ausbruch des russischen Krieges hatte sich die Stimme des Volks gegen denselben ausgesprochen, noch mehr gesteigert wurde diese Stimmung durch den unglücklichen Gang des Krieges, und als nun neue Anstrengungen zur Fortsetzung des Kampfes gefordert wurden, als Gustavs rücksichtslose Strenge das Heer und besonders die Garden erbittert hatte, entspann sich in der Armee eine Verschwörung, welche zur Entthronung des Königs (29. März 1808) führte. Der Herzog Karl von Södermanland nahm darauf die ihm angebotene Krone un-

ter der Bedingung an, daß die Verfassung zuvor einer Revision unterzogen werde. Zu diesem Zwecke versammelte sich am 1. Mai der Reichstag. Auf demselben wurden nicht allein Gustav IV., sondern auch seine leiblichen Erben der Krone für immer verlustig erklärt. Eine Verfassung ward in 114 Artikeln aufgestellt, nach deren Annahme der Herzog unter dem Namen Karl XIII. zum Könige erwählt ward (6. Juni 1809). Zum Thronfolger wurde bei dem kinderlosen Alter Karls XIII. der Prinz Christian August von Holstein-Sonderburg-Augustenburg erkoren, der noch vor Kurzem die dänischen Truppen in Norwegen wider Schweden angeführt hatte. Das erste Werk der neuen Regierung war der Friedensabschluß mit Rußland und Dänemark. Mit Rußland kam derselbe zu Friedrichsham (17. Sept. 1809) zu Stande. In demselben trat Schweden dem Kontinentalsystem bei und verzichtete auf Finnland nebst ganz Oesterbotten, sowie auf den ostwärts von dem Flusse Torneå belegenen Theil von Westerbotten, im Ganzen 5472 □Meilen mit 898,000 Einwohnern, ein Verlust, welcher wegen des Korns, das Schweden aus den abgetretenen Provinzen gezogen hatte, unersetzlich schien. Mit Dänemark ward (10. Dec. 1809) zu Jönköping der Friede ohne Opfer hergestellt; Pommern ward von Frankreich zurückgegeben. Der tragische Tod des Kronprinzen veranlaßte den König, einen neuen Reichstag nach Oerebro zu berufen. Während die allgemeine Erwartung irgend einen Prinzen des oldenburgischen Hauses als Gegenstand der beabsichtigten Wahl bezeichnete, fiel diese auf den französischen Marschall Bernadotte, Prinzen von Ponteorvo, der den ihm gemachten Antrag nicht zurückwies, zur lutherischen Kirche übertrat und im Oktober in Schweden erschien. Bald darauf erfolgte die schwedische Kriegserklärung gegen England (17. Nov. 1810). Die Unmöglichkeit aber, in welcher Schweden sich befand, dem aufgedrungenen Systeme pünktliche Folge zu leisten, ohne seinen ganzen Handel zu Grunde zu richten, führte zu Abweichungen. Napoleons Beschwerden darüber blieben unberücksichtigt, und seine Forderungen, 2000 Matrosen in seinen Sold zu geben, den Tarif von Trianon einzuführen und französische Zollbeamte in Gothenburg aufzunehmen, wurden zurückgewiesen. Napoleon ließ deshalb durch den Prinzen von Eckmühl Schwedischpommern und Rügen besetzen (27. Jan. 1812), erbot sich aber, diese Provinz zurückzugeben, auch Rußland zur Wiederabtretung von Finnland zu zwingen, wenn Schweden ein Hülfscorps von 30,000 Mann wider Rußland ausrüste. Die schwedische Regierung hielt es jedoch den Verhältnissen für angemessener, sich dem russischen Kabinet zu nähern, und in Folge davon ward zu Petersburg am 5. April 1812 zwischen Schweden und Rußland ein Schutz- und Trutzbündniß abgeschlossen, mit England aber der Friede durch den Vertrag zu Oerebro (12. Juli) hergestellt. Die Bedingung, unter welcher Schweden dem Bunde wider Frankreich beigetreten, war das Versprechen, in den Besitz des Königreichs Norwegen gesetzt zu werden. Gemäß dem mit England geschlossenen Subsidienvertrag stellte Schweden für eine jährliche Summe von 320,000 Pfund Sterling ein Hülfsheer von 30,000 Mann, mit dem der Kronprinz in Deutschland gegen Napoleon operirte. Nach der Besiegung Napoleons sah Dänemark sich genöthigt, im Kieler Frieden (14. Jan. 1814) Norwegen an Schweden abzutreten. Zwar widersetzten sich dem Vollzuge dieses Friedensschlusses die Norweger, erklärten sich unabhängig und wählten den bisherigen dänischen Statthalter, Prinzen Christian Friedrich, zu ihrem Erbkönig. Es kam darüber unter Leitung des Thronfolgers zum Kriege. Die überlegene schwedische Seemacht drang in den Meerbusen von Christiania ein, die Hauptfestung Friedrichsstadt fiel, das schwedische Heer umging das norwegische und erzwang den Uebergang über den Glommen. Der bald darauf erfolgte Vertrag zu Moß setzte den Prinzen Christian Friedrich außer Thätigkeit, und die in Christiania versammelten Stände riefen Karl XIII. zu ihrem Erbkönig aus, der die von den Norwegern selbst entworfene Verfassung beschwor. Zu derselben Zeit ging Schwedens letztes Besitzthum in Deutschland verloren; Pommern ward an Dänemark u. von diesem Staate wieder an Preußen abgetreten.

Nach Karls XIII. Tode (5. Februar 1818) huldigten die Stände dem erwählten Thronfolger, der den Namen Karl XIV. Johann angenommen hatte. Die Thätigkeit des neuen Königs war anfangs vornehmlich auf Verbesserung der materiellen Zustände des Landes gerichtet. Durch Kultur wüster Strecken, Flußbettkorrektionen, Kanal- und Straßenbauten, Gründung von Gewerbs- und Navigationsschulen erwarb sich der König unbestreitbares Verdienst. Für öffentliche Arbeiten wurden bis 1837 nahe an 16 Millionen Thaler ausgegeben, wovon der größte Theil zur Schiffbarmachung des Göthaelf und auf den Trollhättakanal verwendet ward. Als aber sein Bemühen, Norwegen mit Schweden zu einem Staate zu verschmelzen, an der Festigkeit des Storthings scheiterte, übte dies in sofern eine nachtheilige Wirkung auf ihn aus, als er sich nun veranlaßt fand, eine strengere Censur handhaben zu lassen und die Wachsamkeit der Polizei zu verdoppeln. Auch das immer innigere Anschließen an Rußland mißfiel einem großen Theile des schwedischen Volks. Auf dem am 30. Jan. 1834 eröffneten Reichstage waren die Sitzungen zum ersten Male öffentlich. Viele Debatten verursachte das Reichsschuldenwesen. Es waren 1,100,000 Thlr. nöthig, um das Deficit des Reichskomtors zu decken, da ein Ausfall von 720,000 Thlrn. in der Einnahme Statt gefunden hatte, weshalb auch die Einfuhrzölle auf Wein, Getreide, Seide, Zucker, Kaffee &c. erhöht wurden. Handelsverträge, deren schon 1807 mit Preußen und mit der Pforte zu Stande gekommen waren, wurden abgeschlossen mit Frankreich (1836), Rußland, Griechenland (1838), dem Kirchenstaate (1839); nach den südamerikanischen Freistaaten gingen Unterhändler, um Verbindungen anzuknüpfen; der Bau mehrer Linienschiffe und Fregatten brachte die Flotte auf eine angemessene Höhe, wenn auch mit Recht geklagt wurde, daß der König, einer alten Vorliebe folgend, das Landheer übermäßig vermehre und diesem Mittel und Kräfte zuweise, die besser auf dem Meer ver-

wendet würden. Diese Bemühungen trugen ihre Früchte. Als der Reichstag von 1840 eröffnet wurde, konnte die Regierung rühmend darauf hinweisen, daß durch die größere Ausdehnung und Sicherheit des Handels die Zolleinnahme, ungeachtet der Herabsetzung der Ein- und Ausgangszölle, verdreifacht worden sey. Freilich fand dem gegenüber die Opposition Schattenpartien genug auf, die damit im grellsten Kontraste standen. Sie behauptete und bewies, daß in Delekarlien und Wermeland große Noth herrsche, daß die Zahl der Ehen im Abnehmen, die der Verbrechen im Zunehmen begriffen sey. Die Hauptbeschwerden trafen aber die Bevorzugung des Adels und das rein ständische System in der Verfassung. Karl Johann wagte diese althergebrachten Mißstände nicht zu berühren, er erinnerte sich der Rolle, welche der Adel Schwedens in allen Revolutionen seines Landes gespielt hatte, und hütete sich, die erloschene Sympathie für die Wasa's durch Beleidigung des einflußreichsten Standes neu zu erwecken. Die Wasa's waren das Gespenst, das von der Schwelle der Reformen zurückschreckte, besonders seit Oberst Gustavson am 7. Febr. 1837 sein abenteuerliches Leben geendet hatte und sein begabterer Sohn Anhänger in Schweden zu finden schien. Das sogenannte Komplot der Freiherren von Vegesack und von Düben, die 1833 des Landes verwiesen, im folgenden Jahre aber begnadigt wurden, ein Aufstand von Festungsgefangenen aus dem Militärstande, das Erscheinen eines schweizerischen Studenten in Stockholm, der für die Beerdigung des vertriebenen Königs Sorge getragen hatte, galten dem König als Beweise, daß sein Thron unterminirt werde. Die „Braheherrschaft", so genannt nach dem Günstlinge des Königs, Grafen Brahe, schlug nun um so tiefere Wurzeln. Auf der anderen Seite zeigte sich die Presse, seit 1812 der Censurfesseln entledigt, schwieriger, denn früher. Crusenstolpe, Lindeberg und andere Publicisten rechneten nach, daß der Adel, der nur $^1/_{800}$ der Gesammtbevölkerung ausmache, drei Viertheile der einträglichen Staatsämter bekleide, die Hälfte des höchsten Gerichts, den Vorsitz im Reichsschuldkomtor, in der Reichsbank, in den Ausschüssen grundgesetzlich habe und doch in Bildung und Kenntnissen von den übrigen Ständen überflügelt sey. Die veraltete ständische Verfassung war nicht minder fortwährend die Zielscheibe heftiger Angriffe. Da der ganze gebildete Mittelstand von der Vertretung ausgeschlossen war, während jedes über 24 Jahre alte adelige Familienhaupt auf dem Reichstage erscheinen und hier mitstimmen durfte, so war es nicht die Intelligenz, die auf den Reichstagen das Wort führte. Die Bevorzugung des Adels führte auch dazu, daß der schwedische Beamtenstand selbst gemäßigte Ansprüche nicht befriedigte. Karl Johann wechselte, je nachdem diese oder jene Klage laut wurde, bei der Besetzung der Aemter zwischen zwei entgegengesetzten, aber dieselben Folgen ergebenden Systemen. Bald ließ er den grassesten Nepotismus vorwalten, bald hielt er sich streng an die Anciennetät; doch war und blieb es stets der Adel, der auf die eine oder andere Weise vorrückte. Bis 1838 wurde die Ruhe nicht bedeutend gestört. In diesem Jahre stieg aber die Unzufriedenheit, die schon lange geherrscht hatte, zur Gährung. Die Regierung stellte mehre Preßprozesse an, namentlich gegen Crusenstolpe, den Herausgeber des „Vaterlands", bei dessen Verurtheilung zu mehrjährigem Gefängniß es tumultuarische Scenen gab, und unterdrückte mehre oppositionelle Zeitschriften. Unter dem Eindruck dieser Vorgänge trat der Reichstag am 25. Januar 1840 zusammen. Im Anfange war der Eifer der Stände so groß, daß nichts weniger als eine totale Umwälzung der Verwaltung und Verfassung bezweckt werden zu wollen schien. Der Verfassungsausschuß debütirte mit 31 Anklagen gegen den Staatsrath; der außerordentliche Ausschuß, zu dessen verfassungsmäßigen Befugnissen die Kontrole des höchsten Gerichts gehört, erklärte, daß 3 Mitglieder desselben das Vertrauen verloren hätten. Im Hinblick auf die zahlreich gewordenen Preßprozesse entzog der Reichstag der Regierung die ihr seit 1812 zustehende Befugniß, die ihr mißliebigen periodischen Blätter zu unterdrücken. Eine der wichtigsten Principienfragen entschied der Finanzausschuß mit 19 gegen 15 Stimmen dahin, daß allein die Reichsstände berechtigt seyen, über alle Staatseinkünfte zu bestimmen. Als nun die durchgreifende Umgestaltung des Wahlsystems u. der Uebergang von der ständischen zu einer repräsentativen Verfassung erörtert wurde, zeigte sich der Verfassungsausschuß der Reformfrage günstig. Derselbe arbeitete einen Verfassungsvorschlag aus, dem das repräsentative Einkammersystem mit einem niedrigen Wahlcensus zu Grunde lag. In diesem Stadium blieb aber die Verfassungsfrage damals. Zum Beschluß wurde nur der Antrag erhoben, daß der Reichstag nicht mehr alle 5, sondern alle 3 Jahre zusammentreten solle. Noch während des Reichstags, am 16. Mai, trat eine Umgestaltung des Staatsministeriums und der Verwaltung ein, welche letztere 7 Ministerien (Justiz, Auswärtiges, Militär, Marine, Inneres, Finanzen und Kultus) zugetheilt wurde. Der Adel war patriotisch genug, dem von den Bürgern und Bauern laut ausgesprochenen Bedürfniß nachzugeben und sein erbliches Reichsstandrecht aufzugeben. Am 8. März 1844 † Karl XIV. Johann. An den neuen König Oskar knüpften sich große Hoffnungen. Sein wohlwollender Charakter schien Bürgschaft zu geben, daß er das Wohl des Landes stets im Auge behalten werde, und seine erste Regierungshandlung war ganz geeignet, Vertrauen zu erwecken. Der Prinz von Wasa hatte nach dem Absterben Karl Johanns eine Erklärung erlassen, in welcher er sich seine Rechte auf den schwedischen Thron vorbehielt; Oskar I. antwortete damit, daß er den bisher verbotenen Verkehr mit der vertriebenen Dynastie freigab. Diese Großmuth, die das Gefühl der Sicherheit ausdrücken sollte, erreichte ihren Zweck vollkommen: die Wasa's kamen in Schweden in Vergessenheit. Man erwartete mit freudiger Zuversicht, ja mit einer gewissen Begeisterung, daß sich das schwedische Staatsleben in der freisinnigsten Weise entfalten werde. Aber bald bemerkte man bei der Regierung ein gewisses Schwanken, eine Unentschiedenheit und Unentschlossenheit, welche es weder mit der einen, noch

mit der anderen Partei verderben wollte, endlich in ein Nichtsthun verfiel und keine Seite befriedigte. Wenn von dem König persönlich eine Entscheidung zu geben war, so erfolgte sie gewiß in freisinnigster Weise. Die Hemmungen kamen von den oberen Behörden, die mit sehr wenigen Ausnahmen durchaus unfähig waren zu irgend einer anderen Leistung, als die laufenden Schreibereien nach altem Schlendrian in aller Gewöhnlichkeit zu besorgen. Am 20. Juli 1844 eröffnete König Oskar den Reichstag in eigener Person. Der von dem früheren Konstitutionsausschuß ausgearbeitete Reformentwurf wurde zurückgelegt und ein neuer Ausschuß niedergesetzt, um einen anderen Antrag auszuarbeiten. Dieser Ausschuß war zusammengesetzt aus den einseitigsten und eigensinnigsten Mitgliedern zweier einander diametral entgegengesetzten Parteien, indem sämmtliche von dem Adel und dem geistlichen Stande gewählte Ausschußmitglieder konservative Ultras, die von dem Bürger- und Bauernstande gewählten hingegen mehr oder weniger exaltirte Progressisten waren. Auf eine Vermittlung der Extreme war nicht zu rechnen; zwei Stände traten zwei Ständen schroff entgegen. Es mußte zur Entscheidung durch das Loos gegriffen werden. Nachdem auf diese Weise für ständische Wahlen und gegen das Repräsentativsystem entschieden war, enthielten sich die Freunde des letzteren Systems, wozu sämmtliche Mitglieder des Bürger- und Bauernstandes in dem Ausschuß gehörten, fast jeder weiteren Theilnahme an den Arbeiten des Ausschusses in dieser Frage, und die adeligen und geistlichen Konservativen, welche zufälliger Weise den Sieg davontrugen, hatten also freies Spiel, einen ihre Partei befriedigenden Vorschlag zu Stande zu bringen. So kam es, daß die Verfassungsfrage nicht gefördert wurde. Als beim Schluß des Reichstags (24. Mai 1845) die gewöhnlichen ständischen Reden gehalten wurden, drückte sich nur der Bürgerstand über die Nothwendigkeit einer Verfassungsabänderung sehr bestimmt aus, während der Bauernstand die gleiche Vertheilung der Staatslasten in lebhafte Erinnerung brachte. Die Antwort des Königs und die Erläuterungen des Ministers von Silverstolpe lauteten sehr positiv, daß eine Repräsentationsänderung auf dem Wege gegenseitiger Opfer sich als unerläßlich darstelle. In der That ergriff die Regierung die Initiative und setzte einen Verfassungsausschuß nieder, in den der Justizminister Graf Posse als Präsident berufen wurde. Die übrigen Mitglieder wurden aus den 4 Ständen genommen und durch einige andere Mitglieder verstärkt, welche keinem Stande angehörten. Zwei volle Jahre, 1846 und 1847, saß der Ausschuß, und zuletzt zerfiel seine Arbeit, bis auf eine Sammlung statistischer Notizen. Die Regierung trug hauptsächlich die Schuld dieser Resultatlosigkeit, indem sie sich mehr der aristokratischen Partei zuneigte, da ihr Geldbedürfniß von den Liberalen nicht wie sie wünschte gewürdigt wurde, wogegen die konservativen Ultras zu Geldbewilligungen die größte Bereitwilligkeit zeigten. Bei dem Schluß des Reichstags eröffnete der König auch den Ständen, daß durch eine mit dem Kaiser von Marokko am 5. April 1845 abgeschlossene Uebereinkunft die jährliche Abgabe von 20,000 Piastern, welche Schweden fast 100 Jahre lang zum Schutze seines Handels an Marokko bezahlt, aufgehört habe. Im November 1847 trat der neue Reichstag zusammen. Die Mißstimmung der Bevölkerung hatte in dieser Zeit eine bedenkliche Höhe erreicht. Von allen den Reformen, die man seit der Thronbesteigung Oskars I. erhofft hatte, war bisher nur eine eingetreten, die Aufhebung der alten Erb- und Ehegesetze, wonach das weibliche Geschlecht, zumal unter dem Adels- und Bauernstand, gegen das männliche sehr zurückgesetzt war. Die übrigen Reformen betrafen hauptsächlich die Erweiterung der Gewerbefreiheit. Die Vorlagen, die dem Reichstag von 1847 gemacht wurden, vermehrten die Mißstimmung. Am meisten mißfiel das Budget. Die königliche Proposition stellte nicht bloß erhöhte Ausgaben für alle Zweige der Staatsverwaltung in Aussicht, sondern verlangte besonders ungeheure Summen zur Vermehrung des Aufwandes für das stehende Heer und zur Errichtung einer neuen, großartigen Flotte von Kriegsdampfschiffen, also zur Erweiterung des Militärluxus, den das Volk schon lange eher beschränkt, als erweitert zu sehen wünschte. Auch für den Kronprinzen wurde eine Apanage von 100,000 Thalern verlangt, obwohl die letzten Stände erst 25,000 Thlr. bewilligt hatten. Statt Beschränkung der Hof- und Staatsausgaben erhielt man eine Vermehrung derselben um 15—20 Procent, statt Ersparnisse neue und erhöhte Steuern oder gar Staatsanleihen in Aussicht. Gegen diese maßlosen Forderungen der Regierung erhoben sich in allen 4 Ständen Stimmen. Zu dieser Aufregung kam noch die pariser Februarrevolution. Die Reformfreunde erhoben ihre Stimmen lauter, denn je, aber von dem Reichstag hofften sie nichts, da die Zusammensetzung des Verfassungsausschusses, in dem die ultrakonservativen Mitglieder des Adels und der Geistlichkeit mit den radikalen des Bauernstandes zusammenwirken sollten, kein Resultat ermöglichte. Es entstand daher der Gedanke, durch Volksversammlungen, Petitionen rc. der öffentlichen Meinung einen Ausdruck zu geben, um wo möglich eine Entscheidung zu beschleunigen, wo nicht bei den Ständen, so doch bei dem Könige, dem die Initiative in einer solchen Frage eben so gut verfassungsmäßig zukommt, als den Ständen. Dieser Gedanke wurde weiter ausgebildet zu der Idee von Reformbanketten, deren erstes am 18. März 1849 in Stockholm Statt fand. Die Koryphäen der liberalen Partei vereinigten sich hier mit über 400 Gelehrten, Aerzten, Künstlern, Beamten, Schulmännern, Kaufleuten, Gutsbesitzern, Gewerbtreibenden rc., lauter Leuten, die nach der bestehenden Verfassung keine politischen Rechte genossen. Hier sprach man sich mehr oder weniger bestimmt dahin aus, daß die Stände nicht mehr als ein Ausdruck des aufgeklärten Nationalwillens betrachtet werden könnten, und daß das Wohl des Vaterlandes eine baldige Reform der Art verlange, daß nicht einzelne Stände oder Klassen, sondern das gesammte Volk am Reichstag vertreten sey. Am Abend des Reformbankets und an den folgenden Tagen fanden in Stockholm ziemlich bedeutende Unruhen

Statt, die wahrscheinlich von konservativen Ultras angezettelt worden waren. Der Zweck, den König und die Regierung von Reformversuchungen abzuschrecken, wurde indessen nicht erreicht, vielmehr ließ Oskar I. bald darauf dem versammelten Reichstag durch Graf Sparre eine neue Reichstagsordnung überreichen, deren Grundzüge folgende waren: Das Repräsentationsrecht des schwedischen Volks wird durch eine Reichsversammlung geübt, welche jedes 3. Jahr am 15. November zum ordentlichen Reichstage zusammentritt. Zu einem außerordentlichen Reichstage wird die Reichsversammlung vom König berufen, sobald er es für nöthig findet. Sie besteht aus zwei Kammern, einer ersten, die 120, und einer zweiten, die 150 Mitglieder zählt. Die Mitglieder der ersten Kammer werden für 9 Jahre, die der zweiten für jeden Reichstag gewählt. Zur zweiten Kammer senden sämmtliche Städte des Königreichs 30 Mitglieder, 70 werden auf dem Lande durch Wahlmänner und 50 durch unmittelbare Wahlen ausersehen. Aktives Wahlrecht kommt jedem schwedischen Manne lutherischen Glaubens zu, welcher irgend ein Gewerbe treibt, wofür er Steuern zahlt 2c. Wählbar zur zweiten Kammer ist jeder Wahlberechtigte, der das Alter von 25 Jahren, wählbar zur ersten Kammer ist jeder Wahlberechtigte, der das Alter von 35 Jahren erreicht hat, sofern er mehr als zwei Dritttheile der sämmtlichen Stimmen der Wahlmänner seiner Provinz erhält. Der Verfassungsausschuß nahm diesen Entwurf an; damit aber nichts überstürzt werde, sollte derselbe nicht dem Reichstage von 1848, sondern erst dem nächsten vorgelegt werden, und die Debatten über die neue Verfassung mithin erst 1851 beginnen. Während nun inzwischen der Verfassungsentwurf immer mehr Anhänger fand, erregte es Befremden, daß die Organe der Regierung, je näher der Augenblick der Entscheidung heranrückte, sich desto gleichgültiger für die Annahme des Entwurfs erwiesen, wie auch verlautbarte, daß die Krone gegen die Annahme des ministeriellen Entwurfs insgeheim arbeiten lasse oder wenigstens ohne Mißbilligung es mit ansehe, wie der Thronfolger auf die rücksichtsloseste Weise gegen den Regierungsentwurf zu wirken suchte. Als am 15. Nov. 1850 der Reichstag eröffnet ward, konnte man aus der Rede des Königs schließen, daß die Regierung ihren eigenen Vorschlag eben nicht sehr eifrig vertheidigen werde. Der Priesterstand verwarf denselben schon im December; ihm folgte der Ritterstand, dann der Bauernstand, dem der Entwurf mehr zu nehmen, als zu geben schien; nur der Bürgerstand nahm den Vorschlag mit 33 gegen 19 Stimmen an. Eine Folge dieses Ausgangs war, daß die Regierung bei allen Parteien, so schroff sich diese auch gegenüberstanden, an Achtung sank. Der Umstand, daß sämmtliche Minister, welche den Entwurf vorgelegt hatten, nach dessen Verwerfung von Seiten der Stände auf ihren Posten blieben, mit Ausnahme des Verfassers des Vorschlags, des Finanzministers Sandströmer, gab einen Maßstab für die Beurtheilung einerseits der politischen und persönlichen Selbstständigkeit des Ministeriums, andererseits der Art und Weise, wie die Stände selbst von der Regierung als Organ der öffentlichen Meinung betrachtet wurden. Das Publikum nahm die Sache im Ganzen gleichgültig hin. Alsbald nach der Verwerfung wurden dem Konstitutionsausschuß von den verschiedensten Seiten Vorschläge zu Aenderungen in der Verfassung übergeben, die geraume Zeit das Tagesgespräch bildeten; aber nach und nach verlor sich dies, und auch der Konstitutionsausschuß ließ nichts von seiner Thätigkeit vernehmen, selbst die Privatversammlungen der Reformfreunde hörten auf, kurz, es war für den Augenblick über die ganze Frage vollkommene Stille eingetreten, die kaum als natürlich betrachtet werden konnte. Manche gleich nach der Verwerfung des Regierungsvorschlags gefallene Aeußerungen ließen vermuthen, daß man im Bürger- und Bauernstande an einen energischen Schritt denke. Besorgnisse der Art mußten auch schon in der konservativen Partei aufgewacht seyn, denn während der Debatten waren Truppen in der Nähe der Hauptstadt zusammengezogen worden, obwohl an einen Aufstand zu Gunsten dieses keine Art von Enthusiasmus erregenden Vorschlags nicht zu denken war. Noch bevor die Verfassungsangelegenheit dieses Ende genommen, war Schweden auch nach außen hin in Kollisionen gerathen. Beim schleswig-holsteinischen Streit zwischen Deutschland und Dänemark hatte sich nämlich das schwedische Kabinet betheiligen zu müssen geglaubt, indem sich schon seit Jahren in der Nation, namentlich unter der Jugend, skandinavische Einheitsbestrebungen geregt hatten, in Folge deren der alte Haß zwischen Schweden und Dänen geschwunden und die dänische Sache in Schweden populär geworden war. Die Regierung, obwohl der skandinavischen Bewegung nicht hold, akkommodirte sich dieser Richtung, zumal da Rußland Alles aufbot, um Schweden zu Gunsten Dänemarks zu stimmen. Es kam daher ein enges Bündniß zwischen den beiden skandinavischen Staaten zu Stande, in Folge dessen schwedische Truppen nach Fünen abgingen und das schwedische Kabinet eine aktive Theilnahme am Kampfe gegen Deutschland in Aussicht stellte. Bald aber erkaltete in Schweden das künstlich geweckte Interesse für die dänische Sache wieder, und 1849 bemühte sich Dänemark vergebens, Schweden zu thätiger Mitwirkung am Kampfe zu bewegen. Schweden blieb nach wie vor neutral, weshalb auch beim Waffenstillstande vom 10. Juli 1849 den Schweden die Besetzung Nordschleswigs übertragen ward.

In Bezug auf die inneren Verhältnisse Schwedens schien nach der Verwerfung der von der Regierung beantragten Verfassungsreform der konservative Eifer auf Seiten der Aristokratie im Wachsen begriffen zu seyn, wie unter Anderem bei der Berathung über die Emancipation der Juden ein Rückschritt gegen früher unverkennbar war. Dagegen nahm sich die Regierung der Hebung der materiellen Interessen fortwährend mit Eifer an. Sie vermehrte die Wehrkraft des Landes, beförderte Eisenbahnbauten und suchte auf Ablösung des Sundzolls hinzuwirken. Die königliche Familie ward durch Sterbefälle schwer betroffen. Die Vermählung des Kronprinzen 1850 mit Luise von Oranien, der Tochter des Prinzen Wilhelm Friedrich der Niederlande, sowie die Geburt einer

Prinzessin 1851 und die eines Erbprinzen im December 1852 gewannen dem Thronfolger die Popularität wieder. Aber der Erbprinz starb schon am 13. März 1854 wieder, und während der König selbst schwer erkrankte, ward auch sein zweiter Sohn, Prinz Gustav, Herzog von Upland (geb. 1827), den 24. September 1852 nach kurzer Krankheit vom Tode hinweggerafft. Die Krankheit des Königs ward aber so langwierig, daß eine Regierungskommission bestellt werden mußte und er erst nach Monaten die Regierung selbst wieder übernehmen konnte (April 1853). Darauf ward das Land von der Cholera arg heimgesucht, und noch wüthete die Seuche, als die orientalische Krisis Schweden in die europäische Verwickelung hineinzuziehen drohete. Das Kabinet suchte sich zwar durch einen Neutralitätsvertrag mit Dänemark seine Neutralität zu bewahren, begann jedoch zugleich außerordentliche Rüstungen und verlangte im November 1853 vom wieder versammelten Reichstag 4 Millionen Thaler, um auf alle Eventualitäten vorbereitet zu seyn. Als im Laufe des Jahres 1854 die Flotten der Westmächte an den schwedischen Küsten erschienen, behielt die Regierung ihre abwartende neutrale Stellung bei; in der Nation aber gab sich eine antirussische Stimmung deutlich kund, indem die Gelegenheit zu Wiedergewinnung des verlorenen Finnlands günstig genug schien. Obwohl aber die Westmächte sich es sehr angelegen seyn ließen, die öffentliche Meinung in Schweden in diesem Sinne zu bearbeiten, so hielt doch die Furcht vor Rußlands Uebergewicht im Norden und die Ueberzeugung von der Unsicherheit der von den Westmächten in Aussicht gestellten Garantien die Regierung von aktiver Betheiligung am Kampfe gegen Rußland zurück. Der Reichstag ging in diesem Punkte mit der Regierung Hand in Hand und bewilligte entgegenkommend die Mittel zur Durchführung der bewaffneten Neutralität. In Betreff der inneren Angelegenheiten vereinbarte derselbe mit der Regierung ein Gesetz zur Beschränkung der verderblichen Branntweinbrennereien und Vertheuerung des Branntweingenusses. Die Verfassungsfrage kam aber wieder nicht zur Erledigung. Die Bildung eines sogenannten evangelischen Vereins, dessen Mitglieder sich vom Gottesdienste der Staatskirche zurückzogen und Hausandachten veranstalteten, veranlaßte die Regierung zu strengem Einschreiten dagegen und zu Erlaß eines Gesetzes, wodurch die Theilnahme an der Kommunion der Staatskirche zur Bedingung des Genusses wesentlicher bürgerlicher Rechte gemacht ward. Aber alle diese Maßregeln hatten die gewöhnliche Wirkung, daß die Zahl der Abtrünnigen sich mehrte. Auch die Verhältnisse der Juden waren Gegenstand der Reichstagsverhandlungen. Ihre Bitte, sich überall niederlassen und Grundeigenthum erwerben zu dürfen, ward aber abgeschlagen und ihnen nur die Befugniß eingeräumt, in Städten mit über 4000 Einwohnern zu wohnen und sich anzukaufen, während sie in Norwegen seit einigen Jahren in den vollen Genuß aller bürgerlichen Rechte gesetzt worden waren. Als am 5. Dec. 1854 der Reichstag auseinanderging, konnte der König der Arbeiten desselben rühmend gedenken, worunter namentlich wesentliche Verbesserungen der Strafgesetzgebung, Hebung des Staatskredits durch zweckmäßige finanzielle Maßregeln, Gesetze zur Vereinfachung der Steuererhebung und zur Steuerverminderung, Geldverwilligungen zur Verbesserung der Administration, sowie zu wissenschaftlichen, nationalökonomischen und wohlthätigen Zwecken, ein Gesetz über Eisenbahnbauten &c. hervorzuheben sind. Was die äußere Politik betrifft, so dauerten die Maßregeln zu Aufrechterhaltung der bewaffneten Neutralität, bestehend in Veranstaltung von Uebungsfahrten der Flotte im baltischen Meere und von Uebungslagern der Landtruppen, fort. Inzwischen aber hatte der König bereits im Juli 1854 der französischen Regierung insgeheim das Anerbieten gemacht, am Kampfe gegen Rußland Theil zu nehmen und in Finnland einzufallen, falls er von den Westmächten mit 100,000 Mann kriegstüchtiger Truppen, sowie mit Subsidiengeldern unterstützt werde. Dieses im März 1855 wiederholte Anerbieten ward aber von Seiten Englands und Frankreichs nicht angenommen, da die noch hinlänglich in der Krimm beschäftigten Alliirten mit einem sehr problematischen Feldzug in Finnland sich nicht befassen mochten. Russische Uebergriffe aber, welche in Folge der unsicheren Grenzen im Norden bei Fischerei und Jagd Statt gefunden, waren der ostensible Grund zum Abschluß eines Schutzbündnisses zwischen Schweden und den beiden Westmächten am 21. Nov. 1855, wonach Schweden sich verpflichtete, keinen norwegischen oder schwedischen Gebietstheil an Rußland abzutreten, und dafür die Zusicherung nachdrücklicher Hülfe bei etwaigen Angriffen von Seiten Rußlands erhielt. Die Kriegsrüstungen wurden demgemäß eifrig fortgesetzt und erst sistirt, als die kriegführenden Mächte Frieden geschlossen hatten. Rußland ging nicht nur bereitwillig auf die Grenzregulirung im Norden ein, sondern verpflichtete sich auch im pariser Frieden, die Alandsinseln nicht mehr zu befestigen. Nach innen beschäftigte sich die Regierung damals vornehmlich mit Maßregeln zu Herstellung einer innigeren Verbindung zwischen Schweden und Norwegen, welcher namentlich der Mangel an Straßen und die Zollgesetzgebung im Wege standen. Eine Versammlung von Studenten aus Upsala, Lund, Kopenhagen und Christiania, die im Juni 1856 als Kundgebung der insbesondere von der Jugend enthusiastisch angestrebten skandinavischen Verbrüderung zu Upsala veranstaltet ward, ist deshalb bemerkenswerth, weil der König, der früher seine Abneigung vor den skandinavischen Einheitsbestrebungen offen ausgesprochen, jetzt lebhaftes Interesse daran zeigte. Nachdem am 23. Oktober der Reichstag von 1856/57 eröffnet worden, ward demselben in der Thronrede die Vorlage einer neuen Zollordnung auf der Grundlage erweiterter Handelsfreiheit, sowie eines Gesetzes zu Gunsten der Glaubensfreiheit angekündigt. Aber die beantragte Aufhebung der bisherigen Strafgesetzgebung in Betreff des Religionswechsels ging besonders in Folge des Widerstands des Adels und der Geistlichkeit nicht durch, nachdem auch der höchste Gerichtshof sein Gutachten dagegen abgegeben hatte; vielmehr beantragten die Stände die neue Einschärfung der

die Sonntagsfeier betreffenden Gesetze. Dagegen bewilligte sie größere Summen als jemals zur vollkommeneren Ausrüstung des Heeres, sowie zum Bau von Eisenbahnen. Unter mehren die Geschäftsordnung des Reichstags betreffenden Verbesserungen ist besonders die hervorzuheben, wonach über alle wichtigeren Gegenstände die vier Stände gemeinschaftlich berathen sollten. Wegen abermaliger Erkrankung des Königs übernahm der Kronprinz Karl laut königlichen Erlasses vom 10. September 1857 die Regentschaft, nachdem er vor versammeltem Staatsrath den Eid auf die Verfassung geleistet. Am 10. März 1858 erfolgte der Schluß des Reichstags. König Oskar I. † den 8. Juli 1859 u. hatte seinen Sohn Karl XV. Ludwig Eugen, geb. den 3. Mai 1826, zum Nachfolger.

Vgl. Fant, Geijer u. Schröder, Sciptores rerum Suecicarum med. aevi, Upsala 1818—25, 2 Bde.; Rietz, Scriptores Suecicl medii aevi, Lund 1842—44, 2 Bde.; Dalin, Geschichte von Schweden, deutsch von Benzelstierna u. Dähnert, Greifsw. 1756—64, 4 Bde.; Sven Lagerbring, Abriß der schwedischen Reichshistorie, Rostock 1776; D. E. Wagner, Geschichte von Schweden (in dessen Geschichte des europäischen Nordens), Leipz. 1778—89, 9 Bde.; Rühs, Geschichte Schwedens, Halle 1803—14, 5 Bde.; Geijer, Sven Rikes Häfder, Upsala 1825, 1. Bd.; Derselbe, Svenska folkets historia, Oerebro 1832—36, 3 Bde., deutsch von Leffler, Hamburg 1832—36, 3 Bde.; Derselbe, Karl XIV. Johann, deutsch von Dieterich, Stockh. 1444; Mallin, Geschichte Oskars I., deutsch, Berlin 1845.

Das Königreich Norwegen (Norre, schwedisch Norrige oder Norryke, dänisch Norge) nimmt die kleinere westliche Hälfte der s. n H. ein und bildet ein Küstenland, das nur im Süden sich zu größerer Breite ausdehnt. Es liegt zwischen 57° 52′ und 71° 11′ 30″ n. Br. und berührt in seiner nördlichen Spitze das nördliche Eismeer. Im Westen und Süden wird es von den Wellen der Nord- und Ostsee bespült, im Nordosten u. Osten durch hohe Eisberge von Rußland und dem Schwesterreiche Schweden getrennt. Der Flächeninhalt des Königreichs beträgt 5799,$_{21}$ □Meilen. Die größte Länge vom Südkap Lindesnäs bis zum Nordkap beträgt in gerader Linie etwa 200 geographische Meilen, im Bogen aber, den das feste Land zwischen den Meeresspitzen bildet, über 220 geographische Meilen. Der südliche Theil von Norwegen bis 63° hat eine breitere, gegen Süden u. Westen nach dem Meere zu sanft gerundete Gestalt; die größte Breite von Bergen bis zum Kamm des Farfjäll beträgt 40 Meilen. Bei Drontheim verengt sich das Land so sehr, daß bei Salten im Nordland die Breite nur etwa 4 Meilen beträgt; es läuft bis 68° 40′ schmal fort, wo es nach Osten und gegen die russische Grenze hin an Breite wiederum zunimmt. Die Küstenausdehnung beträgt 1600, mit den Fjorden gegen 2000 Meilen. Norwegen ist ein Gebirgsland, ein ungeheurer zu Tag ausgehender Fels. Kahle Felsen, schroffe Thalwände, wilde Schluchten und Spalten, plötzliche und jähe Abstürze, zerrissene Gestalten bilden die Physiognomie der Oberfläche. Gleichmäßigkeit in der Größe ist der vorherrschende Charakter der Natur in Norwegen. Nicht die absolute Höhe des Gebirges, das selten über 8000 Fuß sich erhebt, sondern die plötzliche Elevation der ganzen Höhendünen aus tiefen und engen Klüften und Wasserdecken erregt Bewunderung. Die größte Erhebung ist das Plateauland des südlichen Norwegens, im Mittel 3000 bis 4000 Fuß hoch. Dasselbe dehnt sich in wechselnder Breite durch den weiten Westvorsprung der Haldinsel als aufsteigende erhabene Berglandschaft aus, die wirklich mit weiten Hochebenen überzogen ist, oder von abgerundeten Kuppen und langgestreckten Bergzügen überdeckt wird, deren Basis aber schon auf der gemeinsamen Erhebung ruht. In dieser emporgehobenen Plateangestalt, mit furchtbar zerrissener Oberflächenbildung, fällt dieser höchste Theil der Haldinsel westwärts überall in schroffer Senkung gegen den Ocean hinab, ostwärts dagegen senkt er sich in mehren übereinander stehenden Terrassen zum baltischen Meer, behauptet jedoch auch in diesen niedrigen Stufen immer noch die nämliche splitterige Form, wenngleich die geringere Höhe und die mehr abgerundete Form der Berge die großartige Wildheit der westlichen Masse nicht mehr hervortreten läßt. Ueber dieses Hochland erheben sich einzelne mehr oder weniger ausgedehnte Berge, die eine Höhe von 5—7000 Fuß erreichen, meist abgerundete Kuppen oder langgestreckte Bergzüge bilden und oft in weithin sich erstreckenden Gletschern und Eisfeldern endigen. Die bedeutendsten Höhen drängen sich nach dem westlichen Ufer hin; hier stürzt sich das Hochland oft wie abgeschnitten plötzlich ins Meer hinab und schließt in gigantischen Formen die Fjorde ein (s. oben). Von dem gesammten Flächeninhalt des Landes liegen nur cirka 800 □Meilen unter 300 Fuß absoluter Höhe, 60 zwischen 300 und 800 F., 700 zwischen 800 und 2000 F. und das Uebrige über 2000 F., davon 140 □Meilen über der Schneelinie. Die Seen nehmen über 300 und die Schnee- u. Felswüsten ungefähr 3000 □Meilen ein. In Folge dieser durchaus gebirgigen Beschaffenheit des Landes und seiner nördlichen Lage können seine Produkte nicht sehr mannichfaltig seyn. Der Ackerbau ist, obwohl fast 70 Procent der Bevölkerung von dem Ertrag der Landwirthschaft leben, im Allgemeinen wenig ergiebig und befriedigt selbst in guten Jahren kaum die Bedürfnisse der Einwohner, während minder gute Jahre weit häufiger und auch Mißernten nicht selten vorkommen. Den meisten Ertrag gibt der Ackerban in den südöstlichen Küstenlandschaften; in den nördlichen Provinzen ist er auf einzelne Oertlichkeiten von geringer Ausdehnung beschränkt; doch liegen noch ganze Strecken anbaufähigen Landes unbenutzt. Am meisten wird Hafer gebaut, der über $^{5}/_{8}$ aller Getreideaussaat ausmacht, während die Gerste nur $^{1}/_{5}$, ein Gemeng aus Hafer und Gerste $^{1}/_{8}$, der Roggen etwas über $^{1}/_{30}$ und der Weizen gar nur $^{1}/_{300}$ beträgt. Die Getreideproduktion wird durchschnittlich auf 2,200,000 Tonnen jährlich geschätzt. Fast eben so hoch wird der Ertrag des Kartoffelbau's angegeben, nämlich zu cirka 2,000,000 Tonnen jährlich. Unerheblich ist der Obst- und Gartenbau, denn wenn auch einzelne Obstarten an geeigneten Lagen der südlichen Provinzen und hier und da bis zu 64° nördl. Br. rei-

sen, so kommt doch der Ertrag nicht in Betracht und steht an Bedeutung dem Gewinn an wilden Beeren (Erd-, Moite-, Heidel-, Preiselbeeren etc.) nach, die der kurze, aber heiße Sommer bis in die Polarzone hinein zeitigt. Von Gartengewächsen gedeihen im Süden Kohl und Rüben; außerdem etwas Hanf und Flachs. Die Bergabhänge zeigen zum Theil trefflichen Graswuchs, doch ist von künstlichem Wiesenbau wenig oder nicht die Rede. Hauptprodukt des Pflanzenreichs ist Holz, das einen bedeutenden Ausfuhrartikel abgibt; die Waldungen bestehen aus Buchen (im Süden), Birken, Ahorn und besonders Nadelbäumen und bedecken namentlich auf der östlichen Seite des Landes weite Strecken. Die Eiche findet sich bis Drontheim. Die Viehzucht bildet in Gegenden, die dem Pflug unzugänglich sind, eine Nahrungsquelle für sich und wird hier auf halbnomadische Weise betrieben, geht aber sonst mit dem Ackerbau Hand in Hand. Das Rindvieh ist zwar klein, gibt aber fette Milch und eignet sich trefflich zur Mastung, namentlich auf den Inseln. Die Pferde sind ebenfalls klein, aber ausdauernd und leicht zu ernähren; sie werden aus einigen Distrikten nach Schweden und selbst nach England ausgeführt. Auch grobwollige Schafe, sowie Ziegen und Schweine werden in ziemlicher Menge gehalten. In Finnmarken bei den Lappen ist das Rennthier ein und Alles. Der Viehstand des Landes ward um 1845 auf 123,000 Pferde, 856,000 Rinder, 1,250,000 Schafe, 185,000 Ziegen, 80,000 Schweine und 90,000 Rennthiere angegeben. An wilden und Jagdthieren finden sich Elennthiere, die aber auch hier immer seltener werden, Hirsche, Bären, Wölfe und Füchse; hier und da Luchse und Vielfraße, ferner Lemminge, Hermeline, Fischottern, Marder, Hasen, Wiesel und Eichhörnchen. Zahlreich ist wildes Geflügel, namentlich Auer- und Schneehühner, Schnepfen, Drosseln, sowie Raubvögel, z. B. Adler, Falken etc., u. Möven, Eidergänse, deren Flaum (Eiderdunen) besonders auf den Inseln eine Quelle reichen Erwerbs ist, wilde Gänse und Enten etc. Obwohl die Jagd in Norwegen ganz frei ist, so ist ihr Ertrag doch von nicht geringer Erheblichkeit, besonders in so weit sie auf Pelzthiere sich bezieht. Auch der Fang der Seehunde an den Küsten liefert eine beträchtliche Ausbeute für den Handel. Nächst dem Ackerbau und der Viehzucht ist die Fischerei eine der Hauptnahrungsquellen Norwegens, und zwar diejenige, welche die wichtigsten Ausfuhrartikel liefert. Sie wird sowohl im Inneren des Landes in den zahlreichen Seen und Flüssen, besonders auf Lachse, als an der Küste in den Fjorden und zwischen den kleinen Inseln und Klippen (Scheeren) auf verschiedenerlei Seethiere, auch Hummern und Austern betrieben, hat aber besonders als Seefischerei auf Häring u. Kabeljau große volkswirthschaftliche Bedeutung. Der Häringsfang wird in den Monaten Januar und Februar vornehmlich an der südwestlichen Küste mit Erfolg betrieben u. bringt jährlich 500,000 bis 600,000 Tonnen Häringe im Werthe von $1\frac{1}{2}$ Mill. Speciesthalern ein. Das Erscheinen des Frühlingshärings an der Küste ist periodisch und pflegt im Allgemeinen 2—3 Jahrzehnte hindurch alle Jahre Statt zu finden, dann aber eben so lange Zeit auszusetzen, was aber seit 1808, wenigstens auf längere Zeit, nicht vorgekommen ist. Sommerhäringe, die zwar kleiner, aber feiner u. wohlschmeckender als die Frühlingshäringe sind, werden außerdem in den Monaten August und September an den nördlichen Küsten, besonders im Amt Romsdal gefangen, sowie Anchios, ein sardellenartiger, sehr wohlschmeckender Fisch, welcher vornehmlich bei Christiania in Menge vorkommt. Zum Fang des Kabeljau's versammeln sich an der nordwestlichen Küste zwischen den Lofoden und dem Festlande im großen Westfjord in der Zeit von Februar bis Mai gegen 16,000 Fischer mit cirka 3000 Booten, welche bei ihrem Geschäft nach gesetzlich vorgeschriebenen Normen zu Werke gehen und einen sehr lebendigen Verkehr an diese sonst öden und verlassenen Küsten und Inseln bringen. Der Ertrag des Kabeljaufangs wird zu 16 Millionen Stück jährlich im Werth von mehr als 1,300,000 Speciesthalern, der Gesammtertrag der ganzen norwegischen Fischerei aber zu 3—4 Millionen Speciesthalern jährlich veranschlagt. Von großer Bedeutung ist endlich der norwegische Bergbau, namentlich auf Silber, Kupfer, Eisen und Kobalt. Die wichtigsten Erzgruben befinden sich im südlichen Theile des Landes, namentlich im Gebiet des Glommen, wo das reiche Silberbergwerk von Kongsberg, das Kupferbergwerk und die Chromeisensteingruben bei Röraas, das Blaufarbenwerk von Modum und die zahlreichen Eisenbergwerke am südlichen Abhange des Gebirgs und in den Thälern der südlichsten Fjelde in der Linie von Arendal über Kongsberg bis zum Glommen zu nennen sind. In der neuesten Zeit hat der Bergbau auch ganz im Norden des Landes, in Finnmarken, Wurzel gefaßt; in ganz unwirthlicher Umgebung blüht hier das Kupferbergwerk von Kaafjord. Man veranschlagt den jährlichen Ertrag der norwegischen Bergwerke an Eisen zu 293,000, an Silber zu 200,000, an Kupfer zu 156,000, an Blaufarbe zu 84,000 Speciesthalern an Werth. Die industrielle Thätigkeit ist in Norwegen bis jetzt noch von geringer Bedeutung. Die häusliche Betriebsamkeit beschränkt sich meist auf Befriedigung des häuslichen Bedürfnisses, denn der durch lange Winter, große Entfernung der Städte und schlechte Wege isolirte Landmann ist darauf angewiesen, selbst den Schuster, Schneider, Weber, Seiler, Schmied, Sattler etc. zu machen. Die Folge hiervon ist, daß die Handwerke nur in wenigen größeren Städten zu selbstständigen Gewerben gediehen sind, obwohl der norwegische Bauer ein großes Geschick für praktische Technik besitzt, wie z. B. in der Umgegend von Drontheim gute Taschenuhren und feine Instrumente verfertigt werden. Unter den Fabriken sind diejenigen die bedeutendsten, welche sich mit der ersten Verarbeitung der Rohprodukte des Mineralreichs u. der Wälder beschäftigen; namentlich hat sich der Schiffbau nebst den damit zusammenhängenden Gewerben in der neueren Zeit sehr gehoben, und daneben ist auch der Häuserbau hervorzuheben, indem in den Wäldern ganze Häuser gezimmert und zu Schiffe nach den Städten zum Verkauf gebracht werden. Die übrigen, meist nur für die ersten Bedürfnisse des Lebens arbeitenden Fa-

briken finden sich bloß in den größeren Städten, liefern aber bei weitem nicht das Nöthige an Kleidungsstoffen, Geräthen, Porzellan, Papier, Luxusartikeln rc., Zucker und Tabak. Wie unerheblich die gewerbliche Thätigkeit ist, geht insbesondere daraus hervor, daß, abgesehen von der innerhalb der Familien Statt findenden häuslichen Industrie, nur gegen 20,000 Menschen, d. i. ungefähr 1⅓ Proc. der Gesammtbevölkerung, eigentlichen Gewerben sich widmen. Wichtiger sind Handel und Schifffahrt, die durch die weite Küstenausdehnung des Landes, die tief in die Küsten einschneidenden Fjorde und durch die Neigung der Einwohner zum Seeleben befördert werden. Haupthandelsplätze sind Christiania, Drammen, Bergen, Stavanger und Drontheim, neben denen noch über 20 kleinere Orte oder sogenannte Lösch- und Ladungsplätze, die von größeren abhängig sind, den Verkehr vermitteln. Eingeführt werden Kolonial-, Manufaktur- u. Luxuswaaren in großer Menge, Oel, Wein, Tabak, Früchte, Droguerien, Fett- und Fleischwaaren, Butter, Seife, Flachs und Hanf, Taue und Segeltuch, vornehmlich aber Getreide (durchschnittlich jährlich 800,000 Tonnen) und Salz (362,000 Tonnen). Hauptausfuhrartikel sind Holz, Fische, Erze, Pelzwerk, Dunen, etwas Leinwand rc. Die Einfuhr betrug 1855 89,521,000, die Ausfuhr 146,717,000 Francs, die durch den Handel umgesetzte Gesammtsumme also 236,238,000 Francs (1854 nur 187,977,000 Francs). Die Handelsmarine zählte 1856 5215 Fahrzeuge von 207,277 Kommerzlast Tragfähigkeit und mit 28,560 Mann Besatzung. Im Jahre 1857 liefen 10,928 Schiffe mit 467,969 Lasten ein und 11,017 mit 473,119 Lasten aus. Früher war der Verkehr mit England überwiegend, jetzt ist er am lebhaftesten mit Hamburg, woher Norwegen seinen Bedarf an Kolonial- und Manufakturwaaren größtentheils bezieht, u. mit Holland, wohin, mit Ausnahme des Eisens und der Häringe, die meisten Produkte des Landes abgesetzt werden. Bedeutend ist auch der Handel mit Rußland und Dänemark, die jedoch mehr nach Norwegen einführen, als von da beziehen; geringer Verkehr findet mit Schweden Statt. Nach Portugal, Spanien und den Ländern des Mittelmeers geht besonders der getrocknete Kabeljau (Stockfisch). Den Binnenhandel vermitteln die Küstenfahrer. Im Süden des Landes bis Drontheim gibt es gute Fahrstraßen, nördlicher nur Fuß- und Reitwege. Im Innern durchziehen 3 große Straßen das Land, zwei von Christiania nach Drontheim über das Dovrefjeld und eine von Christiania nach Bergen über das Fillefjeld. An der Küste fahren jetzt auch Dampfboote. Norwegen rechnet nach Speciesthalern zu 5 Reichsorten und 120 Schilling (1⅙ Thlr. Kur. oder 9¼ Mark fein). Maße und Gewichte sind die dänischen.

Die Einwohner, deren Zahl 1855 sich auf 1,433,488 belief, zerfallen nach ihrer Abstammung in eigentliche Norweger, in finnische Ansiedler (Quänen) und in Lappen (gewöhnlich hier Finnen genannt). Beide letztere Stämme bewohnen den hohen Norden des Landes und zählen keine 50,000 Seelen. Das Gros der Nation, die Norweger oder Normannen, sind, gleicher Abstammung mit den Dänen und Schweden, im Ganzen kräftig und wohlgebildet. Sie haben eine mittlere Statur, ein langes, volles Gesicht, einen starken Knochenbau, sind mäßig, arbeitsam, kühn, entschlossen, patriotisch, ehrlich, dienstfertig, gastfrei. Sie sind treffliche Soldaten und noch bessere Seeleute. Die Sprache ist in den Städten und als Schrift- und Umgangssprache der Gebildeten die dänische, während bei den Gebirgsbewohnern die alte norwegische Sprache, die aber nach den einzelnen Distrikten in verschiedene Dialekte zerfällt, noch jetzt in Gebrauch ist. Man hat sich nicht ohne Erfolg bemüht, dieselbe zu einer allgemein verständlichen norwegischen Sprache auszubilden und zu erheben. Dasselbe nationale Streben tritt in der Poesie hervor, die vor der Trennung des Landes von Dänemark mit der dänischen eine gemeinsame war, seitdem sich aber selbstständig entwickelt hat. Als Lyriker sind Welhaven und Wergeland, aus neuerer Zeit Munch, Monsen, Moe, Asbjörnsen zu nennen. Das Feld vaterländischer Geschichte und Alterthumskunde ist angebaut worden von Keyser, Lange, Unger, Munch. Um die altnorwegische Sprache und Literatur machten sich verdient Keyser, Unger und Holmboe. Die neuere Geschichte, Geographie und Statistik sind von Aal, Kraft u. Treihe bearbeitet worden. Auf dem Gebiet der Mathematik und Naturwissenschaft sind Abel in ersterer, Keilhau als Geolog, Hansteen als Astronom selbst im Auslande berühmte Namen. Eine Uebersicht über die norwegische Literatur seit 1814 gibt Nisseus „Norsk Bog-Fortegnelse" (Christiania 1848). Die Masse der Bevölkerung sind Landleute; sie zerfallen in eigentliche Bauern und in Häusleute. Die erstern sind Besitzer von Grundeigenthum, und zwar entweder Odalbauern, d. h. Eigenthümer, die kein Grundgeld zu entrichten haben, oder Jordrotten, d. i. Zinspflichtige; letztere entweder Leiländige (Pächter gegen eine gewisse Abgabe), oder Lodbeugare (Landbauern), die einen Theil des Ertrags an die Grundbesitzer abliefern, oder endlich Pladsemänd, die zu Abgaben und Frohndiensten beim Säen und Ernten verpflichtet sind. Kein Bauer führt einen Zunamen, sondern nennt sich, wie in Schweden, nach dem Vornamen seines Vaters, mit angehängtem Worte „Sohn". Männlicher Stolz u. Biederkeit zeichnet die bäuerliche Bevölkerung aus; hier wird Jedermann mit „Du" angeredet. Das Gefühl der Unabhängigkeit und die republikanische Verfassung erzeugen eine lebhafte Betheiligung an den öffentlichen Angelegenheiten. Jacken von Leder oder Tuch, verschiedenfarbig, durch einen Gürtel zusammengehalten, mit silbernen Schnallen verziert, Kamisole mit bunten Nähten und Vorschößen, Schuhe und Kamaschen, Filzhüte mit breitem Rande und wollene Mützen tragen die Bauern. Das weibliche Geschlecht liebt den Putz, besonders bei Hochzeiten, und ist mit Schnallen und Buckeln von Silber oder Gold, mit Perlen und anderem Geschmeide geziert; es trägt bunt verbrämte Leibchen und Gürtel, rothgestickte Strümpfe, mehre Röcke, oft 6—8 übereinander. Nur etwa 11 Proc. der Bevölkerung leben in den Städten, die übrigen auf dem Lande. Das Terrain gestattete nur hier und da die Entstehung

größerer Ortschaften, wie man denn in Norwegen nur 23 Städte und 26 Flecken zählt. Diese liegen mit wenigen Ausnahmen an den zugänglichsten und geräumigsten Stellen der Küste; an anderen Punkten derselben befinden sich die erwähnten Lösch- und Ladeplätze, die oft nur aus wenigen Häusern bestehen, und die zerstreuten Wohnungen der Fischer. Im Innern des Landes gestatten Boden und klimatische Verhältnisse den Ackerbau nur an einzelnen Lokalitäten; da aber diese für eine größere Menschenzahl viel zu klein sind, so trifft man fast nirgends Dörfer, sondern meist einzelne Höfe und Meiereien (Gaarde) an, die oft meilenweit von einander entfernt sind. Mehre solcher Gehöfte sind zu einem Kirchspiel verbunden, deren es im Norden 341 gibt. Eine bedeutende Rolle nehmen hier die Geistlichen ein, in sofern sie nicht nur als Seelsorger, sondern auch als Richter und Aerzte, überhaupt als Berather in allen Verhältnissen des Lebens große Autorität haben. Der größte Theil der Bevölkerung lebt in den südlichen, anbaufähigen Gegenden des Landes. Im Stift Aggerhuus kommen 382, in Nordland nur 95 und in Finnmarken nur 32 Menschen auf die □Meile.

Die Staatsverfassung Norwegens beruht auf dem Grundgesetz vom 17. Mai 1814, nach der Vereinigung mit Schweden modificirt und näher bestimmt unterm 4. November 1814, und auf der Reichsakte, vereinbart zwischen dem norwegischen Storthing und den schwedischen Ständen u. vom König bestätigt unterm 6. August 1815. Die Verfassung trägt einen entschieden demokratischen Charakter und begründet unter monarchischen Formen dem Wesen nach eine fast republikanische Regierungsweise. Norwegen ist ein freies, selbstständiges und unabhängiges, aber mit Schweden unter einem König vereinigtes Reich. Die ausübende Macht ist bei dem Könige, dessen Person heilig ist, während alle Verantwortlichkeit seinen Räthen obliegt. Die Erbfolge ist lineal und agnatisch, nach der schwedischen Erbfolgeordnung. Der König muß sich jedes Jahr einige Zeit in Norwegen aufhalten und wählt seinen Rath aus norwegischen Bürgern. Letzterer besteht aus wenigstens Einem Minister und sieben anderen Mitgliedern. Auch bestellt der König einen Vicekönig oder Statthalter, der in seiner Abwesenheit in seinem Namen die Regierung führt; Vicekönig aber kann nur der Kronprinz oder dessen Sohn, wenn er volljährig ist, werden. Bei dem Könige bleiben beständig der norwegische Staatsminister und zwei Mitglieder des Staatsraths, welche jährlich wechseln. Alle vom Könige ausgefertigten Befehle werden von dem norwegischen Minister kontrasignirt, und alle Beschlüsse, welche die norwegische Regierung während der Abwesenheit des Königs faßt, werden in dessen Namen ausgefertigt, von dem Vicekönig oder vom Statthalter und vom Staatsrathe unterzeichnet, gegengezeichnet aber von dem, der die Sache vorträgt. Der Thronerbe von Norwegen führt, wenn er der Sohn des regierenden Königs ist, den Titel Kronprinz, und sobald er sein 18. Jahr zurückgelegt hat, ist er berechtigt, Sitz im Staatsrathe zu nehmen, doch ohne Stimme und Verantwortung. Stirbt der König und ist der Thronfolger noch unmündig, so treten der norwegische und schwedische Staatsrath zusammen, um gemeinschaftlich die Einberufung des Storthings in Norwegen und des Reichstags in Schweden auszufertigen, und bis die Repräsentanten beider Reiche zusammen sind und eine Regierung während der Minderjährigkeit geordnet haben, steht ein aus gleicher Anzahl norwegischer und schwedischer Mitglieder zusammengesetzter Staatsrath der Verwaltung beider Reiche unter Beobachtung ihrer Grundgesetze vor. Den Vorsitz führt ein schwedischer oder norwegischer Staatsminister, je nachdem das Loos entschieden hat. Ist der männliche Königsstamm ausgestorben und kein Thronfolger erwählt, so tritt, bis zur Erwählung eines neuen Königsgeschlechts, dieselbe Verwaltungsweise ein. Das Volk übt die gesetzgebende Macht durch das Storthing aus. Wahlberechtigt dazu sind nur norwegische Bürger, welche das 25. Jahr zurückgelegt haben, im Lande 5 Jahre wohnhaft gewesen und Beamte sind oder gewesen sind, oder Grundbesitz oder das Bürgerrecht in einer Stadt haben. Mitglieder des Staatsraths, Beamte, die bei dessen Komtor angestellt sind, Hofbediente und Pensionisten des Hofes sind unfähig, die Repräsentantenstelle zu bekleiden. Das Storthing wird in der Regel jedes dritte Jahr in der Hauptstadt den ersten Werkeltag im Februarmonat eröffnet. In außerordentlichen Fällen hat der König das Recht, außer der gewöhnlichen Zeit und an einem andern Orte dasselbe zusammenzurufen. Die Mitglieder des Storthings fungiren als solche drei auf einander folgende Jahre. Kein Storthing kann gehalten werden, wenn nicht ²/₃ seiner Mitglieder gegenwärtig sind. Das Storthing erwählt unter seinen Mitgliedern ein Viertel, welches das Lagthing ausmacht; die übrigen ³/₄ bilden das Odelsthing; beide halten ihre Versammlungen abgesondert. Es kommt dem Storthing zu, Gesetze zu geben und aufzuheben, Schatzungen, Abgaben und Zoll, sowie andere öffentliche Lasten aufzulegen; Anleihen auf den Kredit des Reichs zu eröffnen; die Aufsicht über das Finanzwesen des Reichs zu führen; die zu den Staatsausgaben nöthigen Summen zu bewilligen; zu bestimmen, wie viel dem Könige und dem Vicekönig jährlich für ihren Hofstaat ausgezahlt werden soll; sich das in Norwegen vorhandene Regierungsprotokoll, mit Ausnahme der militärischen Kommandosachen, sowie die Bündnisse und Traktate vorlegen zu lassen, die der König eingegangen; Jeden aufzufordern, vor dem Storthing zu erscheinen, mit Ausnahme des Königs und der königlichen Familie; die inzwischen bestandenen Besoldungs- und Pensionslisten zu revidiren und darin die nöthig befundenen Veränderungen vorzunehmen; fünf Revisoren zu ernennen, welche jährlich die Rechnungen des Staats durchsehen und Auszüge aus denselben durch den Druck bekannt machen sollen; Fremde zu naturalisiren. Jedes Gesetz muß auf dem Odelsthing entweder von dessen eigenen Mitgliedern oder von der Regierung durch einen Staatsrath zuerst vorgeschlagen werden. Ist der Vorschlag angenommen, so wird er an das Lagthing gesendet, welches ihn genehmigt oder verwirft u. im letzteren Falle ihn mit beigefügten Bemerkun-

gen zurücksendet. Ist ein Vorschlag zweimal vom Odelsthing dem Lagthing vorgelegt und zurückgesandt, so tritt das ganze Storthing zusammen, und dann wird mit ⅔ seiner Stimmen über den Vorschlag entschieden. Billigt der König den Beschluß, so versieht er ihn mit seiner Unterschrift, wodurch er Gesetz wird. Billigt er ihn nicht, so sendet er ihn an das Odelsthing zurück, in welchem Falle das dermalige Storthing den Beschluß dem Könige nicht noch einmal vorlegen darf. Der König kann den Beschluß auch beim zweiten Storthing verwerfen. Verwirft er ihn aber beim dritten Storthing, so wird derselbe dennoch Gesetz. Das Storthing wird bei offenen Thüren gehalten, und seine Verhandlungen werden durch den Druck bekannt gemacht, außer in Fällen, wo das Gegentheil durch Stimmenmehrheit beschlossen wird. Zu Staatsämtern können nur norwegische Bürger gelangen. Niemand darf gerichtet werden, als nach dem Gesetz, Niemand bestraft werden, als nach Urtheil, und Niemand eingezogen und gefangen gehalten werden, außer in den vom Gesetze bestimmten Fällen. Auf Antrag des Storthings besteht seit 1818 ein Ritterorden (der königliche Nordsternorden); für bürgerliche Verdienste seit 1819 ein bürgerliches Ehrenzeichen. Die vorbereitende Behandlung sämmtlicher Regierungsangelegenheiten ist, mit Ausnahme der diplomatischen, auf 6 Regierungsdepartements vertheilt, deren jedem ein Staatsrath vorgesetzt ist. Die 6 Departements betreffen das Kirchen- und Unterrichtswesen mit den Medicinalangelegenheiten, das Justiz- und Polizeiwesen, das Finanz-, Handels- und Zollwesen, die Armee, die Marine, die Revision der öffentlichen Rechnungen. Diese 6 Departements bilden, mit dem Statthalter als Präsidirendem, die norwegische Regierung. Die auswärtigen diplomatischen Angelegenheiten werden, im Beiseyn des norwegischen Staatsministers, vom schwedischen Minister des Auswärtigen dem Könige vorgetragen. Sonst ist Norwegen in 4 Stifter, diese in 17 Aemter und diese in 45 Voigteien und 66 Sorenskriverien getheilt. Jedem Stift steht ein Stiftsamtmann vor, jedem Amt ein Amtmann, der die Verwaltung beaufsichtigt und die Kriminal- und Civiljustiz leitet. Jeder Voigtei ist ein Voigt vorgesetzt, der die Eintreibung der Steuern und die Vollstreckung der Kriminal- und Civilurtheile besorgt. Der Sorenskriver (geschworener Schreiber) ist Richter in allen Civil- und Kriminalsachen, administrirt die Vertheilung der Erbschaften und das Vormundschaftswesen und ist Notarius publicus. Die Stifter sind: Aggerhuus (Christiania), mit den Aemtern Aggerhuus, Smaalehnen, Hedemarken, Christians, Buskernd, Bradsberg und den zwei Grafschaften Jarlsberg und Laurvig, welche nur ein Amt bilden; Christianssand, mit den Aemtern Nedenäs, Mandal und Stavanger; Bergen, mit den Aemtern Söndre-Bergenhuus u. Nordre-Bergenhuus; Drontheim mit Nordland, welches sich wieder in Drontheim mit den Aemtern Romsdal, Söndre- und Nordre-Drontheim, und Nordland mit den Aemtern Nordland und Finnmarken theilt. Was die Rechtsverfassung anlangt, so bilden die Sorenskriverien, in den Städten die Byfogeds (Beivögte) die unterste Instanz, und sie halten umherreisend des Jahres 3-, in entfernten Gegenden nur 2mal Sitzung, wo Civilangelegenheiten verhandelt werden, Einzahlungen von Steuern geschehen. Von ihnen kann man an die Mittelbehörde, die Stiftsobergerichte, deren es in jeder Stiftsstadt eins gibt, appelliren, und von diesen bei Sachen über 100 Reichsthaler Species und bei Kriminalsachen an die oberste Instanz, das höchste Gericht zu Christiania, das, verbunden mit den Mitgliedern des Lagthings, das Reichsgericht bildet, vor dem die von dem Odelsthing eingeleiteten Sachen in erster und letzter Instanz abgeurtheilt werden, nämlich gegen Mitglieder des Staatsraths oder des höchsten Gerichts wegen Amtsverbrechen, die sie als solche begehen. Die Verhandlungen vor den Unter- und Mittelgerichten sind schriftlich, vor den obern mündlich, bei allen aber öffentlich. Hinsichtlich der geistlichen Verfassung zerfällt Norwegen in 5 Bisthümer (Aggerhuus, Christianssand, Bergen, Drontheim und Nordland-Finnmarken); unter den Bischöfen stehen 53 Pröpste und unter jedem von diesen die Pastoren und Kapläne, die letzteren zuweilen adjungirt sind. Die Pfarrhöfe sind größtentheils mit vielem Ackerland versehen, das ihnen verliehen wurde, als man bei Einführung der Reformation das katholische Kirchen- u. Klostergut einzog. Patronatsrechte sind aber nirgends vorhanden. Der evangelisch-lutherische Kultus ist der des Staats, und alle Einwohner, die sich zu demselben bekennen, sind verpflichtet, ihre Kinder darin zu erziehen. Mönche u. Jesuiten werden nicht geduldet. Auch den Juden ist die Niederlassung im Lande untersagt. Die Finanzen Norwegens sind in sehr befriedigendem Zustande. Das vom Storthing festgesetzte Budget auf die 3 Jahre vom 1. Juli 1857 bis 30. Juni 1860 veranschlagt die Einnahme zu 13,888,500 Speciesthalern u. die Ausgabe zu gleicher Höhe, mithin auf jedes Jahr 4,629,500 Thlr. Einnahme und Ausgabe. Direkte Abgaben und Steuern gibt es nicht, denn selbst die Grundsteuer ist durch Storthingsbeschluß 1836 aufgehoben und das ganze Staatseinkommen auf den Ertrag der Bergwerke, der Abgaben von Fischereien und Handel, der Ausfuhr- und Einfuhrzölle und sonstigen indirekten Verwaltungseinnahmen begründet. Die Staatsschuld belief sich Ende 1854 auf 4,384,300 Speciesthaler. Die Landmacht besteht aus 11,924 Mann Infanterie, 1070 Mann Kavallerie, 1330 Mann Artillerie, zusammen aus 14,324 Mann Linie, wozu noch 9160 Mann Landwehr kommen, zählt also im Ganzen 23,484 Mann. Die Seemacht weist 3 Fregatten, 5 Korvetten, 4 Schooner, 80 Kanonenschaluppen, 43 Bomben- und Kanonenjollen, 5 Bugsirdampfer, im Ganzen 142 Fahrzeuge mit 450 Kanonen auf. Alle Norweger sind vor dem Gesetz gleich. Adel existirt verfassungsmäßig nicht mehr, da ein Gesetz vom 1. August 1821 bestimmte, daß die Steuerfreiheit mit dem Tode der jetzigen Lehnbesitzer, die übrigen Vorrechte aber mit dem Tode der damals geborenen Adeligen aufhören sollten. Fünfzehn Geschlechter reklamirten nach der Bestimmung des Gesetzes von 1824 diese Rechte, die nur in adeli-

gen Namen und Wappen bestanden, und ihre geringe Zahl und das fortwährende Aussterben läßt schon jetzt den Adel als erloschen betrachten. Zur wissenschaftlichen Kultur zeigt der Norweger gute Anlagen, doch ist in der Landessprache wenig geschrieben worden (s. oben). Von Künstlern zeichneten sich aus Ole Bull in der Musik, Dahl, Tiedemann ꝛc. als Maler. Die einzige Universität ist zu Christiania, 1817 errichtet; es gibt außerdem 4 gelehrte Schulen (zu Drammen, Skeen, Frederikshald, Stavanger), 5 Mittelschulen (zu Kongsberg, Laurvig, Arendal, Molde und Tromske), 6 Seminarien (zu Asker, Hoidesöe, Troudenäs, Kläböe, Storöen, Holt) und fast in allen Städten Bürgerschulen. Der Unterricht auf dem Lande ist wegen der großen Entfernung der Höfe von einander sehr schwierig, doch wird das Mögliche geleistet, theils durch Privatunterricht von Seiten der Aeltern, theils durch wandernde Lehrer. Jeder Norweger kann lesen, schreiben und rechnen, und in jedem Hofe findet man die Bibel, ein Gesangbuch und noch manches andere gemeinnützige Buch. Viel trägt zu dieser Bildung der Umstand bei, daß jeder zu Konfirmirende lesen können, Jeder, der heirathen will, konfirmirt seyn muß, und daß, wer 20 Jahre alt noch nicht konfirmirt ist, gewaltsam im Zuchthaus zu Erlernung des Nöthigen beim Konfirmiren angehalten werden kann. Von gelehrten und gemeinnützigen Gesellschaften bestehen mehre Ackerbaugesellschaften, eine königliche Gesellschaft der Wissenschaften zu Drontheim u. eine Gesellschaft für Norwegens Wohl zu Christiania. Bibliotheken sind die Universitätsbibliothek zu Christiania, die Bibliotheken bei den gelehrten Schulen und bei den verschiedenen Gesellschaften, im Ganzen unverhältnißmäßig wenig. Von Kunstsammlungen ist 1840 durch das Storthing zu einer Gemäldegallerie zu Christiania der Anfang gemacht worden. Naturwissenschaftliche und antiquarische Museen bestehen bei der wissenschaftlichen Gesellschaft zu Drontheim und bei einem Privatverein zu Bergen und Arendal. Hauptstadt ist Christiania. Vgl. E. Pantoppidan, Natürliche Geschichte von Norwegen, aus dem Dänischen von J. A. Scheybe, Kopenhagen 1753 ff., 2 Thle.; K. Naumann, Beiträge zur Kenntniß von Norwegen, Leipzig 1823 ff., 2 Thle.; G. P. Biom, Das Königreich Norwegen, das. 1842, 2 Bde.

Geschichte. Norwegen wird zuerst von Plinius unter dem Namen Nerigos, und zwar als eine große Insel angeführt. Im 4. Jahrhundert hatte man schon eine richtigere Vorstellung von diesem Lande, als dem westlichen Theile der s. n. H., und im 6. Jahrhundert kannte man es schon bis etwa zum 70.° nördl. Br. Es hieß damals Norege, Norreke, und erst seit dem 10. Jahrhundert findet sich der Name Norwegen oder Nordwegen. Seine Bewohner waren ein armes Volk von Hirten, Fischern und Jägern. Ihr Land, von so ansehnlichem Flächengehalt es auch war, konnte seine Bewohner nicht ernähren. Diese drängten sich daher an den Meeresküsten zusammen, bekriegten sich unter ihren kleinen Königen und Stammeshäuptern, wanderten, vom Hunger getrieben oder von starken Feinden verfolgt, aus und beunruhigten als Seeräuber die Meere, Jahrhunderte lang ein Schrecken der europäischen Küstenländer (vgl. Normannen). Die ursprünglichen Besitzer des Landes scheinen aber diese Normannen nicht gewesen zu seyn. Wenigstens hat sich unter dem immer mehr absterbenden Volke der Lappen die Sage erhalten, daß ihre Voraltern einst im Besitz der ganzen s. n. H. gewesen seyen, bis ein Volk von Osten gekommen sey, das sie des größten Theiles ihres Landes beraubt und nach dem unwirthlichen Norden zurückgetrieben habe. Die Nachkommen dieser Eindringlinge, welche die schwache Mongolenraee aus ihren Wohnsitzen verdrängten, lebten von dem Ertrage der Jagd, der Fischerei u. ihrer Seezüge. Jeglicher größere Grundbesitzer, welcher bemittelt genug war, um Schiffe zu solchen Unternehmungen auf dem Meere ausrüsten zu können, schwang sich zum Jarl oder König auf, und sein Ansehen wuchs mit der Menge und dem glücklichen Erfolg seiner Fahrten. Lichter wird die Geschichte Norwegens aber erst mit der Niederlassung Olaf Tretelgja's in Wermeland. Dieser, ein Sohn des schwedischen Königs Ingiald Ilrada, mußte dem Haß der Schweden gegen das Haus der Ynglinger weichen und auswandern, und gründete sich eine ansehnliche Herrschaft in dem Nachbarlande, die auch auf seinen Sohn Halfdan Hvitbeen (Weißbein, 640—700) überging und unter diesem, sowie unter dessen Sohn und Nachfolger Eystein Fretr (700 bis 720) durch die Eroberung benachbarter Landstriche bedeutend vergrößert wurde. Als folgende Könige werden genannt Halfdan der Freigebige (730—784), der von glücklichen Feldzügen reiche Beute heimbrachte; Gudriod der Prächtige (784—841), der durch seine Gemahlin Alfhild noch hald Wingulmarken bekam; besonders aber Halfdan der Schwarze (841—863), der den eigentlichen Grund zur königlichen Macht seines Stammes legte, indem er die einzelnen Häuptlinge, Könige und Jarle besiegte und von sich abhängig machte. Das von Halfdan begonnene Werk ward von seinem Sohne Harald Harfagr (Schönhaar) mit Glück fortgeführt. Derselbe vollendete von 868—875 die Unterwerfung Norwegens und führte in dem unterworfenen Lande das Lehnwesen ein. Damals wanderten ganze Schaaren Normänner aus, weil ihre wilde Freiheitslust sich der streng gehandhabten Ordnung nicht fügen mochte. Sie eroberten Island, die Orkaden, Grönland und verstärkten ihre Brüder in Frankreich und Italien. Haralds Söhne, Enkel und Urenkel brachten blutige Kriege und Zerrüttung durch Familienzwistigkeiten über Norwegen, aber Haralds Werk, die Einheit des Staats, blieb als kostbare Errungenschaft. Seinen ältesten Sohn Erich Blodöx (Blutaxt) hatte er noch bei seinen Lebzeiten 930 zum Oberkönig ernannt und demselben das Reich abgetreten, den jüngern Söhnen aber Fürstenthümer angewiesen. Aber nach Haralds Tode (934) bekriegte, verjagte und ermordete Erich mehre seiner Brüder, beraubte die Vasallen ihrer Rechte und machte sich durch unmenschliche Grausamkeit bei allen seinen Unterthanen verhaßt. Um daher das Land von ihm zu befreien, rief der Jarl Sigurd 939 Hakon I. den Guten, Erichs Bruder, der an dem Hofe des Königs Athelstan

in England erzogen worden war, nach Norwegen, wo derselbe bald allgemein als König anerkannt wurde. Erich floh nach den Orkneys, von da nach England und ward 941 in der Schlacht bei Brunaburg erschlagen. Hakon aber eroberte Wermeland, Helsingen und Jämtland; auch versuchte er das Christenthum in Norwegen einzuführen, doch ohne rechten Erfolg. Er führte glückliche Kriege mit dem Oberkönige Harald Blauzahn, der deshalb den Sohn des vertriebenen Erich, Harald II. Graafell (Graufell), gegen ihn unterstützte, fiel aber 950 im Kampfe, worauf Harald II. den norwegischen Thron bestieg. Er nahm Rache an dem Jarl Sigurd, welcher die Entthronung seines Vaters bewirkt hatte, wurde aber 962 auf Anstiften des Sohnes Sigurds, des Jarls Hakon von Thrand, getödtet, worauf der letztgenannte den Thron bestieg, anfangs freilich nur als Lehnsträger von Dänemark, aus welcher Abhängigkeit er sich erst 975 befreien konnte. Um sich bei dem dem alten Heidenthume noch ergebenen Volke in Gunst zu setzen, rottete er das Christenthum, welches schon hier und da in Norwegen Eingang gefunden hatte, wieder aus, verschaffte sich dann durch glückliche Kriege auch nach außen hin Ansehen, ward aber zuletzt, da er sich durch Härte und Schwelgerei verhaßt gemacht, von einem seiner Diener ermordet (996). Um diese Zeit landete Olaf I. Trygveson, Harald Schönhaars Urenkel, in Norwegen und wurde von dem Volke zum König ausgerufen. Er erhob das Christenthum zur herrschenden Religion, wobei er aber mit so rücksichtsloser Härte verfuhr, daß mehre gefährliche Empörungen gegen ihn ausbrachen. Im Jahre 997 gründete er die Stadt Nidrosia (Drontheim). Nachdem er bei einem Seezug nach der wendischen Küste (1000) umgekommen war, gerieth Norwegen auf einige Jahre in Abhängigkeit von Schweden und Dänemark, in deren Könige Namen die Jarle Erich und Sueno regierten. Dieser Fremdherrschaft wurde aber schon 1017 durch Olaf II den Heiligen (Dicken) ein Ende gemacht. Dieser, ein Sohn des Unterkönigs Harald Gränske und Verwandter Olafs I., benutzte einen Krieg, in den der Dänenkönig Kanut mit England verwickelt war, schlug erst die Dänen, dann auch die Schweden aufs Haupt und befreite dadurch Norwegen von dem aufgedrungenen Joch. Darauf brachte er auch die Orkneys, die Faröer und Island unter die norwegische Herrschaft zurück u. ordnete die hof- und staatsrechtlichen, sowie dann auch die kirchenrechtlichen Verhältnisse des Landes. Das Heidenthum suchte er vollends auszurotten, wodurch er sich aber viele Feinde erregte. Als Kanut mit Heeresmacht heranzog, um Norwegen wieder zu erobern (1030), mußte er fliehen und wandte sich erst nach Schweden, dann zu seinem Schwiegersohne, dem russischen Großfürsten Jaroslaw, kehrte, von den Schweden unterstützt, wieder nach Norwegen zurück, ward aber, tapfer kämpfend, bei Sticklarstad von den Dänen besiegt und getödtet (1033). Olafs II. Sohn, Magnus I., der Gute oder Fromme, der mit seinem Vater geflohen war, wurde 1036 nach dem Tode Kanuts von den Norwegern zurückgerufen und stellte die Unabhängigkeit des Landes wieder her. Er bestieg nach dem Tode des dänischen Königs Hardknut, mit dem er einen Erbvertrag abgeschlossen hatte, 1041 auch den dänischen Thron, welcher Zuwachs an Macht ihn jedoch in schwere Kriege verwickelte. Er hat das Verdienst, in Norwegen zuerst eine geregelte Gesetzgebung begründet zu haben. Im Jahre 1045 überließ er die Hälfte von Norwegen Harald III. Hardradr (dem Harten), dem Halbbruder seines Vaters, der nach seinem Tode (1047) sein Nachfolger im ganzen Reiche wurde, während Dänemark an Sueno Estridson fiel. Harald, ein berühmter Kriegsheld, gründete 1054 die Stadt Opslo (Christiania) und kriegte glücklich gegen Dänemark. Als er aber auch England mit Krieg zu überziehen gedachte, ward er in der Schlacht bei Stanefordbridge (1067) geschlagen und getödtet. Ihm folgte sein Sohn Magnus II., welcher seinen Bruder Olaf III. Kyrre (den Feiedfertigen) zum Mitregenten annahm, aber schon 1069 †. Olaf führte darauf eine friedfertige Regierung, gründete 1070 Bergen, beförderte die Handelsthätigkeit seines Volkes und stattete den Klerus freigebig aus. Ihm folgte 1093 auf dem Thron sein natürlicher Sohn Magnus III. Barvot (Barfuß). Dieser unterwarf (1095) die Hebriden und Orkneys wieder, setzte seinen noch unmündigen Sohn Sigurd zum Inselkönig daselbst ein und zwang selbst den irischen König zur Anerkennung seiner Lehnsherrlichkeit. Dann kriegte er mit dem Schwedenkönig Ingo, besiegte denselben 1098 bei Foxerne, wurde aber 1099 auf demselben Schlachtfelde geschlagen, worauf der Friedensschluß von Konghella erfolgte. Im Jahre 1102 machte Magnus eine Expedition nach Irland, eroberte Dublin und Ulster, kam aber bei einem Ueberfall der Irländer um. Sein Nachfolger war Sigurd I. der Jerusalemfahrer, der von 1107–10 einen Kreuzzug nach Palästina machte und das Wikingergesetz und den geistlichen Zehnten einführte. Sein Nachfolger war sein Sohn Magnus IV. der Blinde, der auf dem Reichstage zu Hauga genöthigt ward, seinem Vetter, Harald V. Gillichrist, den Sigurd zur Verzichtleistung auf die Nachfolge in der Regierung genöthigt hatte, 1134 die Hälfte des Reichs abzutreten. Kaum aber fühlte sich Magnus wieder frei, so verjagte er ihn wieder. Aber Harald fand an dem König Erich von Dänemark einen Beschützer, sammelte ein Heer, landete mit demselben, als Magnus das seine schon entlassen hatte, unvermuthet bei Bergen, schlug Magnus, nahm ihn gefangen, ließ ihn blenden und verstümmeln nnd schickte ihn in ein Kloster bei Drontheim. Als Harald schon 1136 von seinem Halbbruder Sigurd II. ermordet worden war, erhielt Magnus seine Freiheit wieder und wurde gegen Haralds Sohn Ingo I. zum König erhoben und ihm Sigurd Slemper zur Seite gesetzt. Bei Mynne geschlagen, rief er Erich von Dänemark zu Hülfe, fiel aber mit Sigurd Slemper im Kampfe. Ingo theilte darauf den Thron mit seinem Bruder Sigurd III. bis 1155. Gegen beide erhoben sich zwar Magnus V. und Eystein II. als Gegenkönige, aber ohne sich behaupten zu können. Glücklicher war Hakon III. Härdebrad, Sigurds II. Sohn, indem er Ingo besiegte und dessen Thron bestieg

(1161). Da er aber schon ein Jahr darauf in einem Treffen fiel, so ließ Graf Erling, Sigurds I. Schwiegersohn, 1164 seinen Sohn Magnus VI. als König vom Erzbischof krönen. Während Erling den in Upland sich erhebenden Gegenkönig Olaf (1171) besiegte, kämpfte Magnus mit nicht minderem Erfolg gegen einen andern Nebenbuhler, Eystein Mala, den Anführer der Birkebeiner (s. d.). Erling fiel aber im Kampfe gegen einen dritten Prätendenten Swerir, der sich für einen Sohn Sueno's II. ausgab (1179), und auch Magnus wurde von diesem in der Seeschlacht bei Nordernäs geschlagen (1181), was seinen Sturz zur Folge hatte. Magnus' VI. Regierung ist besonders dadurch merkwürdig, daß er ein Kirchengesetz erließ, die sogenannte goldene Feder, wodurch dem Klerus große Prärogative zugesichert und fast die Königswahl ausschließlich in seine Hände gelegt wurde. Swerir ist einer der hervorragendsten norwegischen Könige; doch ließen ihn seine fortwährenden Kämpfe gegen Aufrührer und gegen die klerikale Partei, die sogenannten Bagler, zu keiner ruhigen Regierung kommen. Die Bischöfe belegten ihn mit dem Banne, er aber verjagte sie dafür. Der Tod rief ihn 1202 vom Schauplatze ab; von ihm aber stammen die folgenden Könige ab. Sein Sohn und Nachfolger Hakon IV. wurde schon 1204 von seiner Stiefmutter durch Gift aus dem Wege geräumt. Der nächste Erbe war Hakons 4jähriger Neffe, Gutthorm, der von einer Partei zum König erhoben wurde, während die gegnerische Erling Steinweg, Sohn Magnus' VI., auf den Thron zu erheben suchte. Als Gutthorm 1205 mit Tod abging, gedachte sein Vormund Hakon Gallin das Reich an sich zu reißen, mußte aber Gutthorms jüngerem Bruder Ingo II. weichen. Letzterer führte eine unruhevolle Regierung bis 1217 und hatte namentlich gegen den Baglerkönig Philipp harte Kämpfe zu bestehen. Nach ihm kam ein Enkel Swerirs, Hakon V. Gamla (der Alte), auf den Thron, indem er trotz des Widerspruchs der Geistlichkeit, die Swerirs Haus nicht aufkommen lassen mochte, von den Birkebeinern und Baglern 1217 zum König erhoben und auf dem Reichstage zu Bergen 1223 anerkannt wurde. Er führte mit Genehmigung jenes Reichstags ein Erbfolgegesetz ein, stellte das Ansehen der Krone und die Ruhe her, hob Ackerbau und Handel und legte neue Dörfer, Städte und Festungen an, schloß mit den Hansestädten Verträge und unterwarf die Inselkönige seiner Herrschaft. Die Blüthe, deren sich Norwegen unter seiner Regierung erfreute, bewog Grönland und Island (1261), sich seinem Scepter freiwillig zu unterwerfen. Er † 1262 und hatte seinen Sohn Magnus VII. Lagabäter (Gesetzverbesserer) zum Nachfolger. Derselbe trat die Insel Man und die Hebriden 1266 an Schottland ab, veranstaltete 1267—79 die Sammlung eines neuen Gesetzbuchs, in dem er die verschiedenen Gerichtsverfassungen des Reichs in Eine zusammenschmolz, regelte die Thronfolge und die Lehnsverhältnisse und stattete den Klerus mit neuen Vorrechten aus (1273). Er † 1280 und hatte seinen Sohn Erich Presthadare (Priesterfeind) zum Nachfolger. Derselbe war seine ganze Regierungszeit in die heftigsten Streitigkeiten mit der Geistlichkeit verwickelt, führte über die Herausgabe des Malschatzes seiner Mutter Ingeborg einen langwierigen Krieg mit Dänemark u. wurde 1284 auch mit der Hansa in einen Kampf verwickelt, welcher so unglücklich für ihn endigte, daß er in dem 1285 abgeschlossenen Frieden den Hanseaten unumschränkte Handelsfreiheit in seinem Reich einräumen und dem Bunde selbst beitreten mußte. Als er 1299 †, folgte ihm sein Bruder Hakon VII. auf dem Thron. Dieser führte mit den Schweden und Dänen Krieg und hatte 1313 und 1316 auch zu wiederholten Malen russische Eindringlinge zurückzutreiben. Nachdem mit ihm 1319 der norwegische Königsstamm in männlicher Linie erloschen, fiel die Krone an seinen Tochtersohn Magnus Smek, König von Schweden, der, obwohl noch minderjährig, 1330 den norwegischen Thron bestieg, wobei jedoch festgesetzt wurde, daß jedes der beiden Reiche seine Unabhängigkeit behalten sollte. Magnus Smeks Regierung war für Norwegen keine glückliche; die Russen machten verheerende Einfälle, der Adel veranlaßte Unruhen und Empörungen, die Hansa fing die Feindseligkeiten gegen das Land von Neuem an und die Pest raffte 1348 mehr als ein Drittel der an sich schon schwachen Bevölkerung des Landes hin. Magnus Smek hatte schon 1343 seinen Sohn Hakon VIII. zum Mitregenten angenommen und trat demselben 1350 die Krone von Norwegen förmlich ab, indem er sich nur einige Krongüter und hoheitliche Rechte vorbehielt. Der Sohn ergriff aber die Waffen gegen den Vater, entthronte denselben und ließ sich 1362 zum König von Schweden ernennen, wodurch die Kronen beider Reiche wieder auf Einem Haupte vereinigt wurden, aber nur auf kurze Zeit, denn Hakon wurde, nachdem er sich 1363 mit Margaretha, der Erbin von Dänemark, vermählt hatte, 1365 in Schweden wieder abgesetzt. Er räumte den Hanseaten große Vorrechte ein, um sich deren Gunst und Beistand zu sichern; gleichwohl gingen dieselben mit Albrecht von Mecklenburg einen Bund ein, und dieser verwüstete mit ihrer Beihülfe einige Provinzen Norwegens, bis 1370 ein Friede mit ihm zu Stande kam, nachdem schon ein Jahr früher mit der Hansa Friede geschlossen worden war. Als Hakon 1380 †, folgte ihm sein noch minderjähriger Sohn Olaf V., welcher als Erbe seines mütterlichen Großvaters Waldemar von Dänemark bereits König dieses Reichs war. Als Olaf aber schon 1387 plötzlich †, ward seine Mutter, die herrschsüchtige Margaretha, sowohl in Dänemark als in Norwegen als Königin anerkannt und wußte es bei den Ständen dahin zu bringen, daß diese ihren Vetter, den Herzog Erich von Pommern, zum eventuellen Thronfolger ernannten. Auf diese Weise und in Folge der kalmarischen Union (1397), welche die drei nordischen Reiche unter Ein Scepter brachte, ward Norwegen mit Dänemark vereinigt, und diese Vereinigung hat bis 1814 ununterbrochen fortgedauert. Erichs Regierung (1412—39) war auch für Norwegen, wo mehre Empörungen ausbrachen, eine sehr unruhige; mehr Ruhe genoß das Land unter der Regierung seines Schwestersohnes und Nachfol-

gers, des Herzogs Christoph von Bayern, den die Dänen zu ihrem König erwählt hatten (1441—48). Als sich mit dessen Tode 1448 die Union wieder auflöste, wurden auch in Norwegen schwache Versuche zur Losreißung von Dänemark gemacht, und es versammelte sich zu diesem Behufe ein Reichstag zu Drontheim; plötzlich aber erschien eine dänische Flotte u. zwang die Reichstagsmitglieder, Christian I. zum König zu wählen. Eine Reihe bürgerlicher Unruhen war die Folge dieser Gewaltthat, bis 1450 Christian I. als König von Norwegen gekrönt wurde. Einen neuen Versuch, sich von Dänemark loszureißen, machten die Norweger, als Christians I. Nachfolger Johann gegen die Dithmarschen unglücklich focht, doch wurden sie 1502 nach der unglücklichen Schlacht bei Opslo wieder zur Unterwerfung gezwungen und fernern Aufständen durch Hinrichtung des größten Theils ihres Adels vorgebeugt. Nur Bergen, damals einer der vier Stapelplätze des deutschen Handels im Norden, wußte seine eigene republikanische Verfassung zu behaupten. Das Unabhängigkeitsgefühl der Norweger sank aber von nun an immer mehr, je mehr die dänische Macht sich in Norwegen befestigte, u. als König Christian II., aus Dänemark vertrieben, in Norwegen eine Zufluchtsstätte fand, weil er dem dortigen katholischen Klerus Hülfe gegen die eindringende Ketzerei versprach, so fiel der letzte Rest der norwegischen Freiheit. Christian II. wurde besiegt und gefangen und Norwegen nach dem Ausspruch des dänischen Reichsraths als erobertes Land betrachtet, in eine Provinz verwandelt, der norwegische Reichsrath beseitigt und die Reformation mit Gewalt eingeführt. Norwegen wurde seitdem von Kopenhagen aus regiert und litt besonders unter den Kriegen der Dänen mit den Schweden harte Verluste, indem dadurch ganze Provinzen, wie Jämtland, Herjedalen und Bohuslän, 1645 und 1658 verloren gingen. Zugleich war die dänische Regierung eifrig bemüht, das Land aller etwa noch übrigen Reste der ehemaligen Selbstständigkeit zu berauben. So wurde der höchste norwegische Gerichtshof aufgehoben, alle Prozesse wurden in Kopenhagen von dänischen Richtern entschieden, alle Beamten kamen aus Dänemark. Dort wurden auch die Bischöfe geweiht, dort mußte die dem Staats- und Kirchendienst sich widmende Jugend studiren, und die norwegischen Soldaten und Matrosen wurden für Heer u. Flotte der Dänen ausgehoben. Nach Dänemark flossen auch die Steuern, Zölle, Abgaben u. der Ertrag der Bergwerke. Bei aller dieser Bedrängniß blieb jedoch Norwegen bewahrt vor dem Emporkommen eines zahlreichen Adels, vor Errichtung von Herrenhöfen, vor Verlust der persönlichen Freiheit, vor Frohnden, Feudallasten u. der Leibeigenschaft in ihren verschiedenen Abstufungen, weil die Dänen es trotz ihres Uebermuths nicht wagten, das alte Odalsrecht aufzuheben, d. h. das Recht, nach welchem der Grundbesitz als Familieneigenthum unantastbar gesichert blieb. Dazu kam die rauhe, unfruchtbare, wenig anlockende Natur des Landes, seine Abgelegenheit vom großen Weltverkehr, die Einfachheit und Armuth seiner Bewohner und besonders der Mangel eines königlichen Hofs, des Sammelplatzes für Adel und Privilegirte, was Alles Norwegen vor jenen Krebsschäden aller Staatswohlfahrt behütete.

Das ganze 18. Jahrhundert über regte sich in Norwegen kein Gedanke der Freiheit. Der Handel blühte auf und brachte reichen Gewinn; die Eisen- und Kupferbergwerke vermehrten sich und gaben Arbeit und Verdienst; das Volk lebte sein stilles Leben weiter, zahlte pünktlich seine Steuern und fügte sich in Alles so willig, daß der absoluten Regierung keine Gelegenheit gegeben wurde, irgendwie gewaltthätig einzugreifen. Erst mit der Kunde von dem Ausbruch der französischen Revolution erwachte auch in Norwegen plötzlich wieder die Sehnsucht nach der alten Unabhängigkeit. Eine patriotische Partei bildete sich und nährte die freiheitlichen Sympathien, welche um so stärker hervortraten, je schlimmere Zeiten kamen, als Norwegen durch seine Verbindung mit Dänemark in den verhängnißvollen Krieg mit England hineingerissen, als in Folge davon Norwegens Handel vernichtet wurde und große materielle Verluste entstanden. Die englischen Kreuzer und Flotten hoben Jahre lang fast alle Verbindung zwischen Dänemark und Norwegen auf; dieses Land war jetzt ganz sich selbst überlassen, und vielleicht wäre schon damals seine Losreißung von Dänemark erfolgt, wenn nicht der Statthalter Prinz August Christian von Holstein-Augustenburg, dessen treffliche Verwaltung das norwegische Volk mit der innigsten Anhänglichkeit lohnte, dies zu verhindern gewußt hätte. Als er 1809 mit einem norwegischen Heer gegen Schweden ausgezogen war, erfuhr er an der Grenze die Entthronung Gustavs IV. und die Thronbesteigung des Herzogs von Södermanland, Karls XIII., der, da er kinderlos war, ihn selbst zu seinem Sohne und Erben ernannte. Hiermit schien sich eine neue Zukunft für Norwegen aufzuthun, denn der Mann, welchem das Volk enthusiastisch anhing, sollte den schwedischen Thron besteigen. Aber die hieran mit Recht sich anknüpfenden Hoffnungen wurden durch des Kronprinzen plötzlichen Tod mit einem Schlage vereitelt. Seitdem traten in Norwegen die Gedanken an Herstellung der alten Unabhängigkeit wieder offener hervor. Der Krieg, die Theuerung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse, die Verschlechterung des Geldes, die Masse der dänischen Bankzettel und die schlechten dänischen Finanzspekulationen machten Alle arm und gleich begierig nach einem Umschwung der Verhältnisse. Unter 600 von den Engländern aufgebrachten Schiffen waren allein 400 norwegische. Die allgemeine Bedrängniß läuterte die Gemüther, machte sie zu großen patriotischen Anstrengungen und Opfern geneigt und fähig und vereinigte die Besten zu gemeinsamen Zwecken. So entstand die Gesellschaft für Norwegens Wohl, welche fortan der Mittelpunkt aller Bestrebungen, dem Vaterlande die alte Unabhängigkeit wieder zu gewinnen, wurde. Dänemark mußte geschehen lassen, was es nicht hindern konnte; doch sandte der König den Sohn des Erbprinzen Friedrich, den Prinzen Christian Friedrich, als Statthalter nach Norwegen, und dieser landete den 2. Mai 1813, indem er wo möglich des Prinzen von Augustenburg Erbe in der Liebe des Volks wer-

den sollte. Der Prinz wurde wohl aufgenommen und wußte sich auch beim Volke beliebt zu machen, aber ersetzen konnte er den Verewigten nicht. Der Krieg gegen Schweden konnte wegen Mangels an Lebensmitteln von Norwegen aus nicht mit dem gehörigen Nachdruck geführt werden; nachdem aber ein glücklich angelangter Convoi mit 30,000 Tonnen Getreide die norwegischen Magazine hinlänglich gefüllt hatte, war der Prinz ernstlich darauf bedacht, in Schweden einzufallen, als am 24. Januar 1814 plötzlich die unerwartete Kunde erscholl, daß im kieler Frieden Norwegen an Schweden abgetreten worden sey. Diese Kunde rief die allgemeinste Entrüstung und Erbitterung hervor. Das Reich sollte einem Volke übergeben werden, welches der Normann seit undenklichen Zeiten haßte und dessen Regierung er das schändliche System des Aushungerns, unter dem Norwegen so schwer seufzte, zuzuschreiben geneigt war. Es war nur Eine Stimme im Lande, Norwegen dürfe und solle sich nicht fügen. Kampf auf Leben und Tod müsse darüber entscheiden, ob Norwegen ein freies selbstständiges Land, oder ein Spielball fremder Mächte seyn solle. Der Prinz begab sich nach dem Eisenhammer Eidsvold, einer Besitzung seines eifrigen Anhängers, des Konferenzraths Carstens, am Mjösensee, wohin er eine Anzahl der einflußreichsten und angesehensten Männer berief. In Folge einer Berathung mit diesen nahm er den Titel eines Regenten von Norwegen an und rief als solcher den 15. Februar eine Nationalversammlung zusammen, welche den 10. April 1814 in Eidsvold eröffnet werden sollte. Die Zwischenzeit, die verfloß, ehe von den Vorgängen in Norwegen eine Kunde ins Ausland gelangte, wurde benutzt, um ansehnliche Kornladungen aus England herbeizuführen. Schweden schien jetzt noch keinen ernstlichen Widerstand von Seiten Norwegens befürchten zu müssen; wenigstens verhieß die Proklamation des Königs von Schweden vom 8. Februar eine Konstitution, die, vornehmlich auf die Wohlfahrt des Landes berechnet, von dem Generalgouverneur mit Zuziehung der einsichtsvollsten Notabeln Norwegens entworfen werden sollte. Karsten Anker war inzwischen nach England abgereist, um wo möglich das dortige Kabinet für die Wünsche der Norweger zu gewinnen. Je näher aber die Eröffnung der eidsvolder Nationalversammlung heranrückte, desto eifriger bemühte man sich schwedischer Seits, den Norwegern ihre Unabhängigkeitsidee zu verleiden. Briefe des Lord Castlereagh an den Minister Thornton und des russischen Ministers Stroganow an den Grafen von Engström (aus Chaumont datirt) kursirten in hundert Abschriften auf der Grenze und besagten, daß weder England noch Rußland Norwegens Unabhängigkeit jemals anerkennen, sondern Schwedens Rechte mit aller Kraft unterstützen werde. Schmähschriften wurden gegen den Prinzen und seine nächsten Vertrauten, die man für besoldete dänische Agenten ausgab, verbreitet. Auch lud man die Norweger ein, sich Korn aus den schwedischen Magazinen zu holen. Dessen ungeachtet ging die Wahl der Volksrepräsentanten in Norwegen vor sich, und die von ihnen bei ihrer Ankunft zu Eidsvold an den Prinzen gerichteten Adressen schienen zu beweisen, daß die Wahl völlig frei, ohne Einwirkung von Seiten des Prinzen und seiner Vertrauten Statt gefunden. Die Gesammtzahl der Mitglieder der Versammlung war 112. Bis auf 6 waren alle geborene Norweger. Bereits am 16. April hatte man sich über die Grundzüge des Verfassungsentwurfs vereinigt, und obwohl von mehren Seiten Norwegens Verbindung mit Schweden als das naturgemäßeste Auskunftsmittel empfohlen und es sehr bezweifelt ward, ob Norwegen als selbstständiger Staat werde existiren können, so ward doch am 11. Mai das Konstitutionswerk beendigt und trotz des Widerspruchs der schwedisch gesinnten Partei der Regierung die Summe von 14 Millionen Reichsbankthalern zur Disposition gestellt. Am 19. Mai nahm Christian Friedrich vor der Versammlung zu Eidsvold die Krone Norwegens an, beschwor die Konstitution und forderte die versammelten Deputirten auf, dies gleichfalls zu thun. Am 22. Mai hielt er unter dem Jubel des Volkes seinen Einzug in Christiania, und in wenigen Stunden waren daselbst 50,000 Rthlr. zusammengebracht, die dem Könige als freiwilliges Geschenk eingehändigt wurden. Man sandte nun, weil von Karsten Anker immer noch keine Nachrichten eingelaufen waren, den Staatsrath Niels Aal mit zwei Deputirten nach England, um die dortigen Minister vom wahren Hergang der Sache zu unterrichten und Ankers Wirken zu unterstützen. Inzwischen zog das Ungewitter am nordischen Horizont herauf, dessen zerstörende Wirkung selbst durch die vereinigten Kräfte der für die Freiheit der Norweger kämpfenden britischen Oppositionsredner nicht abgewandt werden konnte. Ein Aufruf des Kronprinzen an das schwedische Heer versicherte, es handle sich nicht um Krieg mit dem norwegischen Volke, sondern nur um Bestrafung einzelner Aufrührer, die es verführten, und jenes solle bald einsehen, daß Schweden nur sein Glück, nur die Freiheit und Unabhängigkeit des Nordens wolle. Noch abschreckender lauteten aber die Nachrichten, welche endlich (22. Juni) von Karsten Anker einliefen. Die britischen Minister hatten demselben unumwunden erklärt, Großbritannien werde seine Verpflichtungen gegen Schweden erfüllen. Bald darauf ward Ankers Thätigkeit ganz unterbrochen, indem er einige Wochen wegen alter Schulden in Verhaft genommen wurde. Die nachher anlangenden Abgesandten konnten gar nicht einmal Gehör bei den britischen Ministern erlangen. Am 31. Mai traf der britische Agent Morris in Christiania ein und erklärte gerade heraus, das britische Gouvernement lasse jetzt dem norwegischen Volke nur die Wahl, entweder die Vermittlung Großbritanniens zur Feststellung seiner konstitutionellen Verhältnisse zu Schweden anzunehmen, oder sich einem Kriege mit dieser Macht und ihren Verbündeten auszusetzen. Am 30. Juni langten auch die Gesandten der betheiligten Mächte, der österreichische Generalmajor von Steigentesch, der russische Generalmajor Graf Orlow, der britische Minister Forster und der preußische Major von Martens, an und überbrachten dem neuen König von Seiten des Königs von Dänemark den kategorischen Befehl, den Titel

Regent abzulegen, ein Manifest ergehen zu lassen und die Norweger aufzufordern, von ihrem Beginnen abzulassen, dann die Festungen des Reichs unverzüglich den Schweden einzuräumen und gewärtig zu seyn, nach dem Königsgesetze zur Rechenschaft gezogen zu werden, falls er den Gehorsam noch länger verweigere. Der König erklärte darauf, er sey bereit, dem Wohle seiner Unterthanen jedes Opfer zu bringen, könne jedoch die ihm vom norwegischen Volke übertragene Gewalt nur in die Hände der Repräsentanten des Volks wieder niederlegen und müsse daher Zeit und Ruhe fordern, um ein außerordentliches Storthing zusammenberufen zu können, wo er der Nation ihre Lage ohne Rückhalt schildern wolle. Halte es das Storthing dann für nöthig, daß er die ihm anvertraute Gewalt niederlege, so werde er es schleunigst thun; beschlösse dasselbe aber anders, so halte er es für seine heilige Pflicht, das Schicksal seines Volks zu theilen. Die Kommissarien verlangten darauf als Bedingung des vom Könige vorgeschlagenen Waffenstillstands Besetzung der norwegischen Festungen durch schwedische Truppen. Aber dies schlug Christian Friedrich rund ab und wollte die Festungen nur von den Truppen der Alliirten besetzt wissen. Auch auf die weiteren Bedingungen, welche die Kommissarien dem Prinzen vorlegten, daß er seinen ganzen Einfluß aufbieten solle, um die Nation für den Anschluß an Schweden zu stimmen, und daß das Land zwischen dem Glommen und der schwedischen Grenze für neutral erklärt, die Besetzung der dort liegenden Festungen Friedrichsstadt, Friedrichsstein und Königswinger aber schwedischen Truppen übertragen werde, konnte Christian Friedrich nicht eingehen, ohne das Grundgesetz des Reichs zu verletzen. Sein am 5. Juli versammelter Rath sprach sich dahin aus, man müsse sich lieber den Verwüstungen eines Krieges aussetzen, als schwedische Truppen in die Festungen aufnehmen, doch solle, wenn dies zur friedlichen Ausgleichung führe, das Land zwischen dem Glommen und der schwedischen Grenze von den norwegischen Truppen geräumt, die Besetzung der Festungen aber den Bürgern anvertraut werden. Aber schon unter dem 10. Juli erließ der König von Schweden eine Proklamation an die Einwohner Norwegens, worin er nach einer Reihe väterlich klingender Ermahnungen, die mit harten Beschuldigungen gegen den Prinzen Christian Friedrich und dessen Partei vermischt waren, den Norwegern erklärte, sein Sohn, der Kronprinz, sey jetzt befehligt, mit der ganzen schwedischen Kriegsmacht über die Grenze zu rücken und das Reich mit Gewalt in Besitz zu nehmen. Die vom Prinzen Christian Friedrich berufene Reichsversammlung wurde zugleich für gesetzwidrig und die ganze Summe der von ihr gefaßten Beschlüsse für ungültig erklärt. Am 27. Juli brach der Kronprinz an der Spitze der Armee auf, nachdem er noch einmal einen begeisternden Aufruf an dieselbe erlassen und den Norwegern das Glück recht eindringlich vor Augen geführt hatte, das ihrer in der Vereinigung mit Schweden warte und das sie nicht länger in thörichter Halsstarrigkeit von sich weisen sollten. Die vornehmsten Rathgeber des Prinzen Christian Friedrich waren von der Unstatthaftigkeit der Offensive gegen Schweden überzeugt. Daher bezog die Armee, dem entworfenen Plane gemäß, eine Stellung am Glommen, gedeckt durch die bei den Hvalöern stationirte Flottille und durch die Festung Friedrichsstadt, und erwartete so den Feind. Am 26. Juli ließ der schwedische Admiral Puke die Flottille, die nur aus 40 Kanonenbooten bestand, zur Uebergabe auffordern. Seiner Instruktion gemäß zog sich der Kommandant derselben, um dem Lande die unentbehrliche Seemacht zu erhalten, in der darauf folgenden Nacht nach der Westseite des Meerbusens von Christiania zurück, worauf sich die Schweden der Hvalöer und der Insel Krageröe am Eingange des Hafens von Friedrichsstadt bemächtigten. Landwärts geschah der Angriff der Schweden in zwei Kolonnen. Die erste unter dem Kommando des Feldmarschalls Grafen von Essen drang schon am 29. Juli durch Enningdalen über Berby vor und nöthigte den 31. Juli den auf der Ideebene postirten Kapitän Spörck, sich nach Weden zurückzuziehen, wo dieser aber am folgenden Tage mit solcher Uebermacht angegriffen wurde, daß er auch diese Position verlassen und nach Kjölen zurückweichen mußte. Nach Spörcks Rückzug wurde die Stellung bei Swinesund leicht umgangen, der zweiten schwedischen Kolonne, die am 3. August über Swinesund vorrückte, der Weg geöffnet und die Verbindung von Friedrichsstein mit der norwegischen Hauptmacht gänzlich abgeschnitten. Zu derselben Zeit hatte der Oberstlieutenant Hiermann, welcher mit 1200 Mann die Insel Krageröe an der Mündung des Glommen vertheidigen sollte, diesen wichtigen Posten, ohne auch nur Einen Todten oder Verwundeten zu haben, am 3. August aufgegeben und dadurch den Angriff auf Friedrichsstadt von der Seeseite her den Schweden erleichtert. Der Kommandant von Friedrichsstadt, Oberstlieutenant Hals, benahm sich nicht besser. Denn bei Annäherung der schwedischen Kanonenboote verlor er den Muth und übergab nach einer leichten Kanonade von einigen Stunden den 4. August die ihm anvertraute Festung dem schwedischen Admiral Puke, obgleich die Werke noch gar nicht gelitten, ja die Feinde die Stadt noch gar nicht einmal von der Landseite eingeschlossen hatten. Ein vom Prinzen versammelter Kriegsrath entschied dahin, den General Armfelt über den Glommen zurückgehen zu lassen, weil man sonst Gefahr laufe, von Christiania abgeschnitten zu werden, wohin dem Feinde durch seine Uebermacht der Weg zur See jetzt offen stehe. Dieser Beschluß war der einer feigen Klugheit, die nichts wagen wollte, und doch kam in diesem kritischen Augenblick Alles darauf an, den sinkenden Muth der Truppen durch eine kecke Waffenthat wieder zu heben und den ersterbenden Enthusiasmus, ohne den Alles verloren war, von Neuem zu beleben. In einzelnen Gefechten hatte es sich gezeigt, mit welchem Muth der Norweger focht, wenn man ihn gut zu führen und seine Begeisterung zu benutzen wußte. Dessen ungeachtet wurde der Rückzug der Hauptarmee beschlossen und den 6. August das Hauptquartier nach Sydebierg an der Westseite des Glommen verlegt. An demselben Tage erschienen

der ehemalige Staatsrath Tank, welcher den norwegischen Dienst verlassen hatte, und der Propst Hount als Bevollmächtigte des Kronprinzen im Hauptquartier, um einen Waffenstillstand anzubieten, wobei sie versicherten, der König von Schweden werde die norwegische Konstitution anerkennen. Schon zuvor hatte der Kronprinz versprochen, dem Lande eine Verfassung mit Ständen nach schwedischem Muster und das Steuerbewilligungsrecht zu verleihen; jetzt erbot er sich, die eidsvolder Konstitution, welche sich die Norweger selbst gegeben, anzunehmen und verlangte bloß, daß sie die schwedische Dynastie auf ihren neuen Thron erheben und nur die durch eine solche Bestimmung nöthig gewordenen Veränderungen im Grundgesetze vornehmen möchten. Der Prinz, von der Hoffnungslosigkeit seiner Sache überzeugt, erklärte darauf, er sey bereit, die königliche Gewalt niederzulegen, aber nur in die Hände der versammelten Repräsentanten der Nation. Hierin aber wollte der schwedische Kronprinz nur eine leere Ausflucht, um Zeit zu gewinnen, sehen, und die Feindseligkeiten nahmen also ihren Fortgang, wobei die Schweden so verfuhren, daß sie des besten Erfolgs gewiß seyn konnten. Nicht genug, daß ihre Anführer auf die strengste Mannszucht hielten und allenthalben, wo sie eindrangen, den Glauben zu verbreiten suchten, der Krieg gelte nicht den Norwegern, sondern nur der Partei des dänischen Prinzen, richteten sie auch ihr ganzes übriges Verfahren so ein, daß das Volk Vertrauen zu ihnen fassen mußte. Alle Kriegsgefangenen, sogar die ganze Besatzung von Friedrichsstadt, wurden sofort in ihre Heimath entlassen, u. anstatt an den Landmann harte Forderungen zu machen, theilten ihm die Schweden vielmehr von ihren Lebensmitteln mit. Dadurch wurden Viele von Christian Friedrich abgezogen, und dieser Abfall mußte von Tag zu Tag zunehmen, da jetzt die auf dem eidsvolder Reichstage überstimmte schwedische Partei ihren Einfluß ungehindert und offen geltend machte. Seit der Rückkehr der nach England gesandten Mitglieder der Reichsversammlung griff daher die Muthlosigkeit immer entschiedener Platz, besonders in den Grenzgegenden, die besonders von den Drangsalen des Krieges betroffen zu werden fürchteten, und nur in den entferntern Gegenden glühete noch die Begeisterung, die für Norwegens Selbstständigkeit Alles wagen wollte. Aber es bedurfte glücklicher Waffenthaten, um die Flamme der Begeisterung lebendig zu erhalten, und die traurigen Ereignisse am Glommen waren nur zu sehr geeignet, sie zu verlöschen. Obwohl nach dem Uebergang der Schweden über den Glommen der Ausgang des Krieges nicht mehr zweifelhaft seyn konnte, so ließ doch der schwedische Kronprinz den Antrag eines Waffenstillstandes wiederholen und willigte selbst in die Zusammenberufung eines außerordentlichen Storthings, wobei er als unerläßliche Bedingung nur die stellte, daß Christian Friedrich die ausübende Gewalt dem Storthing ganz anheim stelle. Christian Friedrich berief seine Staatsräthe noch einmal in sein Hauptquartier Moß. Die Armeekommandanten Seyerstadt, Hegermann und Armfelt erklärten es für unmöglich, den Feind an weiterem Vordringen zu hindern, und meinten sogar, die Armee würde sich wegen Mangels an nöthigem Proviant, Ammunition und Kleidungsstücken wohl ganz auflösen, was dann Norwegens Unterjochung zur Folge haben könnte. Da nun an eben dem Tage die nach England gesandten Deputirten mit ihrer Trauerkunde zurückkehrten, so mußte Christian Friedrich wohl das große Opfer bringen. Also ließ er zu Moß (14. August) eine *Konvention* unterzeichnen, wonach er sich verbindlich machte, spätestens bis zu den ersten Tagen des Oktobers ein außerordentliches Storthing zu berufen, wogegen der König von Schweden die Anerkennung der eidsvolder Konstitution versprach, nur mit Vorbehalt solcher Abänderungen, welche durch die Vereinigung Norwegens mit Schweden nöthig gemacht würden. In einem Separatartikel erklärte sich Christian Friedrich noch überdies bereit, Norwegen selbst dann zu verlassen, wenn auch der Reichstag ihn auffordern sollte, noch länger im Lande zu bleiben. An demselben Tage wurde der Waffenstillstand abgeschlossen und dabei die beiderseitige Truppenanzahl, die Demarkationslinie, die Uebergabe der Festung Friedrichsstein und die Aufhebung der Blokade der norwegischen Häfen verabredet. In einer Proklamation vom 16. August gab der Prinz Christian Friedrich eine Darlegung der Umstände, die ihn zur Annahme des Waffenstillstandes und der Konvention vom 14. August bewogen hätten, und am 19. erließ er von der Ladegaardsinsel ein Schreiben an seinen Staatsrath, worin er diesem einstweilen die ausübende Gewalt übertrug. Karl XIII. von Schweden aber wiederholte den 30. August zu Udewalla die Versicherung, daß alle von dem Kronprinzen gemachten Verheißungen erfüllt, Norwegen zwar mit Schweden vereinigt, aber keineswegs als ein erobertes Land angesehen werden, vielmehr seine Konstitution mit einigen nöthigen Modifikationen beibehalten solle. Nachdem am 7. Oktober das außerordentliche Storthing eröffnet worden, übergab der Prinz am 10. auf Ladegaardsinsel die Urkunde, wodurch er seinen Rechten auf den norwegischen Thron entsagte, und noch an demselben Tage schiffte er sich nach Dänemark ein. Das Storthing setzte darauf ein Komité zur Verhandlung mit den schwedischen Kommissarien nieder. Die Frage, ob Norwegen unter gewissen Bedingungen mit Schweden unter Einem Könige vereinigt werden sollte, wurde den 20. Oktober durch Stimmenmehrheit entschieden, und zwar stimmten 72 der gegenwärtigen Mitglieder dafür, 5 dagegen. Am 4. November schritt man in außerordentlicher Sitzung zur Königswahl, und einstimmig wurde *Karl XIII. von Schweden* zum konstitutionellen König von Norwegen gewählt und diese Wahl sofort den schwedischen Kommissarien bekannt gemacht. Der Kronprinz, durch eine Kommission bewillkommt, hielt den 9. November, begleitet von seinem Sohne Oskar, seinen feierlichen Einzug in Christiania. Am folgenden Tage begab er sich in das Storthing, beschwor die Verfassung und empfing darauf den Huldigungseid der Versammlung, welchen dann alle Kollegien, Korporationen und das Militär eben-

falls leisteten. An die Spitze der neuen Regierung wurde der Graf von Essen mit einem Staatsrathe gestellt und am 26. das Storthing geschlossen.

So waren denn die beiden skandinavischen Reiche, ehedem aufs Feindlichste getrennt, jetzt eng verbrüdert, wiewohl ihre Konstitutionen ein durchaus verschiedenes Gepräge tragen, die schwedische nämlich ein aristokratisches, die norwegische dagegen ein entschieden-demokratisches. Bald nach der Vereinigung wurde nicht nur schwedischer Seits der Wunsch einer sogenannten Amalgamation beider Reiche u. Völker lebhaft geäußert, sondern es offenbarte sich sogar ein ziemlich wohl angelegter Plan zur Verwirklichung dieser Idee, welchem jedoch die Storthinge in treuer Vertretung des Volks durch Festigkeit und Gewandtheit entgegen zu arbeiten beflissen waren. Was von Seiten der Regierung gegen die Verfassung geschah, waren leicht abzuweisende, doch immer wiederholte Angriffe, zum Oeftern bloße Neckereien, welche jedoch die Wachsamkeit der Patrioten rege hielten. Festes Zusammenhalten und sorgfältiges Vermeiden sogar des Scheins einer Ungebühr war politischer Grundsatz. Durch die Folgen der Julirevolution in Frankreich, besonders durch die Ereignisse in Polen und Belgien stellte sich die große Lehre von der Unhaltbarkeit selbst legitimer Dynastien gegen die öffentliche Meinung und das Gefahrvolle der Verschmelzung verschiedenartiger Völker, die sich jedes auf seinem eigenen Wege herangebildet, dermaßen überzeugend heraus, daß für Norwegen ein Zustand der Ruhe und des ungestörten Genusses seiner Institutionen eintrat. Irgend einen Nachhall jener Bewegungen vernahm man im Norden zwar nicht, doch verriethen schon die Wahlen zum Storthing 1833 eine noch entschiedenere Opposition als früher, und es gaben sich Bestrebungen kund, eine Anzahl abhängiger Beamten auszuschließen und den Deputirten aus den Landgemeinden die Majorität zu sichern. Die öffentliche Meinung gab sich seitdem besonders bei der jährlichen Wiederkehr der Feier des norwegischen Konstitutionstags den 17. Mai kund. Im Jahre 1833 wurde das Fest durch die Entschleierung des unfern Christiania errichteten Denkmals des Storthingsmannes Christian Krogh († 1829) durch Reden, patriotische Gesänge und andere Solennitäten besonders festlich begangen. Das Storthing verwarf bald darauf wiederum einstimmig die vorliegenden Propositionen zur Abänderung der Verfassung. Nach dem Schluß der Storthingsverhandlungen machte zum ersten Male die Preßfreiheit ihr Recht durch rücksichtslos scharfe Kritiken gegen das Storthing im Allgemeinen und einzelne Mitglieder desselben geltend. Man wies auf den überwiegenden Einfluß des Bauernstandes hin und suchte dessen Blößen aufzudecken. Unnöthige Bedenklichkeit und Langsamkeit, Schwatzhaftigkeit, Trachten nach Volksgunst, übertriebene Sparsamkeit, Härte bei Verweigerung von Pensionen, Hintansetzen des Allgemeinen zur Förderung des örtlichen Besten und Unkunde in der Geschäftsführung waren die Vorwürfe, welche erhoben wurden, aber in der That in Norwegen selbst keinen großen Anklang fanden, zumal da es dem Storthing auf der anderen Seite auch nicht an tüchtig gewappneten Vertheidigern fehlte. Unter solchen Parteistellungen wurde im Februar 1836 das 8. ordentliche Storthing eröffnet. Da die Anzahl der dem Bauernstande angehörigen Mitglieder desselben eher zu- als abgenommen hatte, so war es sehr natürlich, daß alle ihre Schritte mit unverwandter Aufmerksamkeit verfolgt und ihre Maßregeln der genauesten Kritik unterworfen wurden. Was jetzt die Mißstimmung des Königs noch erhöhte, war, daß die seit 1821 immer von Neuem den Storthingen vorgelegten und schon vielfach beleuchteten Propositionen zur Abänderung des Grundgesetzes jetzt nicht einmal mehr einem Komité zur Begutachtung anheimgegeben, sondern sofort einhellig verworfen wurden. In Folge davon traf Anfangs Juli plötzlich aus Stockholm der Befehl zum Schluß des Storthings ein. Mit beträchtlicher Stimmenmehrheit wurde darauf im Odelsthing beschlossen, den Staatsminister Löwenskjold vor einem Reichsgericht zu belangen. Letzteres, aus den Mitgliedern des höchsten Gerichts und Lagthings zusammengesetzt, versammelte sich im August. Da aber irgend ein böser Wille nicht vorausgesetzt werden konnte, sondern nur Selbsttäuschung oder Charakterschwäche, so entschied es für die geringste der im Verantwortlichkeitsgesetze festgesetzten Strafen; es verurtheilte nämlich den Minister zu einer Geldbuße von 1000 Speciesthalern und in die Kosten. Der Minister blieb trotz seiner Verurtheilung in Amt und Würden. Da um diese Zeit der König keineswegs einen schwedischen Großen, sondern den Grafen Wedel-Jarlsberg an die Spitze der Regierung setzte und im Oktober das aufgelöste Storthing als ein außerordentliches wieder einderief, welches sich auf Erledigung der königlichen Propositionen beschränkte und schon Ende Januar 1837 wieder geschlossen werden konnte, so beruhigte sich die öffentliche Meinung in Norwegen wieder. Der Konstitutionstag von 1837 hatte daher ganz den Charakter eines Versöhnungsfestes, indem sich der König überzeugt zu haben schien, daß diese Feier keineswegs darauf abzwecke, die Gemüther für eine Trennung von Schweden, geschweige von der jetzigen Dynastie zu stimmen. Große Freude erregte es, als im April 1838 die dem König fast abgedrungene Erlaubniß zum Gebrauche der norwegischen Nationalflagge auf allen Meeren erfolgte. Nicht weniger Beifall fand ein neues von der Regierung proponirtes und vom Storthing mit einigen Modifikationen angenommenes Kommunalgesetz, welches die Landgemeinden von der Vormundschaft der Altmänner, unter der sie seit Jahrhunderten standen, befreite. Aber die dem 9., im Februar 1839 eröffneten Storthing gemachten Anträge auf Abänderung des Grundgesetzes, insonderheit der auf Verwandlung des suspensiven königlichen Veto's in ein absolutes und Einschränkung des ausschließlichen Naturalisationsrechts des Storthings bezügliche, und ein anderer, nach welcher die norwegischen Staatsräthe Sitz und Stimme in den Versammlungen des Plenums haben sollten, wurden wieder einhellig verworfen. Dessen ungeachtet gab sich auf Seiten des Königs keine Mißstimmung kund und Alles glich sich harmonisch aus. Da die Staats-

kasse seit einer Reihe von Jahren beträchtliche Ersparnisse gemacht hatte, so ergab sich bei der durch mehre mißlich ausgefallene Ernten in verschiedenen Landestheilen verursachten Noth eine schöne Gelegenheit, diese Ersparnisse zur Abhülfe der Noth anzuwenden, indem ansehnliche Summen zum Theil als unverzinsliches Darlehen angewiesen u. die Kommunen der ihnen bisher obliegenden Entrichtung der Einquartierungs- und Delinquentengelder enthoben wurden, nachdem schon 1836 die allgemeine Landsteuer ganz abgeschafft worden war. Nachdem auch noch das neue peinliche Gesetzbuch, welches zuvor die gründlichste Prüfung von Rechtsgelehrten des In- und Auslandes erfahren hatte, berathen und angenommen worden, blieb unerwarteter Weise die königliche Sanktion desselben aus, weil die Majorität des Storthings sich nicht dazu verstehen wollte, die in dem Gesetzbuche wie in dem Grundgesetze ausgesprochene Heiligkeit und Straflosigkeit der königlichen Majestät auch auf die Prinzen und Prinzessinnen von Geblüt auszudehnen. Im August 1839 wurden die Sitzungen vom Statthalter geschlossen. Im J. 1840 drohte in Folge des Ablebens des Statthalters Grafen Wedel-Jarlsberg wieder eine neue Mißstimmung zwischen König und Volk zu entstehen. In Norwegen hielt man die Stelle eines Statthalters für entbehrlich und insbesondere die damit verbundene Besoldung von 14,000 Species für viel zu hoch. Dazu kam noch, daß 1841 jener in Norwegen mißliebige Staatsminister Löwenskjold zum Statthalter ernannt wurde. Dafür wurde zwar der beliebte Due, ein Norweger, zum Staatsminister ernannt, doch dauerte es dessen ungeachtet einige Zeit, bis sich die Mißstimmung gegen die Regierung wieder legte. Auf dem 10. ordentlichen Storthing, welches den 1. Febr. 1842 eröffnet u. nach einer vom König zugestandenen Verlängerungsfrist im August geschlossen wurde, kamen wieder jene leidigen schon so oft beantragten u. immer einstimmig verworfenen Verfassungsveränderungen zur Vorlage, ohne aber ein besseres Schicksal zu haben, als früher. Auch wurde im geraden Gegensatze gegen die Wünsche der Regierung der Beschluß gefaßt, daß zur Naturalisation von Fremden in Norwegen die königliche Sanktion nicht erforderlich seyn solle, sowie auch der von Seiten der Regierung gemachte Antrag, das Gesetz, welches den Juden den Eintritt in Norwegen verbietet, aufzuheben, zurückgewiesen wurde. Trotz solcher Renitenzen war das königliche Entlassungsschreiben vom 17. Sept. doch in den wohlwollendsten Ausdrücken abgefaßt. Nachdem den 8. März 1844 König Karl XIV. Johann mit Tod abgegangen war, bestieg Oskar I. den Thron Schwedens u. Norwegens. Einem gewissen Argwohn, den die Norweger in die Gesinnungen des neuen Königs setzten, suchte dieser sofort angelegentlichst entgegenzuwirken, wie schon seine Erlasse in Betreff der norwegischen Reichsflagge, des norwegischen Reichswappens und der norwegischen Nationalkokarde zeigten, indem darin die Anerkennung der Selbstständigkeit und Unabhängigkeit Norwegens lag, weshalb jene Erlasse im Lande mit allgemeiner Begeisterung aufgenommen wurden. Die günstige Meinung, welche der König hierdurch für sich erweckt hatte, waltete noch vor, als er im Februar 1845 nach Norwegen kam, um den 10. dieses Monats das Storthing persönlich zu eröffnen. Gleichwohl entsprach der Gang der Verhandlungen seinen Wünschen wenig, in sofern die von der Regierung wieder beantragte Betheiligung des Staatsraths an den Berathungen des Storthings mit 79 gegen 28 Stimmen abgelehnt wurde und einige andere Anträge kein besseres Schicksal hatten. Die Frage über Religionsfreiheit ward angeregt, vom Odelsthing auch günstig entschieden, sowie vom Verfassungsausschusse des Storthings befürwortet, aber gleichwohl nicht zum Beschluß erhoben. Die Erhebung Schleswig-Holsteins gegen Dänemarks Anmaßungen fand zwar bei der Bevölkerung Norwegens eine verschiedenartige Beurtheilung; doch war die Mehrzahl nicht so sehr in skandinavischen Sympathien befangen, um nicht früher von Seiten Dänemarks erfahrener Unbilden zu gedenken und insbesondere die russisch-dänische Politik des stockholmer Kabinets, die auch dem norwegischen Volke Opfer kostete, ohne daß irgend ein Vortheil für dasselbe in Aussicht stand, entschieden zu mißbilligen. Die Blicke des Auslandes zog Norwegen erst 1851 wieder mehr auf sich, als am 1. Februar das 13. ordentliche Storthing sich versammelte. Es traten zu derselben Zeit in einigen Gegenden Norwegens kommunistische Tendenzen hervor, besonders im Amt Drontheim. Kaum war hier die Ruhe hergestellt, als im Juni zu Christiania eine aus allen Theilen des Landes beschickte Arbeiterversammlung zusammentrat, welche an das Storthing das Gesuch richtete, in Masse vor demselben erscheinen und ihre Anträge vorbringen zu dürfen. Dies ward zwar abgelehnt, jedoch ein Ausschuß ernannt, welchem die Abgeordneten der Arbeiter ihre Eröffnungen machen sollten. Dies geschah am 16 Juni; da aber die Forderungen jener Versammlung auf eine völlige Umgestaltung der Verfassung und Verwaltung des Landes abzweckten und durch Drohungen mit Aufstand unterstützt wurden, so wurden sie vom Storthing einfach ad acta gelegt, wiewohl nur mit einer Mehrheit von 59 Stimmen gegen 36. Die Regierung schritt darauf gegen jene Arbeiterbewegungen mit Strenge ein, worüber es in Ringerige zu einem Aufstand kam, der mit Waffengewalt unterdrückt werden mußte. Die Ruhe wurde auf diese Weise zwar hergestellt, das Uebel aber nicht gründlich geheilt, denn unleugbar lagen jenen Vorgängen große Nothstände zu Grunde, was schon daraus hervorgeht, daß 1100 wirklich Heimathlose das Land durchziehen, ein jedenfalls schädlicher Bestandtheil der Bevölkerung Norwegens, welchen man durch Erleichterung der Auswanderung abzuleiten sucht. Dem Storthing wurde jene auf Theilnahme des Staatsraths an den Verhandlungen bezügliche Proposition von Neuem vorgelegt, und diesmal stand der Opposition eine regierungsfreundliche Mehrheit gegenüber, so daß den 6. Mai mit 76 gegen 29 Stimmen ein Zusatz zu §. 62 des Grundgesetzes beschlossen wurde, demzufolge den Mitgliedern des Staatsraths der Zutritt zu den Storthingssitzungen ohne Stimmrecht, doch mit dem Vorbehalt, daß jedes künftige Storthing das Recht haben sollte, über die Ausdehnung dieser

Zulassung Beschluß zu fassen, gestattet wurde. Diese Beschränkung der königlichen Vorlage veranlaßte jedoch den Monarchen, diesem Gesetz seine Zustimmung zu versagen. Dasselbe Storthing beschloß auch die Erhöhung der Civilliste für den König auf 64,000, für die Königin-Wittwe auf 16,000, für den Kronprinzen auf 20,000, zusammen auf 100,000 Species, und gestattete den Juden den Zutritt in das Reich. Nach dem Schluß des Storthings gab sich in einigen Gegenden des Landes statt der frühern socialen eine große religiöse Aufregung kund. Fanatiker, meist aus Schweden kommend, durchzogen das Land und versetzten durch schwärmerische Bußpredigten das Volk in einen wahrhaft erstatischen Zustand, worin Fluch mit Gebet, Zerknirschung mit Gotteslästerung in erschreckender Weise abwechselte. Gelinde Regierungsmaßregeln blieben fruchtlos, und man beschloß daher, das Uebel durch Abspannung, die nothwendig auf jede unnatürliche Ueberspannung folgen muß, heilen zu lassen. Das vom 8. Februar bis 5. Sept. 1854 versammelte 14. ordentliche Storthing wickelte, sowie auch das am 2. Februar 1857 berufene und am 14 Oktober desselben Jahres aufgelöste 15., seine Geschäfte auf die gewöhnliche Weise ab. Ein vom 14 Mai bis 9. Juni versammelt gewesenes außerordentliches Storthing genehmigte ein von der Regierung proponirtes Anlehen von 3,600,000 Speciesthalern. Auch in Norwegen machte sich in neuester Zeit nicht nur kein Fortschritt im konstitutionellen Leben, sondern vielmehr ein gewisser träger Konservatismus bemerklich, der besonders in den aristokratischen Kreisen der Hauptstadt seine Stützen findet, dem aber entgegenzuarbeiten das angelegentlichste Streben der norwegischen Patrioten ist. Vgl. Schweden, Geschichte.

Literatur. Es gibt nur eine alte einheimische Chronik vom Mönch Theodorich, betitelt: „Historia de regibus vetustis Norvagicis“, herausgegeben von Kirchmann, Amsterdam 1684. Aus späterer Zeit sind anzuführen: Snorri Sturluson, Heimskringla, Kopenhagen 1777—1813, 4 Bde.; Thormod Thorlak, Historia rerum Norvagicarum, Kopenh. 1711; Schöning, Norges riges historie, Soroe 1771, 4 Bde.; Munch, Det norske Folks Historie, Christiania 1852 f., 2 Bde.

Skandinavische Mythologie, die nordische Götterlehre, die viele dem Norden ausschließlich angehörige Bestandtheile in sich schließt, während ihr andere mit den Götterlehren anderer germanischen Stämme, namentlich der Angelsachsen, gemeinsam sind und sie selbst durch die späteren Skalden und die Isländer, wenigstens was die poetische Phraseologie anlangt, eine Art von Umbildung erfahren hat. Das Wesentliche dieser Götterlehre findet sich unter Asen, Odin, Thor u. anderen der nordischen Mythologie angehörigen Artikeln mitgetheilt.

Skandinavische Sprache und Literatur Die skandinavische (altnordische oder normännische, isländische) Sprache lebt noch gegenwärtig mit nur unwesentlichen Veränderungen bei den Isländern fort, während im Mutterlande aus ihr seit dem 14. Jahrhundert die zwei neunordischen Mundarten, die dänische und schwedische Sprache, hervorgegangen sind. Aus ihren alten Grenzen wurde sie durch die Züge der Normannen weiter getragen, so nach der Normandie, wo sie in kurzer Zeit vom Romanischen überwunden wurde; nach England, wo sie sich, als germanischen Ursprungs mit der angelsächsischen Sprache nahe verwandt, in einigen Gegenden auch nach dem Untergange der dänischen Herrschaft noch eine Zeit lang erhielt; auf die Shetlandinseln und die Orkaden, wo sie erst zu Ende des 17. Jahrhunderts vor dem Englischen dahin schwand, und auf die Faröer. Am folgenreichsten aber war für die skandinavische Literatur die Bevölkerung Islands von Norwegen aus im 9. Jahrhundert. Denn nicht nur, daß die skandinavische Sprache auf der abgeschiedenen Insel als lebendige Volkssprache fortlebte, auch für die skandinavische Literatur wurde Island die eigentliche Pflanzstätte. In Island führte 1057 der Bischof von Skaholt, Isleif, die lateinische Schrift ein, die sich bald verbreitete und den ohnedies nur sparsamen Gebrauch der Runen verdrängte. Auch die südeuropäische Wissenschaft zog mit dem Christenthum im 11. Jahrhundert in Island ein und wurde von vielen Isländern auf den Schulen des Auslandes emsig gesucht. Auf diese Weise wirkten für die geistige Kultur Islands namentlich Ari, genannt der Weise, Gissur Halfson, Snorri Sturluson, Olaf Hvitaskald, Sturla der Weise, Brand Jonson u. A. Erlag aber auch das Heidenthum, so wurde doch die neugewonnene Bildung nicht zur Verdrängung des Volksthümlichen, sondern selbst von der Geistlichkeit zur Pflege desselben angewendet. So blieb auch die heimische Sprache in ihrem Rechte und in fleißiger Uebung, und so bildete sie sich in Island sogar in der Prosa namentlich für die Geschichtschreibung aus, während es, wenn man von einigen Gesetzaufzeichnungen absieht, im Mutterlande gar nicht dazu kam, wo mit der Verbreitung des Christenthums die lateinische Gelehrsamkeit gesiegt hatte, so daß Saxo selbst die alten Geschichten des eigenen Volkes im 12. Jahrhundert in lateinisches Gewand hüllte. Einem weitern Fortgange der nationalen Literatur trat in Island im 13. Jahrhundert der Verfall des Freistaats und seine Unterwerfung unter Norwegen 1262, sowie der Ausbruch einer verheerenden Seuche, welche um 1404 den größten Theil der Bevölkerung der Insel wegraffte, hemmend entgegen. Im 14. Jahrhundert versiegte sie gänzlich; aber die Liebe zu ihr und zum Nationalen hat sich erhalten.

Die ältesten und wichtigsten Denkmäler der skandinavischen Poesie, aus denen uns die strenge Gedrungenheit, die gewaltige Kraft, die kühne Größe der altheidnischen Zeit mächtig entgegentritt, gehören dem nationalen Epos an. Es sind die Lieder (Lied s. v. a. Hliod, Quida) der Götter- und Heldensage, die in der Gestalt, wie sie durch Sämund um 1100 in der ältern Edda (s. d.) gesammelt vor uns liegen, zum größten Theil wenigstens ins 8. Jahrhundert mit Sicherheit zurückgeführt werden dürfen. Von ihnen gehören der Göttersage an die in der „Völuspa“ und dem „Hyndluliod“ ausgesprochenen Weissagungen vom Schicksal der Welt und der Götter, die Lieder von Thors Kämpfen mit den Riesen in der „Hymsquida“, „Thrymsquida“ und „Har-

bardsliod", die „Vegtamsqnida" (das Lied vom Wanderer, Odin, über Balders Geschick) und „Hrafnagaldr Odins" (Rabenruf Odins über Balders Tod); der Heldensage dagegen das Lied von Wölund (Wieland dem Schmied), die Lieder von den beiden Helgen und die Lieder aus dem Sagenkreis der Nibelungen, von Sigurd, von Brynhild und von Gudrun und die etwas jüngern, von dem Orte der Abfassung im südlichen Norwegen grönländische genannten Lieder von Atli, Bryndilds Bruder („Atlamal" and „Atlaquida"). Als das volksmäßige epische Lied, dem wegen seiner Einfachheit das historische „Biarkamal" vom Anfang des 9. Jahrhunderts noch anzuschließen ist, verhallte, bildete sich im 9. Jahrhundert die kunstgemäße Skaldenpoesie, die zwar auch noch, doch seltener, den Stoff aus der Mythologie nahm, deren eigentlicher Gegenstand aber doch das historische Lied, zumal das Loblied (Drapa) war, zu dessen reicher Einkleidung auch die Mythologie verwendet ward. Als der früheste unter den Skalden wird Bragi genannt, der noch vor Harald Schönhaars Zeiten lebte; doch ist die ihm zugeschriebene Drapa auf Ragnar Lodbrock aus späterer Zeit. An Haralds Hofe aber lebte nach der Mitte des 9. Jahrhunderts Thiodolf von Hvin, der die Götter zu Königen machte. Berühmt waren in derselben Zeit die Schlachtlieder des Thordiörn Hornkiofi. In das 10. Jahrhundert fällt die eigentliche Blüthe der skaldischen Dichtung in Norwegen und Island. Zwei ihrer vorzüglichsten Werke, das „Eirikamal", von einem unbekannten Norweger auf die Ankunft des Königs Erich Blutart I. († 952) in Walhalla gedichtet, und des wegen der Macht seines Gesanges Skaldaspillr (Skaldenverderber) genannten norwegischen Eyvind „Hakonarmal" auf den Fall Hakons des Guten 963, stammen aus dieser Zeit. Damals lebten auch der Isländer Einar Skalaglamm, den der Jarl Hakon, 978—96, derselbe, der einen andern Skalden, Thorleif, wegen eines Spottliedes, des „Jarlsnid", ermorden ließ, für sein Lobgedicht, die „Vellekla", mit einem vergoldeten Schilde beschenkte, sowie Egill Skalagrimsson, der unter den Isländern den größten Ruhm erwarb. Von letzterem sind 3 größere Gedichte, „Höfudlausn" (Hauptlösung), mit welchem er sich aus einer Lebensgefahr bei Erich Blutart 938 rettete, und die Trauergedichte auf den Tod seines Sohnes, das „Sonartorrek" (Sohnesverlust), und seines Freundes Arinbiörn, die „Arinbiörnardrapa", in seiner Saga enthalten. Schon im 11. Jahrhundert, in welches das „Krakumal" auf Ragnar Lodbrock gehört, verfiel die Skaldendichtung nicht allein hinsichtlich ihrer Kunstmäßigkeit der Form, sondern auch hinsichtlich ihres Gehaltes; bei der historischen Genauigkeit und Ausführlichkeit, die gefordert wurde, näherte sich das historische Loblied immer mehr der prosaischen Erzählung; doch verstummte die skaldische Poesie erst nach der Mitte des 13. Jahrhunderts gänzlich, als mit Hakon VI. die Begünstigung der Skalden als Hofdichter aufgehört hatte. Neben dem altepischen Liede und zum Theil ihm angeschlossen erscheint auch die gnomische Dichtung, das Spruchgedicht, in der ältesten Zeit der skandinavischen Poesie, in welche das „Havamal" (des Hohen, d. i. Odins, Rede), das in dem zweiten Sigurdsliede enthaltene „Fafnismal", das „Rigsmal", über den Ursprung der Stände und die Zaubersprüche der Runenlieder, zu setzen sind, wie denn auch die Räthselweisheit (Getspeki) Heidreks viel älter ist, als die „Herrararsaga", durch welche sie erhalten ist. Aus Nachahmungen des Alten gingen im 11. und 12. Jahrhundert die beiden Gedichte hervor, welche „Grougaldr" und „Solarliod" heißen und Lebensregeln, jenes vom heidnischen, dieses vom christlichen Standpunkte aus, vortragen. Auch eine christlich-geistliche Poesie, die sich in Lobgesängen und in Bearbeitungen von biblischen Geschichten und Heiligenlegenden kund that, kam noch im 14. Jahrhundert in Island auf. Berühmt war namentlich das in 100 Drottstrophen von Eystein Asgrimsson um die Mitte jenes Jahrhunderts abgefaßte Lied „Lilium" auf die Dreieinigkeit und die Jungfrau Maria. Daß das vorzugsweise so genannte Volkslied schon früh vorhanden war, ist glaublich, und Spuren von ihm finden sich schon vor dem 13. Jahrhundert; doch scheint es sich erst später, nach dem Verfalle der Kunstpoesie, reichlicher entfaltet zu haben. Von den in großer Zahl vorhandenen isländischen Rimur gehen kaum einige über das 15. Jahrhundert zurück, und die schönen dänischen Kiämpevisar, wenn sie auch schon im 14. Jahrhundert verbreitet waren, gehören doch in der ältesten Gestalt, in der wir sie besitzen, erst dem 15. und 16. Jahrhundert und ebenso die noch im Volksmunde lebenden schwedischen und norwegischen Volkslieder der neunordischen Zeit an. Letztere sind gesammelt von Landstad in „Norske Folkeviser", (Christiania 1853). Ebendahin gehören auch die Lieder, die sich auf den Faröern in einem eigenen isländischen Dialekt erhalten haben und früher von Lyngby in „Faerøiske quaeder" (Randers 1822), neuerlich von Hammershaimb in „Sjurdar Kvaedi" (Kopenh. 1851) herausgegeben worden sind. Obschon in der isländischen Dichtkunst die dialogische Form sehr häufig angewendet wird, so ist diese doch nie zum wirklichen Drama ausgebildet worden.

Die Prosa beginnt in Island zu Anfang des 12. Jahrhunderts, wo Ari der Weise zuerst die Geschichte seiner Insel kurz in dem „Islendingabok", ausführlicher in dem „Landnamabok" schrieb, das erst Sturla Thordsson, der Verfasser der vortrefflichen „Sturlungasaga", in der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. beendete. Diesen ersten Aufzeichnungen folgte im 12., 13. und 14. Jahrhundert eine große Anzahl von Niederschreibungen, in denen in prosaischer Form theils die alten Heldensagen, theils die Thaten der Könige und anderer Männer oder einzelner Geschlechter erzählt wurden und die alle das nordische Wort Saga (s. d.) umfaßt. Aus ihnen, die in Bezug auf Inhalt und Darstellung den eigenthümlichsten und werthvollsten Theil der skandinavischen Literatur bilden, stellte Snorri Sturluson (s. d.) seine nordische Geschichte unter dem Titel „Heimskringla" in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts zusammen. Das nordische prosaische Heldenbuch besteht aus der „Volsungasaga", einer prosaischen Bearbeitung der Edda-

lieder, der „Nornagelssaga" u. der „Wilkinasaga", welche vom 319. Kapitel an „Niflungasaga" genannt wird (herausgegeben zuletzt von Rask, Kopenhagen 1828—29, 3 Bde.). Neben dem Einheimischen wurden, nach dem Ende des 13. Jahrhunderts besonders, auch viele Sagen des südlicheren Europa's, so die vom Arthur, Merlin, Tristan, Alexander, Karl und seinen Paladinen &c., durch Uebersetzungen in die isländische Literatur aufgenommen, der die Thätigkeit von Geistlichen im 14. Jahrhundert und später auch biblische und Weltchroniken, sowie Legendenerzählungen zuführte. Für den ältesten isländischen Geschichtschreiber hält man den obengenannten Isleif, auf den Sämund der Weise (Annales oddenses), Olaf Hvitaskald, Sturla der Weise, der Bischof Brand Jonson, welcher eine Kirchengeschichte nach Petrus Canestor und eine Biographie Karls des Großen schrieb, und in neuerer Zeit Arngrim Jonson (Crymogaea [d. i. Eisland] s. res islandicae, Hamburg 1609) folgten. Unter ihnen tritt Snorri Sturluson durch Kritik und Besonnenheit am würdigsten hervor. Außerdem ist hier noch der Mönch Theodorich aus dem 12. Jahrhundert als Verfasser der ältesten norwegischen Annalen zu bemerken. Die aus der Fremde gekommene u. geholte Gelehrsamkeit der damaligen Zeit beschäftigte viele Isländer; aber auch die eigene Sprache, sowie die heimische Dichtung wurden von ihnen theoretisch behandelt. Hierher gehört vor Allem die jüngere Edda (s. d.) Snorri Sturlusons. Endlich ist auch die Sammlung von Notizen über Natur- und Erdkunde und von Regeln für das Leben am Hofe und für den König selbst zu erwähnen, die vielleicht schon aus dem 12. Jahrhundert stammt und den Namen „Konungsskuggsia" (Königsspiegel) führt (herausgegeben von Halfd. Einarson, Soroe 1768; von Keyser, Munch und Unger, Christiania 1848). Unter den Gesetzbüchern ist das älteste das der Isländer, „Grages" (d. i. Graugans) in späterer Zeit genannt, aus dem alten, bisher mündlich fortgepflanzten Recht auf den Antrag des Gesetzsprechers Bergthor Rafnsohn zusammengestellt und niedergeschrieben 1113 und von dem Allthing gebilligt (herausgegeben von Sveinblörnsen, mit Einleitung von Schlegel, Kopenhagen 1829). Das christliche Kirchenrecht „Kristinrettr" (herausgegeben von Thorkelin, Kopenhagen 1755) stellte 1123 der Bischof Thorlak zusammen. Nach der Unterwerfung Islands wurde zuerst das von König Hakon dem Alten entworfene Gesetzbuch, das von dem Volke „Iransida" (Eisenseite) wegen seiner Härte genannt wurde, dann unter König Magnus 1281 eine von dem Oberrichter Jon veranstaltete Umarbeitung, das noch jetzt auf Island geltende „Jonsbok", auch ein neues „Kristinrettr" (herausgegeben von Thorkelin 1777) eingeführt. Eine Sammlung der isländischen Gesetze, soweit sie noch jetzt Geltung besitzen, begannen Stephensen und Sigurdsson („Lagasafnhanda Islandi", Kopenhagen 1853, Bd. 1). In Norwegen nahm 1267 König Magnus Lagabäter (der Gesetzverbesserer) die alten Rechte, von denen das älteste von Hakon dem Guten aus dem 10. Jahrhundert stammte, in sein „Gulathingslög" (Kopenhagen 1817) auf; auch stellte er in der „Hirdskra" die Satzungen über das Verhältniß der Hofmänner zum Könige zusammen. Sämmtliche altnorwegische Gesetze sind in „Norges gamle Love" (Christiania 1846—49, 3 Bde.) vereinigt..

Das Studium der s.n S. u. L. wurde in neuerer Zeit namentlich durch die Dänen O. Worm, Resenius, Bartholin, Rask, P. E. Müller, Thorlacius, Werlauff, Rafn, im Verein mit Isländern, namentlich Arne Magnussen, Torfäus, Olavsen, Finn Magnusen, Egeisson, Sigurdson, Gislason, namentlich auch durch die Arne-Magnuäanische Stiftung zu Kopenhagen seit 1772, durch die seit 1825 daselbst thätige Gesellschaft für nordische Alterthumskunde und den „Nordiske Literatur Samfund" (seit 1847) wesentlich gefördert. Unter den Norwegern haben sich besonders Keyser, Munch, Unger und Lange um Erforschung des nordischen Alterthums wesentliche Verdienste erworben. In Deutschland interessirte man sich zwar schon seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts um die alte nordische Literatur, vermengte aber nordisches und celtisches Alterthum. Erst neuerlich ward die s. S. u. L. von den Gebrüdern Grimm, Lachmann, Mohnike, Wachter, Dietrich u. A. zum Gegenstand tieferen Studiums gemacht. Grimms „Deutsche Grammatik" enthält auch die Grammatik der altnordischen im Zusammenhange mit den übrigen deutschen Sprachen. Ein schätzbares Hülfsmittel für das Studium hat Dietrich in seinem „Altnordischen Lesebuch" (Leipz. 1843) gegeben, das auch eine übersichtliche Darstellung der skandinavischen Literaturgeschichte und der Grammatik enthält.

Skandiren (v. Lat.), steigen, aufsteigen, besonders taktmäßig nach dem Rhythmus lesen, namentlich Verse so lesen, daß man sie, ohne Rücksicht auf den Inhalt zu nehmen, in die einzelnen Füße, welche das Metrum verlangt, auflöst.

Skapulier (Scapularium), Kleidungsstück der Mönchsorden, besteht aus einem schmalen Stück Tuch, das Schultern, Brust und Rücken bedeckt, keine Seitentheile hat und bis zu den Füßen herabgeht. Bei Laienbrüdern ist es meist kürzer, bei Tertiariern, Brüderschaften &c. runder. Es wird zuweilen auch über der bürgerlichen Kleidung getragen. Das Skapulierfest des Karmeliterordens wird am 16. Juli zum Andenken der Einführung des S.s durch Simon Stock gefeiert.

Skara, Stadt im schwedischen Skaraborgslän (Mariestadslän), südöstlich vom Wenersee, ist Bischofssitz, mit Kathedrale, Gymnasium, Thierarzneischule, Bibelgesellschaft u. 1530 Einw. In der Nähe die Ruinen des Schlosses Skaraborg u. der Hof Götala, wo sich die schwedischen Könige des 12. Jahrhunderts, die zu S. residirten, oft im Sommer aufhielten u. Nationalversammlungen hielten.

Skarabäen, Abbildungen des heiligen Käfers (Scarabaeus) auf ägyptischen Gemmen, Münzen, Mumien, Talismanen, Obelisken und an Kunstwerken. Die Entstehung und schnellste Vermehrung dieses Käfers im Schlamm nach dem Rücktritt des Nils veranlaßte die Meinung, er entstehe ohne Fortpflanzung; daher er als Symbol der Schöpferkraft galt. In seiner fast runden Gestalt, in der glänzenden, goldschimmernden Farbe der Flügeldecken fand man Aehnlichkeit

mit Gestalt und Glanz der Sonne, der nächsten sichtbaren Bildungsursache, und man weihete ihm eine göttliche Verehrung, gab ihm Priester und Tempel und eine mythische Geschichte. Dergleichen S. wurden auf Steine (besonders gebrannten Karneol) geschnitten (Skarabäengemmen), welche Steine daher auch insbesondere den Namen S. führen. Die Seite, worauf das Käferbild geschnitten, ist gewöhnlich gewölbt, die Rückseite aber eben und mit Hieroglyphen, auch andern Bildern und Schriftzügen bezeichnet, bisweilen auch leer und unbeschrieben. Sie sind meist der Länge nach durchbohrt, so daß man einen Faden durch sie ziehen und sie tragen konnte. Seit der Vermischung der ägyptischen, gnostischen und christlichen Lehre findet man auf diesen Gemmen auch christliche Aufschriften, besonders mit den Namen Jao, Abrasar, Zebaoth und mit Engelnamen; vorzüglich erleichterte der Name Monogenes (Eingeborner), den man dem Käfer wegen seiner Selbstentstehung gab, den Uebergang zur christlichen Symbolik. Auf Smaragden geschnitten, galten die S. als Schutzmittel gegen Hagel und andere Unfälle. Skarabäengemmen in Ringe gefaßt trugen die Männer, namentlich die Soldaten. Von den ägyptischen S. hat man besonders 2 Sorten: die großen, die bei Mumien gefunden werden, mit gar keiner Inschrift, oder nur mit einer auf den Todten bezüglichen versehen, und die kleineren, häufiger als jene, größtentheils aus Terracotta geformt, mit Inschriften, unter denen man Königsnamen von der 18. Dynastie bis zur letzten bemerkt. Die etruskischen S. unterscheiden sich wesentlich von den ägyptischen, sowohl hinsichtlich der Form, als auch der Steine, worauf sie geschnitten sind.

Skarbek, Friedrich Florian, Graf, polnischer Schriftsteller und Patriot, geboren den 15. Februar 1792 in Thorn, besuchte 1804–10 das warschauer Lyceum und widmete sich dann in Paris dem Studium der Staatswissenschaften. Nach seiner Rückkehr 1812 bewirthschaftete er seine Güter in Polen, wurde 1818 Professor der politischen Oekonomie an der Universität zu Warschau und Professor an der Forstschule und gab seine „Staatswissenschaft" (Warschau 1820 bis 1821, 4 Bde.) heraus, der dann ein „Grundriß der Finanzwissenschaften" (das. 1824), „Grundzüge der Nationalwissenschaft" und eine „Théorie de richesses sociales" (Paris 1829) folgten. Auch lieferte er für die Annalen des Vereins der Freunde der Wissenschaften, dessen Mitglied er 1821 wurde, viele gediegene Abhandlungen. Als Staatsreferendar schuf er seit 1828 das polnische Armen- und Gefängnißwesen völlig um, worauf ihn der Kaiser 1830 nach Petersburg zur Untersuchung der dortigen Hospitäler berief. Zum Staatsrath, Kammerherrn und Mitglied des provisorischen Gouvernements ernannt, kehrte S. nach Polen zurück, nach dessen Unterliegen er Mitglied der Regierungskommission des Innern, sowie des Hauptconseils für die Pflege der Wohlthätigkeitsanstalten wurde. Unter seiner Leitung entstanden die musterhaften Haftgefängnisse in Warschau, Kalisch, Plock und Siedlce, die Straf- und Besserungshäuser in Warschau und Sierad, die Rettungs- und Arbeitshäuser in Warschau und Kalwaria und das Institut für sittlich verwahrloste Kinder. Im Jahre 1842 ward er Präsident der Assekuranzdirektion und 1844 Präsident des Oberconseils der Wohlthätigkeitsanstalten. Seine Erzählungen, worunter „Pan Starosta" (Warsch. 1826, 2 Bde.), „Dodosinski" (Breslau 1838, 2 Bde.) u. „Pamletniki Seglasa" (Warschau 1845) hervorzuheben sind, gehören zu den besten der polnischen Literatur.

Skarifikation (v. Lat.), eine chirurgische Verrichtung, vermöge deren man mittelst der Lanzette, des Bistouri's, oder anderer spitzen Instrumente Einschnitte in die Weichtheile macht, um Flüssigkeiten aus denselben zu entleeren. Zumeist bedient man sich der S. zur Entleerung von Blut bei Entzündung solcher Theile, wo Blutegel nicht wohl angebracht werden können, z. B. bei der Entzündung der Zunge, des Zahnfleisches, der Mandeln u. s. f. Man skarifieirt besonders beim Bisse wüthender Thiere, zuweilen beim Brande, bei kallösen Geschwüren &c.

Skarifikator (Schröpfer, Auskratzer), eine Art Pflug mit meist vorwärts gekrümmten, in einem eggenähnlichen Gestell eingelassenen Messern, schneidet in den bindenden Boden tiefer und kräftiger ein, als die Egge und wird daher mit besonderem Nutzen auf Wiesen gebraucht, indem er entweder unmittelbar auf dem Boden hingeschleift, oder auf kleinen an den Ecken des Gestelles angebrachten Rädern darüber gefahren wird.

Skarpanto (Karpatho, Koje), asiatisch-türkische Insel im ägäischen Meere, zwischen Kreta und Rhodus, etwa 4 □Meilen groß, gebirgig und felsig, mit wenig anbaufähigem Boden, mehren guten Ankerplätzen und 6500 meist griechischen Einwohnern. Hauptort ist Arkassa an der Westküste. Im Alterthum hieß die Insel Karpathos u. das umgebende Meer das karpathische.

Skazon, ein besonders von dem griechischen Dichter Hipponax gebrauchter jambischer Hinkvers, der zwar aus einem vollkommenen Trimeter besteht, statt des letzten Jambus aber einen Spondeus oder Trochäus hat. Vgl. Choliambus.

Skeen (Skien), Stadt im südlichen Norwegen, Hauptort des Bradsbergsamts im Aggerhuus- oder Christianiastift, östlich am Nordsee u. dem daraus abfließenden, in das Skagerrack mündenden Skeenself, hat mehre Schulen, Tabaksfabrikation, Sägemühlen, Branntweinbrennereien, Handel mit Holz, Bretern, Theer, Pech, Eisen, Mühlsteinen &c. u. 2000 Einwohner. Den Ausfuhrhafen bildet Porsgrund.

Skelet (sceletum), im allgemeinsten Sinne das feste Gerüst, mit welchem viele Naturkörper versehen sind. So bleibt bei vielen Mineralien nach der Behandlung mit gewissen Säuren oder mit dem Löthrohre noch ein sogenanntes S. zurück; manche Pflanzen, namentlich Equisetaceen, hinterlassen bei der Verbrennung ein Kieselskelet, und die Ringelthiere und die Wirbelthiere bei der Verwesung ein S., das bei erstern ein äußeres oder Hautskelet, welches die weichen Theile des Körpers als Schutz und Stütze umgibt, bei letztern ein inneres oder Knochenskelet ist, dem die weichen Theile des Körpers angelagert sind. Besonders aber versteht man unter S. das nach absichtlicher Entfernung der weicheren Theile des Thierkörpers dargestellte Knochenge-

rüst, wobei die einzelnen Knochen entweder kunstgemäß in ihrer Verbindung durch die getrocknet erhaltenen Bänder vorhanden sind (natürliches S.), oder nach vorausgegangener Säuberung auch von diesen durch Draht u. andere Mechanismen an einander befestigt werden (künstliches S.). Die künstliche Darstellung des S.s oder einzelner Knochenabtheilungen und Knochen des Thierkörpers heißt Skeletirung. Ihr geht die Knochenpräparation und das Knochenbleichen voraus.

Skelligs (Skelliks), zur irländischen Provinz Munster, Grafschaft Kerry, gehörige Felsengruppe an der südwestlichen Spitze von Irland, mit 2 Leuchtthürmen, besteht aus Marmorfelsen, auf denen unzählige Seemöven nisten, und auf deren größtem eine stark frequentirte Wallfahrtskirche steht.

Skepticismus, diejenige philosophische Ansicht, welche den Zweifel nicht bloß zum Ausgangspunkt des Denkens, sondern in ihrem Fortgang zum Ziel u. Zweck desselben macht. Die Skepsis zweifelt zunächst nur an der Richtigkeit unserer gewöhnlichen Weltansicht und unterwirft diese einer prüfenden Beurtheilung, um dadurch Ausgangspunkte für ein geordnetes, auf wissenschaftlichen Principien beruhendes Denken zu gewinnen. Der S., weiter gehend, leugnet alle objektive Wahrheit und die Möglichkeit jeder Erkenntniß schlechthin, nicht bedenkend, daß er, der die Verzweiflung des Denkens an seiner eigenen Kraft ist, sich immer selbst aufhebt und in eine unendliche Reihe verwickelt, welche an dem Widerspruche leidet, daß immer das, was als wahr behauptet wird — daß es nämlich keine objektive Wahrheit gebe —, selbst bezweifelt werden muß, gemäß dem Princip des S., und nicht als wahr hingestellt werden darf. Der S., ursprünglich den starren Dogmatismus bekämpfend, ward endlich selbst zum Dogmatismus, nur in umgekehrter Weise. Die Anhänger des S. heißen Skeptiker, und speciell führen diesen Namen diejenigen Philosophen des Alterthums, welche, wie Pyrrho und Timon, den Zweifel als das Resultat aller Philosophie hinstellten. In dieser Ausartung hat sich der S. nicht lange gehalten, tauchte aber in milderer Form immer wieder auf. Obwohl selbst unfähig, als philosophisches System sich geltend zu machen, hat er doch der Philosophie wesentlich genützt, indem er dem Dogmatismus überall nachging, denselben vor unbewiesenen Behauptungen bewahrte und zu tieferem und gründlicherem Forschen nöthigte. Zu allen Zeiten gab es Denker, welche geneigter waren zu behaupten, daß man nichts wissen könne, als daß ein Wissen möglich sey, aber keinem ist es gelungen, den Beweis für die Unmöglichkeit der Erkenntniß der Wahrheit zu führen. S. Philosophie.

Skerry, kleine britische Insel in Nordwales, Grafschaft Anglesea, an der nordwestlichsten Spitze derselben, nordwestlich von Anglesea, am irländischen Meer, mit Leuchtthurm, gehört der Kathedrale von Bangor, welche aus der Fischerei daselbst beträchtliche Einkünfte zieht.

Skiatho (Sciatho, Skiato), griechische Insel im Gouvernement Euböa (Nordsporaden), zwischen der Halbinsel Zagora und der Insel Skopelo, im ägäischen Meer, an der Küste von Thessalien, von welcher es durch einen Meeresarm von $1\frac{1}{4}$ Meilen Breite getrennt ist, mit einem guten Hafen im Süden u. der gleichnamigen Stadt im Norden, auf einem sehr hohen, steilen Felsen, zu der man nur über eine Holzbrücke gelangt, hat Wein, Oliven u. Ziegenzucht und 1000 Einwohner. In der Nähe die Insel Pascha.

Skink (Scincus, Glanzschleiche), Amphibiengattung aus der Ordnung der Saurier und der Familie der Schuppenechsen, charakterisirt durch die 4 Grabfüße mit 5 gefransten, breiten Zehen und die flache, keilförmige Schnauze mit verlängertem Oberkiefer. Der gemeine S., Meer- oder Apothekerskink (S. officinalis *Schn.*, Lacerta scincus *L.*), gelbbraun mit dunkleren Querbinden, 6—8 Zoll lang, ist ein flinkes, schüchternes Thierchen, welches sich, wenn es verfolgt wird, schnell in den Sand eingräbt, gewöhnlich aber zwischen Felsenspalten sich aufhält, und findet sich häufig im nördlichen Afrika, sowie in Syrien, nach Einigen auch auf Sardinien u. in Griechenland. Der Meerskink (Meerstinz, Erdkrokodil, Stinzomarin, Scincus u. Stincus marinus) ward früher als officinell, ausgeweidet und getrocknet, zwischen aromatische Kräuter gepackt, in den Apotheken geführt, wird aber jetzt höchstens noch von Landleuten zu abergläubischen Zwecken gekauft. Er stand nicht nur als Aphrodisiacum, sondern auch als kräftig wirkendes Mittel bei verschiedenen Krankheiten in großem Rufe und wird gegen Schlangenbisse und Skorpionstiche ꝛc. noch jetzt im Orient empfohlen.

Skiold (Skiold), Sohn Odins, welcher die schöne Gefion zur Gattin bekam, als diese, mit den Riesensöhnen in Stiergestalt, Seeland von Schweden abgepflügt hatte, ward der Stammvater der dänischen Könige.

Skipton, Stadt im Westriding der englischen Grafschaft York, westlich von York, in einer felsigen Gegend, am Fluß Aire und am Leeds-Liverpoolkanal, mit Hafen, Magazinen, mehren Unterrichtsanstalten, Baumwollenspinnerei, Wollenzeuchweberei, Getreide- und Viehhandel und 6000 Einw.

Skizze, eigentlich Spritzfleck, in den bildenden Künsten, namentlich in der Malerei ein flüchtiger Entwurf zu einem Gemälde oder Kunstwerk, das erst nachher ordentlich ausgeführt werden soll; dann der Entwurf zu jedem andern auszuführenden Werke; auch Beschreibung eines Gegenstandes im Allgemeinen, nach seinen Hauptzügen. Skizziren, eine S. machen.

Sklavenfluß, nordamerikanischer Fluß, im Land der Chippewäer, entsteht aus der Vereinigung der beiden Flüsse Unjigah u. Stony-River. Der Fluß strömt nordwestlich u. mündet in mehren Armen in den Sklavensee.

Sklavenhandel, s. Sklaverei.

Sklavenkriege, drei Kriege, theils in Sicilien, theils in Italien geführt, welche, ein Symptom der nahen Auflösung und des drohenden Zerfalls der römischen Republik, in den allgemeinen Zuständen des römischen Staats zur Zeit der gracchischen Unruhen und in der Lage der Sklaven ihren Erklärungsgrund finden. Der erste Aufstand der Sklaven brach 134 v. Chr. in

Sicilien aus und vernichtete den Wohlstand der Insel auf lange Zeit hinaus. Die hart behandelten Leute (catenati cultores) auf den Latifundien der großen Gutsbesitzer erhoben sich unter dem Syrer **Eunus** und dem Cilicier **Cleon** in Enna. Eunus, mit den königlichen Insignien geschmückt, wegen seiner syrischen Priestergaukeleien wie ein Wunderthäter geehrt, sammelte um sich ein Heer von 70,000 bewaffneten Sklaven u. behauptete sich zwei Jahre gegen römische Heere, bis der Konsul Rupilius nach der Einnahme von Tauromenium und Enna, wo 20,000 Sklaven blieben, dem verheerenden Kriege ein Ende machte. Kaum hatte sich aber Sicilien von dem ersten Schlage, der mehr als 60,000 Menschen hinraffte, etwas erholt, als 102 die **zweite Empörung** ausbrach, veranlaßt durch die Nichtvollziehung des die Befreiung der Sklaven aus Ländern römischer Bundesgenossen betreffenden Gesetzes. Um sich mit den reichen Staatspachtern u. Gutsbesitzern nicht zu verfeinden, wies der damalige Proprätor der Insel, P. Licinius Nerva, die ihre Freiheit fordernden Sklaven zurück. Diese griffen nun zu den Waffen und kämpften unter ihren Führern **Salvius**, als Sklavenkönig **Tryphon** genannt, und **Athemon** mit glücklichem Erfolg, bis der Prokonsul M. Aequilius den Aufstand unterdrückte und 6000 gefangene Sklaven mit ihrem letzten Anführer Satyrus nach Rom schleppte, wo sie, für den Kampf mit wilden Thieren bestimmt, sich lieber einander selber erstachen. Der **dritte** Sklavenkrieg, gewöhnlich der **Gladiatorenkrieg** genannt, brach 73 v. Chr. unter den Sklaven u. Gladiatoren in Italien selbst aus und dauerte bis zum Jahre 71; s. **Spartacus** und **Sklaverei**.

Sklavenküste, s. **Guinea**.

Sklavensee, nordamerikanischer großer See, nimmt südlich den Sklavenfluß u. Clowey, nordöstlich den Yellow-Knifer-River, nördlich den Great-River auf und fließt gegen Westen in den Mackenziesee ab.

Sklaverei, derjenige Zustand eines Menschen, wodurch er als rechtloses Individuum einem andern Menschen zu eigen ist. Der Sklave hat nicht allein den Verlust seiner politischen, sondern auch seiner persönlichen Freiheit zu ertragen. Er ist in allen Willenshandlungen beschränkt, weil an den Willen des Herrn gebunden, der seinen eigenen Willen darstellt. Im Alterthum die bürgerliche S., im Mittelalter die Leibeigenschaft, in der neuesten Zeit die Negersklaverei, alles läuft auf denselben verabscheuungswürdigen Satz hinaus: die Herrschaft des Menschen über den Menschen. In den civilisirten Staaten Europa's selbst, wo gänzliche Befreiung von der Leibeigenschaft eingetreten, sind zwar die Sklaven untergegangen, aber nicht mit Unrecht wird die Ausbeutung der Menschen durch den Menschen und der dadurch herbeigeführte Zustand des Proletariats in seinen materiellen Beziehungen der S. der Vergangenheit als gleichartiges Verhältniß zur Seite gestellt. Die Hauptunterschiede der S. werden durch die staatlichen und durch die bürgerlichen Zustände gegeben. Man trennt danach die politische S. (die Entziehung der politischen Rechte) von der bürgerlichen oder Privatsklaverei (der Entziehung der bürgerlichen Rechte). Von der letzteren ist hier allein die Rede. Die bürgerliche S. findet sich im ganzen Alterthum. Man hat den republikanischen Staaten des Alterthums aus der S. einen Vorwurf machen wollen, ohne zu bedenken, daß die ganze Anschauung derselben eine durchaus nationale war, welche die Berechtigung der politischen und menschlichen Selbstständigkeit nur in sich und seinen eigenen Angehörigen fand und alle anderen Völkerstämme als Feinde betrachtete. Daher auch der eigentliche Ursprung der S. in der Kriegsgefangenschaft. Das Leben der Kriegsgefangenen stand nach der völkerrechtlichen Ansicht der Alten in der Hand des Siegers; mit gleicher Konsequenz, wie die Verfügung über das Leben, die Verfügung über die persönliche Freiheit. Bei den **Juden** fanden, wie bei ihren syrischen und arabischen Nachbarn, alle Arten der S. und des Sklavenerwerbs Statt. Sie hatten Sklaven, die sich aus Noth selbst verkauft hatten, die von Andern oder von ihren Aeltern als Sklaven verkauft worden, die durch Krieg oder Raub in die S. gekommen, die als Sklaven geboren waren. Das mosaische Gesetz unterschied zwischen einheimischen (hebräischen) Sklaven und den aus der Fremde gekauften. Erstere mußten nach 6jähriger Dienstzeit freigegeben werden, wenn sie nicht für immer auf Loslassung feierlich verzichteten; die Fremden blieben in ewiger Knechtschaft. Die Kinder der Fremden wie der einheimischen Sklaven waren ebenfalls das ewige Eigenthum der Herren. Die **Römer**, von Ursprung an ein Kriegervolk, machten durch ihre zahlreichen Kriege und Eroberungen eine solche Anzahl feindlicher Völkerstämme sich unterwürfig, daß in gleichem Verhältniß, wie ihre Kriege u. Triumphe, auch die Menge der Sklaven wuchs, und es war natürlich, daß sich für diese aus der Kriegsgefangenschaft erbeuteten Sklaven noch ein besonderes Recht gestaltete, welches die S. zu einer Einrichtung des bürgerlichen Rechtes mit gewissem Rechtsgebiet stempelte. Daher später die verschiedenen Gesetze über Entstehung und Beendigung der S., über Freilassung, über Rechte der Herren und Sklaven. So kam es auch, daß weitere Entstehungsgründe sich den ursprünglichen zugesellten, namentlich die Geburt u. die S. aus dem Schuldverhältniß. Das römische Recht erlaubte nämlich den Schuldnern, sich ihren Gläubigern zu eigen zu geben, um anderen Folgen der gerichtlichen Hülfsvollstreckung auszuweichen. Der Stand der Sklaven war dabei ein äußerst harter, unmenschlicher und unnatürlicher. Der Sklave war rechtsunfähig, zählte nicht zu den Personen, sondern zu den Sachen und wurde wie eine Sache behandelt, die als Eigenthum von Hand zu Hand ging. Der Sklave konnte sich selbst nichts erwerben, nicht einmal für den Fall der Freiheit, und nur über die Hälfte des Erwerbs konnte er letztwillig verfügen, die andere Hälfte fiel gesetzlich dem Herrn zu. So lange er lebte, blieb der Herr Eigenthümer und Besitzer des besondern Vermögens, welches der Sklave sich etwa erworben hatte. Es konnte an dem Sklaven, wie an einer Sache, eine Servitut haften, der Sklave konnte verpfändet und verkauft werden, wie eine Waare. Ein Sklave, der irgend ein Delikt, eine

Rechtsverletzung begangen hatte, konnte, wie ein Thier, dem Beschädigten statt der Entschädigungssumme eigenthümlich abgetreten werden, wie die Zwölftafelgesetze ausdrücklich gestatteten. Der Sklave konnte sich rechtlich nicht verpflichten, und seine Handlungen waren für den Herrn nur dann verbindlich, wenn er Befehl dazu gegeben hatte. Endlich aber stand dem Herrn die volle Gewalt über das Leben des Sklaven zu. Nur wenige Vergünstigungen und Erleichterungen für den Sklaven fanden sich in den Gesetzen aufgezeichnet. Nicht bloß Privatleute hatten Sklaven (servi privati), sondern auch der Staat (servi publici). Eine besondere Kleidung trugen die römischen Sklaven nicht, nur war die ihrige schlechter und von dunklerer Farbe, als die der Freien; dagegen durften sie weder eine Kopfbedeckung, noch Sandalen tragen und Bart und Haare nicht scheeren. Die Namen derselben waren entweder von denen ihrer Herren, oder von ihrem Vaterlande entlehnt. Der Preis war sehr verschieden, u. während man für die gemeinsten und solche, für welche die Händler nicht gut sagen mochten, nur wenige Thaler bezahlte, so kaufte man gebildete mit mehren hundert Thalern. Die Anzahl der Sklaven war bei manchen Reichen sehr groß, und es gehörte zur Ostentation, nicht allein viel Sklaven, sondern auch deren von allen Nationen und Farben zu haben. Viele vermietheten auch ihre Sklaven an Andere (servi fructuarii). Die öffentlichen Sklaven (die, welche zur Strafe für ein Verbrechen, oder im Krieg in die S. gekommen waren) wurden zur Verrichtung öffentlicher Arbeiten, als Tempeldiener u. zur Bedienung der Magistratspersonen gebraucht. Ihre Behandlung war um Vieles milder, als bei den Privatpersonen. Weil Alles in den Häusern vornehmer Römer von Sklaven, und zwar jede einzelne Verrichtung von besonderen Sklaven verrichtet wurde, so waren ihre Benennungen sehr verschieden; sie waren in verschiedene Dekurien eingetheilt, und das über sie gehaltene Verzeichniß wurde dem Herrn gewöhnlich alle Morgen vorgelesen. Die einzelnen Dekurien hatten ihre Aufseher, unter denen die übrigen standen (subservi). Die Strafen, womit Vergehungen der Sklaven geahndet wurden, waren gewöhnlich Peitschenhiebe; außerdem wurden ihnen Stücken Holz (furca) um den Hals gehängt, oder man sperrte sie in Arbeitshäuser, ließ sie Mühlen drehen ꝛc. Gebrandmarkt wurden gewöhnlich nur solche, die entflohen und wieder eingefangen worden waren. Die gewöhnliche Todesstrafe war die Kreuzigung. Konstantin verbot dieselbe, nachdem schon die Lex Petronia (aus der Zeit der ersten Kaiser) Sklaven den wilden Thieren vorzuwerfen verboten und Kaiser Hadrian die Tödtung eines Sklaven von einem vorausgehenden richterlichen Urtheil abhängig gemacht hatte. Nach den 12 Tafeln wurde mit dem Tode bestraft jeder Diebstahl, ferner wenn der Sklave seinen Herrn angab und überhaupt alle Verbrechen, weshalb ein Freier deportirt wurde; indeß wurde oft die Verurtheilung zum Bergwerksdienst vorgezogen, um noch einen Gewinn von ihnen zu ziehen. Vadius Pollio erfand eine neue Strafe für Sklaven, indem er sie in einen Fischteich werfen und von den Muränen fressen ließ. Zu ihrem Lebensunterhalt bekamen die Sklaven etwas Gewisses, monatlich gewöhnlich 4—5 Modii Getreide und 5 Denarien; die öffentlichen Sklaven erhielten jährlich ihren Unterhalt. Fleißige und gesittete Sklaven blieben selten länger als 6 Jahre in der S. Galt es für eine besondere Auszeichnung, eine Menge Sklaven zu haben, so wurde es für noch ehrenvoller gehalten, eine große Anzahl Freigelassene um sich zu haben. Denn die freigelassenen Sklaven standen zu ihrem vormaligen Herrn noch immer in einem äußeren Abhängigkeitsverhältniß. Sie schaarten sich als Klienten um den Patron, und es lag in der Sitte jener Zeit, daß eine zahlreiche Klientel das Ansehen und den Glanz eines römischen Bürgers erhöhten. Daher kam es auch, daß, um sich den Schein der Freigebigkeit, Großmuth u. Liberalität zu geben, die Freilassungen zu den beliebtesten Handlungen des öffentlichen Luxus gehörten, weshalb auch mehre Gesetze zur Beschränkung der Freilassungen gegeben wurden. So freigebig man aber auch in der Freilassung war, eben so fühllos und grausam war man in der Behandlung der Sklaven, und namentlich waren es die beliebten Gladiatorenspiele (s. Gladiatoren), wozu man die Sklaven gebrauchte. Die Wuth der Sklaven über diese wegwerfende und unmenschliche Behandlung steigerte sich so, daß in den letzten Zeiten der Republik verschiedene Aufstände (s. Sklavenkriege) ausbrachen, von denen der letzte einen sehr ernsten u. gefährlichen Charakter annahm. An der Spitze von 60,000 Sklaven wußte Spartacus (s. d.) den Römern solchen Schrecken einzuflößen, daß sie den Staat für ernstlich bedroht ansahen. Nach mörderischen Kämpfen gelang es endlich Crassus, die aufständischen Sklaven zu besiegen, worauf man zu den härtesten und greuelvollsten Strafen schritt, um ein abschreckendes Exempel aufzustellen. Die Straße von Rom nach Capua erhielt eine doppelte Reihe von Kreuzen, an welchen 6000 der besiegten Sklaven angeschlagen wurden.

Bei den Griechen war die S. ursprünglich erträglicher, als bei den Römern. Ein großer Theil der griechischen Sklaven bestand in armen Familienvätern, die sich Reicheren zu allerhand Feldarbeiten verdungen. Gekauft wurden die Sklaven seltener, etwa nur, wenn Seeräuber an einem Ort landeten. Im homerischen Zeitalter bezahlte man brauchbare Sklavinnen mit 4—20 Rindern. Später bestimmten Brauchbarkeit, Seltenheit und Liebhaberei den Preis. Drückender wurde die Lage der Sklaven später, als man dieselben gar nicht mehr als Menschen betrachtete. Während aber in Athen die Behandlung der Sklaven auch damals noch eine menschliche und mildere war, verfuhr man in Sparta mit der übertriebensten Härte gegen sie. Selbst die griechischen Philosophen waren in der ganzen Anschauung des Alterthums so verrannt, daß ihnen nur der Grieche als zum Herrschen, zum freien Leben geboren erschien. Uebrigens erwiesen sich bei alle dem die Sklaven als äußerst nützliche Glieder der Gesellschaft. Sie wurden zu Dienern, Handwerkern, Aerzten, Hauslehrern, Schauspielern, Chirurgen, Schreibern u. dgl. verwandt, während sich die freien Staatsbürger ausschließ-

sich den öffentlichen Angelegenheiten widmeten. Waffen durften die Sklaven nicht tragen, auch wurden sie nicht in den Krieg mitgenommen, von welcher Regel nur in der größten Noth Ausnahmen gemacht wurden. Der Käufer gab dem Sklaven einen ungriechischen Namen, gewöhnlich nach seinem Geburtslande. Die Sklaven durften sich nicht wie Freie kleiden, nicht die Haare so scheeren, sich nicht salben. Flucht und Diebstahl wurden am härtesten gestraft, gewöhnlich durch Geißelung. Die härteste Strafe war die Verurtheilung zur Mühle; auch wurden die Sklaven gebrandmarkt, gewöhnlich an der Stirn und nicht nur zur Strafe, sondern damit sie im Fall einer Entweichung leicht erkannt werden konnten. Auch die Folter war gebräuchlich, besonders zur Erpressung eines Geständnisses. Die Zahl der Sklaven war oft sehr groß. Im Jahre 300 v. Chr. waren in Athen unter 21,000 Bürgern und 10,000 Schutzgenossen 3—400,000 Sklaven, mehr Männer als Weiber. Selbst von den ärmern Bürgern hielt sich jeder einen Sklaven zur Besorgung seines Hauswesens; in jeder mäßigen Haushaltung waren deren mehre zum Mahlen, Backen, Kochen, Kleidermachen, Auslaufen, Begleiten der Herren und Frauen; Reichere, die Viehzucht und Ackerbau, Berg- und Hüttenwesen zu besorgen hatten, hatten über 300, 600 bis 1000; auch Handwerker hielten sich deren eine große Anzahl in ihren Werkstätten, u. eine große Menge besaß der Staat, die ihm, außer zu andern öffentlichen Beschäftigungen, besonders als Ruderknechte auf den Schiffen dienten. Uebrigens benutzten die Herren ihre Sklaven nicht bloß zu ihrem Dienst, sondern sie vermietheten sie auch um Lohn an Andere. Ungemein zahlreich waren die Sklaven namentlich auch auf Aegina und in Korinth; dort soll sich die Anzahl auf 470,000, hier auf 460,000 belaufen haben; beide Staaten brauchten sie wegen ihres ausgebreiteten Handels und ihrer großen Seemacht; die Zufuhr erhielten sie besonders vom schwarzen Meere her.

Wie bemerkt, ist der erste Grund der Entstehung der S. Kriegsgefangenschaft (servitus jure gentium) gewesen. Später kam dazu die Hingebung eines Freien in S. und die Verurtheilung zu gewissen Strafen (servitus jure civili). So verloren die zum Tode, zum Bergbau und zu Thierspielen verurtheilten Verbrecher mit dem Urtheil auch die bürgerliche Freiheit. Der gangbarste Entstehungsgrund blieb aber immer die Geburt. Das Kind einer Sklavin war von Geburt Sklave. War die Mutter zur Zeit der Empfängniß, oder während der Schwangerschaft, oder zur Zeit der Geburt frei, so wurde auch das Kind frei. Unter Kaiser Claudius verordnete ein Senatsbeschluß: Wenn ein Freier mit einer Sklavin, die er für frei hält, Kinder zeugt, so sollen die weiblichen der Mutter, die männlichen dem Vater folgen. Falls dagegen eine Frau mit einem Sklaven einhält und durch Ermahnungen und Warnungen davon nicht abzubringen ist, so soll dieselbe dem Herrn des Sklaven als Sklavin zugesprochen werden. Beendigt wurde die S. regelmäßig durch Freilassung (s. Manumissio). In gewissen Fällen wurde jedoch der Sklave ohne Freilassung frei; so, wenn der Sklave den Mörder des Herrn entdeckte oder schwere Verbrechen zur Anzeige brachte. Die Arten der Freilassung selbst waren nach römischem Rechte sehr verschieden. Sie konnte durch testamentarische Verfügung erfolgen, oder durch briefliche Anordnung (per epistolam), oder unter Freunden, wenn der Herr den Sklaven zu seiner Tafel zog (per convivium), oder wenn bei der Aufstellung der Bürgerliste der Herr seinen Sklaven als freien Bürger einzeichnen ließ (per censum). Der feierlichste Akt war die Freilassung vor dem Magistrat durch solennen Akt mit besonderen ausgezeichneten Formen (per vindictam). Spätere Gesetze trafen besondere Bestimmungen über die Statthaftigkeit der Freilassung. Die griechischen Sklaven konnten sich die Freiheit durch erworbenes Geld erkaufen, auch erhielten sie dieselbe durch Tapferkeit im Kriege oder wegen ausgezeichneter Treue und Ergebenheit gegen ihre Herren; doch blieben sie diesen dann noch immer gewisse Verbindlichkeiten schuldig und durften sich keinen Andern zum Patron, den sie als Nichtbürger haben mußten, wählen. Sogar das Bürgerrecht wurde ihnen bisweilen gegeben, nur durfte dies nicht bei öffentlichen Spielen ausgerufen werden. Vgl. Wallon, Histoire de l'esclavage dans l'antiquité, Paris 1847—48, 3 Bde.

Auch bei den Germanen hatte das Sklavenwesen sich eingenistet, wenn auch nicht mit solchen Härten, wie bei den Römern. Die Sklaven wurden als Knechte zum Landbau benutzt, während der Herr dem Kriegshandwerk oblag. Sie hatten jedoch selbstständige Hauswirthschaft, konnten sich selbst erwerben und waren nur zu bestimmten Abgaben an den Herrn verpflichtet. Hieraus entwickelte sich die spätere Leibeigenschaft (s. d.), die bis auf die neueste Zeit in Mecklenburg, Polen und Rußland mit all ihren Härten fortbestand. In England, wo schon die dort herrschenden Römer die S. nach ihrer Art ausgebildet hatten, war bei dem Eindringen der Angelsachsen die ganze britische Bevölkerung unterjocht worden. Zwar baute der größere Theil der Besiegten für die Ueberwinder das Land, doch gab es auch Haussklaven, die man als Waare betrachtete. In den ersten Jahrhunderten der normannischen Periode ging allmählig die wirkliche S. in die ziemlich milde Leibeigenschaft auf, und auch diese erlosch im Anfang des 16. Jahrhunderts von selbst. In Frankreich bestand neben der harten Leibeigenschaft auch die absolute S., die großentheils durch die Kriegsgefangenen unterhalten wurde, welche man den von Spanien her eindringenden Mauren abnahm. Erst der erstarkten Königsgewalt gelang es, der Barbarei Grenzen zu setzen. Ludwig IX. mäßigte wenigstens auf den Krongütern das Joch der Knechtschaft, und seine Nachfolger setzten das Werk fort, um den übermächtigen Adel zu schwächen, bis endlich durch die Revolution auch der Leibeigenschaft ein Ende gemacht wurde. Italien besaß ebenfalls das Mittelalter hindurch nicht nur Leibeigene, sondern auch wirkliche Sklaven, und namentlich war Rom der Mittelpunkt des Menschenhandels, wo die Venetianer Christensklaven kauften und an die Mohammedaner verkauften, und umgekehrt die Spanier mohammedanische Sklaven

feilboten. In **Spanien** lieferte der 700jährige Kampf zwischen den Christen und Mauren eine große Menge sowohl christlicher als maurischer Sklaven, und noch zu Anfang des 16. Jahrhunderts schmachteten in Portugal u. Spanien Tausende von Mauren im härtesten Sklavenjoche.

In den despotischen Staaten **Asiens** und **Afrika's** ward die S. namentlich durch den Sieg des Islams begünstigt. Der Koran verbietet eigentlich, Glaubensgenossen als Sklaven zu halten. Daß Mohammed und seine Nachfolger, die Khalifen, Kriegsgefangene zu Sklaven gemacht, davon ist keine Spur vorhanden. An den Höfen der Khalifen gab es meist nur Negersklaven, die durch den Handel bezogen wurden. Erst in den Kreuzzügen scheinen die Saraeenen die Sitte angenommen zu haben, aus Kriegsgefangenen Sklaven zu machen. Jetzt werden oft Kinder von ihren Aeltern in die S. verkauft, und diese nebst den Kriegsgefangenen und Geraubten füllen die orientalischen Sklavenmärkte. Uebrigens ist die Behandlung der türkischen Sklaven im Ganzen minder hart, und schon der Koran schreibt eine solche seinen Bekennern vor. Auch empfiehlt er die Freilassung der Sklaven, die nicht selten ist, mag sie aus Freigebigkeit, Großmuth oder Religionseifer geschehen. Nicht ungewöhnlich ist es auch, daß die türkischen Sklaven zu bedeutenden Würden und Staatsämtern sich emporschwingen. Zu manchen Hofämtern ist sogar die Eigenschaft des Sklaven erforderlich. So muß das Haupt der schwarzen Verschnittenen im Serail des Sultans, der Kislar-Aga, sowie das Haupt der weißen Kastraten, der Kapi-Aga, ein Sklave seyn. Georgische und cirkassische Sklavinnen füllen die Harems der Großen. Die Beschäftigung der türkischen Sklaven ist eine häusliche; nur in den Seehäfen werden dieselben zu harter Arbeit gebraucht. Gewöhnlich werden die Sklaven verheirathet, und ihre im Hause geborenen Kinder gelten als Familienglieder. Der Umstand, daß die Sklaven beim Tode des Herrn Miterben sind, verschafft ihnen oft die Freiheit und Vermögen. Eine Sklavin, die dem Herrn ein Kind geboren, ist nach dem Tode desselben frei. Jeder Sklave steht unter dem Gesetz und soll als Unfreier nur das halbe Strafmaß, das der freien Weiber empfangen. Einen weit roheren Charakter trägt die S. bei Mohammedanern der afrikanischen Nordküste. In dem Reiche **Marokko**, in den Barbareskenstaaten **Tunis** und **Tripolis**, ehedem auch in **Algier**, bestand seit dem Mittelalter neben der Negersklaverei auch die S. der Weißen, die durch Seeraub gegen alle christlichen Völker im Mittelmeer unterhalten wurde. Ist nun in Folge der Ohnmacht, in welche seit der Eroberung Algeriens durch die Franzosen auch die übrigen Barbaresken geriethen, die Seeräuberei erloschen, so schmachten doch noch immer in Marokko und Tripolis einzelne christliche Europäer als Sklaven. Der Bei von Tunis hob 1845 in seinem Gebiete die S. der Schwarzen wie der Weißen auf, während Frankreich in Algier die Negersklaverei bis jetzt beibehalten hat. In den mohammedanischen Reichen und Provinzen im **Innern Afrika's** besteht die größere Masse der Bevölkerung aus schwarzen Sklaven, die jede Arbeit im Hause und auf dem Felde verrichten u. die man theils durch Krieg, theils durch Handel mit den heidnischen Negerstämmen erlangt. Nur die geringere Zahl der Sklaven wird wieder ausgeführt. Der Vicekönig von Aegypten, Mehemed Ali, wußte sich durch Sklavenjagden, die jährlich seine Truppen in den nubischen Grenzgebieten ausführten, mit vielen Tausenden von Negersklaven billig zu versorgen. Vgl. **Leon de Laborde**, Chasses aux nègres, Paris 1838. Im Allgemeinen bezeichnen Grausamkeiten und Unmenschlichkeiten aller Art die asiatische S. So pflegen in **China** die Sklaven verstümmelt zu werden, um als Bettler für ihre Herren zu erwerben, und wie in Indien die Wittwen, werden anderwärts Sklaven und Hausthiere mit dem verstorbenen Herrn begraben.

Für die neuere Zeit bildet eine ganz neue Epoche der Menschenwürdigung die **Negersklaverei**. Sie entstand durch das Bedürfniß der westindischen Kolonien. Die Bebauung des neugewonnenen Bodens, der Pflanzungen, namentlich des Zuckerrohrs, des Tabaks und der Baumwolle, erfordert eine robuste, zähe Natur. Die Einwanderung war schwach, und die Europäer ermatteten frühzeitig unter dem schädlichen Einflusse des Klima's. Durch die Ostindienfahrer mit der Küste Afrika's bekannt geworden, verfiel man auf den Gedanken, in den dortigen Negerstaaten Arbeiter anzukaufen und nach den neuen Kolonien Amerika's überzuführen. Die Zahl der Negersklaven in den überseeischen Ländern vermehrte sich nun rasch bis ins Ungeheure. Bei der ersten Volkszählung 1790 ergab sich, daß Massachusetts und Maine, damals verbundene Staaten, ohne Sklaven waren, daß Vermont nur 17, Newhampshire 158, Pennsylvanien 337, Rhode-Island 952, dagegen Newyork 21,334, Georgien 26,264, Nordcarolina 100,572, Maryland 103,036, Südcarolina 107,094, Virginien 203,427 Sklaven hatte. Zwar mehrten sich die Gegner der S. in eben dem Maße, doch die Bemühungen der Philanthropen, die S. durch einen Kongreßbeschluß aufzuheben, konnten nicht zum Ziele führen, da die S. zu den innern Fragen gehört, welche der Gesetzgebung der einzelnen Staaten überlassen sind. Von Einzelnstaaten entsagten dem Besitz von Sklaven Maine, Newhampshire, Vermont, Massachusetts, Rhode-Island, Connecticut, Newyork, Newjersey, Pennsylvanien; die Aufnahme der neuen Staaten Illinois, Indiana und Ohio erfolgte unter der Bedingung, daß dort keine Sklaven gehalten würden. Später suchte man bei der Aufnahme neuer Staaten gleichsam abzupaaren, damit das Gleichgewicht zwischen sklavenhaltenden und freien Staaten erhalten werde. Von neuen Staaten sind Arkansas, Florida u. Texas sklavenhaltende, Michigan, Iowa und Wisconsin freie. Neuerdings ist das Gleichgewicht aufgehoben durch Oregon, Kalifornien, Neumexiko, Utah, Kansas und Minnesota, welche sämmtlich keine Sklaven halten. Unter einer Bevölkerung von 27,996,717 Seelen lebten in den Vereinigten Staaten 1850 3,204,313 Sklaven.

Der **Sklavenhandel** ist so alt, als die Geschichte. Schon die ersten Bücher der heiligen Schrift gedenken der Sklavenhändler, welche Asien

durchzogen u. aufgekaufte Menschen nach Aegypten brachten. Sklavenhändler waren es z. B., welche Joseph seinen Brüdern abkauften. Besonders aber bemächtigten sich die Phönicier dieses Erwerbszweigs. In Griechenland wurde ebenfalls ein bedeutender Handel getrieben, dessen Einrichtung man den Ethern zuschreibt. Nach den solonischen Gesetzen durften Freigeborne nicht verkauft werden, Töchter und Schwestern ausgenommen, wenn man sie im Umgang mit Männern ergriffen hatte. Zu Ephesus, auf Samos, Cyprus und an andern Orten waren große Sklavenmärkte. In Rom hatten unter Augustus die Sklavenhändler eine Steuer (Quinquagesima) an das Aerar zu bezahlen, die anfangs $1/_{100}$, unter Nero aber $1/_{25}$ betrug. Das durch Konstantin zur Staatsreligion erhobene Christenthum machte dem Sklavenhandel keineswegs ein Ende. Was früher von römischen Bürgern gegolten hatte, daß sie nicht in die S. verkauft werden konnten, galt nun von den Christen. Gefangene Heiden blieben immer noch ein Handelsartikel. Asien wurde von ganzen Karawanen, die Menschenhandel trieben, durchzogen, u. leider waren es gerade christliche Staaten, welche die Sklavenmärkte in Schwung brachten. Als sich nämlich die Saracenen an der Nordküste Afrika's festgesetzt hatten und von hier aus den Handel von und nach dem Morgenland beherrschten, richteten sie bald ihr besonderes Augenmerk auf Kaperei u. Menschenfang. Sämmtliche Gefangene, die ihre Kaperschiffe auftrieben, verfielen der S. und wurden auf den Märkten zu Tunis u. Tripolis verkauft. Die norditalischen Seestädte (damals blühten durch ihren Handel besonders Venedig u. Genua) machten sich die Räubergelüste der nordafrikanischen Barbaren zu Nutze und schlossen Handelsverträge mit denselben ab. Seitdem wurde ein förmlicher Tauschhandel mit Menschen getrieben. In Deutschland und den benachbarten Staaten wurde der Menschen- und besonders Kinderraub so häufig, daß die härtesten Gesetze nicht durchgriffen. Die Juden trieben offen in den italischen Handelsplätzen ihren Menschenhandel u. führten ungestraft Kinder und Weiber den Seefahrern zu, welche sie gegen kostbare Produkte des Morgenlandes an die Saracenen verkauften. Je mehr Schrecken und Abscheu die Seeräuberei der nordafrikanischen Küstenstaaten erregte, um so frecher wurde sie bis auf die neueste Zeit getrieben. Erst mit der Eroberung Algiers durch die Franzosen erreichte die S. der Weißen in Afrika ihr Ende. Dagegen wird der Negerhandel von den mohammedanischen Staaten Afrika's noch in großer Ausdehnung betrieben. Die Zahl der Negersklaven, die jährlich auf die Märkte von Marokko, Tripolis, Aegypten, der Türkei und Arabien gelangen, schätzt man auf 50,000. Die eine Hälfte wird durch den Wüstenhandel, die andere durch arabische Seefahrer bezogen. Den Handel zur See beherrscht vorzüglich der Imam von Maskat, der die Sklaven zu seinen Pflanzungen auf Zanguebar braucht. Zwar verdrängte derselbe in Folge eines Vertrags mit den Briten 1823 die spanischen u. portugiesischen Sklavenhändler von der Ostküste, ohne jedoch das Gewerbe selbst aufzugeben. In der europäischen u. asiatischen Türkei war der Handel mit Sklaven u. hauptsächlich Sklavinnen bis auf die neueste Zeit im Schwung, und nicht selten waren es gerade christliche, namentlich griechische Unterhändler, welche den abscheulichen Handel betrieben. Die bekanntesten Sklavenmärkte sind in Shendy, Pera und Siout. Im übrigen Europa hatte auch Deutschland seine Sklavenmärkte. Die in den Kriegen mit den Slaven (wahrscheinlich ist das Wort Sklave ursprünglich identisch mit Slave) gemachten Gefangenen wurden nach Frankreich, England, Italien, selbst nach Konstantinopel verkauft. Erst als seit dem 13. Jahrhundert die wirkliche und härte S. zu verschwinden begann u. in den Stand der Leibeigenschaft überging, hörten die großen Sklavenmärkte an der Nord- und Ostsee auf. In England waren noch in der letzten Zeit der angelsächsischen Könige Bristol u. London berühmte Sklavenmärkte. In den romanischen Ländern waren es, wie oben bemerkt, besonders die Juden, die sich mit dem Menschenhandel abgaben und bereicherten. Der bedeutendste Sklavenmarkt Frankreichs wurde zu Lyon gehalten, wo sowohl die großen Haufen der Sklaven slavischen Ursprungs, als auch die in Spanien gefangenen Mauren zusammentrafen. Auch Carcassonne war ein bedeutender Sklavenmarkt. In Italien war Rom, die Metropole des Christenthums, zugleich der Mittelpunkt des Menschenhandels, wo christliche und mohammedanische Sklaven schamlos feil geboten wurden. Die Spanier hatten durch ihre Kriege mit den Mauren einen so großen Ueberfluß von Sklaven, daß sie das ganze Mittelalter hindurch die Sklavenmärkte des südlichen und westlichen Europa's versorgen konnten. Bis auf die neueste Zeit war die Türkei das einzige europäische Land, das Sklavenmärkte besaß, nicht aber das einzige, das Sklavenhandel trieb.

Der ausgebreitetste Menschenhandel ist seit dem 15. Jahrhundert der Negersklavenhandel. Zwar wurden schon früher von asiatischen Sklavenhändlern ganze Schaaren Schwarzer nach Asien und in die Türkei getrieben; dem Portugiesen Gonzalez, dem Umsegler von Kap Bojador, gebührt aber der traurige Ruhm, diesen Handel zuerst im großartigsten Maßstabe organisirt zu haben. Er war der Erste, der Schwarze von der Guineaküste als Sklaven verkaufte, und 1481, also lange vor Las Casas, der den Negerhandel vorgeschlagen haben soll, in der menschenfreundlichen Absicht, die Vertilgung der unglücklichen Indianer zu verhüten, stand schon das Fort La Mina, zur Beschützung dieses Handels bestimmt. Auch im spanischen Amerika begann die Einfuhr von Schwarzen vor der Zeit von Las Casas. Schon 1511 wurde dieselbe durch eine königliche Verfügung gestattet, weil ein Neger mehr arbeite, als vier Indianer. Karl V. bewilligte 1517 seinem Günstling, dem Marquis de la Bresa, das Privilegium, jährlich 4000 Sklaven nach St. Domingo, Cuba, Portorico und Jamaica zu bringen, welches Privilegium bald darauf um 25,000 Dukaten an genuesische Kaufleute abgetreten ward. Nachher bemächtigten sich die Portugiesen des Sklavenhandels, deren Kolonie Brasilien im 16. Jahrhundert allein jährlich 28,000 Sklaven erheischte, welche zum großen Theil die Küste von

Angola lieferte. **England** betheiligte sich 1562 bei dem scheußlichen Handel. Die Königin Elisabeth begabte in diesem Jahre eine afrikanische Gesellschaft mit Privilegien und dem ausschließlichen Recht, den Negerhandel zu treiben. Das Parlament erklärte 1698 den Negerhandel für frei, und 1713 erhielt England durch den Assientovertrag von Spanien das Recht, auf 30 Jahre 144,000 Sklaven für seine Kolonien zu liefern. Im 17. und 18. Jahrhundert waren die Engländer die eifrigsten Sklavenhändler. Nach officieller, im Parlament gegebener Erklärnng führten sie in der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts jährlich 30,000 Neger von Afrika aus, wovon sie 20,000 an andere Völker wieder verkauften. In **Frankreichs** Kolonien wurde die Negersklaverei durch Ludwig XIII. gesetzlich bestätigt. Niederlassungen für den Sklavenhandel wurden in Afrika zu St. Louis u. 1677 zu Goree gegründet. Im Jahre 1700 erhielten die Franzosen durch den Assientovertrag die Sklavenlieferungen für Spanien, woraus mehre Kriege mit den Engländern entstanden, bis 1784 der Handel für frei erklärt und in der Weise durch Prämien unterstützt ward, daß 1785 allein 33,000 Neger in den französischen Antillen eingeführt wurden. In der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurde aber der Negerhandel in so ungeheurem Umfang getrieben, daß die Zahl der überhaupt aus den afrikanischen Küsten weggeführten Negersklaven auf mehr als 50 Millionen angeschlagen wird. Anfangs war der Preis der Sklaven so gering, daß die Europäer einen Sklaven mit 2—3 Maß Branntwein bezahlten. Später, als die Konkurrenz zu- und die Negerzahl immer mehr abnahm, steigerte sich der Preis bis um das Fünfhundertfache und mehr. Das gangbarste Reizmittel zum Verkauf war, wie auch bei den Indianern, der Branntwein, und um dieses Getränks willen verkauften Väter ihre Kinder, der Bruder den Bruder, Kinder ihre Aeltern, u. die Häuptlinge und Fürsten wetteiferten in Wuth u. Grausamkeiten gegen ihre Untergebenen, um nur Ursache und Grund zum Verkauf sich zu verschaffen. Ein Schiff von 240 Tonnen lud in der Regel 520 Sklaven, die paarweise geschlossen unter das Deck verpackt wurden, wo der Einzelne nicht mehr Raum hatte, als ein Todter im Sarge. Diese furchtbare Lage, schlechte Nahrung u. Selbstmord rafften bei glücklicher Ueberfahrt durchschnittlich ein Viertel, oft die Hälfte, wohl auch die ganze Negerladung hinweg. An ihrem Bestimmungsorte angekommen, waren sie der grausamsten Behandlung in den Zucker-, Kaffee- und Indigopflanzungen preisgegeben. Unter solchen Verhältnissen war die Sterblichkeit der Negersklaven groß und machte immer größere Zufuhren von Schlachtopfern nothwendig. Da nun noch auf der andern Seite die Kolonien ihre Produktion immer mehr steigerten, und die sichere Aussicht auf Gewinn zum Negerhandel immer mehr und mehr anreizte, stieg die Einfuhr der schwarzen Sklaven ins Ungeheure. In einem einzigen Jahre wurden in die französischen Kolonien gegen 40,000 Sklaven eingeführt. England seiner Seits betrieb, wie bemerkt, den Negerhandel mit fast wahnsinnigem Eifer, und namentlich geschah dies von Liverpool in solcher Ausdehnung, daß Negerfreunde später sagen konnten, die Straßen von Liverpool seyen mit den Schädeln der Schwarzen gepflastert. Vergeblich erhoben die Kolonien Gegenvorstellungen, vergeblich baten die südlichen Staaten, nicht mit Negern überfluthet zu werden, die man zu Tausenden ins Land werfe. Außer der Gewinnsucht war auch ein politisches Motiv im Spiele: wie in neuester Zeit Spanien in Cuba, wollte England seinen Kolonisten in Nordamerika ein Gegengewicht geben, um sie von Aufständen zurückzuhalten.

Die erste praktische Anregung zur **Abschaffung** der S. und des Negerhandels ging von Nordamerika aus. Nachdem schon seit 1727 die Quäker in England und Nordamerika unermüdlich darauf hingewirkt, 1751 ihre eigenen Neger entlassen, für deren Ausbildung und Niederlassung gesorgt und 1774 zu diesem Zweck die pennsylvanische Gesellschaft gebildet, sprach 1780 der Staat Pennsylvanien die Freiheit aller nach der Unabhängigkeitserklärung geborenen Neger aus, und 1787 verboten die Staaten Massachusetts, Newhampshire, Rhode-Island, Connecticut, Newyork, Newjersey und Pennsylvanien den Sklavenhandel bei schweren Strafen; in andern Staaten, wie in Ohio, Illinois u. Indiana, wurde die S. mit Gründung des Staats untersagt. In **England** scheiterten die ersten Anträge auf Unterdrückung des Sklavenhandels; doch bewirkte Granville Sharp, daß schon 1772 die britischen Gerichte den Grundsatz aussprachen, jeder Sklave sey frei, wenn er den Boden Englands berühre. Clarkson brachte 1787 die African institution zu Stande, die sich die Unterdrückung der Negersklaverei zur Aufgabe gemacht hatte. Immerhin hatten diese Bestrebungen so bedeutende Gegner, daß sich der edle Wilberforce bei seinem ersten Auftreten zu der Erklärung gezwungen sah, daß er keineswegs Abschaffung der S. bezwecke, sondern bloß ein Gesetz über menschliche Behandlung der Sklaven beim Transport wünsche. In der Sitzung von 1792 faßte das Unterhaus, freilich mit sehr geringer Majorität, den Beschluß, daß der britische Sklavenhandel mit 1795 aufhören solle; doch kam die Maßregel nicht zur Ausführung, weil sich das Oberhaus widersetzte. Nachdem Fox 1806 die Sklavenfrage nochmals vor das Parlament gebracht und zur Regierungsmaßregel gemacht hatte, erlangte er endlich am 6. Febr. 1807 die Abolition act of slavery, die das Aufhören des britischen Sklavenhandels für den 1. Jan. 1808 gebot. Ein Gesetz vom 4. Mai 1811 fügte Strafbestimmungen hinzu, im März 1824 ließ Canning den Sklavenhandel für Straßenraub erklären. **Frankreich** gab seinen westindischen Sklaven durch die Dekrete von 1790 und 1794 die Freiheit unter großem Widerstande der Kolonisten, wodurch die furchtbare Katastrophe von St. Domingo herbeigeführt wurde. Als Napoleon nach dem Frieden von Amiens eine Expedition nach Westindien sandte, ließ er auf den Inseln, St. Domingo ausgenommen, die S. wieder herstellen. Das Verbot des Sklavenhandels erfolgte erst bei der zweiten Restauration im November 1815 in Folge der Beschlüsse des wiener Kongresses, gemeinschaftliche Maßregeln zu ergreifen gegen einen Verkehr, „der nur zu lange Afrika entvölkert,

Europa entehrt u. die Menschheit betrübt habe". **Spanien** ließ sich 1817 das Recht, Sklavenhandel zu treiben, förmlich abkaufen (mit einer Summe von 400,000 Pfd. Sterl.); **Portugal** fügte sich 1823 ungern dem Gebot seines übermächtigen Verbündeten und erhielt eine Entschädigung von 300 000 Pfd. St.; **Dänemark** hatte den Negerhandel schon 1803 verboten und bekräftigte seinen Entschluß im kieler Frieden 1814; **Schweden** schloß 1813 mit England einen Vertrag zur Unterdrückung des Negerhandels, dem 1814 die **Niederlande** im Frieden zu Gent beitraten. In Amerika selbst hatten die **südamerikanischen Freistaaten** schon mit ihrer Losreißung von Spanien die S. überhaupt für aufgehoben erklärt; die **Vereinigten Staaten** verboten 1815 insgesammt den Menschenhandel und belegten ihn mit Todesstrafe; ein Gleiches thaten die La-Platastaaten. **Brasilien** schaffte den Handel durch Verträge von 1826 und 1830 ab. Die Verbote halfen jedoch nicht aller Orten, denn portugiesische und bis 1830 selbst französische Schiffe betrieben den Sklavenhandel nach wie vor. Auf die Sklavenfrage selbst kam man in England 1823 zurück. Das Parlament verfügte damals eine Reihe von Reformmaßregeln, die als der erste Schritt zur wirklichen Abschaffung der S. zu betrachten sind. Diese Maßregeln betrafen die Erziehung und religiöse Ausbildung der Sklaven, ihre Befähigung, in Civil- und Kriminalprozessen Zeugniß abzulegen, die Legitimation ihrer Ehen, die Garantie, daß keine Familie durch Verkauf getrennt werden kann, das Recht des Freikaufs zu einem angemessenen Preise, das Recht, Eigenthum zu erwerben und zu übertragen, die Abschaffung der grausamen Strafen, die Beschränkung der absoluten Herrschaft der Herren und eine bessere Verwaltung der Justiz. Dieses Gesetz fand in den Kolonien keine günstige Aufnahme. Mehre Koloniallegislaturen bestritten die Gültigkeit desselben und wollten dem Mutterlande jede Einmischung in innere Kolonialangelegenheiten überhaupt absprechen. Am 14. Mai 1833 aber legte Lord Stanley, Staatssekretär für die Kolonien, dem Parlament ein Gesetz über Abschaffung der S. vor, das von beiden Häusern angenommen wurde und am 28. Aug. ins Leben trat. Dieses Gesetz bestimmte die allgemeine Emancipation aller Sklaven vom 1. Aug. 1834 an, jedoch unter der Bedingung, daß jeder Sklave, ehe er die völlige Freiheit erlange, erst ein Noviziat zu überstehen habe, der Haussklave von 4, der Feldsklave von 6 Jahren. Den Pflanzern wurde eine Entschädigung von 20 Millionen Pfd. Sterl. bewilligt. Da sich das Institut der Lehrzeit bald als ein Mißgriff erwies und dessen Abschaffung von den Sklavenhaltern selbst gewünscht ward, so erfolgte am 1. Aug. 1838 die völlige Freilassung aller Sklaven. Die Zahl der Befreiten betrug 639,000, wovon allein auf Jamaica 322,000 kamen. Die Kapkolonie und Antigua hatten ihre Sklaven schon 1834 entlassen dürfen. **Frankreich**, durch die in St. Domingo gemachte Erfahrung eingeschüchtert, hat für Abschaffung oder nur Milderung der S. in seinen Kolonien sehr wenig gethan. Als der General Hullin in der Kammer von 1825 den Vorschlag zur Abschaffung der S. machte und seine eigenen Neger freigeben wollte, wurde ihm das Letztere verboten. Bis 1830 wurde unter französischer Flagge der Sklavenhandel eifrigst betrieben; in Brest, Havre, in europäischen und überseeischen Häfen rüstete man ziemlich offenkundig Sklavenschiffe aus. Unter den Maßregeln, die man nach der Julirevolution für die Sklaven traf, waren die wichtigsten Einführung eines Census u. Errichtung von Kommissionen, um in den einzelnen Pflanzungen über Zustand der Sklaven u. Behandlung seitens der Pflanzer Untersuchungen anzustellen. Schon gegen diese geringen Erleichterungen äußerte sich aber in den Kolonien ein wüthender Widerstand, den Emancipationsbestrebungen setzte man die Drohung mit einem allgemeinen Aufstande entgegen, und die Regierung benahm sich solchem Gebahren gegenüber auffallend lau. In der Sitzung von 1838 stellte Passy einen zweiten Antrag auf Freilassung der Sklaven und wurde darin von Lamartine eifrigst unterstutzt; die Gefahren, die man für die Kolonien befürchtete, die Aussicht auf eine Entschädigungssumme von 12 Millionen Francs an die Pflanzer und das Eigeninteresse mehrer Deputirten verhinderten jedoch die Annahme des Vorschlags. Unterdessen seufzten die französischen Sklaven unter der Peitsche ihrer Herren, u. selbst alle gesetzlichen Bestimmungen zu ihren Gunsten kamen den Unglücklichen wenig zu Gute; selbst das seit 1840 errichtete Sklavenpatronat, welches den Magistraten auferlegt, sich persönlich in den Pflanzungen nach der Behandlung der Neger zu erkundigen, scheint wenig Erfolg gehabt zu haben. In der Sitzung von 1845 legte die Regierung endlich einen Gesetzentwurf über die S. in den Kolonien vor, der aber nur als ein sehr kleiner Schritt zum Ziele der Emancipation betrachtet werden kann, dessen ungeachtet noch seine Gegner fand. Zur Verbesserung des Looses der Sklaven verwilligten die Kammern einige Geldmittel: 120,000 Franken zur Einführung europäischer Arbeiter, 360,000 zur Einrichtung von Ackerbauetablissements, 400,000 zum Loskauf der Sklaven, so daß von den jetzt in den Kolonien lebenden 250 000 Sklaven etwa 200 losgekauft werden. In den bedeutenden Kosten, welche die S. verursacht, liegt die wirksamste Aufmunterung zu neuen und durchgreifenden Reformen. In Folge der Revolution von 1848 wurden plötzlich alle Sklaven in den französischen Kolonien für frei erklärt und ihnen alle Rechte der Weißen eingeräumt. Die nächste Wirkung dieser Maßregel war Verarmung vieler Pflanzer und Sinken der Produktion und des Handels, bis seit 1850 freie Arbeit begann. Ein im Mai 1854 publicirter Senatsbeschluß spricht den Grundsatz aus, daß die S. in den französischen Kolonien nie wieder hergestellt werden kann. Wahrhaft verhängnißvoll ist die Frage für **Nordamerika** geworden, wo die Nordweststaaten bekanntlich für gänzliche Abschaffung, die Südoststaaten für Beibehaltung der S. kämpfen, diese, indem sie sich auf das Bedürfniß und die Nothwendigkeit, jene, indem sie sich auf die Menschlichkeit u. die Grundsätze der Freiheit berufen. Der Streit über die S. rief die ersten Zeichen der jetzt herrschenden Erbitterung hervor, als 1821 Missouri in die Union aufgenommen wurde. Der junge Staat hatte ge-

gen den Willen einer achtbaren Minorität die Einführung der S. beschlossen, und die Gegner derselben im Kongreß wollten ihm aus diesem Grunde die Aufnahme versagen. Der Senat beantragte bei dieser Gelegenheit, es solle zum Grundgesetz der Vereinigten Staaten gemacht werden, daß nirgends S. geduldet werden dürfe, und daß die alten Staaten, in welchen sie bestehe, nur als eine nicht weiter auszudehnende Ausnahme betrachtet würden. Das Haus der Repräsentanten und der damalige Präsident Jefferson widersprachen, weil die einzelnen Staaten souverän seyen. Der Streit endete mit einem Kompromiß, wonach in den Gebieten nördlich von 36° die S. für immer ausgeschlossen seyn sollte. Bei der Aufnahme von Texas 1847 ward gegen jene Bestimmung das sogenannte Wilmot-Proviso aufgestellt, welches überhaupt die Zulassung der S. bei neuen Staatenbildungen hindern sollte. Der Senat verwarf zwar das Proviso, doch blieb dasselbe das Stichwort der Abolitionistenpartei. Als Kalifornien 1850, während es seinen Eintritt in die Union betrieb, die S. im Voraus von seinen Grenzen ausschloß, entbrannte der Streit aufs Neue. Wiewohl der Kongreß dem Interesse des neuen Staats nachgab, so erließ er doch zu Gunsten der Sklavenstaaten die berüchtigte Fugitive-Slave-Bill, wonach flüchtige Sklaven im ganzen Gebiet der Union auf Verlangen von Gerichtswegen an ihre Herren ausgeliefert werden müssen, was bisher nicht der Fall war. Im Jahre 1854 führte die Diskussion über Aufnahme des Nebraskagebiets als Staat in die Union nach heftigen Debatten zu einem neuen Gesetz (Nebraskabill), welches die Entscheidung, ob ein Staat Sklaven halten solle oder nicht, der Unionsbefugniß entzog und für eine innere Angelegenheit eines jeden Staats erklärte. Die Parteien, welche sich um die Sklavenfrage gruppiren, haben die herkömmliche Scheidung politischer Parteiung in eine äußerste Linke, eine Linke, Centrum, Rechte, äußerste Rechte. Die Mittelpartei, die Unionisten, ist diejenige, deren endlicher Sieg am sichersten seyn dürfte. Ihr leitender Grundsatz ist der Wahlspruch Henry Clay's, der ein Sklavenhalter ist: stufenweise, von dem Neger selbst zu erarbeitende Freilassung. Man darf nicht verkennen, daß die Gründe der Gegner der sofortigen Abolition ein ernstes Inerwägungziehen wohl verdienen, und daß, so wie bei den Römern die S. ein Erbtheil aus dem Königthum für die Republik war, so in Nordamerika aus der englischen Mutterherrschaft ist, und daß die Verhältnisse dieser so tief eingewurzelt waren, daß sich eine Radikalkur schwer gebrauchen ließ. Beruhen auch die Argumente der Sklavenhalter, daß sie ohne Sklaven theils nicht so ausdauernd produciren, theils nicht die Konkurrenz ertragen, theils nicht so wohlfeil arbeiten könnten, auf falschen Voraussetzungen, wie die sklavenlosen nördlichen Staaten beweisen, die rasch und wohlfeil produciren, während in den südlichen Staaten wegen der größern Trägheit der Weißen die schönsten Striche unbenutzt und brach liegen und man sich mit der Unterhaltung der in der Ebene liegenden Pflanzungen begnügt; so liegt doch ein anderer Grund schwer in der Wagschale: die furchtbare Zahl der Schwarzen und ihre Vermehrung, und es ist nicht zu vergessen, daß es dasselbe England war, welches jetzt die Emancipation der Sklaven mit solchem Eifer betreibt, das die amerikanischen Länder einst mit Sklaven überfluthete. Um die große Anzahl der Neger allmählig zu verringern, gründete man die Kolonie Liberia (s. d.); leider aber ist die Ausführung dieser Idee unmöglich, da es kein Mittel gibt, 3 Millionen Menschen in so kurzer Zeit in ein anderes Land zu versetzen, daß nicht der natürliche Zuwachs der vorläufig Zurückbleibenden die durch die Uebersiedelten entstandene Lücke wieder ausfüllte. Auf Cuba, welche Insel 1853 340,000 Sklaven und 170,000 freie Farbige zählte, ließ die spanische Regierung, obwohl sie sich durch Verträge mit andern Mächten zur Unterdrückung des Sklavenhandels verpflichtete, die Einfuhr neuer Sklaven, theils um die Pflanzer an sich zu ketten, theils um die Insel finanziell möglichst ausbeuten zu können, bis auf die neueste Zeit, ohne ernstlich dagegen einzuschreiten, geschehen, wie z. B. 1848 allein 60,000 Sklaven eingeführt wurden. Sind in Spanien einzelne Stimmen für Emancipation laut geworden, so beschränkte man sich in Holland bis jetzt darauf, eine mildere Behandlung der Sklaven anzuempfehlen, fand aber damit dem Eigeninteresse der Sklavenhalter gegenüber kein Gehör. Dänemark gewährte am 18. April 1839 den farbigen Freigelassenen die meisten bürgerlichen Rechte, milderte sodann das Loos der schwarzen Sklaven, erklärte die Kinder derselben, die fortan geboren wurden, für frei und setzte der S. auf seinen Kolonien ein festes Endziel, nämlich 1847. Schweden beschloß 1845 die Loskaufung der Sklaven auf St. Barthelemy, wozu auf 5 Jahre je 10,000 Piaster gewährt wurden.

Das Verdienst, den Sklavenhandel durch Verträge mit den seefahrenden Völkern beschränkt zu haben, gebührt den Engländern. In den Tagen der heiligen Allianz (1815—30) gelang es dem Inselstaate, von den meisten Staaten Gesetze zu erlangen, die den Sklavenhandel für Seeraub erklärten. Das Durchsuchungsrecht, das allen Kriegsschiffen der Nationen den Handelsfahrzeugen gegenüber zugestanden werden sollte, fand aber viele und heftige Gegner. Dasselbe umfaßt nicht bloß die Befugniß, an Bord des Schiffes zu gehen und Vorlage der Papiere zu verlangen (droit de visite), sondern gibt auch die Macht, die Richtigkeit der Papiere durch Verhöre der Mannschaft, Untersuchung des ganzen Schiffs, der Ladung rc. zu prüfen (droit de recherche). Portugal und Spanien fügten sich 1817, wenn schon mit großem Widerstreben. Die portugiesische Flagge betheiligte sich aber, dem Vertrag zum Trotz, bei dem Sklavenhandel mit großer Thätigkeit, und Spanien zögerte mit der Erlassung eines Strafgesetzes bis auf die neueste Zeit. Mit Brasilien wurde 1825 ein Vertrag auf 15 Jahre geschlossen, der 1830 in das Leben trat. Als er 1845 erlosch, erklärte das Kabinet von Rio Janeiro, daß es jede Erneuerung ablehnen müsse, jedoch bereit sey, die einheimischen Gesetze, die den Sklavenhandel als Seeraub bestrafen, aufrecht zu erhalten. Nordamerika weigerte sich stets, das Durchsuchungsrecht anzuerkennen. Nach dem von den Staaten befolgten System wird der Sklavenhändler gleich

dem Seeräuber, als außerhalb des Völkerrechts stehend, behandelt. Jedes Kriegsschiff hat das Recht, ihn anzuhalten und vor Gericht zu stellen, jedoch auf eigene Gefahr und Verantwortlichkeit des Befehlshabers. Nach dem Vertrage von Washington, vom 9. Aug. 1842, schickt England wie Nordamerika nach der afrikanischen Westküste eine ausreichende Seemacht, um die Schiffe seiner Flagge zu überwachen. Trotz dieses Vertrags herrscht in beiden Staaten über einen wichtigen Punkt Meinungsverschiedenheit. England behauptet nämlich kraft eigenen Rechts, sich der Legitimität der Flagge, die ein verdächtiges Schiff führe, vergewissern zu können. Nordamerika gibt dagegen ein solches Recht nicht zu und vindicirt den Vereinigten Staaten die ausschließliche Befugniß, jeden Mißbrauch ihrer Flagge zu verhüten oder zu bestrafen. Mit Frankreich gelang es während der ganzen Zeit der Restauration nicht, einen Durchsuchungsvertrag abzuschließen. Erst die Julitregierung zeigte sich gefälliger. Das Durchsuchungsrecht wurde durch die Verträge von 1831 und 1833 gegenseitig zugestanden, doch scheiterten 1841 Englands Bemühungen, diese Konventionen unwiderruflich zu machen. Die öffentliche Meinung Frankreichs forderte noch mehr: die Abschaffung des ganzen Durchsuchungsrechts. Der Nationalstolz empörte sich, daß es einem fremden Offiziere erlaubt seyn sollte, am Bord eines französischen Schiffs polizeiliche Handlungen vorzunehmen. Außerdem machte die französische Presse geltend, daß das Durchsuchungsrecht den Sklavenhandel nicht etwa vermindert, die Greuel desselben aber ohne allen Zweifel gesteigert habe. Nach officiellen Angaben im Parlament betrug von 1753—98 die mittlere Zahl der jährlich ausgeführten Sklaven 95,000. Neuerlich wird dieselbe auf 200,000 Köpfe geschätzt, wozu noch etwa 50,000 kommen, die durch mohammedanische Händler Ostafrika's nach den auswärtigen Märkten gelangen. Man betreibt den Handel gegenwärtig meist mit kleinen amerikanischen Schnellseglern, worin die Neger aber so wenig Raum haben, daß sie nicht selten in Menge ersticken. Auch ist es öfter vorgekommen, daß solche Sklavenschiffe, wenn sie verfolgt wurden, ihre ganze Ladung über Bord warfen. Ein Haupteinwurf der französischen Presse, daß der Negerhandel nie aufhören werde, so lange er so gewinnvoll ist, wie jetzt, ist begründet. Der Vortheil ist zu groß, um gewissenlose Menschen nicht zu verlocken. In der Havana wurde das Sklavenschiff Firmo verurtheilt. Die Ladung hatte 28,000 Dollars gekostet, die ganze Ausrüstung des Schiffs 10,600, die Besoldung u. Ernährung der Mannschaft 13,400; Total der Kosten: 52,000 Dollars. Der Verkauf der Neger würde dagegen 145,000 Dollars ergeben haben. Alle diese Einwürfe sind bei dem neuen englisch-französischen Vertrage nicht unberücksichtigt geblieben. Nach diesem sollen Frankreich u. England jedes 26 Kreuzer an der Westküste von Afrika zur Verhinderung des Sklavenhandels stationiren, und überdies macht sich England verbindlich, die Ostküste von Afrika allein zu überwachen. Die Ueberzeugung von der Erfolglosigkeit aller Gewaltmaßregeln gegen den Sklavenhandel hat die Engländer in den letzten Jahren bewogen, ihre Bestrebungen auf Civilisirung der afrikanischen Negervölker zu richten. Missionäre, meist selbst Neger, die in den afrikanischen Kolonien und in Westindien gebildet worden sind, predigen den Negern das Evangelium, und Agenten der Regierung suchen ins Innere einzudringen, um mit den Negerstämmen Verträge zur Einstellung der Sklavenjagden zu schließen und Kultur unter ihnen zu verbreiten. Vgl. Clarkson, Essay on the slavery and commerce of human species, Lond. 1786; Burton, Der afrikanische Sklavenhandel und seine Abhülfe (deutsch von Julius, Lpz. 1841); Hüne, Darstellung aller Veränderungen des Negerhandels, Gött. 1820.

Skoda, Joseph, berühmter Mediciner, Begründer der neuen diagnostischen Schule in Deutschland, geboren den 10. December 1805 zu Pilsen in Böhmen, erhielt seine Vorbildung auf dem dortigen Gymnasium und studirte seit 1825 zu Wien. Nachdem er 1831 als Cholerabezirksarzt in Böhmen fungirt, ward er Sekundärarzt am allgemeinen Krankenhause zu Wien, wo er unter Rokitansky's und Kolletschka's Leitung pathologische Anatomie studirte und namentlich die Perkussion und Auskultation auf Erkenntniß pathologisch-anatomischer Zustände anzuwenden suchte. Seit 1835 leitete er praktische Uebungen am Krankenbette in diesen Fächern und zog mehre tüchtige Schüler, z. B. Jaksch, Oppolzer, Hamernik u. a. m. Nachdem er 1840 die Stelle eines ordinirenden Arztes in der neugebildeten Abtheilung für Brustkranke erhalten, ward er im folgenden Jahre zum Primärarzt, 1846 zum Professor der Klinik und 1848 zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Wien ernannt. S.'s Bedeutung in der Heilkunde ist eben sowohl eine wissenschaftliche, als eine praktische. In ersterer Beziehung ist seine „Abhandlung über Auskultation und Perkussion" (Wien 1839; 5. Aufl. 1854) epochemachend, indem er darin den Grundsatz durchführte, daß die am Kranken (zunächst bei Brustkrankheiten) beobachteten physikalischen Zeichen an und für sich nur bestimmte physikalische Zustände im Organismus andeuteten, daß aber der rationelle Arzt dann mit Hülfe seiner pathologisch-anatomischen Erfahrungen die wirklich vorhandenen inneren Krankheiten durch Schlußfolgerungen errathen könne. In praktischer Beziehung liegt S.'s Bedeutung besonders darin, daß er eine Schule für praktische Einübung der Perkussion u. Auskultation gegründet hat, in welcher sich die Mehrzahl der hervorragenderen jüngeren deutschen Aerzte eine weit vollendetere Technik des diagnostischen Verfahrens und weit mehr Schärfe in Beurtheilung pathologischer Zustände angeeignet haben, als beides von der französischen diagnostischen Schule (Laennec, Corvisart, Piorry ɛc.), welche die physikalischen, am Kranken ermittelten Symptome sofort als Zeichen eines bestimmten Krankheitsprozesses gedeutet wissen wollte, bisher erzielt ward.

Skolien (v. Griech.), bei den alten Griechen Lieder oder Gesänge, welche bei fröhlichen Gelagen von den Gästen angestimmt zu werden pflegten. Es werden drei Klassen von S. unterschieden: solche, welche von allen Gästen zusammen, solche, welche von den einzelnen der Reihe

nach gesungen wurden, und solche, an deren Vortrag nur die geübten Sänger ohne eine bestimmte Reihenfolge Theil nahmen. Diese dritte Art hieß vorzugsweise, mit Bezug auf die regellose und gekreuzte Ordnung, Krummlieder, ein Name, der dann bald auf alle Tischlieder übertragen wurde. Als Erfinder des Skolions gilt Terpander aus Lesbos; als Skoliendichter werden genannt Pittacus, Alcäus, Anacreon, Praxilla, Simonides u. A. In Attica war diese Art der Lyrik besonders verbreitet, und unter den attischen S. ist das berühmteste das auf Harmodius und Aristogiton. Der Inhalt der S. war theils ernsthaft, auf Vaterland und Freiheit bezüglich, theils satyrisch und humoristisch; auch handelten sie nicht selten von Wein, Liebe und fröhlichem Lebensgenuß. Eine Sammlung der noch vorhandenen Ueberreste gaben Ilgen in „Scolia S. carmina convivalia Graecorum" (Jena 1798) und Schneidewin in „Delectus poetarum jambicorum et melicorum Graecorum" (Jena, Abth. 2, Göttingen 1839); eine treffliche deutsche Uebersetzung Zell: „Ueber die Volkslieder der alten Griechen" in den „Ferienschriften" (Samml. 1, Freiburg im Breisgau 1826). Vgl. Hallström, De scoliis Graecorum, London 1827.

Skorbut (Scharbock), fieberlose Krankheit, bei welcher die auffallendsten Erscheinungen schwammiges, leicht blutendes Zahnfleisch, lockere, leicht ausfallende Zähne, übelriechender Athem, ödematöse Anschwellungen, blaurothe Ekchymosen, schlaffe, schwer heilende Geschwüre, besonders an den unteren Extremitäten, Neigung zu profusen Blutungen, große Kraftlosigkeit und allgemeine Schwäche, überhaupt alle Zeichen einer Dyskrasie vorhanden sind. Im ersten Stadium verliert das Gesicht des Kranken seine natürliche Farbe, es wird bleich, gelblich, livid, besonders um Lippen und Augen; er ist verstimmt und niedergeschlagen, körperliche Bewegung ist ihm unangenehm, die Verdauung aber meist noch ungestört. Im zweiten Stadium nimmt die geistige Abgeschlagenheit zu; die Kniee sind aufgetrieben u. schwach, die geringste körperliche Anstrengung ermüdet sehr und beengt die Respiration; das Zahnfleisch schwillt an und blutet bei der leichtesten Berührung, es wird weich, schwammig, faulig, der Athem übelriechend, die Haut trocken. An verschiedenen Stellen des Körpers bemerkt man linsengroße, unregelmäßig runde Flecken, die sich nach und nach vergrößern; im Anfang gelblich, werden sie später bläulich, purpurfarben, schwärzlich; alte, schon geheilte Geschwüre öffnen sich; Muskeln, Knochen und Gelenke fangen an zu schmerzen und schwellen an, die steifen, ödematösen Extremitäten machen das Gehen fast ganz unmöglich. Im dritten Stadium nehmen die Schmerzen in den Extremitäten, den Gelenken und den Lenden zu, der Athem ist außerordentlich beengt, durch Husten wird Blut entleert, oft treten die Zeichen eitriger Lungenkonsumtion hinzu. Die Ekchymosen werden außerordentlich groß, es zeigen sich an verschiedenen Stellen außerordentlich schmerzhafte Geschwülste; die Kranken fallen oft plötzlich in Ohnmacht. Aus der Nase, dem Zahnfleisch, den Lungen, dem Darmkanal, den Harnorganen rc. erfolgen erschöpfende Blutungen, die Geschwüre entleeren Blut, die Zähne fallen aus, die Knochen werden von Beinfraß ergriffen, es bilden sich Exostosen, welche heftig schmerzen, oft tritt Speichelfluß und Durchfall ein; die Stimmung des Kranken ist im höchsten Grade niedergeschlagen und muthlos. Im vierten Stadium nehmen alle Symptome der früheren Stadien zu, alte Knochenbrüche brechen wieder auf, die Erschöpfung des Kranken erreicht in Folge der Blutverluste und der darniederliegenden Assimilation den höchsten Grad; die Unterleibseingeweide sind aufgetrieben und voluminös, der Kranke schwillt wassersüchtig an, wird gelbsüchtig, leidet an heftigen Kolikschmerzen. Die Oppression der Brust ist sehr bedeutend, die Respiration kurz und mühsam, und der Kranke stirbt plötzlich, zuweilen ohne Schmerz, zuweilen, nachdem er über lebhafte Schmerzen unter dem Brustbein oder zu den Seiten der Brust geklagt hat. Die Fäulniß der Leiche erfolgt sehr rasch. Modifikationen des S.s sind die werlhoffsche Blutfleckenkrankheit (s. d.), der Wasserkrebs (s. d.) und die Mundfäule (Stomacace). Letztere, welche oft zur Zeit des Zahnwechsels, zuweilen in Verbindung mit gastrischen Unreinigkeiten oder einem kachektischen Zustand vorkommt, gibt sich durch ein leichtes Gefühl von Brennen des Zahnfleisches, durch Anschwellen u. Schwammigwerden desselben, sowie auch zum Theil des übrigen Theiles der Schleimhaut, welche die Mundhöhle überzieht, zu erkennen. Sodann entstehen weiße Bläschen, welche bersten und in Geschwüre von der Größe einer Linse bis zu einem Groschen mit scheckigem Grund und etwas erhöhten, entzündeten Rändern übergehen. Dabei fließt der Speichel stark, der Athem des Kranken wird übelriechend, es schwellen oft die Speichel- und oft auch die lymphatischen Drüsen etwas an. Die Geschwüre heilen übrigens leicht und die Krankheit geht oft schon in einigen Tagen, in Gesundheit über, selten dauert sie bis zu zwei Wochen. Die Ursachen des S.s anlangend, so begünstigen Kälte und Nässe, feuchte, mit kalten Nebeln abwechselnde Sumpfluft, längere Zeit fortgesetzter Genuß schwer verdaulicher, gesalzener u. halb verdorbener Nahrungsmittel, faulenden, sogenannten Brackwassers, Entbehrung frischer Pflanzenkost rc. die Entstehung desselben. Seefahrer, welche aus heißen Zonen in kalte kommen, leiden leicht daran. Gram, Langeweile, vorgerücktes Alter, die Rekonvalescenz von anderen Krankheiten, überhaupt Alles, was schwächend auf Geist und Körper einwirkt, sind prädisponirende Ursachen; bei Seefahrten kommen hinzu Entbehrung des Schlafes, körperliche Strapazen, Stürme, lange Windstillen unter dem Aequator, Schiffbrüche und alle Ereignisse, welche die Schiffsmannschaft in Traurigkeit und Muthlosigkeit versetzen können. Durch Ansteckung scheint der S. selten, vielleicht nie zu entstehen; Unreinlichkeit, feuchte Wohnungen rc. begünstigen seine Entstehung. Er herrscht ziemlich auf allen Sklavenschiffen und soll ein Fünftheil der in den englischen Gefängnissen Eingesperrten befallen. Endemisch findet er sich an den kalten und stürmischen nördlichen Seeküsten, an den sumpfigen Küsten Ost- und Westafrika's, Brasiliens rc. Pastoser Körperbau, phlegmatisches Temperament, Skro-

pheln, Gicht, chronische Schleimflüsse, langwierige Wechselfieber, Wassersucht, Typhus, Merkurialkacherie, Syphilis, Mißbrauch alkalischer und narkotischer Mittel ec. begründen eine bedeutende Anlage zu S. Die gewöhnliche (gutartige) Mundfäule wird öfters von Zahnreiz und von gastrischen Reizen hervorgebracht und kommt zuweilen bei rheumatischer und katarrhalischer Krankheitskonstitution vor. Der S. scheint schon im Alterthum, namentlich bei den Römern, vorgekommen zu seyn; bekannter ward die Krankheit aber erst seit dem 13. Jahrhundert. Bis zum 16. Jahrhundert im Steigen begriffen, begann sie dann wieder zu sinken und tritt jetzt überall in weit gelinderer Form auf. Gegen den S. gibt es eine Reihe von Mitteln, welche beinahe specifisch dieser Dyskrasie entgegenwirken. Hierher gehören zunächst säuerliche Stoffe, Wasser mit Citronensaft, Berberitzen, Johannisbeeren, saure Kirschen, Sauerampfer, Sauerklee, Essig, gutes Bier ec.; dann die eigentlichen antiskorbutischen, ein scharfes Princip enthaltenden Pflanzen, Cochlearia, Rettig, Meerrettig, Senf, endlich gewürzhafte und bittere Tinkturen, das Extractum absinthii, Trifolii fibrini, die Wurzel von Calamus aromat., Chinarinde, Eisen. Diese Mittel wirken zum Theil dadurch, daß Theile derselben in die Blutmasse übergehen und dadurch die Mischung des Blutes verbessert wird, theils auch, indem sie die Lebensthätigkeit erhöhen, eine kräftigere Blutbereitung bewirken und den Organismus zur Ueberwältigung der nachtheiligen Einflüsse fähiger machen. Besondere Berücksichtigung verdient der Zustand der Verdauungsorgane; bei Störung in denselben sind ausleerende Mittel nöthig; nachher geht man zur Anwendung aromatischer und bitterer Mittel über, mit denen man zweckmäßig die ätherischöligen verbindet. Gegen die Blutungen wendet man Adstringentia mit belebenden Zusätzen an. Die schmerzhaften und geschwollenen Gelenke bäht man mit einer Abkochung von antiskorbutischen Kräutern. Gegen die gewöhnliche Mundfäule wendet man die Mundwasser an, Abkochungen von Eichen-, Weiden- und Chinarinde, von Salbei mit Zusätzen von Essig, Mineralsäuren, Alaun, Löffelkrautspiritus, Myrrhentinktur und Honig, oder Rosenhonig mit denselben Zusätzen. Vgl. Samson-Himmelsstierna, Beobachtungen über den S., Berl. 1843; Krebel, Geschichte u. Gesammtliteratur des S.s, Petersb. 1849.

Skorbutkraut, s. v. a. gemeines Löffelkraut, Cochlearia officinalis *L.*

Skorpion, Sternbild im Thierkreis, welches in der Ekliptik den Raum von etwa 25° bis 20° einnimmt. Der südlichste Theil oder der Schwanz geht bei uns nicht auf. Dagegen macht sich in dem bei uns zu Gesicht kommenden Theil ein Stern erster Größe, Antares, auch Herz des S.s genannt, bemerklich, dem auf jeder Seite ein Stern 4. Größe nahe steht. Westwärts unterscheidet man noch einen Stern 2. und einige 3. Größe. Nach der Fabel wurde der S., der auf Befehl der Diana den Jäger Orion (s. d.), der den Zorn der Götter auf sich geladen, durch einen giftigen Fersenstich tödtete, unter die Sterne versetzt.

Skorpione (Scorpionidae), Arachnoiden-(Spinnen-)familie aus der Ordnung der gliedleibigen Spinnen (Arthrogastra), lichtscheue, krebsähnliche Thiere mit folgenden charakteristischen Merkmalen: Der Schwanz besteht aus 6 knotig verdickten Gliedern und läuft in einen blasigen, am Ende gebogenen und durchbohrten, mit einer Giftdrüse versehenen Stachel aus. Die Kieferntaster sind groß, scheerenförmig, zum Ergreifen der Beute geeignet, unterscheiden sich aber von den Krebsscheeren auf den ersten Blick dadurch, daß der äußere Finger beweglich ist und der innere feststeht, während bei jenen der umgekehrte Fall Statt findet. Hinter den 8 Beinen, in der Nähe der beiden Geschlechtsöffnungen, befinden sich 2 kammförmige Anhänge von unbekannter, vielleicht auf die Fortpflanzung bezüglicher Bestimmung. Neben 2 großen sind auf jeder Seite noch 2—5 kleinere Augen vorhanden. Die S. athmen durch 8 auf jeder Seite hinter den Kämmen befindliche Luftlöcher und gebären lebendige Junge, welche sie einige Zeit auf dem Rücken mit sich herumtragen. Sie verlassen nur in der Dunkelheit ihre Schlupfwinkel, laufen stets mit emporgerichtetem Schwanze umher, fassen ihre Beute (Insekten und kleine Reptilien) mit den Scheeren und tödten sie schnell mit dem über den Körper herübergebogenen Giftstachel. Sie fressen sich sogar einander selbst auf, wenn ihrer mehre zusammen eingesperrt werden. Daß sie sich aber, in einem Kreise glühender Kohlen eingeschlossen, mit dem Giftstachel selbst tödteten, ist eine Fabel. Ihre Verbreitung reicht nicht bis in die kalten Zonen; ihre eigentliche Heimath sind die heißen Länder, wo ihr Stich selbst dem Menschen tödtlich werden kann, während der Stich der südeuropäischen Arten nicht gefährlich ist, sondern nur heftige Schmerzen verursacht, welche durch Ammoniakflüssigkeit gehoben werden. Man kennt an 80 Arten. Die Gattung Skorpion (Scorpio) begreift 11 europäische Arten, worunter der europäische Skorpion (S. europaeus *L.*), ziemlich flach, dunkelbraun, mit helleren Beinen und Schwanzstachel und herzförmigen, außen gekielten Scheerentastern, 2 Zoll lang, von Oberitalien bis in die Berge in Tessin und Graubündten verbreitet ist und meist in altem Gemäuer und faulenden Kastanienbäumen sich aufhält, der italienische Skorpion (S. italicus *Hbst.*), braunschwarz, mit gelblichbraunen Beinen und 5 Schwanzkielen, 18—22 Linien lang, in Oberitalien und vorzüglich um Triest, und der deutsche Skorpion (S. germanus *Koch*), kastanienbraun, ohne Kiele am Schwanze, die kleinste Art, 10—11 Linien lang, in Tyrol sich findet. Die größten und gefährlichsten Arten gehören zur Gattung Buthus; so der afrikanische Skorpion (B. afer *L.*), braunschwarz, mit rothbraunen Beinen und kurzem, eben so gefärbtem, eiförmigem Endglied des Schwanzes, mehr breiten, als langen, dicht grobkörnigen Scheeren, 5—6 Zoll lang, in ganz Afrika und auch in Ostindien verbreitet und sehr gefährlich, indem sein Stich binnen 12—18, mitunter selbst binnen 2 Stunden tödten soll. Auch der indische Skorpion (B. cyaneus *Leach*, Scorpio indicus *L.*), schwarz mit blauem Schimmer, mit breiten, flach gewölbten Scheeren mit unten gezähnten Schenkeln, 4 Zoll lang, auf den

ostindischen Inseln, wird durch seinen Stich sehr gefährlich. Die Gattung Centrurus enthält nur amerikanische Arten, worunter C. americanus *Ehrenb.*, blaßgelb, braungefleckt, mit langen Scheeren und langem Schwanze, 2½ Zoll lang, im tropischen Amerika, in Häusern und im Felde vorkommend, die bekannteste Art ist, deren Stich zwar nicht tödtlich, aber sehr schmerzhaft seyn und sogar lähmend auf die Zunge wirken soll. Eine verwandte Familie ist die der Afterskorpione (Pseudoscorpiones), die durch 2 in Tracheen führende Luftlöcher athmen, vorwärts, rückwärts und seitwärts laufen und unter Moos, Baumrinden, zwischen alten Papieren rc. leben. Hierher gehört außer dem Bücherskorpion (s. d.) besonders der Waldskorpion (Obsidium muscorum *Leach*, O. corticalis *Hahn*), glänzend schwarzbraun mit weißlichen Beinen und rothbraunen Fangarmen, 1½ Linien lang, häufig unter Moos und auf Gebüschen. Eine andere verwandte Familie ist die der Solpugen (Solpuginae) oder Kiefern-, Skorpionspinnen, auch Giftkanker, die ebenfalls durch Tracheen athmen, aber ein mehr spinnenartiges Ansehen haben, und von denen die größeren Arten außer Insekten auch Eidechsen und kleine Vögel tödten, durch Reiben der Oberkiefer einen rasselnden Ton hervorbringen und in wärmeren Ländern als giftig gefürchtet werden. Die Familie der Spinnenskorpione (Phrynidae) zeichnet sich dadurch aus, daß ihre Angehörigen durch 4 Lungensäcke athmen, und zählt ebenfalls in der heißen Zone lebende, gefürchtete Arten, darunter den Geißelskorpion oder Langarm (Phrynus reniformis Oliv., Phalangium reniforme *L.*), rothbraun, mit nierenförmigem, faltigem Bruststück, gelb gefleckten Hinterleib, 1 Zoll lang, mit 1½ Zoll langen Tastern, in Brasilien. Der S. galt als Symbol des Typhon, des bösen Genius in der altägyptischen Mythologie, dem auf geschnittenen Steinen der Anubis in beschwörender Stellung gegenübersteht. Bei den Alten hieß Skorpion auch eine Kriegsmaschine, eine Art Handballiste, mit welcher man kleine, sehr spitzige Pfeile schleuderte; bei den Juden eine mit spitzigen Nägeln durchzogene Peitsche.

Skorzonerwurzel, s. Scorzonera.

Skossion (v. Ital.), s. v. a. Empfang; Bezahlung einer Anweisung oder eines Wechsels.

Skotschau, Stadt im österreichisch-schlesischen Kreis Teschen, am linken Ufer der Weichsel, mit schöner Brücke, Schloß, Hospital und 1600 Einw.

Skropheln (Skrofeln, Drüsen, Drüsenkrankheit, Scrophulosis), eigenthümliche, angeborne oder im Kindesalter sich entwickelnde Kacherie, welche primär das lymphatische System, sekundär alle Theile des Organismus ergreift, Anschwellung und Infiltration eines eigenthümlichen Stoffes in die Drüsen zur Folge hat, Blutentmischung und verschiedene pathologische Sekretionen hervorruft und das Leben durch Beschränkung der Ernährungsvorgänge, oder durch Ablagerung von in Erweichung übergehenden, Phthisis bedingenden Stoffen, oder durch geschwürige Zerstörungen, Affektionen der Centralorgane rc. bedroht. Oft reflektirt sich die skrophulöse Dyskrasie schon durch den äußeren Habitus. Man unterscheidet zwei Formen desselben, den irritablen und den torpiden. Der irritable Skrophelnhabitus (scrophulosis florida s. irritabilis) zeigt sich bei Kindern mit äußerst feiner, zarter Haut, schwarzen oder braunen Augen, großen, langen, seidenartigen Augenwimpern, feinen Gesichtszügen, weißen Zähnen, schlankem Baue, zuweilen etwas angeschwollener Nase und Oberlippe und mit früh hervortretenden Geistesanlagen. Der torpide Skrophelnhabitus (scrophulosis torpida) charakterisirt sich durch einen dicken Kopf, struppige, blonde Haare, aufgeworfene Lippen, oft durch ausfließenden Schleim erkoriirte Oberlippe, dicke und angeschwollene Nase, dünne Extremitäten und dicken Bauch. Die Kinder sind geistig wenig entwickelt, schlafen viel, wollen beständig essen und haben besonders Gelüste nach vegetabilischen Dingen, nach Brod, Mehlspeisen rc. Kinder mit torpiden S., wenn sie die S. überwinden, entwickeln sich oft äußerst vortheilhaft gegen die Pubertät hin; Kinder mit floriden S. verkümmern. Sind die S. angeerbt oder angeboren, so zeigen sie sich oft schon sogleich nach der Geburt als Schleimhautleiden, als chronischer Katarrh oder als Hautleiden in Form von Ausschlägen. Sie können schon in dieser Periode durch Lungenkatarrh, Atrophie, Durchfall, Zehrfieber rc. tödtlich enden und sind eine der Ursachen der großen Sterblichkeit Neugeborner. Entwickelt sich die Krankheit im Kindesalter, so geschieht dies im zweiten, dritten oder vierten Lebensjahre. Gewöhnlich treten zuerst Verdauungsstörungen ein, der Appetit ist verändert, meist vermehrt, der Unterleib aufgetrieben, fest anzufühlen, es ist abwechselnd Verstopfung und Durchfall vorhanden, die Schleimhaut des Mundes ist oft geröthet. Die Zeichen von Magensäure sind zugegen. Später schwellen die Halsdrüsen an, anfangs sind sie wenig empfindlich, beweglich, später werden sie größer, hart, schmerzhaft. Nach den Halsdrüsen werden die Drüsen unter den Achseln, in den Weichen, im Gekröse ergriffen. Sie wachsen bis zur Größe einer Nuß oder eines Hühnereies und bilden große Geschwülste. Sie werden oft sehr hart, ihre Oberfläche ist ungleich, höckerig, sie gehen zuweilen in Entzündung über, vereitern, brechen auf und bilden skrophulöse Geschwüre. Diese sind mit einer gleichförmigen, gelblichen, anfangs dichten, käseartigen, in einzelne Punkte vertheilten Materie erfüllt, verschmelzen oft unter einander und bilden große, mehre Pfunde schwere Geschwülste. Es bilden sich jetzt auch an anderen Stellen der Haut, z. B. über dem Brustbein, furunkelartige Entzündungen, welche einen dünnen Eiter von sich geben u. ebenfalls Geschwüre zurücklassen. Der skrophulöse Eiter ist eigenthümlich riechend, dünnflüssig und hat eine auffallend saure Reaktion. Häufig leiden die Kranken an Ausschlägen, besonders im Gesicht, welche den herpetischen Charakter haben. Die Schleimhäute sind oft ergriffen, die Kranken haben oft den Schnupfen, aus den Ohren findet ein Ausfluß Statt, auch Schleimflüsse aus den Geschlechtstheilen treten ein (skrophulöser Tripper). In den höheren Graden der Krankheit werden die Knochen angegriffen, es entstehen Knochenfraß, Gelenkleiden, englische Krankheit. Gern

bilden sich Lungenknoten aus, es entsteht in den Pubertätsjahren Lungensucht. Der Mischung nach ist Skrophelnstoff mit dem des Tuberkels identisch; es ist eine eigene pathologische Proteïnverbindung, deren Erweichungsprodukt (S. und Tuberkeleiter), aus Albumin oder Kaseïn mit Extraktivstoffen, Natron- und Kalksalzen bestehend, einen gelblichen, zähen, zusammenhängenden, grumösen, später einen molkenartigen, grünlichen, dünnflüssigen Eiter bildet. Entzündungen der Nase sind selten bei S., häufig aber skrophulöse Augenentzündungen, vorzugsweise der Bindehaut, des Augenfells und der Hornhaut. Der Verlauf der S. ist chronisch, dauert gewöhnlich Jahre lang. Die Jahreszeit hat großen Einfluß auf den Verlauf: bei warmer Jahreszeit stehen die S. oder mäßigen sich wenigstens, mit dem Eintritt der nassen, kalten Jahreszeit verschlimmert sich das Uebel. Daher die praktische Regel, S. namentlich im Sommer zu bekämpfen. Die Genesung erfolgt gewöhnlich in der wärmeren Jahreszeit und mit dem Eintritt gewisser Lebensjahre, der Pubertät, auch bisweilen in der Dentitionsperiode, unter deutlichen Krisen durch Haut und Haare. Oft bleiben Störungen zurück, wo skrophulöse Geschwüre und Exkoriationen zugegen waren, entstellende Narben; wo das Auge befallen war, Leukom, Staphylom; wo die Knochen litten, Krümmungen 2c. Oft gehen die S. in eine andere Krankheit, namentlich in Phthisis, über. Der Tod erfolgt durch Mangel der Ernährung, besonders bei Anschwellung der Gekrösdrüsen, durch Verzehrung der Kräfte durch die beim Knochenfraß vor sich gehende Vereiterung, die Schmerzen, das Zehrfieber, durch Lungensucht, Gehirnwassersucht, durch Geschwülste, die sich im Gehirn bilden und Epilepsie oder Lähmungen hervorbringen, durch schleichende innere Entzündungen 2c. Die Krankheit ist oft angeerbt und angeboren. Ihre Frequenz beginnt mit dem 11. Mondt nach der Geburt mit dem ersten Durchbruch der Zähne, ihr Maximum erreicht sie mit dem 7. oder 8. Jahre, ihr Minimum fällt in die Blüthenjahre. Mit der Involution wird sie wieder häufiger. Sehr selten entwickelt sie sich im Mannesalter. Unter den äußeren Momenten, welche die Krankheit hervorrufen können, sind zu nennen schlechte Nahrungsmittel, namentlich solche, welche weniger Azot, mehr kohlenstoffige Bestandtheile enthalten. Wasser, welches viel Kohlensäure enthält, ist bei S. sehr heilsam; wo dagegen Kohlensäure im Wasser fehlt und die erdigen Salze prävaliren, sind S. sehr häufig. Unreine, dumpfe, feuchte, nasse, neblichte Luft ist ihrer Erzeugung besonders günstig; daher ist die Krankheit häufiger in niedrigen, dumpfigen, der Luft nicht ausgesetzten Thälern, als auf Hochebenen; daher häufiger in morastigen, sumpfigen, als in trockenen, sandigen Gegenden. Alles, wodurch die freie Aktion der Haut unterdrückt wird, Schmutz, Unrath, befördert sie. Im Orient, wo man häufig badet, ist sie daher sehr selten. Jede medicinische Schule hat je nach ihrem Standpunkte Theorien über die S. aufgestellt. Die älteren Aerzte nahmen eine eigenthümliche skrophulöse Schärfe (miasma scrophulosum) an. Nach Schönlein sind der Sitz der S. gewisse Organe, das System der Lymphdrüsen, die Schleimhäute, das Knorpelgewebe und analoge Gebilde, selten das Nervensystem und nur dessen Centraltheile. Es finden dabei Veränderungen im thierischen Chemismus Statt; im Harn erscheinen vegetabilische Säuren, namentlich Kleesäure; es bildet sich ein eigenthümliches Krankheitsprodukt, die Skrophelnmaterie, eine eigenthümliche, bröckliche, weißgelbe Masse, die in verschiedenen Organen abgelagert wird. Die Chylusbildung, das erste Stadium der Blutbildung, leidet, und in Folge dieses Leidens auch der Ernährungsprozeß, was sich schon durch das eigenthümliche Aussehen der Kranken, durch den skrophulösen Habitus, zu erkennen gibt. Die S. werden in der Mehrzahl der Fälle nicht unmittelbar lebensgefährlich, sind aber fast stets schwer zu heilen. Die Prognose ist bei entschiedener erblicher Anlage ungünstig; je beschränkter die Affektion, desto günstiger. Was die Behandlung anlangt, so sehe man vor Allem darauf, daß in der Lebensweise der Kranken nichts störend auf die Ernährung wirke. Nächst der Sorge für geeignete Nahrung ist die Wohnung zu berücksichtigen. Sie sey für Licht, Luft und Wärme gehörig zugänglich, gegen Süden oder Osten gerichtet, geräumig, mit großen Fenstern und Thüren versehen, werde gehörig gelüftet und trocken gehalten. Dabei müssen sich die Kranken möglichst viel im Freien aufhalten, besonders an sonnigen Orten, und sich viel körperliche Bewegung machen. Das eigentliche Heilverfahren hat eine doppelte Aufgabe, einmal die vorhandenen Anschwellungen der Drüsen aufzulösen und mischungsändernd auf die Lymphe einzuwirken, dann eine bessere Bereitung des Chylus zu bewerkstelligen. Beide Zwecke werden oft durch die nämlichen Mittel erreicht. Man gibt zu diesem Zwecke den Leberthran, 2—4mal täglich einen Kaffee- oder Eßlöffel voll längere Zeit, die Antimonial- und die plummerschen Pulver, salzsauren Kalk, flüchtige und feste Alkalien, Jod, Brom 2c.; ferner frisch ausgepreßte Kräutersäfte von Lactuca sativa, Taraxacum, Marrubium album 2c., zu 1 — 4 Unzen jeden Morgen in Melissenthee oder schwacher Fleischbrühe, die Gummiharze, die Asa foetida, letztere besonders bei Knochenleiden. Zur Verbesserung der Lymphe und des Blutes dienen gute Weine und geistige Tinkturen und die erregenden und tonischen Mittel, die bittern Extrakte, Rhabarber, China, Eisenpräparate, Kalmus, Wermuth 2c. Von entschiedenem Nutzen ist bei S. der Gebrauch der Bäder, sowohl der einfachen warmen, als der Bäder mit Krausemünze, Wermuth, China 2c. Schon im zartesten Kindesalter kann man Sool- und Mutterlaugenbäder anwenden; ferner Loh-, Stahl-, Jodbäder, auch kalte Bäder, das Seebad. Kaltwasserkuren nach Prießnitz' Methode sind oft sehr wirksam. Unter den Mineralquellen können die von Töplitz, Warmbrunn, Aachen, Wiesbaden, Ems, Kissingen, Baden-Baden, Baden bei Wien, Kreuznach, die Adelheidquelle bei Heilbronn und andere angewendet werden. Um die angeschwollenen und verhärteten Drüsen zur Zertheilung zu bringen, legt man das Emplastrum mercur. cicutae, Gummi ammoniaci auf, läßt graue Quecksilbersalbe, Linimente mit Ochsengalle, das flüchtige Liniment, das

Linimentum saponato-camphoratum, den Liquor **ammonii causticus**, das Petroleum oder Jodsalbe einreiben. Bei Schmerzhaftigkeit und Entzündung der Geschwulst setzt man einige Blutegel, reibt graue Salbe ein und macht Bähungen mit Cicuta. Bei der Behandlung skrophulöser Hautausschläge ist im Allgemeinen Vorsicht anzurathen, da sie oft wohlthätig sind. Vgl. Hufeland, Ueber die Natur rc. der Skrophelkrankheiten, 3. Aufl., Berl. 1819; Scharlau, Die Skrophelkrankheit rc., das. 1842; Lebert, Handbuch der Skrophel- u. Tuberkelkrankheit, deutsch von Köhler, Stuttg. 1851.

Skrupel (Scrupulus), Apothekergewicht, $^1/_3$ einer Drachme oder 20 Gran (nach französischem Gewicht 24 Gran), in der Receptur durch ℈ bezeichnet; als Längenmaß der 60. Theil eines Grades; auch der 10. Theil einer Linie oder eines Granes und der 100. Theil eines Zolles; Bedenklichkeit, Zweifel; daher **skrupulös**, bedenklich, zweifelsüchtig, ängstlich.

Skrzynecki, Jan Boneza, polnischer Generalissimus im Revolutionskriege von 1831, geboren den 8. Februar 1786 in Galizien, studirte zu Lemberg namentlich Mathematik, trat 1806 in das polnische Heer und zeichnete sich in den Feldzügen von 1812—14 mehrfach aus. Beim Ausbruch der Revolution am 29. November 1830 stellte er sich zur Verfügung des Großfürsten und folgte demselben an der Spitze seines Regiments. Nachdem aber der Großfürst dem Administrationsrathe seinen Abzug mit den kaiserlichen Truppen angezeigt hatte, kam S. am 3. December nach Warschau zurück, um sich der Nationalsache anzuschließen. Vom Generalissimus Radziwil zum Brigadegeneral erhoben, bildete er mit 8 Bataillonen in Warschau das Centrum der polnischen Schlachtlinie gegen das russische Corps unter Rosen und kommandirte in der Schlacht von Grochow mit Auszeichnung. Nach Radziwils Rücktritt ward er am 26. Februar 1831 vom Reichstag zum Oberfeldherrn ernannt. Er widmete sich zwar mit Eifer der nothwendigen neuen Organisation; statt aber entscheidende Bewegungen zu machen, wollte er die Russen so lange aufhalten, bis die diplomatischen Bemühungen eine Intervention der auswärtigen Mächte herbeigeführt haben würden, und machte selbst mehrfache Versuche, mit Diebitsch Unterhandlungen anzuknüpfen, die zweimal zurückgewiesen wurden. Erst als die Hoffnungen einer Intervention schwanden, beschloß S., den Feind anzugreifen. Ende März griff er die Heeresabtheilung des Generals Geismar bei Wawre und das Hauptcorps des Generals Rosen bei Dembe an und schlug sie beide, unterließ aber, seinen Sieg zu verfolgen. Erst als die Russen ihre Streitkräfte zu vereinigen suchten, beschloß er einen Angriff auf Sielce und die Corps von Rosen und Pahlen II. zu machen. Bei Iganie schlug er am 8. April mit 8000 Mann eine 3mal so große Anzahl der Feinde, überließ sich aber darauf von Neuem der Unthätigkeit, bis ihn Dwernicki's Mißgeschick und der Befehl der Regierung nöthigte, gegen die längs des Narew stehenden russischen Garden zu marschiren. Er erreichte dieselben zwar am 13. Mai, griff sie aber nicht an, sondern zog sich wieder zurück. Der unglückliche Ausgang der Schlacht bei Ostrolenka (26. Mai), den er durch unzeitigen Rückzug verschuldet hatte, nöthigte ihn zur Umkehr nach Warschau. Hier betrieb er, um den Einfluß der patriotischen Klubs zu schwächen, eine Reform der Regierung, versäumte aber darüber wieder die Gelegenheit zum Angriff auf die nach Diebitsch' Tode durch die Cholera geschwächten Feinde. Nach Paskewitsch' Uebergang über die Weichsel forderte die öffentliche Meinung ihn wegen seines unzeitgemäßen Zauderns zur Rechenschaft, wie sie ihn überhaupt aristokratischer Haltung bezüchtigte. Wirklich ward vom Reichstag am 10. August eine Untersuchungskommission in das Lager vor Bolimow abgeschickt, worauf S. den Oberbefehl niederlegte. Er hielt sich seitdem bei dem Partisanencorps des Generals Rozycki auf und trat den 22. September mit diesem auf das Gebiet des Freistaats Krakau über, von wo er sich nach Galizien begab. Später lebte er in Prag, bis er 1839 nach Belgien ging, wo er den Oberbefehl über das Heer übernahm, aber in Folge der Reklamationen Rußlands, Oesterreichs und Preußens als Divisionsgeneral zur Disposition gestellt werden mußte. S. † den 12. Jan. 1860 in Krakau.

Skulptur (Bildhauerkunst, Bildnerei), eine der bildenden Künste, im weiteren Sinne der ganze Kreis der körperlich bildenden Künste, mögen sie in Holz, Elfenbein, Thon, Stein oder Metall arbeiten; im engeren Sinne die Kunst, plastische Bilder aus Stein zu hauen oder zu meißeln. Man bedient sich eines Gesteins von gleichmäßig fester Textur, des Sand- und Kalksteins, des Granits und Porphyrs, besonders aber des Marmors (s. d.). Sie liefert Kunstwerke, die nicht nur mit dem Gesicht, sondern auch mit dem Tastsinn wahrnehmbar sind. Die S. liefert entweder runde Figuren, deren Formen von allen Seiten sichtbar sind, wie Vasen, Köpfe, Büsten und ganze Statuen, oder halbrunde Figuren, welche dem Beschauer nur eine Seite darbieten und mit der andern auf einer Fläche festsitzen (Relief). In der Regel verfertigt der Künstler zuerst eine Skizze und dann ein Modell aus Thon. Erstere ist ein kleinerer, meist flüchtig angelegter Entwurf, welcher dazu dient, die Komposition in ihren Grundzügen zur Anschauung zu bringen; letzteres wird nach der Skizze meist in der beabsichtigten Größe des Kunstwerks vollkommen ausgeführt und ein Gypsabguß davon genommen. Um aber darauf für das Behauen des Steins die richtigen Dimensionen zu gewinnen, umgab man früher das Modell mit einem Netz sich rechtwinkelig schneidender Fäden, zeichnete sodann dasselbe Netz auf den Steinblock und schlug lediglich nach dem Augenmaße so viel als nöthig hinweg. Dies die sogenannte praktische Methode, welche aber wenig Sicherheit in Bezug auf richtige Nachbildung gewährt. Eine andere Methode, die akademische genannt, weil die französischen Akademisten in Rom beim Kopiren der Antiken dieselbe zuerst in Anwendung brachten, besteht darin, daß man über Block u. Modell die Mensur, einen viereckigen Rahmen, legt, von dem nach gleichgetheilten Graden mit Bleigewichten beschwerte Fäden herunterhängen, durch welche die Lage der am meisten hervorragenden Punkte angegeben wird, so daß man davon aus nach den

tiefer liegenden Punkten messen kann. Auch diese Methode gibt noch keine völlige Genauigkeit. Ein auf wissenschaftlichen Principien basirtes Verfahren ist erst in der neuesten Zeit allgemein angenommen worden. Nach diesem bestimmt man mit Hülfe eines Instruments zuerst drei der erhabensten Punkte des Modells in ihrer gegenseitigen Distanz von einander und ihrer verschiedenen Erhebung und bezeichnet dieselben Punkte nach Angabe desselben Instruments auf dem Steine, indem man so viel von seiner Oberfläche wegschlägt, bis man die genügende Tiefe erreicht hat. Von diesen drei Punkten gewinnt man sodann neue Punkte durch komplicirte Dreieckmessungen, die man auf dieselbe Weise auf den Stein überträgt, und wiederholt dies so lange, bis alle wichtigeren Punkte des Modells am Steine genau nach der Lage, die sie an jenem haben, angegeben sind. Man bedient sich dabei eines Krummoder Tastereirkels. Hierauf beginnt erst die eigentliche Ausarbeitung des Steins, zuerst ins Grobe, dann feiner und ins Detail. Die Instrumente, die man dabei benutzt, sind vornehmlich Meißel von verschiedener Form und Benennung, die mit einem hölzernen Hammer getrieben werden, verschiedene Bohrer, mittelst deren man die schärferen Tiefen erreicht, und Raspeln, mit denen man den Stein ebnet. Zuletzt glättet man mitteilst Bimsstein, Zinnasche, Schmirgel &c.

Die ersten Anfänge der S. verlieren sich im Dunkel der Urzeit. Der menschliche Kunsttrieb begnügte sich anfangs, um das Andenken von Personen der Nachwelt zu überliefern, mit einem roh bearbeiteten Stein; dann fügte man eine Andeutung des Hauptes als des Sitzes des geistigen Lebens hinzu. Darstellungen dieser Art hießen bei den Griechen Hermen, die in eigenthümlicher Ausbildung sich bis in die Zeiten weiter gediehener Kunst erhielten. Charakteristische Versuche weiterer plastischer Darstellung sind uns in Denkmälern auf mehren Inseln des großen Oceans, namentlich auf den Sandwichsinseln, erhalten. Eine höhere Stufe solcher Bildnerei nehmen die Werke der alten mittel- und südamerikanischen Völker ein, unter denen die der Mexikaner nicht nur volksthümliche Unterschiede, sondern auch verschiedene Entwickelungsgrade erkennen lassen. Am verbreitetsten sind diejenigen Arbeiten der mexikanischen S., welche man den Azteken zuschreibt, die aber auch zugleich die niedrigste Stufe der mexikanischen Bildnerei bezeichnen. Man sieht in ihnen, wie dem Auge des Künstlers zuerst die Bedeutung der organisch belebten Gestalt entgegentritt, wie er zuerst die Aeußerungen des Seelenlebens aufzufassen sich bemüht. Aber noch gelingt es ihm nur, das Allgemeine dieser Verhältnisse auszudrücken; die Körperform ist vorherrschend schwer und kurz, die einzelnen Theile, besonders der Kopf, von übermäßiger Größe; der Schmuck, der den Gestalten hinzugefügt wird, nimmt ebenfalls noch einen übermäßigen Raum ein und wird architektonisch konventionell behandelt; die Ausführung geht nur selten in das feinere Detail der Formen ein; die Phantasie, geleitet von den Vorstellungen einer düsteren Priesterlehre, schweift zum Theil noch willkürlich umher und fügt, besonders bei der Darstellung dämonischer Wesen, das Verschiedenartige zum abenteuerlichen Ganzen zusammen. Die Werke der ägyptischen S. schließen sich vorzugsweise an die Architektur derselben an. Die S. war hier die Schrift, durch welche die Erinnerung an bestimmte Persönlichkeiten, an deren besondere Verhältnisse, an die einzelnen Thaten, die durch sie ausgeführt wurden, &c. festgehalten werden sollte. Wir erhalten hier eine so umfassende Uebersicht über die äußere Gestaltung des Lebens jener fernen Zeit, wie die Geschichte der Kunst uns vielleicht keine zweite darbietet. Aber es ist eben nur die äußere Gestaltung. Die körperliche Form ist den Aegyptern eben nichts als körperliche Form; davon, daß sie zugleich an sich der Ausdruck des Geistes sey, daß sie wesentlich nur dazu diene, den Geist zur Erscheinung zu bringen, weiß sie nichts. Da es der ägyptischen Kunst vornehmlich um klare Verständlichkeit zu thun ist, beobachtet sie die größte Genauigkeit in allen charakteristischen Einzelnheiten, besonders in dem Kostüm und der ganzen äußeren Erscheinung, in welcher die einzelnen Figuren auftreten. Ihre Formen sind in großen, oft streng symmetrischen Zügen gezeichnet und somit zur Hervorbringung eines feierlich erhabenen Eindruckes allerdings geeignet, aber es fehlt ihnen mehr oder weniger der Ausdruck des Lebens. Durchgehend ist mehr das Allgemeine der Form gegeben, während das Besondere der Muskulatur und namentlich der Bildung der Gelenke nur auf untergeordnete Weise angedeutet ist. Der Kopf zeigt insgemein dieselben regelmäßig wiederkehrenden Typen, von denen nur die besseren Bildnißdarstellungen der Fürsten zum Theil eine Ausnahme machen; Mund und Auge sind aber durchaus starr und ohne den Ausdruck individuellen Gefühls. Auch die Gewandung erscheint noch ganz ohne freie Bewegung. Die bedeutsamsten Gebilde der ägyptischen S. und Malerei sind die Darstellungen von Thieren, namentlich die Reihen der Sphinx- oder Widderkolosse, welche den Zugang zu den großen Tempelbauten bilden. Die plastischen Kunstgebilde der Perser bestehen fast durchweg in Reliefs von flacher Erhebung, die sich namentlich zahlreich an den Denkmälern von Persepolis vorfinden. Auch diese Bildwerke haben einen entschieden monumentalen Charakter, doch in einem höhern, geistvolleren Sinne, als die ägyptischen Bildwerke. Nirgends tritt in ihnen die Absicht hervor, das einzelne zufällige Faktum im Bilde festzuhalten, das Einzelnleben in seiner Beschränktheit starr u. dauernd zu machen; das Einzelne hat hier seine Bedeutung nur im Ganzen, und das Ganze soll nicht etwa den Darius oder Xerxes in ihrer königlichen Macht darstellen, sondern umgekehrt, unter dem Bild des einen oder des andern Fürsten die Bedeutsamkeit, die Kraft, die Macht, die Weisheit der königlichen Herrschaft an sich. Die Gestalten sind in edlen Verhältnissen gebildet, der Organismus des Nackten mit gutem Verständniß aufgefaßt und durchgeführt. Es ist eine freiere Auffassung der Form, als bei den Aegyptern, u. die Gestalten, die im Profil dargestellt sind, folgen in der Hauptsache bereits den Gesetzen der perspektivischen Verkürzung. Die Gewandung ist konventionell gefaltet nach dem Gesetz eines stren-

gen Styls, doch ist ein Fortschritt gegen den willkürlichen Schematismus der ägyptischen Gewandlinien nicht zu verkennen. Die Kunst der alten Inder hält sich von der Darstellung des gewöhnlichen Lebens ganz frei, sie hat eine durchaus poetische Richtung und spricht in ihren Bildwerken die unmittelbaren Anschauungen des Geistes über die Entwickelung der Welt und über die Urgeschichte des indischen Volkes aus. Die Werke sind aber zu weich und phantastisch gehalten, als daß ihnen eine eigentliche Kraft des Daseyns innewohnen könnte. Fast überall hat die Körperform etwas jugendlich Schüchternes, und besonders entschieden spricht sich dieser weiche Formensinn in der Bildung der weiblichen Gestalten aus. Dabei spielt das Phantastische eine bedeutende Rolle; göttliche und dämonische Gestalten tragen häufig thierische Köpfe auf menschlichen Leibern, auch oft mehre menschliche Köpfe auf einer Brust, mehr als zwei Arme 2c. Da die indische Kunst es nicht erreicht hat, in der Bildung der Körperform an sich den Ausdruck einer höheren Machtvollkommenheit zu finden, so mußte statt dessen eine Vervielfachung der Glieder den Eindruck übermenschlicher Macht und Thätigkeit gewähren. Die Gegenstände der chinesischen S. gehören theils dem Kreise der Gottheiten und Dämonen, theils dem Bereich des gewöhnlichen Lebens an. In Allem, was Technik an diesen Arbeiten betrifft, erscheinen sie sehr ausgezeichnet, oft bewunderungswürdig, künstlerischer Geist aber wird in ihnen vergeblich gesucht. In dem Allgemeinen des Styls, der Auffassung der Formen erkennt man auch hier noch das eigenthümliche Element der indischen Kunst; es ist dasselbe aber auf eine Weise verdreht und verzwickt und verzerrt, daß der Eindruck dieser Dinge auf den Sinn des Beschauers bei längerer Betrachtung unheimlich wirkt.

Eine eigentliche künstlerische S. findet sich erst bei den Griechen. Die orientalische Phantasie konnte einer reinen Entwickelung der Plastik nicht günstig seyn, da es ihr in ihrer symbolischen Anschauungsweise durchaus nicht um die Schönheit an sich zu thun war. Die Richtung des altgriechischen Volksgeistes aber, welcher das Irdische als den unmittelbaren Ausdruck des Göttlichen auffaßte und durch Läuterung oder Idealisirung des Ersteren das Letztere darzustellen suchte, fand in der Plastik ein vorzüglich geeignetes Feld der Thätigkeit. Die ersten Anfänge der bildenden Kunst der Griechen sind dunkel und unbekannt. Erst in der späteren Zeit des 7. und vornehmlich seit dem Anfang des 6. Jahrhunderts treten uns deutliche und bestimmte Nachrichten entgegen, die einen glänzenden, großartigen Aufschwung des Lebens erkennen lassen. Die bedeutsamsten Unternehmungen, über die wir zuerst Kunde erhalten haben, bestehen in glänzenden Weihgeschenken für die Tempel, Gefäßen und Geräthschaften, zum Theil von kolossaler Dimension und prächtigem Material, zum Theil mit bildlichen Zierden aufs Reichste ausgestattet. Unter diesen sind namentlich die Arbeiten der Künstlerschule zu Samos (gegen 600) bedeutend, welcher die Erfindung, richtiger wohl die erweiterte Ausbildung des Metallgusses zugeschrieben wird. Die hauptsächlichsten Vertreter dieser Schule sind Rhoncus und Theodorus. Im Verlauf des 6. Jahrhunderts bildete sich die griechische S. selbstständiger und in denjenigen Grundzügen aus, die überhaupt ihren Charakter bestimmen. Die Kultusbilder, die bis dahin meist roh aus Holz geschnitzt waren, werden jetzt häufig als Akrolithen gearbeitet, d. h. man fügte den Holzbildern die nackten Körpertheile, Kopf, Hände und Füße aus Marmor an und überzog die Gewandung mit dünnem Golde; bald werden sie auch aus Elfenbein und Gold zusammengesetzt. Das edle Material des Marmors kommt mehr und mehr in Anwendung, der Erzguß wird in mehren Schulen mit Vorliebe getrieben. An die Stelle der aus Gefäßen und Geräthen bestehenden Weihgeschenke treten lebensvolle, zum Theil reich komponirte Statuengruppen, welche mythologische Scenen darstellen. Persönlich bedeutsame Meister treten auf, charakteristisch verschiedene Schulen bilden sich zu Aegina, Argos, Sicyon, Athen 2c. Unter den wichtigsten Künstlern dieser Entwickelungsperiode sind folgende hervorzuheben: Dipönus und Scyllis aus Kreta (um 570 v. Chr.); Callon von Aegina (um 540—520), der zahlreiche Nachfolger hatte, namentlich auch Onatas (470—450); Gitiadas von Sparta; Canachus und dessen Bruder Aristocles von Sicyon; Ageladas von Argos (570—560). Das Charakteristische dieser Periode ist das Ringen der individuellen Freiheit gegen die Obermacht eines altgeheiligten formalen Styls. Jener alte Styl zeigt sich vornehmlich in der Starrheit der Gestalt, die nur sehr langsam überwunden wird, dann in der Bildung derjenigen Theile, die sich mehr oder weniger abhängig vom körperlichen Organismus gestalten, vornehmlich in der Gewandung und in der Anordnung des Haares. Das Streben nach individueller Freiheit aber spricht sich in der naturgemäßen Durchbildung des Nackten aus, die sich oft mit großer Energie und einem bis ins Einzelne gehenden Naturalismus bemerklich macht, die aber insgemein, eben weil ihr die Starrheit des Ganzen noch immer hemmend gegenübertritt, am Einzelnen haften bleibt. Seine letzte Stufe erreicht jenes Streben, wenn es auch die Formen des Gesichtes, die am längsten in maskenhafter Starrheit erscheinen, zu beleben und in ihnen den Ausdruck der Seele zu geben im Stande ist. Außer einzelnen Statuen sind für diese Periode hauptsächlich von Bedeutung die S.en der sicilischen Tempel und des Minerventempels auf der Insel Aegina (s. Aeginetische Kunst).

Die erste Blütheperiode der griechischen S. beginnt im zweiten Viertel des 5. Jahrhunderts v. Chr. Der Widerspruch zwischen den strengen Bedingungen eines formalen Gesetzes u. dem Streben nach vollkommen naturgemäßer Darstellung löst sich jetzt zur lautersten Harmonie auf; aus dem innig verschmolzenen Zusammenwirken beider entwickelt sich der hohe Styl, durch den fortan der griechischen Kunst, so lange sie sich völlig rein erhält, ihre eigenthümlich bedeutsame Wirkung gesichert ist. Jenes formale Gesetz erscheint nicht mehr als ein willkürliches, äußerlich gegebenes, vielmehr entnimmt es seine Bedingungen aus dem inneren Wesen der Gestalt; daher

verschwindet alle Starrheit, sowohl in dem Einzelnen der Gestalt, als in dem Ganzen der Bewegung; nur in der eigenthümlichen Großheit der Linien, in der Klarheit ihres gegenseitigen Verhältnisses, in dem ruhigen und bestimmten Ebenmaß der gesammten Komposition bleibt dies Gesetz auch noch ferner zu Grunde liegen. In demselben Maße aber, wie jene Starrheit nachläßt, verbreitet sich die am Einzelnen haftende Natürlichkeit über das Ganze und wird dadurch frei u. unbefangen, ohne gleichwohl zu einseitiger Herrschaft zu gelangen, ohne die Darstellung gemeiner Körperlichkeit zu veranlassen. Zwei Hauptschulen sind in der Kunst dieser Zeit zu unterscheiden: die attische und die peloponnesische; jene ist im Allgemeinen mehr in den erhabeneren Darstellungen der Götterwelt ausgezeichnet, diese mehr in den Darstellungen menschlich athletischer Schönheit. Athen nimmt in der Bildnerei eine vorzüglich bedeutsame Stellung ein; an den großen Monumenten, die in dieser Periode zu Athen ausgeführt wurden, mußte sich eine höchst zahlreiche Schule entwickeln. Den Uebergang zur vollständig freien Entwickelung der Kunst bezeichnet Calamis (470—430). Sein Ruhm wurde aber bald durch Phidias (geb. 490 v. Chr.) verdunkelt. Die verschiedenen Werke, welche er ausführte, zeigen ihn in den verschiedensten Gattungen der S. thätig; aber die bei weitem größte Anzahl seiner Arbeiten bestand aus Götterbildern. In diesen kommt die göttliche Hoheit und Majestät unmittelbar zur Erscheinung, aber in einer Weise, daß sowohl die Charaktere der verschiedenen Götter aufs Bestimmteste unterschieden, als auch die Charaktere der besonderen Gottheiten je nach dem Zweck und der Bestimmung des einzelnen Bildes mannichfach variirt waren. Der großen Schule, welche sich um Phidias sammelte, war das Gepräge seines eigenthümlichen Geistes aufgedrückt, wovon die zahlreichen S.en der athenischen Tempel Zeugniß geben. Unter seinen Schülern erwähnen wir als die hervorragendsten Alcamenes und Agoracrites. Eine nähere Anschauung, als wir durch die Berichte der alten Schriftsteller und durch die späteren Nachbildungen einzelner Meisterwerke von der Kunstbildung dieser Periode gewinnen, geben uns die zur Ausschmückung der Tempel gefertigten S.en, von denen uns ein glückliches Geschick zahlreiche Beispiele erhalten hat. Sie führen die schönste Blüthe der griechischen Kunst in ihrer wunderbaren Hoheit, in der lauteren Einfalt ihres Styles, in der frischen natürlichen Kraft, in der keuschen Naivetät, die ihr eigen ist, unsern Augen vorüber; sie — die doch nicht, oder nur ausnahmsweise als Arbeiten der höchsten Meister betrachtet werden dürfen — lassen uns ermessen, welche Vollendung die letzteren müsse ausgezeichnet haben. Diesen Tempelskulpturen sind sodann noch einige wenige Arbeiten verwandten Styles anzuschließen. Hierher gehören die S.en des Tempels der Nike Apteros zu Athen, des Theseustempels ebendaselbst, des Parthenons und des Erechtheums, die sich noch theilweise erhalten haben und jetzt zerstreut in den verschiedenen Museen Europa's aufbewahrt werden.

Im Peloponnes war die Kunst, Erzstatuen von Athleten zu bilden, vorzüglich geübt worden. Jetzt erfreute sich auch diese Richtung der Kunst einer vorzüglichen Ausbildung; aber man strebte, wie es im Allgemeinen im Geist der griechischen Kunst lag, in diesen Werken nicht sowohl dahin, das Abbild der einzelnen Natur zu geben, als vielmehr an ihnen die Schönheit des jugendlichen Körpers überhaupt, die Kraft seines Organismus, den zarten Fluß der Formen, das gereinigte Ebenmaß der Verhältnisse zu entwickeln. Man nahm einfach u. ohne Nebenabsichten die menschliche Natur zum Gegenstande der künstlerischen Darstellung; aber man bemühte sich, sie in dem Momente ihrer schönsten Vollendung zu erfassen, sie in solcher Vollendung als den unmittelbaren Ausdruck der edelsten Gesittung, des geläuterten Gleichmaßes der Kräfte hinzustellen. Unter den Künstlern dieser Richtung ist zunächst Pythagoras von Rhegium zu nennen (480—430), dem man zuerst ein eigentliches Studium der Verhältnisse des menschlichen Körpers und zugleich die Beobachtung des feineren Spieles der Naturformen zuschrieb. Ihre vorzüglichste Ausbildung aber erhielt diese Richtung in der sicyonisch-argivischen Schule, als deren bedeutendster Meister Polycletus, von Sicyon oder von Argos (etwa von 450 bis gegen 410), erscheint. Durch ihn wurden die Verhältnisse des jugendlichen Körpers zur feststehenden Regel entwickelt, wurde auf ein feines Wechselspiel der Formen hingestrebt (besonders durch die Beobachtung des Grundsatzes, den Schwerpunkt des Körpers bei stehenden Gestalten nur auf einen Fuß zu legen), wurde der höchste Triumph in der Kunst der zartesten Vollendung der Formen gesucht. Einer der ausgezeichnetsten Nachfolger des Polyclet war Naucides von Argos. An die Richtung des Polyclet schließt sich die des dritten unter den vorzüglichsten Meistern dieser Zeit, des Myron aus Eleutherä in Attica, an, der das Vorbild der Natur in ähnlichem Sinne auffaßte, aber besonders dahin strebte, dasselbe in den mannichfaltigsten und in den regsten Aeußerungen des Lebens darzustellen.

In der zweiten Blütheperiode der griechischen S. ist zunächst wiederum die Schule von Athen bedeutend. Sie bleibt in sofern ihrer frühern Richtung getreu, als es auch in dieser Zeit vorzugsweise die Gestalten der idealen Welt, die Kreise der Götter- und der Heroenmythen sind, in denen ihre Leistungen sich bewegen. Aber die großen Veränderungen im griechischen Leben, welche durch den peloponnesischen Krieg hervorgerufen waren, bewirkten auch in der bildenden Kunst eine wesentlich verschiedene Auffassung u. Behandlung. Ein tiefer erregtes Gefühl, eine mehr innerliche Leidenschaft, ein stärkeres Pathos, oder ein weicherer Schmelz der Empfindung, ein größerer Reiz der körperlichen Erscheinung macht sich jetzt in den Gebilden der Kunst bemerklich. Dem gemäß treten viele der früher behandelten Gegenstände, die unbedingt den Ausdruck einer höhern Ruhe forderten, von dem künstlerischen Schauplatze zurück, und andere, in denen die neue Richtung sich angemessener ausdrücken konnte, rücken an ihre Stelle. In letzterer Beziehung sind namentlich diejenigen Gottheiten,

deren Verehrung aus jener tieferen Erregung des Gefühls entspringt, Dionysus und Aphrodite, u. der Kreis der Gestalten, die sich um sie bewegen, zu nennen: sie werden jetzt von den Meistern der athenischen Schule mit besonderer Vorliebe gebildet und ihnen das Gepräge gegeben, welches ihnen die ganze folgende Zeit der klassischen Kunst hindurch geblieben ist. Ebenso machen sich auch manche Veränderungen in der technischen Ausführung bemerklich. Es wird auf eine noch weichere flüssigere Behandlung hingestrebt. Die glänzende Pracht der chryselephantinen Statuen verschwindet, oder erscheint nur noch in vereinzelten Leistungen; das ebenmäßig klare Material des Marmors wird (von Seiten der attischen Künstler) in den meisten Fällen angewandt, die Darstellung auf die eigenthümliche Wirkung des Stoffes berechnet, die Hinzufügung farbiger und metallischer Zierden in, wie es scheint, mehr untergeordnetem und sparsamerem Maße benutzt. Als der erste bedeutende Meister dieser neuattischen Schule ist Scopas aus Paros zu nennen (390—350), in dessen Arbeiten, namentlich in denen aus den Sagenkreisen des Dionysus und der Aphrodite, sich der Schwung einer lebhaften Begeisterung ausgedrückt zu haben scheint. Neben Scopas steht der etwas jüngere Praxiteles von Athen (364—340) als derjenige Meister, in welchem sich die neue Richtung der attischen Schule in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit am vollendetsten entwickelte. Jene Elemente einer schwunghaften Begeisterung, einer pathetischen Auffassungsweise, die sich bei Scopas bemerklich machten, verschwinden bei ihm und machen einer weicheren Schwärmerei und einer zarteren Sinnlichkeit Platz. Er vollendete das Ideal der Aphrodite, deren Reize er zuerst unverhüllt zur Anschauung zu bringen wagte, und wußte in der Gestalt der Liebesgöttin den unmittelbaren Ausdruck der Liebe und schmachtenden Verlangens darzustellen. So war namentlich die berühmteste unter seinen Venusstatuen, die von Enidus, gearbeitet. Auf gleiche Weise bildete er das Ideal des Eros und in ihm die schönste Auffassung des menschlichen Körpers im Uebergange des Knabenalters zu dem des Jünglings aus. An Scopas und Praxiteles und an ihre Richtung reiht sich die große Schaar der übrigen Bildhauer an, welche das 4. Jahrhundert hindurch den Glanz der attischen Schule bezeichnen. Die vorzüglichsten unter diesen sind Leochares, Timotheus, Bryaxis, Lysierates und Thrasieles.

Der Schule von Athen steht auch in dieser Periode die sievonisch-argivische des Peloponnes gegenüber. Ihre Eigenthümlichkeiten beruhen auch jetzt noch auf ihrer ursprünglichen Richtung, die durch die Ausführung der Athletenbilder begründet und in der es vornehmlich auf die bedeutsame Darstellung körperlicher Wohlgestalt und heroischer Kraft abgesehen war. Doch macht sich auch hier die veränderte Richtung des künstlerischen Gefühls und Geschmacks bemerklich, sowohl in den Gegenständen selbst, als in deren Behandlung. Wirkliche Athletenbilder wurden jetzt seltener gefertigt; der schlichte Sinn, der sich in ihrer Errichtung ausgesprochen, genügte nicht mehr; die Zeit forderte Aufgaben, welche den Anschein einer größeren Würde hatten, und so sind es die Standbilder einzelner Heroen und die idealisirten Darstellungen mächtiger Fürsten und ihrer Genossen, welche an deren Stelle treten. Eben so wenig genügte das Bildungsgesetz, welches durch Polyclet eingeführt war; man strebte, dasselbe, je nach den verschiedenen Charakteren, mannichfaltiger zu gestalten und namentlich an den Porträtfiguren die Verhältnisse schlanker und leichter zu machen, damit sie in solcher Weise noch mehr über den Kreis der gewöhnlichen Erscheinungen des Lebens emporgehoben würden. Daneben tritt auf der einen Seite ein eigenthümliches Streben nach Kolossalität, auf der andern nach nüchtern getreuer Auffassung der Natur, mehr als es früher ersichtlich gewesen, hervor. Unter den Hauptmeistern dieser Schule ist zunächst Euphranor vom korinthischen Isthmus, ein Zeitgenosse des Pericles, zu nennen. Noch bedeutender ist Lysippus von Sicyon (368 bis 324), in welchem diese Richtung ihre höchste Vollendung fand. Unter den S.en von idealer Bedeutung sind vornehmlich seine Darstellungen des Hercules zu beachten, indem er in denselben die höchste Kraftäußerung mit der leichtesten Beweglichkeit vereinte. Sie wurden die Vorbilder, denen alle späteren Künstler in der Darstellung des Hercules nachstrebten. An Lysippus schloß sich eine zahlreiche Schule an, welcher verschiedene noch erhaltene Meisterwerke von ausgezeichneter Schönheit anzugehören scheinen.

Mit dem Zeitalter Alexanders des Großen hatte die griechische Kunst ihren Ideenkreis ziemlich vollständig ausgefüllt. Für die verschiedenen Gestalten des griechischen Mythus, für die idealische Darstellung von Personen des wirklichen Lebens waren die Typen in einer Weise ausgebildet und festgestellt, daß der freien Erfindung — wollte man von der Bahn der Schönheit nicht gerade zu ablenken — zunächst nur noch ein geringer Spielraum übrig bleiben konnte. Ebenso war die Meisterschaft der technischen Behandlung aufs Vollständigste entwickelt. Gleichwohl war die künstlerische Kraft noch keineswegs erloschen. Innerhalb der vorgezogenen Grenzen war wenigstens zu mancherlei geistreichen Modifikationen noch Gelegenheit geboten, noch ließ sich auf eine stärkere Erregung und Erschütterung des Gefühls, auf die Darstellung einer noch bewegteren Leidenschaft hinarbeiten. Solche Zwecke zu erreichen, mußte denn auch die Meisterschaft der Technik in ihrem höchsten Glanze dargelegt werden. Aber indem man die früheren Leistungen der Kunst, in ihrer klaren Gediegenheit, zu überbieten trachtete, konnte es nicht fehlen, daß dies Streben mehr oder weniger sichtbar ward, daß an die Stelle der frühern Naivetät eine gewisse theatralische Berechnung trat, daß man anfing, die technische Meisterschaft als solche zur Schau zu tragen. Mit dieser innern Umwandlung der künstlerischen Richtung standen die äußern Verhältnisse nur zu wohl im Einklange. Indem die Kunst an die Höfe der Fürsten, die sich in das Reich Alexanders des Großen getheilt, hinübergeführt wurde, indem sie die Bestimmung erhielt, der orientalischen Pracht ihres Lebens zu dienen, mußte nicht minder das Streben nach äußerem

Scheine, nach überraschender Wirkung, nach verlockendem Sinnenreize sich geltend machen. Dennoch aber hatte die griechische Kunst aus den Ursprüngen ihrer Entwickelung eine solche Fülle von Gesundheit und Kraft in sich gesogen, daß sie auch in dieser Zeit, trotz der eben berührten Mißstände, noch immer im höchsten Grade bewunderswerth erscheint. Als Hauptstätten der Kunst sind in dieser Periode, nachdem im eigentlichen Griechenland die näheren Einwirkungen des Praxiteles und Lysippus ausgeklungen waren, verschiedene Punkte der kleinasiatischen Küstenländer hervorzuheben. Zunächst die Insel Rhodus, wo diese ganze Periode hindurch und bis in das letzte Jahrhundert v. Chr. eine vorzüglich bedeutende Kunstschule blühte. Diese Schule schloß sich zunächst an die des Lysippus an. Das wichtigste der Werke rhodischer Kunst, welches sich auf unsere Zeit erhalten hat, ist die berühmte Gruppe des Laokoon im Vatikan, von den Rhodiern Agesander, Polydorus u. Athenodorus gefertigt. Auch noch ein zweites berühmtes Werk des Alterthums, die Gruppe des sogenannten farnesischen Stieres, von Apollonius und Tauriscus aus Tralles in Lydien, jetzt im Museum in Neapel befindlich, scheint sich der Schule von Rhodus anzuschließen. In einem verwandten Verhältniß standen die Künstlerschulen von Pergamum und Ephesus, in denen sich besonders Pyromachus einen bedeutenden Namen erwarb. Dagegen war im eigentlichen Griechenland die Kunst nach dem Zeitalter Alexanders des Großen allmählig in Verfall gerathen, so daß uns dort, fast die ganze letzte Periode der selbstständig griechischen Kunst hindurch, keine bedeutsamen Namen entgegentreten. Am Schluß dieser Periode, gegen die Mitte des 2. Jahrhunderts, ward jedoch zu Athen eine Restauration der Kunst bewerkstelligt, indem man hier aufs Neue auf die Leistungen der großen Meister zurückzugehen und durch das Studium ihrer Werke sich wiederum zu einer würdigern Erhebung zu befähigen bemüht war. In der That wurden aufs Neue Werke von bewunderungswürdiger Vollendung hervorgebracht, an denen jedoch diejenige Kälte des Gefühls, derjenige Mangel an frischer Naivetät, der überall den Restaurationsperioden der Kunst eigen ist, mehr oder weniger ersichtlich wird. Zu den Künstlern dieser Richtung gehört zuerst Cleomenes, von dem die berühmte Statue der mediceischen Venus im Museum von Florenz herrührt. Als spätere Meister dieser Richtung sind die Athener Glycon und Apollonius zu erwähnen. Außer den schon angeführten Kunstwerken scheint ein sehr großer, verhältnißmäßig wohl der bedeutendste Theil der wichtigeren erhaltenen S.en des Alterthums in dieser letzten Periode der griechischen Kunst entstanden oder erfunden zu seyn. Diese neu erwachte griechische Kunst war es, die von den Römern nach Italien verpflanzt und dort weiter entwickelt wurde.

Die künstlerischen Bestrebungen der Etrusker bilden den Uebergang von der griechischen zur römischen Kunst. Sind auch die uns von ihnen erhaltenen Werke, namentlich die der S., nicht frei von griechischem Einfluß, so finden wir doch das griechische Element auf so besondere Weise modificirt und begegnen einzelnen Motiven so eigenthümlicher Auffassung, daß wir die ursprüngliche Anlage des etruskischen Kunstgeistes mehr oder weniger deutlich zu erkennen vermögen. Der Styl gleicht im Ganzen dem altgriechischen, nur nähert sich die Auffassung hie und da dem orientalischen Geist. Die umfassendste Thätigkeit der etruskischen Bildner gehört der Arbeit in Thon (namentlich der Fabrikation der verschiedenartigsten Gefäße), sowie dem damit in unmittelbarer Verbindung stehenden Erzguß und der Metallarbeit überhaupt an (s. Etrurien). Eherne Standbilder erfüllten die etruskischen Städte; das einzige Volsinii zählte deren an 2000, als es 265 v. Chr. von den Römern erobert ward. An den Statuen von menschlicher Bildung bemerkt man häufig ein sorgfältiges Eingehen auf den natürlichen Organismus, der sich jedoch selten zu einem freieren, edleren Leben entfaltet; es ist vielmehr meist etwas Befangenes, Aengstliches in der Gesammterscheinung dieser Statuen, was mehrfach noch die Nachwirkung alterthümlicher Auffassungsweise erkennen läßt.

Die Römer waren von Haus aus kein künstlerisches Volk, aber dennoch erforderten die großen Architekturen, sowie die öffentlichen Plätze und die Privatanlagen zur angemessenen Ausstattung eine unermeßliche Menge bildnerischen Schmuckes. Diesen lieferten zuerst die etruskischen Meister und ihre Zöglinge, später aber die griechischen Künstler. Die Nachblüthe der eigentlich griechischen S., die sich um die Mitte des 2. Jahrhunderts v. Chr., vornehmlich zu Athen, entwickelt hatte, ward jetzt unmittelbar nach Rom übertragen. Etwa seit dem Beginn des letzten Jahrhunderts v. Chr. entstand hier ein lebhafter Kunstbetrieb. Unter den griechischen Meistern, die damals in Rom arbeiteten, ist zunächst Pasiteles hervorzuheben, zu Anfang des Jahrhunderts blühend; dann, der Zeit um die Mitte des Jahrhunderts angehörig, Arcesilaus, Menelaus, Decius, Praxiteles, alle im Erzguß ausgezeichnet. Unter Augustus lebte und blühte Diogenes, welcher Bildwerke für das Pantheon fertigte, sowie unter Nero Zenodorus, ebenfalls Erzgießer. Neben der griechischen Kunstrichtung und der Nachahmung derselben bildete sich aber auch eine eigenthümlich römische Auffassung und Behandlungsweise der S. Dies römische Element besteht in einer unmittelbaren frischen, derben Aufnahme der Erscheinungen und Verhältnisse des äußern Lebens; es faßt die Gestalten des Lebens, wie sie sind, mit scharfer Naturwahrheit und mit feiner und sorglicher Individualisirung auf, aber es ist zugleich eine eigenthümliche Großheit darin, ein gemessener Ernst, eine männliche Würde, so daß sie vor dem Ausdrucke der Gemeinheit bewahrt bleiben. Die römische Kunst im engern Sinn hat nicht jenen idealischen Hauch, der die Gebilde der griechischen Kunst, wie der Athem eines ewigen Frühlings, einer ewigen Jugend erfüllt; sie führt den Beschauer auf die Erde und ihre vergänglichen Interessen zurück, aber sie weiß diese Interessen so erhaben auf der einen und so gemüthvoll auf der andern Seite auszudrücken, daß auch sie dem betrachtenden Geiste einen würdigen Inhalt dar-

bietet. Natürlich konnten beide Richtungen, die griechische und die speciell römische, nicht ohne gegenseitigen Einfluß bleiben. Die letztere hat jener theilweise ihre Idealität, und dagegen die griechische der römischen eine größere Realität zu verdanken. Eine eigentlich selbstständige Gestaltung der römischen S. dürfen wir, wie es scheint, im Zeitalter des Julius Cäsar annehmen; doch sind uns aus dieser Periode wenig sichere Denkmäler aufbewahrt. Bedeutendere Werke sehen wir erst aus der Zeit des Augustus vor uns. Unter ihm und seinem Nachfolger scheint die vorzüglichste Blüthe und bis zum Anfang des 2. Jahrhunderts, bis zu Trajan, wenigstens kein merkliches Sinken Statt gefunden zu haben. Ein eigenthümlich neuer Aufschwung macht sich unter Hadrian (117—138 n. Chr.) bemerklich. Hadrians Kunstliebhaberei rief zahlreiche Werke hervor, u. seine Neigung zu der Glanzzeit des griechischen Lebens gab die Veranlassung, daß man dabei aufs Neue bestrebt war, die ideale Einfalt der griechischen Bildungsweise zu erreichen. Dies Bemühen war nicht unglücklich, aber doch nur ein äußerliches. Die Verbindung der gesetzmäßig großen u. einfachen Linien des griechischen Styls mit der Fülle des Lebens vermochten die Künstler trotz einer zum Theil sehr eleganten Ausführung nicht mehr zu erreichen, ihre Gebilde haben auf der einen Seite eine gewisse Kälte des Gefühls, während sie jedoch auf der andern Seite, wo das unmittelbare Vorbild der Natur gegeben war (im Porträt), allerdings das Leben in höchster Vollendung nachzunahmen wissen. Von den idealen römischen S.en, welche die Fortsetzung der späteren griechischen Kunst bilden, nennen wir vor allen Dingen den sogenannten belvederischen Apollo im Vatikan, in den Ruinen einer Villa des Nero gefunden und vermuthlich in der Zeit des Nero gearbeitet. Nach dem Zeitalter des Hadrian sinkt auch die Darstellung idealer Gestalten rasch abwärts; auch die äußere ideale Behandlung schwindet mehr u. mehr und macht hier einem trockenen u. hölzernen Schematismus Platz.

Das Christenthum trat der Kunst des klassischen Alterthums anfangs mehr oder minder feindlich entgegen. Hatten ja doch bei Griechen und Römern die olympischen Götter in den Künsten, namentlich in der S. ihre höchste Verherrlichung gefunden. Dazu kommen noch die Einfälle der nordischen Barbaren in das römische Reich, welche das Wiederaufblühen der Künste ganz unmöglich machten. Nur die technischen Errungenschaften der S. erhielten sich in der byzantinischen Kunst und pflanzten sich auch nach Italien und Deutschland fort, wo sie bei der Anfertigung von Heiligenbildern und Grabmälern angewandt wurden, die aber wegen der Geschmacklosigkeit des Styls der Beachtung gar nicht werth sind. Wie ein leuchtendes Meteor schwingt sich über diese rohe Barbarei das Genie des Nicolo Pisano empor, dessen Werke zu den bedeutendsten Erscheinungen gehören, welche die Kunstgeschichte aufzuzählen hat, und von dem man mit Recht die Entwickelung der neueren S. beginnen läßt. Seine Richtung beruhte aber zu sehr in seiner persönlichen Eigenthümlichkeit und stand zu sehr im Widerspruch mit den Interessen, welche die Geister seiner Zeit erfüllten, als daß sie — abgesehen freilich von der technischen Ausbildung, die durch ihn in die italienische S. eingeführt wurde — eine große Nachahmung hätte finden können. Seine namhaften Schüler wandten sich von dieser Richtung ab. Die Hauptthätigkeit im Fache der S. gehört vom Ende des 13. bis zum Beginn des 15. Jahrhunderts Italien und vornehmlich Toskana an. An die Stelle des romanischen Styls tritt in diesem Zeitraum der germanische und später der moderne Styl. Für die Einführung desselben hat am entschiedensten Giovanni Pisano, der Sohn des Nicolo (1240—1320), gewirkt, dessen Arbeiten indessen nicht die Höhe der künstlerischen Ausbildung, welche aus den Werken seines Vaters ersichtlich ist, zu erreichen vermochten. An ihn schließt sich eine namhafte Folge anderer toskanischen Meister an. Bedeutender noch war die Einwirkung des Giotto (1276—1336), der wie kein Anderer seines Volkes den Geist der Zeit zu begreifen und in tiefsinnigen Bildern auszuprägen wußte. Den vorzüglichsten Antheil an der Ausführung seiner S.en hatte Andrea Pisano, der die gesetzmäßigen Typen des germanischen Styls mit Geschick und künstlerischem Sinne zu handhaben und seinen Gestalten zugleich das Gepräge rüstiger Lebenskraft zu geben wußte. Sohn und Schüler des Andrea war Nino Pisano, ein Künstler, der sich durch anmuthig zarte und feine Durchbildung auszeichnet. Andere namhafte toskanische Bildhauer des 14. Jahrhunderts sind: Cinello; Alberto di Arnoldo (um 1360); Nicolo di Piero Lamberti aus Arezzo; Andrea di Cione, genannt Orcagna (1329 bis 1389).

Im 15. Jahrhundert macht sich in Toskana das Streben nach formaler, auf den Gesetzen der Antike gegründeter Durchbildung besonders bemerkbar. Als einer derjenigen Bildhauer, die diese neue Kunstrichtung begründet, ist zunächst Jacopo della Quercia, aus der Gegend von Siena gebürtig († um 1424), hervorzuheben. Er steht an der Grenzscheide zwischen dem ältern u. dem modernen Style der Kunst, aber mit großer Kraft weiß er dem letztern Bahn zu brechen. Namentlich in der Anordnung des Gewandes entwickelt sich bei ihm auf der älteren Grundlage ein eigenthümlicher großartiger Schwung; für das frische körperliche Leben zeigt er einen rege erwachten Sinn. Ein zweiter Hauptmeister der toskanischen S. ist Lorenzo Ghiberti aus Florenz (1378—1455), dessen Arbeiten alle in Bronze ausgeführt sind. Seine früheren Arbeiten haben, was die Hauptmotive der künstlerischen Anlage betrifft, noch wesentlich das Gepräge des germanischen Styls, nur daß sich dabei von vornherein eine größere Formenfülle und das Streben nach freier Entwickelung und Bewegung bemerken läßt. In seinen spätern Werken tritt, als sehr bedeutsam, der Einfluß der Antike hinzu und bringt die anmuthvollste und lauterste Umbildung der ursprünglichen Richtung zu Wege. An Ghiberti schließt sich zunächst in verwandter Richtung des künstlerischen Sinnes Luca della Robbia (geboren um 1400) an, der Marmor- u. Bronzearbeiten, besonders aber solche in gebrann-

tem Thon, die er mit einem glasirten Ueberzuge versah, lieferte. Als dritter Begründer der modernen Kunst ist Donato di Betto Bardi (gewöhnlich Donatello genannt, 1383—1466) anzuführen, bei welchem aber das Verhältniß zwischen alter und neuer Zeit bereits völlig gelöst erscheint. Von den Elementen jener ist bei ihm nichts mehr zu bemerken, während er das, was die moderne Kunst zunächst als ausschließliches Eigenthum in Anspruch nimmt, mit voller Energie ins Leben einführt. Zugleich ist er derjenige Meister, der sich zuerst fast rückhaltlos der Antike hingab und durch die Befolgung der Gesetze der letzteren eine wohlthätige Milderung jenes einseitig realistischen Strebens, d. h. eine stylgemäße Fassung für seine Darstellungen, gewann. An Donatello reiht sich eine bedeutende Anzahl von Mitstrebenden und Nachfolgern an; doch wußten diese die von ihm begründete Richtung zum Theil wiederum auf mannichfach eigenthümliche Weise umzubilden. Andrea Verocchio von Florenz (1432—88), Schüler Donatello's, faßte das durch den letzteren und seine Zeitgenossen eingeleitete Naturstudium mit ungemeiner Gründlichkeit und Tiefe auf, und war durch die weitere Ausbildung desselben von bedeutender Einwirkung auf den Entwickelungsgang der gesammten toskanischen Kunst; doch mangelt seinen Werken insgemein die höhere Poesie der Auffassung. Unter den übrigen florentinischen Bildhauern, die als Schüler des Donatello genannt werden, ist zunächst Nanni d'Antonio di Banco († 1430) zu erwähnen; sodann Michelozzo Michelozzi, dessen seltene Bildhauerarbeiten weniger Energie, als das Streben nach zarterer Anmuth erkennen lassen. Dasselbe Streben, aber aufs Liebenswürdigste durchgebildet und mit einer ansprechend weichen Ausführung vereint, sieht man in den Werken des Antonio Rosselini. Derselben Richtung gehört der Bruder des letzteren, Bernardo Rosselini († 1490), und Desiderio da Settignano an. Andere Bildhauer der toskanischen Schule zeigen ebenfalls das Streben, jene durch Donatello begründete leichtere u. mehr bewegliche Formenbildung mit der weicheren Anmuth, für welche das Vorbild besonders in Ghiberti's Werken hergestellt war, zu verschmelzen. Dahin gehört zunächst Mino da Fiesole († 1486), ein Schüler des Desiderio da Settignano, der zuweilen der Grazie seines Meisters nahe steht, zuweilen aber auch als ein mehr handwerksmäßiger Nachahmer desselben erscheint. In Oberitalien scheint sich die moderne Richtung der S. später und nicht ohne Einfluß von Seiten der toskanischen S. entwickelt zu haben. In der Lombardei sehen wir gegen Ende des 15. Jahrhunderts eine zahlreiche Bildhauerschule beschäftigt, die Karthause bei Pavia mit mannichfachem plastischen Schmucke zu versehen. Vieles von diesen Arbeiten reicht freilich in das 16. Jahrhundert, zum Theil bis in dessen spätere Zeit hinüber. Diejenigen S.en, die noch das Gepräge des 15. Jahrhunderts tragen, zeichnen sich durch eine eigenthümliche Zartheit und Grazie, durch eine sinnvolle Anmuth aus. Von den Meistern, die zur Fertigung dieser Kunstwerke beigetragen haben, nennen wir Antonio Amadeo und Andrea Fusina.

In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts erreichte die bildende Kunst in Italien ihren Höhepunkt. Nachdem man der realen Elemente der Darstellung Herr geworden war und den Sinn durch das Studium der Antike gebildet und geläutert hatte, wandte man sich mit einer hohen u. freien Anschauung der Welt und des Lebens aufs Neue den großen Ueberlieferungen der Vergangenheit zu, um sie künstlerisch darzustellen. Die vorzüglichsten Mittelpunkte der S. sind für jetzt, wie im 15. Jahrhundert, Florenz und Venedig, denen sich sodann, wie dort, Neapel anschließt. Um den Beginn des 16. Jahrhunderts treten uns in Florenz vorerst zwei Meister entgegen, deren Arbeiten, in einer einfach schlichten Würde gehalten, den Anfang des neuen und freieren Strebens bezeichnen: Baccio da Montelupo und Benedetto da Rovezzano. Zu einer höhern und großartigeren Entwickelung führen die Kunst: Giovanni Francesco Rustici, ein Schüler des Andrea Verocchio, und Contucci, genannt Sansovino († 1529). Als dritter neben Rustici und Andrea Sansovino ist Michel Angelo Buonarotti (1474—1564) zu nennen. Die S. war das Fach, welches dieser Künstler zu seinem eigentlichen Beruf ersehen hatte, obschon er die reichsten und edelsten Erzeugnisse seines Geistes durch den Pinsel darstellte. Michel Angelo faßte das realistische Streben des 15. Jahrhunderts — wenn man es bei ihm noch so nennen darf — im großartigsten Sinne auf; wie die Werke der Antike, so haben auch seine Gestalten in sich ihr Genügen und ihre Befriedigung; aber sie tragen zugleich ein eigenthümliches, hochgewaltiges Gepräge, das sie zum Ausdruck, zur unmittelbaren Personifikation der elementarischen Kräfte, welche die Welt halten und bewegen, zu machen scheint. Baccio Bandinelli (1487—1559), obwohl ein heftiger Nebenbuhler Michel Angelo's, stand doch wesentlich unter seinem Einflusse, in sofern er ein ähnliches Streben nach Großartigkeit zeigt, doch bereits in ungleich mehr manieristischer Weise. Unter den eigentlichen Schülern des Michel Angelo dürften zwei hervorzuheben seyn, die sich gemäßigter, als viele Andere, der Großartigkeit des Meisters anzuschließen wußten: Giovanni Angelo Poggibonzo, genannt Montorsoli, und Raphael da Montelupo. Gleichfalls als Nachfolger des Michel Angelo, und zum großen Theil wenigstens der in Rede stehenden Periode angehörig, ist Benvenuto Cellini (1500—72) zu nennen, dessen Arbeiten aber in der Anordnung wie im Style einen mehr dekorativen Charakter haben. Lebhafte und anziehende Entwickelungsmomente finden sich zu Anfang des 16. Jahrhunderts in der oberitalienischen S., vornehmlich im Gebiete von Venedig. Sie schließen sich im Einzelnen der antiken Darstellungs- und Behandlungsweise sehr nahe an, was, wie es scheint, vornehmlich durch jene Bestrebungen veranlaßt wurde, welche der Schule von Padua, zunächst zwar im Gebiete der Malerei, ihr Daseyn verdankten. In diesem Bezuge ist hier zuerst Andrea Riccio von Padua, genannt Briosco (1480—1532), anzuführen, des-

sen Arbeiten mehr oder weniger eine geistvoll lebendige, selbst zarte Aufnahme und Aneignung antiker Elemente erkennen lassen. Sodann die Künstlerfamilie Lombardi, die zu derselben Zeit und in ähnlicher Richtung begriffen in Venedig blühte. Unter den Gliedern dieser Familie werden als Bildhauer besonders Pietro Lombardo u. seine Söhne Tullio u. Antonio gerühmt. Durch Jacopo Tatti aus Florenz (1479 bis 1570), der ursprünglich ein Schüler des Andrea Sansovino war, sich nachmals jedoch mehr der Richtung Michel Angelo's zuneigte, ward die letztere auch nach Venedig verpflanzt. Unter seinen Schülern u. gleichstrebenden Zeitgenossen zu Venedig, mit denen er mehrfach gemeinschaftlich arbeitete, sind hervorzuheben: Danese, Catuneo, Girolamo Campagna, Alessandro Vittoria, Giulio dal Moro, Tiziano Aspetti, Francesco Segala, Tiziano Minio u. A. m. Unter den lombardischen Meistern des 16. Jahrhunderts sind der Erwähnnng würdig: A. Agostino Busti, genannt Bambaja, von Mailand, Francesco Brambilla u. Marco Agrate.

Der nordischen S. mangelt in dieser Periode jene Größe und Würde der Formen, welche die italienische sich unter dem Einfluß der Antike in immer steigendem Grade anzueignen wußte. Die durch das Aufleben der klassischen Wissenschaften gewonnene neue Entwickelung des menschlichen Geistes, die sich in Italien über alle Gebiete des Könnens und Wissens gleichmäßig verbreitet, koncentrirt sich in Deutschland auf das Religiöse und nimmt für die Durcharbeitung der Reformation alle geistigen Kräfte so ausschließlich in Anspruch, daß im Allgemeinen die plastische Kunst auf derselben Stufe der Entwickelung stehen bleibt, auf welcher sie bereits mit dem Beginn dieses Zeitraums erscheint. Einer der bedeutendsten und thätigsten Meister war Adam Kraft (✝ 1507), der in seinen Werken das auf entschiedene Charakteristik und treue Lebenswahrheit gerichtete Streben der nürnberger Schule befolgt, und zwar in jener Schärfe und Herbigkeit der Behandlung, die zu seiner Zeit auch in der nürnbergischen Malerei sichtbar wird. Als ein sehr bedeutender, etwas jüngerer Zeitgenosse Adam Krafts und als ein Künstler von verwandter Richtung ist Tilman Riemenschneider von Würzburg zu nennen; eben so zeichnet sich in späterer Zeit im 15. Jahrhundert Jörg Syrlin der Aeltere von Ulm durch feine Eigenthümlichkeit aus. Ungleich umfassender, als im Bereich eines selbstständigen Schaffens, tritt uns die deutsche S. an denjenigen Werken entgegen, die sie in unmittelbarer Verbindung oder in einem anderweitigen nähern Verhältniß mit der Malerei hervorgebracht hat. Dies sind vornehmlich die großen Altarwerke, deren Inneres in der Regel mit bemalter und vergoldeter S. (in Holz geschnitzt) ausgefüllt ist, während das Aeußere durch wirkliche Gemälde nicht selten auf mehrfach über einander zu klappenden Flügeln gebildet wird. Hier sind besonders die Altarwerke Michael Wohlgemuths in Nürnberg hervorzuheben. Als ein namhafter Bildschnitzer erscheint nach jenem ebenfalls in Nürnberg Veit Stoß aus Krakau (1447—1542), der sich durch eigenthümlich zarte, naive Anmuth auszeichnete, die vornehmlich seinen weiblichen Gestalten ein anziehendes Gepräge verlieh. In einer zum Theil wesentlichen Verschiedenheit von den stylistischen Eigenthümlichkeiten der übrigen deutschen Bildnerei erscheint die Mehrzahl der deutschen Bronzearbeiten dieser Periode, namentlich derjenigen, welche durch die Familie Vischer, namentlich Peter Vischer (✝ 1529) in Nürnberg geliefert wurden. An deutschen Bronzen hatten sich bis tief ins 15. Jahrhundert hinein die Typen des germanischen Styls erhalten. Diese Typen werden jetzt wieder aufgenommen, im Einzelnen dem Sinne der Zeit gemäß modificirt, sodann aber durch eine mehr und mehr gesteigerte Aufnahme der antiken Bildungsweise zu neuer eigenthümlicher Ausbildung gefördert. Doch waren die Zeitumstände zu ungünstig, als daß diese Richtung zur höchsten Vollendung hätte gelangen können.

In der italienischen S. sehen wir in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts den Styl des Michel Angelo vorherrschend, theils so, daß man demselben ganz in der Weise zu folgen sich bestrebte, wie er durch den Meister selbst vorgebildet war, theils so, daß man andere Schulrichtungen nach den Eigenthümlichkeiten seines Styles umzuändern suchte. Als die bedeutendsten Bildhauer der erstern Klasse sind Guglielmo della Porta (1577) und Vincenzio Danti (1530—67) zu nennen. Bartolommeo Ammanati (1511—92), ein Schüler Bandinelli's und Jac. Sansovino's, hat eine bedeutende Anzahl von Werken geliefert, die zum Theil wenigstens noch an die ansprechendere Weise des letztgenannten Meisters erinnern. Giovanni Bandini, genannt Giovanni dall' Opera, und Leone Leoni haben eine mehr zierliche Richtung, die sich besonders bei dem letzteren zu einer eigenthümlich feinen, aber doch in dem damaligen manierirten Zeitgeschmack befangenen Grazie entwickelt. Giovanni da Bologna (1524—1608, ein Niederländer von Geburt) erscheint wiederum als ein talentvoller u. werkthätiger, aber nicht sonderlich geistreicher Nachfolger des Michel Angelo.

In der französischen Kunst entfaltete sich durch Benvenuto Cellini's Einfluß das schon vorhandene Streben nach eigenthümlicher Grazie u. gesuchter Eleganz noch weiter, so daß es öfters in Manier ausartete. Da die künstlerischen Dekorationen des Schlosses Fontainebleau den Mittelpunkt der Kunstbestrebungen dieser Zeit ausmachten, so begreift man den gesammten Kreis der Künstler, welche damals in Frankreich thätig waren, gewöhnlich unter dem Namen der Schule von Fontainebleau, deren Blüthe der Mitte u. der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts angehört. Durch edle Anordnung, feinen Sinn und zarte, verständige Ausführung zeichnen sich aus: Jean Goujon (✝ 1572), der bedeutendste Meister dieser Zeit, Germain Pilon (✝ 1590), Jean Cousin (✝ 1589), Barthélémy Prieur, Pierre Francheville, Paul Ponce.

Zu Anfang des 17. Jahrhunderts entwickelte sich im Gebiete der Kunst eine neue kühne Lebensthätigkeit, die mit den auf den andern Gebieten des Geistes entstandenen Bewegungen in der innigsten

Wechselwirkung stand; aber die S. erscheint dabei im Allgemeinen von geringer Bedeutung, da sie an sich zum Ausdruck einer ungestümen geistigen Bewegung weniger geeignet erscheint. Doch gibt es einzelne erfreuliche Ausnahmen von der allgemeinen Regel. So treten uns in **Italien** bereits im Beginn dieser Periode einige wenige Erscheinungen entgegen, die eine, obgleich nicht von weiter umfassenden Erfolgen begleitete Rückkehr von jenen manieristischen Bewegungen der jüngsten Vergangenheit zu bezeichnen scheinen. Dahin gehören die Arbeiten des **Stefano Maderno** (1571—1636) aus der Lombardei und des Toskaners **Pietro Bernini** (1562—1629). Der Sohn dieses Pietro, **Lorenzo Bernini** (1598 — 1680), war der hochberühmte Meister seiner Zeit im Fache der S. Es ist etwas Rauschendes, ekstatisch Bewegtes in seinen Gestalten, und zugleich im Einzelnen der Behandlung eine Naturwahrheit, durch welche diese Gluth des Gefühls dem Beschauer unmittelbar nahe gerückt wird. Aber die Begeisterung ist bei ihm kein freier Erguß des Innern, sondern sie erscheint wesentlich nur als eine Erhitzung des nüchternen Verstandes, und darum haben seine Darstellungen durchweg ein mehr oder weniger affektirtes Gepräge; zugleich treibt ihn sein Streben nach Naturwahrheit zu einer malerischen Behandlungsweise, in welcher sich die Gesetze des plastischen Styls völlig auflösen. Unter Bernini's Zeitgenossen ist vornehmlich **Alessandro Algardi** (1598—1654) hervorzuheben, der in der Behandlung der Form zwar mehr an dem Vorbilde der Antike festzuhalten suchte, aber nicht minder in Affektation und unpaßlich malerische Kompositionsweise gerieth. Neben ihm sind **Francesco Mochi** († 1646) und **Andrea Bolgi** († 1656) anzuführen. Unter den Nachfolgern Bernini's mögen, neben unzähligen andern, **Ercole Ferrata** u. **Antonio Raggi** genannt werden. Im 18. Jahrhundert kehrte man in Italien allmählig von der mehr bewegten Darstellungsweise zu einer solchen zurück, in welcher mehr nüchterne Ruhe vorherrscht. Dieser Zeit gehören an **Franz du Quesnoy**, genannt **il Fiamingo**, und dessen Schüler **Arthur Quellinus**.

Anders erscheint die Richtung der S., welche in **Frankreich** durch die künstlerischen Unternehmungen Ludwigs XIV. in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts hervorgerufen ward. Es zeigt sich hier eine Nachwirkung der Schule von Fontainebleau, verbunden mit einem, dem Bernini verwandten, auch wohl durch seinen Einfluß veranlaßten Bestreben, beides aber auf eigenthümliche Weise und bei zum Theil großer Meisterschaft in der Technik entschieden auf eine theatralische, bewußt repräsentirende Darstellungsweise hingewandt. Nicht ohne anerkennungswerthe Energie zeigt sich diese Richtung zunächst in der berühmten Marmorgruppe des **Pierre Puget** (1622—94): dem Milon von Kroton, der von einem Löwen zerrissen wird (im pariser Museum); mehr manieristisch in den S.en des **François Anguier** (1612—86); am umfassendsten jedoch bei **François Girardon** (1630—1715) u. **Antoine Coysevox** (1640—1720). Mehr in der niederländischen Richtung hält sich dagegen **Martin van den Bogaert**, genannt **Desjardins** (1640—94). Im 18. Jahrhundert geht dies Streben in eine elegante, meist zu sehr inhaltlose Zierlichkeit über. Zu den bedeutendsten Talenten dieser Zeit gehören: **Edme Bouchardon** (1698—1762) und **Jean Baptiste Pigalle** (1714—85).

Deutschland erfreute sich um den Beginn des 18. Jahrhunderts eines ausgezeichneten Meisters im Fache der Bildhauerei, der, obschon von den Schranken seiner Zeit befangen, dennoch eine hohe und großartige Genialität zu entwickeln vermochte. Dies ist **Andreas Schlüter** (geboren um 1662, † 1714), dem tiefes Lebensgefühl, stolzer, kräftiger Adel u. sehr glücklicher Sinn für räumliches Verhältniß u. räumliche Wirkung eigen ist. Einen höchst erfolgreichen Aufschwung nahm die S. in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts. Während der wieder erwachende Sinn für die höhere Aufgabe der Kunst auf der einen Seite zu einem innigeren Anschließen an die Natur trieb, veranlaßte derselbe zugleich zu einer höheren geläuterten Auffassung der Natur, wie sie sich in den Werken aus der Blüthezeit der griechischen Kunst kundgibt, zu deren Studium man sich jetzt mit Ernst zurückwandte. **Winckelmann** brach durch sein tiefes Eindringen in den Geist der griechischen S. dieser Richtung Bahn; Studien an Ort und Stelle in Griechenland selbst, Auffindung neuer Denkmale der alten Kunst, Aufstellung derselben in den Museen, mannichfache Verbreitung derselben durch Gypsabgüsse wirkten für sie höchst förderlich. Der Schwede **Sergel** und der Italiener **Canova** sind als die ersten Meister zu nennen, welche die S. nach den Gesetzen, die sie den Werken des klassischen Alterthums entnommen, neu zu gestalten suchten. Namentlich hat Canova eine große Anzahl bewunderter Werke geliefert, die jedoch, bei großer Vollendung der Technik, nicht ganz frei von italienischer Affektation u. süßlicher Sentimentalität sind. An die Genannten reihen sich mehre französische Künstler, namentlich **Chaudet**, der Spanier **Don José Alvarez**, die Deutschen **Trippel** und **Dannecker**. Alle aber überragt der Däne **Thorwaldsen**, dessen Werke das Gepräge klassisch reiner, griechischer Erhabenheit und zugleich der anmuthigsten idyllischen Zartheit an sich tragen. Unter den Spätern ist als der bedeutendste Repräsentant dieser hellenisirenden Richtung in der S. vor Allen L. M. **Schwanthaler** zu nennen, ausgezeichnet durch außerordentliche Produktionskraft im edelsten Style. Weniger von der Antike abhängig und mehr der Gegenwart sich zuneigend und insbesondere die monumentale S. fördernd entwickelte sich eine andere Richtung der Kunst im nördlichen Deutschland, namentlich in Berlin, als deren Gründer **J. G. Schadow** zu nennen ist, dem sich Chr. **Rauch** anschließt, beide Gründer einer zahlreichen Schule. Unter Rauchs Schülern sind vornehmlich **Rietschel** in Dresden und **Drake** in Berlin als diejenigen hervorzuheben, in welchen sich die angedeutete Richtung am entschiedensten fortzubilden scheint. Verwandte Tendenzen, nur mehr realistischer Art, zeigen sich bei den jüngeren französischen Bildhauern, als deren Hauptführer

J. P. David namhaft zu machen ist. Großen Vorschub leistet dieser ganzen Richtung die Neigung unserer Zeit, das Andenken großer Männer durch Errichtung ihrer Statuen zu ehren, wie überhaupt der S. in der neuesten Zeit, namentlich in Deutschland, ein weites Feld der Thätigkeit geöffnet ist, auf dem sich, von den kolossalen Monumenten bis herab zu dem künstlerischen Schmuck der Wohnungen und des Geräthes, von der idealen Reliefdarstellung bis zur realistischen Porträtfigur, allenthalben rüstige Kräfte schaffend regen.

Hinsichtlich der Literatur sind neben den Schriften Winckelmanns als übersichtliche Werke Meyers „Geschichte der bildenden Künste bei den Griechen und Römern", Hirts „Geschichte der bildenden Künste bei den Alten" und vornehmlich O. Müllers „Handbuch der Archäologie der Kunst" hervorzuheben. Die Geschichte der S. im christlichen Zeitalter behandelt Cicognara, Storia della scultura dal suo risorgimento in Italia fino al secolo di Canova, Prato 1823, 6 Bde. Eine gedrängtere Uebersicht gibt unter Anderen Memes in den „Memoirs of A. Canova". Die Gesammtgeschichte der S. nach dem Standpunkte der neuesten Forschungen gibt Kuglers „Handbuch der Kunstgeschichte" (2. Aufl., Stuttg. 1848).

Skurril (v. Lat.), possenhaft, spaßhaft; davon Skurrilität, Possenreißerei, niedriger Scherz.

Skutari, 1) (Skodra, Iskenderie), Hauptstadt eines Sandschaks in der europ.-türkischen Provinz Albanien, zwischen der Bojana und dem Drinas, 3 Meilen vom Meere, Sitz eines Pascha's und eines griechischen Bischofs, hat 2 Kastelle u. andere Festungswerke und bildet eins der Hauptbollwerke des osmanischen Reichs auf der Westgrenze. Die Einwohner, etwa 20,000, liefern sehr geschätzte Waffen und wollene Zeuche. S. ist der Mittelpunkt des Handels dieser Gegenden, besonders mit Schiffbauholz. S. hieß im Alterthum Scodra und wurde angeblich zu Alexanders des Großen Zeit von den Chodriskern erbaut. Später war es die Haupt- und Residenzstadt des Illyrierfürsten Gentius, nach dessen Besiegung durch die Römer es römische Bevölkerung (Colonia Claudia Augusta) erhielt. Bei der Theilung des römischen Reichs wurde es Hauptstadt der illyrischen Provinz Prävalitana, welche den nördlichen Theil des jetzigen Albaniens begriff. — 2) (Eskiutar, Iskudar), Stadt in der asiat.-türkischen Provinz Natolien, auf mehren kleinen Anhöhen am Bosporus, Konstantinopel gegenüber, von welchem es als eine Vorstadt angesehen zu werden pflegt, hat einen großherrlichen Palast, eine große Kaserne, Moscheen und Bazars und 100,000 Einw., welche Seiden- und Baumwollenwebereien, Gerbereien und lebhaften Handel treiben. Merkwürdig sind die großen Begräbnißplätze, wo sich seit alter Zeit fromme Türken aus Konstantinopel beerdigen lassen, um in Asien, ihrer eigentlichen Heimath, zu ruhen. Auf einer Klippe in der Mündung des Bosporus, steht der fälschlich so genannte Leandersthurm von 74 Fuß Höhe, von den Türken Kiskulessi, Jungfrauenthurm, genannt.

Skwira, Kreisstadt im europ.-russischen Gouvernement Kiew, an einem Flüßchen, mit mehren Kirchen, Parochialschule u. 5600 Einw.

Skye (Sky), britische Insel, die größte der mittlern Hebrideninseln, durch einen schmalen Kanal (Jamssund) von Schottland getrennt, aber zur Grafschaft Inverneß gehörig, mit einem Flächenraum von 37¼ □Meilen oder 342,400 Acres, wovon 30,000 urbar, das Uebrige, Gebirge, Seen, Sümpfe, Felsen, unfruchtbar ist. Ungeachtet der Lage der Insel und der Höhe ihrer Berge, von denen einige 3000 Fuß über die Meeresfläche hoch sind, ist das Klima nicht sehr rauh, aber sehr veränderlich. Hauptbeschäftigung der 22,000 Einw. ist Viehzucht und Sodabereitung. In den Gewässern gibt es Lachse, Aale ꝛc. Im Foliartsee findet man schöne Achate, in Wildbächen Topase und andere Edelsteine, außerdem auch Felskrystall, an der Süd- und Westküste rothe und weiße Korallen. Die Insel enthält druidische Ueberreste und Trümmer von alten Schlössern u. Kastellen. Gute Straßen durchschneiden die Insel und führen zu guten Häfen. Die Einwohner (Hochländer) sind in 8 Kirchspielen vereinigt, darunter: Bracadale, mit 1500 Einw.; Duirinish, mit 3400 Einw., Sleat, mit dem Schlosse Dunskaich, durch Ossian berühmt, Snizort, mit 2300 Einw., dabei ein 300 Fuß hoher Felsenobelisk, ꝛc.

Skyro, griechische Insel, östlich von Negroponte, im ägäischen Meer, umfaßt 3 □Meilen mit 2000 Einwohnern, die Viehzucht treiben, ist vulkanischen Ursprungs, mit schroffen, kahlen Felsen und fruchtbaren Thälern, in denen Getreide, Wein, Oliven und Südfrüchte gedeihen. Auf der Südwestküste liegt der gleichnamige Flecken, mit einem kleinen Hafen (Trisbutsches) und Bischofssitz. Nordwestlich davon liegt die kleine Insel Skyropoilo und südwestlich die Inseln Skifi (Skifa, Skiva), sonst wohl Jens.

S. l., Abkürzung für suo loco, an seinem Orte, seines Orts; für sine loco, s. S. l. e. a.

Slaven (Slawen, Slowene, Slowane), großer indogermanischer Volksstamm, dessen Name von Slawa, d. i. Ruhm, richtiger Slowo, Wort, wo er dann Völker Einer Sprache bezeichnen soll, abgeleitet wird. Die ursprünglichen Wohnsitze desselben sind höchst wahrscheinlich im oberen Dnjeprland vom wolchonskischen Walde, wo Düna, Wolga, Dnjepr ihre Quellen haben, bis zu den Karpathen zu suchen. Von hier aus sehen wir die S. zuerst in den Zeiten der Völkerwanderung sich nach Westen und Süden hin in Bewegung setzen. Schon im 4. Jahrhundert breiteten sie sich von Osten her im obern Odergebiete aus. In der Mitte des 5. Jahrhunderts rückten sie nach dem Auszuge der Markomannen von den Karpathen her in Böhmen und Mähren ein. In der Mitte des 6. Jahrhunderts kamen sie vom Norden (von den Karpathen) her an die mittlere Donau und zogen durch Serbien bis nach Thracien; zugleich ergossen sie sich über Thüringen. Gegen Ende des 6. Jahrhunderts erschienen sie mit den Awaren an der Save und Drave und drangen bis zu deren Quellen vor. Am Anfange des 7. Jahrhunderts verbreiteten sich die S. noch weiter nach Osten. Die Radimitzen und Wiatitzen besetzten die Quellen der Wolga und Oka. Zu derselben Zeit rück-

ten die Kroaten in Illyrien ein, und andere S. wurden von Kaiser Heraclius in Mösien u. Macedonien aufgenommen (von 630–640), wo sie die Reiche Kroatien und Serbien gründeten. Am Ende des 7. Jahrhunderts traten im nördlichen Deutschland die slavischen Wilzen und Obotriten auf; sie und ihre slavischen Bruderstämme erfüllten allmählig das ganze östliche Deutschland bis über die Elbe hinaus. Im Laufe des 8. und 9. Jahrhunderts überzogen slavische Stämme fast die ganze griechische Halbinsel. Deutsche u. Griechen hemmten aber in der Richtung nach Westen und Süden vorerst das weitere Vordringen der S. Sie wurden aus den südlichen Theilen der griechischen Halbinsel wieder zurückgeworfen, blieben aber bis auf unsere Tage als Hauptvolk in Illyrien, Macedonien, Thracien und auf der rechten Seite der mittlern und untern Donau. Ebenso wurden sie wieder über die Elbe und Oder zurückgetrieben, blieben jedoch bis auf unsere Zeit die Hauptbewohner an der obern Elbe, der March, den westlichen und mittlern Karpathen u. an verschiedenen Nebenflüssen der Oder, sowie an der Weichsel. Im 8. und 9. Jahrhundert fingen die S. an, erst auf eigene Hand, dann unter Anführung der Waräger, sich über die finnischen Länder im Norden hin auszubreiten. Sie gründeten auf uraltem finnischen Boden, vom Süden kommend, jenseits des wolchonskischen Waldes Nowgorod. Während des 10., 11. u. 12. Jahrhunderts besetzten und bevölkerten sie allmählig die weiten finnischen Landstriche an der Kama und Dwina bis zum weißen Meere und versahen sie von Nowgorod aus mit slavischen Kolonien. Zugleich drangen sie von Kiew aus den Dnjepr hinab u. gründeten Ortschaften bis an die Küsten des schwarzen Meeres. Doch verloren sie wiederholt diese Striche an die asiatischen Nomaden, die hier unaufhörlich einwanderten. Im 14. Jahrhundert begannen die S. (Polen) allmählig auch das Land der bis dahin heidnischen nichtslavischen Litthauer zu slavisiren und inkorporirten es im 15. Jahrhundert völlig dem Slaventhume. Im 16. Jahrhundert, nach dem Zerfall des Mongolenreichs, rückten die S. (Russen), Kolonien gründend, an der Wolga hinab und ergossen sich dann in unaufhaltbarem Strome im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts, Städte und Dörfer bauend, Reiche zertrümmernd, Völker vernichtend, nach Osten hin, über einen großen Theil von Asien. Nachdem sie 1690 Kamtschatka erobert, dringen sie von da längs der Kette der aleutischen Inseln nach Amerika hinüber. In Europa kommen sie zu derselben Zeit an die Mündungen des Don und des Dnjepr herab. Im Anfange des 18. Jahrhunderts beginnen sie nach der Vollendung der Eroberung, Kolonisirung und Slavisirung Nordasiens wieder stärker gegen Europa vorzudringen; 1721 besetzen sie die Küste des finnischen und rigaischen Meerbusens, 1743 Karelien, und bringen hier von Neuem slavische Volkselemente unter Finnen u. Deutsche; 1783 nehmen sie die Krimm und kommen 1791, tatarische Völker verdrängend, bis an den Dnjestr. Im Anfange des 19. Jahrhunderts dringen sie über den Kaukasus, nehmen 1802 Georgien, 1813 Daghestan und Schirwan, 1828 Abchasien und Mingrelien und die Länder am Arares, tief nach Kleinasien und Persien hinein. In derselben Zeit (1809) rücken sie im Lande der Schweden bis an den bottnischen Meerbusen vor u. 1812 im Lande der Walachen bis zum Pruth; 1828 kommen sie bis an die Donaumündung, und 1848 besetzen sie mit ihren Truppen die Fürstenthümer Moldau u. Walachei. Durch diese Reihefolge von Wanderungen und Eroberungen sind die S. entweder als Herrscher, oder doch als zahlreichstes Volk in dem ganzen Ländergebiete verbreitet, das sich vom adriatischen, schwarzen, kaspischen Meere u. von den mittelasiatischen Gebirgsketten im Süden bis an die Ostsee, das weiße und das Eismeer im Norden, von der Oder und der obern Elbe im Westen bis an die Behringsstraße im Osten ausbreitet.

Wenn man das Verwandte zusammenstellt und das Verschiedenartige sondert, so kann man jetzt etwa folgende verschiedene *Stamm- u. Racenspaltungen* unter den S. annehmen: Die *Kleinrussen* oder *Malorossianen* wohnen längs der Karpathen im Quellgebiete des Dnjestr u. über die Karpathen hinüber bis nach Ungarn hinein. Als Nachbarn der nomadischen Tataren im Süden haben sie sich seit undenklichen Zeiten mit denselben vermischt und manches Tatarische in Sprache, Sitte und Lebensweise angenommen. Durch den Dnjepr wurden sie frühzeitig mit den Griechen in Berührung gebracht und bekamen von Byzanz die christliche Religion. Später standen sie einige Zeit unter dem polnischen Reiche; jetzt sind sie großrussischem Einflusse preisgegeben. Sie sollen zusammen 13,300,000 Seelen zählen. Die *Großrussen* (Wellkoruski), der zahlreichste slavische Stamm, sollen 35,300,000 Seelen zählen. Die größere Masse derselben ist in dem Gebiete der Oka und der obern Wolga, ihrem Ursitze, zusammengedrängt. Von dort aus haben sie sich aber durch ganz Nordasien und Nordeuropa in mehr oder weniger sparsam gesäeten Kolonien vertheilt. Sie haben sich mit ihren Nachbarn im Norden, den Finnen, und mit ihren Nachbarn im Osten und Süden, den türkischen und mongolischen Völkern, beständig vermischt und nehmen noch jetzt beständig asiatische Elemente auf, indem sie Finnen und Tataren ihrer eigenen Nationalität einverleiben. Ihr Name, ihr Blut, ihr Körperbau, ihre Gesichtsbildung, ihre Sitten, ihre Staatsverfassung sind daher asiatischer, als bei irgend einer andern slavischen Völkerschaft. Die *Weißrussen* (Beloruski) sitzen in dem Lande zwischen der obern Düna und dem obern Dnjepr und an den benachbarten Nebenflüssen. Ihre Anzahl beläuft sich auf 2,700,000. Sie haben nie eine bedeutende Rolle unter ihren Bruderstämmen gespielt und waren meist entweder den Kleinrussen oder den Großrussen oder den Polen unterworfen. Mit diesen, sowie mit den Litthauern haben sie sich vielfach vermischt. Wie in geographischer Beziehung, so stehen sie auch in Beziehung auf Sprache, Blut und Charakter zwischen Polen, Groß- und Kleinrussen in der Mitte. Die *Polen* (Polaki) bewohnen das ganze Gebiet der Weichsel von den Quellen auf den Höhen der Karpathen bis zu den Mündungen an der Ostsee. Hier saßen in alten Zeiten sehr verschiedene slavische Stämme: Weißkrobaten, Masuren &c., die

im Kampfe mit den Deutschen zu einem einzigen Reiche und Stamm zusammenschmolzen. Sie breiteten ihre Macht, ihren Stamm und Dialekt in vielen Kolonieu über die Roth-, Klein-, Weißrussen und Litthauer aus. Man berechnet jetzt ihre Gesammtzahl auf 9,300,000 Seelen. Die **Czechen** (Czechi) bewohnen die Quellgebiete der Elbe, der March und der benachbarten Karpathenflüsse: Waag, Gran, Neutra, und theilen sich in drei Hauptstämme: **böhmische Czechen**, **Morawaner** und **Slowaken**. Wie geographisch den Polen benachbart, sind sie ihnen auch der Race und Sprache nach am nächsten gestellt. Ihre Gesammtzahl beträgt 7,200,000 Köpfe. Die **Wenden** oder **Lusaten**, oder **Soraben** (Syrbi), ein kleines ganz von Deutschen enklavirtes Slavenvolk im Quellgebiete der Spree und Elster, zusammeu 150,000 Seelen, zerfallen nach der alten Eintheilung des Landes in Ober- und Niederlusaten u. schmelzen, ganz unter deutschem Einflusse stehend, mehr und mehr zusammen. Die **Winden** oder **Korutanen** (Slowenzi) sitzen in den obern Thalgegenden der Drave, Save und Mur, in Kärnthen, Krain und Steiermark, und zählen 1,150,000 Seelen. In Race und Sprache schließen sie sich zunächst an ihre Nachbarn, die Kroaten und Dalmatier, mit denen zusammengenommen sie zu den **illyrischen** S. gehören. Die **Kroaten** (Horwati) sitzen an der mittlern Drave und Save, zählen nur 800,000 Seelen, haben aber als ein sehr eigenthümlicher, kerniger u. tapferer Slavenstamm lange ein eigenes Königreich gebildet. Die **Serben** wohnen in den Gegenden des Zusammenflusses der Drave, Save und Donau, wo Belgrad ihr Hauptcentrum ist. Desgleichen haben sie eine Menge Nebenflüsse der Save und Donau: die Morawa, Bosna, Drina, besetzt und bevölkern die illyrischen Gebirge bis an die Küste des adriatischen Meeres. Noch mehr als andere S. zerfallen sie in viele kleine Stämme: Bosniaken, Rascier, Dalmatier, Morlaken, Montenegriner &c., und bilden zusammen eine durch Sprache, Bluts- und Sitteneinheit verbundene Masse von 5,300,000 Seelen. Serben, Kroaten und Winden zeigen eine besonders nahe Verwandtschaft, und man umfaßt sie daher auch wohl alle unter dem **illyrischen Stamm**. Im engern Sinn werden bloß die Serben und Illyrier, im weitern Sinne aber auch die Bulgaren darunter gerechnet. Die **Bulgaren** (Bolgari oder Bl'gari) wohnen auf beiden Seiten des Balkans im Norden bis zur Donau herab, im Süden in den Thälern Macedoniens und Thraciens bis in die Nähe der Küsten des ägäischen Meeres. In Bezug auf Sprache und Racenbildung sind sie am meisten ihren Nachbarn im Westen, den Serben, und dann ihren Nachbarn im Osten, den Russen, verwandt. Ihre Anzahl wird auf 3,600,000 Seelen geschätzt. Sieht man von historischen u. politischen Spaltungen ab, faßt man bloß die Momente, welche Racen- und Stammeinheit begründen, ins Auge, nämlich Körperbildung, Naturell und Temperament, Charakteranlagen, ursprüngliche Sitten, Denkweise und Neigungen, vor Allem die Sprache, so muß man gestehen, daß die verschiedenen Slavenvölker eine außerordentliche Aehnlichkeit zeigen und unter sich kaum so weit aus einander stehen, als die am nächsten verwandten germanischen Stämme: die Holländer, Friesen, Sachsen, Franken, Schwaben, Bayern &c. Solche große Unterschiede und Racenspaltungen, wie zwischen den entfernter stehenden Germanen, z. B. den Deutschen und Skandinaviern, haben sich unter den S. nicht ausgebildet. Neuere Sprachforschungen beweisen, daß durch die ganze Masse der S. zwei generische Hauptunterschiede gehen, wonach sie in zwei große Gruppen zerfallen. Die Groß-, Klein- und Weißrussen, die Bulgaren, Serben, Kroaten u. Winden auf der einen Seite zeigen eine große Racenverwandtschaft. Dieselben sind von einander weniger verschieden, als von den Polen, Czechen, Slowaken und Wenden, die wieder unter sich sehr eng verbrüdert erscheinen. Nach der geographischen Stellung hat man diese beiden Hauptmassen auch wohl mit dem Namen **östliche** und **westliche** S. bezeichnet. Will man sie ethnographisch nach dem Namen ihrer Hauptstämme unterscheiden, so kann man sie auch in die **russisch-illyrischen** und in die **polnisch-czechischen** S. trennen. Jene repräsentiren eine Masse von etwa 62 Millionen, die Anzahl dieser beläuft sich auf ungefähr 17 Millionen. Etwa $^{3}/_{4}$ aller S., nämlich 54 Millionen, gehören zur griechischen Kirche. Ueber $^{1}/_{4}$ aller S., nämlich 22 Millionen, folgt dem Papste; $^{2}/_{100}$ verehrt Mohammed, $^{1}/_{80}$ ist dem Protestantismus ergeben. In religiöser, wie überhaupt in jeder Beziehung stellt sich am wenigsten zersplittert die Masse des großrussischen Stammes dar, dessen Mitglieder sämmtlich der griechischen Kirche angehören. Wie in jeder Beziehung, so auch in religiöser am meisten zersplittert ist der serbisch-illyrische Stamm; beinahe $^{3}/_{4}$ von ihm gehört dem Griechenthum, fast $^{1}/_{6}$ dem römischen Katholicismus, etwa $^{1}/_{20}$ dem Mohammedanismus an. Von den Kleinrussen folgt ein bedeutender Theil, nämlich beinahe $^{1}/_{4}$, dem Papste. Weißrussen sind beinahe sämmtlich nicht-unirte Griechen. Groß-, Klein- und Weißrussen haben zusammen nur 350,000 wirkliche Katholiken unter sich. Rein katholisch sind bloß die Kroaten. Fast völlig protestantisch ist der wendische Stamm, von dem nur $^{1}/_{15}$ den Katholicismus adoptirt hat. Die meisten Protestanten befinden sich unter den Slowaken, von denen $^{2}/_{3}$ Katholiken und $^{1}/_{3}$ Protestanten sind. Die Polen sind, bis auf $^{1}/_{20}$ Protestanten, ganz katholisch; was unter ihnen griechisch geworden, ist auch zur russischen Nationalität übergegangen. Mohammedaner gibt es nur unter den Bulgaren und Serben; sie zählen etwa $^{1}/_{10}$ der ganzen Summe beider Stämme.

Vor den Völkerwanderungen wurden die S. fast nicht genannt. Erst die Deutschen, als sie nach Westen vorrückten, führten die S. theils als Unterthanen, theils als Verbündete in ihrem Gefolge. Im 5., noch mehr im 6. und 7. Jahrhundert begannen sich die S. zu regen, drängten in die südlichen Donauländer vor, rückten in verschiedenen Stämmen in die griechische Halbinsel ein und besetzten halb Deutschland bis über die Elbe hinaus. Von da an finden wir sie überall als **Wenden**, **Anten**, **Slavenen** genannt, u. allenthalben werden nun slavische Staaten begründet. In Bulgarien, in Serbien, Kroatien,

Ungarn, in den Karpathen, in Böhmen; zwischen den Karpathen und der Ostsee treten allein eine Menge slavische Völkerschaften und Fürstenthümer auf. Die Donau hinauf, den Dnjepr, den Don herunter, über das schwarze Meer hin schwärmen S. Sogar die kleinasiatische Halbinsel erfüllen sie. So erhebt sich denn ein allgemeiner Ruf, ein allgemeiner Kampf gegen die Eindringenden. Die Skandinavier im Norden, die Deutschen in der Mitte Europa's, die Griechen im Süden, endlich die alten Urfeinde der S., die Scythen (Tataren, Avaren, Polowzer, Kumanen, Uzen, Petschenegen, Magyaren) im Osten, ergreifen die Waffen gegen die Slavenschwärme und vertilgen sie allmählig, oder bringen sie unter ihr Joch. In hundertjährigen blutigen Kriegen verschwanden die S. völlig wieder aus Kleinasien, aus dem Peloponnes und Hellas, wo die Griechen die Oberhand zurückerlangten, beinahe völlig aus dem westlichen Deutschland, wo die deutschen Kaiser sie vertilgten, ebenso aus den Steppen des südlichen Rußlands und Ungarns, wo die Asiaten (Polowzer, Petschenegen, Magyaren) ihr altes Uebergewicht herstellten. Während indessen die germanische Völkerwanderung das alte Europa von Grund aus umwälzte und ein neues Leben erzeugte, waren die Wirkungen der Slavenüberschwemmung nur zerstörend und meist vorübergehend. Im 11., 12. und 13. Jahrhundert bestanden von den während jener Bewegung gegründeten Slavenreichen noch: das Großfürstenthum Rußland, das polnische, das böhmische, das serbische, das bulgarische Königreich. Böhmen war fast immer mehr oder weniger vom deutschen Reich abhängig, wie Serbien vom byzantinischen. Ein völliger Stillstand der slavischen Welt herrscht im 14., 15. und 16. Jahrhundert. Selbst der Name der S. wird kaum mehr genannt, wie zur Zeit der Griechen und Römer. Die Russen sind von den Mongolen unterjocht; sämmtliche Donauslaven sind entweder dem türkischen, ungarischen oder deutschen Reiche einverleibt. Das Oberhaupt der Czechen ist ein deutscher Reichsfürst, und von den übrigen Westslaven zwischen Böhmen u. der Ostsee sind nur kleine Trümmer geblieben, die verschiebenen deutschen Landen zugezählt werden. Längs der ganzen Ostsee bis nach Finnland sind die deutschen Hanseaten u. die deutschen Ordensritter gewaltig. Die Slavenwelt scheint dem Untergange geweiht. Das einzige unabhängige Slavenreich halten die Polen aufrecht; doch sind sich diese ihrer Abstammung so wenig bewußt, daß sie mit ihren Brüdern eben so erbitterte Kriege führen wie mit den deutschen. Ja, oft gehen sie mit den Erzfeinden der S., den Tataren oder Magyaren, die innigsten Bündnisse ein. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts schüttelten endlich die Ostslaven (Russen) das Mongolenjoch ab u. gründeten nun im fortgesetzten Kampfe mit den Tataren u. ihren Nachbarn das große Slavenreich, dessen Gewicht und Macht gegenwärtig die ganze slavische Welt aufgeregt und mit überschwänglichen Hoffnungen und Aussichten erfüllt hat: wie ehemals die Römer, wie dann die Germanen eine tonangebende Rolle in Europa gespielt, so soll jetzt die Zeit der S. gekommen seyn. Es liege eine slavische Aera, vielleicht eine slavische Weltmonarchie in den Beschlüssen des Schicksals, zu deren Erfüllung sich alle slavischen Völker die Bruderhand reichen u. zu einem Bundesvolke verschmelzen müßten. Dies die Ideen des in der Neuzeit mit Macht hervortretenden **Panslavismus** oder **Allslaventhums**, welche als Ideen die Früchte mannichfaltiger Impulse, vielfach vergeblicher Versuche, und als Resultate zusammentreffender Erscheinungen und Verwickelungen weit in die Vergangenheit zurückreichen. Vgl. **Gebhardi**, Geschichte aller wendisch-slavischen Staaten, Halle 1790, 4 Bde.; **Schafarik**, Slavische Alterthümer, deutsch von Mossig von Aehrenfeld, Lpz. 1843, 2 Bde.; Slaven, Russen, Germanen; das. 1842.

Slavische Religion. Die Religion der Slaven ist in älterer Zeit, wie ihre Geschichte, die der Scythen, doch wurden ihr viele fremde Elemente, besonders deutsche, beigemischt. Eigenthümlich und unterscheidend von den deutschen Religionen, in denen die Dreiheit durchgeht, ist in der s.n R. der Dualismus. Sie haben einen guten (weißen) und einen bösen (schwarzen) Gott, die beide in ihrem Gefolge eine große Menge Untergottheiten haben, so daß, wegen der häufigern Verehrung der erstern, diese auch bekannter als die letztern sind. Entsprechend der Trennung der Slaven in die 2 Hauptstämme der westlichen und östlichen, so spaltet sich auch ihre Religion in einen östlichen und westlichen Stamm. Als Hauptsitze des erstern sind Kiew und Nowgorod, des letztern Arkona und Rhetra anzunehmen. Der weltgroße Gott in Kiew war der Blitzschleuderer Perun, der Feuergott; in Nowgorod Znitsch, die ätherische, unsichtbare Lebenswärme; in Arkona das Lichtwesen Swantevit, in Rhetra das Geisterlicht Radegast, die Vernunft. Die Reihe der bösen Principe eröffnet Czernebog. Die Ostslaven unterschieden 4 Hauptklassen ihrer Gottheiten, wo jede einzelne ihren Gegensatz hatte; sie verehrten Götter des Volks, wozu die des Krieges u. Friedens gehörten; Götter des Menschen, darunter die einzelnen für Liebe und Leid; Götter des thierischen Lebens, die im Wachsthum und Abnehmen, Gedeihen und Absterben, in Segen und Mangel rc. sich kund thaten; zuletzt Götter der leblosen Natur, unter denen sich Land- und Wasser-, Haus- und Feldgötter gegenüber stehen. Andere theilen die slavischen Götter ein in Tempel-, Unter-, Halb- und Hausgötter. Außer der großen Anzahl Gottheiten gehörten auch Städte, Flüsse und andere geheiligte Orte zu den Gegenständen der religiösen Verehrung, eine Verehrung, die sogar mit ihnen nach Orten wanderte, wo die Verehrung gar keine Bedeutung hatte. Die **Tempel** bei den Ostslaven waren gewöhnlich in Wäldern und bestanden aus hölzernen Pfeilern, welche mit Tüchern umwunden waren, um das Innere und Heilige den Augen des Volks zu entziehen; manche Götzenbilder standen auch frei auf Bergen u. an Flüssen. Die Tempel der Westslaven waren ausgeschmückter mit Schnitzwerken und allerhand Kriegs- u. anderem Geräth; zuweilen befand sich auch um den Tempel selbst ein hölzerner Umbau; heilige Bauten wurden mit Zäunen umgeben. Die Priester der östlichen Slaven standen bei weitem weniger in Achtung, als die ihrer westlichen

Stammgenossen; eine Hierarchie findet sich nur bei den letztern. Der Oberpriester der Westslaven war in Arkona; jede einzelne Stadt hatte eine Kirche, der ein Priester vorstand; mehre zusammen bildeten einen Bezirk. Alle jene Kirchen, hauptsächlich aber die der Oberbezirke hatten ihre Einkünfte, welche in Geld und Opferthieren bestanden. Der heilige Tag war der Montag; der Sonntag wurde auch bei den übrigen Slaven erst seit der Einführung des Christenthums gefeiert. Hauptfeste aller slavischen Völker waren die Erntefeste; die Ostslaven feierten eines vor u. eines nach der Ernte; die westlichen bloß ein Dankfest nach Beendigung der Feldarbeiten. Bei diesen gab es noch andere Feste, wie das der Lado, von Jungfrauen gefeiert, um ihr Hochzeitsschicksal zu erfahren; das der Kupalo am 24. Juni, wobei ein Feuer angezündet und das Vieh darüber gejagt wurde, um es vor Behexungen zu sichern, u. a. m. Die Opfer an den Festen bestanden theils in Thieren, theils in Kriegsgefangenen; besonders Christen galten ihren Göttern als angenehmes Opfer. Hexerei und Zauberei waren eigentlich bei den Slaven nicht heimisch; die Westslaven hatten diesen Aberglauben wohl von den Finnen u. Deutschen erhalten, immer aber blieb ihre Kenntniß nur Eigenthum einzelner Eingeweiheter. Wahrsagerei wurde von beiden Stämmen gleich getrieben; beliebt war die scythische Rhabdomantie. Die Einführung des Christenthums verdrängte den gangbaren Glauben nur allmählig. Einzelne Feste, Gebräuche und abergläubische Ceremonien erhielten sich unter allen Stämmen bis heute.

Slavische Sprache, der in der langen Kette der indogermanischen Sprache ein wichtiges Glied bildende Sprachstamm der Slaven, dessen Mundarten noch heute von den östlichsten Grenzen Europa's bis tief nach Deutschland hineinreichen. Daß die Slaven schon vor der christlichen Zeit auf einer ziemlich hohen Stufe der Kultur standen, beweisen dem slavischen Heidenthum angehörende Anklänge in Volksliedern und Nachrichten über die alte slavische Runenschrift. Cyrillus und Methodius, die Apostel der Slaven, fanden bereits eine Sprache vor, die sie sogleich zur Büchersprache erheben konnten und für die sie ein neues Alphabet erfanden. Es ist dies der am frühesten gebildete slavische Dialekt, die altslavische Kirchensprache, die auch das Altslavonische oder das Slavonische kurzweg, bei den Russen das Slovenische und Staro-Ruski genannt wird. Als wahrscheinlich ursprünglicher Sprachdialekt der den Grenzen des byzantinischen Reichs zunächst gelegenen Gegenden, der heutigen Serben und Bulgaren, gehört sie der östlichen Reihe der slavischen Dialekte an und war zu den Zeiten Cyrills über die ganzen südlich der Donau gelegenen Länderstriche, in dem jetzigen Bosnien, Serbien und Bulgarien ausgebreitet. Entwickelt an dem Vorbilde der griechischen Sprache, ausgestattet mit seltenem Reichthum an Wortformen und Wortwurzeln, frei von fremdartigem Einfluß u. ausländischer Färbung, durch Jahrhunderte lange Pflege auf das Mannichfaltigste, doch stets in vollkommen nationalem Geiste ausgebildet, ist das Altslavische noch bis heute durch seine Sprachbildung, Reinheit und ächte Slavicität der Urtypus aller slavischen Dialekte, nach dem diese ihre weitere Ausbildung zu bewerkstelligen haben. Am reinsten hat es sich in den ältesten Abschriften der von Cyrill und seinen Gehülfen übersetzten Kirchen- und biblischen Schriften erhalten, u. es zeigt darin eine so überraschende Ausbildung und Formvollendung, daß es bereits damals mit der lateinischen und griechischen Sprache auf gleicher Stufe stand, während die übrigen europäischen Sprachweisen erst anfingen Sprachen zu werden. Die allmählige Entwickelung der verschiedenen Volksmundarten der klassischen Kirchensprache gegenüber blieb auf diese selbst nicht ohne Einfluß, ja sie verdrängte sie nach und nach ganz und gar aus dem Leben, sie auf die Kirche und die heiligen Schriften beschränkend; nur in Serbien steht sie noch gleichberechtigt als Büchersprache neben der serbischen Volkssprache. Obgleich sie nicht gesprochen wird, wird sie doch fast von Jedem verstanden, und was sie durch Vermischung mit modernen Formen an äußerer Leichtigkeit und Geschmeidigkeit verloren hat, hat sie durch den religiösen Gebrauch in Bezug auf inneres Ansehen und Würde doppelt gewonnen. Grammatisch wurde sie bearbeitet von M. Smotriski (Wilna 1619, Moskau 1721, Rimnik 1757 u. öfter), E. Kopiewitsch (Amsterd. 1700), Th. Maximus (das. 1651, Auszug daraus 1723), J. Dobrowsky (Institutiones linguae slavicae dialecti veteris, Wien 1822); lexikalisch von P. Berynda (Kiew 1627, 2. Ausg. 1653), Th. Polykarp (Mosk. 1704), P. Alexijew (Petersb. 1773, Nachtrag 1776, fortges. 1779, n. Ausg. 1793), Eugenius (das. 1784). Dobrowsky stellt zwei Ordnungen der s.n S. auf, eine südöstliche u. eine nordwestliche. Zu der südöstlichen Gruppe gehört außer der russischen, bulgarischen u. serbischen, hinsichtlich deren wir auf die betreffenden Artikel verweisen, zuvörderst die dalmatinische. Bei den Dalmatinern breitete sich im 9. und 10. Jahrhundert ebenfalls die cyrillische Schriftsprache aus; die daraus hervorgegangene Volkssprache ist mit einigen geringen Abweichungen die serbische Mundart, ihren Wohlklang hat sie der Nachbarschaft Italiens zu verdanken. Verschieden von dieser gemeinen Landesmundart ist die dalmatische Kirchensprache mit einem besondern Alphabet (s. Glagolitisches Alphabet). Sprachlehren der dalmatischen Mundart lieferten B. Casseus (Institutiones linguae illyricae, Rom 1604), F. M. Appendini (Gramatica ilirica, Ragusa 1808) und Narcsevich (Nuova gramatica ilirica, Triest 1812); Wörterbücher J. Micalla (Laur. 1669), P. A. Della Bella (Vened. 1728, n. Ausg. von C. A. Ochi, Rag. 1785, 2 Bde.), J. Voltiggi (Wien 1803) und J. Stulli (Ofen und Rag. 1801—10, 6 Bde.). Ferner gehören hierher die slavonische Sprache, eine Nuance des serbisch-dalmatischen Dialekts, grammatisch behandelt von M. A. Relkovich (Agram 1767, n. Ausg. von E. Angielich, Wien 1774) und P. M. Lanossovich (Eszek 1778, Ofen 1795), lexikalisch von Relkovich (Wien 1796, 2 Bde.); die kroatische Sprache, die sich theils der dalmatinischen, theils der windischen nähert, grammatisch bearbeitet von Szent-Martony (Varasd. 1783), F. Koring (Agram 1810), S. Gyurkovechky (Ofen

1825); lexikalisch von G. Habbelich (Grätz 1670), J. Bellosztenecz (Zagrab 1740) und Andr. Jambressich (das. 1742); die windische oder slowenzische (slowenische) Sprache, oder die Sprache der Winden in Kärnthen, Krain und Steiermark, die von der Sprache der Dalmatiner und Kroaten wenig verschieden ist, aber in mehre Dialekte zerfällt und mit deutschen Elementen sehr vermischt ist. Grammatiken der windischen Sprache lieferten O. Gutsmann (Windische Sprachlehre, Klagenf. 1777, Cilly 1786), G. Selenko (das. 1791), B. Kopitar (Laib. 1808), V. G. de Weissenthurn (Triest 1811), V. Vodnik (Laib. 1811), P. Dainko (Grätz 1824) und F. S. Metelko (Laib. 1825); Wörterbücher Gutsmann (Deutsch-windisches Wörterbuch, Klagenf. 1789), Marcus (Laib. 1761), Jarnik u. Murk (Wien 1832). Neuerlich hat man sich bestrebt, alle diese Mundarten in eine gemeinsame Sprache, die sogenannte illyrische, zusammenzufassen. Die nordwestliche Gruppe umfaßt außer der polnischen u. böhmischen oder czechischen Sprache, hinsichtlich deren wir auf die betreffenden Artikel verweisen, die slowakische Sprache (Slowensky gazyk, Slowenczina), ein dem Böhmischen am nächsten verwandter Dialekt, von dem sie sich hauptsächlich durch breitere Vokale, durch eine Menge Diphthongen und durch viele alte Wörter unterscheidet. Erst in neuerer Zeit wurden Versuche gemacht, die slowakische Volkssprache zur Schriftsprache zu erheben. A. Bernolak schrieb eine Grammatik (Gramm. slavica, 1796) und ein Wörterbuch (Lexicon slavico-latino-germanico-hungaricum, 1825, 4 Bde.) derselben. Die Sprache der Sorben-Wenden in den beiden Lausitzen ist in zwei Dialekte geschieden. Die Mundart der Sorben-Wenden in der Oberlausitz nähert sich dem Böhmischen, ist aber stark mit deutschen Bestandtheilen versetzt, wie sie z. B. den Artikel angenommen hat. Vor der Reformation lag sie völlig unangebaut, und erst J. Ticinus (Principia linguae Vendicae, Prag 1679, n. Ausg. 1782) und Z. J. Bierling (Orthographia Vendalica, Bautzen 1689) stellten ihre Orthographie fest. Grammatisch wurde sie bearbeitet von G. Matthäi (Wendische Grammatik, Bautzen 1721); ein Wörterbuch lieferte G. A. Swatlik (Vocabularium latino-serbicum, das. 1721). Die Sprache der Wenden in der Niederlausitz hat mehr Aehnlichkeit mit dem Polnischen, ist aber fast bis zur Unkenntlichkeit germanisirt. Grammatisch bearbeitete sie J. G. Hauptmann (Wendische Sprachlehre, Lübben 1761). Beide Dialekte gehen dem Aussterben entgegen. Im Allgemeinen sind die Sprachen der erstern Gruppe reicher an Vokalen, volltönender, in ihrer grammatischen Ausbildung konsequenter, einfacher und übersichtlicher, während die der letztern durch Geschwindigkeit und bequeme Flüchtigkeit sich auszeichnen, überhaupt aber durch Aufnahme fremder Elemente ihre Reinheit verloren haben. Es gibt verschiedene slavische Alphabete. Die alte cyrillische Schrift herrscht in den Kirchenbüchern der Großrussen, Kleinrussen, Weißrussen, Bulgaren und zum Theil auch der Serbo-Illyrier, während das neurussische Alphabet, das für das tägliche Leben umgewandelte cyrillische, zu profanem Gebrauche dient. Die Serben und Bulgaren haben neben denselben Schriftzügen ihre eigene Schrift. Das lateinische Alphabet adoptirten unter verschiedenen Modifikationen im Ganzen 21 Millionen Slaven. Die Hauptmodifikationen sind: die polnische, die czechische bei den Böhmen, Mähren und den protestantischen Slowaken, die sich neben einer eigenen slowakischen Literatur auch eine eigene Orthographie ausbildeten, die dalmatinische, die kroatische, die slavonische und die windische. Vgl. Schafarik, Geschichte der slavischen Sprache und Literatur nach allen Mundarten, Ofen 1826.

Slavonien (Slawonien, Tot-Orszag, d. i. das Land der Slaven), ein bis 1848 Ungarn einverleibtes Königreich, seit 1849 mit Kroatien ein eigenes Kronland der österreichischen Monarchie, grenzt gegen Westen an Kroatien und ist an den übrigen 3 Seiten durch die Flüsse Save, Drave und Donau von Serbien, Ungarn und Bosnien getrennt und hat ohne das slavonische Militärgrenzgebiet einen Flächenraum von 140,89 □Meilen mit 260,030 Einw. Das Land wird von einer Reihe Berge, einer Fortsetzung des warasdiner Gebirgs, von Kroatien her von Westen nach Osten seiner ganzen Länge nach durchzogen. Anfangs gegen die kroatische Grenze hin sind die Thäler schmal; gegen die Mitte des Landes aber werden sie offener und breiten sich bei Posega in eine weite Ebene, das Poseganenthal genannt, aus. Das ganze Gebirg gewährt den Anblick eines freundlichen Mittelgebirgs, dessen Rücken mit dichten, die schroffen Felsabstürze verdeckenden Waldungen bedeckt ist. Die höchsten Punkte erheben sich etwa 458 Klafter über die Wasserspiegel der Hauptströme des Landes, so der Berg Papuk in dem oberen Theile der poseganer Gespannschaft. Der übrige Theil S.s besteht theils aus fruchtbaren Anhöhen, die mit Weinreben und Obstbäumen bepflanzt sind, theils aus unabsehbaren wohlangebauten Ebenen. Das Klima ist sehr verschieden. Mitten im Lande zwischen den Gebirgen ist die Luft rein und gesund, aber längs den 3 Hauptströmen die meiste Zeit des Jahres höchst ungesund, weil diese Flüsse öfters austreten und große Moräste zurücklassen, welche faule Ausdünstungen verursachen. In den Ebenen, besonders in den flachen Theilen Syrmiens, fängt der Frühling schon im Februar an; im Gebirge etwas später. Hier ist zwar der Winter so streng als in Deutschland, dauert aber selten über zwei Monate. S. hat eine Menge fließender und stehender Gewässer; die bedeutendsten Flüsse sind die Save, Drave und Donau, welche schiffbar sind. Der Drave fließt die Vuchina, der Donau die Vuka zu. Unter den Sümpfen sind die von Kologvrar und Palacsa bei Eszek die größten. Kleinere erstrecken sich längs der Drave. Das Gebirg ist reich an Steinkohlen, Marmor und Mineralquellen, unter denen die warmen Schwefelquellen von Lippik unweit Pakrácz und von Darnvár oder Poddorje die berühmtesten sind, letztere schon den Römern unter dem Namen Thermae Jasorvenses bekannt. Der Boden ist im Allgemeinen sehr ergiebig, könnte aber durch besseren Anbau noch ergiebiger gemacht werden. Er bringt alle Getreidearten, namentlich Weizen,

Mais, Roggen, Spelt, Hafer, Gerste, Hülsenfrüchte ꝛc., Flachs, Hanf, Tabak, Krapp, Süßholz ꝛc. hervor. Von Zwetschenbäumen gibt es in S. ganze Wälder, und hin und wieder auch Kastanien-, Mandel-, Feigen- und andere dergleichen Fruchtbäume; in Menge wird auch der weiße Maulbeerbaum gezogen. Der Weinbau ist ansehnlich und liefert ein starkes, aber nicht haltbares Getränk. Einen bedeutenden Handelsartikel geben die in Menge sich vorfindenden Galläpfel oder Knoppern ab. Unter den Hausthieren sind die kleinen, aber ausdauernden Pferde hervorzuheben. Andere Produkte aus dem Thierreich sind Wild, Bienen und treffliche Fische. Merkwürdig sind die Gebüsche von tatarischem Wachholder um Posega wegen der ungeheuren Menge spanischer Fliegen, die sich daselbst vorfinden. Die Bewohner sind slavischen Stammes und nennen sich Slavonaz; sie reden die serbische Sprache und sind ein schöner, großer und schlank gewachsener Menschenschlag. Neben ihnen wohnen im Lande auch viele Ungarn, Deutsche, Juden und Zigeuner. Die meisten Bekenner hat die römisch-katholische Kirche, nächstdem die nichtunirte griechische Kirche. Die Industrie beschränkt sich meist auf die Gewinnung der unentbehrlichsten Gegenstände des Bedürfnisses. Von einiger Bedeutung sind nur die Seidenkultur, die Glasfabrikation in der eszeker Gespannschaft und die Zuckerfabrikation zu Csepin. Der auswärtige Handel in S. besteht theils in Produkten-, theils in Transitohandel, während sich der Manufakturhandel auf die Einfuhr österreichischer Fabrikate beschränkt. Hauptgegenstände des Produktenhandels sind Vieh, namentlich Schweine und Ochsen, rohe Häute, Honig und Wachs, Kaviar, Hausenblasen, Knoppern, Krapp, Süßholz. Von Getreide kommt besonders Weizen und Roggen zur Ausfuhr. Für den allgemeinen Volksunterricht bestehen in S. die sogenannten Nationalschulen; zur Vorbereitung auf höhere Studien ein bischöfliches Lyceum und ein theologisches Seminar zu Diakovar und katholische Gymnasien zu Eszek und Posega. In Diakovar ist der Sitz des katholischen Landesbischofs. Jetzt theilt sich das Land in die Gespannschaften Eszek mit den Bezirken Eszek, Broeze, Diakovar und Vukovar und die Gespannschaft Posega mit den Bezirken Posega und Pakrácz. An der Spitze der Verwaltung des ganzen Kronlandes steht der Ban, der den Vorsitz in der Banalregierung zu Agram führt. Ein Landesgericht erster Klasse besteht zu Eszek, eins zweiter Klasse zu Posega; von ihnen ressortiren Bezirksgerichte. Ueber sämmtlichen landesfürstlichen Gerichten steht die Banaltafel oder das Oberlandesgericht zu Agram. Hauptstadt ist Eszek, königliche Freistadt.

Die ersten bekannten Bewohner S.s waren die Scordisci, später wohnten die Pannonier darin, die von Augustus unterjocht wurden, worauf das Land zu Pannonia inferior geschlagen wurde, aber auch den eigenen Namen Pannonia savia führte. Ein Theil des Landes hieß Syrmien. Kaiser Probus, ein geborener Syrmier, that viel für die Kultur seines Vaterlandes, ließ auch 270 die ersten Weinberge dort anpflanzen. Bei der Völkerwanderung wurden mehre Theile S.s von dem byzantinischen Reiche getrennt, doch blieb Syrmium stets dabei, selbst als die Avaren das ganze Land unterjocht hatten. Als 796 die Avaren von Pipin überwältigt wurden, ward der an der Sau und Donau gelegene Theil des Landes, Pannonia savia, entvölkert, und Karl der Große erlaubte daher einem slavischen in Dalmatien angesiedelten Volksstamme, sich darin anzusiedeln. Diesen folgten schnell mehre und bald machten die Slavonier ein zahlreiches Volk aus, welches zu Kaiser Ludwigs des Frommen Zeit einen eigenen, doch den Franken lehnbaren Fürsten, Liudewit, hatte. Im J. 827 fielen die Bulgaren in S. ein, wurden aber von den Franken zurückgeschlagen. Die Slavonier hatten zwar seit ihrer Ansiedelung das Christenthum angenommen, da es aber aus Mangel an Unterricht in tiefen Verfall gerieth, so kamen die Slavenapostel Cyrillus und Methodius 864 auch zu den westlichsten slavischen Völkern, und Methodius wurde Bischof in Syrmium. Als im 10. Jahrhundert die Magyaren sich ganz Pannonien unterwarfen, überwältigten sie auch S.; doch blieb Syrmien noch immer unter byzantinischer Herrschaft, wiewohl es eigene Fürsten hatte. Später war es viele Jahre hindurch ein Gegenstand des Streites zwischen den Byzantinern und den Ungarn. Im J. 1127 wurde S. der Schauplatz eines blutigen Kriegs und von den Ungarn erobert, 1152 aber wieder von den Byzantinern besetzt, 1165 jedoch für immer an Ungarn abgetreten. Es kam nun zwar nebst Dalmatien und Kroatien verschiedene Male als Fürstenthum an die Brüder und Söhne der ungarischen Könige, doch stets unter ungarische Hoheit. Im J. 1471 fielen die Türken zum ersten Male in S. ein und wiederholten nun öfter ihre Einbrüche. Im J. 1490 wurde ganz S. mit Ausnahme von Syrmien an Johann Corvinus, den natürlichen Sohn des Königs Matthias Corvinus von Ungarn, abgetreten; damit er aber nicht auf völlige Landesherrschaft Anspruch mache, nahm König Ladislaus II. von Ungarn den Titel eines Königs von S. an. Im J. 1524 wurde das ganze Land von den Türken erobert, früher dazu gehörige Theile davon getrennt, so daß von nun an S. nur die Komitate Veröcze, Veivo, Posega und Syrmien begriff, welche in dem Frieden 1562 an die Türken abgetreten wurden, die S. nun zu einem besonderen Paschalik erhoben. Unter Kaiser Leopold I. wurde S. zurückerobert und, nachdem es länge der Schauplatz des Kriegs gewesen war, im Frieden von Carlowitz 1699 an Oesterreich förmlich abgetreten. Während des türkischen Besitzes war das Land fast völlig verödet, weshalb bereits 1690 eine Menge Illyrier darin angesiedelt wurden. Das Land erhielt zum Behuf der Grenzbewachung eine ganz militärische Organisation. Im J. 1745 ward es aber in das Provinziale und Militare eingetheilt. Ersteres begriff die Komitate Veröcze, Posega und Syrmien; letzteres das slavonisch-syrmische Generalat, die Bezirke Brood, Gradiska und Peterwardein nebst dem Tschaikistendistrikt. Für das Militare ward die militärische Verwaltung beibehalten und dasselbe unter den Kommandanten von Peterwardein gestellt, während das Provinziale einen der sogenannten adnexen Theile Ungarns bildete und jedes Komitat

desselben seinen Obergespan und Sitz und Stimme auf dem kroatisch-slavonischen Landtage unter dem Vorsitz des Banus der vereinigten Königreiche Kroatien, S. u. Dalmatien hatte. Die Reichsverfassung von 1849 führte zur Trennung Kroatiens und S.s von Ungarn, und beide Königreiche wurden nun nebst dem Küstenlande und dem Gebiet von Fiume zu einem besonderen Kronland vereinigt, die syrmischen Bezirke von Ruma und Illok zu der neuen serbischen Woiwodschaft, der bei S. gebliebene Gebietstheil von Syrmien zu dem eszeker Komitat geschlagen und das Militärgrenzland ebenfalls als eigenes Kronland organisirt. Vgl. Csaplovicz, S. und Kroatien, Pesth 1819, 2 Bde.

Sld., Abkürzung für Saldo, Guthaben.

S. l. e. a., Abkürzung bei Angabe von Büchertiteln für Sine loco et anno, ohne Druckort und Jahrzahl.

Sleaford (New-S.), Stadt in der englischen Grafschaft Lincoln, am Beginn des gleichnamigen Kanals, mit schöner gothischer Kirche, Handel und 2500 Einw.

Sleidanus, Johannes, eigentlich Philipson, einer der ausgezeichnetsten Publicisten seiner Zeit, wurde 1506 zu Sleida bei Köln geboren, studirte zu Lüttich, Köln, Löwen, Paris und Orléans die Rechte, trat dann in die Dienste Königs Franz I. von Frankreich und wohnte als dessen Abgeordneter dem Reichstage zu Regensburg bei. Nachdem er sich darauf nach Straßburg begeben, ernannten ihn die protestantischen Fürsten zu ihrem Geschichtschreiber, und der Rath zu Straßburg, der ihn auch zu wichtigen Gesandtschaften gebrauchte, 1542 zum Professor der Rechte. Im J. 1545 sendeten ihn die protestantischen Fürsten an den König von England und darauf zur Kirchenversammlung nach Trient, wo er großes Ansehen genoß. Er † zu Straßburg den 31. Oktober 1556. Sein berühmtes Werk: „De statu religionis et reipublicae Carolo V caesare commentarii“ (Straßb. 1555, beste Ausgabe von Am Ende, Frankf. 1785—86, 3 Bde., deutsch von Stroth und Semler, Halle 1771, 3 Bde.) zeichnet sich eben so sehr durch Unparteilichkeit, als durch schöne Darstellung aus. Vgl. Paur, Des S. Kommentare über die Regierungszeit Karls V., historisch-kritisch betrachtet, Leipz. 1843. Außerdem schrieb er noch: „De quatuor summis imperiis“ (Straßb. 1556 u. öfter, fortgesetzt von Schurzfleisch bis 1676) u. „Summa doctrinae Platonis de republica et de legibus“ (das. 1548). Seine „Opuscula“ gab Putschius heraus (Hannover 1608).

Slibowitza (Schliwowitza), slavischer Name eines aus Zwetschen- und Pflaumenkernen bereiteten Branntweins, welcher, alt geworden u. mit dem ausgegohrenen Safte der Weichselkirschen versetzt, sehr angenehm schmeckt.

Sligo, Grafschaft in der irischen Provinz Connaught, grenzt nördlich an den atlantischen Ocean, östlich an die Grafschaft Leitrim, südöstlich an Roscommon, südlich u. westlich an Mayo, umfaßt 32 □Meilen mit (1840) 180,886, später (1850) nur noch 128,769 Einwohnern in einer Stadt und 39 Kirchspielen. Das Land ist von Westen gegen Osten von einer Gebirgskette durchschnitten, als deren bedeutendste Spitzen Ox, Knock-Narce, Knock-Shecuaan rc. genannt werden. Die bedeutendsten Flüsse sind der Garwoag, Owen-Beg, Esky und Moy; Seen der Lough-Gilly, Arrow, Gara und Esk. Im Südwesten gibt es weitausgedehnte Sümpfe. Der Boden ist im Allgemeinen leicht, sandig und grandig, an einigen Stellen sehr fruchtbar. Der Ackerbau schafft nur Gerste, Hafer, Kartoffeln. Rindviehzucht u. Leinenweberei sind Hauptnahrungszweige. Die Flüsse enthalten viele Lachse. Die gleichnamige Hauptstadt, an der Mündung des Garwoag in die Sligobai, hat eine schöne katholische Kirche, eine Kapelle der Methodisten, mehre Unterrichtsanstalten und 15,000 Einw., welche Handel mit Leinwand, Garn, den Erzeugnissen der Viehzucht, Lachsfang, Schifffahrt treiben. Die Stadt verdankt ihren Ursprung einem Schloß und einer 1262 gegründeten Abtei, wovon noch schöne Ruinen vorhanden sind. In der Nähe sind mehre alterthümliche Grabhügel, wie das sogenannte Lugna Giogh oder Giant-Grave (Riesengrab), ein aus mehren großen Steinblöcken bestehendes Denkmal aus der grauen Vorzeit.

Slingeland, Pieter van, niederländischer Maler, geboren zu Leyden 1640, Schüler von G. Dow, mit welchem er in unsäglicher Geduld in Ausarbeitung seiner Werke wetteiferte. Sein berühmtestes Gemälde ist das meermannsche Familienbild im Museum des Louvre, woran er drei Jahre arbeitete. Das Bild zeichnet sich nicht nur durch vollendete Technik, sondern auch durch Wärme des Kolorits aus. Andere Genrebilder, sowie auch Porträte, finden sich im Louvre, in der Bridgewatergallerie zu London, in der Pinakothek zu München, in der Gallerie zu Dresden. Die Werke S.s sind nicht häufig, da der Künstler zu viel Zeit auf die Ausführung verwendete. Das Bild der Spitzenklöpplerin in der dresdener Gallerie ist in Hanfstängls „Dresdner Galleriewerk“ lithographirt, sowie das Bild der Musiklektion. S. † 1691.

Sloanea (Kastanienlinde), Pflanzengattung aus der Familie der Tiliaceen, Bäume in Südamerika und Westindien, worunter S. dentata *L.*, in Guyana, Cayenne, mit 50 Fuß hohem Stamm, biegsamen Aesten und zahlreichen gelben, in Trauben vereinigten Blüthen, hervorzuheben ist. Die innere faserige Rinde des Stammes u. der Aeste ist schleimig zusammenziehend und wird besonders gegen Durchfälle und Ruhren angewendet. Die Samen sind wohlschmeckend und werden wie Kastanien gegessen.

Slobode (russ.), Vorstadt; Flecken, der nicht mit Mauern umgeben ist; in Sibirien Ortschaft, die zur Abwehr gegen umherstreifende Horden mit hölzernen Mauern versehen ist.

Slobodskoi, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Wiatka, rechts an der Wiatka, hat 7 Kirchen, Gerberei, Seifensiederei, Handel mit Getreide, Leinsamen, Leinwand, Leder rc. nach Archangel, Eisenhammerwerke und 6100 Einw.

Slonim, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Grodno, links an der Schtschara, ist schwach befestigt, hat ein Schloß, 6 Kirchen, 2 Synagogen, eine Kreisschule für Adelige, Han-

del mit Getreide, Leder &c. und 5200 Einw., darunter viele Juden.

Sloop, breites, aber kleines Fahrzeug mit Einem Maste; im Englischen auch ein Kriegsschiff, das unter 24 Kanonen führt; holländisch s. v. a. Schaluppe.

Slooten, Stadt in der niederländischen Provinz Friesland, südlich am gleichnamigen See (Slooter Meer), der durch einen Kanal in die Zuyderſee mündet, hat verfallende Festungswerke und 1240 Einw.

Slowacki, Julius, sehr produktiver polnischer Dichter, Sohn des durch seine ästhetischen Schriften in der polnischen Literatur rühmlichst bekannten wilnaer Professors Eusebius S., geboren 1809 in Wilna, bildete sich auf der dortigen Universität und betheiligte sich dann mit dem Schwert, sowie durch begeisternde Lieder am polnischen Aufstand von 1830. Nach Unterdrückung desselben emigrirte er, bereiste Südeuropa und den Orient und hielt sich später in Paris auf. Von seinen epischen Dichtungen sind „Zmija", „Jan Bielecki", „Hugo", „Mnich", „Arab", „Beniowski" &c., von seinen lyrischen die Revolutions- und Kriegslieder, von seinen Dramen „Kordjan", „Mindowe", „Maria Stuart", „Balladina", „Mazeppa" (deutsch in Boths „Bücherrepertoire", Nr. 111), „Ksiadz Marek" hervorzuheben. Mit Vorliebe behandelt er die Kehrseite des Menschen- und Völkerlebens, die Ironie des Schicksals, daher seinen Dichtungen etwas Dämonisches innewohnt. Später gesellte er sich zu der mystisch-religiös-politischen Sekte des towianski'schen Messianismus, leistete aber seitdem nichts mehr. Er † 1851 in Rom.

Slowaken (Slawaken), ein slavischer Volksstamm im nördlichen Ungarn, in den Komitaten Preßburg, Trentschin, Liptau, Arva, Thurocz, Neutra, Barsch, Honth, Sohl, Neograd, dem Zipser Land u. Sarosch. Außerdem gibt es in Ungarn noch 7 slowakische Sprachinseln, 3 in geringer Entfernung von einander bei Ofen, Gödöllö und Stuhlweißenburg, eine jenseits der Theiß bei Nyireghyhaza, 2 südöstlich an der Körös, die letzte und kleinste in etwa gleicher Entfernung zwischen Theiß und Maros. Zerstreut und mit Czechen leben endlich S. im Militärgrenzland. Ihre Anzahl wird zu 2,750,000 angegeben, wovon 800,000 zur evangelischen, die übrigen zur katholischen Kirche sich bekennen. Hinsichtlich ihres Charakters sind sie dem altslavischen Typus am treuesten geblieben. Sie sind gewöhnlich von mittlerer Größe, stark gebaut, von heller Gesichtsfarbe, mit flachen, groben Zügen und langem Haar. Sie durchziehen Deutschland häufig als Drahtbinder und Leinwandhändler. Ihre Geschichte reicht nicht über das 9. Jahrhundert hinaus. Als die Magyaren gegen Ende des 9. Jahrhunderts die karpathischen Gebirge überstiegen, bestand zwischen Theiß und Donau unter dem König Zalan ein slowakisches Reich, dem aber keineswegs das ganze Volk gehorchte, denn die Gebirge der sohler und neograder Gespannschaft gehörten zum großmährischen Staate und die Flußthäler der Gran, Eipel, Waag und Neutra waren zwischen den Mähren und Deutschen streitig. Zalan war der erste von den Häuptlingen Ungarns, der sich den Sendboten Arpads fügte, die ihm 12 weiße Pferde zum Geschenk machten. Von da an verschwindet die Geschichte der Slowakei in jener von Ungarn. Die Sieger nahmen die fruchtbaren Ebenen der Slowakei in Besitz und drängten die Besiegten in die Grenzgebirge, wo sie noch jetzt ihre Wohnsitze haben. Ein Theil des slowakischen Gebiets, die sogenannten 16 zipser Städte, wurde 1412 an Polen versetzt und kam erst bei der Theilung Polens an Ungarn zurück. Diese blieben vom Komitatsverbande unabhängig und standen sowohl in politischer, als administrativer Hinsicht unmittelbar unter der Statthalterei und ungarischen Hofkammer. Die slowakische Sprache zerfällt in viele von einander abweichende Lokaldialekte. Die Schriftsprache hat große Aehnlichkeit mit der czechischen und beruht auf einer Bibelübersetzung der mährischen Brüder, mit der sie nach Ungarn verpflanzt wurde. In dieser Sprache sind die Gesang- und Gebetbücher abgefaßt; auch wird darin gepredigt und katechisirt. Erst in neuerer Zeit hat man sich bemüht, die slowakische Volkssprache zur Schriftsprache zu erheben, und es sind ziemlich zahlreiche prosaische u. poetische Schriften in derselben verfaßt worden. Außer den Aelteren, wie Bel, Leschka, Bernolak, Palkovitsch, Plachy, Tablitsch, erwarben sich neuerlich namentlich Holly u. Kollar großes Verdienst um die Ausbildung der slowakischen Mundart. Volkslieder, woran die S. reich sind, sammelte Kollar (Ofen 1834, 2 Bde.). Einen neuen Aufschwung erhielt die slowakische Schriftsprache in der neuesten Zeit durch Sturs politische Zeitung. Sie kommt seitdem mehr und mehr in Aufnahme, und besonders ist die gebildete Jugend für Ausbreitung und Erhebung derselben an die Stelle der czechischen Schriftsprache sehr thätig. Von den S. ging bei der ungarischen Bewegung von 1848 auch die heftigste Reaktion gegen den aufgezwungenen Magyarismus aus. Vgl. Slavische Sprache.

Slowenzen (Slowenen), einheimischer Name der in Steiermark, Kärnthen und Krain wohnenden slavischen Stämme, sonst gewöhnlich Winden, in gelehrten Schriften auch wohl Korutanen genannt. Nachdem diese Stämme gegen das Ende des 6. Jahrhunderts, dem Andrange der Avaren weichend, von Pannonien her eingewandert waren, finden wir sie bereits 595 mit dem bayerischen Herzog Thassilo im Kampf. Zwischen 627—662 standen sie mit Samo's Reich in einem Bundesverhältniß, und um dieselbe Zeit fand nach und nach das Christenthum bei ihnen Eingang. Nachdem sie mit dem Markgrafen von Friaul zum Theil siegreiche Kämpfe bestanden, mußten sie sich seit der Mitte des 8. Jahrhunderts der Herrschaft der Franken unterwerfen. Als erster, den Franken unterworfener windischer Fürst wird Borut genannt. Dann bildete die sogenannte windische Mark einen Bestandtheil des Reichs Karls des Großen. Später schieden sich daraus die Herzogthümer Steiermark, Kärnthen und Krain ab, welche größtentheils germanisirt wurden. Ueber die Sprache der S. s. Slavische Sprache.

Slucz, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Minsk, am gleichnamigen Flusse,

hat 2 katholische, 4 griechisch-unirte und mehre andere Kirchen, 3 Schlösser des Fürsten Radziwil, 2 Gymnasien und 5200 Einw.; ehemals Hauptstadt der Herzöge von S.

Sluys, Stadt in der niederländischen Provinz Zeeland, südwestlich von Middelburg, am Zwin, einem Golf der Nordsee, mit kleinem Hafen und 2000 Einw., ist durch die sumpfige Lage sehr fest, weniger durch die nach holländischer Weise bastionirten Werke.

S. m., Abkürzung für Salvo meliori, des Bessern unbeschadet.

Smala (arab.), die Equipage, das Gefolge, die Zelte der Familie, die Dienerschaft eines arabischen Häuptlings, die er auf Kriegszügen bei sich führt.

Småland, Provinz im südlichen Schweden, erstreckt sich von Schonen und Blekingen nordwärts bis zum Wettersee und bis nach Ostgothland und von Halland ostwärts bis zur Ostsee und begreift die Läne von Jönköping, Wexiö oder Kronberg und Kalmar, die zusammen einen Flächenraum von etwa 600 □Meilen mit $^1/_2$ Million Einwohnern haben. Das Land ist im Ganzen gebirgig, besonders im Norden, hat ausgedehnte Wälder, aber auch viele Heiden, Seen, Sümpfe und Moräste. Unter den Seen sind der Helga-, Möckeln-, Aßnen- und Bolmensee als die größten zu nennen. Die Flüsse sind insgesammt unbedeutend, z. B. der Buga-an, Morrums-an, Lykeby-an, Rottneby-an, Nissa-, Emm- und Laga-an. Das Mineralreich liefert Gold, Silber, Kupfer, Eisen. Der Getreidebau von Hafer, Gerste, Roggen wird trotz des steinigen Bodens fleißig betrieben, auch ziemlich viel Flachs erzeugt. Der Wiesenbau ist sehr vernachlässigt. Ackerbau und Viehzucht sind aber im Steigen begriffen. Die häusliche Industrie des Spinnens und Webens findet sich allenthalben; Eisenwerke, Papiermühlen, Glashütten hier und da. Merkwürdig ist der 4000 Fuß hohe Eisenberg, Taberg, um den eine Menge Schmelzhütten, Hochöfen und Kohlenbrennereien herumliegen. Zu Edelfors ist eine Goldmine. Zu S. gehört auch die Insel Oeland (s. d.).

Smalte, blaue Mineralfarbe, welche auf Hüttenwerken (Blaufarbenwerken) durch Zusammenschmelzen von geröstetem Kobalterz, Quarzsand und Potasche in verschiedenen Verhältnissen, meist unter gleichzeitigem Zusatz von arseniger Säure, in Form eines blauen Glases gewonnen, dann gepocht und geschlämmt als feines Pulver in den Handel gebracht wird. Am wichtigsten ist das Rösten derselben. Die Blaufarbenwerke haben zunächst die Aufgabe, den Kobalt der gemahlenen und geschlämmten Erze in der Weise in Oxyd zu verwandeln, daß die fremden Metalle entweder abgeschieden oder unschädlich gemacht werden — was durch Rösten geschieht —, und alsdann das entstandene Oxyd mit möglichst reinen Zusätzen von Kieselerde und Alkali zu verglasen. Beim Rösten nehmen die im Erz enthaltenen Schwefelverbindungen Sauerstoff auf, wobei sich schwefelige Säure entwickelt, Oxyde und schwefelsaure Salze bilden, während das flüchtige Alkali von dem Luftzuge verbraunt und als arsenige Säure weggeführt wird. Das Mischen des Erzes, Quarzes und der Potasche zu dem sogenannten Gemenge, dem Glassatze, geschieht mit Sorgfalt in hölzernen Kasten, unter Zusatz von weißem Arsenik, das wegen des Eisengehaltes nothwendig ist und als Giftmehl, d. h. so genommen wird, wie es sich an den im Ofen angebrachten Giftfängen findet. Die Höhe oder Tiefe des Farbentons der S. hängt für gleiche Mengen Sand und Potasche von der Menge des Kobaltoxyds im Satze, mithin von der Menge des gerösteten Schlichs und seiner Güte ab. Diese, oder die Färbekraft des Schlichs, beruht nicht allein auf seinem Kobaltgehalt, mit welchem die Tiefe wächst, sondern auch auf der Anwesenheit und Menge derjenigen Bestandtheile, welche, wie Kalk und Thonerde, in das Glas eingehen und die blaue Farbe verdünnen. Das Schmelzen des Satzes geschieht in eisernen Häfen, und zwar bei seiner Leichtflüssigkeit innerhalb 8 Stunden. Das Mahlen geht zwischen zwei, in einem hölzernen Gehäuse unter Wasser laufenden granitenen Steinen vor sich, welche das Glas grob gepocht oder zwischen Walzen zerknirscht empfangen. Auf der einen Seite läuft das durch Farbenmehl getrübte Wasser, welches ununterbrochen durch frischen Zufluß ersetzt wird, in Untersätze und dann in die Waschfässer, um geschlämmt und gewaschen zu werden. In den Waschfässern setzen sich die groben Theile ab, das sogenannte Streublau. Das Wasser aber mit dem noch schwebend Gebliebenen, die Trübe genannt, passirt nach einander noch zwei Waschfässer; in dem ersten setzt sich die eigentliche Farbe, in dem zweiten ein noch feineres Mehl als Eschel zu Boden. Die Waschwasser werden in Sümpfen (großen Bohlenbehältern) aufgefangen und liefern ein unreines Produkt, den Sumpfeschel, welcher wieder eingeschmolzen wird. Man erhält beim Aufbereiten der Farbengläser im Durchschnitt 60 % Farbe, der Eschel aber 70 % Eschel von 100 Glas. Die Farbe und der Eschel werden bei mäßiger Wärme in geheizten Trockenstuben auf Bretern oder auch in Trockenhäusern an der Luft, dann zwischen Bretern zerrieben und gesiebt, die Eschel auch wohl noch einmal trocken gemahlen und gebeutelt (oder zwischen polirten stählernen Walzen zerdrückt und gebeutelt). Die S. und der Eschel werden von den Blaufarbenwerken in sehr mannichfachen Nüancen geliefert und auf Bestellung nach Probe gefertigt; die allerdunkelste S. FFFFC heißt Königsblau, Azurblau. Je reiner das Kobalterz von fremden Metallen, desto schöner ist die Farbe. Die Smaltefarben sind in Luft und Wetter und in der Schmelzhitze unveränderlich und werden weder vom Wasser, noch von Säuren, Flußsäure ausgenommen, oder Alkalien angegriffen. Man gebraucht S. und Eschel theils zum Bläuen von Leinenzeug, vermischt mit Stärke als Waschblau, Neublau, auch zum Bläuen des Papiers und, als ein durch Witterung nicht zerstörbares Pigment mittelst Firniß auf Holz, Mauerwerk aufgetragen, zu Stubenmalerei, zu Malerei auf gebrannte Geschirre 2c. Vgl. Schmalte.

Smaragd, Edelsteinart, besteht nach Vauquelin aus 68,0 Kieselsäure, 15,0 Thonerde, 14,0 Glycinerde, 2,0 Kalk, 1,0 Eisenoxydul oder 60,80 Kieselsäure, 17,26 Thonerde, 12,94 Beryllerde,

hat zur Grundform die sechsseitige Säule mit diheraëdrischer Zuspitzung von 151° 5′ Endkante und ist ziemlich vollkommen spaltbar parallel den Endflächen, unvollkommen nach den Seitenflächen. Er ist von grüner, blauer, gelber oder weißer Farbe, glasglänzend, durchsichtig bis kantendurchscheinend, vor dem Löthrohr schwer und nur nach langem Blasen in dünnen Splittern an den Kanten schmelzbar zu einer farblosen blasigen Schlacke, löst sich aber mit Borax zu klarem farblosen Glase und in Phosphorsalz ohne Zurücklassung eines Kieselskelets und wird von Säuren nicht angegriffen. Er erscheint fast nur krystallisirt in der Grundform mit Abstumpfung der Seitenkanten zur 12seitigen Säule, der Endkanten und Flächen zur 6flächigen diheraëdrischen Zuspitzung, selten mit Zuschärfung der Ecken, dagegen oft der Länge nach gestreift zur cylindrischen Säule, auch als Geschiebe. Bis zu 110° geglüht wird er blau, erlangt aber beim Erkalten seine ursprüngliche Farbe wieder. Bei 150° schmilzt er zu einer dunklen Masse. Die größten Stücke sind etwa 6 Zoll lang und 2 Zoll dick. Am schönsten nehmen sie sich aus, wenn sie in Tafelform geschliffen werden. Man findet S.e im Salzburgischen und in Sibirien, besonders aber in Peru. Minder geschätzt ist die unter dem Namen Beryll (s. d.) bekannte Varietät.

Smegma (griech.), Schmiere, daher S. articulare, Gelenkschmiere, S. cutis, Hautschmiere; auch s. v. a. Salbe, Liniment.

Smerdis, Bruder des Perserkönigs Cambyses, begleitete diesen auf seinem Zuge nach Aegypten, ward jedoch von ihm in einem Anfall von Eifersucht nach Persien heimgeschickt und dort auf seinen Befehl durch Prexaspes ermordet. Ein Rächer trat auf in dem Magier S., welcher, seine Aehnlichkeit mit dem gemordeten S. benutzend, den persischen Thron usurpirte. Cambyses starb, als er eben gegen den Betrüger zum Kampf ausziehen wollte. Der falsche S. blieb 8 Monate lang unangefochten, bis er, von Otanes an seinen verschnittenen Ohren erkannt und durch das Geständniß des Prexaspes entlarvt, getödtet wurde.

S. M. I., Abkürzung für Sa Majesté impériale, Se. kaiserliche Majestät.

Smidt, Johann, verdienter hanseatischer Staatsmann, geboren den 5. November 1773 als Sprößling einer angesehenen bremer Familie, studirte zu Jena Theologie und trat mit den damals hier lebenden berühmten Vertretern der deutschen Wissenschaft, namentlich mit Fichte, in engen Verkehr. Nach Bremen zurückgekehrt, ward er Professor der Geschichte am damaligen Gymnasium illustre, dann Syndikus der Aelterleute und 1800 Rathsherr, in welcher Stellung er auf die Entwickelung der Hansestädte in staatlicher und kommercieller Hinsicht bedeutenden Einfluß ausübte, wie er es besonders war, der nach der leipziger Schlacht als diplomatischer Vertreter Bremens durch kluge Ausbeutung der Umstände die Selbstständigkeit jener Städte rettete und ihre Aufnahme in den deutschen Bund durchsetzte. Dann war er als Gesandter Bremens besonders bei den Verhandlungen thätig, welche 1820 die freie Weserschifffahrt begründeten. Ueberhaupt gab er dem aufstrebenden Handel Bremens mächtige Impulse durch Gründung Bremerhafens, Abschließung vortheilhafter Handelsverträge mit fremden Ländern, durch Ausbreitung der konsularischen Vertretung ꝛc. Seit 1821 als Bürgermeister an die Spitze des bremischen Gemeinwesens gestellt, behauptete er sich auf diesem Posten, die demokratische Periode von 1849—52 abgerechnet, bis an seinen Tod, den 7. Mai 1857.

Smijew, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Charkow, am Sewernoi-Donez, hat mehre Kirchen, eine Schule, Ackerbau, Handel mit Seidenwaaren und 5500 Einw.

Smilax (Stechwinde, Sassaparille), Pflanzengattung aus der Familie der Smilaceen, meist strauchige, immergrüne, klimmende, zum Theil stachelige Gewächse mit rankentragenden Blattstielen. Von S. aspera *L.*, in Südeuropa, im Orient, in Hecken und Gebüschen, Stengel kantig, stachelig, mit spießförmigen, dornig-gezähnten, lederartigen Blättern und kleinen, weißen, wohlriechenden, traubenständigen Blüthen, vertritt die Wurzel in Italien zum Theil die Stelle der Sassaparille im Handel. S. China *L.*, in China, Japan, mit herzförmig-rundlichen oder elrunden, kurzzugespitzten Blättern und Blüthen in einfachen Dolden, liefert in dem knolligen Wurzelstock die sogenannte Chinawurzel (Pocken-, Schweiß-, Grindwurzel, Radix Chinae), die früher als schweißtreibendes Mittel, sowie gegen Syphilis, Wassersucht ꝛc. angewendet ward, jetzt aber durch die Sassaparille verdrängt worden ist. Von S. glauca *Walt.*, in Carolina, Brasilien, gilt die holzige, oft knotige Wurzel, Radix China Japicanga, Jpicanga-Chinawurzel, für ein Specificum gegen Syphilis und wird auch gegen Gift und chronische Hautausschläge angewendet. Von S. officinalis *H.* et *B.*, in Kolumbien, und S. syphilitica *H.* et *B.*, in Guyana, soll die ächte Sassaparille (s. d.) stammen.

Smith, 1) Adam, ausgezeichneter Staatswirthschaftslehrer, den 5. Juni 1723 zu Kirkaldy in Schottland geboren, Sohn eines Zollbeamten, war für die Theologie bestimmt, beschäftigte sich aber zu Glasgow und Oxford größtentheils mit der Philosophie und ging 1748 nach Edinburg, wo er Vorlesungen über schöne Wissenschaften und Rhetorik hielt. Im J. 1751 ward er Professor der Moral und Logik in Glasgow und brachte die Universität während seines 13jährigen Aufenthalts sehr in Flor. Schon seine erste Schrift: „Theory of moral sentiments“ (London 1759, 2 Bde., deutsch als „System der Moralphilosophie“ von K. T. Kosegarten, Leipzig 1791) ward mit Beifall aufgenommen. Im J. 1764 legte er sein Amt nieder und durchreiste 1764 und 1765 mit dem Herzog von Buccleugh Frankreich und Italien, lebte nach seiner Zurückkunft bei seiner Mutter in seinem Geburtsorte ohne Anstellung und gab sein Werk: „Inquiry into the nature and causes of the wealth of nations“ (London 1776—77, 2 Bde., deutsch als „Natur und Ursachen des Nationalreichthums“ von Garve, Breslau 1794, 4 Bde.) heraus, worin er die Frucht seines Talents, Fleißes und der Bekanntschaft mit Hume, d'Alembert, Helvetius, Necker, Turgot, Quesnay u. A. niedergelegt hat.

Das industrielle System ist darin auf die konsequenteste Weise vertheidigt und in einer Reihe von Principien, gestützt auf Erfahrungssätze, mit der größten Bestimmtheit durchgeführt: daß die Völker von der Natur zu einer stufenweisen Vermehrung des Reichthums bestimmt sind, und der Wohlstand eines Staats von dessen naturgemäßen Einrichtungen und der höchstmöglichen Freiheit des Einzelnen abhängt, mithin besonders jede Einschränkung des Handels, sie habe Namen wie sie wolle, nur nachtheilig auf denselben wirken könne, da er als Tausch beiden Kontrahenten Vortheil bringe. Vgl. Volkswirthschaftslehre. S. brachte die letzte Zeit seines Lebens, seit 1778, als königlicher Kommissär der Zölle in Schottland in Edinburg zu, wo er im Juli 1790 †. Sein Leben beschrieb Dugald Stewart.

2) Sir William Sidney, britischer Seeheld, war 1764 zu London geboren und empfing seine Bildung in der berühmten Tunbridgeschule zu Bath. Schon in seinem 13. Jahre kam er auf ein Kriegsschiff, um den Seedienst zu erlernen, und ward bereits im 16. Jahre Lieutenant auf dem „Alcide", einem Linienschiff von 74 Kanonen. Im J. 1783 wurde er Fregattenkapitän, verlor aber durch den Frieden die Gelegenheit, seine Talente geltend zu machen, trat deshalb in schwedische Dienste und that sich namentlich in der Seeschlacht vom 9. Juli 1790 zwischen den schwedischen und russischen Scheerenflotten rühmlichst hervor. Nach dem Frieden von Werelä 1790 reiste er nach Konstantinopel und nahm Dienste auf der türkischen Flotte. Als aber die Feindseligkeiten zwischen Frankreich und England ihren Anfang nahmen, begab er sich nach Toulon, um auf der englischen Flotte unter Lord Hood, der diesen Hafen in Besitz genommen hatte, als Volontär zu dienen. Als die Engländer diesen Hafen verließen, erhielt S. den Auftrag, die Docks, die feindlichen Schiffe und das Arsenal in Brand zu stecken, welchen furchtbaren Auftrag er am 18. December 1793 glücklich ausführte. Von Lord Hood empfohlen, erhielt er darauf das Kommando der Fregatte „Diamant", mit welcher er die französischen und batavischen Küsten beunruhigte und bedeutende Prisen machte. Zum Kommodore ernannt, drang er mit einer kleinen Eskadre bis in den Hafen von Brest ein und beschleunigte durch die Meldung, daß die französische Flotte ausgelaufen sey, um die von Jamaica, Cadix, Lissabon und Oporto zurückkehrenden reichen Kauffahrer aufzufangen, die Ausrüstung der großen Flotte unter Lord Howe, wodurch der Plan der Franzosen vereitelt wurde. Im J. 1796 vor Havre de Grace gefangen, ward er nach Paris abgeführt und im Temple streng bewacht. Alle Versuche der englischen Regierung zu seiner Auswechselung schlugen fehl, und erst im April 1798 gelang es einigen seiner Freunde, ihn mittelst nachgemachter Ordre des Polizeiministers zu befreien. Noch im Herbst desselben Jahres erhielt S. das Kommando des Linienschiffes „Tiger" von 80 Kanonen, womit er nach dem mittelländischen Meere abging. Im Verein mit seinem Bruder, James Spencer S., damals britischem Gesandten zu Konstantinopel, bewog er die Pforte zu einem Defensiv- u. Offensivbündniß mit England, welches die Vertreibung der Franzosen aus Aegypten bezweckte; darauf nahm er an der syrischen Küste die bei Kaiffa ankernde französische Flottille weg, versah St. Jean d'Acre mit Geschütz und tüchtigen britischen Offizieren und nöthigte dadurch Bonaparte zur Aufhebung der Belagerung. Im folgenden Jahre (1799) schloß er mit Kleber die Konvention von El-Arisch ab, die aber vom britischen Admiral Lord Keith nicht ratificirt ward. In England mit Enthusiasmus empfangen, ward er 1802 von der Stadt Rochester ins Unterhaus gewählt und wirkte hier namentlich in Allem, was das Kriegswesen und die Marine betraf, auf die Beschlüsse des Parlaments bedeutend ein. Nach dem Wiederausbruch des Krieges erhielt er das Kommando über eine Eskadre im Kanal. Im Jahre 1805 zum Kontreadmiral ernannt, stieß er im Mittelmeere zum Admiral Collingwood und ward von demselben mit der Deckung Siciliens und der Beunruhigung der Franzosen im Neapolitanischen beauftragt. Im Jahre 1807 kreuzte er vor der Tajomündung und brachte den vor den Franzosen flüchtig gewordenen Prinz-Regenten von Portugal nach Brasilien. Dies war seine letzte dienstliche Funktion, da er, wie man sagte, in Folge der von ihm der Prinzessin Karoline bei deren Reise auf dem Kontinent bewiesenen Rücksichten beim Hofe in Ungnade fiel. Er lebte seitdem meist in Paris. König Wilhelm IV. ernannte ihn 1830 zum Generallieutenant der Marinetruppen. Dessen ungeachtet begab sich S. wieder nach Paris, wo er den 26. Mai 1840 †. Vgl. Barrow, Life and correspondance of Sir W. S. S., London 1847, 2 Bde.

3) Sidney, geistreicher englischer satyrischer und politischer Schriftsteller, 1771 zu Woodford in Essex geboren, studirte zu Oxford Theologie, ging 1798 als Erzieher nach Edinburg und begründete hier 1802 mit Jeffrey und Brougham das berühmte „Edinburgh review", dessen Redaktion er niederlegte, als er 1803 Prediger am Findelhause zu London wurde. Im Jahre 1808 erhielt er die Pfründe Foston in der Grafschaft York, 1828 eine Pfarrstelle zu Combe Flory in der Grafschaft Gloucester, später das Kanonikat an der Paulskirche zu London, wo er den 21. Februar 1845 †. Ein eifriger Anhänger der Whigs, kämpfte er in seinen Schriften für Emancipation der Katholiken, Reformbill und alle freisinnigen Bestrebungen seiner Partei. Seine in England als klassisch anerkannte Schrift: „Letters on the subject of the catholics by Peter Plymley", ein Meisterstück feinen Witzes und schlagender Dialektik, erlebte 21 Auflagen. Auch hat man von ihm interessante Vorlesungen über Moralphilosophie, die 1804—6 in London vor einem gemischten Publikum gehalten wurden, aber erst später als „Elementary sketches of moralphilosophy" (London 1850) im Druck erschienen.

4) James, launiger englischer Dichter, geboren 1775, ward zu Chigwell in Essex erzogen und erhielt später eine Anstellung beim Board of ordnance, welche ihm ein anständiges Auskommen sicherte. Durch unerschöpflichen Witz, den er in Bonmots und Vers de société spielen ließ, gewann er bald einen Namen. Seine ersten Ge-

dichte und humoristischen Versuche erschienen in dem „Pic-Nic Newspaper“ und im „London review“. Dann lieferte er mit seinem Bruder Horace eine Reihe poetischer Nachahmungen, worin sie den Styl der gefeiertsten Dichter der Zeit, eines Walter Scott, Byron, Wordsworth, Southey, in geistreicher Weise parodirten und die unter dem Titel „Rejected adresses“ 1812 mit beispiellosem Erfolg veröffentlicht wurden. Eine ähnliche Sammlung, „Horace in London“, erschien 1813. Seitdem lieferte S. nur noch einzelne Beiträge für das „New monthly magazine“ und andere Journale. Er † den 24. December 1839. Sein Nachlaß ward mit einer biographischen Skizze 1841 von seinem Bruder herausgegeben. Sein jüngerer Bruder, der genannte **Horace**, geboren 1779, warf sich mit Erfolg auf das von Walter Scott eröffnete Feld des historischen Romans. Seinem mit Beifall aufgenommenen „Brambletyehouse“ (London 1826, 3 Bde.; deutsch von Lindau, Leipzig 1841) folgten „Tor Hill“, „Zillah“, „Walter Colyton“, „Reuben Apsley“, „Jane Lomax“, „Adam Brown“, „Arthur Arundel“ u. a. m., alle durch gefällige Schreibart und fesselnde Verwickelung ausgezeichnet, aber ohne eigentliche Originalität und tiefere Charakteristik. Sein letztes Produkt war „Love, a tale of Venice“ (London 1846, 3 Bde.). Er † zu Tunbrige-Wells den 12. Juli 1849.

Smolensk, europäisch-russisches Gouvernement, zwischen den Gouvernements Twer, Pskow, Witebsk, Mohilew, Moskau, Kaluga, Tschernigow und Orel, hat einen Flächenraum von 1022⅗ (1003) □Meilen mit 1,170,000 Einwohnern und umfaßt das sogenannte Weißrußland im engeren Sinne. Das Land ist im Allgemeinen flach, wiewohl es einen Theil der reichbewaldeten alaunischen Höhen enthält. Die bedeutendsten Flüsse sind Dnjepr, der hier seine Quellen hat, mit Wiasma und Wop, Desna, Dwina, Gshat, Oka und Jput, welche, wie viele kleinere Seen, sehr fischreich sind. Das Klima ist wegen der Lage des Landes ziemlich streng, doch ist die Luft meist rein und gesund. Die Einwohner sind Russen, neben denen einige Hundert Polen, Deutsche und Juden kaum in Betracht kommen. Hauptnahrungsquelle ist Ackerbau. Man baut besonders Roggen, der auch einen bedeutenden Ausfuhrartikel abgibt, dann Hanf und Lein, Hopfen und amerikanischen Tabak. Die Wiesen geben eine gute Weide ab. Die Viehzucht läßt aber noch viel zu wünschen übrig; nur Schweine hält man in großer Menge. Die Bienenzucht ist einträglicher, als die Fischerei. Die Waldungen liefern viel Bauholz, Masten rc. und bedecken einen großen Raum. In denselben befindet sich viel Wild, besonders trifft man Bären, Wölfe, wilde Schweine, Luchse, Elennthiere, Rehe und viel Geflügel. Von Mineralien gibt es außer nutzbaren Steinen etwas Kupfer, Sumpferz, Salz. Von industriellen Veranstaltungen sind Sägemühlen, Branntweinbrennereien, Theersiedereien u. in der Stadt Smolensk Teppichwebereien zu erwähnen. Der Handel hat seinen Hauptsitz zu Wiasma, Gshatsk und Smolensk u. führt hauptsächlich Holz, Korn, Hanf, Lein, Leinsamen, Schweinsborsten, Häute, Honig, Wachs, Tabak rc. aus. Die Eparchie S. und Dorogobush, welche einen Bischof hat, ist sehr alt und nahm ihren Anfang unter dem Metropoliten Michael. Das Gouvernement S., mit einem Militärgouverneur an der Spitze, unter welchem auch die Gouvernements Witebsk und Mohilew stehen, wird in 12 Kreise eingetheilt, nämlich in die von S., Krasnoi, Roslawl, Jelnia, Dorogobush, Juchnow, Wiasma, Gshatsk, Sütschewka, Bjeloi, Duchowschtschina und Poretschje, und existirt erst seit 1708, begriff aber früher auch Livland und die Fürstenthümer S., Bjeloi und Worotin. Im Jahre 1719 wurde es bedeutend verkleinert und erhielt unter der Kaiserin Katharina II. 1775 die gegenwärtige Gouvernementsverfassung. Die gleichnamige **Hauptstadt**, am linken Ufer des Dnjepr, ist eine sehr alte Stadt und wird schon in den russischen Annalen von 879 erwähnt. Sie liegt in einer malerischen Gegend, war vor der Feuersbrunst 1812 fast ganz von Holz gebaut, hat aber jetzt meist steinerne Gebäude, worunter 16 zum Theil durch hohes Alter interessante griechische Kirchen, 3 Klöster, eine lutherische und eine katholische Kirche zu bemerken sind. An Unterrichtsanstalten besitzt die Stadt ein Gymnasium und eine Kreisschule. Die Einwohner, 15,000 an der Zahl, unterhalten Fabriken und Manufakturen und treiben bedeutenden Pferdehandel. Die von Boris Godunow herrührende dicke, mit Schießscharten und Thürmen versehene Festungsmauer ist neuerlich zum Theil abgetragen worden. Historisch merkwürdig ward die Stadt durch die große **Schlacht** vom 17. Aug. 1812, in der Napoleon die Russen unter Barclay de Tolly und Bagration schlug und sich dadurch den Weg nach Moskau frei machte. Eine den 17. August 1838 errichtete Pyramide von Gußeisen erhält das Andenken jenes blutigen Kampfes.

Smollet, Tobias Georg, englischer Romandichter, geboren 1721 zu Dalquhurnhouse bei Renton in der Grafschaft Dumbarton, besuchte die Schule zu Dumbarton und setzte dann seine Studien zu Glasgow fort, bis er nach seines Großvaters Willen der Lehrling John Gordons, eines ausgezeichneten Wundarztes, ward. Nach vollendeter Lehrzeit begab er sich 1740 nach London, ein Trauerspiel „The regicide“ bei sich führend, das er zur Aufführung zu bringen hoffte. In dieser Hoffnung aber getäuscht, nahm er die Stelle eines Wundarztes am Bord eines Linienschiffes an, das 1741 nach Westindien segelte. Der Plackerei und der despotischen Behandlung im Seedienst bald überdrüssig, kehrte er nach einem kurzen Aufenthalte in Jamaica 1746 nach England zurück. Erbittert über die unmenschliche Strenge, welche die Truppen der Regierung damals in den Hochlanden ausübten, schrieb er das erhabene Gedicht: „Kaledoniens Thränen“. Nachdem er sich in London niedergelassen, widmete er sich der ärztlichen Praxis, gab aber dieselbe bald wieder auf, um sich ausschließlich der Schriftstellerei zu widmen. Nach mehren mißglückten Versuchen veröffentlichte er, Fieldings Beispiel folgend, der kurz zuvor seinen „Tom Jones“ herausgegeben, 1748 seinen „Roderick Random“, ein Seitenstück zum Gil Blas (übersetzt von Mylius, Berlin 1790, 2 Bde.), ein Werk, das ihm Ruhm

und Gewinn eintrug. Im Jahre 1750 machte S. eine Reise nach Paris, wo er den vom Publikum mit Begierde gelesenen Roman „Peregrine Pickle" (1751) geschrieben haben soll. Diesem folgte „Ferdinand Count Fathom" (1753, deutsch von F. W. Oertel, Sorau und Leipzig 1799), worin er ein abschreckendes Gemälde menschlicher Verdorbenheit lieferte. Darauf übernahm er die Leitung des „Critical Review", einer von den Tories gegründeten Zeitschrift, ward aber dadurch in mehre ärgerliche Streitigkeiten verwickelt. Seine mit ungemeinem Geist und ausgezeichneter Korrektheit geschriebene „History of England" (London 1758, 4 Bde.), welche von der Expedition Julius Cäsars nach England bis zum aachener Frieden 1748 reicht, soll er innerhalb 14 Monaten vollendet haben. Er gibt sich darin trotz seiner republikanischen Sympathien als gemäßigter Tory zu erkennen. Weit weniger Beifall, als dieses Werk, wovon in einer Woche mehr als 10,000 Exemplare verkauft wurden, fand sein Roman „Sir Lancelot Greaves" (1762), eine schwache Nachahmung des „Don Quixote", aber diesem eben so weit nachstehend, als englische Sitte und Denkweise von der spanischen entfernt ist. Eine Reise nach Frankreich und Italien, von der er 1766 zurückkehrte, veranlaßte ihn zu Abfassung seiner „Reisen durch Frankreich und Italien" (1766, 2 Bde.), worin er treffliche Bemerkungen über die socialen Verhältnisse in jenen Ländern niederlegte. Im Jahre 1769 schrieb er die politische Satyre: „Die Schicksale eines Atoms", worin er die verschiedenen Häupter der politischen Parteien von 1754 bis zum Aufhören von Lord Chatams Administration lächerlich zu machen suchte. Zur Herstellung seiner zerrütteten Gesundheit begab er sich wieder nach Italien und bezog zu Monte Nuovo, einem in der Nähe von Livorno an einem Bergabhange gelegenen Dorfe, eine Wohnung. Hier schrieb er sein letztes Werk, den Roman „The expedition of Humphrey Clinker" (1771, 3 Bde., übersetzt von J. J. C. Bode, Leipz. 1772; n. A. 1785, 3 Thle.), der vom Publikum sehr günstig aufgenommen ward, und † den 21. Oktober 1771. S. ist als Romanschriftsteller am bedeutendsten. Er malte in seinen Romanen die Sitten nach dem Leben, wie er sie mit Umsicht beobachtet hatte, ist ausgezeichnet glücklich im Niedrigkomischen, dem er gehaltvolle Reflexionen hinzufügt, oft muthwillig bis zur Anstößigkeit. Auch war er es, der im Roman zuerst politischen Sympathien und Antipathien Raum gab und, von ihnen bestimmt, auch eine direkte politische Tendenz in denselben, neben den anderen, dem Romane nothwendigen Richtungen verfolgte. Er hielt dabei entschieden zu den Tories und zu der hochkirchlichen Partei. Unter seinen Romanen „Peregrine Pickle" der gelesenste, die „Expedition of Humphrey Clinker" unstreitig der beste, indem darin die Charaktere mit ausgezeichneter psychologischer Feinheit wahr und konsequent durchgeführt und die Situationen aufs Glücklichste angelegt und vertheilt sind. Seine „Miscellaneous Works" (London 1796, 6 Bde.) enthalten außer den erwähnten Produkten noch Reisebeschreibungen, Geschichtswerke, politische Satyren und Gedichte.

Smorzanto (Smorzato, ital.), verlöschend oder verlöscht, musikalische Bezeichnung, welche anzeigen soll, daß Töne hinsterbend vorgetragen werden sollen.

Smyrna (türk. Ismir), Stadt im asiatisch-türkischen Ejalet Natolien, Hauptstadt des Sandschaks Sighla (Saghala), die Handelsstadt der Levante, in der Tiefe des 10 Meilen in das Land eindringenden gleichnamigen Meerbusens, worein der kleine Fluß Meles mündet, mit gutem Hafen und weiter Rhede, amphitheatralisch um einen Berg (Pagus), auf dem noch die Ueberreste eines alten genuesischen Schlosses stehen, und längs des Meerbusens liegend. So imposant sich S. von außen mit seinen Moscheen und Minarets ausnimmt, so wenig entspricht das Innere den dadurch rege gemachten Erwartungen. Die Straßen sind meist eng, krumm und schmutzig, die Häuser niedrig und unansehnlich. Ueberhaupt ist S., dessen regelmäßige Anlage die Alten mit Bewunderung rühmen, nach 2000 Jahren das gerade Widerspiel einer regelmäßigen Stadt. Außer dem Frankenquartier, dem schönsten Theil von S., der ausschließlich von Christen bewohnt wird, umfaßt die untere Stadt auch das Griechen-, Armenier- und Judenquartier, während die obere Stadt allein das türkische Quartier umfaßt, mit engen, sehr abschüssigen Gassen und elenden, hölzernen Häusern. Das Griechen- und Armenierquartier bilden die größere Hälfte von S., stoßen im Norden und Süden an das Meer und sind, sowie auch das Judenquartier, schlecht gebaut. S. hat 3 schlecht unterhaltene Kastelle, schlechte Mauern, meist enge (nur 2—4 Ellen breite), schmutzige Straßen, 19 große, viele kleine, im Ganzen 60 Moscheen, worunter aber keine baulich ausgezeichnete, mehre Derwischklöster, 5 griechische, 2 katholische und eine armenische Kirche, einige protestantische Kapellen in den Häusern der Konsuln, 20 griechische und 2 katholische Klöster und 9 Synagogen, mehre Schulen, ein griechisches Kollegium zum Unterricht in der griechischen Sprache und den mathematischen Wissenschaften, eine asiatische Gesellschaft, viele Bazars, zahlreiche Bäder und Karawanserais rc. und ist Sitz eines Pascha's, Molla's, eines griechischen, katholischen und armenischen Erzbischofs und vieler europäischen Handelskonsuln. Die Stadt hat etwa 150,000 Einwohner, darunter 50,000 Türken, 15,000 Juden, 6000 Armenier, 10,000 Franken u. gegen 70,000 Griechen. Sie ist wegen ihrer günstigen Lage der Markt nicht nur für die Erzeugnisse Kleinasiens und der übrigen Länder der asiatischen wie der europäischen Türkei, sondern auch für die Waaren Arabiens und Persiens, die durch Karawanen nach den Küsten des Mittelmeeres und hierher zur Verschiffung kommen, wie denn ebenso wieder die europäischen Erzeugnisse von hier nach den entferntesten Gegenden im Innern befördert werden. Die Ausfuhr, die sich 1850 auf 14,670,000 Gulden belief, besteht besonders aus Seide, Baumwolle, Schafwolle, Kameelgarn, Häuten, Mokkakaffee, Tabak, türkischrothem Garn, Saflor, Kermes, Galläpfeln, Wein, Rosinen, Korinthen, Mandeln, Datteln, Feigen, Süßholz, Anis, Oliven-, Sesam- und Rosenöl, Rosenwasser, Opium, Wachs, Gummi, Mastix,

Blutegeln, Badeschwämmen, Buchsbaumholz, Kupfer, Meerschaum, Bolus, Salpeter, Erdpech, Erdöl oder Bergnaphtha, und an Fabrikaten aus Baumwollen- und Seidenstoffen, Teppichen, Saffian, Waffen und Kupfergeschirr. Die Einfuhr, welche 1850 12,908,000 Gulden betrug, besteht hauptsächlich in Kolonial- und Manufakturwaaren aller Art, leichten Tuchen, Papier, Porzellan, Glas, Uhren, Schmuck- und Kurzwaaren, aber auch in Getreide, Pelzwerk, Talg und Eisen aus Südrußland. Die Kolonialwaaren kamen sonst von Marseille, werden aber jetzt von den Nordamerikanern und Engländern direkt aus den Produktionsländern dahin geführt. Nächst England ist Triest der wichtigste Hafen für S., indem von dorther alle deutschen und schweizer Manufakturwaaren eingeführt werden. Fast alle Nationen haben hier ihre Repräsentanten, und sogar Chinesen und Tataren haben in S. ihren Wohnsitz aufgeschlagen. S. soll eine Pflanzstadt der Ephesier gewesen seyn, gehörte aber, so weit unsere geschichtlichen Nachrichten zurückreichen, zum äolischen Bunde und kam nur durch Verrath 688 v. Chr. in den Besitz der Jonier. Bald hierauf eroberte und zerstörte der lydische König Sadyattes die Stadt, die nun über 400 Jahre lang wüst liegen blieb, bis nach Alexanders Tod Antigonus 20 Stadien südwestlich von der alten Stadt an der südlichen Küste des Meerbusens ein neues S. (S. nova) gründete, welches, von Lysimachus vergrößert und verschönert, bald eine der prächtigsten Städte des Alterthums wurde. Mit einem trefflichen Hafen versehen, erhob sich S. noch unter der römischen Herrschaft zu einer der reichsten und blühendsten Handelsstädte Asiens. Nachdem es schon bei der Belagerung und Eroberung durch Dolabella sehr gelitten hatte, wurde es 178—180 durch Erdbeben noch härter mitgenommen, aber durch Marc. Aurelius wieder hergestellt. S. rühmte sich, die Vaterstadt des Homer zu seyn, und hatte ihm zu Ehren ein herrliches Gebäude (Homereion) errichtet, in welchem seine Bildsäule aufgestellt war. Es blieb als ein ansehnlicher Handelsplatz bis in das 11. Jahrhundert in den Händen der byzantinischen Kaiser. Im Jahre 1083 ward es von dem Seeräuber Tzachas erobert. Die Griechen erhielten es zwar wieder, aber nur, um es aufs Neue an die Türken zu verlieren. Darauf besetzten die Rhodiser S. und gründeten das jetzt noch am Eingang des Hafens befindliche Kastell. Unter Sultan Mohammed I. kam S. für immer unter die Herrschaft der Türken. Im Jahre 1830 besetzten es die Aegyptier, die unter den fanatischen, die Christen sehr hassenden Bewohnern strenge Zucht hielten, die Stadt aber 1840 den Türken wieder einräumen mußten. In den Jahren 1841 u. 1845 wurde die Stadt durch große Feuersbrünste u. im Sommer 1851 durch Erdbeben heimgesucht. Auch fanden hier mehrmals Verfolgungen der Christen Statt.

Smyrnium (Myrrhenkraut), Pflanzengattung aus der Familie der Umbellaten, wovon S. Olusatrum *L.*, an schattigen feuchten Stellen in Südeuropa und England, zu bemerken ist, weil Wurzel und Früchte, **Radix et Semen Smyrnii**, früher officinell waren. Die Wurzel, welche eröffnend und harntreibend wirkt, galt für ein Blutreinigungsmittel; die gewürzhaften Früchte waren wie der Kümmel in Anwendung.

Sneek, Stadt in der niederländischen Provinz Friesland, an der Zweite, westlich am gleichnamigen See, in niedriger und sumpfiger Gegend, hat Leinwand- und Töpferwaarenfabrikation, Säge- und Oelmühlen, Holzuhrmacherei, Handel mit Butter, Käse, Getreide, Flachs und 5800 Einw.

Snell, 1) Christian Wilhelm, deutscher philosophischer Schriftsteller, geboren 1755 zu Dachsenhausen im Hessen-Darmstädtischen, ward 1784 Prorektor des Gymnasiums zu Idstein, 1797 Direktor daselbst, 1816 zu Weilburg, wo er 1834 †. Er machte sich als Verfasser mehrer moralphilosophischen Schriften im Sinne Kants in weiteren Kreisen bekannt.

2) Friedrich Wilhelm Daniel, populärphilosophischer Schriftsteller, Bruder des Vorigen, geboren 1761, ward 1790 Professor der Philosophie, 1805 der Geschichte an der Universität Gießen, wo er 1827 †. S. erwarb sich durch populäre Darstellung der kantschen Philosophie in zahlreichen Schriften und Lehrbüchern um Verbreitung des Interesse's für philosophische Studien anerkannte Verdienste.

3) Ludwig, bekannter Vertreter des Liberalismus in der Schweiz, Sohn von S. 1), geboren den 6. April 1785 zu Idstein im Nassauischen, besuchte das Gymnasium daselbst, studirte dann zu Gießen und versah 1809—17 ein Lehramt am Gymnasium seiner Vaterstadt, nach dessen Aufhebung er als Direktor an das neugegründete preußische Gymnasium bernfen ward. Obwohl er diese Anstalt zu hoher Blüthe brachte, ward er doch seines mißliebigen politischen Liberalismus wegen nach den karlsbader Beschlüssen erst vom Lehramte suspendirt, dann ohne Urtheil und Gehalt entlassen. Nachdem er die Schweiz bereist, begab er sich im Herbst 1824 nach London, wo er sich durch literarische Arbeiten und Privatunterricht die nöthigen Subsistenzmittel verschaffte. Aus Gesundheitsrücksichten nach dem Kontinent zurückgekehrt, hielt er seit 1827 an der Hochschule zu Basel Vorlesungen über die Geschichte der griechischen Philosophie. Nach der Julirevolution von 1830 wirkte er eifrig an der politischen Reform der Schweiz mit, übernahm 1831 die Redaktion der Zeitschrift „Der Republikaner" und ward, nachdem er das Bürgerrecht in Zürich erhalten, von seiner Gemeinde in den großen Rath gewählt. In seiner „Pragmatischen Geschichte der neueren kirchlichen Veränderungen in der katholischen Schweiz" enthüllte er die herrschsüchtigen Pläne der Ultramontanen und wies, wie in mehren andern Schriften, auf die von dieser Seite drohenden Gefahren hin. Nachdem er eine Zeitlang auf der neugegründeten Hochschule zu Zürich als Professor thätig gewesen, folgte er einem Rufe an die Universität Bern, wo er über philosophisches und eidgenössisches Staats- und Völkerrecht las. Bald gerieth er hier in Opposition zu den sogenannten Dorfmagnaten, die sich damals am Ruder befanden, und trug zu deren Sturz durch scharfe Kritik des berner Scheinliberalismus nicht wenig bei. In Folge einiger verleumderischen Angaben im „Volks-

freund" ward er wegen Hochverraths verhaftet und dann, aus Mangel an Verdachtsgründen entlassen, ohne Untersuchung im Herbst 1836 des Landes verwiesen. In Zürich, wohin er sich zurückwandte, erklärte er sich, den Sieg der Reaktion voraussehend, eben sowohl gegen die Berufung des Dr. Strauß, wie gegen den überhand nehmenden Pietismus und trug nach der Katastrophe durch mehrstündige Opposition nicht wenig dazu bei, das irre geleitete Volk über die wahre Sachlage der Dinge aufzuklären. Im J. 1844 entwarf er die Petition an den großen Rath um Aufhebung des Jesuitenordens, und 1847 betheiligte er sich als einflußreicher Publicist am Kampfe gegen den Sonderbund, sowie an der Gründung der neuen Bundesverfassung. Doch lebte er seitdem in Zurückgezogenheit zu Küßnacht am Zürichersee, wo er den 5. Juli 1854 †. Außer den zahlreichen kleineren Gelegenheitsschriften bearbeitete er den letzten Band des von seinem Vater u. Oheim herausgegebenen „Handbuchs der kantschen Philosophie" (Zürich 1837, 2 Bde.) und das „Handbuch des schweizerischen Staatsrechts" (das. 1844, 2 Bde.).

4) **Wilhelm**, Rechtsgelehrter, Bruder des Vorigen, geboren den 8. April 1789 zu Idstein, studirte zu Gießen und ward dann Untersuchungsrichter am Kriminalgericht zu Dillenburg. Wegen einer Schrift über das nassauische Domänenwesen auf Betrieb des Regierungspräsidenten Ibel seiner Stelle entsetzt, erhielt er zwar 1819 eine Professur in Dorpat, mußte dieselbe aber auf des Genannten Denunciation hin wieder aufgeben. Er begab sich darauf nach der Schweiz u. bekleidete von 1820—33 eine Professur in Basel. Nachdem er sich in dieser Zeit eifrig an den philhellenischen Bestrebungen betheiligt und für Beförderung des Turnwesens gewirkt hatte, nahm er sich nach der Julirevolution von 1830 der Sache von Basel-Landschaft an, wofür ihm diese das Bürgerrecht schenkte und ihn bei der Theilung des Staatsvermögens zu ihrem Konsulenten wählte. Im J. 1833 ward er als Professor an die Hochschule zu Zürich und nach Jahresfrist an die zu Bern berufen. Hier mit seinem Bruder im Sinne des Liberalismus wirkend, zog er sich den Haß der herrschenden Partei zu, ward ebenfalls auf eine unbegründete Hochverrathsanklage hin ohne richterliche Untersuchung seiner Stelle entsetzt und aus dem Kanton verbannt, worauf er in Basel-Land, wohin er sich wandte, in den Landrath gewählt ward. Nach der Reform der berner Verfassung kehrte er nach Bern zurück, wo er den 8. Mai 1851 †. Er ist der Gründer einer neuen Rechtsschule für die Schweiz geworden und hat durch seine zahlreichen Schüler auf die öffentlichen Angelegenheiten in Bern wie in anderen Kantonen bedeutenden Einfluß ausgeübt.

Snellaert, Ferdinand Augustyn, verdienstvoller flämischer Schriftsteller, geboren den 21. Juli 1809 zu Kortryk, bildete sich seit 1827 zu Utrecht zum Militärarzt aus und erhielt eine Anstellung bei der Armee, kehrte aber nach der Konstituirung Belgiens zum selbstständigen Staat ins väterliche Haus zurück und ließ sich 1836 als praktischer Arzt zu Gent nieder. Er veranlaßte hier den Zusammentritt der flämischen Gesellschaft „De tael is gaesch het volk", mit welcher die flämische Bewegung anhob. In gleichem Interesse gab er von 1840—43 das „Kunst- en Letterblad", später die Broschüre „Wael en Vlaming" (Gent 1846) heraus, wie er auch an der zu Gent seit 1846 erscheinenden Zeitschrift „De Eendracht" wesentlichen Antheil nahm. Nach Willems Tode besorgte er die Herausgabe der „Oude vlaemsche Liederen" (Gent 1848) und veranstaltete einen mit einigen Beilagen vermehrten zweiten Abdruck von Willems Ausgabe des „Reinaert de Vos" (Gent 1850). Auch besorgte er eine gute Volksausgabe von „Oude en niewve Liedjes" (Gent 1853). Seine „Kort begrip eener geschiedenis der Nederlandsche Letterkunde" (Antwerpen 1849) ward in 2. Auflage als „Schets eener geschiedenis der Nederlandsche Letterkunde" (Gent 1850) selbst auf mehren holländischen Gymnasien eingeführt. Außerdem veröffentlichte er zahlreiche kleinere Schriften, Reden und Gedichte.

Snellius, Willebrord, berühmter Mathematiker, 1591 zu Leyden geboren, studirte daselbst die mathematischen Wissenschaften, bereiste dann Deutschland, wo er mit Kepler u. Tycho de Brahe in Verbindung trat, folgte nach seiner Rückkehr seinem Vater auf dem Lehrstuhl der Mathematik zu Leyden, † aber schon am 31. Okt. 1626. S. entwickelte zuerst das konstante Verhältniß zwischen dem Sinus des Einfallswinkels und dem des gebrochenen Winkels in der Lehre von der Brechung der Lichtstrahlen, wodurch er eigentlich erst den Grund zur wissenschaftlichen Bearbeitung der Optik legte, und bestimmte zuerst die Größe der Erde durch Meridiangradmessung. Als seine vorzüglichsten Schriften sind zu nennen: „Eratosthenes Batavus de terrae ambitus vere quantitate" (Leyden 1617); „Cyclometricus sive de circuli dimensione" (das. 1621); „Tiphus Batavus seu de cursu navium et re navali" (das. 1624); „Doctrinae triangulorum canonicae libri IV" (das. 1627) u. a. m. Er sammelte die Beobachtungen des Landgrafen Wilhelm IV. von Hessen-Kassel und gab sie mit jenen des Walter und Regiomontanus heraus (Leyden 1618). Außerdem übersetzte er des Ludolf van Ceulen Werk „Ueber die Berechnung des Kreisumfangs" aus dem Holländischen ins Lateinische (Leyden 1609).

Sniadecki, 1) Jan, polnischer Astronom u. Philosoph, 1756 auf dem väterlichen Gute unweit Znin in der ehemaligen Woiwodschaft Gnesen geboren, studirte zu Krakau und ward 1781 als Professor der höhern Mathematik und Astronomie nach Krakau berufen, wo er sich um Erhaltung der Universität in den Stürmen der Revolution große Verdienste erwarb. Im Jahre 1806 ward er als Observator an die Universität Wilna berufen und zum Rektor daselbst ernannt. Seine Beobachtungen von 1807—24 finden sich in den Denkschriften der petersburger Akademie und in den berliner astronomischen Jahrbüchern, wie seine früheren in den wiener Ephemeriden. Kaiser Alexander ernannte ihn zum Staatsrath und die petersburger Akademie wählte ihn zu ihrem Korrespondenten. Seit 1825 lebte er in ländlicher Zurückgezogenheit und † 1830. S.

hat große Verdienste durch Anregung der mathematischen und astronomischen Studien in Polen. In seinen Schriften vereinigt sich gründliche Gelehrsamkeit mit Reinheit u. Wohllaut der Sprache; die vorzüglichsten sind: „Rachunkn algebraicznego teorya" (Theorie der Algebra, Krakau 1783, 2 Bde.); „Trygonometrja Kulista" (Sphärische Trigonometrie, 2. Aufl., Wilna 1820, deutsch von Feld, Leipzig 1828) und die ausgezeichnete Lebensbeschreibung des Kopernikus. Seine akademischen und philosophischen Schriften wurden gesammelt unter dem Titel: „Pisma rozmaite" (2. Aufl. 1822—24, 4 Bde.). Eine Gesammtausgabe seiner Werke erschien zu Warschau 1838—39, 8 Bde.

2) Andrzej, ausgezeichneter Physiolog, Bruder des Vorigen, den 30. Nov. 1768 geboren, besuchte das Gymnasium zu Krakau, studirte auf der dortigen Universität, seit 1791 in Pavia unter Galvani und Volta und seit 1795 in Edinburg, wo er sich mit dem brownschen System bekannt machte, und wurde 1797 Professor der Chemie u. Pharmacie an der Akademie zu Wilna. Seine „Chemia" (Wilna 1800, 2 Bde., 3. Aufl. 1816 bis 1817) war das erste Werk in polnischer Sprache über diesen Gegenstand. Ihr folgte die „Teorya jestestw organicznyca" (Theorie der organischen Wesen, Warschau 1804—11; 2 Bde., 2. Aufl. 1834, deutsch von Neubig, Nürnberg 1821), die große Anerkennung, selbst in Deutschland fand. Die Kriegsunruhen von 1812—13 unterbrachen seine Thätigkeit als Lehrer und riefen ihn in die Lazarethe. Nach dem Frieden kehrte er zu seiner gewohnten Thätigkeit zurück. Er † zu Wilna am 11. Mai 1838.

Snorri Sturluson, Isländer, der in der Geschichte der skandinavischen Literatur eine bedeutende Stelle einnimmt, geboren 1178 auf seines Vaters Hofe Hvamm, kam in seinem 11. Jahre nach Oddi in das Haus Jons, eines Enkels des berühmten Sämund, der ihn erzog und in Wissenschaft und Kunst unterrichtete. Bald zeichnete sich S. als Philosoph, Mathematiker, Rechtskundiger, Bau- und Werkmeister, Geschichtschreiber, Sprach- und Alterthumsforscher aus, ward als Skalde berühmt und stand nicht nur wegen seiner großen Geistesfähigkeiten, sondern auch seines, durch Heirath erworbenen, bedeutenden Reichthums wegen, den er zum Theil auf prächtige Bauwerke in Reykiaholt verwendete, in großem Ansehen. Von 1213 an bekleidete er mehrmals das Amt eines Logsögumadr, d. h. eines Gesetzauslegers, welches damals die höchste Würde auf Island war, und der König, sowie der Jarl in Norwegen schätzten ihn so sehr, daß er 1218 zum Landurmadur, d. h. Lehnbaren, und darauf zum Jarl, der ersten Würde nach dem Herzog, ernannt wurde. Weniger tapfer, als listig und verschlagen, streitsüchtig, wankelmüthig und habgierig, mußte er 1230 vor seinem Bruder Sighvat und dessen Sohn von Reykiaholt fliehen und diese seine schönste Besitzung seinen Gegnern überlassen, worauf er, gänzlich besiegt u. von den Siegern aus Island verbannt, sich 1234 nach Norwegen wandte. Nach dem Falle seiner Gegner kehrte er 1238 nach Island zurück, ward aber von seinen eigenen Schwiegersöhnen, Kolbein und Ebissur, als Geächteter am 22. Sept. 1241 zu Reykiaholt ermordet. Sein vorzüglichstes Werk ist die „Heimskringla", d. i. Weltkreis, worin er die Geschichte von Männern und Geschlechtern, die in Liedern u. Stimmtafeln, mündlichen und schriftlichen Erzählungen vorlagen, zur nordischen Geschichte umschuf (bis 1177), zuerst von Peringskiold mit schwedischer u. dänischer Uebersetzung (Stockholm 1697), dann mit lateinischer und dänischer Uebersetzung von Schöning (Kopenhagen 1777—78, 1. und 2. Bd., 3. Bd. von Sc. Th. Thorlacius, 1783, 4.—6. Bd. unter dem Titel: „Norega Konunga Sögor", von Birg Thoriacius und E. Chr. Werlauff, 1818 und 1826) herausgegeben. Besonders der erste Theil derselben, nämlich die „Saga Hakmar Hakmarsona", ist höchst wahrscheinlich von S. selbst verfaßt. Von dem damit verbundenen Fortsetzungen ist die vorzüglichste die Geschichte des Königs Sverrer, geschrieben durch S.s Landsmann und Zeitgenossen, Kari, Abt zu Thingeyri. In das Dänische übersetzten die „Heimskringla" Peder Clausson (1559, herausgegeben von Olaf Worm, Kopenhagen 1633) und Grundtvig (das. 1818 bis 1822, 3 Bde.). Die beiden deutschen Uebersetzungen von Wachter (Leipz. 1835, 2 Bde.) und Mohnike (1. Bd., Stralf. 1835) sind unvollendet. Fast unbezweifelt stammt auch der erste Theil der „Snorra-Edda", „Gylfa-Ginning", von S. selbst her, sowie dies auch mit Recht von dem Theile der „Skalda", welcher Kanningar und Skalldskaparmal genannt wird, und dem „Háttalykill", d. h. Schlüssel der Weisen, nebst mehren Lobgedichten auf den Herzog Skule und König Hakon behauptet werden kann, welche Rask mit einem Theile der Skalda unter dem Titel „Snorra-Edda asamt skáldu" (Stockh. 1818) herausgab. Außerdem hat man von ihm „Drapur", d. h. Lobgedichte auf den Jarl Hakon Galin, auf dessen Gemahlin u. den König Erich XI. von Schweden, nebst verschiedenen kleinen Gedichten. Auch ist er Verfasser vieler „Fraedibaekur", d. h. Wissenschaftsbücher. Auf seinem Gute Oddi stiftete er die erste Schule in Island.

Snyders (Sneyders, Snyers), **Franz**, berühmter Thiermaler, geboren 1579 zu Antwerpen, Schüler H. van Baalens, griff in Rubens' Schule die Darstellung von Jagden mit glänzendstem Erfolge auf und erscheint hierin als wahrer Thierschlachtenmaler. Eins seiner Hauptwerke ist die Schweinsjagd in der Gallerie zu Dresden. Auch in München, zu Wien, in England &c. sind Hauptwerke S.', sowohl Thierstücke, als Stillleben. Jordaens, A. Janssens, Nieuland, Mirevelt, Rubens und andere Meister malten ihm öfters Figuren in seine Bilder, sowie S. seinerseits auch wieder die Gemälde dieser Meister ausstaffirte. Seine Werke beurkunden größtentheils eine unglaubliche Vollkommenheit des Mechanischen, vom lebendigen und todten Thiere bis zur Frucht und zum Jagd- u. Küchengeräthe. Mehre seiner Werke sind im Stiche und durch die Lithographie bekannt, sowohl in einzelnen Blättern, als in Gallerlewerken. S. † 1657 zu Antwerpen.

Soane, Sir John, einer der ausgezeichnetsten Baumeister Englands, geboren 1750 zu Rea-

bing in Berkshire, war Schüler Georg Dance's und der königlichen Akademie, ging zu seiner weiteren Ausbildung 1717 mit königlicher Unterstützung nach Italien, wo er Mitglied der Akademie zu Florenz und Parma ward. Nach seiner Rückkehr leitete er mehre große Bauten, unter andern den Anbau des Westminsterpalastes, ward 1803 Mitglied der Akademie u. 1809 Dance's Nachfolger. Im Jahre 1833 bildete er aus seinen sehr werthvollen Kunstschätzen ein öffentliches Museum, zu dessen Erhaltung und Vermehrnng er 30,000 Pfund aussetzte. Er † 1837. Seine „Memoirs of the professional life of an architect between the years 1768 and 1833" (1834) enthalten viel Interessantes.

Soanes, großes, mächtiges, aber schmutziges Volk des Kaukasus, an der Nordgrenze von Colchis oberhalb Dioscurias, welches einen König hatte, dem ein Rath von 300 Männern zur Seite stand, 200,000 Mann ins Feld stellen konnte und sich vergifteter Pfeile bediente. Die Bäche ihres Landes führten Goldsand, den man in zottigen Fellen aufzufangen pflegte, wodurch die Sage vom goldenen Vließ entstanden seyn soll.

Sobernheim, Stadt in der preußischen Rheinprovinz, Regierungsbezirk Koblenz, Kreis Kreuznach, am linken Ufer der Nahe, mit Progymnasium, 4 Kirchen, Kapelle, Fabriken und Weinbau und 2600 Einw.

Sobiesky, s. Johann 5).

Sobiesky's Schild, Sternbild zwischen dem Antinous und dem Ophiuchus, nördlich über dem Schützen in der getheilten Milchstraße, von Hevel dem König Johann III. Sobiesky von Polen zu Ehren aufgestellt. Es besteht aus kleinen Sternen und ist besonders kenntlich durch einen Stern 4. und zwei 5. Größe, die in einem Dreieck bei einander am Kreuze des Schildes stehen.

Soccus, ursprünglich griechische Fußbekleidung, leicht und niedrig und in sofern dem Kothurn entgegengesetzt, der die charakteristische Fußtracht der Tragödie ist, wie der S. die der Komödie.

Sochaczew, Kreisstadt im russisch-polnischen Gouvernement Warschau, westlich von Warschau, rechts an der Bzura, mit Schloß, 2 Kirchen, einigen Klöstern, Synagoge, Pferdemärkten u. 2680 Einwohnern, meist Juden.

Social (v. Lat.), was die Gesellschaft betrifft; z. B. Socialkontrakt, der bürgerliche Vertrag, von J. J. Rousseau geschildert; Socialleben, das Leben in der bürgerlichen Gesellschaft.

Sociale Republik, s. Rothe Republik.

Socialismus, s. Kommunismus und Socialismus.

Socialisten, die Anhänger des Socialismus; dann Gesellschaft religiöser Rationalisten, die durch Rob. Owen (s. d.) hervorgerufenen Vereine für Realisation philanthropistischer und materialistischer Theorien.

Socialreformer, Diejenigen, welche eine Umwandlung der bestehenden bürgerlichen Gesellschaftsverhältnisse, und zwar zunächst Aufhebung der Eigenthums- und Besitzverhältnisse, als der Mittelpunkte des socialen Lebens, lehrten oder versuchten. Anfangs waren es nur religiöse und philosophische Sekten, welche ihre eigene Lebensordnung auf gemeinschaftliches Eigenthum zu gründen versuchten. Bei den Juden lebten die Essäer oder Therapeuten, bei den Griechen die Pythagoräer oder Epikuräer in Gütergemeinschaft. Das Christenthum hatte von seinem Stifter eine gute Mitgabe socialer Ideen empfangen u. stellte die Gleichberechtigung aller Menschen als obersten Grundsatz auf. Nachdem sich schon die ersten Christen gegen das Privateigenthum und den Reichthum als unverträglich mit dem Geiste des Christenthums erklärt, und auch viele Kirchenväter, wie Chrysostomus, Ambrosius, Basilius, in diesem Sinne sich ausgesprochen hatten, neigten sich später viele christliche Sekten, oft wegen des Druckes von außen, wie die Albigenser und Waldenser, oder aus revolutionärem Fanatismus, wie die Wiedertäufer des 16. Jahrhunderts, einem gemeinschaftlichen Leben, namentlich der Gütergemeinschaft zu. Aus dem eng verbundenen Gemeindeleben der böhmischen Brüder und der herrnhuter Brüdergemeinde sind aber Privateigenthum und Privathaushalt nicht ausgeschlossen. Im 17. Jahrhundert errichteten die Jesuiten in Paraguay aus der indianischen Bevölkerung einen eigenthümlichen Staat, in welchem alle Verrichtungen des Einzelnen gemeinsamen Anordnungen unterworfen waren. Die Eifersucht des spanischen Hofs machte dieser künstlichen Schöpfung ein schnelles Ende. Theoretisch haben die socialistischen Ideen ebenfalls schon früh ihre Bearbeiter gefunden. Schon Plato stellte in seiner „Republik" ein Staatsideal auf, in dem die Gemeinschaft des Eigenthums u. der Weiber ausgesprochen ist. Nach seinem Muster verfaßte der englische Kanzler Thom. Morus sein berühmtes Buch „De optimo reipublicae statu, deque nova insula Utopia" (Löwen 1516), doch verwahrt er sich ausdrücklich dagegen, als ob er an die Ausführbarkeit seiner Dichtung glaube. In Utopien ist alles Privateigenthum aufgehoben, u. der Staat vertheilt alle Güter nach Bedürfniß. Die industriellen Beschäftigungen sind nach Wahl oder nach dem Loose vertheilt; dagegen werden zum Ackerbau, der die Grundlage des Staates bildet, die tauglichen Subjekte zwangsweise ausgehoben. Sechs Stunden täglicher Arbeit, die Jeder leistet, setzen den Staat in den Stand, seinen Bürgern das angenehmste Leben und alle möglichen sinnlichen Genüsse zu bereiten. Für häusliche Arbeiten gibt es Sklaven. Die Familienhäupter wählen jährlich die öffentlichen Autoritäten und auch den König. Unheilbare, Schwache und Kranke werden durch schnellen und schmerzlosen Todtschlag aus der Welt geschafft. Morus' Dichtung veranlaßte zahlreiche Nachahmungen. So schrieb der Dominikaner Campanella eine „Civitas solis" (Utrecht 1648, deutsch von Grün, Darmst. 1845), u. seine Ideen streifen nicht selten an den Saint-Simonismus. Ein anderes socialistisches Werk desselben Verfassers, die „Monarchia Messiae" (Frankfurt 1632), war zur Verherrlichung des Papstthums geschrieben. Der englische Kanzler Roger Bacon schrieb nach dem Vorbilde Morus' die „Nova Atlantis". Unter Cromwell gab Harrington den politischen Roman „Oceana"

(1656) heraus, dessen Veröffentlichung sich der Protektor widersetzte. Unter den sogenannten Utopisten im 18. Jahrhundert nimmt Fénélon als Verfasser der „République de Saiente", der „Voyage dans l'île des plaisirs" und des „Télémaque" die erste Stelle ein. Bedeutende Aufmerksamkeit erregte der utopistische Roman Morelly's „La Basiliade" (1753), der die Vorurtheile zu bekämpfen sucht, die den Menschen von einem naturgemäßen Leben abhalten. Das Hauptwerk der socialistischen Literatur des 18. Jahrhunderts ist jedoch unstreitig Morelly's „Code de la nature" (deutsch von Arndt, Leipz. 1846). Zu den geistreicheren utopistischen Dichtungen der neuern Zeit gehören noch die „Histoire des Sevarambes" (1677), der kommunistische Roman „Caesares" (London 1764), Rétif de la Bretonne's „La découverte australe" (1780), Swifts „Gulliver", Barthélémy's „Anacharsis", Cabets „Voyage en Icarie" (1840, 2 Bde.) u. a. m. Die philosophische Kritik des socialen und politischen Lebens begann im 17. Jahrhundert in England durch Locke u. wurde durch die französischen Philosophen des 18. Jahrhunderts, Holbach, Helvetius, Diderot, Voltaire, Rousseau, Raynal u. And. fortgesetzt. Wenn auch die französische Revolution neben dem Umsturz der staatlichen Ordnung den der gesellschaftlichen nicht durchzusetzen vermochte, so gab sie doch zunächst den Anstoß, daß die socialen Ideen tiefer erfaßt und mit dem großen politischen Leben in Zusammenhang gebracht wurden. Es bildete sich namentlich durch Fourier, Saint-Simon, Proudhon u. A. der eigentlich sogenannte Socialismus aus, der trotz seiner Ueberschwänglichkeiten sich eine zahlreiche Anhängerschaft in allen Ländern erworben hat und bei künftigen politischen Revolutionen ein bedeutendes Gewicht in die Wagschale legen dürfte. Vgl. Kommunismus und Socialismus.

Sociation (v. Lat.), die Vereinigung Mehrer zu einer Gesellschaft.

Societät (v. Lat.), Gesellschaft, Verbindung zu Etwas, geschlossene Gesellschaft.

Societätsinseln, s. v. a. Gesellschaftsinseln.

Societas (lat.), Verbindung, Gesellschaft, Bündniß, Handelsgesellschaft.

Socinianer, die Anhänger der religiösen Lehrmeinungen des Lälius und Faustus Socinus, welche ben um sie sich sammelnden Unitariern (s. d.) oder Antitrinitariern zuerst nicht nur einen festen Lehrbegriff, sondern auch ein geordnetes Kirchenwesen gaben. Der Erstgenannte, Lälius, ein Sprößling des alten italienischen Geschlechts der Sozzini, war der Sohn des Rechtsgelehrten Marianus Socinus zu Siena und hier 1525 geboren. Er widmete sich anfangs dem Studium der Rechte, dann aber biblischen und dogmatischen Forschungen, die ihn zu Zweifeln an der unbedingten Wahrheit der Kirchenlehre, namentlich in Bezug auf die Trinitätslehre, führten. Eben sowohl um seine Kenntnisse zu erweitern, als um den von Seiten der Inquisition ihm drohenden Verfolgungen zu entgehen, verließ er um 1544 Italien und bereiste Frankreich, England, Holland und Deutschland. In der Schweiz und in Deutschland trat er mit den Reformatoren in Verkehr und hielt sich auch 3 Jahre in Wittenberg auf, wo er besonders dem Studium der orientalischen Sprachen oblag und durch seine Talente, sowie durch seinen Fleiß Melanchthons Beifall gewann, aber mit seinen dogmatischen Ansichten noch nicht hervorzutreten wagte. Nach dem Tode seines Vaters begab er sich (um 1559) nach Polen, wo er mit mehren Gleichgesinnten in Verbindung trat. Obwohl mehre Magnaten seinen Anhängern sich zugesellten, so hielt er doch seine Lehrvorträge anfangs nur im Geheimen, gerieth aber dessen ungeachtet in den Verdacht der Ketzerei und ward in Folge davon in eine Untersuchung verwickelt, der er sich nur durch Verheimlichung seiner wahren Ueberzeugung entzog. Nachdem er noch einmal Italien besucht hatte, ließ er sich zuletzt in Zürich nieder, wo er 1561 †. Wenn auch von ihm die Stiftung der nach ihm genannten Partei ausgegangen war, so erhielt dieselbe eine festere Begründung und Einrichtung doch erst durch seinen Neffen, den Faustus Socinus. Derselbe war 1539 zu Siena geboren und hatte sich schon in früher Jugend eng an seinen Oheim Lälius angeschlossen, dessen Schriften studirt, dessen religiöse Grundsätze sich zu eigen gemacht und wie jener den Verdacht ketzerischer Lehrmeinungen auf sich geladen. Schon als 20jähriger Jüngling mußte er deshalb seine Vaterstadt verlassen und begab sich nach Lyon. Durch den Tod seines Oheims in Besitz des literarischen Nachlasses desselben gesetzt, suchte er dessen dogmatische Lehren weiter auszubilden und auch auszubreiten. Er kehrte nach Italien zurück und hielt sich 12 Jahre lang am florentinischen Hofe auf, um die Verbreitung seiner Lehrmeinungen mittelst kleiner anonymen Schriften bemüht. Als er vor den Verfolgungen der Inquisition im Auslande Schutz suchen mußte, begab er sich nach Deutschland (1574) und hielt sich dann 3 Jahre in Basel auf, unablässig theologischen Studien und der Ausbreitung seiner Lehre sich widmend. Als 1578 zwischen Franciscus Davidis und Georg Blandrata in Siebenbürgen ein Streit über die Anbetung Christi sich erhob, ward er als Schiedsrichter nach Siebenbürgen berufen und entschied gegen Davidis. Im folgenden Jahre wandte er sich nach Polen, wo er auf um so zahlreichere Anhänger rechnen zu dürfen glaubte, je mehr dort die unitarischen Lehren sich schon Bahn gebrochen hatten. Aber die hier schon bestehenden Gemeinden der Unitarier wollten ihn nicht als den Ihrigen erkennen, weil er in manchen Lehren mit ihnen nicht übereinstimmte, wie er z. B. die Taufe zu den indifferenten Gebräuchen gezählt wissen wollte und die Wiedertaufe verwarf. Erst 1588 durfte er hierher zurückkehren und fand nun Anhänger. Im Jahre 1598 drohten ihm seiner heterodoxen Lehren wegen neue Gefahren, die selbst sein Leben bedrohten. Daher verließ er Krakau und lebte bei einem 9 Meilen von da wohnenden polnischen Edelmann Namens Abraham Blonsky bis an sein Ende (3. März 1604). Er hinterließ eine große Anzahl von Schriften, besonders dogmatischen Inhalts. Ueber Lälius Socinus vergl. Illgens „Vita Laelii Socini" (Leipzig 1814) und „Symbolae

ad vitam et doctrinam Laelii Socini" (Leyden 1826). Des Faustus Socinus Leben beschrieben Soumin („Memoirs of the life, character etc. of Faustus Socinus", London 1777) und Przypkowius.

Der Hauptsitz der S. war anfangs Rakau, von wo sich ihre Lehren auch weiter ausbreiteten. In Luclav gründeten die S. auch eine Schule, die in der Folge durch die Lehrer Petrus Stator, Georg Schomann, Stanislaus Lubienitzki, Johann Stoinius und Jonas Schlichting in großen Ruf kam. Auch weiter nach Osten hin, in Volhynien u. Kiew, gründeten sie nicht unbedeutende Niederlassungen. Aber in Polen wurden sie bald von den Katholiken aufs Heftigste verfolgt. Sie sollten von der Religionsfreiheit, welche die Dissidenten, ja selbst die Juden genossen, ausgeschlossen werden. Die Jesuiten wiegelten die Machthaber gegen sie auf, und es ward allenthalben mit brutaler Gewalt gegen sie verfahren. Im Jahre 1648 erklärte sie der katholische Primas von Polen öffentlich für Arianer, die von dem Religionsfrieden ausgeschlossen seyen. Als sich um 1657 in dem Kriege zwischen Schweden und Polen einige S., worunter Schlichting und Lubienitzki, wegen erlittener Unbilden unter schwedischen Schutz gestellt hatten, rechnete man das der ganzen Partei als Landesverrath an und schloß sie von der Amnestie aus, die man den Reformirten bewilligte. In zwei Jahren sollten sie ihr Vaterland verlassen oder in den Schooß der Kirche zurückkehren. Damals ward mit unmenschlicher Strenge gegen sie verfahren; viele wurden ihrem Glauben untreu, viele blieben aber auch fest und litten unsägliche Trübsal, da der Name S. den meisten Christen das Mitleid für sie erstickte. Die Heimathlosen begaben sich zum Theil nach Ungarn und Siebenbürgen, und es entstanden damals besonders in Weißenburg und Klausenburg ziemlich zahlreiche Gemeinden. Im Allgemeinen war ihre Lage von Anfang an bis zu Ende des 18. Jahrhunderts auch hier eine sehr gedrückte. Erst durch das Toleranzedikt des Kaisers Joseph II. erhielten sie in den österreichischen Staaten gleiche Rechte mit den Bekennern der andern recipirten christlichen Konfessionen. Auch in Schlesien und Brandenburg ließen sich viele S. nieder und wurden da durch Konnivenz geduldet, sowie auch in der Pfalz und in Frankreich einige eine Zufluchtsstätte fanden. In Holland fanden sie erst später Aufnahme und Duldung. In England erhielten sie im Laufe des 18. Jahrhunderts eine eingeschränkte Toleranz, indem sie sich in England zwar aufhalten, aber ihren Gottesdienst nicht ausüben durften. Die früher gegen sie erlassenen strengen Gesetze sind zwar schon geraume Zeit außer Geltung, aber erst 1813 förmlich aufgehoben worden. Von England, wo ihre Gesammtzahl jetzt 145,000 Seelen betragen mag, sind sie frühzeitig nach Nordamerika hinübergegangen, wo sie ungefähr 250,000 Seelen zählen mögen.

Eigentliche symbolische Schriften haben die S. nicht. Ihre Lehren sind enthalten im Rakauer Katechismus (Catechesis ecclesiarum Polonicarum, polnisch 1605, lateinisch 1609, deutsch von Oeder, 1739) u. in der von Jonas Schlichting verfaßten „Confessio fidei christianae, edita nomine ecclesiarum, quae in Polonia unum Deum et Filium ejus unigenitum Jesum Christum et spiritum sanctum profidentur" (1642, ins Polnische übersetzt 1646). Gewöhnlich nannten sich die S. nicht mit diesem Namen, sondern lieber nach ihrem dogmatischen Standpunkte Unitarier, weil sie das Bekenntniß der Einheit Gottes voranstellten. Als dictum probans gilt ihnen besonders die Stelle Joh. 17, 3. Ihr ganzes dogmatisches System aber gründet sich auf den Gedanken von der Uebermacht der Sünde und von dem geistigen Unvermögen im menschlichen Geschlecht. Aber dieses allgemeine Sündenelend fassen sie nur als ein allmählig durch die in der Menschheit Statt findende Zerrüttung entstandenes auf und meinen, es könne demselben durch die Erziehung des Menschen in Familie und Staat abgeholfen werden. Durch jene Zerrüttung soll eine Unfähigkeit der Menschen entstanden seyn, sowohl Gott recht zu erkennen, als Unsterblichkeit zu hoffen und zu gewinnen. Demnach behaupten sie ganz im Sinne des Supranaturalismus, daß es im dermaligen Zustande der Menschheit keine Vernunftreligion gebe, wobei sie die Behauptung voranstellen, daß in der Offenbarung, welche den Menschen zum Heil gegeben sey, nichts vorkommen könne, was mit der Vernunft in Widerspruch stehe. Der Erlöser gilt ihnen durchaus als menschliches Wesen, das aber im irdischen Leben dreifach ausgezeichnet worden sey, einmal schon durch seine ewige Bestimmung zum Mittler zwischen Gott und den Menschen, dann durch seine Heiligung in der Geburt (in Folge der übernatürlichen Erzeugung durch den heiligen Geist) und endlich durch die von ihm verrichteten Wunder und seine Auferstehung und Himmelfahrt. Die Hauptbestimmung Christi liegt ihnen in seinem Mittleramte. Als Mittler hat er zuerst eine rein geistige Lehre unter den Menschen verkündigt und ihnen zuerst den wahren Begriff von Gott und Ewigkeit beigebracht. Durch seinen Tod aber hat er die Wahrheit seiner Lehre bestätigt als Blutzeuge und damit zugleich ein Symbol der göttlichen Liebe im Gegensatz zum jüdischen Opferbegriff aufgestellt. Der kirchliche Begriff vom Versöhnungstode Christi wird von ihnen entschieden verworfen als ein dem Judenthume entnommener. Ueber das Wesen des heiligen Geistes hegen sie verschiedene Meinungen und sind nur in der Bestreitung der Persönlichkeit desselben einig. Gilt nun den S.n Christus auch als reiner Mensch, so legen sie ihm doch göttliche Würde bei und widmen ihm göttliche Verehrung. Die Sakramente, Taufe und Abendmahl, erklären sie für nützliche, aber nicht absolut nothwendige Ceremonien, denen sie jede übernatürliche Kraft und Wirkung absprechen. Ihre kirchliche Verwaltung unterscheidet sich nur in wenigen und nicht wesentlichen Stücken von der der protestantischen Kirchen. In Siebenbürgen sind die Kirchengemeinden in Ephorate eingetheilt; jedem steht ein Archidiakon vor, diesen das Oberkonsistorium, an dessen Spitze der Superintendent steht, der in der Regel zu Klausenburg seinen Sitz hat. Er besetzt erledigte geistliche Stellen, übt die Disciplin unter den Geistlichen u. hält jährlich eine allgemeine, aus Geist-

lichen und Weltlichen höhern Rangs bestehende Synode ab.

Socinus, Lälius und Faustus, s. Socinianer.

Socius (lat.), Gesellschafter, Theilnehmer, Bundesgenoß.

Sockel, s. v. a. Zocke.

Socobro, Hauptstadt der gleichnamigen Provinz im südamerikanischen Kanton Neugranada, Departement Boyaca, rechts am Suarez, in heißer und ungesunder Lage, hat Baumwollweberei, Strohhutfabrikation, deren Produkte in andern Städten gegen Tabak, Salz, Gold und englische Manufakturen vertauscht werden, und 12,000 Einw.

Socotra (Soeotora), Insel im rothen Meere, unter 12° 10′ n. Br. und 54—55° östl. L. v. Gr., ungefähr 140 englische Meilen vom Kap Guardafui, der östlichsten Spitze von Afrika, und 180 Meilen von dem nächsten Theil der gegenüberliegenden Küste von Arabien entfernt, ist felsig und hat bis zu 4400 Fuß Höhe aufsteigende nackte Granitberge und Kalkplateaux von 1900 Fuß Erhebung, aber flache Küsten. Da sie sehr spärlich bewässert ist, so zeigt sie nur hier und da in einigen Thälern reichere Vegetation. Nur die Aloë u. Dattelpalme gedeihen vortrefflich. Außerdem sind für den Export wichtige Produkte das wohlriechende Gummi Amara, Drachenblut, das Harz der die Kalkfelsen der Plateaux bekleidenden Soeotora-Aloë (Aloë spicata) und vom Meer ausgeworfenes Ambra. Von Hausthieren finden sich Kameele, Hornvieh, Schafe, Ziegen u. Schweine, wild besonders Zibethkatzen und zahlreiches Geflügel. Lästig sind eine Menge giftiger Insekten. Die Bevölkerung zählt etwa 400 Seelen und ist ein Gemisch von Arabern, Negern, Indianern, Nachkommen von Europäern, namentlich Portugiesen mit neuarabischer Sprache, im Innern von kräftigerer Körperkonstitution als an der Küste. Sie beschäftigt sich weniger mit Ackerbau als mit Handel nach Maskat und der Küste Zanguebar, im Innern besonders mit Viehzucht. Die an den hafenlosen Küsten häufig anlegenden Ostindienfahrer pflegen sich hier zu verproviantiren. Der Hauptort ist Tamariba, an der Nordküste, mit guter Rhede. Früher gehörte die Insel dem Imam von Maskat, jetzt ist sie im Besitz des Sultans von Kisin oder Keschin in Hadramaut. Die Insel war schon im Alterthume unter dem Namen Dioscoridesinsel bekannt und diente als Handelsstation. Marco Polo besuchte sie im 13. Jahrhundert, und zu Anfang des 16. besetzten sie die Portugiesen. Von diesen bald wieder geräumt, kehrte sie unter die Herrschaft ihrer früheren arabischen Besitzer zurück. Sie fand in neuerer Zeit nur vorübergehend Beachtung. So ward sie 1835 von den Engländern erworben und als Kohlenniederlage für die Ostindienfahrer benutzt, aber bald wieder aufgegeben, da Aden als Station auf dem Seewege nach Ostindien ihnen wegen seiner Lage wichtiger schien.

Socrates, 1) berühmter Denker des griechischen Alterthums, der in der Geschichte der griechischen Philosophie und der wissenschaftlichen Forschung überhaupt Epoche macht, gleich ausgezeichnet durch seine Lehre wie durch Reinheit des Charakters, war Sohn des Atheners Sophroniscus, eines Bildhauers, und der Hebamme Phänarete und zu Athen im Mai 469 v. Chr. geboren. Von seinem Vater wurde er in seiner Jugend in der Bildhauerkunst unterrichtet und soll nicht ohne Geschicklichkeit darin gewesen seyn, wie man noch zur Zeit des Pausanias in Athen am Eingange der Akropolis eine Gruppe bekleideter Charitinen als sein Werk zeigte. Von seiner Bildungsgeschichte ist aber nur so viel bekannt, daß er die reichen Hülfsmittel Athens eifrig benutzte, von den Einsichtsvollsten hauptsächlich durch persönlichen Verkehr zu lernen suchte, aber auch von den Schriften der Philosophen und Dichter Kenntniß nahm und namentlich in der Geometrie mehr als gewöhnliche Kenntnisse besaß. Weil er Unabhängigkeit vor Allem liebte, so zog er es vor, seine Bedürfnisse zu beschränken, um selbstständig zu bleiben, und aus eben diesem Grunde scheint er sich an der Verwaltung der Staatsangelegenheiten nicht betheiligt zu haben, wovon ihn überdies die innere Stimme seines Dämons, sowie die Zügellosigkeit der Demokratie seiner Zeit abhielt. Doch ermahnte er nicht bloß Andere, sich Staatsgeschäften zu widmen, sondern er überwand auch selbst seine Abneigung gegen politische Wirksamkeit, wo es Noth that. So machte er 3 Feldzüge des peloponnesischen Kriegs mit: den ersten in seinem 39. Jahre bei der Belagerung von Potidäa in Thracien, wo er sich durch die Leichtigkeit, womit er die Beschwerden eines Winterfeldzugs ertrug, vor Allem auszeichnete. Sieben Jahre später trug er bei Delium den mit dem Pferde gestürzten Xenophon auf seinen Schultern aus dem Getümmel der Schlacht und war bei der Flucht der Athener der Letzte. Zuletzt führte er bei Amphipolis 420 die Waffen fürs Vaterland. In seinem 65. Jahre wurde er als Mitglied des Raths der Fünfhundert Epistates oder Vorsteher und Leiter der Volksversammlung und rettete durch seine muthvolle Haltung der aufgereizten Volksmenge gegenüber die Feldherren, welche bei den arginusischen Inseln gesiegt hatten, aber wegen unterlassener Bestattung der Gefallenen angeklagt worden waren. Ebenso leistete er auch bei mehreren Gelegenheiten den ungerechten Forderungen der 30 Tyrannen Widerstand. Wenn ihn Aristophanes in den „Wolken“ als den Repräsentanten einer spitzfindigen, trügerischen Scheinweisheit mit den Sophisten auf eine Linie stellte, so hatte er darin von seinem Standpunkte aus vollkommen Recht, in sofern er inmitten des Verfalls des athenischen Staatswesens in der Philosophie ein gefährliches Auflösungsmittel der alten Zucht und Sitte sah. S. selbst lachte über die Scherze des Komikers und ließ sich in seinem Wirken dadurch nicht stören. Als seine eigentliche Lebensaufgabe betrachtete er nämlich Menschenbildung, die moralische und wissenschaftliche Einwirkung auf Andere, indem er der Meinung war, daß er seinem Vaterlande dadurch am besten nütze, und daß es besser sey, wenn er Viele zu tüchtigen Bürgern und Verwaltern des Staates bilde, als wenn er selbst den Staat verwalten helfe. Bei seiner Belehrung und Bildung der Jugend machte er sich die größte Uneigennützig-

keit zur Pflicht; im Gegensatz gegen die Sophisten ließ er Jeden ohne Belohnung zu seinem Umgang zu. Sein Aeußeres war nicht schön, aber auffallend genug; die breiten Schultern, der hängende Bauch, die vorgequollenen Augen, die aufgestülpte Nase, der große Mund und die dicken Lippen gaben ihm etwas Silenenartiges, welches sehr wohl zu seinen Reden paßte, indem diese nicht selten einen versteckten Spott athmeten und gegen allerlei hochtrabendes Wesen mit Laune sich äußerten. Dazu kam das Aermliche und Prunklose seines Anzuges, welches eine einfache und rauhe Lebensweise beurkundete, die eigenthümliche Haltung seines Körpers, sein auffallendes Umherblicken, sein öfteres Stehenbleiben und dann sein merkwürdiges eheliches Verhältniß zu Xanthippe (s. d.). Besonders aber war es das Dämonium, welches er in sich fühlte, was ihn in einem ganz besonders merkwürdigen Lichte erscheinen ließ. Er meinte damit das ihm inwohnende individuelle Vorgefühl von der Nützlichkeit oder Schädlichkeit gewisser Handlungen, den theils natürlichen, theils erworbenen Takt des Philosophen, sofern derselbe in der unreflektirten Weise des praktischen Instinktes wirkte. Wenn nun durch alle diese Umstände die Augen der Athener auf ihn gerichtet waren, so war die Art seines Umgangs geeignet, Viele ihm zu befreunden und in seinem Kreise festzuhalten. Die Kraft seiner Rede wird auch von seinen Gegnern gerühmt und als fast unwiderstehlich geschildert. Dieselbe zeigte sich aber nicht sowohl im fortlaufenden Vortrag, als vielmehr im Gespräch, in welchem er, an das Unscheinbarste anknüpfend, von dem Bekanntesten zu dem weniger Bekannten fortschritt und zu unerwarteten Resultaten zu führen wußte, eine Lehrart, die noch jetzt nach ihm die **sokratische Methode** heißt. Seine Gespräche bezogen sich hauptsächlich auf sittliche Untersuchungen, aber dabei waren auch andere Gegenstände der Wissenschaft oder des Lebens nicht ausgeschlossen, wie es sich denn S. zur besonderen Aufgabe machte, die falsche Weisheit sowohl der Politiker, als auch der Sophisten, ja selbst der Künstler und anderer Männer, welche den Ruf größerer Einsicht hatten, in ihrer Blöße darzustellen. Gern pflegte er dabei in ironischer Weise selbst als ein Lernbegieriger Denen gegenüber aufzutreten, deren eingebildete Weisheit er zu beschämen beabsichtigte. In ausgezeichnetem Maße besaß er die Geschicklichkeit, sich der Vorstellungsweise Anderer anzubequemen und Jedem nur das zu sagen, was er verstehen konnte. Diese Kunst, zu verschweigen, anzudeuten, auszusprechen und herauszulocken, zeigt sich in den verschiedenen Standpunkten, von welchen er in seinen Untersuchungen ausging, bald hier, bald da anknüpfend, und macht einen wesentlichen Theil der Mischung von Ironie und Ernst aus, welche den Charakter seiner Rede bezeichnet. In seinen spätern Jahren, von denen wir allein Näheres wissen, erscheint er als einer der reinsten Charaktere des Alterthums. Selbst das delphische Orakel bezeichnete ihn als den Weisesten der Griechen. Die „Memorabilien" des Xenophon stellen in S. ein Muster von Frömmigkeit, Selbstbeherrschung, Abhärtung, Freundes- und Ueberzeugungstreue, von Vaterlandsliebe, gesetzlichem Sinne u. unbezwinglicher Charakterfestigkeit auf. Das Princip der **sokratischen Philosophie**, die wir, da er selbst keine Schriften hinterlassen hat, bloß aus mittelbaren Quellen kennen, ist das Streben nach dem begrifflichen Wissen oder der Grundsatz, daß alles Urtheilen und Handeln von dem richtig erkannten Begriff der Sache ausgehen müsse. Der Fortschritt, durch welchen S. an die Spitze einer neuen Entwickelung der philosophischen Spekulation trat, bestand ganz allgemein darin, daß er sich bemühte, den Begriff der Wissenschaft selbst und ihre Methode zu bestimmen und zu bestätigen, dergestalt, daß er durch die Aufdeckung des logischen Scheins, welcher durch Verwechselung relativer Bestimmungen mit absoluten entsteht, durch die Anwendung des induktiven Verfahrens bei der Herstellung allgemeiner Begriffe u. durch Versuche, das aus dem allgemeinen Begriffe Folgende syllogistisch abzuleiten, der eigentliche Begründer wissenschaftlicher Dialektik in der später von Plato weiter entwickelten Bedeutung geworden ist. Das Gebiet, auf welchem er dieses Verfahren anwandte, war das ethische. Sein Bestreben, auf die Grundbestimmungen desselben zurückzugehen, zeigte sich vornehmlich darin, daß er das letzte Ziel des Lebens in das sittliche Wissen setzte, d. h. in die begriffsmäßig klare Ueberzeugung von dem, was immer gleichmäßig gut sey. Dieses Bewußtseyn von den einzelnen Tugenden faßte er zusammen in dem Begriffe der Weisheit als des wahren göttlichen Wissens und betrachtete das sittliche Handeln als den nothwendigen Ausdruck und die nothwendige Folge dieses Wissens, daher er auch die Lehrbarkeit der Tugend behauptete. In diesem ethischen Sinne faßte er auch die Frömmigkeit auf, indem er sich für die Begründung und Reinigung des religiösen Glaubens auf teleologische Thatsachen berief und von dem Glauben an eine sittliche Ordnung der Dinge innig durchdrungen war. In dieser Weise und in diesem Sinne hatte S. viele Jahre zu Athen gelehrt, als er vor Gericht gefordert und zum Tode verurtheilt wurde, so daß er im 70. Jahre seines Alters (399 v. Chr.) den Giftbecher trinken mußte. Fast mehr noch durch die Art, als durch die Resultate seines Philosophirens, durch das ironische Bekämpfen der Denk- u. Handlungsweise, welche in das öffentliche und Privatleben Athens eingedrungen war, hatte er vielfachen Anstoß gegeben und eine Partei gegen sich aufgeregt. Die von Anytus, einem Demagogen, Melitus, einem jungen Dichter, und Lycon, einem Redner, gegen ihn erhobene Anklage lautete dahin, daß er frevle, indem er die Götter, welche der Staat verehre, nicht anerkenne, sondern anderes neues Dämonisches einführe, und indem er die Jugend verderbe. Ein jeder Punkt dieser Anklage konnte Denen, welche nur aus einzelnen Aeußerungen des S. seine Lehre und seine Wirksamkeit beurtheilten, wahrscheinlich gemacht werden. Nun war zwar der erste Punkt der Anklage ganz ungegründet; allein S. war einmal ein Philosoph, bei dem man einen Gegensatz gegen die Volksreligion anzunehmen gewohnt war, und dann ließ sich nicht leugnen, daß er, obwohl im äußern Leben seine Verehrung gegen die Götter zeigend, doch der Mei-

nung war, daß ein höchster Gott über alle menschlichen Dinge gebiete. Der zweite Anklagepunkt, daß er neues Dämonisches einführte, stützte sich auf den Glauben des S. an das ihm innewohnende Dämonium. Der dritte Satz der Anklage, daß er die Jünglinge verderbe, war jedenfalls der, welcher die Richter am meisten bedenklich machte. Das Verderben, welches man meinte, war die Entwickelung einer neuen Sitte, einer neuen Bildung und Erziehungsweise, welche zur Zeit des S. und nicht ohne bedeutende Mitwirkung desselben Geltung gewann. Die Gegner dieser neuen Erziehung, welche in der Wiederherstellung des früher Gültigen das einzige Mittel zur Hebung Athens sahen, erblickten in der Philosophie und den mit ihr zusammenhängenden Bestrebungen den Krebsschaden, an dem der athenische Staat leide. Hierzu kam, daß zwei der Männer, welche dem athenischen Volke die größten Uebel bereitet hatten, Alcibiades und Critias, in genauerem Umgang mit S. gestanden hatten. Nachdem man nun in der Staatsverwaltung zur solonischen Verfassung einigermaßen zurückgekehrt war, mochte man auch in der Erziehung das Alte wieder herzustellen streben, und zu diesem Zwecke mußte S. fallen. Vielleicht hätte er durch demüthiges Bitten und durch Anflehen des Mitleids seiner Richter sein Leben retten können; allein im stolzen Bewußtseyn seiner Unschuld und ohne Furcht vor dem Tode stellte er sich seinen Richtern kühn entgegen und ließ statt flehende Bitten herbe Lehren vernehmen. Eine Mehrheit von fünf oder sechs Stimmen erkannte ihn schuldig; als er aber statt der Selbstschätzung seiner Strafe, welche zugleich das Bekenntniß, daß er sich schuldig glaube, enthalten hätte, die Ehre des Prytaneums für sich verlangte und nur auf Zureden seiner Freunde zu einer Strafe von 30 Minen sich erbot, wurden die reizbaren Athener durch diesen Stolz so erzürnt, daß 80 von den Richtern, die vorher für seine Unschuld gestimmt hatten, jetzt für seinen Tod stimmten. Als das Urtheil ausgesprochen war, hielt er noch eine kurze Anrede an seine Richter, in welcher er zuletzt seine Verachtung des Todes ausdrückte. Nach seiner Verurtheilung lebte S. noch 30 Tage, weil eben das Fest der delischen Theorie gefeiert wurde, während dessen kein Verurtheilter hingerichtet werden durfte. Diesen Zeitraum brachte er im Gefängniß meist in Gesprächen mit seinen Freunden zu. Die ihm von seinem Freunde Criton gebotene Gelegenheit zur Flucht wies er zurück, theils um die Gesetze nicht zu verletzen, theils weil er nicht in der Verbannung leben wollte. Die beispiellose Ruhe und Heiterkeit, mit der er dem Tode entgegenging, wird in Plato's „Phädon" ergreifend geschildert. Seine letzten Reden handelten von der Unsterblichkeit der Seele und davon, daß der Tod nichts Anderes, als eine Veränderung des Aufenthalts sey. Die weinenden Freunde tröstete er, als er schon den Giftbecher getrunken hatte, und seine letzten Worte waren: „Criton, dem Asclepius sind wir einen Hahn schuldig; wohlan, gebt ihm denselben und vernachlässigt es nicht!" Er wollte damit andeuten, daß der Tod die letzte Genesung sey. So starb dieser seltene Mann. Die Athener bereuten das in der Leidenschaft gesprochene Urtheil sehr bald. Zum Zeichen der öffentlichen Trauer wurden Palästren u. Gymnasien geschlossen; von des S. Anklägern wurde Melitus zum Tode verurtheilt, die übrigen traf die Strafe des Exils, und den Anytus wollten die Bewohner von Heraclea nicht in ihren Mauern dulden. Später ließen die Athener S. durch Lysippus eine Bildsäule errichten. Den Samen seiner Wissenschaft hat S. in Anderer Seelen zurückgelassen, und da hat er fruchtbare Wirkung gehabt. Andere haben seine Lebensweise nachahmen, vielleicht zu noch höherer Vollkommenheit des Sittlichen gelangen wollen; aber keiner seiner Nachfolger hat die schöne Mischung menschlich-reiner Bestrebungen zu solcher Uebereinstimmung vereinigt u. ist in Besonnenheit u. Begeisterung so gleichmäßig gewesen, als S. Vgl. Philosophie. Am ansprechendsten ist des S. Denkweise in den platonischen Dialogen „Criton", „Phädon" und in der „Apologie" dargelegt. Vgl. Wiggers, S. als Mensch, Bürger u. Philosoph, Neustrelitz 1811; Delbrück, S., Köln 1816; Forchhammer, Die Athener u. S., die Gesetzlichen und der Revolutionär, Berlin 1837; Bendixen, Ueber den tieferen Schriftsinn des revolutionären S. und der gesetzlichen Athener, Husum 1839.

2) S. Scholasticus, Verfasser einer noch vorhandenen Kirchengeschichte in 7 Büchern, welche von 306—439 reicht, lebte um die Mitte des 5. Jahrhunderts v. Chr. Zur Abfassung seines Werks benutzte er Urkunden, Briefe, kaiserliche Edikte, bischöfliche Schreiben, Glaubensbekenntnisse u. dgl. Die erste Ausgabe der Schrift lieferte Robert Stephanus (Paris 1541); dann erschien sie zu Genf 1612, sowie in den Sammlungen von Henri Valois (Socratis et Sozom. hist. eccl., Paris 1668 und 1686) und W. Reading (Cambridge 1720).

Soda, s. v. a. kohlensaures Natron.

Sodakraut, s. v. a. gemeines Salzkraut, Salsola Kali *L.*

Sodales (lat.), die Mitglieder der religiösen Genossenschaften bei den Römern; daher Sodalitas, engere Verbindung zwischen Freunden und Kameraden; Brüderschaft, Kollegium von Priestern, wie dergleichen für den Kult alter Gottheiten von Alters her bestanden; im Mittelalter Vereinigung von Klosterbrüdern.

Sodaseife, s. Seifensiederei.

Sodbrennen (Sod, Soda, Pyrosis), ein meist vorübergehendes Magenleiden, besteht in einem Gefühle vermehrter Wärme im Magen, seltener von Kälte, welches bald in schmerzhaftes Brennen übergeht; hierauf folgt Aufsteigen eines heißen Dunstes in die Speiseröhre und Aufstoßen einer beträchtlichen Menge dünner, wässeriger, bald sauer schmeckender, bald geschmackloser Flüssigkeit. Diese Anfälle stellen sich meist Morgens bei nüchternem Magen, zuweilen auch Nachmittags einige Stunden nach dem Essen ein. Oft ist zugleich Magenkrampf, Erbrechen, gestörte Verdauung 2c. vorhanden. Das Uebel sucht meist empfindliche, an Schwäche des Magens leidende Individuen, Hysterische, Hypochondristen, Schwangere, Bleichsüchtige 2c. heim. Es wird veranlaßt durch schwer verdauliche, Säurebildung befördernde Nahrung. Die Behandlung besteht in der

Entfernung der veranlassenden Momente, besonders durch absorbirende Mittel, Magnesia, Krebsaugen, Kreide, Kalkwasser, Salpetersäure. Man gibt hierauf, um die krankhafte Nervenstimmung des Magens zu heben, bittere, aromatisch-bittere und krampfstillende Mittel, auch gelinde Brech- oder Abführmittel.

Soden, 1) Dorf im nassauischen Amt Höchst, 437 Fuß über dem Meere, mit 600 Einw., berühmt wegen der vielen lauen Kochsalzquellen, die theils zur Salzgewinnung, theils als Heilquellen benutzt werden. Das dortige Warmbad (14—15° R.) wird jährlich durchschnittlich von 800 Badegästen besucht und erweist sich bei manchen Brustleiden, Unterleibsübeln, Drüsenkrankheiten ꝛc. heilsam. Die Quellen, sowohl zum Baden, als zum Trinken benutzt, modificiren ihre Wirkung nach ihrem größern oder geringern Gehalt an Kochsalz, Eisen und Kohlensäure. Vgl. Thilenius, S.s Heilquellen, Frankfurt 1850; Ruge, S. und seine Heilquellen, Berlin 1854. — 2) (Sooden), Stadt in der kurhessischen Provinz Hanau, Kreis Schlüchtern, mit Schloß, Saline u. 1210 Einw. — 3) Flecken in der kurhessischen Provinz Niederhessen, Kreis Witzenhausen, am linken Ufer der Werra, Allendorf gegenüber, mit Saline, die jährlich 10,000 Centner Salz liefert, und 1210 Einw.

Soden, Friedrich Julius Heinrich, Graf von, vielseitiger deutscher Schriftsteller, den 4. Dec. 1754 zu Ansbach geboren, wurde bald nach Vollendung seiner Studien zum fürstlich brandenburgischen geheimen Regierungsrath und später zum Geheimenrath ernannt, worauf er sich mehre Jahre als preußischer Gesandter am fränkischen Kreise zu Nürnberg aufhielt. Nachdem er 1790 zur Belohnung seiner Verdienste in den Reichsgrafenstand erhoben worden war, zog er sich 1796 in das Privatleben zurück und hielt sich seitdem unter wissenschaftlicher und landwirthschaftlicher Beschäftigung auf seinem Gute Sassenfahrt am Main, im Bambergschen, dann seit 1810 in Erlangen auf. Später trat er als Abgeordneter in die zweite bayerische Kammer, wo er sich zu den Ministeriellen hielt. Er † am 13. Juli 1831 zu Nürnberg. Als Schriftsteller hat er sich besonders durch mehre dramatische Arbeiten bekannt gemacht, unter denen sich „Inez de Castro", „Anna Boleyn", „Bianca Capello" und „Die deutsche Hausmutter" am längsten auf der Bühne erhalten haben. Er errichtete 1804 das erste stehende Theater in Würzburg. Im Fache der Rechts- und Staatswissenschaften schrieb er, veranlaßt durch eine Preisschrift der ökonomischen Gesellschaft zu Bern, sein Werk „Geist der peinlichen Gesetzgebung Deutschlands" (Hof 1782, 3 Bde., n. Aufl., Frankf. 1792), das viel Licht über diesen Zweig der Gesetzgebung verbreitete. Seine Abhandlung „Ueber Nürnbergs Finanzen" (Nürnberg 1795); die Schrift „Das agrarische Gesetz" (Augsburg 1797), namentlich aber die „Skizze der Staatshaushaltung" (Erl. 1812) waren Vorläufer seines ausgezeichneten Werkes „Die Nationalökonomie" (Leipzig und Aarau 1805—20, 8 Bde.), worin er viele neue Ansichten aufstellte. Außerdem gab er eine Beurtheilung der Verfassungsurkunde des Königreichs Bayern (Nürnb. 1812) und des bayerischen Landtags von 1819 (das. 1821) heraus und beschrieb die an dem Buchhändler Palm verübte Mordthat (das. 1814).

Sodom (Sodoma), alte Stadt Palästina's in dem volkreichen, fruchtbaren und reizenden Thale Siddim, ging mit dem benachbarten Gomorra (s. d.) schon zu Abrahams Zeiten durch göttliches Strafgericht wegen des sündhaften Lebens der Einwohner unter. Vgl. Todtes Meer.

Sodoma, Maler, s. Razzi.

Sodomie (Sodomiterei), s. Unzuchtsverbrechen.

Söderhamm, Stadt im schwedischen Gefleborglän, im Söderfjord am bottnischen Meerbusen, mit Gewehrfabrik, Leinweberei, Handel mit Leinwand, Eisen ꝛc. und 1560 Einw.

Söderköpping (Söderköping), Stadt im schwedischen Linköpinglän, südöstlich von Norrköping, am Tvaran und unweit der Bucht Slätbaken im baltischen Meer, mit Leinweberei, Handel mit Salz, Fischen, Bretern, Eisen, Theer und 1540 Einw.

Söldner (Miethstruppen), Truppen, welche fremden Nationen um Sold dienen, sind, wo sie nöthig werden, ein Zeichen der moralischen oder politischen Schwäche eines Staats, waren aber von den ältesten Zeiten bis auf die neuesten in Gebrauch. Vergl. Sold.

Söller, s. v. a. Altan, Balkon.

Sömmerda (Großsömmern), Stadt in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Erfurt, Kreis Weißensee, an der Unstrut, mit 2 Pfarrkirchen, Gerichts- und Untersteueramt, Post, Eisenwaarenfabrik, Gewehrfabrik (Zündnadelgewehre), Fabrikation von Metallknöpfen und Zündhütchen und 3350 Einw.

Sömmerring, Samuel Thomas von, einer der ausgezeichnetsten deutschen Anatomen und Physiologen, geboren zu Thorn am 25. Jan. 1755, studirte seit 1774 zu Göttingen Medicin, ward 1778 Professor der Anatomie in Kassel, dann 1784 in Mainz. Nach Auflösung dieser Universität lebte er in Frankfurt a. M. als Arzt. Im Jahre 1804 wurde er Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu München, 1810 königlich bayerischer geheimer Rath und in den Adelsstand erhoben. Im Jahre 1820 kehrte er nach Frankfurt zurück, wo er am 2. März 1830 †. Seine Untersuchungen über Gehirn und Nervensystem, über die Sinnesorgane, über den Embryo und seine Mißbildungen, über den Bau der Lungen, über die Brüche ꝛc. stellen ihn in die Reihe der ersten deutschen Anatomen. Von seinen zahlreichen Schriften sind hervorzuheben: „De basi encephali et originibus nervorum ex cranio egredientium" (Göttingen 1778); „Vom Hirn- und Rückenmark" (Mainz 1788, 2. Aufl. 1792); „Abbildung und Beschreibung einiger Mißgeburten" (das. 1791); „Vom Bau des menschlichen Körpers" (Frankfurt 1791—96, 6 Bde., 2. Aufl. 1800, neue Aufl. von Bischoff, Henle, Theile, Valentin, Vogel und Wagner, Leipz. 1839—44, 9 Bde.); „De corporis humani fabrica" (Frankf. 1794 bis 1801, 6 Bde.); „De morbis vasorum absorbentium corporis humani" (das. 1795); „Ueber das Organ der Seele" (Königsb. 1796); „Tabula sceleti feminini" (Frankf. 1798); „Abbildungen

des menschlichen Auges" (das. 1801); „Abbildungen des menschlichen Hörorgans" (das. 1806); „Abbildungen des menschlichen Organs des Geschmacks und der Stimme" (das. 1806); „Abbildungen der menschlichen Organe des Geruches" (das. 1809); „Ueber die Ursache, Erkenntniß und Behandlung der Nabelbrüche" (das. 1811).

Soest, Kreisstadt in der preußischen Provinz Westphalen, Regierungsbezirk Arnsberg, Sitz eines Land- und Stadtgerichts und Rentamts, hat 5 Thore, 10 Kirchen, worunter die Waisenkirche ein hervorragendes Denkmal altdeutscher Baukunst ist, ein evangelisches Gymnasium, Schullehrerseminar, Waisenhaus, reiches Stadtarchiv und 9200 Einw., welche Leinen- u. Wollenweberei, Gerberei, Obst-, Getreide- u. Gemüsebau treiben. Die die Stadt umgebende Börde (Ober- u. Niederbörde) ist ein fruchtbarer Landstrich von $4\frac{1}{2}$ □Meilen mit 14,478 Einw. Eine Stunde von der Stadt ist eine im Privatbesitz befindliche Saline mit Sodafabrik in Betrieb. Im Mittelalter war S. eine der angesehensten und reichsten Hansestädte mit reichsstädtischen Rechten und einer Bevölkerung von 60—70,000 Seelen. Ihr Stadtrecht, Schran (Jus Susatense) genannt, ward schon im 13. Jahrhundert geordnet u. diente in vielen anderen Städten, Lübeck, Hamburg &c., als Norm. Die Stadt galt als Hauptstadt des Landes Engern im Herzogthum Sachsen. Nach Auflösung des letzteren 1180 bemächtigte sich der Erzbischof von Köln derselben und nöthigte sie, jedoch unter Bestätigung ihrer Rechte u. Freiheiten, ihm zu huldigen. Unter dem Erzbischof Dietrich von Mörs entzog sie sich wegen zu harten Drucks der erzbischöflichen Botmäßigkeit wieder und begab sich unter den Schutz Johannes' I., Herzogs von Kleve und Grafen von der Mark, was zu einer langwierigen Belagerung der Stadt (Soester Fehde) führte, bei welcher die dortigen Frauen sich durch Muth auszeichneten. Der Streit endete damit, daß S. mit der Börde 1449 unter die Landeshoheit des Herzogs Johannes kam. Vgl. Geck, Beschreibung der Stadt S., Soest 1825; Barthold, Geschichte der Stadt S., das. 1854.

Sofala, afrikanischer Küstenstrich, s. Mozambique.

Soffariden, persische Dynastie, gestiftet von Jakob Ben Leith Soffar, der, vom Khalifen mit Sedschestan belehnt, 872 n. Chr. die Dynastie der Taheriden stürzte und Kerman, Schiras, Kabul, Khorassan, Farsistan und Masenderan eroberte. Seine Nachkommen behaupteten sich in diesen Ländern bis 993, wo sie den Samaniden unterlagen.

Soffiten, in der Architektur eine in Felder getheilte, oder mit Getäfel verzierte Decke; auf der Bühne die oberhalb der Kulissen quer über die Bühne gehenden Leinwandstreifen, die das Bühnenbild nach oben begrenzen. Je nachdem die S. bemalt sind, heißen sie Luft-, Wald-, Zimmersoffiten &c.

Sofismus (Ssufismus), im Orient die Lehre von der Vereinigung der Menschen mit Gott. Die Anhänger des S. (Sofi, Sofis, Ssufis) bilden eine mystische Sekte, die im 9. und 10. Jahrhundert entstand und sich besonders in Indien und Persien ausbreitete. In der neuesten Zeit wurde die alte Lehre des S. durch Kasi-Mullah, den Vorgänger Schamyls, in den kaukasischen Ländern neu belebt. Die Sofis nehmen an, daß der Mensch vier Stufen zu erklimmen habe, um zu irdischer und himmlischer Glückseligkeit zu gelangen. Alle Menschen, welche sich dem Scharyat, d. h. dem äußerlichen Gesetz der Moslim, unterworfen und die Vorschriften desselben über Gebet, Almosensteuer, Fasten, Wallfahrten, Reinigungen, Ehrlichkeit, Wahrheitsliebe &c. gewissermaßen befolgen, stehen auf der untersten oder ersten Stufe der Heiligung. Während diese erste Stufe für alle wahre Moslim gleich verbindlich ist, eröffnet sich für die tieferen Geister, welche sich zur Gottheit in ein näheres Verhältniß zu setzen fähig und bedürftig sind, ein Pfad zur Vollkommenheit (Tarikal), die darin besteht, daß der Mensch, im Gegensatz zur Beobachtung der äußern Ceremonie, durch geistige Kraft und Tugend zur innerlichen Gottesverehrung sich erhebt. Diese geistige Kraft steigert sich durch fortgehende Versenkung in die Natur und unmittelbare Erkenntniß des Wesens der Dinge zu übernatürlicher Erkenntniß extatischer Anschauung und führt zur dritten Stufe, welche heißt Wahrheit (Hakykal). Dieser Zustand sublimirt sich immer mehr, bis endlich der Mensch in unmittelbare, reale Vereinigung mit Gott tritt und so die vierte und höchste Stufe der Erkenntniß (Maarifal) erreicht. Nach diesen Grundzügen schuf Kasi-Mullah seine neue Lehre, welche schon in Folge der gewaltigen Beredsamkeit, womit er sie verkündete, schnell eine Menge Anhänger fand. Er selbst ward der Murschid, d. h. das Haupt der Sekte, und seine Jünger wurden Muriden (Jünger) genannt. Der Murschid steht in unmittelbarer, realer Verbindung mit der Gottheit. Seine Worte sind Gottes Worte, und seine Befehle sind des Herrn Befehle. Diese neue Doktrin war das feste Band geworden, welches die Stämme Daghestans, die unter Schamyls Banner kämpften, umschlang und ihnen gleichsam eine einheitliche Gestaltung gab. Vergl. Tscherkessen.

Sogalgina, Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, einjährige Kräuter in Meriko, wovon S. trilobata Cass., mit bis 4 Fuß hohem Stengel und goldgelben, fast dolbentraubig-endständigen Blüthen, in Gärten beliebte Zierpflanze ist.

Sogdiana, Landschaft des innern Asiens, zu den nordarianischen Provinzen des Perserreichs gehörig, umfaßte den größten Theil des heutigen Turkestan und Bokhara, dessen schönster Theil noch immer den Namen Soghd führt. Das größtentheils gebirgige Land war trotzdem reich an Städten und sehr ergiebig. Zu Alexanders Zeiten gab es daselbst auch große Waldungen mit ummauerten Thiergärten. Die Gebirge waren die Oxii Montes, Comedarum Montes und die das Land in der Mitte durchziehenden Sogdii Montes, sogdisches Gebirg, jetzt Kara-Tagh oder Al-Botom. Von Flüssen sind außer den beiden Grenzströmen Oxus und Jaxartes zu nennen: der Demus oder Dymus (jetzt Marghinan) u. der Bascatis, Nebenflüsse des Jaxartes, und der Polytimetus. Die Einwohner, Sogdii oder Sog-

blani genannt, waren ein ziemlich rohes, in ihren Sitten wenig von den Baktriern verschiedenes Volk, das wahrscheinlich zu dem großen arischen Volksstamme gehörte. Städte S.'s waren Maracanda (jetzt Samarkand), Cyropolis, Gaza, Alexandria ultima, Alexandria Oxiana, Trybactra, Nautaca, Gabä oder Gabaza.

Soham, Stadt in der englischen Grafschaft Cambridge, nördlich von Newmarket, mit großer Kirche, mehren Hospitälern und Wohlthätigkeitsanstalten, Handel mit Käse und 3000 Einw.

Sohl (ungar. Zólyom Varmegye, slav. Zwolenszka Sztolicza), Gespannschaft im ungarischen Distrikt Preßburg, von dem alten Schlosse gleichen Namens so genannt, zwischen der liptauer, gömörer, neograder, honther, barser und thuroczer Gespannschaft, hat einen Flächenraum von 51⅓ □Meilen, ist ganz von Zweigen der Karpathen bedeckt, von denen der Sturetz und das Altgebirg mit bedeutenden Erzadern die bemerkenswerthesten sind, u. wird vom Granflusse, in den sich eine Menge größerer und kleinerer Bäche ergießen, der Länge nach in südwestlicher Richtung durchströmt. Das Klima ist zwar kalt, aber doch in einigen Gegenden auch für den Weinbau geeignet, die Luft rein und gesund, der Boden ungeachtet der vielen Gebirge nicht unfruchtbar; besonders zeichnet sich das Granthal durch seine Fruchtbarkeit aus. Produkte sind: gediegener Schwefel, Silber, Gold, Kupfer, Eisen, Vitriol, Quecksilber; Rindvieh, Schafe, denen besonders die vielen und guten Gebirgsweiden vortrefflich zu Statten kommen, viel Wild; mittelmäßiger Wein, Holz, Getreide. Bäder und Gesundbrunnen sind in Menge vorhanden. Die Einwohner, deren 1850 94,402 gezählt wurden, darunter 55,000 Katholiken und 39,000 Protestanten, sind außer einigen in den königlichen Freistädten ansässigen Deutschen durchaus Slaven, die sich mit dem Ackerbau, der Viehzucht und dem Bergbau beschäftigen; sie verfertigen außerdem Eisen- und Töpferwaaren, Leder, Tuch, Leinwand, Glas, Papier, Branntwein und guten Käse. Die Gespannschaft enthält 2 Bezirke, den obern oder neusohler, und den untern oder altsohler, 5 königliche Freistädte, 8 Marktflecken, 146 Dörfer, 61 Prädien u. Weiler. Die Komitatsversammlungen werden in Neusohl (s. d.) gehalten.

Sohlengänger, s. v. a. Plantigrada.

Sohn, jede Person männlichen Geschlechts im Verhältniß zu ihren Erzeugern (Vater und Mutter). Eheliche Söhne haben an der Erbschaft des Vaters den wesentlichsten Antheil und sind nach Partikulargesetzen und Herkommen hie und da bevorzugt, besonders die Erstgebornen (s. Erstgeburt und Majorat). Die unehelichen (natürlichen) Söhne haben nur hier u. da Anspruch auf die Hinterlassenschaft des Vaters.

Sohn, Karl Ferdinand, einer der ausgezeichnetsten Meister der düsseldorfer Malerschule, wurde 1805 zu Berlin geboren und erhielt von Schadow, den er später nach Düsseldorf begleitete, den ersten Unterricht in der Kunst. Er zeigte schon in seinen ersten Arbeiten hervorragendes Talent. Mit Vorliebe behandelte er antike Stoffe, doch waren ihm auch Scenen aus neueren Dichtern, wie Tasso, Göthe rc., willkommen. Seine vorzüglichsten Bilder sind Rinaldo und Armida, der Raub des Hylas, Diana und Aetäon, die Lautenspielerin, das Urtheil des Paris, Romeo und Julie, die beiden Leonoren, die beiden Geschwister, woran sich noch andere Bilder reihen, bestehend in Darstellungen von sentimental-romantischen Situationen in frischester Sinnlichkeit, die aber immer ästhetisch rein erscheint. Er ist Meister in Behandlung der Karnation. Seine Darstellung des Nackten zeichnet sich durch einen Schmelz, eine Wärme, Licht und Leben der Farbe aus, wie sie sich nur bei den großen Künstlern der Schulen von Venedig und Parma finden. Auch in der Anordnung seiner Bilder, besonders in Bildung u. Drapirung schöner Frauengestalten, geben sich stets das feinste Gefühl und auserlesener Geschmack kund. S. ist auch ein ausgezeichneter Porträtmaler, der mit frappanter Aehnlichkeit geistreiche Auffassung des Charakters verbindet. Er ist Professor an der Akademie in Düsseldorf.

Sohrau, Stadt in der preuß. Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Oppeln, Kreis Rybnik, hat 2 Vorstädte, ein Stadtgericht, Untersteueramt, eine Post, Synagoge und 4100 Einw.

Soignies, Stadt in der belgischen Provinz Hennegau, Bezirk Mons, an der Senne, mit mehren Kirchen und Klöstern, Steinbrüchen, Farben- und Oelfabrikation, Messerschmieden, Gerbereien und 6460 Einw. Hier am 10. Juli 1794 Gefecht der Franzosen gegen die Niederländer.

Soirée (franz.), Abend; Abendgesellschaft, Abendcirkel.

Soiron, Alexander von, ein durch sein politisches Wirken bekannter badischer Advokat, geboren 1805 zu Mannheim als Sprößling einer ursprünglich wallonischen Familie, die durch seinen Vater nach der Pfalz übersiedelte, studirte zu Heidelberg und Bonn und widmete sich seit 1832 der advokatorischen Praxis erst zu Heidelberg, dann zu Mannheim. Seit 1845 Abgeordneter der zweiten badischen Kammer, hielt er zur liberalen Opposition und nahm 1848 an den Vorbereitungen zu Berufung des Vorparlaments regen Antheil. Er ward auch in den Fünfzigerausschuß gewählt und führte den Vorsitz darin mit Festigkeit und Mäßigung. Einen ihm gemachten Antrag eines Ministerpostens in Baden lehnte er ab. In der Nationalversammlung fungirte er geraume Zeit als Vicepräsident und nahm an den Verfassungs- und andern wichtigen Arbeiten bedeutenden Antheil, indem er zu den Führern der erbkaiserlichen Partei gehörte. In gleicher Richtung war er auch im erfurter Parlament, sowie in der badischen Kammer thätig, in welcher er jedoch seit 1851 keine neue Wahl mehr annahm. Nach dem Scheitern der deutschen Einheitsbestrebungen trat er in seine frühere Stellung als Obergerichtsanwalt zurück. Er † den 6. Mai 1855 zu Heidelberg.

Soissons, Hauptstadt eines Arrondissements im französischen Departement Aisne, links an der Aisne, über die eine schöne Brücke in die Vorstadt St.-Vaast führt, hat eine alte Kathedrale (mit Bibliothek, worin viel Handschriften), viele andere Kirchen, ein altes festes Schloß, Ruinen zweier Abteien, in deren einer Ludwig der Fromme, durch seine eigenen Kinder entthront,

gefangen gehalten wurde, und einen in die Kapelle Saint Pierre umgewandelten antiken Tempel. Die Stadt ist Sitz eines Bischofs, einer Unterpräfektur, eines Civil- und Handelstribunals und hat ein bischöfliches Seminar, eine Zeichenschule, Gesellschaft für Wissenschaften und Künste, öffentliche Bibliothek, mehre Wohlthätigkeitsanstalten. Bei der Stadt beginnt der gleichnamige **Kanal**, links im Aisne, der gegen Südwesten gerichtet in den Ourcq mündet. Die Einwohner, etwa 9000 an der Zahl, unterhalten Fabriken für grobe Leinwand, Baumwollen- und Wollenwaaren, Strümpfe, buntes Papier, Leinwandbleichen, Brauereien, Gerbereien, Seilereien und treiben Handel mit Getreide, Mehl, Bohnen, Hanf, Wolle, besonders auch Senf. Zur Zeit des Augustus hieß die Stadt Augusta Suessionum, später Suessionum urbs oder Suessionum civitas, woraus der jetzige Name entstand. In S. war ein Palatium der römischen Kaiser, u. es war die letzte Stadt, welche die Römer in Gallien besaßen. Aegidius und Syagrius residirten daselbst, und letzterer wurde 486 von Chlodwig dem Großen in der Nähe der Stadt geschlagen. Nach Chlodwigs Tode und bei der Theilung des fränkischen Reichs unter dessen 4 Söhne wählte Chlothar I. S. zu seiner Residenz, und als dessen 4 Söhne das väterliche Besitzthum theilten, kam es an Chilperich. Dessen Sohn Chlothar II. vergrößerte das **Reich S.** durch die Eroberung Anstrasiens und Burgunds, und von nun an blieb es ein Theil von Neustrien. Auf der Reichsversammlung von 752 zu S. wurde Pipin zum König erklärt. Unter den Karolingern kam S. zum Antheil Karls des Kahlen, im 10. Jahrhundert an die Grafen von Vermandois. Im Jahre 1482 kam es durch Heirath an das Haus Bourbon, und zwar an den Seitenzweig Bourbon-Condé, 1764 aber an das Haus Savoyen-Carignan. In den Jahren 744, 853, 941, 1078, 1120, 1137, 1210 wurden hier Kirchenversammlungen gehalten. Am 20. (21.) Mai 1414 wurde S. von Karl VI. erobert und geplündert. Auch in dem Kriege von 1814 ward die bloß nach alter Art durch Thurm und Graben befestigte Stadt am 14. Februar von Winzingerode mit Sturm genommen, allein am 19. Februar von Mortier wieder besetzt. Am 3. März übergab der Kommandant Moreau, den Napoleon deshalb erschießen ließ, die Stadt den Russen, doch nahmen sie Marmont und Mortier den 5. März wieder ein. Im Jahre 1815 wurde S. mit Laon von einem Theile des ersten preußischen Armeecorps eingeschlossen und am 14. August nach geschlossenem Frieden übergeben.

Soissons, Grafen von: 1) **Karl von Bourbon, Graf von S.**, Sohn des Prinzen Ludwig I. von Condé (s. d.) aus dessen zweiter Ehe mit Françoise von Orléans-Longueville, geboren 1556, stand in den Hugenottenkriegen bald auf Seiten des Hofs, bald auf Seiten des Königs Heinrich von Navarra und † den 1. Nov. 1612.

2) **Ludwig von Bourbon, Graf von S.**, Sohn des Vorigen aus der Ehe mit Anna von Montasie, geboren den 11. Mai 1604 zu Paris, folgte seinem Vater als Grand-Maître und Gouverneur der Dauphiné. Schon im 16. Jahre unterstützte er die Königin-Mutter, Maria von Medici, gegen ihren Sohn, Ludwig XIII., während er zugleich, um sich gefürchtet zu machen, mit den Hugenotten unterhandelte. Als diese ihn mißtrauisch von sich wiesen, kehrte er zur Partei des Königs zurück und begleitete diesen im Feldzuge von 1622 gegen die Protestanten. Weil Richelieu, der seinen Ehrgeiz fürchtete, seine Verheirathung mit der reichen Prinzessin von Montpensier hintertrieb, ward er dessen Todfeind und nahm auch 1626 an der Verschwörung gegen den allmächtigen Minister Theil. Durch die Entdeckung derselben kompromittirt, floh er nach Italien; Ludwig XIII. rief ihn jedoch zurück und brauchte ihn 1628 bei der Belagerung von Rochelle. Im Jahre 1630 kaufte er die Grafschaft Soissons vom Prinzen von Condé, begleitete den König nochmals nach Italien und erhielt dann das Gouvernement von Champagne und la Brie. In dem Feldzuge von 1636 kommandirte er ein kleines Corps an der Aisne und Oise, wurde jedoch von den Spaniern zum Rückzug nach Noyon gezwungen. Ein neuer Anschlag zur Ermordung Richelieu's, der abermals entdeckt wurde, nöthigte ihn zur Flucht nach Sedan, wo der Herzog von Bouillon ihm ein Asyl gewährte. Aus Haß gegen Richelieu verband er sich nebst dem Herzog von Bouillon und dem Herzoge von Guise mit den Spaniern. Ein königliches Heer unter dem Marschall Chatillon wurde am 6. Juli 1641 bei Sedan geschlagen, S. aber im Gefecht von unbekannter Hand erschossen. Mit ihm erlosch die Seitenlinie des Hauses Bourbon-Condé, u. sein Besitz u. Titel gingen auf den zweiten Sohn seiner Schwester Maria über, die mit dem Prinzen Thomas Franz von Savoyen-Carignan vermählt war.

3) **Eugen Moritz von Savoyen, Graf von S.**, Sohn des Vorigen, geboren 1633 zu Chambery, widmete sich in der Jugend dem geistlichen Stande, nahm jedoch später Kriegsdienste und heirathete 1657 Olympia Mancini, die Nichte des Ministers Mazarin, der ihn zum Generalobersten der Schweizer und zum Gouverneur der Champagne ernannte. Im J. 1667 wohnte er dem Feldzuge in Flandern bei und wurde 1672 von Ludwig XIV. zum Generallieutenant ernannt, als welcher er sich in Holland und am Rhein auszeichnete. Er † am 7. Juni 1673 bei der Armee in Westphalen, vielleicht an Gift. Sein jüngerer Sohn war der berühmte Prinz Eugen von Savoyen; der ältere, **Ludwig Thomas**, setzte die Linie Savoyen-S. fort, die mit dessen Enkel 1734 erlosch. Die erwähnte **Olympia Mancini, Gräfin von S.**, Nichte Mazarins und Gemahlin von Eugen Moritz, kam 1647 mit ihren Schwestern nach Paris. Nach ihrer Vermählung wurde sie Surintendantin des Hauses der Königin; weil sie sich aber in die Mätressenhändel des Königs mischte, entfernte sie dieser mehrmals vom Hofe und nahm ihr endlich ihre Stelle. Durch die Geständnisse der berüchtigten Giftmischerin Voisin ward sie so kompromittirt, daß sie nach Brüssel entfloh, von wo sie sich nach Madrid begab. Der Herzog von Saint-Simon beschuldigt sie, nicht nur ihren Gemahl, sondern auch die junge Königin von Spanien, die Ge-

mahlin Karls II., deren Vertrauen sie genoß, vergiftet zu haben. Aus Madrid vertrieben, irrte sie längere Zeit in Deutschland umher und † zu Brüssel, von Allen, selbst von ihrem Sohne, dem Prinzen Eugen, verlassen, den 9. Oktober 1708.

Soja (Sojabohne), Pflanzengattung aus der Familie der Leguminosen, mit der einzigen Art: S. hispida *Moench*, Dolichos Soja *L.*, einer einjährigen, in Japan einheimischen, jetzt in ganz Südasien häufig kultivirten Pflanze. Sie hat einen bis 3 Fuß hohen, hin- und hergebogenen Stengel, langgestielte, 3zählige Blätter und kleine, in den Blattachseln in kurzen Trauben vereinigte Blüthen. Die zusammengedrückten, rauhhaarigen Hülsen enthalten 3—5 nierenförmige, weißliche oder bräunliche Samen, welche sehr wohlschmeckend sind und sowohl als Gemüse mit Reisgraupen gegessen werden, als auch zur Bereitung einer pikanten Sauce (Soja) dienen, welche als schmackhafte Zuthat zu andern Speisen jetzt häufig nach Europa gebracht wird.

Sol, der Sonnengott, s. Helios; in der Alchemie das Gold wegen seiner glänzend gelben Farbe.

Solaneen, dikotyledonische Pflanzenfamilie, charakterisirt durch den freien, 5theiligen, selten 3—4- oder 6theiligen, bleibenden, selten umschnitten-abfälligen Kelch mit bleibender Basis, die regelmäßige radförmige, glockige, trichterige oder tellerförmige Blüthe mit eben so viel Saumzipfeln als der Kelch, 5 (selten 4 oder 6) im Grunde der Blume befestigte, getrennte, selten verwachsene Staubgefäße, einen Griffel mit ganzer oder 2lappiger Narbe und die 2klappige, selten 4klappige oder umschnittene vielsamige Kapsel- oder Beerenfrucht, saftige Kräuter, Sträucher oder Bäume mit wechselständigen, einfachen, ganzen, gezähnten, gebuchteten, gelappten oder fiederschnittigen Blättern, einzelnen, trugdoldigen, rispigen, doldigen oder traubigen, gipfel-, achsel- oder außerwinkelständigen Blüthen, in mehr als 600 Arten, welche über alle Welttheile verbreitet, jedoch am meisten in den Tropenländern (namentlich Amerika's) vertreten sind. Sie zeichnen sich meist durch einen widrigen Geruch aus u. enthalten einen mehr oder minder narkotisch giftigen Stoff, ja manche von ihnen gehören zu den gefährlichsten Giftpflanzen, sind aber zugleich wichtige Heilmittel. Von andern, bei welchen die giftigen Bestandtheile durch die Kultur sich vermindert haben, oder durch das Kochen und Zubereiten zerstört werden, dienen die Blätter und Früchte, hauptsächlich aber die Knollen zur Nahrung für Menschen und Hausthiere. Es gibt auch manche schönblühende Gewächse darunter, welche zur Zierde in Gärten gezogen werden. Reichenbach theilt die S. in drei Gruppen: Nolaneae, mit einer Steinfrucht (Typus: Nolana *L.*); Solaneae, mit einer Beerenfrucht (Typus: Solanum *L.*); Datureae, mit einer Kapselfrucht (Typus: Datura *L.*).

Solandra, Pflanzengattung aus der Familie der Solaneen, mit glockigem, 5spaltigem Kelch und bauchiger Korolle mit wellenförmigem Rande, Sträucher in Südamerika und Ostindien, wovon S. grandiflora *Sw.*, in Jamaica, an den größten Bäumen hinankletternd, mit großen, weißen, wohlriechenden, trichterförmigen Blüthen, zu den scharfen Giftgewächsen gehört, aber in Gewächshäusern als Zierpflanze kultivirt wird. Sie gedeiht am üppigsten in Holz- oder leichter Lauberde, die mit Flußsand und einigen alten Rindenstücken gemischt ist.

Solanin (Solanium), organische Salzbase, findet sich in mehren Solanumarten (Solanum nigrum, S. tuberosum, S. Dulcamara) u. wird am besten aus frisch zerquetschten Kartoffelkeimen dargestellt. Das S. bildet blendendweiße, perlmutterglänzende, platte vierseitige Prismen oder ein Pulver von ähnlichem Ansehen, ist luftbeständig, geruchlos, von widrig bitterlichem und anhaltend kratzend scharfem Geschmack nach rohen Kartoffeln. Es wirkt narkotisch-giftig, auffallend lähmend auf die hintern Extremitäten, reagirt schwach alkalisch, schmilzt nicht ohne Zerlegung, ist nicht flüchtig und löst sich wenig in Wasser.

Solanum (Nachtschatten), Pflanzengattung aus der Familie der Solaneen, mit 5spaltigem Kelch, radförmiger Blüthe, mit 5theiligem, gefaltetem Saume, aufrechten, zusammenschließenden oder zusammenhängenden Staubbeuteln und 2-, selten 4fächeriger, vielsamiger Beere, unbewehrte oder dornige, oft auch sternhaarig-filzige Kräuter, Halbsträucher, Sträucher und Bäume, in Südamerika hauptsächlich einheimisch, in cirka 500 Arten, mit heilsamen und verdächtigen Kräften. S. amazonicum *Ker.*, ein Strauch in Mexiko, mit großen, dunkelblauen Blüthen in afterdoldigen Trauben, wird in Gärten kultivirt. Dasselbe gilt von S. bonariense *L.*, einem Strauch in Buenos-Ayres, mit bis 7 Fuß hohem Stengel und großen, überhängenden, weißen, außen filzigen Blüthen. S. Dulcamara *L.*, Bittersüß (Alpranken, Hirschkraut, Mäuseholz), ist ein Halbstrauch in Europa und Nordamerika, in feuchten Gebüschen, am Ufer der Bäche u. Flüsse, unbewehrt, mit eirund-herzförmigen Blättern, violeten, am Grunde der Zipfel mit einem grünen, weißlich eingefaßten Fleckchen gezeichneten Blüthen in Trugdolden und eiförmigen Beeren. Stengel und Blätter haben anfangs einen unangenehm bittern, bald darauf aber einen süßen Geschmack (daher der Name Bittersüß). Officinell sind die vorjährigen jungen Stengel, Stipites Dulcamarae, welche scharf narkotisch, in größern Mengen sogar betäubend, in gewöhnlicher Gabe aber vorzüglich die Absonderung in den vegetativen Organen befördernd wirken und deshalb gegen Skropheln, Hautausschläge, Syphilis, Gicht, chronische Katarrhe, Rheumatismus ꝛc. Anwendung finden. Die Beeren sind scharf und auch etwas narkotisch-giftig und veranlassen schon in geringer Menge Durchfälle und Erbrechen. Die Landleute hängen die Pflanze dem Vieh wider den Alp an den Hals. S. esculentum *Dun.*, S. Melongena *L.*, Eierpflanze, im tropischen Asien und Afrika einheimisch, im wärmern Amerika und in Südeuropa häufig in Gärten gezogen, einjährig, mit krautartigem, bis 2 Fuß hohem, stacheligem Stengel, eirunden, ganzrandigen oder etwas buchtigen Blättern und lillafarbigen, großen, vieltheiligen Blüthen, trägt ovale, violete, gelbe oder grauweiße Früchte von der

Größe eines Hühnereies, die in den heißen Ländern und auch in vielen Gegenden Südeuropa's als Zuthat an Saucen, Suppen 2c. oder geröstet gegessen, auch als Mala insana s. Poma Melongenae zu zertheilenden und schmerzstillenden Umschlägen, besonders auf Hämorrhoidalknoten gebraucht werden. In Deutschland kommt diese Pflanze nur in Töpfen oder auf warmen Rabatten, besser in Mistbeeten fort. Von S. nigrum *L.*, schwarzer Nachtschatten, Saukraut, in Asien, Afrika, Amerika, Europa, auf bebautem Lande, an Wegen, auf Schutt, einjährig, unbewehrt, mit kantigem Stengel, eirunden, ausgeschweift- oder buchtig-gezähnten Blättern, weißen, selten ins Violete spielenden, überhängenden Blüthen in seitlichen, doldenförmigen Trauben und kugeligen, erbsengroßen Beeren, ist das Kraut, Herba S. nigri a. Solatrii, officinell, indem es narkotisch wirkt und besonders als erweichendes, schmerzstillendes Mittel äußerlich gegen bösartige und hartnäckige Geschwüre, Drüsengeschwülste und chronische Hautkrankheiten, aber auch innerlich gegen Wassersucht angewendet wird. Die wichtigste hierher gehörige Nahrungspflanze ist die Kartoffel (s. d.).

Solarium (lat.), Sonnenuhr; Söller, Terrasse auf den flachen Dächern der römischen Häuser, mit Blumen, Sträuchern und Bäumen geschmückt.

Sold, Geldbetrag, welcher für geleistete Dienste, namentlich Militärdienste gezahlt wird. Schon im Alterthume, selbst wenn die Heere aus Staatsbürgern gebildet wurden, pflegte S. gezahlt zu werden, in Athen seit Pericles, in Rom seit Camillus. Verschieden von den um S. dienenden Staatsbürgern sind die eigentlichen Söldner, d. h. Schaaren, welche um Lohn in fremde Kriegsdienste traten, wie im Alterthum die Griechen, die öfters den Perserkönigen Kriegsdienste leisteten, in der neuern Zeit besonders die Schweizer (s. Schweizergarden). Nachdem sie im Mittelalter in Folge der Heerbanns- und Lehnspflichtigkeit abgekommen waren, traten sie gegen Ende des Mittelalters wieder um so bedeutender auf und bildeten bis in das 17. Jahrhundert hinein die Masse der Heere. Sie wurden angeworben und erhielten außer dem S. Handgeld. Früher mußten sie Waffen und Kleidung mitbringen. Verzögerte Soldzahlung erregte oft genug schlimme Meutereien. Geregelte Soldzahlung begann erst mit dem Aufkommen der stehenden Heere. Seitdem übernahm der Kriegsherr oder Staat auch Kleidung und Ausrüstung der Truppen. Was die Höhe des S.s (der Löhnung, des Traktaments) betrifft, so ist dieselbe bei den verschiedenen Armeen sehr verschieden, am bedeutendsten in England.

Soldanella (Trobdelblume, Alpenglöckchen), Pflanzengattung aus der Familie der Lysimachien, mit 5theiligem Kelch, glockenförmiger, zerrissen-vielspaltiger Korolle und 1fächeriger, vielsamiger, an der Spitze vielzähniger Kapsel, ausdauernde Kräuter in Mitteleuropa, wovon S. alpina *L.*, gemeines Alpenröschen, auf den Alpen, mit überhängenden, hellvioleten Blüthen, S. montana *Willd.*, Berg-Trobdelblume, in Böhmen, Bayern, Siebenbürgen, auf Bergen, mit ähnlichen, aber doldenständigen Blüthen, und S. pusilla *Baumg.*, niedrige Trobdelblume, in Siebenbürgen, Oesterreich, auf Alpen, mit großen, röthlichweißen oder rosenrothen Blüthen, beliebte Zierpflanzen sind, die sowohl im Freien an einem beschützten, schattigen Standorte, als auch in Töpfen in leichter, sandiger Damm- oder Heideerde gedeihen und durch Wurzeltheilung vermehrt werden.

Soldat, jeder für einen bestimmten Sold dienende Krieger, mit Ausnahme der zum Justiz-, Verpflegungs- und Medicinalwesen gehörenden Militärpersonen, d. h. aller derjenigen, die nicht in Reihe und Glied stehen. Jeder Offizier ist mithin auch S., doch wird diese Benennung meist nur auf die Unteroffiziere und Gemeinen bezogen. Der Name rührt aus der römischen Kaiserzeit her; unter Alexander Severus erhielten die Krieger ihre Löhnung in einer Goldmünze ausgezahlt, welche solidus oder soldus hieß, wovon soldarius, ein bezahlter Krieger, abgeleitet wird.

Soldateska (v. Ital.), die Soldaten als Ganzes betrachtet, insbesondere mit dem Nebenbegriff des Uebermüthigen und Eigenmächtigen.

Soldau (poln. Dzialdowo), Stadt in der preußischen Provinz Preußen (Ostpreußen), Regierungsbezirk Königsberg, Kreis Neidenburg, mit 2 Kirchen, Schloß, Tuchweberei, Brauerei, Handel, Stadt- und Landgericht, Untersteueramt, stahlhaltiger Mineralquelle und 1800 Einw.

Soldin, Kreisstadt in der preußischen Provinz Brandenburg, mit 2 Kirchen, Stadtgericht, Untersteueramt, Fabriken, Muränenfischerei, Handel und 5800 Einw.

Soldo, Rechnungs- und Kupfermünze in dem größeren Theile Italiens, von welcher je 20 auf die Lira (s. d.) gehen. In den Ländern, wo der Denar galt und geprägt ward, rechnete man 12 Denari auf einen S., welcher Werth auf dem venetianischen S. mit 12 angegeben ist. Uebrigens war der Werth des S. in verschiedenen Ländern u. zu verschiedenen Zeiten ein verschiedener.

Solenhofen, s. Solnhofen.

Solfatara (ital., franz. Soufrière, Schwefelgrube, Schwefelkrater), ein vulkanischer Krater, der Rauch, Wasser- und Schwefeldämpfe und Gase ausstößt, wodurch die Gesteine der Kraterwände Zersetzungen erleiden und zugleich einen mehr oder minder beträchtlichen Ueberzug von Schwefel erhalten. Die bekanntesten Solfataren sind in Italien. Solfatara oder Lago d'Acqua Suifura (Schwefelsee) heißt insbesondere ein See im Kirchenstaat, östlich an der von Tivoli nach Rom führenden Straße. Er hat etwa 60 Schritte im Durchmesser und eine beträchtliche Tiefe. Der Boden erhaltt Schwefeldünste und scheint ganz unterhöhlt zu seyn, an vielen Stellen ist er eingebrochen, und hier sieht man in einer Tiefe von 2—3 Ellen ein bläulichgrünes, trübes Schwefelwasser gegen die Niederung der Gegend laufen. Der See setzt eine marmorartige, sehr fest werdende u. zu allerlei Bauwerk dienliche Masse ab. Ueber ihm ist noch ein anderer See, dessen laues Wasser in jenen abläuft. Die Vegetation am Ufer ist sehr üppig; oft reißen

sich mit erdiger Masse vermischte Gruppen von Konferven und Flechten los und schwimmen als Inseln im Teiche umher. Uebrigens leben in und auf diesem See viele Thiere, Gewürm, Insekten und Vögel. Die S. von Pozzuoli ist einer von den 27 Kratern, welche sich auf der schon bei den Alten als phlegräische Felder bezeichneten Ebene befinden. Sie liegt $^1/_2$ Stunde von dem See Agnano und von der Hundsgrotte entfernt und bildet ein ungefähr 1250 Fuß langes und 1000 Fuß breites Becken, das auf allen Seiten, ausgenommen gegen Mittag, mit Hügeln umgeben ist. An einigen Stellen ist der Boden warm, an andern brennend heiß. Hier und da quillt Schwefel hervor, und überall steigt Ammoniak und Schwefeldunst empor. Der dumpfe Widerhall, der sich vernehmbar macht, wenn man in ein ungefähr in der Mitte des Beckens befindliches Loch einen Stein fallen läßt, setzt es außer Zweifel, daß der Boden hier ganz unterhöhlt ist. Höchst wahrscheinlich besteht derselbe nur noch in einer von der gährenden Materie ausgefressenen Kruste, und nach der Meinung der Naturforscher wird, sobald das innere Feuer die äußere Decke nach und nach verzehrt haben wird, hier ein See zum Vorschein kommen. Die S. von Urumtsi ist eine Ebene in der kleinen Bucharei, westlich von der Stadt Urumtsi. Sie hat $7^1/_2$ Meilen im Umfang und ist mit fliegender Asche bedeckt. Wirft man das Geringste hinein, so schlägt eine Flamme empor und verzehrt Alles in einem Augenblick. Wirft man einen Stein hinein, so sieht man einen schwarzen Rauch aufsteigen. Vögel wagen nicht, über diesen Ort hinwegzufliegen, und im Winter bleibt daselbst der Schnee nicht liegen. Eine andere dergleichen S. befindet sich im Westen von der vorigen und besteht in einem Abgrunde von etwa $13^1/_2$ Stunden im Umfange, welcher das Aschenloch genannt wird. Dieser Kessel scheint, aus der Ferne gesehen, wie mit Schnee bedeckt, tritt man aber näher, so zeigt sich eine Oberfläche mit einer Salzkruste überzogen, die hart wird, wenn es geregnet hat. Menschen oder Thiere, die in diesen Abgrund gerathen, sind verloren. Die Soufrière des 4710 Fuß hohen Morne Garou auf der kleinen Antilleninsel St. Vincent hat $^3/_4$ Meile Umfang, 500 Fuß Tiefe und in der Mitte einen Kegel, dessen Gipfel mit Schwefel bedeckt ist. Die Soufrière der Insel Guadeloupe ist 4800 Fuß hoch und stößt beständig Rauch, zuweilen auch Flammen aus. Auch die Insel Dominica hat Soufrièren, welche fort und fort Schwefeldämpfe ausstoßen und deren Umgebungen so heiß sind, daß man nicht auftreten kann. Aehnliche Erscheinungen zeigt die Soufrière auf der Insel Montserrat. Solfataren zeigen endlich auch die Krater der schlummernden merikanischen Vulkane Volcano, Jorullo, Rueu-Pichincha rc. Die hier sublimirten Schwefelquantitäten sind oft außerordentlich groß, und manchmal findet die Sublimation nicht allein im Krater Statt, sondern der Schwefel erfüllt auch, wie am Vulkan Azufrai, die nach allen Richtungen laufenden Spalten des Berges und bildet so wahre Schwefelgänge. Verdichten sich die Wasserdämpfe, die mit dem Schwefel ausströmen, zu tropfbar-flüssigem Wasser, so fließt dieses auf dem Grunde des Kraters zusammen und bildet, mit dem Schwefel vermengt, einen wahren Schwefelpfuhl, wie ein solcher, immerfort aufkochend, nach Humboldt, sich im Krater des Azufrai in Quito findet und ein anderer nach Chamisso im großen Krater des Thaal auf den Philippinen. Wenn die Schwefeldämpfe so heiß an die Luft austreten, daß sie sich entzünden, so entsteht bei der Verbrennung schwefeligsaures Gas, welches die Gesteine angreift, mürbe macht, ausbleicht und von den nahen Wassern aufgenommen wird, die sich dadurch säuern. Gewöhnlich betrachtet man die Solfataren als Vulkane im letzten Stadium ihrer Thätigkeit. Allein manchmal erwachen solche Krater zu neuer Thätigkeit, wie auf der zu den kleinen Antillen gehörenden Insel St. Vincent eine S. von 1 englischen Meile Durchmesser und ungefähr 900 Fuß Tiefe nach mehr als hundertjähriger Ruhe 1812 eine Eruption hatte, nachdem schon ein ganzes Jahr lang einzelne Erderschütterungen mit mächtigen unterirdischen Detonationen vorangegangen waren.

Solfeggio (ital.), eigentlich Singen der Tonleiter; dann Bezeichnung textloser Uebungsstücke für den Gesang, welche lediglich Reinheit und Richtigkeit der Tonverhältnisse (Intervalle) erzielen und der Stimme Fertigkeit im Vortrag der Töne und Tonfiguren geben sollen. Das Vokalisiren, d. h. das Singen mit bloßen Vokallauten, ist dem Singen mit ganzen Sylben vorzuziehen, nur muß mit den Vokalen selbst dabei gewechselt werden, weshalb dieselben von dem Verfasser oft ausdrücklich vorgeschrieben sind (Vokalisationen).

Solferino, Flecken in der lombardischen Provinz Mantua, Distrikt Castiglione, nordwestlich von Mantua auf einer Anhöhe, nächst dem Flusse Mincio und dem Gardasee, mit 1800 Einwohnern, geschichtlich denkwürdig durch die blutige Schlacht, welche hier am 24. Juni 1859 zwischen den Franzosen und den Oesterreichern unter persönlicher Anwesenheit beider Kaiser geschlagen ward und durch deren Ausfall die Oesterreicher genöthigt waren, sich hinter den Mincio zurückzuziehen.

Solger, Karl Wilhelm Ferdinand, ausgezeichneter deutscher Aesthetiker, den 28. November 1780 zu Schwedt in der Uckermark, wo sein Vater Direktor der markgräflichen Kammer war, geboren, besuchte die Stadtschule daselbst und erhielt seine weitere wissenschaftliche Ausbildung auf dem grauen Kloster in Berlin u. auf der Universität zu Halle, wo er seit 1799 die Rechte studirte. Im Jahre 1801 ging er nach Jena, wo er Schelling hörte, u. bereiste dann die Schweiz u. Frankreich. Im Jahre 1803 ward er bei der Kriegs- und Domänenkammer in Berlin angestellt, in welcher Stellung er Muße genug fand, Fichte's Vorlesungen über die Wissenschaftslehre zu hören. Um ganz den Wissenschaften zu leben, legte er 1806 seine Stelle nieder und ging in seine Vaterstadt, wo er seine treffliche Uebersetzung des Sophokles (Berlin 1808, 2 Bde., 2. Aufl. 1824) vollendete. Im Jahre 1809 ging er nach Frankfurt a. d. O. u. wurde hier außeror-

dentlicher Professor an der Universität, nach deren Verlegung nach Breslau er an die Universität zu Berlin versetzt wurde. Er † hier den 20. Oktober 1819. Unter seinen Schriften sind besonders zu erwähnen sein „Erwin, vier Gespräche über das Schöne und die Kunst" (Berlin 1815, 2 Bde.) und seine „Philosophischen Gespräche" (das. 1817). Seine „Nachgelassenen Schriften und Briefwechsel" wurden von Tieck und Fr. v. Raumer (Leipzig 1826, 2 Bde.), seine „Vorlesungen über die Aesthetik" nach einem Heft von Heyse (Berl. 1829) herausgegeben.

Solid (v. Lat.), fest, im Gegensatz vom Flüssigen; s. v. a. gründlich, wahr, gültig; rechtschaffen in der Denkungsart; in Handelsverhältnissen reell, besonders in Lösung von Schuldverhältnissen fähig und willig; daher **Solidität**.

Solidago (**Goldruthe**), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, ausdauernde Kräuter mit abwechselnden Blättern und in doldentraubigen Rispen stehenden Blüthenkörbchen, meist in Amerika einheimisch. S. canadensis *L.*, canadische Goldruthe, Klapperschlangenkraut, in Nordamerika, mit einem bis 8 Fuß hohen zottigen Stengel, lanzettförmigen, gesägten, 3fach gerippten, scharfen Blättern und gelben Blüthen in zurückgebogenen, einseitigen Trauben, wird wider den Biß der Klapperschlange gebraucht, in deutschen Gärten häufig als Zierpflanze kultivirt. Die Blüthen liefern eine schöne gelbe Farbe. S. odora *Ait.*, wohlriechende Goldruthe, in Nordamerika, auf trockenen Hügeln, mit kleinen, gelben, in rispigen, einseitswendigen Trauben vereinigten Blüthen, wird als ein blähungs- und schweißtreibender Thee benutzt und ist in die amerikanischen Pharmakopöen aufgenommen. Von S. Virgaurea *L.*, gemeine Goldruthe, Machtheilkraut, in Europa, in Wäldern und Hainen, besonders an trocknen Stellen, mit bis 3 Fuß hohem Stengel und gelben, aufrechten Blüthentrauben, sind früher die Blätter und blühenden Stengelspitzen, Herba s. Summitates Virgae aureae s. Solidaginis, hauptsächlich als schweißtreibendes und den Blasenstein zerstörendes Mittel, sowie gegen Durchfälle, Blutflüsse und vorzüglich bei Verwundungen sowohl innerlich als äußerlich in Gebrauch gewesen.

Solidarisch (in solidum, Alle für Einen), diejenige Gemeinschaftlichkeit von Verbindlichkeiten und Rechten, vermöge deren, wenn Mehre Etwas zu fordern haben, Jeder das Ganze fordern kann, und wenn Mehre verpflichtet sind, Jeder das Ganze zu leisten schuldig ist. Der Gläubiger hat die Wahl, welchen Schuldner er belangen will; wenn aber einer der Schuldner vollständig zahlt oder erfüllt, sind die andern frei. Eine solidarische Verbindlichkeit setzt eine vorhergegangene Verabredung voraus. Von selbst tritt sie ein, wenn Mehre zusammen ein Verbrechen begehen, wo sie solidarisch dem Beschädigten zahlen; wenn mehre Miteigenthümer eine Servitut versprechen; wenn mehre Bürgen sich für dieselbe Schuld verbindlich machen; bei Theilnehmern eines Gesellschaftsvertrags (Societät) gegenüber Dritten, wenn die Societät auf einen andauernden Zweck gerichtet ist. Was der Eine allein gezahlt hat, kann er in der Regel von den Uebrigen zu ihren Antheilen zurückfordern, außer bei Verbindlichkeiten aus Verbrechen.

Soli Deo gloria (lat.), Gott allein die Ehre.

Solidungula (**Einhufer**), nach Einigen Familie der Pachydermen, nach Andern eine besondere Ordnung mit der einzigen gleichnamigen Familie und der einzigen Gattung Equus. Charakterisirt sind die S. durch Füße, die mit einem einzigen großen, die Mittelzehe darstellenden und unter der Haut noch die Rudimente der beiden äußeren Zehen (Kastanien) bergenden Hufe umkleidet sind; durch Schneidezähne mit einer, Backenzähne mit zwei geschlossenen Schmelzröhren, durch den Mangel der Schlüsselbeine u. durch Pflanzennahrung. Vgl. Pachydermata.

Solidus (S. aureus), römische Goldmünze, welche, von Konstantin 330 n. Chr. an die Stelle des alten Aureus imperialis gesetzt, auf $^1/_6$ Unze festgestellt ward, weshalb man sie auch S. sextularius nannte, und $1^1/_3$ Quentchen wog, so daß aus dem römischen Pfunde (24 Loth) 72 Solidi geschlagen wurden. Das dazu verwandte Gold war durchschnittlich 23karätig. Unter Konstantin wurde der S. in 12 Miliaresii und in Semisses, Tremisses und Quadrantes getheilt. S. argenteus war im Mittelalter Benennung für das damalige Kurrentgeld oder die stärkern Silbermünzen, im Gegensatz zu den dünnen Blechpfennigen. Diese Solidi kamen besonders unter den fränkischen Königen auf, waren aber auch schon im 7. Jahrhundert in Gebrauch. Die Deutschen nannten sie wegen des hellen Metallklangs Schillinge. Man rechnete anfangs 20 Solidi auf ein römisches Pfund; im 11. und 12. Jahrhundert waren sie nur von der Größe eines Groschens. Im 14. Jahrhundert gab es dreierlei: S. major, S. medius und S. minor. Vgl. Kästner, De solidorum valore, Leipzig 1793.

Solikamsk, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Perm, am Zusammenfluß der Ussolka und Kama, hat 5 Kirchen, 2 Klöster, mehre Krankenhäuser, ein großes Getreidemagazin, Fabrikation von goldenen, kupfernen und zinnernen Waaren, Gerbereien, Seifensiedereien, Salzquellen, Schifffahrt, Handel, besonders mit Salz, und 6000 Einw.

Soliloquium (lat.), s. v. a. Monolog.

Soliman, 1) S. I. (II.), el Kanani, der Große, der berühmteste Sultan der Osmanen, Sohn Selims I., geboren 1490, ward durch geschickte Lehrer zum Staatsmann und während der Feldzüge seines Vaters zum Krieger gebildet. Bei dessen Tode (22. September 1520) Statthalter von Magnesia, eilte er, herbeigerufen von dem Wessir, sofort nach Konstantinopel, um am 1. Oktober die Huldigung des Diwans zu empfangen. Seine ersten Herrscherthaten waren Handlungen der Gerechtigkeit. Er gab die durch seinen Vater eingezogenen Güter an die Beraubten zurück und bestrafte mit eiserner Strenge Staatsdiener, welche sich Unordnungen hatten zu Schulden kommen lassen. Alle Statthalter der Provinzen erkannten ihn an, außer dem von Syrien, welcher inzwischen bald mit Waffengewalt bezwungen ward. Die Verweigerung des bei einem Thronwechsel üblichen Tributs gab ihm

den Vorwand zu einem Feldzug gegen Ungarn, der ihm den Besitz von Sabacz, Semlin u. Belgrad verschaffte. Dann rüstete sich S. zur Eroberung der Insel Rhodus, and schon am 18. Juni 1522 lichtete eine Flotte von 300 Segeln mit 10,000 Mann die Anker, während er selbst an der Spitze von 100,000 Mann den Landweg über Kleinasien einschlug. Rhodus fiel nach einer 6monatlichen Vertheidigung am 25. December durch Verrath. Um die meuterischen Janitscharen zu beschäftigen, wählte er dann wieder Ungarn zum Kriegsschauplatz, wozu die Beleidigungen, welche die türkischen Gesandten dort erfuhren, den Vorwand abgeben mußten. Mit 100,000 Mann u. 300 Kanonen brach S. am 23. April 1526 von Konstantinopel auf, u. am 29. August erfocht er den Sieg von Mohacs, worauf am 10. Sept. Pesth u. Ofen den Siegern ihre Thore öffneten. Ein Aufstand in Asien rief S. über die Donau zurück. Nach Unterdrückung desselben unternahm er zu Gunsten Johann Zapolya's, Bans von Siebenbürgen, den eine Partei zum König gewählt hatte, einen dritten Feldzug nach Ungarn. Nachdem sein Heer im Mai 1529 die Morawa, Save und Drau überschritten, empfing er bei Mohacs den Handkuß Zapolya's und erschien am 3. September vor Ofen, das am 8. genommen wurde. Mit 120,000 Mann drang er am 27. bis Wien vor, fand jedoch hier den Wendepunkt seines Glücks, denn nach einem Verluste von 40,000 Mann mußte er am 14. Oktober die Belagerung der Stadt aufgeben. Einen vierten Feldzug unternahm S. 1532, um seinen Schützling Zapolya gegen Ferdinand von Oesterreich zu unterstützen. Da er aber vor Güns unvermutheten Widerstand fand, so kehrte er bereits im November nach Konstantinopel zurück, erlangte aber dessen ungeachtet im Frieden von 1533 die Bestätigung Zapolya's in seinen Eroberungen. Nun wandte er seine Waffen nach Osten. Bereits im Herbst 1533 sandte er ein Heer unter dem Großwessir Ibrahim nach Kleinasien, wo die Festungen Ardschisch, Achlath und Wan fielen, wodurch ihm der Weg nach Persiens Hauptstadt, Tebris, gebahnt ward, welches am 13. Juli 1534 ihm seine Thore öffnete. Trotz der vorgerückten Jahreszeit ward noch in demselben Jahre gegen Bagdad aufgebrochen und auch dieses besetzt. Vier Monate hielt S. daselbst Winterquartiere, organisirte das eroberte Land und kehrte dann nach Konstantinopel zurück. Während dessen hatte S.s Marine unter Barbarossa den Spaniern 1533 Koron genommen, 1534 die Küsten Italiens, sowie die Inseln des mittelländischen Meeres beunruhigt und endlich Tunis unterworfen, welches inzwischen bald wieder durch Karls V. Expedition verloren ging. S. entschädigte sich für diesen Verlust durch Eroberung mehrer Inseln im Archipel. Im Jahre 1541 wurde Ungarn abermals der Schauplatz von S.s Eroberungsplänen. Er unterwarf sich über die Hälfte des Landes, und Zapolya's Sohn mußte sich mit Siebenbürgen begnügen. Endlich wurde 1547 ein fünfjähriger Waffenstillstand geschlossen, nach welchem S. ein jährlicher Tribut von 50,000 Dukaten bewilligt ward. Um die unruhigen Janitscharen zu beschäftigen, unternahm S. bereits im nächsten Jahre einen neuen Feldzug gegen Persien, eroberte zwar die Hauptstadt Tebris, kehrte aber, da sein Heer durch Krankheiten geschwächt wurde, schon 1549 wieder nach Europa zurück, wo neue Unruhen in Ungarn seine Aufmerksamkeit dahin lenkten. Er sandte 1551 ein Heer von 80,000 Mann über die Donau, das zwar Temesvar einnahm, außerdem aber keine erfolgreichen Resultate erkämpfte. Im Jahre 1553 unternahm S. abermals einen Zug nach Persien, der ihm aber keine bedeutenden Lorbeeren brachte. Inzwischen währte der Kampf in Ungarn fort, bis endlich 1562 S., durch innere Unruhen in Anspruch genommen, sich zum Abschluß eines Friedens, den Besitzstand als Status quo annehmend, geneigt fand. Während dieser Landkriege hatten die türkischen Flotten im mittelländischen Meere den Kampf gegen den Kaiser und Spanien fortgesetzt, die Küsten Afrika's von Neuem erobert und einen Angriff auf Malta, aber vergeblich, unternommen. Obschon 76 Jahre alt, unternahm S. 1566 einen abermaligen Heereszug gegen Ungarn, fand aber vor Szigeth am 30. August 1566 das Ende seines thatenreichen Lebens. S. beschließt die Periode der Blüthe der osmanischen Herrschaft. Die Moslems verehren in ihm nächst dem Gründer ihrer Religion ihren größten Fürsten. Nicht allein als Krieger ausgezeichnet und glücklich, verdient er auch als Gesetzgeber und Staatsmann vollkommene Anerkennung. Seine Favoritin, Roxolane, eine geborne Russin, hatte ihn so in ihrer Gewalt, daß er ihretwegen seine übrigen Söhne ermorden ließ, um ihrem Sohne, Selim II., die Nachfolge zu sichern.

2) S. II. (III.), Sohn des Sultans Ibrahim, 1639 geboren, folgte seinem abgesetzten Bruder, Mohammed IV., den 29. Oktober 1687, war aber ein schwacher Regent, unter dem bald ein heftiger Janitscharenaufstand ausbrach, der ihn endlich nach Adrianopel zu flüchten nöthigte, während seine Truppen in Ungarn bei Nissa gänzlich geschlagen wurden (1688). Zwar rettete Mustapha Kiuperli durch treffliche Maßregeln im Innern und durch siegreiche Kämpfe in Ungarn das sinkende Reich, doch † S. schon am 11. Januar 1691 und Ahmed II. ward sein Nachfolger.

Solingen, Kreisstadt in der preußischen Rheinprovinz, Regierungsbezirk Düsseldorf, auf einer Anhöhe unweit der Wupper gelegen, hat eine katholische und 2 evangelische Kirchen, eine Synagoge, eine höhere Bürgerschule, ein Friedens- und Fabrikengericht, eine Handelskammer, 3 Armen- u. Waisenhäuser u. 8356 Einwohner. S. ist der Mittelpunkt der bergischen Waffen-, Scheeren- und Stahlfabriken und liefert besonders ausgezeichnete Schwertklingen, Messer und Scheeren. Die Fabriken in und außerhalb der Stadt beschäftigen über 6000 Arbeiter, welche jährlich 500,000 Säbel- und Degenklingen, über 800,000 Dutzend Messer und Gabeln, eben so viel Scheeren, außerdem aber noch als Nebenartikel Ladestöcke, Bayonnette, Lanzen, Kork- und Stiefelzieher, Lichtscheeren, Sporen, Wagebalken, Zangen, chirurgische Instrumente liefern, die durch die ganze Welt versendet werden. Die Entstehung der Fabriken reicht ins Mittelalter zurück, wo

1147 Graf Adolf IV. von Berg aus dem Orient damascener Waffenschmiede hierher verpflanzt haben soll, und bereits im 15. Jahrhundert war der Handel mit den Fabrikaten sehr blühend. Schon im 18. Jahrhundert begnügte man sich zu S. nicht mehr mit dem Zwischenhandel, sondern knüpfte direkte Verbindungen mit den entferntesten Ländern Europa's an, und seit 1819 haben mehre Handlungshäuser eigene Etablissements in Südamerika errichtet. Was die Schwertklingen vorzuglich gesucht macht, das ist ihre ausgezeichnete Güte, Elasticität und Härte. Minder bedeutend sind die Fabriken für Waaren in Kupfer und Messing, welche verschiedene Kupfergußwaaren, Säbel- und Degengefäße, Regenschirmbeschläge und dergleichen fertigen.

Solinus, Julius, römischer Schriftsteller, aus dem 2. oder 3. Jahrhundert n. Chr., veranstaltete aus des Plinius „Historia naturalis“ eine Sammlung von einzelnen, meist geographischen Notizen, welche unter dem Titel „Polyhistor“ auf uns gekommen ist. Gedruckt erschien die Schrift zuerst Venedig 1473, spätere Ausgaben lieferten Graffer (Genf 1605) und Götz (Leipzig 1777). Haupterklärungsschrift sind des Salmasius „Exercitationes Plinianae in Solini polyhistoria“ (Paris 1629, 2 Bde.; 2. Auflage, Utrecht 1689).

Solipsen (v. lat. solus, allein, und ipse, selbst), die nur ihren eigenen Vortheil im Auge haben, Name, mit dem die Jesuiten bezeichnet wurden. Vergl. Inchofer (J. K. Scotti), Monarchia Solipsorum, Venedig 1645; französisch von Restaut, Paris 1721, 3. Auflage 1824. Daher Solipsismus, s. v. a. Egoismus.

Solis y Ribadeneira, Antonio de, spanischer Dichter und Geschichtschreiber, den 28. Oktober 1610 zu Alcala de Henares geboren, studirte zu Salamanca die Rechte, versuchte sich aber daneben in der dramatischen Poesie und trat in seinem 17. Jahre mit der beifällig aufgenommenen Komödie „Amor y obligacion“ auf. Nachdem er seinem Gönner, dem Grafen von Oropesa, mit Auszeichnung als Sekretär gedient hatte, ernannte ihn Philipp IV. zum Official der Staatskanzlei und zu seinem Sekretär. Zu Gunsten eines Verwandten verzichtete er auf diese Stelle, erhielt aber bei der Königin-Mutter den gleichen Posten und wurde zum ersten Historiographen von Indien ernannt. Er † am 19. April 1686 zu Madrid. Seine „Poesias“ erschienen zu Madrid 1692 und zuletzt 1732, seine 9 „Comedias“ das. 1681, zuletzt 1716. Unter den letztern ist „El alcazar del secreto“ die beste, und die nach der gleichnamigen Novelle des Cervantes bearbeitete „Gitanilla de Madrid“ oder „Preciosa“ die bekannteste. Uebrigens zeichnen sich seine Stücke nur durch Regelmäßigkeit, Eleganz des Styls und Glätte des Dialogs aus. Am berühmtesten ist seine „Geschichte von Meriko“ (Madrid 1685, daselbst 1798, 5 Bde., daselbst 1825, 4 Bde., London 1809, 3 Bde., Paris 1826, 3 Bde.). Eine Sammlung von Briefen von ihm gab Mayans unter dem Titel „Cartas familiares“ (Madrid 1737) heraus.

Solitär (v. Lat.), Einsiedler, ungeselliger Mensch; einzeln gefaßter Brillant.

Solitude (v. Franz.), d. i. Einsamkeit, Einöde, Lustschloß im würtembergischen Neckarkreis, Oberamt Leonberg, mit schönem Garten; ehemals Sitz der hohen Karlsschule.

Solium (lat.), Stuhl, Thron, besonders in Tempeln, worauf die Götterbilder postirt wurden.

Soll, s. v. a. Debet, s. Buchhaltung.

Sollicitor general (engl.), s. Staatsanwalt.

Sollicitudo omnium, die Bulle vom 7. August 1814, durch welche Papst Pius VII. die Jesuiten wieder herstellte.

Solling (Sollinger Wald), ein meist mit Laubholz bedeckter Bergzug im Königreich Hannover und Herzogthum Braunschweig, der sich vom Harz nach Nordwest zu in das moor- und sandreiche Flachland senkt, eine Ausdehnung von 9 Meilen hat und sich in den großen und kleinen S. theilt, wovon der letztere das hannöversche Fürstenthum Göttingen durchzieht. Der im ganzen Gebirge vorherrschende Sandsteinboden liefert außer vielen guten Sandsteinen (Hörtersteinen), die namentlich auf der 1587′ über dem Meeresspiegel erhabenen höchsten Spitze gebrochen und dann weit und breit, besonders auf der Weser, verfahren werden, noch Torf und Eisen.

Sollohub, Wladimir Alexandrowitsch, Graf, russischer Schriftsteller, geboren um 1815 in Petersburg, ward Kammerjunker und Attaché bei der Gesandtschaft in Wien und widmete sich dann ausschließlich der Literatur, bis er 1850 mit dem Range eines Staatsraths dem Fürsten Woronzow bei der Verwaltung Transkaukasiens zugewiesen wurde. Als Schriftsteller trat er zuerst mit einer Reihe Erzählungen unter dem Titel „Na Son Grjadnschtschil“ (Petersburg 1841—43, 2 Bde.) vor die Oeffentlichkeit und gab dann in Verbindung mit Schukowskij, Benediktow und der Gräfin Rostoptschin eine literarische Sammlung „Gestern und Heute“ (das. 1845) heraus. Sein bedeutendstes Werk aber nach Idee und Ausführung ist „Tarantas“ (Petersburg 1845, deutsch von Lippert, Leipzig 1847, 2 Bde.), welches ein höchst ergötzliches Bild des russischen Lebens und Treibens gibt. Später schrieb er für das Theater, unter Anderem das Vaudeville „Zwjetobessie“ (1845), worin er die Melomanie der petersburger Theaterwelt persiflirte. Außerdem veröffentlichte er zahlreiche Novellen und Skizzen in verschiedenen russischen Zeitschriften (zum Theil ins Deutsche übersetzt, Leipzig 1852) und nahm in Tiflis eifrigen Antheil an den Arbeiten der dortigen geographischen Gesellschaft. S.s dichterische Produkte zeichnen sich durch reiche Erfindungsgabe und eben so feine als wahre Charakterzeichnung aus, doch lassen sie den Hauch eines wahrhaft poetischen Geistes und höhere künstlerische Tendenz vermissen.

Solmisation, die Benennung der Töne nach den von Guido von Arezzo im 17. Jahrhundert zuerst in Anwendung gebrachten Sylben: ut, re, mi, fa, sol, la. Diese Benennungen der einzelnen Töne dieses Herachords sind aus den Einschnitten der ersten Strophe einer an den heiligen Johannes gerichteten Hymne entlehnt: Ut queant

laxis Resonare fibris Mira gestorum Famuli tuorum Solve polluti Labii reatum Sancte Johannes." Die halben Töne wurden allemal mi fa genannt, weshalb man später, wenn von halben Tönen überhaupt die Rede war, dieselben durch mi fa bezeichnete. Die S., wobei sehr komplicirte Regeln zu beobachten waren, da bei weiterem Fortschreiten der Tonleiter die Sylben verwechselt oder mutirt werden mußten, kam durch das in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts eingeführte Heptachord außer Gebrauch. Doch haben sich die aretinischen Sylben mit der nach dem Heptachord hinzugefügten Sylbe si besonders in Italien bis auf die Gegenwart erhalten, nur ward des Wohllauts wegen das ut in do verändert.

Solms, deutsches gräfliches, später auch fürstliches Geschlecht in der Wetterau, dessen Stammschloß seit dem 14. Jahrhundert Braunfels war u. das Marquard, Grafen zu S. im Hessengau, der zuerst 1129 erwähnt wird, zum ersten gewissen Stammvater hat. Im Jahre 1409 theilte sich das Geschlecht in die Linien S.-Braunfels und S.-Lich. Erstere spaltete sich wieder in 3 Zweige, wovon nur noch der Zweig Greifenstein besteht, der 1693 den Namen Braunfels annahm und 1742 in den Reichsfürstenstand erhoben ward. Die zweite Linie theilte sich in 2 Hauptzweige: S.-Lich und Hohen-S., 1792 in den Reichsfürstenstand erhoben, und S.-Laubach, gräflich. Letzteres theilt sich wieder in 2 Unterlinien: S.-Sonnenwalde und S.-Baruth; die letztgenannte wieder in 2 Aeste: S.-Rödelheim und Assenheim und S.-Wildenfels, mit den Nebenästen S.-Wildenfels-Laubach und S.-Wildenfels zu Wildenfels. Den ansehnlichsten zusammenhängenden Theil der Besitzungen des Hauses besitzt Ferdinand, Fürst von S.-Braunfels (geboren den 14. December 1797, succedirte seinem Vater Wilhelm 1837), nämlich unter preußischer Landeshoheit die Aemter Braunfels und Greiffenstein, unter hessischer die Aemter Hungen, Wölfersheim und Gambach, unter würtembergischer einen Theil von Limpurg-Gaildorf, zusammen 9½ □Meilen, mit welchen Besitzungen eine Virilstimme beim Landtage der Rheinprovinz verbunden ist. Residenz ist Braunfels. Der Fürst von S.-Lich und Hohen-S., Ludwig, geboren den 24. Januar 1805, besitzt unter preußischer Landeshoheit das Amt Hohen-Solms und unter hessischer die Aemter Lich und Niederweisel, zusammen 4 □Meilen. Er residirt zu Lich und ist erbliches Mitglied der ersten großherzoglich hessischen Kammer, wie er auch auf dem Landtage der Rheinprovinz eine Virilstimme hat. Seine Schrift „Deutschland u. die Repräsentativverfassungen" (Gießen 1838), die von Hallers Restaurationsprincipien ausgeht, fand großen Widerspruch, schien aber dem Fürsten von S.-Wildenfels noch zu liberal, so daß sie derselbe in den „Bemerkungen zu der Schrift: Deutschland und die Repräsentativverfassungen" (Zwickau 1838) hart mitnahm, was aber nicht hinderte, daß Fürst Ludwig vom König von Preußen 1847 zum Marschall des ersten vereinigten Landtags ausersehen ward. Standesherr in der Linie S.-Laubach zu Rödelheim und Assenheim ist Graf Maximilian, geb. den 14. April 1826, der auf Grund seiner Besitzungen im Großherzogthum u. Kurfürstenthum Hessen hier wie dort erbliches Mitglied der ersten Kammer ist. Gleicherweise ist der Standesherr zu S.-Laubach, Graf Otto, geboren den 1. Oktober 1799, erbliches Mitglied der ersten Kammer im Großherzogthum Hessen. Der Standesherr von S.-Wildenfels zu Wildenfels, Graf Friedrich, geboren den 17. Sept. 1777, der neben der Herrschaft Wildenfels unter königlich sächsischer Landeshoheit im Großherzogthum Hessen und in Sachsen-Weimar Besitzungen hat, ist erbliches Mitglied der ersten Kammer des Königreichs Sachsen. Die gräfliche Linie S.-Laubach ist für den Verlust der jenseits des Rheins gelegenen Herrschaften Rohrbach, Scharfenstein und Hirschfeld 1802 durch die im solmsschen Gebiet gelegenen Abteien Altenburg und Arensberg entschädigt worden und blüht noch in den Zweigen Sonnenwalde-Rösa, Sonnenwalde-Alt-Pouch, S.-Baruth zu Baruth und S.-Baruth zu Klitzschdorf. Die Reichsunmittelbarkeit verloren fürstliche wie gräfliche Linien 1806.

Solnhofen (Solenhofen), Pfarrdorf im bayerischen Regierungsbezirk Schwaben, Landgericht Monheim, mit 610 Einwohnern. Dabei ein Steinbruch, welcher dünn u. sehr regelmäßig geschichteten, meist hellgelben oder etwas graulichen Kalkstein von großer Reinheit und Gleichförmigkeit des Korns, der sich zur Lithographie besonders eignet, liefert. In den Steinbrüchen steht ein kleines, von Steinbrechern bewohntes Dorf. Die Brüche waren den Römern schon bekannt und sind auch reich an Versteinerungen.

Solo, ein Tonstück oder ein Satz desselben, in welchem eine einzelne Stimme oder ein Instrument sich ganz allein, d. h. ohne alle Begleitung, oder vor den andern Stimmen hervortretend (als Hauptstimme) hören läßt. So gibt es Violinsolos, Klaviersolos (Soli) ꝛc., d. i. Tonstücke für eine einzelne Violine, für das Klavier ꝛc. Doch nennt man Violin-, Klaviersolo auch einen Satz, in welchem die Violin- ꝛc. Stimme die Hauptstimme ist und die vorherrschende Melodie hat. In neuerer Zeit wird das S. gewöhnlich nur als ein kürzerer Koncertsatz betrachtet, in welchem der Spieler nichts, als entweder große Bravour seines Spiels, oder Delikatesse seines Vortrags zeigen will.

Soloe (Soli), bedeutende Stadt Ciliciens, östlich vom Fluß Lamus, von Argivern und Lydiern aus Rhodus angelegt, reich und blühend, wurde später von Tigranes zerstört, von Pompejus wieder hergestellt und Pompejopolis benannt. Weil die Einwohner durch ihren Verkehr mit den Ureinwohnern Ciliciens sich einen schlechten griechischen Dialekt angewöhnt hatten, so soll die Stadt zu dem Ausdruck Solöcismus Veranlassung gegeben haben.

Solöcismus, im Allgemeinen jeder grobe Sprachfehler, besonders die von der Regel abweichende verkehrte Struktur der Worte; s. Soloe.

Solofra, Stadt in der neapolitanischen Provinz Principato ulter., am Ursprung des Sarno, mit Viehzucht (Schweine), Fabriken für Tuch, Leder, Pergament, Goldschmiedewaaren, Handel

mit Wolle und gesalzenem Schweinefleisch und 6350 Einwohnern.

Solon, berühmter Gesetzgeber Athens, unter den sieben Weisen Griechenlands der bedeutendste, aus einem alten edlen Geschlechte, welches Codrus unter seinen Ahnen zählte, geboren zu Athen 639 v. Chr., widmete sich dem Handel und ging frühzeitig auf Reisen. Die hierbei gesammelten Erfahrungen und die vielseitigen Berührungen, in welche er mit ausgezeichneten Männern des Auslandes kam, trugen wesentlich dazu bei, ihn in jener praktischen Lebensweisheit auszubilden, die er später zum Besten seiner Vaterstadt so vielfach und so glänzend bethätigte. Zum ersten Male trat er öffentlich auf in dem letzten Jahrzehnt des 7. Jahrhunderts. Die Athener kämpften damals mit Megara um Salamis; da sie aber öfters Unglück hatten, so wurden sie des Streites überdrüssig, beschlossen ihre Ansprüche aufzugeben und gaben ein Gesetz, welches Jeden mit dem Tode bedrohte, der durch Schrift oder Rede eine Erneuerung des Kampfes beantragen würde. S. empfand über diesen Beschluß tiefen Schmerz und beschloß, seine Mitbürger zu neuem Kampfe anzufeuern. Er erschien in der Rolle eines Wahnsinnigen auf dem Markt, sang vom Steine des Herolds herab ein von ihm verfertigtes Gedicht „Salamis" und entflammte dadurch die Kriegslust und den Muth der Athener aufs Neue in solchem Grade, daß jenes Gesetz sofort aufgehoben und der Kampf wieder begonnen wurde. Durch S.s List wurden nun die Megarer überwältigt, und von seiner Beweisführung bestochen, entschied auch das erwählte spartanische Schiedsgericht zu Gunsten Athens, dem der Besitz von Salamis zugesprochen wurde. Nicht lange nachher (um 600) ward auf S.s Betrieb der heilige amphiktyonische Krieg gegen Cirrha zum Schutz des delphischen Heiligthums beschlossen und ausgeführt. Athen selbst aber befand sich um diese Zeit in einer bedenklichen Lage. Die Zerrüttung war allgemein; der Zwiespalt der Parteien drohte den Staat zu untergraben; der Frevel gegen die Anhänger Cylons, welche gegen feierliches Versprechen meuchlings ermordet worden waren, warnoch nicht vergessen, und es drohte verderblicher Kampf. Da trat abermals S. im entscheidenden Augenblicke als Retter seiner Vaterstadt auf, beantragte ein Schiedsgericht und stiftete Frieden. Aber die Verwilderung dauerte fort, eine gewaltige Unruhe herrschte in allen Schichten der Bevölkerung, bei der noch durch ungeregeltes und wüstes Leben auf Seiten der Eupatriden und durch Ausbrüche roher Leidenschaft auf Seiten des Volkes alles sittliche Gefühl zu erlöschen drohte. Da richteten sich Aller Augen auf S., der zwar den Eupatriden angehörte, aber als ein Mann von edler und tüchtiger Gesinnung, von Mäßigung und Einsicht hinreichend bekannt war. Von ihm verlangten die Parteien eine neue Verfassung, und er besaß Patriotismus genug, den Versuch zu wagen und, die angebotene Tyrannis ausschlagend, die schwierige Aufgabe im volksthümlichen Sinn zu lösen. Im Jahre 594 zum Archon gewählt, legte er Hand ans Werk. Seine Absicht ging vornehmlich dahin, die bisher zwischen Adel und Volk gewesene Kluft auszufüllen, die Anmaßung des erstern zu brechen, die Entwürdigung des letzteren zu heben, Standesrechte und Beamtenwillkür abzuschaffen und eine verhältnißmäßige Betheiligung aller Staatsbürger an der Staatsregierung einzuführen (s. Athen). Die Sage erzählt, daß S. die Athener verpflichtet habe, während eines zehnjährigen Zeitraumes an seiner Gesetzgebung nichts zu ändern, und daß er eine Reise ins Ausland deshalb gemacht habe, um nicht möglicher Weise selbst Hand an die Abänderung seiner Gesetze legen zu müssen, die in dem Volke erst Wurzel schlagen sollten. Er ging zunächst nach Aegypten, wo er mit den Priestern von Heliopolis und Sais Umgang hatte, dann nach Cypern und hierauf um 563 nach Sardes zu Crösus, mit dem er die bekannte Unterredung über die Richtigkeit menschlicher Glückseligkeit hatte, die freilich schon im Alterthum aus chronologischen Gründen bezweifelt wurde, daß sie wirklich Statt gefunden habe. Um 561 kehrte S. nach Athen zurück, wo unterdessen, da seine Verfassung keine Partei befriedigt hatte, weitere Zerwürfnisse ausgebrochen waren. Vergebens suchte er zur Sühne zu reden; seine alte Energie war erloschen, er selbst aus der Volksgunst durch Pisistratus verdrängt, der sich der Alleinherrschaft bemächtigte. Der große Gesetzgeber Athens verlebte den Rest seiner Tage in beschaulicher Ruhe, stand aber bei seinen Mitbürgern und auch bei seinem politischen Gegner Pisistratus fortwährend in hoher Achtung. Er †, 80 Jahre alt, 559; seine Gebeine sollen auf sein eigenes Verlangen nach Salamis gebracht und dort verbrannt, die Asche aber auf der ganzen Insel umhergestreut worden seyn. Als Dichter war er nicht minder ausgezeichnet wie als Gesetzgeber. Seine Gedichte sind größtentheils hervorgegangen aus dem Bedürfniß, seine Mitbürger über das, was Noth thue, zu verständigen, seine Staatseinrichtungen zu begründen und zu rechtfertigen. Die Fragmente derselben finden sich am besten gesammelt in Schneidewins „Delectus poesis Graecorum elegiacae" (Göttingen 1838). Ins Deutsche übersetzte sie Weber in den „Elegischen Dichtern der Hellenen". Vergl. Schelling, De Solonis legibus, Berlin 1842.

Solothurn (franz. Soleure, im Volksdialekt Solebur), schweizerischer Kanton, wird im Süden und Westen fast zur Hälfte vom Kanton Bern umschlossen, grenzt nördlich an Basel-Landschaft und östlich an Aargau, hat einen Flächenraum von 13,7 □Meilen (davon 7 □Meilen Gebirgsland) mit (1850) 69,674 Einwohnern. Der Jura durchzieht den Kanton in 7 fast parallelen Ketten, wovon die südlichste eine Höhe von mehr als 3000' erreicht. Darin steht die höchste Kuppe, die Hasenmatte (4476' hoch). Diese Kette wird durch die Clus, einen der merkwürdigsten Pässe im Jura, vom Gipfel bis zum Fuß durchschnitten. Bewässert wird das Land durch die Aar, große Emmen, Birs, Dünnern und Lüsel, sowie durch den Aeschi- und Bolkensee. Unter den Mineralquellen sind die von Losdorf, Fluenbad und Altisholz hervorzuheben. Das Klima ist gemäßigt; der Westwind weht am häufigsten, im Frühling und Herbst aber ist der rauhe Ostwind oder die

schwarze Bise vorherrschend. S. gehört zu den fruchtbarsten Kantonen. Nicht nur der tiefere Thalboden, sondern selbst hochgelegene Berggegenden sind den meisten Getreidearten und vielen Obstsorten zugänglich, und der Kanton producirt daher von beiden nicht nur für das eigene Bedürfniß genug, sondern führt auch davon noch bedeutend aus. Weinbau wird gegenwärtig nur noch bei Büren, Dornach und im Leimenthal mit Vortheil betrieben. Bedeutender ist der Flachsbau. Da es nicht an schönen Bergweiden fehlt, so ist die Viehzucht bedeutend; auch wird viel Federvieh gezogen und etwas Seidenzucht getrieben. Das Wild vermindert sich immer mehr. Die Produkte des Mineralreichs sind Marmor, Kalkstein, Tuffstein, Gyps, Mergel, Eisen (38,000 Centner). Die Industrie beschäftigt sich mit Fabrikation von Tuch, Baumwollen- und Seidenwaaren, Papier, Leder, Glas, Maschinenbau; auch die Bleichereien des Kantons stehen in Ruf. Auch wird viel Glas und Steingut fabricirt, und in neuester Zeit hat man auch die Uhrenfabrikation hierher verpflanzt. Von Landesprodukten werden außer Getreide und Obst besonders Vieh, Käse, Butter, Kirschgeist, Häute 2c. ausgeführt. Die Sprache der Bewohner ist die deutsche. Der Kanton, im Range der 10., beruht auf der Staatsverfassung vom 29. December 1830, welche 1841 und 1851 einer Revision unterworfen ward. Gleichheit der Rechte, Freiheit des Handels und der Gewerbe, der Presse und des Petitionsrechts, allgemeine Milizpflichtigkeit sind gewährleistet. Der große Rath, aus 105 Mitgliedern bestehend, wovon 55 unmittelbar vom Volke, 41 mittelbar durch Wahlmänner und 9 vom großen Rath selbst gewählt werden, versammelt sich jährlich zweimal, erläßt die Gesetze, bestimmt das Budget, nimmt Rechenschaft über die Verwaltung ab, übt das Begnadigungsrecht, ernennt und instruirt die Gesandten zur Bundesversammlung, schließt Verträge ab 2c. Dem von ihm aus seiner Mitte in 17 je nach 2 Jahren zu $^1/_3$ ausscheidenden Mitgliedern gewählten kleinen Rath steht Vorschlag und Vollziehung der Gesetze zu, er verfügt über die bewaffnete Macht und übt die Verwaltungsgerichtsbarkeit in letzter Instanz. Durch die Verfassungsrevision von 1851 wurden die indirekten Wahlen beseitigt. Der Kanton ist in 5 Ämteien getheilt: S.-Läbern, Bucheggberg-Kriegstetten, Balsthal-Thal und Gänd, Olten und Gösgen, Dornegg und Thierstein. Die Bezirksbehörden sind die vom großen Rathe erwählten Oberamtleute, welche Stellvertreter des kleinen Raths und die erste Instanz für Verwaltungsrechtsstreite sind. Letzte Instanz ist das vom großen Rathe gewählte, mit 13 alle 2 Jahre zu $^1/_3$ austretenden Mitgliedern besetzte Appellationsgericht, welches über alle rekursfähigen Sprüche in bürgerlichen Streitsachen, sowie in Polizei- und Frevel- und Kriminalfällen aburtheilt; die 2. Instanz in allen appellabeln Civilfällen und die 1. Instanz in Kriminalsachen das vom großen Rathe gewählte, aus 9 alle 3 Jahre zu $^1/_3$ austretenden Richtern bestehende Kantonsgericht. Für die 1. Instanz besteht ein Kantonsgericht erster Instanz und ein erstinstanzliches Kriminalgericht. In jeder Amtei befindet sich ein Amtsgerichtspräsident und ein Gerichtsstatthalter. Zum Bundesheere stellt der Kanton 904 Mann ohne die Landwehr. Die Staatseinnahmen belaufen sich auf 46,000 Thlr. Das Wappen ist ein in Roth und Silber quergetheilter Schild. S. ist ein katholischer Kanton, unter dessen Bewohnern nur 8079 Reformirte sind.

Die gleichnamige Hauptstadt des Kantons liegt am östlichen Abhang des Jura, am Fuße des eine schöne Fernsicht gewährenden, an 4000 Fuß hohen Weißensteins, in anmuthiger Gegend, auf einer Anhöhe an der Aar, durch die sie in zwei ungleiche, durch hölzerne Brücken verbundene Theile getheilt wird. Die Hauptzierde der Stadt ist die Dom- oder Stiftskirche des heiligen Ursinus, 1773 vollendet, mit schöner Kuppel. Andere Kirchen sind die Jesuiten-, Franciskaner-, Spital- und St. Katharinenkirche, sonstige hervorragende Gebäude das Rathhaus mit Münzstätte und römischen Inschriften, das Zeughaus mit reicher Sammlung alterthümlicher Waffen, vielen Trophäen, namentlich 11 eroberten Fahnen aus der Schlacht bei Nancy, worunter eine mit dem Bildniß Karls des Kühnen von van Eyck, die Residenz des Bischofs von Basel 2c. Es bestehen hier mehre Klöster, ein Gymnasium, eine theologische Lehranstalt, eine Privatlehranstalt für Thierarzneikunde, eine andere für Forstwissenschaft, ein von barmherzigen Schwestern besorgtes Spital, eine Irrenanstalt, ein Waisenhaus, eine Stadtbibliothek von cirka 15,000 Bänden, eine Sammlung römischer Alterthümer und Münzen, eine Stiftsbibliothek mit interessanten Urkunden und Manuskripten, ein Naturalienkabinet im Waisenhause, reich an seltenen Petrefakten. S. zählt 5370 Einwohner. Handel und Industrie sind nicht beträchtlich, am wichtigsten ist noch der Transit zu Land und zu Wasser. Nicht unbedeutend sind die Jahrmärkte besonders für den Handel mit den sehr geschätzten inländischen Pferden.

Geschichte. Die Stadt S. (Solodurnm) gehört zu den ältesten der Schweiz. Im Mittelalter war sie einer der bedeutenderen Orte des kleinburgundischen Reichs. Von Kaiser Rudolf von Habsburg mit reichsstädtischen Rechten ausgestattet, behauptete sie sich gegen die benachbarten Herren. Ihre Aufnahme in die Eidgenossenschaft erfolgte den 22. December 1487. Im Schwabenkriege trug S. 1499 zu dem großen Siege bei Dornach wesentlich mit bei. Die Reformation fand hier keinen günstigen Boden. Im Jahre 1667 fing man an, die Stadt zu befestigen, erst 1835 wurden die Werke beseitigt. Auch in S. war alle Gewalt in den Händen einer patricischen Oligarchie, gegen die sich das gedrückte Volk mehre Male vergeblich erhob. Erst die französische Revolution stürzte das alte System, und in S. wurde zuerst (22. März 1798) die „eine und untheilbare helvetische Republik" proklamirt. Aber auch hier brach sich nach Napoleons Sturz durch die Ränke der alten Aristokratie die Restauration wieder Bahn. Verschwörungen wurden angesponnen; in der Nacht vom 9. Januar 1814 wurde die bisherige freie Verfassung vernichtet, das alte Herrenthum wiederhergestellt. Umsonst empörte sich das Volk, die

freisinnige Bürgerschaft der Stadt Olten an dessen Spitze. Man schmeichelte den Unzufriedenen, versprach das Beste und besänftigte die Menge. Diese wurde getäuscht, dann durch den wiener Kongreß geschreckt und gelähmt. Im Jahre 1828 ward S. zum Sitz des neugegründeten Bisthums Basel ausersehen. In Folge der pariser Julirevolution erhob sich das Volk von Neuem und forderte zweckmäßige Neugestaltung der Grundgesetze des Staates auf der Basis staatsbürgerlicher Rechtsgleichheit. Das Patriciat mußte sich der Zeitbewegung hier wie in andern Kantonen fügen, u. so ward eine neue Staatsverfassung entworfen, welche mit dem 21. März 1831 ins Leben trat, ohne daß dieser Umschwung der Dinge die öffentliche Ruhe und Ordnung unterbrochen hätte. Die Grundzüge des neuen gesellschaftlichen Vertrags sind auch bei den spätern Revisionen desselben im Allgemeinen die nämlichen geblieben. S. gehört jetzt zu den wohl organisirten Kantonen, und der Wohlstand der dortigen Bevölkerung ist im Steigen begriffen. Der Kanton erklärte sich trotz des Katholicismus seiner Bewohner gegen die Berufung der Jesuiten und stand daher im Sonderbundskriege auf Seiten der liberalen Kantone. Vgl. Schweiz, Geschichte.

Solowetsk (Solowetskoi), Insel im europäisch-russischen Gouvernement Archangel, im Westen des weißen Meeres, Hauptinsel der gleichnamigen Inselgruppe, liefert schönes Marienglas.

Solsona, Stadt in der spanischen Provinz Lerida, rechts am Rio-Negro, Bischofssitz, mit Mauern und einem Fort auf einem nahen Felsen, Kathedrale, Hospital, Baumwollweberei, Spitzenklöppelei und 2180 Einwohnern.

Solstitium, s. Sonnenwenden.

Solta, Insel im österreichisch-dalmatischen Kreis Spalato, etwa 8 Miglien lang, aber sehr fruchtbar, mit fischreichen Buchten und gegen 1300 Einwohnern, die sich von Weinbau, Schifffahrt und Fischfang nähren. Das Thal Vallata di S. bringt Getreide, Wein, Oel und Mandeln in Menge hervor.

Soltau, Stadt in der hannöverschen Landdrostei Lüneburg, an der Böhme, mit Weberei und 1210 Einwohnern.

Soltikow (Ssaltykow), russisches Adelsgeschlecht, welches auf die Zeiten Alexander Newsky's zurückreicht und unter seinen Gliedern viele Bojaren zählt. Praskowja Fedorowna S. ward die Gemahlin des Czaren Iwan Alexejewitsch († 1696) und dadurch Mutter der Kaiserin Anna. Der General Semen S., Gouverneur von Moskau, ward durch diese, seine Base, 1732 in den russischen Grafenstand erhoben. Dessen Sohn, Graf Peter Semenowitsch S., führte im siebenjährigen Kriege seit 1759 nach Fermor den Oberbefehl über die russische Armee, trug am 23. Juli 1759 bei Kai einen Sieg über den preußischen General Wedel davon und gewann am 12. August, nachdem er sich mit dem österreichischen General Laudon vereinigt hatte, den entscheidenden Sieg bei Kunersdorf über den König Friedrich II. selbst. Dafür mit der Feldmarschallswürde belohnt, ward er später Generalgouverneur zu Moskau und † daselbst im December 1772. Sein Sohn, Graf Iwan Petrowitsch S., eroberte 1788 Choczim, ward gleichfalls zum Feldmarschall und Generalgouverneur von Moskau ernannt und † 1805. Nikolai Iwanowitsch S., ein Verwandter der Vorigen aus einer Seitenlinie, geboren den 24. Oktober 1736, ward 1783 zum Erzieher des nachmaligen Kaisers Alexander und des Großfürsten Konstantin ausersehen u. erhielt 1796 den Feldmarschallsstab. Im Jahre 1814 in den Fürstenstand erhoben, † er in Petersburg den 28. Mai 1816. Sein ältester Sohn, Fürst Alexander S., war kurze Zeit Minister des Aeußern und † 1837. Dessen Neffe, Fürst Alexei S., machte sich durch seine Reisen in Persien 1838 und Ostindien 1841—46 bekannt, die er in „Voyages dans l'Inde" (Paris 1849) und „Voyage en Perse" (das. 1851) beschrieb.

Soltyk, Roman, Graf, Mitglied des polnischen Reichstags und Brigadegeneral, geboren zu Warschau 1791, Sohn des Reichstagsmarschalls Stanislaus S. und der Prinzessin Karoline Sapieha, erhielt seine erste Erziehung im väterlichen Hause, besuchte von 1805—7 die polytechnische Schule zu Paris, ward dann vom Fürsten Poniatowski als Lieutenant bei der Fußartillerie angestellt, avancirte 1809 zum Hauptmann bei der reitenden Artillerie und machte 1809 den Feldzug gegen Oesterreich mit, in welchem er sich bei der Belagerung von Zamosk und später in der Schlacht bei Warzary durch Tapferkeit hervorthat. Im Jahre 1810 ward er Lieutenant-Colonel und kam 1812 als Adjutant des Generals Sokolnicki in den Generalstab Napoleons. In der Schlacht bei Leipzig befehligte er die Sachsen und gerieth, indem diese übergingen, in die Gefangenschaft der Alliirten. In das bürgerliche Leben zurückgetreten, bekannte er sich zu den liberalsten Ansichten. Eigenthümer eines Eisenhammers, eröffnete er in Warschau ein Eisenmagazin und bot die Erzeugnisse seiner Fabriken feil. Seit 1822 betheiligte er sich an den geheimen politischen Gesellschaften. Mitglied des Raths der Woiwodschaft Sandomir, ward er 1826 in die bekannte Verschwörung, als deren Hauptlenker man seinen Vater betrachtete, verwickelt. Er floh, wurde aber in Leipzig festgehalten, nach Warschau geführt und ins Gefängniß geworfen, wegen Mangel an Beweisen jedoch bald wieder freigelassen. Er zeichnete sich dann auf dem Reichstage von 1829 aus und trug unter Anderem auf vollständige Emancipation der Bauern an. Sofort nach dem Ausbruch der Revolution vom 29. November 1830 begab er sich nach Warschau, ward Generalkommandant der 4 auf dem rechten Weichselufer liegenden Woiwodschaften und organisirte hier 47,000 Mann mobiler Nationalgarden. Er schlug auf dem Reichstage die Absetzung des Kaisers Nikolaus und die Erklärung der Souveränetät des Volks vor (21. Januar 1831). Während der Belagerung Warschau's durch die Russen ward er zum Befehlshaber der Artillerie in Warschau ernannt, widersetzte sich als solcher aufs Eifrigste der Kapitulation Krukowiecki's und hielt Stand bis zum letzten Augenblicke. Er ging dann mit der Armee nach Plock und übernahm eine Sendung nach England und Frankreich, um dort eine Vermittelung dieser Mächte für Polen nachzusuchen. S.

† zu St.-Germain-en-Laye den 22. Oktober 1843. Im Exil schrieb er den „Précis historique, politique et militaire de la révolution du 29 Novembre" (Paris 1833, 2 Bde.) und „Napoléon en 1812" (das. 1836, deutsch von Bischoff, Wesel 1837).

Solubel (v. Lat.), auflösbar.

Solvabel (v. Lat.), auflösbar; (Solvendo seyn), in einem Vermögenszustande seyn, wo man alle seine Schulden bezahlen kann.

Solventia (sc. remedia, lat.), auflösende Mittel.

Solviren (v. Lat.), einen festen Körper in einer Flüssigkeit auflösen, z. B. Gold und Silber in Scheidewasser. Die aufgelöste Masse heißt Solution.

Solway-Frith (Booneß-Wath), britischer Golf des irländischen Meeres, zwischen England und Schottland, dort an der Grafschaft Cumberland, hier an der Grafschaft Wigton, Kirkcudbright und Dumfries, zwischen dem Vorgebirg Burrow (nördlich) und dem Vorgebirg Beens (südlich) gegen Nordosten gerichtet. Die Küsten sind meist sandig. Die Fischerei darin gewährt Lachse und Häringe.

Somatologie (v. Griech.), die Lehre vom menschlichen Körper, also besonders Anatomie, der Dynamologie und Psychologie entgegengesetzt.

Somaulis (Somali), Völkerschaft an der Ostküste von Afrika, am Busen von Aden vom Kap Gardafui westwärts wohnend, in einem Landstrich, welcher nach ihnen Dar el Somauli genannt wird.

Somerset, engl. Grafschaft in England, grenzt nördlich an den Bristolkanal und die Grafschaft Gloucester, östlich an die Grafschaft Wilts, südöstlich und südlich an die Grafschaft Dorset, südwestlich und westlich an die Grafschaft Devon und hat einen Flächenraum von $77\frac{1}{2}$ □Meilen. Die Küste ist theils unzugänglich, theils hat sie schöne Buchten mit niedrigem Landsaum. Die beste derselben ist die von Bridgewater, vor der die Sandbank Culver-Sand liegt. Im Norden und Westen ist die Grafschaft gebirgig (Mendips-, Blackdown- und Quantocks-Hill). An der Westgrenze gegen Devon liegt das Bergland Exmoor-Forest. Zwischen den Höhen und an der Küste breiten sich von zahllosen Schwärmen wilder Gänse besuchte Moorstrecken aus. Von den Flüssen mündet der Ex, der mit seinem Nebenfluß Barle im Westen entspringt, in den Kanal. Der Avon, zum Theil auf der Nordgrenze, der Yeo, Axe, Brue und Parret mit dem Ivel und der Tone münden in den Bristolkanal. Der Dorset-Somersetkanal durchschneidet den Osten, der Kennet-Avonkanal den Nordosten und nimmt den Somerset-Coalkanal auf. Das Klima ist gemäßigt. Die Produkte sind Getreide, Hanf, Flachs, Obst, Rindvieh, Schafe und Schweine. Die Gebirge geben Blei, Steinkohlen, Kalkstein, Mineralquellen. Die Industrie schafft Wollen- und Seidenzeuche, Leinwand, Segeltuch, Spitzen, Papier, Handschuhe. Bebautes Land sind 260,000 Acres, Weide 584,500 Acres, Sumpf 300,000 Acres, Holzung 200,000 Acres, Gemeindeland 20,000 Acres, unbebautes Land 65,000 Acres, Seen, Flüsse rc. 20,500 Acres. Die Zahl der Einwohner betrug 1851 456,237 Seelen; 1831: 404,200, 1841: 436,000. Die Hauptstadt ist Bristol.

Somerset, englischer Grafen- und Herzogstitel, den das von den Plantagenets stammende ältere Haus Beaufort (s. d.) besaß und das jetzige jüngere Haus noch als Familiennamen führt. Außerdem wurde unter Jakob I. der Titel eines Grafen von S., unter Eduard VI. die herzogliche Würde an Personen verliehen, die mit den Beauforts in keiner Beziehung standen. Merkwürdig sind: Robert Ker Carr, Viscount von Rochester, Graf von S., geboren 1590, stammte aus einer schottischen Adelsfamilie und kam, 20 Jahre alt, an den Hof Jakobs I. nach London. Jakob, von der Schönheit Carrs eingenommen, schenkte ihm bald sein ganzes Vertrauen und erhob ihn 1612 zum Viscount von Rochester. Zum Glück fand der Günstling an Sir Thomas Overbury einen weisen Freund und Führer, der die große Macht des jungen Mannes zum Guten zu lenken suchte. Dieser verliebte sich jedoch in die Gräfin von Essex, die das unerlaubte Verhältniß einging und sich von ihrem Gemahl scheiden lassen wollte. Aber Overbury widerrieth S. eine Verbindung mit ihr als gegen sein wahres Interesse. S. verrieth dies seiner Geliebten und war schwach genug, sich von ihr bewegen zu lassen, den Freund beim Könige hochverrätherischer Absichten zu beschuldigen. Wirklich wurde Overbury auf diese Verleumdung hin in den Tower geworfen. Sechs Monate später vermählte sich Rochester mit der von ihrem ersten Gemahl geschiedenen Geliebten und erhielt sogleich vom Könige die Würde eines Grafen von S. Seine Gemahlin trieb ihn jetzt an, den verhaßten Overbury durch Gift aus dem Wege zu räumen. Die That wurde, im Verein mit S.s Oheim, dem Grafen von Northampton, und unter Beihülfe des Gouverneurs vom Tower, am 15. September 1613 vollzogen, jedoch so ungeschickt, daß man Verdacht schöpfte. Von Gewissensbissen gequält, verlor S. sehr bald Jugend, Schönheit und die Liebenswürdigkeit des Umgangs und hiermit zugleich die Gunst des Königs. Ein Theil der Hofleute, die S. haßten, nahmen die Gelegenheit wahr und verschafften ihm an George Villiers, dem späteren Herzog von Buckingham, einen Nebenbuhler, durch welchen S. auch sehr bald beim Könige verdrängt wurde. Zugleich brachten die Entdeckungen eines Apothekerburschen die Schuld S.s völlig zu Tage. Der König ließ S., dessen Gemahlin und die übrigen Mitschuldigen vor eine Gerichtskommission stellen, welche sie sämmtlich zum Tode verurtheilte. Einige mußten die Strafe erleiden. S. hatte jedoch mit wichtigen Enthüllungen gedroht, und, bewog ihn dies, oder war es ein Rest von Anhänglichkeit, Jakob schenkte ihm und seiner Gemahlin das Leben. Nachdem beide mehre Jahre im Gefängniß gesessen, erhielten sie die Freiheit und ein königliches Jahrgeld mit der Erlaubniß, dasselbe im Auslande zu verzehren. In der Verbannung verwandelte sich ihre schuldbeladene Liebe in den tiefsten Haß, der ihnen das Leben verbitterte. S. † um 1638. Aus der Ehe seiner einzigen Tochter mit dem Herzog von Bedford entsprang der unter Karl II. hingerichtete Lord Russell (s. d.). Ed-

ward Seymour, Herzog von S., der Oheim Eduards VI. von England und Protektor des Reichs, war der Sohn des in der Grafschaft Wilts angesessenen Sir John Seymour. Als Heinrich VIII. 1536 seine Schwester, Johanna Seymour, heirathete, erhielt er den Titel eines Viscount von Beauchamp. Im Jahre 1544 zum Generallieutenant im Norden des Reichs ernannt, fiel er mit einer starken Armee in Schottland ein und verwüstete Leith und Edinburg. Dann folgte er dem König nach Frankreich, wo er Boulogne erobern half. Noch 1547 erhob ihn Heinrich VIII. zum Grafen von Hertford und ernannte ihn zu einem der 16 Testamentsexekutoren, die während der Minderjährigkeit des jungen Edward VI. die Regierung führen sollten. Sofort nach Heinrichs Tode übertrugen ihm aber sämmtliche Räthe das Protektorat, um der Regierung die nothwendige Einheit zu geben. Zugleich nahmen die Machthaber zahlreiche Standeserhöhungen vor, wobei Hertford zum Herzog von S., sein Bruder zum Lord Seymour von Dudley und zum Großadmiral erhoben wurde. Ueberdies ließ sich der Protektor vom jungen König durch ein Patent völlige königliche Gewalt übertragen. S. benutzte seine Macht zuvörderst, um unter Cranmers Leitung die Kirchenreformation fortzuführen. Dann eröffnete er im August 1547 einen abermaligen Feldzug nach Schottland und brachte den Schotten am 10. Sept. die Niederlage bei Pinkey bei. Nach seiner Rückkehr ließ er vom Parlament alle jene blutigen Gesetze Heinrichs VIII. aufheben, nach welchen jeder Unterthan als Hochverräther dem Verderben preisgegeben werden konnte. Dessen ungeachtet erweckte ihm seine Stellung viele Feinde, unter denen sich auch sein Bruder, Lord Seymour, befand. Letzterer hatte nach Heinrichs VIII. Tode dessen Wittwe, Katharina Par, geheirathet und faßte sogar, als dieselbe 1548 starb, den Plan, sich mit der 16jährigen Prinzessin Elisabeth, der nachmaligen Königin, zu vermählen. Offenbar war er entschlossen, seinen Bruder vom Protektorat zu verdrängen, und suchte sich deshalb auch bei dem jungen Könige einzuschmeicheln. Alle Vorstellungen, die ihm der Protektor über sein Betragen machte, blieben fruchtlos, weil der Graf von Warwick, der spätere Herzog von Northumberland, insgeheim wirkte, um den einen Bruder durch den anderen zu verderben. S. ließ endlich 33 Anklageartikel gegen seinen Bruder vor das Oberhaus bringen, das denselben als Hochverräther zum Tode verurtheilte. Das Urtheil wurde auch an Seymour am 20. März 1549 vollzogen. Um diese Zeit erhoben sich in verschiedenen Gegenden Englands Aufstände, in denen die arg bedrückte und besonders durch die Ausdehnung der Schafzucht bedrohte Landbevölkerung das Joch der Großen abzuschütteln versuchte. Der Protektor gerieth hierdurch seinen Feinden gegenüber in eine mißliche Lage, zumal nicht nur der Krieg in Schottland eine üble Wendung nahm, sondern auch Heinrich II. von Frankreich sich zur Wiedereroberung von Boulogne rüstete. Unter diesen Verhältnissen schlug er dem Staatsrathe vor, mit den auswärtigen Mächten Frieden zu schließen und Boulogne an Frankreich zurückzugeben. Warwick legte diese kleinmüthige Politik als Feigheit aus u. stimmte den König und die Staatsräthe, die dem Protektor die Hinrichtung des Bruders und maßlose Bereicherung durch Einziehung von Kirchengütern nicht verzeihen konnten, gegen diesen, u. die verbündeten Räthe brachten es dahin, daß der Protektor des Mißbrauchs der Gewalt beschuldigt u. in den Tower geworfen ward. Im November 1549 ward seine Sache vor das Parlament gebracht, das ihn jedoch sehr glimpflich behandelte, indem es ihn bloß zu einer Geldstrafe verurtheilte. Der König begnadigte ihn vollends, und Warwick, der seine Macht noch nicht gesichert hatte, sah sich genöthigt, mit seinem Nebenbuhler eine Versöhnung einzugehen, die durch die Vermählung von S.s ältester Tochter mit Lord Dudley, einem Sohne Warwicks, besiegelt ward. Dessen ungeachtet suchte der Eine den Andern zu verderben, und S. war unvorsichtig genug, seine Pläne zu verrathen. Warwick, nachdem er sich des Königs bemächtigt und die Staatsgewalt an sich gerissen, ließ S. am 16. Okt. 1551 verhaften und beschuldigte denselben, ihm nach dem Leben getrachtet und zugleich verrätherische Anschläge auf die Staatsgewalt gefaßt zu haben. Eine Jury von 27 Peers konnte S. zwar nicht des Hochverraths schuldig finden, legte ihm aber das Verbrechen der Felonie zur Last, weil er einen Vasallen des Königs habe ermorden wollen, und verurtheilte ihn am 1. Dec. zum Tode. Am 22. Januar 1552 wurde S. auf Towerhill enthauptet. Titel und Güter hatte er auf seine in zweiter Ehe mit Anna Stanhope erzeugten Kinder übertragen lassen, nach deren Aussterben erst die Nachkommenschaft aus erster Ehe folgen sollte. Sein Sohn Edward erhielt 1558 von der Königin Elisabeth den Titel eines Grafen von Hertford zurück, verfiel aber wegen seiner Vermählung mit der Schwester der unglücklichen Johanna Gray bei der Königin Maria in Ungnade, saß 9 Jahre im Tower gefangen u. † 1621. Dessen Enkel, William Seymour, ging eine heimliche Ehe mit Lady Arabella Stuart, der Base König Jakobs I., ein und mußte deshalb ins Ausland flüchten, während seine Gattin 1615 im Tower starb. Gleichwohl bewies er sich nachmals als treuer Anhänger der königlichen Sache, ward 1640 zum Marquis von Hertford erhoben und 1660 nach Karls II. Restauration wieder mit dem Titel eines Herzogs von S. ausgestattet. Er † den 24. Okt. 1660. Sein Großneffe Charles, Herzog von S., spielte unter Karl II., Wilhelm III., Anna und Georg I. als erster Peer des Reichs eine hervorragende Rolle, ward Lord-Oberkammerherr und † 1748. Sein einziger Sohn, Algernon, Herzog von S., † 1750 ohne männliche Nachkommen, worauf die Titel eines Marquis und Grafen von Hertford erloschen, die eines Herzogs von S. und Lord Seymour aber auf Sir Edward Seymour, einen Nachkommen des Protektors aus erster Ehe, übergingen, der 1757 †. Dessen Enkel, Edward Adolphus Seymour, geboren den 24. Febr. 1775, folgte seinem Vater Webb den 15. Dec. 1793 als Herzog von S., ist Präsident der Royal institution und in den exakten Wissenschaften bewandert. Sein ältester Sohn, Edward Adolphus, Lord Seymour, geboren den 20.

Dec. 1804, vermählte sich 1830 mit einer Enkelin Sheridans und trat 1834 für Totneß ins Parlament. Als eifriger Whig ward er 1835 zum Lord des Schatzes, 1839 zum Sekretär des indischen Amts und 1841 auf einige Zeit zum Unterstaatssekretär des Innern ernannt. Darauf fungirte er als Oberkommissär der Wälder und Forsten, zog sich aber durch Willkürlichkeiten viel Gegner zu u. wurde beim Wiedereintritt der Whigregierung nicht wieder ins Ministerium berufen.

Somersinseln, s. Bermudas.

Somerville, 1) William, englischer Dichter, geboren zu Edston in Warwickshire 1692, nach Andern 1682 oder gar 1677, studirte zu Oxford u. lebte dann als Friedensrichter auf dem von seinem Vater ererbten Gute. Zu große Gastfreiheit und Nachlässigkeit im Haushalte brachten ihn gegen Ende seines Lebens in Noth, und um sich die Sorgen zu vertreiben, ergab er sich dem Trunke. Er † 1742. Sein Hauptwerk ist „The chase", ein didaktisch-deskriptives Gedicht in reimlosen Versen (1735), das, bei den englischen Jagdfreunden noch jetzt beliebt, das Verdienst hat, gefällig, malerisch, naturgetreu und einfach zu seyn. Zwei andere Lehrgedichte: „Hobbinol or rural games" (1740) und „Field sports" (1742), sind weniger gut. Eine Sammlung seiner Werke erschien zu London 1742, 1776 u. öfter.

2) Mary, englische Schriftstellerin im Fache der Astronomie, schrieb unter dem Titel „Mechanism of the heavens" (London 1832) eine Einleitung in das Studium der Astronomie und „Connexion of the physical sciences" (8. Aufl., daselbst 1853), ihr Hauptwerk, welches die physikalischen Wissenschaften in ihrer Verbindung unter einander behandelt und in England außerordentlichen Beifall gefunden hat. Ein treffliches Werk ist auch ihre „Physical geography" (Lond. 1848, 2 Bde., deutsch von A. Barth, Leipz. 1852). Alle diese Schriften verbinden Klarheit u. Popularität der Darstellung mit Tiefe und Gründlichkeit der Forschung und haben daher hohe wissenschaftliche Bedeutung.

Somina (Sominskaja-Pristan), Marktflecken im europ.-russ. Gouvernement Nowgorod, an der Somina, wegen seiner Lage an der Kanal-, Fluß- und Seeverbindung, zwischen dem finnischen Meerbusen und dem kaspischen Meere einer der bedeutendsten Stapelplätze des russischen Reichs, wo alljährlich vor Eröffnung und vor Beendigung der Messe von Nischegorod 20—30,000 Menschen sich einfinden.

Somma, 1) Stadt in der Lombardei, nordwestlich von Mailand, wo der Tessin aus dem Lago Maggiore abfließt, mit 3200 Einw. — 2) Stadt in der neapolitanischen Provinz Neapel, östlich von Neapel, nördlich am Vesuv, mit Schloß, Kollegiat, Hospital, vorzüglichem Wein und 7200 Einw.

Somme, französischer Fluß, entspringt im Departement Aisne, Arrondissement St.-Quentin, unweit Fontsomme, fließt anfangs südwestlich, dann westlich in das gleichnamige Departement, das er von Südosten gegen Nordwesten durchschneidet, und mündet nach einem Laufe von 27 Meilen, wovon 14 schiffbar sind, unterhalb le Crotoy in den Kanal. Die S. steht durch den Kanal von St.-Quentin mit der Seine und Schelde und durch den Crozatkanal mit der Oise in Verbindung, wie auch der Kanal der oberen S. dazu dient, sie bis Abbeville schiffbar zu machen. Unter ihren zahlreichen, aber kleinen Zuflüssen ist die Avre (links) der wichtigste. Das nach ihr benannte Departement, gebildet aus den ehemaligen Landschaften Amiénais, Ponthieu, Santerre, Vimeur, Vermandois und Artois, grenzt nördlich an das Departement Pas-de-Calais, nordöstlich an Nord, westlich an Aisne, südlich an Oise, südwestlich an Seine-inférieure und westlich an den Kanal und umfaßt 112,26 □Meilen mit (1856) 566,619 Einw. Das Klima ist feucht und kalt, im Allgemeinen aber gesund, nur in den Sümpfen längs der S. ungesund. Das Land bildet eine weite, eiförmige, gegen die Küste hin sandige Ebene, die nur an der Ostseite von einigen Ausläufern der Ardennen durchzogen wird, aber nicht eben unfruchtbar ist. Der Wald von Crécy im Nordwesten ist die einzige bedeutende Holzung im Departement. Die Produkte sind reichlich Getreide, etwas Hafer, Hülsenfrüchte, Hanf, Flachs, Oelfrüchte, Hopfen, Cider, Bier, Rindvieh, Pferde, Schafe. Die lebhafte Industrie verarbeitet Wolle, Ziegenhaar, Seide, Hanf, Flachs, Baumwolle zu Zeuchen, Teppichen, Tischzeugen, Gaze, Leinwand und schafft außerdem Glas, Papier, chemische Produkte, Leim, viel Zucker. Auch der Handel durch den Hafen St.-Valery und im Lande ist lebhaft. Das Departement zerfällt in die Arrondissements Amiens, Abbeville, Doullens, Montdidier und Péronne. Hauptstadt ist Amiens.

Sommer, diejenige der 4 Jahreszeiten (s. d.), welche zwischen Frühling und Herbst liegt und etwa vom April bis September reicht. In der nördlichen Halbkugel der Erde bestimmt der Eintritt der Sonne in das Zeichen des Krebses den Anfang und der Eintritt in die Wage das Ende des S.s, er beginnt also am 21. Juni und endigt am 23. Sept. In der südlichen Hemisphäre bezeichnet der Eintritt der Sonne in das Zeichen des Steinbocks den Anfang und ihr Eintritt in das des Widders das Ende des S.s. In den gemäßigten und den kalten Zonen wird der Anfang des S.s bestimmt durch den höchsten Stand der Sonne, oder ihre größte Abweichung nach Norden oder Süden; wollte man diese Bestimmung auch auf die heiße Zone übertragen, so würde man für dieselbe zwei S. annehmen müssen, indem dort bekanntlich die Sonne für jeden Ort zweimal jährlich im Scheitel steht. Da der S. der Nordhalbkugel in die Zeit fällt, wo sich die Erde in der Sonnenferne befindet und langsamer in ihrer Bahn bewegt, als in der Sonnennähe, so hat dies die Folge, daß die Sonne in ihrer nördlichen Abweichung vom Aequator um 7 Tage u. 20 Stunden länger verweilt, als in der südlichen, und daß also Frühling und S. zusammen für uns um mehr als eine Woche länger dauern, als Winter und Herbst. Da indeß das Aphelium oder der Punkt, wo die Erde auf ihrer Bahn die größte Entfernung von der Sonne erreicht, langsam nach Osten, der Sommerpunkt dagegen oder der Ort der Bahn, wo die Sonne für die nördliche Halbkugel am höchsten steht, langsam nach Westen rückt, so wird sich jenes zu Gunsten der nördlichen S. jetzt bestehende Verhältniß nach und nach verän-

dern und endlich für eine lange Zeit ins Gegentheil umschlagen. Der Sommerpunkt liegt jetzt cirka 9° westlicher, als die Sonnenferne, beide entfernen sich alle 100 Jahre am 1°,7 weiter von einander und werden demnach in cirka 10,000 Jahren um 180° von einander abstehen und erst in mehr als 20,000 Jahren wieder sich begegnen. Diese größere Entfernung, in welcher sich im S. die Erde von der Sonne befindet, hat zunächst die Folge, daß der Sonnendurchmesser uns im S. merklich kleiner erscheint, als im Winter; daß aber gleichwohl die Strahlen der Sonne trotz der weiteren Entfernung der Sonne im S. kräftiger als im Winter wirken, hat seinen Grund darin, daß sie dann in minder schräger Richtung, unter einem größeren Winkel auf die nördliche Halbkugel fallen und uns die Sonne im S. viel früher auf- u. viel später untergeht, also ihre wärmenden Strahlen längere Zeit wirken läßt. In dem Augenblicke des Sommersolstitiums, wenn die Sonne des Mittags am höchsten steht und am längsten über dem Horizont verweilt, d. h. zu Anfang des astronomischen S.s, sollte man eigentlich die größte Hitze des Jahres vermuthen. Die Erfahrung lehrt aber, daß diese erst 2—6 Wochen später, im Juli und August, einzutreten pflegt, u. der Grund dieser Erscheinung ist der, daß die Sonne dann schon länger gewirkt und den nordischen Schnee, sowie die Frühlingsfeuchtigkeit entfernt und den Boden durchwärmt hat.

Sommerach, Pfarrdorf im bayerischen Regierungsbezirk Unterfranken und Aschaffenburg, Landgericht Volkach, mit Mainüberfahrt und vortrefflichem Wein- (Sommeracher) und Obstbau u. 900 Einw.

Sommerfäden, s. v. a. Alter-Weiber-Sommer.

Sommerfeld, Stadt in der preußischen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Frankfurt, Kreis Krossen, an der Lubst, mit Schloß, Kirche, Steueramt, Tuch- und Leinweberei, 4 Kram-, Vieh- u. Pferdemärkten, Weinbau u. 3700 Einw.

Sommerflecken, s. v. a. Sommersprossen.

Sommergetreide, alle Getreidearten und Hülsenfrüchte, welche im Frühjahre gesäet und in dem nämlichen Jahre geerntet werden.

Sommergewächse, alle einjährigen Pflanzen, die nicht von Neuem aus der Wurzel ausschlagen, ihre Vollkommenheit in Einem Jahr erreichen und dann absterben.

Sommerpunkt, derjenige Punkt der Erdbahn, von dem aus die Sonne für uns in größter nördlicher (für die Bewohner der südlichen Halbkugel in größter südlicher) Abweichung vom Aequater steht; dann dem entsprechend derjenige Punkt in der Ekliptik, welchen die Sonne zur Zeit ihrer größten Abweichung einnimmt. Er ist für uns nach der Kalendersprache der Anfang vom Zeichen des Krebses, obwohl das Sternbild des Krebses selbst in Folge des Zurückweichens der Nachtgleichen diesen Ort längst verlassen hat und der S. jetzt in Wirklichkeit in das Zeichen der Zwillinge, ungefähr vor die Füße des Kastor fällt. Für die südliche Halbkugel liegt der S. im Zeichen des Steinbocks oder richtiger des Schützen. Der südliche S. ist für die nördliche Halbkugel Winterpunkt, und umgekehrt. Vergl. Sommer.

Sommerschenburg, Dorf in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Magdeburg, Kreis Neuhaldensleben, hat ein Domänengut mit Bouteillenfabrik und 810 Einw. S. war der Stammsitz der Grafen von S., die später die Pfalzgrafschaft Sachsen (s. d.) erwarben, 1180 aber ausstarben. Durch den tilsiter Frieden kam es zu Westphalen und wurde von Napoleon an den General Savary verschenkt. Nachdem es durch den ersten pariser Frieden an Preußen zurückgekommen war, schenkte es der König dem General Grafen von Gneisenau, der es zu einem Familienmajorat machte und auch hier begraben liegt. Am 18. Juni 1841 wurde ihm hier eine Bildsäule errichtet.

Sommerseite, die an Bergen und Bäumen nach Mittag gekehrte Seite, welche immer, im Sommer wie im Winter, von der Sonne beschienen wird.

Sommershausen, Pfarrdorf im bayerischen Regierungsbezirk Unterfranken und Aschaffenburg, am Main, Sitz des Herrschaftsgerichts des Grafen von Rechtern-Limpurg-Speckfeld, mit Schloß, Armen- und Waisenhaus, Tabaksfabrik, Kunstweberei, Korbflechterei, 1250 Obst-, Wein- und Spargelbau, Schifffahrt und 1250 Einw.

Sommersonnenwende, s. Sonnenwenden.

Sommersprossen (Sommerflecken, Sonnenflecken, Ephelides), bräunliche, nicht juckende und nicht über die Haut erhabene, glatte Flecken von der Größe einer Linse und darunter, welche vorzüglich im Gesichte, aber auch an anderen, doch nicht ausschließlich an solchen Theilen entstehen, welche von den Kleidern nicht bedeckt sind. Am häufigsten entstehen S. bei Individuen von zarter Haut mit blonden oder rothen Haaren, auf den unbedeckten Theilen der Haut, im Gesicht, am Hals, auf der Brust, bei Kindern und Frauen; bei letzteren nehmen sie vor dem Eintritt der Katamenien gewöhnlich eine dunklere Farbe an. Auch im Sommer nehmen sie zu, indem sie deutlicher hervortreten und sich neue bilden; im Winter nehmen sie ab, verschwinden jedoch selten vollständig. Die Einwirkung der Sonnenstrahlen ist der allgemeinen Annahme zufolge bei ihrer Entstehung im Spiele; mit inneren Störungen stehen sie in keinem Zusammenhange. Bei vollblütigen brünetten Personen bewirkt die Sonnenhitze statt ihrer eine allgemeine braune Hautfarbe, wahrscheinlich weil bei diesen sich in der Haut mehr Pigment absondert, als bei den zu S. geneigten Personen. Die dagegen empfohlenen Mittel: Waschwasser mit Zusatz von Essig oder Citronensaft, Emulsion von bitteren Mandeln mit Honig und Weinessig, Bestreichen mit Kampheröl, Ochsengalle ꝛc., helfen wenig oder nichts. Das beste Mittel, sie zu verhüten, ist Schutz der Haut gegen die Sonnenstrahlen.

Sommières, Stadt im französischen Departement Gard, Arrondissement Nismes, links am Vidourle, mit Schloß, Wollkämmerei, beträchtlicher Wolldecken-, Teppich- u. Molletonweberei, Gerberei, Branntweinbrennerei u. 3700 Einw.

Somnambulismus (v. Lat.), im engeren Sinne das Umherwandeln im Schlafe, das Schlafwandeln; dann das habituell gewordene, dem

Anschein nach mit Ueberlegung vor sich gehende Verrichten von Handlungen während des Schlafs, das **Schlafhandeln**; ferner das Wahrnehmen von Dingen und Ereignissen, welche mittelst der gewöhnlichen Sinne nicht wahrzunehmen sind, in gewissen Krankheitszuständen, das **Hellsehen**, Clair voyance; endlich die Gesammtheit der noch problematischen Erscheinungen des **thierischen Magnetismus** (s. d.). Die beiden ersten Arten des S., welche man gewöhnlich als **Nachtwandeln** bezeichnet, charakterisiren sich besonders dadurch, daß der natürliche Charakter des Schlafs in den krankhaften Widerspruch aufgehobener Empfindung mit gleichzeitig von Statten gehender, willkürlicher, durch die Vorstellungen von Zwecken scheinbar geleiteter Bewegung ausartet, und gehören mit dem Alpdrücken und anderen Erscheinungen einer gestörten nächtlichen Ruhe in eine gemeinsame nosologische Gruppe von Symptomen. Denn daß beim Nachtwandeln kein eigentlich pathologischer Prozeß obwaltet, welcher, tiefer in die Lebensökonomie eingreifend und ihre Grundlagen erschütternd, zur Todesursache werden könne, ergibt sich auf das Bestimmteste aus der Erfahrung, daß es niemals einen tödtlichen Ausgang genommen oder auch nur den Fortgang der Lebensentwickelung auf eine erhebliche Weise gestört hat, wie es denn auch in den meisten Fällen außer aller Verbindung mit anderweiten Krankheiten als eine völlig isolirte Erscheinung vorzukommen pflegt. Auch lassen sich die Uebergangsstufen aus dem Zustande eines gesunden Schlafs in die ausgebildeten Formen des Nachtwandelns nachweisen, wodurch das Auffallende und Räthselhafte derselben zum Theil wenigstens verschwindet, wenn auch manche Fälle der physiologischen Deutung schwer zugänglich seyn dürften. Jene Uebergangsstufen gehören fast zu dem Wesen des normalen Schlafs, da die tiefste Ruhe des letzteren, nämlich die völlige Aufhebung der Empfindung und Bewegung, in der Regel nur einige Stunden dauert und bei Annäherung des Erwachens schon mannichfachen Regungen beider Platz macht, welche oft eine solche Stärke erlangen, daß sie den Schlaf verscheuchen. Beim gewöhnlichen Schlaf wie beim Nachtwandeln ist das träumende Selbstbewußtseyn der Mittelpunkt, worin sich die dunkeln u. verworrenen Empfindungen der Sinne und des Gemeingefühls, wenn nämlich solche noch zur Perception kommen, sammeln, während Reihen von Vorstellungen und Willensantrieben auftreten, welche zu den mannichfaltigsten, ihnen entsprechenden Bewegungen der Glieder, sowie zu einem völlig artikulirten und zusammenhängenden Sprechen Veranlassung geben. Nur die höchsten Grade dieser Erscheinungen kommen aber hier in Betracht, in sofern bei ihnen die ursprünglichen Bedingungen des Schlafs nicht mehr vorhanden zu seyn scheinen, woraus sich dann schwer zu erklärende Verhältnisse der Lebensthätigkeit ergeben. Dahin ist vor Allem zu rechnen, daß die Nachtwandler ungeachtet der größten Anstrengung beim Erklettern von Fenstern, Dächern 2c. und bei anderen angreifenden Bewegungen des Hebens, Tragens, Tanzens 2c. nicht erwachen, was doch der Fall seyn würde, wenn bei ihnen, wie beim gewöhnlichen Schlafe, die Fähigkeit zur Empfindung und Bewegung in gleichem Maße ab- und zunähme. Vielmehr geben sie bei äußerer ordentlicher Bethätigung ihres ganzen Muskelsystems oft eine so gänzliche Empfindungslosigkeit kund, daß weder das stärkste, ihre Augen treffende Licht, noch der Schall von Trommeln und anderen lärmenden Instrumenten, noch die schärfsten Gerüche, z. B. des Ammoniaks, noch Kneipen, Stechen u. andere Verletzungen der Haut den geringsten Eindruck auf sie machen. Auch haben die Reden des Nachtwandlers nicht jenen phantastischen und desultorischen Charakter, wie die des Träumenden, sondern meist logischen Zusammenhang und bewegen sich, wie seine Handlungen, größtentheils im Kreise früherer Erinnerungen. Psychologisch unerklärt ist das Interesse an der Erscheinung des Mondes, welches sich bei vielen Somnambulen kund geben soll und zu dem Namen **Mondsucht** Veranlassung gegeben hat. Die oft erzählten Sagen von Mondsüchtigen, welche auf Bäume, Dächer und Thürme gleichsam dem Mond entgegengeklettert seyen, die dabei drohenden Gefahren mit der größten Geschicklichkeit vermieden, ja auf den Firsten der erkletterten Häuser Spaziergänge unternommen haben sollen, sind noch zu wenig wissenschaftlich beglaubigt, als daß man sie unbedenklich gelten lassen könnte. Erwähnung verdient noch, daß die Nachtwandler ihre Bewegungen mit der größten Sicherheit ausführen, obgleich ihre Augen fest verschlossen sind. Man hat diese Erscheinung dadurch zu erklären geglaubt, daß sie im Gedächtniß das treue Bild aller räumlichen Verhältnisse, in denen sie sich befinden, aufbewahren und dadurch in ihren Bewegungen geleitet werden. Wie sinnreich indeß auch diese Erklärung scheinen mag, so würde sie doch nur auf die Fälle anwendbar seyn, wo der Nachtwandler sich in gemessenen ruhigen Schritten durch wohlbekannte u. unverändert gebliebene räumliche Verhältnisse bewegt, was aber nicht immer der Fall ist. Von einem eigentlichen therapeutischen Heilverfahren kann hier wohl nicht die Rede seyn, da das Nachtwandeln gewöhnlich einen völlig konstitutionellen Zustand darstellt, welcher als solcher das Individuum Jahrzehnte behaften kann und sich höchstens durch kräftige, diätetische Maßregeln mit einigem Erfolge bekämpfen läßt. Zu letzteren würden vor Allem angemessene Körperanstrengungen, um einen möglichst festen und tiefen Schlaf zu bewirken, und eine damit übereinstimmende Lebensweise mit Vermeidung aller das Nervensystem mächtig aufregenden psychischen und physischen Reize zu rechnen seyn. Indeß darf man sich selbst davon keinen großen Nutzen versprechen; wenigstens blieb eine Mondsüchtige von ihren Paroxysmen nicht verschont, wenn sie auch die Tage in anhaltender Arbeit auf dem Acker zugebracht hatte. Alles, was sich thun läßt, dürfte sich darauf beschränken, die Nachtwandler unter eine angemessene Aufsicht zu stellen, damit sie in ihren Paroxysmen weder sich, noch Anderen Schaden zufügen können, u. ihnen eine, ihrem Zustande entsprechende diätetische Pflege zu widmen. Es kommen sowohl civil-, als kriminalrechtliche Fälle vor, in welchen der Gerichtsarzt über das Vorhandenseyn und die physische Bedeutung des Nachtwandelns zu urtheilen hat: **civilrechtliche**, wenn

vom Richter zu entscheiden ist, ob eine mit dieser Krankheit behaftete Person die ihr obliegenden Verbindlichkeiten in ihren Dienst- und Eheverhältnissen erfüllen könne, ob die von ihr getroffenen Verfügungen rechtsgültige Kraft haben und dergl.; strafrechtliche, wenn die Frage entsteht, ob u. in wiefern die verbrecherischen Handlungen, die ein Inquisit während eines Anfalles des Nachtwandelns angeblich oder erweislich vorgenommen hat, demselben zuzurechnen seyen oder nicht. In beiderlei Beziehung können verschiedene Täuschungen beabsichtigt werden, indem man entweder die Krankheit Jemandem anschuldigt, od. die betreffende Person selbst dieselbe verheimlicht oder vorschützt. Im Zustande des Nachtwandelns muß der Mensch in rechtlicher Beziehung nach den Principien der gerichtlichen Psychologie für nichts Anderes, als ein seines Vernunftgebrauchs beraubtes und in seiner Willensfreiheit gebundenes Wesen gelten und kann weder zu Erfüllung mancher Verbindlichkeiten, welche mit den periodischen Anfällen seiner Krankheit kollidirt, gesetzlich angehalten, noch für seine im somnambulen Zustande verübten Handlungen, die lediglich von den Reizen eines blinden Triebes abhängen, verantwortlich gemacht werden. Ueber das Hellsehen und das magnetische Schlafwachen s. Thierischer Magnetismus.

Somnath, Hafenstadt in der britisch-ostindischen Präsidentschaft Bombay, Provinz Guzerate, an der Südwestküste von Guicovar, mit Citadelle und ehemals berühmtem Hindutempel, der von dem Ghasnawiden Mahmud 1026 zerstört ward. Lord Ellenborough brachte nach seinem Rachezug gegen Afghanistan u. der Eroberung von Ghasna 1842 die angeblichen Sandelholzthüren des Tempels von S. aus Ghasna nach Indien im Triumph zurück.

Somnifera (sc. remedia, lat.), schlafmachende Mittel.

Somnium (lat.), Traum.

Somnolentia (lat.), Schläfrigkeit.

Somnus (griech. Hypnos), der Schlaf, nach der Ansicht der Alten Zwillingsbruder des Todes, Sohn der Nacht und des Erebus. Er heißt der König der Götter und Menschen und bringt den Schlummer durch das Schwingen seiner goldenen Flügel, mit denen er Den, welchen er einschläfern will, bedeckt und umfaßt. Die römischen Dichter nennen ihn den Sanftesten der Götter, der als Befreier von Sorgen mit seinem einschläfernden Stabe die Schläfe berührt, oder aus einem mit stygischer Flüssigkeit gefüllten Horne den Schlummer gießt. Nach Ovid wohnte er im Lande der Cimmerier. Als Schlafgeber wird S. dargestellt als ein weichlicher Alter, mit verworrenem Haupthaar u. Bart, geschlossenen Augen, auf einen langen Stock gestützt, in langer Tunica, große Flügel an den Schultern, kleinere am Kopfe, oder auch als zierlicher Jüngling, mit einschläferndem Horne, auch wohl mit einem Mohnzweig, stehend mit übereinandergeschlagenen Armen, auch mit gesenktem Haupte, geschlossenen Augen, oder mit der Linken an einen Baumstamm gelehnt, oder das Haupt auf die Rechte gestützt. Den passiven Zustand des Schlafes bezeichnet ein schlummernder Knabe, dem die Flügel hier und da abgehen.

Somogy Varmegye, Gespannschaft, s. v. a. Schümegh.

Somorja (Samaria, Schomorin, Sommerein), Marktflecken in der preßburger Gespannschaft in Ungarn, der bedeutendste Ort in der großen Schütt, am linken Ufer der großen Donau, war von 1405—65 königliche Freistadt, hat große Jahrmärkte, Bauholzniederlagen an der Donau, viele Mühlen, lebhaften Handel, besonders mit Getreide, und 3600 Einw.

Sonate, eine Komposition für ein Soloinstrument (auch wohl mit Begleitung eines oder zweier anderen), die in der Regel aus drei oder vier besonderen Tonstücken (Sätzen) besteht. Der erste Satz, bisweilen auch durch eine Einleitung (Introduktion) vorbereitet, fixirt den Hauptton des ganzen Werkes und hat in der Regel lebhaftere Bewegung (Allegro 2c.). Auf ihn folgt ein zweiter langsamerer und kürzerer Satz (Adagio, Andante, auch wohl Allegretto 2c.), meist in kleinerer Rondo- od. in abgekürzter Sonatenform, oder liedmäßig mit einigen Variationen. Den Beschluß macht ein dritter Satz, bisweilen ausdrücklich Finale genannt, und wieder in Sonatenform, oder in größerer Rondoform, auch wohl fugen- und variationenmäßig, und wieder mit lebhafter Bewegung (Allegro, Presto 2c.). Nach oder vor dem zweiten Satze tritt in größeren Werken ein Zwischensatz auf, Menuet oder Scherzo genannt, meist in Liedform und vier oder sechs Theilen (nämlich mit Trio und Wiederholung des Hauptsatzes), od. auch einfache Rondoform 2c. annehmend. Diese einzelnen Sätze sind zwar in der Regel durch förmliche Absätze und Zwischenzeiten von einander geschieden, doch stehen sie durch einen gemeinsamen Grundgedanken mit einander in Beziehung. Eine kleinere, einfach gebildete, leichteren Ideen und Entwickelungen gewidmete, oft nur aus zwei, höchstens aus drei Sätzen bestehende S. heißt Sonatine, wogegen der Name große S. (Grande Sonate) für besonders großartige und weit ausgeführte Tonstücke dieser Gattung (meist aus 4 Sätzen bestehend) angewendet wird. Gegenwärtig hat man die alte Form der S. verlassen und gibt solchen Kompositionen nur zwei oder drei Sätze. Meisterhafte S.n für das Pianoforte schrieben Bach, Haydn, Mozart, Beethoven; ferner Clementi, Cramer, Dussek, Field; unter den Neuern Hummel, K. M. von Weber, Moscheles, Kalkbrenner, Mendelssohn-Bartholdy und Schumann.

Sonchus (Gänsedistel), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, Kräuter und einige Sträucher mit ziemlich schwammigen Stengeln, meist in Europa und Asien einheimisch, worunter S. ciliatus *Lam.*, S. oleraceus *L.*, in Europa auf Aeckern und Feldern, bisweilen ein lästiges Unkraut ist. Die Stengelblätter sind umfassend, scharf gezähnt-gewimpert, schrotsägeförmig oder ungetheilt, mit zugespitzten Oehrchen. Die Blätter, Herba Sonchi s. Sonchi oleracei s. laevis s. asperi s. Brassicae Leporum, Gänsedistel-, Saudistel-, Hasendistelkraut, haben einen weißen, bittern Milchsaft und besitzen gelind eröffnende und auflösende Eigenschaften, waren früher officinell, sind aber jetzt obsolet. Dasselbe gilt von den Blättern von S. asper *Vill.*

Sonde (**specillum**), ein dünnes, rundes, 5—11 Zoll langes Stäbchen, gewöhnlich aus Stahl oder Silber oder auch aus Blei, seltener aus Gold, Platin, Neusilber, Fischbein, Schildpad, elastischem Harz, oder auch eine Darmsaite, ein Wachsstock, eine Binse, an der Spitze abgerundet oder mit einem Knöpfchen versehen, oder spitzig schneidend, oder an dem einen Ende mehr einem Myrtenblatt ähnlich, oder in ein Oehr auslaufend, dient zur Untersuchung von Wunden, Geschwüren 2c., zum Einbringen von Charpie oder Fäden, oder als Leitungswerkzeug für schneidende Instrumente, in welchem Fall es der Länge nach gefurcht oder gerinnt ist. Im Seewesen ist S. f. v. a. Senkblei.

Sonderbund, f. Schweiz, Gesch.

Sonderburg, Stadt im Herzogthum Schleswig, Insel Alsen, am Sonderburgsund, welcher die Insel vom festen Lande scheidet, Amtsort mit Schloß auf einer schmalen Landzunge, Hafen, Schifffahrt, Handel u. 3300 Einw. Nach S. wird die apanagirte Linie der Herzöge von S. benannt, f. Holstein.

Sonderland, Johann Baptist, Maler u. Radirer, geboren 1804 zu Düsseldorf und an der Akademie daselbst unter Schadows Leitung gebildet, wählte das Genrefach und zeichnete sich darin durch ungemeine Leichtigkeit der Erfindung, große Lebendigkeit der Darstellung und naiven Humor aus. Zu seinen früheren Bildern gehören der wilde Jäger nach Bürgers Ballade, das gestörte Stelldichein, der die Zeche machende Wirth, der Fischmarkt, die rheinische Fähre, Abschied u. Heimkehr des Kriegers, die Passagiere, der kleine Schuhmacher, die zwei Mädchen am Putztische u. a. m. Eine bedeutende Thätigkeit entwickelte er auch auf dem Gebiet der Illustration. Unter dem Titel „Bilder und Randzeichnungen zu deutschen Dichtern" lieferte er eine große Anzahl radirter Blätter, worunter besonders Hans und Grete, die Freier, die Abendstille, die Mitgift, der arme Peter, die Milchfrau als vorzüglich gelungen hervorzuheben sind. Von seinen späteren Staffeleibildern sprachen besonders an: das Mädchen, welches den Schuh anzieht, die Schnitter auf dem Heimwege, die beiden Nebenbuhler, die Kosaken bei einem Gelehrten, die ländliche Toilette, der ungestüme Liebhaber u. a. m. Nach seiner Zeichnung stach A. Hoffmann die Hussitenpredigt von Lessing.

Sonderling, einer, der sich von Andern gern absondert und das Gegentheil von dem thut und äußert, was Sitte und Umstände verlangen.

Sondershausen, Haupt- und Residenzstadt des Fürstenthums Schwarzburg-Sondershausen, an der Wipper in angenehmer Gegend gelegen, Sitz der obersten Verwaltungsbehörden, eines Kreisgerichts und Justizamts, hat ein neu ausgebautes Schloß mit einer Antiquitäten- u. Naturaliensammlung und englischem Park, 2 Kirchen, 4 Thore, ein Gymnasium, Schullehrerseminar, ein Waisen- und Zuchthaus, Theater, eine Synagoge und 5117 Einw. In der Nähe der Stadt liegt auf dem höchsten Punkte der Hainleite das Jagdschloß Zum Possen. S. ist seit 1356 im Besitz der Fürsten von Schwarzburg.

Sondrio (**Sonders**), Provinz in der Lombardei, zwischen Bergamo, Como, der Schweiz und Tyrol, jetzt zu Sardinien gehörig, 62 (nach Andern 74) □Meilen groß mit 97,000 Einw., umfaßt das Valtellinathal und wird von allen Seiten durch Verzweigungen der Alpen eingeschlossen und von der Adda durchflossen. Das Klima ist heiß, der Boden fruchtbar. Produkte sind Getreide, Wein, Kastanien, Südfrüchte, die gewöhnlichen Hausthiere Hornvieh, viel Wild, unter anderen Bären im Gebirge. Die Einwohner, von italienischer Abstammung, Sprache und Sitte, betreiben Ackerbau, Seiden- u. Viehzucht, Fischerei, Jagd, Bergbau auf Eisen u. etwas Weberei, sowie lebhaften Handel, der durch die 1814 angelegte Straße über den Stelvio sehr erleichtert wird. Die gleichnamige Hauptstadt, im Veltlin, hat mehre Kirchen, ein Gymnasium, Hospital, Armenhaus, 4500 Einw. und in der Nähe besuchte Bäder.

Sonett (**Klinggedicht**), besondere Art kleinerer Gedichte, die der Poesie des Südens entstammt, aber auch in Deutschland sich eingebürgert hat. Es gehört seinem Stoffe nach zur lyrischen Poesie, indem es menschliche Gefühle und Empfindungen vorzugsweise schildert. Da es meist reflektirend ist, so kann der Ton in demselben nur ein gemäßigter seyn, worauf auch schon die äußere strenge Form den Dichter hinweist; selten darf es sich bis zum Schwunge der Ode erheben. Es unterliegt folgenden bestimmten Gesetzen: Es darf nur einen Hauptgedanken enthalten, der mit seiner Einkleidung und Entwickelung genau den Raum des S.s ausfüllen muß. Es besteht aus 14 Zeilen, von denen die ersten 8 und die letzten 6 mit einander im Reim erklingen, und zwar so, daß die 8 ersten, in zwei Strophen von je 4 Zeilen zerfallend (Quatrains, Quadernari), nur zwei Reime haben, welche in verschiedener Verschränkung jeder je 4mal anklingen, die 6 letzten dagegen, in zwei Strophen von je 3 Zeilen zerfallend (Terzinen), mit zwei u. auch drei Reimklängen wechseln können. Die einzelne Verschränkung, sowie der abwechselnde Gebrauch männlicher oder weiblicher Reime bleibt dem Dichter überlassen; doch muß auch hier auf den äußersten Wohlklang gesehen werden. Hervorgegangen aus der provençalischen Poesie, fand das S. in der Mitte des 13. Jahrhunderts in der italienischen Poesie Aufnahme. Die erste regelmäßige Gestalt gab ihm Fra Guidone von Arezzo, die höchste Vollendung Petrarca. In Frankreich ward es erst im 16. Jahrhundert wieder aufgenommen, aber als Bouts-rimés zum leeren Witz- u. Reimspiel herabgewürdigt. In Spanien ward es im 16. Jahrhundert durch J. Boscan und Garcilaso de la Vega eingeführt und vielfach bearbeitet. In England war es eine Zeitlang Modeform. In die deutsche Dichtkunst ward es zuerst während der Herrschaft der beiden schlesischen Schulen eingeführt u. mit Vorliebe angebaut. G. R. Weckherlin, Opitz, Flemming, Hofmannswaldau, H. Lohenstein u. A. leisteten nach den damaligen Verhältnissen Gelungenes in dieser Gattung, indem sie sich vornehmlich bemühten, den Regeln der Form streng zu genügen. Durch die als allein mustergültig betrachtete klassische Poesie gerieth das S. wieder ganz in Vergessenheit, bis es durch Bürger und dann durch die romantische Schule

wieder aufgenommen u. mit Eifer kultivirt wurde. Seitdem haben sich unsere ersten Dichter, wie Göthe, die Schlegel, Tieck, Novalis, Uhland, Rückert, Platen, Chamisso, Herwegh u. A., mit großem Erfolg in dieser Gattung versucht.

Songarei (Sungarei, Dsungarei, Dzungarei, chinesisch Thian-schan-pe-lu, auch Land von Ili), chinesisches Land, grenzt im Osten und Nordosten an die chinesische Provinz Kansu, die Mongolei u. die Wüste Gobi, im Süden an die Bucharei, im Westen an das Gebiet der Kirgisen u. im Norden an Sibirien n. soll einen Flächenraum von 20,000 □Meilen haben. Es ist im Süden und Norden sehr gebirgig, während es sich im Westen gegen die Steppenflüsse Tschui u. Sarasu und den untern Lauf des Sir-Darja flacher abdacht und auch im Osten nur von Landrücken durchzogen wird. Im Norden ist es von einer breiten Gebirgszone bedeckt, welche, aus den wellenförmigen Hügeln der Kirgisensteppen allmählig aufsteigend, zum Gebirgssysteme des Altai gehört. Im Lande selbst wird die Hochfläche nur durch Gebirgszüge von geringerer Erhebung unterbrochen. Hauptflüsse sind der Irtysch, Emil (Imil); Seen der Dsaissangnoor, von fast 43 Meilen Umfang, der Alakulnoor, mit salzigem Wasser, der Alaktugulnoor und der Balkaschsee. Der Ostbezirk der alten S. gehört jetzt schon zu der chinesischen Provinz Kansu. Die Hauptmasse der Bevölkerung bilden die Kalmücken (Olöten). Im Nordwesten bis in das Thalland des Emil wohnen Kirgisen der mittlern Horde, südlich vom Balkasch Kirgisen der großen Horde, u. im Westen sind die Stämme der Bergkirgisen (Felskirgisen, schwarzen Kirgisen) oder Burutten (Poruthen) in ihren Hochsteppen und Bergthälern, theils zinspflichtig an China, theils an Khokan, viele auch doppelherrig an beide zugleich. Die ganze Bevölkerung soll nicht über $^1/_2$ Million Seelen zählen. Die Provinz wird durch einen chinesischen Statthalter zu Ili regiert. Dieselbe ist jedoch in mehre Distrikte abgetheilt: den von Tarbagatai, welcher das Land des Dsaissang und Irtysch nebst den westlichen kirgisischen Weiden; den von Kurkara-ussu, welcher das Emilbecken (das ganze Flußgebiet), die Gegenden um den Alakul, die Wüstenstriche im Osten; den von Ili, welcher das Thal dieses Flusses und die Gebiete von dem vorigen im Süden bis ins Grenzgebirg, nach Westen zu aber auch noch die Kirgisen umfaßt. Die Burutten bilden einen eigenen Kanton. Dazu kommen noch die ehemaligen Abtheilungen von Barkol und Urumtsi, welche jetzt der chinesischen Provinz Kansu angehören. Die Kirgisen sind Mohammedaner, die Kalmücken dienen dem buddhaistischen Dalai Lama, die Chinesen und Mandschus sind gleichfalls Buddhaverehrer, wie die Mongolen; von den Burutten mögen noch einige Abtheilungen Heiden seyn. Die Beschäftigung der Einwohner ist vornehmlich Viehzucht, welche Pferde, Schafe, Rindvieh, Kameele und Esel zum Gegenstand hat. Der Ackerbau beschränkt sich im Nordeu auf Weizen, Gerste, Hirse. Reis gewinnt man in der Gegend von Ili, u. dort hat man auch Obstpflanzungen. Im Süden gedeihen außerdem Melonen, mancherlei Küchengewächse u. Tabak. An Holz ist die S. reicher, als die meisten andern Länder Hochasiens. Die Industrie ist vorzüglich in den Händen chinesischer Ansiedler. Der Handel, welcher vorzüglich in den größern Städten betrieben wird, besteht fast ausschließlich im Umsatz von Seiden- und Baumwollenzeuchen und wird besonders von Chinesen und Kalmücken betrieben. Nach dem Zerfall der mongolischen Herrschaft entstanden in der S. mehre kleinere Reiche und Khanate. Das Hochland ward im 15. Jahrhundert von den Olöten oder Kalmücken besetzt, die sich später auch weiter nach Süden ausbreiteten und vom Altai bis zum Kuen-Lun herrschten. Die Khane waren aus einem der 4 verbündeten Stämme, aus dem der Songar (Dzungar), welcher am Ilistrom seine Lagerplätze einnahm, daher das ganze Land den Namen der S. erhielt. Sie griffen unter Khanghi's Herrschaft im 18. Jahrhundert selbst China an. Innere Zerwürfnisse aber erschütterten die Songarenherrschaft und erleichterten den Chinesen die Eroberung des Landes. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde die S. chinesische Provinz und in Folge einer großen Empörung 1757 und 1758 völlig unterjocht.

Sonitus (lat.), der Schall.

Sonne, der Centralkörper des Planetensystems, zu welchem unsere Erde gehört, und bei weitem der größte und wichtigste unter allen zu diesem Systeme gehörigen Weltkörpern, zugleich für alle diese die Quelle des Lichts u. der Wärme. Die S. selbst ist in Bezug auf ihr System ruhend, oder ihre Bewegungen sind nur kleine, nur bei sorgfältiger Berechnung wahrnehmbare Schwankungen um den allgemeinen Schwerpunkt des Systems, der noch in ihren Körper fällt. Der scheinbare mittlere Durchmesser der Sonnenscheibe ist 32′ 0″,88; der größte, am 1. Januar, 32′ 33″,7, der kleinste, am 2. Juli, 31′ 29″,2. Er mißt also etwas mehr als einen halben Grad und übertrifft die scheinbaren Durchmesser aller andern Himmelskörper und selbst den mittlern des Mondes, der ihm am nächsten kommt. Auf der Oberfläche der Sonnenscheibe hat man Flecken oder dunkle Stellen beobachtet, und aus der regelmäßigen Bewegung dieser Flecken von einem Rande der Scheibe nach dem andern hat man auf eine Rotation der S. geschlossen und gefunden, daß eine solche Umdrehung innerhalb eines Zeitraums von cirka 25$^1/_2$ Tagen erfolgt. Da nun die S., dieser Rotation ungeachtet, stets als kreisrunde Scheibe sich zeigt, so folgt hieraus, daß sie eine Kugel ist. Die Rotationsaxe der S. ist gegen die Axe der Ekliptik unter einem Winkel von 7$^1/_2$ Grad geneigt, der aufsteigende Knoten des Sonnenäquators liegt in der Ekliptik in 78° der Länge, der entgegengesetzte in 258°. Die Rotation der S. ist übrigens fast viermal schneller, als die unseres Erdäquators, wird aber von der Rotationsgeschwindigkeit Jupiters und Saturns um mehr als das Sechsfache übertroffen. Die Entfernung der S. von der Erde (Sonnenweite) ist erst in neuerer Zeit genauer bestimmt worden, wo man die Parallele der S., d. h. den Winkel, unter welchem der Erdhalbmesser am Sonnenmittelpunkt erscheint, genauer berechnet hat. Man hat die Größe dieses Winkels im Mittel zu 8″,57116 gefunden; daraus ergibt sich eine mittlere Entfernung der S. von der Erde von 20,682,440 geographischen

Meilen, deren 15 auf einen Grad des Erdäquators gehen. Die größte, im gegenwärtigen Jahrhundert am 2. Juli jedes tropischen Jahres Statt findende Entfernung der S. ist 21,030,055 Meilen, die geringste, am 1. Januar, dagegen 20,334,825 Meilen. In Erdhalbmessern ausgedrückt ist die mittlere Entfernung der Sonne = 24,043, in Sonnenhalbmessern = 214,42. Die S. ist also von der Erde beiläufig 400mal weiter als der Mond entfernt; ihr Lichtstrahl durchläuft diesen ganzen Raum in $8^1/_{10}$ Minuten, während eine Kanonenkugel, welche in einer Sekunde 600 Fuß zurücklegt, dazu 25 Jahre 10 Monate brauchen würde. Aus diesen Distanzbestimmungen u. der Größe des scheinbaren Durchmessers der Sonnenscheibe berechnet sich die wahre Größe der S. Ihr wahrer Durchmesser ist 112,05 Erddurchmesser oder 192,608 geographische Meilen. Von einer Abplattung der Sonnenkugel ist bisher nichts bemerkt worden. Wird sie als vollkommene Kugel angenommen, so ergibt sich für ihre Oberfläche ein 12,557mal größerer Raum als für die Oberfläche der Erde, und ihr Volumen ist 1,409,725mal so groß als das Volumen unseres Planeten. Dächte man sich demnach das Innere der S. hohl, so würden im Innern dieser Hohlkugel 112 Erdkugeln in gerader Linie Platz finden, und die Erde mit der ganzen sie umringenden Mondbahn könnte, ohne daß der freie Mondlauf behindert würde, in die Sonnenhohlkugel hineingestellt werden. Mit diesem ungeheuren Volumen der Sonnenkugel steht ihre Masse nicht in ganz gleichem Verhältniß. Dieselbe ist nach den neuesten, aus den sorgfältigsten Bestimmungen ihrer Attraktionskraft hergeleiteten Berechnungen nur 355,499mal größer als die Masse der Erde, woraus folgt, daß die Dichtigkeit der S. = 0,252 oder ungefähr $^1/_4$ der Dichtigkeit des Erdkörpers beträgt. Hieraus folgt weiter, daß die Schwerkraft an der Oberfläche der S. 28,36mal größer als an der Oberfläche der Erde ist, und daß dort ein Körper in der ersten Sekunde 428,25 pariser Fuß im Fallen zurücklegt, während dies auf der Erdoberfläche nur 15 Fuß beträgt. Ein Körper, der bei uns nur 4 Pfund wiegt, würde dem zufolge auf der S. nur durch eine Kraft bewegt werden können, die bei uns zur Bewegung eines Centners erforderlich ist.

Ueber die nähere Beschaffenheit des Sonnenkörpers und insbesondere seiner Oberfläche lassen uns die schon erwähnten Sonnenflecken Manches errathen. Diese Flecken abgerechnet, erscheint der Grund der S. gleichartig, woraus man schließen kann, daß sie nach allen Seiten hin gleichmäßig ihr Licht verbreitet. Die Flecken werden nur in der Mittelzone bis zu etwa 25° Entfernung zu beiden Seiten des Aequators bemerkt, und zwar so, daß in den Grenzgegenden dieser Fleckenzone mehr größere Flecken, als näher am Aequator gesehen werden. Die Flecken sind von schwärzlicher Färbung, entweder bloße Punkte ohne eine bestimmt wahrnehmbare Gestalt, oder Kernflecken, welche bestimmte Umrisse und meßbare Dimensionen haben. Diese Kernflecken sind von einer graulichen Zone, einer Art Hof, umgeben, u. zwar so, daß der Hof dieselbe Figur im vergrößerten Maßstabe bildet, welche der Kernfleck zeigt. Meist haben diese Flecken eine eckige Gestalt, oft mit sehr spitzen, aus- und einspringenden Winkeln und Bögen, und von den Ecken laufen in einigen Fällen gleichsam strahlenförmig Reihen von Punkten nach den entsprechenden Ecken des umgebenden Hofs; selten nähern sich die Flecken der Kreisform. Kleinere wie größere Flecken kommen zwar oft auch einzeln vor, häufiger jedoch zeigen sie sich in Gruppen, bisweilen von mehren Hunderten; oft umgibt ein kleiner Hof eine ganze Gruppe kleiner Flecken. Die größern Fleckengruppen ziehen sich zuweilen über den vierten, ja dritten Theil des Sonnendurchmessers hin u. haben also 50,000 bis 60,000 Meilen Erstreckung. Alle diese Erscheinungen sind aber nicht konstant, vielmehr erleiden sie die mannichfaltigsten Veränderungen, u. man kann fast sicher seyn, einen heute beobachteten Fleck am folgenden Tage in irgend einer Art verändert wieder zu finden, ganz abgesehen von den durch die verschiedene Stellung bedingten optischen Wechseln. Zuweilen erscheint die ganze S. fleckenfrei, und es hat Jahre gegeben, in denen aufmerksame Beobachter keinen Sonnenfleck gesehen haben; in andern Zeiten sind sie sehr häufig. Die Wahrnehmung der Sonnenflecken, verbunden mit einigen andern Erscheinungen, hat folgende Ansicht über die eigentliche Beschaffenheit der Oberfläche der S. sehr wahrscheinlich gemacht. Der eigentliche Sonnenkörper ist kein selbstleuchtender Körper, sondern, wie die Masse der Planeten und ihrer Monde, an sich dunkel. Aber eine diesen Körper umgebende Photosphäre, das Analogon unserer Atmosphäre, verbreitet nicht allein rings herum auf dem Sonnenkörper selbst, sondern auch unmittelbar oder durch Anregung auf allen Weltkörpern ihres Systems Licht u. Wärme. Die Photosphäre scheint nicht allein sehr hoch, sondern auch sehr dicht zu seyn und besteht nach Herschel aus einer äußeren stark glänzenden und einer inneren von schwächerem Glanze, so daß, während erstere vorzugsweise ihr Licht in den Weltraum ausstrahlt, die letztere in näherer Beziehung zur Oberfläche des Sonnenkörpers selbst steht. Das Leuchten der S. u. ihre Wärme stehen höchst wahrscheinlich im Zusammenhange mit der großen Schwerkraft an ihrer Oberfläche, welche eine große Verdichtung der umhüllenden gasartigen Massen zur Folge haben muß.

Die S. bildet den Mittel- und Schwerpunkt des Sonnensystems (s. d.); aber ihre Stellung zu den übrigen Sternen des Himmels ist eine nicht ganz unveränderliche. Prevost und W. Herschel machten zuerst die Bemerkung, daß die meisten Sterne sich nach Süden bewegten, und zwar besonders nach einer Gegend hin, welche in der Nähe des Wintersolstitiums der S. sich befindet. Sie wurden durch diese gemeinsame Richtung der meisten Sterne auf den Gedanken geführt, daß ihre Bewegung theilweise nur eine scheinbare sey, welche dadurch entstehe, daß unsere S. u. ihr ganzes System in entgegengesetzter Richtung (nach Norden zu) ihren Ort im Weltraum verändere. Herschel fand, was durch viele spätere genauere Arbeiten bestätigt worden ist: daß unser Sonnensystem sich nach einem Punkte hin bewegt, welcher nahe dem Sternbild des Hercules liegt, in Rektascension 260° 44′ und nördlicher Deklination 26° 16′ (auf das Jahr 1800 reducirt). Nach Gauß

fällt die gesuchte Stelle in ein Viereck, dessen Endpunkte sind: Rektaseension 258° 40', Deklination 30° 40'; Rektasc. 258° 42', Dekl. 30° 57'; Rektasc. 359° 13', Dekl. 31° 9'; Rektasc. 260° 4', Dekl. 30° 32'. Mit diesen Angaben sehr gut übereinstimmende Resultate haben die Beobachtungen der Sterne der südlichen Hemisphäre ergeben. War sonach die gegenwärtige Richtung der Sonnenbewegung im Weltraume innerhalb mäßiger Grenzen bestimmt, so blieb noch übrig, die Lage des Centralpunktes, um den die Bewegung geht, zu finden. Dieser Arbeit hat sich Mädler in Dorpat mit Erfolg unterzogen. Er leitete aus der Ortsveränderung von mehr als 800 Sternen ihre Eigenbewegung ab und kam zu dem Resultat, daß der allgemeine Schwerpunkt aller zum Milchstraßensystem gehörigen Sterne und daher auch der Centralpunkt der Bewegung unserer S. in der Gruppe der Plejaden (Siebengestirn) liege. Den optischen Mittelpunkt dieser Gruppe aber bildet der augenfällig hellste Stern derselben, Alcyone (η Tauri). Annäherungsweise läßt sich die Umlaufszeit der S. schon jetzt bestimmen. Die scheinbare Bewegung der Alcyone von der S. aus gesehen, d. h. die wahre der S. von der Alcyone aus gesehen, ist 7 Sekunden in einem Jahrhundert; nimmt man diese Bewegung als eine mittlere an, so erhalten wir $18\frac{1}{4}$ Millionen Jahre, oder etwa das 100,000fache der Umlaufszeit des äußersten der uns bekannten Planeten, für einen ganzen Umlauf der S. um den Centralkörper. Die Bahn unserer S. hat ferner eine Neigung gegen die jetzige Ebene der Erdbahn von 84 Grad, ihr aufsteigender Knoten liegt in 236° 58' der Länge, und es werden noch beiläufig 160,000 Jahre verfließen, bevor die S. diesen Punkt erreicht. Die Entfernung der Centralsonne (Alcyone) von unserer S. beträgt $31\frac{1}{2}$ Millionen Halbmesser der Erdbahn oder 714 Billionen Meilen, und der Lichtstrahl, welcher in 8' 18" von der Sonne zur Erde kommt, braucht 500 Jahre, um diesen Raum zu durchfliegen.

Sonneberg, Amtsstadt im Herzogthum Sachsen-Meiningen-Hildburghausen, an der Röthen, 1333' über dem Meere, Sitz eines Verwaltungsamts, Forstdepartements, Kreisgerichts, hat eine schöne von Heideloff erbaute Kirche, ein neues Rath- u. Lagerhaus u. 4000 Einw. S. ist seiner bedeutenden Manufakturen wegen sehr bekannt, deren Produkte als sonneberger Spielwaaren, aus Holz, Schiefer, Glas, Eisen, Blech, Leder und Papiermaché gefertigt, nach allen Gegenden Deutschlands, nach Holland, England, Frankreich, selbst nach Amerika und dem Orient, im Werth von $\frac{1}{3}$ Million Thaler jährlich verschickt werden. Die ganze Umgegend ist für S. fabrikmäßig beschäftigt. Unter den sonneberger Waaren begreift man aber nicht allein die verschiedenartigsten Spielsachen, sondern auch viele kurze Waaren, als Glasperlen, Spiegel, Arzneigläser und andere Glaswaaren, Porzellan, Steingut, Pfeifenköpfe, Stab- und Gußeisen jeder Art, verzinnte und schwarze Messingnägel, Schusser oder Märmel, Schleif- und Wetzsteine, Schiefertafeln, Schieferstifte, Polirsteine, Blechwaaren, schwarze, braune, rothe, gelbe, graue und weiße Erdfarben, Smalte, Berlinerblau, Salmiak, Schlosser- und Messerschmiedsarbeiten, Eisendraht, Siebe, Pech, Ruß rc., welche in mehren koburgischen, saalfeldischen und meiningischen Dorfschaften, im thüringer Walde rc. verfertigt und größtentheils über S. u. über Neustadt versandt werden. Am Fellberge, $\frac{3}{4}$ Stunde von der Stadt, findet man den ersten u. lange Zeit einzigen berühmten Griffelschieferbruch in Deutschland. S. ist durch eine Zweigbahn der Werraeisenbahn mit Koburg verbunden.

Sonnenberg, Franz Anton Joseph Ignaz Maria, Freiherr von, deutscher Dichter, wurde zu Münster in Westphalen am 5. September 1779 geboren. Seine kühne, aber ungeregelte Phantasie scheint von Jugend an das Uebergewicht über die übrigen Seelenkräfte behauptet zu haben und seine Erziehung war nicht geeignet, dies Mißverhältniß zu beseitigen. Schon auf dem Gymnasium zu Münster entwarf er nach Klopstocks „Messiade“ den ersten Plan zu einem Epos „Das Weltende“ (Bd. 1, Wien 1801), das alle Fehler eines regellosen, gigantischen Umrisses, einer meist schwülstigen, unnatürlichen Diktion u. einer wilden Phantasie vereinigt. Er studirte die Rechte, wohl mehr um fremde Wünsche zu befriedigen, als aus Neigung. In seinem 19. Jahre machte er eine Reise durch Deutschland, die Schweiz und Frankreich. Später lebte er zurückgezogen in Drakendorf bei Jena und in Jena. Hier arbeitete er an einem zweiten Epos, „Donatoa“, einem Gemälde des Weltunterganges, welches dergestalt seine ganze Seele erfüllte, daß er Schlaf und Speise, Umgang und jede Lebensfreude dafür aufopferte. Seine überspannte Natur zerstörte sich indessen durch ihre eigene Kraft; er endete freiwillig sein Leben am 22. Nov. 1805, indem er sich in Jena aus dem Fenster stürzte. In „Donatoa“ erschien er als ein Nacheiferer Klopstocks. Bei allen Fehlern in Plan und Ausführung findet man in einzelnen Stellen Tiefe und Fülle, Kraft und Hoheit und eine tiefe Innigkeit des Gemüths. Gruber gab „Donatoa“ mit einer Biographie des Dichters (2 Bde., Rudolst. 1806) und dessen „Gedichte“ (das. 1808) heraus.

Sonnenblume, Pflanzengattung, s. v. a. Helianthus *L.*

Sonnenburg, Stadt in der preußischen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Frankfurt, Kreis Sternberg, am Einflusse der Lenze in die der Warthe zuströmende Lönitz und am Warthebruch, mit Schloß, Vorstadt, Land- und Stadtgericht, Steueramt, Oberförsterei, Aal- und Krebsfischerei und 3200 Einw. Die Stadt war von 1514—1811 Residenz des Johanniter-Heermeisterthums.

Sonnencyklus, die Reihe von 28 Jahren, binnen welcher Zeit die Sonn- und Wochentage wieder auf die nämlichen Monatstage und hiernach auch die Schalttage oder 29. Februare wieder auf die nämlichen Wochentage fallen u. die ganze Ordnung der Folge sich erneuert.

Sonnenferne u. Sonnennähe, s. Aphelium u. Perihelium.

Sonnenfinsterniß, die Himmelserscheinung, bei welcher die Sonne ganz oder zum Theil verdeckt und für eine gewisse Gegend der Erde verfinstert wird. In Wirklichkeit wird nicht die Sonne verdunkelt, sondern die Erde, welche bei einer S. durch den Schatten des Mondes eben so

getroffen wird, wie bei einer Mondfinsterniß der Mond von dem Schatten der Erde. Eine S. kann nur zur Zeit des Neumondes eintreten, d. h. wenn Sonne u. Mond zu gleicher Zeit über dem Horizonte stehen u. gleichzeitig einen u. denselben Meridian passiren. Daß nicht bei jedem Neumonde eine S. eintritt, rührt hauptsächlich daher, daß die Bahn des Mondes mit der Erdbahn (Ekliptik) nicht in einer und derselben Ebene liegt, und daher bei einem solchen Vorübergange Sonne, Mond und Erde nicht jedesmal in eine gerade Linie zu stehen kommen, vielmehr der Mond ober- oder unterhalb der von der Erde nach der Sonne gezogenen Geraden durchgeht. Der Mond muß daher, wenn eine S. eintreten soll, zur Zeit seines Neulichts nahe bei seinem Knoten (Durchschnittspunkt der Mondsbahn mit der Ekliptik) stehen; hat er mehr als 1° 2′ Breite (Abstand seines Mittelpunkts von der Ekliptik), so kann keine totale, und ist seine Breite größer als 1° 35′, so kann überhaupt keine (auch keine partiale) S. eintreten. Von geringerem, doch ebenfalls bemerkbarem Einfluß auf das Eintreten einer S. ist auch die jedesmalige größere oder geringere Entfernung des Mondes von der Erde und die dadurch bedingte Ausdehnung des Mondschattens an der Stelle, wo die Erde in denselben tritt. In größter Entfernung des Mondes von der Erde beträgt die Länge des kegelförmigen Mondschattens 51,083 Meilen, in mittlerer 50,209 Meilen und in kleinster 49,376 Meilen. Da nun die größte Entfernung des Mondes von der Erde 54,644 Meilen, die mittlere 51,802 Meilen und die kleinste 48,961 Meilen beträgt, so ergibt sich daraus, daß der Mondschatten nur im letztern Falle (in der kleinsten Entfernung des Trabanten von der Erde) mit seiner Spitze bis auf die Erde reicht, und auch in diesem Falle wird der verfinsterte Theil der Erde stets ein sehr kleiner seyn, für Aequatorgegenden nicht über 30 Meilen, für polare bis zu 200 Meilen Durchmesser. Außer dem vollen oder eigentlichen Schatten erzeugt sich aber noch, ihn von allen Seiten umgebend, der sogenannte Halbschatten, der noch Sonnenlicht, aber nur von einem Theile der leuchtenden Scheibe, enthält, und zwar mathematisch betrachtet seine bestimmte seitliche Grenze hat, physisch genommen aber sich allmählig ins volle Licht verliert. Ist in beifolgender Figur S die Sonne, M der Mond, so ist a b f der volle Schatten, der in f aufhört, a b c d hingegen der ihn umhüllende Halbschatten, der ins Unendliche fortläuft. Der Halbschatten des Mondes kann daher bei einer S. einen viel beträchtlicheren Theil der Erde treffen, als der volle Schatten; er kann die Erde erreichen auch in Fällen, wo der volle entweder zu kurz ist, um auf letztere zu treffen, oder wo seine Spitze an der Erde seitwärts vorübergeht. Hierdurch wird der Unterschied zwischen totalen, ringförmigen und partialen S.en bedingt.



Die totale S. entsteht, wenn der volle Schatten einen Theil der Erdoberfläche trifft; sie ist stets von kurzer Dauer, denn sowohl die Bewegung des Mondes, als die Rotation der Erde führen schon nach wenig Minuten andere als die anfänglich getroffenen Punkte in den Schatten. Die Kurve des Ganges der totalen S. beginnt auf der Erde in einem Punkte, wo in demselben Moment die Sonne aufgeht, und endet nach 4—5 Stunden an einem gewöhnlich 100°—120° entlegenen, wo sie eben untergeht. Zu beiden Seiten liegen sodann Zonen von ungleicher Breite, in denen die Finsterniß partial ist, und zwar desto geringer, je weiter sie von der Linie der totalen entfernt sind. Es sind dies die vom Halbschatten des Mondes getroffenen Länder und Meere. Zunächst der totalen Finsterniß erscheint die Sonne als Sichel, wie der Mond kurz vor oder nach dem Neumonde, nur daß diese Sichel weniger als den Halbkreis umfaßt; denn im Fall einer wirklichen totalen Finsterniß ist der scheinbare Durchmesser des Mondes größer, als der der Sonne. Der Mond selbst ist nur negativ sichtbar, denn er wendet uns seine unerleuchtete Seite zu; allein die Kontur seines Randes ist mit einer Schärfe und Deutlichkeit wahrnehmbar, wie sie bei keiner andern Gelegenheit gesehen wird. Die Berge und Einsenkungen des Randes sind schon in sehr mäßigen Vergrößerungsgläsern deutlich sichtbar. Wo die S. wirklich total erscheint, entsteht eine ganz eigenthümliche, weder Nacht, noch Dämmerung zu nennende Dunkelheit. Der Himmel erscheint grünlichblau, u. man erblickt einige der helleren Sterne; die schwarze Mondscheibe ist von einem lebhaft glänzenden, heftig wallenden breiten Ringe (Lichtkrone) umgeben, von welchem sich gelbliche Strahlen verbreiten. Dieser glänzende Ring rührt wahrscheinlich von einer sonst von den Strahlen der Sonne verdunkelten Lichtsphäre her, welche den Sonnenkörper in weitem Umkreise umgibt. Auch bei der jüngsten totalen S. am 28. Juli 1851 hat man diese Lichtkrone beobachtet. Die ringförmigen S.e entstehen, wenn der scheinbare Mondhalbmesser kleiner als der der Sonne ist, an denjenigen Orten, die von der verlängert gedachten Axe des Mondschattens getroffen werden, und in ihrer nächsten Umgebung. Beim Vorrücken des Mondes von Westen nach Osten auf der Sonnenscheibe zieht sich letztere immer mehr zur Sichel zusammen; bald wird die Sichel schmaler, die Spitzen rücken immer näher an einander und springen zuletzt plötzlich zusammen. Nach einigen Minuten zerspringt der Ring auf der gegenüberliegenden Seite, und die erwähnten Erscheinungen wiederholen sich in umgekehrter Ordnung. In dem Punkte, der von der verlängerten Schattenaxe getroffen wird, ist der Ring völlig koncentrisch, also rings herum gleich breit, und die Dauer der Erscheinung ist die möglichst längste. Das magische Dunkel, welches sich bei totalen Finsternissen zeigt, wiederholt sich bei ringförmigen, aber in weit geringerem Grade, nur selten werden Sterne sichtbar (Venus etwa ausgenommen). Die Schatten der Gegenstände zeigen sich weit schärfer als sonst, wiewohl der Kontrast zwischen Schatten und Licht stark vermindert erscheint. Ringförmige S.e sind im Ganzen fast eben so selten, als totale. Jede totale oder ringförmige S. beginnt u. schließt mit einer

partialen, und in den Nachbarregionen nördlich und östlich der Linie, welche die Schattenaxe auf der Erde beschreibt, ist die Finsterniß nur partial. Auch kann die Schattenaxe ganz an der Erde vorüber streichen; alsdann ist die S. ausschließlich partial und trifft nur die höhern nördlichen oder südlichen Breiten auf der Erdkugel. Partiale Finsternisse sind nicht so selten; durchschnittlich ereignet sich alle 3 Jahre eine solche für einen gegebenen Erdort; sie sind aber in der Regel nicht von besondern Phänomenen begleitet. Nur wenn sie mehr als $^3/_4$ der Sonnenscheibe verfinstern, bemerkt man eine Abnahme der Tageshelle. Anfang u. Ende sind nur schwer zu beobachten; denn der Einschnitt in den Sonnenrand ist äußerst flach, und man bemerkt ihn gewöhnlich erst, wenn die beiden Spitzen schon beträchtlich von einander entfernt sind. Die genaue **Berechnung** der S.e ist, wie die der Mondfinsternisse, in der Schärfe, mit welcher sie jetzt durchgeführt und auf Jahrhunderte hin bestimmt wird, das Resultat der sorgfältigsten Berechnungen der Erd- und Mondbahn. Schon vor Alters hat man jedoch bestimmte Perioden beobachtet, in denen die Finsternisse wiederkehren, u. daraus Regeln abgeleitet, mit denen man im Stande war, den ungefähren Eintritt derselben auf eine Reihe von Jahren hin zu bestimmen, wobei es indeß auf Minuten und Sekunden, ja auf Stunden nicht ankommen konnte. Im Allgemeinen kann man schon annehmen, daß nach einer größern Finsterniß im folgenden Jahre etwa 11 Tage früher wieder eine entsprechende, aber kleinere Verfinsterung eintritt, weil die Neu- und Vollmonde in jedem folgenden Jahre um 11 Tage früher fallen und Sonne und Mond sich also an der der vorigen Finsterniß entsprechenden Stelle um 11 Tage früher begegnen. Auf diese Erfahrung gestützt, soll schon Thales eine S. vorausgesagt haben, welche sich am Tage der Schlacht am Halys, den 30. Sept. 610 v. Chr., ereignete. In jedem Jahre müssen wenigstens zwei S.e eintreten, die freilich nicht für jeden Ort der Erdoberfläche sichtbar sind. Sobald nämlich die Sonne in dem Augenblicke, wo der Mond durch einen seiner Knoten geht, nicht über 15° nach der einen oder der andern Seite von diesem Knoten in der Ekliptik entfernt ist, wird ihre Scheibe ganz oder theilweise vom Monde bedeckt. Da nun die Sonne, um sich vom 15.° diesseits des Knotens bis zum 15.° jenseits desselben zu bewegen, also, um einen Raum von 30° zu durchlaufen, etwa 30 Tage, d. h. länger als die Zeit eines ganzen Umlaufs des Mondes um die Erde, braucht, so muß sie jedes Mal, wenn sie einen Mondknoten zu passiren hat, mit dem Monde so nahe zusammentreffen, daß sie von ihm verdeckt wird. Da sie nun jährlich beide Knoten passirt, so folgt daraus mit Nothwendigkeit, daß es jährlich auch wenigstens zwei S.e für die Erde gibt. Es können aber auch 4 S.e in einem Jahre Statt finden. Denn wenn der Neumond (die Konjunktion) nahezu 15° diesseits des Knotens eingetreten ist und eine partiale Finsterniß bewirkt hat, so durchläuft nun der Mond seine ganze Bahn in noch nicht 30 Tagen und holt also die Sonne, welche unterdeß durch den Knoten, aber noch nicht über 15° jenseits desselben gekommen ist, wieder ein, ehe sie die Grenze der 30° (15° zu jeder Seite des Knotens), in welcher sie Verfinsterungen vom Neumonde erleiden muß, hat verlassen können, so daß in einem solchen Falle noch eine partiale S. eintritt und also zwei unmittelbar auf einander folgende Neumonde Verfinsterungen der Sonne herbeiführen.

Sonnenflecken, s. Sonne.

Sonnengott, s. v. a. Helios.

Sonnenjahr, im Allgemeinen die Zeit, in welcher die Sonne scheinbar alle 12 Zeichen des Thierkreises durchläuft, oder die Zeit eines wirklichen vollen Umlaufs der Erde um die Sonne. Dabei kann man sich auf verschiedene Punkte der Ekliptik, als Ausgangs- und Rückkehrpunkte der Sonne, beziehen, nämlich auf die Nachtgleichen, auf die Apsiden und auf einen Fixstern, und je nach der Verschiedenheit dieser Beziehungen ist das S. ein tropisches, ein anomalistisches, oder ein siderisches Jahr. Insbesondere versteht man aber unter S. das tropische Jahr, d. h. die Zeit, in welcher die Sonne bei ihrem scheinbaren Umlaufe durch den Thierkreis zum Frühlingsnachtgleichenpunkte zurückkehrt, im Gegensatz zum siderischen oder Sternenjahre. Die Dauer eines solchen S.s ist 365 Tage 5 Stunden 48′ 46″ = 365,24222 Tage, und dasselbe ist um 20′ 23″ = 0,02415 Tage kleiner als das Sternenjahr.

Sonnenlehn, einzelne Besitzungen, die bei Niemandem in Lehn gehen, keinen Ritterdienst leisten und von allen Abgaben frei sind.

Sonnenmikroskop, s. Mikroskop.

Sonnenparallaxe, der Winkel, unter welchem vom Mittelpunkte der Sonne aus der Halbmesser der Erde erscheint, eines der wichtigsten Elemente in der berechnenden Astronomie, in sofern Halbmesser der Erde, dividirt durch den Sinus der S., sofort die Entfernung der Erde von der Sonne gibt, wonach sich auch die Entfernungen aller übrigen Planeten von der Sonne berechnen lassen, sobald man nur ihre Umlaufszeiten kennt.

Sonnenring, mattfarbiger Ring, der sich zuweilen bei dunstig hellem Himmel um die Sonne (wie Nachts um den Mond) bildet, entsteht aus Dünsten der Erde, die sich zwischen der Sonne und der Erde befinden.

Sonnenröschen, Pflanzengattung, s. v. a. Helianthemum *L.*

Sonnenrose, Pflanzengattung, s. v. a. Helianthus *L.*

Sonnenseite, die Seite der Aepfel, Birnen &c., welche, während diese am Baume hängen, der Sonne zugewendet ist und dadurch meist eine eigenthümliche Färbung erhält.

Sonnenstäubchen, feiner Staub, der bloß in Beleuchtung der Sonne, besonders in den in ein finsteres Zimmer durch eine schmale oder kleine Oeffnung eindringenden Sonnenstrahlen sichtbar wird.

Sonnenstein, s. Pirna.

Sonnenstich (Insolatio), Gehirnentzündung durch heftige Einwirkung der Sonne auf den bloßen oder nur leicht bedeckten Kopf, besonders bei Betrunkenen oder Schlafenden, hat das Eigenthümliche, daß der Schmerz nicht reißend und stechend, sondern drückend und brennend ist, daß bei sehr heftigem Schwindel und lebhaften Sin-

nestäuschungen Delirien, namentlich furibunder Art, selten sind, dagegen sympathisches Erbrechen fast beständig vorkommt, und daß ungewöhnlich frühzeitig, oft schon nach wenigen Stunden, an die Stelle der primären Aufregung Sopor mit erweiterten Pupillen u. allgemeiner Erschlaffung tritt. Das Gesicht zeigt dabei meist ein dunkelrothes oder bräunliches, von der Sonne verbranntes Kolorit, die Zunge ist weißlich belegt und wird frühzeitig trocken; der Durst ist sehr heftig, der Puls frequent, klein, weich, die Haut heiß und ohne Absonderung, Stuhl u. Harn sind angehalten; f. Gehirnentzündung.

Sonnensystem, die Gesammtheit der Weltkörper, welche sich um die Sonne als Centralkörper bewegen, mit Einschluß der Sonne selbst; f. Planeten und Fixsterne.

Sonnentafeln, astronomische Tafeln, welche den jedesmaligen Himmelsort der Sonne, d. h. ihre gerade Aufsteigung, Abweichung &c., angeben. Die brauchbarsten enthält das „Astronomische Jahrbuch" von Encke. Große Verdienste um Herstellung guter S. erwarb sich der italienische Astronom Carlini. Seine „Esposizione di nuovo metodo di construire le tavole astronomiche applicato alle tavole del Sole" (Mail. 1810) ist von Bessel durch Korrektionstafeln noch mannichfach verbessert worden. Aeltere Tafeln besitzen wir von Lacaille, Mayer, Zach (1804) und Delambre (1805).

Sonnenthau (Drosera), Pflanzengattung aus der Familie der Droseraceen, charakterisirt durch den 5spaltigen oder 5theiligen Kelch, die 5blätterige Blumenkrone und die einfächerige, 3- bis 5klappige Kapsel, ausdauernde Kräuter mit reizbaren Blättern und Drüsenhaaren, fast in allen Theilen der Erde, worunter der rundblätterige S. (D. rotundifolia L.), auf Torfmooren und sumpfigen Wiesen in Europa, Nordasien und Nordamerika, als Sonnen-, Sonnenlöffel-, Ohrlöffelkraut, Herba Rorellae s. Ros solis, officinell ist. Das ganze Pflänzchen wurde sonst häufiger als jetzt gegen Wassersucht, Brustkrankheiten, Wechselfieber, verschiedene Augenübel &c. angewendet. Früher war der S. ein Bestandtheil des mit Weingeist und Gewürz zubereiteten Goldwassers (Aqua Auri), das fast gegen alle Krankheiten dienen sollte.

Sonnenuhr, Apparat zu Bestimmung der Tageszeit, wobei der von einem Körper der Sonne gegenüber geworfene Schatten als maßgebend für die Zeiteintheilung benutzt wird. Der scheinbare Lauf der Sonne um den Aequator vollendet sich bekanntlich bei gleichförmiger Geschwindigkeit binnen 24 Stunden. Denkt man sich nun in den Mittelpunkt der Aequatorebene einen der Erdaxe parallelen Stift gestellt, so wird der Schatten desselben dem Sonnenlaufe folgen u. auf gedachter Ebene die Stunden bezeichnen. Eine nach dieser Idee eingerichtete, mit einem solchen der Erdaxe parallelen Stifte und mit Stundeneintheilung versehene, parallel mit der Ebene des Aequators gerichtete Scheibe oder sonstige Fläche, auf der die Mittagslinie dem wirklichen Meridian des Ortes gemäß bezeichnet ist, heißt eine Aequinoktialuhr, weil hier der Schatten des Stifts an den Aequinoktialtagen den Aequator wirklich bezeichnet. Dies die einfachste Art der S.en. Dieselbe gestaltet sich zur Horizontaluhr, d. h. in eine solche um, deren Ebene der Horizontalebene parallel liegt, wenn man den Stift oder Weiser (Gnomon) auf der Ebene unter einem der Polhöhe des betreffenden Orts gleichen Winkel befestigt, so daß er wieder der Erdaxe parallel ist, die bekanntlich den Horizont allenthalben unter einem der Polhöhe gleichen Winkel schneidet. Diese Horizontaluhren, auf denen die Stundeneintheilung mit Bezug auf die Aequinoktialuhr ausgeführt ist, sind die gewöhnlichsten S.en und zeigen das ganze Jahr hindurch bei Sonnenschein die Stunden an. Steht die Ebene der S. auf dem Horizont vertikal, so heißt sie eine Vertikaluhr. Sieht die Fläche gegen Mittag, so nennt man die darauf beschriebene Uhr eine Mittagsuhr, hingegen eine Mitternachtsuhr, wenn jene Fläche gegen Mitternacht gerichtet ist. Eine deklinirende Uhr ist eine solche, bei welcher die Fläche deklinirt. Die Morgenuhren sind solche, die auf einer gegen Morgen gerichteten Fläche, die Abenduhren solche, welche auf einer Fläche, die gegen Abend sieht, beschrieben sind. Die Polaruhren sind solche, welche auf einer Fläche beschrieben werden, die gegen Norden dergestalt inklinirt, daß sie mit der Horizontalfläche einen Winkel macht, welcher der Polhöhe gleich ist. Wenn die Flächen Winkel mit der Horizontalfläche machen, die weder der Höhe des Aequators, noch des Pols gleich sind, so entstehen inklinirte Uhren; deklinirt die Fläche zugleich von Mittag oder Mitternacht, deklinirte Uhren, welche letzteren nicht mehr gebräuchlich sind. Die Vertikaluhren sind gewöhnlich auf den senkrechten vier Seiten eines Würfels verzeichnet, dessen horizontale obere Seite dann zugleich eine Horizontaluhr enthalten kann. Eine Mittagsuhr zeigt nur im Winterhalbjahr alle Stunden des Tages, so lange die Sonne scheint, im Sommerhalbjahr nur die Stunden von 6 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends; eine Mitternachtsuhr zeigt dagegen im Sommerhalbjahr die ersten Morgen- und letzten Abendstunden, im Winterhalbjahr aber gar keine Stunden; eine Morgenuhr zeigt nur die Vormittags-, eine Abenduhr nur die Nachmittagsstunden. Die Lehre von der Konstruktion der S.en heißt Gnomonik u. ist ein Theil der Astronomie.

Sonnenwalde, Stadt in der preußischen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Frankfurt, mit Kirche, Schule, Superintendentur, Post, Leinweberei, Garn- und Flachshandel, Hospital und 1100 Einw.; gräflich solmsche Besitzung.

Sonnenwende, Pflanzengattung, f. Heliotropium.

Sonnenwenden (Solstitien, Sonnenstillstandspunkte), die zwei Punkte der Ekliptik, die am weitesten (23° 28 Min.) von dem Aequator entfernt sind. Der am höchsten über dem Aequator oder nördlich stehende heißt die Sommersonnenwende (Sommersolstitium) und der tiefste unter ihm die Wintersonnenwende (Wintersolstitium), weil wir dort die Sonne im Anfange unseres Sommers (am 21. Juni), hier im Anfange des Winters (21. Dec.) erblicken. S. heißen diese Punkte,

weil sich die Sonne in denselben gleichsam wendet und wieder nach dem Aequator, von dem sie sich bis dahin entfernt hatte, zurückkehrt; Sonnenstillstandspunkte, weil sie in diesen Punkten stillzustehen und einige Zeit gleichen Abstand vom Aequator beizubehalten scheint. Uebrigens sind beide Punkte 180° von einander entfernt. Die Sommersonnenwende ist der erste Punkt des Krebses (0° ♋), die Wintersonnenwende der erste Punkt des Steinbocks (0° ♑). Die Parallelkreise, welche durch die Solstitialpunkte gehen, sind die Wendekreise, sie schließen die heiße Zone ein. S. heißt auch die Zeit, wo die Sonne in die Solstitialpunkte tritt u. dadurch die größte Abweichung nach Süd oder Nord erlangt.

Sonnenzeit, im Gegensatze zur Sternenzeit die durch die scheinbare tägliche Bewegung der Sonne gemessene und bestimmte Zeit und ihre Abtheilungen. Der Zeitraum, welcher zwischen zwei auf einanderfolgenden Mittagen oder obern Durchgängen des Sonnenmittelpunktes durch den Meridian verfließt, heißt ein Sonnentag, und zwar wird er zum Unterschiede vom mittlern Sonnentage zunächst als wahrer Sonnentag bezeichnet. Der Umstand nämlich, daß die Sonne auf ihrer jährlichen Bahn durch den Thierkreis sich nicht gleichförmig schnell bewegt und dabei nicht immer auf dem Aequator hin, sondern auch in nördlichen und südlichen Breiten geht, bewirkt, daß die wahren Sonnentage nicht das ganze Jahr hindurch unter einander vollkommen gleich sind, sondern im Maximum um mehre Minuten von einander differiren. Und zwar sind für uns die wahren Sonnentage um die Zeit des Wintersolstitiums am längsten, weil um diese Zeit die jährliche Bewegung der Sonne von West nach Ost am größten und ihr Fortrücken in der Ekliptik zu dieser Zeit auch fast parallel mit dem Aequator erfolgt, wodurch die Reduktion dieses Fortrückens auf den Aequator den größten Werth gewährt. Diese Ungleichheit der wahren Sonnentage hat zur Folge, daß dieselben als Zeiteinheit oder Zeitmaß sich nicht gebrauchen lassen. Man denkt sich daher statt der wahren Sonne eine fingirte, sogenannte mittlere Sonne, welche sich nicht in der Ekliptik, sondern im Aequator, und zwar mit völlig gleichmäßiger Geschwindigkeit bewegt, und nennt den Zwischenraum zwischen zwei nächsten obern Kulminationen dieser fingirten Sonne, welcher das Mittel aus allen wahren Sonnentagen im ganzen Jahre ist, einen mittleren Sonnentag. Demgemäß hat man auch wahre und mittlere Sonnenstunden, Sonnenminuten rc., überhaupt wahre und mittlere S. zu unterscheiden; die erstere wird von den gewöhnlichen Sonnenuhren, die letztere von richtig gehenden Taschen- oder Pendeluhren angegeben.

Sonneratia (Sternmyrte), Pflanzengattung aus der Familie der Myrtaceen, Bäume in Ostindien u. auf den Molukken, mit 4eckigen Zweigen, ovalen Gegenblättern und einzelnen großen Blüthen. S. acida *L. fil.*, Rhizophora caseolaris *L.*, senkt von Stamm und Aesten Wurzeln herab und trägt sauer schmeckende Früchte, welche genossen werden, während die gestoßenen Blätter als Kopfumschlag zur Beruhigung in hitzigen Krankheiten dienen. S. alba *Smith* treibt unten sehr große Knoeren und hornartige Auswüchse und beherbergt, wie die vorige Art, viele Schmarotzerpflanzen. Das Holz wird sehr häufig zum Schiffsbau, besonders zu Rippen, das schwammige Holz der Hörner aber wie Kork gebraucht.

Sonntag (dies solis), der erste Tag der Woche, zugleich der wöchentliche Ruhe- und Feiertag der Christen, weil an einem solchen Christus von den Todten auferstand und der heilige Geist über die Jünger ausgegossen wurde. Deshalb feierten ihn schon die ersten Christen als einen Freudentag neben dem jüdischen Sabbath, bis er endlich ausschließlicher Festtag ward, der ein charakteristisches Scheidungsmerkmal derselben von den Bekennern anderer Religionen wurde. Die noch jetzt gewöhnlichen Namen der S.e sind theils von den ihnen vorausgehenden Festen, theils von den Sprüchen und Kollekten, mit welchen in frühern Zeiten die religiöse Versammlung eröffnet wurde, hergenommen. Sie sind: ein S. nach dem Neujahr, welcher jedoch nur in den Jahren Statt findet, in welchen das Neujahrsfest auf einen der 4 letzten Wochentage fällt; 6 S.e nach dem Erscheinungsfeste (s. Epiphanias), deren es auch weniger seyn können, wenn das Osterfest früher fällt; die vor den sogenannten Fastensonntagen fallenden S.e: Septuagesima, Sexagesima (nach runder Zahl der 70. und 60. Tag vor dem Osterfeste) und Estomihi (Psalm 71, 3); die Fastensonntage: Invocavit (Ps. 91, 15), Reminiscere (Ps. 25, 6), Oculi (Ps. 25, 15), Lätare (Jes. 66, 10), Judica (Ps. 43, 1) und Palmarum (s. Palmsonntag); 6 S.e nach Ostern: Quasimodogeniti (1. Petr. 2, 2), Misericordias Domini (Ps. 23, 6, oder Ps. 89, 2), Jubilate (Ps. 66, 1), Cantate (Ps. 96, 1), Rogate (Matth. 7, 7), Exaudi (Ps. 27, 7); die Trinitatissonntage, genannt nach dem ihnen vorausgehenden Trinitatisfeste, deren Zahl (höchstens 27) von dem frühen oder späten Eintritte des Osterfestes abhängt; die Adventssonntage (s. Advent); ein S. nach Weihnachten, welcher nur dann Statt findet, wenn das Weihnachtsfest nicht auf den Sonnabend oder S. fällt. Vorschriften weltlicher Obrigkeit zur Feier des S.s mit dem Gebote der Unterlassung irdischer Geschäfte, mit Ausnahme ganz nothwendiger, datiren erst von der Zeit des Kaisers Konstantin, der 321 befahl, daß alle gerichtlichen Sachen und die öffentlichen und gewöhnlichen Tagesarbeiten an diesem Tage unterbleiben sollten, wobei nur den Landleuten gestattet wurde, die günstige Witterung auch am S. für ihre Feldarbeiten zu benutzen. Ein späteres Gesetz von 425 verbot auch Schauspiele am S. Kaiser Leo III. (717—741) untersagte jegliche Arbeit an diesem Tage, und seitdem fing man immer mehr an, die Strenge der jüdischen Sabbathsfeier auf die christliche Sonntagsfeier in Anwendung zu bringen. Auch die Reformatoren empfohlen zur Wiederherstellung der allmählig ziemlich außer Augen gelassenen Heilighaltung des S.s strengere gesetzliche Maßregeln. In der neuern Zeit aber haben mancherlei Ursachen zusammengewirkt, um nach und nach eine zunehmende Erschlaffung in dieser Beziehung auch in

den Ländern des Kontinents, in welchen die evangelische Kirche vorherrscht, herbeizuführen. Der S. hat zwar bis auf den heutigen Tag in allen Ländern mehr oder weniger den Charakter eines allgemeinen Ruhetags, insbesondere für die unteren Volksklassen behalten; allein die Bestimmung desselben, zugleich ein Gott und der Religion geweiheter Tag zu seyn, ist an den meisten Orten mehr und mehr bei Seite gestellt und die religiöse Feier dieses Tages größtentheils, ja oft einzig und allein auf den Besuch der Gotteshäuser beschränkt worden. Im Ganzen haben sich in dieser Beziehung zwei Ansichten ausgebildet, deren jede ihren Länderkreis hat, wo sie in Geltung ist. Die eine Ansicht faßt den S. streng als den Tag des Herrn auf, und ihr ist Alles, was den Ernst und die Ruhe dieses Tages zu unterbrechen geeignet ist, eine Sabbathsschändung, während die zweite Ansicht mit dem S. eine Theilung vornimmt, indem sie den einen Theil des Tags der Andacht, den andern dem Vergnügen bestimmt. In protestantischen und nördlichen Ländern ist die strenge Ansicht am verbreitetsten, und namentlich sind es gerade die beiden freiesten Länder der Erde, England und die Vereinigten Staaten von Amerika, wo die Sonntagsfeier mit dem größten Eifer aufrecht erhalten wird. In den Vereinigten Staaten stockt das Geschäftsleben am S. völlig, jedes lärmende Vergnügen, wozu auch das Klavierspielen in den Häusern gerechnet wird, ist untersagt, und von Tanz und sonstigen geselligen Unterhaltungen ist nichts zu bemerken; die Frommen halten sich still in den Häusern, während die mehr Weltlichen sich nicht mehr als ein gemeinschaftliches Umherschlendern erlauben, wobei es aber lautlos zugehen muß. Ganz ähnlich ist das Verhältniß in England. Hier verschaffte die Revolution von 1688 dem strengen Princip den Sieg, aber nicht zu Gunsten der Sittlichkeit der niederen Volksklassen, denn da jede äußerliche Zerstreuung untersagt ist, so wissen die Arbeiter kein anderes Mittel gegen die sie verzehrende Langeweile, als die Aufregung durch geistige Getränke. In den katholischen Ländern des Südens spiegelt sich der mehr sinnliche Charakter des Katholicismus wieder in dem fröhlichen Treiben, welches die Festtage begleitet. In neuester Zeit strebt jedoch auch hier eine starke und eifrige Partei dahin, dieses Verhältniß zu ändern und der geselligen Freude ihren Antheil am S. zu nehmen. In Deutschland hat es von jeher nicht an Bestrebungen der weltlichen und der geistlichen Auktoritäten gefehlt, dem S. sein Recht angedeihen zu lassen; doch scheiterten dieselben meist an der Ungunst der öffentlichen Meinung. Die Bemühungen um Herstellung einer strengeren Sonntagsfeier traten aber namentlich seit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. von Preußen stärker hervor, und es sind dann, besonders seitdem sich die Wogen der Revolution von 1848 in den Sand verlaufen, von verschiedenen deutschen Regierungen Verordnungen in diesem Sinne erlassen worden.

Sonntagskind, ein Mensch, der an einem Sonntage, besonders einem goldenen Sonntage (den nächsten Sonntagen nach den Quatembern) geboren ist. Der Aberglaube schreibt ihm eine besondere Fähigkeit zu, Gespenster zu sehen, Schätze 2c. zu finden.

Sonntagsschulen, Schulen, in welchen die an den Wochentagen gehinderten jungen Leute, namentlich Lehrlinge, Gesellen, Dienstboten und an Fabrikorten die Kinder, die man in den Wochentagen zur Arbeit braucht, Sonntags einige Stunden lang im Lesen, Schreiben, Rechnen u. andern gemeinnützigen Kenntnissen, sowie in der Religion unterrichtet werden. Schon im 16. und 17. Jahrhundert finden sich in Belgien, Italien und auch in Deutschland solche Anstalten, und 1756 führte sie Markgraf Karl Friedrich in ganz Baden ein. Besonders aber kamen sie in England in Aufnahme, wo zuerst 1782 der Buchdrucker Robert Raikes zu Gloucester für den Unterricht der Kinder der Armen und der Fabrikarbeiter am Sonntage Veranstaltung traf. Das Sonntagsschulwesen ist dort seitdem so in Aufnahme gekommen, daß 1846 von mehr als 130,000 Lehrern 1,548,000 Sonntagsschüler unterrichtet wurden. Nächst England haben sich die S. hauptsächlich in den nordamerikanischen Freistaaten verbreitet. Weniger Eingang haben diese Anstalten in Deutschland gefunden, aus dem natürlichen Grunde, weil hier für die Bildung der Jugend in Werktagsschulen ausreichend gesorgt ist. In Oesterreich, Bayern und einigen kleinern Staaten wurden zwar Befehle zur Einführung derselben gegeben, ohne daß sie aber zur allgemeinen Ausführung kamen. Anderwärts wurden durch freiwillige Beiträge solche Schulen gegründet und erhalten.

Sonor (v. Lat.), klingend, in der Musik s. v. a. tongebend und klangreich.

Sonora, der nördlichste und größte Staat der Republik Mexiko, bis 1830 mit Cinaloa vereinigt, grenzt östlich an Chihuahua und Neumexiko, südlich an Cinaloa, im Westen in einer Küstenlänge von ungefähr 238 Leguas an den kalifornischen Meerbusen und reicht nach Norden etwa bis zum Fluß Gila, jenseits welches Flusses sich die Länder der freien Indianer ausdehnen, die bald zu S., bald zu Oberkalifornien gerechnet werden. Im Westen und Süden ist das Land eben, und im Süden liegt zwischen den Flüssen Mayo und Yaqui ein fruchtbarer Landstrich. An der Ostgrenze steht die Bergkette von Anahuac, die Sierra Madre, von Süden gegen Norden ziehend; daran reihen sich gegen Westen andere weniger hohe Gebirgsketten, durch fruchtbare Thäler getrennt und reich an edeln Metallen. Gegen den Gila hin liegt das schöne Thal von la Florida. Das Land wird hier flacher bis zur Küste hin, wo jedoch noch verschiedene Gebirgsarme, z. B. die Sierra-del-Pico und die Sierra-de-Santa-Clara, sich verzweigen und verschiedene Sümpfe sich ausdehnen. Flüsse (Rios) sind der Mayo, Yaqui mit Chico, Dolores mit Sonora, der Guaymas, Ascension mit San-Ignacio, Colorado mit Gila u. a. m. Das Klima ist im Allgemeinen bei wechselnder Temperatur warm und außer in den Sumpfgegenden sehr gesund. Die Produkte des Landes sind Getreide, Weizen, Mais, Gerste, Hülsenfrüchte, Gemüse, Bataten, Melonen, Baumwolle; Rindvieh, schöne Maulthiere u. Pferde, Esel, Schafe, Ziegen, Schweine, Bisons,

Hirsche, Bären, Rehe, Wölfe, Eichhörnchen, Hasen, Kaninchen, Katzen, Kaimans, an den Küsten Perlen und Muscheln; edle Metalle in den Bergen, viel Waschgold (zu Stücken von 4—5 Pfund), Salz, natürlicher Alaun. Die Bevölkerung zählt ungefähr 122,000 Seelen, wovon ³/₅ Weiße, ¹/₅ Mestizen, ²/₅ Indianer sind. Letztere zerfallen in verschiedene Stämme und schweifen zum Theil ohne feste Wohnsitze umher. Der unbedeutende Gewerbsbetrieb befindet sich meist in den Händen der Opataindianer und beschränkt sich auf das Nothdürftigste. Sie spinnen und weben Baumwolle zu Tischzeug, Kattun, Band, stricken Baumwollstrümpfe u. machen Sattlerarbeiten. Hauptnahrungszweig der Bevölkerung ist die sehr ausgedehnte Viehzucht. Der Handel, zu dessen Betrieb im Innern es noch zu sehr an guten Straßen mangelt, hat sich erst neuerlich zu einiger Blüthe erhoben, wird aber durch die Räubereien wilder Indianerstämme oft sehr beeinträchtigt. Der Staat theilt sich in die beiden Departements Arispe und Horcasitas. Jetzige Hauptstadt ist Arispe mit 3000 Einwohnern. Der volkreichste Ort aber ist Pitr oder Hermosillo am Sonora, wo der Dolores einmündet, mit 8000 Einwohnern, Hauptdepot für San-Fernando-de-Guaymas, den besten Hafen des Landes, der unweit der Stadt San-José-de-Guaymas mit 5000 Einwohnern liegt. Hauptbergwerkbezirke sind die von Nacosari, San-Juan-de-Sonora, Babiacora und Oposura. Außer der befestigten Stadt Santa-Gertrudia-del-Altar mit 1400 Einwohnern gibt es viele feste Plätze oder Presidios zum Schutze gegen die Indianer.

Sonsbeck, Stadt in der preußischen Rheinprovinz, Regierungsbezirk Düsseldorf, Kreis Geldern, am Sonsbache, mit Schloß, katholischer und evangelischer Kirche, Tuchfabrikation und 1340 Einw.

Sonsonate, Stadt im mittelamerikanischen Staat San-Salvador, am gleichnamigen Flusse, ungefähr in der Mitte zwischen San-Salvador und Guatemala gelegen, eine der bedeutendsten Städte des Staats, ist regelmäßig angelegt, mit starken Mauern umgeben u. hat einige fast 3 Jahrhunderte alte Kirchen und Klöster und etwa 6000 Einwohner; wird oft von Erdbeben heimgesucht.

Sontag, Henriette, Gräfin Rossi, eine der gefeiertsten deutschen Sängerinnen, wurde zu Koblenz am 13. Mai 1805 geboren und von ihren Aeltern, welche Schauspieler waren, frühzeitig zur Bühne gebildet. Ihre Stimme hatte schon im 8. Jahre eine seltene Festigkeit und erhielt im Konservatorium zu Prag, wohin sich ihre Mutter nach dem Tode ihres Gatten mit ihr begeben hatte, ihre weitere Ausbildung. In ihrem 15. Jahre trat sie wegen plötzlicher Erkrankung der ersten Sängerin in der Partie der Prinzessin im „Johann von Paris“ auf und fand den ungetheiltesten Beifall. Sie ging darauf mit ihrer Mutter nach Wien, wo sie in der deutschen und bisweilen auch in der italienischen Oper mitwirkte. Ihre Hauptbeschäftigung bestand jedoch darin, sich nach der großen Sängerin Fodor-Mainville zu bilden. Im Jahre 1824 begann sie ihre erste Kunstreise, erntete zu Leipzig als Euryanthe den stürmischsten Beifall und wurde noch in demselben Jahre nebst ihrer Mutter und ihrer jüngern Schwester Nina am neuen königstädter Theater in Berlin engagirt. Durch jugendliche Anmuth, sowie durch Kunstfertigkeit des Vortrags erwarb sie sich unerhörten Beifall. Zwei Jahre darauf trat sie ihre erste Reise nach Paris an, wo sie zuerst als Rosine im „Barbier von Sevilla“ auftrat und ebenfalls einen unbeschreiblichen Enthusiasmus erregte. Nachdem sie sich von übergroßen Anstrengungen in den Seebädern erholt, kehrte sie im September 1826 über Frankfurt und Weimar nach Berlin zurück, siedelte aber, nachdem hier ihr Kontrakt abgelaufen und obschon ihr die glänzendsten Offerten gemacht wurden, im September 1827 nach Paris über, wo sie auf 2 Jahre ein Engagement angenommen hatte. Im Jahre 1828 sang sie in der italienischen Oper zu London. Ende 1828 verheirathete sie sich insgeheim mit dem Grafen Karl Rossi, welcher damals Geschäftsführer des sardinischen Hofes im Haag war, widmete sich seitdem dem Koncertgesang und betrat die Bühne nur noch auf ihrer letzten großen Kunstreise zu Berlin, wo sie am 19. Mai 1830 die erste Periode ihrer dramatischen Laufbahn als Semiramis in der gleichnamigen Oper von Rossini beschloß. Von Berlin ging sie nach Rußland, sang in Petersburg und Moskau mit unglaublichem Erfolge und kehrte dann über Hamburg nach den Niederlanden zurück. In Hamburg sang sie zum letzten Male öffentlich in einem Koncerte. Hierauf erfolgte die öffentliche Deklaration ihrer Heirath, und sie lebte, die Kunst nur in Privatcirkeln übend, mit ihrem Gemahl zunächst im Haag, dann von 1835—38 in Frankfurt am Main, wo jener Bundestagsgesandter war, später wieder im Haag, dann in Petersburg u. Berlin. Obwohl in den glücklichsten Familienverhältnissen lebend, fand sie sich doch später in Folge bedeutenden Vermögensverlusts veranlaßt, die Bühne wieder zu betreten, und der Zauber ihrer Persönlichkeit, die ungeschmälerte Frische u. Lieblichkeit ihrer Stimme verschafften ihr in Verbindung mit ihrem früheren europäischen Rufe in Frankreich, England u. Deutschland den rauschendsten Beifall. Im J. 1853 begab sie sich nach Amerika u. feierte auch hier die glänzendsten Triumphe, † aber am 17. Juli 1854 zu Mexiko an der Cholera. Ihr Leichnam ward nach ihrem Wunsche im Kloster Marienthal bei Görlitz in Schlesien, wo ihre Schwester Nina als Nonne den Schleier genommen und wohin sich auch Henriette aus dem Getümmel der großen Welt zu Zeiten gern zurückgezogen, am 4. Mai 1855 beigesetzt. In ihrer Blüthezeit besaß sie neben der äußersten Reinheit, Klarheit, Lieblichkeit und Biegsamkeit der Stimme die glänzendste Leichtigkeit, Nettigkeit und Eleganz des Vortrags. Sie erschütterte nicht durch eine imponirende Stimmfülle, aber bezauberte durch wahre Flötenpassagen, welche sie größtentheils mit halber Stimme, aber mit der vollkommensten Artikulation vortrug, und rührte durch Lieblichkeit des einfachen Gesangs. War sie nicht eigentlich groß im Heroischen und Tragischen, so war sie doch unübertrefflich im Sentimentalen und Scherzhaften, wie überhaupt in dem, was mehr das Herz für sich als die gesammte Geistigkeit des Hörers ergreift.

Ihre Hauptrollen waren: Rosine im „Barbier“, die Italienerin in Algier, Cenerendola, Helene in der „Donna del Jago“, Donna Anna, Prinzessin von Navarra, Euryanthe, Agathe, Karoline im „Matrimonio secreto“ und Sophie in „Sargino“ u. a. m.

Sonthofen, Marktflecken im bayerischen Regierungsbezirk Schwaben und Neuburg, Landgerichtssitz, mit Berg- und Hüttenamt, 2 Kirchen, 2 Beneficien, Schloß, Spital, Siechenhaus, Eisenhämmern, Eisenschmelze, vielen Mühlen, Nagelschmieden, Alabasterbrüchen, starkem Leinwandhandel und 1900 Einw.

Sontra, Stadt in der kurhessischen Provinz Niederhessen, Kreis Rotenburg, am gleichnamigen Flüßchen, das in die Werra mündet, mit Schloß, Rent- und Postamt, Justizamt, Gerberei, Weberei, einer Pulver- und Papiermühle und 1750 Einw.

Sonus (lat.), Schall, Klang; ehedem in der römischen Kirche der Name des Gesanges: Venite exultemus etc. (der 95. Psalm).

Sooden, Stadt, s. Soden 2).

Soolbad, s. Bad.

Soole, kochsalzhaltiges und zur Gewinnung des Kochsalzes verwendbares Wasser; s. Kochsalz.

Sophia (griech.), Weisheit.

Sophia, 1) (Sofia, bulgarisch Triaditza), Hauptstadt eines Sandschaks und des europäisch-türkischen Ejalets Bulgarien, eine der größten und schönsten Städte der europäischen Türkei, an der Hauptstraße von Konstantinopel nach Belgrad, an der Bogana, einem Nebenflüßchen des Isker, in einer prachtvollen weiten Ebene gelegen, die nach drei Seiten hin von Zügen des Balkangebirgs begrenzt und nur gegen Norden offen ist. S. ist der Sitz eines türkischen Pascha's, eines griechischen Erzbischofs und eines katholischen Bischofs und hat eine prächtige Hauptmoschee, die vor der Eroberung der Stadt durch die Türken eine der heiligen Sophia gewidmete christliche Kirche war, eine Menge anderer Moscheen, Kirchen und Kapellen, große Kaufhallen (Khans), ein festes Schloß und alte Wälle und Gräben, die 1854 durch großartige Bollwerke verstärkt worden sind, und zählt gegen 50,000 Einwohner, der Mehrzahl nach Osmanen, außerdem Bulgaren (8000 Christen). Die Griechen haben 1854 die Stadt meist verlassen. Die Bevölkerung, namentlich die christliche, ist sehr gewerbfleißig, treibt Woll- und Seidenweberei, Gerberei, Tabaksfabrikation, Acker- und Obstbau und lebhaften Eigen- und Durchgangshandel; die hier gefertigten Merinozeuche sind sehr geschätzt und den angorischen gleich geachtet. S. wurde vom Kaiser Justinianus erbaut, und zwar an der Stelle, wo im Alterthum Ulpia Sardica stand, u. fiel 1382 in die Hände der Türken. — 2) Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Petersburg, mit Petersburg durch eine Eisenbahn verbunden, in der Nähe des kaiserlichen Palastes von Zarskoe-Selo; wurde 1785 erbaut.

Sophia, 1) St. S., Römerin, ward um 120 n. Chr. mit ihren Töchtern, Fides, Spes und Charitas, die noch Kinder, 7—13 Jahre alt, waren, vor den Präfekt geführt, gemartert und dann gestäupt; freigelassen, † sie 3 Tage darauf.

2) S. Alexiewna, russische Großfürstin, geboren den 7. September 1657, Tochter des Czaren Alexei Michailowitsch aus seiner ersten Ehe mit Maria Miloslawska und daher Halbschwester Peters des Großen und wirkliche Schwester des Czaren Iwan, machte sich in den Annalen der russischen Geschichte einen übelberüchtigten Namen durch die Intriguen gegen den rechtmäßigen Herrscher und durch die vielfachen Verschwörungen, in die sie Peter den Großen durch ihre Verbindung mit den Streltzen verwickelte [s. Peter 3) a)]. Sie † im Jungfrauenkloster zu Moskau den 3. Juni 1704.

3) S. Dorothea, bekannt unter dem Namen Prinzessin von Ahlden, geboren am 15. September 1666, war die einzige Tochter und Allodialerbin des Herzogs Wilhelm von Zelle und seit 1682 mit dem Erbprinzen Georg Ludwig von Hannover vermählt. Vortrefflich gebildet und sehr schön, vermochte sie doch nicht, ihren Gemahl zu fesseln. Nachdem sie ihm einen Sohn und eine Tochter geboren, sah sie sich nicht nur von ihm vernachlässigt und oft rauh behandelt, sondern auch von seiner Mätresse, der Gräfin von Platen, im Geheimen verfolgt. Der Graf Philipp Christoph von Königsmark, der Bruder der Gräfin Aurora von Königsmark und sächsischer General, der um diese Zeit nach Hannover kam, war Zeuge der traurigen Verhältnisse, in welchen die Prinzessin lebte, und faßte zu ihr die innigste Liebe, gewann auch, wie man behauptet, ihr Vertrauen und soll ihr den Vorschlag, zu entfliehen, gemacht haben. Als er eines Abends (am 1. Juli 1694), wie man sagt, durch ein von der Platen ausgegangenes Billet bestellt, aus den Zimmern der Prinzessin kam, wurde er auf dem Korridor von dazu bestellten Leuten in Gegenwart des Kurfürsten ermordet und sein Leichnam unter dem Getäfel des Vorzimmers verborgen, die Prinzessin aber hierauf verhaftet. Die geheim geführte Untersuchung konnte jedoch keinen Beweis ihrer Schuld ermitteln. Nachdem ihr Gemahl sich noch in demselben Jahre von ihr hatte scheiden lassen, wurde sie auf das Schloß Ahlden an der Aller gebracht, wo sie nach 32jähriger Gefangenschaft am 13. November 1726 †. Sie betrug sich während derselben stets mit Würde und Anmuth und betheuerte stets ihre Unschuld. Sie ist wahrscheinlich ein Opfer der Eifersucht der Gräfin von Platen, deren Liebesanträge der Graf Königsmark zurückgewiesen hatte, gewesen. Ihr Gemahl bestieg unter dem Namen Georg I. den britischen Thron; ihr Sohn, der nachmalige König Georg II., der seine Mutter zärtlich liebte, war von ihrer Unschuld überzeugt. Vgl. Fredegunde, oder Denkwürdigkeiten zur geheimen Geschichte des hannöverischen Hofs, Berlin 1825.

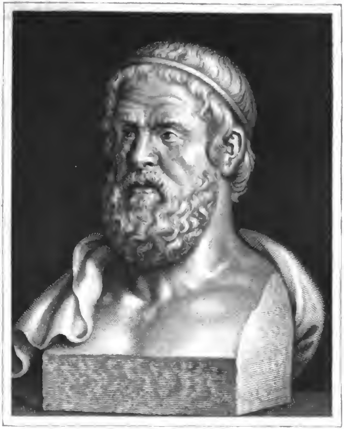
Sophisma (griech.), Fehl- (wenn man bloß auf seine Falschheit sieht und der ihn Gebrauchende selbst getäuscht wird) oder Trugschluß (wenn man die Absicht voraussetzt, daß Andere dadurch hintergangen werden sollen), auch Paralogismus, ein Schluß, den man mittelst der Kunst der Sophistik (s. d.) zieht. Die meisten Sophis-

men rühren von den alten Dialektikern der megarischen Schule her, welche sie erfanden, theils zur Uebung des Witzes, theils auch, um Andere in Verlegenheit zu setzen.

Sophisten, zur Zeit des Socrates jene Klasse von Philosophen, welche den Unterricht in der Philosophie nicht als Sache der Liebhaberei und freien Mittheilung trieben, sondern denselben, meist von Ort zu Ort reisend, um Geld ertheilten. Die **Sophistik**, welche Plato und Aristoteles als die Kunst, mit Hintansetzung ernsten wissenschaftlichen Sinnes den leeren Schein des Wissens zu erregen, bezeichnen, entwickelte sich zunächst aus dem Streben, für politische Zwecke dem Gedanken und der Sprache durch Biegsamkeit und Gewandtheit die mögliche Kraft nicht sowohl der Ueberzeugung, als der Ueberredung zu geben. So wie nun die Sophistik in der geistigen Beweglichkeit des griechischen, namentlich des athenischen Volkes, in den politischen Parteikämpfen während des peloponnesischen Kriegs, in der zum Theil von der Philosophie selbst vorbereiteten Auflockerung des religiösen Glaubens an die Volksgötter, endlich in dem Genuß und in der Prunksucht eines von der alten strengen Zucht und Sitte weit abgewichenen Zeitalters den natürlichen Grund und Boden ihrer Wirksamkeit vorfand, so übten die S. namentlich durch Unterricht der Jugend auch wieder eine einflußreiche Wirksamkeit, durch welche sie für Griechenland eine kulturhistorische Wichtigkeit erlangten. Ihre Bedeutung für die Geschichte der Philosophie beruht vorzugsweise darauf, daß sie in ihrem übrigens durch mannichfache Kenntnisse u. zum Theil durch glänzende Talente unterstützten Streben, die Haltbarkeit alles durch Reflexion zu erreichenden Wissens durch die Reflexion selbst zu untergraben und die unmittelbare Festigkeit sittlicher Ueberzeugungen in das Spiel einer besinnungslosen Klugheit und Genußlehre aufzulösen, für Socrates und seine Nachfolger die Veranlassung wurden, die Probleme der Wissenschaft tiefer aufzufassen und vielseitiger durchzuarbeiten, als es bisher geschehen war. Hauptgrundsatz der sophistischen Moral war: Es ist für Jeden Recht, was er für Recht hält; das Naturrecht ist das Recht des Stärkeren, der Vortheil des Machthabers, und nur durch das positive Gesetz wird dieses Recht eingeschränkt. Je mehr aber der Sophistik aller positive Gehalt mangelte, um so ausschließlicher mußte sie sich einer bloß formalen Bildung zuwenden, und da sie selbst auf die Wahrheit des Denkens verzichtet hatte, so konnte es sich auch bei dieser nicht sowohl um Denk-, als um Redeübung handeln. Wie daher alle S. Lehrer der Rhetorik waren, so widmeten sich viele ausschließlich diesem Berufe. Weil aber der Redekunst ein höheres Ziel und eine tiefere Grundlage fehlte, so wurde sie bei den S. zu einer Deklamation, eben so für als wider jeden beliebigen Gegenstand, und die Anleitung zu dieser Redekunst konnte nur auf äußerlichem Wege, durch Mittheilung rhetorischer Kunstgriffe, erfolgen. Je ausschließlicher sich aber die Sophistik dieser Richtung hingab, um so mehr verfiel sie in ein gehaltloses, eitles, nur auf Beifall und Gewinn gerichtetes Wesen u. endigte mit frivoler Ableugnung jeder sittlichen Verbindlichkeit und mit spottender Ableitung des religiösen Glaubens aus willkürlichen Erfindungen der Mächtigen. Vgl. **Roller**, Die griechischen S. zu Socrates' und Plato's Zeit, Stuttg. 1832.

Sophistik (v. Gr.), die Kunst der Sophisten im schlimmen Sinne des Wortes; dann überhaupt die Kunst, durch Zweideutigkeiten, trügerische Schlüsse und halbwahre Argumente Ungereimtes zu beweisen; s. Sophisten.

Sophocles, der gefeiertste tragische Dichter des griechischen Alterthums, ein Athener, aus dem Gaue Kolonos, geboren um 497 v. Chr., war der Sohn des Sophilus, der eine Waffenfabrik besaß, und erhielt eine sorgfältige Bildung namentlich in Musik und gymnastischen Künsten. Im Alter von 16 Jahren, als seine Gewandtheit noch durch den Reiz jugendlicher Schönheit erhöht wurde, leitete er den Reigen Derer, welche das Festlied um die Trophäen von Salamis vortrugen. Der 28jährige Dichter stritt mit Aeschylus, dem um 30 Jahre älteren Meister, um den tragischen Preis; die Entscheidung schwankte bei den aufgeregten und in zwei Parteien gespaltenen Zuschauern, bis die mit Cimon heimgekehrten zehn Feldherren, welche der Archon augenblicklich zu Richtern bestellte, den Wettstreit schlichteten und dem S. einen in seiner Art unvergleichlichen Sieg zuerkannten. So begann der jüngere Dramatiker seine Laufbahn auf einmal als Sieger und als anerkannter Gebieter in seiner Gattung, da bald darauf Aeschylus sich aus Athen entfernte. Nun sind zwar die von ihm ausgegangenen Neuerungen im Aeußern des Bühnenwesens mäßig, hauptsächlich die Fortbildung der Hypokritik, die Berechnung der Rollen nach der Persönlichkeit der Schauspieler, ihr Zusammenspielen und ihr Verhältniß zum Chor betreffend, während er selbst von der unmittelbaren Aufführung und der Uebernahme gewisser Rollen sich allmählig zurückzog. Desto selbstständiger waren jedoch die inneren, mit einem neuen Organismus abschließenden Veränderungen: die Kreise der Gegenwart an die Stelle der dämonischen und schicksalvollen Vergangenheit gesetzt, die Begrenzung des Stoffes in einzelne selbstständige Tragödien, statt langer mythischer Reihenfolgen und verstellter Trilogien der rechte Gebrauch dreier Schauspieler und der Organismus eines spannenden Dialogs, zuletzt die harmonische Form und die vollkommene Beherrschung der Sprachmittel. Diese und verwandte Momente, die eine neue Stufe der Kunst verriethen, können hinlänglich das Ansehen erklären, wodurch S. fast ausschließlich während mehr als eines halben Jahrhunderts auf dem Theater sich behauptete. Man bewundert an seiner ausgedehnten Thätigkeit, die bis in die späten Zeiten der Ochlokratie herabstieg, sowohl den ausdauernden Fleiß, als die frische Produktivität. Die Harmonie der Kräfte hat ihn in das ferne Greisenalter begleitet, und wie sie ihn niemals von der Höhe der Meisterschaft sinken ließ, so schützte sein reger und schöpferischer Sinn vor Erstarrung in einer festen Manier. Auf der andern Seite bemerkt man eben so wenig, daß einer seiner vielen Nebenbuhler auf ihn einen geistigen Einfluß ausgeübt



SOPHOCLES

hätte; zwischen ihm und dem bedeutendsten derselben, Euripides, blieb eine breite Kluft. Auch hob ihn die öffentliche Stimme wie keinen andern Tragiker und verehrte seine Poesie als das lauteste Organ der attischen Bildung und Politik. Ihm fiel stets der erste oder doch der zweite Preis zu; den schönsten Sieg aber gewann ihm 441 seine „Antigone", deren Vortrefflichkeit das Volk bewog, den sonst wenig praktischen Dichter unter die Feldherren, welche mit Pericles den samischen Krieg führen sollten, für das nächste Jahr zu wählen. Viel Ehre scheint er als Feldherr nicht eingelegt zu haben; doch schmälerte dies seinen Dichterruhm nicht. An sonstigen Nachrichten über S.' spätere Jahre fehlt es gänzlich. Den lebenslustigen Mann, heißt es, habe die Liebe zur Hetäre Theoris gefesselt, deren Sohn, Ariston, der Vater eines jüngern S. war, und als er diesem seinem begabten Enkel, welcher mit Dichtungen des Großvaters und eigenen Beifall fand, größere Neigung zuwandte, sey er mit dem rechtmäßigen Sohn, dem wenig geschätzten Dichter Jophon, in Mißhelligkeit und demnächst in einen Prozeß gerathen, den letzterer um seiner privatrechtlichen Ansprüche willen vor das Gericht der Phratoren brachte. Er beschuldigte den Vater des Wahnsinns, der ihn unfähig mache, sein Vermögen zu verwalten; doch gelang es dem Greise, durch einen glänzenden Beweis seiner ungeschwächten Geisteskraft (er las den Richtern aus seinem „Oedipus auf Colonus" vor) die Anklage zurückzuweisen. Er schloß seinen langen und heitern Lebenslauf, den die wärme Schätzung seiner Mitbürger und ein im Auslande verbreiteter Ruhm verherrlichten, mit dem Rufe eines gutartigen, biedern Charakters, von Mißgunst unberührt und der Sage nach selbst von den Göttern geehrt, 406, gegen 90 Jahre alt. Sinnige Legenden schmücken die Art seines Todes aus: eine läßt ihn vor Freude über einen bei den musischen Spielen zu Olympia errungenen Sieg, eine andere während des Vorlesens seiner „Antigone" verscheiden, nach einer dritten soll er sogar am Genusse einer Weinbeere gestorben seyn. Sein Grabmal wurde durch eine Statue des Bacchus in Marmor, die Trauermaske der Antigone in der Hand, verherrlicht. Man widmete ihm einen heroischen Kultus und heiligte sein Andenken durch die Kunst. S. hat allgemein für den Vollender und Meister der antiken Tragödie gegolten; sein Styl bedeutet selbst in der römischen Form (Sophocleus cothurnus) den klassischen Ausdruck dieser Gattung. S. gewann ein neues Princip und mit ihm eigenthümliche Vorzüge, indem er von der Uebersinnlichkeit und dämonischen Pracht in die engeren Kreise der menschlich bewegten Welt zurückwich. Demgemäß entsagte er der Regelmäßigkeit des Entwurfs, worin Aeschylus eine Reihe von Scenen nach ähnlichem Schema verarbeitet, er verließ die Komposition der Tetralogie und drängte den bündig gehaltenen Mythus sparsam im einzelnen Drama zusammen. Er gab seinen Charakteren einen individuellen, aus vielseitiger Erfahrung geschöpften Gehalt: sie tragen in der eigenen Brust ihr Glück und ihre Zukunft, ohne durch ein dunkles Schicksal und seinen vermittelnden Hintergrund, durch Orakel und Traumbilder bestimmt zu werden; Alles geht menschlich und im Lichte des freien Willens vor sich. Aus der Charakteristik entsprang der Lichtpunkt sophokleischer Kunst, der Organismus einer ununterbrochenen Handlung. Das Zusammenstoßen gehaltvoller Charaktere hat Kollisionen und Gegensätze zur Folge, deren Widerspruch nicht eher sich auflöst, als bis die einzelnen thätigen Personen ihren Willen an einander brechen, bis sie, von Irrthum oder Verdlendung geheilt, durch harte Schläge zur Erkenntniß gelangen, daß Staat und Familie so wenig als sittliche Gesundheit mit der Einseitigkeit des Rechts und der Individuen bestehen können. Wohin daher die Streitfragen der entzweiten Gesellschaft sich wenden mögen, das leitende Motiv bleibt die Herstellung der Harmonie oder das Gleichgewicht der sittlichen Mächte, dessen Hüterin die Gottheit ist, die im fernen Hintergrunde wirkt. Was die Form anlangt, so ging S. zwar von der durch Aeschylus festgesetzten, wortreichen und pomphaften Phraseologie aus; da sie ihm aber für einen bloßen Rahmen galt, vermied er den Bombast und die daran grenzende gelehrte Dunkelheit, indem er den glossomatischen Theil einschränkte und dem Melos, also dem kleineren Theile des Gedichtes, vorbehielt. Den Chor, der, mitten in der Handlung stehend, den Gehalt der einzelnen Akte reflektirend vereint, läßt er gegen die Stufen des Gespräches zurücktreten; seine Betrachtungen sind auf den besondern Fall und die Bilder des bewegten Lebens gerichtet. Sein formales Talent hat aber S. am meisten im Dialag entwickelt, der durch die Anwendung des dritten Schauspielers oder einer Reihe vermittelnder Rollen und Situationen an Mannichfaltigkeit, durch Ethopöie an Spannkraft und Tiefe, durch die Feinheiten des Versbaues, die nicht gewöhnliche Wortstellung, den Scharfsinn und Zauber des Ausdrucks an geistiger Wirkung gewann u. in allen Stücken eine vollendete Technik beurkundet. S. gehört zu den fruchtbarsten Tragikern. Er hatte, außer Päanen und einer angeblich prosaischen Schrift über den Chor, 113 Dramen hinterlassen; jetzt werden nur wenige über 70 als sicher ermittelt, wozu noch eine Zahl von höchstens 18 erkennbaren Satyrspielen kommt. Die bedeutendsten Stoffe seiner Tragödien zog er aus dem epischen Cyklus, den argivischen Geschichten, der Heroensage, namentlich der Argonautenfabel; auch benutzte er aus patriotischer Neigung den attischen Mythenkreis, den er in freiem Plan oder für den Schmuck der fremden Stammsage mit glücklicher Erfindung ausbaut. Die uns erhaltenen sieben Stücke gehörten, mit Ausnahme der „Trachinierinnen", unter die berühmtesten des S. „Antigone" und „Philoctetes" bezeichnen die äußersten Endpunkte von S.' dichterischer Thätigkeit. Zwischen beide Stücke fallen die übrigen Tragödien, ohne daß man die Zeit ihrer Abfassung genauer bestimmen könnte, nämlich „Electra", „König Oedipus", „Oedipus auf Colonus", „Der wüthende Ajar" und „Die Trachinierinnen". Von diesen Stücken wurde namentlich die „Antigone" in neuester Zeit durch deutsche Uebersetzungen und die Musikbegleitung

von Mendelssohn-Bartholdy für die moderne Bühne bearbeitet und 1841 zuerst in Berlin, dann in Leipzig und auf anderen Theatern mit Beifall aufgeführt. Vgl. Böckh, Tölken und Förster, Ueber die Antigone des S. und ihre Darstellung auf dem Schloßtheater im neuen Palais bei Sanssouci, Berlin 1842. Die erste Ausgabe der Tragödien des S. ist die aldinische (Venedig 1502). Von den neueren Ausgaben sind als die vorzüglichsten zu erwähnen: die größern von Brunck (2 Bde., Straßburg 1786, neue Ausgabe, 3 Bde., das. 1788—89), Musgrave (2 Bde., Oxford 1800—1; neue Ausg., 3 Bde., das. 1809—10) und Erfurdt (6 Bde., Leipz. 1802—11; Bd. 7, von Heller und Döderlein, das. 1825); die kleinern von Erfurdt und Hermann (7 Bde., das. 1809—41), von Elmsley (neue Ausg., 8 Bde., das. 1827), Schäfer (2 Bde., das. 1810 u. öfter), G. G. W. Schneider und Witzschel (9 Bde., das. 1823—44, 2. Aufl., 1849 f.), Wunder (das. 1825), Neue (das. 1831), Wunder in der gothaischen „Bibliotheca graeca" (7 Bde., Gotha und Erfurt 1831—41; 2. Ausg., 1839 ff.), W. Dindorf (2 Bde., Orf. 1832—36), Ahrens (Paris 1842) und Schneidewin (7 Bdchn., Leipz. 1849 f., 2. Aufl. 1853 f.). Von den Bearbeitungen einzelner Stücke sind hervorzuheben: die des Ajax von Lobeck (2. Aufl., Leipzig 1835); der Antigone von Böckh (Berl. 1843); des Königs Oedipus von Elmsley (Cambr. 1812; neue Ausg., Leipz. 1821); des Oedipus auf Colonus von Reisig (3 Thle., Jena 1820) u. Elmsley (Orf. 1823; neue Ausg., Lpz. 1824); des Philoctetes von Buttmann (Berl. 1822). Die Bruchstücke anderer Tragödien finden sich in den Ausgaben von Brunck, Dindorf und Ahrens gesammelt und wurden besonders erläutert von Bothe in „Sophoclis dramatum Fragmenta" (Leipz. 1846). Das längere Bruchstück der Klytämnestra, welches unter dem Namen des S. zuerst Matthäi (Mosk. 1805) bekannt machte, hat Struve in einer besondern Ausgabe (Riga 1807) ausführlich behandelt und dessen Unächtheit genügend dargelegt. Ein treffliches „Lexicon Sophocleum" lieferte Ellendt (2 Bde., Königsberg 1834—35). Die besten deutschen Uebersetzungen gaben Solger (3. Ausg., Berl. 1837, 2 Bde.), Donner (2 Bde., 2. Aufl., Heidelberg 1842), Thudichum (Darmst. 1827—38, 2 Bde.), Hartung (Lpz. 1851—53) und Minkwitz (neue Aufl., Stuttg. 1851). Vgl. Lessing, Leben des S., herausgegeben von Eschenburg, Berlin 1790, Leipzig 1842; Schöll, S., sein Leben und Wirken, aus den Quellen dargestellt, Frankfurt 1841; Patin, Etudes sur les tragiques grecs ou examen critique d'Eschyle, de Sophocle et d'Euripide, 3 Bde., Paris 1841—43.

Sophora (Schnurstrauch), Pflanzengattung aus der Familie der Cassieen, charakterisirt durch den glockigen 5zähnigen Kelch und die 5blättrige, schmetterlingsartige Blüthe, Bäume, Sträucher und Kräuter in Asien und Amerika mit unpaarig-gefiederten Blättern und gipfelständigen, einfachen oder ästigen Trauben. *S. japonica L.*, Baum in Japan und China, findet sich nicht selten strauchartig in unsern Gartenanlagen, liebt einen lockern, kräftigen, mit etwas Lehm gemischten, nicht zu feuchten Sandboden und im Freien einen geschützten Standort. *S. tomentosa L.*, ein Baum oder Strauch in Ostindien, ist bei den Malayen ein wichtiges Arzneigewächs, in sofern Wurzel und Samen für ein Specificum gegen die Cholera, sowie gegen andere in gestörter Gallenabsonderung beruhenden Krankheiten gilt.

Sophrosyne (griech.), Wesen und Betragen eines Menschen von nüchternem, gesundem Verstand, überhaupt der Inbegriff aller menschlichen und bürgerlichen Tugenden.

Sopor (lat.), tiefer, besonders krankhafter Schlaf, daher soporativ, einschläfernd, betäubend; soporative Mittel (Soporifera), Arzneimittel, die Schlaf hervorbringen, z. B. Opiate rc.

Sopran (Diskant, ital. Soprano, franz. le dessus), die höchste der vier Hauptstimmen, in welche man den Umfang aller Töne, welche die menschliche Stimme hervorbringen kann, eintheilt, kann nur von Frauenzimmern, Knaben vor der Mutation und von Kastraten gesungen werden. Man unterscheidet einen hohen S. oder Diskant, der einen Umfang von c̄ bis wenigstens zum ā und noch höher hat, und einen tiefen S., welcher nicht ganz diese Höhe hat, sich aber in der Tiefe bis zum a und g erstreckt; letzteren nennt man auch Mezzo soprano (Mezzo-S.), französisch Bas-dessus, zuweilen auch hohen Alt. Er bildet in vollstimmigen Singstücken die Hauptstimme und verlangt deshalb die meiste Ausbildung im Satze. In der Instrumentalmusik vertritt die erste Violine und in Harmoniemusiken die erste Flöte, Oboe oder Klarinette die Stelle des S.s, welcher bei der Vereinigung der Vokal- und Instrumentalmusik von diesen Instrumenten auch vorzüglich unterstützt wird, sowie der Alt von der zweiten Violine und der Tenor von der Violine. Der Ausdruck Diskant rührt aus der ersten Zeit der mittelalterlichen Kirchenmusik her, wo man anfing, eine Stimme von der anderen abweichen, von ihr abweichend singen (discantare) zu lassen; da hierbei die Unterstimme den Tenor hatte, so war es die obere, welche diskantirte, die also Diskant wurde.

Sora, Stadt in der neapolitanischen Provinz Terra-di-Lavoro, nordöstlich von Frosinone, rechts am Liri, Bischofssitz mit Kathedrale, Kastell, Hospital, Weinbau, Tuchfabrikation, Papiermühle und 8000 Einw. Die Stadt zeigt Ueberreste des alten S.

Soracte, berühmter Berg in Etrurien, in der Nähe des Tiber, 5 geographische Meilen nördlich von Rom, die höchste Spitze einer sich nördlich von Veji, am rechten Ufer des Tiber, von Norden nach Osten herüberziehenden, von der Via Flaminia durchschnittenen Bergreihe. Auf seiner oft noch im Sommer mit Schnee bedeckten Spitze war ein berühmter Tempel des Apollo, dem der ganze Berg geheiligt war und dem daselbst Feste seltsamer Art gefeiert wurden. Am Abhange des Berges befanden sich warme Quellen. An seinem Fuße lag ein Heiligthum der Feronia. Jetzt heißt er Monte di S. Oreste. Er ist 2300 F. hoch und gewährt bedeckt mit Schnee bedeckt einen pittoresken Anblick. Karlmann, der Bruder Pipins, gründete am östlichen Abhange des Berges das noch jetzt vorhandene Kloster des heiligen Sil-

vester, weshalb Einige den Berg auch Monte di S. Silvestro nennen.

Sorau, 1) Kreisstadt in der preuß. Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Frankfurt, in einer weiten Ebene am Goldbache unweit des Bober gelegen, eine der ältesten Städte der Niederlausitz, ist mit Mauern und Thürmen umgeben, hat 2 Vorstädte, 3 Thore, 4 Kirchen, ein Gymnasium, Waisenhaus, 2 Hospitäler, eine Irrenanstalt im ehemaligen königlichen Schlosse und (1852) 8832 Einw., welche Obst- und Weinbau, Leinwandbleicherei, Druckerei u. Färberei, Tuchmacherei, Wachslichtfabrikation, Bierbrauerei u. Branntweinbrennerei und bedeutenden Garn- und Leinwandhandel betreiben. Ein bei der Stadt liegendes Jagdschloß wird jetzt als Tabaksfabrik benutzt. S. kam 1471 von den Herren von Biberstein an die Herzöge von Sachsen, später an König Ferdinand I. von Böhmen, der es an den Bischof von Breslau, Balthasar von Promnitz, verkaufte. Der letzte Sprößling dieses Hauses überließ es nebst Triebel 1765 gegen eine jährliche Leibrente von 12,000 Thlrn. an Kursachsen, von dem es 1815 an Preußen kam. Vgl. Worbs, Geschichte der Herrschaft S. und Triebel, Sorau 1826. — 2) S. Sohrau.

Sorben (Sorbenwenden), slavisches Volk, welches seit dem 5. Jahrhundert n. Chr. das linke Ufer der Oberelbe, also die ganze Markgrafschaft Meißen nebst dem Osterlande zwischen Pleiße u. Saale und einen beträchtlichen Strich des niedersächsischen Kreises inne hatte und sich hier gegen die Thüringer mehre Jahrhunderte hindurch behauptete, indem es von den stammverwandten Lutizen in der Lausitz, den Lechen in Polen, den Czechen in Böhmen, den Hevellern und Ukern in Brandenburg kräftig unterstützt ward. Seit 912 ward aber das von den S. bewohnte Land nach und nach zu einer Provinz des deutschen Reichs gemacht und erst von Grafen, dann von Markgrafen verwaltet. Der Name S. soll gleichbedeutend mit Serben seyn, der ältesten einheimischen Benennung slavischer Völkerschaften.

Sorbet (Scherbet, Tscherbet), bei den Orientalen ein erfrischendes Getränk von aromatischem Wasser (z. B. Rosen-, Veilchen-, Lindenblüthen- oder dergl. Wasser) mit Saft von Citronen, Limonen und Pomeranzen gemischt, mit Ambra, Moschus u. dgl. gewürzt, oft auch mit Eis gekühlt.

Sorbonne, s. Paris.

Sordes (lat.), Unreinigkeit, Schmutz; sordidus, schmutzig, besonders von Farbe.

Sorel (Soreau, Surel), Agnes, die Geliebte König Karls VII. von Frankreich, um 1409 im Dorfe Fromentan in Touraine von adeligen Aeltern geboren, kam als Ehrendame der Herzogin von Anjou, Isabelle von Lothringen, an den französischen Hof und fesselte durch ihre Schönheit und Geistesbildung den König so sehr, daß er sie zur Ehrendame der Königin ernannte und ihr das Schloß Beauté an der Marne schenkte, daher ihr Name Dame de Beauté. Agnes wußte die Zaghaftigkeit Karls VII. zu beleben, und ihr gelang es, mit Hülfe der Jungfrau von Orléans und des Grafen Dunois, Bastards von Orléans, die Engländer aus Frankreich zu vertreiben. Obwohl sie ihren Einfluß auf den König nie mißbrauchte und selbst die Achtung der Königin genoß, hatte sie doch viel von der Rohheit des Dauphins, nachmaligen Königs Karl XI., zu leiden, der sie einst zu Chinon sogar mit Ohrfeigen mißhandelte. Nachdem sie hierauf seit 1442 zu Loches in der Zurückgezogenheit gelebt, ließ sie die Königin wieder an den Hof kommen. Um dem König stets nahe zu seyn, begab sie sich nach dem Schlosse Masmal-la-Belle, wo sie aber schon 1450 †, vielleicht an Gift, das ihr der Dauphin hatte beibringen lassen. Sie hinterließ dem König drei Töchter, die er reich ausstattete.

Soresina, Stadt in der lombardischen Provinz Cremona, jetzt sardinisch, nordwestlich von Cremona, am Flusse Strio Morto, mit mehren ansehnlichen Kirchen, Fabrikation vorzüglicher Konfituren (Mostarda) und 4750 Einw.

Sorèze, Stadt im französischen Departement Tarn, Arrondissement Castres, mit Collége und 2810 Einw.; in der Nähe die große Stalaktitengrotte Lou-Traoue-del-Calet und das schöne Bassin von St. Féréol zum Kanal-du-Midi.

Sorge, die mit Kummer und Unruhe verbundene, anhaltende Richtung des Gemüthe auf die Abwendung eines vorhandenen oder bestehenden Uebels; jede ernste Richtung des Gemüths auf irgend einen Gegenstand und die damit verbundene Handlung.

Sorghum (Moorhirse), Pflanzengattung aus der Familie der Gramineen, einjährige und ausdauernde Kräuter in allen Erdtheilen, worunter mehre als Getreide gebaut werden, so S. rubens *M.*, S. rubens *Willd.*, einjährig, in der heißen Zone; S. saccharatum *Moench*, Holcus saccharatus *L.*, in Ostindien, Arabien, einjährig, mit zuckerstoffhaltigem Halme; besonders aber S. vulgare *Pers.*, Holcus Sorghum *L.*, gemeine Moorhirse, Durrhagras, aus Ostindien stammend, in Südasien, Südeuropa und Nordafrika als vorzügliches Getreide geltend, aber schweres, schwarzes Brod gebend und in Südeuropa gewöhnlich mit Weizen- oder Roggenmehl vermischt zum Brodbacken verwendet. Die Moorhirse verlangt ein warmes Klima, kräftigen, fetten Boden und eignet sich, wenigstens in unserem Klima, mehr zur Futterpflanze. In Süddeutschland sind Versuche mit ihrem Anbau gemacht, aber wieder aufgegeben worden. Von S. aleppense *Pers.*, Holcus haleppensis *L.*, in Südeuropa, Asien und Amerika, dient die süßlichschleimige Wurzel in Italien als Surrogat der Sassaparille.

Sorgues, Flecken im französischen Departement Vaucluse, Arrondissement Avignon, am gleichnamigen Fluß, mit Krappmühlen, Seidenspinnereien, Papiermühlen, Weinbau und 3050 Einw.

Soria, spanische Provinz in Altkastillen, zwischen den Provinzen Burgos, Navarra, Aragonien, Cuença, Guadalaxara, Segovia und Logroño liegend, ist 258 □Meilen groß und hat (1857) 147,468 Einwohner. Das Land ist gebirgig durch die Sierra Gebollera und Sierra Ibuvedas, die sich von Westen gegen Osten bis zur

Sierra Moncayo ziehen, durch die Sierra Oca, auf der Grenze gegen Burgos, die Sierra Ovarenes, die sich der vorigen anschließt und bis Navarra erstreckt. Flüsse sind der Duero, Ebro (auf der Nordgrenze), Tajo (auf der Südgrenze), Moran, Majera, Rituerto, Ucero, Talon, Cidacos, Leza. Das Klima ist in den Thälern freundlich, auf den Gebirgen rauh. In dieser Provinz liegt eine der fruchtbarsten Gegenden Spaniens, la Rioja, das übrige Land ist meist steinig und trocken und wird nur als Schafweide benutzt. Schafzucht ist Hauptsache, doch gibt es auch Rindvieh, Pferde, Maulesel und Schweine, und der dürftige Ackerbau schafft etwas Getreide, schlechten Wein, Oel, Krapp, Flachs, Hanf zc., der ebenfalls dürftige Bergbau Silber, Eisen, Blei, Zinn, Kupfer, Schwefel. Außerdem treiben die Einwohner Fischerei, Weberei (wollene und leinene Waaren), Seifensiederei, Handel (mit den Landesprodukten, Branntwein zc.). Die gleichnamige Hauptstadt, rechts am Duero, über den eine schöne Brücke führt, von hohen Mauern umgeben, hat mehre Kirchen, ein Hospital, Findelhaus, Wollwäschen, Wollhandel und 5500 Einw. Nördlich daran liegen die Ruinen des alten Numantia.

Soriano, Flecken im Kirchenstaat, Delegation Viterbo, am gleichnamigen Berge, mit 5300 Einwohnern; hat den Titel eines Fürstenthums.

Sorites, eine Schlußkette aus abgekürzten Schlüssen, bei welchen die sämmtlichen mittleren Schlüsse weggelassen sind und nur Ein Schluß gezogen ist. Die Stellung der Prämissen läßt sich hier auf zweierlei Weise anordnen; entweder so, daß man vom Untergeordneten zum Uebergeordneten fortschreitet (ordentlicher oder aristotelischer S.), oder so, daß man vom Uebergeordneten zum Untergeordneten geht (umgekehrter oder goclenischer S.). Je nachdem die Schlußkette aus kategorischen oder hypothetischen Schlüssen besteht, ist auch der S. entweder kategorisch oder hypothetisch. Der S. läßt sich leicht in eine förmliche Schlußreihe verwandeln und ist die natürlichste Art, in der Rede eine Schlußreihe auszusprechen, indem er aufs Kürzeste alle Gedanken nennt, auf denen der Zusammenhang der Rede beruht.

Sorlingen (Sorlingnes), britische Inselgruppe im atlantischen Ocean, zur Grafschaft Cornwall gehörig, südwestlich vom Kap Landsend, 4 Stunden lang von Nordwesten gegen Südosten und 2 Stunden breit. Die größten sind St.-Mary, St.-Martin, Tresco, Bryer und St.-Agnes. Die bewohnten sind zwar gebirgig, aber kulturfähig und haben Häfen. Das Klima ist angenehm und gesund. Produkte sind Gerste, Hafer, viel Kartoffeln, wenig Korn und Vieh. Die Einwohner, circa 2000, treiben beträchtliche Fischerei und Sodabereitung.

Soroe, Hauptstadt des gleichnamigen Amts auf der dänischen Insel Seeland, hat nur 800 Einwohner, ist aber wegen der dortigen Ritter- und Forstakademie berühmt. Im 12. Jahrhundert war S. eins der reichsten Klöster Dänemarks; Friedrich II. wandelte dasselbe 1586 in eine große Schule um, die Christian IV. 1632 zu einer Akademie erhob. Dieselbe ward von Holberg reich dotirt, dem man daselbst in der Kollegiatkirche ein Denkmal errichtete. Nachdem das Akademiegebäude 1813 abgebrannt war, wobei auch die werthvolle, zum großen Theil holbergsche Bibliothek verbrannte, wurde die Akademie 1822 vom König Friedrich VI. neu begründet mit verändertem Reglement, so daß sie jetzt eine Lehr- und Erziehungsanstalt und zugleich eine Art Universität ist. Auf dem der Akademie gehörigen Gute Mörup ward eine landwirthschaftliche Lehranstalt gegründet, die später nach der fellenbergschen Weise eingerichtet wurde, aber sehr beschränkt ist.

Soröe, norwegische Insel in Finnmarken, ansehnlich und sehr zerrissen, durch den Soröesund von der Insel Seyland getrennt.

Soroka, Stadt im europäisch-russischen Gouvernement Bessarabien, rechts am Dnjestr, mit festem Schloß, 3 Kirchen, Synagoge, bedeutendem Zollamt, Handel und 5000 Einw.

Sorrento, Stadt in der neapolitanischen Provinz Neapel, südöstlich von Neapel, in ungemein reizender Lage auf einer Halbinsel an der Südseite des Golfs von Neapel auf einem hohen Felsen gelegen, von Myrten-, Oliven-, Orangen- und Maulbeerhainen umgeben, ist Sitz eines Erzbischofs und hat eine Kathedrale, mehre andere Kirchen, ein Seminar, Hospital, eine Schifffahrtsschule, Seidenfabrikation, Seidenraupenzucht zc. und 5000 Einw.; Geburtsort Torquato Tasso's, dessen in einen Gasthof verwandeltes Haus auf einer schroff ins Meer hineinspringenden Felsenspitze liegt. In der Umgegend findet sich viel Tuff, den man zu Thür- und Fensterbekleidungen anwendet.

Sorte, Art, Gattung von Gegenständen; besonders die verschiedene Güte der Waaren; daher sortiren, Waaren nach ihrer verschiedenen Güte zusammenlegen.

Sortes (lat.), Loose, vgl. Stichomantie.

Sortiment (v. Franz.), Sammlung von Gegenständen derselben Gattung, aber von den verschiedensten Arten, besonders in gehöriger Abstufung der Güte; Sortimentshandel, s. Buchhandel.

Sosii, zwei Brüder, die in Rom zur Zeit des Augustus eine berühmte Buchhandlung hatten, besorgten wahrscheinlich den Vertrieb der Dichtungen des Horaz, der sie einige Male ehrend erwähnt.

Sospello, Stadt im Königreich Sardinien, Grafschaft Nizza, nordöstlich von Nizza, in einem tiefen Thal an der Bevera, hat 5 Kirchen, ein Gymnasium, Tuch- und Seidenweberei, Handel mit Seide, Oel, Früchten und 3200 Einw.

Sospita, die Erretterin, Heilbringerin, Beiname der lanuvinischen Juno, in deren Tempel zu Rom die Konsuln beim Amtsantritt opferten; auch der Artemis, Athene und anderer Göttinnen.

Sospität (v. Lat.), Wohlseyn, Wohlstand.

Soter (griech.), Erhalter, Retter, Name aller Stadt und Land beschützenden, aller befreienden und schöpferischen Rettungsgötter, des Zeus, Helios, Apollo, Dionysus, Aeskulap, Hercules zc.; auch Beiname vieler Könige und Kaiser, z. B. des Aurelian, Hadrian, Konstantin, des Ptolemäus Lagi, Antiochus I. u. a. m.

Soteriologie (v. Griech.), die Lehre vom

Erretter (Soter) der Menschen zur Seligkeit; Seligkeitslehre.

Sottise (franz.), Narrheit, Dummheit, dummer Streich, anzügliche Rede.

Sotto voce (ital.), mit gedämpfter Stimme, halber Stärke des Tons. Bei Geigeninstrumenten, bei denen es streng genommen auch nur vorkommen sollte, wird es hervorgebracht, indem man die Saiten in der Nähe des Griffbrets anstreicht.

Sotzmann, 1) Daniel Friedrich, berühmter Geograph und Kartenzeichner, geboren zu Spandau am 13. April 1754, erwarb sich bei dem Ingenieurhauptmann Materne, der damals in Spandau gefangen saß, gründliche Kenntnisse in der Mathematik, dem Feldmessen, der Civil- und Kriegsbaukunst und deren Zweigen und ging dann zu seiner weiteren praktischen Ausbildung nach Berlin. Im Jahre 1773 wurde er als Kondukteur bei der königlichen Immediatbaukommission in Potsdam, 1779 bei der Generaltabaksadministration in Berlin angestellt und 1787 in das Ingenieurdepartement des Oberkriegskollegiums als geheimer Sekretär und Kalkulator versetzt. Letzterer Stelle stand er bei dem nachherigen Kriegsministerium bis 1826 vor, wo er pensionirt warb. Bereits 1785 hatte er durch seine „Darstellung der Länder am schwarzen Meere, zwischen dem 45.—46.° L. und 42.—49.° Br." die Stelle eines Geographen bei der Akademie der Wissenschaften erhalten. Für seine Zeit ausgezeichnet sind besonders seine Specialkarten der märkischen, magdeburgischen, westphälischen und polnischen Provinzen des preußischen Staats, seine Atlasse zu Büschings „Geographie" u. Ebelings Fortsetzung derselben, darunter eine treffliche Karte von Deutschland in 16 Blättern (1789). Außerdem besitzen wir von ihm Karten über die seit 1803 eingetretenen politischen Veränderungen, über die Segmente zu 3 Erdgloben, deren größter 1⅓ pariser Fuß im Durchmesser (Nürnberg 1810) hält, mehre zum Theil für den Schulunterricht bestimmte Atlasse und Generalkarten und eine Menge einzelne Karten, Plane ꝛc. zu Reisebeschreibungen, Büchern und Kalendern. Insbesondere hat er sich um Vervollkommnung der Landkarten in Hinsicht auf Deutlichkeit, Schönheit und gefällige Vertheilung der Schrift, sowie auf Eleganz in der äußeren Form verdient gemacht. Er † zu Berlin am 3. August 1840.

2) Johann Daniel Ferdinand, geboren am 11. Januar 1781, Sohn des Vorigen, wurde 1804 Assessor bei der Kriegs- und Domänenkammer zu Ansbach und nachher zu Baireuth und 1810 als Regierungsrath nach Potsdam versetzt. Im Jahre 1815 nahm er Stadt und Gebiet Wetzlar für Preußen in Besitz und verwaltete es bis zur Organisation, worauf er 1816 als Regierungsdirektor nach Köln und 1819 ins Finanzministerium nach Berlin kam. Hier nahm er an den Arbeiten zur Ergänzung und Ausbildung des jetzigen indirekten Steuersystems in Preußen Antheil, wurbe 1829 zur Ausführung des Handelsvertrags mit Bayern und Würtemberg, welcher der Zollvereinigung mit diesen Staaten voranging, nach München gesendet und war auch bei den Verhandlungen wegen des Zollanschlusses mit dem Großherzogthum Hessen 1828, dem Fürstenthum Waldeck ꝛc. thätig. Neben seinen vielen Amtsgeschäften widmete er sich kunstgeschichtlichen und bibliographischen Studien, deren Frucht die „Abhandlungen zur Geschichte des Buch- und Bilderdrucks" in Raumers „Historischem Taschenbuch" (1837 und 1841) und die Beiträge zum „Journal für wissenschaftliche Kritik", zum stuttgarter „Kunstblatt" und zum „Serapeum" sind. Er ist seit 1849 pensionirt.

Sou (Sol), französische Kupfermünze vor der Revolution (S. Tournois) mit dem Brustbilde des Königs und dem Wappen, während der Revolution aus Glockengut mit verschiedenem Gepräge bis 1795 geprägt. Später wurden die doppelten Soustücke in Décimes und die einfachen in 5 Centimes verwandelt. Bis dahin war der S. die Basis der französischen Münzrechnung gewesen und galt 4 Liards oder 12 Deniers; die alten sind 4⅘, die neuen 3⅗ Pf. Kur. werth. 20 S.s machten 1 Livre. Der S. d'argent ist eine kleine Silbermünze, einfach nur in Genf vorhanden. In Frankreich hatte man von 1670—90 Soustücke von 2, 4, 5, 6, 10 und 15 S.s, alle mit dem Brustbild und Wappen des Königs. Während der Revolution schlug man Stücke von 15 und 30 S.s, bei letzteren ist das Silber 10 Loth und 10 Grän fein, 46¹⁄₁₈ auf die feine Mark = 5¾ und 11½ Sgr. Der S. de France ist eine Rechnungsmünze, deren man sich in Frankreich zuweilen und namentlich bei einigen Kursbestimmungen bedient, der 20. Theil des Franc, also = 5 Centimes.

Souakin (Suakim), Stadt in Nubien, der wichtigste Handels- und Seeplatz am rothen Meer für die gesammten Nillande und ein sehr bedeutender Sklavenmarkt, zum Theil auf einer kleinen Insel, zum Theil auf dem Festlande am äußersten Ende einer schmalen Bai gelegen, hat einen sehr besuchten Hafen, etwa 10,000 Einwohner und wird von einem Emir regiert, der früher dem Namen nach von dem Pascha von Dschidda in Arabien abhängig war, jetzt aber dem Vicekönig von Aegypten unterworfen ist.

Soubise, altes französisches Geschlecht, dessen Güter und Titel durch die Verheirathung der Erbtochter des Hauses, Cathérine de Parthenay, mit dem Vicomte René II. von Rohan auf das Geschlecht der Rohans übergingen. Merkwürdig sind die beiden aus dieser Ehe entsprossenen und als Kriegshäupter der Hugenotten berühmten Söhne: der Herzog Henri von Rohan (s. d.) und Benjamin von Rohan, Baron von Frontenai, als Erbe seiner Mutter Herr von S. Um 1589 geboren, verdiente Benjamin seine Sporen unter Moritz von Oranien in den niederländischen Feldzügen. Nachdem er seit 1611 mit seinem Bruder in allen Angelegenheiten der französischen Protestanten großen Einfluß geübt, schlug er sich 1615 zur Partei des Prinzen Condé. In den Religionskriegen, die unter Ludwig XIII. 1621 wieder begannen, führte er das auf der Protestantenversammlung zu Rochelle ihm anvertraute Kommando in den Provinzen Poitou, Bretagne und Anjou mit vieler Umsicht und bewies besondere Tapferkeit bei der Vertheidigung des festen Platzes Saint-Jean-d'Angely. Die

Verhältnisse zwangen ihn, sich zu unterwerfen. Zwar begann er schon 1622 an der Spitze von 8000 Glaubensgenossen von Neuem den Krieg, mußte sich aber vor der überlegenen Anzahl der königlichen Truppen nach Rochelle zurückziehen. Eine Reise nach England, in der Absicht, Jakob I. zur Unterstützung der protestantischen Sache zu bewegen, war diesmal ohne Erfolg. Er bemächtigte sich darauf der Inseln Ré und Oléron (Anfangs 1625), machte in dem kleinen Hafen Blavet an der bretagnischen Küste mit unbedeutender Macht einen Angriff auf die königliche, aus 15 großen Schiffen bestehende Flotte und führte dieselbe unter günstigem Winde davon. Er unternahm darauf eine Expedition in die Landschaft Medoc, die jedoch, wie fast alle seine Unternehmungen zu Lande, einen unglücklichen Ausgang hatte. Er war kaum auf die Insel Ré zurückgekehrt, als eine von den Holländern gemiethete, 20 Segel zählende Flotte erschien, mit der die Reste der französischen Marine vereinigt waren. Nachdem er auch dieser Streitmacht gegenüber lange Stand gehalten, schlug ihn am 15. September 1625 der Herzog von Montmorency auf der Höhe der Insel Ré und vertrieb ihn aus Oléron. Durch seine beredten Vorstellungen wußte S. den Muth der Einwohner von Rochelle aufrecht zu erhalten und unternahm eine zweite Reise nach England, wo er Karl I. bewog, vom französischen Hofe drohend die Erfüllung des Edikts von Nantes zu fordern. Die Folge davon war der Scheinfriede, den Richelieu am 6. April 1626 mit den Protestanten schloß und der S. Verzeihung und die Würde eines Pairs und Herzogs verschaffte. Da es ihm jedoch nicht entging, daß Richelieu dessen ungeachtet Anstalten zur Belagerung von Rochelle traf, brachte er es beim englischen Hofe dahin, daß nach einander drei ansehnliche Flotten der bedrängten Stadt zu Hülfe geschickt wurden, die jedoch nichts ausrichteten, so daß das letzte Bollwerk der Hugenotten fiel. Obschon in den Frieden vom 29. Juni 1629 eingeschlossen, blieb S. benuoch in England, um von hier aus die Sache der Protestanten zu fördern. Er † zu London 1642, ohne Kinder zu hinterlassen. Die Güter und Titel des Hauses S. erbte einer seiner Seitenverwandten, Franz von Rohan. Ein Nachkomme dieses Letzteren war Charles von Rohan, Prinz von S., Pair und Marschall von Frankreich, einer der reichsten Herren des französischen Adels, geboren am 16. Juli 1715. Ohne Talent und Mühe stieg er als Freund Ludwigs XV. zu den höchsten militärischen Würden empor, begleitete den König als dessen Adjutant in den Feldzügen von 1744—48 und nöthigte 1746 Mecheln zur Kapitulation, in Folge dessen er 1748 zum Maréchal de Camp und 1751 zum Gouverneur von Flandern und Hennegau ernannt wurde. Ein Günstling der Marquise von Pompadour, erhielt er bei Eröffnung des 7jährigen Krieges das Kommando über ein Corps von 24,000 Mann, das jedoch von der französischen Hauptarmee unter dem Marschall d'Estrées abhängig seyn sollte. Seine ersten Operationen waren nicht unglücklich; er eroberte Wesel, besetzte Kleve und Geldern und drängte die Preußen auf die Hannoveraner zurück. Des abhängigen Verhältnisses zu Estrées müde, trennte er sich im Sommer 1757 vom Hauptheer und vereinigte sich mit der deutschen Reichsarmee, um Sachsen von den Preußen zu säubern. Er hatte Mitte September Gotha erreicht und gedachte sich daselbst mit seinen 8000 Mann von den Strapazen des Marsches zu erholen, mußte aber, als Seydlitz plötzlich mit 1500 Mann Reiterei vor den Thoren der Stadt erschien, über Hals und Kopf die Flucht ergreifen und den Preußen die schon servirte Tafel überlassen. Trotzdem, daß er vom französischen Hof den Befehl zur Beziehung der Winterquartiere erhalten hatte, setzte er doch im Vertrauen auf seine Stärke die Operationen gegen die Preußen fort, bis er am 4. November bei Roßbach jene schimpfliche Niederlage erlitt. In Folge davon überhäufte man ihn in Paris mit Schmach und Hohn, wiewohl er sich alle Mühe gab, die Schuld auf den Prinzen von Sachsen-Hildburghausen zu schieben. Der König verlieh ihm, um ihn zu trösten, das Portefeuille des Kriegsministers, gab ihm eine Pension von 50,000 Livres u. versicherte ihn seiner Freundschaft. Zugleich erhielt S., weil man vom Hofe aus seine Schande auszulöschen wünschte, 1758 das Kommando über eine neue Armee, wobei ihm aber der Herzog von Broglio zum Beistand gegeben wurde. Zwischen beiden herrschte fortwährende Eifersucht; trotzdem errangen die Franzosen bei Lützelburg einen Sieg, in Folge dessen die Landgrafschaft Hessen in ihre Hände fiel. S. erhielt daher den Marschallsstab, während Broglio, obwohl er den größten Antheil am Sieg hatte, leer ausging. Im Feldzuge von 1761 befehligten S. und Broglio zwei Corps am Rhein, ohne jedoch etwas zu erreichen. Als Broglio bei Fillingshausen mit seinen Truppen geschlagen wurde, schob er die Schuld auf S., der ihm nicht zu Hülfe gekommen war. Beide reichten Beschwerde bei Hofe ein; S. behielt aber Recht, und der fähigere Broglio mußte das Kommando niederlegen und auf seine Güter gehen. Der Friede von 1763 machte endlich der kriegerischen Laufbahn S.'s ein Ende. Nach dem Tode der Pompadour fand er eine eben so starke Stütze an der Dubarri. Als Ludwig XV. starb, war er der Einzige von den Hofleuten, welcher dem Sarge folgte, ein Zug von Dankbarkeit, der allein Ludwig XVI. bewog, S. die Stelle im Ministerrathe zu lassen. Im Privatleben zeigte sich S. stets als humaner, wohlwollender Charakter. Er † am 4. Juli 1787. Die Linie von Rohan-S. erlosch mit ihm.

Soubrette (franz.), Rollenfach der französischen und deutschen Bühne, eigentlich Zofe, Kammerjungfer, mit dem Nebenbegriff der List und Verschmitztheit, bezeichnet jetzt eine muntere jugendliche Mädchenrolle, ist aber wenig mehr im Gebrauch.

Souffleur (franz.), am Theater diejenige Person, welche, in einem in der Mitte des Prosceniums angebrachten, gewölbten Kasten (Souffleurkasten) sitzend, während der Vorstellung das Stück aus dem Buche oder Manuskript abliest, um dem Gedächtniß der Schauspieler zu Hülfe zu kommen. Der S. muß dem Schauspieler immer zu rechter Zeit aus der Verlegenheit zu helfen wissen, ohne daß aber das Publikum etwas von seinem

Einflüstern vernimmt, und ist im Theaterwesen eine wichtige Person.

Soufre, asiatische Insel, zum Lieu-Khieu-Archipel gehörig, nordwestlich von Groß-Lieu-Khieu, ringsum sehr steil, mit starkem Schwefeldunst, dem Erzeugniß eines Vulkans im Nordwesten.

Soufrière, s. v. a. Solfatara.

Souillac, Stadt im französischen Departement Lot, Arrondissement Gourdon, in einem fruchtbaren Thal, rechts an der Dordogne, über die eine schöne steinerne Brücke führt, mit Handelstribunal, Gerberei, Färberei, Tabaksbau, Handel mit Vieh, Wein, Leder, Salz, Truthühnern, Pasteten 2c. u. 3090 Einw.

Soulié, Melchior Frédéric, einer der fruchtbarsten Schriftsteller der neuesten französischen Literaturperiode, geboren den 23. Dec. 1800, war eine Zeit lang Advokat, dann Steuerbeamter, später Dirigent einer Tischlerei und erhielt endlich eine Stelle als Unterbibliothekar auf dem Arsenal. Er begann als dramatischer Dichter und ließ 1828 eine Tragödie „Romeo et Juliette" erscheinen. Es war ein romantischer Stoff, aber die Form des klassischen Drama's darin noch beibehalten; schon 1829 aber warf er sich ganz in die Romantik, wie dies seine „Christine à Fontainebleau" beweist, und lieferte nun eine lange Reihe von Dramen u. Melodramen, von denen einige bei der Menge, auf die seine Stücke in ihrer effektreichen Anlage berechnet sind, außerordentlichen Beifall fanden. So wurde unter andern sein Drama „Clotilde" (1831) über hundertmal aufgeführt. Neben dem Drama hat S. auch den historischen Roman kultivirt. Aber auch seine Leistungen in diesem Fache sind, um des augenblicklichen Erfolges willen geschrieben, selten von höherem Werthe. Wir nennen von seinen historischen Romanen: „Le vicomte de Beziers" (2 Bde., Paris 1834), „Le comte de Toulouse" (2 Bde., das. 1845) und „Romans historiques du Languedoc" (4 Bde., das. 1836—37). Am glücklichsten ist er in den Schilderungen moderner Sitten und des alltäglichen Lebens. Dies zeigt sich besonders in seinen Romanen „Un été à Meudon" (2 Bde., Par. 1836); „Deux séjours: Province et Paris" (2 Bde., das. 1836); „Le conseiller d'état" (2 Bde., das. 1835); „Mémoires du diable" (das. 1837); „L'homme des lettres" (3 Bde., das. 1838); „Diane et Louise" (das. 1839); „Le maître d'école" (2 Bde., das. 1839); „Maison de campagne à vendre" (2 Bde., das. 1841); „Si jeunesse savait, si vieillesse pouvait" (das. 1842) u. a. m. S. † den 23. Sept. 1847 zu Bièvre bei Paris.

Soult, Nicolas Jean de Dieu, Herzog von Dalmatien, Marschall von Frankreich, geboren am 29. März 1769 zu St.-Amans-la-Bastide im Departement Tarn als Sohn eines Landmanns, trat in seinem 16. Jahre als Gemeiner in das Regiment Royalinfanterie, war beim Ausbruch der Revolution Unteroffizier und erhielt durch Hoche eine Anstellung als Hauptmann in dessen Generalstabe. Als solcher zeichnete er sich bei mehren Gelegenheiten, unter andern in der Schlacht von Kaiserslautern aus, sowie später als Stabschef des Generals Lefebvre in den Kämpfen bei Fleurus. Im Jahre 1794 zum Brigadegeneral ernannt, befand er sich im folgenden Jahre bei der Belagerung Luxemburgs, 1796 bei der Sambre- und Maasarmee unter Jourdan u. that sich in der Schlacht bei Altenkirchen (4. Juni) u. in den darauf folgenden Gefechten an der Lahn rühmlich hervor. Als Jourdan am Main vordrang, führte er die Avantgarde, welcher Auftrag ihm auch 1797 beim Rheinübergang unter Hoche zu Theil wurde. Im Jahre 1799 befehligte er eine Brigade in der Avantgarde unter Lefebvre bei der Donauarmee und übernahm darauf die Führung einer Division, an deren Spitze er, besonders in der Schlacht von Stockach (25. März) Proben seines Feldherrngenie's ablegte. Dafür zum Divisionsgeneral ernannt, ward er zu der Armee in der Schweiz unter Masséna versetzt. Er unterwarf hier die widerspenstigen kleinen Kantone, fiel, während Masséna die Russen schlug, über die Oesterreicher her und verfolgte auch die russischen Heerestrümmer. Im Jahre 1800 übernahm er unter Masséna's Oberkommando den Befehl über den rechten Flügel der italienischen Armee und machte trotz des traurigen Zustandes derselben in einer Reihe von Gefechten im März und April den Feinden jeden Fuß breit Landes, zum Theil auf den höchsten Gipfeln der Apenninen streitig, mußte sich aber endlich nach Genua zurückziehen, wo er, bei einem Ausfalle schwer verwundet, gefangen ward. Nach der Schlacht von Marengo in Freiheit gesetzt, erhielt er den Oberbefehl in Piemont, wo er mit kluger Mäßigung die ausbrechenden Aufstände, denen er nur wenig Truppen entgegenstellen konnte, zu dämpfen wußte. Dann erhielt er auf kurze Zeit ein Kommando in Neapel und wurde, als er von da 1802 nach Frankreich zurückkehrte, zum Generaloberst der Konsulargarde ernannt. Von 1803 bis 1805 befehligte er die Truppen im Lager von Boulogne und arbeitete hier eifrig an der Ausbildung seiner Soldaten. Als Napoleon den Thron bestieg, wurde S. zum Reichsmarschall ernannt. Im Feldzuge 1805 führte er das 4. Armeecorps und bedeckte sich in der Schlacht von Austerlitz mit Ruhm, indem er vornehmlich den Erfolg des Tages entschied. In der Schlacht von Jena befehligte er den rechten Flügel, focht mit gewöhnlicher Auszeichnung und verfolgte rastlos den geschlagenen Feind. Er schloß zuerst Magdeburg ein, übergab dessen Blokade jedoch später an Ney, um die Corps des Herzogs von Weimar u. des Generals Blücher zu verfolgen. Dann wirkte er mit bei der Einnahme Lübecks (5. Nov.), sowie in der Schlacht von Pultusk (26. Dec.), erstürmte am 3. Febr. 1807 die von 12 russischen Bataillons vertheidigte Allerbrücke bei Bergfried, focht in der Schlacht von Preußisch-Eylau (7. und 8. Febr.) auf dem linken Flügel mit großer Bravour u. besetzte am 16. Juni Königsberg. Nach dem tilsiter Frieden zum Herzog von Dalmatien ernannt, erhielt er 1808 das Kommando des 2. Armeecorps in Spanien, schlug am 9. Nov. ein spanisches Corps unter General Blake vor Burgos und bemächtigte sich dieser Stadt. Hierauf verfolgte er die Trümmer der galicischen Armee unter la Romana nach Leon und besetzte Coruña u. Ferrol. Anfangs März 1809 rückte er in Portugal ein u.

eroberte am 29. März Oporto. Die Umstände zwangen ihn aber, am Duero stehen zu bleiben, denn in seinem Rücken war Alles in Aufruhr, u. die Depotplätze der Armee befanden sich entweder bereits in Feindes Hand, oder in großer Gefahr. S. that alles Mögliche, um sich zu behaupten, u. gab seine gefährliche Stellung erst auf, als Wellington bereits auf mehren Punkten den Uebergang über den Duero erzwungen und starke Abtheilungen in den Rücken des französischen Heeres entsendet hatte. Unter unaufhörlichen Gefechten mit den die Flanken der Kolonne bedrohenden Insurgenten, ohne alle Lebensmittel, erreichte das französische Heer nach einem beschwerlichen Marsch durch die rauhesten Gebirge am 18. die spanische Grenze. Anfangs August übernahm S., außer dem über sein Corps, noch den Oberbefehl über das 5. und 6. und nöthigte Wellington, der die Schlacht von Talavera de la Reyna gewonnen hatte, durch Bewegungen gegen dessen Operationslinie zum Rückzuge nach Portugal. Gegen Ende des Jahres 1809 an Jourdans Stelle zum Majorgeneral der spanischen Armee ernannt, gewann er am 18. November über eine bedeutende feindliche Uebermacht unter dem General Arizaga den glänzenden Sieg bei Ocaña. Zu Anfang des Jahres 1810 unterwarf er in wenig Wochen ganz Südspanien und übernahm von nun an den Oberbefehl über die Südarmee, welche die Provinzen Murcia, Andalusien und Estremadura besetzte. Der Mittelpunkt seiner Operationen war Sevilla, wo er beinahe 3 Jahre blieb, sich anfangs mit gutem Erfolge der Beruhigung und Organisation des Landes widmend. Nachdem er am 11. März (1811) Badajoz erobert, versah er diesen Platz mit allem Nöthigen und ging dann nach Andalusien zurück. Im Mai zwang S. den Marschall Beresford, welcher Badajoz belagerte, die Belagerung aufzuheben. Dagegen schlug dieser in der Schlacht von Albufera (16. Mai) alle Angriffe S.s zurück, so daß dieser mit großem Verlust abziehen mußte. Dessen ungeachtet erzwang er noch einmal im Juni die Aufhebung der Belagerung von Badajoz, mußte hierauf aber eiligst nach Andalusien zurückkehren, wo sogar sein Hauptquartier, Sevilla, von den Spaniern besetzt war und die französische Garnison sich in ein befestigtes Kloster geworfen hatte. Nachdem der Feind hier verjagt worden war, zog S. in die Provinz Granada, um den daselbst hart bedrängten Sebastiani zu befreien. Noch einmal rückte er im April 1812 zum Entsatze von Badajoz vor, erfuhr aber 2 Märsche davon, daß es im Sturm genommen sey. Die Lage der französischen Heere in Spanien wurde von jetzt an immer mißlicher. S. ließ das 5. Corps gegen Lord Hill in Estremadura und zog wieder nach Andalusien, welches abermals in vollem Aufstande begriffen war. Das 1. Corps unter Victor belagerte bereits seit längerer Zeit Cadix, und die Arbeiten waren ziemlich vorgeschritten, als S. sich genöthigt sah, den Befehl zur Aufhebung der Belagerung zu geben und alle ihm zur Bewachung anvertrauten Provinzen zu räumen, weil Wellington die Schlacht von Cabeza-Velloza (21. Juli) gewonnen, Ciudad Rodrigo und Almeida genommen u. am 12. Aug. Madrid besetzt hatte. Unter diesen Umständen vereinigte S. Ende August die Südarmee und zog sich in die Provinz Murcia zurück. Anfangs Oktober rückten die vereinigten Armeen des Südens und der Mitte unter S. gegen Madrid vor, während die Armee von Portugal das verbündete Heer in der Flanke bedrohte. Abermals wurde Madrid befreit, den 14. Nov. erfolgte die Vereinigung mit der Armee von Portugal, und S., der den Befehl über das Ganze übernahm, zwang noch einmal Wellington zum Rückzug nach Portugal, wobei die Verbündeten große Verluste erlitten. Dies war aber auch der letzte Erfolg, den die Franzosen in Spanien errangen. Nach dem verhängnißvollen Feldzuge in Rußland ward S. aus Spanien abgerufen. Im Feldzuge von 1813 führte er kein bestimmtes Kommando, doch befehligte er bei Großgörschen die Infanterie der alten Garde und bei Bautzen das Centrum. Nach der Schlacht bei Vittoria sendete ihn Napoleon mit unbeschränkter Vollmacht von Dresden nach Bayonne, um Wellingtons weiterem Vordringen Schranken zu setzen. Er traf schon den 12. Juli an letztgenanntem Orte ein und bot Alles auf, um seinem schwierigen Auftrage zu genügen. Er hatte kaum 60,000 Mann, größtentheils Rekruten, den 100,000 Mann unter Wellington entgegenzustellen. In Folge der von Napoleon erhaltenen bestimmten Befehle, sofort die Offensive zu ergreifen, drang er 14 Tage nach seiner Ankunft von Neuem in Spanien ein, mußte aber, in der Schlacht von Cubiry (27. Juli) zurückgeschlagen, mit Verlust von 8000 Mann in die frühern Stellungen zurückkehren. Eben so schlechten Erfolg hatte ein zweiter Versuch (Ende August), wo das Gefecht von Irun für die Franzosen nachtheilig ausfiel. Als am 8. Okt. die Verbündeten die Bidassoa überschritten und den französischen Boden betraten, vertheidigte S. in blutigen Kämpfen, namentlich an der Nivelle und Nive, jeden Fuß breit Landes, mußte sich aber zuletzt nach Bayonne zurückziehen. Die von ihm in der mißlichsten Lage noch 2 Monate fortgesetzte Defensive würde allein hinreichen, seinen Feldherrnruhm zu begründen. Obwohl er am 27. Febr. 1814 die Schlacht bei Orthez verlor, so suchte er sich doch wieder den Pyrenäen zu nähern, wodurch zwar Bordeaux verloren ging, Wellington aber noch lange Zeit vom Eindringen ins Innere Frankreichs abgehalten ward, so daß S. noch am 10. April, nach mehren vorausgegangenen Treffen gegen die mehr als doppelt so starken Feinde, die Schlacht von Toulouse liefern konnte, welche ihm und seinen Truppen die größte Ehre macht. Erst am 12 räumte er Toulouse, setzte den Rückzug nach Castelnaudary fort und schloß, indem er sich zugleich dem Könige von Frankreich unterwarf, am 19. einen Waffenstillstand. Er wurde von Ludwig XVIII. zum Gouverneur der 13. Militärdivision, am 3. December 1814 aber an General Duponts Stelle zum Kriegsminister ernannt. Als solcher befand er sich in einer sehr übeln Lage. Denn indem er auf der einen Seite durch die Anordnungen, zu denen er genöthigt war, die Armee in hohem Grade verletzte, gelang es ihm dennoch andererseits nicht, den Widerwillen und Argwohn der Royalisten zu überwinden. Auch sagt man ihm nach, daß er damals ultraroyalistische Gesinnung und Fröm-

melei affektirt habe. Als Napoleon am 1. März bei Fréjus landete, hatte S. als Kriegsminister die gegen ihn zu ergreifenden Maßregeln anzuordnen, sah sich aber durch das allgemein ausgesprochene Mißtrauen genöthigt, am 11. März abzudanken. S. zog sich auf ein Landgut bei St. Cloud zurück und erschien erst nach mehrmaliger Aufforderung bei Napoleon, jedoch ohne eine Anstellung anzunehmen. Erst am 11. Mai ließ er sich bewegen, in die Stelle als Majorgeneral, welche Berthier so lange bekleidet hatte, zu treten. Er befand sich in den Schlachten von Ligny und Waterloo an Napoleons Seite, übernahm, als dieser in Laon die Armee verließ, das Oberkommando derselben und leitete den Rückzug bis Soissons. Nicht freiwillig, wie behauptet worden ist, sondern auf Grund eines Befehls der provisorischen Regierung, übergab er in letztgenanntem Orte das Armeekommando an den Marschall Grouchy, nahm hierauf in Paris an den Berathungen über die weiter zu ergreifenden Maßregein Antheil und sprach sich für die Unmöglichkeit einer Vertheidigung der Hauptstadt aus. Er folgte der Armee hinter die Loire und zog sich, durch die königliche Ordonnanz vom 24. Juli aus Frankreich verbannt, zu seinem gewesenen Adjutanten, General Brun de Villeret, auf dessen Schloß Malzieu zurück. Er wurde daselbst arretirt und in Meude gefangen gehalten, aber durch einen Befehl des Königs wieder in Freiheit gesetzt. Im Febr. 1816 begab er sich nach Düsseldorf und suchte in einem Mémoire sich gegen die Anklage des Verrathes gegen Ludwig XVIII. zu vertheidigen. Im Jahre 1819 erhielt er die Erlaubniß zur Rückkehr und ward seit 1821 wieder unter den Marschällen aufgeführt. Aber erst nach der Julirevolution nahm er wieder eine hervorragende Stellung ein, indem er am 18. Nov. 1830 an Marschall Gérards Stelle zum Kriegsminister ernannt wurde. Er behauptete sich, unter dem unaufhörlichen Wechsel der Ministerien, beinahe 4 Jahre auf seinem Posten und trug unstreitig am meisten zur Erhaltung und Befestigung des Julithrons bei, wodurch er sich freilich viele Gegner u. die gehässigsten Angriffe zuzog. Nach Periers Tode erhielt er im Mai 1832 die Präsidentschaft im Kabinet, verstattete aber der persönlichen Politik des Königs einen überwiegenden Einfluß. Im Style des Kaiserreichs wollte er die Armee neu organisiren, fand aber beim Finanzminister Humann u. bei den Kammern wegen des Kostenpunkts Widerspruch und legte im Juli 1833 mißmuthig die Geschäfte nieder, trat aber im Herbste wieder ein. Nachdem er sich in der Kammersitzung von 1834 abermals zu Reduktionen im Budget hatte verstehen müssen, überließ er sein Portefeuille an Gérard. Im Mai 1839 übernahm er nach Molé's Sturz von Neuem das Präsidium im Kabinet zugleich mit dem Portefeuille des Auswärtigen; doch scheiterte dieses liberale Ministerium schon im Jan. 1840 an der Dotationsfrage. Nach Thiers' Rücktritt ließ sich S. am 29. Okt. 1840 nochmals zur Uebernahme des Portefeuille's des Kriegs und der Präsidentschaft bewegen, legte aber, vom Alter gebeugt, 1846 ersteres und 1847 letztere nieder und ward zum Maréchal général de France ernannt, welche Würde vor ihm nur Turenne und Villars bekleidet hatten. Er † den 26. Nov. 1851 auf seinem Schlosse zu St.-Amans. Seine werthvolle Gemäldesammlung, die er in den spanischen Feldzügen zusammengebracht, trug bei der Versteigerung fast $1^1/_2$ Millionen Francs ein. S. behielt stets ein gewisses naturkräftiges Wesen bei, war auch ohne höhere Bildung, besaß aber um so mehr natürlichen Scharfblick, große Bravour und glühenden Ehrgeiz. Sein Sohn, Napoléon S., Herzog von Dalmatien, geboren 1801, diente unter der Restauration im Generalstabe und betrat 1830 die diplomatische Laufbahn. Er war erst französischer Gesandter in den Niederlanden, dann zu Turin und bekleidete seit 1844 dieselbe Stelle zu Berlin. Vor der Februarrevolution Mitglied der zweiten Kammer, trat er 1850 in die Legislative und verfocht hier die Sache der Orléans. Des Marschalls Bruder, Pierre Bénôit S., geboren zu St.-Amans den 20. Juli 1770, schwang sich in den Kriegen der Republik und des Kaiserreichs ebenfalls zu höheren Chargen empor und † als Generallieutenant zu Trabes den 7. Mai 1843.

Soultz, Stadt im französischen Departement Niederrhein, Arrondissement Kolmar, mit Seidenfabriken und 3450 Einw.

Soumet, Alexandre, französischer Dichter, geboren 1788 zu Castelnaudary, widmete sich zu Aix und Paris juristischen Studien und wurde nach deren Vollendung Advokat. Noch von Napoleon zum Auditor im Staatsrathe ernannt, erhielt er von Karl X. die Stelle eines Bibliothekars des Lustschlosses Rambouillet und von Ludwig Philipp in der Folge die Verwaltung der Bibliothek in Compiègne übertragen. S.s poetische Leistungen sind theils lyrischer, theils dramatischer Art. Seine kleine Elegie „La pauvre fille" ist weltberühmt geworden. Als dramatischer Dichter hat er sich in allen Manieren versucht. In „Clytemnestre" (1822) war Alfieri sein Vorbild, in der Tragödie „Saul" ahmte er Racine nach, u. in „Cléopatre" (1825) u. „Jeanne d'Arc" (1825) folgte er den klassischen Traditionen. Seine Tragödie „Elisabeth de France" ist eine unerquickliche Nachahmung des schiller'schen „Don Carlos". Die Tragödie „Une fête de Néron" (1830) schrieb er mit Belmontet gemeinschaftlich; auch ist er Mitverfasser des Textes der Oper „Siège de Corinthe". Nach Vollendung der Tragödie „Norma" (1831) schwieg er längere Zeit, bis er 1841 mit seiner hochfliegenden „Divine Epopée" hervortrat, in welcher er einer rhetorisirenden Manier über die Maßen huldigt. Seine vielverheißene, aus einer Idylle, einem Epos und einer Tragödie bestehende Trilogie „Jeanne d'Arc" wurde erst nach seinem Tode, der am 30. März 1845 zu Paris erfolgte, von J. Lefèvre-Deumier herausgegeben. Alle Arbeiten S.s gehen der Vergessenheit entgegen, weil es ihnen an eigentlicher Schöpferkraft und Originalität fehlt, wiewohl sie in Form und Inhalt einzelne gelungene Partien bieten.

Sourabaya, Stadt mit Hafen auf der Insel Java, an der Ostküste an der Maduramеerenge, in den holländischen Besitzungen, hat einen Gouvernementspalast, ein großes und schönes Hospital, Münzgebäude, Arsenal mit Kanonengießerei,

Schiffswerfte, einen durch Fort und Batterien befestigten Hafen u. 130,000 Einw.

Sourdeval (S. de la Barre), Flecken im französischen Departement Manche, Arrondissement Mortain, rechts an der Sée, mit Kupfergießerei, großen Messer- und Quincailleriefabriken, Papier-, Oel- u. Mahlmühlen u. 4340 Einw.

Souroutou, ostindische Insel im chinesischen Meer, westlich von Borneo und südwestlich von Karamotta, davon durch einen sehr schmalen Kanal getrennt, hat Holz, Wasser u. Büffel.

Soutane (v. Franz.), langer Leibrock mit engen Aermeln, den die katholischen Geistlichen tragen, wogegen die erst angehenden Kleriker die kürzere Soutanelle zu tragen pflegen.

Souterrain (franz.), ausgebauter Raum unter der Erde.

Souterraine, la, Stadt im französischen Departement Creuse, Arrondissement Guérat, links an der Sedelle, in einem tiefen Thal, mit Hanfleinwandweberei, Handel mit Garn u. Hanf u. 3090 Einw.

Southampton, 1) britische Grafschaft in England, s. v. a. Hampshire. — 2) Hauptstadt daselbst, nordwestlich von Portsmouth, auf einer Landzunge des Southamptonwater, eines $1\frac{1}{4}$ Meilen langen, für die größten Kauffahrer hinreichend tiefen Meeresarms, an dessen Eingang die Insel Wight liegt. Die Hauptstraße wird durch ein altes, mit 2 bronzenen Löwen verziertes Thor in 2 Theile geschieden. Der neuere Theil, die londoner Straße, zeigt eine Reihe geschmackvoller Gebäude, während den alten, mit glänzenden Läden geschmückten Handel und Schifffahrt belebt. Der kleinere Hafen besteht aus einem kurzen Damm, der größere liegt beim Dorfe Ichting. Das den Hafen schützende Kastell gewährt einen weiten Blick über die schöne Umgegend, die ihrer Fruchtbarkeit wegen der Garten Englands genannt wird. Hervorragende Gebäude sind die St.-Michaelskirche mit einem schlanken Thurm, der den Seefahrern als Merkmal dient, die Allerheiligenkirche und die Kirche Holy-Rood. Im Ganzen hat S. 5 anglikanische Kirchen, 6 Kapellen von Dissenters, eine französische Kapelle für die Bewohner der normannischen Inseln, deren viele hier verkehren; ferner ein Rathhaus, Theater, Gymnasium, eine Schule für Matrosen, Freischule, Hospitäler, mehre Wohlthätigkeitsanstalten, ein Militärwaisenhaus, Schiffswerfte mit schönem Dock, einen Leuchtthurm, besuchte Mineral- und Seebäder u. 40,000 Einw. (1831 erst 19,324). Durch die Südwesteisenbahn ist S. mit London u. vielen andern Städten verbunden. Es ist der Haupthafen für den Handelsverkehr mit Frankreich, Spanien u. Portugal, namentlich in Wein und Getreide, sowie Hauptstation der nach Havre, den Häfen des Mittelmeeres und nach Westindien fahrenden Dampfboote. Auch ist es in den letzten Jahren der Landungs- und Ausladeplatz für die edeln Metalle u. andere Werthprodukte aller Erdtheile geworden. In einiger Entfernung südlich von der Stadt findet man am östlichen Ufer des Meerbusens die herrlichen Ruinen der alten Abtei Netlei. Auf dem westlichen Ufer liegt der bedeutende Wald Newforest, welchen Wilhelm der Eroberer nach Vernichtung von 36 Dörfern und Vertreibung ihrer Einwohner anlegte, um hier der Jagd zu pflegen.

Southcote, Johanna, englische Schwärmerin, die einige Zeit in London die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zog, im Zweifel lassend, ob sie mehr Betrügerin oder Betrogene war. Sie gab sich für das in der Offenbarung erwähnte Weib aus, schrieb viel unverständliches Zeug und betrieb nebenbei einen sehr gewinnreichen Handel mit Siegeln, welche die Kraft haben sollten, die ewige Seligkeit zu verleihen. Im J. 1814 behauptete sie, bereits über 60 Jahre alt, mit dem wahren Messias schwanger zu seyn und fand mit dieser Behauptung solchen Glauben, daß sich die Zahl ihrer Anhänger bis auf mehre Tausende steigerte. Sie bekam zu ihrer bevorstehenden Niederkunft viele Kostbarkeiten, sowie ein prächtiges Kinderzeug zum Geschenk. Wiewohl eine angestellte Untersuchung über ihren Zustand den Wahn noch zu bestärken schien, so verzögerte sich doch die Zeit ihrer Niederkunft immer mehr, und zwei ihrer Anhänger wurden ertappt, als sie eben im Begriffe waren, einer Weberfrau eines ihrer Zwillingskinder abzuhandeln, um es unterzuschieben. Zur Strafe wurden die beiden Unterhändler nebst dem Bildnisse der Johanna S. unter dem ausgelassensten Spott des Pöbels auf den Straßen von London zur Schau herumgeführt. Sie † am 27. Dec. 1814. Ihr Leichnam wurde geöffnet in Gegenwart vieler Aerzte und Wundärzte, die sämmtlich ein Gutachten unterzeichneten, daß sie nicht schwanger gewesen und daß ihr Tod auf natürliche Weise erfolgt sey. Ihre Anhänger verloren sich nicht sogleich, und viele derselben glaubten an ihre baldige Auferstehung. Noch bis in die letzten Jahrzehnte lebten Familien zu Chatam in der Grafschaft Kent, welche ihre Anhänglichkeit an die S. durch das Tragen langer Bärte und einer sonderbaren Kleidung kund gaben.

Southey, Robert, englischer Dichter, geboren am 12. Aug. 1774 zu Bristol, besuchte die Westminsterschule und bezog 1792 die Universität Oxford, um Theologie zu studiren. Seine religiösen und politischen Ansichten bewogen ihn indessen bald, diesen Vorsatz aufzugeben und die Universität zu verlassen. Um diese Zeit (1794) trat er zuerst mit einer Sammlung von Gedichten auf, der er bald ein episches Gedicht „Joan of Arc“ folgen ließ, das von Reichthum der Einbildungskraft zeugt, aber an jugendlicher Ueberspanntheit und Zerrissenheit im Plane leidet. Im Jahre 1795 vermählte er sich u. machte dann mit dem Dr. Herbert, seinem Oheim, eine Reise nach Lissabon, wo er 6 Monate verweilte. Nach seiner Rückkehr trat er als Student der Rechte in Gray's Inn ein, besuchte während der Jahre 1800 und 1801 nochmals Spanien und Portugal u. wurde darauf bei seiner Zurückkunft Sekretär des damaligen Kanzlers der Schatzkammer von Irland, Carry. Mittlerweile war S. so gänzlich von seinen bisherigen freisinnigen Grundsätzen abgewichen, daß er als eifriger Vertheidiger der Hochkirche und als heftiger Tory auftrat, sich gegen jede Reform in Staat und Kirche entschieden erklärte u. seine ihm früher gleichgesinnten Freunde

besonders im „Quarterly Review" mit Heftigkeit verfolgte. Nach 2 Jahren (1803) legte er sein bisheriges Amt nieder u. zog sich nach Greta bei Keswick in Cumberland zurück, wo er, ganz literarischen Beschäftigungen lebend, eine ungemeine Fruchtbarkeit entwickelte. Im Jahre 1801 erschien sein episches Gedicht „Thalaba, the destroyer", eine arabische Dichtung, eines seiner besten Werke, 1804 seine „Metrical tales", 1805 „Madoc" und 1810 „The curse of Kehema". Letzteres, sein größtes dichterisches Werk, ist eine auf Hindusagen beruhende phantastische Erzählung voll trefflicher Schilderungen u. mit treuer Beobachtung hinduischer Sitten, Denkweise und Landschaft geschrieben. Im Jahre 1813 erhielt er die Bestallung eines Hofpoeten (poet laureate) und verherrlichte als solcher durch ein schwungreiches „Carmen triumphale" Wellingtons Siege, wie er auch Oden auf den Prinz-Regenten u. die alliirten Monarchen schrieb. Ein neues Gedicht „Roderic, the last of the Goths" (1814) fand wenig Beifall; die „Vision of judgement" (1821) ward von Byron, der darin das Haupt der satanischen Schule genannt war, schonungslos gegeißelt. S.'s letzten größeren Gedichte waren „A tale of Paraguay" (1825) und „The pilgrim of Compostella" (1829); die unvollendete Erzählung „Oliver Newman" erschien erst nach seinem Tode (London 1846). Er † am 22. März 1843, nachdem er seine 3 letzten Lebensjahre in völlig bewußtlosem Zustand zugebracht. Seine poetischen Werke, die, außer den genannten Hauptdichtungen, ein Trauerspiel, „Wat Tyler", viele lyrische Gedichte zc. enthalten, erschienen gesammelt London 1820, 14 Bde.; 1837, 10 Bde., 1854. Die Eigenschaften, welche ihn im Allgemeinen als Dichter auszeichnen, sind Reichthum der Phantasie, Geist, Lebendigkeit, Witz und Gefühl, aber es fehlt ihm an Ruhe und Besonnenheit; er läßt sich zu sehr vom Augenblicke hinreißen und sieht es zu sehr auf den Eindruck ab. Weit bedeutender und verdienstlicher als seine Dichtungen sind seine Biographien, namentlich „Life of Nelson" (2 Bde., 1813), „Lives of the British admirals" und „Life of Wesley" (1820). Außer diesen und andern Biographien schrieb er noch eine Unmasse prosaischer Schriften, besonders historische, wie die „History of Brazil" (3 Bde., 1810) und „History of the peninsular war" (2 Bde., 1823 bis 1828); religiöse, z. B. die „Vindiciae ecclesiae angl., book of the church" u. a.; sociale, wie die „Colloquies on the progress of society" (1829); politische, wie die „Political essays", und endlich Umarbeitungen mittelalterlicher Romane, z. B. „Amadis de Gaul" (1803); „Palmerin of England" (1807); „The chronicle of the Cid" (1808). Auch gab er die „Select works of British poets from Chaucer to Johnson" (1836) mit kritischen Anmerkungen, die Dichtungen Kirke White's zc. heraus.

Southwell, Stadt in der englischen Grafschaft Nottingham, mit sehr alter und schöner Kirche, Seiden- und Baumwollweberei und 3180 Einw.

Southwold, Stadt in der englischen Grafschaft Suffolk, südlich von Yarmouth, an der Mündung der Blythe in die Nordsee, mit Kirche und Rathhaus, Hafen, Handel mit Häringen, Seesalz und Bier, Seebad und 2000 Einw. Auf der Rhede Seeschlacht zwischen der englischen u. holländischen Flotte 1666, und zwischen der englischen, französischen und holländischen Flotte 1672.

Soutien (franz.), Unterstützung, Hülfe; Abtheilung Truppen, die andern zur Hülfe aufgestellt sind, Reserve, Replis zc.

Souvenir (franz.), Andenken, Erinnerung; Erinnerungsgeschenk; Gedächtnißbuch.

Souverain u. **Souverainetät**, s. Staatshoheit.

Souvestre, Emile, französischer Roman- u. Bühnendichter, geboren 1808 zu Morlair im Departement Finisterre, machte sich zuerst durch seine aus Lokalanschauung geschöpften Schilderungen der Bretagne, „Le Finisterre de 1836", „La Bretagne pittoresque" (1841) in weiteren Kreisen bekannt und lieferte dann eine große Anzahl Romane, Dramen und Vaudevilles, welche ein reiches Talent beurkunden. Von seinen Romanen, worin die moralisirende Richtung fast zu stark hervortritt, sind hervorzuheben: „L'echelle des femmes" (1836); „Les derniers Bretons" (1837); „L'homme et l'argent" (1839); „Mémoirs d'un sansculotte bas-breton" (1840); „Le mât de cocagne" (1843); „Les réprouvés et les élus" (1845); „Confessions d'un ouvrier" (1851); „Le roi du monde"; „Les derniers paysans" (1852). Seine dramatischen Dichtungen bilden den Gegensatz zu Scribe's Stücken, indem sie nicht wie diese die reichen Klassen als Hauptrepräsentanten der Moral, sondern vielmehr als Sittenverderber, und die Armen, Handwerker, Taglöhner, Matrosen, Soldaten als nach Gesinnung und That hoch über jenen stehend darstellen. Unter S.'s Dramen sind hervorzuheben: „L'interdiction" (1838); „Pierre Landais" (1843); „Charlotte" (1845); „Le pasteur" (1849); „Un enfant de Paris" (1850); „Un mystère" (1851); unter seinen trefflichen kleinen Lustspielen und Vaudevilles „Henri Hamelin" (1838); „L'oncle Baptiste" (1842); „La Parisienne" (1844); „Le mousse" (1846); „Le chirurgien-major" (1848); „Un paysan d'aujourd'hui" (1851). Auch seine Gattin, Nanine S., machte sich als Romanschreiberin bekannt.

Souvigny, Stadt im französischen Departement Allier, Arrondissement Moulins, in einem Thal links an der Quesne, mit gothischer Kirche, Nägel-, Oel-, Wachslicht- und Glasflaschenfabrikation und 2850 Einw.

Souza, Adèle, Marquise von Souza-Botelho, verwittwete Gräfin Flahault, geborne Filleul, berühmte franz. Schriftstellerin, durch Geist u. Charakter gleich ausgezeichnet, wurde 1760 auf dem Schloß Longpré in der Normandie geboren u. heirathete 1784 den Grafen Flahault. Nachdem derselbe 1793 zu Arras unter Joseph Lebon guillotinirt worden, floh sie mit ihrem Sohne (dem nachherigen Adjutanten Napoleons und spätern General Flahault, geboren 1785) nach England. Von allen Hülfsmitteln entblößt, kam sie in ihrer bedrängten Lage auf den Gedanken, einen vor Zeiten angefangenen Roman zu vollenden, um von dem Ertrage ihren Unterhalt

zu bestreiten. Auf diese Weise entstand ihre „Adèle de Sénanges ou Lettres de Lord Sydenham" (2 Bde., London 1794; 2. Ausg., Hamburg 1796 und oft). In Hamburg, wohin sie sich 1796 begeben hatte, arbeitete sie ihren Roman „Emilie et Alphonse, ou le danger, de se fier à ses premières impressions" (3 Bde., Hamburg 1799, 2 Bde., Paris 1805). Im Jahre 1798 nach Paris zurückgekehrt, heirathete sie 1802 daselbst den beim ersten Konsul akkreditirten portugiesischen Gesandten Joze Maria de Souza-Botelho, der ein begeisterter Verehrer der Dichtkunst war und sich durch Herausgabe einer Prachtausgabe der „Lusiaden" (Paris 1817) um die Literatur seines Vaterlandes verdient gemacht hatte. Es erschienen darauf nach einander „Charles et Maria" (Paris 1802); „Eugène de Rathelin" (2 Bde., das. 1808), nächst der „Adèle" ihr vorzüglichstes Werk; „Eugénie et Mathilde, ou Mémoires de la famille du comte de Revel" (3 Bde., das. 1811); „Mademoiselle de Tournon" (2 Bde., das. 1820); „La comtesse de Fargy" (4 Bde., das. 1823); alle diese gesammelt in den „Oeuvres complètes" (6 Bde., 8 und 12 Bde., das. 1811 bis 1822). Später gab sie noch ein Drama: „La duchesse de Guise ou l'intérieur d'une famille illustre dans le temps de la Ligue" (Paris 1831), welches indessen mehr ein Charakter- u. Familiengemälde ist, u. einen Roman, „Etre et paraître" (2 Bde., das. 1832), heraus. Ihre Romane zeichnen sich bei großer Einfachheit der Erfindung durch Zartheit und Feinheit des Gefühls aus. Seit 1825 abermals verwittwet, † sie am 16. April 1836 zu Paris.

Sovar (Soovar, Salzburg, Skana), Marktflecken in der saroser Gespannschaft in Ungarn, am Bache Szektsö, $\frac{1}{2}$ Stunde von Eperies, mit 1220 Einwohnern und reichen Salzgruben, die jährlich über 100,000 Centner liefern.

Sovereign, seit 1816 ausgeprägte britische Goldmünze, das Pfund Sterling vorstellend.

Sowerby, Stadt im Westriding der englischen Grafschaft York, südwestlich von Halifax, am Calder, über den eine Brücke führt, mit 7000 Einwohnern.

Sozomenus, Salamanes Hermias, christlicher Kirchenhistoriker, geboren um 400 n. Chr. zu Bethelia bei Gaza in Palästina, wuchs unter dem Einflusse mönchisch gesinnter Verwandten auf, bildete sich dann auf der Rechtsschule zu Berytus in Phönicien und trat um 446 als Sachwalter in Konstantinopel auf. Er schrieb einen kurzen Abriß der Kirchengeschichte in 2 Büchern und in 9 Büchern eine Fortsetzung der Kirchengeschichte des Eusebius (von 323—439), ein Werk, das zwar in elegantem Styl geschrieben ist, aber unbefangene Kritik vermissen läßt. Die beste Ausgabe ist die von Valesius (Paris 1668).

Spaa, Stadt in der belgischen Provinz Lüttich, Bezirk Verviers, 10 Stunden von Aachen, in einem romantischen Thale, 1000 Fuß über dem Meere gelegen, von waldigen Bergen umgrenzt, hat 4144 Einwohner und berühmte Mineralquellen. Dieselben liegen meist in einiger Entfernung von S. Die Hauptquellen sind der Pouhon, die Geronstère, Sauvenière, der Tonnelet u. der Barisart; außerdem noch der Watroz u. der Groesbeeck. Sie besitzen sämmtlich eine Temperatur von 7—8° R. u. gehören zu der Klasse der alkalisch-eisenhaltigen Säuerlinge, weshalb sie bei Hypochondrie, Hysterie, Verschleimung, Magenschwäche, Nervenschwäche ꝛc. mit Vortheil gebraucht werden. Auch für Gesunde ist der Aufenthalt in S. wegen der Gegend und der reinen Luft und der wohl eingerichteten Gasthäuser angenehm genug. Das Wasser vom Pouhon wird unter dem Namen Spaawasser weithin versendet und theils als Heilmittel, theils mit Wein und Zucker vermischt als wohlschmeckendes Getränk genossen. Tonnelet ist eine Viertelstunde und Sauvenière eine halbe Stunde von S. entfernt. Hier sind die kalten Bäder der sogenannten Piongeons. Außer den Mineralquellen hat S. noch einen nicht unbedeutenden Erwerbszweig durch Verfertigung der unter dem Namen Spaaarbeiten bekannten niedlichen, schön lackirten Holzwaaren, ferner Gerbereien, Eisenhämmer, Hochöfen. Vgl. Schreiber, Geschichte und Beschreibung von Aachen mit Burtscheid, S. und deren Umgebungen, Heidelberg 1824; Monheim, Die Heilquellen von Aachen, Burtscheid und S., Leipz. 1829.

Spaccaforno, Stadt auf der Insel Sicilien, Intendantur Syrakus, mit 8500 Einw. In der Nähe die Troglodytenstadt (große und kleine bewohnte Höhlen, oft 3 Stock über einander, in Kalkfelsen gehauen, mit oft beschwerlichem Eingang).

Spadix (lat.), der Kolben, ein ährenförmiger Blüthenstand mit dicker, fleischiger oder markiger Spindel, welcher die Blüthen (oft sehr gedrängt) aufsitzen oder etwas eingesenkt sind, wie bei Arum; Acorus, Calla.

Spado (lat.), ein durch Zerstörung der Zeugungsorgane seines Zeugungsvermögens beraubter Mann; s. Eunuch und Kastrat.

Spält, Stadt, s. Spalt.

Späne, $\frac{1}{2}$—1 Linie dünne, platte Holzblätter und Schienen, welche zu verschiedenem Gebrauche gefertigt werden. Man unterscheidet gespaltene und gezogene S.: die erstern, vorzüglich für Scheiden zu Degen, Säbeln ꝛc., werden von ganz reinem Buchenholze von $3\frac{1}{2}$ Fuß Länge und 14 Zoll Durchmesser gemacht; die gezogenen S. gebrauchen Buchbinder, Futteralarbeiter ꝛc. Es wird dazu Rothbuchen-, Eschen- und Maßholderholz von frisch geschälten, fehlerfreien und astlosen Stämmen genommen, wovon die Klötze $3\frac{1}{2}$—4 Fuß Länge bekommen u. 2—3 Fuß Dicke haben müssen. Vgl. Preßspäne.

Spätgeburt, die vor Beginn des 11. Monats nach Beendigung der Ehe erfolgte Geburt eines Kindes und dieses Kind selbst. Ein solches Kind gilt nach römischem Recht nicht als ehelich; doch ist diese Regel nur eine Praesumtio juris u. läßt Gegenbeweis zu, der durch ärztliches Gutachten zu begründen seyn wird.

Spagnoletto, Maler, s. Ribera 1).

Spahis (Sipahis), Name der früher von den Inhabern der Kriegerlehne in der Türkei, den Timarioten u. Zaims zu stellenden Reiter, welche einst den Kern der Reiterei im türkischen Heere bildeten, aber nach Aufhebung jener Kriegerlehne

und Einrichtung des türkischen Heerwesens auf europäischem Fuße einer regelmäßigen Reiterei Platz gemacht haben. Ihr Aufgebot sollte, nachdem sie vom türkischen Sultan Orchan mit den Zaims und den Janitscharen organisirt worden, auf etwa 140,000 Mann gebracht werden; doch wurden sie selten in dieser Stärke einberufen. Sie theilten sich in 2 Corps, die sich besonders durch die Farbe ihrer Fahne unterschieden, waren mit Säbel, Lanze, Dscherid oder Wurfspieß, später zum Theil auch mit Pistolen und Flinten, andere mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, bildeten aber, aller taktischen Ausbildung entbehrend, nur einen truppweise zusammenhaltenden Reiterhaufen, der mit wilder Tapferkeit auf den Feind losstürzte, aber, wenn der erste Angriff nicht gelang, sich meist in wilder Flucht auflöste. Neuerlich heißt auch die in Algerien gebildete, von europäischen Offizieren geführte französische Reiterei S., wiewohl dieselbe ganz auf europäische Weise organisirt ist, zum Theil sogar aus gebornen Franzosen besteht und nur in orientalischer Weise unisormirt ist.

Spaichingen, Stadt im würtembergischen Schwarzwaldkreis, an der Prim, Sitz des Oberamts, mit lateinischer Schule, Floretseiden-, Seiden- und Baumwollenspinnerei, Feldbau und Viehzucht und 1700 Einw. In der Nähe der Dreifaltigkeitsberg (3019 F.) mit Wallfahrtskirche.

Spalatin, Georg, Freund und Beförderer der Reformation, geboren 1484 zu Spalt im Bisthum Eichstädt (daher sein Name), woselbst sein Vater, Burkhard, Rothgerber war, kam 1497 nach Nürnberg auf die Sebaldusschule und bezog 2 Jahre später die Universität Erfurt, wo er seit 1501, gleichzeitig mit Luther, humanistisch-philosophischen Studien oblag. In Wittenberg ward er 1502 Magister. Nach Erfurt zurückgekehrt, trieb er Rechtswissenschaften und widmete sich dann der Theologie. Nachdem er 1509 die Priesterweihe empfangen hatte, erhielt er die Pfarrstelle zu Hohenkirchen am Fuße des thüringer Waldes, wurde aber schon im nächsten Jahre als Lehrer im unweit davon gelegenen Kloster Georgenthal angestellt. Seine Talente brachten ihn bald mit hochstehenden Personen in Berührung, und in Folge davon ward ihm 1509 die Erziehung Johann Friedrichs, des nachherigen Kurfürsten von Sachsen, übertragen; später leitete er auch die Studien der braunschweigisch-lüneburgischen Prinzen, Otto und Erich, zu Wittenberg. Im Jahre 1514 ernannte ihn Friedrich der Weise zu seinem Hofkaplan, dann zu seinem Geheimschreiber, zum Bibliothekar an der wittenberger Universität und noch vor 1517 zum Kanonikus am Georgenstifte zu Altenburg. Er war seitdem der vertrauteste Diener des Kurfürsten, den er fast zu allen Reichstagen begleitete. Er stand mit den Reformatoren in der innigsten Verbindung; namentlich knüpfte ihn gleiches Alter, gleiche Studien, gleiche Kämpfe, stete Geschäftsverbindung und wahrhafte persönliche Zuneigung an Luther. Johann der Beständige ernannte ihn 1525 zum evangelischen Oberpfarrer u. Superintendenten von Altenburg. Dort verheirathete sich S. mit Katharina Heidenreich, der Tochter eines dortigen Bürgers. Im Jahre 1530 begleitete er den Kurfürsten zum augsburger Reichstage, das Jahr darauf den Kurprinzen Johann Friedrich nach Köln zur Königswahl Ferdinands u. 1532 denselben zum Kurfürstentage nach Schweinfurt, wo er die evangelische Lehre einführte. Von 1527—39 entwickelte er eine bedeutende Thätigkeit bei der Kirchenvisitation der sächsischen Lande. Im Jahre 1537 setzte er zu Schmalkalden die bekannten Artikel mit auf. Seit 1540 lebte er im Kreise seiner Familie und † am 16. Januar 1545. In literarischer Beziehung zeichnete sich S. hauptsächlich als Geschichtschreiber durch seine Biographien von Friedrich dem Weisen (kritisch herausgegeben von Neudecker und Preller, Jena 1831) und Johann dem Beständigen, seine „Christlichen Religionshändel oder Religionssachen“, von Cyprian irrig „Annales reformationis“ (Leipz. 1718) genannt, seine Geschichte der Päpste und Kaiser des Reformationszeitalters und seine Briefe aus. Vgl. Wagner, G. S., Altenburg 1830. Eine kritische Ausgabe von S.s historischem Nachlasse und Briefen haben Neudecker und Preller begonnen.

Spalato (Spalatro, slavisch Split), Präfektur des österreichischen Königreichs Dalmatien, nimmt den mittleren Theil des ehemals venetianischen Dalmatiens ein, zählt auf 37,6 □Meilen 81,900 Einwohner und zerfällt in die 6 Gerichtsbezirke S., Trau, Almissa, Brazza, Lesina und Lissa. Die gleichnamige Hauptstadt breitet sich in Gestalt eines Halbmondes, dessen konkave Seite gegen das Meer gekehrt ist, an der südwestlichen Seite einer etwa 6 Miglien langen und 2 Miglien breiten Halbinsel aus, die nördlich vom Golfe von Salona, südlich vom Kanal von Brazza und der Bucht von Stobrez bespült wird, im Westen aber in ein Vorgebirg sich endet, dessen höchste Kuppe der 564 Fuß hohe Berg Marian ist. Die Stadt theilt sich in die Altstadt, in die Neustadt und in die Vorstädte. Die Gassen der innern Stadt sind sämmtlich enge u. winkelig u. schlecht gepflastert, die Häuser im italienischen Styl gebaut. Oeffentliche Plätze sind der Domplatz (Piazza di Tempio), zugleich als Marktplatz dienend, u. der Herrenplatz. Was S. vor allen Städten Dalmatiens auszeichnet, das ist sein Reichthum an antiken Baudenkmalen. Den ganzen Raum der Altstadt nahm der umfangreiche Palast des Kaisers Diocletian ein, von dessen südlicher, gegen den Hafen gekehrten Fronte namentlich ein gegen 400 F. langer u. über 25 F. tiefer Porticus mit größtentheils noch vorhandenen, aber durch die Stadtmauer verbauten dorischen Säulen zu sehen ist. Auf der nördlichen Seite befindet sich der mit prachtvollen Propyläen geschmückte Haupteingang, durch welchen man unmittelbar in das Peristyl oder den Vorhof des kaiserlichen Wohngebäudes gelangte. Dieser Vorhof bildet den jetzigen Domplatz. An den Längenseiten des Peristyls liefen zwei Säulenhallen hin, welche, sowie die Vorhalle u. das Vestibulum des eigentlichen Palastes, ebenfalls noch erhalten sind. Durch ein Vestibulum gelangte man ins Atrium oder in den Vorsaal und dann erst in die Gemächer des Kaisers, unweit welcher die Bäder sich befanden, deren Gemäuer noch vorhanden ist. An

der Stelle dieses Atriums steht jetzt das Nonnenkloster Santa Chiara. Dem Vestibulum schloß sich der Jupiter- oder Dianentempel an, der in eine Kathedrale verwandelt worden ist, aber noch ganz das Gepräge des Alterthums trägt. Ihm gegenüber stand ein Aeskulaptempel, der jetzt als Taufkapelle (Chiesa S. Giovanni Battista) dient, aber am Eingang, sowie an den Friesen und Karniesen noch die schönsten Skulpturarbeiten zeigt und überhaupt sehr gut erhalten ist. Außerdem sind aus dem Alterthum noch die Trümmer der aus ungeheuren Quaderstücken erbauten diokletianischen Wasserleitung bemerkenswerth. S. ist Sitz einer Prätur, eines Kreisamtes und Kollegialgerichtes und eines Bisthums, sowie einer Handels- und Gewerbekammer. An Bildungsanstalten besitzt es ein bischöfliches Seminar mit philosophischer Lehranstalt und Bibliothek, ein Gymnasium, eine Normalhauptschule und eine Mädchenschule, eine 1849 errichtete nautische Lehranstalt, ein Antikenmuseum, ein weitläufiges Lazareth, eine große Kaserne, ein Fort und am Fuße des Berges Marian eine als Bad benutzte kalte Schwefelquelle. Mit Inbegriff der Vorstädte hat S. 11,000 Einwohner. Der Hafen von S. hat gegenwärtig die Bedeutung bei weitem nicht mehr wie ehemals, da er fast völlig verschlämmt und für Hochseeschiffe unzugänglich ist. Dessen ungeachtet hat die Stadt den bedeutendsten Handel Dalmatiens. Geräuchertes und gesalzenes Fleisch, Oel, Wein, Feigen und Melonen bilden die Hauptgegenstände der Ausfuhr, die sich auf den ganzen Umfang des adriatischen Meeres, nämlich bis nach Venedig, Ancona, Triest, nach Istrien u. den quarnerischen Inseln, nach Fiume, Buccari, Zengg, Carlopago und gegen Süden bis Cattaro erstreckt. Unter den S. benachbarten Orten auf dem Festlande ist das 3 Miglien östlich gelegene Salona wegen seiner antiken Baudenkmale bemerkenswerth. S. ist das Spalatum (Aspalatus) der Alten, ein durch Handel reicher Flecken in Dalmatien. Hieher zog sich der Kaiser Diocletian zurück, nachdem er die Regierung niedergelegt hatte. Als 640 die benachbarte Stadt Salona von den Avaren zerstört worden war, flohen die heimathlosen Einwohner auf die nahen Inseln Brazza, Lesina &c. und suchten dann Schutz innerhalb der Residenz Diocletians, welche wegen der hohen Umfangsmauern u. der Festigkeit der Gebäude einen sichern Aufenthaltsort darbot. So entstand eine kleine Stadt, welche anfangs Palatium, dann Spalatium (Salonae Palatium) hieß, woraus dann der Name S. entstand. In der Folge genügte der Raum innerhalb der Ringmauern des Palastes nicht mehr, u. so entstand auf der Westseite ein neuer Stadttheil (die Neustadt). Die um die Mitte des 17. Jahrhunderts errichteten Festungswerke sind als unhaltbar aufgegeben und bis auf das noch vorhandene Fort Grippi seit der französischen Herrschaft größtentheils abgetragen worden.

Spalding, Stadt in der englischen Grafschaft Lincoln, am Welland, mit großem Hafen, Markthalle, Justizpalast, alter Kirche, Hospital, Handel mit Steinkohlen, Getreide, Vieh, Wolle, großen Waarenmagazinen und 6000 Einw.

Spalding, 1) Johann Joachim, namhafter protestantischer Theolog des 18. Jahrhunderts, wurde zu Tribsees in Schwedisch-Pommern am 1. November 1714 geboren und erhielt seine höhere wissenschaftliche Bildung auf den Universitäten zu Rostock und Greifswalde. Nachdem er sich bereits durch mehre Schriften über Kirchengeschichte, Philosophie und Moral bekannt gemacht hatte, war er eine Zeit lang Sekretär bei dem schwedischen Gesandten in Berlin, dem nachherigen Reichsrath Rudenskiold, und erhielt dann 1740 eine Predigerstelle zu Lassahn in Schwedisch-Pommern, von wo er 1757 als Präpositus und erster Prediger nach Barth ging. Im Jahre 1764 wurde er zum Pastor Primarius und Propst an der Nikolaikirche in Berlin ernannt, und später trat er auch als Mitglied in das Oberkonsistorium, in welcher Stellung er eifrig, aber stets mit Herzlichkeit und Milde für religiöse Aufklärung wirkte, bis ihn 1788 das preußische Religionsedikt veranlaßte, seine Stelle niederzulegen. Er † zu Berlin am 26. März 1804. Seine Schriften charakterisiren sich namentlich durch lichtvolle lebendige Darstellung, Reinheit des Styls und stete folgerechte Beziehung auf die Moral. Die vorzüglichsten derselben sind seine „Predigten"; die Schrift „Die Bestimmung des Menschen" (Greifsw. 1748); „Gedanken über den Werth der Gefühle in dem Christenthum" (Leipz. 1761); „Ueber die Nutzbarkeit des Predigtamtes" (Berl. 1772); „Religion, eine Angelegenheit des Menschen" (Lpz. 1797) &c. Vgl. seine „Lebensbeschreibung, von ihm selbst aufgesetzt", herausgegeben von seinem Sohne (Halle 1804).

2) Georg Ludwig, Sohn des Vorigen, geboren 1762, hat sich als scharfsinniger und geistreicher Philolog bekannt gemacht und † als Professor am grauen Kloster und Mitglied der Akademie der Wissenschaften den 7. Juli 1811. Er schrieb „Vindiciae philosophorum megaricorum" (Halle 1792), gab die Rede des Demosthenes „In Midiam" (Berlin 1794; neu bearbeitet von Buttmann, das. 1823) heraus und machte sich namentlich um die Kritik und Erklärung der Werke Quinctilians verdient. Vgl. G. L. Walch, Memoria Spaldingii, Berl. 1822.

Spalier (Espalier, Baumgeländer), ein Lattenwerk, woran Bäume, besonders Obstbäume in die Breite gezogen und mit den Aesten und Zweigen angebunden werden, damit die Sonnenstrahlen desto kräftiger auf ihren Wuchs u. ihre Früchte wirken, wird gewöhnlich an geeigneten Wänden von Gebäuden und Mauern angebracht.

Spallanzani, Lazaro, berühmter Naturforscher und Physiker, geboren am 10. Januar 1729 zu Scandiano im Herzogthum Modena, studirte zu Bologna die Naturwissenschaften, ward 1756 Professor der schönen Wissenschaften und der Philosophie zu Reggio und lehrte von 1770 an Naturgeschichte in Pavia, wohin er durch seine neuen Entdeckungen eine Menge Zuhörer zog. Im Jahre 1779 bereiste er die Schweiz und 1785 besuchte er Konstantinopel, Korfu und Cypern. Nach Pavia zurückgekehrt, bereicherte er das dasige Museum mit vielen mineralogischen Seltenheiten und unternahm zu diesem Zweck 1788 noch eine Reise nach Neapel, Sicilien und

in die Apenninen. Er † am 17. Februar 1799. Durch die Beschreibung seiner „Viaggi alle due Sicilie e in alcune parti degli Apennini" (6 Bde., Pavia 1792; deutsch, Leipz. 1795) hat er sich um die Naturkunde wesentliche Verdienste erworben. Seine Entdeckungen, Versuche und Schriften über das Verdauungsgeschäft, über die Fortpflanzung der Frösche, den Ursprung der Quellen, den Kreislauf des Blutes 2c. sind noch jetzt von Wichtigkeit.

Spalmadori (Kujum-Adassi), asiatisch-türkische kleine Inselgruppe, nordöstlich von der Insel Chio im ägäischen Meere, zu Anatolien gehörig, mit 1700 Einw.

Spalt (Spält), Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Mittelfranken, Landgericht Pleinfeld, an der Rezat, hat 3 Kirchen, ein Rentamt, Armenhaus, starken Hopfenbau und 1800 Einwohner.

Spaltung, s. Schisma.

Spandau, Stadt und Festung zweiten Rangs in der preußischen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Osthavelland, am Einflusse der Spree in die Havel, hat 3 Vorstädte, 4 Thore, 4 Pforten, 4 Kirchen, eine Straf- und Besserungsanstalt für 750 schwere Verbrecher und eine Rettungsanstalt für verwahrloste Kinder von Verbrechern, darunter die sehenswerthe Nikolaikirche aus dem 16. Jahrhundert, ein Spital, Stadtgericht, Justizamt, Untersteueramt und 8200 Einwohner, welche außer einer großen Gewehr- und Pulverfabrik Wollen- und Leinenzeugmanufakturen, Brauereien, Branntweinbrennereien, Gerbereien u. Töpfereien unterhalten und Fischerei, Schiffbau, Schifffahrt u. einigen Handel treiben. Seit 1851 besteht hier auch eine Zündhütchenfabrik, und 1854 ward die berliner Geschützgießerei hierher verlegt. Die eigentliche Festung liegt auf einer von der Havel gebildeten Insel und ist ein regelmäßiges Viereck, nördlich und östlich von einem doppelten Graben, der unter Wasser gesetzt werden kann, umgeben, sonst vom Havelstrom umflossen. S., eine der ältesten Städte der Mittelmark, war früher lange Zeit Residenz der Kurfürsten von Brandenburg, wurde 1577—83 vom Grafen Rochus von Lynar befestigt, jedoch oft verändert. In den Jahren 1631—35 wurde es von Georg Wilhelm den Schweden eingeräumt, den 25. Oktober 1806 an die Franzosen übergeben. Am 26. April 1813 ergab es sich nach kurzer Blokade an den preußischen General von Thümen.

Spangenberg, Amtsstadt in der kurhessischen Provinz Niederhessen, Kreis Melsungen, mit Schloß, Ringmauer, 3 Thoren, Staatsgefängniß, Garnison, Leinweberei und 2200 Einw.

Spangenberg, 1) Cyriakus, bekannter Theolog und Chronikschreiber, geboren am 17. Juni 1528 zu Herden im hannöverischen Fürstenthume Kalenberg, studirte zu Wittenberg unter Luther und Melanchthon Theologie, wurde zunächst Rektor, dann Prediger in Eisleben und zuletzt Pastor, sowie Generaldekan in Mansfeld. Wegen seiner Anhänglichkeit an Flacius (s. d.) hart bedrängt, wurde er 1574 seines Amtes entsetzt und mußte ein Jahr später das Land verlassen. Er begab sich nach Straßburg, ward darauf 1578 als Pastor zu Schlitz in Hessen angestellt, mußte aber auch hier seiner Lehren wegen bald flüchtig werden und wandte sich wieder nach Straßburg, wo er am 10. Februar 1604 †. Außer theologischen Schriften verfaßte er historische, als: „Adelsspiegel" (Schmalkalden 1591—94, 2 Bde.); „Hennebergische Chronik" (Straßburg 1599); „Mansfeldische oder sächsische Chronik" (Eisleben 1572, neue Ausgabe, Frankfurt 1585); „Schaumburgische Chronik" (Stadthagen 1617) u. A. m.

2) August Gottlieb, der zweite Stifter der evangelischen Brüderunität, geboren 1704 zu Klettenberg in der Grafschaft Hohenstein, ward in A. H. Franke's Schule und auf der Universität Jena gebildet und 1732 Adjunkt der theologischen Fakultät zu Halle, sowie Inspektor des dasigen Waisenhauses. Später schloß er sich der Brüdergemeinde an und lebte von 1733 bis 1762 größtentheils als nordamerikanischer Missionär ganz für die Interessen der Brüdergemeinde. Im Jahre 1762 wurde er nach Zinzendorfs Tode dessen Nachfolger als Bischof von Barby, als welcher er am 18. September 1792 zu Berthelsdorf †. Er schrieb unter Anderm das „Leben Zinzendorfs" (Barby 1772, 2 Bde.); außerdem „Idea fidei fratrum, oder kurzer Begriff der christlichen Lehre in der Brüdergemeinde" (das. 1779). Vgl. Ledderhose, Das Leben August Gottlieb S.s, Leipzig 1846.

3) Ernst Peter Johannes, gelehrter Jurist, geboren zu Göttingen am 6. August 1784, studirte daselbst die Rechte, habilitirte sich 1806 als Privatdocent, wurde 1808 Assessor beim Tribunal erster Instanz und 1809 Greffier bei derselben Behörde, 1810 als Richter an das Tribunal erster Instanz nach Verden versetzt und 1811 Generaladvokat bei dem kaiserlichen Gerichtshofe zu Hamburg, wo er seit dessen Auflösung 1813 sich dem Sachwalterberufe widmete. Im folgenden Jahre ward er Assessor bei der Justizkanzlei zu Zelle, 1816 Hof- und Kanzleirath an diesem Gerichtshofe, 1824 Oberappellationsgerichtsrath und 1831 zum Beisitzer des königlichen Geheimrathskollegiums zu Hannover ernannt. Er † am 18. Februar 1833. Während der westphälischen Herrschaft schrieb er mehre auf das französische Recht bezügliche Werke, wie die „Institutiones juris civilis Napoleonei" (Göttingen 1808) und den „Kommentar über den Code Napoléon" (3 Bde., das. 1810—11). Von seinen übrigen sehr zahlreichen Schriften erwähnen wir die „Einleitung in das römische justinianische Rechtsbuch oder Corpus juris civilis Romani" (Hannover 1818); „Beiträge zu den deutschen Rechten des Mittelalters" (Halle 1822); „Jakob Cujacius und seine Zeitgenossen" (Leipzig 1822); „Beiträge zur Kunde der deutschen Rechtsalterthümer" (Hannover 1824); „Die Lehre von dem Urkundenbeweise in Bezug auf alte Urkunden" (Heidelberg 1827, 2 Bde.). Von Struve's „Rechtlichen Bedenken" besorgte S. eine neue systematisch geordnete und ergänzte Ausgabe (3 Bde., Hannover 1827—28), wie er auch Hagemanns „Praktische Erörterungen aus allen Theilen der Rechtsgelehrsamkeit" mit dem 9. Bde. (1831) fortsetzte. Seine „Sammlung der Verordnungen und Ausschreiben, welche für sämmtliche Provinzen des han-

noverischen Staats bis zur Zeit der Usurpation erlassen sind" (Hannover 1819—24, 5 Bde.) und sein „Kommentar zur Prozeßordnung für die Untergerichte des Königreichs Hannover" (2 Bde., das. 1829) dienen dem praktischen Bedürfniß, und sein „Neues vaterländisches Archiv oder Beiträge zur allseitigen Kenntniß des Königreichs Hannover und Herzogthums Braunschweig" (Lüneburg 1822, 21 Bde.) ist reich an Materialien für die Statistik und Topographie. In seiner Schrift „Ueber die sittliche und bürgerliche Besserung der Verbrecher mittelst des Pönitentiarsystems" (Landshut 1821) brachte er diesen wichtigen Gegenstand in Deutschland zuerst eindringlich zur Sprache.

Spanheim, 1) Ezechiel, namhafter Staatsmann und Rechtsgelehrter, geboren am 7. December 1629 zu Genf, studirte zu Genf und Leyden, wo er besonders an Salmasius u. Heinsius treue Rathgeber fand, und wurde schon 1651 als Professor der Beredsamkeit angestellt; auch trat er im nächsten Jahre in den großen Rath. Nach einigen Jahren wählte ihn der Kurfürst von der Pfalz zum Erzieher seines Sohnes und schickte ihn zugleich in wichtigen Angelegenheiten nach Italien, wo S. seine Mußestunden zur Erweiterung seiner antiquarischen und historischen Kenntnisse vortheilhaft benutzte. Im Jahre 1665 wurde er Resident in Großbritannien und Holland und einige Jahre später trat er in die Dienste des Kurfürsten von Brandenburg, ging als außerordentlicher Gesandter nach Paris, wo er 9 Jahre verweilte, und nahm, zum Staatsminister ernannt, Theil an den Friedensverhandlungen zu Ryswik. Im Jahre 1702 wurde er vom König Friedrich I. von Preußen als außerordentlicher Gesandter nach London geschickt, wo er am 7. November 1710 †. S. besaß eine umfassende Gelehrsamkeit im Gebiete der Staaten- und Rechtsgeschichte und im Münzwesen des Alterthums. Seine Hauptwerke sind die „Dissertationes de usu et praestantia numismatum antiquorum" (Rom 1664; beste Ausgabe, 2 Bde., London und Amsterdam 1706—16) und die Schrift „Orbis romanus" (London 1704; Halle 1728). Wegen der sachlichen Erläuterungen sind seine Ausgaben des Julianus (Leipzig 1696) und des Callimachus (2 Bde., Utrecht 1697), sowie die französische Uebersetzung der „Imperatores" des Julianus (Heidelberg 1666, beste Ausgabe Amsterdam 1728) schätzenswerth. Auch lieferte er reichhaltige Kammentare zu mehren Komödien des Aristophanes (Amsterd. 1710).

2) Friedrich, jüngerer Bruder des Vorigen, geboren zu Genf am 1. Mai 1632, studirte ebenfalls zu Leyden und erhielt nach Vollendung seiner Studien 1656 die Professur der Theologie zu Heidelberg, ging 1670 in gleicher Eigenschaft nach Leyden und † daselbst am 18. Mai 1701. Er hat sich als Schriftsteller wie als Lehrer in der theologischen Literatur, namentlich im Fache der Kirchengeschichte, einen bedeutenden Namen erworben. Seine Werke erschienen, mit Ausnahme der in französischer Sprache geschriebenen, in 3 Bänden (Leyden 1701—3).

Spanien (span. España, franz. l'Espagne, lat. Hispania, bei den Alten auch Iberien, bei den Griechen Hesperien, d. i. Abendland, genannt), Königreich in Westeuropa, erstreckt sich von 8° 26′—20° 55′ östl. L. und von 36°—43° 40′ nördl. Br. Von Blanza nördlich von Rosas bis Ayamonte, an der Mündung der Guadiana, beträgt die Länge 145 Meilen und vom Kap Prioro bei Ferrol in Galicien bis zum Kap Gata in der Provinz Granada etwa 126 Meilen. Das ganze Areal aber mit Einschluß der balearischen Inseln wird von Balbi auf 8387, von Andern auf 8446, und mit Einschluß der kanarischen Inseln auf 8598,27, von Antillon auf 8922 □Meilen geschätzt. Der atlantische Ocean umfluthet das Land auf seiner nördlichen und nordwestlichen Seite, westlich liegt Portugal; nördlich und zum Theil nordöstlich ziehen sich die Pyrenäen hin, die es von Frankreich trennen; auf der Ost- und Südseite wird es vom mittelländischen und atlantischen Meere bespült. Die pyrenäische Halbinsel, deren bei weitem größten Theil S. ausmacht, bildet ein mit seinen vier Seiten ziemlich nach den vier Himmelsgegenden gerichtetes Viereck, mit unbedeutender Kusteneinbiegung, und besteht beinahe ganz aus Hochland, dessen Kern von einem umfangreichen Plateau gebildet wird. Dieses Plateau, das nach Süden terrassenförmig zum Tieflande Andalusiens abfällt, von Osten nach Westen aber allmählig zum atlantischen Ocean sich abdacht, wird im Norden und Süden von Randgebirgen umgeben und in der Mitte von mehren von Westen nach Osten streichenden Gebirgszügen durchzogen, während der hohe Ostrand nicht sowohl von eigentlichen Gebirgsketten, als von einem steilen, in verschiedene Gebirgszüge auslaufenden Abfall nach den Küstenebenen Valencia's und Murcia's gebildet wird. Im Norden zieht sich eine große Gebirgskette von der Nordwestspitze der Halbinsel, dem Kap Finisterre, in einer Länge von 130 Meilen bis zum Kap Creuz, der Nordostspitze, in der Richtung von Westen nach Osten hin und bildet den Nordrand nach dem biscayischen Meerbusen und Frankreich zu. Dieser Nordrand scheidet sich in 2 Theile, einen westlichen und einen östlichen. Jener, im Allgemeinen unter dem Namen des kantabrischen Gebirges bekannt, erfüllt in verschieden verschlungenen Ketten die nordwestlichste Provinz S.s, Galicien, zieht dann ostwärts durch Asturien, das nördliche Leon und Altkastilien und die baskischen Provinzen bis an die Südostecke des biscayischen Meerbusens und bildet von da an, unter dem Namen der Pyrenäen (s. d.) weiter in derselben Richtung bis zum mittelländischen Meere ziehend, die Grenze zwischen S. und Frankreich. Dieses aus verschiedenen Gliedern bestehende und in seinen einzelnen Theilen auch verschieden benannte kantabrische Küstengebirg, das stellenweise sich bis zur Schneegrenze und auch darüber erhebt, sonst aber eine mittlere Kammhöhe von 4—6000 Fuß hat, fällt nach Norden in kurzen, steilen und ungemein zerklüfteten Felsenterrassen in der Form von Querjochen, zwischen denen sich stellenweise kleine Küstenebenen befinden, zum biscayischen Meerbusen herab. Im Süden dagegen steht sein Fuß auf der großen, 2000—2500 Fuß über dem Meere gelegenen Hochebene von Leon und Altkastilien, einer kahlen, dürren, mit Felsblöcken und Rollkieseln besäeten, step-


K R E I C H
LA CORUNNA
MEERBUSEN von LYON
Perpignan
ATLANTISCHER OCEAN
BARCELONA
PORTO
B A L E A R E N
MENORCA
MALLORCA
P Y T H I U S E N
IVIZA
M E E R
PLAN von MADRID

penähnlichen Fläche, deren einförmiges Niveau nur selten von niedrigen Hügeln u. nicht einmal von bedeutenden Thaleinschnitten unterbrochen wird. Nur weiterhin nach Westen, besonders in Portugal, wo der untere Duero und seine Nebenflüsse tiefere Thalfurchen bilden, wird die Hochebene durch diese Flußthäler in verschiedene kleinere Hochflächen gesondert, deren steiler Abfall gegen die Küstenebene am atlantischen Meere dann wie ein Gebirg erscheint. An der Ostgrenze der altkastilischen Hochebene dagegen steigt der Boden nach Nordosten zu allmählig bis zur Wasserscheide zwischen Duero und Ebro an, und niedrige, nur etwa 500—1000 Fuß sich über das Plateau erhebende Bergzüge, die jedoch kein geschlossenes Gebirg bilden, sondern durch weite plateauartige Einsenkungen (Paramos) getrennt sind, erstrecken sich in der Richtung von Nordwesten nach Südosten von der Südseite des kantabrischen Gebirges bis zum kastilianischen Scheidegebirg, steiler nach dem Ebrothale als nach der Hochebene abfallend. Im Süden dagegen wird die Hochebene von Leon und Altkastilien durch das unter dem allgemeinen Namen des kastilischen Scheidegebirges bekannte Gebirg begrenzt und von der Hochebene Neukastiliens und Estremadura's getrennt. Dieses Gebirg, das allmählig und sanft von Norden her aufsteigt, aber jäh und steil in die Hochebene von Neukastilien und Estremadura hinabstürzt, ist nicht eine einzige zusammenhängende Bergkette, sondern eine Anhäufung und Aneinanderreihung von vielen, verschiedene Namen führenden Bergzügen, deren Hauptmassen ungefähr zwischen dem 40.° und 41.° nördl. Br. in der allgemeinen Richtung von Osten nach Westen vom Ostrande des Plateau's bis zum atlantischen Ocean streichen. In der Mitte, nördlich von Madrid, wo das Gebirg den Namen der Sierra de Guadarama führt, ist es am schmalsten, aber auch am höchsten, indem es sich hier bis zu 7—8000 Fuß erhebt. Je weiter nach Westen, desto mehr Vorberge reihen sich dem Südfuße des Gebirges an. Hier befinden sich die wilden zerrissenen Sierren von Gredos, Francia und Gata, von welcher letztern aus das Scheidegebirg sich unter dem Namen der Sierra Estrella nach Portugal und bis zum atlantischen Ocean zieht. In seinem östlichen Theile dagegen geht das Scheidegebirg in die Plateaurücken über, die, sanft von der neukastilischen Hochebene aufsteigend, nach der entgegengesetzten Seite aber terrassenförmig ins Ebrothal und steil nach der Küstenebene Valencia's hinabfallend, als eine südöstliche Fortsetzung der die altkastilische Hochebene auf ihrer Nordostseite begrenzenden Bergzüge die Hochebene Neukastiliens im Osten begrenzen und mit denselben das hohe Quellland der Halbinsel, sowie ihre Wasserscheide nach dem mittelländischen Meer und dem atlantischen Ocean bilden. Diese ganze breite Gebirgsmasse des östlichen Theils des Scheidegebirgs, die verschiedene Lokalnamen führt und bis zu einer Scheitelfläche von 4400 Fuß ansteigt, ist kahl, größtentheils ohne bedeutende Thal- und Gipfelbildung und wird erst weiterhin nach Osten, wo sie in das Gebirgsland zwischen dem südlichen Aragonien, dem nördlichen Valencia und dem nordöstlichen Neukastilien übergeht, mannichfaltiger und interessanter. Zahlreiche, vielnamige, durch tiefe labyrinthische Thäler getrennte Gebirgsmassen, von denen die Sierra de Albaracin u. die Peña Golosa die bedeutendsten sind, steigen hier bis zu einer Höhe von 6—7000 Fuß auf und breiten sich bis gegen die Ebromündung und in die Nähe des Meeres aus. Die ganze Hochebene von Neukastilien und Estremadura, sowohl der Lage, als der Höhe nach der mittlere Landstrich der ganzen Halbinsel, hat eine durchschnittliche Höhe von 1800 Fuß und gleicht im Allgemeinen der altkastilischen Dürre; staubige, wasserarme Ebenen nehmen hier wie dort die Mitte der Hochebene ein u. steigen im Osten zu einem höhern Landstrich an, dem Plateaurücken von Cuença, welcher in Gestalt öder, hoher Bergsteppen, aus denen nur niedrige Hügel und unzusammenhängende Felskämme sich erheben, den hohen Ostrand der Hochebene bildet, von wo dieselbe mit steilen, wild zertrümmerten Vorsprüngen gegen die schmale, aber lange Küstenebene Valencia's abfällt. Dagegen ist die neukastilische Hochebene dadurch von der altkastilischen unterschieden, daß ihre Oberfläche theilweise minder einförmig gestaltet ist. Denn im Westen derselben verwandelt sich die kahle Fläche in ein hügeliges, mit niedern Felskämmen bedecktes und von tiefen Schluchten zerrissenes Gelände, welches unter verschiedenen Namen die Wasserscheide zwischen Tajo u. Guadiana bildet, deren beider Flußgebiete die Hochebene von Neukastilien und Estremadura zum größten Theil ausmachen. Im Süden wird die neukastilische Hochebene von dem andalusischen Scheidegebirge begrenzt, das, im Osten ausgehend von den Plateaumassen Murcia's, dem Südostrand der neukastilischen Hochebene, sich längs der Südseite der letztern bis zum atlantischen Ocean hinzieht, tief in das Flußthal des Guadalquivir, das andalusische Tiefland, abfallend. Dieses Gebirg übersteigt in der Sierra Morena, seinem östlichen höchsten Theile, wohl nirgends die Höhe von 3600 Fuß. Das andalusische Tiefland erhebt sich in seinem obern Theile, wo es ein wellenförmiges Hügelland bildet, bei Andujar nur 500 Fuß über das Meer u. gestaltet sich unterhalb Cordova's bis zur Mündung des Guadalquivir in den atlantischen Ocean zur völligen Tiefebene mit einer Marschebene im Westen und einer sandigen Strandwüste im Osten des untern Guadalquivir. Im Süden wird es von einem Hochlande umgeben, das im Osten von dem Plateau von Murcia sich erhebt und in der Richtung nach Westen bis zur Straße von Gibraltar sich zieht. Dieses Hochland, welches aus mehreren Ketten besteht, die verschiedene Namen führen, hat in der Sierra Nevada, die sich im Cumbre de Mulahacen bis zu 11,000 Fuß und im Picacho de Veleta bis zu 10,700 Fuß erhebt und demnach über die Schneeregion hinausreicht, seinen Kern, der jedoch nicht die zackige Form der Alpen- und Pyrenäengipfel zeigt und wegen Mangels an eigentlichen Gletschern nicht vorzüglich bewässert und deshalb nackt und kahl ist. Im Ganzen fällt das andalusische Hochland nach Süden in steilen Absätzen nach dem mittelländischen Meer ab, nur streckenweise eine schmale

Küstenebene übrig lassend, während es im Norden in niedrigern Vorbergen von mannichfaltigern Formen und mit reizenden Gegenden, wie z. B. der köstlichen **Vega von Granada**, zum Tieflande des Guadalquivir sich abdacht. Im Südosten des andalusischen Hochlandes erhebt sich ganz isolirt der Fels von Gibraltar (s. d.). Wie im Süden, so wird das große Plateau des innern S.s auch in seinem Nordosten von einem Tieflande begrenzt. Indem nämlich das kantabrische Gebirg sich ostwärts zu den Pyrenäen verlängert, südostwärts aber von demselben sich der Nordostrand des Plateau's bis zum mittelländischen Meere im Norden Valencia's zieht, entsteht dazwischen eine große Einsenkung, das Flußgebiet und Thal des **Ebro**, das in seinem obern Theile in Altkastilien, Alava und Navarra noch ziemlich den Charakter eines Hochthales zeigt, weiter herab aber, in Aragonien und Katalonien zur völligen Tiefebene absinkt, zu der sich von Norden her die Pyrenäen in mannichfachen Ausläufern sanft abdachen, während der Nordostrand des Plateau's vom Innern S.s von Süden her in steilern Terrassen eben dahin abfällt. An ihrem Ostende am mittelländischen Meere wird die Tiefebene des Ebro durch Bergzüge, die von Norden und von Süden her an der Meeresküste sich hinziehen, so verengt, daß nur ein schmaler Raum für die Ebromündung bleibt. Die **Flüsse** der Halbinsel fließen, abgesehen von den Küstenflüßchen des kantabrischen Gebirgs und des andalusischen Hochlandes, sämmtlich von Osten nach Westen oder von Westen nach Osten, je nachdem sie vom West- oder Ostabhang des großen Plateau's herabströmen. Von den 5 großen Strömen entspringen der **Duero**, der **Tajo**, die **Guadiana** u. der **Guadalquivir** auf dem Ostrande des Plateau's u. ergießen sich nach westwärts gerichtetem Laufe in den atlantischen Ocean. Nur der Ebro, der in der Ecke zwischen dem kantabrischen Gebirge und dem Nordostrande des Plateau's von Altkastilien entspringt, ergießt sich, seinen Lauf nach Osten nehmend, ins mittelländische Meer. Minder bedeutende Flüsse sind der in den Gebirgen Galiciens entspringende **Minho**, welcher in den atlantischen Ocean, u. der dem Plateau von Cuença entströmende **Xucar**, der ins mittelländische Meer sich ergießt. Sämmtliche Flüsse der Halbinsel, die im Allgemeinen nicht gut bewässert ist, sind, mit Ausnahme des Guadalquivir, nur auf kurzen Strecken schiffbar, nicht wasserarm, aber heftigen Anschwellungen in der Zeit der Regen unterworfen. Sie eignen sich daher nur wenig zu Verkehrsstraßen. Von den wenigen **Kanälen** ist nur der aragonische oder Kaiserkanal, der längs des Ebroufers von Tudela bis Saragossa führt, zu erwähnen. Auf den Gebirgen sind hier und da kleine **Bergseen**, wie z. B. der Albufera in Valencia, der Sanabrion in Leon, der Gallocanta in Aragonien, der de la Janda in Sevilla. Mehr als 1200 **Mineralquellen** entsprudeln dem Gebirgslande, von denen jedoch nur der kleinste Theil chemisch untersucht ist. Näheres über die Bodenbeschaffenheit S.s s. unter den den einzelnen Provinzen und Königreichen S.s gewidmeten Artikeln.

Das **Klima** S.s gehört im Allgemeinen zu dem der wärmern gemäßigten Zone, unterliegt aber je nach der mehr oder minder bedeutenden Erhebung des Bodens in den verschiedenen Provinzen und der Lage der Gebirge und Ebenen größern oder geringern Verschiedenheiten. In Beziehung auf die Höhe des Landes unterscheidet man die Uferregion, die Mittelregion und die Hochebene oder Parameras. Feucht und mild ist das Klima im Norden von S. vom Fuß der Pyrenäen bis zum Meere, einem Landstrich von 130 französischen Meilen in der Länge und 15 in der Breite. In Bilbao schätzt man den jährlichen Niederschlag auf 16, in Vittoria auf 14—15 Zoll. Der Winter, bloß Regenzeit, ist ziemlich kühl und das Thermometer fällt 4—8° unter 0; auf den Pyrenäen bleibt der Schnee bis Juni liegen; die mittlere Temperatur beträgt zu Pampeluna 8,8, wenn nicht von Galicien der rauhe Nordwind Gallego weht. Auf der Hochebene ist es im Winter 2° kälter und im Sommer 6° wärmer, als in Marseille. Auf derselben herrscht eine mittlere Wärme von 15° und zur Sommerszeit ein wolkenloser Himmel; an den Küsten ist die Mittelwärme 17°. Wärmer, aber auch ungleicher ist die Temperatur von Westspanien. Die Sonnenhitze steigt hier zuweilen auf 33°. In Madrid beträgt die jährliche Regenmasse nur etwas über 9 Zoll, und Estremadura ermangelt zuweilen 7—9 Monate alles Regens. Das Paradies von S. bilden aber die Ostprovinzen, Aragonien, Katalonien, Murcia, Valencia. Hier belebt ewiger Frühling die Fluren, sanfte Seewinde kühlen die Hitze, und das Thermometer fällt selten unter 0. Südspanien, namentlich das Tiefland von Andalusien und der südliche Abfall des andalusischen Hochlandes, hat schon ganz das Klima von Nordafrika, milden Winter und sehr heißen, trockenen Sommer. Aber der heiße Solano (der spanische Scirocco) streift tödtend durch die herrlichen Gefilde und bringt ihre Schöpfungen zum Verwelken.

Die **Bevölkerung** S.s belief sich 1857 auf dem Kontinent auf 15,807,753, mit den Balearen u. kanarischen Inseln auf 16,301,851 Seelen. Sie lebt in 145 Ciudades oder eigentlichen Städten, 4350 Villa's oder Flecken und 12,495 Pueblos und Aldeas oder Dörfern, zusammen in 16,990 Ortschaften, die 18,871 Kirchspiele bilden. Ueber 1500 Städte und Dörfer liegen verödet. Die Bevölkerung theilt sich in zwei Hauptstämme: den **griechisch-lateinischen** u. den **baskischen**. Dem erstern gehört das Gros der Nation an, und zwar namentlich die **Spanier**, die in Alt- und Neukastilien, Leon, Galicien, Asturien, Estremadura, Andalusien, Granada und Murcia wohnen, sowie auch die **Romanen**, die sich wieder in Katalonier, Valencianer und Majorkaner theilen u. Katalonien, Valencia und die balearischen und pithyusischen Inseln bewohnen. Etwa ½ Million **Basken** oder **Escualdunae** gehören zum baskischen Stamme, etwa 45,000 **Zigeuner** (Gitanos) dem Hindustamme an. Auch **Mauren** (Moriscos), cirka 45,000 Köpfe, gibt es noch in den Alpujarras und in der Sierra Nevada. Der germanische Stamm zählt nur einige 1000 Deutsche in den neuern Kolonien der Sierra Morena, deren Zahl sich täglich vermindert. Die

Spanier sind im Ganzen wohl gebildet, haben eine feine Taille, einen schönen Kopf, lebhafte, feurige Augen, regelmäßige Gesichtszüge, eine längliche Nase, schöne Zähne und ein geistvolles Gesicht. Die Weiber sind der Mehrzahl nach klein und mager, haben meist dunkle, blasse Gesichter mit orientalischer Zeichnung, die Oberlippe ist mit leichtem Haaranfluge überzogen; schön ist nur das schwarze, feurige Auge. Aber in ihren Geberden liegt außerordentlich viel Anmuth und Reiz. Am meisten zeichnen sich die Andalusierinnen aus, unter denen man auch schöne Gestalten und ausdrucksvolle Gesichter sieht. Das Klima bringt das weibliche Geschlecht auf der Halbinsel schon früh zur Reife und Entwickelung; denn mit 11 und 12 Jahren werden die Mädchen mannbar und mit 13 oder 14 vermählt. Darum schwinden auch schnell ihre Reize, und eine Spanierin von 40 Jahren ist das wahre Bild von Ueberfättigung und beschleunigtem Alter. Der Spanier zeigt in seinem Charakter eine Frische des Wesens, eine Genügsamkeit u. ein stolzes Selbstbewußtseyn, wie man sie bei andern, industriösen Völkern, die der Reichthum in ihrer innern Selbstständigkeit beeinträchtigt, vergeblich sucht. Er ist mäßig, nüchtern in Essen und Trinken, tapfer, großherzig u. unternehmend, was seine Geschichte beurkundet. Gegen innere und äußere Feinde kämpft er mit patriotischer Begeisterung, überlegt seine Pläne langsam, führt sie aber um so schneller aus. Aber sein feuriger Affekt macht ihn eifersüchtig, wollüstig und zum unversöhnlichen Feind, und er scheut, wenn er sich beleidigt glaubt, keine Rache, zu der ihm List und Gewalt verhilft. Verschlossenheit und das ihm natürliche Mißtrauen bringt oft Grausamkeit, Härte und Habsucht hervor. In Zeiten gefahrloser Ruhe verfällt der Spanier in Trägheit und Apathie. Unreinlichkeit, Arbeitsscheu, sorglose Indolenz lähmen die Thätigkeit der Nation und lassen sie nicht zu Wohlstand gelangen. Nur die Küstenbewohner sind etwas rühriger und thätiger, und während in Katalonien und Valencia Industrie und Gewerbfleiß an mehren Punkten blühen, schmachten Estremadura, Kastilien und Leon in ärmlichem Elende. In Betreff der Kleidertracht herrscht in S. bei den höheren Klassen die französische Mode vor. Nur die Landbevölkerung und die niederen Klassen haben eine Nationaltracht beibehalten, die aber in den einzelnen Provinzen verschieden ist (f. **Andalusien**, **Kastilien** 2c.).

In Folge der politischen und socialen Zerrüttung, an der S. leidet, sind alle **Erwerbs**- und **Nahrungsquellen** mit wenigen Ausnahmen fortwährend in großem Verfall, um so mehr, als die zu einem blühenden Gewerbfleiß nöthigen Eigenschaften im Allgemeinen nicht das Erbtheil des Spaniers sind. In keinem Lande sind die unproduktiven Volksklassen, Beamte, Heer, Geistlichkeit, Dienstboten, so stark, als in S., wozu daselbst auch noch eine eigene Klasse von Leuten, zu der auch die so sehr zahlreichen Bettler gehören, kommt, die, weder regelmäßigen, noch rechtmäßigen Nahrungserwerb habend, nur von Tag zu Tage leben. Man zählt unter ihr nicht weniger als 40 verschiedene Gattungen von Bettlern und Tagedieben, jede mit einem bestimmten Charakter und Namen. Die Mehrzahl der Bevölkerung, etwa 75 Procent derselben, beschäftigt sich mit dem **Ackerbau**. Dennoch ist derselbe so zurückgeblieben, daß wenig mehr als die Hälfte der ganzen Bodenfläche angebaut ist und für gewöhnlich kaum der Getreidebedarf des Landes erzeugt wird. Seit der Entdeckung von Amerika, die das Mutterland S. entvölkerte, verlor der Ackerbau in S. viele fleißige Hände. Der leichte Erwerb von Geld und Reichthum im jugendlichen neuen Welttheile ließ Industrie, Künste und Gewerbe sinken. Die ungeheuern unveräußerlichen Grundstücke, das verderbliche Pachtsystem (Mesta), die Abneigung gegen alles Neuere, gegen alle Verbesserungen in der Landwirthschaft, Aufhäufung der Ersparnisse in baarem Gelde, Trägheit, Unwissenheit, Armuth, der Verfall der Bewässerungsanstalten, das Entholzen der Gebirge, welches dem Lande die natürliche Feuchtigkeit entzieht 2c., hemmen den Landbau und die Gewerbe. Das Getreide reicht, wie erwähnt, nicht hin für den Bedarf; Sicilien, die Barbaresken, die Nord- und Ostseeländer, die kanarischen Inseln u. Nordamerika müssen das Fehlende ergänzen. Das innere Land könnte zwar die Küstenländer mit Korn versorgen, allein der Mangel oder die schlechte Beschaffenheit der Verbindungsstraßen und Kanäle und ein fehlerhaftes Douanensystem hemmen den Absatz so sehr, daß man in Barcelona das Korn von Nordamerika wohlfeiler kauft, als das aus der Mancha. Besser steht es mit dem **Obstbau**, denn die Küstenländer des Mittelmeeres sind eigentlich Gärten von Südfrüchten. Ganze Wälder von Feigen hat Valencia; Mandeln, Pistacien und Kapern sind hier in Menge vorhanden, auch die Granate gedeiht, und die Dattel wird selbst ausgeführt; sehr nützlich ist das Johannisbrod. Während der Norden vortreffliche Aepfel u. Birnen erzeugt, aus denen Cider bereitet wird, zieht man im Süden Aprikosen, Pfirsiche, Mispeln, Quitten 2c. Malaga ist der Hauptstapelplatz dieser Ausfuhrartikel. Der Olivenbaum ist weit verbreitet, das gewonnene Oel aber, wegen fehlerhafter Bereitung, nicht so gut als das französische und italienische. Von großer Bedeutung ist der überall verbreitete **Weinbau**, der auch treffliche Rosinen liefert. Der spanische Wein ist feurig und schwerflüssig, hält sich aber nicht leicht über 6 Jahre. Derselbe wird vom Stock weg in irdenen Krügen und verpichten Bocksschläuchen, oder in schweinsledernen Säcken aufbewahrt. An vielen Orten wird er in Branntwein verwandelt, in Valencia in Mostsyrup. Gemüse producirt das Land in Menge, namentlich Bohnen, Zwiebeln, Erbsen, Linsen, Artischocken, Spargeln u. Blumenkohl; ferner Liebesäpfel, Arbusen, Melonen, Kürbisse und Gurken, sowie neuerlich auch Kartoffeln und Bataten hier und da, auch Erdnüsse und Erdmandeln. Der spanische Flachs u. Hanf ist der beste von Südeuropa, der Anbau reicht aber nicht zu, um die Weberstühle im Norden vollständig zu beschäftigen. Baumwolle produciren einige Gegenden Andalusiens und Valencia's; Safran baut man besonders in Cuença, in der Mancha, in Jaen und Valencia; Süßholz, Färberröthe, Krapp und spanischen Pfeffer gibt es überall in Menge. Seide gewinnt man in Anba-

lusien, Murcia, Aragonien, Estremadura, Toledo, Avila und Majorca. Bienenzucht treibt man am meisten am mittelländischen Meer, wo Biar in Valencia den trefflichsten Honig liefert. Den Wäldern fehlt es an einer ordentlichen Forstwirthschaft. In dem innern Theile des Landes, namentlich in Kastilien, fehlt es fast ganz an Holz, dessen Surrogat hier Weinranken, Cisten und Heide sind. Die Korkeiche liefert Schuhsohlen, Bienenkörbe, Tapeten und Pfropfen; die Kermeseiche die Kermeskörner, der Sumach die Gerberrinde; die Kastanien sind an der Küste des Oceans ein Brodsurrogat. Potasche, Galläpfel liefern die Mancha und Aragonien, Schwämme, isländisches Moos und andere Arzneipflanzen die Wälder und Berge in Menge. Eben so, wie der Ackerbau, ist die Viehzucht, obgleich sehr allgemein und bedeutend, doch vernachlässigt und gegen früher zurückgekommen. Das spanische Pferd, von schöner Bauart und stolzem Gange, nähert sich der arabischen Race, die Pferdezucht ist aber in Verfall. Der Esel und das Maulthier sind sehr nützliche Lastthiere für dieses Gebirgsland. Die Rindviehzucht ist unbedeutend. Nur im Norden bereitet man Butter und Käse. Der Stier von Andalusien dient zu den Stiergefechten. Groß ist der Einfluß der Schafzucht auf Landbau und Gewerbfleiß. Die spanischen Schafe gaben ursprünglich keine bessere Wolle, als die deutschen; erst die zweckmäßige Zucht und die Vermischung mit afrikanischen Widdern hat die Wolle veredelt. Die feinste Wolle liefern die Schafe von Segovia und Leon. Die Heerden sind meist ein Eigenthum des Adels u. der Geistlichkeit oder der Klöster, die große, zur Beeinträchtigung des Landbaues dienende Privilegien haben, wie z. B. die Mesta für die Wanderschafe. Es wird durch besondere Schafgerichte sehr darauf gesehen, daß die edeln Heerden, die Merinos, nicht mit den gemeinen vermischt werden u. ausarten. Der König ist Merino-Mayor (oberster Schafinspektor). Die Merinos leben stets unter freiem Himmel. Sie werden in Heerden (keine unter 10,000 Stück, ja oft zu 40,000 Stück) nach ihren Eigenthümern eingetheilt. Den Sommer über halten sie sich gewöhnlich in den Gebirgsgegenden von Altkastilien, oder in der Montana, oder in der Herrschaft Molina in Aragonien auf, wo sie die trefflichste Sommerweide, am erstern Orte voll von gewürzreichen Pflanzen, finden. Mit Ende des Sommers ziehen sie in die südlichen Ebenen von der Mancha, Andalusien, vorzüglich aber nach Estremadura hinab und genießen das Vorrecht, daß man ihnen eine 90 spanische Ellen breite Straße frei lassen und sie auf allen Triften frei weiden lassen muß. Die Reise vom Gebirge bis in das Innere von Estremadura dauert etwa 40 Tage. Truxillo's Umgebungen und die Ufer des Tajo, sowie der Guadiana wimmeln dann gleichsam von Schafen, und das Land gleicht nach ihrem Abzuge einem ungeheuern Anger, auf dem bloß einige Giftpflanzen stehen bleiben. Auf der Winterweide erfolgt sodann das Lammen. Mit dem April beginnen die Wanderungen schon wieder, u. mit Anfang Mai's erfolgt die Schur. Die Zahl der Merinos schätzt man auf 8 Millionen Stück, die einen Wollertrag von 130,000 Centnern geben sollen, deren Werth zu 8,330,000 Thalern veranschlagt wird. Nach der Schafzucht ist am bedeutendsten die Ziegenzucht. Milch und Käse der Ziege sind dem Spanier unentbehrlich. Die meisten Ziegen unterhält Aragonien nebst den Pyrenäen. Die Schweinezucht wird stark betrieben auf den Alpujarras, in Galicien, Asturien, Aragonien, Estremadura, Granada. Würste, Schinken und Borsten werden sogar exportirt. Hühner und Kalekuten sind nicht selten, Tauben aber, zumal in den Gegenden am Mittelmeere, in Unzahl vorhanden. Wildpret gibt es wenig, dagegen in den Gebirgen Wölfe in Menge, in den Pyrenäen Bären, auf der Sierra Nevada auch Gemsen und Genettkatzen, auf den Felsen von Gibraltar Affen und bei Cadix Chamäleons. Unter dem wilden Geflügel sind Flamingo's und die Raubvögel in den Gebirgen hervorzuheben. Die Fischerei befriedigt, so stark sie auch betrieben wird, an den Küsten doch nicht das Bedürfniß. Im Ocean fängt man Sardinhas und Besugen, im Mittelmeer, besonders bei Almandrabas in Valencia, Anschovis u. Thunfische. Die wasserarmen Flüsse sind nicht fischreich. Noch sind als Handelsartikel spanische Fliegen, als Landplagen Skorpione u. Heuschrekken zu erwähnen. S.s Bergwerke sind überaus reich schon seit den ältesten Zeiten. Vor Allem ergiebig sind die Bleigruben, mit deren möglicher Ausbeute man den Bedarf von ganz Europa befriedigen könnte. Die Gruben von Alpujarras liefern allein jährlich 150,000 Centner. In der Sierra Nevada findet man den Spatheisenstein in unermeßlicher Fülle, sowie auch sehr reiche Kupferlager. Bei dem Allem ist der Bergbau vernachlässigt, wenn gleich in neuerer Zeit im Norden die Eisenhämmer, im Süden die Bleischmelzen sich vermehrt haben. Von den früher vorhandenen 44 Goldgruben ist keine einzige mehr in Betrieb; jedoch haben in der neuesten Zeit die neu eröffneten Minen von Culera in der Provinz Gerona eine ansehnliche Goldausbeute geliefert. Man zählt 178 Silber-, 107 Kupfer-, 93 Blei-, 13 silberhaltige Bleiglanz-, 12 Quecksilber-, 52 Steinkohlengruben 2c. Im Jahre 1851 wurden 44,570 Centner Eisen, 860,966 Centner Blei, 425,616 Unzen Silber in Barren ins Ausland verkauft. Salinen sind 87 im Gange; 1852 gaben sie einen Ertrag von 98 Millionen Realen. Außerdem werden Alaun, Vitriol, Schwefel, Salpeter, Steinkohlen, Marmor, Alabaster, Jaspis, Edelsteine, Bausteine, Schmirgel, Ocker u. Thon gegraben und benutzt.

Auf nicht hoher Stufe stehen Industrie und Gewerbfleiß in einem Lande, wo von ungefähr 13—14 Millionen Menschen nur 40,000 Gewerbe treiben, während 722,000 dem Adel angehören, 60,000 der Kirche dienen, gegen 150,000 Mönche und Nonnen vegetiren, und eine unzählbare Menge von Müßiggängern, Gesinde, Dienern 2c. herumläuft. Neben der Indolenz der Einwohner hat auch das Unglück innerer Kriege und Unruhen, der Verlust der Kolonien, wo die Produkte des Kunst- und Gewerbfleißes ihren Absatz fanden, den Fabriken und Manufakturen in neuerer Zeit sehr geschadet. Die Fabrikate sind zu theuer und halten auch in der Güte u. Schön-

heit die Konkurrenz mit den englischen und französischen nicht aus. In ganz S. bearbeiten 18,000 Stühle die Seide zu Taffet, Bändern, Goldtüchern, Strümpfen rc., 8000 Stühle sind mit Sammtweben beschäftigt. Die Seidenfabrikate liefern Katalonien, Valencia, Murcia, Talavera rc. Die Wolle wird verarbeitet zu feinen und ordinären Tüchern in Tarraza, Manresa, Ezcaray, Olot, Barcelona, Alcoy, Albacete, Burgos rc. Allein so trefflich dieses Urprodukt des Landes ist, so hält sein Fabrikat die Vergleichung mit ausländischer Waare von gleichem Stoffe doch selten aus. Die Fabriken in Leinwand und Hanf decken bei weitem nicht die Bedürfnisse des Landes. In frühern Jahren ging von Galicien viel Leinwand nach Amerika. Leinwand fabriciren Galicien, Katalonien, Valencia, Cuença und Estremadura; Wachstuch von großer Güte und Schönheit Barcelona; Damasttischzeuch Coruña und Bazona in Galicien und Soria; Nankin Barcelona; Kattun u. Strümpfe Madrid, Barcelona, Mataro, Reus und Olot, Alicante und Avila; Spitzen Almagro und Martorell; Segeltuch Coruña, Mataro, Bilbao, S. Sebastian, Santander und Cartagena. In Esparto und Junco verfertigt man Stricke, Taue, Körbe, Matten, Schuhe und andere Geflechte. Auf die Baumwollenproduktion wird neuerlich in den Provinzen Valencia u. Granada, besonders in der Gegend von Motril, große Aufmerksamkeit gerichtet. Auch hat man Cochenille einheimisch gemacht, durch Anpflanzungen von Nopal, in der Gegend von Malaga, Cadix und Murcia, und der Anbau des Zuckerrohrs ist mit viel Glück in Valencia und Granada versucht worden. Was das Leder anbelangt, so war einst der spanische Korduan berühmt, aber Cordova verlor mit seiner Blüthe auch den Fleiß in dessen Bereitung. Uebrigens haben Valladolid, Sevilla, Granada, Malaga, Arces u. Miguel-Turra noch bedeutende Weißgerbereien. Für die Fabrikation des Papiers, das so ziemlich zur Genüge vorhanden ist, hat das Land 480 Mühlen. Das trefflichste Papier liefern die Mühlen von Alcoy und Madrid. Valencia und Cuença fertigen sehr viel Schreib- und Druckpapier, Madrid gefärbtes. Die feinsten und dauerhaftesten Hüte liefert Badajoz; außerdem sind noch bedeutende Hutfabriken in Barcelona, Malaga, Sevilla, Madrid, Coruña, Santander, Burgos, Igualada und Reus. Doch reicht auch dieses Fabrikat für den Bedarf des Landes nicht hin. Spiegel liefert die Fabrik zu S. Ildefonso, die lange Zeit in Europa wegen ihrer Güte und ihrer Schönheit berühmt waren; Töpfergeschirr, Porzellan und Fayence Manilva, Andujar, Alcora, Caceres, Villarotopedo rc. Das treffliche Eisen, das übrigens meist roh aus dem Lande geht, wird geschmiedet in Biscaya, Guipuzcoa, Santander und Alava, Cuença u. Avila. Es finden sich viele Nagel- und Eisenschmieden, Küchengeschirr-, Anker- und Gewehrfabriken im Lande, letztere besonders in Eibar, Plasencia, Mondragon, Alagon, Toledo. Utrillas in Aragonien, Guadix, Ripoll und Albacete, auch Schrot- und Stahlfabriken, und eine berühmte Klingenfabrik zu Toledo. Kupfer und Messing wird im Großen in Sevilla zur Kanonengießerei, in Madrid rc. aber zur Glockengießerei benutzt. Uhren und Goldschmiedwaaren fabriciren Madrid, Sevilla, Barcelona, Valencia, Cadix; chirurgische und mathematische Instrumente Barcelona und Toledo. Tabak erzeugt die Fabrik zu Sevilla, eine der größten, die es gibt, zur Genüge; Chokoladefabriken sind in allen größern Städten. Die spanische Seife ist berühmt und wird am besten in Valencia, Katalonien, Estremadura, Segovia, Cuença und Toledo, namentlich in den Städten Ocaña, Ortigola und Mataro fabricirt. Katalonien liefert mehr als die Hälfte des Bedarfs an Branntwein; Cider bereiten die Basken, und Essig mehre Provinzen. Am meisten fehlt es an Fabriken für die nothwendigsten Hausgeräthe, die fast sämmtlich vom Auslande bezogen werden u. sehr theuer sind.

Kein Land könnte nach seinem Produktenreichthum einen ergiebigern **Binnenhandel** haben, als S. Aber die Regierung, Unglücksfälle der neuern Zeit und die Apathie der Nation selbst lassen denselben nicht zur Blüthe kommen, wennschon derselbe die ergiebigste Quelle eines gleichmäßig zu vertheilenden Nationalreichthums wäre. Die Verbindungswege zwischen den Provinzen sind schlecht und durch Guerrillas und Räuberbanden gefährdet. Noch vor nicht langer Zeit gab es in S. nur 500 Meilen Kunststraßen. Eben so bestellt ist es mit den Kanälen. Auch Eisenbahnen sind bis jetzt in sehr geringer Ausdehnung vorhanden; die erste ward 1848 von Barcelona nach Mataro eröffnet, die von Madrid nach Aranjuez 1851, bis Tembleque 1852 und bis Alcazar 1854 dem Verkehr übergeben. Seine natürliche Lage bestimmt S. zum ausgebreitetsten Transitohandel zwischen dem Mittelmeere und dem atlantischen. Cadix und einige Städte an der Küste sind die einzigen Stapelplätze dieses Handels. Die Geschäfte nach außen sind durch den Verlust von Amerika sehr gestört. Der größte Theil des Handels mit fremden Welttheilen ist jetzt in den Händen der Briten und Franzosen, die Spanier besorgen auf ihren Plätzen mehr bloß die Faktorie derselben. Der Handel mit Portugal u. Frankreich ist in völlige Schmuggelei ausgeartet, weil Zölle und Auflagen denselben zu sehr belasten. Bei dem Allem ist jedoch nicht zu leugnen, daß die Küstenschifffahrt vom Kap Creus bis Cadix am Mittelmeere und von San Sebastian bis zum Kap Finistèrre am atlantischen Meere sehr lebhaft und relativ sogar bedeutender als die französische ist, da bei der bedeutenden Küstenstrecke S.s und wegen der Unsicherheit der Straßen im innern Lande die Küstenschifffahrt den Kaufleuten große Erleichterung und mehr Sicherheit gibt. Im ausländischen Seehandel kommt S. am meisten in Verkehr mit England, Frankreich, Portugal, Italien und Hamburg. Die Hauptausfuhrartikel nach europäischen Ländern sind: Wein, Branntwein, Oel, Wolle (doch nicht mehr in dem Umfang wie früher), Seide, Salz, Eisen, Kupfer, Steinkohlen, Quecksilber, Soda, Salpeter, Reis, Zucker, Südfrüchte aller Art, Kastanien u. Haselnüsse, Kork, Gerberrinde, Seife, Sardellen, Merinoschafe, andalusische Pferde. Nach den wenigen noch übrigen Kolonien führen die Spanier auch fremde Industriezweige aus, namentlich Leinwand, Wollen- u. Seidenzeuche, Spiegel, Quin-

caillerie- und andere Waaren. Die bedeutendsten **Handelsplätze** im Innern sind: Madrid, Burgos, Saragossa, Valladolid, Badajoz, Cordova, Xeres de la Frontera, Granada, Albacete und Olot. Am mittelländischen Meere sind die vornehmsten **Seeplätze**: Malaga, Cartagena, Almeria, Alicante, Valencia; am atlantischen Ocean: Cadir, Vigo, Coruña, Ferrol, Gijon, Santander, Bilbao und San Sebastian. Tabak, Branntwein, Blei, Pulver und Salpeter sind königliche Monopole. Die Einfuhr besteht in Kolonialwaaren aller Art, Getreide, getrockneten u. gesalzenen Fischen, feinen und ordinären Wollentüchern, Leinwand, Spitzen, Baumwollen- und Seidenzeuchen, Quincaillerie-, Bijouterie-, Modewaaren, Flachs, Hanf, Geflügel, eingesalzenem Fleisch, Butter, Käse, Bauholz, Eisen, Zinn, Kupfer, Geräthe von diesen Metallen, vielen Holzarbeiten, Glasartikeln, Schweinen u. Maulthieren. Der Werth der Einfuhr betrug 1857 111,098,215 Thaler, der der Ausfuhr 83,470,115 Thlr. Es liefen 10,829 Schiffe mit 1,056,357 Last ein und 11,019 mit 604,899 Last aus, davon unter spanischer Flagge 10,677 mit 483,533 Last, unter fremder 11,171 mit 1,177,723 Last. Es gibt in S. mehre Handelsgesellschaften, z. B. die philippinische, deren Ausfuhrartikel vom Zoll ganz frei sind, die Einfuhr aber nur mit geringem Zoll belegt wird. In Madrid besteht die St. Ferdinandsbank, die auf ein Kapital von 60 Millionen Realen, in 20,000 Aktien, fundirt ist, jedoch weniger Kredit findet, als die Gesellschaftskasse der Gremios (reicher Kaufleute). Das baare cirkulirende Geld in S. schlägt man auf 450—500 Millionen Franken an. S. im Allgemeinen rechnet meist nach Reales de Vellon zu 34 Maravedis de Vellon, = 2 Ngr. 2,047 Pf. preuß. = 7 Kr. 2,388 Pf. im 24½-Guldenfuß. Der zur wahren Weltmünze erhobene Silberpiaster (Peso duro) oder spanische Thaler, in Nordamerika gewöhnlich Dollar genannt, ist = 1 Thlr. 11 Ngr. 3,798 Pf. preuß. = 2 Fl. 24 Kr. im 24½-Guldenfuß. Maße und Gewichte sind in den einzelnen Provinzen mehr oder weniger verschieden; am meisten sind die kastilischen in Gebrauch. Die kastilische Vara (Elle) ist = 0,835 Meter. Die spanische geographische Legua hat 7603,84 Varas = 6349,206 Meter. Handelsgewicht ist der Quintal zu 4 Arrobas oder 100 Libras (Pfund) = 46,0135 Kilogramm. Die Schiffslast hat 20 Quintales.

S. ist eine erbliche, konstitutionelle Monarchie. Durch die pragmatische Sanktion Ferdinands VII. vom 29. März 1830 ward die Thronfolge unter Aufhebung des erst unter der bourbonischen Regierung eingeführten salischen Gesetzes in der Weise geordnet, daß die direkte weibliche Nachkommenschaft des Königs vor den männlichen Seitenverwandten und, im Falle des Aussterbens des ganzen Königsstammes, nach dem utrechter Friedensinstrument das Haus Savoyen succediren soll. Gegenwärtig gilt als **Staatsgrundgesetz** die liberale Konstitution von 1837, welche die vom 19. März 1812 zur Grundlage hat u. in neuer Gestalt den 23. Mai 1845 publicirt ward. Der König oder die regierende Königin (gegenwärtig Maria **Isabella** II. Luise, geboren den 10. Okt. 1830, succedirte den 29. Sept. 1833 ihrem Vater Ferdinand VII., unter Vormundschaft, ward für volljährig erklärt den 8. Nov. 1843, vermählt den 10. Okt. 1846 mit König **Franz** d'Assis Maria Ferdinand, geboren den 13. Mai 1822, ältestem Sohne des Infanten Franz de Paula) ist als **Souverän** hinsichtlich der vollziehenden Macht unumschränkt, seine Person heilig und unverantwortlich; er übt ein absolutes Veto, hat das Recht über Krieg und Frieden, macht die Gesetze bekannt, schließt auswärtige Verträge ab und verleiht Ehren, Orden und Standeserhöhungen. Die gesetzgebende Gewalt, die Besteuerung und die Verwaltung der öffentlichen Einkünfte theilt er mit den Cortes, welche er beruft, vertagt, oder auflöst. Er wird herkömmlich mit dem 14. Jahre volljährig und führt den Titel **katholischer König von S. u. Indien**; der präsumtive Thronerbe heißt **Prinz von Asturien**, die nachgeborenen Kinder **Infanten** u. **Infantinnen**. Residenz ist Madrid, Sommerschlösser sind Aranjuez, la Granja, Escorial. Die Volksvertretung erfolgt durch die **Cortes**, die in 2 sich jährlich versammelnde Kammern, einen Senat und einen Kongreß, zerfallen. Nach dem Wahlgesetze vom 23. März 1846, das die Zahl der Abgeordneten auf 349 festsetzte, wurden die Mitglieder des Kongresses auf 3 Jahre, und zwar auf je 50,000 Seelen einer, von den nach einem Census qualificirten Wählern, deren es in ganz S. 1840 nur 423,787 gab, und die Mitglieder des Senats gleichfalls von Wählern so gewählt, daß sie auf je 85,000 Seelen 3 Kandidaten vorschlugen, von denen die Regierung einen ernannte, so daß sich die Mitgliederzahl des Senats zu der des Kongresses immer wie 10 zu 17 verhalten mußte. Nach Erlaß vom 2. Dec. 1852 ward jedoch die Zahl der Wähler auf 25,650, die der Kongreßmitglieder auf 271 beschränkt, die 30 Jahre alt seyn, 3000 Realen Steuern zahlen und in dem Wahlbezirke wohnen müssen und von je 150 Höchstbesteuerten gewählt werden. In Folge der am 29. März 1853 von Seiten des Ministeriums gemachten Vorschläge ward dann auch der Senat in der Weise umgestaltet, daß derselbe künftig nach einem dreifachen Modus gebildet werden soll, theils aus erblichen, von der Krone aus den Granden ernannten Mitgliedern mit wenigstens 240,000 Realen Einkünften aus Grundbesitz, theils aus den höchsten geistlichen und weltlichen Würdenträgern, theils aus lebenslänglichen, von der Krone ernannten Mitgliedern. Zugleich wurden die Bestimmungen der Verfassung beseitigt, wonach dem Kongreß die Prüfung der Wahlen und beiden Staatskörpern die Feststellung ihres Reglements zustand. Alle Staatsbürger sind vor dem Gesetz gleich, und Adelsvorrechte bestehen nicht mehr, wiewohl der Adel noch im Besitz gewisser Ehrenrechte ist und durch ausgedehnten Grundbesitz bedeutenden Einfluß ausübt. Dies gilt indeß nur von dem hohen Adel, den Granden oder Titulados im Allgemeinen, die sich wieder in die eigentliche Grandezza oder den auf erblichen Grund- und Majoritätsbesitz gegründeten und in die Titulados de Castilla oder den für persönliches Verdienst verliehenen hohen Adel theilen. Der niedere Adel, die Hidalgos begreifend, ist sehr zahlreich, aber meist verarmt, und die ihm eigent-

lich zustehenden Titel Cavallero, Escudero &c. sind jetzt Gemeingut geworden, wie selbst das eigentlich nur den Granden zustehende Don von jedem anständigen Manne geführt zu werden pflegt. S. hat an Ritterorden den Orden des goldenen Vließes, gestiftet 1429; den Marie-Luisenorden, gestiftet 1792 als Verdienstorden für Frauen vom höchsten Range; den Karlsorden, gestiftet 1771 für jedes Verdienst; den Orden des heiligen Ferdinand, gestiftet 1815 für Militärverdienste; den Marienorden, gestiftet 1816; den amerikanischen Orden Isabellens der Katholischen, gestiftet 1815 zum Andenken an die Entdeckung Amerika's; die vier geistlichen Ritterorden von Calatrava, gestiftet 1158, von Alcantara, gestiftet 1177, von Santiago, gestiftet 1170, und von Montesa, gestiftet 1319, alle vier an die Zeit der Kämpfe mit den Mauren erinnernd; ferner den Orden der Treue und das Ehrenzeichen von Saragossa, seit 1814; den Marie-Luise-Isabellenorden, gestiftet am 20. Juni 1833; außerdem mehre Denkzeichen, welche an wichtige Begebenheiten der Neuzeit erinnern. Die Staatsflagge ist gelb, oben und unten mit 2 breiten rothen Streifen eingefaßt, in der Mitte mit dem spanischen Wappen; die Kauffahrteiflagge horizontal dreimal gelb, zweimal roth gestreift; das Wappen quadrirt mit einem Mittelschilde: 1. hat 4 Fächer, und zwar 1 und 4 ein goldenes Kastell mit 3 Thürmen in Roth, wegen Castilla; 2. und 4. einen rothen gekrönten Löwen in Silber, wegen Leonz; 2. ist gespalten: rechts sieht man die 4 rothen Pfähle von Aragon in Gold und links die 4 rothen Pfähle mit den beiden schwarzen in Silber schwebenden Adlern von Sicilien in Gold; 3. hat oben den silbernen Balken von Oesterreich in Roth, unten in Silber den von 3 goldenen Schrägbalken durchschnittenen blauen Schild von Altburgund; 4. oben den mit goldenen Lilien besäeten u. mit einer silber- und rothgestickten Einfassung umgebenen blauen Schild von Neuburgund, unten den goldenen Löwen von Brabant in Schwarz. Im Schildesfuße ist der grüne Granatapfel von Granada in Silber angebracht. Der Mittelschild enthält das Familienwappen von Anjou. Auf dem Schilde steht ein Helm mit einer Königskrone; Schilbhalter sind 2 Löwen. Außerdem findet sich das Familienwappen des Königs (die französischen Lilien) eingefügt; die Umgebung ist die Kette des goldenen Vließordens. Der Klerus bildet wegen seiner großen Freiheiten und der Reichsstandschaft eine eigene Klasse im Staat. Der Bürgerstand ist nur noch in den größern Seestädten wohlhabend. Die Städte sind entweder Ciudades, d. h. haben Theil an der Reichsstandschaft, oder Villas, die meist unter grundherrlichen Verhältnissen stehen. Der Bauer ist zwar persönlich frei, aber, mit Ausnahme der Basken, überall dem Herrendienste unterworfen, seufzt unter einer drückenden Last von Abgaben u. leidet durch die Zweckwidrigkeit der Agrargesetze. An der Spitze der Regierung steht ein Ministerrath, welcher von 9 Ministern und Staatssekretären gebildet wird, nämlich: dem ersten Staatssekretär der auswärtigen Angelegenheiten (Primer secretario de estado y del despacho), dem Minister der Gnade, Gerechtigkeit und des öffentlichen Unterrichts (Ministro de gracia, justicia y instruccion), dem Staatssekretär der Finanzen (Hacienda), des Innern (Gobernacion) und des Kriegs (Guerra), den Ministern für Handel und öffentliche Arbeiten (Fomento, d. i. Aufmunterung), des Seewesens (Marina), der überseeischen Provinzen (Ultramar) und der allgemeinen Polizei. Der königliche Staatsrath besteht aus den Ministerstaatssekretären, 26 ordentlichen und 26 außerordentlichen Räthen. Die Civilverwaltung steht unter dem Ministerium des Innern. Behufs derselben ist S. gegenwärtig mit Einschluß der Balearen und kanarischen Inseln in 49 Provinzen getheilt, die sich auf die alten Königreiche, Fürstenthümer u. Landschaften vertheilen, wie folgt: Königreich Neukastilien mit den Provinzen Madrid, Toledo, Guadalaxara, Cuença u. Ciudad-Real; Königreich Altkastilien mit Burgos, Logroño, Santander, Soria, Segovia, Avila, Palencia u. Valladolid; Königreich Leon mit Leon, Zamora u. Salamanca; Fürstenthum Asturien mit Oviedo; Königreich Galicien mit Coruña, Lugo, Orense u. Pontevedra; Landschaft Estremadura mit Badajoz u. Caceres; Königreich Andalusien mit Sevilla, Cadix, Huelva, Cordova, Jaen, Granada, Almeria u. Malaga; Königreich Murcia mit Murcia u. Albacete; Königreich Valencia mit Valencia, Alicante u. Castellon de la Plana; Königreich Aragonien mit Zaragoza, Huesca und Teruel; Königreich Katalonien mit Barcelona, Tarragona, Lerida und Gerona; die baskischen Provinzen mit Navarra (Pampeluna), Biscaya (Bilbao), Guipuzcoa (San Sebastian) und Alava (Vittoria). An der Spitze der Civilverwaltung jeder Provinz steht ein Xefe politico (rücksichtlich der Polizei) u. ein Delegado del Fomento, eine Art von Präfekt, welcher in den einzelnen Partidos (Bezirken) wieder Subdelegados unter sich hat, die in allen Steuer-, Polizei- und Verwaltungsangelegenheiten unmittelbar mit den von den Gemeinden (Pueblos) erwählten Gemeindebehörden oder Ayuntamientos, an deren Spitze Alkalden stehen, verhandeln. Rücksichtlich der Rechtspflege garantirt die Verfassung Gleichheit des Gerichtsstandes u. Oeffentlichkeit des Verfahrens. Oberster Gerichtshof ist das 1834 nach dem Muster des französischen Kassationshofs errichtete Obertribunal (Tribunale supremo de justicia) zu Madrid. Die 2. und 3. Instanz bilden 15 Obergerichte (Audiencias territoriales) in den Provinzialhauptstädten, die in 2 Senaten stimmen. In unterster Instanz urtheilen über Straf- und Civilsachen für jeden Provinzialbezirk (Partido) ein Corregidor, der in den Kreisstädten von mehren Regidores unterstützt wird, über Bagatellsachen der Alkalde, in Aragonien Bailés genannt, in Madrid ein Kollegium, die Hofalkalden, mit Appellation an den Corregidor. Der Gang der Prozesse ist durch eine Menge Formalitäten erschwert und schleppend. Die Alkalden handhaben besonders auf dem Lande ihr Amt noch in ganz patriarchalischer Art. Die gesammte Bevölkerung bekennt sich zur römisch-katholischen Kirche, und es war bis auf die neueste Zeit keiner andern Religion öffentliche Ausübung ihres Kultus verstattet. Doch herrscht jetzt Duldung anderer christ-

licher Konfessionen, sowie der Juden wenigstens faktisch. In Betreff der **kirchlichen Verwaltung** bestehen in S. dem Konkordat von 1851 zufolge 9 Erzbisthümer (Burgos, Santiago di Compostella, Valladolid, Granada, Saragossa, Sevilla, Tarragona, Toledo und Valencia) und 54 Bisthümer, wozu noch in den Kolonien die Erzbisthümer von Cuba und Manila kommen. An der Spitze des gesammten Klerus steht der Erzbischof von Toledo als Primas des Reichs. Im Jahre 1830 zählte der gesammte Klerus noch 182,305 Mitglieder, darunter 30,900 Mönche und 24,700 Nonnen, beide in 1940 Klöstern. Nach Aufhebung der Klöster durch Dekret vom 25. Juli 1835 ist die Zahl der Kleriker bedeutend verringert worden. Damals wurden 40 Chorstifter und 848 Klöster aufgehoben und bis März 1838 für fast 38 Millionen Thaler Klostergüter verkauft. Durch die Verfassung von 1837 wurden auch die Güter der Erzbisthümer und Bisthümer für Nationalgut erklärt und bis Okt. 1839 für fast 78 Millionen Thaler verkauft. Später ward jedoch in Folge neuer Verhandlungen mit Rom der Verkauf der geistlichen Güter indibirt. Das öffentliche **Unterrichtswesen** befand sich bis auf die neueste Zeit im Zustande tiefsten Verfalls und hat erst im letzten Jahrzehnt sich einigermaßen gehoben. Im Jahre 1851 bestanden im Königreich 10 Universitäten: zu Madrid mit 5 Fakultäten und 7000 Studenten, zu Barcelona mit 4 Fakultäten und 1700 Studenten, ferner zu Granada, Oviedo, Salamanca, Saragossa, Sevilla, Santiago di Compostella, Valencia und Valladolid. Außerdem gab es 49 höhere Unterrichtsanstalten oder Kollegien, 10 Normalschulen höhern, 23 niedern Ranges, 17,009 Knabenschulen mit 626,882 Schülern, 5021 Mädchenschulen mit 201,200 Schülerinnen. Man zählte damals unter der Bevölkerung 1,898,288 Individuen, welche lesen, u. 1,221,001, welche schreiben konnten. Neuerlich beginnt sich auch außerhalb der Unterrichtsanstalten der wissenschaftliche und künstlerische Geist, welcher der Nation früher in so bedeutendem Maße eigen war, wieder mächtig zu regen. In allen bedeutenderen Städten finden sich Vereine zu wissenschaftlichen und gemeinnützigen Zwecken. Hervorzuheben sind die spanische Gesellschaft der Wissenschaften, das Athenäum, das Lyceum, die Alterthumsgesellschaft u. die ökonomische Gesellschaft in Madrid; die medicinische und chirurgische Akademie, die Akademie der Künste und Wissenschaften, die Literaturakademie, die Akademie der Rechtswissenschaft und der Gesetzgebung, die ökonomische Gesellschaft und der Kunstverein zu Barcelona. Die Gemäldesammlung in Madrid reiht sich den ersten Europa's an. Ausgezeichnete Gemälde besitzen auch viele Kirchen, namentlich in Sevilla, und Privatsammlungen. Für Erhaltung und Sammlung von Antiquitäten ist eine besonders niedergesetzte Kommission in allen Theilen des Reichs thätig. In 30—40 Städten befinden sich reichhaltige Bibliotheken, in 48 gut ausgestattete Museen, in vielen auch botanische Gärten, Sternwarten &c. Aber ungeachtet dieser Anstalten steht die Masse des Volks in Folge langjähriger Vernachlässigung und geflissentlicher Niederhaltung jedes freieren geistigen Aufschwungs durch politischen und kirchlichen Obskurantismus im Vergleich zu den übrigen westeuropäischen Nationen, die Portugiesen ausgenommen, noch auf einer tiefen Stufe der Bildung und ist, trotz der von Haus aus ihr inwohnenden edeln Ritterlichkeit und trefflichen Begabung, in Unwissenheit, Trägheit, Aberglauben oder Unglauben versunken. Von den Künsten hatte besonders die Malerei einst eine hohe Stufe der Vollkommenheit erreicht, wogegen es die Skulptur, obwohl sie von einzelnen Spaniern geübt ward, zu keinen bedeutenderen Leistungen brachte. Die Baukunst excellirte namentlich im maurischen Styl, von dem sich noch herrliche Ueberreste erhalten haben. Später baute man vornehmlich im französischen Styl. Die **Finanzen** befanden sich in den letzten Jahrzehnten in äußerster Zerrüttung. Erst in der neueren Zeit haben sich die bedeutenden Deficits etwas vermindert, und die öffentlich aufgestellten Budgets wiesen selbst zuweilen Ueberschüsse nach. Für die Jahre 1850, 1851, 1852 und 1853 betrugen nach den Voranschlägen die Einnahmen 1,147,028,275, 1,120,195,877, 1,188,474,762 u. 1,233,497,550 Realen; die Ausgaben 1,146,907,536, 1,070,577,291, 1,156,761,456 und 1,209,708,742 Realen. Der Budgetentwurf für 1859 ergab eine ordentliche Einnahme von 1,794,731,800 und eine ordentliche Ausgabe von 1,789,926,041 Realen. S. gehört trotz des unermeßlichen Reichthums an edeln Metallen, der Jahrhunderte hindurch von der neuen Welt dahin geströmt ist und den man zu 10,000 Millionen Gulden veranschlagt, zu den verschuldetsten Staaten Europa's. Die Staatsschuld stammt vornehmlich aus der Regierung Karls IV. und aus dem Kriegsjahre 1808 her. Sie ist erst seit 1851 geregelt und belief sich 1858 als fundirte Schuld auf 13,485,099,105 Realen, verinteressirt mit 254,188,342 Realen; als schwebende Schuld auf 525,931,164 Realen. Das Land ist mit Papiergeld überschwemmt und der Kredit der Regierung selbst im Innern bei weitem noch nicht ganz hergestellt. In **militärischer** Beziehung theilt sich S. in 14 Generalkapitanate, wozu noch 3 in den Kolonien, auf Cuba, Portorico und den Philippinen, kommen. Die Armee findet als vermeintliche Stütze jeder eben am Ruder befindlichen Partei sorgfältige Berücksichtigung und verschlingt in Folge davon ungeheure Summen. Sie entspricht zwar in taktischer Beziehung allen Anforderungen der Neuzeit, leidet aber an einer Unzahl von hohen und niederen Offizieren. Ausgezeichnet ist namentlich das Ingenieurcorps. Die Gesammtstärke der Armee betrug 1859 an Infanterie 143,742 Mann (40 Linienregimenter, ein Regiment Figo von Ceuta, 20 Jägerbataillons, 80 Bataillons Provinzialmiliz), an Kavallerie 12,555 Mann (4 Regimenter Karabiniere, 4 Regimenter Kürassiere, 6 Regimenter Lanciers, 4 Regimenter Jäger, 2 Regimenter Husaren &c.), an Artillerie 11,680 Mann (5 Regimenter Fußartillerie, 4 Brigaden reitende Artillerie, 2 Brigaden Gebirgsartillerie &c.), das Ingenieurcorps bestand aus 2777 Mann. Hierzu kommt noch die Gendarmerie (guardia civil) zu 10,911 Mann, die Miliz auf den kanarischen Inseln zu 7329, ein Kara-

binlerscorps von 11,784 Mann und ein katalonisches Corps zu 516 Mann, was zusammen eine Streitmacht von 202,266 Mann mit 16,940 Pferden ergibt, ungerechnet 12 Regimenter auf Cuba, 2 auf Portorico u. 10 auf den Philippinen. Militärbildungsanstalten sind die Infanteriekadettenschule zu Toledo, die 1851 errichtete Kavalleriekadettenschule zu Alcala de Henarez, die Specialschule der Artillerie, die Akademie des Ingenieurcorps u. die Generalstabsschule zu Madrid, das Collegio general militar zu Toledo. S. zählt 125 feste Plätze, wovon jedoch die meisten in Verfall sind. Am biscayischen Meerbusen und in Gallicien sind die bedeutendsten Fuentarabia, San Sebastian, Santona, Santander, Ferrol, Coruña, Figo; an der portugiesischen Grenze: Ciudad-Rodrigo, Badajoz, Olivenza, Ayamonte; in Andalusien und am Mittelmeere: Cadix, Tarifa, San Roque, Marbella, Malaga, Almeria, Cartagena, Alicante, Denia, San Felipe, Castel von Valencia, Murviedro, Oropesa, Peñiscola, Barcelona, Tarragona, Mongat, Medas, Rosas; in Katalonien und Navarra, 3 Linien gegen Frankreich, in der ersten: Figueras, Campredon, Urgel, Puycerda, Benasque, Jaca, Pampeluna; in der zweiten: Gerona, Balaquer, Cervera, Solsano, Manresa, Lerida; in der dritten, am Ebro: Tortosa, Mequinenza und Saragossa; auf den Balearen: Palma und Port Mahon. Das Innere S.s bietet schon von Natur, durch die oft unübersteiglichen Gebirge, Schluchten, Thäler u. Abgründe, eine vortreffliche Vertheidigung dar. Zu den vornehmsten Punkten sind aber besonders zu zählen: die Ebrolinie, gedeckt durch die Pässe des kantabrischen Gebirges und durch die Festung Tortosa; das Thal des Duero; das Thal des Tajo; das Thal der Guadiana und das des Guadalquivir. Die **Kriegsmarine**, welche einst die Meere beherrschte, ist unter den innern Zerwürfnissen des Staats gänzlich in Verfall gerathen u. fängt erst in der neuesten Zeit wieder an sich zu heben. Sie zählte 1859 an Segelschiffen 2 Linienschiffe, jedes zu 84 Kanonen, 4 Fregatten von 32—42 Kanonen, 4 Korvetten von 16—30 Kanonen, 9 Briggs von 10—16 Kanonen, 7 Goeletten von 1—7 Kanonen, 9 Transportschiffe, ein Dampfschiff, 3 Schraubenfregatten zu 37—50 Kanonen, eine Korvette von 3 Kanonen, 6 Goeletten von 2 Kanonen, 3 Räderfregatten von 16 Kanonen, 7 Briggs von 6 Kanonen, 27 Goeletten von 2—5 Kanonen und 9 Transportfahrzeuge, zusammen 91 Schiffe mit 905 Kanonen. Die Flotte ist in 5 Marinedepartements eingetheilt: Cadix, Ferrol, Cartagena, Havaña u. Manila. Die 3 erstgenannten Städte haben die Hauptkriegshäfen und Werfte. Die **außereuropäischen Besitzungen** S.s, welche bis 1808 einen Flächenraum von 310,718 □Meilen mit 18—20 Millionen Einwohnern einnahmen, also räumlich größer waren, als die irgend eines anderen Staats, bestehen jetzt, abgesehen von den administrativ zu S. selbst gehörigen **kanarischen Inseln** (151 □Meilen mit [1857] 234,046 Einwohnern), den an der Küste von Afrika Gibraltar gegenüberliegenden **Presidios** (Gefängnißorten) Ceuta, Melila rc. (1½ □Meilen mit 11 481 Einwohnern), sowie der gegenwärtig unabhängigen Guineainsel **Annabon** (23 □Meilen mit 3000 Einwohnern), nur noch aus dem Generalkapitanat Havaña auf Cuba, 2309 □Meilen mit (1856) 1,449,462 Einw., dem Generalkapitanat Portorico mit (1856) 380,000 Einw., einem Theil der Jungferninseln, 6,75 □Meilen mit 2600 Einw., und dem Generalkapitanat der Philippinen nebst einem Theil der Marianen oder Ladronen und den neuerlich erst erworbenen benachbarten Inseln in Ostindien und Australien, 2507 □Meilen mit 2,679,500 Einw., im Ganzen aus 5036 □Meilen mit 4,528,633 Einwohnern.

Vgl. **Borrego**, Der Nationalreichthum, die Finanzen rc., deutsch von Kottenkamp, Mannh. 1834; de **Tapia**, Historia de la civilizacion española, Madrid 1840, 4 Bde.; die Reisewerke von Fischer, Quin, Inglis, Cook und Borrow; **Widdrington**, Spain and Spaniards in 1843, London 1844; **Elias**, Atlas historico de España, Barcelona 1848; **Madoz**, Diccionario geografico estadistico historico de España, Madrid 1843—51, 16 Bde.; **Minutoli**, S. und seine fortschreitende Entwickelung rc., Berl. 1851; **Willkomm**, Zwei Jahre in S. und Portugal, Dresden und Leipz. 1847, 3 Bde.; **Derselbe**, Wanderungen rc., Leipz. 1852, 2 Bde.; **Derselbe**, Die Strand- und Steppengeschichte der iberischen Halbinsel und deren Vegetation, das. 1852; **Ziegler**, Reise nach S. mit Berücksichtigung der nationalökonomischen Interessen, das. 1852, 2 Bde.; **Block**, L'Espagne en 1850, Paris 1851.

Geschichte. Im Anfange der geschichtlichen Zeit wurde S. von mehren Völkerschaften bewohnt, den **Iberern**, von denen die ganze Halbinsel **Iberien** hieß, im Norden und Osten, und den **Celten** im Süden und Westen. Beide Völker verschmolzen nach langen und blutigen Kämpfen zu dem Volke der **Celtiberier**. Die Phönicier waren die ersten Fremden, die um 600 v. Chr. an Iberiens Küsten landeten u. dem Lande den Namen Spanija gegeben haben sollen. Ihre ersten Niederlassungen waren zu Cadir, Gibraltar und Malaga. Später folgten ihnen die Griechen, welche die Balearen und Katalonien besuchten und Pflanzstädte gründeten, worunter Sagunt die bedeutendste. Wichtiger wurden aber die Niederlassungen der Karthager, welche die Verluste, die ihnen der erste punische Krieg gebracht, in S. zu ersetzen gedachten und sich unter Hamilcars und Hasdrubals Führung weite Gebiete auf der südlichen und östlichen Seite der Halbinsel unterwarfen. Sie gründeten damals Neukarthago, das jetzige Cartagena, ihren Hauptwaffen- und Stapelplatz. Ihre Fortschritte auf der Halbinsel weckten die Eifersucht der Römer, welche ihnen vertragsmäßig den Ebro als nicht zu überschreitende Grenze setzten. Hannibal kehrte sich nicht daran, eroberte und zerstörte das mit Rom verbündete Sagunt und veranlaßte dadurch den zweiten punischen Krieg. Nach blutigen Kämpfen sahen sich die Karthager 206 v. Chr. aus der Halbinsel vertrieben, wo die Römer ihre Erben zu werden suchten. Die glücklichen Unternehmungen des jüngern Scipio, dessen glänzende Thatenreihe mit der Eroberung Neukarthago's begann, schienen die Eroberung des Lan-

des in nahe Aussicht zu stellen, aber der energische Widerstand der Einwohner gegen das neue Joch ließ die Römer sobald nicht zum Ziele kommen, und erst nach 200jährigen blutigen Kämpfen ward die Halbinsel (19 v. Chr.) völlig unter römische Botmäßigkeit gebracht, von der sich nur die Basken in ihren unzugänglichen Gebirgen frei erhielten. Die Römer behaupteten sich lange in S., das ihnen reiche Ausbeute brachte und unter Augustus die Organisation einer römischen Provinz erhielt. Das Land ward nach und nach völlig romanisirt und gab als Hauptsitz römischer Civilisation und Kultur und als eines der blühendsten Länder des römischen Weltreichs letzterem nicht nur mehre tüchtige Kaiser, sondern auch ausgezeichnete Schriftsteller. Wir erinnern nur an die Namen Trajan, Hadrian, Antonin, Marc Aurel, die beiden Theodosius, Seneca, Lucanus, Martial, Florus, Quinctilian u. a. m. Das Christenthum gewann hier bald Anhänger und breitete sich, trotz einiger großen Verfolgungen, immer mehr aus, bis es durch Konstantin auch hier herrschende Religion ward. Nachdem aber der innere Zerfall des römischen Reichs begonnen, drangen zu Anfang des 5. Jahrhunderts die Barbarenhorden der Alanen, Vandalen u. Sueven verwüstend in S. ein, u. es breiteten sich über die westliche Hälfte der Halbinsel aus die Alanen in Lusitanien, die Vandalen in Andalusien, die Sueven in Galicien, während in der östlichen die römische Herrschaft noch einige Zeit aufrecht erhalten ward. Wenige Jahre später erschienen die Westgothen in S. und verdrängten in kurzer Zeit (418) die Barbaren, welche vor ihnen sich dort niedergelassen hatten. Nur die Sueven hielten sich noch länger als anderthalb Jahrhunderte und wurden erst 582 durch den König Leovigild unterworfen, der überhaupt die westgothische Herrschaft auf der ganzen Halbinsel befestigte, nachdem schon Eurich den letzten Rest der römischen Herrschaft daselbst beseitigt hatte. Unter Leovigilds Sohn und Nachfolger Reccared I. ward durch den Uebertritt der bisher arianischen Gothen zum Katholicismus (586) das Land nicht nur völlig für diesen gewonnen, sondern auch die Verschmelzung der herrschenden Gothen mit den beherrschten Römern zu Einem Volke angebahnt. Innere Zerrüttungen führten nach fast dreihundertjähriger Dauer auch den Untergang des westgothischen Reichs herbei. Die Invasion der Araber und ihr Sieg bei Xeres de la Frontera machten demselben 711 ein Ende (s. Gothen). S. ward jetzt größtentheils eine Provinz des Khalifats von Bagdad. Ein Haufe Westgothen suchte u. fand 718 unter Pelayo's Anführung ein Asyl in den kantabrischen Gebirgen, wo jener seinen Sitz in dem Dorfe Cangas aufschlug. Seine Nachfolger eigneten sich den Thron von Asturien zu und später den von Leon, während das Territorium der baskischen Provinzen unter der Herrschaft anderer westgothischen Häuptlinge stand, welche Herzöge oder Grafen hießen. Indeß waren die siegreichen Araber bei ihrer Eroberung nicht stehen geblieben; sie drangen über die Pyrenäen in Frankreich ein und hätten wohl der europäischen Welt eine andere Gestalt geben mögen, wenn nicht Karl Martell in den Ebenen von Poitiers 732 die Herrschaft der Franken in Gallien gerettet hätte. In der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts besaßen die Mauren noch den größten Theil von S. Schon hatte sich aber Navarra unabhängig gemacht und Aragon mit sich vereinigt. Katalonien stand unter Fürsten aus dem Stamme Karls des Großen. Gothische Häuptlinge behaupteten sich in Asturien, Biscaya und Galicien. In diesen verschiedenen Provinzen herrschte der christliche Glaube. Der Islam aber erstreckte sich über Portugal, Estremadura, Andalusien, Kastilien und die Königreiche Murcia, Granada und Valencia. Seine Fürsten residirten zu Cordova. Eigentlich waren sie nur Vicekönige und den Khalifen von Damask tributpflichtig. Als aber die Familie der Abassiden den Omajjaden das Khalifat entrissen hatte, entfloh Abdorrhaman dem Blutbade, in welchem die Seinen umgekommen, um die Mitte des 8. Jahrhunderts nach S. und bildete daselbst einen unabhängigen Staat, in welchem er eine bis dahin unbekannte Civilisation einführte. Schon vor ihm hatte der berühmte Abdulrhaman auf dem Punkte gestanden, alle unabhängig gebliebenen Provinzen unter einem gemeinschaftlichen Joche zu vereinigen; doch sein Bemühen war gescheitert. Was dieser durch Waffengewalt nicht hatte erringen können, erlangte Abdorrhaman durch den Glanz und die Galanterie seines Hofes, durch Aufmunterung der Künste, der Wissenschaften und des Handels und durch die Milde, mit der er die Christen an sich zog, indem er die Apostasie und die Heirathen zwischen den Völkern feindlichen Glaubens begünstigte. Der Thron, welchen er errichtete, gewann nach ihm immer mehr Glanz, namentlich von 912—960 unter Abdorrhaman III., dem mächtigsten Khalifen, welcher je in Cordova, das man damals Neuathen nannte, geherrscht hat. Diese in einer an allen Naturschätzen reichen Gegend gelegene Stadt ward ein Sammelpunkt aller Pracht des Luxus und der Ueppigkeit, aller Genüsse der Kunst und Wissenschaft. Die unter arabischer Herrschaft stehenden Völker hatten eine hohe Stufe monarchisch-staatlichen Glücks erstiegen, während unter den christlichen Fürsten noch Verwirrung u. Unordnung herrschte; das unter ihrer Botmäßigkeit stehende Land war arm und verlassen, die Städte lagen fortwährend mit einander im Kriege, und die großen Herren suchten sich sämmtlich unabhängig zu machen. Doch trat auch für die Mauren bald eine Zeit des Sinkens ein. Seit dem Beginn des 11. Jahrhunderts hatte der steigende Ehrgeiz der Emire und Wessire eine Anarchie im Staate erregt. Abdorrhamans Reich wurde getheilt. Mit dem Thron, welchen er in Cordova gestiftet, rivalisirend, errichtete man andere in Valencia, Toledo, Sevilla, Saragossa. Diesen Zwiespalt benutzten die Spanier des Nordens, griffen die Saracenen auf allen Punkten an und drängten sie allmählig in den südlichen Theil zurück, bis zu ihrer völligen Vernichtung, welche indeß erst lange nachher erfolgte.

Vom 9.—11. Jahrhundert war der politische Zustand S.s folgender. Das Königreich Leon wurde, nachdem es 2 Jahrhunderte hindurch un-

ter arabischer Herrschaft gestanden, 923 mit dem 718 von Pelayo gegründeten Königreiche Asturien verbunden, welches damals außer Asturien noch Biscaya und Galicien umfaßte. Das ganze, die Herrschaft von Leon bildende Land wurde dann durch die Vermählung der Erbin von Leon mit Ferdinand I., dem Sohne Sancho's des Großen, 1035 mit Kastilien vereinigt. Das aus Asturien und den jetzigen baskischen Provinzen bestehende Kantabrien, welches sich stets dem Joche der Mauren entzogen hatte, gehörte theils den Königen von Leon, theils den Königen von Navarra, bildete im 10. Jahrhundert eine unabhängige Provinz u. wurde erst um die Mitte des 14. mit Kastilien vereinigt. Navarra war schon gegen 850 von dem Grafen Inigo-Arista aus der Familie Bigorre zum Königreich erhoben worden. Um das Jahr 1000 herrschte ein Enkel von diesem, Sancho III., mit Ruhm über das ganze christliche S.; aber die Theilung, welche er 1035 zu Gunsten seiner Kinder mit seinen Staaten vornahm, schadete dem Nationalwohlstande. Die ältere Linie behielt Navarra; Don Garcia war es, der hier den Thron bestieg; Ferdinand I. erhielt Kastilien und Leon, Ramiro I. Aragon. Kastilien wurde den Saracenen im 10. Jahrhundert entrissen und 1035 mit dem alten Reiche des Pelayo vereinigt. Mehre Jahrhunderte hindurch bietet nun die Geschichte nichts als endlose Kriege zwischen Christen und Saracenen und zwischen den Christen unter sich dar. Es ist eine Periode der Anarchie, in welcher nur einzelne Ereignisse hervorstechen, z. B. die Schlacht von Osma 998, in welcher der berühmte Almanzor von Pedro I., König von Aragon, eine große Niederlage erlitt; die Schlacht von Ourique, in welcher Alfons Heinrich, nachdem er 5 maurische Könige getödtet, von den Soldaten zum Könige von Portugal proklamirt wurde; die Schlacht bei Navas de Tolosa 1212, worin Alfons der Edle, König von Kastilien, und Peter II., König von Navarra, über die Mauren, deren 100,000 Mann auf der Wahlstatt geblieben seyn sollen, einen entscheidenden Sieg erfochten. Umsonst riefen die spanischen Araber die Almoraviden aus Marokko zu Hülfe. Die unter ihrem Beistande errungenen Vortheile gingen bald wieder verloren, und sogar die gleichfalls von Marokko kommenden Almohaden wurden in der letzterwähnten großen Schlacht vernichtet. Von jetzt an verblieben den Arabern nur noch die Reiche Cordova u. Granada, welche nach einigen Jahrzehnten die Oberhoheit Kastiliens anerkennen mußten. Seitdem traten die Araber in das Verhältniß der Unterthänigkeit und überließen die Herrschaft den Christen. Unter den gothischen Spaniern aber erhob sich jetzt der Muth zu ritterlicher Begeisterung, daher die Entstehung einer Menge von Ritterorden. Der große Cid war seit dem Ende des 11. Jahrhunderts nicht nur der Held der Ritterpoesie, sondern auch des Zeitalters. Das meiste Ansehen und die größte Macht besaßen die beiden Staaten Kastilien und Aragon, aus deren Vereinigung nach jahrhundertlanger Trennung das heutige Königreich S. hervorging. Aragons Umsichgreifen erstreckte sich besonders auf die Ostküste. So kam zu ihm Katalonien hinzu, indem der Graf Raimund sich 1131 mit der Erbtochter Aragons vermählte. Ein Enkel Raimunds dagegen, der kräftige Jaime oder Jakob I., fügte 1250 seinem Lande Murcia hinzu, während dessen Sohn, Peter III., Sicilien erwarb und auf diese Weise für die Herrschaft in Unteritalien die Bahn brach. Die Inseln Majorca und Minorca kamen damals gleichfalls hinzu. Auch im Inneren nahm dieser König bedeutende Veränderungen vor. Die Cortes, zusammengesetzt aus den Gouverneuren der Provinzen, Großwürdenträgern des Hofs und der Geistlichkeit und den Deputirten, welche seit 1160 die 37 Hauptstädte zu senden das Recht hatten, erweiterten ihre Befugnisse unter Peter III. und seinem Sohne Alfons III. Diese seit langer Zeit alle Jahre zusammentretenden Versammlungen besaßen schon damals das Recht der Gesetzgebung und Steuerbewilligung und erlangten bald auch noch die sogenannten Unionsprivilegien, nach welchen der König, ohne den Rath der Cortes gehört zu haben, keinen Rath ernennen und letztere den König absetzen und einen andern erwählen durften, wenn er eins ihrer Mitglieder ohne richterlichen Spruch bestrafte. Seit dem Ende des 11. Jahrhunderts war auch das Feudalsystem, nach welchem die Bischöfe, Herzöge, Barone auf ihren Besitzthümern und über ihre an die Scholle gefesselten Vasallen eine unabhängige, keiner Kontrole unterworfene Macht ausübten, in Abnahme gekommen, indem einerseits die königliche Macht ein Uebergewicht über die der Großen gewann und andererseits der Einfluß des Volks anerkannt u. regulirt wurde. Die Gemeinden erhielten in ihren Urcharten oder Fueros das Recht, ihre Magistrate und Municipalbeamten selbst zu wählen und unter sich selbst die Summen zu vertheilen, welche sie dem Staate zu zahlen hatten; dagegen mußten sie sich den allgemeinen Landesgesetzen unterwerfen, gewisse Kontributionen entrichten und besonders zum Kriegsdienste beisteuern. Die neuen, für ihn drückenden Privilegien der Cortes wurden vom Könige Peter IV. (1336–81) nach Niederwerfung einer Empörung vernichtet, die altherkömmlichen dagegen bestätigt. Dem Hofrichter, Justicia, wurde eine erweiterte Amtsbefugniß und das Recht zuertheilt, in letzter Instanz alle Streitigkeiten der Cortes mit dem Könige zu entscheiden. Bei dem Aussterben des aragonischen Königshauses aus katalonischem Stamme zu Anfang des 15. Jahrhunderts beriefen 1412 die Cortes als berechtigten Thronerben den Infanten Ferdinand von Kastilien zum Könige. Während seiner und seines Sohnes, Alfons V., des Eroberers von Neapel, Herrschaft (1416–56) wurde die Beschränkung der Macht der Cortes in so weit zurückgenommen, als von nun an ohne ihre Zustimmung der Justicia nicht mehr ernannt werden durfte. Ein Nachfolger Alfons', Ferdinand V., der Katholische (1479–1516), heirathete Isabella von Kastilien, erwarb Navarra rc. und legte auf diese Weise den Grund zur spanischen Monarchie. Obschon das unter Ferdinand I. mit Leon vereinigte Kastilien von jenem Reiche später wieder getrennt worden war, so waren doch unter Fer-

dinand II., dem Heiligen, 1207—52, beide Länder wieder mit einander vereinigt und ihnen durch erfolgreiche Kämpfe gegen die Saracenen noch Cordova, Sevilla und Cadix hinzugefügt worden. Ferdinands Sohn und Nachfolger, Alfons X., der Weise (1252—84), war wohl ein Protektor der Kunst und Wissenschaften, brachte aber sein Reich durch eine sehr unweise Regierung in Verfall, so daß es den Arabern gelang, sich wieder auszudehnen. Nach seinem Ableben entbrannten Thronstreitigkeiten u. Bürgerkriege, welche während einer Dauer von 40 Jahren die königliche Macht schwächten und die Gewalt des Adels hoben. Die Blüthe und die Privilegien der Städte Kastiliens waren kaum mit dem Wohlstand und der Macht der Städte Aragons zu vergleichen. Dafür behaupteten aber die Geistlichen und Adeligen eine äußerst stolze Haltung; namentlich erfreuten sich die Ritterorden von Alcantara, Calatrava und Santiago di Compostella umfangreicher Privilegien. Unter Alfons XI., 1324—50, erlangte das Land die Ruhe wieder; auch vernichtete er für immer durch die Schlacht am Flusse Salado die Macht der Araber im südlichen Theile S.s. Sein Tod war wieder das Signal zu großer Anarchie, die über ein Jahrhundert währte. Peter der Grausame, 1350—69, trieb sein abscheuliches Wesen vorzüglich gegen seinen Bruder und sonstige Verwandte, bis sein Halbbruder Heinrich von Trastamara, der ihn besiegte und tödtete, an seine Stelle trat. Unter seinen Nachfolgern entstand durch minderjährige Fürsten und selbstsüchtige Vormünder ein buntes Durcheinander, und Adel und Geistlichkeit schmälerten die königliche Macht, bis Isabella (1474—1504) zur Regierung gelangte.

Isabella, welche sich mit Ferdinand von Aragon vermählte, blieb zwar unabhängig von ihrem Gemahl als Regentin ihres Landes, allein beide Gatten strebten durch den klugen Kardinal Ximenes nach dem gleichen Ziel der Verminderung und Okkupirung der geistlichen und adeligen Macht. Ferdinand bediente sich zu diesem Zwecke vornehmlich der heiligen Hermandad (s. d.), die jetzt aber organisirt und verstärkt wurde. Die Rechtspflege übertrug Ferdinand strengen, von ihm ernannten Gerichtshöfen, legte sich das Recht bei, die Bischöfe zu ernennen, und erwarb die Großmeisterwürde der drei Ritterorden. Das vorzüglichste Mittel, zu größerer Macht zu gelangen, sah er jedoch in der Inquisition. Dieses vom Papst Innocenz III. ursprünglich gegen die Ketzerei der Albigenser errichtete Institut respektirte anfangs die spanischen Katholiken und übte seine Verfolgungen nur gegen Juden, Mauren und Ketzer aus. Jetzt aber mußte es auch dazu dienen, den widerspenstigen Adel und Klerus im Zaume zu halten und durch Fesselung freier Geistesthätigkeit eine absolute Herrschaft zu begründen. Seitdem bestand zwischen Königthum und Kirche in S. das engste Bündniß zur Unterdrückung jeglicher Regung geistiger und politischer Freiheit, welches, nachdem es Land und Volk völlig ruinirt, erst in neuester Zeit gelöst worden ist, aber seine verderblichen Nachwirkungen noch jetzt verspüren läßt. Durch die Eroberung von Granada 1492 vernichteten Ferdinand und Isabella die arabische Herrschaft, welche länger als 7 Jahrhunderte gedauert und in S. einen hohen Grad von Blüthe und Kultur hervorgerufen hatte, vollends. Die Entdeckung Amerika's erhob das im Inneren zur absolutistischen Monarchie konsolidirte S. für einige Zeit zur leitenden Weltmacht. Da von Ferdinands und Isabellens Kindern nur eine Tochter, Johanna, am Leben blieb, so kam diese mit ihrem Gemahl, dem Erzherzog Philipp, des deutschen Kaisers Maximilian I. Sohn, in Kastilien zur Regierung (1504). Als Philipp aber jung starb und Johanna in Wahnsinn verfiel, erklärten die Stände von Kastilien, in Uebereinstimmung mit Isabellens Testament, Ferdinand zum Vormund seines von ihm zum Universalerben eingesetzten Enkels Karl I., des nachmaligen deutschen Kaisers Karl V. Die Priesterschaft gewann damals eine maßlose Ausdehnung und Macht. Mauren und Juden wurden verjagt, obgleich sie sich harmlos und ausschließlich mit Industrie und nützlichen Künsten beschäftigten. Die Zahl der Individuen dieser beiden Völker, welche damals den spanischen Boden verließen, ihre Schätze und, was noch kostbarer war, ihr Genie und ihre Thätigkeit mitnahmen, schätzt man auf beinahe drei Millionen. In Folge eines vom heiligen Vater 1512 über Navarra verfügten Interdikts entriß Ferdinand dem Hause Albret jenes Land, welches seitdem stets in Abhängigkeit von der spanischen Krone geblieben ist. Sein 1516 erfolgter Tod brachte die Regentschaft bis zur Majorennität des jungen Königs Karl in die Hände des Kardinals Ximenes. Nachdem Karl die Regierung selbst übernommen, herrschte er durch das Recht der Geburt über S., Mailand, Sicilien, die Niederlande, durch Wahl über Deutschland und in der neuen Welt über unermeßliche Länder. Aber schon 1519 bildete sich unter der Leitung Juans de Padilla in Kastilien eine heilige Junta, nicht gegen den Monarchen, sondern gegen den Druck der Großen zur Abwehr der Gewaltstreiche der gegen die Grundgesetze des Landes mit der Verwaltung desselben betrauten niederländischen Räthe, gegen die Verletzungen der hergebrachten Freiheiten des Volks. Vergeblich sandte die Konföderation eine Deputation an Karl nach Deutschland, die ihm ihre Beschwerden, sowie einen Entwurf der geforderten Einrichtungen zum Schutze ihrer Rechte vorlegen sollte. Karl ließ dieselbe nicht einmal vor. Aber die Volkserhebung, die darauf begann, scheiterte an der Uneinigkeit des Adels und der Städte, die zugleich die aristokratischen Vorrechte beseitigt wissen wollten. Der Sieg bei Villalar (1521) und die Hinrichtung Padilla's machten der Bewegung ein Ende. Adel und Klerus schlossen sich seitdem eng an den Thron an; die Städte aber wurden ihrer alten Rechte und Freiheiten beraubt, die Cortes selten einberufen und alle oppositionellen Bestrebungen paralysirt. Während so im Innern des Reichs alles staatliche Leben erlosch, stieg die äußere Macht desselben durch Eroberungen diesseits und jenseits des Oceans zu einer noch nicht dagewesenen Höhe. Die 35jährige Verbindung S.s mit Deutschland gereichte aber, wenn sie auch regen

Verkehr zwischen beiden Ländern zur Folge hatte, weder dem einen, noch dem andern zum Vortheil. Auch welkte S.s nur auf äußere Macht begründete Blüthe bald wieder dahin. Der Verfall des damals außer S. und dessen weitausgedehntem Kolonialbesitz in Amerika auch die Niederlande, das Königreich beider Sicilien, Mailand, Sardinien u. die Franche-Comté umfassenden Reichs beginnt mit dem Hintritt des bei allen absolutistischen Ansprüchen doch mit Staatsklugheit zu Werke gehenden Karl und mit der Thronbesteigung seines Sohnes Philipp II. (1556—98), der, drei Ziele unverwandt im Auge: Vergrößerung seiner Macht, Vertilgung der Ketzerei und Vernichtung aller Volksrechte, ihrer Erreichung die Blüthe seines Reichs opferte, aber nur letzteres Ziel wirklich erreichte. Obschon er Portugal 1580 auf kurze Zeit seiner Monarchie einverleibte, so verlor er doch nicht lange nachher durch eigene Schuld die reichen Niederlande, wie er überhaupt in seinen kriegerischen Unternehmungen gegen die Barbareskenstaaten und England nichts weniger als glücklich war. Auch mit Vertilgung der Ketzerei wollte es ihm nicht überall gelingen. Wohl unterdrückte er in S. mittelst der Inquisition jede reformatorische Regung; aber in den Niederlanden vermochte er es durch die ärgsten Gewaltmaßregeln nicht zu hindern, daß der Protestantismus zum Theil Boden gewann. Am besten gelang ihm die Unterdrückung der noch bestehenden Volksrechte und Freiheiten. Als sich die Aragonier gegen seine geistliche und weltliche Gewaltherrschaft in den Waffen erhoben, erstickte er den Aufstand in Blut und vernichtete den Rest von des Landes Privilegien. Allenthalben in S. herrschte finsterer Despotismus, der, im Verein mit einer alles geistige Streben argwöhnisch überwachenden Hierarchie, das Land völligem Ruin entgegenführte. Durch Philipps nutzlose Kriege und verkehrte Politik ward S., trotz der aus Amerika zufließenden ungeheuren Reichthümer, finanziell völlig zerrüttet, wiewohl der äußere Glanz fortdauerte. Während spanische Kunst u. Literatur ihr goldenes Zeitalter feierten und spanische Sprache und Mode allenthalben in Europa tonangebend waren, eilte der Staat rasch seinem Verfall entgegen. Der that- und kraftlose Philipp III. (1598—1621) that nichts, um ihn abzuwenden, obwohl ihm die Kräfte einer tüchtigen Armee, ausgezeichneter Feldherren und genialer Staatsmänner zu Gebote standen. Ackerbau, Gewerbe und Handel lagen völlig darnieder, die Staatseinkünfte wurden schmählich vergeudet, während der Staat an allem Nöthigen drückenden Mangel litt. Die gewerbfleißigen Moriskos traf neue Verfolgung, und wieder verließen sie zu Tausenden das Land. Der allmächtige Günstling, Graf Lerma, suchte nur seinen und der Seinigen Vortheil und opferte hab- und ehrsüchtigen Zwecken des Landes Wohlfahrt. Nur der Hochmuth des Adels und der leere Glanz des etikettesteifen Hofes blieben übrig, und beide steigerten sich noch unter der Herrschaft Philipps IV. (1621 — 65). Dieser im 15. Jahre auf den Thron erhobene Fürst, Sklave der ehrgeizigen Anschläge der Jesuiten und des Herzogs von Olivarez, seines Premierministers, verlor durch die Kühnheit der Flibustier einen Theil der amerikanischen Kolonien und durch das Talent der Generäle Ludwigs XIV. die Niederlande. Im Jahre 1625 machten sich die Holländer zu Herren von Brasilien, 1640 entriß eine geschickt geleitete Verschwörung Portugal und mehre Kolonien der spanischen Herrschaft. Um dieselbe Zeit eroberten die Franzosen Katalonien und Roussillon. Endlich versetzte die völlige Vertreibung der Mauren, an Zahl etwa anderthalb Millionen, der Nationalindustrie den letzten Stoß. Unter die Regierung Philipps IV. fallen auch noch Aufstände in Andalusien und Neapel. Von seinem Minister Don Luis de Haro und dem Kardinal Mazarin wurde auf der Fasaneninsel, inmitten der Bidassoa, 1659 der sogenannte pyrenäische Friede unterzeichnet. Zu bedeutende, der Schwäche des Königs abgedrungene Zugeständnisse machten, daß die Monarchie auch den letzten Schimmer von dem verlor, was ihr an moralischer Macht geblieben war. Weder die Vermählung der Maria Theresia, Tochter Philipps IV., mit Ludwig XIV., noch die der Marie Luise von Orléans, Nichte Ludwigs XIII., mit Karl II., dem Nachfolger Philipps IV., konnten die Kriege zwischen Frankreich und S., welche letzterem die Franche-Comté und einen Theil der niederländischen Besitzungen kostete, verhindern oder auch nur aufschieben. In den letzten Jahren der Regierung Karls II. zählte die Monarchie kaum noch 11 Millionen Einwohner und war zu einem völlig ohnmächtigen Staat herabgesunken. Der kinderlose Karl II. setzte 1700 durch Testament Philipp von Frankreich, Herzog von Anjou, Enkel Ludwigs XIV., Urenkel Philipps III. (dessen Tochter, Marie von Oesterreich, Ludwigs XIII. Gemahlin gewesen war), zum Erben ein.

So endigte in S. die ältere Linie des Hauses Habsburg-Oesterreich, welche daselbst 126 Jahre auf dem Throne saß. Das gesegnetste Land schmachtete damals unter dem Drucke des äußersten Elends. Philipp hielt am 14. April 1701 seinen Einzug in Madrid, und bald darauf begann jener lange, blutige, unter dem Namen des spanischen Erbfolgekrieges bekannte Kampf, mit welchem England und Holland Frankreich überzogen, um den österreichischen Erzherzog Karl auf S.s Thron zu setzen. Der sieggewohnte Herzog Eugen hatte an der Spitze von 32,000 Oesterreichern in Italien den Feldzug glücklich begonnen und den General Fremont bei Carpi (7. Juli 1701), den Marschall Villeroi bei Chiari (1. Sept. 1701) geschlagen und letzteren bei Cremona (1. Februar 1702) gefangen genommen. Philipp eilte nun selbst nach Italien, um sich dort unter dem Herzog von Vendôme Lorbeeren zu pflücken, und schlug sich bei Santa Vittoria unweit Reggio (26. Juli 1702) gegen den kaiserlichen General Visconti und in der unentschiedenen Schlacht bei Luzzara (15. August) gegen den großen Eugen mit persönlichem Muthe. Die Königin Anna, nach dem Könige Wilhelm den englischen Thron besteigend, betrieb mit Eifer den Krieg. Ihre mit den Holländern vereinigte Flotte griff, 80 Segel stark, in der Bai von Vigo die vereinigte französisch-spanische Eskadre an, welche den von Meriko kommenden, mit Silber, Gold u. Waaren

reich beladenen Gallionen zur Eskorte diente, machte unsägliche Beute und verbrannte zum Theil die spanischen Schiffe oder versenkte sie in das Meer. In Italien trat der Herzog von Savoyen, Victor Amadeus, auf österreichische Seite, eine Diversion, welche dem Herzoge von Vendôme sehr ungelegen kam; der Kurfürst von Bayern vereinigte sich zwar, in Folge eines geheimen Bündnisses mit Frankreich, in Deutschland mit dem Marschall Villars und schlug anfänglich die Oesterreicher unter Schlick und Styrum; als aber Marlborough siegreich aus den Niederlanden vordrang und sich mit dem Prinzen Eugen vereinte, wurde das französisch-bayerische Heer unter Tallard und dem Kurfürsten in der Schlacht bei Höchstädt (13. August 1704) völlig geschlagen. Fast zu gleicher Zeit erschien eine englische Flotte vor Barcelona, welches der Admiral von Kastilien, ein alter geheimer Anhänger des Hauses Oesterreich, in die Hände des persönlich anwesenden Erzherzogs Karl spielen sollte; das Komplot wurde jedoch entdeckt, und der englische Befehlshaber verließ die spanischen Küsten; auf seinem Rückzuge überrumpelte er das von den Spaniern sorglos bewachte Gibraltar, und Admiral Rook nahm, obwohl der Prinz Georg von Hessen-Darmstadt die österreichische Fahne aufpflanzen wollte, von diesem fast unbezwinglichen Bollwerke im Namen seiner Königin Besitz. Endlich lief aus dem Hafen von Toulon unter den Befehlen des Grafen Toulouse ein französisches Geschwader von 108 Segeln aus, um die spanischen Gewässer von den Feinden zu reinigen. Die Seeschlacht auf der Höhe von Malaga blieb zwar unentschieden, doch hatte die französische Flotte unbeschreiblich gelitten. Darauf belagerten die Spanier u. Franzosen gemeinschaftlich Gibraltar, mußten jedoch unverrichteter Sache abziehen, während gleichzeitig in Folge der Landung des Erzherzogs Karl an den Küsten von Valencia Gährungen unter dem Volke zu dessen Gunsten entstanden. Philipp belagerte zwar seinen Nebenbuhler in Barcelona; als aber eine englische Flotte erschien und die französischen Schiffe sich eiligst von der Küste entfernten, mußte Philipp sich mit seinem entmuthigten Heere schleunigst nach Madrid zurückziehen, worauf sich ganz Katalonien dem englischen Feldherrn Lord Peterborough und dem zum Könige ausgerufenen Erzherzoge unterwarf. Jetzt brachen 30,000 Engländer, Holländer und Portugiesen unter de las Minas und Gallway aus Estremadura gegen Kastilien auf und rückten unaufhaltsam vor Madrid; Philipp mußte aus seiner Hauptstadt entfliehen; seine Feinde hielten dort einen triumphirenden Einzug, und der Erzherzog ward als **Karl III.** in Madrid feierlich proklamirt. Katalonien, Aragon und Valencia huldigten dem neuen Gebieter, nur Kastilien blieb Philipp treu und brachte ihm zur Fortsetzung des Krieges große Opfer. Obwohl aber der Herzog von Berwick bei Almanza (25. April 1707) über die Engländer und Portugiesen einen glänzenden Sieg gewann, so sah sich doch Ludwig XIV., vom Glück verlassen und von allen Seiten von zahlreichen Feinden gedrängt, in die traurige Nothwendigkeit versetzt, um Frieden nachzusuchen, erhielt denselben aber nur unter der Bedingung zugestanden, daß er selbst zur Vertreibung seines Enkels aus S. Truppen marschiren lassen solle. Aber Ludwig XIV. wollte lieber gegen Feinde, als gegen seine Kinder Krieg führen und griff von Neuem zu den Waffen. Marlborough und Eugen von Savoyen betraten zum zweiten Male den Kampfplatz, auf welchem sie bisher fast immer gesiegt, und bald brachte die von ihnen bei Malplaquet gewonnene Schlacht das Kabinet von Versailles an den Rand der Verzweiflung. Ludwig mußte nothgedrungen seine besten Truppen zu seiner Selbsterhaltung aus S. zurückziehen; Philipp, auf eigene Streitkräfte beschränkt, verlor zwei Schlachten und mußte seine Hauptstadt zum zweiten Male verlassen, wo sein Nebenbuhler triumphirend einzog. Bald aber fesselte der tapfere Vendôme den Sieg wieder an die spanischen Fahnen: er besiegte den österreichischen Feldherrn Grafen Guido von Starhemberg bei Villaviciosa und bahnte dadurch wieder dem Sprößling der Bourbons den Weg zum spanischen Throne. Als nun in Folge des plötzlichen Ablebens Kaiser Josephs I. die österreichischen Lande nebst der deutschen Kaiserkrone dem Erzherzog Karl zufielen, änderte England seine Politik: ihm dünkte der neue Kaiser **Karl VI.** schon zu mächtig, um ihm zur Vergrößerung seiner Macht noch die Krone von S. zu lassen; die Oppositionspartei stürzte unter Robert Harley's ränkevoller Anführung das kriegslustige Ministerium Marlborough, die Tories triumphirten über die Whigs, und die Königin Anna zeigte sich zum Frieden geneigt. Der Marschall Villars hatte durch eine bei Denain gewonnene Schlacht Frankreich gerettet; Ludwig ließ, die Zeitumstände schlau benutzend, durch den gefangenen Tallard in London Friedensunterhandlungen einleiten, u. England übernahm unter der Bedingung, daß die Kronen von S. und Frankreich nie vereint werden sollten, die Vermittelung des Friedens. England, Frankreich, die Niederlande, Preußen, Portugal u. Savoyen schlossen bald darauf (22. Mai 1713) zu **Utrecht** einen gemeinschaftlichen Frieden; Oesterreich allein blieb gerüstet und schlagfertig auf dem politischen Schauplatze stehen. Von allen spanischen Provinzen beharrte Katalonien, durch österreichische Agenten verführt, in hartnäckiger Empörung und kam sogar auf den Gedanken, sich eine republikanische Verfassung zu geben. Barcelona war der Hauptsitz der Empörer, welchen Philipp umsonst Gnade anbieten ließ, bis Berwick mit 20,000 Franzosen vor der Stadt erschien und sie im Sturme nahm. Der Friede von Utrecht am 22. Mai 1713, bestätigt durch den von Rastadt am 3. März 1714, gab, freilich auf Kosten der spanischen Monarchie, Europa die Ruhe wieder. Jede der kriegführenden Parteien nahm einen Theil davon in Anspruch: Oesterreich erhielt die Niederlande, Mailand, Sardinien; Gibraltar wurde an England abgetreten. **Philipp V.**, welcher nun als Herr in ein Land zurückkehrte, von dem ein Theil ihm Widerstand geleistet hatte, entriß, von dem Zeitgeiste unterstützt, den Provinzen ihre alten Freiheiten. Der letzte Reichstag ward in Kastilien 1713, in Aragonien 1720 gehalten. Nur Biscaya u. Navarra behielten ihre alte Freiheiten. Da Philipp V.

aber Handel und Künste wieder belebte, so war seine Regierung dennoch weder nutz-, noch ruhmlos. Die Bevölkerung S.s hatte aber so sehr abgenommen, daß sie 1723 nur noch 7,925,000 Einwohner betrug, wonach auf die □Meile bloß 424 Seelen kamen. Obschon Philipp V. 1724 abgedankt hatte, so veranlaßte ihn doch der Tod seines Sohnes, das Scepter wieder zu ergreifen. Er gab den Spaniern weise Gesetze, milderte die Strenge der Inquisition und † 1746, nachdem er 45 Jahre lang die Krone getragen hatte. Ohne die ehrgeizigen Absichten der Königin Elisabeth von Parma und des Kardinals Alberoni würde seine Regierung minder unruhig gewesen seyn. Unter seinem gemüthskranken Sohn und Nachfolger Ferdinand VI. (1746—59) kehrte die alte Indolenz und Trägheit zurück; aber dessen Bruder, der aufgeklärte Karl III. (1759—88), der von dem Throne der beiden Sicilien auf den S.s gelangte, schritt auf der Bahn zeitgemäßer Reformen und Verbesserungen eifrig vorwärts. Zwar ward S. durch den 1761 abgeschlossenen bourbonischen Familienvertrag zu seinem Nachtheil in den englisch-französischen Krieg verwickelt; auch mißlangen die Unternehmungen gegen Algier 1775 und die Angriffe auf Gibraltar. Doch störte dies den Gang der inneren Verwaltung nicht, an deren Spitze Männer, wie Aranda, Campomanes, Olavides und Florida Blanca standen. Ackerbau, Kunstfleiß und Handel wurden befördert, Kolonien in der Sierra Morena angelegt, Heerstraßen und Kanäle gebaut. Die Inquisition erfuhr zeitgemäße Beschränkung, und die Intriguen der Jesuiten wurden durch die pragmatische Sanktion vom 2. April 1767, welche sie aus allen spanischen Ländern verwies u. ihre Güter einzog, mit einem Schlage vernichtet. Eine Volkszählung von 1788, wo Karl IV. (1788—1808) dem Vater auf dem Throne folgte, ergab 10,280,000 Einwohner. Der Fortschritt zum Bessern machte sich auch unter der neuen Regierung anfangs noch bemerklich. Nachdem aber der gesinnungstüchtige Florida Blanca von Godoy, Herzog von Alcudia, verdrängt worden, begann jene verderbliche Günstlingsregierung, die das Land ins Verderben brachte. Nachdem sich S. mit Eifer am Krieg gegen das revolutionäre Frankreich betheiligt hatte, eilte Godoy, den wenig ehrenvollen Separatfrieden von Basel (22. Juli 1795) abzuschließen, in welchem S. seine Besitzungen auf Hayti verlor. Dann schloß er mit der Republik Frankreich das verhängnißvolle Schutz- u. Trutzbündniß von San Ildefonso (1796) und erklärte den Krieg an England. Zur See unglücklich, verlor S. im Frieden von Amiens (1802) Trinidad. Bei der gänzlichen Unterbrechung des Verkehrs mit den Kolonien vermehrten sich die Staatsschulden, während der Kredit immer tiefer sank. Auch nachdem sich Godoy von der Leitung der Geschäfte zurückgezogen, behielt er als Günstling der Königin und durch seinen Verwandten, Cevallos, ersetzt, die Hand im Spiele. Er neigte sich jetzt Napoleon zu, kriegte 1801 gegen Portugal, das im Frieden zu Badajoz Olivenza an S. abtreten mußte, wofür aber dieses Louisiana in Nordamerika an Napoleon verlor. Als hierauf Karl IV. im Krieg Englands mit Frankreich 1803 seine Neutralität durch einen monatlichen Tribut von einer Million Piaster an Napoleon verkaufte, griffen im Oktober 1804 die Engländer die spanischen Silbergallionen an, u. das durch Krieg, Theuerung u. Seuchen schwer heimgesuchte Land ward in einen neuen Seekrieg mit England verwickelt und sah bei Trafalgar (21. Oktober 1805) seine Seemacht vernichtet. Napoleon, dessen Vertrauen Godoy durch zweideutiges Wesen verscherzt hatte, versetzte, um sich S.s zu versichern, spanische Truppen unter Romana nach Dänemark und ein anderes Corps unter O'Farill nach Toskana. Zugleich nöthigte er Godoy, den Friedensfürsten, zu dem Vertrag von Fontainebleau (27. Oktober 1807), dessen nächste Folge das Einrücken französischer Truppen in S. war. Als Haupt der Gegner des Friedensfürsten galt hier der Prinz von Asturien, der sich ebenfalls um Napoleons Protektion bewarb und die Beschwerden gegen den Friedensfürsten zu den Ohren des Königs brachte. Dafür ließen die Königin und der Günstling den Prinzen verhaften, den selbst der König beschuldigte, daß er es auf den Thron abgesehen habe, eine niedergesetzte Junta aber freisprach. Napoleon glaubte jetzt, mit Leichtigkeit eine uneinige königliche Familie beseitigen zu können und die Beistimmung eines Volkes zu erhalten, das er zur Civilisation zurückführen wollte. Unter dem Vorwande eines Seekrieges und der Kontinentalsperre drangen seine Truppen in die Halbinsel ein, bemächtigten sich der Küsten und setzten sich in der Nähe von Madrid fest. Man gab alsdann der königlichen Familie den Rath, sich nach dem Beispiele des Hauses Braganza nach Mexiko zurückzuziehen. Aber das Volk erhob sich gegen diese Abreise, und eine Insurrektion, der sich am 18. März 1808 die königlichen Garden in Aranjuez selbst anschlossen, stürzte den Friedensfürsten und bewog den König, am folgenden Tage zu Gunsten des Prinzen von Asturien zu abdiciren. Während dieser als Ferdinand VII. zum König ausgerufen ward und am 24. März in das bereits von den Franzosen besetzte Madrid seinen Einzug hielt, widerrief Karl IV. in einem Schreiben an Napoleon seine Abdankung als erzwungen. Indem nun Napoleon die Rolle eines Vermittlers übernahm, ließ er Ferdinand nach Bayonne kommen und eröffnete ihm hier, er sey unwiderruflich entschlossen, die Familie der Bourbons nicht mehr in S. herrschen und die seinige an deren Stelle treten zu lassen. Leicht schüchterte der Kaiser durch allerlei Drohungen die schwachen spanischen Fürsten ein, die durch ihre Zwietracht nur noch unfähiger zum Widerstande gemacht wurden. Am 5. und 6. Mai 1808 unterzeichneten sie eine förmliche Cession, worauf Joseph, König von Neapel, der Bruder Napoleons, von diesem am 6. Juni im Beiseyn einer Junta von 150 spanischen und amerikanischen Abgeordneten zu Bayonne zum Könige von S. ernannt wurde. Am 15 Juni eröffnete die Junta, die dem neuen Könige sofort gehuldigt hatte, ihre Sitzungen und beschwor am 7. Juli die neu entworfene Verfassung, worauf Joseph am 20. Juli seinen Einzug in Madrid hielt. Karl IV. mit dem jüngsten seiner Söhne wohnte anfangs in Compiègne, dann in Rom; Ferdinand, mit den beiden Infanten Don Carlos und Don Antonio, zu Valençay.

Das Glück hatte bisher alle Akte Napoleons gelingen lassen; aber der spanischen Beharrlichkeit war es vorbehalten, seinen Entwürfen einen unübersteiglichen Damm entgegenzusetzen. Schon war Blut geflossen; am 2. Mai hatten die Franzosen in Madrid einen furchtbaren Volksaufstand nur mit blutiger Strenge bewältigen können. Jetzt erhoben sich die Provinzen. Der Widerstand war eine allgemeine, plötzliche, freiwillige Begeisterung, ein gemeinschaftlicher Aufschwung. Auf allen Punkten zugleich organisirte sich die Empörung, es bildeten sich Provinzialjuntas, die Guerrillas bewaffneten sich in den Gebirgen, und man erklärte Alle für Feinde des Vaterlands, welche den Franzosen zugethan blieben. Mochte Napoleon für S. in Wahrheit ein Reformator seyn wollen, so verständigten sich doch die beiden Parteien der bürgerlichen Freiheit und der religiösen Knechtschaft, die der Cortes und die der Mönche, obschon in ihren Zwecken einander entgegengesetzt, schnell zu gemeinsamer Vertheidigung. Die eine stand an der Spitze der vornehmen Stände und der Mittelklasse, die andere an der Spitze des niederen Volkes, und beide entflammten im Wetteifer die Spanier durch das Gefühl der Unabhängigkeit, oder durch den religiösen Fanatismus. Der Rückzug der Franzosen, die Umzingelung und Kapitulation Duponts bei Baylen (20. Juli 1808), die tapfere Vertheidigung Saragossa's (s. d.) und die Räumung Madrids durch die Franzosen vermehrten die allgemeine Begeisterung. Zugleich erhob sich Portugal, wo Wellesley mit einem englischen Corps landete und die Franzosen unter Junot durch den Sieg von Vimeira und die Kapitulation von Cintra (21. u. 22. August) zum Abzug zwang. In offener Feldschlacht zwar blieben die Franzosen, wie ihr Sieg bei Medina del Rio Seceo bewies, stets überlegen, u. die Centraljunta, welche sich gebildet hatte, that manche Mißgriffe; auch eröffneten die Siege der Franzosen bei Gamoral, Espinosa und Tudela für Joseph (4. December) die Thore Madrids wieder. Allein gleichwohl vermehrten sich die Schwierigkeiten und Gefahren für die Franzosen von Tag zu Tag. Ihre abermaligen Siege bei Coruña über Moore (16. Januar 1809) und bei Medellin (28. Mai) brachten keine Entscheidung; vielmehr nahm der Krieg jetzt erst recht eigentlich den Charakter des furchtbarsten Volkskampfs an, in welchem die sonst so erfolgreichen Mittel napoleonischer Taktik nichts fruchteten. König Joseph, an der Festigkeit seines Throns verzweifelnd, mit seinem Bruder uneins und bei den Marschällen, denen jetzt Napoleon die Fortführung des Kriegs wegen der Erhebung Oesterreichs überlassen mußte, ohne Ansehen, war nicht im Stande, seine Sache mit Nachdruck zu verfechten. Vergebens bemühten sich die Franzosen, obwohl sie an Streitkräften den Spaniern und Engländern überlegen waren, Portugal wieder zu erobern und nach Cadix vorzudringen. Zwar hatte Wellingtons Sieg bei Talavera (27. u. 28. Juli) wegen des Anrückens neuer französischer Truppen nicht die erwarteten Folgen, und es mußten sich die Engländer sogar nach Portugal zurückziehen, während der spanische General Vanegas bei Almonacid (11. August) geschlagen ward, der englische General Wilson aber Ney gegenüber in den Engpässen bei Baros unterlag und Madrid gerettet ward; doch steigerten diese Erfolge der Franzosen nur die fanatische Erbitterung, welche außerdem in der finanziellen Bedrängniß und allgemeiner Nahrungslosigkeit materielle Anreizungen erhielt. Die Centraljunta, welche ihren Sitz zu Sevilla aufgeschlagen hatte, berief jetzt außerordentliche Cortes und ernannte eine Regentschaft. Neue Streitkräfte wurden ins Feld geführt. Arezaga rückte mit 55,000 Mann über Toledo bis Ocaña vor, ward aber hier von Mortier (18. November) aufs Haupt geschlagen. Dafür hielten die Guerrillas in Altkastilien, Aragonien, Navarra und Biscaya, wo Empecinado, Courillas, Rodriguez, Jacobe, Mina u. A. sich als ihre Führer auszeichneten, um so besser Stand und konnten weder durch mobile Kolonnen, noch durch feste Plätze im Zaum gehalten werden, aber auch nicht die Fortschritte der Franzosen im Süden hindern. Im Februar 1810 war ganz Andalusien mit Ausnahme von Cadix in den Händen der Franzosen, und Joseph konnte seinen Einzug in Sevilla halten, von wo die Centraljunta am 25. Januar nach Cadix entflohen war. Der Angriff der Franzosen auf diese Stadt scheiterte; wohl aber drang Massena mit großer Heeresmacht nach der Einnahme von Ciudad-Rodrigo und Almeida im August in Portugal ein, wo er sich bis zum März 1811 behauptete, aber dann durch Mangel an Lebensmitteln zum Rückzug genöthigt ward. In demselben Jahre eroberte Suchet die Festungen Tortosa und Tarragona, Soult die Grenzfestungen gegen Portugal und schlug Victor (3. März) ein englisches Corps unter Graham bei Chiclana. Suchet drang im Herbst nach Süden vor und eroberte im Januar 1812 Valencia. Zugleich aber rückte Wellington wieder in S. ein, eroberte im Januar 1812 Ciudad-Rodrigo und am 7. April Badajoz und schlug die Franzosen unter Marmont entscheidend bei Salamanca (22. Juli), worauf Joseph abermals Madrid verlassen und auch die Belagerung von Cadix im August wieder aufgegeben werden mußte. Zwar zog sich Wellington wegen unzureichender Streitkräfte vor den Franzosen, welche bedeutenden Sukkurs erhalten hatten, nochmals nach der portugiesischen Grenze zurück, wodurch die Franzosen wieder in den Besitz Madrids kamen; aber Napoleons Unglück in Rußland veränderte auch in S. die ganze Lage der Dinge. Zu Anfang des Jahres 1813 ward Soult aus S. abberufen; Suchet räumte Valencia im Juli; am 27. Mai mußte Joseph Madrid verlassen und sich mit der französischen Armee gegen Vittoria zurückziehen. Hier erfocht Wellington am 21. Juni den entscheidenden Sieg, welcher den Rückzug der Franzosen über die Pyrenäen u. den Einmarsch Wellingtons in Frankreich (9. Juli) zur Folge hatte. Noch aber gab Napoleon S. nicht verloren; von Dresden aus sandte er den Marschall Soult als Oberbefehlshaber aller zum Halbinselkrieg disponiblen Streitkräfte nochmals nach S. Derselbe vereinigte die geschlagenen Corps und stellte so dem andringenden Feinde eine ansehnliche Macht entgegen. Vom 24. Juli an schlug man sich in den Pyrenäen an verschie-

denen Punkten; aber Wellington behauptete seine Stellung und nahm am 31. August San Sebastian mit Sturm. Darauf überschritt er die Bidassoa, und nachdem auch Pampeluna gefallen, behaupteten sich die Franzosen nur noch in Barcelona und einigen andern katalonischen Plätzen. Als Wellington am 10. November die französische Heereslinie an der Nivelle angriff, zog sich Soult in das Lager von Bayonne zurück. Bei Orthes von Wellington geschlagen (26. Februar), ward er weiter gegen die obere Garonne zurückgedrängt, wo er bei Toulouse eine Stellung nahm. Hier entschied Wellingtons Sieg am 10. April 1814 S.s Unabhängigkeit. Die spanische Regentschaft, von England und Rußland anerkannt, hatte inzwischen die von den Cortes am 18. März 1812 zu Stande gebrachte neue Verfassung beschworen. Napoleon aber hatte schon vor der Entscheidungsschlacht bei Toulouse mit Ferdinand VII. zu Valençay Unterhandlungen einleiten lassen; der am 13. December 1813 abgeschlossene Vertrag, dem zufolge Napoleon Ferdinand VII als König von S. anerkannte und worin allgemeine Amnestie für alle Anhänger des gewesenen Königs Joseph und Vertreibung der Engländer vom spanischen Boden als Hauptbedingungen figurirten, wurde jedoch von der spanischen Regentschaft nicht angenommen. Die Cortes, die bereits am 15. Jan. 1814 ihre erste Sitzung wieder in der Hauptstadt gehalten, mißtrauisch gegen Napoleon und für ihre Verfassung besorgt, erließen am 3. Februar 1814 eine Einladung an Ferdinand VII., wonach dieser mit einem bloß aus Spaniern bestehenden Gefolge zurückkehren, aber sich ohne Verzug nach Madrid begeben und sich jedes Regierungsakts enthalten solle, bis er in der Mitte der Regentschaft die Aufrechthaltung der Konstitution beschworen habe. Ferdinand kam am 24. März 1814 in Gerona an. Scheinbar alle Verfügungen der Cortes billigend, verweilte er hier, dann in Saragossa, endlich, von dem geraden, ihm vorgeschriebenen Wege nach Madrid abgehend, in Valencia. Dort kam er mit dem Präsidenten der Regentschaft, dem Kardinal von Bourbon, seinem Oheim, zusammen, der ihm im Namen der Nation die ihm entfallene und ohne sein Zuthun erkämpfte Krone zurückgab, ohne ihn jedoch für die Verfassung der Cortes gewinnen zu können. Unter dem Schutze des Generals Elio, der mit einem Heere von 40,000 Mann auf die Seite des Königs trat, wagten es 69 ehemalige Cortes (später von den Anfangsworten ihrer Protestation spottweise „Perser" genannt), ihm eine Adresse zu überreichen, in welcher sie ihn ersuchten, die Verfassung nicht zu unterzeichnen und die Cortes aufzulösen. Wirklich verwarf der König von Valencia aus in einer Kundmachung vom 4. Mai 1814 die Konstitution, erklärte alle Schritte der Cortes und der Regentschaft für ungesetzlich und versprach Alles wieder in den Stand zu setzen, wie er vor Einführung dieser Neuerungen im Reiche gewesen sey. Den Vertheidigern der Volksrepräsentation wurde mit Todesstrafe gedroht, die Preßfreiheit vernichtet, der Versammlungsort der Regentschaft mit Truppen umstellt und die Versammlung der Cortes (10. u. 11. Mai) auseinandergejagt. Gleichwohl empfing das Volk von Madrid, über die von den Cortes neu eingeführte direkte Steuer mißvergnügt, den am 14. Mai 1814 einziehenden Monarchen mit Jubel. Sofort begann die rücksichtsloseste Verfolgung aller irgend hervorragenden Liberalen; die ausgezeichnetsten Männer standen auf der Proskriptionsliste, welche man dem getäuschten Könige in Valencia in die Hände gespielt hatte, und beseufzten im Kerker die Treulosigkeit ihrer Verfolger. Man nahm alle Papiere und Schriften der Cortes und der Regentschaft in Beschlag, und der General Eguia stand mit einer starken Division vom Armeecorps Elio's in der Nähe von Madrid, um im Nothfalle alle diese Verfügungen nachdrücklich zu unterstützen. Der König hatte zwar in einem Manifeste (24. Mai) der Nation eine Verfassung zu geben versprochen, aber dies Versprechen blieb nicht nur unerfüllt, sondern es erfolgten auch die reaktionärsten Maßregeln. Jesuiten, Klöster und Inquisition wurden restituirt. Die verheißene Amnestie für Diejenigen, welche unter Joseph freiwillig oder durch Verhältnisse gezwungen Dienste angenommen hatten, wurde verspottet; die geheime Polizei trieb ihr furchtbares Spiel; viele Patrioten retteten sich nur durch schnelle Flucht ins Ausland. Der Graf Toreno, Florez Estrada und Mina wurden abwesend zum Tode verurtheilt; der redlichste Freund des spanischen Volks, Agustin Arguelles, Martinez de la Rosa, Calatrava u. A. wanderten in die Gefängnisse von Ceuta und Peñiscola; ehrwürdige, aufgeklärte Geistliche beseufzten, ihrer Würden entsetzt, die Aufwallungen ihrer Vaterlandsliebe in den Bußgewölben einsamer Klöster, mehre ausgezeichnete Generäle hinter den Mauern fester Citadellen. Alle Offiziere bis zum Kapitän herab, welche Joseph gedient hatten, wurden mit Weib und Kind auf Lebenszeit verbannt, und gleiches Schicksal traf die Civilbeamten vom Staatsrath bis zum Kriegskommissär herab, so daß 1819 über 6000 Spanier in der Verbannung lebten und die Zahl aller ihrer bürgerlichen Rechte für verlustig erklärten, gefangenen oder vertriebenen Spanier sich auf 12 000 belief. Hin und wieder erhoben sich zwar Stimmen, um eine Verfassung mit Volksvertretung herbeizuführen, aber die Generäle Porlier und Lacy büßten das unternommene Wagstück auf dem Blutgerüste. Am unzufriedensten mit diesen Zuständen war das Heer. Guerrillas machten daher das Innere S.s sehr unsicher. Selbst die für liberale Ideen unempfängliche Masse des Volks ward der Regierung abgeneigt, weil mit der Willkür Verwirrung und Elend zunahmen. In den höheren Volksklassen aber trennten sich um so feindlicher die Parteien der Servilen und Liberalen. Die Unsicherheit in den Regierungsgrundsätzen und das geheime Ränkespiel bewies der häufige Ministerwechsel. In den Jahren 1814—19 lösten nicht weniger als 25 Ministerien einander ab. Das Vertrauen des Königs besaßen vornehmlich der Pater Cyrillo und der Beichtvater Bencomo, Männer, denen gegenüber der einsichtsvolle Finanzminister Garay sein besseres Finanz- und Steuersystem nicht durchsetzen konnte, sondern entlassen wurde.

Während Ferdinand auf diese Weise im Innern mit unumschränkter Willkür verfuhr, boten auch

die auswärtigen Verhältnisse kein erfreuliches Bild. Der pariser Friede von 1814 gab den an Frankreich abgetretenen Theil von San Domingo an S. zurück, und 1817 ward auch das Recht des Königs von Etrurien, des Sohnes einer spanischen Infantin, auf Parma anerkannt. In Folge des mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika abgeschlossenen Traktats vom 22. Febr. 1819 trat S. beide Floridas für 5 Millionen Dollars an die Vereinigten Staaten ab. Nun rüstete sich Ferdinand gegen seine amerikanischen Kolonien. Statt ihren gerechten Beschwerden abzuhelfen, erklärte er sie für Rebellen und verlangte unbedingte Unterwerfung. Aber der bei der damaligen Lage des Staats nicht abzuwendende Verlust der transatlantischen Besitzungen beschleunigte den Umsturz der alten, in ihren Grundvesten erschütterten Monarchie. Dieser Umsturz ward 1820 durch das Heer herbeigeführt. Während die Regierung in Cadix zur Expedition nach Amerika rüstete, ward auf mehren Punkten des Reichs ein allgemeiner Aufstand verabredet, der am 1. Mai 1820 ausbrechen sollte. Man benutzte dazu die Abneigung der Truppen, sich nach Amerika schicken zu lassen. Als nun die Einschiffung der Truppen vor sich gehen sollte, proklamirten vier Bataillone unter dem Oberstlieutenant Don Raphael **Riego** am 1. Januar 1820 zu San Juan die Verfassung von 1812, bemächtigten sich der Forts San Fernando und San Pedro, sowie der Stadt Isla de Leon, und eroberten La Caracca. Bald wuchs das Heer der Insurgenten, das den Namen Nationalheer annahm, bis auf 9000 Mann. Der Ingenieuroberst Quiroga, der an die Spitze desselben gestellt worden, erklärte im Namen desselben, daß es vom Könige die Annahme der Verfassung verlange. Zugleich ward eine provisorische Regierungsjunta in Isla de Leon errichtet, während ein Aufruf an das spanische Volk die Ursachen des Verfalls des Staats und der Nation schilderte. Bald erklärten sich die meisten Städte für die Verfassung der Cortes. Riego zog in Andalusien umher, die Verfassung proklamirend; Don Pedro Agar übernahm den Vorsitz in der Junta von Galicien; in Murcia ward am 29. Februar die Verfassung verkündigt; das Volk zerstörte den Palast der Inquisition, und aus dem Kerker des heiligen Gerichts traten Alpuenta und Torrijos an die Spitze der Verwaltung. Gleichzeitig erhob sich die kantabrische Küste, darauf Aragon; Mina pflanzte in Navarra die Fahne des Nationalheeres auf; in Pampeluna setzte der Vicekönig Espeleta die Verfassung in Kraft; Madrid selbst gerieth in Bewegung. Von hier war der General O'Donnell nach Ocaña gegangen, wo zum Schutze des Königs ein Heer zusammengezogen werden sollte. Aber auch er rief daselbst am 4. März die Verfassung aus und vereinigte sich mit Riego. Selbst General Freyre, der bis dahin dem Aufstande entgegen gewesen, proklamirte nun, nachdem mehre seiner Bataillone zu dem Nationalheere übergegangen waren, die Verfassung in Sevilla und Andalusien. Der erschrockene König verhieß in einem Dekret vom 1. März schleunigste Abstellung aller Mißbräuche in der Staatsverwaltung, und als dies nichts fruchtete, ließ er selbst am 6. März die alten Cortes einberufen. Aber auch das genügte dem gereizten Volke nicht, welches mit lautem Geschrei die Verfassung von 1812 verlangte. Der König fügte sich; durch Dekret vom 7. März verhieß er, dem allgemein ausgesprochenen Willen des Volks nachgebend, die von den Cortes 1812 angenommene Verfassung zu beschwören. An demselben Tage ward eine allgemeine Amnestie für die wegen politischer Vergehen Verhafteten und Verbannten erlassen, worauf das Volk die Kerker der Inquisition öffnete. Am 9. März errichtete Ferdinand VII. eine provisorische Junta, deren Präsident der Kardinal von Bourbon wurde und die bis zur bevorstehenden Zusammenberufung der Cortes alle Regierungssachen mit leiten sollte. In die Hände dieser Junta beschwor der König an demselben Tage die Konstitution und wiederholte auf dem Balkon des königlichen Palastes vor einer ungeheuren Volksmenge seinen Eid. Das neu ernannte Ministerium stellte alle Verfügungen wieder her, die sich auf Preßfreiheit und persönliche Freiheit bezogen. In den Provinzen wurden statt der Milizen Nationalgarden errichtet, neben den Generalkapitäns Xefes politicos eingesetzt. 233 Abgeordnete eröffneten am 9. Juli 1820 die **erste Versammlung der Cortes**; Espiga, Erzbischof von Sevilla, empfing als Präsident den Eid des Königs; der General Quiroga wurde zum Vicepräsidenten ernannt. Die wohlthätige Umbildung der inneren Staatsverwaltung schritt rasch vor; **Oconno** und **Toreno**, zwei würdige, der Tortur der Inquisition unlängst entrissene Männer, wurden Minister, und es erging eine allgemeine Amnestie für alle wegen politischer Meinungen oder durch die Inquisition Verhaftete. Dieses Schreckensgericht selbst ward durch Dekret vom 9. März 1820 abgeschafft. Das Volk bezeigte über diese Verfügung eine ausgelassene Freude; in Barcelona, in Murcia, in Valencia, in Madrid wurden die Kerkerpforten gesprengt, die Inquisitionsgebäude theilweise, in Murcia gänzlich zerstört, die Papiere des grausen Tribunals den Flammen und den Winden preis gegeben, unglückliche Gefangene, in Valencia allein 1400, aus Ketten und Banden erlöst und aus finsteren, feuchten Kerkern an das Licht der Sonne hervorgezogen. Alle Güter und Einkünfte der Inquisition wurden dem Tilgungsfond der Staatsschuld zugetheilt, die Freiheit der Presse durch eine oberste Censurjunta, in den Provinzen durch dieser untergeordnete Censurbehörden geregelt, und die konstitutionellen Gerichtshöfe wieder hergestellt (Dekret vom 20. März 1820). Die aufgehobenen Majorate und Fideikommisse traten in die Klasse veräußerlicher Güter, die geflüchteten Spanier wurden mit Wiedereinsetzung in den vorigen Stand in das Vaterland zurückberufen, endlich auch die Klöster, mit Ausnahme von 14, aufgehoben und die Geistlichkeit mit einer Abgabe vom Zehnten, welche man für die Staatskasse zu 15 Millionen Realen anschlug, besteuert. Die letzte Verfügung zog den Cortes unter diesem Stande (man rechnete damals, ohne die Nonnen, in S. 148,240 Geistliche aller Art, deren Güter einen Werth von 18 Milliarden 750 Millionen Realen betrugen) geheime Feinde zu; zu der vorletzten gab der König nur

mit großem Widerwillen seine Einwilligung; die Verbannung seiner Günstlinge (unter diesen des Herzogs von Infantado), die ihm abgedrungene Entlassung seines Beichtvaters und seines Oberhofmeisters, des Grafen von Miranda, schienen bereits einen geheimen Groll in seinem Innern zu erregen.

Gleich bei der Einführung der neuen Verfassung hatte sich an den Grenzen von Portugal aus geflüchteten Geistlichen, im Bunde mit Schleichhändlern und Räubern, eine „apostolische Junta" gebildet, die, von Portugal aus mit Geld und Waffen unterstützt, das Volk gegen die Regierung aufwiegelte. Es gelang ihr, die Begeisterung für die Verfassung nach und nach zu untergraben. Bei der Eröffnung der zweiten Cortesversammlung am 1. März 1821 beschwerte sich der König bitter über die Umgriffe des demokratischen Geistes, und die Minister, die von dieser Erklärung nichts wußten, nahmen ihre Entlassung. Ein Volksaufstand in Madrid war Veranlassung, daß die Cortes am 15. April 1821 ganz S. in Gefahr und Belagerungszustand erklärten; der aus Caracas zurückgekehrte Feldherr Morillo wurde an die Spitze der bewaffneten Macht gestellt. Der König selbst hatte mit den Cortes einige Mißhelligkeiten gehabt und einigen Gesetzen seine Sanktion verweigert. Dazu regten die Ereignisse in Neapel und Piemont die Exaltados (Ultraliberalen) immer mehr auf, und die Absetzung des Generalkapitäns von Aragonien, Riego, erregte neue Unruhen. Der Grenzkordon, den Frankreich unter dem Vorwande des zu Barcelona ausgebrochenen gelben Fiebers an seinen Grenzen zog, wurde der Sammelplatz unzufriedener und an dem Umsturze der bestehenden Ordnung insgeheim arbeitender Spanier. Zwar berief der König am 21. Sept. 1821 die außerordentlichen Cortes, aber auch sie vermochten in dieser trostlosen Lage S.s nicht Hülfe zu schaffen. Weder die Anleihen, noch die Einführung einer direkten Steuer, noch der Verkauf der Nationalgüter, noch die Unterhandlungen mit den amerikanischen Provinzen hatten den erwünschten Fortgang; letztere befestigten sich vielmehr in ihrer Unabhängigkeit. In diesen Verlegenheiten aller Art glaubte die Regierung nur durch Mäßigung den inneren Frieden herstellen und den äußeren Frieden behaupten zu können. Aber eben deshalb klagten die Communeros oder die Partei der strengen Anhänger der Verfassung die Minister des Irrthums und der Schwäche an; auch die Cortes verlangten im December 1821 von dem Könige die Ernennung eines kräftigeren Ministeriums. Nach mehren Aenderungen ward endlich ein neues Ministerium gebildet, worauf sich die Provinzen unterwarfen. Um jedoch die innere Ruhe noch mehr zu befestigen, faßten die Cortes Gesetze ab zur Einschränkung der Preßfreiheit, des Petitionsrechts und der Volksklubs, wodurch die Plane der „Descamisados", d. i. Ohnehemden, entsprechend den französischen Sansculottes oder Ohnehosen, welche die Monarchie auflösen wollten, vereitelt wurden. Nur mit den „Glaubensschaaren", welche zur Wiederherstellung des alten Regierungssystems von der Geistlichkeit organisirt wurden, dauerte der Kampf in mehren Provinzen fort. In der 3. Sitzung der ordentlichen Cortes vom 1. März 1823 bis 30. Juni 1824 hatte anfangs die gemäßigte liberale Partei das Uebergewicht, und das Ministerium, in welchem Martinez de la Rosa als Minister der auswärtigen Angelegenheiten das System der Mäßigung behauptete, schien die Ruhe im Innern nach und nach mit der Ordnung und dem Vertrauen wieder herzustellen, als der Friede von außen her bedroht zu werden anfing. Die längs den Pyrenäen versammelten französischen Truppen und die Entwürfe der spanischen Verbannten erregten den Argwohn, daß die in Katalonien und Navarra von Mönchen und Priestern unter den Bauern im absolutistischen Sinne angestifteten Unruhen von der französischen Regierung begünstigt würden. Da nun auch in anderen Provinzen Banden sogenannter Glaubenssoldaten umherstreiften, so beschlossen die Cortes, daß jeder aufrührerische Ort nach den Kriegsgesetzen behandelt und daß die freiwillige Nationalmiliz in dem ganzen Königreich bewaffnet werden sollte. Die konstitutionell gesinnten Truppen siegten jetzt auf allen Punkten. Da versuchten 4 Bataillone der Garde am 7. Juli, den König aus seinem Palaste mit Gewalt zu entführen; doch schon bei der Puerta del Sol wurden sie von der madrider Nationalgarde unter Ballesteros angegriffen und zerstreut. Sie flüchteten zum Theil in den Palast. Der König, welcher anfangs die Plane der Garden zu billigen schien, zeigte jetzt Schwäche und Unentschlossenheit. Die meuterischen Bataillone sollten ihre Waffen abliefern, allein statt dessen feuerten sie auf die Nationalgarde, die nun über die Rebellen herfiel, so daß nur Wenige entkamen. Ein Ministerwechsel und mehre Entlassungen und Verbannungen waren die Folgen dieses mißlungenen Aufstandes. Um so erbitterter kämpften jedoch die Glaubensschaaren in Biscaya, Navarra und Katalonien. In Katalonien errichteten die Anhänger des absoluten Systems zu Seu de Urgel eine Regentschaft, die im Namen des „gefangenen" Königs Ferdinand VII. Alles in S. wiederherzustellen befahl, wie es vor dem 7. März 1820 bestanden habe. Endlich gelang es Mina, in Katalonien die Truppen des sogenannten Glaubensheeres zu schlagen, während andere konstitutionelle Generäle die in Navarra und Biscaya gesammelten Haufen zerstreuten, worauf sich die Regentschaft und die Anführer mit den Trümmern ihrer Schaaren im November 1822 nach Frankreich flüchteten. Seu de Urgel und andere feste Punkte, die sie in S. inne gehabt, wurden im Februar 1823 genommen. In dieser Verwirrung berief Ferdinand die außerordentlichen Cortes, welche sich vom 7. Oktober 1822 bis zum 19. Februar 1823 hauptsächlich mit der Ausrüstung von Streitkräften und den auswärtigen Angelegenheiten beschäftigten. Außer einem Zwiste mit dem Papste, der den nach Rom bestimmten spanischen Gesandten Villanueva anzunehmen sich weigerte, waren die Verhandlungen mit Frankreich von den wichtigsten Folgen. Frankreich duldete den Aufenthalt spanischer Royalisten in Bayonne und anderen Grenzorten, von wo aus die sogenannte theokratische Partei die Flamme des Bürgerkriegs in S. unterhielt, und

verwandelte den Sanitätskordon in ein Beobachtungsheer, dann nahm es die Trümmer des Glaubensheeres und die Regentschaft auf, gestattete, daß die letztere eine Anleihe in Paris unterhandelte, und beförderte endlich die Ausrüstung der Glaubenstruppen auf französischem Boden, während es auf dem Kongresse zu Verona im November 1822 für eine bewaffnete Intervention in den spanischen Angelegenheiten sprach. Auch die übrigen europäischen Mächte faßten die Angelegenheiten S.s auf dem Kongresse zu Verona scharf ins Auge. Großbritannien versuchte zwar als Vermittler aufzutreten, da aber die Cortes alle Vorschläge zu Veränderungen in der Verfassung stolz zurückwiesen, so erhielten die Gesandten von Frankreich, Oesterreich, Rußland und Preußen von ihren Monarchen den Befehl, den spanischen Hof zu verlassen (am 9. Januar 1823). Frankreich hatte in Verona die Rolle eines bewaffneten Vermittlers übernommen, demzufolge 100,000 französische Krieger, mit den Glaubenssoldaten verbunden, bei Perpignan und Bayonne sich versammelten, während die Cortes die aktive Nationalgarde zu den Waffen riefen. Der Herzog von Angoulême erließ als Oberbefehlshaber des französischen Invasionsheeres am 2. April zu Bayonne einen Aufruf an die spanische Nation, in welchem er erklärte, daß die Franzosen nur als Hülfstruppen kämen, um S. von dem Unglück der Revolution zu befreien, und überschritt an der Spitze des französischen Heeres am 7. April 1823 die Bidassoa; die Spanier leisteten nur in kleinen Gefechten Widerstand; an eine Hauptschlacht war bei ihren zerstreuten, schlecht organisirten Streitkräften nicht zu denken. Marschall Moncey drang Ende April in Katalonien ein; mit ihm rückte die Glaubensarmee unter Quesada in S. ein und entehrte sich durch Ausschweifungen, Excesse und blutige Reaktionen eben so sehr, als die Franzosen Mäßigung und strenge Mannszucht beobachteten. Die Erschlaffung des Volks war unverkennbar; die Geistlichkeit hatte den eindringenden Franzosen kräftig vorgearbeitet, die Einheit einer heldenmüthigen, von Vaterlandsliebe begeisterten Nation war durch Parteigeist zerrissen, die frühere Begeisterung für Freiheit und Verfassung merklich verschwunden. Der Plan, den König und die Regierung nach Sevilla zu verlegen, hatte ihn in Konflikt mit den Ministern gebracht, die er, nach zweimaligem Versuch, sich ihrer zu entledigen, nach Eröffnung der 4. ordentlichen Cortes (1. März) behalten mußte. Der König mußte sich nach Sevilla begeben, wo er mit den Gesandten von England, den Niederlanden, Portugal, den Vereinigten Staaten, Dänemark, Schweden und Sachsen am 11. April anlangte und wo die Cortes am 23. April ihre Sitzungen eröffneten. Zwar erklärte der König am 23. April den Krieg an Frankreich; doch besaß die herrschende Partei weder Popularität, noch Energie genug, die Nation zu einem Kampf auf Tod und Leben zu entflammen. Die Aushebung von 30,000 Rekruten ging langsam oder gar nicht von Statten. Ohne die Besatzungen von 25,000 Mann hatte die spanische Regierung 4 Armeecorps aufgestellt. Das erste von 20,000 Mann unter Ballesteros zog sich bei dem Vorrücken der Franzosen hinter den Ebro; das zweite gleich starke unter Mina sollte Katalonien vertheidigen; das dritte von 18,000 Mann unter O'Donnell stand in und um Madrid; das vierte von 10,000 Mann unter Morillo in Galicien und Asturien. Dieser zerstreuten, zum Theil ungeregelten Streitkraft stand ein französisches Heer von gegen 100,000 Mann unter trefflichen Führern gegenüber, das von etwa 30,000 Mann fanatisirter Spanier unterstützt wurde. Ohne zu kämpfen, zog sich Ballesteros nach dem Ebro, dann nach dem unglücklichen Gefecht bei Logroño nach Valencia zurück, so daß der Herzog von Angoulême schon am 17. April sein Hauptquartier zu Vittoria nehmen konnte. Graf Molitor schnitt Mina in Katalonien ab, wo der Feldzug am 18. begann. Am 2. Mai besetzte Moncey Gerona, und bald waren Oberkatalonien, Biscaya, Aragonien, Kastilien und Asturien fast ohne Kampf von den Franzosen besetzt, und nur in Unterkatalonien entspann sich durch Mina ein lebhafter Guerrillaskrieg, der die Franzosen ermüdete und es zu keinem entscheidenden Schlage kommen ließ. Trotzdem rückten die Franzosen über Burgos und Valladolid nach der Hauptstadt vor, wo der Herzog von Angoulême am 24. Mai unter dem Jubel des Volks, das schon Tags vorher den Versammlungssaal der Cortes zerstört hatte, einzog. Eine von ihm eingesetzte Regentschaft begann sofort das Werk der Restauration. Ohne Geld und Kredit konnte jedoch die Regentschaft, welche aus der französischen Kriegskasse erhalten werden mußte, der Unordnung in der Verwaltung nicht abhelfen; sie vermochte nicht einmal die zuchtlosen Banden der Glaubenssoldaten militärisch zu organisiren. Der Schauplatz des Kriegs, der sich rasch seinem Ende zuneigte, ward darauf nach Andalusien und Estremadura verlegt, wo die Franzosen ebenfalls vom Volke als Befreier empfangen wurden. Die Cortes versuchten zwar in Sevilla einen allgemeinen Guerrillaskrieg zu entzünden, regten aber durch ihre durch Geldmangel erzwungenen Beschlüsse der Einziehung des Vermögens aller Spanier von der Gegenpartei und eines gezwungenen Anlehens von 200 Millionen Realen, sowie der Ausprägung des unnöthigen Kirchensilbers und andere Maßregeln den Volkshaß noch mehr gegen sich auf. Vom vordringenden Feind bedrängt, beschlossen die Cortes, den König zur Abreise nach Cadix zu veranlassen. Auf die Weigerung desselben wurde eine provisorische Regentschaft auf die Zeit der Reise nach Cadix mit der vollziehenden Gewalt bekleidet. Am 12. reiste Ferdinand von Sevilla ab, und am 15. Juni traf er in Cadix ein, wo die Cortes ihre Sitzung am 18. Juni fortsetzten, wogegen die königliche Regentschaft in Madrid am 18. Juni alle Deputirte, die an der Sitzung vom 11. Theil genommen, für Hochverräther erklärte. Um dieselbe Zeit unterhandelte Morillo in Galicien mit dem französischen General Bourck und unterwarf sich schließlich gegen das Versprechen vollkommener Amnestie der Regentschaft in Madrid. Die ihm untergebenen Generäle leisteten zwar noch einigen Widerstand, allein nachdem Quiroga, von der Nutzlosigkeit weiteren Kampfes überzeugt, sich nach Cadix eingeschifft hatte, unter-

warfen sie sich auf dieselben Bedingungen hin wie Morillo. Nur Mina führte noch, an der Spitze von nicht mehr als 6900 Mann, drittehalb Monate lang den Gebirgskrieg in Katalonien mit außerordentlicher Klugheit und Geschicklichkeit fort. General Sarsfield verließ damals ebenfalls die Sache der Konstitutionellen und unterwarf sich dem Marschall Moncey; die Besatzung von Cardona pflanzte die Fahne Ferdinands auf, und Barcelona wurde zur See gesperrt. Unterdessen drängte Molitor den General Ballesteros von einer Stellung in die andere zurück und schlug ihn, in Murcia eindringend, am 28. Juli bei Campillo, worauf auch Ballesteros mit Molitor am 4. August unter ähnlichen Bedingungen wie Morillo eine Kapitulation abschloß. Nachdem so die Konstitutionellen auf allen Punkten besiegt und unterworfen worden waren, gewannen die überspannten Royalisten, Manaloa genannt, fast überall die Oberhand, und es begann nun die rücksichtsloseste Verfolgung der Liberalen, der der Herzog von Angoulême vergeblich Einhalt zu thun suchte. Cadix war inzwischen von den Franzosen zu Wasser und zu Land eingeschlossen worden. Angoulême selbst kam am 16. August vor Cadix an, wo das Belagerungsheer jetzt auf 30,000 Mann anwuchs. Nachdem am 31. August der Trocadero erstürmt worden, berief die dortige Regierung am 6. September die außerordentlichen Cortes, die der Vertheidigungsjunta eine fast unumschränkte Gewalt übertrugen. Riego hatte den kühnen Plan gefaßt, sich nach Malaga durchzuschlagen, um die Truppen des Ballesteros für die konstitutionelle Sache zu gewinnen, ward aber abgeschnitten, verwundet und gefangen genommen. Am 23. September ward Cadix durch Kanonierboote bombardirt und an mehren Orten angezündet, und schon trafen die Belagerer Anstalten zu einem allgemeinen Sturme, als die Cortes am 28. September den Beschluß faßten, dem König die absolute Gewalt wieder zu übergeben und ihn zu bitten, sich in das französische Lager zu begeben, um dort die günstigsten Bedingungen für sein Volk zu erlangen. Der König sicherte Schutz gegen Verfolgungen zu, worauf sich die Cortes noch an demselben Tage für aufgelöst erklärten und der König den Herzog von Angoulême seine Ankunft im französischen Hauptquartier in Puerto-Santa-Maria anmelden ließ. Die Nationalgarden von Madrid verlangten jedoch sichere Bürgschaft der Amnestie, ehe der König abreisen konnte, und der General Eleve ward mit dieser Forderung in das französische Lager geschickt. Der Herzog von Angoulême nahm ihn indeß nicht an, sondern ließ der Besatzung nur die Wahl zwischen Sturm und unbedingter Uebergabe. In Cadix herrschte jetzt die größte Verwirrung, bis eine im Namen des Königs erlassene Proklamation, worin die vollständigste Vergessenheit alles Vorgefallenen, die Anerkennung der von der gegenwärtigen Regierung gemachten Schulden und die Bestätigung aller von der konstitutionellen Regierung ertheilten Würden und Aemter, sowie eine auf bürgerliche Freiheit und Sicherheit der Personen und des Eigenthums gegründete Verfassung versprochen wurde, die Gemüther beruhigte. Der König erschien am 1. Oktober 1823 mit seiner Familie zu Puerto-Santa-Maria. Seine erste Regierungshandlung war eine Proklamation, in welcher er alle Akte der konstitutionellen Regierung vom 7. März 1820 bis zum 1. Oktober 1823, „indem er während dieses Zeitraums seiner Freiheit beraubt gewesen sey", für null und nichtig erklärte, alle Beschlüsse der madrider Regentschaft belobte und genehmigte, den Herzog von Infantado zum Oberbefehlshaber seiner Armee und seinen gewesenen Beichtvater Victor Saez, Domherrn von Toledo, zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannte. Nachdem der König Tags darauf unter dem Jubel des Volks sich nach Sevilla begeben, besetzten die französischen Truppen Cadix und die Insel Leon, von wo fast alle Mitglieder der Cortes und der Regierung, Offiziere und andere Theilnehmer an der Revolution, überhaupt gegen 600 Personen, sich nach Gibraltar, Amerika und England begeben hatten. Auch Mina, der in Katalonien den Krieg noch bis zum November fortgeführt, gab endlich den Widerstand auf und schiffte sich nach Amerika ein. In S. begann jetzt die rücksichtsloseste Reaktion. Durch Dekrete wurden die gewesenen Cortes 5 Stunden, alle konstitutionellen Beamten, vom höchsten bis zum niedrigsten, 15 Stunden weit aus dem Umkreise der Hauptstadt verbannt, in welche der König am 13. November seinen Einzug hielt. Riego büßte seinen Kampf für den Konstitutionalismus mit dem Tode. Konstitutionell-gesinnte Geistliche wurden in Klöster von der strengsten Observanz eingesperrt; dagegen durchzogen Missionäre auf königlichen Befehl die Provinzen, um gegen den „Irrwahn der Verfassung" zu predigen; die Jesuiten traten aus ihren Schlupfwinkeln wieder ans Tageslicht und erhielten alle Lehrkanzeln eingeräumt, und selbst die Gebäude der Inquisition wurden eifrig wiederhergestellt.

Ein Ueberblick auf das folgende Jahr (1824) beurkundet die Schwäche der Regierung, ein immerwährendes Schwanken in der Wahl der zu ergreifenden Maßregeln, einen Mangel an Eintracht mehr als zur Genüge. Der gänzliche Abfall der überseeischen Kolonien, Geldmangel und der zerrüttete Zustand aller Verwaltungszweige drückten das verarmte Land vollends zu Boden; die Aufrechthaltung der inneren Ruhe machte den fortwährenden, kostspieligen und der Mehrzahl des Volks gehässigen Aufenthalt der französischen Truppen unentbehrlich. Mehre Versuche zur Wiedereinführung der Inquisition wurden zwar von dem Könige zurückgewiesen, auch der Domherr Victor Saez aus dem Ministerium entfernt, aber seinem Nachfolger, dem Marquis von Casa-Irujo (der schon am 18. Jan. 1824 starb), gelang es eben so wenig als ihm, der allgemeinen Verwirrung, einer drückenden Schuldenlast und einer gänzlichen Verarmung abzuhelfen. Der Graf von Ofalia, der am 2. Dec. 1823 an die Spitze des neuen Ministeriums gestellt worden war, that das Aeußerste, um die von der französischen Regierung vorgeschlagene allgemeine Amnestie durchzusetzen; aber der fanatisirte Pöbel bedrohte Alle, welche für die Amnestie waren, mit dem Tode. Der Inhalt der weise Mäßigung aussprechenden Ordonnanz von Andujar wurde umgangen und die mit den

Generälen, welche sich unterworfen hatten, abgeschlossenen Kapitulationen weder für diese, noch für ihre Truppen aufrecht erhalten. Das Amnestiegesetz wurde bald vorgeschlagen, bald diskutirt, bald angenommen, bald verworfen; die Verfolgungen gegen die Liberalen nahmen so überhand, daß in manchen Städten nur die französischen Bayonnette dem aufgeregten Pöbel Einhalt thun konnten. In Toledo, Barcelona, Bilbao und Saragossa beging die Hefe des Volks gegen ehemalige Konstitutionelle die abscheulichsten Excesse. Die sogenannten königlichen Freiwilligen, eine Art Prätorianer des Absolutismus und des Pfaffenthums, die man aus dem feilen Gesindel aller Städte über ganz S. organisirt hatte, benahmen sich trotzig und übermüthig und wurden unter den Händen fanatischer Priester gelehrige Werkzeuge zur Verfolgung der Liberalen, ja selbst der Gemäßigten. Endlich am 1. Mai 1824 wurde die so lange verheißene Amnestie proklamirt, die aber, sehr auf Schrauben gestellt, diesen Namen kaum verdiente. Auch ward das gemäßigte Ministerium Ofalia gestürzt und Zea Bermudez trat an seine Stelle. Die zur Prüfung der politischen Meinungen u. Handlungen der Angestellten oder Anzustellenden niedergesetzte Reinigungsjunta fand im Gange der von ihr angestellten Untersuchungen Schuldige in Menge, und häufige Todesurtheile erfolgten; viele Ausgewanderte oder im Versteck verborgen gewesene Konstitutionelle, die sich zuversichtlich vor diese Reinigungskommission gestellt, bereuten ihr Vertrauen im Kerker. Ein Dekret vom 1. Aug. befahl allen gewesenen Freimaurern und Mitgliedern anderer geheimen Verbindungen, sich selbst anzuzeigen, widrigenfalls sie als Hochverräther bestraft werden würden. Eine Ordonnanz, gegen Ende Okt. 1824, ernannte die Ortsobrigkeiten im ganzen Königreiche und hob dadurch das letzte alte Recht der Gemeinden auf, sich ihre Vorsteher selbst zu wählen. Der Parteigeist brachte endlich selbst im Ministerium, am Hofe und in der königlichen Familie Spaltungen hervor. Die apostolische Junta suchte durch geheime Agenten das Volk selbst gegen den König, der ihrer Meinung nach nicht streng genug verfuhr, oder dem französischen Einflusse zu sehr nachgab, aufzuhetzen und trat selbst mit den Ruhestörern im benachbarten Portugal in Verbindung. Da unter solchen Umständen die Ruhe noch keineswegs hergestellt war, so schloß die Regierung am 10. Dec. einen neuen Vertrag ab, wonach 22,000 Franzosen noch ferner in S. bleiben sollten. Aber die Bemühungen der französ. Bevollmächtigten, Ordnung u. Ruhe im Königreich zurückzuführen, blieben fruchtlos; ein Vorschlag des franz. Kabinets, für S. unter passenden Modifikationen eine der französischen Charte ähnliche Verfassung anzunehmen, fand eine sehr kalte Aufnahme. Dabei nahm der Geldmangel in den öffentlichen Kassen so überhand, daß 1825 die Staatsbeamten nicht einmal einen Theil ihrer monatlichen Besoldung erhalten konnten. Schon Ende 1824 hatte die Staatsschuld und das Deficit in den Finanzen an 590 Mill. Realen betragen. Um die von den Ultras verbreitete Beschuldigung zu widerlegen, daß die Regierung selbst aus den Freimaurern oder Negros bestehe, wurde der Guerillashäuptling, General Don Juan Martin (Empecinado, der Pechschwarze), der sich im Befreiungskampf rühmlichst hervorgethan, eingekerkert und in Roa hingerichtet. Dasselbe Schicksal hatten am 1. Sept. 7 in Granada entdeckte Freimaurer. Da sich aber gleichwohl die gemäßigte Partei und der sie unterstützende Einfluß des französischen Kabinets wieder zu heben, ja sogar die Oberhand gewinnen zu wollen schien, indem mehre einflußreiche Kreaturen der apostolischen Partei den Hof meiden mußten, so sann diese auf einen Gewaltstreich. Um Gährungen zu erregen, setzte man das Gerücht in Umlauf, der König wolle zu Gunsten seines Bruders Don Carlos abdanken. General Bessières stellte sich unter dem Vorgeben, den König aus der Sklaverei befreien zu wollen, in welcher seine Minister ihn hielten, an die Spitze eines bewaffneten Haufens, um Karl V. als König zu proklamiren, während bezahlte Mönche auf den öffentlichen Plätzen der Hauptstadt in überspannten Predigten den König einen Freimaurer, seinen Bruder hingegen einen guten, des Throns würdigen Katholiken nannten. Aber Bessières wurde vom General d'Espagna geschlagen, gefangen und mit 7 seiner Gefährten am 26. Aug. 1825 zu Molina d'Aragon erschossen. Auch General Capape, der zuerst Aragonien zu Gunsten Karls V. insurgiren wollte, wurde zum Tode verurtheilt und gegen viele angesehene Personen, darunter besonders höhere Geistliche, Verhaftung verfügt. Der Minister Zea ging darauf (im Sept.) damit um, eine allgemeine Amnestie ohne Ausnahmen, die Reorganisation der so gefährlichen königlichen Freiwilligen, sichere Garantie für eine große, zu negociirende Anleihe, endlich die durch die Macht der Zeitumstände gebotene Anerkennung der amerikanischen Freistaaten ernstlich zu betreiben, beschleunigte aber dadurch nur seinen Fall. Von seinem Posten am 24. Oktober entlassen, wurde er von dem Herzoge von Infantado ersetzt. Obgleich dem französischen Einflusse entschieden abgeneigt, zog dieser doch bald den Vorwurf der Lauheit auf sich. Am meisten beschäftigten Ende 1825 die amerikanischen Angelegenheiten das Kabinet, obwohl S. von seinen überseeischen Kolonien thatsächlich nur noch Cuba und Portorico, das von Peru getrennte Callao und die Philippinen besaß. Schon am 18. Aug. 1826 sah sich der Herzog von Infantado genöthigt, seine Entlassung zu nehmen, worauf der Ritter Salmon, von Zambrano als Kriegs- und Ballesteros als Finanzminister unterstützt, an seine Stelle trat. Mehre karlistische Revolten und Verschwörungen wurden zwar unterdrückt, aber als der Dey von Algier des nicht bezahlten Tributs wegen spanische Fahrzeuge kapern und die spanischen Küsten plündern ließ, mußte die Schmach aus Geldmangel ungerächt bleiben. Während nun die Einführung einer Konstitution im benachbarten Portugal 1826 der Regierung manche Verlegenheit bereitete, fand im Aug. 1827 in Katalonien abermals eine karlistische Schilderhebung Statt. Der Generalkapitän der Provinz, der sich nicht zu helfen wußte, nahm seine Entlassung und ward durch den Grafen d'Espagna ersetzt, der die Insurrektion insgeheim begünstigte. Schnell wuchs das Heer der Aufrührer bis auf 14,000 Mann

an. Der König ließ sogleich alle disponibeln Truppen zusammenziehen und in Eilmärschen dahin aufbrechen, während er sich selbst am 22. Sept. nach Katalonien begab, um den Aufruhr zu unterdrücken. Diese Thätigkeit des Königs kam den Apostolischen unerwartet; sie zogen sich von den Rebellen zurück, die nun nach mehren Gefechten überwältigt wurden. Mehre hundert Insurgenten wurden hingerichtet, andere nach Ceuta in Afrika gesandt, Tausende flüchteten in die Gebirge oder über die französische Grenze. Der König kehrte im Aug. 1828 nach Madrid zurück, aber ohne die Unruhen vollständig gestillt zu haben. Bereits 1827 hatten die französischen Truppen die spanischen Festungen und 1828 auch Cadix geräumt. Die Finanznoth war aber jetzt größer als je. Die Staatsschuld war bis auf 400 Mill. Thaler gestiegen, die Abgaben gingen nicht ein, und jedes Jahr ergab ein neues Deficit von 25—30 Mill. Thalern. Dazu bestanden England und Frankreich auf der Bezahlung ihrer großen Forderungen und ließen sich schwer zu einer billigen Ermäßigung derselben bewegen. Die Regierung sah sich 1828 auch genöthigt, da die letzten Festungen auf der Terra firma von Amerika, das Fort San Juan d'Ulloa bei Veracruz 1825, Callao bei Lima 1826, gefallen waren, den spanischen Handel, damit er nicht ganz untergehe, nach den insurgirten Provinzen Amerika's zu gestatten, jedoch nur unter fremder Flagge. Daneben trieb die apostolisch-absolutistische Reaktion am Hofe ihr finsteres Spiel nach wie vor, während sich besonders in den Seestädten der glühendste Freiheitssinn immer lauter äußerte. Der an Geist und Körper sieche Ferdinand VII. war selbst dazu bestimmt, von seinem Todbette aus den Brand in die glimmende Asche zu werfen und seinen Widersachern die Waffe oder wenigstens den Anlaß zu einem Kampfe zu geben, in dem endlich die Konstitutionellen ihre Gegner niederschlugen. Nach drei kinderlosen Ehen vermählte er sich am 10. Dec. 1829 mit der schönen, aber ränkevollen Prinzessin Marie Christine von Neapel, die durch sorgsame Pflege einen großen Einfluß auf ihn gewann und auf deren Antrieb er die sogenannte pragmatische Sanktion vom 29. März 1830 erließ, wonach, mit Aufhebung des salischen Gesetzes, aber im Einklange mit den altkastilischen Rechten und mit der 1789 von Karl IV. geordneten Succession, der Thron auch für die weibliche Nachkommenschaft erblich seyn sollte. Bald darauf gebar Marie Christine eine Tochter, die nachherige Königin Isabella, die zur Prinzessin von Asturien und zur Kronerbin erklärt wurde. Eine Verschwörung der Karlisten gegen das Leben des Königs und der Königin wurde entdeckt und vereitelt, doch die apostolischen Verschwörer nur gelinde bestraft. Dagegen erregte die Einführung eines neuen Finanz- und Steuersystems mit höchst drückenden Abgaben allgemein Mißvergnügen und bald auch Unruhen und Empörungen, welche die Regierung meist unbestraft lassen mußte, weil die Julirevolution von 1830 in Frankreich auch in S. eine große Gährung in den Gemüthern hervorgerufen hatte und sogar zu offenen Unruhen in Granada, Murcia und den baskischen Provinzen führte. Unterdessen war von spanischen Ausgewanderten, unter Leitung des Lopez Pinta, eine Junta zur Herstellung der konstitutionellen Regierung in S. gegründet worden, die von den amerikanischen Republiken mit Geldmitteln unterstützt wurde. Da S., angeblich von Rußland dazu ermuntert, eine feindliche Stellung gegen die neue französische Regierung annahm, so erlaubte diese, daß die spanischen Verbannten sich auf französischem Gebiet zu Einbrüchen in S. rüsteten. Wirklich drangen um Mitte Okt. die Konstitutionellen in einzelnen Haufen, von Mina, Lopez, Bannos, Milanos, Gourea u. And. geführt, über die Pyrenäen vor, wurden aber von den royalistischen Generälen Juanito, Santos-Ladron und Espagna zersprengt und über die Grenzen zurückgetrieben. Der Landungsversuch des ehemaligen Kriegsministers Torrijo mit 80 Liberalen am 1. Dec. 1831 bei Malaga mißlang ebenfalls. Torrijo wurde mit mehren Gefährten ergriffen und erschossen. Um diese Zeit ward Salmon im Ministerium des Auswärtigen durch den Herzog von Alcudia ersetzt. Zwar gelang es der absolutistischen Partei (Sept. 1832), von dem todtkranken Könige einen Widerruf seiner pragmatischen Sanktion zu erschleichen; allein Ferdinand erholte sich noch einmal, erklärte diesen Widerruf für ungültig, bestätigte die pragmatische Sanktion und übergab der Königin die Regentschaft, die nun sofort Zea Bermudez als Minister und Rathgeber annahm. Das ganze Ministerium wurde geändert, in das la Cruz, Ofalia (später Burgos), Gonzales und Martinez eintraten, die Generäle Eguia, Moreno, Espagna als zu absolutistisch entlassen und ein Amnestiegesetz mit wenigen Ausnahmen gegeben. Am 20. Juni 1833 ließ der König durch die zu diesem Zwecke nach Madrid berufenen Cortes seiner Tochter Marie Isabelle Luise den Eid der Treue als Thronerbin leisten und † am 29. Sept. 1833, seiner Gemahlin während der Minderjährigkeit ihrer Tochter die Regentschaft unter der Mitwirkung eines von ihm selbst gebildeten Regentschaftsrathes hinterlassend. Um ihres eigenen Interesse's willen war die Regentin gezwungen, gegenüber den Ansprüchen ihres Schwagers Don Carlos, der schon vor Ferdinands Tod am 29. April 1833 von Ramalhao aus gegen jede seine vermeintlichen Ansprüche verletzende Successionsakte protestirt hatte, sich mehr und mehr auf die Seite der Liberalen zu stützen, und gar bald wurde es klar, daß der Nachfolgestreit die ganze Nation in zwei feindliche Lager spalten und in einen Principienkampf ausschlagen müsse. Der alte Glaube und das Königthum, als unantastbar in Wesen und Form, wurde das Feldgeschrei der Einen, der Karlisten; die Freiheit und Verfassung das Losungswort der Anderen, der Christinos. Den Kern der karlistischen Partei bildete die Bevölkerung des platten Landes und der kleineren Städte in Navarra und den baskischen Provinzen, die, seit uralten Zeiten im Besitze großer Freiheiten und einer beinahe demokratischen Verfassung, diese privilegirte Freiheit gegen die mit Gleichmachung sie bedrohende Partei der Konstitutionellen zu behaupten suchte. So entstand eine Allianz der Privilegirten der Freiheit mit den Privilegirten des Despotismus, eine Verbindung heterogener Elemente, die selbst im Falle

des Sieges von vorn herein den Keim der Auflösung in sich trug. Auf der anderen Seite war die gebildetere Mittelklasse, die Mehrheit der Bürger aller größeren Städte, zumal in dem ganzen meerbegrenzten Gürtel der Halbinsel, den konstitutionellen Ansichten zugethan. Zu dieser Partei hielten sich auch die in Folge der von der Regentin erlassenen Amnestien zurückgekehrten Spanier (wohl 50,000 an der Zahl), wie sie auch an der Spitze der Administration und des Beamtenstaats einflußreiche Mitglieder zählte. Auch das unter Ferdinand vernachlässigte und noch immer fast durchaus konstitutionell gesinnte Heer hielt zu den Christinos. Die Regentin hatte sämmtliche Güter des Don Carlos mit Beschlag belegt u. ihm alle seine Güter und Würden entzogen, Don Carlos aber in einem Manifest sich zum Prätendenten erklärt, worauf der Aufruhr sich schnell in den baskischen Provinzen verbreitete. Nachdem Bilbao und Vittoria von den Aufständischen noch im Okt. 1833 besetzt worden, erging ein allgemeines Aufgebot zu den Waffen und ward Don Carlos als König ausgerufen. Zwar drangen die Generäle der Regentin ins Land ein und nahmen jene Städte wieder in Besitz; dessen ungeachtet gewannen die Aufständischen immer mehr Streitkräfte, und die Erhebung nahm unter trefflichen Führern, wie Javala, Zumalacarreguy, Sagastibelza, Eraso, Merino u. A. bald denselben Charakter, wie einst der Befreiungskampf gegen die Franzosen. Die Insurgenten entbehrten in ihren Bewegungen zwar der geregelten Taktik, waren aber in Folge der Unterstützung, die sie bei der Landbevölkerung und bei den Mönchen fanden, sowie durch ihre Ortskenntniß und Uebung im Gebirgskrieg im Vortheil. An einem Orte geschlagen, tauchten sie am andern wieder auf, und namentlich errang Zumalacarreguy in Biscaya bedeutende Erfolge. Der schwere Kampf, dessen Ende nicht abzusehen war, trieb die Regentin mehr und mehr auf die Seite der bisher zurückgesetzten oder verfolgten Liberalen hin, deren Forderungen sie nachgeben mußte, um sich ihrer als Verbündeter versichern zu können. Daher ward am 15. Jan. 1834 Zea Bermudez, der Vertreter eines gemäßigten Absolutismus, entlassen, um durch Martinez de la Rosa ersetzt zu werden, u. am 15. April das Estatuto real erlassen, welches eine beschränkte konstitutionelle Verfassung mit zwei Kammern anordnete. Zugleich verband sich S. am 21. April mit England, Frankreich und Portugal zu einer Quadrupelallianz, deren nächster Zweck die Aufrechterhaltung des Konstitutionalismus den absolutistischen Bestrebungen Dom Miguels und Don Carlos' gegenüber war. Auf den Juli wurden die neuen Cortes einberufen und zugleich alle von früher her Verfolgte amnestirt. Don Carlos war zwar inzwischen vom General Rodil nach Portugal gedrängt worden und hatte sich nach England eingeschifft, war aber schon im Juli von Neuem in Navarra erschienen und fand jetzt auch in Katalonien Anhänger. In Madrid kam es darüber zu blutigen, vornehmlich gegen Mönche und Klöster gerichteten Pöbelexcessen (17. und 18. Juli), welche die Regierung zur Aufhebung der Inquisition und Verbannung der Jesuiten veranlaßten. Die auf den 23. Juli neu einberufenen Cortes genehmigten zwar das Dekret, welches Don Carlos und seine gesammte Descendenz vom Thron ausschloß, aber sie hinderten damit nicht die Fortschritte der Karlisten in Biscaya. Der Kampf wurde hier mit äußerster Erbitterung geführt, aber von den Feldherren der Regentin mit wenig Erfolg. Zwar übernahm der aus der Verbannung zurückgekehrte Mina an Rodils Stelle den Oberbefehl, aber auch er so wenig als sein Nachfolger Valdes vermochte eine günstigere Wendung des Kriegsglücks herbeizuführen. Valdes ward in dem viertägigen Gefechte vom 21.—24. April 1835 von Zumalacarreguy geschlagen und mußte sich nach Logroño zurückziehen. Neue Niederlagen bei Guernica (1. Mai) und Hernani (12. Mai) nöthigten die bedrängte Regierung, die bewaffnete Intervention ihrer Verbündeten anzurufen; doch erlangte sie weiter nichts, als daß in England und Frankreich Werbungen für den Dienst der spanischen Königin gestattet und englische und französische Kreuzer an die spanische Küste beordert wurden, wo sie die Seeplätze mit vertheidigen halfen. Auch rückte ein portugiesisches Hülfscorps in S. ein. Der Tod Zumalacarreguy's (25. Juni), in dem die Karlisten ihren tüchtigsten Heerführer verloren, schadete der Sache der letztern sehr, zumal da sich in San Sebastian nach und nach ein englisches Soldheer von 10,000 Mann unter dem General Evans (April 1836) sammelte u. zu der christinischen Armee stieß, die seit dem 5. Juli 1835 an Valdes' Stelle der General Cordova befehligte. In beiden Kammern der Cortes hatte inzwischen die überspannte Partei der Exaltados auch die Linientruppen gewonnen. Am 17. Jan. 1835 erhob sich zu Madrid das mit dem Kriegsminister, General Llander, unzufriedene zweite aragonische Provinzialregiment zu Gunsten der Konstitution von 1812, worauf die Königin, namentlich da sich auch die städtische Miliz derselben Sache geneigt zeigte, mit den Truppen kapituliren ließ und den General Valdes zum Kriegsminister ernannte; die meuterischen Soldaten mußte man wie im Triumphe durch die Straßen der Hauptstadt zum Kriege in Navarra abziehen lassen. Das Ministerium verhieß nun die Erweiterung der Preßfreiheit, die Errichtung von Provinzialjunten zur Leitung der allgemeinen Bewaffnung, die Aufhebung aller Mönchsorden &c. Aber schon wollte man vom königlichen Statut nichts mehr wissen. In den größern Städten von Katalonien und Aragonien, in Saragossa, Barcelona, Reus, Valencia, kam es zum Aufstande und überall wurden revolutionäre Junten errichtet. In Barcelona wurde am 5. August 1835 der General Bassa, den die Regierung mit 1500 Mann hingeschickt hatte, von den Aufrührern erschossen. Am 15. Aug. erklärten sich in Madrid, bei Gelegenheit eines Stiergefechts, mehre Bataillone der Bürgermiliz für die Sache der Freiheit und forderten die Konstitution von 1812. Es gelang jedoch dem General Toreno, für diesmal den Schlag noch abzuwenden, indem er treue Linienregimenter gegen den großen Platz vorrücken ließ, und die Urbanos, die unter sich nicht ganz einig waren, durch Vorstellungen und Drohungen zur Niederlegung der Waffen vermochte. Durch diesen Erfolg ermuthigt, schritt Toreno zu strengen Maßregeln. Er ließ

Madrid in Belagerungszustand erklären, und ein am 2. Sept. 1835 erlassenes Manifest der Regentin verkündigte, daß das königliche Statut aufrecht erhalten und jeder Widerstand dagegen als Aufruhr bestraft werden solle. Die Provinzialjunten wurden aufgelöst und ihre Beschlüsse für nichtig erklärt. Aber diese Verordnung fand nirgends Gehorsam, es bildeten sich vielmehr neue Junten. Hier und da griff man in den Provinzen zu den Waffen, und der Graf las Navas, einer der Anführer der madrider Urbanos, der nach Andalusien entkommen war, stellte sich dort an die Spitze eines revolutionären Haufens von 3000 Mann und näherte sich drohend der Hauptstadt. Die Regimenter Cordova und Königin, die wider ihn geschickt wurden, gingen zu ihm über. Schon traf Marie Christine Anstalten zur Flucht, als Mendizabal, der Finanzminister, der in Lissabon einen Traktat wegen des nach S. zu sendenden portugiesischen Hülfscorps abgeschlossen hatte, zurückkam und ihr rieth, das Ungewitter durch Nachgiebigkeit abzuwenden. Am 15. Sept. 1835 wurde Toreno entlassen und ein neues Ministerium unter dem Einflusse und bald unter dem Vorsitze Mendizabals ernannt, dessen Programm allen Volkswünschen Gewährung verhieß. Las Navas erschien nun selbst in Madrid, um dem liberalen Ministerium Beistand zu leisten. Die Verordnungen gegen die Junten und die Strafverfügungen gegen die Aufrührer wurden aufgehoben und durch ein Dekret der Regentin vom 28. September die Cortes auf den 16. Nov. einberufen, um das königliche Statut zu untersuchen und ein neues Wahlgesetz für die künftigen Cortes auf einer breitern, zur Vertretung der allgemeinen Interessen mehr als das bisherige geeigneten Grundlage zu entwerfen, wegen Dringlichkeit der Umstände aber auch noch andere wichtige Punkte, besonders in Betreff des öffentlichen Kredits, zu berathen. Durch nachfolgende Dekrete wurden die Urbanos in ganz S. zu Nationalgarden erklärt und die meisten Mönchsklöster aufgehoben. Die exaltirte Partei, an deren Spitze der Minister stand, hatte gleichzeitig im Geiste der französischen Septembermänner Veranstaltungen getroffen, die Bewegungen durch Blutströme zu beschleunigen, und demgemäß wurden am 4. und 5. Januar 1836 zu Barcelona von einer bestellten Pöbelhorde mehre hundert Karlisten, die in der Citadelle gefangen saßen, unter denselben der Oberst O'Donnell, grausam ermordet. Diese Greuel brachten aber in Madrid die entgegengesetzte Wirkung hervor, und Mendizabal sah sich genöthigt, am 27. Januar die Cortes aufzulösen. Von den Verheißungen Mendizabals ging wenig in Erfüllung, und durch das ganze Reich dauerte die Gährung fort. Der heftigen Opposition in den am 22. März 1836 wieder eröffneten Cortes weichend, gab Mendizabal am 13. Mai 1836 seine Entlassung, und der erst zu den Exaltados, später aber zu den Häuptern der Moderados zählende Isturiz trat an seine Stelle, fand aber gleichfalls so entschiedenen Widerstand, daß man sich schon am 22. Mai zu einer wiederholten Auflösung der Cortes entschloß. Bei den neuen Wahlen unterlag die exaltirte Partei, rächte sich aber durch Erregung von Volksaufständen, die zuerst am 25. Juli in Malaga mit blutigen Greueln ausbrachen und sich mit reißender Schnelligkeit über Cadix, Sevilla, Xeres, Cordova und Saragossa verbreiteten. An allen diesen Orten wurde die Konstitution von 1812 ausgerufen. Als am 3. Aug. 1836 auch ein Theil der Nationalgarde von Madrid jenen Beispielen folgte, erließ die Regentin am 5. Aug. zu Ildefonso (la Granja) zwei Dekrete, durch welche die Nationalgarde von Madrid aufgelöst und die Hauptstadt selbst in Belagerungszustand erklärt wurde. Der Minister rechnete auf die Festigkeit des treugesinnten Generals Quesada, der die Besatzung von Madrid kommandirte, und ließ die Regierungsblätter versichern, daß die Königin entschlossen sey, niemals die Konstitution von 1812 anzunehmen. Aber am Abende des 12. Aug. 1836 empörte sich eines der in Ildefonso liegenden Provinzialmilizregimenter, zog, unter Anführung eines Sergeanten, Garzia, nach dem Palaste la Granja, wo sich gerade die Königin-Regentin aufhielt, fraternisirte mit dem größern Theile des hier garnisonirenden Garderegiments und erzwang den Eingang. Zwölf Unteroffiziere und Gemeine drangen in das Schlafzimmer der Regentin, und Garzia, der Wortführer, legte ihr gebieterisch die Frage vor, ob sie die Konstitution von 1812 annehmen wolle. Nach fünfstündigem Streite gab die Königin den Bitten der sie umgebenden Personen nach und unterzeichnete ein Schreiben, welches den General Ramon beauftragte, die Soldaten die Konstitution von 1812 bis zum Zusammentritte der Cortes beschwören zu lassen. Am folgenden Tage wurden alle strengen Maßregeln, zu welchen Isturiz gerathen hatte, aufgehoben, und an seine Stelle Calatrava, einer der entschiedensten Revolutionsfreunde, zum Präsidenten des Ministeriums ernannt. Quesada und Isturiz ergriffen die Flucht; aber jener gerieth unter den madrider Pöbel und fand unter dessen Händen den Tod. In einer Proklamation vom 22. Aug. 1836 erklärte die Regentin, „sie habe sich bisher in der Stimmung der Nation getäuscht und sey jetzt überzeugt, daß die Konstitution von 1812 das Grundgesetz des Staates und der Gegenstand des beharrlichen Strebens der Spanier seyn und bleiben müsse". Nach der Eröffnung der konstitutionellen Cortes, welche am 24. Okt. 1836 erfolgte, gewannen jedoch gemäßigte Grundsätze Eingang. Ein zur Bekämpfung derselben von der exaltirten Partei veranstalteter Soldatenaufstand in Madrid (28. Nov. 1836) wurde unterdrückt. Auf die Annahme einer verbesserten Konstitution Seitens der Cortes (27. April 1837) folgte am 18. Juni die Eidesleistung der Königin. Die Verwirrung unter den Christinos in Folge der Fortschritte der Karlisten, welche nach mehren Siegen über den christinischen Oberbefehlshaber Cordova im Frühjahr 1837 den Uebergang über den Ebro bewerkstelligten und selbst Madrid bedrohten, schien den letzteren zu Hülfe zu kommen. Aber auch im karlistischen Lager war die Einigkeit nicht groß. Zwar wußte sich Cabrera (f. d.), in welchem ein bedeutendes kriegerisches Talent aufgetreten war, in Aragonien ein neues Heer zu schaffen, mit welchem er sich zum Herrn der Gebirgs-

gegenden zwischen Aragonien, Katalonien, Valencia und Neukastilien machte; aber bei weitem weniger gut standen die Angelegenheiten der Karlisten im Baskenlande, wo im Hauptquartier des Don Carlos selbst Intriguen und Zerwürfnisse es zu keiner energischen Thätigkeit kommen ließen. Daher mißlang ein Hauptschlag, welcher im Mai 1837 von der ganzen karlistischen Macht, anfangs unter glücklichem Erfolg, gegen Madrid unternommen ward. Espartero schlug ein karlistisches Corps bei Segovia, eilte dann zum Schutz von Madrid herbei, schlug die Feinde noch mehre Male und zwang sie zum Rückzug über den Ebro. Demoralisation und Entmuthigung im karlistischen Lager war die Nachwirkung dieser Unfälle. In Folge weiterer über die Karlisten errungenen Vortheile gewann Espartero immer mehr Terrain und brachte bis zum Frühjahr 1839 den größeren Theil der nördlichen Provinzen in seine Gewalt, wobei ihm die das feindliche Lager theilenden Zwistigkeiten trefflich zu Statten kamen. Hier standen die Priester und Höflinge, an ihrer Spitze die Prinzessin von Beira, des Don Carlos zweite Gemahlin, und der Bischof von Leon, der nationalen Partei feindlich gegenüber; die oberste Führung des Heeres ward unfähigen Subjekten überlassen, und so konnte es nicht fehlen, daß Mentereien und Unordnungen aller Art Platz griffen. Der im August 1838 zum Oberbefehlshaber ernannte Maroto terrorisirte den Prätendenten und ging so weit, selbst mehre Häupter der Hofcamarilla (20. Febr. 1839) erschießen zu lassen, worauf ihm zwar Don Carlos den Oberbefehl nahm, aber diese Verfügung bald widerrief. Die Gegner Maroto's, zum Schein verbannt, aber vom Prätendenten selbst insgeheim zurückgerufen, bemühten sich jetzt aufs Eifrigste, den General zu stürzen und namentlich die Armee gegen ihn aufzuregen. Um dem aber zuvorzukommen, trat Maroto im Juli mit Espartero in Unterhandlung, und in Folge davon ward am 31. August 1839 zu Bergara ein Vertrag zwischen Espartero auf der einen und Maroto nebst 50 karlistischen Chefs auf der andern Seite abgeschlossen, wonach 18 Bataillone und 5 Schwadronen der Karlisten sofort die Waffen niederlegten und sich in ihre Heimath begaben. Don Carlos mußte sich ins Bastanthal zurückziehen und von da (15. Sept.) aufs französische Gebiet übergehen. Navarra und die baskischen Provinzen waren jetzt pacificirt; nur in Niederaragonien und Katalonien dauerte der Kampf noch fort. Aber auch hier vermochte sich Cabrera seinem überlegenen Gegner Espartero gegenüber auf die Dauer nicht zu halten; nachdem er sich im Mai 1840 über den Ebro nach dem nördlichen Katalonien gewandt, mußte er, kurz vorher von Don Carlos zum Oberbefehlshaber des karlistischen Heeres ernannt, ebenfalls die französische Grenze überschreiten. Auch die übrigen karlistischen Chefs gaben nun den Kampf auf, indem sie sich unterwarfen oder ebenfalls nach Frankreich übergingen. Im Spätsommer 1840 konnte S. als ein der Königin Isabella unterworfenes Land betrachtet werden.

Inzwischen war die Regierung in einem Zustande fortwährender Zerrüttung begriffen gewesen. Die Regentin und ein Theil der ihr ergebenen Moderados waren keineswegs geneigt, die Repräsentativverfassung zur Wahrheit werden zu lassen. Man neigte sich zum französischen Justemilieu- und Reaktionssystem hin, und bald mußte das Moderadoministerium Bardaji y Azara dem weniger liberalen Ministerium Ofalia weichen. Auch dieses Kabinet war nicht den zunehmenden Schwierigkeiten seiner Lage gewachsen und wurde bald (6. September 1838) durch das Ministerium Frias und dieses am 10. December 1838 durch Perez de Castro ersetzt, während die Reaktion immer mehr Terrain gewann. Im Frühjahr 1839 war besonders Valencia der Schauplatz blutiger Aufstände (30. März und 18. Mai); Barrikaden wurden errichtet, die Nationalgarde schlug sich gegen die Linientruppen. Der Zweck des Aufstandes war kein geringerer, als Auflösung der Cortes und Unabhängigkeit der Königreiche Aragonien, Valencia und Murcia, und doch schlossen die Wächter des Gesetzes, die von der Regierung eingesetzten Behörden, einen feigen Vergleich mit den Insurgenten. Als die Regierung der am 1. September 1839 eröffneten neuen Cortes den Entwurf eines ganz nach französischem Muster gemodelten und die althergebrachte Freiheit der spanischen Gemeinden sehr gefährdenden Ayuntamientogesetzes vorlegte, aber bei der Mehrzahl Widerstand fand, so erfolgte am 18. November 1839 die Auflösung der Cortes. Bei den neuen Wahlen erhielt das Kabinet zwar die Majorität, aber die Progressisten siegten in den meisten größern Städten, wo sich überall die Ayuntamientos mit den Regierungsbehörden in Opposition setzten und Unruhen ausbrachen, die zur Folge hatten, daß mehre Städte in Belagerungsstand erklärt wurden. Nach Wiedereröffnung der Cortes am 18. Februar 1840 folgten stürmische Sitzungen, tumultuarische Auftritte in den Straßen Madrids, Protestationen und Widerstand des Ayuntamiento, sowie die Erklärung der Hauptstadt in Belagerungsstand. Ohne sich aber durch diese Zeichen der Volksstimmung aufklären zu lassen, hatten Procuradores und Senat bis zum 27. Juni 1840 ihre Zustimmung zum neuen Municipalitätsgesetze gegeben. Der zum Generalissimus der spanischen Truppen, sowie zum Herzoge de la Vittoria erhobene Espartero hatte der Regentin schon früher die Zurücknahme dieses reaktionären Gemeindegesetzes angerathen; allein sie sanktionirte den am 15. Juni ihr zugekommenen Gesetzesentwurf sogleich nach dessen Empfang. Nun reichte Espartero seine Entlassung ein; sie wurde ihm zwar verweigert, aber nach einer wiederholten fruchtlosen Konferenz mit der Regentin, am 18. Juli, machte der General Anstalten zur Abreise. Darauf entstand Gährung, das Volk griff zu den Waffen, und schon nahm der Aufstand eine drohende Haltung an, als sich die Regentin zu dem Versprechen einer Veränderung des Ministeriums und der Errichtung eines neuen unter der Präsidentschaft Espartero's herbeiließ. Als aber dieser der Regentin sein Programm überreichte, ward es verworfen. In gleicher Weise scheiterte der Versuch, ein anderes progressistisches Ministerium, Gonzalez an der Spitze, zu gründen, da auch dieser als Bedingung seines Eintritts

die Vertagung und baldige Auflösung der Cortes, sowie die Nichtvollziehung des Gemeindegesetzes zur Bedingung machte. Am 28. August 1840 trat daher ein neues moderantistisches Kabinet ein. Indessen war in Madrid schon auf die Nachricht von der Genehmigung des Gemeindegesetzes das Volk in Gährung gekommen, und das Ayuntamiento hatte Sendschreiben mit der von der Nationalgarde ausdrücklich gut geheißenen Erklärung erlassen, es werde der Vollziehung mit allen gesetzlichen Mitteln widerstehen. Auf die erste Kunde von der neuen Bildung eines moderantistischen Ministeriums erklärte sich sodann der Gemeinderath der Hauptstadt für permanent und vereinigte alle Gewalten in sich. Die Nationalgarde griff zu den Waffen, und ein Zusammenstoß mit den Linientruppen endigte damit, daß der größere Theil der letztern mit ihr fraternisirte. Bald waren 24,000 Mann versammelt und eine patriotische „konstitutionelle Assoeiation", die in Kurzem 12,000 Mitglieder aus allen Ständen zählte, wurde gebildet. Am 2. September 1840 ernannte das Ayuntamiento eine provisorische Regierungsjunta und sandte am 5. September ein Manifest an die Regentin im Sinne der von Espartero und Gonzalez eingegebenen Programme, jedoch mit dem weitern Verlangen, daß die frühern Rathgeber als Verräther zur Rechenschaft gezogen und die neuen Cortes, als eine Art konstituirender Versammlung, mit speciellen Vollmachten versehen werden sollten. Viele Städte schlossen sich der Bewegung an, aber gleichwohl gedachte es die Regentin mit militärischer Gewalt gegen das madrider Ayuntamiento zu versuchen. Sie ordnete einige Truppen aus Valencia ab, und als selbst in ihrer Nähe sich Spuren des Abfalls unter dem Militär zeigten, that sie den voraussichtlich erfolglosen Schritt, den Herzog von Vittoria zur militärischen Unterdrückung des Aufstandes anzuweisen. Dieser aber erließ am 7. September 1840 ein Manifest, worin er die Erfüllung seiner frühern Begehren zur Bedingung seiner Mitwirkung für die Regierung machte. Die Nachricht davon erfüllte Madrid mit Jubel, und die Regentin in ihrer selbstverschuldeten kläglichen Lage entschloß sich nun wieder zur Ernennung eines progressistischen Ministeriums. Allein die meisten Ernannten traten sogleich zurück, da sie sich der Junta in Madrid unterworfen hatten, die sich an der bloßen Wahl eines Kabinets von anderer Farbe, ohne die Erfüllung ihrer weitern Forderungen, nicht genügen ließ. Die provisorische Junta der Hauptstadt entbot vielmehr alle Provinzen zur Bildung einer Centraljunta für ganz S., und überall, außer in den baskischen Provinzen, kam man dieser Aufforderung nach. Unter diesen Umständen ernannte die von allen Seiten verlassene Regentin den Herzog von Vittoria zum Ministerpräsidenten, mit der Vollmacht, sich selbst ein Kabinet zu bilden. Espartero nahm dies an, hielt am 29. September einen königlichen Einzug in Madrid und reiste nach einigen Tagen mit seinen Ministern nach Valencia ab, wo er mit gleichen Ehren empfangen wurde. Das Ministerium leistete den Eid in die Hände der Regentin und überreichte ihr sein Programm, mit der Forderung der Zurücknahme des Ayuntamientogesetzes, der Auflösung der Cortes und Verabschiedung der Camarilla. Die Reichsverweserin aber dankte ab und beauftragte das Ministerium bis zur Versammlung der neuen Cortes mit der Regentschaft. Sie schiffte sich am 14. Oktober 1840 nach Frankreich ein, wo vorher und nachher noch viele Häupter der Moderados, unter diesen auch General O'Donnell und Andere eine Zuflucht suchten. Obwohl bei den am 19. März 1841 eröffneten Cortes in Betreff der Regentschaftsfrage ein großer Theil der Exaltados für eine dreigliederige höchste vollziehende Behörde stimmte, so wurde doch nach langen Debatten am 8. Mai Espartero zum alleinigen Regenten gewählt, zum Vormund für die junge Königin Isabella aber Arguelles ernannt. Auf die Protestation der Regentin, worin sie das Recht zur Ernennung des Vormunds für sich selbst in Anspruch nahm, den Beschluß der Cortes aber als eine auf Gewaltthat begründete Usurpation bezeichnete, erließ die Regierung am 2. August ein Antwortsmanifest, worin Marie Christine vorgeworfen ward, daß sie die in S. noch fortdauernden Spaltungen zu benutzen gesucht, um den glücklich beendeten Bürgerkrieg von Neuem anzufachen, und daß sie Insinuationen Gehör gegeben, die ihrer Würde und ihren Worten zuwiderliefen. Die Stellung Espartero's war aber trotz der großen Popularität, die er damals genoß, eine ungemein schwierige. Nicht nur, daß Marie Christine, die nach wie vor über die Moderados gebot, fortwährend gegen ihn intriguirte, wobei ihr die französische Politik eifrig Vorschub leistete, und daß er die ärgste finanzielle Zerrüttung vorfand: es erhoben sich auch in seiner eigenen Partei Eifersucht und Argwohn genug, die sein unleugbar auf das Beste des Landes gerichtetes Wirken störten. Durch Anlage von Straßen und Kanälen, Hebung des Bergbaues, der Industrie u. des Handels suchte er vor Allem das materielle Wohl des Landes zu heben. Aber schon hierbei begegnete er großen Hindernissen. Sein Plan, das Prohibitivsystem zu mildern, ward von den begünstigten Fabrikanten als Hinneigung zu Englands Interessen verdächtigt, und die unvermeidlich gewordene Veräußerung der geistlichen Güter weckte den Widerstand des Klerus und die Opposition des römischen Stuhls. Dazu kam, daß unter den Stürmen der Revolution und des Bürgerkriegs das Faktionsunwesen so mächtig geworden war, daß eine unbefangene Würdigung irgend eines wahrhaften Verdienstes um das Wohl des Staats gar nicht aufkommen konnte. So geschah es, daß Espartero's dritthalbjährige Verwaltung, obwohl sie moralischer, uneigennütziger und liberaler war, als irgend eine vor und nach ihm, durch Differenzen aller Art erschwert und durch immer neue Aufstände unterbrochen ward. Zuerst fanden im Oktober 1841 Militäraufstände Statt, bei denen die frühere Regentin ihre Hand im Spiel hatte. O'Donnell führte einen Handstreich auf Pampeluna aus. Diego Leon und Manuel de la Concha machten selbst einen Angriff auf den königlichen Palast in Madrid, um die junge Königin zu entführen. Derselbe scheiterte an der Treue der Garnison und der guten Haltung der

schnell aufgebotenen Nationalgarde; die Rädelsführer, darunter der ritterliche Diego Leon, der frühere Waffengefährte Espartero's, und Quiroga y Frias, wurden erschossen. Weitere Empörungen in Barcelona, dem Mittelpunkte der zur Repnblik sich hinneigenden Progressisten und zugleich der Sammelplatz einer unzufriedenen, industriellen Bevölkerung, wurden ebenfalls unterdrückt. In den Cortes erhob sich Ende 1841 die progressistische Opposition unter Lopez, Cortina und Olozaga, welche im Mai 1842 den Sturz des Ministeriums Antonio Gonzalez herbeiführte. Da dir mit diesen aus Mißtrauen oder Eifersucht u. Ehrgeiz weit nach links vorgeschrittenrn ehemaligen Parteigenossen drs Nrgenten angrknüpften Unterhandlungen nicht zum Ziele führten, so ward ein neues Ministerium Rodil gebildet. Während sich aber die Verlegenheiten sowohl den Progressisten, als der Kirche gegenüber mehrten und die christinische Partei dirse Wirren für sich auszubeuten wußtr, brach den 15. November 1842 ein großer und folgenreicher Aufstand zu Barcelona aus. Die Truppen mußten sich in die Forts zurückziehen, und eine republikanische Junta nahm die Zügel der Regierung in die Hand. Christinisches Geld und französische Intriguen, namentlich durch den französischen Konsul Lesseps angesponnen, hatten die kurzsichtigen Progressisten gegen den Regenten aufgereizt. Dieser rückte mit ansehnlichen Streitkräften vor die Stadt, und da sie sich weigerte, sich auf Gnade oder Ungnade zu ergeben, ließ er sie am 3. December bombardiren und zwang sie dadurch zur Urbergabe, worauf ein schweres Strafgericht über sie erging. Sie ward entwaffnet nnd die Nationalgarde aufgelöst; die Stadt verlor die Münze und die Tabaksfabrik, mußte die schon bei der Insurrektion vom Oktober 1841 zum Theil demolirte Citadelle auf ihre Kosten wieder aufbauen und eine Kontribution von 3 Millionen Francs erlegen. Mit den Cortes entzweit, hatte Espartero diese aufgelöst und auf den April 1843 eine neue Versammlung berufen. Aber schon bei der Berathung der Antwortsadresse erfolgten so heftige Angriffe auf dir Regierung, daß das Ministerium Rodil sich genöthigt sah, abzutreten, worauf Lopez, Kongreßmitglied für Barcelona, mit der Bildung eines progressistischen Ministeriums beauftragt ward, das am 10. Mai zu Stande kam. Als aber Lopez vom Regenten die Befugniß verlangte, mehre Männer der unmittelbaren Umgebung desselben, sogenannte Ayacuchos (s. d.), namentlich die Generäle Linage (Sekretär und Faktotum Espartero's), Ferraz, Zurbano und Seoanr, von ihren bisherigen Posten zu entfernen, scheiterte sein allgemein mit Jubel und in Barcelona mit rinem Tedeum begrüßtes Ministerium; da nämlich der Regent die Entlassung der genannten Militärbeamten vrrweigerte, so reichte das Ministerium seine Entlassung ein, und schon am 20. Mai ward ein neues unter Gomez Becerra gebildet, in welchem Mendizabal wieder die Finanzen übernahm. Die Nachricht von der Entlassung des Ministeriums Lopez aber war der zündende Funke, der ganz S. in Flammen setzte. Dazu kam noch die abermalige Auflösung der Cortes durch ein Dekret vom 26. Mai und die Einberufung einer neuen Versammlung auf den 26. August. Die Maßregeln, welche das Ministerium Becerra ergriff, um sich einigermaßen beliebt zu machen (fakultative Erhebung der, von den Cortes noch nicht bewilligten Steuern, Amnestirung aller wegen politischer Vergehen seit dem 1. September 1840 verurtheilten Spanier, Aufhebung der madrider Thorzölle, Rückzahlung der barceloneser Kriegskontribution 2c.), fruchteten nichts. Im Laufe der nächsten Monate erhoben sich fast alle nur irgend bedeutenden Städte S.s gegen Espartero's Regierung; nur Madrid, Saragossa und Cadix blieben ihm treu. Am 11. Juni brach der Aufstand in Valencia, am 12. und 13. in Barcelona, am 15. Juni in Tarragona 2c. aus. An den meisten Orten vereinigten sich die Truppen mit dem Volke. Aus Frankreich reisten die christinischen Generäle Narvaez, der Nebenbuhler und Erzfeind Espartero's, Concha, O'Donnell 2c., mit christinischem Geld und mit christinischen Instruktionen versehen, nach Andalusien ab und stellten sich an die Spitze des Aufstandes. Am 19. Juni brach der Regent selbst mit einem Theil der Truppen nach Valencia auf, von wo er an der Spitze der Corps von Zurbano und Seoane gegen Barcelona ziehen wollte. Vor seiner Abreise erließ er Proklamationen an das Volk und die Armee, welche die volle Zuversicht des Sieges athmeten. Aber er sah sich genöthigt, fast 3 Wochen lang in und um Albacete zu verweilen, während der Aufstand gegen ihn und seine Partei immer mehr um sich griff. Die Junta von Barcelona berief das Ministerium Lopez, das sich in Valencia neu bilden sollte, nach Barcelona, damit es sich da als provisorische Regierung konstituire. Bis zur Ankunft der übrigen Mitglieder versah General Serrano sämmtliche Portefeuilles. Er erklärte durch ein Dekret den Regenten für abgesetzt und alle Spanier des Eides gegen ihn entbunden. In Folge der durch die provisorische Regierung von Barcelona publicirten Amnestie kehrten die Christinos haufenweise nach S. zurück, und bald waren die Generäle dieser Partei im Besitze und Kommando von Valencia, Cartagena und andern wichtigen Punkten. General Concha wurde von der provisorischen Regierung zum Oberkommandanten der Armee von Granada und Sevilla ernannt. Auch in den baskischen Provinzen pronuncirten sich die Truppen gegen Espartero. Als der Regent endlich den 8. Juli Albacete verließ, um sich nach dem südwestlichen Theil von S. zu wenden, fielen seine Truppen schaarenweise von ihm ab. Bald wurden von Barcelona bis Badajoz die spanischen Provinzen von einzelnen Juntas regiert, die Auflagen und Zwangsanleihen ausschrieben, während es den verschiedenen Armeecorps Espartero's oft an Sold fehlte. Am 22. Juli trafen die Truppen von Narvaez und Seoane bei Torrejon zusammen. Nach einem viertelstündigen Kampfe fraternisirten die Truppen beider Parteien. Seoane wurde gefangen genommen, Zurbano entkam mit 2 Bataillons. Auf die Nachricht von diesen Vorfällen entschloß sich die von der Nationalgarde verlassene Municipalität von Madrid, sich ohne Bedingung zu unterwerfen, und noch an demselben Tage

(24. Juli) rückten sämmtliche Truppen der Insurgenten, die sich in der Nähe der Hauptstadt befanden, in dieselbe ein, worauf sich das Ministerium Lopez in Madrid konstituirte. Während dies in Madrid vorging, opferte Espartero noch im letzten Augenblick seines politischen Todeskampfes eine der herrlichsten Städte S.s einer unedlen Rachsucht; er bombardirte Sevilla 10 Tage lang und zog dann mit 3—400 Mann seiner berittenen Eskorte am 26. Juli ab, während die Belagerung Sevilla's, um ihm den Rückzug zu sichern, noch 2 Tage lang fortgesetzt wurde. Von Concha verfolgt, flüchtete er sich auf einem Boot unter die Kanonen des englischen Linienschiffes „Malabar" und begab sich nach England, wo seiner Ehrenbezeugungen aller Art warteten.

Espartero war kaum gestürzt und das Ministerium Lopez, das zur Auflösung der Cortes und mithin zum Ausbruch des Aufstandes die nächste Veranlassung gegeben, eingesetzt, als eine neue Empörung ausbrach. Barcelona, bei dem Sturze Espartero's am thätigsten, war der Schauplatz dieser neuen Schilderhebung, die von den reinen Exaltados und den Republikanern ausging. Barcelona verlangte eine konstituirende Centraljunta, welche die für S. nöthig erscheinenden organischen Gesetze erlassen sollte. Die Nichtgewährung dieses Antrages, dessen Verwirklichung der Einführung republikanischer Formen ziemlich gleich gewesen seyn würde, rief den Aufstand hervor, dem sich in den nächsten Tagen Reus, Tarragona und Gerona anschlossen, etwas später Saragossa und Figueras. Aufstandsversuche fanden in allen Theilen S.s Statt, selbst in Sevilla und Granada, den beiden Städten, die sich ein Paar Monate zuvor am eifrigsten gegen Espartero gezeigt hatten und jetzt den Namen des Regenten auf ihre Fahnen schrieben. In Galicien landete General Iriarte, in Katalonien trat Ametller zu den Aufständischen über, doch gelang es nie, die vereinzelten Heereshaufen in Zusammenhang zu bringen, und damit verlor die Empörung ihre Bedeutung. Der Sieg, den General Prim am 22. September bei San Andrea de Palomar über die Barcelonesen erfocht, machte die Sache des Aufstandes hoffnungslos. Die einzelnen Städte mochten sich kürzer oder länger halten, siegen konnten sie nicht mehr. Eine ergab sich nach der andern, zuletzt Figueras, wo Ametller befehligte. Während dieser Kampf noch fortdauerte, traten im Oktober 1843 in Madrid die Cortes wieder zusammen. Die größere Zahl der Abgeordneten gehörte dem sogenannten jungen S. an, einer Partei, aus jungen Leuten bestehend, die meist in London oder Paris in der Verbannung gelebt, dort ihre Studien gemacht hatten und nun vor Begierde brannten, ihre Theorien, sey es auch mit Gewalt, auszuführen. Der wichtigste, alles Andere in den Hintergrund drängende Gegenstand der Berathung war die Volljährigkeit der Königin. Für dieselbe entschieden sich 193 Stimmen des Senats und der Abgeordnetenkammer und so ward die Volljährigkeit der Königin am 8. November 1843 ausgesprochen. Die nächste Folge war, daß das Ministerium Lopez, das nur als provisorische Regierung aufgetreten war, seine Entlassung gab. Nach dem parlamentarischen Gebrauch anderer Länder hätte nun die Majorität die Bildung eines neuen Ministeriums übernehmen müssen, also in diesem Falle die Moderados, die bei den Wahlen einen glänzenden Sieg erfochten und alle ihre Häupter in die Cortes gebracht hatten, während von den Progressisten gerade die bekanntesten unterlegen waren. Diesem Gebrauch ganz entgegen, drang aber die Partei des jungen S.s darauf, daß Olozaga, der entschiedene Progressist, an die Spitze des neuen Ministeriums trete, und so geschah es. Der Ministerpräsident gesellte sich nur Männer seiner Partei zu, Luzuriaga und Cantero, vertraute Freunde Espartero's, Domenech, einen Führer der Radikalen, u. A. Von Dauer konnte unter den obwaltenden Umständen dieses Ministerium unmöglich seyn. Im Senat, in der Abgeordnetenkammer hatten die Moderados die Majorität und benutzten sie auf eine feindselige Weise, indem sie Pidal, einen politischen Gegner Olozaga's, zum Präsidenten wählten und über Nationalgarden- und Städtegesetze in reaktionärem Sinne Berathungen pflogen. Olozaga ließ sich durch diese Feindseligkeit zu dem Entschlusse drängen, die Cortes aufzulösen, und erhielt die Genehmigung der Königin dazu. In diesem Augenblicke wurde sein Sturz durch eine Palastintrigue bewirkt, die nicht unwürdiger hätte seyn können. Es verbreitete sich aus dem Palast das Gerücht, daß Olozaga die dreizehnjährige Königin zur Unterzeichnung des Dekrets, wodurch die Cortesauflösung anbefohlen wurde, gezwungen habe. Narvaez war der Bürge der Wahrheit, seine Freundin, die Marquise von Santa-Cruz, Aya und erste Kammerdame, hatte ihm das Unerhörte erzählt, Isabella II. auf Befragen Alles bestätigt. Der eigentliche Zweck, Olozaga einzuschüchtern, wurde aber nicht sogleich erreicht. Man mußte noch zu andern Mitteln seine Zuflucht nehmen, Herausforderungen junger Offiziere an ihn hervorrufen, mit Mordanfällen drohen, eine förmliche Anklage auf Hochverrath formuliren lassen, ehe der von allen Seiten bedrohte, parteilichen Richtern bloßgestellte Mann den Wunsch seiner Feinde erfüllte und als Maulthiertreiber verkleidet nach Portugal flüchtete. Die Flucht ließ ihn als schuldig erscheinen, er und Alle, die ihn vertheidigt hatten, waren kompromittirt. Nachdem man dies glücklich erreicht hatte, trat die Partei hervor, die vom Anfang an die Mehrheit des Kongresses ausgemacht hatte, und bildete aus ihrer Mitte ein Ministerium, aber immer noch mit Hinzuziehung untergeordneter progressistischer Elemente, um die Täuschung aufrecht zu erhalten, als bestehe noch die Einigkeit der alten Koalition. Gonzalez Bravo (oder Brabo), ein früherer Radikaler und wüthender Feind Christinens, jetzt Haupt des jungen S.s, übernahm den Vorsitz; neben ihm fungirten zwei gemäßigte Progressisten, der Marquis von Pena-Florida und der General Portillo, und zwei Gemäßigte, Mayans, Rath am königlichen Gerichtshofe von Saragossa, und der General Mazaredo. Olozaga war gestürzt worden, weil er die Cortes hatte

auflösen wollen, und das neue Ministerium ergriff sogleich dieselbe Maßregel, nur in einer mildern Form: es löste die Cortes nicht auf, aber es vertagte sie auf unbestimmte Zeit. Der ganze Gang des Ministeriums Bravo wurde durch diese erste Maßregel gekennzeichnet. Seine offene Absicht ging dahin, ohne Cortes zu regieren, die für nöthig erachteten Reformen durch Ordonnanzen einzuführen und dann nachträglich, wenn das Geschehene eine vollendete Thatsache sey, die Genehmigung der gesetzgebenden Versammlung einzuholen. Den Anfang dieses Verfahrens bildete die Veröffentlichung des Ayuntamientos-(Municipal-) Gesetzes, das 1840 durch beide Kammern gegangen war, aber den Aufstand, der mit der Vertreibung Christinens endete, herbeigerufen hatte und seitdem von allen Parteien als beseitigt betrachtet worden war. Dasselbe entkleidete die Ayuntamientos aller politischen Gewalt und beschränkte das Wahlrecht auf die Höchstbesteuerten und ward daher mit großer Unzufriedenheit aufgenommen. Sevilla, Granada, Alicante, Orense, Valladolid, Lerida, Coruña, Malaga, Logroño, die Städte der baskischen Provinzen insgesammt protestirten, in Saragossa führte die Erbitterung zu einem Straßengefecht zwischen Nationalgarden und Soldaten, Madrid selbst wurde unruhig. Der Gang des Ministeriums blieb aber unverändert. Mit der Zurückberufung Marie Christinens beschäftigt, wozu die Wiederausbezahlung der Pension der Königin-Mutter das Vorspiel war, stützte es sich auf Narvaez und den Schrecken. Die durch dies Alles hervorgerufene Unzufriedenheit ermuthigte die progressistische Partei zu einem neuen Aufstandsversuche. Am 28. Januar 1844 setzte sich Bonet, Oberst des Zollmilitärs, durch Verrath in den Besitz von Alicante, am 1. Februar schloß sich Cartagena der Bewegung an. Die ersten Fortschritte des Aufstandes konnten Besorgniß erregen, denn die Aufständischen verfügten schon nach wenigen Tagen über 3000 Mann, hatten die ganze Küste für sich und nahmen Murcia mit bewaffneter Hand. Die Regierung ergriff die strengsten Maßregeln, überschritt aber dabei alle gesetzlichen Schranken, indem sie das verkündete Kriegsrecht über ganz S. ausdehnte und von dem Aufstande Gelegenheit nahm, eine Anzahl hervorragender Progressisten zu verhaften. Gegen Alicante und Cartagena rückten nicht weniger als vier Corps vor unter Pardo, Roncali, Cordova und Concha. Trotz der Uebermacht der Feinde ergriff Bonet die Offensive, erlitt aber auf den Höhen beim Dorfe Patrei eine Niederlage, mußte Murcia und Orihuela räumen und sich nach Alicante zurückziehen. In die beiden Festungen eingeschlossen, war der Aufstand hoffnungslos geworden. Alicante ergab sich am 6., Cartagena am 25. März. Bonet und die Offiziere, die sich ihm angeschlossen hatten, wurden nach der Uebergabe von Alicante erschossen. Bravo erließ darauf provisorische Gesetze tief eingreifender Natur; das erste befahl die Auflösung der Nationalgarden (Milicianos) in allen Theilen des Königreichs, damit die Herrschaft des Säbels in keinem bewaffneten Bürgercorps fürder ein Hinderniß finde. Ein zweites machte die bestehende Preßfreiheit rein illusorisch, indem es bisher unbekannte Begriffe von Preßvergehen aufstellte und sie mit den härtesten Strafen bedrohte. Ein drittes befahl die Errichtung von Guardias civiles, einer Gensdarmerie nach französischem Muster, die aus der Elite des Heeres gebildet wurde. Offenen Widerstand riefen Bravo's Maßregeln nicht hervor; die Absetzungen in Masse, die auch viele Richter trafen, schüchterten die Parteien ein. Bei der herrschenden Ruhe konnte man jetzt daran denken, die verwittwete Königin zurückzurufen. S. jubelte bei der Rückkehr der ränkevollen Frau, deren Entfernung vier Jahre früher der Wunsch des ganzen Landes gewesen war. Am 23. März 1844 zog Marie Christine in Madrid ein, und schon im Anfang April wankte das Ministerium Gonzalez Bravo seinem Sturze entgegen, der am 1. Mai erfolgte. Die Blüthezeit der Hofränke war gekommen, und der eigentliche Grund des Ministerwechsels läßt sich daher kaum angeben. Marie Christine folgte wohl ihrem alten Groll gegen Bravo, der sie als ehemaliger Redakteur eines oppositionellen Journals mehr als jeder Andere mit Koth beworfen hatte, Ludwig Philipp flüsterte ihr die Politik ein, den allmächtigen Narvaez abzunutzen, indem sie ihn an einen Platz stelle, wo seine vielen Blößen bald offenbar werden müßten. Die neuen Machthaber waren: Narvaez als Kriegsminister und Präsident, der Marquis von Viluma für die auswärtigen Angelegenheiten, Pidal für das Innere, Mon für die Finanzen, General Armero für das Seewesen, Mayans, der aus dem früheren Kabinet blieb, für die Justiz. Alle mit Ausnahme von Viluma gehörten der Fraktion der sogenannten „gemäßigten Gemäßigten" an, von denen man, so weit war die Zersetzung der Partei schon vorwärts geschritten, Ultra-Moderados und aufgeklärte Gemäßigte unterschied. Der Eintritt Narvaez' kündigte sich durch kriegerische Maßregeln gegen Marokko an. Veranlassung des Streits war die Ermordung des spanischen Konsuls in Mazigan, wofür die Genugthuung verweigert wurde, und andere Beleidigungen, z. B. die Wegnahme einer spanischen Schebeke. Man lenkte die öffentliche Aufmerksamkeit von den inneren Angelegenheiten ab, man beschäftigte das Heer, dessen Muße schon so viele Verschwörungen ausgebrütet hatte, man umgab den Thron der jungen Königin mit einem Strahlenschein von Ruhm. Aber da es an Geld fehlte, um die Truppen mobil zu machen, so ließ man den Prinzen Joinville die marokkanischen Lorbeeren allein pflücken und nahm die englische Vermittelung an, durch die der Streit beigelegt wurde. In Beziehung auf die kirchlichen Angelegenheiten griff der Geist der Versöhnlichkeit Platz; man stellte Kirchenzehnten, das Rotagericht her, setzte die Nuntiatur in ihre alten Rechte wieder ein und sistirte den Verkauf der Kirchengüter. Die fortgesetzten Verfolgungen der Progressisten hielten aber von Aufständen und Verschwörungen nicht zurück. Zurbano wagte am 14. November in Logroño in der Rioja eine progressistische Erhebung; anfangs glücklich, mußte er aber den überlegenen Truppenmassen der Regierung weichen. Einen karlistischen Aufstand erregte Ende April

der Bandenführer El Groc in den Gebirgen des Maestrazzo, ebenfalls ohne Erfolg. Im Juli trat der Marquis von Viluma zurück und im Oktober Martinez de la Rosa an seine Stelle. Sein Programm lautete: Errichtung eines Oberhauses mit auf Lebenszeit ernannten Mitgliedern, ein strenges Preßgesetz, ein Nationalgardengesetz, Tilgung des Grundsatzes der Volkssouveränetät aus der Verfassung. Die im Spätherbst 1844 zusammentretenden Cortes rechtfertigten das Vertrauen, das die Minister in sie gesetzt hatten. Jeder ministerielle Vorschlag wurde angenommen, oder, wenn je, in konservativem Sinne abgeändert. So erging es namentlich mit dem oben erwähnten Preßgesetze, aus dem die Cortes die Ueberweisung der Preßvergehen an eine Jury als revolutionär strichen. Die neue Verfassung stieß in der Versammlung auf wenig Schwierigkeiten, so durchgreifende Veränderungen auch gemacht worden waren. Gleich der Eingang, der die Volkssouveränetät erläutert, kam in Wegfall. Den Cortes ward das Recht, sich alljährlich im December ohne besondere Berufung zu versammeln, entzogen; die Jury nur für nichtpolitische Verbrechen beibehalten. Auch sollte der Senat von dem Könige auf Lebenszeit ernannt werden und ähnliche richterliche Funktionen haben wie in Frankreich, König und Königin aber zu ihrer Vermählung nicht mehr der Einwilligung der Cortes bedürfen. Namentlich aber ward der Wahlmodus durch Einführung eines hochgegriffenen Census gänzlich verändert (s. oben). Ein ganz neues Institut wurde durch Errichtung eines Staatsraths begründet, dessen Kompetenz sich auf die Berichterstattung über neue Gesetze an die Minister, auf die Berathung von Staatsverträgen mit auswärtigen Staaten, auf Beurtheilung zweifelhafter Verwaltungs- und Kompetenzfragen der Gerichte und Verwaltungsbehörden, auf Entscheidung über Mißbräuche der Amtsgewalt ꝛc. erstrecken sollte. Auch die Rückgabe der noch nicht verkauften Kirchengüter an den Klerus wurde von den Cortes bestätigt. Die progressistischen Bewegungen in Madrid, Valencia und Vittoria, die karlistische Verschwörung in Burgos und Katalonien waren ohne Bedeutung, wenn die Minister sie auch selbst übertrieben, um zu Maßregeln der Strenge einen Vorwand zu erhalten. Die Karlisten schöpften neue Hoffnungen, als Don Carlos entsagte und seine Rechte auf den jugendlichen Grafen von Montemolin, seinen ältesten Sohn, übertrug, der wohl ein Manifest an die Nation erließ, aber an der Unmöglichkeit scheiterte, ein Programm aufzustellen, das einer politischen Partei genügen konnte, ohne die andere zurückzustoßen. Auch protestirten die einflußreichsten Karlisten gegen die Thronentsagung. Das Jahr 1846 begann mit einem geheimnißvollen Ministerwechsel, indem Narvaez mit seinen Amtsgenossen abtrat, einem Ministerium Miraflores Platz machte und gleich darauf wieder die Zügel ergriff. Jetzt löste sich das Räthsel, denn statt seiner früheren Amtsgenossen umgab sich Narvaez mit lauter gewaltthätigen Männern, dem Absolutisten Pezuela, dem General Balbao, den Obersten Calonge und Ortega. Die erste Maßregel der neuen Minister war die Vertagung der Cortes auf unbestimmte Zeit. Ein zweites Dekret traf die Presse, die eine Einschränkung erlitt. Man befürchtete noch strengere Maßregeln, sogar eine Aufhebung der Verfassung, als die Königin plötzlich einschritt. Sie gab dem gewaltthätigen Minister seine Entlassung und berief Isturiz in das Kabinet, der sogleich mit versöhnenden Maßregeln begann, die Cortes einberief, die Maßregeln gegen die Presse zurücknahm und die Anhänger Narvaez' aus den höchsten Aemtern entfernte. Narvaez verließ in seinem Unmuth S. und ging nach Paris. Er hinterließ einen Aufstand in Galicien, der nur mit großer Anstrengung bezwungen werden konnte. Weniger ernst war ein in Katalonien ausbrechender Aufstand; dagegen entstand neue Gefahr, als in Portugal das Ministerium Cabral gestürzt wurde. Damit der Aufstand nicht über die Grenze verbreitet werde, stellte Isturiz an der portugiesischen Grenze ein Beobachtungscorps auf. Nicht ohne Einfluß auf Narvaez' Sturz war auch die Verheirathung der Königin Isabella gewesen, die vom König der Franzosen und der Königin Marie Christine gemeinschaftlich und zu ihrem beiderseitigen Vortheil ins Werk gesetzt ward. Frankreich und England waren darüber einig geworden, daß die Königin Isabella zwar einen Bourbon, aber keinen aus dem Hause Orléans heirathen, ihre Schwester, die Infantin Luise, aber den Herzog von Montpensier, jüngsten Sohn des Königs der Franzosen, heirathen sollte, jedoch nicht eher, bis ihre Schwester, die Königin Isabella, Nachkommenschaft zur Thronfolge erhalten. Da man aber bei der Leibesbeschaffenheit der jungen Königin daran zweifelte, daß sie Leibeserben erhalten würde, so galt es, um dem Herzog von Montpensier die Anwartschaft auf den spanischen Thron zu sichern, einen kühnen Streich. Dieser geschah durch die urplötzlich gleichzeitig am 28. August 1846 deklarirte und am 10. Oktober vollzogene Doppelvermählung des Infanten Franz von Assis, ältesten Sohnes des Infanten Franz von Paula, Oheims des Königs, mit der Königin Isabella, seiner Base, und des Herzogs von Montpensier mit der Infantin Luise. Der König der Franzosen ward wegen der letzteren Heirath von England, das förmlichen Protest dagegen erhob, des Wortbruchs geziehen, und auch Marie Christine sollte zunächst die Früchte ihrer Intrigue nicht ernten. Das Ministerium Isturiz konnte sich vor den Ende 1846 zusammengetretenen Cortes nicht halten; es folgte ein Kabinet unter dem Herzog von Sotomayor. Die junge Königin sah sich nicht sobald durch ihre Heirath vom Einfluß ihrer Mutter frei, als auch schon die Palastintriguen begannen und damit auch die politischen. Der unruhige Geist des Landes erhielt dadurch nur neue Aufregung; an vielen Orten entstanden Unruhen und förmliche Aufstände; mehre alte karlistische Bandenführer tauchten wieder auf, und in Oberkatalonien bildete sich ein Herd des karlistischen Aufstandes, der von London aus Unterstützung erhielt, wohin der Graf von Montemolin, der die Prätendentenrolle seines Vaters übernommen, sich begeben hatte. Die Königin Christine, in den Cortes wegen ihrer Finanzkünste heftig angegriffen und bei der immer schwieriger wer-

henden Lage der Dinge nichts Gutes ahnend, begab sich im Februar 1847 nach Paris, um dort ihr Vermögen, vielleicht auch ihre in S. so sehr verhaßte Person in Sicherheit zu bringen. Narvaez folgte ihr, um einstweilen den Gesandtschaftsposten in Paris einzunehmen. Bald darauf wurde die Verwirrung in Madrid noch größer, als die junge Königin ihres körperlich und geistig schwachen Gemahls überdrüssig wurde und den schönen General Serrano, einen Exaltado, zu ihrem Günstling erkor. Als die Minister diesen mit Gewalt von Madrid entfernen wollten, erhielten sie von der Königin ihre Entlassung, um einem vorwaltend progressistischen Ministerium unter des alten Exaltado Pacheco Vorsitz am 28. März 1847 Platz zu machen. Dasselbe stand ganz unter dem Einflusse des Hofs und des diesen beherrschenden Günstlings, welches Verhältniß auch nach Rekonstituirung des Kabinets durch Salamanca (1. Sept.) blieb. Serrano setzte es durch, daß Olozaga amnestirt, diese Amnestie noch weiter ausgedehnt u. auch Espartero zurückgerufen u. zum Senator ernannt ward, worauf mehre Maßregeln im progressistischen Sinne erfolgten. Schon schien die Herrschaft der Progressisten gesichert, als dieselbe eben so schnell gestürzt ward, als sie gegründet worden. Am 3. Oktober ward das Ministerium Salamanca plötzlich entlassen und durch ein neues Ministerium ersetzt, an dessen Spitze der inzwischen von Paris zurückgekehrte Narvaez mit Cordova, Ros de Olano und Sartorius trat. Nachdem dasselbe durch Sotomayor, Bertran de Lis und Bravo Murillo ergänzt worden, war die Herrschaft der Moderados wiederhergestellt. Salamanca's gewagte Finanzspekulationen wurden jetzt eingestellt, und damit die Versöhnung des königlichen Ehepaars Statt finden könne, mußte Serrano als Generalkapitän nach Granada gehen. Dies hätte man Alles ganz in der Ordnung finden mögen, wenn nicht auch zugleich die ränkesüchtige Marie Christine nach Madrid zurückgekehrt wäre. Im Uebrigen verfuhr Narvaez versöhnlich gegen die Progressisten, hielt die unter dem vorigen Ministerium verkündigte Amnestie aufrecht und hinderte Espartero's Rückkehr nicht.

Nicht lange nach diesem Ministerwechsel bedrohte die pariser Februarrevolution das Land mit neuen gewaltsamen Krisen. Wenn aber S. im Vergleich zu den meisten anderen europäischen Monarchien dieselben auffallend leicht überwand, so lag die Ursache hiervon vorzugsweise in der verbesserten Disciplin und Organisation des Heeres, sowie in dem seit dem Aufhören des Bürgerkriegs datirenden materiellen Aufschwung der Bevölkerung und ihrer Unbekanntschaft mit den socialistischen Träumen der Franzosen. Doch ist dabei Narvaez' Verdienst nicht in Abrede zu stellen, indem derselbe allen revolutionären Gelüsten mit einer in jener Zeit seltenen Entschlossenheit und Energie entgegentrat. Schon Anfangs März warf er in der Cortessitzung der Revolution den Handschuh hin mit den Worten: „Man habe bisher von der Kunst geschrieben, Revolutionen zu machen; die Regierung aber werde so handeln, daß man künftighin darnach von der Kunst schreiben solle, Revolutionen zu unterdrücken". Nachdem er sich von den Cortes noch umfassende Vollmachten hatte ertheilen lassen, erfolgte deren Vertagung. Am 26. März brach, zum Theil durch auswärtige Emissäre befördert, ein progressistischer Aufstand in der Hauptstadt aus, aber Narvaez warf denselben nach 10stündigem Straßenkampfe nieder und ließ dann den Belagerungszustand für Stadt und Land verkündigen. Obwohl das Kriegsrecht gegen die Insurgenten in Anwendung gebracht ward, so erfolgten doch keine standrechtlichen Exekutionen, sondern nur zahlreiche Deportationen, welche Milde besonders darin ihren Grund hatte, daß unter den ergriffenen Aufständischen sich eine Anzahl Franzosen befand und das spanische Kabinet in seiner dermaligen Isolirung der republikanischen Regierung Frankreichs keinen Vorwand zu Feindseligkeiten geben wollte. Wohl aber ließ Narvaez in der Aufwallung eines ganz ungegründeten Argwohns seinen ebenbürtigen politischen Gegner Olozaga verhaften, um ihn nach den Philippinen deportiren zu lassen, welchem Schicksal derselbe aber durch die Entweichung nach England entging. Soldatenemeuten, welche, gleicher demokratischer Tendenz, in Madrid und Sevilla ausbrachen, wurden eben so rasch unterdrückt und mit blutiger Strenge geahndet. Dadurch aber gerieth das Kabinet in eine Kollision mit England. Während es Narvaez gelang, nicht allein mit dem republikanischen Frankreich ein gutes Einvernehmen zu erhalten, sondern auch mit Oesterreich und Preußen die seit Jahren abgebrochene diplomatische Verbindung wieder anzuknüpfen, stand er mit dem über den Sieg der Moderados mißvergnügten Kabinet von St. James von Anfang an auf gespanntem Fuße. Lord Palmerston machte nach der Unterdrückung des Märzaufstandes seiner gereizten Stimmung in einer Note Luft, worin er die innere Politik des spanischen Ministeriums einer herben Kritik unterzog. Hierzu kam noch der Umstand, daß der britische Gesandte Bulwer bei der Schilderhebung gegen Narvaez die Hand im Spiele gehabt haben sollte. Mitte Mai erhielt derselbe vom spanischen Kabinet plötzlich seine Pässe ausgehändigt, worauf dieselbe Maßregel gegen den spanischen Gesandten in London erfolgte. Doch hatte diese Kollision keine schlimmeren Nachwirkungen. Obwohl die früheren Dissidien mit dem römischen Stuhle noch keineswegs geschlichtet waren, so ward doch nach dieser Seite hin ein freundlicheres Verhältniß angebahnt, indem die römische Revolution und die Vertreibung des Papstes der spanischen Regierung Veranlassung gab, behufs der Restitution des letzteren ein spanisches Hülfscorps nach Rom abzusenden. Bei so günstiger Gestaltung der Verhältnisse nach außen konsolidirten sich auch nach innen die Zustände mehr und mehr, so daß S. mitten in der Zerrüttung Europa's eines tiefen Friedens genoß. Einzelne demokratische und karlistische Aufstandsversuche wurden sofort unterdrückt und insbesondere der Karlismus völlig überwunden, so daß er auf geraume Zeit vom Schauplatz abtrat. Cabrera hatte den Guerrillaskrieg in Katalonien im Sommer 1848 wieder begonnen, auch anfangs einige Erfolge errungen; aber der Versuch, im Frühjahr 1849 den Grafen

Montemolin auf dem Kriegsschauplatz auftreten zu lassen, scheiterte, indem der Prätendent unterwegs von der französischen Polizei angehalten ward, worauf auch Cabrera, von Concha heftig bedrängt, sich genöthigt sah, auf französisches Gebiet (April 1849) zu flüchten, aber nicht ohne vor seinem Scheiden noch nutzlose Grausamkeit zu üben. Dem Bürgerkrieg ward aber besonders dadurch ein völliges Ende gemacht, daß die Regierung im Juni eine ausnahmslose Amnestie erließ, welche viele namhafte Karlisten bewog, nach S. zurückzukehren und sich der Königin Isabella zu unterwerfen, womit die Auflösung der karlistischen Partei entschieden war. Jetzt durfte die Regierung auch eine Maßregel durchsetzen, an welcher Espartero gescheitert war: die Herabsetzung der Tarife, die zwar den begünstigten Industriellen sehr unerwünscht war, aber den nationalen Wohlstand nicht wenig förderte. Dieser unstreitig verdienstvollen und segensreichen Thätigkeit des Kabinets Narvaez, welche nur geeignet schien, die Antecedentien dieses Mannes vergessen zu machen und seine Macht dauernd zu befestigen, ward gleichwohl unerwartet ein Ziel gesetzt, nicht durch die überwundenen Parteien, sondern durch Hofintriguen. Eine durch Mons Austritt im Sommer 1849 herbeigeführte Ministerkrisis ging rasch vorüber. Aber pfäffische und vielleicht auch auswärtige Einwirkungen, bei denen der sonst so unfähige und indolente Gemahl der Königin als Helfershelfer diente, stürzten das Ministerium Narvaez, welches am 19. Oktober plötzlich seine Entlassung erhielt. Staunte schon die öffentliche Meinung über diese Maßregel, so entrüstete sie sich über die Zusammensetzung des neuen Ministeriums, worin, neben ganz obskuren Subjekten, der Präsident Cleonard, ein Baldoa, übelberüchtigten Andenkens aus der Zeit des Bürgerkriegs, seinen Sitz hatte. Schon nach wenigen Stunden wurde das neue Kabinet mit Dimissionsgesuchen förmlich bestürmt. Die Ministerialbeamten und mehre der ausgezeichnetsten Offiziere machten damit den Anfang, und auch der oberste Gerichtshof berieth über seine Kollektivdimission. Die Gesinnung des Publikums gab sich auf ähnliche Weise kund. Narvaez ward überall mit Akklamation begrüßt. Selbst Marie Christine trat offen auf Narvaez' Seite. Erschreckt über die unmittelbaren Folgen des Staatsstreichs, gab die Königin nach einer Unterredung mit ihrer Mutter dieser den Auftrag, Narvaez wieder an die Spitze der Geschäfte zu berufen. Balboa ward nach Ceuta, Fulgencia, der Beichtvater des Königs, den man für den Hauptanstifter der Intrigue hielt, nach Sevilla verwiesen. Nachdem die Cortes die finanziellen Fragen erledigt hatten, wurden sie rasch vertagt, da sich in ihnen eine bedrohliche Opposition zu erheben schien. Ein neuer Versuch des Gemahls der Königin, das ihm verhaßte Ministerium zu beseitigen, ward von Narvaez im Frühjahr 1850 durch persönliche Einschüchterung des Urhebers vereitelt und derselbe von weiteren ähnlichen Versuchen abgeschreckt. Die Hoffnung, daß die Königin dem Lande einen Erben schenken werde, ward bald darauf durch die Geburt eines todten Knaben (12. Juli) getäuscht.

Was die auswärtigen Angelegenheiten anlangt, so war das madrider Kabinet zu der Regierung Ludwig Napoleons in Frankreich in die intimsten Beziehungen getreten, und auch mit England kam durch Vermittelung des Königs von Belgien eine völlige Aussöhnung zu Stande (Mai 1850), deren Wichtigkeit ans Licht trat, als wenige Wochen später die spanische Kolonie Cuba (s. d.) durch amerikanische Freibeuterzüge bedroht ward. Obwohl dieselben einen kläglichen Ausgang nahmen, so entstand doch darüber ein Zerwürfniß S.s mit der nordamerikanischen Union, das indeß nach einigen zwischen Madrid und Washington gepflogenen Verhandlungen beigelegt ward. Inzwischen waren die Gerüchte von Ministerkrisen immer von Neuem aufgetaucht. Seit Bravo Murillo wegen von Narvaez verweigerter Streichung eines Postens von nicht mehr als 350,000 Thalern im Budget des Kriegs das Finanzministerium niedergelegt, war der Glaube an den Bestand des Kabinets allenthalben erschüttert. Narvaez sah sich der öffentlichen Sympathien beraubt und seine Feinde am Hof durch den Hinzutritt der Königin Mutter verstärkt. Diese hielt es jetzt an der Zeit, die dem Hofe lästige Macht des Premierministers zu brechen und geschmeidigere Männer an die Spitze des Staats zu berufen, welche die lange zurückgedrängten, durch die Wendung der allgemeinen europäischen Politik aber wieder begünstigten Pläne zur Herstellung unumschränkter Gewalt vorbereiten sollten. Narvaez beschloß unter diesen Umständen, der Demüthigung durch unvermeidlichen Sturz dadurch zu entgehen, daß er selbst seine Entlassung forderte. Sie ward ihm von Isabella ungern gewährt, und am 11. Januar 1851 verließ Narvaez abermals Madrid, um sich nach Frankreich zu begeben. Es folgte ein anderes Ministerium mit Bravo Murillo an der Spitze und den Mitgliedern: Bertran de Lis, Aeußeres, Arteta, Inneres, Romero, Justiz, Negrete, Handel und Unterricht, Mirasol, Krieg, Bustillos, Marine. Das Programm des neuen Ministeriums verkündete Ersparungen, Moralität der Verwaltung, strenges Festhalten an der Verfassung, liberale Handhabung der Gesetze. Die schleunige Regulirung der Staatsschuld, in Betreff deren Bravo Murillo eine Vorlage an die Cortes noch für den Lauf der Session ankündigte, bildete den Kernpunkt. Aber das Verfahren des neuen Ministeriums trat mit diesen Verheißungen nur zu bald in Widerspruch. Die neue Verwaltung zeichnete sich besonders durch Animosität gegen ihre Vorgänger, durch Begünstigung absolutistischer und klerikaler Tendenzen und durch Hingebung an Palasteinflüsse aus. Als die Cortes dem Schuldentilgungsplan des Ministeriums ihre Beistimmung versagen zu wollen schienen, wurden sie im April 1851 aufgelöst, worauf das Ministerium durch rücksichtslose Beeinflussung der Wahlen eine ergebene Majorität zu Stande brachte, mit welcher es, durch den Marquis Miraflores verstärkt, seinen Entwurf durchsetzte. Im Oktober ward endlich eine lange obschwebende Differenz erledigt: es erfolgte nämlich der definitive Abschluß des Konkordats, freilich nur durch weitgehende Nachgiebigkeit des Kabinets den Ansprüchen des römischen Stuhls und des Klerus gegenüber. Das Gelingen des

Staatsstreichs in Frankreich vom 2. Dec. 1851 machte den Ministern Muth, mit ihren reaktionären Tendenzen offen hervorzutreten, wobei ihnen Manches zu Hülfe kam. Am 20. Dec. 1851 war die Königin von einer Prinzessin glücklich entbunden worden; als sie nun am 2. Febr. 1852 ihren ersten Kirchgang hielt, ward sie von einem wahrscheinlich geisteskranken Priester Namens Merino meuchlerisch angefallen und leicht verwundet. Beide Vorkommnisse erregten auf Seiten der Nation die lebhafteste Theilnahme und die lautesten Ausdrücke royalistischer Begeisterung, was das Ministerium sofort zu reaktionären Schritten bewog. Strenges Einschreiten gegen die Presse, Begünstigung solcher Persönlichkeiten, welche absolutistisch-klerikale Principien verfolgten, Hingebung an napoleonische Einflüsse charakterisirten die Thätigkeit des Ministeriums, aus welchem Lersundy, der an Mirasols Stelle das Portefeuille des Kriegs übernommen hatte, und Miraflores ausschieden, weil sie es nicht über sich gewinnen konnten, auf der verfassungswidrigen Bahn, die man eingeschlagen, fortzugehen. Es bildeten nicht mehr die Progressisten allein die Opposition gegen das Ministerium, sondern dieselbe reichte auch tief in die Reihen der Moderados hinein. Als am 1. Dec. 1852 die Cortes endlich wieder einberufen wurden, fiel schon bei der Präsidentenwahl der Kandidat der Regierung gegen Martinez de la Rosa durch. Das Ministerium antwortete darauf mit der Auflösung der Cortes und einem neuen Entwurf zu einer Revision der Verfassung, welcher den neuen Cortes vorgelegt werden sollte. Hiernach sollte der Senat aus erblichen und lebenslänglichen Pairs bestehen, die Zahl der Deputirten verringert, der Census erhöht, das Budget ein- für allemal bewilligt und nur unter Zustimmung der drei Faktoren der Gesetzgebung abgeändert werden. Außerdem wurden in jenem Entwurf die Garantien der öffentlichen Freiheit auf ein Minimum reducirt, die Ausnahmsbefugnisse der Regierung aber ungebührlich erweitert. Die freie Besprechung der Entwürfe in der Presse ward gehindert und den Parteihäuptern verboten, Wahlversammlungen, die nicht von der Regierung autorisirt seyen, zu veranstalten. Die Vertheidiger der durch diesen Entwurf ganz illusorisch gemachten Verfassung schaarten sich um Narvaez, der inzwischen nach Madrid zurückgekehrt war, um seinen Sitz im Senat einzunehmen. Aber dieser ward unter der lächerlichen Form einer Sendung nach Wien zur Einsichtnahme der dortigen Militärarchive aus S. entfernt mit der Weisung, sofort abzureisen. Die Kunde hiervon rief einen Schrei der Entrüstung im Publikum und in den verfassungstreuen Parteien hervor. Am letzten Tag seines Aufenthalts wurden Narvaez von den ersten Notabilitäten glänzende Ovationen bereitet; selbst die Progressisten, seine früheren erbitterten Gegner, ließen ihm durch eine Deputation ihre Sympathien kund geben. Narvaez verließ am 11. Dec. Madrid, nachdem er zuvor das bereits entworfene, aber noch nicht veröffentlichte Manifest der gemäßigten Opposition an die Nation unterzeichnet hatte. Petitionen um Wahlfreiheit wurden in Umlauf gesetzt und mit Tausenden von Unterschriften bedeckt. Der Kreis der Anhänger oder der wenigstens noch dafür gehaltenen Freunde der Regierung lichtete sich mehr und mehr. Einer solchen Agitation gegenüber, die sich weder einschüchtern, noch unterdrücken ließ, befand sich das Ministerium in täglich wachsender Verlegenheit. Der Kriegsminister Urbina schied aus, jede weitere Betheiligung an der Politik des Ministeriums verweigernd. Vergebens suchte Bravo Murillo einen anderen geeigneten Kandidaten für das erledigte Portefeuille. Von Lersundy, seinem früheren Kollegen, und Roncali, vormaligem Gouverneur von Cuba, höhnisch abgewiesen, griff er zu ganz obskuren Subjekten; aber jetzt ward selbst die sorglose Königin bedenklich, und als Lersundy ihr die dringendsten Vorstellungen machte, erklärte sie: „Wenn Murillo keinen Kriegsminister findet, so mag er seine Entlassung geben". So mußte dieser endlich (14. Dec. 1852) vor der Manifestation einer politischen Opposition weichen, die in ihren Reihen fast Alles zählte, was S. an Notabilitäten besitzt; der schon zur Hälfte ausgeführte Staatsstreich war plötzlich durch die Macht eines moralischen Widerstands gehemmt worden, der ihm seine letzten militärischen Stützen entriß. Marie Christine und ihre von ihr geleitete Tochter ließen die bisherigen Werkzeuge ihrer absolutistischen Politik fallen, ohne darum ihren Plänen ganz zu entsagen. Das Ministerium, welches folgte (Roncali, Lara, Mirafol, Llorente, Aristizabal, Vasey), bestand indessen aus Männern, deren Ruf wenigstens politisch zweideutig war, oder die mit Bravo Murillo doch früher Hand in Hand gegangen waren. Auch ließ der Beginn der neuen Verwaltung befürchten, daß sie in die Fußtapfen der vorhergehenden treten werde. Als nämlich den 14. Dec. das von den hervorragendsten 68 Namen unterzeichnete Wahlmanifest der Moderados erschien und zugleich die Oppositionsblätter die schonungslosesten Angriffe auf das Kabinet Murillo, dessen Sturz damals noch nicht entschieden war, eröffneten, ließ der Gouverneur von Madrid, Diaz, alle betreffenden Blätter konfisciren, und der Fiskal von Madrid ging in der Frechheit eines ehrlosen Servilismus sogar so weit, das Wahlmanifest in Anklage zu stellen und die Verhaftung seiner Unterzeichner zu beantragen, obwohl dasselbe voll der höchsten Mäßigung und edelsten Loyalität und fern von aller Appellation an die politischen Leidenschaften war. Erst als das Ministerium Roncali Diaz sowohl als den Fiskal ihrer Posten enthob und die Anklage des Wahlmanifestes annullirte, nahm die oppositionelle Presse dem Ministerium gegenüber eine ruhigere Haltung an. Das am 18. Dec. in der Form eines Rundschreibens an die Gouverneure der Provinzen erlassene Programm des Ministeriums behandelte ausschließlich die Frage der Verfassungsrevision, die für nöthig erachtet, aber der freien Entscheidung des Landes überlassen ward. Das am 5. Jan. 1853 erlassene Preßgesetz, wodurch dasjenige Murillo's vom 2. April 1852 aufgehoben ward, gewährte der Presse einige Erleichterungen, doch erfolgte unmittelbar darauf die Beschlagnahme der ganzen madrider Oppositionspresse, angeblich wegen einer zu heftigen Kritik

desselben. Gleich nach seiner Ankunft in Bayonne hatte Narvaez in einem Schreiben an die Königin um Zurücknahme der gegen ihn verhängten Maßregel nachgesucht, aber der Mann, ohne dessen starke Hand 1848 aller menschlichen Berechnung nach Isabella's Krone in den Staub gerollt wäre, erhielt (8. Jan.) als Antwort unter Bezeugung allerhöchster Ungnade den geschärften Befehl, sich sofort nach Wien zu begeben. Diese unerhörte rücksichtslose Behandlung eines verdienstvollen u. hervorragenden Mannes veranlaßte den Finanzminister Aristizabal zum Rücktritt. An seiner Stelle übernahm Llorente, der bisherige Minister des Innern, das Portefeuille der Finanzen und Benavidos das des Innern. Im schreiendsten Widerspruch mit seinen bei Veröffentlichung des neuen Preßgesetzes gegebenen Verheißungen verfolgte das Ministerium die Presse auf das Maßloseste, wie es auch in anderer Beziehung mehr und mehr die Politik seiner Vorgänger einschlug. Trotzdem gelang es ihm, in den neuen Cortes, die am 1. März 1853 zusammentraten, eine Majorität zu erhalten, obgleich, trotz bedeutender Eingriffe in die Wahlfreiheit, nur mit Hülfe eines Theils der Moderados. Die neue Versammlung ward aber eine der stürmischsten, die Madrid je gesehen. Die Verfassungsreform, mit einigen Modifikationen nach Bravo Murillo's Projekt wieder aufgenommen, ein neuer Schuldentilgungsplan, der auf ein Anlehen basirt war, das Verfahren gegen Narvaez, die Gewaltmaßregeln und Eingriffe in die Wahlfreiheit, die sich das Ministerium erlaubt, bildeten den Hauptstoff der Anklagen, welche die vereinigte Opposition der Moderados und Progressisten gegen das Kabinet erhob. Zugleich kamen im Senat bei Gelegenheit der Eisenbahnkonessionen, die Bravo Murillo verschwenderisch ertheilt hatte, die Künste zur Erörterung, wodurch Marie Christine, ihr Gemahl und der Bankier Salamanca sich bereichert. Manuel de la Concha klagte die Genannten geradezu an, daß sie sich vom Staate theils reichliche Konessionen mit übermäßigen Zinsgarantien erschlichen, theils Eisenbahnen, die ihnen gehört, gegen unverhältnißmäßigen Preis an den Staat veräußert hätten. Solche Vorgänge bewogen das Ministerium Roncali (8. April), die Cortes zu vertagen und seine Entlassung anzubieten. Obwohl letztere nicht angenommen ward, so löste sich das Kabinet doch nach wenigen Tagen von selbst auf, worauf Lersundy ein neues bildete, in welches de la Torre-Ayllon, Bermudez de Castro, Egaña, Govantes und Doral eintraten. Nach einigen Monaten trat Bermudez de Castro aus, um durch Luis Pastor ersetzt zu werden, und Ayllon, der nicht annahm, erhielt Calderon de la Barca zum Nachfolger, Veränderungen, die nicht geeignet waren, der Verfassungstreue des Ministeriums Zutrauen zu erwecken. Eine der ersten Maßregeln des durch Estévan Collantes vervollständigten Kabinets war die Ertheilung der angefochtenen Eisenbahnkonessionen. Ueberhaupt bewies sich dasselbe als bloße Fortsetzung des Ministeriums Roncali, indem es die Cortes nicht wieder zu einer außerordentlichen Sitzung berief, obwohl das Budget nicht bewilligt und mithin die ganze Situation verfassungswidrig war, und alle die konstitutionswidrigen Akte aufrecht erhielt, zu welchen sich das vorige Ministerium hatte hinreißen lassen. Doch fristete es ein prekäres Daseyn, ohne den Muth, der Konstitution ihr Recht angedeihen zu lassen, und ohne die Entschlossenheit, einen entscheidenden Schlag gegen sie zu führen. Isabella, in Folge der Abwesenheit ihrer ränkevollen Mutter jetzt weisen Rathschlägen zugänglicher, benutzte einen Wechsel im Ministerium, um demselben ihr Mißfallen zu erkennen zu geben, worauf dasselbe abdankte. Das unmittelbar darauf (19. Sept.) gebildete neue Ministerium (Graf San Luis [Sartorius], Domenech, Blaser, Gerona, Calderon, Molins) verkündigte in seiner Zusammensetzung die Rückkehr zum konstitutionellen System, wie es sich auch durch seine ersten Maßregeln das Vertrauen der öffentlichen Meinung erwarb. Noch im September ward Narvaez durch königliche Ordonnanz seiner Sendung nach Wien entbunden, und am 15. Okt. erfolgte die Einberufung der Cortes auf den 9. Nov. Ein von Lersundy und Egaña unkluger Weise über das Begräbniß von Protestanten mit England angefangener Zwist ward durch Zugeständnisse beigelegt, welche den Protestanten Friedhöfe und öffentliches Leichenbegängniß bewilligten. Weniger populär war die Nachgiebigkeit, welche das Kabinet der nordamerikanischen Union gegenüber durch die Annahme ihres Gesandten, Soulé, eines eifrigen Beförderers der auf Cuba bezüglichen amerikanischen Annexationsumtriebe, bewies. Doch hatte Soulé befriedigende Erklärungen gegeben, und überdies mußte S. damals, wo die orientalischen Händel sich vorbereiteten und Kraft und Interesse der beiden europäischen Seemächte in Anspruch nahmen, darauf bedacht seyn, der Unionsregierung jeglichen Vorwand zum Bruch zu nehmen. Plötzlich aber sah sich S. von Neuem an den drohenden Abgrund der Staatsstreiche und gewaltsamer Erschütterungen hingedrängt. Obwohl das Ministerium das Möglichste that, um die Feindschaft seiner Gegner zu entwaffnen, wie es denn schon am 24. Nov. die von den Kabinetten Murillo und Roncali ausgearbeiteten Revisionsprojekte zurücknahm, so sah es sich doch von Anfang an von den durch die vorhergehenden Reaktionsversuche tief verstimmten u. verbitterten konstitutionellen Moderados mit Mißtrauen behandelt. Unter seinen Gegnern zeichneten sich durch ihre Heftigkeit vor allen die Generäle Ros de Olano und José de la Concha, der ehemalige Gouverneur von Cuba, aus. Da die Cortes mit der großen Majorität von 105 gegen 69 Stimmen einen die Eisenbahnfrage betreffenden Antrag, der, obwohl an sich nicht bedeutend, doch dem Ministerium unbequem war, in Berathung zu nehmen beschlossen, erfolgte den 10. Dec. ihre schon angekündigte Vertagung und wenige Tage darauf die Absetzung verschiedener Mitglieder der Opposition im Senat, worunter auch José de la Concha, von militärischen und Verwaltungsämtern. Die ganze Situation ward hiermit wieder ins Ungewisse zurückgeschleudert. Die verschiedenartigsten Gerüchte kreuzten einander. Man befürchtete die Einleitung zu einem neuen Staatsstreiche. Wirklich ward auch das den Cortes vorgelegte Budget

durch königliches Dekret in Kraft gesetzt und damit die traurige Zeit der Verwaltungen Murillo's und Roncali's wieder erneuert, an welche außerdem auch die Maßregeln, von welchen die Presse wieder betroffen ward, lebhaft erinnerten. Da mehre Generäle der Moderadopartei sich dahin geeinigt haben sollten, gewaltsamen Angriffen der Regierung auf die Verfassung mit Gewalt zu begegnen, so wurde eine Anzahl der hervorragendsten Militärs, darunter namentlich beide Concha's, O'Donnell und Armero, am 17. Jan. 1854 verbannt und aus den Armeelisten gestrichen, was den Justizminister bewog, seine Entlassung einzureichen. Dagegen wurden auf der anderen Seite, um die Volksmassen zu gewinnen, namhafte Konzessionen gemacht, bestehend in Befreiung des inneren Handels mit Getreide von Abgaben und Zöllen, Ermäßigung der Salzpreise, Freigebung der Steinkohlenausfuhr ꝛc. Trotzdem stand die Revolution schon vor der Thür. Als Vorbote derselben konnte ein Militäraufstand in Saragossa (Februar 1854) gelten, der, in Verbindung mit einem Arbeiteraufstand in Barcelona (20. März), der Regierung willkommene Veranlassung bot, die Zügel noch schärfer anzuziehen. Sie rief aber dadurch nur neue Verschwörungen hervor, deren Seele und Leiter O'Donnell war und deren Mitglieder den hohen Beamten- und Militärkreisen angehörten. Eine außerordentliche Steigerung der Preise der Lebensmittel, sowie die Ausschreibung einer Zwangsanleihe von 180 Millionen Realen, womit die Regierung sich am 19. Mai aus ihrer finanziellen Bedrängniß zu retten suchte, regte auch die unteren Stände gegen die Regierung auf. Am 28. brach zu Madrid ein Militäraufstand aus, an dessen Spitze die der Moderadopartei angehörigen Generäle Dulce, O'Donnell, Messina, Serrano und Ros de Olano traten und dem sich bald der größere Theil der Garnison und die meisten höheren Offiziere anschlossen. Der Kriegsminister, General Blaser, führte die treugebliebenen Truppen gegen die Aufständischen, zog aber in einem blutigen Gefecht, das sich vor den Thoren der Hauptstadt entspann, den Kürzeren. Darauf erließen die verschworenen Generäle am 1. Juli eine Proklamation an das Volk, worin sie alle liberalen Parteien zum Kampf gegen das absolutistische Regiment und zur Herstellung der Verfassung von 1837 aufriefen. Da die Regierung aber die Hauptstadt durch Strenge in Zaum zu halten wußte, so zog sich O'Donnell mit seinem 4000 Mann starken Corps über Aranjuez nach Andalusien, wo er mehr Anhang fand. Bald verbreitete sich der Aufstand über die meisten Provinzen. Schon am 13. Juli erklärte sich Katalonien, der Generalkapitän mit der Besatzung von Barcelona an der Spitze, für denselben, nachdem schon vorher Valladolid als erste größere Stadt den Anfang gemacht. Barcelona folgte und dann viele andere größere Städte. Von besonderer Wichtigkeit aber war die Erhebung von Saragossa, da die dortigen Leiter als Junta del Goblerno von Aragonien sich für den Mittelpunkt der Bewegung erklärten und Espartero mit der Diktatur bekleideten, worauf dieser sofort von Logroño herbeieilte und den Sieg der Progressisten entschied. Die benachbarten Provinzen erkannten die Junta von Saragossa an, und auf die Kunde von der Niederlage Blasers bei Jaen und dessen Flucht nach Portugal erhob sich auch Madrid, wo sich ein blutiger Kampf zwischen dem Volke und den königlichen Truppen entspann. Inzwischen hatte das Ministerium San Luis, dessen Mitglieder flüchtig wurden, seine Entlassung erhalten, und die Königin hatte auf den Rath des greisen Generals San Miguel ein neues Kabinet unter dem Vorsitz des Herzogs von Rivas ernannt, welches die Preßfreiheit wiederherstellte und die Zwangsanleihe aufhob. Am 19. Juli erschien eine Deputation von Bürgern bei den Ministern und verlangte die Annahme des o'donnellschen Programms und die Verkündigung der Verfassung von 1837. Das Kabinet verlangte Bedenkzeit, und man kam über eine einstweilige Waffenruhe überein. Dessenungeachtet entspann sich, weil einige Truppentheile davon nicht in Kenntniß gesetzt worden, der Kampf von Neuem. Eine Progressistendeputation drang in den Palast der Königin und verlangte die Abdankung der Minister und die Berufung Espartero's an die Spitze der Geschäfte. Auf den Rath der Minister gab die Königin ihre Zustimmung, worauf der blutige Kampf ein Ende nahm. Am 26. Juli ward eine Amnestie für alle politischen Vergehen erlassen; namentlich wurden auch die Generäle O'Donnell, Serrano, Ros de Olano, José Concha, Dulce u. Messina wieder in ihre Aemter und Würden eingesetzt. Am 29. Juli aber zog Espartero unter dem Jubel des Volks in Madrid ein, und an demselben Abend folgte ihm O'Donnell. Am folgenden Tage ward **Espartero** als Ministerpräsident vereidigt und das neue Ministerium ernannt, worin **O'Donnell** das Portefeuille des Kriegs übernahm, während **Alonso** (Justiz), **Lujan** (Handel, Unterricht und öffentliche Arbeiten), **Santa Cruz** (Inneres), **Collado** (Finanzen), **Salazar** (Marine) und **Pacheco** (Auswärtiges) für die anderen Branchen eintraten. Espartero gelang es durch energisches Handeln, das mit weiser Mäßigung gepaart war, die Ordnung in dem tief aufgeregten Lande herzustellen. Ein Dekret vom 1. August entzog den Provinzialjunten zwar jede gouvernementale Amtsausübung, ließ sie aber als berathende Körperschaften fortbestehen und gestattete selbst die Bildung neuer in den Provinzen, wo noch keine bestanden. Man wollte so die einmal erregte Leidenschaft, statt sie durch gewaltsame Unterdrückung anzufachen, sich in sich selbst verzehren lassen. Zugleich ward aber auch durch Dekret von demselben Tage die Einstellung der Wirksamkeit solcher von Provinzialjunten ergangenen Verfügungen, wodurch Steuern aufgehoben oder verändert worden waren, angeordnet u. das Preßgesetz vom 17. Oktober 1837 wieder hergestellt. Durch Dekret vom 11. August wurden die Cortes auf den 8. November einberufen; doch sollten dieselben bloß aus einer einzigen Versammlung, dem Kongreß, bestehen, die Zahl der Deputirten 349 betragen und die Wahlen nach dem Wahlgesetz von 1837 vorgenommen werden. Eine sehr zweckmäßige Maßregel war auch die Entfernung der Königin-Mutter aus den Gren-

zen des Reichs. Am 28. Auguſt reiſte dieſelbe nach Portugal ab, wobei einzelne inſurrektionelle Auftritte, worin ſich der Haß des Volks gegen jene ränkevolle Fran Luſt machte, mit Gewalt unterdrückt wnrden. In den größeren Städten löſten ſich die Junten allmählig auf, und wenn auch einzelne fortbeſtanden und der Regierung ſelbſt den Gehorſam verweigerten, ſo ward dadurch die Ruhe nicht weiter geſtört. Auch ein um dieſelbe Zeit erlaſſener Aufruf des Grafen Montemolin an die ſpaniſche Nation, worin er ſeine alten Anſprüche in Erinnerung brachte, aber zugleich jeglicher gewaltſamen Verfolgung derſelben ſich zu enthalten verſprach, übte dieſe Wirkung nicht. Nach der Eröffnung der Cortes am 8. November legte Espartero ſeine Würde als Miniſterpräſident nieder, damit die Königin ſich mit einem verantwortlichen Miniſterium umgeben könne, ward aber von den Cortes zu ihrem Präſidenten gewählt, wie er auch ſchon am 30. November wieder als Präſident an die Spitze des neukreirten Miniſteriums trat, das bis auf die neueintretenden Luzuriaga (Aeußeres) und Aguirre (Juſtiz) aus den bisherigen Mitgliedern beſtand. Das Programm dieſes Miniſteriums wollte den Cortes bei Schaffung der neuen Verfaſſung völlig freie Hand gelaſſen wiſſen und erklärte ſich für Preßfreiheit mit Geſchwornengerichten, für Nationalgarden in den Hauptorten, für Abſchaffung der auf die unentbehrlichen Lebensmittel gelegten Steuern und für Aufſtellung eines ſtehenden Heeres von 70,000 Mann. Die Cortes erwiederten dies Programm mit einem Vertrauensvotum für das Miniſterium und erklärten den Thron Iſabella's und ihrer Dynaſtie für die Baſis der gegenwärtigen politiſchen Geſtaltung S.s. Ueberhaupt bewieſen die Cortes bei der vorausgegangenen Aufregung doppelt anerkennenswerthe Mäßigung und ſtanden nur bei der vom Miniſterium der finanziellen Bedrängniß wegen beantragten Beibehaltung der Verbrauchsſteuern mit jenem in Widerſpruch. Was die auswärtigen Beziehungen anlangt, ſo bewahrte S. in dem orientaliſchen Streit eine ſtrenge Neutralität, wiewohl namentlich England für den Anſchluß an die Allianz der Weſtmächte bedeutende Subſidien in Ausſicht geſtellt hatte. In Betreff der Gerüchte von einem beabſichtigten Verkauf Cuba's an die nordamerikaniſche Union erklärte der Miniſter des Auswärtigen, daß S. Amerika nur in Dingen nachgeben werde, die mit ſeiner Ehre verträglich ſeyen, der Verkauf jener Inſel aber einem Verkauf der ſpaniſchen Ehre gleich komme.

Trotz der durchaus loyalen Haltung der Cortesmajorität ward das Land im Verlauf des Jahres 1855 wieder der Schauplatz großer Wirren. Mehre im Jannar in Granada, Sevilla und in Madrid ſelbſt ausbrechende Unruhen ſchienen eine repnblikaniſche Tendenz zu haben. Bedrohlicher für den innern Frieden war es aber, daß der Klerus in Vorausſicht der ihm drohenden Regierungsmaßregeln nichts unterließ, die unteren Klaſſen aufzuregen, um ſich ihrer für den rechten Zeitpunkt zu verſichern, ſowie daß ſelbſt die Karliſten einen neuen Schlag vorbereiteten. Letzterer zerſplitterte ſich indeß in Folge der Wachſamkeit der franzöſiſchen Grenzbehörden in einzelne ohnmächtige Erhebungen, und außerdem trug auch der Tod des Don Carlos, der am 10. März in Trieſt erfolgte, nicht wenig dazu bei, ferneren derartigen Verſuchen ihren gefährlichen Charakter zu benehmen. Noch während die Cortes mit der Berathung des Verfaſſungsentwurfs beſchäftigt waren, traten aber wieder demokratiſche Tendenzen hervor. Eine Deputation der Milizen von Madrid verlangte am 27. März vom Miniſterpräſidenten eine Modifikation des Miniſteriums im demokratiſchen Sinne. Obwohl Espartero dieſe Forderung entſchieden zurückwies und ſofort am folgenden Tage den Cortes einen Geſetzentwurf vorlegte, wonach der Nationalgarde als ſolcher nicht geſtattet ſeyn ſollte, über Fragen der Politik zu berathen oder irgendwelche Erklärungen abzugeben, ſo war damit doch der Aufregung neuer Stoff geboten, während zugleich der Klerus die günſtige Gelegenheit zu neuen Agitationen gegen den Verkauf der Kloſtergüter ꝛc. benutzte. Die Regierung ließ ſich jedoch hierdurch nicht irre machen, zumal da ſie von den Cortes, welche jenen Geſetzentwurf mit anſehnlicher Majorität annahmen, nachdrücklichſt unterſtützt ward. Wiederholte demokratiſche Aufſtände wurden mit leichter Mühe unterdrückt, und nachdem ſo die Oppoſition für jetzt znm Schweigen gebracht worden, fand am 25. April, trotz aller höfiſchen Gegenbeſtrebungen, auch die endgültige Annahme des Geſetzes über den Verkauf der National- und Kirchengüter durch die Cortes Statt. Bald kamen die Cortes von Neuem in die Lage, der Regierung einen Beweis ihres unumſchränkten Vertrauens zu geben. Verſchiedene Aufſtände, von karliſtiſchen, demokratiſchen, klerikalen und ſelbſt proletariſchen Einflüſſen erregt, veranlaßten die Regierung, den Cortes am 24. Mai einen Geſetzentwurf vorzulegen, wonach der Regierung zum Behuf nachdrücklicher Bekämpfung fernerer revolutionärer Beſtrebungen geſtattet ſeyn ſollte, die konſtitutionellen Garantien zeitweilig zu ſuspendiren, und ſchon am 30. Mai ward das Geſetz mit 124 gegen 40 Stimmen angenommen. Deſſenungeachtet blieb die Stellung des Miniſteriums bei der Gereiztheit des Hofes über ſein rückſichtsloſes Vorgehen und bei dem Mißfallen, mit welchem die franzöſiſche Regierung die ſtreng konſtitutionelle Entwickelung der Dinge in S. betrachtete, eine ſehr prekäre. Im Juni trat eine Veränderung im Kabinet ein, indem Madoz, der an Collado's Stelle die Finanzen übernommen, ſowie Lujan, Luzuriaga, Aguirre u. Santa Cruz ausſchieden und Brutl (Finanzen), Zabala (Auswärtiges), Fuente Andres (Juſtiz), Martinez (Staatsbauten ꝛc.) und Huelves (Inneres) an ihre Stelle traten. Der Antrag der Regierung auf eine Subſkriptionsanleihe ward am 11. Juni in der Weiſe zum Geſetz erhoben, daß eine Anleihe von 230 Millionen Realen zu freiwilliger Subſkrivtion ausgeſchrieben, wenn ſie aber auf dieſem Wege binnen 30 Tagen nicht gedeckt wäre, zwangsweiſe aufgebracht werden ſollte. Kurz darauf vertagten ſich die Cortes bis zum 1. Oktober. Die freiwilligen Zeichnungen zur Anleihe gingen ſo gut von Statten, daß bis zum Wiederzuſammentritt der Cortes nahe an 200 Millionen abgegeben waren. Noch bereiteten

aber die fortgesetzten klerikalen Umtriebe der Regierung große Verlegenheit. Nachdem der päpstliche Nuntius in einer Reihe von Aktenstücken über die vermeintlichen Beeinträchtigungen der Interessen der römischen Kirche durch die spanische Regierung Klage geführt, forderte er am 10. Aug. seine Pässe. Jetzt trieb der Klerus seine Agitation um so heftiger und scheute selbst die Herbeiziehung karlistischer und social-demokratischer Elemente nicht. Nachdem ein Aufstand in Barcelona (3. Juli), der zuletzt einen ganz kommunistischen Charakter angenommen hatte, unter vielem Blutvergießen unterdrückt worden war, verbreiteten sich die Unruhen durch das ganze Königreich, die hier und da bis in den Oktober und November fortdauerten, ohne jedoch, meist durch die herrschende Theuerung veranlaßt, ernstlichere Folgen zu haben. Obwohl sich die inneren Verhältnisse S.s am Schlusse des Jahres weit günstiger gestaltet hatten, so ward doch schon im nächsten Jahre das Land abermals der Schauplatz blutigen Bürgerkriegs. Schon im Januar 1856 fand eine Veränderung im Ministerium Statt, indem am 13. die oppositionellen Mitglieder Fuente Andres, Huelves und Martinez ausschieden und durch Uria (Justiz), Escosura (Inneres) und Lujan (Staatsbauten &c.) ersetzt wurden. Im Februar übernahm an Bruils Stelle Santa Cruz die Finanzen. Nachdem die Cortes den Verfassungsentwurf genehmigt hatten, fehlte demselben nur noch die königliche Sanktion, mit welcher aber so lange gezögert ward, bis neu eintretende Katastrophen denselben beseitigten. Die Cortes beschäftigten sich bis zu ihrer Vertagung (Anfang Juli) neben finanziellen Vorlagen mit einem ziemlich strengen Preßgesetz, das sie möglichst zu mildern suchten, einem Wahlgesetz für die Deputirtenkammer und den Senat &c. In dem wegen Beeinträchtigung spanischer Unterthanen mit Mexiko ausgebrochenen Streit, weshalb schon eine Flottille von Cuba nach Santa-Cruz abgegangen war, sagten sie der Regierung die kräftigste Unterstützung zu. Inzwischen waren aber an vielen Orten wieder Unruhen entstanden, von denen besonders die bedenklicher Art waren, welche, angeblich durch die Theuerung veranlaßt, am 22. Juni zu Valladolid ihren Anfang nahmen, bald aber sich nach Salamanca und weiterhin verbreiteten. Obwohl dieselben mehr und mehr eine kommunistische Tendenz offenbarten, so machte sich doch die Ansicht geltend, daß sie von politischen Parteiführern angezettelt seyen und auf den Umsturz des gegenwärtigen Regiments hinwirken sollten. Dieser wurde aber zunächst durch einen Zwiespalt im Kabinet selbst herbeigeführt. Der Minister des Innern, Escosura, hatte nämlich in einer Denkschrift nachzuweisen versucht, daß jene Unruhen nur durch die Intriguen der verbündeten Christinos, Karlisten und der sogenannten Konservativen hervorgerufen seyen, und zugleich verlangt, daß die Cortes behufs der Proklamirung der neuen Verfassung sofort einberufen und die Jesuiten aus dem Lande verwiesen werden sollten. Der Veröffentlichung dieser Schrift als Dekret widersetzte sich im Ministerium nur O'Donnell, indem er Escosura's Rücktritt forderte. Bei diesem Zwiespalt entschied sich die Königin für O'Donnell, worauf sämmtliche übrigen Minister abdankten und jener am 14. Juli ein neues Kabinet bildete, das aus O'Donnell (Präsident u. Kriegsminister), Cantero (Finanzen), Rios Rosas (Inneres), Collado (Staatsbauten &c.), Pastor Diaz (Auswärtiges), Bayarri (Marine) u. Luzuriaga (Justiz) bestand. Sofort nach der Kunde von Espartero's Rücktritt brach ein Aufstand in Madrid aus. Der Präsident der Cortes, General Infante, kämpfte an der Spitze der Nationalgarde gegen die von O'Donnell und Concha geführten Regierungstruppen, und erst das persönliche Erscheinen der Königin in der Mitte der Kämpfenden machte am 16. August dem Blutvergießen ein Ende, worauf sich die Hauptstadt unterwarf und die Nationalgarde entwaffnet ward. Schon vorher war über ganz S. der Belagerungszustand verhängt worden. Trotzdem aber ward die Fahne des Aufruhrs allenthalben erhoben, namentlich zu Saragossa, das sich zum äußersten Widerstand rüstete. Aber die Regierung ging aus diesen neuen Wirren überraschend schnell als Siegerin hervor. Schon bis Ende August hatte sich selbst Saragossa ergeben, und durch das ganze Land konnte die Entwaffnung der Nationalgarden ungestört vor sich gehen. Die Regierung verfügte darauf die Auflösung aller Nationalmilizen und der konstituirenden Cortes und fand damit keinen Widerstand. Obwohl sich die Regierung mehr und mehr zu konsolidiren schien, so war doch die Stellung des Kabinets dem Hof gegenüber eine sehr prekäre, und es war vorauszusehen, daß Narvaez bald genug die Erbschaft des Uebergangskabinets anzutreten haben werde. Die Wiederherstellung der Konstitution von 1845 mit einigen neuen Zusätzen: Aburtheilung von Preßvergehen durch Geschworene, viermonatliches Zusammenbleiben der Cortes, Zustimmung derselben zur Vermählung des Souveräns sowie zur Veräußerung des Kronvermögens, die Sistirung des Verkaufs der Kirchengüter, der bis jetzt gegen 300 Millionen Realen ergeben, bahnte ihm den Weg. Nachdem er am 5. Okt. in Madrid eingetroffen, erfolgte der Sturz des Kabinets. Narvaez bildete darauf ein neues, worin er den Vorsitz ohne Portefeuille übernahm. Seine Kollegen waren: Pidal (Auswärtiges), Reojas (Justiz), Urbistando (Krieg), Nocedal (Inneres), Lersundy (Marine), Moyano (Staatsbauten &c.), Barzanellana (Finanzen). Das neue Ministerium zeigte durch seine ersten Dekrete, daß es sein Fortbestehen durch immer größere Zugeständnisse an den Klerus erkaufen mußte. Zunächst ward durch Dekret vom 16. Okt. das Konkordat mit dem päpstlichen Stuhle unter Annullirung der ihm zuwiderlaufenden neueren gesetzlichen Bestimmungen wiederhergestellt. Weitere Dekrete widerriefen die Zusatzakte zu der Verfassung von 1845 und stellten das alte Regime für die innere Palastverwaltung wieder her, führten die strengen Preßverordnungen von 1844 u. 1845 wieder ein, riefen die Jesuiten in ihre Aemter zurück, hoben die Cortesbeschlüsse über das laufende Budget auf &c. Zur augenblicklichen Erleichterung der finanziellen Nöthen ward mit dem Bankierhause Mires eine Anleihe von 300 Millionen Realen abgeschlossen. Da auch mit Mexiko

die Differenzen noch bei weitem nicht ausgeglichen waren, so schloß das Jahr 1856 unter wenig erfreulichen Aussichten für die Zukunft. Die dumpfe Gährung unter der Bevölkerung gab sich in hier und da aufflackernden Aufständen kund, und die Stellung des Kabinets, namentlich der absolutistischen Partei am Hofe gegenüber, war nichts weniger als befestigt. Die Cortes wurden unter Herstellung des Wahlgesetzes von 1846 auf den 1. Mai 1857 zusammenberufen, die strengen Maßregeln zur Befestigung der Regierungsgewalt aber nicht ausgesetzt. Als im Juli in Andalusien ein neuer republikanischer Aufstand schnell unterdrückt worden war, kündigte Narvaez den Cortes an, daß er Befehl ertheilt habe, unzweifelhafte Theilnehmer sofort ohne Verhör zu erschießen; dem dadurch veranlaßten nutzlosen Blutvergießen that aber die Königin durch die Verordnung Einhalt, daß keine Hinrichtung mehr vollzogen werden solle, ehe sie die Akten selbst eingesehen. Dabei bemühte sich die Regierung im Einvernehmen mit den Cortes, welche am 17. Juli wieder auseinander gingen, die Aufregung durch versöhnliche Maßregeln zu besänftigen, zugleich aber auch durch Modifikation der Verfassung im konservativen Sinne die bestehende Ordnung zu befestigen. Auch das Ministerium Narvaez vermochte sich den absolutistischen, vom Hofe ausgehenden Bestrebungen gegenüber auf die Dauer nicht zu halten. Schon am 26. Oktober sah es sich zum Rücktritt veranlaßt, worauf der Admiral und Generalkapitän der Flotte, Armero y Penaracanda, ein neues Kabinet bildete. Als aber die am 10. Januar 1858 eröffneten Cortes Bravo Murillo zum Präsidenten erwählten, gab auch dieses seine Entlassung ein, worauf ein Ministerium Isturiz folgte. Das Ueberwiegen der klerikalen Einflüsse zeigte die Vorlage eines Gesetzentwurfs, wonach die nicht verkauften Güter dem Klerus zurückgegeben werden sollten. Am 13. Mai wurden die nicht fügsamen Cortes aufgelöst. Am 1. Juli 1858 trat wieder ein Kabinetswechsel ein, indem O'Donnell als Kriegs- und Kolonialminister an die Spitze eines neuen Ministeriums trat. Im Allgemeinen gab sich nach den vorangegangenen Stürmen eine Abspannung der Parteien kund, welche es, abgesehen von kleineren Unruhen, zu einem Umschwung der Dinge nicht mehr kommen ließ, daher die Regierung auf der Bahn einer gemäßigten Restaurationspolitik ungehindert fortschreiten durfte. In der neuesten Zeit wurden die Blicke von den inneren Parteiungen namentlich durch den Krieg mit Marokko abgezogen. Die berüchtigten Riffpiraten, schon geraume Zeit unruhige Nachbarn, überfielen im August 1859 die Stadt Ceuta. Da von Seiten Marokko's die vom spanischen Kabinet verlangte Genugthuung und Sicherstellung gegen weitere Verletzungen des spanischen Gebiets verweigert ward, so erfolgte im Oktober die Kriegserklärung an Marokko. Es ward ein Heer von 10,000 Mann unter O'Donnells Oberbefehl nach Afrika geschickt, welches nicht nur die Angriffe der Marokkaner auf Ceuta zurückschlug, sondern sie auch in mehren Treffen, am entscheidendsten im Thale Gualdras am 23. März 1860 besiegte. In den darauf am 25. März zwischen O'Donnell u. dem marokkanischen Prinzen Muley el Abbas vereinbarten Friedenspräliminarien verpflichtete sich Marokko zur Abtretung einiger Landstriche und zur Zahlung von 20 Mill. spanischer Thaler für Kriegskosten an S., auf welche Bedingungen hin am 26. April der Definitivfriede zu Stande kam. Schon vorher war wieder eine karlistische Schilderhebung versucht worden. Am 2. April landete General Ortega, Gouverneur der balearischen Inseln, mit dem Prätendenten Montemolin, dessen Bruder Ferdinand, dem karlistischen General Elio und 3000 Mann bei Tortosa und rief den Prätendenten als Karl VI. zum König aus. Der Versuch schlug aber fehl, obwohl auch in andern Orten, wie in Burgos und selbst in Madrid, karlistische Erhebungen Statt fanden oder im Werke waren. Ortega's Haufe fiel bald von ihm ab, und andere kleine karlistische Banden wurden zersprengt. Die Regierung aber übte strenge Justiz, Ortega und mehre andere Karlistenchefs wurden erschossen, die Prinzen selbst in Verhaft genommen. Der Graf Montemolin leistete auf seine Rechte auf die Krone förmlichen Verzicht und ward darauf mit seinem Bruder aus dem Lande verwiesen. –

Literatur: Morvan, Histoire générale d'Espagne, Paris 1726, 9 Bde.; Dieze, Geschichte von S. und Portugal, Leipzig 1774; Gifford, Geschichte S.s bis zum Tode Ferdinands des Weisen, deutsch, das. 1796, 3 Bde.; Rossi, Storia della Spagna, Mailand 1821, 8 Bde.; Kobbe, Geschichte von S., Dresden 1826, 3 Bdchn.; Lembke, Geschichte von S., fortgesetzt von Schäfer, Bd. 1–4, Hamb. 1831 bis 1854; S. Foix, Histoire de la guerre de la Péninsule sous Napoléon, Paris 1827, 4 Bde.; Havemann, Darstellungen aus der inneren Geschichte S.s, Göttingen 1850; S. seit dem Sturze Espartero's bis auf die Gegenwart, Lpz. 1853.

Spaniol, eine sehr feine, reizende Sorte spanischen Schnupftabaks, wird aus Havañablättern bereitet und mit einer rothen Erde gefärbt und kommt in ganzen Saronen oder auch in Gefäßen von Fayence, sowie in blechernen oder bleiernen Büchsen in den Handel.

Spanische Fliege, s. Kanthariden.

Spanische Literatur. Die Anfänge der spanischen Nationalliteratur sind in tiefes Dunkel gehüllt, dürfen aber sicher nur in der Zeit der Vermischung der nordischen Völker, besonders der Westgothen, mit den durch römischen Einfluß der Rohheit entrissenen Bewohnern Spaniens gesucht werden. Die frühesten, auf uns gekommenen Schriftdenkmale fallen in das 13. Jahrhundert. Mit dieser Zeit beginnt die erste Periode der sp.n L., die bis auf die Regierung Johanns II. von Kastilien (1406) reicht. Die s. L. erscheint in dieser ersten Periode auf volksthümlich-nationaler Basis mit vorherrschend epischen und didaktischen Richtungen. Das älteste, auf uns gekommene Werk der sp.n L. ist das „Poema del Cid", eine Reimchronik, welche die Thaten und Abenteuer des Volkshelden Ruy Diaz, genannt Cid el Campeador († 1099), treuherzig, oft sehr malerisch, in ernst-tragischem Tone, jedoch nicht ohne Beimischung von Scherzen u. ironischen Zügen beschreibt (s. Cid Campeador). Von der eigentlichen Volkspoesie haben sich weder die ursprünglichen

Formen, noch überhaupt sehr alte Denkmäler erhalten können, da sie Jahrhunderte hindurch nur im Munde des Volkes und in diesem stets sich verjüngend fortlebte und erst aufgezeichnet ward, als auch die Kunstpoesie diese Lieder des Volkes ihrer Beachtung werth fand, d. i. zu Anfang des 16. Jahrhunderts. Aus diesen Spätlingen, den so berühmt gewordenen Romanzen, läßt sich auf ursprünglich lyrisch-epischen Charakter der ältesten spanischen Volkspoesie schließen. Auf volksthümlicher Basis entwickelte sich die kastilische Kunstpoesie unter dem Einflusse der allgemeinen Zeitideen, in der ersten Periode unter dem der kirchlich-ritterlichen. Sie athmete Tapferkeit und Freiheitsliebe, verschmolzen mit Frömmigkeit und tiefer Erfassung der Wechselfälle des menschlichen Lebens, und erhielt sich lange eben so unberührt von fremdartigen äußern Einwirkungen, als sie selbst in ihrer geschlossenen Absonderung ohne Einfluß auf das übrige Europa bleiben mußte. Außer dem „Cid" gehören hierher als die ältesten Produkte derselben die Heiligen- und Marienlegenden des Geistlichen Gonzalo von Berceo († um 1268), die Legende von der Maria Egipciaca und den heiligen 3 Königen (aus dem 13. Jahrhundert), die Bearbeitung der ritterlichen Irrfahrten Alexanders des Großen (Poema de Alexandro Magno) von Juan Lorenzo Segura von Astorgo (1200?), die Rittergedichte von den „Votos de pavon" (Pfauengelübde) von Apollonius von Tyrus (auch noch aus dem 13. Jahrhundert) und das mehr chronikenartige Gedicht von Conde Fernan Gonzalez, aus dem 14. Jahrhundert. Diese Gedichte sind theils in der der französischen nachgebildeten einreimigen Alexandrinerstrophe, theils in den nationalen Grundrhythmen der Redondilien (s. d.) abgefaßt. Noch in das 14. Jahrhundert ist auch die Abfassung der längern, epenartigen Romanzen von Karl dem Großen und seinen Paladinen zu setzen, deren stoffliche Grundlage und zum Theil auch formelle Bildung wohl aus dem Verkehr der spanischen Joglares (Volkssänger) mit den südfranzösischen Jongleurs stammen dürften. Neben diesen mehr oder weniger episch-volksthümlichen Gedichten begann vorzüglich durch den Einfluß Alfons' X. oder des Weisen († 1284) von Kastilien eine gelehrt-didaktische Kunstpoesie sich zu entwickeln. Auf seinen Befehl und unter seiner Mitwirkung wurden die Landesgesetze in der Landessprache abgefaßt u. diese statt der bisher üblichen lateinischen zur Gerichtssprache erhoben. Auch wurde auf seine Veranlassung und unter seiner Leitung eine Weltchronik und die Geschichte der Kreuzzüge nach lateinischen Werken in spanischer Sprache abgefaßt, von denen die erstere nur handschriftlich vorhanden, die letztere unter dem Titel „La gran conquista de Ultramar" (Salamanca 1503) im Druck erschien, sowie eine Generalchronik von Spanien bis zum Tode seines Vaters in der Landessprache geschrieben, die so berühmt gewordene „Crónica general" (Valladolid 1604). Durch diese Unternehmungen wurde Alfons eigentlich der Schöpfer der spanischen Prosa, in welcher früher nur vereinzelte schwache Versuche gemacht worden waren; zugleich gab er der spanischen Nationalliteratur eine mehr didaktische Richtung. Außer dem sogenannten „Libro de las querellas" (Buch der Klage), von dem sich nur einige Bruchstücke erhalten haben, schreibt man ihm die Abfassung eines didaktischen Gedichts alchemistischen Inhalts, das „Libro del tesoro ó del candado" zu, das auch dadurch für die Entwickelung der spanischen Kunstpoesie wichtig wurde, daß es nicht mehr in den fremdartigen, schwerfälligen Alexandrinerstrophen, sondern theils in Coplas de arte mayor, theils in achtsylbigen Versen geschrieben ist. Alfons' Beispiel hatte Einfluß auf seine Nachfolger. Sein Sohn Sancho IV. el Bravo schrieb ein moralphilosophisches Werk, das in 49 Kapiteln Lebensregeln für seinen Sohn Ferdinand IV. enthält. Des letztern Sohn Alfons XI. el Bueno gilt für den Verfasser einer Reimchronik in Redondilienstrophen und hat das Verdienst, die Abfassung mehrer Werke in kastilischer Prosa veranlaßt zu haben, z. B. eines Adelsregisters „Becerro", eines Jagdbuchs „Libro de monteria" und mehrer Chroniken. Besonders merkwürdig ist des Infanten Don Juan Manuel († 1362) Apologensammlung in Prosa mit angehängten Sprüchen in Versen unter dem Titel „El conde Lucanor", eine zum Theil aus orientalischen Quellen abgefaßte Rahmenerzählung, in welcher dem Grafen Lucanor sein Rathgeber Patronio moralische und politische Rathschläge in Form von Novellen ertheilt (herausgegeben von Argote de Molina, Sevilla 1575 und Madrid 1642; von Keller, Stuttgart 1839; deutsch von Eichendorff, Berlin 1840). Bei weitem der bedeutendste Dichter des 14. Jahrhunderts war aber der Erzpriester von Hita, Juan Ruiz († um 1351), der seine lyrischen und didaktischen Gedichte, fromme und erotische Lieder, Fabeln, Hirtenlieder rc., die alle damals in Spanien bekannten metrischen Kombinationen bilden und von hohem poetischen Werthe sind, in eine in Alexandrinerstrophen abgefaßte Rahmenerzählung zusammengestellt hat. Diese und alle früher erwähnten Gedichte finden sich in Ochoa's vermehrtem Abdruck von Sanchez' „Coleccion de poesias castell. anteriores al siglo XV" (Paris 1842). Ebenfalls ein didaktisches Gedicht mit eingewebten lyrischen Partien ist das Buch in Reimen über das Hofleben, „Rimado de palacio", des alten Chronisten u. als Uebersetzer des Livius berühmten Pedro Lopez de Ayala. Charakteristisch tritt die am Ende dieser Periode vorherrschend didaktische Richtung noch hervor in den Gedichten des Rabbi Santo, eines Juden, der für den König Peter den Grausamen von Kastilien Rathschläge und Lebensregeln in Versen schrieb, sowie in dem Gedichte vom Todtentanz, „Danza general de la muerte", in der spanischen Nachahmung von der lateinischen „Rixa animae et corporis" rc., welche Werke sämmtlich noch unedirt sind. Die Kultur der historischen Prosa bekunden die Chroniken Ayala's, Juan Nuñez de Villasons, die Prosachronik vom Cid, die Reisebeschreibung Ruy Gonzalez de Clavijos u. m. a. Auch die Abfassung des Amadis (s. d.), des Ahnherrn der zahllosen spanischen Ritterromane, gehört dem Schlusse dieser Periode an.

In der zweiten Periode, die von der Re-

gierung Johanns von Kastilien (1406—54) bis zur Bildung der spanischen Universalmonarchie oder bis zum Schlusse des Mittelalters reicht, trat neben der fortbestehenden didaktischen Richtung die lyrische in den Vordergrund. Die Bildung einer höfischen Kunstlyrik nach dem Muster der Troubadourpoesie, in lemosinischer Mundart längst an den Höfen der Grafen von Barcelona u. der Könige von Aragon blühend, entwickelte in kastilischer Mundart sich erst am Hofe des poetisch-ritterlich gestimmten Johanns II. Diese kastilische Hoflyrik, nach Inhalt und Ton der provençalischen sehr ähnlich, ist vorzugsweise eine Konversationspoesie, die sich im engen Kreise höfischer Galanterie bewegt und daher an einer gewissen Eintönigkeit und Ideenarmuth leidet. Die Werke dieser Hofdichter haben so wenig Verschiedenheit und prägnante Individualität, daß sie oft nur durch die Namensüberschriften zu unterscheiden sind, die sie in den davon gemachten Sammlungen, den „Cancioneros“, tragen. Die vorzüglichsten sind Enrique de Villena und Inigo Lopez de Mendoza, Marques von Santillana, dessen von Gelehrsamkeit strotzende Liebeslieder eben so kalt lassen als seine versificirten Sprüchwörter und sein geistliches Lied: „Los gozos de nuestra Señore“. Nur wenig höher steht Juan de Mena aus Cordova († 1456), Verfasser eines allegorischen Gemäldes des menschlichen Lebens in tetradaktylischen Oktaven: „El labyrinto ó las Trecientas“ (Sevilla 1496, Antw. 1552), das indessen mehr Belesenheit als Phantasie bekundet. Von den übrigen sind zu bemerken die drei Manrique (Rodrigo, Gomez und Jorge), Garzi Sanchez de Badajoz (1470), Alonso de Cartagena, Alonso de Santa Maria, Diego Lopez de Haro, Rodriguez del Padron, Guivara, Diego de San Pedro, der auch zwei halb prosaische, halb metrische Liebesromane schrieb, die berühmt geworden sind („Carcel de amor“ und „Question de amor“), und Fernan Perez de Guzman, Verfasser geistlicher Lieder, „Sentencias“ (Lissabon 1541). Die Werke dieser sämmtlichen Dichter befinden sich in dem berühmten Liederbuch „Cancionero general“ (Valencia 1511, Toledo 1517 u. öfter), woran sich das allgemeine Romanzenbuch („Romancero general“, Madrid 1604—5) anschließt, das einen noch reichern Schatz von Poesie als jenes enthält. Die Ausbildung der spanischen Prosa in diesem Zeitraume ist sehr bemerkenswerth. In den Geschichtswerken des genannten F. P. de Guzman, sowie in denen von Hernando del Pulgar („Los claros varrones“) u. A. zeigt sich schon ein Fortschritt vom Chronikenstyl zu pragmatischer Darstellung. Von Pulgar hat man auch eine Briefsammlung. Eine Sammlung von den Geschichtswerken damaliger Zeit enthält die „Coleccion de crónicas“ (7 Bde., Madrid 1779—87). Endlich fallen auch in diese Periode die ersten Anfänge des spanischen Drama's. Es entwickelte sich aus ländlichen Festspielen und den in Kirchen aufgeführten Mysterien, welche sich dann zu den Autos sacramentales gestalteten. Hierher gehören Juan de la Encinas' Schäferspiele und der so berühmt gewordene dramatische Roman „Celestina“ von Fernando de Rojas (1500), der, eines der besten Erzeugnisse der s.n L., in alle Sprachen übersetzt wurde (deutsch von Bülow, Leipz. 1843) und vielfache Nachahmungen hervorrief.

Die dritte Periode, von Beginn des 16. bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts, begreift die allseitigste Entwickelung und höchste Blüthe der s.n L., ihre Ausartung nach Erreichung dieses Kulminationspunktes durch Ueberanstrengung bei wachsender Kraftlosigkeit und ihre gänzliche Ermattung, ganz analog der politischen Entwickelung der spanischen Monarchie. Alles, was in der vorigen Periode sich vorbereitete, erreichte in dieser seine völlige Entwickelung, besonders durch die nähere politische Verbindung Spaniens mit Italien. Altklassische u. italienische Muster, die italienischen Versmaße, wie der elf- und siebensylbige Vers, die Formen des Sonetts, der Ottava Rima, Terzinen, Canzonen &c. fanden in Spanien Nachahmung, ohne daß jedoch die spanische Poesie, die eine durchaus volksthümliche Grundlage hatte, ihres nationalen Charakters verlustig ging. Ueberdies trat der italienischen Schule eine strenge, an den alten Nationalformen haltende Partei entgegen, bis sich die schroffen Einseitigkeiten beider Parteien, die strenge Nachahmung der konciseren eleganteren klassischen Formen und die eifersüchtige Bewahrung des volksthümlichen Geistes und nationalen Charakters, abgeschliffen hatten und nun in schöner Verschmelzung die edelsten Kunstwerke erzeugten. Nach italienischen und altklassischen Mustern bildeten sich Juan Boscan Almogaver aus Barcelona († um 1542), dessen poetische Episteln in Terzinen und Elegien reiche anziehende Bilder und Gedanken darbieten und eine gesunde Lebensphilosophie verrathen; Garcilaso de la Vega aus Toledo († 1536), der jenen noch an zarter Innigkeit des elegischen Tones und in edler Weichheit des Ausdrucks übertrifft; Diego Hurtado de Mendoza, der unter den Klassikern seiner Nation eine der ersten Stellen behauptet. Von portugiesischen Dichtern, die sich in ihren Versuchen des kastilischen Dialekts bedienten, sind zu erwähnen: Francisco de Saa Miranda († 1558), Idyllendichter, und Jorge de Montemayor († 1561), Lyriker und Verfasser einer romantischen Schäfererzählung „Diana“ (fortgesetzt von Gil Polo). Die größte Bewunderung in diesem Zeitraume fand aber Hernando de Herrera mit seinen rhythmisch vollendeten Oden u. Sonetten. Die Verbindung altklassischer Korrektheit mit romantischer Schwärmerei gelang am vorzüglichsten Luis Ponce de Leon. Außerdem sind zu erwähnen: Hernando de Acuña († um 1580), ein gefühlvoller und korrekter Lyriker, welcher zwischen dem italienischen und dem Nationalstyl die rechte Mitte zu treffen wußte, Francisco de Rioja, Baltazar de Alcázar, Vicente Espinel, Verfasser einer dem Horaz nachgebildeten „Arte poetica Española“, Bernardo de Balbuena, die beiden Figueroa, der Lieder- und Madrigalendichter Guiterre de Cetina, der Idyllendichter Pedro de Padilla, Pedro Soto des Rojas, Cristoval de Mesa, Agustino de Tejada und Luis Barahona de Soto. Der bedeutendste Gegner der klassischen Korrekt-

heit und der eifrigste Vertheidiger der altspanischen Naturpoesie war Cristoval de Castillejo, dessen Romanzen und schalkhaft erotische Volkslieder ächte Heimathlichkeit athmen, während seine Satyren zu sehr übertreiben. Trotz der erreichten Vermittelung trat noch einmal in dieser Periode der Gegensatz zwischen der klassischen Nachahmung u. der nationalen Eigenthümlichkeit mächtig hervor, und beide Richtungen wurden nun bis zu den Extremen verfolgt. Die Brüder Luperno Leonardo und Bartholomé Bernardo de Argensola nahmen sich unmittelbar den Horaz zum Muster. Estévan Manuel de Villégas aus Narera († 1669) dichtete seine „Eroticas“ nach dem Vorbilde des Anacreon u. sogar in den altklassischen nachgebildeten Metren. Juan de Xauregui († 1650) übersetzte nicht nur den „Aminta“ des Tasso und den „Pastor fido“ des Guarini, sondern auch Lucans „Pharsalia“. Andererseits suchte Gongora den Romanzenstyl in der Kunstpoesie einzubürgern, während er die Italiener (Marinisten) noch überbot und Neuheit und Erhabenheit des poetischen Styls durch abenteuerliche Verkünstelung des bildlichen Ausdrucks und der Sprache erstrebte; so ward er das Haupt der ziemlich zahlreichen und bis in das 18. Jahrhundert fortdauernden Schule der Cultoristos und Conceptistos, deren meist dürftige Spielereien einer an Ueberspannung kränkelnden Phantasie das Sinken des Nationalgeschmacks ankündigen. Daß jedoch mehr als je die Volkspoesie vor der Kunstpoesie berücksichtigt wurde, ist für die letztere sehr folgenreich geworden. Denn obgleich die eigentliche Blüthezeit der Volkspoesie in lyrisch-epischen Romanzen längst vorüber war, so war doch mit dem neu belebten Nationalbewußtseyn auch bei den Gebildeten und den Kunstdichtern ein historisches wie ästhetisches Interesse an den alten Volksromanzen erwacht, die neu aufgezeichnet, gesammelt und fleißig nachgeahmt wurden. Auf diese Weise entstanden von der Mitte des 16. bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts die meisten Romanzensammlungen, die allerdings neben den ächten alten epischen Volksromanzen eine Unzahl gemachter chronikenartiger oder rein lyrischer Produkte, Werke von Gelehrten und Kunstdichtern, enthalten. Unter der Unzahl nach dem Leisten der altklassischen und italienischen gemachter Epopöen, welche selbst in Spanien schnell wieder vergessen wurden und gegenwärtig nur als literarische Kuriositäten gelten, erheben sich über die Mittelmäßigkeit höchstens der „Bernardo“ des Balbuena, der „Monserrate“ des Virnes, die „Bética“ des Cueva, die „Cristiada“ des Padre Hojeda, und nur die „Araucana“ des Ercilla zeigt, weil sie auf einer objektiv-epischen lebendigen Basis entstanden, wahrhaft epischen Geist und epische Unmittelbarkeit. Aus dem Kontrast zwischen diesen Bestrebungen ein Epos zu schaffen und den dazu ganz ungünstigen Zeitverhältnissen entstanden die ironisch-epischen Meisterwerke, die komischen Heldengedichte des Lope de Vega („Gatomaquia“), Villaviciosa („Mosquea“) u. Franc. de Quevedo, mit welchem letzteren der eigentliche Rückgang der spanischen Poesie beginnt. Sichtlicher noch wird der Ungeschmack u. der Verfall der Poesie in den Werken des Alonzo de Ledesma, Felix de Arteaga († 1633), des an Sonetten, Episteln, Romanzen u. Erzählungen unerschöpflichen Francesco de Borja y Esquillache, des Bernardino de Rebolledo († 1676) und der mexikanischen Nonne Juana Iñez de la Cruz (um 1670).

Am befruchtendsten wirkten jedoch die epischen Elemente der alten Volksromanzen in Verbindung mit der kunstmäßig ausgebildeten Lyrik auf die Entwickelung des nationalen Kunstdrama's, der Comedia. Dies ist ein vollbürtiges Erzeugniß des Nationalgeistes u. wurde mit der allseitigeren Entfaltung, reicheren Lebensgestaltung und zunehmenden künstlerischen Bildung der Nation zum Bedürfniß und zum eigentlich adäquaten Ausdruck ihres poetischen Lebens. Gleich mit seinem Beginne fand es in Bartholomé Torres Naharro, Gil Vicente und Lope de Rueda die Repräsentanten der Hauptrichtungen, die später eingeschlagen wurden, in dem erstern den mehr idealisirenden, zu den phantasiereichen Schöpfungen der heroischen Verwickelungs- und Intriguenstücke (Comedias de ruido, Comedias de capa y espada) führenden; in den beiden letztern aber die Vorläufer der die Wirklichkeit treu kopirenden Charakterschilderer, denen sich die zahlreichen Verfasser der sogenannten Vor- und Zwischenstücke (Loas, Pasos, Farsas, Entremeses, Saynetes u. Comedias de figuron) anschlossen. Jedenfalls bestanden neben diesen Gattungen die geistlichen Schauspiele, aus denen zunächst das spanische Drama hervorgegangen ist, fort und bildeten sich in der Folge in zwei verschiedenen Gattungen, den Fronleichnamsstücken oder Autos sacramentales und den Autos al nacimiento zur Weihnachtsfeier, ähnlich den allegorischen Moralitäten des Mittelalters, und den Comedias divinas und de Santos, oder Darstellungen der heiligen Geschichte u. Heiligenlegenden, nach Art der Mysterien oder Orakelspiele aus. Die Versuche der Gelehrten und Klassicisten, wie Boscan, Villalobos, Fernan Perez de Oliva, Juan de Malara, Pedro Simon de Abril u. A. um die Mitte des 16. Jahrhunderts und mehrer Dichter der sevillaner Schule, wie Geronymo Bermudez († 1589), das Drama nach den Mustern des klassischen Alterthums umzugestalten, scheiterten an der Unempfänglichkeit der schaulustigen Menge für einen ihr unverständlichen Genuß. Diese glänzendste Periode des spanischen Drama's reicht vom Ausgang des 16. bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts, und die zahllosen Theaterdichter jener Zeit formiren sich in zwei große Gruppen, als deren Mittelpunkt Lope de Vega und Calderon glänzen. Theils Vorläufer, theils Nachfolger des ersteren waren die beiden bereits als Epiker genannten Dichter Juan de la Cueva, der alterthümliche dramatische Formen zu popularisiren und die Bühne zu veredeln suchte, u. Virues, dessen Tragödien (besonders „Semiramis“ u. „Cassandra“) sich durch wahres tragisches Pathos und kraftvollen, ungezwungenen Dialog auszeichnen; ferner Cervantes de Saavedra, der jedoch auf diesem Felde dem Lope die Palme nicht streitig machen konnte, um auf einem andern unerreicht zu bleiben; Guillen de Castro († 1631), dessen „Cid“ Cor-

neille's Vorbild war; Luis Velez de Guevara; Juan Perez de Montalvan, der romantische Allegorien in das Drama einführte; Gabriel Tellez, bekannter unter dem Namen Tirso de Molina; Juan Ruiz de Alarcon, um 1628 ein origineller Dichter voll glühender Phantasie und plastischer Kraft, dessen „Tejedor de Segovia" und „Ganar amigos" unter die Meisterstücke der heroisch-romantischen Gattung gehören; Gaspar d'Avila u. A. m. Diese Dichter, ausgezeichnet durch reiche Erfindungsgabe und geniale Konception, sind die eigentlichen Schöpfer des spanischen Drama's aus durchaus nationalen Elementen, volksthümlicher Begeisterung und frischer glühender Phantasie; nur daß ihre Werke hier und da durch ein Zuviel des Guten, durch allzu flüchtige Komposition und durch Formlosigkeit entstellt wurden. Da bei Calderon zu dieser Originalität noch die künstlerische Absichtlichkeit des berechnenden Verstandes und die sorgsamere Ausführung im Einzelnen hinzukam, so erreichte in ihm das spanische Drama den Gipfel der Vollendung. Die namhaftesten unter seinen Nachfolgern sind: Francisco de Rojas; Agustino Moreto, ausgezeichnet in komischen Scenen; M. Fragoso (um 1650); J. B. Diamante (um 1670); Antonio Hurtado de Mendoza; Juan de la Hoz († gegen Ende des 17. Jahrhunderts); Antonio de Solis, dessen eigentlichen Ruhm mehr seine Geschichtswerke begründet haben, u. Agustino de Salazar y Torres († 1675), der in seinen lyrischen wie dramatischen Werken sich schon zum Estilo culto hinneigt, in den phantastisch-märchenhaft gehaltenen Dramen aber blühende Phantasie verräth. Selbst als zu Ende dieser Periode die spanische Poesie in fast gänzliche Ermattung gesunken war, trieb die dramatische noch eine Nachblüthe in den wenigstens noch ächt spanischen Geist athmenden Werken von Franc. Bances y Cándamo, Cañizares († um 1750) und Antonio de Zamora (um 1722), die besonders die Comedia de figuron ausbildeten. Des letztern „Don Juan" ist durch Mozarts Oper berühmt geworden. Auch Nic. Fern. und Agust. de Moratin, Ramon de la Cruz y Cano, L. Franc. Comella u. A. erfreuten sich unzweideutigen Beifalls. Vgl. A. F. von Schack, Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien, 3 Bde., Berlin 1845 bis 1848.

Ein ähnliches Schicksal, wie die Dichtkunst in gebundener Rede, hatte die künstlerische Prosa in dieser Periode. Auch hier traten 2 Hauptrichtungen hervor: das Streben nach Koncision u. Eleganz der Form nach den antiken Mustern und die Entwickelung des Nationalstyls. Das Erstere macht sich zuerst bemerkbar bei den Historikern, die mit noch größerem Bewußtseyn den alten Chronikenstyl aufgaben u. in Bezug auf historische Kunst in pragmatischer Behandlung und schöner Form die Griechen und Römer sich zum Muster nahmen. Diese Tendenz zeigt sich schon in den Werken der Hofhistoriographen Karls V., Antonio de Guevara († 1548), Pedro Mejia († 1552), der sich nur zu sehr in gelehrten Abschweifungen und allegorischen Betrachtungen gefällt, und J. G. Sepulveda († 1574), und noch mehr in Mendoza's „Historia de la guerra contra los moriscos". Florian de Ocampo bearbeitete die älteste Geschichte Spaniens mit gewissenhafter Benutzung der Quellen in reiner Sprache. Ihn übertrafen in reicher und tiefer Forschung u. in rednerischem Ausdrucke Ambrosio de Morales († 1590), der sich um Aufklärung städtischer Alterthümer und geschichtlicher Einzelnheiten namhaftes Verdienst erwarb; Geronymo Zurita aus Saragossa († 1580), ständischer Historiograph von Aragon, in nüchtern didaktischer, selten zu rednerischer Wärme sich erhebender Sprache („Anales de la corona de Aragon", Saragossa 1562, in 30 Büchern, von 710 bis 1516 reichend). Unter den Fortsetzungen seines Werkes ist die von dem Dichter B. L. Argensola die gelungenste. Juan da Sylva IV., Graf Portalegre († 1601), der Ergänzer des mendoza'schen Geschichtswerkes, rechtfertigte die spanische Besitznahme Portugals mit reichhaltiger geschichtlicher und politischer Einsicht, nicht ohne rednerische Kunst. Außerdem sind zu erwähnen der auch als Dichter bekannt gewordene, mehr aber durch seine Geschichte des Aufstandes in Katalonien berühmte Fr. M. de Melo; Franc. de Moncada; der Marques del Espinao, der die „Geschichte der Kriege in den Niederlanden von 1588—99" beschrieb, wobei er selbst als General und Gesandter thätig gewesen; Antonio de Herrera, ein fruchtbarer Historiker, unter dessen Werken die „Geschichte der Eroberung Westindiens" das merkwürdigste ist; Antonio de Solis, der die Eroberung Mexiko's durch Cortez meisterhaft in epischem Geschichtstone u. in klassischer, geschmückter Sprache beschrieb. Der Nationalstyl, veredelt durch klassische Muster, zeigt sich aber am schönsten und freiesten in des helldenkenden Jesuiten Juan Mariana „Geschichte des Vaterlandes, von den ältesten Zeiten bis 1516". Die Neigung zur Didaktik u. Reflexion, die sich schon in der vorhergehenden Periode aussprach, fand in der ausgebildeteren Prosa einen geeigneteren Ausdruck. Den Beweis davon liefern die moralisch-philosophischen Abhandlungen und Dialoge von Perez de Oliva. Ihm schlossen sich an der anspruchlose A. J. Morales, der geschmücktere Nachahmer des Seneca, Pedro de Valles, und der Fortsetzer der Gespräche Oliva's, Franc. Cervantes de Salazar († 1546); die unter den Historikern genannten Prosaisten Guevara und Mejia (Verfasser der „Relox de principes", des „Menosprecio de la corte", der „Silva de varia leccion" u. der „Diálogos eruditos" &c.), sowie die politischen Schriften des humoristischen Staatsmannes Saavedra y Fajarda, die mit diplomatischer Feinheit geführten Korrespondenzen des berühmten Geheimschreibers Philipps II., Antonio Perez, die philosophisch gehaltenen Untersuchungen des Selbstdenkers Juan Huarte &c. Mit viel mehr Wärme und Originalität sind geschrieben die Erbauungsschriften von den „Dos Luises", dem Dichter Fr. Luis de Leon und dem Kanzelredner Fr. Luis de Granada, von der Schwester Santa Teresa de Jesus, die einen Biographen in Fr. Diego de Yepes († 1613) fand, und von den durch ihre religiösen Poesien

nicht minder ausgezeichneten Dichtern und Prosaisten S. Juan de la Cruz († 1591) und Pedro Maion de Chaide († um 1590). Mit dem Feuer humaner Begeisterung und der Eleganz humoristischer Bildung schilderte die Leiden der unterdrückten Menschheit in Amerika der edle Eiferer für Menschenrechte Las Casas. Die Werke der Phantasie anlangend, so wurden die einer vorgeschrittenen Civilisation allein noch entsprechenden episch-prosaischen Formen des Romans und der Novelle auch in Spanien fleißig kultivirt. Die boccaccische Novelle fand frühzeitig Eingang und behauptete sich, auch schon durch ihre nahe Verwandtschaft mit der einheimischen Romanze, in ununterbrochenem Ansehen. Ihre ersten, freilich noch ungeschickten Bearbeiter waren Juan Timoneda (um 1570) und Nuñez de Reinoso (um 1550). Im 16. Jahrhundert herrschten die Ritterromane vor, deren überladene Prunksprache und geschmacklose, das Wahrheitsgefühl verletzende Abenteuerlichkeit in den zahllosen Nachahmungen des „Amadis", den Palmerinen, Primaleon ꝛc. bald zur hohlen Karrikatur ward. Dieser Kontrast zwischen Idee u. Wirklichkeit in den Ritterromanen ward von Cervantes de Saavedra mit der Universalität u. Tiefe des Genie's im „Don Quijote" ironisch parodirt, der zugleich als das unerreichte Muster spanischer Prosa gilt. Derselbe Cervantes wußte aber auch in seinen „Novelas exemplares" und seinen „Trabajos de Pericles y Sigismunda" die Novelle und den Liebesroman meisterhaft zu kultiviren u. volksthümlich zu machen, worin er viele Nachahmer fand, wenn ihn auch keiner erreichte. Die von Montemayor eingeführten Schäferromane gehören bald der Prosa an und scheinen weniger von des Cervantes Satyre getroffen worden zu seyn. Letzterer schrieb selbst einen der besten dieser Gattung, seine „Galatea", wie auch von Lope de Vega, Montalvo u. A. dieses Genre noch lange kultivirt wurde. Die vorzüglichsten Prosaschriftsteller wendeten sich aber zur Schilderung der Sitten und gesellschaftlichen Verhältnisse der Gegenwart, und zwar theils in kleineren Novelien, in welcher Gattung Cervantes den Ton angegeben hatte, dem Montalvan, Mariana de Caravajal („Novelas", Paris 1846) u. A. folgten; theils in jenen berühmten Schelmenromanen nach dem Muster des „Lazarillo de Tormes" von Mendoza, wie in Mateo Alemans „Guzman de Alfarache", in Quevedo's „Gran Tacaño" und in Espinels „Marcos Obregon". Eine dritte Reihe von Darstellungen des spanischen Lebens bilden die Erzählungen in jenem burlesk-phantastischen Styl, der zuerst von Quevedo in seinen „Sueños" aufgebracht, dann von L. V. de Guevara in seinem hinkenden Teufel („Diablo cojuelo") aufgenommen u. zuletzt von Saavedra Fajardo in der „Republica literaria" zu großer Freiheit ausgebildet wurde. Auch die Anfänge des historischen Romans erhielten die Spanier noch in dieser Periode an der so berühmt gewordenen, mit trefflichen Romanzen ausgestatteten „Historia de los guerras civiles de Granada" von Gines Perez de Hita aus Murcia (um 1590) und an der eben so anziehenden und noch üppiger ausgeschmückten „Historia de los Incas del Peru" von Inca Garcilaso de la Vega aus Cusco in Amerika († 1620). Am Ende dieser Periode litt indessen auch die Prosa durch den Einfluß der Gongoristen und sank von ihrer Klassicität zu den Bizarrerien des Estilo culto herab; unter den Schriftstellern dieser Schule ist einer der geistreichsten, aber eifrigsten Förderer der unnatürlichen Manier der Jesuit Baltazar Gracian, von dessen Schriften besonders die Anweisung zur Kunst, geistreich zu denken u. zu schreiben („Agadeza y arte de ingenio") zu erwähnen ist.

Die vierte Periode reicht von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis auf die Gegenwart. Nachdem die s. L. lange Zeit in derselben Art von Marasmus gelegen, in den die ganze Nation seit dem Ende des 17. Jahrhunderts versunken war, kam in der Mitte des 18. Jahrhunderts von Frankreich ein Anstoß, der von Neuem anregte. Mit der bourbonischen Dynastie kam auch ein neuer Geist, der modern-französische, über die Pyrenäen, der bei der Ausartung und Erschöpfung des alten Nationalgeschmacks als ein Regenerationsmittel bald Einfluß gewinnen mußte. Eingang verschaffte ihm namentlich Luzan, der die französisch-klassischen Grundsätze einzuführen suchte und dem gegenüber als Verfechter des Nationalgeistes, freilich mehr theoretisch als praktisch, Garcia de la Huerta auftrat. Bald bildete sich wieder eine Dichterschule, nach ihrem Hauptsitze Salamanca die salmantinische genannt, deren Mitglieder gegen die Anforderungen des Zeitgeistes nicht blind, aber auch patriotisch genug waren, um neben den modernen fremden auch die einheimischen Muster zu berücksichtigen, besonders in Sprache und Form. An die Spitze der gemäßigten Reformatoren stellten sich Nicolas Fernandez de Moratin, Cadalo, Tomas de Iriarte, Samniego, ein talentvoller Fabeldichter, die jedoch alle von Melendez Valdes übertroffen wurden, dem eigentlichen Haupt der salmantinischen Schule. Hierzu traten noch gleichgesinnte Freunde, wie Iglesias, Noroña, Cienfuegos, Arriazo und Gallego, die neben den Franzosen auch die Italiener und Engländer zum Muster nahmen. Da aber alle diese Männer dem Nationalcharakter treu blieben, so geschah es, daß die s. L. ihre volksthümliche Basis behielt. Die Ereignisse des 19. Jahrhunderts, der Unabhängigkeitskrieg und die diesem folgenden Aufstände übten einerseits einen nachtheiligen Einfluß auf die Literatur, u. die wenigen Keime, die sich dem Chaos entwanden, wurden von den beiden Restaurationsepochen von 1814 und 1823 bald wieder zerstört, da gerade die Parteien, welche die bedeutendsten literarischen Kräfte besaßen, zuerst die Afrancesados, dann die Literaten, verdrängt wurden und die Kämpfe und Debatten einen großen Theil der vorhandenen Talente verzehrten, so daß die Journalistik den verhältnißmäßig größten Raum gewinnen mußte. Andererseits wirkte aber der durch den Unabhängigkeitskrieg errungene Sieg über die französische Usurpation in politischer und literarischer Hinsicht, und der politische Antheil an der Regierung, den die Nation durch die inneren Umwälzungen errang, gab der Literatur wieder eine patriotischere und selbstständ-

digere Haltung. Freilich macht sich die Zerrissenheit des spanischen Lebens anch in der neuern s.n L. bemerklich, so daß es fast mehr literarische Parteien als politische gibt, unter denen sich am heftigsten die beiden sich entgegenstehenden Fraktionen der Klassiker und Neuromantiker bekämpfen. Auch wirkte sehr nachtheilig jene eigenthümliche Stimmung des Publikums, die beansprucht, daß der Dichter, um Gebrechen der Zeit zu enthüllen; seine Charaktere mit Namen und Kostüm aus vergangenen Jahrhunderten ausstatte, wie dies Gil y Zarate in seinem „Carlos II y Hechizero“ mit großem Erfolge that. Von den Schriftstellern, die der altspanischen klassischen Schule angehöeen, ist der bekannteste Mannel José Quintana, dessen berühmtes Trauerspiel „Pelayo“, 1805 zum ersten Male dargestellt, sich noch immer auf der Bühne behauptet. Neben ihm verdienen besonders genannt zu werden Don José Somoza, Felix José Reinoso, Juan Maria Maury, der in spanischer und französischer Sprache dichtete, Tomas José Gonzalez Carrajal († 1834), der in Spanien für einen ausgezeichneten Dichter gilt, obgleich er wenig drucken ließ, José Joaquim Mora, geb. 1783 zu Cadix, der höchst gelungene kleine epigrammatische („Frioleras“) und lyrische Gedichte lieferte, und der fruchtbarste Bühnendichter der neuern s.n L., Manuel Breton de los Herreros, geboren 1800, dessen erste (3aktige) Komödie „A la vejez, viruelas“ 1824 zur Aufführung kam, welcher dann über 200 andere Stücke, theils Originalwerke, theils Uebersetzungen oder Bearbeitungen französischer und italienischer Stücke, folgten. Antonio Gil y Zarate, der lange Zeit dem strengsten Klassicismus mit Uebertreibung huldigte, ist in neuerer Zeit zur romantischen Schule übergegangen. Mit ihm wetteifert um den Ruhm, der erste Dramatiker Spaniens zu seyn, Juan Eugenio Hartzenbusch, ein Dichter deutscher Abstammung. Nennen wir noch Serafin Calderon, von dem viele Gedichte und einige Novellen herrühren, José de Castro y Orozco, den Verfasser des 4aktigen Trauerspiels „Fray Luis de Leon, ó el Siglo y el Claustro“, und Antonio Garcia Gutierrez, den Dichter von „El Trovador“, so haben wir die Reihe der Schriftsteller der altklassischen Schule erschöpft. Eine zweite Klasse von Schriftstellern bilden diejenigen, welche den Geist moderner Dichtung in die altklassischen Formen aufgenommen haben. Hierher gehören Don Xavier de Burgos, Verfasser lobenswerther Lustspiele; Manuel de Arjona und Francisco de Castro, Odendichter; Juan Floran, der auch in französischer Sprache schrieb; Pablo de Jerica, dessen „Poesias“ besonders treffliche Fabeln, Epigramme und scherzhafte Erzählungen enthalten; Alberto Lissa, der sich besonders als Kritiker einen Namen gemacht hat; Francisco Martinez de la Rosa, im Ausland am bekanntesten durch gediegene Lustspiele; Eugenio de Tapia, Verfasser eines komischen Epos: „La Bruja, el Duende y la Inquisicion“, worin die Inquisition von der komischen Seite aufgefaßt wird; Angel de Saavedra, Herzog von Rivas, am ausgezeichnetsten in seinen historischen Romanzen. Ein ächtes Kind der Revolution, die er ironisirte, war Mariano José de Larra, der in seinen Aufsätzen, die längere Zeit unter dem Namen Figaro erschienen, die politischen Kämpfe seines Volks mit bitterem Hohn, seltener mit Humor geißelte. Don José Zorrilla, geboren 1827 zu Valladolid, ist einer der populärsten Dichter des neuen Spaniens geworden. Seine „Poesias“, seine „Cantos del Truvados“ enthalten die lieblichsten Bilder; dunklere Töne der Romantik werden in seinen Romanzen angewandt. Alle Schauer der Romantik finden sich in den Liedern und Romanzen des Don José de Espronceda, an die sich als Freund und Nachahmer José Negrete, Graf von Campo Alange († 1836), anschließt. Antonio Maria Segovia hat viele Aehnlichkeit mit Larra, so sehr, daß seine ersten Schriften, die er unter dem Pseudonym „der Student“ herausgab, jenem Satyriker zugeschrieben wurden. Ernste u. beißende, aber durch leichte Form ausgezeichnete Satyriker sind Sebastian de Minano u. Villergas („Poesias“, 2. Aufl., Madr. 1848, und „Tesoro de los chistes“, das. 1849). Henrique Gil bildet mit mehren Andern eine eigene Schule, die namentlich nach tadelloser Reinheit der Sprache strebt. Der elegische Ton, den er zum vorherrschenden macht, mildert sich bei seinem Genossen Ventura de la Vega zur Liebesklage. Von Nicomedes Pastor Diaz ist wenig, aber Ausgezeichnetes erschienen. Pedro Madrazo, ein gelehrter Jurist, u. die Dichterin Gertrudis de Avellaneda machen in der Reihe der Puristen den Beschluß. José Bermudez ist ein sehr beliebter Novellendichter; Roman de Mesoneros y Romanos Romantiker, aber ein entschiedener Feind der neufranzösischen Hyperromantik und ihrer Ausschreitungen. Joaquin Francesco Pacheco, geboren 1808 in Ecija, veröffentlichte außer anderen Poesien 2 Dramen „Alfredo“ u. „Los Infantes de Lara“, worin romantische Stoffe in klassischer Form behandelt sind. Vielleicht der beliebteste Dichter des neuen Spaniens ist Jacinto Salas y Quiroga, dessen Gedichte in keiner modernen Bibliothek Spaniens fehlen. Die Form des Romans, geraume Zeit vernachlässigt, wird in der neueren Zeit, nachdem Engländer u. Franzosen darin so Bedeutendes geleistet, aufs Eifrigste bearbeitet. Auf Uebersetzungen und Nachahmungen französischer und englischer Produkte folgte eine wahre Fluth von Originalromanen, und es ist jetzt auch in Spanien dieses Epos der modernen Zeit das bevorzugteste Genre der Poesie. Im Fache des historischen u. Ritterromans sind hervorzuheben die Arbeiten von Humara y Salamanca („Los amigos enemigos“, Madr. 1834), Patricio de la Escosura („El conde de Candespina“ u. „Ni rey ni roque“), Martinez de la Rosa („Isabel de Solis“), Espronceda („Sancho Saldana“), Larra („Macias“), José de Villalta („El golpe en vago“), Serafin Calderon („Moros y celatianos“) u. Gertrudis de Avellaneda („Los mugeres“). Noch sind als Romandichter hervorzuheben Gregorio Romero y Larranaga („Historias caballereccas españolas“, Madr. 1843), Santa-Ana („Romanco y leyendos andalnzas“, das. 1845) und vor allen der pseudo-

nyme Don Fernan Caballero, eine Dame deutscher Abstammung, die sich schnell den Ruf des bedeutendsten spanischen Novellisten erwarb. In der Novelle nahm man sich mit Recht die Meisterwerke aus der Blüthezeit der s.n L. zum Muster. Treffliches enthält die „Coleccion de novelas originales españolas" (Madr. 1838). Aus dieser ansehnlichen Reihe von Namen, denen noch andere anzufügen wären, ergibt sich, daß der Zustand der schönen Literatur in Spanien kein unbefriedigender ist, obschon Sterne erster Größe, epochemachende Genies darunter vergeblich gesucht werden.

Unter den Bearbeitungen der Geschichte der spanischen Nationalliteratur ist außer Bouterwecks noch immer sehr brauchbarer „Geschichte der spanischen Poesie und Beredsamkeit", welche selbst ins Spanische übersetzt worden ist (Madr. 1829), hervorzuheben: Ticknors „Geschichte der schönen Literatur in Spanien" (Boston 1849, 3 Bde., ins Spanische übersetzt von Gayangos und Vedia, Bd. 1 u. 2, Madr. 1851—53, deutsch von Julius, Lpz. 1852, 2 Bde.). Uebersichten finden sich in Quintana's „Poesias selectas castellanas" u. „Musa epica española" (Madr. 1830—33, 6 Bde.); Puibuesque's „Histoire comparée des littératures espagnoles et françaises" (Par. 1843, 2 Bde.); Sedano's „Parnaso español" (Madr. 1768 bis 1778, 9 Bde.); Ramon Fernandez' „Coleccion de diversos poetas españoles" (das. 1789—1819, 20 Bde.); Böhl de Fabers „Floresta de rimas antiguas castellanas" (Hamb. 1821—25, 3 Bde.); Wolfs „Floresta de rimas modernas castellanas" (Par. 1837, 2 Bde.); Capmany's „Teatro historico-critico de la elocuencia castellana" (Madr. 1786—94, 5 Bde.) u. Aribau's großer „Biblioteca de autores españoles" (das. 1846 ff.). Die neuesten Dichter Spaniens behandeln Avelina de Orihuela, Poetas españoles y americanos del siglo XIX, Par. 1851, u. Kennedy, Modern poets and poetry of Spain, Lond. 1852.

Die wissenschaftliche Literatur konnte sich in Spanien nicht so glänzend entfalten wie die Nationalliteratur. Insbesondere konnte sich in den philosophischen Wissenschaften ein freier selbstständiger Geist nie entwickeln, weil geistiger und weltlicher Despotismus im höchsten Falle eine scholastische Weisheit im Dienste der positiven Theologie und Jurisprudenz duldeten. Daher stellt sich das Verhältniß bei weitem günstiger für die Erfahrungswissenschaften, als für die eigentlich spekulativen, die ein freies Selbstdenken bedingen. Die Philosophie ist fast bis auf die neuesten Zeiten auf der niedrigsten Stufe, der scholastisch-empirischen, stehen geblieben; nur Dialektik, Logik und mittelalterlicher Aristotelismus wurden etwas kultivirt, da diese Disciplinen den Theologen als Waffe zur Vertheidigung ihrer dogmatischen Subtilitäten dienen mußten. Vereinzelt und ohne Nachwirkung blieben die Bestrebungen einzelner Selbstdenker, die, wie Vives, Sepulveda und Osorio, von der breitgetretenen Schulbahn abzuweichen wagten; vergeblich auch die leisen Reformversuche des scharfsinnigen Cisterciensers Caramuel († 1682) zur Verbesserung der scholastischen Methode. Erst in der neuesten Zeit hat auch Spanien einen Philosophen im wahren Sinne des Wortes hervorgebracht, Jayme Balmes († 1849), der in seinem „Curso de filosofia elemental" (Madr. 1847, 4 Bde.) mit schöner Darstellungsgabe wirklichen metaphysischen Tiefsinn verband. Die wissenschaftliche Theologie blieb in Folge dieser Unbekanntschaft mit philosophischer Spekulation starrer Dogmatismus im theoretischen, Kasuistik und Ascese im praktischen Theile. Das ganze Mittelalter hindurch blieb in der Theologie die scholastische Weisheit des Isidorus Hispalensis die erste Autorität. Nicht für das Wissen, sondern nur für das Glauben eiferten der getaufte Jude Petrus Alfonsi im 12. u. der Predigermönch Raimund Martini im 13. Jahrhundert. Im 15. und 16. Jahrhundert machten zwar die Kardinäle Torquemada, der Großinquisitor, u. Ximenes, der Regent, Miene, das Bibelstudium zu fördern, und sogar Philipp II. unterstützte die von einem Spanier, Arias Montanus, in Angriff genommene antwerpener Polyglotte; aber im grellen Kontrast zu dieser, wenn auch vornehmlich des literarischen Ruhms wegen entwickelten, doch immerhin verdienstlichen Thätigkeit steht es, wenn der Versuch, das Wort Gottes dem Volke selbst zugänglich zu machen, sogar an einem so strenggläubigen Priester wie Luis de Leon durch die Inquisition mit Kerker bestraft ward, und gleich fruchtlos blieben die in diesem Sinne gemachten Bestrebungen des Frid. Furius († 1592). Nur in der mystischen Ascese und in der Homiletik hat die gläubige Begeisterung der Spanier Ausgezeichnetes geleistet. Hierher gehören u. A. die homiletischen Schriften des Antonio Guevara und Luis de Granada u. die mystisch-ascetischen des Karmelitermönchs Juan de la Cruz († 1591) und der heiligen Teresa de Jesus. Die Dogmatik behandelte nur der humanistisch gebildete Dominikanermönch Melchior Cano († 1560) in etwas geistreicherer Weise. Erst in den neuesten Zeiten durften die trefflichen Bibelübersetzungen von Torres Amat, der auch eine „Historia ecclesiastica" (13 Bde., Madr. 1806) herausgab, von Felipe Scio de San Miguel und Gonzalez Carvajal an die Oeffentlichkeit treten u. in einzelnen kirchenhistorischen und kirchenrechtlichen Abhandlungen tolerantere Ansichten verbreitet werden, wie in den Schriften von J. L. Villenueva, Blanco White, José Maria Lavin u. namentlich J. J. Romo („Independencia constante de la iglesia hispana y necesidad de un nuevo concordato", 2. Aufl., Madrid 1843, u. „Ensayo sobre la influencia de Ultramontanismo y Galicanismo en la politica de la corte de España", das. 1849) geschah. Ganz neuerlich wagte sich selbst eine „Historia de los protestantes etc." (Cad. 1851) ans Licht.

Auch im Fache der Rechtswissenschaft und der Politik ermangelte es an einer philosophischen Grundlage und an Freiheit der Diskussion. An Gesetzsammlungen und gesetzgeberischer Thätigkeit war in Spanien nie Mangel. Die ältesten Rechtsbücher, wie das „Fuero juzgo", wozu der ausgezeichnete Rechtskundige Villadiego im 16. Jahrhundert einen Kommentar lieferte (Madr. 1815), reichen bis in die Zeit der Gothenherrschaft zurück. Dann sind besonders des Königs Alfons X. legistische Arbeiten zu nennen,

die Gesetzsammlung „Leges de las siete partidas“ (neueste Ausg., Par. 1847) und das „Fuero real“ (Madr. 1847); ferner die unter dem Namen „Recopilacion“ und „Novisima Recopilacion“ bekannten Sammlungen vieler von den Königen und den Cortes erlassenen Gesetze. Das schon von Alfons dem Weisen zu Grund gelegte römische Recht wurde auch doktrinär bearbeitet, unter Andern von dem Humanisten José Finestres († 1777), von Gregorio Mayans († 1777) u. von Juan Sala („Digesto romano-español“, neue Ausg., 2 Bde., Madr. 1843—44). In neuerer Zeit wurde in Folge der Einführung der Cortesverfassung besonders die Rechtsgeschichte fleißig bearbeitet. So erschien eine „Coleccion de Cortes de Leon y Castilla“ (Madr. 1836—43). Systematisch wurde das vaterländische Recht bearbeitet, außer von den älteren Gesetzkundigen Febrero, Juan Sala, Tapia u. A., in neuester Zeit sehr eifrig von Alvarez („Derecho real de España“, Madr. 1834), Fernandez de la Rua („Lecciones de derecho español“, das. 1837) u. Ramon Sala („Lecciones de derecho publico constitucional“, das. 1837), Juan Sala („Ilustracion dal derecho real de España“, 2 Bde., neue Aufl., Par. 1836). Die Gerichtsordnung erläuterte Sanchez in dem „Foro español“ (Madr. 1834), der auch eine „Historia legal de España“ (das. 1842) herausgab, und Fermin Verlanga Huerta („Procedimiento an materia criminal“, das. 1842). Das Staats- und Völkerrecht fand Darsteller an Juan Donoso Cortes („Lecciones de derecho politico“, Madr. 1837), Andres Bello („Principios de derecho de gentes“, Par. 1840) u. Agustino Letamendi („Tratado de jurisprudencia diplomatico-consular“, Madr. 1843). Das administrative Recht betreffende Arbeiten lieferten Pedro Gomez de la Serna, Mariano Ortiz de Zuñiga u. A. Den Konstitutionalismus suchten wissenschaftlich zu rechtfertigen Tomas Verfr. Soter („Monarquia constitucional“, 2. Ausg., Madr. 1842), Fern. Conradis („Lecciones de elocuencia forense y parlamentaria“, das. 1843) u. A. m. Endlich sind auch Versuche über Rechtsphilosophie erschienen von dem Deputirten und Redner Alcalá-Galiano („Maximas y principios da legislacion universal“, Madr. 1834, u. „De la revision de nuestras leyes“, das. 1837) und von Donoso Cortes („Principios constitucionales“, das. 1837). Einen ironischen Gegensatz zu dem von jeher in Spanien herrschenden schlechten Staatshaushalt bildet die seit der Mitte des 18. Jahrhunderts mit Vorliebe betriebene theoretische Bearbeitung der kameralistischen und politischen Wissenschaften. Bereits zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts waren die Schriften über Nationalökonomie so angewachsen, daß Sempere eine eigne „Biblioteca española económico-politica“ (4 Bde., Madr. 1801—21) herausgeben konnte. Derselbe ist auch Verfasser mehrer Werke dieses Faches, wie einer „Historia del lujo y de las leyes suntuarias de España“ (Madr. 1788) u. „Historia de los vinculos y mayorazgos“ (das. 1805). Außer den im vorigen Jahrhundert und zu Anfang des jetzigen darin berühmt gewordenen Schriftstellern Campomanes, Jovellanos, Cabarrus, wovon die beiden letztern klassisches Ansehen erhalten haben, haben sich in neuester Zeit auf diesem Gebiete ausgezeichnet Canga-Arguelles und Florez Estrada, denen sich Evaristo San-Miguel, Valle Santoro, Don Luis Bordas, Ramon de la Sagra, Manuel de Marliani u. A. anreihen.

In der Medicin leisteten besonders die spanischen Araber und Juden ihrer Zeit Bedeutendes. Unter den spanischen Christen fingen diese Wissenschaften erst seit dem letzten Jahrhundert an, Pfleger zu finden. Als verdiente Mediciner des 18. Jahrhunderts sind zu nennen: Piquer, Vives, Luzuriaga, Bonella y Lacaba Hernandez, Ortiz und Miguel Lopez; unter denen der neuesten Zeit zeichnen sich aus Villalba, Bernal Munoz, Ballesteros, Guillermo Sampedro, Franc. Llorea y Ferrandiz, Nic. de Alfaro, Eduardo Chao, Antonio Fernandez Morejon, Verfasser einer „Historia bibliográfica de la medicina española“ (4 Bde., Madr. 1842—43). Mehr noch als in der Medicin ward in den Naturwissenschaften geleistet. Diese wurden von Casal Molina, den Botanikern Cavanilles († 1804), der eine Flora von Spanien herausgab, und H. Ruiz, dem man eine Flora von Peru verdankt, sowie von dem durch seine Abhandlung über die Baumwollenpflanze berühmt gewordenen Rojas Clemente, dem Reisenden Azara u. A. kultivirt, denen sich in neuerer Zeit anschließen die Botaniker Lagasca und Ruiz y Pavon, die europäischen Ruf haben, Manuel Blanco, Miguel Colmeiro, die Mineralogen Alvarado de la Peña, José Maria Paniagua, J. Lopez Novella, Ant. Maria de Cisneros y Lanuza, Alonso Carillo Laso u. A. Im Febr. 1847 ward zu Madrid eine Akademie der mathematischen u. Naturwissenschaften gestiftet. In den mathematischen Wissenschaften haben die Spanier schon in älterer Zeit namhafte Schriftsteller aufzuweisen; von den neueren und neuesten sind zu nennen: José Mariano Vallejo, Navarrete, Alberto Lista, Jayme Simo, José Reguero Arguelles u. Juan Cortazar. Zu den am meisten von den Spaniern bebauten wissenschaftlichen Gebieten gehören auch Geographie u. Statistik. Aus früherer Zeit rührt Navarrete's trefflich geschriebene „Historia de los descubrimientos y viajes de los Españoles“ her. Neueren Ursprungs sind die Schriften von Ponz, Tofiño, Lopez Ulloa, Jorge Juan, Ancillon, Badia, insbesondere Clavigo y Viera's „Viage de España“, Miñano's „Diccionario geográfico de España“ (Madrid 1826—28, 11 Bde.), Verdejo Paez' „Desripcion de España“ und dessen „Principios de geográfia astronomica, fisica y politica antigua y moderna“ (7. Aufl., das. 1843), Cean-Bermudez' „Sumario de las antiguëtades romanas que hay en España“ (das. 1832), ein für die alte Geographie wie für die Kunstgeschichte Spaniens gleich wichtiges Werk, Cortez y Lopez' „Diccionario geográfico-histórico de la España antigua Tarraconense, Betica y Lusitana etc.“ (das. 1836, 3 Bde.), Ramon de la Sagra's „Historia económico-politica y estadistica de la isla de Cuba“ (Hav. 1831 u. Par. 1843), Fusters „Estadistica ó censo general de pobla-

cien de España" (Madr. 1843), Caballero's „Nomenclatura geográfica de España" (das. 1834) und „Manual geográf.-administrativo de la monarquia españa" (das. 1844), Serafin Calderons „Cuadro geográfico, estadistico, historico-politico del imperio de Marruecos" (das. 1844), Pascual Madoz' „Diccionario geográfico, estadistico, historico de España y sus posesiones de ultramar" (das. 1845 ff.) und das Prachtwerk „Recuerdos y bellezos de España (Barcel. u. Madr. 1850). Am fleißigsten aber unter allen ist von den Spaniern das Fach der Geschichte u. der historischen Wissenschaften bearbeitet worden, besonders der vaterländischen Geschichte u. jener der von ihnen eroberten Länder. Die ältesten Geschichtswerke sind in lateinischer Sprache abgefaßt, wie z. B. die des Isidorus Hispalensis, Rodericus Toledanus und Lucas Tudensis. Seit der Zeit Alfons' X. aber, dessen obenerwähnte „Crónica general" hier Epoche macht, folgte eine ganze Reihe von Chroniken in der Landessprache. Als die humanistische Kultur in Spanien sich Bahn brach, bemühte man sich nicht allein um gute Darstellung, sondern auch um pragmatische Auffassung, wiewohl die Spanier in der einzelnen Geschichtsforschung mehr guten Willen, als Geschick bewiesen. Die hervorragendsten Werke dieser Art haben oben unter der Nationalliteratur Erwähnung gefunden. Als fleißige Materialiensammler sind noch zu nennen: Estévan de Garibay y Zamalloa († 1599), dessen „Crónica de España" viel benutzt wurde; Ambrosio Morales, Argote de Molina, Ortiz y Zuñiga, der Marques von Mondejar, Ferreras u. A. Im 18. Jahrhundert zeichneten sich Henrique Florez aus; im 19. der Orientalist Conde („Historia de la dominacion de los Arabes en España", Madr. 1820; deutsch von Rutschmann, Karlsr. 1825), Ascargota („Historia de España", Madr. 1807, als Fortsetzung einer Uebersetzung von Anquetils Universalgeschichte, sowie Lista die von Ségur auf spanischen Boden verpflanzte). Besonderes Lob verdient die Thätigkeit der königl. Akademie der Geschichte, die außer ihren „Memorias" (7 Bde., Madr. 1796—1836) mehre Quellenschriften herausgab. Daran reihen sich wichtige Urkundensammlungen, wie die von Capmany, die „Coleccion de documentos concernientes á las provincias vascongadas etc., copiados del archivo de Simancas" (Madr. 1829—33, 6 Bde.), Ripolls „Documentos del archivo de la catedral de Vich" (Barcel. 1834) und „Coleccion de documentos ineditos para la historia de España" von Navarrete, Salva u. Baranda (Madr. 1842). Am meisten wurde auch jetzt die vaterländische Geschichte bearbeitet, u. zwar mit Kritik, wie von Masdeu, „Historia critica de España" (Madr. 1783—1800, 20 Bde.), Alvarado de la Peña, „Elementos de la historia general de España" (das. 1826), G. de la Escosura, „Compendio de la historia de España" (das. 1831). Ein brauchbares chronologisch genaues Handbuch lieferte Ortiz y Sanz („Compendio cronologico de la historia de España", 2. Ausg., mit Fortsetzung bis zum Tode Ferdinands VII., 9 Bde., Madr. 1841). Daran schließen sich an die Arbeiten über die spanische Kulturgeschichte von Tapia u. Fermin Gonzalo Moron („Curso de historia de la civilizacion de España", Madr. 1842) und die außerordentlich zahlreichen Provinzial-, Städte- und Lokalgeschichten von José Yanguas y Miranda („Historia compendiada del reino de Navarra", das. 1833), Bofarull y Mascaro („Los condes de Barcelona vindicados, Barcel. 1836), José Hidalgo Morales („Iberia ó Granada", Madr. 1842), Agustino Azcona („Historia de Madrid", das. 1843), Vicente Boix („Historia de ciudad y reino de Valencia", Valenc. 1845) und Adolfo de Castro („Historia de la ciudad de Cádiz" (Cadix 1845). Auch die Geschichte der ehemals spanischen Kolonien hat in neuester Zeit Bearbeiter gefunden, z. B. an Torrente („Historia general de revolucion moderna hispano-americana", 5 Bde., Madr. 1829—30), José Maria Luis Mora („Mexico y sus revoluciones", 8 Bde., Par. 1836), Baralt y Ramon Diaz („Resumen de la historia de Venezuela", das. 1851) und Pedro de Angelis („Coleccion de obras y documentos relativos á la historia de las provincias de Rio de la Plata", 6 Bde., Buenos-Ayres 1837). Von zahlreichen Geschichtswerken über einzelne Perioden oder ausgezeichnete Personen sind aus der neuesten Zeit als bedeutende Muster anzuführen José Gonzalez Carvajals „La España de los Borbones" (Madr. 1843), Evaristo de San Miguels „Historia de Felipe II" (das. 1844), Joaquin Franc. Pacheco's „Historia de la regencia de la reina Cristina" (das. 1841) und die „Galeria de hombres celebres contemporaneos" von Pastor Diaz u. F. Cárdenas (das. 1841). Aus der Unzahl von Geschichtswerken und Memoiren über die letzten spanischen Revolutionen und Bürgerkriege führen wir beispielsweise an: das berühmte Werk des Grafen Toreno, „Historia del levantamiento, guerra y revolucion de España" (5 Bde., Madr. 1835—37), die Memoiren des Marques de Miraflores (Lond. 1834, das. 1844), das klassische Werk Maldonado's, „Historia politica y militar de la guerra de la independencia de España contra Napoleon Bonaparte desde 1808 á 1814" (3 Bde., Madr. 1833), die Biographie Espartero's von José Sejundo Florez (das. 1843), die Memoiren der Generäle Juan van Halen, Llauder u. A. m.

Weniger Rühmliches läßt sich von der Bearbeitung der philologischen Disciplinen in Spanien sagen. Man begnügte sich meist, die Schriften des Alterthums oder des Orients in die Landessprache zu übersetzen. Im 15. Jahrhundert zeichnete sich durch Kenntniß des Hebräischen und Griechischen Alonso Tostado (Alfonsus Tostatus, † 1455) aus, dessen Name für den eines Polyhistors in Spanien sprüchwörtlich geworden ist. Zu Anfang des 16. Jahrhunderts fand auch die humanistische Richtung in Spanien Anhänger. Als sich aber der Humanismus mit reformatorischen Tendenzen verband, wurde jedes freiere kritische Studium in Spanien mit argwöhnischen Augen überwacht. Seitdem beschränkten sich die Arbeiten der spanischen Philologen meist nur auf Grammatik und Interpretation. Hervorzuheben sind Labrija (Antonius Nebrissensis,

† 1521) für lateinische und hebräische Grammatik, Fernan Nuñez, mit dem Beinamen el Comendador (Nonnius Pincianus, † 1522), für die griechische, Luis Vives († 1540), Verfasser eines encyklopädischen Werks „De disciplinis libri XX", Chacon aus Toledo (Ciacconius, † 1581), Archäolog, Manuel Alvarez aus Madeira († 1582), Grammatiker, und der gelehrte Bischof von Tarragona, Antonio Agostino († 1586), namentlich aber Francisco Sanchez, genannt el Brocense, dessen lateinische Grammatik „Minerva" seinen Ruf über ganz Europa verbreitete. Im 17. Jahrhundert machten sich noch als Herausgeber römischer Klassiker bekannt der Jesuit de la Cerda († 1643), J. A. Gonzalez de Salas († 1644) und L. Ramirez del Prado († 1658). Gegen Ende des 18. Jahrhunderts erweckten die gelehrten Philologen und Archäologen Fr. Perez Bayer und Mayans, die Staatsmänner Campomanes, Azara und der Infant Don Gabriel durch ihr Beispiel regere Vorliebe für das Studium der altklassischen Literatur. Ihnen folgten der Numismatiker Velasquez und die Philologen Estala, Goya, B. Canga-Arguelles, Valbuena („Diccionario latino español", 7. Aufl., Paris 1832), Simon de Abril, Ortiz u. A. Auch die orientalische Philologie erhielt wieder gelehrte Bearbeiter, wie Casiri, Guseme, Rod. de Castro, Pablo Lozano y Casela, Pizzi, Banqueri, Cañes, Puigblanch, und in neuester Zeit die berühmt gewordenen Conde und Pascual Gayangos. Treffliche Werke erschienen in neuester Zeit für lexikalische u. grammatikalische Bearbeitung der spanischen Sprache, für Mustersammlungen und für Kritik der vaterländischen Klassiker. Bemerkenswerth ist Clemente's „Don Quijote", Hartzenbuschs „Teatro antiguo español" u. a. m.

Großen Einfluß auf Verbreitung der Wissenschaften üben endlich auch die in neuer u. neuester Zeit herausgegebenen scientifischen Journale und Encyklopädien aus. Von den Werken letzterer Art nennen wir die „Encyclopedia española del Siglo XIX" (Madrid 1842 ff.), die „Biblioteca universal de instruccion" (Barcel. 1842 ff.) und das von Juan Peñalver herausgegebene „Panlexicon" (Madr. 1842). Unter den seit der Mitte des 18. Jahrhunderts erscheinenden Journalen sind die vorzüglichsten das „Diario de los literatos de España" (Madr. 1737 bis 1743), das „Diario curioso" (das. 1758—90), das „Memorial literario" (das. 1784—1807), das „Semanario erudito" (Salamanca 1795 ff.), das während der Befreiungskriege entstandene „Semanario patriotico" (Cadix 1808—11) und die von den verbannten Spaniern zu London herausgegebenen „Ocios de España refugiados" (Lond. 1826—29). Diesen reiht sich seit 1833 eine Menge von in Spanien selbst erscheinenden theils allgemeins, theils speciell-wissenschaftlichen Journalen an, wie z. B. die „Revista española", fortgesetzt unter dem Titel: „Revista europea" u. „Revista de Madrid" (seit 1831); das 1835 begonnene, leider nur kurze Zeit dauernde treffliche „Criticon" von dem berühmten Gallardo; die verschiedenen „Boletines" für Bibliographie, Jurisprudenz und Gesetzgebung, Medicin, Chirurgie, Pharmacie ꝛc. Zu den älteren bibliographischen Werken von Nicolas Antonio de Castro, Latasa, Ximeno, Rodriguez, Mendez und Barna kamen in neuester Zeit die von Fuster („Biblioteca Valenciana", Valenc. 1827—30, 2 Bde.), Torres Amat („Memorias para ayudar á formar un diccionario critico de los escritores catalanes", Barcel. 1836), Ochoa („Apuntes para un biblioteca de escritores españoles contemporaneos", Par. 1840, 2 Bde., u. „Catalogo razonado de los manuscritos españoles existientes en la biblioteca de Paris", das. 1844), Ferrer del Rio („Galeria de la literatura española", Madr. 1845). Vgl. J. G. Eichhorn, Geschichte der Literatur, Göttingen 1807, 2 Bde.

Spanische Mark, das Land zwischen Frankreich und Spanien, das jetzige Katalonien, Navarra und ein Theil von Aragonien, etwa bis zum Ebro, das Karl der Große 778 eroberte. Derselbe wurde zwar 779 durch die Niederlage von Roncesval wieder daraus vertrieben, doch ward die s. M. in spätern Kriegen bis zum Anfange des 9. Jahrhunderts nach harten Kämpfen wieder besetzt. Später zerfiel sie in Katalonien u. Navarra.

Spanische Reiter (friesische Reiter), etwa 12 Fuß lange, 6—9 Zoll ins Gevierte starke Balken (Leib), durch welche kreuzweise an beiden Seiten zugespitzte Latten (Federn) gesteckt sind, welche so nahe an einander stehen müssen (etwa 6—8 Zoll entfernt), daß Niemand zwischen ihnen durchkriechen kann. Sie werden gegenwärtig hauptsächlich als Verschlußmittel von Eingängen, wie Gassen, Brücken, Schanzeingängen und dergleichen, verwendet. Zu diesem Zwecke wird die eine Reihe der Federn gewöhnlich lothrecht, die andere aber horizontal stehend angebracht, wo dann die letztern nur an der äußern Seite befindlich sind, damit die Vertheidiger im Erforderungsfalle ganz an den Leib der s. R. herantreten können. Dabei werden sie entweder so eingerichtet, daß sie an einem Ende um einen Zapfen, am andern Ende aber auf einem daran befestigten Rade drehbar sind, oder wie ein Schlagbaum auf- und niedergelassen werden können. Ihre künstliche und zeitraubende Anfertigung macht bei Feldbefestigungen deren Anwendung mißlich, daher sie jetzt nur bei provisorischen Befestigungen und in Festungen gebraucht werden, während sie in früherer Zeit auch als ein vorzügliches Hindernißmittel empfohlen wurden.

Spanischer Erbfolgekrieg, s. Spanien (Gesch.).

Spanischer Kragen, s. v. a. Paraphimosis, s. Phimosis.

Spanischer Pfeffer, Pflanzengattung, s. v. a. Capsicum *L.*

Spanische Sprache. Die s. S. gehört zu den romanischen Sprachen und ist demnach eine Tochtersprache des Lateinischen, die aber von den verschiedenen Völkern, die im Laufe der Jahrhunderte die pyrenäische Halbinsel beherrschten, viele Elemente in sich aufgenommen hat. Die Ureinwohner Spaniens, im Norden die Kantabrier, im Süden die Iberier, vermischten sich frühzeitig mit celtischen Stämmen, daher der Name Celtiberier. Ihre nationale Eigenthümlichkeit und Sprache gingen in den römisch-germanischen Eroberungen und Einwanderungen fast gänzlich

unter, und nur an den Pyrenäen bewahrten einige kantabrische Stämme Sitte und Sprache vor Vermischung mit fremden Elementen. Diese in den baskischen Provinzen fortlebenden Ueberreste der spanischen Volkssprache sind unter dem Namen der baskischen Sprache, von den Einheimischen Escuaria genannt, bekannt (s. Basken). Neben der römischen Schriftsprache (Sermo urbanus), die zugleich mit der römischen Herrschaft in den übrigen Theilen Spaniens eindrang, bildete sich, wie in den übrigen romanisirten Ländern, aus der Lingua romana rustica, der römischen Volkssprache, eine nationale Umgangs- und Volkssprache mit eigenthümlichen Provinzialismen, die, als mit dem Verfall des römischen Rechts und nach dem Einfall der germanischen Völker auch die politische und literarische Verbindung mit Rom sich lockerte, nach und nach die allein übliche und allgemein verstandene wurde. Die den Römern in der Herrschaft folgenden Westgothen nahmen mit der römischen Sitte auch diese Sprache an und machten sie so sehr zu ihrer eigenen, daß sie nur die zur Bezeichnung der ihnen eigenthümlichen Staats- und Kriegsinstitutionen, Waffen 2c. nöthigen Wörter aus ihrer Muttersprache beibehielten. Dieses also ganz aus römischen Elementen hervorgegangene und nur mit einem germanischen Wörtervorrath bereicherte spanische Romanzo erhielt einen neuen Zusatz durch die Araber, mit denen die spanischen Gothen fast 800 Jahre um den Besitz des Landes kämpfen mußten. Aber auch diese trugen nur zur Bereicherung des Sprachstoffs, besonders in Bezug auf Industrie, Wissenschaften, Handel 2c. bei und modificirten höchstens einigermaßen die Aussprache, ohne den organisch-etymologischen Bau der Sprache wesentlich zu verändern. Die ältesten Schriftdenkmale des Spanischen finden sich in Isidorus' „Origenes". Unter den spanischen Dialekten ward der kastilische am frühesten zur Schriftsprache ausgebildet, wie in dem „Poema del Cid" aus der Mitte des 12. Jahrhunderts, in dem im 13. Jahrhundert übertragenen westgothischen Gesetzbuch „Forum judicum" (Fuero juzgo) 2c., und wie die Kastilier den Kern der Nation ausmachten, ihre Literatur die volksthümlichste Entwickelung nahm, so wurde auch ihre Mundart die herrschende und endlich die fast ausschließende Schriftsprache in Spanien, so daß sie endlich die eigentlich s. S. geworden ist. Die s. S. zählt 27 Buchstaben: a, b, c (sze), ch (tsche), d, e, f, g (chje), h, i, j, l, ll (ljell), m, n, ñ (njen), o, p, q, r, s, t, u, v, x, y, z; davon sind 6 Vokale (a, e, i, y, o und u) und 22 Konsonanten, unter denen sich 3 der s.n S. eigenthümliche Buchstaben befinden (ch, ll und ñ). Wie die Italiener die zu starke Aussprache der Römer milderten, so machten sie die Spanier noch rauher. Sie behielten fast alle rauhen Sylben bei und vervielfältigten noch die Aspirationen auf x, j, g, h und f. Der schon ziemlich stark aspirirte Laut f im Lateinischen verwandelt sich im Spanischen in den noch stärker aspirirten Laut h (lat. fabulari, span. hablar, sprechen), an die Stelle des mouillirten l tritt das stark aspirirte j (lat. filius, span. hijo, Sohn), pl ward durch das mouillirte ll ersetzt (lat. planus, span. llano, eben) und für ct wird immer ch genommen (lat. factus, dictus, span. hecho, dicho, gemacht, gesagt). Die Vokale werden in der heutigen spanischen Schriftsprache ganz wie im Deutschen ausgesprochen. Hinsichtlich der Aussprache der Konsonanten finden nur bei einigen Eigenthümlichkeiten Statt. J ist, seitdem x nach dem neuern System der Orthographie seinen Kehllaut verloren hat, der Hauptkehlkonsonant der s.n S. geworden. Die s. S. schreibt jetzt allgemein Don Quijote, Mejico statt Don Quixote, Mexico. Gesetzgeber ward für die s. S. und Orthographie die Grammatik und das Wörterbuch der spanischen Akademie (zuerst 1771, dann in wiederholten Auflagen). Die s. S. verbindet mit dem Wohllaut u. dem Vokalreichthum der italienischen Sprache Kraft u. Würde u. besonders das, was der Spanier Grandezza nennt, mit der Klarheit und Nettigkeit der französischen Elasticität große Fähigkeit zum poetischen Ausdruck, sie hat die Süßigkeit und Anmuth der portugiesischen ohne die unangenehmen Nasenlaute und fetten Zischlaute. Durch die Eroberung Südamerika's durch die Spanier ist sie auch fast über die Hälfte des neuen Welttheils verbreitet. Hülfsmittel zur Erlernung der s.n S. sind die Grammatiken von F. Sobrino, oft und zuletzt herausgegeben von Sejournant (Par. 1777), Josse (Lond. 1799), M. de Rueden (Madr. 1799), A. M. Alvarez (2. Ausg., das. 1800), Andres und V. Salva (Par. 1830, 5. Aufl. 1840, die beste spanische Grammatik für Einheimische), Herranz (Madr. 1834), Muñoz (Grammatica filos. de la lengua cast., das. 1831), José Mar. Gonzalez (Tratado de ortografia cast., das. 1833), G. Ximenes (Nueva ortografia, das. 1832). Für Deutsche sind die brauchbarsten Grammatiken von Wagner (Leipz. 1795, 2. Ausg. 1807), Sandros (Berlin 1804), Keil (Gotha 1817, 2. Aufl., Leipz. 1837), Franceson (Berl. 1822, neueste Aufl. 1842), Fromm (Dresd. 1826), A. Fuchs (Berl. 1837), Brinkmeier (Braunschw. 1844). Wörterbücher lieferten H. Victor (Genf 1609 u. öft.), Sobrino (Brüssel 1704, 2 Thle., u. öfter, neue Aufl. von Fr. Cormon, Antw. 1776, 3 Bde., Lyon 1800, 2 Bde.), die spanische Akademie (Madr. 1726—39, 6 Thle., 8. Ausg. 1837, nachgedruckt Paris 1838, Auszug, das. 1828), Pinada (1740), Sejournant (das. 1759, 2 Thle.), Manuel (Madrid 1786 ff., 4 Bde.), Gattel (Lyon 1794, 4 Bde.), Cormon (das. 1800, 2 Bde.), Nuñez de Tabreda (Par. 1820, 2 Bde.); für Deutsche: Wagner (Berl. 1808 f., 2 Bde.), Franceson (Leipz. 1833, 2 Thle., 2. Aufl. 1846), Seckendorff (Hamb. 1823, 3 Bde.). Den Versuch eines etymologischen Wörterbuchs machten Covarrubias (Madr. 1674) und Cabrera (das. 1837). Die Synonymik bearbeiteten Huerta (4. Aufl., Valencia 1811) und March (Sinonimos de la lengua cast., Barc. 1834). Die Orthographie normirte die Akademie in einem besondern „Tratado" (zuletzt Madr. 1815). Wichtige Beiträge zur Etymologie enthält Fermin Caballero's „Nomenclatura geográfica de España" (Madr. 1834) und Diez' „Etymolog. Wörterbuch der romanischen Sprachen" (Bonn 1853). Treffliche Beiträge zu einer historischen Gramma-

tik der s.n S. finden sich in Diez' „Grammatik der romanischen Sprachen". Neben der spanischen, eigentlich kastilianischen Sprache gibt es noch mehre andere Mundarten. Das Katalonische (Limosinische) nähert sich dem Provençalischen und war Sprache der Poesie, so lange es in Spanien provençalische Dichter gab, ist aber jetzt nur noch als Dialekt dem Volke eigen u. auch in Mallorca einheimisch. Wörterbücher lieferten (außer dem „Lexicon Latino-Catalanum", Barcelona 1760) Lacavalleria (das. 1642) und Torro (4. Ausg., das. 1701). Das Aragonische war gemischt aus der limosinischen Sprache und dem allgemeinen Spanischen, mit noch größerer französischer Beimischung. Bis zur Zeit Karls V. gab es mehre Schriftsteller in diesem Dialekt. Das Galicische, mit dem Portugiesischen nahe verwandt, wurde schon früh durch eigene Dichter und Schriftsteller ausgebildet, ist aber ebenfalls nur noch Volksdialekt. Vgl. A. Fuchs, Ueber die sogen. unregelmäßigen Zeitwörter in den romanischen Sprachen, Berl. 1840; Derselbe, Die romanischen Sprachen in ihrem Verhältniß zum Lateinischen, Halle 1849.

Spanisches Rohr, s. v. a. Spanisch-Rohr.

Spanische Wand, eine bewegliche, von Papier oder Leinwand auf 6—8 6 Fuß hohen, 8 Fuß breiten Rahmen gezogen, zum Zusammenbiegen mittelst eiserner Bänder bestimmte Wand, zum Vorsetzen vor Betten u. dergl.

Spanische Weine. Spanien liefert mehre Sorten sehr geschätzter Weine, von denen auch viel ausgeführt wird. Sie sind nach den verschiedenen Provinzen zwar von sehr verschiedener Qualität, aber im Allgemeinen süß, dick, stark und feurig, indem sie fast durchgängig aus ganz reifen Trauben gemacht, oder mit eingekochtem Most versetzt werden, daher sie größtentheils zu den Liqueurweinen gehören. Sie werden zwar durchs Liegen feiner, wohlschmeckender und gehörig klar, sind aber, mit Ausnahme weniger Sorten, nicht lange haltbar. Folgendes sind die bemerkenswerthesten Sorten nach den einzelnen Provinzen. In Andalusien ist die beste Sorte der von Rota, nördlich von Cadiz, in Spanien Tintilla oder Tinto de Rosa genannt, liqueurartig, feurig, von gutem Geschmack und Aroma, anfangs dunkelroth. Bei Xeres de la Frontera werden 3 vorzügliche Sorten weißer Weine erzeugt: der Pararete, liqueurartig, angenehm und wohlriechend, der Vino seco, trocken, bitterlich, aber angenehm von Geschmack, und der Abocado. Aragonien erzeugt dunkle und wohlschmeckende Weine, unter denen besonders der Garnaches oder Grenaches von Sabayes und Carignena, sowie ein weißer Liqueurwein von Borja sich auszeichnen. Granada bringt besonders auf den Bergen um die Stadt Malaga süße, liqueurartige, feurige Weine von vortrefflichem Geschmack, welche namentlich in Frankreich und Deutschland unter dem Namen Malagawein bekannt und geschätzt sind. Die Inseln Majorca und Minorca liefern erstere einen bei Palencia erbauten guten Malvasier und letztere namentlich einen sehr guten dunkeln, rothen Wein von vortrefflichem Geschmack, der sich aber nicht über die See versenden läßt und daher nur auf der Insel verbraucht wird. Neukastilien erzeugt namentlich in der Mancha weniger starke und weniger gefärbte Weine, als die meisten anderen spanischen Sorten, welche Feinheit, Geist und selbst Blume haben und mit dem mittleren Burgunder zu vergleichen sind. Der vorzüglichste ist der von Valdepeñas, im zweiten Range stehen die von Manzanares, Albacete, Ciudad-Real &c. Fuencarval bei Madrid liefert einen berühmten Muskatwein. In Valencia ist die vorzüglichste Sorte der Alicantewein, Tinto genannt, dunkelroth von Farbe, süß und aromatisch, obgleich von etwas medicinartigem Geschmack. Zu den s.n W.n rechnet man auch die von den kanarischen Inseln Madeira und Teneriffa, sowie den Palmsekt. Die starken Sorten der s.n W. werden im deutschen Weinhandel gewöhnlich Sekt genannt. Man macht sie nach, indem man eine Abkochung von Rosinen oder Traubenzucker nebst Weingeist geringeren Weinen zusetzt.

Spanische Wicke, Pflanze, s. Lathyrus.

Spanisch-Rohr, Pflanzengattung, s. v. a. Calamus *L.*

Spanishtown, 1) (Santiago-de-la-Vega), Hauptstadt der Insel Jamaica, mit 5000 Einwohnern. — 2) Stadt auf der Insel Trinidad, am Golf von Paria, an der Nordküste, in ungesunder Lage, aber gut gebaut, befestigt, Sitz eines Bischofs, mit Hafen und 7500 Einwohnern.

Spanne, die Hand, wenn Daumen und Mittelfinger oder kleiner Finger ausgespannt sind; ein Längenmaß am Oberharz und Braunschweig, = 10 Zoll oder 8 Lachterzoll.

Spanner, Schmetterlingsfamilie, s. Schmetterlinge.

Spannung, in der Physik der Zustand, welcher dadurch entsteht, daß die Theilchen eines Körpers durch irgend eine Kraft von einander entfernt werden, ohne dadurch ihren Zusammenhang zu verlieren, z. B. die Sehne eines Bogens, die Saite eines Instruments &c. Verschiedene S. der Saiten bewirkt einen höhern und tiefern Ton (s. Schall). Unter elektrischer S. versteht man den Zustand der Elektricität in einer geöffneten galvanischen Kette, wie überhaupt jeden Leiter, in welchem sie sich in Ruhe befindet, im Gegensatz zum Zustande der Strömung, in den sie bei Schließung der Kette geräth. S. der Dämpfe ist das Streben derselben nach Ausdehnung, wodurch sie auf die sie umgebenden Körper einen Druck ausüben. S. oder Spannweite heißt die Größe des Raumes, über welchem beim Bauholze aufgelegte Balken hohl liegen.

Sparaxis, Pflanzengattung aus der Familie der Irideen, Zwiebelgewächse auf dem Kap, mit zierlichen Blumen, worunter S. anemonaeflora *Ker*, mit milchweißen, sehr ausgebreiteten Blüthen; S. bulbifera *Ker*, Ixia bulbifera *L.*, mit purpurrothen und gelben Blüthen; S. fragrans *Ker*, mit gelben, wohlriechenden Blüthen; S. grandiflora *Ker*, Ixia uniflora *L.*, mit großen, purpurvioleten, gelblichen, weißlichen, bläulichen und gestreiften Blüthen, u. a. schöne Zierpflanzen sind.

Spargel (Asparagus), Pflanzengattung aus der Familie der Sarmentaceen, aus der der gemeine S. (A. officinalis *L.*) am bekanntesten ist.

Derselbe wächst auf fruchtbaren Wiesen, an Waldrändern, an Fluß- und Meeresufern, vorzüglich in Sandboden, vom südlichen Europa bis nach England und Schweden und ist auch in Nordamerika eingebürgert. Der Wurzelstock ist kurz, dick, hat büschelige, fleischige Zasern und sendet im Frühling mehre mit Schuppen besetzte, fleischige Triebe über den Boden, welche sich allmählig zu beblätterten Stengeln entfalten. Letztere sind krautig, stielrund, aufrecht, wie die ganze Pflanze glatt und kahl, mit blattförmigen, borstlich-stielrunden, büschelförmigen Aestchen, kleinen schuppenförmigen, häutigen, einzeln am Grunde der Aestchen stehenden Blättern und zweihäusigen Blüthen. Der S. wird im größten Theil von Europa, sowie in Nordamerika kultivirt wegen der fleischigen Stocktriebe, welche, auf verschiedene Weise zugerichtet, eine beliebte Speise abgeben. Die Triebe der wildwachsenden und verwilderten Pflanzen sind minder zart und von bitterem Geschmacke, was auch schon bei weniger sorgfältiger Pflege der kultivirten Pflanzen zu bemerken ist. Man zählt 2 Spielarten, den grünen und den weißen S. Bei Anlegung einer Spargelpflanzung verfährt man auf folgende Weise: Man rigolt das dazu bestimmte Beet 3½ Fuß tief und bringt schichtweise Erde und Schaf- und Kuhmist hinein. Darauf gräbt man fußbreite Löcher und macht in diese kleine konische Erhöhungen, auf welchen die jungen Pflanzen mit ihren Fasern ausgebreitet werden, so daß der Keim der Wurzel in der Mitte auf der Erhöhung steht. Hierauf bedeckt man dieselben, ohne sie aus dieser Lage zu bringen, mit der aufgeworfenen Erde. Jedes Jahr bringt man im Spätjahre frische Erde und Dünger auf das Beet. Man sticht die von Samenpflanzen gezogenen S.n erst im 3. Jahre und dann nur die stärkeren. Wenn die Stengel im Herbst vertrocknet sind, so schneidet man sie 4 Zoll über der Erde ab. Aus Samen gezogenen S. kann man erst nach 4—5 Jahren stechen. Die Wurzel des S.s, Radix Asparagi s. A. altilis, welche ohne Geruch und von schleimig-bitterem Geschmack ist, war früher als blutreinigendes und harntreibendes Mittel bei Unterleibsstockungen, Gelbsucht, Wassersucht und Steinbeschwerden sehr im Gebrauch und gehörte zu den Radices quinque aperientes majores. Auch die Beeren und Samen, Baccae et Semen Asparagi, gelten als harntreibende und die Geschlechtsfunktionen reizende Mittel. Die jungen Stocktriebe, Turiones Asparagi, wirken stark auf die Harnwerkzeuge, vermehren das Harnen und geben dem Harn einen starken, zuweilen unangenehmen, zuweilen auch veilchenartigen Geruch. Wird der S. unmäßig genossen, so entsteht auch Blutharnen. Diese Wirkungen müssen einem eigenthümlichen Stoff, dem Asparagin, welches in der Wurzel nicht enthalten ist, zugeschrieben werden.

Sparkassen (Sparbanken), diejenigen Anstalten, in welche kleinere Geldsummen eingelegt und verzinst werden und deren Zweck darin besteht, der arbeitenden Klasse und überhaupt ärmeren Personen, welche nicht mit Geld umzugehen verstehen, einerseits Gelegenheit zu geben, ihr erübrigtes Geld sicher aufzubewahren, andererseits von diesen kleinen Summen Zinsen zu erhalten. Als die wesentlichsten Regeln für die Verwaltung einer für die ärmeren Stände bestimmten Sparkasse ergeben sich erfahrungsgemäß folgende: Das Minimum der Einlage muß niedrig bestimmt seyn. Die Festsetzung häufiger Einzahlungstage (etwa der Sonntage) ist wesentlich, damit das Ersparte nicht lange in dem unsicheren Besitze des Eigenthümers bleibe. Es ist eine höchste Summe zu bestimmen, welche die Anstalt für einen Theilnehmer verwaltet, zur Vermeidung mißbräuchlicher Benutzung derselben zur Verwaltung ganzer Vermögen. Wesentlich ist, daß sich die Verzinsung dem landesüblichen Zinsfuße so weit nähere, als die Deckung der Verwaltungskosten und die Ansammlung des Reservefonds irgend gestatten. Zur Zurückforderung sind ebenfalls häufige Tage zu bestimmen. Die Abrechnung geschieht am besten in kleinen Büchern, welche auf den Namen ausgestellt sind. Die übergebenen Gelder werden möglichst sicher ausgeliehen, namentlich an den Staat oder gegen hypothekarische Sicherheit; zur unweigerlichen Befriedigung der Rückzahlungsforderungen ist ein Kredit bei einer großen Kasse nothwendig. Der Reservefond darf nicht über das durch die Erfahrung nachgewiesene Bedürfniß steigen. Ein Ueberschuß ist zum Nutzen der Gläubiger zu verwenden, sey es in Form von Prämien, sey es durch Zuschrift von ihren Forderungen. Vollständige Oeffentlichkeit der Rechnungsablegung ist für den Kredit der Anstalt sehr ersprießlich. Vor Allem ist nöthig, daß das der Armuth gehörende Geld vollkommen garantirt ist, einerseits um dem Volke Zutrauen zu diesen Anstalten einzuflößen, andererseits um das so mühsam Erworbene und Erübrigte auf keinen Fall verloren gehen zu lassen. Darum ist es am zweckmäßigsten, daß, wie es heutzutage meist der Fall ist, Kommunal- oder Staatsbehörden dergleichen Anstalten unternehmen und durch ihre Beamten verwalten lassen. Vergl. Ducpétiaux, Des caisses d'épargnes, Brüssel 1831; Malchus, Die S. in Europa, Heidelberg 1838.

Sparks, Jared, nordamerikanischer Historiograph, geboren 1794 im Staat Connecticut, wirkte eine Zeitlang als Prediger einer Unitariergemeinde zu Boston, redigirte von 1823—30 die Vierteljahrsschrift „North American review", wendete sich dann ausschließlich historischen, namentlich biographischen Studien zu und ward 1839 zum Professor der Geschichte an der Harvarduniversität zu Cambridge im Staat Massachusetts ernannt. Unter seinen zahlreichen Schriften sind hervorzuheben: „Life of John Ledyard" (deutsch von Michaelis, Leipz. 1829); „Diplomatic correspondence of the Americain revolution" (Bost. 1829—31, 12 Bde.); „Life of Governor Morris" (das. 1832, 3 Bde.); „Life and writings of Washington" (das. 1833—40, 12 Bde., deutsch im Auszug von F. von Raumer, Leipz. 1839, 2 Bde.) und die „Library of American biography" (Newyork 1834—50, 24 Bde.). Auch gab er Franklins Werke heraus und führte dessen Selbstbiographie bis zu dessen Tode fort.

Sparrmannia, Pflanzengattung aus der Familie der Tiliaceen. S. africana *L.* ist ein 6 bis 10 Fuß hoher Zierstrauch vom Kap, mit kolben-

ständigen, vor dem Aufblühen herabhängenden, weißen Blüthen, den man in fette, lockere, mit 1/6 Flußsand gemischte Dammerde pflanzt u. im Glashause oder Zimmer bei 3–8° Wärme durchwintert. In Westindien, wo er verwildert angetroffen wird, wendet man die Blätter als schleimiges, reizminderndes und linderndes Mittel innerlich bei Brustkrankheiten und äußerlich bei Augenentzündungen u. dergl. an.

Sparsamkeit, eine Tugend, die Derjenige übt, welcher nach seinen Vermögensumständen nicht zu viel ausgibt, sondern für den Nothfall noch etwas zurückbehält. Durch Ausartung kann die S. zum Geiz (s. d.) werden.

Sparta (Lacedämon, auch Lakonien), die südöstlichste Landschaft des Peloponnes, Hauptsitz des dorischen Stammes und nächst Athen der wichtigste Staat Griechenlands, grenzte im Norden an Argolis und Arkadien, im Westen an Messenien, im Osten an das myrtoische Meer und den argolischen, im Süden an den messenischen und lakonischen Meerbusen. Der Flächeninhalt des Landes betrug 87 □Meilen, die Einwohnerzahl zur Zeit der Blüthe 200,000 Seelen. Durchaus gebirgig, eignete sich das Land vorzugsweise zur Viehzucht; Ackerbau ward besonders in dem 20 □Meilen umfassenden Eurotasthale mit Erfolg betrieben. Das Hauptgebirge war der hohe und rauhe Taygetus (jetzt Gebirg der Mainoten oder St. Elias), der von der arkadischen Grenze längs der Westgrenze sich nach Süden hinabzog und im Vorgebirge Tänarum, der mittleren der 3 südlichen Landspitzen des Peloponnes, endigte. Im Osten zog sich von Parnon an der argolischen Grenze aus eine minder hohe und rauhe Gebirgskette, deren höchster Gipfel den Namen Zarex führte, bis zum Vorgebirg Malea, der östlichsten jener 3 Landspitzen, herab. Durch diese Gebirge führten wenige Engpässe ins innere Land. Der Hauptstrom war der Eurotas (jetzt Basilipotamo), der, von dem nördlichen Grenzgebirge herabkommend, das einzige größere Thal des Landes in südlicher Richtung durchströmte, bei Sparta vorbeifloß und im innersten Winkel des lakonischen Meerbusens mündete. Seine Nebenflüsse waren links der Oreus mit Gorgylus, rechts der Tiasa und Phellias. Als kleinere Küstenflüsse sind der Pamisus (jetzt Pirnatza), der in den messenischen Meerbusen mündet, der Nala, Scyras und Smenus, die auf der Westseite des lakonischen Meerbusens münden, zu nennen. Von Landseen wird bloß der See Nymbäum in der Nähe des Vorgebirgs Malea erwähnt. Die trefflich Futterkräuter darbietenden Bergabhänge nährten zahlreiche Heerden, namentlich von Ziegen, und die Wälder bargen viel Wild. Unter den zahmen Thieren sind noch die großen lakonischen Jagdhunde und die Maulesel hervorzuheben. Das Land war häufigen Erdbeben ausgesetzt. Größere Städte gab es wenige, desto mehr Flecken und Dörfer. Die gleichnamige Hauptstadt lag auf den äußersten Abhängen des Taygetus und dicht am rechten Ufer des Eurotas, mit dem sich hier das Flüßchen Oenus und an der Südseite das Flüßchen Tiasa vereinigten. Auf mehren Hügeln liegend, bestand die Stadt aus mehren getrennten Quartieren, die zusammen einen Umfang von 48 Stadien oder etwas mehr als 2 Stunden hatten. Die Einwohnerzahl mag sich zur Zeit der Blüthe auf 60,000 belaufen haben. Früher hatte die Stadt gar keine Mauern, da die Bürger ihr als solche dienen sollten. Erst Nabis legte an einzelnen, leichter zugänglichen Punkten Befestigungen an. Die Stadt hatte auch keine eigentliche Akropolis, sondern diesen Namen führte nur einer der steilsten unter den Hügeln der Stadt, auf dessen Spitze der Tempel der Athene Poliuchos stand. Von den einzelnen Quartieren wird Pitane als das schönste genannt. Hier war die Agora mit den Versammlungsgebäuden der Gerusia, der Ephoren rc., wovon ein Theil den Namen Choros führte, weil hier die jungen Leute bei ihren gymnastischen Uebungen dem Apollo zu Ehren Tänze aufführten. Die Agora zierten eine Menge von Statuen. Außer den genannten öffentlichen Gebäuden standen hier die prächtige, von der persischen Beute erbaute persische Halle, später Tempel des Julius Cäsar und des Augustus, und ein großes, aus weißem Marmor aufgeführtes Theater mit den Statuen des Leonidas und Pausanias, von welchem sich noch einige Ueberreste erhalten haben. Andere für die Topographie der Stadt wichtige Plätze waren der Dromos, mit 2 Gymnasien und einer uralten Bildsäule des Hercules, und der Platanistas, ein mit Platanen bepflanzter Platz auf einer durch Kanäle gebildeten, durch zwei Brücken mit der Stadt verbundenen Insel. Von einem Amphitheater, dessen bei den Alten nicht erwähnt wird, weil es offenbar aus der spätern römischen Zeit herrührt, finden sich noch ansehnliche Ueberreste nordöstlich von der Agora. Die Stadt hatte außer den angeführten noch zahlreiche andere Tempel, die bei Pausanias aufgezählt sind. Bei den Denkmälern des Pausanias und Leonidas dem Theater gegenüber befand sich ein Pfeiler, an welchem die Namen aller unter Leonidas in den Thermopylen gefallenen Spartaner zu lesen waren. Merkwürdig waren auch viele Grabmäler der Könige. Die Privathäuser waren, wenigstens in früherer Zeit, im Ganzen sehr unscheinbar, da nach Lykurgs Vorschrift zum Baue derselben nur Axt und Säge gebraucht werden sollten. Ueberreste alter Bäder finden sich nordwestlich und südöstlich vom Theater, Reste einer alten Brücke über den Eurotas an der heutigen Straße nach Argos und Tegea. Die unbedeutenden Ueberreste der Stadt, welche man früher irriger Weise in dem 1207 von Wilhelm von Villehardouin gegründeten Misitra zu finden glaubte, liegen fast eine Meile weiter nach Osten und heißen bei den Umwohnern Paläochori. Eine genaue Beschreibung mit Abbildungen geben Gell, Leake und Boblaye in ihren Werken über den Peloponnes. Unter den übrigen Städten des Landes sind bemerkenswerth: Amyclä und Therapne, beide am Eurotas; Helos am lakonischen Meerbusen, dessen Einwohner unterjocht und zu Sklaven gemacht wurden; Gythrum, Haupthafen S.'s und Ueberfahrtsort nach Kreta; Epidaurus Limera, an der Ostküste, ebenfalls mit einem guten Hafen und befestigt; Sellasia, wo König Cleomenes III. eine Schlacht verlor; Caryä, ein der Artemis

und den Nymphen heiliger Ort, wo die lakonischen Jungfrauen jährlich festliche Reigen aufführten. Vergl. Curtius, Peloponnesos, Lpz. 1852—53, 2 Thle.

Geschichte. Die ersten Anfänge S.s werden auf die Leleger zurückgeführt. Später, mit der Einwanderung der Achäer vom Norden her, treten diese als Ackerbau und Viehzucht treibender Stamm in die Dunkelheit zurück, und die Achäer verbreiten sich nach und nach über das ganze Land. Durch Verheirathung der Helena mit Menelaus ging der spartanische Thron an das Haus der Atriden über, welches in Orestes und Hermione, der Tochter des Menelaus, Argos und Lakonien vereinigte. Durch die Dorier (s. d.) aber wurde S., vorher nur eine unbedeutende Stadt, Hauptstadt des Landes. Nach der gewöhnlichen Sage fiel Laconica den beiden Söhnen des Aristodemus, Eurysthenes und Procles, zu, während nach der laecedämonischen Landessage Aristodemus selbst in S. einzog. Schon vor Lykurg entstand jene dreifache Gliederung der Bevölkerung in Heloten, Periöken und Spartiaten. Die Doppelherrschaft der Eurysthenіden und Prokliden, sowie das unbestimmte Rechtsverhältniß zwischen König und Volk hatten oft innere Unruhen zur Folge. Staat und Königthum waren in Folge innerer Unruhen dem Untergang nahe, als Lykurg (s. Lycurgus) auftrat und durch seine Verfassung der Begründer der spätern Größe S.'s wurde. Seine Gesetzgebung betraf großentheils nur die Spartiaten, den herrschenden Theil der Bevölkerung. Schon vor Lykurg scheint der beste Ackerboden, passend zu der Zahl der Spartiaten, in gleich große Grundstücke abgetheilt gewesen zu seyn, und Lykurg befestigte dies nur. Später stieg die Zahl der Grundstücke auf 9000, da die Zahl der Männer von S. in der Blüthezeit 8—9000 war. Innerhalb des Kreises dieser Vollbürger, die, äußerlich mit gleichem Besitzthum, durch gesetzliche Erziehung aber mit ritterlicher Tugend ausgestattet, durch öffentliches Zusammenleben, Syssitien ꝛc. verbunden, streng beaufsichtigt und zu gesetzlicher Zucht angehalten, sich gegen Einbürgerung Niederer und Fremder streng abgeschlossen hielten, erhob sich aus der Mitte der Gesammtheit, außer dem heraklidischen Erbadel, der in der königlichen Geschlechtsfolge aufs Reinste bewahrt wurde und sich auch in einigen dem Königshause verwandten Geschlechtern erhielt, nur ächt aristokratischer Verdienstadel, nämlich der Bürger, die das Gesetz am meisten und freudigsten erfüllten. Die Periöken (Laecedämonier), gleich den Spartiaten auf eine ihrer Zahl entsprechende Summe von 30,000 Grundstücken angewiesen, waren einzeln persönlich frei und ungehindert im Gewerbe, aber in Masse den Spartiaten untergeordnet und des vollen Bürgerrechts derselben, namentlich des Stimmrechts in der Volksversammlung nicht theilhaftig. Sie leisteten Zins an den Staat und wurden mit den Spartiaten zur Vertheidigung des Vaterlands aufgeboten. Die Heloten waren Leibeigene, persönlich unfrei und einzelnen Spartiaten angehörig, doch auch diesen nur in so weit, daß sie zugleich als Gemeingut in Anspruch genommen werden konnten. Die verrufene Helotenjagd, Krypteia, war Kriegsübung mit scharfen Waffen, wobei oft das Ungefähr die rechtlosen Heloten zu Opfern machen und Frevel der jungen Krieger weder ausbleiben, noch geahndet werden mochte. Die Ordnung der höchsten Gewalt in S. ist, gemäß dem bezeichneten Verhältniß der drei Klassen von Landesbewohnern, nur als Hausstatut für die Vollbürger anzusehen. Nach ächt aristokratischer Ansicht behauptete den Rang vor der Volksversammlung die Geronia (Gerusia), bestehend aus beiden Königen, die den Vorsitz hatten, und 28 Männern, die aus den tugendhaftesten Alten von mindestens 60 Jahren durch das Volk auf lebenslang erwählt wurden. Außer dem wesentlichsten Theil ihres Berufs, allgemeine Staatssachen zur Mittheilung an die Volksversammlung vorzubereiten und die Staatsverwaltung im Ganzen zu leiten, hatten sie in Verbindung mit den Ephoren über die Aufrechterhaltung gesetzlicher Sitten zu wachen und saßen bei Blutklagen zu Gericht. Die Könige stimmten wie jeder andere Geront; in Abwesenheit eines Königs sein nächster Verwandter. Die Volksversammlung beschloß mit bejahendem oder verneinendem Geschrei, also ohne Debatte, über das, was die Gerusia ihr vorlegte, namentlich über Krieg und Frieden, Gesetze und Beamtenwahl. Noch in der Zeit nach Lykurg ungefügig, ward sie durch das Gesetz des Polydorus oder Theopompus, daß die Könige und die Gerusia sie auflösen könnten, wenn sie zu verkehrtem Beschlusse sich neigte, gänzlich gelähmt. Die Könige gelangten aus den beiden heraklidischen Geschlechtern des Eurysthenes und Procles nach Erbrecht und Erstgeburt zur Regierung. Durch Wohnung, Ländereien, ihnen zukommende Lieferungen von Opfervieh und Beute, besondere Ehre beim öffentlichen Mahle, endlich Feierlichkeit der Bestattung vor allen andern ausgezeichnet, erscheinen sie nach den Gegenständen ihrer Thätigkeit als Nachbilder der heroischen Fürsten, als Oberpriester im Kult des laecedämonischen Zeus und, mit Zuziehung der Pythioi, als Besorger des Orakelwesens, als Feldherren, umgeben von einem Dienstgefolge (Damosia), und als Richter über die am wesentlichsten mit dem physischen Leben der Gesammtheit des Staates zusammenhängenden Rechtshändel, nämlich über Erhaltung des Geschlechts und Erbes, darum auch als Obervormünder. Aber ihre Macht, in älterer Zeit nicht genau begrenzt und daher zwischen despotisch gesinnten Königen und freiheitslustigem Volke streitig, war späterhin, namentlich nach dem Aufkommen der Ephoren (unter Theopompus), beschränkt. Die Ephoren konnten Rügen über sie aussprechen in geringen Dingen, während sie in wichtigeren unter dem hohen Gericht der Geronten und Ephoren standen. Die Ephoren, fünf Männer aus der Mitte des Volkes, jährlich im Herbstäquinoctium gewählt, waren vermuthlich uralte Gemeindevorsteher zum Rechtsprechen in Civilsachen und in dieser Wirksamkeit von Lykurg bestätigt; um die Zeit des ersten messenischen Krieges aber gewannen sie, wegen der Abwesenheit der Könige und der Mehrzahl der Bürger, eine machtvollere Stellung als richtende Stellvertreter der Könige. Ihre

Stellung als Volksvertreter trat darin am meisten hervor, daß ihnen die Könige den Verfassungseid leisten und daß sie alle neun Jahre den Himmel über die Königsherrschaft befragen mußten. Nach dem ersten wurde das Jahr benannt. Ausgedehnter noch als die Volksvertretung erscheint ihr Beruf als aus der Gesammtheit, in der die Macht des Gesetzes ruhte, hervorgegangener, wachender und persönlicher Vertreter des Gesetzes, wodurch sie eine Stellung über Königen und Volk zugleich, als Censoren und Richter, überhaupt als Gesetzwächter einnahmen, die nur gegen ihre Nachfolger zur Rechenschaft verpflichtet waren. Dazu gesellte sich die Leitung der öffentlichen Verhandlungen und besondere Theilnahme an dem, was sich auf auswärtige Verhältnisse bezog. Vor der Macht der Ephoren traten alle noch übrigen Magistrate in den Hintergrund, keiner von ihnen hatte Theilnahme an der höchsten Gewalt. Möglichste Gleichheit der Bürger und ausschließliches Interesse derselben für den Staat und dessen Macht und Ruhm hervorzubringen, war der Zweck der lykurgischen Gesetzgebung. Daß aber bei allem Streben nach Gleichheit eine völlige Gleichheit nicht erreicht werden konnte, liegt in der Natur der Sache; indessen war dieselbe doch grundsätzlich vorhanden und prägte sich auch sonst in den mancherlei Formen aus, namentlich in den Syssitien (gemeinschaftlichen Mahlzeiten, zu denen jeder Spartiate verpflichtet war, einen monatlichen Beitrag zu geben). Völlige Gleichheit in der beweglichen Habe herzustellen, war unmöglich, doch fand sie theilweise in Betreff der Hunde, Pferde, Wagen, Sklaven, selbst der Vorräthe Statt. Das ganze Institut der Gütergleichheit bildete die materielle Grundlage für die ethischen Zwecke des Staates. Der Spartiate gehörte nicht sich, sondern dem Staate an; in diesem soll sein Leben aufgehen, daher war es fast ein durchaus öffentliches. Die Syssitien, Jagden, Leibesübungen, Theilnahme an den Volksversammlungen, an Opfern und feierlichen Chören, Zuschauen bei den gymnastischen Spielen der Jugend u. dergl. füllten die Zeit des Tages aus. Gewerbe und Künste, Schifffahrt und Handel zu treiben galt eines Spartiaten für unwürdig. Bereicherung durch Handel war durch das Gesetz, bloß eiserner Münzen sich zu bedienen, ausgeschlossen. Für einen Staat, dessen ganzes Daseyn auf der nationalen Sitte ruht, der als die höchste Aufgabe seiner Bürger eben diese Hingabe an das Allgemeine betrachtet, war nichts wichtiger, als eine konsequent auf diesen Zweck gerichtete Erziehung. Schon frühe mußte den Gemüthern das ungeschriebene Gesetz eingeprägt werden. Die Erziehung war daher, wenigstens vom 7. Jahre an, durchaus Sache des Staates, öffentlich und gemeinschaftlich und bildete ein künstlich gegliedertes System; ihr vorherrschender Zweck war körperliche Kräftigung und Abhärtung, selbst bei der weiblichen Jugend, Gewöhnung an streng militärischen Gehorsam. Die Gemeinschaftlichkeit der Erziehung gab dem jungen Spartiaten mannichfache Anregung. Durch Uebung in der Kürze des Ausdrucks gewann er jene Intensität und Sammlung des Geistes, jene gedrungene und kernige Persönlichkeit, die ihn auszeichnete; durch Erlernung dorischer Nationallieder wurde Begeisterung für das Vaterland erzeugt. Die dorische Lyrik in ihrer Vereinigung mit Orchestik und Gymnastik machte einen wesentlichen Theil der Erziehung aus. Aber auch dieser Theil der Erziehung diente zuletzt dem allgemeinen Zwecke, die Spartiaten zu einem ritterlichen Volke zu bilden, das durch kriegerische Tugenden hervorrage und stark und im Stande sey, seine althergebrachte Sitte und seine Eigenthümlichkeit, seine äußere und innere Selbstständigkeit gegen feindlichen Angriff zu schützen und zu behaupten. Hauptbestreben der hohen ausgedehnten Polizeigewalt war, daß der bestehende Zustand des öffentlichen Wesens unwandelbar festgehalten und dem Bürger als der beste und vollkommenste dargestellt werden mußte. Damit nicht von außen Gefährliches sich einschleiche, durfte kein Spartaner ohne ausdrückliche Erlaubniß oder ohne Befehl ins Ausland reisen; Fremde wurden nur eingelassen, wenn sie mit den Behörden zu verhandeln hatten, durften nicht länger als nöthig verweilen und wurden während ihres Aufenthalts auf das Schärfste beobachtet. Der Staat wachte über Einfachheit in dem Bau und der Einrichtung der Häuser, über die Kleidung, über die Zucht der Frauen, selbst über die Musik. Sogar das Haar zu scheeren oder wachsen zu lassen, war nicht Jedermanns Willkür überlassen. Die Knabenliebe stand unter öffentlicher Aufsicht. In Betreff des Personenrechts waren die zartesten Verhältnisse, über welche die Persönlichkeit des Einzelnen allein bestimmen zu können scheint, der Verfügung des Staates unterworfen. Zunächst war die Ehe geboten: es fand öffentliche Anklage Statt gegen Die, welche gar nicht, welche spät oder welche unpassend sich verehelichten. Zur Auflösung des ethischen Elements der Ehe führte die Erlaubniß, daß ein Bürger sich die Frau eines Anderen zur Befriedigung seines Geschlechtstriebes erbitten durfte, und die Einrichtung, daß ein älterer Mann seiner jungen Frau einen rüstigern Mitbürger zuzuführen verpflichtet war. Mißgestaltete und schwächliche Kinder wurden, nachdem sie den Aeltesten des Geschlechts vorgezeigt worden waren, in den Schluchten des Taygetus ausgesetzt. Vom 7. Jahre an gehörte das Kind dem Staate dergestalt an, daß des Vaters besondere Sorge für dessen Erziehung der allgemeinen sich unterordnete. Jeder Vater hatte Recht über jedes andern Vaters Kind und konnte es züchtigen. Eben so war es mit der Gewalt über die Heloten, welche, wenn gleich den einzelnen Besitzern von Grundstücken zugehörig, doch der Gesammtheit zu Erinnerung und Züchtigung Preis gegeben waren. Gegen die Frauen hatten die Familienväter S.'s wenig Recht, begreiflicher Weise, weil strenge Geschlossenheit der Ehe nicht durch Gesetz und nicht durch Brauch begehrt wurde. Das Sachenrecht anlangend, so war es Lykurgs Sorge gewesen, daß keine Ungleichheit des Besitzthums aufkommen, kein Bürger durch Reichthum sich über den andern erheben möge, und so lange die lykurgische Verfassung bestand, ward dieses Verhältniß beibehalten, daß möglichst jeder

Bürger Ein Grundstück, kein Bürger aber mehr als Ein Güterloos besäße, daß keiner dasselbe veräußerte oder zerstückelte. Das Grundstück gehörte nicht dem einzelnen Bürger, sondern mit ihm der Familie. Daraus ergab sich, daß eine Ungleichheit des Vermögens eintreten konnte, nämlich wenn ein Familienvater viele, ein anderer wenige Kinder hatte; sowie daß das Eigenthumsrecht nicht bei dem Absterben des jedesmaligen Inhabers an den Staat zurückfiel, sondern eine Vererbung in der Familie Statt fand. Der nächste Erbe war der älteste Sohn; in Ermangelung von Söhnen erbte auch die Tochter, wobei der Staat aber Sorge trug, daß eine Erbtochter nur einen Güterlosen zum Manne bekam, wodurch oft der Uebelstand der Vermögenslosigkeit jüngerer Brüder ausgeglichen werden mochte. Später enthielt sich der Staat der Einmischung auch in den Fällen, wo natürliche Erben nicht vorhanden waren, selbst wenn ein kinderloser Gutsbesitzer sein Gut einem unbegüterten Bürger vermachte. Das Strafrecht umfaßte das bürgerliche Leben in weiterer Ausdehnung, als in andern Staaten, weil das Leben nach seiner gesammten Gliederung und Bewegung dem Gesetze unterwürfig gemacht worden war, und daher Manches, was an sich für schuld- und straflos gelten mag, dort als Abweichung von dem bürgerlichen Gesetze geahndet ward. Von dem, was unmittelbar gegen die Gemeinde gerichtet war, wurde für das höchste Verbrechen der Versuch, die gesammte bestehende Verfassung umzustürzen, angesehen. Auch Entweichung aus dem Staate galt für todeswürdiges Verbrechen. Feigheit verwirkte schwere Ahndung; wer gezittert hatte oder flüchtig geworden war, war der Ehre verlustig und dazu thätlichen Herabwürdigungen und empfindlichen Entbehrungen bloßgestellt.

Der systematisch genährte lykurgische Geist führte den wiedergebornen Staat bald über seine Grenzen hinaus. Der erneuerte Kampf mit den alten Einwohnern hatte die völlige Unterwerfung derselben zur Folge. Durch Grenzstreitigkeiten entstanden die Kriege mit Messenien, die mit der Unterjochung dieses Landes endigten. Langwierige und oft erneuerte Kriege hatte S. mit Argos zu führen. Erst zu der Zeit des Krösus gewannen die Spartaner die Oberhand und zwangen Tegea zur Anerkennung ihrer Hegemonie, die sich damals bereits über den größten Theil des Peloponneses erstreckte. Durch den Sieg des Kleomenes bei Tiryns ward S.'s Uebergewicht im Peloponnes für immer entschieden; nur Achaja und Argos entzogen sich noch seinem Einfluß. Auf Athen denselben auszudehnen, gelang S. durch Vertreibung der Pisistratiden nicht, vielmehr schuf es sich gerade hierdurch gegen seinen Willen einen gefährlichen Gegner, so wie es 519 v. Chr. durch die Ueberweisung Platää's an Athen den ersten Grund zur Vergrößerung dieses Staates legte. Beim Beginn der Perserkriege schaarte sich ganz Griechenland um die Spartaner, und nach der Schlacht bei Mykale standen sie an der Spitze eines Bundes, der neben den meisten Staaten des Mutterlandes auch die Kolonien in sich begriff. Aber der weite Gesichtskreis, der sich S. damit eröffnete, vertrug sich nicht mit seiner auf strenge Abgeschlossenheit berechneten Verfassung. Im Perserkriege selbst hatte S. wenig Ruhm sich erworben; sein Glanzpunkt war die Aufopferung des Leonidas und seiner Dreihundert bei den Thermopylen. Bei Marathon kamen die Spartaner zu spät; bei Salamis spielte Themistocles mit den Athenern die Hauptrolle; vor der Schlacht bei Platää benahmen sich die Spartaner engherzig, ja beinahe verrätherisch. In dem Plane, die medisch Gesinnten von der Amphiktyonie auszuschließen und die Ionier in die Küstengegenden dieser zu verpflanzen, in dem Verlangen, alle festen Plätze außerhalb des Peloponneses zu schleifen, legten die Spartaner das Geständniß der Unfähigkeit für eine so weit ausgedehnte Hegemonie ab. Der Uebermuth des Pausanias brachte endlich den lange verhaltenen Groll der Bundesgenossen vor Byzanz zum Ausbruch, S. mußte auf die Hegemonie zur See verzichten. An dem Kriege gegen Persien nahm es keinen weitern Antheil, und im Innern gelähmt, konnte es den aufstrebenden Athenern das Gegengewicht nicht halten. Einen Aufstand der Arkadier und der mit diesen verbündeten Argiver dämpfte S. zwar glücklich, aber ein Aufstand der Messenier lähmte des Staates Kraft im Innern und zwang sogar zu einer Bitte an Athen um Hülfe. Als S. ein Hülfscorps, welches Cimon von Athen 463 zuführte, beschimpfte, entstand offener Bruch zwischen beiden Staaten. Athen, sich vom peloponnesischen Bunde lossagend, verband sich mit Thessalien, Argos und Megara, und S. sah nun auch seine Landhegemonie beschränkt. Um so eifriger benutzte es die gestörte Ruhe in Doris, um sich wieder Einfluß im nördlichen Griechenland zu verschaffen. Noch während des dritten messenischen Krieges (457 v. Chr.) wurde den Doriern ein Hülfsheer gegen die Phoeäer gesandt, welches auf seiner Rückkehr die Athener mit ihren Bundesgenossen bei Tanagra schlug. Um den Athenern im Norden ein Gegengewicht zu verschaffen, stellte S. das Principat Thebens her. Die Schlacht bei Oenophyta vernichtete aber den Einfluß der Spartaner wieder. Im Jahre 456 näherten sich Athen und S. einander wieder, und 452 ward ein 15jähriger Waffenstillstand geschlossen. Im J. 447 machten die Spartaner trotzdem einen Einfall in Attica; aber Plistoanax, von Pericles bestochen, zog sich zurück, und 445 folgte ein 30jähriger Friede, in welchem beide Staaten sich den Besitz ihrer Hegemonie garantirten. Aber der tiefer liegende Gegensatz zwischen dem jonischen und dem dorischen, dem demokratischen und aristokratischen Element, sowie der Ehrgeiz beider Staaten ließ es zu keiner dauernden Versöhnung kommen, und im peloponnesischen Krieg fand der schroffe Gegensatz seinen Ausdruck. S. ging aus demselben mächtiger hervor, als es je zuvor gewesen war. Alle frühern Bundesgenossen Athens waren ihm zugefallen, aber es verstand gewonnenen Besitz nicht mit Mäßigung und Klugheit zu behaupten. Gewalt und Treulosigkeit waren die Grundsätze der Politik eines Lysander und Agesilaus. Ueberall wurden unter S.'s Aegide oligarchische Verfassungen eingerichtet. Ein Hauptziel der spartanischen Politik war die Wiedergewinnung der kleinasiatischen Küste, welche im

peloponnesischen Kriege gegen Subsidien den Persern Preis gegeben worden war. Deshalb unterstützten die Spartaner den jüngern Cyrus gegen Artaxerxes. Als nach der Schlacht von Cunaxa Tissaphernes die kleinasiatische Küste von Neuem bedrohte, wurde 399 v. Chr. Thimbron, dann Dercyllidas und zuletzt Agesilaus mit Heeresmacht dahin abgesandt. Aber die glänzenden Erfolge des letztern vermochten nicht die Stellung S.'s im Mutterlande zu sichern. Athen hatte seine Oligarchen verjagt; die Eifersucht des Königs Pausanias hatte die Gewaltschritte Lysanders gehemmt, und S. hatte in die Wiederherstellung der Demokratie in Athen willigen müssen. Ueberdies war die Stimmung in Griechenland den Spartanern wieder feindselig geworden, und Agesilaus' Aufforderung zum Kampf gegen den Perserkönig blieb bei Athen, Theben und Korinth erfolglos; ja die genannten Staaten nebst Argos, Euböa, den opuntischen und ozolischen Lokrern, den Maliern und Akarnaniern verbündeten sich gegen S., und es entstand 394 v. Chr. der sogenannte korinthische oder erste böotische Krieg. In Folge des unglücklichen Treffens bei Haliartus, wo Lysander fiel, mußte Agesilaus zurückgerufen werden. Als 394 die persische Flotte unter Conon über Pisander bei Cnidus siegte, wurden die kleinasiatischen Harmosten vertrieben und die bedeutendsten Städte und Inseln fielen von S. ab. Trotz des Bundes mit Aegypten war dieses unfähig, sich zu Land und See zugleich zu behaupten; es trat deshalb, durch Iphicrates auch um seine seitherige Ueberlegenheit im Landkrieg gebracht, in Unterhandlung mit Persien und beging an Griechenland einen neuen Verrath durch den berüchtigten antalcidischen Frieden, dessen Bestimmungen es durch eine Reihe gewaltsamer und treuloser Handlungen im Sinne seiner selbstsüchtigen Politik auszubeuten suchte. Es zwang Theben, seine Städte frei zu geben, Argos, seine Besatzung aus Korinth zurückzuziehen, und schaltete im Peloponnes als unumschränkter Herr. Agesipolis I. griff unter nichtigen Vorwänden das aufstrebende Mantinea an; in Phlius wurde die Demokratie erstickt und die Oligarchie eingesetzt (382 v. Chr.), der thracische Städtebund angegriffen, und Olynth, nach dreijährigem Kampfe erobert, erhielt spartanische Besatzung. Als nach der Besetzung der Cadmea in Theben die Hauptstaaten, Theben, Athen und Argos, entkräftet waren, gebot S. im Peloponnes ohne Widerspruch, im Westen mit dem Tyrannen Dionysius, im Osten mit dem Perserkönig verbündet. Theben aber erkämpfte sich 379 seine Freiheit und die Hegemonie über Böotien wieder, und die wiederholten Angriffe der Könige Cleombrotus und Agesilaus wurden von dieser Stadt siegreich zurückgewiesen. In dem Kampf, den S. nunmehr gegen Athen und Theben unternahm, wurde es von Chabrias bei Narus, von Timotheus in der Gegend von Leucas geschlagen. Im J. 371 wurde zu S. ein Friede auf Grundlage des antalcidischen eingegangen. Die hellenischen Staaten sollten frei seyn und S. seine Harmosten zurückziehen; dagegen ließ es sich seine Hegemonie zu Lande bestätigen und trat die Supremation zur See förmlich an Athen ab. Thebens Weigerung, die böotischen Städte frei zu geben, so lange S. mit Messenien nicht ein Gleiches thue, führte zu neuen Verwicklungen, und die Schlacht bei Leuctra erschütterte S.'s Macht und Kriegsruhm für immer. Epaminondas rückte 369 in den Peloponnes ein, verwüstete Lacedämonien, entzog ihm seine Bundesgenossen, machte Messenien selbstständig und brachte so S. an den Rand des Verderbens. Vergebens suchte es sich durch Bündniß mit Persien zu kräftigen, und 366 schlossen seine wenigen Verbündeten einen Separatfrieden mit Theben. S. gab nun seine Hegemonie völlig auf. Nach der Schlacht bei Mantinea schlossen die griechischen Staaten unter persischer Vermittlung einen allgemeinen Frieden, an dem jedoch S. nicht Theil nahm. Von der Ohnmacht, in die es versunken war, konnte es sich um so weniger erholen, je mehr die von Lykurg gegebene Verfassung im Laufe der Zeit untergraben worden war. Der Verkehr mit dem üppigen Persien und dem asiatischen Griechenland hatte verderbend auf die einheimische Sitte eingewirkt; die Könige gingen in Uebertretung derselben voran, und die Feldherren blieben nicht hinter ihnen zurück. Mit Lysander riß die Sucht nach Reichthum ein, und die Lust am Besitz edlen Metalls wurde allgemein. S. wurde eine der reichsten Städte Griechenlands. In Folge der immerwährenden Kriege sank aber die Zahl der männlichen Bevölkerung, und in der Mitte des peloponnesischen Krieges war die Bevölkerung schon so geschwunden, daß zur Schlacht bei Mantinea kaum 6000 Hopliten aufzubringen waren, und zur Zeit des Aristoteles S. nicht viel über 1000 Hopliten stellte. Wenn dieser Stand der Bevölkerung von selbst die Vermögensgleichheit aufheben mußte, so wurde diese Störung noch mehr gefördert durch das Gesetz des Ephoren Epitadeus, welches durch Schenkung od. Testament frei über das Ackerloos zu verfügen gestattete. Die Verfassung ging allmählig in eine völlige Oligarchie über; aber das herrschende Patriciat suchte mit hartnäckiger Engherzigkeit seine Vorrechte zu behaupten und konnte sich nicht entschließen, der nicht spartanischen Bevölkerung eine weniger drückende Stellung einzuräumen. Im Innern krank und seiner Bundesgenossen beraubt, konnte sich S. seit der Schlacht bei Leuctra nie wieder zu seinem frühern Einfluß erheben. Im phocäischen Kriege nahm es, von den Amphiktyonen mit einer Geldbuße für die Besetzung der Cadmea belegt, Partei für die Phocäer und griff, wiewohl ohne Erfolg, Messenien an. Uebergriffe S.'s hatten zur Folge, daß die Nachbarstaaten ihre Blicke auf Philipp von Macedonien richteten, der sich nun überall im Peloponnes eine Partei bildete. Nach der Schlacht bei Chäronea durchstreifte er Lakonien bis an die Seeküste, zwang die Spartaner, die den Argivern, Megalopolitanern, Tegeaten und Messeniern entrissenen Ortschaften herauszugeben und drängte sie in ihr voriges Gebiet zurück. Alexander dem Großen versagten sie die Heeresfolge und trugen noch vor dem Treffen bei Issus dem Darius Codomannus ein Bündniß an. Agis II. unterstützte die Perser gegen Kreta und suchte im Peloponnes dem macedonischen Bunde gegenüber eine spartanische Hegemonie aufzurichten, bis ihn (330 v. Chr.) Antipater bei Megalopolis schlug.

Nach Alexanders Tode bewahrte S. seine Unabhängigkeit. Demetrius Poliorcetes griff nach dem Siege über Archidamas IV. bei Mantinea S. zwar an (286 v. Chr.), hob aber wegen des Thronwechsels in Macedonien plötzlich die Belagerung auf. Bei dem Ueberfall des Pyrrhus (272 v. Chr.) vereinigten alle Klassen der Bevölkerung, die Jungfrauen nicht ausgenommen, ihre Kräfte zum Schutze der Stadt. In der Folge befehdete S. fortwährend die Nachfolger Alexanders und deren Schützlinge. Areus suchte, mit Ptolemäus Philadelphus verbündet, Athen vergeblich gegen Antigonus Gonatas zu retten und fiel im Kampfe gegen die Macedonier vor Korinth (267 v. Chr.); Acrotatus blieb in demselben Jahre in einem Treffen gegen den Tyrannen von Megalopolis. Nach außen noch selbstständig, ging S. jedoch im Innern immer mehr seinem gänzlichen Verfall entgegen. Die Könige und Geronten galten den Ephoren gegenüber gar nichts mehr. Aus der Kriegskunst war ein förmliches Handwerk geworden; die Spartiaten würdigten sich zu Miethlingen des Auslandes herab. Am Tänarus war ein förmlicher Werbeplatz. So ist es erklärlich, wie zur Zeit des Königs Agis III. die Zahl der Spartiaten auf 700 geschmolzen seyn konnte. Luxus und Schwelgerei griffen immer mehr um sich; die Syssitien wurden zur bloßen Form, und die Gesetze suchte man auf jede Weise zu umgehen. Das weibliche Geschlecht litt an tiefer Entsittlichung. Die immer kleiner werdende Volkszahl und die überhand nehmende Sitte der Mitgiften machte das Mißverhältniß im Besitze immer größer. Agis III. suchte durch friedliche Reform die Schäden des Staates zu heilen und die lykurgische Verfassung wieder herzustellen, scheiterte aber damit. Cleomenes III. suchte vor allen Dingen das königliche Ansehen zu heben und die Macht des Ephorats zu brechen. Als Mittel hierzu diente ihm der Krieg gegen die Achäer. Ruhmgekrönt kehrte er 226 v. Chr. zurück und begann seine Reformen mit dem Sturz der Ephoren und der Verbannung der oligarchischen Gegner. Ohne weiteres Hinderniß wurden die Schulden getilgt, die Bürgerschaft durch Aufnahme von Periöken auf 4000 gebracht, die Ländereien unter sie neu vertheilt und die lykurgische Zucht wieder eingeführt. Nun faßte Cleomenes auch den kühnen Plan, die Hegemonie im Peloponnes und in Griechenland seinem Vaterlande wieder zu erkämpfen, und schon war er nach der Eroberung von Argos nahe daran, an die Spitze des achäischen Bundes zu treten, als Antigonus, von Aratus herbeigerufen, 222 v. Chr. in der Schlacht bei Sellasia die Macht des kaum verjüngten Staates brach. Cleomenes floh nach Aegypten. S. mußte sich an Antigonus ergeben, ward aber im Ganzen milde behandelt. Die letzten Reformen wurden wieder aufgehoben und das Ephorat hergestellt. Der Staat trat dem achäischen Bunde bei, behielt aber im Uebrigen seine Unabhängigkeit. Die Mehrheit der Spartaner neigte sich aber im Geheimen den Aetolern zu, und der Zwiespalt der Ansichten führte zu blutigen Auftritten. Die macedonisch gesinnten Ephoren wurden schon 221 erschlagen und ein gewisser Lykurg mit Uebergehung der noch vorhandenen Herakliden zum König gewählt. Chilon suchte zwar 219 v. Chr. den Lykurg zu stürzen, wurde aber bald nach Asien verjagt. S. schloß sich nun offen an die Aetoler an und kämpfte mit ihnen in dem Bundesgenossenkriege gegen Philipp und die Achäer. In dem Usurpator Machanidas erhielt S. seinen ersten Tyrannen; er hob das Ephorat auf, trat als unumschränkter Herr auf und machte sich an der Spitze seiner Söldnerschaaren im Peloponnes furchtbar. Philopömen erschlug ihn in der Schlacht bei Mantinea (207 v. Chr.). Darauf fiel S. in die Hände des blutdürstigen Nabis, dessen Regierung eine fast ununterbrochene Reihe von Kriegen, ein Gewebe von gewissenloser, verrätherischer Politik ist. Zuerst auf Seiten der Römer, trat er im Anfang des römisch-macedonischen Krieges zu Philipp über, verband sich aber bald darauf wieder mit Flaminius gegen Philipp, trotzte dann den Römern und brachte S. im Frieden von 195 um die lakonischen Küstenstädte, das Gebiet der sogenannten Eleutherolakonen, über welche die Achäer die Schutzgerechtigkeit erhielten. Nach der Ermordung des Nabis durch die Aetoler (192 v. Chr.) gewann Philopömen S. wieder für den achäischen Bund, aber der alte Haß der Spartaner gegen die Achäer blieb. Eine Empörung 191 wurde durch Philopömen schnell gedämpft, und S. blieb diesmal vor härterer Strafe bewahrt. Als es aber 188 von Neuem abfiel und sich unter römischen Schutz stellte, rückte Philopömen vor S., ließ die Häupter der Empörung hinrichten, die Mauern niederreißen und die fremden Söldner und die von den Tyrannen unter die Bürger aufgenommenen Heloten entfernen. S. mußte den lykurgischen Gesetzen entsagen und achäische Einrichtungen annehmen. Den Spartanern fehlte nunmehr alle Kraft zum ferneren Widerstand; Rom sah zu, wie sich die Achäer und Spartaner gegenseitig durch ihre Streitigkeiten entkräfteten, bis der geeignete Zeitpunkt zum Eingreifen gekommen war. Nach der Vernichtung des achäischen Bundes und der Unterwerfung von ganz Griechenland theilte S. das ziemlich leidliche Loos der übrigen griechischen Staaten; ja es soll den Spartanern von den Römern ausgezeichnete Ehre zu Theil geworden seyn: sie blieben frei und leisteten keine andern als Freundschaftsdienste. Augustus erklärte die lacedämonischen Küstenorte aufs Neue für unabhängig von S. Mit Enyeles, dem Günstling des Augustus, schien die Zeit der Tyrannen wiederkehren zu wollen. Unter den Kaisern nach Augustus blieb den Lacedämoniern kaum noch ein Schatten von Freiheit. Unter Tiberius wurden ihre Rechtshändel nach Rom gezogen; Caracalla bildete sich in Rom zwei besondere Centurien von spartanischen Jünglingen. Die lykurgischen Einrichtungen dauerten bis ins 5. Jahrhundert fort; erst das Christenthum verdrängte die letzten Reste derselben. Vgl. Manso, Sparta, Leipz. 1800—5, 5 Bde.; O. Müller, Die Dorier, 2. Aufl., Breslau 1844, 2 Bde.; Lachmann, Die spartan. Staatsverfassung in ihrer Entwicklung und ihrem Verfall, 1836.

Spartacus, Anstifter des Sklavenkrieges und Führer in demselben, 73—71 v. Chr. Ein

Thracier von Geburt, entlief er als Soldat, ward aber wieder ergriffen und wegen seiner Körperkräfte zum Fechter bestimmt. In die Schule des Cn. Lentulus Batiatus zu Capua aufgenommen, entfloh er aus dieser 73 v. Chr. mit etwa 70 Genossen, und von Caj. Claudius, dem Legaten des Prätors Varinius Glaber, am Vesuv eingeschlossen, umging er denselben und brachte ihm eine Niederlage bei. Mit dem auf die Kunde hiervon auf 70,000 Mann angewachsenen Heere wollte S. nach Gallien ziehen und sich daselbst niederlassen, als Crixus sich von ihm trennte, der sofort von dem Konsul Gellius 72 v. Chr. am Berge Garganus in Apulien geschlagen wurde. Sowohl Gellius, als sein Kollege Cn. Lentulus wollten hierauf den S. einschließen, wurden aber zuerst einzeln und sodann beide zugleich im Picenischen geschlagen. Als S., seinen Weg nach den Alpen fortsetzend, bei Mutina den Prokonsul L. Cassius Longinus besiegt hatte, drang sein Heer, dadurch übermüthig gemacht, auf die Rückkehr und bedrohte, 120,000 Mann stark, Rom. Der Prätor M. Licinius Crassus, der nun den Oberbefehl erhielt, drängte den S. nach Bruttium zurück und schloß ihn ein, worauf der Feldherr selbst zwar durchbrach, ein Theil seines Heeres aber, von dem übrigen getrennt, geschlagen und aufgerieben wurde. Nach Bruttium zurückgekehrt, schlug noch S. den Legaten L. Quintius und den Quästor Tremellius Scrofa und zog dann, von seinem Heere gezwungen, nach Lukanien, wo er in einem Treffen gegen Crassus unterging. 60,000 Sklaven sollen gefallen und 6000 Gefangene auf der Straße zwischen Capua und Rom gekreuzigt worden seyn. Pompejus, von Spanien zurückgekehrt, vertilgte den letzten Rest der Sklaven und machte dadurch dem Crassus den Ruhm streitig, den Krieg beendet zu haben.

Spartianthus (Besenginster), Pflanzengattung aus der Familie der Leguminosen, strauchartige Gewächse, worunter S. junceus *Lk.*, Spartium junceum *L.*, spanischer Ginster, wohlriechende Pfriemen, in Süd- und Mitteleuropa, an düren und sonnigen Stellen, immergrün, mit großen, gelben, wohlriechenden Blumen in lockern Trauben, als Zierstrauch in sandgemischte Dammerde gepflanzt, bei 1—5° Wärme durchwintert, mäßig begossen und durch Samen vermehrt wird. Alle Theile besitzen einen ziemlich bittern Geschmack und wirken harntreibend, aber auch brechen- u. purgirenerregend. Die biegsamen, zähen Zweige können wie die Binsen zu Flechtwerk benutzt werden. In mehren südeuropäischen Ländern werden auch die Fasern wie Hanf verwendet.

Spartianus, Aelius Lampridius, Freigelassener Diokletians, der erste der Scriptores historiae augustae, lebte gegen Ende des 3. Jahrh. n. Chr. wahrscheinlich am Hofe des Diokletian u. schrieb die Biographien der Kaiser von Cäsar an bis Alexander Severus, von denen aber nur 7 erhalten sind: die des Hadrian, Verus, Julian, Severus, Pescennius Niger, Caracalla und Geta. In einigen Handschriften wird ihm noch das Leben der Antonia und des Avidius Cassius zugeschrieben.

Spartiaten, s. v. a. Spartaner, s. Sparta.

Spask, Kreisstadt im asiatisch-russischen Gouvernement Kasan, am Einfluß der Besdna in die Wolga, mit Ackerbau, Viehzucht, Holzhandel und 5000 Einw.; hat seit 1781 Stadtgerechtigkeit.

Spasma (Spasmus, griech.), Krampf, daher spasmodisch, spastisch, s. v. a. krampfhaft; spasmodische Mittel, krampfstillende Mittel.

Spath, im Allgemeinen ein Mineral mit blätteriger Struktur.

Spath, Krankheit der Pferde, bestehend in Entzündnng der nach innen und unten gelagerten Sprunggelenkknochen. Damit behaftete Pferde hinken beim Herumdrehen und zu Anfange der Bewegung bedeutend, lernen aber im Gange besser gehen, so daß man oft von der Lähme nichts mehr bemerkt; haben sie aber wieder einige Minuten gestanden, oder gehen sie schwer beladen bergab, so wiederholt sich stets das Lahmgehen. Auch läßt sich bald eine ein- oder mehrfache Auftreibung der oben erwähnten Knochen (Spathschale) bemerken. Diese Auftreibung nimmt gewöhnlich nach und nach zu und verursacht entweder stärkeres Lahmgehen, oder durch Verwachsung der Sprunggelenkknochen völlige Steifheit im Sprunggelenk. Veranlaßt wird der S. durch übermäßige Anstrengung der Thiere, besonders wenn sie noch jung sind; durch starkes Setzen auf die Kruppe, Fehltreten, vorzüglich auf unebenem Boden, starkes Widerhalten in schwer beladenen Wagen, Stöße und Schläge auf das Sprunggelenk ꝛc. Zu Anfange des Uebels bediene man sich täglich zweimaliger Einreibungen aus einer Mischung von grauer Quecksilbersalbe 1 Loth, Althäsalbe 2 Loth, Terpentinöl und Salmiakgeist von jedem ½ Loth und Kampher 2 Quentchen. Sollte sich aber hierauf keine Besserung zeigen, oder das Uebel schon veraltet seyn, so ist das Glüheisen das einzige Heilmittel.

Spatheisenstein (Eisenspath, kohlensaures Eisen, Stahlstein), besteht nach der Formel aus einer doppeltbinären Verbindung von 61,37 Eisenoxydul u. 38,63 Kohlensäure, ist aber nie ganz rein. Die Grundform ist ein Rhomboëder von 107° 0′ 41″ und 46° 37′ 36″ mit sehr vollkommener, den Flächen desselben entsprechender Spaltbarkeit, der Bruch uneben bis muschelig, die Härte 4,75—5,25, das Gewicht 3,779 bis 3,911. Er kommt am häufigsten in derben, kugeligen und nierenförmigen Massen von blätteriger, faseriger, körniger und dichter Textur vor und ist von gelblichgrauer, gelblichweißer Farbe, die in Folge der Verwitterung sich in Braun, selbst Schwarz verwandelt, auf den Spaltungsflächen perlmutterartig, sonst glas- oder wachsglänzend und durchscheinend bis undurchsichtig. Vor dem Löthrohre verknistert und verwandelt er sich in Eisenoxydul und wird schwarz u. magnetisch, in Salz- und Schwefelsäure löst er sich mit Hülfe der Wärme unter Brausen auf; pulverförmig auf glühende Kohlen gestreut, phosphoreseirt er. An der Luft verwandelt er sich unter Beibehaltung seiner Form in Eisenoxydhydraterze, namentlich in dichten gemeinen Brauneisenstein, indem die Kohlensäure durch Wärme und Feuchtigkeit ausgeführt und das Oxydul in Oxydhydrat umgeändert wird. Die Umwandlung erfolgt in wenigen Jahren, selbst in einem feuchten und warmen Sommer. Der umgewandelte (reife) S. eignet sich besser zum Verschmelzen als der frische (un-

reife). Man unterscheidet 3 Varietäten des S.s: den blätterigen S., welcher krystallisirt oder derb, eingesprengt und mit blätteriger Absonderung vorkommt, den strahlig-faserigen S. oder Sphärosiderit, der in kugel-, nieren- und traubenförmigen Massen von strahlig-faseriger Absonderung, und den dichten S., welcher in dichten, derben oder sphäroidischen Massen erscheint. Der S. findet sich häufig im ältesten Schiefergebirge auf Lagern und Gängen, auch in Flözgebirgen, in unerschöpflicher Menge in ersterer Weise in Steiermark und Kärnthen.

Spathodea, Pflanzengattung aus der Familie der Personaten, mit trichterförmiger Korolle, mit ungleichem, fünfspaltigem Rande, Sträucher meist in den Tropenländern der alten Welt, worunter S. pentandra *Hook.*, Calosanthes indica *Blum.*, mit sehr schönen, großen, unten gelblichweißen, oben hellpurpurrothen oder lilafarbigen Blüthen in dichten Erdrispen, eine schöne Zierpflanze ist.

Spatien (v. Lat.), Ausschließungen, s. Buchdruckerkunst.

Spechte (Picidae), Vögelfamilie aus der Ordnung der Klettervögel, und zwar der Paarzeher, charakterisirt durch den geraden, starken, kantigen, vorn keilförmig zusammengedrückten Schnabel, die wurmförmige, an der Spitze hornige und mit Widerhäkchen besetzte, weit vorstreckbare Zunge und die Kletterfüße mit getäfelten Läufen, muntere, geschäftige und geschwätzige Vögel, oft mit buntem Gefieder, daher die Papageien unserer Wälder genannt. Die Gattung Specht (Picus) zeichnet sich durch den vierkantigen Schnabel von Kopflänge oder über Kopflänge, die mit Borstenfedern umgebenen Nasenlöcher und den keilförmigen, kurzen, sehr steifen Schwanz aus, welcher als Stütze beim Klettern dient (Kletterschwanz). Sie enthält unzähmbare, fast nur auf Bäumen und von Insekten lebende Vögel, die sich im Flug wenig über die Erde erheben und fortwährend an den Bäumen empor (wie abwärts) klettern, wobei sie mit dem starken Schnabel an die Rinde pochen, bis die Larven hervorkriechen, oder bis sie eine hohle, von Insekten angefressene Stelle finden, worauf sie die Rinde durchhämmern und ihre lange Zunge in das Bohrloch schnellen, um Käfer und Larven hervorzuholen (daher Zimmerer, Baumhacker, auch Rademacher genannt). Sie sind sehr verbreitete, ungesellige, monogamische Stand- und Strichvögel, welche als Insektenvertilger sehr nützlich sind, in Baumlöcher nisten, 3—8 weiße Eier legen und laut schreien. Namentlich bringen die Männchen während der Paarungszeit ein eigenthümlich schnarrendes oder trommelndes Geräusch hervor, indem sie sich an einen dürren Baumzweig hängen und schnell und heftig darauf hämmern. Die Gattung zählt über 70 Arten, worunter nur 8 Europäer. Der Schwarzspecht (P. martius *L.*), die größte europäische Art, $1\frac{1}{2}$ Fuß groß, ist ganz schwarz, nur am Scheitel (Männchen) oder Genick (Weibchen) roth und findet sich in den Nadelwäldern Deutschlands, aber ziemlich selten. Der Grünspecht (P. viridis *L.*) ist grün, am Hinterkopf roth, mit rothem (Männchen) oder schwärzlichem (Weibchen) Backenstreif, $12\frac{1}{2}$ Zoll groß, die verbreitetste Art, besonders in Eichenwäldern häufig vorkommend. Der Grauspecht ist ebenfalls grün, am Hinterkopf grau, am Scheitel roth (Männchen) oder grau (Weibchen), findet sich nicht minder häufig in den Laubwäldern Mittel- und Südeuropa's. Der große Buntspecht (P. major *L.*) hat ein schwarzes und weißes Gefieder, einen schwarzen Bürzel, weiß gebänderte Schwingen, einen vom Mundwinkel herabgehenden schwarzen Halsstreifen, einen rothen (Männchen) oder nebst dem Scheitel schwarzen (Weibchen) Hinterkopf, ist 9 Zoll groß und überall in Europa verbreitet. Der mittlere Bunt- oder Weißspecht (P. medius *L.*) unterscheidet sich vom vorigen fast nur durch den erst unterhalb des Ohres beginnenden schwarzen Halsstreifen und findet sich häufig in den Wäldern Deutschlands. Der weißruckige oder Elsterspecht (P. leuconotus *Bchst.*) ist am Hinterleib roth, am Bürzel weiß, am Scheitel roth (Männchen) oder schwarz (Weibchen), $10\frac{1}{2}$ Zoll groß, bewohnt Nordeuropa und Sibirien und kommt selten nach Norddeutschland. Der kleine Buntspecht (P. minor *L.*) ist am Hinterleib weiß, am Unterrücken weiß und schwarz gebändert, am Scheitel roth (Männchen) oder weißlich (Weibchen), $5\frac{1}{2}$ Zoll groß und findet sich häufig in Deutschland. Der dreizehige Buntspecht (P. tridactylus *L.*) zeichnet sich durch einen gelben (Männchen) oder weißen (Weibchen) Scheitel aus, hat nur 3 Zehen, ist 9—10 Zoll groß und in Nordeuropa u. Sibirien einheimisch, von wo er selten nach Deutschland kommt. Von den zahlreichen, nicht schön befiederten ausländischen Spechtarten ist besonders der Spechtkönig (P. principalis *L.*) als der größte Specht zu erwähnen. Er ist schwarz, nur am Bürzel und an den Schwungfedern etwas weiß und (Männchen) mit einem hochrothen Federbusch geziert und lebt im wärmeren Nordamerika. Die gemeinste Art ist hier der rothköpfige Specht (P. erythrocephalus *L.*). Zu den S. gehört auch der Wendehals (s. d.).

Specia (lat.), s. v. a. Saldo.

Specialia (lat., Plur. v. Speciale), besondere Umstände. Specialissima, bis in das Kleinste dargethane Umstände.

Specialinquisition (Specialuntersuchung), s. Kriminalprozeß u. Artikulirtes Verhör.

Specialkarten, s. Landkarten.

Species (lat.), in der Naturbeschreibung s. v. a. Art (s. d.); in der Arithmetik (vier Species) Bezeichnung der vier einfachen oder Grundrechnungsarten Addition, Subtraktion, Multiplikation und Division; auch s. v. a. Speciesthaler.

Speciesthaler (Species, harter Thaler), in neuerer Zeit in mehren Staaten, zuletzt noch in Oesterreich ausgeprägte Silbermünze, die ihren Namen von dem darauf befindlichen Brustbild (species) hat. Der österreichische S. war bis zur neuesten Münzkonvention die Einheit der österreichischen Münze, = 2 Konventionsgulden = 1 Thaler 12 Silbergroschen im 14-Thalerfuße; 10 österreichische S. = 1 kölnische Mark fein Silber. Früher wurden diese S. $^5/_6$ fein oder $13\frac{1}{3}$-löthig ausgeprägt, seit 1851 aber, wie alle anderen österreichischen Silbermünzen, $^9/_{10}$ fein. Der däni-

sche S. ist = 1 Thaler 15 Silbergroschen 5 Pfennige im 14-Thalerfuße; 9¼ Stück = 1 kölnische Mark fein Silber. Mit 1854 hat der Name S. für diese Stücke aufgehört, und sie sollen künftig die Aufschrift „2 Reichsthaler" tragen. In Norwegen ist der S. derselbe wie in Dänemark, zerfällt jedoch in 5 Ort oder Mark zu 14 Schilling. Ein schwedischer S. ist = 1 Thaler 16 Silbergroschen 2 Pfennige im 14-Thalerfuße; 9$^{1}/_{10}$ Stück = 1 kölnische Mark fein Silber. Da es aber in Schweden sehr wenig Silbermünzen gibt u. man sich vornehmlich des Papiergeldes bedient, so rechnet man 1 S. Silber = 2⅔ Thaler Bankzettel oder = 4 Reichsthaler Reichsschuldzettel. Der schwedische S. zerfällt in 48 Schillinge.

Specifisch, Grad oder Größe einer Eigenschaft, welche einem bestimmten Stoffe oder dem bestimmten Volumen eines solchen seiner Natur nach zukommt.

Specifisches Gewicht, s. Gewicht.

Specimen (lat.), Probe, Probearbeit.

Speck (lardum), das feste und derbe Fett, welches sich zwischen der Haut und dem Fleisch mancher Thiere, namentlich der Schweine, dann auch der Robben und Wallfische ansetzt und einen bedeutenden Handelsartikel bildet.

Speckbacher, einer der Anführer des tyroler Aufstandes von 1809, geboren zu Rinn zwischen Innsbruck und Hall 1768 als Sohn wohlhabender Aeltern, verbrachte seine Jugend theils als Wildschütz, weit und breit bekannt wegen seines scharfen Auges, seiner Stärke und Gewandtheit, theils als Landwirth, nebenbei Holz zu den Salinen in Hall liefernd. Seit Jahren einer der Vertrauten des Sandwirths Hofer, überfiel er am 12. April 1809, am Tage des Ausbruchs der Insurrektion, die bayerische Garnison zu Hall und nahm mit dem dortigen Kronenwirth Joseph Straub die von Innsbruck entkommene bayerische Kavallerie gefangen. Hierauf that er sich besonders in den Treffen vom 25. und 29. Mai, welche Tyrol zum zweiten Male befreiten, hervor und zeigte auch bei der Blokade von Kufstein nicht geringen Muth und Umsicht. Auch am 4., 6. und 7. August focht er in den vordersten Reihen, einen 10jährigen Sohn an der Seite, desgleichen in der Schlacht bei Innsbruck am 13., nach welcher der Marschall Lefebre Tyrol räumen mußte. Nachdem sich auch das salzburger Gebirgsland erhoben, erfocht S. am 16. Sept. bei Lofer und Luftenstein bedeutende Vortheile, ward aber am 16. Oktober bei Melleck geschlagen und entkam mit genauer Noth, während sein Sohn gefangen ward. Die Hoffnung auf erfolgreiche Wiederaufnahme des Kampfes nicht aufgebend, floh er darauf von Alp zu Alp, verbarg sich selbst eine Zeitlang unter Schnee und Eis in einer Höhle und war dann 7 Wochen lang in seinem eigenen Stall verscharrt, bis er endlich im Mai 1810 über die Gebirge nach Wien gelangte. Hier erhielt er die Pension eines Obersten und den Auftrag, die für die Tyroler im temesvarer Banat neu gestiftete Kolonie einzurichten. Nach dem Ausbruche des Krieges von 1813 wagte er sich wieder nach Tyrol und leistete hier, obwohl es zu keiner entscheidenden Waffenthat kam, treffliche Dienste. Er ward zum Major ernannt und erregte bei einem Besuche in London viel Aufsehen. Er † nach seiner Rückkehr zu Hall 1820.

Speckstein (Steatit, Schmeerstein, brianконer oder spanische Kreide), ein Talkthon, derb, eingesprengt, traubig, in Pseudomorphosen nach Quarz-, Feldspath-, Flußspath-, Kalkspath- und Bitterspathformen, mit splitterigem, unebenem Bruch, von 1—2 Härte u. 2,6—2,7 Gewicht, weiß, grau, gelb, grün, roth, matt oder schimmernd, mit glänzendem, kantendurchscheinendem bis undurchsichtigem Strich, fettig anzufühlen, etwas schreibend, im Wasser unveränderlich, vor dem Löthrohre an dünnen Kanten schmelzbar. Er besteht aus Kieselsäure, Talkerde, Eisenoxyd, Wasser und findet sich auf Gängen oder unmittelbar eingewachsen in Granit, Gneis, Basalt rc. in Sachsen, Böhmen, Schlesien, Mähren, Ungarn, Salzburg, Tyrol, England, Schweden, Nordamerika, bei Baireuth nesterweise im Thon unter der Dammerde. Man gebraucht ihn, um Fettflecken aus Zeuchen zu beseitigen, sowie zum Putzen der Tressen, Poliren des Gypses, Serpentins, Marmors und mit Oel abgerieben, zur Politur der Spiegelgläser und Metallspiegel. Auch bedient man sich desselben, um die Friktion metallener Maschinentheile zu vermindern. Auf Glas haftet sein Strich so fest, daß er, weggewischt, nach Anhauchen des Glases wieder zum Vorschein kommt. In längliche Stücke gespalten, dient er zum Zeichnen. Auf der Drehbank läßt er sich leicht verarbeiten zu allerlei Bildwerken, Spielwaaren, auch zu Dintenzeugen und Pfeifenköpfen, welche meist noch gebrannt werden. Da er schwer schmelzbar ist, so gibt er auch sehr haltbare Schmelztiegel. In Cornwallis wird er zur Porzellanfabrikation benutzt.

Speckter, 1) Erwin, Maler, geboren 1806 zu Hamburg, zeigte schon als Knabe seltenes Talent, bildete sich in München unter Cornelius' Leitung zum Künstler und begab sich 1824 nach Italien. Eines seiner früheren Gemälde stellt Christus und die Samariterin am Brunnen dar, ein eben so viel Anmuth als Hoheit zeigendes Bild. Ein späteres Gemälde S.s, welches er ebenfalls in Rom ausführte, stellt den schlafenden Simon dar, wie ihn Delila der Haare beraubt, ausgezeichnet durch fleißige Durchbildung des Nackten, große Klarheit der Färbung und glückliche Behandlung des landschaftlichen Hintergrundes. Auch seine Landschaften mit Staffage sind sehr geistreich behandelt. S.s Gemälde sind nicht zahlreich, da er schon 1835 †. Er war voll ächter Begeisterung der Kunst und auch in architektonischer Malerei ausgezeichnet. Er schrieb: „Briefe eines deutschen Künstlers aus Italien" (Leipzig 1846, 2 Bde.).

2) Otto, Zeichner und Maler, Bruder des Vorigen, 1807 zu Hamburg geboren, widmete sich ebenfalls der Kunst und machte sich durch seine gemüthlich-naiven Fabeln in Bildern allgemein bekannt, worin die naive Auffassung der thierischen Natur zu bewundern ist. Auch in der Arabeske und in der Landschaft hat er Vorzügliches geleistet und Manches selbst auf Stein radirt, auch mehre Blätter nach berühmten Meistern lithographirt. Unter Anderem lieferte er 12 Radirungen für den „Gestiefelten Kater" (Lpz. 1844).

Spectabilis (lat.), s. v. a. respektabel, ansehnlich; daher Spektabilität, an einigen Universitäten Titel des Dekans der philosophischen Fakultät.

Spectaculum (lat.), Schauspiel.

Spectrum (lat.), Gestalt, Bild; Gespenst; (S. oculare), Augentäuschung; auch eine begrenzte Stelle im Raume oder auf einer Fläche, auf der sich irgend ein strahlendes, unwägbares Fluidum gleichsam ausbildet, Farben-, Sonnen-, Lichtspectrum rc.

Specularia (Spiegelblume), Pflanzengattung aus der Familie der Campanulaceen, Sommergewächse in Südeuropa, Westasien und Nordamerika, worunter S. Speculum *Dec.*, Campanula Speculum *L.*, Venusspiegel, unter dem Getreide in Südeuropa, mit schönen, violeten, rosenrothen oder weißen Blüthen, S. hybrida *Dec.*, Campanula spuria *Roem. et Schult.*, in Mitteleuropa, mit blaurosenrothen, zu 3—6 stehenden Blüthen, und S. pentagona *Dec.*, im Orient, mit endständigen, einzelnen, violeten und blauen, im Grunde weißen Blüthen, als Zierpflanzen vorkommen.

Speculator (lat.), Spion, Henkersknecht, Scharfrichter.

Speculum (lat.), Spiegel; Gesetzbuch im alten Deutschland, z. B. S. saxonicum, S. suevicum, s. Sachsenspiegel, Schwabenspiegel.

Spedition, kaufmännisches Geschäft, wobei Jemand Waaren, welche aus irgend einem Grunde nicht direkt bis zu dem Orte ihrer Bestimmung gehen können, sondern an einem Zwischenorte abgeladen werden, in Empfang nimmt, die Fracht bezahlt, die nöthigen Abgaben an Zöllen, Lagergeld u. dgl. berichtigt, die fernere Fracht besorgt und den Preis derselben akkordirt. Solcher Handel heißt Speditionshandel (s. Handel), dergleichen Waaren Speditionsgüter (Speditionswaaren), der sie begleitende Frachtbrief Speditionsbrief. In größern Handelsstädten beschäftigen sich Handlungen allein mit diesem Geschäft (Speditionsgeschäft) und heißen alsdann Speditionshandlungen, der Principal derselben Spediteur. Für die Besorgung solcher Geschäfte wird eine mäßige Belohnung, Speditionsprovision (Speditionsgebühr), von dem Waarenempfänger bezahlt. In das Speditionsbuch werden die ankommenden und abgehenden Waaren, sowie die dabei vorkommenden Auslagen und die mit den Fuhrleuten geschlossenen Frachtakkorde eingetragen, um daraus das Speditionskonto oder die Speditionsrechnung für die Handelsfreunde anfertigen zu können.

Spee, Friedrich von, trefflicher geistlicher Dichter, geboren aus dem adeligen Geschlecht der S. von Langenfeld, das, 1739 in den Grafenstand erhoben, noch heute blüht, 1591 oder 1595 zu Kaiserswerth am Rhein, trat als Jüngling 1610 oder 1615 in den Jesuitenorden und lehrte dann in Köln Philosophie und Moraltheologie. Im Auftrage seines Ordens ging er 1627 als Seelsorger nach Franken. Hier hatte er die Obliegenheit, die zum Tode verurtheilten vermeintlichen Hexen und Zauberer auf dem letzten Gange zu begleiten, und überzeugte sich dabei von der Unschuld aller dieser Opfer des Wahnes. Von dieser Ueberzeugung erfüllt, schrieb er seine „Cautio criminalis s. Liber de processu contra sagas“ („Kriminalistische Vorsicht, oder: Buch über die Prozesse gegen die Hexen, an die deutschen Obrigkeiten rc.“), durch welches der unselige Hexenwahn im katholischen Deutschland zuerst nachdrücklich bekämpft und gebrochen wurde, wie später durch Thomasius in den protestantischen Ländern. Später wurde S. nach Westphalen gesendet, um für die Bekehrung der Protestanten zum römischen Katholicismus zu wirken, und in der That soll er das hildesheimische Städtchen Peina dem römischen Stuhl wieder gewonnen haben. Nach Trier versetzt, widmete er sich hier während der Belagerung der Stadt durch die Kaiserlichen der Pflege der Kranken und Verwundeten mit solchem Eifer, daß er den 7. August 1635 seinen Anstrengungen erlag. Seine Sammlung geistlicher Lieder: „Trutznachtigall, oder geistlich-poetisch Lustwäldlein“ erschien, von einem seiner Schüler herausgegeben, erst nach seinem Tode 1649 zu Köln (neue Ausg. von Kl. Brentano, Berlin 1817). Es spricht daraus die tiefste, mit der reinsten Menschenliebe gepaarte Frömmigkeit in einer für jene Zeit trefflichen Sprache; nur verliert sich die Innigkeit und Zartheit seiner Gefühle nicht selten in Spielereien, indem er namentlich erotische Bilder auf religiöse Gegenstände überträgt. Weniger bedeutend ist sein in Prosa geschriebenes, aber mit schönen Liedern durchwebtes „Guldenes Tugendbuch“ (Köln 1647 und öfter, erneuert und sprachlich überarbeitet, Koblenz 1829, 2 Bde.).

Speer, s. v. a. Spieß.

Speiche, die Stücken Holz an einem Wagenrade, welche auf der Nabe stehen und die Felgen tragen; in der Anatomie (radius) einer der beiden, den Unter- oder Vorderarm bildenden Knochen (der andere heißt Ellenbogen oder Ulna).

Speichel (saliva), eine die Verdauung vorbereitende Flüssigkeit, welche in den Speicheldrüsen (glandulae salivales) bereitet wird, deren es 3 gibt, nämlich die Ohrspeicheldrüse (parotis), die Unterkieferdrüse (glandula submaxillaris) und die Zungen- oder Unterzungendrüse (glandula sublingualis), die, auf jeder Seite der Mundhöhle liegend, ihr Sekret durch Ausführungskanäle in diese ergießen. Der S. ist beim Menschen eine helle, farblose, fast ganz geruchlose, fadenziehende Flüssigkeit, deren specifisches Gewicht 1004—1008 beträgt. Untersucht man denselben unter dem Mikroskop, so findet man zerstreute, durchsichtige Körperchen in der Flüssigkeit; es sind dies Epithelialzellen von der Schleimhaut der Ausführungsgänge und der Mundhöhle, die sich in der Ruhe zu Boden senken. Die Reaktion des S.s wechselt, meist ist sie alkalisch. Berzelius fand im menschlichen S.: Wasser 992,9, Speichelstoff 2,9, Schleim 1,4, Fleischextrakt mit milchsaurem Alkali 0,9, Chlornatrium 1,7, Natron 0,2. Der Schleim des S.s hinterläßt bei der Verbrennung eine bedeutende Menge Knochenerde. Aus dieser bildet sich nach Berzelius der Zahnstein, der nach einer Analyse in 100 Theilen enthält: Speichelstoff 1,0, Spei-

chelschleim 12,5, phosphorsaure Erdsalze 79,0, von Salzsäure auflösliche thierische Substanz 7,5. Der wichtigste Bestandtheil des S.s ist der Speichelstoff (Ptyalin), der getrocknet eine farblose, durchscheinende, brüchige Masse bildet, die sich im Wasser zu einer schleimigen Flüssigkeit löst, aber in Alkohol und Aether unlöslich ist. Die Absonderung des S.s hört bei vollständiger Ruhe der Kaumuskeln und der Zunge, z. B. im Schlafe, und bei der Abwesenheit jeden Nervenreizes, fast vollständig auf, während schon die Bewegung beim Sprechen, verschiedene Nervenreize 2c. dieselbe vermehren. Verschiedene Nahrungsmittel u. Arzneien befördern die Ausscheidung des S.s, besonders alle Arten von Säuren, saure Weine, stark gesalzene Speisen, weiße Pimpinell-, Bertramwurzel, Tabakskraut, das Tabakrauchen 2c. Einige Arzneien wirken bei längerem Gebrauche ganz eigenthümlich auf die Speicheldrüsen, indem sie Anschwellen derselben und vermehrte Absonderung des S.s bewirken, so das Quecksilber, das Jodkali, das Blei und Gold 2c. In Krankheiten ist die Speichelabsonderung zuweilen vermehrt, wie bei den Pocken, in hitzigen Fiebern, wo dieselbe zuweilen als eine Art Krise angesehen werden muß; oder vermindert, in den ersten Perioden mehrer Fieberarten, der katarrhalischen Affektionen und Entzündungen, so daß eine lästige Trockenheit des Mundes entsteht. Einige Arzneimittel sind auch chemisch im S. nachgewiesen worden, kleine Quecksilberkügelchen auch mikroskopisch. Durch chemische Alteration des S.s, besonders durch den zu reichlichen Gehalt an Salzen, scheinen die Speichelsteine in den Speicheldrüsen zu entstehen. Die Menge des abgesonderten S.s beträgt bei einem gesunden Menschen in 24 Stunden ungefähr 8—12 Unzen; beim Speichelfluß steigt sie tagsüber bis auf einige Pfund. Der S. ist für die Ernährung des Körpers, sowie für den Geschmack von wesentlichem Nutzen, indem er die Nahrungsmittel anfeuchtet, zum Theil auflöst u. schmeckbar macht. Zugleich besitzt er noch eine eigenthümliche Zersetzungs- u. Assimilationskraft, welche den Magensaft in seiner Wirkung unterstützt. Außerdem erleichtert er beim Reden die in der Mundhöhle Statt findenden Bewegungen.

Speichelfistel, s. Fistel.

Speichelfluß (salivatio, ptyalismus), vermehrte Absonderung in den Speicheldrüsen, gewöhnlich mit veränderter Beschaffenheit des Speichels. Die Kranken haben das Gefühl von Hitze, Brennen, Durst, einen metallischen Geschmack im Munde, zäher Speichel läuft ihnen im Munde zusammen, der Hauch hat einen eigenthümlichen, widerlichen Geruch. Die Mundschleimhaut ist aufgelockert, blaß oder geröthet, Zahnfleisch u. Zunge sind geschwollen u. letztere mit einem dicken Ueberzuge bedeckt. Die Absonderung des Speichels nimmt zu, so daß derselbe Tag und Nacht ausfließt. Die Zähne werden locker und fallen zuweilen aus; auf der Mundschleimhaut bilden sich Geschwüre, Sprechen, Kauen, Schlingen 2c. ist gehindert. Die häufigste Ursache dieses Uebels ist die Einwirkung des Quecksilbers, besonders der grauen Quecksilbersalbe und des Kalomels. Begünstigt wird die Entstehung von S. bei Quecksilbergebrauch durch Erkältung, Verstopfung, kariöse Zähne, allgemeine Schwäche 2c. Andere Arzneimittel, welche Salivation hervorbringen können, sind die Goldpräparate, das Jodkali, die Mineralsäuren, das Blei. Oft begleitet sie den Vorgang des Zahnens bei Kindern und befällt zuweilen Schwangere. Der S. ist zuweilen wohlthätig, gewöhnlich nicht gefährlich, öfters aber hartnäckig. Die Behandlung bezweckt, unter Berücksichtigung der Ursachen, Entfernung gastrischer Reize, von Würmern, Galle 2c., Verhütung unzweckmäßigen Quecksilbergebrauchs. Als specifische Mittel gegen den S. wurden empfohlen: Kampher, Jod, Opium, essigsaures Blei, Schwefelleber, Kreosot, Brechweinstein, Brechmittel, Chlornatrium 2c. Am meisten darf man vom Jod, dem essigsauren Blei und dem Opium erwarten.

Speicher, Pfarrdorf in der preußischen Rheinprovinz, Regierungsbezirk Trier, Kreis Bitburg, mit Kapelle, Fabrikation von irdenen Tabakspfeifen und Steingeschirr und 1700 Einwohnern.

Speier (Speyer), ehemaliges deutsches Bisthum, von der Pfalz, dem Herzogthum Würtemberg, dem Markgrafthum Baden-Durlach, den Grafschaften Leiningen und Hanau-Lichtenberg, den Fürstenthümern Zweibrücken und Veldenz und der Herrschaft Ochsenstein begrenzt, umfaßte 28 □Meilen mit 55,000 Einwohnern, hatte aber oft keinen eigenen Bischof, sondern diesen mit einem anderen Hochstifte gemeinschaftlich. Der Bischof hatte ein Einkommen von 300,000 Gulden und im Reichsfürstenrathe auf der geistlichen Bank Sitz und Stimme, auf den oberrheinischen Kreistagen die 2. Stelle. Der fränkische König Dagobert I. soll zu Anfang des 7. Jahrhunderts das Bisthum S. neu errichtet und seinen Kaplan Athanasius als Bischof eingesetzt haben. Durch den Revolutionskrieg kamen 12 □Meilen am linken Rheinufer an Frankreich, später an Bayern, der Rest am rechten Ufer, mit der ehemaligen bischöflichen Residenz Bruchsal, 1802 an Baden.

Speier (Spira), Hauptstadt des bayerischen Regierungsbezirks Pfalz und ehemalige freie Reichsstadt, am Speierbach und Rhein, ist Sitz der Regierung des Bezirks, eines Bisthums mit Domkapitel, eines protestantischen Konsistoriums, eines Landraths und mehrer anderen Behörden. Die Stadt hat zwar breite, aber in unregelmäßiger Richtung laufende Hauptstraßen, mit Gebäuden, die mit wenigen Ausnahmen keinen alterthümlichen Charakter an sich tragen. Das merkwürdigste Gebäude ist der alte Dom, dessen Bau von Konrad II. dem Salier 1030 begonnen und 1061 unter Heinrich IV., der 1064 noch die Afrakapelle hinzufügte, vollendet ward. Das 223 Schritte lange und 80 Schritte breite Gebäude ward im Rundbogenstyl aufgeführt. Die 12 Stufen über das Schiff sich erhebende Königschor enthält die Grabmäler der Kaiser Konrad II., Heinrich III., Heinrich IV., Heinrich V., Philipp von Schwaben, Rudolf von Habsburg, Adolf von Nassau, Albrecht I. und das der Beatrix, der zweiten Gemahlin Friedrichs I., und ihrer Tochter Agnes. Nachdem der Dom 1159 und 1289 durch Feuersbrünste gelitten, ward er

am 6. Mai 1540 von einem bedeutenderen Brand heimgesucht, aber binnen 18 Monaten wieder völlig hergestellt. Schon vorher (1509) war an der südlichen Flanke ein zierlicher gothischer Spitzthurm mit einer Darstellung des Leidens Christi am Oelberg hinzugefügt worden. Die ärgste Zerstörung aber richteten die Franzosen am 31. Mai 1689 an. Obwohl den Bewohnern der Stadt erlaubt worden, ihre Habe in den Dom zu flüchten, ließ Montelar, der französische Befehlshaber, diesen anzünden, und nach 28stündigem Brand blieben nur ein Stumpf und zwei Thürme übrig. Damals wühlte französische Habgier auch in den alten Kaisergräbern, deren Gebeine umhergestreut wurden. Erst in den Jahren 1772—84 ward der Dom wieder aufgebaut, um schon 1794 von den Franzosen abermals demolirt und in ein Heumagazin verwandelt zu werden. Nachdem durch Maximilian Joseph I. seine Herstellung erfolgt war, konnte er am 19. Mai 1822 wieder eingeweiht werden. In den Jahren 1846—53 ließ ihn König Ludwig von Bayern durch die Maler Schraudolph, Koch und Schwarzmann mit Fresken schmücken. Zum Behuf des Wiederaufbau's der beiden vorderen Thürme, sowie eines dem Ganzen angemessenen Portals hat sich ein Verein gebildet. Außerdem besitzt S. noch 2 katholische und 2 evangelische Kirchen, ein geistliches Seminar, ein katholisches Lyceum, ein Gymnasium, eine protestantische lateinische Schule, eine Landwirthschafts- und Gewerbschule, ein Strafarbeitshaus, Waisenhaus und Hospital. Die Bewohner, 10,000 an der Zahl, darunter 3700 Katholiken, treiben ländliche und städtische Gewerbe. Zu den ersteren gehören außer dem Getreidebau Wein- und Krapp-, ganz vorzüglich aber Tabakskultur. Außerdem sind namentlich Wachs-, Zucker- und Bleizuckerfabriken in Betrieb. Dazu gesellt sich ein reger Handelsverkehr, der durch die Rheinschifffahrt und die Eisenbahnverbindungen mit Ludwigshafen, Mannheim, Heidelberg, Frankfurt, Mainz, Kaiserslautern &c. sehr befördert wird. S. ist das römische Augusta Nemetum und eine der ältesten Städte am Rhein. Von den Alemannen mehrmals zerstört, ward sie von Konstantin und Julian wieder hergestellt, hatte aber von den Einfällen der Hunnen und Vandalen wieder viel zu leiden. Im 4. Jahrhundert ging die Stadt an die Franken und von diesen an die deutschen Kaiser über, die hier ein Palatium hatten, sie zur freien Reichsstadt erhoben und mit ansehnlichen Privilegien beschenkten. Im Jahre 1330 suchte sie der benachbarte Landadel, mit den Patriciern der Stadt verbündet, zu überrumpeln, was jedoch vereitelt ward. Ueberhaupt wurde die Stadt von 1125—1422 elfmal belagert, zählte aber im 14. Jahrhundert 27,000 Einwohner. Als Sitz des Reichskammergerichts, das 1513 nach S. verlegt wurde und, nur zeitweilig verlegt, bis 1689 hier seinen Sitz hatte, erhielt die Stadt großen Ruf. Als Reichsstadt hatte sie unter den Reichsstädten der rheinischen Bank den 5. Platz, auch Sitz und Stimme auf den oberrheinischen Kreistagen. Unter den Reichstagen, welche zu S. gehalten wurden, ist besonders der von 1529 merkwürdig, weil von diesem der Name Protestanten datirt. Im J. 1632 wurde S. von den Schweden besetzt, von den Kaiserlichen aber wieder genommen, dann nochmals von den Schweden, 1635 von den Kaiserlichen und 1644 von den Franzosen besetzt. Durch Kapitulation wurde 1688 die Stadt wiederum an die Franzosen übergeben, die sie aber 1689, im Mai, beim Anrücken der Alliirten wieder räumen mußten. Zuvor aber wurden die Werke der Stadt geschleift, die Stadt verbrannt, der Archive und Depositen beraubt, den Einwohnern jedoch erlaubt, sich auf dem französischen Gebiete anzusiedeln. Die Stadt hat sich seitdem nie wieder zu dem alten Wohlstande erheben können. Von 1801—14 war S. die Hauptstadt des französischen Departements Donnersberg, wurde aber 1815 bayerisch. Vergl. Geißler, Der Kaiserdom zu S., Mainz 1828, 2 Bde.; Zeuß, Die freie Reichsstadt S. vor ihrer Zerstörung, Speier 1843.

Speierbach, bayerisches Flüßchen im Regierungsbezirk Pfalz, entspringt auf dem Eselkopf und fällt bei Speier in den Rhein. Hier Sieg der Franzosen unter Tallard über den Erbprinzen von Hessen mit den Alliirten am 15. November 1703.

Speierling, s. v. a. gemeine Eberesche, Sorbus Aucuparia *L.*, und Mehlbeerbaum, Pyrus Aria *Ehrh.*

Speisebrei, s. v. a. Chymus.

Speiseröhre (oesophagus), derjenige Theil des Darmkanals, welcher zwischen dem Schlundkopf und dem Magen als häutiger, platter, sehr ausdehnbarer Kanal liegt. Das obere Ende dieses Kanals hängt ununterbrochen mit dem Pharynx zusammen, sein unteres Ende geht in den Magen über. Der Anfang der S. trifft mit dem der Luftröhre zusammen und liegt vor dem Körper des fünften Halswirbels. Sie läuft vor der Mitte der Halswirbel etwas nach links zur Brusthöhle herab, steigt in dieser vor den Brustwirbeln herab, liegt dann hinter dem Herzbeutel, tritt hinter demselben zu dem Foramen oesophagum des Zwerchfelles, geht durch dieses in der Gegend des neunten Brustwirbels hindurch und senkt sich in den Magen ein. Bis zum Zwerchfell ist die S. von fast gleicher Weite, welche etwa einen halben Zoll beträgt; in der Spalte des Zwerchfelles wird sie enger, um sich nachher wieder zu erweitern. 8—9 Zoll lang, ist sie einer bedeutenden Erweiterung fähig. Sie besteht aus drei Hautschichten: einer Muskelhaut, einer zelligen Gefäßhaut und einer Schleimhaut. Sind die Nahrungsmittel durch den Pharynx bis zur S. gelangt, so erweitert sich der obere Theil derselben, um dieselben aufzunehmen; gleich darauf ziehen sich die durch den Bissen gereizten Muskelfasern zusammen und drücken diesen abwärts. Jetzt werden die tiefer liegenden Fasern auseinander gedrängt und ebenfalls zu Kontraktionen gereizt, so daß die ganze S. in eine wellenförmige Bewegung geräth, wodurch der Bissen zuletzt in den Magen geleitet wird. Die Krankheiten der S. sind besonders Entzündungen mit den darauf folgenden Uebeln, als Geschwürbildung, Verengerung, krebsartige Entartung &c., welche alle zu den gefährlichen Krankheiten gehören, da die Lage des Organs keine genauere ärztliche Be-

handlung gestattet und die Krankheitsursache anfangs schwer erkennen läßt.

Speiskobalt, gediegene Metallgattung aus der Familie der Arsenmetalle, auch Kobaltkies, Arsenikkobalt, gehört dem tesseralen Krystallsystem an, ist von 5,5 Härte, 6,3—7,0 Gewicht, unebenem Bruch und graulichschwarzem Strich. Der weiße S. oder Smaltin besteht nach Stromeier aus 20,81 Kobalt, 74,21 Arsenik, 3,42 Eisen, 0,15 Kupfer, 0,88 Schwefel, hat zur Grundform den Würfel, aber eine sehr unvollkommene, den Würfelflächen parallele Spaltbarkeit, ist zinnweiß, zuweilen dunkelgrau oder blau angelaufen, mit schimmerndem Metallglanz, gewöhnlich derb, eingesprengt, zerfressen, spiegelnd (Kobaltspiegel), schmilzt vor dem Löthrohre unter starkem Arsenikgeruche zu einem weißen Metallkorne und wird in Salpetersäure zu einer rothen Flüssigkeit aufgelöst. Er findet sich auf Gängen im Granit, Gneis, Glimmerschiefer ꝛc. bei Schneeberg im Erzgebirge, Kamsdorf in Thüringen, am Harz, Schwarzwald ꝛc. Der graue S. oder Safflorit besteht nach Hoffmann aus 13,95 Kobalt, 70,37 Arsenik, 11,71 Eisen, 1,39 Kupfer, 1,79 Nickel, 0,01 Wismuth, 0,66 Schwefel, ist von weißer, stark ins Grauliche fallender Farbe und findet sich bei Schneeberg, Wittichen, Richelsdorf. Der S. wird zur Smaltebereitung und Glasmalerei gebraucht.

Spektakelstück, jedes mit Zügen, Tänzen, Gefechten ꝛc. ausgestattete Schauspiel, dessen Wirkung vorzüglich auf die Masse des halbgebildeten Publikums berechnet ist.

Spekulation (v. Lat.), eigentlich jede genauere und tiefere Betrachtung eines Gegenstandes; in der Philosophie speciell das Streben nach Auflösung der Probleme, welche thatsächlich vorliegen, und der Widersprüche, welche in den Begriffen, mit denen wir die Welt der Erscheinungen auffassen, sich finden. Die Ausdrücke S. und spekulatives Wissen haben übrigens in den verschiedenen philosophischen Schulen eine verschiedene Bedeutung, indem man darunter bald ein streng begriffsmäßiges (wissenschaftliches) Denken und Erkennen, bald ein Denken nach durchgreifender schulmäßiger Methode, bald die philosophische Feststellung der ersten Thatsachen des Erkennens überhaupt, bald ein von vernünftigem Reflektiren abweichendes visionäres Schauen überirdischer Dinge versteht. In letzterer Bedeutung nahmen die S. zuerst die Neuplatoniker auf, u. neuerlich wurden besonders in Schellings Schule dahin zielende Lehren verkündigt. Die hegelsche Schule versteht unter S. dasjenige Denken, welches streng methodisch alle Gegensätze und Widersprüche in den Begriffen in höhere Einheiten aufzulösen sucht. Herbart stellt der spekulativen Philosophie die Aufgabe, die in der Erfahrung enthaltenen Widersprüche darzulegen und mittelst künstlicher Bearbeitung der Begriffe zu beseitigen. Aller S. muß als allein sichere Basis die Untersuchung der Art und Weise, wie Erfahrungserkenntnisse überhaupt in uns entstehen, zu Grunde gelegt werden, wie auch der Werth der verschiedenen spekulativen Methoden sich nach dem Grade richtet, bis zu welchem jene Untersuchung mit ihren Resultaten gediehen ist. Im Handel ist S. das sorgfältige Achten auf solche Umstände, welche das Steigen oder Fallen einer Waare zur Folge haben.

Spello, Stadt im Kirchenstaat, Delegation Perugia, nordwestlich von Foligno, mit alten Kirchen (Dom und St. Andrea, beide mit Gemälden), vielen Alterthümern (Porta Veneris), Grabmal des Properz, altem Thor und 2000 Einw.; ward oft von Erdbeben heimgesucht.

Spelt (Spelz, Dinkel, Dinkelweizen, Triticum Speita *L.*), Pflanzenart aus der Gattung Weizen, kenntlich an der zusammengedrückten Aehre, den 2samigen, selten 3samigen, locker übereinanderstehenden Aehrchen, dem sehr harten, abgestumpften, stark zusammengedrückten, mit mehreren erhabenen Streifen versehenen Balg und den ovalen, rundlichen, abgestumpften, bei der Reife nicht aus den Spelzen fallenden Samen, eine besonders für Südeuropa, auch für Süddeutschland wichtige Getreideart, die ein vortreffliches Mehl liefert. Varietäten sind: der weiße Grannendinkel, Grannenspelt, Dinkelkorn, mit länglichen, bauchigen, graulichen, weißen, mehr mehligen als glasigen Samen, ohne Zweifel die Grundform der sämmtlichen Dinkelspielarten, wächst wild auf Bergen bei Hamadan in Persien und wird in Deutschland, Frankreich, Spanien u. Italien, meist zufällig gemischt, unter den ungegrannten Dinkelformen kultivirt; der rothe Grannendinkel, bis jetzt nur versuchsweise auf Feldern im südlichen Deutschland vorkommend; der blaue Grannendinkel, mit bläulicher Aehre, ist sehr empfindlich und eignet sich nicht für Deutschland; der weiße Dinkel, weißer Winterspelz, Winterkorn, findet sich hauptsächlich am Mittelrhein im Odenwalde, in Frankreich, in Würtemberg und in der Schweiz als dominirende Winterfrucht und bildet den Hauptartikel der süddeutschen Fruchtmärkte; der weiße Sommerdinkel, Sommerkorn, Sommerspelz, entsteht durch öfteres Aussäen aus der vorigen Varietät und wird in der Gegend von Ulm, in Würtemberg und hie und da in den Rheingegenden, jedoch meist nur aushülfsweise, kultivirt; der rothe Dinkel, Winterspelz, mit rothbräunlichen Aehren, ist am Bodensee, bei Zürich ꝛc. Hauptwinterfrucht. Als einer Weizenart ist dem Dinkel jeder Boden willkommen, der dem Weizen angemessen ist; er begnügt sich aber auch mit einem Boden, der für diesen zu kraftlos, zu leicht oder zu trocken ist. Auf schwerem Boden gewährt der Dinkel mehr Stroh, auf leichterem, besonders kalkhaltigem Boden wird sein Korn besser, mehlreicher, die Hülse dünner. Jede Frucht, mit Ausnahme vielleicht des Weizens, mag auf ihn folgen, und da er ein verspätetes Säen verträgt, so mag er auch nach jeder anderen Frucht folgen. Die Saatzeit ist die des Weizens, gewöhnlich 8 Tage vor oder 8 Tage nach Michaelis. Besonderen Krankheiten ist der Dinkel nicht unterworfen, dem Brande weit weniger als der Weizen. Man schneidet ihn in der ersten Hälfte des August, wenn der Halm weiß ist, sollte auch die Aehre noch nicht ganz reif seyn. Das Geschnittene reift in den Schwaden oder Gelagen bei gutem Wetter nach und die Güte des Korns gewinnt dabei. Er kann, so wie er vom Felde kommt, gedroschen

werden und läßt sich auf dem Boden Jahre lang gut aufbewahren, weil sein Korn in der Hülse sitzen bleibt. Einen besonderen Werth hat der S. als Graupenfrucht.

Spencer, 1) **George John, Graf von**, berühmter Bibliophile, geboren am 1. September 1758, Sohn des Barons S., der 1761 zum Viscount Althorp und 1765 zum Grafen S. ernannt wurde, erhielt seine Bildung auf der Universität Cambridge und bereiste dann einen großen Theil von Europa. Nach seiner Rückkehr trat er ins Parlament und ward 1780 nach dem Tode seines Vaters Mitglied des Oberhauses. Einer Whigsfamilie angehörend, stand er auf Seiten der Opposition, bis die Schrecken der französischen Revolution ihn bewogen, den Ministern beizutreten. Im Jahre 1794 zum ersten Lord der Admiralität ernannt, bekleidete er diesen Posten bis 1800, zog sich 1801 mit Pitt zurück, wurde aber in Fox' u. Grenville's Ministerium einige Zeit wieder als Staatssekretär des Innern angestellt. Seitdem betheiligte er sich nicht mehr an Staatsgeschäften und † den 10. Nov. 1834. Den Grund zu seiner weltberühmten Bibliothek legte er 1789 durch den Ankauf der Sammlungen der Grafen von Rewiczki, die er mit fürstlichem Aufwand vermehrte. Der größere Theil derselben, 45,000 Bände, ist auf seinem Stammsitze Althorp in Northamptonshire, einige Meilen von London, aufgestellt; der kleinere Theil befindet sich in London. Sie ist besonders reich an den ältesten Erzeugnissen der Buchdruckerkunst und ersten Ausgaben der Klassiker, wie aus Dibdins „Bibliotheca Spenceriana" (4 Bde., London 1814) zu ersehen ist, einem Prachtkatalog, der eine Menge Kupferstiche, Holzschnitte und Facsimile's, erläuterte Beschreibungen von 1009 Inkunabeln und vielen anderen, bisher völlig unbekannten Drucken enthält. Der Katalog der rewiczki'schen Sammlung erschien Berlin 1794. S. ist auch der Gründer einer reichen Gemäldesammlung, welche Dibdin im 1. Bande seines Werkes „Aedes Althorpianae" (2 Bde., London 1822) beschreibt. Im 2. Bande dieses Werkes findet man als Nachtrag zu der „Bibliotheca Spenceriana" eine genaue Beschreibung der kostbarsten alten Druckwerke, welche S. in den Jahren 1815—22 noch gesammelt hatte.

2) **John Charles, Graf von S.**, britischer Staatsmann, bekannter unter dem Namen **Lord Althorp**, ältester Sohn des Vorigen, geboren den 30. Mai 1782, erhielt nach Vollendung seiner Studien zu Cambridge 1803 einen Sitz im Unterhause und fungirte unter Fox' und Grenville's Verwaltung als einer der Lords des Schatzes. Auch er hielt zu den Whigs und bewies sich als eifriger Verfechter aller von dieser Partei damals und später ausgehenden Reformvorschläge. Im Ministerium Grey (1830) erhielt er das Kanzleramt der Schatzkammer. In allen finanziellen und staatswirthschaftlichen Fragen galt er als Autorität. Während seiner 4jährigen Verwaltung verminderte er durch strenge Ordnung und weise Sparsamkeit die Staatsausgaben um mehr als 2, die Steuern um fast 5 Millionen Pfd. St. Er war es auch, der am 2. Febr. 1833 dem Unterhause die irische Kirchenreformbill vorlegte, welche der Appropriationsklausel wegen im Kabinet selbst eine Spaltung hervorrief. Als er durch den Tod seines Vaters Mitglied des Oberhauses ward, mußte er sein Schatzkanzleramt niederlegen. Seitdem nahm er kein Staatsamt mehr an und widmete sich mit Eifer landwirthschaftlicher Beschäftigung. Sein Uebertritt zu der Anti-Cornlawleague ward von dieser mit Jubel begrüßt. Doch erlebte er den Sieg der von dieser verkündigten Principien nicht mehr, indem er schon den 1. Okt. 1845 auf seinem Landgute Wiseton-Hall in Yorkshire †. Titel und Güter gingen auf seinen Bruder **Frederick**, vierten Grafen von S., über. Derselbe trat in den Marinedienst, war unter dem Ministerium Russell vom Juli 1846 bis September 1848 Lord-Oberkammerherr, avancirte 1852 der Anciennetät nach zum Kontreadmiral und übernahm Anfangs 1854 als Nachfolger des Herzogs von Norfolk das Amt eines Lord-Steward. Ein jüngerer Bruder, **George S.**, geboren den 21. Sept. 1799, ward anglikanischer Geistlicher, trat aber zum Katholicismus über und, in Rom zum Priester geweiht, als Pater Ignatius in England und Irland als Missionsprediger auf, † 1847.

3) **William Robert S.**, entfernter Verwandter der Vorigen, geboren 1770, übersetzte Bürgers „Lenore", lieferte darauf die Lustspiele „Urania or the illuminé" (1802), „The year of sorrow" (1804) und „Poems" (1811). Er † zu Paris den 23. Okt. 1834. Gesammelt erschienen seine Werke 1835.

Spener, Philipp Jakob, der Stifter des Pietismus, geboren am 13. Jan. 1635 zu Rappoltsweiler im Oberelsaß, wo sein Vater Rath u. Registrator des Grafen von Rappoltstein war, besuchte kurze Zeit das Gymnasium zu Kolmar und widmete sich dann zu Straßburg seit 1651 theologischen Studien. Im Jahre 1654 ward er Führer der Prinzen Christian und Ernst Johann Karl von der Pfalz und hielt gleichzeitig philosophische und historische Vorlesungen. In den Jahren 1659—62 besuchte er zu seiner weiteren Ausbildung die Universitäten Basel, Tübingen, Freiburg, Genf und Lyon. In letzterer Stadt erweckte der Jesuit Menestrier S.s Interesse für die Heraldik, und Früchte seiner darauf bezüglichen Studien waren das „Theatrum nobilitatis Europaeae" (1668), der „Commentarius historicus in insignia domus Saxonicae" (1668), die „Historia insignium illustrium" (1680) und die „Insignium theoria" (1690), welches letztere Werk in Deutschland die wissenschaftliche Behandlung der Heraldik zuerst begründete. In Straßburg setzte S. dann seine akademischen Vorlesungen fort, wurde 1663 Freiprediger, 1664 Doktor der Theologie und erhielt 1666 das Amt eines Seniors der Geistlichkeit in Frankfurt a. M. Als solcher begann er, durchdrungen von dem Gefühle, daß man in Gefahr stehe, das christliche Leben über dem Buchstabenglauben zu verlieren, seit 1670 in seinem Hause mit Einzelnen aus der Gemeinde Versammlungen (collegia pietatis) zu halten, um in der Form gegenseitiger Mittheilung zwischen Lehrern und Gemeindegliedern den Zweck alles Predigens vollständiger zu erreichen. Seine reformatorischen Ansichten vom Kirchenthume sprach er in Schriften aus, namentlich in seinen „Pia desideria oder

herzliches Verlangen nach gottgefälliger Besserung der wahren evangelischen Kirche" (Frankf. 1675; neu herausgegeben von Feldner, Dresden 1846) und in seiner „Allgemeinen Gottesgelahrtheit aller gläubigen Christen und rechtschaffenen Theologen" (Frankf. 1680), wozu später noch seine „Theologischen Bedenken" (Halle 1700 ff., 4 Bde.) kamen. Aber bie aus seiner, auf richtigere Begriffe von Religion gegründete Bestimmung des Wesens der Theologie folgerecht hervorgehende Verminderung des religiösen Werthes der Schulgelehrsamkeit und des Ansehens der Glaubenssymbole in Verbindung mit der Geringachtung des bloß äußerlichen Ritus und der Zuziehung der Gemeindeglieder zu engerer thätiger Theilnahme an der vom Seelsorger geleiteten Erbauung u. a. bewirkte, daß die gelehrten Theologen alten Styles fast einmüthig gegen S. auftraten, nach der Streitart dieser Zeit nicht die ganze Richtung bekämpfend, sondern eine Menge einzelner Irrthümer rügend, über die sich ein kleinliches Gezänk erhob, in das man die fürstlichen Gerichte hineinzog. Seit 1686 Oberhofprediger in Dresden, konnte S. in diesem Lande, das seit der Konkordienformel und Unterdrückung der melanchthonschen Schule ein Hauptsitz der scholastischen Orthodoxie war, nur wenig wirken. Als er daher noch obendrein wegen seiner Sittenzensur des Hofes bei dem Kurfürsten Johann Georg III. in Ungnade fiel, ging er 1691 als Propst und Inspektor der Kirche zu St. Nikolai und Assessor des Konsistoriums nach Berlin. Die Menge seiner Anhänger vermehrte sich mit jedem Jahre, und die von ihm ausgegangene pietistische Richtung erhielt jetzt auch eine Pflanzschule in der vom Kurfürsten Friedrich III. von Brandenburg 1694 gestifteten Universität Halle, deren theologische Lehrstellen mit Spenerianern besetzt wurden, unter denen auch der Stifter des Waisenhauses A. H. Francke war. Dies reizte aber S.s Gegner noch mehr; namentlich ließ die theologische Fakultät zu Wittenberg (1695) durch den Professor Deutschmann 264 Irrthümer S.s zusammenstellen, und letzterem gelang es nicht, durch seine „aufrichtige Uebereinstimmung mit der augsburgischen Konfession" die Gegner zu beschwichtigen. Selbst nach seinem Tode (5. Febr. 1705) wurde der Streit in höchst zahlreichen Schriften bis gegen die Mitte des Jahrhunderts fortgeführt. S. hat unstreitig das große Verdienst, die lutherische Kirche auf ihre großen Gebrechen hingewiesen, viele nachfolgende Theologen von dürrer Scholastik auf das praktisch-religiöse Streben hingeführt und besonders auch durch seine Vorträge u. Schriften für die Verbesserung der öffentlichen Religionsvorträge ungemein wohlthätig gewirkt zu haben. Ein vollständiges Verzeichniß seiner Schriften findet sich in Gleichens „Annales ecclesiastici" (Dresden 1730, 2 Thle., S. 468 ff.). Vergl. Hoßbach, Ph. J. S. und seine Zeit, Berlin 1828, 2 Bde.; Wildenhahn, Ph. J. S., Leipz. 1842, 2 Bde.; Thilo, S. als Katechet, Stuttg. 1847.

Spenser, Edmund, berühmter englischer Dichter, geboren zu London 1553, stammte aus einer alten Familie in Northamptonshire, studirte von 1569 an im Pembrokekollegium zu Cambridge und erwarb sich durch ein ländliches Gedicht „Shepherd's calendar" die Gunst des einflußreichen Sir Philipp Sidney, auf dessen Empfehlung er zum Sekretär bei dem zum Statthalter von Irland ernannten Lord Grey ernannt ward, den er 1580 dahin begleitete. Vergeblich bewarb er sich nach seiner Rückkehr nach England 1582 um eine Stelle am Hofe und nahm davon Veranlassung, die Hofkabalen und Ränke in einem Gedichte „Mother Hubbards tale" mit Kraft und Wahrheit zu schildern. Erst 1586 wurde ihm zur Belohnung für seine Dienste ein Landgut in der Grafschaft Cork verliehen, wohin er sich zurückzog. Hier schrieb er den größten Theil seines umfangreichen Gedichts „The fairy Queen", wovon die 6 ersten Bücher bis 1596 im Druck erschienen, die 6 letzten aber nur in Bruchstücken veröffentlicht wurden. Bei dem Aufstande der Iren von 1598 unter Lord Tyrone richtete sich die Volkswuth auch gegen S., der als Sheriff von Cork sich Bedrückungen und Ungerechtigkeiten erlaubt haben sollte. Schloß Kilcolman, sein Wohnort, wurde überfallen, und S. und seine Familie entkamen mit Noth, bis auf ein Kind, das in den Flammen des Hauses umkam. Er ging darauf nach London, wo er am 16. Juni 1599 †. Seine Ueberreste wurden in der Westminsterabtei beigesetzt, wo ihm die Gräfin Dorset ein Monument errichtete. Außer den genannten Produkten lieferte er Sonette, Hymnen und allegorische Hirtengedichte, an denen besonders Gewandtheit der Sprache und harmonischer Versbau zu rühmen sind. Sein Ruhm gründet sich aber hauptsächlich auf seine „Fairy Queen", ein allegorisches Heldengedicht zum Preise der 12 Tugenden, das sich durch fruchtbare und glänzende Phantasie, große Kraft der Darstellung, Mannichfaltigkeit der Charaktere und malerische Schilderungen auszeichnet. Das Versmaß, in dem es abgefaßt, ist die von ihm erfundene und nach ihm benannte Spenserstanze, welche die italienische Stanze am Schluß noch um einen Hexameter vermehrt. In seiner „Elegy of Astrophel" setzte er seinem Gönner Sidney ein Denkmal. S.s Werke wurden am besten herausgegeben von Hughes (London 1751, 6 Bde.; 1778, 8 Bde.), Todd (das. 1805, 8 Bde.), Aikin (das. 1843, 5 Bde., 1845, 1 Bd.), Mitford (das. 1852, 5 Bde.) und Routledge (das. 1853). Vergl. Warton, Observations on the Fairy Queen, London 1782; Craik, S. and his poetry, das. 1846, 3 Bde.

Speransky, Michael, russischer Staatsmann, geboren 1771 im Gouvernement Wladimir, Sohn eines Geistlichen, besuchte die geistliche Akademie zu Petersburg, wo er sich besonders mathematischen Studien mit solchem Erfolge widmete, daß er schon im 21. Jahre eine Professur der Mathematik und Physik bei jener Akademie erhielt, die er bis 1797 bekleidete. Von Alexander kurz nach seiner Thronbesteigung 1801 zum Staatssekretär beim Reichsrathe ernannt, entwickelte S. in dieser Stellung außerordentliches Talent und Umsicht. Er verfaßte die wichtigsten Staatsschriften jener Periode, organisirte 1802 das Ministerium des Innern neu und trat 1808 an die Spitze der Gesetzeskommission, welche ihm einen festeren und folgerechteren Geschäftsgang

verdankt; ingleichen wurde er mit der Organisation des Reichsraths beauftragt und beendete auch diese Obliegenheit zur vollen Zufriedenheit des Kaisers, in dessen Gunst er mit jedem Jahre stieg. Im Jahre 1808 wurde er Kollege des Justizministers und Staatsrath und 1809 wirklicher geheimer Rath. Während aber sein Einfluß immer mehr zu steigen schien, arbeiteten geheime Feinde an seinem Sturz. Es gelang ihnen, S. beim Kaiser zu verdächtigen, und jener wurde zuerst nach Nishnei-Nowgorod, dann nach Perm in die Verbannung geschickt. Im Jahre 1814 gestattete man ihm, ein kleines Landgut 25 Meilen von Petersburg zu beziehen. Hier widmete er seine Zeit der Erziehung seiner Tochter, dem Landbau und den Wissenschaften, als er unerwartet in den Staatsdienst zurückberufen wurde. Er erhielt das Gouvernement der Provinz Pensa und 1819 das Generalgouvernement von Sibirien. In letzterer Stellung wirkte er für das Schicksal der Verbannten und Angesiedelten zwei Jahre hindurch sehr segensreich, bis er im März 1821 nach 9jähriger Abwesenheit von Petersburg mit allen Beweisen der Huld vom Kaiser Alexander am Hofe wieder aufgenommen und zum Mitglied des Reichsraths ernannt wurde. Auch beim Kaiser Nikolaus stand S. in hoher Gunst, und seiner Sorgfalt wurde die Sammlung des russischen Gesetzbuches, welche der Kaiser anbefahl, anvertraut. Während dieser Arbeit schrieb er sein gediegenes Werk, wovon eine französische Uebersetzung unter dem Titel: „Précis des notions historiques sur la réformation du corps de lois russes etc." (Petersb. 1833) erschien. Er † zu Petersburg am 23. Febr. 1839, nachdem er kurz zuvor in den Grafenstand des russischen Reichs erhoben worden war.

Sperber (Accipiter), neuerlich aufgestellte Gattung von Tagraubvögeln, welche den Habichten sehr gleichen und sich von diesen vornehmlich durch die längeren und dünneren Läufe unterscheiden. Der Schnabel ist kurz und in der Mitte des Oberkieferrandes mit einem Zahn versehen, die Nasenlöcher sind länglich-oval, die Läufe hoch, dünn, glatt, geschildet und die Zehen sehr ungleich. Am bekanntesten ist der gemeine S. oder Finkenhabicht (A. nisus *L.*, Finkenstößer), 1 Fuß bis 1 Fuß 5 Zoll groß, mit gelben Füßen u. gelber Wachshaut, oben blaugrau, an der Kehle weiß, an den Wangen und Halsseiten rosenroth, an Brust und Bauch auf weißem Grunde schmal wellenförmig gebändert, am aschgrauen Schwanz mit 5 braunen Querbinden gezeichnet, übrigens in der Färbung sehr variirend, namentlich das Weibchen weit minder lebhaft gefärbt, und die Jungen von so frembartigem Aussehen, daß sie für eine besondere Art gehalten worden sind. Dieser gierige und muthige Raubvogel ist über Europa, Asien und Afrika verbreitet, fehlt nur im hohen Norden und ist in Deutschland ein allenthalben gemeiner Strich-, Stand- oder Zugvogel, welcher kleineren Vögeln, besonders Sperlingen sehr nachstellt. Früher, wie noch jetzt in Rußland, richtete man ihn zur Beize auf Wachteln u. Rebhühner ab. Der Singsperber (A. musicus *Vaill.*) lebt in Afrika und ist der einzige mit angenehmer Stimme begabte Raubvogel.

Spergel (Spörk, Spergula), Pflanzengattung aus der Familie der Caryophylleen, charakterisirt durch einen fünfblättrigen Kelch, die 5 weißen Blumenblätter, 5 oder 10 Staubgefäße, 5 Griffel und eine fünfklappige Kapsel mit vielen runden, ringsum geflügelten Samen, einjährige, zweigabelig- oder wirtelig-ästige Kräuter mit lineal-fädlichen, büschelig-wirteligen Blättern mit trockenhäutigen Nebenblättern und Blüthen in endständigen ausgespreizten Dolden. Der Ackerspergel (S. arvensis *L.*, Spark, Knöterich), ein 1—2 Fuß hohes Kraut auf Sandboden durch ganz Europa, mit gebüschelt-quirligen, oberseits konvexen, unterseits mit einer Furche durchzogenen Blättern, nach dem Verblühen herabgeschlagenen Blüthenstielen und kugelig-linsenförmigen Samen, kommt in drei Spielarten: S. sativa *Koch*, mit sammetschwarzen, kahlen Samen, S. vulgaris *Koch*, mit Samen mit weißlichen, zuletzt bräunlichen Würzelchen, und S. maxima *Koch*, mit dreimal so großen Samen, vor. Letztere Spielart hat sich im dürren Sandboden als gute Futterpflanze bewährt, die sowohl grün als gedörrt verfüttert werden kann. Der kurzen Zeit seiner Vegetation wegen (8 Wochen) läßt sich der S. nicht bloß als Nachfrucht säen, sondern auch zwischen zwei unmittelbar auf einander folgende Wintergetreideernten im Herbst einschalten, ohne daß die neu zu säende etwas dadurch verliert. Hinsichtlich der Qualität des Nahrungsstoffes endlich ist er dem Klee und Herbstgras um Vieles vorzuziehen. Der Same, auf einer Oelmühle zermalmt, gibt ein treffliches Pferdefutter ab, doch wird derselbe nur, wenn er im Frühjahr ausgesäet wird, reif.

Sperling (Passer, Pyrgitta *C.*, Spatz), Vögelgruppe aus der Gattung Finken, charakterisirt durch einen starken, dicken, kegelförmigen Schnabel mit schwach gebogener, abgerundeter Firste, kurze Füße mit schwachen Krallen, abgerundete kurze Flügel u. einen kurzen, abgestutzten od. wenig ausgeschnittenen Schwanz. Am bekanntesten u. verbreitetsten ist der Haussperling (P. domesticus *L.*). Derselbe ist an den Wangen weiß, in der Ohrengegend blaßgrau, die Flügel sind mit einer gelblichweißen Querbinde gezeichnet, die größeren Federn rostfarbig gerandet, die Kehle ist schwarz, die Mitte des Scheitels graubraun. Das Weibchen ist am Kopf u. an der Kehle grau und hat einen blaßgrangelben Streifen über dem Auge. Der Hausspatz ist ein $6^1/_4$ Zoll großer Standvogel, welcher sich fast in ganz Europa, sowie in Asien und Nordafrika findet, ursprünglich aber nur auf einen kleinen Bezirk am Mittelmeere beschränkt gewesen zu seyn scheint. Nach Gloger soll er erst mit dem Weizen- und Gerstenbau der römischen Kolonien nach Deutschland gekommen und von da mit dem Getreidebau nach Norwegen und Sibirien verbreitet worden seyn. An der Lena erschien er 1710, am Obi 1735, im unangebauten Kamtschatka fehlt er noch jetzt. Er variirt in der Färbung sehr und kommt manchmal ganz schwarz vor. Er brütet jährlich dreimal u. richtet auf Getreide- und Erbsenfeldern beträchtlichen Schaden an, nützt aber in Obstgärten durch Vertilgung schädlicher Insekten und deren Eier, die er aus den Blüthenknospen hervorholt, mehr als

er schadet. Nach Bradley's Beobachtung sammelte ein einziges Sperlingspaar für seine Jungen etwa 3300 Raupen wöchentlich. Unverständiges Ausrotten der S.e hat sich stets durch außerordentliches Ueberhandnehmen schädlicher Insekten bestraft. Der Baum- oder Feldsperling (P. montana L.) ist in der Ohrengegend schwarz, an den Flügeln mit 2 rein weißen Querbinden gezeichnet, Kehle und Zügel und ein mondförmiger Fleck an den Wangen sind schwarz. Er ist 6 Zoll groß und bewohnt fast ganz Europa, sowie Asien bis China und Japan und findet sich in Deutschland als Standvogel eben so häufig als der Haussperling, aber mehr im Freien und nur im Winter in Städten und Dörfern. Der Steinsperling oder Graufink (P. petronia L.) hat graue Wangen und über den Augen einen weißlichen Streifen, an der Kehle einen gelben Fleck, einen schwarzbraunen Oberkopf, graue Schwanzfedern, die an der Innenfahne am Ende mit einem weißen Fleck gezeichnet sind, und im Uebrigen lerchenfarbiges Gefieder. Er ist 6—7 Zoll groß u. bewohnt Südeuropa, von wo er einzeln und selten nach Deutschland kommt.

Sperlingsvögel (Passeres), s. v. a. Singvögel.

Spermatozoen, Samenthierchen, Samenfäden, s. Samen.

Spes, römische Personifikation der Hoffnung, ursprünglich als Naturgöttin verehrt, später häufig mit Venus verbunden erscheinend, in den Kaiserzeiten als Glücksgöttin ehelicher Eintracht wegen gehofften Ehesegens mit einem Füllhorn versehen und bald mit Fortuna, mit Virtus u. Victoria, bald mit Nemesis verknüpft, ward dargestellt als ein schlankes Mädchen, auf den Zehen leicht hinschwebend, das lange Gewand mit der herabgesenkten Linken etwas lüftend, in der Rechten eine Lilie oder Granatblüthe oder Kornähren oder ein Gefäß tragend, mit breit über den Rücken herabfallenden Haaren, zur Seite die Krähe.

Spessart (Speßhart, schon im Nibelungenlied als Spechteshart, d. h. Spechtswald, genannt), Waldgebirge im westlichen Deutschland, liegt innerhalb des Bogens, welchen der Main von der Mündung der fränkischen Saale und der Sinn bei Gmünd bis zur Mündung der Kinzig bei Hanau macht, und wird im Norden durch die Kinzig vom Vogelsgebirg u. im Nordosten durch die Sinn von der Rhön geschieden. Seine äußersten Verzweigungen erstrecken sich bis gegen Salmünster, Schlüchtern und Brückenau hin. Größtentheils zum bayerischen Regierungsbezirk Unterfranken und Aschaffenburg, zum Theil auch zur kurhessischen Provinz Hanau gehörig, wird er von etwa 80,000 Menschen bewohnt. Er erscheint als waldiges Massengebirg mit abgerundeten, wenig über die Gesammthöhe sich erhebenden Kuppen. Der Hauptrücken zieht sich von Süden, Miltenberg gegenüber, 10 Meilen lang nach Norden bis zur Quelle der Aschaff in der Gegend von Schlüchtern u. steigt zu einer Höhe von 1400 bis 1800 Fuß an. Hier ist der Engelsberg zu erwähnen, der auf seiner ziemlich steilen Höhe ein Kapuzinerkloster hat und eine schöne Umsicht darbietet, besonders aber der 1900 Fuß hohe Geiersberg, die höchste Erhebung des ganzen Gebirgs, nördlich vom Rohrbrunnerpaß, durch welchen die Straße von Aschaffenburg in südöstlicher Richtung nach Würzburg führt, während die bayerische Eisenbahn das Gebirg weiter nördlich von Aschaffenburg ostwärts nach Gmünd durchschneidet. Die Hauptmasse des S.s besteht, wie beim nahe gelegenen Odenwald, aus Granit, Gneis u. Glimmerschiefer mit aufgelagertem, rothem u. geflecktem Sandstein. Seine Bevölkerung drängt sich in die Thäler zusammen. An den untern Abhängen bebaut, ist er auf den Höhen mit dichter Waldung bedeckt, die meist aus trefflichen Eichen und Buchen mit wenigen Birken und Nadelbäumen bestehen. Das ganze vom Wald eingenommene Areal beträgt $20^{3}/_{5}$ □Meilen. Die Eichen, von denen sich oft welche von 125 Fuß Länge mit einer Schaftreine von 80 Fuß finden, bilden einen bedeutenden Handelsartikel. Im Ganzen bietet der östliche Theil höhere, steilere und rauhere Höhen dar, als der westliche. Der äußere Saum längs des Mains, namentlich im Westen, wird als Vorspessart, das innere, aus dicht zusammenschließenden Bergen bestehende Waldgebirg, welches keine breite Bergebene aufweist, als Hochspessart, die plateauartige Absenkung gegen die Kinzig und Kahl hin, welcher auch den sogenannten orber Reisig, mehre mit Eichengebüsch bedeckte Anhöhen, bis zur Stadt Orb umfaßt, als Hinterspessart bezeichnet. Im Hochspessart gedeihen von Ackerfrüchten nur Sommerfrüchte, im Vorspessart aber neben trefflichem Getreide u. Gemüse auch guter Wein. Die Bewohner beschäftigen sich viel mit Verarbeitung des Holzes, namentlich zu Faßtauben. Auch treiben sie Bergbau auf Kobalt, Eisen und Kupfer. Das bedeutendste Eisenhammerwerk ist der Höllhammer bei Wintersbach. Eine ergiebige Saline ist zu Orb in Betrieb, Glashütten zu Weibersbrunn, Einsiedelhof, Kahl und Emmerichsthal. Als höchste Punkte sind außer den schon genannten noch anzuführen: die Hockenhöhe bei Schollbrunn, 1800 F. hoch, der Sandthurm, der gebrannte Berg und die Geishöhe, sämmtlich über 1600 Fuß hoch. Unter den zahlreichen Bächen des S.s sind die Sinn, Lohr, Hafenlohr, Elsava, Aschaff, Bieber und Kahl die ansehnlichsten und zur Kurzholzflößung geeignet, während der Main gute Gelegenheit zur Ausfuhr von Langholz darbietet. Der größere Theil des S.s ist in herrschaftlichem Besitz, der kleinere Gemeinde- und Privateigenthum. Vgl. Behlen, Der S., Lpz. 1823—27, 3 Bde.; Klauprecht, Forstliche Statistik des S.s, Aschaffend. 1826.

Spes succedendi (lat.), die Hoffnung, Jemandem im Amte nachzufolgen; daher: enm spe succedendi Einem substituirt werden, s. v. a. die gewisse Anwartschaft der Nachfolge in dessen Amte bekommen.

Speusippus, griechischer Philosoph, Schwestersohn des Plato, geboren zwischen 395 u. 393 v. Chr., ward, dem alternden Plato eine Stütze, von diesem zu einem seiner Testamentsvollstrecker bestimmt und trat nach dessen Tode (347 v. Chr.) an seine Stelle in der Akademie, zog sich aber nach 8 Jahren, durch Abnahme der physischen Kraft bewogen, wieder zurück. Aus Lebensüber-

druß machte er zuletzt seinem Leben freiwillig ein Ende (jedenfalls vor 334 v. Chr.). In seiner Lehre sich im Ganzen eng an Plato anschließend, soll er nur darin von ihm abgewichen seyn, daß er zwei Kriterien der Wahrheit, eins für das Denkbare und eins für das sinnlich Wahrnehmbare, aufstellte. Seine zahlreichen Schriften sind sämmtlich verloren gegangen.

Spey, Fluß in Schottland, Grafschaft Inverneß, entsteht aus einem kleinen gleichnamigen See, fließt nordöstlich in die Grafschaft Elgin, begrenzt zum Theil dieselbe gegen die Grafschaft Banff und mündet unterhalb Fochabers in die gleichnamige Bai im Murraygolf. Nebenflüsse sind Trimm und Aven rechts, Dulnain links.

Speziale, Jacopo, ein verworfenes Werkzeug der Gewalt, um 1760 zu Borgetta bei Palermo geboren, war der Sohn eines Bauern und sollte nach des Vaters Wunsche studiren. Durch kriechendes Wesen erlangte er einen kleinen Posten bei der Corte pretoriana zu Palermo, schmeichelte sich, als der Hof nach Sicilien geflüchtet war, bei der Königin Karoline ein, galt bald für einen Todfeind der Franzosen und verfolgte alle Diejenigen, welche der Regierung verdächtig waren, aufs Heftigste. Dadurch erwarb er sich den Beifall des Ministers Acton, der ihn zum Richter über die Anhänger der Revolution machte; als solcher wüthete er aufs Furchtbarste mit Galgen und Schwert, seinen Schlachtopfern nicht einmal das Recht der Vertheidigung gönnend. Im Jahre 1799 wurde er Präsident der Staatsjunta und setzte als solcher sein blutiges Henkeramt fort. Obgleich er sich in Neapel durch seine Grausamkeit den Haß des ganzen Volkes zuzog, blieb er doch auf seinem Posten und flüchtete erst 1806 mit dem Hof nach Palermo, wo er 1813 in völliger Raserei †.

Spezzia, 1) (Spezia), Stadt im Königreich Sardinien, Generalintendanz Genua, Provinz Levante, im Hintergrunde des Golfs von S., welcher einen der größten und sichersten Häfen Italiens bildet, der durch zwei auf Felsspitzen errichtete Forts gedeckt wird, zählt 11,000 Einw. u. liefert vorzügliches Olivenöl. Oestlich davon liegen die Ruinen der alten Stadt Luna, von der der Golf Portus Lunae hieß. — 2) (Petza, türkisch Sulidscha), griechische Insel, an der Ostküste von Morea, am Eingang des Golfs von Nauplia, durch einen ½ Meile breiten Kanal von der südwestlichen Spitze von Argolis getrennt, ³/₄ □Meile groß, mit 15,000 Einw., meist Schiffern. Auf der Ostküste liegt die gleichnamige Hauptstadt mit guter Rhede und Hafen und 8000 Einw. Dabei die kleine Insel Spezzia-Poulo, im Alterthum Colonis, im Mittelalter Settepozzi genannt und denkwürdig durch den Sieg, den hier die Venetianer 1263 über die Griechen erfochten, und östlich Trikera, beide unbewohnt. S. hieß im Alterthum Tiparenus u. war lange bloß Sitz von Seeräubern. Erst im französischen Revolutionskriege wurde die Schifffahrt bedeutender u. die Insel zählte über 15.000 Einw. Im Aufstande der Griechen von 1821 stellte S. mit Hydra die meisten Schiffe u. tüchtigsten Matrosen. Der blühende Handel der Insel ward aber während der Insurrektion größtentheils vernichtet und die Bevölkerung durch ein furchtbares Blutbad decimirt.

Sphacelus (lat.), Brand, kalter Brand, s. Brand.

Sphäranthus (Ballblume), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, charakterisirt durch die in einen dichten, fast kugelrunden Knäuel zusammengehäuften, mehrblumigen Blumenköpfchen, ostindische und afrikanische Kräuter. Von S. cochinchinensis *Lour.*, auf Saatfeldern in China und Cochinchina, wird das gewürzhaft riechende und schmeckende Kraut als erweichendes und zertheilendes Mittel äußerlich gegen entzündliche Geschwülste und die Abkochung desselben als Gurgelwasser bei Halsaffektionen gebraucht. S. suaveolens *Dec.*, Polycephalus suaveolens *Forsk.*, am Nil und in Ostindien, findet sich des Wohlgeruchs wegen häufig in deutschen Gewächshäusern.

Sphäre (v. Griech.), s. v. a. Kreis, Umkreis, daher Geschäftskreis, Wirkungskreis, Denkkreis; in der Geometrie Kugeloberfläche; in der Astronomie die Himmelskugel, besonders in Bezug auf ihre Stellung gegen verschiedene Orte der Erdkugel und des scheinbaren Himmelsgewölbes. Man unterscheidet: gerade S. (Sphaera recta), bei welcher die Pole in den Horizont des Ortes fallen, der Aequator aber durch Zenith und Nadir geht, parallele S. (Sphaera parallela), in welcher die Pole in Zenith und Nadir fallen, der Horizont aber mit dem Aequator koincidirt, und schiefe S. (Sphaera obliqua), jede andere Stellung, in welcher der eine Pol über dem Horizont erhaben ist, der andere unter demselben liegt, der Aequator aber mit dem Horizonte einen schiefen Winkel bildet. Letztere hat für alle Orte der Erde Statt, die nicht im Aequator und in den Polen selbst liegen. Vgl. Globus.

Sphärenmusik, s. Harmonie der Sphären u. Pythagoras.

Sphärisch (v. Griech.), der Form nach einer Kugeloberfläche ähnlich.

Sphäristik (v. Griech.), Ballspiel (s. d.).

Sphärococcus (Kugelfruchtalge, Knopfalge), Algengattung, s. Algen.

Sphäroid (v. Griech.), ein Körper, dessen Durchschnitt mit jeder durch eine von drei auf einander senkrechten Axen gelegten Ebene eine Ellipse darstellt. Sind zwei jener Axen einander gleich, so erscheinen alle mit der Ebene derselben parallelen Durchschnitte als Kreise, alle durch die dritte Axe gelegten Durchschnitte aber als gleiche Ellipsen. Ein solches S. entsteht, wenn sich eine Ellipse um eine ihrer Axen dreht (Umdrehungs-, elliptisches S. oder Ellipsoid). Die Erde kann wegen ihrer an den Polen abgeplatteten Gestalt als S. der letzteren Art betrachtet werden, doch ist sie nach den neueren Beobachtungen wahrscheinlich kein vollkommen regelmäßiges.

Sphärometer (v. Griech.), Werkzeug, womit der Durchmesser einer Kugel gefunden wird, von deren Oberfläche nur ein kleines Stück gegeben ist.

Sphagneä (Sphagnaceae *Rchb.*, Torfmoose), Flechtenfamilie von eigen thümlichem Habitus, indem sie große, weiche und schwammige Polster von grünlichweißer, bläulich graugrüner

oder verblichen gelbgrüner, seltener (nnter Wasser) sattgrüner Farbe bilden. Der Stengel ist aufrecht, schlaff, im Wasser fluthend, mit wenigen aufrechten Hanptästen, aber zahlreichen, büschelig und seitlich gestellten, an den Enden verkürzten, aufrechten und kopfförmig zusammengedrängten Aestchen, einige Zoll bis über fußlang. Sie wachsen in stehenden und langsam fließenden Wassern, besonders in Torfgruben und Abzugsgräben, wie auch in Sümpfen, Torfmooren und an ähnlichen Orten und sind die nützlichsten aller Moose, indem sie oft große Strecken von sumpfigem Boden überziehen und sich allmählig in Torf verwandeln. Manchmal verfilzen sie sich so sehr in einander, daß sie Inseln in Teichen bilden, welche selbst Bäume tragen und vom Winde langsam hin- und hergetrieben werden. Auch kann man sie zum Ausstopfen von Polstern, Kissen und zum Ausfüttern der hölzernen Häuser gebrauchen.

Sphingodea, Schwärmer, s. Schmetterlinge.

Sphinx, Name kolossaler Steinbilder in Aegypten, gewöhnlich aus Granit oder Porphyr, mit dem Gesicht und der Brust eines Weibes, im Uebrigen von Löwengestalt, liegend, manchmal mit einem Bärtchen am Kinn, oder auch mit Widder- oder Sperberköpfen. Diese phantastischen Gebilde standen in Aegypten und im alten Griechenland am Eingange der Tempel und auch wohl in denselben, gleichsam als hielten sie Wache in Bezug auf Mysterien und die Bacchusfeier. Die bedeutendste unter allen in Rücksicht auf die Größe ist jene Memphissphinx, welche 300 Schritte östlich von der Kephrenpyramide steht. Von der ganzen Größe derselben hat man zwar keine Anschauung, da bis jetzt nur so viel ausgegraben ist, daß die Brust frei steht und man den männlichen Löwenrücken erkennen kann; aber einen Begriff davon gibt die Angabe des Plinius, wonach der Umfang des Kopfes 102 F., die Länge 113 F., die Höhe 63 F. betragen soll. Nur die Tatzen (57 F. lang, 8 F. hoch) waren angesetzt; der übrige Koloß war an Ort und Stelle ausgehauen. Kolonnen- und alleenweise aufgestellt, bildeten die S.e den Zugang zu den Tempelgebäuden; so führt z. B. von dem Thore von Luxor (bei Theben) zum Tempel eine über 7000 F. lange, 45 F. breite Allee von 1200—1400 S.en aus der Zeit des Königs Amenophis I. und anderer Herrscher. Diese S.e liegen auf Postamenten von mehr als Manneshöhe, haben Widderköpfe auf Löwenkörpern; die Vorderbeine sind vorwärts gestreckt, die Hinterbeine untergeschlagen; ein symbolischer Haarschmuck bedeckt Kopf, Rücken und Brust; unter dem Kopfe steht eine hermenartige Figur mit gekreuzten Armen und dem gehenkelten Kreuz in den Händen. Die Widderköpfe sollen sich auf Jupiter Ammon beziehen, dem der Tempel geweiht gewesen. Im Allgemeinen betrachtete man die S.e als die mystischen Hüter u. Schutzgeister der Tempel und Todtenwohnungen. Auch waren sie Symbole der Macht der Gewässer. Mannichfaltiger nach Gestalt und Bedeutung erscheint die S. in Griechenland. Ursprünglich ein geflügelter Löwenkörper mit Kopf u. Brust einer Jungfrau, wurde sie später von Dichtern und Künstlern in den abenteuerlichsten Gestalten dargestellt, z. B. als Jungfrau mit Brust, Füßen u. Krallen eines Löwen, mit Schlangenschweif, Vogelflügeln, oder vorn Löwe, hinten Mensch mit Geierkrallen und Adlerflügeln, und zwar nicht immer liegend, sondern auch in andern Stellungen. Berühmt ist die thebaische S. im böotischen Mythus, eine Räthsel aufgebende Jungfrau, Tochter des Typhon u. der Echidna, welche Jedem, der ihr nahte, das Räthsel aufgab: Welches Geschöpf geht am Morgen auf vier Füßen, am Mittag auf zweien, am Abend auf dreien? Wer es nicht lösen konnte, den tödtete sie. Oedipus deutete es richtig auf den Menschen, der als Kind auf Händen u. Füßen krieche, als Erwachsener aufrecht auf den Füßen gehe u. als Greis sich durch einen Stab stütze. Hierauf stürzte sich die S. vom Berg herab, oder Oedipus tödtete sie. Der mannichfaltigen Gestaltungen der S.e bemächtigte sich schon früh die Kunst zu verschiedenen Darstellungen; häufig erscheinen die S.e auf Münzen mit der Leier oder der Amphora oder mit kreuzweise gelegten Fackeln. Auch an altchristlichen Kirchen kommen die S.e manchmal vor.

Sphragis (gr.), Siegel.

Sphragistik (Siegelkunde), Hülfswissenschaft der Diplomatik, welche die Siegel zum Gegenstande der Untersuchung macht, indem sie nicht allein die darauf enthaltenen Darstellungen ꝛc., sondern auch deren Material, Anfertignug, Art der Anbringung ꝛc. in Betracht zieht. Zu diesem Zwecke werden Siegelsammlungen angelegt, welche theils in Originalsiegeln, theils in Abdrükken bestehen. Die brauchbarsten Werke über S. sind: Heineccius, De sigillis veterum, Erf. 1709, u. Manni, Sopra sigilli antichi, Flor. 1739.

Sphygmologie (gr.), Lehre vom Pulse.

Spiauter, s. v. a. Zink.

Spica (lat.), Aehre; daher spicatus, ährig, in eine Aehre zusammengestellt.

Spiccato (ital.), deutlich, in der Musik gebräuchlich, um einen solchen Vortrag der Töne zu bezeichnen, wobei jeder derselben deutlich vernehmbar erscheint.

Spicke, Pflanzengattung, s. Lavendel.

Spiegel, eine glatte Fläche, welche das Bild der Gegenstände zeigt, von denen Licht auf sie fällt. Ein vollkommener S., d. h. eine vollkommen glatte Fläche würde nur dergleichen Bilder zeigen, selbst aber nicht sichtbar seyn. Man unterscheidet ebene oder Planspiegel u. gekrümmte oder sphärische S. Auf einem ebenen S. wird der senkrecht einfallende Strahl, welcher Hauptstrahl genannt wird, in derselben Richtung zurückgeworfen; ein schief einfallender Strahl dagegen wird in der Weise zurückgeworfen, daß der Einfallswinkel, d. h. der Winkel, der von dem auffallenden Strahl und dem Hauptstrahl gebildet wird, gleich ist dem Reflexionswinkel, d. h. demjenigen Winkel, welcher von dem zurückgeworfenen Strahl und dem Hauptstrahl gebildet wird. Ebenso werden auch die von dem einfallenden u. von dem zurückgeworfenen Strahl mit der Ebene des S.s gebildeten Winkel einander gleich seyn und in einer und derselben Ebene liegen müssen. Verlängert man den Hauptstrahl und den schief einfallenden Strahl über die Spiegelebene hinaus, bis sie einander schneiden, so schneidet die

Verlängerung des reflektirten Strahls den verlängerten Hauptstrahl in einem Punkte, welcher eben so weit hinter dem S. liegt, als sich der strahlensendende Punkt vor dem S. befindet. Ein gegen den S. gewendetes Auge wird mithin von den reflektirenden Strahlen ganz eben so affiirt werden, als wenn dieselben von jenem hinter dem S. befindlichen Punkte ausgegangen wären, u. wird daher in diesem Punkte das Bild des leuchtenden Gegenstandes erblicken. Ueberhaupt muß sich dem vor dem S. befindlichen Auge in demselben ein Bild darstellen, welches mit dem leuchtenden Gegenstande gleiche Größe und Gestalt hat u. eben so weit hinter dem S. zu liegen scheint, als dieser vor demselben liegt. Wenn der Gegenstand der Ebene des S.s parallel ist, so gilt dies auch von dem Bilde; bildet der Gegenstand aber mit der Ebene des S.s einen Winkel, so bildet auch das Bild mit dem S. an der anderen Seite einen eben so großen Winkel. Daher werden in einem unter 45° gegen den Horizont geneigten S. die Bilder aufrechter Gegenstände wagrecht, die Bilder wagrechter Gegenstände aber aufrecht, und in einem wagrecht liegenden S., z. B. in der ebenen Oberfläche des Wassers, die Bilder aufrechter Gegenstände auf den Kopf gestellt erscheinen 2c. Alles dies gilt aber, streng genommen, nur von einem vollkommen ebenen S. Ist dagegen die Oberfläche eines S.s nicht frei von Erhebungen und Vertiefungen, wie dies selbst bei dem aufs Sorgfältigste polirten S. immer noch der Fall ist, so werden die einfallenden Strahlen zum Theil unregelmäßig und zum Theil mehr oder weniger genau so zurückgeworfen, daß der reflektirte und einfallende Strahl mit der Ebene des S.s gleiche Winkel bilden. Je vollkommener die Politur eines S.s ist, um so mehr überwiegen die regelmäßig reflektirten Strahlen die unregelmäßig reflektirten, und um so schärfer und deutlicher stellen sich die Bilder im S. dar. Schwach spiegelnde Flächen zeigen deutlichere Bilder, wenn die Strahlen von einem leuchtenden Gegenstande schief auf dieselben fallen, als wenn dies in senkrechter Richtung geschieht. Dies kommt daher, daß die senkrecht einfallenden Strahlen eben sowohl die Erhebungen, als die Vertiefungen einer unebenen Fläche treffen und deshalb bei der Zurückwerfung nach allen möglichen Richtungen zerstreut werden, während sehr schief auffallende Strahlen nur die Gipfel der Erhebungen treffen. Die vollkommensten S. sind die Metallspiegel; die gewöhnlichen Glasspiegel, welche bekanntlich an der hinteren Seite mit Zinnamalgam belegt sind, haben den wesentlichen Mangel, daß sie doppelte, auch wohl mehrfache Bilder geben. Diese entstehen nämlich dadurch, daß die auffallenden Strahlen sowohl von der vorderen, als auch von der hinteren Fläche des Glases zurückgeworfen werden. Diese Bilder decken einander, wenn der leuchtende Gegenstand und das Auge dem S. senkrecht gegenüber stehen, treten aber deutlich aus einander, wenn der leuchtende Gegenstand schmal ist und die Strahlen schief auf den S. auffallen und also auch nach dem Auge hin in schiefer Richtung reflektirt werden. Bei optischen Versuchen bedient man sich daher nur der Metallspiegel oder an der Rückseite geschwärzter Spiegelglasscheiben, welche letztere nur an der vorderen Fläche das Licht reflektiren, an der hinteren aber dasselbe absorbiren, jedoch eben deshalb, weil sie das auffallende Licht nur theilweise reflektiren, Bilder von geringerer Helligkeit geben und daher den Metallspiegeln weit nachstehen. Die härtesten Stoffe nehmen die vollkommenste Politur an; daher gibt von den Metallen der Stahl die besten S., welche aber an dem Uebelstande leiden, daß sie leicht rosten. Die edlen Metalle, Gold, Platin und Silber, sind theils zu kostbar, theils nicht hart genug, um eine vollkommene Politur anzunehmen. Man fertigt daher die Metallspiegel meist aus einer Komposition von Kupfer und Zinn oder Kupfer, Zinn und Zink, welche hinreichende Härte hat u. auch eine gute Politur annimmt. Wenn man 2 ebene S. einander parallel gegenüber stellt, so gibt ein zwischen ihnen befindlicher Gegenstand unzählige Bilder, in sofern jedes Bild in dem einen wieder ein Bild in dem andern hervorruft; diese vervielfachten Bilder werden jedoch immer schwächer, da bei jeder folgenden Reflexion Licht absorbirt wird, bis sie endlich gar nicht mehr wahrnehmbar sind. Bilden die Ebenen zweier S. einen Winkel mit einander, dessen Gradmaß in 360° ohne Rest aufgeht, z. B. n mal enthalten ist, so entstehen von einem zwischen den beiden S.n befindlichen Gegenstande in beiden zusammen n Bilder, von denen jedoch zwei in eins zusammenfallen. Man erblickt demnach n—1 Bilder von dem Gegenstande und außerdem diesen selbst, so daß man ihn also überhaupt n mal sieht. Geht dagegen das Gradmaß des Winkels in 360° nicht auf, sondern ist darin mehr als n-, aber weniger als (n + 1)mal enthalten, so ist die Anzahl der in beiden S.n erscheinenden Bilder nicht unbedingt n, sondern kann auch gleich n + 1 seyn, je nach der Lage des zwischen beiden S.n befindlichen Gegenstandes. Auf der Vervielfältigung der Bilder durch im Winkel zu einander gestellte S. entsteht das Kaleidoskop (s. d.).

Von den gekrümmten S.n sind besonders die sphärischen wichtig, deren Fläche einen Theil einer Kugelfläche darstellt. Man unterscheidet hier konkave oder Hohlspiegel u. konvexe S., je nachdem die hohle oder erhabene Seite polirt ist. Da die konvexen S. wenig Anwendung finden, so kommen hier nur die konkaven in Betracht. Bei einem solchen heißt der Mittelpunkt der Kugelfläche, von welcher der S. ein Theil ist, der Mittelpunkt der Krümmung, die Linie, welche durch diesen Mittelpunkt der Krümmung und die Mitte des S.s geht, die Axe des S.s. Ein in ihrer Richtung einfallender Strahl trifft senkrecht auf die Oberfläche des S.s u. wird daher in sich selbst zurückgeworfen. Dasselbe gilt von jedem andern durch den Mittelpunkt der Krümmung gehenden u. den S. treffenden Strahl. Auch hier heißt ein solcher Hauptstrahl. Ein mit der Axe parallel einfallender Strahl wird von dem Hohlspiegel so zurückgeworfen, daß der reflektirte Strahl die Axe in der Mitte zwischen dem S. und dem Krümmungsmittelpunkte durchschneidet, woraus weiter folgt, daß alle Strahlen, welche parallel mit der Axe auf den Hohlspiegel fallen, sich nach der Reflexion in einem Punkte der Axe, dem sogenannten Brennpunkte, dessen

Abstand vom S. dem halben Radius gleich ist u. Brennweite heißt, vereinigen müssen. Umgekehrt aber ergibt sich hieraus auch, daß alle Strahlen, welche vom Brennpunkte aus auf den Hohlspiegel fallen, mit der Axe parallel zurückgeworfen werden müssen. Weiter gelten noch folgende Sätze von der durch den Hohlspiegel bewirkten Reflexion. Von einem jenseits des Krümmungsmittelpunkts befindlichen Gegenstande entsteht zwischen diesem Mittelpunkte und dem Brennpunkte ein verkleinertes und verkehrtes Bild. Ist der Gegenstand sehr weit von dem S. entfernt, so fällt das Bild ganz nahe an den Brennpunkt. Nähert sich der Gegenstand dem Krümmungsmittelpunkte, so bewegt sich auch das Bild vom Brennpunkte nach dem Mittelpunkte hin. Tritt der Gegenstand in den Krümmungsmittelpunkt, so fällt das Bild ebenfalls in denselben. Befindet sich der Gegenstand zwischen dem Krümmungsmittelpunkt und dem Brennpunkt, so fällt das Bild über den Mittelpunkt hinaus, ist also vergrößert und umgekehrt. Je mehr sich der Gegenstand dem Brennpunkt nähert, desto weiter entfernt sich das Bild vom S. und wird um so größer. Befindet sich der Gegenstand im Brennpunkte selbst, so entsteht gar kein Bild. Von einem innerhalb der Brennweite befindlichen Gegenstand entsteht hinter dem S. ein aufrechtes und vergrößertes Bild, welches um so größer ist und um so weiter hinter den S. fällt, je näher sich der Gegenstand am Brennpunkte befindet. Stellt man sich so nahe vor einen Hohlspiegel, daß der Abstand derselben vom Gesichte kleiner ist, als die Brennweite, so erblickt man sein eignes Bild im S. aufrecht und vergrößert. In diesem Falle schneiden die vom Hohlspiegel zurückgeworfenen Strahlen einander nicht selbst, sondern in ihren Verlängerungen. Das auf diese Art entstehende Bild heißt ein geometrisches, wogegen man die meisten der oben besprochenen Bilder, bei denen die reflektirten Strahlen einander durchkreuzen u. die sich daher mittelst eines schmalen Streifens feinen Papiers oder einer mattgeschliffenen Glastafel auffangen und sichtbar machen lassen, als physische zu bezeichnen pflegt. Alle im Planspiegel entstehenden Bilder sind daher geometrische, da bei diesen die reflektirten Strahlen einander nicht selbst, sondern bloß in ihren Verlängerungen durchschneiden. Benutzt man die Hohlspiegel zu Erzeugung großer Hitzgrade, so heißen sie Brennspiegel (s. d.).

So wie die auf einen Hohlspiegel parallel mit der Axe auffallenden Strahlen durch die Reflexion konvergent werden, so werden im Gegentheile bei einem Konvexspiegel die mit der Axe parallel auffallenden Strahlen durch die Reflexion divergent, und ihre Verlängerungen schneiden sich in einem Punkte, welcher in der Entfernung des halben Radius hinter dem S. liegt und der geometrische Brennpunkt desselben genannt wird. Ganz analog den oben hinsichtlich der Reflexion beim Hohlspiegel dargelegten Gesetzen ergibt sich, daß die Bilder aller vor dem Konvexspiegel liegenden Gegenstände hinter denselben, zwischen S. und Brennpunkt, fallen und aufrecht und verkleinert sind, wie man dies an den gläsernen, inwendig geschwärzten Kugeln, welche man in Gärten aufzustellen pflegt, leicht beobachten kann. In cylinderförmigen konvexen S.n haben die Bilder in der mit der Axe parallelen Richtung die natürliche Länge, während sie in der auf der Axe senkrechten Richtung verkürzt erscheinen. Bei kegelförmigen S.n ist die Verschmälerung nach der Spitze hin beträchtlicher, als in der Nähe der Grundfläche 2c.

Die Spiegelmanufaktur umfaßt die Verfertigung gläserner Planspiegel und zerfällt in die Herstellung der Glastafeln und in das Belegen (Foliiren). Die Spiegelglastafeln werden wie das Fensterglas in Cylinderform geblasen, dann gestreckt oder, wenn sie dick und sehr groß seyn müssen, auf einer Bronze- oder Gußeisenplatte gegossen (s. Glas). Nachdem sie auf beiden Seiten mit Sand und feinem Schmirgel abgeschliffen worden, werden sie mit Eisenoxyd (Kolkothar) polirt. Zum Belegen dient ein Blatt Zinnfolie von solcher Größe, daß es über den Rand der Glastafel auf allen Seiten etwas hinausragt. Dasselbe wird auf einem völlig ebenen, horizontal gerichteten Tische ausgebreitet, mit Quecksilber begossen, dann das Glas darauf gelegt und mit Gewichten beschwert. Nachdem das Glas so mehre Tage gelegen, neigt man allmählig den Tisch, um das überflüssige Quecksilber ablaufen zu lassen. Neuerlich hat man die Zinnbelegung durch eine Versilberung auf nassem Wege zu ersetzen gewußt; doch ist die fehlerfreie Versilberung großer Glasplatten bis jetzt noch nicht gelungen, weshalb jene Erfindung für die Spiegelmanufaktur nicht von Bedeutung ist.

Die großen S. der Alten waren entweder beweglich zum Hin- und Herrücken, oder an der Wand aufgehängt. Viel gewöhnlicher waren aber Handspiegel, namentlich für die Toilette der Damen, von ovaler, runder oder eckiger Form, welche die Sklavinnen ihren Herrinnen vorhielten. Das Material war in der Regel Metall; unerwiesen ist es, daß schon in Sidon gläserne S. verfertigt worden wären. Die Hebräer u. die Aegypter hatten S. von Kupfer; Penelope bei Homer hatte angeblich einen von Gold. Früh zeichnete sich Brundusium durch bedeutende Spiegelfabriken aus, wo man die S. aus einer Mischung von Zinn und Erz machte. Der römische Luxus zog aber bald S. von Silberplatten vor, unter die noch Goldplatten gelegt wurden, weil so die Gegenstände deutlicher hervorzutreten schienen. Selbst goldene, mit Edelsteinen besetzte S. brauchte man, außerdem gab es eiserne 2c.; auf die Rückseite waren mythologische Figuren gravirt. Man bediente sich aber der S. nicht nur bei der Toilette, sondern auch zu allerlei abergläubischen Zwecken, wie man z. B. von Erdspiegeln fabelte, worin man die Zukunft oder sehr entfernte Gegenstände, Schätze 2c. unter der Erde sehen wollte. Erst im 2. Jahrhundert gedenkt Alexander Aphrodisius und im 7. Jahrhundert Isidor von Sevilla bestimmt der Glasspiegel, ebenso Antonius von Padua, Vincenz von Beauvais, Raimundus Lullus im 13. Jahrhundert. Damals schmolz man das Glas, warf gepulvertes Harz oder Kolophonium hinein und setzte dann Blei und Spießglanz der Mischung zu, um dem Glase seine Durchsichtigkeit zu nehmen und

es schwarz zu machen. Im 13. Jahrhundert erfanden die Venetianer die geblasenen S. und im 14. Jahrhundert die Spiegelfolie und das Amalgamiren; doch waren ihre ersten S. klein und schmal (15 Zoll hoch). Im Jahre 1688 erfand der Franzose Abr. Thewart die gegossenen S.

Spiegel, *Friedrich*, Orientalist, geboren den 11. Juli 1820 in Kitzingen bei Würzburg, widmete sich, auf dem Gymnasium zu Ansbach vorbereitet, von 1838—42 auf den Universitäten Erlangen, Leipzig u. Bonn orientalischen Sprachstudien. Nachdem er 1842—47 die Bibliotheken zu Kopenhagen, London und Oxford durchforscht hatte, erhielt er 1849 einen Ruf als Professor der orientalischen Sprachen an die Universität Erlangen. Seine literarische Thätigkeit ist hauptsächlich auf die indischen und iranischen Sprachen und Literaturen gerichtet. Durch seine Ausgabe des „Kammavâkya" (Bonn 1841) u. die „Anecdota Palica" (Lpz. 1845) begründete er das Studium der Paliliteratur in Deutschland. Seine „Chrestomathia Persica" (Lpz. 1846) ist ein sehr brauchbares Hülfsmittel zu Erlernung des Neupersischen; seine „Grammatik der Parsisprache" (das. 1841) die erste derartige Behandlung der bis dahin unter dem Namen Pâzend bekannten Sprache. Sein Hauptwerk ist aber die Ausgabe u. Uebersetzung der „Avesta" oder heiligen Bücher der Parsen, wovon Bd. 1, den Zendtext des Vendidad sammt der Huzvareschübersetzung enthaltend, Leipzig 1853, die deutsche Uebersetzung gesondert 1852 erschienen ist.

Spiegelsextant, Instrument, dessen man sich zur Messung sowohl cölestrischer, als terrestrischer Winkel, namentlich zur See, wo man keinen festen Stand hat, bedient. Es besteht aus einem Kreissektor von 60 oder etwas mehr Graden, um dessen Mittelpunkt sich eine Alhidade dreht. Diese trägt an dem einen Ende einen Spiegel, welcher senkrecht auf der Ebene des Kreises steht u. durch dessen Mittelpunkt geht. Ein anderer kleinerer Spiegel steht gleichfalls senkrecht auf der Ebene des Kreises und ist zugleich so an dem Sextanten befestigt, daß er mit dem großen Spiegel parallel steht, wenn die Alhidade auf den Nullpunkt der Theilung weist. Die obere Hälfte des letzteren Spiegels ist nicht mit Amalgam belegt, so daß der Strahl von dem einen der beiden Gegenstände, den man ins Auge fassen will, durch den durchsichtigen Theil des kleinen Spiegels unmittelbar in das Auge des Beobachters oder in das gewöhnlich dabei angebrachte kleine Fernrohr, statt dessen für nahe Gegenstände eine bloße Röhre ohne Gläser gebraucht wird, gelangt. Hat man nun die Ebene des S.en in die durch die beiden Gegenstände, deren Winkel gemessen werden soll, gelegte Ebene gebracht, so dreht man die den großen Spiegel tragende Alhidade so lange um den Mittelpunkt des S.en, bis die Strahlen des zweiten Gegenstandes auf den großen Spiegel fallen, von welchem sie nach dem kleinen Spiegel und von diesem ebenfalls in das Auge des Beobachters zurückgeworfen werden. Doch muß während dieser Drehung der Alhidade das durch den unbelegten Theil des kleinen Spiegels gesehene Bild des ersten Gegenstandes immer nahe der Mitte des Fernrohrs erhalten werden. Decken nun beide Bilder im Fernrohre einander genau, so ist der Winkel, welchen beide Spiegel mit einander bilden, oder der Bogen, welchen die Alhidade durchlaufen, gleich der Hälfte des gesuchten Winkels, den beide Gegenstände im Auge des Beobachters machen. Der Umfang des S.en ist in 120, also halbe Grade eingetheilt, und diese wieder in je 6 Theile von 10 Minuten, während ein angebrachter Nonius Theile von 10—30 Sekunden noch zu messen verstattet; daher gibt der unmittelbar abgelesene Bogen sogleich den gesuchten Winkel. Bei Beobachtungen der Sonne schützt man das Auge durch gefärbte Gläser. Der Halbmesser des S.en beträgt 5—13 Zoll; kleinere heißen *Dosensextanten* und werden in der Hand gehalten. Die erste Idee zu diesem dem Seefahrer unentbehrlichen Instrument dankt man Newton; Hadley aber brachte den ersten S.en wirklich zu Stande, daher er auch als dessen Erfinder gilt. Der *mayer-bordasche Spiegelkreis* besteht aus einem ganzen, nach denselben Gesetzen, wie bei dem beschriebenen, mit Spiegeln versehenen ganzen Kreis.

Spieker, *Christian Wilhelm*, protestantischer Theolog, geboren am 7. April 1780 zu Brandenburg, besuchte das Gymnasium daselbst und studirte auf der Universität zu Halle. Nachdem er 1804 ordentlicher Lehrer am Pädagogium daselbst und 1805 Feldprediger bei dem dortigen Infanterieregimente von Renouard geworden war, nöthigten ihn die Folgen der Schlacht bei Jena, einige Jahre in Dessau zu privatisiren, in welcher Zeit er mehre beliebt gewordene Jugendschriften schrieb. Im Jahre 1808 wendete er sich nach Berlin und erhielt im folgenden Jahre das Amt eines Diakonus u. Professors der Theologie in Frankfurt an der Oder. In den Jahren 1813 u. 1814 begleitete er die kurmärkische Landwehr als Geistlicher und wirkte als solcher mit großem patriotischen Eifer. Im J. 1818 wurde er Superintendent und Oberpfarrer. Außer mehren Jugendschriften, wie „Die glücklichen Kinder" (Leipzig 1808, 4 Bde.), „Vater Hellwig unter seinen Kindern" (Nürnberg 1808—10, 2 Bde.), schrieb er eine „Geschichte Luthers und der durch ihn bewirkten Kirchenverbesserung in Deutschland" (Berlin 1818, Bd. 1), „Kirchen- und Reformationsgeschichte der Mark Brandenburg" (das. 1839, 3 Bde.), „Geschichte der Reformation in Deutschland bis zum Religionsfrieden zu Augsburg" (Bd. 1, 1847) und „Geschichte des augsburger Religionsfriedens vom J. 1555" (Schleiz 1854). Er gab auch die „Confessio Augustana, confutatio pontifica et apologia confessionis" (Berlin 1830) heraus. Unter seinen Erbauungsschriften sind hervorzuheben: „Morgenandachten" (Berlin 1849, 6 Bde.), „Abendandachten" (das. 1846, 2 Bde.), „Abendmahl des Herrn" (das. 1848, 7. Aufl.), „Emiliens Stunden der Andacht für erwachsene Töchter der gebildeten Stände" (Leipzig 1849, 6. Aufl.) und „Der christliche Glaube, ein Konfirmationsbuch für die reifere Jugend" (Berlin 1849, 2. Aufl.). Auch gab er mehre Predigtsammlungen und eine „Geschichte der Stadt Frankfurt" (Berlin 1853) heraus.

Spiekeroog (*Spiker-Oog*), königlich hannöversche Insel, mit hohen Dämmen, Viehzucht (Schafe), Fischerei, Schifffahrt u. 200 Einw. Im

J. 1812 wurde S. von 28 Schwarzburgern unter dem Lieutenant Freiherrn v. Soden gegen 150 Engländer siegreich vertheidigt, so daß sich letztere nach großem Verluste zurückziehen mußten.

Spiel, die freie und anstrengungslose Beschäftigung des Geistes oder Körpers zur Erholung und Unterhaltung, also ohne ernsten Zweck. Die S.e lassen sich im Allgemeinen eintheilen in körperliche und in Verstandesspiele, bei denen vorzugsweise der Geist in Anspruch genommen wird. Erstere finden besonders in der Kindheit und Jugend Statt und tragen wesentlich zur Ausbildung des Körpers und zur Befestigung der Gesundheit bei. Dahin gehören, außer den gymnastischen Uebungen (s. Gymnastik und Turnkunst), die besonders bei den Alten beliebten Kampfspiele, ferner das Ballspiel, Billardspiel, Kegelspiel ꝛc. Die Verstandesspiele, wozu die meisten Kartenspiele, manche Würfelspiele, z. B. Toccategli, vorzüglich aber das Schachspiel gehören, bilden manche Fähigkeiten des Verstandes, wie die Beobachtungsgabe, den Scharfsinn, die Aufmerksamkeit und Erfindungsgabe, aus, unterhalten durch den leichten Kampf des Geistes mit dem Zufalle und belohnen im Falle des Gewinnens den Ehrtrieb. Hinsichtlich ihres Zwecks und Wesens lassen sich die S.e ferner eintheilen in S.e des Instinkts, wie die S.e der Kinder, denen das fröbelsche Erziehungssystem besondere Sorgfalt (s. Fröbel) widmet; S.e der Phantasie, wohin das Schauspiel, die Musik, das Lesen gehören; S.e zur körperlichen Stärkung, wohin alle oben angegebenen körperlichen S.e gehören; S.e zur geistigen Erheiterung, worunter man alle S.e versteht, welche mehr den Verstand, als den Körper beschäftigen, z.B. das Domino-, Damen-, namentlich aber das Schachspiel; Gesellschaftsspiele, die wieder in körperliche Gesellschaftsspiele und in sogenannte Jeux d'esprit zerfallen, bei denen irgend eine geistige Kraft in Anspruch genommen wird; S.e des Interesse's, welche um Geld und Geldeswerth gespielt werden. Fast alle S.e, namentlich das Billard-, Kegel-, Domino- und Würfelspiel können zu S.en des Interesse's gemacht werden; die gewöhnlichsten sind aber die Kartenspiele, die entweder Stichspiele, bei denen die Stiche das S. entscheiden, oder Hazards-(Glücks-)spiele (s. d.) sind. Zu den Hazardspielen gehören auch die meisten Würfelspiele, das Roulett, Rouge et Noir, Geldwerfen (Kopf u. Schrift), das Gerad und Ungerad, die Mora der Italiener, die Lotterie und das Lotto, wozu auch die öffentlich angekündigten Ausspielungen zu zählen sind.

Spielart, s. Abart u. Varietät.

Spielberg, s. Brünn.

Spielkarten, geglättete Blättchen, auf deren einer Seite allerhand bunte Figuren gezeichnet sind, während die andere ohne Figuren, nur gleichförmig mit Wellenlinien, bunten Sternen oder gleichen Punkten bemalt ist. Die älteste Spielkarte ist die italienische oder Trapolirkarte (Carta di Trapola), genannt nach dem Spiel, welches damit gespielt wird. Die 4 Farben werden hier durch Becher (Cupi), Pfennige (Denari), Schwerter (Spadi) u. Stäbe (Bastoni) bezeichnet. Die Stelle der Damen vertreten Reiter (Caval). Aus dieser Karte bildete sich die heutige Tarokkarte von 78 Blättern. Erst in der Mitte des 15. Jahrhunderts kam die jetzt gewöhnliche französische Karte von 52 Blättern (Whistkarte) auf, welche aus 4 Farben besteht, nämlich 2 schwarzen: Trèsle (engl. club, Klee) und Pique (engl. spade, Lanze), und 2 rothen: Coeur (engl. heart, Herz) und Carreau (engl. diamond, Pfeilspitze, Bolzen). Zu jeder Farbe gehören 13 Blätter, nämlich: As, König, Dame, Bube, Zehn, Neun, Acht, Sieben, Sechs, Fünf, Vier, Drei und Zwei. Fehlen die Sechs bis Zwei und ist daher das ganze Kartenspiel nur 32 Blätter stark, so heißt das Spiel eine Piketkarte; sind die Acht, Neun u. Zehn herausgenommen und ist das Spiel also 40 Blätter stark, so heißt es eine L'hombrekarte, weil zu diesen Spielen nur so viel Karten nöthig sind. Dieselben Blätter, wie die Piketkarte, nur von anderer Form und meist von gröberem Papier, enthält die deutsche Karte, mit der Solo, Skat ꝛc. gespielt werden. Die Blätter in ihr heißen Daus, König, Ober, Unter, Zehn, Neun, Acht, Sieben (Spitze). Als Zugabe zu ihr sind in manchen Spielen noch 4 Sechsen vorhanden; auch haben die 4 Farben andere, aber den französischen korrespondirende Namen und Bezeichnungen, nämlich: Eicheln (eine Eichel), Grün (ein Blatt, auch Spaten oder Schüppen genannt), Roth (ein Herz) und Schellen (eine Schelle). Sonst gab es und gibt noch jetzt eine fünfte Farbe, Blau, in der deutschen Karte, die dann 40 Blätter hatte. Man spielte mit dieser Karte besonders eine Art Deutsch-Solo unter 5 Personen. Die S. werden in eigenen Manufakturen von verschiedener Größe, Feinheit und Muster angefertigt. Das Haupt- oder Grundmaterial ist Papier, und zwar nach Verschiedenheit der Karten von verschiedenen Sorten. Gewöhnlich sind zwei, seltener drei Bogen zusammengeklebt, von denen der eine, der Vorderbogen, die Figuren enthält, der Hinterbogen oder das Hinterblatt aber mit der sogenannten Mussirung, einem Muster von Sternchen, Blümchen, Schlangenlinien, oder sonstigem Dessin versehen ist. Wird noch ein dritter Bogen, um den Karten mehr Festigkeit zu geben und sie weniger durchscheinend zu machen, dazwischengeklebt, so führt er den Namen Mittelbogen. Doch fertigt man auch eigenes Kartenpapier, welches die erforderliche Dicke und Stärke hat, an. Um die Hinterbogen mit der Mussirung zu versehen, dienen die Mussirformen, welche bei feineren Karten von Kupfer, bei gröberen von Holz sind und das verlangte Dessin erhaben enthalten. Zum Abdruck der Figurenumrisse dienen ähnliche Formen von Holz oder Kupfer, Zink, Stahl, welche ebenfalls diese Umrisse erhaben enthalten; auch bedient man sich zu diesem Zwecke der Lithographie. Dann werden die noch feuchten Vorder-, Hinter- und Mittelbogen gemischt, d. h. wechselsweise einer von jenen und einer von diesen zusammengelegt und gepreßt, sodann vermittelst eines feinen, ganz dünnen Kleisters so zusammengeklebt, daß der Mittelbogen zwischen dem Hinter- und Vorderbogen sich befindet und so drei Bogen zusammengeklebt sind, von denen der Hin-

terbogen mit der Ausfirung, der Vorderbogen aber nur mit den Umrissen der Figuren versehen ist. Das Ausmalen der Figuren geschieht mittelst sogenannter Patronen, d. i. fester Pappbogen von der Größe des Kartenpapiers, in welchen diejenigen Stellen der Karte, woranf eine bestimmte Farbe, z. B. roth, aufgetragen werden soll, durchbrochen oder ausgeschnitten sind, so daß man nur mit dem Pinsel darüber hinzufahren braucht. Ehe die Bogen in einzelne Kartenblätter zerschnitten werden, wird das Glätten mit denselben vorgenommen, welches unter Anwendung eines starken Drucks auf einer Marmorplatte mit einem Glättstein oder einer Glaskugel ausgeführt wird. Aus den geglätteten Kartenbogen werden die einzelnen Kartenblätter mit zwei großen Stockscheeren, der Riemscheere und der Blätterscheere, geschnitten, indem mit der ersteren die Bogen in lange Streifen und diese mit der letzteren quer durch in einzelne Kartenblätter geschnitten werden. Endlich sucht man die einzelnen Spiele aus, preßt sie nochmals und wickelt sie in Papier, welches mit der Etikette der Fabrik versehen ist. In den meisten Staaten Europa's ist sowohl die Fabrikation, als auch der Handel mit S. gesetzlichen Beschränkungen und einer Stempelabgabe unterworfen. In Deutschland hat jede Stadt ersten Ranges und fast jede Stadt zweiten Ranges Spielkartenfabriken. In Frankreich hat Paris die meisten, 12—15 mit etwa 200 Arbeitern. In Großbritannien darf es deren nur in London, in Irland nur in Dublin und in Cork geben. Frankreich versendet jährlich nach dem spanischen Amerika für etwa 800,000 Fr., nach den portugiesischen und englischen Kolonien für 200,000 Fr. Der innere Verbrauch Frankreichs beträgt 2,000,000 Fr. und der Staat bezieht davon eine Einnahme von 7—900,000 Fr. Verkauft werden die S. nach Gros, Dutzend, halben Dutzend und Stück. Ein Blatt aus jedem Spiele, sowie der Umschlag des ganzen Spiels trägt fast immer das Wappen des Landes, wo dasselbe zum Gebrauch verkauft werden soll. Vgl. Thon, Der Fabrikant bunter Papiere und Karten, Weimar 1832.

Die S. werden am gewöhnlichsten zum Kartenspiel gebraucht. Man theilt die Kartenspiele gewöhnlich in Hazards- und Kommerzspiele, bei welchen letzteren entweder die Zahl der Stiche oder die der Augen entscheidet oder auch sogenannte Sequenzen den Ausschlag geben. Das älteste deutsche Kartenspiel ist wahrscheinlich das Landsknechtspiel, von dem wohl das Piket eine Nachahmung ist. Die verbreitetsten anderen Kartenspiele sind das aus Spanien stammende L'Hombre und das englische Whist, ferner Solo, Skat, Boston, Mariage &c. Abgesehen von dem Einfluß, den die Mode auch auf diesem Gebiete ausübt, haben auch die verschiedenen Stände, sowie die verschiedenen Länder und Gegenden ihre Lieblingsspiele. Die S. dienen ferner zu Kartenkünsten, wovon die meisten und interessantesten Kartenkünste auf einer Gewandtheit der Finger beruhen, die man sich durch Uebung aneignen muß; namentlich muß man verstehen, die Volte (s. d.) zu schlagen, die Karten künstlich zu mischen, eine Karte gezwungen ziehen zu lassen, ferner eine solche zu verwechseln &c. Endlich ist das Kartenschlagen oder Kartenlegen, die Kunst der Kartemantie (s. d.), noch gegenwärtig eins der beliebtesten Mittel, besonders der Frauen aus den niederen Volksschichten, um den Schleier der Zukunft zu lüften. Ueber den Ursprung des Kartenspiels ist viel gestritten worden, ohne daß etwas Bestimmtes bis jetzt hat nachgewiesen werden können. Court de Gebelin sucht die Geburtsstätte der S. bei den alten Aegyptern, nach Andern kannten sie die Inder u. Chinesen schon in sehr frühen Jahrhunderten, und zwar in der Form von elfenbeinernen und hölzernen Täfelchen mit Figuren. Um 1299 zeigen sich in Italien, wo sie Naibi (in Spanien Naipes) hießen, gemalte S., welche Benennung einen Zusammenhang mit Indien vermuthen läßt, indem ein ähnliches Wort in Indien Wahrsagen bedeutet. Wahrscheinlich kamen sie durch die Saracenen nach Europa, keines Falls durch die Zigeuner, die erst zu Anfang des 15. Jahrhunderts auftraten. Der Abbé Rive verlegt die Wiege des Kartenspiels nach Spanien und stützt diese Meinung auf ein Verbot, mit Karten oder Würfeln um Geld zu spielen, welches sich in den Statuten eines 1332 vom König Alfons gegründeten Ritterordens vorfindet. Die Meisten halten dagegen Frankreich für das ursprüngliche Vaterland der S. Menestrier läßt sie 1392 vom Maler Jacquemin Gringonneur zur Erheiterung des an Melancholie leidenden Königs Karl VI. erfunden seyn. Das von dem genannten Maler gemalte Kartenspiel wird noch auf der pariser Bibliothek aufbewahrt und ist das älteste, welches man kennt. Das Kartenspiel sollte ursprünglich 4 Kompagnien Soldaten repräsentiren, deren jede aus 8 Gemeinen (Zwei bis Neun), einem Buben (Valet), Stallmeister (Ecuyer), einer Königin (Dame) u. einem König (Roi) bestand. Das As stellte die Fahne vor, und danach unterschied man die 4 Kompagnien. Später ward der Ecuyer in einen Gemeinen verwandelt, welcher die 10. Nummer erhielt. Nach den alten Chroniken soll der Piquekönig David (Karl VII.), der Coeurkönig Karl den Großen repräsentiren. Ueber den Carreau- und Trèflekönig weiß man nichts Bestimmtes, nach Einigen sollen sie Vertreter zweier alten Könige von Frankreich seyn, worauf die Perücken, die langen Haare und die Stiefeln, sowie der Umstand, daß auf den alten Kartenblättern ihr Königsmantel mit Lilien gestickt ist, hinweisen sollen. Gewöhnlich wurden sie jedoch als Cäsar und Alexander bezeichnet. Argine (Trèfledame) ist ein Anagramm aus Regina und repräsentirt die Königin Marie von Anjou, die Gemahlin Karls VII.; Rachel (Carreaudame) ist die berühmte Agnes Sorel; in der Pallas (Piquedame) findet man Johanna d'Arc wieder; Judith endlich (Coeurdame) ist die Kaiserin desselben Namens, die Gemahlin Ludwigs des Guten. Lahire (Coeurbube) ist der bekannte Feldherr Karls VII., Hector (Carreaubube) ist Hector von Galaudun; ein anderer berühmter Kriegsmann aus derselben Zeit, Ogier (Piquebube), erinnert an den Helden aus den Sagen Karls des Großen, und Lancelot an den nicht minder berühmten Neffen des Königs Artus. Die vier

Buben, die die Spanier noch jetzt die Ritter nennen, vertreten übrigens den Adel; die Zehnen, Achten und Sieben dagegen sind die Soldaten. Die As bezeichnen (nach dem lateinischen Worte) das Geld. Die Sechsen bis Zweien, die niedern Karten genannt, entstanden erst nach Karl VII. und stellen das Volk vor. Sogar die vier Farben im Spiel waren symbolisch. Coeur oder Gold war nämlich das Symbol der Tapferkeit der Heerhauptleute oder der Soldaten; Pique oder Schwert bezeichnete die Vertheidigungswaffen; Trèfles oder Stöcke sind das Bild der Verproviantirung; die Carreaux endlich deuten auf die Schüsse der Ballisten. König Karl IX. von Frankreich nannte die Könige Augustus, Konstantin, Salomo und Chlodwig; die Damen Chlotilde, Elisabeth, Penthesilea und Dido. Unter Ludwig IX. hießen die Könige Cäsar, Ninus, Cyrus und Alexander; die Damen Pompeja, Semiramis, Roxane u. Helena; die Buben Roger, Renaud u. Roland, wozu der Trèflebube unter dem Namen des Kartenmachers kam. Zur Zeit der Revolution traten, abgesehen von anderen Neuerungsversuchen, an die Stelle der Könige Voltaire, Lafontaine, Rousseau u. Molière; die vier Damen bezeichneten die vier republikanischen Tugenden, die vier Buben vier Republikaner. Aber diese Namen, sowie die neuen Kartenbilder, welche unter Andern der Maler David erfand, vermochten die alten nicht zu verdrängen. Andere haben Deutschland die Ehre zuerkannt, die S. erfunden zu haben. Gewiß ist, daß sie sehr frühzeitig nach Deutschland kamen, wo ein Bischof von Würzburg 1321 seinen Geistlichen das Kartenspiel verbot und wo eigene Bilder, wie Däuser, Könige, Ober und Unter, in der Karte erscheinen. Der Eichelober erhielt den Namen Wenzel von St. Wenzeslaus, der Grünober den Namen Baste von St. Sebastian. Erst später wurden in einigen Spielen die sämmtlichen Ober (in manchen Gegenden die Unter) Wenzel genannt. Schon die Bekleidung der Bilder der deutschen Karte deutet auf das 14. Jahrhundert als Zeit ihrer Einführung hin. Einige (z. B. Hommel, Oblectamenta juris feudalis) behaupten, daß man durch die deutschen Karten die deutsche Lehnsverfassung, durch das Daus das Reich selbst, durch den König den Kaiser, durch die Ober die Kurfürsten und durch die Unter die andern Reichsstände, durch die Zehnen, Neunen, Achten und Sieben die Plebejer habe darstellen wollen. Die ältesten S. waren gemalt; andere aus dem 15. Jahrhundert sind in Kupfer gestochen. Vorzüglich bediente man sich aber, zuerst in Deutschland, zur Herstellung der S. des wohlfeilen Holzschnitts. Kartenmacher und Kartenmaler werden bereits 1402 zu Ulm, 1418 zu Augsburg, 1433—38 zu Nürnberg erwähnt. Deutschland sandte schon vor 1474 S. nach Italien, Sicilien und selbst über das Meer. Die nürnberger Kartenmacher bezeichneten bis 1518 ihre Karten mit ☩, wofür der Magistrat eine X zu setzen befahl, die sich noch unter der Rothsieben vieler deutschen Karten findet. Die Hauptwerke über die Entstehung u. Geschichte der S., welche, in mannichfacher Beziehung in die Entwickelung der Holzschneidekunst und Typographie eingreift, sind Lebers „Etudes historiques sur les cartes à jouer“ (Paris 1842) u. „Jeux des cartes tarots et des cartes numérales“ (das. 1844), sowie Chatto's „Facts and speculations on the origin and history of playing cards“ (London 1848).

Spieluhr, Uhr, welche so eingerichtet ist, daß sie ein oder mehre musikalische Stücke spielt. Man hat 3 Hauptarten von S.en: Harfen-, Flöten- u. Glockenspieluhren. Zu Harfenspieluhren sind am häufigsten große Wanduhren eingerichtet. Es muß hierzu ein besonderes Gehwerk (Spieluhrwerk) vorhanden seyn, das aus mehren Rädern und Getrieben besteht und durch ein besonderes Gewicht in Bewegung gesetzt wird. Außerdem gehören dazu eine Harfe von Drehsaiten, Hämmer, welche auf die Saiten schlagen, u. eine Walze (Spielwalze), welche die Hämmer nach Erforderniß des Musikstückes mittelst kleiner daran befestigter Metallstifte in Bewegung setzt. Soll eine solche S. mehre Stücke spielen, so müssen auf der Walze für jeden Hammer mehre Kreise mit Stiften vorhanden seyn, wovon aber nur die Stifte des Kreises den Hammer fassen, welche gerade vor denselben gerückt sind, während die Stifte der übrigen Kreise neben denselben hinweggehen. Um nun die Walze so verschieben zu können, daß das gewünschte Stück gespielt wird, sind auf die Zapfen derselben Hülsen geschoben, welche mit Vertiefungen versehen sind. Bei den Flötenspieluhren ist statt der Harfe ein Flötenwerk angebracht, bestehend aus hölzernen Pfeifen, welche auf einer kleinen Windlade stehen, und einem Blasebalg und 2 Schöpfbälgen. Hier berühren Stifte der Walze sogenannte Tangenten, woran sich aber statt des Hammers Stecher befinden, d. i. messingene Drähte, welche, wenn sie niedergedrückt werden, das Ventil in der Windlade öffnen. Damit aber die Pfeifen, nach Erforderniß des Musikstückes, nicht bloß Töne angeben, sondern auch aushalten, müssen auf der Walze öfters statt der bloßen Stifte Haken oder Krampen eingeschlagen seyn, deren Breite mit der Zeitdauer des hervorzubringenden Tones im Verhältniß steht. Einfacher sind die Glockenspieluhren, die früher nicht selten an Thurmuhren angebracht wurden u. darin bestehen, daß kleine, durch eine Stift- oder Daumenwalze gehobene Hämmer in bestimmter Abwechselung taktmäßig an in einer Reihe oder im Kreise aufgehängte Glocken von bestimmter Stimmung anschlagen. In neuerer Zeit sind die sogenannten Carillons oder Stahlspielwerke sehr gebräuchlich. Hier besteht das Spielwerk aus einer Reihe gerader, an einem Ende befestigter Stahlfedern von stufenweise abnehmender Länge, welche durch die Stifte einer Walze geschnellt werden. Es läßt sich daher in einen kleinen Raum, wie in Dosen, selbst in Petschafte und Ringe, zusammendrängen. Befindet sich ein solches oder auch ein anderes Spielwerk in einer Uhr, so ist dasselbe von dem Gang- und Schlagwerk derselben ganz unabhängig, indem es selbstständig durch ein Gewicht oder eine Feder getrieben wird, und es findet eine Verbindung zwischen beiden nur in der Weise Statt, daß das Uhrwerk in bestimmten Zeiten das Spielwerk auslöst, d. h. seine Triebkraft frei macht, worauf letzteres sofort zu spielen beginnt u. damit

fortfährt, bis es durch die Arretirung wieder zum Stillstehen gebracht wird. Vergl. Uhr.

Spielwaaren, künstliche Arbeiten zur Unterhaltung und Beschäftigung für Kinder, werden aus den verschiedenartigsten Stoffen verfertigt, namentlich aus geringhaltigem Kupfer, Zinn, Blei, Messing und Eisenblech, aus Marmor, Elfenbein und Knochen, Holz, Pappe und Mehlkleister, und sind zu einem bedeutenden Handelsartikel geworden. Unter den S. aus Metall zeichnen sich die Nachahmungen der Küchen- u. Tischgeräthe aus, sowie die bleiernen Soldaten, welche man mit einem Aloëfirniß übermalt; unter den hölzernen alle Arten Hausgeräthe, Wagen, Häuser, Gärten, Thiere. Die Holzspielwaaren, geschnitzte, geschachtelte und gedrehte, glatte und bemalte, werden in Berchtesgaden und im gröbner Thale in Tyrol, in Sonneberg, Grünhainichen und Seifen, neuerdings auch in Kassel, auf dem Harz u. im böhmischen Erzgebirge gefertigt; ausgezeichnet sind besonders die schwarzwälder und tyroler geschnitzten Thiere und menschlichen Figuren, die trotz ihres billigen Preises oft Kunstwerth haben. Die S. aus Papiermaché, neuerdings auch von Guttaperchamasse, werden in Nürnberg, Fürth, Sonneberg, Rodach, Hildburghausen, Heidelberg, Grünhainichen in bedeutender Menge fabricirt, namentlich zeichnet sich die Fabrik von Fleischmann in Nürnberg und die von Kummer in Berlin aus. Zinnspielwaaren liefern Nürnberg, Leipzig 2c., Blechspielwaaren Nürnberg, Wien, das sächsische Erzgebirge (Eibenstock) und Kassel. Der größte Handel wird von Nürnberg, das einen großen Theil seines Reichthums diesem Industriezweig verdankt, Sonneberg, Neustadt, Grünhainichen und Seifen aus getrieben. Eine hohe Vollkommenheit bei Preisen, welche keine ausländische Konkurrenz zu unterbieten vermag, zeichnet hauptsächlich die deutschen Holzspielwaaren aus. Auch in Blech- und Zinnspielwaaren hat Deutschland nirgends Konkurrenz zu besorgen, mehr dagegen in feineren Artikeln von den Franzosen. Bei der Anfertigung der S. wird ein sehr oft sinnreiches Verfahren angewendet, um dergleichen Sachen fabrikmäßig in Menge zu fertigen.

Spieß, Waffe, besteht aus einem langen, spitzigen Eisen (Spießeisen) an einem langen Schafte; Unterarten davon sind: der Speer, die Lanze, die Hellebarde, der Sponton.

Spieß, Christian Heinrich, einer der fruchtbarsten deutschen Romanschriftsteller, 1755 zu Freiberg in Sachsen geboren, war längere Zeit Mitglied einer wandernden Schauspielergesellschaft und wurde darauf als Wirthschaftsbeamter auf dem Schlosse Betzlekau in Böhmen angestellt, wo er am 17. August 1799 †. Anfangs schrieb er Schauspiele, unter denen namentlich „Klara von Hoheneichen" (Prag 1790) Beifall fand. Später lieferte er besonders Romane, jede Messe einige Bände, darunter „Das Petermännchen" (Leipz. 1790, 2 Bde.); „Der Mansfallen- und Hechelkrämer" (Prag 1792, 2. Aufl. 1795); „Der alte Ueberall und Nirgends" (Leipz. 1792, 4 Bde., 5. Aufl. 1824); „Die zwölf schlafenden Jungfrauen" (das. 1794—96, 3 Thle.); „Die Löwenritter" (das. 1794, 4 Thle.) u. a. m. Obgleich ihm ein großer Reichthum der Erfindung nicht abzusprechen ist, so ließ er sich doch durch den unbedingten Beifall, welchen seine Schriften in jener Zeit der Geschmacksverderbniß fanden, verleiten, denselben bloß einen höchst oberflächlichen poetischen Schimmer zu verleihen, wodurch ihnen aller dauernde Werth entzogen wurde.

Spießbürger, ehemals arme Bürger, welche, nur mit Spießen bewaffnet, Kriegsdienste leisteten; daher jetzt in verächtlichem Sinn ein geringer Bürger, besonders der noch sehr an alten Gewohnheiten hängt.

Spießer, s. v. a. einjähriger Hirsch.

Spießgesell, s. v. a. Soldat; Kamerad, besonders Theilnehmer, Gehülfe oder Mitwisser einer bösen, strafbaren That.

Spießglanz, s. v. a. Antimon.

Spießruthenlaufen, s. Gassenlaufen.

Spigelia, Pflanzengattung aus der Familie der Kontorten, mit fünftheiligem Kelch und trichterförmiger Korolle mit fünfspaltigem Rande, strauchartige Kräuter, meist in Brasilien, worunter mehre Arten, wie S. anthelmia *L.*, S. glabrata *Mart.*, S. marylandica *L.*, im frischen Zustande als sehr wirksame Mittel gegen die Wurmkrankheit Anwendung finden.

Spiköl (Spicköl), s. Lavendel.

Spilanthes (Fleckblume), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, krautartige Gewächse in heißen Ländern. Von S. Acmella *L.*, Acmella Mauritiana *Rich.*, indianisches Harnkraut, in Ostindien häufig auf Schutt und an Wegen, einjährig, waren ehemals das Kraut und bisweilen auch die Früchte, Herba et Semen Acmellae s. Spilanthi, als harn- und schweißtreibendes und antiskorbutisches Mittel, sowie gegen Nierenkrankheiten u. Steinbeschwerden in Gebrauch. S. oleracea *Jacq.*, Bidens fervida *Lam.*, Parakresse, eine einjährige Pflanze in Südamerika, in Europa hier und da als Zierpflanze in Gärten sich vorfindend, wirkt ebenfalls antiskorbutisch und wird besonders als Elixir gegen Zahnschmerzen u. Augenkrankheiten gebraucht. S. tinctoria *Lour.*, mit blauen Blüthen, wird in China und Cochinchina als Cham-Lonla zum Blaufärben benutzt.

Spill, eine starke, eichene, achteckige Welle, welche vorn quer über die Breite des Schiffs auf eisernen Wellen so in Lagern liegt, daß sie leicht um ihre Axe beweglich ist, dient besonders zum Lichten des Ankers, überhaupt zur Bewegung schwerer Lasten.

Spillgelder, s. Nadelgeld.

Spillmagen, s. v. a. Kognaten, s. Verwandtschaft.

Spina (lat.), Dorn; S. dorsi, das Rückgrat.

Spinat (Spinacia), Pflanzengattung aus der Familie der Atzoideen, Kräuter mit 2häusiger Blüthe, männliche mit 4theiligem Perigon und 4 auf dem Grunde des Perigons eingefügten Staubgefäßen, weibliche mit 2—3spaltigem Perigon u. 4 Griffeln, wovon der gemeine S. (S. oleracea *L.*), mit länglich-eiförmigen od. an der Basis beiderseits spießförmig-zweizahnigen Blättern, in 2 Abarten vorkommt: S. spinosa *Moench*, mit 3eckigen Blättern und stacheligen Samen, und S. inermis *Moench*, mit etwas abgerundeten Blät-

tern und wehrlosen, runden Samen. Die Pflanze ist einjährig, wahrscheinlich ursprünglich im Orient einheimisch, findet sich aber kultivirt fast in allen Gemüsegärten Süd- und Mitteleuropa's. Man säet den S. alle Monate vom März an bis Ende Oktobers. Er erfordert eine sehr lockere, gut gedüngte Erde und häufiges Begießen. Der Samen, den man von der Herbstaussaat sammelt, behält seine Keimkraft 4—5 Jahre. Der S. gibt ein wohlschmeckendes und gesundes Gemüse, welches zwar wenig nährt, aber sehr leicht verdaulich ist und sich daher besonders zur Krankenkost eignet, zumal da er zugleich erweichend und den Stuhlgang befördernd wirkt. Das Mehl der Samen soll ein nahrhaftes Brod geben. In Ostindien baut man als Gemüsepflanze den viermännigen S. (S. tetrandra) an. Der englische S. (Rumex Patientia, Gemüse- oder Gartenampfer), an nassen Plätzen auf Wiesen, an Gräben, besonders im südlichen Europa, im mittleren hier und da in Gärten kultivirt, gibt ebenfalls ein schmackhaftes Gemüse ab und bedarf wenig Pflege. Die Wurzel (Radix Patientiae s. Rumicis hortensis s. sativi) wurde früher als blutreinigendes und gelind eröffnendes Mittel gegen Skorbut und Hautausschläge angewendet und soll in Frankreich noch jetzt als Volksmittel in großem Rufe stehen. Auch ward sie manchmal als Radix Rhabarbari Monachorum in den Handel gebracht. Neuseeländischer S., s. v. a. Tetragonia expansa *Murr.*

Spinalis (lat.), was auf das Rückgrat Bezug hat; daher spinalis medulla, das Rückenmark; Spinalsystem, das Rückenmark mit den von ihm ausgehenden Nerven.

Spindel, Werkzug zum Spinnen, bestehtaus hartem Holze, ist spitzig, nach unten zu stärker und am unteren Ende von einer hölzernen Scheibe umgeben oder mit einem eisernen Ringe (Spindelwirbel) versehen, welcher den Zweck hat, einen gleichförmigen Umschwung der S. hervorzubringen und das Garn auf der S. zu halten. In den meisten Gegenden ist das Spinnen mit der S. durch das Spinnen am Spinnrade verdrängt und nur in einigen Gebirgsgegenden, z. B. auf dem Schwarzwald noch jetzt gebräuchlich.

Spindelbaum, Pflanzengattung, s. v. a. Evonymus *L.*

Spindler, Karl, beliebter deutscher Romanschriftsteller, um 1795 zu Breslau geboren und in Straßburg, wo sein Vater als Tonkünstler lebte, erzogen, studirte daselbst die Rechte und ging hierauf zum Theater über, bei dem er über 10 Jahre blieb. Später lebte er in Hanau, Stuttgart, München und zuletzt in Baden-Baden. Auf seinen Roman „Eugen von Kronstein oder des Lebens und der Liebe Masken" (Konstanz 1824, 2 Bde.) folgte „Der Bastard" (Zürich 1826, 3 Bde., 2. Aufl. 1829), eine Sittenschilderung aus der Zeit Kaiser Rudolfs II., die seinen Ruf begründete. Gelungener noch ist sein Roman „Der Jude" (Stuttg. 1827, 4 Bde.), der deutsche Sitten aus der ersten Hälfte des 15. Jahrh. schildert. In Plan und Ausführung schwächer sind „Der Jesuit" (Stuttgart 1829, 3 Bde.) und „Der Invalide" (das. 1831, 5 Bde.). Durch zu massenhafte Produktion hinderte er die höhere Ausbildung seines ausgezeichneten Erzählungstalents. Einzelne seiner späteren Arbeiten erregten zwar noch momentanes Aufsehen, wie die nach französischen Vorbildern gearbeitete „Boa Constrictor" (Stuttg. 1836, 2 Bde.); „König von Zion" (das. 1837, 3 Bde.), worin er die Geschichte Johanns von Leyden romantisch behandelte; „Der Vogelhändler von Imst" (das. 1841—42, 4 Bde.); „Fridolin Schwertberger" (das. 1844—45, 4 Bde.); aber seine letzten Erzeugnisse „Meister Kleiderleib" und „Putsch und Kompagnie" erinnern kaum noch an den Verfasser des „Juden". Seine „Sämmtlichen Werke" erschienen seit 1831 in Stuttgart in mehren Ausgaben und füllen 100 Bände. Seit 1839 gab er die „Damenzeitung", seit 1830 das Taschenbuch „Vergißmeinnicht", seit 1845 ein Volkstaschenbuch heraus. Auch als dramatischer Schriftsteller trat er mit dem Schauspiel „Hans Waldmann" (Stuttg. 1837) auf, das aber ohne Bedeutung ist. Er † den 12. Juli 1855 in Baden-Baden.

Spinell, Edelstein aus der Familie der Korundolithe, zum tesseralen Krystallsystem gehörig, von muscheligem Bruch, weißgrauem Strich, vor dem Löthrohre unschmelzbar. Der Talk- oder gemeine S. besteht nach Abich aus 2,02 Kieselsäure, 60,01 Thonerde, 26,21 Talkerde, 1,10 Chromsäure, 0,71 Eisenoxydul, hat zur Grundform das regelmäßige Oktaëder, eine den Kernflächen vollkommen parallele Spaltbarkeit, 3,5 — 3,7 Gewicht, ist roth, braun, orangegelb, blau oder grün, glasglänzend, durchsichtig bis durchscheinend und wechselt vor dem Löthrohre die Farben. Er erscheint, wie die folgenden Arten, krystallisirt in kleinen Oktaëdern, manchmal sehr verzogen und tafelartig, zuweilen mit abgestumpften Kanten zum Rautendodekaëder, auch häufig in Zwillingen mit ⅙ Umdrehung (Spinellzwillinge), sowie in Körnern und eckigen Stückchen. Der rothe oder edle Talkspinell, hochroth (Rubinspinell), blaßroth (Ballusrubin), bläulichroth (Almandin), gelblichroth (Rubicell) bis röthlichbraun und orangegelb, erscheint in glatten Krystallen und Körnern lose im Sande auf Ceylon, in Mysore und Pegu in Ostindien, eingewachsen in körnigen Kalkstein zu Amity und Warwick in Newyork, Bolton und Littletown in Massachusetts. Er wird als Edelstein sehr geschätzt und hat, wenn sein Gewicht 4 Karat übersteigt und er sonst fehlerfrei ist, die Hälfte des Preises eines gleich großen Diamanten. Der blaue S., smalteblau bis bläulichweiß, kommt nur in eingewachsenen, oft mit drusiger Oberfläche versehenen Krystallen und Körnern im körnigen Kalke zu Acker in Södermanland, Straska in Mähren, im Dolomit bei Candy auf Ceylon, im glasigen Feldspathgestein am Monte Somma und am laacher See vor. Der grüne S., gras- und seladongrün bis grünlichschwarz, findet sich häufig eingewachsen in körnigen Kalk zu Amity und Warwick in Newyork, Franklin in Newjersey, in Massachusetts und Hermata in Finnland. Andere Species sind der Eisenspinell, auch Pleonast, Ceylanit, grünlich- bis sammtschwarz, schwach glasglänzend, durchschimmernd bis undurchsichtig; der Chlorospinell, grasgrün, gelblichweiß im Strich, glasglänzend und kantendurchscheinend, und der Zinkspinell, auch

Gahnit und **Automolit**, lauch-, bläulich- und graulichgrün.

Spinett (Clavichordium), ein veraltetes Tasteninstrument von nicht vollen 4 Oktaven Umfang, in Form eines länglichen, an einem Ende schmal zugehenden Kästchens, in welchem die Saiten schräg von der rechten zur linken Seite gezogen sind, die Tastatur aber an der vorderen Seite liegt. Die Saiten sind von Draht und werden durch ein in der Zunge der Docken befindliches Stück Rabenfeder (durch Reißen) zum Klange gebracht. Der Bezug ist gewöhnlich einchörig und die Stimmung meist eine Quinte höher, als bei unsern Klavieren. Auch ist S. ein älterer Name des Flügelpianoforte.

Spinnen (Araneae), Ordnung der Spinnenthiere, durch ihre eigenthümliche Lebensweise und ihren Kunsttrieb merkwürdige Geschöpfe. Der Körper der eigentlichen S. besteht aus zwei Abtheilungen, aus der einfachen, ungegliederten, gewöhnlich härteren Kopfbrust und dem rundlichen oder länglichen, selten mit Höckern oder Auswüchsen versehenen, kurzgestielten Hinterleib, an dessen hinterem Ende um die Afteröffnung die Spinnwarzen sitzen. Die 6 oder 8 einfachen Augen stehen vorn am Rande der Kopfbrust in einer Gruppe zusammen, sind nicht immer gleich groß und bieten durch ihre Stellung treffliche Charaktere zur Unterscheidung der Gattungen dar. Vorn am löffel- oder plattenförmigen Unterkiefer sind die langen Taster eingelenkt, welche, gewöhnlich fünfgliederig, die Stelle der fehlenden Fühler vertreten und deren Endglied beim Männchen dicker und ausgehöhlt und nach Menge's genauerer Untersuchung dazu bestimmt ist, aus der am Grunde des Hinterleibes unten in der Nähe des Anheftungsstieles befindlichen Oeffnung der Samengänge den Samen aufzunehmen und dem Weibchen mitzutheilen. Bei einigen Gattungen sind diese Taster zu einem rudimentären Fußpaare mit Klaue und Sohle an der unteren Fläche umgewandelt. Von den Tastern nach innen zu liegen die Kieferfühler, die hier zu eigenthümlichen Waffen umgewandelt sind, indem sie nämlich aus einem außerordentlich dicken, angeschwollenen Wurzelgliede mit einer Giftdrüse und aus einem scharfen, hakenförmigen Endgliede, einer Art von Klaue bestehen, die gewöhnlich nach innen, selten nur nach unten eingeschlagen wird und an ihrer Spitze von dem Kanal der Giftdrüse durchbohrt ist. Die Beine sind an den ausgewachsenen S. stets siebengliederig, an Länge meist verschieden und mit Krallen ausgerüstet, welche auf der Innenseite meist mit Borstenreihen od. Kämmen zur besseren Handhabung des Fadens besetzt sind. Die S. athmen entweder durch Lungensäcke, oder durch Tracheen. Einen höchst merkwürdigen Apparat besitzen sie an den Spinnwarzen, deren sich meist drei, selten zwei Paare um den After befinden. Sie haben die Gestalt stumpfer, oben abgerundeter Kegel, deren jeder oben ein von einem Borstenkranze umgebenes nacktes Feld trägt, auf welchem erst die eigentlichen Spinnröhrchen stehen, an Zahl 100—400 und darüber. Aus jedem dieser Spinnröhrchen tritt beim Spinnen ein zäher, glasheller Stoff, welcher an der Luft augenblicklich zu einem sehr feinen Faden verhärtet. Diese zahlreichen Fäden, welche so fein sind, daß erst mehre tausend die Dicke eines Menschenhaares erreichen, werden mittelst der Fußklauen zu einem einzigen vereinigt u. dienen vornehmlich zum Weben der Fangnetze u. Wohnungen, bei den meisten Gattungen zugleich zum Ueberspinnen der Beute und der Eierhaufen, sowie zur Herstellung einer schützenden Umgebung für die ausgekrochenen Jungen. Manche S. pflegen auch aus ihren Spinnwarzen lange Fäden in die Luft zu senden und mittelst derselben in der Luft umherzuschweben. Wärme, aufsteigende Luftströmungen, sowie die negative Elektricität der Fäden gegen die positive der höheren Luftschichten scheinen diese Fahrten zu begünstigen, wobei sich die S. durch Zusammenwickeln der Fäden mit den Beinen auch wieder zur Erde herablassen können, wie sie auch in Folge von Erschütterungen der Luft herabfallen. Der Reisende Karl Darwin sah einst, 60 Seemeilen vom Lande entfernt, Tausende von kleinen röthlichen S., jede an ihrem Faden hängend, sich auf sein Schiff niederlassen. Auch pflegen manche S., auf einem Stocke ins Wasser gesetzt, mit emporgerichtetem Hinterleibe viele Fuß lange Fäden in verschiedenen Richtungen in die Luft zu schießen und, wenn ein solcher Faden von der Luft getragen wird, daran hinaufzuklettern und so fortzufliegen. Auf diese Weise können sich auch die S. zwischen zwei von einander entfernten Gegenständen eine Brücke bauen und ihr Netz dann an den Verbindungsfäden aufhängen (vergl. **Alter-Weiber-Sommer**). Die Gewebe der S. sind übrigens sehr verschieden, aus koncentrischen, über ausgespannte Strahlen laufenden Kreisen gebildet, seidenartigen Röhren gleichend, kegel- oder glockenförmig, kleine, enge Säckchen bildend, das Innere von Erdlöchern oder Felsenspalten auskleidend, oder aus langen, einzelnen, unverbundenen Fäden bestehend. Das Gewebe der S., besonders das die Eier umgebende, hat man zur Weberei zu brauchen versucht, jedoch ohne Erfolg. Der Spinnfäden bedient man sich wegen ihrer Feinheit besonders zu Mikrometern. Die S. leben außer der Paarungszeit getrennt. Selbst bei der Paarung muß sich das Männchen dem größeren und stärkeren Weibchen vorsichtig nähern und sich nach vollbrachtem Werk schnell entfernen, um nicht vom Weibchen aufgefressen zu werden. Die meisten S. pflanzen sich durch Eier fort und haben gleich anfangs, nachdem sie aus den Eiern geschlüpft sind, ihre spätere Gestalt. Sie häuten sich, bis sie erwachsen und fortpflanzungsfähig sind, 5—6mal, und so lange Häutungen Statt finden, erzeugen sich auch verlorne Gliedmaßen wieder. Fäden können auch schon die jungen S., aber nur unregelmäßige Netze daraus bilden. Die S. leben einsiedlerisch an den verschiedensten Orten, die meisten auf dem Lande, einige Gattungen ausschließlich im Wasser; mehre S. können sogar auf dem Wasser laufen u. Argyroneta aquatica (s. unten) baut sogar ihre glockige, durchsichtige Wohnung unter dem Wasser. Die S. nähren sich vom Raube lebender Insekten, vornehmlich von Zweiflüglern, welche sie mit ihrem Oberkiefer entströmendem Gifte tödten u. dann aussaugen. Sie können sehr viel fressen, aber auch lange hungern;

ihre Freßsucht schont selbst ihres Gleichen nicht, besonders wenn sie zusammen eingesperrt sind. Die im Freien lebenden S. sterben meist zu Anfang des Winters; nur einige größere Arten leben mehre Jahre. Die überwinternden S. sind meist Weibchen und noch nicht fortpflanzungsfähige Junge. Die größeren ausländischen Arten mögen im heißen Klima durch ihr Gift wohl selbst dem Menschen gefährlich werden können; der Biß der europäischen S. ist dagegen nur für Insekten tödtlich; selbst der Biß der Tarantel verursacht Menschen höchstens eine unbedeutende Entzündung. Verfolgt und verzehrt werden die S. besonders von Affen, Vögeln, Eidechsen, Fröschen, Kröten, Fangheuschrecken u. Schlupfwespen. Die Kreuz- und Winkelspinnen gelten als Wetterpropheten, indem sie, wenn gutes Wetter bevorsteht, ihre Netze ausbessern sollen, was aber nicht immer zutrifft. Man theilt die S. ein in Vierlungler (Tetrapneumones), mit vier Luftlöchern am Grunde des Hinterleibes, welche entweder alle vier zur Lunge führen, oder die zwei vordern zu Lungen und die zwei hintern in Luftröhren, vier Spinnwarzen und starken Beinen und Oberkiefern, in wärmern Ländern einheimisch, und in Zweilungler (Dipneumones), mit zwei Lungensäcken und zwei Luftlöchern, sechs Spinnwarzen und meist dünnen Beinen. Zu jenen gehören die größten S., von denen einige mit den Beinen 7–8 Zoll spannen, wie die bekannte Vogel- oder Buschspinne (s. d.); zu diesen alle bei uns lebenden, ächten S. Dieselben zerfallen in die Familien der Jagd- od. herumschweifenden S. (Vagabundae), die kein Gewebe machen, sondern nur Fäden ziehen, und zu denen auch die Tarantel (s. d.) gehört, und der Weber- oder ansässigen S. (Sedentarine). Zu letzteren gehören: die Haus- oder Winkelspinne (Tegenaria domestica *Walck*, Aranea domestica *L.*), deren gereinigtes Gewebe früher gegen Wechselfieber gebraucht ward, jetzt aber nur noch als blutstillendes Mittel Anwendung findet; die Wasserspinne (Argyroneta aquatica *L.*), welche in stehenden Gewässern, den Hinterleib in eine Luftblase gehüllt, untertaucht und in einem dichten, wasserleeren, mit der Oeffnung nach unten gekehrten Gewebe von der Größe eines halben Taubenei's wohnt und von hier aus ihre Fangfäden an Wasserpflanzen ausspannt; die Weberspinne (Theridium *Walck.*), kleine, im Herbst häufig auf ihren Fäden in der Luft herumschiffende S.; die Malmignatte (Latrodectus tredecim-guttatus *F.*), pechschwarz mit 13 blutrothen Flecken, in Italien, deren Biß bedenkliche Zufälle hervorbringen soll, und die Kreuzspinne (s. d.).

Spinnen, vergl. Spinnmaschine und Spinnrad.

Spinnenthiere, s. v. a. Arachniden.

Spinner, s. Schmetterlinge.

Spinnmaschine, Maschinenvorrichtung, mittelst deren die Faserstoffe, namentlich Wolle und Baumwolle, in einen fortlaufenden Faden umgewandelt werden, im Gegensatz zu den Handspinnvorrichtungen mit der Spindel und dem Spinnrade. Die erste Aufgabe hierbei ist die, die verwirrten Fasern gerade zu legen, sie dabei von Unreinigkeiten zu befreien und in ein fortlaufendes Band zu bringen. Bei der Baumwolle geschieht dies durch die Schlagmaschine und die Krempel, nachdem sie von den Körnern und Schalen schon an den Erzeugungsorten möglichst befreit ist. Die Schlagmaschine hat die Baumwolle von Staub, Sand, Schalen und andern Ungehörigkeiten zu reinigen, sie aufzulockern und in ein gleichmäßig fortlaufendes Vließ (Watte) zu verwandeln; die Krempel, die noch nicht gehörig zertheilten Baumwollflöckchen vollends zu zerzupfen, die todte Wolle, die Finnen und Knispeln 2c. zu entfernen und die Baumwolle in ein gleichstarkes, fortlaufendes Band zu bringen. Parallel mit diesen Proceduren in der Baumwollspinnerei geht die Auflockerung der Schafwolle für die Streichgarnspinnerei im sogenannten Wolf. Auf der Krempel wird die Wolle zuerst fein zerzogen und in ein Vließ (Pelz) gebracht, und dieses wieder auf der Vorspinnkrempel in dünne, leicht gerollte (gewürgelte), wohl auch gedrehte, fortlaufende Bänder verwandelt, die sich auf eine Spule winden. Bei der Kammgarnspinnerei wird die Wolle, nachdem sie mit der Hand oder Maschine gewaschen oder geschlagen ist, durch heiße Stahlnadeln gezogen, wodurch ihr die Neigung, sich zu filzen, genommen und ihre Fasern parallel in ein fortlaufendes Band neben einander gelegt werden. Bei diesem Verfahren, welches Kämmen heißt, bleibt die kurze Wolle (der Kämmling) hinter den Nadeln (den Kammzähnen) sitzen, und die lange Wolle (der Kammzug) wird vorn herausgezogen. Das Kämmen geschieht entweder durch die Hand, oder und zwar meist durch Maschinen, deren Konstruktion am besten von Opelt-Wieck, Collier und Heilmann-Schlumberger angegeben ist. Die zweite Aufgabe der Maschinenspinnerei besteht darin, die fortlaufenden Faserbänder der Baumwolle, der Wolle, des Flachses und der Seide nicht allein auszustrecken (zu verziehen), sondern auch zu dupliren und sie dadurch dünner, gleichartiger, fasergerader und paralleler zu machen. Dies bewirkt die Strecke vermöge zweier oder mehrer Walzenpaare (Cylinder), von denen die vorn liegenden schneller umlaufen, als die hinten liegenden, so daß das durchgehende Band in die Länge gestreckt wird. Die dritte Aufgabe der Maschinenspinnerei liegt in der Verwandlung des Streckbandes in einen gedrehten Faden (Vorspinnen), was sehr allmählig bewerkstelligt werden muß. Das Streckband der Baumwolle muß zuerst unter fortgesetzter Verziehung zu einer locker gedrehten Lunte, dann zu Vorgespunst (Vorspunst) gedreht werden, wozu man sich jetzt einer Folge von Maschinen, der Spulmaschinen oder Fleier, bedient. Zur Darstellung der ersten Vorspunst bedient man sich der Laternenstühle (Drill- oder Drehmaschinen), wobei die Bänder wie bei der Streckmaschine durch Walzen gleiten und durch glatte Trichter in kegelförmige, sich um ihre Axe drehende Blechgefäße gehen, oder der noch neuern sehr komplicirten Spindelbänke. Die zweite Vorspunst kann auf ähnlichen Spindelbänken vollendet werden, gemeiniglich aber bedient man sich hierzu der Gerbstühle, oder Mules, auch Jennymaschinen. Bei diesen befindet

sich hinter einer Streckbank der Laternenspunst in Kasten oder auf Spulen, von welchen aus die Fäden von drei Reihen von Streckwalzen, auf welche Lederwalzen drücken, nach der auf dem Spindelwagen befindlichen Spindel gehen, welche mit einem Wirbel und mehren Trommeln versehen ist, von denen Schnüre über die Wirbel gehen. Der Wagen ruht auf Rädern, welche sich auf einer durch einen Haken vorgezeichneten Bahn bewegen, u. wird abwechselnd von der Streckbank entfernt und zurückgeschoben. Während des Vorrückens sind Streckwerk und Trommeln in Bewegung, und jeder Faden läuft gegen die Spitze der Spindel; die grobe Vorspunst wird also verlängert und, da die Spindeln sich drehen, zugleich gezwirnt. Aehnlicher Art sind die Maschinen für Kammgarn, Flachsgarn und Floretgarn; nur beim Streichgarn fallen sie aus. Das endliche Feinspinnen des Fadens, gleichfalls unter fortdauernder Verziehung zwischen Walzen, geschieht entweder auf Mulemaschinen, die den Faden lang ausziehen, drehen und auf Spindeln wickeln, oder auf Drossel- od. Watermaschinen, welche, sowie der Faden aus den Walzen tritt, ihm mittelst eines Flügels die Drehung (den Draht) geben und ihn auf eine Spule winden, nach dem Princip des deutschen Flachsspinnrades. Das Ausziehen des Fadens geschieht durch das Streckwerk. Von diesem läuft oben der Faden auf eine Spule, welche auf einer mit Flügeln versehenen Spindel steckt, die mittelst einer horizontalen Trommel so schnell gedreht wird, daß sie in einer Minute 3—4000mal umläuft. Das von den Spinnstühlen kommende Garn wird abgehaspelt, abgewogen, sortirt und, wenn es zum Stricken oder Nähen gebraucht werden soll, auf die Zwirnmaschine (oft eine Art von Drosselstühlen) gegeben, oft noch gesengt, gebleicht und in Bündel gepackt.

Die S.n sind eine Erfindung der Engländer. Nachdem James Hargreaves 1767 eine S. erfunden hatte, welche von Menschenhand gedreht wurde und mit 8 Spindeln versehen war, erfand 1775 Richard Arkwright die durch Wasserkraft in Bewegung gesetzte eigentliche S. Einige seiner Maschinen lieferten ein starkes, fest gedrehtes Garn (Wassergarn), andere ein feines, weiches Garn. Letztere verbesserte bald darauf Samuel Crampton wesentlich und nannte sie nach seiner Frau Jennymaschinen. Die Maschinenspinnerei hat sich ihrer unberechenbaren Vortheile wegen in verhältnißmäßig kurzer Zeit über die ganze civilisirte Erde verbreitet. Voran stehen in diesem Betriebe England und Nordamerika; dann folgen Frankreich, wo die Maschinenspinnerei durch Calonne 1787 eingeführt worden ist und die bedeutendsten Etablissements zu Rouen, Paris, St.-Quentin, Lille, Amiens, Louviers, Lyon und Montpellier sind, die Schweiz, welche zwar gutes Garn liefert, die feinsten Sorten jedoch zum Theil noch aus England bezieht, und Deutschland. Hier befinden sich die bedeutendsten Maschinenspinnereien in Oesterreich in der Umgegend von Wien, in Preußen in der Rheinprovinz und der Provinz Sachsen, im Königreich Sachsen in Chemnitz. Das deutsche Produkt steht dem englischen an Güte nicht nach, doch kann es sich gegen die durch ein ungeheures Betriebsmaterial und große Wohlfeilheit des Rohstoffs ungemein begünstigte Konkurrenz Englands schwer auf dem Markte halten.

Spinnrad, Maschine zum Spinnen, d. h. zum Ausdehnen oder Langziehen der Wolle oder des Flachses &c. zu Garn. Von dieser einfachen Maschine unterscheidet man das Handrad, das Tretrad und das Doppelspinnrad, was aber eine Abart des Tretrades ist. Bei dem Handrade geht um die Peripherie eines großen Rades und den Umfang einer kleinen mit der Spindel verbundenen Rolle straff eine Schnur ohne Ende, so daß bei Umdrehung des großen Rades mit der Hand, und zwar an einem Griffe dieses Rades, Rolle und Spindel schnell umlaufen und das zwischen den Fingern der einen Hand zu Garn gedrehte Material sich auf die Spindel wickelt. Bei dem Tretrade kommt ebenfalls ein solches Schnurrad, aber ein kleineres, und eine Rolle vor, die sich an der Spindel befindet. Auf der Spindel steckt ganz lose eine Spule (eine hohle walzenförmige Rolle), welche sammt jener Rolle und Spindel sich umdreht, wenn das Rad durch einen Fußtritt in Umdrehung gesetzt wird. Von dem Griffe einer an der Welle des Rades befindlichen Kurbel hängt nämlich eine Stange, der Knecht, bis zu dem vorderen Theil des horizontalen Fußtrittes herab, der um seinen hinteren Theil wie ein einarmiger Hebel auf und nieder beweglich ist. Wird der Tritt mit dem Fuße auf und nieder bewegt, so dreht sich auch das einmal in Umschwung gesetzte Schnurrad um, und der aus dem Material, das auf einer Stange des Gestelles (dem Rocken) sich befindet, gezogene Faden wickelt sich um die Spule. Letztere ist von zwei Flügeln mit kleinen Häkchen umgeben, damit man den Faden, wegen des gleichmäßigen Nebeneinanderwickelns auf der Spule, von Zeit zu Zeit weiter hängen kann. Ist die Spule mit Garn angefüllt, so muß sie jedesmal von der Spindel abgezogen werden, um einer leeren Platz zu machen. Besonders empfehlenswerth zum Flachs- und Hanfspinnen ist das zweispulige oder Doppelspinnrad, worauf eine Person zwei Fäden zugleich spinnt. Bei dem künstlichen S.e von Antis bewegt sich die Spule auf der Spindel vermöge einer herzförmigen Scheibe beständig und so gleichmäßig hin und her, daß das Weiterhaken des Fadens gar nicht nothwendig ist. Das Befeuchten des Fadens beim Ausziehen und Zusammendrehen mit Speichel oder einer andern schleimichten Flüssigkeit ist nothwendig, um geschmeidigeres Garn zu bekommen.

Spinnstube (Lichtstube), in manchen Gegenden die Einrichtung, daß die jungen Spinnerinnen der Reihe nach zusammenkommen, um sich durch gemeinschaftliche Unterhaltung bei der einförmigen Arbeit des Spinnens gegen den Schlaf zu schützen. Da diese Einrichtung öfters Veranlassung zu unsittlichen Handlungen gegeben hat, weil sich zu den Mädchen auch junge Bursche gesellten, so ist sie an manchen Orten verboten, an andern unter polizeiliche Aufsicht gestellt.

Spinola, Ambrosio, Marchese de los Balbazes, spanischer General, geboren 1569 zu

Genua, lebte bis 1599 auf seinen Gütern, zeichnete sich dann mehrfach in den Diensten König Philipps II. von Spanien aus und warb ein Corps von 9000 Mann alter italienischer und spanischer Truppen, nach Art der früheren Condottieren, um mit ihnen den Erzherzog Albrecht von Oesterreich bei der Belagerung von Ostende zu unterstützen. Erst im September 1604, nachdem die Belagerung 3 Jahre und 2 Monate gedauert hatte, fiel die Festung. S. ward darauf zum Generallieutenant und Kommandirenden aller spanischen in den Niederlanden kämpfenden Truppen ernannt und ihm die ausgedehnteste Vollmacht behufs der neuen Organisirung des sehr demoralisirten Heeres übertragen. Seit 1605 stand S. dem Prinzen Moritz von Oranien in Flandern gegenüber. Beide Feldherren wußten die Festungen und Kanäle des Landes so geschickt zu benutzen, daß sie beide einander nichts anhaben konnten. Wiederholte Meutereien im spanischen Heere und die Vernichtung der spanischen Flotte bei Gibraltar durch den holländischen General Heemskerk zwangen endlich den madrider Hof zu dem Waffenstillstand, der 1609 im Haag auf 12 Jahre zu Stande kam. Noch vor Ablauf dieser Frist drang er, von Spanien zur Unterstützung des Kaisers Ferdinand gegen die protestantischen Reichsfürsten abgesandt, an der Spitze von 23,000 Mann im Aug. 1620 in die Pfalz ein, eroberte Kreuznach, Alzey und fast alle Städte des Hundsrücks, ward aber 1621 in die Niederlande berufen, wo er wieder seinem früheren Gegner Moritz gegenüber stand. Durch Entlassung der meuterischen italienischen Truppen geschwächt, konnte er den Krieg trotz der Eroberung Jülichs (1622) nur lau fortsetzen und erst im Sommer 1624 die Belagerung von Breda unternehmen, welchen Platz er nach außerordentlichen Anstrengungen am 5. Juni 1625 endlich zur Uebergabe zwang. Dies war seine letzte bedeutendere Waffenthat. Durch die Einflüsse der sumpfigen Luft erkrankt, mußte er den Oberbefehl niederlegen. Zwar trat er 1629 noch einmal in Italien auf, indem er in dem Streit um das Erbe des Markgrafen von Mantua die Franzosen aus Montferrat vertrieb u. sie in Casale einschloß. Aber im folgenden Jahre mangelte es ihm zu größeren Unternehmungen an den nöthigen Mitteln, und überdies hinderten ihn die sich oft widersprechenden Verhaltungsbefehle seines Hofes, welcher im Interesse des Kaisers einen schnellen Frieden mit Frankreich wünschte. S. † aus Aerger und Kummer über diesen thatenlosen Feldzug am 4. September 1630 zu Mailand. S.'s Feldherrngröße erkannten seine Zeitgenossen, Heinrich IV. von Frankreich und Moritz von Oranien bereitwillig an.

Spinoza (Spinosa), **Benedikt**, ursprünglich **Baruch**, berühmter Philosoph, wurde geboren den 24. Nov. 1632 zu Amsterdam aus einer aus Portugal stammenden jüdischen Familie. Er genoß den gewöhnlichen rabbinischen Unterricht, zeigte aber früh regen Forschungstrieb, der sich nicht in die Schranken des Autoritätsglaubens bannen ließ. Obwohl seine religiösen Ansichten von den Satzungen seines Volks bald weit abwichen, so suchte man den scharfsinnigen Denker doch der Synagoge zu erhalten und bot ihm selbst ein beträchtliches Jahrgehalt an, wenn er dieselbe nur von Zeit zu Zeit besuchen würde. Aber alle dahin zielenden Versuche scheiterten, u. so kam es endlich dahin, daß S. durch die strengste Form des Bannes aus der jüdischen Gemeinde ausgeschlossen wurde (1655). Es genügte aber den Rabbinen nicht, ihn exkommunicirt zu haben, sondern sie vermochten sogar den Magistrat von Amsterdam dazu, ihn auf einige Monate aus der Stadt zu verbannen, nachdem er vorher dem Dolch eines Meuchelmörders kaum entgangen war. S. begab sich zunächst zu einem Bekannten, welcher zwischen Amsterdam und Auwerkerke wohnte. Später wählte er Schynsburg, nahe bei Leyden, zu seinem Aufenthaltsorte, sodann Voorburg, eine Stunde von Haag, wo er einige Jahre blieb, und zuletzt Haag selbst. Seit seiner Entfernung von Amsterdam lebte er ausschließlich der philosophischen Forschung und schloß sich nie wieder einer religiösen Genossenschaft an. Auch war er nie verheirathet; ein zärtliches Verhältniß mit der Tochter eines Arztes, van den Ende's in Amsterdam, bei dem er Lateinisch und Griechisch lernte, löste sich wieder. Vielfach bewies er durch die That, daß die äußern Güter ihm nur als Mittel galten. Geld erwarb er sich nur so viel, als nöthig war, um damit die wenigen Bedürfnisse, die er hatte, zu befriedigen, und zwar schliff er optische Gläser, mit welchem Broderwerb er das Studium der Optik verband, das ihn mit mehren Physikern und Naturforschern in Verbindung brachte. Einer seiner innigsten Freunde, Simon van Vries aus Amsterdam, dessen Geschenk von 2000 Gulden er einst abgelehnt hatte, wollte ihn zum Erben aller seiner Güter einsetzen; aber S. weigerte sich nochmals, dies anzunehmen und drang vielmehr in den großmüthigen Freund, er möge doch seinen eigenen Bruder, der die nächsten Ansprüche habe, bedenken. Als nun Vries einwilligte, unter der Bedingung, daß dieser Bruder S. ein Jahrgehalt von 500 Gulden bis zu seinem Tode zukommen lasse, erklärte er auch diese Summe noch für zu groß und verstand sich nur dazu, 300 Gulden anzunehmen, welche er sodann jährlich bezog. Seinen Schwestern überließ er die ganze Hinterlassenschaft seines Vaters bis auf ein Bett, welches er behielt, nur um sein Recht zu behaupten. Zu Anfang des Jahres 1673 erhielt er von dem Kurfürsten von der Pfalz einen ehrenvollen Ruf als Lehrer der Philosophie nach Heidelberg, und zwar unter Zusicherung voller Lehrfreiheit. Er lehnte die Berufung aber ab, weil er nicht wisse, wie weit sich die Lehrfreiheit erstrecken werde, und er Andern auf keine Weise Anstoß geben wolle. Er trieb auch nebenbei naturgeschichtliche Studien und beobachtete gern durch das Mikroskop die Insekten. Eine seiner Lieblingsbeschäftigungen war auch das Zeichnen, worin er es so weit brachte, daß er mit Kohle oder Dinte treue Porträte verfertigte. Im Umgang bewies er sich höchst anspruchslos, freundlich, theilnehmend. Für Freunde und Gelehrte, die seine Bekanntschaft suchten, hatte die Milde, Humanität und Heiterkeit, die über sein ganzes Wesen verbreitet war, in Verbindung mit seiner geist-

reichen Behandlung aller Gegenstände des Gesprächs ungemeinen Reiz. Er † schon am 20. Febr. 1677 an der Schwindsucht. Sein Leben beschrieb Colerus, aber von befangenem Standpunkte (holländ. 1698, französisch 1706, deutsch 1733); außerdem Diez (Dessau 1783) und Philippson (Braunschweig 1790). Sein erstes Werk war: „Renati Des Cartes Principiorum Philosophiae Pars I et II, more geometrico demonstratae“ (Amsterd. 1663), denen „Cogitata metaphysica“ beigefügt waren. Anonym und mit pseudonymem Druckort „Hamburg“ (statt Amsterdam) erschien 1670 sein „Tractatus theologico-politicus“, worin er den Begriff der Offenbarung, sowie den Ursprung und die Authentie der Bücher des Alten Testaments der Kritik unterwarf und die Denkfreiheit gegenüber der positiven Religion in Schutz nahm, in sofern Philosophie und Religion zwei ganz heterogene Dinge seyen. In S.'s Todesjahre gab Ludwig Mayer in Verbindung mit Jarrig Jellas „Opera posthuma“ heraus, welche eine „Ethica more geometrico“, dann einen „Tractatus politicus“, einen „Tractatus de intellectus emendatione“, „Epistolae“ und ein „Compendium Grammatices linguae hebraeae“ enthalten. Eine vollständige Sammlung von S.'s Schriften besorgten Paulus (Jena 1802—3, 2 Bde.), Gfrörer (Stuttg. 1830) u. A. Eine deutsche Uebersetzung von S.'s „Sämmtlichen Werken“ veranstaltete Berthold Auerbach (Stuttgart 1841, 5 Bde.). Derselbe wählte das Leben des Philosophen zum Vorwurf eines Romans.

S.'s System umfaßt die theoretische und praktische Philosophie. Die Grundbegriffe, um welche sich der ganze Spinozismus dreht, sind die Substanz mit ihren Attributen und die Modifikation. Unter *Substanz* versteht er das, was an sich ist und durch sich begriffen wird, d. h. dessen Begriff nicht des Begriffes eines andern Dinges bedarf, von welchem er gebildet werden müßte. Unter *Attribut* versteht er das, was der Verstand von der Substanz als ihr Wesen ausmachend erkennt. *Modus* ist eine Affektion der Substanz oder das, was in einem Anderen ist und durch dieses Andere (die Substanz) begriffen wird. Mit dem Begriff der Substanz verbindet sich der Begriff der *Ursache seiner selbst* (causa sui). Darunter versteht S. Dasjenige, dessen Wesenheit (essentia) die Existenz (existentia) in sich schließt, oder Das, dessen Natur nicht anders, als existirend gedacht werden kann. Weiter wird der Begriff der Substanz vervollständigt durch die Merkmale der *Unendlichkeit* und der *alleinigen Existenz*. *Gott* ist S. das absolut unendliche Wesen oder die aus unendlichen Attributen bestehende Substanz, von denen jedes ewige und unendliche Wesenheit ausdrückt. Die Existenz Gottes sucht S. hauptsächlich durch den oben angeführten Satz zu beweisen: Die Wesenheit der Substanz schließt die Existenz in sich; die Existenz gehört zur Natur, zum Begriff der Substanz. Was die Attribute der Gottheit anlangt, so werden ihr, wie die Definition zeigt, unendliche beigelegt; sodann aber werden zwei hervorgehoben und immerfort im Auge behalten, nämlich *Denken* und *Ausdehnung*. Gott ist die denkende und ausgedehnte Substanz. Der Substanz kommt, sofern sie ausgedehnt ist, statt todter Ruhe unbedingte Wirksamkeit (actuosa essentia) zu. Alles galt S. als Kraft äußernd, als belebt. Die körperliche Substanz wurde von S. als ein dynamisches Ganzes betrachtet, und wesentlich ist dem Spinozismus die Lehre eigenthümlich, daß Alles belebt und beseelt ist. Von dem zweiten Attribut Gottes, dem Denken, wird Alles ausgeschlossen, was zum menschlichen Denken gehört. Darum wird Gott auch Verstand u. Wille abgesprochen. Ideen kommen Gott nur zu, in sofern er als Verstand (intellectus) gedacht wird; der intellectus selbst aber ist unterzuordnen dem absoluten Denken. Gott wird zwar eine freie Ursache (causa libera) genannt, aber dies bedeutet nur, daß es nichts außer ihm gibt, wodurch er zum Handeln gezwungen würde; da er die einzige Substanz ist, so handelt er einzig nach den Gesetzen seiner eigenen Natur. Gott wirkt mit Nothwendigkeit oder nach nothwendigen Gesetzen. Die Dinge konnten auf keine andere Weise u. in keiner andern Ordnung von Gott hervorgebracht werden, als sie wirklich hervorgebracht worden sind. In der Natur der Dinge gibt es nichts Zufälliges, sondern Alles ist durch die Nothwendigkeit der göttlichen Natur dazu determinirt, auf eine gewisse Weise zu seyn und zu wirken. Konsequent folgt aus diesen Ansichten die Verwerfung der Zwecklehre (Teleologie), und entschieden wird die Meinung zurückgewiesen, als wirke Gott Alles mit Rücksicht auf das Gute (sub ratione boni). Nach S. wird Das, was wird, gut, ja vollkommen, weil die Natur des vollkommensten Wesens dies von selbst mit sich bringt, nicht aber, weil dieses Wesen entweder erst einen eigenen Beschluß gefaßt haben sollte, es müsse Alles gut werden, oder weil das Gute sich ihm als Ideal darstellt, dem es sodann folgen müßte. Da jede Anthropopathie von Gott ausgeschlossen und ihm namentlich Freiheit von Affekten beigelegt wird, so wird auch geradezu die Liebe in Bezug auf ihn negirt. Das Verhältniß der einzelnen Attribute zu einander ist das der Unabhängigkeit. Jedes Attribut der Substanz muß durch sich begriffen werden. Daher schließen auch die Modifikationen jedes Attributes nur den Begriff dieses ihres Attributes, nicht aber den eines andern in sich. Und so haben sie Gott, in sofern er ausschließend unter dem Attribute, dessen Modifikationen sie sind, und nicht sofern er unter irgend einem andern gedacht wird, zur Ursache. Daraus folgt, daß das formale (objektive) Seyn der Dinge, die nicht Modifikationen des Denkens sind, nicht darum aus der göttlichen Natur folgt, weil er die Dinge zuerst dachte; sondern die Gegenstände der Vorstellungen folgen auf dieselbe Weise und mit derselben Nothwendigkeit aus ihren Attributen (hauptsächlich dem Attribute der Ausdehnung), wie die Vorstellungen aus dem Attribute des Denkens. Aus den für sich zu erfassenden Attributen der Ausdehnung und des Denkens gehen die zwei Reihen der ausgedehnten *Dinge* und der *Ideen* hervor, welche parallel neben einander herlaufen, ohne daß die eine in die andere übergreift. Da nun mit dem Begriff der Substanz derjenige der Ursache in doppelter Beziehung verbunden wird,

indem sie theils als Ursache ihrer selbst, theils als Ursache aller Affektionen betrachtet wird, in welcher letzteren Beziehung sie immanente Ursache heißt, so ist das Göttliche demnach zu betrachten als die Allem inwohnende, Alles umfassende Ursache, die sich zu ihren Wirkungen so verhält, daß diese nicht außer ihr, sondern vielmehr Manifestationen ihres Wesens sind. S. knüpft seine Grundideen auch an die Ausdrücke Natura naturans und Natura naturata an. Unter ersterer ist Dasjenige zu verstehen, was an sich ist und als durch sich selbst begründet gedacht wird, oder diejenigen Attribute der Gottheit, welche ein ewiges und unendliches Wesen ausdrücken. Unter letzterer dagegen ist Alles zu verstehen, was aus der Nothwendigkeit der Natur Gottes oder eines jeden seiner Attribute folgt, d. h. alle Modifikationen der göttlichen Attribute, in sofern sie als Dinge betrachtet werden, die in Gott sind und ohne Gott weder seyn, noch gedacht werden können. Ueber das Verhältniß des Unendlichen zum Endlichen spricht sich S. in mehren schwer verständlichen Sätzen aus, allein es ist ihm nicht gelungen, die Brücke vom Unendlichen zum Endlichen zu finden, wie auch alle auf ihm fußenden Systeme sich untauglich gezeigt haben, die Mannichfaltigkeit der endlichen Erscheinungen befriedigend zu erklären. Der Mensch steht zu der göttlichen Substanz in dem nämlichen Verhältnisse wie alle Einzeldinge, welche nichts als Modifikationen derselben sind. Dem Leibe nach ist er eine Modifikation der Substanz, in sofern ihr das Attribut der Ausdehnung zukommt, der Seele nach eine ihrer Modifikationen, in sofern ihr das Attribut des Denkens zukommt. Der Leib ist aus einer Menge von Theilen zusammengesetzt, die selbst wieder zusammengesetzt sind. Die Seele wird zwar von S. auf gewöhnliche Weise definirt: sie ist ein denkendes Ding; allein es zeigt sich deutlich, daß S. sie nicht nur nicht etwa für ein einfaches Wesen hielt, sondern daß sie ihm überhaupt nicht im eigentlichen Sinne als ein eigenes Wesen galt. Es gab nach seiner Ansicht nichts körperlich Organisirtes, dem nicht Geist in irgend einem Grade beigesellt wäre; kein materielles Ding, mit dem sich nicht Bewußtseyn in einer gewissen Form verknüpfte. Das Erste, was das aktuelle Seyn der menschlichen Seele ausmacht, ist die Idee eines einzelnen wirklich existirenden Dinges, welches das Objekt der Idee ist. Dieses wirklich existirende Einzelding, dieses Objekt der Idee ist nichts Anderes, als der menschliche Körper. Und was in diesem Objekte vorgeht, besonders in sofern es von äußern Gegenständen afficirt wird, muß von dem Geiste erkannt werden. Wie die Denkakte und Denkformen aller beseelten Wesen, von der untersten Stufe an, nichts Anderes als Modifikationen der Substanz, in sofern sie denkendes Wesen ist, sind, so müssen auch alle menschlichen Seelen insgesammt mit allen ihren unzähligen Gedanken auf Gott zurückgeführt und aus ihm hergeleitet werden. Alle Vorstellungen entstammen nur ihm; die menschlichen Seelen sind seine Organe des Denkens; er ist es, der durch die ganze Menschheit sich denkend äußert. Es ist daher ganz natürlich, daß von der menschlichen Seele gesagt wird, sie sey ein Theil des unendlichen göttlichen Verstandes; weil sie aber endlich ist, so kann sie nur ein Theil desselben seyn, in sofern er nicht in seiner Unendlichkeit, sondern als modificirt aufgestellt wird. Was die Verschiedenheit der menschlichen Seelen und den Grad ihrer Trefflichkeit betrifft, so behauptet S., daß, je vorzüglicher ein Körper, desto vorzüglicher auch seine Seele sey. Eine Theorie der Seelenvermögen findet sich bei S. nicht, die gemachten Unterscheidungen zwischen Einbildung, Vernunft &c. dienen ihm nur dazu, die geistigen Funktionen zu trennen. Die Lehre von der Freiheit des Willens bestreitet er. Der Wille ist ihm bloß die Fähigkeit, zu bejahen und zu verneinen; das Wollen ist ihm Affirmation, das Nichtwollen Negation. Die Menschen, sagt er, glauben nur darum frei zu seyn, weil sie zwar ihrer Handlungen sich bewußt sind, die Ursachen aber nicht kennen, von denen sie bestimmt werden. Die Seele wird dazu, daß sie Dieses oder Jenes will, von einer Ursache bestimmt, welche ebenfalls von einer andern Ursache bestimmt ist, wie diese wieder von einer andern, und so ins Unendliche fort. Die Fortdauer der Seele anlangend, so finden sich bei S. bestimmte Erklärungen, daß etwas vom Geiste im Tode untergehe, etwas dagegen zurückbleibe. Es heißt: Der menschliche Geist kann nicht mit dem Körper vernichtet werden, sondern es bleibt Etwas von ihm übrig, was ewig ist. Denn es gibt Etwas, was mit ewiger Nothwendigkeit durch Gottes Wesen selbst begriffen wird, und dieses Etwas, was zum Wesen der Seele gehört, ist nothwendig ewig. Gleich wie der einzelne menschliche Körper aus Theilen besteht, die von Ewigkeit her waren, und wie die ihn gerade beim Tode ausmachenden Theile wieder in anderer Form fortbestehen werden, so ist auch im Geiste etwas Substantielles, das nicht durch die zeitliche Existenz des Körpers bedingt ist. Das ethische Gebiet theilt S. so ein, daß er zuerst von den Affekten, dann von der menschlichen Knechtschaft und Unfreiheit und endlich von der menschlichen Freiheit handelt. Die Unfreiheit besteht in der Herrschaft der Affekte über den Menschen und die Freiheit in der Herrschaft des Menschen über die Affekte. Die ethischen Ansichten S.'s folgen ganz konsequent aus seinen metaphysischen. Der Unterschied zwischen Gut und Bös wird von S. geradezu negirt. Gut und Bös sind ihm Begriffe, welche nichts Positives bezeichnen in den Dingen an sich betrachtet, sie sind nichts Anderes als Denkweisen oder Begriffe, die wir daraus bilden, daß wir die Dinge mit einander vergleichen. Unter gut versteht S. Das, wovon wir gewiß wissen, daß es uns nützlich sey; unter bös aber Das, wovon wir gewiß wissen, daß es uns hindert, irgend eines Guten theilhaftig zu werden. Das höchste Gut besteht in der Erkenntniß Gottes. Die Seligkeit oder Glückseligkeit ist nicht der Lohn der Tugend, sondern gehört selbst mit zur Tugend. Hier ist unstreitig die schwächste Seite des Spinozismus, und die Gegner desselben haben daher immer mit Vorliebe gegen die ethischen Ansichten S.'s ihre Angriffe gerichtet. S. hat eifrige Vertheidiger und erbitterte Gegner gefunden; unter den neueren Philosophen hat

keiner mit schärferen Waffeu gegen ihn gekämpft, als Herbart. Seine Ansichten über den Staat und das damit Zusammenhängende sind noch roher, als seine ethischen Principien; die Macht ist nach ihm das Recht, und der vollständige Absolutismus folgt mit nothwendiger Konsequenz aus seinem ganzen System. Vgl. F. H. Jacobi, Ueber die Lehre des S. in Briefen an Mendelssohn, Beriln 1785, und in Jacobi's Schriften, 4 Bde.; Heydenreich, Natur und Gott nach S., Leipzig 1789; Herder, Gott, einige Gespräche, Gotha 1787; Schlüter, Die Lehre des S., Münster 1836; Sigwart, Der Spinozismus historisch und philosophisch erläutert, Tübingen 1839; Thomas, S. als Metaphysiker, Königsberg 1840; A. Saintes, Histoire de la vie et des écrits de S., Paris 1842; Orelli, S.'s Leben und Schriften.

Spione, besoldete Kundschafter, welche man beauftragt, über die Kriegsrüstungen des Gegners, über die Vereinigungspunkte seiner Truppen, über Verpflegungsanstalten, wo möglich auch über die Absichten des feindlichen Feldherrn und dergleichen an Ort u. Stelle Erkundigungen einzuziehen oder Beobachtungen anzustellen. Wer die S. am besten bezahlt, wird von ihnen auch am besten bedient. Napoleon gab einigen S.n seiner Feinde das Doppelte von dem, was sie von diesen erhielten, und erhielt dadurch oft die wichtigsten Nachrichten. Ueberhaupt war die Spionerie bei den Franzosen am besten organisirt; in dem Hauptquartier jedes größeren Armeecorps gab es ein förmliches Bureau d'espionnage, dem ein geschickter Generalstabsoffizier vorstand. Das Geschäft des Spionirens ist eben so schwierig als gefahrvoll, denn immer noch wird ein ertappter Spion mit dem Tode bestraft, obgleich ihre Verrichtung zur schnellen Beendigung des Krieges u. selbst zur Verminderung der Verluste an Menschen im Allgemeinen viel beiträgt.

Spirabel (v. Lat.), athembar, verhauchbar. Spirabilität, Athembarkeit der Luft; Verdunstbarkeit eines Körpers.

Spiräa (Spierstaude), Pflanzengattung aus der Familie der Rosaceen, Sträucher oder Stauden in den gemäßigten Ländern, mit einfachen und fiederigen Blättern und weißen, bisweilen rosenrothen Blüthen in schönen Sträußern, in zahlreichen Arten, worunter Zierpflanzen und Arzneigewächse. Von S. Filipendula *L.*, knollige Spierstaude, Filipendenwurz, rother Steinbrech, Erdeicheln, Haarstrang, ausdauernd, auf trockenen Wiesen und Rainen in Europa, mit einem 2 Fuß hohen Stengel, unterbrochen-fiederschnittigen Blättern, sprossenden Trugdolden und langen, fadenförmigen Wurzeln, an deren Ende kleine erbsengroße Knollen hängen, sind Wurzel, Blätter und Blüthen, Radix, Herba s. Folia et Flores Filipendulae, als stärkendes, eröffnendes Mittel vorzüglich bei Krankheiten der Urinwerkzeuge, Blennorrhöen u. dgl. in Gebrauch und wurden neuerlich sogar gegen Wasserscheu empfohlen. Von S. Ulmaria *L.*, Ulmenspierstaude, Krampf- oder Wurmkraut, Geißbart, Wiesenkönigin, ausdauernd, auf feuchten Wiesen, besonders an Bächen durch ganz Europa und Nordasien, mit eckigem, 2—4 Fuß hohem Stengel, unterbrochen-gefiederten, unten weißfilzigen Blättern u. Blüthen an sprossenden Rispen, als Zierpflanze mit schönen, starkgefüllten Blüthen, sind Wurzel, Blätter und Blüthen, Radix, Herba et Flores reginae prati s. reginae pratorum, Ulmariae, Barbae caprinae, vorzüglich als gelind-abstringirende und tonische Mittel in Gebrauch, während die Blüthen gegen Spulwürmer ziemlich gute Dienste leisten. Auch von S. Aruncus *L.*, Waldspierstaude, Waldgeißbart, Geißwedel, mit dreifach-gefiederten Blättern und zweihäusigen Blüthen in rispenförmigen Aehren, ausdauernd, an feuchten Stellen in Bergwäldern, fast durch ganz Europa, waren früher Wurzel, Blätter und Blüthen, Radix, Folia et Flores Barbae caprae, als gelind-zusammenziehende und fiebervertreibende Mittel officinell.

Spirale (Spiral- oder Schneckenlinie), krumme Linie, welche ins Unendliche fortgesetzte Umläufe um einen festen Punkt macht. Die einfachste und am häufigsten vorkommende S. ist die des Archimedes. Dieselbe entsteht aus einem gegebenen Kreise in der Weise, daß sich ein Halbmesser desselben dreht und auf demselben oder einem Punkte seiner Verlängerung sich so bewegt, daß sein Abstand vom Mittelpunkt stets dem vom Halbmesser beschriebenen Winkel proportional u. dem Halbmesser gleich ist, sobald dieser eine Umdrehung vollendet hat. Nach zwei, drei, vier ꝛc. Umdrehungen ist der Abstand des beschreibenden Punktes vom Mittelpunkte der doppelten, drei-, vier- ꝛc. fachen Länge des Halbmessers gleich. Andere S.n sind die Fermats, die logarithmische, hyperbolische, reciproke (die umgekehrte archimedische) und parabolische. Eine auf der gekrümmten Oberfläche eines Cylinders gezogene S. heißt eine cylindrische, z. B. die Schraubenlinie, eine auf der gekrümmten Kegeloberfläche eine konische, eine auf der Kugeloberfläche eine sphärische.

Spiralfeder, s. Uhr.

Spiralgefäße, s. Pflanze.

Spirdingsee, Landsee in der preußischen Provinz Preußen (Ostpreußen), Regierungsbezirk Gumbinnen, Kreis Sensburg u. Johannisburg, mit dem Sekter- und Warnoldsee, $1\frac{4}{5}$ □Meilen groß, ist tief und fischreich und enthält 4 Inseln. Auf einer derselben (Teufelswerder) liegt das eingegangene, seit 1843 wieder befestigte Fort Lyck. Im S. entspringt der Pissek (Pysz), welcher nach Polen fließt und da von der Narew aufgenommen wird.

Spiritualen, strengere Partei der Franciskaner (s. d.).

Spiritualis (lat.), geistig, dem Materiellen entgegengesetzt; daher Spiritualia, geistige Angelegenheiten, Glaubenssachen, Sachen, die die Seele betreffen.

Spiritualismus (v. Lat.), dasjenige metaphysisch-psychologische System, welches die menschliche Seele für ein rein geistiges oder absolut immaterielles Wesen erklärt.

Spiritus (lat.), das Wehen des Windes, die bewegte Luft; der Athem, Hauch u., weil dieser als das Belebende (Geistige) des Körpers oder als das erzeugende (Lebens-) Princip desselben gedacht wurde, alles Feine, Dünnflüssige, Flüchtige,

was zugleich auf den Organismus anregend, belebend einwirkt, daher auch der flüchtige Theil des Weins (Weingeist, vergl. Alkohol). In der Grammatik der griechischen Sprache bezeichnet S. den starken oder scharfen und den gelinden oder schwachen Hauch (spiritus asper und spiritus lenis), der über jeden Vokal und Diphthong zu Anfang eines Wortes gesetzt und im ersten Falle durch das Zeichen ʽ, im zweiten durch ʼ ausgedrückt wird. Diese Zeichen kamen als solche erst zu Ende des 3. Jahrhunderts v. Chr. durch den alexandrinischen Grammatiker Aristophanes von Byzanz in Gebrauch, da der scharfe Hauch, der ganz dem lateinischen und deutschen H-Laute entspricht, in den ältesten griechischen Schriftdenkmälern stets durch ein H bezeichnet wird, aus dessen Zertheilung die beiden S. ursprünglich entstanden, während der gelinde Hauch früher äußerlich gar nicht dargestellt und wohl auch nicht in der Aussprache gehört wurde.

Spiritus familiaris (lat.), Schutzgeist eines Hauses oder einer Familie.

Spiritus vini, s. v. a. Weingeist, s. Alkohol.

Spital (v. Lat.), s. v. a. Hospital.

Spithead, s. Portsmouth.

Spitta, Karl Johann Philipp, geistlicher Liederdichter der Gegenwart, geboren den 1. Aug. 1801 zu Hannover, studirte 1821—24 zu Göttingen Theologie, ward 1828 Pfarrgehülfe zu Südwalde in der Grafschaft Hoya, 1830 Garnisonspfarrer und Seelsorger in der Strafanstalt in Hameln, 1837 Pfarrer in Wicholb bei Hoya, 1847 Superintendent zu Wittingen in der Landdrostei Lüneburg u. 1853 Superintendent zu Peine in der Landdrostei Hildesheim. Außer einzelnen Predigten veröffentlichte er „Psalter und Harfe" (Leipz. 1833; 16. Aufl. 1851, 2 Bde.), eine Sammlung geistlicher Lieder, die durch Vollendung der Form und Wohllaut, Innigkeit und wahrhaft christliches Gepräge die besten derartigen Produkte der Neuzeit sind. Doch sind sie größtentheils nicht zum kirchlichen Gebrauch geeignet, auch nicht dazu bestimmt. Desto besser können sie der häuslichen Erbauung dienen. Viele dieser Lieder sind von Becker in Leipzig und K. E. Hering komponirt worden; anderen liegen ältere Kirchenmelodien zu Grunde.

Spittler, Ludwig Timotheus, Freiherr von, berühmter Geschichtschreiber und Publicist, geboren zu Stuttgart am 10. Nov. 1752, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und widmete sich von 1771—75 in Tübingen theologischen und historischen Studien, die er bis 1777 in Göttingen fortsetzte, worauf er als Repetent am theologischen Seminar zu Tübingen angestellt wurde. Hier bewährte er durch seine „Kritische Untersuchung des 60. laodiceischen Kanons" (Bremen 1777) und seine „Geschichte des kanonischen Rechts bis auf die Zeiten des falschen Isidor" (Halle 1778) sein Forschertalent. Im J. 1779 wurde er als Professor der Philosophie nach Göttingen berufen, wo er bald als Lehrer der Geschichte sich großen Ruf erwarb und namentlich mit seinen Vorlesungen über die 3 letzten Jahrhunderte großen Beifall fand. Aber gespannte Verhältnisse mit Heyne verleideten ihm das akademische Leben, weshalb er 1797 dem von Herzog Friedrich Eugen von Würtemberg an ihn ergehenden Ruf in sein Vaterland folgte. Er ward Präsident der Oberstudiendirektion und wirklicher Geheimerath und 1806 Kurator der Universität Tübingen und Minister und zugleich in den Freiherrnstand erhoben. Er sah sich aber dadurch von der höhern politischen Thätigkeit, als dem eigentlichen Ziele seiner Wünsche, entfernt. Gram über die Täuschung seiner Hoffnungen untergrub seine Gesundheit und beschleunigte seinen Tod, der am 14. März 1810 erfolgte. Von seinen Schriften sind noch zu bemerken: „Geschichte des Kelchs im Abendmahl" (Lemgo 1780); „Grundriß der Geschichte der christlichen Kirche" (Göttingen 1782, 5. Ausgabe 1813); „Geschichte Würtembergs unter den Grafen und Herzögen" (das. 1783); „Geschichte Würtembergs" (das. 1783); „Geschichte des Fürstenthums Hannover" (1786); „Entwurf der Geschichte der europäischen Staaten" (Berlin 1793, 2 Bde.; 3. Aufl., von Sartorius, 1823); „Geschichte der dänischen Revolution 1660" (Berlin 1796). Seine geistreich skizzirten „Vorlesungen über die Geschichte des Papstthums" wurden mit Anmerkungen von Gurlitt (Hamburg 1824—28, vervollständigt von Paulus, Heidelberg 1826) und seine „Geschichte der Kreuzzüge" und die „Geschichte der Hierarchen von Gregor VII. bis auf die Zeit der Reformation" von K. Müller (Hamburg 1827—28) herausgegeben. Viele Abhandlungen S.s befinden sich im „Göttingenschen historischen Magazin", das er mit Meiners herausgab. Seine sämmtlichen Werke gab sein Schwiegersohn, K. Wächter, (Stuttgart 1827—37, 15 Bde.) heraus. S. verband mit ernster Quellenforschung philosophischen Geist und lichtvolle Darstellung bei sinnreicher Kürze, hellen politischen Blick und Gewandtheit und Schnelligkeit des Urtheils. Vgl. Planck, Ueber S. als Historiker, Göttingen 1811.

Spitzbergen, nordamerikanisches Land, das nördlichste Land der Erde, hieß auch Neuland oder König-Jakobs-Neuland, bei den Grönlandsfahrern Ostgrönland, besteht aus 3 größeren und mehren kleineren Inseln, liegt zwischen 26° 34′ und 39° 35′ östl. L. und 76° 30′ und 80° 40′ nördl. Br. und hat 1390 □Meilen Oberfläche. Ein wildes, stürmisches Meer umfluthet diese Inselgruppe, die im Sommer von Eisschollen umgeben, im Winter von festem Eise eingeschlossen ist. Das Land selbst ist voll von Bergen, die aus rothem Granit bestehen, bald einzelne Gruppen, bald Gebirgszüge bilden, und von denen einige (Hornberg 4395 Fuß, schwarze Spitze 4244 Fuß) eine beträchtliche Höhe erreichen. Von Vulkanen findet sich keine Spur. Die bald engeren, bald weiteren Thäler haben einen thonigen und steinigen, öfters auch einen Moorgrund. Auf der größten Insel findet man einige kleine Flüsse und Seen, im Sommer aber strömt der geschmolzene Schnee in Gießbächen dem Meere zu. Im Innern der großen Insel ist eine beträchtliche Fläche, auf welcher Rennthiere weiden. Die Vegetation ist sehr gering; von Bäumen findet man nur die Zwergbirke, welche aber bloß etliche Zoll hoch wird. Von anderen Gewächsen fand Scoresby außer einer Art Seeschilf und Moosen, Flechten und Tangen Simse, Andromeda, Stein-

brech, Hornkraut, Dryas, Mohn, Ranunkel, Läuse-, Löffel- und Scheuerkraut. Von Säugethieren finden sich weiße und blaue Füchse, Eisbären, Rennthiere, Seehunde, Seelöwen, Seekühe, Wallrosse und Wallthiere. Sehr zahlreich besuchen während des Sommers Enten, Gänse, Taucher, Alken, Sturmvögel, Möven, Seeschwalben und Strandläufer, auch Ammern und Finken die Küsten. Von Fischen gibt es unter anderen Haifische, Schwert- und Schellfische und Häringe; von anderen Seethieren Krebse, Dintenfische, Medusen, Schnecken ꝛc. Von Mineralien trifft man Granit, Gneis, Quarz, Schiefer und Marmor. Eingeborene Bewohner haben diese Inseln nicht, wohl aber werden sie des Fischfangs wegen im Sommer besonders von englischen und holländischen Wallfischfängern und Robbenschlägern häufig besucht. Die einzelnen Theile der Inselgruppe sind: Insel S. oder große Insel, durch Jan-Myehens-Meer u. Walter-Thiamens-Fjord von der Südostinsel, durch Henlopens-Straße von der Nordostinsel getrennt, im Norden mit der großen Halbinsel Neufriesland, im Süden mit dem Kap Lookout oder Südkap und dem Belfsund, in den der Belfluß mündet, und den Häfen Fairhaven und Smeerenberg, den Sammelplätzen der Wallfischfänger; Nordostinsel mit der Brunswickbai und Südost- oder Edgesinsel mit der Tiefenbai. Kleinere Inseln sind die Holländer- (Gänse-, Dänen-) Insel, Waldenstable, Greath-High, Frozeneiland, Waigatz-, Disco-, Wallroß- und Robbeninsel, die Tausendinseln im Süden. S. wurde 1533 von dem Briten Hugh Willoughby entdeckt, dann von den Holländern Heemskerke, Barentz und Ryp wieder aufgefunden und für einen Theil von Grönland gehalten. Näher erforscht wurden die Inseln besonders von Parry und Scoresby.

Spitzen, bandartige Streifen mit von einander abstehenden, verschiedene Muster darstellenden Fäden von feinem Leinenzwirn, Baumwollengarn, Seide, Wolle, oder auch von Gold- und Silbergespinnst, werden entweder auf dem Web-, Strumpf-, Petinet-, Posamentirstuhl oder der Bobbinetmaschine gewirkt, oder geklöppelt, oder mit der Nadel gefertigt und bilden vorzüglich in Frankreich, in den Niederlanden, in England, in der Schweiz, in dem sächsischen und böhmischen Erzgebirge, auf dem Harz und im Herzogthum Holstein einen äußerst wichtigen Industriezweig der Frauen und Mädchen, überhaupt der schwächeren Personen. Die gewirkten S. werden entweder auf dem Bortenwirkerstuhl oder auf dem Webstuhl, z. B. in Barmen, wo man diese S. Webkanten nennt, oder auf dem Petinetstuhle oder auf der Bobbinetmaschine gefertigt. Die geklöppelten S. oder Kanten werden, wie Netze, durch eine künstliche Verschlingung verschiedener feiner, gezwirnter Fäden, an welchen Klöppel hängen, gemacht. Diese Arbeit erfordert bei den vielen Fäden von feinem Zwirn eine außerordentliche Geduld, da man zu jedem Löchelchen 4 Klöppel braucht, folglich bei geringen S. 20—50 und bei feinen 250—500 und mehr Klöppel bedarf. Die Güte der Klöppelspitzen wird nach der Feinheit des Zwirns, der Menge der Löcher auf einem gewissen Raum und der Reichheit und Schönheit des Musters, sowie nach der Reinheit und Genauigkeit der Arbeit beurtheilt. Die genähten S. (Points) sind diejenigen, deren Grund entweder geklöppelt, gewirkt, oder auch genäht wird, wo dann die Figuren aus freier Hand mit der Nadel künstlich ausgenäht oder eigentlich hineingestickt werden. Diese Gattung wird vorzüglich in Italien, zu Mailand und Venedig, in Frankreich und Belgien verfertigt. Nicht allein die Breite der S. und die Feinheit des Zwirns machen den Unterschied im Preise u. in der Güte, sondern auch die Art des Grundes, die Zäckchen, die Dessins, die fein- und starkfädigen Muster geben Unterscheidungen, die ihre besonderen Namen erhalten haben. Die schönsten und theuersten S. werden zu Brüssel, Antwerpen, Mecheln, Gent und der umliegenden Gegend unter dem Namen brabanter S. gefertigt. Unter Deutschlands Spitzenmanufakturen stehen diejenigen des sächsischen Erzgebirges obenan, wo 1561 das Klöppeln der S. durch Barbara Uttmann zu Annaberg erfunden ward und ausschließlich diese Art der Fabrikation betrieben wird. Seidene S. heißen Blonden. Gold- und Silberspitzen, sogenannte leonische, sowohl von ächtem, als unächtem Gold- und Silbergespinnst, Lahndraht u. Seide, von verschiedener Breite werden zu Paris, Lyon, Wien, Nürnberg, Fürth, Dresden, Freiberg ꝛc. verfertigt.

Spitzkugeln, Geschosse, welche die Form einer Halbkugel oder eines kurzen Cylinders mit darauf gesetztem Kegel von gleicher Oberfläche haben, und mit denen sowohl sicherer, als auf weitere Entfernung hin geschossen werden kann, als mit den gewöhnlichen runden Kugeln.

Spitzmaus (Sorex), Säugethiergattung aus der Ordnung der Fleischfresser und der Abtheilung der Insektenfresser, charakterisirt durch die rüsselartig verlängerte Schnauze, oben und unten 2 Vorderzähne (die oberen mit 2 Spitzen, die unteren gezähnelt und vorwärts geneigt), die kleine, mit einem Deckel zum Schließen des Ohrs beim Untertauchen versehene Ohrmuschel u. den langen behaarten Schwanz. Es gehören hierher mäuseähnliche, meist nächtliche, in Erdlöchern von Insekten, Würmern und todten Mäusen lebende Thiere, deren zahlreiche Arten im Einzelnen noch nicht genau bestimmt sind. Sie fressen nie Pflanzen und richten daher keinen Schaden an, sind aber durch Vertilgung schädlichen Gewürms nützlich. Hunde und Katzen fressen sie wegen der aus einer Drüse an der Seite des Rumpfs sich absondernden, bisam- oder urinartig riechenden Feuchtigkeit nicht, sondern beißen sie nur todt. Doch sind die Spitzmäuse durchaus nicht giftig, und es ist eine Fabel, daß sie Pferden in den Leib kröchen. Sie sind äußerst gefräßig und bedürfen täglich an Nahrung fast so viel, als sie selbst wiegen, daher sie beständig nach Nahrung umherschnuppern. Sie sind über die ganze Erde, mit Ausnahme der Australländer, verbreitet. In Europa sind 6 Arten einheimisch, nämlich: die Wasserspitzmaus (S. fodiens *Pall.*), mit braunen Zahnspitzen, reihenweise stehenden steifen Schwimmborstenhaaren an den Zehen und einem Kiele langer Haare unten am Schwanze, schwarzbraun, unten weißlich, fast 3 Zoll lang mit 2 Zoll

langem Schwanz, häufig an Gewässern fast allenthalben in Europa; die gemeine S. (S. vulgaris L.), mit braunen Zahnspitzen, ohne Schwimmborsten an den Zehen und am Schwanze, der kürzer als der Rumpf und kurz behaart ist, 2$^1/_2$ Zoll lang, allenthalben häufig sich findend; die Zwergspitzmaus (S. pygmaeus Pall., S. exilis L.), der vorigen ähnlich, aber kleiner, das kleinste bekannte Säugethier, 1 Zoll 10 Linien lang mit 1 Zoll 3 Linien langem, borstigem geringelten Schwanz, in Sibirien häufig, in Deutschland in Schlesien, Mecklenburg ꝛc.; die Hausspitzmaus (S. araneus L.), mit weißen Zahnspitzen, rostbraun, unten weißlich, 2$^1/_2$ Zoll lang mit 1$^1/_2$ Zoll langem Schwanz, 14 Rippen, gemein in Deutschland und Südeuropa; die weißzähnige S. (S. leucodon Herm.), dunkelröthlichbraun, unten weiß, welche beide Färbungen scharf geschieden sind, 3 Zoll lang mit 1 Zoll langem Schwanz, allenthalben in Deutschland, Frankreich ꝛc.; die etruscische S. (S. etruscus Sav.), aschgrau, unten hellgrau, beinahe 2 Zoll lang, in Italien und Südfrankreich.

Spix, Johann Baptist von, Naturforscher und Reisender, geboren den 9. Febr. 1781 zu Hochstadt an der Aisch in Bayern, studirte in den Seminarien zu Bamberg und Würzburg erst Theologie, wandte sich dann zur Medicin und bereiste seit 1808 auf Kosten der bayerischen Regierung Frankreich, Italien und die Schweiz, worauf er Mitglied der münchener Akademie der Wissenschaften und 1811 Konservator der zootomischen Sammlungen derselben wurde. Im Jahre 1817 ward er mit Martius mit einer wissenschaftlichen Expedition nach Brasilien beauftragt, welches Beide in verschiedenen Richtungen durchforschten. Kränklich in Folge klimatischer Einflüsse, kehrte er 1820 nach Europa zurück und † zu München den 13. Mai 1826. Er vermachte der Akademie ein Kapital von 45,000 Gulden, seine Papiere erhielt Martius zur Herausgabe. Seine vorzüglichsten Schriften sind: „Geschichte und Beurtheilung aller Systeme der Zoologie seit Aristoteles" (Nürnberg 1811); „Cephalogenesis" (München 1815); „Reise nach Brasilien", fortgesetzt von Fr. von Martius (München 1823—31, 3 Bde., mit Karten und Kupfern) und mehre Prachtwerke über Affen, Fledermäuse, Reptilien und Vögel, die er in Brasilien gesammelt hatte, 1824—25 mit anderen Zoologen vollendet.

Splanchnica (sc. remedia, lat.), Mittel gegen Krankheiten der Eingeweide, besonders der des Unterleibes.

Splanchnologie (v. Gr.), Eingeweidelehre.

Spleen (engl.), Benennung einer gewissen, zum Theil körperlichen, mehr jedoch geistigen Krankheit, welche viel Aehnlichkeit mit der Hypochondrie und einer unbestimmten Art Melancholie hat, oft zum Selbstmorde führt und gewöhnlich als englische Nationalkrankheit bezeichnet wird. Esquirol identificirt den S. mit Haß und Lebensüberdruß, welche folgerecht zu aktivem oder passivem Selbstmorde führen, und findet die Ursachen derselben zur Zeit der Pubertät in einer unbestimmten, im Grunde geschlechtlichen, unbefriedigten Sehnsucht, beim reiferen Alter in Aufgeben einer geregelten Thätigkeit, in Ueberfättigung mit Vergnügungen, Mißbrauch geistiger Getränke, Ausschweifungen ꝛc. Auch ist nach seiner Meinung die Krankheit nicht so streng an das Klima von England und den Charakter der Engländer gebunden, als man gewöhnlich annimmt. Die Behandlung des S. muß zuerst die körperlichen Verhältnisse berücksichtigen, hinsichtlich deren sich meist Verdauungsstörungen vorfinden, und die geistige Verstimmung durch zweckmäßige psychische Behandlung, besonders durch geregelte Thätigkeit zu heben suchen. Dieses ist indeß eine schwere Aufgabe, da solche Kranke gewöhnlich bei ziemlich gesundem Urtheilsvermögen sind und in Verhältnissen sich befinden, die sie einer geregelten Sorge für ihre Existenz überheben.

Splen (griech.), die Milz.

Splenalgie (v. Griech.), Milzschmerz, Milzstechen.

Splint, s. Holz.

Splügen, Berg im schweizerischen Kanton Graubünden, an der Grenze der lombardischen Provinz Veltlin, dessen höchste Spitze, das Tombenhorn, 9600 Fuß hoch ist. Ueber diesen Berg führt die berühmte Splügener-Straße, eine Hauptverbindungsstraße zwischen Italien und Deutschland, die zum Theil in Felsen gehauen ist und durch die unter dem Namen Via mala bekannte Thalschlucht des Rheins führt. Am nördlichen Fuße des Berges S. liegt der gleichnamige Marktflecken mit 500 Einwohnern und großen Waarenniederlagen. Am 27. Nov. bis 1. Dec. 1800 verlor die französische Reservearmee unter Macdonald hier bei ihrem Durchmarsch durch Lavinenstürze viele Menschen und Pferde.

Spohr, Louis, berühmter deutscher Tonkünstler und Tonsetzer, geboren den 5. April 1784 zu Braunschweig, Sohn eines dortigen Arztes, zeigte früh seltenes musikalisches Talent. Von dem Violinisten Maneourt im Violinspiel unterwiesen, trat er als Kammermusikus in die Kapelle des Herzogs von Braunschweig ein und begleitete dann seinen zweiten Lehrer, den berühmten Violinspieler Eck, nach Rußland. Nach seiner Rückkehr machte er 1804 allein Kunstreisen in Deutschland, Frankreich und Italien und erntete überall den rauschendsten Beifall. Im Jahre 1805 ward er zum Koncertmeister in Gotha ernannt, wo er seinen früheren Kompositionen noch mehre Koncerte für die Violine und Klarinette, Quartette, Quintette, Duo's für Violine, mit Begleitung der Harfe, einige Ouverturen, mehre Sammlungen schöner Lieder mit Begleitung des Klaviers, ein Oratorium „Das jüngste Gericht" und eine Oper „Der Zweikampf der Geliebten" hinzufügte. Durch die ausgezeichnete Reinheit, Fertigkeit und Sicherheit seines Spiels, die Kraft und Seele seiner Bogenführung, die Würde und Innigkeit, welche er seinen Tönen einzuhauchen wußte, durch seinen Geschmack und die Fähigkeit, in den Geist der verschiedensten Kompositionen einzugehen, erhob er sich zu einem Künstler, wie er in Deutschland damals noch nicht aufgetreten war. Nachdem er noch mehre Reisen durch Deutschland gemacht hatte, ging er 1813 als Kapellmeister an das Theater an der Wien, in welcher Stellung er in den großen Koncerten, welche

bei Gelegenheit des Kongresses 1814 veranstaltet wurden, ungeheures Aufsehen erregte und selbst den berühmten Rode verdunkelte. Nachdem er in Wien 1814 seinen „Faust", seine erste Sinfonie, und das Oratorium „Das befreite Deutschland" geschrieben hatte, ging er 1817 nach Italien und fand auch hier überall den lautesten Beifall. Nach seiner Rückkehr ward er Musikdirektor am Theater zu Frankfurt am Main, legte jedoch diese Stelle 1819 schon wieder nieder, um nach London zu gehen, wo ihm die glänzendsten Anerbietungen gemacht wurden. Indeß verließ er nach Beendigung seiner zweiten Sinfonie England wieder, privatisirte einen Winter hindurch in Dresden und folgte dann einem Rufe als Hofkapellmeister nach Kassel, woselbst er seitdem wirkte und, nachdem er 1857 in den amtlichen Ruhestand versetzt worden war, am 22. Okt. 1859 †. Mit seiner Versetzung nach Kassel begann zugleich eine neue Periode seines künstlerischen Wirkens, indem er jetzt das theoretische Gebiet seiner Kunst zu kultiviren begann. Er bildete eine Menge Schüler, die durch den Erfolg ihres Spiels der spohrschen Schule überall Eingang und Anerkennung verschafften. Alle Kompositionen S.s charakterisirt ein gewisser Adel und eine begeisternde Hoheit. Er ist durchweg elegisch und will daher auch nur stets erfaßt seyn in dem Momente höherer Begeisterung. Als Kirchenkomponist insbesondere geht er von dem Grundsatz aus, daß eine ächt kirchliche Wirkung nur durch die Masse erreichbar ist. Daher die wunderschönen Chöre in seinen Oratorien und Messen und die Gediegenheit, das Maß und die weise Vertheilung im Uebrigen. Als dramatischer Komponist zeichnet er sich vornehmlich durch ein sicheres Treffen des musikalischen Ausdrucks und durch Zusammenhalten der einzelnen Theile zu einem Ganzen aus. Ueberall herrscht Einheit bei schönster Mannichfaltigkeit; keine Leerheit im Fortschritte des Darzustellenden unterbricht die deutlichen und doch so großartigen Verwebungen einer stets schönen Melodik, die für sich allein schon das Herz jedes unbefangenen Hörers gewinnen müßte, wenn auch das Harmonische nicht bis in das Kleinste mit so ausgezeichneter Sorgfalt behandelt worden wäre. Nicht weniger groß ist er als Instrumentalkomponist, nur daß er seine elegische Stimmung des Gemüths zu sehr auf fremdartige Gegenstände überträgt und dadurch im Ganzen hier und da monoton in der Färbung wird. Zu seiner Kammermusik gehören auch seine zahlreichen Lieder, die mit großer Sorgfalt vollendet sind. Unter seinen Orchesterkompositionen sind seine Violin- und Klarinettenkoncerte von ausgezeichneter Schönheit. Von seinen 9 großen Sinfonien sind besonders die zweite, dritte und die „Weihe der Töne" wahre Meisterschöpfungen. Seine geistlichen Werke bestehen in Psalmen, Messen und mehren Oratorien, von denen vorzüglich „Die letzten Dinge", „Des Heilands letzte Stunden" u. der „Fall Babylons" zu nennen sind, zu dessen letzteren Aufführung S. 1843 eigens nach London eingeladen wurde. Von dramatischer Musik schrieb er noch eine Musik zu Macbeth und komponirte die Opern „Zemire und Azor" und „Jessonda", welche seine edle Manier am gediegensten ausprägen und als die besten seiner Opern gelten. Weniger Beifall fand seine Oper „Der Alchemist"; seine Meisterschaft zeigte er aber wieder in den Opern „Der Berggeist", „Pietro Albano" und „Die Kreuzfahrer" (1844), in welcher letzteren er unter Beseitigung mancher Uebelstände der Opernmusik ein musikalisches Drama im edelsten Sinne des Wortes zu schaffen suchte. Doch fanden diese späteren Opern nicht die Verbreitung, wie die früheren. Im Ganzen schrieb er gegen 150 Werke, gehört also zu den produktivsten Komponisten unserer Zeit, wie er denn auch zu den größten Tonkünstlern Deutschlands gerechnet werden muß. Seine Gattin Dorothea, geb. Spindler, geboren den 2. Dec. 1787 zu Gotha, zeichnete sich als Harfenspielerin aus.

Spoleto, Hauptstadt der gleichnamigen Delegation (55⅔ □Meilen mit 125,000 Einw.), südöstlich von Perugia auf der Straße von Foligno nach Rom, an einem Felsenberg in einem Thale an der reißenden Mareggia, über die eine sehr hohe Brücke und eine kühne Wasserleitung (Ponte del Torri) 970 Fuß lang über eine 335 Fuß tiefe Kluft führt. Die Lage der im Innern alten und schmutzigen Stadt ist ungemein reizend. Sie ist der Sitz des Delegaten und eines Bischofs. In der Mitte der Stadt ist die Porta della Fuga und die Porta d'Annibale, 2 Bogen, die an Hannibal erinnern. Auf einem Felsen neben der Stadt thront das Kastell la Rocca, und hier finden sich Reste von cyklopischen Mauern. Die Stadt hat eine Kathedrale, 22 andere Kirchen, darunter die Kirche del Redentore (sonst ein Tempel der Concordia), 15 Klöster, viele Einsiedeleien, 2 Kollegien, viele antike Trümmer von Tempeln, einem Theater, Brücken, besonders um den nahen Monte Lueco her, und Ruinen eines vom König Theoderich erbauten Palastes. Die Einwohner, 8000 an der Zahl, betreiben Getreide-, Wein- und Oelbau, Fabriken für wollene Zeuche, Hüte, Handel mit Getreide, Wein, Oel, Hüten 2c. S. hieß im Alterthum Spoletium und war eine der ansehnlichsten Städte Umbriens, die 240 v. Chr. eine römische Kolonie mit den Rechten eines Municipiums ward und sich standhaft gegen Hannibals Angriffe vertheidigte. Von den Gothen zerstört, ward es von Narses wieder aufgebaut und zur Zeit der longobardischen Herrschaft in Italien nebst Fano von Feroald (Faroald) erobert, woraus nachher das Herzogthum S. erwuchs, das in Lehnsabhängigkeit von dem Könige der Longobarden stand und am Ende des 9. Jahrhunderts den nördlichen Theil der jetzigen Provinz Abruzzo und das daran stoßende Südoststück des Kirchenstaates umfaßte. Wenn noch von einem zweiten Herzogthum S. die Rede ist, so versteht man darunter das Herzogthum oder die Mark Camerino, die seit den sächsischen und fränkischen Kaisern die östliche Hälfte des Herzogthums S. ausmachte und später die Mark Fermo hieß. Die Herzöge von S. nahmen später den Markgrafentitel an. Durch Kaiser Heinrich II. wurde S. mit Toskana vereinigt. Später ward aus der Mark Camerino die Mark Fermo und aus S. die Mark Ancona gebildet, deren Grafen zuweilen auch über das ganze Herzogthum S. herrschten. Seit dem 13. Jahrhundert gehört das

Herzogthum S. nebst der Mark Fermo zu dem Kirchenstaat.

Spolien (spolia), die dem Feinde von den römischen Soldaten in der Schlacht entrissene Beute an Waffen, Schmuck rc., welche Tempel und das Vestibulum des Hauses, namentlich der siegenden Feldherren und Triumphatoren, schmückten und stets an dem Hause blieben, auch wenn es den Besitzer wechselte. S. opima sind die zuerst, nachdem das Heer in Schlachtordnung aufgestellt war, aber nicht allein vom Feldherrn, sondern auch von Soldaten erkämpften S. Im Kirchenwesen sind S. Güter geistlicher Personen, die ohne Testament starben und deren Güter der apostolischen Kammer anheim fielen.

Spondeus, ein aus 2 langen Sylben (— —) bestehender Versfuß, der anfänglich bei den Spondä oder Libationen der Griechen, wobei man eine langsame und ernste Melodie liebte, dann aber namentlich mit dem Dactylus abwechselnd im Herameter angewendet wurde. Gehäufte Spondeen im Herameter machen aber nur dann Wirkung, wenn sie durch ihren feierlichen Gang zugleich die Schwere und Würde des Gedankens malerisch ausdrücken sollen. Auch dürfen dann nicht die Worte und Versfüße zusammenfallen, wie in dem bekannten Verse des Ennius: **Sparsis hastis longis campus splendet et horret.** Zuweilen tritt auch an der 5. Stelle des Herameters, dem letzten vollständigen Fuß, den jede Versart möglichst rein zu erhalten sucht, statt des regelmäßigen Dactylus ein S. ein, und zwar ebenfalls, um dem Ganzen einen ernsten und feierlichen Ton zu geben. Ein solcher Herameter wird dann Spondiacus oder Spondaicus genannt, wie bei J. H. Voß in der Uebersetzung der Ilias:

— — — Und die hurtigen Kniee bewegend
Floh er dahin; doch jene verfolgeten angestrenget.

Spondias (Mombinpflaume), Pflanzengattung aus der Familie der Cassuvieen, Bäume in heißen Ländern, mit ungeraden Fiederblättern, weißen und rothen Blüthen in Rispen und pflaumenähnlichen Früchten. Hervorzuheben sind: S. dulcis *Forst.*, S. cytherea *Lam.*, ein auf den australischen Inseln häufig kultivirter Baum, 50 Fuß hoch, mit schattiger Krone, dessen Früchte ein sehr wohlschmeckendes Obst sind; S. lutea *L.*, S. Myrobalanus *L.*, ein 40 Fuß hoher Baum in Westindien und Südamerika, mit schattiger Krone und grauer Rinde und gelblichen oder röthlichen Früchten, die als Heilmittel bei Durchfällen und Blutflüssen gebraucht werden; S. mangifera *Pers.*, ein Baum auf Malabar und Koromandel in Sandboden, mit gelblichgrünen, wohlschmeckenden Früchten, die in Ostindien sowohl roh, als auf verschiedene Weise zubereitet genossen werden, während der aus der Rinde des Stammes nach vorher gemachten Einschnitten in großer Quantität hervorfließende geldrothe, klare, harzigschleimige, bittere Saft, der an der Luft erhärtet, als Amraharz zu tonischen Räucherungen verwendet wird; S. purpurea *Mill.*, S. Mombin *L.*, ein 15—20 Fuß hoher Baum in Westindien und im heißen Südamerika, mit purpurrothen, gelbrothen oder gelben Früchten, die häufig genossen, auch zu Mus verwendet werden; S. tuberosa *Arrud.*, ein Baum in Brasilien, der an der Wurzel große knorrige Wulste hat, die reichlich einen wässerigen Saft enthalten, weshalb man sie auf Reisen den Maulthieren als durststillend gibt.

Spondyli (lat.), die Wirbel.

Spondylus (lat.), Wirbelknochen.

Spongiös (v. Gr.), schwammig, locker.

Spongosis (griech.), Schwammbildung, Entstehung von schwammigen Gewächsen, Gliedschwamm.

Sponheim, früher reichsunmittelbare Grafschaft im oberrheinischen Kreise, zwischen dem Rhein, der Nahe und der Mosel, zerfiel in die vordere und hintere Grafschaft. Nach dem Aussterben der Grafen von S. (1437) erhielt nach langen, bis ins 18. Jahrhundert dauernden Streitigkeiten Baden von der ersteren $^{3}/_{5}$ u. Kurpfalz $^{2}/_{5}$. Im Jahre 1801 kam die ganze Grafschaft an Frankreich, 1814 an Preußen, das sie 1817 an Oldenburg abtrat, wo sie einen Bestandtheil des Fürstenthums Birkenfeld bildet.

Sponsa (lat.), Braut.

Sponsalien (sponsalia, Verlöbnisse), die Verträge, welche der Schließung einer Ehe vorauszugehen pflegen. Dieselben können nur von dazu berechtigten und befähigten Personen endgültig abgeschlossen werden. Verlöbnisse zwischen minderjährigen Personen sind auch ohne Einwilligung des Vormunds gültig, sobald die betreffenden Personen das mannbare Alter erreicht haben, wie auch Verlöbnisse noch unter väterlicher Gewalt stehender Söhne und Töchter bei Einwilligung des Vaters gültig sind. Findet Betrug oder Gewalt oder Nöthigung mittelst Furcht Statt, so ist das Verlöbniß, wie jeder andere Vertrag, ungültig. Zur Verbindlichkeit der S. ist gegenseitige Einwilligung erforderlich, u. zwar kann dieselbe sowohl mündlich als schriftlich, sowie durch Handlungen kund gegeben werden. Außerdem sind durch Herkommen oft gewisse Ceremonien und sonstige Bedingungen vorgeschrieben, ohne deren Beobachtung S. nicht gültig sind. Die unter Beobachtung dieser Bestimmungen vollzogenen Verlöbnisse heißen öffentliche (s. publica), die ohne Beobachtung derselben eingegangenen heimliche (s. clandestina), welche letzteren in einigen Ländern und Gegenden bloß ungültig und nicht strafbar, in andern aber strafbar und dabei gültig sind. Oeffentliche Verlöbnisse haben die Verbindlichkeit zur Eingehung der Ehe mit der betreffenden Person zur Folge, und es kann der sich weigernde Theil nach gemeinem Rechte dazu gerichtlich gezwungen werden. Neuerlich ist jedoch diese Zwangsklage als einer christlichen Ehe unwürdig in mehren deutschen Staaten für unstatthaft erklärt worden.

Sponsio (lat.), feierliches Angelöbniß, Versprechen einer Leistung; feierlich übernommene Bürgschaft.

Sponsus (lat.), Bräutigam.

Spontaneität (v. Lat.), Selbstthätigkeit, das Vermögen, von selbst und nicht durch besondere Anregung thätig zu seyn. Gegensatz Receptivität.

Spontini, Gasparo Luigi Pacifico, berühmter Opernkomponist, geboren den 17. Nov. 1778 (nach Andern 1784) zu Jesi im Kirchen-

staate, zeigte schon in früher Jugend seltene musikalische Anlagen und erhielt den ersten theoretischen Unterricht in der Musik von Boroni u. dem Pater Martini in Rom. Seine weitere Ausbildung wurde ihm im Konservatorium della Pietà zu Theil unter der Leitung von Sala u. Traeta; später erfreute er sich auch noch der Unterweisung und Rathschläge Cimarosa's. Unter solcher Führung machte er so rasche Fortschritte, daß er schon 1796 mit einer komischen Oper „Li puntigli delle donne" als Komponist auftrat. Die Oper fand in Rom, wo sie zuerst aufgeführt wurde, vielen Beifall und öffnete ihm die Bühnen seines Vaterlandes, für die er nun in schneller Folge eine Reihe von Opernkompositionen heiteren u. ernsten Inhalts lieferte, welche, ganz im italienischen Geschmack gehalten, sich vornehmlich durch leichte Erfindung, anmuthigen, frischen und oft empfindungsvollen Gesang, schöne Koloraturen, viel Parlando und leichte, sich gern unterordnende Instrumentation auszeichneten. Im Jahre 1803 begab sich S. nach Paris, und damit beginnt die zweite Periode in seinem künstlerischen Wirken. Er machte sich hier durch seine „Finta filosofa" (1804) zuerst bekannt u. schrieb dann die Operette „La petite maison" (1805), welche des Textes wegen durchfiel, dann die kleine Oper „Julie, ou le pot de fleurs" u. die größere Oper „Milton", mit welcher er zuerst größeren Beifall fand. Bald vertiefte er sich aber in die plastischen Formen des französischen Drame lyrique und strebte nun darnach, seiner Oper vor Allem das Gepräge dramatischer Wahrheit zu geben. Das erste Werk, das der neuen Richtung S.'s entsprang, „Die Vestalin", ward sofort bei ihrer ersten Aufführung, den 15. Oktober 1807, vom Publikum und von der musikalischen Welt als ein Meisterwerk begrüßt, erwarb seinem Schöpfer den großen 10jährigen Preis von 100,000 Livres, das Kreuz der Ehrenlegion und das Direktorat der italienischen Oper. Feinde und Neider sprengten damals aus, daß S. die Partitur seiner „Vestalin" von einem jungen italienischen Künstler geerbt habe, aber diese Sage ist nur dadurch entstanden, daß man sich die plötzliche Entfaltung eines so eminenten Talents nicht zu erklären wußte. Wie er in der „Vestalin" den Zwiespalt zwischen starren religiösen Gebräuchen und den ewig wahren Gefühlen des Herzens musikalisch behandelt, so führte er in seiner folgenden, jedoch nicht mit gleichem Beifall aufgenommenen Oper „Ferdinand Cortez" den Kampf zwischen zwei großen Nationalitäten, den alten Mexikanern und den Spaniern, vor. Von S.'s anderweitiger Thätigkeit sey nur so viel erwähnt, daß er als Direktor der italienischen Oper durch Vervollkommnung des Sängerpersonals und des Orchesters das Institut zu höherem Glanze erhob, die mozartschen Opern „Don Juan", „Così fan tutte" und „Figaro" u. andere in Scene setzte, Koncerte für ernste Musik stiftete und leitete, in denen unter Anderem Pergolese's „Stabat mater", Mozarts „Requiem", Sinfonien von Haydn und Sätze aus dessen „Schöpfung" zur Aufführung gebracht wurden. Unter anderen Einzelheiten schrieb er zu Salieri's „Danaiden" ein großes Ballet, 1814 eine Oper „Pelage, ou le roi et la paix" und 1816 im Verein mit Persuis, Berton und Kreutzer ein Festspiel „Les deux rivaux ou les fêtes de Cythère". Im Jahre 1819 trat er mit seinem dritten großartigsten Werk, der „Olympia", hervor, welche sich aber in Paris nicht auf der Bühne behauptete, weil die Restaurationsperiode für großartige tragische Musik keine Empfänglichkeit mehr besaß. Im Jahre 1820 folgte S. einem Rufe des Königs von Preußen als Generalmusikdirektor und erster Kapellmeister nach Berlin, womit die dritte Periode seines Wirkens beginnt. Er führte sich hier 1821 mit der „Olympia" ein, die er in soweit umgeändert hatte, daß sie anstatt mit einer tragischen Katastrophe mit einer heiteren Friedensfeier schloß. Die Oper fand in dieser Gestalt Beifall und erhielt sich auch in der Folge in der Gunst des Publikums. Im Winter desselben Jahres komponirte S. zu Hoffesten das Lustspiel „Lalla Rukh", das er später in die Oper „Nurmahal", seine erste Fest- oder Hofoper, umschuf, welcher nach einer tiefeingreifenden Umarbeitung des „Cortez" noch die Zauberoper „Alcidor" (1825) und 1829 „Agnes von Hohenstaufen" folgten, welche, obgleich sie einen Reichthum von Trefflichem enthalten, doch keinen Vergleich mit S.'s frühern 3 großen Opern aushalten. Außer diesen Werken entstanden noch in jener Zeit ein für des Königs Geburtstag bestimmter Festmarsch u. preußischer Volksgesang, eine 1826 zur Krönung des Kaisers von Rußland geschriebene, 1827 in Berlin aufgeführte Festhymne und viele andere, kleinere Kompositionen; auch erschien im Herbst 1837 „Agnes von Hohenstaufen" neu umgearbeitet. Diese seine letzten Arbeiten, sowie seine Thätigkeit als Generalmusikdirektor, namentlich die Art, wie er die Rivalität weberscher Opern fern gehalten, zog ihm viele und heftige Gegner zu, die er selbst dahin brachte, daß, als er am 3. April 1841 in das Orchester der großen Oper trat, um „Don Juan" zu dirigiren, ausgepfiffen wurde. Tief gekränkt verließ S. 1842 Berlin und lebte seitdem theils in Italien, theils in Paris, in dessen Nähe er mit seiner Gattin, einer Schwester des Instrumentenbauers Erard, den Landsitz La Muette hart am boulogner Walde bewohnte. Er † schon den 14. Januar 1851 zu Majolati unweit seiner Geburtsstadt.

Sponton (Esponton), eine Halbpike nach Art der Hellebarde, welche ehedem von den Offizieren der Infanterie in ähnlicher Form, wie später das Kurzgewehr der Unteroffiziere geführt wurde. Bei den Offizieren trat der Degen oder Säbel, bei den Unteroffizieren die Muskete an deren Stelle.

Sporaden (v. Gr., d. i. zerstreutliegende Inseln), ein Theil der Inseln im ägäischen Meer, die um die sogenannten Cykladen zerstreut liegen. Die Westsporaden sind die Inseln Hydra, Spezzia, Poros, Egina, Koleuri und einige kleinere; die Ostsporaden Sousam-Adassi, Nikaria, Patino, Kalamina, Lero nebst vielen kleinern; die Nordsporaden Skiatho, Skopelo, Selidromi, Pelerissa, Skyro, Psara und andere kleinere. Die alten Griechen bezeichneten als S. im engeren Sinne nur die in dem ikarischen Meere von Rhodus bis Chios gelegenen Inseln, nämlich Rhodus, Carpathus, Casus, Chalcia, Syme, Telos, Nisy-

rus, Syrenā, Cos, Calymnus, Lebinthus, Lerus, Lepsia, Patmos, Icaria, Samos und Chios; im weiteren Sinne aber auch die weiter nördlich liegenden: Phyra, Lesbos u. Tenedos, wogegen sie Samothrace, Lemnos und Imbros nie zu den S. rechneten. Sämmtliche S. sind vulkanischer Natur und mit Bergen bedeckt, die zwar keine bedeutende absolute Höhe haben, aber durch schroffe Formen sich auszeichnen. Sie sind, wie die nahe gelegene kleinasiatische Küste, von der Natur reich ausgestattet, wo es nicht an Bewässerung fehlt, was freilich an vielen Stellen der Fall ist. Bei der Trennung Griechenlands von der Türkei blieben die Ostsporaden bei letzterem Lande, zu Griechenland kamen nur die West- und Nordsporaden.

Sporadisch (v. Gr.), zerstreut, in der Medicin von Krankheiten gebraucht, welche nur einzelne Individuen ergreifen, im Gegensatz zur Epidemie; auch sonst s. v. a. vereinzelt vorhanden.

Sporen (Keimkörner, sporae), bei den kryptogamischen Pflanzen die zur Fortpflanzung dienenden, den Samen der Phanerogamen zu vergleichenden Körper, welche, wie jene, nach dem Hervortreten aus der Mutterpflanze längere und kürzere Zeit im Zustande der Ruhe verharren, um sich dann später, wenn die dazu nöthigen Bedingungen erfüllt sind, zu einer neuen Pflanze zu entwickeln. Die S. bestehen immer nur aus Einer Zelle und können deshalb keinen Keim der künftigen Pflanze enthalten, wie sie auch in ihrer Bildung weniger an die Samen, als an die Pollenkörnchen der Phanerogamen erinnern. Sie erscheinen meist staubförmig und sind entweder vereinigt in einer fruchtähnlichen Hülle, dem Keimkornbeutel (sporangium), oder zerstreut. Trotz der Kleinheit der einzelnen Körnchen behalten sie doch lange, selbst Jahre hindurch ihre Keimkraft. Vgl. Algen, Farrenkräuter, Laubmoose, Lebermoose u. Pilze.

Sporn, Werkzeug, welches der Reiter am Fuße befestigt, um damit das Pferd in die Seite zu stoßen und es so zum schnelleren Laufe anzutreiben oder für Fehler zu strafen. Der S. besteht aus einem Bügel (Sporenbügel), in den der Theil des Stiefels, zunächst über dem Absatz gelegen, paßt. Bei der einfachsten Art Sporen befindet sich hinten an diesem Bügel ein spitziger Dorn, doch gewöhnlich statt desselben eine kleine Stange, welche gerade oder etwas gebogen, bisweilen auch in Gestalt eines S gebogen ist (Schwanenhals). Am äußersten Ende ist diese Stange gespalten und eine kleine scharfe oder gezahnte Scheibe beweglich in dem Spalte befestigt. Man macht die Sporen von Eisen und dann häufig mit Zinn plattirt, von Stahl, Messing, Argentan oder Silber. Die Sporen der Alten waren einfache, eiserne Spitzen, die bei den Rittern vielleicht gleich an die metallenen Fußbekleidungen angefügt waren.

Sport (engl.), Spiel, Unterhaltung, insbesondere eine solche Belustigung, die im Freien vor sich geht, Jagd, Fischerei, Wettrennen 2c., wofür der Engländer eine eigenthümliche Liebhaberei hat.

Sporteln (v. lat. sportula, d. i. ein kleiner Korb, worin man bei den Römern zur Zeit der Republik Denen, welche bei den öffentlichen Mahlzeiten nicht zugegen seyn konnten, ihren Antheil Speisen ins Haus schickte, welche Gabe später in Geld verwandelt wurde), die durch irgend eine gerichtliche Procedur erwachsenden Unkosten, welche nach einer gesetzlich festgestellten Norm, der sogenannten Sporteltaxe, berechnet werden. Früher ging man bei der Entwerfung der Sporteltaxen fast überall von dem Grundsatz aus, die Gerichte müßten nicht nur sich selbst unterhalten, sondern dem Staate auch noch zu einer reichlichen Erwerbsquelle dienen.

Spotico (Despotiko), griechisches Eiland, südwestlich von Antiparo, im ägäischen Meer, bildet den Hafen von Antiparos und wird von da aus im Sommer mit kleinen Heerden besucht; früher bewohnt, jetzt wüst; mit Spuren alter Bauwerke.

Spott, jeder einen Andern lächerlich machende Scherz, der daher immer mit etwas Beißendem vermischt und gewöhnlich beleidigend ist. Man unterscheidet einen gröberen u. einen feineren S.; letzterer pflegt sich in der Form der Ironie (s. d.) geltend zu machen. Wird die Neigung zum S. im Menschen vorherrschend, so entsteht die Spottsucht, die immer etwas Verwerfliches an sich hat, da sie sich auch auf das Unschuldigste und selbst auf das Heilige zu erstrecken pflegt.

S. P. Q. R., Abkürzung für Senatus populusque romanus (s. d.).

Sprache, im Allgemeinen jede Art der Kundgebung von Gefühlen und Gedanken durch sinnlich wahrnehmbare Zeichen, in diesem Sinne also auch die Geberden-, Mienen-, Augen-, Fingersprache 2c. umfassend; dann die Kundgebung von Regungen des Seelenlebens durch die Stimme, in welchem Sinne man auch von einer S. der Thiere redet; endlich in eigentlicher Bedeutung die Kundgebung von Gedanken durch artikulirte Laute, deren allein das vernünftige Geschöpf, der Mensch, fähig ist. In diesem Sinne versteht man unter S. eben sowohl die Thätigkeit des Erzeugens und Hervorbringens der zum Ausdrucke der Gedanken dienenden Laute und ihrer Verbindungen, als das Ergebniß dieser Thätigkeit, die Gesammtheit der einem einzelnen Volke für den Ausdruck seiner Vorstellungen und Gedanken zu Gebote stehenden Lautgebilde, sowie im abstrakten Sinne die der Menschheit zu demselben Zwecke dienende Aeußerungsweise. Die menschliche S. entsteht durch die Verbindung der im Ansatzrohr des Stimmorgans hervorzubringenden Laute oder Geräusche, indem gewisse Verbindungen dieser Laute zur Bezeichnung von Gegenständen, Eigenschaften, Thätigkeiten, Beziehungen dienen. Die verschiedenen S.n benutzen aber nicht alle auf diese Art möglichen Geräusche und Laute, weil ihre Verbindung mit andern oft schwer ist. Diejenigen, deren Verbindung leicht ist, finden sich zum großen Theil in den meisten S.n. Jede S. enthält eine gewisse Anzahl dieser möglichen Laute, niemals finden sich alle möglichen Laute in einer S. vereinigt; vielmehr entstehen charakteristische Unterschiede in den S.n, in sofern die einzelnen S.n gewisse Klassen dieser Laute oder einzelne derselben vorzugsweise, andere sparsam oder gar nicht anwenden. Das natürliche System dieser Laute hat die Physiologie aufzustellen, indem die von Seiten der Grammatik in dieser Hinsicht

gemachten Versuche unzureichend sind, weil man bei der Eintheilung der Laute von unwesentlichen Eigenschaften derselben ausgegangen ist. Die Verbindungen der durch die Stimmorgane gebildeten Laute, die auch abgesondert von einander Begriffe und deren Beziehungen ausdrücken, heißen Wörter (s. **Wort**), und diese Wörter wiederum werden an einander gereiht, um Gedanken und Empfindungen für Andere vernehmlich darzustellen. Demnach bedingt beim Menschen erst das Hinzutreten des Verstandes die wahre und hohe Bedeutung der S. Sprechen ist lautes Denken, wie Denken stilles Sprechen; das Eine ist ohne das Andere nicht möglich. Die S. ist also eine Bewegung körperlicher Organe, durch welche sich im Sinnlichen der Geist unmittelbar offenbart. Sie ist nothwendig, z. B. wo ein Urtheil gefällt werden soll, und der erwachende Verstand eines Kindes würde, auch wenn dieses nur Naturlaute vernähme, sich unbewußt eine S. schaffen. Die Muttersprache, welche der Mensch erlernt, ist nur das Kleid, welches der allgemeine Sprachverstand, das innere Sprachbedürfniß anlegt, mit dem er seine Gedanken umgibt, um sie in sinnlich wahrnehmbare Formen zu bringen. In dieser Beziehung ist die durch physische Mittel zur Perception Anderer gebrachte S. u. ihre Erschaffung ein integrirender Theil der physischen Anlage, durch welche der Mensch seine hohe Stellung zur Genüge bekundet. Die S. ist der Charakter unserer Vernunft, durch welche sie allein Gestalt gewinnt und sich fortpflanzt, und somit das ausschließliche Eigenthum des Menschen, schon in ihren einfachsten Anfängen die Würde des höchsten Geschöpfes andeutend.

Die Frage über den **Ursprung** und den **Bildungsgang** der S. bietet große Schwierigkeiten und wurde bei der verschiedenen Auffassung dieses dunkelsten Geheimnisses auch auf die verschiedenste Weise zu lösen versucht. Am vorherrschendsten war lange Zeit die theologische Ansicht, daß das Wunderwerk der S. nur des Schöpfers würdig und eine Gabe, eine Art von Offenbarung desselben sey; zugleich nahm man hier zu einer **Ursprache**, besonders der hebräischen, aus der alle übrigen S.n der Erde entstanden seyen, seine Zuflucht. Andere wollten den Ursprung in der besseren Artikulation der Sprachorgane der Menschen suchen, oder betrachteten sie als eine angewandte Logik, als ein nützliches Mittel zu Denkübungen; noch Andere nahmen ein Princip der Nachahmung der Natur und ihrer Schalle an; Viele endlich setzten die Veranlassung zur S. nach Rousseau's Vorgang in eine bloße Konvention der Gesellschaft. Erst seit der Mitte des 18. Jahrhunderts begann man diesen Gegenstand nach allen Seiten hin vollständiger zu prüfen, zu einer Zeit, wo der Sieg der skeptischen Philosophie über den Dogmatismus, das Zurückgehen auf die frühesten Naturzustände, die genauere Beobachtung der Naturvölker in ihrer sprachlichen Mannichfaltigkeit, sowie überhaupt die regere Theilnahme der gebildeten Welt an wissenschaftlichen Gegenständen solche Forschungen sehr begünstigten. **Monboddo** (On the origin and progress of language, 6 Bde., Edinb. 1775; deutsch im Auszuge von Schmidt, 2 Bde., Riga 1784) und Herder (Ueber den Ursprung der S., Berl. 1772; 2. Auflage, daselbst 1789) waren die Ersten, welche die Annahme eines göttlichen Ursprungs der S. vernichteten und das geistige Bedürfniß und den Organismus des Menschen für die Rede nachwiesen. Den Gang freilich, den die S. von der rohesten Stufe an bis zur vollendetsten Durchbildung genommen, vermochten sie nicht genauer zu bestimmen, und selbst jetzt, obschon man in neuester Zeit eine Reihe der interessantesten Beobachtungen und Entdeckungen gemacht hat, läßt sich dieser höchst wichtige Punkt noch nicht befriedigend erörtern. Ausgemachte Thatsache jedoch ist es, daß alle Völker eine S. besessen haben und besitzen, sowie der einzelne Mensch schon vermöge seines Organismus dazu fähig ist. Dieses Gut haben sie ferner eben so ausgemachter Weise, unabhängig von klimatischen Einflüssen und von einer mehr oder minder günstigen Naturanlage, sich angeeignet u. durch geistige Kraft entwickelt, wiewohl nicht in Abrede zu stellen ist, daß gerade jene Umstände, Ungunst des Himmels, Mangel an geistigen, zum Theil auch Beschränktheit der physischen Organe, von jeher von entschiedenem Einflusse auf die Entwickelung der S. gewesen sind. Daraus ist es z. B. zu erklären, daß wir in den roheren S.n, wie in denen vieler asiatischen und amerikanischen Völker, einen fühlbaren Mangel an Lauten finden. Andere wilde Nationen bringen Töne von eigenthümlicher Art hervor, die weder die Schrift festzuhalten, noch ein Anderer nachzuahmen im Stande ist, eine Beobachtung, aus welcher wiederum die Thatsache entspringt, daß das Sprachvermögen alle Künste der Buchstabenschrift, die nur auf eine Anzahl einfacher Zeichen beschränkt ist, an Vollkommenheit bei weitem übertrifft.

Nach ihrer Entstehung und ihren Verwandtschaftsverhältnissen theilt man die S.n ein in **Stamm-** oder **Muttersprachen** und **Tochtersprachen**, welche letztere von jenen abstammen. Mehre von einer gemeinsamen Stammsprache ausgehende S.n heißen nach ihrem Verhältniß zu einander **Schwestersprachen**, wie die romanischen S.n, d. h. die italienische, spanische, französische, als Töchtersprachen der lateinischen. Dadurch, daß Völker entweder willkürlich oder unwillkürlich mit einander in Verbindung treten, wird sehr oft die S. des einen Volkes aus der des andern mit Wörtern und Wendungen bereichert. Man nennt dies **Sprachmischung**, od., besonders wenn es absichtlich und ohne Noth geschieht, **Sprachmengerei**, wogegen belebtes Völkerbewußtseyn sich regt u. seine S. von fremden, besonders unnöthigen Bestandtheilen zu reinigen sucht. **Unvermischte** S.n gibt es wenige und nur bei solchen Völkern, die in keine Berührung mit andern mächtigeren u. gebildeteren gekommen sind. **Gemischte** S.n sind solche, die, bei weniger eigenen Bestandtheilen, Wörter aus allerhand fremden S.n aufgenommen haben, wie z. B. die S. der Neger in Demerary aus eigenen, holländischen, französischen, spanischen, portugiesischen und englischen Bestandtheilen zusammengesetzt ist. Außerdem theilt man die S.n ein in **gebildete** und **ungebildete**, d. i. in S.n gebildeter und ungebildeter Völker, ferner in

todte, wie die altgriechische und lateinische, und in lebende, wie die französische und deutsche, je nachdem das Volk, dem sie angehört, entweder untergegangen oder noch vorhanden ist. Eine solche todte S. heißt eine gelehrte S., richtiger eine Gelehrtensprache, wenn sie der gelehrten Welt als Hülfsmittel und Organ dient, wie die beiden klassischen S.n. Man spricht auch von einer alten und neuen S. desselben Landes und versteht unter jener diejenige, welche von den ältesten Bewohnern des Landes gesprochen wurde und noch wenig Bildung und Beimischung von außen erfahren hatte, und welche man, wie bei den Griechen, auch wohl die S. der Götter nannte, bei den Juden die paradiesische S.; die neue ist dagegen diejenige, welche sich zur Zeit des Steigens und der Blüthe der Kultur eines Volkes gebildet hat, wie z. B. die griechische zur Zeit, wo Athen an der Spitze Griechenlands stand, oder die nach der Restauration eines Volks noch oder wieder, wiewohl mit Veränderungen, gesprochen wird, wie das Neugriechische. Die alte S. bleibt oft die S. für den religiösen Kultus, z. B. in Rom die etruscische, in der griechischen Kirche die slavonische, bei den ägyptischen Christen die koptische rc.; die neuere wird in der Schrift gebraucht und von den gebildeten Ständen gesprochen. Die ausgebildete S. eines Volks, in sofern sie in Schriften gebraucht wird, heißt Bücher- oder Schriftsprache, zum Unterschied von der S. im gesellschaftlichen Umgang (Konversations-, Umgangssprache, S. des gemeinen Lebens, Volkssprache), wo auch gebildete Personen sich durch den Gebrauch gerechtfertigte Abweichungen von den strengen Grundsätzen der Sprachlehre erlauben. Beide unterliegen bei lebenden S.n Veränderungen mit dem Wechsel der Zeit und des Geschmacks. In jenen werden diese Abänderungen gewöhnlich durch klassische Schriftsteller der neuesten Zeit eingeführt und gehen dann häufig in die S. des gemeinen Lebens über. Sprachgebrauch (usus) ist die in einer S. herrschende Art und Weise, Wörter und Wendungen zur Darstellung seiner Gedanken und Empfindungen zu gebrauchen. Vom gemeinen Sprachgebrauch, welcher sich in der Konversation vorfindet, unterscheidet man den wissenschaftlichen Sprachgebrauch, welcher entsteht, wenn Wörter in ihren gewöhnlichen Bedeutungen zu unbestimmt, nicht recht passend, nicht bezeichnend genug sind und man dieselben auch in anderer Bedeutung gebraucht. Thun dies bloß Einzelne, so wird es ein bloß individueller Sprachgebrauch; wird aber der neue Gebrauch für die Wissenschaft allgemein, so entsteht dadurch die sogenannte Kunstsprache. Der oft wiederholte Versuch, eine allen Nationen der Erde zugängliche Allgemeinsprache (Universalsprache, philosophische S.) herzustellen, hat sich bis jetzt als unausführbar erwiesen (s. Pasigraphie).

Werfen wir im Allgemeinen einen Blick auf den geschichtlichen Gang der S.n, so stellt sich uns zuerst Hochasien, als der Sitz der ursprünglichen Menschenbildung, dar. Dort finden wir noch die frühesten Erzeugnisse redender Nationen, nämlich die einsylbigen S.n des südöstlichen Asiens, von China, Tübet und Ava, deren stumpfe Wurzellaute nur durch den Ton und die logische Ordnung der Begriffe sich gestalten. Weiterer Fortschritt begegnet uns bei den nomadischen Ost- u. Nordasiaten, namentlich bei den sehr gemischten mongolischen u. tatarischen Völkerstämmen, bei denen die einsylbige Härte schon durch größere Biegsamkeit gemildert wird. Eine Art rhythmischen Takt, sowie eine bedeutendere Gelenkigkeit in Grammatik und Satzbau besitzt bei aller Einfachheit und Beschränktheit der sogenannte semitische Sprachstamm, der in seiner Ausdehnung vom Mittelmeer bis nach Armenien drei Hauptdialekte, den aramäischen mit dem chaldäischen und syrischen, den kanaanitischen, phönicischen und hebräischen und den arabischen, umfaßt. Von größter Bedeutung blieb jedoch der sprachliche Hauptstamm, aus dem in nächster Verwandtschaft fünf große Schwestersprachen entsprossen, die der Meder, Perser, Griechen, Lateiner und Germanen. Unter diesen S.n hat die indische Schriftsprache oder das Sanskrit eine bedeutende Vollendung erreicht; daran reiht sich zunächst das Latein; selbstständiger entwickelte sich das Griechische. Am entferntesten stehen in Beziehung auf Wohnsitz und Anschauung die germanischen Völker, doch finden sich in dem ältesten Dialekte derselben, dem gothischen, noch unzweideutige Anklänge an die asiatische Muttersprache. Sehr gemischt ist der Sprachstamm der Slaven, indem sich daselbst nur Aehnlichkeit von Wurzeln mit dem Grundstoff der alten S.n nachweisen läßt. Am dunkelsten ist der celtische Sprachstamm; freier und eigenthümlicher entfalten sich später die germanischen und romanischen S.n.

Die Kenntniß der S.n oder die Sprachenkunde hat man für die Erforschung der Abstammung und der Verwandtschaft der Völker als unentbehrliches Hülfsmittel längst anerkannt. Aber auch abgesehen von dieser Wichtigkeit für die historische Ethnographie hat sie noch einen selbstständigeren Werth, indem sie die Grundlage der wahren Sprachwissenschaft ist; sie muß dies seyn, wenn jene sich nicht in allgemeine Abstraktionen verlieren, sondern ihren Stoff, der ein in sinnlicher Form gegebener ist, mit wirklich philosophischem Geiste durchdringen, nicht logische Denkformen aufstellen, sondern die vorliegenden Ausdrucksformen ihrem innern Wesen und ihrer Bedeutung nach erkennen, ihre Beziehungen und Verhältnisse erforschen und nachweisen will, auf welche mannichfache Arten es dem menschlichen Geiste gelungen ist, seine Gedanken und Vorstellungen in der S. kund zu thun. Auf diese Weise bildet die Sprachenkunde, in sofern die S. eine wesentliche Eigenschaft der menschlichen Natur, ein Theil derselben ist, selbst ein Glied der Naturgeschichte des Menschen. In dieser Beziehung beschäftigt sie sich mit den S.n an sich, in lexikalischer und grammatischer Hinsicht. Daß sie auch das Mittel für die Kenntniß der etwaigen Literaturen bietet, erscheint hier untergeordnet. So werthvoll auch das Vorhandenseyn einer Literatur in einer S. ist, in sofern sie theils den Weg bietet, mit größerer Leichtigkeit und Sicherheit nach allen Seiten hin in die S. einzudringen, theils allein durch sie, wenn sie eine längere Zeit

bestanden hat, die Möglichkeit gegeben wird, die Stadien des Entwickelungsganges kennen zu lernen, den die S., welcher sie angehört, genommen hat, so sind doch literaturlose S.n ungebildeter Völker für sie von nicht geringer Wichtigkeit. Bei den letztern sind wir namentlich theils auf die Wörtersammlungen und Berichte der Reisenden gewiesen, theils hat der Eifer für die Ausbreitung der christlichen Religion durch Entsendung katholischer und protestantischer Missionäre und durch Veranstaltung von Bibelübersetzungen auch für die Sprachenkunde reiche Früchte getragen. Wörter dieser Völker aus verschiedenen Werken sammelte Megiser in seinem „Thesaurus polyglottus" (1608). Ihm folgte Court de Gebelin, der zugleich in seinem Werke „Le monde primitif analysé" (Par. 1773—84, 9 Bde.) die Idee einer Ursprache aufstellte. Die Kaiserin Katharina wollte diese Bestrebungen weiter ausführen u. gab ihren Gesandten bei den verschiedenen Völkern Asiens u. Europa's Auftrag, gewisse Wörter, meist Theile des menschlichen Körpers, Nahrungsmittel, Naturgegenstände ꝛc. bezeichnend, einzusammeln. Nach dieser Sammlung und andern Hülfsmitteln stellte P. S. Pallas ein vergleichendes Wörterbuch (der europ. und asiat. S.n) zusammen unter dem Titel: „Slowar seu linguarum totius orbis vocabularia comparativa" (Petersb. 1787—89, 2 Bde., Auszug daraus von G. von Arndt, herausgegeben von Klüber, Frankf. a. M. 1827). Die bedeutendsten wissenschaftlichen Leistungen für Sprachenkunde gehören aber der neuern Zeit an, und in ihr ist vornehmlich die Feststellung der vergleichenden Sprachwissenschaft das folgenreichste Werk, dessen Begründer, Bopp (s. d.) und Jakob Grimm (s. d.), der deutschen Nation angehören, wie denn auch das Hauptwerk für die Wissenschaft allgemeiner Sprachforschung W. von Humboldts (s. d.) Schrift ist: „Ueber die Kawisprache auf der Insel Java, nebst einer Einleitung über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues u. ihren Einfluß auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts" (3 Bde., Berlin 1836—40). So thätig aber auch theils deutsche, theils ausländische Gelehrte, namentlich Franzosen und Engländer, auf diesem Felde gewesen sind, so weite Fortschritte namentlich das Studium der orientalischen S.n in neuerer Zeit gemacht hat, so sind doch nur wenige der großen Sprachstämme der Erde genau erforscht. Vor Allem ist dies bei den indoeuropäischen u. den semitischen und nächst ihnen bei andern orientalischen S.n der Fall; dagegen stehen wir selbst bei vielen asiatischen, noch mehr bei fast allen afrikanischen und amerikanischen S.n erst bei den Anfängen der Erkenntniß. Unter Hinweisung auf die einzelnen ausführlichen Artikel über die verschiedenen S.n in unserem Werke geben wir im Folgenden eine Uebersicht der bekannten S.n der Erde, welcher zum Theil Prichards „Researches into the physical history of mankind" (Lond. 1826 f.; deutsch von R. Wagner und F. Will, Leipz. 1840 f.) zu Grunde liegen.

Was zuerst die S.n Europa's und des kontinentalen Asiens betrifft, so haben sich von zwei unter sich und von andern geschiedenen Sprachstämmen Europa's, die einst weiter ausgedehnt waren, nur Ueberreste erhalten, nämlich von dem Iberischen in der S. der Basken an den westlichen Pyrenäen Frankreichs und Spaniens und von dem Altillyrischen in der S. der Albanesen oder Skypetaren in Albanien, in die freilich auch Türkisches, Slavisches oder Neugriechisches eingedrungen ist. Die Herrschaft über fast ganz Europa und einen großen Theil des südwestlichen Asiens und durch germanische und romanische Ansiedelungen über die ganze Erde, am meisten und mächtigsten in Amerika, hat die Familie der indogermanischen S.n oder der indoeuropäischen inne. Die Hauptzweige derselben sind folgende: das Sanskrit und das von ihm abstammende Pali, Prakrit und Kawi, sowie die lebenden S.n des nördlichen Vorderindiens; die medopersischen und arischen S.n, deren ältestes Glied das heilige Zend ist, das Alt- und das Neupersische, östlich davon die S.n der Afghanen und Beludschen, westlich die der Kurden und am Kaukasus die der Osseten; die vom Türkischen stark influenzirte armenische S.; die Schwestersprachen der alten Griechen und Römer, die als Zweige eines pelasgischen Stammes betrachtet werden, und die andern altitalischen S.n, die, mit Ausnahme der etrurischen, der römischen eng verwandt waren; die neugriechische S., welche sich aus dem Altgriechischen entwickelt hat, wie aus dem Römischen die romanischen S.n, letztere unter stärkerem oder geringerem Einfluß des Germanischen, nämlich die italienische, spanische, portugiesische, provençalische und französische S. im westlichen und vereinzelt im östlichen Europa, mit Einwirkung des Slavischen bei den Walachen, die daco romanische. Zwar noch nicht vollkommen erwiesen, aber sehr wahrscheinlich ist es, daß auch die einst weit über das westliche und einen Theil des mittlern Europa, ja durch die Galater nach Kleinasien verbreiteten S.n der Celten, die jetzt nur noch im äußersten Westen Europa's, in Wales und der Bretagne, in den britischen, in Hochschottland, Irland und Man in den gälischen Mundarten fortleben, zu der indoeuropäischen Familie gehörten. Entschieden zu der indoeuropäischen Familie gehören aber die germanischen S.n, deren älteste Form für uns in den Resten des Gothischen erhalten ist, in Deutschland, den Niederlanden, den skandinavischen Ländern, England und Südschottland, nämlich die deutsche, niederländische, friesische, isländische, dänische und schwedische und endlich die englische S., die sich unter dem Zutritt romanisch-französischer Elemente aus dem Angelsächsischen gebildet hat und der die schottische, eine rein germanische S., zunächst steht. Endlich gehören hierher die slavischen S.n, nämlich die russische, die bulgarische und die illyrisch-slavischen, wozu die serbische, kroatische und kärnthnisch-slowenzische gehören; ferner die polnische S. mit dem Kassubischen, die Mundarten der czechischen S. in Böhmen, Mähren und bei den Slowaken Ungarns, die wendische und sorbische in der Lausitz. Auch das Altpreußische, das erst im 17. Jahrhundert in Samland und Natangen ausgestorben ist,

gehörte zu ber slavischen, nicht zu ber gothischen S., und die beiden ihm angehörigen Mundarten der Letten in Livland und Kurland und der Litthauer, welcher letzteren sich das verdorbenere Schamailische oder Polnisch-Litthauische anschlirßt, haben vorzugsweise entwickelte und alterthümliche Formen bewahrt. Durch das Slavische zersprengt und eingeengt wurde die Familie der finnischen S.n, die einst über das nördliche Skandinavien, die Flächen des nördlichen und mittlern europäischen und noch in das asiatische Rußland hinein herrschten. In ihr unterscheiden sich drei Zweige: der westliche mit ben S.n der Finnen (Suoma oder Suomalaisek) im eigentlichen Finnland, der Lappen (Sama), der Esthen und Karelen, der Liven und livischen Busen und ber Finnen im russischen Gouvernement Olonez; der mittlere tschudische, der alten vom Peipus bis zum Petschora sich erstreckenden Biarmi, der jetzt in Resten am Waldai, u. in Permien bei den eigentlichen Permiern, den Serjänen und Wotjaken, an der Wolga in Nishnei-Nowogorod, Kasan und Orenburg bei den Mordwinen und Tscheremissen erhalten ist, während die östlichen Tschuwaschen richtiger zu den tatarischen Stämmen gezählt werden; der östliche der Ugrier, im östlichen Ural, die S. der Wogulen, weiter östlich die der Ostjaken am Obi und Irtysch, und weit von ihnen getrennt in Ungarn die S. der Magyaren. Am Kaukasus finden sich als vereinzelte S.n die der Georgier, zu der die der Lazier und Mingrelier gehören, und die eigentlich kaukasischen, unter einander verwandten Dialekte der Akassen, Tscherkessen, Tschetschenzen und Lesghier. Weit verbreitet über das mittlere Hochasien ist die durch die Türken auch nach Europa gekommene tatarische Sprachenfamilie, unter welchem Namen man die ursprünglich verwandten S.n dreier Völkerstämme begreifen kann, nämlich die der Tungusen; die der türkischen Völkerstämme, die sich am reinsten bei den Uiguren in der ältesten Heimath des Stammes südlich vom Baikal erhalten hat, während die S. der osmanischen Türken mit arabischen und persischen Elementen sehr vermischt ist, und welche in vielen nahverwandten Dialekten von den Nogay-Tataren von der Donaumündung bis zum Kuban, den Tataren in Kasan, Orenburg (Tschuwaschen) u. Astrachan, den Usbeken in Turan, den weitverbreiteten Turkomanen, den Baschkiren, Kirgisen und den weit nach Nordosten versprengten Jakuten geredet wird; die S.n der Mongolen, zu denen die eigentlichen Tataren im östlichen Theil der Mongolei, die eigentlichen Mongolen, die Khalkas, die Mongolen von Kokonur, die ber Songarei, die Burjäten im Gouvernement Irkutsk und die Kalmücken gehören. In den nördlichen Theilen Europa's und Asiens, vom weißen Meere bis zur Lena, ziehen sich die Dialekte der Samojeden oder Khasowo, mit benen aber auch die der südlichen Sojoten, Moloren, Koibalen und Karakassen am oberen Jenisei und im sajanischen Erzgebirge, sowie der Ostjaken von Narym und Tomsk sich als gleichen Stammes erweisen. Vereinzelt und, wie es scheint, auch unter sich getrennt stehen die S.n folgender kleiner nordasiatischer (sibirischer) Völkerschaften: der Ostjaken des mittleren Jenisei, der Jukagiren am Eismeere von der Lena zur Kolyma, der Kamtschadalen, der Ainos an ber Mündung des Amur, auf Sakhalin, Jesso und den Kurilen und der Tschuktschen mit den Korjäken. Auch die japanische S. auf Nipon, der die der Lieukieuinseln verwandt ist, sowie die der Bewohner von Korea, scheinen mit anderen in keinem näheren Zusammenhang zu stehen. Dagegen sind folgende drei durch innere Verwandtschaft und durch die ihren Charakter scharf bezeichnende Eigenthümlichkeit, daß sie einsylbige sind, untereinander verbunden: die chinesische S., sowohl die ausgebildete Mandarinensprache, als die zahlreichen Volksdialekte, neben denen in einzelnen Theilen des weiten Reichs sich bei einzelnen Stämmen noch fremdartige S.n erhalten haben; die sogenannten indochinesischen S.n Hinterindiens, unter denen sich die S. von Anam in Tunkin und Cochinchina, die der Chay oder Lau in Laos und Siam, der Man in Pegu, der Birmanen in Pegu, ber Ruckheng in Arracan sondern, neben welchen man in Assam eine siamesisch-indische Mischsprache findet; die wahrscheinlich das Chinesische mit dem Tatarischen verbindende S. des eigentlichen Tübet mit den verwandten S.n von Bhotan und der Newars in Nepaul, zusammen unter dem Namen des Volksstammes der Bhotiyahs vereinigt. Eine besondere Familie bilden die S.n von Dekan, dem südlichen Vorderindien: das Tamulische mit den Dialekten Malayalma nnb Tulava, das Karnatische nnd das Telniga, mit denen vielleicht die singalesische auf Ceylon zusammenhängt. In dem südwestlichen Asien heimisch, zum Theil nur in Schriften erhalten, in einem ihrer Zweige aber, dem arabischen, durch Mohammeds Religion u. die Eroberungen der Khalifen weit in Asien und Afrika verbreitet ist die Familie der semitischen S.n oder der syroarabischen, zwischen denen und den medopersischen das Pehlwi ein merkwürdiges Verbindungsglied bildet, und die sich selbst durch bisyllabische, auf drei Konsonanten beruhende (trilitterale) Wurzeln auszeichnen, während die übrigen polysyllaben S.n von einsylbigen Wurzeln aus durch Komposition und Derivation gebildet scheinen. Ihre Zweige, unter einander nahe verwandt, sind die aramäische, die sich wieder in die westaramäische oder syrische und die ostaramäische oder chaldäische S. spaltete, sich nur bei den christlichen Chaldäern am obern Tigris und in den Thälern von Hatkariyah in Kurdistan als lebendiger Volksdialekt erhalten hat und zu der auch die Dialekte der Samaritaner, Zabier, Palmyrener gehörten, wie sie auch vornehmlich die Grundlage des sogenannten Rabbinisch-Jüdischen bildete; die kanaanitische oder hebräische mit der phönicischen und punischen; die arabische, theils das Altarabische (die Büchersprache des Koran), theils die jetzigen Mundarten von Jemen, Hedschas und der Wüste und das Mogarebyn, den westarabischen Dialekt der Araber in Afrika begreifend; die Eckhili genannte S. der südlichen Araber in Hadramaut und Mahra, dem Hebräischen näher stehend als dem Arabischen, ein Abkömmling ber S. der alten Himjariten, mit der sich eng verwandt

in Afrika die äthiopische S. zeigt, namentlich in ihrer alten Form, dem axumitischen Gheeg, dee äthiopischen Kirchensprache, von der die Dialekte von Tigre und von Amhara in Abyssinien abstammen.

Was die S.n Afrika's anlangt, so ist von den erwähnten semitischen S.n das Aethiopische in Abyssinien seit alten Zeiten einheimisch; das Arabische, das in Aegypten herrscht und über die ganze Nordküste, aber auch tief in das Innere binein, sowie auf Strecken der südlichen Ostküste sich verbreitet hat, ist aber erst mit der Ausbreitung des Islam dahin gekommen. Ob mit den semitischen S.n auch die koptische, der Abkömmling der altägyptischen S., zusammenhängt, ist noch zweifelhaft. Von der S. der alten Numidier und Mauritanier stammt die ihrer, das Hochland von den Syrten bis zum atlantischen Meere bewohnenden Nachkommen, der Berbern, Kabylen und der maeokkanischen Schelluhs, die, wie es scheint, mit keiner andern näher verwandte Berber- oder atlantische S., die auch die S. der Guanchen auf den kanarischen Inseln war und ebenso in dem Tiefland südlich des Atlas von den Tuariks der Sahara gesprochen wird, während die Tibbos, in deren östlichem Theile, eine eigenthümliche S. zu haben scheinen. Die S.n des mittlern Afrika, südlich der Sahara bis zum Aequator, begreifen wir, so weit wir sie kennen, unter dem Namen der Negersprachen. Ihre Beschaffenheit und ihre gegenseitigen Verhältnisse sind, trotz den Bestrebungen der neuern Reisenden, noch lange nicht hinreichend ermittelt. Im Westen werden namentlich ausgezeichnet und unterschieden die S.n der Jaloffen und Serreres zwischen den Mündungen des Senegal und Gambia; der weitzerstreuten Fulahs, am Senegal und im südwestlichen Hochsudan, zu denen auch im innern Sudan, wo Sokatu ihr Hauptsitz ist, die Fellatahs gehören; die weitverbreitete Mandingosprache, die zwischen dem Niger und Senegal in Hochsudan herrscht und zu der die S.n der Jalunka, Bambu, Kuranko, Susu und Bambarea als Dialekte gehören; die S.n der Inkarace auf der Goldküste im Königreich Aschanti, und die der Foyrace auf der Sklavenküste in Dahomeh. Im innern Sudan sind hervorzuheben: im Westen die Sangaisprache von Tombuktu, im mittlern die Haussasprache von Guber, im Osten die S. von Bornu; weiter östlich, von den andern, wie es scheint, mehr abweichend, die S.n der Fungi in Sennaar, der nicht semitischen Stämme Abyssiniens, der Schangalla im Norden, der Somauli und Danakil im Südosten und der Gallas im Süden jenes Landes. Eigenthümlich, wie die Race, ist auch die S. der Bewohner Nubiens, der Barabra, die mit der S. der nördlichen Berbern nicht verwandt erscheint, wie man wegen der Namenähnlichkeit geglaubt hat, und zu der die Dialekte Kensi, Nuba, des Nil, Dongolavi und auch die Koldagisprache im Süden von Kordofan gehören. In Südafrika scheinen zwei eigenthümliche Sprachstämme zu herrschen: der in vielen Dialekten, weit auch an der Ostküste verbeeitete der Kaffern und der der Hottentotten, zu welchem auch die ausgeartete Mundart der Buschmänner gerechnet wird.

In den S.n der Ureinwohner von Amerika erscheint eine große Verschiedenheit hinsichtlich der Worte und Wurzeln, und man hat demnach eine Anzahl von nahe an 500 verschiedenen S.n angenommen; aber alle diese S.n von Grönland und dem nördlichen Eismeer bis zum Kap Horn sind unter einander verwandt hinsichtlich der Struktur der geammatischen Formen und durch die sie gegen alle übrigen S.n charakterisirende Eigenthümlichkeit, durch Zusammenschmelzung vieler Wörter zu einem Ganzen zugleich eben so viel Ideen vereinigt auszudrücken. Ueber den gemeinsamen Charakter dieser S.n, die du Ponceau als polysynthetische bezeichnet, gibt Pinckeeing in seiner Schrift „Ueber die indianischen S.n Amerika's" (deutsch von Talvj, Leipz. 1834) eine Uebersicht. Von den einzelnen amerikanischen, auf solche Art unter einander verwandten S.n heben wir nur die Hauptstämme hervor: in Noedamerika das Karalitische der Grönländer und Eskimos, welches dadurch, daß es jene Eigenthümlichkeit besitzt, als eine entschieden amerikanische S. erscheint, nicht als eine nordasiatische, zu der aber die S. der Namollos auf dem asiatischen Ostkap und der Bewohner der Aleuten gehört; die S.n der nordamerikanischen Indianer, in den fünf Hauptstämmen der irokesischen oder huronischen S. der Wyandoten, der der Sioux, der Pawni, der delawarischen oder Chippaway und der floridanischen; in Mittelameeika die eigentlich mexikanische der aztekischen Völker, die Poconchisprache in Guatemala und die parascavische; in Südamerika die karaibische, die peruanischen, die brasilischen und die südlichen S.n, unter denen die der Araucos sich auszeichnet.

Die Sprache der Malayen (s. d.) hat auf dem Kontinent nur die hinterindische Halbinsel Malakka inne, aber sie herrscht über einen weiten Raum mit der Race, die sie spricht. So sind über die hinterasiatischen Inseln, wo auf Java neben der malayischen Volkssprache die vom Sanskrit stammende dichterische Kawisprache aufgenommen ist, aber auch über die Inseln Australiens bis zur Osterinsel ihre vielen nnter einander entschieden u. nahe verwandten Mundarten verbreitet, unter denen wir nächst der javanischen die Tagalsprache auf den Philippinen, die Bugisprache auf Celebes u. die Hawaii der Sandwichsinseln, über die wie Chamisso nähere Kunde verdanken, hervorheben. Fast unbekannt sind uns die von ihnen getrennten S.n der negerartigen rohen Papuas, die auf mehren der vordern Inseln neben den Malaien wohnen, oder der Bewohner Neuhollands. Vgl. außer den oben schon angeführten Werken: die Sammlungen von Uebersetzungen des Vater Unser von Konr. Gesner (1555), Müller (1680), Wilkins (1715), dem Missionär Benj. Schulze u. Stöger (Münch. 1839); die 5 letzten Bände der Encyklopädie „Idea del universo" (21 Bde., Casena 1778—87) des span. Jesuiten Lorenzo Hervas, worin 63 Wörter in 154 S.n und das Vater Unser in 307 S.n aufgeführt werden, so wie auch

von 55 vorher unbekannten amerikan. S.n Kenntniß gegeben ist; ferner Adelung, Mithridates oder allgemeine Sprachenkunde, fortgesetzt von Vater (4 Bde., 1806—17); Vater, Vergleichungstafeln der Grammatik europ. u. asiat. S.n (Halle 1822); Adelung, Uebersicht aller gekannten S.n und Dialekte (Petersb. 1826); J. Klaproth, Asia polyglotta (Paris 1823); A. Balbi, Atlas ethnographique du globe, ou classification des peuples anciens et modernes d'après leurs langues avec environ 700 vocabulaires des principaux idiomes (das. 1826); Hoffmann, Oriental. Literaturkarte (Weim. 1829); Vater, Literatur der Grammatiken, Lexika u. Wörtersammlungen aller S.n der Erde (2. Aufl. umgearb. von Jülg, Berl. 1847). Der vergleichenden Sprachenkunde dienen in Deutschland Hofers „Zeitschrift für die Wissenschaft der S." (Berl. 1845) u. Kuhns „Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung" (das. 1849 f.).

Die Darstellung und Entwicklung der allgemeinen Gesetze der S. ist die Sprachlehre. Sie ist die Wissenschaft der wesentlichsten Formen der S., ohne Rücksicht auf die eigenthümlichen Erscheinungen einzelner S.n zu nehmen, und wird in diesem weiteren Sinne die allgemeine Sprachlehre genannt. Als solche sucht sie zunächst nicht auf empirischem Wege in der Vergleichung, sondern in dem Denkvermögen selbst, weil jede S. Ausdruck des Gedachten ist, ihren höheren Zweck und ihre tiefere Begründung und zieht aus dem innern und nothwendigen Zusammenhang zwischen den in der Erfahrung gegebenen S.n nur die Erläuterung u. Befestigung ihrer Grundsätze herbei. Sie zerfällt in 4 Theile: der erste ist die Lautlehre. Das Aussprechen eines Konsonanten mit einem Vokal bildet eine Sylbe, und weil das Einfache das Ursprüngliche zu seyn pflegt, so hat man die Behauptung aufgestellt, eine S. sey um so älter, je weniger Sylben ihre Wörter haben. Aus diesem Grunde hat man die einsylbigen S.n, die sich noch im Südosten Asiens finden, als die ältesten angesehen. Uebrigens hat auch in dem indogermanischen Sprachstamme das Bestreben, die Wortstämme alle auf Eine Sylbe zurückzuführen, gezeigt, daß die mehren Sylben aus Bildungen durch Abbeugung, Zusammensetzung &c. entstanden sind. Werden die Wörter mehrsylbig, indem man durch Endungen Begriffe nach dem Geschlechte unterscheidet, oder gewisse unterscheidende Redeweisen andeutet, od. sie durch Anfügung anderer Begriffe erweitert oder modificirt, so wird es nöthig, diese Begriffe einzeln nach ihrem Werthe zu unterscheiden und den wichtigeren hervorzuheben. Da es aber der Ton oder Schall der Stimme ist, mit welchem wir den Begriff dem Ohr vernehmbar machen, so muß jenes Unterscheiden oder Hervorheben durch die Modifikation des Schalles geschehen. Höhe und Tiefe bleiben für das Melodische im rhetorischen Satz, längere oder kürzere Dauer ist abhängig vom relativen Werthe der Sylbe (Quantität); es bleibt also nur noch die Intension der Stimme zur Bezeichnung der einzelnen hervorzuhebenden Begriffe übrig, d. i. der Accent. Einsylbige S.n haben natürlich keinen Accent, wohl aber eine Quantität, so z. B. die chinesische, welche lange, kurze und gleichgültige Wörter hat. Da der Accent das Mittel ist, die einzelnen Begriffe der Wörter auszuzeichnen, so sollte man glauben, daß der Accent auf dem Hauptbegriffe ruhe; aber auch dies ist nicht durchweg der Fall, wie sich z. B. die lateinische S. nach der Quantität richtet u. amáre spricht, obschon der Stammbegriff in am liegt. Der zweite Theil ist die Wortbildungslehre. Ein durch artikulirte Laute ausgedrückter bestimmter Begriff heißt ein Wort. Es gibt verschiedene Arten von Wörtern (partes orationis): Nomina (Substantiva u. Adjectiva), Pronomina, Zahlwörter, Verba, Partikeln, und zwar Präpositionen, Konjunktionen, Adverbien, Interjektionen. An der Materie des Wortes unterscheidet man die Wurzel und den Stamm; jenes ist das Abstrakte, dieser das Konkrete des Begriffes; mit einer bestimmten Endung versehen, die seine Art anzeigt, wird er zum grammatischen Wort; z. B. eine Wurzel ist duc, daraus gehen die Stämme duco und duca hervor, aus jenem bildet sich das Wort ducere, aus diesem ducare in educare &c. Aus Wurzeln und Stämmen bilden sich Wörter durch Ablaut des Wurzelvokals, z. B. Band von binden; durch Ableitung oder Derivation, wo gewisse Endsylben angehängt werden, z. B. von dem Stamme leit... die Wörter leiten, Leiter, Leitung &c.; durch Zusammensetzung (s. d.) oder Komposition, wenn man aus zwei Wörtern eins bildet. Die Komposition geschieht durch Verbindung zweier Wörter zu einem (die Form des Grundworts, an welche das andere gebunden wird, heißt das Thema), oder durch Vorsetzung von Partikeln, z. B. an=schlafen. Ein Wort heißt im Gegensatz zu den abgeleiteten u. zusammengesetzten Wörtern das Stammwort (Primitivum), das abgeleitete Derivatum, das zusammengesetzte Compositum. Wenn ein Wort mit 2 andern zusammengesetzt wird, nennt man es ein Bicompositum, z. B. vor=an=treiben. Wird ein Wort aus Wörtern verschiedener S.n zusammengesetzt, so heißt dies eine Vox hybrida. Der dritte Theil ist die Wortbiegungslehre oder Flexionslehre. Zur Bezeichnung verschiedener Beziehungen eines Wortes in einem Satze werden die Worte gebeugt oder flektirt. Die Flexion nennt man beim Verbum Konjugation, bei den andern beugbaren Wörtern Deklination. Wörter, die man beugen kann, heißen Flexibilia, die es nicht an sich gestatten, Inflexibilia. Die Bezeichnungen verschiedener Verhältnisse, in denen ein Nomen zum Subjekt oder Objekt stehen kann, werden Casus (Fälle) genannt. Es scheint, daß sie ursprünglich durch besondere Wörter, welche man vor (Präpositionen) oder hinter das Nomen (Postpositionen) setzte, bezeichnet wurden; aus der organischen Verbindung der letztern mit dem Nomen scheinen in ausgebildeten S.n die Casusendungen entstanden zu seyn; aber durch Präpositionen werden auch dann noch die bestimmten Verhältnißarten bezeichnet. In neueren S.n, welche die Casusendung verloren haben, werden die Casus obliqui durch Präpositionen angegeben, z. B. in den

romanischen; die S.n des finnischen Stammes geben sie durch Postpositionen. Der Casus gibt es sehr viele: Nominativus, Vocativus, Accusativus, Dativus, Genitivus, Ablativus, Modalis, Causalis, Instrumentalis, Partitivus, Locativus, Temporalis; noch mehr hat die finnische S. Indessen fielen mehre jener Casusendungen mit andern zusammen; andere gingen mit der Zeit verloren, daher gewöhnlich nur die 5 oder 6 ersten in unsern Sprachlehren angetroffen werden. Nominativus und Vocativus heißen Casus recti, die andern Casus obliqui. Zur Bezeichnung der Anzahl von Gegenständen, von welchen die Rede ist (numerus), bieten, ausgenommen diejenigen S.n, welche dies durch vorgesetzte Wörter andeuten, fast alle neuern S.n nur 2 Arten, nämlich die Einzahl (Singularis) und die unbestimmte Mehrzahl (Pluralis). Ein Dualis, der die Zweiheit anzeigt, läßt sich nur in wenigen S.n nachweisen (im Sanskrit, Zend, Hebräischen [nur im Substantiv], Arabischen, Griechischen, Gothischen, Litthauischen und einigen alten slavischen Dialekten, wozu von den amerikanischen S.n noch das Chilische gerechnet werden kann), und in welchen S.n er vorhanden ist, ist der Gebrauch nicht überall durchgreifend, sondern mit dem Pluralis wechselnd. Die größte Kunst der Sprachbildung erscheint in der Flexion des Verbums. Zur verschiedenen Modifikation des Verbumbegriffs bildete man faktitive, kausative, iterative, reflexive Verba; zur Angabe der Richtigkeit der Thätigkeit Activa, Passiva und Media, wiewohl man diese Benennungen nicht in allen S.n findet. Die verschiedenen Zeitbestimmungen der Handlung absolut u. relativ anzudeuten, war hier ein Hauptstreben, doch haben dies nur wenig S.n vollständig gethan, und zwar so vollständig, wie die litthauische, griechische, lateinische ꝛc. Meist gibt es nur besondere Formen für das Präteritum und Präsens, wie in den germanischen S.n, oder das Präteritum und Futurum, wie in den semitischen, oder für das Präsens, Futurum und Präteritum, wie in den romanischen S.n; die fehlenden werden hier durch die Hülfszeitwörter ergänzt. Die Bildung des Präteritums geschieht zum Theil durch Ablaut der Wurzelvokale oder durch Reduplikation (starke Konjugation). Die Zahl der Modi ist noch sehr verschieden: Indicativus, Imperativus, Infinitivus, Participium (beide letztern sind eigentlich gar keine Modi, sondern die Nominalformen des Verbums) findet man zwar allenthalben, und zwar in mehrfachen Formen, allein schon ein Konjunktiv ist z. B. in den semitischen S.n nicht vorhanden; viele haben keinen Optativus, Präcativus, Potentialis und Conditionalis. Gerundium und Supinum, z. B. im Lateinischen und Mongolischen, sind auch keine Modi, sondern gleichfalls Nominalformen. Bezeichnung des Subjekts am Verbum (Personen) ist mehr den semitischen und indogermanischen S.n eigen; schon die romanischen u. germanischen haben bestimmte Formen verloren und müssen noch das Pronomen der betreffenden Person beifügen, wenn nicht ein Subjekt dabei steht. Einige S.n nehmen auch die Objektsbestimmungen mit in das Verbum, wodurch ein großer Formreichthum entsteht, so besonders in den amerikanischen S.n, die man in dieser Beziehung auch polysynthetische S.n nennt. Die Theile der Sprachlehre, welche sich mit dem bisher Dargestellten beschäftigen, nennt man gewöhnlich mit gemeinschaftlichem Namen die Formlehre, zu welcher auch noch die Etymologie gehört, welche nicht allein die Wortformen einer S. auf die Stämme in dieser S. selbst (Wortbildungslehre), sondern auch die in den stammverwandten nachweist und so dem historischen Theile der S. angehört. Als zweiten Haupttheil der Sprachlehre stellt man gewöhnlich auf die Syntax, welche die Wörter zu einer geordneten Rede zusammensetzen lehrt. Die allgemeinen Regeln, denen die Syntaxis jeder S. unterworfen ist, beruhen auf dem Sprachgesetz für die Darstellung des ganzen Gedankens. Redeweisen, welche einer S. eigenthümlich sind, nennt man Idiotismen; gehen sie in eine andere S. über, deren Geist sie eigentlich widerstreiten, so benennt man sie nach dem Namen der S., aus welcher sie stammen, z. B. Gräcismen, Hebraismen, Germanismen, Gallicismen ꝛc. Eigenthümlich besonders ist in den S.n die Wortfolge. Sie kann entweder eine logische oder eine freiere seyn. Die erstere findet sich besonders in solchen S.n, welche arm an Flexionsformen sind, wo man daher dem Verständniß durch die Stellung der Wörter zu Hülfe kommen muß, so die asiatischen, die romanischen, die englische; frei dagegen von dem Zwange einer bestimmten Wortfolge sind die an Formen reichen, wie die altpersische, die gothische, lateinische, ungarische ꝛc. Die allgemeine Sprachlehre ist die nothwendige Grundlage jeder ernsten Sprachforschung und für die besondere Sprachlehre, die freilich die philosophische Behandlung ebenfalls nicht ausschließen darf, unentbehrlich. Vergl. J. S. Vater, Versuch einer allgemeinen Sprachlehre, Halle 1801; Derselbe, Lehrbuch einer allgemeinen Grammatik, das. 1806; Bernhardy, Allgemeine Sprachlehre, 2 Bde., Berlin 1801—3; Derselbe, Anfangsgründe der Sprachwissenschaft, das. 1805; Sylv. de Sacy, Principes de la grammaire générale, Paris 1803; deutsch von Vater unter dem Titel „Grundsätze der allgemeinen Sprachlehre“, Halle 1804; Faber, Synglosse oder Grundsätze der Sprachforschung, Karlsruhe 1826, nebst deren „Rechtfertigung“, das. 1828; De Montlivault, Grammaire générale et philosophique, Paris 1829; K. Hoffmeister, Erörterung der Grundsätze der Sprachlehre, 2 Bde., Essen 1830, und andere Untersuchungen von Reinbeck, W. v. Humboldt, Schmitthenner und K. F. Becker. Vgl. Michelsen, Philosophie der Grammatik, Bd. 1, Berl. 1843, u. a. m.

Die Ausscheidung fremdartiger Beimischungen aus einer S. und das Streben, diese durch einheimische Elemente zu ersetzen (Sprachreinigung, Purismus), ist an sich löblich, doch muß man gerade hierbei die größte Vorsicht anwenden, gleichviel, ob die betreffende S. eine ursprüngliche und selbstständige, wie die deutsche, oder eine abgeleitete ist. Jedes Fremdartige nämlich, sobald es vor der Entstehung der eigentlichen Schriftsprache eingeführt wurde, dient nur zur wahren Bereicherung, da es in dem Munde des Volkes bald allen Zeichen fremder Herkunft entsagte und

in Bau, Klang und Endung sich den schon vorhandenen Endungen und Bildungen völlig anpaßte. Gewiß wird Jeder in Worten, wie Fenster, Natur, Nase, Wein, Pforte &c., sofort den fremden Ursprung erkennen; indessen seit frühester Zeit eingebürgert, haben sich dieselben mit den Urstoffen der S. verschwistert und gleiche Rechte mit diesen erworben, so daß es mehr als lächerlich seyn würde, z. B. statt „Nase" nach dem Vorschlag einiger Deutschthümler „Gesichtserker" zu setzen. Gleiches gilt von den in vielen lebenden S.n existirenden technischen und wissenschaftlichen Bezeichnungen, die, mit einheimischen vertauscht, häufig unverständlich oder unzulänglich und unbestimmt sind, oder gar umschrieben werden müssen, wenn es auch bei einigen allerdings (wie im Deutschen bei „Zeitwort" für „Verbum", „Fall" für „Casus" &c.) ohne Bedenken geschehen kann. Ihren triftigen Grund hat dagegen die Sprachreinigung, wenn aus bloßer Nachlässigkeit oder Bequemlichkeit, oder nur einer übertriebenen, fehlerhaften Neigung zum Ausländischen ohne alle Noth Fremdwörter eingeschwärzt werden, vielleicht gar mit der Einbildung, daß man sich so zierlicher u. edler ausdrücke. Einen solchen Kampf hatte namentlich die deutsche S. zu führen seit dem Anfange des 17. Jahrhunderts, als der Verkehr mit den Franzosen zunahm und der Deutsche die größere Freiheit und Gewandtheit derselben auch durch Nachäffung ihrer S. sich anzueignen u. dadurch gleichsam zum gebildeten Weltmann sich zu stempeln suchte. Energisch trat diesem Unwesen zuerst Martin Opitz in seinem Buche „Von der deutschen Poeterei" entgegen; weiter noch ging Philipp von Zesen theils mit seiner Schrift „Rosenmond", theils durch die Stiftung eines besondern Vereins, der unter dem Namen der „Deutschgesinnten Genossenschaft" von 1643 bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts in Hamburg bestand. Aehnliche Zwecke verfolgte die „Fruchtbringende Gesellschaft" zu Weimar seit 1617, der „Blumenorden an der Pegnitz" zu Nürnberg seit 1644, der „Schwanenorden an der Elbe" seit 1660 und die „Deutsche Gesellschaft" zu Leipzig seit 1696. Größeren Erfolg aber, als diese Verbindungen, die von abgeschmackt puristischen Bestrebungen sich nicht ganz frei erhielten, hatten die Bemühungen einzelner für die Sache begeisterter Männer, namentlich Leibnitz', der, obschon er nur selten in deutscher S. schrieb, dennoch dieselbe in seinen „Unvorgreiflichen Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen S." (1717) und seiner „Ermahnung an die Deutschen, ihren Verstand und S. besser zu üben" (herausgeg. von Grotefend, Hannov. 1846) als die geeignetste für die Darstellung einer wahren Philosophie erklärte. Noch aber fehlten Werke, die mit dem Streben nach reiner und edler Form auch gediegenen Inhalt verbanden. Sobald solche nach Speners und Thomasius' Vorgang auf dem religiösen und wissenschaftlichen Gebiet erschienen, erhob sich auch die S. aus ihrer tiefen Erniedrigung und gedieh durch große Schriftsteller noch vor dem Ende des 18. Jahrhunderts zu hoher Vollendung. Nicht ohne Verdienst waren dabei auch die ausdrücklich auf Sprachreinigung gerichteten Bemühungen Campe's und Kolbe's, während Wolke sich in übertriebenen Purismus verirrte. In der neuesten Zeit haben sich besonders durch die flüchtige Darstellungsweise der Journale, die Terminologie der Schulphilosophie und die in den höheren Kreisen der Gesellschaft übliche S. der Konversation eben sowohl eine Menge jedenfalls entbehrlicher Fremdwörter, als sprachwidrige Wortbildungen und Redensarten eingeschlichen, welche wieder auszumärzen die Aufgabe der eigentlichen Sprachgelehrten sowohl, als der Schriftsteller und Dichter der Gegenwart ist.

Sprachgewölbe, Gewölbe, die so gebaut sind, daß Dasjenige, was an einem Ende leise gesprochen wird, am andern leicht gehört werden kann, obgleich in der Mitte nichts vernommen wird. Sie müssen Gurte haben und elliptisch gebaut seyn, weil Ellipsen die Eigenschaft haben, alle Schallstrahlen, welche von dem einen Brennpunkte ausgehen, nach dem andern zurückzuwerfen u. dort zu vereinigen. Die pariser Sternwarte, die Kuppel der Paulskirche in London, das Ohr des Dionys haben oder sind solche S.

Sprachlehre, s. v. a. Grammatik, vergl. Sprache.

Sprachrohr, Vorrichtung zur Verstärkung des Schalls gesprochener Worte, welche darin besteht, daß die Schallstrahlen in eine Röhre aufgenommen und darin zusammengehalten werden, so daß sie sich nicht sofort vom Munde weg nach allen Seiten zerstreuen können. Die zweckmäßigste Form der Röhre ist die eines abgestumpften Kegels, an dessen engerem Ende ein großes, die Lippen des Sprechenden bedeckendes Mundstück angebracht ist, während sich am andern Ende ein sogenanntes Schallstück von der Form eines trompetenartigen Fortsatzes befindet, durch welches die Fortpflanzung des Schalls bedeutend befördert wird. Als Material zu einem solchen S. nimmt man gewöhnlich Weißblech, seltener Kupferblech, sowie auch Pappe. Von weit größerem Einfluß auf die Wirkung des S.s, als das Material, ist die Länge desselben. Je größer dasselbe ist, desto lauter und weiter vernehmbar ist das hineingesprochene Wort. In England hat man S.e bis zu 24 Fuß Länge verfertigt. Auf Schiffen bedient man sich meist solcher von 4—6 Fuß Länge bei einer Stärke von 2 Zoll an dem obern und von 6—10 Zoll an dem untern Ende. Eine starke Mannsstimme wird sich durch ein S. von 18—24 Fuß Länge wohl nicht weiter als etwa 18,000 Fuß vernehmlich machen lassen; mit einem 4—6 F. langen aber kann man auf eine Entfernung von höchstens 5—6000 Fuß verstanden werden. Erfunden ward das S. von dem Engländer Sir Sam. Morland, welcher 1670 die ersten verfertigte, und zwar aus Glas, dann aus Kupfer. Die Theorie des S.s bearbeitete namentlich Lambert.

Spree, der bedeutendste unter den Nebenflüssen der Havel in der Mark Brandenburg, entspringt bei dem Vorwerk Ebersbach in der sächsischen Oberlausitz, unweit der böhmischen Grenze, in drei Quellen, die in einen Teich zusammenfließen, dem dann die S. entströmt. Auf eine kurze Strecke die böhmisch-sächsische Grenze bildend, durchfließt sie dann die sächsische Oberlausitz, theilt sich hinter Bautzen in zwei Arme und tritt bei Hoyerswerda auf preußisches Gebiet über,

wo bei Spreewitz die beiden Arme wieder zusammenfließen. Die S. fließt dann vor Spremberg und Kottbus vorbei, wendet sich unterhalb dieser Stadt westlich, theilt sich in viele Arme u. bildet so den Spreewald (s. d.). Oberhalb Lübben vereinigen sich diese Arme wieder, worauf die S. eine nordöstliche Richtung nimmt u. sich unterhalb Lübben abermals in mehre Arme theilt, die sich bei Schlebzig wieder vereinigen. Sie wird bei Kossenblatt für kleinere Fahrzeuge schiffbar, wendet sich dann östlich nach Trebatsch, fließt durch den Schwielungsee u. strömt nun nach Beeskow, wendet sich nach Fürstenwalde, wo sie den Regierungsbezirk Potsdam betritt, geht durch den Müggelsee über Köpenick, Berlin, wo sie eine Insel bildet, auf der der Haupttheil dieser Stadt, Köln an der S., gebaut ist, Charlottenburg und Spandau u. fällt bei dieser Stadt am linken Ufer in die Havel, nachdem sie einen Lauf von 47 Meilen, wovon 20 schiffbar sind, zurückgelegt hat. Die S. fließt fast durchgängig durch niedrige, waldige und sumpfige Gegenden und bewässert eine Menge Wiesen, welche sich längs ihren Ufern hinziehen. Ihre Zuflüsse sind: die Locknitz, Stinitz, Dahme, Pankew (Panke), Malr und Berste. Das ganze Flußgebiet der S. beträgt 172 □Meilen. Durch den Friedrich-Wilhelms- oder Müllroserkanal ist die S. mit der Oder verbunden. Die S. hat alle Eigenthümlichkeiten eines Niederungsflusses, theilt sich öfters, erweitert sich zu Seen, deren auch in ihrer Nähe viele sind, und hat flache, oft sandige und waldige, oft wiesenreiche Ufer, selten abschüssigere Thalseiten, wie bei Fürstenwalde. Sie ist sehr fischreich.

Spreewald, bruchige Niederung in der Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Frankfurt, in den Kreisen Kottbus, Kalau und Lübben, fängt bei Lübben an, zieht sich von da bis Lübbenau und dann östlich bis Fehrow hin, indem der Theil von Leipzisch bis Lübben der u n t e r e, der übrige Theil der o b e r e S. heißt, jener von 3½ Meilen Länge, 1½ Meilen Breite, dieser von 3½ Meilen Länge, ¾ bis 1¼ Meilen Breite. Der S. wird von der Spree in mehr als 300 netzförmig verbundenen Armen durchflossen u. ist bei hohem Wasserstande fast ganz überschwemmt. An 3000 Kähne unterhalten die Verbindung u. verführen die Produkte des S.s, Holz, Heu, Grummet, Getreide, Wildpret, Mastvieh, Gartengewächse und Leinwand. Der Wald besteht aus Eisen, Erlen, Eschen, Ulmen, Ahorn &c. und war früher fast undurchdringlich, weshalb ihn auch die Wenden als letzten Zufluchtsort aufsuchten. Die Einwohner, welche größtentheils noch reine Wenden sind, wohnen vereinzelt in Kolonien und Dörfern und haben den sumpfigen Boden durch Kanäle in Felder u. Wiesen verwandelt u. nur einen Theil als Wald fortbestehen lassen. Der S. sichert den gleichen Wasserstand der Spree, weshalb sie auch immer schiffbar ist. Vgl. Franz, Der S. in physikalischer und statistischer Hinsicht, Görlitz 1800.

Spremberg, Kreisstadt in der preußischen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Frankfurt, auf einer Spreeinsel gelegen, mit Schloß, Kirche, Stadtgericht, Landrath, Steueramt, Post, Tuchfabrikation, Leinweberei, Hutmacherei, Tabaks- und Gartenbau und 4600 Einw.

Sprengel, 1) Matthias Christian, deutscher Geschichtschreiber, geboren 1746 zu Rostock, ward 1778 Professor der Geschichte in Göttingen, im folgenden Jahre zu Halle, wo er zugleich Universitätsbibliothekar war und 1803 †. Von seinen zahlreichen Schriften sind hervorzuheben: „Beiträge zur Erweiterung der Länder- u. Völkerkunde" (Lpz. 1781—90, 14 Bde.), „Neue Beiträge" (das. 1790—94, 13 Bde.), „Geschichte von Großbritannien und Irland" (Halle 1783, als 47. Bd. der „Allgemeinen Welthistorie"), „Geschichte der Maharatten" (das. 1786), „Geschichte der indischen Staatsveränderungen" (das. 1788), „Geschichte der wichtigsten geographischen Entdeckungen" (das. 1792), „Grundriß der Staatenkunde der vornehmsten europäischen Reiche" (das. 1793), „Auswahl geographischer, statistischer u. historischer Nachrichten" (das. 1794—1800, 14 Bde.), „Hyder Ali und Tippo Saib oder Uebersicht des mysorischen Reiches" (Weim. 1801), „Erdbeschreibung von Ostindien" (Hamb. 1802, als 11. Bd. in Büschings „Erdbeschreibung").

2) Kurt, nambafter deutscher medicinischer Schriftsteller und Botaniker, geboren zu Bolbekow bei Anklam den 3. Aug. 1766, Neffe des Vorigen, bezog 1784 die Universität Halle, wo er anfangs Theologie, später aber Medicin und Naturwissenschaften studirte. Im Jahre 1787 zum Doktor der Medicin promovirt, prakticirte er als Arzt zu Halle u. habilitirte sich zugleich als Docent an der Universität, wurde 1789 außerordentlicher und 1795 ordentlicher Professor, übernahm 1797 die Professur der Botanik u. blieb, manche ehrenvolle Rufe nach Marburg, Dorpat und Berlin ablehnend, eine Zierde der Universität Halle bis an seinen Tod, der am 15. März 1833 erfolgte. Er war im Besitz einer umfassenden Gelehrsamkeit, hauptsächlich in der Medicin, in der Geschichte derselben, in der Botanik und in den ältern u. neuern Sprachen, und ist Verfasser einer großen Menge von Schriften, von denen hervorzuheben sind: „Versuch einer pragmatischen Geschichte der Arzneikunde" (Halle 1792—1803, 5 Bde., 3. Aufl., 1823—28, 5 Bde., 1. Band von Rosenbaum, Lpz. 1846); „Handbuch der Pathologie (das. 1795 bis 1797, 3 Bde., 3. Aufl., 1814—20, 3 Bde.); „Institutiones medicae" (das. 1800—16, 6 Bde., 2. Aufl., 2.—5. Bd., 1819); „Historia rei herbariae" (Amst. 1807—8, 2 Bde.); „Geschichte der Botanik" (Altona u. Leipz. 1817—18, 2 Bde.); „Neue Entdeckungen im ganzen Umfange der Pflanzenkunde" (Leipz. 1819—22, 3 Bde.). Außerdem lieferte er noch eine große Anzahl von kleinen Schriften, Uebersetzungen, Kommentaren zu griechischen Schriftstellern, akademischen Gelegenheitsschriften, Abhandlungen &c. Seine „Opuscula academica" gab Rosenbaum heraus (Leipz. 1844). Auch S.s Oheim, Christian Konrad S., geboren 1750, † 1816 als Rektor zu Spandau, erwarb sich als Botaniker einen geachteten Namen.

3) Karl, Professor der Landwirthschaft u. Generalsekretär der pommerschen ökonomischen Gesellschaft, geboren 1787 zu Schillerslage bei Hannover, besuchte das thaersche Institut zu Zelle u. zu Möglin und war seit 1808 als Oekonom in Sachsen und Schlesien angestellt. Im Jahre 1817

bereiste er Deutschland, die Niederlande, Frankreich und die Schweiz, errichtete 1819 eine Flachsfabrik, für die er mehre Maschinen erfand, studirte 1821—24 in Göttingen Naturwissenschaften u. habilitirte sich 1830 als Privatdocent der Oekonomie und Chemie. Im Jahre 1831 folgte er einem Ruf als Professor der Landwirthschaft an das Carolinum in Braunschweig und 1839 als Generalsekretär der ökonomischen Gesellschaft in Pommern, wo er zu Regenwalde eine höhere landwirthschaftliche Lehranstalt, die er selbst leitet, eine Ackerwerkzeugfabrik und ähnliche Anstalten gründete. Er war es, der zuerst die Lehren der Chemie in fruchtbringender Weise auf den Ackerbau anwendete und dadurch namentlich Bodenkunde und Düngerlehre bedeutend erweiterte. Auch hat er sich durch Erfindung mehrer landwirthschaftlichen Maschinen und Ackergeräthe verdient gemacht. Seine vorzüglichsten Schriften sind: „Chemie für Landwirthe" (Braunschw. 1831—32), „Die Lehre vom Boden" (2. Aufl., Leipz. 1844), „Die Lehre vom Dünger" (2. Aufl., das. 1845) u. „Die Lehre von den Urbarmachungen" (2. Aufl., das. 1845). Seit 1840 gibt er die „Allgemeine landwirthschaftliche Monatsschrift" (Kösl. 1840—44, Berlin 1844 ff.) heraus.

4) **Wilhelm**, Mediciner, Sohn von S. 2), den 14. Jan. 1792 in Halle geboren, wohnte als Militärarzt dem Feldzuge gegen Frankreich 1813 bis 1815 bei, wurde 1818 Garnisonsstabsarzt in Wittenberg, 1821 ordentlicher Professor der Medicin zu Greifswalde, wo er den 18. Nov. 1828 †. Er lieferte außer Uebersetzungen den 2. Theil der von seinem Vater begonnenen „Geschichte der Chirurgie" (Halle 1805—19, 2 Bde.) und den 1. Bd. eines „Handbuchs der Chirurgie" (das. 1828, 2. Aufl. 1833). Sein Bruder, **Anton S.**, Privatdocent in Halle, hat sich als Botaniker unter Anderem durch seine „Anleitung zur Kenntniß aller in der Umgegend von Halle wildwachsenden Pflanzen" (Halle 1848) bekannt gemacht.

Sprengen, einen Körper mittelst Pulverkraft zertrümmern. Im Kriege sprengt man aus strategischen Zwecken Brücken, indem man bei den hölzernen das Pulver in geeigneten Gefäßen unter den Belag, bei den steinernen unter den Schlußstein bringt. Festungswerke sprengt man durch Anlegung von Minen in oder hinter dem Mauerwerk, Thore und Palissadirungen durch Petarden (s. d.) oder durch eine Pulvermasse von 50—100 Pfd. in einem Faß oder Sack. In der Artillerie füllt man Hohlgeschosse, Bomben 2c. mit **Sprengladung**, um in der Ferne durch die herumfliegenden Stücke Truppen oder Erd- und Holzwerken Schaden zuzufügen. Das S. wird auch beim Bergbau oft angewendet, indem es hier in vielen Fällen eine wesentliche Abkürzung der Arbeit gewährt. Auch macht man mit Erfolg davon Gebrauch, um Eismassen, die sich an Brücken gefahrdrohend angehäuft haben, zu zertrümmern, wie man auch zugefrorne Festungsgräben durch dieses Mittel wieder öffnet.

Sprenger, **Aloys**, gelehrter Orientalist, geboren den 3. Sept. 1813 zu Nasserent in Tyrol, bezog, auf dem Gymnasium zu Innsbruck vorbereitet, 1832 die Universität Wien, wo er neben Medicin und Naturwissenschaften besonders orientalische Sprachen studirte. Im Jahre 1836 ging er nach London, wo er in dem Hause des Grafen von Munster eine Stellung als Hülfsarbeiter an dessen großem Werke über die Geschichte der Kriegswissenschaften bei den mohammedanischen Völkern fand. Vom Grafen von Munster dem Präsidenten der ostindischen Kompagnie für eine Anstellung in Indien empfohlen, begab sich S. 1843 nach Kalkutta und ward hier 1845 zum Vorsteher des Kollegiums in Delhi, einer Art mohammedanischer Hochschule, ernannt. Um hier eine europäische Unterrichtsmethode einzuführen, ließ er mehre dazu geeignete Werke aus dem Englischen ins Hindostani übertragen und errichtete eine lithographische Presse, aus der unter Anderem eine Art Pfennigmagazin, „Kiran es-sadein" (die Konjunktion der zwei glückbringenden Planeten Jupiter und Venus) hervorging. Im Jahre 1848 wurde S. nach Lucknow geschickt, um einen Katalog der dortigen königl. Bibliothek anzufertigen, wovon der erste Band 1854 in Kalkutta erschien. Im Jahre 1850 ward er zum Examinator am Kollegium zu Fort William, zum Dolmetscher der Regierung und zum Sekretär der asiatischen Gesellschaft von Bengalen ernannt. Von seinen Werken sind zu erwähnen: „Masudi's meadow's of gold, translated from the Arabic" (Bd. 1, Lond. 1849); „Life of Mohammed" (Bd. 1, Allahabad 1851); „Otby's history of Mahmud of Ghaznah, in Arabic" (Delhi 1847); „An elementary grammar of the English language, explained in Urdu" (Delhi 1845); „Selections from Arabic authors" (Bd. 1, das. 1845) u. A. m.

Sprengwerk, Zimmerwerksverband, dessen man sich bei Bedachung größerer freier Räume, sowie bei Brückenbauten bedient, die keine Unterstützung durch Pfeiler zulassen. Das S. hat mit dem Hängewerk (s. d.) gleichen Zweck; während aber bei diesem die Balken in der Mitte oder in mehren anderen Stellen von oben gehalten werden, damit sie sich nicht krümmen, wird beim S. diese Unterstützung unten angebracht, indem man schräge Stützen, welche nicht ausweichen können, zwischen den festzulegenden und den zu unterstützenden Punkten befestigt. Ob bei einem zu überspannenden Raume ein S. oder ein Hängewerk anzubringen sey, richtet sich nach den Umständen. Wo die untere Ansicht der Balkenlage in Betracht kommt, wie bei Zimmerdecken 2c., wird man daher dem Hängewerk den Vorzug geben, wo dagegen die Balkenlage oben frei seyn muß, wie bei Brücken 2c., dem S., wiewohl auch hier Hängewerke an den beiden Enden und der Mitte der Brückenbalken angebracht werden können, welche dann aber verkleidet werden müssen, während die Brückenbahn zwischen denselben für den Uebergang frei bleibt. Eines der bedeutendsten S. ist die Rheinbrücke bei Schaffhausen.

Sprichwort, s. **Sprüchwörter**.

Springbrunnen (**Fontainen**), hydrostatische Vorrichtungen, um Wasser aus Oeffnungen nicht allzu weiter Röhren durch mechanischen Druck oder den bloßen Fall des Wassers von einer bestimmten Höhe, oder durch die Expansivkraft der komprimirten Luft zu einer gewissen Höhe steigen zu machen. Die gewöhnliche Art von S. gründet sich auf die Theorie der kommunicirenden Röh-

ren, nach welcher das Wasser eben so hoch steigt, als es von einer Höhe fällt. Dem steigenden Strahl stehen indeß Hindernisse mancherlei Art entgegen, weshalb er nicht wieder so hoch sich zu erheben vermag, als das Wasser herabfiel; dahin gehören die Störung des zurückfallenden, die nachfolgenden Tropfen aufhaltenden Wassers, die Reibung an den Wänden der gebrauchten Röhren, der Widerstand der atmosphärischen Luft u. a. Mariotte fand aus vielen Versuchen, daß eine Wasserhöhe von 5 Fuß einen Wasserstrahl gibt, dem 1 Zoll an 5 Fuß fehlt, und nahm daher an, daß ein Wasserstrahl, welcher 5 Fuß hoch steigen soll, eine Fallhöhe von 5 Fuß 1 Zoll erfordere. Bei dieser Regel ward jedoch vorausgesetzt, daß die Oeffnung gerade dasjenige Maß besitze, wobei der Strahl am höchsten steigt. Wenn nämlich die Oeffnung zu eng ist, so hindern die Wassertheile beim Ausspritzen einander zu sehr, und das Anhängen derselben an der Oeffnung wird um ein Beträchtliches größer, wodurch nothwendig das Wasser in seiner Geschwindigkeit vermindert werden muß. Ist hingegen die Oeffnung zu weit, so ist der Widerstand der Luft und der Druck des zurückfallenden Wassers zu groß. Mithin gibt es für jeden Fall eine gewisse Größe der Oeffnung, für welche die Höhe des Wasserstrahls ein Maximum wird, und für diese gilt so ziemlich die angeführte Regel Mariotte's. Was die Konstruktion der S. betrifft, so hat man bewegliche und unbewegliche Vorrichtungen dieser Art. Bei den unbeweglichen S. wird gewöhnlich der Wasserstrahl dadurch in die Höhe getrieben, daß man aus einem hohen Wasserbehälter das Wasser in einer Röhre in die Tiefe leitet, diese Röhre ein Stück horizontal fortführt und da ein engeres senkrechtes Rohr (Sprungrohr) aufsetzt, aus welchem der Strahl in die Höhe springt. Die Leitungsröhren sind meist unter der Erde gelegt, und da, wo das Wasser aus der Erde hervorspringt, ist ein Bassin gegraben, in welchem sich das von dem Strahle herabfallende Wasser sammelt und durch einen Abzugskanal abfließt. Hat man Wasser genug, so bringt man neben der Sprungöffnung noch mehre schräge Oeffnungen an, aus welchen ebenfalls Strahlen hervorspringen (Wassergarbe). Noch weit höher aber kann man den Wasserstrahl durch Druckwerke treiben, indem man dabei zugleich den Vortheil hat, daß man aus mehren Druckwerken Wasser in ein einziges Steigrohr leiten kann. Bei dem S. zu Herrenhausen bei Hannover, welcher von einem Druckwerke getrieben wird, springt ein Wasserstrahl bei 11 Zoll Dicke 120 Fuß hoch; bei dem zu Wilhelmshöhe bei 12 Zoll Dicke noch höher. Berühmt ist auch der S. im Palais royal, der wegen seiner Aehnlichkeit mit einer Garbe den Namen Gerbe d'eau führt. Die beweglichen S. sind meist nur hydraulische Spielereien; z. B. der springende Heber, dessen kurzer Schenkel aufwärts gebogen und mit einer engen Oeffnung versehen ist, der Heronsbrunnen oder Heronsball und der auf ähnliche Weise eingerichtete schwimmende S. Eine Kompressionsfontaine ist ein S., bei dem der Wasserstrahl nicht durch einfachen Druck der Wassersäule, sondern durch komprimirte, auf letztern wirkende atmosphärische Luft oder Wasserdampf zum Steigen gebracht wird. Der Lichterbrunnen besteht aus zwei luftdichten Gefäßen u. Pfannen, welche über einander befestigt sind; das untere Gefäß ist mit Wasser gefüllt, das obere nur mit Luft; beide stehen durch eine Oeffnung in Verbindung; außerdem ist in dem untern Gefäße eine Sprungröhre angebracht. Wird nun das obere Gefäß durch darunter angebrachte Lichter erwärmt u. die Luft darunter ausgedehnt, so drückt die Luft auf das Wasser des unteren Gefäßes, u. dieses springt aus der Röhre hervor.

Springe, Amtsstadt in der hannöverischen Landdrostei Hannover, Fürstenthum Kalenberg, am Ursprung der Haller (daher auch Hallerspringe), mit Rentamt, Eisenfaktorei, Hauptsteueramt, Handel, Garnspinnerei u. 1900 Einw.

Springen, diejenige Ortsbewegung des thierischen Körpers, bei welcher eine längere gänzliche Erhebung vom Boden Statt findet. Dieselbe wird stets durch Entwickelung oder Streckung der Bewegungsorgane gegen die Standebene, also in einer der beabsichtigten Fortbewegung entgegengesetzten Richtung bewerkstelligt, so daß vermöge des Widerstandes, den die Standebene übt, der Schwerpunkt des Körpers einen Impuls zu einer Wurfbewegung in der mittleren Richtung der sich streckenden Bewegungsorgane erhält. Beim Menschen, den Säugethieren, Vögeln, Amphibien (Fröschen), Insekten u. Spinnen wird der Sprung durch Entwickelung oder Streckung dreier Gelenke der hinteren Extremitäten, die hinter einander in entgegengesetzten Richtungen vor dem Sprunge gebogen sind, nämlich des Hüft-, des Knie- und des Fußgelenkes, bewirkt. Vor dem Sprunge steht entweder die ganze Sohle auf, oder nur die Zehen. Im ersten Falle wird bei der Streckung des Fußgelenkes die ganze Sohle abgewickelt, im zweiten das in der Vorbereitung zum Sprunge schon gestreckte Fußgelenk noch stärker gestreckt. Der Körper ist vorher immer schon gegen den Oberschenkel geneigt. Eine gleichzeitige Entwickelung dieser drei Gelenke ist nöthig zu einer so kräftigen Bewegung, die den Menschen bis zur Höhe seiner Brust über den Boden zu erheben vermag, ihr größtes Maß aber bei den Insekten erreicht, indem der Floh einen Sprung auszuführen im Stande ist, der 225mal die Körperhöhe des Thieres übertrifft.

Springen, Marktflecken im würtembergischen Jaxtkreis, Oberamt Heidenheim, an der Brenz, mit 1200 Einw. In der Nähe das königl. Jagdschloß Königsbronn, ehemals Cistercienserkloster, mit Eisenwerk.

Springfedern, Federn, welche zum Polstern von Stühlen, Kanapees ꝛc. dienen, Spannfedern aus schneckenförmig gewundenen Stahldrähten bestehend, welche jene Polster, die ohnehin schon durch Pferdehaare gespannt waren, in einer noch mehr gespannten, gleichsam aufgetriebenen Lage erhalten und diese auch sogleich wieder herstellen, wenn man sie niedergedrückt hatte.

Springfluth, s. Ebbe und Fluth.

Springhase, s. v. a. Känguru.

Springmaus (Dipus), Säugethiergattung aus der Ordnung der Nagethiere u. der Familie der Haselmäuse, charakterisirt durch die sehr kurzen 5zehigen Vorderfüße u. die sehr langen und dünnen

3—5zehigen Hinterfüße, den langen, am Grunde kurz behaarten Schwanz mit zweizeiliger Endquaste, nächtliche Thiere, welche sich Höhlen graben, sich nach Art der Mäuse von Wurzeln und Früchten nähren und meist das gemäßigte Asien und Afrika bewohnen. Sie hüpfen auf den Hinterfüßen, die kleinen Vorderfüße an den Körper anziehend und den Schwanz als Stütze und Steuerruder gebrauchend. Unter 16 Arten sind zwei Europäer, nämlich der Jerboa (D. sagitta Gm.), braungelb, unten weiß, mit 3zehigen Hinterfüßen, Ohren von halber Kopflänge, 6 Zoll lang, mit $6^1/_2$ Zoll langem Schwanz, in den Gegenden zwischen der Wolga und dem Don; der Alkdaga oder Alagtaga (D. jaculus Gm.), graugelb, mit 5zehigen Hinterfüßen, weiß gespitzten Ohren, welche länger als der Kopf sind, 7 Zoll lang, mit $1^1/_2$mal so langem Schwanz, in Südrußland, springt so schnell, daß ein Pferd kaum nachkommen kann.

Spring-Rice, Thomas, Baron Monteagle von Brandon, britischer Staatsmann, geboren 1790 in Irland, Sprößling einer protestantischen Familie, studirte auf der Universität zu Cambridge und erhielt 1816 einen Sitz im Unterhause, wo er zu den Whigs hielt. Als diese 1830 unter Grey ans Staatsruder kamen, ward er zum Unterstaatssekretär des Innern, dann zum Sekretär des Schatzes befördert und gelangte nach Stanley's Rücktritt 1834 als Staatssekretär der Kolonien ins Ministerium, welches jedoch schon im November zurücktreten mußte. Bei der Bildung des neuen Whigministeriums 1835 übernahm S. als Kanzler der Schatzkammer die Finanzverwaltung, zog sich aber durch Unerfahrenheit in dieser Branche heftige Angriffe von Seiten der Tories zu. Doch schied er erst im Aug. 1839 nach Lord Howick's Rücktritt aus dem Ministerium aus, indem er das Schatzkanzleramt an Francis Baring abtrat, aber dafür die Peerswürde mit dem Titel eines Lord Monteagle und die Anwartschaft auf das Amt eines Kontroleurs der Schatzkammer erhielt. Als er im Dec. 1839 letzteres Amt wirklich antrat, indem man den bisherigen Inhaber desselben mit einer Pension abfand, verfehlten die Tories nicht, in der Pariamentssession von 1840 sich gegen diesen Stellenhandel tadeind auszusprechen. S. hat seitdem im öffentlichen Leben keine hervorragendere Rolle mehr gespielt.

Sprit, s. v. a. Spiritus.

Sprödigkeit, Eigenschaft der Körper, s. Fest u. Kohäsion; dann Eigenschaft eines Menschen, wonach er nicht gefällig u. geschmeidig im Umgang ist u. sich nicht leicht in Andere fügt. Vorzüglich nennt man Frauenzimmer spröde, wenn sie entweder aus angeborenem Widerwillen, od. wegen eigenthümlicher Begriffe von Anstand und Sitte, oder um dadurch zu besonderen Zwecken zu gelangen, den Artigkeiten der Männer widerstreben.

Sprogöe, dänische kleine Insel, Riff Fünen, fast in der Mitte zwischen Nyborg (Fünen) und Körsöer (Seeland), mitten im großen Belt, mit Leuchtthurm.

Sprosser, s. Nachtigall.

Sprottau, Kreisstadt in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Liegnitz, am rechten Ufer des Bober und dem linken der Sprotta, hat Mauern, 3 Thore, 2 Vorstädte, eine evangelische und 2 katholische Kirchen, ein Spital, Garnison von Invaliden, Ziegelei, Tuchweberei und 4200 Einw.

Sprotte (Breitling, Clupea sprattus C.), Fischart aus der Gattung Häring, dem gemeinen Häring ähnlich, aber nur 4—5 Zoll lang und auf dem einfarbigen Kiemendeckel nicht geadert, sondern strahlig gestreift u. mit 16 strahligen Rücken- und 28 strahligen Afterflossen, am Bauchkiele mit scharfen Schuppen, silberglänzend, oben bläulich, zur Laichzeit mit goldglänzenden Seitenstreifen, ward, wegen der Gleichheit des Wohnorts und der Lebensweise, lange Zeit für einen jungen Häring gehalten und findet sich in der Nord- und Ostsee, auch im Nordmeer bis Island, gewöhnlich in der Tiefe des Meeres, kommt aber im Herbst an die Küsten, um zu laichen, und wird dann in Menge gefangen, eingesalzen und geräuchert und wie Sardellen gegessen. Geschätzt sind in Deutschland besonders die Kieler S.n (Flückhäringe, Flundern). An den englischen Küsten ist der Fang der S.n so ergiebig, daß sie in manchen Gegenden zur Winterszeit die Hauptnahrung der niederen Volksklasse ausmachen und sogar scheffelweise zur Düngung, besonders des Hopfens, verkauft werden.

Spruch, Urtheil des Richters in einer streitigen Sache; kurzer, nachdrücklicher, eine Lehre enthaltender Satz; besonders eine kurze Stelle aus der Bibel, in welcher der Beweis eines Dogma oder einer moralischen Lehre liegt. Daher Spruchbuch, ein Buch, in welchem solche Sprüche zum Unterricht zusammengestellt sind.

Spruchkollegien, s. v. a. Schöppenstühle, s. Schöppen.

Sprudelstein, s. Karlsbader Sprudelstein.

Sprüche Salomo's (Proverbia), Titel einer Gnomensammlung des Alten Testaments, welche aus 3 durch besondere Ueberschriften bezeichneten Haupttheilen u. einigen Anhängen besteht. Der erste Theil (Kap. 1—9) ist eine zusammenhängende, mit einzelnen Gnomen durchwebte Empfehlung der Weisheit, wobei die Einkleidung so gewählt ist, daß ein Vater sich an den Sohn wendet. Beachtung verdient die am Ende dieses Theils durchgeführte Personifikation der Weisheit als eines Frauenzimmers und der Thorheit in gleicher Gestalt, welche an einem Scheidewege einen Jüngling an sich zu ziehen suchen. Auch ist bemerkenswerth, daß Gottes Weisheit wie ein besonderes Wesen dargestellt ist, welches bei der Weltschöpfung zugegen gewesen sey und dessen sich Gott gleichsam als eines Werkmeisters bedient habe, um seine wunderbaren Werke ins Leben zu rufen. Der zweite Theil (Kap. 10—24), „Denksprüche Salomo's" überschrieben, enthält einzelne ohne strengen inneren Zusammenhang an einander gereihte Gnomen, welche sich auf die verschiedenartigsten Verhältnisse und Lagen des menschlichen Lebens beziehen. Der dritte Theil (Kap. 25—29), mit einer besonderen Aufschrift, wonach diese Sammlung unter Hiskia's Regierung durch Gelehrte des Hofs veranstaltet worden seyn soll, enthält Sentenzen von anderem Gepräge, als die des zweiten Theils. Sie sind weit verwickelter,

räthselhafter als die vorigen, oft tiefsinnig und voll unverkennbarer Aeußerungen einer Lebensklugheit, wie sie nur durch einen langen Aufenthalt an einem Hofe erworben zu werden pflegt. Zu diesen drei Haupttheilen kommen am Schlusse noch zwei Anhänge, deren erster (Kap. 30) die Aussprüche eines übrigens unbekannten Weisen, Namens Agur, enthält, Bitten, Lebensregeln, moralische Reflexionen 2c. Der zweite Anhang (Kap. 31) besteht aus zwei dem Inhalte nach verschiedenen Stücken, deren erstes (V. 1—9) Vorschriften für einen König Lamuel, die demselben von seiner Mutter ertheilt werden, enthält, während der zweite Theil (V. 10—31) die Tugenden einer guten orientalischen Hausfrau in alphabetischer Ordnung vorführt. Nach Analogie anderer Spruchsammlungen sind diese Gnomen wohl nicht sämmtlich von Salomo, dessen Namen sie tragen, wirklich verfaßt, sondern sie werden nur auf ihn, als einen in diesem Fach ausgezeichneten Weisen, als auf einen Kollektivnamen zurückgeführt. In ihrer Menge und Mannichfaltigkeit erscheinen sie eher als Erzeugniß eines ganzen Volks, als eines einzelnen Mannes, wobei nur der Umstand in Betracht kommt, daß viele auf das Privat- und Landleben Bezug nehmen, welches beides dem Salomo doch zu fern lag, als daß er es hätte zum Gegenstand der Gnomendichtung machen können. Die Schreibart des Buchs ist edel, bündig und rein, der im Buche Hiob ähnlich, aber ohne Chaldaismen. Für den religiösen Gebrauch ist dasselbe von hohem Werth, in sofern es keinen levitisch-priesterlichen Geist athmet und seine Lehren den gewöhnlichen Erscheinungen des menschlichen Lebens andequemt. Die Moralprincipien darin sind zwar noch nicht ganz lauter, in sofern die Tugend mehr als Klugheitsregel und aus eudämonistischen Gründen empfohlen, das Laster aber nur als Thorheit, die zu physischem und geistigem Verderben führe, geschildert wird. Doch wird dabei an vielen Stellen auch die Gottesfurcht als Grund tugendhaften Handelns betont, wie überhaupt das Ganze in einem sehr würdigen Tone gehalten ist. Kommentirt wurden die S. von Ziegler (Leipz. 1791), Umbreit (Heidelberg 1826) und Gramberg (Leipz. 1828).

Sprüchwörter (proverbia), kurze, sinnreiche, oft auch witzige Sitten- und Denksprüche, welche dadurch, daß sie allgemeine Wahrheiten und Klugheitsregeln in bündiger Kürze, Kraft, selbst Derbheit zur wahren Lebensphilosophie des Volks machen, einen hohen Werth zur Charakterisirung und Bildung ganzer Völker auf niederer und höherer Stufe haben. Die Weisesten aller Nationen, in der ersten Periode des erwachenden Nachdenkens und Beobachtungsgeistes, kleideten in dieselben die Resultate ihrer Erfahrung und gesammelten Lebensweisheit ein. Namentlich theilten die sieben Weisen Griechenlands die Früchte ihrer Erfahrung und ihres Nachdenkens in dieser Art mit. Bei den Alten schloß keine Art des Vortrags, selbst nicht der philosophische, den Gebrauch der S. aus. Zahlreich und in den mannichfachsten Beziehungen erscheinen sie bei den Griechen, von denen sie Paroimia genannt wurden, und bei den Römern. Man hat jedoch sprüchwörtliche Redensarten von eigentlichen S.n und Denksprüchen oder Apophthegmen, sinnreiche Aussprüche weiser Männer, wichtige moralische Axiome von evidenter Gültigkeit enthaltend, wohl zu unterscheiden. Beide sind häufig untereinander geworfen worden, wie z. B. in den Werken „Adagia etc." (Frankf. 1656) und „750 deutsche Sprüchwörter 2c." von Agricola (Wittenb. 1592). Von den griechischen S.n veranstalteten schon Aristoteles und seine Schüler Theophrastus und Clearchus besondere Sammlungen; doch sind nur die Sammlungen der späteren Grammatiker, des Zenobotus, Diogenianus, Apostolus u. A., die man mit dem gemeinsamen Namen der Parömiographen bezeichnet, auf uns gekommen. Vergl. Zell, Ueber die S. der alten Griechen und Römer (in den „Ferienschriften", Bd. 1 u. 2, Frankf. 1826—29), und Goßmann, Lateinische S. in alphabetischer Ordnung und mit freier Uebersetzung (Landau 1844). Die englischen S. wurden am besten von John Ray in der „Compleat collection of english proverbs", die deutschen von Weber in den „365 Denksprüchen der Deutschen" (Wittenberg 1807), Sailer in der Schrift „Die Weisheit auf der Gasse" (Augsb. 1810), Körte, „Die S. und sprüchwörtlichen Redensarten der Deutschen" (Leipz. 1837, neue Aufl. 1847), und Zacher, „Die deutschen Sprüchwörtersammlungen" (das. 1852), behandelt. Allgemeine über alle Literaturen sich erstreckende Verzeichnisse von Sprüchwörtersammlungen gaben Nopitsch, Literatur der S. (Nürnb. 1822; mit neuem Titel, das. 1833), und Duplessis, Bibliographie parémiologique (Paris 1847). Ueber Ursprung und Bedeutung der S. vgl. W. Wackernagel in der Abhandlung „Die epische Poesie" im „Schweizer Museum", Bd. 1 und 2, Frauenfeld 1837—38.

Spruner, Karl von, deutscher Geschichtsforscher und Geograph, geboren 1803 in Stuttgart, ward seit 1814 im Kadettencorps zu München gebildet und 1825 zum Lieutenant befördert. Als erstes Produkt seiner von Jugend an eifrig betriebenen historischen und geographischen Studien veröffentlichte er die Schrift „Bayerns Gaue" (Bamberg 1831) und die „Gaukarte des Herzogthums Ostfranken" (das. 1835). Sein Hauptwerk ist der große „Historisch-geographische Handatlas" in 3 Abtheilungen (Gotha 1837—52, 118 Blätter, 2. Aufl. 1853 ff.), welcher auf Grund der sorgfältigsten Detailforschung ein im In- und Ausland als trefflich anerkanntes Hülfsmittel beim Studium der Geschichte Europa's und Asiens in der saubersten Ausführung darbietet. Auch gab er einen musterhaft gearbeiteten „Historischen Atlas von Bayern" (Gotha 1838, 7 Blätter) und mit Hänle mehre sehr brauchbare und zuverlässige Reisehandbücher der Main- und unterfränkischen Gebirgsgegenden heraus. Die mit Hänle begonnenen „Tabellen zur Geschichte der deutschen Staaten" (Heft 1—3, Gotha 1846—1848) gediehen der Ungunst der Zeitverhältnisse wegen nicht zur Vollendung. S. ward 1851 als Hauptmann in den Generalstab versetzt und 1852 zum Major befördert. Seit 1842 korrespondirendes Mitglied der münchener Akademie, ward er 1853 wirkliches Mitglied derselben. In der

neuesten Zeit war er im speciellen Auftrag des Königs mit historischen und kartographischen Arbeiten beschäftigt, unter denen namentlich eine sehr umfassende historische Karte von Bayern, eine große historisch-komparative Karte von Europa und eine aus archivalischen Quellen geschöpfte Kriegsgeschichte von Bayern hervorzuheben sind. Auch ward ihm der Unterricht in der Militärgeographie in den höheren Klassen des Kadettencorps übertragen. Zur weiteren Verbreitung der Ergebnisse seiner Studien dienen seine kürzere Bearbeitung des großen „Historischen Handatlas" und sein „Allgemeiner historischer Schulatlas", sowie sein „Leitfaden zur Geschichte von Bayern" (2. Aufl., Bamb. 1853).

Sprungbein (talus), der erste unter den Fußwurzelknochen, der, seiner Gestalt nach unregelmäßig, entfernt einem Würfel ähnlich ist, oberwärts von den beiden Knöcheln eingefaßt und in die Gelenkfläche des Schienbeins aufgenommen wird, mit welcher er ein freies Gelenk bildet, wodurch besonders Beugung und Streckung des Fußes möglich wird; unterwärts steht es mit dem Fersenbein und vorwärts mit dem Kahnbein durch straffe Gelenke in Verbindung und ist zum größten Theil mit Knorpel überzogen.

Spulrad und **Spulmaschine,** Vorrichtung, welche dient, zum Behufe des Zwirnens oder Verwebens Garn auf Spulen zu wickeln. Bei dem gemeinen Spulrade theilt ein einfaches, vermöge einer Kurbel umgedrehtes Schnurrad seine Bewegung einer neben ihm befindlichen Rolle mit, deren aus dem Gestelle hervorragende Axe zum Aufstecken der Spule bestimmt ist. Bei den Spulmaschinen müssen mehre Fäden zugleich um eben so viele Spulen gewickelt werden, und zwar entweder von Haspeln, oder von den Spindeln der Spinnmaschine. Es gibt verschiedene Arten derselben. Eine der besten hat im Wesentlichen folgende Einrichtung. Jeder Faden läuft durch ein glattes ringförmiges Auge, von da um einen gläsernen Cylinder und über einige glatte messingene Haken, welche ihn auf die Spule leiten. Die Spulen erhalten ihre Bewegung mittelst Rollen und Scheiben durch gespannte Schnüre, die gläsernen Cylinder aber werden sammt ihrem Gestelle durch die Maschinerie hin- und herbewegt, damit das Garn sich auf den Spulen gleichmäßig neben einander wickele. Durch einen Tritt mit dem Fuße oder auf andere Weise kann jede Spule augenblicklich in Stillstand gesetzt werden, wenn man sie etwa durch eine neue ersetzen will.

Spulwurm, s. Eingeweidewürmer und Askariden.

Spuma (lat.), Schaum, Seife.

Spurinna, 1) Vestricius, römischer Feldherr und Dichter in der ersten Hälfte des 1. Jahrhunderts n. Chr., Zeitgenosse des jüngeren Plinius und Tacitus, focht siegreich gegen die Germanen am Rhein, zog sich aber später vom öffentlichen Leben zurück. Von seinen lyrischen Poesien, welche bei den Alten wegen ihrer Anmuth gerühmt werden, hat sich wenig erhalten. Die zuerst von Kaspar Barth in der Sammlung der „Poetae venatici et bucolici" (Hannover 1613) unter S.'s Namen bekannt gemachten vier Oden sind wohl nur zum Theil aus ächten Gedichten S.'s zusammengesetzt, oder gehören vielleicht einem ganz anderen Verfasser an. Neuerlich wurden die Fragmente herausgegeben von Art in „Spurinnae reliquiae lyricae" (Frankf. 1840). — 2) Haruspex und Wahrsager, welcher Cäsar vor dem ihm so verhängnißvollen 15. März warnte.

Spurius (lat.), Kind, dessen Vater nicht bekannt ist.

Spurzheim, Kaspar, Hauptanhänger der gallschen Schädellehre, geboren zu Longwich bei Trier den 31. Dec. 1776, widmete sich zuerst im Kollegium daselbst dem Studium der Theologie, ging aber 1795 nach Wien, wo er Gall kennen lernte, und widmete sich nun dem Studium der Medicin. Er schloß sich eng an Gall an und begann an dessen Seite seine kraniologischen Untersuchungen, die er während seines Aufenthalts in verschiedenen Theilen Europa's verfolgte und ausbildete. Im Jahre 1813 ging er nach England, lebte seit 1817 wieder in Paris, wo er sich die medicinische Doktorwürde erwarb und prakticirte, 1821—28 abermals in England und hierauf wieder in Paris. Im Jahre 1832 ging er nach Nordamerika, † aber schon den 10. Nov. desselben Jahres zu Boston. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: „The physiognomical system of D. Gall and S." (2. Aufl., London 1815); „Outlines of the physiognomical system" (das. 1815); „On insanity" (das. 1817); „A view of the elementary principles of education" (Edinburg 1821, Boston 1832); „Sur la folie" (Paris 1818, deutsch von Embden, Hamb. 1819); „Essai philosophique sur la nature morale et intellectuelle de l'homme" (Straßb. 1820, deutsch von Hergenröther, Würzb. 1822).

Sputation (v. Lat.), Speichelabgang, Auswurf, daher Sputatoria (sc. remedia), Heilmittel, welche zu vielem Ausspucken reizen, wenn sie gekaut werden.

Squatters (engl.), in den nordamerikanischen Freistaaten solche Ansiedler, welche sich auf einem Stück wüsten Landes ansiedeln, ohne es durch Kauf erworben zu haben. Diese lange Zeit für ungesetzlich gehaltene Praxis hat viel zum raschen Anbau jener Staaten beigetragen, indem unbemittelte Leute weit im Innern in Gegenden, wohin die Kolonisation auf dem gewöhnlichen Wege erst spät gedrungen seyn würde, Niederlassungen gründeten. Dies anerkennend, suchte man dergleichen Ansiedler durch sogenannte Preemtionsgesetze in dem Besitz der von ihnen eigenmächtig okkupirten Ländereien zu schützen. Schon 1808 erging in Massachusetts ein Gesetz, nach welchem das Eigenthumsrecht auf ein Grundstück schon durch Okkupation während einer Periode von 40 Jahren erworben werden sollte, und durch spätere Kongreßbeschlüsse ward den S. das Recht ertheilt, von ihnen okkupirte Staatsländereien, ohne Rücksicht auf den inzwischen gestiegenen Werth derselben, zum Minimalpreise von 1¼ Dollars für den Acre zu erwerben. Nachdem 1830 dies Gesetz für eine bestimmte Anzahl von Jahren auf das ganze Unionsgebiet ausgedehnt worden, kam endlich am 4. Sept. 1841 das noch gültige Preemtionsgesetz zu Stande, wodurch die S. allenthalben in den Vereinigten Staaten die

Befugniß erhielten, durch Erlegung jenes Minimalpreises sich einen gesetzlichen Rechtstitel auf die von ihnen bebauten Grundstücke zu erwerben, wobei nur die Beschränkung Statt finden soll, daß kein Kolonist mehr als 160 Acres auf einmal ankaufen oder auf die zu Schul- und anderen gemeinnützigen Zwecken bestimmten Ländereien Anspruch machen darf.

Squier, Ephraim G., nordamerikanischer Reisender und Alterthumsforscher, geboren in Kentucky, ward 1848 zum Geschäftsträger der Union in Guatemala und Nicaragua ernannt, trat hier den Versuchen der Engländer, die Grenzen ihres Schutzgebiets an der Moskitoküste zu erweitern, mit Energie entgegen und trug durch seine Forschungen viel zur Bereicherung unserer Kenntniß von der Erdenge von Panama bei. Nach seiner Rückkehr in die Vereinigten Staaten gab er heraus „Sketches of travel in Nicaragua" (Newyork 1851) und „Nicaragua, its people, scenery and monuments" (Newyork und London 1852, 2 Bde.). Resultate früherer im Auftrage der Smithsonian Institution in Washington unternommenen Reisen in die westlichen Gegenden des Staats Newyork sind in den „Antiquities of the state of New-York" (Buffalo 1851) und die einer mit Davis unternommenen archäologischen Expedition nach den Mississippiländern in den „Ancient monuments of the Mississippi valley" (Washington 1848) niedergelegt. Auch schrieb er für die historische Gesellschaft zu Newyork eine Abhandlung „On the serpent symbol" (Newyork).

Squillaci (Squillace), Stadt in der neapolitanischen Provinz Calabria ulter. II, südwestlich von Catanzaro, unweit des gleichnamigen Golfs, in ungesunder Lage, Bischofssitz mit Kathedrale, 16 anderen Kirchen, geistlichem Seminar und 3000 Einw.; wurde durch das Erdbeben von 1783 sehr beschädigt.

Sr., Abkürzung für Seiner (Genitiv von Er), z. B. Sr. Majestät.

S. r. (s. rat.), Abkürzung für salva ratificatione, mit Vorbehalt der Genehmigung, Bestätigung; (s. rem.) für salva remissione, mit Vorbehalt der Rücksendung; für sub rubro, unter der Rubrik.

S. R. E., Abbreviatur für Sancta romana ecclesia, die heilige römische Kirche.

S. R. I., Abbreviatur für Sacri Romani Imperii, d. i. des heiligen römischen Reiches, in Verbindung mit Titeln, z. B. S. R. I. Archimareschallus.

S Romanum, s. Darm.

S. S., Abkürzung für Sacro-sanctus und Sanctissimus; für Sacra Scriptura, die heilige Schrift; für Sua Sanctitas, Seine Heiligkeit, d. i. der Papst.

Ssufismus, s. v. a. Sofismus.

St., **Sta.**, Abbreviatur für Sanctus oder Saint, heilig.

S. T., Abbreviatur für Salvo titulo (s. d.), mit Vorbehalt des Titels.

Staal, Marguérite Jeanne Cordier, Baronin von, durch Geist und Bildung ausgezeichnete Französin, geboren 1693 zu Paris, ward von ihrem Vater, dem Maler de Launai, welcher sich aus Frankreich entfernen mußte, in Dürftigkeit zurückgelassen und trat als Kammerjungfer in die Dienste der Herzogin von Maine zu Sceaux. Hier erregte sie durch einen witzigen Brief, welchen sie an den Philosophen Fontanelle geschrieben hatte, die Aufmerksamkeit der Herzogin, welche sie von nun an näheren Umgangs würdigte. Bald wurde sie durch ihre Verse und Pläne zu Theaterstücken den Prinzen und vielen geistreichen Männern des Hofs bekannt. Während der Regentschaft theilte sie zwei Jahre lang die Gefangenschaft der 1718 nach Ludwigs XIV. Tode in Ungnade gefallenen Herzogin in der Bastille und wurde nach ihrer Befreiung an den Kapitän bei der Schweizergarde und Maréchal de Camp, Baron von S., verheirathet. Sie † am 15. Juni 1751 zu Gennevilliers bei Paris. Ihre „Mémoires" (Paris 1755, 3 Bde.), die Jahre von 1715—20 umfassend, enthalten nichts wesentlich Neues, zeichnen sich aber durch Leichtigkeit und Gewandtheit der Schreibart aus. Ihre „Oeuvres complètes" erschienen Paris 1821, 2 Bde.

Staar (Sturnus), Vögelgattung aus der Ordnung der Singvögel und der Familie der Rabenvögel, charakterisirt durch den verlängert-kegelförmigen, geraden, an der Spitze stumpfen und flachgedrückten Schnabel, den am Grunde eine hervorragende Ecke bildenden Unterkieferrand, die an der Schnabelwurzel seitlich stehenden, halbgeschlossenen Nasenlöcher, die mit dem Lauf gleich lange Mittelzehe und die mittellangen Flügel. Die einzige europäische Art ist der gemeine S. (S. vulgaris *L.*). Derselbe ist schwarz mit grünem und purpurviolettem Schiller und weißlich gefleckt, in der Jugend graubraun mit weißer Kehle, 8½—9 Zoll lang. Er findet sich in der ganzen alten Welt bis an das Vorgebirge der guten Hoffnung, bei uns als gewöhnlicher Zugvogel vom Februar oder März an bis in den Oktober und November, und hält sich am liebsten in Laubwäldern in der Nähe von Aeckern und Wiesen auf, die er des Morgens früh schaarenweise besucht, um Regenwürmer, Engerlinge, Heuschrecken und andere Insekten aufzusuchen; besonders gern hält er sich auch unter Schaf- und Kuhheerden auf und liest dem Vieh die lästigen Mücken und Zecken vom Rücken ab. Er nistet in hohle Bäume und Mauerlöcher, wie auch in Kästen, die man zu diesem Behufe an den Bäumen anbringt. In der Gefangenschaft wird er leicht zahm, macht dann die Stimmen anderer Thiere nach, miaut z. B. wie eine Katze oder quakt wie ein Frosch, u. lernt selbst Melodien nachsingen u. Wörter nachsprechen, wie er auch durch seine komischen Manieren, namentlich durch die Gewohnheit, mit dem Schnabel Oeffnungen, Ritzen und Ecken auszumessen, ergötzt.

Staar, Beschränkung oder gänzliche Aufhebung des Sehvermögens, die entweder in den nervösen Gebilden des Auges, als schwarzer S., oder in einer Trübung der Krystalllinse, als grauer S., od. des Glaskörpers, als grüner S., ihren Grund hat. Beim schwarzen S. (Amaurose, gutta serena) unterscheidet man zwei Grade, Schwäche des Sehvermögens, Amblyopie, und gänzliches Aufgehobenseyn desselben, Amaurose; jener

geht gewöhnlich diesem vorher und bildet das erste Stadium des schwarzen S.s. Amaurose ist Tod des Sinnesorgans, Amblyopie nur ein niederer oder höherer Grad von Lebensschwäche desselben. Das wesentlichste, oft allein vorhandene Symptom der Amblyopie ist ein unreines oder geschwächtes Gesicht, Störung oder Beschränkung des Sehvermögens. Die objektiven Erscheinungen sind oft sehr unbedeutend und können gänzlich fehlen. Auch sind die Störungen des Sehvermögens sehr verschieden und treten oft nur bei fortgesetztem Gebrauche des Auges ein, indem die Schrift beim Lesen in einander fließt und Schmerzen in der Tiefe des Auges empfunden werden. Auch der schwarze S. hat in Bezug auf Entwickelung, Verlauf, Dauer wenig Beständiges. Er entsteht unbemerkt und nimmt allmählig zu. Zuweilen wird die Krankheit geheilt, zuweilen bleibt sie auf einer niederen Entwickelungsstufe stehen, zuweilen geht sie unaufhaltsam in unheilbare Erblindung über. Zuweilen entsteht Amaurose plötzlich gleich einem Schlagflusse. Meist werden beide Augen zu gleicher Zeit oder eines nach dem anderen ergriffen, namentlich wenn das Uebel aus einer allgemeinen Ursache hervorging. Ist die Amaurose dagegen angeboren, in frühester Kindheit entstanden, oder durch rein örtliche Ursachen bedingt, so beschränkt sie sich gewöhnlich auf Ein Auge. Die Ernährung des amaurotischen Auges leidet zuletzt, es wird weich, klein, atrophisch, seine Feuchtigkeiten trüben sich, es entsteht Katarakt, Glaukom. Amaurose bindet sich im Allgemeinen an kein Alter und Geschlecht, doch haben Individuen mit schwarzen oder braunen Augen bei weitem mehr Anlage zu derselben, als dergleichen mit blauen oder grauen. Die Vorhersage hängt hauptsächlich ab von der Ursache der Krankheit und der Möglichkeit, dieselbe zu entfernen. Am günstigsten ist sie bei solchen Amblyopien und Amaurosen, welche unlängst und schnell entstanden waren; wogegen bei längerer Dauer des Uebels und bedeutender Entwickelung desselben die Hoffnung auf Heilung viel geringer ist. Je mehr man Ursache hat, eine organische Verbildung der Nerven anzunehmen, um so ungünstiger ist die Prognose; Amaurose nach Entzündung ist deshalb schwer zu entfernen. Am leichtesten läßt diejenige Heilung zu, welche durch Unreinigkeiten der Verdauungsorgane, Würmer, Rheumatismus &c. entsteht, ebenso die, welche durch Fieber oder Hysterie &c. bedingt ist. Amaurose, welche durch übermäßigen Gebrauch narkotischer und anderer Mittel entstanden ist, ist ebenfalls oft leicht heilbar, verschwindet sogar öfters von selbst. Tiefe Abdominal- und Hirnleiden u. Gicht lassen nur eine ungünstige Prognose zu, ebenso hervorstechende oder erbliche Anlage. Ohne Zuthun der Kunst verschwindet zuweilen eine Amblyopie, indem plötzlich eine krankhafte oder normale Thätigkeit des Körpers wieder auftritt. Hierher gehören Hautausschläge, eiterartige Ausflüsse aus den Ohren, heftiges Nasenbluten, Hämorrhoidalflüsse, die Menstruation u. s. f. Wird auch eine Amaurose geheilt, so bleibt doch meist Amblyopie zurück. Oft wird das eine Auge geheilt, das andere nicht; oder der schwarze S. heilt nur auf einer Stelle der Netzhaut; der Kranke muß dann die Gegenstände, welche er sehen will, dem geheilten Punkte der Netzhaut gerade gegenüber stellen. Völlige Heilung beider Augen ist selten. Zuweilen bleibt es nicht beim Verlust des Sehvermögens, der Kranke verfällt mit der Zeit in Gedächtnißschwäche, Stumpfsinn, Wahnsinn, es treten Lähmungen verschiedener anderer Organe ein, ein Nervenschlag; zuweilen geht Amblyopie der Apoplexie vorher. Bei der Behandlung hat man zunächst die Ursache des Leidens zu heben; bei zurückgetretenen Hautausschlägen wende man Mittel an, welche die Hautthätigkeit erhöhen und das Exanthem zurückrufen, öffne unzeitig geheilte Geschwüre wieder, setze vertrocknete Flechten wieder in Thätigkeit, bringe unterdrückte Fuß- oder Achselschweiße wieder in Fluß, stelle verschwundene Blutentleerungen wieder her &c. Ist der übermäßige Gebrauch von narkotischen oder andern Arzneimitteln vorhergegangen, so reiche man die geeigneten Gegengifte, treibe die Sekretionsorgane an, um jene aus dem Körper zu schaffen, &c. Die übrigen Indikationen bei der Krankheit sind: Wiederherstellung der normalen Nervenempfindlichkeit durch die besänftigende und ableitende oder durch die erregende Methode und Vermehrung der innern Bedingungen des Nervenlebens, Stärkung desselben. Dies geschieht durch Alles, was überhaupt die Gesundheit und Kräftigung des Körpers befördert, also besonders durch eine angemessene Lebensordnung und angemessene Leitung der Verrichtungen des Auges. Man meide Anstrengung, ohne das Auge durchaus unthätig seyn zu lassen. Der graue S. (cataracta, gutta opaca, hypochyma) besteht in einer Trübung im Bereich des Linsensystems, wodurch den Lichtstrahlen der Durchgang zur Netzhaut verwehrt wird und Blindheit entsteht. Zuerst zeigt sich dicht hinter der Pupille eine Trübung, deren Bedeutendheit meist genau der Abnahme des Sehvermögens entspricht. Diese ist anfangs sehr unbedeutend, der Kranke glaubt Schmutz oder Staub im Auge zu haben; allmählig nimmt sie zu, der Kranke sieht wie durch ein trübes Glas, durch Nebel oder Rauch; was gerade vor dem Auge liegt, sieht er undeutlicher; gemäßigtes Licht erleichtert das Sehen. Nach und nach wird der vor dem Auge schwebende Nebel dichter, dem Kranken ist es, als sähe er durch eine Hornplatte und die Gegenstände erscheinen ihm wie dunkle Schatten. Die Pupille bewegt sich meist frei, nur bei sehr großer Katarakt verliert die Iris an Beweglichkeit und wird gegen die Hornhaut gedrängt. An ihrem Pupillarrande zeigt sich ein schwarzer gekerbter Ring, der, im gesunden Zustande wegen des dunklen Hintergrundes der Pupille nicht sichtbar, jetzt auf der hellen Unterlage der Katarakt hervortritt. Selten entwickelt sich die Krankheit in wenig Tagen; meist bedarf sie zu ihrer Ausbildung Monate und Jahre. Gewöhnlich beginnt sie auf einem Auge und ergreift später das andere; nur S. nach äußerer Verletzung beschränkt sich auf Ein Auge. In wenigen Fällen geschieht es, daß der S. auf einer niedern Entwickelungsstufe stehen bleibt; zuweilen nur zeigt die Linse eine leichte Trübung, welche das Gesicht mäßig beeinträchtigt, ohne zuzunehmen.

Nach dem Sitze der Trübung unterscheidet man: den *Linsenstaar* (cataracta lenticularis s. crystallina), der am häufigsten alte Leute in Folge des Sinkens der Ernährungsthätigkeit befällt, sich gewöhnlich sehr langsam entwickelt und das Gesicht in der Regel wenig beeinträchtigt; den *Kapselstaar* (cataracta capsularis s. membranacea), der meist in die folgende Form übergeht, und den *Kapsellinsenstaar* (cataracta capsulo-lenticularis), die häufigste Form, die hinsichtlich der Konsistenz der getrübten Linse hart, weich oder flüssig seyn kann. Der *harte* S. ist dunkel von Farbe, von der Pupille entfernt, das Gesicht ist nur beschränkt, nicht aufgehoben, der Kranke bemerkt bei erweiterter Pupille ziemlich deutlich die Gegenstände; die Linse ist zuweilen wie knorpelig, selbst in eine kalkartige, steinige Masse verwandelt. Beim *weichen* S. zeigt die Linse ihre normale Konsistenz, beim *flüssigen* aber ist sie in eine flüssige, schleimige oder milchige Masse aufgelöst (*Milchstaar*), oder es schwimmt in der letzten noch ein fester Kern. Das Gesicht ist hierbei bis auf eine schwache Spur von Lichtempfindung aufgehoben. Hinsichtlich der Entwickelungsstufe nennt man den S. reif, wenn die Entartung des Linsensystems denjenigen Grad erreicht hat, auf welchem sie sodann verharrt; unreif, wenn die Entartung noch im Fortschreiten begriffen ist. Der S. komplicirt sich mit Gicht, Lustseuche, Skropheln, mit anderen Augenkrankheiten, namentlich mit Amaurose; es fehlt dann alle Lichtempfindung, die Pupille ist starr und weit, der Blick starr oder schielend. Die Farbe des S.s zeigt viele, meist die Konsistenz verrathende Nuancen von Milchweiß, Grau, Grün, bis zu Schwarz. Hinsichtlich der Befestigung desselben an den benachbarten Theilen unterscheidet man den *Balgstaar*, der sich zum Theil gelöst, den *Zitter-* oder *Schwimmstaar*, wo dies in größerem Maße oder vollkommen geschehen. Dabei kommt es zuweilen zu einer Vertrocknung des S.s: der *trockenhülsige* S. Die Ursachen des grauen S.s sind mangelhafte Ernährung, gesunkene Reproduktion, weshalb er hauptsächlich im Alter vorzukommen pflegt; fehlerhafte Ernährung, dyskrasische Zustände, Skropheln, Lustseuche, Rheumatismus, Gicht, Weichselzopf, Harnruhr &c.; Unterdrückung von Hautausschlägen, Schweißen, Geschwüren, Stockungen im Unterleibe, bedeutende Anstrengung der Augen bei schlechter Beleuchtung; chronische Entzündung der Kapsel u. der Linse selbst; chemische Einwirkung koncentrirter Dämpfe von Säuren, Ammonium, Naphthen auf den Augapfel. Katarakt befällt, im Gegensatz zur Amaurose, vorzugsweise Augen mit grauer oder blauer Iris. Auch gibt es eine erbliche Anlage zum grauen S. Die Natur allein ist, mit Ausnahme sehr seltener Fälle, nicht im Stande, den grauen S. zu heilen. Auch durch Medikamente ist dies nicht wohl möglich. Das sicherste Mittel, das Sehvermögen wieder herzustellen, ist die *Operation*, deren Zweck ist, durch Beseitigung des S.s den Lichtstrahlen den Eintritt in das Innere des Auges wieder zu eröffnen, was auf dreifachem Wege erreicht werden kann: indem man den S. mit der Linse gänzlich und mit einem Male aus dem Auge entfernt (*Extraktion des S.s*); oder durch Lageveränderung des S.s, indem man ihn aus der Sehaxe entfernt und an einen solchen Ort schiebt, wo er dem Einfallen der Lichtstrahlen kein Hinderniß in den Weg legt, ohne ihn aus dem Auge zu schaffen (*Depression des S.s*); oder durch Zerstückeln und Zerschneiden, wodurch man den S. in einen solchen Zustand versetzt, daß er von selbst aufgesaugt werden kann. Jede dieser 3 Grundmethoden kann auf mehrfache Weise ausgeübt werden, wodurch dann eine namhafte Anzahl von Methoden der Staaroperation entsteht. Die vollkommenste Operationsmethode ist die Extraktion, da der Erfolg derselben unbezweifelt der schnellste und sicherste ist. Aber auch im günstigsten Falle ist diese Operation nicht im Stande, das Gesicht so wieder herzustellen, wie es vor der Erkrankung war; denn es fehlt im Auge die Linse, welche zur Schärfe des Gesichtes beiträgt, und das Anpassungsvermögen für verschiedene Entfernungen, weshalb auch Operirte Brillen von verschiedener Brechungskraft brauchen müssen, je nachdem sie nahe oder ferne Gegenstände sehen wollen. Ueber den *grünen* S. s. *Glaucoma*. In der neuesten Zeit hat übrigens die ganze Theorie von den Krankheiten der Linse, des Glaskörpers, der Netzhaut und Chorioidea in Folge der Erfindung der Augenspiegel von Helmholtz u. A. eine völlige Umgestaltung erlitten und ist mit so neuen Entdeckungen bereichert worden, daß der Augenheilkunde in der Zukunft eine wesentlich andere Theorie zu Grunde gelegt werden wird.

Staat. Die allgemeine Aufgabe für jeden einzelnen Menschen während seines irdischen Daseyns ist die, dem Begriffe der Menschheit durch seine individuelle Persönlichkeit in seinem Vereine mit anderen Menschen zu entsprechen, also durch freie Selbstthätigkeit das zu werden, wozu er zufolge der Anlagen seiner Natur bestimmt ist. Unter den vielfachen äußeren Bedingungen, welche zum Behuf der Erfüllung des angegebenen Berufs dem Menschen durch das Walten der Vorsehung dargeboten werden, kommen besonders zwei in Betracht: die eine ist ein gewisses Maß der äußeren Freiheit, d. i. der Unabhängigkeit unseres mit innerer Freiheit beschlossenen äußeren Handelns und Verhaltens von solchen Hemmungen, welche von außen her jeder That im engeren Sinne sich entgegenstellen können; die andere besteht in der geordneten Gemeinschaft u. Wechselwirkung der auf bestimmten Wohnplätzen zusammenlebenden Menschen. Mittelst des Antriebs vielfacher leiblich-sinnlicher und sinnlich-geistiger Bedürfnisse werden die einzelnen Individuen zur Familienverbindung, die Familien zur Stammesgenossenschaft geführt, und aus letzterer geht die Volksgenossenschaft der durch gemeinsame Sprache und Sitte verbundenen hervor. In der Sonderung der Volksstämme vermittelst der Begründung der Verschiedenheit der Sprachen und der übrigen Volkseigenthümlichkeiten liegt die Hinweisung darauf, daß eine Menge von selbstständigen bürgerlichen Gesellschaften neben einander existiren soll, damit durch ihre Mannichfaltigkeit und ihre Verbindung jede heilsame Art des geselligen Verkehrs verwirklicht und die möglichst

vielseitige Ausbildung der menschlichen Anlagen bewerkstelligt werden könne. Hieraus ergibt sich die allgemein gültige Begriffsbestimmung des S.s als einer zur selbstständigen organischen Persönlichkeit erhobenen Gemeinschaft der Menschen, deren der einzelne Mensch bedarf, um seine Bestimmung auf Erden zu erreichen, und es ist damit zugleich die sittliche Grundlage für das Recht des S.s gewonnen, die einzelnen Individuen als ihm angehörig und seinem Willen unterworfen zu betrachten. Die Staatsgemeinschaft muß, als in der Natur des Menschen enthaltenen Zwecken dienend, absolut selbstständig und von der Einzelnwillkür unabhängig und an sich selbstständig seyn. Die eigene Natur des Menschen ist es aber, die ihn zum Gliede einer Staatsgemeinschaft macht, wie schon Aristoteles den Menschen ein politisches Wesen nannte.

Die gangbaren Systeme des Staatsrechts beginnen mit der Erörterung des *Staatszweckes*. Die drei bekanntesten Ansichten sind: Staatszweck sey die sittliche Vollendung (*Sittlichkeitstheorie*), oder die äußere, materielle Wohlfahrt des Menschen (*Wohlfahrtstheorie*), oder der Rechtsschutz (*Theorie des Rechtsstaates*). Die Anhänger der ersteren Ansicht finden sich hauptsächlich unter den Philosophen u. Politikern von Fach; den Anfang machte schon Plato in seinem Werk über die Republik, die vollendetste Ausbildung erhielt sie durch Hegel. Auch die zweite Theorie, praktisch in den Republiken des Alterthums, findet ihre Hauptvertheidiger in den Reihen der Philosophen, von Aristoteles bis auf Fichte. Die dritte Theorie endlich, die Theorie des Rechtsstaats, ist von Kant begründet, weshalb sie auch wohl die kantsche Theorie genannt wird. Sie erkennt das wesentliche Merkmal des S.s in der zwingenden Gewalt, welche den Rechtsschutz durch Aufrechterhaltung des Rechtsgesetzes gewährt. Das oberste Rechtsgesetz der Gesellschaft sey aber, daß Jeder den Kreis der eigenen Freiheit so weit beschränken müsse, als dadurch die seines Nebenmenschen gestört werde. Zweck des S.s sey darnach die Bewirkung eines geordneten Rechtszustandes. Man betrachtet mithin den S. als eine Anstalt, welche, aus dem allgemeinen Nothstand hervorgegangen, zu Regelung der bestimmten, feststehenden, gesellschaftlichen und individuellen Rechte dienen soll, d. h. als eine Rechtsanstalt. Diese Theorie fand namentlich bei den Juristen von Fach entschiedenen Beifall und galt damals als ein Fortschritt, wie sie auch später in Verbindung mit der Lehre von der Theilung der Gewalten die konstitutionelle Monarchie erzeugte. Diesen drei Theorien hat man in der neuen Zeit noch eine vierte, die *Theorie der allseitigen Unterstützung*, angereiht. Zweck des S.s ist hiernach im Allgemeinen die Beförderung der individuellen Freiheit als Bedingung zu jedem Fortschritt der Menschheit im Allgemeinen. Es liege also im Beruf des S.s, alle Hindernisse, die sich der Entwickelung der individuellen Freiheit entgegenstellten, wegzuräumen. Diese Hindernisse seyen einestheils durch die Menschen selbst zu befürchten (Rechtsläsionen), und in der Abwehr dieser bestehe die negative Aufgabe des S.s; es seyen diese Hindernisse aber auch andererseits in äußeren Verhältnissen begründet, deren Gefahr nur durch die Gesellschaft selbst, durch gemeinsame Anstrengung und Hülfeleistung entfernt werden könne. Dies sey die positive Aufgabe des S.s, und sie werde durch gemeinnützige Anstalten und Institutionen erfüllt. Waren aber die Theoretiker in Bezug auf den Staatszweck nicht recht einig, so liefen sie noch mehr darüber aus einander, woher der *Ursprung* des S.s abzuleiten sey. Im Ganzen lassen sich drei Ansichten als die Hauptunterschiede herausgreifen: die eine, wonach das Recht der Stärkeren, die Uebermacht, den S. gebildet habe, die andere, wonach der S. von Gott eingesetzt, die dritte, wonach er ein Gegenstand des freien menschlichen Willens, der Uebereinkunft, des Vertrages sey. Die *Theorie der Uebermacht*, namentlich von Pufendorf aufgestellt, beruht darauf, daß, wie sich aus der Geschichte nachweisen lasse, die Entstehung aller Staaten auf das Recht des Stärkeren, die Eroberung zurückweise, möge sich dieses nun durch Unterwerfung eines ganzen Volkes unter die Herrschaft eines Stammes und der Vornehmsten in diesem Stamm, oder durch Unterwerfung eines Volkes durch das andere bekunden. Die *patriarchale Theorie*, von Locke, von Hugo Grotius bis auf Schmalz und neuerdings von Dahlmann verfochten, sucht die staatliche Verbindung aus dem Familienbund zu erklären und die ganze Entstehung des S.s nicht bloß sinnbildlich, sondern in Wirklichkeit von der Familie abzuleiten. Die *patrimoniale Theorie* stellt den Satz auf, wer Herr des Grundes u. Bodens ist, beherrscht die Einwohner; Herr des Gebietes, Herr des S.s. Sie fand vorzüglich in der Lehnsherrlichkeit Stütze u. war nach der Reformation bis in das 18. Jahrhundert herein die herrschende Ansicht, namentlich der damaligen Juristen. Die *naturhistorische Theorie* hat zwei Unterarten: Die Einen nehmen die Liebe, die Andern die Furcht als treibendes Princip an. Die erstere Ansicht, hauptsächlich von Hume vertreten, setzt den S. als eine Thatsache, welche aus dem Geselligkeitstrieb der Menschen mit Nothwendigkeit hervorgegangen ist. Die zweite Ansicht, von Hobbes zuerst angeregt, nimmt an, daß ein allgemeiner Nothstand — der Krieg Aller gegen Alle — und die daraus hervorgegangene Furcht des Einzelnen mit Nothwendigkeit auf eine Verbindung Aller getrieben habe. Es ist die starrste und am meisten angefochtene Theorie. Die *theokratische Theorie*, die im Mittelalter verbreitetste Ansicht, wonach jede Staatsgewalt göttlichen Ursprungs seyn soll, stützt sich auf die Bibel und namentlich auf eine Stelle eines paulinischen Briefes, daß alle Gewalt von Gott herstamme. Die *rationelle Theorie* ist die, welche sich auf den S. an sich in seinem Wesen u. Zweck stützt. Man unterscheidet hierbei vorzüglich zwei Ansichten: die bereits angedeutete kantsche Theorie, welche dem S. die Verwirklichung des Rechtsgesetzes zum Zweck setzt und hierin auch den Ursprung des S.s oder die Rechtfertigung der Staatsgewalt findet, und die vielfach angefochtene, aber von einsichtsvollen und freimüthigen Politikern adoptirte, von Rousseau herrührende soge-

nannte Vertragstheorie. Nach Rousseau ist der S. der Inbegriff des vereinten Willens seiner Mitglieder. Der S. selbst ist souverän, weil er der verkörperte Gesammtwille ist, der sich kein Gesetz vorschreibt, welches er auch nicht wieder aufheben kann. Rousseau sieht in der Willensübereinstimmung Aller den Grundvertrag des S.s, die Einigung zu einem staatlichen Verein, die Gründung des S.s selbst. Die Staatsgewalt wird weder durch das göttliche Recht, noch durch die Uebermacht oder die Furcht, noch durch die Oberherrlichkeit an Grund und Boden begründet, sie wird einzig und allein durch die allseitige Anerkennung der Staatsbürger, mag diese stillschweigend oder ausdrücklich gegeben seyn, getragen. In der Anerkennung der Staatsgewalt beruht daher das Recht der Staatsgewalt. Diese Lehre Rousseau's ist besonders nach zwei Richtungen hin ausgebildet worden: von den Juristen, welche in Verbindung mit den kantschen Ansichten eine nach Regeln der Rechtswissenschaft gegliederte Theorie herausbildeten, und von den eigentlichen Politikern, welche die Lehre der Volkssouveränetät und der Majoritäten daraus ableiteten. Um die Entstehung des Vertrags zu erklären, wurden verschiedene allgemeine Verträge als Grundlage der staatlichen Gesellschaft angenommen: so der Vereinigungsvertrag (pactum unionis) od. der Vertrag, welchen die gesellschaftliche Verbindung mehrer Menschen zu einer gesellschaftlichen Einheit ins Leben ruft, der Unterwerfungsvertrag (pactum subjectionis), wodurch die Staatsmitglieder sich und der Gesellschaft eine zwingende Gewalt, die Staatsgewalt, setzen, welche sie gemeinschaftlich als maßgebend und die Gesellschaftsgesetze handhabend anerkennen, und der Verfassungsvertrag (pactum ordinationis) oder der Vertrag, wodurch das Verhältniß der Staatsgewalt (Regierung) zu den Staatsmitgliedern (Regierten), oder die Organisation des ganzen Staatswesens festgestellt wird. Seit Schmidt und Zachariä ist diese Vertragstheorie in den Lehrbüchern des Staatsrechts geläufig geworden. Man nimmt bald sämmtliche drei Verträge zusammen, bald den einen und andern zur vollen Begründung des S.s an; so z. B. Zachariä den Vereinigungs- und Unterwerfungsvertrag. Von weit bedeutenderem Einfluß war aber die Macht der Thatsachen selbst, welche mit der französischen Revolution anhoben und die Konsequenzen des rousseau'schen Lehrsatzes in der Geschichte der Völker lebendig werden ließen und bewiesen, daß Volk und S. im Wesentlichen eins und dasselbe ist und nur durch die Organisation unterschieden wird, und daß diese Organisation, welche eine Nation zum S. erhebt, durch den Willen des Volks hindurchgehen muß, d. h. daß das Volk in Bestimmung seiner Organisation zum S. selbstherrlich oder souverän ist.

So viel nun über Wesen, Zweck u. Ursprung des S.s gedacht, gelehrt und geschrieben wurde, eben so viel Meinungen bildeten sich heraus in Bezug auf die Staatsform, oder welche Form am geeignetsten sey, deren wahren Inhalt in sich aufzunehmen. Die beiden Grundformen des S.s sind die absolute Monarchie und die demokratische Republik; alle anderen Formen sind Unter- oder Neben- und Abarten beider, welche als Vermittelungen den weiten Abstand zwischen denselben ausfüllen. Geht man vergleichend und zusammenstellend dabei zu Werke, so stellt sich von dem einen Gegensatz zum anderen die Reihe der Regierungsformen so dar: absolute Monarchie — äußerster Grad der Beherrschung; ständische Monarchie — Regelung der verschiedenen Staatsgewalten zu Gunsten des politischen Vorrechts; konstitutionelle Monarchie — Theilung der Staatsgewalten zwischen Volk und Regierung; demokratisch-konstitutionelle Monarchie — Theilung der Staatsgewalten nach dem Grundsatz des allgemeinen Wahlrechts; aristokratische Republik — Beherrschung der Völker durch das politische Vorrecht; repräsentativ-demokratische Republik — Volkssouveränetät durch Vertretung nach allgemeinem Stimmrecht; reine demokratische Republik — Volksherrschaft ohne Vertretung. Man nimmt nämlich eine dreifache Staatsgewalt, die exekutive, die richterliche und die gesetzgebende oder legislative, an. Für den Zweck der Staatsform ist die richterliche Gewalt gleichgültig, wenn sie auch innerhalb der Staatsverfassung von einflußreicher Bedeutsamkeit ist. Die beiden Gewalten, worauf es hier ankommt, sind die gesetzgebende und ausübende oder exekutive. Die erstere befiehlt die Gesetze, die letztere vollzieht den Befehl des Gesetzes. Diese beiden sind es hauptsächlich, welche das Princip der Theilung der Gewalten veranlaßt. Um nämlich ein Gleichgewicht der Staatsgewalt herzustellen, soll ein Staatskörper das Gewicht der gesetzgebenden Gewalt, aber ohne Exekutivgewalt, der andere das Gewicht der Exekutive mit der Theilnahme an der gesetzgebenden erhalten. Das ist das Schema der konstitutionellen Monarchie, dem Mittel zwischen absoluter Monarchie und Republik. Dem Monarchen allein steht die Exekutivgewalt zu u. die Sanktion der Gesetze, dem Volk durch gewählte Repräsentanten (Deputirte, Volksvertreter, Landtag, Kammer) die Berathung und Beschließung der Gesetze. Die Vermittelung zwischen beiden Gewalten übt das Ministerium aus, welches deshalb dem Monarchen und der Volksvertretung verantwortlich ist. Die unausgebildete Form der konstitutionellen Monarchie ist die ständische Monarchie, in welcher zwar eine Vertretung des Volkes durch Leute mit gewissen Rechten Statt findet, nicht aber die vollständige Vertretung des Volkes als solchen, nicht der vollständige Antheil an der Gesetzgebung und nicht die Ministerverantwortlichkeit. Die gewagteste Form der Monarchie ist die demokratisch-konstitutionelle Monarchie, weil hier der volle Inhalt der Republik — die Demokratie — und doch die Form der Monarchie — das Königthum — gewährt werden soll, was sich nie zusammen verträgt und vertragen kann. Annähernd ist diese Form in der norwegischen Verfassung enthalten. Ueberhaupt bilden Monarchie und Republik immer die Grundformen, und das demokratische oder aristokratische Princip die Schattirung der einzelnen Staatsform.

Als wesentlicher Bestandtheil gehört zum S. ein Staatsgebiet (Territorium, Land), d. h. ein geographisch bestimmter Raum der Erde,

welcher der unbeschränkten Gewalt des S.s unterworfen ist. Das Staatsgebiet enthält begreiflichermaßen zugleich das Privateigenthum der Staatsangehörigen und ist deshalb zu unterscheiden von den Staatsländereien, d. h. Grundbesitzungen, welche im Eigenthum des S.s stehen (Staatsdomänen, Staatsgütern). Das ganze Staatsgebiet, wie es der Staatsgewalt unterworfen ist, zerfällt nämlich in Staatseigenthum im weiteren Sinn, d. h. öffentliches Eigenthum, dessen Benutzung Jedermann frei steht, wie z. B. Flüsse, Seen, Meeresufer, Heerstraßen rc., oder Staatsgüter im engeren Sinn, auch Krongüter, Kammergüter, Domänen genannt, welche unter der ausschließlichen Disposition des S.s oder des Regenten stehen, wie z. B. Forsten, große Güter, Bergwerke, Hüttenwerke, Teiche, Schlösser, Gärten rc.; ferner in Gemeindegüter, d. h. Grundstücke u. Gebäude, welche im Eigenthum der Gemeinde stehen; in Kirchengüter, d. h. Grundstücke und Gebäude, welche im Eigenthum der Kirche stehen; in Privateigenthum oder Grundstücke u. Gebäude, die im Eigenthum von Privatpersonen stehen. Die Macht, welche der Staatsgewalt in Bezug auf das Staatsgebiet zusteht, begreift man mit dem Ausdruck Landeshoheit. Vermöge der Landeshoheit kann den Staatsangehörigen untersagt werden, ihr Eigenthum von dem Staatsgebiet loszutrennen, oder kann ihnen geboten werden, ihr Eigenthum gegen Entschädigung zu Staatszwecken abzutreten (s. Expropriation). Da die Landeshoheit die volle Disposition über das Staasgebiet in sich begreift, so folgt von selbst das Recht, jede auswärtige Staatsgewalt von jeder Benutzung des Staatsgebietes auszuschließen. Ein fernerer wesentlicher Bestandtheil jedes S.s ist eine Gesellschaft von Staatsangehörigen (Staatsbürgern, Unterthanen). Das Staatsbürgerrecht begreift das Recht, die in der Verfassung aufgezählten politischen, durch den S. bedingten Rechte ausüben zu können. Praktisch genommen bestehen die staatsbürgerlichen Rechte in der Theilnahme an den Gemeinde- und Volkswahlen, an der Wählbarkeit zu Gemeinde- und Volksrepräsentation, an der Wählbarkeit zum Schwurgericht rc. Erworben wird das Staatsbürgerrecht durch Geburt mit erlangter Volljährigkeit, durch Einwanderung bei mehrjährigem Aufenthalt (Naturalisation), durch ein Staatsamt, durch Erlangung eines Gemeinderechts; verloren durch Bankerott, entehrende Kriminalstrafe, Auswanderung. Es unterscheidet sich das Staatsbürgerrecht im engeren Sinn natürlich von dem Staatsbürgerrecht im weiteren Sinn oder der bloßen Staatsangehörigkeit, welche ohne jene bestimmten politischen Rechte den allgemeinen Anspruch auf Staatsschutz und die verfassungsmäßig garantirten Volksrechte und Freiheiten begreift. Zu den Voraussetzungen eines organisirten S.s gehört endlich noch ein Staatsvermögen, d. h. die zur Bestreitung des Staatsaufwands verfügbaren Mittel. Diese Mittel sind: das eigentliche Staatseigenthum oder das dem S. an Liegenschaften, Waldungen, Gütern, Teichen, überhaupt an Grundbesitzungen zukommende Vermögen, mit Einschluß der bereits oben angeführten Regalien oder nutzbaren Hoheitsrechte; die Steuerkraft der Staatsangehörigen, d. h. der in Vermögen, Einkommen, Grundbesitz, Gewerbsbetrieb der Staatsangehörigen liegende Reichthum, von dessen Abwurf nach bestimmten Normen regelmäßige Steuersätze zur Staatskasse erhoben werden; der Erwerb im völkerrechtlichen Verkehr, namentlich durch Verträge, Krieg, Eroberung. Die aus diesen verschiedenen Arten des Staatsvermögens gezogenen Nutzungen bilden das Staatseinkommen. So weit der S. Vermögensrechte vertritt, erwirbt und darüber verfügt, stellt er im Rechtsverkehr eine moralische Person vor, welche man mit dem Namen Fiskus bezeichnet. Fiskus ist also der S., in sofern seine Rechtsfähigkeit im Privatverkehr in Frage steht, in sofern er Verträge schließt, Rechte benutzt, ausübt, veräußert, Prozesse führt rc. Das Staatseinkommen selbst fließt in den Staatsschatz, d. h. den zur Bestreitung der Staatsausgaben aus der Summe der Staatseinnahmen gebildeten Fonds. In Verfassungsstaaten wird über die Beziehung der Einnahme und die Verwendung zur Ausgabe durch die Volksvertretung eine besondere Kontrole (Finanzkontrole) geübt; die vergleichende Zusammenstellung des Anschlags der Einnahmen mit dem Entwurf der Ausgaben nennt man Budget, Etat.

Staatenbund (confoederatio), völkerrechtliches Verhältniß zwischen mehren Staaten, wonach dieselben nur zur Ausübung gewisser Rechte zusammentreten, nicht aber im Einzelnen ihre Souveränetät aufgeben und einer gemeinschaftlichen Staatsgewalt übertragen. Den Gegensatz zum S. bildet der Bundesstaat, welcher dann vorhanden ist, wenn durch die Verbindung mehrer Staaten eine oberste Gewalt errichtet wurde, welche die Souveränetät der einzelnen Staaten absorbirt, oder doch wenigstens so weit beschränkt, daß eine völkerrechtliche Vertretung nur dem Gesammtstaat zukommt. Vgl. Bund und Föderativsystem.

Staaten-Flandern, Theil der niederländischen Provinz Zeeland, ein schmaler Streifen Landes auf dem linken Ufer der Schelde an deren Mündung, gehörte früher zu Flandern und ward im westphälischen Frieden von Spanien an die vereinigten niederländischen Provinzen abgetreten, für welche sein Besitz in sofern von großer Wichtigkeit war, weil er ihnen die Herrschaft über die Scheldemündungen sicherte. Die bedeutendsten Städte S.s sind die Festungen Sluys, Hulst und Arel.

Stateninsel, Insel im nordamerikanischen Staat Newjersey, an der Küste von Newyork, durch einen schmalen Meeresarm vom festen Lande getrennt, 2 □Meilen groß, mit 6260 Einwohnern.

Staatenland, Insel an der Südspitze von Südamerika, der östlichsten Spitze des Feuerlandes gegenüber, durch die Straße le Maire davon getrennt, 7½ Meilen lang und 2—3 Meilen breit, mit britischer Niederlassung für den Wallfischfang.

Staatsadreßbuch (Staatsadreßkalender, Staatshandbuch), im Allgemeinen ein

gedrucktes Namensverzeichniß der Staatsbeamten, das entweder mehre Staaten umfassen, wie Hassels „Allgemeines europäisches Staats- und Adreßhandbuch für 1816", der „Genealogisch-historisch-statistische Almanach seit 1823 ꝛc.", oder sich auf einen einzelnen Staat beschränken kann; im engeren Sinne die amtlich abgefaßte Uebersicht des Staats- und Hofhaushalts und aller Verwaltungsbehörden unter Hinzufügung genealogischer und statistischer Notizen. Wahrscheinlich ist der französische „Almanach royal" der Vorläufer der Staatsadreßbücher. Derselbe wurde 1679 von dem Buchhändler Laurent Houry in Paris gegründet und gefiel Ludwig XIV. so wohl, daß er sich den Almanach dedicieren ließ, der seitdem den Beinamen „royal" bekam. Im 18. Jahrhundert erschienen ähnliche Almanache nach und nach in allen, selbst in den kleinsten europäischen Staaten, sowie in den verschiedenen Gebieten des deutschen Reichs. Die ersten darunter waren das „Namensregister für die vereinigten Niederlande" 1700, der „Preußisch-brandenburgische Staatskalender", seit 1704, der „Regensburger Komitialkalender", seit 1720, der „Kursächsische Staatskalender", seit 1728, der englische „Royal calendar", seit 1730, ꝛc. Wissenschaftliche Bedeutung erhalten dergleichen Bücher erst dann, wenn sie so trefflich eingerichtet sind wie der „Almanach royal", der „Royal calendar", der „East-India calendar", der „Mecklenburg-schwerinsche Staatskalender", der herzoglich nassauische, der sachsen-weimarische und andere. Vgl. Schwarzkopf, Ueber Staats- und Adreßkalender, Berlin 1792.

Staatsanlehen, s. Staatsschulden.

Staatsanwalt (Staatsprokurator), Justizbeamter, welcher aufgestellt ist, um bei Verwaltung der Rechtspflege das Interesse des Staats zu verfolgen. Das Institut der Staatsanwaltschaft kommt bloß bei der Kriminaljustiz vor, denn im Civilprozeß gilt bekanntlich die Verhandlungsmaxime u. für die streitenden Parteien der Grundsatz: „Vigilantibus jura sunt scripta". Seit dem 16. Jahrhundert kamen unter dem Titel Maleficzprokuratoren, Advocati fisci, Fiskale, in den einzelnen Ländern zwar Beamte vor, welche das Interesse der Regierung bei der Strafrechtspflege vertreten und theils Anträge auf Einleitung von Untersuchung stellen, theils Rechtsmittel wider ungehörige Freisprechungen einlegen sollten. Allein dieses Institut der Fiskale hat sich nicht weiter entwickelt und nicht verhindert, daß sich die bisherige rein inquisitorische Form des Verfahrens gebildet hat. Erst in neuester Zeit wurde in Deutschland das Institut der Staatsanwaltschaft aus dem französischen Strafprozeß herübergenommen, um auf dasselbe eine ganz andere Form des Verfahrens, nämlich Anklageprozeß mit Mündlichkeit und Oeffentlichkeit, zu gründen. Die Staatsanwälte in dieser Bedeutung sind Staatsdiener, deren Amtspflicht darin besteht, wegen begangener Verbrechen Anklagen zu stellen und diese in öffentlichen Verhandlungen mit dem Angeklagten und seinem Vertheidiger vor dem erkennenden Gerichte zu beweisen und durchzuführen. In einem anderen Sinne kann man das Wort S. noch gebrauchen für einen Anwalt, welcher Prokurator des Staats in einer Civilstreitigkeit desselben gegen dritte Personen ist, doch wird in letzterer Bedeutung der Ausdruck nur selten angewendet.

Staatsarzneikunde (Medicina publica, Medicina politico-forensis), die Wissenschaft von der Anwendung der Medicin und ihrer Hülfswissenschaften zur Erreichung von Staatszwecken, zerfällt in die gerichtliche Medicin (Medicina forensis), s. d., und in die medicinische Polizei (Politia medica), s. Medicinalpolizei. Vgl. Siebenhaar, Encyklopädisches Handbuch der gerichtlichen Arzneikunde, Leipz. 1838—40, 2 Bde.; Most, Ausführliche Encyklopädie der gesammten S., das. 1838—40, 2 Bde., nebst Supplementband; Henke, Zeitschrift für die S.

Staatsbankerott. Wenn die Schuldenmasse eines Staats zu solcher Höhe angewachsen ist, daß die gegen die Gläubiger eingegangenen Verbindlichkeiten nicht mehr erfüllt werden können, so muß ein partieller oder allgemeiner S. eintreten. Beispiele von S.en sind keine Seltenheit, indem es nicht an Regierungen gefehlt hat, welche unter den verschiedensten Formen ihre Gläubiger betrogen haben. Bald hat man die Schulden mit verschlechterter Münze oder mit werthlosem Papiergeld getilgt, bald aber auch die Verzinsung eingestellt oder den Zinsfuß eigenmächtig reduzirt, bald einen Theil oder die ganze Schuld geradezu für erloschen erklärt. Man machte zur Beschönigung solchen Verfahrens wohl geltend, daß ein S. das Nationalvermögen nicht vermindere, da den Steuerpflichtigen zu Gute komme, was die Kapitalisten verlieren; daß der Verlust der Ausländer als ein Gewinn für das Volksvermögen zu betrachten sey; daß die Schmälerung der Einkünfte der Kapitalisten der Volkswirthschaft wenig Schaden bringe, da sie vielmehr müßige Zehrer in thätige Arbeiter umwandele; daß auch der Nachtheil für den Staatskredit nicht hoch anzuschlagen sey, ja, wie die tägliche Erfahrung lehre, die Regierungen, nachdem sie kaum von Bankerotten sich erholt, die größten Summen wieder geborgt erhielten. Aber der Unbefangene erkennt auf den ersten Blick, daß hier bloß Scheingründe aufgeführt sind, das Rechtswidrige unter dem Deckmantel der Nützlichkeit zu verbergen; denn daß es rechtswidrig ist, wenn eine Regierung, deren wichtigste Aufgabe es ist, Recht und Eigenthum zu schützen, deren festeste Stütze im Vertrauen der Völker ruht, selbst das Eigenthum eigener und fremder Staatsbürger beeinträchtigt, bedarf keines näheren Nachweises.

Staatsbürger, s. Staat.

Staatsdienst, nicht jeder Dienst überhaupt, der dem Staate geleistet wird, sondern nur ein solcher, der auf einem besonderen, von der Staatsgewalt ausgehenden Auftrag beruht und den Beauftragten zur Verwaltung bestimmter Staatsangelegenheiten anweist. Mit Recht schließt man daher vom S. aus: jeden Dienst, worin nur die Erfüllung einer allgemeinen Bürgerpflicht liegt; jeden Dienst, der, wenn auch zu seiner Ausübung eine Bevollmächtigung oder Bestätigung durch die Staatsgewalt erforderlich ist, doch nicht Staats-

angelegenheiten zum Stoff, sondern nur Privatinteressen von Individuen oder Korporationen im Staate zu verwalten, oder die Interessen einer dem Staate bloß mittelbar angehörigen, in sich aber auf eigenem Princip ruhenden Anstalt zu vertreten hat (namentlich also Privat- und Hofdiener des Fürsten, Korporations- u. Gemeindediener, die Diener der Kirche und Alle, welche, wie Aerzte und Advokaten ꝛc., nur die ihnen vom Publikum anvertrauten Angelegenheiten besorgen); endlich jeden Dienst, der, wenn auch auf öffentliche Zwecke gerichtet, doch nicht vom Inhaber der Staatsgewalt übertragen wird (Mitglieder der Ständeversammlungen). Der S. stellt sich als ein Lebensberuf dar, welchen zu ergreifen zwar Jedem freisteht, wobei aber doch nicht zu verkennen ist, daß der Staat ein Recht auf den Dienst seiner Angehörigen hat, wie hinwieder jeder zum Staatsamt befähigte Bürger das Recht, ein Amt zu erlangen, besitzt. Die Befähigung zum Staatsamt wird nachgewiesen durch eine oder mehre von der Staatsgewalt angeordnete Prüfungen. Die Berufung zum Staatsamt geschieht durch das Staatsoberhaupt in der Regel nur auf gutachtliche Vorschläge der vorgesetzten Behörden, namentlich der höheren Kollegien. Da die Beschäftigung mit dem öffentlichen Dienst eine ausschließliche ist und nebenher eine andere anständige Produktionsweise (Landbau, Gewerbe, Handel ꝛc.), um die Existenz des Individuums zu sichern, nicht wohl gehen kann, so hat der Staat die Pflicht, die Subsistenz des Beamten durch Reichung einer Besoldung und für den Fall unverschuldeter Dienstuntüchtigkeit durch Gewährung eines Ruhegehalts zu sichern, wodurch aber der Staat zugleich das Recht erwirbt, von dem Beamten eben jene ungestörte Hingabe an seine Interessen, mithin das Absehen von allen anderen Thätigkeitsweisen zu verlangen. Die Gewährung eines Ruhegehalts für den unverschuldet dienstuntüchtigen Staatsdiener selbst, sowie die Versorgung seiner hinterlassenen Familie aus Staatsmitteln, ist hiernach eine Forderung nicht bloß der Billigkeit und Klugheit, sondern des Rechts. In der Regel darf der Staat den Beamten nicht ohne Weiteres entfernen, sofern er nicht durch Vergehen oder durch ihm zuzurechnende Dienstunfähigkeit die Entfernung verschuldet. Dagegen hat aber auch der Staat nicht das Recht, das Individuum an das Amt zu bannen, weil die subjektive Gesinnung, in deren Einheit mit dem allgemeinen Geiste der Verwaltung die sittliche Wirksamkeit des Amtes beruht, das vom Staate schlechthin Unbestimmbare ist und mit jeder Kollision zwischen diesen beiden Momenten eben jene sittliche Wirksamkeit von selbst aufgehoben wird. Der Beamte ist dem Staate für seine Handlungen verantwortlich, namentlich bei Verfassungsverletzungen die Minister, welche überhaupt nicht überall unter denselben Grundsätzen stehen wie die übrigen Staatsämter; die schlechthin willkürliche Aufkündbarkeit des Dienstes von Seiten des Staates behauptet nun wohl Niemand mehr, ausgenommen in der Sphäre des Handlangerdienstes. Im Gegentheil stellte sich allmählig bis zum Untergang des Reichs in Theorie und Gesetzgebung der Grundsatz fest, daß jede willkürliche Entlassung (bei eigentlichen für die Lebensdauer überlassenen Staatsämtern) unzulässig sey, und daß selbst bei einer Aufhebung des Amts in Folge eingetretener Staatsveränderungen und Organisationen der Beamte in seinem Recht nicht beschädigt und gekränkt werden dürfe. Das Staatsdienerverhältniß ist hiernach ein sittliches und darum der Willkür entnommenes. Der Staat wählt sich hiernach in den Beamten seine Organe, aber er wählt sie nicht als willenlose Werkzeuge, sondern als freie Träger seiner Ideen. Er macht sie dadurch zu lebendigen Gliedern seiner selbst, die er als solche nicht wieder willkürlich von sich stoßen kann. Er kann sie nur entlassen, wenn sie unfähig oder unwürdig werden; absetzen kann er sie nur nach gerichtlichem Urtheil. So wenig aber der Staat das Recht hat, den Beamten willkürlich zu entlassen, so gewiß muß dagegen der Beamte das Recht besitzen, das Amt auch gegen den Willen des Staats niederzulegen. Die allgemeinsten Principien des Staatsdienstrechts sind gewöhnlich in den einzelnen Verfassungen aufgeführt, zum Theil besteht darüber auch eine besondere Gesetzgebung, die sogenannte Staatsdienstpragmatik.

Staatsgefangene, Gefangene, welche nicht wegen eines begangenen Verbrechens durch Urtheil und Recht der Freiheit beraubt sind, sondern die man, weil es das Interesse des Staats oder Fürstenhauses fordert, eingekerkert hat. Meist wird der Ausdruck von Solchen gebraucht, welche man detinirt, um Repressalien gegen einen anderen Staat zu üben, oder von denen man fürchtet, sie möchten ein Geheimniß verrathen, ꝛc. Mitunter nennt man auch S. distinguirte hohe Personen, welche irgend eines Vergehens halber eine wirkliche Freiheitsstrafe erdulden, doch ist hier der Ausdruck Staatsgefangener offenbar ungerechtfertigt, da ein solcher Gefangener nichts Anderes als ein anderer Strafgefangener auch ist.

Staatsgerichtshof, derjenige Gerichtshof eines Landes, welcher über die gegen einen Minister erhobene Anklage auf Verfassungsverletzung zu richten hat. In England und den Ländern, deren Verfassung der englischen nachgebildet ist, ist die Pairskammer der S., während in anderen, namentlich den deutschen konstitutionellen Ländern entweder das oberste Gericht des Landes die Funktionen des S.s auszuüben hat, oder, wie namentlich in Sachsen und Würtemberg, dazu ein besonderer Gerichtshof niedergesetzt wird, und zwar auf die Weise, daß Krone und Stände gleichmäßig auf dessen Besetzung influiren.

Staatsgrundgesetz, s. Staatsverfassung.

Staatshandbuch, s. Staatsadreßbuch.

Staatshoheit (Souveränetät), die Unabhängigkeit der Staatsgewalt, also die volle Rechtspersönlichkeit des Staats. Das Wort Souveränetät stammt von dem lateinischen supremitas. Im Mittelalter und noch später bis in die Neuzeit bezog man es zuvörderst auf den Mangel des Lehnsnexus und in einem besonderen Sinne auf die Unabhängigkeit vom Kaiserthum. Der preßburger Friede von 1805 nannte die Könige von Bayern und Würtemberg wegen aufgehobener Lehnbarkeit ihrer Regierungsgewalt

souverän, obgleich die landständischen und reichsständischen Verfassungsverhältnisse unverändert blieben. Schon aus diesen Beispielen geht hervor, daß das Wort Souveränetät nicht, wie Viele wollen, den Begriff einer unumschränkten Gewalt in sich fasse. Es heißt noch heutzutage das Gericht erster Instanz in Frankreich une cour souveraine, ohne daß dabei an Unumschränktheit zu denken wäre. Im Völkerrecht heißt jeder Staat souverän, der in Betreff seiner inneren u. äußeren Verhältnisse keiner äußeren Macht unterworfen ist. Es wird auch die Souveränetät an sich nicht geschmälert durch Verträge u. Bündnisse mit anderen Staaten, sobald nur dieselben bestimmt begrenzt sind. Die Souveränetät bedarf, um rechtsgültig zu bestehen, keineswegs einer fremden Anerkennung, denn sie ist eben die politische Selbstständigkeit eines Volkes, welches von fremden Beschlüssen unabhängig ist. Das Faktum wahrhafter Unabhängigkeit gibt völkerrechtlich die Befugniß der Anerkennung der Souveränetät. Die Souveränetät der deutschen Staaten ist erst seit Auflösung der Reichsverfassung eine vollständige geworden. Halbsouveräne Staaten sind solche, die mehr oder weniger eine Oberhoheit über sich anerkennen; sie stehen daher mit einem andern Staat in einer Unio inaequalis. Privilegirte Städte und Landschaften können jetzt nicht mehr, wie früher, als unabhängige Persönlichkeiten auftreten und Traktate schließen, sondern sie müssen sich vom Staate vertreten lassen, so daß die Souveränetät ihre Verbindung mit dem Auslande vermittelt. Vgl. Ancillon, Ueber Souveränetät und Staatsverfassungen, Berl. 1815.

Staatshoheitsrechte, s. v. a. Regalien.

Staatskunst, s. Politik.

Staatspapiere, von den Staatsregierungen ausgestellte, verzinsliche od. unverzinsliche Schuldscheine über eine kreirte Staatsschuld. Sie sind eigentliche Schuldverschreibungen (Staatsschuldscheine, Staatsobligationen), die ganz wie die Schuldbriefe von Privaten betrachtet werden, u. deren Uebertragung (Verkauf) nur durch eine förmliche Cession geschehen kann, welche den Besitztitel des Eigenthümers ausmacht und in der Regel auf dem Schulddokument bemerkt wird; Inskriptionen oder Einschreibungen, in welchem Falle für die Staatsschulden ein sogenanntes großes Buch eingerichtet ist, in welches die Namen der Gläubiger und die Größe ihrer Forderungen eingetragen, und worin alle mit beiden vorgehenden Veränderungen bemerkt werden, wogegen der Gläubiger keine eigentliche Schuldurkunde, sondern (auf sein Verlangen) nur einen Auszug aus dem großen Buche, ein Certifikat, erhält. Dieses System des Staatspapierwesens besteht besonders in Frankreich und England; in Deutschland ist dasselbe nicht gebräuchlich. Papiere au porteur sind solche, die an den Inhaber zahlbar lauten und also an keine bestimmten Namen ausgestellt sind, sondern wobei jeder Besitzer Gläubiger des Staates ist. Man sieht leicht ein, daß durch diesen Umstand die Cirkulation dieser Papiere außerordentlich erleichtert wird und dieselben, dem Papiergelde ähnlich, einen von allen Förmlichkeiten freien Umlauf haben. Auch die Zinszahlung geschieht, obgleich der Staat seinen Kreditor nicht kennt, auf eine sehr einfache Weise, indem der Obligation für eine gewisse Reihe von Jahren für die fällig gewordenen Zinsen besondere Anweisungen, sogenannte Zinscoupons, beigefügt werden, von denen man zur Verfallzeit der Interessen die betreffende bei einer öffentlichen Kasse einreicht und dagegen den Zinsbelauf ausbezahlt empfängt. Um die Besitzer solcher Obligationen au porteur der Unbequemlichkeit zu überheben, nach Verfall aller beigegebenen Coupons zur Erhebung neuer Zinsscheine das Originalpapier einzusenden, gibt man in der Regel bei der Ertheilung der Coupons (welche immer auf Einen Bogen gedruckt sind, Zinsbogen) Anweisungen mit, gegen deren Einreichung man späterhin die neuen Coupons erhält, und welche Zinstalons genannt werden, weil sie den Zinsbogen am oberen oder unteren Ende beigedruckt sind und nach der allmähligen Abschneidung der Coupons zuletzt allein noch übrig bleiben. Die Coupons werden bei zu ihrer Zahlung bestimmten Kassen noch eine Zeit lang nach ihrem Verfall angenommen und laufen bis zu diesem Termin wie Papiergeld um. Eine besondere Gattung von Papieren der letzteren Art sind die der Lotterieanleihen, bei denen der Staat sich verpflichtet, die erhobene Summe in bestimmten Terminen bis zu einer festgesetzten Zeit zurückzuzahlen. Der in jedem dieser Termine zur Tilgung kommende Theil der Schuld wird nicht gleichmäßig auf alle Obligationen vertheilt, sondern es wird durch das Loos entschieden, welche Obligationen jedesmal eingelöst werden sollen, zu welchem Behufe das ganze Anleihekapital in gleiche Theile getheilt und für jeden derselben ein Schuldbrief ausgestellt wird, welcher Partetobligation (Partialloos oder Partiale) heißt. Die Regierung gibt über das ganze Geschäft einen eigenen Verloosungsplan aus, in welchem auch die Anzahl der jährlich zur Ziehung kommenden Loose festgesetzt ist. Der größere Theil derselben kommt mit dem Kapital in einem niedrigeren als dem landesüblichen Zinsenbetrage heraus, wobei — da der Staat die ganze Summe zum gebräuchlichen Zinsfuße verinteressirt — ein namhafter Betrag an Interessen erübrigt wird, woraus auf einzelne glückliche Loose verschiedene höhere und geringere Gewinnste, sogenannte Prämien, vertheilt werden, weshalb man die Partialloose auch wohl Prämienscheine nennt. Diese letztern tragen zwei verschiedene Nummern, indem man die ganze Anleihe zuerst in Serien (welche man durch Zahlen oder auch durch Buchstaben bezeichnet) und diese dann in einzelne Nummern eintheilt. Durch diese zweifache Numeration kann man sehr leicht die herauskommenden Nummern im Voraus bestimmen, indem man zuvörderst die Seriennummern zieht, wobei man von der ganzen Anzahl so viele nimmt, als dem Plan gemäß herauskommen sollen. Die Nummern der gezogenen Serien werden hierauf bekannt gemacht, und die darin enthaltenen Loose heißen nun Serienloose. Zu diesen Seriennummern werden später die einzelnen Loosnummern und dazu die bestimmte Anzahl Gewinnste gezogen. Auf diese Weise fährt man bis zur Heimzahlung der Anleihe fort. Indem die S.

eine thatsächliche Schuld und Summe repräsentiren, heißen sie auch Effekten, Fonds (engl. Stocks), Renten, Rentenscheine ꝛc. Nach den Zinsen, welche die S. gewähren, werden sie 3-, 4procentige ꝛc. genannt. Auch noch von andern Gegenständen haben die S. den Namen; so gibt es in Oesterreich Metalliques, indem sie nicht wie das früher gesunkene und sehr entwerthete Papiergeld, sondern als baares Geld betrachtet werden sollen. Zuweilen sind solche Anleihen durch Lotterien verzinslich oder nicht; im erstern Falle erhalten die Besitzer solcher S. ihre Zinsen und noch Prämien dazu, im letztern die erstern nicht fortlaufend, wohl aber im Verhältniß, wenn sie herauskommen, Kapital, Zinsen u. Prämien auf einmal. Auch die Anleihepapiere der Mediatisirten, die Pfandbriefe der Ritterschaftsvereine der einzelnen Provinzen eines Staats, der größern Städte und die Aktien sonstiger Korporationen und Unternehmungen werden im Verkehr als S. betrachtet (obgleich sie es keineswegs sind), erlangen Kurs und stehen fast ganz in denselben Rechtsverhältnissen wie S., ebenso die Eisenbahnaktien.

Durch die Gewährleistungen des Staats in Betreff der Zinsen und die in bestimmten Zeiträumen zugesicherte Rückzahlung des Kapitals sind die S. ein Gegenstand des kaufmännischen Verkehrs und der Spekulation geworden, und der Staatspapierhandel hat seit dem pariser Frieden eine große Ausdehnung erlangt. Die hauptsächlichsten Geschäfte im Handel mit S.n sind folgende: einfache Kontantgeschäfte, bei denen der Käufer den Werth des gekauften Papiers nach dem bestimmten Kurs zahlt; Lieferungs- oder Zeitgeschäfte, wobei sich der Verkäufer verbindlich macht, an einem bestimmten Tage Papier zu einem kontrahirten Kurs zu liefern, u. der Käufer, es alsdann so zu nehmen; Differenz- oder ungedeckte Geschäfte, bei denen es sich nur um die Vergütung der Differenz des Kurses, vom Tage des Abschlusses bis auf den Tag der Lieferung, handelt; Prämiengeschäfte, die nur für den Verkäufer verbindlich sind, indem der Käufer beim Abschluß des Kontraktes eine gewisse Summe (Prämie) zahlt, gegen deren Verlust er von seiner Verbindlichkeit wieder frei ist; Prolongationsgeschäfte, wobei der Käufer nach dem Kontantkurs abschließt, mit Vorbehalt, an einem anderanmten Tage zu einem andern bestimmten Kurse dieselben Papiere wieder zurückzuliefern, demnach Käufer und Verkäufer zugleich ist; Arbitragegeschäfte, die in der Umsetzung eines Papiers von einem gewissen Zinsfuß in ein anderes von einem andern Zinsfuß bestehen. Zu den Geschäften mit S.n gehören auch die Faustpfandverträge, die in der Aufnahme eines Vorschusses gegen Versatz von Staatsschuldverschreibungen bestehen, unter der Bedingung, diese gegen Rückzahlung des Vorschusses zur bestimmten Zeit wieder einlösen zu können; die Heuergeschäfte, welche sich auf solche Staatsanleihen erstrecken, mit welchen eine Lotterie verbunden ist, indem man mit dem Besitzer eines Looses einig wird, auf dieses gegen eine Prämie, die man im Voraus bezahlt, für eine Ziehung mitzuspielen, worauf man einen Schein (Promesse) erhält; die Assekuranzgeschäfte, wobei der Versicherer gegen eine Prämie die Verbindlichkeit übernimmt, dem Versicherten eine ähnliche Staatsschuldverschreibung zu einem bestimmten Kurs zu liefern, oder das etwaige Ueberpari zu vergüten, im Fall die seinige beim Verloosen herauskommen und abgetragen werden sollte. Fast alle diese Geschäfte sind darauf berechnet, aus den Schwankungen des Kurses den größtmöglichen Gewinn zu ziehen. Den größten Einfluß auf den Kurs hat die Furcht vor Krieg, die nicht selten die Kurse um 25 Proc. und noch tiefer herunterzudrücken vermag. Bestimmter sind die Schwankungen, welche die Kurse zu gewissen Zeiten erleiden. So steigen die S., die mit Prämienziehungen verbunden sind, kurz vor der Ziehung um etwas, eben so andere kurz vor der Zinszahlung. Auch der Stand des Diskonto ist auf den Kurs der S. nicht ohne Einfluß, weil ein niedriger Diskonto die Nachfrage nach S.n ebenfalls vermehren und den Kurs derselben heben wird. Man theilt die Börsenspekulation in die Spekulation auf das Steigen (à la hausse, auf die Erhöhung des Kurses) und die Spekulation auf das Fallen (à la baisse, auf die Erniedrigung des Kurses). Den unbegrenzten und unerlaubten Handel mit S.n pflegt man gewöhnlich Agiotage, Windhandel od. Stockjobberei, Papierspekulanten überhaupt Jobbers zu nennen. Die wichtigsten Plätze für den Staatspapierhandel sind London, Paris u. Amsterdam; von diesen Märkten erstreckt sich derselbe über Frankfurt a. M. nach Deutschland, indem er sich von hier aus weiter, südlich über Augsburg und Wien, nördlich über Leipzig und Berlin, nach dem höheren Norden zieht. Bringt man die Mittel in Anschlag, deren sich der Staatspapierhandel zu seinen Spekulationen bedient, die nicht selten den Namen Schwindeleien im vollsten Maße verdienen, so liegt etwas tief Unsittliches und Verwerfliches darin. Die S., die der Gesetzgebung als ein sicheres Pfand für ausgeliehene Kapitalien gelten, werden durch das Börsenspiel Fluktuationen unterworfen, welche in einzelnen Fällen die Hälfte ihres Werths und mehr zerstören. Ein Werthmesser, der den Stand des großen Verkehrs, die Lage des öffentlichen Kredits und der Stellung des Staats in der Meinung des geschäfttreibenden Publikums, das Verhältniß des Baarfonds zum Papierfond in jedem Augenblick andeuten sollte, wird dadurch zum unsichersten Barometer, den es geben kann. Erst das Börsenspiel hat den Staatseffektenhandel so außerordentlich sensitiv gemacht, daß jedes am politischen Himmel aufsteigende Wölkchen sein Wohlseyn stört. Vgl. Bender, Der Verkehr mit S.n.

Staatsrath, Rath, welcher die wichtigsten Staatsangelegenheiten in Berathung nimmt und die Grundsätze für deren weitere Behandlung feststellt. Ein solcher S. ist, abgesehen von dem sonstigen Detail seiner Einrichtung, wesentlich aus zwei Elementen zusammengesetzt, in sofern er nämlich aus Mitgliedern des fürstlichen Hauses (Prinzen von Geblüt) und aus einigen der höchsten Beamten (Ministern und ihnen Gleich-

gestellten) besteht. Er hat die Aufgabe, unter dem Vorsitz des Landesherrn Einheit in die Maßregeln der einzelnen großen Verwaltungszweige zu bringen und demnach theils die Organisation der Staatsverwaltung im Ganzen, theils die Grundlagen umfassender Gesetzgebung, theils die auswärtigen Verhältnisse zu berathen, u. zwar dies Alles, ehe es der ständischen Vertretung vorgelegt und der Oeffentlichkeit übergeben wird. Je größere Rechte der Volksvertretung eingeräumt sind, desto enger begrenzt wird der Wirkungskreis des S.s seyn, und umgekehrt. Stets aber hat derselbe nur einen berathenden Charakter, indem nur der Fürst über Annahme gemachter Vorschläge den Ausschlag gibt.

Staatsrecht, der Inbegriff der Rechtsnormen, welche über die Beziehungen der Staatsmittel zu dem Staatszweck gelten. Diese Beziehungen treten hauptsächlich in zweifacher Weise hervor, entweder in Bezug auf das Verhältniß der Staatsregierung, oder in Bezug auf die Staatsverfassung. Deshalb sind die beiden Hauptabschnitte des S.s das Regierungs- und das Verfassungsrecht, und es sind jene Beziehungen in beiderlei Hinsicht von der Stellung der Staatsgewalt im Staate abhängig. Daher bezeichnet man auch das S. als den Inbegriff der über das Verhältniß der Staatsgewalt zu den Staatsangehörigen geltenden Rechtsnormen. Das S. ist entweder ein natürliches oder allgemeines, d. h. ein solches, welches seine Lehrsätze aus der Anschauung über Zweck und Weise des Staates unmittelbar entnimmt, oder ein positives oder besonderes S., welches seine Rechtssätze aus den Bestimmungen der Gesetze, den Rechtssatzungen, Gewohnheit und Herkommen eines Landes ableitet. Es läßt sich überhaupt das S. in verschiedener Art und Weise erörtern: entweder rein philosophisch, indem man das Wesen des Staates kritisch zerlegt und den Zweck des Staates feststellt, nach dem Zweck aber die dadurch bedingten Regeln für Verfassung und Regierung eines Staates überhaupt bestimmt, oder empirisch, indem man die für bestimmte Staaten geltenden Verfassungsgrundgesetze (Konstitutionen) zusammenstellt und die besseren Bestimmungen herauszieht, oder historisch, indem man das für einen bestimmten Staat gültige Gesetz und Herkommen nach Entstehung und Ausbildung erörtert, auf Ursprung und Quelle zurückgeht und das einzelne Institut des Staates in seinem geschichtlichen Zusammenhang aufspürt und entwickelt, oder endlich praktisch, indem man einen einzelnen bestimmten Staat und dessen positive Rechtssatzungen von staatsrechtlichem Interesse, wie sie zur Zeit vorliegen und bekannt sind, ins Auge faßt und in ein zweckmäßiges, übersichtliches System zusammenstellt. Dies das eigentliche positive S., wie es die gangbaren Lehrbücher des S.s in der Regel aufzufassen pflegen. Gewöhnlich aber wird das S. wissenschaftlich so bearbeitet, daß man diese verschiedenen Behandlungsarten zu einem einzigen, einheitlichen System vereinigt, entweder indem man den philosophischen Theil von dem übrigen trennt, oder zugleich mit dem empirischen verbindet und den praktischen nachfolgen läßt, welchem man historische Erläuterungen einstreut. Schon im Alterthum waren die Fragen des innern S.s Gegenstand philosophischer Forschung. Wir erinnern nur an Plato's u. Aristoteles', sowie an Cicero's hierher gehörige Schriften. In den dunkeln Zeiten des Mittelalters wurden für das Verhältniß der Kirche zum Staat einige wichtigere Bestimmungen in den Büchern des kanonischen Rechts durch die Päpste niedergelegt. Die erste Erscheinung von wissenschaftlichem Werth war das berüchtigte Buch über das Fürstenthum von Macchiavelli (1515), welches noch jetzt als der Inbegriff absolutistischer und despotenfreundlicher Staatsweisheit gilt. Ihm trat Thomas Morus in seinem freisinnigen Werk über den besten Staat („De optimo reipublicae statu deque nova insula Utopia") entgegen. Nach ihm thaten sich Bodinus, Lipsius, Mariana u. And. hervor. Nachdem mit dem Emporkommen der Philosophie im Laufe des 17. Jahrhunderts auch das S. in den Kreis philosophischer Forschungen aufgenommen worden, läßt sich Schritt vor Schritt die Entwickelung des Systems verfolgen. An der Spitze steht Hugo Grotius, welcher die Natur des Staates in dem Geselligkeitstrieb findet u. dessen Zweck auf den Genuß der Rechte jedes Einzelnen beschränkt. Der Engländer Hobbes („Leviathan", 1668) trat in die Fußtapfen Macchiavelli's u. vertheidigte den Despotismus auf geistreiche Weise. Gegen ihn erhoben sich namentlich Pufendorf, welcher die von Hugo Grotius überkommene Theorie wieder aufnahm, und Spinoza („Tractatus theologico-politicus"), welcher für die auf gegenseitige Anerkennung und den Trieb der Geselligkeit gestützte öffentliche Moral auftrat, sowie Thomasius, welcher zuerst den Unterschied zwischen Recht und Moral, Naturrecht und Moralphilosophie entwickelte, u. nach ihm Wolf („De imperio publico", 1748). Dazwischen sind noch einige englische Denker zu erwähnen: Algernon Sidney („On government", 1698) u. Locke („Two treatises of government", 1696), welcher, im Naturzustand, als dem Zustand der vollkommensten Freiheit, das Ziel der vollen Glückseligkeit findend, den Staat nur als ein nothwendiges Uebel betrachtet. Montesquieu trat in seinem „Esprit des lois" (1748) als Begründer des konstitutionellen S.s auf. Rousseau aber stürzte in seinem „Contrat social" die ganze bisherige Theorie und stellte als Grundlage für jeden Staat den allgemeinen Willen des Volkes auf, nicht bloß den abstrakt in dem Wesen des Staates an sich begründeten, sondern den numerisch erkennbaren. Als Hauptgegner der Vertragstheorie trat Haller in seiner „Restauration der Staatswissenschaften" (1816) auf, indem er die Nothwendigkeit des Staates auf das göttliche und biblische Recht zurückzuführen suchte, eine Ansicht, die auch in der neuern und neuesten Zeit wieder Anhänger gefunden hat. Gegen Haller traten auf Krug („Die Staatswissenschaft im Restaurationsprozesse", 1817), Pölitz („Staatslehre", 1818), Zachariä („Vierzig Bücher vom Staat", 1820), Ancillon („Ueber Staatswissenschaft", 1820) u. A. m. Mitten hindurch ging die Philosophie in Bezug auf ihre Forschungen über Recht und Staat ihren eigenen Gang. Es folg-

ten sich nach einander das kantsche, das fichte'sche, das alt-schellingsche, das hegelsche System, die, jedes in seiner Art, die sittlichen Fundamente des Staates erörterten. Kant hat die Ehre der Erfindung des Rechtsstaates (s. Staat). Fichte erkennt den Zweck des Staates in der Kultur zur Freiheit, die Staatsgewalt ist die Macht des Rechts, das Recht selbst die Bedingung des persönlichen Selbstbewußtseyns, und die unbeschränkte Selbstthätigkeit Sittlichkeit. Hegel begründet den Staat mit der Nothwendigkeit zur Durchführung der sittlichen Idee. Der Staat ist nach ihm bedingt durch die Einheit der verschiedenen Einzelwillen in einem Gesammtwillen. Um dieses Gesammtbewußtseyn zur Erkenntniß, zur Erscheinung zu bringen, muß, eben so wie für den Willensakt des einzelnen Menschen, ein Organ vorhanden seyn, und dies Organ ist die Staatsgewalt. Während die alt-hegelsche Schule diese Grundlagen festhielt, zur Vertheidigung des bestehenden Staates, wandte sich die neu-hegelsche Schule, indem sie umgekehrt von der Spitze des Systems ausging, direkt gegen das Bestehende, d. h. sie verwarf den bestehenden Staat, weil er dem Zweck der sittlichen Idee nicht entsprach, ohne jedoch für diese Negation etwas Positives zu geben. Neue Elemente in die Staatswissenschaften brachte der Fortgang der socialistischen Lehren namentlich in Frankreich herein.

Als besondere Wissenschaft ist das S. erst seit Ende des 18. Jahrhunderts ausgebildet worden. Die erste, sehr fleißige und gründliche Forschung in diesem Gebiet unternahm Jakob Moser, dessen „Deutsches S." (50 Bände) eine reiche Fundgrube für Staats- und Rechtsgeschichte ist. Neben ihm sind Faber und Lünig zu erwähnen, von denen jener ein fortlaufendes Werk, „Die europäische Staatskanzlei" (gegen 115 Bände), dieser ein „Reichsarchiv" (24 Bände) lieferte. Der erste bedeutende Systematiker war aber Pütter, der zuerst einige Ordnung in den vorhandenen Wust brachte und ein System entwarf, auch für das S. der einzelnen Reichsländer, das sogenannte Territorialstaatsrecht, zuerst den Weg bahnte. Der reichhaltigste nach ihm war Pölitz („Die Staatswissenschaften im Lichte unserer Zeit", 1823, 5 Bde.), der aber die gehörige Durchführung des wissenschaftlichen Materials zu einem geordneten System ebenfalls noch vermissen ließ. Der Erste, welcher der Behandlung des S.s eine strenge, scharf abgegrenzte Richtung gab, war Schmidt („Lehrbuch des gemeinen deutschen S.s", 1821). Schon früher hatte Eichhorn („Staats- und Rechtsgeschichte", 1808) die Trennung des historischen von dem rein praktischen S. in der Behandlungsweise versucht, indem er in sein Werk das historische Material allein aufnahm und nach den verschiedenen Kulturabschnitten erörterte. Schmidt ging, dieses Resultat festhaltend, einen Schritt weiter, indem er das rein Politische von dem Staatsrechtlichen ausschied und die philosophische Frage mit juristischer Schärfe in die bestimmten Theile des Systems verwies. Daneben schrieben Handbücher oder Systeme des S.s: Jordan, Behr, Aretin, Rotteck, Zöpfl, Maurenbrecher, Klüber, R. Mohl u. A. m. Was die Quellen des S.s, insbesondere des deutschen S.s, anlangt, so werden außer den Friedensschlüssen, Staatsverträgen, Landtagsverhandlungen und sonstigen geschichtlichen Urkunden auch noch das Herkommen, die Staatspraxis, die Landesgesetze, die Verfassungsurkunden, die Bundesgrundgesetze hierher gerechnet, auch subsidiar die fremden, in Deutschland recipirten Rechtsbücher, namentlich das kanonische Recht (Verhältniß von Kirche zu Staat) und das römische Recht (die privatrechtlichen Grundsätze über das Recht des Fiskus und die Municipalgesetze).

Staatsschatz, im Allgemeinen s. v. a. Staatskasse (s. Fiskus), im Besondern aber der Vorrath an Geld und werthvollen Gegenständen, welcher in der Staatskasse aufgesammelt und dann wohl unter eine besondere geheime Verwahrung und Verwaltung gegeben wird. Die neueren Staatswirthschaftslehrer haben sich mit guten Gründen gegen die Zweckmäßigkeit der Aufsammlung eines solchen Schatzes ausgesprochen, da derselbe ein todtliegendes Kapital sey und dem Wohlstand des Volks, ja selbst für die Regierung schädlich sey. Dafür läßt sich besonders geltend machen, daß die Regierung für plötzlich entstehende große Bedürfnisse, auf den Fall eines Krieges &c., die nöthigen Geldmittel in Bereitschaft haben müsse. Uebrigens verbietet der jetzige Finanzzustand der meisten Staaten und die hohen Schuldenlasten derselben die Aufhäufung großer Summen von selbst, wie auf der andern Seite der überfeinerte Kulturzustand Mittel an die Hand gibt, sich durch Anleihen und andere Mittel im Nothfalle Geld zu verschaffen.

Staatsschulden, Schulden, welche der Staat oder die Staatsbehörde als moralische Person kontrahirt hat. Das Alterthum kannte, wie die Finanzgeschichte z. B. der Römer und der Staatshaushalt der Athenienser lehrt, eben so wenig ein geregeltes Anlehnssystem, als das Mittelalter, das als Basis der Verfassung nur allein den Grundbesitz anerkannte, mit alleiniger Ausnahme der italienischen Handelsstaaten, die, wie die Florentiner, Genueser und Lombarden, in der Erkenntniß der wahren Natur und innern Kraft des Geldes den übrigen Staaten voraneilten. Die mittelalterlichen Anleihen waren in der Regel wenig von Privatschuldkontrakten verschieden. Ein festes Anlehnssystem konnte nicht eher entstehen, als die Staatskredit vorhanden war, d. h. das Vertrauen in eine Regierung, daß sie Kraft und guten Willen haben und behalten werde, die von ihr eingegangenen Schuldverbindlichkeiten zu gehöriger Zeit richtig zu erfüllen. Gegenwärtig ist nicht mehr derjenige Staat der mächtigste, welcher die meisten Unterthanen, das größte Gebiet oder die stärkste Heeresmacht besitzt, sondern derjenige, welcher den meisten Kredit hat, der also seine Anleihen am leichtesten und wohlfeilsten anbringen kann. Von diesem Kredit, als der besten Quelle des mittelbaren Staatseinkommens, macht die Regierung auf doppelte Weise Gebrauch, durch Ausgabe von Papiergeld (s. d.) oder durch Anleihen. Die verschiedenen Arten der letztern haben nach und nach zu gewissen For-

men der Staatsschuld geführt. Alle Staatsschuld ist entweder eine fundirte oder eine schwebende (Dette fondée ou flottante). Unter fundirter Staatsschuld verstand man früher diejenige, zu deren Sicherheit besondere Unterpfänder verschrieben wurden; jetzt aber versteht man unter ihr eine solche, welche auf die Gesammtkräfte eines Staates und die Gewähr der Landstände, wo dergleichen vorhanden sind, eingegangen und förmlich in das Staatsschuldbuch eingetragen, auch wegen der Zinsen und Abtragung, oder doch wenigstens hinsichtlich der Zinsen, durch Ausweisung eines besonderen Kapitalstockes gehörig sicher gestellt wird. Schwebende oder nicht fundirte Staatsschuld dagegen heißt jede bald vorübergehende, die man mit den Einkünften der nächsten Jahre schon gänzlich zu tilgen gedenkt und darum gar nicht in das Staatsschuldbuch einträgt. Die Form, in der diese Schulden gewirkt werden, ist entweder die Ausgabe verzinslicher Obligationen, oder noch häufiger die verzinslicher Kassenanweisungen, die Montagne, nachmaliger Lord Halifax, 1696 aufbrachte. Andere theilen die Staatsschuld auch in geschlossene und offene, je nachdem Umfang und Tilgungszeit eines Anlehens von vorn herein bestimmt ist, oder der Staat sich die Befugniß zur Ausgabe weiterer Massen von Papieren derselben Art vorbehalten hat. Die S. sind einer der Hauptfaktoren des modernen Staatslebens geworden. Die Ursachen hievon liegen einestheils in unserm heutigen wesentlich monarchischen Staatensysteme, welches große Civillisten, reiche Dotation der Hofämter, stehende Heere, eine gegliederte Bureaukratie und unmäßig kostspielige Repräsentation nach außen erfordert, anderntheils aber auch in dem größeren Aufwand, welchen die gesteigerten Verkehrs- und Bildungsbedürfnisse unserer Zeit für öffentliche Bauten (Straßen, Kanäle, Eisenbahnen 2c.), Kunst- und wissenschaftliche Anstalten nothwendig machen. Auch trägt der unbeschränkte Kredit, welcher den Staaten gewährt wird, viel zur reißenden Vermehrung ihrer Schulden bei. Daß es unsittlich und unmoralisch sey, eine Schuld, welche die lebende Generation kontrahirt, die sie, ihres Interesse's willen, durch ihren Uebermuth oder ihre Schwäche auf den Staat gewälzt hat, den kommenden Geschlechtern zuzuschieben, ist nicht zu bezweifeln. Daß aber oft die Macht der Umstände den Staat zu pekuniären Anstrengungen zwingt, zu welchen die angespanntesten Kräfte der Gegenwart nicht hinreichen, daß oft Wohlstand, Ehre, Unabhängigkeit eines Volks von der Benutzung jenes Hülfsmittels abhängt, darf ebenfalls nicht verkannt werden. Es kann wohl als Princip gelten, daß bei Zwecken, welche auch künftigen Generationen zu Gute kommen, die aber im Augenblick nur mit zerstörender Schwächung des Wohlstandes der Väter erreicht werden könnten, es gerecht sey, auch die Kinder und Enkel, die Erben der Väter, in Anspruch zu nehmen. Wie hoch aber ein Staat im äußersten Falle mit Schulden belastet werden könne, ohne daß durch sie der Wohlstand in seinen Wurzeln angegriffen wird, läßt sich im Allgemeinen nicht bestimmen. Der Druck, den die zur Verzinsung und allmähligen Schuldenabtragung erforderliche Steuerlast in Verbindung mit den übrigen Staatsabgaben auf die Steuerpflichtigen in Zukunft ausüben wird, kann hierüber allein entscheiden. Das Verfahren, wie ein Staat Anleihen schließt, ist im Allgemeinen ein zweifaches. Entweder nimmt der Staat bei einem einzelnen oder auch mehren Darleihern die Fonds unter der Bedingung ihrer Rückzahlung in einer gewissen Zeit und Verzinsung nach stipulirten Procenten, gegen Obligationen (Schuldverschreibungen) auf, oder er bedient sich der Subskription, zu welcher mittelst öffentlicher Bekanntmachung, die auch die nähern Bedingungen des Anlehens enthält, Einladung an alle Kapitalisten ergeht. Um diesen das Unternehmen besonders lockend zu machen, werden dabei den ersten Zeichnern eines gewissen Theiles der Anleihe oft besondere Begünstigungen vor den folgenden gewährt, z. B. die Priorität vor diesen, höherer Zinsfuß oder ein Abzug vom Nominalbetrage 2c. Ueber die geschehenen Einzahlungen erhalten die Subskribenten ebenfalls eine Obligation, die mit den nöthigen Nachweisungen über das Anlehen und in der Regel mit Coupons versehen ist. Weit gewöhnlicher jedoch ist es, Anlehen zu negociiren, d. h. sie direkt bei einem oder mehren Bankiers zu eröffnen, was, wegen der Procente, welche diese für ihre Mühewaltung nehmen, freilich in der Regel kostspieliger als die Subskription ist. Wie der Wucherer einem Bedürftigen gewöhnlich weniger Geld gibt, als ihm dieser verschreiben muß, so pflegen die Bankiers gegenüber den Staaten zu verfahren, welche von ihnen borgen. Indem die Staaten aber mehr verschreiben, als sie baar erhalten, vermehren sie ihre S. um höchst beträchtliche Summen, die ihnen nicht den geringsten Nutzen bringen, und bereichern einige wenige große Bankierhäuser. Zu den Subskriptionsanleihen gehören noch die sogenannten patriotischen, die in dringlichen Zeiten zur Bestreitung außerordentlicher Bedürfnisse des Staates vorzukommen pflegen. Zwangsanleihen bestehen darin, daß der Staat die Staatsbürger nöthigt, ihm eine gewisse Summe, nach einem zum Grunde gelegten Maßstabe, vorzustrecken, mit der Versicherung, solche nach einer bestimmten Zeit, mit oder ohne Zinsen, wieder zurückzuzahlen. Nur die höchste Geldnoth, welche augenblicklich zu decken ist und für welche keine andern Hülfsquellen zur Zeit mehr aufzufinden sind, kann ein solches Anleihen, welches in der Vertheilung der einzelnen Beiträge in der Regel mit vieler Ungerechtigkeit und Ungleichheit verbunden und überaus drückend ist, einigermaßen entschuldigen. Die Kontrahirung solcher S. hat bei den verschiedenen Staaten unter den mannichfaltigsten Formen Statt gefunden; im Allgemeinen entweder in der Art, daß ihre Heimzahlung innerhalb einer bestimmten kürzeren oder längeren Zeit versprochen, oder daß die Heimzahlung ganz in das Belieben des Staats gestellt, den Gläubigern das Recht zur Rückforderung des Kapitals nicht gestattet, sondern nur eine jährliche Zinsenzahlung zugesagt wird. Besonders die letztere Art von Anleihen ist in neuerer Zeit ihrer bedeutenden Vortheile wegen bei den größeren Staaten

sehr in Aufnahme gekommen, indem sie ihren Gläubigern lediglich Zinsen oder sogenannte immerwährende Renten versprachen. Bei Anleihen dieser Art richtet sich die Rente, die dem Darleiher für das vorgeschossene Kapital bezahlt wird, nach der Höhe des herrschenden Zinsfußes und nach der Zeit, wie lange die Auszahlung der Rente dauert. Für lebenslängliche Renten (rentes viagères) müssen Wahrscheinlichkeitstabellen über Sterblichkeit zu Grunde gelegt werden. Hierher gehören auch die Tontinen, nach ihrem Erfinder Tonti, einem Neapolitaner, also genannt, wo die Rente des früher Verstorbenen dem länger Lebenden zufällt, bis zuletzt einer die Rente des ganzen Kapitals erhält und erst mit dessen Tode der Staat seiner Verbindlichkeit enthoben ist. Bei den Anleihen ohne bestimmte Heimzahlungsfrist lassen sich wieder diejenigen unterscheiden, deren Rückzahlung dem vollen aufgenommenen Kapitalbetrage nach, wenn auch ohne Zeitbestimmung, zugesagt wird, und jene, bei welchen lediglich eine Rentenzahlung (eine „immerwährende Rente") versprochen wird, deren freien Rückkauf auf der Börse der Staat sich vorbehält.

Je mehr ein Staat in die Nothwendigkeit kommt, Anleihen machen zu müssen, desto mehr muß er auch von der andern Seite darauf bedacht seyn, sich von der Last, welche die Verzinsung derselben ihm aufbürdet, wieder frei zu machen, dadurch, daß er die Anleihe nach und nach wieder auf eine rechtliche Weise tilgt, wozu dann ein Tilgungsfonds (caisse d'amortissement) erforderlich ist. Die Anlegung eines solchen Tilgungsfonds läßt sich verschieden ausführen, u. es ist die Einrichtung, welche der englische Minister Pitt 1786 dafür getroffen hatte, außer von England, auch von allen andern europäischen Staaten angenommen worden. Hiernach geschieht die Bildung eines solchen Fonds im Wesentlichen auf folgende Weise: Man bestimmt zur Entrichtung der Zinsen der Anleihe eine Auflage, von der man versichert ist, daß sie hierzu hinreicht, erhebt sie aber so, daß sie jährlich etwas mehr eindringt, als die Zinszahlung erfordert. Dieser jährliche Ueberschuß, der gewöhnlich ein Procent der Anleihe beträgt, und den man die Dotation (den Stamm) nennt, ist nur dazu bestimmt, die Anleihe nach und nach zu tilgen, indem einzelne Schuldverschreibungen zurückgekauft werden. Die Zurückkaufung aber ist es, die mit der Dotation, die sich von Jahr zu Jahr um gleich viel vergrößert, den eigentlichen Tilgungsfonds ausmacht, da die Zinsen der getilgten Kapitalien nunmehr ebenfalls diesem Fonds zufallen. Hierdurch wächst der Tilgungsfonds mit jeder neuen Tilgung sehr schnell und ist nach Verlauf einer bestimmten Zeit im Besitz eines Kapitals, welches dem Anleihen gleichkommt u. seine gänzliche Abtragung möglich macht, während durch die Dotation allein eine viel längere Zeit dazu erforderlich wäre. Wie schnell der Tilgungsfonds, dessen Dotation 1 Procent der Anleihe jährlich beträgt, in Verbindung mit dem Zinsgenuß der zurückgekauften Kapitalien wächst, läßt sich daraus abnehmen, daß er durch die Dotation allein eine Anleihe von 100 Millionen erst nach 100 Jahren zu tilgen im Stande wäre, während er solche, wenn er seiner Bestimmung treu bleibt, und die Zinsen der getilgten Kapitalien ihm zu Gute kommen, in 36 Jahren tilgen kann, wenn die Anleihe mit 5%, in 41 Jahren, wenn sie mit 4%, in 43 Jahren, wenn sie mit 3½% , und in 47 Jahren, wenn sie mit 3% verzinst wird, und noch weit schneller, wenn er im Stande ist, unter dem Nominalwerth zurückzukaufen. Auf diesen zuletzt genannten Umstand, so vortheilhaft er auch für den Tilgungsfonds wäre, muß er jedoch verzichten und sich wohl hüten, ihn hervorzurufen, weil sonst der Kurs der Staatspapiere ungemein schwankend werden müßte und Spekulationen erzeugen würde, die für den Besitzer von Staatspapieren und für den Kredit und die finanziellen Verhältnisse des Staates sehr traurige Folgen haben würden. Der Tilgungsfonds muß sich daher darauf beschränken, täglich nur eine gewisse Anzahl Staatspapiere an sich zu kaufen, u. zwar, bei allgemeiner Konkurrenz, öffentlich auf der Börse. Vgl. Nebenius, Der öffentliche Kredit, Karlsr. 1829; Zachariä, Ueber das Schuldenwesen der Staaten des heutigen Europa, Lpz. 1830; Fulda, Der Staatskredit, Tüb. 1832; Bernoulli, Beiträge zur richtigen Würdigung der Staatsanleihen, 1833; Baumstark, Ueber Staatskredit, Staatsschulden und Staatspapiere, Heidelberg 1833. Vergl. Staatspapiere.

Staatsstreich, s. Coup.

Staatsumwälzung, s. Revolution.

Staatsverbrechen, alle Verbrechen, welche direkt und zunächst an dem Staate selbst begangen werden, also die sogenannten Majestätsverbrechen u. Hochverrath, Verbrechen der beleidigten Majestät, Landesverrath und staatsgefährliche Handlungen; dann verbrecherische Hemmungen der Staatsgewalt in ihren einzelnen Zweigen: Landfriedensbruch, Landzwang, Selbsthülfe, Aufruhr, Widersetzlichkeiten gegen die Obrigkeit &c.; ferner die Münzverbrechen u. die verbrecherischen Hemmungen und Störungen der geordneten Aemterverfassung im Staate: verbrecherische Erschleichung oder Verleihung eines Staatsamtes, Bestechung, Erpressung, Crimen de residuis &c.

Staatsverfassung, im Allgemeinen das System von Einrichtungen, durch welches das Verhalten der einzelnen Elemente eines Staats zu einander sowie zum Ganzen geregelt, also das politische Leben desselben bedingt ist; im Besondern die Feststellnng der den einzelnen Gewalten im Staate zustehenden Befugnisse und Rechte, also s. v. a. Konstitution. Nur in Staaten mit Verfassung im letzteren Sinne kann von verfassungsmäßigen Rechten und Freiheiten der Staatsangehörigen die Rede seyn, während diese, wo in dieser Beziehung Alles der Gnade des Herrschers anheimgestellt ist, nur in sehr uneigentlichem Sinne Geltung besitzen. Eine Verfassungsurkunde ist eine solche urkundliche Schrift, worin alle Bestimmungen, deren Inbegriff die Verfassung eines Landes ausmacht, zusammengestellt u. als allgemeingültiges Landesgesetz förmlich proklamirt sind. Wo solche S.en nicht nach u. nach sich entwickelt und ausgebildet haben, wie z. B. in England, sondern auf einmal und planmäßig entstanden sind, kann man sie hinsichtlich ihres Ursprungs in oktroyirte, d. h. durch einseitigen Akt des Monarchen dem Lande ver-

liehene, und *paktirte*, d. h. durch zweiseitigen Vertrag zwischen diesem und dem Volke oder dessen Vertretern zu Stande gebrachte, eintheilen. Dazu kommen noch solche S.en, welche von einer Vertretung des Volks festgestellt u. dem Fürsten, welcher auf Grund derselben regieren soll, zur Annahme vorgelegt werden. Weiteres s. *Staat*.

Staatsverwaltung, der Organismus des Staatsdienstes, also die Einrichtung der zur Handhabung der Staatsgewalt nöthigen Behörden u. deren gesammte Thätigkeit. Hinsichtlich der Art, wie diese Behörden wirken, ist die S. entweder Kollegialverwaltung, wenn nicht einzelne Beamte, sondern ganze Kollegien die Geschäfte besorgen, oder bureaukratische Verwaltung, wo Einer allein dirigirt und die übrigen Beamten dessen Willen unterworfen sind. Hinsichtlich des Umfangs der Geschäfte ist die S. entweder Central- oder Provinzialverwaltung, je nachdem sie auf gewissen gemeinschaftlichen Grundgesetzen für alle Provinzen eines Staats beruht, so daß alle Gegenstände der Geschäftsverwaltung in dem gemeinsamen Mittelpunkte der höchsten Behörde zusammenkommen, oder je nachdem jede Provinz ihre besondere innere Organisation mit eignen Behörden, zuweilen sogar mit besonderen Gesetzen hat und so ein selbstständiges Ganzes bildet, was meist in Folge von Vergrößerung des Staats durch einzelne Erwerbungen, Eroberungen ꝛc. vorzukommen pflegt. Hauptgrundsätze der S. sind, daß der Verwaltungsorganismus in der besondern Verfassung des betreffenden Staats begründet sey, daß die Hauptzweige derselben geschieden seyen, ohne daß aber dadurch der höheren Einheit Abbruch geschehe und der Aufwand zu sehr erhöht werde, daß die Beamten für ihre Amtsführung streng verantwortlich seyen. In konstitutionellen Staaten müssen die Verwaltungsgrundsätze, d. i. die obersten Principien, nach denen die Beamten verfahren sollen, aus der Verfassung selbst hervorgehen und mit dem Geiste der Verfassung im Einklang stehen. Es brauchen nur sehr wenige und einfache Grundsätze aufgestellt zu werden. Im Einzelnen muß Erfahrung und Uebung die Verwaltung leiten. Darnach und nach örtlichen und nationalen Interessen muß auch die Einrichtung und Begrenzung der einzelnen Behörden bewerkstelligt werden. Eine unerläßliche Bedingung für eine gute, im Vertrauen der Staatsangehörigen wurzelnde S. ist deren Oeffentlichkeit. Die Geheimregierung hat, wo sie immer Statt gefunden, den Kredit des Staats nach innen und außen untergraben. Die S. *im engeren Sinne* begreift die Thätigkeit der Regierung in Absicht auf die möglichst beste Benutzung und Erhaltung der Kräfte des Staats und steht der Rechtspflege gegenüber. Die bei den Oberbehörden fast allenthalben bestehende Trennung der Rechtspflege von der Verwaltung wird heutzutage auch für die Unterbehörden allgemein gefordert, u. zwar mit gutem Grund. Die Geschäfte der Verwaltung vertragen sich nicht mit denen der Rechtspflege, nicht bloß wegen der Verschiedenartigkeit der dazu erforderlichen, in einer und derselben Person selten vereinigten Kenntnisse, sondern auch wegen der wesentlichen Verschiedenheit der Principien der beiderseitigen Amtsführung. Das leitende Princip des Richters ist strenges Recht, das des Verwaltungsbeamten der Befehl des Obern oder eignes Gutbefinden. Den Spruch des Richters darf keine Rücksicht bestimmen; der Verwaltungsbeamte muß dagegen oft dem Drange der Umstände nachgeben. Der Richter hat den einzelnen Rechtsfall vor sich, auf den er das Gesetz anwendet; der Verwaltungsbeamte muß vielerlei Beziehungen ins Auge fassen, in welchen das Einzelne zum Ganzen steht; jener ist nur dem Gesetz, dieser dem Obern persönlich verantwortlich. Der Richter muß oft in einem Prozeß gegen den Fiskus entscheiden, dessen Interesse er als Verwaltungsbeamter wahren soll. Ist Rechtspflege und Verwaltung in Einer Hand vereinigt, so wird der Beamte oft in den Fall kommen, das in der einen Eigenschaft zu annulliren, was er in der andern verfügt, ꝛc. Endlich ist bei der Vereinigung der Justiz und Verwaltung Justizverzögerung fast unvermeidlich, weil der Beamte durch gehäufte administrative Geschäfte der Rechtspflege entzogen wird.

Staatswirthschaftslehre, s. *Volkswirthschaftslehre*.

Staatswissenschaften. Ueber den Begriff, den Umfang und die Eintheilung der S. wird bei der Neuheit und der Beweglichkeit des Gebietes derselben als solcher noch viel gestritten. Im Allgemeinen kann man jedoch zwei Hauptgruppen unterscheiden. Die erstere stellt das Staatsleben dar, wie es in der Wirklichkeit gegeben ist, indem die dahin gehörigen Wissenschaften dasselbe entweder beschreiben, oder die Rechtsgrundsätze entwickeln, welche für die inneren wie die auswärtigen Verhältnisse in der Wirklichkeit gegebener Staaten gelten. Dieses sind die historischen und die positiven S., namentlich die *Statistik* oder *Staatskunde*, d. h. die Wissenschaft, welche den gegenwärtigen Zustand des Staats als solchen nach seinen gesammten inneren und äußeren Verhältnissen und der Wechselwirkung zwischen beiden darstellt, die *Volkswirthschaftslehre* (Nationalökonomie), das *praktische Völkerrecht* und das *positive Staatsrecht*, nach allen besonders bearbeiteten Theilen des letzteren. Die zweite Hauptgruppe der S. beschäftigt sich mit dem Wesen des Staats im Allgemeinen, sucht dieses zu erforschen und zu zeigen, wie derselbe eingerichtet seyn und was er leisten soll, um seinen vernünftigen Zwecken zu entsprechen. Zu dieser Gruppe gehören alle nationalen S., namentlich das *allgemeine* oder *philosophische Staats-* und *Völkerrecht* und die *Politik* oder *Staatslehre im engeren Sinn*, die Lehre von den Mitteln zur Erreichung des Staatszwecks nach allen seinen verschiedenen Beziehungen, mit allen besonders bearbeiteten Theilen dieser Wissenschaft, wie *Justizpolitik*, *Kulturpolitik*, *volkswirthschaftliche Politik* (*Volkswirthschaftspflege*), *Polizeiwissenschaft*, *äußere Politik*, *Militärpolitik*, *Finanzwissenschaft*.

Stab (scipio), im Alterthum Auszeichnung für ältere Personen oder Könige (s. *Scepter*); außerdem war der S. in besonderer Form auch den Hirten beigelegt (*Hirtenstab*), welchen später in der christlichen Kirche der Bischof symbolisch als Hirt der Gemeinde trug (Bischofs-

stab). Den S. als Mittel bei Zaubereien (Zauberstab) führte schon Moses und in der griechischen Mythe Hermes, der mit Hülfe desselben die Augen der Menschen einschläferte. Auch ist der S. Zeichen der richterlichen und oberherrschaftlichen Gewalt. In Frankreich, der Schweiz und Deutschland ist S. (aune) Name eines Ellenmaßes, das zwar in Frankreich gesetzlich abgeschafft, im Ausland aber für französische Schnittwaaren noch häufig im Gebrauch ist. Es beträgt 526⅖ pariser Linien oder 1,188 Mètre. In Berlin rechnet man den S. zu 1¼ Ellen, in Frankfurt a. M. zu 2⅙ Ellen ꝛc. In Tyrol ist S. ein Bergwerksmaß von 395 pariser Linien Länge.

Stab, die nicht zu dem Kompagnie- oder Eskadronverbande, sondern zu dem Kommando eines Bataillons, Regiments, einer Brigade oder einer Division gehörigen Personen. Man hat daher einen Bataillons-, Regiments-, Brigade- und Divisionsstab. Der S. eines Bataillons und der eines Regiments sind ziemlich gleich: beide bestehen aus dem Oberstab, d. h. aus den Offizieren und im Offizierrang stehenden Beamten, einem Stabsoffizier als Kommandeur, oft einem zweiten Stabsoffizier, dem Adjutanten, dem Rechnungsführer und zuweilen aus dem Regimentsauditeur und dem Feldprediger (welche jedoch jetzt meist nur noch bei den Brigaden oder Divisionen angestellt sind), und aus dem Unterstab, d. h. den nur Unteroffizierrang habenden Personen. Zu letzteren zählt man den Bataillons- oder Regimentsschreiber, zu dem oft auch der Stabsfourier kommt, der für die Bedürfnisse des S.s als Fourier sorgt, oft aber auch mit dem Schreiber derselbe ist, der Bataillons- oder Regimentstambour, bei der Kavallerie der Stabstrompeter, bei der leichten Infanterie der Stabshornist, der mit jenem im gleichen Verhältniß steht, die Hautboisten des Bataillons oder Regiments, die Trainsoldaten, die zur Bagage desselben gehören, und die vorschriftsmäßig zum S.e des Bataillons, des Regiments gehörigen Reitknechte und Bedienten. Auf ähnliche Weise sind die Stäbe der Brigaden, Divisionen und der Armeecorps zusammengesetzt, nur daß die Kommandeure Generäle sind und mehre Adjutanten, Gaiopins, Verpflegungsbeamte, Kriegskommissäre, einen Auditeur, Feldwebel ꝛc., auch bei manchen Armeen eine Stabswache bei sich haben. S. Generalstab.

Stabat mater, ein berühmter geistlicher Gesangtext in lateinischen Terzinen, welcher als sogenannte Sequenz (s. d.) in der katholischen Kirche, besonders an den Festen der sieben Schmerzen Mariä, gesungen wurde. Nach Einigen soll Papst Johann XXII. oder einer der Gregore der Verfasser desselben seyn; wahrscheinlich aber rührt er von dem Minoriten Jacobus de Benedictis, gewöhnlich Jacoponus genannt, her, einem gelehrten Juristen des 13. Jahrhunderts, der, durch den Tod seiner Gattin bewogen, 1268 in den Orden der Tertiarier trat, sich finsteren Bußübungen bis zum Wahnsinn ergab u. 1306 †. Der Text hat viele Abänderungen erfahren und ist oft ins Deutsche übersetzt worden, z. B. von Mohnike und früher von Wieland, Fr. Thiersch u. A. Die besten Kirchenkomponisten haben ihn komponirt. Am berühmtesten sind die Kompositionen von Palestrina (8stimmiger Gesang), Pergolesi (2stimmig mit Begleitung) und Astorga, unter den Neueren von Jos. Haydn (mit Orchester), Winter, Neukomm u. A. Vgl. Liseo, S. m., Hymnus auf die Schmerzen der Maria, Berlin 1843.

Stabeisen, Eisen, welches in kürzeren, nicht sehr dicken Stäben, wovon 3 Stäbe ungefähr 22 Pfund wiegen, in den Handel kommt, im Gegensatz zum Stangeneisen, welches zu Stäben geschmiedet ist, die 1—3 Zoll ins Gevierte dick sind.

Staberle, stehende Figur der wiener Lokalposse, welche einen ächten wiener Bürger (einen Parapluimacher) des Mittelstandes in mehren ihm fremdartigen Verhältnissen schildert, in welchen er sich zwar ungelenk benimmt, aber durch Mutterwitz sich immer zu helfen weiß. Die meisten Possen, worin S. die Hauptrolle spielt, sind von Bäuerle.

Stabiä, alte Stadt in Kampanien, zwischen Pompeji und Surrentum, 4 Milliarien südlich von ersterer und unweit des Berges Lactarius, im Bundesgenossenkriege von Sulla zerstört, aber als kleiner Flecken wieder hergestellt, jedoch bei dem großen Ausbruche des Vesuvs mit Pompeji und Herculanum zugleich verschüttet. Bei ihr fand auch damals der ältere Plinius seinen Tod. Jetzt liegt hier die Festung Castell a Mare di Stabia.

Stabilität (v. Lat.), das Feststehen, Verbleiben, im Gegensatz des Beweglichen, Veränderlichen, namentlich in der Politik die starre Beharrlichkeit bei dem Bestehenden, im Gegensatz zu der Bewegungspartei; davon: Stabilisten, die Anhänger des Bestehenden in der Politik.

Stablo, s. v. a. Stavelot.

Stabroek, 1) Stadt im britischen Guyana, Distrikt Demerary, unweit der Mündung des Demerary in den atlantischen Ocean, sauber und gut gebaut, mit großen Magazinen für die Marine, Gouvernementshaus, Zollamt, Hospital, lebhaftem Handel und 10,000 Einw. — 2) Dorf (Marktflecken) in der belgischen Provinz Antwerpen, nördlich von Antwerpen, mit Cichorienfabriken, Handel mit Getreide und 2300 Einw.

Stabsoffiziere, die höheren Offiziere, welche in der Regel dem Stabe angehören: die Obersten, Oberstlieutenants und Majore, mithin gewöhnlich die Kommandanten der Regimenter, Bataillone, Schwadronen und Artilleriebrigaden, welche, den Subalternoffizieren vorgesetzt, den Generälen zunächst untergeordnet sind und fast überall von dem Staatsoberhaupte oder Kriegsherrn ernannt und bestätigt werden.

Staccato (ital., abbrev. Stacc.), abgestoßen, deutet an, daß die Töne kurz angegeben, abgestoßen, im Vortrag streng von einander geschieden werden sollen.

Stachelbeerstrauch, Strauch, welcher sich von seinem Gattungsverwandten, dem Johannisbeerstrauch (s. d.), durch den dornigen Stengel, den mehr oder minder glockigen Blüthenkelch und die ein- bis dreiblüthigen Blüthenstiele unterscheidet. Die gemeine Stachelbeere (Ribes

Grossularia *L.*, Krausbeere) wächst als sehr ästiger, 2—5 Fuß hoher Strauch in den Wäldern und Gebüschen Europa's und Nordasiens. Die jungen Zweige sind weißgrau mit 3 Stacheln unter jedem Blatte; die dreilappigen Blätter stehen abwechselnd auf bewimperten, zottigen Stielen; die Kelchabschnitte sind zurückgebogen, violet, fast vierkantig, die Kronenblätter aufrecht, rundlich, äußerlich behaart; die Beerenfrüchte mit drüsenartigen Borsten besetzt. Die glatte Stachelbeere (R. Uva crispa *L.*, Heckenstachelbeere, Spinelle), im nördlichen Europa und Asien wachsend, unterscheidet sich von der vorigen durch die größeren, glänzend grünen, kahlen Blätter, die glänzend glatten Stiele und Kelche, die herzförmigen, weißlichen Kronenblätter und die größeren, länglichrunden, glatten, nur mit einzelnen Haaren besetzten, zuletzt meist ganz kahlen Beeren. Die rothe Stachelbeere (R. reclinatum *L.*), im südlichen und mittleren Deutschland sich vorfindend, hat wenig stachelige, oben sehr weit übergebogene Zweige, glänzend grasgrüne, dreilappige Blätter, violete Kelchabschnitte und Blüthenstiele, weiße Kronenblätter und eirunde, dunkelrothe, oft beinahe schwarze, sparsam behaarte, sehr süße Beeren. Diese drei Stachelbeerarten sind die Stammpflanzen der zahlreichen (gegen 400) Stachelbeersorten, welche in den Gärten, namentlich in England, kultivirt werden und Gegenstand der Pomologie geworden sind. Diese Sorten gehen aber hinsichtlich ihrer Form, Größe und Farbe so in einander über, daß sie schwer von einander zu unterscheiden sind, daher es auch bis jetzt noch keine genauere Klassifikation derselben gibt. In den Katalogen pflegen sie entweder nach dem Vaterlande in englische und deutsche, oder nach der Farbe in rothe, weiße, grüne und gelbe Stachelbeeren eingetheilt zu werden. Unter den Farbenspielarten sind die rothen am wohlschmeckendsten. Der S. läßt sich durch Samen, Wurzelschossen u. Stecklinge sehr leicht vermehren. Neue Sorten lassen sich aus Samen erzielen, den man von den größten und schönsten Beeren edler Sorten nimmt u. im Herbste oder Frühjahr aussäet. Die jungen Stöcke tragen schon im zweiten oder dritten Jahre Früchte. Wurzelausläufer werden im Winter oder zeitig im Frühjahr abgenommen und etwas eingeschnitten. Zu Stecklingen wählt man aus den oberen Zweigen starke und gerade Schosse, schneidet sie auf 1—2 Fuß ein und pflanzt sie im Frühjahr, bevor der Stock anfängt zu treiben, oder auch im Juli in gute, lockere, milde und fruchtbare Erde. Bei Erziehung von Hochstämmen und Spalieren ist die Hauptsache der Schnitt, den der S. nicht nur sehr gut verträgt, sondern auch erfordert, wenn er reichlich tragen soll. Am besten nimmt man denselben zweimal vor, indem man im Sommer, wenn die Krone mit querlaufenden Zweigen und Wasserreisern so angefüllt ist, daß Luft und Sonne nicht gehörig auf die Früchte einwirken können, jene, im Winter aber und zwar im Februar die zu dicht gewachsenen Aeste, Querreiser und Wasserschosse, sowie die zu langen Triebe und Kriechreiser wegnimmt. Zu alt gewordene Stämme schneidet man etwa 2 Zoll über der Wurzel ab, worauf sie neue Triebe machen, von denen man die schönsten und stärksten heranzieht, die übrigen aber dicht an ihrem Ursprunge abschneidet. In England gibt es baumartig gezogene Sträucher, die an 50 Jahre alt sind u. eine Krone von 30—40 Fuß im Umfang haben. Man genießt die Stachelbeeren theils roh im reifen Zustande, theils benutzt man sie unreif zu Kompots und Backwerken; auch geben sie, in Zucker eingemacht, treffliche Konfitüren. Nicht unwichtig ist auch ihre Verwendung zu moussirendem Wein (Stachelbeerchampagner), Branntwein und Essig. Früher waren die Stachelbeeren, Baccae Grossulariae s. Uvae crispae, auch officinell. Die Beeren einiger nordamerikanischen Arten sind zwar ebenfalls eßbar, aber meist saurer; am wohlschmeckendsten soll noch die canadische Stachelbeere (R. Cynosbati) seyn.

Stachelberg, frequentes Bad im schweizerischen Kanton Glarus, im reizenden Linththal, mit einer der stärksten und wirksamsten Schwefelquellen und wohleingerichteten Bade- und Wirthschaftsgebäuden.

Stachelschweine (Aculeata), Säugethiere aus der Ordnung der Nager, mit 4 Backenzähnen unten und oben und unvollständigem Schlüsselbein, nächtliche Thiere der wärmeren Länder, welche von Wurzeln und Früchten sich nähren. Am bekantesten ist die Gattung Stachelschwein (Hystrix), welche durch die stumpfe Schnauze mit gespaltener Oberlippe, die abgerundeten Ohren, den oben ganz mit langen, runden, sehr spitzigen, hornartigen Stacheln besetzten Körper, die vierzehigen, mit großen Gradkrallen ausgerüsteten Füße, die fünfzehigen Hinterfüße und den kurzen stacheligen Schwanz charakterisirt wird. Hierher gehört das gemeine Stachelschwein (H. cristata *L.*). Hinterkopf und Nacken desselben sind mit einem Busche langer, harter Borsten besetzt, Schnauze und Nasenspitze sparsam kurz behaart, so daß die Haut durchscheint. Der Rücken ist mit bis 15 Zoll langen, starken, schwarzbraun und weiß geringelten, der Schwanz mit liegenden, nach hinten gerichteten Stacheln bedeckt. Die Länge des Körpers beträgt 2 Fuß u. darüber, der des Schwanzes 4 Zoll. Dieses Thier bewohnt Südeuropa, namentlich Italien und Spanien, Afrika und das südliche Asien. Es ist langsam, harmlos, furchtsam und träge und kommt des Nachts aus seiner Höhle hervor, um Früchte und sonstige Pflanzennahrung zu suchen. Am Kap richtet es oft in Gärten beträchtlichen Schaden an. Bloß wenn es gereizt wird, läßt es einen grunzenden Ton hören, sträubt dann auch die Stacheln u. rasselt mit denselben, wobei manchmal einzelne ausfallen, was zu der Fabel Veranlassung gegeben hat, daß es die Stacheln fortschießen könne. Es wird leicht fett und hat sehr schmackhaftes Fleisch, welches (z. B. in Rom) auf den Markt kommt. Die Stacheln dienen zu Malerpinselstielen, Zahnstochern, Federhaltern etc. Der Saustein, ein seltener Bezoar, soll der Gallenstein dieses Thieres seyn und ward früher als Heilmittel und Amulet theuer verkauft. Zwei andere Arten (H. hirsutirostris *Brandt*), am hintern Körpertheile mit weißen Stacheln, und H. brevispinosus *Schinz*, mit nur 2½—3 Zoll langen Stacheln, finden sich in Nordasien und Indien.

Stachelschweinaussatz (Hystricismus, Leontiasis hystricis), stärkerer Grad der Ichthyosis, des Fischschuppenausſatzes. Die Krankheit befällt meist Glieder einer Familie, in der sie forterbt. Am ausgebildetsten wurde sie bei der englischen Familie Lambert beobachtet. Die Haut sieht aus der Ferne wie ein kurzhaariges, graulichtes Bärenfell aus, ist trocken, rauh, schrundig, mit einem grauen oder schwärzlichen Ueberzug bedeckt, der sich allmählig so dick absetzt, daß er eine dicke schwarze Kruste bildet, welche bei Bewegungen zerbricht. Einzelne Schuppen derselben fallen beständig ab, besonders des Nachts — bei einem Kranken fand man jeden Morgen eine halbe Metze Schuppen im Bett —, im Frühjahre, im Herbste, nach akuten Exanthemen. Das Uebel verbreitet sich meist über den größten Theil der Körperoberfläche. Das Gesammtbefinden leidet nicht bei demselben; die befallenen Individuen waren meist athletische Subjekte. Man hält die Krankheit für die Folge einer krankhaften Sekretion der Glandulae sebaceae. Sie ist der Behandlung ziemlich ungünstig. Man löst die harten Schuppen durch erweichende Bäder, Abbürsten ꝛc., doch wachsen sie gewöhnlich wieder nach.

Stachys (Ziest), Pflanzengattung aus der Familie der Labiaten, einjährige und ausdauernde Kräuter in gemäßigten Klimaten, mit viereckigem, behaartem Stengel, breiten Blättern und Blüthen in unterbrochenen Wirteln. S. Betonica Benth., Betonica officinalis L., gemeine Betonie, mit aufrechtem Stengel, eiförmig-länglichen, stumpfen Blättern und trübpurpurrothen Blüthen, findet sich auf trocknen Wiesen und Triften fast durch ganz Europa, ausdauernd. Die Wurzel und Blätter, seltener auch die Blumen, Radix, Herba et Flores Betonicae s. Betonicae purpureae, Betonienkraut, Zehrkraut, wurden früher als Niesmittel und im Aufgusse bei Gicht, Verschleimung der Lunge, Nervenschwäche und andern Krankheiten empfohlen, dienen jetzt aber nur noch als Volksmittel und bei Krankheiten der Thiere. Auch von S. germanica L., deutscher Ziest, Feldandorn, mit aufrechtem, dichtwollig-zottigem Stengel, eirund-herzförmigen, gekerbten, wollig-filzigen Blättern und ährenförmigen, reichblüthigen Blüthenquirlen, war früher das Kraut, Herba Stachydis vel Marrubii agrestis, gegen unterdrückte und stockende Menstruation in Anwendung. S. palustris L., Sumpfziest, brauner Wasserziest, mit aufrechtem, steifhaarigem Stengel, lanzettlichen, spitzigen, gekerbtgesägten Blättern und rosenrothen Blüthen, ist gemein auf feuchten Aeckern an Sümpfen, Bach- und Flußufern durch ganz Europa, ausdauernd. Das Kraut, Herba Marrubii aquatici acuti s. Stachydis aquaticae, ward früher bei Stockungen im Unterleibe und den daraus hervorgehenden Krankheiten, sowie gegen Wechselfieber innerlich angewandt. Die knollige Wurzel kann wie Spargel genossen werden. S. recta L., gerader Ziest, Berufkraut, mit aufsteigendem, zottigem, rauhem Stengel, rauhen, lanzettlichen, spitzigen, stumpf-gesägten, runzligen Blättern und kurzgestielten, gelblichweißen Blüthen, wächst auf sonnigen Anhöhen, Weinbergen und Feldrainen fast durch ganz Europa, ausdauernd. Früherhin ward das Kraut als Herba Sideritis gegen Hysterie, Epilepsie, Schlagflüsse, unterdrückte Lochien und Menstruation ꝛc. gebraucht, wie sich auch der Aberglaube desselben bediente gegen das sogenannte Beschreien der Kinder und des Hausviehes, woher der Name Berufkraut. S. sylvatica L., Waldziest, Waldandorn, mit aufrechtem, abstehend-rauhhaarigem Stengel, gestielten, eirund-herzförmigen, zugespitzten Blättern und bräunlich-purpurrothen Blüthen, findet sich in Laubwäldern und Gebüschen des nördlichen und mittlern Europa, ausdauernd, und hat einen unangenehmen, dem Steinöle nicht unähnlichen Geruch. Auch das Kraut dieser Art ward als Herba Galeopsidis sylvaticae s. Galeopsidis foetidae bei Anschwellungen der Drüsen, Skropheln, sowie als harntreibendes und die Menstruation beförderndes Mittel und bei Unterleibsschmerzen angewendet. Wie Hanf behandelt liefert die Pflanze ein sehr weißes Garn; die Blätter färben gelb. Mehre Arten werden auch als Zierpflanzen kultivirt, so S. coccinea Jacq., mit großen, scharlachrothen Blüthen, S. scordifolia *Willd.*, mit purpurvioleten Blüthen, u. a. m.

Stachytarpheta (Eisenhart), Pflanzengattung aus der Familie der Labiaten, Halbsträucher und ausdauernde oder einjährige Kräuter in den Tropenländern beider Welten, wovon S. jamaicensis *Vahl*, Verbena jamaicensis L., mit blauröthlichen Blüthen, in Westindien, Südamerika, einjährig, in der Heimath gegen Fieber, Wassersucht, Leibschmerzen, Verstopfungen und auch als kräftiges, schweißtreibendes Mittel angewendet wird, S. mutabilis *Vahl*, Verbena mutabilis Jacq., mit zierlichen, erst etwas scharlach-, dann rosenrothen Blüthen, S. orubica *Vahl*, Verbena orubica L., mit violetblauen Blüthen, als Zierpflanzen kultivirt werden.

Stackelberg, Otto Magnus, Freiherr von, verdienstvoller Archäolog und Künstler, geboren den 25. Juli 1787 zu Reval, erhielt seine Erziehung im halleschen Pädagogium, bezog 1803 die Universität Göttingen und begab sich dann nach einer Reise durch die Schweiz und Oberitalien nach Moskau, stets mit Vorliebe der Kunst zugethan, die er schon im väterlichen Hause lieben und üben gelernt hatte. Um sich mit dem Praktischen der Malerei vertraut zu machen, wandte er sich 1808 nach Dresden und dann in Begleitung des Professors Tölken nach Rom, wo er neben den künstlerischen Beschäftigungen zu einer wissenschaftlichen Reise nach Griechenland sich vorbereitete, die er 1810 mit Brönsted und einigen andern Freunden unternahm. Diese Reise war mit mancherlei Gefahren und Anstrengungen verbunden, aber durch glückliche Entdeckungen belohnt, namentlich durch die Auffindung der äginetischen Statuen und der Reste des Apollotempels zu Bassä, unter dessen Schutt herrliche Bildwerke verborgen lagen. S. zeichnete während der Aufgrabung des letztern unter Anderem die landschaftliche Umgebung mit den Ruinen und nach seiner 1814 erfolgten Rückkehr in Rom auch die Reliefs; seine Zeichnungen sind seinem Werke über den Apollotempel zu Bassä (Rom 1826) beigefügt. In einem andern Werke: „Costumes et usages des peuples

de la Grèce moderne" (Rom 1825), legte er das vor, was er in seiner unermüdeten Thätigkeit noch weiter künstlerisch festgehalten hatte. Von Rom aus unternahm er später Reisen nach Großgriechenland, Sicilien und Etrurien, wo neben den antiken Ueberresten jetzt auch die mittelalterliche Kunst seine Thätigkeit in Anspruch nahm. Im J. 1827 entdeckte er die etrurischen Hypogäen von Corneto. S. stand mit den thätigsten römischen Archäologen in engster Verbindung und trug viel zur Gründung des archäologischen Instituts bei. Von 1828—29 bereiste er Frankreich, England und die Niederlande; später lebte er einige Zeit in Mannheim, von wo aus er sich 1833 nach Dresden begab, immer mit der Herausgabe seiner Werke beschäftigt, unter welchen sich „La Grèce, vues pittoresques et topographiques" (Paris 1830, 2 Bde.), „Trachten und Gebräuche der Neugriechen" (2 Abth., Berlin 1831 bis 1835) und „Gräber der Griechen in Bildwerken und Vasengemälden" (Bd. 1, das. 1835) besonders auszeichnen. Alle diese Werke enthalten treffliche Abbildungen nach seinen eigenen Zeichnungen. Die letzte Zeit seines Lebens verlebte S. in St. Petersburg, wo er am 23. März 1837 †.

Stade, hannoversche Landdrostei, grenzt gegen Norden an die Nordsee und Holstein, von welchem Lande sie durch die Elbe getrennt wird, gegen Westen an die Nordsee, an Oldenburg und das Gebiet der freien Stadt Bremen, gegen Süden an Bremen, die Landdrosteien Hannover u. Lüneburg, und gegen Osten an die Landdrostei Lüneburg und an Holstein, besteht aus dem Herzogthum Bremen mit dem Lande Hadeln und dem Fürstenthum Verden und zählt auf 125 □Meilen über 260,000 Einw. Der Boden hat viel Heiden, Dämme oder Deiche, Geest, Torfmoore, aber auch sehr viel fruchtbaren Marschboden und wird von der Elbe, dem Küstenfluß Oste oder Oehse, der Weser, Wümme und Aller bewässert. Die Moore nehmen eine Strecke von 100,000 Morgen ein, sind aber größtentheils schon urbar gemacht. Die gleichnamige Hauptstadt liegt an der Schwinge, $\frac{1}{2}$ Stunde von der Elbe, ist Festung, seit 1816 verstärkt, mit detachirtem Fort an der Mündung der Schwinge (schwinger Schanze), u. hat 4 Vorstädte, 4 Thore, 4 Quartiere. Die Stadt ist Sitz des Landdrosten u. der übrigen verschiedenen oberen Provinzialbehörden, eines Konsistoriums, einer Generalsuperintendentur, Justizkanzlei, eines Hofgerichts u. hat ein Schullehrerseminar, Gymnasium, eine Strafarbeitsanstalt, Stückgießerei und 5800 Einw., welche Bierbrauerei, Branntweinbrennerei, Schiffbau, Fabriken in gewebten Wollen- u. Baumwollenwaaren, Spitzen, Hüten, Wallfisch- und Seehundsfang, Handel mit Branntwein, Vieh 2c., zum Theil auf der hier bei Fluthzeit schiffbaren Schwinge treiben. S. ist sehr alt und erhielt frühzeitig Grafen, die sich deshalb Markgrafen von Nordsachsen und der Nordmark nannten. Markgraf Rudolf II. ward von seinem Bruder, dem damaligen Propst und nachmaligen Erzbischof von Bremen, Hartwig, beerbt, der die Grafschaft dem Erzbisthum Bremen überwies. Im J. 1114 riß sie Heinrich der Löwe an sich und behielt sie, bis sie 1180 nach seiner Aechtung durch den Kaiser dem Erzbisthum wieder zurückgegeben wurde. Mit Hartwig starb 1168 das Geschlecht der Grafen von S. aus. Im J. 1207 wurde S., obwohl es freie Reichs- und Hansestadt war, von der Hansa, des drückenden, bei Brunshausen auf der Elbe erhobenen und durch die schwinger Schanze gedeckten Elbzolles wegen zerstört, 1648 im westphälischen Frieden Schweden zuerkannt, das es zur Hauptstadt des Fürstenthums Bremen machte und den stader Zoll 1688 wieder einführte, der jedoch 1691 fixirt ward. Während der Allianz Schwedens mit Frankreich 1676 wurde S. durch die Reichstruppen belagert, kam aber durch den nimwegener Frieden wieder an Schweden. Im J. 1712 belagerten und eroberten es die Dänen, aber schon 1719 kam es nebst dem Bisthum Bremen an Hannover, wurde 1757 neu befestigt, 1786 aber geschleift, 1807 zu Westphalen geschlagen, 1810 von Napoleon in Besitz genommen, 1813 aber von den Alliirten an Hannover zurückgegeben und von diesem wieder zur Festung gemacht und 1816 neu befestigt. Hannover erkannte die Fixation des stader Elbzolls nicht an und erhöhte denselben bedeutend. Vgl. Elbe.

Stadion, reichsgräfliches Geschlecht, dessen Stammschloß Stadion ob Küblis in Graubündten jetzt in Ruinen liegt und dessen Vorfahren schon im 11. und 12. Jahrhunderte aufgeführt werden. Die eigentliche zusammenhängende Stammreihe beginnt mit Eitel von S. († 1382). Christoph von S. († 1622) hinterließ 6 Söhne, von denen der jüngste, Joh. Philipp, kaiserlicher geheimer Rath und kurmainzischer Kanzler und Großhofmeister, vom Kaiser Leopold I. den 21. April 1686 in den Freiherrn- und den 1. Aug. 1705 in den Reichsfürstenstand erhoben wurde und, nachdem er 1708 die Herrschaft Thannhausen in Schwaben von dem Grafen von Singendorf erkauft, den 8. Mai in das schwäbische Reichsgrafenkollegium eingeführt wurde und dadurch Reichsstandschaft erlangte. Durch die Rheinbundsakte wurde die Herrschaft Warthhausen unter würtembergische und Thannhausen unter bayerische Staatshoheit gestellt mit standesherrlichen Rechten. Warthhausen wurde 1627 an die Krone Würtemberg verkauft; doch wurde von dieser Krone 1829 S. unter dem Namen Stadion-Stadion-Thannhausen als standesherrlich bei dem deutschen Bundestage gemeldet. Außer Thannhausen ($\frac{3}{4}$ □Meile mit 1500 Einw.) besitzt die Familie noch die Rittergüter Oberstadion, Emertingen zur Hälfte, Moosbeuern und Altersweiler im Königreich Würtemberg; Gauth, Chodenschloß, Neumark, Klenau u. Zahorzan in Böhmen; Jamnitz in Mähren. Nach Johann Philipps Söhnen theilte sich die Familie in 2 Linien: die friderleianische, gestiftet von Friedrich und die philippinische, gestiftet von Hugo Philipp. Die Konfession ist die katholische; Wohnsitz Thannhausen und Oberstadion. Bemerkenswerth sind noch Christoph von S., Bischof zu Augsburg, ein vertrauter Freund Maximilians I. und Ferdinands I., ein edler Eiferer für die Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern, stand mit Erasmus in beständigem Briefwechsel, mit Melanchthon in schriftlichem und mündlichem Verkehr wegen Ver-

söhnung und Wiedervereinigung der beiden christlichen Kirchen und † 1543. Johann Kaspar von S., Hochmeister des deutschen Ordens, österreichischer Kriegspräsident und Feldzeugmeister, zeichnete sich besonders 1634 in der Schlacht bei Nördlingen aus. Johann Philipp von S., Staatsminister von Kurmainz, war die Seele aller Reichsgeschäfte und noch in hohem Alter Botschafter bei der Wahl Karls VI. und Gesandter des rheinischen Kreises beim utrechter u. badener Friedenskongreß, ward 1686 von Leopold I. zum Freiherrn, 1705 zum Reichsgrafen ernannt und 1708 in das schwäbische Grafenkollegium eingeführt. Friedrich Lothar, Graf von S., österreichischer Staatsmann, aus der friedericianischen Linie, am 6. April 1761 geboren, verzichtete aus Liebe zu seinem jüngern Bruder auf das Recht der Erstgeburt, wendete sich zunächst dem Studium der klassischen Sprachen, bald aber ausschließlich dem der deutschen Vorzeit und den schönen Wissenschaften zu. Er wurde Domkapitular in Mainz und Würzburg, mainzischer und würtembergischer Regierungsrath, dann Vicepräsident und endlich Präsident, war auch einige Zeit Verweser der Statthalterschaft Erfurt, Kurator der würzburgischen Hochschule und 1798 würzburgischer Gesandter bei dem Kongresse zu Rastadt. Nach der Säkularisation trat er in österreichische Staatsdienste, wurde zunächst kurböhmischer Reichstagsgesandter zu Regensburg und erhielt nach dem preßburger Frieden den schwierigen Auftrag, die abgerissenen diplomatischen Verhältnisse zwischen Oesterreich u. Bayern wiederherzustellen, welchen Auftrag er mit großer Geschicklichkeit vollzog. Beim Ausbruche des Krieges von 1809 wurde er als Generalintendant zum Hauptheere des Erzherzogs Karl berufen; doch beendete das Unglück Oesterreichs seine Wirksamkeit sehr schnell. Er zog sich darauf mit seinem Bruder auf die böhmischen Güter zurück und † zu Chodenschloß den 9. December 1811. Johann Philipp, Graf von S., österreichischer Minister des Aeußern und der Finanzen, geboren am 18. Juni 1763, Bruder des Vorigen, der zu seinen Gunsten auf das Recht der Erstgeburt verzichtete, widmete sich zu Göttingen diplomatischen Studien und ward 1788 beim Ausbruche des türkischen und des russisch-schwedischen Krieges als kaiserlicher Gesandter nach Stockholm, 1790 aber nach London gesendet. Nachdem er 1792 seine Entlassung genommen, lebte er mit seinem ältern Bruder auf seinen Gütern und zu Regensburg und Wien und vermählte sich 1794 mit Mariane von S. Erst 1797 trat er wieder in den Staatsdienst, erhielt zunächst eine Sendung nach Berlin und trug hier nicht wenig dazu bei, die durch das Theilungsgeschäft zwischen Oesterreich und Preußen entstandene Spannung zu heben. Seit 1804 Botschafter in Petersburg, betrieb er eifrig das Zusammentreten der dritten Koalition und folgte dann 1805 dem Kaiser Alexander zur Armee. Nach dem preßburger Frieden erhielt er an Cobenzls Stelle das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. In dieser Stellung erstrebte er vor Allem eine festere Grundlage und eine solche Ergänzung der Streitkräfte, welche die nöthige Vorübung in Friedenszeiten möglich machte, ohne die bürgerlichen Verhältnisse zu stören und das Staatsvermögen zu erschöpfen. Der unglückliche Ausgang des Kriegs von 1809, der auf sein Anrathen unternommen worden, nöthigte ihn, dem Grafen Metternich im Ministerium Platz zu machen. Er lebte nun einige Zeit in Prag und dann auf seinen böhmischen Gütern, bis er 1812 wieder nach Wien gerufen wurde, wo man ihn zu allen wichtigen Verhandlungen berief. Nach der Schlacht bei Lützen erhielt er als Vermittler eine Sendung zu Alexander und Friedrich Wilhelm, und seitdem war sein Einfluß sehr bedeutend. Nach dem Frieden mußte er sich abermals dem schwierigen Auftrage der Herstellung der Finanzen unterziehen. Während er das Papiergeld ganz aus dem Umlaufe zu ziehen, dasselbe in eine verzinsliche Staatsschuld umzuwandeln und die Münzcirkulation wieder herzustellen suchte, war er gleichzeitig bemüht, durch angemessene Institutionen dem Handelsverkehr eine leichte und belebte Geldcirkulation zuzuwenden und den Staatskredit zu befestigen, in welcher Absicht eine Nationalbank und ein Tilgungsfond errichtet wurden. Die Ausgaben des Staats wurden beschränkt und genau bestimmt, und die Steuerverfassung nach vernünftigen Grundsätzen geregelt. Er † zu Baden bei Wien am 15. Mai 1824. Franz Seraph, Graf von S., zweiter Sohn des Vorigen, den 27. Juli 1806 geboren, trat früh in den Staatsdienst ein und zeichnete sich namentlich als Administrativbeamter aus. In Triest und Galizien, wo er 1846 unter den schwierigsten Verhältnissen an die Spitze der Verwaltung trat, sicherte er sich ein dankbares Andenken. Nach Niederwerfung der wiener Revolution trat er mit Schwarzenberg und Bach ins Ministerium vom 21. November, welches der tiefzerrütteten Monarchie wieder aufhelfen sollte. Er vertrat hier die freisinnigere Richtung und erregte dadurch große Hoffnungen. Doch mußte er schon im Mai 1849 wegen eines hartnäckigen Körperleidens um seine Entlassung nachsuchen. Er erhielt unbegrenzten Urlaub und begab sich nach Gräfenberg, wo sich seine Krankheit bald bis zur Geisteszerrüttung steigerte. Er † den 8. Juni 1853.

Stadium, bei den Alten Längenmaß einer Strecke von 600 griechischen oder 625 römischen Fuß, also = 125 römische Schritte, so daß 40 Stadien ungefähr einer deutschen Meile entsprechen. Ursprünglich bezeichnete das Wort die für den Wettlauf bestimmte Rennbahn von der angegebenen Länge, namentlich die zu Olympia, nach der die anderen eingerichtet wurden. Die Konstruktion des S.s erkennt man deutlich aus den noch vorhandenen Ruinen, namentlich aus denen zu Ephesus. Die Länge desselben beträgt 746, die Breite 132 Fuß, ohne das umgebende Mauerwerk. An der Vorderseite sind rechts und links die Eingänge, eine 7 Fuß breite Mauer begrenzt hier die Bahn. Die eine lange Seite mit einem Theile des die Bahn hinten schließenden Halbkreises bestand auch zu Ephesus, wie an andern Orten, aus einer natürlichen Erhebung, auf welcher Sitze für die Zuschauer angebracht waren. Hier war nur das 7 Fuß hohe, unten an dieser Anhöhe

hinlaufende Podium aus Mauersteinen aufgeführt. Die andere lange Seite mit der anderen Hälfte des die Bahn schließenden Halbkreises bestand aus gewölbtem Mauerwerk, mit 25 aufsteigenden Stufen zum Sitzen, deren höchste Reihe behufs des Umgangs eine breitere Basis hatte. Der Raum zum Wettlauf betrug 600 Fuß. Der Zwischenraum von dem Ziele der Bahn bis an den Halbkreis war für die anderweitigen Wettkämpfe bestimmt, z. B. für Ring- und Faustkampf. Am Halbkreise hatten die Kampfrichter ihre Sitze. An der vorderen Seite, jenem Ablaufstand entgegengesetzt, befand sich der Ablaufstand der Wettläufer. In der späteren Zeit wurden die Stadien behufs anderer Zwecke bisweilen umgestaltet; namentlich wurden hier auch Thierhetzen veranstaltet, und man brachte daher mit dem S. einen amphitheatralischen Bau in Verbindung. Bei den Römern kamen die Stadien erst später zu Cäsars Zeit auf.

Stadler, Maximilian, Abbé, berühmter Kirchenkomponist und Orgelspieler, geb. den 4. August 1748 zu Melk in Unterösterreich, kam als Chorknabe in die Cistercienserabtei Lilienfeld, wo er auf Klavier und Orgel für sein Alter schon Bedeutendes leistete, und wurde später zum Studium der Humaniora in das wiener Jesuitenkollegium geschickt, woselbst er auch den Posten eines Seminarorganisten bekleidete und Philosophie und Theologie absolvirte. Dann ließ er sich in dem Benediktinerstifte seines Geburtsortes als Novize aufnehmen, wurde im 24. Jahre eingekleidet und versah während der folgenden 10 Jahre wechselsweise die Seelsorge auf dem Lande und verschiedene Professuren, bis er von Joseph II. 1786 zum Kommendatärabt in Lilienfeld, drei Jahre später zu Kremsmünster, ernannt ward. Später zum Kanonikus befördert, lebte er von 1791—1803 in Wien, in freundschaftlichem Verkehr mit Mozart, Haydn und Albrechtsberger. Darauf wurde er Pfarrer in der Vorstadt Alt-Lerchenfelde, 1810 im Marktflecken Böhmisch-Kaut. Im Jahre 1815 legte er diese Stelle wegen Kränklichkeit nieder und zog wieder nach Wien, wo er bis ins hohe Greisenalter in musikalischer Beziehung thätig war und den 8. November 1833 †. Unter zahlreichen kleineren Kompositionen sind besonders seine Oratorien „Die Befreiung Jerusalems“, ein großes Requiem, Klopstocks „Frühlingsfeier“, mehre Messen und 24 Psalmen für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte hervorzuheben.

Stadt, eine Gemeinheit, welche vor den Landbewohnern das Recht hat, jede bürgerliche Nahrung (Handel, Manufakturen, Fabriken und Handwerke) zunftmäßig zu treiben, und unter der Aufsicht einer ordentlichen Kommunalobrigkeit, des Stadtmagistrats oder Stadtraths, steht. Die Städte entstanden aus dem Bedürfniß der anfangs getrennt lebenden Familien, sich mit einander zu verbinden und namentlich zum Schutze gegen mächtigere Geschlechtsstämme feste Wohnplätze zu errichten, die man mit Mauern umgab, um sie vor Ueberfällen der umherziehenden Horden zu sichern. An die Stelle der Stammoberhäupter der nach und nach aussterbenden alten Familien wählte man später, ohne Rücksicht auf Geburt und Herkunft, die fähigsten Glieder der Gemeinheit zu Vorstehern, und so entstanden aus den Städten die ersten Staaten des Alterthums. Die ersten und meisten Städte wurden unter den milderen Himmelsstrichen Asiens, Afrika's, Griechenlands und Italiens gebaut. Besonders legten die Aegypter und Phönicier viele Städte an, die sich bald zu einem hohen Grad von Wohlstand und Reichthum erhoben. Die Aegypter hielten ihre S. Theben für älter, als alle griechischen, während die Griechen ihrerseits die ersten Städte angelegt zu haben behaupteten. In Italien zeichneten sich durch Gründung von Städten namentlich die Etrusker aus, die darin die Römer zu Nachfolgern hatten. Unter den Städten des Mittelalters schwangen sich zunächst die lombardischen Städte, die sich zu Republiken ausgebildet hatten, und insbesondere Mailand, welches an ihrer Spitze stand, zu hoher Macht empor und vereinigten sich zu einem Städtebund. Später aber kamen sie, obgleich noch wohlhabend und blühend, größtentheils unter die Herrschaft einzelner Familien, verloren nach und nach ihre republikanische Verfassung, und der einst so mächtige lombardische Städtebund löste sich auf. Die ersten Städte in Deutschland verdankten den Römern ihre Entstehung, indem aus den seit dem Kaiser Augustus besonders am Rhein gegründeten römischen Lagern und Kastellen Städte entstanden, z. B. Augusta Vindelicorum (Augsburg), Colonia Agrippina (Köln), Drusomagum oder Augusta Drusi (Memmingen) und andere. Auch in der jetzigen Schweiz gründeten die Römer zuerst, um 70 n. Chr., Städte u. Flecken, die aber durch die Alemannen größtentheils zerstört und erst später unter der Herrschaft der Franken wieder hergestellt wurden. Anfangs zeigten die Deutschen wenig Neigung zum Stadtleben; erst Karl der Große fing an, zunächst nur feste Plätze bei ihnen anzulegen. Allmählig wirkte aber das Christenthum selbst dazu, daß im 8. und 9. Jahrhundert zahlreiche Städte entstanden. Wo eine neue Kirche erbaut, wo ein Heiliger besonders verehrt wurde, fanden sich an Festtagen aus weiter Ferne eine Menge Andächtiger ein, welcher Zusammenfluß von Menschen bald von Handelsleuten zu ihren Geschäften benutzt ward. Man errichtete in der Nähe der Kirche Buden, in welchen man Bedürfnisse mancherlei Art zum Verkaufe ausbot. Allmählig wurden aus solchen Buden Häuser mit ständiger Bewohnung von Seite der Handelsleute, und durch die zutretende Unterstützung der Bischöfe erwuchs die neue Ansiedlung bald zu einer kleinen S. Die Bischöfe benutzten ihren kirchlichen Einfluß, um für diese Ansiedelungen von dem Kaiser eine vollständige Immunität über das ganze Weichbild zu erlangen, d. h. sie schlossen die damals größtentheils räuberische und volksbedrückende Gewalt der Beamten von diesen Orten gänzlich aus und nahmen alle richterliche und Kriegsdienstgewalt in Anspruch. Außer den bereits genannten, aus der Römerzeit stammenden Städten finden sich bereits im Anfang des 9. Jahrhunderts urkundlich folgende größere Städte: Straßburg, Worms, Mainz, Wien, Salzburg, Regensburg, Bamberg, Fürth, Forchheim, Frankfurt, Würzburg, Saal-

feld, Hammelburg, Eichstädt, Schlettstadt, Erfurt, Bardewieck, Aachen, Hallstadt oder Halle u. a. Jenes Immunitätsrecht der geistlichen Städte, die dasselbe sich schon im 10. Jahrhundert erwarben, übertrugen die Kaiser zunächst auf ihre königlichen Sitze, auf die königlichen Städte. Später aber ging es mit weiterer Ausbildung zum völligen Stadtrecht auch auf landesherrliche alte Orte oder Villen und auf neu gegründete Städte über. König Heinrich I. erweiterte die Zahl der Städte in Norddeutschland beträchtlich, indem er in Niedersachsen und Thüringen zum Schutze gegen die einfallenden Slaven und Ungarn neue Burgen anlegen ließ. So entstanden Meißen, Nordhausen, Quedlinburg, Duderstadt u. Soest, während er zugleich andere offene Orte mit Mauern umgab. Heinrichs Beispiel wirkte auch in Süddeutschland, indem man dort die Ortschaften zum erhöhten Schutz ebenfalls mit Mauern und Wällen umgab, so daß nun auch die freien Grundbesitzer vorübergehend ihren Aufenthalt daselbst nahmen. Das größte Verdienst Heinrichs um das Städtewesen lag aber darin, daß er theils durch Belebung des Gewerbsbetriebs, theils durch höhere Stellung des Handwerkerstandes der Schöpfer eines selbstständigen Bürgerthums wurde. Er ertheilte den Einwohnern der neuen Städte, die aus dem Stande der Sklaven oder Hörigen hervorgingen, bis auf einen gewissen Grad die Rechtsfähigkeit und befreite sie zugleich durch eine ehrenvollere Stellung von dem Schimpf ihrer früheren Lebensweise. Um denselben einen sichern Nahrungszweig zu gründen und zu dem Ende die Gewerbsthätigkeit in den Städten zu vermehren, erließ der König die Verordnung, daß die Volksversammlungen und überhaupt alle Feierlichkeiten in die Städte verlegt werden sollten. Auch das wichtige Münzrecht verlieh er den Städten, und dadurch entwickelte sich in ihnen nicht nur der lebhafteste Handel und Gewerbsverkehr, sondern sie wurden überhaupt allmählig der Mittelpunkt des gesammten Staatslebens. Häufig gelang es den Bischöfen, die gerichtsherrliche Gewalt in den Städten zu erwerben, worin ihnen später, vom 12. u. 13. Jahrhundert an, auch die Fürsten folgten. Dagegen blieben einige Städte unter der unmittelbaren Gerichtsherrlichkeit des Kaisers u. hießen darum Reichsstädte (civitates regales), während die übrigen bischöfliche oder fürstliche Städte (civitates praefectoriales) genannt wurden. Zur Ausübung der Gerichtsherrlichkeit, mit welcher außer dem Polizeirecht auch die peinliche Rechtspflege oder der Blutbann verbunden war, ernannte der Gerichtsherr, also entweder der Kaiser oder der Bischof oder Fürst, einen Vogt, dessen Beisitzer oder Schöffen nur aus den Geschlechtern genommen werden konnten. Die Verwaltung der Güter und Einkünfte der Gemeinde besorgte ebenfalls der Vogt, jedoch waren ihm zur Beaufsichtigung Gehülfen, ein Gemeinderath beigegeben, der ebenfalls nur aus den Geschlechtern gewählt werden konnte, so daß den Handwerkern nicht der mindeste Einfluß auf die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten zustand. Als durch das Aufstreben der Gewerbe und des Handels, sowie durch die wohlthätigen Wechselwirkungen beider der Wohlstand der Städte sich mehrte, trachteten sie vor Allem denselben dazu anzuwenden, um durch Loskaufung von drückenden Verpflichtungen größere Freiheit und Selbstständigkeit zu erlangen. Dies geschah nach einer doppelten Richtung, sowohl individuell als gemeinheitlich, indem der einzelne Handwerker von dem grundherrlichen Verband mit dem Gerichtsherrn ganz oder theilweise sich loszukaufen suchte, die gesammte Bevölkerung der S. hingegen die Rechte des Gerichtsherrn auf Handhabung der Polizei, des Marktrechts, der bürgerlichen Rechtspflege und des Blutbannes nach und nach käuflich zu erwerben strebte. Wo dies gelang, wurde die erworbene obrigkeitliche oder richterliche Gewalt im Namen der S. durch erwählte Beamte ausgeübt. So entstanden die Municipalverfassungen der Städte. Die Gerichtsherren der Städte kannten indessen die Macht und das große Einkommen, die sie durch ihre Schutzherrlichkeit über die städtischen Gemeinwesen erlangten, sehr wohl und waren daher zur Abtretung eines Theils derselben nur im Fall einer Geldnoth zu bewegen. Eine solche trat jedoch bei den Bischöfen und Fürsten weit seltener ein, als beim Kaiser, der sich in einer Geldnoth gemeiniglich mit der Verkaufung irgend eines Rechts an die Städte zu helfen pflegte. Letztere konnten daher unter unmittelbarer Gerichtsherrlichkeit des Kaisers leichter zu größerer Freiheit und Selbstständigkeit gelangen, als unter jener der Bischöfe oder Fürsten, und deshalb suchten die städtischen Gemeinwesen sehr eifrig die Reichsfreiheit zu erringen. Zu ihrem Nachtheil verstanden es jedoch die Kaiser nicht, die Macht der Städte im Großen um sich zu vereinigen, und letztere, die bei dem zunehmenden Verfall des Reichs sich auf die kaiserliche Macht nicht mehr verlassen konnten, mußten daran denken, den bedrohten Handel und Gewerbsbetrieb mit eigener Kraft zu schützen. So entstanden die Städtebünde zur gegenseitigen Vertheidigung. Schon 1226 war eine Einigung mehrer fränkischen Städte wider den Erzbischof von Mainz geschlossen worden. Später nahm der Associationsgeist unter den Bürgern eine noch bestimmtere Richtung, indem sich die Städte nicht bloß bei einer besondern Veranlassung und für einen einzelnen Zweck, sondern ein- für allemal zu Schutz und Trutz an einander anschlossen. Ein Vorläufer solcher Verbindungen war der Vertrag, welchen die Städte Hamburg und Lübeck zur Abstellung der Land- und Seeräubereien 1241 eingingen. Endlich ward 1247 auf den Antrag eines mainzer Bürgers, Walbod, das erste große Bündniß unter mehr als 60 oberdeutschen Städten geschlossen. Da die Verbindung sogleich die heilsamsten Folgen hatte, so ward sie immer besser geordnet, bis sie endlich 1254, 1255 und 1256 ihre vollkommene innere Gliederung und Vollendung erhielt. Von den Städten standen 1255 bei der Eidgenossenschaft: Mainz, Köln, Worms, Speier, Straßburg, Basel, Zürich, Freiburg, Breisach, Kolmar, Schlettstadt, Hagenau, Weißenburg, Neustadt, Wimpfen, Heidelberg, Lauterburg, Oppenheim, Frankfurt, Friedberg, Wetzlar, Gelnhausen, Marburg, Altfeld, Grünberg,

Hirschfeld, Fulda, Boppard, Andernach, Bonn, Mühlhausen, Aschaffenburg, Seligenstadt, Bingen, Dippach, Bacharach, Wesel, Neuß u. Aachen; in Westphalen aber Münster, Bremen und mehr als 60 andere Städte. Während sich aber die bürgerlichen Gemeinwesen in gewisser Beziehung zum Mittelpunkte des öffentlichen Lebens erhoben hatten, war der Handwerkerstand in gewisser Beziehung verachtet geblieben, so daß man ihm namentlich nicht den geringsten Einfluß auf die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten zugestand. Wo auch eine Gemeinde durch kaiserliche oder fürstliche Rechtsbriefe die Gerichtsbarkeit, Polizeigewalt, das Marktrecht, den Blutbann 2c. erworben hatte, immer erfolgte die Ausübung solcher Befugnisse ausschließend durch Beamte, die nur durch die Geschlechter und aus deren Mitte ernannt werden konnten. Eben so verwalteten die adeligen Familien alle Gefälle der S. und verfügten frei über Einnahme und Ausgabe, ohne den Handwerkern Rechenschaft abzulegen. Allmählig aber bereitete sich im Stillen in der städtischen Verfassung eine Veränderung vor, die für die Zukunft der Nation von der größten Bedeutung war. Das Beispiel Heinrichs V., der die Hörigkeit der Handwerker in der Stadt Speier aufhob und ihnen zwar nicht gleiche Rechte mit den Geschlechtern, doch Rechtsfähigkeit verlieh, fand in andern Städten theils durch ausdrückliche Verordnungen, theils durch Uebung Nachahmung, wodurch die Entwickelung der bürgerlichen Gemeinden einen ungleich größeren Spielraum erhielt. Die großartige Erscheinung des Hansabundes im Norden Deutschlands, der selbst den dänischen Königen Gesetze diktirte, und der Sieg des Bürgerthums in der Schweiz trugen nicht wenig zur Ausprägung der neuen Richtung bei. Der Sieg der Bürger in Hagenau, Speier, Straßburg, Mainz, Zürich, Schaffhausen, Ulm, Donauwörth, Kempten, Biberach, Schwäbisch-Hall, Winterthur, Konstanz und Lindau wirkte so ermunternd auf die übrigen deutschen Städte, daß, trotz einzelner Unfälle, allenthalben die Bürger zur Erringung der Freiheit entschlossen blieben. In vielen Gemeinden wurden die Patricier dadurch mehr oder weniger zur Nachgiebigkeit gezwungen, und im Ganzen verbreitete sich in der Mitte des 14. Jahrhunderts über die Städte ein überaus reges Leben. Das ganze Regiment der Städte wurde oft nach den Zünften gebildet und eingetheilt, so daß auch Nichtgewerbsleute in sie eintreten mußten. Auch bildete sich jetzt ein sogenannter äußerer oder weiterer Rath zur Kontrole des jetzt sogenannten innern oder engeren Raths, während früher die ganze Volksgemeinde allein diese Kontrole übte. Die Reichsstädte und fast eben so die landesherrlichen Städte erwarben sich immer mehr eine fast vollständige Selbstregierungsgewalt, zuerst mit Konkurrenz, dann mit Ausschluß und endlich mit gewaltsamer Vertreibung der kaiserlichen und landesherrlichen Beamten. Sie bezahlten jetzt nur frei bewilligte Beihülfe, leisteten nur freiwillige Hülfe im Kriege u. duldeten kaum fürstliche Besatzung. Ja die Fürsten verliehen ihnen oft als Lohn ihrer Hülfe noch besondere Hoheitsrechte und Privilegien, Münzrechte, Kirchen- u. Stapelrechte 2c. Mit dem Freiheitssinne der Handwerker und der Aufklärung der mittlern Stände in Glaubenssachen stand auch die wieder auflebende Neigung zu einem großen Bunde der bürgerlichen Gemeinden in Verbindung. Das Bündniß der Städte Mainz, Straßburg, Worms, Oppenheim und Speier, 1325 errichtet, betraf den Schutz des Handels zu Wasser und zu Land wider die Räubereien des Adels. Zu gleichem Zweck traten 1338 die elsassischen Gemeinden Breisach, Hagenau, Kolmar, Schlettstadt, Ehenheim, Mühlhausen, Roßheim 2c. mit Straßburg zusammen. Im J. 1340 verabredeten sich die wetterauischen Städte und 1345 traten Basel und Freiburg dem elsassisch-rheinischen Bunde bei. Das Bündniß der schweizerischen Städte gewann immer größere Ausdehnung. Die norddeutsche Hansa zog um diese Zeit auch die rheinischen Reichsstädte in ihren Bund und gelangte dadurch zum Gipfel ihrer Macht. Daneben erneuerten sich die städtischen Einigungen in Oberdeutschland u. namentlich in Schwaben. Schon 1303 waren Eßlingen, Reutlingen, Ulm, Augsburg, Gmünd, Schwäbisch-Hall, Heilbronn, Weil, Wimpfen, Nördlingen, Burgau und Günzburg in einen Bund getreten, welcher 1331 zwischen Eßlingen, Reutlingen, Rottweil, Gmünd, Schwäbisch-Hall, Heilbronn, Weil und Weinsberg erneuert wurde. Als dieser Bund mit den Grafen von Würtemberg in Krieg gerieth, nahm er 1350 auch Nürnberg in sich auf. Im Jahre 1356 wurde jedoch die Einigung noch mehr erweitert, indem jetzt Kaufbeuren, Memmingen, Kempten, Biberach, Ravensburg, Buchhorn, Ueberlingen, Pfullendorf, Leutkirch, Wangen, Konstanz, Lindau, St. Gallen und Schaffhausen hinzutraten. Diese Bündnisse hatten als Hauptzweck Erhaltung der Reichsunmittelbarkeit wider die Landesherren und Befestigung der bürgerlichen Freiheit im Auge. Der Sturz der patricischen Herrschaft in Augsburg gab dem Bund der Städte ein neues mächtiges Mitglied. In einem Vertrag 1377 zu Rothenburg an der Tauber bestätigte der Kaiser den Bund der Reichsstädte und ertheilte ihnen ausdrücklich das Recht, ihre Freiheit gegen männiglich mit den Waffen zu vertheidigen. Im Jahre 1381 ward zu Speier die einheitliche Verfassung der rheinischen und schwäbischen Eidgenossenschaft abgeschlossen. Graf Eberhard von Würtemberg erkannte die Gefahr, die aus einer solchen Vereinigung den Fürsten und dem Adel erwachsen mußte, und stellte dem Bunde der Städte einen einheitlichen Bund aller Rittergesellschaften entgegen, worauf er die städtische Einigung noch dadurch zu schwächen suchte, daß er dieselbe zu einem Landfrieden mit dem Adel überredete. Ein Antrag der schwäbischen Städte auf den Beitritt der schweizerischen Eidgenossenschaft zu dem einheitlichen Bund der schwäbischen und rheinischen Gemeinden gegen die drohenden Uebergriffe Oesterreichs ward nur von Zürich, Bern, Luzern, Solothurn und Zug angenommen, und auf dem großen Städtetag in Konstanz 1385 wurden dieselben mit vielen rheinischen, wetterauischen, elsassischen, fränkischen und schwäbischen Reichsgemeinden zu einer einheitlichen Eidgenossenschaft verbun-

den, die jetzt 56, nach Andern 70 Städte umfaßte. Bald brach der Kampf zwischen Städten und Adel in Franken und Schwaben, in Bayern und am Rhein zugleich los, der Mittelpunkt desselben aber lag in Schwaben, wo der gefährlichste Feind des Städtebundes, Graf Eberhard von Würtemberg, der Verfechter des Herrenthums war. Die Niederlage der Städter bei Döffingen entschied über das Geschick Deutschlands. Mißtrauen und Muthlosigkeit kamen unter die Eidgenossen. Vereinzelt gebrochen, gaben die Städte jeden Gedanken an Widerstand auf und erkauften am Ende den Frieden von den Fürsten um große Geldsummen. Auch Kaiser Wenzel war unklug genug, die letzte Stütze der kaiserlichen Gewalt zu vernichten und die Unterdrückung des Bürgerthums zu vollenden. Auf einem Reichstage zu Eger 1389 gebot er den Städten bei Verlust ihrer Freiheit: ihre Bünde, weil sie gegen Gott, den Kaiser, das Reich und das Recht seyen, sammt und sonders von Stund an aufzuheben, abzuthun und abzusagen. Nur die Städte am Bodensee, Konstanz, Ueberlingen, Buchhorn, Ravensburg, Lindau, Jsny und St. Gallen hatten Muth und Kraft genug, bei ihrem Bunde zu bleiben. Ein selbstständiges und einheitliches Bündniß der Städte im Großen kam aber niemals mehr zu Stande, die bürgerliche Freiheit war in Deutschland vernichtet, das letzte Hinderniß unumschränkter Landeshoheit der Fürsten beseitigt und mit der Freiheit auch die Reichseinheit aufgelöst. Eine neue Einigung der reichsunmittelbaren Gemeinden in Schwaben und Franken 1446, die 31 (nach Andern 72) Städte umfaßte, hatte bei weitem nicht die großartige Bedeutung jener ältern Eidgenossenschaft und löste sich nach mehren erlittenen Niederlagen am Ende auf. Hatten die Städte aber auch jetzt ihr entscheidendes politisches Uebergewicht verloren, so gewannen sie dagegen im Innern an Reichthum und Glanz. Nürnberg hatte zur Zeit des Städtebundes eine Bevölkerung von 52,000 Seelen und Straßburg nur an wohlgewappneten Männern 20,000, Konstanz zählte eine Bevölkerung von 39,000 Seelen u. Aachen 19,820 waffenfähige Männer. Der Reichthum der Städte war wohl zunächst die Ursache, daß sie den großen politischen Bewegungen des 16. Jahrhunderts entweder offen feindselig gegenübertraten, oder doch unbetheiligt blieben. Umsonst suchten Franz von Sickingen und der edle Hutten die Interessen der Landbewohner und der Städter zu versöhnen und beide zum gemeinsamen Handeln gegen die Feinde der Reichseinheit, die Fürsten, zu bewegen. Die Städter hatten ihren eigenen Ursprung längst vergessen und betrachteten die Bauern mit eben der Verachtung, mit welcher sie selbst von dem Adel betrachtet worden waren. Zudem fürchteten sie die Güterverthellung, die allerdings bei den Bewegungen der Bauern im Reformationszeitalter eine Rolle spielte. So scheiterte auch dieser Anstoß, durch die Vereinigung des gemeinen Mannes mit den Städten die bürgerliche Freiheit in Deutschland herzustellen, wie es in den Landschaften der Schweiz eben durch eine solche Vereinigung geschehen war. Die von den Städten verlassenen, von ihren gezwungenen Bundesgenossen verrathenen Bauern wurden bezwungen und die Städte gingen mit Riesenschritten ihrem unvermeidlichen Geschick entgegen. Als Heerde der religiösen Bewegungen hatten sie zwar noch immer ein bedeutendes Gewicht, dagegen wurden sie in ihrer politischen Position immer mehr zurückgedrängt, und der Umschwung, den die Handelspolitik durch die damalige Weltlage erfuhr, schnitt sogar den Quell des Wohlstandes ab. Den Landstädten vollends schmälerten die Fürsten, als ihre Mauern der neuern Kriegskunst keinen Widerstand mehr leisten konnten und ihre Thore den fürstlichen Söldnern offen standen, mehr und mehr ihre Rechte und unterwarfen sie ihrer Polizei- und Obervormundschaftsgewalt. Verheerend schritt der dreißigjährige Krieg über die deutschen Gauen, und unter seiner blutigen Geißel erstarb die Blüthe der einst so mächtigen Städte. Viele Reichsstädte verloren ihre Reichsunmittelbarkeit und wurden Landstädte der Fürsten, und selbst der Hansabund, der sein Daseyn durch alle Stürme der Zeit dadurch zu retten gewußt, daß er kein engherziges Sonderinteresse über die Wohlfahrt des Gesammtvaterlandes gesetzt, sah seinem wohlverdienten Untergange entgegen. Zur Zeit der französischen Revolution gab es nur noch 51 Reichsstädte, die noch vor und nach der Auflösung des deutschen Reichs sämmtlich bis auf 4 ihre Selbstständigkeit verloren. Inzwischen waren auch die Residenzstädte der Fürsten zur Blüthe gekommen, die sich um so schneller und glänzender entwickelte, je entschiedener die Fürstengewalt der Mittelpunkt des politischen Lebens in Deutschland wurde.

Die heutigen Städteordnungen, im Unterschiede von den allgemeinen Gemeindeordnungen, beruhen auf dem Gegensatze zwischen Stadt und Land, der, wo er noch in voller Geltung ist, manche Verschiedenheiten in der Gemeindeverfassung begründet. In England, wo es weder einen Bauernstand, noch Dorfgemeinden in unserem Sinne gibt, sowie in Nord- und Mitteldeutschland ist das Kommunalwesen durch Städteordnungen geregelt. Während diese hier komplicirter und aristokratischer sind und den städtischen Behörden selbst manche staatliche Funktionen zutheilen, hat in Süddeutschland das Städtewesen ein einfacheres und mehr demokratisches Gepräge und ist der Befugnißkreis der städtischen Obrigkeit mehr auf reine Kommunalangelegenheiten beschränkt. Obwohl auch in Norddeutschland die Städte weit davon entfernt sind, Staaten im Staate zu bilden, wie es zur Zeit ihrer Blüthe im Mittelalter der Fall war, so ist hier doch noch gegenwärtig ihre Abhängigkeit vom Staat geringer und ihre Selbstständigkeit größer. Allenthalben in Deutschland zog der Staat die ihm gebührenden Funktionen mehr und mehr an sich und drückte die Städte in die Stellung von ihm ganz abhängiger Organe herab. Am weitesten ging man in dieser Beziehung in Preußen, wo die Administration der Städte ganz in den Händen von Staatsbeamten und von städtischer Selbstständigkeit gar keine Rede mehr war. Erst die von Stein herrührende Städteordnung vom 19. Nov. 1808 emancipirte die Städte im Wesent-

lichen von der Bevormundung durch den Staat und gab ihnen eine selbstständigere Stellung. Dadurch aber, daß der Staat nach dieser Verfassung grundsätzlich sich der Gemeindebeamten auch als Organe für seine administrativen Zwecke bedienen wollte, mußte die Organisation dieser Behörden etwas komplicirt werden. Als städtische Hauptbehörden wurden überall Stadtrath und Stadtverordnete kreirt, beide auf Bürgerwahl beruhend, aber nicht auf Lebenszeit gewählt. Aehnliche Grundsätze befolgte die sächsische Städteordnung vom 2. Februar 1832; nur werden nach ihr die Rathsmitglieder auf Lebenszeit ernannt und für besondere Fälle größere Bürgerausschüsse niedergesetzt. Nachdem schon durch die revidirte Städteordnung vom 17. März 1831 die Selbstständigkeit der Kommunalverwaltung wieder sehr beschränkt worden war, beseitigte die neueste preußische Gesetzgebung durch neue Städteordnungen für die östlichen Provinzen das Werk Steins vollends. In Hannover, Mecklenburg und mehren kleineren thüringischen Staaten bestehen nicht allgemeine Städteordnungen, sondern nur Stadtordnungen für einzelne Städte. Die kurhessische Gemeindeordnung von 1834 hat mehr süddeutsches Gepräge. In Süddeutschland nämlich, besonders in Würtemberg, Baden, Nassau u. Darmstadt, hatte man nach französischem Muster den Wirkungskreis der Kommunen möglichst eingeschränkt, zur Entschädigung aber denselben eine mehr demokratische Verfassung verliehen. In Würtemberg ist das Edikt vom 1. März 1822 mit mehren Nachträgen, namentlich einem vom 15. April 1828 gültig. Im Großherzogthum Hessen datirt die Gemeindeordnung vom 30. Juni 1821, in Baden vom 31. Dec. 1831, doch erfuhr sie hier 1832 und 1837 wesentliche Modifikationen im antidemokratischen Sinne. In Bayern gilt die Verordnung vom 17. Mai 1818, u. es ist hiernach besonders die Stellung der rechtskundigen Bürgermeister zur Regierung bemerkenswerth. Die sehr eingeschränkte Municipalverfassung Frankreichs, auf den Gesetzen vom 31. März 1831 und 18. Juli 1837 beruhend, ist ganz bureaukratisch, beschränkt die Gemeindevertretung auf bloße Kontrole und gestattet der Regierung, welche die Maires aus ihr vorgeschlagenen Kandidaten ernennt, einen weitgreifenden Einfluß auf die inneren städtischen Angelegenheiten. Auch in England sind die ziemlich demokratisch organisirten Gemeindebehörden auf einen engen Befugnißkreis beschränkt, dürfen sich aber innerhalb desselben frei von allen Einwirkungen der Regierung bewegen. Vergl. Gaupp, Ueber deutsche Städtegründung, Stadtverfassung und Weichbild im Mittelalter, Jena 1824; Kortüm, Entstehungsgeschichte der freistädtischen Bünde im Mittelalter und in der neueren Zeit, Zürich 1827—30, 3 Bde.; Hüllmann, Städtewesen im Mittelalter, Bonn 1825—29, 4 Bde.; Reichard, Statistik und Vergleichung der jetzt geltenden ständischen Verfassungen in den monarchischen Staaten Deutschlands, Altenburg 1844.

Stadt am Hof, Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Oberpfalz und Regensburg, bildet gleichsam die Vorstadt von Regensburg, mit Brücke über die Donau und den Regen, Landgericht, Augustinernonnenkloster, Spital, Waisenhaus, Brauerei, Schifffahrt und 2100 Einw.

Stadtberg (Marsberg), Stadt in der preußischen Provinz Westphalen, Regierungsbezirk Arnsberg, Kreis Brilon, an der Diemel, zerfällt in die obere und niedere Stadt, hat eine Rolandssäule, eine Kranken- und Irrenanstalt, Kupferbergwerke, Gyps- und Dachschieferbrüche, Eisenhütten und 2800 Einw. Zu Karls des Großen Zeit stand hier die alte Festung Eresburg.

Stadthagen, Amtsstadt im Fürstenthum Schaumburg-Lippe, mit Schloß, 2 Kirchen, lateinischer Schule, Mineralquelle, Salpetersiederei und 1920 Einw. In der Nähe Steinkohlenbergwerke.

Stadt Lauringen, s. Lauringen.

Stadtlohn (Stadt-Loen), Stadt in der preußischen Provinz Westphalen, Regierungsbezirk Münster, Kreis Ahaus, mit starker Leinwandfabrikation, Steingut- und Thonpfeifenfabriken, Eisenschleifereien, Bleichen, bedeutendem Handel mit Leinwand und 2300 Einw. Hier siegten den 6. August 1623 die Kaiserlichen unter Tilly über Herzog Christian von Braunschweig und im August 1638 die Kaiserlichen unter Hatzfeld über die Schweden unter King.

Stadtrath, die oberste städtische Behörde, welcher die Verwaltung der städtischen Angelegenheiten obliegt, unter dem Vorsitz eines Bürgermeisters in der Regel aus einem Syndikus, Stadtschreiber und den Stadtverordneten (Rathsherren, Senatoren) besteht und durch die Wahl der gesammten Bürgerschaft, unter Vorbehalt der Genehmigung von Seiten der Regierung, gebildet zu werden pflegt.

Stadtrecht, ursprünglich das kaiserliche oder landesherrliche Privilegium, wodurch eine Gemeinde zur Stadt erhoben ward, dann Inbegriff der in einer Stadt gültigen Rechtsinstitute. Solche S.e entstanden in Deutschland auf dem Boden der Land- oder überlieferten Volksrechte allmählig seit dem 10. Jahrhundert, und zwar aus Privilegien der Kaiser und Fürsten über die Befugnisse der herrschaftlichen Beamten, über Markt- und Gewerbewesen, über die persönlichen und privatrechtlichen Verhältnisse der Einwohner &c., wozu dann neue Rechtsgewohnheiten, die sich aus den Volks- und Dienstrechten der betreffenden Orte unter der fortschreitenden Entwickelung der städtischen Verhältnisse bildeten, Urtheile der Schöffengerichte und Verordnungen des Raths kamen. Aus diesen Materialien wurden, gewöhnlich auf Betreiben des Raths, zusammenhängende S.e verfaßt, wodurch die Rechte des Königs oder sonstigen Landesherrn, die Gerechtsame des Raths und der städtischen Beamten, das Gerichtswesen und die Rechtspflege, das Straf-, Ehe-, Eigenthums- und Erbrecht, die Rechtsverhältnisse der Kaufleute, Handwerkszünfte, auch der Fremden, Juden &c. normirt wurden. Oft ward das Recht einer Stadt mehr oder minder vollständig von anderen recipirt, so daß dann die Mutterstadt des Rechts gewöhnlich eine Art von Obergerichtshof für letztere bildete. Am mannichfaltigsten verzweigte sich die Rechtsentwickelung in den Städten des sächsischen Stammes. In Westphalen wurden Mutterstädte von S.en Mün-

ster mit den Tochterstädten Bielefeld, Ahlen, Bocholt, Koesfeld, Dülmen u. a. m.; Rüthen mit den Tochterstädten Arnsberg, Brilon u. a. m.; Dortmund mit den Tochterstädten Hörter, Kamen, Lüdenscheid, Wesel; Soest mit den Tochterstädten Minden, Warburg, Siegen, Lippstadt u. a. m. An diese reihen sich als minder hervorragend Büren, Hagen, Hamm, Unna u. a. m. Das soester Recht ward selbst nach Lübeck verpflanzt. Zwischen Weser und Elbe bildeten Goslar, Braunschweig, Lüneburg und Uelzen Mittelpunkte, für das nordöstliche Deutschland Magdeburg und Lübeck. Die Hauptausgangspunkte des lübischen Rechts waren außer Lübeck besonders Rostock und Stralsund; des magdeburgischen außer Magdeburg, Halle, Leipzig, Brandenburg, Breslau, Kulm. Jenes gewann die Küstenstriche von Schleswig ab bis zu den östlichsten deutschen Ansiedelungen, dieses die Binnenlande bis nach Böhmen, Schlesien und Polen hinein und verbreitete sich als kulmer Recht über ganz Preußen. Doch fanden zwischenhinein mancherlei Mischungen Statt, indem einzelne Städte bald lübisches, bald magdeburger Recht nach einander annahmen, andere ihr Recht aus verschiedenen Bestandtheilen zusammensetzten. In Thüringen wurden maßgebend Erfurt, Nordhausen und Eisenach; in Ostfranken Aachen, Worms, Würzburg, Bamberg, Frankfurt a. M. und Köln, dessen Recht tief in die schwäbischen und burgundischen Lande eindrang und unter anderen in Freiburg im Uechtlande, Bern, Murten, Thun rc. Aufnahme fand. Unter den schwäbischen Städten erhoben sich namentlich Straßburg, Hagenau und Kolmar und diesseits des Rheins Ueberlingen und Ulm, von den bayerischen Städten aber Regensburg und Nürnberg, weiter östlich Eger zu Mittelpunkten. In Folge der Umgestaltung der Territorialverhältnisse, sowie der Rechtsbegriffe machten sich Umänderungen der S.e nothwendig, und so entstanden im Laufe des 15., 16. und 17. Jahrhunderts an vielen Orten verbesserte S.e, sogenannte „Reformationen", wobei aber unter Einwirkung eines rechtsgelehrten Stadtschreibers oder durch eine aus Doktoren des Rechts zusammengesetzte Kommission mehr und mehr römisches Recht eingemischt ward, bis zuletzt die alten S.e zugleich mit der eigenen Gerichtsbarkeit und der Autonomie der Städte größtentheils dem Alles unterdrückenden Absolutismus der Landesherren erlagen. Vgl. Gaupp, Deutsche S.e des Mittelalters, Bresl. 1851—52, 2 Bde.; Gengler, Deutsche S.e des Mittelalters, Erlangen 1852.

Stadtsteinach, Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Oberfranken, an der Steinach, Sitz eines Landgerichts, Rentamts, Berg- und Hüttenamts, mit Schloß, Kapelle, Armenhaus, Eisenhammer, Hochofen, Marmor- und Serpentinschleiferei, Rotheisensteinbrüchen und 1330 Einw.

Stäbroek, Stadt, s. v. a. Stabroek 2).

Städelsches Institut, s. Frankfurt a. M.

Stägemann, Friedrich August von, verdienter preußischer Staatsmann und Dichter, am 7. Nov. 1763 zu Vierraden in der Uckermark, wo sein Vater Prediger war, geboren, verwaiste früh und kam, 10 Jahre alt, in das schindlersche Waisenhaus zu Berlin, besuchte dann bis 1782 das dortige Gymnasium zum grauen Kloster und studirte zu Halle die Rechte. Nach Vollendung seiner akademischen Laufbahn arbeitete er seit 1785 als Auskultator bei der Regierung in Königsberg, wurde dann Kriminalrath, hierauf Landschaftssyndikus und 1806 geheimer Oberfinanzrath, Mitglied des Generaldirektoriums u. Hauptbankkommissarius in Berlin, 1807 vortragender Rath bei dem nachmaligen Staatskanzler von Hardenberg und nach dem tilsiter Frieden Mitglied der zur Verwaltung des Landes niedergesetzten Immediatkommission. Unter dem Ministerium Stein war er bis zum Dec. 1808 vortragender Rath und als solcher bei der Regulirung der Kriegskontributionsgeschäfte in Erfurt thätig. Im Jahre 1809 ward er Staatsrath, begleitete Hardenberg nach Paris, London und zum wiener Kongreß und trat 1819 an die Spitze der Redaktion der damals gegründeten „Staatszeitung", gab aber letztere Stellung später wieder auf. Er † den 17. Dec. 1840. Seine vaterländischen Gedichte, gesammelt als „Historische Erinnerungen in lyrischen Gedichten" (Berlin 1828), zum Theil meisterhaft in kunstvoller Odenform abgefaßt, haben in den Befreiungskriegen viel zur Erhebung und Begeisterung der Gemüther beigetragen. Sehr sinnig und zart sind die Sonette, welche er seiner Gattin Elisabeth, geb. Fischer (geboren den 11. April 1761 zu Königsberg in Preußen, † in Berlin am 11. Juli 1835), widmete und nach deren Tode unter dem Titel „Erinnerungen an Elisabeth" (Berlin 1835) herausgab. Aus ihrem Nachlasse gab Dorow heraus: „Erinnerungen für edle Frauen" (Leipzig 1846, 2 Bde.).

Stähelina (Stranchscharte), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, Stauden und Sträucher mit abwechselnden, flaumigen Blättern am Mittelmeer, wovon S. arborescens *L.*, Serratula arborescens *Lam.*, mit hochrothen Blüthen mit gelblichweißen Hüllen, besonders auf Kreta, die Felsspalten schmückt; S. dubia *L.*, Serratula conica *Lam.*, mit weißfilzigen Blättern und Aesten und purpurrothen Blüthen, in Südeuropa gegen Gelbsucht und Würmer gebraucht wird.

Stähr, s. v. a. Widder, das Männchen des gemeinen Schafes.

Staël-Holstein, Anne Louise Germaine, Baronin von, geb. Necker, berühmte Schriftstellerin der neueren Zeit, geboren den 22. April 1766 zu Paris, als ihr Vater noch Kommis beim Bankier Thélusson war. Ihre Mutter, die Tochter eines Geistlichen in der französischen Schweiz, überwachte die erste Erziehung ihrer Tochter nach den schroffen Grundsätzen des genfer Calvinismus. Dieselbe schloß sich jedoch weniger an die Mutter, bei welcher sie einen peinlichen Zwang fühlte, sondern mehr an ihren Vater an, dessen Geistesrichtung der ihrigen verwandt war, und der es besser als die Mutter verstand, den Geist der Tochter nach ihrer Eigenthümlichkeit anzuregen. So bildete sich die gegenseitige Anhänglichkeit, die von seiner Seite als innige Zärtlichkeit, von ihrer Seite als schwärmerische Liebe, als eine an Anbetung grenzende Verehrung erschien. Von ihrer zartesten Jugend an beschäftigte sie

sich mit schriftlichen Arbeiten. In ihrem 11. Jahre machte sie Auszüge aus Montesquieu's Werke über die Gesetze, mit eigenen Bemerkungen begleitet, und selbst Raynal wollte sie um diese Zeit veranlassen, für seine Geschichte der Niederlassungen und des Handels der Europäer in beiden Indien einen Aufsatz über den Widerruf des Edikts von Nantes zu schreiben. Ihre ersten Schriften sind einige Erzählungen und Dramen. Aufsehen erregte die junge Schriftstellerin zuerst durch ihre „Lettres sur les ouvrages et le caractère de J. J. Rousseau“, die 1788 nur in wenigen Abdrücken bekannt gemacht wurden, im folgenden Jahre aber in einer vermehrten Auflage erschienen. Nicht lange vorher hatte sie dem schwedischen Gesandten in Paris, Freiherrn von Staël-Holstein, ihre Hand gereicht, nicht ihrer Herzensneigung folgend, welche dem Vicomte Matthieu de Montmorency angehört zu haben scheint, sondern durch ihre Mutter bestimmt, die als eifrige Protestantin darauf bestand, daß sie einen Mann ihres Glaubens wählen solle, und äußeren Rücksichten auf eine hohe gesellschaftliche Stellung in Paris ꝛc. Gehör gebend. Die Revolution, welche um diese Zeit ausbrach, hatte auf ihre Geistesrichtung und ihr Schicksal einen entscheidenden Einfluß. Mit den politischen Ansichten ihres Vaters vertraut und mit den freisinnigen Gedanken genährt, wodurch ausgezeichnete französische Schriftsteller ihren Zeitgenossen eine neue Richtung gaben, war sie seit ihrer frühesten Jugend von Freiheitsliebe begeistert, welche Gesinnung sich schon in ihrer Schrift über Rousseau kräftig aussprach. Ihres Vaters Verbannung (1787) machte einen eben so erschütternden Eindruck auf sie, als seine bald nachher (1788) erfolgte Berufung ins Ministerium und die hohe Volksgunst, die ihn umgab, das Herz der bewundernden Tochter erhoben. Als der Sturm der Revolution, der ihm bald zu mächtig ward, im September (1790) ihn zwang, für immer vom Schauplatz des öffentlichen Lebens abzutreten und Zuflucht in seiner Heimath zu suchen, blieb die Tochter mit den Ihrigen in Paris. Sie sah bald nach so feurigen Hoffnungen mit Schmerz ihre Erwartung betrogen. Während der beginnenden Pöbelherrschaft war sie edelmüthig, selbst eigene Gefahr nicht scheuend, bemüht, dem Tode Opfer zu entreißen, und theilte selbst dem Minister Montmorin einen Plan zur Flucht der königlichen Familie mit, der aber nicht benutzt ward. Nach dem Aufstande vom 10. August 1792 verschob sie ihre Abreise von Tag zu Tag, da sie sich nicht allein retten wollte, während so viele Freunde in Gefahr schwebten. Am 2. September, als die Sturmglocke zu Aufruhr und Mord rief, wollte sie Paris verlassen, aber vom empörten Pöbel aufgehalten, entging sie nur durch Hülfe ihres Freundes Manuel seiner Wuth und kam glücklich auf dem Landgute ihres Vaters an. Nach kurzem Aufenthalt daselbst begab sie sich nach England, wo sie ihre Schrift zu Gunsten Marie Antoinette's: „Réflexions sur le procès de la reine“ (Paris 1793) entwarf. Als Schweden die französische Republik anerkannt hatte, ging ihr Mann wieder als Gesandter nach Paris, und auch sie kam 1793 dahin zurück. Die ruhigere Verwaltung, die mit der Herrschaft des Direktoriums anhob, erlaubte ihr, Verbindungen anzuknüpfen, die sie benutzte, die Zurückberufung mehrer Ausgewanderten zu bewirken. Barras ward ihr Beschützer, als die übrigen Direktoren Verfolgungen gegen sie verhängen wollten, und sie gewann selbst so viel Einfluß, daß Talleyrand, der 1796 aus seiner Verbannung in Amerika zurückkehrte, auf ihre nachdrückliche Empfehlung durch Barras zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten befördert wurde. Während dieser ruhigen Zeit wandte sie sich auch wieder schriftstellerischen Arbeiten zu. Dahin gehören zwei politische Schriften: „Réflexions sur la paix, adressées à Mr. Pitt et aux François“ (Paris 1794) und „Réflexions sur la paix intérieure“ (das. 1795), worin sie ihre Ansichten über Frankreichs damalige Lage mittheilte und die merkwürdige Aeußerung niederlegte, daß Frankreich nur durch willkürliche Kriegerherrschaft zur gesetzmäßigen Monarchie gelangen werde. Ein Jahr später erschien ihre Abhandlung „De l'influence des passions sur le bonheur des individus et des nations“ (Lausanne und Paris 1796, 3. Aufl. 1797), ein Werk, das bei einem großen Reichthume tiefer und lichtvoller Gedanken doch keine vollständige Ausführung des vorgelegten Gegenstandes gibt und eine so verfehlte Anlage des Planes hat, daß es nicht als harmonisches Ganzes vollendet werden konnte. Die Verbindung mit ihrem Manne, der in Hinsicht auf Geistesbildung weit unter ihr stand, war vom Anfange an ziemlich kalt gewesen; als sie nun das Vermögen ihrer Kinder gegen den Einfluß seiner unbedachtsamen Freigebigkeit sichern zu müssen glaubte, kam es zu einer Trennung, die jedoch nicht lange dauerte; denn als er, von Altersschwäche und Kränklichkeit gebeugt, die Pflege der Seinigen brauchte, näherte sich Frau von S. ihm wieder und reiste 1798 mit ihm nach der Schweiz, aber er starb den 9. Mai 1802 zu Poligni, ehe sie das Landgut ihres Vaters erreichte. Den Mann, der auf das Schicksal ihres späteren Lebens einen so feindselig störenden Einfluß hatte, Bonaparte, hatte sie kurz vorher zum ersten Male gesehen, als er nach dem Frieden von Campo Formio (1797) nach Paris zurückkehrte. Obwohl sie schon damals fühlte, daß keine Regung des Herzens auf ihn wirken könne, so hielt sie es doch für möglich, ihn für die Sache der schweizerischen Unabhängigkeit zu gewinnen. Die Gefahr, welche der letzteren drohte, trieb sie aus Paris zu ihrem Vater nach Coppet; bald nachher aber, als Genf mit Frankreich vereinigt worden, kehrte sie nach Paris zurück, um die Ausstreichung ihres Vaters von der Liste der Ausgewanderten zu bewirken. Da aber Necker in seiner Schrift „Dernières vues de politique et des finances“ (1802) Bonaparte's Entwurf, eine Monarchie in Frankreich zu gründen, auf eine dem Gewalthaber unangenehme Weise berührt hatte, so wurde die Tochter auf 40 Stunden im Umkreis von Paris verbannt, unter dem Vorgeben, daß sie ihrem Vater falsche Berichte über Frankreich mitgetheilt habe. Während der Verbannung lebte sie bei ihrem Vater in Coppet, meist aber auf Reisen, und nur einmal war sie seitdem (1806) auf einige Tage heimlich in Paris. Ihr schriftstelle-

rischer Ruf hatte sich inzwischen in weiteren Kreisen verbreitet durch ihre Schrift „De la littérature considérée dans ses rapports avec les institutions sociales" (Paris 1800, 2 Bde.), welche aber vielen Widerspruch erfuhr, und besonders durch ihren Roman „Delphine" (das. 1803, 6 Bde., u. öfter), eine Schilderung ihrer eigenen Jugend, ein Werk, das von einigen Beurtheilern zu hoch erhoben und von anderen so tief herabgesetzt wurde, daß die Verfasserin sich gedrungen fühlte, in einem besonderen Aufsatze den sittlichen Zweck desselben zu vertheidigen. Im Jahre 1803 machte sie ihre erste Reise nach Deutschland. Die Nachricht von der Krankheit ihres Vaters trieb sie bald zur Rückkehr, aber ehe sie die Schweiz erreichte, empfing sie (April 1804) die Todesbotschaft. In der religiösen Stimmung, worein sie diese versetzte, schrieb sie einen trefflichen Aufsatz über Neckers häusliches Leben, den sie der Sammlung seines Nachlasses („Manuscrits de M. Necker publiés par sa fille", 1805) vorsetzte. Um ihren Schmerz zu zerstreuen, reiste sie 1805 nach Italien. Seit dieser Zeit war A. W. Schlegel, den sie in Berlin kennen gelernt hatte, ihr Begleiter, und sein Umgang ist nicht ohne Einfluß auf ihre Geistesrichtung und ihre Ansichten, besonders über Kunst und deutsche Literatur, geblieben. Die Frucht ihrer Reise nach Italien war „Corinne ou l'Italie" (Paris 1807, 2 Bde., u. öfter), das glänzendste ihrer Werke, besonders in Hinsicht auf Darstellung, worin ein Roman und ein reizendes Gemälde von Italien glücklich verschmolzen sind und das durch Friedrich Schlegels gelungene Uebersetzung auch Eigenthum der deutschen Literatur geworden ist. Im Jahre 1810 ging sie nach Wien, um neuen Stoff zu dem Werke zu sammeln, das sie schon auf ihrer ersten Reise durch Deutschland entworfen hatte, „De l'Allemagne", einem Gemälde dieses Landes in Beziehung auf Sitten, Literatur und Philosophie. Die Censur hatte schon in der Handschrift viele Stellen gestrichen, aber kaum war der Druck vollendet, als die ganze Auflage auf Befehl des damaligen Polizeiministers Savary weggenommen und sogleich vernichtet wurde. Erst zu Ende 1813 erschien das Werk (3 Bde.) unverstümmelt zu London, darauf 1814 auch zu Paris und in einer neuen Ausgabe zu Leipzig. So reich dieses Werk an scharfsinnigen, geistvollen Gedanken und so achtungswerth durch die Wärme, womit es den Franzosen deutsche Art und Kunst empfiehlt, so hat man doch mit vielem Rechte viele schiefe Ansichten und falsche Meinungen gerügt und gerade in dieser Schrift, mehr als in anderen Werken, einen auffallenden Mangel an Uebereinstimmung in den Grundsätzen gefunden. Frau von S. ward darauf schärfer verfolgt und ihre Verweisung von Paris in eine Verbannung aus Frankreich verwandelt. Selbst ihre Freunde, welche die Verbannte besuchten, setzten sich der Verfolgung aus. Den Aufenthalt auf dem väterlichen Landgute, den man ihr gestattete, verschönerte eine neue Verbindung, die sie um diese Zeit mit einem jungen Offizier aus Südfrankreich, de Rocca, insgeheim knüpfte. Aber die fortwährenden Anfeindungen, denen sie sich von Seiten der französischen Polizei ausgesetzt sah, bewogen sie endlich zur Flucht. Im Frühjahr 1812 begab sie sich über Wien nach Moskau und Petersburg und von da nach Stockholm, wo ihr jüngster Sohn Albert im Duell blieb. Hier erschienen ihre „Réflexions sur le suicide" (Stockh. 1812), mit einer Widmung an den Kronprinzen von Schweden, der sie sehr wohlwollend aufgenommen hatte. Im Anfange des folgenden Jahres ging sie nach England, wo sie großes Aufsehen machte. Nach Napoleons Sturz kehrte sie nach langer Verbannung, deren Ereignisse sie in „Dix années d'exile" (Leipzig 1822) theilweise erzählt, nach Paris zurück. Die fremden Fürsten empfingen sie mit hoher Auszeichnung, und ihr Einfluß hat nicht wenig beigetragen, den Rückzug der fremden Kriegsvölker zu beschleunigen. Nach Bonaparte's Rückkehr von Elba verließ sie Paris und eilte nach Coppet. Bonaparte ließ sie hier zwar zurückrufen, da man sie bei dem neuen Verfassungswerke brauchte, aber sie weigerte sich mit den Worten: „Er hat die Konstitution und mich 12 Jahre entbehren können und braucht auch jetzt keine von uns beiden." Gleich nach des Königs Rückkehr erhielt sie endlich durch Einschreibung ins große Buch Vergütung für die alte Schuld von 2,000,000 Fr., die ihr Vater bei seinem Abschiede im öffentlichen Schatze zurückgelassen, eine Schuld, die einst selbst das Direktorium anerkannte und in geistlichen Gütern bezahlen wollte, was aber Necker ausschlug. In einem glücklichen häuslichen Kreise und im engen Verkehr mit literarischen und politischen Freunden, wie Benjamin Constant, Guizot, dem Herzog von Broglie, ihrem Schwiegersohne, und anderen doktrinären Liberalen, lebte sie seitdem in Paris, bis zu ihrer letzten Krankheit mit Ausarbeitung der trefflichen „Considérations sur les principaux évènements de la révolution française" (Paris 1819, 3 Bde., Leipzig 1819, 3 Bde.) und der Revision ihrer früheren Schriften beschäftigt. Seit Anfang 1817 kränkelnd, † sie den 14. Juli 1817 zu Paris. Eine Ausgabe ihrer Werke veranstaltete ihr ältester Sohn (Paris 1820—21, 18 Bde.), mit einer biographischen Notiz von Madame Necker de Saussure. Vergl. Hortense Allard, Lettres sur les ouvrages de Mad. de S., Paris 1824. Ihr ältester Sohn, Auguste Louis, Baron von S., geboren den 31. August 1790, Verfasser einer „Notice sur Mad. Necker" (Par. 1820) und interessanter „Lettres sur l'Angleterre" (das. 1826), † den 19. Nov. 1827 zu Coppet, und ein Sohn folgte ihm schon 1829 im Tode nach. Der Frau von S. zweiter Gemahl starb bald nachher, und ein Sohn aus dieser zweiten Ehe schon 1818 zu Hières.

Stämpfli, Jakob, einer der Hauptführer der schweizerischen Radikalen, geboren 1820 in Schüpfen im Kanton Bern als Sohn eines Bauern, besuchte die gewöhnlichen Primärschulen und kam 1834 zu einem Notar nach Büren, um sich für den Schreiberdienst auszubilden. Zwei Jahre diente er auch im Jura als Knecht, um das Französische zu lernen. Dann aber widmete er sich zu Bern, hauptsächlich unter Snells Leitung, mit Eifer juristischen Studien und ward 1843 Advokat. Schon damals radikalen Ansichten huldigend, betheiligte er sich an den Freischaarenzügen und trat 1845 als Redakteur der „Berner

Zeitung", des Organs der radikalen Partei, in Opposition zu der gemäßigt-liberalen Fraktion, welche damals am Ruder war. Nachdem auf seinen Betrieb mit der Revision der Verfassung auf dem bis jetzt ungewöhnlichen Wege die Berufung eines Verfassungsraths beschlossen worden, führte er neben Ochsenbein in letzterem die Hauptstimme. Im Juli 1846 in den Regierungsrath berufen, übernahm er die Leitung der Finanzen und führte direkte Besteuerung, Aufhebung aller Feudallasten und Centralisation des Armenwesens durch, und zwar auf so zweckmäßige Weise, daß diese Reformen selbst von seinen konservativen Gegnern, die später wieder ans Ruder kamen, im Wesentlichen unangetastet gelassen wurden. Nachdem er bei der Tagsatzung, welche das Einschreiten gegen den Sonderbund beschloß, als dritter Gesandter Berns eine untergeordnetere Rolle gespielt, bekleidete er im darauf folgenden Feldzuge das Amt eines eidgenössischen Kriegszahlmeisters, als welcher er im Flüssigmachen der zum Unterhalt der Truppen nöthigen Gelder großes Geschick entwickelte. Weil er aber aus finanziellen und anderen Gründen sich gegen die neue Bundesverfassung von 1848 erklärt hatte, so ging seine Wahl in den Nationalrath kaum durch. Nachdem der ungegründete Argwohn, als beabsichtige er, die Schweiz in fremde Händel hineinzuziehen, seiner Popularität in dem Grade Eintrag gethan hatte, daß ihm bei der Wahl in den Bundesrath sein jetziger Gegner Ochsenbein vorgezogen ward, wußte er sich durch gerade und charaktervolle Haltung die verlorene Volksgunst bald wieder zu verschaffen und ward 1849 zum Regierungspräsidenten des Kantons Bern ernannt. Zwar suchte er vergeblich in dem neuen, eine geringe konservative Majorität zählenden großen Rathe eine Mittelpartei zu Stande zu bringen, dagegen machte er in der „Berner Zeitung" wirksame Opposition und trug nicht wenig dazu bei, daß bei den berner Nationalrathswahlen von 1851 seine Partei die Oberhand erhielt. Schon früher hatte ihm selbst die Bundesversammlung durch seine Ernennung zum Präsidenten des Nationalraths einen Beweis ihrer Anerkennung gegeben. Jedenfalls ist er unter den dermaligen Staatsmännern Berns einer der begabtesten.

Ständchen, s. Serenade.

Stände, die verschiedenen Klassen der menschlichen Gesellschaft, welche theils als abgeschlossene Kasten sich forterben, theils auf der Verschiedenheit menschlicher Beschäftigung beruhen. Auf dem ersteren Eintheilungsgrund beruht die Unterscheidung in Adelige und Nichtadelige, auf dem anderen die Eintheilung der Nichtadeligen in Bürger- und Bauernstand, sowie eine Menge anderer Eintheilungen in die S. der Gelehrten, Handwerker, Kaufleute, Kapitalisten, Gewerbtreibenden, Ackerbauer &c. Die Standesunterschiede haben jetzt auf die Rechtsverhältnisse wenig Einfluß, und insbesondere haben die auf der Geburt beruhenden Standesbevorzugungen ihre Bedeutung verloren, während dagegen die Standesunterschiede, welche auf der Gleichartigkeit der Interessen und der Beschäftigung beruhen, sich kaum jemals entfernen lassen werden. Vgl. Hüllmann, Geschichte des Ursprungs der S.e in Deutschland, 2. Aufl., Berlin 1830, 3 Bde. Auch ist S. s. v. a. Landstände.

Ständeversammlung, s. v. a. Landtag.

Stärkende Mittel (tonische Mittel, Tonica, Roborantia), diejenigen Mittel, welche bei Schwächezuständen das Wirkungsvermögen subjektiv oder objektiv erhöhen, sind nur dann am Platze, wenn wahre Schwäche vorhanden ist, bei objektiv nachweisbarem Unvermögen zu Kraftäußerungen, namentlich der Muskeln, dessen Ursache im Mangel der kraftentwickelnden Substanz selbst liegt, als in Abmagerung und Atonie der Muskeln, Mangel der wässerigen und zersetzten Beschaffenheit des Blutes, Erweichung und Venosität des Nervenmarkes, angeborener Schwächlichkeit der Konstitution, verkümmerter Entwickelung, Erschöpfung durch Verluste, Verbrauch von Säften, von Blut, Milch, Eiter, Sperma &c., durch Verzehrung der organischen Substanzen in Folge akuter und chronischer Krankheiten, endlich in Folge der andauernden Entziehungen der nothwendigsten Lebensbedingungen, z. B. bei anhaltendem Darben, Einkerkerung, Gemüthsdepression u. s. f. Die hierher gehörenden Mittel sind entweder diätetisch-psychische: einfache, nüchterne, nicht erschlaffende Lebensweise, Arbeit, Speise und Trank, Schlaf, naturgemäßes Leben überhaupt, Abhärtung, namentlich der Haut, durch leichte Kleidung, Frühaufstehen, Waschungen und Bäder, frische Luft, Turnen, Fechten, Schwimmen, Reiten, Landaufenthalt, Sorge für Gemüthsruhe &c., oder pharmaceutische, die namentlich bei allgemeiner und örtlicher Erschlaffung, Blutmangel, Blutzersetzung, schlechter Ernährung am Platze sind. Hier stehen obenan die Eisenmittel, denen sich die Mineralsäuren, China und die bitteren Mittel anreihen. Specifische Tonica sind insbesondere die balsamischen Mittel und die Gummata ferulacia, Asa foetida, Ammoniak, Myrrha, Balsamum peruvianum, namentlich für die Verrichtungen des Unterleibes und der Schleimhäute. Kontraindicirt sind die angeführten Mittel in allen Fällen von Schwäche, welche nicht auf den erörterten Bedingungen beruht, bei verborgenen und schleichenden Entzündungen innerer Organe, des Hirns, Rückenmarkes, Magens, der Leber u. s. f.

Stärkezucker, s. Stärkmehl.

Stärkmehl (Stärke, Kraftmehl, Amylum, Amidon), das reinste Mehl, welches vorzüglich in den Getreidekörnern und anderen Pflanzensamen, dann auch in vielen Knollen und Wurzeln, im Mark der Palmen und im Stamme unserer gewöhnlichen Holzbäume enthalten ist. Es bildet ein blendend weißes Mehl, welches unter dem Mikroskop als eine Masse von kleinen, farblosen, glashellen Körnchen erscheint. Diese Körnchen sind mit koncentrischen Ringen versehen, die in einem gewissen Punkte, dem Nabelflecke, zusammenlaufen. Genauere Beobachtungen haben gelehrt, daß die Körnchen dieses Ansehen ihrer zwiebelartigen Struktur verdanken, indem sie nämlich aus schalenartig um einen Kern über einander gelagerten Schichten zusammengesetzt sind. Im Allgemeinen ist ihre Form eine rundliche, knollenartige, oft längliche oder abgeplattete, mehr oder weniger unregelmäßige. Die äußerste

Schicht, die Hülle, die sonst ein gleiches Verhalten mit den inneren Schichten zeigt, widersteht den meisten Einflüssen, besonders dem des Wassers, weit stärker als die innere Substanz. Wird S. anhaltend mit kaltem Wasser abgerieben, so sieht man letztere aufquellen, die Hüllen aber unverändert bleiben. Die innere Substanz des S.s ist also gegen die Einwirkung des kalten Wassers durch die äußere feste und dichte Hülle geschützt, und in Folge dieser Anordnung allein ist es möglich, das S. nach den bestehenden Methoden durch Auswaschen des Rohmaterials und längere Behandlung in kaltem Wasser im Großen zu gewinnen. Unter allen (nicht exotischen) Pflanzen sind die Kartoffeln und die Getreidearten allein geeignet, um als Rohmaterial für die Stärkegewinnung im Großen zu dienen. Aus dem Weizen, denn anderes Getreide pflegt man nur selten zu S. zu verarbeiten, erhält man ein feinkörnigeres Produkt, als das gröbere Kartoffelstärkmehl. Die Beschaffenheit des Weizens und der Kartoffeln zeigt, daß man die Stärke bei jenem aus einer beträchtlichen Menge eines zähen, teigbildenden Klebers, also unter Schwierigkeiten, auszuscheiden hat, während bei diesen, den Kartoffeln, die Stärke in Zellen eingeschlossen ist, welche zwar auch andere Bestandtheile, aber in sehr geringer Menge und völlig aufgelöst enthalten. Es bedarf also nur eines Zerreißens der Zellen, um das S. mit Wasser herauszuspülen und durch Absetzenlassen von dem verdünnten Safte zu trennen. Demnach gewinnt man das S. aus Kartoffeln auf die Weise, daß man dieselben zerreibt, den Brei in einem Siebe auswäscht, aus der dadurch entstandenen milchigen Flüssigkeit die Stärke durch Absetzen trennt, sie absüßt und trocknet, was bei der Stärkebereitung im Großen auf besonderen Maschinen geschieht. Der Weizen wird zur Stärkegewinnung entweder unverändert als Körner, oder grob geschroten, oder als Mehl verarbeitet. Nach dem älteren rohen Verfahren ward, um die Stärke vom Kleber zu scheiden, dieser so werthvolle Nahrungsstoff nutzlos verwüstet; wogegen sich die neuere, rationelle Methode die Aufgabe stellt, die Mehlbestandtheile in die beiden Hauptfaktoren, Kleber und Stärke, zu zerlegen und dieselben in unveränderter, nutzbarer Form darzustellen. Das S. enthält sehr kleine Mengen von Wachs oder Fett, die nicht wesentlich dazu gehören und als Verunreinigungen zu betrachten sind. Sehr schwache Spuren von mineralischen Stoffen (aus dem Waschwasser ꝛc.) abgerechnet, hat man sonst keine fremden Beimengungen im S. beobachtet. Es ist eine sehr hygroskopische Substanz. Unter ihren chemischen Eigenschaften ist vorzugsweise von Bedeutung ihr Verhalten zum Jod. Gewöhnliche Stärke mit Jod, als wässerige oder als weingeistige Auflösung, oder als Dampf zusammengebracht, nimmt dasselbe zu einer intensiv und schön violetbraunen Verbindung auf. Bei koncentrirter Jodflüssigkeit erscheint die Färbung fast schwarz und das Jod dringt bis in den Mittelpunkt der Körner ein. Diese Färbung, das gewöhnliche Erkennungsmittel der Stärke, verschwindet allmählig unter dem Einflusse des Lichts, indem das Jod mit dem Wasserstoffe des Wassers in Verbindung tritt; in der Siedehitze verschwindet sie ebenfalls, kommt aber beim Erkalten wieder zum Vorschein. Das S. ist in Weingeist, Aether ꝛc. vollkommen unlöslich, scheinbar auch in kaltem Wasser, welche Eigenschaft es der Hülle verdankt, womit die einzelnen Körnchen umgeben sind, wie bereits erwähnt. Wenn aber S. mit viel kaltem Wasser, z. B. 15 Theilen, gerührt und die milchweiße Mischung langsam erwärmt wird, so beginnt sie von 60° an theilweise durchsichtig zu werden, welche Erscheinung in voller Deutlichkeit bei 72° auftritt. Alsdann bildet das Ganze eine dicke schleimige Flüssigkeit von etwas trüblichem Ansehn, *Kleister* oder *Papp* genannt. Das S. erfährt unter dem Einflusse der Agentien leicht chemische Veränderungen. Diese Veränderungen lassen sich ihrem Erfolge nach unter zwei Gesichtspunkten zusammenfassen: sie werfen entweder die chemische Natur des Amylums von Grund aus um und erzeugen dadurch neue Verbindungen, die mit jenem in keinem näheren Zusammenhang stehen; oder sie wirken nicht sowohl zerstörend, sondern verändern das S. mit einer gewissen Schonung des chemischen Grundbaues dieses Pflanzenstoffs, so daß daraus zwar auch neue, aber mit dem Amylum in sehr nahem Zusammenhang stehende Verbindungen hervorgehen. Die Veränderung der ersten Art, wohin die Zerstörung der Stärke durch stärkere Hitze, sowie Verkohlung ꝛc. gehört, sind für die Technik von sehr untergeordnetem Interesse. Von um so größerem aber sind die der zweiten Art, indem sie die Grundlage einer Menge landwirthschaftlicher und anderer Betriebe und zwar mit der bedeutendsten bilden, selbst abgesehen von ihrer hohen Wichtigkeit für das Verständniß des Pflanzen- und Thierlebens. Fast alle gelinder wirkenden Mittel erzeugen aus der Stärke zwei neue Produkte, das *Stärkegummi* oder *Dextrin* (s. d.) und den *Stärkezucker*. Die Umstände, unter denen dies geschieht, sind entweder freiwillige Zersetzung, oder Kochen, oder Einwirkung von Säuren, oder die Diastase, oder endlich die trockene Wärme. Die Fabrikation des Stärkezuckers gibt nur den weniger anwendbaren Traubenzucker, welcher den Rohrzucker nur in gewissen, nicht zahlreichen Fällen, und alsdann gar nicht zu ersetzen vermag, wenn es sich um die Anwendung des Zuckers in Substanz handelt, also beim Versüßen des Kaffee's, Thee's, der Speisen ꝛc. Die Ursache liegt theils in der größeren Schwierigkeit, ihn zu reinigen und in Krystallen zu erhalten, welche dem Publikum eine unmittelbare Gewähr der Reinheit sind, theils auch in geringerer Löslichkeit und Süße. Man bedarf nahe an zweimal so viel Trauben- als Rohrzucker, um gleiche Grade von Süßigkeit hervorzubringen. Bei der Verwandlung des S.s zu Zucker hat man sich auf die Anwendung der Schwefelsäure beschränkt, weil sie wohlfeil ist, rasch wirkt und nach geschehener Einwirkung wieder auf sehr einfachem Wege abgeschieden werden kann. Da alle Stärkesorten für die Umwandlung in Zucker im Uebrigen gleich geeignet sind, so pflegt man ausschließlich die wohlfeilste, nämlich die Kartoffelstärke, zu verarbeiten. Während des ganzen Vorganges, insbesondere während der Umwandlung der Stärke, entwickelt sich ein höchst

unangenehmer Geruch, den man gewöhnlich der Einwirkung der Säure auf jene geringen Mengen von Oel zuschreibt, womit das Kartoffelstärkmehl behaftet ist. Am häufigsten dient der Stärkezucker zur Fabrikation von Weingeist und Essig, zur Verbesserung geringer Weine u. dergl. Auch pflegen die Franzosen den Stärkesyrup in Menge der Bierwürze zuzusetzen. Der Stärkezucker wird auch zur Fabrikation eines Stärkezuckerweins benutzt, indem man den Stärkesyrup verdünnt, mit dem Safte von Johannisbeeren, Kirschen, Pflaumen &c. versetzt und in Gährung bringt. Durch Behandeln von S. mit Salpetersäure entsteht eine explodirende Verbindung, das **Xyloidin**. Zwei besondere Arten des S.s sind das **Inulin**, welches sich in der Alantwurzel (Inula Helenium) und in den Georginenknollen findet, sich aber von dem gewöhnlichen S. dadurch unterscheidet, daß es von Jod nicht blau gefärbt wird und sich in kochendem Wasser vollständig löst, und das **Lichenin** oder **Moosstärkmehl**, welches sich im isländischen Moos (Cetraria islandica) findet, sich beim Kochen auflöst und die bekannte Gallerte bildet. Neuerlich hat man auch in einer Infusorienart, Euglena viridis, eine eigenthümliche Art S., das **Paramylum**, aufgefunden.

Stäudlin, Karl Friedrich, protestantischer Theolog, den 25. Juli 1761 zu Stuttgart geboren, besuchte das Gymnasium daselbst und das theologische Seminar zu Tübingen, durchreiste dann theils als Erzieher, theils allein 1786—90 Deutschland, die Schweiz, Frankreich und England und ward 1790 als ordentlicher Professor der Theologie nach Göttingen berufen. Im Jahre 1803 zum Konsistorialrath ernannt, † er den 5. Juli 1826. S. hat sich besonders um die Kirchengeschichte große Verdienste erworben. Früher Rationalist, neigte er sich später entschieden dem Supernaturalismus zu. Von seinen Schriften sind außer seiner „Kirchlichen Geographie und Statistik" (Tübingen 1804, 2 Bde.) hervorzuheben: „Ideen zur Kritik des Systems der christlichen Religion" (Göttingen 1791); „Grundriß der Tugend- und Religionslehre zu akademischen Vorlesungen" (das. 1798—1800, 2 Bde.); „Lehrbuch der Dogmatik und Dogmengeschichte" (das. 1801, 3. Aufl. 1822); „Neues Lehrbuch der Moral für Theologen" (das. 1815, 3. Aufl. 1825). Die kirchenhistorische Literatur bereicherte er durch monographische Arbeiten, wie „Geschichte der Vorstellungen von der Sittlichkeit des Schauspiels" (Göttingen 1823); „Lehre vom Selbstmorde" (das. 1824); „Lehre vom Gewissen" (Halle 1824); „Lehre vom Eide" (Gött. 1824); „Lehre von der Ehe" (das. 1826); „Lehre von der Freundschaft" (Hannover 1826); eine „Geschichte des Rationalismus" (Gött. 1826); sowie durch umfassendere Werke, wie „Geschichte der Sittenlehre Jesu" (1799—1823, 2 Bde.); „Universalgeschichte der christlichen Kirche" (Hannov. 1806, 5. Aufl., von Holzhausen bis auf die neueste Zeit fortgesetzt, das. 1833); „Geschichte der christlichen Moral seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften" (das. 1808); „Allgemeine Kirchengeschichte von Großbritannien" (Gött. 1809); „Geschichte der Moralphilosophie" (Hann. 1822); „Geschichte der theologischen Wissenschaften" (Gött. 1810—11, 2 Bde.) und „Geschichte und Literatur der Kirchengeschichte" (herausgegeben von Hemsen, Hannov. 1827). Außerdem gab er mehre kritische Journale heraus, so die „Göttingische Bibliothek der neuesten theologischen Literatur" (1794—1800, 5 Bde.); „Beiträge zur Philosophie und Geschichte der Religion und Sittenlehre überhaupt und der verschiedenen Glaubensarten und Kirchen insbesondere" (Lübeck 1797—99, 5 Bde.); das „Magazin für Religions-, Moral- und Kirchengeschichte" (Hann. 1801—6, 4 Bde.); mit Tzschirner das „Archiv für alte und neue Kirchengeschichte" (Leipzig 1813—20, 5 Bde.) und mit Tzschirner und Vater das „Kirchenhistorische Archiv" (Halle 1823—26). Vgl. Hemsen, Zur Erinnerung an K. F. S., Gött. 1826.

Stafette (franz. Estafette), ein außerordentlicher reitender Bote, welcher von einer Station zur anderen geschickt wird, um Briefe so schnell als möglich weiter zu befördern; auch ein auf diese Art fortgeschickter Brief.

Staffa, kleine schottische Insel, zu den Hebriden gehörig, westlich von der Insel Mull, ⅓ Stunde lang, unbewohnt, rings von steilen Felsen umgeben und ganz aus Basalt bestehend, der besonders an der Südseite prächtige Säulenreihen und Grotten bildet, unter welchen letzteren besonders die **Fingalshöhle** (s. d.) berühmt ist.

Staffage (franz.), einzelne Figuren oder ganze Gruppen von Menschen und Thieren, welche im Vordergrunde einer Landschaft oder eines Architekturbildes zur Belebung der Darstellung angebracht werden. Hält die S., wie bei Ph. Wouvermann, der Landschaft völlig das Gleichgewicht, so wird sie zum Genrebild.

Staffelei, Gestell, dessen sich der Maler beim Anfertigen seiner Bilder zum Aufstellen derselben bedient. Es hat an der Rückseite eine bewegliche einfache oder Doppelstütze, zum Behuf einer willkürlich schrägen Stellung, und ein bewegliches Querholz an der Vorderseite, zum Höher- oder Niedrigerstellen des Bildes. Daher **Staffeleigemälde**, mittelgroße Gemälde, welche auf der S. verfertigt werden, Gegensatz von Wand- und Deckengemälden.

Staffelstein, Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Oberfranken, Landgericht Lichtenfels, am Einfluß der Lauter in den Main, mit Beneficium, Spital, Wollenweberei und 1200 Einw. Dabei der Staffelberg mit der berühmten Wallfahrtskirche **Vierzehnheiligen** (s. d.).

Stafford, englische Grafschaft, liegt zwischen den Grafschaften Derby, Warwick, Worcester, Salop und Chester und umfaßt 53½ □Meilen, mit 630,500 Einwohnern. Im Norden stehen die Moorlandsberge, deren höchste Kuppen, der Weaver, Ashley, Castlering, sich bloß bis 1000 Fuß erheben. Noch niedriger sind die übrigen Höhenketten, welche die Wasserscheide zwischen der Nordsee und dem irländischen Meer nebst dem Bristolkanal bilden. Hierher fließt der Dane auf der Nordwestgrenze und der Saverne mit dem Tern; in die Nordsee der Trent, der im Nordwesten entspringt. Kanäle sind der Grand-Trunk-, Staffordshire-, Worcestershire- und Birminghamkanal. Das Klima ist sehr verschieden, aber viel

kälter im Norden, als im Süden. Der Westwind bringt gewöhnlich Regen, der Ost- und Südwind heiteres Wetter. Ackerbau und Industrie beschäftigen beinahe zu gleichen Theilen die Bevölkerung. Heide, Wald und Sümpfe umfassen gegen 142,000 Acres. Die wichtigsten Produkte sind die aus dem Mineralreich, die zugleich den Handel und die Industrie beschäftigen, nämlich Steinkohlen, Eisen, Kupfer, Kalkstein und Töpferthon. Das Eisenmineral liegt bald über, bald unter den Steinkohlen, besonders um Wednesbury, Tipton, Bilston, Sedgeley, Newcastle. Die wichtigste Kupfergrube ist im Berge Ecton bei Warslow. Unerschöpfliche Kalksteinbrüche enthalten die Berge von Sedgeley und Dudleycastle, die Moorlands u. die Ufer des Dornz auch gibt es farbigen Marmor, Alabaster, Mühlsteine. Der Töpferthon wird in großer Ausdehnung, von mehr als 60,000 Menschen, besondees zu dem berühmten Wedgwoodgeschirr verarbeitet. Aus dem Eisen werden meist Quincaillerlewaaren, Schlösser, Nägel, Stahlwaaren, Handwerkszeug ꝛc. verfertigt. Bedeutend ist anch die Industeie in Leder, Seide, Wolle, Leinen, Kupfer ꝛc. — Die gleichnamige **Hauptstadt**, südöstlich von Chester, am Sow, der in den Trent fließt, und am Grand-Trunkkanal gelegen und durch Eisenbahnen mit London, Chester, Birmingham und Wolverhampton verbunden, ist zwar alt, aber im Allgemeinen gut gebaut, hat 2 Kiechen, von denen die Marienkieche schöne Grabmonumente enthält, ein schönes Stadthaus, Grafschaftshaus, großes Grafschaftshospital, vorzüglich eingerichtetes Irrenhaus und 11,829 Einwohner, welche Wollzeuch-, Tuch-, Topf- und Steingutwaarenfabrikation, sowie bedeutende Gerbereien und Schuhwerkmanufakturen für den londoner Markt unterhalten. Volk- und gewerbeeeicher ist Wolverhampton.

Stag, Tau von verhältnißmäßiger Stärke, welches um die oberste Spitze (Top) der Masten geschlungen und vorwärts unten fest ist, um den Mast in aufrechter Stellung zu erhalten. Jeder Theil des Mastes hat sein besonderes S., das nach demselben seine Benennung erhält.

Stagirus (bei den spätern Schriftstellern **Stagira**), Stadt in Macedonien auf der Halbinsel Chalcidice zwischen dem See Bolbe und der Küste des strymonischen Meerbusens, am Anfang der Erdzunge, an deren äußerster Spitze der Athos liegt, war eine Kolonie der Andrier und berühmt als Geburtsort des Aristoteles, der davon der Stagirite heißt. Jetzt Staveo, mit einigen Ueberresten der alten Stadt.

Stagmaria, Pflanzengattung aus der Familie der Terebinthaceen, mit der einzigen Art **S. vernicifiua** *Jack*, einem Baum in China und auf den Inseln des indischen Archipelagus, der im frischen Zustand so scharfen Saft besitzt, daß derselbe auf der Hand Entzündungen, Blasen u. Geschwüre erzeugt, wie auch sogar die Ausdünstung des Baumes schädlich seyn soll. Nach Loureiro liefert der harzige, aus der Rinde hervorfließende Saft den ächten chinesischen Firniß ('Tsad), wird aber auch bei unterdrückter Menstruation, gegen Würmer und andere Krankheiten als Arznei angewendet.

Stagnation (v. Lat.), Beesumpfung, Stokkung, besonders von in den Gefäßen stockendem Blut oder auch andern Säften des Körpers, namentlich Galle, deren Bewegung gehemmt ist.

Stagnelius, Erik Johann, schwedischer Dichter, geboren 1793 zu Kalmar, wo sein Vater nachmals Bischof war, studirte in Lund u. Upsala und erhielt dann eine Anstellung in der königlichen Kanzlei. Von früher Jugend an mit den Studien beschäftigt, suchte er auf eine seltsame Weise Schellings Identitätslehre mit gnostischer Mystik zu verschmelzen. Den Freuden des geselligen Lebens sich gänzlich entziehend, finster u. verschlossen, dabei maßlos ausschweifend, zerrüttete er seine Gesundheit, so daß er, um seine körperlichen Leiden zu betäuben und den ermatteten Geist zu beleben, zu Wein u. Branntwein griff. In Folge davon verfiel er in periodischen Wahnsinn u. † 1823. Seinen literarischen Ruf gründete er 1817 durch das epische Gedicht „Wladimir der Große", das von der schwedischen Akademie gekrönt wurde. Sein Dichtergenie zeigten aber erst seine Gedichte „Die Lilien in Saron" und „Die Bacchantinnen" und das Deama „Die Märtyrer" (deutsch von Clarus, Regensburg 1853). Seine epischen Gedichte sind die schwächsten unter seinen poetischen Erzeugnissen, und von seinen Tragödien eignet sich keine zur theatralischen Aufführung. Als dramatisches Produkt ist „Der Ritterthurm" das vollendetste. Er selbst besorgte eine Ausgabe seiner Gedichte. Hammarsköld gab seine „Gesammelten Schriften" (3 Bde., Stockholm 1824—26, 3. Aufl. 1836; 2 Bde., 1851—52) heraus. Eine deutsche Uebeesetzung der Werke S.' gab Kannegießer (Leipz. 1853, 6 Bde.).

Stagnone, italienische Inselgruppe, westlich von Sicilien im mittelländischen Meer. Die bedeutendsten Inseln sind Burrone, San Pantaleo, Favilla und Cerdinisi.

Stahl, kohlenstoffhaltiges Eisen, dessen Kohlengehalt zwischen dem des Stabeisens und des Roheisens etwa mitten inne steht u. das entweder unmittelbar aus den Erzen durch ein reducirendes Schmelzen, oder aus dem Roheisen durch einen Frischprozeß, oder endlich aus dem Stabeisen durch Cämentation gewonnen wird. Der vermittelst der beiden erstgenannten Methoden erzeugte S. heißt Schmelz- oder Rohstahl, der andere Cäment- oder Brennstahl. Die Gewinnung des **Schmelzstahls** unmittelbae aus den Erzen geschieht in niedrigen Oefen (Stück- oder Wolfsöfen) und in Herden, wobei aber nue durch gewisse Modifikationen im Gange der Arbeit bald S., bald Stabeisen gewonnen wird und man es nur unvollkommen in dee Gewalt hat, die Erzeugung des einen oder anderen Produkts mit Gewißheit vorauszubestimmen. Eine wichtigeee Darstellungsweise des S.s ist daher die durch Verfrischen von Roheisen. Die Abweichungen, welche in dem Feuerbau von Stahlherden und gewöhnlichen Frischherden Statt finden, sind alle darauf begründet, daß beim Frischen des Roheisens zu S. keine so starke Oxydation hervorgebracht werden darf, als beim Frischen des Roheisens zu Stabeisen. Die geringe Menge Kohlenstoff, welche solches Eisen zu verlieren hat, um zu S. zu werden, oxydirt sich beinahe völlig während des Einschmelzens, und sobald die geschmol-

zene oder doch erweichte Eisenmasse den Boden des Frischraumes erreicht hat, muß sie der ferneren Oxydation so viel als möglich entzogen und hauptsächlich nur hinreichend warm erhalten werden, um mit einer neuen Portion später aufgesetzten und zu S. gewordenen Eisens zusammenzuschmelzen. Die Gewinnung des **Cämentstahls** beruht auf der Thatsache, daß ein in Kohlenpulver eingepacktes und vor starkem Luftzutritte bewahrtes Stabeisenstück, wenn es sammt dieser Umhüllung der Weißglühhitze ausgesetzt wird, nach und nach immer mehr Kohlenstoff aufnimmt und sich endlich in S. verwandelt. War das angewendete Stabeisenstück von großen Dimensionen, oder wurde das Glühen nicht hinreichend lange fortgesetzt, so findet man nach dem Erkalten und Zerschlagen desselben nur die seiner Oberfläche am nächsten gelegenen Theile in S. oder in eine stahlartige Masse umgeändert, während der Kern aus wenig oder garnicht verändertem Stabeisen besteht, welches letztere man leicht durch seine hellere Nuance von dem dunkleren S. unterscheidet. Es beweist dies, daß das Eisen während dieser Behandlung einen Theil Kohlenstoff aus dem umgebenden Kohlenpulver in sich aufgenommen hat, und zwar zuerst an seiner Oberfläche, nach und nach aber auch an tiefer liegenden Stellen. Zur Gewinnung eines guten Cämentstahls ist vor allen Dingen erforderlich, daß man dazu das möglichst reine Stabeisen anwendet, weil der S. noch empfindlicher gegen alle schädlichen Beimengungen ist, als das Eisen. Auch darf das Stabeisen nicht zu weich oder, mit andern Worten, nicht zu kohlenstoffarm seyn, weil nicht allein eine verhältnißmäßig längere Zeit dazu gehört, bis solches Eisen die erforderliche Menge Kohlenstoff in sich aufgenommen hat, sondern weil die Stahlwerdung desselben noch durch den Umstand verzögert wird, daß kohlenstoffarmes Eisen in der Weißglühhitze schwerer erweicht, als kohlenstoffreicheres. Ein hartes, körniges, dabei aber zugleich sehr dehnbares und auf dem Bruche sehniges Stabeisen eignet sich am besten zur Cämentstahlfabrikation. Die Breite und Länge der Stäbe richtet sich nach der Größe der Cämentirkasten und andern lokalen Verhältnissen; ihre Dicke soll aber einen halben Zoll nicht überschreiten, sobald man einen feineren S. gewinnen und die Cämentation nicht allzu lange fortsetzen will. Nur bei Erzeugung gröberer Stahlsorten pflegt man die Stäbe von $^3/_4$ Zoll Dicke anzuwenden. Die zum Cämentiren bestimmte Kohle, in welcher die Stäbe eingepackt sind, darf nicht zu feinem Staube, sondern nur gröblich gepulvert seyn, widrigenfalls die Cämentirung erschwert und der Prozeß verzögert wird. In der Regel wendet man nicht reines Kohlenpulver an, sondern ein Gemenge von diesem mit 10 Procent Asche und 2—3 Procent Kochsalz. Sowohl der Schmelzstahl in dem Zustande, wie er im Stahlfrischherde gewonnen wird, wie auch der aus dem Cämentirkasten kommende Cämentstahl geben kein Produkt ab, welches ohne weitere Vorbereitung als S. angewendet werden könnte. Beide sind **Rohstahl**, welcher an verschiedenen Stellen seiner Masse eine verschiedenartige, theils bessere, theils schlechtere Beschaffenheit besitzt. Die Aufgabe der **Stahlraffinirung** ist es, den Rohstahl in eine möglichst homogene, fein krystallinische Masse umzuwandeln, welche alle Eigenschaften eines guten S.s an sich trägt. Zum Theil, aber nicht in hohem Grade, wird dies schon erreicht, wenn der aus dem Frischherde gehobene Schmelzstahlkuchen, in Stücke zerhauen, jedes Stück zweckmäßig unter dem Hammer behandelt und zu einem Stabe ausgereckt wird; und eben so verbessert sich die Qualität des rohen Cämentstahles, wenn man die einzelnen Stäbe schweißwarm macht und ausschmiedet. Dieses erste Ausschmieden des Rohstahls wird gemeiniglich das Plätten desselben genannt. Die geplätteten, rothglühend vom Hammer kommenden Stäbe werden in Wasser geworfen, durch welche beschleunigte Abkühlung einige in Stücke zerspringen, während andere ganz bleiben. Nun folgt die Operation des **Gärbens**. Zwischen zwei der größeren Stahlstäbe werden so viel kürzere Stücke gelegt, daß das ganze Packet, die **Garbe**, eine Dicke erlangt, als wenn man 6 oder 8 ganze Stäbe mit ihren breiten Seiten an einander gefügt hätte. Die Garbe wird mit einer zweckmäßig hierzu konstruirten Zange gepackt und auf einem Schmiede- oder Frischherde zur Schweißhitze gebracht, worauf ein Ausschmieden zu etwa $1^1/_2$zölligen Quadratstangen erfolgt. Hierdurch erhält man den einmal raffinirten S. Soll derselbe noch einmal oder mehre Male raffinirt werden, so wird eine solche Stange in der Mitte mit dem Setzeisen überhauen, mit ihren Enden zusammengebogen und abermals ausgereckt, welcher Prozeß alsdann noch wenige Male wiederholt werden kann. Man nennt den S., nach der Zahl der angestellten Raffinirungen, 1-, 2-, 3mal raffinirten S. Anstatt den Rohstahl durch Gärben zu raffiniren, kann die Homogenität seiner Masse auch durch Schmelzung hervorgebracht werden. Solcher S., welcher durch Zusammenschmelzen von Rohstahlstücken erhalten worden ist, heißt **Gußstahl**. In Ostindien ist die Gußstahlbereitung seit undenklichen Zeiten ausgeübt worden; man erhält über Bombay indischen Gußstahl, im Handel unter dem Namen Wooz. Hauptsächlich pflegt man hierzu den rohen Cämentstahl anzuwenden. Das Zusammenschmelzen der zu kleinen Stücken geschlagenen Stahlstäbe ist ein in chemischer Hinsicht sehr einfacher Prozeß, bei welchem es besonders auf einen sehr gut ziehenden Windofen und sehr feuerfeste Tiegel ankommt. Die Feuerung geschieht durch Koaks. Ein Mittel zur Verbesserung des Gußstahls, über dessen Wirksamkeit aber verschiedene Meinungen herrschen, soll die Legirung desselben mit geringen Quantitäten einiger Metalle seyn. Der gewöhnliche weiche S. wird in harten umgewandelt, wenn man ihn aus dem glühenden Zustande schnell in den erkalteten übergehen läßt. Je größer der Temperaturunterschied dieser beiden Zustände ist, und je schneller der S. denselben durchläuft, eine desto größere Härte wird hervorgebracht. Das Härten des S.s geschieht meist auf die Weise, daß man denselben mehr oder weniger stark glühend in eine mehr oder weniger kalte Flüssigkeit taucht. Weißglühender S., in kaltes Quecksilber gebracht, erhält einen Härtegrad,

welcher dem des weißen Roheisens nahe steht. Wählt man statt Quecksilber Wasser, so wird er trotzdem, daß dies schneller verdunstet, doch weniger schnell abgekühlt. Alle Oele und fettigen Substanzen geben geringere Härtegrade, als Wasser. S., welcher im weißglühenden Zustande in Wasser, Quecksilber oder andern Flüssigkeiten abgelöscht wurde, heißt glashart. Der S. erleidet durchs Härten folgende Veränderungen: er behält zum Theil das durchs Erhitzen vergrößerte Volumen, wogegen der erhitzte und langsam erkaltete S. sein voriges Volumen wieder annimmt; seine Dichtigkeit, specifisches Gewicht, nimmt daher durchs Härten etwas ab, nicht so beim langsamen Erkalten. Er erhält ferner durchs Härten eine platte, völlig metallisch glänzende Oberfläche, indem die Glühspandecke beim plötzlichen Erkalten abspringt. Seine Farbe wird lichter glänzend. Der S. darf aber nicht stärker gehärtet werden, als nöthig ist, um den ganzen Grad seiner Elasticität zu gewinnen; je leichter ein S. die Härte annimmt, je weniger derselbe erhitzt zu werden braucht, desto geschätzter ist er. Der vollkommenste S. verbindet mit der größten Härte die größte Elasticität; um jedoch dessen fähig zu seyn, muß er frei von fremdartigen Bestandtheilen, aufs Innigste mit Kohlenstoff durchdrungen und aufs Gleichartigste mit demselben verbunden seyn. Da aber in Folge des Härtens eine gewisse Sprödigkeit entsteht und der glasharte S. nur zu gewissen Zwecken gebraucht werden kann, wogegen meist weniger harter und elastischer S. verarbeitet wird, so macht sich noch eine zweite Operation nothwendig, das sogenannte Anlassen. Dies besteht in der Wiedererhitzung des glasharten S.s, wodurch demselben ein Theil seiner Härte benommen und eine größere Elasticität beigelegt wird. Je stärker man glasharten S. anläßt, d. h. je mehr man ihn erwärmt, desto weicher wird derselbe. Zur richtigen Beurtheilung der Temperatur und also des davon abhängigen Härtegrades bedient man sich der Anlauffarben. Da es jedoch eine nicht geringe Uebung des Arbeiters voraussetzt, die Anlauffarben gleichförmig auf der ganzen Oberfläche eines Stahlstückes hervorzubringen, so bedient man sich neuerlich der Metallbäder zu diesem Zwecke. Man wendet nämlich Legirungen von Zinn an, welche, je nachdem das eine oder das andere dieser Metalle in größerer Menge darin vorhanden ist, einen niedern oder höhern Schmelzpunkt besitzen. Eine solche Legirung wird bis auf ihren Schmelzpunkt erhitzt und der glasharte S. so lange hineingetaucht, bis er die Temperatur des Metallbades angenommen hat. Der S. ist noch empfindlicher gegen fremde Einmengungen, als das Stabeisen, weshalb man sich vorzugsweise auch nur des weißen Roh- und Stabeisens zur Stahlfabrikation bedient. Spuren von Schwefel, Phosphor oder Silicium scheinen jedoch selbst in den besten Stahlsorten vorzukommen. Jeder S. kann, ganz analog dem Roheisen, in zwei verschiedenen Zuständen existiren; nämlich als weicher S. dem grauen und als gehärteter S. dem weißen Roheisen entsprechend. Durch Glühen des weichen S.s und durch darauf folgendes Ablöschen in einer kalten Flüssigkeit, oder überhaupt durch sehr beschleunigte Abkühlung entsteht der gehärtete. Der S. hat eine graulichweiße, zuweilen fast rein weiße Farbe. Auf Bruchflächen zeigt er sich meist wenig glänzend. Gehärteter S. hat einen stärkeren Glanz, als ungehärteter. Weit charakteristischer, als Glanz und Farbe des S.s, ist aber die Textur desselben. Die Körner auf der Bruchfläche des S.s haben eine weniger bestimmte Form, als die des körnigen Stabeisens, sondern verfließen mehr in einander. Gehärteter S. hat eine noch ausgezeichnetere Textur. Auf seiner Bruchfläche gleicht er dem feinsten Silber, und die Körner sind so klein, daß sie kaum mit unbewaffnetem Auge erkannt werden können. Die Härte ist eine der vorzüglichsten Eigenschaften des S.s; gehärteter S. besitzt fast Quarzhärte, ohne jedoch je den außerordentlichen Härtegrad des weißen Roheisens ganz zu erreichen. Festigkeit ist die andere Eigenschaft, durch welche sich der S. sowohl vor Stab- und Roheisen, als überhaupt vor allen anderen Metallen auszeichnet. Die absolute Festigkeit des S.s kann, nach Musschenbroeks und Rennie's Versuchen, wenigstens doppelt so groß als die des Stabeisens angenommen werden. Man kann daher rechnen, daß guter S. auf 1 rheinischem Quadratzoll Querschnittsfläche wenigstens 120,000 Pfund preußisch tragen kann, ehe er zerreißt. Durch das Härten verliert der S. etwas von dieser Festigkeit (behält nur etwa 110,000 Pfund). Durch späteres Wiedererwärmen (Anlassen) bis zu einer gewissen Temperatur erlangt er aber eine noch größere Festigkeit, als der ungehärtete S., und trägt dann wohl 130,000—150,000 Pfund. Die Grenze der absoluten Elasticität des S.s ist noch nicht ermittelt. Gehärteter S. ist das beste Material, um Stäbe daraus anzufertigen, welche, hängend oder stützend, große Lasten tragen und doch so dünn als möglich seyn sollen. Je mehr weicher und gehärteter S. erhitzt wird, desto geschmeidiger zeigt er sich. Das specifische Gewicht der verschiedenen Stahlsorten fällt, nach Karsten, zwischen die Grenzen 7,6224 und 7,8131; als Durchschnittszahl gibt Karsten 7,7 an. Nach Berzelius ist das specifische Gewicht des S.s = 7,8—7,9. Durch das Härten erlangt der S. meist ein kleineres specifisches Gewicht, als er zuvor besaß. Die specifische Wärme des Gußstahls fand Regnault = 0,11848. Davy fand, daß die Längeausdehnung eines von 0° bis zum Siedepunkt erwärmten Stahlstabes = 0,00112 ist. S. dehnt sich hiernach also kaum mehr als Stabeisen (0,00111) und geringer als Gußeisen (0,00126) aus. Der Schmelzpunkt des S.s liegt zwischen dem des Stabeisens und dem des Roheisens, also zwischen 2000° und 1600° C., möchte sich daher bei 1800° C. annehmen lassen. Je nachdem eine Stahlsorte mehr oder weniger Kohlenstoff hat, fällt ihr Schmelzpunkt etwas niedriger oder höher, und es gibt Stahlarten, deren Schmelzpunkt auf diese Weise gewiß um mehr als 100° C. differirt. S. läßt sich sehr gut schweißen nicht nur mit S., sondern auch mit Stabeisen. Der S. ist auch das beste Material zur Anfertigung von Magnetnadeln. Der stark gehärtete S. wird im Allgemeinen von Säuren, besonders von den verdünnten, weit schwerer angegriffen, als der unge-

härtete, weiche. Uebrigens zeigt derselbe beim Auflösen Erscheinungen ganz ähnlich wie das weiche Roheisen.

Stahl, 1) Georg Ernst, ausgezeichneter Chemiker und tüchtiger theoretischer und praktischer Arzt, geboren zu Ansbach am 21. Okt. 1660, studirte in Jena, wurde 1687 Hofmedikus des Herzogs von Weimar, 1694 Professor der Medicin an der Universität zu Halle, 1716 Leibarzt des Königs von Preußen und † zu Berlin am 14. Mai 1734. Als Pietist verachtete S. alle Gelehrsamkeit, eine Geringschätzung, die sich dadurch an ihm bestrafte, daß seine Sprache inkorrekt, sein Styl dunkel u. verworren, weitschweifig und ermüdend ist. Dennoch sind seine Verdienste um die Medicin und Chemie groß. Die Erfahrungen in der letzteren waren zu seiner Zeit durch van Helmont, Rey, Homberg, Kunkel, Boyle, Hooke, Becher u. A. bereits zu einem großen Umfange angewachsen, aber noch Niemand hatte versucht, in dieser Wissenschaft, gleich Newton in der Physik, eine umfassende Theorie zu geben. S. unterzog sich der Arbeit u. stellte eine Theorie auf, welche bis auf Lavoisier allgemeine Geltung behielt und auf der Annahme des Phlogistons beruht, d. h. eines Stoffes, welcher die Körper, mit denen er sich verbindet, leichter machen und bei der Verbrennung entweichen soll. Alle Metalle waren ihm Verbindungen dessen, was wir jetzt Oxyde nennen, mit Phlogiston 2c. Obgleich S.s Theorie im Grunde einseitig und unhaltbar war, so trug er doch viel zur Vervollkommnung der Chemie bei. Er entdeckte viele Eigenschaften der Alkalien, Metallkalke und Säuren und ertheilte zuerst der Chemie die wissenschaftliche Form. Sein Hauptwerk sind die „Experimenta et observationes chemicae" (Berl. 1731). Fast bedeutender noch war S. in der Medicin als Gegner Hoffmanns u. durch seine Lehre vom psychischen Einflusse (s. Medicin). In dieser Beziehung ist sein Hauptwerk die „Theoria medica vera" (Halle 1707, neueste Ausgabe von Choulant, Leipz. 1831—33, 3 Bde., deutsch von Ideler, Berl. 1832—33, 3 Bde.). Seine „Opera physico-medica derelicta" wurden von P. J. Hartmann herausgegeben (1. Th., Berl. 1829).

2) Julius Friedrich, der Chorführer der preußischen Reaktion auf dem Gebiete der Wissenschaft u. in den Kammern, geb. den 16. Jan. 1802 zu München von jüdischen Aeltern, trat 1819 in Erlangen zur protestantischen Kirche über, studirte in Würzburg, Heidelberg und Erlangen Rechtswissenschaft und habilitirte sich im Herbst 1827 als Privatdocent in München. In demselben Jahre erschien seine erste größere Schrift: „Ueber das ältere römische Klagrecht" (München 1827). Seine Vorlesungen eröffnete er mit Vorträgen über Philosophie des positiven Rechts, in denen er an die Stelle des hegelschen Systems eine positive Weltanschauung setzte. Durch seine „Philosophie des Rechts nach geschichtlicher Ansicht" (Heidelb. 1830—37, 2 Bde., 2. Aufl. 1845—46) wurde seine Theorie allgemein bekannt, und es begann nun die Polemik, die sich seitdem an alle seine Schritte geheftet hat. Der erste Theil des genannten Werks ist kritisch und richtet sich gegen die verschiedenen Auffassungen des rationalistischen Systems, mögen sie nun jenseits des Denkens eine wirkliche Welt anerkennen (Kant), oder diese leugnend nur das Denken und daneben ein denkendes Subjekt statuiren (Fichte), oder endlich, bis zum Aeußersten der Negation fortschreitend, jede andere Realität außer dem Denken verwerfen (Hegel). In dem zweiten, positiven Theil gab er die Lösung der Probleme der Rechtsphilosophie durch den Sündenfall, die Versöhnung, die Dreieinigkeit, das Leben Jesu, deren Entwickelung die philosophische Grundlage seines Systems ausmacht. Die christlichen Lehren faßt er ganz vom Standpunkt der alten Dogmatik, was er Neues hinzuthut, ist ein moderner Pietismus mit einem mystischen Hintergrunde. Wie bei vielen Andern soll auch bei S. die unklare Mystik die eigentliche spekulative Tiefe ersetzen, sie ist der dunkle Schatten, von dem sich die Lichtpartien vortheilhaft ablösen. Auf diesem Dunkel schimmern um so lebhafter geistreiche, aber willkürliche Reflexionen, welche die spekulative Vermittelung und Begründung in Princip und Methode ersetzen. Im Jahre 1832 ward S. zum außerordentlichen Professor in Erlangen, im Nov. zum ordentlichen Professor für Rechtsphilosophie, Staatsrecht und Pandekten in Würzburg ernannt. Später kehrte er nach Erlangen zurück u. lehrte hier Kirchenrecht, Staatsrecht und Rechtsphilosophie. Im Jahre 1838 durch die Wahl seiner Mitbürger zur ständischen Wirksamkeit berufen, zog er sich das Mißfallen der Regierung zu, indem er bei dem bekannten Streit über die Erübrigungen im konstitutionellen Sinn sprach und stimmte. Zur Strafe entzog man ihm die Vorlesungen über Staatsrecht und ließ ihn an deren Stelle Theorie des Civilprozesses vortragen. Sein neues Werk: „Die Kirchenverfassung nach Lehre und Recht der Protestanten" (Erlangen 1840) erregte abermals großes Aufsehen und rief auf der Stelle zwei Entgegnungen von Marheineke in den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik" und von Puchta („Einleitung in das Recht der Kirche") hervor. In diesem Werke vertheidigt S. das angebliche Episkopalsystem, das nach ihm das historisch berechtigte ist, und empfiehlt es als das einzige, wovon der Protestantismus seine Belebung erwarten dürfe. Der geistliche Stand soll Mittelpunkt der ganzen Verfassung, Träger und Repräsentant des kirchlichen Bewußtseyns seyn, die Gemeinde hat kein Recht als das, die Lehren des Geistlichen sich anzueignen. Dem Landesherrn läßt S. das Recht einer bloß formellen Bestätigung. Was S. in diesem Buche vortrug, sagte einer in Preußen mächtigen Partei so sehr zu, daß er noch in demselben Jahre, in welchem sein Buch erschienen war, nach Berlin berufen wurde. Als Abgeordneter trat er hier zum ersten Male 1849, sowie in dem sogenannten Volkshause des erfurter Parlaments auf, wo er als Vertreter seiner Richtung vom entschiedensten Einfluß seyn mußte, um so mehr, als er durch seine Verbindungen mit den hohen und höchsten Personen in Preußen als einer der Leiter der preußischen Politik betrachtet werden konnte. Die „Neue preußische Zeitung" mit ihrem „Zuschauer" ward das Organ der stahl-gerlachischen Partei. S. erkennt ein Vernunftrecht, Naturrecht gar nicht an, Recht ist für ihn nur das positive, geschichtlich entstandene. Dieses Recht kann nicht abgetrennt

werden von den Verhältnissen, welche es ordnet, da es nur dazu da ist, diese zum rechten Bestande zu bringen, wie das Wesen eines jeden es fordert. Unter diesen Verhältnissen selbst darf es keine Trennung geben; Gott hat sie als Ganzes eingesetzt und gebildet, nur als Ganzes haben sie ihre Bedeutung. Daraus ergibt sich, daß die Bedeutung des Rechts sich nur auf das Ganze der Menschheit beziehen kann, und daß der Einzelne aus diesem Ganzen seine Rechte abzuleiten hat. Das Rechtsgesetz aber, welches das Recht nicht etwa schafft oder feststellt, sondern dasselbe nur als etwas schon Gegebenes u. Vorhandenes aufnimmt, besteht bloß in dem sittlichen Gebote, dieses Recht zu beobachten, d. h. den bereits bestehenden Einrichtungen zu gehorchen. Jede Verbesserung darf nur ein Princip haben, den christlichen Glauben; nur eine christliche Rechts- und Staatslehre kann eine wahre und befriedigende seyn. In dieser Begründung seiner Fundamentaltheorie ist S. eigenthümlich, in seinen staatsrechtlichen Deduktionen schließt er sich dem System des christlich-germanischen Staats an, nur daß er schroffer und konsequenter ist, als die Eifrigsten der historisch-politischen Schule. Aber er nimmt sein Privatrecht in das Staatsrecht mit hinüber; nach den geschriebenen Satzungen des Privatrechts, mögen sie nun noch Leben haben oder abgestorben seyn, soll die Staatenordnung sich richten. Nach dem Privatrecht beweist er auch sein Legitimationsprincip, nur der Besitz, welcher dem Prätor als ein berechtigter erscheinen würde, ist der legitime; was diesen Maßstab nicht aushält, ist ungesetzlich, revolutionär, gottlos. In der Religion gibt es für S. kein rechtes, kein linkes Centrum, sondern nur Gläubige und Ketzer; der Fluch dieses Jahrhunderts liegt in der bisherigen Halbheit, welche duldete, daß die Nichtchristen sich in das Gewand des Christenthums kleiden durften. Der Glaube an das Mysterium, das die Vernunft nun u. nimmermehr zerlegen darf, macht allein den Christen. Von seinen drei Schriften aus der Zeit vor und nach der Bewegung von 1848 sind noch hervorzuheben: „Ueber Revolution und konstitutionelle Monarchie" (Berl. 1848, 2. Aufl. 1849); „Was ist Revolution?" (1.—3. Aufl., das. 1853) u. besonders „Der Protestantismus als politisches Princip" (das. 1853; n. Aufl. 1854); „Katholische Widerlegungen" (das. 1854). Im Jahre 1852 ward S. Mitglied des evangelischen Oberkirchenraths zu Berlin.

Stahlblau, dunkelblaue Farbe, ähnlich dem angelaufenen Stahl, besonders wenn die Farbe einen Goldglanz hat oder etwas in das Grüne u. Braune schimmert.

Stahlstich (Siderographie), die Vervielfältigung von Bildwerken mittelst geschnittener Stahltafeln. Zwar bediente man sich schon vor mehr als einem Jahrhundert statt der Kupfertafeln der Eisen- oder Stahltafeln zu gleichem Zweck, doch erfand erst der Engländer Charles Heath 1820 ein neues Verfahren, durch welches die Kupferplatten fast verdrängt wurden. Stahlblöcke oder Platten werden dekarbonisirt, d. h. des Kohlenstoffs beraubt, und dadurch in dem Grade erweicht, daß sie sich beim Stich der Figuren weit besser behandeln lassen, als das feinste Kupfer, u. die Wirkung des Scheidewassers darauf sich zu der auf Kupfer verhält wie 20 zu 1 (d. h. dieselbe Quantität Scheidewasser wirkt auf Stahl in 1 Minute so viel, als auf Kupfer in 20 Minuten). Das Verfahren beim Stiche ist dasselbe wie auf Kupfer, nur bedient man sich auf Stahl seltener und mit weniger Vortheil der kalten Nadel. Nach dem Stiche wird durch ein chemisches Verfahren die Platte wieder gehärtet. Der S. zeichnet sich vor dem Kupferstich besonders dadurch aus, daß sich die Platten weniger schnell abnutzen und er dabei den Vortheil bietet, daß man den Stich auf andere Platten übertragen kann. Zu diesem Zweck wird ein gleichfalls dekarbonisirter Cylinder von Stahl in die Uebertragungspresse (transfer-press) eingeschoben und damit über die eingeschnittenen Figuren der wieder gehärteten Stahlplatte hingefahren, wodurch sich die Einschnitte der Platte dem Cylinder erhaben aufdrücken, indem der Presse und der Peripherie des Cylinders eine schwingende Bewegung gegeben und es dadurch möglich wird, daß sich immer eine neue Oberfläche zur Aufnahme des ganzen Stahlschnitts darbietet. Nachdem darauf der Cylinder ebenfalls gehärtet worden ist, drückt man damit auf neue dekarbonisirte Stahlplatten das ursprüngliche Bild der Originalplatte auf und druckt diese wie gewöhnlich ab. Auf diese Weise kann das Bild ins Unendliche vervielfältigt werden, so daß der 10,000. Abdruck nicht den geringsten Unterschied vom ersten zeigt. Dennoch ist für Kunstwerke höherer Gattung der Kupferstich in Geltung geblieben, da er größere Kraft, Sicherheit und Schönheit in der Linienführung gestattet, wogegen der S. besonders für solche Werke angewendet wird, welche einen starken Absatz versprechen, wie für Illustrationen, Veduten und dergleichen. Der erste Stahlstecher in Deutschland war Professor Frommel in Karlsruhe; gegenwärtig ist in der Regel jeder Kupferstecher zugleich auch Stahlstecher. Vgl. Kupferstecherkunst.

Stahr, Adolf Wilhelm Theodor, namhafter Schriftsteller der neuesten Zeit, geboren am 22. Okt. 1805 zu Prenzlau in der Uckermark, widmete sich seit 1825 zu Halle, besonders unter Reisigs Leitung, mit Vorliebe den klassischen Studien und wurde gegen Ende 1826 als Hülfslehrer und 2 Jahre später, nach vollendetem akademischen Kursus, als ordentlicher Lehrer am Pädagogium zu Halle angestellt, worauf er 1836 dem Rufe als Konrektor an das Gymnasium zu Oldenburg folgte. Seine literarische Thätigkeit erstreckte sich vorzugsweise auf die Geschichte, Kritik u. Erklärung der Schriften des Aristoteles. Hierher gehören seine „Aristotelia" (2 Bde., Halle 1830 bis 1832), ferner „Aristoteles bei den Römern" (Leipz. 1834) und die Bearbeitung der aristotelischen „Politik", wovon indeß nur 3 Lieferungen (das. 1836—38) erschienen, die neben der Zusammenstellung des gesammten kritischen Apparats eine neue Textrecension und deutsche Uebersetzung enthalten. Außerdem machte er eine Handschrift von Göthe's „Iphigenie" in der ursprünglichen Prosabearbeitung, die er in der Bibliothek zu Oldenburg entdeckte, mit einem trefflichen Vorworte bekannt. Aus seinem Interesse für das Theater ging seine „Oldenburgische Theaterschau" (Ol-

denburg 1845, 2 Bde.) hervor. Die literarische Frucht einer nach Italien unternommenen Reise war „Ein Jahr in Italien" (Oldenb., 3 Bde., 1847—50; 2. Aufl. 1853) und der historische Roman „Die Republikaner in Neapel" (Berl. 1849, 3 Bde.). Außer zahlreichen kritischen Aufsätzen in Journalen veröffentlichte er noch: „Charakteristik Immermanns" (Hamb. 1842); „Zwei Monate in Paris" (Oldenb. 1851, 2 Bde.); „Weimar und Jena" (das. 1852, 2 Bde.); „Die preußische Revolution" (das. 1850, 2 Bde.; 2. Aufl. 1852). Im J. 1852 wegen Kränklichkeit auf sein Ansuchen mit Pension seines Dienstes entlassen, begab er sich nach Berlin, um hier sein lange begonnenes Werk „Torso oder Kunst, Künstler u. Kunstwerke der Alten" (Braunschw. 1854, Bd. 1) zu vollenden. Sein neuestes Werk ist „Lessing" (Berlin 1858).

Stainer (Steiner), Jakob, berühmter Saiteninstrumentenmacher zu Absom bei Hall in Tyrol, lebte um die Mitte des 17. Jahrhunderts u. war ein Schüler von Amati zu Cremona. Im Jahre 1669 ward er als Hofgeigenmacher des Erzherzogs Ferdinand Karl von Kaiser Leopold bestätigt. Er † im Wahnsinn um 1680. Seine Geigen zeichnen sich durch eine besondere Bauart und einen ganz vorzüglichen Ton aus; sie stehen, da die ächten selten sind, in hohem Werth u. werden von Kennern wohl mit 300 Dukaten bezahlt. Viele Violinen existiren unter dem Namen S., ohne stainersche Fabrikate zu seyn.

Staines, Stadt in der englischen Grafschaft Middlesex, südwestlich von London, links an der Themse, mit eiserner Brücke u. 2100 Einw.

Stair, 1) John Dalrymple, Graf von, britischer Staatsmann und Heerführer, geboren 1673 zu Edinburg, war gleich seinem Vater und Großvater früh in das oranische und antistuartische Interesse verflochten und begleitete als Gardeoffizier König Wilhelm III. 1691 nach Irland und diente dann von 1702—9 unter Marlborough in den Niederlanden und Deutschland. Zur diplomatischen Laufbahn übergehend, fungirte er 1709 als Gesandter am polnischen Hof. Als Marlborough in Ungnade fiel, wurde auch S. 1713 zurückberufen und blieb nun ohne Anstellung, bis Georg I. den britischen Thron bestieg, der ihm den Oberbefehl über die schottischen Truppen anvertraute und bald darauf als Gesandten nach Paris schickte. Hier erlangte er nach Ludwigs XIV. Tode bei dem Regenten so viel Einfluß, daß er den bourbonischen Familienbund zwischen Frankreich u. Spanien sprengte, Frankreich vermochte, die Stuarts preiszugeben u. sich mit den Seemächten zu verbinden, wodurch er eine der merkwürdigsten Wandlungen jener Zeit veranlaßte. Im Jahre 1730 ward er zum Großadmiral von Schottland und 1741 zum Feldmarschall und Oberbefehlshaber der englischen Armee in Flandern, sowie auch zum Gesandten bei den Generalstaaten ernannt. Es gelang ihm, diese ins Interesse der Kaiserin Maria Theresia zu ziehen, worauf er mit seinem Heere bis Aschaffenburg vordrang u. am 27. Juni 1743 die Franzosen unter Noailles bei Dettingen schlug. Die Einmischung der Minister und Diplomaten und die Uneinigkeit der Alliirten verstimmten ihn jedoch so sehr, daß er die Armee verließ und sich durch eine öffentliche Erklärung rechtfertigte. In Folge davon fiel er am Hofe in Ungnade, bis der jakobitische Aufstand in Schottland (1745) ihn an die Spitze des in England aufgestellten Heeres rief. Er † 1747.

2) John Hamilton-Dalrymple, achter Graf von S., geb. den 15. Juni 1771, diente seit 1790 in der britischen Armee, kämpfte mit Auszeichnung in Holland u. Flandern 1784 u. 1795 u. nahm 1807 an der Expedition nach Kopenhagen Theil, worauf er zum Generalmajor befördert ward. Als eifriger Whig trat er als Parlamentskandidat für Lothian auf, ward aber durch den überwiegenden Einfluß der Tories aus dem Felde geschlagen. Erst als die Reformbill 1832 auch in Schottland neue, unabhängige Wahlkörper ins Leben rief, vermochte er seine Wahl durchzusetzen. Im Jahre 1838 zum General ernannt, folgte er 1840 seinem Vetter John William Henry als Graf von S. Im April 1841 mit dem Titel Lord Oxenfoord zum Peer erhoben, verwaltete er 1840—41 u. zum zweiten Male 1846—52 unter dem Whigministerium das Amt eines Großsiegelbewahrers für Schottland. Er † auf Oxenfoord-Castle den 15. Jan. 1853.

Stake (Stakhacke), eine Ruderstange, unten mit einem eisernen Haken und einem Stachel.

Stalaktit, ein von der Decke eines Gewölbes abwärts sich bildender Tropfstein (s. d.).

Staley-Bridge, Fabrikstadt in der englischen Grafschaft Lancaster, östlich von Manchester und Ashton, an der Grenze von Chester, blühte in neuerer Zeit besonders durch seine Wollenzeuchfabriken auf und zählte 1851 bereits 20,760, mit den Gemeinden Dunkinfield u. Hartshead 41,767 Einw.

Stallbaum, Gottfried, ausgezeichneter Humanist und Schulmann, geboren am 25. Sept. 1793 zu Zaasch bei Delitzsch, besuchte seit seinem 14. Jahre die Thomasschule zu Leipzig u. widmete sich dann seit 1815 den altklassischen Studien auf der Universität daselbst. Im Jahre 1817 ward er Lehrer an der lateinischen Schule und am Pädagogium zu Halle, 1820 vierter Lehrer an der Thomasschule zu Leipzig, rückte 1822 in die dritte Stelle, 1828 in das Konrektorat auf und erhielt 1835 das Rektorat dieser Anstalt. In dieser Stellung war er ununterbrochen bemüht, den Ruf der Anstalt nicht bloß zu erhalten, sondern auch zu erhöhen, indem er namentlich das dieser Anstalt eigenthümliche musikalische und wissenschaftliche Element mit scharfem Blick zu würdigen und zu vereinen verstand. Seine Ansichten und Grundsätze hierüber entwickelte er in zwei trefflichen Reden: „Ueber den innern Zusammenhang musikalischer Bildung der Jugend mit dem Gesammtzwecke des Gymnasiums" (Lpz. 1842) und „Das Griechische und Lateinische in unserem Gymnasium u. dessen wissenschaftliche Bedeutung für die Gegenwart" (das. 1846), sowie er schon vorher in der Monographie „Die Thomasschule zu Leipzig nach dem allmählichen Entwickelungsgange ihrer Zustände" (das. 1839) beherzigungswerthe Worte ausgesprochen hatte. Mit gleich günstigem Erfolge wirkte er auch an der Universität, bei welcher ihm 1840 eine außerordentliche Professur übertragen wurde, durch gründliche und geschmackvolle Erklärung alter Schriftsteller oder Darstellung einzelner Theile der Alterthumswissenschaft. Seiner schriftstellerischen Thätigkeit verdanken wir,

außer einem korrekten Abdruck des Kommentars zu Homer von Eustathius (5 Bde., Leipz. 1825 bis 1830), eine sehr verbesserte Ausgabe der ruddimanschen „Institutiones grammaticae lat." (2 Bde., das. 1823) und des westerhovschen Terentius (6 Bde., das. 1830—31), eine Reihe von anerkannt tüchtigen Bearbeitungen einzelner Dialogen des Plato, besonders des „Philebus" (das. 1820, neue Aufl. 1826), des „Euthyphro" (das. 1823), des „Meno" (das. 1827), der vielfach vermehrten wolfschen Ausgabe des „Symposium" (das. 1828), die große kritische Gesammtausgabe (12 Bde., das. 1821—25), insbesondere die durch gründliche, geistreiche Erläuterung u. durch treffliche Einleitungen ausgezeichnete Bearbeitung der platonischen Schriften in der gothaischen „Bibliotheca graeca" (9 Bde., Gotha und Erfurt 1827 fg.), wovon mehre Dialogen wiederholte Auflagen erlebt haben. Unabhängig davon ist die große Ausgabe des „Parmenides" (Gotha u. Erf. 1839), die durch eine Menge der tiefsten Untersuchungen über das Wesen und die Geschichte der alten Philosophie zuerst ein helles Licht über dieses Denkmal altgriechischer philosophischer Spekulation verbreitet. Auch S.s Programme u. Schulreden können als wahre Musterstücke des lateinischen Styls u. der Behandlung gelten.

Stallupöhnen, Kreisstadt in der preußischen Provinz Preußen (Ostpreußen), Regierungsbezirk Gumbinnen, mit Leinweberei, Land- u. Stadtgericht, Hauptzollamt, Post u. 3100 Einw.

Staltica (sc. remedia, lat.), zusammenziehende, blutstillende Mittel.

Stambul, türkischer Name für Konstantinopel.

Stamen (lat.), Staubgefäß, s. Pflanze.

Stamford (Stanford), Stadt in der englischen Grafschaft Lincoln, links am Welland, mit schönem Stadthaus, Handel mit Steinkohlen, Schifffahrt u. 5180 Einw. Hier 449 Sieg der Sachsen unter Hengist und Horst über die Pikten und Skoten.

Stamm, Menschen, welche gemeinschaftliche Stammältern haben; ursprüngliche Race einer Thiergattung, von welcher die übrigen abstammen, oder von welcher ein Viehstand gezogen worden ist.

Stammbaum, Verzeichniß der Personen, die von einander abstammen, meist als Baum mit Zweigen dargestellt, in welchen letzteren Schilder mit den Namen dieser Personen angebracht sind. Vergl. Genealogie und Verwandtschaft.

Stammbuch, s. Album.

Stammeln, s. Stottern und Stammeln.

Stammgüter (bona stemmaticia), ein dem deutschen Recht eigenthümliches Institut, welchem, wie so vielen anderen Partien des germanischen Rechts, offenbar die Rücksicht auf Erhalten und Vergrößern des Familienglanzes zu Grunde liegt. Es gehören hierher die sogenannten Erbgüter, unbewegliche Güter, welche von Blutsfreunden durch Erbgang, Zuwendung auf den Todesfall, oder auch wohl als Absonderungsgegenstand für Kinder erworben worden sind und ohne Zustimmung der zur Zeit nächsten Intestaterben, außer im Falle wirklicher Noth, weder durch Veräußerung unter Lebenden, noch auf den Todesfall den genannten Erben entzogen werden dürfen, widrigenfalls diesen innerhalb Jahr und Tag seit der Veräußerung die Befugniß zusteht, die letztere zu entkräften und das Erbgut sogleich oder nach dem Tode der Veräußerer zu vindiciren, sofern ihnen nicht ein bloßes Näherrecht eingeräumt wird. S. im engeren Sinn sind die Güter des hohen u. niedern Adels, bei denen sich nicht durch fideikommissarische Bestimmung, sondern durch altes Herkommen das Recht der nächsten Erben in der Art erhalten hat, daß den Söhnen ein Revokationsrecht, den zur Zeit der Veräußerung lebenden Agnaten aber ein Retrakt eingeräumt wird. Dabei ist es eine auf observanzmäßige Verzichte der Töchter oder Landesgesetze gegründete Eigenthümlichkeit dieser S., daß sie ausschließlich auf männliche Erben übergehen, so daß also bei Ermangelung männlicher Descendenten, sofern nicht die Agnaten ihre Ansprüche geltend machen, die Stammgutseigenschaft erlischt.

Stammhalter, Person männlichen Geschlechtes, auf welcher die Erhaltung und Fortpflanzung eines Geschlechtes beruht.

Stammmelodie, diejenige Gesangsweise eines Kirchenliedes, welche ursprünglich auf einen Text oder ein Kirchenlied gemacht worden ist. Dergleichen S.n heißen auch Urmelodien u. werden in den Choral- und Gesangbüchern mit den Anfangsworten jenes älteren Urliedes angeführt. Die Mehrzahl der gangbaren Melodien unserer Kirchenlieder stammt aus dem 16. und 17. Jahrhundert, doch sind von den wenigsten die Komponisten bekannt. Viele Melodien haben in der neuern Zeit mehr oder minder zweckmäßige Veränderungen, respektive Verbesserungen erlitten. Vgl. Choral.

Stammrolle, das von den Gemeindevorstehern zu führende Verzeichniß aller im militärpflichtigen Alter stehenden männlichen Einwohner eines Orts, wird jährlich nach Bezirken zusammengestellt und ans Ministerium des Innern abgegeben, welches darnach die Rekrutenaushebung vornehmen läßt. Auch bezeichnet S. manchmal die Liste der Mannschaften einer Kompagnie oder Eskadron.

Stammschäferei, Schäferei, in welcher eine oder mehre nützliche Schafracen von ausgezeichneten charakteristischen Eigenschaften in reinster Abstammung durch Inzucht fortgepflanzt werden.

Stammtafel, im Allgemeinen jedes Geschlechtsregister, jede genealogische Tafel, daher auch Stammbaum. Man unterscheidet jetzt: eigentliche Stamm- oder Geschlechtstafeln (tabulae stemmatographicae), in absteigender Form, d. h. vom Vater auf den Sohn etc. gehend und alle Seitenlinien einschließend, die älteste Art aller genealogischen Tafeln; Ahnentafeln (tabulae progonologicae), welche die Abstammung einer einzelnen Person in aufsteigender Linie enthalten; synchronistische S.n, in denen die Geschlechtstafeln mehrer Familien neben einander aufgestellt werden, und historische S.n, welche neben der eigentlichen Geschlechtstafel noch historische Daten enthalten. Wesentlich verschieden von der S. ist die Stammliste, die bloß die stammführenden Familienväter, d. i. die Reihenfolge aller dieselbe Familie fortpflanzenden männlichen Glieder, aufführt.

Stampalia (Istampalia), griechische Insel, eine der Cykladen, im ägäischen Meer, 2½ □Meilen groß, hat felsigen, wasserarmen, aber ergiebigen Boden und 1500 Einw., deren Hauptbeschäftigung Fischerei und Sammeln des Waschschwammes ist. Die besten Häfen sind die bei den Dörfern Stampalia-Andrea und Livorno. In der Nähe liegt die unbewohnte Inselgruppe Konkunili. Im Alterthum hieß S. Astypaläa.

Stampfen (Stomfa, Stupawa), Flekken in der ungarischen Gespannschaft Preßburg, nordwestlich von Preßburg, am Fuße des weißen Gebirges, mit großem Kastell, katholischer Kirche, Synagoge, Acker- und Weinbau, Tuchweberei, Kupfer- und Eisenhämmern, Marmorbrüchen, vorzüglichem Dachschiefer, Handel und 3780 Einw.

Stampfmühle (Stampfwerk), Maschine, um durch Stoßen ein Natur- und Kunstprodukt weiter zu bearbeiten, zu zerkleinern, gewisse Theile davon zu trennen, oder verschiedene Theile innig zu vermengen, oder einen Gegenstand dichter zu machen und zugleich dadurch zu glätten. Sie ist daher entweder ein für sich bestehendes Werk, oder ein Theil einer andern Anstalt. Der innern Einrichtung nach hat man zwei Arten von S.n. Bei der einen Art wird das Stoßen durch senkrechte Stempel (Stampfen) bewirkt, welche von einer Daumenwelle, die in Vertiefungen oder Zapfen der Stempel eingreift, gehoben werden und deren Tröge auf einem Stampfgerüst stehen; bei der andern Art durch große Hämmer, deren Stiele durch die Daumenwelle niedergedrückt werden, um so den eigentlichen Hammer zu heben. Zu der ersteren Art gehören die Oel-, Pulver-, Lohmühlen, Pochwerke, Râpé-, Flachs-, Hirse-, Gypsmühlen ꝛc.; zu der zweiten Hammerwerke, Walk-, Papier- und Drehmühlen.

Stanchio (Stanko), asiatisch-türkische Insel, südwestlich an der Küste von Natolien, Sandschak Rhodus, durch den schmalen gleichnamigen Kanal vom Festlande getrennt, ist 4½ □Meilen groß, eben u. sehr fruchtbar u. hat 10 000 Einwohner, meist Griechen. Die Produkte sind: Südfrüchte, Gemüse in Ueberfluß, ein dem Lacrimä-Christi ähnlicher Wein, medicinische Pflanzen, Seidenraupen, vorzüglich Wetzsteine, Salz. Die Insel, im Alterthum Cos, ist die Geburtsstätte des Arztes Hippocrates, des Malers Apelles u. A. Die gleichnamige Stadt, auf der Nordküste, an einer kleinen Bucht, ist Sitz eines griechischen Bischofs und eines Pascha's, hat eine Citadelle, einen schlechten Hafen, einigen Handel und 9000 Einw.

Stand, s. Stände.

Standarte (Estandarte), ursprünglich das kaiserliche Reichsbanner, jetzt die Fahne der Kavallerie, unterscheidet sich von der eigentlichen Fahne durch ihr kleineres Tuch und ihren, mit Vorrichtungen zum Tragen zu Pferde versehenen Schaft, dessen unteres Ende in einem am rechten Steigbügel befestigten Lanzenschuh ruht. Früher führte jede Kompagnie, gegenwärtig in der Regel nur jedes Regiment eine S. Um Regimenter für ausgezeichnete Waffenthaten zu belohnen, wurde ihre S. mit ehrenden Inschriften und Wahlsprüchen versehen, oder mit Orden geschmückt.

Standeserhöhung, die Versetzung aus dem bürgerlichen Stande in den Adelsstand, oder die Erhebung von einer niedrigeren Adelsstufe zu einer höheren. Die Ertheilung des Adels war sonst ein Vorrecht der Kaiser und der Reichsvikare, so lange sie diesen Posten verwalteten, wird aber jetzt von jedem Souverän ausgeübt. Vgl. Adel.

Standesherren, im Sinne der deutschen Bundesakte bevorrechtete Landeigenthümer vom Herrenstande, vormals deutsche, fast durchgehends reichsständische, Landesherren von fürstlichem oder gräflichem Stande, welche bei Auflösung des deutschen Reichsverbands oder später der Staatshoheit deutscher Souveräne unter bestimmten Bedingungen untergeordnet worden sind. Zur Zeit des Reichs mit persönlicher und dinglicher Reichsunmittelbarkeit und mit reichsverfassungsmäßiger Landeshoheit ausgestattet, nunmehr aber in bevorrechteten Privatstand versetzt, sind sie jetzt deutschen Souveränen untergeordnet. Wesentlich verschieden von diesen S., deren Rechtszustand durch die deutsche Bundesakte und die wiener Schlußakte bedingt ist, sind diejenigen S., welche schon vor 1806 als ansehnlich bevorrechtete Grundeigenthümer in verschiedenen deutschen Ländern bestanden, wie in Schlesien und in der Ober- und Niederlausitz, sowie diejenigen, welche nach Auflösung des deutschen Reichsverbands in etlichen Bundesstaaten Standesherrlichkeit durch landesherrliche Verleihung erlangt haben. Um den vormals reichsunmittelbaren mediatisirten Häusern einen in allen Bundesstaaten gleichförmigen Rechtszustand zu verschaffen, bestimmte die deutsche Bundesakte (§. 6 und 14), daß alle vormals reichsunmittelbaren, fürstlichen u. gräflichen Häuser zu dem hohen Adel in Deutschland gerechnet werden sollten und daß ihnen das Recht der Ebenbürtigkeit verbleiben solle; ferner daß die Häupter dieser Häuser die ersten S. in den Staaten, zu welchen sie gehören, seyn, und daß ihnen überhaupt in Rücksicht ihrer Personen, Familien und Besitzungen alle diejenigen Rechte und Vorzüge zugesichert bleiben sollten, welche aus ihrem Eigenthum und dessen ungestörtem Genusse herrührten und nicht zu der Staatsgewalt oder den höhern Regierungsrechten gehörten. Außerdem haben fast alle deutsche Bundesstaaten, in denen es S. gibt, wie Preußen, Bayern, Würtemberg, Hannover, Baden, Kurhessen, Hessen-Darmstadt, Nassau und Hohenzollern, jenes Verhältniß durch Standesherrlichkeitsedikte noch besonders geordnet. Vor allen andern deutschen S. genießen ausgezeichnete Vorrechte die S. in Preußen. Ueberdies setzte die Bundesversammlung durch zwei in ihrem engen Rath gefaßte Beschlüsse fest, daß den vormals reichsständischen, jetzt standesherrlich untergeordneten Familien ein ihrer Ebenbürtigkeit angemessener Rang und Titel und den Fürsten das Prädikat „Durchlaucht", den Häusern der gräflichen Familien aber das Prädikat „Erlaucht" ertheilt werde. Die preußische Monarchie zählt 17 mediatisirte S., nämlich: Aremberg, Croy, Rheina-Wolbeck, Bentheim-Rheda oder Bentheim-Tecklenburg, Bentheim-Bentheim, Salm-Horstmar, Salm-Salm, Sayn-Wittgenstein-Berleburg, Sayn-Wittgenstein-Hohenstein,

Solms-Braunfels, Solms-Lich und Hohensolms, Wied, Thurn und Taxis, Walmoden-Gimborn, den Freiherrn von Boyneburg wegen der Herrschaft Gehmen im Regierungsbezirk Münster, den Freiherrn von Grote wegen der Herrschaft Schauen in der Provinz Sachsen, und den Freiherrn von Stein wegen der Herrschaften Kappenberg und Scheda. Zusammen besitzen die vor 1806 reichsunmittelbaren preußischen S. ein Areal von 150½ □Meilen mit ungefähr 400,000 Einwohnern. Nach der Verordnung von 1820 gehören diese S. zu dem hohen Adel in Deutschland und behalten das Recht der Ebenbürtigkeit, sowie ihre Domänen und ihre Familienverträge, haben einen privilegirten Gerichtsstand und sind frei von der Militärpflicht, sowie von der Personal- und Grundsteuer. Sie haben die niedern und obern Gerichts-, Orts-, Polizei- und Konsistorialrechte, jedoch unter Aufsicht des Staats. Auch können sie Majorate stiften. Außer diesen mediatisirten S. gibt es in der preußischen Monarchie, namentlich in Schlesien, Sachsen und in der Lausitz, noch 28 andere bevorrechtete S., nämlich die Besitzer der Fürstenthümer, freien Standes- und Minderherrschaften in Schlesien, sowie der alten Standesherrschaften in der Niederlausitz und in der Provinz Sachsen. Unter diesen ist besonders das Haus Stolberg zu bemerken. In den preußischen Provinzialständen hatten die preußischen S. Kuriatstimmen und bildeten den ersten Stand; auf dem vereinigten Landtag von 1847 erhielten sie ihren Sitz in der Herrenkurie. Die österreichische Monarchie zählt sehr viele ehemals reichsunmittelbare Geschlechter; allein ihre Güter selbst waren eben so wenig reichsunmittelbar wie die Receßherrschaften des Hauses Schönburg und der Grafen Solms in Sachsen. Der Kaiser von Oesterreich hat jedoch den vom Bundestage 1825 gefaßten Beschluß auch in der österreichischen Monarchie in Wirksamkeit gesetzt und den jedesmaligen S. der mediatisirten Fürstenfamilie (zusammen 47) den Titel „Durchlaucht und Durchlauchtig Hochgeborner Fürst“ beigelegt. Davon sind folgende 14: Auersberg, Colloredo-Mansfeld, Dietrichstein, Esterhazy, Kaunitz-Rietberg, Khevenhüller, Lobkowitz, Metternich, Rosenberg, Schwarzenberg, Schönborn, Starhemberg, Trautmannsdorf und Windischgrätz in der österreichischen Monarchie, 33 aber außerhalb derselben seßhaft. In Bayern genießen Mitglieder der vormaligen unmittelbaren Reichsritterschaft, nach der Verordnung vom 31. Dec. 1806, nur die allgemeinen persönlichen Rechte und Vorzüge des Adels in der Monarchie überhaupt; die mediatisirten Fürsten, Grafen und Herren aber haben in allen sie betreffenden Real- und Personalklagen ein privilegirtes Forum, und in peinlichen Fällen steht den Häuptern der mediatisirten Häuser das Recht einer Austrägalinstanz zu. Ferner besitzen sie die niedere und mittlere Gerichtsbarkeit, nebst der untern Polizei; doch können die königlichen Hofgerichte Visitationen in den Mediatjustizkanzleien vornehmen. Sie genießen die Zollfreiheit von allen zu ihrem Hausbedarf erforderlichen Konsumtibilien ꝛc. Zur Entschädigung für die Grund- und Dominikalsteuer ist ihnen ein Drittheil der Steuer als beständige Rente zugesichert. Auch wurde ihnen 1812 erlaubt, unter königlicher Genehmigung neue Majorate zu errichten. Die besondern Vorzüge standesherrlicher Stammgüter sind erbliche Nationairepräsentantschaft in der ersten Kammer, befreiter Gerichtsstand und eigenes Herrschaftsgericht. Nach der königlichen Erklärung vom Nov. 1817 ist das herzogliche Haus Leuchtenberg das erste unter den fürstlichen Häusern Bayerns. Die übrigen S. sind: Esterhazy von Galantha von der Linie Forchtenstein, Fugger-Babenhausen, Hohenlohe-Schillingsfürst, Leiningen, Löwenstein-Wertheim-Freudenberg in seinen beiden Aesten, Löwenstein-Wertheim-Rosenberg, Oettingen-Oettingen, Oettingen-Wallerstein, Schwarzenberg, Thurn und Taxis, Castell in zwei Linien getheilt, deren Häupter gemeinschaftlich die Grafschaft Castell besitzen, Erbach, Fugger-Glött, Fugger-Kirchheim, Fugger-Nordendorf, Fugger-Kirchberg, Giech, Orttenburg, wegen der Grafschaft Orttenburg-Tambach, die 1805 gegen die Grafschaft Orttenburg ausgetauscht wurde, Pappenheim, Rechteren-Limpurg, wegen der Herrschaft Speckfeld, Schönborn-Wiesentheid und Stadion in der philippinischen Linie. In Würtemberg gibt es 35 ehemals reichsunmittelbare S., deren Rechtszustand die königliche Erklärung vom 28. Dec. 1821 feststellte, nachdem bereits 1819 die staatsrechtlichen Verhältnisse des Hauses Thurn und Taxis bestimmt worden waren. Auch wurde 1825 die königliche Erklärung auf den altlandsässigen Adel des Königreichs, gegen Verzichtleistung auf die Patrimonialgerichtsbarkeit, Ortspolizei und Forstgerichtsbarkeit, ausgedehnt. Sämmtliche Vertreter der standesherrlichen Gemeinschaften, auf deren Besitzungen vormals eine Reichs- und Kreistagsstimme ruhte, haben Sitz in der ersten Kammer der Reichsstände. Dazu gehören: Dietrichstein, wegen der Herrschaft Neu-Ravensburg im Donaukreise, die aber 1830 an die Krone verkauft wurde, Fürstenberg, Hohenlohe-Bartenstein-Jaxtberg, Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, Hohenlohe-Oehringen, Hohenlohe-Kirchberg, Hohenlohe-Bartenstein, Hohenlohe-Langenburg, Löwenstein-Wertheim-Freudenberg mit seinen beiden Majoritätsästen, Löwenstein-Wertheim-Rosenberg, wegen der Grafschaft Löwenstein, Oettingen-Oettingen, Oettingen-Wallerstein, Salm-Reifferscheidt-Krautheim, Schwarzenberg, Solms-Braunfels, Thurn und Taxis. Waldburg-Wolfegg-Waldsee, Waldburg-Zeil-Trauchburg, Waldburg-Zeil-Wurzach, die ruprechtische Linie Windischgrätz, Erdödy, wegen der ehemals dem Hause Aspremont gehörenden Grafschaft Baindt, die nach dessen Erlöschen 1817 durch Heirath an das Haus Erdödy kam und dann an Würtemberg überlassen wurde, mit dem Vorbehalte des Ranges und der Rechte als S. für die Familie des bisherigen Besitzers, Isenburg-Meerholz, Königsegg-Aulendorf, wegen der Herrschaft Aulendorf, Neipperg, wegen Schwaigern, Plettenberg, wegen der Grafschaft Mietingen, Limburg, wegen des Antheils an den Grafschaften Limburg, Gaildorf und Sontheim, Quadt, wegen der Grafschaft Isny, Rechberg und Rothenlöwen, Roth-Wartenberg, wegen Rothß, Schäsberg, wegen der

Grafschaft Thannheim, Stadion in der fridericianischen Linie, Sternberg, und zwar der ältere Ast der böhmischen Linie, wegen der Herrschaft Weißenau und Schussenried, Törring und Tengling, wegen der Grafschaft Guttenzell, Waldbott-Bassenheim, wegen der Grafschaft Heggbach und Waldeck, wegen des Antheils an der Grafschaft Limpurg. Der Fürst von Metternich, der wegen des Fürstenthums Ochsenhausen und Winneburg früher Standesherr in Würtemberg war, ist, nachdem er 1825 die Standesherrschaft an die Krone Würtemberg verkauft, aus der Reihe der S. herausgetreten. In Hannover sind 3 S.: Aremberg, Bentheim-Bentheim und Rheina-Wolbeck. In Baden gibt es 8 S., die 66³/₄ □Meilen Areal mit 187,000 Einwohnern besitzen. Nach dem Edikte vom 16. April 1819 behielten sie das Recht der Ebenbürtigkeit, wie vor der Mediatisirung, und unbeschränkte Freiheit, in jedem befreundeten Staate zu leben und Kriegsdienste zu nehmen; in peinlichen Fällen erkennt über die Häupter dieser Geschlechter und deren Gattinnen eine Austrägalinstanz. Sie haben das Recht der Landstandschaft und gehören zu dem Herrenstande. Sie haben ferner in bürgerlichen und peinlichen Sachen die erste und, wenn ihr Gebiet 20,000 Seelen enthält, auch die zweite Instanz, sowie die Ortspolizei, aber keine Steuerprivilegien. Diese S. sind: Fürstenberg, Leiningen-Hardenberg-Dachsburg, Leiningen-Billigheim, Leiningen-Neudenau, von der Leyen, Löwenstein-Wertheim-Freudenberg, Löwenstein-Wertheim-Rosenberg, Salm-Krautheim, welches letztern Hauses staatsrechtliche Verhältnisse durch die Verordnung vom 2. Nov. 1825 festgesetzt wurden. In Kurhessen sind 4 S.: Isenburg-Birstein, Isenburg-Büdingen in Wächtersbach und Isenburg-Büdingen in Meerholz, deren Standesherrschaften seit 1817 rücksichtlich der Verwaltung der Polizei-, Finanz- und Militärsachen in 4 Hoheitsämter eingetheilt sind, und Solms-Rödelheim. Das Großherzogthum Hessen zählt 19 S., nämlich: Isenburg-Birstein, Löwenstein-Wertheim-Rosenberg, Solms-Braunfels, Solms-Lich und Hohensolms, Solms-Rödelheim, Solms-Laubach, Solms-Wildenfels, Erbach-Erbach, Erbach-Schönberg, Erbach-Fürstenau, Isenburg-Büdingen, Isenburg-Büdingen in Meerholz, Isenburg-Büdingen in Wächtersbach, Alt-Leiningen-Westerburg, Schönborn, Stolberg-Wernigerode, Stolberg-Roßla, die Freiherren von Riedesel wegen ihrer Grundherrschaft von 7¹/₂ □Meilen mit 22,000 Einwohnern, und der Graf von Görtz wegen der Herrschaft Schlitz. In Nassau, wo die S. als erbliche Mitglieder auf der Herrenbank sitzen, gibt es deren 5: Erzherzog Stephan von Oesterreich, Sohn und Erbe der Prinzessin von Anhalt-Bernburg-Schaumburg, als Besitzer der Grafschaft Holzappel und der Herrschaft Schaumburg, von der Leyen, Wied, Waldbott-Bassenheim und Neu-Leiningen-Westerburg. Das Fürstenthum Hohenzollern-Sigmaringen umfaßt 3 standesherrliche Bezirke (7 □Meilen mit 15,000 Einwohnern). Die S. sind: Fürstenberg, Thurn und Taxis und der Freiherr von Späth als Besitzer der reichsritterschaftlichen Herrschaften Gamertingen und Hettingen. Das Großherzogthum Oldenburg hatte früher an dem Reichsgrafen von Bentinck einen S., der aber 1825 zufolge Vertrags mit dem Herzoge von Oldenburg die Rechte als Halbsouverän erhielt.

Standesherrlichkeit, der Rechtszustand der Standesherren (s. d.) für sich und ihre Familien.

Standesherrschaften, Besitzungen der Standesherren im Allgemeinen, besonders in Schlesien Ueberbleibsel der ehemaligen Fürstenthümer, indem nach Aussterben der Herzöge von Oesterreich einzelne Parcellen von den Herzogthümern losgerissen und an einzelne Familien verkauft wurden. Sie besaßen mehre, noch von den alten Fürstenrechten herstammende Privilegien und hatten Sitz und Stimme auf den Fürstentagen. Hierdurch unterscheiden sie sich von den Minderherrschaften (s. d.). Jetzt haben sie Sitz und Stimme auf den Provinziallandtagen. S. sind: Wartenberg, Karolath, Beuthen, Militsch, Trachenberg und Pleß; im Königreich Sachsen die schönburgischen Receßherrschaften.

Standon, Stadt in der englischen Grafschaft Hertford, links am Rib, mit 2260 Einw.

Standrecht, altherkömmliches, öffentliches Militärgericht, welches in Fällen offenbarer Empörung die Aufruhrsverbrechen auf der Stelle untersucht und bestraft, namentlich aber auch im Kriege auf frischer That ertappte, unleugbare Uebertreter der Kriegsgesetze und solche Verbrechen auf der Stelle untersucht und aburtheilt, wo jeder Verzug nachtheilig auf die Disciplin und den Geist der Truppen wirken könnte. In der Regel verfallen nur solche Verbrecher dem S., welche theils laut der Kriegsartikel, theils nach des jedesmaligen kommandirenden Generals besondern Befehlen am Leben zu strafen sind, und diejenigen todeswürdigen Verbrechen, vor deren Begehung der Thäter durch Publikation des diesfallsigen Gesetzes ausdrücklich gewarnt worden war. Es gehören hierher hauptsächlich: Desertion, Meuterei, Verrätherei und Diebstähle. Es findet meist ausschließliche Anwendung auf Märschen in der Nähe des Feindes, bei Belagerungen u. wenn todeswürdige Verbrechen, in Menge begangen, rasche Strafvollstreckung u. abschreckende Beispiele von Strenge erfordern. Bei Empörungen verfällt dem S. Jeder ohne Unterschied, der nach Verkündigung des S.s einer damit bedrohten That überwiesen wird.

Standrede, kurze Rede, besonders welche aus dem Stegreif gehalten wird, als Erwiederung und Dank auf eine erzeigte Ehre, entweder durch die Ausbringung eines Vivat, oder eines Toastes.

Standvögel, s. Vögel.

Stangenkunst, s. Kunstgestänge.

Stanhope, 1) James, erster Graf von, berühmter englischer Staatsmann und Diplomat, aus der Familie der Grafen von Chesterfield abstammend, geboren 1673 zu Paris, wo sein Vater sich als englischer Gesandter befand. S. bildete sich auf Reisen in Frankreich und Italien, diente hierauf unter Wilhelm III. in Flandern als Volontär und zeichnete sich besonders 1695 bei der Belagerung von Namur aus, worauf ihm der König ein Bataillon anvertraute und ihn bald darauf zum Obersten ernannte. Unter der Re-

gierung der Königin Anna ward er Mitglied des Parlaments und erhielt sodann einen Gesandtschaftsposten bei den Generalstaaten. Zum Brigadier ernannt, stand er während des spanischen Erbfolgekrieges bei der englischen Armee in Spanien unter dem Oberbefehl des Generals Peterborough. Im Jahre 1708 zum Generalmajor ernannt, eroberte er noch in demselben Jahre Port Mahon und die Insel Minorca. Im J. 1709 zum Generallieutenant und Oberbefehlshaber der englischen Truppen in Spanien befördert, errang er einige Vortheile in den Gefechten bei Almenara (27. Juli 1810) u. bei Saragossa (20. August), wurde aber den 9. Dec. im Städtchen Brihunga mit 8 Bataillonen und 8 Eskadronen gefangen und erst 1712 gegen den Herzog von Escalona, vormaligen Vicekönig von Neapel, ausgewechselt. König Georg I. ernannte S. nach seiner Thronbesteigung (1714) zum Mitgliede des geheimen Rathes und sandte ihn bald darauf mit geheimen Aufträgen an Kaiser Karl VI. Im J. 1716 begleitete S. den König nach Hannover und entwarf mit dem Abbé Dubois, Abgesandten Frankreichs, die Präliminarien zu der Tripelallianz, welche den 4. Jan. 1717 im Haag zwischen England, Frankreich und den Generalstaaten abgeschlossen wurde. Im folgenden Jahre wurde S. zum ersten Lord des Schatzes, Kanzler der Schatzkammer und Peer von Großbritannien unter dem Titel Baron S. von Elvasten und Viscount S. von Mahon ernannt. Im J. 1718 kam er als erster Staatssekretär an die Stelle des Grafen von Sunderland, und in demselben Jahre vermittelte er in Vereinigung mit Dubois die berühmte Quadrupelallianz und wurde 1719 zum Lordoberrichter ernannt. Er † plötzlich am 4. Febr. 1721.

2) Charles, Viscount von Mahon, Baron von Elvasten, Graf von S., englischer Staatsmann, 1753 zu Genf geboren, erhielt eine treffliche Erziehung und erwarb sich namentlich bedeutende Kenntnisse in der Physik, Chemie und Mathematik, so daß er im Alter von 18 Jahren eine Preisaufgabe der Akademie zu Stockholm über die Pendelschwingungen löste. Im J. 1780, nach dem Tode seines ältesten Bruders, trat er ins Parlament, wo er die glänzende Reihe der Oppositionsmänner verstärkte. Durch den Tod seines Vaters gelangte er 1786 ins Oberhaus, und da er, obwohl mit Pitt verschwägert, seinen freisinnigen Ueberzeugungen treu blieb, so kam er bald mit Pitt in Opposition. Im Parlament erhob er namentlich für die Parlamentsreform, die Abschaffung der Negersklaverei, die Freiheit der Presse, die Unabhängigkeit der Geschwornengerichte 2c. seine Stimme. Als die Habeascorpusakte suspendirt ward, blieb er aus dem Parlament weg und erschien erst 1800 wieder. Ein Zwist mit seinen Söhnen, bei welchem auch der Minister Pitt eingriff, verbitterte seine letzten Jahre. Er † am 1. Dec. 1816. Eine von ihm verbesserte Druckpresse trägt seinen Namen. Außerdem machte er viele andere gemeinnützige Erfindungen, wie eine sinnreiche Rechenmaschine, ein wohlfeiles Dach für Bauernhäuser und eine neue Art des Kalkbrennens. Die meisten seiner Arbeiten der Art findet man in den „Philosophical transactions“. Seine Parlamentsreden bezeugen seinen Scharfsinn und seine Originalität.

3) Philipp Henry, Graf von S., ältester Sohn und Erbe des Vorigen, am 7. Dec. 1781 geboren, lebte in seiner Jugend als Lord Mahon mehre Jahre in Deutschland und gab zu Dresden ein „Gebetbuch für Gläubige und Ungläubige, für Christen und Nichtchristen“ (1800) heraus. In der Politik schloß er sich ganz an seinen Oheim, den Minister Pitt, an, von welchem unterstützt er einen Prozeß gegen seinen Vater begann. Gleiche Grundsätze machte er geltend, als er 1816 nach dem Tode des letzteren ins Oberhaus gelangte. Einer der heftigsten Tories, schlug er die Zerstückelung Frankreichs vor, um damit die Ruhe Europa's zu sichern. Er interessirte sich sehr für das Schicksal des unglücklichen Findlings Kaspar Hauser (s. d.), sorgte für seine Ausbildung und wollte ihn sogar adoptiren. Später suchte er in einer Schrift „Materialien zur Geschichte Kaspar Hausers“ (Heidelberg 1835) seinen Schützling zu verdächtigen. Die 1846 von Peel beschlossene Aufhebung der Korngesetze fand an ihm einen erbitterten Gegner und er betheiligte sich eifrig an der erfolglosen Agitation zur Wiedereinführung derselben.

4) Lady Esther S., Schwester des Vorigen, geboren den 12. März 1776 zu London. Von der Natur weniger mit Schönheit, als mit einem imposanten Aeußern, scharfem Verstand und geistiger Energie ausgerüstet, erhielt sie keine geregelte Erziehung, da ihres Vaters einziges Interesse die Politik war. Als sich derselbe nach dem Ausbruch der französischen Revolution durch rücksichtslose Bethätigung seiner republikanischen Sympathien mehrfach kompromittirt hatte, ward sie in das Haus ihres berühmten Oheims, des Ministers Pitt, aufgenommen, wo sie nicht nur dessen Liebe gewann, sondern auch bald die Herrin spielte und den lebhaftesten Antheil an der Politik nahm, was sie aber nicht hinderte, gegen die trügerische und heuchlerische Umgebung des Ministers einen glühenden Haß zu fassen. Nach Pitts Tode (1806) zog sie mit einem geringen mütterlichen Erbtheil u. einer Pension von 1200 Pfund Sterling, welche der Nichte des großen Ministers ausgesetzt ward, nach Wales zurück, wo sie sich von allem Verkehr mit Menschen zurückzog, aber auch auf die fixe Idee verfiel, zu etwas Großem bestimmt zu seyn. Nach mehrjährigen Wanderungen, die sie seit 1810 in Griechenland und der Türkei gemacht, faßte sie endlich den Entschluß, sich in Syrien eine neue Heimath zu gründen. Da sie jedoch auf der Ueberfahrt Schiffbruch litt und ihre Habe dabei einbüßte, so kehrte sie noch einmal nach England zurück, raffte hier die Reste ihres Vermögens zusammen und siedelte dann nach Syrien über. Der Glanz, den sie um sich zu verbreiten wußte, ihre imposante Gestalt, ihre Kühnheit und ihr mysteriöses Wesen machten bald auf die umwohnende Bevölkerung großen Eindruck. Der hinterlistige und blutdürstige Emir Beschir wies ihr ein ehemaliges griechisches Kloster, Mar-Elias, zum Aufenthalt an. Später errichtete sie sich zu Dschihun unweit Seyde, an einem der wildesten Punkte des Libanon, eine Wohnung. Die Syrer pflegten sie Königin von Tadmor, Zauberin von

Dschihun und Sibylle des Libanon zu nennen und glaubten sie im Besitz großer Schätze, die sie sich durch ihre Verbindung mit der Geisterwelt verschaffen sollte. Bei Ibrahim Pascha's Einfall in Syrien spornte sie die Drusen zum Widerstand an und wußte jenem solchen Respekt einzuflößen, daß derselbe sie um Neutralität bat. Ein Haupthebel ihres Einflusses war aber ihre großartige Wohlthätigkeit. Wittwen, Waisen, Verunglückte und Verfolgte nahm sie zu Hunderten auf und half ihnen fort. Gegen Europäer, namentlich Engländer benahm sie sich abstoßend. Nur Lamartine und Fürst Pückler-Muskau fanden eine freundlichere Aufnahme. Finanzielle Nöthen brachten sie in den letzten Jahren in große Bedrängniß. Plötzlich innerlich gebrochen, siechte sie langsam dahin, von Krämpfen und schreckenden Visionen gepeinigt. Ihr Haus glich zuletzt einer Ruine; die Decke ihres Zimmers stützte ein unbehauener Baumstamm. Sie † im tiefsten Elende, nur von einigen treuen Arabern umgeben, den 23. Juni 1839. Man setzte sie in der Gruft zu Mar-Elias bei. Ihr Leibarzt gab Nachrichten über sie heraus unter dem Titel „Memoirs of the lady Esther S." (London 1845, 3 Bde.; deutsch von Birch, Stuttgart 1846, 3 Bde.).

Stanhopea, Pflanzengattung aus der Familie der Orchideen, epiphytische Gewächse mit sehr schönen Blüthen, von denen S. grandiflora *Lindl.*, auf Trinidad, mit 3 Zoll langen, eine Linie breiten Blüthenblättern und $2^{1}/_{4}$ Zoll langer, weißer, roth punktirter Lippe; S. insignis *Hook.*, Epidendrum grandiflorum *H.* et *B.*, in Südamerika, mit prachtvollen, über 4 Zoll im Durchmesser haltenden, wohlriechenden weißen und hellgelben, roth gefleckten Blüthen, und S. tigrina *Batem*, in Xalapa in Mexiko, mit hängendem Schaft und 3—5 sehr großen, stark nach Vanille riechenden, auf gelbem Grunde dunkelpurpurroth getigerten und marmorirten Blüthen, schöne Zierpflanzen sind.

Stanislaus (Stanislaw, Stanislas), 1) Heiliger, geboren 1030 aus adeligem Geschlechte zu Szczepanow, einem Gute unweit Bochnia in Galizien, studirte zu Gnesen und Paris Theologie und kanonisches Recht und wurde, nachdem er sein Vermögen unter die Armen vertheilt hatte, Priester und Kanonikus an der Kathedrale zu Krakau und 1071 Bischof von Krakau. Als er die Ausschweifungen des damaligen polnischen Königs Boleslaw des Kühnen tadelte und den König mit dem Kirchenbanne bedrohte, gerieth dieser in solche Wuth, daß er 1079 S. in der Michaelskirche zu Krakau während der Messe überfiel und niederhieb. Papst Gregor VII. that Boleslaw in den Bann, S.' Gebeine aber wurden in der Kathedrale zu Krakau beigesetzt, wo sie noch jetzt in einem prächtigen Sarkophage ruhen. Von Papst Innocenz IV. wurde S. 1248 als Schutzpatron Polens heilig gesprochen. Ihm zu Ehren stiftete König Stanislaus August den Stanislausorden.

2) Könige von Polen: a) S. I., Leszczynski, wurde am 20. Okt. 1677 (nach Anderen 1682) zu Lemberg geboren, Sohn Raphael Leszczynski's, Starosten von Freistadt und Woiwoden von Posen. Er bereiste Frankreich, ward nach seiner Rückkehr Starost und Landbote und nach seines Vaters Tode vom König August II. zum Woiwoden von Posen und General von Großpolen ernannt. Nachdem er schon 1699 außerordentlicher Gesandter beim Sultan gewesen war, ward er 1704 von der Konföderation zu Warschau an Karl XII. von Schweden geschickt, der August II. von Sachsen des polnischen Thrones für verlustig erklärt hatte. Seine große Mäßigkeit gewann den gleichgesinnten König so sehr, daß er es durchsetzte, daß S. den 12. Juni 1704 zum König von Polen ernannt und am 7. Okt. 1705 nebst seiner Gemahlin Katharina Opalinska gekrönt wurde. S. vermochte sich jedoch nur bis zur Schlacht von Poltawa in Polen zu halten, floh darauf nach Stettin und schiffte 1711 nach Schweden über, wo er eine Zeit lang zurückgezogen lebte. Im Jahre 1712 kam er mit einem Heere zurück und hielt sich bei der Armee des Generals Stenbock auf. Um den Frieden herbeizuführen, war er bereit, auf die Krone zu verzichten, und unternahm, um Karls Zustimmung zu erhalten, eine Reise nach Bender (1713). In Jassy verhaftet, ward er vom Hospodar der Moldau nach Bender geschickt und erst 1714 freigegeben, nachdem er versprochen, das türkische Gebiet meiden zu wollen. Karl XII. trat ihm, bis er ihm den polnischen Thron wieder erkämpft hätte, das Fürstenthum Zweibrücken ab, wohin sich S. nun begab. Hier hatte ein Mordanfall, wahrscheinlich vom Feldmarschall Grafen Flemming ausgehend, auf S. Statt. Nach dem Tode Karls XII. 1718 mußte er sein Asyl verlassen, indem es der Pfalzgraf Gustav Samuel in Besitz nahm. Er begab sich daher 1720 nach Frankreich, wo er, freundlich aufgenommen, seinen Aufenthalt erst in Weißenburg, dann in Bergzabern, und als König Ludwig XV. seine Tochter Maria Leszczynska heirathete, in Chamlord bei Meudon nahm. Nach Augusts II. Tode 1733 machte S., von einer Partei in Polen veranlaßt, seine Ansprüche auf die polnische Krone von Neuem geltend, und Frankreich und Schweden wollten ihn bei der neuen Wahl unterstützen. Während ein ihm gleichender Chevalier de Thienge sich unter seinem Namen zu Brest auf einer Flotte nach Danzig einschiffte, reiste S. unter dem Namen eines Kaufmanns mit einem einzigen Begleiter nach Warschau, zeigte sich dort den Tag vor der Wahl, den 10. September, öffentlich, ward mit Begeisterung aufgenommen und wirklich den 11. September zum zweiten Male einstimmig zum König gewählt, obschon sich viele Wähler vorher vom Wahlfeld entfernt hatten. Rußland und Oesterreich waren jedoch gegen seine Erhebung und zwangen den Polen den Kurfürsten von Sachsen, August III., zum König auf. Vor einem russischen und sächsischen Heer floh S. nach Danzig und blieb daselbst bis 1734. Da indeß die erwartete französische Hülfe ausblieb und ein russisches Heer unter Münnich Danzig belagerte, floh S. in Bauernkleidern über den Wall und gelangte, von Schmugglern geführt, nach Marienwerder auf preußischem Gebiet, wo er Schutz fand und bis 1735 blieb. Durch den wiener Frieden ward endlich festgesetzt, daß S. auf die polnische Krone Verzicht leisten, aber den Titel eines Königs beibehalten und die Herzog-

thümer Lothringen und Bar vom Herzog Franz von Lothringen abgetreten erhalten solle, die nach dem einstigen Absterben S.' an Frankreich fallen sollten. Mit einer Pension von 2 Millionen Franken, gegen die er sogleich die Revenuen seiner Herzogthümer an Frankreich abtrat, residirte er zu Luneville, Wohlthaten übend und Wissenschaften und Künste freigebig unterstützend. Doch hörte er nie auf, als Pole zu empfinden und zu denken. Ein Unfall endete sein Leben. Als er einst zu nahe am Kamine saß, wurde sein Schlafrock vom Feuer ergriffen und er selbst so bedeutend verletzt, daß er 3 Wochen darauf, den 23. Febr. 1766, †. Seine Schriften erschienen gesammelt unter dem Titel: „Oeuvres du philosophe bienfaisant" (Paris 1765, 4 Bde.). Vergl. Aubert, Leben S. Leszczynski's, deutsch von J. S. Jünger, Leipz. 1775. — b) S. II. August, der letzte König von Polen, Sohn des Grafen Stanislaus Poniatowski und der Fürstin Konstantia Czartoryiska, geb. zu Wolczyn am 7. Jan. 1732, ward sorgfältig erzogen und unterrichtet u. auf Reisen gebildet, trat zuerst 1752 auf dem Reichstage als Landbote auf und erregte durch seine Rednergabe und seine schöne Gestalt Aufmerksamkeit. August III. sandte ihn an die Kaiserin Elisabeth nach Petersburg, wo er sich die ganz besondere Gunst der Großfürstin, nachherigen Kaiserin Katharina, erwarb. Nach Augusts Tode brachte es diese auch durch ihren Einfluß dahin, daß S., obgleich arm und ohne sonderliches Ansehen, auf dem Reichstage zu Warschau am 7. September 1764 von einer zwar wenig zahlreichen Versammlung, doch nach herkömmlicher Weise einstimmig zum König gewählt und am 25. November in Warschau gekrönt wurde. Gebildet und liebenswürdig, geistreich, beredt, edel, ein Beförderer der Wissenschaften und Künste, konnte S. bei dem regsten Eifer für das Wohl seines Vaterlandes dessen Bestes doch nicht fördern, da es ihm an der nöthigen Energie fehlte, um den unbändigen Adel zu zügeln und der schlauen russischen Politik sich zu entziehen. So mußte er seinen Landsleuten als eine Kreatur Rußlands erscheinen, und der unzufriedene Adel trat daher zu mehren Konföderationen zusammen und erklärte den Thron für erledigt. Verschworene entführten den König in der Nacht vom 3. November 1771, als er vom Fürsten Czartoryiski nach seinem Palaste zurückfuhr, aus Warschau und verbargen sich mit ihm in einem Walde. Als er sich hier mit einem der Verschworenen, Kosinski, welcher ihn im äußersten Falle tödten sollte, allein befand, wußte er denselben durch seine Ansprache so zu erschüttern, daß er von ihm in eine abgelegene Mühle geführt und von da durch Militär nach Warschau zurückgeleitet wurde. Vergebens protestirte er gegen die erste Theilung Polens 1772. Die Annahme der Konstitution vom 3. Mai 1791 gab ihm zwar die Achtung und Liebe seiner Nation wieder, und zugleich schien er entschlossen, der russischen Kaiserin gegenüber eine entschiedenere Stellung einzunehmen; doch ward er durch Preußens veränderte Gesinnung und Rußlands Drohungen bald wieder entmuthigt und trat der neuen Konföderation zu Targowice bei, wodurch er den besseren Theil der Nation gegen sich empörte, ohne doch, was er wollte, Polen mit Rußland zu versöhnen. Sein Widerspruch gegen die zweite Theilung Polens hatte zur Folge, daß Katharina ihn nach der Einnahme Warschau's durch Suwarow nach Grodno bringen ließ, wo er den dritten Theilungsvertrag unterzeichnen und am 25. November 1795, dem Jahrestage seiner Krönung, dem Throne entsagen mußte. Er erhielt von Oesterreich, Rußland und Preußen 200,000 Dukaten Pension, die er anfangs in Grodno verzehrte. Paul I. berief ihn gleich nach dem Tode Katharina's nach Petersburg, wo er allgemein beliebt war, sich aber manche Demüthigung gefallen lassen mußte. Er † daselbst am 12. Februar 1798 unverheirathet.

Stanislausorden, polnischer Orden, gestiftet am 7. Mai 1765 vom König Stanislaus II. zu Ehren seines Schutzpatrons, des heiligen Stanislaus. Der Orden erhielt sich nicht lange in Ansehen, da er sehr verschwenderisch ertheilt wurde, und nach der Theilung Polens wurde seiner nicht mehr gedacht. Erst durch die Konstitution vom 22. Juli 1807, welche nach dem tilsiter Frieden das neu gestiftete Herzogthum Warschau bekam, ward er gleich den übrigen polnischen Orden wieder hervorgezogen. Nachdem Polen unter russische Oberherrschaft gelangt war, erneuerte Kaiser Alexander den Orden und theilte ihn in 4 Klassen; auch wurde unter dem 16. Dec. 1816 die alte Verpflichtung der Ritter hergestellt, eine jährliche Abgabe an das Findelhaus in Warschau zu entrichten. Nach der unter dem 29. Nov. 1831 erlassenen kaiserlich russischen Ukase soll der S. zu den Orden des russischen Reichs gehören und nach einem Befehle an den Ordenskanzler vom 25. Dec. 1831 auf die 1. Klasse des St.-Annenordens folgen. Das Ordenszeichen ist ein achtspitziges rothemaillirtes Kreuz, mit runden Knöpfchen auf allen Spitzen. In der Mitte vorn steht auf weißem Grunde der heilige Stanislaus von einem Lorbeerkranze umgeben, und auf der Umseite auf weißem Grunde der rothe Namenszug S. S. (Sanctus Stanislaus). An einem rothen Bande mit weißen Rändern trägt es die 1. Klasse von der linken Schulter nach der rechten Hüfte, und auf der linken Brust einen silbernen Stern. Die 2. Klasse trägt es mit demselben Stern um den Hals, die 3. und 4. im Knopfloche. Die 3. Klasse ward den 28. Mai 1839 aufgehoben.

Stanislawow, königliche Kreisstadt in Galizien, zwischen 2 Flüssen Bistricza, hat eine katholische und mehre griechisch-unirte Kirchen, eine Synagoge, ein Gymnasium, eine Kreishauptschule, Mädchenschule, Handel und 9200 Einw.

Stankkugeln, Kugeln mit einem Brandsatz, der mit Federn, Hornspänen, Thierfüßen und Asa foetida vermengt ist, in Leinwandsäcke gestopft, dienen zur Vertreibung des Feindes aus Minengängen.

Stanley, Lord, früherer Titel des britischen Staatsmannes Grafen Derby.

Stanniol (Stannum foliatum coloratum), Zinnfolie, welche von feinem, möglichst reinem Zinn geschlagen und mittelst Walzen geglättet ist, dient zur Belegung der Spiegel (Spiegelfolie) u. zu allerhand Verzierungen, ist entweder weiß,

oder auch gefärbt, roth, gelb, schwarz, blau &c. und wird am besten in Nürnberg, Erlangen, Fürth und Wien verfertigt, und zwar in Blättern von 12—60 Zoll Länge und 15—23 Zoll Breite.

Stannum (lat.), Zinn.

Stans (Stanz), Marktflecken im schweizerischen Kanton Unterwalden, Hauptort von Nidwalden, liegt am nördlichen Fuße des Stanserhorns, hat eine Kirche mit Denkmälern, ein Standbild Arnolds von Winkelried, ein Rathhaus mit Bildnissen verdienter Landammänner, ein Zeughaus mit dem Panzerhemd Arnolds von Winkelried &c. In einem Nebengebäude des Frauenklosters legte Pestalozzi 1798 eine Erziehungsanstalt für arme Kinder an, die aber bald wieder einging. Hier am 9. Sept. 1798 blutiger Kampf zwischen den Nidwaldern und den Franzosen unter Schauenburg.

Stante pede (lat.), stehenden Fußes, auf der Stelle, sogleich, flugs, stracks.

Stanze, Stück Stahl, in welches vertieft eine Figur gearbeitet ist, um dieselbe auf Metallblech zu drücken. Die Figuren der S.n werden mit dem Grabstichel gegraben, oder mit Stanzenbunzen eingetrieben, welche entsprechende erhabene Figuren am unteren Ende haben. Beim Abdrücken der S. wird das Metallblech, wenn es dünn ist, auf eine Bleiplatte gelegt und die S. mit dem schweren Stanzenhammer darauf geschlagen, oder man legt das Blech auf die S., setzt einen Stanzenstempel mit entsprechender erhabener Figur darauf und treibt diesen mit dem Stanzenhammer. Dies geschieht besonders bei den Flachstanzen der Gürtler.

Stanze (v. Ital.), ursprünglich jede Strophenabtheilung eines längeren oder kürzeren Gedichtes, oft auch ein ganzes lyrisches Gedicht von einer Strophe, besonders aber die Oktave oder Ottava rima, die man auch die S. des Boccaccio genannt hat, zum Unterschied von der sicilischen oder Siciliane, die einen fortlaufenden Reimwechsel ohne den Doppelreim der beiden letzten Zeilen bildet. Ueber die erstere s. Ottava rima. Eine eigene S. schuf sich Wieland, die zwar den 8zeiligen Bau mit der italienischen gemeinsam hat, aber in der Kürze und Länge der Verse, sowie im Reime, sich völlig frei bewegt. Die sogenannte Spenserstanze wurde zuerst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts von dem Engländer Edm. Spenser in „Fairy queen", später von Byron im „Childe Harold" gebraucht, in Deutschland aber nur von Uebersetzern, z. B. von Zedlitz, nicht ohne Glück nachgebildet. Sie besteht aus einer verschobenen Oktave mit angehängten Alexandrinern, deren Reime nach Belieben klingend oder stumpf sind und die Stellung behaupten, daß die 4 ersten Verse abwechselnd, der 5. und 7. wieder mit dem 4., der 6., 8. und 9. aber zusammen reimen.

Stapel, ein Haufen, eine Menge Dinge, besonders wenn sie in einer gewissen Ordnung aufgesetzt sind; besonders eine Quantität gewisser trockener Waaren, welche auf einander geschichtet sind, z. B. Holz, Tücher &c., besonders Häute; Jahrmarkt, Messe, daher Stapelrecht, das Recht, einen solchen Markt zu halten, und Stapelplatz, der Ort, wo er gehalten wird; Gerüst auf dem Schiffswerft, auf welches ein auszubesserndes Schiff gelegt, oder auf dem ein neu zu erbauendes gefertigt wird, daher man von einem solchen, wenn es zum ersten Male ins Wasser gelassen wird, technisch sagt: es laufe vom S.; im Woll- und Baumwollhandel das Vließ, der Faden.

Stapelgerechtigkeit (Stapelrecht, Stapelfreiheit, jus stapulae), ein in älteren Zeiten, besonders aber in den Tagen der Hansa, gewissen Städten bewilligtes Recht, welchem zufolge gewisse oder auch alle Waaren, welche auf Straßen versandt wurden, an denen ein Stapelplatz belegen war, in diesen abgeladen und daselbst eine gewisse Zeit (Stapelzeit) über zum Verkauf ausgestellt werden mußten, ehe man sie weiter bringen durfte. Bei der großen Hinderlichkeit für den Verkehr ist die S. in der neueren Zeit an den meisten Orten aufgehoben worden, und der wiener Kongreßakte von 1815 gemäß darf dieselbe in keinem Staate, welcher dieser Akte beigetreten, neu eingeführt werden.

Stapelia (Aaspflanze), Pflanzengattung aus der Familie der Asklepiadeen, fleischige, eckige, ausdauernde, kraut- oder strauchartige Pflanzen, fast ohne Blätter, meist in Südafrika einheimisch, mit dunkelgefärbten, sammetartigen, radförmigen, 5- oder 10spaltigen Blumen, welche widerlich wie Aas riechen, so daß die Aasfliegen ihre Eier darauf legen. Der Sonderbarkeit wegen kommen sie in Gewächshäusern vor. S. ambigua *Mass.*, mit gelblich-purpurrothen, schwarzviolet gestreiften Blüthen; S. bufonia *Jacq.*, mit $2^1/_4$ Zoll großen, ausgebreiteten, blaßgelben, im Grunde schwarzbraunen und gelb gefleckten Blüthen; S. grandiflora *Mass.*, mit großen, flachen, schwarz-purpurrothen, rauhhaarigen Blüthen; S. hirsuta *L.*, *Jacq.*, mit im Grunde schwarz-violeten, zottigen Blüthen mit blaßgelblichen Einschnitten und schwarz-violeten Querstreifen, u. a. m. Kann man sämmtlich in einem trockenen, hellen Zimmer oder Glashause bei 6—10° Wärme durchwintern und durch die wurzelnden Aeste und Stengel vermehren.

Stapelplatz, s. v. a. Stapelstadt.

Stapelrecht, s. v. a. Stapelgerechtigkeit; das Recht, daß an einen Ort gebrachte Waaren nur durch Schiffer oder Fuhrleute dieses Orts weiter gebracht werden dürfen.

Staphylea (Pimpernuß), Pflanzengattung aus der Familie der Sapindaceen, baumartige Sträucher, meist auf der nördlichen Erdhälfte, mit weißen Blüthen in Achselrispen, worunter S. pinnata *L.*, gemeine Pimpernuß, Klappernuß, Blasennuß, am bekanntesten ist. Dies ist ein Strauch oder Bäumchen von 10—18 F. Höhe, mit 5—7zählig-gefiederten Blättern mit linealen Nebenblättern, in der Mitte gegliederten Blüthenstielen, weißen, oft rosenroth überlaufenen, aufrecht-zusammenschließenden Blüthen und großen, fast kugeligen, hellbraunen, glänzenden Samen mit kreisrundem, weißlichem Nabel. In Gebirgswäldern des südlichen und stellenweise des mittleren Europa vorkommend, wird das Bäumchen oft als Zierstrauch in Gartenanlagen angepflanzt. Das weiße, feste Holz dient zu Drechslerarbeiten; die Samenkerne sind eßbar, wirken etwas pur-

girend und geben ein gutes Oel; die Blüthenknöpfe werden in manchen Gegenden wie Kapern eingemacht und genossen. Auch S. trifolia *L.*, in Virginien, mit zierlichen, weißen Blüthen in 4—5 Zoll langen, herabhängenden Trauben, kommt häufig als Zierstrauch in deutschen Gärten vor.

Staphylom (Staphyloma), Augenkrankheit, die in verschiedenen Formen auftritt. S. der Hornhaut ist eine krankhafte Substanzvermehrung und Ausdehnung der Hornhaut, wodurch diese nach vorn stärker hervorragt, und kommt durchsichtig und undurchsichtig vor. Solche S.e entwickeln sich meist ziemlich rasch und bleiben dann unverändert, nur die Hornhaut wird noch fester und lederartiger. Die Beweglichkeit des Augenfells ist gehindert, die Augenlider können sich nicht ganz schließen, das untere stülpt sich nach außen um, es entsteht Thränenträufeln. Das ausgebildete S. ist eine Krankheit, welche das Antlitz entstellt, das Gesicht vollkommen entfärbt und deren Entwickelung nicht rückgängig zu machen ist. Die Krankheit ist stets Folge einer Entzündung, am häufigsten einer rheumatischen, blennorrhoischen, variolösen Augenentzündung. Bei unbedeutender Hervortreibung und partiellem, sich noch vergrößerndem Hornhautstaphylom kann man hoffen, eine Rückbildung zu erzielen; man streiche Opiumtinktur ein, wende adstringirende Mittel, Alaun, schwefelsaures Eisen, Höllenstein ꝛc. an. Außerdem entleere man die wässerige Feuchtigkeit des Auges durch wiederholte Punktionen mit der Staarnadel, bis man eine Abnahme des vorbringenden Kegels bemerkt. Ist das S. aber vollkommen entwickelt, so kann nicht mehr von seiner Heilung, sondern nur noch von seiner Entfernung die Rede seyn. Dies geschieht am sichersten durch die theilweise Abtragung des Auges an der Basis des S.s. Die Entstellung wird dadurch gehoben; es wird die Möglichkeit eröffnet, ein künstliches Auge anzubringen und der drohende Uebergang in Scirrhus ꝛc. verhütet. Beim S. der Sklerotika sieht man in der Sklerotika eine oder mehre genau begrenzte, kugelförmige, blaue, unempfindliche Erhabenheiten von der Größe einer Erbse bis zu der einer kleinen Bohne, welche einzeln oder traubenartig zusammengedrängt liegen. Diese Geschwülste enthalten meist Wasser; das Sehvermögen ist beeinträchtigt bis zu völliger Blindheit; oft sind andere Uebel des Auges vorhanden, Wassersucht, Auflösung des Glaskörpers ꝛc. Gewöhnlich bleiben die Hervorragungen auf einer gewissen Stufe der Ausbildung stehen, ohne weiter zuzunehmen; in anderen Fällen wird das S. so verdünnt, daß es ein durchsichtiges, der Hornhaut ähnliches Ansehen bekommt. Im höchsten Grade des Uebels wird der vergrößerte Bulbus kegelförmig, die Augenlider können ihn nicht mehr bedecken, das Weiße des Auges ist schmutzigblau. Die Untersuchung solcher Augen ergibt die Umwandlung beinahe sämmtlicher Häute und Flüssigkeiten des Auges, Veränderungen der Quantität des Pigments, Entartungen der Iris, Verdunkelungen der Linse, Entmischung des Glaskörpers ꝛc. Die Krankheit befällt skrophulöse, gichtische, skorbutische Individuen und kommt besonders durch innere Augenentzündungen zur Entwickelung. Sie läßt sich nicht rückgängig machen, höchstens durch Bekämpfung der zu Grunde liegenden Dyskrasie aufhalten. Bei großem S. mit bedeutenden Varikositäten, drohendem Uebergang in Karcinom ꝛc. exstirpire man dasselbe, indem man das ganze kranke Segment des Augapfels mit dem Messer abträgt.

Staps, Friedrich, bekannt durch seinen Mordversuch gegen den Kaiser Napoleon I., am 17. März 1792 zu Naumburg geboren, war der Sohn eines dortigen Predigers. Er hatte die Kaufmannschaft erlernt und kam dann nach Leipzig in Kondition. Ein erbitterter Gegner Napoleons, in dem er den Grund alles Unglücks in Deutschland erkannte, beschloß er, denselben zu ermorden, und reiste zu diesem Zweck nach Wien. Am 13. Oktober 1809 begab er sich nach Schönbrunn, wo Napoleon Heerschau hielt. Der Kaiser stand zwischen Berthier und Rapp, als der Jüngling sich hinzudrängte und den Kaiser zu sprechen verlangte. Rapp wies ihn zurück mit dem Bedeuten, sein Gesuch nach der Musterung anzubringen, ließ ihn aber, da ihm Blick, Ton und Haltung des jungen Menschen auffielen, verhaften und ins Schloß führen. Hier fand man bei ihm unter Anderem ein großes Küchenmesser, und er gestand erst Rapp, dann dem Kaiser selbst unerschrocken seine Absicht. Die endliche Frage des Kaisers: „Wie nun, wenn ich Sie begnadige, werden Sie mir es danken?“ beantwortete er ganz bestimmt mit den Worten: „Ich werde darum nicht minder Sie tödten.“ General Lauer mußte ihn nochmals verhören, um zu entdecken, ob er Verbindungen habe, oder das Werkzeug geheimer Feinde sey; doch S. beharrte dabei, daß es sein eigener, freier Entschluß gewesen sey und daß Niemand darum gewußt habe. Am 17. Okt. früh um 7 Uhr wurde er erschossen, nachdem er seit dem 14. nichts mehr genossen hatte. Sein letzter Ruf war: „Es lebe die Freiheit! Es lebe Deutschland! Tod seinem Tyrannen!“

Staraja-Russa, Stadt im europäisch-russischem Gouvernement Nowgorod, südlich vom Ilmensee an der Polista, Hauptort einer Militärkolonie, mit kaiserlichem Palast, 17 Kirchen, einem Kloster, mehren Schulen, Saline, ist berühmt durch ihre Salzquellen, die Kochsalz in großer Menge, dann Gyps, Chlorcalcium, Chlormangan, einige Spuren von Jod und mehre andere Ingredienzien enthalten und zu Soolbädern vielfach benutzt werden. Die 9000 Einwohner sind vornehmlich mit Salzgewinnung und Fischfang beschäftigt. Auch wird in der Umgegend viel Flachs gewonnen. S. ist eine sehr alte Stadt, die früher oft Großfürsten zum Aufenthalt diente.

Stargard, 1) (S. an der Linde), Stadt im Großherzogthum Mecklenburg-Strelitz, an einem kleinen See, mit Schloß, Zucht- und Irrenhaus, Tuch-, Leder-, Tabaks-, Lichte-, Watte-, Strohhut-, Oelfabrikation, Wachsbleiche, Lohgerberei, Bürgerschule, Synagoge und 1500 Einw. — 2) Kreisstadt in der preußischen Provinz Pommern, Regierungsbezirk Stettin, am linken Ufer der Ihna, 4½ Meilen südöstlich von Stettin und mit dieser Stadt durch eine Eisenbahn verbunden, ist der Sitz der Generalkommission für Pommern, einer Landschaftsdirektion, eines Hauptsteuer-

amts, einer Bauinspektion, eines Landrathsamts und eines Divisionsstabs und zählte 1852 mit dem Militär 13,107, ohne dasselbe 12,473 Einw. Die Stadt hat Mauern, 3 Thore, 2 Vorstädte, 4 Kirchen, ein Gymnasium, eine Feldmesserschule, höhere Töchterschule, Obstbaumzuchtschule, ein Waisenhaus, Tuch-, Leinenzeuch-, Strumpf-, Leder-, Seifen- und Hutfabrikation, Torfgräberei und frequente Jahrmärkte. S. war vormals die Hauptstadt Hinterpommerns und ist sehr alt. Anfangs war es ein Flecken, der 1129 erweitert, 1295 zur Stadt erklärt wurde und nachher zur Hansa trat. Einen empfindlichen Verlust erlitt S. durch die Verlegung der Residenz nach Stettin; 1643 wurde es von den Schweden, nachher von den Kaiserlichen, 1657 von den Polen eingenommen. — 3) Kreisstadt in der preußischen Provinz Preußen (Westpreußen), Regierungsbezirk Danzig, an der Ferse, mit evangelischer und katholischer Kirche, Garnison und 4875 Einw. Der Ort ward 1198 als Burg vom Herzog Primislaw von Pomerellen den Johannitern geschenkt, als Stadt 1339 erbaut und lange Zeit Sitz der Landtage von Pomerellen. Vom deutschen Orden 1461, von den Polen 1462 u. öfters erobert, kam sie 1655 in die Gewalt der Schweden. Hier Gefecht 1807.

Starhemberg, 1) Ernst Rüdiger, Graf von, österreichischer Generalfeldmarschall, geb. 1635 zu Grätz in Steiermark, diente unter Montecuculi und machte sich besonders als Kommandant von Wien durch die tapfere Vertheidigung der Stadt gegen die Türken berühmt. Mit unglaublicher Thätigkeit stellte er im Angesicht des Feindes den ganz vernachlässigten Wehrstand der Stadt binnen 5 Tagen wieder her, bewaffnete die Bürger und befeuerte durch sein Beispiel den Muth der Besatzung und der Einwohner. Vom 9. Juli bis 11. September vertheidigte er die schwach befestigte Stadt mit 20,000 Mann, unter denen etwa nur 10,000 eigentliche Soldaten, indem er mehre Stürme der Belagerer zurückschlug, ihre Werke durch häufige Ausfälle zerstörte und durch Gegenminen die des Feindes sprengen ließ. Am 12. September vertrieben der König von Polen, Johann Sobiesky, der Kurfürst von Sachsen, Johann Georg III., und der Prinz Karl von Lothringen die Türken aus ihrem Lager und befreiten dadurch Wien, welches kaum mehr widerstandsfähig war. Am 13. Sept. empfing ihn Sobiesky in dem eroberten Lager, umarmte und begrüßte ihn als Helden und Bruder. Kaiser Leopold schenkte ihm einen kostbaren Ring, 100,000 Thlr. und verlieh ihm den Feldmarschallsstab, die Würde eines Staats- und Konferenzministers und das Recht, den Stephansthurm in seinem Wappen zu führen. Die Landstände Oesterreichs und die Bürgerschaft Wiens, letztere, indem sie das große gräflich starhembergische Haus auf der Wieden für abgabenfrei erklärte, wetteiferten ebenfalls, ihm ihre Dankbarkeit zu erweisen. S. folgte jetzt dem König Johann Sobiesky als Kommandirender der Infanterie nach Ungarn, entzweite sich jedoch mit demselben und ward dadurch abgehalten, mit seinen Truppen dem Gefechte bei Barkan (10. Okt.) beizuwohnen. Dagegen focht er mit bei Ofen, ward dabei schwer verwundet und genöthigt, sein Kommando niederzulegen. Er kehrte daher nach Wien zurück, wo ihm der Kaiser das Präsidium des Hofkriegsraths übertrug. In diesem Posten richtete er sein ganzes Bestreben auf die Verbesserung des Kriegswesens und suchte dem österreichischen Heere eine bessere Organisation zu geben. S. † am 4. Jan. 1701 zu Wesendorf.

2) Guido Baldus, Graf von S., k. k. Generalfeldmarschall und Gouverneur von Slavonien, geb. 1657, fungirte während der Belagerung Wiens 1683 als Adjutant des Vorigen, seines Vetters, und zeichnete sich mehrfach durch Geistesgegenwart und Tapferkeit aus. Nach dem Entsatz Wiens folgte er dem Heere nach Ungarn, that sich 1686 bei der Belagerung von Ofen, 1687 in der Schlacht bei Mohácz und bei der Erstürmung Belgrads (6. Sept. 1688) rühmlich hervor. Er vertheidigte Eszek mit Erfolg und focht auch in den Schlachten bei Salankemen (19. Aug. 1691) und Zenta (11. Sept. 1697) mit Auszeichnung. Nach dem Ausbruch des spanischen Erbfolgekriegs ging er mit dem Prinzen Eugen nach Italien, führte hier 1703 an Eugens Stelle den Oberbefehl, schlug die Franzosen bei Bondanella und Mirandola und manövrirte so geschickt, daß er die versuchte Vereinigung der Franzosen und Bayern in Tyrol verhindern konnte, dagegen den übrig gebliebenen Truppen des von der französischen Partei abgegangenen Herzogs von Savoyen ihre am 13. Jan. 1704 erfolgte Verbindung mit dem österreichischen Heere möglich machte. Später zur Bekämpfung der ungarischen Insurrektion verwendet, nahm er 1706 dem siebenbürgischen Fürsten Ragoczi Gran wieder ab und bereitete durch Maßregeln der Milde die Beruhigung des Landes vor. Zum Feldmarschall ernannt, übernahm er 1708 das Kommando der in Spanien kämpfenden österreichischen Armee und zeichnete sich dort, wo er, ohne große Streitkräfte und von allen Hülfsquellen entfernt, meist auf Vertheidigung, kühne Bewegungen und anstrengende Märsche hingewiesen war, so vortheilhaft aus, daß ihn selbst die feindlich gesinnten Spanier el gran capitan nannten. Am 1. December 1708 glückte ihm ein Ueberfall auf Tortosa, darauf vertrieb er 1709 die französische Partei aus Aragonien und Katalonien, schlug Philipps von Anjou Armee am 27. Juli 1710 bei Almenara und am 20. August bei Saragossa und eröffnete dadurch dem Erzherzog die Thore von Madrid. Bald nöthigten ihn aber Mangel und die Theilnahmlosigkeit des spanischen Volks an der Sache Karls zum Rückzuge nach Barcelona, wo sie ihre Magazine hatten. Vergebens suchte ihm Vendôme den Weg dahin abzuschneiden. Als Karl nach Josephs Tode in die österreichischen Erblande zurückgekehrt war, blieb S. als Vicekönig in Barcelona zurück, konnte sich aber aus Mangel an Unterstützung daselbst nicht halten und ließ sich in Folge des Neutralitätstraktats vom 14. Mai 1713 mit den Resten seiner Truppen auf englischen Schiffen nach Genua übersetzen. Er lebte seitdem in Wien. Während des Türkenkrieges von 1716—18 übernahm er in Abwesenheit des Prinzen Eugen das Präsidium des Hofkriegsraths. Er † am 7. März 1737 als Gouverneur von Slavonien.

Staritza, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Twer, am Einfluß der Staritza in die Wolga, mit beträchtlichem Getreide- u. Hanfhandel nach Petersburg, großen Jahrmärkten u. 4000 Einw.

Stark, 1) Joh. August, Freiherr von, Oberhofprediger zu Darmstadt, bekannt als Kryptokatholik, am 29. Oktober 1741 zu Schwerin im Mecklenburgischen, wo sein Vater Prediger war, geboren, studirte zu Göttingen besonders die morgenländischen Sprachen. In Petersburg, wohin er als Lehrer gekommen, war er für die Zwecke des Freimaurerordens äußerst thätig. Später reiste er nach England und von da 1765 nach Paris, von wo aus sich das Gerücht verbreitete, daß er 1766 zur katholischen Kirche übergetreten sey, was um so eher Glauben fand, da er auf der königlichen Bibliothek als Interpret der morgenländischen Handschriften mit 1000 Livres Gehalt angestellt worden war. Dieser Verdacht verstärkte sich nach seiner Rückkehr durch sein geheimnißvolles Betragen. Zum Konrektor in Wismar ernannt, legte er seine Stelle bald wieder nieder, übernahm nach einer zweiten Reise nach Petersburg in Ordensangelegenheiten 1769 eine außerordentliche Professur der morgenländischen Sprachen an der Universität zu Königsberg und wurde hier 1770 zweiter Hofprediger, 1772 zugleich ordentlicher Professor der Theologie und 1776 Oberhofprediger. Um den beständigen Anfeindungen, denen er sich hier ausgesetzt sah, zu entgehen, legte er 1777 seine Stelle nieder und ging als Professor an das Gymnasium nach Mitau, folgte aber schon 1781 dem Rufe als Oberhofprediger und Konsistorialrath nach Darmstadt. Inzwischen blieb er im Verdacht des Kryptokatholicismus und ward von den Herausgebern der „Berliner Monatsschrift", Gedike und Biester, 1786 dessen öffentlich beschuldigt. Von allen Seiten zur Rechtfertigung aufgefordert, gab er seine Schrift „Ueber Kryptokatholicismus, Proselytenmacherei, Jesuitismus, geheime Gesellschaften u. besonders die ihm selbst gemachten Beschuldigungen ꝛc." (2 Bde., Frankf. 1787) nebst einem „Nachtrag" (Gießen 1788) heraus. Später ließ er anonym „Theoduls Gastmahl, oder über die Vereinigung der verschiedenen christlichen Religionssocietäten" (Frankf. 1809, 7. Aufl. 1828) erscheinen, worin er nachdrücklich den Katholicismus empfahl. Vom Großherzog von Hessen 1811 in den Freiherrnstand erhoben, † er am 3. März 1816, ohne sich von dem Verdachte des Kryptokatholicismus gereinigt zu haben. Nach seinem Tode soll man bei ihm ein zum Messehalten eingerichtetes Zimmer gefunden haben. Vgl. Epistel an S. über dessen Kryptokatholicismus, Stockh. 1788; Bahrdt, Beleuchtung des starkschen Apologismus, Leipzig 1790.

2) Joh. Christian, berühmter Chirurg, Geburtshelfer und Augenarzt, geboren am 28. Okt. 1769 zu Kleinkromsdorf bei Weimar, bezog 1790 die Universität zu Jena, wo er erst Theologie, dann Medicin studirte. Im J. 1796 wurde er außerordentlicher Professor der Medicin, 1805 ordentlicher Professor der Chirurgie zu Jena, wozu er noch 1811 die Professur der Geburtshülfe übernahm, und 1829 Stadt- und Amtsphysikus. Außerdem hatte er noch das Landarmenhaus, das Hebammeninstitut und die Irrenanstalt zu besorgen, sowie er auch 1812 zum ersten Leibarzt des großherzoglichen Hauses ernannt wurde. Er † am 24. December 1837. Von seinen Schriften ist besonders sein „Lehrbuch der Geburtshülfe zum Unterricht für Hebammen" (Jena 1837) zu erwähnen.

3) Karl Wilhelm, Sohn des Vorigen, geboren am 18. Mai 1787 zu Jena, studirte hier seit 1804 Medicin und erhielt daselbst 1813, nachdem er mehre Jahre den Großherzog Karl August als Leibarzt auf Reisen begleitet hatte, eine außerordentliche Professur der Medicin. Bald zum ordentlichen Professor, Hofrath und Leibarzt befördert, wurde er neben Suckow zweiter Direktor des Landkrankenhauses, der ambulatorischen medicinisch-chirurgischen Klinik und des Entbindungs- und Irrenhauses. Die Fächer, über die er vorzüglich las, waren allgemeine Pathologie und Therapie, allgemeine chirurgische Pathologie und Therapie, Ophthalmologie und gerichtliche Medicin. Er † am 15. Mai 1845. Seine Hauptschriften sind: „Pathologische Fragmente" (Weimar 1824—25, 2 Bde.); „Allgemeine Pathologie" (2. Aufl., Leipzig 1845, 2 Bde.).

Starke, Gotthelf Wilh. Christoph, ausgezeichneter praktischer Theolog u. Kanzelredner, geboren am 9. Dec. 1762 zu Bernburg, machte, auf dem Gymnasium zu Quedlinburg vorgebildet, seine akademischen Studien in Halle u. kehrte 1783 nach seiner Vaterstadt zurück, wo er Kollaborator an der Stadtschule und 1789 Rektor derselben wurde. Im J. 1798 kam er als Oberprediger an die Stadtkirche zu Bernburg u. 1808 als Hofprediger nach Ballenstedt, wo er 1817 Oberhofprediger wurde und am 27. Okt. 1830 †. In der deutschen Literatur sichern ihm eine bleibende Stelle seine „Gemälde aus dem häuslichen Leben und Erzählungen" (4 Samml., Berlin 1793—98; 3. verm. Aufl., Braunschweig 1827, 5 Bde.), die nicht allein in Deutschland, sondern auch im Auslande einen wohlverdienten Beifall als Musterstücke einer eigenthümlichen Gattung der prosaischen Idylle fanden. Von seinen übrigen Leistungen nennen wir seine Sammlung von „Gedichten" (Halle 1788), seine „Vermischten Schriften" (Berlin 1796), enthaltend Gedichte, Reden und Uebersetzungen, und seine „Kirchenlieder" (Halle 1804).

Starkenburg, großherzoglich hessische Provinz, liegt zwischen dem Rhein, Main u. Neckar und hat Rheinhessen, Nassau, Frankfurt, Kurhessen, Bayern u. Baden zu Grenzen. Ihr Flächeninhalt beträgt 54,8 □Meilen, worauf im December 1858 in 396 Ortschaften 319,678 Einw. lebten. Den östlichen Theil des Landes nimmt der Odenwald ein, über den der römische Pfahlgraben vom Main aus bei Obernberg gegen Süden lief, und an dessen westlichem Fuße sich die Bergstraße hinzieht. Der westliche Theil ist eben, theils fruchtbar, theils sandig. Im Ganzen gehört diese Provinz zu den wärmsten, angenehmsten und bebautesten Gegenden Deutschlands und ist voller Obstwaldungen und Weinberge. Sie ist eingetheilt in die 10 Kreise Darmstadt, Bensheim, Dieburg, Erbach, Großgerau, Heppenheim, Lindenfels,

Neustadt, Offenbach und Wimpfen u. hat Darmstadt zur Hauptstadt.

Starnberg (Starenberg, nach älterer Schreibart Starhemberg), Pfarrdorf im bayerischen Regierungsbezirk Oberbayern, 6½ Stunden südwestlich von München, mit königlichem Schloß und Rentamt, am Nordende des starnberger oder Würmsee's. Letzterer ist 5 Stunden lang, bis 1½ Stunden breit und hat 13 Stunden im Umfange. Er liegt 1782 Fuß über der Meeresfläche und ist reich an trefflichen Fischen (Lachsen, Wallern, Karpfen, Hechten ꝛc.). Seine amphitheatralisch aufsteigenden Ufer sind mit Dörfern, Landhäusern, Schlössern, Kirchen und Gasthäusern besetzt. Bemerkenswerth sind außer dem alten Bergschlosse Starnberg, das von 1541—85 erbaut wurde, das kleine königl. Jagdschloß Berg, Kempfenhausen, das Leonischlößchen, Allmannshausen, Amerland, Bernried, Garazhausen, Tutzing und Possenhofen, in dessen Nähe die liebliche Insel Wörth liegt. Im Nordosten des See's liegt das Bad Schäftlarn und am Ausfluß der Würm das Bad Petersbrunn mit Parkanlagen, sowie das Schloß Lantstetten. Der See wird jetzt von Dampfschiffen befahren.

Starobielsk (Starobelsk), Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Slowodsk-Ukraine, links am Aidar, mit Kathedrale und mehren anderen Kirchen und 1000 (nach Andern 2000) Einw.

Starobradzi (Starowerzi), s. Raskolniken.

Starodub, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Tschernigow, an der Labinza, mit prächtiger Kirche, Kloster der Raskolniken, Lederfabrikation, bedeutendem Handel mit Getreide, Hanf, Flachs, Matten, Seilerwaaren, Wachs, Branntwein ꝛc. und 4800 Einw.

Staro-Konstantinow, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Wolhynien, am Slutsch, mit 6 Kirchen, Fabriken u. 18,000 (nach Andern 11,000) Einw., darunter vielen Juden.

Starosten (Capitanel), in Polen Edelleute, die zu den Landwürdenträgern gehörten und vom Könige eines der königlichen Güter durch Schenkung, Verkauf oder Verpfändung, zum Theil auch durch Verleihung auf Lebenszeit in Lehn erhalten hatten. Dergleichen Starosteien durfte der König auch beim Absterben des zeitigen Inhabers nicht einziehen. Einige S. hatten die Gerichtsbarkeit in einem gewissen Kreise und konnten über peinliche Sachen und persönliche Klagen der Edelleute entscheiden (Starosteigerichte), andere genossen bloß die Einkünfte der ihnen verliehenen Güter.

Starrfrost (frigor), heftiger Frost als Krankheitserscheinung, mit Zittern, Zähneklappern, Gänsehaut und Schwerbeweglichkeit der Glieder verbunden, gewöhnlich als Symptom heftiger Wechselfieber.

Starrköpfigkeit, s. Halsstarrigkeit.

Starrkrampf, s. Tetanus.

Starrsucht (Katalepsie), eine Nervenkrankheit, welche sich in plötzlich eintretender, vorübergehender Hemmung des Einflusses der Willenskraft auf die Muskeln der willkürlichen Bewegung äußert, bei welcher aber die vegetativen Prozesse unverändert fortdauern oder nur geschwächt erscheinen. Es gibt verschiedene Grade und Modifikationen dieser Krankheit. Der niedrigste Grad derselben sind die zuweilen vorkommenden Anfälle von unwillkürlichem Staunen. Es gibt Personen, die mitten im Gespräch und in der Beschäftigung von Anfällen befallen werden, in welchen das Gespräch plötzlich abgebrochen wird, die Augen staunend gerade hinausstarren, und die Kranken, wenn sie gerade im Gehen begriffen sind, in der nämlichen Richtung unwillkürlich fortlaufen. Das Bewußtseyn der Kranken ist nicht klar, der Anfall geht rasch vorüber, worauf der Kranke in dem angefangenen Gespräch, der Beschäftigung ꝛc. fortfährt. Bei den höheren Graden der Krankheit wird der Kranke oft von Schwindel, Kopfschmerz, Schmerz im Nacken, Ekel, Magenkrampf, Gefühl von Schwäche ꝛc. befallen, oft hat er die Empfindung, als wenn aus der Gegend der Herzgrube Luft in die Höhe stiege; hierauf wird er plötzlich der Fähigkeit der willkürlichen Bewegung beraubt u. verliert meist Gefühl und Bewußtseyn. Der Kranke behält die Stellung, in der er sich gerade befand; zuweilen bleiben die Glieder in der Stellung, die ihnen ein Anderer gibt (wächserne Biegsamkeit), oder sie sinken langsam in die Lage, welche ihnen das Gesetz der Schwere anweist. Dabei sind Puls, Temperatur, Aussehen des Kranken ꝛc. wenig oder nicht verändert. In der höchsten Entwickelung der Krankheit sinkt die Temperatur des Kranken, der Puls wird sehr klein, das Athmen ist kaum merklich, beide können zuweilen nicht mehr wahrgenommen werden, so daß man den Kranken für todt halten kann; die Thätigkeiten der Sinne sind erloschen, nur das Gehör ist zuweilen noch wach, aber der Kranke vermag kein Zeichen des Lebens zu geben. Katalepsie verläuft akut oder chronisch. Im erstern Falle sind die Anfälle ungleich heftiger als im letztern. Selten erfolgt während eines Anfalles der Tod; die Anfälle kehren öfters, nach Wochen, Monaten ꝛc., wieder und halten zuweilen bestimmte Perioden ein. Als einzelne Species der Krankheit unterscheidet man Menstrualstarrsucht, indem die nicht zum Fluß kommenden Katamenien Kongestionen nach der Schädelhöhle und dadurch S. erzeugen; rheumatische S., nach Verkältung; typische S., durch den Wechselfieberprozeß bedingt; hysterische S., bei weitem die häufigste; Wurmstarrsucht, durch Wurmreiz bedingt. Das Wesen dieser Krankheit ist noch nicht erforscht; doch scheint dabei ein wichtiges Centralorgan des Gehirns außer Funktion zu treten. Die Vorhersage richtet sich nach der Ursache und Heftigkeit der Krankheit; sie wird im Allgemeinen selten tödtlich und verschwindet meist nach einer kürzeren oder längeren Zeit; zuweilen geht sie in andere Nervenkrankheiten über. Die Behandlung richtet sich hauptsächlich nach der Ursache und ist demnach verschieden: bei Menstrual- und Hämorrhoidalstarrsucht Blutentziehungen u. Wiederherstellung der unterdrückten Blutung; bei der rheumatischen Blutentziehungen und Antirheumatica; bei der typischen schwefelsaures Chinin mit Opium; bei der hysterischen S. kalte Umschläge auf den Kopf,

Asa foetida und andere Antihysterica; bei S. durch Wurmreiz die Anthelmintica. Gute Dienste soll die Elektricität leisten. Besonders vortheilhaft ist der Gebrauch der Nervina, China, Eisen ꝛc. Droht das Leben im Anfalle zu verlöschen, so verfährt man wie bei der Ohnmacht und dem Scheintode. Droht ein Schlagfluß, so läßt man mit Vorsicht zur Ader.

Stasczow, Stadt im russisch-polnischen Gouvernement Sandomir, südöstlich von Kielce, links an der Czarna, mit Tuch- und Leinwandweberei, Kupferhammer, Thonpfeifenfabrikation, Papier-, Säbel- u. Messerklingen- u. Wagenfabriken und 3200 Einw.

Stasis (griech., Stase), Partei, Sekte, daher Stasen bei den Griechen s. v. a. Philosophenschulen; in der Medicin Stockung oder gänzliches Stillstehen der Säfte, besonders in den Eingeweiden (stasis intestinorum), daher auch Verstopfung der Eingeweide.

Stassart, Goswin Jos. Augustin, Baron von, belgischer Staatsmann, geboren am 2. September 1780 zu Mecheln, studirte die Rechte zu Paris, wurde daselbst 1804 Auditeur im Staatsrath, erhielt 1805 eine Intendantur in Tyrol und kam 1807 in derselben Eigenschaft zur großen französischen Armee in Preußen. Nach dem Aufhören der Besatzung dieses Landes durch die Franzosen kehrte er nach Frankreich zurück, wo er 1810 Präfekt des Vaucluseepartements u. 1811 des der Maasmündungen wurde. Nach dem Sturze der französischen Kaiserherrschaft in den Niederlanden im November 1813 ging er nach Paris zurück und schloß sich nach Napoleons Abdankung mit vielem Eifer dem Hause Oesterreich an, wurde vom Kaiser Franz zum Kammerherrn ernannt, begab sich darauf während des Kongresses nach Wien, kehrte aber, in seinen Erwartungen getäuscht, wieder nach Belgien zurück. Auf der Rückreise begab er sich auf die Nachricht von Napoleons Rückkehr von Elba sogleich nach Paris und trug demselben seine Dienste an. Er ward von ihm nach Wien geschickt, um dem Kaiser von Oesterreich die Versicherung zu überbringen, daß Napoleon den letzten pariser Frieden aufrecht erhalten werde. Da ihm jedoch in Linz die Weiterreise nach Wien untersagt wurde, kehrte er nach Paris zurück. Nach dem zweiten Sturze Napoleons trat er eine Zeitlang vom Schauplatze ab und lebte auf seinem Landgute bei Namur den Studien, seiner französischen Gesinnung wegen bei der niederländischen Regierung mißliebig. Dagegen ernannte ihn die Stadt Namur seit 1822 fortwährend zu ihrem Abgeordneten in die zweite Kammer, wo er zur Opposition gehörte. Nach dem Ausbruche der Revolution in Brüssel im September 1830 war er unter den Abgeordneten der südlichen Provinzen, welche der Einberufung der Kammer nach dem Haag Folge leisteten. Als aber die belgische Revolution mehr Konsistenz gewonnen, begab er sich nach Belgien zurück, wo er in den Kongreß gewählt und Mitglied der provisorischen Regierung wurde. Sein Eifer für den jungen Staat und seine anerkannte Geschicklichkeit verschafften ihm bald eine einflußreiche Stellung. So wurde er gleich bei Gründung des Senats zum Mitgliede desselben ernannt und begleitete in demselben sieben Sessionen hindurch das Amt eines Präsidenten, während er von der Regierung zum Gouverneur von Brabant ernannt wurde, welche beiden Aemter er mit großer Umsicht und Mäßigung verwaltete. Als aber seit 1836 der Gegensatz zwischen der katholischen und liberalen Partei sich immer schroffer herausstellte, wurde er wegen seiner Stellung als Großmeister der belgischen Freimaurerei, gegen welche die belgischen Bischöfe in einem Rundschreiben und sonst auf alle Weise zu Felde zogen, immer tiefer in den Meinungskampf hineingerissen und von der liberalen Partei zu ihrem Parteihaupt erhoben. Daher kam es, daß er 1838 nicht wieder zum Präsidenten des Senats ernannt und, da er sich auch mit der Regierung in Folge jenes Parteikampfes in Opposition setzte, seiner Stelle als Gouverneur von Brabant enthoben wurde. Als nach dem Sturze des Ministeriums de Theux die liberale Partei wieder ans Ruder kam, wurde er mit einer Sendung an den turiner Hof beauftragt, die jedoch nur kurze Zeit dauerte. Im Jahre 1841 legte er seine Würde als Großmeister der belgischen Freimaurerei nieder. Als Schriftsteller ist S. durch seine „Fables“ bekannt, die zu dem Besten dieser Gattung in der französischen Litteratur gehören. Seine sämmtlichen Schriften (Denkschriften, Reden, Kritiken ꝛc.) gab er 1854 im Druck heraus.

Staßfurt, Stadt in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Magdeburg, Kreis Kalbe, am rechten Ufer der Bode, mit Saline (37,000 Centner Salz jährlich), Mutterkirche, Spital und 2100 Einw.

Staszyc, Xawery Stanislaw, polnischer Staatsmann und Schriftsteller, geboren zu Pila 1755, besuchte die Universitäten zu Leipzig und Göttingen und ging von da nach Paris, wo er mit Buffon, d'Alembert und andern Gelehrten in enge Verbindung trat und Buffons „Epoques de la nature“ ins Polnische übersetzte (Warschau 1786). Später widmete er sich geologischen Forschungen, bereiste die Alpen, Pyrenäen und Karpathen und schrieb sein Hauptwerk: „O ziemiorodztwie gór dawnéj Sarmacyi a poźniéj Polski“ (Warschau 1805), eine Geognosie Polens. Da er sich vergeblich um eine Anstellung bemühte, trat er als Erzieher in das Haus des Kanzlers And. Zamojski. In dieser Zeit verfaßte er das wichtige Werk „Uwagi nad zyciem Jana Zamojskiego“ (Warschau 1806). Bei der Gründung des Herzogthums Warschau vom Könige von Sachsen zum Staatsrath ernannt, nahm er in der Funktion eines Referendars an dem Reichstage Theil und wurde nach Albertrandi's Tode 1808 Präsident der königlichen Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften. Vom Kaiser Alexander I. zum Generaldirektor des Komité's für die öffentliche Erziehung ernannt, richtete er Kreis- und Elementarschulen ein, erhob die Universität zu ihrer Blüthe, gründete eine Schule für Bergbaubeflissene und eine polytechnische Schule, ein Taubstummeninstitut und ein Institut für Agronomie, wie er auch Fabriken und Manufakturen, den Wege- und Brückenbau ꝛc. förderte. Wegen geschwächter Gesundheit trat er 1824 aus dem öffentlichen Leben zurück, der Kaiser aber ernannte

ihn zum Staatsminister und später zum Präsidenten der Kommission für emeritirte Staatsbeamte. Er † am 20. Januar 1826. Sein ganzes Vermögen, gegen 800,000 polnische Gulden, vermachte er den Instituten in Warschau; sein Gut Rubiészów vertheilte er unter seine Bauern, denen er schon früher gegen eine mäßige Abgabe die Frohndienste erlassen hatte. Von seinen übrigen zahlreichen Schriften erwähnen wir noch „Przestrogi dla Polski teraznlejszych Europy zwiazków iz prenc natury wypadalace“ (2 Bde., Warschau 1792) und „Statystyce Polski“ (das. 1807).

Statarisch (v. Lat.), stehend, verweilend; daher statarische Lektüre, Lektüre, bei der das Einzelne genau erklärt wird.

Stater, altgriechische Silbermünze, das Didrachmon, 12 Obolen enthaltend, 2 Drachmen oder 14,55 französische Grammes schwer, der 50. Theil der äginetischen Mine und die gangbarste Silbermünze des äginetischen Münzfußes. Geringer war der korintbische S., der 10 Obolen enthielt. In Asien gab es einen goldenen S. von 2 Golddrachmen, etwa 8,38 französische Grammes wiegend, an Werth = 20 attischen Silberdrachmen, da das Gold im Werthe 10mal höher geachtet ward als das Silber.

Statice (Strandnelke), Pflanzengattung aus der Familie der Plumbagineen, mit einblätterigem, glocken- oder trichterförmigem Kelch, meist 5blätteriger Korolle u. einsamiger, vom häutigen Kelche umschlossener Schlauchfrucht, Kräuter oder Halbsträucher mit dicker Wurzel und zahlreichen, schmalen Wurzelblättern, meist in Sandboden am Meeresstrande. Von **S. Limonium** *L.*, **S. maritima** *Lam.*, **Limonium vulgare** *Mill.*, gemeine Strandnelke, Widerstoß, Seelavendel, am Seestrande, auch an der oldenburgischen Küste, im Binnenlande nur hier und da auf Salzboden, mit 1—2 Fuß hohem Schaft mit zahlreichen blauen Blüthen, waren früher Wurzel u. Blätter, **Radix et Folia Behen rubri s. Statices Limonii**, als kräftig adstringirende und tonische Mittel vorzüglich gegen aktive und passive Blutflüsse in Gebrauch. Schöne Zierpflanzen sind **S. macrophylla** *Link*, auf den kanarischen Inseln, mit weißen, fast doldentraubig gehäuften Blüthen mit blauen Kelchen; **S. arborea** *Brouss.*, am Meeresstrande auf den kanarischen Inseln, mit baumartigem, 3 bis 4 Fuß hohem Stengel und schönen weißen Blüthen mit violeten Kelchen in reichen zusammengesetzten Endrispen; **S. purpurata** *L.*, auf dem Kap, mit zierlichen, purpurrothen, traubenständigen Blüthen; **S. sinuata** *L.*, in Sicilien u. Afrika, mit gelben Blüthen mit violeten Kelchen, u. a. m. Die Vermehrung geschieht im Frühling durch Wurzeltheilung und Samen. Letzterer wird in Töpfe in sandgemischte, lockere Dammerde gesäet und ins lauwarme Mistbeet oder ins Glashaus gestellt.

Statik (v. Griech.), Theil der Mechanik (s. d.).

Statisches Moment, s. Hebel.

Stationes (lat.), Wachtposten der Soldaten in und außer dem Lager; Orte, wo Reisende übernachteten oder die Pferde wechselten (Station); in der alten christlichen Kirche die beiden Fastentage Mittwoch (wo die Juden den Plan zu Jesu Tod gemacht haben sollten) und Freitag (wo Jesus starb). Weil später an diesen Tagen Umgänge Statt fanden und man an gewissen Orten Halt machte, so hießen S. auch solche in der Regel mit Kreuzen bezeichnete Orte, wo die Prozession stehen blieb und betete.

Statist (v. Lat.), Jemand, der eine stumme Person, einen Bedienten, Soldaten, einen aus dem Volke u. dgl. auf dem Theater vorstellt, wozu nicht viel mehr als ordentliches Gehen und Stehen erforderlich ist, wogegen der Komparse bei Gruppirungen u. Evolutionen im Geiste des Stücks handeln und beweglicher seyn muß.

Statistik (entweder vom lat. status, Zustand, oder von dem seit der Mitte des 17. Jahrhunderts in Deutschland gebräuchlichen Worte statista, Staatsmann), Staatenkunde, d. i. Darstellung der zu einem bestimmten Zeitpunkte innerhalb eines gewissen politischen Bereichs vorhandenen Staatskräfte und der Gesetze ihrer Wirksamkeit, wobei das wesentlich Gleichartige nach allgemeinen Gesichtspunkten zusammengefaßt wird, bildet ein integrirendes Glied in der Reihe der Staatswissenschaften. Wenn nach obiger Definition Gegenstand der S. diejenigen Staatskräfte sind, die sich zu einer bestimmten und als gegenwärtig gedachten Zeit in einem politisch bestimmten Bereiche in Thätigkeit befinden, so gibt es demgemäß nach dem äußern Umfange Lokal- und Provinzialstatistiken, wie es eine S. besonderer Staaten, mehrer oder endlich aller Staaten gibt. Die Betrachtung der S. ist auf den von den Staatskräften hervorgebrachten Zustand gerichtet, damit die Art und die Summe derselben ermessen werden könne. Darin besteht indessen nur ein Theil der Aufgabe der S.; denn die gerade vorliegende Wirkung sagt noch nichts über die Wirksamkeit der Staatskräfte. Um die Bedeutung derselben zu erfassen, müssen erst frühere mit spätern, ältere mit jüngern Zuständen verglichen, muß erst die Gegenwart aus der Vergangenheit, d. h. aus der Geschichte, erklärt werden. Nur auf diese Weise lernt man nicht bloß den jeweiligen Bestand der Staatskräfte kennen, sondern zugleich die Gesetze ihrer Wirksamkeit, und nur dadurch gewinnt die S. eine praktische Wichtigkeit und wird zur Basis der stets auf die Zukunft gerichteten Politik, welche diese Gesetze der Bewegung des Völkerlebens zu vollstrecken hat. Wie sich also in der Schilderung des Einzellebens die Biographie zur Charakteristik verhält, so verhält sich die Geschichte zur S.; und in ähnlichem Sinne, wie Schlözer die S. eine stehengebliebene Geschichte (Kulturgeschichte) nannte, so darf man die Politik eine angewandte und darum wieder in Bewegung und Fluß gesetzte S. nennen. Wie es mit Rücksicht auf den das Objekt der Auffassung bildenden politischen Bereich lokale, provinziale u. universale S.en gibt, so lassen sich auch in qualitativer Beziehung allgemeine und besondere S.en unterscheiden, indem entweder alle in einer gewissen politischen Sphäre zusammenwirkenden Kräfte dargestellt werden (allgemeine Kulturstatistik), oder nur besondere Arten der Staatskräfte, wie etwa in einer S. der materiellen Kultur, des Unterrichts, der Literatur, des Organismus der Staatsverfassungen zc. Jenes Zusammenfassen des Gleichartigen nach allgemei-

nen Gesichtspunkten gehört deshalb in den Begriff der Wissenschaft, weil dadurch ihr wesentlicher Unterschied von den verwandten Doktrinen der politischen Geographie, der Ethnographie u. des positiven Rechts hervorgehoben wird. Es ist wenig über ein Jahrhundert her, daß sich die S. in der Reihe der Staatswissenschaften abgegliedert hat, aus der Vermischung mit Staatsrecht und Geographie herausgetreten und als selbstständige Doktrin zu wissenschaftlichem Selbstbewußtsein gelangt ist. Sie beschränkte sich anfangs wesentlich auf die Darstellung des Handgreiflichen und sinnlich Faßbaren, wie auf die Ausdehnung der Staaten u. die Größe der Bevölkerung, auf Staatsfinanzen, Militärstärke u. dgl., während die ganze intellektuelle und moralische Kultur, das ganze Geistesleben der Nationen noch kaum in ihren Gesichtskreis fiel. Die Mängel und Einseitigkeiten, welche die Folge davon waren, wurden so fühlbar, daß der S. die wissenschaftliche Existenz und Berechtigung bestritten ward. In Deutschland war es namentlich A. Schlözer, der durch zahlreiche literarische Verbindungen in den Stand gesetzt wurde, seine Staatsanzeigen zu einem reichhaltigen statistischen Magazin zu machen. Die Revolution zog endlich den Staat aus dem Dunkel der Kabinette an das Licht der Oeffentlichkeit, und die neuern repräsentativen und ständischen Verfassungen brachten die Thatsachen des Staatslebens zur allgemeinen Kenntniß und vielseitigeren Beurtheilung. Von jetzt an nahm die S. einen neuen Aufschwung. Die Wissenschaft ward durch das Leben selbst gezwungen, die bisher noch so wenig beachteten geistigen und sittlichen Volkskräfte in den Kreis ihrer Forschungen zu ziehen. Die Stoffe der S. sind zunächst die allgemeinen Verhältnisse von Land und Volk, ohne daß diese vorerst noch in ihrer lebendigen Wechselwirkung aufgefaßt werden. Wie sie nun die Lage, Größe und Grenzen, sodann die klimatischen, orographischen und hydrographischen Verhältnisse in ihrer Bedeutung als Staatskräfte zu betrachten hat, so ist ihr auch nicht bloß die absolute und relative Größe der Bevölkerung von Wichtigkeit, sondern zugleich ihre gesetzmäßige Bewegung in Zunahme oder Abnahme, sowie die Vertheilung derselben an die Geschlechter, Altersklassen, Berufsarten, an Städte oder Dörfer 2c. Aus der steten lebendigen Wechselwirkung von Natur und Menschen, oder im politischen Sinne von Land und Volk erzeugt sich die gesammte materielle Kultur; nicht bloß die eigentliche Landwirthschaft oder sogenannte Urproduktion, sondern auch Industrie und Handel. Einer S. der materiellen Kultur ist es aber nicht bloß um die Masse und die Art der jährlichen Erzeugnisse eines Staats, sondern auch um die ganze Gliederung und fortschreitende oder rückschreitende Bewegung der materiellen Produktion, sowie um die Vertheilung des Einkommens im Staate zu thun. Die S. der intellektuellen Kultur hat es mit dem Stande und der Bewegung der Religionen, mit der ästhetischen und wissenschaftlichen Produktion, sowie mit den Mitteln zur Verbreitung der Erzeugnisse des Geistes durch Unterricht und Literatur, und mit der Wirksamkeit dieser Mittel des geistigen Verkehrs zu thun. In neuerer Zeit ist die weitere Verbreitung des Unterrichts, namentlich des elementaren bei den untern Klassen des Volks, ein statistisches Lieblingsthema geworden. Für die S. der moralischen Kultur, die vom Charakter der Nationen und seinen Veränderungen, von der Bewegung und dem Stande der Sitte und Sittlichkeit handelt, ist die in neuerer Zeit sorgfältiger bearbeitete S. der Kriminalrechtspflege zwar nur ein Moment, aber von besonderer Wichtigkeit, da in ihr die Zustände und Mißstände der Gesellschaft wie in einem gedrängten Auszuge auf das Deutlichste hervortreten. Endlich ist es die höhere Aufgabe einer S. der Staatsverfassung, Gesetzgebung und Verwaltung, nicht bloß den momentan vorhandenen status quo aufzufassen, sondern den gesetzmäßigen Verlauf der ganzen politischen Produktion und ihr Eingreifen in die Zustände der Gesellschaft deutlich zu machen. Die S. der Staatsverfassung beschäftigt sich mit dem Charakter der Regierungsform, sowie mit dem Verhältniß der Kirche zum Staate. Die S. der Verwaltung des Staates gibt eine Uebersicht über sämmtliche weltliche und geistliche Behörden. Von dem Standpunkte des äußern Staatslebens aus hat die S. den Einfluß, welchen das innere Leben eines Staates, nach der Kultur des Volks und den Bedingungen seines Staatsorganismus, auf dessen äußere Ankündigung andern Staaten gegenüber behauptet, zu bestimmen und somit dessen Stellung in der Mitte des europäischen Staatensystems als Macht des ersten, zweiten, dritten oder vierten politischen Ranges, ferner bei Föderativstaaten, wie Deutschland, der Schweiz und Nordamerika, das Verhältniß der einzelnen Staaten zur politischen Gesammtheit zu bezeichnen, sowie den Komplex der für jeden einzelnen Staat in Beziehung auf alle Mächte und Staaten des Auslandes gültigen Verträge anzugeben.

Bei der so späten Gestaltung der S. zur Wissenschaft finden wir dennoch schon in frühen Zeiten eine unverkennbare Richtung einzelner Schriftsteller auf die Erfassung und Zusammenstellung statistischer Momente. Unter den Griechen sind hier Herodot, Aristoteles, Eratosthenes, Strabo und Pausanias, unter den Römern Tacitus und Plinius der Jüngere zu erwähnen. Im Mittelalter darf die von Aeneas Sylvius, dem nachmaligen Papst Pius II., verfaßte „Descriptio Asiae atque Europae" u. dessen Schrift „Germania, Polonia, Litthuania et Prussia", sowie desselben „Cosmographia" als Quelle der S. gelten. Als Vorläufer des wissenschaftlichen Anbaues im strengeren Sinne sind später bei den Italienern Sansovino und Botero, bei den Franzosen d'Avity, unter den Deutschen Conring, ferner Oldenburger, Conrings Zögling († zu Genf 1678), Verfasser des „Thesaurus rerum publicarum" (4 Bde., Genf 1675), Joh. Andr. Bose († zu Jena 1674), Verfasser der „Introductio in notitiam rerum publicarum orbis universi" (herausgegeben von Schubart, Jena 1674), Gastel durch sein Werk „De statu publico Europae novissimo" (Nürnberg 1675) und von Zech, unter dem Pseudonym von Frankenberg, wegen seines

„Europäischen Herolds“ (3 Bde., neue Auflage, Leipzig 1705), sowie unter den Holländern de Luca wegen seiner „Descriptio orbis etc.“ (Leyd. 1655) und Everh. Otto wegen seiner „Primae lineae notitiae Europae rerum publicarum“ (Utrecht 1762) zu betrachten. Mit Achenwall, der durch seine Vorträge zu Marburg und Göttingen und durch seine „Staatsverfassung der europäischen Reiche im Grundrisse“ (7. Auflage, Göttingen 1798) die S. auf den deutschen Universitäten einführte, begann ein höheres Leben und ein reicherer Anbau dieser Wissenschaft, so daß dieselbe von jetzt an durch die Bemühungen Walchs, Reinhards, Toze's, A. F. W. Crome's, durch den Sammlerfleiß A. F. Büschings und die lichtverbreitenden Erörterungen Schlözers in seinen Zeitschriften ersprießliche Förderung fand. Auf der von Achenwall betretenen Bahn schritten mit fort: Meusel in seinem „Lehrbuch der S.“ (Leipz. 1792), Mannert in seiner „S. der europäischen Staaten“ (2 Bde., Bamb. 1808), Milbiller in seinem „Handbuch der S. der europäischen Staaten“ (2 Bde., Landsh. 1811), Hassel in seinem „Lehrbuch der S. für die europäischen Staaten“ (Wien 1821), Fränzel in seiner „Statistik“ (das. 1838 fg.), Schubert in seinem „Handbuch der allgemeinen Staatskunde von Europa“ (Bd. 1—6, Königsb. 1835—46), von Reden in verschiedenen trefflichen Schriften &c. Unter den statistischen Schriftstellern Italiens sind Balbi, Quadri und vorzüglich Melch. Gioja zu nennen. In England erwarben sich besonders G. R. Porter durch sein klassisches Werk „Progress of the nation“ (Lond. 1836 u. öfter), M'Culloch durch seinen „Statistical account of the British empire“ (das. 1839, 2. Aufl.) u. Macgregor durch seine „Commercial statistics“ (das. 1847) Verdienste um die Wissenschaft. Die vergleichende S., von Büsching begründet, bearbeitete Niemann, dann Bissinger in seiner „Vergleichenden Darstellung der Grundmacht aller europäischen Staaten“ (Wien 1823) und auf ausgezeichnete Weise besonders Malchus in seiner „S. und Staatenkunde“ (Stuttg. 1826) und Schnabel in seiner „Generalstatistik der europäischen Staaten“ (Wien 1833), unter den Franzosen Charl. Dupin u. Bignon und unter den Italienern Balbi und Gioja. Für die tabellarische Behandlung der S., die nur einen subsidiarischen Werth hat, haben nach Gaspari, Randel, F. L. Brunn, Ockhart, Römer und Bötticher in neuerer Zeit Ehrmann, Höck, Hassel und von Sydow Anerkennenswerthes geleistet. Auch die lexikalisch-statistischen Werke, deren Reihe mit dem großen zedlerschen „Universallexikon“ beginnt, haben, obgleich hier das Statistische mit geographischen, geschichtlichen und andern Elementen vielfach gemischt erscheint, Nutzen geschafft. Bemerkenswerth in dieser Hinsicht sind auch die encyklopädischen Werke von Bruzen la Martinière, Hübner, Jäger, Winkopp, Ehrmann, Galetti, Stein, Hassel, Ersch u. Gruber und K. A. Müllers „Statistisches Jahrbuch“ (Jahrg. 1 u. 2, Leipz. 1845—46). Nicht minder haben die der Ansammlung statistischen Materials gewidmeten Zeitschriften von Zimmermann, Brunn, Crome und Jaup, Canzler, Häberlin, Höck, Posselt und Murhard, Lüder, von Lichtenstern, Vogt, Voß, Kayser, André, Berghaus, Lüdde, Mahlmann und von Reden, sowie die von den Franzosen Ballois, Deferrière und de Ferussac und von dem Schweden Gråberg de Hemsoe der Wissenschaft nützliche Dienste geleistet.

In der neuern Zeit sind die statistischen Bureaux in Aufnahme gekommen, Staatsanstalten, welche bezwecken, die Verhältnisse der S. des eigenen Landes zu untersuchen u. genan kennen zu lernen. Der erste europäische Staat, der das Einsammeln statistischer Nachrichten, wiewohl nur in beschränktem Umfange, mit systematischer Genauigkeit anordnete, war Schweden, wo bereits seit der Mitte des 18. Jahrhunderts eine eigene Behörde eingesetzt wurde, die Tabellenkommission, die von 5 zu 5 Jahren umfassende Berichte über die Bevölkerungsverhältnisse des Landes bekannt macht, die seitdem von mehren Statistikern als Grundlage der politischen Arithmetik benutzt worden sind. Schwedens Beispiele folgten in der neuesten Zeit viele andere Regierungen mit Einrichtung statistischer Bureaux, wodurch die Wissenschaft ungemein gefördert worden ist. Hervorzuheben sind insbesondere die zu Brüssel, Paris, Berlin, Wien, Dresden, München, Hannover u. a. Durch Umfang u. Gründlichkeit der Arbeiten steht unter diesen das von Quetelet geleitete brüsseler obenan. Verschieden von diesen Anstalten, als vom Staate angeordneten statistischen Sammlungen, sind die statistischen Privatvereine, die gleichfalls in verschiedenen Ländern entstanden, um Stoff zur S. herbeizuschaffen und wissenschaftlich zu benutzen. Dieselben beschränken sich bald auf ihre Heimath, bald machen sie die gesammte S. zum Gegenstande ihrer Forschungen.

Statius, Publius Papinius, römischer Dichter, Zeitgenosse der Kaiser Vespasian u. Domitian, geboren um 61 n. Chr. zu Neapel, ward in Rom gebildet, empfahl sich durch sein Talent als Dichter und seine Kunst als Improvisator bei Domitian, wie er auch in mehren dichterischen Wettkämpfen siegte. Später zog er sich auf sein Landgut bei Neapel zurück, wo er um 96 †. Von seinen Dichtungen besitzen wir noch „Silvae“, eine Sammlung von 32 Gedichten in 5 Büchern, Ergüsse augenblicklicher Stimmungen, zum Theil gut gelungene Spiele der Phantasie; „Thebais“, ein Epos in 12 Gesängen, das den Kampf der Sieben gegen Theben nach griechischen Quellen schildert und in der Form Virgil nachgeahmt ist. Unvollendet geblieben ist das Epos „Achilleis“ in 2 Büchern, die Begebenheiten des Achilles vor dem trojanischen Kriege schildernd, wovon jedoch das zweite nicht vollständig ist. Alle Gedichte des S. tragen den rhetorischen Charakter ihrer Zeit an sich und sind daher nicht frei von Uebertreibungen, Schwulst und Dunkelheit des Ausdrucks. Namentlich sucht S. durch Beschreibungen und Schilderungen zu glänzen und ist dadurch selbst wieder spätern Dichtern (Ausonius, Claudianus &c.) ein Vorbild geworden. Unter den Ausgaben der Werke des S. sind die von Lindenberg (Paris 1610), J. Fr. Gronov (Amst. 1653), Barth (Zwickau 1664), Amar u. Lemaire (Par. 1825), Dübner (das. 1837, 2 Bde.) hervorzuheben. Von

den „Silvae" lieferten Ausgaben Markland (Lond. 1828, wieder herausgegeben von Sillig, Dresd. 1827), Hand (Bd. 5, Leipz. 1817). Wichtig für die Kritik und Erklärung ist Gronovs „Diatribe in Statii silvas" (Haag 1637; herausgegeben von Hand, Lpz. 1811, 2 Bde.).

Stativ (v. Lat.), ein Gestell, besonders ein solches, welches eine bequeme horizontale Unterlage für geometrische Instrumente, namentlich für den Meßtisch, abgibt; dann besonders Gestell für größere Fernröhre, Astrolabien und andere astronomische Instrumente, ist so eingerichtet, daß das Fernrohr bequem darauf ruhen, nach jedem Winkel gegen den Horizont geneigt, auch leicht nach den verschiedenen Himmelsgegenden gedreht und in dieser Richtung festgehalten werden kann. Diese Beweglichkeit und Feststellung wird durch ein Kugelgelenk, durch Schrauben und gezahnte Räder hervorgebracht.

Stator, Beiname des Jupiter, dem als solchem Romulus einen Tempel gelobte, wenn er die vor den Sabinern fliehenden Römer zum Stehen brächte. Andere leiten den Namen davon her, weil er das Bestehende erhalte.

Stat pro ratione voluntas (lat.), vor der Vernunft gilt der Wille, Sprüchwort.

Statthalter, Derjenige, welcher des Landesherrn oder der höchsten Obrigkeit Stelle in einem Lande oder einer Provinz vertritt; (Stadhouder) ehemals in den vereinigten Niederlanden Derjenige, in dessen Händen ein Theil der obersten Staatsgewalt ruhte und der besonders im Kriege das oberste Kommando hatte, s. Niederlande, Geschichte.

Statue (statua), Standbild, Bildsäule, im Allgemeinen die durch Kunst in irgend einer, besonders harten Masse ausgebildete volle Gestalt, besonders des Menschen, deren Nachbildung der Künstler als würdigste Aufgabe der Kunst zu betrachten hat. Da die S. durch die reine Form wirkt, so ist ihr die Farbe etwas sehr Außerwesentliches. Was die Erfindung der Idee betrifft, so unterscheidet man Ideal- und Porträtstatuen. Die Idealstatue steht in der Erfindung am höchsten, wenn sie, wie im griechischen Alterthum, höhere göttliche Wesen zur Darstellung bringt, die in erhabener Ruhe den menschlichen Leidenschaften Schweigen gebieten. Die Porträtstatue ist in der Skulptur dasselbe, was in der Malerei das Porträt ist. In Griechenland gab es in der frühesten Zeit wohl nur Götterstatuen; in der letzten Zeit der griechischen Selbstständigkeit und noch mehr beim Verfall der römischen Republik, als Schmeichelei und knechtische Gesinnung überhand nahmen, wurden dagegen in großer Menge Porträtstatuen gefertigt. Kolossale Dimensionen wurden durch den Zweck der Aufstellung bedingt. Den Begriff der Erhabenheit durch räumliche Ausdehnung anzudeuten, war aber dem griechischen Geschmacke fern, und erst die verfallende Kunst, die sich ägyptisch-asiatischen Begriffen anbequemte, suchte auf diese Weise durch Zusammenstellungen eine größere Wirkung hervorzubringen. In Hinsicht ihrer äußeren Stellung unterscheiden schon die Alten stehende, sitzende, Reiterstatuen u. fahrende S.n. Die nackenden S.n bezeichnet man oft als griechische, die bekleideten als römische, die als Säulen dienenden als persische S.n. Bald schritt man zur Darstellung ganzer Gruppen fort, die man Symplegemata nannte. Die Alten besaßen besonders eine große Geschicklichkeit darin, ihre S.n mit Effekt aufzustellen, und verzierten oft die Giebel der Tempel mit denselben. Die S.n Griechenlands und Roms haben bei den wiederholten Eroberungen und Verheerungen mannichfaltige Schicksale gehabt und sind zum Theil zertrümmert, zum Theil nach allen Seiten hin zerstreut worden. Schon frühzeitig suchte man das noch Vorhandene zu sammeln, zu erklären u. abzubilden. Zu den ältesten Sammlungen dieser Art gehören B. de Cavalerils „Antiquarum statuarum urbis Romae libri II" (Rom 1585) und Perreri's „Icones et segmenta nobilium signorum et statuarum" (das. 1638). Später machten sich Fabretti, Bartoli, Bellori, Beger, Montfaucon, Caylus u. A. verdient (s. Archäologie, vergl. Skulptur).

Statur (statura), die allgemeine Darstellung des menschlichen Körpers nach seinen Größenverhältnissen, besonders der Länge nach.

Status (lat.), Stand, Zustand, Eigenschaft, vermöge deren ein Mensch gewisse Rechte hat; in der Medicin Krankheitszustand, in sofern derselbe einen allgemein vorherrschenden Charakter zeigt, z. B. S. nervosus, Krankheit mit nervösem Charakter.

Statutarisch, was zufolge Statuten gesetzmäßig ist, daher: st.e Portion, der festgesetzte Erbtheil, den eine Wittwe von der Verlassenschaft des Mannes erhält, nach sächsischen Rechten, wenn Kinder da sind, der 4., außerdem aber der 3. Theil des Gesammtvermögens.

Statuten (v. Lat.), Gesetze, Grundgesetze, insbesondere die Stiftungs- oder Grundgesetze einer Gesellschaft oder Korporation. Zur Gültigkeit eines Statuts verlangt man nach römischem Rechte, daß alle Mitglieder zur Abstimmung berufen, zwei Drittheile wirklich erschienen sind u. von diesen der Beschluß durch Mehrheit der Stimmen gefaßt worden ist. Ob S. der landesherrlichen Bestätigung bedürfen, hängt davon ab, ob die Gesellschaft bloß über eigene, privatrechtliche Zwecke zu beschließen hat, oder auch in die öffentlichen Angelegenheiten einzugreifen befugt ist. Sollen die S. auch für Andere, welche nicht zur Gesellschaft gehören, verbindlich seyn, so ist ihre Bestätigung von Seiten des Staats unbedingt nothwendig. So haben öffentliche Anstalten, z. B. Domkapitel, Universitäten, Gemeinden, nicht das Recht, sich selbst S. zu geben. In der frühern Zeit nahm man dies weniger genau und gestattete oft eine Art Autonomie, die aber gegenwärtig nicht mehr anerkannt wird. Ueber die frühern S. der Städte s. Stadtrecht.

Staub, kleine Körper, welche entstehen, wenn der Zusammenhang der Theilchen eines Körpers aufhört, was z. B. durch Verbrennen, Verwittern, Zerstoßen rc. geschieht. Diese kleinen leichten Theilchen werden durch den geringsten Luftzug in die Höhe geführt, wo wir sie am bequemsten sehen, wenn ein Sonnenstrahl in einen dunkeln Raum fällt (Sonnenstäubchen). Man hat sie auch auf sehr hohen Bergen bemerkt. Wegen seiner Leichtigkeit und der Attraktionskraft aller

Materie hängt sich der S., selbst gegen das Gesetz der Schwere, fest an alle Körper an und kann nur durch eine gewisse Kraft davon entfernt werden.

Staubbach, Wasserfall im schweizerischen Kanton Bern, im Lauterbrunnenthal, stürzt mit voller Wassermasse 925 Fuß vom Felsen hinab, die sich nach und nach in Dunst auflöst und in Staubregen zerfährt.

Staubfaden, s. Pflanze.

Staubgefäß, s. Pflanze.

Staude (suffrutex), Halbstrauch, eine Pflanze, deren Stamm und Haupttäste ausdauern und verholzen, während die jüngeren Zweige im Winter alljährlich eingehen.

Staudenmaier, Franz Anton, katholischer Theolog von philosophischer Richtung, geboren am 11. Sept. 1800 zu Danzdorf im Würtembergischen, besuchte das Gymnasium zu Schwäbisch-Gmünd und Ellwangen und das Wilhelmsstift zu Tübingen, an welchem er auch, nachdem er noch das Priesterseminar zu Rottenburg besucht hatte und einige Zeit Vikar zu Ellwangen und Heilbronn gewesen war, 1828 die Stelle eines Repetenten erhielt. Seit 1830 als ordentlicher Professor in Gießen angestellt, folgte er 1837 dem Rufe als ordentlicher Professor und geistlicher Rath nach Freiburg im Breisgau, wo er auch Domkapitular ist. Von seinen Schriften ist hervorzuheben die Preisschrift „Geschichte der Bischofswahlen mit Berücksichtigung des Einflusses christlicher Fürsten auf dieselben" (Tüb. 1830), „Johannes Scotus Erigena und die Wissenschaft seiner Zeit" (1. Bd., Frankf. 1840), „Encyklopädie der theologischen Wissenschaften" (2 Bde., Mainz 1834; 2. Auflage 1840), „Der Geist des Christenthums, dargestellt in den heiligen Zeiten, in den heiligen Handlungen und in der heiligen Kunst" (2 Bde., das. 1835; 3. Aufl. 1842), „Der Geist der göttlichen Offenbarung oder Wissenschaft der Geschichtsprincipien des Christenthums" (Gießen 1807), „Die Philosophie des Christenthums oder Metaphysik der heiligen Schrift" (Bd. 1, Mainz 1840), „Darstellung und Kritik des hegelschen Systems, aus dem Standpunkte der christlichen Philosophie" (das. 1844), „Die christliche Dogmatik" (4 Bde., Freiburg 1844 fg.), „Der Protestantismus in seinem Wesen und seiner Entwickelung" (Bd. 1, das. 1846) und „Die Grundfragen der Gegenwart" (das. 1850).

Staufen, Stadt im badischen Oberrheinkreis, in einer der schönsten Gegenden des Breisgau, hat ein Kloster, Taubstummeninstitut, Hospital und 1630 Einw., welche Acker- und Weinbau (Burghalder), Tuchweberei, Gerberei treiben u. Handels- und Säge-, Schleif-, Walk- und andere Mühlen unterhalten. Ueber der Stadt auf einem Berge liegen die Ruinen des alten Bergschlosses Staufen. Ort und Herrschaft gehörten ehemals der Abtei St. Blasien und kamen bei deren Auflösung an Baden.

Stauffacher, Werner, s. Schweiz, Geschichte.

Staunen, den höchsten Grad der Verwunderung empfinden, mit dem Nebenbegriffe, daß man vor Verwunderung nicht zu sprechen vermag.

Staunton, Sir George Thomas, berühmter Reisender und Kenner der chinesischen Sprache, geboren in London am 26. Mai 1781, begleitete seinen Vater 1792 nach China, studirte nach seiner Rückkehr in Cambridge, wurde aber schon 1799 bei der Faktorei der ostindischen Gesellschaft in Kanton angestellt. Zuerst war er Sekretär, dann Präsident des Ausschusses der Faktorei. Als 1816 Lord Amherst als Gesandter nach Peking geschickt wurde, ward S. ihm als königlicher Kommissar beigegeben. Als Kenner der chinesischen Sprache und des chinesischen Charakters leistete er daher bei den Unterhandlungen mit der chinesischen Regierung wichtige Dienste und schlichtete namentlich 1814 einen bedenklichen Streit zwischen den Engländern und Chinesen. Nachdem er 1817 China verlassen, kehrte er nicht wieder dahin zurück, leistete aber viel für die Verbreitung der Kenntniß der chinesischen Literatur. Er übersetzte den Kriminalcodex des chinesischen Reichs ins Englische (London 1810, französisch mit Anmerkungen von F. Renouard de Sainte-Croix, 2 Bde., Paris 1812) und die „Narrative of the Chinese embassy to the Khan of the Tourgonth Tartars in the years 1712, 13, 14 and 15" (Lond. 1821). Außerdem schrieb er „Miscellaneous notices relating to China and the British commercial intercourse with that country, including a few translations from the Chinese language" (Lond. 1822). Sein Tagebuch über Lord Amhersts Gesandtschaft ließ er für Freunde drucken. Seine Kenntniß des Chinesischen bekundete er auch dadurch, daß er eine Schrift über die Schutzpockenimpfung in chinesischer Sprache schrieb, welche die Einführung der Impfung in China zur Folge hatte. Auch das Leben seines Vaters beschrieb er in den „Memoirs of the life and family of the late Sir George Leonard S." (Lond. 1823). Für die Hakluyt-Society gab er Mendoza's 1588 von Parke übersetzte „History of the great and mighty kingdom of China" (Lond. 1853) heraus. Seit 1818 war er meist Parlamentsmitglied, zog sich aber 1852 von dem politischen Leben zurück.

Staupbesen, eine große Ruthe, auch wohl eine Ruthe von zusammengewundenem Drahte, mit welcher Verbrecher öffentlich gezüchtigt werden; diese Art Züchtigung hieß Staupenschlag und ward als entehrend nur bei Kriminalvergehen, Feueranlegen, öffentlicher Unzucht rc. diktirt.

Staupe, s. v. a. Staupbesen; allgemeiner Name bösartiger ansteckender Viehkrankheiten.

Staupenschlag, s. v. a. Staupbesen.

Staupitz, Johann von, der väterliche Gönner und Freund Luthers, stammte aus einer adeligen Familie im sächsischen Kurkreise und hatte schon früh durch Bibelstudien über Wesen und Werth des evangelischen Glaubens richtiger denken gelernt. Als Generalvikar des Augustinerordens in Deutschland mit Luther bekannt geworden, half er ihm durch milde Ermahnungen über innere Kämpfe hinweg und vermittelte 1508 die Berufung desselben nach Wittenberg. Friedrich der Weise, bei dem er in großer Achtung stand, beauftragte ihn 1516, aus einem niederländischen Kloster Reliquien für die neue Schloßkirche zu Wittenberg zu holen, und wollte ihm zu einem Bisthum verhelfen, wogegen sich aber Luther entschieden aussprach. Im Jahre 1518 war S. mit

Luther auf dem Ordenskonvente zu Heidelberg, doch zog er sich noch vor Ablauf dieses Jahres aus Scheu vor den Kämpfen, die er herannahen sah, nach Salzburg zurück und lebte da anfangs bei dem Erzbischofe, dann in einem Benediktinerkloster. Ob er in der letzten Zeit vor seinem Tode, der 1524 erfolgte, Bischof von Chiemsee gewesen, ist unentschieden; wohl aber bezeugen seine Schriften „De amore Dei" und „De fide christiana", sowie der Umstand, daß sich in seinem Nachlasse alle Schriften Luthers vorfanden, seine unwandelbare Uebereinstimmung mit den Grundsätzen der Reformation.

Staurodulie (v. Griech.), Anbetung des Kreuzes.

Staurolatrā (Kreuzanbeter), religiöse Sekte in Armenien, im 6. oder 7. Jahrhundert, sollen Anhänger des Jacobus Syrus gewesen seyn.

Staurolith, Mineral aus der Spathgattung der Granatolithe, rhombisch, von 7,0—7,5 Härte, 3,7—3,8 Gewicht, unvollkommen muscheligem, unebenem Bruch u. weißlichem Strich. Es enthält nach Klaproth 25,25 Thonerde, 27,00 Kieselerde, 18,50 Eisenoxyd, 0,25 Manganoxyd, hat zur Grundform eine rhombische Säule von 129° 20', ist spaltbar vollkommen parallel den Abstumpfungsflächen der scharfen Seitenkanten, undeutlich parallel den Seitenflächen der rhombischen Säule, dunkelröthlich- bis schwarzbraun, glas- bis fettglänzend, durchscheinend bis undurchsichtig, vor dem Löthrohr unschmelzbar. Es erscheint besonders häufig in kreuzförmig (unter 90° oder auch 60°) verwachsenen Zwillingen, woher der Name, eingewachsen in Glimmer-, Chloeit-, Talk-, Thonschiefer, Gneis, in Spanien, Portugal, Bretagne, am St. Gotthard, im Zillerthal, bei Bieber in Hessen und an vielen andern Orten.

Stauung, die Art und Weise, wie die eingenommenen Güter an Bord gelegt werden. Es existiren darüber feste Regeln, die durch den Bau des Schiffes und die Verhältnisse der in ihm zur Aufnahme von Waaren bestimmten Räume bedingt werden und genau zu befolgen sind, widrigenfalls der Schiffer für denjenigen Schaden, der die Güter in einer unzweckmäßigen S. trifft, aufzukommen hat.

Stavanger, Amtsstadt im norwegischen Stift Christiansand am Stavanger- (Bukke-) Fjord an der Südwestküste von Norwegen, hat eine Domkirche, ein Hospital, einen Hafen, Leuchtthurm, Schifffahrt, Fischerei, große Töpfereien, Handel mit Bretern, Salzfischen, besonders mit Häringen und Häuten, und 3800 Einw. Die Stadt ward 1070 von König Olaf III. gegründet und ist Geburtsort von Henrich Steffens.

Stavelot (Stablo), Stadt in der belgischen Provinz Lüttich, rechts an der Amblève, auf einer Hochebene, hat beträchtliche Gerberei, Leimsiederei, Mineralquellen, Schieferbrüche und 3800 Einw. S. hatte ehemals eine 657 gestiftete Benediktinerabtei, deren Abt Reichsstand war und zu der auch Malmedy gehörte.

Stavenhagen, Stadt im Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin, wendischer Kreis, mit Schloß, Mineralquelle, Steuereinnahme, Brennerei, Handel und 2100 Einw.

Stavoren (Staveren), Stadt in der niederländischen Provinz Friesland, Bezirk Sneek, an der Zuidersee, mit Hafen, Schiffswerfte und 2000 Einw.; ehemals Residenz friesischer Könige.

Stawropol (Kreuzstadt), 1) befestigte Hauptstadt der russischen Provinz Kaukasien, die davon seit 1847 das stawropolsche Gouvernement heißt, westlich von Tiflis, an der Atschla und an der großen Heerstraße von Rußland nach dem Kaukasus, ist Sitz eines Civil- und Militärgouverneurs, hat ein schönes Kaufhaus, mehre Lehranstalten, ein Hospital, eine Quarantäne, Magazine, Gerbereien, Seifensiedereien und über 10,000 Einw. In der Nähe sind stark frequentirte Schwefelquellen. — 2) Kreisstadt im asiatisch-russischen Gouvernement Samara, auf dem hohen Ufer des östlichen Wolgaarmes, der Kunja Woloschka genannt wird, gehörte früher zum Gouvernement Orenburg, hat eine Kathedrale und ward als Festung mit Pallisaden, Thürmen 1737 für die getauften Kalmücken gegründet, hat Brickenfang, Obstbau, Handel, eine Schule und 3600 Einw.

Stearin (Talgstoff, reiner Talg), der Hauptheil aller Talge, der als fester Bestandtheil auch in den meisten Fetten und Oelen enthalten ist, ward 1813 von Chevreuil entdeckt. Er wird am leichtesten und reinsten dargestellt, wenn man reinen Hammeltalg im Wasserbade schmilzt, dann das 8—10fache Volumen Aether zusetzt und das Ganze erkalten läßt. Es erstarrt alsdann zu einem Brei, den man auspreßt, darauf wieder in Aether löst und nochmals krystallisiren läßt. Das S. bildet im trockenen Zustande feine perlmutterglänzende Blättchen ohne Geruch und Geschmack, fühlt sich weich, aber nicht fettig an, schmilzt bei 60—62° C. zu einer farblosen Flüssigkeit, welche nach dem Erkalten eine feste, nicht krystallinische, leicht pulverisirbare Masse bildet. Im Wasser löst es sich nicht, wohl aber in kochendem Alkohol und noch leichter in siedendem Aethee. Ist jedoch die Lösung erkaltet, so setzt sich der größte Theil des S.s in Flocken wieder ab. Auch ätherische und feste Oele lösen das S. leicht. Nahe verwandt ist das Maegarin u. Palmitin. Wenn das S. durch Verbindung mit Alkalien oder Kalk verseift und die erhaltene Seife dann wieder durch eine Säure zersetzt wird, so erhält man unter Abscheidung des Glycerin die Stearinsäure, eine schneeweiße, feste, krystallinische Fettsubstanz, woraus die bekannten Stearinkerzen verfertigt werden.

Stearopten, nach Berzelius, zum Unterschiede von Eläopten, der bei gewöhnlicher Temperatur fest (talgartig) bleibende nähere Bestandtheil der flüchtigen (ätherischen) Oele.

Steatit, s. v. a. Speckstein.

Steatom, Speckgeschwulst, s. Balggeschwulst.

Steben, Pfarrdorf im bayerischen Regierungsbezirk Oberfranken, Landgericht Naila, mit Bergamt, Bergschule, einer alkalisch-erdigen Mineralquelle mit Badeanstalt, Eisensteingruben, Lein- und Baumwollenweberei und 620 Einw.

Stechapfel, Pflanzengattung, s. v. a. Datura *L.*

Stechdorn, s. v. a. Schlehe, Prunus spi-

nosa *L.*; s. v. a. Ilex aquifolium *L.*; s. v. a. Rhamnus cathartica *L.*

Stecheiche, s. v. a. Stechpalme, Ilex aquifolium *L.*

Stechginster, s. v. a. Ulex europaeus *L.*

Stechheber, s. Heber.

Stechpalme, s. v. a. Ilex aquifolium *L.*

Stechwinde, Pflanzengattung, s. v. a. Smilax *L.*

Steckborn, Stadt im schweizerischen Kanton Thurgau, auf einer Erdzunge im Untersee, mit Schloß am See, Weinbau, Handel und 2200 Einw.

Steckbrief, öffentliche, jetzt meist in die gelesensten Zeitungen der Umgegend zu inserirende Bekanntmachung einer Justiz- oder Polizeibehörde, wodurch alle anderen Behörden, in deren Bezirk sich eine namentlich bezeichnete Person betreffen läßt, ersucht werden, dieselbe verhaften zu lassen und an die dies begehrende Behörde auszuliefern. Der S. muß eine Beschreibung der Person des Verfolgten (Signalement), eine Anzeige der That und eine Angabe, ob er derselben verdächtig odee geständig sey, und die Unterschrift der Behörde, die den S. ausstellt, mit Angabe des Namens Dessen, der den S. vertritt, enthalten. Um Jemanden mit S.en verfolgen zu können, ist ein erwiesenes bedeutendes Vergehen oder ein hinreichender Verdacht gegen die verfolgte Person erforderlich. Jede in dem diesseitigen Lande oder in einem befreundeten Staate befindliche Behörde ist verpflichtet, dem S.e Folge zu leisten und den Verbrecher nicht nur zu verhaften, sondern den S. auch zu desserer Bekanntwerdung bekannt zu machen. Eine Ausnahme findet nur bei politisch Verfolgten, wenigstens in denjenigen Staaten Statt, die das Asylrecht achten. Ist der Verfolgte verhaftet, so wird er von der verhaftenden Behörde vorläufig verhört und dann meist ausgeliefert, wenn dies nicht die Gesetze eines Staats für einzelne Fälle anders bestimmen. Ist ein S. durch Habhaftwerden eines Gefangenen oder durch Anerkenntniß seiner Unschuld unnöthig geworden, so erfolgt dessen Widerrufung (Steckbriefserledigung) auf demselben Wege, wie er erlassen ist.

Steckfluß (catarrhus suffocativus), eine heftige, anhaltende, oft schnell tödtende Behinderung des Athems, die manchmal ohne vorhergehende bedeutendere Unpäßlichkeit oder nach scheinbar gewöhnlichem Katarrhalhusten eintritt u. wobei sich eine große Menge Schleim in den Luftwegen ansammelt, nicht ausgeworfen werden kann u. so Erstickung veranlaßt. Nächste Ursache ist eine lähmungsartige Schwäche der Luftröhrenäste und der Lungen; der S. ist aber immer Folge anderer Krankheiten der Respirationsorgane, besonders der katarrhalischen, entzündlichen, von welchen Kinder oder Greise ergriffen werden, sowie von Lungenentzündung, Gicht-, Ausschlagmetastase, Lungenödem, von nervösen Krankheiten, welche das Bewegungsvermögen der Athmungswerkzeuge vermindern. Auf die eine oder andere Weise entsteht S. bei den meisten Sterbenden. Sehr plötzlich zeigt sich Fieber, ein trockener, heftiger Husten, mit einem ganz dumpfen, hohlen Klange, eine schnelle, kurze äußerst ängstliche, beschwerliche, nur durch Anstrengung aller Kräfte mögliche Respiration mit Pfeifen, Keuchen oder deutlichem Schleimrasseln, in der Tiefe der Brust beim Einathmen, ein ängstliches Bestreben der Brust und Extremitäten, sich von dem quälenden Reize zu befreien. Der Puls ist klein, schnell, manchmal voll und weich, Anfangs regelmäßig, nachher aussetzend und regellos. Allmählig wird das Bewußtseyn dunkel, das Fieber, das Schleimrasseln, die Angst, die Kleinheit und Unordnung des Pulses, alles nimmt zu, das Auge ist starr, die Haut kalt und blaß, die Kräfte sind ganz gesunken, ein sanfter Tod ohne Zuckungen, mit oder ohne Bewußtseyn, macht dem Leiden ein Ende. Zuweilen wird das Athmen wieder langsam und natürlich. Die Prognose ist sehr schlimm; der S. ist fast immer tödtlich. Die Behandlung besteht in Beförderung des Auswurfs, Expektoration und Hebung der Nervenkraft durch erregende, reizende Mittel.

Stecknadeln, s. Nadeln.

Stecknadelverschlucken. Das Verschlucken der Stecknadeln hat zwar oft keine üblen Folgen, indem die Nadel nach kürzerer oder längerer Zeit ohne Störung durch den Stuhlgang abgeht, kann aber dadurch, daß dieselbe sich im Schlunde, Magen oder Darmkanal einsticht und Entzündung, Schmerzen 2c. veranlaßt, ein schlimmes, oft tödtliches Ende nehmen. Oft geht aber die Stecknadel und noch viel leichter eine verschluckte Nähnadel, die, da sie keine Kuppe hat, sich durchsticht und daher weniger gefährlich ist, allmählig im Zellgewebe fort und kommt, manchmal erst nach Jahren, durch die natürlichen, sich nach außen öffnenden Kanäle des Körpers oder durch die Haut, oft an sehr entfernten Stellen glücklich wieder zu Tage. Auf diesem Wege kann sie aber allerdings auch manche Beschwerden und selbst Gefahr herbeiführen, auch ohne daß sie endlich wieder ausgestoßen wird. Bisweilen findet auch eine Art Einkapselung in verhärtetem Zellgewebe Statt. Eine im obern Theile des Schlundes oder im Mastdarme eingestochene Nadel läßt sich bisweilen durch eine Zange entfernen. Säße sie im Magen und Darmkanale fest, so könnte im äußersten Falle bei Gegenwart schlimmer Zustände nur der Bauchschnitt helfen. Entzündliche Zufälle sind nach den Regeln der Kunst zu behandeln. Außerdem hat man beim S. bei Anwendung von Ruhe und schleimiger Diät besonders durch milde ölige Abführungsmittel den Abgang der Nadel zu befördern.

Stecknitz, Fluß im Herzogthum Lauenburg, entspringt aus dem Möllnsee und fließt in die Trave, ist kanalisirt und mit der schiffbar gemachten, in die Elbe mündenden Delvenau oder Delvenow in Verbindung gesetzt, so daß nun die ganze Schifffahrtsstrecke zwischen der Elbe und Trave S. heißt. Schon 1398 legten die Lübecker 17 Schleußen zwischen dem Möllnsee und der Elbe an.

Stedingerland, Landstrich in den oldenburger Weserbrüchen, Kreis Delmenhorst, berühmt durch seine Bewohner, die Stedinger oder Stettländer, welche sich hierarchischer und feudaler Despotie durch tapferen Widerstand lange Zeit erwehrten. Seinen Namen soll das

Land von den vielen Stegen erhalten haben, womit diese ehemals sehr sumpfige Provinz in großer Anzahl versehen war, und deren es noch heutiges Tags viele daselbst gibt. – Richtiger leitet man aber wohl den Namen von Stede, Stätte, oder Stade (Gestade) ab, da die am jenseitigen (rechten) Weserufer im Herzogthum Bremen gelegene hannöverische Provinz Osterstade, welche gleichfalls einen Theil des alten S.es ausmachte, davon benannt worden ist. In alten Zeiten erstreckte sich S. (der Stedinggau) viel weiter, als der jetzt so benannte oldenburgische Landstrich, indem es, außer dem jetzigen S., die vormaligen 4 Marschvogteien Moorrieh, Olbenbrook, Strückhausen und Hammelwarden, die Vogtei Wüstenlande (die Stedinger-Wüste, oder Wöstîng genannt) und das jenseits der Weser gelegene Osterstade begriff u. wahrscheinlich auch der damals schon vorhandene Theil des nachmaligen Vogtei-Distrikts Schwey dazu gehörte. Durch die Weser wurde es in 2 Hauptheile, in Ost-Stedingen (Stedingia orientalis), das jetzige Osterstade, und in West-Stedingen (Stedingia occidentalis) eingetheilt, welches letztere den im jetzigen Oldenburg gelegenen Theil begriff, der wiederum in Nord-Stedingen (den nördlich der Hunte liegenden Theil) und in das eigentliche West-Stedingen (das jetzige S.) eingetheilt wurde. Seine ehemalige Größe betrug zur Zeit seiner größten Ausdehnung wohl reichlich 8mal so viel, als das jetzige S. Daraus wird denn auch begreiflich, wie es den damaligen Stedingern möglich wurde, in ihren Fehden mit Oldenburg, Bremen 2c. eine so bedeutende Kriegesschaar von 11,000 Mann und darüber aufzustellen. Es liegt zwischen 3 Flüssen, der Ochtum, Weser und Hunte, wird von mehren kleinen Flüssen, der Berne, Hörspe und Ollen (von letzterer der ganzen Länge nach) durchströmt und ist an 2 Seiten von der Geest umgeben. Der Boden, dessen obere Lage von dem fetten Wasserschlamme gebildet worden, ist kraftvoll und fruchtbar, und der Landstrich einer der gesundesten Oldenburgs, wenigstens unter allen dortigen Marschdistrikten der gesundeste, wegen seiner niedrigen Lage bedarf er aber der Eindeichung. Unter den ersten Bewohnern waren viele Friesen oder Rüstringer. Diese gelangten, im Genusse bedeutender Privilegien, bei den mäßigen Abgaben, die sie an ihre geistlichen und weltlichen Herren entrichteten, und bei der Nähe von Bremen, wohin sie ihre Produkte mit Leichtigkeit zu Wasser und Land absetzen konnten, bald zu großem Wohlstande. Dies bewog aber die oldenburgischen Grafen und bremischen Erzbischöfe, auf ihre Burgen im S. Burgmänner einzusetzen, welche die Gerichtsbarkeit über die gräflichen und bischöflichen Meier und Unterthanen ausübten. Außerdem waren im S.e damals schon angesehene und begüterte Edelleute seßhaft, welche auch ihre Amtleute oder Vögte hatten. Diese, sowie auch jene Burgmänner griffen bei Verwaltung der Justiz bald immer weiter um sich, mischten sich in die Händel und Streitigkeiten der Stedinger, auch in solche, welche diese auf Grund ihrer hergebrachten, wohlerworbenen Rechte durch ihre eigenen Richter schlichten lassen durften, und erlaubten sich allerlei Freiheiten gegen die Weiber und Töchter der Stedinger. Darüber entrüstet, klagten diese erst, fanden aber kein Gehör und nahmen daher mehre Burgen ihrer Zwingherren mit stürmender Hand ein, brachen sie und verjagten oder erschlugen letztere. Darauf suchten sie ihr Land, vorzüglich an der Seite, von wo her sie einen Angriff der Bremer am ersten zu befürchten hatten, bestmöglichst zu befestigen. Sie führten von der Ochtum bis an die Linow oder Lindow einen tiefen Graben, den nachmals sogenannten Steingraben, auf und besetzten die Uebergänge über die Ochtum mit Bewaffneten. So vor allen feindlichen Anfällen sich völlig sicher glaubend, wurden nun die Stedinger bald ihrerseits übermüthig und trotzig, so daß sie fortan keinem geistlichen und weltlichen Herrn Zins, Tribut und Zehnten geben wollten. Dadurch wurden sie in langwierige und blutige Kämpfe mit den Erzbischöfen von Bremen und den oldenburger Grafen verwickelt. Die Stedinger wurden der Ketzerei beschuldigt, weil sie pfäffischen Uebermuth bestraft hatten. Der Erzbischof aber, wohl einsehend, daß er ohne fremde Hülfe ihrer nicht Herr werden könne, wandte sich an den Papst Gregor IX. und erhielt von diesem einen großen Ablaß für alle Diejenigen, welche gegen die ketzerischen Stedinger zu Felde ziehen würden, wie er auch den Kaiser Friedrich II. zur Achtserklärung gegen sie zu bewegen wußte. Es ward nun förmlich das Kreuz gegen sie gepredigt, und bald ward unter Anführung des Herzogs Heinrich von Brabant, der Grafen von Holland, von der Mark, von Kleve und von Oldenburg und Anderer ein Kriegsheer von 40,000 Mann auf die Beine gebracht, welches theils zu Land, theils auf der Weser 1234 gegen die zwischen der Alten-Esch und Ochtum in Schlachtordnung stehenden Stedinger anrückte. Letztere wurden nach tapferem Widerstande in die Flucht geschlagen. Tausende kamen um, und gegen die Gefangenen ward schrecklich gewüthet und das Land verwüstet. Die Sieger theilten sich darauf in dasselbe, wovon der größte Theil dem Erzbischof von Bremen und den Grafen von Oldenburg zufiel, die das Erworbene aber meist den Besiegten oder neuen Kolonisten wieder zu Meierrecht eingaben. Wiewohl die Stedinger auch später noch genannt werden, so war doch ihre Freiheit auf immer dahin. Im J. 1446 gab ihnen der Erzbischof Nikolaus von Bremen, geborner Graf von Oldenburg, ein besonderes Landrecht. Im 30jährigen Kriege litt das S. viel von Durchzügen und Einquartierungen verschiedener Kriegsvölker, vorzüglich des mansfeldischen u. verschiedener kaiserlichen Corps, die das Land furchtbar brandschatzten. Nach dem 30jährigen Kriege mußte es zu den schwedischen Satisfaktionsgeldern von jedem 100 Thaler der zu Geld angesetzten Ländereien 1 Rthlr. 12 Ggr. zahlen. So konnte es sich nur langsam wieder erholen, und es vergingen viele Jahre, ehe es wieder zu seinem vormaligen Wohlstande gelangte. Vgl. Scharling, De Stedingis, Kopenhagen 1812.

Steele, Stadt in der preußischen Rheinprovinz, Regierungsbezirk Düsseldorf, Kreis Duisburg, an der Röhr, mit katholischer Pfarr-, Fi-

lialkirche, Waisenhaus, Glashütte, Steinkohlengruben und 2070 Einw.

Steele, Sir Richard, englischer politischer und dramatischer Schriftsteller, geboren 1671 zu Dublin, besuchte die Charterhouseschule in London, wo er mit Addison Freundschaft schloß, ging 1692 nach Oxford, trat aber nach einigen Jahren als Freiwilliger unter die Leibgarde. Durch launigen Witz machte er sich bei den Offizieren beliebt und ward bald zum Fähnrich befördert. Als solcher stürzte er sich in alle Thorheiten des Zeitalters, wiewohl damit seine moralische Schrift „Der christliche Held“ in grellem Gegensatze stand. Im Jahre 1701 trat er als Lustspieldichter auf mit „Funeral, or grief à la mode“, dem 1703 „The tender husband“ folgte, beide mit Beifall aufgenommen. Da aber sein nächstes Stück, „The lying lover“, mißfiel, so verließ er die dramatische Laufbahn, um sie erst 1722 noch einmal mit dem besten seiner Stücke, „The conscious lovers“, zu betreten. Im Jahre 1709 begann er die Herausgabe des „Tatler“, einer Zeitschrift, in welcher allerhand Skizzen, Erzählungen, moralische Betrachtungen erschienen. Dem „Tatler“ folgte 1711 der „Spectator“, der zu 8 Bänden anwuchs. Hierauf gab S. 1713 den „Guardian“ heraus, der mit 2 Bänden geschlossen wurde. Für alle drei Zeitschriften lieferte S. 510, Addison 369 Aufsätze, die sich, abgesehen von ihrem sonstigen Werthe, durch Reinheit, Eleganz und Korrektheit der Schreibart empfahlen und bald als Muster angesehen wurden. Im Jahre 1709 war S. Zeitungsschreiber unter den Whigs geworden; 1710 erhielt er eine Anstellung beim Stempelamte, die er auch unter den Tories bis 1713 behielt. Von da an gesellte er sich zur heftigsten Opposition. Für den Flecken Stockbridge ins Parlament gewählt, ward er als Verfasser aufrührerischer Schriften aus demselben ausgestoßen. Unter Georg I. wurde er dafür Oberstallmeister zu Hamptoncourt, erhielt die Direktion des königlichen Theaters auf Lebenszeit und trat nun wieder ins Parlament. Auch ward er Ritter und 1717 nach Schottland als Kommissar zur Uebernahme der eingezogenen Güter gesendet. Indessen verdarb er es bald wieder mit dem Ministerium und selbst mit seinem Freunde Addison und zog sich nach seinem Landgute Llanannor bei Caermarthen zurück, wo er 1729 †. Seine Lustspiele erschienen 1761, seine Briefe 1787; letztere stellen seinen Charakter in ein sehr vortheilhaftes Licht.

Steen, Jan van, einer der berühmtesten holländischen Maler des 17. Jahrhunderts, geboren 1636 zu Delft, war Schüler Brouwers und dann J. van Govens, welcher ihm seine Tochter Margaretha zur Gattin gab. S. erfreute sich zwar schon eines bedeutenden Rufes, fand aber doch nur einen geringen Erwerb, da er zu viel Fleiß auf die Vollendung seiner Bilder verwendete. Um ein reichlicheres Auskommen zu finden, richtete ihm sein Vater, der selbst Bierbrauer war, eine Bierbrauerei ein; allein S. war der beste Gast seiner eigenen Schenke, und zuletzt trat eine gänzliche Ueberschuldung ein. Jetzt griff er zum Pinsel, aber nur wenn ihn der Mangel zwang. Durch seine Familie neuerdings unterstützt, errichtete er endlich eine Schenke, die viel besucht wurde, ihm aber nur Anlaß gab, seine liederliche Lebensweise fortzusetzen. Seine Schenke ging zuletzt ein, und nur nothdürftig nährte er sich und seine Familie durch seine Bilder, die er in seinen letzten Lebensjahren flüchtig hinmalte. Er † 1689. Die Schenke war sein Studium, daher wußte Keiner Wirthshausscenen besser darzustellen, als S. An Geist, Humor und Erfindungsgabe übertrifft er alle anderen holländischen Genremaler. An derbem Witz stehen ihm selbst Ostade u. Teniers nach, in Wahrheit, Helldunkel u. Vollendung kommt er in seinen besten Werken dem Metsu nahe. Besonders geschätzt sind seine Bilder von klarer, warmer Färbung, weniger beliebt sind die im stark braunen Ton und von dunklem Ansehen. Zu den berühmtesten gehören das St. Nikolausfest und der Bäcker im Museum zu Amsterdam, die Familie des Meisters und die Darstellung des menschlichen Lebens vom Kinde bis zum Greise in der königlichen Gallerie im Haag, die Kegelbahn und die Schenke in der Sammlung des Lord Ashburton, die kranke Dame, das Austernfest, die Familie des Meisters darstellend, in der Sammlung in Apsleyhouse, die Dorfschenke, im Besitz von Hope in London, die Folgen der Unmäßigkeit, im Besitz von Beckford in Bath, die einen Bauernhof plündernden Nachzügler in der Sammlung zu Lutonhouse, die Tanz- und Zechgesellschaft im Louvre zu Paris, die Bauernschlägerei in der Glyptothek zu München, die Bauernhochzeit im Belvedere zu Wien u. a. m. Seine Gemälde wie seine Zeichnungen wurden nach seinem Tode zu hohen Preisen gekauft. Auch ätzte er einige Blätter, die aber sehr selten sind. Sein eigenes Porträt findet sich auf mehren seiner Bilder. Neuere nehmen noch einen anderen Maler Jan S. an, der, später lebend, zu Alkmaer in demselben Genre sich ausgezeichnet haben soll.

Steenbergen, Stadt und Festung in der niederländischen Provinz Nordbrabant, Bezirk Breda, nördlich von Bergen-op-Zoom, an einem Kanal, der mit dem Volkerak verbunden ist, mit 4200 Einw.

Steenhammera, Pflanzengattung aus der Familie der Asperifoliaceen, mit fünftheiligem Kelch, walziger Blumenkronenröhre mit tellerförmigem, ausgeschweift fünflappigem Saum. Von S. maritima *Rchb.*, Pulmonaria maritima *L.*, Lithospermum maritimum *Lehm.*, mit gestrecktem Stengel und doldentraubigen Blüthen, ausdauernd, am Meeresstrande des nördlichen Europa, Asien und Amerika, werden die Blätter in Norwegen und auf Island, mit Honig und Fenchel gemischt, mit Vortheil gegen Husten gebraucht. Von S. virginica *Kostel.*, Pulmonaria virginica *L.*, Lithospermum pulchrum *Lehm.*, mit aufrechtem Stengel und doldentraubigen blaßblauen Blüthen, ausdauernd, im nördlichen Amerika auf nassen Stellen, wird die dicke, fleischige Wurzel in Amerika als ein schleimiges, gelind zusammenziehendes Mittel gegen Durchfälle und äußerlich bei Wunden und Geschwüren angewendet.

Steenwijk, Stadt in der niederländischen Provinz Overyssel, mit verfallenden Festungs-

werken, Handel mit Getreide, Vieh, Butter ꝛc. und 2480 Einw.

Steenwijk, 1) Hendrik van, der Aeltere, Architekturmaler, geboren um 1550 zu Steenwijk, war Schüler von Hans Fredeman de Vries, gefiel sich besonders in Darstellung von inneren Ansichten gothischer Kirchen, geräumiger Säle, Gefängnisse ꝛc. Er † zu Frankfurt a. M. 1604. S.s Gemälde offenbaren einen Meister, der die Gesetze der Perspektive und der Beleuchtung vollkommen inne hatte.

2) Hendrik van S., der Jüngere, Sohn des Vorigen, geboren 1586 in Amsterdam, ebenfalls Architekturmaler, malte innere Ansichten von Kirchen und Palästen mit gleicher Meisterschaft wie sein Vater, nur weniger dunkel. Die Figuren, womit er seine Interioren schmückte, malten andere Künstler, wie J. Brenghel, Th. van Thulden u. A. In London wurde er durch Vandyck dem Könige Karl I. empfohlen, der ihn viel beschäftigte, selbst bei Bauten sich seines Raths bediente. Er † nach der gewöhnlichen Annahme zu London um 1640. S.s Werke sind ziemlich zahlreich. Mehre davon sind durch Kupferstiche bekannt.

Steeple-chase (engl.), Kirchthurmrennen, englisches Wettrennen, wo man einen Kirchthurm oder einen ähnlichen hervorragenden Gegenstand zum Ziel setzt und dann querfeldein auf denselben zujagt, indem man mit dem Pferde über Hecken und Zäune setzt und durch Bäche und Flüsse schwimmt, unseren Wettrennen mit Hindernissen ähnlich, aber weit gefährlicher.

Steffens, Henrich, Philosoph, Naturforscher und Dichter, geboren zu Stavanger in Norwegen am 2. Mai 1773, kam mit seinen Aeltern 1779 nach Helsingör, wo er die gelehrte Schule besuchte, 1785 nach Roeskilde und 1787 nach Kopenhagen. Sein Vater war ein Deutscher, seine Mutter dagegen eine Dänin, und S. gehörte somit durch die Mutter und die Erziehung Dänemark, durch den Vater und einen großen Theil seines spätern Lebens aber Deutschland an. Wegen seiner stark hervortretenden Religiosität und seiner Rednergabe zum Theologen bestimmt, fühlte er sich doch zugleich durch das Studium der Naturwissenschaften angezogen. Im J. 1790 bezog er die Universität zu Kopenhagen, wo er durch seine geistige Befähigung und ausgezeichnete Persönlichkeit Aufmerksamkeit erregte. Mit einem Stipendium der naturhistorischen Gesellschaft ging er 1794 nach Bergen, wo er den Sommer zubrachte. Was er aber von Naturerzeugnissen gesammelt hatte, wurde durch einen Schiffbruch vernichtet, der ihn auf einer Reise nach Deutschland traf und in einem sehr verlassenen Zustande an die Ufer der Elbe warf. Unter mancherlei Widerwärtigkeiten verlebte er den Winter 1794—95 in Hamburg und ging 1796 nach Kiel, wo er sich 1797 den philosophischen Doktorgrad erwarb, Vorlesungen hielt und in seiner Entwickelung sowohl durch Geistesarbeiten, als durch Umgang vorwärts schritt. An Bernstorff und Schimmelmann empfohlen u. von ihnen unterstützt, wandte er sich zunächst nach Jena, wohin ihn besonders das Bedürfniß einer spekulativen Begründung der Naturwissenschaft zog. Hier übten Fichte, Schelling, A. W. Schlegel, F. Schlegel und J. W. Ritter nicht geringen Einfluß auf ihn aus. Namentlich trat er aber mit Schelling in innige Verbindung und war von den Pflegern der Naturwissenschaften der Erste, der zu ihm übertrat, nicht als bloßer Schüler, sondern als Freund und thätiger Mitarbeiter. Durchdrungen von der neuen Philosophie, ging er 1800, nachdem er in Jena Adjunkt der philosophischen Fakultät geworden, nach Freiberg, wo er sich Werners Gunst gewann und seine „Beiträge zur innern Naturgeschichte der Erde“ ausarbeitete, die er später in seinem „Handbuch der Oryktognosie“ (3 Bde., 1811—19) weiter ausführte. Bald gewann er einen berühmten Namen, aber weniger durch seine Schriften, als durch den persönlichen Einfluß, den er übte. Er verstand, seine Zuhörer, besonders die jüngeren, zur Begeisterung fortzureißen. Seine Gedankenblitze flogen von Mund zu Munde, oft weit über das Land hinaus, und wurden von seinen Verehrern in Schriften oft weiter ausgeführt. Nach seiner Rückkehr nach Dänemark 1802 hielt er Vorlesungen an der kopenhagener Universität, die zwar große Theilnahme fanden, aber auf Seiten einiger einflußreichen Personen Anstoß erregten. Daher folgte er 1804 einem Ruf als Professor nach Halle, wo er sich mit der Tochter des Kapellmeisters Reichardt verheirathete. Er gab hier die „Grundzüge der philosophischen Naturwissenschaft“ (Berlin 1806) heraus, aber auch hier ging die große Wirkung, die er hervorbrachte, nicht so sehr von der Lehre aus, welche er mittheilte, als von der geistigen Bewegung, die er hervorrief. Nach der Besetzung der Stadt Halle durch die Franzosen lebte er von 1807—9 meist bei Freunden in Holstein, Hamburg und Lübeck und kehrte dann nach Halle zurück, wo er sich nicht ohne Gefahr an geheimen Verbindungen betheiligte, die darauf hinzielten, das französische Joch abzuwerfen. Auch in Breslau, wohin er 1811 als Professor berufen ward, bewies er das lebhafteste Interesse an den vaterländischen Angelegenheiten, und als Preußen 1813 gegen Frankreich sich erhob, regte er die Studirenden mit begeisternden Worten zur Betheiligung am Kampfe an u. ging mit gutem Beispiele voran, indem er selbst in die Reihen der Freiwilligen eintrat und die Freiheitskriege bis zur ersten Einnahme von Paris mitmachte. Nach dem Frieden kehrte er zu seinem akademischen Lehrerberufe nach Breslau zurück; aber auch jetzt gelangte er nicht zur Ruhe. Die politischen Umtriebe, unter Anderm das Turnwesen, mißfielen ihm, und er trat dem damaligen Treiben der Jugend mit dem rücksichtslosesten Eifer entgegen, was ihm die heftigsten Angriffe zuzog. Später verwickelte ihn die Kirchenunion in neue lebhafte Streitigkeiten. In all dieser Unruhe des Lebens fand er doch Zeit, die Literatur mit bedeutenden Schriften naturphilosophischen und mineralogischen, später politischen und religiösen Inhalts, sowie mit inhaltreichen Romanen zu bereichern. Von naturwissenschaftlichen Schriften lieferte er außer der „Anthropologie“ (Breslau 1822, 2 Bde.) in jener Zeit nur „Polemische Blätter, zur Beförderung der spekulativen Physik“ (das. 1829 u. 1835, 2 Hefte). Durch die Gunst des damaligen Kronprinzen,

jetzigen Königs von Preußen, wurde er 1832 an die Universität Berlin berufen, wo er mehre seiner ältesten Freunde, wie Schleiermacher, Tieck und späterhin Schelling, fand. Sein Vaterland, welches er in der Zwischenzeit verschiedene Male besucht hatte, sah er 1840 wieder, und er war bei der Krönung zugegen, zu welcher ihn der König eingeladen hatte, und nahm Theil an der Versammlung der skandinavischen Naturforscher. Er † zu Berlin am 13. Februar 1845. Von seinen Schriften erwähnen wir noch die Broschüre „Ueber die Idee der Universitäten" (1809) und die „Ueber geheime Verbindungen auf Universitäten" (Berl. 1835), das Werk „Die gegenwärtige Zeit und wie sie geworden" (das. 1817, 2 Bde.), die „Karrikaturen des Heiligsten" (Leipzig 1819—21, 2 Bde.), die Schrift „Von der falschen Theologie und dem wahren Glauben" (Breslau 1824, neue Aufl. 1831) und „Wie ich wieder Lutheraner wurde u. was mir das Lutherthum ist" (1831). Seinen Romanen: „Die Familien Walseth und Leith" (Breslau 1827, 3 Bde.), „Die vier Norweger" (das. 1828, 6 Bde.) und „Malcolm" (das. 1831, 2 Bde.), gesammelt unter dem Titel „Novellen" (das. 1837—38, 16 Bdchn.), fehlt zwar die höhere Einheit einer vollendeten Kunstform; doch geben ihnen der Reichthum der Auffassung bestimmter Volkseigenthümlichkeiten und Geschichtsperioden, der tiefe und sichere Blick in die merkwürdigsten Phänomene, die geheimsten Falten des geistigen und sittlichen Lebens, die in der Pracht der lebendigsten Darstellung vor das Auge des Lesers tretende Phantastik des Nordens, die großartigsten Naturschilderungen und die Beimischung eines tief religiösen Elements einen eigenthümlichen Reiz. Ein interessantes Fragment einer Autobiographie lieferte er in dem „Fragment aus meinen Knabenjahren", welches einen Theil der Schrift „Wie ich wieder Lutheraner wurde" bildet. In seinen letzten Lebensjahren beschäftigte er sich mit einer ausführlichen Selbstbiographie („Was ich erlebte", Breslau 1840—45, 10 Bde., 2. Aufl. 1844 ff.); nach seinem Tode erschienen „Nachgelassene Schriften" mit einer Vorrede von Schelling (Berlin 1846).

Steganographie (v. Griech.), Geheimschreibekunst, Geheimschrift; die Lehre vom Schachspiel (s. d.).

Stege (Steege), Hauptort der Insel Möen, auf einer Landspitze der Westküste am Ulfsund, welcher Möen von Seeland trennt, an einem Meerbusen, hat Ackerbau, Viehzucht, Branntweinbrennerei, Fischerei, Handel und 1520 Einw.

Stegnosis (griech.), Verengerung oder auch Verschließung von Gefäßen oder auch andern Kanälen, wodurch die Absonderung verhindert wird; daher stegnotische Mittel (Stegnotica), zusammenziehende oder blutstillende Mittel.

Steier (Steyer), Hauptstadt einer Bezirkshauptmannschaft ($27^1/_5$ □M. mit 89,168 Einw.) im Erzherzogthum Oesterreich, Land ob der Ens, früher Hauptstadt des Traunviertels, jetzt Sitz eines Bezirksgerichts und einer Berghauptmannschaft für ganz Ober- und einen großen Theil von Unterösterreich, in einem reizenden Thale am Einfluß des gleichnamigen Flusses in die Ens gelegen, hat 5 Thore, einen schönen Hauptplatz mit 2 Springbrunnen, eine nach dem Muster der Stephanskirche in Wien 1443 erbaute Pfarrkirche mit mächtigem Quaderthurm und Glasmalereien, ein altes und ein neues Rathhaus, eine Kaserne, ein Theater, eine Normalhauptschule, mehre andere Schulen, Spitäler rc., ein gräflich lambergsches Schloß (Hof) auf einem Felsen am Zusammenfluß der Ens und Steier, auf anderen Anhöhen die Burg Steier und ein ehemaliges Jesuitenkollegium. Das ehemalige Dominikanerkloster ist in eine Manchesterfabrik verwandelt, die krenelirte, mit Thürmen flankirte Mauer abgetragen. Die Stadt, welche 10,414 Einw. zählt, ist Sitz der lebhaftesten Eisenindustrie. Sie hat 4 Großeisenhämmer, mehre Rohrhämmer zur Verfertigung von Musketenläufen, eine Drahtzieherei, mehre Messerschmieden, Feilenhauereien, Fabriken für Ahlen, Angeln, Maultrommeln, Sensen, Nadel- und Blechwaaren, Küchengeräthschaften, 3 Papiermühlen, eine Kattundruckerei, mehre Zeuchfabriken rc. Die steierischen Eisenwaaren, durch Güte und Wohlfeilheit ausgezeichnet, gehen bis nach Rußland und in die Levante. S. war ehemals die Hauptstadt der Grafschaft Steier, die früher zu Steiermark gehörte, bis Herzog Ottokar VI. sein Herzogthum dem Herzog Leopold von Oesterreich überließ, der dieselbe zum Lande ob der Ens schlug. S. ist Geburtsort des Dichters Blumauer. Auch starb hier nach langer Gefangenschaft der Herzog Joh. Friedrich der Mittlere von Sachsen den 9. Mai 1595. Am 25. December 1800 ward hier ein Waffenstillstand zwischen Oesterreich und Frankreich geschlossen.

Steiermark (Steyermark), österreichisch-deutsches Herzogthum, grenzt nördlich an Ober- und Unterösterreich, östlich an Ungarn und Kroatien, südlich und westlich an Illyrien und hat einen Flächenraum von 409 □Meilen durchaus gebirgigen Landes, welches dem Stromgebiete der Donau angehört. Die Gebirge sind Fortsetzungen der julischen und norischen Alpen, welche hier unter dem Namen der steierischen Alpen auftreten, die sich zwar noch zu einer Höhe von 8000 bis 9000 Fuß erheben, aber nach und nach zum Hügellande verflachen. Die Centralkette, das Tauerngebirg genannt, kommt aus Salzburg und hat im Hochgolling, Kinseck und Scheuchenspitz die höchsten Spitzen von 8800, 8230 u. 7900 Fuß. Ein zweiter Zug dieser Kette zieht sich zwischen der Mur und Drau hin, ist etwa 500 Fuß niedriger als der vorige, sendet mehre Gebirgszweige nach Kärnthen und verflacht sich in dem Winkel, welchen die Mur und Drau bilden. Die österreichischen Alpen berühren mit der Dachsteingruppe bei Schladming das Land nur auf eine kleine Strecke. Andere Gruppen sind die Berge zwischen der Ens, Mur und Mürz, wie die Gruppe des Hochschwabs, Hochthors und die der Koralpe. Merkwürdig ist auch die südliche Kalkkette zwischen der Drau und Sau (das Bachergebirge), vorzüglich wegen der größern Zerrissenheit, Schroffheit der Berge und zackigen Gipfel. Als höchste Punkte sind, außer den schon genannten, noch anzuführen: der Alpsteig (3297 F.), der Grössenberg (Grasenberg, 8381 F.), der Grimming (7540 F.), der Eisenhut (7676 F.), die Stangalpe (7140 F.), der Krippenstein (6373 F.),



nd
er-
n.
r-
cie
n,
ge-
r-
ich
n,
on
uf
k-,
en
ck,
en
00
en
f-
en,
er,
n-
lz-
ol-
d-,
nd
len
m.
rer
el,
der
er-
zu
S.
on
en-
zt,
et.
lich
ern
igt
ten
bst,
en

jeß
die
ner
unl
wel
def
der
ein
fan
† z
Sd
die
geb
183
sie
tur
die
wal
183
wa
Ro
(Br
(dal
2 T
(dai
Ein
ihm
Vol
der
Phe
und
digl
tend
Nat
tief
Rel
biog
mei
Sch
det.
er
(„A
2. A
„Na
Sch
S
kunf
(s. d
S
auf
wele
Me
weir
S
Ver
Kan
wird
zusa
S
hau
im
früh
eine
schaf
Unte
fluß
gen.

der Scheckel (Schockel, 4770 F.). Die Gebirge an der Grenze von Oesterreich heißen Gemser- und Wilds-, und die an der Grenze von Illyrien Steineralpen. An Gebirgspässen ist das Land sehr reich, darunter die bemerkenswerthesten die rottenmanner Tauern und der Semmering (s. d.). Auch Engpässe und Höhlen kommen häufig vor. Von den Ebenen sind das Eichsfeld bei Judenburg, das Gratzer-, Leibnitzer-, Fernitzer- und Pettanerfeld hervorzuheben. Der weniger hochgebirgige Theil S.s hat schöne und fruchtbare Thäler. In geognostischer Beziehung ist das Land den übrigen Alpenländern gleich. Das Klima ist meist rauh, besonders im nördlichen Theile, wo plötzlicher Temperaturwechsel oft vorkommt, in den südlichen Gegenden dagegen mild und angenehm. Die hauptsächlichsten Flüsse S.s sind die Ens, welche, aus Salzburg kommend, die Palte und Salza aufnimmt und nach Oesterreich übergeht; die Drau mit der Posnitz, die Mur mit der Mürz, Kainach, Sulm, Lissing, Stainz und Pöls und die San mit der Sotla und San. Außer diesen sind hier auch noch die Quellen der Raab und Trann. Wasserfälle sind wenige vorhanden, Seen dagegen (obgleich nur von geringem Umfange) etwa 36, von denen der Grundel-, Altauseer-, Schwarzen- und Leopoldsteinersee die größten sind. Was die Vertheilung und Benutzung des Bodens im Allgemeinen betrifft, so sind 3,732,214 Joch nutzbarer Boden, 1,774,020 Joch Grad- und Weideland und 1,959,194 Joch Wald. Das Thierreich liefert außer den gewöhnlichen Thieren Bären und Luchse, doch sind diese, und selbst auch die Gemsen, selten. Dagegen gibt es in Mittelsteiermark viele Rehe und Hochgebirgsgeflügel. Sehr reich ist das Land an Fischen, besonders Forellen und Salmlingen. Die Erzeugnisse des Pflanzenreiches sind für ein Gebirgsland, wie S., mannichfaltig zu nennen; man baut viel Getreide, Obst, Wein (Rackersburger); auch Klee, Mohn, Heidekraut, Hopfen, Hirse, Hanf und die sogenannte Weberkarde werden in Menge erzeugt. Der jährliche Holzertrag wird auf 1,800,000 Klafter berechnet und unter den verschiedenen Holzarten verdienen die Zirbelnußkiefer, der Rotheibenbaum, die ächte Kastanie u. der Nußbaum besondere Erwähnung. Eine reiche Ausbeute liefert auch das Mineralreich, die sich vorzüglich auf Silber, Kupfer, Eisen, Galmei, Zink, Schwefel, Graphit, Alaun, Steinkohlen, Salz, auch etwas Gold erstreckt. Das steierische Eisen steht in sehr hohem Rufe. Unter den 60 Mineralquellen sind 47 Sauerbrunnen, von Bedeutung und einigem Ruf sind jedoch nur die zu Robitsch, Johannisbrunnen bei Gleichenberg, Tobelbad, Neuhaus und Tüffer. Unter den Beschäftigungen der Bewohner S.s, die 1,000,108 an der Zahl, theils Deutsche, theils Slaven (36 bis 38 Proc.) sind und mit Ausnahme von 5829 Protestanten sich sämmtlich zur römisch-katholischen Kirche bekennen, steht die Landwirthschaft besonders in Obersteiermark in großer Blüthe. Der Ackerbau erstreckt sich auch auf Mais; die Viehzucht ist, unterstützt durch treffliche Wiesen u. Weiden, eine ausgezeichnete und hat die Bereitung vorzüglicher guter Käse (hauptsächlich zu Cilly, Grätz, Marburg) zur Folge. Besonderer Pflege erfreut sich auch der Garten-, Obst- und Weinbau, und es werden durch letzteren in Untersteiermark etwa 650,000 Eimer Wein gewonnen. Unter den Produkten des Bergbaues ist es vorzüglich das Eisen, welches zu vielfacher Industrie Gelegenheit gibt; die steiermärkischen Sicheln, Sensen, Klingen, Nägel, Maultrommeln &c. gehen durch ganz Deutschland, Italien, die Türkei &c., der gewonnene Stahl wird selbst nach England verschickt. Es gibt 58 Eisenschmelzöfen, die 532,679 Ctr. Roheisen erzeugen und davon 414,525 Ctr. im Lande verarbeiten, und zwar auf 249 Hammerschlägen mit 292 Zerren-, Streck-, Stahl- und 19 Blechfeuern mit einer jährlichen Erzeugung von 90,516 Ctr. Stahl und Mock, 153,774 Ctr. Grobeisen, 107,591 Ctr. Streckeisen und 13,039 Ctr. Blech, im Werthe von 2,966,500 Gulden Konventionsmünze. Jenes Streckeisen und jenen Stahl, die nicht schon an sich Kaufmannsgut werden, verarbeiten 13 Blechfabriken, 41 Sensen- und Sichelgewerbe, 9 Pfannhämmer, 10 Drahtzüge, 2195 Schmieden und andere Eisenarbeiter. Außerdem bestehen noch 3 Schmelzwerke auf Kupfer mit Schwefel- und Vitriolerzeugung, 3 Schmelzwerke auf Blei mit Gold-, Silber- und Bleiglätteerzeugung, 4 Alaun- und Steinkohlenwerke, 18 Werke für Steinkohlen allein, ein Werk für Kobalt und eins auf Chrom. Von andern Gewerben ist noch der erst in neuerer Zeit in Aufnahme gekommenen Strohflechterei, der Glas-, Tabaks- und Papierfabrikation, der Bereitung chemischer Waaren, der Tuch- u. Lederbereitung, der Fertigung von Drechslerwaaren zu gedenken. Für Handel und Verkehr liegt S. sehr günstig, da die große Handelsstraße von Wien nach Triest, durch die nun vollendete Eisenbahn über den Semmering bedeutend verkürzt, das Land seiner ganzen Länge nach durchschneidet. Daneben ist auch für andere Straßen hinlänglich gesorgt; auch die Schifffahrt auf den größern Flüssen Mur, Drau, Sau und San begünstigt den Handel. Außer den oben schon erwähnten Metallwaaren bilden Glas, Salz, Wein, Obst, Zuchtrinder, Kälber u. die berühmten steierischen Kapaunen die ansehnlichsten Gegenstände der Ausfuhr. Früher zerfiel S. in politischer Beziehung in die Kreise Grätz, Bruck, Judenburg, Marburg und Cilly; unter Berücksichtigung der Verschiedenheit territorialer und sprachlicher Verhältnisse ist es seit dem 13. August 1849 in 3 Kreise eingetheilt: den grätzer Kreis oder Mittelsteiermark, außer dem früheren grätzer Kreis auch einzelne Theile des früheren marburger Kreises umfassend, mit den 7 Bezirkshauptmannschaften Grätz, Waitz, Hartberg, Feldbach, Radkersburg, Leibnitz und Stainz, den brucker Kreis oder Obersteiermark, umfassend den früheren brucker und judenburger Kreis, mit den 6 Bezirkshauptmannschaften Bruck, Leoben, Judenburg, Lietzen, Murau und Irdning, und den marburger Kreis oder Untersteiermark, umfassend den ehemaligen Kreis Cilly und den südlichen Theil des ehemaligen Kreises Marburg, mit den 6 Bezirkshauptmannschaften Marburg, Windischgrätz, Cilly, Luttenberg, Pettau u. Rann, größtentheils von Slaven bewohnt. In kirchlicher Hinsicht zerfällt das Land in die 3 Diöcesen Seckau,

Leoben und Lavant. An der Spitze der Landesverwaltung steht die Statthalterei in Grätz. Die Rechtspflege theilt sich unter 67 landesfürstliche Bezirksgerichte, 16 erster, 50 zweiter und eins dritter Klasse. Landesgerichte sind die zu Grätz für den grätzer, zu Leoben für den brucker, zu Cilly für den marburger Kreis. Die höhere Instanz für sämmtliche Gerichte ist das Oberlandesgericht zu Grätz. Eine Berghauptmannschaft, welcher die Bergkommissariate zu Voitsberg und Cilly untergeordnet sind, hat zu Leoben ihren Sitz. Die Militärangelegenheiten leitet das Militärkommando zu Grätz, wo auch die kaiserliche Berg- und Forstdirektion des Herzogthums ihren Sitz hat. Im Interesse geistiger Kultur bestehen die Universität zu Grätz, 2 Akademien, 2 theologische Lehranstalten in Klöstern, 5 Gymnasien, 13 Specialschulen, 6 Lehranstalten für allgemeinen Unterricht, 9 Haupt-, 627 Trivial-, 21 Mädchen- und 588 Wiederholungsschulen. Noch sind von Bildungsanstalten zu nennen: das Johanneum zu Grätz mit mehren Lehrstühlen und trefflichen Sammlungen, eine montanistische Lehranstalt, eine Kadettenanstalt, ein Taubstummeninstitut, die steiermärkische landwirthschaftliche Gesellschaft, der montanistische Verein, ein Musikverein ꝛc. Vgl. Göth, Das Herzogthum S., geographisch-statistisch-topographisch dargestellt, Bd. 1—2, Wien 1840—41; Bd. 3, Grätz 1843; Kohl, Reise in S. und dem bayerischen Hochlande, Dresden und Leipzig 1842; Derselbe, Alpenreisen, Leipzig 1849—51, 3 Bde.

Geschichte. Unter der Herrschaft der Römer, während welcher die Taurisker das Land bewohnten, gehörte der östliche Theil S.s zu Pannonien, der westliche dagegen zu Noricum. Schon damals war das Land wegen seines Eisens und Stahls berühmt und auch seiner Viehzucht halber bekannt; später erblühte im oberen Theile desselben auch städtischer Gewerbfleiß, besonders in Celeja (Cilly), Petovio (Pettau) u. a. O. Bei der Völkerwanderung besetzten oder durchzogen Westgothen, Hunnen, Ostgothen, Rugier, Heruler, Longobarden, Franken und Avaren nach einander das Land. Im untern Theile desselben setzten sich im 6. Jahrhundert Slaven (Winden, weshalb früher die Gegend die windische Mark hieß) fest, die nach Besiegung der das obere Land besetzt haltenden Avaren sich auch dort niederließen und erst spät durch die Deutschen verdrängt wurden. Karl der Große eroberte das Land und vertheilte es unter mehre Grafen. Unter seinen Nachfolgern hatte das Land durch feindliche Einfälle, namentlich der Magyaren, sehr zu leiden. Nach Karls des Großen Zeit wurden mehre Grenz- oder Markgrafen über das Land gesetzt. Den beträchtlichsten Theil gegen Westen und Norden hatten die Markgrafen von Carantanien, den am linken Ensufer gelegenen Landstrich die Herzoge von Bayern inne; das Land jenseit der Donau stand unter dem Markgrafen von Unterpannonien und die am linken Donauufer befindliche Gegend unter dem von Oberpannonien. Unter den Großen des Landes nahmen bald die Grafen von Traungau (Trungau) oder Styre (Steier) eine hervorragende Stellung ein. Ihr Stammvater war ein Enkel des Markgrafen Ernst im Nordgau, Namens Aribo, der um 876 als Graf im Traungau erscheint. Sein Sohn Ottokar I. ward 983 wegen seiner gegen die Ungarn bewiesenen Tapferkeit als Markgraf gegen diese eingesetzt, † 991. Sein Sohn, der um 979 die Burg Steier, von der das Land den Namen erhielt, erbaut haben soll, vergrößerte S. durch die Unterwerfung benachbarter Grafen und † 1038. Sein Sohn, Ottokar III., schlug 1044 die Ungarn bei Pettan, erweiterte die Grenzen gegen Osten, † 1083. Sein Sohn, Ottokar IV., erhielt als treuer Anhänger Heinrichs V. das untere S. Ihm folgte 1122 sein Sohn Leopold I., der Starke, unter dem S. erst als ein mehr konsolidirter Körper erscheint. Ihm folgte 1129 sein Bruder, Ottokar V., welcher unter Anderem die Mark Kärnthen (den jetzigen cillyer Kreis) an sein Haus brachte und 1169 †. Sein Sohn, Ottokar VI., erhielt in einem Alter von kaum 17 Jahren vom Kaiser Friedrich I. den Ritterschlag und die herzogliche Würde. Ohne männliche Nachkommen, schloß er 1186 mit dem Herzog Leopold V. von Oesterreich einen Erbfolgevertrag, zufolge dessen der letztere, als Leopold II., aus dem Geschlechte der Babenberger nach Ottokars Tode 1192 das Herzogthum S. mit seinen Ländern vereinigte. Auf Leopold II. (V.) folgten 1194 seine beiden Söhne, Friedrich u. Leopold III. (VI.), welche das Land theilten. Da Friedrich jedoch schon 1198 †, so fiel sein Besitzthum an Leopold. Diesem folgte der durch seine Schicksale merkwürdige Friedrich der Streitbare. Gegen ihn führten die Steiermärker, als er das Land mit Willkür behandelte, Klage bei dem Kaiser Friedrich II., von dem sie ihre in Ottokars Testamente erhaltenen Freiheiten von Neuem bestätigt erhielten. Dieser Freiheitsbrief und Ottokars Testament gaben der steiermärkischen Landhandfeste ihr Entstehen. Nach dem Tode des letzten Babenbergers, Friedrichs des Streitbaren, 1246, folgte das für S. so verderbliche Zwischenreich, in welchem das Herzogthum von den weiblichen Verwandten des verstorbenen Friedrich u. dem Kaiser beansprucht, von Salzburg, Bayern und Ungarn bekriegt und endlich von König Bela IV. besetzt wurde. Doch die Bedrückungen der Statthalter Bela's brachten es dahin, daß der Adel den Böhmenkönig Ottokar II. Przemysl, 1253 zum Herzog von S. berief, der die Ungarn 1260 auf dem Marchfelde besiegte und 1262 vom deutschen König Richard mit Oesterreich und S. belehnt, aber 1267 vom König Rudolf von Habsburg dieser Lehen verlustig erklärt ward. Ottokar fiel 1278 im Kampf gegen den Kaiser, worauf letzterer seinen ältesten Sohn, Albrecht I., als Statthalter mit S. belehnte, der 1282 durch die feierliche Belehnung auf dem Reichstage zu Augsburg erblicher Landesherr wurde. Von dieser Zeit an blieb das Herzogthum im Besitze des Hauses Habsburg. Bei der nach Albrechts II. Tode zwischen dessen Söhnen Albrecht III. und Leopold IV. vorgenommenen Theilung ward 1379 die Landstrecke an der Traun, Steier und untern Ens abgerissen. Nach der Mitte des 15. Jahrhunderts litt S. viel durch die wiederholten Einfälle der Türken und Magyaren, ferner während

der durch Kaiser Friedrichs IV. Geiz hervorgerufenen Empörung des um das Land und seinen Fürsten hochverdienten Edlen Andr. Baumkircher, der sein Vertrauen in Friedrichs IV. sicheres Geleite 1471 mit dem Tode büßen mußte, sowie durch Seuchen und Hungersnoth. Als 1457 die gefürsteten Grafen von Cilly ausstarben, vereinigte Friedrich IV. auf Grund früherer Verträge deren Besitzungen mit S. Unter Maximilian I. wurde ein Aufstand der windischen Bauern unterdrückt, die 80,000 Mann stark, unter dem Vorwande, ihre alten Rechte wieder herzustellen, vielfältige Grausamkeiten gegen ihre Gutsherren ausübten. Unter Ferdinand I. veranlaßte im Norden des Landes ein neuer Bauernaufstand viel Blutvergießen (1525) und einige Jahre später (1528—32) ward der Südosten durch die Verheerungen der Türken schwer heimgesucht. Noch schwerer aber lastete auf dem Lande Intoleranz und religiöse Verfolgungssucht, deren sich Ferdinands Nachfolger schuldig machten. Die Lehren der deutschen Reformatoren hatten nämlich schon um 1530 unter den steiermärkischen Landbewohnern Eingang gefunden, und 1547 beanspruchte der Landeshauptmann, Freiherr Joh. Ungnad, auf dem Reichstage zu Augsburg von Kaiser und Reich freie Religionsübung, die aber erst auf den Landtagen zu Bruck 1575 und 1578 dem Herzog Karl II., dem jüngsten Sohne Kaiser Ferdinands I., welchem bei der Ländertheilung 1564 Innerösterreich zu Theil geworden war, bei dringender äußerer Gefahr von Seiten der Türken, abgenöthigt werden konnte, nachdem bereits der größte Theil des Adels, die Hälfte des Bürgerstandes und eine große Anzahl Bauern die neue Lehre angenommen hatten. Um gegen das weitere Umsichgreifen der neuen Lehre einen festen Damm aufzuführen, rief Herzog Karl 1570 die Jesuiten zu Hülfe und stiftete 1573 die hohe Schule zu Grätz. Sein Sohn Ferdinand II., der 1595 selbstständig die Regierung übernahm, ergriff aber so scharfe Maßregeln gegen den Protestantismus, daß ganz S. hundert Jahre nach dem Auftreten der ersten evangelischen Prediger im Lande mit Gewalt wieder zur katholischen Kirche bekehrt war. Ferdinand erklärte den Freiheitsbrief seines Vaters Karl II. für aufgehoben u. befahl den Ständen, ihre protestantischen Lehrer und Prediger binnen 14 Tagen zu entlassen, und am 28. September 1598 erging an diese selbst der gemessene Befehl, noch an demselben Tage Grätz, binnen 8 Tagen aber die sämmtlichen Erblande bei Lebensstrafe zu räumen. Eine hierauf eingesetzte katholische Gegenreformationskommission befahl allen protestantischen Bürgern, entweder zur katholischen Religion überzutreten, oder ihre Habe zu verkaufen und mit dem gelösten Gelde, nach Abzug eines Zehntels hiervon, gleichfalls das Land zu räumen. Viele Protestanten schworen damals ihr Bekenntniß ab; ihrer 30,000 aber wendeten dem unduldsamen Vaterlande den Rücken, noch andere verbargen ihre Ueberzeugungen in ihrem Innern und vererbten dieselben von Geschlecht zu Geschlecht im Stillen fort, bis endlich das Toleranzedikt Josephs II. ihnen gestattete, den Glauben ihres Herzens frei vor aller Welt zu bekennen. Durch jene Maßregeln war die Kraft der Stände gebrochen, des Landes Wohlstand zerrüttet, die Geistesbildung im Lande den Interessen des Jesuitenordens geopfert worden. Die ständischen Rechte wurden seitdem immer mehr beschränkt; seit Karl VI. (1728) nahm kein Landesfürst mehr die Huldigung an und seit 1730 bekräftigte keiner die Landhandfeste mehr. Vgl. Muchar, Geschichte des Herzogthums S., Grätz 1844—46, 3 Bde.

Steigbügel, metallener Halbring mit Platte (Sohle) unter demselben, der an den Steigriemen, Strippen von starkem Leder, zu beiden Seiten des Sattels, herabhängt und dazu dient, daß der Reiter, wenn er auf das Pferd steigt, den linken Fuß in den S. setzt und sich so, einen Halt findend, auf das Pferd schwingt, auch, wenn er zu Pferde sitzt, die Füße in die S. stellt, um sich dadurch sicherer im Gleichgewichte zu erhalten. Die Steigriemen sind durch eine starke eiserne Oese befestigt und werden an sich selbst durch eine Schnalle gehalten. Bei den Türken und mehren asiatischen Völkern ist die Sohle so groß, daß die ganze Fußsohle darauf ruhen kann. Die Hängebügel sind am Sattelknopf befestigt. Gewöhnlich sind die S. von Eisen und überzinnt, doch auch von Messing oder von Silber. Man hat in der neueren Zeit S. erfunden, die sich, falls der Reiter vom Pferde fällt und im S. hängen bleibt, von selbst öffnen und dadurch das Geschleiftwerden verhindern. Die Alten kannten die S. nicht. Noch zur Zeit Karls des Großen findet man keine Erwähnung von S.n, die erst zur Zeit Otto's I. aufgekommen zu seyn scheinen.

Steigentesch, August, Freiherr von, deutscher Lustspieldichter, geb. am 12. Jan. 1774 zu Hildesheim, Sohn des kurmainzischen Kabinetsministers und Direktorialgesandten v. S. am Reichstage zu Regensburg, trat schon in seinem 15. Jahre in österreichische Kriegsdienste, verließ aber dieselben nach den Feldzügen von 1805 und 1809 wieder. Im Jahre 1813 begleitete er als Generaladjutant den Feldmarschall Fürsten Schwarzenberg. Im folgenden Jahre erhielt er eine Mission nach Norwegen, um vereint mit den Abgeordneten der vier Großmächte dieses Reich dem Könige von Schweden zu übergeben, und 1815 den Gesandtschaftsposten in Kopenhagen. Nach der Rückkehr Napoleons von Elba wurde er nach der Schweiz gesendet, um die Kantone zur Theilnahme an dem erneuten Kampfe aufzufordern. Dann folgte er dem Kaiser Alexander nach Petersburg, wurde nach seiner Rückkehr nach Wien zum wirklichen geheimen Rath und 1824 zum Gesandten am sardinischen Hofe ernannt, welchen letztern Posten er aber nicht antrat. Er † am 30. Dec. 1826. In zahlreichen Lustspielen schilderte er die kleinen Schwächen u. Thorheiten des Lebens aufs Treffendste. Seine französische Bildung gibt sich in seinen zum Theil etwas frivolen Romanen kund. Seine „Gesammelten Schriften" erschienen in 6 Bänden (Darmstadt 1819—20).

Steiger, Leute, welche die Aufsicht über die Bergleute in der Grube sowohl, als auch über Tag führen, stehen in dem Dienste der Gewerkschaften, und ihre Annahme steht nach der an jedem Orte bestehenden Verfassung entweder den

Bergämtern, oder den Gewerken, jedoch mit Vorwissen und Zustimmung des Bergamts, zu.

Steigerwald, ziemlich isolirtes wellenförmiges Waldgebirge im bayerischen Regierungsbezirk Unterfranken und auf der Grenze von Mittel- und Oberfranken in dem westlich von Bamberg befindlichen Mainwinkel zwischen Eltmann und Kitzingen, erhebt sich in seinen höchsten Spitzen bis zu 1200 Fuß und fällt steil zum Main ab. Hier entspringen die Flüßchen Aurach u. Ebrach.

Stein, in der gewöhnlichen Ausdrucksweise im Allgemeinen jeder nicht metallische Mineralkörper, sey er ungemengt (Mineral) oder gemengt (Gestein), sobald er nur so viel Kohärenz der Theilchen besitzt, daß er eine selbstständige Gestalt, die nur gewaltsam verändert werden kann, behauptet, also fest, für sich unschmelzbar und unentzündlich ist, sich weder im Wasser, wie die Salze, noch in Oelen, wie die Erdharze, auflöst, auch sich nicht, wie die Metalle, unter dem Hammer dehnen und strecken läßt.

Stein, Gewicht in deutschen und angrenzenden Ländern, besonders für Wolle, Flachs, Hanf und Federn, in Preußen, Sachsen, Oesterreich, Bayern = 1/5, in Baden = 1/10, in England (stone) 1/8, in Polen (kamilé) 1/4 Centner ꝛc., in Holland (steen) = 3 neue Pfund oder Kilogramme, in Schweden = 32 Pfund, in Hamburg, Altona, Lübeck, Bremen, Oldenburg und Mecklenburg für Flachs = 20, für Wolle und Federn = 10 Pfund.

Stein (calculus), in der Medicin Bezeichnung steinartiger Bildungen in den Höhlen des thierischen Körpers, deren Anhäufung eine besondere Krankheit, die S t e i n k r a n k h e i t (lithiasis), erzeugen kann. Alle Flüssigkeiten des thierischen Körpers enthalten krystallisirbare Stoffe, welche bei krankhaften Zuständen sich als kompakte Massen abzulagern pflegen. Man bezeichnet dann diese entweder im Allgemeinen als K o n k r e m e n t e, z. B. in den Blutgefäßen, im Herzen, in den Lungen, in den Drüsen, im Auge, im Uterus, oder wenn sie als Niederschläge aus gewissen Absonderungsflüssigkeiten, wie im Speichel, in der Galle, namentlich aber im Harne erscheinen, als S. e im engeren Sinne. S. H a r n s t e i n e; vgl. S t e i n o p e r a t i o n e n.

Stein, 1) K a r l, F r e i h e r r v o m u n d z u m S., berühmter deutscher Staatsmann, geb. am 16. Oktober 1757 aus einem alten reichsfreiherrlichen Geschlechte zu Nassau an der Lahn, verlebte seine erste Jugendzeit auf dem Stammsitze seiner Familie zu Nassau und widmete sich von 1773—77 zu Göttingen dem Studium der Jurisprudenz u. Staatswirthschaft. Nach vollendeten akademischen Studien unternahm er eine längere Reise durch Deutschland u. arbeitete dann ein Jahr beim Reichskammergericht in Wetzlar. Nachdem er in den preußischen Staatsdienst übergetreten, ward er im Februar 1780 bei dem unter der Leitung des Ministers Heynitz stehenden Bergdepartement angestellt und bewies in dieser Branche solche Einsicht und Tüchtigkeit, daß er schon nach 2 Jahren zum Oberbergrath befördert ward und im Februar 1784 die Oberleitung der westphälischen Bergämter erhielt. Im Mai 1785 mit einer diplomatischen Mission an den kurmainzischen Hof, um denselben für den Fürstenbund zu gewinnen, betraut, löste er diese Aufgabe glücklich und kehrte dann nach Westphalen zurück, wo er nun noch mehre Jahre erst als geheimer Oberbergrath, dann seit 1795 als Präsident der märkischen Kriegs- und Domänenkammer in der ausgezeichnetsten Weise thätig war. Ein größerer und umfassenderer Wirkungskreis wurde ihm aber eröffnet, als er 1796 zum Oberpräsidenten der westphälischen Kammer ernannt wurde, in welcher Stellung er sich die größten Verdienste um die ihm anvertrauten Länder erwarb. Er zerschlug die großen Domänen und vertheilte sie unter die Bauern, wodurch er eine bedeutende Anzahl wohlhabender Bauernfamilien, die sicherste Grundlage jedes Staates, schuf, und ließ die bis dahin höchst unfahrbaren Landstraßen Westphalens in bequeme Chausseen umwandeln. Zugleich weckte und pflegte er die Gewerbthätigkeit der Bewohner, begünstigte die Anlegung von Fabriken u. förderte die schon bestehenden, belebte den Handel und sorgte für eine geregelte Bewirthschaftung der Forsten. Selbst in unangenehmen und ihrer Natur nach leicht anstößigen Geschäften, wie die Einziehung der geistlichen Stifter Münster und Paderborn war, die er 1803 zu bewerkstelligen hatte, wußte sich S. durch strenge Unparteilichkeit und offene Gerechtigkeit wenigstens die ungetheilte Achtung aller Betheiligten zu erwerben. Im J. 1804 ins Ministerium nach Berlin berufen, erhielt er das Departement des Accise-, Zoll-, Salz-, Fabriken- u. Kommerzialwesens übertragen. Er bewirkte in dieser Stellung die Aufhebung sämmtlicher binnenländischen Zölle im Innern von Preußen, führte eine einfachere Verwaltung in den seiner Leitung unterstellten Branchen ein und schuf in der damaligen finanziellen Bedrängniß des Staats als Erleichterungsmittel für den Handel und Verkehr Papiergeld. Auf die Richtung der preußischen Politik nach außen aber konnte er damals noch keinen Einfluß gewinnen. Vergeblich widersetzte er sich der Eingehung des haugwitzischen Vertrags mit Frankreich, wodurch Preußen sich für seine altangestammten Länder in Franken, Ansbach und Baireuth das von Napoleon besetzte Hannover widerrechtlicher Weise abtreten ließ. Selbst in der Verwaltung seines eigenen Departements sah sich S. vielfach gehemmt. Nach der Schlacht bei Jena begab er sich mit dem Hofe nach Königsberg. Obwohl man sich jetzt auch in diesem Kreise von der Nothwendigkeit durchgreifender Reformen im Staatswesen überzeugt hatte, so war man doch nicht gesonnen, auf die von S. geforderte Reorganisation der obersten Verwaltungsstellen einzugehen, und da Letzterer seinen Eintritt in das neue Ministerium von dieser Umgestaltung und insbesondere von der Beseitigung des Kabinetsschreiberregiments abhängig machte, so erhielt er im Januar 1807 vom König in ungnädigster Weise den Abschied. Erst als Preußen im Frieden von Tilsit (9. Juli 1807) die Hälfte seiner Länder verloren hatte, brach sich auch am Hofe bessere Einsicht Bahn, und noch in demselben Monat berief der König in einem huldvollen Handschreiben den Freiherrn wieder zu sich, um ihm als erstem Minister das große Werk der Neuge-

staltung des Staats zu übertragen. S.s großer Plan war: das Volk wieder für die längst erstorbene Theilnahme am Staate und seinem Geschicke zu beleben, es zu diesem Zwecke an der Leitung desselben zu betheiligen, die bisher unterdrückten Stände von den schmählichen Lasten u. Fesseln, worein sie die Barbarei vergangener Zeiten gestürzt, zu befreien, ein allgemeines freies Staatsbürgerthum zu gründen und so wieder Gemeinsinn und Vaterlandsliebe zu erwecken. Die Weise, wie S. diese große Reform anstrebte, zeugt eben so von seinem ächt deutschen Geiste, als von tiefer, staatsmännischer Einsicht. Zuerst suchte S. einen tüchtigen und dauerhaften Grund in der gesetzlichen Ordnung der Gemeinden und Städte, sowie der Provinzialverwaltung zu legen, worauf dann das stattliche Gebäude einer Verfassung mit Volksvertretung sich ausbauen und sicher ruhen sollte. Im September 1807 übernahm S. sein neues Amt, und am 9. Okt. erschien bereits das Edikt, den erleichterten Besitz und den freien Gebrauch des Grundeigenthums, sowie die persönlichen Verhältnisse des Grundeigenthümers betreffend. Dieses Gesetz erschütterte den mittelalterlichen Bau adeliger Grundherrschaft in seinem Fundamente, hob die Lehns- und Erbunterthänigkeit auf und ertheilte allen Unterthanen der Monarchie das Recht, Ländereien und Grundbesitz jeder Art zu kaufen und zu verkaufen. In gleichem Sinne überließ ein anderes Gesetz den Domanialbauern ihr Land zu unumschränktem Grundeigenthum. Nachdem so die alte Allodialfreiheit der Bauern wieder hergestellt war, gab S. auch den Städten die entrissenen Rechte zurück, überließ den aus ihrer Mitte frei gewählten Stadtverordneten u. Magistraten die Verwaltung ihrer Angelegenheiten u. ihres Gemeindehaushaltes u. ordnete ihre Verhältnisse auf eine dem Zeitgeiste angemessene Art. Dies geschah in der Städteordnung vom 19. Nov. 1808, die noch jetzt die Grundlage der Rechtsverhältnisse der preußischen Städte bildet. Damit aber das so in seinen Verhältnissen und Rechten sittlich und geistig gehobene Volk auch das Bewußtseyn seiner Kraft und damit den Muth zur Abwerfung der ihm aufgebürdeten Fremdherrschaft und zur Wiedererringung des verlorenen Kriegsruhms und der ihm entrissenen Landschaften gewinne, mußte die altdeutsche Waffenehre wieder hergestellt und an der Stelle des Soldatenthums eine volksthümliche Wehrverfassung geschaffen werden, welchem großen Werke sich ganz in S.s Sinn und Geist Scharnhorst unterzog. Auf diese Weise sollte Preußen gehoben und gekräftigt, derselbe frische Geist allmählig über das deutsche Gesammtvaterland verbreitet und damit die Möglichkeit und der Erfolg einer allgemeinen Schilderhebung des deutschen Volks gegen die fremden Unterdrücker angestrebt und erzielt werden. Aber kaum ein Jahr hatte S. als Minister gewaltet, als er durch einen Machtbefehl Napoleons seiner Wirksamkeit entrissen ward. Ein vertrauliches Schreiben S.s an den Fürsten von Sayn-Wittgenstein, worin jener sich über das napoleonische Regiment ungünstig äußerte, wurde aufgefangen, und in Folge davon erließ Napoleon aus dem Feldlager von Madrid eine Achtserklärung gegen S., der sich dadurch genöthigt sah, den König um seine Entlassung zu bitten, die ihm dieser nothgedrungen im Nov. 1808 ertheilte. Ehe S. aber Preußen verließ, legte er die Grundsätze seiner Staatsverwaltung in einem Sendschreiben an die oberste Verwaltungsbehörde nieder, das unter der Bezeichnung „S.s politisches Testament" weltgeschichtliche Bedeutung gewonnen hat. Von der westphälischen Regierung gerichtlich verfolgt und seiner Güter beraubt, begab er sich nach Oesterreich, wo er abwechselnd in Brünn, Troppau und zuletzt dauernd in Prag lebte. In steter Verbindung mit den einflußreichsten Männern in Preußens Kabinet und Heere, mit Schön, Dohna, Scharnhorst, Gneisenau, Boyen u. A., sammelte er hier einen Kreis gleichgesinnter Männer um sich, in welchem Deutschlands Wiedergeburt mit Wort und That angestrebt ward. Als aber mit gutem Grund zu befürchten stand, daß seine Auslieferung gefordert werden möchte, folgte er der Einladung des Kaisers Alexander nach Petersburg. Als Hauptgeschäft ward ihm hier die Organisation der sogenannten „russisch-deutschen Legion" aus flüchtigen und kriegsgefangenen Deutschen überwiesen. Doch war seine Thätigkeit eine viel umfassendere, wahrhaft weltgeschichtliche, indem er die Ausdauer des Kaisers aufrecht erhielt, in ihm auftauchenden Friedensgedanken entgegenwirkte, die nationale Erhebung Deutschlands vorbereiten half und durch unablässig unterhaltene Korrespondenzen, namentlich nach England hinüber, Deutschland Bundesgenossen in dem bevorstehenden Kampfe zu erwerben suchte. Nach der Katastrophe von 1812 kehrte er mit dem Kaiser nach Deutschland zurück und ward zum Vorsitzenden eines russisch-preußischen Verwaltungsrathes für die deutschen Angelegenheiten ernannt, zu dessen Mitgliedern auch Schön und Niebuhr berufen wurden. Der Wirkungskreis, der sich hiermit für ihn öffnete, war großartig, aber seine Thätigkeit durch mancherlei Hindernisse beengt. Als nach dem Sieg bei Leipzig am 21. Okt. 1813 eine Centralkommission für die Verwaltung aller durch die Truppen der Verbündeten besetzten Länder angeordnet worden war, übernahm S. die Präsidentschaft derselben. Aber auch hier stellten sich den zum allgemeinen Besten ergriffenen Maßregeln der Centralverwaltung die Ansprüche auf Selbstständigkeit, die von einzelnen Regierungen erhoben wurden, hemmend entgegen. Dennoch erwarb sich dieselbe durch tüchtige Verwaltung im Innern und Aufstellung und Ausrüstung zahlreicher Heerhaufen gegen den äußern Feind gewichtige Verdienste um das Gesammtvaterland. Sie folgte dem Heere der Verbündeten, jedesmal in dem Hauptquartiere ihren Sitz nehmend, bis nach Paris. Hier nahmen aber schon die deutschen Angelegenheiten eine ungünstige Wendung. Der leicht erregbare Kaiser Alexander wurde zugleich von der bekannten Frau von Krüdener für mystische Bestrebungen und von den französischen Diplomaten für französische Tendenzen gewonnen, so daß S. seinen Einfluß auf ihn gänzlich verlor. England verließ Preußen; Oesterreich und die kleinen deutschen Staaten verfolgten ihre Sonderinteressen. So stand Preußen allein, und der Staatskanzler Harden-

berg besaß nicht Kraft und Stärke genug, den gerechten Ansprüchen Preußens, das mit seinen Bestrebungen damals allein auch die Sache des Gesammtvaterlandes vertrat, Geltung und Nachdruck zu verschaffen. Im Juni 1814 kehrte S. von Paris zurück, um sich im September 1814 nach Wien zu den Verhandlungen des Kongresses zu begeben. Hier blieb er aber nur wenige Tage, da er bald durchschaute, daß ein anderer Geist als der, unter dessen Paniere er zum Sturz des mächtigen Feindes mitgewirkt hatte, dort regiere. Schon begann die Reaktion ihr Werk, und S. sah keine Mittel, ihr in offenem Kampfe zu begegnen. Er zog sich von nun an ins Privatleben zurück. Die ersten Jahre seiner Zurückgezogenheit brachte S. in Nassau zu, indem er gewöhnlich den Winter in Frankfurt verlebte. Sein Sinn wandte sich jetzt wieder der Lieblingsbeschäftigung seiner Jugend, dem Studium der älteren Geschichte des deutschen Vaterlands, zu. In ihm entstand zuerst die Idee der Gründung eines Vereins für vaterländische Geschichte, hauptsächlich zum Zwecke der Sammlung und Herausgabe ihrer Quellen. Er schoß zu diesem Zwecke bedeutende Geldsummen vor und veranlaßte Fürsten und Privatleute zu Gleichem, so daß sich am 20. Jan. 1819 die Gesellschaft für Deutschlands ältere Geschichte förmlich unter seinem Vorsitze zu Frankfurt a. M. konstituiren konnte. Ihr Werk ist die Herausgabe der „**Monumenta Germaniae historica inde a Christ. 500 usque ad 1500**“, für welche S., selbst mitsammelnd, thätig war. Wie S. überhaupt dem Leben in kleineren Staaten abgeneigt war, so gerieth er auch besonders mit der nassauischen Regierung in mancherlei Mißhelligkeiten, die ihren letzten Grund darin hatten, daß er wohl geneigt gewesen war, seine reichsfreiherrliche Unmittelbarkeit zu Gunsten des großen Vaterlands, aber nicht der Territorialregierung eines kleinen Ländchens zu opfern. Diese Gründe bewogen ihn, auf dem Gute Kappenberg in Westphalen, das er für seine im Nassauischen gelegenen Besitzthümer von der preußischen Regierung erworben hatte, seine letzten Jahre zu verleben. Nochmals ward er zur thätigen Theilnahme an den Staatsangelegenheiten berufen, als er nach der Einführung der Provinzialstände in Preußen 1823 für den westphälischen Landtag zum Deputirten erwählt und vom Könige zum Landtagsmarschall ernannt ward. Auf demselben hatte er die Genugthuung, die von ihm 1808 in Preußen eingeführte Städteordnung auf Westphalen übertragen und zugleich eine wohlthätige Selbstständigkeit der Landgemeinden gesetzlich begründen zu helfen. Auch die Verhandlungen des dritten westphälischen Landtags von 1830 auf 1831 leitete er und bewirkte selbst, daß die Bitte um endliche Verwirklichung der durch das Gesetz vom 22. Mai 1815 verheißenen reichsständischen Verfassung vor den König gebracht wurde. In gleichem Sinne leitete er als Vorsitzender die Verhandlungen der evangelischen Provinzialsynode Westphalens und förderte jedes auf das Gute gerichtete Streben. Am 29. Juni 1831 endete ein Schlagfluß sein thaten- und ehrenreiches Leben. Sein Leichnam wurde mit Schwert und Helm in der Gruft seiner Väter beigesetzt, da ihm kein Sohn vergönnt war, seinen ehrenvollen Stamm auf die dankbare Nachwelt überzutragen. Seine ältere Tochter, Henriette (geboren 1796), vermählte sich mit dem Grafen von Giech († 1846), die jüngere, Therese (geboren 1803), mit dem Grafen von Kielmannsegge. Vgl. Perz, Das Leben des Ministers Freiherrn von S., Berl. 1849 ff., 6 Bde.; Derselbe, Denkschrift des Freiherrn von S., das. 1848; Briefe des Freiherrn von S. an den Freiherrn von Gagern, Stuttgart 1833.

2) Ludwig, Rechtsgelehrter und Publicist, geboren den 15. November 1813 zu Eckernförde in Schleswig, besuchte die gelehrte Schule in Flensburg und studirte in Kiel und Jena Philosophie und Rechtswissenschaft. Nachdem er kurze Zeit in der Kanzlei zu Kopenhagen gearbeitet, habilitirte er sich als Privatdocent an der Universität zu Kiel. Seine Schrift „Geschichte des deutschen Civilprozesses und das heutige Verfahren“ (Kiel 1841) verschaffte ihm ein Reisestipendium, worauf er Berlin und Paris besuchte. In letzterem Orte machte er die Bekanntschaft der Fourieristen, deren Resultat die Schrift „Der Socialismus und Kommunismus des heutigen Frankreich“ (Leipzig 1844) war. Nach Kiel zurückgekehrt, verfaßte er im Verein mit Warnkönig die „Französische Staats- und Rechtsgeschichte“ (Basel 1846—48, 3 Bde.). Als die Differenz der Herzogthümer mit Dänemark sich zur Tagesfrage gestaltete, verfocht er in der deutschen Presse das Recht der Herzogthümer und nahm, 1846 zum Professor ernannt, auch Theil an der Schrift der neun kieler Professoren über diese Angelegenheit. Nach der Erhebung der Herzogthümer begab er sich 1848 im Auftrag der provisorischen Regierung nach Paris und veröffentlichte hier die Broschüre „La question de Schleswig-Holstein“. Nachdem Dänemark auch von Holstein Besitz ergriffen, ward er mit 10 andern Professoren seiner Stelle enthoben. Sein früheres Werk über die socialen Verhältnisse Frankreichs erschien umgearbeitet als „Geschichte der socialen Bewegung in Frankreich von 1789 bis auf unsere Tage“ (Lpz. 1840—51, 3 Bde.). In seinem „System der Staatswissenschaften“ (Leipz. 1854) betrachtet er die Nationalökonomie als die Grundlage dieser Disciplinen.

Steinach, Pfarrdorf im sachsen-meiningischen Verwaltungsamt Sonneberg, am Steinachflusse, hat 2200 Einw., welche Tafel- u. Griffelschiefer und Wetzsteine, sowie Glasperlen und Holzschnitzwaaren verfertigen. In der Nähe sind bedeutende Eisenwerke im Betrieb.

Stein am Anger, Stadt in der eisenburger Gespannschaft in Ungarn, Sitz eines katholischen Bischofs und der Gerichtstafel für die eisenburger Gespannschaft, mit Dominikaner- und Franciskanerkloster, mehren Kirchen, worunter die schöne Kathedrale, bischöflichem Lyceum mit philosophischen und theologischen Studien, königlichem Gymnasium, Normalschule, Synagoge, Jahrmärkten u. 4100 Einwohnern, welche Handwerke und ergiebige Landwirthschaft betreiben.

Stein am Rhein, Stadt im schweizerischen Kanton Schaffhausen, am Rhein und Bodensee, mit Brücke über den Rhein, Stiftskirche, Wein-

Nr 447



FREIHERR VON STEIN

Obst- und Ackerbau, Handel mit Wein und 1300 Einw.

Steinau, 1) Amtsstadt in der kurhessischen Provinz Hanau, an der Kinzig, mit 3 Kirchen, Schloß, Hospital, Seifenfabrikation und 2800 Einwohnern. Geburtsort der Gebrüder Grimm. — 2) Kreisstadt in der preuß. Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Breslau, an der Oder, hat Mauern, eine evangelische Kirche, Tuchmanufakturen, Weberei, Schifffahrt und 2700 Einw.

Steinbach, Stadt im badischen Mittelrheinkreis, Amt Bühl, mit dem Denkmal Erwins von Steinbach, des Erbauers des Münsters in Straßburg, und 1900 Einwohnern, die einen geschätzten rothen Wein (Affenthaler) produciren.

Steinbach, Erwin von, der berühmte Baumeister des Straßburger Münsters, von dessen Lebensumständen aber wenig bekannt ist. Geboren zu Steinbach im Badischen, übernahm er 1276 die Leitung des schon 1015 begonnenen Münsterbaues, war noch 1316 thätig und † 1318.

Steinbach-Hallenberg, Marktflecken und Amtsort in der kurhessischen Provinz Fulda, Kreis Schmalkalden, mit Kirche, 5 Eisenhämmern mit 2 Schmelzöfen, 3 Zainhämmern, Drahthämmern, Burgruine und 2700 Einw.

Steinberger, s. Rheinweine.

Steinblume, s. v. a. Parnassia palustris *L.*

Steinbock (europäischer S., Capra ibex *L.*), Säugethierart aus der Gattung Ziege, die sich besonders durch im Querschnitt fast rechtwinkelig-vierseitige, mit starken Querwülsten versehene, rückwärts gekrümmte, nach oben auseinander tretende, beim Männchen $2\frac{1}{2}$—3 F., beim Weibchen nur $\frac{1}{2}$ F. lange Hörner auszeichnet. Der Körper ist graubraun, unten weißlich, auf dem Rücken schwarzbraun, $4\frac{1}{2}$ Fuß lang und an der Schulter 2 Fuß 5 Zoll hoch. Der S. ist, wie die Gemse, ein wahres Alpenthier, das sich früher in der ganzen schweizer und tyroler Alpenregion, jetzt aber nur noch in der Kette des Montblanc u. Monterosa auf den unzugänglichsten Felsen bis zur Schneeregion 9000 Fuß hoch findet. Er steigt, wie die Gemse, nur dann in die Waldregion herab, wenn die Alpenkräuter, seine Nahrung, von Schnee bedeckt sind. Er springt mit außerordentlicher Gewandtheit. In den österreichischen Alpen wurde seit 1706 kein S. erlegt. Das Fleisch gilt für wohlschmeckend. Die wenigen Exemplare, welche geschossen werden, kommen aber fast nur in die zoologischen Sammlungen u. stehen hoch im Preise. Als besondere Art führt Schimper den spanischen S. (C. hispanica *Sch.*) auf, der in der Sierra Nevada und am Maladetta in den Pyrenäen manchmal vorkommt. Eine eigene Art ist aber unstreitig der kaukasische S. (C. caucasica *Güldenst.*), der dem europäischen ähnlich ist, sich von ihm aber durch die im Querschnitt ovalen, nach vorn breiteren, von der Basis auseinander weichenden, aber mit den Spitzen einander genäherten Hörner unterscheidet.

Steinbock, das 10. Zeichen des Thierkreises (♑), das man aber vom Sternbild unterscheiden muß, welches in der Ekliptik den Raum von 28° ♑ bis 23° ♒ einnimmt. Nach der Fabel ist dies Sternbild Pan, der mit Zeus gegen die Titanen focht, nach Andern die Ziege Amalthea, mit deren Milch die Nymphen den Zeus in seiner Kindheit ernährten.

Steinbrech, Pflanzengattung, s. v. a. Saxifraga *L.*

Steinbrück, Eduard, ausgezeichneter Maler, geboren 1802 zu Magdeburg, ward erst für den Kaufmannsstand bestimmt, widmete sich aber dann unter Wach in Berlin der Kunst. Schon seine ersten Bilder, mit denen er an die Oeffentlichkeit trat, ein Sündenfall und ein die Himmelspforte öffnender Engel, fanden Beifall. Im Jahre 1829 wandte er sich nach Düsseldorf und ward einer der eifrigsten Jünger der dortigen Schule. Nachdem er 1829 für den rheinisch-westphälischen Kunstverein eine Hagar gemalt, reiste er im Herbste desselben Jahres nach Italien, ließ sich nach seiner Rückkehr zu Berlin nieder, siedelte von da 1833 wieder nach Düsseldorf, 1846 aber nach Frankfurt über. Er kultivirte mit Vorliebe das romantisch-lyrische Genre und zählt in diesem zu den ersten Meistern der Gegenwart. Seine Gemälde zeichnen sich eben sowohl durch Korrektheit der Zeichnung, als durch welches sauberes Kolorit aus und wirken durch eine gewisse träumerische Stimmung, die über sie verbreitet ist, ganz analog der romantischen Dichtung. Am bekanntesten sind: Genoveva, Rothkäppchen, Nymphe der Düssel, Fischerfrau am Strande, Undine, Elfen auf dem Teich (nach Tiecks Märchen). Auch antike Stoffe behandelte er im Geiste der Romantik, so z. B. Thisbe an der Wand horchend. Von feinen religiösen Kompositionen sind das Gastmahl nach der neutestamentlichen Parabel und ein Altarbild in der Jakobikirche zu Magdeburg hervorzuheben. Ein anderes späteres Gemälde aus der letzteren Zeit des Meisters stellt die Madonna mit dem Kinde und zwei Engel dar. Zu feinen neuesten Bildern gehört eine Episode aus der Geschichte von Magdeburg, wie sich die magdeburgischen Jungfrauen während der Plünderung der Stadt von den Wällen herabstürzen. Einige seiner Bilder sind auch in weitern Kreisen durch Stich und Lithographie bekannt.

Steinbutt, s. Scholle.

Stein der Weisen, s. Alchemie.

Steindruck (Lithographie), im Allgemeinen das unmittelbare und wiederholte Abdrucken von Zeichnungen oder Schriftzügen, ohne daß diese erhaben oder vertieft zu seyn brauchen. Der S. beruht bloß auf einer sinnreichen Anwendung der Adhäsion zwischen fetten Materien und der Nichtadhäsion von Fett und Wasser und besteht wesentlich in Folgendem: Die Zeichnung wird mit einer fetten Substanz auf eine Fläche aufgetragen, die Fett und Wasser einzusaugen geeignet ist, und darauf die Platte befeuchtet. Das Fett und das Wasser ziehen sich in die Oberfläche, allein nur die nichtbezeichneten Theile werden naß. Sodann wird auf die Platte eine ebenfalls fette Farbe aufgetragen; da nun das Wasser kein Fett annimmt, so erhält nur die Zeichnung Farbe. Belegt man hierauf die Platte mit einem Blatt Papier, welches man fest andrückt, so wird die aufgenommene Farbe an dieses abgegeben und somit die Zeichnung abgedruckt. Da endlich die Platte durch dieses Abdrucken bloß einen Theil der Feuchtig-

keit, nicht aber das eingesogene Fett der Zeichnung verliert, so wird sie, so oft sie wieder benetzt und beschwärzt worden, von Neuem in den Stand gesetzt, einen Abdruck zu liefern. Bis jetzt wendet man fast ausschließlich den gelben Kalksteinschiefer von Solenhofen in Bayern an, da wenige andere Kalksteine den zu diesem Gebrauche nothwendigen Grad von Härte und Porosität, noch weniger in großen Massen ein durchaus gleichförmiges Korn haben. Künstliche Tafeln zu diesem Zwecke hat man aus Papier oder Zinkblech, das man mit einer erdigen Mischung überzieht, hergestellt. Ist die Platte geebnet, so wird die Seite, auf die gezeichnet werden soll, mit Sand abgeschliffen und mit Bimsstein polirt. Nur für Kreidezeichnung muß der Stein durch Reiben mit Silbersand etwas rauh gemacht oder gekornt werden. Die lithographische Tusche, womit man Schrift und Federzeichnungen ausführt, besteht aus 2 Theilen weißen Wachses, 2 Theilen Schellack, 1 Theil Seife, $^1/_2$ Theil Unschlitt und 1 Theil Lampenruß; die lithographische Kreide aus 3 Theilen weißen Wachses, 1 Theil Schellack, 2 Theilen Seife, $^1/_2$ Theil Mastix, 1 Theil Unschlitt und $1^1/_2$ Theilen Lampenruß. Die Kreide hält man in möglichst leichten Stiften; die Tusche trägt man mit Federn, besonders Stahlfedern oder mit feinen Pinseln auf. Es versteht sich, daß Schrift u. Zeichnung verkehrt stehen müssen. Da die Schwärze des Abdrucks sich lediglich nach der Menge Fett richtet, die vom Steine aufgenommen wird, so muß man eine Zeichnung mit durchaus gleichartiger Kreide ausführen, wenn die verschiedene Stärke beim Abdruck jener der Zeichnung entsprechen soll. Da sehr feine Striche leicht etwas ausfließen, so gibt man, um dies zu verhindern, zuweilen dem ganzen Steine vorläufig eine Spur von Fettigkeit, indem man ihn mit einigen Tropfen Oel, worin Terpentin aufgelöst ist, abwischt, wobei indeß große Behutsamkeit nöthig ist. Ueberhaupt ist bei der ganzen Arbeit die größte Vorsicht nöthig, damit der Stein auf keine Weise durch Fett, Feuchtigkeit ꝛc. verunreinigt werde. Man muß sich nicht nur hüten, ihn mit den Fingern zu berühren, sondern ihn auch vor dem Hauche und den Unreinigkeiten der Haare bewahren. Auch muß er, damit keine Feuchtigkeit sich darauf niederschlage, etwas erwärmt seyn. Ist die Zeichnung vollendet, so wird der Stein mit ganz schwachem Scheidewasser, dem etwas Gummi zugesetzt ist, überstrichen, d. h. geätzt oder präparirt. Die Säure zersetzt die Seife, die Grundlage der Kreide oder Tusche, so daß die im Steine haftende Zeichnung rein, fett und unauflöslich wird, reinigt die übrige Oberfläche des Steins und macht sie zum Einsaugen des Wassers geeigneter. Das Gummi, das in die Poren der Steine eindringt, dient zunächst, um den Grund noch vollkommener gegen die Annahme der Druckfarbe zu schützen, trägt aber überdies dazu bei, die Zeichnung mehr zu fixiren. Zum Behuf des Abdruckens wird der präparirte Stein abwechselnd benetzt u. geschwärzt und dann unter die Presse gebracht. Das Einschwärzen geschieht gewöhnlich vermittelst einer elastischen Walze, und die Schwärze wird ungefähr so wie der Druckfirniß bereitet. Oft setzt man dem Kienruß etwas Indigo zu. Auf gleiche Weise können auch andere Farben aufgetragen werden. Zum Drucken bedient man sich verschieden eingerichteter Pressen. Fast allgemein verrichtet ein sogenannter Reiber, d. h. eine schmale, unten fast scharfe Leiste von hartem Holz, die mit großer Kraft angedrückt wird, das Andrücken des Papiers an den Stein, so daß jenes die aufgetragene Farbe aufnimmt. Die Presse ist gewöhnlich so eingerichtet, daß man mit dem Fuß und mittelst Gewichte, die an Hebeln wirken, den Druck des Reibers hervorbringt, während man mit der Hand diesen oder den Stein in Bewegung setzt. Bei gehöriger Ausführung und Schonung der Zeichnung lassen sich von einer solchen mehre Tausend Abdrücke machen. Von Schriften und Federzeichnungen hat man ihrer schon 50—100,000 abgezogen. Werden die Abdrücke unrein, weil vielleicht etwas Druckfarbe auf der Zeichnung sitzen bleibt, so wird sie mit Terpentin leicht gereinigt. Das Papier, worauf gedruckt wird, muß, wie beim Kupferdruck, zuerst angefeuchtet werden. Einen besonders angenehmen Ton erhalten Abdrücke auf chinesischem Papier, dem eine Unterlage von gewöhnlichem gegeben wird. Wie auf Papier, so läßt sich übrigens auch auf allerlei Zeuche, Leder ꝛc. lithographiren. Da das Grundprincip der Lithographie sich auf mancherlei Weise anwenden läßt, so hat man allmählig verschiedene Steindruckmanieren erfunden. Statt die Figuren mit Fettdinte zu zeichnen, kann man sie umgekehrt auf den vorerst präparirten Stein mit einer gummigen Substanz auftragen und sodann den Grund mit Fettdinte tränken. Wird der Stein dann gewaschen und gereinigt, so erhält man, z. B. zu Verzierungen und Bücherumschlägen, weiße Figuren auf schwarzem Grunde. Da es schwierig ist, auf den Stein mit der Feder sehr feine und scharfe Linien zu zeichnen, so verfährt man oft also: Der wohl polirte Stein wird zuerst präparirt, dann mit einem dünnen (schwarzen oder rothen) Aetzgrund aus Gummi ganz bedeckt und darauf, wenn dieser trocken ist, die Zeichnung mit einer Nadel eingeritzt. Man nennt diese Methode die geätzte oder Gravirmanier, obschon man nur den Firniß wegnimmt und wenig oder gar nicht in den Stein eingreift. Nach dem Radiren wird die Zeichnung noch mit schwachem Scheidewasser überstrichen, dann eine Fettigkeit eingerieben u. zuletzt der Firniß aufgelöst und entfernt. Auf diese Weise lassen sich die feinsten mathematischen Figuren und Linearzeichnungen darstellen; auch eignet sich diese Manier für Landkarten u. dgl. Eine dritte Manier besteht darin, daß man zuerst den ganzen Stein einfettet und einschwärzt und darauf, nachdem man auf diesem Grunde die Zeichnung entworfen, die Schwärze von allen Stellen, die weiß werden sollen, wegschabt. Nach dem Schaben wird der Stein gesäuert und gereinigt, und dann wie mit andern das Abziehen vorgenommen. Auch in diesem Falle hat indessen kein merkliches Eingraben Statt, da man gleichsam nur die fett gewordene Oberhaut wegnimmt. So wie Holzschnitte und Kupferstiche, so lassen sich auch Tuschzeichnungen durch verschiedene Verfahren nachahmen. Die engelmannsche Tuschmanier besteht wesentlich in Folgendem: Der Stein wird mit einem ziemlich groben Korne vor-

bereitet und dann die ganze Fläche mit geschwärzten Ballen, aber nur ganz schwach, betupft; dann werden die Stellen, die am höchsten bleiben sollen, mit Gummi bedeckt und die übrigen von Neuem noch etwas stärker betupft oder tamponirt. So wird fortgefahren, bis stufenweise alle Töne hervorgebracht sind. Zuletzt wird die Platte von dem Gummi gereinigt. Viele Mannichfaltigkeit erhält man durch geschickte Verbindung mehrer Manieren auf derselben Platte, sowie durch Anwendung mehrer Platten besonders, wenn man Zeichnungen mit verschiedenen Farben ausführen will (Chromolithographie). Wichtig ist endlich der sogenannte Ueberdruck oder die autographische Methode. Man überzeugte sich nämlich sehr bald, daß man jede fettige Zeichnung auch von andern Körpern durch Abdrucken auf den Stein bringen kann, und nur dafür zu sorgen hat, daß die Zeichnung sich leicht ablöse. Legt man z. B. ein aus einer gewöhnlichen Buchdruckerpresse kommendes frisch gedrucktes Blatt auf den Stein, so bleibt schon so viel von der fetten Druckschwärze auf dem Steine sitzen, daß er wie ein lithographirter mehr oder weniger vollkommene Abdrücke liefern kann. Ungleich leichter geschieht dies aber, wenn man zu diesem Behufe absichtlich Abdrücke macht und einerseits dazu eine lithographische Druckfarbe nimmt, andererseits das Papier so präparirt, daß es die Farbe gern abgibt. Man kann alsdann ohne Schwierigkeiten nicht nur Druckschriften, sondern auch alle Arten Kupferstiche, Holzschnitte ꝛc. u. eben so auf gewöhnliche Weise Geschriebenes auf einen Stein übertragen und sofort durch den S. vervielfältigen. Die Präparation des Papiers, von dem der Uebertrag geschehen soll, besteht nur darin, daß es mit einer stärkehaltigen Flüssigkeit getränkt und nachher befeuchtet wird. Außerdem mag eine mäßige Erwärmung des Steines den Ueberdruck erleichtern. Man kann bei diesem Verfahren auf Papier zeichnen, wenn man sich eines autographischen Papiers und lithographischer Zeichnungsmittel bedient. Eben wegen dieser Leichtigkeit, auf den Stein zu zeichnen oder eine Originalzeichnung darauf überzutragen, haben Steindrücke das Eigenthümliche freier Handzeichnungen. Der S. hat in der neueren Zeit außerordentliche Vervollkommnung erfahren. In Paris, Dresden und München liefert man Blätter, welche hinsichtlich der Reinheit und Kraft den besten Kupferstichen an die Seite gestellt werden können. Die französischen Lithographen verstehen sich besonders auf Effekte, die sie aber oft mit übertriebener Raffinerie anwenden, während die Deutschen, namentlich Hanfstängl, Piloty und Löhle, sowie Locillot in Berlin edle Vollendung in Ton, Harmonie der einzelnen Theile und Treue der Darstellung mit Erfolg anstreben. Erfinder des S.s ist Senefelder (s. d.).

Steinfurt, vormalige reichsunmittelbare Grafschaft im westphälischen Kreise, jetzt zum preußischen Regierungsbezirk Münster gehörig, standesherrliche Besitzung der Grafen von Bentheim-Steinfurt, die seit dem 15. Jahrhundert beim Hause Bentheim ist. Die gleichnamige Kreisstadt daselbst, an der Aa, hat ein Schloß, 2 evangelische und eine katholische Kirche, eine Synagoge, höhere Bürgerschule, Wollen- und Baumwollenspinnerei, Lederfabrikation, 2 Tabaksfabriken u. 2700 Einw.

Steingut u. Steinzeug, zwei Sorten von Thonwaaren, welche hinsichtlich der Natur ihrer Bestandtheile wesentlich von einander verschieden sind. Das feine Steingnt ist ein Surrogat für das Porzellan, u. seine Wohlfeilheit beruht in der größeren Leichtigkeit des Formens und Brennens. Das Hauptmaterial für das eigentliche feine Steingut sind die meist über der Kreide lagernden, besonders im Kohlengebirge häufigen Pfeifen- u. plastischen Thone. Die angestellten Analysen zeigen, daß die fraglichen Thone Eisenoxyd von 1—4 Procent, Kalk 0,5—6 Procent, nicht ganz so viel Bittererde und 0,5—1 Proc. Kali enthalten, ohne daß diese Bestandtheile immer gleichzeitig vorhanden sind. Die Farbe ist meist weiß, weißlich, oft grau, ins Grüne ziehend, rosa bis violet und in einigen Fällen blauschwarz bis schwarz; nicht selten kommen zweierlei Farben als Adern vor. Nach dem Brennen wird die Farbe entweder weiß, oder durch Eisengehalt ins Röthliche ziehend, indem die übrigen Färbungen, als von organischen Substanzen herrührend, im Feuer zerstört werden. Am meisten und in der größten Vollkommenheit wird das feine Steingut in England fabricirt. Man pflegt hier die Masse aus Kaolin, plastischem Thon u. cornish stone (Fluß) zusammenzusetzen, ohne daß über die Verhältnisse bestimmte Regeln existiren. Je nach der Beschaffenheit der Gemengtheile hat bald das Kaolin, bald der plastische Thon das Uebergewicht, aber stets beträgt der Fluß gegen die Hälfte des Gewichts der Masse, also beträchtlich mehr als beim Porzellan. Die einzelnen Bestandtheile werden mit der größten Sorgfalt gemahlen und geschlämmt, weil die Bildsamkeit mit der feineren Zertheilung wächst. Das Formen geschieht auf der Drehscheibe und durch Drechseln. Gegenstände von unregelmäßiger Gestalt werden in Gypsformen abgedrückt, ebenso die Garnituren und die in diesem Fache üblichen halb erhabenen Verzierungen. Meist wird die Waare in der Masse gefärbt. Man erzeugt blaßgrüne Massen durch Zusatz von $^{5}/_{1000}$, dunkelgrüne mit $^{1}/_{100}$ Chromoxyd. Blau liefert ein Zusatz von $^{5}/_{100}$ Kobaltoxyd und weniger für blasse Töne. Eine braune Masse liefert der plastische Thon, wenn statt des Flußmittels etwa $^{1}/_{4}$ kalcinirter Ocker mit gegen 8 Procent Braunstein genommen wird. Ein größerer Zusatz von beiden liefert eine eisenschwarze Masse. Oft, besonders bei Blau, ist der Kern des Geschirrs weiß und nur oberflächlich mit einem dünnen gefärbten Ueberzuge versehen. Feine Steinwaaren erhalten meist keine Glasur; zuweilen entsteht eine solche gleichsam von selbst, ohne besonderes Zuthun, wie bei einigen gefärbten Massen, in welchem Falle die gefärbte Oberfläche nach dem Brennen spiegelnder und weniger rauh, als die nichtgefärbte, erscheint, was vermöge des Kontrastes mit dem matten Grunde den Eindruck einer dünnen Glasur macht. Wird eine besondere Glasur angebracht, so geschieht dies zunächst durch eine Cämentation (smearing). Zu dem Ende werden die inneren Flächen der Kapseln mit einer Glasur aus 67 Theilen Kochsalz, 28 Theilen Potasche u. 5 Theilen Bleioxyd überzogen. Während des Brandes verflüchtigt sich ein Theil des Alkali's u.

Bleioxyds, welcher von der Geschirrfläche unter Bildung einer dünnen, angeflogenen Glasur aufgesaugt wird. Beide kieselerdehaltigen Flächen suchen sich gewissermaßen, in Bezug auf die vorhandenen verglasbaren Basen, ins Gleichgewicht zu setzen. In anderen Fällen wird eine sehr bleihaltige od. borarhaltige Glasur durch Eintauchen, wie beim Porzellan, aufgetragen, theils über das ganze Geschirr, theils nur auf die innere Seite. Durch Färben der Glasur kann man Farben hervorbringen, die in der Masse nicht ausführbar sind, z. B. gelb. Das Brennen der Waare geschieht in Kapseln an der heißeren Stelle eines u. desselben Ofens. In Deutschland wird ein Zusatz von Kaolin od. in Zersetzung begriffenem Feldspath, welche einen Uebergang zur Porzellanmasse bedingen, nicht angewendet, wohl aber ein Zusatz von Kreide. Das Brennen geschieht theils in einfachen, theils in Etageöfen, wie beim Porzellan, mit Holz- oder auch Steinkohlenfeuer, und zwar in Kokern, welche aus feuerfestem Thon, mit einem Zusatz von Chamotte, in Form von Cylindern angefertigt werden. In den Kokern werden flache Geräthe, wie Teller, Schüsseln, durch Pinnen unterstützt, so daß die Geräthe dicht gedrängt übereinander gesetzt werden können. Kleinere und größere Gegenstände, welche nicht wie Teller und Schüsseln große Flächen einnehmen, werden auf scheibenförmige, aus feuerfestem Thon gefertigte Platten, Pumbse, gestellt, die durch Pinnen unterstützt werden. Die Koker werden, wie die Kapseln, übereinander in Säulen aufgesetzt, ihre Fugen mit Thon verstrichen; nur der oberste und unterste sind mit einem Boden versehen. Zur Glasur wendet man Quarz, Sand, Mennige, Glas, Soda, Granit, Feldspath an, sucht für schön weiße Massen dieselben durch Salpeter zu entfärben, setzt auch wohl ein wenig Kobaltoxyd hinzu, um einen Stich ins Bläuliche zu geben. Was die Malerei auf Biscuit unter der Glasur betrifft, so wird die aus dem augenblicklichen Ansaugen der Farben erwachsende Schwierigkeit durch ein vorgängiges Eintauchen in schwaches Gummi- oder Leimwasser größtentheils aufgehoben, die Umrisse werden mittelst Durchpauschens mit Braunkohlenstaub, sowie mit enkaustischen Zeichenstiften hervorgebracht. Der Sitz der englischen Steingutfabrikation ist ein Distrikt der Grafschaft Staffordshire, der schlechtweg The Potteries genannt wird. In Frankreich sind es vorzugsweise die Umgegend von Paris, ferner Bordeaux, Saargemünd etc.; in Deutschland Berlin, Potsdam, Mettlach bei Saarbrück, Poppelsdorf bei Bonn (an den beiden letzten Orten verarbeitet man den Thon von Vallendar bei Koblenz, der auch nach Stockholm in die Fabriken geschickt wird); ferner Baireuth, Aschaffenburg, Kelsterbach etc., Pirna in Sachsen und Karlsbad in Böhmen. Fast alle genannten Orte haben mit den englischen Fabriken gemein, daß sie mehre Sorten Thonwaaren mit der feinen Fayence zugleich fertigen, welche ebenso viel Uebergänge zum Porzellan, zu feinem Steingut und zu gemeinen irdenen Waaren bilden. Der Verlauf der Arbeit unterscheidet sich nur in der Aufbereitung des Thons, in der Zusammensetzung der Glasur und in den Verzierungen. Vgl. Fayence.

Bei dem gemeinen Steinzeug ist der halb in Fluß gebrachte Zustand der Masse ein Hauptcharakter, nicht die Folge von einem zugesetzten Fluß, sondern nur einer weit stärkern Einwirkung des Feuers. Die Zusammensetzung ist ungleich einfacher, indem dem plastischen Thone nur ein Gemengtheil zugesetzt wird, der sich im Feuer wenig oder nicht zusammenzieht u. dadurch die allzu große Schwindung des Thones auf einen unschädlichen Grad ermäßigt. Hierzu dient Sand oder Cäment, dessen Menge sich nach der Beschaffenheit des Thons richtet. Das einfachste Verfahren zu Aufbereitung des Thones ist die Bearbeitung mit der Klinge. Man schneidet nämlich mit derselben den vorher in einen mächtigen Haufen geschlagenen Thon in dünne Späne, die wieder zusammengeballt und durchgeknetet werden. Weil die Steinzeugwaaren ihrer Natur und Bestimmung nach mäßige Preise halten müssen, so gibt man den wohlfeilsten Formen den Vorzug, d. h. man wählt meist solche von kreisförmigem Querschnitte, die sich also auf der Töpferscheibe hervorbringen lassen. Einrichtung und Handhabung derselben hat gewisse Eigenthümlichkeiten, weil in keinem Zweige der Töpferei Arbeitsstücke von so bedeutenden Dimensionen und diese so häufig vorkommen, als hier. Die gewöhnliche Einrichtung bezweckt, der Scheibe zugleich durch größere Masse einen nachhaltigen Schwung und doch möglichste Leichtbeweglichkeit zu ertheilen. Eine Glasur auf Steinzeug ist eigentlich überflüssig, weil es dicht und glasig genug ist, um nichts durchzulassen, noch zu schmutzen. Indessen gibt man der etwas matten Oberfläche um so lieber Glätte und Glanz durch Glasur, weil dazu eben so einfache als wohlfeile Wege zu Gebote stehen. Die theils natürlichen, theils gelegentlich bei andern Betrieben abfallenden Glasurmassen werden gemahlen und als feiner Staub über die feuchten Geschirre gebeutelt oder gesiebt, wo sie eine dünne Lage bilden, die dann aufbrennt. Es gehören dahin vulkanische Gesteine, Laven u. ganz besonders Schlacken aus Eisenschmelzen. Derartige Glasuren werden aber weit seltener benutzt, als die einfachere Glasur mit Salz. Sie besteht darin, daß man gegen Ende des Brandes, wenn der Einsatz gehörig glühend ist, von oben durch besondere Oeffnungen Kochsalz in den Ofen wirft. Bei der vorhandenen Temperatur, welche die Rothglühhitze weit übersteigt, bildet das flüchtige Kochsalz einen Dampf, der alle Theile des Ofens plötzlich erfüllt und folglich die Geschirre an ihrer ganzen Oberfläche umgibt, so daß eine Einwirkung der Kieselerde auf die Masse Statt finden kann. Beide Substanzen (Kieselerde und Kochsalz) wirken nur in Gegenwart von Wasserdampf auf einander, welcher in der Flamme stets enthalten ist. Der Sauerstoff des Wassers dient zur Bildung von Natron mit dem Natrium des Kochsalzes, während der Wasserstoff mit der Salzsäure als Chlor entweicht. Es ist also die entstandene Glasur ein Natronglas und bildet einen höchst dünnen Ueberzug. Um der Glasur eine braune Farbe zu ertheilen, pflegt man während des Glasirens sehr rauchgebende Substanzen, z. B. Birkenrinde, in den Feuerherd zu werfen. Das gemeine Steinzeug hat eine Farbe, die bald perlgrau, bald gelblich, bald röthlich, zuweilen braunroth und angenehm braun ist. Verzierungen pflegt

man, außer Streifen und rohen Malereien mit Zaffer (Kobalt), wobei die Konturen durch eine Art Gravirung mit spitzen Klingen angedeutet wird, nicht anzubringen. In Deutschland bildete in der letzten Hälfte des 16. und zu Anfang des 17. Jahrhunderts das gemeine Steinzeug die Masse, welche gerade so zu Gegenständen des Luxus diente, wie heutzutage das Porzellan. Gegenwärtig sind sehr ausgedehnte Töpfereien von Steinzeug in Bunzlau in Schlesien und in der Umgegend von Vallendar am rechten Rheinufer, Koblenz gegenüber. In England ist die Steinzeugtöpferei hauptsächlich im Formen sehr vervollkommnet, besonders die chemischen Geräthe zeichnen sich in hohem Grade aus, die kleinern (Schalen, Retorten &c.) für chemische Laboratorien durch Dünne, Leichtigkeit und scharfe Form, die großen für chemische Fabriken (Säureflaschen, woulfsche Flaschen) durch ungeheure Dimensionen. Alle diese Gegenstände sind von schön brauner Farbe, welche durch Eintauchen in Wasser hervorgebracht wird, worin man Eisenoxyd fein zertheilt hat und mit Salz glasirt. Der Thon kommt von Dorsetshire und Devonshire und wird nach Umständen entweder mit Sand, gemahlenem Feuerstein oder Cäment versetzt, oder für sich (bei dauerndem Stehen) verarbeitet. Schwerere u. große Stücke sind anfangs viel dicker, als sie seyn sollen, und werden erst nachher, wenn sie lufttrocken sind, zur richtigen Stärke abgedrechselt. Der Brand geschieht im stehenden Ofen zwischen Platten mit Stützen.

Steinhauer, s. v. a. Steinmetz.

Steinheim, Stadt in der preußischen Provinz Westphalen, Regierungsbezirk Minden, Kreis Höxter, an der Emmer, mit Mauern umgeben, hat 2 Thore, eine katholische Pfarrkirche, Jahr- und Viehmärkte u. 2100 Einw.

Steinhirse, s. v. a. Lithospermum officinale *L.* Schwarze S., s. v. a. Lithospermum arvense *L.*

Steinhude, Marktflecken im schaumburg-lippeschen Amt Hagenburg, mit 1240 Einw.

Steinhuder Meer, Binnensee, liegt theils in schaumburg-lippeschem, theils in hannöverischem Gebiet, hat eine Länge von $^3/_4$ Meile und ist sehr fischreich. Seine Umgebung ist reich an Moor. Darin die kleine Festung Wilhelmstein.

Steinigung (lapidatio), Tödtung mit Steinwürfen, gesetzliche Strafe bei den Römern, Juden und Macedoniern; besonders aber Akt der Volksjustiz, wo der officielle Rechtsgang zu langsam oder unsicher schien.

Steinkerne (Metrolithen), s. Petrefakten.

Steinklee, Pflanzengattung, s. v. a. Melilotus.

Steinkohl, s. v. a. Lapsana communis *L.*

Steinkohle, unter allen unterirdischen Schätzen, welche die Natur den Menschen spendet, einer der wichtigsten, der, den Wohlstand, die Macht, ja die Existenz ganzer Völker und Reiche bedingend, in bergbaulicher Beziehung alle edlen Metalle weit an Wichtigkeit und Werth übertrifft, insofern er einem großen Theil des Menschengeschlechts Wärme und Licht, den Gewerben und Fabriken Leben und Kraft gibt und die Wunder der Dampfschifffahrt und Eisenbahnen möglich macht. Die S. bricht in mehr oder minder mächtigen Bänken, zwischen Schieferthonlagen eingebettet, meist derb, ohne Holzgestalt und meistentheils auch ohne sichtbare Holztextur. Nur bei sehr starker Vergrößerung zeigt sich zuweilen zellige Textur. Der Bruch ist eben oder uneben u. muschelig, schieferig ins Erdige, zuweilen dünnschalig abgesondert; die S. hat Gyps- bis Kalkspathhärte, ist spröde, oder doch nur wenig milde, leicht zersprengbar. Ihr specifisches Gewicht ist 1,2—1,5, ihre Farbe schwarz, mit Fettglanz, starkglänzend bis schimmernd, der Strich schwarz und glänzend. Sie ist mehr oder weniger leicht brennbar unter Ausgabe von Flamme und bituminösem Geruch. Ihre Bestandtheile sind Kohle mit Bitumen, oder Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff mit beigemengten erdigen Bestandtheilen in sehr verschiedenen Zusammensetzungen. Der in der S. enthaltene Stickstoff (2 Procent) bleibt bei der Analyse als ohne Einfluß auf den Wärmeeffekt meist unberücksichtigt. Nach ihrer chemischen Konstitution und nach ihrem verschiedenen Verhalten im Feuer theilt man die S.n in Sandkohlen, Sinterkohlen und Backkohlen. Nach ihrer Struktur aber unterscheidet man folgende Arten: Die Pechkohle (Kannelkohle, Gagat) ist eine S. ohne Schichtenstruktur im Kleinen von pechartigem Glanze und vollkommen muscheligem Bruche. Die Schieferkohle hat eine deutliche Schieferstruktur, ist dünn- und geradschalig abgesondert und wird bei grober Schieferung Grobkohle, bei feiner Schieferung aber Blätterkohle genannt. Die Faserkohle, mineralische Holzkohle, welche als Begleiter der S. in alten Steinkohlenflötzen einbricht, hat große Aehnlichkeit mit der Kohle, welche beim Verkohlen weicher Holzgattungen erhalten wird. In der Asche der Steinkohlenarten treten Kieselerde und Thonerde als vorwaltende Bestandtheile auf; seltener ist Gyps, regelmäßig aber Schwefeleisen mit jenen verbunden, welch letzteres als Schwefelkies ein nur zu häufiger und unwillkommener Begleiter der S. ist. Auch Eisenoxyd, Manganoxyd, Kalkerde und Magnesia, beide letztere mit Kohlensäure in Verbindung, sowie geringe Mengen von Chlor und Jod, kommen in der Steinkohlenasche vor, dagegen finden sich aber niemals Phosphorsäure und Alkalien. Der relative Aschengehalt ist durch verschiedene Chemiker bestimmt worden und beträgt zwischen $^1/_2$ und 30 Proc. Bei den meisten Steinkohlenarten dürfte derselbe aber 5 Proc. nicht übersteigen. Die Sandkohle, deren aschenreiche Varietäten unter den S.n am porösesten zu seyn pflegen, hält im lufttrocknen Zustande nicht über 12 Proc. hygroskopische Feuchtigkeit. Der Wassergehalt der Sinterkohle ist in der Regel geringer, als der der Sandkohle, und etwas größer, als der der Backkohle. Bei einer kohlenstoffreichen dichten S. aus Flötzen, welche der Einwirkung der Tagewasser nicht ausgesetzt sind, ist das Maximum des Wassergehaltes wohl kaum über 5 Procent zu stellen. Nimmt man den mittleren hygroskopischen Wassergehalt der S.n zu 5 Procent und ihren durchschnittlichen Gehalt an Aschentheilen eben so hoch an, welche Annahme eher zu hoch, als zu niedrig seyn dürfte, so ergeben

sich hieraus folgende mittlere Zusammensetzungen der 4 Kohlenarten in runden Zahlen: Sandkohle 69 Kohlenstoff, 3 Wasserstoff, 23 hygroskopisch u. chemisch gebundenes Wasser, 5 Asche; Sinterkohle 75 Kohlenstoff, 4 Wasserstoff, 16 Wasser, 5 Asche; Backkohle 78 Kohlenstoff, 4 Wasserstoff, 13 Wasser, 5 Asche; Anthracit 85, Kohlenstoff, 3 Wasserstoff, 7 Wasser, 5 Asche. Die Backkohlen lassen sich leichter entzünden, als die Sinter- u. Sandkohlen, der Anthracit am schwersten. Zum Fortbrennen der entzündeten S.n ist es erforderlich, daß man entweder größere Mengen derselben in Brand setzt, oder daß besondere Zugvorrichtungen, z. B. weite Roste, hohe Essen &c., in Anwendung gebracht werden. Sehr aschenreiche Sandkohlen lassen sich, wie die meisten Anthracite, nur durch einen starken Luftstrom u. wenn größere Quantitäten derselben entzündet werden, zum wirklichen Entflammen bringen, geben dabei aber dennoch nur eine sehr kurze u. spärliche Flamme. Die Backkohlen verbrennen unter allen Steinkohlensorten mit der längsten und gehaltreichsten Flamme. Bei Annahme der angeführten mittleren Zusammensetzung ergeben sich nachstehende absolute Wärmeeffekte der 4 Hauptsteinkohlenarten im Vergleiche zu dem des reinen Kohlenstoffs, welchen wir hier = 1 setzen: Sandkohle 0,78, Sinterkohle 0,87, Backkohle 0,90, Anthracit 0,94. Der absolute Wärmeeffekt des Anthracits ist demnach nur sehr wenig von dem des reinen Kohlenstoffs verschieden, und es gibt Anthracitarten, welche denselben vollkommen erreichen. Zu den Gesteinsarten, welche die steten Begleiter der S.n sind und auf welche sie gelagert erscheinen, gehören verhärtete thonige Schiefer, die sogenannten Schieferthone oder Kohlenschiefer, Sandsteine, die Kohlensandsteine u. thonige Eisensteine. Die Kohlenschiefer, eine große Menge von Pflanzenabdrücken enthaltend, sind grau gefärbt und nehmen eine um so dunklere Farbe an, je näher sie den S.n zu liegen kommen. Sie finden sich sowohl im Hängenden, als im Liegenden der Kohlenflötze, und sie waren es, auf denen die Anzahl von Vegetabilien wuchsen, welche die Veranlassung zur Bildung der Steinkohlenflötze gaben. Vgl. Kohlengruppe. Die Art u. Mächtigkeit der Steinkohlenflötze weist deutlich darauf hin, daß sie nicht einerlei Entstehung hatten. Bei den meisten derselben wuchsen die Pflanzen an Ort und Stelle ihres Begrabenwerdens; die ungemein üppige Vegetation wurde durch Bewegungen eigenthümlicher Art umgeworfen, von feinen Schlammen, aus denen die Schieferthone entstanden, und später durch Sande bedeckt; unter der Bedeckung des feinen Schlammes ging bei Anwesenheit von bedeutender Wärme alsdann der Zersetzungsprozeß vor sich, es bildete sich Kohle, Wasser &c. Andere, und zwar die mächtigen und dann fast stets mit Schieferthonen, Gyps u. andern Gesteinen durchzogenen Kohlenflötze, verdankten ihre Entstehung einer Zusammenschwemmung großer Pflanzenmassen, die später ebenfalls mit Thonen und Sanden überdeckt wurden. Es spricht hierfür der Umstand, daß die zu Kohlen umgewandelten Pflanzen theils Landgewächse, z. B. Bäume und Sträucher von allerlei Gattungen, theils Sumpf- und Wasserpflanzen sind. Kenntliche Ueberreste beider hat man nicht selten in einem u. demselben Kohlenlager vorgefunden. Die S.n sind meist ganz ausgezeichnet geschichtet und werden nicht selten von Gängen und Adern, von Kalkspath und Faserkalk durchsetzt. In der Regel behalten die Flötze eine ganz gleichmäßige Stärke. Zerklüftungen sind häufig u. meist senkrecht; die Klüfte, verschiedenen Richtungen folgend und sich unter einander in rechten Winkeln kreuzend, sind in der Regel von unbeträchtlicher Mächtigkeit und wachsen nur selten zu 3—4 Fuß an. Das brennbare Gas, welches sich in Klüften und Ritzen der S. vorfindet, verdankt seine Entstehung dem Zersetzungsprozesse der begrabenen Pflanzenreste. Besonders ist es die fette Kohle, welche viele solcher Gasarten enthält. Das brennbare Gas besteht aus reinem und gekohltem Wasserstoffgas mit etwas Stickgas und Kohlensäure; ist letztere in einem gewissen Verhältnisse mit Wasserstoff gemengt, so wirkt es bei Zutritt von Sauerstoffgas nicht explodirend. Es stellt sich in den Gruben dem Auge als weißlicher Nebel dar, oder es hängt sich in manchen Gruben gleich Spinnengeweben, oder in kleinen Kügelchen, an den Förstenkappen und Thürstöcken an. Nicht selten dringen diese Gase auch aus Klüften und Spalten des Kohlenschiefers und des Sandsteines. Es sind dann wahre Gasquellen, welche sich mitunter Jahre lang gleich bleiben. Wegen des Schwefelkiesgehalts der meisten S.n und des Gehalts an verschiedenen flüchtigen Stoffen ist das Verbrennen der rohen S.n meist mit unangenehmem Geruch und der Entwickelung von Gasen verbunden, welche Metall stark angreifen. Zum Behuf solcher Verwendungen daher, wo diese Uebelstände vermieden werden müssen, wie beim Eisenschmelzen, Heizen der Lokomotiven &c., verwendet man die S. in Coaks (Koks), indem man sie haufenweise an der Luft in Meilern oder besonderen Oefen so lange erhitzt, bis aller Schwefel und der größte Theil der flüchtigen Stoffe verjagt ist. Es bleibt dann eine metallisch-klingende, fast reine Kohle zurück. Erhitzt man die S.n in verschlossenen Retorten, so geben die sich entwickelnden flüchtigen Stoffe das Leuchtgas (s. Gasbeleuchtung).

Die ausgedehntesten Kohlenlager besitzt England, welches nicht weniger als $^2/_3$ der Gesammterzeugung der ganzen Erde gewinnt. Die dortigen Lager nehmen 12,000 englische □Meilen oder den zehnten Theil des Bodens ein und liefern die besten unter den bekannten Kohlen, jährlich 37 Millionen Tonnen im Werth zu 20 Millionen Pfund Sterling. Etwa 120,000 Menschen sind mit Ausbeutung der Kohlengruben beschäftigt, und in einigen nördlichen Grafschaften arbeiten mehr Personen unter als über der Erde. Die Wohlfeilheit der englischen Kohlen macht es möglich, daß damit ein Theil von Norddeutschland, die Häfen des Mittelmeers, Afrika's, Südamerika's, Ostindiens u. Neuhollands versorgt werden. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika erstreckt sich das Kohlengebiet mit einzelnen Unterbrechungen vom südlichen Newyork bis zum nördlichen Alabama; es wird auf weit über 70,000 englische □Meilen angeschlagen. Die Back- oder bituminöse Kohle lagert auf der Westseite der Alleghanies, die Anthracitkohle auf der Ost-

seite. Das große alleghanische Backkohlenlager geht von Süden herauf durch Alabama, Tennessee, Kentucky, Virginien, Maryland, Ohio u. Pennsylvanien und umfaßt allein 65,300 englische □Meilen. Unter den deutschen Staaten hat Preußen den größten Reichthum an Kohlen, noch wird aber derselbe nicht gehörig ausgebeutet. Die meisten Aussichten für die Zukunft bietet das westphälische Steinkohlengebirge, welches die besten S.n Deutschlands liefert. Auch Schlesien, sowie die Rheinprovinz im dürener u. saarbrücker Bezirk liefert viele S.n, weniger die Provinz Sachsen. Im Jahre 1850 wurden 20,767,246 Tonnen im Werthe zu 7,984,385 Thlr. gewonnen. Oesterreich steht hinsichtlich der Produktion von S.n hinter Preußen bedeutend zurück. Man berechnete die ganze Menge der im Kaiserstaat geförderten S.n auf 5 Millionen preußische Tonnen. Sachsen hat besonders zwei Steinkohlenlager, bei Zwickau und im plauenschen Grunde, die mit einigen kleineren Becken eine Gesammtausbeute von 3 Millionen Tonnen geben. Bayern liefert nur gegen 2,252,000 Centner. In Frankreich unterscheidet man 5 Steinkohlengruppen, eine nördliche, nordöstliche, centrale, südliche und westliche, von denen aber die nordöstliche u. westliche von geringer Bedeutung sind. Die mächtigste ist die centrale im Becken von St.-Etienne und Rive de Gier; dann folgen das Becken von Valenciennes im Norden und die Felder von Alais, Aubin und Decazeville im Süden. Belgien hat namentlich in den südlichen Gegenden, bei Mons, Lüttich und Charleroi beträchtliche Steinkohlenlager, deren Mächtigkeit aber weit geringer ist, als die der englischen. Die Steinkohlenerzeugung der übrigen europäischen Länder ist gering. Schweden liefert in der Provinz Schonen etwa 160,000 Schiffspfund jährlich. Rußland hat allem Anschein nach bedeutende Lager, besonders am asowischen Meer, am Dniepr, in Sibirien, doch betrug der Gewinn aus denselben nicht mehr als 91,000 Centner jährlich. Portugal gewinnt in der Nähe von Figueira, Coimbra und Oporto jährlich 8000 Tonnen; Spanien, das seine reichen Lager in Asturien, Navarra, Guadalajara und in der Sierra Morena noch nicht gehörig auszubeuten weiß, 1 Million Centner; Italien in Savoyen und bei Genua 120,000 Centner.

Die Verwendung der S. als Brennmaterial ist sehr alt. Die Chinesen sollen schon vor Jahrtausenden Gebrauch davon gemacht haben. Ob Griechen u. Römer den Nutzen der S.n gekannt, ist zweifelhaft. In London kam die Steinkohlenfeuerung im 13. Jahrhundert auf; aber noch zu Anfang des 14. Jahrhunderts glaubte der Magistrat zu London den ferneren Gebrauch derselben als die Luft verderbend und die Pest befördernd verbieten zu müssen. Dasselbe geschah noch 100 Jahre später in Frankreich, bis die medicinische Fakultät in Paris ein Gutachten über die Unschädlichkeit des Kohlendampfs abgab. Auf dem europäischen Kontinent ward in Belgien zuerst auf S.n gebaut; aber schon zu Ausgang des 12. Jahrhunderts war der Steinkohlenbrand bereits bekannt. In Frankreich blieb die Kohlengewinnung bis zur ersten Revolution eine geringe. Erst Napoleon brachte auch in diesen Industriezweig regeres Leben. In Deutschland dachte man erst spät daran, sich dieses fossilen Brennmaterials zur Feuerung zu bedienen, wiewohl die Steinkohlenbergwerke bei Zwickau, in Westphalen und an der Saar schon seit mehren Jahrhunderten in Betrieb sind. Ins Unermeßliche hat sich die Steinkohlenkonsumtion seit Erfindung der Dampfmaschinen, Dampfschiffe und Eisenbahnen vermehrt.

Steinkohlengebirge, s. v. a. Kohlengruppe (s. d.).

Steinkohlentheer, die dickflüssige, dunkelbraune bis schwarzbraune, übelriechende Materie, welche bei der trocknen Destillation der harzigen Steinkohlen gewonnen wird. Als Nebenprodukt fällt der S. ab bei der Leuchtgasbereitung u. beim Verkoaken der Steinkohlen in den Verkohlungsöfen. Er ist bald dünn-, bald dickflüssig u. ein Gemenge sehr verschiedener Produkte, enthält namentlich Brandharze, Brandöle, Wasser, Ammoniak, Paraffin, Naphthalin, Kreosot ꝛc. Bei der Destillation geht eine ätherische Flüssigkeit, das Steinkohlentheeröl, über. Man verwendet den S. zum Theeren von Holz- und Mauerwerk, zu welchem Endzweck man denselben vorher um 1/6 eindampft; er dringt tiefer in das Holz, als Holztheer, indeß muß der Anstrich einige Male wiederholt werden; auf 3/4 im Destillirgeräth abdestillirt, bleibt eine dem Mineraltheer analoge Masse zurück, die weniger übel riecht und wie dieser zur Anfertigung von Kitt gebraucht wird. Noch stärker eingekocht, erhält man ein geruchloses Hartpech. Den meisten Theer verwendet man auf den Leuchtgasbereitungsanstalten, um ihn unter den Retorten zu verbrennen. Das erwähnte Steinkohlentheeröl ist dunkelgelb, übelriechend, leichter als Wasser und wird theils zur Auflösung von Kautschuk u. zur Bereitung von Firniß, theils zum Brennen in Straßenlaternen verwendet.

Steinla, Moritz, eigentlich Müller von S., Kupferstecher und Professor an der Akademie in Dresden, 1791 zu Steinla bei Hildesheim geboren, bildete sich erst an der Akademie in Dresden, dann in Florenz unter Morghens und in Mailand unter Longhi's Leitung. In Florenz vollendete er seinen durch eben so viel Zartheit als Kraft und meisterhafte Ausführung ausgezeichneten Stich nach Tizians Christus mit dem Zinsgroschen. Hierauf stach er das ebenfalls in Dresden befindliche Bild von Fra Bartolommeo und den Kindermord nach Raphaels Zeichnung, ferner die Madonna nach Holbein, eines der größten Meisterwerke der Grabstichelarbeit, welches ihm von der pariser Akademie die große goldene Preismedaille erwarb. Neuere Arbeiten S.'s von nicht geringerer Vollendung sind die sixtinische Madonna und die Madonna mit dem Fisch, beide nach Raphael. Die Zeichnung zum letztgenannten Stiche hatte er selbst 1852 mit dem in Madrid befindlichen Original verglichen. Er † den 21. Sept. 1858.

Steinle, Johann Eduard, einer der ausgezeichnetsten Meister der religiösen Schule der Malerei in Deutschland, 1810 in Wien geboren, begann daselbst seine Studien an der k. k. Akademie und entschied sich bald für die von Overbeck in Rom angebahnte sinnig-nazarenisch-mittelal-

terliche Richtung, welche er seit 1837 in München und dann in Rom eifrig verfolgte. Ein Gemälde von 1839, trefflich in Auffassung, Färbung und Durchführung, stellt das Ringen Jakobs mit dem Engel dar. Eben so meisterhaft sind seine Madonna mit dem Kinde und einem die Laute spielenden Engel, sein Heiland unter der Kelter, durch den Stich Kellers bekannt, u. seine Jeanne d'Arc zu Pferde. Im Jahre 1838 führte er in der Kapelle des bethmann-hollwegschen Schlosses Rheineck Fresken aus. Dann begann er im Domchore zu Köln Freskogemälde, die Engelchöre auf Goldgrund darstellend, Schöpfungen von großartiger Wirkung. Im Auftrag des städelschen Instituts in Frankfurt malte er seit 1844 für den Kaisersaal daselbst das Urtheil Salomo's. Im Jahre 1850 erhielt er an dem genannten Institut die Professur der Historienmalerei. Seitdem lieferte er eine bedeutende Anzahl von Staffeleibildern, darunter auch Porträte, alle im Geiste des 16. Jahrhunderts aufgefaßt, sowie eine Menge trefflicher Zeichnungen, welche durch den Stich und die Lithographie in weiten Kreisen bekannt geworden sind.

Steinmasse, künstliche Nachahmungen verschiedener Steinarten, als florentinischen Alabasters, carrarischen Marmors, Chrysopras, Lapis Lazuli, Malachits 2c., von ähnlicher Härte u. Farbe, welche, da sie nicht von der Witterung leiden, in neuerer Zeit viel zu Kunstarbeiten verbraucht werden. Der Erfinder ist Lorenz Rohlik in Wien.

Steinmetz, Handwerker, welcher Quadersteine, Werkstücke, allerlei architektonische Glieder und Tröge zu landwirthschaftlichem Gebrauche meist aus Sandstein oder auch aus Marmor arbeitet. Vgl. Maurer.

Steinmörser, große Mörser, mit verhältnißmäßig geringen Metallstärken, deren man sich im Belagerungskriege bedient, um die nahen feindlichen Werke, Batterien oder Laufgräben mit einem Steinhagel zu überschütten.

Steinöl, s. Erdöl.

Steinoperationen, diejenigen chirurgischen Operationen, welche die Hinwegschaffung der Harnsteine (s. d.) aus der Harnblase bezwecken. Hierher gehört besonders der Steinschnitt oder die Lithotomie (lithotomia, cystotomia), welcher darin besteht, daß man von außen her die Harnblase mit dem Messer öffnet und den darin befindlichen Stein mit der Zange herausbefördert. Diese Operation ward schon im Alterthum ausgeführt, namentlich bei den Aegyptern, bei denen sie Gegenstand eines besondern Gewerbes war. Im Mittelalter gab es ebenfalls besonders darauf eingeübte Steinschneider; aber erst seit dem 17. Jahrhundert waren ausgezeichnete Aerzte u. Chirurgen mit Erfolg bemüht, durch Verbesserung der Methode und der Instrumente die mit der Operation verbundenen Gefahren und Schmerzen zu vermindern. Man unterscheidet jetzt 8 verschiedene Methoden des Steinschnitts beim Manne und 9 beim Weibe, wobei man vornehmlich den Ort des Einschnitts in die Harnblase in Betracht zieht, in sofern derselbe entweder von der vordern Fläche des Unterleibs aus, oder von dem Damme oder Mittelfleisch aus, oder durch den Mastdarm gemacht werden kann. Wegen der mit dieser Operation in allen Fällen verbundenen Gefahr suchte man nach einem Verfahren, den Stein auf unblutige Weise zu zertrümmern, aber geraume Zeit ohne rechten Erfolg, bis es endlich dem pariser Arzte Civiale gelang, mittelst neuer Instrumente diesen Zweck zu erreichen. Er machte seine Erfindung 1823 bekannt und führte die Operation, Lithotritie oder Lithotripsie genannt, selbst oft mit günstigem Erfolg aus. Er bediente sich dabei einer katheterartigen, 8—10 Zoll langen u. $3\frac{1}{2}$ Linien starken Röhre von Silber, die am unteren Ende offen u. in welcher eine zweite Röhre enthalten ist, deren unteres Drittheil in 3 aus elastischem Stahl gearbeitete und an ihrem Ende leicht umgebogene Arme zertheilt ist, welche, sobald sie aus der äußern Röhre hervortreten, aus einander weichen und so eine Art Zange mit 3 Fängen darstellen. Innerhalb dieser Röhre ist ein Bohrer verborgen, der ziemlich beweglich sein muß. Bei der Operation selbst wird das Instrument durch die an dessen Aufnahme durch verschiedene Mittel gewöhnte Harnröhre bis in die Blase eingeführt, darauf die zweite Röhre vorsichtig vorgeschoben und mittelst der Zangenfänge der Stein ergriffen und festgehalten, so daß er durch den vorwärts bewegten und gebrehten Bohrer zertrümmert werden kann. Nachdem sodann Bohrer und Fangzange wieder zurückgezogen worden sind, wird das Instrument wieder herausgenommen und die Operation in Zwischenräumen von mehren Tagen wiederholt, bis sich keine Steine mehr vorfinden. Das Instrument sowohl, als die Operationsmethode selbst haben namentlich durch Amussat, Leroy, Meirieur, Heurteloup, Wattmann, Wenzl, Jacobson u. A. mancherlei Modifikationen erfahren, wodurch aber das Princip, auf welchem die Sache beruht, nicht alterirt worden ist. Der Steinschnitt wird jetzt meist nur noch da vorgenommen, wo die Lithotripsie kontraindicirt ist. Civiale gibt unter 307 Operationen 296 Heilungen, 7 Todesfälle und 4 Nichterfolge an.

Steinpappe, Masse, welche aus 2 Theilen gewöhnlichen Ganzzeuchs und zwei Theilen Kalk und eisenhaltiger Erde und etwas animalischem Oel besteht. Man reibt die Papiermasse mit warmem aufgelösten Leim in einem Mörser zu einem Brei, schüttet die abgewogenen Erden dazu, gießt dann Leinöl darauf und wirkt Alles durch Stoßen zu einer gleich- u. wohlgemischten weichen Masse, diese breitet man auf dem Formbret auf Fließpapier aus, fährt mit der Walze darüber und kehrt es auf einem andern Bret, welches mit einem Leinwandlappen bedeckt und mit ein wenig Sand bestreut ist, um, zieht dann das Fließpapier herunter und läßt die Tafel im Schatten trocknen. Diese S. eignet sich vorzüglich gut anstatt der Ziegel zum Dachdecken, da sie mit der Zeit immer fester wird, durch Nässe und Feuchtigkeit nicht erweicht und durch das stärkste Feuer nur langsam verkohlt, dabei sehr leicht u. um die Hälfte wohlfeiler ist, als gewöhnliche Dachziegel. Auch läßt sich diese S. zu allerhand Bauverzierungen im Innern der Räume, Büsten u. Figuren aller Art anwenden und wird dann entweder bronzirt oder vergoldet, oder wie Marmor, Holzmaser u. dergl. bemalt. Auch nennt man S., eigentlich Steinpapier, eine gewöhnliche mehr oder minder starke Pappe, welche mit einer schieferartigen, in Oel angemach-

ten Masse überzogen wird und die gewöhnlichen Schiefertafeln ersetzt (Papierschiefertafeln).

Steinsalz (Bergsalz, Natronhalat), bekanntes Mineral, krystallisirt im tesseralen System und hat zur Grundform den Würfel, eine den Grundflächen vollkommen parallele Spaltbarkeit, einen muschelligen bis unebenen Bruch, 2,5 Härte, 2,3 Gewicht. Gewöhnlich erscheint es in derben krystallinischen, blätterigen, körnigen oder faserigen (Salzspath, Spak) Massen, seltener krystallisirt, zuweilen mit gerader Abstumpfung der Ecken oder Kanten, auch in vierseitigen Tafeln verkürzt oder in vierseitige Säulen verlängert und dann verschieden zusammengehäuft. Es hat eine wasserhelle, weiße, graue, gelbliche, blaue oder röthliche Farbe und weißen Strich, ist durchsichtig bis durchscheinend, glas- oder fettglänzend und von feuchtem Ansehen, wird durch Reiben positiv elektrisch, löst sich leicht im Wasser auf (100 Theile Wasser lösen 37 Theile S. auf, so daß es keine reichere als 27grädige Soole geben kann). Im festen Zustande erscheint dasselbe theils massig, theils geschichtet in Lagern u. liegenden Stöcken in Verbindung mit Thon, Gyps, Anhydrit, auch Kalkstein und selbst Sandstein, oder in Trümmern in Gyps und Mergel. Sein Auftreten ist an keine Gesteinsgruppe gebunden, sondern es findet sich von den ältesten bis zu den jüngsten Sedimentgebilden. Ueber die Gewinnung des S. in seinen verschiedenen Zuständen u. die Zubereitung desselben s. Kochsalz.

Steinsamen, Pflanzengattung, s. v. a. Lithospermum *L.*

Steinschneidekunst (Lithoglyphik), die Kunst, Gegenstände auf Edel- und Halbedelsteinen reliefartig erhaben oder vertieft in dieselben eingegraben darzustellen, sowie überhaupt die Kunst, Edel- und Halbedelsteine zu bearbeiten, d. h. ihnen durch Schleifen die verlangte Gestalt zu geben und sie zu poliren. Ersteres geschieht auf der Schleifmaschine, letzteres auf bleiernen u. hölzernen Scheiben, erst mit Schmirgel u. Bimsstein, dann mit Tripel und Wasser. Einige geringere Edelsteine werden rundirt, d. h. es wird ihnen eine runde Gestalt gegeben. Zu diesem Zwecke wird erst die ganze Fläche facettirt, und dann werden die Kanten abgenommen, indem man die Schleifscheibe abwechselnd rechts und links gehen läßt. Die Wappenschneider, welche vertiefte oder erhabene Figuren auf die Edelsteine schneiden, bedienen sich dazu der Dreh- oder Schleifmaschine. Diese ist ein 4eckiger Tisch, unter dem ein Schnurrad angebracht ist, dessen Spille an der einen Seite einen Krummzapfen hat, woran der Arbeiter das Rad mittelst eines Fußtritts und Riemens herumdreht. Ueber dem Tische ist eine stählerne Docke, welche oben einen Einschnitt hat, so daß 2 Wände in der Entfernung von 1 Zoll entstehen, zwischen welchen ein kleines Messingrad steckt; durch ein Loch in der Mitte des Tisches geht die Schnur des Schnurrades über dieses Messingrad, an dessen Spille eine 4kantige Hülse befindlich ist, an welche die verschiedenen Steinzeiger, kleine eiserne Stifte, womit die Figuren in den Stein geschnitten werden, gesteckt werden. Die Steinzeiger sind vorn entweder spitzig, oder mit einer Scheibe oder mit einem mehr oder minder erhabenen Knopfe von verschiedener Größe versehen. Mit dem Schneidezeiger werden die Umrisse der Figuren eingeschnitten, mit dem Flachzeiger werden ebene, mit dem Bolzenzeiger krumme Vertiefungen ausgehöhlt, mit dem Flachperl (Flachzeiger) flachere, mit dem Rundperl größere Vertiefungen ausgehöhlt, mit dem Spitzzeiger Punkte gemacht. Uebrigens geschieht das Schneiden nicht sowohl durch das Eisen, als durch den mit Wasser aufgestrichenen Schmirgel. Damit man die Figur auf die Steine zeichnen kann, werden die Steine erst matt geschliffen, auch die weißen Steine mit Lampenruß geschwärzt. Die Tafelschneider, welche besonders aus Achat Dosen, Stockknöpfe und Stücke zu allerlei Verzierungen verfertigen, schneiden die Steine mittelst Steinsägen, u. das Schleifen geschieht auf hölzernen Scheiben mittelst Schmirgel. Ueber die S. der Alten s. Gemmen. Nachdem die S. mit dem Untergang des römischen Reichs gänzlich in Verfall gekommen war, tauchte sie im Anfang des 15. Jahrhunderts in Italien durch die dahin geflüchteten Griechen wieder auf. Die Mediceer erwarben sich ein großes Verdienst um ihr Wiederaufblühen, besonders Lorenzo de Medici zu Florenz, der so schön in Karneol schnitt, daß man ihn Giovanni delle Carneole nannte und ihn für den Wiederhersteller der Kunst in Italien hielt. In Deutschland finden sich die ersten Steinschneider zu Straßburg u. Nürnberg im 14. und 15. Jahrh. Der älteste bekannte Künstler dieser Art ist Daniel Engelhard († 1552) zu Nürnberg, dem Lukas Kilian folgte. Alle früheren übertraf jedoch F. Natter (geb. 1705), der nebst Pichler und Marchant für den eigentlichen Wiederhersteller dieser Kunst gilt. Nicht minder gerühmt werden Facius und Hecker, sowie in der neuesten Zeit K. Fischer und Calandrelli in Berlin. In Italien sind in neuerer Zeit besonders Berini und Putinati in Mailand und Cervara u. Giromelli in Rom berühmt. Auch Frankreich u. England haben viele ausgezeichnete Steinschneider aufzuweisen. Vgl. Frischholz, Lehrbuch der S., Münch. 1820.

Steinschnitt, s. Steinoperationen.

Steinwein, s. Frankenweine.

Steiß, der obere Theil des hintern Rumpfendes bei den Wirbelthieren, namentlich dann, wenn derselbe, wie bei den Nagethieren u. ganz besonders bei den Vögeln, über den After hinausragt.

Stella (lat.), der Stern.

Stellaria (Sternkraut, Sternmiere), Pflanzengattung aus der Familie der Caryophylleen, kleine einjährige oder ausdauernde Kräuter mit fünfblätterigem Kelch, 5 weißen zweispaltigen oder zweitheiligen Kronenblättern und 10 Staubgefäßen, in allen Klimaten, doch meist auf der nördlichen Erdhälfte. Unter 11 deutschen Arten sind zu nennen: S. Holostea *L.*, großblumiges Sternkraut, Augentrostgras, Jungferngras, in Laubwäldern, an Waldrändern und Zäunen in ganz Europa, ausdauernd, mit aufsteigendem, vierkantigem Stengel, sitzenden, lanzettlichen, langzugespitzten, am Rande und auf dem Kiele scharfen Blättern, ward früher als Herba graminis floridi ähnlich wie die folgende Art angewendet. S. media *Vill.*, Alsine media

L., **mittleres** oder **gemeines Sternkraut, Sternmiere**, Vogelmiere, Hühnerdarm, sehr gemein, auf Feldern, in Gärten, auf Schutthaufen ꝛc., oft lästiges Unkraut, einjährig, mit aufsteigendem, vielästigem Stengel und eiförmigen, kurz zugespitzten Blättern, ward früher als Herba Alsines vel Morsus ranae, als kühlendes, gelind eröffnendes Mittel angewendet. Viele Vögel lieben die frischen Knospen und Samen, u. Stubenvögeln ist der Genuß derselben heilsam. S. nemorum *L.*, **Waldsternmiere**, an schattigen, feuchten Waldstellen, in Gebüsch und Hecken durch ganz Europa, ausdauernd, mit aufsteigendem, stielrundem Stengel, wurde früher wie die vorhergehende Art angewendet.

Stellatim (lat.), sternmäßig; besonders s. gehen, scherzhafter Ausdruck für: Sternsehen gehen, d. h. um nächtliche Weile auf Liebesabenteuer ausgehen.

Stellionat (crimen stellionatus), jede Verletzung und Unterdrückung der Wahrheit, insbesondere jede zur Gewinnung unrechtmäßiger Vortheile unternommene Verletzung oder Unterdrückung der Wahrheit, geschieht gewöhnlich durch Täuschung, d. h. durch vorsätzliche Erweckung einer unrichtigen Vorstellung bei Andern. Der Name ist von der Behendigkeit der Eidechse (stellio) im Entschlüpfen hergenommen.

Stellmacher, zünftige Handwerker, die das Holzwerk an allerlei Wagen, Kutschen u. Schlitten verfertigen. Die S. lernen 3, wenn sie kein Lehrgeld geben, 4 Jahre, fertigen als Meisterstück eine Postkalesche u. wandern. An manchen Orten fertigen die Radmacher die Räder allein.

Stellung, s. Attitude.

Stellvertretung, die in manchen Staaten dem Militärpflichtigen gesetzlich gestattete Beschaffung eines Andern, der für ihn in den Heerdienst tritt. Früher, wie jetzt wohl noch hier u. da, hatte der Erstere sich mit seinem Ersatzmann selbst abzufinden; jetzt aber übernimmt meist der Staat gegen Zahlung einer bestimmten Geldsumme das Beschaffen der Stellvertreter, wobei er vorzugsweise ausgediente tüchtige Soldaten, die wieder eintreten wollen, zu berücksichtigen pflegt. Wenn einestheils durch die S. der bürgerlichen Gewerbthätigkeit manche Kraft erhalten und manche Störung derselben vermieden, sowie auch der Armee ein Stamm alter Soldaten, aus denen die bei kurzer Dienstzeit schwer zu ergänzenden Unteroffiziere genommen werden können, erhalten wird, so wird anderntheils durch die S. den Vermögenden vor den Aermern ein großer Vorzug eingeräumt und die allgemeine Wehrpflichtigkeit illusorisch.

Stelze, bekanntes Spielwerk der Kinder; dann Stäbe, welche ungefähr eine Elle hoch und oben so breit sind, daß sie an die Fußsohle festgeschnallt oder gebunden werden können, u. deren sich die Equilibristen bedienen, um den Stelzengang auszuführen. Beide Arten von S.n sind in Marschländern (wie in der Bretagne, den pontinischen Sümpfen), besonders bei Hirten gebräuchlich, um sumpfige oder überschwemmte Stellen zu durchgehen. S.n brauchten schon die Alten auf dem Theater; diese bestanden aber aus Stangen, die unten Gabeln hatten, und wurden von Denen gebraucht, welche ziegenfüßige Pane darstellten (Grallatores).

Stempel, Werkzeug, welches auf der einen Fläche mit erhabenen oder vertieften Figuren oder Buchstaben versehen ist, um mittelst aufgetragener Farbe diese Figur abzudrücken, oder mittelst eines sehr starken Drucks diese Figuren in eine etwas weichere Masse einzudrücken, wie namentlich die S. zur Verfertigung der Münzen und Medaillen; auch das mit einem solchen Werkzeuge aufgedrückte Zeichen, welches als Merkmal der erprobten Güte einer Waare, des Ursprungs (von woher) oder einer bezahlten Abgabe dient.

Stempel (Pistill), s. Pflanze.

Stempelpapier. In vielen Staaten besteht eine indirekte Abgabe, indem man Schreibpapier, das für rechtliche Geschäfte bestimmt ist, mit einem besonderen Stempel versieht u. davon eine Abgabe einfordert, die sich entweder nach der Aufdrückung des Stempels ein- für alle Male oder nach der Größe der Summe richtet, über die das Instrument lautet. Gewöhnlich wird der Stempel auf den obern Rand der vordern Seite jedes Bogens (Stempelbogens) aufgedrückt. Aktenstücke, die nicht auf Stempelbogen verzeichnet sind, sind entweder vor Gericht ungültig, oder die Umgehung des Stempels wird mit einer Geldstrafe belegt. Nachmachen oder Verfälschung des Stempelbogens wird als Fälschung geahndet, oder es ist dafür eine besondere Strafe festgesetzt. Zuerst soll diese Art Besteuerung in Holland eingeführt worden seyn, und zwar zu Anfang des 17. Jahrhunderts. Nach und nach ward sie fast in allen Ländern üblich und macht in einigen, wie in England, einen beträchtlichen Theil der Staatsrevenuen aus. Man besteuert damit den bürgerlichen Verkehr, indem gerichtliche und außergerichtliche Kontrakte, Quittungen, Wechsel, die Bestallungen der Staatsdiener, Adelsdiplome, Koncessionsscheine zu bürgerlichen Gewerben, gerichtliche Eingaben, kirchliche Atteste, Kalender, Spielkarten, besonders auch Zeitungen auf S. geschrieben oder mit dem Stempel versehen seyn müssen, welche Art Besteuerung in sofern wenig drückend ist, als sie in kleinen Summen erhoben wird und keine Rückstände gestattet, indem der Staat das S. nur gegen baare Zahlung abzulassen pflegt. Drückend wird sie nur, wenn der Preis des S.s zu hoch ist. Bei gerichtlichen Verhandlungen hat das S. für das Publikum die Wirkung von Gerichtssporteln, nur mit dem Unterschiede, daß es voraus bezahlt werden muß. Die Einführung des S.s in Nordamerika veranlaßte nächst der Theeakte 1775 die Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten.

Stempelschneidekunst, die Kunst, allerlei Figuren und Buchstaben in Stempel von Metall je nach Erforderniß des Abdrucks vertieft oder erhaben darzustellen. Zu den Stempelschneidern gehören daher auch die Petschaftstecher und die Schriftschneider; doch findet die eigentliche Anwendung der S. besonders für Münzen und Medaillen Statt. Die Stempel für Münzen werden in weichen Stahl geschnitten und nach dem Schnitte gehärtet. Buchstaben werden mit gewöhnlichen Bunzen hineingeschlagen. Vergl. Münzwesen und Denkmünze.

Stempelzeichen (Kontremarke), Zeichen, welches in die Münzen eingeschlagen wird, um bei einer Münzveränderung die ferner noch geltenden Münzen und ihren Werth zu bezeichnen. Dies war schon bei den Römern gebräuchlich, in Frankreich früher ganz allgemein, in Deutschland im 16. und 17. Jahrhundert häufig bei geistlichen Fürsten und Städten; in Rußland wurden die alten Reichs- oder Albertusthaler 1655 mit dem Georgenstempel in der Noth zu Rubeln gestempelt; in neuerer Zeit sind in Spanien die Silbermünzen des Königs Joseph meist mit einem S. versehen; am häufigsten kommt das S. aber bei brasilianischen Kupferscheidemünzen vor, welche öftern Reduktionen unterworfen wurden.

Stenactis (Schmalstrahl), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, wovon S. annua Cass., Aster annuus L., eine einjährige Pflanze, mit aufrechtem, 2—4 Fuß hohem Stengel u. vielen doldentraubig stehenden Blüthenkörbchen, ursprünglich in Amerika einheimisch, aber hier und da in Deutschland verwildert vorkommt. In Amerika gebraucht man die ganze Pflanze als ein harn- und schweißtreibendes Mittel.

Stenay, Stadt im französischen Departement Maas, Arrondissement Montmedy, an der Maas, mit Hochofen, Bierbrauereien, Ziegelfabrikation, Handel und 3780 Einwohnern; wurde 1654 von den Franzosen erobert; hier am 1. Sept. 1792 Sieg der Oesterreicher unter Clairfayt über die Franzosen.

Stenbock, Magnus, Graf, schwedischer Feldmarschall, geboren zu Stockholm den 12. Mai 1664, Sohn des Reichsraths Gabriel Johann S., studirte auf der Hochschule zu Upsala, begab sich 1683 auf Reisen, trat dann in holländische Dienste und focht von 1688 an unter dem Markgrafen von Baden und dem Grafen Waldeck mit Auszeichnung am Rhein. Nachdem er 1697 als Oberst eines deutschen Regiments in die Dienste seines Vaterlandes getreten, begleitete er Karl XII. auf dessen meisten Feldzügen und wirkte namentlich bei Narwa bedeutend zum Siege mit. Auch im polnischen Kriege führte er bis 1706 den Oberbefehl über eine Truppenabtheilung, begleitete den König nach Sachsen und ward dann zum Statthalter von Schonen ernannt, welche durch frühere schlechte Verwaltung vernachlässigte Provinz er durch zweckmäßige Einrichtungen in einen bessern Stand zu bringen suchte. Während des Einfalls Karls in Rußland blieb er in seiner Provinz und ward 1709, als Friedrich IV. von Dänemark mit 18,000 Mann in Schonen landete, von der Regentschaft zum Anführer der den Dänen entgegenzustellenden geringen Streitkräfte ernannt. Nur 8000 Mann alte Truppen und 12,000 Milizen, welche weder gehörig geübt, noch uniformirt waren, konnten zusammengebracht werden, aber trotzdem gelang es ihm, die Dänen bei Helsingborg am 11. März 1710 gänzlich zu schlagen und dieselben zur Wiedereinschiffung nach Dänemark zu nöthigen. Im Jahre 1712, während die Sachsen, Russen u. Dänen Stralsund belagerten, führte der zum Feldmarschall ernannte S. eine neue schwedische Armee nach Pommern, um den Belagerten durch eine Diversion, entweder nach Sachsen oder nach Holstein, Luft zu machen. Er durchbrach mit 16,000 Mann die Einschließungslinie von Stralsund, erzwang am 5. Nov. den Paß von Dammgarten, bemächtigte sich, nachdem ein 14tägiger Waffenstillstand zu keinen Friedensunterhandlungen geführt hatte, Rostocks und schlug am 20. Dec. die Dänen und Sachsen bei Gadebusch. Nach diesem Siege wendete er sich nach Holstein, wo er unter dem Vorwande, die dortigen Vorräthe zu zerstören, am 9. Jan. 1713 die unbefestigte und unbesetzte Stadt Altona in Asche legen ließ. Da er sich aber zu weit nach Holstein hineingewagt hatte, ward er von den dänischen, russischen und sächsischen Truppen bei Tönningen so eng eingeschlossen, daß er sich mit 12,000 Mann den 6. Mai 1713 kriegsgefangen ergeben mußte. Nach Kopenhagen in Verwahrung gebracht, ward er in Folge eines Fluchtversuchs zur engsten Kerkerhaft verurtheilt, in welcher er den 23. Febr. 1717 †. Während seiner Gefangenschaft beschäftigte er sich mit feinen Elfenbeinschnitzereien, die man noch jetzt in Kopenhagen, Upsala und Lund zeigt. Eine von ihm auf kleine Papierschnitzel geschriebene Notiz von seinen Leiden ward 1773 in Lönbons „Anekdoten von berühmten und ausgezeichneten Schweden" veröffentlicht. S. war ein Mann von großer Begabung und stand bei Karl XII. in hohem Ansehen. Freimüthig in der Aeußerung seiner Ansichten, widerrieth er Karls XII. Eindringen in Polen. Vgl. Mémoires concernant Mr. le comte de S., par Mr. N., Frankfurt 1745.

Stendal, Kreisstadt in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Magdeburg, an der Uchte und der magdeburg-wittenberg-hamburger Eisenbahn, frühere Hauptstadt der Altmark, hat 6 Kirchen, darunter den seit 1588 erbauten Dom mit schönen Backsteinverzierungen u. Glasmalereien, ein Gymnasium, eine Rolandssäule, ein von Wichmann modellirtes Denkmal des hier geborenen Winckelmann und 7484 Einwohner, welche bedeutende Gerbereien und Fabriken in Wolle, Baumwolle, Tapeten, sowie Tabaksspinnereien, Handschuh- und Tuchmanufakturen unterhalten. S. ward bei der 1258 bewirkten Theilung der Mark Brandenburg Sitz der ältern (stendalschen) Linie des Hauses Askanien, welche, von Johann I. gestiftet, 1320 mit Heinrich dem Jüngern erlosch.

Stenge, auf großen Schiffen der erste Aufsatz des Masts über dem Mars, s. Mast.

Stengel, s. Pflanze.

Stenographie (v. Griech.), die Eng-, Kurz-, Schnell- oder Geschwindschreibekunst, auch Redezeichenkunst genannt, die Kunst, die Worte eines Sprechenden in derselben Zeit, in welcher der Mund des Redenden sie zu vollenden im Stande ist, mit solcher Genauigkeit aufzuzeichnen, daß jeder dieser Kunst Kundige das Notirte wortgetreu geläufig zu lesen u. in gewöhnliche Schrift zu übersetzen vermag. Der Grad der Vollkommenheit eines stenographischen Systems hängt wesentlich von einem auf feste allgemeine Regeln begründeten, von allen willkürlichen Abweichungen freien Schriftsysteme ab, welches dem Zwecke der Klarheit einer vollkommenen Schriftsprache eben so sehr, als dem Zwecke der

kürzesten und gedrängtesten Bezeichnung durchaus zu genügen vermag und daher dem Stenographen den freiesten Spielraum von der kühnsten Abbreviatur bis zur genauesten buchstäblichen Wortdarstellung herab einräumt, von einem Schriftsysteme, nach welchem die leichte und zuverlässige Wiederentwickelung jeder sowohl in der Schrift, als im Ausdrucke angewendeten Kürzung durch eine bestimmte Regel verbürgt ist. Schon die Alten bedienten sich einer Art Schnellschrift, die besonders von den Römern ausgebildet wurde und in den sogenannten tironischen Noten bis in das Mittelalter fortdauerte. Diese Schnellschrift artete aber in Spielerei aus und gerieth endlich gänzlich in Vergessenheit. Erst als in der neueren Zeit durch Pflege der Wissenschaften und Einführung repräsentativer Verfassungen in mehren europäischen Staaten wieder ein höheres Leben in den Staatsgesellschaften sich entwickelte, erhob sich auch die Geschwindschreibekunst wieder, und namentlich in England legte man zuerst Hand an ihre Pflege und Veredlung. Dann folgte Frankreich Englands Beispiele, und endlich fand auch in Deutschland die S. Eingang.

Die stenographische Literatur der Engländer beginnt schon unter der Regierung der Königin Elisabeth, und es trat vom Ende des 16. bis gegen das Ende des 18. Jahrhunderts schon eine große Reihe von stenographischen Systemen auf, von denen aber keins sich auf lange Zeit im allgemeineren Gebrauch zu erhalten vermochte. Unter denselben ist vorzüglich das des englischen Stenographen Mavor zu nennen, welchem es gelang, die Schrift auf die größte Einfachheit der Züge, nämlich auf die in verschiedener Neigung angewendete geometrische gerade und die nach horizontalen oder vertikalen Durchschnitten getheilte Kreislinie zurückzuführen. Seinen Ideen folgte neben Andern Taylor, dessen System 1780 erschien und in seinem „Universal system of stenography" (5. Ausg., London 1814) ausführlich dargestellt ist, auch in Bezug auf die darin enthaltenen Grundsätze von Harding in seinem „Universal stenography" entwickelt wurde. Aber erst Isaak Pitmann, ein Volksschullehrer in Bath, bemühte sich seit 1837 mit Erfolg in seinem „Manual of phonography" (8. Ausg. 1849), sowohl größere Genauigkeit, wie auch noch größere Kürze in die Schnellschrift zu bringen. Sein System brach sich bald in weiten Kreisen Bahn, und schon ist eine große Anzahl von Reportern in allen bedeutendern Städten Englands ausgebildet, welche nach diesem Systeme schreiben. Dasselbe hat die wissenschaftlichen Resultate der Lautlehre auf eine vortreffliche Weise mit großer Konsequenz berücksichtigt, aber leider ist es auch nur auf diesen einen Theil der Sprachlehre gegründet, während die für die kürzeste und prägnanteste Art der schriftlichen Darstellung der Worte gleich wichtige Wortbildungslehre daneben fast gar keine Berücksichtigung gefunden hat, und obwohl es in Bezug auf die Konsonantenbezeichnung eine in der That höchst bewundernswürdige Kürze erreicht hat, so steht es doch einmal deshalb, weil durch den Mangel einer genügenden Beachtung der Wortbildungslehre die Gliederung der Wörter nicht gehörig hervortritt, sowie durch den Umstand, daß für die Vokale immer noch abgesonderte Punktionen beibehalten sind, sowie endlich dadurch, daß die gewählten Elementarzüge nicht, wie in der Kurrentschrift, eine gleichmäßige Schriftlage haben, hinter dem stolze'schen Systeme (s. unten) zurück. Die französische S. hat als Grundlage das englische System von Taylor, das von Bertin eigens für die französische Sprache bearbeitet wurde. In Deutschland dauerte es längere Zeit, ehe die S. in Aufnahme kam, da man nicht das Bedürfniß dazu fühlte, wie es in England und Frankreich der Fall war. Als jedoch in mehren Staaten die landständische Verfassung eingeführt wurde, stellte sich auch die Nothwendigkeit einer schnelleren Schreibart heraus. Den ersten Versuch, die S. auf deutschen Boden zu verpflanzen, machte Friedr. Mosengeil, dessen auf Taylors u. Bertins System gegründete Anleitung 1796 erschien und 1819 neu bearbeitet und wesentlich vervollkommnet ans Licht trat. Neben ihm erhoben sich von Zeit zu Zeit mehre Bearbeiter, unter welchen sich Horstig (1797), ein Ungenannter in Salzburg (1808), Leichtlein (1819) und Nowack (1830) auszeichneten. Indessen konnte sich die S. in Deutschland nicht auf die Stufe erheben, auf der sie bei gleicher Grundlage systematischer Anwendung stand, was seinen wesentlichen Grund darin hat, daß die deutsche Sprache durch die vielen Konsonatenhäufungen, durch die ungleich öfter eintretende Wesentlichkeit des Vokals, durch den Reichthum ihrer Begriffsmodifikationen und Zusammensetzungen, sowie durch die noch so häufig gebrauchte Einmengung fremder Ausdrücke aus den verschiedensten Sprachen, nicht so leicht zu bewältigende Schwierigkeiten dem Stenographen in den Weg stellt. Es sind dies Umstände, welche die Unzulänglichkeit der aus der englischen S. entlehnten Schriftzeichen oft sehr fühlbar machen, und welchen durch die meist sehr oberflächlich bearbeiteten Anleitungen zur deutschen S. viel zu schwach begegnet wurde. Seit der Gründung repräsentativer Verfassungen in Deutschland haben sich verschiedene Arten der S. Geltung zu verschaffen gesucht, sind aber bis auf zwei Systeme alle wieder in den Hintergrund getreten. Die badische u. die würtembergische S. sind der französischen nachgebildet und leiden daher an dem Hauptmangel, daß sie der deutschen Sprache nicht angepaßt sind, weshalb sie auch, als das gabelsbergersche System auftrat, demselben bald weichen mußten. Die bayerische S. oder das gabelsbergersche System, vom Sekretär Xavier Gabelsberger (s. d.) in München aufgestellt, zeichnet sich vor den genannten vorzugsweise dadurch aus, daß es, aus der Muttersprache herausgebildet, vom Genius der deutschen Sprache beseelt ist, obgleich es sich auch leicht auf fremde Sprachen, namentlich auf die lateinische und griechische, weniger gut auf die französische, englische, russische 2c. anwenden läßt. Dieses System hat eine solche Anerkennung und Verbreitung gefunden, daß dadurch alle anderen Systeme verdrängt wurden u. gegenwärtig fast in ganz Deutschland in den Ständeversammlungen nach der gabelsbergerschen Weise stenographirt wird. Es sucht den in der oben angeführten Definition enthaltenen

Zweck vornehmlich durch 2 Mittel zu erreichen, und zwar einmal durch die Wahl der Schriftzeichen, bei welchen vorzugsweise auf Einfachheit, Flüchtigkeit und Kombinationsfähigkeit Bedacht genommen wird, und dann durch Hervorhebung des Wesentlichen mit Weglassung des Unwesentlichen. In sofern die Rede vom Standpunkte der sinnlichen Wahrnehmung, d. h. als ein Gemenge von Lauten und die Schrift als ein Gemenge von Zeichen betrachtet und der Satz als eine Verbindung von Wörtern angesehen wird, spricht man von Wortkürzung. Berücksichtigt man aber auch noch das geistige Element der Sprache, betrachtet man die Worte als Bestandtheile des Satzes und bringt man ihren grammatikalischen Werth mit in Anschlag, welcher wieder durch ihren Sinn bedingt wird, so befindet man sich auf dem Standpunkt der sogenannten Satzkürzung. Die erste Abtheilung der *Wortkürzung*, von Gabelsberger auch *Schriftkürzung* genannt, macht es sich zunächst zur Aufgabe, ein stenographisches Alphabet aufzustellen, das den oben schon ausgesprochenen Anforderungen bezüglich der Einfachheit, Flüchtigkeit und Kombinationsfähigkeit der einzelnen Zeichen genügt. Gabelsberger hat diese Aufgabe mit Glück gelöst und in dieser Abtheilung dem Princip der englischen, auf die geometrische Linie gegründeten S. ein anderes, naturgemäßeres entgegengesetzt, welches nicht bloß von der Frage ausgeht: Welche Linien sind die einfachsten? sondern sich als Resultat der Frage darstellt: Welche von der Feder frei gezogenen, einfachen Linien sind zugleich die flüchtigsten, bequemsten und bildungsfähigsten? Da die mit freier Hand hingeworfenen Federzüge außer dem geometrisch in Betrachtung zu ziehenden Längen- und Richtungsverhältnisse auch als Gegenstände mit körperlichen Qualitäten, z. B. in Abwechselung der Feinheit und Stärke, gemessener Figürlichkeit oder ungemessenen Schwunges, Stoßes, Druckes oder freier Ausflucht ins Auge gefaßt werden können, so blieb dem Erfinder eine ungleich größere Auswahl zur Belegung eines vollständigen Alphabets mit einfachen, federgerechten, wohlunterscheidbaren Zeichen, deren Bindungsfähigkeit so groß ist, daß sich oft 3—4 und noch mehr Lautzeichen in einem Federzuge in einander verschlingen lassen und in ihrer charakteristischen Verbindung eben so leicht wieder zu entwickeln sind. Eigenthümlich ist auch die Ideenverbindung, welche Gabelsberger zwischen den Lauten und deren Bezeichnung dem Schüler an die Hand gibt, und die den doppelten Nutzen gewähren, daß sie erstens nach dem Principe der Mnemotechnik dem Gedächtniß das Behalten erleichtern und zweitens ein schnelleres Eindringen in den Geist der deutschen Redezeichenkunst vermitteln. Die Vokale werden nur selten selbstständig bezeichnet, sondern in der Regel, wo sie nicht zur Verhütung von Verwechselungen nöthig sind, durch die relative Stärke der Konsonanten, durch besondere Stärke derselben ꝛc. ausgedrückt. Indem aber Gabelsberger bei der Wahl seiner Zeichen eine gewisse Uebereinstimmung zwischen den Operationen des Mundes beim Sprechen und denen der Hand beim Schreiben zu Grunde zu legen suchte, erlangte er zugleich eine größere Bildlichkeit und Leserlichkeit der Schrift, eine gewisse Verwandtschaft der Zeichen für verwandte Laute und solche Vortheile mehr, deren Werth erst durch das weitere Studium der S. in die Augen fällt. Die zweite Hauptabtheilung des gabelsbergerschen Systems, welche die sogenannte Schreibkürzung und die 1839 von Gabelsberger eingeführte Prädikatkürzung mit in sich begreift, ist die *Satzkürzung*. Wie man schon bei der Wortkürzung davon ausgeht, daß das Sprachgehör, wenn nur ein Theil der auszudrückenden Laute bezeichnet wird, den fehlenden Theil derselben ergänzt, so beruht dem ähnlich die Satzkürzung darauf, daß in den meisten Fällen die zu einem Satze verbundenen Redetheile grammatikalisch und logisch so auf einander einwirken und sich bedingen, daß der Verstand, wenn nur einige derselben bezeichnet sind, zu diesen das Komplement liefert. Es gilt daher bei der Satzkürzung jede Kürzung für gerechtfertigt, welche eine falsche Deutung nicht zuläßt. Da alle Satzkürzungen aber nur durch ihre Stellung im Satze erklärt werden, so müssen sie außerhalb des Satzes weggelassen werden. Bei der großen Mannichfaltigkeit der Satzkombinationen läßt sich das Gebiet der Satzkürzung nicht mit Regeln erschöpfen. Man kann immer nur den Weg, die Richtung angeben, in welcher der Geist thätig seyn soll; wie weit aber diese Thätigkeit sich erstrecken soll, hängt von der individuellen Auffassungsgabe, von dem Wissen und der Intelligenz des Stenographen ab. Um bei gekürzten Sätzen die Statt gefundene Auslassung anzuzeigen, stellt man auch hier, wie bei der Schriftkürzung, die zur Abkürzung angewendeten Laut- und Sylbenzeichen, sofern sie nicht zugleich selbstständige Redetheile sind, über oder unter die gewöhnliche Schriftlinie. Die Aufgabe der Satzkürzung ist nun, das oben angeführte Princip auf alle Wörterklassen in ihrer Stellung im Satze anzuwenden. Die Interpunktion ist die der Kurrentschrift, nur wird sie sparsamer u. nur da angewandt, wo im anderen Falle eine unrichtige Lesung Statt finden oder jede Lesung unmöglich werden könnte. Das Streben, die S. zu fördern, hat die Gründung des münchener Centralvereins gabelsbergerscher Stenographen u. mehrer Filialvereine in den Hauptstädten Deutschlands, unter denen sich durch eifriges Streben namentlich der berliner Verein auszeichnet, hervorgerufen. Das *berliner* oder *stolze'sche System*, von Stolze in Berlin erfunden, ist wie das gabelsbergersche aus unserer Muttersprache herausgebildet und hat die Eigenthümlichkeit, daß es jedes Wort so vollständig bezeichnet, daß es keiner Ergänzung aus dem Zusammenhange des Satzes bedarf und überhaupt nur auf die Wortbildungslehre basirt ist. Die erforderliche Kürze erreicht die S. nach diesem System dadurch, daß ihre Buchstaben aus einfachen Zeichen bestehen, Buchstaben, Sylben und Wörter nicht durch eigene Zeichen, sondern durch die Stellung und besondere Markirung anderer Zeichen ausgedrückt werden und einzelne Buchstaben zur Bezeichnung von Sylben und Wörtern dienen. Diese Bezeichnungen heißen *Sigel* und, wenn ihre Schriftzüge auf eigenthümliche Art verbunden sind, *Monogramme*. Die S. nach dieser Methode kann

also nicht für jeden einzelnen Laut einen Buchstaben setzen, wohl aber muß sie durch ihre Bezeichnung für den Laut der Wörter vollständig einstehen. Die stenographischen Schriftzüge sind aus der gewöhnlichen Schrift entlehnt, und einzelne Buchstaben, wie z. B. m, t, b, sind Theilzüge derselben Buchstaben in der Kurrent- oder Kursivschrift. Verwandten Lauten entsprechen gewöhnlich ähnliche Zeichen. Was die Flüchtigkeit und Bindungsfähigkeit der Schriftzüge anlangt, so sind diese Eigenschaften beim stolze'schen Systeme in eben dem hohen Grade zu finden, wie beim gabelsbergerschen, und an Gefälligkeit der Schriftzüge möchte es wohl alle andern Systeme übertreffen. A. Wießner hat das stenographische System des Schweizers Rahm neu bearbeitet, um- und weiter ausgebildet und bietet nun in demselben den Schlüssel zu einer neuen, rationellen, mit logischer Konsequenz durchgeführten Zeichenschrift. Wießner geht von dem Gedanken aus, daß, wenn die S. der Willkürlichkeit in der Wahl der Zeichen entrückt werden soll, diese Zeichen eine Art innerer Nothwendigkeit für sich haben müssen. Er findet dieselbe in der Beziehung des Zeichens auf den Klang, oder vielmehr auf die Erzeugungsweise des Klangs, welche wieder durch die Mundstellung bedingt wird. Um aber das stenographische Zeichen zur Schrift zu erheben, hält er die phonetische Rücksicht für allein maßgebend. Dieser Rücksicht entsprechend ist nun die Wahl seiner Zeichen, als welche derselbe für alle in der stenographischen Schrift wiederzugebenden Worte die gerade Linie, den Halbkreis, die Wellenlinie, den Kreis und den Punkt hinstellt. Durch zweckmäßige Modifikation dieser wenigen Grundzeichen zu handgerechten Schriftzügen, ferner durch Verbindung derselben nach Maßgabe des Tons in der Aussprache, durch Zuhülfenahme des Druckes und Nichtdruckes in den Zügen gemäß dem Druckwechsel in der Stimme regelt Wießner sein stenographisches Schriftsystem. Endlich ist noch die Schnellschrift von A. Henze zu erwähnen, welche sich dadurch wesentlich von den bisher erwähnten Systemen unterscheidet, daß sie nicht für jeden Buchstaben einen besonderen Schriftzug, auch keine Sigel gebraucht, sondern nur gewisse Buchstaben, Endungen und Sylben abkürzt, wie dies theilweise schon von jeher von Studenten u. A. geschehen ist. Wenn man auch nach dieser Methode nicht so schnell nachschreiben kann, wie nach der stolze'schen und gabelsbergerschen, so ist dagegen die Schwierigkeit des Lernens auch bei weitem geringer. Von verschiedenen Seiten wurde daher darauf hingearbeitet, auch für die stenographische Schrift eine Art Typendruck zu erfinden, und diese Bestrebungen sind nicht ohne Erfolg geblieben. Vorzüglich ist der von Nietzsche in Dresden erfundene und der von dem berliner Verein gabelsbergerscher Stenographen im Bunde mit der schelterschen Schriftgießerei zu Leipzig hergestellte Typendruck als dankenswerthe Gabe in dieser Beziehung anzusehen. Gabelsbergers System ist dargelegt in: Gabelsberger, Anleitung zur deutschen Redezeichenkunst oder S., 2. Aufl., München 1850; F. G. Nietzsche, Lehrbuch der S., Dresden 1850; Kurzgefaßtes Lehrbuch der S., München 1853; Stenographische Zeitschrift, herausgegeben von dem münchener Centralverein; Stolze's System in: W. Stolze, Ausführlicher Lehrgang der deutschen S., für den Selbstunterricht bearbeitet, und: Stenographisches Lesebuch, sowie in der „Anleitung zur deutschen S. oder Kurzschrift", herausgegeben von dem stenographischen Verein zu Berlin; Lamlé, Anleitung zur S. Vgl. Stenographisches Archiv, Monatsschrift; A. Henze, Die Schnellschrift (S.).

Stenosis (Stenoma, griech.), Verengerung.

Stenostomia (griech.), Verengerung des Mundes; Mundklemme.

Stenschewo, Stadt in der preußischen Provinz, Regierungsbezirk und Kreis Posen, mit katholischer Pfarrkirche, Wollenzeuchweberei und 1300 Einw.

Stentor, Thearier oder Arkader, bei Homer als der Mann mit der eisernen Stimme erwähnt, dessen Ruf so laut tönte, als der 50 anderer Männer.

Stenzel, Gustav Adolf Harald, deutscher Historiker, geboren den 21. März 1792 zu Zerbst, studirte seit 1810 Theologie zu Leipzig, wendete sich aber bald ausschließlich der Geschichte zu. Nachdem er als freiwilliger Jäger den Befreiungskrieg von 1813 mitgemacht hatte und im December d. J. beim Sturm auf das Dorf Sehestedt bei Kiel schwer verwundet worden war, kehrte er nach Leipzig zurück, wo er sich im Febr. 1815 habilitirte und zahlreich besuchte geschichtliche Vorlesungen hielt. Seit Ostern 1817 hielt er in Berlin gleichfalls mit Beifall aufgenommene Vorlesungen über Geschichte. Seiner „Geschichte der deutschen Kriegsverfassung" (Berlin 1819) und dem „Handbuch der anhaltischen Geschichte" (Dessau 1820) ließ er später einen „Anhang zum Handbuche der anhaltischen Geschichte" (Leipzig 1824) folgen. Im J. 1820 erhielt er eine außerordentliche Professur zu Breslau, ward im folgenden Jahre Archivar des schlesischen Provinzialarchivs, 1827 ordentlicher Professor und erhielt 1832 in Anerkennung seiner Bemühungen um das schlesische Archiv das Prädikat als geheimer Archivrath. Als die Frucht seiner historischen Studien erschien sein Hauptwerk, „Die Geschichte Deutschlands unter den fränkischen Kaisern" (2 Bde., Leipz. 1827—28). Für die von Heeren u. Ukert herausgegebene Geschichte der europäischen Staaten lieferte er die „Geschichte Preußens" (2 Bde., Hamb. 1830—37), und gleichzeitig gab er im Vereine mit Tzschoppe die „Urkundensammlung zur Geschichte des Ursprungs der Städte u. der Einführung und Verbreitung deutscher Kolonisten und Rechte in Schlesien u. der Oberlausitz" (Hamburg 1832) heraus, sowie als Leitfaden bei seinen Universitätsvorträgen „Grundriß und Literatur zu Vorlesungen über deutsche Staats- und Rechtsgeschichte" (Bresl. 1832). Im Auftrag der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur besorgte er die Herausgabe der „Scriptores rerum silesiacarum" (Bresl. 1823—40, 2 Bde.), und selbstständig gab er die „Urkunden zur Geschichte des Bisthums Breslau im Mittelalter" (das. 1845) heraus. Diesen Sammelwerken folgte sein zweites Hauptwerk, die „Ge-

schichte Schlesiens" (Bd. 1, Bresl. 1853), die jedoch wegen seines im Frühjahr 1854 erfolgten Todes nicht zur Vollendung gedieh.

Stepenitz, Fluß in der preußischen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, hat einen Lauf von 6 Meilen, wird, nachdem er die Dömnitz aufgenommen, zum Holzflößen tauglich und mündet bei Wittenberg in die Elbe.

Stephan, 1) Name von 9 Päpsten: a) S. I., Römer, folgte 253 Lucius als Bischof zu Rom, entschied gegen Cyprian, daß die Ketzer oder die von Ketzern Getauften nicht wieder zu taufen seyen, und bedrohte die dagegen Handelnden mit der Ausschließung aus der Kirchengemeinschaft, † im Gefängnisse oder in der Verbannung 257, ward später kanonisirt. — b) S. II., war erst Diakonus zu Rom, seit 752 als Nachfolger des Zacharias Papst. Als er den Kaiser Constantinus Copronymus gegen den Longobardenkönig Aistulf, welcher das Exarchat eroberte und Rom bedrohte, vergebens um Schutz angefleht hatte, rief er die Hülfe des von ihm gesalbten Königs der Franken, Pipin, an, der nach einem Feldzuge (754) das wiedereroberte griechisch-italienische Gebiet (das Exarchat nebst Pentapolis) ihm überließ u. ihn durch einen zweiten Zug (755) in den Besitz der Schenkung setzte. S. † 757. — c) S. III., Sicilianer, war Priester zu S. Cecilia, folgte auf Paul I. nach Absetzung des Gegenpapstes Konstantin 768, gab ein neues Gesetz über die Papstwahl, nach welchem Keiner, der nicht durch alle niederen Stufen der römischen Geistlichkeit bis zur Würde eines Kardinaldiakonus gestiegen war, auf den päpstlichen Stuhl erhoben werden sollte, und bestätigte auf einer Synode zu Rom 769, im Widerspruche mit einer Synode zu Konstantinopel, die Verehrung der Bilder, Reliquien und Heiligen von Neuem, † 772. — d) S. IV., erst Diakonus zu Rom, Nachfolger Leo's III. 816, krönte den Kaiser Ludwig und seine Gemahlin Irmengard; † 817. — e) S. V., Römer, folgte auf Hadrian III. 886, krönte den Herzog Guido von Spoleto zum Könige von Italien und römischen Kaiser und gab eine Verordnung, daß Alles, was die römische Kirche befehle, von Allen stets u. ohne Widerrede beobachtet werden müsse; † 891. — f) S. VI., von 896—897 Papst, ging im Kampfe um die Krone Italiens zu Guido's Partei über, hielt noch über den ausgegrabenen Leichnam seines Vorgängers, des Formosus, Gericht und ließ denselben in die Tiber werfen, ward aber selbst schon 897 im Kerker erdrosselt. — g) S. VII., Römer, Nachfolger Leo's VI., regierte von 929—931, ganz unter dem Weiberregimente der Theodora und Marozia stehend. — h) S. VIII., Verwandter des Kaisers Otto, folgte Leo VII., ward aber von den Römern gefangen gesetzt und verstümmelt; † 942. — i) S. IX., hieß früher Friedrich und war Bruder des Herzogs Gottfried von Lothringen, war, nach Rom gekommen, als Gesandter nach Konstantinopel geschickt worden, blieb dann als Mönch in Monte Cassino, ward Kardinal und nach Victors II. Tode 1057 zum Papste gewählt. Er handelte im Sinne der von Leo IX. begonnenen Reformation. Aber sein Plan, durch Krönung seines Bruders ein nationales Kaiserthum in Italien zu begründen, wurde durch Unentschlossenheit oder frühen Tod (2. August 1057) zu nichte.

2) S. von Blois, König von England, s. d., Geschichte.

3) S. Bathori, König von Polen, s. d., Geschichte.

4) Könige von Ungarn, s. d., Geschichte.

5) S. Franz Victor, Enkel des Kaisers Leopold II., Sohn des Erzherzogs Joseph, Palatins von Ungarn, geboren am 14. Sept. 1817, genoß eine sorgfältige Erziehung und eignete sich einen Reichthum gediegener Kenntnisse an. Bei der furchtbaren Ueberschwemmung, die im März 1839 Pesth verwüstend heimsuchte, machte er sich durch seinen Eifer für Rettung der Unglücklichen verdient. Am 9. Dec. 1843 ward ihm durch kaiserliches Handbillet die Leitung der Civilverwaltung des Königreichs Böhmen übertragen. Er blieb bis 1847 in dieser Stelle, in der er sich die Achtung und Liebe der Böhmen gewann. Nach dem Tode seines Vaters ward er zum Stellvertreter des Palatins ernannt. Auf einer Rundreise durch das ganze Land machte er sich mit allen Wünschen und Bedürfnissen der Ungarn bekannt und wurde der Liebling des ritterlichen Volks. Nachdem am 11. Nov. der Reichstag vom Kaiser selbst eröffnet worden war, machten die Vorlagen den Erzherzog S., dessen Einfluß auf sie allgemein angenommen wurde, um so beliebter, als durch sie manche alte Wünsche erledigt wurden. Als daher zur Wahl des Palatins geschritten wurde, nannten alle Stimmen mit Enthusiasmus seinen Namen, und der Kaiser bestätigte die Wahl noch an demselben Tage. Die Märzbewegung machte aber seine Stellung sehr schwierig. Er hatte bei wiederholten Gelegenheiten erklärt, daß er vor allen Dingen ein ungarischer Patriot sey, und an diese Verheißungen erinnerten ihn jetzt die Ungarn. Eine starke Partei wollte ihn definitiv mit der höchsten Würde bekleiden, die Verlockung drängte sich an ihn, daß er sich zum König von Ungarn aufwerfe. Er widerstand aber und wählte sich die undankbare Rolle des Vermittlers zwischen widerstreitenden Elementen. Bei der bekannten Konferenz in Innsbruck, wo zwischen Jellachich und den Magyaren getagt wurde, war er persönlich zugegen. Hier war ihm die Unversöhnlichkeit der Hofpartei klar geworden, so daß er bei seiner Rückkehr nach Pesth den Versuch machte, den Reichstag zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Man hörte ihn nicht, ja es wurde ihm sogar das Recht abgesprochen, sein Ministerium abändern zu dürfen. Er ging nun zur Armee, um einen letzten Versuch mit Jellachich zu machen. Beide trafen sich am Plattensee, der Erzherzog befand sich auf dem Dampfer Kisfaludy, Jellachich stand am Ufer, aber Keinem gestattete die Umgebung, sich zu dem Andern zu begeben, weil beide Parteien Verrath befürchteten. So von der völligen Nutzlosigkeit seiner Bestrebungen überzeugt, ging der Erzherzog nach Stuhlweißenburg und von da nach Wien, seine Entsagung als Palatin schriftlich zurücklassend. Vom Hofe verwiesen, lebt der Herzog seitdem auf seinen Gütern am Rhein.

Stephani, Heinrich, verdienter Pädagog, geboren den 1. April 1761 zu Gmünd an der

Greck, studirte zu Erlangen und ward dann Erzieher zweier jungen Grafen von Castell. Im Jahre 1808 zum bayerischen Kirchen- und Schulrath in Augsburg ernannt, kam er 1811 in gleicher Eigenschaft nach Ansbach und 1818 als Dekan und Stadtpfarrer nach Gunzenhausen. Wegen seines Wirkens für Volksaufklärung von vielen Seiten angefeindet, ward er 1834 plötzlich aller seiner Aemter entsetzt, was aber später zufolge seiner Vertheidigung in die mildernde „Versetzung in den Ruhestand" mit Beibehaltung seines Gehaltes verwandelt wurde. Er selbst gab eine „Geschichte seiner Amtssuspension" (Hildburghausen 1835) heraus, die eine Gegenschrift: „Aktenstücke zur Ergänzung und Berichtigung der Druckschrift: Dr. H. S.'s Geschichte &c., amtlich bekannt gemacht" (München 1836), zu widerlegen suchte. Er † den 24. Dec. 1850 zu Gorkau in Schlesien. Unter seinen zahlreichen Schriften stehen die pädagogischen obenan; dahin gehören: „Grundriß der Staatserziehungswissenschaft" (Weißenfels 1797), „System der öffentlichen Erziehung" (Berlin 1805, 2. Aufl., Erlangen 1813), „Ausführliche Beschreibung einer einfachen Lesemethode" (Erl. 1814), „Ausführliche Anweisung zum Rechenunterricht" (Nürnberg 1817—30, 2. Aufl. 1826); ferner: „Der bayerische Schulfreund" (Erlangen 1811—17, 10 Bändchen) und die Fortsetzungen desselben: „Der Schulfreund für die deutschen Bundesstaaten" (das. 1818—34, Bdchn. 11—26) und der „Neue Schulfreund" (das. 1833 bis 1834, 4 Bdchn.). Auch schrieb er: „Das allgemeine kanonische Recht der protestantischen Kirche in Deutschland" (Tüb. 1825).

Stephanie, Louise Adrienne (Napoleone), Großherzogin von Baden, Tochter des Barons Tascher de la Pagerie und Nichte der Kaiserin Josephine, daher eine nahe Anverwandte Napoleons, 1789 geboren, vermählte sich mit Karl Ludwig Friedrich, Erbgroßherzog von Baden, bei welcher Gelegenheit Napoleon sie (1806) adoptirte, wurde 1811 nach dem Tode ihres Schwiegervaters wirkliche Großherzogin u. war seit 1818, wo ihr Gemahl starb, verwittwet. Sie ist Mutter von drei Töchtern, residirte in Mannheim u. † den 29. Jan. 1860 zu Nizza.

Stephanus, 1) Name dreier Heiligen der römisch-katholischen Kirche: a) Einer der sieben ersten Diakonen der Christengemeinde zu Jerusalem, ward als eifriger Verkündiger des Evangeliums auf Anstiften der jüdischen Gesetzeslehrer vom fanatischen Pöbel als Gotteslästerer gesteinigt (36 oder 37 n. Chr.); Tag 26. Dec. — b) S. v. a. Stephan 1) a). — c) S. v. a. Stephan I., König von Ungarn, der gegen Ende des 10. Jahrhunderts in Ungarn die christliche Religion einführte und deshalb nach seinem Tode kanonisirt ward; s. Ungarn, Geschichte.

2) S. von Byzanz, griechischer Geograph gegen Ende des 5. Jahrhunderts n. Chr., Verfasser eines Werks „Ethnica" oder „De urbibus", eines geographischen Wörterbuchs, welches nicht nur die Namen von Völkern und Städten, Bergen und Flüssen angibt, sondern auch über den wahren oder mythischen Ursprung ganzer Nationen oder einzelner Orte Notizen aus den alten Klassikern beibringt. Es ist davon außer einem längeren Fragmente nur ein Auszug des Grammatikers Hermolaus aus dem 6. Jahrhundert erhalten. Am besten ist es herausgegeben von Westermann (Leipz. 1839) und Meineke (Bd. 1, Berlin 1849).

Stephanus, Buchdrucker- und Gelehrtenfamilie in Paris, s. Estienne.

Stephenson, 1) George, der Hauptbegründer des Eisenbahnsystems, geboren den 9. Juni 1781 in dem Dorfe Wylam bei Newcastle als Sohn eines armen Kohlenarbeiters, bediente als Knabe eine an der Mündung des Kohlenschachts aufgestellte Dampfmaschine. Dadurch ward sein mechanisches Talent geweckt, und bald legte er dasselbe durch die Reparatur und zweckmäßigere Einrichtung eines Pumpwerks, woran Mechaniker von Ruf sich vergebens versucht hatten, an den Tag. Zum Aufseher befördert und mit der Oberleitung der großen Kohlenwerke des Lords Ravensworth bei Darlington betraut, erfand er gleichzeitig mit Sir Humphry Davy eine Sicherheitslampe und erhielt dafür eine Belohnung von 1000 Pfd. Sterling. Darauf richtete er seine ganze Aufmerksamkeit auf die Vervollkommnung der Lokomotive. Schon 1814 hatte er eine solche für das Kohlenwerk Killingworth gebaut und alle Erwartungen damit weit übertroffen. Eine zweite Maschine fiel noch weit besser aus und ermuthigte ihn, 1824 in Newcastle eine Maschinenfabrik zu gründen, in die sein Sohn Robert, Prase und Longridge als Theilnehmer eintraten. Ein Jahr später wurde nach seinem Princip die erste Eisenbahn zur Beförderung von Personen zwischen Stockton und Darlington angelegt. Er hatte jetzt die Bildungsfähigkeit der Erfindung kennen gelernt, hütete sich aber, seine Gedanken laut werden zu lassen, weil er nicht als Träumer verschrieen werden wollte. Er nannte 4 Meilen als die höchste in einer Stunde zurückzulegende Strecke, während er fest überzeugt war, daß sich 12—20 Meilen in einer Stunde zurücklegen ließen. Die Erbauung der Liverpool-Manchester-Eisenbahn 1829 begründete seinen Ruf für immer. Er gewann mit seiner Maschine „The Stocket" den ausgesetzten ersten Preis von 500 Pfd. Sterling. Von da an leitete er den Bau der bedeutendsten Eisenbahnen in England, oder baute Maschinen für dieselben und wurde zu gleichem Zweck nach Belgien, Holland, Frankreich, Deutschland, Italien und Spanien berufen. Er † am 12. August 1848 zu Taptonhouse bei Chesterfield als Eigenthümer mehrer Kohlenwerke und der großen Eisenwerke von Clayroß. Seine Statue ward auf der großen Eisenbahnbrücke über den Tyne aufgestellt.

2) Robert, berühmter Baumeister, Sohn des Vorigen, geb. den 16. Dec. 1803 zu Wilmington, studirte auf der Hochschule zu Edinburg, unterstützte seinen Vater bei dessen Unterehmungen u. gewann ebenfalls einen auf den Bau einer Lokomotive ausgesetzten Preis von 500 Pfd. St. Er theilt den Ruhm seines Vaters, ist als Erbauer der london-birminghamer, der East-Counties- und vieler anderer Eisenbahnen und durch Verbesserungen an den Lokomotiven berühmt. Seine Erfindung sind die sogenannten Tubular- oder Röhrenbrücken. Eine Riesenbrücke dieser Art

baute er 1847—50 über den Menaikanal, die bekannte Britanniabrücke, eines der wunderbarsten Werke der Neuzeit. Auch entwarf er den Plan zur Eisenbahn über den Isthmus von Suez, sowie zu mehren französischen und schweizerischen Eisenbahnen. Sein Werk ist auch die Brücke über den Tyne bei Newcastle, sowie eine ähnliche bei Montreal in Canada. Das großartigste Denkmal seiner Thätigkeit ist aber die von ihm entworfene riesenhafte Viktoriabrücke über den St.-Lorenz in Canada, die Anfangs 1860 eröffnet werden sollte. S. † den 12. Okt. 1859. Er schrieb „Bemerkungen über atmosphärische Eisenbahnen" (deutsch von Weber, Berlin 1845).

Steppe (v. Russ.), eigentlich dürres, flaches Feld, dann im geographischen Sinne weite Ebene, welche nicht mit Bäumen, sondern nur mit Gras und Kräutern bewachsen ist, auch wegen Mangels an Bewässerung keinen Anbau gestattet, daher keine seßhafte Bevölkerung hat und überhaupt mehr oder weniger einer Einöde gleicht. Einen eigenthümlichen Charakter erhalten solche S.n eben sowohl durch ihre geognostische Beschaffenheit, als durch ihr Klima. Hervorzuheben sind unter anderen besonders die S.n des russischen Reichs und Innerasiens, die Heiden Norddeutschlands, die Landes im südwestlichen Frankreich, die Pußten in Ungarn, die Savannen und Prairien Nordamerika's, die Llanos und Pampas Südamerika's, die Wüsten in Afrika ꝛc. Vergl. A. von Humboldt, Ueber die S.n und Wüsten (in den „Ansichten der Natur", Bd. 1, 3. Aufl., Stuttg. und Tüb. 1849).

Sterbejahr, Sterbequartal, Sterbemonat, das Jahr, Quartal oder der Monat, in welchem Jemand gestorben ist, besonders in sofern den Hinterlassenen eines Verstorbenen davon noch ein Theil der Besoldung desselben zukommt.

Sterbekasse, s. Leichenkasse.

Sterbelehn, diejenige Art Lehnwaare (s. Laudemium), welche bei einem durch den Tod herbeigeführten Wechsel in der Person des Lehnsherrn oder des Beliehenen entrichtet werden mußte.

Sterblichkeit (Mortalität), die Eigenschaft aller lebenden Wesen, der zufolge ihr Leben nach längerer oder kürzerer Zeit ein Ende nimmt, so daß sie dem Tode verfallen; dann insbesondere das numerische Verhältniß der Todten zu den Lebenden und die sich daraus ergebende wahrscheinliche Lebensdauer der Menschen überhaupt, sowie einer gewissen Anzahl derselben unter ähnlichen oder verschiedenen Umständen. Weiteres hierüber s. Bevölkerung, vgl. Alter.

Stercoranisten, Diejenigen, welche behaupten, daß, wenn man im Abendmahl das Fleisch und Blut Christi erhalte, es auch im Magen verdaut werde und durch die natürlichen Oeffnungen als Unrath abgehen müsse. Diese Meinung, welche schon früher, aber weniger grell ausgesprochen worden war, erregte im 9. Jahrhundert die stercoranistischen Streitigkeiten, besonders durch Heribald, Bischof von Auxerre. Doch kam der Name der S. erst im 11. Jahrhundert vor.

Sterculia (Stinkbaum), Pflanzengattung aus der Familie der Geraniaceen, Bäume mit einfachen und lappigen Wechselblättern und filzigen Blüthen in Rispen, sämmtlich in heißen Ländern; hervorzuheben ist S. acuminata *Pal., Beauv.*, ein mittelmäßig großer Baum in Guinea und im Innern Afrika's, mit langgestielten, zugespitzten Blättern, röthlichgelben Blüthen und großen, röthlichen, fleischigen Samen, welche in Afrika als Kola- oder Gurunüsse nicht allein von Negern und Mauren, sondern auch von den an den Küsten Afrika's lebenden Europäern sehr geschätzt werden, indem man sich ihrer als eines vortrefflichen Kaumittels bedient, das nicht nur den Appetit erhöht, die Verdauung stärkt, sondern auch das Zahnfleisch befestigt und die Zähne weiß macht. In Sierra Leone dienen sie wie Geld statt der Kauris, und eine Sklavin wurde sonst für 50 Gurunüsse verkauft. Die Mauren sollen noch jetzt 10 Nüsse mit einem Piaster bezahlen. S. Balanghas *L.* ist ein ansehnlicher Baum in den Gebirgsgegenden Ostindiens, mit 1½ Fuß dickem Stamm, spannenlangen, abgestumpften Blättern, kleinen, röthlichen Blüthen und verkehrt-eiförmigen Früchten mit ovalen, gegen 1 Zoll langen Samen, die gegessen werden. S. foetida *L.* ist ein großer schlanker Baum in Ostindien bis nach Cochinchina und auf den Molukken, mit großen, gefingerten Blättern und dunkelkarminrothen, orangegelb gescheckten, sehr stark und unangenehm, dem Menschenkothe ähnlich riechenden Blüthen, wovon die jüngeren schleimigen Blätter nach Art der Malvenblätter, aber auch als schweiß- und harntreibendes Mittel bei verschiedenen Krankheiten angewendet, die haselnußgroßen Samen aber geröstet gegessen werden und ein gutes Oel liefern.

Sterculius, gewöhnlich Prädikat des Saturn, in den Indigitalbüchern als besondere Gottheit, und zwar der Düngerbereitung angeführt, galt als Sohn des Faunus und als Urheber des Felddüngers durch Hercules, der es von Augias gelernt hatte; auch als Saturn selbst, als König der Aboriginer und Vorgänger des Picus, der ihm einen Altar weihte.

Stercus (lat.), Koth, besonders Darmkoth.

Stereochromie (v. Griech.), eine 1846 in München von Professor Schlotthauer und Oberbergrath Fuchs erfundene Art Malerei, welche jetzt angewendet zu werden pflegt, wo es sich darum handelt, Wandflächen unmittelbar mit Gemälden, nach Art der Freskomalerei, zu bedecken. Es wird dabei ein eigener Malgrund hergerichtet, der bei Gemälden auf Leinwand in einer leichten Bindung, womit selbige gesättigt wird, bei Wänden von Stein oder Mörtel aus einem wenige Linien dicken Bewurf besteht, der mit der Steinunterlage zu einer mechanisch völlig untrennbaren Masse sich verbindet. Auf diesem Grunde wird mit eigens präparirten Wasserfarben gemalt, und da diese sich mit dem Grunde unauflöslich vereinigen und die Bildfläche schließlich durch Aufspritzen von Wasserglas steinhart gemacht wird, so daß nun Farben, Grund und Stein ein innigst zusammenhängendes Ganze ausmachen, so sind die Farben in dieser innigen Verschmelzung mit dem Grunde im Stande, nicht nur ziemlich gewaltsamen mechanischen Berührungen, sondern auch dem wechselnden Einflusse

des Frostes wie der Hitze, ja selbst Säuren und Alkalien Widerstand zu leisten. Dabei besitzen stereochromatisch ausgeführte Wandgemälde das Licht, die hellen leuchtenden Töne der Farbenskala der Freskomalerei, dabei aber größere Kraft und Tiefe, als diese, denn die S. gebietet über einen größeren Reichthum von Farben und, da dieser einer mannichfaltigen Mischung fähig, auch von Farbentönen, als jene. Hierzu kommt, daß die nach dem neuen Princip behandelten Farben sämmtlich gleichmäßig und ohne Glanz auftrocknen, weshalb die künftige Wirkung des Gemäldes mit Sicherheit während der Arbeit selbst berechnet und ermessen werden kann, was bekanntlich beim Fresko nicht der Fall ist. Endlich ist auch die Behandlung beim Malen äußerst bequem, indem die Farben sich leicht, flüssig und voll unter der Führung des Pinsels schmiegen, nnd da der Grund nicht stückweise, sondern im Ganzen aufgetragen wird und für das jedesmalige Bedürfniß nur angefeuchtet zu werden braucht, so tritt hier nie wie beim Fresko die Nothwendigkeit ein, das schon angefangene Stück, wenn man damit im Laufe eines Tages nicht fertig würde, wieder herunter zu schlagen, sondern man kann mit der Ausführung inne halten und damit fortfahren, wo und wann es beliebt, nicht minder auch nach der ersten Vollendung des Bildes das Ganze nochmals übergehen und in Stimmung bringen, bis es zum Befestigen mittelst der Bindung fertig ist, so daß mit Hülfe dieser Malerei die sorgfältigste Ausführung, die feinste Modellirung der Form, die zarteste Verschmelzung mit aller Bequemlichkeit erreicht werden kann. Die S. eignet sich daher trefflich zur monumentalen Malerei. In größerem Umfang ward sie zuerst von Kaulbach bei seinen großen Gemälden im Treppenhause des neuen Museums in Berlin angewandt. Auch sind die Gemälde in der neuen Schloßkapelle daselbst stereochromatisch ausgeführt.

Stereometrie (v. Griech.), der Theil der Geometrie, welcher die Körper messen lehrt, also der Inbegriff aller jener geometrischen Konstruktionen, die sich ohne perspektivische Hülfsmittel nicht in einer Ebene zeichnen lassen, sondern im Raum liegen, somit in 3 Dimensionen sich ausdehnen. Man theilt die S. in *elementare* (*niedere*) und *höhere* und will mit letzterer die Bestimmungen der Inhalte nnd Oberflächen der Körper bezeichnen, sofern hierzu höhere Hülfsmittel, zunächst trigonometrische, daneben aber hauptsächlich analytische benutzt werden. Die niedere S. begreift außer den stereometrischen Grundlehren, wobei besonders auch die Lage der Ebene im Raum Berücksichtigung findet, die Inhaltsbestimmung der sogenannten regulären Körper, des Hexaëders, Tetraëders, Oktaëders, Dodekaëders, des Ikosaëders und des Polyëders, die Lehre von dem Prisma, dem Cylinder, dem Kegel, der Pyramide und der Kugel.

Stereoskop (v. Gr.), ein Apparat, welcher abgebildete Gegenstände erhaben erscheinen läßt. Um 1838 kam der englische Physiker *Wheatstone* auf den Gedanken, zwei Spiegel so zusammenzustellen, wie die beiden Deckelhälften eines zur Hälfte geöffneten Buches liegen, dann die Verbindungslinien der beiden Spiegel dicht an die Nase zu bringen und in jedem Spiegel mit jedem Auge zwei Zeichnungen, die eine links, die andere rechts vom Beobachter aufgestellt, zu betrachten, worauf sich ein Reliefbild zeigte. Die Erfindung schlummerte nun 12 Jahre lang, bis um 1850 mit Benutzung der Beobachtungen Wheatstone's Sir David *Brewster* das jetzige S. mit Röhren und Vergrößerungsgläsern erfand. Das S. in seiner neuesten Form hat die Gestalt eines Kastens von mittlerer Größe, in den zwei Röhren mit Ferngläsern eingefügt sind, durch die man sieht. Eine doppelte Photographie wird unten in den Kasten gelegt und mittelst der diesem eingefügten Röhren mit beiden Augen zugleich betrachtet. Sofort stellt sich in Folge einer unwiderstehlichen Täuschung, die zu einer vollständigen Ueberzeugung der Sinne wird, die Zeichnung als Relief, das Gemälde als Skulptur dar. Die Theorie des Instruments ist folgende: Wenn wir einen gewöhnlichen Gegenstand mit beiden Augen betrachten, so sehen wir ihn so, wie er ist, als Körper hervortretend im Relief. Da das Sehen mit beiden Augen uns die Erkenntniß des Reliefs gibt, so muß dasselbe Resultat entstehen, wenn man das Bild eines Gegenstandes mittelst zweier verschiedenen, von angemessenen Gesichtspunkten aufgenommenen Gemälde unmittelbar ins Auge einführt. Wenn das Bild, das direkt von einem Gegenstande ausgeht und sich im Hintergrunde des Auges auf der sogenannten Netzhaut abspiegelt, durch getrennte Daguerreotypen, die das S. dem Hintergrunde jedes Auges zuführt, ersetzt wird, so befindet sich dieses Organ genau in demselben Falle, als wenn es das Bild des Gegenstandes selbst empfangen hätte, und da der empfangene Eindruck derselbe ist, so müssen auch die Empfindungen und Wahrnehmungen des Reliefs und aller anderen Eigenschaften des Gegenstandes, seiner Farben, der Abstufungen seiner Tinten, der Einzelnheiten seiner Formen ꝛc. ebenfalls dieselben seyn. Man kann sich die Illusion des Reliefs auch ohne das S. auf folgende Art verschaffen. Man legt auf einen Tisch eine doppelte Zeichnung, hält eine Hand oder ein Kartenblatt so vor das Gesicht, daß jedes Auge nur eine der Zeichnungen sieht, heftet dann den Blick bald auf die Zeichnungen, bald auf das Ende des Kartenblatts oder der Fingerspitzen, und biegt den Kopf vor und zurück, bis zwischen den Zeichnungen, die von einander entfernt erscheinen, eine dritte Zeichnung sich zeigt. Hat man diese Erscheinung hervorgerufen, so richtet man seine Aufmerksamkeit nur auf sie und wird bald ganz dieselbe Wirkung wie beim S. erhalten.

Stereotomie (v. Griech.), derjenige Theil der höheren Stereometrie, der von den Durchschnitten der Oberfläche der Körper handelt, welche einander ganz oder zum Theil durchdringen. Ihre Darstellungen werden durch die beschreibende Geometrie oder Projektionslehre zur Anschauung gebracht, und namentlich tritt sie in dem sogenannten Steinschnitte in die Praxis ein, obschon sie auch in anderen Zweigen der Technik, namentlich im Maschinenwesen, vielfache Anwendung findet. Unter S. versteht man daher im

Allgemeinen auch den Steinschnitt, wie derselbe besonders bei Gewölbkonstruktionen Anwendung findet.

Stereotypie (v. Griech.), die Kunst, Abformungen von gesetzten Seiten im Schriftmetall zu machen, um davon wie von stehenden Schriften beliebige Abzüge liefern zu können. Der Wunsch der Buchdrucker, ein Mittel zu erfinden, daß der Satz fest stehen bleibe, um denselben gegen Umfallen der Kolumnen und Herausfallen der Lettern beim Druck, besonders mathematischer Werke, zu sichern und den Setzerlohn bei wiederholten Auflagen zu ersparen und zugleich korrekte Drucke zu liefern, veranlaßte verschiedene Versuche. J. van der Mey lieferte zu Ende des 17. Jahrhunderts die stehende Schrift zu einer holländischen Bibel; Ged, ein Goldschmied zu Edinburg, brachte um 1731 stehende Platten des Sallust zu Stande, Finner und James zu London bergleichen um 1730 zu Bibeln und Gebetbüchern, und Tilluch und Foulis druckten 1782 eine Anabasis mit dergleichen. Alle diese Versuche liefen jedoch theils darauf hinaus, die gesetzte Schrift hinten zusammenzulöthen, welches Verfahren aber zu kostspielig war, um finanzielle Vortheile hoffen zu lassen, oder waren, wenn auch die Holländer, wie sie behaupten, durch einen deutschen Geistlichen zu Leyden, Johannes Müller, das eigentliche Stereotypiren gekannt haben mögen, doch noch zu unvollkommen, um allgemeine Anwendung zu finden. Erst F. Didot wendete die S. 1794 bei Callets Logarithmentafeln an, und von ihm schreibt sich auch der Name her. Didot wandte Lettern von der gewöhnlichen Gestalt, aber aus einer härteren Mischung als das gewöhnliche Schriftzeug, dazu an. Eine gesetzte Kolumne ward in einen eisernen oder kupfernen Rahmen mit eisernem Boden gebracht und durch Schrauben in demselben fest gehalten, u. der Rahmen darauf mit einer Platte von reinem, weichem Blei angefüllt, in welche man die gesetzten Kolumnen dadurch abdruckte, daß man sie darauf legte und das Ganze der Wirkung einer starken Schraubenpresse unterzog. Der auf diese Art bereitete vertiefte Abdruck des Satzes diente als Matrize zum Abklatschen der Stereotyptafeln, die natürlich aus einem Metall verfertigt werden mußten, welches bedeutend leichtflüssiger war, als das Blei. Didot bediente sich hierzu der bekannten darretschen Legirung von 8 Theilen Wismuth, 5 Theilen Blei und 3 Theilen Zinn. Aber nur $^1/_3$ der gegossenen Platten war tauglich und diese dazu noch schlecht. Ein anderes Verfahren schlug der Buchdrucker Herhan zu Paris ein, indem er kupferne bewegliche Lettern, in die die Schriftzeichen vertieft und nicht verkehrt eingeschnitten waren, als Lettern gebrauchte und dann die Kolumnen in Schriftzeug abgoß, so daß also die Stereotyptafeln gleich beim ersten Verfahren fertig waren. Noch mehre andere Männer bemühten sich mit mehr oder weniger Erfolg um Verbesserung der S.; am meisten leistete aber der englische Graf Stanhope 1804, dessen Verfahren noch jetzt mit wenigen Modifikationen in den meisten Werkstätten Anwendung findet. Es ist folgendes. Man setzt eine Seite mit neuen Lettern und besonders dazu gegossenen höheren Ausschließungen, bringt die fertigen, sorgfältig korrigirten Kolumnen in einen kleinen eisernen, genau an dieselben anschließenden Rahmen und umgibt den ganzen Satz mit einem zweiten eisernen oder messingenen höheren Rahmen, der die Höhe der künftigen Matrize angibt. Nachdem man den Satz sorgfältig mit Oel bestrichen, gießt man über denselben einen dicken Gypsbrei, der sehr schnell fest wird, so daß schon nach einer Viertelstunde die abgeformte Masse abgenommen werden kann, welche nun die Buchstaben vertieft, die Zwischenräume zwischen ihnen erhaben zeigt. Diese abgeformten Matrizen werden nun kolumnenweise zersägt, die überflüssigen Gypsanhänge entfernt und die erhabenen Ränder ausgezackt. Die so zubereiteten Matrizen werden sogleich in einen Trockenofen geschoben, der mit verschiedenen Schiebern versehen ist. Zuerst werden die Matrizen in den oberen Schieber gethan, wo die Wärme am mäßigsten ist, nach einigen Tagen in den zweiten und so fort, bis sie vollkommen ausgetrocknet sind, so daß sie im Guß nicht springen. Das Gießen geschieht auf einem eigenen Gießherd, in welchen ein Gießkessel von etwa 2 Fuß Durchmesser eingemauert ist. In diesem Kessel wird nun eine solche Masse Schriftzeug, als zum Gießen mehrer Formen nöthig ist, bis zu dem Grade erhitzt, daß es schmilzt, ohne bis zur Glühhitze zu kommen. Die Gypsmatrize kommt nun in eine eiserne Pfanne, die Schrift nach oben, und wird mit einer Platte (dem Schwimmer) bedeckt, die durch daran angebrachte Füße so weit von der Matrize abgehalten wird, als die Stereotypplatte dick werden soll; das Ganze aber wird mit einem an den Ecken eingebogenen eisernen Deckel bedeckt und dieser mittelst Schrauben befestigt. Mittelst eines Krahns wird darauf dieser ganze Apparat in den mit geschmolzenem Metall gefüllten Gießkessel gebracht, ganz in die darin befindliche geschmolzene Masse eingetaucht und so der Guß dadurch bewerkstelligt, daß das geschmolzene Schriftzeug durch die kleinen Ecköffnungen die Zwischenräume zwischen der Matrize und dem Schwimmer 2c. ausfüllt. Nach 8—15 Minuten wird die Pfanne wieder in die Höhe gezogen und vermittelst des Klobens langsam über einen mit feuchtem Sand gefüllten Kasten niedergelassen, wo dieselbe langsam erkaltet. Ist dies geschehen, so wird die Form aus der Pfanne genommen und von der gegossenen Stereotypplatte getrennt, letztere dann mit Wasser und einer scharfen Bürste gereinigt und verputzt. Um den Platten die gleiche Dicke zu geben, werden sie unter eine eigene Hobelmaschine gebracht. Beim Drucke selbst werden die Stereotyptafeln auf hölzerne oder metallene Klötze mit messingenen Leisten befestigt, wodurch sie die Höhe gewöhnlicher Lettern erhalten. Statt der erwähnten Pfanne, worin die Matrize liegt, sind gegenwärtig meist Gießkästen gebräuchlich, welche sich vermittelst eines Charniers öffnen und schließen lassen und in denen die Form steht. Der Guß wird von oben her mit der Kelle bewerkstelligt, und die Form erweitert sich nach oben in dem Grade, daß eine Masse, welche eben so schwer als die zu gießende Platte ist, als sogenannter verlorener Kopf über dem Gusse stehen bleibt und, indem er einen

großen Druck auf das flüssige Metall ausübt, dasselbe besser in die Matrize treibt. Die Vortheile der S. und die dadurch gebotene Möglichkeit, ganz korrekte Drucke zu liefern, haben der S. in allen größeren Schriftgießereien Eingang verschafft.

Sterling, im Mittelalter englische Silbermünze, welche um 1190 aufkam, jetzt englische Währung, die in dem in Gold ausgeprägten Sovereign ihre Einheit findet. 31,94 Sovereigns gehen auf die feine Vereinsmark und der Werth des Pfundes ist darnach cirka 6 Thlr. 27 Sgr. 9 Pf. Das Pfd. S. zerfällt in 20 Schillinge à 12 Pfennige (Pence). Der Ursprung des Namens S. ist von den Osterlingen (easterlings) abzuleiten, unter welchem Namen die Normannen diejenigen deutschen Stämme verstanden, die den Dänen nahe wohnten. Ein damaliger Penny Easterling wog 24 Gran, 240 machten ein Pound Easterling = 12 Unzen aus, aus dem das neuere Pfund S. entstand.

Sterling, John, englischer Dichter, geboren den 20. Juli 1806 zu Kaimes-Castle auf der irländischen Insel Bute als Sprößling eines alten schottischen, seit der Mitte des 17. Jahrhunderts in Irland angesessenen Geschlechts. Sein Vater, Edward S. († 1847), diente als Kapitän in der britischen Armee und erwarb sich in der Folge als Mitarbeiter an der „Times“ großen Ruf. Der junge S. theilte das Wanderleben seiner Aeltern, studirte seit 1822 auf den Universitäten zu Glasgow und Cambridge, ohne einer bestimmten Berufswissenschaft obzuliegen, und wandte sich dann nach London, wo er in Verbindung mit einem Freunde das „Athenaeum“ erwarb, eine von J. S. Buckingham gegründete Wochenschrift, worin er seine ersten literarischen Arbeiten veröffentlichte. Da aber das Unternehmen in pekuniärer Beziehung kein günstiges Resultat lieferte, gab er es wieder auf und trat mit Coleridge in ein näheres Verhältniß, unter dessen Einwirkung er den Roman „Arthur Coningsby“ (London 1833, 3 Bde.) schrieb, der aber wenig Beachtung fand. Nachdem er sich mit einer Irländerin, der Tochter des Generals Barton, verheirathet, begab er sich behufs der Herstellung seiner zerrütteten Gesundheit nach Westindien. Nach seiner Rückkehr ließ er sich zum Geistlichen ordiniren und erhielt 1834 ein Pfarrverweseramt zu Hurstmonceaur. Doch legte er dasselbe schon nach einigen Monaten wieder nieder, um sich mit Eifer auf das Studium der deutschen Literatur zu werfen, deren Einfluß sich in seinen späteren Schriften, namentlich in der 1838 im „Blackwood's magazine“ erschienenen Novelle „The onyx ring“, bemerklich macht. Um seiner kränklichen Konstitution aufzuhelfen, begab er sich auf Reisen und besuchte Frankreich, die Schweiz, Italien und Madeira, ohne dabei seine literarische Thätigkeit zu unterbrechen. Außer zahlreichen Beiträgen zum „Blackwood's magazine“ und zu der „London and Westminster review“ veröffentlichte er gesammelte „Poems“ (1839), „The election“ (1841), ein satyrisches Gedicht, und das Trauerspiel „Strafford“ (1843). Nach langen Leiden † er den 18. Sept. 1844 zu Ventnor. Seine „Essays and tales“ wurden mit einer biographischen Skizze von Hare (1848) herausgegeben. Ein würdigeres Denkmal setzte ihm sein Freund Carlyle in „Life of John S.“ (Lond. 1851).

Sterlitamak, Kreisstadt im asiatisch-russischen Gouvernement Orenburg, am Zusammenflusse der Sterla und des Aschkadar, mit Zuchthaus, bedeutenden Gerbereien, Handel mit Seiden-, Baumwollen-, Wollenwaaren 2c., bedeutenden Jahrmärkten und 3500 Einw. Im Jahre 1824 fiel hier ein Regen von Meteorsteinen.

Stern, einer der leuchtenden, strahlenden und funkelnden Punkte, die des Nachts sich am wolkenfreien Himmel zeigen und die wir als Weltkörper erkennen; heraldische Figur, die, bei Wappen in allen Farben häufig vorkommend, Glück und Ruhm bedeuten soll, in Frankreich gewöhnlich mit 6, in Deutschland mit 5 oder mehr Strahlen; heißt sinkend, wenn der Strahlige zwei seiner Strahlen in die Höhe richtet, und gesenkt, wenn dies beim 6strahligen der Fall ist.

Sternalgie (v. Griech.), Brustschmerz.

Sternberg, 1) Hauptstadt einer Bezirkshauptmannschaft im österreichisch-mährischen Kreis Olmütz, unweit der Eisenbahn, hat ein altes Schloß, ein Militärknabenerziehungshaus und 12,400 Einw., welche besonders Fabrikation von Baumwollenwaaren, daneben aber auch Tuch- und Leinwandweberei, Liqueurfabrikation und Obstbaumzucht treiben. An der Stelle der jetzigen Stadt überfiel Jaroslaw von Sternberg am 21. Juni 1241 das von Liegnitz heranstürmende Mongolenheer im Lager, tödtete den Anführer und richtete eine solche Niederlage an, daß die Ueberreste nach Ungarn flohen. König Wenzel I. von Böhmen schenkte dem Jaroslaw von Sternberg, den er zum Landeshauptmann von Mähren ernannte, eine Strecke Landes als Herrschaft, wo dieser die Veste S. errichtete und zur Stadt S. den Grund legte. Die Herrschaft blieb 1409 bei der Familie des ersten Besitzers; seit Ende des 17. Jahrhunderts gehört sie dem Hause Lichtenstein. — 2) Kreisstadt in der preußischen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Frankfurt, an einem See, mit Papiermühle, Alaunwerk, Hopfen- und Weinbau, Kolonie, Theerofen u. 1450 Einw.

Sternberg, altes freiherrliches, später reichsgräfliches Geschlecht in Franken, das in Oesterreich, Böhmen und Mähren begütert ist und dessen Stammschloß im Grabfeld im bayerischen Regierungsbezirk Unterfranken und Aschaffenburg, Landgericht Königshofen, liegt, früher im Besitz der Familie Guttenberg, dann des Herzogs von Koburg war u. jetzt dem Baron von Hirsch gehört. Im J. 1663 wurde das Haus von Kaiser Leopold I. in den Reichsgrafenstand erhoben. Die böhmische Linie theilte sich darauf mit Franz Damian und Franz Leopold in eine ältere und jüngere. Jene erwarb durch Vermählung Christians von S. mit der Erbtochter des letzten Grafen von Manderscheid 1762 die reichsunmittelbaren in der Eifel gelegenen Herrschaften Geroldstein, Manderscheid und Kyll, mit Sitz und Stimme im westphälischen Grafenkollegium, nannte sich seitdem S.-Manderscheid und warb für den Verlust jener Besitzungen im Lüneviller Frieden durch den Reichsdeputationshauptschluß von 1803 mit den vormaligen Abteien Schussenried und Weißenau, zusammen 2⅔ □Meilen mit 3500 Einwohnern.

entschädigt, die jetzt eine Standesherrschaft unter würtembergischer Oberhoheit bilden. Die jüngere Linie, S.-Serowitz, besitzt die Herrschaften Potschach, Stuppach und Schlottwein in Oesterreich, Zasmuck, Czastalowitz und Serowitz in Böhmen und Güter in Mähren. Eine Seitenlinie ist die schlesische, die 1719 in den Grafenstand erhoben ward. Verwandt mit dem Hause sind auch die schwedischen Grafen von Sternberg und die Freiherren von Ungern-Sternberg.

Sternberg, 1) Kaspar Maria, Graf, verdienter Naturforscher, geboren den 6. Jan. 1761, war Präsident des Landesdirektoriums u. mehrer literarischen Anstalten in Regensburg, begab sich aber in Folge des Kriegs von 1809 nach Böhmen zurück. Bei der Stiftung des böhmischen Nationalmuseums (1822) überwies er diesem Institute, zum Präsidenten desselben erwählt, 4000 Bände naturhistorischer Werke, 500 Bohemica und alle seine Sammlungen, worunter die nach geognostischen Zeitperioden geordnete Petrefaktensammlung vielleicht einzig in ihrer Art ist. Man verdankt ihm die ersten tüchtigen Arbeiten über gewisse Gruppen vorweltlicher Pflanzen, und durch seinen „Versuch einer geognostisch-botanischen Darstellung der Flora der Vorwelt" (Prag 1825) ist er der Begründer dieses Zweiges der Botanik geworden. Auch in anderen Gebieten der Pflanzenkunde hat er sich ausgezeichnet, eine Monographie über die Steinbrecharten und viele einzelne Abhandlungen geliefert. Er † am 20. Dec. 1838.

2) Alexander, Freiherr von Ungern-Sternberg, deutscher Schriftsteller im Fache der Novelle und des Romans, geboren den 22. April 1806 auf dem Gute Noistfer bei Reval in Esthland, erhielt seine Erziehung erst im älterlichen Hause, dann nach dem Tode seines Vaters, der Kurator der Universität Dorpat war, auf dem dortigen Gymnasium. Nach dem Wunsche seines Oheims sollte er sich dem juristischen Studium widmen, doch folgte er bald seiner Neigung zur Poesie und bildete nebenbei sein nicht unbedeutendes Zeichentalent aus. Indeß mußte er 1829 sich nach dem Willen des Oheims nach Petersburg begeben, um die Verhältnisse des Civildienstes näher kennen zu lernen. Da er sich daselbst nicht heimisch fühlte, so war er froh, sich beim Ausbruch der Cholera im Herbst 1830 über Lübeck nach Deutschland begeben zu können. In Dresden machte er Tiecks Bekanntschaft und unternahm 1831 mit Otto von Stackelberg eine Reise nach Süddeutschland, wo er in Stuttgart durch Gustav Schwab mit Cotta bekannt gemacht ward. Nachdem er darauf 3 Jahre in Mannheim verweilt, besuchte er von Neuem Stuttgart, die Schweiz, Oberitalien und Wien. Schon war er auf der Heimkehr nach Rußland begriffen, als ihn ein anhaltendes Unwohlseyn, das ihn in Swinemünde festbannte, bewog, die Reise ganz aufzugeben. Er ging nach Weimar, von wo er dann nach Berlin übersiedelte. S. hat eine ungemeine Produktivität entwickelt; außer sehr zahlreichen, in Taschenbüchern und Zeitschriften verstreuten Novellen und Märchen, welche er zum Theil in seinen „Novellen" (Stuttgart 1832—34), „Erzählungen und Novellen" (Dessau 1844, 4 Bde.) und dem „Buch der drei Schwestern" (Leipzig 1847, 2 Bde.) sammelte, sind von seinen früheren Werken hervorzuheben: „Die Zerrissenen" (Stuttgart 1832); die Literatur- und Charakterbilder „Lessing" (das. 1834) und „Molière" (das. 1834); der Memoirenroman „St.-Sylvan" (Frankfurt 1839, 2 Bde.); „Alfred" (Dessau 1841), eine Satyre gegen das moderne Literatenthum; „Der Missionar" (Leipz. 1842, 2 Bde.); „Diane" (Berlin 1842, 3 Bde.), sein bester Roman und einer der gehaltvollsten in der deutschen Literatur, der ein Kriminalgemälde der modernen Gesellschaft aufrollt, das der Hautevolée wie dem Proletariat gleich tief ins Herz schneidet, ohne eine eigentlich politisch-sociale Tendenz zu verfolgen; ferner „Paul" (Leipz. 1845, 3 Bde.), worin er auf eine Regeneration des Adels durch Hebung innerer Charakterstärke hinweist. Während der Stürme des Jahres 1848 gesellte er sich zu der damals bedrängten aristokratischen Partei und arbeitete selbst eine Zeitlang für das Feuilleton der „Neuen preußischen Zeitung". In dieser Richtung sind auch seine damaligen Romane „Die Royalisten" (Brem. 1848), „Die beiden Schützen" (das. 1849) und „Die Kaiserwahl" (das. 1850) geschrieben. Nicht günstiger als diese wurden seine als „Rococofrivolitäten" bezeichneten neueren Produkte: „Die gelbe Gräfin" (Berl. 1848, 2 Bde.), „Wilhelm" (das. 1849, 2 Bde.), „Die braunen Märchen (Brem. 1850), „Der deutsche Gilblas" (das. 1851, 2 Bde.), „Ein Fasching in Wien" (Wien 1851), „Ein Karneval in Berlin" (Lpz. 1852), „Macargan" (das. 1853) u. „Die Ritter von Marienburg" (das. 1853, 3 Bde.) aufgenommen. Noch sind zu nennen: der Geisterroman „Das stille Haus" (Berl. 1854); „Erinnerungsblätter" (Lpz. 1855—60, 6 Thle.); „Die dresdener Gallerie, Geschichten und Bilder", das. 1858, 2 Bändchen; „Dorothea von Kurland" das. 1859, 3 Bde.). S. zeichnet sich durch geschmackvolle Darstellung, sinnreiche Erfindung, Witz und Ironie, sowie durch geistreiches Raisonnement aus; aber die Ausmalung sinnlicher Situationen streift sehr oft an die Grenze des Erlaubten, wenn auch meist in sehr graziöser Form. Weniger fähig, größere Stoffe zu bewältigen, bewegt er sich am leichtesten und glücklichsten auf dem Gebiete der Novelle. Aus seinen aristokratischen Gesinnungen macht er kein Hehl; der Salon bietet ihm die Scene, auf welcher er seine Gestalten am liebsten agiren läßt, die bald mit psychologischer Tiefe, bald mit frivolem Leichtsinn behandelt sind. Dabei läßt er eben so oft reformatorische als reaktionäre Tendenzen durchschimmern u. erinnert in dieser Beziehung an die Gräfin Hahn-Hahn.

Sternbilder, die Gruppen, in welche die Astronomen die Fixsterne zum Behuf leichterer Uebersicht u. Bezeichnung geordnet haben. Schon die Aegypter kannten und übten diese Art der Bezeichnung der Gestirne und nannten wenigstens die des Thierkreises zum Theil mit den jetzigen Namen. Von ihnen entlehnten sie die Griechen, welche den Bildern besonders mythologische Bezeichnungen unterlegten. Die Römer behielten die griechischen Namen der S. bei, und von ihnen sind dieselben verändert auf uns gekommen. Die 48 alten oder ptolemäischen S., welche sich schon im „Almagest" finden, sind: die 12 S. des Thier-

kreises: Widder, Stier, Zwillinge, Krebs, Löwe, Jungfrau, Wage, Skorpion, Schütze, Steinbock, Wassermann, Fische; die 22 S. der nördlichen Halbkugel: großer und kleiner Bär, Drache, Cepheus, Cassiopeja, Andromeda, Perseus, Pegasus, kleines Pferd, nördlicher Triangel, Fuhrmann, Bootes, nördliche Krone, Ophiuchus, Schlange, Hercules, Adler, Pfeil, Leier, kleiner Hund, Schwan und Delphin; die 14 S. der südlichen Halbkugel: Orion, Wallfisch, Eridanus, Hase, großer Hund, Hydra, Becher, Rabe, Centaur, Wolf, Altar, südlicher Fisch, Schiff Argo, südliche Krone. Die Dichter des Alterthums wußten diese S. sehr sinnreich mit Mythen und Sagen zu verknüpfen. Später, ungewiß wann, wurden hinzugefügt die Haare der Berenice und Antinous. Hevelius stellte aus anderen Sternen noch folgende 12 S. zusammen: Sobiesky's Schild, Einhorn, Kamelopard, astronomischer Sextant, Jagdhunde, kleiner Löwe, Luchs, Fuchs mit der Gans, Eidechse, kleiner Triangel, Cerberus und Berg Mänains. Auf der nördlichen Halbkugel sind von Verschiebenen in der neueren Zeit noch als S. vorgeschlagen: Rennthier, Einsiedler, Messier, Erntehüter, poniatowski'scher Stier, Friedrichs Ehre, brandenburgisches Scepter, Harfe Georgs, Herschels Teleskop, Buchdruckerwerkstätte, Elektrisirmaschine, Log mit der Leine, Setzwage, Luftballon, Mauerquadrant, Taube, Kreuz, Herz Karls II., jedoch sind diese Namen nicht allgemein anerkannt, und einige, wie das von der Universität Leipzig 1811 aufgestellte Napoleonsgestirn, wurden gar nicht aufgenommen. Im 16. Jahrhundert kamen nach Amerika's Entdeckung auf der südlichen Halbkugel noch hinzu: Indianer, Kranich, Phönix, Fliege, südlicher Triangel, Paradiesvogel, Pfau, amerikanische Gans, kleine Wasserschlange, Schwertfisch, fliegender Fisch und Chamäleon. Diesen fügte Halley 1675 bei seinem Aufenthalt auf Helena die Karlseiche, Reyer 1679 das südliche Kreuz und die Taube Noahs, wie auch am südlichen Himmel die große und kleine Wolke hinzu. Außerdem stehen 2 sternlose Flecken in der Milchstraße, welche die englischen Schiffer Kohlensäcke, die Astronomen die Kap- oder Magelhaensflecken nennen. Lacaille endlich vermehrte bei seinem Aufenthalt auf dem Kap der guten Hoffnung 1750 die S. noch mit folgenden: Bildhauerwerkstatt, chemischer Ofen, Pendeluhr, rautenförmiges Netz, Grabstichel, Staffelei, Seekompaß, Seeoktant, Luftpumpe, Zirkel, Lineal und Winkelmaß, Teleskop, Mikroskop und Tafelberg. Die Anzahl der S. läßt sich nicht mit Genauigkeit angeben, indem mehre nicht allgemein angenommene Bezeichnungen vorkommen. Versuche Neuerer, die S. umzutauschen, sind gänzlich erfolglos gewesen. So wollten Schiller und Schikard im vorigen Jahrhundert an die Stelle der alten heidnischen Namen biblische setzen, Weigel wollte aber Wappen statt derselben einführen. Vgl. Bode, Anleitung zur Kenntniß des gestirnten Himmels, Berlin 1823, 9. Aufl.

Sterndeutekunst, s. Astrologie.

Sterne, s. Fixsterne, Planeten, Kometen.

Sterne, Laurence, berühmter humoristischer Schriftsteller der Engländer, geboren den 24. Nov. 1713 zu Clonmel in Irland, ward von einem Verwandten erzogen, widmete sich seit 1732 zu Cambridge theologischen Studien und erlangte 1740 die Würde eines Magisters. Von seinem Oheim ward er darauf auf die Pfarrei zu Sutton befördert und noch überdies mit einer Pfründe zu York versorgt. Durch seine Verheirathung aber wurde ihm noch eine dritte Stelle, die Pfarrei zu Stillington, zu Theil. Er lebte seitdem 20 Jahre zu Sutton, an beiden Orten seine Amtspflicht versehend und nebenbei mit Lektüre, Malerei, Musik und Jagd beschäftigt. Im Jahre 1760 begab er sich nach London, um die Herausgabe der beiden ersten Bände seines „Tristram Shandy" zum Druck zu bringen, denen bis 1766 noch sieben andere folgten. Im Jahre 1762 besuchte er Frankreich und 1764 auch Italien. Eine Frucht beider Reisen war sein „Sentimental journey through France and Italy" (deutsch von Bode, Hamburg 1768—69; neue Aufl. 1771—75, und von Bruzler, Leipz. 1801). Bevor aber dies Werk zur Veröffentlichung gelangte, † er den 18. März 1768. Von S.'s sonstigen Werken sind zu nennen: „History of a watchcout" (1756), „Letters from Yorik and Eliza" (1769), „The Koran" (1769), auch einige Bände „Sermons" (1766). Sein Hauptwerk, „Tristram Shandy", ist ein buntes Durcheinander von Episoden und Abschweifungen ohne alle Ordnung und Einheit, aber ungemein reich an ächt komischen, mit rührenden Zügen untermischten Schilderungen von Scenen aus dem häuslichen Leben und meisterhaften Charakterschilderungen, sowie an feinen Bemerkungen über das menschliche Herz, welche Vorzüge es zu einem der interessantesten Werke der neueren Literatur erheben. Auch in seinem „Sentimental journey" zeigt S. klassischen Humor. Unerschöpflich in neuen Kombinationen und treffenden Naturbildern, heiter naiv bis zum Drolligen und die Herzen ergreifend durch kindliche Einfalt und Wahrheit des Gefühls, ordnet er Alles der moralisirenden Phantasie unter, deren Fülle nach allen Richtungen überströmt und der Empfindung wie dem Verstande gleiche Nahrung gewährt. Mit dem höchst gemüthlichen Tone seiner Schriften soll sein zänkischer Charakter in schneidendem Kontrast gestanden haben. S.'s Briefwechsel erschien London 1775 in 3 Bdn. Vergl. Ferriae Illustrations of S., London 1798.

Sternkammer, s. v. a. Camera stellata.

Sternkarten, Abbildungen des Himmels mit allen Sternbildern und den größeren einzelnen Sternen auf einer Fläche. Zwei Planiglobien stellen gewöhnlich den ganzen Himmel vor. Auch gibt es Karten über einzelne Theile des Himmels. Eigenthümlich ist hier die Centralprojektion, nach der man das Auge im Mittelpunkte der Himmelskugel denkt und die Sterne geradlinig auf eine die Kugel berührende Ebene bezieht und verzeichnet. Der älteste Atlas, welcher Erwähnung verdient, ist Joh. Bayers „Uranometria" (Augsb. 1603, 51 Blätter), der zuerst die Bezeichnung der hellsten Sterne durch griechische und lateinische Buchstaben enthielt und dem ein Katalog von 1706 Sternen beigegeben ist. Von späteren sind hervorzuheben: Schillers Atlas (1627) in 55 Blättern,



LAURENCE STERNE

EIGENTHUM & VERLAG DES BIBL. INSTITUTS IN HILDBURGHAUSEN

worin an die Stelle der alten Sternbilder die Apostel, Propheten und Heiligen gesetzt waren; Hevelius' „Firmamentum Sobiescianum“, 54 Blätter, worin 1900 Sterne großentheils nach eigenen Beobachtungen eingetragen sind; Flamsteed's großer Sternatlas (28 Blätter, London 1729; kleinere Ausgabe von Fortin, Paris 1776; neue Aufl., das. 1796), welcher 2919 von Flamsteed zu Greenwich beobachtete Sterne in 56 Sternbildern enthält und von Bode in Berlin 1782 in verbesserter Ausgabe in 34 Blättern erschien; Bode's „Uranographie“ (1801, 20 Blätter); Harding's Sternatlas (27 Blätter), der die zu beiden Seiten des Aequators bis zu 30 Grad Abstand stehenden Sterne bis zur achten und neunten Größe angibt. Mehr für den Unterricht sind bestimmt die Himmelsatlanten von Goldbach (Weimar 1799), Meigen (Düsseldorf 1823) und Riedig (Leipzig 1831), sowie der Atlas des gestirnten Himmels von Littrow in 18 Blättern (Stuttgart 1839). Aus der neuesten Zeit sind hauptsächlich der treffliche Atlas von Argelander („Uranographie“, Berlin 1843) und die S. von Schwinck (5 Blätter, 1843) zu nennen. Die speciellsten und genauesten S. sind diejenigen, welche auf Kosten der berliner Akademie in Folge der von derselben 1825 an die Astronomen erlassenen Aufforderung, daß jeder derselben eine Stunde oder 15 Grad der Rektaseension erforschen und bearbeiten sollte, herausgegeben werden. Sie enthalten die Fixsterne bis zur zehnten Größe, von 15 Grad südlicher bis 15 Grad nördlicher Deklination. Dieses umfassende Werk wird bearbeitet von Argelander, Bremiker, Harding, Göbel, Hussey, Inghirami, D'Arrest, Bogulawski, Fellöcker, Hencke, Knorre, Morstadt, Bluffen, Steinheil und Wolfers. Die S. von Hinds in London enthalten die meisten bis 3 Grad nördlich und südlich von der Ekliptik befindlichen Sterne bis zur zehnten Größe.

Sternkataloge, Verzeichnisse von Fixsternen, mit Angabe ihres Orts am Himmel, sind älter als Sternkarten (s. d.). Den ältesten entwarf Hipparch um 150 v. Chr.; er enthält 1022 Sterne und ist in dem „Almagest“ des Ptolemäus enthalten. Der arabische Astronom Albategnius reducirte ihn auf seine Zeit (880 n. Chr.). Später fertigten Ulugh-Beigh, Tycho de Brahe, Landgraf Wilhelm von Hessen-Kassel und Hevelius aus eigenen Beobachtungen solche Verzeichnisse an. Einen noch vollständigeren Katalog lieferte Flamsteed nach 33jährigen Beobachtungen; derselbe enthält 3000 Sterne und wurde zuerst von Halley 1712, zum zweiten Male, sehr verbessert oder vermehrt, 1725 herausgegeben. Tob. Mayer lieferte einen Katalog von 998 Sternen des Thierkreises. Piazzi fertigte für das Jahr 1800 ein Verzeichniß von 6748 Sternen (1803), das er später (1814) auf 7646 Sterne vermehrte. Weit vollständiger ist das Verzeichniß Bode's (Berlin 1801), welches 17,240 Sterne, Nebelflecken und Sternhaufen enthält. Von Rümker in Hamburg erschien 1843—52 nach eigenen Beobachtungen ein Katalog unter dem Titel „Mittlere Oerter von 12,000 Fixsternen für den Anfang von 1836“. Durch Herausgabe eines noch vollständigeren Katalogs machte sich die astronomische Gesellschaft in London verdient. Noch sind der „Fixsternkatalog“ Weiße's in Krakau (Petersburg 1846), welcher 31,900 Sterne enthält, sowie das Verzeichniß von Sternen in der Nähe der Ekliptik, die Cooper u. Graham zu Markree-Castle in Irland beobachteten u. wovon der 1851 erschienene erste Band 14,888 Sterne enthält, zu nennen.

Sternkreuzes, Orden des, von der deutschen Kaiserin Eleonore 1668 gestifteter Damenorden, wurde nur an Prinzessinnen, gräfliche und altadelige Damen vertheilt. Das Ordenszeichen hat die Form eines ovalen Medaillons mit einer breiten, blauemaillirten Einfassung, welche einen doppelten schwarzemaillirten Adler mit goldenen Klauen umschließt, auf dem ein goldenes, grünemaillirtes, mit bräunlichem Holze besetztes Kreuz liegt. Auf weißem Grunde steht auf einem geschlungenen Zettel mit schwarzen Buchstaben die Ordensdevise: Salus et gloria. An einer schwarzseidenen Bandschleife wird es an der linken Brust getragen.

Sternkunde, s. Astronomie.

Sternschnuppen (Sternschüsse, Sternschnäuzen), Erscheinungen, die sich in heiteren Nächten als leuchtende Punkte mit oder ohne nachfolgende leuchtende Schweife, scheinbar von irgend einem Sterne ausgehend, am Himmel entweder in gerader Linie oder in irgend einem Bogen, lothrecht oder schief gegen die Erde hinbewegen und in verschiedener Höhe über derselben verschwinden. Die neueren, besonders von Benzenberg und Brandes angestellten Beobachtungen bestätigen die Ansicht, daß die S. mit den sogenannten Feuerkugeln (Meteoren, Aërolithen) eins und dasselbe, nur daß letztere größer sind. Die Feuerkugeln erscheinen in der Regel aus einem lichten Wölkchen, welches später heller wird und sich entzündet, oder ballen sich aus mehren lichten Streifen zusammen, bewegen sich gleich nach ihrem Sichtbarwerden mit so ungeheurer Geschwindigkeit (viele Meilen in einer Sekunde), daß sie nur mit der Geschwindigkeit der Planeten verglichen werden kann. Sie beschreiben eine krummlinige Bahn, in welcher man deutlich die Einwirkung einer Wurfkraft und die der beschleunigenden Schwere wahrnimmt, ziehen, indem sie sich vergrößern und zu feurigen Flammen, Funken und Rauch ausstoßenden, oder diese als einen Schweif nachziehenden Kugeln ausbilden, in mehr oder weniger schiefen, manchmal auch in mit dem Horizont fast parallelen Richtungen über große Länder- und Meerestheile, mehre Bogensprünge oder senken sich in parabolischen Bahnen, platzen dann in einer gewissen Nähe über der Erde mit einem heftigen Knall und fallen endlich als Steinregen in Bruchstücken, kalt oder oft glühend heiß, zur Erde. In dem letzteren Fall verbreiten sie Schwefelgeruch und dringen häufig mehre Fuß, ja sogar Klaftern tief in die Erdoberfläche ein. Auch bei Tage hat man solche Meteorsteine aus kleinen graulichen Wolken unter starkem Getöse herabfallen sehen. Frisch gefallen waren sie noch heiß. Man fand in den entdeckten Stücken durchschnittlich Meteoreisen, Kobalt, Nickel, Kupfer, Chrom, Mangan, Kieselerde, Bittererde,

Thonerde, Kalk, Natron, Salzsäure, Wasser, Schwefel, Kohlenstoff. Das Erscheinen der Feuerkugeln, deren Richtung und Geschwindigkeit hängt von Jahres- und Tageszeiten, Klima, Winden, Weltgegenden und allen sonst bekannten Veränderungen der Erde und der Atmosphäre derselben ab. Man sieht sie aus ungeheurer Höhe herabstürzen, und in der Regel ist diese noch viel bedeutender, als sie erscheint, denn man fand oft die nicht zu bezweifelnde Höhe von 1—64 Meilen. Unter die vorzüglichsten gediegenen Eisenmassen gehören: das sibirische Meteoreisen, von Pallas 1772 gefunden, 1400 russische Pfund wiegend; das agramer, 71 Pfund im Gewicht, dessen Herabfallen den 20. Mai 1751 bei Hradschina im agramer Komitat amtlich bestätigt worden ist; das elbogener (der verwünschte Burggraf) von 191 Pfund; das kapsche von 171 Pfund; mehre in Meriko aufgefundene von 300—400 Centner Gewicht. Konstatirt sind besonders der Meteorsteinfall vom 26. April 1803 bei Aigle im französischen Departement Orne, welchen Briot untersuchte, und der am 22. Mai 1808 zu Stannern in Mähren. Am 13. Nov. 1835 soll sogar durch einen solchen Aërolithen im französischen Departement Ain ein Haus angezündet worden seyn. Außer den eigentlichen Meteorsteinen fallen in seltenen Fällen große Massen gediegenen Eisens herab, deren einige nach historischen Beweisen diesen Ursprung haben, während anderen wegen der Aehnlichkeit ihrer Gestalt und Bestandtheile, sowie wegen ihrer isolirten Lage eine solche Herkunft zugeschrieben wird. Sie bestehen im Allgemeinen aus weichem, nickelartigem, blasigem und in den Höhlen mit Olivin angefülltem Eisen und bilden oft wahrhaft ungeheure Massen, wie z. B. die durch von Humboldt bei Duranga gefundene 400 Centner schwer ist. Die Erscheinung dieser Meteore hat nichts Periodisches, auch keinen Zusammenhang mit anderen meteorischen Phänomenen, sondern ist rein zufällig. Anfangs hielt man die Nachrichten von herabgefallenen Steinen für Fabeln. Chladni zeigte zuerst die Unleugbarkeit der Thatsache und erklärte die Meteorsteine für kosmischen Ursprungs. Olbers, Patrin u. A. hielten sie für atmosphärische Gebilde, welche Hypothese aber in der großen Feinheit der oberen Atmosphäre, über deren muthmaßliche Grenze die Feuerkugeln hinausgehen, ein unübersteigliches Hinderniß findet. Olbers äußert sich dann 1795 dahin, daß Auswürfe von Mondvulkanen bei uns anlangen könnten, und als Laplace 1802 dieselbe Meinung über die Meteorsteine aussprach, fand sie vielen Beifall und Mehre zeigten durch Rechnung die Möglichkeit solcher Wurfkräfte. Wenn man aber die große Geschwindigkeit der Bewegung berücksichtigt, welche ihnen selbst in den höchsten Regionen eigen ist, so bleibt kaum eine andere Hypothese übrig, als sie für kosmisch zu halten. Sie kommen in der Regel als dunstförmige, glühende Massen in der Erdatmosphäre an, sintern durch Entzündung der Wärme zu festen, leicht zerplatzenden und anfänglich zerreiblichen Massen zusammen und erhalten einen nur dünnen, in der wenig dichten und daher nicht viel Sauerstoffgas darbietenden Luft schwach oxydirten Ueberzug. Hieraus erklärt sich zugleich die Kleinheit der herabfallenden Massen gegen ihre anfängliche Größe. Ihre zuweilen aufsteigende, sogar hüpfende Bewegung ist der Entwickelung elastischer Dünste, als Folge der großen Hitze, nach Art der Bewegung von Raketen zuzuschreiben. Die eigentlichen S. werden in den mittleren Breiten am meisten gesehen; ihr Erscheinen ist nicht an bestimmte Zeiten gebunden, und in manchen Nächten werden sie in außerordentlicher Zahl sichtbar. Auch ist ein Zusammenhang mit den Jahreszeiten noch nicht konstatirt, obwohl sie im Herbst in der Regel mehr gesehen werden, als zu anderen Zeiten. Benzenberg und Brandes suchten ihre Entfernung, Geschwindigkeit und Bahn zu bestimmen. Aus den von Letzterem 1823 gleichzeitig in Breslau und Dresden veranstalteten Beobachtungen hat sich ergeben, daß manche S. am Anfang und Ende ihres Erscheinens eine Höhe von 100 und mehr Meilen haben, bei der großen Mehrzahl aber ihre Höhe nur 3—30 Meilen beträgt. Bei weitem die meisten Bahnen hatten südwestliche, mithin eine der Bewegung unserer Erde im Weltraume entgegengesetzte Richtung. Die Geschwindigkeit der S. ergab sich zwischen 4 und 8 Meilen in einer Sekunde. Nach Benzenberg lassen sich durchschnittlich jede Nacht 30—50 S. beobachten. Manchmal erscheinen sie jedoch ungleich häufiger, und namentlich sind sie vom 12.—14. November, sowie vom 9.—14. August in außerordentlicher Menge gesehen worden. Auf die Annahme ihres periodischen Vorkommens leitete zuerst der ungeheure, von Olmsted und Palmer in Nordamerika in der Nacht vom 12. zum 13. November 1833 beobachtete Sternschnuppenfall, wo an einem und demselben Orte binnen 9 Stunden wenigstens 240,000 so dicht wie Schneeflocken fielen, welche alle von einer und derselben Stelle des Himmels ausgingen, nahe beim Stern γ im Löwen. Gerade um dieselbe Zeit hatte Humboldt in Nordamerika schon 1799 einen großen Sternschnuppenfall beobachtet. Auch bei den Sternschnuppenfällen im August nahm man eine übereinstimmende Richtung derselben nach einem Punkte zwischen dem Pegasus und dem Stier wahr. Gegenwärtig zweifelt man kaum mehr daran, daß die S., wie die Feuerkugeln und Meteorsteine, kosmischen Ursprungs und wahrscheinlich Massen sind, welche, wie die Planeten, um die Sonne kreisen und, in die Anziehungsatmosphäre der Erde gerathend, herabfallen. Ihre Feuer- und Lichterscheinung wird am einfachsten durch die Annahme erklärt, daß diese kleinen Weltkörper mit einer Atmosphäre brennbarer Gase umgeben sind, welche sich beim Eintritt in die sauerstoffhaltige Atmosphäre unserer Erde entzündet. Was aber die periodischen massenhaften Sternschnuppenfälle anlangt, so möchten dieselben wohl daraus zu erklären seyn, daß außer unzähligen einzeln um die Sonne kreisenden Körpern der Art ganze Schwärme derselben einen Ring oder auch mehre um die Sonne bilden, dessen Ebenen an einer bestimmten Stelle die Erdbahn schneiden, in denen aber diese Asteroiden selbst ungleich vertheilt sind.

Sternum (lat.), das Brustbein der Wirbelthiere.

Sternwarte (Observatorium), ein zu

astronomischen Beobachtungen bestimmtes Gebäude. Soll ein solches seinen Zweck erfüllen, so muß es auf einem freien Platze außerhalb einer Stadt liegen, da sonst nicht nur die aufsteigenden Dünste und der Straßenstaub die Beobachtung erschweren, sondern durch das Wagengerassel auch die Instrumente erschüttert werden würden, was der Genauigkeit der Beobachtung bedeutend Eintrag thut. Auch gibt man dergleichen Gebäuden nur mittlere Höhe, da sie so den Schwankungen weniger unterliegen, als bei großer Höhe. Zu den zu Beobachtungen dienenden Instrumenten gehören vornehmlich Meridiankreise, Passageninstrumente, Aequatoreale, Theodoliten, Heliometer, große Refraktoren oder Teleskope, die auf Stativen ruhen, ꝛc. Unentbehrlich zur Berechnung sind auch genau gehende Uhren und Chronometer. Unter den neueren S.n sind die berühmtesten die zu **Paris**, von 1664—72 errichtet, die zu **Greenwich**, 1672 errichtet, die zu Palermo, 1789 von Piazzi errichtet, die zu Dorpat von 1812, die zu Berlin, neu gebaut 1832—35, und die großartige russische Centralsternwarte auf dem Pulkowaberge, 1833—39 errichtet. Wenig mehr als historisches Interesse wegen dort gemachter Entdeckungen haben die S.n auf dem Seeberge bei Gotha, die zu Königsberg, die von Schumacher zu Altona, die von Olbers in Bremen, die von Schröter in Lilienthal bei Bremen, die von Herschel in Slough bei Windsor ꝛc. Größere öffentliche Observatorien befinden sich gegenwärtig zu Amsterdam, Athen, Bologna, Bonn, Brüssel, Cambridge, Christiania, Coimbra, Dublin, Durham, Edinburg, Florenz, Genua, Göttingen, Hamburg, Helsingfors, Kasan, Kopenhagen, Krakau, Kremsmünster, Leipzig, Leyden, Lissabon, Mailand, Marseille, Modena, Moskau, München, Neapel, Nismes, Oxford, Padua, Parma, Pisa, Rom, Stockholm, Toulouse, Turin, Upsala, Utrecht, Warschau, Wien, Wilna ꝛc., während die zu Breslau, Halle, Kiew, Marburg, Mannheim, Nikolajew, Ofen, Prag, Riga, Speier, Tübingen entweder ruhen, oder ganz eingegangen sind. Von Privatsternwarten verdienen Erwähnung die zu Bilk bei Düsseldorf, die von Schwabe in Dessau, die von Bishop in London, die zu Markret-Castle in Irland und die zu Senftenberg in Böhmen. Namhafte außereuropäische S.n sind die zu Batavia, Trivanderam in Ostindien, in der Kapstadt in Südafrika, in Cincinnati, Cambridge und Washington in Nordamerika, San-Jago in Chili (seit 1852), Paramata in Neusüdwales. In Thätigkeit sind gegenwärtig auf der ganzen Erde etwa 70 S.n, abgesehen von den kleinen Privatsternwarten.

Sternwürmer (Holothuriden, Holothurien oder Seewalzen), Ordnung der Strahlthiere, charakterisirt durch den meist wurmförmig verlängerten, walzigen oder halbwalzigen Leib, an dem sich zuweilen kein Unterschied zwischen Rücken- und Bauchseite bemerken läßt, die lederartige, glatte oder geringelte Haut, deren Gewebe zahlreiche kleine, verschiedengestaltete Kalkkörperchen enthält, die am Bauche oder allenthalben befindlichen kurzen Fortsätze oder Füßchen, mittelst deren sich diese Thiere fortschieben, und den mit einziehbaren, gefransten Fühlern umkränzten Mund, der bei manchen zum Festsaugen dient. Sie leben in der Nähe der Küsten und entwickeln sich aus einer weichen Larve (Aurikularie), welche allmählig eine walzen- oder wurmförmige Gestalt annimmt, woraus dann durch Metamorphose die Holothurie hervorgeht. Mehre Arten geben unter dem Namen **Trepang** in China als Nahrungsmittel einen nicht unwichtigen Handelsartikel ab. Dies gilt namentlich von der **eßbaren Seegurke** (*Holothuria edulis Lesson*), die ½—1 F. lang u. 2—4 Zoll dick, walzig, runzelig, braun, schwarz punktirt ist, mit 6—8 schildförmigen Fühlern am Munde und zerstreut am Bauche stehenden Füßchen. Sie findet sich in Menge an der Nordküste von Neuholland und zwischen den Molukken im indischen Ocean, wo sie von Mollusken und Seegewächsen auf dem Meeresgrunde lebt, und wird nebst verwandten Arten durch Taucher, meist des Nachts bei Fackelschein mittelst dünner Bambusrohre, gefischt (jährlich an 8000 Centner), aufgeschlitzt, getrocknet, geräuchert und mit Gewürz zubereitet als Leckerei genossen. In Makassar unterscheidet man über 30 Sorten Trepang, die, in Bündel verpackt, besonders an die Chinesen abgesetzt werden.

Sternzeit, die Zeit, welche durch Beobachtung des Auf- und Untergangs der Sterne, also durch die scheinbare tägliche Umdrehung des Himmels regulirt wird im Gegensatz zur Sonnenzeit (s. d.). Beobachtet man einen Fixstern, z. B. wenn er über dem Horizonte kulminirt, und mißt die Zeit, bis er an demselben Orte wieder kulminirt, so hat man die Länge eines **Sterntags**. Ein solcher ist kürzer als der Sonnentag, nämlich nach mittlerer Sonnenzeit = 23 Stunden 56 Minuten u. 4,09 Sekunden, und ein tropisches Jahr hat genau einen Sterntag mehr, als es Sonnentage hat, weil die Sonne in dieser Zeit durch ihre jährliche Bewegung einmal um die Erde herum geht, während der Fixstern unverändert stehen bleibt. Die Astronomen zählen den Sterntag von der Kulmination des Frühlingspunktes, d. h. desjenigen Punktes, in welchem die Sonne im März den Himmelsäquator passirt, auf dem Himmelsäquator. Wenn irgend ein Stern zu einer anderen Tageszeit kulminirt, so zeigt die S. die Zeit an, welche seit der Kulmination des Frühlingspunktes verstrichen ist. Verwandelt man diese Zeit in einen Kreisbogen, indem man 360° auf 24 Stunden rechnet, so hat man denjenigen Bogen des Aequators von Abend nach Morgen gerechnet, um welchen der kulminirende Stern von dem Frühlingspunkte absteht, d. h. man hat dessen gerade Aufsteigung. Die Astronomen bedienen sich besonderer Uhren, welche die S. zeigen.

Sterzing, Stadt im österreichisch-tyroler Kreis Bruneck, am rechten Ufer der Eisack, mit 2 Vorstädten, Landgericht, Bergamt, Deutschordenskommende, Fabriken in Eisenwaaren, Eisen- und Silberbergwerken und 1400 Einw.

Stesichorus, griechischer Dichter aus Himerä auf Sicilien, blühte um 630 v. Chr. und † erblindet im hohen Greisenalter 556 v. Chr. zu Catana. Seine Gesangskunst ward durch die Sage verherrlicht, daß sich dem neugebornen Kinde eine Nachtigall auf den Mund gesetzt und der Greis als grauer Schwan des Apollo sein Leben in Lie-

dern ausgehaucht habe. Seine Poesien, von denen im Alterthum 26 Bücher vorhanden waren, gehörten der lyrischen Gattung an, indem er epische Stoffe in solcher, sich der chorischen Darstellung anschließenden Form behandelte, und waren im dorischen Dialekt verfaßt. Die vorhandenen Bruchstücke sind gesammelt von Blomfield in Gaisfords „Poetae minores Graeci“ (Bd. 3, Leipz. 1823), in Schneidewins „Delectus poesis Graecorum elegiacae etc.“ (Abth. 3, Göttingen 1839) und Bergks „Poetae lyrici Graeci“ (Leipz. 1843), auch von Kleine in einer besonderen Ausgabe (Berlin 1828).

Stet, fest, unbeweglich; vom Reiten, eine stete Hand haben, eine Führung haben, die dem Pferde nicht den Willen läßt, ohne es deshalb zu fest zu halten.

Stethoskop (v. Gr.), s. Auskultation.

Stetig, fest, unbeweglich; ununterbrochen, fortdauernd. Eine s.e Größe nennt man eine solche Größe, deren einzelne Theile nicht streng von einander gesondert werden können, sondern in einander fließen, bei denen also die Zahl der Theile sich nicht genau angeben läßt, daher ihre Theilbarkeit bis ins Unendliche denkbar ist.

Stetigkeit, s. v. a. Kontinuität.

Stetigkeitstheorie, jede geologische Theorie, die sich auf Lyells Annahme der fortdauernden gleichmäßigen Umwandlungen stützt.

Stettin, 1) Hauptstadt der preußischen Provinz Pommern und des gleichnamigen Regierungsbezirks, an der Oder und der berlin-stettin-posener Eisenbahn, besteht aus der eigentlichen Stadt u. den Vorstädten: großer u. kleiner Lastadie, Schiffsbau-Lastadie, der Pladdrine, Ober- und Unterwieck, der Citadelle und der alten und neuen Torney. Die Ladastie wird durch 2 hölzerne Brücken mit der Stadt verbunden. Außer diesen erwähnten 2 Brücken sind noch 2 andere große Brücken, die 398 Fuß lange Langebrücken. die 407 Fuß lange Baumbrücke vorhanden. Diese ist mit 7 ganzen und 2 halben Bastionen, vor denen Ravelins und Kontregarden liegen, und noch an mehren Punkten westlich und nördlich durch eine zweite, mehre Fronten umfassende Umwallung befestigt. Zwischen der Stadt und der Citadelle (Fort Preußen) wurde in den 40er Jahren ein neuer Stadttheil angelegt und die Kommunikation zwischen beiden befestigt, die bisherigen dortigen Werke der Stadt dagegen weggerissen. Außer dem genannten Fort Preußen sind noch die detaschirten Forts Wilhelm und Leopold vorhanden. Die Stadt hat 5 Hauptthore, 8 Pforten und innere Thore, 4 große öffentliche Plätze, nämlich den anklamer oder Königs- (auch weißen Parade-) platz, mit einer von Schadow gearbeiteten, 1793 aufgestellten Marmorstatue Friedrichs des Großen, den neuen Paradeplatz mit der Statue Friedrich Wilhelms III., den Roßmarkt mit Springbrunnen, 5 Kirchen, eine katholische Kapelle, ein Gymnasium mit Sternwarte, eine Real- und 2 Bürgerschulen, 7 andere Schulen, ein Schullehrerseminar, eine Zeichenschule, eine Steuermanns- und Schiffsbauschule, eine Hebammenlehranstalt, ansehnliche Stiftungen für Arme und Hülfsbedürftige, ein Zucht- und Arbeitshaus, mehre See- u. Stromversicherungsanstalten, eine Gesellschaft für pommersche Geschichte und Alterthumskunde mit reicher Antiquitätensammlung ꝛc. Unter den öffentlichen Gebäuden sind bemerkenswerth: das Schloß, sonst die Residenz der Herzöge von Pommern, in welchem die Landschaftsbehörden ihren Sitz haben, das Gouvernementshaus, Landschaftshaus mit bedeutender Bibliothek, Schauspielhaus, Zeughaus, die große Kaserne, das Seglerhaus, die Börse, die Lazarethe, außerdem viele öffentliche Gebäude, Mühlen, Magazine, Fabriken ꝛc. S. ist der Sitz des Oberpräsidiums der Provinz, der königlichen Regierung und des Oberlandesgerichts von Pommern, eines Stadtgerichts, das aus einer Kriminal-, Vormundschaftsdeputation und einem See- und Handelsgericht besteht, des Konsistoriums und Provinzialschulkollegiums, franz.-reformirten Konsistoriums, des Steuerdirektoriums der Provinz, Hauptsteueramts mit Packhof, mehrer Konsulate. Die Stadt hat bedeutende Tuch-, Rasch-, Wollenzeuch-, Linnen-, Baumwollen- und Hutfabriken, Bandwebereien, Garnspinn-, Segeltuch- und Korduanfabriken, Ligneur- und Riechwasserfabriken, Bierbrauereien, Zuckersiedereien, Rauch- und Schnupftabaksfabriken, eine Ankerschmiede, wo die Anker für alle Schiffe der preußischen Armee gefertigt werden, eine Maschinenbauanstalt, lebhaften Schiffbau und 50,000 Einwohner. S. ist eine der Haupthandelsstädte Preußens. Vorzüglich ist der Speditionshandel im Schwung, und der Seehandel erstreckt sich bis nach Holland, England, Frankreich, Spanien, Portugal, Italien und Nordamerika. Namentlich werden von hier aus die Natur- und Manufakturerzeugnisse Schlesiens verführt. Unter den Ausfuhrartikeln stehen Getreide, Spiritus, Oelsamen, Zink, Wolle, Flachs, Kleesamen, Lumpen, Knochen obenan. Für Farbehölzer, französische Weine, Fettwaaren und Häringe ist S. einer der Hauptmärkte Deutschlands. Sehr wichtig ist auch der Holzhandel. Für den eigenen Handel unterhält die Stadt gegen 200 Schiffe. Der eigentliche Hafen für die großen Schiffe ist Swinemünde; doch ist auch die Swine, das Fahrwasser in der Stadt, in neuerer Zeit für größere Schiffe fahrbarer gemacht worden. Die Umgebungen der Stadt sind durch Gartenanlagen und Spaziergänge verschönert. Bemerkenswerth in der Umgegend ist das Sommerpalais der Prinzessin Elisabeth von Braunschweig, der Grünhof, der Friedrichshof ꝛc. S. ist eine von den Wenden gegründete Stadt und kommt seit der Zeit der sächsischen Kaiser als Stedyn (Stetyn), als Stadt des Gaues Cithne, vor. Es soll hier eine der heiligen Stätten der Wenden gewesen seyn. Einer andern Annahme zufolge verdankt S. seinen Ursprung den Sedinern, einem slavischen Volke, nach denen es anfangs Sedinum und dann Stettinum genannt worden seyn soll. Zu größerer Bedeutung gelangte S. erst nach dem Untergange der Handelsstadt Vineta, indem sich nun der Handel hierher zog. Im J. 1121 wurde die Stadt unter Boleslaw überfallen und bald darauf fand das Christenthum daselbst Eingang. Später nahmen die pommerschen Herzöge hier ihre Residenz und die Stadt wurde Hauptstadt eines Herzogthums, sowie Festung. Als solche

wurde sie 1213 vom Markgrafen Albrecht von Brandenburg erobert. Im J. 1243 erhielt sie das magdeburgische Recht, wurde 1296 bei der Theilung des pommerschen Herzogsstammes in 2 Linien die bestimmte Residenz der Linie Pommern-S. Unter der Regierung dieser Fürsten wurde S. ganz umgebaut u. trat 1360 zum Hansabunde. Im Jahre 1464 starb die Linie Pommern-S. aus. Im Jahre 1466 bemächtigte sich Friedrich II., Kurfürst von Brandenburg, der Stadt S. durch Verrath, gab sie 1472 jedoch wieder an Pommern zurück, von welcher Zeit an sie fast ausschließliche Residenz des Herzogs von Wolgast wurde. Im Jahre 1522 wurde die Reformation daselbst eingeführt. Im Jahre 1629 entstand durch neue Theilung wieder eine andere stettinische Linie, die zwar mit Barnim IX. 1573 wieder ausstarb, aber sogleich durch seinen Neffen wieder ersetzt wurde. Am 10. Juli 1630 wurde S. den Schweden unter Gustav Adolf eingeräumt, der, die hohe Wichtigkeit des Plahes erkennend, große Verbesserungen an der Befestigung vornahm und den ersten Grund zu dem jetzigen Fort Preußen legte, worauf 1639 die Kaiserlichen die Festung vom 20. Sept. bis 5. Nov. vergeblich belagerten. Auch 1659 ward die Stadt vergeblich von kaiserlichen Truppen belagert. Ende des Jahres 1677 dagegen ward sie nach langer Belagerung von dem Kurfürsten von Brandenburg durch Kapitulation eingenommen, aber schon 1679 an Schweden zurückgegeben. Eine abermalige Belagerung hatte sie 1713 im nordischen Kriege von den verbündeten Preußen, Sachsen u. Russen auszuhalten. Am 6. Oktober kapitulirte sie und ward darauf von den Preußen besetzt. Im Frieden von Stockholm 1720 ward S. und Vorpommern bis an die Peene an Preußen abgetreten, welches dafür 2 Millionen Thaler an Schweden zahlte. Unter der preußischen Herrschaft hob sich die Stadt in merkantilischer und industrieller Beziehung sehr und gelangte bald zu hoher Blüthe. Im siebenjährigen Kriege hatte sie keine Belagerung auszuhalten. Nach der Katastrophe von 1806 aber übergab der preußische General Romberg die Festung auf die erste Aufforderung, obgleich die Besatzung 6000 Mann zählte. S. war darauf bis 1813 im Besitz der Franzosen. Am 5. December dieses Jahres ward die Stadt nach langwieriger harter Belagerung den Preußen übergeben. Vgl. Die Belagerungen S.s seit Anfang des 12. Jahrhunderts, Stettin 1832.

2) (**Neu-S.**), Kreisstadt in der preußischen Provinz Pommern, Regierungsbezirk Köslin, zwischen den Seen Strelzig und Wilm, mit Gymnasium, Spital, Landarmenhaus, Schloß, Tuch-, Rasch- und Hutmanufakturen, Weißgerberei, Brauerei, Branntweinbrennerei, Viehzucht, Handel mit Tuch, Wollenzeuch und Malz, frequenten Jahrmärkten und 4200 Einw.

Steuben, Karl, gefeierter Künstler der modernen französischen Malerschule, geboren 1791 zu Mannheim, kam früh nach Paris, wo unter David, R. Lefèvre und Baron Gros sein ausgezeichnetes Talent sich in kurzer Zeit entfaltete. Er erregte schon 1813 Aufsehen mit einem großen Gemälde, welches Peter den Großen in einem Sturme auf dem Ladogasee darstellte. Später malte er mehre Scenen nach deutschen Dichtern, so den Schwur auf dem Rütli, Tell, den Nachen von sich stoßend, rc. Im Jahre 1819 malte er den Bischof St. Germain, wie ihm König Childerich seine Schätze zur Vertheilung an die Armen übergibt, und 1822 rühmte man ein mythologisches Bild von ihm, welches Merkur und Argus vorstellt. Hierauf ging er an eine kolossale Darstellung aus der Kindheit Peters des Großen, welche seit 1828 in der Gallerie Luxembourg zu sehen ist. Zu seinen bewundertsten Gemälden gehören aber Peter der Große als Kind, durch seine Mutter vor den aufständischen Strelitzen gerettet, Napoleons Rückkehr von Elba und Napoleons Tod. Treffliche historische Porträte und Schlachtenbilder von ihm, darunter die Schlachten von Tours, Poitiers und Waterloo, finden sich in der historischen Gallerie zu Versailles. Im Saale des Staatsraths und des Museums zu Paris führte er allegorische und historische Darstellungen in Fresko aus, die sich eben sowohl durch treffliche Komposition, als durch blühendes Kolorit auszeichnen. Unter seinen Staffeleibildern sind noch hervorzuheben Esmeralda, Judith, Hagar vor Abraham, Joseph und Potiphars Frau, Mirabeau in der Assemblée. Seine Porträte zeichnen sich durch Wahrheit, Kraft und feine Pinselführung aus, so das Napoleons, des Prinzen von Preußen, Alex. von Humboldts u. a. Obwohl S. zuweilen in einen übertriebenen Manierismus verfällt, so machen doch seine Gemälde durch den Reichthum der Phantasie u. die lebenvolle Darstellung einen ungemeinen Eindruck. S. † 1856 zu Paris.

Steudel, Johann Christian Friedrich, deutscher supranaturalistischer Theolog, geboren zu Eßlingen am 25. Oktober 1779, studirte, auf dem Pädagogium zu Eßlingen und dem Gymnasium zu Stuttgart vorbereitet, zu Tübingen und ward 1805 Repetent daselbst. Im Jahre 1808 ging er, von der Regierung unterstützt, nach Paris, um sich mit orientalischen Sprachen zu beschäftigen. Nach seiner Rückkehr (1810) kam er als Prediger nach Kannstadt, habilitirte sich aber 1812 in Tübingen, wo er 1815 eine ordentliche Professur erhielt. Er † am 27. Okt. 1824. Er schrieb „Ueber die Haltbarkeit des Glaubens an geschichtliche höhere Offenbarung" (Stuttgart 1814); „Ueber die Behandlung der Sprache der heiligen Schrift, als einer Sprache des Geistes" (Tübingen 1822); „Grundzüge einer Apologetik des Christenthums" (das. 1830); „Welche Behandlung der Dogmatik verlangt von uns die Rücksicht auf die Anforderungen der Kirche" (das. 1834), in der er den Supranaturalismus der Schule Storrs (s. d.) gegen neuere Systeme zu retten suchte. Nach dem Erlöschen des bengelschen „Archivs" begründete er 1828 die „Tübinger Zeitschrift für Theologie".

Steuerbewilligung u. Steuerverweigerung. Unter Steuerbewilligungsrecht versteht man in repräsentativen Staaten das Recht der Volksvertretung, für jede neue Finanzperiode das Budget einer wiederholten Prüfung zu unterwerfen und die zu seiner Ausführung erforderlichen Geldmittel aus dem Volksvermögen, die auf dem Wege der direkten od. indirekten Besteuerung beizutreiben sind, zu bewilligen. Das

Steuerbewilligungsrecht involvirt daher gewissermaßen auch ein Steuerverweigerungsrecht; denn werden die zur Ausführung des Budgets nöthigen Gelder nicht bewilligt, so können dieselben von der Staatsregierung nicht erhoben werden und sind daher als verweigert anzusehen. Doch verbindet man mit dem Ausdruck Steuerverweigerung noch einen anderen Sinn n. bezeichnet damit die von der Volksrepräsentation dekretirte Weigerung des weiteren Bezahlens der für die Finanzperiode schon bewilligten Steuern, nm dadurch der mißliebig gewordenen Regierung die ferneren Subsistenzmittel zu entziehen. Eine solche Steuerverweigerung möchte als förmliches Recht der Volksvertreter schwerlich in irgend einer Verfassung aufgeführt seyn. Das deutsche Bundesrecht spricht dasselbe (Art. 58 der wiener Schlußakte) der Volksvertretung entschieden ab, und auch das Recht der relativen Steuerverweigerung oder der Verminderung des Budgets ist durch die Beschlüsse vom 28. Juni 1832 und 30. Oktober 1834 wesentlich beschränkt worden. In England wird zwar das Recht der Steuerverweigerung als selbstverständlich anerkannt, ist aber nur selten geübt worden. Das Steuerbewilligungsrecht bildet überall den Kern der ständischen Rechte, und die Geschichte zeigt klar, daß die Stände so lange das Vertrauen des Volks und die Kraft sich bewahrt haben, als sie im Stande gewesen sind, dasselbe ungeschmälert und unbeeinträchtigt zu erhalten.

Steuerbord (Tribord), Seite des Schiffes, welche, wenn man von dem Hintertheile nach vorn sieht, rechts liegt, dem Backbord (s. d.) entgegengesetzt. Jene Hälfte der Schiffsmannschaft, welche das Steuerbordsquart hat, wird Steuerbordswache genannt.

Steuerbuch, s. v. a. Kataster.

Steuerfreiheit, s. Abgaben.

Steuermann, s. Steuerruder.

Steuern, s. Abgaben.

Steuerruder, die aus Holz verfertigte Vorrichtung, welche bestimmt ist, die auf sie geschehene Einwirkung dem Schiffe mitzutheilen und durch eine horizontale Kreisbewegung, welche ihre Lage am Hintersteven erleichtert, zur Leitung des Schiffes beizutragen. Der Winkel, welchen das S. bei großen Schiffen mit jedem Borde macht, kann nicht größer als 35° seyn. Das S. selbst ist ein langes, starkes n. breites, aus mehren Stükken gezimmertes Werkzeng, welches, an eisernen Haken und Fingerlingen am Hintersteven hängend, bis an den Kiel in das Wasser hinuntergeht und dasselbe theilt, wenn es sich um seine Bänder wie um den Ruhepunkt nach jener Seite hinbewegt, wohin es der Steuermann bewegen will, um dem Schiffe diese oder jene Seitenrichtung zu geben. Es besteht aus 3 Theilen: der Pfoste, dem hintern stärkern Theil, dem Klick, und der Hacke, dem vordern breiten Theil. Unten ist es breiter, verjüngt sich jedoch nach oben um 1/3. Die Pfoste hat oben am Kopfe ein 4eckiges Loch für die Ruderpinne, d. i. einen Hebel von Eichenholz, der in das Schiff hineingeht und womit das S. gedreht wird, was bei breiten Flußkähnen und kleinen Kauffahrteischiffen mit den Händen oder mittelst der Rudertaljen, einfacher Flaschenzüge auf jeder Seite des S.s, auf größern Schiffen, wo es größerer Kraft zur Bewegung bedarf, mittelst eines Steuerrads hinter dem Besahnmast geschieht. Es ist zu dem Ende ein ungetheertes Tau, das Steuerreep, um die Welle des Steuerrads geschlungen und geht durch das im Deck befindliche Scheibengat hinunter, das eine Ende nach dem rechten, das andere nach dem linken Bord des Schiffes, daselbst durch einen Block und nach der Ruderpinne zurück, wo beide Enden befestigt sind. Der Schiffsbeamte, der die Leitung des Schiffs nach dem von dem Kapitän bestimmten Kurs besorgt und daher Alles unter seiner Aufsicht hat, was zu den Beobachtungen gehört, Kompasse, Sextanten, Logleinen 2c., heißt Steuermann. Sind 2 Steuerleute vorhanden, so heißt der zweite Untersteuermann. Wenn ein Lootse (s. d.) an Bord des Schiffs genommen wird, so verrichtet dieser den Dienst des Steuermanns. Die Kenntnisse, welche dem Steuermann auf der Fahrt über das Meer unentbehrlich sind, um jeden Moment den Lauf des Schiffs bestimmen zu können, machen die Steuermannskunst (Nautik) aus und sind theils theoretische (mathematische und astronomische), theils praktische. Der Steuermann war schon im Alterthum eine Hauptperson auf dem Schiffe; sein Platz war auf dem Hintertheil des Schiffes, u. Alles, was geschehen sollte, hing von seiner Anordnung ab. Verlangt wurde von ihm schon damals genaue Kenntniß des Gebrauchs des S.s, der Segel und aller bei der Schifffahrt gebrauchten Werkzeuge, ferner Kenntniß der Winde, der Gestirne und ihres Einflusses auf die Erde und die Witterung, endlich des Meeres, besonders wo gute Häfen, Klippen, Sandbänke 2c. waren.

Steuerverein, Vereinigung, welche den 1. Mai 1834 zwischen Hannover, Braunschweig u. Schaumburg-Lippe zum Behuf eines gemeinschaftlichen Zollsystems zu Stande kam und der sich unter dem 7. Mai 1836 auch noch Oldenburg anschloß. Im Wesentlichen nahm dieselbe Grundsätze und Gesetzgebung des Zollvereins (s. d.) an. Die vielfachen Berührungen aber, in welche beide Vereine mit einander kamen, führten am 1. November 1837 zu einem Vertrag, worin man sich beiderseits anheischig machte, dem Schleichhandel auf der Grenze nach Kräften entgegenzuwirken, und es wurden zu diesem Zwecke einige kleinere hannöverische und braunschweigische Gebietstheile mit einer Gesammtbevölkerung von 38,000 Einwohnern dem Zollverein, dagegen einige bisher von letzterem ausgeschlossene preußische Dörfer mit einer Gesammtbevölkerung von 18,000 Einwohnern dem S. zugewiesen. Im Jahre 1840 ward von Seiten des S.s dieser mit dem Jahre 1841 ablaufende Vertrag gekündigt. Braunschweig trat darauf den 1. Januar 1842 dem Zollverein bei, wobei es aber seinen Harz- und Weserdistrikt für 1842 noch beim S. ließ. Als aber im Mai 1843 von Seiten der braunschweigischen Regierung der hannöverischen eröffnet ward, daß von 1844 an im Weserdistrikt der Zollvereinstarif, im Harzdistrikte aber geringere Sätze eingeführt werden sollten, erblickte Hannover in dieser Maßregel einen feindseligen

Angriff auf sein Zollsystem. Nach mannichfachen Belästigungen des Grenzverkehrs schloß es am 16. Oktober 1845 mit dem Zollverein einen Vertrag ab, welcher die Hemmung des Schleichhandels, den Anschluß einiger hannöverschen Distrikte an den Zollverein, sowie den Anschluß einiger preußischen und braunschweigischen Gebietstheile an den S., die inneren Abgaben der Enklaven, die Förderung des Meß- und Marktverkehrs, Ermäßigung der Eingangs- und Durchgangsabgaben auf gewisse Erzeugnisse festsetzte und bis zum 1. Januar 1854 gelten sollte. Nach weiteren Verhandlungen kam endlich am 7. September 1851 zwischen Preußen und Hannover ein Vertrag zu Stande, in welchem letzteres seinen künftigen Beitritt zum Zollverein versprach, und dem auch Oldenburg den 1. März 1852 beitrat. Demgemäß ward unter dem 1. Januar 1854 der ganze S. dem deutschen Zollverein einverleibt u. hörte damit auf, ein isolirtes Steuergebiet zu bilden.

Steven, Stücke Holz, welche vorn und hinten ein Schiff der Länge nach begrenzen. Das Vordersteven ist gekrümmt, bestimmt die vordere Gestalt des Schiffes, steigt von dem Kiele bis zu dem Bugspriet auf und trägt dieses. Das Hinter- oder Achtersteven ist dem Vordersteven entgegengesetzt, gerade, erhebt sich auf dem hintern Ende des Kiels und trägt das Steuerruder. Jedes Schiff wird von dem Hintersteven zu zimmern angefangen.

Stevia, Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, ausdauernde Kräuter und Halbsträucher in Mittel- und Südamerika, wovon S. Eupatoria *Willd.*, Ageratum punctatum *Ort.*, mit zierlichen, hellpurpurrothen, S. fascicularis *Less.*, mit weißen, in Köpfchen stehenden, S. purpurea *Willd.*, mit schön purpurrothen, S. salicifolia *Cav.*, mit weißen, in ausgebreiteten Doldentrauben stehenden Blüthen, als Zierpflanzen in Töpfen durchwintert und im Sommer ins freie Land gepflanzt, im Herbst einen Schmuck der Blumenrabatten abgeben.

Steward (engl.), Haushofmeister, Ordner, Rent-, Proviantmeister.

Stewart, 1) Dugald, schottischer Philosoph, geboren zu Edinburg am 22. Nov. 1753, Sohn des Professors der Mathematik Matthew S. daselbst, wurde dessen Nachfolger bereits in einem Alter von 22 Jahren. Später (1780), als in Edinburg die Professur der Moralphilosophie, die Adam Ferguson bisher bekleidet, erledigt wurde, übernahm S. dieselbe und bekleidete sie mit großem Beifall bis 1810. Er zog sich dann in die Stille des Landlebens zurück u. † in Edinburg am 11. Juni 1828. Seine philosophischen Schriften schließen sich an die von Reid an; die wichtigsten sind: „Elements of the philosophy of the human mind" (Edinb. 1792—1827, 3 Bde.); „Outlines of moral philosophy" (das. 1793; neue Aufl. 1818, französisch von Jouffroy, Paris 1826); „Philosophical essays" (Edinb. 1810); „Dissertation on the progress of metaphysical and ethical philosophy" (das. 1815), für die Encyclopaedia Britannica geschrieben; „Philosophy of the active and moral powers" (das. 1828). Eine Gesammtausgabe seiner Werke besorgte W. Hamilton (Edinb. 1854 f.).

2) Sir Charles, s. Londonderry 1).

Stewartia, Pflanzengattung aus der Familie der Theaceen, Bäume in Carolina und Virginien, in 2 Arten: S. Malachodendron *L.*, mit schönen, großen, weißgefleckten Blüthen mit purpurrothen Staubfäden und blauen Antheren, und S. pentagyna, mit einzelnen, winkelständigen, fast stiellosen Blüthen, welche als Zierpflanzen eine Durchwinterung an frostfreien Orten verlangen.

Stewartown, Stadt in der schottischen Grafschaft Ayr, nordöstlich von Irvine, mit Mützenfabrik, Weberei und 3880 Einw.

Steyer, s. Steier.

Steyermark, s. Steiermark.

Sthenelus, 1) Sohn des Actor, Begleiter des Hercules auf dessen Zug gegen die Amazonen, erschien den Argonauten in Paphlagonien, wo er begraben worden. — 2) Sohn des Capaneus und der Evadne, einer der Epigonen, machte als treuer Freund und Wagenlenker des Diomedes und tapferer Kämpfer den ganzen Krieg von Troja mit und war unter den Helden, die in das hölzerne Roß stiegen. — 3) Sohn des Perseus und der Andromeda, zeugte mit Nicippe, der Tochter des Pelops, den Eurystheus, die Alcinoe und Medusa, vertrieb den Amphitryon aus Argos u. herrschte über Mycene und Tiryns, wurde von Hyllus erschlagen.

Sthenie (v. Griech., oder sthenische Anlage), in der brownschen Erregungstheorie der Zustand vermehrter Energie der Lebensäußerungen, namentlich der Respiration und des Blutumlaufs. An und für sich nicht krankhaft, bis zu einem gewissen Grade sogar Zeichen einer guten Gesundheit, geht die S. erst dann in Krankheit über, wenn die Steigerung der Lebensthätigkeit Störungen in den einzelnen Verrichtungen und Abweichungen vom Normalzustande herbeiführt. Die unmittelbar aus der S. entstehenden Krankheiten (sthenische Krankheiten) tragen auch alle den Charakter vermehrter Energie der Lebensthätigkeit an sich und müssen durch Reizverminderung oder schwächende Mittel, z. B. Aderlaß, bekämpft werden. Bei ihrem Fortbestehen gehen sie in indirekte Asthenie über. Hypersthenie hat immer die Bedeutung von krankhafter S. Jetzt sind diese Ausdrücke in der Medizin kaum noch gebräuchlich.

Sthenosis (griech.), Verengerung von Gefäßen oder andern natürlichen Gängen aus irgend einer Ursache.

Stichblatt, das unten an dem Griffe eines Degens oder Säbels angebrachte Stück Metall, welches gewöhnlich die Gestalt einer Muschel hat und die Hand gegen feindliche Hiebe und Stöße schützen soll, bei Säbeln meist nur in der Parirstange bestehend; Gegenstand des Witzes und Spottes.

Stichomantie (v. Griech.), Wahrsagung aus Zeilen oder Versen, die schon im Alterthum im Orient und Occident übliche Wahrsagung durch Loosen, um dadurch Aufschlüsse über die Zukunft zu erhalten. Bei den Römern bestand die S. darin, daß man Dichter nachschlug, oder Stellen aus Dichtern auf Stäbchen oder Zettel niederschrieb, diese dann in einer Urne mengte und aus

dem zufällig gezogenen Loose Gutes oder Schlimmes voraussagte. Vorzugsweise benutzte man dazu die Verse der sibyllinischen Bücher oder des Virgilius. Berühmt waren schon in frühester Zeit die auf ähnliche Weise eingerichteten Orakel oder Sortes zu Cäre und Präneste. Die Mohammedaner benutzten dazu den Koran; der erste Vers, der ihnen beim Aufschlagen in die Augen fällt, ist die Wahrsagung und heißt Fal. In der christlichen Welt benutzte man die heilige Schrift für einen ähnlichen Zweck, indem man diejenigen Stellen, die man entweder zufällig aufschlug, oder die man mit der Spitze einer Nadel, welche man aufs Ungefähr zwischen die Blätter der zugeschlagenen Bibel steckte, bezeichnet hatte, für bedeutsam hielt. Diese Art von S. wurde unter den Herrnhutern und Methodisten sehr gewöhnlich.

Stichometrie (v. Griech.), bei den Alten übliches Abmessen oder Zählen der Zeilen in den Handschriften, um bei Nichtkenntniß von Paragraphen und Kapiteln den Umfang einer Schrift ungefähr zu bestimmen. Auf diese Weise verfuhr man zuerst bei Katalogisirung der alexandrinischen Bibliothek, dann auch bei den herkulanischen Papyrusrollen, wo man die Zeilen gewöhnlich am Schlusse der Handschrift bemerkte. So sollen die Werke des Demosthenes 60,000 solcher Stichoi oder Zeilen enthalten haben. In gleicher Weise pflegte man auch bei den Dichtern die Zeilen oder Verse zu zählen. Vgl. Ritschl, Die alexandrinischen Bibliotheken, Berl. 1838.

Stichwort (Schlagwort), diejenige Rede eines Darstellers, nach deren Beendigung ein anderer die seinige anzufangen, die Bühne zu betreten oder irgend Etwas auszuführen hat, welches Letztere sich auch auf den Inspicienten, Theatermeister, Musikdirektor &c. bezieht. In den Rollen sind diese Reden zu deutlicherer Wahrnehmung roth unterstrichen.

Stickerei, die Kunst, auf einem Stoffe mittelst einer Nähnadel Fäden so durchzuziehen, daß sie allerlei künstliche Figuren bilden oder natürliche Gegenstände darstellen. Die S. ist verschieden nach den Stoffen, in welche, nach der Beschaffenheit und Farbe der Fäden, mit welchen, u. nach der Art, in welcher gestickt wird. Das Sticken mit verschiedenfarbiger Seide oder wollenem Garne, um Gegenstände in ihrem natürlichen Kolorit darzustellen, ist eine Art der Malerei. Das Sticken in Gold und Silber erfordert besondere Kunstgriffe, indem der weiche Faden, der Goldlahn, die Kantille oft nicht durch das Zeuch gestochen, sondern nur an dasselbe angeheftet wird. Auch stickt man mit Chenille, Schnuren, schmalen Bändchen, Flitterchen, Folie, Perlen, Schmelz, den glänzenden Flügeldecken mancher Käfer, Fischschuppen u. dgl. S.en von Menschenhaaren fertigten zuerst seit 1782 die Fräulein von Wollich im Hannoverschen. Angefangene S.en, nach berliner Stickmustern in Kanefaß oder Stramin gestickt, werden im Handel geführt. S.en in Mull und Jaconet, zu Tüchern, Kragen &c., in Seide und Wolle zu Westen, werden in großer Menge im sächsischen Voigtlande und Erzgebirge (Plauen, Schneeberg), in Dresden, Leipzig und Berlin (in Wolle und Seide) für den Verkauf im Großen gestickt. In Mailand und Wien wird die Gold- und Silberstickerei stark betrieben. In Frankreich sind in Nancy im Maximum 25,000 Hände mit der S. in Battist, Musselin, Jaconet beschäftigt. Paris arbeitet mehr in feinen S.en in Seide, zu Westen, Crêpe de chine, Shawls, Tapissierartikeln &c. Die Kunst, Zeuche mit der Nadel zu sticken, namentlich die Goldstickerei, soll von den Phrygiern erfunden worden seyn. Auch in Babylon wurde das S. frühzeitig geübt. Im Orient trugen nur Könige und andere vornehme Personen gestickte Kleider. Zu Moses' Zeiten war Ahalias, aus dem Stamm Dan, als guter Sticker bekannt, u. die Frauen von Sidon galten schon zu Homers Zeiten für berühmte Stickerinnen. Durch den König Attalus von Pergamum wurden die Römer mit der Goldstickerei bekannt, während die Silberstickerei erst unter den griechischen Kaisern aufgekommen seyn soll.

Stickfluß, s. Steckfluß.

Stickstoff (Stickgas, Stickluft, Azot), Gas, welches sich in größter Menge (zu $^4/_5$) in der atmosphärischen Luft, in einigen Mineralquellen, auch in den Schwimmblasen der Fische und andern Höhlen der Thiere und Pflanzen, in salpetersauren und Ammoniaksalzen und in sehr vielen organischen Verbindungen, besonders thierischen, vorfindet. Um den S. aus der atmosphärischen Luft zu erhalten, muß man derselben das Sauerstoffgas entziehen. Dies geschieht einfach dadurch, daß man eine gewisse Menge Luft mit einer Auflösung von Schwefelkalium schüttelt, bis ein Theil der Luft eingesaugt ist, und alsdann den übrigen Theil in ein anderes Gefäß leitet, worin man ihn mit Kalkwasser schüttelt, um ihn von einer kleinen Einmengung von Schwefelwasserstoff zu befreien. Oder man befestigt in einer Glasflasche eine dünn polirte und zusammengerollte Kupferscheibe, die mit Schwefelsäure befeuchtet ist, und stellt diese dann umgekehrt mit der Mündung unter Wasser. Das Kupfer oxydirt sich dann auf Kosten der Luft in Folge des vergrößerten Vereinigungsstrebens zum Sauerstoff, welches durch die Neigung der Schwefelsäure, sich mit dem Kupferoxyd zu verbinden, entsteht, wobei dann schwefelsaures Kupferoxyd sich bildet. Die wohlfeilste Darstellungsweise des S.es dürfte folgende seyn. In einer kleinen Retorte, deren Rohr mit einer Gasleitungsröhre versehen ist, erhitzt man ein inniges Gemenge von 2 Theilen Salpeter mit 1 Theil Salmiak. Beide Salze zersetzen sich hierbei gegenseitig; der Wasserstoff des Ammoniums im Salmiak tritt an den Sauerstoff des Kali's und der Salpetersäure im Salpeter, bildet Wasser, während der S., sowohl der der Säure als der des Ammoniaks, frei wird und das Chlor sich mit dem Kalium vereinigt. Der sich entwickelnde S. ist mit Chlorgas, mit Salzsäuregas und mit salpetriger Säure verunreinigt, von welchen Beimengungen man es durch Schütteln mit einem Gemenge von Wasser und Kalkmilch leicht befreit. Der S. besitzt keine besonders hervortretenden Eigenschaften, wodurch er von anderen Gasen leicht zu unterscheiden wäre, und kann nur durch sein negatives Verhalten erkannt werden. Er ist farb- und geruchlos, leichter als die atmosphärische Luft; sein specifisches

Gewicht ist nach Berzelius 0,976, nach Dumas 0,970—0,974. Er kann das Verbrennen u. Athmen nicht unterhalten, und eine atmosphärische Luft, die ihres Sauerstoffs beraubt ist, verlöscht brennende Körper und erstickt Thiere. Indessen wirkt das Einathmen des S.es nicht positiv tödtlich; ein Thier kann darin, wie im reinen Wasserstoffgase, eine Weile leben und stirbt nicht zufolge der Schädlichkeit des S.es, sondern wegen Mangels an Sauerstoff. Der S. ist an sich oxydirbar, unterscheidet sich aber von andern oxydirbaren Körpern dadurch, daß er ohne Beimischung eines andern brennbaren Körpers sich nicht entzünden und verbrennen kann, weil er ein sehr schwaches Vereinigungsstreben zum Sauerstoff hat, so daß alle Oxydationsstufen des S.es nur durch verwickelte Operationen und Vorgänge und gewöhnlich nur bei niedrigen Temperaturen gebildet werden. Die Affinität des S.es zu den übrigen Körpern ist nur gering, er verbindet sich mit keinem einfachen Stoffe unmittelbar, außer in dem Momente, wo er aus einer andern Verbindung frei wird. Seine Verbindungen werden meist sehr leicht, durch geringe Veranlassungen, nicht selten plötzlich, unter oft heftiger Explosion aufgehoben, wodurch der S. eine wesentliche Ausnahme von allen übrigen nicht metallischen Stoffen macht. Das Wasser absorbirt bei gewöhnlicher Temperatur ungefähr $^1/_{34}$ seines Volumens an Stickgas. Mit Sauerstoff verbindet sich der S. in fünf verschiedenen Verhältnissen und bildet Stickstoffoxydul, Stickstoffoxyd, salpetrige Säure, Untersalpetersäure und Salpetersäure. Mit Wasserstoff erzeugt er eine der stärksten Basen, aber er verbindet sich nicht direkt mit demselben. Man nimmt gewöhnlich drei Verbindungen dieser beiden Elemente an, das Amid, das Ammoniak und das Ammonium, von denen jedoch nur letzteres isolirt erhalten werden kann. Mit Kohlenstoff bildet der S. das Cyan, die Grundlage der Blausäure und des Berlinerblau's. Als Element ist er von großer Wichtigkeit, in sofern er in allen Thier- und Pflanzenkörpern sich vorfindet und ein Hauptbestandtheil aller derjenigen Nahrungsmittel für Menschen, Thiere und Pflanzen ist, von welchen angenommen wird, daß sie in Blut, Fleisch und Organe übergehen und aus ihnen, als den nahrhaftesten, sich der Körper vornehmlich aufbaut. Daher ist die Frage über den Gehalt eines Nahrungsmittels oder eines Dungstoffs an S. von großer ökonomischer Bedeutung. Solche Nahrungsstoffe sind Eiweiß, Käse, Muskelfasern, sowie die faulenden, eiweißähnlichen Bestandtheile des Düngers. Auch mehre Arzneimittel haben den S. als werthvollen Bestandtheil, wie das Chinin, Morphin, Strychnin und Veratrin. Die Verbindungen des S.es mit Metallen haben ein untergeordnetes Interesse. Explodirende Stickstoffverbindungen sind die Schießbaumwolle und das Knallquecksilber.

Stief ..., nur in Zusammensetzungen gebräuchlich, um das Verwandtschaftsverhältniß zu bezeichnen, welches in aufwärts und abwärts gehender Linie durch eine zweite Verheirathung begründet worden ist; so Stiefvater, Stiefmutter, Stiefkinder. Stiefgeschwister sind diejenigen, welche nur den Vater oder die Mutter gemeinschaftlich haben. Andere nennen solche Geschwister Halbgeschwister und verstehen dagegen unter Stiefgeschwistern solche Kinder, welche durch eine zweite Heirath der Aeltern zusammengebracht worden sind. Solche Geschwister sind gar nicht verwandt u. werden auch weder von dem kanonischen, noch von dem Civilrecht als Verwandte betrachtet, können daher auch einander heirathen. Die wirkliche Stiefverwandtschaft wird von dem kanonischen Recht als wirkliche Verwandtschaft betrachtet, begründet daher auch gleiche Hindernisse. Bei dem Civilrecht ist dies nicht der Fall; Stiefgeschwister beerben einander erst dann ab intestato, wenn keine vollbürtigen Geschwister vorhanden sind; in auf- und abwärts steigender Linie der Stiefverwandtschaft findet gar kein Erbe Statt.

Stiefel, Kleidungsstück, welches den Fuß und theilweise auch das Bein bedeckt. Der obere Theil des S.s ist der Stiefelschaft, der untere der Stiefelschuh, wovon wieder der vordere Theil das Stiefelfußblatt genannt wird; der Absatz wird mit hölzernen Nägeln (Pflöcken) an der Sohle befestigt. Die zu den Absätzen gebrauchten Stücke Leder selbst heißen Flecke. Die S.n sind einnähtig, wenn die Schäfte hinten zusammengenäht und eine Zunge des Stiefelschuhes in den Kropf des Schaftes eingenäht ist, oder zweinähtig, wenn die Schäfte aus 2 Haupttheilen bestehen und an beiden Seiten zusammengenäht werden. Das Vorderblatt muß besonders gewalkt werden, damit es sich nach der Fußkehle füge. Die Schäfte der gewöhnlichen S.n reichen bis an das Knie; doch hat man auch Halbstiefeln, deren Schäfte nur bis an die halbe Wade reichen. Jagdstiefeln, meist von Juchtenleder, reichen bis an die halben Dickbeine, sind aber zum Niederklappen eingerichtet, so daß sie bis unter das Knie herabgeschlagen werden können. Steife S.n sind einnähtige, deren Schäfte von gebranntem Rinds- oder Roßleder gemacht sind und vorn ein Stück über die Kniee heraufreichen, hinten unter der Kniekehle aber ausgeschnitten sind. Diese S.n sind für Reiter (Reiterstiefeln) u. Kuriere (Kurierstiefeln) bestimmt und werden von Stallmeistern, Bereitern, auch, besonders früher, von Studenten (Kanonenstiefeln) und in einigen Armeen von der schweren Kavallerie getragen. Die Ungarn, Illyrier und andere Nationen tragen sehr niedere Schnürstiefeln (Zischmen). Die S.n sind gewöhnlich von Leder, die feineren von lackirtem Leder, Saffian, Korduan u. dgl., doch hat man auch deren von Filz, Tuch, Nanking, Drillich und Sammet. Die Halb- und Schnürstiefeln der Frauenzimmer, die nur bis an die Wade reichen, sind von allerlei gewebtem Zeuche. Bei den Türken und Morgenländern werden auch S.n von farbigem Leder, besonders gelbem, getragen. Einballige S.n sind solche, wovon für den linken und für den rechten Fuß ein besonderer S. gemacht ist, und zweiballige S.n, welche für beide Füße passen. S.n mit Stulpen oder oben übergeschlagenem Leder heißen Stulpstiefeln. Für Mannspersonen sind jetzt die S.n viel gebräuchlicher, als die Schuhe; selbst die Hofetikette hat den Gebrauch derselben in vielen Fällen gestattet. S. Pumpe.

Stiefmütterchen, s. v. a. Viola tricolor *L.*

Stiefmutter, Stiefschwester, Stiefvater rc., s. Stief . . .

Stiege, Bergflecken im braunschweigischen Kreis Blankenburg, Amt Hasselfelde, an der Hassel, mit schwefelhaltiger Quelle und 1270 Einwohnern.

Stieglitz, s. Finken.

Stieglitz, 1) Christian Ludwig, ausgezeichneter Schriftsteller im Fache der Baukunst, geboren am 12. Dec. 1756 in Leipzig, stand nach dem frühen Tode seines Vaters unter der Vormundschaft J. A. Ernesti's, besuchte die Thomasschule und studirte 1773 Rechtswissenschaft. Daneben beschäftigte er sich eifrig mit Zeichnen und der Baukunst. Er trat erst anonym mit dem „Versuch über die Baukunst" (Jena 1786) und der Schrift „Ueber den Gebrauch der Grotesken und Arabesken" (Leipzig 1792), dann unter seinem eigenen Namen mit der „Geschichte der Baukunst der Alten" (das. 1792) als Schriftsteller in seinem Lieblingsfache auf. Im Jahre 1792 ward er in das Rathskollegium gewählt und stieg in demselben 1801 zum Stadtrichter, 1804 zum Baumeister und 1823 zum Prokonsul auf. Trotz gehäufter Amtsgeschäfte ließ er die „Encyklopädie der Baukunst der Alten" (Leipzig 1792—98, 5 Bde., mit 118 Kupfertafeln) und „Die Baukunst der Alten, ein Handbuch für Freunde der Kunst" (das. 1796), ferner die „Archäologie der Baukunst der Griechen u. Römer" (Weimar 1801, 2 Bde.) und die „Zeichnungen aus der schönen Baukunst" (Leipzig 1801, 2. Aufl. 1805) erscheinen. Als Dichter versuchte er sich zuerst in den mit Jünger herausgegebenen „Kriegsliedern" (1772), später gab er „Ritterromanzen, ein Taschenbuch aufs Jahr 1802" und die „Wartburg, ein Gedicht in acht Gesängen" (1801) heraus. Dabei kehrte er immer wieder zur Baukunst zurück, wie sein „Versuch einer Einrichtung antiker Münzsammlungen zur Erläuterung der Geschichte der Kunst des Alterthums" (Leipzig 1809), seine „Archäologischen Unterhaltungen" (das. 1820) und das Werk „Ueber altdeutsche Baukunst" (das. 1820) beweisen. Sein Hauptwerk ist die „Geschichte der Baukunst vom frühesten Alterthume bis in die neuern Zeiten" (Nürnberg 1827; 2. Aufl., 3. Abtheilung, das. 1836). Von seinen übrigen Schriften erwähnen wir noch der Abhandlung „Ueber die Kirche der heiligen Kunigunde zu Rochlitz und die Steinmetzhütte daselbst" (Leipzig 1829), die „Sage vom Doktor Faust" in Raumers „Historischem Taschenbuch" (1834); die „Beiträge zur Geschichte der Ausbildung der Baukunst" (2 Bde., das. 1834) und den Text zu Puttrichs „Denkmalen der Baukunst des Mittelalters in Sachsen" (das. 1836). Im Jahre 1830 als Prokonsul in Ruhestand versetzt, widmete er sich fortan ausschließlich der literarischen Thätigkeit und † am 17. Juli 1836.

2) Johann, einer der berühmtesten neueren Aerzte, geboren am 10. März 1767 zu Arolsen im Fürstenthum Waldeck von israelitischen Aeltern, widmete sich, auf dem Gymnasium zu Gotha vorgebildet, in Berlin den philosophischen Wissenschaften, ging aber dann in Göttingen zur Heilkunde über, wo er 1789 als Doktor der Medicin promovirte. Nachdem er sich in demselben Jahre als praktischer Arzt in Hannover ansässig gemacht hatte u. 1800 zur protestantischen Kirche übergetreten war, wurde er 1802 Hofmedikus, 1806 erster Leibmedikus, 1820 Hofrath und 1832 Obermedicinalrath. Er † am 31. Okt. 1840. Er bahnte das kühlende Heilverfahren im Scharlach durch seine Schrift „Versuch einer Prüfung und Verbesserung der jetzt gewöhnlichen Behandlung des Scharlachfiebers" (Hannover 1806) an. Sein Werk „Ueber den thierischen Magnetismus" (Hannover 1814) stimmte die sanguinischen Hoffnungen, die damals viele Aerzte von diesem dunkeln Gegenstand hegten, bedeutend herab. Außerdem schrieb er „Pathologische Untersuchungen" (Hannov. 1832, 2 Bde.), „Ueber die Homöopathie" (das. 1835), wodurch mehr als durch jede andere Widerlegung der Kredit der Homöopathie bei Unbefangenen untergraben ward. Vgl. Holscher, Nekrolog des Dr. Johann S., Hannov. 1844.

3) Ludwig, Baron von S., Gründer u. Chef des berühmten Handels- und Wechselhauses seines Namens in Petersburg, Bruder des Vorigen, geboren 1778 zu Arolsen, ging früh nach Rußland und wußte hier durch sein kommercielles Genie und seine rastlose Thätigkeit seine Vermögensumstände in kurzer Zeit auf eine glänzende Weise zu heben und auf Rußlands Handel u. Industrie einen weitgreifenden förderlichen Einfluß auszuüben. Seiner Bemühung hauptsächlich verdankt Rußland die Einführung der Dampfschifffahrt zwischen Petersburg und Lübeck. Nicht minder machte sich sein wohlthätiger Einfluß bei allen größern Kredit- und Finanzoperationen Rußlands bemerklich. Er bewies sich stets als Beschützer aller wissenschaftlichen u. talentvollen Männer und sein Haus in Petersburg war der Sammelplatz der geistreichsten und gebildetsten Notabilitäten der Hauptstadt. Vom Kaiser wurde ihm 1825 die vererbliche Würde eines Reichsbarons verliehen. Er † zu Petersburg am 18. März 1843. Sein Sohn, Alexander von S., führt das Geschäft fort. Auch Ludwigs Bruder, Nikolai von S., geboren 1772, erwarb sich in Rußland durch gut berechnete Handelsunternehmungen ein ansehnliches Vermögen und durch gewandte und redliche Geschäftsthätigkeit das Vertrauen der obersten Behörde in dem Maße, daß man ihn zum Hofrath und Direktor der Schuldentilgungskommission in Petersburg ernannte und in den russischen Adelsstand erhob.

4) Heinrich, deutscher Dichter, geboren 1803 zu Arolsen im Fürstenthum Waldeck, besuchte das Gymnasium zu Gotha und 1820 die Universität Göttingen, ohne sich für einen bestimmten Lebensberuf zu entscheiden. Wegen Betheiligung an burschenschaftlichen Bestrebungen mußte er Göttingen verlassen und begab sich nach Leipzig, wo er sich philosophischen Studien widmete. Im Jahre 1828 erhielt er in Berlin die Stelle eines Gymnasiallehrers und Kustos an der königlichen Bibliothek und verheirathete sich in demselben Jahre mit Charlotte Sophie Willhöft. S. gefiel sich nicht in seiner amtlichen Stellung, indem er seine dichterische Begabung überschätzte. Die allgemeine Stimmung der Zeit gab seiner

melancholischen Stimmung vollkommene Nahrung. Durch die Freigebigkeit seines Oheims, des Banquiers Ludwig von Stieglitz in Petersburg, in den Stand gesetzt, seine Stelle niederzulegen, suchte er auf einer Reise nach Petersburg, Moskau u. Kasan Zerstreuung. Aber er gewann damit keine Zufriedenheit und Heiterkeit des Geistes. Seine Gattin nährte unbewußt seinen Trübsinn, indem sie seine dichterischen Fähigkeiten noch viel mehr überschätzte, als er selbst. Körperliche Leiden in Folge starker Blutwallungen verstärkten seine düstere Gemüthsstimmung. Er hoffte Erleichterung von einer Badekur in Kissingen, fand sie aber nicht. Der verzweifelnden Gattin stellte sich nur Eine Möglichkeit der Rettung dar: wenn ein großer, schneidender Schmerz plötzlich auf seine Seele falle, meinte sie, werde er dem stumpfsinnigen Hinbrüten entrissen werden. So beschloß sie, sich für den angebeteten Gatten zu opfern, und gab sich am 29. Dec. 1834 den Tod. S. ward aber dadurch nicht aufgerichtet, sondern seine dichterische Produktivität vollends gebrochen. Er hat seitdem nichts Nennenswerthes mehr gedichtet; das „Dionysosfest" (Berl. 1836) hatte er noch bei Lebzeiten seiner Gattin vollendet. Mit richtigem Takt entzog er sich der öffentlichen Aufmerksamkeit, verließ Berlin und begab sich auf Reisen. Venedig wurde sein Lieblingsaufenthaltsort. Von dort durchstreifte er Italien und das Litorale Dalmatiens. Während der Belagerung Venedigs durch die Oesterreicher befand er sich in der Stadt, wurde am 24. August 1849 von der Cholera ergriffen und schon nach 6 Stunden von der Seuche weggerafft. Das erste Werk, mit dem er vor das Publikum trat, sind seine in Gemeinschaft mit Ernst Große herausgegebenen „Gedichte zum Besten der Griechen", denen 1829 ein „Berliner Musenalmanach" mit mehren gelungenen lyrischen Beiträgen von ihm folgte. Seine schönste dichterische Zeit reicht von 1831—33, obgleich gerade diese Periode die Tage seiner bittersten Leiden enthält. In diese Zeit fallen seine „Bilder des Orients" (Leipzig 1831—33, 4 Bde.), mit der gelungenen dramatischen Arbeit „Sultan Selim der Dritte". Die „Stimmen der Zeit" (2. Aufl., Leipzig 1834) schließen sich diesen Produktionen würdig an. Das „Dionysosfest" ist eine durch manche gelungene Einzelnheiten ausgezeichnete, im Ganzen aber verfehlte Dichtung. Von seinen späteren Leistungen zeichnen sich am meisten noch die „Bergesgrüße aus dem salzburger, tyroler und bayerischen Gebirge" (München 1839) aus; sonderbar und barock ist der „Gruß an Berlin, ein Zukunftstraum" (Leipzig 1838), eine in Verse gebrachte humoristisch-satyrische Schilderung der literarischen Zustände Berlins. Noch schrieb er „Gebirgswanderungen" in Mundts „Dioskuren"; „Montenegro und die Montenegriner" (Stuttg. 1841); „Istrien und Dalmatien" (das. 1845); „Erinnerungen aus Rom" (München 1848).

Stieler, Adolf, ein um die Geographie sehr verdienter Gelehrter, geboren am 26. Febr. 1775 zu Gotha, erhielt seine Vorbildung auf dem dortigen Gymnasium und bezog 1793 die Universität Jena, später Göttingen, wo er sich der Rechtswissenschaft widmete. Nachdem er sich 1797 als Advokat zu Gotha niedergelassen, wurde er noch in demselben Jahre beim Ministerialdepartement daselbst angestellt, 1813 zum Legationsrath und 1829 zum geheimen Regierungsrath befördert und † am 13. März 1836. Um die Wissenschaft der Geographie hat er sich besonders durch gründliche und geschmackvolle Behandlung des Kartenwesens verdient gemacht. Sein Hauptwerk ist der durch topographischen Reichthum, Genauigkeit der Angaben und naturgemäße Bezeichnung des Zusammenhangs der Höhenzüge ausgezeichnete „Handatlas" in 75 Blättern, den er unter Mitwirkung von Reichard 1817—23 und seit 1823 in einer neuen Auflage herausgab. Neben diesem Werke verdient der für den Elementarunterricht überaus brauchbare „Schulatlas", der seit 1821 in vielen Auflagen die weiteste Verbreitung fand, Erwähnung, und in gleicher Weise seine „Karte von Deutschland" in 25 Sektionen, bei welcher letztern namentlich Berghaus mit betheiligt war u. die ein Meisterwerk von Genauigkeit und Eleganz ist.

Stier (Bulle), das erwachsene Männchen des gemeinen Ochsen, besonders so lange es noch nicht 3 oder 4 Jahre alt ist, wird zur Zucht, zum Zuge und zur Mastung benutzt.

Stier, zweites Zeichen des Thierkreises (♉); Sternbild daselbst, geht in der Ekliptik von 18° ♉ bis 22° ♊, nördlich vom Perseus und Fuhrmann, südlich vom Eridanus und Orion, enthält nach Flamsteed 142 Sterne, darunter die Plejaden und Hyaden, und soll den Stier bedeuten, in den Jupiter sich verwandelte, als er die Europa entführte; poniatowski'scher S., vom Abte Porzobut zu Wilna zu Ende des 18. Jahrhunderts als ein eignes Sternbild aus Sternen gebildet, die zwischen der östlichen Schulter des Ophiuchus und dem Adler sich befinden und größtentheils zum Ophiuchus gehören.

Stiergefechte, Kämpfe von Menschen mit Stieren, ein Lieblingsvergnügen der Spanier, das durch diese auch in Südamerika und Mexiko Eingang gefunden hat. In Madrid werden den Sommer über regelmäßig zweimal in der Woche auf Rechnung des allgemeinen Hospitals S. veranstaltet. Der Schauplatz derselben ist das Coliseo de los Toreros, ein Circus, um den sich stufenweise Sitze erheben, über welchen für das gewähltere Publikum Logen befindlich sind. Die Fechter zu Pferde heißen Toreadores, die zu Fuß Toreros. Sie treiben ihr Geschäft gewerbsmäßig und werden gut honorirt. In feierlichem Zuge pflegen sie auf dem Kampfplatz zu erscheinen, voran die Picadores (Piqueurs), in altspanischer Rittertracht und mit einer Lanze bewaffnet, die sie in der Mitte des Circus den Behältern der Stiere gegenüber aufstellen; dann die Chulos, zu Fuß, mit Bändern reich geschmückt und in der Hand eine lange seidene, sehr helle Schärpe, die sie in die Zwischenräume der Barrièren vertheilen; zuletzt die Matadores oder Hauptfechter, fein angethan, mit einem entblößten Schwerte in der rechten und der Muleta, einem kleinen Stabe mit einem Stück glänzenden Seidenzeuchs, in der linken Hand. Den ersten Angriff des aus dem Behälter gelassenen Stiers nehmen die Picadores auf, suchen denselben durch gelinde Lanzenstiche in

die Schultern zu reizen und retten sich, von demselben ernstlich bedroht, durch die Flucht. Hierauf treten die Chulos hervor, werfen dem Stier ihre Schärpen über den Kopf und retten sich in der Noth durch einen gewandten Sprung über die Breterwand, welche den Circus umgibt, während zugleich ein anderer Picador den Stier von seiner Beute ab- auf sich hinzulenken sucht. Beginnt der Stier in Folge der immer wiederholten Angriffe zu ermüden, so ziehen sich die Picadores zurück, die Chulos aber greifen zu den Banderillas, kleinen, 2 Fuß langen, ausgehöhlten, mit Schwärmern angefüllten Stäben, an deren Enden kleine Widerhaken angebracht sind, mittelst deren sie am Stier angehängt werden. Ist Letzteres geglückt, so entzünden sich die in den Stäben befindlichen Schwärmer leicht von selbst, und der Stier rennt nun wüthend im Circus umher. Jetzt erst tritt der Matador hervor, um dem Stier den Todesstoß zu geben, indem er ihn durch die vorgehaltene Muleta zum Angriff reizt. Während der Stier unter dem linken Arme durchrennt, sucht ihm der Matador das Schwert in die Brust zu stoßen. Selten wird bei diesem gefährlichen Spiel ein Matador getödtet, wohl aber fallen oft Verwundungen vor. An einem Tage werden auf diese Art oft 8—10 Stiere abgeschlachtet. Schon bei den alten Griechen waren S. gewöhnlich, und besonders zeichneten sich die Thessalier in denselben aus, die auch in Rom sogenannte Taurokathapsien unter den Kaisern zu geben pflegten. Im Mittelalter ließ man Stiere mit Hunden kämpfen. Die ältesten geschichtlichen Spuren von dem Vorhandenseyn der S. in Spanien reichen nicht über das elfte Jahrhundert hinaus. Der Cid wird als einer der Ersten genannt, die sich durch ihre Geschicklichkeit im Kampf gegen den Stier Ruhm erwarben. Das Stiergefecht war damals und mehre Jahrhunderte nachher ein vorzugsweise ritterliches Spiel, wodurch große Begebenheiten und Hoffeste verherrlicht wurden, und woran die Edelsten, oft selbst die Könige Theil nahmen. Araber und Kastilianer wetteiferten dabei mit einander um den Preis des Muthes u. der Geschicklichkeit. In andern Ländern, namentlich in Italien und Frankreich, wo man solche S. einzuführen suchte, wollten sie niemals einheimisch werden. Isabella I., eine erklärte Gegnerin der S., ging damit um, dieselben zu verbieten, wagte aber nicht, dies Vorhaben auszuführen, sondern beschränkte sich darauf, zu verordnen, daß man die Hörner des Stieres mit einer ledernen Scheide überziehe, um die Kraft seines Stoßes zu brechen. Aber auch dieser Befehl scheint niemals oder doch nur augenblicklich zum Vollzug gekommen zu seyn. Karl V. dagegen theilte die Vorliebe der Spanier für die S. in dem Grade, daß er persönlich an denselben Theil nahm. Auch dem König Sebastian von Portugal wird nachgerühmt, daß er ein rüstiger Stierfechter gewesen. Philipp III. und IV. liebten die S. mit Leidenschaft, u. der letztere trat dabei oft als handelnde Person auf. Unter der Regierung Karls II. erreichten diese Feste den Höhepunkt ihres Glanzes. Sie waren noch immer beinahe ausschließlich eine Belustigung des Adels und des Hofes, zu welcher das Volk nur als Gast zugelassen wurde. In Madrid wurden die S. gewöhnlich auf dem Plaza mayor, dem heutigen Konstitutionsplatze, gehalten, und die alte Kampfweise, der zu Folge der Stier im Galop mit dem kurzen Jagdspieß angegriffen wurde, ward unverändert beibehalten. Philipp V. zeigte sich als entschiedener Gegner der S., die von jetzt an in Verfall geriethen, in dem Sinne, daß die Theilnahme daran als an einer „nobeln Passion" ein besoldetes Handwerk wurde. Als gymnastische Kunst dagegen wurden die S. erst seit dieser Zeit ausgebildet. An die Stelle des Jagdspießes mit fußlangem Eisen trat die heutige Lanze mit kaum zolllanger Spitze, die nicht mehr dazu dient, den Stier zu tödten, sondern ihn nur zu reizen und zurückzutreiben. Bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts fehlte es indessen nicht ganz an adeligen Liebhabern, die in öffentlichen S.n auftraten. Auch die Stierfechter vom Handwerk waren damals eine mehr bevorzugte Menschenklasse, als sie jetzt sind. Karl III. verbot die S., die aber darum nicht minder und sogar mit gesteigerter Leidenschaft gefeiert wurden. Gegen die Zeit des französischen Einfalls hatte sich die Liebhaberei ein wenig gemildert, u. während der ganzen Dauer des Kriegs fand sie wenig oder gar keine neue Nahrung. Ferdinand VII. aber brachte die S. wieder in Blüthe und stiftete sogar eine hohe Schule der Tauromachie in Sevilla. Gegenwärtig ist die Lust der Spanier an den S.n eben so groß, als je. Das famöse diplomatische Stiergefecht im Juni 1845, in welchem fremde Gesandtschaftsbeamte neben jungen Spaniern von gutem Hause wenigstens halb öffentlich auftraten, machte der bisherigen Zurückhaltung der Afficionados ein Ende.

Stier von Uri, im Mittelalter der Anführer der Männer von Uri und Unterwalden im Kriege, so benannt, weil er seine Mannen nicht, wie die andern Schweizerführer, durch die Trompete, sondern durch das Blasen eines Auerochsenhornes zusammenrief oder zusammenrufen ließ.

Stift (das S., Mehrzahl die Stifter), eigentlich Gestift, ursprünglich ein Kapital oder Grundstück, dessen Ertrag von dem Geber zu einem bestimmten, besonders zu einem öffentlichen Gebrauch, zu Hospitälern, Armenhäusern u. dgl. vermacht oder geschenkt worden ist; dann auch jede mit milden Vermächtnissen und geistlichen Rechten ausgestattete, zu kirchlichen und religiösen Zwecken bestimmte und einer geistlichen Körperschaft anvertraute Anstalt mit allen dazu gehörigen Personen, Gebäuden und Besitzungen. Die ältesten Anstalten dieser Art sind die Klöster, nach deren Vorgange sich das kanonische Leben der Geistlichen an Kathedralen und Kollegiatstiftskirchen gestaltete. Bei den Kathedralkirchen, bei welchen Bischöfe oder Erzbischöfe sind, waren die dazu gehörigen Güter und Rechte am größten, die Gerichtsbarkeit dehnte sich über Länder aus u. so entstanden die Erz- und Hochstifter, während die Kollegiatkirchen, bei welchen kein Bischof angestellt war, Kollegiatstifter hießen. Die Mitglieder mußten zwar die Gelübde der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams gegen die Obern ablegen, waren aber nicht ganz an strenges Klosterleben gebunden. Sie wohnten in Einem Gebäude zusammen und wurden von dem Ertrage

eines Theils der Stiftsgüter und Zehnten unterhalten. Als Kollegium erwarben sie die Rechte eines geistlichen Senats, der dem Bischof oder Dekan berathend zur Seite stand, wie das Kollegium der Kardinäle dem Papste. So bildeten sich die Domkapitel, deren Glieder, die Canonici, sich Kapitularen, Domherren oder Stiftsherren nannten. Die anwachsende Macht der Stiftsherren beschränkte die Prälaten immer mehr, je häufiger Söhne aus adeligen Familien in ihre Mitte traten und, von ihren Verwandten wie von Fürsten unterstützt, ihre Einkünfte und ihre Lebensart von der bischöflichen Willkür unabhängig zu machen wußten. Schon im 11. Jahrhundert entzogen sie sich der Verpflichtung des Zusammenwohnens (Klausur), verzehrten ihre Präbenden einzeln in besondern Amtswohnungen u. vernachlässigten immer mehr ihre kirchlichen Pflichten. Während die Glieder der Domkapitel so immer mehr sich dem kanonischen Leben entzogen, behaupteten sie doch die Würde geistlicher Personen und bildeten ein durch Recht und Einkünfte ausgezeichnetes Kollegium. Sie erwarben die Befugniß, über die Aufnahme neuer Kapitularen zu entscheiden, bei Erledigung eines Bischofssitzes (Sedisvakanz) die provisorische Verwaltung der Diöcese zu führen, den neuen Bischof aus ihrer Mitte zu wählen und ihn durch förmliche Konstitutionen zur Bestätigung ihrer Rechte zu nöthigen. Vor der durch den Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Februar 1803 verfügten Säkularisation hatten die deutschen Erz- oder Hochstifter Mainz, Trier, Köln, Salzburg, Bamberg, Würzburg, Worms, Eichstädt, Speier, Konstanz, Augsburg, Hildesheim, Paderborn, Freisingen, Regensburg, Passau, Trient, Brixen, Basel, Münster, Osnabrück, Lüttich, Lübeck und Chur, sowie einige Propsteien (Ellwangen, Berchtesgaden rc.) und gefürstete Abteien (Fulda, Korvey, Kempten rc.) Landeshoheit und Stimmrecht auf dem Reichstage, daher sie auch reichsunmittelbare S.er hießen und den Fürstenthümern gleich geachtet wurden. In andern Ländern waren die S.er niemals zu so hoher Macht gelangt. Auch in den bei der Reformation protestantisch gewordenen Ländern blieben meist die S.er und die Domkapitel, jedoch ohne einen Bischof und Landeshoheit, und ihre Einkünfte wurden als Sinekuren vergeben. Nur das ganze protestantische Bisthum Lübeck und das aus gemischten Kapitularen bestehende Kapitel zu Osnabrück, dessen Bischof abwechselnd ein Katholik und ein evangelischer Prinz aus dem Hause Hannover seyn sollte, behielten Reichsunmittelbarkeit u. Bischofswahl. Jetzt sind alle S.er mittelbar, d. h. der Hoheit des Landesherrn unterworfen, und selbst das Fortbestehen der Domkapitel hängt ganz von dem Ermessen der Fürsten ab, welche daher auch solche Einrichtungen getroffen haben, daß durch die Domkapitel kirchliche und wissenschaftliche Zwecke erreicht werden. Bei den unmittelbaren Hoch- u. Erzstiftern mußten die Domherren ihre Stiftsfähigkeit durch 16 Ahnen beweisen, und ihre Wahl war außerdem noch von Familienverbindungen oder einer bedeutenden Einkaufssumme abhängig. Während diese adeligen Kapitularen sich den Genuß aller Rechte ihrer Kanonikate vorbehielten, wurden die geistlichen Funktionen den regulirten Chorherren auferlegt, woher sich der Unterschied der weltlichen Chorherren (canonici seculares), welches die eigentlichen Kapitularen sind, von den regulirten Chorherren (canonici regulares) schreibt. Die säkularisirten und protestantisch gewordenen S.er behielten häufig ihre eigene Verfassung und Verwaltung, hatten daher eine Stiftsregierung mit einem Stiftskanzler u. Landstände (Stiftsstände), welche sich auf den Stiftstagen versammelten und einen Stiftsdirektor an ihrer Spitze hatten. Im Königreiche Sachsen war schon längst die Einrichtung getroffen, daß in die Domkapitel der Hochstifter Meißen und Merseburg eine gewisse Zahl akademischer Lehrer aufgenommen werden mußte. Evangelische Domherren und Canonici sind natürlich an keine Gelübde gebunden. Außer den Erz-, Hoch- und Kollegiatstiftern gibt es auch noch weibliche S.er, u. zwar entweder geistliche, oder weltliche. Erstere entstanden durch eine Vereinigung regulirter Chorfrauen und glichen den Klöstern; bei den freien weltlichen S.ern dagegen legen die Kanonissinnen nur das Gelübde der Keuschheit und des Gehorsams, gegen ihre Obern ab, können jedoch heirathen, wenn sie auf ihre Pfründe verzichten, und haben die Freiheit, die ihnen vom S. zufließenden Einkünfte zu verzehren, wo sie wollen. Nur die Pröpstin und Vorsteherin nebst einer geringen Zahl Kanonissinnen pflegt sich im Stiftsgebäude aufzuhalten. Auch die Pfründen dieser S.er wußte der stiftsfähige Adel ausschließlich für seine Töchter zu erlangen, doch hängt häufig die Aufnahme auch von einer Einkaufssumme ab. Die Kanonissinnen dieser „freien weltadeligen Damenstifter" werden jetzt häufiger Stiftsdamen u. Stiftsfrauen genannt.

Stifter, Adalbert, deutscher Dichter und Schriftsteller, geboren den 23. Okt. 1806 zu Oberplan im südlichen Böhmen als Sohn eines Leinwebers, bezog 1826, in der Benediktinerabtei Kremsmünster vorbereitet, behufs des Studiums der Jurisprudenz die Universität Wien, wendete sich indeß bald den Staatswissenschaften, dann der Philosophie u. Geschichte u. endlich der Mathematik u. Naturwissenschaft zu. Nachdem er eine Zeitlang Lehrer des Fürsten Richard Metternich gewesen, ward er 1849 zum Schulrath für das Volksschulwesen Oberösterreichs ernannt und nahm als solcher seinen Wohnsitz zu Linz. Frühzeitig hatte er in der poetischen Produktion ungewöhnliche Begabung gezeigt. Seine ersten hierher gehörigen Arbeiten, die „Feldblumen", erschienen im Taschenbuch „Iris", der „Condor" in der „Wiener Zeitschrift". Gesammelt erschienen diese u. andere Produkte in den „Studien" (Pesth 1844 bis 1851, 6 Bde.), denen sich „Bunte Steine" (das. 1852, 2 Bde.) anreiheten. S. fesselt nicht sowohl durch die Erzählung selbst, die meist an sich unbedeutend ist, als vielmehr durch die originelle Naturmalerei, die eben so sehr von einem liebevollen Einleben in die Natur, als von tiefem Eindringen in die Gesetze derselben zeugt. Die Menschen bilden gleichsam nur die Staffage zur Landschaft, aber über diese ist ein poetischer Hauch verbreitet, wie er sich bei keinem der neuern Dichter findet.

Stiftshütte (Bundeshütte, Bundeszelt, hebräisch Ohel moed), das zeltartige Heiligthum oder das Reisezelt, welches Moses auf dem Zuge der Israeliten aus Aegypten durch die arabische Wüste nach Kanaan zum Gottesdienste der Israeliten anfertigen ließ, das später in Kanaan an verschiedenen Orten (Silo, Kirjath-Jearim, zuletzt unter David in Jerusalem) aufgestellt ward, und in welchem bis zur Erbauung des Tempels durch Salomo der Opferkultus verrichtet wurde. Die S. war 30 Ellen lang und 10 Ellen breit. Ihre Wände bestanden aus 48 übergoldeten Bretern von Akazienholz, welche durch goldene Ringe zusammengehalten wurden. Ueber diesen Wänden hingen Teppiche. Die vordere, zum Eingang dienende Seite war mit einem an 5 Säulen befestigten Vorhang verhängt. Das Innere theilte ein anderer Vorhang in eine vordere Abtheilung, das Heilige, worin der Tisch mit den Schaubroden, der goldene Leuchter und der Räucheraltar, und in eine hintere Abtheilung, das Allerheiligste, worin die Bundeslade stand, welche das mosaische Gesetzbuch enthielt. Das Ganze war mit einem für das Volk bestimmten Vorhof umgeben. Vgl. Bähr, Symbolik des mosaischen Kultus, Heidelb. 1837—39, 2 Bde.; Friederich, Symbolik der mosaischen S., Lpz. 1841.

Stiftung, Anstalt, welche zu einem gemeinnützigen, wohlthätigen, frommen oder wenigstens erlaubten Zwecke von Einem oder Mehren mit den nöthigen Mitteln ausgestattet ist, wie z. B. Stipendien, Armenhäuser, Gedächtnißfeiern, Messen ꝛc. Fromme oder milde S.en (piae causae) heißen insbesondere diejenigen, welche einen religiösen oder wohlthätigen Zweck verfolgen. Sie bedürfen einer besondern landesherrlichen Bestätigung nicht, doch hat der Staat unstreitig das Recht, S.en aufzuheben, welche er aus irgend einem Grunde nachtheilig findet. Milde S.en genießen in den meisten Ländern die besondern Rechte der Minderjährigen und ein privilegirtes Pfandrecht an den Gütern ihrer Verwalter.

Stiglmayer, Johann Baptist, berühmter Erzgießer, Bildhauer und Medailleur, geboren am 18. Okt. 1791 zu Fürstenfeldbruck in Oberbayern als Sohn eines Schmieds, zeigte schon als Knabe großes Talent zum Zeichnen und kam zu einem Goldschmied in die Lehre. Seine Geschicklichkeit erwarb ihm die Gönnerschaft des Münzdirektors Leprieur, der ihn der Stempelschneidekunst und Skulptur zuführte. Leprieur bewirkte 1810 S.s Aufnahme in die Akademie der bildenden Künste u. war ihm überhaupt in jeder Weise förderlich. Im Jahre 1814 wurde S. als Münzgraveur angestellt und 1819 nach Italien gesandt, um die Technik des Erzgusses im Großen kennen zu lernen. Hier gründete er seinen Ruf als Erzgießer durch den Guß der Büste des späteren Königs Ludwig von Bayern nach Thorwaldsens Modell und derjenigen des Bildhauers Haller. Nachdem er 1822 ins Vaterland zurückgekehrt war, schnitt er Stempel zu Kurrentmünzen und Medaillen, bis mit der Thronbesteigung des Königs Ludwig für den Erzguß in München eine neue Aera begann. Es wurde ein neues Gußhaus gebaut und S. zum Inspektor der Erzgießerei ernannt. Das erste Werk, welches er lieferte, war der 14 Fuß hohe Kandelaber für das vom Grafen von Schönborn in Gaibach errichtete Konstitutionsdenkmal, das zweite größere der zum Andenken der 30,000 in Rußland gefallenen Bayern auf dem Karolinenplatze in München errichtete 100 Fuß hohe Obelisk. Ein Werk dieser früheren Zeit sind auch die 25 Fuß hohen Bronzethore der königl. Glyptothek, an welche sich später jene der Walhalla reihen, beide nach Zeichnungen L. v. Klenze's. Inzwischen fertigte S. auch noch andere Werke, worunter vor Allem das Denkmal des Königs Maximilian im Bade Kreuth nach eigenem Entwurfe zu nennen ist. Im Jahre 1835 goß er das Monument des Königs Maximilian auf dem Maximiliansplatze in München nach Rauchs Modell, im folgenden Jahre die Reiterstatue des Kurfürsten Maximilian auf dem wittelsbacher Platze daselbst, nach Thorwaldsens Modell, ein Meisterwerk der modernen Gießkunst. Im Jahre 1836 begann er den Guß der 12 kolossalen Standbilder der Fürsten des Hauses Wittelsbach im Thronsaale der Residenz, nach Schwanthalers Modellen, welcher in sofern Schwierigkeiten machte, als die Statuen wegen der Vergoldung im Feuer in Stücken gegossen werden mußten. Nach Thorwaldsens Modell goß er ferner die Statue Schillers, welche 1839 auf dem Schloßplatze zu Stuttgart aufgestellt wurde, die Standbilder Jean Pauls in Baireuth, Mozarts in Salzburg, des Markgrafen Friedrich von Brandenburg in Erlangen, des Großherzogs Ludwig von Hessen-Darmstadt in Darmstadt, alle nach Schwanthalers Modellen. Von nah und fern für den Guß von Monumenten und Statuen in Anspruch genommen, entwickelte er eine wahrhaft immense Thätigkeit und erhob die münchener Gießerei zur ersten auf der Erde. Das kolossalste Werk derselben, dessen Guß er aber nur vorbereitete, war die Bavaria in München, nach Schwanthalers Modell. Sein letztes Werk war der Guß der Göthestatue in Frankfurt a. M. Er † den 2. März 1844 in Folge übergroßer Anstrengung.

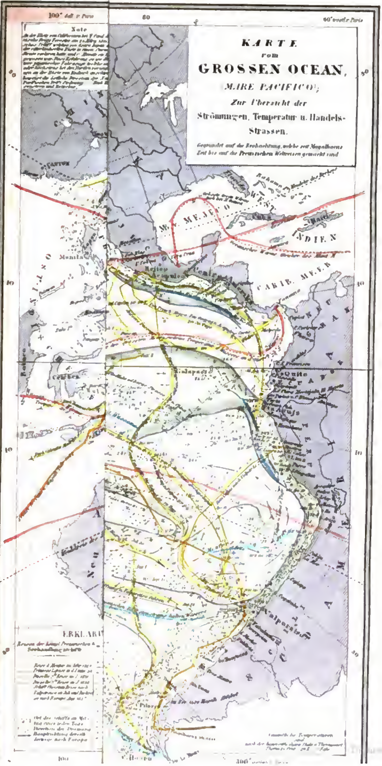
Stigma (griech.), eigentlich der mit einem spitzigen Werkzeug gemachte Stich, dann bei den Römern das wegen eines begangenen Verbrechens, namentlich diebischen oder entlaufenen Sklaven eingeätzte oder eingebrannte Zeichen (Brandmarkung), das in der Regel aus gewissen Buchstaben bestand.

Stigmatisirt (v. Griech.), von frommen und heiligen Personen, an deren Leibe sich angeblich die Wundenmaale Christi von selbst zeigen. Dieses nach einigen Psychologen durch hohe Exaltation einer gläubigen Einbildungskraft bewirkte Wunder wird von Franciskus von Assisi erzählt und in neuerer Zeit, z. B. von der Nonne Emmerich zu Dülmen, bezeugt.

Stil, s. Styl.

Stilago (Salamanderbaum), Pflanzengattung aus der Familie der Stilagineen, deren bekannteste Art S. Bunius *L.* ist, ein mittelmäßiger Baum in Ostindien mit dicker, saftiger Rinde, weshalb der Stamm wieder ausschlägt, wenn auch die Krone wegbrennt; daher der Name. Die saftigen, schleimigen Blätter werden als Gemüse gegessen und für sehr heilsam bei syphilitischen Krankheiten gehalten.

M C I. № 664


KARTE
vom
GROSSEN OCEAN,
(MARE PACIFICO);
Zur Übersicht der
Strömungen, Temperatur u. Handels-Strassen.
CANTON
WEST INDIEN
CARIB. MEER
Quito
Valparaiso
ERKLÄRU

Stilbit (**Blätterzeolith, Engeolith**), ein Zeolith, dessen Grundform eine klinooblonge, dem breiten Seitenflächenpaare parallel vollkommen spaltbare Säule ist. Der Bruch ist uneben, die Härte 3,5, das Gewicht 2,2, die Farbe gelblich-, graulich-, röthlichweiß, fleisch-, ziegel-, blutroth, gelbbraun, perlmutter- oder glasglänzend, durchsichtig bis kantendurchscheinend. Er läßt sich vor dem Löthrohre leicht zu weißem Email schmelzen und erscheint meist als rhomboidische Tafel mit verschiedenen Endzuschärfungen ꝛc., doch auch derb, eingesprengt, körnig abgesondert in Basalt und Mandelstein, selten auf Gängen u. Lagern, wie zu Andreasberg am Harz, Arendal und Kongsberg in Norwegen.

Stilet, Waffe mit kürzerer u. schwächerer Klinge als der Dolch, wird in verschiedenen Formen fabricirt und in sogenannten Degenstöcken geführt.

Stilfserjoch (**Monte Stelvio, Wormser Joch**), österreichisch-italienischer Berg auf dem Rücken der rhätischen Alpen, im Veltlin in der Lombardei, in der Nähe des Fleckens Worms oder Bormio u. in der lombardischen Provinz Sondrio, mit der höchsten fahrbaren Kunststraße Europa's. Unter Kaiser Franz I. 1820—25 mit Ueberwindung ungeheurer Schwierigkeiten angelegt, ward sie 1825—34 von Bormio bis Lecco am Comersee erweitert und dient zunächst zur Verbindung des Vintschgau's oder des oberen Etschthals in Tyrol und des Veltlin oder obern Addathals in der Lombardei und also zur direkten Verbindung Innsbrucks mit Mailand.

Stilicho, Vandale von Geburt, schwang sich durch Muth, Einsicht und Treue unter Kaiser Theodosius zu den höchsten Stellen empor und gewann dadurch, sowie durch seine diplomatische Gewandtheit, das Vertrauen des Kaisers in dem Grade, daß dieser ihm nicht nur seine Nichte Serena zur Gemahlin gab, sondern ihn auch zum Vormund des eilfjährigen Honorius, welchem das weströmische Reich zufiel, erwählte, eine Stellung, die ihm die Regierung des ganzen weströmischen Reichs in die Hände gab. Sein Ruhm erweckte ihm jedoch Neider, unter denen besonders Rufinus, der Vormund des morgenländischen Kaisers Arcadius, seine Macht und mit ihr die des abendländischen Reiches auf jede mögliche Weise zu schwächen suchte. Als S. mit Heeresmacht über die julischen Alpen gegangen war u., vereint mit einem oströmischen Heere unter Gainas, die Gothen schon eingeschlossen hatte, rief ein Befehl des Rufinus die oströmischen Truppen nach Konstantinopel zurück, und S. mußte sich, allein zu schwach, um etwas zu unternehmen, nach Italien zurückziehen. Nach des Rufinus Ermordung 396 erschien S. abermals in Griechenland, das die Gothen fast ganz in Besitz genommen hatten, kämpfte glücklich gegen Alarich u. schloß ihn auf einem Berge Arkadiens ein, ließ ihn aber absichtlich nach Epirus entkommen. S. erhielt darauf von Arcadius den Befehl, das morgenländische Reich zu verlassen, und ward selbst für einen Reichsfeind erklärt. Neue Intriguen spann Eutropius, der in des Arcadius Gunst an des Rufinus Stelle getreten war, gegen ihn. Auf sein Anstiften hielt der Statthalter Karthago's, der Maurenfürst Gildo, die für Italien höchst nöthige Getreidezufuhr 397 in den Häfen Afrika's zurück, um dadurch die Italiener gegen die Regierung des Honorius aufzuwiegeln. S. sendete, um den ungehorsamen Statthalter zu züchtigen, dessen eigenen Bruder Mascezil mit 7 Legionen der auserlesensten Truppen nach Afrika (398), und diese geringe Anzahl genügte, ein Heer von 70,000 Afrikanern am Ordalion in Numidien gänzlich zu vernichten. Durch diesen Sieg befestigte S. sein Ansehen von Neuem, namentlich da Honorius sich mit seiner Tochter Maria vermählte. Als Alarich, vom oströmischen Hof angereizt, in Italien einfiel und Aquileja belagerte, zog S. sämmtliche in Deutschland befindliche römische Truppen zusammen, nahm alemannische Schaaren in seinen Sold und zog dem bedrängten Kaiser zu Hülfe. Er zwang durch sein plötzliches Erscheinen den Gothenkönig, die Belagerung von Asta, wohin sich der Kaiser geflüchtet, aufzuheben und sich gegen ihn zu wenden. Bei Polenza (Pollentia) am Tanaro in Ligurien schlug er ihn am 6. April 403 und zwang ihn zum Rückzug über den Po. Noch erfolgreicher war für S. der Sieg bei Verona, nach welchem Alarich Italien gänzlich räumen mußte. Ein Jahrgeld und der Besitz des weströmischen Illyriens sollten für seine fernere Ruhe bürgen. Auf diese Weise mußte Alarich vor der Hand unschädlich gemacht werden, da ein großer Zug deutscher Völker unter Radagais Italien bedrohte. S. schloß diesen Haufen durch geschickte Manöver bei Fesulä in den Apenninen ein, worauf derselbe auseinanderstob. S. ward so zum zweiten Male der Retter des weströmischen Reiches. Von da an aber verließ ihn das Glück. Britannien, der Rest des von den Deutschen unbesetzten Galliens und Hispaniens erkannten den Constantins als Cäsar an, und S. konnte nichts thun, seinem Mündel und Schwiegersohn diese Provinzen zu erhalten. Selbst Alarich, den er zum Bundesgenossen erworben, erschien jetzt drohend an den Grenzen Italiens unter dem Vorwande, die Weströmer hätten ihre Verpflichtungen gegen ihn nicht erfüllt. Da ward S.'s Sturz in Folge der Intriguen des Euunchen Olympius beschlossen. Honorius selbst trat an die Spitze einer gegen S. gerichteten Hofkabale, ließ ihn nach Ravenna locken und dort am 25. August 408 durch den Comes Heraclianus in einer Kirche, wohin er sich geflüchtet, ermorden. Sein Tod war das Zeichen des Falles aller seiner Angehörigen.

Stiller Freitag, s. v. a. Charfreitag.

Stilles Meer (**großer Ocean**), das ungeheure Meer, das sich zwischen den östlichen Küsten Asiens und den ostindischen Inseln und den westlichen Küsten von Amerika, wie zwischen den beiden Polarmeeren in der Breite von Asien und Neuholland bis nach Amerika 1200—1500 deutsche Meilen und in der Länge von Neuholland bis zu den kurilischen Inseln 1500 deutsche Meilen weit erstreckt und einen Flächenraum von mehr als 2 Millionen Meilen umfaßt. Das stille Meer wird im Süden nur durch das verhältnißmäßig kleine Eiland Neuseeland von dem südlichen Polar- oder Südmeere, dagegen im Norden durch die kurilischen und aleutischen Inseln und eine Strecke Nordamerika's von dem nördlichen Polar- oder Nordmeere getrennt. Es umspült kein einziges

größeres Festland, sondern nur eine Menge meist kleiner Inseln, die mit Neuholland, Neuguinea &c. zusammen als der fünfte Erdtheil mit dem Namen Australien bezeichnet werden. Der von Magelhaens herrührende Name st. M. paßt nur für den von den beiden Wendekreisen eingeschlossenen Theil dieses größten aller Oceane, wo Stürme allerdings selten sind, während der nördliche und südliche Theil desselben von Stürmen sehr oft heimgesucht wird. Passender ist daher der ebenfalls sehr gebräuchliche Name großer Ocean. Vgl. Südsee.

Stilling, s. Jung 2).

Stillingia (Talgbaum), Pflanzengattung aus der Familie der Rutaceen, woraus S. sebifera *Mickx.*, Sapium sebiferum *Mirb.*, chinesischer Talgbaum, in China und Ostindien an Ufern, auch in Westindien häufig angepflanzt, ein kleiner Baum mit langen, biegsamen Aesten und weißlicher Rinde ist, dessen Samenkapseln mit talgartigem Fett umgeben sind. Die Chinesen stoßen sie daher, kochen sie in Wasser, wobei das Fett obenauf schwimmt, das dann wie Talg verhärtet, schneeweiß und zu Kerzen brauchbar ist.

Stillleben (Riposo), die Darstellung lebloser (holländ. stiller) Gegenstände, wie todter Thiere, Geschirre u. Hausgeräthe, auch wohl Früchte und Blumen. Diese S. gehören den untersten Gattungen der Malerei an, doch gibt es unter ihnen wieder niedere und höhere Darstellungen. Da die niederen bloß den Zweck haben, das Gegebene treu zu kopiren, sind sie nur Werke des Fleißes, nicht Kunstwerke. Höherer Kunstwerth wird erzielt, wenn diese Gegenstände durch Beleuchtung und Anordnung zu einem interessanten Ganzen verbunden werden, der höchste in diesem Genre aber dann, wenn man diesem Ganzen durch eine eigenthümliche Zusammenstellung zugleich eine geistige Bedeutung und damit dem an sich Todten poetisches Leben verleiht. Darin, daß die S. auf den fehlenden Menschen hinweisen, liegt meist etwas Elegisches, das sie in ihrer Wirkung haben. Als große Künstler in dieser Gattung gelten die Niederländer van Alst, Joh. Fyt, Franz Snyders, Dav. Köning, Jan Weenix, Melchior Hondekoeter, Wilh Kalf und van Streek. Unter den Neueren sind Hogunt, Chabel, Holthausen, Looschen, Elise Wagner, Th. Kummer, H. Weiß u. A. zu nennen.

Stilo, Stadt in der neapolitan. Provinz Calabria ult. I, rechts am Stillaro, der unweit in das jonische Meer mündet, in einer an Wein, Oliven, Seide reichen Umgebung, mit 3000 Einw. In der Nähe sind die einzigen Eisengruben des Königreichs.

Stilpon, aus Megara, griechischer Philosoph, blühte um 300 und hob, durch Ernst und Reinheit seiner Ethik, in welcher er ein Vorläufer der Stoiker war, hochgeachtet, die megarische Schule zu großem Ansehen. Von seinen Schriften hat sich nichts erhalten.

Stimme (vox), der Ton, welchen lebendige Geschöpfe von sich geben können, besonders aber der Inbegriff der Töne, welche durch das Athmen der Thiere hervorgebracht und namentlich im Kehlkopfe erzeugt werden, daher sich die S. nur bei solchen Thieren entwickeln kann, in welchen die Respirationsorgane ausgebildet und Lunge u. Kehlkopf wirklich vorhanden sind. Sie ist die Andeutung des innern Lebens für den Gehörsinn, wie Bewegung solche für den Gesichtssinn ist. Als das eigentliche Stimmorgan ist der Kehlkopf unter Mitwirkung der Lungen, der Mund- und Nasentheile und der Stimmnerven zu betrachten. Daß die S. in der Stimmritze u. weder über ihr, noch unter ihr in der Luftröhre gebildet wird, haben sowohl die Beobachtungen an lebenden Menschen, als die Versuche an Kehlköpfen aus menschlichen Leichen zur Genüge bewiesen. Die Luftröhre verhält sich als Windlade eines durch Blasen angesprochenen Tonwerkzeuges, das Rohr vor der Stimmritze aber, mit Inbegriff des oberen Theils der Kehlkopfhöhle, als Ansatzrohr eines Tonwerkzeuges, durch welches der Ton zwar modificirt, aber nicht erzeugt wird. Hierin unterscheidet sich das Stimmorgan des Menschen und der Säugethiere wesentlich von dem der Vögel, bei denen die S. in dem ihnen eigenthümlichen untern Kehlkopf an der Theilungsstelle der Luftröhre erzeugt wird, während der obere Kehlkopf keine Stimmbänder hat und keinen Ton hervorbringt. Die Begrenzungen der Stimmritze, die Stimmbänder (ligamenta glottidis) des Menschen, sind elastisch und durch die Bewegung des Schildknorpels gegen den Ringknorpel durch besondere Muskeln nach rückwärts verschiedener Spannung fähig. Je nach dem Grade dieser Spannung wird die Stimmritze länger oder kürzer. Johannes Müller stellte auf Grund sorgfältiger Versuche am ausgeschnittenen Kehlkopfe des Menschen eine neue Theorie von der menschlichen S. auf, wornach das Organ der letzteren als ein Zungenwerk mit doppelten membranösen Zungen anzusehen ist. Darnach wird der Ton der menschlichen S. durch Schwingungen dieser mehr oder weniger gespannten membranösen Zungen, namentlich der Stimmbänder, gebildet, welche Schwingungen durch die Beweglichkeit des Kehlkopfs, seiner einzelnen Theile und der mit ihm zusammenhängenden Organe die mannichfaltigsten Modifikationen erleiden. Bei Kindern ist die Stimmritze eng, daher die hohe S., die dem Kindesalter eigen zu seyn pflegt. Während aber beim männlichen Geschlecht die Stimmritze sich bei Beginn der Pubertät erweitert und in Folge davon die S. tiefer wird, bleibt jene beim weiblichen Geschlecht eng, und diese nimmt nach den Pubertätsjahren wegen der veränderten Beschaffenheit der übrigen die S. modificirenden Organe wohl an Kraft und Fülle zu, bleibt aber hoch, wie zuvor. Die S. dient theils zur lauten Sprache, theils zum Gesang, abgesehen von dem unartikulirten und unmodulirten Schreien. In der Gesangskunst unterscheidet man 3 Arten oder Register (s. d.) der S, die Brust-, Kopf- und Falsetstimme. Die Bruststimme wird erzeugt, wenn die ganzen Stimmbänder in Schwingung gerathen. Sie hat einen vollen und kräftigen Klang und ist bei verschiedenen Sängern in verschiedenem Umfang zu finden, was daraus zu erklären ist, daß die Höhe und Tiefe des Tons von dem Grade der Anspannung und Erschlaffung der Stimmbänder abhängt und daß die Reihe der Töne bei derselben Spannung der Stimmbänder sowohl durch stärkeres

Anblasen, als auch durch seitliches Zusammendrücken des unteren Zugangs zum Kehlkopf beträchtlich erweitert werden kann. Die **Kopfstimme**, die sich durch eine gewisse Weichheit u. Anmuth des Klanges auszeichnet, aber nur geringen Umfang hat, wird durch die seitliche Zusammendrückung des Kehlkopfs u. die Dämpfung der Stimmbänder mittelst Zusammenziehung des am unteren Eingange des Kehlkopfs befindlichen kreisförmigen Muskels hervorgebracht. Die **Falsetstimme (Fistel)** entsteht, indem nicht die ganzen Stimmbänder, sondern nur die vorderen feinen Ränder derselben in Schwingungen gerathen, wodurch es möglich wird, daß bei gleicher Spannnng der Stimmbänder bald ein Brustton, bald ein Falsetton entsteht, wenn nämlich das erste Mal die Stimmbänder ihrer ganzen Ausdehnung nach, das zweite Mal nur an ihrem vordern feinen Rande in Schwingung versetzt werden, woraus sich auch das sogenannte Ueberschlagen (Ueberschnappen) der S. erklären läßt. In künstlerischer Hinsicht ist die bekannte Eintheilnng der S. in **Sopran**, **Alt**, **Tenor** und **Baß**, deren durch höhere oder tiefere Lage gegebene Unterarten Mezzo soprano, Soprano alto (acuto, sfagato), Alto, Contralto, Tenore, Tenore sfagato, Baritono, Basso sind, die wichtigste. Die **Ausbildung** und **Vervollkommnung** der S., welche von der allmähligen Entwickelung und Vollendung der Stimmorgane abhängig ist, hält, wie diese letztere, mit der allmähligen Ausbildung des ganzen Körpers gleichen Schritt und erreicht daher ihre höchste Vollkommenheit in der Periode des jugendlich-kräftigen Mannesalters oder in der Zeit, in welcher zwischen den gesunden körperlichen sowohl als geistigen Verrichtungen naturgemäß die größte Harmonie herrscht. Die kindliche S. zeichnet sich im Allgemeinen durch Schwäche, Dünnheit und Klanglosigkeit aus und ist in der Regel Sopran; nur bei Kindern, namentlich kräftigen Knaben von 5—7 Jahren zuweilen Alt. Als wichtigster Zeitpunkt für die Entwickelung der S. ist der der Mutation (s. d.) anzusehen. Mädchen behalten im Allgemeinen die Stimmgattung, die sie vor der Mutation hatten, obgleich der Charakter der S. selbst ein ganz veränderter zu werden pflegt und sich namentlich durch vermehrten Umfang nach Höhe und Tiefe, größere Kraft und ausgebildeteren Klang auszeichnet; höchstens wird aus Sopran Alt, nie vielleicht umgekehrt, und Fälle, wo Frauen als Tenoristen auftraten, gehören zu den größten Seltenheiten. Bei Knaben hat die Erfahrung gelehrt, daß auch hinsichtlich der S. eine gewisse Erblichkeit Statt findet; daß Knaben mit einer hellen, ausgreifenden S., deren höhere Brusttöne leicht, die tiefern dagegen schwer und nur schwach und dumpf ansprechen, gewöhnlich Tenor-, bei umgekehrtem Verhältniß jedoch Baßstimmen erhalten; daß schwächliche Knaben, die vorzüglich gegen die Zeit der Geschlechtsentwickelung hin schnell wachsen, mager sind, eine dünne, klanglose S. haben, deren tiefere Töne leichter als die höhern ansprechen, in der Regel Bassisten werden; daß Tenoristen, deren es in Deutschland, namentlich im nördlichen Deutschland im Vergleich zur Ueberzahl der Bassisten sehr wenige gibt, während in Frankreich und Italien das umgekehrte Verhältniß obzuwalten scheint, meist solche Knaben werden, deren ganze Entwickelung einen langsamen Gang nimmt, welche kurzstämmig u. untersetzt gebaut sind, einen kurzen, dicken Hals und nicht sehr hervorstehenden Kehlkopf haben und erst im 16.—18. Jahre mutiren; daß endlich Sopranisten von kräftiger voller S., die während der Mutationsperiode oft bei der ungünstigsten Witterung im Freien, vielleicht gar im Gehen, viel singen müssen, im glücklichsten, doch selten eintretenden Falle einen leidlichen Baß oder Tenor bekommen, meist aber dünne, elende „Strohbassisten" werden. Nach Vollendung der Mutationsperiode ist die S., namentlich die männliche, anfangs noch rauh, unsicher, schwankend, schnappt leicht über; die Stimmorgane befinden sich in einem außerordentlich reizbaren Zustande und sind, wie der ganze Körper, zu Krankheitszuständen sehr disponirt. Bei zweckmäßigem Verhalten in dieser Zeit entwickelt sich dann die S. desto mehr; sie bekommt Klang, Sicherheit, Metall, Reinheit, und vorzüglich gewinnt sie in der Regel, wenn auch zuweilen erst nach Jahren, an Umfang und Kraft, ohne an Tiefe zu verlieren; es sey denn, daß ihre ursprüngliche Anlage Bariton ist. In diesem Falle verlieren sich oft mit zunehmender Höhe die vorher meist vorhandenen tiefern Töne entweder gänzlich, oder verlieren doch an Kraft und Klang. Die vollkommene endliche Ausbildung erlangt aber die S. im günstigsten Falle zugleich mit der des ganzen Körpers, im 23.—32. Jahre, wo sie an Kraft, Schönheit und Fülle ihren Gipfelpunkt erreicht, auf dem sie sich bei gehöriger Pflege und fortgesetzter Ausbildung nicht selten bis zum 40. u. 50. Jahre erhält. Unter **Klanggepräge** der S. versteht man den eigenthümlichen helleren oder dunkleren Charakter (Kolorit), den jedes Register und jeder einzelne Ton desselben, abgesehen von Schwäche und Stärke, annehmen kann. Hierbei wirken eben so die natürliche Bildung der Stimmorgane eines jeden Individuums, ihre Festigkeit, ihr Umfang, ihr Gesundheitszustand ꝛc., als die Richtung, welche der Ton bei seinem Ausströmen entweder durch die Nase, oder durch den Mund nimmt, die Trennnng der Kiefern u. Zähne, die Stellung der Lippen, die Oeffnung des Mundes, die Stellung der Zunge ꝛc. Fehlerhafte Klanggepräge sind: das rauhe, der Gurgelton und der Nasenton. Das **rauhe** Klanggepräge entsteht bei übermäßiger Luftverschmelzung und bei allen jenen Bewegungen der Zunge oder der Gaumendecke, wodurch der Tonstrahl gebrochen wird, ehe er gegen die Gaumenwölbung prallt, auch in Folge katarrhalischer Affektionen. Der **Gurgelton** entsteht, wenn die Zunge an ihrer Grundfläche anschwillt, daß sie den Kehldeckel gegen den Tonstrahl drückt; der **Nasenton** dagegen, wenn dieser, bevor er an der Gaumenwölbung sich bricht und durch den Mund ausströmt, in den Nasenlöchern widerhallt. Das Schließen der Nasenlöcher stellt diesen Fehler ganz heraus. Die **Fehler der S.** sind theils vorübergehende, theils bleibende. Die vorzüglichsten der letzteren sind andauernde Rauhigkeit u. Unreinheit, Ungleichheit derselben, Ungeläufigkeit, Schwäche und Unsicher-

heit. Eine der gewöhnlichsten krankhaften Zustände, welche die S. betreffen können, ist *Heiserkeit*, womit gewöhnlich *Rauhigkeit* der S., welche in zu sehr vermehrter oder verminderter Feuchtigkeit der Luftwege und in angeborener oder durch Krankheit erzeugter Unebenheit dieser Flächen ihren Grund hat, verbunden zu seyn pflegt. Die Veranlassung dazu ist öfters katarrhalisch, kann aber auch von zu vielem Sprechen oder Singen, von fetten Speisen und Getränken, oder von scharfen Flüssigkeiten und dergleichen herrühren. Störungen im Organismus, besonders des Nervensystems, und in dem Respirationsorgan erzengen bedeutende Veränderungen der S., die dieselbe in Krankheiten zu einem wichtigen Zeichen machen. Die S. kann in krankhaftem Zustande entweder ganz fehlen (aphonia), oder krankhaft verändert seyn (paraphonia, cacophonia). Im letztern Fall ist sie entweder zu stark, oder zu schwach, oder zu tief, oder zu hoch. Vgl. *Müller*, Ueber die Kompensation der physischen Kräfte am menschlichen Stimmorgane, Berl. 1839; *Arneth*, Die menschliche S. und der Einfluß des Gesangs auf die Athmungsorgane, Wien 1843; *Liseovius*, Physiologie der menschlichen S.

In der Musik ist S. jede für sich bestehende Reihenfolge von Tönen in einem Tonstücke. Hat das Tonstück nur Eine solche Tonreihe, so heißt es *einstimmig*, hat es mehr als eine, so heißt es *mehrstimmig*, und zwar *zwei*-, *drei*-, *vier*-, *vielstimmig*, je nachdem es zwei, drei, vier oder mehr als vier gleichzeitig mit einander gehende S.n hat. Diese S.n unterscheidet man nach verschiedenen Rücksichten. In Beziehung auf die Tonlage spricht man von *hohen* u. *tiefen* S.n, von denen erstere die Diskanttöne, letztere die Baßtöne enthalten, ohne daß eine genaue Grenze zwischen beiden Statt findet. Genauer ist die Unterscheidung in *hohe*, *mittlere* und *tiefe* S.n. Zu den hohen gehören die Piccolflöten, Flöten, Oboen, Violinen, unter den Singstimmen der Diskant; zu den tiefen Kontrabaß, Violoncell, das zweite Horn und Fagott, Baßposaune, Pauken, unter den Singstimmen der Baß; zu den mittleren Klarinetten, Bassethörner, Bratsche, oft zweite Violine, Trompeten, erstes Horn und Fagott (oder beide), Tenor- und Altposaune, unter den Singstimmen Alt und Tenor. In Rücksicht auf das Organ unterscheidet man *Singstimmen* und *Instrumentalstimmen*; letztere gehören entweder dem Orchester an, oder selbstständigen Instrumenten. Jene treten in zwei oder drei Hauptgruppen zusammen, Streich-, Blas- und Schlaginstrumente; und unter diesen nehmen die Orgel und das Pianoforte den ersten Rang ein. Endlich unterscheidet man nach ihrem Antheil an der Komposition *Realstimmen* von bloßen *Füllstimmen*, *Haupt-* und *Nebenstimmen*, *Solo-* oder *Principalstimmen* von *Ripien-* oder *begleitenden* S.n ꝛc.

Stimmgabel, ein von *Scharn* erfundenes, aus Stahl gabelartig zweizinkig gearbeitetes, unten mit einem Stiele von gleicher Masse versehenes Instrument, das, wenn seine beiden Zinken in Vibration gesetzt werden, einen Ton hell und klar angibt. Man braucht dieselbe, um durch ihre Tonhöhe ein Instrument in rechter Tonhöhe einstimmen zu können. Gewöhnlich stehen die S.n im eingestrichenen a oder c; im ersten Fall heißen sie A-, im zweiten C-Gabeln. S. *Stimmung*.

Stimmorgane, s. *Stimme*.

Stimmung, die nach einem festgesetzten Stimmtone (gewöhnlich des eingestrichenen a) angenommene und aus dem Höhen- oder Tiefenverhältnisse dieses Tones sich mathematisch entwickelnde Uebereinstimmung der Oktaven und übrigen Intervalle eines Instruments, oder die gleichförmige Uebereinstimmung aller Instrumente eines Orchesters hinsichtlich ihrer mathematischen Tonverhältnisse. In älteren Zeiten hatte man verschiedene S.en für verschiedene Instrumente, die einen waren in den Chorton, die andern in den Kammerton gestimmt. Jetzt bedient man sich allgemein des Kammertones, nach dem eine offene, hölzerne Pfeife von 8 Fuß Länge das tiefe C gibt. Doch herrscht auch in Bezug auf den Kammerton an verschiedenen Orten eine kleine, höchstens das Intervall eines und eines halben Tones betragende Verschiedenheit, so daß ein allgemein angenommener Normalton noch nicht da und von einer wiener, pariser, dresdner, berliner ꝛc. S. die Rede ist. In der neueren Zeit ist die Orchesterstimmung höher geworden, weil man die Saiteninstrumente gegen die Masse der Blasinstrumente verstärken mußte.

Stimulantia (sc. remedia, lat.), reizende Mittel; s. *Analeptika*.

Stimulation (v. Lat.), Reizung, Anregung.

Stimulus u. Kontrastimulus, zwei von dem Arzt Rasori in die medicinische Schule Italiens eingeführte Ausdrücke, womit man zwei Hauptklassen, in welche man die Krankheiten wie deren Heilmittel bringen zu müssen meinte, bezeichnete. Die eine umfaßte alle diejenigen Krankheiten, welche auf einem Zustande des Reizes (diathesis stimuli) beruhen und also durch kontrastimulirende (d. h. schwächende, herabstimmende) Mittel geheilt werden sollten; die andere diejenigen Krankheiten, welche ihren Grund in dem gegentheiligen Zustande (Gegenreiz, diathesis contrastimuli) haben und daher durch stimulirende (stärkende oder reizende) Mittel gehoben werden sollten. Da in Rasori's Schule schwächende Mittel, z. B. Aderlässe, Brechweinstein in großen Dosen, narkotische Gifte, an der Tagesordnung waren, so erhielt seine Lehre den Namen Doktrin des *Kontrastimulus* und seine Anhänger werden *Kontrastimulisten* genannt. Jetzt ist die ganze Lehre veraltet. Vgl. *Wagner*, Die Lehre vom Kontrastimulus, Berl. 1819.

Stinkbaum, Pflanzengattung, s. v. a. Sterculia *L.*

Stinkkalk (*Stinkstein*, *Stinkschiefer*, *Saustein*, *Lucullan*, *Lucullit*), bituminöser dichter Kalkstein, derb, unabgesondert, rauchgrau, schwärzlichgrau, gerieben von stark ammoniakalischem Geruch, bitumenhaltig, findet sich in der Grauwacke Böhmens, im Zechsteine Thüringens, Hessens, in Würtemberg, Frankreich ꝛc.

Stinkspath, s. v. a. bituminöser blätteriger Kalkspath, meist derb, körnig oder stengelig abgesondert, graulichschwarz, schwärzlichbraun oder schwärzlichgrau, undurchsichtig, gerieben von ammoniakalischem Geruch wegen seines Bitumenge-

halts, findet sich bei Osterode in Tyrol u. in der Schweiz.

Stinkthier (Mephitis, Skunk), Säugethiergattung aus der Ordnung der Raubthiere und der Familie der Marder, dem Dachse ähnliche nächtliche Thiere, nur mit längerem, buschigem u. meist zweizeilig behaartem Schwanze u. langer, straffer, dunkel gefärbter, weiß gestreifter Behaarung. Sie haben oben 4 oder 3, unten 5 Backenzähne, gehen fast auf den Sohlen (Halbsohlengänger), leben in selbstgegradenen Höhlen oder in Felsspalten und geben einen unerträglichen, erstickenden Gestank von sich. Der Stinkapparat besteht aus zwei großen, dicht vor dem Schließmuskel des Afters im Mastdarm mündenden Drüsen, welche eine stinkende Flüssigkeit absondern, die das gereizte Thier nach Willkür mit Hülfe des damit benetzten Schwanzes seinen Feinden auf 5 Fuß Weite entgegenspritzen kann. Ein Tropfen dieser Flüssigkeit soll im Auge schlimme Leiden, selbst Blindheit bewirken. Ist das Thier in ruhigem Zustande, so ist von dem Gestank nichts zu bemerken. In Amerika benutzt man die stinkende Flüssigkeit gegen Kopfschmerzen und Hysterie. Die S.e können nicht klettern und nähren sich von kleinen Säugethieren, Vögeln, Eiern, Reptilien, Insekten, auch von Wurzeln. Das Fleisch ist nach Entfernung der Drüsen eßbar. Lichtenstein hat 17 Arten bestimmt, welche nur in Amerika leben. Am bekanntesten ist das nordamerikanische S. oder Chinga (M. Chinga *Tiedm.*, Viverra mephitis *L.*), ohne den 6 Zoll langen Schwanz etwa 15 Zoll lang, schwarz, mit einem breiten weißen, hinter den Schultern sich theilenden Längsstreifen. Sehr ähnlich ist das mexikanische S. (M. mesoleuca *Licht.*), mit ungetheilt über den Rücken laufendem Längsstreifen.

Stint (Osmerus), Fischgattung aus der Ordnung der Bauchflosser und der Familie der Lachse oder Salme, mit der Maulbildung der Lachse, aber kleinen Oberkieferzähnen, großen Gaumenzähnen, 8strahliger Klemenhaut und ungefleckten Körper. Der gemeine S. oder Alander (O. eperlanus *L.*), forellenähnlich, mit leicht abfallenden silberfarbenen Schuppen bekleidet, oben grau, an den Seiten blaugrün, silberglänzend, am Bauch röthlich, schmal, fast durchsichtig, mit langer 17strahliger Afterflosse, bis 5 Zoll lang, findet sich in Landseen, vorzüglich in Preußen, und in den in diese einmündenden Flüssen häufig, hat zwar einen unangenehmen Geruch (Stinksalm), aber wohlschmeckendes Fleisch und wird daher in Menge gefangen und zu Markte gebracht. Der Meerstint (O. eperlano-marinus) gleicht dem vorigen u. ist vielleicht nur eine im Meere lebende Varietät desselben. Er erreicht eine Länge von 1 Fuß und findet sich häufig in der Nord- und Ostsee, von wo er im Frühjahr in die Flußmündungen, namentlich in die Elbe kommt. Seines ebenfalls schmackhaften Fleisches wegen wird er in Menge gefangen und eingesalzen versandt.

Stipa (Pfriemengras), Pflanzengattung aus der Familie der Gramineen, zierliche ausdauernde Gräser in allen Ländern, von denen mehre als Zierpflanzen kultivirt werden; so: S. gigantea *Lag.*, S. juncea *Cav.*, in Spanien, 3 bis 4 Fuß hoch, mit Blüthen in einer überhängenden, ausgebreiteten Rispe, mit sehr langen, nackten, gekrümmten Grannen; S. pennata *L.*, gemeines Pfriemengras, Federgras, Marienflachs, in Mitteleuropa und Sibirien, mit sehr langen, weißen, federigen Blüthengrannen; S. tenacissima *L.*, Spartgras, in Spanien, Nordafrika, mit schlaff gedrehten, unten lang behaarten Grannen, wird in Spanien zur Verfertigung von Seilen, Matten u. Körben benutzt.

Stipendium (v. Lat.), ursprünglich Sold, der den römischen Soldaten gezahlt wurde, jetzt eine Unterstützung, die Jemand auf bestimmte Zeit aus einer zu diesem Zweck gemachten milden Stiftung, oder aus sonstigen öffentlichen oder Privatfonds erhält. Namentlich und besonders werden hierunter diejenigen Unterstützungen dieser Art verstanden, welche Studirende, Gelehrte u. Künstler zur Erleichterung ihrer Studien und Förderung ihrer weiteren Ausbildung, auch auf Reisen (Reisestipendien), erhalten. Die Stipendien, die ihre Namen gewöhnlich von den Stiftern führen, werden entweder ganz im Allgemeinen für Studirende, oder nur für ein besonderes Fachstudium, od. mit Berücksichtigung eines bestimmten Landes, Ortes, eines Standes (Adelsstipendien), od. der Familienherkunft (Familienstipendien) vergeben. Die Ueberwachung der Vertheilung derselben wird überall von den öffentlichen Behörden, bald städtischen, bald Staatsbehörden, in der Regel von den oberen Kirchenbehörden, Konsistorien 2c. bewirkt. Meßstipendien sind Unterstützungen, die viele Katholiken ihren Geistlichen geben, damit diese ihrer im Gebet in der heil. Messe gedenken.

Stipes (lat.), Stiel, im Allgemeinen jeder stielartige Träger, der nicht Blattstiel od. Blüthenstiel ist.

Stipula (lat.), das Nebenblatt od. Afterblatt, ein blattartiges Organ, welches am Grunde eines Blattes oder Blattstiels (immer in der Zweizahl) vorkommt, häufig einen gleichen Bau wie die eigentlichen Blätter besitzt, aber meist eine von dieser verschiedene Gestalt und eine andere Vertheilung der Nerven zeigt.

Stipulation (v. Lat.), vertragsmäßige Festsetzung zwischen zwei oder mehren Personen.

Stirling, schottische Grafschaft, zwischen den Grafschaften Perth, Clackmannan, Linlithgow, Lanark und Dumbarton, zählte 1851 auf 23,8 □-Meilen 85,726 Einw. in einem Burgflecken, 2 Flekken u. 22 Kirchspielen. Das Land ist zum Theil gebirgig. Im Nordwesten erhebt sich der Ben-Lomond 544 Toisen hoch. Die Flüsse strömen sowohl zur Nordsee, als zum atlantischen Ocean; dorthin der Forth mit dem Carron, hierher der Enrick in den Loch-Lomond. Den Südosten durchschneidet der Forth-Clydekanal. Die Fläche der Gebirge beträgt 100,000 Acres, das übrige Land der Ebenen u. fruchtbaren Thäler 137,200 Acres. Die größte Ebene liegt am Avon, gegen Nordwesten bis zum Ben-Lomond 14 Stunden weit; der bedeutendste Sumpf östlich von Denny bis gegen Dumbarton westlich, 11 Stunden weit sich erstreckend. Früher war diese Grafschaft stark bewaldet, jetzt umfaßt der Wald kaum noch 23,000 Acres. Uebrigens ist dieselbe eine der an Mineralien reichsten. Es gibt viele Steinkohlen, deren

Verbrauch die rege Industrie in Woll-, Baumwoll- und Leinweberei nährt; ferner Silber, Kupfer, Blei, Kobalt, Kalksteine, Eisen. Daneben wird Ackerbau und Viehzucht betrieben. Geschichtlich merkwürdig ist diese Grafschaft als der Schauplatz heftiger Kämpfe der Römer mit den Kaledoniern, gegen die jene den berühmten Römerwall zwischen den beiden Golfs von Clyde u. Forth aufführten. Die gleichnamige (Striveling) Hauptstadt, rechts am Forth, am Abhang eines Berges, auf dem ein altes festes Schloß, Aufenthalt mehrer schottischen Könige und Parlamentsplatz, steht, hat meist enge, unregelmäßige Straßen, eine alte gothische Kirche, ein Rathhaus, mehre Hospitäler und Kasernen, ein Kollegium, ein Museum für Ackerbaugeräthschaften, Maschinen 2c. u. 12,375 Einw., welche Wollen-, Baumwollen- und Teppichweberei und lebhaften Handel treiben. Dabei die Felsenhöhle Torwood. Stadt und Schloß sind durch mehre Ereignisse der schottischen Geschichte denkwürdig.

Stirn (frons), der obere, von dem behaarten Vorderkopftheil aus, seitwärts von den Schläfen, unterwärts von den Augenbrauen und der Nase begrenzte Theil des Gesichts, der wesentlich zur Gesichtsbildung gehört und durch seine Verhältnisse zu den andern Gesichtstheilen, Länge und Breite, Wölbung 2c. für das menschliche Gesicht hohe Bedeutung erhält. Je mehr die S. hinterwärts gesenkt und verflacht, der Untertheil des Gesichts schnauzenartig vorwärts gestreckt ist, erhält das Gesicht auch ein mehr thierähnliches Ansehen. Die Höhe und Wölbung der S. steht mit der höhern Ausbildung des Gehirns, besonders der Hemisphären in ihrem Vordertheil, in nothwendigem Zusammenhang. Die S. wird vom Stirnbein (os frontis) gebildet, einem muschelförmig gestalteten Knochen, welcher zwei Stirnhöhlen (sinus frontales) einschließt. Es sind dies zwei geräumige Höhlen zwischen den beiden Tafeln des Stirnbeines, welche sich erst vom 2. Lebensjahre an bilden u. durch eine Scheidewand getrennt sind, in welcher sich bisweilen eine Kommunikationsöffnung befindet. Sie sind von verschiedener Höhe und Weite, zuweilen durch mehre kleine Scheidewände in verschiedene kleine unter einander zusammenhängende Höhlen getheilt u. als eine Vergrößerung der Nasenhöhle zu betrachten, mit welcher sie durch eine Oeffnung zusammenhängen. Durch diese Oeffnung tritt die Schleimhaut, welche die Nasenhöhle auskleidet, die Membrana Schneideriana, auch zu den Stirnhöhlen, woher es kommt, daß diese gewöhnlich Theil an den Krankheiten der schneiderschen Haut nehmen, z. B. beim Schnupfen 2c. Bei Kindern erscheint die S. gewöhnlich stärker gewölbt, als bei Erwachsenen. An einem wohlgebildeten Kopfe nimmt die S. der Länge nach ein Drittheil des ganzen Gesichts ein. In Verbindung mit den Augenbrauen ist sie für die Physiognomie bedeutungsvoll. Durch die der Willenskraft unterworfene bewegliche Stirnhaut kommt mehr Leben in die S., die, indem sie besonders mit der Bewegung der Augenbrauen aufs Genaueste verbunden ist, Ausdruck der Gefühle wird. Auch bei Thieren hat der Theil zwischen den Augen u. Ohren diesen Namen. Bei Insekten heißt die Gegend über den Fühlern zwischen den Augen S., der obere Theil dagegen Scheitel (vertex).

Stirps (lat.), Stamm.

Stoa (griech.), bei den alten Griechen eine öffentliche Säulenhalle oder Gallerie, die man, wie bei den Römern den Portikus, zu Aufzeichnung und Bekanntmachung von Gesetzen, zu Gerichtssitzungen und zu andern Zwecken benutzte. Insbesondere hieß so die mit Gemälden reich verzierte Pöcile in Athen, die dem Philosophen Zeno bei seinen Vorträgen und Unterredungen als Hörsaal diente, wovon die von ihm herrührende Philosophie Stoicismus und seine Anhänger Stoiker (s. d.) heißen.

Stobäus, Johannes, griechischer Schriftsteller, zwischen 450—500 n. Chr. lebend, aus Stobi gebürtig, Verfasser eines Werkes, welches Auszüge aus ungefähr 500 griechischen Dichtern und anderen Schriftstellern enthält, deren Werke größtentheils nicht auf uns gekommen sind. Das Ganze ist in 2 Theile abgetheilt, von welchen der eine den Titel „Eclogae physicae et ethicae“ in 2 Büchern, der andere den Titel „Anthologium“ oder „Florilegium“, d. i. Blumenlese, auch „Sermones“ führt. Nach der ziemlich fehlerhaften Ausgabe sämmtlicher Werke des S. (Genf 1609, 3 Bde.) erschien das „Florilegium“ am besten von Gaisford (Oxf. 1822, 4 Bde., verbesserter Abdruck von W. Dindorf, Lpz. 1823, 4 Bde.) und die „Eclogae“ von Heeren (Gött. 1792—1801, 4 Bde.) u. von Gaisford (Oxf. 1850, 2 Bde.). Wichtig für die Kritik und Erklärung sind die „Lectiones Stobenses“ von Jacobs (Jena 1827) und Halm (Heidelb. 1841—42).

Stochasmus (v. Griech.), Wahrscheinlichkeitsberechnung. Daher Stochastik, Lehre von der Wahrscheinlichkeit; stochastisch, muthmaßlich.

Stockach, Amtsstadt im badischen Seekreis, am gleichnamigen Flusse, der in den Bodensee fällt, und an sehr frequenter Straße, mit Kriminalgericht, Heilquelle (Nellabad), Obst- u. Feldbau, Gewerben, Handel und 1700 Einw. S. war sonst Hauptstadt der Landgrafschaft Nellenburg. Am 25. März 1799 hier Sieg des Erzherzogs Karl über den französischen General Jourdan.

Stockausschläge (Stockloden), s. Waldkultur.

Stockdegen, Degenklinge, welche statt in einer Scheide in einem ausgehöhlten Stocke verborgen ist und deren Griff den obern Theil des Stockes bildet.

Stockerau, Marktflecken in der unterösterreichischen Bezirkshauptmannschaft Kornneuburg, an einem Donauarm gelegen und durch eine 3 Meilen lange Zweigbahn mit Wien verbunden, hat eine schöne Pfarrkirche, St. Stephan, mit hohem, zierlichem Thurme, ein großes Lokal der kaiserl. Militärökonomiekommission, eine Hauptschule, ein Bürgerhospital, ein Armen- u. Krankenhaus und 3700 Einw., welche sich besonders mit Feldbau, städtischen Gewerben, verschiedenen Fabrikationen und Handel beschäftigen. Die dortigen wöchentlichen Getreidemärkte sind die größten der österreichischen Monarchie.

Stockfisch, s. v. a. Kabeljau.

Stockfischleberthran, s. Leberthran.

Stockfleth, Niels Joachim Christian **Vibe**, Apostel der Lappländer, geboren den 11. Jan. 1787 zu Christiania, stand erst in schleswigischen und norwegischen Militärdiensten, studirte dann, alter Neigung folgend, Theologie in Christiania und ward 1825 Prediger zu Vadsöe in Ostfinnmarken, in der Nähe des Nordkaps. Hier, sowie in Lebesby, ebenfalls in Ostfinnmarken, wohin er dann übersiedelte, war sein Streben auf Herstellung einer volksthümlichen lappländischen Literatur als des besten Mittels einer geistigen Wiederbelebung und Veredlung dieses verkümmerten Völkchens gerichtet. Es erschienen von ihm in lappländischer Sprache eine Fibel, eine Uebersetzung von Luthers „Kleinem Katechismus", Uebersetzungen der Evangelien, eine lappländische Grammatik (1840) u. A. m. Von der Regierung seines Predigerdienstes enthoben, um ungestörter seinen verdienstlichen Studien obliegen zu können, veröffentlichte er seitdem ein „Norsk lappisk Ordbog" (Christ. 1850), eine Untersuchung „Om de finske Sprogforholde i Finmarkens og Nordlandenes Amter" (das. 1851) u. A. m.

Stockholm, Län in Schweden, im Osten von Sveäland oder dem eigentlichen Schweden, begreift Ost-Upland und Ost-Södermanland, grenzt gegen Norden an den bottnischen Meerbusen, gegen Nordosten an den Alandkanal, gegen Osten u. Südosten an das baltische Meer und gegen Westen an die Läns Upsala und Nyköping und hat einen Flächenraum von 137 geographischen □Meilen mit (1855) 117,193 Einw. Das Land ist meist eben und steigt nur im Süden zu steilen Höhen empor. Die Küsten sind mit unzähligen Skären umgeben; auch gibt es hier kleine Dünen, Eilande und viele Buchten. Außer dem großen, von Westen nach Osten in das Land einschneidenden Mälarsee gibt es viele kleinere Binnenseen, z. B. den Skeriken, Limmaren und Eriken. Einen irgend bedeutenderen Fluß hat der Län nicht. Das Klima ist rauher, als in Schonen, so daß die Buche nur noch an geschützten Orten fortkommt. Der Boden ist fruchtbar u. die Produktion würde ohne die Bedürfnisse der Hauptstadt mehr als hinreichend seyn. Der Ackerbau liefert namentlich Roggen und Kartoffeln, weniger Gerste, Hafer u. Weizen. Die Viehzucht liefert vornehmlich Rindvieh, Schafe und Schweine. Lebhaft ist die Fischerei an den Küsten. Eisenproduktion wird in mehren Hammerwerken betrieben. Auch gibt es Mühlstein-, Wetzstein- und Kalksteinbrüche, Weberei, Ziegelei auf dem Lande, Fabriken in der Hauptstadt. Armuth herrscht besonders im Norden, mehr Wohlhabenheit im Süden.

Stockholm, Haupt- u. Residenzstadt des Königreichs Schweden, liegt am Ausfluß des Mälarsee's, in einem Busen der Ostsee auf zwei Halbinseln und 9 kleinern Felseninseln (Holmen). Das Meer ist hier mit vielen vorliegenden Eilanden u. Klippen angefüllt, u. die zerstreuten Inseln sind mit Gebäuden, Gärten und Lustwäldern bedeckt. Ein großer Theil der Stadt liegt amphitheatralisch an dem steilen Abhange eines hohen Berges und bietet daher die schönsten Prospekte dar. Die mit Häusern besetzten Holme sind durch Brücken mit einander verbunden; die größten Schiffe können bis mitten in die Stadt gelangen, und der Haupthafen derselben befindet sich ganz in der Nähe des königlichen Residenzschlosses. Auf den Gestaden des Mälarsee's erheben sich hohe majestätische und bewaldete Felsenwände, zwischen denen liebliche Thäler mit fruchtbaren Ländereien und Wiesen einschneiden, geziert mit einer Menge prachtvoller Schlösser und geschmackvoller Landhäuser, die weit über die Fluthen hinwegschauen. Die Stadt hat etwa 2$^1/_8$ deutsche Meilen im Umfang, und ihre Länge von Norden nach Süden beträgt gegen $^3/_4$ Meile. Ihr Areal mißt $^3/_4$ □Meile. Sie hat keine Mauern; nur ihre Hauptausgänge sind wegen der Acciseerhebung mit Barrièren versehen. Die Stadt ist im Ganzen unregelmäßig erbaut; während viele Häuser mit Gärten umgeben sind, lehnen sich andere, wie die Vorstadt Södermalm, an Felswände, die über die Dächer gleich Mauern emporragen. Sie zerfällt in 10 Viertel. 13 Brücken verbinden die Holme mit einander; die schönste derselben ist die Nyabroe oder neue Brücke zwischen der Altstadt (Staden) und der Norrmalm. Man unterscheidet drei Haupttheile: die eigentliche Stadt (Staden oder Stadtholm), die Södervorstadt (Södermalm) und die Nordervorstadt (Norrmalm). Im Ganzen zählt man gegen 7000 Häuser, 300 Straßen, wovon die schönste die Königsstraße ist, 13 öffentliche Plätze, 13 Brücken, worunter eine eiserne, 14 Kirchen und 4 Kapellen. Die **eigentliche Stadt** (Staden) besteht aus 8 Haupttheilen: nämlich aus der Insel S. (Gustavsholm), der Ritterinsel (Riddarholm), der Heiligengeistsinsel (Helgeandsholm), der Schiffsinsel (Skeppsholm oder Admiralitätsholm), der Blasiusinsel (Blasiiholm mit Norrmalm verbunden), Ladugårdsland (d. i. Viehhofs-, Meierland), der Königsinsel (Kungsholm) und der Langeninsel. Dieser Stadttheil hat die engsten und krümmsten Straßen, zwar steinerne, aber größtentheils geschmacklos gebaute Häuser u. ein schlechtes Steinpflaster. Der älteste Theil der Stadt liegt auf der Insel **Stockholm**. In dieser Gegend liegt auch der geräumige Hafen, der zum Theil mit Felsen umgeben und durch die festen Schlösser Warholm, auf der Insel Warö, Friedrichsborg u. Dalarö geschützt ist. Am äußersten Ende desselben, am Nordostende von Staden, erhebt sich das königl. **Residenzschloß**, das die Stadt und den Hafen beherrscht. Dieser prachtvolle Bau, der ganz auf Granit ruht, wurde nach zweimaliger Einäscherung des früheren Residenzschlosses (1642 u. 1697) von 1698—1751 im edelsten neuitalienischen Style errichtet und ist eins der schönsten Residenzschlösser Europa's. Das Ganze bildet ein großes Viereck mit einem geräumigen inneren Hofe u. einem italienischen Dache. An der Ostseite laufen zwei niedrigere Flügel rechtwinkelig vom Hauptgebäude ab dem Hafen zu. An der Nordseite führen 40 Fuß breite, mit kolossaler Brüstung von Granit und bronzenen Löwen verzierte Rampen (Löwentreppe) zum Schloßthor hinauf. Außer den Wohnungen der königl. Familie enthält das Schloß den großen Reichssaal, in welchem der König den Reichstag eröffnet, eine prächtige Kapelle, eine aus 60,000 Bänden bestehende Bibliothek, reichhaltige Kunstsammlungen, namentlich eine Gemäldegallerie, die Versammlungszimmer des Staatsraths und

Wohnnngen für mehre Hofbeamte. Vor dem Schlosse erhebt sich der von Gustav III. zu Ehren der treuen stockholmer Bürgerschaft errichtete Obelisk, und unten am Schloßhügel (Slottsbacke) dicht am Wasser auf dem Steppsbromplatze die von Sergel modellirte Bildsäule Gustavs III. Am Schloßplatze steht auch das schöne Oberstatthalterhaus, in der Nähe des Hafens das große Zollhaus und das Packhaus. Der große Markt (Stortorg), von dem 8 Straßen auslaufen, hat sehenswerthe Gebäude, z. B. die Börse, die Nikolaikirche, die Hauptkirche der Stadt, wo die Könige gekrönt werden. In demselben Stadttheil sind ferner die finnische und deutsche Kirche, die Synagoge und das Reichsbankgebäude zu nennen. Der Ritterhausmarkt hat seinen Namen von dem an ihm stehenden imposanten Ritterhause (Riddarhus), dem Sitz der ritterschaftlichen Staatsbehörden und dem Versammlungsort der Ritterschaft während der Reichstage. An demselben Platze liegt das neue Rathhaus, wo die Schlüssel der Stadt und mehre Alterthümer aufbewahrt werden. Das geräumige Gebäude der königl. Münze am Münzmarkt dient zugleich zu den Sitzungen der geistlichen Expedition u. des Bergkollegiums, das hier ein sehr reichhaltiges Mineralienkabinet besitzt. Nicht weit vom neuen Rathhause steht ein Standbild Gustav Wasa's. Auf der Ritterinsel ist die Ritterholmskirche, ein schönes Gebäude im altdeutschen Styl mit den Grabstätten mehrer ältern Könige, Gustav Adolfs, Karls X. u. seiner Nachfolger, und vieler großen Kriegs- u. Staatsmänner, zu bemerken. Außerdem befinden sich auf der Ritterinsel ein Gymnasium; das alte Schloß (Kongs- oder Königshaus), das von 1697—1752 Residenz war, jetzt aber Sitz des schwedischen Hofraths ist, das großartige Freimaurerhaus ꝛc. Ueber die Heiligengeistinsel führt ein Theil der großen Norderbrücke weg. Hier wurde der erste Reichstag (1282) gehalten. Die Schiffsinsel ist mit der kleinen Felseninsel Kastellholm durch eine hölzerne Brücke verbunden; hier sind die Schiffswerften, Kasernen, der Standort der kleinen oder sogenannten Skärenflotte, ein Fort ꝛc. Auf Blasiiholm liegt das Ministerhaus, die Amtswohnung des Ministers des Auswärtigen. Auf Ladugårdsland liegen die Hedwig-Eleonora- und Artilleriekirche, die Schule für Artilleristenknaben, der Artilleriehof, die Kaserne ꝛc. Auf Kungsholm sind eine Pfarrkirche, 3 große Krankenhäuser, die medicinische Schule, die Druckerei der schwedischen Bibelgesellschaft, die Artillerieschule zu bemerken. Auf der Langeninsel liegt das Korrektions- und Spinnhaus. Södermalm, wohin von Staden aus eine Zugbrücke führt, ist bis auf eine ganz schmale Landzunge, wodurch es südlich mit dem Festlande zusammenhängt, ganz von Wasser umflossen und enthält die Södervorstadt. Der schönste Platz ist hier der Adolf-Friedrichsmarkt mit der Maria-Magdalenenkirche, einem reformirten Bethaus, der engelströmschen Bibliothek mit Münz- und Kupferstichsammlung, dem Stadthaus mit der katholischen und griechischen Kapelle, dem Danvikshospital, einem Armen- und Irrenhaus, dem königl. karolinischen Hospital für Invaliden, dem Schnidthurm, Wilke's Eisengießerei ꝛc. Der schönste Theil S.s ist die Vorstadt Norrmalm, zu der von der Insel Stockholm aus die 1000 F. lange und schöne granitne Norderbrücke führt. Hier ist der Gustav-Adolfsmarkt, an dessen westlicher u. östlicher Seite je ein ganz gleich gebauter Palast steht, nämlich das von Gustav III. aufgeführte Opernhaus und der Palast der Prinzessin Sophie Albertine, und dessen Mitte die bronzene Reiterstatue Gustav Adolfs ziert. Auf demselben Platze steht auch der schöne Palast des Prinzen Karl; andere daselbst befindliche Paläste werden vom Adel u. von fremden Gesandten bewohnt. In demselben Stadttheil sind ferner zu bemerken: der Paradeplatz, der schönste Platz S.s, der Königsgarten, die Klara-Jakobi- u. Adolf-Friedrichskirche, die Sternwarte, das allgemeine Stadtwaisenhaus, das Entbindungshaus, Armenhaus, die Handwerksschule, das Brunnenlazareth, die Seebäder. Ausgezeichnetere Gebäude sind auch das Kriegskollegium und das Gebäude der Akademie der Wissenschaften. Norrmalm hängt südöstlich durch Brücken zusammen mit dem Schiffsholm u. dem Kastellholm, wo sich eine Schiffswerfte, die Admiralitätsgebäude und ein Zeughaus befinden. Oestlich stößt an Norrmalm die Vorstadt Ladugårdsland, und von dieser führt südöstlich eine Brücke nach der Halbinsel, auf welcher der königl. Thiergarten (Woldemarsinsel, Kyrkholm) liegt. Westlich führen schöne Alleen am Mälar zuerst nach der trefflichen Porzellanfabrik Rörstrand u. weiter nach dem Land- und Seekadettenhause im Schlosse Karlsberg. Am äußersten nördlichen Ende liegt auf einem Felsenhügel das stattliche Gebäude der Sternwarte. Norrmalm ward erst im 16. Jahrhundert überbaut. Die Bevölkerung steht zur Größe der Stadt in keinem entsprechenden Verhältniß. Sie zählte 1851 nur cirka 93,000 Seelen. Der Zuwachs durch Geburten, Einwanderung ꝛc. ist schwach, die Sterblichkeit trotz der keineswegs ungesunden Lage beträchtlich. Die Zahl der hier ansässigen Ausländer (Deutschen, Russen ꝛc.) ist gering. Juden gibt es etwa 200. S. ist der Sitz aller hohen Reichsbehörden, des Oberstatthalters, des Sveahofgerichts, des Landeshauptmanns über den Län und eines Bischofs. In kirchlicher Hinsicht gehört S. zum Stift Upsala, doch hat es ein eigenes Stadtkonsistorium. Hauptschule ist das erwähnte Gymnasium auf Ritterholm. Außerdem gibt es über 16 Trivial-, Lancaster-, mehre Frei-, sowie Handwerks-, Töchter- und Sonntagsschulen, eine gymnastische Lehranstalt, eine Navigations-, Zeichen- und Modellirschule. Für Wissenschaft u. Kunst bestehen noch verschiedene Anstalten, vor allen die Akademie der Wissenschaften mit Sternwarte, naturhistorischem Kabinet und reicher Bibliothek, dann eine Akademie der schönen Wissenschaften, Geschichte und Alterthumskunde, die der schwedischen Sprache u. Poesie (schwedische Akademie oder Akademie der Achtzehner), eine patriotische Gesellschaft, eine Ackerbaugesellschaft, eine Kriegsakademie, das medicinisch-chirurgische Karolineninstitut, in medicinischer Hinsicht die dritte, in pharmaceutischer die einzige Anstalt im Königreich, eine Landvermessungsschule mit ansehnlicher Kartensammlung, eine Maler-, Bildhauer- und Kupferstecherschule, eine Schule für Musik, eine

für Thierarzneikunde, eine Taubstummenschule, eine technologische u. eine Forstlehranstalt. Noch verdienen erwähnt zu werden: die engelströmsche Bibliothek, das zu den besten in Europa gehörende Modell- und Maschinenkabinet und das Antiquitätenmuseum, 12 Buchhandlungen u. 10 Buchdruckereien. Wohlthätigkeitsanstalten, sowohl öffentliche, als Privatanstalten, sind in Menge vorhanden, z. B. das Armen- und Irrenhaus Danviken außerhalb des Söderzolls, das Stadt- u. das Freimaurerwaisenhaus, das große Entbindungshaus, das Inokulationshaus, das Brunnenlazareth, das Armenhaus, die großen Lazarethhäuser auf Kungsholm, eine Krankenanstalt für arme Standespersonen u. a. m. S. ist auch die erste Handels- u. Fabrikstadt des Reichs und hat fast die Hälfte des gesammten Handels in seinen Händen. In der Industrie nimmt die Seidenfabrikation den ersten Rang ein; sehr bedeutend sind auch die Tuchfabriken; ferner die Fabriken in Leinwand, Baumwolle, Eisen, Glas, Gold und Silber, Leder, Tabak; die Zuckersiedereien und der Schiffbau; die Bierbrauereien und Branntweinbrennereien. Erwähnenswerth ist auch die im Münzgebäude befindliche Niederlage von elfdaler Porphyrarbeiten, Vasen, Tischplatten, Leuchtern rc., die sich eben so sehr durch die Schönheit des Steins, eines dunkelbraunen Hornsteinporphyrs mit fleischrothen Feldspathprismen, als durch die Trefflichkeit der Arbeit auszeichnen. Was den Handel anlangt, so besitzt S. 250 eigene Handelsschiffe von 22,000 Lasten, einen geräumigen und sichern Hafen, dessen Eingang von der Seeseite her aber durch die zahlreichen Klippen etwas beschwerlich ist, eine Nationalbank, ein Handelskollegium, mehre Seeassekuranzen, eine Börse rc. S. ist der Hauptplatz für die Ausfuhr des Eisens (jährlich ungefähr 250,000 Schiffspfund), sowie von Kupfer, Bretern, Theer, Pech, Holz und Fischen. Der Handelsgewinn wird jährlich auf 3 Millionen Rdthlr. geschätzt. Die schönsten Prospekte von S. hat man innerhalb der Stadt auf dem Mese Backe, einer Felsenhöhe auf Södermalm, von der Mühle auf Kungsholm und von der Norderbrücke aus. Schöne Promenaden gibt es sowohl innerhalb, als in der nächsten Umgebung der Stadt. Hierher gehören: der Königsgarten auf Norrmalm, mit einem freundlichen Pavillon und der Statue des Königs Karl XIII.; der königl. Hopfengarten auf Ladugårdsland, eine schöne Parkanlage; der weitläufige Thiergarten an der Ostseite der Stadt., der frequenteste Erholungsort der Stockholmer, ein großartiger Park mit Laub- und Nadelholz, Felsen, Wiesen rc. und der ehernen Statue des Dichters Bellmann. Die bedeutendsten königlichen Lustschlösser in der Nähe der Hauptstadt sind: Haga, die Schöpfung und der Lieblingsaufenthalt König Gustavs III. Das prächtige Schloß Drottningholm auf der Insel Lofön im Mälarsee, die Sommerresidenz des Kronprinzen, auf einer anderen Insel des Mälarsee's Gripsholm, ein altes gothisches Schloß, wo König Gustav IV. Adolf nach seiner Absetzung eine Zeit lang gefangen gehalten ward. Das vormalige königl. Lustschloß Karlsberg ist unter Karl XIII. 1792 in eine Kriegsakademie für Land- und Seekadetten verwandelt worden. In Marienberg ist eine Kanonengießerei; auch wurde von Karl XIV. eine Artillerieschule zu weiterer Ausbildung bereits angestellter Offiziere daselbst errichtet. Von den beiden Lustschlössern Ulriksdal und Rosersberg ist das erstere 1822 in ein Invalidenhaus verwandelt worden, das letztere aber (8 Meilen von S.), herrlich möblirt und vom Könige im Sommer gern besucht, umgibt ein großartiger Park und Garten. Die Stadt S. ist wahrscheinlich aus einem Fischerdorf entstanden, das auf einer der zahlreichen Inseln lag. Als 1187 die Esthen in Schweden einfielen, erbaute der König Knut Erikson, um die Räuber abzuhalten, an der Stelle, wo jetzt S. liegt, ein Schloß, um welches sich nach und nach ein Flekken bildete, den König Birger zur Stadt erhob. Im Jahre 1339 wurde S. von der Königin Margarethe von Dänemark belagert und auf Befehl des gefangenen Königs Albert übergeben, dann aber auf 3 Jahre den Hansestädten eingeräumt. In der Nähe erfochten am 14. Okt. 1471 die Schweden unter Sten Sture jenen glänzenden Sieg über die Dänen, der der dänischen Herrschaft über Schweden ein Ende machte. Ein abermaliger Sieg ward hier 1497 von den Schweden über die Dänen erfochten. Christian II. belagerte die Stadt 1518 vergebens, nahm sie aber 1520 nach einer neuen Belagerung durch Vertrag ein, worauf das berüchtigte stockholmer Blutbad (s. Skandinavische Halbinsel, Königreich Schweden, Geschichte) erfolgte. In Folge ihrer Bauart von Holz ward die Stadt häufig von großen Feuersbrünsten heimgesucht.

Stockjobber u. **Stockjobbery**, s. Staatspapiere.

Stockport, Stadt in der englischen Grafschaft Chester, am Flusse Mersey, $1^1/_5$ Meilen südlich von Manchester, mit diesem, sowie mit London durch eine Eisenbahn mit Viadukt auf 22 Bogen von 100 Fuß Höhe verbunden, in romantischer Gegend an den Abhängen eines Felsens gelegen, daher eng und unregelmäßig gebaut, hat eine steinerne Brücke über den Fluß, 2 Kirchen, eine lateinische Schule, eine schöne Markthalle und 60,000 Einwohner, welche bedeutende Industrie, namentlich Baumwollenspinnereien u. Baumwollenzeuchfabriken, sowie Musselin-, Seidenwaaren- u. Hutfabriken unterhalten u. schwunghaften Handel mit Käse und Hafermehl treiben.

Stocks (engl.), s. v. a. Aktien, insbesondere auch Staatsobligationen, f. Staatspapiere.

Stockstadt, Marktflecken im bayerischen Regierungsbezirk Unterfranken und Aschaffenburg, Landgericht Aschaffenburg, mit Mainüberfahrt, Brücke über die Gersprenz, die hier in den Main mündet, Weinbau und 1500 Einw.

Stockton-upon-Tees, Stadt in der englischen Grafschaft Durham, links am Tees, über den eine schöne Brücke von 5 Bogen führt, ist eine der schönsten Städte des nördlichen Englands, hat einen schönen Marktplatz, breite regelmäßige Straßen, ein schönes Rathhaus, eine schöne Kirche, mehre Hospitäler, Damast-, Leinwand-, Drillich- und Segeltuchweberei, Tauwerkfabrikation, Schiffswerfte, Brauerei, lebhaften Küstenhandel mit Fischen, Getreide, Käse, Butter, Blei, besonders aber Steinkohlen, da das dortige Stein-

kohlenlager zu den bedeutendsten Englands gehört, und 9800 Einw.

Stöber, 1) Daniel Ehrenfried, deutscher Dichter, der sich besonders um Erhaltung deutscher Sitte und Sprache im Elsaß verdient gemacht hat, geboren den 9. März 1779 zu Straßburg, widmete sich, auf dem dortigen Gymnasium vorbereitet, dem Notariat, hörte aber dabei sowie später in Erlangen akademische Vorlesungen über Jurisprudenz und begann später die advokatorische Praxis. Er † den 28. Dec. 1835. Außer „Gedichten" (3. Aufl., Stuttg. 1821) erschienen von ihm auch eine Sammlung seiner kleineren prosaischen Schriften (Straßburg 1835—36, 4 Bde.), sowie „Das Leben Oberlins" (das. 1831). Auch gab er das vaterländische Interessen vertretende „Elsassische Taschenbuch" (1806 f.) und die Zeitschrift „Alsa" (1816 f.) heraus.

2) August, ältester Sohn des Vorigen, geboren den 9. Juli 1808 zu Straßburg, besuchte das dortige Gymnasium und widmete sich dann auf der Akademie theologischen Studien. Seit 1838 als Rektor der oberen Mädchenschule und Lehrer der deutschen Sprache und Literatur am Kollegium in Buchsweiler angestellt, ward er im Oktober 1841 zum Professor am Kollegium in Mühlhausen ernannt. Seine literarischen Arbeiten betreffen vornehmlich die Sitten und Sagen und überhaupt das volksthümliche Wesen des Elsaß, so die periodische Schrift „Erwinia" (Straßb. 1838—39), die „Elsassischen Neujahrsblätter" (1843—48) und „Alsatia" (1850 f.), besonders aber „Die Sagen des Elsaß" (St. Gallen 1852). Außer mehren Lehrbüchern für den Unterricht in der deutschen Sprache und Literatur schrieb er noch „Gedichte" (Straßb. 1842), „Alsabilder" (das. 1836), „Elsassisches Volksbüchlein" (das. 1842) u. A. m.

3) Adolf, Bruder des Vorigen, geboren zu Straßburg den 7. Juli 1810, studirte ebenfalls Theologie daselbst, ward 1837 Pfarrvikar zu Mietesheim, 1839 Religionslehrer am Kollegium und der Gemeindeschule zu Mühlhausen und zugleich Prediger zu Wesselingen und 1840 Pfarrer in ersterer Stadt. Er schrieb „Gedichte" (Hannover 1846) und „Reisebilder aus der Schweiz" (St. Gallen 1850).

Stoechades Insulae, alter Name der hyerischen Inseln.

Stoecharium (lat.), weißer Chorrock der höheren Geistlichkeit der griechischen Kirche.

Stöchiometrie (v. Griech.), chemische Proportions- oder Atomenlehre, die Lehre von den Gewichts- und Raumverhältnissen, nach welchen sich ungleichartige Materien zu neuen gleichartigen Körpern chemisch verbinden, wissenschaftlich zuerst von J. B. Richter gegen Ende des 18. Jahrhunderts und seitdem vielfach bearbeitet, unter Anderen von Meineke, Bischof, Döbereiner, Gay-Lussac, Berzelius, Liebig, Dumas, Laurent, Gerhardt u. A. S. Chemie. Vgl. Meißner, Chemische Aequivalenten- und Atomenlehre, Wien 1834, 2 Bde.; Frickhinger, Katechismus der S., Nördlingen 1853, 2. Aufl.; Schweigger, Ueber stöchiometrische Reihen, Halle 1853.

Stöckhardt, Julius Adolf, ausgezeichneter Chemiker, geboren den 4. Januar 1809 zu Röhrsdorf bei Meißen, widmete sich der Pharmaceutik, machte seine Studien zu Berlin, arbeitete dann, nachdem er England und Frankreich besucht hatte, im struve'schen Laboratorium zu Dresden und erhielt 1838 die Lehrstelle der Naturwissenschaften im blochmannschen Institut in Dresden, die er aber schon 1839 mit der Lehrstelle der Chemie und Physik an der Gewerbschule in Chemnitz vertauschte. Im Jahre 1847 ward er als Professor der Agrikulturchemie an die Akademie für Forst- und Landwirthe nach Tharand berufen. Früherhin besonders der gewerblichen Chemie, namentlich in Bezug auf Farbefabrikation beflissen, wandte er sich seitdem vornehmlich auf die Agrikulturchemie und erwarb sich durch Popularisirung ihrer Lehre und neuen Entdeckungen namhafte Verdienste um Hebung der Landwirthschaft, und zwar nicht bloß durch seine mit großem Beifall aufgenommenen Schriften, wie die „Schule der Chemie" (7. Aufl., Leipz. 1854), die „Chemischen Feldpredigten für deutsche Landwirthe" (2 Thle., 5. Aufl., das. 1852—53), das „Guanobüchlein" (3. Aufl., das. 1854) und die seit 1840 mit Schober herausgegebene „Zeitschrift für deutsche Landwirthe", sondern auch durch seine lehrreichen, von Experimenten begleiteten Vorträge über die wichtigsten Lehren der Agrikulturchemie, womit er bei landwirthschaftlichen Vereinen und bei den jährlichen Versammlungen der Forst- und Landwirthe auftrat. Von seinen früheren Schriften sind noch hervorzuheben: „Untersuchung der zwickauer Steinkohlen" (Chemnitz 1840) und die Schrift „Ueber Farben und Giftfarben" (2. Aufl., Leipz. 1841).

Stör (Acipenser), Fischgattung aus der Ordnung der Bedecktkiemer (Knorpelfische), charakterisirt durch die 5 Längsreihen großer Knochenschilder an den Seiten des Körpers, den gepanzerten, vierkantig-kegelförmigen Kopf, das zahnlose kleine, unten an der Schnauze stehende, vorstreckbare Maul, die Bartfäden unter der Schnauze, das hinter den Schläfen befindliche Spritzloch, einen deutlichen Kiemendeckel, Eine Rückenflosse und die sehr große Schwimmblase. Sie steigen in ungeheuren Mengen aus den Meeren in die großen Flüsse, oft sehr weit hinauf. Ihr Fleisch ist schmackhaft, ihr Rogen liefert den Kaviar (s. d.) und ihre Schwimmblase die Hausenblase (s. d.). Der gemeine S. (A. Sturio L.) hat einen kurzen, abgerundeten Rüssel von etwa $^1/_{11}$ der Körperlänge, am Leibe 5 Reihen starker, gekielter Schilder mit kleineren sternförmigen Knochenkernen dazwischen. Von Farbe blaugrau, oben dunkelblau, unten braungefleckt, 6—18 Fuß lang und 100—1000 Pfund schwer, findet er sich in allen europäischen Meeren, besonders in der Nord- und Ostsee, von wo er in den Rhein bis Straßburg, die Elbe bis Magdeburg, die Weser bis Hameln, die Oder bis Breslau rc. hinaufsteigt. Aus dem schwarzen Meere geht er die Donau bis Ulm hinauf. Sie streichen oft in schmalen, langen Zügen hinter einander und mögen dadurch die Fabeln von ungeheuren Seeschlangen veranlaßt haben. Das Fleisch wird frisch, marinirt und gedörrt in den Handel gebracht und war bei den Gastmählern der alten Römer ein Hauptgericht. Große Exemplare ge-

ben an 100 Pfund Kaviar. In Rußland werden jährlich etwa 4 Millionen Pfund S.e, besonders in der Wolga, gefangen. Auch der Esther (A. Güldenstadii *Br. et K.*, russ. Osseter), mit kegelförmig abgestutztem, etwa $^1/_{20}$ der Körperlänge betragendem Rüssel, graubraun, am After rothgelb, 5 F. lang, im Baikalsee und dem kaspischen und schwarzen Meer und den sich darein ergießenden Flüssen, deshalb auch in die Donau, den Don, Dniepr ꝛc. hinaufgehend, liefert ein sehr schmackhaftes Fleisch, Kaviar und Hausenblase und wird oft, in Eis gepackt, aus Ungarn nach Wien gesendet. Der lichtensteinsche S. (A. Lichtensteinii *Bloch*), mit pfriemenförmig gebogenem Rüssel von $^1/_2$ der Körperlänge mit fast sichelförmigen Kielhaken auf den Schildern, findet sich, 2 F. lang, häufig in der Nord- und Ostsee und kommt bis Stettin. Der Sterlet oder kleine S. (A. Ruthenus *L.*), mit pfriemenförmigem Rüssel von $^1/_{12}$ der Körperlänge, mit hakenförmigen Kielen versehenen, am Rücken und der Seite dachziegelig stehenden Schildern, kaum 2 Fuß lang, obenher gelblichbraun, am Bauche weiß, ist wahrscheinlich der berühmte Acipenser oder Elops der Alten. Wegen seines sehr wohlschmeckenden weißen Fleisches wird er oft nach Petersburg zu Markt gebracht, wo er sehr theuer verkauft wird. Er ist im kaspischen und schwarzen Meere einheimisch, findet sich aber auch, wiewohl selten, in der Ostsee. Friedrich der Große ließ ihn in den Mantuisee in Pommern und in den küstriner Stadtgraben verpflanzen. Er findet sich auch in der Donau, sowie in vielen anderen Flüssen. Der Scherg oder gesternte S. (A. stellatus *Pall.*), mit fast pfriemenförmigem Rüssel von $^1/_2$ der Körperlänge, zwischen den Schildreihen mit kleinen sternförmigen Schildchen, oben blau- oder braunschwarz, bis 4 F. lang, hat gleichen Aufenthalt mit den vorigen Arten, kommt in größter Menge vor und gibt ebenfalls treffliches Fleisch, Kaviar und Fischleim. Ueber den ebenfalls hierher gehörigen Hausen s. d.

Stör, 1) Fluß in Holstein, entspringt im Kirchspiel Neumünster, nimmt die Schwale und andere kleine Flüßchen auf und mündet unterhalb Glückstadt bei Störort in die Elbe, rechts. — 2) (Stuhr), Fluß in Mecklenburg-Schwerin, kommt aus dem schweriner See und mündet in die Elbe.

Stoffwechsel, der Vorgang in allen organischen Körpern, durch welchen sich diese mittelst Aufnahme von Stoffen aus der Außenwelt und Abgabe von solchen an jene in ihrer Integrität erhalten, sich also fortwährend erzeugen und entwickeln, aber dabei nach und nach altern, um zuletzt abzusterben. Der Hergang dabei ist der, daß die in den Körper gebrachten Nahrungsstoffe erst in gewisse belebte Elementartheile (Zellen ꝛc.) übergeben, als solche eine Zeit lang gleichsam ein selbstständiges Leben führen, dann absterben und nun losgestoßen oder in Substanzen von noch organisch-chemischer Mischung aufgelöst werden, die in Folge der Berührung mit der Außenwelt nach u. nach in die einfacheren, anorganischen Verbindungen, namentlich Kohlensäure, Wasser und Ammoniak, zerfallen. Der S. ist somit das Wiederaufbauen und Wiederabwelken bestimmter Organismen, welches in Folge von Krankheiten jene Störungen erleidet, die uns ihrem eigentlichen Wesen nach noch unbekannt sind.

Stoicismus, Lehre, Wesen und Sinn der Stoiker (s. d.); streng moralisches oder vielmehr finsteres, freudenloses Leben. Daher stoisch, standhaft, gleichgültig gegen Schmerzen, streng.

Stoiker, griechische Philosophenschule, welche sich gleichzeitig mit dem Epikureismus entwickelte und ihren Namen von dem Orte Stoa hat, wo der Gründer derselben, Zeno aus Cyttium auf Cyprus, in Athen zu lehren pflegte (340—260 v. Chr.). Zeno's Lehrbegriff ward zum Theil im Kampfe mit der jüngeren Akademie durch seine nächsten Schüler und Anhänger, Cleanthes aus Assus in Troas, Chrysippus aus Soli in Cilicien (280—210 v. Chr.), bestimmter ausgebildet, während Andere, wie Ariston aus Chios und Heryllus aus Karthago, sich ihm vorzugsweise nur in der Strenge der sittlichen Denkart angeschlossen zu haben scheinen. Ein allgemeines Merkmal der stoischen Lehre liegt trotz der vielen zum Theil spitzfindigen und von dem gewöhnlichen Sprachgebrauch abweichenden Bestimmungen in dem Bemühen, die Philosophie in einer einfachen und gemeinverständlichen Form und mit vorherrschender Rücksicht auf das thätige Leben zu entwickeln, daher die eigentliche Bedeutung derselben auch in ihrer Ethik zu suchen ist, welcher sie zwar die Physik beiordnen, weil diese die allgemeinsten Grundbestimmungen für jene darbiete, die Logik aber unterordnen, so daß diese, obgleich sie sie nicht nur auf die Form des Denkens, sondern auch auf die Grammatik, die Rhetorik und die Theorie des Erkennens ausdehnen, ihnen mehr für ein Werkzeug als für einen Theil der Philosophie gilt. Die Logik der S., in sofern sie zugleich eine Theorie der Erkenntniß ist, geht aus von der Entstehung der Vorstellungen, die, sowohl wenn sie den Stoff, als wenn sie die Form des Wahrgenommenen bezeichnen, ein Leiden der Seele durch einen Eindruck des Vorgestellten sind, zu welchen der Beifall und das Fürwahrhalten durch die Kraft der Seele hinzukommen. So wie daher die mit dem Fürwahrhalten verbundene Vorstellung sich selbst und ihren Gegenstand darstelle, so liege das Kriterium der Wahrheit in der richtigen Vernunft, welche eben darin bestehe, daß die natürlichen Anticipationen des Allgemeinen für das Denken zu Begriffen und wissenschaftlichen Bestimmungen ausgebildet würden. In Uebereinstimmung mit der Zurückführung aller Vorstellungen auf äußere Eindrücke geht auch ihre Physik von dem Satze aus, daß Alles, was Ursache sey, Körper sey. Der Begriff des Körpers ist ihnen aber nicht durch die Ausdehnung im Raum und die Undurchdringlichkeit bestimmt, sondern wesentlich durch den Begriff des Thuns und des Leidens. Diesem Gegensatze zwischen Thun und Leiden gemäß unterscheiden sie die Materie als das qualitätslose Leidende und Gott als das thätige und bildende Princip, so jedoch, daß nicht das eine wirklich getrennt von dem anderen existire, sondern die wirkliche Kraft in dem Stoffe selbst vorhanden sey. Gott ist das immanente Princip, das ewige, vernünftige, Alles durchdringende und harmonisch zusammenhaltende Gesetz der Welt;

diese in ihren einzelnen Erscheinungen die Darstellung und der Ausdruck jeder Urkraft in ihrem Wirken. So wie daher die Welt vernünftig und göttlich ist, so hat auch jeder einzelne Theil seinen besonderen Antheil an der allgemeinen Vernunft. Diese bestimmte schon Zeno, sich an die Naturlehre des Heraklit anschließend, als ein denkendes, lebendiges Feuer, welches sich in stetigen Uebergängen und nach einem bestimmten unausweichlichen Gesetze in die Elemente und die daraus entstehenden besonderen Bildungen verwandele, um nach periodischem Kreislaufe wieder in die ursprüngliche Einheit zurückzukehren (Weltverbrennung). Hieraus erklären sich theils ihre allegorischen Auffassungen der Volksreligion, theils die den einzelnen Dingen zukommenden Grundkräfte, theils die Bestimmungen des denkenden Seelenwesens, welches sie als einen feurigen Hauch, als einen Theil der Weltseele erklären. In genauem Zusammenhange mit der Physik der S. steht auch die Formel, in welcher sie den obersten Grundsatz der **Ethik** aussprechen, indem sie für den höchsten Endzweck die Uebereinstimmung mit der Natur erklärten. Die Unbestimmtheit dieser Formel, welcher sie durch die Unterscheidung des vernünftigen und unvernünftigen Theils der Seele zu begegnen suchten, schadet jedoch dem ernsten und strengen Charakter ihrer Ethik vorzüglich deshalb nicht, weil ihnen ganz unabhängig davon die Würde der sittlichen Gesinnung im Gegensatze gegen die Lust und den äußeren Erfolg der Handlung der leitende Grundgedanke der Ethik ist. Ihr Bestreben, den Begriff der sittlichen Würde möglichst rein zu erhalten, zeigt sich nicht nur in dem Satze, daß alles Unsittliche (specifisch, wenn auch nicht dem Grade nach) gleich sey, sowie in der Ausschließung jedes Mittleren zwischen dem Guten u. Bösen u. in der näheren Bestimmung des sittlich Erlaubten und Gleichgültigen, sondern auch in der Schilderung des Weisen, dessen bis zur Paradoxie gesteigerte Merkmale (vollkommene Unempfindlichkeit gegen Alles, was nicht zur Tugend gehört und untadelhafte Reinheit selbst bei unsittlichen Handlungen) sich zum Theil daraus erklären, daß sie die Unabhängigkeit der sittlichen Gesinnung, deren personificirtes Ideal der Weise ist, von der äußerlich erscheinenden Handlung und deren zufälligen Umständen so scharf als möglich hervorheben wollten. Außerdem führte sie die Bestimmung des Verhältnisses zwischen der Befriedigung natürlich nothwendiger Bedürfnisse und dem Sittlichen zuerst auf den Begriff eines sittlichen Anspruches, welchen, sofern das Geziemende unter den Begriff der Tugend fällt, sie als vollkommene Pflicht bezeichnen. In der speciellen Ausführung der Sittenlehre, wo ihr Bestreben, die sittlichen Beziehungen möglichst vollständig zu erschöpfen, zugleich in eine massenhafte Anhäufung unfruchtbarer Eintheilungen und Distinktionen ausartete, schlossen sie sich, obgleich sie die Tugend im Ideal als ein untheilbares Ganzes betrachteten, an die Unterscheidung der platonischen Kardinaltugenden an, deren jede eine Menge Unterabtheilungen erhielt, und dieser Aufzählung der einzelnen Tugenden steht eine ebenso ausführliche Klassifikation der Affekte und Leidenschaften zur Seite, welche sie als unsittliche Neigungen durch den Begriff der Krankheit und der Schwäche bezeichneten. Wegen der absoluten Genügsamkeit endlich, welche sie dem Guten beilegten, in Verbindung mit der unbeschränkten Allgemeinheit seiner Geltung hielten sie theils die Wahl eines äußerlich bestimmten Wirkungskreises nicht für sittlich nothwendig, theils wiesen sie ihrem von den besonderen Beziehungen der Familie und des einzelnen Staates losgelösten Weisen eine kosmopolitische Stellung an, vermöge deren bei ihnen zuerst der Begriff eines die Grenzen des einzelnen Staates überschreitenden Rechtszustandes eintritt.

Die ganze Erscheinung des **Stoicismus** ist das Zeichen einer alternden Zeit; er ist das Sichzusammenraffen der in dieser noch liegenden sittlichen Elemente, die Opposition gegen die überhandnehmende Auflösung der antiken Sittlichkeit, eine Opposition, die von vorn herein etwas Schroffes, Moroses, Krankhaftes in sich trägt. Einer selbstständigen Fortbildung war das System an sich nicht fähig und konnte diese in einer Zeit, welcher die philosophische Produktivität überhaupt abging, nicht erhalten. Was bei den späteren S.n zu finden, ist entweder ein einfaches Festhalten an dem Ueberlieferten neben bloß formalen Aenderungen und literarischer Bearbeitung, oder eine beginnende Zersetzung des Systems in Eklekticismus, Synkretismus und Popularphilosophie. Desto wichtiger ist in dieser Periode die weite Verbreitung der **stoischen Philosophie**, besonders ihre Verpflanzung auf römischen Boden, und die allgemeine kulturhistorische Bedeutung, die sie gewann. Zu denjenigen S.n, welche im Wesentlichen ganz bei der Gestaltung des Systems durch Chrysippus stehen blieben, gehören: Boëthus, Zeno von Tarsus, der Nachfolger Chrysipps in der Stoa, Diogenes von Seleucia, Antipater aus Tarsus, Archedemus, Apollodorus Ephillus, Eudromus, Diogenes aus Ptolemais, Heraclides aus Tarsus. Ein bedeutenderer Schritt zur theilweisen Umbildung der stoischen Lehre, zugleich aber auch zu ihrer weiten Verbreitung geschah durch **Panätius** und **Posidonius**. Jener bezeichnet vorzugsweise die immer mehr hervortretende Tendenz zur Popularisirung des Systems, dieser die Neigung zum Eklekticismus und zu gelehrter Behandlung der Philosophie; beide aber sind besonders wichtig dadurch, daß sie vorzüglich zur Verpflanzung der stoischen Lehre nach Rom beitrugen und dieser selbst denjenigen Charakter gaben, der sie dazu geschickt machte. Da um dieselbe Zeit auch andere philosophische Schulen ihre Eigenthümlichkeit abschwächten und zum Synkretismus sich neigten, so kam es durch gegenseitige Koncessionen allmählig zu einer gänzlichen Amalgamirung platonischer, aristotelischer und stoischer Lehren, und in dieser modificirten Gestalt ging der Stoicismus auf die Römer über. Unter den späteren griechischen S.n sind noch zu nennen: Mnesarches, Haupt der Schule in Athen, Apollodorus aus Athen, Hecato und Plato aus Rhodus, Apollonius aus Mysa, Phanias, Asclepiodotus, Jason aus Nysa, Apollonius aus Tyrus (um 60 v. Chr.), Athenodorus aus Tarsus, genannt Cordylio, der jüngere Athenodorus aus Tarsus, Antipater aus

Tyrus u. A. In **Rom** wurde der Stoicismus zuerst durch Diogenes Babylonius (156 v. Chr.) empfohlen. Das angefangene Werk desselben setzte Panätius fort, indem er theils durch persönlichen Unterricht und Verkehr, theils durch schriftstellerische Thätigkeit wirkte. Die stoische Philosophie mußte an sich dem römischen Geiste am meisten zusagen, und daher kam es, daß sie in der römischen Welt besonders zu Hause gewesen ist. Sie hat auf manche Seiten des römischen Geistes und Lebens, auf Poesie, Geschichtschreibung, Beredsamkeit, Politik, Jurisprudenz, Grammatik, Religionswissenschaft und Medicin mittelbaren und unmittelbaren Einfluß geübt, aber auch vom römischen Geiste bedeutende Rückwirkungen erfahren, indem sie aus den Schranken des Systems herausgetreten ist, die spekulativen Elemente mehr und mehr ausgeschieden, ihre Schroffheiten abgestreift und einen räsonnirenden, paränetischen, zum Theil fromm-erbaulichen Charakter angenommen und in fortgehender, innerer Zersetzung sich zur Popularphilosophie umgestaltet hat. Die Römer, die als Anhänger der stoischen Lehre genannt werden, waren meist nicht Philosophen vom Fach, sondern trieben philosophische Studien und Schriftstellerei entweder als Nebenbeschäftigung, oder zu praktischen, besonders juridischen, oratorischen Zwecken, oder sie waren praktische S., wie Cato von Utica. Am bedeutendsten und wohlthätigsten war der Einfluß der stoischen Philosophie auf die wissenschaftliche Ausbildung des römischen Rechts. Der eigentliche Vertreter des ganzen philosophischen Standpunktes seiner Zeit ist Cicero; auch er hat viel stoische Elemente in seine Ansichten aufgenommen, und in seiner Moral ist er vorherrschend S. in der Weise des Panätius, Posidonius, Antiochus. Die berühmtesten S. des ersten christlichen Jahrhunderts sind: Seneca mit seinem Neffen Lucanus, Cornutus mit seinem Schüler Persius, Thrasea Pätus, Helvidius Priscus, Musonius und Epictetus. Unter dem Despotismus der Cäsaren erhielt der Stoicismus einen politischen Charakter, denn zu ihm flüchteten sich größtentheils die Oppositionsmänner; er wurde politisch anrüchig und seine Anhänger wurden verfolgt, bis er mit Marcus Aurelius Antoninus auf den Kaiserthron kam und kaiserliche Fürsorge demselben noch einmal große Geltung und zahlreichen Anhang erwarb. Nach der Zeit der Antonine verschwindet er völlig aus der Geschichte durch Vollendung seiner innerlichen Zersetzung; die noch vorhandenen philosophischen Elemente desselben verlieren sich in den Neuplatonismus, dem sich schon die letzten S., besonders Antonin, sehr stark genähert hatten, oder gehen auf in dem allgemeinen philosophischen und religiösen Synkretismus, in welchem die antike Weltanschauung sich auflöste. Zum Christenthum hat sich der Stoicismus positiv und negativ verhalten, eine Verwandtschaft beider ist vielfach bemerkt und häufig überschätzt worden.

Stoische Philosophie, s. Stoiker.

Stola (lat.), langes, faltiges, bis auf die Knöchel herabreichendes Kleid der Matronen, mit spitzigen Aermeln und mit Fransen besetzt, ward auch vom **Pontifex maximus** u. von den späteren Geistlichen zum Zeichen, daß sie dieses Priesters Gewalt mit der ihrigen vereinigten, getragen; jetzt Festgewand der katholischen Geistlichen, bei denen es jedoch nur aus einer langen breiten Binde von weißer Seide oder Silberstoff besteht, die mit drei Kreuzen am Ende versehen, bei den Priestern über beide Schultern und die Brust kreuzweise, bei den Diakonen bloß über die linke Schulter nach der rechten Seite zu in Form eines Ordensbandes herabhängt. Sie ist zur Vornahme des Hochamts durchaus unentbehrlich und bei den Prälaten mit Perlen und Stickereien, an den Enden häufig auch mit Glöckchen verziert. Unter **Stolgebühren** (jurae stolae) werden, ohne Rücksicht darauf, daß die S. von den Geistlichen der protestantischen Kirche (mit Ausnahme derer der englischen Hochkirche) nicht beibehalten worden ist, ganz im Allgemeinen diejenigen Gebühren genannt, welche für die Amtshandlungen der Geistlichen (Taufen, Trauungen, Begräbnisse ꝛc.) von den Parochianen, welche dieselben verlangen, zu entrichten sind und eine Art kirchlicher Abgaben bilden. Ursprünglich bestanden dieselben als freiwillige Opfergaben (oblationes) der Laien, die besonders dem niederen Klerus zu Gute kamen, in Naturalien, auch mitunter in Geld. Erst gegen Ende des 5. Jahrhunderts wurde eine Taxe dafür aufgestellt, und das Geld floß in die Kirchenkasse des Bischofs, der davon den Pfarrern ihren Antheil gab. Beschwerden über die bei Einforderung der Stolgebühren sich zeigende Habsucht der Kleriker bewirkten, daß die Synode zu Konstantinopel 692 alle Taxen aufhob und nur die Annahme freiwilliger Gaben gestattete. Gleichwohl kamen die Taxen bald wieder auf, und es nahm nun jeder Parochus die Stolgebühren für sich in Empfang, was zu einem förmlichen Parochialrechte wurde. Aber erst im 16. Jahrhundert wurde die Erhebung dieser Gebühren, die man jetzt gewöhnlich **Accidenzien** nennt, weil sie zufällige Einnahmen sind, von den Staatsbehörden förmlich bestätigt. Der Betrag derselben ist bisweilen festgestellt, wie bei den Tauf-, Trauungs- und Leichengebühren, bisweilen aber dem Belieben der Gebenden überlassen, wie bei der Beichte und dem Abendmahl. Jetzt ist das Beichtgeld als Theil der Accidenzien in den protestantischen Ländern meist abgeschafft. Die Deutschkatholiken und freien Gemeinden haben die Stolgebühren ganz beseitigt.

Stolberg, ehemalige Grafschaft am südlichen Fuße des Harzes im nördlichen Thüringen, deren Gebiet, $5^3/_4$ □Meilen groß, sich durch seinen Reichthum an Blei, Silber, Eisenstein, Spießglas, Flußspath und Wald auszeichnete. Seitdem die Landeshoheit auf Preußen übergegangen ist (seit 1815), bildet die Grafschaft 2 Standesherrschaften, Stolberg-Stolberg und Stolberg-Roßla in der Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, Kreis Sangerhausen. Die gleichnamige (S. am Harz) **Haupt- u. Residenzstadt** der Standesherrschaft Stolberg-Stolberg hat 3 Kirchen, ein Lyceum, Waisenhaus, Spital, eine gräfliche Kanzlei, ein Konsistorium, Stadt-, Justiz-, Forst- und Bergamt, eine Papier-, Pulver- und Walkmühle und 2709 Einw., welche besonders Leinweberei treiben.

Stolberg, altgräfliches Haus in Thüringen und am Harze, das bis ins 11. Jahrhundert zurückreicht und dessen ältestes Stammland die Grafschaft S. in Thüringen ist. Schon 1412 in den Reichsgrafenstand erhoben, vermehrte es seinen Besitz durch Erwerbung der Grafschaften Hohenstein (1413), Wernigerode (1429), Königstein (1535), wovon jetzt nur noch Gedern und Ortenberg dem Hause angehören, Wertheim (1556) und Rochefort in Belgien, sowie des hennebergischen Schlosses und Fleckens Schwarza (1577). Von den beiden Linien, in welche sich das Geschlecht früher theilte, der Harz- und der Rheinlinie, erlosch erstere 1631. Sämmtliche Besitzungen des Hauses wurden darauf zwischen den Brüdern Heinrich Ernst u. Johann Martin (1645) getheilt, wodurch die Grafschaften Wernigerode und S. entstanden. Beide Brüder wurden die Stifter der zwei noch bestehenden Hauptlinien, der ältern und der jüngern. Die ältere Hauptlinie theilte sich durch die beiden Söhne des Gründers in die Zweige zu Ilsenburg, der 1700 erlosch, und zu Wernigerode. Dieser zerfiel durch die 3 Söhne des Stifters 1710 in die Speciallinien Stolberg-Wernigerode, welche noch blüht, Stolberg-Gedern, die 1804 im Mannsstamme erlosch, und Stolberg-Schwarza, die bereits 1748 mit ihrem Begründer ausstarb. Die ältere Hauptlinie Wernigerode, gestiftet von Christian Ernst von S. († 1771), besitzt gegenwärtig die Grafschaft Wernigerode (s. d.) mit dem Amte Schwarza (0,27 □M. mit 1500 Einw.), die Herrschaft Peterswaldau (8 Dörfer mit 7150 Einw.) nebst den Herrschafeen Jannowitz (6 Dörfer mit 2700 Einw.) und Kreppelhof (5 Dörfer mit 2600 Einw.) in Schlesien, die Herrschaft Gedern im Großherzogthum Hessen (0,62 □M. mit 3700 Einw.) und das Amt Sophienhof (1 □M. mit 550 Einw.) in Hannover. Zur Entschädigung für die im Frieden von Luneville an Frankreich abgetretene belgische Grafschaft Rochefort u. für die Ansprüche auf die Grafschaft Königstein erhielt das Haus durch den Reichsdeputationshauptschluß von 1803 eine ewige Rente von 30,000 Gulden auf die Schifffahrtsoctroi angewiesen. Die Söhne des Stifters der jüngern Hauptlinie, Christian Ludwig u. Friedrich Wilhelm von S., theilten sich 1689 in Ortenberg und Stolberg. Doch hatte nur der Erstere dauernde Nachkommenschaft. Sein älterer Sohn, Graf Christoph Friedrich von S. († 1758), stiftete die Speciallinie zu Stolberg, der jüngere, Graf Justus Christian von S. († 1739), die Speciallinie zu Roßla. Die Linie Stolberg-Stolberg, welche an Preußen die Grafschaft Stolberg (2 □M. mit 6500 Einw.) und das Amt Heringen (2,25 □M. mit 8600 Einw.), in Hannover das Amt Neustadt (1,5 □M. mit 7200 Einw.) besitzt, blüht gegenwärtig noch in 2 Aesten, einem Hauptaste, der die Nachkommenschaft des Grafen Christian Ludwig II. von S., und einem Nebenaste, der die Nachkommenschaft des Grafen Christian Günther von S. umfaßt. Des Letztgenannten älterer Sohn war Graf Christian zu S. (s. d.), der jüngere Graf Leopold zu S. (s. d.). Von dessen Söhnen starb Graf Christian Ernst von S. den 22. Mai 1846 als österreichischer Feldmarschalllieutenant. Haupt des Hauses Stolberg-Roßla, welches die Standesherrschaft Ortenberg in der Wetterau (1,5 □M. mit 3900 Einw.), die Grafschaft Stolberg-Roßla (3,5 □M. mit 9400 Einw.) mit dem Amte Bärnrode im Anhalt-Bernburgischen und das Amt Kelbra (1,5 □M. mit 5400 Einw.) besitzt, ist gegenwärtig Graf Karl von S., Standesherr in Hessen und Preußen.

Stolberg, 1) Christian, Graf zu S., der Aeltere, deutscher Dichter, stammte von der Linie Stolberg-Stolberg, geboren zu Hamburg am 15. Oktober 1748, Sohn des Grafen Christian Günther, dänischen Geheimeraths u. Oberhofmeisters der Königin Magdalena von Dänemark. Er studirte 1769—74 zu Göttingen, wo er mit zu dem Dichterbunde gehörte, der die raschere Entwickelung der Blüthe unserer klassischen Literatur fördern half. Nachdem er einige Zeit am Hofe des dänischen Königs Kammerherr gewesen, erhielt er 1777 die Amtmannsstelle zu Tremsbüttel in Holstein und vermählte sich hier mit der in vielen seiner Gedichte gefeierten Luise, Wittwe des Hofjägermeisters von Gramm, einer gebornen Gräfin von Reventlow. Nach 23jähriger musterhafter Verwaltung seines Amtes legte er dasselbe (1800) nieder und lebte fortan den Seinen und den Musen auf seinem Gute Windebye bei Eckernförde im Schleswigschen. Er † am 18. Januar 1821. Weniger berühmt und dichterisch weniger begabt, als sein jüngerer Bruder, bleibt Christian von S. immer einer unserer hervorragenderen klassischen Dichter. Seine Muse charakterisirt mehr Anmuth, als hochfliegende Begeisterung. Seine kleineren Gedichte (Elegien, Lieder, Balladen rc.) sind nicht einzeln gesammelt worden, sondern mit denen seines Bruders vermengt zuerst 1779 in Leipzig (neue Aufl. 1822) erschienen; ebenso die „Schauspiele mit Chören" (Leipz. 1787), von denen ihm „Belsazar" und „Otanes" angehören. Sie sind bei ihrer epischen Breite für theatralische Darstellung nicht geeignet, obwohl die Verfasser durch sie von den phantastischen Unziemlichkeiten der damaligen Bühne zu der edleren Form des alten Drama zurückzuführen hofften. Beiden Brüdern gemeinsam sind auch die „Vaterländischen Gedichte" (Hamburg 1815), in welchen sie freilich an die neue Zeit einen veralteten Maßstab legten. Christoph lieferte außerdem „Gedichte aus dem Griechischen" (Hamb. 1782) u. eine Uebersetzung des Sophocles (Leipzig 1787, 2 Bde.) in 5füßigen Jamben, die für ihre Zeit nicht ohne Werth waren. Seine sämmtlichen poetischen Arbeiten befinden sich in der Ausgabe der „Werke der Brüder S." (Hamburg 1821—26, 22 Bde.).

2) Friedrich Leopold, Graf zu S., jüngerer Bruder des Vorigen, gleich ihm berühmt als Dichter und Schriftsteller, geboren am 7. November 1750 in dem holsteinschen Flecken Bramstedt. Zu Göttingen, wo er von 1769 an studirte, gehörte er ebenfalls zu dem erwähnten Dichterbunde. Nach Beendigung der Universitätsstudien wurde er als königlicher Kammerjunker dem dänischen Hofe attachirt und bekleidete später (1777) den Posten eines lübecker Chargé d'affaires bei der dänischen Regierung. Vermählt (1782) mit seiner, mehrfach von ihm besungenen Agnes, einer



F. L. G. v. STOLBERG

Inst. Bibl. excud.

Gräfin von Witzleben, lebte er mehre Jahre ganz seinem häuslichen Glücke und den Musen. Da entriß ihm 1788 der Tod seine Gattin. Um sich zu zerstreuen, bewarb er sich um den Gesandtschaftsposten in Berlin und bekleidete ihn mit Auszeichnung, schritt hier auch 1790 zu einer zweiten Vermählung mit der Gräfin Sophie von Redern. Von Berlin begab er sich 1791 mit dem Charakter eines Präsidenten der fürstbischöflichen Regierung nach Eutin, wo er mit Voß den alten Bund der Freundschaft neu knüpfte und durch ihn zu größerer literarischer Thätigkeit angespornt wurde. Nach einer Reise durch die Schweiz und Italien legte er 1800 seine sämmtlichen Aemter nieder, zog nach Münster und trat mit Weib und Kindern (die älteste, später dem Grafen Ferdinand von Stolberg-Wernigerode vermählte Tochter ausgenommen) zur römisch-katholischen Kirche über. Dieser Uebertritt mußte um so größeres Aufsehen erregen, da S. noch kurz zuvor in einem „Sendschreiben an einen holsteinschen Kirchspielvoigt in Schweden" sich als einen eifrigen orthodoxen Lutheraner gezeigt hatte. S.s alte Freunde konnten ihren gerechten Tadel nicht verhehlen, u. Voß und Jacobi machten ihrer Empörung über den Abtrünnigen durch den Druck, ersterer auf eben so derbe und bittere, als letzterer auf eine würdevolle Weise Luft. Vgl. Schott, Voß u. S., oder der Kampf des Zeitalters 2c., Stuttg. 1820. Wie seinen Freunden, entfremdete er sich nun auch den Musen, zu denen ihn nur die große und begeisternde Zeit von 1812—14 wieder zurückrief, aber ohne ihn fesseln zu können. Seine literarische Thätigkeit beschränkte sich seitdem fast ausschließlich auf seine „Geschichte der Religion Jesu Christi" (15 Bde., Hamb. 1811—18, nebst Register, 1824; fortgesetzt von Fr. v. Kerz, Bd. 19—45, Mainz 1825—46), die durchgehend von der geistigen Befangenheit ihres Urhebers zeugt, und andere ascetische Produkte, die aber kein Blättlein mehr in den Lorbeerkranz S.s flechten konnten. „Gedichte", „Schauspiele mit Chören" und „Vaterländische Gedichte" gab er mit seinem Bruder gemeinsam heraus. Als Dichter ist S. durch Oden und Lieder, Elegien, Romanzen und Satyren, poetische Gemälde und Dramen, als Prosaiker durch seinen Roman „Die Insel" (1788) und durch seine etwas weitschweifige „Reise durch Deutschland, die Schweiz, Italien und Sicilien" (1794), als Uebersetzer durch die Iliade, Plato's auserlesene Gespräche, vier Tragödien des Aeschylus und Ossians Gedichte rühmlichst bekannt. Seine eigenen Gedichte unterscheiden sich von denen seines Bruders durch größere Kühnheit und Erhabenheit der Gedanken und Bilder. Ueberall spricht sich in seinen früheren Gedichten das wärmste Gefühl für Natur, Freundschaft, Freiheit und alles Edle aus. Dabei ist ihr Ton sehr verschieden und geht von dem einfachsten Gesange des Liedes bis zum dithyrambischen Fluge. Seine „Jamben" (Leipzig 1784) sind ernsthafte Strafgedichte über Sittenverderbniß und gelehrte und politische Vorurtheile seiner Zeit. Sein „Leben Alfreds des Großen" (Münster 1818) zeichnet sich durch seine einleitende Darstellung der angelsächsischen Geschichte und durch die gründliche Behandlung des Gegenstandes aus, leidet aber an unzweifelhaften Zeichen religiöser Befangenheit. S. † auf dem Gute Sondermühlen bei Osnabrück am 5. December 1819; kurz zuvor hatte er „Ein Büchlein von der Liebe" geschrieben. Seine Werke füllen den größten Theil der angeführten „Werke der Brüder S." Vgl. Nicolovius, Friedrich Leopold, Graf zu S., Mainz 1846, ein Werk, das jedoch mehr apologetische Parteischrift als Lebensbeschreibung ist.

Stolgebühren, s. Stola.

Stollberg (Stolberg), 1) Stadt in der preußischen Rheinprovinz, Regierungsbezirk u. Kreis Aachen, $^{3}/_{4}$ Meilen östlich von Aachen, in einem von hohen Bergen umgebenen Thale, hat eine katholische, 2 evangelische Kirchen, eine Fabrikschule, bedeutende Tuch-, Kasimir- und Flanellmanufakturen, Wachstuch-, Näh- u. Stecknadeln-, Fingerhut-, Messer-, Scheeren-, Eisen-, Tabaks- und besonders große Messingfabriken, welche Messingwaaren aller Art, Kessel, Becken, Platten 2c. liefern; außerdem eine Glashütte, mehre Potascheſiedereien, Gerbereien, Steinkohlen-, Galmei-, Blei-, Kupfererz- und Eisensteingruben, Kalk-, Mahl- und Schleifsteinbrüche, Handel und 4887 meist katholische Einw. Auf einem Berge über der Stadt liegt ein altes Schloß, das ein Jagdschloß Karls des Großen gewesen seyn soll. — 2) Stadt und Amtsort im königlich sächsischen Kreisdirektionsbezirk Zwickau, mit Untersteueramt, 2 Kirchen, Industrie- u. Freischule, Baumwollenspinnerei, Bleichen, Tuchmacherei, Wirkerei und Weberei, Silber- und Farberdebau, Schieferbrüchen und 3600 Einw. In der Nähe die Trümmer des Schlosses Hoheneck.

Stolle, Ludwig Ferdinand, deutscher Belletrist, geboren den 29. September 1808 zu Dresden, studirte 1827—31 zu Leipzig die Rechte und Staatswissenschaften und lebte dann zu Grimma der Literatur. Seine Werke (25 Bde., Leipzig 1847; Familienausgabe unter dem Titel „Des Dorfbarbiers ausgewählte Schriften", das. 1853 f.) enthalten historische Romane, z. B. „1813", „Elba und Waterloo", „Napoleon in Aegypten" u. a., komische Romane, darunter „Die deutschen Pickwickier", „Die Erbschaft in Kabul", und viele kleinere Erzählungen. Sie haben den Vorzug gewandter, leichter Form und liebenswürdiger Gemüthlichkeit. Verdienstlich waren seine „Lyrischen Gedichte" (3. Aufl., Grimma), in sofern sie zur Minderung der Noth im Erzgebirge viel beitrugen, zu welchem Zwecke S. die noch dauerndere „Marienstiftung" ins Leben rief. Seit 1844 gibt er ein humoristisch-politisches Volksblatt „Der Dorfbarbier" heraus, welches in barocker, oft etwas trivialer Form für gesunde Aufklärung wirkt. Eine Auswahl aus demselben ist die „Humoristische Volksbibliothek" (2. Aufl., Plauen 1851). S. ist Redakteur der „Gartenlaube".

Stollen, s. Bergbau.

Stolpe, 1) Küstenfluß in Hinterpommern, entspringt aus dem Stolpersee im Regierungsbezirk Danzig, nimmt die Butow und Schottow auf, wird für kleine Fahrzeuge bald schiffbar und mündet nach vielfach gewundenem Laufe von 20 Meilen unterhalb der Stadt S., wo er den kleinen Hafen Stolpemünde, mit Flecken von 700

Einw., bildet, in die Ostsee. — 2) Kreisstadt in der preußischen Provinz Pommern, Regierungsbezirk Köslin, am gleichnamigen Flusse, war sonst befestigt, besteht aus der Alt- und Neustadt und mehren Vorstädten, hat ein Schloß, 4 Kirchen, darunter die 1311 erbaute große Marienkirche, ein Invalidenhaus, 2 Spitäler, ein Fräuleinstift, Kreisamt, eine Landschaftsdirektion, ein Land- u. Stadtgericht, Untersteueramt, eine Post, Garnison, Bernsteinwaarenfabrikation, Stärke-, Tabaks-, Lederfabriken, einen Kupferhammer, Tuch-, Wollenzeuch-, Leinen- und Hutmanufakturen, Lachsfang, Bernstein- und Holzhandel und 11,340 Einw. Die Stadt, die volkreichste im Regierungsbezirk, hatte 1851 24 Schiffe mit 2374 Lasten.

Stolpen, Amtsstadt im königlich sächsischen Kreisdirektionsbezirk Bautzen, an der Weesenitz, mit Justiz-, Rent- und Steueramt, Post, Leinweberei, Strumpfwirkerei, Stammschäferei und 1300 Einw.

Stolz, das Gefühl persönlicher Vorzüge und die damit verbundene Aeußerung im Handeln. Der S. ist edel und heißt dann auch Hochsinn, wenn sich dieses Gefühl auf Vorzüge, die der Wahrheit gemäß in dem allgemeinen Sittengesetze begründet sind, bezieht und den Menschen bestimmt, nichts zu thun, was ihn derselben wieder verlustig macht oder seine moralische Natur entwürdigt; werden die wirklich vorhandenen Vorzüge jedoch überschätzt, und entspringen daraus übertriebene Ansprüche auf die Achtung und Ehrerbietung Anderer, so heißt dies schlechtweg S., oder auch, in sofern sich derselbe vorzüglich in Mienen und Geberden und in der ganzen Haltung kund gibt, Aufgeblasenheit. Ist das auf eingebildete Vorzüge gegründete Benehmen mit einem die größte Geringschätzung Anderer ausdrückenden Betragen und mit dem Ansinnen verbunden, daß sich Andere gegen uns wegwerfen sollen, so heißt dies Hochmuth, und in sofern sich derselbe vorzüglich durch äußern Prunk und auffallendes Gepränge sichtbar macht, Hoffarth. In Beziehung auf die Vorzüge, die Jemanden zur Erhebung über Andere verleiten, unterscheidet man noch Adelstolz, der sich auf den ihm durch Geburt verliehenen Rang in der bürgerlichen Gesellschaft stützt, und Nationalstolz, der sich auf die Vorzüge, die das Volk, zu dem Einer gehört, vor Andern vorgeblich auszeichnet. In diesem Sinne spricht man auch von Bauernstolz.

Stolze, Heinrich August Wilhelm, namhafter Stenograph, geboren den 20. Mai 1794 in Berlin, besuchte das joachimsthalsche Gymnasium daselbst, um sich zum Studium der Theologie vorzubereiten, nahm aber beschränkter Vermögensverhältnisse wegen eine Anstellung im Bureau der berliner Feuerversicherungsanstalt an und beschäftigte sich nebenbei mit Privatunterricht in Sprachen und Geschichte. Diese Lehrthätigkeit, verbunden mit dem Studium der sprachlichen Werke Grimms und Beckers, brachte ihn auf den Gedanken, die Stenographie, welche er schon geraume Zeit zum Gegenstand seines Studiums gemacht, für den Gebrauch in der Schule und im Geschäftsleben einzurichten. Er gründete seine Methode, bei welcher es ihm nicht allein auf Kürze und Geläufigkeit, sondern auch auf Vollständigkeit, Unzweideutigkeit, Leichtfaßlichkeit und wissenschaftliche Begründung ankam, auf K. F. Beckers Laut- und Wortbildungslehre und schloß sich in der Ausführung dessen Principien treu an. Das Resultat seiner Arbeiten gibt sein „Theoretisch-praktisches Lehrbuch der deutschen Stenographie für höhere Schulen und zum Selbstunterricht" (Berlin 1841, 2 Thle.), dem später sein „Ausführlicher Lehrgang" (das. 1852) folgte. Seit dem zweiten vereinigten Landtag als Stenograph thätig, ward er dann Vorsteher des stenographischen Bureau's der zweiten preußischen Kammer, wo lediglich nach seiner Methode geschrieben wird.

Stolzenau, Flecken und Amtsort in der hannöverischen Landdrostei Hannover, an der Weser, mit Tabaksbau, Garnspinnerei, Leinweberei, Schifffahrt, Fischfang und 1800 Einw.

Stolzenfels, Bergschloß in der preußischen Rheinprovinz, Regierungsbezirk und Kreis Koblenz, am linken Rheinufer, bei dem Dorf Kapellen, ¼ Meile oberhalb Koblenz, ward zum Sommeraufenthalt des Königs von Preußen neu aufgebaut. Die alte Burg S., wahrscheinlich von dem trierschen Erzbischof Arnold von Isenburg um die Mitte des 13. Jahrhunderts erbaut, wenigstens verstärkt, war im Mittelalter häufig die Residenz der Erzbischöfe von Trier. Seit dem 30jährigen Kriege mehr und mehr vernachlässigt, zuletzt unbewohnt, ward sie 1689 im orléansschen Kriege von den Franzosen verbrannt. Die Trümmer, von der Fremdherrschaft 1802 der Stadt Koblenz als Eigenthum überwiesen, wurden von dieser 1825 dem damaligen Kronprinzen von Preußen zum Geschenk gemacht. Unter Benutzung der Trümmer ward das Bergschloß 1836—42 mit einem Kostenaufwand von 350,000 Thalern nach Schinkels Plane im mittelalterlichen Styl in großartiger Art neu aufgeführt. Seitdem durch neue Anbauten noch erweitert, erhielt es namentlich durch die 1845 in reinsten altdeutschen Style vollendete Schloßkirche mit 2 schlanken Spitzthürmen eine wesentliche Verschönerung. Der ganze Bau wird von dem 110 Fuß hohen rauhen Thurm, dessen Zinne aus rheinischer Basaltlava wieder hergestellt ist, überragt. Das Innere des Gebäudes ist mit Freskogemälden reich geschmückt, namentlich der kleinere Rittersaal mit 6 trefflichen Darstellungen von H. Stilke, und enthält Antiquitäten, Kopien der schwanthalerschen Standbilder wittelsbacher Fürsten ꝛc. Von den Thürmen u. Zinnen des Schlosses aus eröffnen sich die herrlichsten Prospekte über den Rhein.

Stoma (griech.), Mund, Mündung.

Stomacace (v. Griech.), s. v. a. Mundfäule, s. Skorbut.

Stomachica (sc. remedia, lat.), Magenmittel, besonders magenstärkende Mittel.

Stomachus (lat.), der Magen; auch der Magenmund; die Speiseröhre.

Stomatica (sc. remedia, lat.), Heilmittel, welche am Mund oder innerhalb der Mundhöhle angewendet werden.

Stone, Stadt in der englischen Grafschaft Stafford, nördlich von Stafford, links am Trent und am Great-Trunkkanal, mit beträchtlicher Schuhfabrikation und 8000 Einw.

Stonehaven (Stonehive), Hafenstadt in der englischen Grafschaft Kincardine, an der Mündung des Carron und Cowie in die Nordsee, mit Leinweberei, Lachsfang und 2300 Einw.

Stonehenge (engl., d. i. hängende Steine), merkwürdige Ueberreste wahrscheinlich eines Druidentempels in der englischen Grafschaft Wilts, 2 Stunden nördlich von Salisbury unweit des Fleckens Amresbury, mitten in einer Heide. Man sieht hier 23 ziemlich roh zubehauene Pfeiler von quarzigem Gestein, die noch aufrecht stehen, und 7 andere, die auf dem Boden liegen und zusammen einen Kreis bilden. Etwa 8 Fuß davon bilden wieder 11 aufrechtstehende und 8 umgestürzte einen zweiten innern Kreis, und 21 zerbrochene liegen umher. Im Mittelpunkte sieht man ein Oval von 10 hohen Pfeilern, die mit ihren Querpfosten 5 große Thore bilden, und eine Anzahl kleinerer, theils aufrechtstehender, theils umgestürzter Pfeiler. Die großen aufrechtstehenden Pfeiler oder Steine sind 18—20 Fuß hoch, 6—7 Fuß breit und $2^1/_2$—3 Fuß dick. Schon vor 1000 Jahren standen sie, wie jetzt. Man findet dergleichen Denkmäler der Vorzeit auch noch an einigen andern Orten Englands, z. B. bei Abury, u. auch in Frankreich, doch nicht in so großem Maßstabe, als dieses. Der Sage nach soll es der britische König Emovs (Ambrosius) erbaut haben.

Stoney-Stratford (Stony-Stratford), Stadt in der englischen Grafschaft Buckingham, nordwestlich von Feney-Stratford, rechts an der Ouse, über die eine Steinbrücke führt, mit Spitzenweberei und 2560 Einw.

Stoppel, die beim Mähen und Schneiden des Getreides stehen bleibenden untern Enden des Halmes; die hervorsprossenden Federn und Haare am thierischen Körper.

Storaxbaum, Pflanzengattung, s. v. a. Styrax *L.*

Storch (Ciconia), Vögelgattung aus der Ordnung der Sumpfvögel und der Familie der Reiher, charakterisirt durch den langen, geraden, ziemlich dicken, nach vorn verschmälerten, in gleicher Linie mit der Stirn verlaufenden Schnabel ohne Nasengrube, die ganz kurze Zunge, die netzartigen Schenkel und die ungezähnelte Kralle der Mittelzehe, über die ganze Erde verbreitete Vögel, welche keine Stimme haben und nur mit dem Schnabel klappern und ihre Nahrung aus dem Thierreich nehmen. In Europa gibt es nur 2 Arten, den weißen und den schwarzen S. Der weiße S. (C. alba *Bechst.*, Ardea Ciconia *L.*) ist weiß, an Schwanz u. Schwungfedern schwarz und $3^1/_4$ bis $3^3/_4$ Fuß lang. Der 6 Zoll lange Schnabel u. die Füße sind bei den Alten roth, bei den Jungen heller und mit Schwärzlich gemischt. Der S. bewohnt die Sümpfe und Wasser darbietenden Ebenen Europa's, Asiens und Afrika's, fehlt nur im höheren Norden und ist auch in England selten, in Norddeutschland, wo er gewöhnlich um Mitte März erscheint, um nach Mitte August wieder wegzuziehen, dagegen sehr häufig. Er baut sein Nest am liebsten auf die Dächer der Häuser in Städten u. Dörfern, u. zwar aus groben Reisern, und weiß es sehr geschickt zu befestigen, so daß es den Stürmen trotzt. Alle Jahre bezieht das wiederkehrende Paar das alte Nest, und es gibt Storchnester, die über 100 Jahre alt sind, indem nach dem Absterben des alten Paars stets ein neues einzieht. Da der S. nicht verfolgt wird, so scheut er die Nähe des Menschen nicht. Er ist allenthalben ein gern gesehener Gast, der mitunter selbst abergläubische Achtung genießt, indem manche Menschen meinen, daß sein Nest das Haus gegen Blitz und Feuersgefahr schütze. Auch bei den mohammedanischen Völkern wird er sehr respektirt, weil er zur Verminderung schädlicher Reptilien viel beiträgt. Er nährt sich von Fröschen, Schlangen, selbst giftigen, Eidechsen, nackten Schnecken, Regenwürmern, Mäusen, Maulwürfen, mancherlei Insekten und macht sich dadurch sehr nützlich, verschlingt aber auch viele kleine Nestvögel, die er im Grase antrifft. Das Weibchen legt 2—5 weiße Eier und brütet sie gemeinschaftlich mit dem Männchen innerhalb 3 Wochen aus. Die Alten atzen die Jungen mit zerrissenen Fröschen. Haben die Jungen keinen Platz im Neste, so wird das schwächste herausgeworfen. Man kann die Jungen leicht zähmen, so daß sie auf dem Hofe unter dem andern Geflügel herumlaufen, sich mit Eingeweidetheilen, abgestandenen Fischen, Fleisch und sogar Brod begnügen und selbst ihre Wanderung vergessen. Den Winter bringen unsere Störche in verschiedenen Gegenden Afrika's, namentlich in Aegypten, zu, und höchst wahrscheinlich nisten und brüten sie dort abermals. Im Orient hat man über stundenlange Züge von Störchen beobachtet. Ihre Ankunft wird allenthalben willkommen geheißen. Ihr Gang hat etwas Gravitätisches und ihr ganzes Wesen verräth einen gewissen Anstand. Ihr Flug geht schwimmend u. mit wenigen, in langen Zwischenräumen auf einander folgenden Flügelschwingungen vor sich, ist aber sehr schnell. Sie schlafen auf einem Beine, stecken den Schnabel dabei in die Halsfedern, putzen sich gern und halten sich sehr reinlich. An ihr Nest und ihre Jungen zeigen sie große Anhänglichkeit und sollen bei Feuersbrunst lieber in den Flammen umkommen, als davonfliegen. In älterer wie in neuerer Zeit will man bemerkt haben, daß Störche vor ihrem Abzuge Schwächlinge ihrer Art todt gebissen haben. Der schwarze S. (C. nigra *Bechst.*, Ardea nigra *L.*) ist schwärzlich, im Alter mit grünem u. Purpurschiller, an Brust u. Bauch weiß. Seine Länge beträgt 3 Fuß, der, wie die Füße, rothe Schnabel mißt 6 Zoll. Sein eigentliches Vaterland ist Rußland und Sibirien bis an die Lena, von wo er des Winters nach Süden zieht, bisweilen auch nach Deutschland kommt, wo er auf Bäumen nistet. Er hat die Lebensweise des vorigen, ist aber weit scheuer. Eine besondere Abtheilung bilden die Riesenstörche oder Marabu's, die sich durch den dreikantigen Schnabel, den nackten Kopf und Hals und die Größe von den anderen Störchen unterscheiden und nur in der heißen Zone leben. Hierher gehört der Marabu (C. Marabu *Tem.*, Adjutant). Derselbe ist dunkelaschgrau, mit schwarzblauen Schwingen und Schwanz, weißer Unterseite und an der Mitte des Halses mit wurstförmigem Hautsacke versehen. Er wird 5—7 Fuß hoch, spannt im Fluge 14 Fuß und hat 3 Fuß hohe Füße. Am Bürzel ist er mit langen, seidenarti-

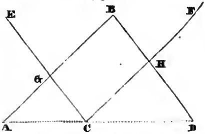
gen Federn geschmückt, welche als Marabufedern zum Kopfputz der Frauen verwendet werden, aber sehr hoch im Preise stehen. Diese Federn sind sehr fein zerschlissen und so leicht, daß eine 12 Zoll lange und 7 Zoll breite Feder nur 8 Gran wiegt. Von Farbe sind sie bläulichgrau oder rein weiß. In der Umgegend von Kalkutta werden die Marabu's, wie bei uns die Gänse, heerdenweise aufgezogen, gehen auch in den Straßen der genannten Stadt ungestört umher, weil es bei Strafe verboten ist, sie zu tödten, da auch sie viele lästige Reptilien und Insekten vertilgen. Unächte Marabufedern werden meist von Pfauen, Störchen und mehren ausländischen Vögeln genommen. Der Argala-Kropfstorch oder Riesenstorch (C. Argala *Tem.*) ist ebenfalls 6 bis 7 Fuß hoch und findet sich auf dem indischen Festlande, wo er sich in den Städten und den Dörfern einfindet und wie der Marabu nützt und geachtet wird. Auch er liefert schöne Marabufedern zum Damenputz.

Storch, Ludwig, Dichter und Romanschriftsteller der Gegenwart, am 14. April 1803 in Ruhla bei Eisenach geboren. Gegen seinen Willen zum Kaufmann bestimmt, kam er als 14jähriger Knabe in die Lehre nach Erfurt, setzte es aber nach mancherlei Abenteuern durch, daß er, 16 Jahre alt und ohne alle Vorkenntnisse, in die unterste Klasse des Gymnasiums in Gotha aufgenommen ward. Er machte hier zwar rasche Fortschritte, sah sich aber durch Mittellosigkeit genöthigt, für Druckereien zu arbeiten. Nachdem er noch das Gymnasium zu Nordhausen besucht, begann er 1823 zu Göttingen das Studium der Theologie und Philologie, welches er dann, schon verheirathet, seit 1825 in Leipzig fortsetzte. Bald aber wendete er sich mehr und mehr literarischer Thätigkeit zu. Einige Novellen von ihm erschienen damals unter dem Titel „Dur- u. Molltöne" (Leipzig 1827, 2. Aufl. 1832). Er schrieb auch in Journale, übersetzte aus dem Französischen, korrigirte und gewann damit so viel, daß er sich und seine Familie erhalten und auch seine Mutter unterstützen konnte. In Verbindung mit einem in Leipzig lebenden jungen Schriftsteller Bernhardi gedachte er in Gotha eine Verlagsbuchhandlung zu gründen und verwendete sein ganzes für einen historischen Roman „Kunz von Kauffung" (Leipzig 1827, 3 Bde.) empfangenes Honorar dazu. Die Sache scheiterte aber, und S. ging 1828 auf die Einladung des Buchhändlers Franckh nach Stuttgart, wo er auch mit Spindler in Verbindung trat. Zwistigkeiten mit Franckh veranlaßten ihn, im Herbst 1829 nach Leipzig zurückzukehren, wo mehre Romane, wie „Förderts-Henns", „Der Glockengießer", „Die Fanatiker", „Der Freiknecht", von ihm erschienen. Er redigirte dabei das belletristische Journal „Der Planet". Anfangs 1831 kehrte er nach Gotha zurück, wo er, von körperlichen Leiden, namentlich auch von Schwerhörigkeit, heimgesucht, seitdem zurückgezogen lebte. Er schrieb eine Reihe von Romanen und Novellen, unter denen „Die Freibeuter" (1832, 3 Thle.), „Der Jakobsstern" (Gotha 1836 bis 1838, 4 Thle.), „Die Heideschenke" (Bunzlau 1837, 3 Thle.), „Max von Eigl" (Leipzig 1844, 3 Thle.) die bedeutendsten sind. Eine „Thüringische Chronik" blieb unvollendet, ebenso eine Gesammtausgabe seiner Schriften (Gotha 1842 bis 1843, 5 Bde.). Beide letzteren u. ein „Wanderbuch durch den Thüringerwald" erschienen in seinem eigenen Verlage. Er hatte nämlich seinen alten Plan wieder aufgenommen, eine Buchdruckerei mit Verlagsbuchhandlung und Leihbibliothek in Gotha zu gründen, und verband sich zu seiner Ausführung 1841 mit zwei jüngern Männern. Aber das Unternehmen mißlang abermals und verwickelte S. in einen langwierigen Konkurs. Verarmt, mußte er wieder zur Schriftstellerei greifen. Die bedeutendsten Produkte, die er in der letzten Zeit lieferte, sind der Roman „Ein deutscher Leinweber" (Leipzig 1846—50, 9 Bde.) und „Leute von Gestern" (das. 1853, 3 Bde.). Im J. 1850 gründete er einen Kindergarten in Nordhausen, der aber vom preußischen Staatsministerium geschlossen ward. Seit 1852 wohnte S. in Georgenthal, dann in Waltershausen bei Gotha, später in Baireuth, wo ihm für den Erlös seiner von Keil in Leipzig veranstalteten Volksausgabe seiner Schriften ein kleines Landgut gekauft worden war. Nachdem er dasselbe wieder veräußert, lebte er eine Zeit lang in Ungarn und dann an verschiedenen Orten. Eine Sammlung seiner „Gedichte" erschien Leipzig 1853. Von 1834 bis 1840 gab er mit Steph. Schütze „Das Taschenbuch der Liebe und Freundschaft", seit 1841 den „Thüringer Boten" und seit 1843 mit L. Köhler den „Deutschen Volksboten" heraus.

Storchnest (Osieczno), Stadt in der preuß. Provinz u. Regierungsbezirk Posen, Kreis Fraustadt, an einem See, mit evangelischer Mutterkirche, katholischer Pfarrkirche, Kloster, Baumwollenwaarenfabriken und 1150 Einw.

Storchschnabel (Pantograph, früher Affe), Instrument zur Uebertragung von Zeichnungen in verkleinertem oder auch vergrößertem Maßstabe, beruht auf der Lehre von der Aehnlichkeit der Figuren und wird nach verschiedenen Systemen konstruirt. In seiner einfachsten Konstruktion (Fig. 1) besteht es aus 4 einander glei-

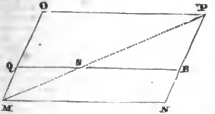
Fig. 1.



chen und parallelen Linealen AB, BD, EC und CF, welche in den Durchschnittspunkten B, C, G, H durch Stifte an einander befestigt und um diese beweglich sind. Bei A ist das ganze Instrument um einen Stift beweglich, der am Tische befestigt ist, bei D befindet sich ein Griffel, der auf den Linien des Originals hinbewegt wird; bei C ein Stift, welcher die Kopie im verkleinerten Maßstabe zeichnet; bei B ein Fuß, auf welchem das

Instrument ruht. Soll eine vergrößerte Kopie gezeichnet werden, so wird der Zeichenstift bei D, der Griffel für das Original bei C angebracht. Griffel, Stift und Fuß müssen natürlich von gleicher Höhe seyn. Die Zusammenfügung der Lineale ist der Art, daß AG = GC = BH und GB = CH = HD ist. Daraus folgt, daß, mag man dieselben zusammenschieben oder ausziehen, wie man will, immer GBCH ein Parallelogramm, Winkel ADC = ABD, Dreieck AGC u. ABD einander ähnlich sind und die Punkte A, C und D immer in gerader Linie bleiben. Demnach bleibt das Verhältniß AC : AD stets gleich dem durch die Verbindung der Lineale gegebenen festen Verhältnisse von AG : AB. Wird nun D auf dem Umfange einer Figur hinbewegt, so bildet die Linie AD in ihren verschiedenen Lagen lauter von dem festen Punkte A ausgehende Strahlen, die sämmtlich in C in demselben Verhältnisse von AG : AB getheilt werden; mithin steht auch der von C durchlaufene Weg in demselben Verhältnisse zu dem von D durchlaufenen. Ganz dasselbe ist es, wenn C auf dem Originale hinläuft und D eine vergrößerte Kopie zeichnet. Von der Genauigkeit der Dimensionen des Instruments, von der Vermeidung eines todten Ganges in Gewinden und Stiften hängt natürlich die Genauigkeit der Kopie ab, die übrigens im verkleinerten Maßstabe immer größer seyn wird, als im vergrößerten. Um mit demselben Instrument die Kopien in verschiedenen Verhältnissen fertigen zu können, sind die Lineale mit genauer Eintheilung versehen und die Zapfen bei G und H auf Hülsen angebracht, die sich an den Linealen hin- und herschieben und mittelst der Eintheilung in einem gegebenen Verhältnisse befestigen lassen. Es versteht sich von selbst, daß die Grenze der möglichen Verjüngung oder Vergrößerung durch die Länge der Linie bestimmt ist. Eine neuere, etwas abweichende Einrichtung des S.s ist folgende (Fig. 2).

Fig. 2.



Man fügt zu den 4 in einem steten Parallelogramm MNOP um Gewinde beweglichen Linealen noch ein fünftes, ebenfalls bewegliches, QR, welches MN parallel bleibt und in S den Zeichenstift enthält. Dann bleibt S stets in der Diagonale MP und zeichnet und durchläuft, wenn M der feste Punkt ist und P auf dem Originale sich hinbewegt, einen Weg, der dem von P durchlaufenen ebenfalls ähnlich ist, und zwar im Verhältnisse von MS : MP = MQ : MO. Die Lineale MO u. QR müssen beide eine genaue Eintheilung haben, und QR muß an MO, S auf QR verschiebbar seyn, damit man das Verhältniß MQ : MO beliebig nehmen und S in demselben Verhältnisse stellen kann. Diese Einrichtung ist für die Genauigkeit jedenfalls vortheilhafter, weil die Schwere des Instruments ziemlich gleichmäßig auf beiden Seiten der zeichnenden Stifte ruht, während sie bei der ersten gänzlich auf einer Seite liegt. Ein vom Mechanikus Leiberitz in Leipzig 1846 konstruirter S. liefert die Reduktion nicht nur mit mathematischer Genauigkeit, sondern ist auch so eingerichtet, daß er dieselbe verkehrt auf eine Kupferplatte radirt und gleichzeitig auf ein untergelegtes Papier zeichnet. Der erste Erfinder des S.s war um 1603 ein Maler zu Rom, der dem Mathematiker Scheiner die außerordentlichen Leistungen desselben andeutete, aber das Geheimniß nicht verrieth. Scheiner kam dann durch eigenes Nachdenken darauf u. beschrieb es in: „Pantographice, s. ars delineandi res quaslibet etc." (Rom 1631).

Storchschnabel, Pflanzengattung, s. v. a. Geranium *L.*

Storkow, Stadt in der preußischen Provinz Pommern, Regierungsbezirk Stettin, Kreis Beeskow-Storkow, in holzreicher Gegend, am Dolgensee, mit Tuch- und Leinweberei, Fischerei, Land- und Stadtgericht, Post, Jahr- und Viehmärkten und 1700 Einw. Hier war Tschech, bekannt durch den Mordversuch auf den König von Preußen, Bürgermeister.

Storkowscher Kanal, Kanal in der preußischen Provinz Brandenburg, schon 1719 vorbereitet und 1732 begonnen, ist über $2^1/_4$ Meilen lang, wird aus dem Dolgensee gespeist, geht bei Storkow vorbei in den wolziger See, tritt hier in Verbindung mit dem standsdorfer Floßgraben u. dem Lebinsee und hat die Bestimmung, Berlin mit Feuerungsmaterial zu versorgen.

Stormarn, Landschaft in Holstein, im südlichen Theil des Herzogthums, bildet ein Dreieck, welches im Norden durch die Stör von dem eigentlichen Holstein, im Osten durch die Trave von Wagrien u. durch die Bille von Sachsen-Lauenburg und im Südwesten durch die Elbe von Hannover geschieden wird. Die Landschaft besteht aus der Grafschaft Ranzau, der Herrschaft Pinneberg mit der Stadt Altona u. den Aemtern Tritau, Reinbeck, Tremsbüttel u. Steinburg, sowie mehren Städten, worunter Glückstadt. Auch Hamburg gehört in historischer Beziehung dazu. Die Landschaft, stets mit Holstein denselben Fürsten unterthan, war in der ältesten Zeit eine Grafschaft, ward aber mit Holstein von Kaiser Friedrich III. 1474 zu einem Herzogthum erhoben.

Storniren, im Hauptbuche einen begangenen Schreib- und Rechnungsfehler verbessern, welches aber nicht durch Ausstreichen, noch weniger durch Radiren, sondern nur durch Ab- oder Zuschreiben geschehen darf. Dieses Verfahren heißt Storno; im Haben wird eine solche Post mit pr. Storno, im Sollen mit Au Storno eingetragen.

Stor-Oee, große norwegische Insel, südlich im Söndre-Bergenhuusamt, vor dem Hardangerfjord, östlich von der Insel Bömmel-Oee, an der Westküste, mit Marmorbrüchen, dem Ladeplatz Aland u. dem Kirchspiel Fidje, beide mit 2620 Einw.

Storr, Gottlob Christian, bekannter Theolog, geboren am 10. Sept. 1746 zu Stuttgart, bezog, erst 16 Jahre alt, das Seminar zu

Tübingen, wo er sich 3 Jahre iang den Vorbereitungswissenschaften widmete, und studirte dann bis 1768 daselbst Theologie. Von einer Reise durch die Niederlande, England, Frankreich und Deutschland 1772 in sein Vaterland zurückgekehrt, wurde er Repetent am theologischen Seminar zu Tübingen, wo er seine „Bemerkungen über die syrischen Uebersetzungen des Neuen Testaments" (1772) und die „Bemerkungen über die arabischen Evangelien" (1775) herausgab. Im J. 1775 wurde er als Vikarius nach Stuttgart versetzt, kehrte aber noch im nämlichen Jahre als außerordentlicher Professor der Philosophie nach Tübingen zurück, wo er 1777 außerordentlicher Professor der Theologie, Superintendent und Stadtpfarrer, sowie 1786 Superintendent des theologischen Seminars wurde. Seit 1797 Oberhofprediger und Konsistorialrath in Stuttgart, † er daselbst am 17. Jan. 1805. Unerschütterlich fest hielt er an der evangelischen Rechtgläubigkeit. Er schrieb „Observationes ad analogiam et syntaxin hebraicam pertinentes" (Tübingen 1779); „Kommentar über den Brief an die Hebräer" (2. Aufl., das. 1809); „Neue Apologie der Offenbarung Johannis" (das. 1783); das dogmatische Kompendium „Doctrinae christianae pars theoretica sacris literis repetita" (das. 1793) u. A. m. Seine „Predigten" wurden von Süskind und J. F. Fiatt herausgegeben (2 Bde., Tübingen 1808—10).

Storthing, die reichsständische Versammlung von Norwegen, s. Skandinavische Halbinsel, Norwegen.

Story, Joseph, nordamerikanischer Staatsmann und Rechtsgelehrter, geboren zu Marblehead den 18. Sept. 1779, studirte zu Cambridge bei Boston und prakticirte dann als Advokat in seiner Vaterstadt. Im Jahre 1806 wurde er Mitglied des Unterhauses in Massachusetts und that sich durch Geist und Beredsamkeit bald so sehr hervor, daß er zum Sprecher erwählt wurde. Im J. 1811 berief ihn der Präsident Madison zum Richter an dem alljährlich sich in Washington zur Kongreßzeit versammelnden Bundesgerichtshof. Im Jahre 1829 wurde er zugleich zum Professor der Rechte an der Hochschule zu Cambridge bei Boston ernannt und dadurch für immer für die Wissenschaft gewonnen. Als solcher hatte er über Naturrecht, Völkerrecht, See- und Handelsrecht, Billigkeitsrecht und Staatsrecht der Vereinigten Staaten zu lesen, was er mit der richterlichen Winterreise nach Washington und der sommerlichen Umreise als präsidirender Bundesrichter in den sechs Staaten Neuenglands sehr wohl zu vereinigen wußte. Ueberdies verfaßte er seit Antritt seiner Professur fast über alle genannten Fächer Lehrbücher, die in England für klassisch gelten und durch Mittermaiers Einfluß theilweise auch ins Deutsche übersetzt sind. Das für Deutschland bedeutendste unter diesen Werken sind seine „Commentaries on the constitution of the United-States" (Boston, 3 Bde., abgekürzt in Einem Bande 1833, deutsch im Auszuge Leipzig 1838). Nach diesen sind hervorzuheben seine „Miscellaneous writings, literary, critical, juridical and political" (Bost. 1835). S. † den 10. Sept. 1845 zu Cambridge. Ein „Life and letters of J. S." gab sein Sohn (London 1851) heraus.

Stosch, Philipp, Baron von, einer der thätigsten Freunde der Kunst, geboren den 22. März 1691 zu Küstrin, widmete sich theologischen und humanistischen Studien in Frankfurt an der Oder und suchte dann auf Reisen durch Deutschland, Holland, England, Frankreich und Italien seine Kenntniß der alten Kunstdenkmäler, deren Studium später die Hauptaufgabe seines Lebens blieb, weiter auszubilden. Vorzugsweise beschäftigte er sich mit den geschnittenen Steinen und erwarb sich in Beurtheilung derselben eine große Sicherheit. Konnte er die Originale sich nicht verschaffen, so wußte er diese durch sorgfältige Abdrücke zu ersetzen. Später lebte er als englischer Agent in Rom und seit 1731 in Florenz, wo er jener Neigung zum Sammeln, von einem beträchtlichen Vermögen unterstützt, bis an seinen Tod mit wahrem Enthusiasmus sich hingab. Er besaß einen reichen Schatz von Kunstsachen aller Art, wie vielleicht nie ein Privatmann. Aber dieses Museum erhielt erst nach dem Tode seines Begründers (er † am 7. Nov. 1757 zu Florenz), namentlich durch Winckelmann die verdiente Berühmtheit. Landkarten, Kupferstiche, Zeichnungen (zusammen 324 Folianten, die sich jetzt in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien befinden), Bronzen, alte und neue Münzen, besonders aber geschnittene Steine fanden darin ihre Stelle. Die Schwefelabgüsse alter Gemmen beliefen sich auf 14,000 Stück. Den danach zusammengestellten musterhaften Katalog gab Winckelmann unter dem Titel „Description des pierres gravées du feu Baron de S." (Flor. 1760) heraus; S. selbst hatte schon früher die Schrift „Gemmae antiquae celatae, sculptorum nominibus insignitae" (Amst. 1724) bekannt gemacht. Friedrich II. kaufte 1770 S.s Hauptsammlung, bestehend aus 3444 Intaglios, alten Steinen und Pasten, mit Ausnahme der etrurischen Gemmen, die nach Neapel verkauft waren, von dessen Erben Muzel-Stosch für 30,000 Thaler. Der Prinz von Wales erstand die Sammlung von Abgüssen neuerer Münzen für 1000 Dukaten. Eine überaus reiche Sammlung Schwefelabgüsse alter Steine, über 28,000 Stück, wurden in der Folge Tassia's Eigenthum. Von den von dem Kupferstecher J. A. Schweickard 1775 begonnenen Kupferabdrücken der stoschschen Sammlung erschien nur das erste Heft in 6 Blättern. Dagegen besitzen wir eine gute Auswahl von Gemmen aus dem stoschschen Kabinet, welche das Merkwürdigste der alten Mythologie zusammenfassen, nebst Anmerkungen und Erläuterungen in Schlichtegrolls „Dactyliotheca Stoschiana" (2. Bde., Nürnberg 1797—1805).

Stoß, das Zusammentreffen eines bewegten Körpers mit einem ruhenden oder zweier bewegten Körper auf einander. Hinsichtlich der Richtung unterscheidet man den geraden und schiefen S. Gerad heißt derselbe, wenn die Richtungen der Bewegungen zweier auf einander treffenden Körper, unter denen wir uns hier besonders Kugeln zu denken haben, mit der zwischen ihren Mittelpunkten gezogenen Verbindungslinie zusammenfallen, schief, wenn dies nicht der Fall ist. Beim centralen S. muß die Richtung der

Bewegung durch den Schwerpunkt der Körper gehen, außerdem heißt der S. **excentrisch.** Beim geraden S.e wird die Stärke desselben lediglich durch die Masse und Geschwindigkeit der bewegten Kugeln bedingt. Ist die eine Kugel im Zustande der Ruhe, so wird die Stärke des S.es durch die Größe der Bewegung, d. h. durch das Produkt der Masse und Geschwindigkeit der andern, bestimmt. Der S. ist mithin um so stärker, je größer die Masse und je größer die Geschwindigkeit des stoßenden Körpers ist. Daher übt eine Kanonenkugel bei gleicher Geschwindigkeit einen weit stärkeren S. aus, als eine Flintenkugel, und ein fallender Körper schlägt um so härter auf, je größer die Höhe ist, von welcher er herabfällt, weil mit dieser Höhe auch die Geschwindigkeit des Falls zunimmt. Beim schiefen S. hängt die Stärke desselben außerdem auch noch von der Richtung der Bewegung ab; er ist um so schwächer, je kleiner der Winkel ist, welchen die Richtung der Bewegung der stoßenden Kugel mit der gestoßenen Fläche bildet. In Betracht kommt ferner die **materielle** Beschaffenheit der zusammenstoßenden Körper, in sofern die größere oder geringere Elasticität derselben von wesentlichem Einfluß auf die Wirkung des S.es ist. Gesetzt, die zusammenstoßenden Körper seyen vollkommen elastisch oder vollkommen unelastisch, so gelten folgende Gesetze, wobei aber wohl zu berücksichtigen ist, daß diese, da es in der Natur solche Körper im strengen Sinne nicht gibt, nur die Grenzen angeben, zwischen denen die wirklichen Erscheinungen liegen. Auch wird gleichartige Masse der zusammenstoßenden Körper vorausgesetzt. Stößt eine unelastische Kugel auf eine feste Wand in einem geraden S.e, so ruht sie nach letzterem. Stößt eine unelastische Kugel gegen eine andere ruhende in einem geraden S.e, so gehen beide nach dem S.e mit der halben Geschwindigkeit der stoßenden Kugel fort. Stoßen zwei unelastische Kugeln in einem geraden S.e mit entgegengesetzter Geschwindigkeit an einander, so gehen sie nach dem S.e mit der halben Differenz der Geschwindigkeit fort. Stoßen zwei unelastische Kugeln, welche sich beide nach derselben Richtung bewegen, zusammen, indem die eine die andere einholt, so gehen sie nach dem S.e mit der halben Summe der Geschwindigkeiten fort. Stößt eine elastische Kugel gegen eine feste Wand im geraden S.e, so springt sie mit derselben Geschwindigkeit und auf demselben Wege zurück, auf welchem sie gekommen, was darauf beruht, daß die elastische Kugel in Folge des festen S.es zusammengedrückt wird und, da sie mit der nämlichen Kraft ihre Gestalt wieder herzustellen strebt, nach dem S.e die gerade entgegengesetzte Bewegung erhält, als welche sie vor dem S.e hatte. Trifft eine elastische Kugel gegen eine feste Wand in schiefem S.e, so springt sie ebenfalls mit derselben Geschwindigkeit und unter dem nämlichen Winkel, aber an der anderen Seite des Einfallslothes, d. h. in einer von dem Punkte, in welchem die Kugel die Fläche trifft, gezogenen senkrechten Linie zurück. Stößt eine elastische Kugel auf eine andere elastische ruhende im geraden S.e, so bleibt sie nach dem S.e in Ruhe, u. die vorher in Ruhe gewesene bewegt sich mit der Geschwindigkeit der stoßenden fort. Stoßen zwei nach derselben oder nach entgegengesetzter Richtung bewegte elastische Kugeln im geraden S.e zusammen, so bewegen sich beide nach dem S.e mit verwechselten Geschwindigkeiten fort. Stößt eine elastische Kugel an eine andere ruhende im schiefen S.e, so gehen sie nach dem S.e unter rechten Winkeln aus einander, und zwar die gestoßene in der verlängerten Richtung der Linie, welche die Berührungsstelle des S.es mit ihrem Mittelpunkte verbindet. Wenn auch bei jedem S.e einige Zeit verfließt, ehe sich die Bewegung der ganzen Masse des gestoßenen Körpers mittheilt, so ist doch diese Zeit in der Regel so kurz, daß sie für unsere Wahrnehmung verschwindet, und wir den S. daher füglich als eine momentan wirkende Kraft ansehen können. Da aber nach Vollendung des S.es alle weitere Einwirkung aufhört, so würden die durch den S. in Bewegung gesetzten Körper mit vollkommen gleicher Bewegung fortschreiten, wenn nicht Reibung, Widerstand der Luft &c. dem entgegenwirkten. In Folge eines sehr heftigen S.es kann der gestoßene Körper eine Trennung seiner Theile erleiden und ein Theil seiner Masse durch den stoßenden Körper mit fortgerissen und von der übrigen Masse in einer so kurzen Zeit getrennt werden, daß dieselbe zur Fortpflanzung der Bewegung durch die übrige Masse des Körpers unzureichend ist. So wird z. B. ein aufgestelltes Bret, welches mit einem S.e des Fingers umgeworfen werden kann, von einer abgeschossenen Flintenkugel wohl durchbohrt, aber nicht umgeworfen. Auch macht dieselbe in eine Glasscheibe ein rundes Loch und läßt die übrige Scheibe unversehrt, während ein schwacher Wurf mit einem kleinen Stein die ganze Scheibe in Stücke zerschmettert, &c.

Stoß, Veit, altdeutscher Bildhauer, besonders Holzschnitzer, neben Adam Krafft und Peter Vischer einer der bedeutendsten nürnberger plastischen Künstler, von dessen Lebensumständen aber wenig bekannt ist. Er † 1533 oder 1542 erblindet und soll ein Alter von 95 Jahren erreicht haben. Sein bekanntestes Werk ist der englische Gruß in der Lorenzkirche zu Nürnberg, ein anderes nicht weniger treffliches ein großes Krucifix nebst Maria und Johannes auf einem Altar in der Sebaldnskirche daselbst.

Stoßvogel, s. v. a. gemeiner Habicht, **Falco** palumbarius *L.*

Stoßwaffen, jene Nähewaffen, welche den Feind durch einen Stoß oder Stich verwunden. Nachdem die alten Stangengewehre, wie die Piken, Partisanen, Spontone u. dgl., außer Gebrauch gekommen sind, rechnet man zu dieser Art von Waffen nunmehr den Degen, den Kürassierpallasch, das Bayonnet und die Lanze.

Stoßzähne, die großen Eckzähne mancher Pachydermen, die beim Elephanten, Mastodon &c. aufwärts, beim Missourium auswärts gebogen sind.

Stottern und **Stammeln.** Das **Stottern** (ischophonia) besteht in dem momentanen Unvermögen, eine Sylbe oder ein Wort willkürlich auszusprechen. Es beruht in einem rein dynamischen Mangel der Sprachorgane, welcher ohne alle Störung des Allgemeinbefindens das ganze Leben hindurch bestehen kann. Beim niedrig-

sten Grade des Stotterns findet nur bei einzelnen Sylben oder Wörtern, welche mit bestimmten Konsonanten anfangen, ein geringes Häsitiren Statt, was Aehnlichkeit mit dem Stocken der in öffentlichen Vorträgen ungeübten Personen hat. Beim höchsten Grade des Stotterns stellt sich beim Sprechen ein angstvoller Kampf der Athmungsorgane, selbst Erstickungsgefahr ein, welche wohl gar auf die Schlingwerkzeuge übergeht und mit Würgen und Erbrechen verbunden ist. Schwer wird dem Stotternden insbesondere die Aussprache solcher Konsonanten, bei welchen der Mund- und Gaumenkanal vollkommen abgeschlossen wird (b, b, p, d ꝛc.), weniger schwer das Hervorbringen von f, ch, l, s, z ꝛc. Der Fehler des Stotterns besteht hier lediglich in einem längern Verweilen auf dem Artikulationslaute, als zum freien Sprechen erforderlich ist. Will der Stotternde einen Explosivlaut (k, p, d ꝛc.) vokalisiren, so treten als besondere, das Stottern vorzugsweise charakterisirende Erscheinungen folgende ein. Er schließt mit den Lippen oder mit der Zunge nach Maßgabe des zu pronuncirenden Sprachlautes den Mundkanal, wie jeder andere gut sprechende Mensch; anstatt aber nun den Vokal ohne Verzug folgen zu lassen, läßt er die Artikulationsorgane in der angenommenen Situation, preßt sie stärker zusammen, in der Meinung, daß dadurch der Vokal herausgezwungen werden könne; diese Organe gerathen dadurch und durch die Verzögerung der Exspiration in einen krampfhaften Zustand, der sich bald den übrigen Gesichtsmuskeln und denen des Halses mittheilt, anderweite Körperbewegungen, die gleichsam als Hülfsmittel zum gewünschten Zwecke führen sollen, hervorruft u. einen Zustand konvulsivischer Aufregung veranlaßt. Zieht sich ein solcher Stotterparoxysmus in die Länge, so ist der Patient endlich genöthigt, etwas Athem fahren zu lassen; er preßt etwas Luft heraus, vermag aber noch keinen Ton damit zu verbinden; es folgen neue Artikulationsstöße, der Athem geht endlich aus, er muß absetzen, in aller Eile neuen Athem holen und die vorige Arbeit wieder beginnen, bis er endlich, gut oder böse, die gewünschte Sylbe herauspoltert, od. von ferneren Versuchen überhaupt absteht. Das Stottern entsteht gewöhnlich in Folge vernachlässigter Erziehung, auch oft einer gewissen angeborenen Anlage. Außerdem wird es veranlaßt durch Seelenkrankheiten, Gemüthsbewegungen, Nervenleiden, anstrengende Geistesarbeiten, Nachtwachen, Samenverschwendung, Unreinigkeiten des Darmkanals, Würmer in demselben, zurückgetriebene Hautkrankheiten, Verletzungen des Kopfes oder Rückenmarkes, Trunkenheit, Nachahmung. In den meisten dieser Fälle ist es vorübergehend. Es nimmt an Stärke und Heftigkeit zu vom 2.—14. oder 15. Lebensjahre und vermindert sich dann allmählig, um zuletzt ganz aufzuhören. Die Behandlung hat auf Erhöhung der Energie der Respirationsorgane, Schwächung der Energie der Sprachorgane hinzuwirken und überhaupt leibliches wie geistiges Leben auf eine höhere Stufe von Regsamkeit und Willenskraft zu bringen. Die Operation, bestehend in der Durchschneidung einiger Muskeln in der Mundhöhle, hat sich auf die Dauer unwirksam erwiesen und möchte nur bei den höchsten Graden des Stotterns, wo alle orthopädisch-pädagogische Behandlung sich fruchtlos zeigt, anwendbar seyn.

Beim **Stammeln** (psellismus, balbuties) ist das Vermögen, einzelne Sprachlaute hervorzubringen, oder sie geläufig zu Worten zu verbinden und deutlich auszusprechen, aufgehoben oder gestört. Leidet die Aussprache mehrer oder fast aller Laute, so wird die Sprache dadurch undeutlich, selbst völlig unverständlich. Hierher gehört auch das **Lallen**, wo den Sprachlauten die gehörige Bestimmtheit fehlt, welches sich namentlich bei Kindern und Greisen findet, und das **Brudeln**, wo aus Nachlässigkeit oder Hast manche Buchstaben schlecht oder gar nicht artikulirt, oder ganze Sylben und Wörter verschluckt werden. Auch ist hierher der Sprachfehler zu rechnen, wo fremde Töne, Sylben ꝛc. der Rede beigemischt werden. Die Ursachen des Stammelns sind entweder mechanische: Hasenscharte, Fehler des Gaumens, Abnormitäten des Zäpfchens, schlechte Stellung der Zähne, Fehler der Zunge, Geschwülste in der Mundhöhle, Trockenheit derselben ꝛc., oder dynamische: Schwäche, Lähmung oder Krampf der Zunge oder anderer Muskeln, Nervenleiden, Veitstanz, Krämpfe verschiedener Art, Leiden des Gehirns und Rückenmarkes, Trunkenheit (Lallen), schweres Gehör. Letzteres, sowie Unterdrückung der geistigen Funktionen, begünstigt überhaupt das Stammeln. Das Alter und die Kindheit ist demselben vorzugsweise unterworfen. In manchen Familien ist es erblich. Plötzlich ohne Ursache eintretendes Stammeln geht oft einem rasch nachfolgenden Schlagfluß vorher. Die Heilung des Uebels sucht zunächst seine Ursache zu entfernen. Man operirt die Hasenscharte, entfernt die Geschwulst der Mundhöhle, die fehlerhafte Stellung der Zähne, schließt die Spalte im Gaumen, trägt ein zu langes Zäpfchen ab, verkürzt die zu lange Zunge. Krankhafte Zustände des Nervensystems beseitigt man. Bei Lähmungszuständen einzelner Muskeln hat Durchschneidung derselben zuweilen genützt. Ist die Ursache des Stammelns in Nachlässigkeit, einer gewissen Weichlichkeit, Affektation oder übler Angewöhnung zu suchen, so entschlage sich der Patient dieser üblen Gewohnheit; Beharrlichkeit und fester Wille vermögen hier viel. Von der Ansicht ausgehend, daß die Ursache des Stammelns und Stotterns in zu großer Unthätigkeit der Zunge und in ihrer Lage auf dem Boden der Mundhöhle und hinter der untern Zahnreihe liege, hat man verschiedene Bewegungen mit der Zunge vornehmen, sie herausstrecken und hereinziehen, ihre Spitze fortwährend gegen den Gaumen gerichtet halten und des Nachts eine angefeuchtete Rolle Leinwand unter die Zunge legen zu lassen, so daß sie von derselben getragen wird. Hierauf folgt lautes Lesen, das Aussprechen einzelner, einsylbiger Wörter, besonders solcher, deren Aussprache beschwerlich ist. Bei Eintritt von krampfhaften Bewegungen der Gesichtsmuskeln ꝛc. hört man mit diesen Uebungen auf, läßt den Patienten sich sammeln und wiederholt mit möglichster Ruhe den Versuch. Durch diese Methode sind viele Patienten vollständig geheilt worden; in andern Fällen hat sie nichts geleistet. Vgl. **Schultheß**, Das Stammeln und Stot-

tern, Zürich 1830; Otto, Das Geheimniß, Stotternde und Stammelnde zu heilen, Berlin 1832; Malebouche, Précis sur les causes du bégaiement et sur les moyens de le guérir, Paris 1841; Dieffenbach, Die Heilung des Stotterns durch eine neue chirurgische Operation, Berlin 1841.

Stour, 1) Fluß in der englischen Grafschaft Kent, entspringt unweit Lenham, fließt östlich u. mündet unterhalb Sandwich in die Nordsee. — 2) Fluß in der englischen Grafschaft Worcester, fließt südwestlich und südlich und mündet in den Severn, links. Längs demselben ist der Staffordshire-Worcestershirekanal, links bis Kiddermünster, dann rechts bis in den Severn.

Stourbridge, Stadt in der englischen Grafschaft Worcester, westlich von Birmingham, am Stour, über den eine Brücke führt, mit Wollenzeuchs-, Glas- (Krystall- u. Spiegelglas-) Fabrikation, Handel und 7000 Einw. In der Nähe sind ergiebige Eisen- und Steinkohlengruben.

Stourdza, Alexander von, russischer Staatsrath, berüchtigt durch ein officielles Pamphlet, in welchem er die deutschen Universitäten denuncirte, geboren 1788, Sohn eines moldauischen Bojaren, der als politisch Kompromittirter nach dem Frieden von 1792 nach Rußland ging und hier die Würde eines Staatsraths erhielt. S. verbrachte einige seiner Jünglingsjahre in Deutschland, um sich gelehrte Bildung anzueignen, und suchte sich hier bald der russischen Regierung als loyaler Schriftsteller bemerkbar zu machen. Er veröffentlichte gegen die Jesuiten, welche in Rußland die griechische Kirche anfeindeten, „Betrachtungen über die Lehre und den Geist der orthodoxen Kirche" (deutsch von Kotzebue, Leipzig 1817) und ward dafür zum russischen Staatsrath ernannt. Im J. 1818 verfaßte er auf dem Kongresse zu Aachen, im Auftrage des Kaisers Alexander, ein „Mémoire sur l'état actuel de l'Allemagne", zu dem er die Materialien geliefert erhielt. Die Schrift wurde zu Aachen in 50 Exemplaren gedruckt und an die verschiedenen Höfe vertheilt. Wider Willen der Kongreßhäupter kam jedoch eine Abschrift des Textes in die Hände der Redaktion der englischen Zeitschrift „Times", die das Machwerk veröffentlichte. In den „Politischen Annalen" von 1819 erschien eine deutsche Uebersetzung und darauf ein von Schöll zu Paris besorgter Nachdruck. Merkwürdiger Weise glaubten die Häupter der Diplomatie damals einen Werth auf eine Arbeit legen zu können, die in einer mystischen, mit Bibelstellen geschmückten Sprache, ohne Logik, ohne alle Beweismittel, den Stab über die edelsten Blüthen einer ganzen Nation zu brechen versuchte. Unter Anderm ward darin behauptet, daß sich die göttliche Vorsehung des Feldzugs Napoleons nach Rußland bedient habe, um das Menschengeschlecht durch die russische Regierung zur wahren Religiosität u. Glückseligkeit zu führen. Insbesondere waren aber darin die deutschen Universitäten als die Pflanzschulen des revolutionären Geistes und deren Reorganisation im jesuitischen Sinne als dringend nothwendig dargestellt. Unter den Gegenschriften, welche das „Mémoire" hervorrief, sind Willers „Coup d'oeil sur les universités de l'Allemagne" und Krugs „Auch eine Denkschrift" (Leipzig 1819) hervorzuheben. Als sich aus den Reihen der Professoren wie der Studenten zahllose Stimmen gegen die kecken Anklagen des Bojaren erhoben, zog sich dieser, das Schicksal Kotzebue's fürchtend, 1819 nach Dresden zurück, wo er sich mit einer Tochter des Arztes Hufeland verheirathete. Aber auch hier sah er sich vielfach bedroht und ward sogar von einem Studenten, Grafen von Buchholz aus Westphalen, zum Zweikampf herausgefordert, weshalb er es für gerathen hielt, sich weiteren Unannehmlichkeiten durch die Flucht nach Rußland zu entziehen. Er lebte seitdem auf seinen Gütern in der Ukraine, später zu Odessa und beschäftigte sich mit Einrichtung wohlthätiger Anstalten. Unter andern gründete er ein Kloster, in welchem Mädchen zur Verheirathung an die Popen erzogen wurden, sowie 1850 zu Odessa einen Diakonissenverein für Armen- und Krankenpflege. Seine „Briefe über die Pflichten des geistlichen Standes" (Odessa 1844, 4. Aufl.) fanden in Rußland großen Beifall. Noch ist seiner Schrift „La Grèce en 1821" (Leipzig 1822) zu erwähnen, worin er ebenfalls das russische Interesse vertrat. Ueber seinen Schwiegervater Hufeland schrieb er: „C. W. Hufeland. Esquisse de la vie et sa mort chrétienne" (Berlin 1837). S. † den 13. (25.) Juni 1854 auf seinem Gute Mansyr in Bessarabien.

Stourport, Stadt in der englischen Grafschaft Worcester, am Zusammenfluß des Stour und des Severn, über welchen eine schöne Brücke aus Eisen führt, hat lebhaften Verkehr und Handel mit Steinkohlen aus den Bergwerken von Stafford und Worcester, sowie mit Hopfen, Getreide und Obst und zählt 4000 Einw.

Stow, 1) Stadt in der englischen Grafschaft Suffolk, am Orwell, mit schöner Kirche mit Grabmälern, Segeltuch- und Tabaksfabrikation und 2800 Einw. — 2) Dorf in der englischen Grafschaft Buckingham, mit prächtigem Palast, großartigem Park u. trefflichem Gestüt, war bis 1848 Landsitz des Herzogs von Buckingham, bei dessen damals erfolgtem Bankerott Gestüt, Mobiliar, Bibliothek, Gemäldesammlung u. sonstige Kunstschätze versteigert, der Palast selbst aber, da er als Familienmajorat nicht veräußert werden durfte, zum Besten der Gläubiger vermiethet wurde. Der Park enthält großartige Wasserkünste, einen 70 Fuß hohen Obelisk, eine 170 Fuß hohe, dem Andenken Cobhams geweihte Säule, eine Menge Tempel, darunter einen mit Büsten berühmter Engländer 2c.

Stowe, Harriet Beecher-, s. Beecher.

Strabane, Stadt in der irländischen Provinz Ulster, Grafschaft Tyrone, an der Morne, mit Garnspinnerei, Leinwandweberei, Leinwandhandel und 4500 Einw.

Strabismus (v. Griech., Schiefsehen des Auges, luscitas), die Abweichung des Auges von der geraden Richtung, verbunden mit dem Unvermögen, dasselbe nach der entgegengesetzten hin zu bewegen. Der Augapfel steht entweder nach einem der Augenwinkel hin, oder nach unten oder oben (Ueberschtigkeit). Meist leidet nur Ein Auge an diesem Uebel und folgt nicht den Bewegungen des gesunden; auf diese Weise kommt

es, daß, sobald das gesunde Auge nicht dieselbe schräge Stellung einnimmt, beide Sehaxen gar nicht oder nicht im rechten Punkt zusammenfallen; es entstehen in Folge davon doppelte Bilder (diplopia), und das Gesicht des Kranken wird dadurch gestört und er selbst genöthigt, so lange das schief stehende Auge zu verbinden, bis er sich gewöhnt hat, das in demselben repräsentirte Bild nicht mehr zu percipiren. Die Ursachen dieses Zustandes sind entweder dynamischer Art: Lähmung einzelner Augenmuskeln, gewöhnlich in Verbindung mit Lähmung des obern Augenlides, und einzelner Partien im Gehirn, z. B. bei Apoplexie, fehlerhafter Nerveneinfluß bei Nervenkrankheiten, rheumatischen Krankheitsprozessen, oder organische: Zerreißung und Zerstörung einzelner Augenmuskeln, Geschwülste in der Augenhöhle, wodurch der Augapfel nach einer Seite verschoben wird, Extravasate in derselben 2c. Die Behandlung hat zunächst die Ursache des Leidens zu entfernen. Bei Lähmungen wendet man spirituöse Einreibungen an, aromatische Kräuterkißchen, die Elektricität, die Augendouche, die Douche auf das Rückgrat, das Kauterium von Aetzkali hinter das Ohr. Der Kranke binde sich das gesunde Auge öfters zu, damit Beweglichkeit und Sehvermögen des kranken geübt werden. Bei Rheumatismus sind die Antirheumatica am Platze, Hautreize, laue Bäder, Brechmittel 2c. Das Schielen ist der Zustand eines Auges, wobei es den Bewegungen des andern nicht folgt, während es allein jede beliebige Stellung annehmen kann. Die Sehaxen beider Augen fallen hier ebenfalls nicht zusammen, wie beim Schiefstehen; es unterscheidet sich der S. aber dadurch von dem Schiefstehen des Auges, daß letzteres nach allen Seiten hin gerichtet werden und den ganzen Kreis der Bewegungen eines gesunden Auges durchlaufen kann. Anfangs ist Doppelsehen zugegen, später verliert sich dies; das schielende Auge wird leicht schwachsichtig. Zuweilen schielen beide Augen, aber nicht gleichzeitig, sondern abwechselnd; nur das augenblicklich zum Sehen gebrauchte nimmt die richtige Stellung ein, das andere richtet sich fehlerhaft und schielt. Man unterscheidet zwei Formen des Schielens, nach innen (s. convergens) und nach außen (s. divergens), sowie nach unten und oben. Ein geringerer Grad ist der sogenannte falsche Blick, der meist dadurch entsteht, daß die Sehaxen parallel laufen, statt in größerer oder geringerer Entfernung vom Auge in einem Punkte zusammmenzutreffen. Meist ist unregelmäßiger Nerveneinfluß die nächste Ursache des Schielens. Es tritt ein bei beginnendem schwarzen Staar, bei Hornhautflecken 2c. Da bei Kindern sich die Sehaxen beider Augen nicht auf einen Gegenstand vereinigen, sondern parallel stehen, so entsteht hieraus leicht eine nicht übereinstimmende Bewegung der Augen und Schielen, namentlich bei Kindern, welche wenig ins Freie kommen. Nervenkrankheiten, Nervenschwäche, Hysterie, Krämpfe, gastrische Reize, Würmer, Zahnleiden können ebenfalls Schielen hervorrufen. Auch entsteht es zuweilen durch Nachahmung und Angewöhnung. Bei der Behandlung beseitige man zunächst die Ursache des krankhaften Zustandes, entferne die Würmer, Unreinigkeiten im Darmkanal, die Nervenschwäche. Bei Schwäche der Sehkraft auf dem schielenden Auge verbinde man das gesunde täglich Stundenlang, um Sehvermögen und Beweglichkeit zu stärken. Nützlich ist auch das Fixiren ferner Gegenstände und der Aufenthalt im Freien. In vielen Fällen aber ist S. nur durch Operation zu beseitigen. Bei geringeren Graden desselben wird durch Wegätzen oder Ausschneiden eines Stücks der Bindehaut an der Stelle des Augapfels, wo der krankhaft verlängerte Muskel sich ansetzt, diese in Folge der Vernarbung genöthigt, sich zu verkürzen und so den Augapfel mehr anzuziehen; bei höheren Graden aber wird der krankhaft verkürzte Muskel selbst durchschnitten, so daß sein Antagonist nicht mehr wirken kann. Ausgeführt ward diese Operation zuerst 1839 von Dieffenbach. Vgl. Amman, Die Behandlung des Schielens durch den Muskelschnitt, Leipzig 1840; Baumgarten, Das Schielen u. dessen operative Behandlung; Dieffenbach, Ueber das Schielen und die Heilung desselben durch Operation, Berlin 1842; Böhm, Das Schielen und der Sehnenschnitt, das. 1845.

Strabo, griechischer Geograph, geboren um 66 v. Chr. zu Amasea in Kappadocien aus einer wohlhabenden griechischen Familie, die in Pontus angesiedelt war, beschäftigte sich erst mit rhetorischen u. geschichtlichen Studien, widmete sich aber später der Erdkunde und unternahm ausgedehnte Reisen, welche sich vom schwarzen Meere bis Aethiopien u. von Armenien bis nach Sardinien erstreckten. Kleinasien u. einen Theil von Hellas durchreiste er in verschiedenen Richtungen, kam 29 v. Chr. nach Italien u. hielt sich besonders in Rom auf; 24 v. Chr. finden wir ihn in Aegypten, das er mit Aelius Gallus bis zu seinen südlichen Grenzpunkten durchzog. Sein Werk „Geographica“ verfolgte zunächst populäre Zwecke. Das Kleine und Unbedeutende übergeht er absichtlich, um für das Große und Wichtige Raum zu gewinnen, namentlich auch für Darstellungen der Sitten und Gebräuche, des öffentlichen Lebens, der Geschichte, Verfassung, Gesetzgebung und des Kultus der verschiedenen Länder. S.'s Sprache ist einfach, klar und verständlich. Im Druck erschien zuerst eine lateinische Uebersetzung (Rom um 1469, dann 1473); der griechische Text zuerst Venedig 1516, dann Basel 1549, von Casaubonus (2. Aufl., Paris 1620), Almeloveen (Amsterdam 1707, 2 Bde.), Siebenkees, Tzschucke und Friedemann (mit lateinischer Uebersetzung und Noten, Leipzig 1796—1818, 7 Bde.), Falconer (Oxford 1807, 2 Bde.), Korais (Paris 1815—19, 4 Bde.), durch viele neue Hülfsmittel kritisch berichtigt von Kramer (Berlin 1844—52, 3 Bde.). Tafel gab die „Fragmenta libri VII Palatiao Vaticana“ (Tübingen 1844) besonders heraus. Wichtig ist auch die auf Napoleons Befehl von de la Porte du Theil, Korais und Gosselin veranstaltete französische Uebersetzung (Paris 1805—19, 5 Bde.). Unter den deutschen Uebersetzungen ist neben der von Kärcher (Stuttgart 1809, 12 Bde.) besonders die von Groskurd (Berlin 1831—34, 4 Bde.) zu nennen.

Strack, Johann Heinrich, Architekt, geboren zu Bückeburg 1806, bildete sich unter Schin-

kel in Berlin, besuchte 1834 Italien, wo er namentlich in Rom die Ueberreste der klassischen Baukunst studirte, und wurde 1841 Professor an der königlichen Akademie in Berlin. Er weiß Ernst und Solidität mit feinem Sinn in der Ausführung des Einzelnen und geschmackvollem Vortrage zu verbinden und ist einer der geistreichsten und feinsten Vertreter der Schule Schinkels. Durch seine Zeichnungen für die königliche Eisengießerei und die von ihm und Stüler gefertigten „Vorlegeblätter für Möbeltischler" (1835 f.) wirkte er auch auf diese Fächer wohlthätig ein. Anerkannt sind seine zahlreichen Pläne zu Kirchen, Prachtgebäuden, Palästen und Wohnhäusern ꝛc., wovon mehre durch das „Architektonische Album des preußischen Architektenvereins" (Potsdam 1837 ff.) bekannt sind, an dessen Redaktion S. Theil hat. Mit Meyerheim gab er ein Werk über die „Architektonischen Denkmäler der Altmark Brandenburg" (mit Text von Kugler, Berlin 1834 ff.) heraus. Von seinem gründlichen Studium der antiken Architektur zeugt seine Schrift „Ueber das Theatergebäude der alten Griechen" (Potsdam 1843). Seine Pläne zur Nikolaikirche in Hamburg kamen zwar nicht zur Ausführung, wurden aber als preiswürdig anerkannt. Ausgeführt wurden nach seinen Entwürfen das Schloß Friederiksborg des Königs von Dänemark, der innere Ausbau der Schlösser Babertsberg und des großherzoglichen Residenzschlosses in Berlin, die neue im gothischen Styl erbaute Petrikirche in Berlin, die Villa Borsigs in Moabit sammt Fabrikgebäuden, Treibhaus ꝛc., die durch Säulenhallen verbundenen, zu Ateliers bestimmten Häuser am Exercirplatz in Berlin u. a. m. Erwähnenswerth sind auch die Zeichnungen zum Denkmal des Kaisers Franz I. für einen Kai in Prag und zum Prachtrahmen des von Professor Krüger gemalten Huldigungsbildes, welcher von Holbein geschnitzt wurde.

Stradella, Flecken im Königreich Sardinien, Provinz Alessandria, östlich von Pavia, am Aversa, mit Wein- und Obstbau, Seidenbau und Seidenweberei, Baumwollen- und Tuchmanufakturen, Gerbereien und 3000 Einw.

Stradella, Alessandro, einer der größten Violinspieler und Komponisten des 17. Jahrhunderts, geboren zu Neapel 1645, wo er auch seine Schule machte, ging dann nach Venedig, erwarb sich hier die Liebe eines reichen Mädchens, das ihm heimlich nach Rom folgte, ihn aber auch dadurch der Rache des aufgebrachten Vormundes, sowie ihres Verlobten aussetzte. Letzterer schwur selbst, den Raub durch den Tod S.'s zu rächen, reiste zu diesem Zwecke nach Rom, eilte in die Kirche, in welcher, wie er erfahren hatte, so eben S.'s Oratorium „San Giovanni Battista" (5stimmig mit Orchester) aufgeführt wurde, entschlossen, ihn selbst an heiliger Stätte niederzustoßen. Doch kaum hatte er die Kirche betreten, die Musik, ja S. selbst spielen gehört, so verwandelte sich ein Rachedurst in die zärtlichste Rührung, die so weit ging, daß er S. sogar Mittel an die Hand gab, den Nachstellungen des erbitterten Pflegers zu entgehen. S. ging nun nach Neapel, schrieb hier mehre Werke, folgte aber endlich einem Rufe nach Genua, um für den Karneval 1678 die Oper „La Forza dell' amor paterno" zu schreiben. Als die Musik zur Aufführung gebracht wurde, fand sie den rauschendsten Beifall. Der Komponist aber wurde auf dem Rückwege von der Vorstellung nach seiner Wohnung von neugedungenen Mördern erstochen. Von seinen Werken sind im Ganzen nur wenige bekannt geworden, außer den genannten nur noch einzelne Gesänge, Kantaten, Duette, Terzette und einige Madrigale für 4 und 5 Stimmen, die aber zu dem Besten gehören, was zu seiner Zeit komponirt wurde. Seine Lebensgeschichte hat den Stoff zu der bekannten und beliebten Oper Flotows, „Alessandro Stradella", geliefert.

Sträfling, ein zur Strafe im Gefängniß, besonders auf dem Zuchthaus Eingesperrter.

Strähne, eine gewisse Anzahl von Fäden beim Garnhandel; in Sachsen für das Leinengarn 2 Zaspel à 20 Gebind à 20 Fäden à 4 Ellen Haspellänge; 6 S. = 1 Stück; beim Wollen- und Baumwollengarn 3 Zaspel à 20 Gebind à 20 Fäden; 4 S. = 1 Stück. Im österreichischen Schlesien und Böhmen hat 1 Stück 4 S. à 3 Zaspel à 20 Gebind à 20 Fäden à 3—4 Ellen Länge, welche Eintheilung auch in Preußisch-Schlesien gilt, wo aber der Faden in der Regel nur $3^{7}/_{10}$ Ellen Haspellänge hält.

Sträuben der Haare, ein unwillkürliches Emporrichten der Kopfhaare, das in Momenten der höchsten, in Entsetzen übergehenden Furcht beobachtet wird, ist in der krampfhaften Zusammenziehung der Kopfhaut begründet, die auch an nicht behaarten Hautstellen bei hohen Graden des Schauderns Statt hat, wo die Haut dann sich als sogenannte Gänsehaut darstellt. Indessen ist auch ein von Natur etwas struppiger Haarwuchs vorauszusetzen, und es wird dann um so mehr ersichtlich, wenn die Haare zugleich kurz verschnitten sind. Auch durch die Spannung des Stirn- und Hinterhauptsmuskels kann die Zusammenziehung der Kopfhaut vermehrt werden, so daß die Haare eine Neigung, sich in die Höhe zu richten, erhalten.

Strafänderung (Abänderung der Strafe, mutatio s. commutatio poenae), im Allgemeinen jede Verfügung, wodurch das im Gesetze vorgeschriebene Strafübel nicht zur Anwendung kommt. Dies geschieht entweder, weil andere eingreifende Gesetze dies so erheischen (richterliche S.), so daß durch die Umstände eine Erhöhung der Strafe, Strafschärfung (exacerbatio s. exasperatio poenae), oder eine Strafminderung (Strafmilderung, mitigatio poenae), oder die Substituirung einer gleich großen Strafe statt der eigentlichen gesetzlichen nöthig wird; oder die Unvollkommenheit der Gesetze macht eine Abweichung vom Strafgesetze (landesherrliche S.) nöthig, weil entweder das in abstracto bestimmte Strafmaß im vorliegenden Falle zu gering ist, oder weil die Unvollkommenheit der Gesetze für den konkreten Fall den Gesetzgeber zur Herabsetzung der in abstracto bestimmten Strafe nöthigt (Begnadigung im weitern Sinne, mitigatio ex capite gratiae indulgentiae principis), ein Ausfluß der Kriminalhoheit, die entweder rücksichtlich des Strafmaßes, des Grades der Strafe (mit

Einschluß gänzlicher Strafloserklärung (Straferlaß), oder der Strafart geschieht, und zwar durch Begnadigung im engern Sinne (aggratiatio), Herabsetzung oder Erlassung der bereits erkannten Strafe, oder gänzliche Niederschlagung der noch gar nicht oder schon begonnenen Untersuchung vor erkannter Strafe, Abolition (abolitio).

Strafamt, das Amt oder die Obliegenheit eines Menschen, Andere zu strafen, besonders das Recht und die Obliegenheit der Geistlichen, die ihrer Seelsorge Anbefohlenen nicht bloß zu belehren und zu trösten, sondern auch unchristliche Gesinnungen, Handlungen und Einrichtungen zu tadeln, es geschehe dies nun im Allgemeinen und öffentlich, oder bei einzelnen Personen und wegen einzelner Vergehungen privatim. Bei den Katholiken gibt das S. nicht bloß die Befugniß zur Admonition, sondern zur Auferlegung bestimmter Bußübungen.

Strafanstalten, s. Gefängnißwesen.

Strafbills, diejenigen der englischen Ausnahmegesetze, welche von der Krone im Verein mit dem Parlament gegen besondere öffentliche Verbrechen und aufrührerische Zustände erlassen werden. Sie waren besonders in der Zeit nach Vertreibung der Stuarts häufig, kürzten zwar das Gerichtsverfahren ab, stellten aber auch ganze Provinzen unter das Martialgesetz. In neuerer Zeit hat man die gegen die drohenden politischen Bewegungen in Irland erlassenen Ausnahmegesetze häufig mit dem Namen S. bezeichnet, obschon jedes dieser Gesetze seinen besonderen Namen trägt.

Strafe, jeder Nachtheil, den eine Rechtsverletzung außer der einfachen Wiederherstellung des verletzten Rechts, wo diese möglich ist, zur Folge hat. Ueber die verschiedenen Theorien, welche das Strafrecht des Staates rechtfertigen sollen, s. Kriminalrecht. Durch die S. soll das Unrecht juristisch gebüßt und gewissermaßen in Rücksicht auf den unrecht Handelnden vernichtet werden. Daraus ergibt sich von selbst, daß die S., obgleich in ihr, ihrem Inhalt nach, immer die Entziehung eines Rechts liegt, nie als Unrecht erscheinen kann, auch nicht, wie man wohl zu behaupten pflegt, als ein durch das Unrecht des Verbrechers gegen ihn nothwendig gewordenes Unrecht. Außer der dem Civilrecht angehörigen Privatstrafe, welche ein rein obligatorisches Verhältniß zwischen 2 Personen, so daß ein Creditor und ein Debitor einander gegenüberstehen, zum Inhalt hat und hierdurch wesentlich von der öffentlichen S., wo der Verbrecher zu der Gesammtheit in ein auf S. gerichtetes Rechtsverhältniß tritt, verschieden ist, bleiben hier ausgeschlossen diejenigen S.n, welche als Disciplinarmaßregeln in Folge besonderer Erziehungs- oder Aufsichtsbefugnisse gewisser Personen, z. B. dem Hausvater, der Dienstherrschaft, den Erziehern und besonders den Lehrern an öffentlichen Schulen, gegen die ihnen Untergebenen gestattet sind. Obgleich man sich auch hierbei meist derselben Mittel bedient, welche der Staat braucht, um zu züchtigen, so wird doch durch dieselben bloß die Aufrechterhaltung der Zucht und Ordnung oder die Möglichkeit einer eigentlichen Erziehung bezweckt. Zuweilen freilich ist mit einer solchen Disciplinar- und Erziehungsgewalt eine Art wirklicher öffentlicher Strafgewalt verbunden, z. B. mit der Universitäts- und Schuldisciplin. Diese unterscheidet sich dann von der öffentlichen Strafgewalt im Staate nur durch ihren beschränkteren Umfang und durch die Eigenthümlichkeit der zu ihrer Handhabung aufgestellten Behörden. Die Absonderung der Polizeistrafen von den Kriminalstrafen ermangelt aller gemeinrechtlichen Grundlagen. Die bisherige partikularrechtliche Gesetzgebung hat in dieser Beziehung nur das Gemeinsame, daß sie unter Polizeivergehen gewisse leichtere, mit geringer S. zu belegende Verbrechen versteht, welche nicht von einem Kriminalgericht nach den Regeln des Strafprozesses, sondern von einer Polizeibehörde meist sehr summarisch untersucht und abgeurtheilt werden. Da diese Polizeistrafen meist von der Willkür des Polizeibeamten abhingen, welchen nicht die Idee der Gerechtigkeit, sondern nur die der Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit leiten sollte, und daraus viele Härten und Ungerechtigkeiten hervorgingen, hat sich in neuerer Zeit das Bedürfniß nach Polizeistrafgesetzbüchern geltend gemacht. Sehr verwandt mit den Polizeistrafen sind die Disciplinarstrafen, welche von den Chefs von Behörden, vorgesetzten Behörden &c. innerhalb gewisser Grenzen ihren Untergebenen ertheilt werden können. Man unterscheidet hier S.n. der äußeren oder korrektiven Disciplin (Korrektionsstrafen), als Ermahnung zur treuen Pflichterfüllung (monitio, admonitio), Zurechtweisung (rectificatio), Verweis (reprehensio), Geldbuße (mulcta), hier oft Ordnungsstrafe genannt, kurzes Gefängniß (carcer), zeitliche Untersagung der Amtsführung (suspensio), und in S.n der reinigenden Disciplin, wohin gehören Suspension, Versetzung (translatio, translocatio), Degradirung (degradatio), Dienstentlassung (dimissio), zuweilen mit dem Zusatze ehrenvolle Entlassung (dimissio honesta), Amtsentsetzung (depositio, remotio), Kassation (cassatio), zuweilen mit Ehrloserklärung (cassatio cum infamia), die meist zugleich Ehrenstrafen sind. Verschieden von diesen und den folgenden sind die Exekutionsstrafen, die richterlich für den Fall der Nichtbefolgung richterlicher Befehle und zur Erlangung des Gehorsams angedroht und bezüglich vollzogen werden. Sie steigen mit der Größe der Hartnäckigkeit im Ungehorsam, und in Ermangelung bestimmter Gesetze entscheidet bei ihnen die Analogie der Civilexekutionsmittel, Polizei- oder Disciplinarstrafen; daher sind es Geld- und Gefängnißstrafen, bei Wiederholung steigend, selten körperliche Züchtigung. Die öffentliche oder Kriminalstrafe ist dasjenige Uebel, durch welches in Gemäßheit eines eigentlichen Strafgesetzes der schuldige Uebertreter desselben, der jedoch zurechnungsfähig seyn muß, zunächst zu dem Zweck getroffen wird, um dadurch, nach der Idee der Gerechtigkeit, dem Staate selbst für die schuldvolle Uebertretung Genugthuung zu geben. Nach diesem Zwecke, der als Strafmaßstab dient, ist die S. nur so weit gestattet, als die Sicherung des Rechtsgebietes dieselbe fordert, und nur gegen Den, der es verletzt hat und künftige Ver-

letzung fürchten läßt. Die Anwendung der S. (*Strafanwendung*) setzt voraus, daß die S. für den Verbrecher ein solches Uebel sey, welches der das Verbrechen producirenden Sinnlichkeit am meisten entgegenwirkt. Die vom Gesetz abgemessene S. muß streng angewendet werden, darf jedoch nicht zu oft exekutirt werden, wenn sie nicht die Wirkung verlieren soll. Die S. hört auf oder tritt nicht in Wirksamkeit (*Strafunterbrechung*) durch den Tod oder eintretenden Wahnsinn des Verbrechers (nicht durch dessen Entfernung aus dem Staatsgebiete) und durch *Strafverjährung*, für welche in den verschiedenen Strafgesetzbüchern besondere gesetzliche Bestimmungen vorhanden sind (s. *Verjährung*). Aus dem römischen Recht herübergenommen ist die Eintheilung in *kapitale* und *nicht kapitale* S.n. Capitis poenae hießen nämlich diejenigen S.n, welche eine Capitis deminutio maxima oder media, also einen Verlust der Freiheit oder der römischen Civität herbeiführten. Dahin gehörten theils alle Lebens-, theils manche andere S.n, wie z. B. die Poena metalli, Einsperrung als Arbeiter in ein Bergwerk, die Deportatio, Verbannung auf eine Insel, die Datio in opus publicum, Verurtheilung zu öffentlicher Zwangsarbeit, wenn sie in perpetuum (auf Lebenszeit) Statt fand. Im Gegensatz zu den kapitalen heißen alle übrigen S.n nicht kapitale. Im gemeinen Recht versteht man jetzt nur die todeswürdigen Verbrechen unter Kapitalverbrechen, unter Kapitalstrafen also nur diejenigen S.n, welche den physischen oder bürgerlichen Tod des Verbrechers nach sich ziehen. Die neueren Strafgesetzbücher machen diese Eintheilung meist nicht. Eine andere Eintheilung der öffentlichen S.n ist diejenige in *peinliche* (*Kriminalstrafen* in diesem Sinn) und in *bürgerliche, nicht peinliche* (*Civilstrafen* in diesem Sinn). Zu den ersteren rechnet die Carolina alle S.n, welche an Leib, Leben, Ehre oder Glieder gehen, und spätere Reichsgesetze stellen diesen auch die Konfiskation des ganzen Vermögens gleich. Jetzt werden zu den nicht peinlichen S.n ziemlich allgemein folgende gerechnet: Gefängniß auf kürzere Dauer (meist bis zu 4 Wochen), körperliche Züchtigung, die nicht durch Henkershand vollzogen wird, Widerruf, Abbitte und Ehrenerklärung, Ausstellung am Strafpfahl und sodann die Vermögensstrafe, jedoch mit Ausschluß der Konfiskation des gesammten Vermögens. Die neueren Strafgesetzbücher haben diese Eintheilung der S.n nicht recipirt. Auf einer inneren Verschiedenheit beruht die Eintheilung der S.n in Poenae communes und in Poenae propriae, wovon die ersteren (die *gemeinen* S.n) an allen Menschen, die anderen (*Standesstrafen*) nur an den Mitgliedern eines bestimmten Standes vollzogen werden können, wohin z. B. die Militärstrafen gehören. Außerdem unterscheidet man noch: *einfache* (poenae simplices) und *qualificirte* (poenae qualificatae) S.n, je nachdem mit ihnen eine besondere Schärfung verbunden ist oder nicht; ferner *bestimmte* (poenae determinatae s. definitae) und *unbestimmte* (poenae indeterminatae s. indefinitae) S.n. Soweit das Gesetz die S. für ein bestimmtes Verbrechen festgesetzt hat, ist die S. eine Poena determinata; soweit aber dasselbe dem Richter in der Zuerkennung der S. freie Hand läßt, ist dieselbe eine Poena indeterminata. Endlich ist noch zu erwähnen die Eintheilung in Poenae ordinariae und Poenae extraordinariae, welche in sehr verschiedener Bedeutung gebraucht wird. Gewöhnlich versteht man unter Poena extraordinaria die im konkreten Fall gemilderte oder geschärfte S., jede andere nennt man Poena ordinaria.

Was die verschiedenen *Strafarten* (*Strafmittel, Strafübel*) selbst betrifft, so lassen sich diese am einfachsten klassificiren nach demjenigen Gute oder Rechte, in dessen Entziehung, Schmälerung oder sonstiger schmerzlicher Berührung das jeder S. zu Grunde liegende Uebel besteht. Unter *Lebens-* oder *Todesstrafen* versteht man diejenigen S.n, durch deren Zuerkennung dem Verbrecher vom Staate das Recht auf das Leben in der Art abgesprochen wird, daß er unter leitender Aufsicht des Staats auf eine bestimmte, mehr oder weniger schmerzhafte Weise hingerichtet werden soll (s. *Todesstrafe*); unter *Leibes-* und *Körperstrafen* (poenae corporis, p. c. afflictivae) dagegen solche S.n, welche entweder den Körper des Sträflings zu verstümmeln und eines oder mehrer Glieder zu berauben bestimmt sind (verstümmelnde S.n, corporis poenae afflictivae qualificatae sive mutilantes), oder den Körper, ohne eine solche bezweckte Verstümmelung, nur sonst schmerzlich berühren sollen (schmerzende S.n, corporis poenae afflictivae simplices). Zu den *verstümmelnden* S.n gehören nach dem gemeinen Rechte: Ausschneiden der Zunge, nach dem Gerichtsgebrauche nur Abschneiden der Zungenspitze, als S. der Gotteslästerung; Abhauen der Hand, gewöhnlich der linken, oder der Finger, namentlich der sogenannten Schwörfinger, als S. des Meineids; Abschneiden der Nase u. der Ohren, für Meineid und Gotteslästerung; Abhauen des Fußes, die schärfste S. nach der Todesstrafe, schon von der Carolina nicht mehr gekannt; Augenausstechen und Blenden (s. *Abacinare*), in späteren deutschen Gesetzen für Meineid, Verrätherei, Mordanschläge, Falschmünzerei rc.; Entmannung rc. Alle diese S.n waren immer mit Pranger und Landesverweisung verbunden. Die neuere Praxis hat sich entschieden gegen ihre Anwendung erklärt, und sie finden sich nicht mehr in den neueren Strafgesetzgebungen. *Schmerzende* S.n sind: der Staupenschlag (Staupe, Aushauen mit Ruthen, Stäupen, fustigatio), das öffentliche Aushauen des Sträflings mit Ruthen oder Birkenreisern durch Henkershand, womit immer Ausstellung am Pranger und Landesverweisung, sowie Infamie verbunden war, jetzt nicht mehr gebräuchlich, und der Stockschilling, eine körperliche Züchtigung, welche ohne Ausstellung am Pranger durch den Gerichtsdiener vollzogen wird. Die neueren Legislationen haben die körperliche Züchtigung zum Theil ganz aus der Reihe der S.n ausgestrichen. S.n, durch deren Zuerkennung dem Verbrecher sein Recht auf Freiheit entweder für die Lebenszeit, oder bloß für eine bestimmte, längere oder kürzere Zeitdauer bald ganz abgesprochen, bald wenigstens so beschränkt wird, daß er entweder in här-

terer oder in gelinderer Form eingekerkert werden soll, oder daß ihm wenigstens sonst die freie Wahl seines Aufenthaltsorts durch prohibitive Bestimmungen entzogen wird, pflegt man unter der Benennung *Freiheitsstrafen* zusammenzufassen. Der eigentlich praktische Werth der Freiheitsstrafen besteht darin, daß sie der meisten Abstufungen fähig sind und deshalb am leichtesten dem jedesmaligen Grade der Strafbarkeit im einzelnen Verbrechensfalle angepaßt werden können. So haben sie sich, seit dem Ende des 17., besonders aber im 18. Jahrhundert, zum Theil noch in der neuesten Zeit, seitdem man das Bedürfniß fühlte, für die vielen verstümmelnden und rein körperlichen S.n, welche die Carolina so häufig androht, passendere S.n zu substituiren, allmählig zu der wichtigsten und fast regelmäßigen Kriminalstrafe herausgebildet. Im gemeinen Recht finden sich von ihr folgende Formen: die *Verstrickung* (Begrenzung, Eingrenzung, Bannung in den Zehnten, confinatio), schon dem römischen Recht bekannt, untersagt dem Sträfling, ohne sonstige Einkerkerung, einen bestimmten Bezirk zu verlassen (z. B. Stadtarrest); die *Landesverweisung* (Relegation) kommt in den neueren Kriminalgesetzgebungen entweder gar nicht als selbstständige Kriminalstrafe vor, oder wird wenigstens bloß gegen Ausländer angewendet, da jetzt überall der Grundsatz anerkannt ist, daß Jedermann irgendwo sein Heimathsrecht haben müsse, das ihm nicht entzogen werden darf. Geringere Grade sind die Bezirks- oder Gerichtsverweisung aus einem bestimmten Gerichtsbezirk als Polizeistrafe, die Verweisung von der Akademie (Relegation), die Verbannung vom Hofe des Fürsten, die Stadtverweisung. Die *Kerkerstrafe* oder das Strafgefängniß ist entweder einfacher Kerker, oder verbunden mit Nöthigung zu mehr oder weniger schweren Strafarbeiten, so wie auch sonst noch mancherlei, mehr oder weniger erschwerende Zusätze, welche mit der Behandlungsweise der Strafgefangenen zusammenhängen, dabei unter verschiedenen Namen eingeführt sind. Die verschiedenen Namen, welche man diesen Abstufungen beigelegt hat, sind: einfaches Gefängniß, Festungs-, Arbeitshaus-, Korrektionshaus-, Zuchthaus-, Festungsbau-, Karren-, Ketten- und Bergwerksstrafe &c. Während die meisten Legislationen bloß *Zuchthaus*, *Arbeitshaus* und *Gefängniß* unterscheiden, fügen andere noch, als den schwersten Grad, die *Kettenstrafe* (die meist mit bürgerlichem Tod verbunden ist) hinzu. Als Schärfungen der Freiheitsstrafen kommen heutzutage vor: Dunkelarrest, hartes Lager und Entziehung der warmen Kost und Beschränkung derselben auf Wasser und Brod. Andere Schärfungen sind: Arbeiten in giftigen Bergwerken, Galeerenstrafe, Schiffziehen. Als *privilegirte* Freiheitsstrafen gelten: der *Haus-* oder *Stubenarrest*, wobei der Arrestant das Haus oder das Zimmer nicht verlassen darf und deshalb gewöhnlich eine Wache hat; das *akademische Carrer* für akademische Bürger wegen geringer Vergehungen; die *Verstoßung in das Kloster* (detrusio in monasterium), jetzt nur für Geistliche; der *militärische Arrest* auf der Hauptwache oder im Stockhause; der *Bürgergehorsam* (Bürgerstube, Bürgergefängniß), ein gewöhnlich im Rathhause selbst befindliches Lokal zur Bestrafung der Bürger für kleinere Vergehen; der *Festungsarrest*, Detention auf einer Festung. Durch die *Ehrenstrafen* sollen dem Sträfling entweder alle bürgerlichen Ehren und Rechte, oder wenigstens ein genau bestimmter größerer oder geringerer Theil derselben entzogen werden. Hierher gehören auch diejenigen S.n, wodurch nur sonst im Allgemeinen das Ehrgefühl des Sträflings schmerzlich berührt werden soll. Dergleichen Ehrenstrafen lassen sich in einem geordneten Strafsysteme nicht wohl entbehren, da sie, wenn auch als selbstständige S.n unzulässig, doch als nothwendige Folge der Erleidung gewisser anderer S.n kaum zu umgehen sind. Das gemeine Recht u. auch die Partikularrechte haben 2 Klassen der Ehrenstrafen, nämlich solche, welche dem Bestraften wirkliche Ehrenrechte entziehen, und solche, die nur auf eine Kränkung des Ehrgefühls oder eine Beschämung abzielen. Zu den ersteren gehört die deutsche *Friedlosigkeit*, die gänzliche Recht- und Ehrlosigkeit, welche Denjenigen trifft, der in die Reichsacht erklärt wurde und innerhalb eines Jahres sich nicht aus derselben herauszog. Jetzt gibt es nur noch zwei hierher gehörige Ehrenstrafen: die deutsche *Ehrlosigkeit* (*Infamie*), welche darin besteht, daß dem Bestraften gewisse politische Ehrenrechte entzogen werden, so daß derselbe unfähig wird, ein öffentliches Amt zu bekleiden, in Zünfte und Genossenschaften einzutreten, aktives oder passives Wahlrecht zu gesetzgebenden Versammlungen zu besitzen, adelig zu seyn, Zeugschaft zu leisten &c. Die bürgerlichen Rechte des Bestraften werden durch die Ehrlosigkeit nicht vermindert. Symbolisch kann die Ehrlosigkeit ausgesprochen werden durch Anschlagen des Namens an den Galgen, Zerbrechen des Wappens &c. Sie ist immer peinliche S. und tritt auch meist im Gefolge anderer erstandener peinlicher S.n ein. Hierher gehört auch der Verlust von Staatsämtern (Kassation, Dimission, Degradation). Zu der zweiten Hauptklasse von Ehrenstrafen, welche bloß eine Beschämung enthalten, gehören: die *Ausstellung am Pranger* (peinliche Strafe, die Ehrlosigkeit involvirt) und *am Strafpfahl* (bürgerliche S.), *Widerruf*, *Abbitte* und *Ehrenerklärung*, *gerichtlicher Verweis*. Meist nicht mehr gebräuchliche S.n sind Austrommeln durch den Gerichtsdiener; Hunde- und Flaschentragen; Reiten auf einem Esel; Brandmarken (stigmatis inustio); Zerbrechen des Degens vor der Fronte; Zerreißen des Diploms, unter infamirenden Feierlichkeiten; Anschlagen des Namens oder Bildnisses an den Galgen (executio in effigie), noch heut zu Tage bei flüchtigen Verbrechern angewendet; das hündische oder Eselsbegräbniß (sepnitura asinina s. canina), bei welchem der zum Fenster herausgeworfene, mit Stricken von den Henkersknechten fortgezogene Leichnam auf dem Richtplatze oder dem Schindanger, bezüglich unter dem Galgen, begraben ward, verschieden von dem bloß unehrlichen Begräbnisse durch den Gerichtsdiener an einem abgesonderten Ort des Richthofs; die Vertilgung, Verfluchung des ehrlichen Andenkens (damnatio

memoriae) durch Vernichtung des Bildes, Namens, Wappens, Hauses des Verbrechers; der Strohkranz (corona straminea), Ausstellung unter Aufsetzung eines solchen; die Fiedel oder Geige, Tragen eines diesem Instrumente ähnlichen Holzes auf der Schulter, worein die Hände geschnallt werden; das Hunde- und Satteltragen ꝛc. In den neueren Strafgesetzgebungen ist mit gewissen schweren Kriminalstrafen, namentlich der Ketten- und Zuchthausstrafe, meist der Verlust der politischen nnd bürgerlichen Ehrenrechte verknüpft, wie sich auch in den meisten Partikularrechten die Bestimmung findet, daß schon im Allgemeinen Jeder, welcher zu einer Kriminalstrafe verurtheilt worden, dadurch eo ipso gewisser politischen Rechte im Staate verlustig gehen, z. B. sein aktives und passives Wahlrecht verlieren soll. **Vermögensstrafen** sind diejenigen, wodurch dem Sträfling entweder sein ganzes Vermögen, oder ein bestimmter Theil desselben, oder wenigstens bestimmte einzelne Vermögensstücke in der Art abgesprochen werden, daß sie dem Staate zufallen sollen. Die **Militärstrafen** sind von der bürgerlichen Gesetzgebung ausgeschlossen und werden durch besondere Militärgerichte ausgesprochen und exekutirt. Sie waren von jeher sehr hart. Bei den nach preußischem oder französischem Muster organisirten Heeren folgen die S.n in folgender Ordnung: **Todesstrafe**, stets durch Erschießen exekutirt, steht auf Dienst im feindlichen Heere, Desertion, Plünderung unter erschwerenden Umständen und auf thätlichen Subordinationsvergehen; **Festungsstrafe**, entweder, wenn das Verbrechen sehr grob war, in Ketten- oder in besonderen Strafabtheilungen, steht auf Desertion, Diebstahl, Subordinationsverbrechen; **Versetzung in die 2. Klasse** auf die nämlichen Vergehen, Entfliehen vor dem Feinde u. dgl.; **strenger Arrest** auf Desertion, gewöhnliche Subordinationsvergehen; **mittlerer Arrest** (bei Wasser und Brod) auf schweren Dienstvergehen; **leichter Arrest** auf leichteren; ebenso Gewehrtragen oder Gewehrputzen, Kasernenarrest, Strafwachen und Aehnliches.

Strafford, Thomas **Wentworth**, Graf von, englischer Staatsmann, Miturheber und erstes Opfer der englischen Revolution, geboren am 13. April 1593 als Sprößling einer alten Familie der Grafschaft York, erwarb sich eine umfassende Bildung und trat 1621 ins Unterhaus, wo er sich der Politik Jakobs I. gegenüber als glücklicher Opponent auszeichnete. Entschiedener noch widersetzte er sich dem Hof, als 1625 Karl I. sein erstes Parlament versammelte. Im Jahre 1628 brachte er die berühmte Petition of right (s. d.) zu Stande und wußte den Hof zur Bestätigung derselben zu zwingen. Der politische Fanatismus aber, dem nach diesem Siege die puritanische Opposition sich überließ, fand alsbald an ihm als staatsklugen und den Grundsätzen der bischöflichen Kirche ergebenen Mann einen entschiedenen Gegner. Ueberdies trat er, von Buckingham verlockt, mit dem Hofe in Verbindung und erhielt die Peerswürde. Nach Buckinghams Ermordung nahm ihn der König 1628 in den Geheimrath auf und gab ihm das Gouvernement der Nordprovinzen. Wentworth war jetzt im Verein mit dem Bischof Laud die festeste Stütze Karls I., bestärkte denselben in der Verletzung der Nationalfreiheiten und zog durch diese völlige Umwandlung seiner Gesinnung den Haß des Volks auf sich. Im Jahre 1632 als Statthalter nach Irland gesandt, administrirte er die Insel zwar trefflich, machte sich indeß durch hochfahrendes und despotisches Betragen eben so verhaßt wie in England. Als 1638 die Revolution in Schottland zuerst das Haupt erhob, drang er auf Krieg. Er schickte dem Könige Geld und Truppen, kam selbst nach England, um den Hof zum Handeln zu bewegen, und schlug dem Könige vor, sich in Irland durch Berufung des dortigen Parlaments Hülfsquellen für den Krieg gegen die Schotten zu eröffnen. Karl I. genehmigte diesen Plan, und Wentworth eilte nun mit dem Titel eines Grafen von Strafford und Lordlieutenants von Irland in sein Gouvernement zurück, wo er sogleich das Parlament versammelte und demselben die Bewilligung reichlicher Subsidien abzwang. Kaum war er aber nach England zurückgekehrt, als das irländische Parlament über diese Behandlung Beschwerde führte, was seine Auflösung zur Folge hatte. S. hatte letztere Maßregel nicht veranlaßt und bezeichnete dieselbe als den größten politischen Fehler. Er trat nun an die Spitze der Truppen in England. Auch hier wurden indessen seine kräftigen Entwürfe vereitelt, indem der König die Eröffnung der Feindseligkeiten verbot, mit den eingedrungenen Schotten Unterhandlungen begann und im Oktober 1640 den Vertrag zu Ripon schloß. Unter diesen Verhältnissen legte S. sein Amt als Statthalter von Irland nieder. Auf des Königs Bitten blieb er jedoch Befehlshaber des englischen Truppencorps, das in der Grafschaft York lagerte. Beim Zusammentreten des sogenannten langen Parlaments (November 1640) sah S. die gefährliche Lage der königlichen Rathgeber wohl ein und weigerte sich nach London zu kommen, zumal das irländische Parlament bei dem englischen gegen ihn einen Antrag auf Untersuchung stellte. Erst auf des Königs ausdrückliche Zusicherung, daß ihm vom Parlamente auch nicht ein Haar gekrümmt werden sollte, fand er sich im Oberhause ein. Kaum war seine Ankunft aber bekannt, als Pym am 11. November im Unterhause eine schwere Anklage gegen ihn erhob, die man am nämlichen Tage schon den Lords mittheilte. S. wurde sofort verhaftet und in den Tower gebracht; ebenso der Bischof Laud. Ohnmächtig und rathlos, mußte es Karl I. geschehen lassen, daß man (22. März 1641) gegen S. einen Hochverrathsprozeß vor dem Oberhause eröffnete. S. ward angeklagt, den König zum Kriege gegen das Volk und zur Verletzung der öffentlichen Rechte aufgereizt zu haben. Er vertheidigte sich sehr geschickt, und schon wollten ihn die Lords freisprechen, als unglücklicher Weise von einer Verschwörung unter den Truppen zu Gunsten des Hofes verlautete, was die öffentliche Meinung wieder sehr gegen S. stimmte. Volkshaufen umgaben täglich das Parlamentshaus, mit wildem Geschrei die Verurtheilung fordernd, bis diese denn endlich von den Lords ausgesprochen

wurde. Als darauf der König die Unterzeichnung des Todesurtheils verweigerte, begannen die Unruhen von Neuem. S. schrieb eigenhändig an den König und bot sich als Opfer an, um das Reich vor größerer Zerrüttung zu bewahren. Da unterzeichnete der schwache Monarch am 8. Mai 1641 das Todesurtheil seines treuesten und fähigsten Dieners. Mit Ruhe legte dieser am 12. Mai 1641 sein Haupt unter das Beil des Henkers. S. war das erste Opfer der Revolution. Nach der Restauration Karls II. wurde seine „Ehre wiederhergestellt"; sein ältester Sohn erhielt den Titel und die Peerswürde des Vaters. Seine Lebensbeschreibung, von seinem Freunde Radcliffe geschrieben, erschien bald nach seinem Tode. Vgl. außerdem Lally-Tollendal, Vie du Comte de Strafford, 2 Bde., London 1795, mit der Tragödie gleichen Namens; ohne diese Dichtung, Paris 1814.

Strafkolonien, s. Deportation.

Strafkompagnie, eine in einigen Armeen gebräuchliche Strafabtheilung militärischer Verbrecher, welche nach dem Maße ihres Vergehens zu einer Detention auf bestimmte Zeit verurtheilt sind, mit öffentlichen und anderen angemessenen, auch harten Arbeiten, besonders beim Festungsbau, angestrengt beschäftigt, besonders eingekleidet und bei gänzlicher Freiheitsbeschränkung in strenger Zucht und Aufsicht gehalten werden, nach beendigter Strafzeit aber gewöhnlich wieder in die Truppen zurücktreten.

Strafrecht, s. Kriminalrecht.

Strafrechtstheorie, s. Kriminalrecht.

Strafurtheil (Straferkenntniß), die in einem Kriminalprozeß ertheilte richterliche Entscheidung, theilt sich in Haupt- od. Endurtheile (sententiae definitivae) u. Zwischenurtheile (s. interlocutoriae). Die ersteren sind Entscheidungen in der Hauptsache, durch die ein Strafprozeß ganz zu Ende gebracht wird; die andern werden gegeben, bevor die Untersuchung das zur Fällung eines Endurtheils nöthige Resultat ergeben hat. Die Endurtheile sind ihrem Inhalte nach entweder freisprechend, oder verurtheilend. In dem neuerlich zur Geltung gekommenen Anklageprozeß findet in allen Fällen, wo ein kondemnatorisches Urtheil nicht erlassen wird, völlige Freisprechung Statt, wenn auch erheblicher Verdacht auf dem Angeschuldigten haften bleiben sollte. Der Freigesprochene wird auch von der Tragung der Kosten freigesprochen, der Verurtheilte aber auch dazu kondemnirt. Die Zwischenurtheile beziehen sich theils auf Präjudicialpunkte, z. B. wenn Kompetenz des Gerichts od. Zulässigkeit der Untersuchung bestritten wird, theils auf einen während derselben vorgekommenen Incidenzpunkt, z. B. über Perhorrescenz, Untersuchungshaft rc., theils auf das Resultat der Untersuchung, in welchem Falle das Zwischenurtheil entweder dahin geht, daß die Untersuchung noch vervollständigt werden soll, oder das Resultat für nicht genügend erklärt, um ein Enderkenntniß darauf zu gründen.

Strahlenbrechung (Refraktion), die Veränderung der Richtung, welche die Lichtstrahlen bei ihrem Uebergange aus einem durchsichtigen Mittel in ein anderes erleiden (s. Licht), ist besonders in der Astronomie von Wichtigkeit, in sofern man in Folge derselben die Gestirne nicht an denjenigen Stellen des Himmels erblickt, wo sie wirklich stehen und wo man sie erblicken würde, wenn die Erde von keiner Atmosphäre umgeben wäre und also keine S. Statt fände. Wenn nämlich von irgend einem Gestirne ein Lichtstrahl in die die Erde umgebende Atmosphäre eintritt, so wird er den bekannten Brechungsgesetzen zufolge von seiner ursprünglichen Richtung abgelenkt, und zwar nimmt diese Ablenkung kontinuirlich zu, indem der Lichtstrahl in immer dichtere Luftschichten eindringt, je mehr er sich der Erde nähert. Angenommen, die ganze Atmosphäre sey in eine Reihe koncentrischer Schichten eingetheilt, von denen jede ihrer ganzen Ausdehnung nach eine gleichförmige Dichtigkeit besitzt, aber dichter ist, als die nächst höhere, und weniger dicht, als die nächst tiefere, so wird ein Lichtstrahl, der auf die oberste Schicht der Atmosphäre trifft, nach dem Strahlenbrechungsgesetz in der Weise abgelenkt, daß er sich dem Einfallslothe, d. i. hier, wo von einer Kugel die Rede ist, dem von dem Einfallspunkte aus gezogenen Radius, nähert. Auf eine zweite, dichtere Luftschicht treffend, erleidet er eine zweite Ablenkung in derselben Weise, auf eine dritte, noch dichtere treffend, eine dritte, rc. Der Lichtstrahl setzt daher nach seinem ersten Eintritt in die Erdatmosphäre seinen Weg nicht in gerader Richtung, auch nicht, weil die Dichtigkeit der Atmosphäre nicht schichtweise, sondern nach und nach gleichmäßig zunimmt, in einer fort und fort gebrochenen Linie, sondern in einer gegen die Erdoberfläche hohlen Kurve fort, woraus nothwendig folgt, daß das Gestirn dem Beobachter auf der Erde in der Richtung der Tangente erscheint, welche an diese Kurve da, wo sie die Erde trifft, gelegt wird. Durch den Einfluß der atmosphärischen Refraktion erscheinen mithin alle Gestirne dem Zenith näher gerückt, d. h. sie scheinen höher über dem Horizont zu stehen, als es wirklich der Fall ist. Also geben uns auch die mit einem Höhenkreise gemachten Messungen keineswegs die wahren Werthe der Zenithdistanz der Gestirne, sondern die durch die atmosphärische Refraktion verminderte Zenithdistanz an, und um den wahren Ort eines Gestirns am Himmel zu bestimmen, muß man die Größe der atmosphärischen Refraktion kennen, um sie in Rechnung zu bringen. Diese Größe ist aber nicht allein von der Natur des brechenden Mittels, sondern zugleich von der Größe des Winkels abhängig, welchen der einfallende Strahl mit dem Einfallslothe macht. Da nun dieser Winkel im Horizont am größten ist und von da bis zum Zenith, wo er = 0 wird, abnimmt, so muß auch die Refraktion vom Horizont, wo sie am bedeutendsten ist, gegen das Zenith hin bis auf 0 abnehmen. In 20 Grad Abstand von letzterem beträgt sie etwa 21 Sekunden, in 45 Grad Abstand fast eine Minute, in 80 Grad Abstand (10° Höhe) $5^{1}/_{4}$ Minuten, in 85 Grad Abstand (5° Höhe) fast 10 Minuten, am Horizont 33—36 Minuten. Daher kommt es, daß wir Sonne und Mond, deren Durchmesser etwa 30 Minuten beträgt, schon über dem Horizont erblicken, wenn sie eigentlich noch nicht aufgegangen sind, und sie uns umgekehrt noch vollständig über

dem Horizont erscheinen, wenn sie bereits um ihren ganzen scheinbaren Durchmesser unter den Horizont hinabgesunken sind, indem die Horizontalrefraktion etwa von der nämlichen Größe ist und sie also scheinbar um eben so viel erhebt. Mithin verlängert die S. den Tag, welche Verlängerung zwar bei uns nur wenige Minuten, aber in den Polargegenden, wo wegen der durch die Kälte sehr verdichteten Luft die S. bedeutend vermehrt wird, mehre Tage, ja Wochen beträgt, um welche die dort herrschende lange Winternacht abgekürzt wird. Wirkung der S. ist es auch, wenn man bei Mondfinsternissen zuweilen Sonne und Mond zugleich über dem Horizont sieht, wie sich auch die abgeplattete elliptische Gestalt, welche beide Gestirne nahe am Horizont anzunehmen scheinen, indem der obere Rand beider in Folge der Refraktion um etwa 5 Minuten weniger erhöht wird, als der untere, daraus erklären läßt. Um die Theorie der S. haben sich namentlich Euler, Lagrange, Laplace u. A., in der neuesten Zeit Bessel und Carlini, verdient gemacht. Des letzteren Refraktionstafeln geben für einen mittleren Luftzustand die jeder Höhe entsprechende Größe der Refraktion an, doch müssen diese Angaben, da sich jene Größe mit dem Barometerstande, der Temperatur und dem Feuchtigkeitsgrade der Luft ändert, eine darnach sich bemessende Korrektion erhalten. Betrifft die S. auf der Erde befindliche Gegenstände, so heißt sie **terrestrisch** und läßt ebenfalls letztere höher erscheinen; doch ist es wegen der in den untersten Schichten große Unregelmäßigkeiten darbietenden Dichtigkeit der Atmosphäre sehr schwierig, ihre Größe genau zu berechnen, was für geodätische Messungen von Wichtigkeit ist. Eine Wirkung der terrestrischen S. ist unter Anderem die Fata Morgana (s. d.).

Strahlthiere (Radiata), Thierklasse, welche lauter Bauchthiere mit weichem, nacktem oder von kalkiger oder lederartiger Hülle bedecktem, in regelmäßige Strahlen auslaufendem oder mit vielen Fühlfäden und Fangarmen versehenem Leibe und fast ausschließlich strahlenförmigen, koncentrisch um den Mund geordneten Organen enthält. Mit Ausnahme der Süßwasserpolypen leben alle S. im Meere, meist von thierischen Stoffen. Die meisten schwimmen frei umher, manche sitzen auch fest. Viele Arten sind weit verbreitet, wie z. B. mehre Seeigel und Seesterne in allen Meeren vorkommen. Sie pflanzen sich nur durch Eier oder Keimsäcke fort, die Holothurien auch durch Knospen und durch freiwillige Selbsttheilung. Sie machen eine sehr merkwürdige Metamorphose durch u. zeigen außerordentliches Reproduktionsvermögen. Viele leuchten im Dunkeln, u. manche prangen mit den schönsten Farben. Einige sind mit Nesselorganen zur Vertheidigung und zum Einfangen ihrer Beute versehen, womit sie nesseln, d. h. auf der Haut Brennen und Entzündung erregen. Man hat schon über 2000 Arten S. bestimmt. Sie zerfallen in die 3 Ordnungen der **Holothurien** (**Seewalzen** oder **Sternwürmer**, Holothuridea), der **Stachel-** oder **Igelhäuter** (Echinodermata, s. **Seeigel**) und der **Quallen** (**Seenesseln** oder **Medusen**, Acalepha).

Strakonitz, Stadt im österreichisch-böhmischen Kreis Prachin, an der Wolinka und Wottawa, mit 2 Vorstädten, Schloß, Stiftskirche, Kaserne, Spital, Tuchfabrikation, Strumpfwirkerei, Pferdehandel und 2600 Einw.

Stralsund, Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirks in der preußischen Provinz Pommern, liegt an dem Strelasund, welcher die Insel Rügen von dem festen Lande scheidet und dessen nördlichster Theil Gellen heißt, und ist ganz von Wasser umgeben, nämlich auf der einen Seite von der genannten Meerenge, auf der andern vom Franken- und Knieperteiche. Die Verbindung mit dem Lande ist durch 3 Brücken vermittelt. S. ist eine Festung dritten Ranges u. mehr durch die Natur, als durch Kunst befestigt; doch hat es mehre Bastions und Ravelins, auch sind diese Werke seit 1816 retablirt und die Wässerpässe, welche zur Stadt führen, durch Werke geschlossen worden. Dicht vor dem Hafen liegt die befestigte Insel Dänholm mit einem Marineetablissement. S. hat nicht sehr breite, aber ziemlich parallele Straßen, eigenthümliche, oft mit stattlichen Giebeln versehene Häuser, 2 öffentliche Plätze (alten und neuen Markt), 3 Land- und 7 Wasserthore, 6 Kirchen (5 evangelische und eine katholische), unter denen die großartige Marienkirche und die St. Nikolai- und Jakobskirche, alle in gothischem Style erbaut, mit Kupfer gedeckt und manche Merkwürdigkeiten enthaltend, besonders zu erwähnen sind, ein Gymnasium mit Bibliothek und Münzkabinet, ein Schullehrerseminar, eine Soldatenkindererziehungsanstalt, 2 Industrie-, eine Navigations- und mehre andere Schulen, ein Waisenhaus, Arbeitshaus, Armenhaus, Stadtlazareth, Zucht- und Werkhaus, Jungfrauenstift, eine Irrenanstalt u. viele milde Stiftungen. Die Stadt ist Sitz der Regierung, hat ein Hauptzollamt, Oberpostamt, Konsistorium, Kammergericht, Stadtgericht, eine Schifffahrts- und Provinzialaichungskommission, eine Salzfaktorei mit Magazin &c. Die vorzüglichsten öffentlichen Gebäude sind das Gouvernementshaus, das Rathhaus mit alterthümlicher Façade und einer über 20,000 Bände starken Bibliothek, das 1830 erbaute Theater, das Gymnasium, die Münze, das Zeughaus, die Wasserkunst, wodurch die Stadt mit gutem Trinkwasser versehen wird, &c. Die Einwohner, 18,500 an der Zahl, unterhalten Tuch-, Wollenzeuch- und Leinenmanufakturen, Zucker-, Syrups-, Stärke-, Seifen- und Lichte-, Tabaks-, Leder-, Spiegel-, Möbel-, Spielkarten- u. Korkfabriken, Branntweinbrennereien, Oelschlägereien und Schiffbau. Der Hafen ist von der Festung gedeckt, hat aber mehr militärische, als merkantile Wichtigkeit. Es laufen alljährlich an 330—360 Schiffe ein und aus. Der Seehandel S.s ist ziemlich bedeutend, und zwar vorzüglich mit Getreide, Malz, Mastvieh, Wolle und Butter. Von S. gehen regelmäßig Dampfschiffe nach Ystadt in Schweden. S. wurde 1209 von Jaromir I., Fürsten von Rügen, gegründet und mit sächsischen Einwohnern bevölkert. Zwar wurde es zu wiederholten Malen wieder zerstört, aber immer wieder aufgebaut und ihr 1314 von Wizlaff IV. das Recht einer selbstständigen Kommunalverfassung zuerkannt. Durch die Gerechtsame der Fischerei

um Rügen (1240 u. 1290) blühte sie bald so empor, daß sie Lübecks Eifersucht erregte, welches einen Theil seines Handels an S. verlor. In die Hansa aufgenommen, gedieh sie zu immer höherer Blüthe u. wehrte die Angriffe der rügenschen Fürsten mit Erfolg ab. Im J. 1429 belagerten die Dänen die Stadt, erlitten aber auf der kleinen, vor der Stadt gelegenen Insel Strela eine Niederlage, welche die Veranlassung gegeben hat, jene Insel zum Andenken an diesen Sieg Dänholm zu nennen. Die Bedeutung S.s in damaliger Zeit geht aus dem Anschlage von 1523 hervor, nach welchem die Stadt 1000 Mann zu Fuß und 100 Mann zu Pferde zur Folge geben mußte. Im J. 1628 schloß S. ein Bündniß mit Gustav Adolf von Schweden und wurde, da es keine kaiserliche Besatzung einnehmen wollte, vom kaiserlichen Feldherrn Wallenstein belagert, der sich rühmte, die Stadt erobern zu wollen, und wenn sie mit Ketten an den Himmel geschlossen wäre. Die Belagerung dauerte vom 23. Mai bis 4. August, wo Wallenstein mit einem Verlust von 10,800 Mann und 1200 Reitern, welche größtentheils von Seuchen weggerafft oder desertirt waren, unverrichteter Sache abziehen mußte. Wallenstein setzte zwar die Feindseligkeiten gegen S. fort, jedoch ohne Erfolg, da die Stadt schwedische und dänische Truppen aufgenommen hatte. Im westphälischen Frieden 1648 wurde S. an Schweden abgetreten. Im J. 1678 mußte es sich dem großen Kurfürsten nach einem heftigen Bombardement ergeben, kam aber schon 1679 durch den Frieden von St. Germain an Schweden zurück. Im J. 1680 wurde ein großer Theil der Stadt durch eine große Feuersbrunst zerstört und dadurch, wie früher durch den 30jährigen Krieg, ihr Wohlstand sehr zerrüttet. Im nordischen Kriege wurde die Stadt 1715 von den vereinigten Preußen, Sachsen und Dänen belagert und, nachdem Karl XII. die Hoffnung aufgegeben hatte, sie länger zu behaupten, und auf einer Barke entflohen war, am 22. December von den Schweden durch Kapitulation geräumt, aber schon 1720 ihnen zurückgegeben. Im Juli 1808 kamen die Franzosen durch Kapitulation in den Besitz der Stadt und ließen die Festungswerke schleifen. Im J. 1809 fand hier Schill (s. d.), dem ein Denkmal errichtet ist, seinen Tod, während sein Corps in Gefangenschaft gerieth. Durch den kieler Frieden von 1814 kam S. nebst ganz Schwedisch-Pommern an Dänemark und von diesem durch den Vertrag vom 4. Juli 1815 an Preußen. Doch behielt die Stadt auch jetzt noch ihre alte Verfassung und ziemlich selbstständige Verwaltung ihres bedeutenden Vermögens. Bürgermeister, Syndici und Rathsverwandte haben als solche auf Grund eines von Karl XII. herrührenden Privilegiums den persönlichen Adel. Auch hat die Stadt kirchliches Patronatsrecht und ein eigenes Konsistorium. Die städtische Gerichtsbarkeit ward 1849 aufgehoben. Vgl. **Mohnike** u. **Zober**, Stralsundische Chroniken, Strals. 1833—43, 2 Thle.; **Kruse**, Bruchstücke aus der Geschichte der Stadt S., das. 1846 bis 1848, 2 Thle.; **K. F. Fabricius**, Der Stadt S. Verfassung und Verwaltung, das. 1831.

Stralziren (v. Ital.), eine Handlung eingehen lassen oder eine Handlungsgesellschaft aufgeben. Daher **Stralzirung** (**Stralcio**), die Beendigung einer Handlung oder Handlungsgesellschaft nebst allen dahin einschlagenden Geschäften. Den **Stralcio übernehmen** heißt die Eintreibung der ausstehenden Posten einer Handlung oder einer Gesellschaft u. die Ausgleichung der Schulden derselben auf sich nehmen, worüber eine besondere Rechnung, das Stralcio Conto, geführt wird.

Stramberg, Stadt im österreichisch-mährischen Kreis Prerau, mit Pfarrei, Kirche, Burgruine, Jahrmärkten und 2500 Einw. Dabei der Berg **Kotancz** mit merkwürdiger Höhle.

Stramin, gazeartiges Gewebe, welches als Grund zu Stickereien benutzt wird.

Strand, derjenige Theil der Meeresufer, welcher bei kaum bemerkbarer Neigung dem Wasserspiegel zunächst liegt und deshalb auch bei eintretender Fluth oder starkem landwärts wehenden Winde vom Wasser bedeckt wird. Daher **stranden** u. **auf den S. laufen**, von einem Schiffe, das auf den Grund stößt und daselbst sitzen bleibt, wo es gewöhnlich von den Wogen zerschlagen wird. Besteht der S. aus Dammerde, so sind gewöhnlich einzelne Stellen desselben durch Dämme eingefaßt, um sie für die Kultur zu benutzen (**Polder**); besteht er aus lockerem Sande, so bilden die Meereswellen sanfte Erhöhungen u. Vertiefungen, wovon erstere oft bewachsen, letztere mit Wasser angefüllt sind. Zur Zeit der Ebbe bietet zwar der S. wenig Hindernisse der Bewegung dar, doch wird er zur Zeit der Fluth so schnell unter Wasser gesetzt, daß man leicht in Gefahr kommt zu ertrinken, weshalb Truppen daselbst nicht lagern dürfen.

Strandgut, die Waaren gestrandeter Schiffe, welche an das Land getrieben werden, s. **Bergen**.

Strandrecht (**Grundruhrecht**, jus littoris), die Jurisdiktion über alles am Strande Befindliche; das Recht des Landesherrn oder der von diesem Privilegirten auf Alles, was am Strande wächst oder an denselben getrieben wird, z. B. Bernstein, Tang, Talg rc.; dann die Befugniß zur Okkupation derjenigen Güter und Sachen, welche auf gestrandeten Schiffen gefunden werden, wobei entweder gar keine Rücksicht darauf genommen wird, ob der wahre Eigenthümer sich meldet, oder derselbe innerhalb einer bestimmten Frist sich melden muß, wenn er nicht des Rechts auf sein Eigenthum verlustig gehen will. Das S. in diesem Sinne datirt aus sehr alter Zeit und war in Deutschland wie in anderen Ländern lange Zeit in so unbestrittener Geltung, daß man selbst in Kirchengebeten an Gott die Bitte zu richten pflegte, er möge den Strand segnen, d. h. recht viele Menschen Schiffbruch leiden lassen. Erst nachdem humane Institutionen sich Bahn gebrochen, ward das S. stillschweigend aufgehoben, in Deutschland aber durch Reichsgesetze ausdrücklich abgeschafft. Es blieb seitdem den Landesherren und den Unterthanen nur ein sogenanntes **Bergerecht**, wonach ein Theil der geretteten (geborgenen) Güter Denen, die sie retteten, den Bergern, ein Theil derselben dem landesherrlichen Fiskus und der dritte Theil dem Eigenthümer anheimfiel. Auch von diesem Bergerecht macht man in Preußen und Mecklenburg schon

seit geraumer Zeit keinen Gebrauch mehr, wohl aber ward es noch vor wenig Jahren in Dänemark geübt. Die neueste Strandungsordnung erschien in Hannover unter dem 24. Juni 1846. Im Allgemeinen pflegt für an den Strand getriebene Güter $^1/_{20}$, für aus der See (von Schiffen oder von der Oberfläche des Meeres) geholte $^1/_4$ bis $^1/_3$, für vom Grunde heraufgeholte die Hälfte des Werths an Bergelohn gezahlt zu werden. Die Leitung der Bergung, namentlich die Führung der Rettungsmannschaften ist Sache der unter der Ortsobrigkeit stehenden Stranddedienten od. Strandvögte. In Niedersachsen ward das S. auch auf die Flußufer und sogar auf die Landstraßen ausgedehnt, indem umgestürzte Lastwagen oder davon herabgefallene Frachtstücke nach dem S. behandelt wurden.

Strangford, Stadt in der irländischen Provinz Ulster, Grafschaft Down, am Eingang der gleichnamigen Bai, mit Kelpbrennerei, Hafen, Handel mit Getreide u. Vieh u. 6000 Einw.

Strangulation (v. Lat.), überhaupt Erdrosselung; das Gefühl des Erstickens; s. Stecklfluß.

Stranguliren, Jemanden erwürgen, indem man ihm einen Strick oder eine Schnur um den Hals legt und damit die Luftröhre zuzieht, jedoch ohne den Hinzurichtenden dabei in die Höhe zu ziehen. Das S. ist bei den Türken die gewöhnliche Todesstrafe und geschieht meist bei den Vornehmen mittelst einer ihnen überschickten seidenen Schnur.

Strangurie (v. Griech.), Harnzwang.

Stranraer (Stranrawer), Stadt in der schottischen Grafschaft Wigtown, im Clydegolf, mit Hafen mit vorzüglichem Ankergrund, Zollamt, Handel mit Korn, Leinwand u. Baumwollwaaren, Häring- u. Austernfischerei u. 2600 Einw.

Strapaze, eine sehr abmattende Arbeit und Beschwerde. Daher strapaziren, durch Arbeit und Beschwerden ermüden; den Werth einer Sache durch vielen Gebrauch verringern.

Strasburg, 1) Kreisstadt in der preußischen Provinz Preußen (Westpreußen), mit evangelischer und katholischer Pfarrei, Reformaten- und Franciskanermönchskloster, 2 Spitälern, Land- u. Stadtgericht, Untersteueramt, Salzfaktorei, Domänenamt, Post, Buchdruckerei, Brennerei, Gerberei, Tuchmacherei, Handel und 3700 Einw. — 2) Stadt in der preußischen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Prenzlau, mit Mauern, Stadtgericht, Nebenzollamt, 2 Pfarrkirchen, Tuch-, Strumpf- u. Leinweberei, Gerberei, Tabaks- und Ackerbau, Wollmarkt und 4400 Einw.

Straßburg, Hauptstadt des französischen Departements Niederrhein, ehemals deutsche freie Reichsstadt und Hauptort des Elsaß, in einer schönen und fruchtbaren Ebene, $^1/_2$ Stunde vom Rhein entfernt, am Zusammenfluß der schiffbaren Ill und Breusch, welche die Stadt durchfließen und wovon die erstere $1^1/_2$ Stunden unterhalb der Stadt in den Rhein fällt und an ihren Ufern zum Theil schöne Kaien hat. S. hat gegen $1^1/_2$ Meilen im Umfang, 270 Straßen und Gäßchen und 60 größere und kleinere Brücken, und so viel auch in neuerer Zeit zur Verschönerung und Modernisirung der Stadt in Anlagen und Bauten geschehen ist, so hat sie doch ein altmodisches Aussehen, und ihre Straßen sind größtentheils unregelmäßig, eng, zum Theil schlecht gepflastert u. durch Häuservorsprünge entstellt. Die Stadt ist eine der wichtigsten Städte Frankreichs und sehr starke Festung. Sie liegt so, daß die breiten Seiten gegen Norden und Süden gewendet, die schmale östliche aber gegen den Rhein gekehrt ist. Dort an Armen des Rheins liegt die Citadelle, ein bastionirtes vaubansches Fünfeck mit 5 Ravelins und 2 Hornwerken mit Ravelins vor sich. Die Stadt selbst ist durch 19 Bastionen oder bastionsähnliche Werke gedeckt, welche nach altdeutscher Manier gebaut sind, ein Hornwerk auf der nördlichen Seite deckt eine schwache Fronte. Siebzehn Ravelins liegen in den Wassergräben zwischen Bastionen, 3 detaschirte kleine Werke liegen südlich an einem Arme der Ill, der vor dem Glacis hinfließt, 11 detaschirte Forts bilden auf dem nördlichen Ufer eine von einem zweiten Glacis eingeschlossene zweite Enceinte. Mehre Werke bilden ebenda, zwischen den Armen der Ill, ein verschanztes Lager. S. hat eine Brücke über den Rhein (zur Hälfte zu Baden gehörig), 14 Plätze (Broglio 1740, Contades 1764 hergestellt, nach den Erbauern genannt, großen Parade- oder Franciskanerplatz ꝛc.) und 7 Thore. Vor Allem zieht das Meisterwerk altdeutscher Baukunst, der Dom, Münster genannt, zum großen Theil das Werk Erwins von Steinbach, schon aus weiter Ferne die Aufmerksamkeit des Beobachters auf sich. Die schlanke durchbrochene Pyramide erhebt sich 438 pariser Fuß hoch und wird nur von der Pyramide des Cheops (456 F.) an Höhe übertroffen. Der Dom selbst ist 355 F. lang und 132 F. breit, hat 3 hohe Säulenhallen mit farbigen Glasfenstern und eine große Orgel mit 224 Pfeifen, deren größte, aus Zinn, 341 Pfund wiegt. Der untere Theil des Thurmes bis zur Plattform bildet ein Parallelogramm mit 6 vorspringenden Pfeilern. Die Façade ist mit Bildhauerwerken, Arabesken ꝛc. geziert, und 3 Portale, wovon das mittlere das Hauptportal ist, führen in das Innere der Kirche. Ueber dem Hauptportal ist die große, herrliche, Farben zurückstrahlende Fensterrose. Von der Plattform hat man eine herrliche Aussicht. Auf der einen Seite steht ein Häuschen, während auf der andern der obere Theil des Thurmes sich kühn erhebt mit seiner durchbrochenen Pyramide. Zur Krone, über der das Kreuz mit 8eckigem Knopfe steht, führen 8 Wendeltreppen auf die Gallerie des ersten Stockwerks der Pyramide, von wo an der Thurm sich zuspitzt, 4 Wendeltreppen in 4 durchsichtigen Thürmchen. Zu den interessantesten Merkwürdigkeiten gehört die Münsteruhr. Die alte Uhr, welche schon seit vielen Jahren nicht mehr im Gange war, wurde 1838 aus ihrem alten Gehäuse herausgenommen und 1842 durch eine neue von Schwilgué ersetzt, welche alle Differenzen und Abweichungen der Sonne, Mondeslauf, Jahreszahlen, Schaltjahre und Finsternisse angibt und eins der größten Kunstwerke der Neuzeit ist. Der Thurm ward sehr oft vom Blitz getroffen, zuletzt im August 1833, wo er beträchtlichen Schaden litt. An der Stelle des Münsters stand schon 504 eine von König Chlodwig gebaute, halb hölzerne, halb

steinerne Kirche. Im Jahre 1015 begann der Bischof Werner von Habsburg den Bau des jetzigen Münsters, an dem 262 Jahre gearbeitet wurde, ehe nur der Bau des Thurmes begann. Erwin von Steinbach entwarf den Plan zu letzterm und begann ihn 1277, starb aber vor der Vollendung, 1318. Sein Sohn Johannes führte den Bau bis an die Plattform weiter, vielfach unterstützt von seiner Schwester Sabine, von welcher namentlich die Verzierungen des südlichen Seitenportals herrühren sollen. Im Jahre 1289 ward der Bau durch ein Erdbeben und 1299 durch einen großen Brand unterbrochen. Erst 1365 wurde der Thurm von Hans Hülz aus Köln vollendet, an die Kirche aber 1439 die letzte Hand gelegt. Der zweite Thurm gedieh nur bis zum Giebel des Portals. Vgl. die Abbildungen des Münsters, nach Günthers Zeichnungen gestochen von Oberthür, Straßburg 1827; Schreiber, Der Münster in S., Freib. 1828; das von Schnell gezeichnete und gestochene Blatt „Der Münster in S.", das. 1828. Unter den protestantischen Kirchen ist die Thomaskirche zu erwähnen, welche das prächtige marmorne Denkmal des Marschalls Moritz von Sachsen, ein Meisterwerk des Bildhauers Pigalle, u. eine schöne silbermannsche Orgel enthält. Die Stadt hat im Ganzen 7 katholische, eine reformirte und 7 lutherische Kirchen. Sehenswerth sind das geschmackvolle kaiserliche Schloß, vom Kardinal Rohan erbaut und ehemals bischöfliche Residenz, das Rathhaus, das Präfekturgebäude, der Justizpalast, das neue Theater, das Zeughaus, die Stückgießerei, die schönen und großen Kasernen, die Fruchthalle, das Bürgerhospital, wo über 1000 Menschen wohnen, das Militärhospital mit 1800 Betten, das Findelhaus, das schöne und weitläufige Gebäude der Akademie mit großem Naturalienkabinet, anatomischen Kabinetten, 2 Bibliotheken und einer Sternwarte, die Münze, die Börse und etliche Gasthöfe. Auf dem Paradeplatze, wo zur Zeit der Revolution der Freiheitsbaum stand, steht jetzt Klebers ehernes Standbild; auf dem Gutenbergsplatze die 1840 errichtete Statue Gutenbergs. In S. bestand seit 1621 eine Universität, deren medicinische Fakultät sehr im Rufe stand; zur Zeit der Revolution ging diese Anstalt zu Grunde, und an ihre Stelle trat eine Centralschule. Im J. 1803 wurde eine protestantische Akademie mit 10 Lehrstühlen für Theologie, Philologie, Philosophie und Geschichte errichtet. Sie erhielt den Titel Seminar, als 1808 die kaiserliche Akademie mit einer juristischen, medicinischen, allgemein wissenschaftlichen (Naturwissenschaft und Mathematik) und philosophischen Fakultät wiederhergestellt ward. Im J. 1819 kam eine aus mehren Professoren des Seminars gebildete protestantisch-theologische Fakultät, später noch eine pharmaceutische hinzu, so daß S. gegenwärtig neben Paris die einzige vollständige Universität in Frankreich besitzt. An Unterrichtsanstalten zweiten Rangs besitzt S. ein 1538 gegründetes protestantisches Gymnasium, ein kaiserliches Lyceum und ein katholisches kleines Seminar. Den Katholiken dient das neuerrichtete Lyceum, welches jetzt auch Akademie heißt, zur Bildung, und für die Aerzte befindet sich hier eine der 5 großen Arzneischulen (écoles de médecine) Frankreichs. Außerdem hat S. eine Artillerie-, eine Hebammenschule, eine Unterrichtsanstalt für Militärärzte, mit dem Militärhospital verbunden, eine Normalschule für katholische und protestantische Landschullehrer mit Musterschule des gegenseitigen Unterrichts, ein anatomisches Theater, einen botanischen Garten, ein Observatorium, eine Gesellschaft für Ackerbau, eine Bibelgesellschaft, Missionsgesellschaft, mehre Bibliotheken, darunter die Stadtbibliothek u. die vormalige Universitätsbibliothek, jetzt die des Seminars, durch die schöpflinsche, silbermannsche, oberlinsche u. a. Büchersammlungen bereichert u. zusammen über 160,000 Bde. zählend, seit 1834 in dem eigens dazu eingerichteten Chor der Predigerkirche aufgestellt, Sammlungen von Gemälden, Alterthümern, physikalischen Instrumenten, Naturalien, Modellen &c. Unter den Wohlthätigkeitsanstalten ist das Bürgerhospital von 250 Betten mit Klinikum für 60 Betten, das Militärhospital, das Waisenhaus für 200 Kinder und 300 außer dem Haus Unterstützung erhaltende, das Findelhaus, die Arbeitsschule für gewerblustige Arme, die Gesellschaft für mütterliche Liebe &c. zu nennen. S. ist Sitz eines Bischofs, eines Oberkonsistoriums der Kirchen augsburgischer Konfession in ganz Frankreich, der Präfektur des Departements Niederrhein, der fünften Militärdivision, einer Handelskammer und eines Handelsgerichts &c. und hat etwa 75,000 Einw., zur Hälfte Katholiken, zur Hälfte Protestanten, außerdem etwa 2500 Juden. S. hat herrliche Promenaden und Umgebungen, z. B. die Wälle, die Promenade Broglio (Roßmarkt), den Komödienplatz, den Contades &c., das Dorf Rupprechtsau, mit Landhäusern, Orangeriegarten, Tuch- und Wachstuchfabrik und 3000 Einwohnern. Das Leben in S. ist, obgleich es eine deutsche Stadt ist, und obschon viel Deutsch unter den Bürgern gesprochen wird, in den höhern Ständen meist französisch, und vergebens haben sich Einzelne bemüht, den deutschen Geist dort zu erhalten. Vor den Gerichten wird französisch plaidirt, und das Theater ist meist französisch. S. spielt nicht nur in der ältern Handelsgeschichte Deutschlands eine bedeutende Rolle, sondern zeichnet sich auch jetzt noch durch die lebhafte Industrie seiner Bewohner, beträchtlichen Eigen- und wichtigen Speditionshandel aus. Außer einer (sonst königlichen) Kanonengießerei, einer (ebenfalls sonst königlichen) Tabaksfabrik, zahlreichen Gerbereien, Maroquin-, Handschuh- und Kutschenfabriken hat die Stadt bedeutende Fabriken in Tuch, Baumwolle, Segeltuch, Seilerwaaren, besonders für die Marine, Leinwand, Strohhüten, Nadeln, Lichten, Stärke, Spielkarten, Seife, chemischen Waaren, Porzellan, Fayence, Gewehren, Gold-, Silber- u. Metallwaaren, ferner Bierbrauereien, Oelmühlen, Wachsbleichen, mechanische Werkstätten &c., mit deren Erzeugnissen, sowie mit elsasser Weinen, Hanf, Krapp, Saflor, Anis, Potasche, Oel, Getreide, Kolonialwaaren &c. ein lebhafter Verkehr getrieben wird. Bei der vortheilhaften Lage als Grenzort des Reiches, dem Zusammentreffen großer Heerstraßen und seiner Verbindung einerseits durch den Rhein- und Rhonekanal mit dem südlichen Frankreich, andererseits

durch die Rheindampfschifffahrt mit den rheinischen Handelsstädten, wozu in der neuesten Zeit noch die Eisenbahnen nach der Schweiz, nach Deutschland und nach Paris gekommen sind, ist S. ein wichtiger Speditionsplatz zwischen Deutschland, der Schweiz und Frankreich. S. hat jährlich 2 Messen oder große Märkte, die Johannismesse, welche am 26. Juni beginnt, und die Weihnachtsmesse, welche am 26. December anfängt. Beide dauern je 15 Tage. Bei den Alten hieß S. **Argentoratum**, angeblich von den damals in der Gegend befindlichen Silbergruben. Unter den Römern bildete es einen Hauptwaffenplatz. Auch als Handelsplatz war es schon damals bedeutend, indem sich hier die Straßen von Germanien, Rhätien und Pannonien nach Gallien durchkreuzten. Im 4. Jahrhundert ward S. durch die Alemannen, im 5. durch die Sueven und namentlich durch Attila zerstört und blieb seitdem lange Zeit wüst, so daß sich selbst der Name Argentoratum verlor, bis unter Chlodwigs Sohne sich wieder Ansiedler einfanden, die die Stadt nach den hier zusammenstoßenden Straßen **Strateburgum** und später S. nannten. Im J. 575 kommt sie unter diesem Namen schon bei Gregorius Turonensis vor. Im 9. Jahrhundert war ein königliches Palatium in S. Später erhielt S. Mauern. Lothar II. ließ sich hier 1131 von Innocenz II. krönen. Von jeher eine kaiserliche Stadt, ward S. nachher Reichsstadt, und zwar eine der zwei ausschreibenden, u. führte ihr Panier bei Reichszügen gleich hinter dem Reichsadler u. verwahrte das reichsstädtische Banner. Nach u. nach verstärkte es seine Befestigungen u. wehrte mittelst derselben Angriffe benachbarter Dynasten ab. Ehemals hatte der reichsstädtische Adel die Regierung, später ging dieselbe an die Bürgerlichen über. Schon 1332 ward die Bürgerschaft in 32 Zünfte getheilt. In S. machte Gutenberg von 1420—40 seine ersten Versuche der Buchdruckerkunst, obschon die Erfindung selbst erst später zu Mainz gemacht wurde. Die Stadt nahm sich der Reformation an und war ein Glied des schmalkaldischen Bundes. Ludwig XIV. von Frankreich ließ 1681 S. mitten im Frieden durch den General Montclas besetzen und sich als Oberherrn huldigen, wobei er der Stadt Schutz ihrer bisherigen Privilegien, Rechte, ihrer Verfassung und Religionsfreiheit versprach. Durch Vauban wurden darauf die Festungswerke verstärkt, auch die Citadelle errichtet. Im Frieden von Ryswik 1697 ward die Stadt an Frankreich förmlich abgetreten. Ihr Wohlstand hat sich seitdem unstreitig vermehrt, denn damals zählte sie kaum halb so viel Einwohner als jetzt. In der französischen Revolution sah S. viel Blut fließen u. unter Eulogius Schneider (s. d.) eine permanente Guillotine auf seinem Markte. Nach der Blokade von 1815 empörte sich die Besatzung, von Unteroffizieren geleitet, um ihren rückständigen Sold zu erhalten. Nach der pariser Julirevolution von 1830 steckte S. sogleich die dreifarbige Fahne auf. Seitdem sind wohl einige, doch nur geringe Unordnungen in S. vorgefallen. Die merkwürdigste unter diesen war der verunglückte Versuch Louis Napoleons 1836, sich durch gewonnene Truppen zum Kaiser erklären zu lassen. Vgl. **Silbermann**, Lokalgeschichte der Stadt S., Straßb. 1775; **Friese**, Vaterländische Geschichte der Stadt S., das. 1791—95, 4 Thle.; **Hermann**, Notices historiques statistiques et littéraires sur la ville de S., das. 1819, 2 Bde.

Das **Bisthum** oder **Hochstift S.**, zu beiden Seiten des Rheins, stand unter dem Erzstift Mainz und erkannte zwar, seitdem die Stadt S. und das Elsaß an Frankreich gekommen waren, mit seinem jenseits des Rheins liegenden Gebiete französische Landeshoheit an, war aber zugleich wegen seiner diesseits des Stroms gelegenen Aemter Oberkirch und Ettenheim deutsches Reichsland. Das Areal des Hochstifts umfaßte 23 □Meilen mit 30,000 Einw. und 350,000 Gulden Einkünften. Die französischen Besitzungen des Hochstifts wurden gleich zu Anfang der Revolution eingezogen; der in Schwaben gelegene Theil derselben (3 □M. mit 5000 Einw. u. 35,000 Gulden Einkünften) aber ward 1803 als Fürstenthum Ettenheim dem Kurfürsten von Baden überlassen und 1806 mit dem badischen Kinzigkreise vereinigt.

Straße, breiter öffentlicher Fahrweg, s. **Straßenbau**.

Straßenbau (**Chausséebau**). Eine Chaussée oder Kunststraße ist ein nach bestimmten, aus Theorie und Erfahrung abgeleiteten Regeln gebauter, dauerhafter Weg, auf dem man Lasten mit möglichst geringem Kraft- und Zeitaufwand fortzuschaffen im Stande ist. Eine gute Chaussée muß möglichst gerade und eben, fest und dauerhaft seyn. Sobald die Endpunkte, zwischen denen eine neue Straße gebaut werden soll, bestimmt sind, so ist vor Allem die Linie zu ermitteln, in deren Richtung der Bau nicht allein in technischer und ökonomischer Hinsicht möglichst vortheilhaft ausgeführt werden kann, sondern auch etwaigen merkantilischen und militärischen Anforderungen entspricht. Zu diesem Behufe wird der Straßenzug erst im Allgemeinen angegeben und dann das Terrain, welches derselbe durchschneidet, auf eine halbe Meile rechts und links von demselben genau aufgenommen, partirt und nivellirt. In diese mit den nöthigen Profilen versehene Karte wird die zu bauende Straße eingezeichnet, wobei man von einem Orte zum andern möglichst gerade Richtung beibehält und nur dann von derselben abweicht, wenn es nicht möglich ist, durch Fort- oder Herbeiführung von Erdreich (Erdbewegung) oder sonstige künstliche Mittel die Steigung des Planums bis auf 3 : 100 oder höchstens 5 : 100 zu vermindern. Dabei ist nicht außer Augen zu lassen, daß die Straße in Gegenden, welche der Ueberschwemmung ausgesetzt sind, so hoch geführt werden muß, daß sie nicht überschwemmt wird und der zu diesem Behufe zu errichtende Damm vor Durchbrüchen durch geeignete Brücken- und sonstige Strombauten sicher gestellt werde. Ist die Richtung bis ins Detail genau bestimmt, so werden die nöthigen Straßenprofile aufgenommen, die Erdbewegungen berechnet und die erforderlichen sonstigen Bauten, als Brücken, Durchlässe, Terrassirungen, Strebemauern, Viadukte ꝛc., bestimmt und veranschlagt. Was die Breite der Straße betrifft, so kommen hier die Fahrbahn, die Fußwege (Bankets) und die Gräben in Betracht. Die

beiden ersten Breiten sind verschieden je nach dem besondern Zwecke und der Frequenz der Straße. Auf der Fahrbahn müssen zwei beladene Frachtwagen einander bequem ausweichen können, wozu eine Breite von 20—24 Fuß ausreichend ist. Bei minder frequenten Straßen, die nur von gewöhnlichem Fuhrwerk befahren werden, wie für die sogenannten Vicinalstraßen genügt eine geringere Breite. Die Fußwege zu beiden Seiten der Fahrbahn dienen nicht allein dem Interesse der Fußgänger und als Raum für den zur Instandserhaltung der Straße nöthigen Vorrath an Material, sondern auch zur Vermehrung der Haltbarkeit der Straße selbst. An Hauptstraßen sollten sie nicht unter 5 Fuß breit seyn, und eine noch größere Breite ist ein wesentlicher Gewinn sowohl für die Bequemlichkeit, als für die Schönheit der Straße. Die Breite der Gräben zu beiden Seiten der Straße richtet sich nach der Menge des Wassers, welches darin Aufnahme finden soll. Als die kleinsten Dimensionen derselben kann man 3 Fuß für die Breite und 1 Fuß für die Tiefe annehmen. Die Breite der Sohle hängt von der Böschung der Grabenwände und diese wieder von der Festigkeit oder Lockerheit des Bodens ab. Die übrigen Maße im Querdurchschnitt der Straße sind folgende: die Dicke der Stein- und Kieslage soll in der Mitte wenigstens 18 Zoll, am Rande wenigstens 12 Zoll, und die Wölbung ihrer Oberfläche zur Beförderung des Wasserabflusses den 36. Theil ihrer Breite betragen. Aus letzterem Grunde erhalten auch die Fußwege eine Steigung von ungefähr $^2/_{100}$ ihrer Breite gegen den Graben hin. Die Anlage der Böschungen der Straßendämme richtet sich nach dem Grade des Zusammenhangs der Erde, woraus sie aufgeführt werden. Weniger Breite oder Anlage als $1^1/_2$ Fuß auf 1 Fuß Höhe möchte aber nicht räthlich seyn, da sie bei zu wenig Böschungsanlage schwer bewachsen, wenn sie übrigens auch haltbar sind. Nachdem so die ganze Anlage der Straße im Voraus bis ins Einzelne genau bestimmt ist, schreitet man zur Arbeit selbst, indem man auf der ganzen Länge der Straße die Erdarbeiten, wobei man entgegenstehende Felsen &c. durch Sprengung beseitigt, in Angriff nimmt und das Planum der Straße herstellt. Dasselbe muß, damit die Aufschüttungen &c. sich setzen können und dadurch die nöthige Konsistenz erhalten, einen Winter hindurch ruhen, worauf man zur Anlegung des Oberbaues schreitet. Mit dem Planum zugleich werden die nöthigen Banten, Brücken, Durchlässe &c. ausgeführt. Wo Sümpfe durchschnitten werden müssen, werden entweder Steine versenkt, um dem Planum die nöthige Festigkeit zu geben, oder Viadukte über auf Pfahlroste gegründete Pfeiler geführt. Auf das vollendete Planum werden zur Begrenzung der herzustellenden Fahrbahn auf beiden Seiten derselben größere Steine, die sogenannten Bordsteine (Leistensteine), gesetzt. Die Fahrbahn selbst aber stellt man zwischen ihnen auf die Weise her, daß man 3 Schichten von Steinen auf das Planum bringt. Die unterste Schicht, die Packlage, bis 6 Zoll hoch, wird aus geeigneten (lagerhaften) Steinen sorgfältig gepflastert, jedoch so, daß die Oberfläche dieses Grundpflasters nicht eben wird, wie das gewöhnliche Pflaster, sondern die Unebenheiten behält, die sich aus der Form der gebrochenen, oben nicht zugerichteten Steine von selbst ergeben, weil dadurch die feste Verbindung des Grundpflasters mit der darauf zu bringenden Deck- od. Schüttlage befördert wird. Diese besteht aus klein zerschlagenen Steinen, die etwa 3—4 Zoll hoch u. dicht aufgeführt werden. Die Zerkleinerung dieser Deck- od. Schüttsteine richtet sich nach der Härte des Materials; Basalt u. Porphyr werden in möglichst kleine, Sandsteine in größere Stücke zerschlagen. Ist diese Decklage auf einige hundert Ruthen zu Stande gebracht, so wird sie mit einer großen eisernen Walze abgewalzt, wobei man letztere nach u. nach beschwert. Hat diese Steinschicht so ihre erforderliche Dichtigkeit erhalten, so wird eine zweite Schicht aufgetragen, welche am besten aus den härtesten Steinen, Basalt, Quarz, Granit, auch Eisenschlacken, hartem Tuff &c., wo solche zu haben sind, besteht. Damit die Straße ein gleichmäßiges Profil u. gleichmäßige Stärke erhalte, müssen diese letzten Decksteine nach einer Schablone aufgeschüttet werden, welche die Stärke der Steinbahn in konsolidirtem Zustande angibt, so daß also die Schüttung etwa $^3/_4$ Zoll höher gemacht wird. Auch diese Schicht wird wieder mit der Walze befestigt. Endlich wird eine 3 Zoll starke Schicht Kies, der von Erde und Sand durch Sieben möglichst gereinigt ist, aufgebracht, u. zwar in mehren etwa $^1/_2$ Zoll starken Lagen nach einander, die allemal mit voll belasteter Walze mehrmals überfahren werden. Nachdem auf diese Art die Steinbahn 18—20mal überwalzt ist, wird sie, wenn die Decksteine gehörig zerschlagen sind u. das Walzen bei etwas feuchter Witterung geschehen ist, so konsolidirt seyn, daß die Räder leichterer Fuhrwerke kein Geleise mehr einschneiden. Wo es an Steinen mangelt, legt man Kiesstraßen an, und zwar auf ähnliche Weise, wie mit Steinen, nur daß man sich dabei kleineren Materials bedient, das gröbere zu unterst und das feinere in mehren Schichten darüber bringt und die oberste Schicht, bei deren Auftragen man der Straße ihre Form und Wölbung gibt, behufs besserer Bindung mit etwas Lehm versetzt. Diese Kieschausséen lassen sich wohlfeil herstellen, befahren sich auch gut, erfordern aber oft Reparaturen. Die macadamische Bauart (nach ihrem Erfinder Mac-Adam so genannt) hat das Eigenthümliche, daß die zu den Steinlagen verwendeten Steine alle gleich groß zerschlagen und, mit Weglassung des Grundpflasters, bloß auf einander geschüttet werden. Sie hat aber den Nachtheil, daß ein großer Theil der aufgeschütteten Steine in den Untergrund gefahren wird und also für die Ausfüllung der Geleise verloren geht. Lehm- und Sandchausséen können nur da angewendet werden, wo die Passage aus ganz leichtem Fuhrwerk besteht; auch muß dabei immer eine Sand- und eine Lehmbahn angebracht werden, erstere zur Benutzung bei feuchtem, letztere bei trockenem Wetter. Noch ist der in Holland gebräuchlichen Klinkerchausséen zu erwähnen, welche aus hartgebrannten Steinen gefertigt werden, die man auf ein Planum von gehöriger Festigkeit auf die hohe Kante, als Rollschicht, im Verbande mit Sand versetzt. Sie erhalten ebenfalls eine flache Wölbung, sind zwar in der Anlage ziemlich kostspie-

lig, erfordern aber wenig Reparaturen, die überdies leicht zu bewerkstelligen sind. Die Bepflanzung der Chausséen mit Baumreihen soll nicht nur des Nachts und des Winters bei hohem Schnee die Richtung derselben angeben, sondern geschieht auch des freundlicheren Anblicks und des Schattens wegen. Man pflanzt die Bäume am besten auf den inneren Grabenrand, zuweilen auch auf den äußeren, wohl auch auf die Felder zunächst neben der Straße. Wo der Boden gut genug ist, verdienen unstreitig Obstbäume den Vorzug; wo dies nicht der Fall ist, geben Linden, Ahorn, Ulmen, Kastanien &c. treffliche Alleen ab und sind den Pappelarten, namentlich der beliebten italienischen Pappel, jedenfalls vorzuziehen. Was die sogenannten **Vicinalstraßen** betrifft, so ist deren Zweck im Wesentlichen von dem der Hauptstraßen nicht verschieden, daher auch ihre Bauart im Wesentlichen dieselbe ist. Die Steigung von höchstens 6 : 100 soll hier nur im höchsten Nothfall überschritten werden. Die Breite der Steinlage sollte nie unter 14 Fuß, die der Fußwege wenigstens 3 Fuß betragen. Da diese Straßen in der Regel nicht von sehr schwerem Fuhrwerke befahren werden, so können ihre Steinlagen etwas schwächer seyn, dürfen aber auch bei den härtesten Steinen nie weniger als 1 Fuß, bei weniger harten nicht unter 15 Zoll betragen. Alle Kunststraßen bedürfen fortwährender Reparatur oder Unterhaltung, deren Zweck dahin geht, das ursprüngliche Profil zu erhalten.

Schon in den frühesten Zeiten wurden Straßen als eines der wichtigsten Bedürfnisse geordneter Staaten erkannt. Die ältesten Nachrichten über Kunststraßen führen in die Zeit der Semiramis, 1200 v. Chr., zurück, und Herodot beschreibt eine Straße in Persien, die von Sardes nach der Residenz Susa führte u. beinahe 450 deutsche Meilen lang war. Die Spuren der Römerstraßen finden wir noch jetzt durch den ganzen Umfang des damaligen weitläufigen römischen Reichs zerstreut, und sie sind das Vorbild für den gegenwärtigen Kunststraßenbau geworden. Diese römischen Kunststraßen, über die uns Plinius und Vitruv das Nähere mittheilen, erhielten zuerst ein Substrat von einer Art Béton, welches einer achtzölligen Steinplattenschicht (statumen) als Unterlage diente. Auf letztere kam eine neue, ebenfalls achtzöllige Schicht in Mörtel versetzter Steine (rudus), welche wieder durch eine dreizöllige Bétonschicht (nucleus) bedeckt wurde, auf welche dann das eigentliche Planum (summum dorsum) gepflastert oder mit Kies aufgeschüttet wurde. An den Seiten erhielt der Straßendamm dann Böschungen oder (bisweilen mit Stufen versehene) Strebemauern. Augustus, Vespasian, Trajan und Hadrian haben Bauten der Art anlegen lassen, die uns jetzt fast unglaublich erscheinen. Mit dem Verfall des römischen Reichs hörte auch die Sorgfalt für die Kommunikationen auf, und die einzige Spur aus jener Zeit liefern uns die, der Sage nach, von Brunehilde, der Frankenkönigin, angelegten Kunststraßen, von welchen man, zufolge einer etwas kühnen Konjektur, in den Chemins Brunehaud in Belgien Spuren finden will. Erst Karl der Große ließ die alten Kunststraßen wieder ausbessern u. neue anlegen; im eigentlichen Deutschland aber finden wir die ersten Spuren eines geregelten S.'s erst im 13. Jahrhundert, ebenso in Schweden, wo von 1250—66 die ersten Heerstraßen angelegt wurden. Doch waren alle diese Anlagen immer noch mangelhaft u. in der Kindheit, ebenso in Spanien und England. Bedeutender waren die in den Niederlanden. In Frankreich begann man unter Ludwig XIV., welcher die Festungen und die Hauptstädte seines Reichs mit schönen und dauerhaften Straßen zu verbinden suchte, den S. nach einem regelmäßigen Plan. In England brachte, wiewohl später, der ausgebreitete Handel und der Reichthum der Nation vortreffliche Straßen hervor. Spanien baute nur wenige Straßen und diese mit ungeheurem Aufwande, der, wie es scheint, Ursache des Stillstehens wurde. In den österreichischen Staaten baute man unter Karl VI., Maria Theresia und Joseph II. vortreffliche, zum Theil der alten Römer würdige Straßen. Im übrigen Deutschland begnügte man sich lange mit dickleibigen Instruktionen für den Wegebau. Die erste ordnungsmäßige Chaussée erbaute man 1753 in Schwaben, zwischen Nördlingen u. Oettingen. Am vorzüglichsten sind jetzt die englischen Chausséen, auf denen auch zuerst die Straßengewichtsmesser für die Wagen eingeführt u. die für ihre Unterhaltung u. Dauerhaftigkeit so wichtige Anordnung getroffen wurde, daß in der Mitte die Reiter ihren Weg nehmen und alle Wagen rechter Hand fahren müssen. Hierdurch werden die vielen Fahrgeleise und das Ausweichen der Wagen vermieden, denen es jedoch freigelassen ist, den zu langsam fahrenden Vorwagen durch schnelles Ausbrechen auf die Chaussée vorzufahren. Der S., in welchem sich namentlich Preußen sehr auszeichnet, ist gegenwärtig vollkommen systematisirt, und es wird sehr viel gebaut, obgleich nicht zu leugnen ist, daß das sich immer mehr ausbreitende Eisenbahnnetz die Kunststraßen immer mehr in den Hintergrund drängen wird. Vgl. **Pechmann**, Anleitung zum Bau der Haupt- und Vicinalstraßen, München 1822, 2. Aufl., das. 1835; **Arnd**, Der Straßen- und Wegebau, 2. Aufl., Darmst. 1831; **Umpfenbach**, Theorie des Neubaues, der Herstellung und Unterhaltung der Chausséen, Berlin 1830; **Dietlein**, Grundzüge der Vorlesungen über Straßen-, Brücken- u. Wasserbau, das. 1832; J. L. **Wedeke**, Theoretisch-praktisches Handbuch des Chausséebaues &c., Quedlinb. u. Leipz. 1835.

Straßenbeleuchtung, die Veranstaltung, daß die Straßen, Gassen und öffentlichen Plätze einer Stadt Abends und Nachts, wenigstens vor Mitternacht, erleuchtet werden. S. durch Laternen kannte man schon im Alterthume zu Rom, Antiochia &c., wenigstens in den Hauptstraßen u. auf öffentlichen Straßen. In Paris wurde 1524, 1526 und 1553 den Einwohnern befohlen, von 9 Uhr Abends an die Straßen durch Lichter an den Fenstern der Sicherheit wegen zu erleuchten. Schon im Nov. 1558 brannten die ersten, an den Häusern oder auf Pfählen angebrachten Laternen, und 1667 war die Stadt in solcher Weise vollständig erleuchtet. Diesem Beispiele folgten London 1668, Amsterdam 1669, Berlin 1679, Wien

1687, Leipzig 1702, Dresden 1705, Frankfurt a. M. 1707, Basel 1721 und im Laufe des 18. Jahrhunderts bei weitem die Mehrzahl der größeren Städte, namentlich in Deutschland. Erst im 19. Jahrhundert fing man an, die Lampen mit Reverbèren zu versehen und sie in der Mitte der Straßen aufzuhängen. Den bedeutendsten Fortschritt hat die S. durch die Erfindung der Gasbeleuchtung (s. d.) gemacht.

Straßenraub, s. Raub.

Straßnitz (Strasznitz), Stadt im österreich.-böhmischen Kreis Hradisch, an der March, mit Dechanei, Schloß, Piaristenschule, Gymnasium, Kettenbrücke, Gesundbrunnen und 4950 Einw.

Strategem (v. Griech.), Kriegslist; List.

Strategen, oberste Militärbehörde in den meisten griechischen Staaten, insbesondere zu Athen.

Strategie (Strategik, v. Gr.), die Lehre vom Gebrauche der Märsche, Stellungen, Schlachten, Gefechte und Belagerungen zur Erreichung des kriegerischen Zwecks. Die S. zerfällt in einen höheren u. einen niederen Theil; aber die höhere S. ist fast gleichbedeutend mit der Kriegspolitik, in sofern alles Kriegführen nur ein Mittel ist, politische Zwecke zu erreichen. Diese höhere S. hat es mit dem Entwerfen des ganzen Kriegsplans zu thun, über dessen folgerechte Ausführung zu wachen und hat ihren Platz im Kabinet. Die niedere S. dagegen soll dem ganzen kriegerischen Akte diejenige Richtung geben und die Zielpunkte (Objekte) bestimmen, welche dem Zwecke des Krieges am meisten entsprechen. Sie macht daher die Entwürfe zu den einzelnen Feldzügen und Operationen, sie bestimmt, wann u. wo entscheidende Schläge erfolgen, welche Festungen belagert oder nur eingeschlossen werden, oder wann Pausen in der kriegerischen Thätigkeit eintreten sollen, und muß demnach ganz allein vom Feldherrn ausgehen. Der erste und wichtigste Grundsatz in der S. ist: alle vorhandenen Streitkräfte mit der höchsten Anstrengung aufzubieten. Jede Mäßigung hierin ist nachtheilig. Wäre auch der kriegerische Erfolg an sich ziemlich wahrscheinlich, so ist es doch unweise, nicht Alles zu thun, um seiner ganz gewiß zu werden, denn die Anstrengung kann nie einen nachtheiligen Erfolg haben. Gesetzt, das Land würde dadurch sehr gedrückt, so entsteht daraus kein Nachtheil, denn der Druck wird um so schneller aufhören. Von unendlichem Werthe ist der moralische Eindruck, den diese Anstalten machen; Jeder ist vom Erfolge überzeugt; dies ist das beste Mittel, die Nation für den Krieg zu gewinnen und demselben dadurch eine größere Energie zu geben. Der zweite Grundsatz ist, seine Macht da, wo die Hauptschläge geschehen sollen, so viel als immer möglich zu koncentriren, sich auf andern Punkten Nachtheilen auszusetzen, um auf dem Hauptpunkte des Erfolgs um so gewisser zu seyn. Dieser Erfolg hebt alle andern Nachtheile wieder auf. Der dritte Grundsatz lehrt: keine Zeit zu verlieren. Wenn aus dem Zögern nicht besondere Vortheile entspringen, so ist es wichtig, so schnell als möglich ans Werk zu gehen. Durch die Schnelligkeit werden hundert Maßregeln des Feindes im Keime erstickt und die Gemüther gewonnen. Die Ueberraschung spielt in der S. eine viel wichtigere Rolle, als in der Taktik, sie ist das wirksamste Mittel zum Siege. Alle wahrhaft großen Feldherren verdanken die schönsten Strahlen ihres Ruhmes vorzugsweise der Schnelligkeit ihrer Operationen. Der vierte Grundsatz ist: die errungenen Erfolge mit allem Nachdrucke zu benutzen. Die besten Früchte des Sieges erntet man erst bei der Verfolgung des geschlagenen Feindes. Der fünfte Grundsatz ist endlich: man soll auch mitten im Siegeslaufe an die Möglichkeit denken, geschlagen zu werden und deshalb auf Sicherung des Rückzuges stets bedacht seyn. Die Hauptgrundsätze der S. sind demnach sehr einfach und liegen dem gesunden Menschenverstande ganz nahe; aber das Kriegführen selbst ist unzweifelhaft schwer; es gleicht der Wirkung einer zusammengesetzten Maschine mit ungeheurer Friktion, so daß Kombinationen, die man mit Leichtigkeit auf dem Papiere entwirft, sich nur mit großen Anstrengungen ausführen lassen. Die hauptsächlichsten Ursachen dieser Friktion sind: Ungewißheit über die Stärke, den Stand und die Maßregeln des Feindes; Zweifel an der Richtigkeit der darüber erhaltenen Nachrichten und daraus entspringende Unentschlossenheit; Schwierigkeiten u. Zeitversäumnisse der Unterbefehlshaber bei sehr anstrengenden oder gewagten Unternehmungen; Mangel an Präcision in den Wirkungen, die dadurch hervorgebracht werden sollen, weil die Dauer der Ausführung nie berechnet werden kann. Ueberhaupt sind die sinnlich wahrnehmbaren Vorstellungen, welche man in der Ausführung erhält, lebendiger als die, welche man sich früher durch reife Ueberlegung verschafft hat. Sie sind aber nur der erste Anschein der Dinge und dieser trifft selten mit dem Wesen genau zusammen. Man ist also in Gefahr, die reife Ueberlegung dem ersten Anscheine zu opfern. Hieraus wird klar, daß die Hauptschwierigkeit des Kriegführens darin besteht: den Grundsätzen in der Ausführung treu zu bleiben, wenn auch der anfängliche Erfolg nicht ganz befriedigend seyn sollte. Vgl. Erzherzog Karl, Grundsätze der S., erläutert durch die Darstellungen des Feldzugs von 1796 in Deutschland, Wien 1814, 3 Thle.; Valentini, Die Lehre vom Kriege, Berl. 1821—23, 4 Bde.; Jomini, Tableau analytique des principales combinaisons de la guerre, Par. 1830; Clausewitz' hinterlassene Werke über Krieg und Kriegführung, Berl. 1832—37, 10 Bde.; Willisen, Theorie des großen Kriegs, das. 1832—37, 3 Thle.

Stratford, Stadt in der englischen Grafschaft Warwick, südwestlich von Warwick, rechts am Avon, über den eine Brücke von 14 Bogen führt, und an einem Arme des Worcester- und Birminghamkanals, mit 3372 Einw., welche Getreide- und Malzhandel treiben, denkwürdig als Geburtsort John Stratfords, Erzbischofs von Canterbury und Reichserzkanzlers unter Eduard III., besonders aber als Geburts- u. Sterbeort Shakspeare's, dessen unansehnliches Geburtshaus mit einem Aushängeschild mit der Aufschrift „The immortal Shakespeare was born in this house" versehen ist. In der schönen Kirche steht im Chor ein Denkmal des Dichters.

Stratford-Canning, Sir, berühmter englischer Diplomat, jetzt Viscount Stratford de

Redcliffe, ging 1796 auf die Schule zu Eton, studirte zu Cambridge und betrat 1807 die diplomatische Laufbahn, zunächst als Privatsekretär seines Vetters George, welcher damals (1807) Minister der auswärtigen Angelegenheiten war. In demselben Jahre begleitete er den Gesandten Merry nach Dänemark als Sekretär und 1808 in derselben Eigenschaft den englischen Gesandten Adair nach Konstantinopel. Hier wurde er im April 1808 Gesandtschaftssekretär und bei der Abberufung Adairs, welche 1810 erfolgte, bei der Pforte als bevollmächtigter Minister akkreditirt. In dieser wichtigen Stellung blieb er bis 1812, in welchem Jahre er in die Heimath zurückkehrte, nachdem er im Auftrage der britischen Regierung wesentlich dazu beigetragen hatte, den Friedensvertrag von Bukarest zwischen Rußland und der Pforte zu vermitteln. Im Jahre 1814 wurde er in die Schweiz geschickt, wo er als englischer Gesandter an dem Zustandekommen des Bundesvertrags der 19 Kantone mithalf, welcher die Basis des eidgenössischen Bundes wurde. Von der Schweiz begab er sich zum wiener Kongreß, wo er bei der Erledigung der wichtigsten Fragen mitwirkte. Im Jahre 1820 zum Geheimrath ernannt, wurde er als außerordentlicher Gesandter u. bevollmächtigter Minister bei den Vereinigten Staaten beglaubigt. Er blieb in Nordamerika drei Jahre und hatte während dieser Zeit Gelegenheit, die Einzelnheiten aller verschiedenen Fragen kennen zu lernen, welche der Friede von Gent für eine künftige Verständigung zwischen den beiden Regierungen vorbehalten hatte. Im Nov. 1823, nachdem er inzwischen nach England zurückgekehrt war, erhielt er Vollmacht zum Abschluß der Verhandlungen. Das Resultat seiner Arbeiten war ein Vertragsentwurf, welcher die sämmtlich schwebenden Differenzen, insbesondere auch die die nordwestliche Grenze betreffenden erledigte. Dieser Vertrag erhielt jedoch die Vollziehung nicht. Ende 1824 ging er als außerordentlicher Gesandter nach Petersburg, um mit dem dortigen Hofe auf Grund des Vertrags von Chaumont die Maßregeln zu verabreden, welche in den griechischen Angelegenheiten ergriffen werden sollten. Im Jahre 1826 begab er sich als außerordentlicher Gesandter wieder nach Konstantinopel, wo er sich zwar eifrig um Beilegung des Streits zwischen Griechenland und der Türkei bemühte, aber mit seinen Vorschlägen bei der Pforte nicht durchdrang. Er verließ in Folge davon Ende 1827 Konstantinopel u. kehrte nach einem längeren Aufenthalte in Korfu und nachdem er 1828 inzwischen als außerordentlicher Gesandter am griechischen Hofe thätig gewesen, nach England zurück. Im Okt. 1831 ward er zum dritten Male zum außerordentlichen Gesandten in Konstantinopel ernannt, wo er an den die Regulirung der Grenzen Griechenlands betreffenden Verhandlungen den thätigsten Antheil nahm und den londoner Vertrag vom 7. Mai 1832, durch welchen das Königreich Griechenland geschaffen wurde, zu Stande bringen half. Da er in Folge der vorausgegangenen Verhandlungen zur Pforte in eine mißliche Stellung gerathen war, so erfolgte seine Zurückberufung nach England. Nachdem er hierauf 1832 als außerordentlicher Gesandter in Spanien und 1833—34 in derselben Eigenschaft wieder in Petersburg thätig gewesen, trat er auf einige Jahre von den Geschäften zurück. Erst 1841 übernahm er wieder einen diplomatischen Posten und ging nun zum vierten Male als Gesandter nach Konstantinopel, wo seine Thätigkeit seitdem nur durch eine Reise nach England im Juli 1846 und von hier aus nach Paris, wo er zur Beilegung der schweizerischen Differenzen mitwirken sollte, unterbrochen ward. Im Jahre 1852 ward er mit dem Titel Viscount Stratford de Redcliffe zum Peer erhoben. Seine Wirksamkeit war in Konstantinopel eine sehr bedeutende, und zwar hatte er dabei eben so sehr die Erhaltung der Selbstständigkeit des osmanischen Reichs u. die Wiedergeburt desselben durch umfassende u. tief eingreifende Reformen als die Interessen Englands den andern Großmächten gegenüber unverrückt im Auge. Dabei bewies er sich stets als Förderer aller humanen und wissenschaftlichen Bestrebungen.

Stratifikation (v. Lat.), Schichtung, Aufschichtung.

Stratiotes (**Wasserscheere**, **Krebsscheere**, **Wasseraloë**), Pflanzengattung aus der Familie der Hydrocharideen, mit zweihäusigen, aber einander ziemlich gleichen, 3blätterigen großen Blüthen und beerenartigen 6fächerigen Kapseln, in 2 Arten, wovon S. aloides *L.* in stehenden Gewässern des nördlichen Europa, auch im nördlichen Deutschland, S. acroides *Linn. fil.*, Enhalus acoroides *Rich.*, aber auf den Molukken am Seestrande wächst und eßbare Früchte trägt.

Stratokratie (v. Griech.), Generalsherrschaft, Soldatenherrschaft, wie in belagerten Städten.

Stratopädie (v. Griech.), die Lehre von der Wahl und Anordnung der Lager (s. d.).

Stratum (lat.), Schicht; Strata, besonders Häute oder hautartige Gebilde, die schichtenweise über einander liegen.

Strato Lampsacenus, griechischer Philosoph von Lampsacus, einer der nächsten Nachfolger des Aristoteles, blühte um 270 v. Chr. u. ist merkwürdig, in sofern er zuerst eine auf bloßen Materialismus hinauslaufende Psychologie lehrte, worin die Seele lediglich als Modifikation der animalischen Lebenskraft figurirte und ihre Funktionen auf bloße Bewegungen zurückgeführt wurden. Indem er von diesem Gesichtspunkt aus auch die Natur im Großen betrachtete, stellte er einen Hylozoismus auf, worin für alle Erscheinungen des geistigen Lebens nur Materie u. ihr inwohnende Bewegung vorausgesetzt ward. Vgl. Nauwerk, De Stratone Lampsaceno, Berl. 1836.

Stratonice, Tochter des Demetrius Poliorcetes und Gemahlin des Königs Seleucus Nicator von Syrien, verliebte sich in ihren Stiefsohn Antiochus Soter, dem sie der Vater auch abtrat, und erbaute dem Zeus und der Atergatis einen prächtigen Tempel.

Straubing, Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Niederbayern, an der Donau, in sehr fruchtbarer Gegend, ist Sitz eines Appellationsgerichts, Kreis- und Stadt-, Wechsel- und Merkantil-, sowie des Schwurgerichts für Niederbayern, eines Rentamts, Nebenzollamts &c. Die Stadt ist gut

gebaut, hat ein Schloß, 10 Kirchen (darunter die Kollegiatkirche zu St. Peter mit dem sehenswerthen Denkmal der Agnes Bernauer), einen schönen Marktplatz mit Dreifaltigkeitssäule, ein Gymnasium, Schullehrerseminar mit Taubstummenanstalt, eine Landwirthschafts- und Gewerbschule, zwei Mannsklöster, deren Bewohner sich mit Seelsorge und Krankenpflege beschäftigen, und zwei Frauenklöster, von denen das eine ein weibliches Erziehungsinstitut, das andere ein weibliches Krankenhaus versieht, mehre Hospitäler und Wohlthätigkeitsanstalten und über 9000 Einw., welche ansehnlichen Handel mit Getreide, Pferden und Rindvieh zu Land und zu Wasser, auch bedeutende Gewerbsindustrie in Seidenbandweberei, Bierbrauerei, Gerberei treiben. S. ist Geburtsort Fraunhofers, dessen gegossenes Denkmal vor seinem Geburtshause aufgestellt ist, und war früher Residenz der Herzöge von Niederbayern u. später Hauptstadt des Regenkreises. Die Stadt soll erst um 1208 von Ludwig von Bayern gegründet worden seyn. Bei der Theilung Niederbayerns (1353) wurde eine Linie Bayern-Straubing von Wilhelm u. Albrecht begründet, welche 1425 mit Johann I. ausstarb, worauf wegen S. ein Streit entstand. Im Jahre 1436 wurde hier Agnes Bernauer, die unglückliche Geliebte Albrechts von Bayern, von der Donaubrücke in den Strom gestürzt und in der Peterskirche beigesetzt. Im 30jährigen Kriege wurde S. 1633 von Herzog Bernhard, 1634 aber wieder von den Bayern eingenommen, darauf 1742 von dem ungarischen Feldzeugmeister Grafen von Wurmbrand vergeblich belagert, 1743 aber von Seckendorf und Khevenhüller durch Vertrag eingenommen und die Festungswerke zum Theil demolirt. Im Jahre 1744 verließen die Kaiserlichen S. schon wieder und die Bayern besetzten es.

Strausberg, Stadt in der preußischen Provinz Brandenburg, Kreis Ober-Barnim, am fischreichen Strausee, mit Invaliden- und Landarmenhaus, Erziehungsanstalt für Vagabundenkinder, Woll- und Baumwollweberei, Brauerei, Branntweinbrennerei, Fischerei, Stadtgericht, Garnison und 3850 Einw.

Strauß (Struthio), Vögelgattung aus der Ordnung der Laufvögel u. der Familie der straußartigen Vögel, deren einzige Art: der gemeine S., S. Camelus *L.*, der S. der alten Welt, ist. 7—8 Fuß hoch, mit langem Hals und langen Beinen, ist er der größte Vogel, den wir kennen, zugleich aber auch der ausgezeichnetste in seinem Baue. Sein Kopf ist unverhältnißmäßig klein, sein Hals sehr lang, sein Rumpf groß, die Schenkel sind dick und ungemein stark, nackt und, wie die nur mit 2 nach vorn gerichteten Zehen versehenen Füße, mit lederiger Haut überzogen. Er kann damit einen 4 Fuß langen Schritt machen, der aber beim schnellen Laufen zum 8 Fuß weiten Sprung wird. Er läuft daher sehr schnell, und selbst die besten Pferde vermögen ihn nicht einzuholen oder auf die Dauer ihm zur Seite zu bleiben. Die Flügel sind zu kurz und mit zu weichen Federn besetzt, um zum Fluge zu dienen, doch scheint er den Instinkt dazu zu haben, da er sie im Laufe ausspreizt. Sein Brustbein ist flach. Unten an der Brust hat er eine Schwiele wie das Kameel. An den Beckenknochen befinden sich zwei kurze Knochenstummel, ein Analogon der Beutelknochen der Beutelthiere. Der S. ist der einzige Vogel, welcher sichtbar urinirt und eine deutliche Urinblase hat. Sein Vaterland ist das gesammte Afrika und außerdem noch Arabien, wo er sich heutigen Tages noch in derselben zahlreichen Menge wie in den ältesten Zeiten findet. Nicht sehr weit vom Kap landeinwärts sieht man schon zahlreiche Heerden über die Felder dahin rennen, und von der Küste der Berberei nach innen zu, zumal zwischen Tripoli und Murzuk finden sich eine Menge auf den Bergen, deren Jagd die Araber fleißig betreiben. In den genannten Städten hält man sie in Menge als Hausthiere in Ställen, zur Gewinnung der Federn, die beim Männchen schön weiß sind und hoch im Preise stehen. Man nimmt sie ihnen binnen zwei Jahren dreimal und reißt sie ihnen aus. Die des Rückens, des Bürzels und der Flügel sind die schönsten, da sie wenigstens eine Elle lang sind. In Paris und London bereitet man sie noch ferner zu, spaltet sie der Länge nach, bleicht, preßt und färbt sie. Die Federn der Weibchen und Jungen sind grau. Der S. legt in der Regel 17—18 Eier, deren eines etwa 3 Pfund schwer ist. Oft thun sich mehre S.e gemeinschaftlich zusammen, so daß man Nester mit mehr als 40 Eiern findet. Sie liegen in einer Vertiefung im Sande, und das Ausbrüten wird in der heißen Zone meist der Sonne überlassen. Diesseits und jenseits der Tropen aber brüten sie und vertheidigen ihr Nest mit vielem Muthe. Sie leben in Polygamie: auf einen Hahn 4—6 Hennen. Vor Gefahr sucht der S. sein Heil stets in der Flucht; nur wenn er in die Enge getrieben wird, vertheidigt er sich durch Hiebe mit dem Schnabel und Schlagen mit Flügeln und Füßen. Er lebt bloß von Pflanzen, ist aber sehr gefräßig u. mit außerordentlicher Verdauungskraft ausgerüstet, indem in einem besonderen Vormagen ein stark auflösender Saft abgesondert wird. Außer den Federn benutzt man von beiden Geschlechtern Fett und Fleisch, welch letzteres aber hart u. unschmackhaft ist. Die Straußjagd ist sehr einfach. Die Beduinen versammeln sich in Gegenden, wo Straußheerden bemerkt worden, und stellen ihre Pferde in Zwischenräumen auf. Sie nehmen als Waffe nur einen langen Prügel, geben ihren Pferden die Sporen und reiten erst nur in mäßigem Galop, dann in vollem Rennen den Vögeln nach. Diese fliehen anfangs viel schneller, als das flüchtigste Roß; aber die von Entfernung zu Entfernung aufgestellten Reiterhaufen lösen einander ab und setzen ihre Verfolgung fort, bis die müde gewordenen S.e eingeholt und mit Prügeln todtgeschlagen sind. Ehedem waren die Straußeierschalen (testae ovorum Struthionis) officinell; sie enthalten größtentheils nur kohlensauren Kalk, wie die übrigen Vogeleier, und sind jetzt ganz obsolet. Eine eigene Gattung bildet der amerikanische S. (Rhea americana *Moehr.*, Struthio Rhea *L.*). Derselbe ist grau, das Männchen mit schwarzem Scheitel und Unterhalse, 6 Fuß hoch und lebt gesellig in kleinen Heerden in Südamerika, besonders auf den weiten ebenen Campos Brasiliens. Mit günstigem Winde und

ausgebreiteten Flügeln fliegt er pfeilschnell über die Sandfläche dahin. Die Jungen werden leicht zahm. Die Federn bienen zu Fliegenwedeln, Sonnenschirmen, weniger zum Putze. Im südlichen Patagonien wird diese Art durch den von Darwin entdeckten **Randu** (R. Darwinii Gould.) ersetzt.

Strauß, Streit, Kampf, Gefecht; Büschel künstlich zusammengebundener Blumen.

Strauß, 1) **Gerhard Friedrich Albrecht**, namhafter Theolog, geboren zu Iserlohn in der Grafschaft Mark am 24. Sept. 1786, studirte in Halle und Heidelberg, ward 1809 Pfarrer zu Ronsdorf im Herzogthum Berg, 1814 Prediger in Elberfeld und 1822 als Hof- und Domprediger und Professor nach Berlin berufen, wo er später zum Oberhofprediger und ordentlichen Professor der Theologie an der Universität ernannt ward. Durch lebendige, kräftige, populäre Verkündigung des Evangeliums, die von einer seltenen homiletischen Gabe unterstützt wird, wußte er hier alle Stände und Klassen gleichmäßig anzuziehen und seiner Predigt durch unverdrossene Wirksamkeit als Seelsorger und Beichtvater, die sich auch über einen Theil der königlichen Familie erstreckt, einen nachhaltigen Erfolg zu sichern. Als Schriftsteller trat er zuerst auf mit seinen „Glockentönen oder Erinnerungen aus dem Leben eines jungen Predigers" (Elberfeld 1812—20, 3 Bdchn.; 7. Aufl., Leipzig 1840), die ins Englische, Holländische und Schwedische übersetzt wurden. Ihnen folgten: „Die Taufe im Jordan" (Elberfeld 1822) und „Helons Wallfahrt nach Jerusalem, 109 Jahre vor der Geburt unseres Herrn" (das. 1820—23, 4 Bde.). Noch erschienen von ihm: „Predigten über die Rechtfertigung durch den Glauben" (Berl. 1844), „Sola. Zweiter Band: „Predigten über die Lehre vom Wort Gottes" (das. 1846) und eine „Sammlung gedruckter Predigten, gehalten in dem Zeitraum von 1822—45" (das. 1846). In dem Werke: „Das evangelische Kirchenjahr in seinem Zusammenhange" (Berlin 1850) sucht er die symbolische Bedeutung des Kirchenjahrs und seine Beziehung auf die Jahreszeiten nachzuweisen. Sein Sohn, **Friedrich Adolf**, geboren den 1. Juni 1817 zu Elberfeld, studirte 1836—42 zu Berlin Theologie, wurde Hülfsprediger an der Hof- und Domkirche, machte 1845 eine Reise in das Morgenland und ward 1847 Divisionsprediger, in welcher Stellung er den Feldzug in Schleswig mitmachte, worüber er in „Kriegertreue" (Berlin 1852) Nachricht gab. Er schrieb außerdem: „Sinai und Golgatha. Reise ins Morgenland" (Berlin 1847, 5. Aufl. 1853), „Liturgische Andachten" (das. 1850, 2. Aufl. 1853) und die „Liturgie des evangelischen Hauptgottesdienstes" (das. 1853). Exegetischen Inhalts sind seine „Vaticinia Zephanjae" (Berlin 1843).

2) **David Friedrich**, berühmter kritischer Theolog, am 27. Jan. 1808 zu Ludwigsburg in Würtemberg geboren, bildete sich auf der Schule seiner Vaterstadt, dann in dem theologischen Seminar zu Blaubeuren und in dem theologischen Stifte zu Tübingen. Im Jahre 1830 ward er Pfarrvikar und 1831 Professoratsverweser am Seminar zu Maulbronn, ging aber noch ein halbes Jahr nach Berlin, um Hegel und Schleiermacher zu hören. Im Jahre 1832 wurde er Repetent am theologischen Seminar zu Tübingen, hielt aber zugleich philosophische Vorlesungen an der Universität. Bis dahin in der gelehrten Welt fast gänzlich unbekannt, erregte er durch seine erste größere Schrift: „Das Leben Jesu, kritisch bearbeitet" (Tübing. 1835, 2 Bde., 4. Aufl. 1840) ein Aufsehen, welches seinen Namen binnen wenigen Monaten in ganz Deutschland bekannt machte. Hatte die bisherige Kritik zwar den äußersten Rahmen des Lebens Jesu, die Erzählungen von seiner Geburt und Kindheit auf der einen, seiner Himmelfahrt auf der andern Seite unter den Gesichtspunkt des Mythus oder der Sage gestellt, auf allen dazwischen liegenden Punkten dagegen im Wesentlichen wirkliche, höchstens in Nebenzügen durch sagenhafte Ausschmückung oder schriftstellerischen Pragmatismus entstellte Geschichte zu besitzen sich überredet: so eröffnete S. sein Werk mit der Erklärung, daß das Mythische auch in den Kern dieser Geschichte mit aller Macht eindringe, daß zwischen den meisten Erzählungen aus dem späteren Leben Jesu und denen aus seiner Kindheit in Beziehung auf Glaubwürdigkeit oder Unwahrscheinlichkeit kein wesentlicher Unterschied Statt finde. Ein so kühner Angriff auf Glaubensmeinungen, die bisher den Meisten für unumstößlich gegolten hatten, konnte nichts Anderes, als das allergrößte Aufsehen hervorbringen. Die ganze theologische Welt gerieth in Aufruhr, es regnete Hunderte von Gegenschriften und Beurtheilungen aus allen Tonarten, und es erzeugte sich mit unglaublicher Schnelligkeit eine Bewegung, welche sich von den wissenschaftlichen Mittelpunkten aus in immer weitern Schwingungen und bald bis in die unteren Schichten der Gesellschaft verbreitete. Für die persönlichen Verhältnisse des Verfassers hatte die Offenheit seines Auftretens die Folge, daß er von seiner Repetentenstelle entfernt u. als Lehrer an das Lyceum zu Ludwigsburg versetzt wurde, welche Stelle, weder seinem Talent, noch seinen Wünschen entsprechend, bald von ihm mit dem Privatstand vertauscht wurde. Aus dem letztern ist er, erst in Stuttgart, dann in Heilbronn wohnhaft, bis heute nicht herausgetreten. Um den vielfachen literarischen Angriffen zu begegnen, ließ S. drei Hefte „Streitschriften" (Tüb. 1837) erscheinen, welche durch ihre Frische, Gewandtheit, Gründlichkeit, geistreiche Schärfe u. unwiderstehliche Bündigkeit unbestritten zu dem Besten gehören, was die deutsche Literatur in dieser Art der Darstellung aufzuweisen hat. Die Fortsetzung der Streitschriften wurde durch die neuen Ausgaben des „Lebens Jesu" unterbrochen. S. verwob jetzt die Entgegnung auf manche Einwürfe in diese und wandte sich andern Arbeiten zu, von denen aus den nächsten Jahren nach dem Erscheinen des „Lebens Jesu" besonders zwei hervorzuheben sind: die Charakteristik Daubs und Schleiermachers, welche erst in den „Hallischen Jahrbüchern", dann mit andern Aufsätzen in den „Charakteristiken u. Kritiken" (Leipzig 1839) erschien, und die Abhandlung „Ueber Vergängliches u. Bleibendes im Christenthum", welche mit der „Charakteristik Justinus Kerners" unter dem Titel „Zwei friedliche Blätter" (Altona 1839) zusammengedruckt ist.

Von friedlicher Stimmung sind auch die Veränderungen eingegeben, durch welche sich die 3. Auflage des „Lebens Jesu" (1838) von ihren Vorgängerinnen unterscheidet. Der Widerspruch von allen Seiten hatte den Verfasser an mancher seiner früheren Behauptungen irre gemacht; er wagte es nicht mehr, das vierte Evangelium mit derselben Bestimmtheit, wie früher, für unächt und unglaubwürdig zu erklären; „seine Zweifel selbst waren ihm zweifelhaft geworden", und sein Werk erhielt dadurch, bei unveränderter Grundansicht, doch im Einzelnen eine etwas schwankendere Haltung. Zeigte es sich indessen schon im 2. Theil der genannten Ausgabe, in der Kritik der evangelischen Wundererzählungen, daß die mythische Auffassung unvermeidlich auf jene Ansicht vom vierten Evangelium zurückkommen mußte, so nahm auch S. selbst in der 4. (1840) alle seine frühern Zugeständnisse zurück und erklärte es als seine Hauptaufgabe bei derselben, aus seinem guten Schwert die Scharten wieder auszuwetzen, welche nicht sowohl die Gegner hineingehauen, als er selbst hineingeschliffen habe. Bei dieser seiner damaligen Stimmung kann es um so weniger auffallen, daß S. kein Bedenken trug, einen Ruf der liberalen züricher Regierung anzunehmen, durch den ihm im Februar 1839 eine theologische Lehrstelle an der dortigen Hochschule übertragen wurde, zu deren wirklichem Antritt es jedoch in Folge des bekannten „Züriputsches" (s. Zürich, Geschichte) nicht kam. Um so ungehemmter konnte er seine Muße zur Ausarbeitung eines Werkes benutzen, „dessen Gedanke schon vor dem zum Leben Jesu in ihm erwacht, in der Ausführung aber von diesem überholt worden war", einer Kritik der gesammten christlichen Dogmatik. Plan und Geist dieses Werkes sind schon im Titel angedeutet: „Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwickelung u. im Kampfe mit der modernen Wissenschaft dargestellt" (Tüb. 1841, 2 Bde.). Von weiterer literarischen Thätigkeit zunächst ablassend, vermählte sich S. mit der Sängerin Agnes Schebest. Erst nach einigen Jahren trat er wieder als Schriftsteller auf, zunächst mit einigen kleinen ästhetischen und biographischen Artikeln in den „Jahrbüchern der Gegenwart", dann mit dem Schriftchen: „Der Romantiker auf dem Throne der Cäsaren, oder Julian der Abtrünnige" (Mannh. 1847). Das Thema dieses Schriftchens ist eine satyrische Parallele zwischen der modernen und der antiken Romantik, zwischen der Restauration des Heidenthums durch Julian und der Restauration der protestantischen Orthodoxie durch den König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen. Im Jahre 1848 von seiner Vaterstadt als Kandidat für das deutsche Parlament aufgestellt, unterlag er dem Mißtrauen, welches die pietistische Partei unter dem Landvolke des Bezirks gegen ihn wach zu rufen wußte. Die Reden, welche er theils bei dieser Gelegenheit, theils vorher in verschiedenen Wahlversammlungen gehalten hatte, erschienen unter dem Titel: „Sechs theologisch-politische Volksreden" (Stuttg. 1848). Zum Abgeordneten der Stadt Ludwigsburg für den würtembergischen Landtag gewählt, zeigte S. wider Erwarten eine konservative politische Haltung, die ihm von seinen Wählern sogar ein Mißtrauensvotum zuzog, in dessen Folge er im December 1848 sein Mandat niederlegte. Noch erschienen von ihm: „Schubarts Leben in seinen Briefen" (Berlin 1849, 2 Bde.), „Christian Märklin, ein Lebens- und Charakterbild aus der Gegenwart" (Mannh. 1851) und „Ulrich von Hutten" (Leipzig 1858, 2 Theile).

3) **Johann**, berühmter Tanzkomponist, den 14. März 1804 zu Wien geboren, wurde zur Buchbinderprofession bestimmt, trieb aber nebenbei eifrig Musik. 19 Jahre alt, ward er von Lanner in dessen trefflich besetztes Orchester aufgenommen, wo seine Vorliebe für die Tanzkomposition reichliche Nahrung fand. Seine ersten Versuche darin fielen sehr glücklich aus und bald trat er mit einem eigenen Musikchor auf und pflückte nun mit seinem vorigen Principal gemeinschaftlich die Lorbeern, welche ihm von den lebenslustigen Wienern so freigebig gespendet wurden. In den Jahren 1833—37 machte er mit seinem Chore sogar eine große Kunstreise durch Deutschland, Frankreich und England, sowie 1845 nach Sachsen und Berlin und erwarb sich überall den lebhaftesten Beifall. Er † den 24. Sept. 1849 als Hofballmusikdirektor zu Wien. Seine Tanzmelodien, bald sentimental, bald munter, immer durch wollüstig schwebenden und wiegenden Charakter des Rhythmus ausgezeichnet, übten noch größere Wirkung, als die Lanners, auf das Publikum Wiens und anderer Städte aus. S. lebte und webte nur in seinen Walzern und für ihn war die Welt nur ein heiterer Tanzsaal. Auch sein Sohn hat als Tanzkomponist großen Erfolg.

Strebe, schräge Stütze, welche bei Häng- und Sprengwerken die senkrechten Stützen in einem festen Stande erhält.

Strebepfeiler, senkrecht zur Futtermauer zur Verstärkung derselben aufgeführtes, wenigstens bis an das Mauerband hinaufreichendes Mauerwerk, wird bei gewöhnlichen Mauern äußerlich, bei Wallmauern dagegen innerhalb derselben angebracht, weil es außerdem die Seitenbestreichung hindern würde.

Streckbett, orthopädische Vorrichtung, besteht in einer Bettstelle mit Matratze, woran sich Apparate befinden, mittelst deren der verkrümmte Körper durch Ziehen und Drücken eine Zeit lang in der Richtung erhalten wird, welche er behufs der Beseitigung gewisser Krümmungen &c. einnehmen soll. In der neueren Orthopädie bediente man sich solcher Vorrichtungen weniger gern, weil sie dem Gesammtwohlbefinden Eintrag thun.

Streckfuß, **Adolf Friedrich Karl**, deutscher Schriftsteller, besonders als Uebersetzer ausgezeichnet, geboren zu Gera am 20. Sept. 1779, erhielt zu Zeitz seine erste wissenschaftliche Bildung und bezog 1797 die Universität zu Leipzig, wo er die Rechte studirte. Darauf arbeitete er einige Zeit im Justizamte zu Dresden, bis er 1801 dem Rufe seines Oheims nach Triest folgte, in dessen Hause er zwei Jahre lang als Hofmeister lebte. Hier lernte er die italienische Sprache u. Literatur durch Studium und durch täglichen Gebrauch im Umgange kennen. Als Hofmeister kam er 1803 nach Wien, wo seine „Ruth, ein Gedicht in vier Gesängen" (Wien 1805) und andere kleine

Dichtungen ihm die Freundschaft ausgezeichneter Schriftsteller, namentlich Heinrich von Collins und der Karoline Pichler, erwarben. Im Jahre 1806 endlich nach Sachsen zurückgekehrt, wurde er daselbst Advokat, dann Gerichtsaktuar und 1807 Sekretär bei der Stiftsregierung in Zeitz. Im Jahre 1812 kam er als geheimer Sekretär nach Dresden, wurde 1813 zum geheimen Referendar befördert und bald nachher durch das russische Gouvernement zur Hülfsleistung in die Finanzabtheilung berufen. Die Ernennung zum geheimen Finanzrathe durch das russische Gouvernement lehnte er ab und blieb in seiner bisherigen Stellung bei der nachmaligen preußischen Verwaltung. Nach der Theilung Sachsens 1815 arbeitete er zunächst bei dem Gouvernement in Merseburg, wurde hierauf als erster Rath bei der Regierung daselbst angestellt u. 1819 nach Berlin berufen, wo er als geheimer Regierungsrath in das Ministerium des Innern kam. Gegen Ende des Jahres 1840 zum Mitgliede des Staatsraths ernannt, nahm er 1843 seinen Abschied, wobei er das Prädikat als wirklicher geheimer Oberregierungsrath erhielt, und zog sich nach Zeitz zurück. Bald darauf, am 26. Juli 1844, † er in Berlin auf der Durchreise. S. hat sich als Dichter und Erzähler, noch mehr aber als Uebersetzer von Ariosto's „Rasendem Roland" (5 Bde., Halle 1818—20; 2. Aufl. 1840), von Tasso's „Befreitem Jerusalem" (2 Bde., Leipzig 1822; 4. Aufl. 1847) und Dante's „Göttlicher Komödie" (3 Bde., Halle 1824—26; 3. Aufl. 1841) einen Ehrenplatz in der deutschen Literatur erworben. Seine kleinern Gedichte erschienen zuerst in Wien 1805 und dann in Leipzig 1823; „Neuere Dichtungen" zu Halle 1834. Von größern ist noch zu erwähnen „Altimon und Zomira" in 6 Gesängen (Leipzig 1808). Sammlungen seiner „Erzählungen" erschienen zu Dresden 1813 u. Berlin 1830. Als Uebersetzer hat S. Gries mit Glück nachgeeifert, besonders im „Tasso". Außerdem übersetzte er Manzoni's Trauerspiel „Adelgis" (Berlin 1827). In der letzten Zeit sah er sich mehrmals durch seine amtlichen Verhältnisse veranlaßt, über streitige Fragen der innern Politik seine Stimme abzugeben. So schrieb er „Ueber die preußische Städteordnung" (Berlin 1828) gegen die Schrift Friedrich von Raumers über diesen Gegenstand und „Die beiden preußischen Städteordnungen verglichen" (das. 1841); „Ueber das Verhältniß der Juden zu den christlichen Staaten" (das. 1833); „Ueber die Garantien der preußischen Zustände" (Halle 1839).

Streckwerk, s. v. a. Walzwerk.

Strehla, Stadt im königlich sächsischen Kreisdirektionsbezirk Leipzig, Amt Oschatz, an der Elbe, mit Elbzollamt, Untersteueramt, Schifffahrt, Speditionshandel, Fähre, technisch-chemischer Fabrik, Schloß, Kirche mit merkwürdigem Schnitzwerk und töpferner Kanzel, Fabrikation von Töpfen, Hüten, Leder und 2100 Einw.

Strehlen, Kreisstadt in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Breslau, am linken Ufer der Ohlau, mit Mauern, 3 Vorstädten, evangelischer Pfarrei, 3 Kirchen und 2 Kapellen, einem königlichen Lazareth im säkularisirten Augustinereremitenkloster, einer Garnison, Tuch-, Leinwand- u. Bandweberei, Gerbereien, Tabaks- und Wollspinnereien und 4700 Einw.

Strehlenau, Nikolaus Niembsch von, ausgezeichneter deutscher Dichter, gewöhnlich Nikolaus Lenau genannt, geboren zu Csatad in Ungarn den 15. Aug. 1802, machte in Wien den philosophischen Kursus durch und studirte dann Jurisprudenz daselbst, wandte sich aber nach 3 Jahren der Medicin zu, ohne jedoch zu Ausübung derselben den rechten Beruf in sich zu fühlen. Seinem poetischen Drange folgend, durchstreifte er die österreichischen Alpen und schiffte sich 1832 nach Nordamerika ein, wo er sich im Urwald anzusiedeln gedachte. Doch fühlte er sich auch hier von der rauhen Wirklichkeit zurückgestoßen und kehrte nach Deutschland zurück, wo er sich seitdem abwechselnd in Wien, Ischl und Stuttgart aufhielt. An letzterem Orte ward er im Okt. 1844, als er eben im Begriffe war, sich zu verheirathen, von unheilbarer Geisteszerrüttung befallen. Erst in die Irrenanstalt Winnenthal und von da 1847 in die zu Oberdöbling bei Wien gebracht, † er den 22. Aug. 1850. Vor die Oeffentlichkeit trat er zuerst mit einer Sammlung „Gedichte", der 1838 „Neuere Gedichte" folgten. Beide Sammlungen erschienen später vereinigt als „Gedichte" (Bd. 1, 14. Aufl., Stuttgart 1852; Bd. 2, 12. Aufl. 1852). Der Grundton in diesen Gedichten ist skeptische Melancholie, die aber nicht sowohl auf dem Zweifel und Unglauben des Verstandes, als vielmehr auf dem tiefer wurzelnden des Gemüths, auf der Verbitterung des Herzens beruht. Nirgends spricht sich das Gefühl der Befriedigung durch die Gegenwart darin aus, und selbst in seiner sinnigen, hochpoetischen Auffassung des Naturlebens kann sich der Dichter schwermüthigem Sehnen nicht entreißen. Oft verirrt er sich in das Gebiet des Schauerlichen, obwohl auch hier die Grenzen des Schönen nicht überschreitend. Am vollendetsten sind die Gedichte, in welchen er sich an das einfache Volkslied anschließt und in diesem Genre Bilder und Scenen aus seinem Heimathlande vorführt. Insbesondere haben aber die „Polenlieder", die, rein elegischen Inhalts, der Stimmung der Zeit entgegenkamen, dem Dichter die Gunst des Publikums erworben. Eine andere Richtung schlug derselbe in drei größeren Dichtungen ein, nämlich im „Faust" (zuerst als Fragment in dem von S. herausgegebenen „Frühlingsalmanach", Stuttgart 1835; 4. Aufl. 1852), im „Savonarola" (das. 1837; 2. Aufl. 1844) und den „Albigensern" (das. 1842; 3. Aufl. 1852). Obwohl reich an hochpoetischen Details und von hoher Originalität und Kraft in Auffassung und Darstellung, leiden diese Dichtungen vornehmlich an dem Mangel, daß die lyrischen, epischen und dramatischen Bestandtheile derselben nicht wahrhaft künstlerisch verschmolzen sind, so daß sich der leitende Grundgedanke oft schwer erkennen läßt. Am meisten ist dies im „Faust" der Fall, worin die alte Volkssage fast ganz bei Seite gelassen u. die auf Stolz beruhende Selbstquälerei des Helden, der Gott gleich seyn will und dem Teufel verfällt, zum Mittelpunkt der Handlung gemacht ist. Mehr epischen Charakters ist „Savonarola", wiewohl auch hier zu viel Spekulation sich einmischt und dem gleichmäßigen Fortschritt, sowie

der historischen Wahrheit der Erzählung Eintrag thut. Am freiesten von diesen Mängeln sind die „Albigenser", welche den Kampf für religiös-sittliche Freiheit in wahrhaft poetischer Weise schildern. Nach S.'s Tode gab Anastasius Grün seinen „Dichterischen Nachlaß" (Stuttg. 1851) heraus, dessen Haupttheil „Don Juan" bildet. Vgl. Johannes M—r, Ueber Lenau's Faust, Stuttgart 1836; Uffo Horn, Nikolaus Lenau ꝛc., Hamburg 1838; Opitz, Nikolaus Lenau, Leipzig 1850; Niendorf, Lenau in Schwaben, Leipzig 1853; Nikolaus Lenau's Briefe an einen Freund, herausgegeben von Mayer, 1853.

Strehlitz (Groß-S.), Kreisstadt in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Oppeln, hat 3 Vorstädte, 3 Kirchen, darunter eine evangelische, ein Spital, Kreis- u. Untersteueramt, eine Post, Salzfaktorei, Brauerei, Brennerei, Ziegelei und 2400 Einw.

Streitaxt, Streithammer und **Streitkolben**, Name verschiedener mittelalterlicher Handwaffen, mit denen man den Harnisch des Gegners, namentlich auch dessen Helm zu zerschlagen suchte, um ihn dann selbst niederzustrecken. Alle drei Waffen hatten einen kurzen, höchstens eine Elle langen Stiel, der unten mit einem Griff, wohl auch mit einer Kette zum Befestigen an der Hand versehen war. Die eigentliche Waffe war bei der Streitaxt ein beilförmiges Eisen auf der einen und eine etwas nach unten gebogene starke vierkantige Spitze auf der andern Seite, zwischen denen oft noch eine gerade, zum Zustoßen geeignete Spitze hervorragte, beim Streithammer ein schwerer, bald eckiger, bald rund geformter Hammer, beim Streitkolben ein starker eiserner, eiförmig gestalteter Kopf, der entweder, sternförmig ausgeschnitten, in seinem Umfange mehre Schneiden hatte, oder mit kurzen, dicken, eisernen Stacheln besetzt war (Morgenstern). Noch heute zeigt man in Rüstkammern diese Waffen, welche oft kunstvoll garnirt und mit eingelegter Gold- und Silberarbeit verziert sind.

Streitschrift, Schrift, in welcher die Behauptungen eines Andern bestritten werden; Disputationsschrift.

Streitwagen, zweiräderiger, gewöhnlich mit zwei Pferden bespannter Wagen mit starken Rädern und weitem Geleise zum Gebrauch im Kampf. Auf einem solchen Wagen befanden sich zwei Personen, der Wagenlenker und der Kämpfer. Im trojanischen Kriege fochten, wie aus vielen Stellen der Ilias hervorgeht, die Heroen auf solchen S. Als nach dem trojanischen Kriege die Reiterei mehr ausgebildet wurde, wurden sie theils von dieser, theils von den ebenfalls um diese Zeit aufgekommenen Sichelwagen (s. d.) verdrängt. Nur bei den cyprischen Salaminiern und den Cyrenäern blieben die S. im Gebrauch, wie sich auch die celtischen Völker solcher (essedа) bedienten. Noch zu Cäsars Zeit dienten sie den Britanniern zu dem doppelten Zweck, einmal die Reihen des feindlichen Fußvolks in Verwirrung zu bringen, u. dann, um mit ihrer Hülfe, wenn man zum Fußkampfe herabgesprungen war, der Uebermacht gegenüber schneller zu entkommen. Bei den Römern kamen S. nur bei den Gladiatorenkämpfen vor.

Strelitz, s. Neustrelitz.

Strelitzen (russisch Strjelzi, d. i. Schützen), die erste Leibwache der Czaren, ward von Czar Iwan Wasiljewitsch dem Schrecklichen in der Mitte des 16. Jahrhunderts errichtet und machte als solche anfangs die ganze stehende Infanterie Rußlands aus. Mit ihnen erkämpften jener Czar und dessen Nachfolger die großen Siege, die Rußlands Macht gründeten. Zu ihren anerkannten Soldatentugenden gehörten vornehmlich unerschütterlicher Muth und feste Ausdauer in Ertragung von Mangel und Beschwerden, die jedoch durch mannichfache Laster und Verbrechen sehr verdunkelt wurden. Sie achteten weder Gesetze, noch Disciplin, begingen die schauderhaftesten Frevelthaten, empörten sich bei dem geringsten Anlasse und übertrieben ihre Anforderungen zur gröbsten Unverschämtheit. So dauerte ihre Schreckensdespotie, mit mehr oder weniger Unterbrechung, bis zur Thronbesteigung Peters des Großen. Entschlossen, Selbstherrscher im vollsten Umfange zu seyn, suchte dieser Reformator die Macht der S. mit wohlüberlegter Vorsicht nach und nach zu schwächen, indem er ihnen ein Vorrecht nach dem andern entzog, bis er es ohne Gefahr unternehmen durfte, sie nach wiederholten Empörungen ganz aufzulösen. Zur Beobachtung Polens an die lithauische Grenze postirt, empörten sie sich im Sept. 1697, durch die herrschsüchtige Prinzessin Sophie aufgereizt, gegen den Czaren und gedachten schon nach Moskau zu marschiren, die dortigen Deutschen, sowie alle Bojaren und Großen umzubringen, um dann, weil angeblich der Czar auf Reisen gestorben sey, die Prinzessin Sophie auf den Thron zu setzen, ein Beginnen, das jedoch an der Energie und Klugheit Gerdons scheiterte u. zur Folge hatte, daß der eiligst heimgekehrte, zornentbrannte Czar ihre Wohnungen niederreißen und mehr als 2000 Rädelsführer in Moskau hinrichten ließ. Die meisten S. wurden nach Asien verwiesen und nur wenige als Provinzialmilizen und Schützen im Reiche vertheilt. Nur 2 schwache Regimenter blieben als unschädliche Reste dieser gefürchteten Soldateska übrig, wurden jedoch in Folge abermaliger Auflehnung in Astrachan 1705 ebenfalls vernichtet. Die Familie Orlow leitet ihren Ursprung von einem S. ab, der in dem Augenblick, wo er in Moskau das Blutgerüst besteigen sollte, von Peter begnadigt wurde.

Strelitzia, Pflanzengattung aus der Familie der Scitamineen, ausdauernde krautartige Pflanzen mit 3blätterigem Kelch und 3blätteriger Korolle, wovon S. angustifolia *Dryand.*, mit pomeranzengelben u. blauen Blüthen, u. andere Arten als Prachtzierpflanzen in Gewächshäusern sich finden, wo sie 10—15° Wärme und in der Jugend zur Beschleunigung des Wachsthums ein warmes Lohbeet verlangen.

Strenge, in moralischer Beziehung ein ernstes, unverrücktes, mit Aufopferung des eigenen und fremden Wohlbehagens, die kleinste Abweichung nicht gestattendes Festhalten an einmal angenommenen Grundsätzen. Diese moralische S. kann, wenn es auf stete Erfüllung des Pflichtgebots ankommt, zur Annäherung an das Ideal zur

Tugend führen, andererseits aber auch in Härte und Hartherzigkeit übergehen.

Streu (Einstreu), die Vegetabilien oder Mineralien, die in den Viehställen dem Vieh untergestreut werden, um demselben ein weiches trockenes Lager zu verschaffen und die flüssigen u. festen Abgänge desselben aufzufangen und sie einsaugen zu lassen, um in Verbindung mit diesen in eine Gährung überzugehen und so diejenige Masse zu bilden, die unter dem Namen Stallmist, Stalldünger, den Fruchtfeldern zugeführt wird, um ihnen die durch Ernten entzogenen Pflanzennahrungsstoffe wieder zu ersetzen. Man hat zwar mehre Einstreumittel, unter allen aber ist und bleibt das Stroh von Halmfrüchten das vorzüglichste, weil es durch seine rohrartige Beschaffenheit zum Einsaugen und Auffangen der thierischen Abgänge sich am meisten eignet, sich bei der Gährung leicht zersetzt und daneben dem Vieh das weichste und reinlichste Lager gibt. Andere gebräuchliche Streumittel sind: Farrenkräuter, Blätter der Obst- und Laubholzbäume, Kartoffelkraut, Schilf, Sägespäne, Waldstreu, Erde, Torf, Sand rc.

Streukügelchen, kleine Kügelchen von Zukker, deren sich die Homöopathie zur Verabreichung der kleinsten Dosen ihrer Arzneien bedient. Man befeuchtet eine gewisse Anzahl derselben mit einigen Tropfen Wasser, worin das potenzirte Heilmittel aufgelöst enthalten ist, überstreut sie mit gepulvertem Milchzucker u. verwahrt sie bis zum Gebrauch in wohl verschlossenen Fläschchen.

Streusand, eine gröblich gepulverte Masse, die man auf Schreibereien streut, um sie zu trocknen, wird meist aus Elfenbein- und Knochenspänen künstlich bereitet, oft auch mit gepulverter Smalte (blauer S., Streublau) und Goldsand vermischt.

Stricken, künstliches Verschlingen eines einzigen Fadens ohne Knoten mittelst der Stricknadeln, wodurch die Arbeit das Ansehen eines gewebten Stoffes erhält, dessen Faden sich aber wieder aufziehen und von Neuem bearbeiten läßt; ward wahrscheinlich seit Anfang des 16. Jahrhunderts zuerst von Strumpfstrickern, zünftigen Handwerkern, geübt, welche sich später nach Einführung des Strumpfwirkerstuhls Strumpfwirker nannten, während sich jetzt meist nur Frauenzimmer mit dieser Art des S.s beschäftigen. Die ersten gestrickten seidenen Strümpfe wurden 1547 von Heinrich II. von Frankreich und 1561 von der Königin Elisabeth getragen. In Deutschland hießen die Strumpfstricker anfangs Hosenstricker, da Hosen und Strümpfe damals ein Ganzes bildeten. Eine solche Hosenstrickerinnung bestand bereits 1590 in Berlin. In mehren Orten Deutschlands werden Strickereien, Taschen, Handschuhe, Strümpfe, Jacken, Häubchen rc., fabrikmäßig gefertigt, so in Reutlingen, Bautzen, Schwäbisch-Gemünd, Pforzheim, im Hessen-Darmstädtischen; vgl. Strumpfwirkerei.

Stricker, der, ein mittelhochdeutscher Dichter des 13. Jahrhunderts, von dessen Lebensverhältnissen nichts weiter bekannt ist, als daß er in Oesterreich um 1240 lebte. Man hat von ihm werthvolle Versuche in dem epischen Dichtkreise der damaligen Zeit, wie: „Karls des Großen Zug nach Spanien", eine neue Bearbeitung des „Rolandsliedes" und „Daniel von Blumental" aus dem Sagenkreis von Artus, noch ungedruckt. Vornehmlich aber hat er sich in der launigen Gattung durch Zusammenreihung einer Menge einzelner, später auf Till Eulenspiegel übertragener Schwänke im „Pfaff Amis" (herausgegeben von Mailáth und Koffinger, Pesth 1817, später auch von Benecke im 2. Theil seiner „Beiträge", Gött. 1832) ausgezeichnet, wie nicht minder in kleinen epischen Gedichten und Erzählungen, Gleichnissen, Fabeln, die man damals unter dem Namen Beispiele zusammenfaßte. In Handschriften finden sie sich zerstreut oder mit fremden vermischt; viele der noch vorhandenen sind gedruckt in Docens „Miscellaneen" und Grimms „Altdeutschen Wäldern"; in Laßbergs „Liedersaal", in J. Grimms „Reinhart Fuchs", sowie von Hahn in der Sammlung „Kleine Gedichte von dem S." (Quedlinburg 1839) herausgegeben. Sie sind die ältesten in der deutschen Literatur. Vergl. Docen, Altdeutsches Museum, Thl. I., S. 209.

Strickland, 1) Agnes, englische Schriftstellerin, stammt aus einem alten Geschlecht in der Grafschaft Suffolk, welches in weiblicher Linie bis zu den Plantagenets hinaufführt, schrieb schon in einem Alter von 11 Jahren Verse und veröffentlichte dann eine poetische Erzählung in vier Gesängen: „Worcester Field, or the cavalier", sowie mehre Romane und Anderes, worunter die „Historic scenes" (neue Aufl., Lond. 1852) den meisten Anklang fanden. Ihr Hauptwerk ist aber „Lives of the queens of England" (Lond. 1840 bis 1848, 12 Bde.; neue Aufl., das. 1854, 8 Bde.), welches, durch fleißiges Quellenstudium, übersichtliche Anordnung des Materials und anziehende Darstellung ausgezeichnet, mit außerordentlichem Beifall aufgenommen ward. Ein Seitenstück dazu sind die „Lives of the queens of Scotland and English princesses connected with the royal succession of Great-Britain" (Lond. 1850—54, 4 Bde.), denen die Verfasserin „Letters of Mary, queen of Scots" (das. 1845, 2 Bde.), das Resultat emsiger Nachforschungen in Staats- und Privatarchiven, hatte vorausgehen lassen. Außerdem bearbeitete sie für die Jugend „Tales of illustrious British children" und gab die von ihrer Schwester Jane S. verfaßten „Three eras of roman history" (das. 1854) heraus.

2) Hugh Edwin, ausgezeichneter englischer Geolog, Verwandter der Vorigen, geboren den 2. März 1811 zu Rigton in Yorkshire, studirte in Oxford und begleitete 1835 den Obersten Hamilton auf dessen Reise in den Orient, wo er die Gegenden am Bosporus, um Smyrna und die Insel Zante in geologischer Hinsicht untersuchte. Nach seiner Rückkehr gab er eine „Bibliographia zoologiae et geologiae" (Lond. 1847—54) heraus u. berichtete über den untergegangenen Vogel Dodo in „The dodo and its kindred" (das. 1848). Auch unterstützte er Murchison in den Vorarbeiten zu dem „Silurian system" und lieferte viele Abhandlungen in wissenschaftliche Journale. Von der Jahresversammlung der britischen Association zu Hull heimkehrend, verunglückte er auf der Eisenbahn den 14. Sept. 1853.

Stricto sensu (lat.), im engern, strictissimo sensu (strictissimo), im engsten, strengsten Sinn.

Striegau, Kreisstadt in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Breslau, am striegauer Wasser in der Nähe der striegauer Berge, hat 4 Vorstädte, 4 katholische u. eine evangelische Kirche, ein Armenhaus, Land- und Stadtgericht, eine Post, Lederfabrikation, Tuch- und Leinweberei, Wachsbleichen und 5050 Einw. Im Jahre 1568 fand Johann Montanus hier eine Art Siegelerde (striegauer Erde), die, früher medicinisch benutzt, jetzt nur noch zum Malen u. Färben dient.

Strigel, Victorin, Hauptvertreter des Synergismus (s. d.), geboren zu Kaufbeuern 1514, bildete sich zu Wittenberg unter Melanchthons Leitung und wurde 1548 als Professor der Theologie zu Jena angestellt. Hier gerieth er mit seinem Kollegen Flacius (s. d.) in den synergistischen Streit, indem er als Mitarbeiter an der Konfutationsschrift von 1558 behauptete, daß dem nur verderbten, nicht dem verlorenen freien Willen wenigstens die Selbstbestimmung geblieben sey, sich der göttlichen Einwirkung zu überlassen und in diesem Sinne zum Heile mitzuwirken. Der herzogliche Hof, durch Flacius gewonnen, ließ darauf S. auf das Gewaltthätigste verhaften und hielt ihn vier Monate lang auf dem Schlosse Grimmenstein gefangen, bis er ihm, durch die hierarchischen Uebergriffe der flacianischen Partei umgestimmt, und nachdem S. eine ausgleichende Erklärung gegeben, die Rückkehr nach Jena gestattete. Da indessen der Streit durch das Gespräch zu Weimar 1560 neue Nahrung erhielt, und die Theologen anderweite Erklärungen von S. unterscheiben wissen wollten, so ging dieser 1562 als Professor nach Leipzig und von da 1567, wegen calvinischer Meinungen wiederum verdrängt, nach Heidelberg, wo er zum Calvinismus förmlich übergetreten seyn soll. Er † daselbst 1569. Seine Theorie war weder Pelagianismus, noch Semipelagianismus, sondern maß dem menschlichen Willen nur die Fähigkeit bei, sich zum Empfange der Gnade vorzubereiten; dennoch wurde sie auch im Konkordienbuche verdammt. Seine beiden Hauptschriften sind: „Hypomnemata in omnes libros novi testamenti“ und „Loci theologici, quibus loci communes Melanchthonis illustrantur“.

Strike (engl.), in England Bezeichnung der dort öfter vorkommenden Arbeitseinstellung in Masse.

Striktur (v. Lat., stenosis), Verengerung, krankhafter Zustand eines hohlen, besonders röhren- oder kanalartigen Organs, wobei dessen innerer Durchmesser (Lumen) verkleinert und also der Durchgang mehr oder weniger verhindert ist. Dergleichen Verengerungen kommen in allen Kanälen des Körpers vor, am häufigsten aber in der männlichen Harnröhre, dann in der Speiseröhre, den Magenmündungen und dem Mastdarme, ferner in der Scheide, der Nase, den Thränenwegen und selbst in den Gefäß- und Herzhöhlen. Zu Grunde liegt entweder Krampf der Muskelfasern des betreffenden Organs, oder Anschwellung und Verdickung der Wände desselben, besonders nach Entzündung und dadurch bedingter Ausschwitzung, oder nach Richtungsveränderungen derselben durch Knickung, Verschlingung, Ineinanderschiebung &c., oder nach Druck von außen durch Geschwülste, Einklemmung &c. Da sich die meisten dieser Ursachen schwer beseitigen lassen, indem die verengte Stelle schwer oder gar nicht zugänglich ist, so sind die S.en meist unheilbar. Der Kanal wird oberhalb der verengten Stelle weit, füllt sich mit den am Weiterwandern gehinderten Stoffen (Urin, Koth &c.), welche sich dann chemisch zersetzen und mechanisch verändern (Steinbildung &c.), dadurch aber in der betreffenden Kanalwand Entzündung hervorbringen (Blasenkatarrh bei S. der Harnröhre), in Folge deren Geschwüre, Brand und Perforationen sich bilden, welche zu Harninfiltration, Harn- oder Kothfisteln &c. Veranlassung geben. Die Behandlung geht darauf hinaus, die kranke Stelle, wenn sie nämlich von außen zugänglich ist, zu erweitern, was mittelst eingelegter Bougies oder eingebrachter Katheter oder aufquellender Darmsaiten oder Preßschwämme, in manchen Fällen auch mittelst Operation oder der Aetzmittel geschieht. Vgl. Seydel, Die Harnröhrenstrikturen, Dresden 1854.

Strinnholm, Andreas Magnus, schwedischer Geschichtschreiber, geboren am 25. November 1786 in der Provinz Westerbotten, besuchte das Gymnasium zu Hernösand und bezog 1808 die Universität zu Upsala. Nach einem zweijährigen Aufenthalt daselbst legte er in Stockholm eine Buchdruckerei an, die er jedoch bald nachher an seinen Kompagnon Zacharias Haggström abtrat, als er die Ausarbeitung der „Svenska Folkets Historia under Konungarna af Wasaätten“ (3 Bde., Stockholm 1819—23) unternahm. Dieses Werk war in einem zu großen Maßstabe begonnen, als daß es in demselben hätte zu Ende geführt werden können, daher der Verfasser mit der Erbvereinigung zu Westerås 1544 abbrach. Nachdem S. darauf eine Zeit hindurch am statistischen Archiv zu Stockholm beschäftigt gewesen, nahm er seine abgebrochenen Studien wieder auf u. begann eine vollständige Geschichte Schwedens nach den Quellen zu bearbeiten, die unter dem Titel: „Svenska Folkets Historia från äldsta till närvarande Tider“ (Stockholm 1834—52, Bd. 1 und 2; deutsch von Frisch unter dem Titel „Die Wikingszüge, Staatsverfassung und Sitten der alten Skandinavier“ Hamb. 1839—41) zu erscheinen begann. S. nimmt als Geschichtschreiber durch objektive Darstellung und kritischen Scharfsinn einen würdigen Platz neben Geijer ein. Die schwedische Akademie belohnte den ersten Theil des Werkes mit dem höchsten Preise. Neben mehren anonym erschienenen Abhandlungen übersetzte S. unter Anderm noch Rühs' „Geschichte des schwedischen Reiches“ und arbeitete im Auszuge Lönboms „Biographie des Feldmarschalls Grafen Magnus Stenbock“ um. Im Jahre 1834 ward er Mitglied der königlichen Akademie für schöne Wissenschaften, Geschichte und Alterthümer, in demselben Jahre Mitglied der skandinavischen Gesellschaft, 1837 einer der Achtzehn der schwedischen Akademie und 1845 Mitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften.

Strivali (Strofaden, Strophano), kleine Gruppe von 4 griechischen Inseln, im jonischen

Meere an der Westküste von Morea, südlich von Zante und zu diesem gehörig. Die größere, Stamphano, ist fruchtbar an Wein, Obst, Südfrüchten, Getreide rc. und hat ein Kloster.

Strobel, Adam Walther, verdienter Geschichtschreiber, geb. den 23. Febr. 1792 zu Straßburg, studirte daselbst Theologie, wirkte von 1811—30 an der Pfarrschule der Kirche Alt-St.-Peter, ward dann Lehrer am Gymnasium daselbst und † den 28. Juli 1850. Er war ein ausgezeichneter Kenner der altdeutschen und altfranzösischen Literatur, sowie der Geschichte seiner Vaterstadt. Sein Hauptwerk ist die „Geschichte des Elsaß" (Straßb. 1841—52, 6 Bde.), die von Engelhardt fortgesetzt ward. Auch besorgte er die Herausgabe mehrer älterer Literaturdenkmäler, wie der „Straßburger Chronik" Closners (Stuttg. 1841), der Werke Sebast. Brants (Leipz. 1839) u. a., und veröffentlichte „Mittheilungen aus der alten Literatur des nördlichen Frankreichs" (Straßb. 1834) und „Französische Volksdichter", (Baden 1846, 2 Bde.).

Ströbeck, Dorf in der preuß. Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Magdeburg, Kreis Halberstadt, mit 640 Einwohnern, die als geschickte Schachspieler berühmt sind; s. Schachspiel.

Strömöe, dän. Insel, die größte der Faröer-Inseln, 6½ □Meilen groß, mit steilen Bergen an der Küste, bis zu 340 Toisen hoch, und 1600 Einw., welche Viehzucht treiben u. Korn, Gerste u. Hülsenfrüchte bauen. Hauptstadt ist Thorshavn.

Strömung, s. Meer.

Stroh, alle von ihren Früchten entledigten Halme und Aehren reif gewordener Halm- und Hülsenfrüchte. Der Ertrag an S. ist nicht allein nach den Fruchtgattungen, sondern auch bei derselben Gattung nach der Kraft des Bodens, der Lage, der Zeit der Einsaat, des mehr oder weniger feuchten Jahrganges und Klima's sehr verschieden. So erzeugt in der Regel die Winterfrucht mehr S. als die Sommerfrucht, der kräftige Boden mehr als der magere, der frisch gedüngte mehr als der in zweiter Tracht, der Thon mehr als der Sand, die Gebirgsgegend mehr als die Ebene, das feuchte Jahr mehr als das trockene, dicht gesäete Frucht mehr als dünn gesäete, rc. Im Ganzen aber herrscht noch eine sehr große Unsicherheit über den Strohertrag. Das S. ist in der Landwirthschaft von hohem Belang. Es macht nicht allein als Streu die Grundlage des Mistes, sondern auch einen Theil, ja in vielen Wirthschaften den Hauptbestandtheil der Viehnahrung für den Winter aus. S. von Getreide, welches sehr dicht gestanden hat, wodurch alles Unkraut unterdrückt worden ist, und welches zur ganz vollständigen Reife, zur Todtreife der Körner gelangt ist, hat den geringsten Futterwerth, indem in demselben nur wenige oder gar keine Körner verbleiben, auch die Aehren, sowie die Blätter der Halme beim Dreschen zum Theil abgeschlagen werden. Das Roggenstroh ist besonders geeignet zu feinem Häcksel für die Pferde und Schafe, aber auch zu gröberem für das Rindvieh. Das Weizenstroh ist schwammiger, als das Roggenstroh, wird durch das Dreschen weicher, hat breitere und mehr Blätter und ist daher besonders dem Rindvieh angenehmer, als das Roggenstroh, wie es auch an und für sich mehr Nahrungstheile enthält. Das Gerstenstroh ist ebenfalls weich und ein vorzüglich gutes Futter für das Rindvieh, dient aber auch als Ersatz des Heues bei den Pferden. Das Haferstroh ist zäher als das Weizen- und Gerstenstroh, wenn es gehörig ausgewachsen ist, verursacht beim melkenden Vieh bittere Milch, bei Pferden und Zugochsen starkes Schwitzen, welche Wirkung sich aber durchs Brühen verliert, und wird am liebsten den Schafen verfüttert. Das Buchweizenstroh gehört seiner vielen Blätter wegen und weil viel unvollkommene Körner nach dem Drusche in den Hülsen bleiben, mit zu dem nahrhaftesten Futterstroh, darf aber nicht zu alt werden, weil es sonst an Futterwerth bedeutend verliert. Das S. der Hülsenfrüchte gibt ebenfalls treffliches Futter, ist aber für die Schafe und Pferde weit geeigneter als für das Rindvieh. Das S. der Oelgewächse endlich, namentlich des Raps und Rübsamens, eignet sich eben so gut zu Schaffutter, als zu Brühfutter für das Rindvieh. Die technische Bearbeitung des S.s ist in manchen Gegenden ein Hauptzweig der Industrie. Das S. besteht aus gelben Fasern, die durch eine harzähnliche Materie mit einander verbunden sind, welche in Alkalien auflöslich ist. Die davon befreiten Fasern sind weich und flockig, wie die des Hanfes, lassen sich von Flüssigkeiten durchdringen, zu einem Brei umschaffen und wieder zu dünnen Blättern vereinigen. Unter dem Getreidestroh ist das Roggenstroh an harzigem Stoffe am reichsten, daher am schwersten davon zu befreien und am härtesten. Weizen- und Gerstenstroh sind weicher, am weichsten das Haferstroh. Das von seinem harzigen Stoffe befreite S. ist zu verschiedenen Zwecken tauglich, so zur Verfertigung von Stricken, Polstern, Papier rc. Die technische Verwendung des S.s geschieht namentlich zu Strohhüten (s. Strohflechterei), zu Strohdecken, die gewöhnlichsten Schutzmittel für Mistbeete, Gewächshäuser rc. gegen die Kälte, zu Strohdächern und Dachschindeln, zu niedlichen Arbeiten, als Dosen, Kästchen, Dessins rc.

Strohblume, Pflanzengattung, s. v. a. Xeranthemum *L.*

Strohblumen, s. v. a. Immortellen (s. d.), auch künstliche Blumen, aus gespaltenem Stroh, wie sie auf Damenhüten getragen werden.

Strohfiedel, musikalisches Instrument, welches aus 16—20 nach der Tonleiter abgestimmten Stäbchen von sorgfältig getrocknetem Tannenholz besteht, die auf zwei gedrehten Strohseilen befestigt sind und mit zwei hölzernen Schlägeln wie das Hackbret geschlagen werden. Obgleich schon seit dem 15. Jahrhundert bekannt, ward dieses einfache, aber nicht unangenehm klingende Instrument erst in neuerer Zeit vervollkommnet und zu Concertvorträgen angewandt. Namentlich zeichnete sich Iwan Gusikow als Virtuos auf diesem von ihm Holzharmonika genannten Instrument aus.

Strohflechterei, die Kunst, aus Stroh verschiedene Gegenstände, besonders Strohhüte für Frauenzimmer und Mannspersonen, zu flechten. Zu dem Flechtstroh nimmt man gewöhnlich eine Art des gewöhnlichen begrannten weißen Sommerweizens (Triticum aestivum s. trimenon),

der vorzüglich in der Umgegend von Modena angebaut wird. Der Zeitpunkt der Ernte ist, wenn das Korn in der Aehre beinahe ganz ausgewachsen ist; denn dann ist der Halm gesund und ohne Rostflecken. Hat das Stroh diese Reife, so reißt man es mit der Wurzel aus nnd läßt es 3 oder 4 Tage auf Haufen liegen, damit es trocken und fest wird. Hierauf beseitigt man die Wurzeln und Aehren, breitet die guten in kleinen Bündeln zum Trocknen an der Sonne aus, weicht sie mit reinem Wasser ein, läßt sie gehörig wieder abtropfen und bringt sie dann in den Bleichkasten, worin sie mittelst Schwefeldämpfen oder verdünnter Schwefelsäure oder einer Lösung von Chlorkalk oder Chlornatron gebleicht werden. In der Regel werden nach den verschiedenen Graden der Feinheit 8 Sorten angenommen. Die gröbste heißt in Toskana Cannocbio oder Rohr und die 8. oder allerfeinste Bava oder Schaum. Die 6 Mittelsorten werden durch Zahlen unterschieden. Aus 7—14 Halmen werden hierauf mit freier Hand schmale Bändchen oder Streifen geflochten, die dann mit Maschinen gepreßt, mit geschliffenen Steinen oder Knochen geglättet und aus denen durch spiralförmig geordnetes Zusammennähen die Hüte hergestellt werden. Die Feinheit der Hüte wird nach der Zahl der Bänder in der Breite des Schirmes, die gewöhnlich 7—7½ wiener Zoll ist, bestimmt. Je mehr Bänder, desto feiner ist das Geflecht. Man macht Nr. 15—100, meist aber 20—60. Zu gewissen Arten von Hüten und andern geflochtenen Arbeiten spaltet man die Strohhalme in 6—12 Streifchen, welche aber weit weniger haltbare und schön aussehende Waare geben, als ganze Halme. Hinsichtlich der Akkuratesse der Arbeit haben die toskanischen Strohhüte den Vorzug, an welche sich zunächst die venetianischen anreihen. Auch in der lombardischen Provinz Vicenza, besonders im Bezirke Marostica, sind einige tausend Landleute mit Flechten von feinen Strohhüten beschäftigt, die auf florentiner Art gearbeitet werden und fast eben so gut ausfallen. In der Umgegend von Mantua und Lodi werden nur gröbere Arbeiten gemacht. Auch die schweizer Strohhüte zeichnen sich durch Feinheit und schönes Aeußere aus. In Frankreich hat sich besonders die Stadt Alençon im Departement Orne in der Strohhutflechtkunst berühmt gemacht. In England hat man es in Bedfordshire in der Strohflechterei weit gebracht. Beliebt sind in neuester Zeit auch die brüsseler Strohhüte wegen ihrer Elasticität und gefälligen Form. In Deutschland ist es namentlich Sachsen, wo die Fabrikation von Strohwaaren bei Dresden, Kreischa, Dohna, Altenberg, Geissing rc. lebhaft betrieben wird. Das Gewerbe selbst hat sich hier sehr ausgebildet, und man ist so weit gekommen, den Strohhalm gleich Flachs zu spinnen und zu zwirnen und davon in Verbindung mit Roßhaar, Seide rc. eben so elegante als haltbare Stoffe zu verfertigen. Selbst zu den feinsten Stickereien, der sogenannten Tapisseriestickerei, werden Strohhalme verwendet. Bis jetzt hat man aber das Stroh mit großen Kosten aus Italien beziehen müssen, weil dem einheimischen theils die Biegsamkeit, theils die schöne Farbe fehlen, die unbedingt erfordert werden. Auch die preußische Regierung hat der S. ihre Aufmerksamkeit gewidmet, vornehmlich von dem Bestreben geleitet, den armen Bewohnern Schlesiens eine neue Erwerbsquelle zu eröffnen. Bei Peterswalde in Schlesien, wo das Material eben so billig als schön zu haben ist, beschäftigt eine Fabrik über 600 Personen und liefert ein treffliches Fabrikat. Außerdem sind in Berlin, Greifenberg in der Uckermark nnd Penkun bei Stettin Strohhutfabriken. Sehr ausgedehnt ist auch die S. auf dem Schwarzwalde, zumal im Amte Tryberg. In den österreichischen Staaten liefert namentlich Wien Strohhüte, die häufig als italienische verkauft werden. Auch in Tyrol und Krain werden viele Strohhüte verfertigt. In Bayern sind Nürnberg, Wessobrunn nnd Lindenberg Hauptorte der Strohhutfabrikation. In neuester Zeit hat man mit den Halmen verschiedener Grasarten Versuche in der S. gemacht, welche sehr gut ausgefallen sind.

Strom, großer Fluß, besonders wenn er einen schnellen Lauf hat nnd größere Flußfahrzeuge trägt; der Theil eines Flusses oder Baches, wo das Wasser einen schnellen Zug hat; s. v. a. Meeresströmung; Bezeichnung verschiedener von den Physikern angenommener, sich bewegender Einflüsse der Natur, so der elektrische und magnetische S., der inducirte, der sekundäre rc. S.

Stroma, eine der Orkneyinseln, im Pentland-Frith, nordwestlich von dem Vorgebirg Duncandy, mit 100 Einwohnern.

Strombeck, 1) Friedrich Karl von, Rechtsgelehrter und Uebersetzer, am 16. Sept. 1771 zu Braunschweig geboren, studirte seit 1789 zu Helmstädt und zu Göttingen die Rechte, bereiste dann Italien und ward von hier aus, wo er gerade mit der Uebersetzung von Ovids „Mitteln und Gegenmitteln der Liebe" (Gött. 1795) beschäftigt war, als Beisitzer des Hofgerichts nach Wolfenbüttel berufen. Doch wußte er hier noch Muße zur Beendigung seiner Uebersetzungen des Tibull (Gött. 1798, neue Aufl. 1825) und des Properz (das. 1798, neue Aufl. 1822) zu finden. Im J. 1799 wurde er Hof- u. Abteirath der Aebtissin von Gandersheim und dann Präsident des neuerrichteten Distriktscivilltribunals zu Einbeck, bald darauf des Appellationshofes zu Zelle und kurz vor Auflösung des Königreichs Westphalen Staatsrath. Durch seine Privatverhältnisse unabhängig, zog er sich nach Wolfenbüttel zurück und veröffentlichte hier „Beiträge zur Rechtswissenschaft Deutschlands" (Gött. 1810). Auch wendete er sich wieder den klassischen Studien zu und lieferte Uebersetzungen des Tacitus (3 Bde., Braunschweig 1816), des Sallustius (das. 1817) und des Vellejus Patereulus (das. 1822), während ihn zugleich das Studium der Naturwissenschaften beschäftigte, in welche seine „Geschichte eines allein durch die Natur hervorgebrachten animalischen Magnetismus" (das. 1813) einschlägt. Auch lieferte er eine deutsche Bearbeitung von Breislacks „Lehrbuch der Geologie" (3 Bde., Braunschw. 1821). Von Neuem betrat er die staatsdienstliche Laufbahn, als die Fürstin Pauline von Lippe-Detmold ihn zum Rath des Ober-

appellationsgerichts zu Wolfenbüttel ernannte, dem er seit 1843 als Präsident vorstand. Er † den 17. August 1848 zu Wolfenbüttel. Von seinen Schriften sind noch zu erwähnen der „Deutsche Fürstenspiegel" (Braunschw. 1824), „Henning Braband, Bürgerhauptmann der Stadt Braunschweig, und seine Zeitgenossen" (Halberst. 1829), der „Entwurf eines Strafgesetzbuches für ein norddeutsches Staatsgebiet" (Braunschweig 1829, 2. Aufl., das. 1834), „Darstellungen aus meinem Leben und aus meiner Zeit" (das. 1833—40, 8 Bde.) und „Memorabilien aus dem Leben und der Regierung des Königs Karl XIV. von Schweden" (das. 1841).

2) Friedrich Heinrich von S., Rechtsgelehrter, Bruder des Vorigen, geboren zu Braunschweig am 2. Oktober 1773, widmete sich seit 1792 in Helmstädt, Jena und Göttingen der Rechtswissenschaft, kam 1798 als Auskultator in das Stadtgericht zu Berlin und wurde bereits 1801 zum Rathe bei der Regierung von Posen ernannt. Nach dem tilsiter Frieden aus dem preußischen Staatsdienste entlassen, kehrte er nach Braunschweig zurück und wurde später von der westphälischen Regierung zum Richter bei dem Distriktsgericht zu Helmstädt ernannt. Um das französische öffentliche Gerichtsverfahren genau kennen zu lernen, reiste er nach Mainz und schrieb hierauf seine „Abhandlung über die Organisation der französischen öffentlichen Gerichtssitzungen" (Gött. 1809). Bald nach seiner Rückkehr gab er sein Amt auf und benutzte seine Muße zur Bearbeitung des „Handbuchs des westphälischen Civilprozesses" (3 Bde., Hannov. 1810—12), welches ihn der westphälischen Regierung so vortheilhaft empfahl, daß er zum ersten Tribunalrichter in Zelle ernannt wurde. Nach der Auflösung des Königreichs Westphalen blieb er eine Zeit lang ohne Anstellung, bis er eine solche als Rath bei dem Oberlandesgerichte zu Halberstadt erhielt. Seine damals veröffentlichten „Zusätze zum 20. Titel des zweiten Theils des allgemeinen Landrechts" (Berlin 1816, 4. Aufl. 1826) kamen dem praktischen Bedürfnisse der preußischen Rechtsgelehrten entgegen, so wie auch die „Ergänzungen der allgemeinen Gerichtsordnung und der allgemeinen Gebührentaxe rc." (3 Bde., 3. Aufl., Lpz. 1829), die „Ergänzungen des allgemeinen Landrechts" (3 Bde., 3. Aufl., das. 1829) und die von ihm in Verbindung mit Anderen herausgegebene Sammlung der „Provinzialrechte aller zum preußischen Staate gehörenden Länder und Landestheile, soweit in denselben das allgemeine Landrecht Gesetzeskraft hat" (das. 1827 fg.) allgemeinen Beifall fanden. Er wurde 1831 in Ruhestand versetzt und † am 30. März 1832.

Stromboli (sonst Strongyle), eine der liparischen Inseln, die nordöstlichste der Gruppe, kegelförmig, fast rund, nur an wenigen Stellen zugänglich, eigentlich ein einziger Vulkan von 2520' (nach Andern 2575') Höhe, dessen Krater beständig raucht, ohne eigentlichen Ausbruch, mit 1000 Einwohnern, welche Getreide und Wein bauen. In der Nähe die kleinere Insel Strombolino.

Stromenge, die Stelle, wo das Bett eines Stromes durch Felsen so verengt wird, daß das Wasser mehr Tiefe und einen sehr schnellen Zug bekommt.

Stromeyer, Georg Friedrich Ludwig, verdienter Chirurg, Sohn des früheren königlich hannöverschen Leibchirurgen Christian Friedrich S., welcher die Kuhpockenimpfung zuerst in Deutschland anwendete, geboren am 6. März 1804 zu Hannover, widmete sich dem Studium der Heilkunde, welches er 1821 am anatomisch-chirurgischen Institute seiner Vaterstadt begann und 1823 in Göttingen und 1825 in Berlin fortsetzte. Zuerst als Lehrer an der chirurgischen Schule zu Hannover angestellt, ging er 1838 als Professor der Chirurgie nach Erlangen, von da 1841 als Professor der Chirurgie und Direktor der chirurgischen Klinik nach München und 1842 nach Freiburg, wo er zugleich Direktor eines orthopädischen Instituts wurde. Im Herbst 1848 wurde er als Professor der Chirurgie und Generalstabsarzt der schleswig-holsteinischen Armee nach Kiel berufen, nach Beendigung des Kriegs vom König von Dänemark in seiner Professur bestätigt und zum Direktor des holsteinischen Sanitätskollegiums ernannt. Im April 1854 kehrte er als Generalstabsarzt der königlichen hannöverschen Armee in seine Vaterstadt zurück. Besonders berühmt machte sich S. durch seine „Beiträge zur operativen Orthopädik, oder Erfahrungen über die subkutane Durchschneidung verkürzter Muskeln" (Hannover 1838), worin er die erste Idee zu einer Operation des Schielens anregte. Außerdem sind von ihm zu erwähnen die Schrift „Das Korektrom, ein neues Instrument für die künstliche Pupillenbildung" (Augsb. 1842) und das „Handbuch der Chirurgie" (Freiburg 1844—46).

Stromfreiheit, der freie Gebrauch eines Stromes zur Schifffahrt von seinem Anfangspunkte bis zu seinem Ausflusse. Zu dem Landgebiet eines Staates gehören nach völkerrechtlichen Begriffen als integrirende Theile auch die Flüsse, Ströme und Seen innerhalb der Staatsgrenzen, und die Staaten, innerhalb deren Grenzen dieselben liegen, sind demnach und nach anerkannten Grundsätzen des Völkerrechts befugt, die Schifffahrt auf denselben, soweit das Fahrwasser von ihnen beherrscht wird, entweder ganz zu untersagen, oder bestimmten Beschränkungen, Zöllen, Stapelgerechtigkeiten zu unterwerfen. Im deutschen Reiche waren die schiffbaren Flüsse innerhalb desselben ursprünglich Gemeingut, und die Reichsgesetze verboten auf das Nachdrücklichste deren Belastung mit neuen Zöllen. Allein seitdem die Souveränetät der Einzelstaaten sich mehr und mehr geltend machte, verlor jener Grundsatz, daß die deutschen Ströme Gemeingut der Nation seyen, seine praktische Geltung, und ein deutscher Staat um den andern belastete die durch sein Gebiet fließenden Ströme vermöge seiner Territorialhoheit mit einer Menge der schwersten Zölle und Verkehrsbeschränkungen, die durch die Hemmung des Verkehrs eben so nachtheilig für den Nationalwohlstand als vortheilhaft für die Kassen der einzelnen Souveräne waren. Erst Napoleon gab den Anstoß zur Wegräumung der alten Schranken und mittelalterlichen Mißbräuche. In den tilsiter Frie-

den nahm er die Bestimmung auf, daß keiner der Uferstaaten der Weichsel die Schifffahrt auf diesem Strome durch Verbote, Zölle und andere Hemmnisse beschränken dürfe. Der wiener Kongreß nahm dann, dem nationalen Bedürfnisse einige Rechnung tragend, als allgemeinen Grundsatz an, daß die Schifffahrt auf den Flüssen, welche mehre Staatsgebiete durchströmen, ganz frei seyn solle; insbesondere wurde die Schifffahrt auf dem Rhein, Main, Neckar, der Mosel, Maas und Scheide zu regeln versucht. Nur auf dem Rhein machte die berüchtigte Auslegung, welchen die Niederländer dem Ausdruck „jusqu'à la mer" gaben, lange Zeit viel Schwierigkeit, indem sie behaupteten, daß die Schifffahrt nur bis „an" und nicht bis „in" das Meer frei sey, und demgemäß den Rhein am Ausfluß noch belasteten. In neuerer Zeit haben die Uferstaaten des Rheins, der Weser und Elbe durch besondere Verträge sich über die Freiheit der Schifffahrt derselben geeinigt. Vergl. insbesondere Elbe.

Stromneß, Stadt auf der Orkneyinsel Pomona, mit sicherem und bequemem Hafen, Fischerei, Schifffahrt, ansehnlichem Handel und 2300 Einwohnern. Unweit eine dem Stonehenge in England ähnliche Ruine eines uralten Bauwerks.

Stronsay, eine der britischen Orkneyinseln, mit tief eingerissenen Küsten, den Mineralquellen von Kildinguin u. 1450 Einwohnern, die viel Soda bereiten.

Strontianerde, s. Strontium.

Strontium, Erdmetall, ist silberweiß, wenig glänzend, dehnbar, schwieriger schmelzend als Baryum. Der Name ist von der Strontianerde, seinem Oxyd, abgeleitet, und diese ist nach dem Mineral Strontianit benannt, welches man zuerst bei Strontian, einem Bergdorfe in Argyleshire in England, gefunden hat. Das Strontiumoxyd oder die Strontianerde (Strontian), von Crawford, dann von Klaproth und Hope als eigenthümliche Erde nachgewiesen, findet sich in der Natur mit Schwefelsäure verbunden als Cölestin und meist auch im Schwerspath, mit Kohlensäure als Strontianit und im Aragonit; auch in mehren Mineralquellen, wie in denen von Karlsbad, Franzensbrunn, Marienbad, Bilin, Pyrmont, Selters, Ems, Kissingen rc. Man erhält den Strontian wasserfrei durch Erhitzen des S.s an der Luft oder durch Glühen des kohlensauren Strontians mit Kohle. Der wasserfreie Strontian ist eine grauweiße Masse von 4,0 spec. Gewicht, feuerbeständig, schmilzt nur im Knallgasgebläse und zerfällt beim Befeuchten mit Wasser unter starkem Erhitzen zu einem weißen Pulver, dem einfachen Hydrat. Der krystallisirte Strontian bildet wasserhelle vierseitige Tafeln und Nadeln, schmeckt stark alkalisch, überzieht sich an der Luft mit einer weißen Decke von kohlensaurem Strontian und verliert den größten Theil des Wassers. Die Krystalle lösen sich in 50 Theilen kaltem und in 2 Theilen kochendem Wasser; die Lösung reagirt und schmeckt stark alkalisch, und der Luft ausgesetzt, wird sie mit einer Haut von kohlensaurem Strontian überzogen.

Strophe (griech.), Wendung in der Poesie, namentlich in der lyrischen, die Verbindung mehrer Verse zu einem metrischen Ganzen, in sofern gleichbedeutend mit Stanze (s. d.). S.n hießen ursprünglich die Chorgesänge auf dem Theater; sie theilten sich in zwei Abtheilungen, von denen den einen die von der Rechten nach der Linken sich bewegenden Choreuten (S. im eigentlichen Sinne), den andern Theil die von links nach rechts sich Bewegenden in demselben Zeitmaße (Gegenstrophe, Antistrophe) absangen. Beiden schloß sich ein für sich bestehender Theil an (Epodos, Epode). Die lyrische Poesie behielt diese Benennungen bei, wie in den pindarischen Oden, wo man indeß auch statt S. und Antistrophe die Ausdrücke Ode und Antode brauchte. Andere lyrische Gedichte des Alterthums kennen die Epode und Antistrophe nicht, sondern bestehen aus S.n mit regelmäßig wiederkehrendem Metrum. Die Alten theilten die S.n nach der Anzahl ihrer Verse in 2-, 3- und 4zeilige, in Distichen, Tristichen und Tetradistichen, und nach ihren Erfindern und andern Merkmalen in alcäische, sapphische, choriambische rc. Die einzelnen Verse der S.n hießen Kola und bildeten ein anderes Eintheilungsmerkmal. S.n, deren Verse ein gleiches Metrum hatten, galten zusammen nur als ein Kolon und hießen Monokola; solche, in denen 2, 3 und 4 Versarten wechselten, Dikola, z. B. das sapphische Metrum, Trikola, z. B. das alcäische Metrum, und Tetrakola. In den neuen Literaturen hat man die strophischen Gedichte in antiker Form nachgeahmt, z. B. im Deutschen Klopstock, Voß, Platen, Hölderlin u. A.; zum Theil hat man andere an ihre Stelle gesetzt, wie die provençalischen, italienischen, spanischen S.n, wie im Sonnet, der Canzone rc. Eine eigenthümliche S. enthält schon das Nibelungenlied. Nicht nur in Oden und Liedern bei immer wiederkehrender Melodie, sondern auch bei größern Gedichten, die nicht zum Gesang bestimmt sind, findet man die S. gebraucht. Als Regel gilt, daß die S. in gereimten Gedichten hinsichtlich der Gedanken ein Ganzes für sich ausmache, was in den antiken nicht nöthig ist. Vgl. Metrum.

Stroppen, Stadt in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Breslau, Kreis Trebnitz, mit evangelischer Pfarrkirche, Schule, Hospital und 1700 Einwohnern.

Stroud, Stadt in der britischen Grafschaft Gloucester, am Zusammenfluß des Frome und Stroud und am gleichnamigen Kanal, der der Themse entlang in den Thomas-Saverne-Kanal geführt ist, hat starke Tuchfabrikation und Färberei und 8500 Einwohner, mit dem ganzen Parlamentsbezirk (1851) 36,535, u. ist durch Eisenbahnen mit Birmingham, Bristol und London verbunden.

Strozzi, Bernardo, Maler, genannt il Cappuccino u. il Prete Genovese, 1581 zu Genua geboren, Schüler von C. Corte und dann von P. Sorri, trat gezwungener Weise in den Kapuzinerorden, entfloh aber später nach Venedig, wo er der Signoria als Maler und Kriegsbaumeister diente. Er schlug einen dem des Carravaggio verwandten Weg ein und lieferte Werke eigenthümlichen Gepräges, welche als Muster einer kecken Pinselführung und des sogenannten bril-

lanten Kolorits gelten können. Seine Bildnisse sind meist halbe Figuren oder Kniestücke. In den Palästen zu Genua sind viele Werke von ihm in Oel und Fresko; unter ersteren hält man eine Madonna mit dem Kinde und einem Engel für sein bestes Werk. Auch in Venedig, sowie in anderen Städten Italiens und in manchen Gallerien des Auslandes, wie zu Wien, Petersburg und Dresden, findet man Bilder von ihm. S. † 1644.

Strudel, ein Wasserwirbel oder eine Stelle, an der sich das Wasser kreis- oder spiralförmig nach unten der Tiefe zu dreht, wobei sich bisweilen in der Mitte eine trichterförmige Vertiefung bildet. Solche S. finden sich besonders im Meer, mitunter auch in Flüssen, und sind für die Schifffahrt mehr oder weniger gefährlich. Sie entstehen in der Regel durch entgegengesetzte Strömungen oder durch das Anstoßen an verborgene Klippen. Der bedeutendste unter den jetzt bekannten S.n ist der Malstrom an der norwegischen Küste. Andere finden sich zwischen den Färöerinseln, wo um einen Felsen, den Stamboremönch, ein heftiger Wirbel in vierfachem Schneckengange läuft, im bottnischen Meerbusen, im Sunde und anderwärts. Bei den Alten waren die Scylla und Charybdis in der Meerenge von Sicilien als S. besonders gefürchtet. Ein auch schon bei den Alten berühmter S. ist der chalcidische in der Meerenge Euripus, welche die Insel Euböa von Böotien und Attica trennt. Eine auffallende Erscheinung ist hier die schnelle Wiederkehr der Ebbe u. Fluth, welche nach dem Neumonde an einem Tage 11—14mal eintritt. Das Wasser geräth bei letzterem in eine so heftige Bewegung, daß ein reißender S. entsteht, welcher die sich nähernden Gegenstände verschlingt und erst nach einiger Zeit wieder von sich gibt. Dergleichen S. zeigt auch der linke Donanarm, der unterhalb des Städtchens Grein in Oesterreich unter der Ens früher unsicher zu befahren war, indem sich hier nahe unter der Oberfläche des Wassers viele Felsenstücke befanden, die nun größtentheils gesprengt sind.

Struensee, 1) **Johann Friedrich**, Graf von, einer der merkwürdigsten Männer des 18. Jahrhunderts, der durch sein Glück am dänischen Königshofe wie durch seinen jähen Sturz die Aufmerksamkeit u. Theilnahme von ganz Europa erregte, ward am 5. Aug. 1737 zu Halle an der Saale geboren, Sohn Adam S.'s, des Verfassers des alten halle'schen Gesangbuches, Predigers an der Ulrichskirche daselbst, der 1757 als Pastor Primarius nach Altona berufen ward. Der junge S., der 2. Sohn von 7 Kindern, hatte seine erste Bildung in dem Waisenhause erhalten, studirte seit dem 14. Jahre auf der Universität seiner Vaterstadt Medicin und erwarb sich in seinem 19. Jahre den Doktorhut. Er folgte seinem Vater nach Altona und erhielt dort das Amt des Stadtphysikus. Zwar wußte er sich als geschickter Arzt und gewandter Weltmann eine günstige Stellung zu verschaffen, gerieth aber durch Genußsucht u. vornehme Bekanntschaft in Schulden und faßte mancherlei abenteuerliche Pläne, um sein Glück zu machen. Durch seine Freunde, den Grafen Rantzau-Aschberg und den Herrn v. Brandt, die Beide später in eine so verhängnißvolle Berührung mit ihm treten sollten, ward er 1768 zum Leibarzt und zugleich zum Begleiter des jungen Königs Christian VII. von Dänemark auf dessen Reise durch Deutschland, Frankreich und England ernannt. Schnell erwarb er sich die Gunst des Königs und erhielt nach der Rückkehr den Posten eines wirklichen Leibarztes am königl. Hofe. Obwohl er sich anfänglich auf seine ärztliche Thätigkeit beschränken zu wollen schien, so nahm er doch bald eine einflußreiche Stellung an dem intriguenreichen Hofe zu Kopenhagen ein. Nur die junge Königin Karoline Mathilde, die Schwester Georgs III. von England, behandelte ihn mit entschiedener Ungunst. Aber S. wußte durch bescheidene Unterwürfigkeit diesen Widerwillen allmählig zu besiegen, und als er 1770 den 2jährigen Kronprinzen, den nachherigen König Friedrich VI., beim Einimpfen der Blattern mit Glück behandelt hatte, schenkte ihm die Königin ihr volles Zutrauen, so daß er mit der Erziehung des königlichen Kindes beauftragt und zum Konferenzrath und Lektor des Königs und der Königin ernannt wurde. Auch in der Gunst der letztern stieg er immer höher. Die von ihrem Gatten mit Gleichgültigkeit behandelte Königin fand bald Trost u. Vergnügen in seinem Umgange und glaubte in ihm den Mann gefunden zu haben, mit dessen Hülfe sie die ihr abgeneigte dänische Adelsaristokratie, die seit der Revolution von 1660 im Besitz der Staatsgewalt war u. jetzt bei der Unfähigkeit Christians VII. das Staatsruder führte, stürzen zu können meinte. S. ging auf solche Pläne gern ein, denn es schmeichelte seinem Ehrgeiz, in dem fremden Lande nach Friedrichs II. Vorbild als Reformator aufzutreten. Nachdem er ein besseres Einvernehmen zwischen dem König und der Königin hergestellt, wußte er die bisherigen Günstlinge und Minister vom Hofe zu entfernen, zuerst den Grafen von Holk, an dessen Stelle sein Freund Brandt als königl. Gesellschafter und Direktor der Vergnügungen des Hofs eintrat, dann auch den verdienten Grafen Bernstorff, der aus dem Ministerium und Staatsrath ausscheiden mußte. Um sich populär zu machen, ließ S. Preßfreiheit proklamiren. Da aber die meisten Mitglieder des Staatsraths diesen und andern Maßregeln widersprachen, ward am 27. December 1770 der Staatsrath aufgehoben u. der königlichen Gewalt ihre alte von den Voráltern überkommene Unumschränktheit zurückgegeben. Die Königin u. S. herrschten nun unumschränkt, indem sie den schwachen König von den Staatsgeschäften fern hielten. Es ward ein neues Ministerium gebildet, S. selbst aber im Juli 1771 zum Kabinetsminister ernannt u. ihm damit das Ruder des Staats in die Hand gegeben. Zu seiner Partei gehörten der Oberst Falkenskiöld, der mit Reformirung der Landarmee, und der General Gähler, der mit Umgestaltung des Marinewesens betraut war. Außerdem schienen dem neuen Systeme noch zwei hervorragende Männer, der Graf Rantzau-Aschberg und der Graf Osten, ein geschickter, Rußland ergebener Diplomat, zugethan zu seyn. Die Partei war demnach schwach genug; aber bei der gänzlichen Ohnmacht des Königs hatte sie eben die Gewalt in Händen. Aus Deutschland herbeigerufene Männer sollten ihr Gewicht verstärken. S.'s Bruder, Karl August S., übernahm die Finanzen; der Botaniker Oeder

sollte die Landwirthschaft und damit den Bauernstand heben. Abweichend von der bisher in Dänemark verfolgten Politik, suchte S. Dänemark von dem Einflusse Rußlands frei zu machen und dafür mit dem stammverwandten Schweden eine enge Verbindung herzustellen. Dabei war seine ganze innere Verwaltung darauf gerichtet, Wohlstand, Selbstständigkeit und Aufklärung zu begründen und zu verbreiten. Die Finanzen wurden geordnet, die Abgaben verringert, die Industrie und Handel hemmenden Fesseln gelöst, Bildungsanstalten gegründet, die strengen Strafgesetze gemildert und alle Branchen der Verwaltung nach Principien geordnet und geregelt. Obwohl alle diese reformirenden Maßregeln in ihrer Art trefflich und dem Staate sehr förderlich waren, so ging doch S. dabei mit zu wenig staatsmännischer Klugheit und mit viel zu rücksichtsloser Eile zu Werke, und so mußte es geschehen, daß er, der Fremde, bald als der ärgste Tyrann verschrieen ward, wozu die orthodoxe Geistlichkeit, die in S. den Voltairianer und Freigeist witterte, dessen Aufklärungstendenzen ihr ein Gräuel waren, nicht wenig beitrug. Bald zeigten sich die Symptome der beginnenden Reaktion. Zuerst machten 300 norwegische Matrosen, die in ihrer Löhnung verkürzt worden waren, Meuterei; dann empörten sich die aufgelösten königlichen Leibgarden, die sich nicht anderen Regimentern einverleiben lassen wollten. S. aber beging einen großen Fehler, indem er bei diesen Vorgängen eine gewisse Verzagtheit verrieth, die seinen zahlreichen Feinden Muth einflößte. Sein Verhältniß zu der Königin wurde verdächtigt, und als diese 1771 eine Tochter gebar, ward dies als Beweis sträflichen Umgangs zwischen beiden genommen, wozu der körperliche und geistige Zustand des königlichen Gatten willkommenen Anlaß bot. Der britische Gesandte, Lord Keith, sah die Katastrophe herannahen und bot S. auf Weisung Georgs III. ein Asyl in England an; aber S. glaubte die Königin nicht verlassen zu dürfen und blieb. An der Spitze der ihm feindlichen Partei stand die herrschsüchtige Stiefmutter Christians VII., Juliane Marie, Prinzessin von Braunschweig-Wolfenbüttel, und an sie schlossen sich besonders fünf Männer an, nämlich der Kabinetssekretär Guldberg, der General Rantzau-Aschberg, der ehemalige Kriegskommissar Beringskiold, der Oberst Köller und der Generalmajor von Eickstädt. Mit Einem kühnen Streich gedachte man S. und die Königin zu stürzen. Die Nacht vom 16. zum 17. Jan. 1772, in welcher während eines Hofballs Eickstädt die Wache vor dem Schlosse zu versehen hatte, wurde zur Ausführung bestimmt. Vor Tagesanbruch drangen die Verschwornen, nämlich der Prinz Friedrich, Stiefbruder des Königs, Guldberg, Rantzau, Eickstädt, Köller und Justizrath Jessun, in das Schlafzimmer des Königs u. zwangen den Erschrockenen durch Vorspiegelung drohender Gefahren zur Unterzeichnung zweier Dekrete, von denen das eine Eickstädt zum Kommandanten von Kopenhagen ernannte und das andere dem Oberst Köller unbeschränkte Vollmacht ertheilte. In der Wohnung seiner Stiefmutter ließ man ihn dann noch 15 Verhaftsbefehle, unter andern gegen S. und dessen Bruder, Brandt und den Schloßkommandanten Gude, unterzeichnen und brachte ihn trotz seines Widerstrebens endlich auch dahin, daß er schriftlichen Befehl zur Verhaftung seiner Gattin ertheilte. Nachdem darauf S. und Brandt, die beide im Schlosse wohnten, verhaftet und in der Citadelle in Ketten gelegt worden, bemächtigte sich Rantzau der Person der Königin, wobei man sich nicht scheute, da sie Widerstand leistete, auf roheste Weise Hand an sie zu legen. Die Untersuchung gegen die Verhafteten wurde einer Kommission von 10 Personen übertragen, worunter sich auch Guldberg befand. S. ward eines Anschlags gegen die Person des Königs, um ihn zur Abdikation zu zwingen, des strafbaren Umgangs mit der Königin, einer gesundheituntergrabenden Methode bei Erziehung des Kronprinzen, der Anmaßung und des Mißbrauchs der höchsten Gewalt angeklagt, wiewohl für keinen dieser Punkte ein Beweis vorlag. Auf das Geständniß eines verbrecherischen Umgangs mit der Königin, das S. durch Androhung der Folter abgepreßt worden seyn soll, begab sich eine zweite Kommission zur Königin nach Kronenburg, um aus dieser ein gleiches Geständniß herauszulocken, was aber nicht gelang. Erst als man ihr bemerkte, daß, wenn sie S. Lügen strafe, dieser als Verleumder königlicher Majestät eines schmählichen Todes sterben müsse, begann sie widerstrebend eine das Bekenntniß ihrer Schuld enthaltende Schrift mit ihrem Namen zu unterzeichnen. Noch aber hatte sie nicht vollendet, als sie in der tückischen Miene ihres Drängers Schock-Rathlow die trügerische List erkannte und ohnmächtig in einen Sessel sank. Schock soll darauf ihr die Feder wieder in die Hand gelegt u. diese führend den Namen „Karoline Mathilde“ vollendet haben. Nur auf die Drohung des englischen Gesandten mit Erscheinen einer britischen Flotte stand man von weiterem Verfahren gegen die Königin ab und begnügte sich, die königl. Ehe zu trennen. S. aber ward „eines großen todeswürdigen Verbrechens wegen“ zum Schaffot verurtheilt, und zwar sollte ihm erst die rechte Hand und dann der Kopf abgehauen, sein Körper geviertheilt, aufs Rad gelegt u. sein Kopf auf einen Pfahl gesteckt werden. Ebenso lautete das Urtheil gegen Brandt, weil er der Genosse S.'s gewesen seyn und einen thätlichen Angriff auf die Person des Königs gemacht haben sollte. Nachdem der König, nicht ohne Mitwirken des russischen Gesandten, das Urtheil bestätigt hatte, erfolgte den 28. April 1772 die Exekution. Beide Verurtheilte fielen dem Hasse der von ihnen schwer beleidigten Adelsaristokratie zum Opfer. Insbesondere war das Verfahren gegen Enevold Brandt, der nie an Regierungsgeschäften sich betheiligt hatte, ein reiner Justizmord. Dieser, ein Sprößling einer alten Adelsfamilie, war früher, weil er in einem Briefe an den König den unwürdigen Charakter des Günstlings Holk enthüllt hatte, vom Hofe nach Altona verwiesen worden. Hier lernte ihn S. kennen und bewirkte 1770, daß er an den Hof zurückgerufen wurde, um Holks Stelle einzunehmen. Christian VII., der schon damals kindisches Wesen zeigte und Die, welche seine Person umgaben, oft zwang, mit ihm zu ringen, soll ihn bei einer solchen Gelegenheit einst übel mitgenommen haben u. in der Hitze des Kampfs von ihm in den

Finger gebissen worden seyn. Obwohl ihm der König dies längst verziehen hatte, gründeten doch die Richter auf diesen vergessenen Vorfall ein Todesurtheil. Von den übrigen zehn Personen, die in den Prozeß verwickelt waren, wurden sieben freigesprochen u. drei des Landes verwiesen, darunter auch S.'s Bruder, den Friedrich II. als preußischen Unterthan drohend reklamirte. Die Königin Karoline Mathilde verließ am 30. Mai 1772 Dänemark und † aus Gram 1775 auf dem Schlosse zu Zelle im Hannöverischen. Michael Beer und Heinrich Laube machten S.'s Schicksal zum Gegenstande gleichnamiger Trauerspiele. Bouterwek lieferte einen seiner Zeit anerkannten Roman. Vergl. Münter, Bekehrungsgeschichte des Grafen von S., Kopenh. 1773; Höst, Der Graf S. und dessen Ministerium, 1824, deutsch, das. 1826; Falkenskiöld, Mémoires, Paris 1826; Hitzig und W. Häring, Der neue Pitaval, 3. Bd.

2) Karl August von S. u. Karlsbach, Bruder des Vorigen, geboren am 18. Aug. 1735 zu Halle, studirte daselbst nächst der Theologie besonders noch Mathematik u. Philosophie u. erhielt 1757 eine Professur an der Ritterakademie zu Liegnitz. Hier benutzte er seine Muße, die Anwendung der Mathematik auf die Kriegskunst zu studiren, und gab „Anfangsgründe der Artillerie" (3. Aufl., Leipz. 1788) heraus. Dadurch zog er die Aufmerksamkeit Friedrichs II. auf sich, der ihm mehre junge Offiziere zusendete, um dieselben für den Dienst zu bilden. Eine weitere Frucht seiner Studien waren die „Anfangsgründe der Kriegsbaukunst" (Leipz. 1771—74, 3 Bde., 2. Aufl. 1786), das erste bessere Werk in diesem Fache in Deutschland. Auf Veranlassung seines Bruders ging er 1769 nach Kopenhagen, wo er eine Anstellung als dänischer Justizrath u. Mitglied des Finanzkollegiums erhielt. Bei dem Sturze seines Bruders wurde auch er verhaftet, doch konnte ihm nichts Erhebliches vorgeworfen werden, und zudem ward er von Friedrich dem Großen als preußischer Unterthan reklamirt, so daß man ihn frei in sein Vaterland entlassen mußte. Friedrich II. bot ihm die noch offene Stelle bei der Ritterakademie in Liegnitz an, aber S. zog vor, auf seinem Gute Alzenau bei Haynau in Schlesien den Wissenschaften zu leben. Hier übersetzte er Pinto's „Staatswirthschaftliche Aufsätze" (1776), die später vermehrt (3 Bde., Leipz. 1800) erschienen; auch gab er eine Beschreibung der „Handlung der vornehmsten europäischen Staaten" heraus, die von Sinapius vollendet wurde. Im Jahre 1782 wurde er als Oberfinanzrath im dritten Departement des Generaldirektoriums u. als Direktor der Seehandlung nach Berlin berufen, in welcher Stellung er sich durch tiefe Einsicht auszeichnete. Im Jahre 1789 unter Hinzufügung des Namens von Karlsbach geadelt, ward er 1791 Staatsminister und Chef des Accise- und Zolldepartements. Er † am 17. Okt. 1804.

Struktur (lat. structura), die Art u. Weise der äußeren und inneren Zusammenfügung eines zu einem Ganzen aus einzelnen, verschiedenartigen Theilen verbundenen Körpers.

Strummin, großer Strandsee in der preußischen Provinz Pommern, Regierungsbezirk Stettin, Kreis Usedom, durch die Peenemündung gebildet.

Strumpfwirkerei, Verfertigung solcher Artikel, welche früher lediglich durch Handstrickerei erzeugt zu werden pflegten, als Strümpfe, Mützen, Handschuhe, Jacken, Unterbeinkleider 2c., mittelst besonderer Maschinen. Man verwendet dazu verschiedene Garn- und Zwirnarten. In Bezug auf die Arbeit selbst aber ist zu bemerken, daß das Gewebe hier nicht durch Verflechten verschiedener Fadensysteme, wie bei der Weberei, sondern durch Verschlingung (Maschenbildung) eines einzigen fortlaufenden Fadens gebildet wird. Der Strumpfwirkerstuhl ist eine der komplicirtesten Maschinen, die aus mehr als dritthalbtausend Theilchen besteht, die alle kunstvoll in einander greifen und die Bewegung der menschlichen Hände beim Stricken ersetzen. Den ersten Strumpfwirkerstuhl konstruirte wahrscheinlich Lee 1589 in Cambridge; doch ist derselbe nach und nach sehr vervollkommnet worden. Die vom Stuhle kommende Waare hat nicht, wie die gestrickte, die für den Fuß 2c. passende hohle Form, sondern bildet gleichmäßig lange u. breite Stücke, aus welchen die einzelnen Gegenstände eben so zugeschnitten werden, wie andere Kleidungsstücke aus Leinwand oder Tuch. Das früher übliche Verfahren, schon auf dem Stuhle durch Vermehren und Vermindern der Maschenreihen die richtige Gestalt hervorzubringen, ist gegenwärtig größtentheils aufgegeben. Auf dem neuerlich eingeführten Zirkularstuhl wird ein schlauchförmiges Stück erzeugt, welches zum Behuf des Zuschneidens aufgeschnitten und ausgebreitet wird. In der S. leistet England Vorzügliches. Die englischen Strumpfwaaren gehen nach verschiedenen Gegenden Europa's, nach Amerika, Westindien und der Türkei. Die feineren Sorten werden besonders zu Nottingham fabricirt. In Frankreich ist die Verfertigung seidener Strümpfe zu Paris, Lyon, Montauban, Versailles 2c., besonders aber zu Nismes trotz der veränderten Mode noch ein sehr bedeutender Industriezweig, wogegen die Fabrikation der wollenen Strumpfwaaren in neuerer Zeit nicht mehr so beträchtlich ist, als früher. Hauptsitz derselben ist Orléans. In der Schweiz wird die S. besonders in den Kantonen Aargau, Basel, Bern, Genf, St. Gallen, Schaffhausen, Solothurn, Waadt und Zürich betrieben. Auch in Deutschland ist die S. in Wolle, Baumwolle u. Zwirn ein ausgebreiteter Gewerbszweig, welcher vorzüglich in Sachsen, Thüringen, Böhmen, Franken, in einigen Gegenden von Brandenburg, Schlesien, im Bergischen, Hanauischen, Magdeburgischen, Baireuthischen schwunghaft betrieben wird. Noch aber sind die Engländer in Folge der größeren Vollkommenheit ihrer Maschinen hinsichtlich geschmackvoller und reeller Fabrikation Deutschland voraus u. machen daher eine schwer zu überwindende Konkurrenz.

Struve, 1) Heinrich Christian Gottfried von, russischer Diplomat, geboren den 10. Jan. 1772 zu Regensburg, wo sein Vater als russischer Geschäftsträger beim Reichstage seinen Wohnsitz hatte, studirte zu Erlangen und Bonn Staats- und Naturwissenschaften und ward 1796 als Legationssekretär bei der russischen Gesandt-

schaft in Hamburg unter Baron von Grimm angestellt. Nachdem er in dieser Eigenschaft an mehren anderen Orten, zuletzt zu Stuttgart thätig und mehre Jahre meist auf Reisen gewesen war, erfolgte 1809 seine Ernennung zum Legationsrath bei der russischen Gesandtschaft in Kassel, von wo er 1811 nach Petersburg abging. Im folgenden Jahre dem Grafen Romanzow zu Altona beigegeben, entwickelte er während der politischen Krisis, die Napoleons Feldzug gegen Rußland herbeiführte, bedeutende Thätigkeit und ward mit dem Auftrage beehrt, zu der Befreiung Hamburgs thätig mitzuwirken. Im Jahre 1815 ernannte ihn Kaiser Alexander zum Geschäftsträger u. Generalkonsul in Hamburg, 1820 zum Ministerresidenten bei den Hansestädten und 1821 zum Staatsrath. Unter der folgenden Regierung wurde er 1827 zum wirklichen Staatsrath, 1841 zum geheimen Rath und 1843 zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister bei den Hansestädten und zu Oldenburg und 1845 zum ersten Rath im Ministerium des Auswärtigen ernannt. Im Jahre 1850 ehrenvoll verabschiedet, † er den 9. Jan. 1851 in Hamburg. Als Schriftsteller erwarb er sich durch seine „Mineralogischen Beiträge" (Gotha 1807) und die „Beiträge zur Mineralogie und Geologie des nördlichen Amerika" (Hamb. 1822) einen geachteten Namen.

2) Friedrich Adolf August, berühmt durch seine künstliche Nachahmung der natürlichen Mineralwasser, wurde am 9. Mai 1781 zu Neustadt bei Stolpen in Sachsen geboren, studirte seit 1799 zu Leipzig u. Halle u. ließ sich nach einem längern Aufenthalte in Wien 1803 in seiner Vaterstadt als praktischer Arzt nieder. Nach dem Tode seines Vaters, 1805, übernahm er die Praxis desselben, vertauschte aber dieselbe seiner schwachen Gesundheit wegen noch in demselben Jahre mit chemischen Beschäftigungen in der Salomonisapotheke zu Dresden, die er käuflich an sich brachte. Ein verunglücktes Experiment mit der damals nicht genau bekannten Blausäure zog ihm eine lebensgefährliche Krankheit zu, die ihn nöthigte, mehrmals Mineralwasserkuren zu Karlsbad und Marienbad zu gebrauchen, deren günstiger Erfolg ihn auf die Idee leitete, diese natürlichen Wasser künstlich nachzubilden. Er unternahm, um diese Anstalten selbst einzurichten, längere Reisen, blieb aber selbst immer leidend und † bei einer zufälligen Anwesenheit in Berlin am 29. Sept. 1840. Er schrieb: „Ueber Nachbildung der natürlichen Heilquellen" (Dresd. 1824—26, 2 Hefte).

3) Friedrich Georg Wilhelm, berühmter Astronom, geboren den 15. (4.) April 1793 zu Altona, studirte 1808—11 zu Altona erst Philologie, dann aber Astronomie. Im Jahre 1813 zum Observator und 1817 zum Direktor der Sternwarte zu Dorpat ernannt, wandte er seine Beobachtungen besonders den Doppelsternen zu. Die Resultate seiner hierauf bezüglichen Arbeiten legte er in einer Reihe von Schriften nieder, worunter besonders die „Observationes Dorpatenses" (Dorp. 1817—39, 8 Bde.), der „Catalogus novus stellarum duplicium et multiplicium" (das. 1827) und die „Stellarum duplicium mensurae micrometricae" (Petersb. 1831) hervorzuheben sind. An diese schließt sich sein umfassendes Werk „Stellarum fixarum, inprimis compositarum positiones mediae" (Petersb. 1852). Ein angemessenes Feld seiner Thätigkeit fand S. später in der Organisation des Geschäftskreises sämmtlicher russischer Sternwarten, in Einrichtung derselben u. namentlich in der Errichtung und Direktion der Hauptsternwarte zu Pulkowa bei Petersburg, welche am 19. Aug. 1839 eröffnet wurde. Nächst der Stellarastronomie war S.'s Thätigkeit besonders der Geodäsie gewidmet. In den Jahren 1816 bis 1819 führte er die Triangulation Livlands und 1822—27 war er mit einer umfassenden Breitengradmessung in den Ostseeprovinzen beschäftigt, über die er in „Breitengradmessung in den Ostseeprovinzen" (Dorp. 1831, 2 Bde.) Bericht erstattete. Im Jahre 1828 wurde diese Gradmessung mit der gleichzeitig vom General Tenner in den litthauischen Gouvernements geleiteten in Verbindung gebracht und von 1830—45 unter S.'s Oberleitung durch Finnland bis Torneå, dann unter S.'s Mitwirkung 1845—52 im Einvernehmen mit der schwedisch-norwegischen Regierung durch Selander und Hansteen bis in die Nähe des Nordkaps fortgeführt. Da inzwischen auch Tenner seine Messung nach Süden bis zu den südlichsten Punkten Podoliens (1845) fortgesetzt hatte u. diese dann unter S.'s und Tenners gemeinschaftlicher Leitung bis an die Donau ausgedehnt worden war, ist der auf diese Weise gewonnene russisch-skandinavische Meridianbogen von 25° 20' der größte bis jetzt gemessene. Ueber andere geodätische Arbeiten berichtete S. in den „Mémoires" der petersburger Akademie. Unter seiner mehr oder weniger direkten Leitung u. zum Theil unter seiner persönlichen Theilnahme wurden unter Anderem noch ausgeführt ein Nivellement zwischen dem kaspischen und schwarzen Meere, geographische Ortsbestimmungen in Sibirien und in der europäischen und asiatischen Türkei, die Expeditionen zur Beobachtung der totalen Sonnenfinsternisse von 1852 u. 1851 rc. Noch veröffentlichte er eine „Description de l'observatoire central de Russie" (Petersb. 1845) u. A. m. Sein Sohn, Otto Wilhelm von S., geboren zu Dorpat den 7. Mai (25. April) 1819, russischer Staatsrath, zweiter Astronom der pulkowaer Sternwarte, berathender Astronom des kaiserl. Generalstabs und Mitglied der petersburger Akademie der Wissenschaften, leitete die umfassenden, von der genannten militärischen Behörde angeordneten astronomisch-geographischen Arbeiten, worunter namentlich die großen chronometrischen Expeditionen, welche einestheils die Bestimmung der Länge der russischen Centralsternwarte in Bezug auf Greenwich, anderntheils die Fixirung der Lage einer größeren Anzahl im Innern des russischen Reichs vertheilter Hauptpunkte bezweckten. Auch widmete er sich mit Eifer und Erfolg der Stellarastronomie, wie seine Beiträge zu den „Mémoires" der petersburger Akademie beweisen.

4) Gustav von S., bekannter republikanischer Agitator, geboren um 1805 in Livland, studirte die Rechte in Deutschland und begann in den Diensten des Großherzogs von Oldenburg die diplomatische Laufbahn. Als Gesandtschaftssekretär kam er nach Frankfurt a. M. und war bei den Verhandlungen des Bundestags thätig, gab

aber diese Karrière bald auf u. ließ sich in Mannheim als Advokat nieder. Er fand hier genug Muße, seine Studien fortzusetzen. Zuerst wählte er die Staatswissenschaften, dann aber widmete er sich mit ganz besonderem Eifer phrenologischen Studien. Als Früchte derselben gab er unter Anderem eine „Geschichte der Phrenologie" (Heidelb. 1843) und ein „Handbuch der Phrenologie" (Leipz. 1845) heraus. Einen bekannteren Namen erwarb er sich jedoch durch seine journalistische Thätigkeit und nachherige demokratische Schilderhebung. Er redigirte nämlich das „Mannheimer Journal" und ward in Folge der oppositionellen Haltung dieses Blattes wiederholt angeklagt und zu Gefängnißstrafe verurtheilt. Als 1846 das Blatt eingehen mußte, gründete er sofort eine neue Zeitschrift, den „Deutschen Zuschauer", welcher, in demselben Geiste redigirt wie jenes, schnell Verbreitung fand, aber auch in den Nachbarstaaten mehrfach verboten ward. Nach der pariser Februarrevolution griff er unmittelbar in die öffentlichen Angelegenheiten ein, indem er besonders die der badischen Kammer vorgelegte, die bekannten Volksforderungen betreffende Petition in Gang brachte und sich dann eifrig an Volksversammlungen und Vereinen republikanischer Tendenz betheiligte. Nach der Verhaftung J. Ficklers durch Matthy (8. April 1848) machte er im badischen Seekreis gemeinschaftlich mit Hecker jenen Versuch zur Einführung der Republik mit bewaffneter Hand, ohne sich jedoch an der militärischen Leitung dieses Unternehmens weiter zu betheiligen. Nach der Zerstreuung seiner Schaar bei Freiburg den 23. April floh er nach Straßburg, hielt sich kurze Zeit in Paris auf und wandte sich dann in die Schweiz, wo er mit K. Heinzen einen „Plan zur Revolutionirung u. Republikanisirung Deutschlands" veröffentlichte. Ein bewaffneter Einfall, den er am 21. Sept. mit einigen anderen politischen Flüchtlingen auf badisches Gebiet machte, mißglückte wieder, und er selbst ward nach dem Treffen bei Staufen am 25. Sept. im Amtsbezirke Säckingen verhaftet. Durch ein Schwurgericht zu Freiburg am 30. März 1849 wegen versuchten Hochverraths verurtheilt, ward er zu $5^1/_3$ Jahren Einzelhaft verurtheilt u. zu deren Abbüßung nach Bruchsal abgeliefert. In Folge der badischen Volkserhebung ward er schon am 24. Mai wieder frei und war nun wieder als Hauptführer der republikanischen Partei thätig, kam aber in Konflikt mit Brentano und ward auf kurze Zeit auf dessen Befehl in Verhaft genommen. Nach dem Einrücken der preußischen Truppen in die Rheinpfalz ging er am 17. Juni nach Heidelberg in Mieroslawski's Hauptquartier, nach dem Scheitern des badischen Aufstands aber in die Schweiz, von wo er nach 2 Monaten mit andern Führern der pfälzischen u. badischen Revolution ausgewiesen ward. Mit Zwangspaß begab er sich durch Frankreich nach England, von wo er im April 1851 nach Nordamerika übersiedelte. Hier nahm er seine journalistische Thätigkeit wieder auf. Von seinen Schriften sind noch zu erwähnen: „Briefwechsel zwischen einem ehemaligen u. jetzigen Diplomaten" (Mannh. 1845); „Politische Briefe" (das. 1846); „System der Staatswissenschaften" (Frankf. 1847 bis 1848, 4 Bde.); „Das öffentliche Recht des deutschen Bundes" (Mannh. 1846, 2 Bde.); „Neue Zeit. Ein Volkskalender für das Jahr I" (Bern 1850); „Geschichte der drei Volkserhebungen in Baden" (das. 1849). Seine Frau, geb. Düsar, die sich an den republikanischen Unternehmungen ihres Mannes eifrig betheiligte und, gleichzeitig mit diesem arretirt, bis zum 16. April 1849 in Haft blieb, schrieb „Erinnerungen aus den badischen Freiheitskämpfen" (Hamb. 1850) und „Historische Zeitbilder", (Bremen 1850, 3 Bde.).

Stry, 1) Abraham van, Maler, geboren zu Dortrecht am 31. Dec. 1753, malte schon als Knabe von 13 Jahren Frucht- und Blumenstücke, dann Porträte in Oel und Scenen aus dem täglichen Leben im Geschmacke G. Metzu's und P. de Hooge's, sowie mit Vieh staffirte Landschaften in der Weise des A. Cuyp. Werke von ihm finden sich in den ansehnlichsten holländischen und belgischen Kabinetten. Er veranlaßte die Gründung der Gesellschaft Pictura in Dortrecht, deren Präsident er ward. Auch war er Mitglied des k. niederländischen Instituts und seit 1818 der Akademie zu Antwerpen. Er † den 7. März 1826.

2) Jakob van S., Landschaftsmaler, geboren zu Dortrecht 1756, Bruder des Vorigen, erwarb sich als Landschaftsmaler in der Manier Cuyps einen geachteten Namen. Seine Werke bestehen in Ansichten mit Bäumen und Vieh, die alle von großer Naturwahrheit u. frischer harmonischer Färbung sind. Er war korrespondirendes Mitglied des k. niederländischen Instituts u. † den 4. Febr. 1825 zu Dortrecht.

Strychnin (lat. Strychninum), eine von Pelletier und Caventou entdeckte organische Salzbase, welche sich in Begleitung des Brucins in den Krähenaugen (Samen von Strychnos nux vomica), der falschen Angosturarinde, den Ignatiusbohnen (Strychnos Ignatii), dem Schlangenholze (Strychnos colubrina), dem Upasgift (Strychnos Tieute) und wahrscheinlich auch in den übrigen Strychnosarten findet. Man erhält es am besten aus den Krähenaugen, worin es als salzartige Verbindung enthalten ist. Es wird entweder mit Weingeist, oder mit verdünnten Säuren ausgezogen und krystallisirt beim freiwilligen Verdunsten aus der weingeistigen Lösung in blendend weißen, glänzenden, regelmäßigen Oktaëdern, oder in sehr kleinen vierseitigen Prismen, mit eingedrückten vierseitigen Pyramiden zugespitzt. Beim schnellen Verdampfen und Erkalten der Lösung erhält man es als ein weißes, körniges Pulver. Es ist luftbeständig, geruchlos, schmeckt unerträglich bitter, mit einem eigenthümlichen Nachgeschmack. Es ist nicht schmelzbar, nicht flüchtig, wird aber in der Hitze leicht zerstört. Es ist sehr giftig u. gehört nächst der Blausäure zu den am schnellsten u. intensivsten wirkenden Giften. Seine Hauptwirkung koncentrirt sich auf die motorische Funktion des Rückenmarkes, welche in einer Weise gesteigert wird, daß dadurch Krämpfe in allen Bewegungsorganen hervorgerufen werden, die sich bis zu Tetanus und Asphyxie steigern können. Ueber die medicinische Anwendung des S. s. f. Strychnos.

Strychnos (Brechnuß, Krähenaugenbaum), Pflanzengattung aus der Familie der Kontorten, Bäume und Sträucher in heißen Ländern, ohne Milchsaft, mit rippigen Gegenblättern, kleinen Blumen in Afterdolden u. rund-

lichen, rindigen Beeren voll wässerigen Muses, worunter mehre Arznei- und Giftpflanzen. S. colubrina *L.*, Schlangenholzbaum, ein Schlingstrauch in Ostindien und auf den Molukken, mit dickem Stamme und langen, schlanken Aesten, ist in allen seinen Theilen giftig. Die Wurzel gilt in Ostindien für ein zuverlässiges Mittel gegen die schädlichen Wirkungen des Bisses der Brillenschlange, wird aber auch gegen Wechselfieber angewendet u. ist unter dem Namen Schlangenholz, Lignum colubrinum, Lignum serpentarium, auch nach Europa gebracht, jedoch nur selten angewendet worden. S. nux vomica *L.*, Krähenaugenbaum, gemeiner Brechnußbaum, ist ein ansehnlicher Baum im Sandboden in Ostindien, mit dichter Krone, ovalen, fünfrippigen Blättern und grünlichweißen Blüthen in Endtrauben, wovon die Samen als Krähenaugen, Brechnüsse, Nuces vomicae, Semen Strychni Nucis vomicae, officinell sind. Sie haben keinen Geruch, aber einen widrig-bittern Geschmack und gehören zu den heftigsten Giften des Gewächsreiches, indem sie zwei giftige Alkaloide, das Strychnin u. Brucin, vorwaltend u. zwar mit Igasursäure in Verbindung und außerdem noch Färbestoff, fettes Oel, Wachs, Gummi und Amylum enthalten. Sie wirken reizend-narkotisch, vorzüglich auf das Gangliensystem u. Rückenmark. Man wendet sie, doch meist als Extrakt oder das salpetersaure Strychnin aus ihnen, vorzüglich bei Lähmungen der Glieder, namentlich der untern Extremitäten, ferner bei mehren Krampfkrankheiten, Veitstanz, Katalepsie, Epilepsie, Brustkrampf, Keuchhusten, gegen Wechselfieber, Stockungen im Unterleibe, Würmer und Ruhr, in Ostindien auch gegen Wasserscheu an. Auch gebraucht man daselbst die äußerst bittere Wurzel u. die Rinde bei Wechselfiebern und Bißwunden giftiger Schlangen. S. potatorum *L.*, ein großer Baum in Ostindien, wird daselbst durch die besondere Eigenschaft seiner Samen, unreines Wasser zu klären und trinkbar zu machen, äußerst wohlthätig. S. Tieuta *Lechen.*, ist ein verkrümmter und verdrehter Kletterstrauch in den fast undurchdringlichen Urwäldern auf Java, aus dem die Javaner durch Kochen der Wurzelrinde, Eindicken derselben und durch Beimischung verschiedener Gewürze eins der furchtbarsten Pflanzengifte, das Upas Tiente, Tschettik, Antschar, gewinnen, womit sie ihre Pfeile u. Waffen vergiften. Von S. toxicaria *Schomb.*, in den Wäldern am Orinoco und auf dem Canocongebirge, in der Nähe des Aequators, bereiten die Indianer am Orinoco das Woorari- oder Urarigift.

Strymon, nächst dem Axius der größte Fluß Macedoniens u. der alte Grenzfluß des Landes gegen Osten vor Philipps Zeiten, entsprang auf dem Scomus bei Pantalia, durchströmte ganz Macedonien, durchfloß den See Prasias und mündete bei Amphipolis in den strymonischen Meerbusen, nachdem er wenige Meilen vor seiner Mündung schiffbar geworden. An seinen Ufern hausten viele Kraniche. Jetzt heißt er Struma, türk. Karasu.

Strzelno, Stadt in der preußischen Provinz Posen, Regierungsbezirk Bromberg, Kreis Inowraclaw, mit katholischer Pfarrkirche, Synagoge, Norbertinernonnenkloster, Domänenrentamt, Untersteueramt, Post, Vieh- und Pferdemärkten und 2400 Einw.

S. T. T. L., Abbreviatur auf Grabmälern für sit tibi terra levis, sey dir die Erde leicht.

Stuart, altes Geschlecht in Schottland, das diesem Reiche und England eine ganze Reihe von Königen gegeben hat. Es soll von einem Zweige der englisch-normannischen Familie Fitz-Allan abstammen, der sich in Schottland niederließ und schon im 12. Jahrhundert die erbliche Würde des Reichshofmeisters (Majordomus) oder Stewards erwarb. Von dieser Würde rührt der Name S. (früher Steward) her. Walter S. heirathete um 1315 Majoria, die Tochter des Königs Robert I. Bruce, auf deren Nachkommen nach dem Erlöschen des königlichen Mannsstammes durch ein Erbfolgestatut die Thronfolge in Schottland überging. Als Roberts I. Sohn, David II., 1370 ohne männliche Erben starb, bestieg demnach Walter S.s Sohn als Robert II. den Thron von Schottland u. ward so der Gründer der Dynastie, die nach dem Ableben der Königin Elisabeth von England, mit Jakob VI. (I.), dem Sohne der unglücklichen Maria S., (1603) auch die Krone dieses Reichs erhielt. Ueber ihre Geschichte s. Schottland, Geschichte, und England, Geschichte, sowie die betreffenden biographischen Artikel. Der letzte König aus diesem Stamme war Jakob II., der durch die Revolution von 1788 seine Krone verlor. Sein Sohn war der Kronprätendent Jakob III., auch Ritter von St.-Georg genannt, der 1766 †. Ein anderer unehelicher Sohn, den Jakob II. mit Arabella Churchill, der Schwester Marlboroughs, erzeugte, war Jakob, Herzog von Berwick (s. d.) und Fitzjames, von welchem die Fitzjames in Frankreich abstammen. Jakobs III. ältester Sohn, Karl Eduard, lebte nach der Schlacht bei Culloden, die seinen Unternehmungen in Schottland ein Ziel setzte, unter dem Namen eines Grafen von Albany in Italien und † ohne eheliche Nachkommen 1788. Sein einziger Bruder, Heinrich Benedikt, der 1747 die Kardinalswürde erhalten hatte, legte sich darauf den Königstitel bei. Er lebte zuletzt von einem Jahrgelde, welches ihm vom britischen Hofe gezahlt wurde, zu Venedig u. † den 13. Juli 1807 zu Frascati, nachdem er seine Ansprüche auf den britischen Thron auf Karl Emanuel IV. von Sardinien vererbt hatte. König Georg IV. ließ ihm in der Peterskirche zu Rom von Canova ein Denkmal errichten. Seine Familienpapiere kaufte die britische Regierung an u. ließ sie veröffentlichen („Stuart papers“, London 1847). Von Nebenzweigen des stuartischen Stammes leben noch zahlreiche Glieder in Schottland, England u. Irland. Vgl. Vaughan, Memorials of the Stuart dynasty, Lond. 1831, 2 Bde.

Stuart de Rothesay, Charles, Lord, britischer Diplomat, Sohn des Generals Sir Charles Stuart und Enkel Lord Bute's, des Günstlings Georgs III., geboren den 2. Januar 1779, ward 1808 dem mit einer außerordentlichen Mission nach Spanien betrauten Lord William Bentinck als Legationsrath beigegeben, 1810 aber zum englischen Bevollmächtigten bei der provisorischen Regierung ernannt, welche sich nach der

Flucht der portugiesischen Königsfamilie in Lissabon konstituirt hatte. Er trug hier viel dazu bei, das gute Einvernehmen zwischen England und seinen Verbündeten auf der Halbinsel zu erhalten und letztere zur unverdrossenen Fortsetzung des schweren Kriegs gegen Frankreich zu vermögen. Im Jahre 1815 zu Ludwig XVIII. nach Gent gesandt, begleitete er diesen nach Paris, wo er mehre Jahre als bevollmächtigter Minister fungirte, bis er in gleicher Eigenschaft nach dem Haag abging. Im Jahre 1824 brachte er in Rio Janeiro den Vertrag zu Stande, durch den die Unabhängigkeit Brasiliens von Portugal bestätigt ward, und ging dann im Januar 1828 mit dem Charakter als Botschafter abermals nach Paris. Zugleich ward er als Lord S. d. R. zum Peer erhoben. Als 1830 die Whigs ans Ruder kamen, ward er als Tory abberufen und erschien erst im Oktober 1841 wieder auf dem diplomatischen Schauplatze als Botschafter in Petersburg, wo er im Sinne der Politik Aberdeens ein möglichst gutes Einvernehmen zwischen Rußland und England zu erhalten suchte. Gesundheitsrücksichten veranlaßten ihn, 1844 seinen Posten aufzugeben. Er † den 7. November 1845 auf seinem Landsitze Highcliff in Hampshire. Da er keine männlichen Nachkommen hinterließ, so erlosch der Peerstitel mit ihm.

Stubbenkammer, s. Rügen.

Stucco (ital.), s. Stuck.

Stuck (ital. Stucco), jede feinere Mörtelkomposition, deren man sich in der Baukunst sowohl zum Ueberzug der Wände, als zur Verfertigung der Gesimse und übrigen Reliefverzierungen bedient. Der wesentliche Bestandtheil des S.s ist Gyps, welcher je nach Bedarf verschiedene Zusätze von Kalk, Sand, Ziegelmehl, Marmorstaub, Leim 2c. erhält. Schon die alten Griechen wandten eine Art S. als Ueberzug bei nicht in Marmor aufgeführten Bauten an. Die eigentliche Stukkaturarbeit zur Verzierung hieß bei den Römern Opus Albarium oder Coronarium und ward von ihnen vielfach an Decken und Wänden, meist bemalt oder vergoldet, angewandt. Nachdem die Kunst lange vergessen gewesen, soll sie zuerst von Margaritone um 1300 wieder aufgefunden worden seyn. Vervollkommnet ward sie namentlich durch den Maler Nanni von Udine zur Zeit Raphaels, wie die nach diesem genannten Logen im Vatikan zeigen. Recht in Aufnahme kam aber die Stukkaturarbeit in Deutschland und anderwärts erst mit Anfang des 18. Jahrhunderts mit dem Rococostyl. Zur Stukkaturarbeit muß das feinste Material genommen werden. Die Masse wird in weichem Zustande aufgetragen und erst, wenn sie etwas hart und zähe geworden, mit den Fingern und dem Bossireisen in beliebige Formen gebracht. Auch werden oft die Verzierungen, Rosetten 2c. einzeln gebildet und dann gehörigen Orts befestigt. Gute Stukkaturarbeit trotzt jeder Witterung. Eine Art S. ist auch der sogenannte Gypsmarmor, mit welchem man Säulen 2c. bekleidet, um ihnen ein marmorartiges Ansehen zu geben.

Studenten, s. Universitäten.

Studer, Bernhard, schweizerischer Geolog, geboren 1794 in Büren an der Aar, studirte anfangs Theologie, ging aber dann zur Mathematik über und erhielt 1815 den Lehrstuhl derselben am Gymnasium zu Bern. Im folgenden Jahre begab er sich nach Göttingen, wo er unter Gauß, Stromeyer und Hausmann sich astronomischen und geologischen Studien widmete. Nachdem er 1818 nach Bern zurückgekehrt war, besuchte er 1820 Paris und begleitete dann Leopold von Buch auf mehren Alpenreisen. Da er fortan die Geologie der Alpen zum Hauptgegenstand seines Studiums machte, so ward zu seinen Gunsten 1825 eine Professur jener Wissenschaft zu Bern errichtet, die erste in der Schweiz. S. machte seitdem größere Reisen, 1840 nach Neapel und Sicilien, 1847 nach England und Schottland, 1848 nach Tyrol und Salzburg, über deren Ergebnisse er im „Jahrbuch“ von Leonhard und Bronn, im „Bulletin de la société géologique“ und in andern Zeitschriften berichtete. Außerdem schrieb er „Monographie der Molasse“ (Bern 1825), „Geologie der westlichen Schweizeralpen“ (das. 1834), „Lehrbuch der mathematischen Geographie“ (das. 1836, 2. Aufl. 1842), „Lehrbuch der physikalischen Geographie“ (das. 1844—47, 2 Bde.), „Geologie der Schweiz“ (das. 1851—53, 2 Bde.). Sehr verdienstvoll ist seine gemeinschaftlich mit Escher von der Linth bearbeitete „Carte géologique de la Suisse“ (1853).

Studiosus (lat.), s. v. a. Student.

Studium (lat.), das eifrige Behandeln irgend einer Sache; besonders die ernste Beschäftigung mit Künsten und Wissenschaften; auch Vorarbeit für ein bestimmtes Kunstwerk, daher Studien, Zeichnungen und Modelle zur Darstellung einzelner Gegenstände oder Theile von solchen.

Stübchen, Maß für Flüssigkeiten im nördlichen Deutschland. In Braunschweig ist es $^1/_{40}$ Ohm oder $^1/_{60}$ Oxhoft = 4 Quartier = $3^2/_{11}$ preußische Quart = $3^3/_4$ Litres. In Hannover hält das S. 270 Kubikzoll oder $3^2/_5$ preußische Quart; in Hamburg und Holstein 266 Kubikzoll oder etwa $3^1/_4$ preußische Quart, $^1/_8$ Eimer; in Bremen hat es 4 Quart = $^1/_{45}$ Ohm = $3^2/_9$ Litres = 2,813 preußische Quart; in Hamburg und Mecklenburg ist es $^1/_{40}$ Ohm und hat 2 Kannen oder 4 Quartier = 3,62 Litres = 3,162 preußische Quart. In Lübeck hält es bei derselben Eintheilung 3,6375 Litres = 3,177 preußische Quart; in Hannover 3,894 Litres.

Stüber (Stuever, Stuiver), frühere Rechnungs- und Scheidemünze in den Niederlanden (20 S. = 1 Gulden, also 1 S. = 5 Cents), in Ostfriesland, den niederrheinisch-preußischen Provinzen (60 S. = 1 Thlr. Kur.) und in den dänisch-westindischen Kolonien. Noch gegenwärtig wird in Schweden der Schilling in 4 S. (Styfver) eingetheilt und 192 S. machen einen Reichsthaler aus. Beim Sundzoll in Helsingör war der S. (Styver) oder Schilling $^1/_{48}$ dän. Species oder $^1/_{24}$ dän. Reichsthaler = 4 dän. Schillinge.

Stücke in Esther, s. Esther.

Stückfaß, großes Faß, wird in Frankfurt a. M. eigentlich zu 8, meist aber zu $8^1/_4$ Ohm (s. d.), in Dänemark zu $7^1/_2$ Ohm, in Leipzig zu 4, in Nürnberg zu 15—$15^1/_2$ Eimer Visirmaß gerechnet.

Stückgießerei (Geschützgießerei), Fa-

brikation der Kanonen und Wurfgeschütze aus Bronze und Gußeisen. Die Anfertigung der Formen dazu geschieht am zweckmäßigsten in Kästen über Modellen von Eisen (auch Holz) oder sonstigem Metall (Kastenformerei), wobei man sich entweder des Lehms (Massenformerei), oder des mehr Kieselerde und weniger Thonerde enthaltenden Formsandes (Sandformerei) bedient. In der Regel wird bei 24pfündigen Kanonen auch der *verlorne Kopf*, ein über der Mündung angegossener Cylinder, dessen Schwere dem Metall des Rohres beim Gießen die erforderliche Dichtigkeit gibt, einzeln geformt und in diesem Falle auch dieser Formtheil mit der Rohrform wie der Bodenschluß verbunden. Sämmtliche Modelle und Formkasten der einzelnen Rohrtheile, als des verlornen Kopfes, des Mundstücks, des Delphinenstücks ꝛc., bestehen aus zwei Theilen, welche in der Visirebene zusammenstoßen und mittelst (bei den Modellen im Innern angebrachter) vorstehender Ränder in gleicher Weise wie die verschiedenen Formkasten und Modelltheile genau zusammenpassen und durch Schrauben oder Bolzen vereinigt werden können. Früher, als das Bohren der Geschützröhren noch unbekannt war, wurden dieselben hohl (über den Kern) gegossen, zu welchem Behufe die Form der Seele (der Kern) über eine eiserne Spindel (Kernspindel) auf gleiche Weise wie das Modell des Rohres aus Lehm gebildet ward. Die ausgebrannte Gußform wird senkrecht in die im Gießhaus befindliche Dammgrube gesetzt und mit Erde umgeben. Das zum Gießen bronzener Geschütze bestimmte Metall (*Stückgut*, *Stückmetall*) ist eine Komposition von 100 Theilen Kupfer und 8—14 Theilen Zinn. Das aus dem Stichloche des Ofens ausströmende flüssige Metall sammelt sich in einem Gerinne und fließt von da in die Form, wobei sorgfältig darauf zu sehen ist, daß nicht die auf der Oeffnung schwimmende Unreinigkeit mit hinein komme. Nach vollendetem Gusse werden die gegossenen Stücke, um deren zu schnelles Erstarren zu verhindern, 9—10 Zoll hoch mit Kohlenstücken bedeckt und 36 bis 42 Stunden der Abkühlung überlassen. Nachdem sie hierauf von der Formmasse entblößt worden sind, wird der verlorne Kopf abgeschnitten. So im Gusse vollendet, kommen die Rohre auf die Bohr- und Abdrehbank. Die *Bohrmaschinen*, die durch Wasser oder auch durch Pferde- oder Menschenkräfte getrieben werden, liegen entweder horizontal, oder vertikal. Das Bohren selbst geschieht entweder so, daß das Rohr in einer Bohrlade festliegt und der Bohrer sich in demselben dreht oder umgekehrt, oder so, daß beide, Geschütz und Bohrer, sich nach entgegengesetzten Seiten drehen. Der Bohrkolben ist ein kupferner Cylinder, auf welchen 4seitige Stücken Stahl aufgeschoben werden, die das Ausbohren des Rohrs bewirken. Meist werden 3 Bohrer, der Massivbohrer (aus dem Groben), der Kaliberbohrer und der Schlichtbohrer, angewendet, oder es folgen 5—6 Bohrer von immer zunehmendem Durchmesser auf einander, wobei der Kaliberbohrer, mit dem die letzten Unebenheiten der Seele ausgeglichen werden, den Beschluß macht. Bei neuern Bohrmaschinen bohrt man dagegen nur mit einem Bohrer im Groben und ebnet nur mit dem Kaliberbohrer. Mit dem Bohren pflegt man gleichzeitig das Abdrehen des Geschützes von außen zu verbinden, wogegen das Bohren des Zündlochs und das Abdrehen der Schildzapfen besondere Operationen sind. Die *Stückgießer*, welche diese Arbeiten besorgen, gehören zu den Rothgießern. Doch steht die ganze S. unter der Leitung und Aufsicht eines oberen Artillerieoffiziers.

Stühlingen, Hauptstadt der gleichnamigen Standesherrschaft im badischen Seekreis, an der Wutach, hat ein Kapuzinerhospital, Bergschloß (Lupfen) und 700 Einw.

Stüler, *August*, berühmter Architekt, königlich preußischer geheimer Oberbaurath zu Berlin, geboren 1800, gehörte zu Schinkels begabtesten Schülern und zeichnet sich namentlich in der Ornamentik durch reiche schöpferische Phantasie aus. Außer den Vorlegeblättern für Möbeltischler, welche er mit Strack in 4 Heften (1835 ff.) herausgab, sind unter seinen früheren architektonischen Entwürfen besonders jene zu erwähnen, welche im „Album" des preußischen Architektenvereins (Potsdam 1837 ff.) erschienen. Nach seinen Plänen wurde außer geschmackvollen Privatgebäuden in und um Berlin 1840 das neue Rathhaus in Perleberg in mittelalterlich italienischem Style erbaut. Zu seinen ferneren Arbeiten gehören die Entwürfe zum Wiederaufbau des Winterpalais in Petersburg, zum Umbau der berliner Börse, zu den Schloßbauten in Boitzenburg, Basedow, Arendsee, Dalwitz und zur katholischen Kirche in Reda. Eine seiner großartigsten Schöpfungen ist aber das neue Museum in Berlin, bei welchem er die ästhetische Rücksicht vorwalten ließ, in sofern er jeder einzelnen Lokalität einen architektonischen u. dekorativen Charakter zu geben suchte, welcher mit den darin aufgestellten Kunstgegenständen im Einklange stehen sollte. Auch zu den projektirten Dom- und Campo-Santobauten lieferte er treffliche Entwürfe, deren Ausführung jedoch ins Stocken gerathen ist. Dagegen brachte er den Kuppelbau auf dem Triumphbogen des Hauptportals des königlichen Schlosses zur Vollendung. Ein anderer Prachtbau von ihm ist die 1844 in Frankfurt a. M. eröffnete Börse. Andere Bauten von ihm sind die Matthäuskirche im Thiergarten, die neue Kirche der Georgengemeinde und die Jakobskirche in Berlin. In und bei Potsdam rühren von ihm, außer einer Menge Prachtanlagen im Garten von Sanssouci, namentlich die Friedenskirche und die Nikolaikirche her. Auch ward nach seinen Plänen das großherzogliche Schloß zu Schwerin im üppigen Rococostyl des Schlosses zu Chambord ausgeführt. Endlich lieferte er eine Menge dekorativer Zeichnungen für Gußwerke, Porzellangefäße, Silberarbeiten ꝛc., unter welchen letzteren besonders der Schild von Gold und Silber, welcher 1842 als königliches Pathengeschenk für den jungen Prinzen von Wales ausgeführt wurde, zu nennen ist.

Stümper, Person, die vorgibt, Etwas zu wissen oder zu können, aber es nur mangelhaft weiß und kann; daher *stümpern*, Etwas auf eine unvollkommene oder ungeschickte Art verrichten, auch *stümpeln*.

Stürmer, *Bartholomäus*, Graf von,

österreichischer Diplomat, geboren den 26. Dec. 1787 zu Konstantinopel, wo sein Vater, Ignaz, Freiherr von S., wirklicher österreichischer Staats- und Konferenzrath, damals Internuntius, war, ward in der Akademie der morgenländischen Sprachen in Wien erzogen, 1806 als Sprachknabe bei der Internuntiatur zu Konstantinopel und 1811 bei der österreichischen Gesandtschaft in Petersburg angestellt. Er begleitete 1812 als wirklicher Legationssekretär den Fürsten von Schwarzenberg nach Galizien, wohnte dann mit geheimen Aufträgen dem Kongresse zu Chatillon bei, wurde mehre Male nach der Schweiz gesandt u. bis zur Ankunft des Fürsten Metternich bei der provisorischen Regierung von Frankreich vom Fürsten von Schwarzenberg akkreditirt. Im April 1816 begab er sich als österreichischer Kommissär auf die Insel St. Helena, wo er 2 Jahre blieb. Dann ward er Generalkonsul bei den Vereinigten Staaten von Nordamerika und 1820 außerordentlicher Gesandter u. bevollmächtigter Minister in Rio Janeiro, von wo er schon nach 5 Monaten bei dem Ausbruche der dortigen Revolution mit dem Könige das Land verlassen und sich nach Lissabon begeben mußte. Da aber kurz vor seiner Ankunft (1821) der österreichische Generalkonsul und Geschäftsträger, Ritter von Berks, wegen erhaltener Beleidigung abgereist war, so sah er sich zu gleichem Schritte genöthigt und lebte seitdem in Geschäften des österreichischen Hofes bald in London, bald in Paris und Wien, bis er 1834 zum Internuntius in Konstantinopel ernannt wurde. Hier wirkte er bis zum 23. Mai 1850, wo er nach Oesterreich zurückkehrte und seinen Wohnsitz in Venedig nahm. Er war 1842 in den Grafenstand erhoben worden.

Stürzgut, solche Waaren, die bei dem Transport zu Schiffe nicht in Fässer oder Ballen gepackt, sondern unmittelbar in den Schiffsraum gebracht werden, als Getreide, Kohlen, Salz, auch wohl Rosinen. Eine solche Ladung heißt daher Stürzladung.

Stützpunkt, der Punkt, an den sich irgend Etwas, z. B. ein Hebel, stützt oder lehnt; im Militärwesen (Pivot) der stehenbleibende Punkt, um den sich eine schwenkende Abtheilung bewegt, oder auch ein Punkt in der Aufstellungslinie, welcher den schwächeren Theilen derselben größere Widerstandsfähigkeit verleihen soll.

Stüve, Johann Karl Bertram, hannöverischer Staatsmann, geboren den 4. Mai 1798 in Osnabrück, studirte 1817—20 in Berlin und Göttingen die Rechte und ließ sich dann in seiner Vaterstadt als Advokat nieder. Mehr noch, als seine Praxis, beschäftigte ihn die Provinzialgeschichte; die Früchte seiner Studien in diesem Fache sind mehre Werke: der 3. Theil von Justus Mösers „Osnabrückischer Geschichte, herausgegeben aus des Verfassers handschriftlichem Nachlasse" (Berlin 1824), die Fortsetzung der vom Regierungssekretär Friderici und einem Bruder S.'s begonnenen „Geschichte der Stadt Osnabrück aus Urkunden" (Bd. 3, Osnabrück 1826), eine „Darstellung des Verhältnisses der Stadt Osnabrück zum Stifte" (Hannover 1824) und einige andere denselben Gegenstand betreffende Abhandlungen. Auf dem Landtage von 1831 wirkte er als Berichterstatter der zum Entwurfe eines Ablösungsgesetzes niedergesetzten Kommission und später als Vorsitzender der zur Prüfung der Ablösungsordnung vom 13. Juli 1833 niedergesetzten Kommission, und zwar ganz im Einklange mit der von ihm 1830 verfaßten Schrift „Ueber die Lasten des Grundeigenthums und Verminderung derselben in Rücksicht auf das Königreich Hannover", zur besseren Regulirung der den Grundbesitz belastenden Steuern erfolgreich mit und gab durch den von ihm veranlaßten Antrag der Stände vom 30. April 1831 den ersten Anstoß zu der neuen Verfassung Hannovers. Als Mitglied der mit Ausarbeitung des Grundgesetzes beauftragten Kommission stellte er in der Schrift „Ueber die gegenwärtige Lage des Königreichs Hannover" (Jena 1832) zwar freisinnige Grundsätze auf, entzweite sich aber durch abweichende Ansichten über die Zusammensetzung der Stände eben sowohl mit der liberalen Partei, als mit der Regierung, welche sich jedoch später zu seinen Ansichten bekannte. Nach der Thronbesteigung des Königs Ernst August und nach der durch denselben verfügten Vertagung des Landtags veröffentlichte S. nicht nur eine „Vertheidigung des Staatsgrundgesetzes", sondern betheiligte sich auch an den gesetzlichen Schritten, welche der osnabrücker Magistrat behufs der Aufrechterhaltung der bisherigen Verfassung bei den allgemeinen Ständen und bei der Bundesversammlung zu thun für gut fand. In Folge davon wurden aber seinem Eintritt in die neue Kammer fort und fort Hemmnisse in den Weg gelegt, was ihn jedoch nicht abhielt, nach wie vor bei der fortgesetzten Protestation des Magistrats und der Bürgerschaft zu Osnabrück gegen die neue Verfassung im Vordergrunde zu agiren. Als der hannöverische Magistrat im Juli 1839 in eine Kriminaluntersuchung verwickelt worden war, führte er mit eben so viel Festigkeit als Gewandtheit die Defension desselben, richtete im März 1840 in der Verfassungsangelegenheit im Namen des osnabrücker Magistrats eine energische Beschwerde an die Stände und, als dieselbe keine Berücksichtigung fand, unter dem 26. Juli eine Petition an den König, die aber uneröffnet an ihn zurückging. Vergeblich bemühte man sich im Justizministerium, sich den überlästigen Oppositionsmann durch Verwickelung in einen Kriminalprozeß vom Halse zu schaffen, bis in den Stürmen des Jahres 1848 auch seine Zeit kam. S. bildete damals mit Lehzen, Bennigsen, Düring und Braun ein neues Ministerium, dessen Programm auf Beseitigung der privilegirten Landesvertretung, Reform der Administration u. Justiz, Selbstständigmachung der Gemeinden, Freigebung der Presse, Einrichtung von Schwurgerichten &c. lautete. Befriedigte er durch solche Maßregeln auch die Liberalen, so brachte ihn doch seine Ansicht über die deutsche Frage mit denselben in Differenz. Von Anfang an der Bildung eines deutschen Bundesstaats unter preußischer Leitung abhold und der Verbindung mit Oesterreich, sowie dem Föderalismus das Wort redend, trug er nur mit Widerstreben durch das Bündniß vom 26. Mai der bundesstaatlichen Politik Rechnung, und kaum war von Seiten Oesterreichs und der Mittelstaaten dagegen Widerspruch erhoben wor-

den, als er auch der eingegangenen Verpflichtungen ledig zu seyn glaubte und nun auf eigene Hand an Einigungsprojekten arbeitete. Der Sieg der Reaktion hatte auch seinen Rücktritt zur Folge (Oktober 1850). Seitdem wiederholt in die Ständeversammlung gewählt, bemühte er sich, seine der jetzt am Ruder befindlichen Adelsaristokratie verhaßten Reformen vor deren Angriffen sicher zu stellen. Vgl. Hannover, Gesch.

Stufenjahre, s. Klimakterische Jahre.

Stuhl (Lehne), Sessel mit Gestell zum Sitzen für eine Person eingerichtet, meist mit einer Rückenlehne, die aus 2 Seitenstücken und einem oben querüber liegenden Kopfstück besteht. Der Sitz des S.s ist gewöhnlich gepolstert und das Polster mit Leder oder einem andern Stoffe überzogen. Der verschiedenen Einrichtung nach gibt es Arm-, Lehn- und Großvaterstühle mit Arm- und Backenlehnen zur größern Bequemlichkeit, Feldstühle zum Zusammenschlagen, Gartenstühle, wohl auch zum Zusammenklappen, Stroh-, Rohr-, Holzstühle 2c.

Stuhlgericht, s. v. a. Femgericht.

Stuhlverstopfung, s. Obstruktion.

Stuhlweißenburg (ungarisch Székes-Fejer-Varmegya, slowakisch Bielobradszka Sztolicza, lateln. Comitatus albaregalensis), ungarische Gespannschaft im pesth-ofener Distrikt, jenseits der Donau, zwischen der komorner, pilifer, pesther, solther, tolnaer und veszprimer Gespannschaft gelegen, mit einem Areal von 75⁴/₅ □M., bildet in ihrem südlichen größten Theile eine wellenförmige Ebene, während sie im Norden von der verteser Bergreihe, in der sich der vulkanartige Csokaberg erhebt, und von einem Theile des Bakonyerwaldes durchzogen wird. Hauptfluß ist die Donau, welche die östliche Grenze des Komitats gegen die pesther und solther Gespannschaft bildet und gleich wichtig für die Schifffahrt und den Handel als für den Fischfang ist. Der große Sumpf Sarret, bis in das veszprimer Komitat reichend, hat, nachdem der sumpfartige Abfluß seiner Gewässer, Sarviz genannt, zu dem 92,800 Klafter langen Sarviz- oder Palatinalkanal (Nador Csatornaja) hergestellt worden, an Ausdehnung bedeutend abgenommen, und es sind dadurch bereits 69,805 Joch trocken gelegtes urbares Fruchtland gewonnen worden. Sonstige Gewässer des Komitats sind der eine Meile lange und ⅛ — ¼ Meile breite Velentzersee, der Sosto (Salzteich), an der stuhlweißenburger Vorstadt Egetváros, und eine große Anzahl von Bächen. Die Milde des Klima's befördert die üppige Vegetation auf dem ungemein fruchtbaren Boden, der ohne künstliche Bearbeitung die reichsten Ernten gewährt. Die Hauptprodukte sind Getreide, besonders Weizen, Mais, treffliche Weine, Obst aller Art im Ueberflusse, Tabak, Alles zur Ausfuhr. Die fetten Weiden kommen der Viehzucht trefflich zu Statten, und es blüht eben so die Hornvieh- und veredelte Schafzucht als die Pferde- u. Borstenviehzucht. Die großen Waldungen im Norden der Gespannschaft sind reich an schönem Holz und Wild, die Gewässer an Fischen, Krebsen und Schildkröten, und die Sümpfe und Seen sind Aufenthaltsort von unzähligem Geflügel. Die Berge liefern Marmor und Bausteine und geben einigen mineralischen Quellen ihr Daseyn; auch werden hier mehre römische Alterthümer gefunden. Die Mehrzahl der Einwohner besteht aus Ungarn; zu diesen gesellen sich viele Deutsche mit einigen Slaven und Raizen, welche letztere vorzüglich den Handel in Händen haben. Die Gespannschaft ist in 3 Bezirke abgetheilt, in den sarmelleker, csakvarer und bitsker, und zählte 1850 171,747 Einw. (1848 187,100), worunter 94,900 Katholiken, 2680 nichtunirte Griechen, 60,720 Protestanten und etwa 2770 Juden waren. Die gleichnamige (Székes-Fejervar, slawonisch Bialigrad, lateinisch Alba regia) Haupt- u. königliche Freistadt daselbst, liegt auf einer Ebene mit morastigem Boden in der Nähe des Sumpfes Sarret, hat 2 Vorstädte, ein katholisches Gymnasium, ein bischöfliches Seminar, eine katholische Hauptschule, ein Militärknabenerziehungshaus und ein ungarisches Theater, ist Sitz eines Bischofs und eines Stuhlgerichts. Unter den Gebäuden sind hervorzuheben die reiche Kathedralkirche zur heil. Jungfrau, vom heil. Stephan erbaut, die alte, aber schöne Johanniskirche, das schöne Komitatshaus, die bischöfliche Residenz u. der Palast des Grafen Schmidegg, worin zugleich das Postamt, ein Kaffeehaus mit Traiteur- und Redoutensaal sich befinden. Die Einwohner, Ungarn und Deutsche, 15,000 an der Zahl, unterhalten Tuch-, Flanell-, Korduan-, Seife- und Messerfabriken und gewinnen Soda aus den Sümpfen. S. soll zur Römerzeit Floriana geheißen haben; gewiß war es römischer Stationsort, wie die vielen ausgegrabenen Münzen, Ziegel 2c. beweisen. Stephan der Heilige erhob es zur Krönungsstadt, und es war seitdem meist Residenz und Begräbnißstätte der ungarischen Könige, bis erstere zur Zeit Königs Bela IV. nach Ofen verlegt wurde. Am 19. November 1490 wurde die Stadt von dem römischen König Maximilian im Sturm erobert, aber nicht behauptet. Im J. 1526 ward hier Zapolya zum König von Ungarn erwählt. Im J. 1541 erhob Ferdinand I. S. zu einer königlichen Freistadt, aber schon 1543 fiel die Stadt den Türken durch Kapitulation in die Hände. In Folge der hier am 3. November 1593 und 6. September 1601 von den Kaiserlichen über die Türken erfochtenen Siege kam die Stadt wieder in den Besitz der ersteren, aber schon 1602 durch Meuterei der Besatzung wieder in die Gewalt der Türken, die sie erst 1688 verließen. Das hier befindliche Bisthum wurde 1776 durch Maria Theresia errichtet. Der letzte hier gekrönte König war Ferdinand I. (3. November 1527).

Stuhlzwang, s. Tenesmus.

Stuhm, Kreisstadt in der preußischen Provinz Preußen (Westpreußen), von Seen umgeben, hat 2 Thore, ein altes Schloß, eine evangelische und katholische Kirche, Synagoge, Land- und Stadtgericht, Torfgräbereien und 1250 Einw.

Stuhr, Peter Feddersen, deutscher Schriftsteller im mythologischen u. geschichtlichen Fache, geboren den 28. Mai 1787 zu Flensburg, studirte anfangs in Kiel Jurisprudenz, ward aber dann in Heidelberg durch die schellingsche Philosophie angezogen. Nachdem er noch in Göttingen und Halle Studien obgelegen, ließ er sich 1810 in

Heidelberg nieder und verfaßte hier die Schrift „Die Staaten des Alterthums und der christlichen Zeit, in ihrem Gegensatze dargestellt“ (Heidelberg 1811). Einen bekannteren Namen erwarb er sich aber erst durch seine Polemik gegen Niebuhr in der Schrift „Ueber den Untergang der Naturstaaten“ (Berlin 1817). In seine Vaterstadt zurückgekehrt, trat er 1813 unter die Uhlanen der hanseatischen Legion und nahm nach Beendigung des Feldzugs als Stabsrittmeister seinen Abschied. In Kopenhagen verfaßte er darauf die „Abhandlungen über nordische Alterthümer“ (Berl. 1817), unterbrach aber diese Studien wieder, indem er am zweiten Feldzuge gegen Napoleon erst als Premierlieutenant in der preußischen Landwehr, dann im 6. Uhlanenregiment Antheil nahm. Nach dem zweiten pariser Frieden erhielt er eine Anstellung als Sekretär bei der Militärstudienkommission in Berlin, legte aber dieses Amt bald wieder nieder und privatisirte mehre Jahre, bis er sich 1821 an der Universität habilitirte, wo er 1826 eine außerordentliche Professur erhielt. Er † zu Berlin den 13. März 1851. Er schrieb noch „Brandenburg-preußische Kriegsverfassung zur Zeit Friedrich Wilhelms des Großen“ (Berlin 1819), „Die chinesische Reichsreligion und die Systeme der indischen Philosophie in ihrem Verhältnisse zur Offenbarungslehre“ (das. 1835), „Die Religionssysteme der heidnischen Völker des Orients“ (das. 1836—38, 2 Bde.), „Die drei letzten Feldzüge gegen Napoleon“ (Lemgo 1832), „Der siebenjährige Krieg“ (das. 1834) u. A. m.

Stummheit (mutitas), Unvermögen zu sprechen, ist stets Folge einer anderen Krankheit, am häufigsten Symptom der Taubheit, die aber selten absolut ist, sondern nur in einem so hohen Grad von Schwerhörigkeit besteht, daß die menschliche Rede nicht deutlich vernommen wird. Zuweilen ist dieselbe angeboren, zuweilen erworben. Ist Letzteres schon in zarter Kindheit geschehen, so verliert sich das Sprechvermögen ganz; ist aber die Taubheit erst im vorgerückteren Alter entstanden, so bleibt das Sprechvermögen, aber der Ton der Stimme wird auffallend ungleich. Ferner kann die S. Symptom des Blödsinns, z. B. bei angebornem Wasserkopf, bei den höheren Graden des Cretinismus ꝛc., seyn. Auch kann sie Symptom sonstiger Krankheiten derjenigen Organe seyn, die zur Sprachbildung beitragen, mögen dieselben in Bildungsfehlern oder in vorübergehenden Krankheiten derselben beruhen. Endlich kommt sie auch als Symptom der Lähmung vor. Sie ist sowohl von der Aphonie, der Stimmlosigkeit, bei welcher die Bewegung der Sprachorgane Statt findet, aber keine Töne hervorbringt, als von der Paraphonie, fehlerhafter Stimme, zu unterscheiden. Unter den Bildungsfehlern, welche die Sprache hindern, ist der Mangel des knöchernen Gaumens und die Durchlöcherung oder Spaltung des letztern der wichtigste. Es ist gelungen, partielle Oeffnungen des Gaumens künstlich zu schließen, wodurch das Reden möglich gemacht wird. Auch hat die neueste Chirurgie die Gaumennaht mit Glück ausgeführt, wenn nicht die Spalte zu breit u. der Wolfsrachen komplet ist, in welchem Falle Heilung des Gebrechens unmöglich ist.

Stunde, der 24. Theil eines Tages, der wieder in 60 Minuten à 60 Sekunden getheilt wird. Die meisten civilisirten Völker fangen die 1. S. des Tages im bürgerlichen Leben nach dem Eintritte der Mitternacht an zu zählen, zählen aber nur bis 12 und beginnen zu Mittag wieder von vorn, so daß der Tag in 2mal 12 S.n zerfällt. In einem großen Theile Italiens aber beginnt man die S.n erst eine Stunde vor Sonnenuntergang zu zählen und zählt bis 24 fort. Ebenso pflegen die Astronomen zu zählen, und zwar von Mittag an. Viele Völker aber kennen die Eintheilung des Tages in S.n gar nicht, bei andern sind die S.n des eigentlichen Tages bald größer, bald kleiner, als die S.n der Nacht.

Stundenwinkel, der Winkel, den ein Deklinationskreis mit dem ersten Mittagskreise am Pole bildet, ist gleich dem Bogen des Aequators, der zwischen dem Deklinationskreis und dem Meridian liegt.

Stundung, s. Konkurs; vgl. Moratorium.

Stupor (lat.), Gefühllosigkeit, Taubsinn der Glieder, Betäubung. S. artuum, s. v. a. Einschlafen der Glieder.

Stuprator, Stuprum (lat.), s. Unzuchtsverbrechen.

Sture, mächtiges Geschlecht in Schweden im 15. und 16. Jahrhundert, von dem drei Häupter sich als Statthalter des Reichs berühmt gemacht haben und das 1716 erlosch. Merkwürdig sind: Sten S., der Aeltere, Reichsvorsteher von Schweden, Sohn Gustavs Amundsohn S. und Schwestersohn des Königs Karl VIII., ward von Karl Knutson in seinem Testamente zum Reichsvorsteher vorgeschlagen und zu Arboga am 1. Mai 1471 dazu erwählt. Als solcher schlug er den Angriff Christians auf Schweden kräftig zurück, beschäftigte sich darauf mit der Ordnung der Reichsverfassung, suchte das allgemeine Wohl zu befördern u. errichtete 1476 die Universität zu Upsala. Während er eine gegen ihn ausgebrochene Empörung in Westgothland zu dämpfen hatte, kämpfte er zwar mit Glück gegen die Russen, die in Finnland eingefallen waren, mußte aber dem von seiner Gegenpartei begünstigten Könige Johann von Dänemark nach der unglücklichen Schlacht bei Roteber (den 28. Sept. 1497) sich unterwerfen, der nun auch als König von Schweden anerkannt wurde. Doch bald ward S. wieder an die Spitze des Aufruhrs gegen Johann gerufen und focht glücklich (1502), † aber plötzlich zu Jönköping, wahrscheinlich an Gift, am 13. Dec. 1503. Sein Tod ward lange verheimlicht. Ein Seitenverwandter von ihm, Swante Nielsohn S., folgte ihm am 21. Jan. 1504 als Reichsvorsteher. Derselbe setzte den Krieg fort, belagerte Kalmar, welches die Dänen besetzt hielten, und schlug Johann zu wiederholten Malen, † aber schon am 2. Jan. 1512 zu Westerås, worauf sein jüngerer Sohn, Sten S., der Jüngere, am 23. Juli 1512 zum Reichsverweser erwählt wurde. Aber außer Christian von Dänemark, welcher auch Schwedens Thron forderte, hatte S. noch einen hartnäckigen Feind an dem Erzbischofe Gustav Trolle zu bekämpfen, der es nicht vergessen konnte, daß durch die S. seinem Geschlechte der Glanz der Würde eines Reichsvor-

stehers entzogen worden war, und sich mit Christian II. verband. Bald zeigte sich eine dänische Flotte an den schwedischen Küsten (1517). S. ließ den Erzbischof auf einer allgemeinen Volksversammlung für einen Hochverräther erklären und seines Amts entsetzen und schlug 1518 einen Sturm der Dänen auf Stockholm glücklich ab. Doch ward er jetzt vom Papst in den Bann gethan und Christian mit der Vollziehung des Bannfluchs beauftragt. S. sammelte die treuen Schweden und führte sie dem Feinde bis Bergesund (Ulricasama) entgegen, ward aber gleich zu Anfange der entstandenen Schlacht tödtlich verwundet, nach Strengnäs in Sicherheit gebracht u. † auf dem Wege nach Stockholm am 9. Febr. 1520.

Sturm, ein starker, heftiger, sehr schnell und gewaltsam einherfahrender Wind (Sturmwind), der jedoch noch schwächer ist als der Orkan. Der stärkste Grad des S.es ist der fliegende S., wo ein Schiff nur vor Top und Takel treiben kann und Raaen und Stenge kappen muß, um weniger Wind zu fangen; s. Wind. Im Kriegswesen ist S. ein heftiger Angriff einer Truppe, besonders das gewaltsame Eindringen in einen festen Ort; auf eine Festung S. laufen, einen Angriff auf sie thun; den S. abschlagen, die Angreifenden zurücktreiben; S. schlagen lassen, bei den Soldaten zum S. oder Angriffe trommeln; S. läuten, die Sturmglocken ziehen; vgl. Festungskrieg.

Sturm, 1) Johannes von, verdienter Schulmann, geboren zu Schleiden 1507, studirte zu Leyden und Löwen, legte eine Druckerei an und ging dann nach Paris, wo er unterrichtete. Ein Anhänger der Reformation, verließ er Paris, ward 1530 Rektor in Straßburg und brachte das Gymnasium zu solcher Blüthe, daß Maximilian II. es 1566 in eine Akademie verwandelte. Er that sehr viel für die verfolgten Reformirten, hatte auch deshalb manche Anfechtung, besonders von dem eifrigen Lutheraner Osiander zu erleiden, verlor 1582 seine Stelle u. † zu Straßburg 1589. Er war ein anderer Praeceptor communis Germaniae, von dem Alle sich Rath in Schulsachen und Lehren erbaten. Kaiser Karl V. schenkte ihm den Reichsadel. Er gab den Cicero heraus (Löwen 1587 ff., 9 Bde.), übersetzte die Rhetorik des Aristoteles, Abhandlungen des Hermogenes u. schrieb Mehres über Rhetorik u. Streitschriften.

2) Christoph Christian, ascetischer Schriftsteller und geistlicher Liederdichter, am 25. Jan. 1740 zu Augsburg geboren, studirte in Jena und Halle Theologie. Seit 1765 Konrektor in Sorau in der Niederlausitz, ward er 1767 Prediger in Halle, 1769 zu Magdeburg und 1778 Pastor an der Petrikirche und Scholarch zu Hamburg, wo er am 26. Aug. 1786 †. Großes Verdienst hat er sich um Verbreitung und Belebung religiösen Sinnes durch seine trefflichen und vielgelesenen Erbauungsbücher erworben, welche sich durch Popularität des Vortrags, Fruchtbarkeit des Inhalts, Wärme der Empfindung und geläuterte Religionsansicht vortheilhaft auszeichnen. Am verbreitetsten unter ihnen sind seine „Unterhaltungen mit Gott in den Morgenstunden auf jeden Tag des Jahres" (Halle 1768, 2 Bde., 10. Aufl. von Wilmsen, Hannover 1811) und seine „Morgen- u. Abendandachten" (Magdeburg 1778, 8. Aufl. 1794). Vgl. Feddersen, S.s Leben und Charakter, Halle 1786.

Sturmbock, Sturmbrücke, Sturmdach, Sturmhaken, s. Aries u. Kriegsmaschinen.

Sturmfluth, Springfluth, welche durch dazu kommenden Sturm, der in gerader Richtung gegen das Land und gegen Flußmündungen weht, zu bedeutender Höhe getrieben wird und oft große Ueberschwemmungen verursacht. Besonders leiden die Nordseeküsten, Ostfriesland, das Oldenburgische, das Bremensche, Holstein und Schleswig, an den Ostseeküsten oder der finnische Meerbusen, hauptsächlich Kronstadt und St. Petersburg von S.en.

Sturmhaube (Sturmhut), s. Helm.

Sturmhut, Pflanzengattung, s. v. a. Eisenhut, Aconitum *L.*

Sturmleitern, Leitern, auf welchen die zum Sturme bestimmten Truppen die Wälle u. Mauern zu ersteigen versuchten; sie sind oben mit eisernen Haken versehen, um sie leicht an der Mauer anhängen zu können, in neuerer Zeit, seit der Vervollkommnung der Artillerie und Fortifikationskunst, jedoch nicht mehr anwendbar.

Sturz, Helfrich Peter, deutscher Schriftsteller, am 16. Febr. 1736 zu Darmstadt geboren, studirte 1754—57 zu Göttingen die Rechte und außerdem mit besonderer Vorliebe Aesthetik und Rhetorik. Im Jahre 1759 erhielt er in München als Sekretär bei dem kaiserlichen Gesandten, Baron von Widmann, eine Anstellung, verließ aber schon 1760 dieselbe wieder, da sie ihm als Protestanten keine Aussicht zu weiterer Beförderung gewährte, u. trat als Privatsekretär in die Dienste des Kanzlers von Eyben zu Glückstadt, auf dessen Empfehlung er 1763 im Departement der auswärtigen Angelegenheiten angestellt ward. Im Jahre 1770 ward er bei dem Generalpostdirektorium angestellt, verlor aber nach dem Sturze Struensee's (1772) diese Stelle, wurde verhaftet und erhielt erst nach 4 Monaten seine Freiheit wieder, worauf er zu Glückstadt und Altona von einer kleinen Pension lebte. Er † am 12. Nov. 1779 zu Bremen. S. war einer der geschmackvollsten deutschen Prosaiker. Vorzüglich verdienen seine „Erinnerungen aus dem Leben des Grafen von Bernstorff" (1777) und seine „Briefe eines Reisenden aus England 2c." im „Deutschen Museum (1777) einer rühmlichen Erwähnung. Eine Sammlung seiner Schriften erschien zu Leipzig 1779 f., 2 Bde., neue Aufl. 1786.

Sturmvögel (Procellariae), Vögelfamilie aus der Ordnung der Schwimmvögel, charakterisirt durch die in vorstehende Röhren sich öffnenden Nasenlöcher (daher der Name Röhrennasen), den verschieden gebildeten, aber stets vorn hakenförmig herabgebogenen Schnabel und die fehlende Hinterzehe, Seevögel, welche oft mehre hundert Meilen weit über das Meer fliegen u. sich meist bei Annäherung von Stürmen in der Nähe der Schiffe zeigen, sich auch auf diesen niederlassen. Die Gattung Sturmvogel, mit Schnabel von Kopflänge und oben auf dem Schnabel in einer durch eine dünne Scheidewand getrennten Röhre

CCCXXIX



STUTTGARDT

auslaufenden Nasenlöchern, ist neuerlich in zwei Untergattungen getheilt worden, nämlich: Sturmläufer (Thalassidroma *Vig.*), mit häutigen Nasenlöchern, deren Oeffnungen parallel sind und ein gemeinsames Rohr bilden, schwärzlichem Gefieder und langen, mit einem die Hinterzehe andeutenden Sporn versehenen Beinen, halbnächtliche Vögel, welche selbst beim heftigsten Sturm über die steigenden und fallenden Meereswogen halb fliegend hinweglaufen, um Weichthiere zu fangen, und als deren Vertreter besonders die Sturmschwalbe (Th. pelagica *L.*, St.-Petersvogel) zu nennen ist, der kleinste Wasservogel, oben dunkelschwarz, unten grauschwarz mit weißem Bürzel und Querband über die Flügel, $5\frac{1}{2}$ Zoll lang und voll Thran, im atlantischen Meere bei starkem Sturm auf den Schiffen und nach Nordweststürmen häufig zwischen der Eider- und Elbmündung erscheinend, und Mövensturmvogel (Procellaria *L.*), mit hornigen Nasenlöchern, deren Oeffnungen konvergiren, wozu der arktische oder Eissturmvogel (P. glacialis *L.*) gehört. Derselbe ist weiß, mit aschgrauem Mantel, gelbem Schnabel und gelben Beinen und 16—20 Zoll lang. Im Norden, besonders um Island und an der Baffinsbai häufig, erscheinen diese Vögel selten an der deutschen Küste. Sie nähren sich von Mollusken, Quallen, Fischen, sogar von dem faulenden Fleische der Wallfische und Seehunde, sind sehr gefräßig und, wiewohl das Weibchen immer nur Ein Ei legt, doch in solcher Menge vorhanden, daß in Island jährlich mehr als 20,000 Junge gefangen und als Wintervorrath eingesalzen werden. Der Riesensturmvogel (P. giganteus *Lath.*), von der Größe einer Gans, mit $4\frac{1}{2}$ Zoll langem Schnabel, oben schwarz, unten weiß, lebt in der Südsee und um das Kap. Die Gattung Sturmtaucher (Puffinus *Ray*), mit in 2 gesonderten Löchern und wenig am Rande hervorragenden Nasenlöchern, enthält sehr geschickte Taucher, welche selbst auf den sturmbewegten Wellen schwimmen u. tauchen, nur zur Brütezeit auf dem Lande leben, indem sie ihr Ei in selbst gegrabene Löcher oder Felsspalten legen. Hierher gehört der nordische oder arktische Sturmtaucher (P. arcticus *Fab.*, Procellaria puffinus *Gm.*), oben braun, unten weiß, 13 Zoll lang, in den nördlichen Meeren, selten an den deutschen Küsten, auf den Orkneyinseln, wo er im März eintrifft, um im August südwärts zu ziehen, der Federn wegen aufgesucht. Zu den S.n gehört auch die Gattung Albatros (s. d.).

Stuttgart, Hauptstadt des Königreichs Würtemberg und Residenz des Königs, liegt in einer kesselförmigen Erweiterung des Nesenbachthals, das sich $\frac{3}{4}$ Stunde von der Stadt mit dem Neckarthal vereinigt u. bis Kannstadt einem englischen Garten gleicht, von Weinbergen und Gärten rings umgeben, fast in der Mitte des Landes. Die Stadt ist, mit Ausnahme der Altstadt, regelmäßig gebaut, hat breite, gerade Straßen und geräumige Plätze; 8 Thore, die noch aus der Zeit herstammen, als die Altstadt eine Festung war, bestehen noch als Barrièren, obgleich die Stadtmauern der Altstadt längst abgebrochen sind und sich der Umfang der Stadt durch Vorstädte (die Eßlinger-, Liebfrauen-, Turniracker- [sogenannte reiche] Vorstadt) und in neuerer Zeit durch Anbaue nach allen Richtungen hin sehr erweitert hat. S. zerfällt in die drei Distrikte der innern Altstadt, der obern und äußern Stadt. Die schönsten Straßen sind die Königs-, Neckar-, Friedrichs- und Kronenstraße, von denen besonders die Neckarstraße die schönsten Gebäude besitzt. Sämmtliche Straßen werden mit Gas beleuchtet. Von den öffentlichen Plätzen sind der neue und alte Schloßplatz die schönsten, jener mit einem 1841 errichteten Denkmale des jetzt regierenden Königs (Obelisk), dieser mit dem 1839 aufgestellten ehernen Standbilde Schillers von Thorwaldsen. Von sehenswerthen Gebäuden ist das alte Schloß, 1553—70 von Herzog Christoph erbaut, einer alterthümlichen Veste ähnlich. Das bedeutendste Gebäude ist das neue Residenzschloß, von 1746—1806 erbaut, vor welchem die Schildhalter des würtembergischen Wappens, ein Löwe und ein Hirsch in kolossaler Größe von Eisen gegossen, stehen. Nebengebäude des Schlosses sind die Hofkirche und das große Reithaus. Dem Residenzschlosse gegenüber steht der Wilhelms- (Prinzessin-) Palast. Außerdem sind zu nennen der Prinzenbau mit schöner Façade, das in neuerer Zeit eigens für den Kronprinzen erbaute neue Schloß und das in den Jahren 1845 nnd 1846 neu gebaute Hoftheater, dessen Vordach mit 4 ehernen Musenstatuen geziert ist, die Turnhalle, das Redoutenhaus, die Infanteriekaserne (eine der größten in Deutschland), die Reiterkaserne, das neue Kanzleigebäude, das Staatsarchiv mit dem Naturalienkabinet, die Bibliothek, die Kunstschule (mit Gemälde- und Antikensammlung), das Ständehaus und das Rathhaus &c. Unter den 6 evangelischen Kirchen zeichnet sich die neuerlich im Innern restaurirte, mit Glasmalereien u. Standbildern von alten würtembergischen Grafen gezierte gothische Stiftskirche mit 2 Thürmen und dem schönen Apostelthore aus. In ähnlichem Styl ist die Hospitalkirche erbaut. Die St. Leonhardskirche enthält als Denkmal alter Skulptur einen sogenannten Oelberg. Neuern Ursprungs sind die Hofkirche, mit Danneckers Christus, die Garnisons-, die Waisenhaus- und die katholische Kirche. Außerdem hat S. auch eine Synagoge. S. ist Sitz der Ministerien, sämmtlicher Centralstaatsbehörden, der Ständeversammlungen, des Oberamts, des Kriminal- und Civil- (Stadt-) Gerichts, der Kreisbehörden, einer General- und Specialsuperintendentur und des Hauptpostamts. An Unterrichtsanstalten besitzt S. ein Gymnasium mit einer Sternwarte, ein polytechnisches Institut, eine Realschule, eine Kunstschule, eine berühmte Thierarzneischule, eine Militärschule, eine Anstalt zur Bildung von Militärchirurgen, das Katharinenstift, eine von der 1819 verstorbenen Königin gegründete Schule für Töchter höherer Stände, ein Privatgymnasium, 10 Stadtschulen, eine Blindenanstalt, mehre Kleinkinderbewahranstalten, 3 orthopädische Anstalten, eine Sonntagsgewerbschule &c. Die öffentliche königliche Bibliothek enthält 200,000 Bände, 2500 Inkunabeln, 8000 Bibeln in 60 Sprachen und 2000 Handschriften. Auch die königliche Privatbibliothek, 45,000 Bände stark, ist wegen ihrer schätzba-

ren alten Werke und Handschriften und wegen der großen Anzahl neuer Prachtwerke merkwürdig. Hieran reihen sich die königlichen Sammlungen von Gemälden, Skulpturen, Antiken, Münzen, Kunstsachen und Naturalien, die Sammlung von Gemälden im Kunstverein, die Sammlung von Modellen und Gewerbsprodukten des landwirthschaftlichen Vereins, die pathologische Sammlung im Katharinenhospital, die Sammlung der Thierarzneischule. Ein Museum vaterländischer Kunstwerke befindet sich in dem nahe gelegenen Rosenstein. Unter den Kunstanstalten zeichnet sich besonders das Hoftheater aus, neben diesem Danneckers Atelier von Bildhauerarbeiten. Gemeinnützige Anstalten sind eine Missionsgesellschaft, eine Bibelgesellschaft, ein Verein für Vaterlandskunde, ein landwirthschaftlicher, Handels- und Gewerbverein, eine Gesellschaft für Beförderung des Weinbaues, die bekannte stuttgarter Rentenanstalt rc.; Wohlthätigkeitsanstalten das Katharinenhospital, ein zum Andenken der Königin Katharina gestiftetes allgemeines Krankenhaus, das Bürgerhospital, das Militärhospital und mehre andere Krankenhäuser, 2 königliche Waisenhäuser, viele Armenunterstützungsvereine rc. Industrie und Handel haben sich in neuerer Zeit bedeutend gehoben; in Betrieb sind Fabriken in Seide, Wolle, Baumwolle, Borten, Tabak, Hüten, Bronze-, Gold- und Silberwaaren, musikalischen, physikalischen, mathematischen, chirurgischen u. besonders optischen Instrumenten, Goldstickereien, Knopfmachereien, Glockengießereien, Essigsiedereien, Gerbereien, Färbereien rc.; für Drognerien u. Farbwaaren ist S. ein Hauptstapelplatz. Viele Einwohner beschäftigen sich mit Weinbau, sowie Kunst- u. Handelsgärtnerei. Von Wichtigkeit ist der hiesige Buchhandel, hinsichtlich dessen S. nach Leipzig u. Berlin die erste Stelle einnimmt; es gibt über 40 Buchhandlungen und 30 Buchdruckereien mit 50 Schnellpressen, 5 Schrift- und 4 Stereotypengießereien, mehre lithographische und xylographische Anstalten, Kupferdruckereien, Kunst- u. Musikalienhandlungen u. Antiquariate. Auch der Tuch- und Wollhandel hat sich sehr gehoben. Zwei Messen und die Eisenbahn, welche bis mitten in die Stadt führt, begünstigen denselben. Als Vergnügungsorte in der Umgegend sind vorzüglich Bellevue, Rosenstein, das maurische Bad und Kannstadt beliebt. Die Zahl der Einwohner beträgt einschließlich der zur Stadtgemeinde gehörigen Ortschaften Heßbach, Gablenberg und Berg gegen 45,000; mit Ausnahme von etwa 1400 Katholiken und 200 Juden sind diese sämmtlich evangelischen Bekenntnisses. Nicht weit von S., im Oberamte Leonberg, liegt auf einem Berge das schöne königliche Lustschloß Solitude. Urkundlich kommt S. zuerst 1229 vor. Vom Grafen Eberhard dem Erlauchten 1320 zur Residenz erhoben, wurde es von dessen Nachfolgern, besonders vom Grafen Ulrich 1436 erweitert und verschönert, auch 1482 zur Hauptstadt der sämmtlichen würtembergischen Lande gemacht. In den Jahren 1546 und 1547 hatte die Stadt von den Spaniern, 1634 und in den folgenden Jahren von den Kaiserlichen, 1688, 1693 und 1707 von den Franzosen viel zu leiden. Die Verlegung der Residenz nach Ludwigsburg durch Eberhard Ludwig schadete der Stadt nicht viel, mehr aber, als Herzog Karl 1764 abermals dahin ging u. über 10 Jahre daselbst blieb. Bis 1822 stand S. unter einer eigenen Regierung, seitdem ist Stadt und Bezirk mit dem Neckarkreise vereinigt und bildet ein eigenes Oberamt unter dem Namen einer Stadtdirektion. Im Jahre 1849 hielt der Rest der deutschen Nationalversammlung, das sogenannte Rumpfparlament, in S. seine Sitzungen. Vgl. Bühren, S. u. seine Umgebungen, Stuttg. 1835; Zoller, S. und Umgebungen, das. 1840; Hartmann, S.s Gegenwart, das. 1847.

Stutzbüchse, eine Büchse mit kurzem Lauf, besonders in Tyrol und der Schweiz gewöhnlich.

Styl (v. Griech., Schreibart, auch Stil, v. lat. stilus, Griffel), im gewöhnlichen Sinne die nach Verschiedenheit des Zwecks oder des Schreibenden verschiedene Anwendung der Sprache, oder die eigenthümliche Art, seine Gedanken durch die Sprache auszudrücken. Da der S. als die durch das Ganze der schriftlichen Darstellung herrschende Art, den Gegenstand aufzufassen und auszudrücken, nicht nur von dem Inhalte und der Bedeutung des Gegenstandes, sondern auch von dem Charakter und der Bildung des Menschen abhängt und gleichsam ein treues Gemälde von ihm liefert, so zeigt er sich nicht nur in Bezug auf die einzelnen Schriftsteller, sondern auch hinsichtlich ganzer Völker verschieden, und darauf bezieht sich das berühmte Wort Buffons: „Der S. ist der Mensch selbst". Die erste Forderung, die man an jede Art des S.s macht, ist Deutlichkeit und Klarheit, d. h. die Gedanken des Schriftstellers müssen so ausgedrückt seyn, daß sie von dem Leser vollkommen und ohne Mühe verstanden und begriffen werden. Zur Deutlichkeit und Klarheit aber führt eine strenge Rücksichtnahme auf die Wahl einzelner Wörter und Redensarten, dann auf die Anordnung ganzer Gedankenreihen (Sätze). In ersterer Hinsicht erfordert die Deutlichkeit Reinheit der Sprache, oder Vermeidung aller Wörter und Ausdrücke, die das Bürgerrecht in der Sprache nicht erlangt haben, z. B. aller Provinzialismen, ausländischer, ohne Noth neugeschaffener, veralteter Wörter; Richtigkeit oder treue Beobachtung der durch die Grammatik bestimmten Gesetze; Eigenthümlichkeit, wonach man das den darzustellenden Begriff in seinem Umfange und seiner Bedeutung bezeichnende Wort wählt; Präcision oder Bestimmtheit, wonach alles Ueberflüssige entfernt und nicht mehr oder weniger gegeben wird, als was zur genauen Darstellung des Gedankens erforderlich ist. Alle diese Eigenschaften machen die Korrektheit des S.s aus, die Vollendung des Gedankens (logische Korrektheit) voraussetzt. Die Unterscheidung von 3 Schreib- oder Stylarten, einer niederen der gewöhnlichen Prosa, einer mittleren der Beredsamkeit und einer höheren der Poesie, von welcher die erstere besonders das Vorstellungsvermögen, die dritte das Gefühlsvermögen, die zweite aber beide Vermögen gleich mächtig in Anspruch nehmen soll, beruht auf einer psychologischen Abstraktion und ist in sofern nicht streng festzuhalten, weil der Antheil jener verschiedenen Seelenthätigkeiten sich nicht so scharf

trennen läßt. Die Mannichfaltigkeit der Verhältnisse, in die das Leben sich verzweigt und denen die schriftliche Mittheilung dient, hat mehre stilistische Gattungen mit gewissen feststehenden Formen hervorgerufen. So hat man einen philosophischen, einen didaktischen (dogmatischen), historischen, einen Geschäfts- und Briefstyl, in der poetischen Schreibart einen epischen, lyrischen und dramatischen S. Die Gesetze über die Angemessenheit des Ausdrucks in Bezug auf den Gegenstand und den Zweck der Rede begriff man sonst unter dem Namen Rhetorik (s. d.); in weiterer Bedeutung begreifen wir aber jetzt unter Theorie des S.s oder Stylistik die geordnete Zusammenstellung aller Regeln des guten S.s oder der üblichen Art, sich schriftlich auszudrücken. Für Feststellung und Ausbildung der deutschen Stylistik waren besonders Joh. Chr. Adelung, K. Ph. Moritz, Bürger, Pölitz, Falkmann, Herling, Becker u. A. thätig. In der Kunst versteht man unter S. einmal die in einem Kunstwerke zur Darstellung gebrachte Normalidee der Schönheit, wie sie bei einem Volke oder in einer gewissen Zeit für die verschiedenen Kunstformen als maßgebend angesehen ward, theils die individuelle Darstellungsweise eines Künstlers, welche in seinen Werken stets wiederkehrt, also s. v. a. Manier. Endlich heißt auch S. die verschiedene Rechnungsart nach dem julianischen und gregorianischen Kalender. Man unterscheidet einen alten S. (stylus vetus), nach dem julianischen, und einen neuen S. (stylus novus), nach dem gregorianischen Kalender. Jener ist bei den Russen noch gebräuchlich. Beide unterscheiden sich um 12 Tage; daher datirt man gewöhnlich 12./24. Januar, d. i. am 12. Jan. nach dem alten und am 24. Jan. nach dem neuen S.

Stylidium (Säulenblume), Pflanzengattung aus der Familie der Plumbagineen, meist ausdauernde Kräuter, selten Halbsträucher in Neuholland, von denen mehre, z. B. S. fasciculatum *R. Br.*, mit weißrosenrothen, S. fruticosum *R. Br.*, mit hellrothen, S. graminifolium *Sw.*, mit rosenrothen Blüthen in fast ährenförmiger Traube, ꝛc. als Zierpflanzen in leichter sandiger Heideerde kultivirt werden.

Stylistik, Kunst des guten Ausdrucks in der Sprache.

Styliten (Säulenheilige), s. Simeon 4).

Stylobaten, die einzelnen, aus fortlaufenden Postamenten (Stereobaten) entstandenen Fußgestelle der Säulen.

Stylus (lat.), in der botanischen Terminologie der Griffel, die faden- oder säulenförmige, seltener blattartig verbreiterte Fortsetzung des Eierstocks, welche (wo sie vorhanden ist) die Narbe (das Stigma) trägt.

Stymphaliden, Raubvögel mit ehernen Flügeln und Federn, die sie wie Pfeile abschießen konnten, Töchter der Nymphe Stymphale, hausten am stymphalischen See in Arkadien in solcher Menge, daß sie das Land verheerten, und wurden von Hercules verscheucht.

Styptische Mittel (Styptica), s. v. a. Blutstillende Mittel, s. Blutung.

Styrax (Storaxbaum), Pflanzengattung aus der Familie der Sapotaceen, Bäume mit sternförmigen Haaren u. trichterförmigen Blüthen in Trauben, worunter S. officinalis *L.*, gemeiner Storaxbaum, ein Strauch oder Baum von 15—25 F. Höhe, mit wechselständigen, ganzrandigen, oberseits kahlen, unterseits sternhaarig-filzigen, weißlichgrauen Blättern, wohlriechenden, weißen, außen filzigen Blüthen und kugeligen, grünlichen, filzigen Steinfrüchten, im Orient und im südlichen Europa einheimisch ist u. das unter dem Namen Storax oder S., Resina Storacis, bekannte Harz liefert, das in flüssiger und fester Gestalt in mehren Sorten in den Handel kommt. Ehemals offiziell, wird dasselbe jetzt nur noch zu Räucherkerzen und Räucherpulver gebraucht.

Styx, die Tochter des Oceanus und der Tethys, Nymphe des gleichnamigen Flusses in der Unterwelt, wohnt im Eingange des Hades in einer Felsengrotte, gebar von Pallas, dem Sohne des Krius, den Zelos (Eifer) und Kratos (Kraft), die Nike (Sieg) und Bia (Gewalt), mit denen sie dem Zeus im Kampfe gegen die Titanen zu Hülfe kam. Als Fluß ist S. das kalte Wasser, das als ein Arm des Oceanus (der zehnte Theil desselben) unter die Erde fließt und dann die Unterwelt neunmal umströmt; soll einer der Götter schwören, so holt Iris von diesem Wasser in goldener Schale, und gießt sie der Gott falsch schwörend aus, so büßt er ein großes Jahr. Uebrigens wurde die S. auch als Sumpf gedacht; nach späterer Vorstellung ist sie überhaupt ein Abfluß des aus dem tiefsten Tartarus kommenden Acheron.

Suabedissen, David Theodor August, philosophischer Schriftsteller, geboren 1773 zu Melsungen, studirte von 1789—93 Theologie zu Marburg, ward 1800 Professor der Philosophie an der hohen Landesschule zu Hanau, legte aber 1803 diese Stelle nieder, um eine Erziehungsanstalt in Homburg vor der Höhe zu gründen, die er bald nach Hanau verlegte, und bekleidete später Lehrerstellen in Lübeck und Kassel, ward 1812 Instruktor des Prinzen Friedrich Wilhelm von Hessen und 1822 als ordentlicher Professor der Philosophie in Marburg angestellt, wo er den 14. Mai 1835 †. Außer mehren pädagogischen Schriften veröffentlichte er die gekrönten Preisschriften: „Resultate der philosophischen Forschungen über die Natur der menschlichen Kenntniß von Plato bis Kant" (Marburg 1805) und „Ueber die innere Wahrnehmung" (Berl. 1808) und sprach insbesondere seine von dem Formalismus Kants abweichende philosophische Ueberzeugung aus in dem Werke: „Die Betrachtung des Menschen" (Kassel 1815—16, 3 Bde., Leipzig 1818). Andere philosophische Schriften von ihm sind: „Zur Einleitung in die Philosophie" (Marburg 1827); „Grundzüge der Lehre von dem Menschen" (das. 1829); „Von dem Begriffe der Psychologie" (das. 1829); „Die Grundzüge der philosophischen Religionslehre" (das. 1831); „Die Grundzüge der Metaphysik" (das. 1835).

Suada (Suadela, die griechische Peitho), bei den Römern Göttin der Ueberredung oder Ueberzeugung, erscheint als Personifikation zuerst bei Ennius und kommt später in Verbindung mit Venus als Ehegöttin vor.

Sua sponte (lat.), freiwillig.

Suaveolens (lat.), wohlriechend.

Subalpinische Gruppe, s. v. a. das Molassegebilde der Schweiz, miocenes Glied der Molassegruppe (s. d.).

Subaltern (v. Lat.), untergeordnet, in niedern Graden stehend, besonders von Offizieren (*Subalternoffizieren*), die nicht Stabsoffiziere sind, und *Subalternbeamte*, Beamte, die nicht wenigstens wirkliche Räthe sind, oder in deren Rang stehen.

Subalternation (v. Lat.), Verhältniß, wo Eins unter dem Andern steht, daher *Subalternationsschlüsse*, Unterordnungsschlüsse.

Subdelegiren (v. Lat.), an eines Andern Stelle bevollmächtigen. Daher ein *Subdelegirter*, ein Unterbevollmächtigter, Nebengesandter.

Subdiakonus, in der abendländischen Kirche seit dem 3. Jahrhundert Gehülfe der Diakonen, erhielt keine Weihe, sondern bei dem Amtsantritt eine leere Schale und einen leeren Kelch, vom Archidiakonus aber eine Schale Wasser und ein Handtuch. Seine Verrichtungen waren die Besorgung der Briefe des Bischofs und Presbyters, Reinigung der zum Gottesdienst gehörenden Gefäße, Besorgung der Wäsche, Bewachung der Thüren.

Subdivision (v. Lat.), Unterabtheilung, Untereintheilung.

Subhastation, öffentliche Versteigerung irgend eines Gegenstandes, vom Lateinischen sub hasta, d. h. unter dem Spieße, weil bei den Römern an dem zu dergleichen Versteigerungen bestimmten Orte ein Spieß aufgepflanzt zu werden pflegte, ist entweder eine *freiwillige*, oder eine *nothwendige*, d. h. von Obrigkeitswegen verfügte. Bei der Versteigerung muß dem Zuschlage eine Aufforderung zum Mehrbieten vorausgehen, widrigenfalls jeder Anwesende gegen den Zuschlag Protest einlegen kann. Durch Provinzialgesetzgebung ist hier und da das Jus primi liciti, d. h. das Recht des ersten Gebots, üblich, wonach Derjenige, welcher zuerst auf eine Sache geboten hat, beanspruchen kann, daß ihm die Sache zu dem zuletzt gebotenen Preise zugeschlagen werde, wobei er aber seine Absicht, von diesem Rechte Gebrauch zu machen, noch vor dem Zuschlag kund geben muß. Auch darf der Versteigernde sich die Auswahl unter den Bietenden vorbehalten. Sonst gibt es hinsichtlich eines in öffentlicher Versteigerung erstandenen Gegenstandes wegen außerordentlicher Verletzung weder für den Verkäufer, noch für den Käufer ein Rechtsmittel. Die Hauptwirkung der S. ist das Erlöschen aller auf der subhastirten Sache ruhenden Pfandrechte, wenn deren Fortdauer nicht ausdrücklich vorbehalten wird.

Subiaco, Stadt im Kirchenstaat, in der Comarca di Roma, östlich von Rom, rechts am Teverone, höchst malerisch gelegen, mit schöner Kirche, päpstlichem Schloß, Klöstern, 3000 Einwohnern und Trümmern aus der Römerzeit (Villa Nero's); das alte *Sublaqueum*.

Subjekt (v. Lat.), jeder Begriff, der in der Voraussetzung gedacht wird, daß ihm ein anderer, das *Prädikat*, in einem Urtheil als Merkmal beigelegt oder abgesprochen werde; dann der Vorstellende im Gegensatz zu dem Vorgestellten oder dem Objekt; daher das, was dem ersteren zukommt, *subjektiv*, das, was dem letztern zukommt, *objektiv* genannt wird. Vgl. Objekt. In der Musik heißt S. das Thema einer Fuge (s. d.).

Sublevation (v. Lat.), Unterstützung, Erleichterung.

Sublimat (v. Lat.), jeder Körper, welcher durch Verflüchtigung einer Materie und Verdichtung der aufsteigenden Dämpfe an den kälteren Theilen des Gefäßes zu einer festen Masse erstarrt ist. Speciell und ohne weitere Bezeichnung oder auch mit dem Zusatze „ätzender" versteht man darunter das Quecksilberchlorid. *Sublimation* ist die pharmaceutische Operation, durch welche feste Körper in Dampf und Dunst verwandelt werden, der sich als ein lockeres Pulver (Blumen, flores, *Sublimatblumen*), oder als dichtere Masse (S.) in dem kühleren Theile des Apparats ansetzt. Gewöhnlich werden Sublimationen in Kolben vorgenommen, u. das S. setzt sich dabei in dem von der Hitzequelle entfernten Halse ab.

Sublimität (v. Lat.), die Erhabenheit, besonders im Reden.

Sublokation (v. Lat.), Unterpacht, Afterpacht.

Sublunarisch (v. Lat.), unter dem Monde befindlich, irdisch.

Submission (v. Lat.), Unterwerfung, Demuth, Unterthänigkeit.

Subordination (v. Lat.), Dienstunterwürfigkeit, Dienstgehorsam sowohl im Civilstande, als im Militärstande, besonders streng aber im letzteren. Sie kann gewissermaßen in eine äußere, mechanische, und eine moralische eingetheilt werden, indem jene mehr das Formelle, diese das Wesentlichere des Begriffs umfaßt. Ohne S. gibt es keine Disciplin, ohne beide keine Kriegszucht. Die S. muß die eigene Ansicht wie den Willen beherrschen und diese dem Vorgesetzten unbedingt unterwerfen, so daß der Soldat selbst einem Befehl, der nach seiner Ueberzeugung unmoralisch ist, gehorchen muß. Sie muß in dieser Ausdehnung, gleichwie die Disciplin, Alle durchdringen, Jedem zur andern Natur werden und so die engste Gemeinschaft begründen. *Subordinationsvergehen* werden beim Militär weit strenger bestraft, als beim Civil. Auf leichte schon erfolgt Arrest, auf Schimpfen Festungsstrafe oder im gelindesten Fall strenger Arrest, beim Offizier Kassation und Festungsarrest, auf Vergreifung an den Vorgesetzten steht der Tod oder wenigstens mehrjährige Festungsstrafe. Am strengsten ist die S. vor dem Feind, und der Offizier hat das Recht, den fliehenden Untergebenen, wenn er nicht sogleich auf dessen Ermahnung steht und umwendet, niederzustoßen. Befehle eines kommandirenden Offiziers müssen nach dem Buchstaben ausgeführt werden. Auf absichtliche Nichtbefolgung folgt die strengste Strafe, wohl gar der Tod. In der Logik ist S. der *Begriffe* dasjenige Verhältniß derselben, vermöge dessen ein Begriff zur Sphäre eines andern ihm übergeordneten gehört.

Suboxyd, diejenige Oxydationsstufe eines

Metalls, welche zu wenig Sauerstoff enthält, um als Base fungiren zu können.

Sub poena (lat.), unter Androhung einer Strafe.

Sub praetextu (lat.), unter dem Vorwande.

Sub rosa (lat.), unter der Rose, d. h. im Vertrauen, insgeheim. Schon bei den Römern war die Rose ein Bild der Verschwiegenheit; sie soll als Blume der Venus vom Amor dem Harpocrates, dem Gott des Schweigens, geweiht worden seyn, damit die Thaten seiner Mutter verborgen blieben. Deshalb hängte sie nach Ovid der Wirth als Symbol über dem Gasttisch auf, damit jeder Gast verschweigen sollte, was gesprochen würde.

Subsidien (v. Lat.), ursprünglich bei den Römern das dritte Treffen der Schlachtordnung, welches den beiden ersten Treffen im Nothfall zu Hülfe zu kommen hatte, später überhaupt die Reserve in der Schlachtordnung; jetzt Gelder, die, im Falle eines Krieges, vermöge eines besondern Traktats (Subsidientraktats) ein Staat dem andern zahlt, sey es, um selbst nicht durch den Krieg beunruhigt zu werden, oder, was der gewöhnliche Fall ist, zur Stellung, Anwerbung einer bestimmten Anzahl von Truppen. Besonders haben England und Holland zu verschiedenen Zeiten wiederholt dergleichen Traktate abgeschlossen und in Folge derselben große Summen gezahlt; England insbesondere in den napoleonischen Kriegen an die Staaten, welche gegen Napoleon Krieg führten. In England werden mit dem Ausdruck Subsidiengelder (grants, Bewilligungen) auch diejenigen Gelder bezeichnet, welche vom Parlament jährlich für die Land- und Seemacht bewilligt werden. Subsidia charitativa waren eine Beisteuer, die unter Kaiser Karl V. von der reichsunmittelbaren Ritterschaft dem Kaiser bewilligt, von derselben von ihren Unterthanen erhoben und dann dem Kaiser zur Disposition gestellt wurde.

Subsistenz (v. Lat.), Fortdauer, Bestand, Lebensunterhalt. Subsistenzmittel, die Mittel zur S., zum Auskommen, Lebensunterhalt.

Subskribent, s. Subskribiren.

Subskribiren (v. Lat.), sich durch Namensunterschrift zur Theilnahme an einem Unternehmen, oder zur Annahme einer Waare, besonders einer literarischen Arbeit oder eines Kunstwerkes verpflichten. Der, welcher sich auf diese Weise zu Etwas verpflichtet, heißt Subskribent, die Handlung selbst Subskription. Vorzüglich werden Bücher und Kunstwerke auf Subskription herausgegeben, um bei dem Unternehmen sich einigermaßen sicher zu stellen. Die Subskription bewirkt rechtliche Verbindlichkeit, wenn auch von dem Andern alle Versprechungen sowohl hinsichtlich der Zeit der Lieferung, als auch der Beschaffenheit des zu liefernden Gegenstandes eingehalten worden sind. Dafür wird dem Subskribenten ein Preis, Subskriptionspreis, gestellt, der niedriger ist, als der spätere Verkaufspreis.

Subskription, s. Subskribiren.

Substantivum (v. Lat.), Haupt- oder Dingwort, Wort, welches den Begriff eines selbstständigen Gegenstandes enthält, bezeichnet einmal in der Natur wirklich vorhandene, in die Sinne fallende Gegenstände oder Individuen (concreta) u. ist dann entweder ein Nomen proprium, Eigenname, Bezeichnung von einzig vorhandenen Gegenständen, als Namen von Städten, Ländern, Personen *rc.*, oder ein Nomen appellativum (nomen commune), Gattungsname, Bezeichnung von Gegenständen, die gewisse Merkmale mit andern Gegenständen gemein haben, also vielfach vorhanden sind, z. B. König, Land, Stadt. Zu den Appellativen gehören die Collectiva, Sammelwörter, die einen aus mehren einzelnen Theilen zu einem Ganzen verbundenen Begriff bezeichnen (z. B. Sand, Volk, Legion), und die Materialia, Stoffwörter, die einen Gegenstand nur in Rücksicht auf das, woraus er besteht, bezeichnen, wobei die einzelnen gleichartigen Theile den Namen des Ganzen führen, wie Korn, Mehl, Gold, Holz. Dann bezeichnet das S. aber auch bloße Merkmale und Eigenschaften wirklicher Dinge, auch einzelner Zustände, die als selbstständig und unabhängig von den Dingen, woran sie gedacht werden, erscheinen (abstracta), z. B. Tugend, Liebe, Hoffnung. Andere Eintheilungen beziehen sich auf die Deklination und das Geschlecht der Wörter. Manche Substantiva sind nur im Singular gebräuchlich, besonders die Nomina propria abstracta, collectiva, materialia, andere nur im Plural (pluralia tantum).

Substanz (v. Lat.), in der Philosophie das unbekannte Seyende, welches als beharrlich und bleibend gegenüber allem Wechsel der Erscheinung gedacht wird und dem Vielen und Mannichfaltigen die Einheit gibt. Hinsichtlich der Bestimmung des Wesens dieser S. gehen die philosophischen Systeme auseinander. Ob es eine Vielheit von S.en gebe (Monaden des Leibnitz, reale Wesen Herbarts), oder ob nur Eine anzunehmen sey (S. des Spinoza, s. d.), darüber hat in der Philosophie von allem Anfang an Streit geherrscht, und derselbe ist bis auf den heutigen Tag noch nicht entschieden. Herbart hat unter den neueren Philosophen den Widerspruch, der in der Annahme Einer S. mit vielen, ja entgegengesetzten Merkmalen liegt, am schärfsten hervorgehoben. Ihm ist S. das Princip der erscheinenden Einheit bei der Verbindung von mannichfaltigen Merkmalen; Substantialität daher ein Prädikat, welches jedem realen Wesen in der Zusammenfassung mit andern zukommen kann. Ferner heißt S. das Wesentlichste einer Sache, der Bestandtheil, Hauptinhalt, Kern; in der Anatomie die bei jedem organischen Gebilde durch charakteristische Eigenthümlichkeiten in der Form und Zusammenstellung ausgezeichnete, die Funktionen desselben von materieller Seite bedingende, körperliche Masse; in der Pharmacie der Zustand der Arzneimittel, in welchem sie noch roh oder wenig verarbeitet, z. B. in Pulvern, gegeben werden.

Substitut (v. Lat.), ein Amts- oder Stellvertreter; Beigesetzter, Nachgeordneter im Amte eines Aeltern, besonders bei Prediger- u. Schullehrerstellen.

Substitution, die Einsetzung eines Stellvertreters im Allgemeinen. Im juristischen Sinne

besonders Einsetzung eines zweiten Erben, für den Fall, daß der erste nicht Erbe wird. Die Substitutio vulgaris ist die Einsetzung eines zweiten Erben, für den Fall, daß der erst ernannte nicht Erbe wird, sey es, daß er vor dem Testator stirbt, oder die Erbschaft nicht annimmt. Die Substitutio pupillaris ist ein Vorrecht der väterlichen Gewalt, dem zufolge der Vater seinem unmündigen Kinde (impubes) einen Erben ernennen darf, für den Fall, daß dieses nach ihm noch unmündig versterben sollte. Sie ist also ein Testament, welches der Vater anstatt des Kindes macht. Die Quasipupillarsubstitution (substitutio quasi pupillaris s. exemplaris) erlaubt allen Ascendenten, einem blödsinnigen Kinde einen Substituten zu ernennen, für den Fall, daß das Kind im Blödsinn verstirbt, jedoch nur in Betreff des Vermögens, welches der Blödsinnige von dem Ascendenten hat, nicht seines anderweiten. Dabei gilt der Grundsatz, daß, wenn der Blödsinnige selbst Kinder hat oder Geschwister, die ebenfalls von dem substituirenden Ascendenten abstammen, kein Fremder substituirt werden darf, sondern nur diese Kinder oder Geschwister des Blödsinnigen.

Substrat (v. Lat.), Unterlage, Grundlage, Schicht; der vorliegende Fall; in der Logik s. v. a. Substanz, als Unterlage der Accidenzen.

Subsumtion (v. Lat.), Voraussetzung; Folgerung, Zurückführung; Anwendung des Besondern auf etwas Allgemeines; in der Logik der Untersatz des Schlusses (s. d.).

Subtrahiren (v. Lat.), eine Zahl von einer andern abziehen, abrechnen, hinwegnehmen. Diejenige Zahl, von welcher abgezogen oder welche vermindert werden soll, nennt man die Vollzahl (den Minuendus), die abzuziehende Zahl die Abzugszahl (den Subtrahendus) und die Zahl, welche übrig bleibt, die Unterschiedszahl (den Unterschied oder Rest, auch die Differenz). Addirt man diese zur Abzugszahl, so erhält man wieder den Minuendus. Das Zeichen der Subtraktion ist — und heißt weniger oder minus. Soll z. B. 4 von 12 abgezogen werden, so wird dies so bezeichnet: 12 — 4. Bei der Subtraktion mit unbenannten Zahlen setzt man den Subtrahendus so unter den Minuendus, daß die Ziffern von gleichem Stellenwerthe unter einander zu stehen kommen, also Einer unter Einer, Zehner unter Zehner ꝛc. Bei gleichnamigen Brüchen subtrahirt man bloß den Zähler des Subtrahendus vom Zähler des Minuendus, z. B. $^6/_7 - ^3/_7 = ^3/_7$; ungleichnamige Brüche werden gleichnamig gemacht und dann auf dieselbe Weise verfahren; hat man gemischte Zahlen und es kann der Bruch des Subtrahendus nicht von dem des Minuendus abgezogen werden, so borgt man ein Ganzes, verwandelt es in einen gleichnamigen Bruch und zieht dann ab. Decimalbrüche werden als ganze Zahlen betrachtet, doch müssen dabei Zehntel unter Zehntel ꝛc. gesetzt werden, z. B. 36,8642 — 21,65281 = 15,21139. Sind es abgekürzte, d. h. solche Zahlen, bei denen alle Ziffern, die rechts auf irgend eine folgen, weggelassen sind, so müssen beide auf gleich viel Bruchziffern abgekürzt werden, und der Fehler beträgt im Reste weniger, als er in jedem Gliede betrug, wenn beide Glieder zugleich entweder zu klein oder zu groß sind; ist dagegen ein Glied zu klein, das andere zu groß, so wird der Fehler im Reste größer, als er es in jedem Gliede war. Will man sich von der Richtigkeit einer Rechnung überzeugen, so braucht man nur den Rest zum Subtrahendus zu addiren, die Summe muß dann gleich seyn dem Minuendus. Um eine algebraische Summe von einer andern solchen zu subtrahiren, addire man die Glieder derselben, nachdem man jedem das entgegengesetzte Zeichen gegeben, zu den unveränderten Gliedern des Minuendus. Das S. benannter Zahlen ist nicht wesentlich von dem der unbenannten verschieden. Es setzt jenes voraus, und man wendet das für die dekadischen Einheiten gebrauchte Verfahren nur noch auf die besondern, meist unregelmäßigen Einheitsbenennungen an.

Subtraktion (v. Lat.), s. Subtrahiren.

Sub una specie (lat.), unter einerlei Gestalt, nämlich nur des Brodes, wie die Katholiken das Abendmahl genießen; dagegen Sub utraque specie, unter beiderlei Gestalt, s. Hussiten.

Succession (v. Lat.), der Eintritt in das unverändert übergehende Recht eines Andern (des Auktor), vermöge eines juristischen Verhältnisses, das zwischen dem Auktor und Successor besteht und den Uebergang des Rechts begründet. Der Erwerber tritt hier in die Stelle des bisherigen Berechtigten ein, sein Erwerb ist sowohl ein derivativer, als ein relativer. Dieses Verhältniß bezieht sich entweder lediglich auf einzelne Rechte, welche vermöge desselben übergehen sollen: Singularsuccession (successio in res singulas), oder auf die ganze Persönlichkeit (die sämmtlichen Rechtsverhältnisse, so weit sie der S. fähig sind) des bisherigen Berechtigten, mithin auf den Uebergang einer Gesammtheit von Rechten: Universalsuccession (in universum jus succedere). Die eigentliche Sphäre der S. ist das Vermögensrecht, indem die Familienrechte der Natur der Sache nach an der Person haften und eine Uebertragung mit wenigen Ausnahmen nicht gestatten. S. Erbfolge.

Successiv (v. Lat.), nach und nach geschehend, bisweilen mit dem Nebenbegriff des wenig Bemerkbaren.

Succinkt (v. Lat.), kurz, gedrängt, kernicht.

Succinum (lat.), s. v. a. Bernstein (s. d.).

Succubus (lat.), böser Geist, der des Nachts in weiblicher Gestalt (daher auch Succuba) umhergehen und die Männer zu verführen suchen sollte; vgl. Incubus und Alp.

Succulent (v. Lat.), saftig, saftreich, saftvoll, nahrhaft, kräftig.

Succus (lat.), Saft, ein allgemeiner Ausdruck für jede in der Substanz der Pflanze enthaltene od. auf die Oberfläche derselben hervorgetretene tropfbare Flüssigkeit.

Suchenwirth, Peter, einer der vorzüglichsten Wappendichter des 14. Jahrhunderts, im Oesterreichischen geboren, begleitete 1377 den Herzog Albrecht III. von Oesterreich auf seinem Kriegszuge nach Preußen, hielt sich später in Wien auf und † nach 1395. Unter seinen zahlreichen Dichtungen behauptet die poetische Erzählung: „Von Herzog Albrechts Ritterschaft" (Rit-

terzug) unstreitig den ersten Platz. Außerdem schrieb er ein „Loblied auf die Liebe", einen „Krieg der Liebe und Schönheit", einen „Lobgesang auf die heilige Jungfrau" und einen „Klaggesang auf den Tod des Zeichner" ꝛc. S.s Werke in der Ursprache mit einem Wörterbuche gab Primisser (Wien 1827) heraus.

Sucher, ein kleines Fernrohr mit großem Gesichtsfelde, welches mit einem großen Fernrohr so verbunden ist, daß beide Axen genau parallel sind, und dazu dient, um Gegenstände am Himmel aufzufinden, die man mit dem großen Fernrohr beobachten will. Zum Aufsuchen von Gegenständen eignet sich nämlich ein stark vergrößerndes Fernrohr darum nicht, weil es immer ein sehr kleines Gesichtsfeld hat. Ist der S. richtig gestellt, so muß jeder in demselben in der Mitte erscheinende Gegenstand auch in der Mitte des Feldes des großen Fernrohrs erscheinen.

Suchet, Louis Gabriel, Herzog von Albufera, französischer Marschall und Pair, geboren zu Lyon den 2. März 1770, trat 1792 als Freiwilliger in die lyoner Nationalgarde, focht 1794 und 1795 in Italien unter Laharpe und erwarb sich im Feldzuge 1797 auf dem Schlachtfelde den Grad eines Brigadechefs. Im J. 1798 kämpfte er unter Brune in der Schweiz, wo er auch unter Masséna's Oberbefehl blieb und die Leitung des Generalstabs desselben erhielt. Joubert, von Neuem an die Spitze der italienischen Armee gestellt, verlangte und erhielt die Ernennung seines Freundes S. zum Chef seines Generalstabes und zum Divisionsgeneral. Nach Jouberts Tode in der Schlacht von Novi behielt S. seinen Posten auch unter dem sich im Kommando der italienischen Armee folgenden Generälen Moreau und Championnet. Masséna, der im Nov. 1799 den letzteren ersetzte, ernannte S. und Soult zu seinen Lieutenants. Ersterer kommandirte den linken Flügel in dem westlichen Küstengebiet Genua's (Riviera di Ponente), während Soult den östlichen Theil (die Riviera di Levante) vertheidigte. Mit 6—7000 Mann, die, kaum bekleidet, an allen Kriegsbedürfnissen Mangel litten, von seinem Oberfeldherrn, der mit dem Rest des Heeres in Genua eingeschlossen war, getrennt, vertheidigte er gegen die ihm mehrfach überlegenen Oesterreicher 38 Tage lang jeden Fuß breit der Küstenstrecke bis zum Var, ergriff wiederholt die kräftigste Offensive und focht während des Monats April 1800 in den Schluchten der Apenninen, zum Theil unter Eis, Schnee und Nebel, bei Settepani und St. Giacomo, wo der Feind beträchtlich verlor. Erst als die Uebermacht zu groß wurde und General Melas mit der Hauptarmee gegen ihn operirte, trat S., unaufhörlich fechtend, den Rückzug an, ging den 12. Mai über den Var und bot hier dem Feinde abermals die Stirn. Nachdem Masséna, durch Hunger genöthigt, Genua hatte räumen müssen, nahm er wieder an den ferneren Operationen unter Masséna Antheil und besetzte am 22. Juni das von den Oesterreichern in Folge der Konvention von Alessandria wieder geräumte Genua. Als nach 6monatlichem Waffenstillstande die Feindseligkeiten wieder begannen, befehligte S. das 14,000 Mann starke Centrum, unterstützte am 25. Dec. bei Pozzola zu rechter Zeit den hart bedrängten General Dupont, so daß der von dem Feinde bereits errungene Vortheil sich in eine gänzliche Niederlage desselben verwandelte. Nach dem Frieden von Luneville wurde S. zum Generalinspektor der Infanterie ernannt und befehligte 1804 eine Division im Lager von Boulogne. In den Feldzügen von 1805, 1806 u. 1807 war seine Division die erste des 5. Corps unter Lannes, zeichnete sich bei Ulm, Hollabrunn, vorzüglich aber bei Austerlitz aus und machte bei Jena den ersten Angriff auf die Preußen. Besonders gerühmt wird S.s Benehmen bei Pultusk (26. Dec.) im Kampfe gegen den größten Theil der russischen Armee. In der Schlacht von Eylau wurde er verwundet, kämpfte aber schon einige Tage nachher (16. Febr. 1807) bei Ostrolenka. Nach dem Frieden von Tilsit befehligte er provisorisch das 5. Corps in Schlesien und führte gegen Ende 1808 dasselbe nach Spanien, wo er über 5 Jahre hindurch Sieg über Sieg erfocht. Nach Saragossa's Fall übernahm er im April 1809 das Kommando der Armee von Aragonien, schlug im Juni die Feinde unter Blake bei Maria und Belchite, O'Donnell im April 1810 bei Lerida, zwang diesen Platz und Mequinenza zur Uebergabe und eroberte den 2. Jan. 1811 Tortosa, am 28. Juni aber das wichtige Tarragona, womit er sich den Marschallsstab verdiente. Im Jahre 1812 schlug er Blake abermals bei Sagunt und eroberte am 9. Jan. Valencia, wo 20,000 Mann mit Geschütz u. Gepäck sich ihm ergeben mußten. Er ward dafür mit der Domäne Albufera und dem Herzogstitel belohnt. Nachdem er sich in der Provinz Valencia so lange als möglich behauptet und selbst auf dem Rückzug noch manchen Sieg erkämpft hatte, mußte auch er Anfangs 1814 die Pyrenäen überschreiten. Aus seinem Hauptquartier Narbonne erklärte er am 14. April für sich und sein Corps die Anerkennung Ludwigs XVIII. und schloß einen Waffenstillstand mit Wellington. Aber trotz der vom König ihm bewiesenen Huld wandte auch er bei der Rückkehr Napoleons sich diesem wieder zu und erhielt von ihm das Kommando der Alpenarmee, welche sich in Lyon sammelte. Er eröffnete am 14. Juni die Feindseligkeiten, indem er in Savoyen eindrang, sah sich jedoch durch die Ankunft eines starken österreichischen Heeres bald zum Rückzuge gezwungen und erhielt für seine Vaterstadt Lyon eine unter den damaligen Umständen sehr günstige Kapitulation. Bei Ludwigs XVIII. Rückkehr unterwarf er sich ihm zum zweiten Male. Er verlor die Pairswürde, die er aber 1819 zurückerhielt, u. † am 3. Jan. 1826 zu Marseille. Unter seinem Namen erschienen: „Mémoires sur les campagnes en Espagne depuis 1808 jusqu'en 1814" (2. Aufl., Paris 1834, 2 Bde.).

Suchetto (ital.), das rothe Käppchen eines Kardinals.

Sucht, jede Krankheit, besonders eine sehr ansteckende und gefährliche, z. B. die fallende S., s. v. a. Epilepsie.

Suchum-Kalé (Sukhum-Kaleh, d. i. Wurstschloß), Stadt und Festung an der Küste des schwarzen Meeres, im Lande der Abchasen im russischen Transkaukasien, ward 1810 von den

Russen erobert, mit ansehnlichen Magazinen und schönem Bazar ausgestattet, aber am 24. April 1854 bei Annäherung einer englisch-französischen Flottille eiligst geräumt, worauf ein Theil der Stadt in Asche sank u. die Abchasen die türkische Flagge aufpflanzten.

Suckow, Karl Adolf, als Novellendichter unter dem Pseudonym Posgaru bekannt, geb. am 27. Mai 1802 zu Münsterberg in Schlesien, besuchte das Gymnasium zu Schweidnitz und die Elisabethschule zu Breslau und studirte seit 1820 in Breslau Philosophie und Theologie. Nachdem er sich 1830 hier als Privatdocent in der evangelisch-theologischen Fakultät habilitirt hatte, ward er 1831 vom Presbyterium der Hofkirche zu Breslau zum dritten Prediger erwählt. Hierauf wurde er außerordentlicher Professor der Theologie an der Universität u. 1834 Direktor des homiletischen Seminars. Er † den 1. April 1847. Er schrieb: „Drei Zeitalter der christlichen Kirche, dargestellt in einem dreifachen Jahrgange kirchlicher Perikopen" (Bresl. 1830) und „Gedenktage des christlichen Kirchenjahres in einer Reihe Predigten" (das. 1838). Mehr Aufsehen machte er als belletristischer Schriftsteller. Zuerst erschienen: „Liebesgeschichten" (Bresl. 1829), für deren Verfasser man anfangs Tieck hielt, dann „Germanos" (das. 1830), eine deutsch-italienische Geschichte. Beide Produktionen erschienen unter dem Titel „Novellen" (3 Bdchn., Bresl. 1833) in 2. Auflage. Seitdem theilte er in der „Urania" (Leipz. 1833) nur noch eine interessante Novelle unter dem Titel „Idus" mit, und später veröffentlichte er: „Byrons Manfred; Einleitung, Uebersetzung u. Anmerkungen" (Bresl. 1839). Seit 1842 gab er den „Prophet, eine Monatsschrift für die evangelische Kirche" (Bd. 1—9, Bresl. 1842—46) heraus. Theilweise aus dieser Zeitschrift ging sein „ABC evangelischer Kirchenverfassung" (Bresl. 1846) hervor. S. vertrat in diesen Schriften wie in seiner amtlichen Wirksamkeit die freie Bewegung des Geistes auf religiösem und theologischem Gebiet und verlangte eine freie Verfassung der evangelischen Kirche und Lossagung von allem todten Formalismus.

Suczawa (Szuczawa), österr.-galizische Stadt, Bukowina, an der Grenze der Moldau, rechts unweit des gleichnamigen Flusses, der in den Sereth fließt, hat drei griechische und eine armenische Kirche, eine Synagoge, Hauptschule und 5670 Einw., welche Saffian und Korduan, Leinenzeuche rc. verfertigen u. lebhaften Speditionshandel nach der Moldau u. Siebenbürgen treiben.

Sudan (Beled-es-Sudan, Nigerland, Nigritien), Bezeichnung der ungeheueren Fläche von Centralafrika, welche sich von der Wüste Sahara nach Süden mit noch unbestimmter Grenze gegen den Aequator hin erstreckt, gegen Westen bis an den Fuß der inneren Bergländer von Senegambien und Guinea reicht und gegen Osten anfangs die Wüste zwischen Darfur und Kordofan, dann weiter südlich den Fuß des früher zu Abyssinien gehörigen Hochlandes berührt, also von Norden nach Süden etwa 16 Breitengrade u. von Westen nach Osten 36—40 Längengrade (von 10° bis 46—50° östlicher Länge) umfaßt. Schon im Mittelalter führten die der Sahara zunächst liegenden Gegenden des Nigerlandes bei den Arabern von der dortigen schwarzen Bevölkerung den Namen S., womit auch jetzt noch eigentlich nur die Landstriche westlich von Bornu bis Timbuktu, also speciell die große Landschaft Haussa bezeichnet zu werden pflegt. Neuere Geographen begreifen unter Hochsudan die hinter den meist flachen Küsten von Nordguinea und Senegambien sich erhebenden Gebirgs- und Plateaulandschaften des Kong und oberen Senegambiens, also die Reiche der Ashanti, von Dahomeh, sowie die der Mandingos und Foulahs, unter Flachsudan oder S. (Nigritien) schlechthin die von den nördlichen und südlichen Abfällen Hochsudans ostwärts bis Kordofan u. den ehemals abyssinischen Bergländern reichende Uebergangsstufe zwischen dem Nordrande Hochafrika's und der Wüste, welche als erste Vorterrasse des erstern angesehen werden kann. Auch dieses flache S. bildet keine eigentliche Ebene, sondern ein wellenförmiges Hügelland von etwa 1200 F. mittlerer absoluter Höhe und hier und da von eigentlichen Bergzügen unterbrochen. Wegen seiner Lage zwischen der Sahara und den schwer zu übersteigenden Hochlandern im Süden, wegen des für Fremde mörderischen Klima's und der Wildheit und Raubsucht der dortigen Bevölkerung ist dies Land eins der unzugänglichsten auf der Erde, um dessen nähere Erforschung sich namentlich die Reisenden Mungo Park, Laing, Denham, Clapperton, Caillié und Lander, in neuester Zeit Overweg, Barth, Vogel und Bleek verdient gemacht haben. Da, wo S. an die Sahara grenzt, versiegen die wenigen Flüsse im Sandmeere, nur Lachen zurücklassend, deren Wasser von dem dem Sande beigemischten Salze salzhaltig wird, und nur zur Zeit der periodischen Regengüsse größere Wasserflächen bildend. Weiter nach Süden ist das Land aber überreich bewässert und daher äußerst fruchtbar. Hier bilden der Niger (s. d.) mit seinen zahlreichen Nebenflüssen und die großen Quellflüsse des Nil (s. d.) große Wassersysteme, während auch der große Tsad- oder Tschadsee als bedeutende Zuflüsse im Süden den Schari, im Westen den Yeou und im Osten den Bhata, den periodischen Strom des Gazellenthals (Wad-el-Ghasal), aufnimmt. Andere Seen sind der Fittre und der Andoma, jener südöstlich, dieser östlich vom Tschad. Die Wasserscheide zwischen dem Niger und den Gewässern des Tschadsee's bildet das von Südost nach Nordwest streichende Bergland von Mandara, welches, südlich von Bornu unter 10° nördl. Br. aufsteigend, zwar hohe, schroffe Felsmassen und Gipfel von 2500 F. Meereshöhe aufweist, die weiter südlich von noch um einige Tausend Fuß höheren nadelförmigen Pics überragt werden, aber wohlbewässert u. reich an pittoresken Scenerien ist. Nach den neuesten Reiseberichten breiten sich zwischen diesen Bergen weite Ebenen aus, so daß die Berge wahrscheinlich nur isolirte Gruppen sind. Der Berg Alantiga in Adamaua wird 9—10,000 F. hoch geschätzt, erreicht jedoch die Region des ewigen Schnee's noch nicht. Das Klima ist hier sehr heiß wegen der Nähe der Wüste und des Aequators. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt am Tschadsee 23° R., während in Bornu vom März bis Juni das Thermometer am Tage selten unter 30° steht,

Nachmittags auf 32° und höher steigt und selbst des Nachts nicht unter 28° fällt. Dagegen ist die sogenannte Winterszeit kühl, und das Thermometer fällt des Nachts nicht selten unter den Gefrierpunkt. Im Uebrigen sind die klimatischen Verhältnisse des Nigerlandes rein tropische mit sehr bestimmt ausgeprägtem Typus. Im Wesentlichen gibt es nur zwei, jedoch in manchen Gegenden durch zwei Uebergangsepochen vermittelte Jahreszeiten, eine Regen- und eine trockene Zeit, von denen sich jene im äußersten Osten, am Bahr-el-Abiad im April, weiter westlich im Mai und Juni einstellt und bis in den September dauert. Es fällt in dieser Zeit der Regen ununterbrochen u. in außerordentlicher Intensität, oft wolkenbruchartig, und die sonst wasserlosen Thäler erfüllen sich mit reißenden Strömen, wie sich auch der Umfang der Seen um ein Bedeutendes erweitert und ebene Strecken ein seeartiges Ansehn erhalten. In Folge davon bedecken sich Gegenden, die in der trockenen Jahreszeit dürr und steril erscheinen, in kürzester Zeit mit der üppigsten Vegetation. Die monatelangen Ueberschwemmungen und die durch die Versumpfung weiter Landstrecken erzeugten Miasmen veranlassen aber heftige Wechselfieber, die in den tiefer liegenden Gegenden selbst die einheimische Bevölkerung oft decimiren. Der Boden ist, wo die Bewässerung nicht fehlt, im Allgemeinen sehr ergiebig und mit reichem tropischen Pflanzenwuchs bedeckt. Auf den unübersehbaren Grasebenen wachsen allenthalben die mächtigen Abansonien, wo nicht Tamarinden und Mimosen Wälder bilden. Außerdem finden sich allenthalben baumartige Euphorbien, Deleb- und Dum-, seltener Dattelpalmen, weiter östlich Wollbäume. Gebaut werden besonders Weizen, Reis, Mais, Durrahhirse, Bohnen und andere Hülsenfrüchte, Zwiebel- und Gurkengewächse, Hanf, Tabak, Baumwolle, Indigo, rother Pfeffer, Koriander &c. Wild finden sich Elephanten, Rhinocerosse, Flußpferde, Löwen, Panther, Hyänen, Schakals, Strauße, mancherlei anderes, meist prachtvoll befiedertes Geflügel, Fische, große Amphibien, besonders Schildkröten und Schlangen, u. Insekten aller Art, darunter eine Menge höchst lästiger. Gegenstand der Zucht sind Rindvieh, Schafe, treffliche Pferde und Esel, Zibethkatzen (wegen des Zibeths), am Rande der Wüste auch Kameele. Die mineralischen Schätze sind in der Ebene unerheblich, bedeutender in den Bergländern. Am häufigsten finden sich Eisen- und Kupfererze, seltener Gold, Blei, Zinn, Salpeter und Schwefel. Salz wird meist eingeführt.

Die Bevölkerung theilt sich in viele, theils von Alters her einheimische, theils eingewanderte Negerstämme mit verschiedenen Sprachen. Unter ihnen findet der Islam immer mehr Eingang, u. dessen Bekenner machen den civilisirtesten u. intelligentesten Theil der Bevölkerung aus. Außerdem herrscht rohes Heidenthum. Die kultivirteren Einwohner treiben außer Ackerban, Viehzucht u. Fischerei mancherlei Gewerbe, nicht nur für den eigenen Bedarf, sondern auch für den Handel. Am verbreitetsten ist die Verarbeitung der Baumwolle, sowie die Indigofärberei. Im Westen werden die seidenen und halbseidenen, durch Schönheit und Güte ausgezeichneten, sogenannten Sudanstoffe, die selbst auf die Märkte von Marokko kommen, fabrieirt. Auch Matten, Körbe u. geschmackvolle Thon-, sowie Leder- und geschnitzte Holzwaaren werden in Menge für den Handel angefertigt. Ein- und Ausfuhrhandel ist nach allen Richtungen hin, besonders aber nach Norden lebhaft; doch ist derselbe ausschließlich in den Händen von Fremden, im Norden vornehmlich der Tuariks aus der Sahara u. der Araber von Kairo, Fezzan, Tunis, Tripolis und Fez. Die wichtigsten Handelsplätze sind Sego, Bammaku, Sansanding, Dschinnie, Timbuktu, Kaschna, Kano, Kuka, Angernu, Rabbah, Wara. Als Hauptausfuhrartikel kommen Baumwolle, Elfenbein, Rhinoceroshörner (Korkidan), Wolle, Straußfedern, Zibeth, Räucherwerk (Sudangummi), Gummikopal, Asa foetida, Senna, Paradiespfeffer, Kardamom, Tamarinden, Eben- u. Sandelholz, Indigo, Häute, blaue und blaugestreifte Baumwollenzeuche, Seiden- und Halbseidenstoffe, Matten, Leder u. Lederarbeiten, namentlich aber Gold und Sklaven in Betracht. Hauptstapelplätze für den Goldhandel (theils mit Goldstaub, theils mit goldenen Schmucksachen) sind im Westen Dschinnie u. Timbuktu, im Osten Darfur. Sklaven werden von S. nach allen sklavenhaltenden Ländern der Erde ausgeführt. Die wichtigsten Einfuhrartikel sind baumwollene Kleiderstoffe, fast ausschließlich britisches Fabrikat, Leinwand, feine Tuche, Teppiche aus Nordafrika, wollene Mäntel (Haiks) aus Fez, wollene und seidene Gürtel, rohe Seide, Sammet, Eisenbarren und Eisenwaaren, namentlich auch Flinten u. sonstige Waffen und Messer, theils aus England, theils aus Nordamerika, auch in Menge aus Deutschland (namentlich aus Solingen), kleine Schmuckgegenstände, nürnberger Spielwaaren, Papier, Pulver, Blei, kupferne und zinnerne Geräthschaften, Kämme, gefärbtes Leder und Tabak aus Marokko, Gewürze aus Ost- und Westindien, Kaffee, Kakao, Zucker, Pferde, Kauri's aus Ostindien &c. Die gebräuchlichsten Tauschmittel für den Handel sind Kauri's (250 = 1 englischer Schilling) und eine andere Art bei Timbuktu im Niger sich findender Süßwasserkonchylien, auch Stücke Baumwollenzeuchs und Goldstaub, sowie Eisenbarren. Als Scheidemünze dienen in den kleinen Sultanaten längs des Westrandes des Niger Gurunüsse, in Darfur kleine Ringe von Zinn. Die größten u. bekanntesten Staaten des Nigerlandes sind: Bambarra (s. Bambara) im äußersten Westen; Dschinnie längs dem Niger mit der Stadt Timbuctu; Haussa (s. Felatah) nordöstlich vom mittlern Nigerlauf mit der großen Handelsstadt Kano; Bornu (s. d.); Loggun, östlich vom vorigen, mit der gleichnamigen Hauptstadt (Karnak); Mandara mit der Hauptstadt Mora; Aghadez am Nordrande des Nigerlandes, mit der Hauptstadt gleichen Namens; Kanem mit der Hauptstadt Man, jetzt von Wadai abhängig; Baghermi (Bagnirmeh) mit der Hauptstadt Moëto; Wadai (s. d.); Runga (Runja), südöstlich vom vorigen mit den Hauptorten Birkah und Dedema; For oder Fur (s. Darfur); das Nubaland; das Land der Schillukh am linken Ufer des weißen Nil; das Land der Dinka; Buschi mit der Hauptstadt Yacoba; Yaourri oder

Yourri mit der gleichnamigen Hauptstadt; Nuffy oder Ny ffe mit der Hauptstadt Rabbah; Borgu mit der Hauptstadt Kiama; das Land der Kakunda oder Kakauba mit der gleichnamigen Hauptstadt u. a. m.

Sudbury, Stadt in der englischen Grafschaft Suffolk, westlich von Ipswich, links am Stour, über den eine schöne Brücke führt, mit Weberei von Krepp, Flor, Flaggentuch u. 4500 Einw.

Suderöe, eine der größern Färöerinseln, die südlichste derselben, 4 □Meilen groß mit 700 Einw., Rindvieh, kleinen Pferden, Gerste rc. Hauptort: Qualböe.

Sudeten, im weitern Sinne der 50 Meilen lange Gebirgszug, der sich in südöstlicher Richtung aus der Oberlausitz durch Schlesien und Böhmen und durch das österreichische Schlesien bis zu den Oderquellen hinzieht und eine Hauptwasserscheide der Ostsee bildet. Die S. in diesem Sinne bilden ein von Thalspalten nirgends ganz durchbrochenes Hochland, das eine Menge isolirter Erhebungen und dammartiger Gebirgskämme zählt, und weisen den Gewässern der Elbe, der March und der Oder ihre Richtung an. Der eigentliche Gebirgsstock ist Granit und Glimmerschiefer mit Serpentin, Syenit, Urkalk, Urthonschiefer; auch finden sich Steinkohlen, Metalle (Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Zinn, Zink rc.) und im aufgeschwemmten Lande Torf und Bernstein. Die einzelnen Theile desselben sind: das schlesisch-mährische Gebirge (s. unten), das glatzer Gebirge, das Riesen- u. Isergebirge (s. d.) u. der wohlische Kamm (s. d.) oder das lausitzer Gebirge. Das glatzer Gebirge (glatzer S.) lagert in der Grafschaft Glatz (den preußischen Kreisen Habelschwerd und Glatz), ist nicht so hoch als das Riesengebirge, hat aber dennoch bedeutende Berge. Nach der besondern Lage theilt man es in Abtheilungen, die in stetem Zusammenhange die ganze Grafschaft überziehen u. sie in Thäler theilen, die, je nachdem sie weiter sind und niedriger liegen, der Kultur und dem Ackerbau zugänglich sind. Diese Abtheilungen sind: das glatzer Schneegebirge, der höchste Theil des ganzen glatzer Gebirges, an der südlichen Grenze der Grafschaft, im Kreise Habelschwerd, mit dem großen Schneeberg (spieglitzer Schneeberg genannt, nach neuern Messungen 4448′), auf der Wasserscheide zwischen der Ostsee und dem schwarzen Meere, dem kleinen Schneeberg (3876′), dem Mittelberg (3666′), dem hohen Schwarzberg (3605′), dem Klapperſteinberg (3456′), dem Jauersberg (3000′); das habelschwerder Gebirge, das sich an die Schneekoppe anreiht und von Mittelwalde bis Reinerz die Landesgrenze bildet, mit dem Grunewald (2768′), der hohen Mense (3242′) und einem 2858 Fuß hoch belegenen großen Moor, aus dem die Weistritz und die Erlitz entspringen; das Heuscheunengebirge, ein felsiges Sandsteingebirge, von allen Seiten steil aufsteigend und sich in senkrechten, oft in ihrer ganzen Höhe gespaltenen Felsen erhebend, mit der Heuscheune, dem Spiegelberg (2803′), dem Karlsberg (2542′); das Eulengebirge, an der nordöstlichen Grenze der Grafschaft und mit dem vorigen ziemlich parallellaufend, an der Neisse fast senkrecht abfallend, mit der hohen Eule (3300′), der Sonnenkoppe (2840′), dem Glasberg (2777′) u. dem Ottenstein (2618′). Im engeren Sinne versteht man unter den S. das schlesisch-mährische Gebirge bis gegen die görlitzer Neisse hin, und zwar zerfallen diese eigentlichen S. in das sogenannte mährische Gesenke, eine niedere Berglandschaft mit steilem Abfall zu der Tiefebene, welche den ganzen Gebirgszug von den Karpathen trennt, mit nur einzelnen Höhen von mehr als 2000 F., wie dem Sonnenberg (2430′), und sich in seinen meisten Höhen nicht über 1000—1200 F. erhebend, und in das Altvater- oder mährische Schneegebirge, welches sich nördlich bis zum Paß von Freiwaldau nach Goldenstein erstreckt und ein wirkliches, dem Harz ähnliches Gebirgsland ist mit hohen, durch tiefe Spalten getrennten Bergmassen u. meist kahlen Kuppen von über 4000 F. Höhe, worunter der große Altvater (4800′), der kleine Altvater (4333′), die Hirschwiese (4000′), der Köpernikstein (4345′), der Hochschaar (4127′) u. a. m.

Sudra's, die vierte und unterste der indischen Kasten (Brahmanen oder Priester, Kschetria's oder Krieger, Waisja's oder höheren Gewerbtreibenden, namentlich Ackerbauer und Kaufleute u. S.), welche die verschiedenen Handwerker, Taglöhner, Bedienten, auch Künstler bis zu den Tänzerinnen herab, Zauberer und Wahrsager u. überhaupt den großen Haufen des indischen Volkes begreift. Alle die verschiedenen Handthirungen rc. stehen unter eigenen Gilden, denen ein Altmeister vorsteht, welcher Gerichtsbarkeit zur Schlichtung der Streitigkeiten übt und die Ausstattung der Mädchen besorgt. Die ganze Kaste theilt sich in die rechte und linke Hand, die wiederum in verschiedene Klassen zerfallen. Heirathen finden zwischen diesen beiden Abtheilungen eben so selten Statt, als zwischen S. und Personen der höheren Stände. Geschieht es aber, daß sich ein Sudra mit einer Frau aus einer der drei ersten Kasten vermählt, so gehören die Nachkommen auch nur zum untersten Stande. Einigen Nachrichten zufolge begreift die Sudrakaste über 20 verschiedene Stufen. Uebrigens werden die S. keineswegs als unrein angesehen und sind daher von den Parias (s. d.) wohl zu unterscheiden. Vom Studium der Weda's sind sie ausgeschlossen; doch gibt es für sie andere Religions- u. Sittenbücher, welche verständlicher sind, so daß ihre geistige Bildung durch jene Ausschließung nicht leidet. Wie jedes Mitglied der höheren Stände darf sich der Sudra dem Einsiedlerstande widmen und kann dadurch große Heiligkeit erlangen.

Sudsha, Kreisstadt im europ.-russischen Gouvernement Kursk, hat 3 Kirchen, Schulen, Fabriken, Getreidehandel, große Gemüsegärten, Salpetersiedereien u. 8000 Einw.

Sue, Eugène, französischer Romandichter, geboren den 10. Dec. 1804 zu Paris als Sprößling einer alten in der Provence ansässigen Familie, von deren Mitgliedern mehre, wie auch sein Vater, tüchtige Chirurgen und Anatomen waren, ward von der Kaiserin Josephine und dem Prinzen Eugène Beauharnais aus der Taufe gehoben, widmete sich dem ärztlichen Berufe und machte 1823 als Militärarzt den Feldzug nach Spanien mit. Nachdem er im folgenden Jahre den Landmit dem Seedienst vertauscht, machte er mehre



EUGENE SUE

Reisen nach Amerika und Westindien, besuchte dann Griechenland u. nahm 1827 an der Schlacht bei Navarino Theil. Nachdem er darauf aus dem Militärdienst ausgeschieden war, wollte er sich unter des Marinemalers Gudin Leitung der Malerei widmen, veröffentlichte aber auf Zureden von Freunden eine Romandichtung, „Kernock le pirate“ (Par. 1830), worin er seine Reiseeindrücke verarbeitet hatte. Der günstige Erfolg des Buchs veranlaßte ihn zu weiterer Produktion, und er lieferte in dem Genre des Seeromans noch „Plick et Plock“ (1831), „Atar-Gull“ (1831), „Le Salamandre“ (1832) u. „La vigie de Koatven“ (1833). Vom Marineroman ging er zur historischen Behandlung des französischen Seewesens über. Seine „Histoire de la marine française sous Louis XIV“ (Par. 1835–37, 5 Bde.) und der „Abrégé de l'histoire de la marine militaire de tous les peuples“ sind werthvolle und interessante Arbeiten. Später wandte er sich in „Latréaumont“, „Jean Cavalier“, „Le Vicomte de Létorières“ u. „Le commandeur de Malte“ dem historischen Roman und endlich in „Arthur“ (1838—39), „La Cucaratcha“ (1834), „Déleytar“ (1839), „L'hôtel Lambert“, „Mathilde“ u. „Thérèse Dunoyer“ dem sogenannten Sittenromane zu, obwohl er es mit den Moralprincipien eben nicht sehr genau nahm und sich besonders in greller Ausmalung sittlichen Verderbnisses gefiel. Eine ernstere Richtung verfolgen seine in zahllosen Uebersetzungen verbreiteten „Mystères de Paris“ (1842—43, 8 Bde.), worin er die socialen Zeitfragen behandelt. Vom ästhetischen Standpunkte aus von geringer Bedeutung, aber als Sittengemälde voll glänzender Schlaglichter, machte dieses Produkt ein ungemeines Aufsehen, u. dieser Erfolg führte den Verfasser dem socialen Romane zu. Sein „Juif errant“ (1845) entsprach zwar den gespannten Erwartungen keineswegs, zog aber trotzdem das Publikum wegen Hereinziehung der damals wieder auftauchenden Jesuitenangelegenheiten an. Socialistische Tendenzen verfolgen seine späteren Werke: „Martin, l'enfant trouvé“ (1846), „Les sept péchés capitaux“ (1847), „Les mystères du peuple“ (1849), „Miss Mary“ (1850), „Ferdinand Duplessis“ (1851) u. „La famille Jouffroy“ (1854). Von der demokratisch-socialistischen Partei in Paris zum Abgeordneten in die gesetzgebende Nationalversammlung gewählt, hielt er sich hier zur Ultrabergpartei, ward aber in Folge der Decemberereignisse von 1851 aus Frankreich verbannt, lebte seitdem in Piemont und † am 3. Aug. 1857 zu Anneey. Er versuchte sich auch als dramatischer Dichter für die Boulevardstheater in „Latréaumont“ (1840), „La prétendante“ (1842), „Les mystères de Paris“ (1845), „Le juif errant“ (1846), „Martin et Bamboche“ (1847), „La morne au diable“ (1850), ohne aber damit solches Glück zu machen, wie mit seinen Romanen.

Süchteln, Stadt in der preußischen Rheinprovinz, Regierungsbezirk Düsseldorf, Kreis Kempen, an der Niers, hat 2 Kirchen, Baumwollenspinnerei, Färberei, Tuch-, Leinwand-, Kattun-, Sammet- und Seidenbandmanufakturen, Lohgerbereien und 1750 Einw.

Suecia, neulateinischer Name für Schweden.

Süd, s. Weltgegenden.

Südamerika, die südliche Halbinsel des amerikanischen Festlandes, bildet ein nach Süden zugespitztes Dreieck, welches sich vom 13.° nördl. Br., mit Einschluß des Kaps Horn, bis zum 54.° 30′ südl. Br. und vom 18.° bis 63.° westlicher Länge erstreckt, hängt durch die Landenge von Panama mit Nordamerika (s. d.) zusammen und hat vom Kap Horn bis zu der von dem Meerbusen von Panama und Darien gebildeten Landenge eine Ausdehnung von beinahe 1000 geographischen Meilen und einen Flächenraum von ungefähr 350,000 □Meilen. S. liegt mit Nordamerika nicht unter denselben Meridianen, folglich nicht ganz in Süden, sondern in Südosten, da es um 40 Längengrade weiter, als jenes, nach Osten gerückt ist. S. besteht, wie Nordamerika, aus wenig getrennten Hochländern, deren Hauptgebirgszug, wie dort, im äußersten Westen liegt, weiten Tiefländern gegen Osten und einem schmalen, flachen Küstenrande gegen Westen. Das bedeutendste Hochland, die Andeskette oder Cordillera de los Andes, eine ungeheure Bergkette, nirgends über 20 Meilen breit und höchstens 15 Meilen von der Küste entfernt, zieht sich vom Kap Forward an der Magellansstraße bis zur Landenge, in ununterbrochenem Zuge, immer der Küste gleichlaufend, eine ungeheure Grenzmauer gegen den Ocean, anfänglich in nördlicher, dann in nordwestlicher und endlich in nordöstlicher und nördlicher Richtung, bald doppelt, bald einfach, selbst in drei Ketten, und bildet dadurch neun große Gebirgsknoten. Gegen Westen laufen nur unbedeutende Küstenflüsse, gegen Norden nur der Magdalenenstrom mit dem Cauca, zur östlichen Abdachung aber gehören zwei Hauptströme S.'s, der Marañon (Amazonenfluß) und der Platastrom, die Quellen des Cochabamba, nachher Guapochi genannt, der zum Madeira fließt, der in den Paraguay fallende Cachimayo, die Quellenflüsse des Marañon und des Platastroms und mehre Nebenflüsse des Orinoco. Fast alle Gewässer haben von ihren Quellen an eine östliche Richtung und brechen zum Theil in Querthälern durch die Gebirgsketten. Nur die Flußkette des Magdalenenstroms, des Cauca, des obern Marañon und des Desaguadero bilden Längenthäler. Vom 30.° südl. Br. entspringt auf dem Andesgebirge, außer Steppenflüssen, nur der ansehnliche Rio Negro, der sich in das atlantische Meer ergießt. Eine Fortsetzung des nordöstlichen Armes der Andeskette ist das Gebirge von Venezuela, das längs der Nordküste S.'s östlich von Panama läuft und in der Silla bei Caraccas, 8100 F. hoch, seinen höchsten Gipfel erreicht. Der längs der ganzen Westseite der Andeskette laufende, von kleinen Flüssen durchschnittene Küstenrand ist theils hügelig, theils öde Sandwüste. Abwärts vom 40.° besteht die Küste aus zerrissenen Felsen. Auf der Nordküste senkt sich ein flaches Tiefland, in dessen Mitte aber westlich von dem Maracaybosee steil am Meere das Gebirge Santa Marta zu einer Höhe von mehr als 15,000 F. ansteigt. Durch weite Ebenen von der Andeskette getrennt und wahrscheinlich ein für sich bestehendes Urgebirge, erhebt sich das brasilianische Hochland zwischen dem 10.° u.

22.° südl. Br., das eine bis 3000 F. hohe Bergebene bildet, die von mehren Ketten durchzogen wird, deren keine aber mit dem Hochgebirge der Westküste sich vergleichen läßt. An der Küste erhebt sich die Serra do Mar (Seegebirge) 4000 F. hoch, westlicher die Hauptkette Serra do Espinhaço, in welcher der Itambé und der Itacolumi 5—6000 F. sich erheben. Weiter westlich laufen die Gebirge, welche die Wasserscheiden zwischen dem Marañon, dem Francisco und dem Platastrom bilden, lauter einzelne Ketten. Jenseits dieser Höhen senkt sich das Land in eine weite, steinige, von wasserreichen Thälern durchzogene Hochebene, welche im Westen durch waldige und sumpfige Niederungen und durch ein reichlich bewässertes Hügelland von dem Hochlande der Andes geschieden ist. Zwischen dem 2.° u. 8.° nördl. Br. erhebt sich, wie ein abgeschiedenes Eiland, das Gebirge von Guyana oder Parimegebirge, in Nordwesten und Südwesten von dem Orinoco begrenzt und am höchsten in Süden zu Gipfeln von beinahe 8000 F. ansteigend. Diese Bergketten umschließen Tieflande von ungeheuerm Umfange. Das Tiefland des Orinoco, ein Flächenraum von 10,000 □Meilen, läuft von den westlichen Ufern des mittlern Orinoco bis zur Andeskette und längs derselben gegen Osten bis zum Meere. Eine kaum bemerkbare Wasserscheide trennt dasselbe von dem Tiefland des Marañon, das einen Flächenraum von 150,000 □Meilen zwischen den Andes, dem brasilianischen Hochlande und dem Orinocogebirge einnimmt. Nach den brasilianischen Gebirgen hin erhebt sich das Land zu den öden Campos Parexis, die westlichen Gegenden aber haben große Seen und Sümpfe. Von den Wasserscheiden westlich der brasilianischen Gebirge läuft südlich zwischen den Andes u. der magellanischen Straße das Tiefland des Platastroms, ein Flächenraum von beinahe 80,000 □Meilen. Nördlich vom Platastrom erheben sich einige Bergzüge, die vom brasilianischen Hochgebirge ausgehen, und auch die Andes strecken ansehnliche Zweige in das Flachland, vom 34.° an aber gegen Süden läuft die Ebene in das östliche Patagonien ununterbrochen fort. Die Seen S.'s sind weder so zahlreich, noch so groß, als in Nordamerika. Der merkwürdigste ist der Titicaca, in Bolivia zwischen den Andesgebirgen. Unter den übrigen Seen sind der Maracaybo im Norden in Columbia und der Patos in Südosten dicht an der Küste die ansehnlichsten. Unter den Inseln an der Küste S.'s sind die bedeutendsten: Feuerland, durch die magellanische Straße vom Festlande getrennt, die seit 1833 von den Engländern besetzten Falklandsinseln oder Malouinen, eine unbewohnte Inselgruppe östlich von der Südspitze, südlich vom Kap Horn Neusüdshetland, östlich Südgeorgien, Südorkneys, Sandwichsland, Fernando de Noronha an der Küste von Brasilien, Juan Fernandez an der Küste von Chili und die unbewohnten Gallopagos oder Schildkröteninseln unter dem Aequator, westlich von Quito. Die einzelnen Staaten S.'s, bis auf einen einzigen lauter Republiken, folgen von Norden nach Süden in folgender Reihe: Neugranada, Venezuela und Ecuador, die columbischen Republiken; Peru, Bolivia, Chili, Laplatastaaten, Uruguay (Montevideo), Paraguay und das Kaiserthum Brasilien. Europäischer Kolonialbesitz ist nur Guyana. Weiteres s. Amerika.

Südaustralien, Kolonie von, s. Australien.

Südcarolina (Southcarolina), einer der südlichen Staaten der nordamerikanischen Union, im Norden von Nordcarolina, im Südosten von dem atlantischen Meer, im Südwesten u. Westen von Georgien begrenzt und von diesem durch den Savannah River getrennt, liegt zwischen 30° 2′ u. 35° 10′ nördl. Breite und zwischen 78° 24′ und 83° 30′ westlicher Länge von Greenwich und zwischen 1° 45′ und 6° 15′ westlicher Länge von Washington, hat von Norden nach Süden eine Ausdehnung von 125 Meilen, von Osten nach Westen von 200 Meilen. Der Flächeninhalt beträgt 1156 □Meilen, wovon 1850 etwas über 300 □Meilen kultivirt waren. Die Gestaltung des Landes ist mannichfaltig; im Unterlande erstrecken sich die Sandebenen 80 Meilen landeinwärts und bestehen aus Savannen, Sümpfen u. Fichtenwäldern; das Mittelland zeichnet sich durch eine Reihe Sandhügel aus, die 100—150 Fuß hoch nach Nordcarolina hinüberstreichen, aber nur in der Nähe der Flüsse nutzbaren Boden darbieten. Im Innern besteht der Boden aus Sand, Thon und Kies und eignet sich vorzüglich gut zum Anbau der Baumwolle und des Indigo. Im Westen ist das Land hoch, romantisch und reizend; Granit und Gneis sind daselbst vorherrschend, und der Boden besteht theils aus fruchtbarer Dammerde, theils aus zähem Thon und Mergel. Die bedeutendsten Bergketten durchziehen die Distrikte Pendleton, Greenville, Spartanburgh und York; der Table Mountain in Pendleton erhebt sich 3400 Fuß über die Meeresfläche. Die Hauptflüsse sind Waccannaw, Pedee, Black River, Santee, Cooper, Aschley, Stono, Edisto, Ascheppo, Cambachee, Coosaw, Broad und Savannah. Das Klima ist in den einzelnen Theilen des Staates verschieden. Der Sommer ist, besonders in den Niederungen, außerordentlich heiß und schwül, der Herbst im Allgemeinen mild und auch der Winter ohne Frost. Das Wetter ist jedoch großen und plötzlichen Veränderungen unterworfen; die Temperatur wechselt häufig um 46° an einem Tage. Der Frühling beginnt ungefähr Mitte Februars, und die Vegetation schreitet ungemein schnell vorwärts. Die Einwohner des Landes sind in der heißen Jahreszeit vielen Krankheiten, vorzüglich Gallenfiebern, Wechselfiebern &c. ausgesetzt, weil das niedere Marschland der Reiskultur wegen von Zeit zu Zeit überschwemmt werden muß und dann giftige Dünste exhalirt. Die Landwirthschaft S.'s theilt sich in Plantagen- und in Ackerbau ab, von denen der letztere nur dem Hochlande angehört. In den Niederungen und Ebenen, wo lediglich Plantagenbau betrieben wird, sind die Hauptprodukte Reis und Baumwolle, als Handelswaaren, und Mais, Wundererbsen und süße Bataten zur Konsumtion; die Indigokultur, die früher so beträchtlich war, hat in demselben Verhältnisse abgenommen, als die Kultur der Baumwolle gestiegen ist. Im Mittel- und Hochlande baut man Weizen u. andere Cerealien, Mais, Tabak, Baumwolle und Kartoffeln. Flachs und Hanf werden

in einigen Theilen des Landes ebenfalls in Menge gebaut, und in der neuern Zeit auch Sesam zum Oelschlagen. Von Obst gedeihen Pfirsiche und Kirschen vortrefflich; alle übrigen Obstsorten arten aus. Die Viehzucht ist in schlechtem Zustande, und die Wiesen und Weiden haben Mangel an gesunden, nahrhaften Grasarten. Nur Schweine gedeihen in Ueberfluß. Die Waldungen sind gut bestanden, werden aber schlecht gepflegt; besonders reich ist der Staat an schönen Nadelhölzern; die immergrüne Eiche, früher der Reichthum der Sandinseln längs der Küste, ist fast ganz ausgerottet; in den Niederungen des Ostens wächst die Weideneiche, der Biberbaum, der rothe Ahorn, der carolinische Lorbeer, die Wassereiche, die Magnolie, die Kohlpalme und der amerikanische Oelbaum; im Hochlande findet man Linden, Birken, Buchen, Kastanien und süße Eicheln. Mineralien sind in Menge vorhanden, und unter denselben kommen Gold, Silber, Kupfer, Blei, Eisen, Reißblei, Marmor, rother u. gelber Ocker, Walkererde, Kalkstein, Alaun, Salpeter, Schwefel und Vitriol am häufigsten vor. Die Industrie ist unbedeutend; Mahl-, Oel-, Walk- und Sägemühlen, einige Eisenwerke, Nagelfabriken, Pulvermühlen, Branntweinbrennereien sind fast die einzigen Zeichen der gewerblichen Thätigkeit. Der Handel ist wegen der bessern Häfen, der größeren Produktion des Ackerbaues und der ausgedehnteren Schiffbarkeit der Ströme beträchtlicher als in Nordcarolina; die Ausfuhr betrug 1852 14,031,402, die Einfuhr 1,767,543 Dollars. Banken zählte man 1851 14 mit einem Kapital von 6,353,600 Doll. Hauptstapelwaaren des Landes sind Baumwolle, Reis, Wildhäute, Leder, Pech und Theer, Terpentin, Stabholz, Breter, Faßdauben, Schindeln, Mais, Weizenmehl. Die erste Verfassung von S. wurde 1775 gegeben und 1790 verbessert. Die gesetzgebende Versammlung besteht aus einem Senat und aus einem Hause der Abgeordneten. Der erstere zählt 45 Mitglieder, die von den Distrikten auf 4 Jahre (alle 2 Jahre die Hälfte) gewählt werden. Das Haus der Abgeordneten hat 124 Mitglieder, die auf 2 Jahre gewählt werden. Die Generalversammlung kommt am vierten Montag im November in Columbia zusammen. Die vollziehende Gewalt besitzt ein Gouverneur, der in jeder ersten Versammlung des Hauses der Abgeordneten durch Senat und Abgeordnete auf 2 Jahre ernannt wird und 3500 Dollars Besoldung erhält. Sein Stellvertreter ist der Gouverneurlieutenant. Der Gerichtspräsident und die Richter werden durch das Ballotement des Senats u. des Hauses der Abgeordneten bestimmt und bleiben so lange im Amte, als es ihre Kraft u. Aufführung zuläßt. Stimmberechtigt ist jeder freie, weiße, männliche Bürger von 21 Jahren, der 2 Jahre vor dem Wahltage im Staate wohnte und ein Freigut von 50 Ackern besitzt, oder ein städtisches Grundstück mindestens 6 Monate vor der Wahl gekauft hat, oder in Ermangelung dessen wenigstens 6 Monate vorher in dem Wahldistrikte wohnte und eine Steuer von 3 Schillingen für das vergangene Jahr bezahlte. Der Staat sendet 7 Abgeordnete zum Kongreß. Presbyterianer, Baptisten und Methodisten sind die zahlreichsten Glaubenssekten. Außerdem befinden sich noch römische Katholiken, Unitarier, Friends, Universalisten und Juden im Staate. Für Schulen ist neuerdings sehr Sorge getragen worden. Die Bevölkerung betrug 1850 704,800 Seelen, worunter 384,984 Sklaven. Die Staatsschuld belief sich 1852 auf 2,093,508 Doll. Der Staat zerfällt nach dem Census von 1840 in 29 Counties: Abbeville, Anderson, Barnwell, Beaufort, Charleston, Chester, Chesterfield, Colleton, Darlington, Edgefield, Fairfield, Georgetown, Greenville, Horry, Kershaw, Lancaster, Laurens, Lexington, Marion, Marlborough, Newberry, Orangeburg, Pickens, Richland, Spartanburgh, Sumter, Union, Williamsburg, York. Hauptstädte: Columbia am Congaree, Sitz der Regierung, Charleston, Hauptandelsplatz. Die beiden Carolina's wurden im Anfang des 16. Jahrhunderts entdeckt und von dem spanischen Statthalter Juan Ponce de Leon 1512 für Spanien in Besitz genommen, bald jedoch wieder von den Spaniern verlassen. Franzosen, welche sich nachher darauf festzusetzen suchten, wurden von den Spaniern in Florida verjagt; weiter bekümmerten sich jedoch diese nicht darum. Die erste Niederlassung der Engländer in S. erfolgte 1670 unter Gouverneur Sayle in Port-Royal. Im J. 1671 siedelte dieselbe in die Gegend von Charleston über, das aber erst 1680 gegründet ward. Im J. 1690 kam eine Kolonie französischer Refugiés hinzu, von denen ein großer Theil der wohlhabenderen Einwohner abstammt. Im J. 1701 ward die englische Kirche als Staatskirche eingeführt. Im J. 1712 machten die Kolonisten hier, wie in Nordcarolina, der Grundherrschaft ein Ende und gaben sich eine Verfassung, welches Verfahren das britische Conseil 1720 sanktionirte, worauf 1729 das Parlament den Grundherren das Land abkaufte. Damals ward dieses in Nord- u. S. getheilt. Am Freiheitskriege nahm man hier eifrigen Antheil. Am 23. Mai 1788 ward die Unionsverfassung angenommen.

Südermanland (schwed. Södermanland), schwedische Provinz von 118 □Meilen mit 121,000 Einw., umfaßt in Bezug auf Verwaltung den Nyköpingslän, mit Ausnahme des nordöstlichen Uferrandes, Södertörn genannt, der zum Stockholmslän gehört. Das Land ist hügelig; die größte Erhebung findet an der Südseite Statt, wo das breite Waldgebirge Kolmården die Grenze gegen Ostgothland bildet; übrigens ist das Land reich an kleinen Seen, von vielen Flüßchen durchzogen und höchst anmuthig. Sehr bedeutend ist der Bergbau auf Kupfer, Kobalt und Eisen. Der Ackerbau wird mit Einsicht getrieben. Hier wird die schwedische Sprache, besonders um Nyköping, in ihrer größten Reinheit gesprochen. Die Einwohner des alten Wikingenlands (Wingåker) unterscheiden sich durch eine eigene Tracht und eigene Gebräuche. Hauptstadt ist Nyköping.

Südliche Krone, Sternbild an der südlichen Halbkugel des Himmels gelegen, erscheint in Aegypten und andern dem Aequator nahe liegenden Gegenden am Horizonte, war darum auch schon bei den Alten bekannt, ist aber für die nördlich gelegenen Völker unsichtbar.

Südlicher Kontinent, s. Südpolarländer.

Südliches Dreieck, Sternbild der südlichen

Hemisphäre, zwischen dem Paradiesvogel, dem Altar, dem Lineal und Winkelmaß, dem Zirkel und Centaur, nahe an der Milchstraße, enthält einen Stern zweiter, zwei dritter Größe.

Südliches Eismeer, der innerste Theil der Südsee (s. d.) oder das südliche Polarmeer.

Südlicht, s. Nordlicht.

Südpolarländer (antarktische Länder), alle diejenigen Länder und Inseln, welche innerhalb oder in der Nähe des südlichen Polarkreises liegen. Man nimmt jetzt aus mehrfachen Gründen das Vorhandenseyn eines großen Festlandes oder antarktischen Kontinents im Süden an, dessen Ausdehnung freilich noch ganz unbekannt ist. Der am weitesten nach Norden hervortretende halbinselartige Bestandtheil desselben scheint das südsüdöstlich von der Südspitze Amerika's gelegene Trinity- oder Dreieinigkeitsland und Palmersland zu seyn, das, 1821 von Powell und Palmer entdeckt, fast bis 62° südl. Br. reicht und weiter südlich in der Breite des Polarkreises Grahamsland genannt wird. Die Fortsetzung desselben scheint das östlich der tief einschneidenden Bucht des Kanals Orléans 1838 von Dumont d'Urville entdeckte Louis-Philippsland u. Joinvillesland zu seyn. Von der Inselgruppe Neusüdschottland ist dieser Theil des antarktischen Kontinents durch die Brandfieldsstraße geschieden. Südwestlich davon liegen unter 70° südl. Br. und 53° westl. L. die Alexandersinsel und unter derselben Breite und 73° westl. L. die Petersinsel, beide 1821 von Bellingshausen entdeckt und wahrscheinlich nur südwestliche Fortsetzung der oben erwähnten Halbinsel und ebenfalls zum fraglichen Kontinent gehörig. Weiter westlich fehlt uns noch die nähere Kenntniß der hier wahrscheinlich weit nach Süden zurücktretenden Küste des letzteren, die erst unter 162° westl. L. wieder gesehen worden ist, von wo sie sich, ziemlich in der Richtung des Polarkreises, bis 225° westl. L. hinzieht u. den Namen Wilkesland führt. Die Kenntniß derselben danken wir vornehmlich Dumont d'Urville und Sir James Clark Roß, indem jener zwischen 66° u. 67° südl. Br. und 200° u. 206° westl. L. 1840 ein ausgedehntes Land auffand, welches er Adélieland oder Adelaïdenland nannte, dieser aber östlich davon zwischen 72° und 79° südl. Br. 1841—42 eine von ihm Victorialand oder Südvictoria genannte Küste auf eine Strecke von 100 Meilen beschiffte. Er fand hier unter 193° westl. L. und 77° südl. Br. einen 11,600 F. hohen Vulkan, welchen er Erebus nannte, und einen anderen erloschenen, 10,200 F. hohen, von ihm mit dem Namen Terror belegten. Weiter westlich von Wilkesland, zwischen 280° u. 300° westl. L. u. 67° südl. Br., liegt Kempsland, sowie das 1831 von Biscoe entdeckte Enderbysland, beides wahrscheinlich ebenfalls Theile des Südpolarkontinents. Außerdem werden unter dem Namen S. noch mehre Inseln mitbegriffen, wovon die bedeutendsten das 1675 von Laroche entdeckte und später von Cook genauer untersuchte, 20 Meilen lange und 2—3 Meilen breite Südgeorgien, eine stets mit Schnee bedeckte, vegetationslose, aber von zahlreichen Seevögeln und an der Küste auch von Seesängethieren bewohnte, aber der Landsängethiere ganz entbehrende Insel; südöstlich davon das 1775 von Cook entdeckte und 1819 von Bellingshausen untersuchte Sandwichsland unter 58°—60° südl. Br. u. 10° westl. L., aus fünf größeren und kleineren Inseln bestehend; die 1822 von Weddel besuchten, zwischen 60° und 61° südl. Br. und 44° und 46° westl. L. gelegenen südlichen Orkaden oder Powellsinseln und endlich die schon 1599 von Dirk Gerritz gesehene und 1819 von Smith aufgefundene Inselgruppe von Neusüdshetland, eine um 64° südl. Br. u. 43° westl. L. gelegene Gruppe von 5, wie die eben genannten, vegetationslosen, mit ewigem Schnee u. Eis bedeckten, nur von Seevögeln u. Seesängethieren bewohnten Felseninseln, die nur für Wallfisch- u. Seehundsfänger, sowie wegen ihres Steinkohlenreichthums von einiger Bedeutung sind. Das Vordringen gegen den Südpol ist ein weit unlösbareres Problem, als das gegen den Nordpol, dessen Gewässer selbst noch bis 74° nördl. Br. bewohnbare und wirklich bewohnte Küsten bespülen, während gegen den Südpol hin in einer Breite, wo auf der nördlichen Erdhälfte noch die Natur in voller Herrlichkeit prangt, in Südgeorgien unter 54° südl. Br., also unter dem entgegengesetzten Breitengrad Hamburgs, sowie in Sandwichsland unter 60° südl. Breite, also in der Entfernung Petersburgs und Stockholms, vom Aequator kaum eine Spur von Vegetation sich zeigt. Während nach Norden unter 64° bis 65° südl. Br. noch Handelsstädte (Drontheim, Archangel) ein bewegtes Treiben zeigen, Getreidefelder und Wälder einen freundlichen Anblick gewähren u. selbst Nowaja-Semlja unter 78° nördl. Br. wenigstens noch antiskorbutische Kräuter darbietet, findet sich am Nordrande des antarktischen Kontinents, also unter gleicher südlicher Breite, auch nicht eine einzige Pflanze, die zur Befriedigung des geringsten menschlichen Bedürfnisses dienen könnte. Kein Landthier hat daselbst eine bleibende Stätte, und nur einige Mövenarten wechseln zwischen hier und Feuerland den Wohnort und finden in den Sommermonaten Nahrung an einer Küste, wo die Grenze des ewigen Schnee's im Niveau der Meeresfläche selbst liegt. Diese auffallende Erscheinung erklärt sich daraus, daß sich der erkältende Einfluß des antarktischen Eismeeres viel weiter in den südatlantischen Ocean hineinerstreckt, als der des nördlichen Eismeeres in den nordatlantischen, und daß jene Gewässer in Folge der kalten Polarströmungen weit weniger warm sind, als die nördlichen, wo der warme Golfstrom viel zu Erhöhung der Temperatur beiträgt.

Südpreußen, ehemalige Provinz des Königreichs Preußen, bestand aus dem 1793 und 1796 zu Preußen geschlagenen Theile Großpolens, grenzte an Schlesien, West- und Neu-Ostpreußen und Galizien, hatte einen Flächeninhalt von 1000 □Meilen mit 1,335,000 Einwohnern u. zerfiel in die 3 Kammerdepartements Posen, Kalisch und Warschau. Durch den Frieden von Tilsit (1807) wurde es ein Theil des neugebildeten Herzogthums Warschau, nach dessen Auflösung Preußen 1815 das jetzige Großherzogthum Posen zurückerhielt, der übrige größere Theil aber zu Rußland kam und von da an den Haupttheil des neu errichteten Königreichs Polen ausmachte.

Südsee (**Australocean**), s. v. a. stilles Meer oder großer Ocean; dann insbesondere der Theil desselben zwischen dem Wendekreis des Steinbocks und dem südlichen Eismeere, welcher nur wenige Inseln enthält und wie der nördliche Theil zwischen dem Wendekreis des Krebses und dem nördlichen Eismeere, die sogenannte Nordsee, eine veränderliche Windrichtung, unter Vorherrschen der Westwinde, zeigt, während der Theil des großen Oceans zwischen beiden Wendekreisen, die sogenannte Mittelsee oder das eigentliche stille Meer, zahlreiche Inselgruppen, namentlich auch eine Menge kleiner Koralleninseln einschließt und Ostpassatwinde hat. Der große Ocean wird vornehmlich durch die großen asiatischen Flüsse Amur, Hoangho, Jantsekiang, Tschukiang u. a. m. gespeist, wogegen Amerika wegen der größtentheils in geringer Entfernung von der Küste hinstreichenden Kordilleren seine großen wasserreichen Ströme dem atlantischen Ocean, dem großen Ocean aber außer unbedeutenden Flüssen nur den Columbia und Rio Colorado zusendet. Geraume Zeit galt die Durchschiffung dieses weiten Meeres für ein großes Wagestück, obwohl Magellan, der es 1521 zuerst durchfuhr, es im Vergleich zu dem stürmischen Meere an der Südspitze Amerika's so ruhig gefunden hatte, daß er ihm den Namen stilles Meer (mar pacifico) gab. Seit Cooks Entdeckungsreisen steht der große Ocean in besserem Rufe und ist jetzt eines der befahrensten Meere, welches zu gefahrloser Beschiffung nur Kenntniß seiner Strömungen verlangt. Die bedeutendste unter letzteren ist die große Aequatorial- oder Westströmung in der Mittelsee, welche in Verbindung mit dem daselbst beständig ebenfalls westwärts wehenden Passatwinde die Schifffahrt nach Westen eben so sehr erleichtert, als die nach Osten erschwert. Im nördlichen Theile des großen Oceans herrschen verschiedene, vornehmlich ostwärts gerichtete Strömungen, während an der amerikanischen Küste eine südlich gerichtete, zuletzt in die Aequatorialströmung übergehende auftritt. Im südlichen Theile des großen Oceans herrschen nord- und nordostwärts gerichtete Strömungen vor, welche unter dem Namen der Südpolarströmung zusammengefaßt werden und zuletzt sich ebenfalls mit der Aequatorialströmung vereinigen. Merkwürdigerweise zeigen sich in den zwischen den karolinischen Inseln im Norden, Neuguinea, Neubritannien und den Salomonsinseln im Süden, den Philippinen im Westen und den Marshalls- und Gilbertsinseln im Osten gelegenen karolinischen Meere und dem zwischen Neuholland im Westen, Neuseeland, Neukaledonien und den neuen Hebriden im Osten, den Salomonsinseln und der Louisiade im Norden sich ausdehnenden Korallenmeere weder die regelmäßigen Passatwinde, noch die Aequatorialströmung, sondern bereits die indischen Moussons und in Folge davon wechselnde Strömungen. Vgl. Burney, Geschichte der Reisen in das stille Meer bis 1764, London 1817, 5 Bde.; Dillon, Voyage aux îles de la mer du Sud en 1827 et 1828, Paris 1830, 2 Bde.; Bovings in the Pacific, London 1851, 2 Bde.

Sünde, jede mit Freiheit geschehende Abweichung von dem erkannten göttlichen Gesetze. Nach der Lehre des Neuen Testaments ist S. Störung des religiösen Lebens, Feindschaft wider Gott mit verschiedenen Graden der Schuld, bestehend im bösen Gelüste und aus dem Herzen kommend. Obwohl bei Paulus als Anfang der allgemeinen Sündhaftigkeit der Sündenfall Adams vorausgesetzt wird, so wird doch zugleich die S. jedes Einzelnen aus seiner Freiheit durch Sinnlichkeit, Selbstsucht und verschuldete Unwissenheit abgeleitet. Von den Kirchenvätern ward die S. vornehmlich religiös aufgefaßt als Entfernung von Gott, ihr historischer Anfang in Adams Falle, ihr moralischer Anfang in einem Widerstreben des irdischen (fleischlichen) Princips wider den Geist. Zur Zurechnung der S. wird die Bekanntschaft mit einem Gesetze und der normale Gebrauch der Vernunft zur Selbstbestimmung erfordert, weshalb Abweichungen vom göttlichen Gesetze bei kleinen Kindern, Wahn- und Blödsinnigen nicht zugerechnet werden können. Nach theologischem Sprachgebrauch heißt jede mit dem erkannten göttlichen Gesetze streitende Gesinnung oder Handlung S. in concreto, das Mißverhältniß der moralischen Beschaffenheit freier Wesen zum göttlichen Gesetze S. in abstracto. Auch wird bei genauerer Entwickelung des Begriffs S. das Materielle, nämlich die mit dem vorliegenden göttlichen Gesetze streitende Willensbewegung od. That, und das Formelle, nämlich das Vorhandenseyn des Bewußtseyns vom Gesetze und von der mit Freiheit geschehenden Abweichung von demselben, unterschieden. Die weiteren Eintheilungen der S. ergeben sich nach den verschiedenen Gesichtspunkten, aus denen dieselbe sonst noch betrachtet werden kann, und zwar erscheint sie rücksichtlich der Form, unter welcher das Gesetz auftritt, entweder als Begehungssünde (peccatum commissionis), d. h. als Uebertretung des Verbotes, oder als Unterlassungssünde (peccatum omissionis), als Unterlassung dessen, was das Gebot fordert; je nachdem sie äußerlich hervortritt oder nicht, als äußere und innere S. (peccatum externum und internum). Rücksichtlich der Objekte pflegt man S. gegen Gott, gegen uns selbst und gegen Andere zu unterscheiden, rücksichtlich der Quantität aber allgemeine, gleichsam Wurzelsünden, deren die Scholastik erst 7, dann 8 zählte, und besondere S.n. Wichtiger ist die Eintheilung der S. nach dem Grade der in ihr liegenden Verkehrtheit. Im Allgemeinen wird hier der Unterschied gemacht zwischen vorsätzlichen und unvorsätzlichen S.n (peccata voluntaria et involuntaria). Doch muß bei Beurtheilung derselben mit großer Vorsicht zu Werke gegangen werden, da wir das innere Getriebe, die Beweggründe und Absichten der Handlungen eines Anderen niemals genau erforschen können. Aehnlich verhält es sich mit dem Unterschiede zwischen wissentlichen und unwissentlichen S.n (peccata cognitionis et ignorantiae). Mit dieser Auffassung der S. hängt in vieler Beziehung eine andere Unterscheidung zusammen, welche zugleich mit auf den ganzen sittlichen Zustand des Menschen geht. Es gehören hierher die sogenannten Schwachheitssünden und der entsprechende Zustand der sittlichen Schwäche, in welchem der Mensch zwar das

Gesetz richtig erkannt und sich zum Grundsatz gemacht hat, darnach zu handeln, aber dnrch die Macht des sinnlichen Triebes, der Selbstsucht od. Einbildungskraft über das rechte Maß hinausgetrieben und zu einer unrechten Handlung hingerissen wird (status servitutis). Bedenklicher wird dieser Zustand, wenn diese Schwachheitssünde zur S. der trägen Gewohnheit wird und der Mensch entweder ruhig und gedankenlos in seiner sittlichen Verkehrtheit dahin lebt, oder doch die besseren Erregungen mit allerhand Entschuldigungen niederdrückt. Der Geist wird zerstreut u. verliert die Kraft, sich zu einem tüchtigen Entschluß zu sammeln; der Mensch versinkt in sittliche Zerfahrenheit nnd in brutale Unvernunft, während bei Anderen ein regelloses Wesen sich ihrer bemächtigt, verbunden mit wachsendem Indifferentismus gegen das Gute (status securitatis). Noch schlimmer endlich ist der Zustand, in welchem die S. zur völligen Verstockung wird. Da herrscht denn nicht bloß die böse Gewohnheit vor, sondern der Mensch bildet sich ein mehr oder weniger zusammenhängendes System von falschen Grundsätzen aus, sey es nun, um gewisse Triebe zu befriedigen, aber noch so, daß eine gewisse Scheu vor äußerer Sitte beobachtet wird, oder daß mit der frechsten Verachtung der Sitte Alles gethan n. durchgesetzt werden soll, was die Sinnlichkeit und Selbstsucht befriedigt (status hypocriseos sive pharisaeismi, indurationis). Unter der Matth. 12, 31 f. erwähnten unvergeblichen S. wider den heiligen Geist verstand man bald die dort erwähnte Lästerung Jesu, bald die absolut verderbte Gesinnung, die das Gute um seiner selbst willen haßt, bald die Blasphemie der Religion und die Uebertretung ihrer Gebote gegen die eigene bessere Ueberzeugung. Darauf beruht die Eintheilung der S.n in vergebliche und unvergebliche oder Todsünden. Die Frage, wie sich das Daseyn der S. mit der Vollkommenheit des Schöpfers vereinigen lasse, fällt mit der Frage über den Ursprung des physischen und moralischen Uebels zusammen, und ihre Lösung fällt der Theodicee anheim. Vgl. Jul. Müller, Die christliche Lehre von der S., Berlin 1849, 2 Bde.

Sündenbock, ein in Sünden und Laster erzeugter und verhärteter Mensch; ein Mensch, auf den Andere ihre Schuld schieben, den sie als ihren Verführer anklagen. Der Ausdruck ist aus der jüdischen und heidnischen Opfertheorie entlehnt, indem man dort die Sünden auf einen zu opfernden Bock legte.

Sündenfall, s. Adam.

Sündenvergebung (remissio s. condonatio peccatorum), die von Gott ausgehende Hinwegnahme des Strafübels und die Wiederherstellnng des durch die Sünde gestörten Verhältnisses des Menschen zu Gott. Folge der S. ist die Rechtfertigung (s. d.). Vgl. Absolution.

Sündfluth, die Ueberschwemmung, welche nach den bei fast allen Völkern erhaltenen Sagen einst die Erde bedeckte und alles Leben auf ihr vernichtete, besonders aber die noachitische od. mosaische Fluth, die von der Bibel (1. Mos. 6, 9 ff.) als zur Bestrafung der sündigen Menschen erzählt wird. Die Benennung S. ist übrigens nicht von Sünde, sondern von dem altdeutschen Worte Sinfluot, d. h. große Fluth, abzuleiten. Luther schreibt in allen Stellen Sind- oder Sintfluth. In der frankfurter Bibel von 1589 findet sich zuerst dreimal S., von wo dann die Schreibart in die andere Ausgabe überging und endlich allgemein wurde. So lange man an der unbedingten Autorität der heiligen Schrift festhielt, hat man die Allgemeinheit der Fluth allgemein anerkannt, während man in der neueren Zeit die biblische Erzählung mit ähnlichen Sagen anderer Völker in eine Reihe gestellt hat. Gegen die Allgemeinheit der Ueberschwemmung haben sich Gatterer, Cramer, Lyell, von Hoff u. A. erklärt und darzuthun versucht, daß die Fluthen, von welchen die Mythen fast aller Völker sprechen, nur lokal waren. Dagegen haben Andere die geschichtlichen und naturgeschichtlichen Zeugnisse, welche für die historische Auffassung der Erzählung sprechen, gesammelt. Die letztere Meinung wird immer auf viele Schwierigkeiten stoßen, da glaubwürdige geschichtliche Nachrichten aus der grauen Urzeit fehlen und alle Erscheinungen, welche für eine allgemeine, über die ganze Erde sich erstreckende Fluth sprechen, sich eben so leicht, wenn nicht noch leichter, auch aus örtlichen Verhältnissen erklären lassen.

Süntel, Theil des Wesergebirgs, östlich von der Weser auf der Grenze zwischen Hannover u. der kurhessischen Grafschaft Schaumburg, südlich vom Deister und vom westlich gegenüberliegenden Osterwalde nur durch das Thal der Hamel getrennt; im weiteren Sinne die Höhenzüge, welche von da bis Hausberge die Weser begleiten, im engeren Sinne aber nur der bis Hessen-Oldendorf reichende Theil derselben, ein hufeisenförmig gekrümmter Bergrücken, der steil nach außen, sanft dagegen in das innere Thal abfällt. Der große S. bei Pötzen ist 1371 Fuß, der kleine S. bei Hamelspring nur 726 Fuß hoch. Das weiter westlich ziehende Gebirge bildet die fast ununterbrochene, 4 Meilen lange Weserkette.

Süßholz, Pflanzengattung, s. v. a. Glycyrrhiza *L.* Wildes S., s. v. a. Astragalus glycyphyllus *L.*

Suessiones, tapferes und mächtiges Volk in Gallia belgica, das über 50,000 Bewaffnete zu gebieten hatte und dessen König Divitiacus vor Cäsars Zeiten der mächtigste unter den Fürsten Galliens war, bewohnte einen ausgedehnten und fruchtbaren Landstrich östlich neben den Bellovaci, südlich neben den Veromandui, westlich neben den Remi und nördlich neben den Silvanectes und besaß 12 Städte, unter welchen Noviodunum, später Augusta Suessonum (Soissons), die Hauptstadt war.

Süßkraut, s. v. a. Heracleum Spondylium *L.*

Süß Oppenheimer, berüchtigter würtembergischer Finanzminister, ein Jude, 1692 zu Heidelberg geboren, widmete sich dem Handelsstande nnd trat durch verschiedene Geldgeschäfte mit dem Herzog Karl Alexander von Würtemberg in Verbindung, der ihm erst die Direktion des Münzwesens übertrug und ihn endlich bis zum geheimen Finanzrath u. Kabinetsminister erhob. Als solcher besetzte er alle Stellen mit seinen Kreaturen, verschlechterte die Münzen, errichtete ein Salz-, Wein- und Tabaksmonopol, verkaufte

um große Summen Privilegien, zog eine große Menge Juden ins Land und drückte das Volk mit Abgaben aller Art. Durch dies Alles zog er den allgemeinen Haß auf sich, und kaum war der Herzog gestorben (12. März 1737), als er verhaftet, vor ein Gericht gestellt und als Staatsverbrecher in seinem Staatsgewande den 4. Februar 1738 aufgehängt ward. Hauff machte sein Leben zum Gegenstand einer anziehenden Novelle unter dem Titel „Jud Süß".

Süßran, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Simbirsk, an der Wolga, hat 12,050 Einw., 2 Kathedralkirchen, 5 Pfarrkirchen und ein Kloster.

Süßwasserformationen, jene Ablagerungen, welche aus ihren organischen Resten schließen lassen, daß sie aus Süßwasser sich niederschlingen. Die meisten S. sind sehr neuer Entstehung, doch finden sich dergleichen auch schon in der Kohlengruppe (s. d.).

Suetonius, Cajus S. Tranquillus, römischer Geschichtschreiber, lebte um 70—121 n. Chr., trieb zu Rom rhetorische und grammatische Studien, trat dann daselbst als gerichtlicher Redner auf und ward auf Fürsprache seines Freundes, des jüngeren Plinius, unter Trajan mit der Würde eines Tribuns bekleidet. Unter Hadrian zum Magister Epistolarum oder Geheimschreiber ernannt, verlor er diese Stelle wieder, angeblich wegen eines zu vertraulichen Benehmens gegen die Kaiserin. In die Zeit seiner Zurückgezogenheit vom Hofe fällt die Abfassung der „Vitae XII Imperatorum". Es sind diese Lebensbeschreibungen keine historischen Kunstwerke, wohl aber zuverlässige und reichhaltige, durch viele Züge aus dem Privatleben der Kaiser und durch Anekdoten gewürzte, parteilose, auf fleißiger und verständiger Quellenbenutzung beruhende Berichte. Die Sprache ist ungekünstelt und prunklos, aber bezeichnend und klar. Außerdem besitzen wir unter S.' Namen eine Schrift „De illustribus Grammaticis", die ein Theil eines größern Werkes gewesen zu seyn scheint. Eine andere Schrift, „De claris rhetoribus", ist minder vollständig erhalten. Endlich tragen den Namen des S. noch einige Biographien der römischen Dichter Terentius, Horatius, Lucanus, Juvenalis und Persius, sowie eine Biographie des Plinius, die jedoch in ihrer jetzigen Gestalt schwerlich Werke des S. selbst sind. Unter den Ausgaben sind außer der Editio princeps (Rom 1470) die von Beroaldus (Bologna 1493), Casaubonus (Genf 1595), Grävius (Utrecht 1672, 1703), Burmann (Amsterd. 1735, 2 Bde.), Oudendorp (Leyden 1751), Ernesti (Lpz. 1748, 2. Aufl. 1772), F. A. Wolf (mit des Casaubonus Kommentar, das. 1802, 4 Bde.), Baumgarten-Crusius (das. 1816—18, 3 Bde.) und Hase (Par. 1828) hervorzuheben. Die vorzüglichsten deutschen Uebersetzungen lieferten Eichhoff (2. Aufl., Frankf. 1821, 2 Bde.), Schenk (Prenzlau 1828 bis 1830, 5 Bde.) und Strombeck (Braunschw. 1834).

Sueven (Suevi), Name eines altgermanischen Völkervereins, später eines einzelnen Volks. Cäsar begreift unter demselben die hinter den Ubiern und Sigambrern wohnenden Germanen, die nachher als Katten hervortreten, und berichtet, daß sie sich bei seinem Rheinübergange weit zurück, nach dem Walde Baecenis, der sie von den Cheruskern trennte, zurückgezogen hätten. Ihr durch eine weite Wüste begrenztes Land soll nach ihm 100 Gaue umfaßt, sie selbst aber keine festen Wohnsitze gehabt, sondern alljährlich zum Theil auf kriegerische Unternehmen ausgezogen seyn, wie denn auch dem Ariovist S. folgten. Tacitus nennt das ganze östliche Germanien von der Donau bis zur Ostsee Suevia. Die Hermunduren gelten ihm als das vorderste, die Semnonen als das angesehenste unter den suevischen Völkern, nach denen ihm die Ostsee suevisches Meer heißt. Der Markomanne Marbod vereinigte suevische Völker unter seinem Scepter, und noch später zu Marc Aurels und Aurelians Zeiten werden Markomannen und Quaden als S. bezeichnet. Nachdem aber der Gesammtname S. verschwunden, treten unter ihm einzelne Völker auf, die wahrscheinlich einst dem Suevenbunde angehört hatten. Zuerst werden unter den Germanen, die 406 in das von römischen Truppen entblößte Gallien einbrachen, neben den Vandalen und Alanen auch S. genannt, die mit jenen, nachdem sie 3 Jahre lang das Land verwüstet, 409 über die Pyrenäen in Spanien einbrangen, wo sie in Folge eines Vergleichs mit dem Kaiser Honorius mit einem Theil der Vandalen sich in Galicien niederließen. Nachdem die Vandalen meist nach Afrika hinüber gegangen, breiteten sich die S. unter Rechila nach Süden über Lusitanien und Bätica aus. Rechila's Sohn Rechiar aber ward von dem in Gallien mit dem Purpur bekleideten Avitus und von dem westgothischen König Theoderich II. geschlagen und zu Porto 456 getödtet. Sein Nachfolger Remismund, der durch einen Vergleich mit Theoderich seine Selbstständigkeit wieder erlangt hatte, breitete seine Herrschaft wieder über das nördliche Lusitanien aus. Während aber in den nächsten 100 Jahren das westgothische Reich in Spanien erstarkte, erfahren wir von den S. nichts. Erst um 561 wird als ihr König Theodemir oder Ariamir genannt, der sich vom Arianismus zum Katholicismus gewandt haben soll. Sein Sohn Theodemir II. leistete dem Hermenegild, dem Sohne des Westgothenkönigs Leovigild, Hülfe gegen diesen, der ihn aber 583 besiegte und 585 das suevische Reich dem westgothischen einverleibte. In Deutschland hat sich der Name S. in dem der Schwaben erhalten, welche, Nachkommen eines mit den Alemannen verbündeten Stammes, nach 430 als S. oder Suaven östlich von jenen am Neckar und der Rauhalp erscheinen und sich dann über Rhätien bis an den Lech verbreiten. Vgl. Schwaben.

Suez, Stadt in Aegypten, an dem nach Nordwesten gerichteten Meerbusen des rothen Meeres, dem 30 Meilen langen Golf von S., und an der 15 Meilen breiten Landenge von S., welche Asien mit Afrika verbindet, war ehemals als Hauptniederlage indischer und europäischer Waaren eine blühende Handelsstadt, gerieth aber in Folge des Aufgebens des Handelswegs von Europa über Aegypten nach Ostindien in Verfall, aus dem es sich erst jetzt nach Wiederaufnahme jenes alten Handelswegs zu erheben anfängt. Der dortige Hafen ist zwar schlecht, aber gleichwohl der Punkt, über welchen der Verkehr von

Aegypten nach Ostindien, sowie nach Europa gehen muß, und hat daher eine bedeutende Zukunft, die aber noch weit größer seyn würde, wenn der beabsichtigte Kanalbau über die Meerenge zu Stande gekommen wäre. Ein Kanal soll schon unter dem alten ägyptischen König Ramses II. (1394—1328 v. Chr.), dem Sesostris der Griechen, in Angriff genommen und unter dem persischen König Darius Hystaspes vollendet worden, unter den Ptolemäern für größere Schiffe fahrbar gemacht, später vom Kaiser Trajan wieder hergestellt und verbessert, dann nochmals vom Khalifen Omar 640 restaurirt und bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts benutzt worden seyn. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts ward auf Anregung der Franzosen die Kanalisirung der Landenge von S. wieder in Betracht gezogen. Aber erst 1846 trat eine Gesellschaft von englischen, französischen und österreichischen Bankiers zusammen, in deren Auftrag die Ingenieurs Stephenson, Talabot und Negrelli 1847 die Untersuchung des Terrains begannen. Die englische Regierung war jedoch dem Unternehmen abhold, weil sie dadurch das Monopol des ostindischen Handels zu verlieren fürchtete, agirte aber schon seit 1844 für den Bau einer Eisenbahn über die Landenge. Inzwischen ward seit 1849 von einem griechischen Handelshause eine macadamisirte Straße zwischen Kairo und S. hergestellt, dann aber im November 1851 in derselben Richtung nach Stephensons Angabe eine Eisenbahn gebaut. Die sogenannte indische Ueberlandpost geht schon seit 1834 über die Landenge von S.

Suffisance (franz.), Selbstgenügsamkeit; Aufgeblasenheit, Dünkel.

Suffiten, s. v. a. Soffiten.

Suffocatio (lat.), Erstickung.

Suffolk, britische Grafschaft zwischen der Grafschaft Norfolk, der Nordsee und den Grafschaften Essex und Cambridge, zählte 1851 auf 71½ □Meilen 336,136 Einw. Das Land, wovon 66½ □Meilen theils Aecker, theils Wiesen sind, ist meist eben und hat im Nordwesten große Sümpfe; die Küste ist ohne Vorgebirge u. bedeutende Buchten. Die Flüsse: Great-Ouse, mit dem Lark und dem Little-Ouse, der Wavency, Stour, Orwell, Deben, Aldea, Blyth, strömen in die Nordsee. Die Einwohner beschäftigen sich hauptsächlich mit Ackerbau und Viehzucht. Man hält hier eine Race von ungehörnten Kühen, welche ungemein viel Milch geben. Die daraus gewonnene vortreffliche Butter geht ausschließlich nach London (jährlich 40,000 Fässer). Die in der Grafschaft gezogenen Pferde stehen im Ruf besonderer Kraft und Ausdauer, und das Suffolkschaf gibt kurze, aber feine Wolle. Da die Grafschaft viele Heiden und unbebaute Plätze hat, so ist auch kleines Wild, als Hasen und Kaninchen, noch ziemlich zahlreich. Außer den Haupterwerbszweigen, Ackerbau und Viehzucht, wird auch Garten- und Obstbau, Fischerei, Salzbereitung und Handel getrieben; der industrielle Betrieb ist sehr unbedeutend und beschränkt sich auf die Fabrikation von thönernen, baumwollenen und wollenen Waaren. Die Grafschaft ist ausgezeichnet durch wohlangelegte und erhaltene Landstraßen, noch mehr aber durch trefflich eingerichtete Arbeitshäuser, in denen unglückliche, herabgekommene Familien Obdach und Unterhalt finden. Hauptstadt ist Ipswich.

Suffragan (v. Lat.), jedes zu Sitz u. Stimme (suffragium) berechtigte Mitglied eines Kollegiums von Geistlichen, mag dies eine Synode von Bischöfen unter einem Erzbischof, oder von Pfarrern unter einem Bischof, oder ein Ordenskapitel unter einem Provinzial, oder endlich ein Konvent unter einem Abt seyn, vorzugsweise jedoch der einem Erzbischofe untergeordnete Bischof (Suffraganbischof). Auch heißen so seit dem 13. Jahrhundert die aus dem Oriente vertriebenen Bischöfe, welche den reichen Bischöfen des Abendlandes als Vicarii in pontificalibus dienten.

Suffragie (v. Lat.), jede Abführung einer zum Gehalt der Geistlichen oder zu seinen Pfründen gehörigen Einnahme; die Diöces des Weihbischofs; das an Gott und die Heiligen gerichtete Gebet um Hülfeleistung; daher suffragiren, solche Gebete singen.

Suffragium (lat.), die Stimme, die der römische Bürger in den Komitien (s. d.), oder als Richter in Kriminalprozessen (judicia publica) abgab; auch die Abstimmung im Ganzen und das Stimmrecht selbst, eines der politischen Rechte des römischen Bürgers. Nachdem die Abstimmung lange Zeit mündlich (s. apertum) geschehen war, wurde erst im 7. Jahrhundert der Stadt durch mehre Gesetze die schriftliche Abstimmung (s. tacitum) eingeführt, und zwar zuerst durch die Lex Gabinia 139 v. Chr. bei Magistratswahlen, 131 durch die Lex Papiria bei Gesetzvorschlägen, 137 durch die Lex Cassia bei Gerichten, mit Ausnahme des Hochverraths (perduellio), und 107 durch die Lex Caelia auch für diesen.

Suggestivfragen, verfängliche Fragen, solche vom Richter an den Angeklagten gerichtete Fragen, worein die von letzterem anzugebenden Thatsachen schon hineingelegt werden, so daß eine bejahende Antwort von selbst erfolgen soll, sind in Bezug auf den Zweck des Geständnisses verwerflich und heben die Beweiskraft des letzteren oft geradezu auf.

Sugillation (v. Lat.), Blutunterlaufung, Austritt von Blut ins Zellgewebe, zeigt sich in der Haut durch eine stellenweise rothe, meist mehr schmutzigrothe, bläuliche oder schwärzliche, zuletzt livide und gelbgrünliche Farbe, entsteht durch Zerreißung der Gefäße nach Quetschungen ꝛc., auch aus innern Ursachen, z. B. bei Skorbut, Faulfieber ꝛc., erscheint auch als Blutblase oder Beule.

Suhl (Subla), Stadt in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Erfurt, Kreis Schleusingen, im Thale der Lauter, hat 2 Pfarrkirchen, eine Friedhofskirche, Bürgerschule, ein Waisen-, Arbeits- u. Armenhaus, Bergamt, Rentamt, Kreisgericht, eine Oberförsterei, ein Untersteueramt, eine Post u. gegen 9000 Einw. S. ist der Mittelpunkt der Eisenwaarenfabrikation im Kreis Schleusingen. In der Stadt und deren Weichbilde sind 8 Stahlhütten und in geringer Entfernung noch 16 in Betrieb; 3 Eisenhütten fabriciren nur Stabeisen, das von den Eisenarbeitern, namentlich Nagelschmieden verarbeitet wird. 6 Stahlhütten fabriciren Schmelz und raffinir-

ten Stahl, 14 Eisen- und Blechhütten Blech, das als vorzüglich brauchbar für Salinen, Dampfkessel 2c. gesucht ist. Ferner zählt man im Kreise 10—12 Zainhämmer, 2 Reckhämmer, ein Eisenstreckwerk, einen Sensenhammer u. 3 Drahtmühlen. Die Gewehrfabrikation beschäftigt 6 Rohrhämmer, eine angemessene Zahl Bohr- u. Schleifmühlen und 2 Klingenwerke, ohne die zahlreichen übrigen Werkstätten. Die Waffen- und Harnischfabrikation S.s war schon im Mittelalter, vornehmlich im 16. Jahrhundert, berühmt. Den Grund zu dieser Bedeutsamkeit legte der Bergbau, der bereits im 14. Jahrhundert äußerst erfolgreich betrieben wurde, so daß sogar Ottokars Reimchronik dessen gedenkt. Die Fabrikarbeiter theilen sich in Rohrschmiede, Büchsenmacher, Büchsenschäfter, Schlosser, Ladestock-, Bayonnet- und Maschinenarbeiter, und sind solche Arbeiter bis 1851, wo die königliche Gewehrfabrik nach Sömmerda verlegt wurde, ungefähr 500 beschäftigt gewesen. Gegenwärtig versorgt S. nicht bloß Deutschland, sondern auch Spanien, die Türkei, Ungarn, Polen, Dänemark 2c. und selbst Südamerika mit Infanterie-, Jagd- und Luxusgewehren aller Art. In früherer Zeit war auch die Barchentmanufaktur sehr bedeutend, und noch zu Ende des 18. Jahrhunderts lieferte S. jährlich über 70,000 Stück Barchent, während jetzt in und um S. jährlich nur noch an 6000 Stück verfertigt werden. S. wird zuerst 1330 und 1349 urkundlich erwähnt, doch nur als Dorf, welches Berthold VII. von Henneberg von den Dynasten von Frankenstein käuflich erwarb. Im Jahre 1444 wurde es Marktflecken mit einem Schultheißen- und Schöppengericht. Später erhielt es Statuten und Marktrecht, 1462 eine Bergordnung und 1527 Stadtrecht, 1544 mit dem ganzen henneberger Land die Reformation. Nach dem Aussterben der henneberger Grafen fiel S. an Kursachsen (1583). Im 30jährigen Kriege hatte die Stadt viel durch Plünderung u. Brand zu leiden, erholte sich aber bald wieder. Im Jahre 1815 kam sie an Preußen und ist jetzt die größte und volkreichste, sowie die gewerbthätigste Stadt des Kreises Schleusingen. Vgl. Werther, Sieben Bücher der Chronik der Stadt S., Suhl 1846—47, 2 Bde.

Suhlingen, Flecken in der hannöverischen Landdrostei Hannover, Amt Ehrenburg, mit 1200 Einwohnern. Hier Konvention den 3. Juni 1803, in Folge deren sich das hannöverische Heer hinter die Elbe zurückzog.

Suhm, Ulrich Friedrich von, der vertraute Freund Friedrichs des Großen, am 29. April 1691 in Dresden geboren, studirte in Genf und bildete sich unter Leitung seines Vaters, der kurfächsischer Gesandter in Paris war, zu Staatsgeschäften, worauf er 1720 als kursächsischer Gesandter an den berliner Hof kam. Hier trat er mit dem damaligen Kronprinzen, dem nachherigen Könige Friedrich II., in enge Verbindung u. stand mit demselben auch nach seinem Abgange von Berlin (1730) noch fortwährend in philosophischem Briefwechsel, der nach dem Tode des Königs unter dem Titel: „Correspondance familiaire de Frédéric II avec U. F. de S." (2. Bde.) herauskam. Im Jahre 1737 war S. Gesandter am russischen Hofe und eben im Begriff, in Friedrichs II. Dienste zu treten, als er noch während der Reise zu demselben im November 1740 †.

Suicidium (lat.), Selbstmord.

Suidas, griechischer Grammatiker und Lexikograph im 11., nach Andern im 9. Jahrhundert n. Chr., verfaßte ein „Lexicon" betiteltes Realwörterbuch, welches eine Kompilation aus älteren Wörterbüchern, Scholien u. grammatischen Schriften ist, aber nicht bloß Worterklärungen, sondern auch sachliche, besonders biographische Nachrichten über die Schriftsteller des Alterthums, zum Theil mit Auszügen aus ihren Werken, gibt. Gedruckt erschien S. zuerst, aber nicht ganz vollständig, durch Demetrius Chalcondylas (Mailand 1499), besser von Aemilius Portus (Genf 1619) und besonders von Küster (Cambridge 1705, 3 Bde.), Gaisford (Oxford 1834, 2 Bde.) u. Bernhardy (Halle 1834—35, 2 Bde.).

Sui juris (lat.), sein eigener Herr, mündig.

Suite (franz.), Folge, Gefolge, besonders Gefolge von Militärpersonen, Generaladjutanten, Generalstabsoffizieren 2c., welche den Landesherrn, Feldherrn, oder einen kommandirenden General bei Dienstvorfällen begleiten; in der Studentensprache s. v. a. Duell und jedes lustige Unternehmen.

Sujet (franz.), s. v. a. Subjekt; Gegenstand, besonders Stoff einer Rede, eines Gedichts 2c.

Sukkade, s. v. a. Citronat.

Sulamith (hebr.), nach Einigen die Vollkommene, nach Andern die Friebfertige, die Braut im hohen Lied Salomonis.

Sulina, Donaumündung, s. Donau.

Sulioten, albanesischer Volksstamm im Süden des Paschaliks Janina, dem alten Epirus, leitet seinen Ursprung von einer Anzahl Familien ab, welche im 17. Jahrhundert vor dem türkischen Druck in den Gebirgen von Suli in der Nähe der Stadt Parga eine Zuflucht suchten. Sie bekennen sich zur griechisch-katholischen Kirche und sprechen als Muttersprache die griechische, zugleich aber auch das Albanesische. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, zur Zeit Ali Pascha's von Janina, bestanden sie schon aus 560 Familien und bewohnten gegen 70 Ortschaften, und zwar unter einer Verfassung, die, auf der Einfachheit ihrer Sitten und Gebräuche und den persönlichen Tugenden der Tapferkeit und Vaterlandsliebe beruhend, vollkommene Gleichheit der Rechte statuirte. Neben Viehzucht und etwas Ackerbau war ihr Hauptgewerbe das der Klephten und Armatolen, worin sie sich besonders durch List und Ausdauer hervorthaten, und besonders galten ihre Angriffe den benachbarten Türken, gegen deren Uebermacht sie bei einem einfachen, aber ausharrenden Vertheidigungssystem geraume Zeit Stand hielten. Sie unterlagen erst 1803 und verließen nun ihre bisherigen Wohnsitze, indem sie erst nach Parga, dann, durch die Drohungen und Intriguen Ali Pascha's auch von da vertrieben, nach den jonischen Inseln sich wandten. Hier traten sie in den Militärdienst der verschiedenen Mächte (Rußlands, Frankreichs, Englands), welche damals nach einander diese Inseln besaßen. Vom Lord-Oberkommissar Mait-

land 1814 verabschiedet, fanden sie längere Zeit auf der Insel Korfu ein Asyl. Ali Pascha, 1820 in Janina von den Türken unter Khurschid Pascha eingeschlossen und von den Albanesen verlassen, suchte nun selbst bei den S. Hülfe, räumte ihnen die Festung Kiagha ein und stellte seinen Enkel als Geisel. Die S. folgten seiner Einladung, geriethen aber durch den Uebertritt der albanesischen Häuptlinge zu Khurschid Pascha und den unglücklichen Ausfall des im Sommer 1822 von Griechenland aus zu ihrer Unterstützung unternommenen Feldzugs in große Bedrängniß und mußten im Sept. jenes Jahres, auf Vermittelung des englischen Konsuls in Prevesa, ihre Veste Suli den Türken einräumen. Gegen 3000 S. wurden damals auf englischen Schiffen nach Cephalonia gebracht, während sich die übrigen in die Gebirge zerstreuten. Viele von ihnen betheiligten sich tapfer an dem griechischen Freiheitskampfe und gelangten in Griechenland später zu Ansehen und Würden, so die Bozzaris und Tzavellas. Vgl. Perräbos, Geschichte von Suli und Parga, neugriechisch, Venedig 1815, 2 Bde., englisch, London 1823; Lüdemann, Der Sulliotenkrieg, Leipzig 1825.

Sulla, 1) **Lucius Cornelius Felix**, römischer Diktator, war geboren 138 v. Chr. und der Sprößling einer der berühmten Gens Corneiia angehörigen Familie. Er beschäftigte sich in seiner Jugend eifrig mit griechischer und lateinischer Literatur und bewahrte sich sein ganzes Leben hindurch Interesse dafür, was ihn aber nicht abhielt, sich zugleich den zügellosesten Ausschweifungen zu überlassen. Im Jahre 107 v. Chr. erhielt er die Quästur und wurde beauftragt, dem Konsul C. Marius Reiterei für den jugurthinischen Krieg nachzuführen. Obwohl noch ohne Kenntniß und Erfahrung im Kriegswesen, bewies sich S. doch in kurzer Zeit als sehr brauchbar, während er sich durch freundliches Benehmen die Liebe der Soldaten gewann. Zu dem Siege, der bei Cirta über Jugurtha und Bocchus, König von Mauritanien, erfochten wurde, wirkte er rühmlich mit. Als hierauf Bocchus Unterhandlungen anknüpfte, war er es, der durch seine Gewandtheit im Unterhandeln den Bocchus zur Auslieferung Jugurtha's bewog. Als Marius triumphirte, ward S.'s Name neben dem des Feldherrn von den über die Beendigung des Krieges erfreuten Römern rühmend genannt. Als Marius 104 v. Chr. zum Konsul erwählt wurde, um gegen die Cimbern und Teutonen zu ziehen, wählte er den S. zu seinem Legaten. Im folgenden Jahre diente letzterer unter ihm als Militärtribun und that sich in Gallien durch Waffenthaten hervor, erhielt aber noch mehr Gelegenheit, seine militärischen Talente zu zeigen, durch die Versetzung zu dem Heere des in Oberitalien stehenden Konsuls Lutatius Catulus. Er machte glückliche Streifzüge gegen die Alpenvölker und verwandelte den Mangel an Lebensmitteln, an welchem das Heer des Catulus litt, in Ueberfluß, so daß selbst dem Heere des Marius noch mitgetheilt werden konnte. Nachdem er darauf wieder einige Zeit ohne Staatsamt gewesen, bekleidete er 93 die Prätur und begab sich im folgenden Jahre als Proprätor nach Cilicien, mit dem besondern Auftrage, den König Ariobarzanes, der auf Anstiften des Mithridates aus Kappadocien vertrieben worden war, wieder in sein Reich einzusetzen. Im kurz darauf ausbrechenden marsischen Kriege befehligten S. u. Marius Abtheilungen des römischen Heeres; aber ersterer erwarb sich hierbei so ausgezeichnete Verdienste, daß er fast einstimmig zum Konsul für 88 gewählt wurde. Dann fiel ihm durch das Loos als Provinz Asien und damit der Krieg gegen Mithridates zu. Er war noch in Rom, als Marius, tief gekränkt, daß ein Anderer, und zwar sein früherer Quästor, als Krieger ihm gleichgestellt werde, und lüstern nach Führung eines voraussichtlich gewinnreichen Kriegs, den Volkstribun P. Sulpicius durch Versprechungen gewann, ihm zu Erlangung des Oberbefehls behülflich zu seyn. Zu diesem Behufe sollten zwei Anträge durchgesetzt werden, die den Zweck hatten, des Marius Stütze, die Volkspartei, dadurch zu verstärken, daß man die Sache der Italer zur Sache der Volkspartei machte. Nach dem einen dieser Anträge sollten Die zurückgerufen werden, die wegen der Anschuldigung, den marsischen Krieg befördert zu haben, verbannt worden waren; nach dem andern aber die Italer, um sie abzuhalten, mit den übrigen italischen Völkerschaften im Kriege gegen Rom gemeinsame Sache zu machen, in die alten 35 Tribus aufgenommen werden, damit auch ihre Stimme etwas gelte. Um die Bestätigung dieser Rogationen zu verhindern, geboten die Konsuln S. und Pompejus ein Justitium. Sulpicius bezeichnete diese Anordnung als gesetzwidrig, und S., mit Gewalt in das Haus des Marius geschleppt, wurde genöthigt, das Justitium wieder aufzuheben. Er eilte nun zu seinem Heere, welches Nola belagerte; bald aber kamen Gesandte nach, die für Marius das Heer forderten, da inzwischen dessen Ernennung zum Oberbefehlshaber, sowie die Bestätigung jener Rogationen erfolgt war. Aber die Soldaten, die in Hoffnung auf Beute großes Verlangen nach dem Feldzuge gegen Mithridates hatten, fürchteten, Marius möchte nicht sie, sondern Andere dazu bestimmen, steinigten dessen Abgeordnete und verlangten, gegen Rom geführt zu werden. Unter dem Vorgeben, den Staat von seinen Tyrannen zu befreien, rückte S. darauf mit 6 Legionen gegen die Stadt und nahm sie im Sturme ein. Er begnügte sich für diesmal, Marius, Sulpicius u. 10 andere seiner gefährlichsten Gegner zu ächten. Marius entkam nach Afrika; Sulpicius, von einem Sklaven verrathen, wurde getödtet. Zu einer durchgreifenden Staatsveränderung hatte S. jetzt weder Zeit, noch Macht; er begnügte sich daher damit, die sulpicischen Gesetze für ungültig zu erklären und anzuordnen, daß dem Volke künftig nichts mehr ohne vorangegangene Berathung im Senate vorgelegt werden solle. S. blieb in Rom, bis die Konsuln für das folgende Jahr gewählt waren. Obwohl die Wahl gegen seinen Wunsch auf den zwar aristokratischen, aber nicht besonders tüchtigen Cn. Octavius und auf L. Cinna, einen Mann der Volkspartei, fiel, widersetzte er sich derselben doch nicht, denn er hatte seine Legionen bereits nach Capua vorausgeschickt, und sie zurückzurufen, um wieder Gewalt gegen Bür-

ger zu brauchen, litt die Ungeduld der Soldaten nicht, die in ihren Gedanken schon in Asien waren. Er ließ sich daher von Cinna nur das eidliche Versprechen geben, nichts gegen die jetzige Ordnung der Dinge zu unternehmen. Er schiffte sich darauf nach Griechenland ein, um zuerst hier den Mithridates zu bekämpfen. Nachdem er bei Dyrrhachium gelandet, zog er die römischen Truppen, die in Griechenland standen, an sich und wandte sich gegen Athen, das Archelaus, der Feldherr des Mithridates, zu seinem Waffenplatze gemacht hatte. Nach einer langen und hartnäckigen Belagerung wurde die Stadt am 1. März 86 mit Sturm genommen; S., durch den langen Widerstand und dadurch gereizt, daß der athenische Tyrann Aristion ihn und seine Gemahlin Metella durch Spottlieder von der Mauer herab hatte verhöhnen lassen, rächte sich durch Mord und Plünderung. Obgleich auch in der folgenden Zeit stets siegreich, wurde er doch durch die von Rom aus drohende Gefahr bestimmt, den König Mithridates nicht auf das Aeußerste zu treiben, und schloß Frieden mit ihm (84 v. Chr.). Inzwischen hatte Cinna in Rom sofort nach S.'s Abgang die Rückkehr der Verbannten beantragt und den sulpicischen Vorschlag wegen der Neubürger erneuert, der Widerspruch des Konsuls Octavius und der meisten Tribunen aber zu einem blutigen Gefechte geführt, in Folge dessen Cinna aus der Stadt entflohen und seines Amtes entsetzt worden war. Allein das Heer, das unter Appius Claudius Nola belagerte, schwur ihm Treue; die Städte der Bundesgenossen, denen er vorstellte, daß er um ihretwillen leide, unterstützten ihn mit Geld u. Mannschaft. Ueberdies erhielt er Verstärkung durch andere Flüchtlinge aus Rom, und der aus Afrika zurückkehrende Marius landete mit 1000 Mann, die sich in Italien schnell zu 6000 vermehrten. Rom wurde darauf eingeschlossen, und als von dem Heere des Q. Metellus Pius, auf welches der Senat seine letzte Hoffnung setzte, ganze Schaaren zu Cinna und Marius übergingen, die Bürger in der Stadt nicht länger hungern wollten und eine Menge von Sklaven von der Freiheit, die ihnen Cinna ankündigen ließ, Gebrauch machten und entflohen, unterhandelte der Senat. Cinna's Bedingungen mußten angenommen werden; er hielt, wieder als Konsul anerkannt, mit Marius seinen mörderischen Einzug in Rom. Nachdem 5 Tage und 5 Nächte hindurch das Morden fortgedauert hatte, thaten Cinna und Sertorius den Greueln, die die entfesselten Sklaven ausübten, dadurch Einhalt, daß sie gegen 4000 derselben niedermetzeln ließen. S.'s Anordnungen wurden aufgehoben, sein Haus zerstört, sein Vermögen eingezogen, er selbst für einen Feind des Vaterlandes erklärt. Für das Jahr 86 ernannten sich Marius und Cinna selbst zu Konsuln; Marius starb aber schon 17 Tage nach der Uebernahme seines Amtes. Sein Nachfolger, L. Valerius Flaccus, erhielt die Provinz Asia und den Oberbefehl gegen Mithridates. Die Marianer hofften dadurch S. von Rom fern zu halten. Allein nachdem Flaccus auf Anstiften seines Legaten C. Flavius Fimbria in Nikomedien ermordet worden war (85 v. Chr.) und Fimbria angefangen hatte, den Mithridates in Asien zu bekriegen, ließ der König mit S. unterhandeln und genehmigte in einer Zusammenkunft zu Troas alle Forderungen desselben. Ehe S. gegen Italien zog, verübte er in den asiatischen Städten ungeheuere Erpressungen, um seine Soldaten zu entschädigen, welche, in der Hoffnung großen Gewinnes, den Krieg gegen Mithridates noch nicht aufgegeben wünschten. Die Provinz Asia und die Legionen des Fimbria übergab S. seinem Legaten Murena; er selbst aber ging zu Ephesus mit seinem Heere unter Segel, erreichte am 3. Tage den Piräeus, rückte dann durch Thessalien und Macedonien nach Dyrrhachium und setzte von da aus sein ungefähr 40,000 Mann starkes Heer nach Brundusium über (Frühling 83). Nachdem er in der Nähe von Capua den Konsul Norbanus besiegt und das Heer des andern Konsuls, Scipio, zum Abfall verlockt hatte, schlug er 82 den jungen Marius bei Sacriportus und besetzte darauf Rom. Auch über ein Heer von Samnitern und Lukanern, das gegen die schwach besetzte Stadt zog, erfocht er am 1. Nov. 82 vor dem collinischen Thore einen entscheidenden Sieg, und so erbittert war er über die Feinde, daß er am dritten Tage nach der Schlacht noch einige Tausende derselben, die gefangen worden waren, niederhauen ließ, während er zu gleicher Zeit den Senat im Tempel der Bellona versammelt hatte und, unbeirrt durch das Stöhnen und Aechzen der dem Tode Geweihten, die Berathung fortzusetzen befahl, indem er nur einige Empörer züchtigen lasse. Nach der bald darauf erfolgten Einnahme von Präneste ließ er noch gegen 12,000 Samniter und Pränestiner umbringen. Nunmehr war, wenn sich auch noch vereinzelter Widerstand zeigte, S.'s Sieg gewiß; um sich aber vollkommen sicher zu stellen, zugleich um seinen Rachedurst zu befriedigen und seine Anhänger zu belohnen, führte er das System der Proskriptionen ein, und Jeder, den die Proskription traf, war vogelfrei und sein Vermögen wurde konfiscirt. Eine Schreckensherrschaft ohne Gleichen begann; S.'s Rachgier wüthete furchtbar und schrankenlos, und zwar nicht bloß in Rom. Die eingezogenen Güter verschenkte er an Günstlinge und Anhänger, oder verkaufte sie zu Spottpreisen. In die italischen Städte versetzte er seine Krieger, wodurch er sich eine treu ergebene Bevölkerung schuf, und in Rom bildete er sich eine Art Schutzwache durch 10,000 Sklaven, die Freiheit und Bürgerrecht erhielten und nach ihm Cornelier genannt wurden. Inzwischen hatte er sich zum Diktator ernennen lassen auf so lange, als es ihm beliebte, diese Würde, die seit 120 Jahren Niemand bekleidet hatte, zu bekleiden. Doch gestattete er, daß neben ihm auch Konsuln gewählt wurden; er selbst war 80 Konsul und Diktator zugleich. Wegen seiner Siege im mithridatischen Krieg hielt er hierauf einen glänzenden Triumph, und nach demselben nahm er den Beinamen des Glücklichen an. Durch die Proskriptionen und andere damit zusammenhängende Maßregeln war die Volkspartei vor der Hand unterdrückt worden; die Gesetze, welche S. nach hergestellter Ruhe gab, bezweckten hauptsächlich eine dauernde Herrschaft der Optimaten, daneben auch Sicherstellung der öffentlichen Ordnung gegen Verbrechen. Um aber, nachdem er

eine neue Ordnung geschaffen, ungestört noch die Freuden des Lebens genießen zu können, legte er 79 die Diktatur nieder, denn seine Macht und sein Ansehen waren so groß, daß er auch als Privatmann noch gefürchtet war und sein Wille als Befehl galt. Er begab sich auf sein Landgut bei Puteoli, wo er theils literarisch sich beschäftigte, theils Jagd und Fischfang trieb, theils am Weine, an Buhlerinnen, Schauspielern und Tänzern sich ergötzte. Schon im nächsten Jahre (78 v. Chr.) † er, 60 Jahre alt. Die Ursache seines Todes wird verschieden angegeben; eine ekelhafte Krankheit, die Läusesucht, soll seine Kräfte aufgerieben haben; die unmittelbare Ursache seines Todes aber war ein allzu starker Blutverlust in Folge des Zerspringens eines Geschwürs. Seine Leiche wurde nach Rom geschafft und auf dem Marsfelde verbrannt, wie er selbst angeordnet hatte, damit nicht auch mit seinem Körper geschehe, was er gegen den des Marius verfügt hatte, dessen Leichnam auf seinen Befehl aus dem Grabe genommen und in den Anio geworfen worden war. Er schrieb in lateinischer Sprache Denkwürdigkeiten seines Lebens, deren letztes Buch sein Freigelassener Epicadus vollendet und die Plutarch in seiner Biographie des S. benutzt hat. Vgl. Zachariä, L. Cornelius S., als Ordner des römischen Freistaates, 2 Abtheilungen, Heidelb. 1834.

2) Faustus Cornelius S., Sohn des Vorigen, stand nach dem Tode seines Vaters noch unter Vormundschaft des L. Lucullus, diente dann unter Pompejus in Asien und war der Erste, der 63 die Mauern des Tempels von Jerusalem erstieg. Im Jahre 54 bekleidete er die Quästur. Durch übermäßigen Aufwand sehr verschuldet, hoffte er von einem glücklichen Ausgang des Bürgerkrieges Bereicherung. Er war ein Anhänger des Pompejus, der ihm seine Tochter zur Frau gegeben. Nach der Schlacht bei Pharsalus floh er nach Afrika; nach der Schlacht bei Thapsus (46 v. Chr.) wollte er sich nach Spanien flüchten, ward aber gefangen, an Cäsar ausgeliefert und in einem Auflaufe von dessen Soldaten ermordet.

3) Publius Cornelius S., Sohn des Servius Cornelius S., eines Bruders von S. 1) und von diesem beim Erwerb von Gütern der Geächteten besonders begünstigt, ward 66 v. Chr. zum Konsul erwählt, aber wegen Amtserschleichung verurtheilt. Schon der ersten catilinarischen Verschwörung nicht fremd, ward er 62 auch als Theilnehmer der zweiten angeklagt, doch von Hortensius und Cicero vertheidigt und freigesprochen. Im Bürgerkriege war er Legat Cäsars und befehligte in der Schlacht bei Pharsalus den rechten Flügel. Er † 45 v. Chr.

Sully, Maximilian von Bethune, Baron von Rosny, Herzog von S., Marschall von Frankreich, berühmter Minister und Freund König Heinrichs IV. von Frankreich, einer der ausgezeichnetsten und rechtlichsten Staatsmänner aller Zeiten, wurde am 13. Dec. 1559 zu Rosny in einer altadeligen Familie geboren, in der reformirten Kirche erzogen und zugleich mit dem Kronprinzen von Navarra unterrichtet, dem er 1572 zur Fortsetzung seiner Studien nach Paris folgte. Der Bluthochzeit entging er dadurch, daß er sich, im Schülermantel und ein Gebetbuch in der Hand, in das Collége de Bourgogne flüchtete, dessen Vorsteher ihn drei Tage lang verborgen hielt. Er nahm hierauf an den Feldzügen des jungen Königs von Navarra Theil, zeichnete sich in denselben durch seine Tapferkeit aus, that sich bei mehren Belagerungen hervor, befehligte in der Schlacht bei Coutras 1587 die drei Kanonen Heinrichs IV. und trug hier, sowie in der Schlacht bei Ivry (1590), in welcher er verwundet wurde, viel zum Erfolge des Tages bei. Um sich ein Vermögen zu erwerben, heirathete er nicht nur eine reiche Erbin, Anne de Courtenay, sondern unternahm auch große Spekulationen in Pferden, Getreide und Landgütern. Da ihm Heinrich, um die katholischen Großen zu schonen, die Gouvernements von Gisors und Mantes verweigerte, zog er sich, gekränkt, auf sein Gut Rosny zurück und widmete sich hier dem Land- und Gartenbau. Als ihm aber wichtige Papiere, welche die Plane der Ligue enthüllten, in die Hände fielen, eilte er damit zum König, der ihn nun für immer an sich fesselte. Er rieth dem König zur Beendigung des Bürgerkrieges und zum Rücktritt in die katholische Kirche, während er selbst Protestant blieb. Durch Unterhandlungen unterwarf er die ganze Normandie. Im Jahre 1597 stellte ihn der König an die Spitze der Finanzen, und 1599 erhielt er den Titel eines Surintendanten. Im Jahre 1601 ward er zum Großmeister der Artillerie und 1602 zum Gouverneur der Bastille ernannt, womit er zugleich die Oberaufsicht über alle Befestigungen des Landes übernahm. Er sorgte nun für die Ruhe und Sicherheit Frankreichs durch Vertilgung der Räuberbanden, welche sich aus den durch die bürgerlichen Unruhen herbeigezogenen und zerstreuten Truppen gebildet hatten. Besonders thätig aber war er als Finanzminister, indem er durch Ordnung und Sparsamkeit, bei 35 Millionen jährlicher Einkünfte, binnen 18 Jahren die Tilgung einer Staatsschuld von 200 Millionen bewirkte, wobei er noch 30 Millionen erübrigte; auch erhielt das Volk noch einen Erlaß von 20 Millionen Rückständen. Zugleich verbannte er die rohe Fiskalität, vereinfachte die Erhebung, zog schlechte Verwalter zur strengsten Rechenschaft und erfand neue Formen für das Rechnungswesen. Alle Bedrückungen, welche sich die Großen gegen das Volk erlaubten, suchte er zu verhindern und den Ackerbau auf alle Weise zu heben, ließ aber den industriellen Gewerben keine Aufmunterung angedeihen, weil er darin den Weg zum Verfall des kriegerischen Geistes der Nation erblickte. Obgleich der König nicht immer in seine Ansichten einging, so ließ er seinen Verdiensten doch stets Gerechtigkeit widerfahren. Auf Heinrichs Zuge nach Savoyen (1600) eroberte S. durch seine Ingenieurkünste die für unüberwindlich gehaltenen Festungen Montmelian und Bourg. Nach dem Frieden übernahm er unter dem Titel eines erblichen Kapitäns der Häfen, Flüsse und Kanäle das Departement der öffentlichen Bauten, verbesserte die Kommunikationsmittel des Landes, befestigte die Häfen und führte an den Grenzen ungeheure Wälle und Festungswerke auf. Zugleich leitete er auch die auswärtigen Verhandlungen. Nach dem Tode der Königin Elisabeth von England (1603) reiste

er dahin und suchte Jakob I. für Frankreich zu gewinnen. Nach der Zurückkunft von diesem Gesandtschaftsposten wurde er von Heinrich zum Gouverneur von Poitou ernannt. Auch ward sein Gut Sully an der Loire zum erblichen Herzogthum erklärt. Die Ermordung Heinrichs (14. Mai 1610) machte die großartigen Pläne, die er mit dem König für die Zukunft entworfen, plötzlich zu nichte. Im Jahre 1611 entlassen, erhielt er ein Geschenk von 100,000 Thalern, mußte sich aber vom Hofe entfernen. Obgleich er von Ludwig XIII. noch einige Male nach Paris gerufen, um Rath gefragt und 1634 selbst mit dem französischen Marschallsstabe beschenkt wurde, gewann er dennoch den früheren Einfluß nie wiedee, legte darauf auch seinen Posten als Großmeister der Artillerie nieder und † den 21. Dec. 1641. Höchst wichtig für die Geschichte seiner Zeit und die Kenntniß aller Verhältnisse unter den Regierungen Karls IX., Heinrichs III. und Heinrichs IV. sind seine, in Styl und Form ungenießbaren „Mémoires des sages et royales économies d'état, domestiques, politiques et militaires de Henri le Grand", welche 1636 zu Sully noch unter der Aufsicht des Verfassers gedruckt wurden. Diese Ausgabe ist zwar nicht so vollständig, aber treuer, als die später erschienenen (Amsterd. 1723, 12 Bde., das. 1745, 3, 4 und 8 Bde.).

Sully-sur-Loire, Stadt im feanzösischen Departement Loiret, Arrondissement Gien, links an der Loire, hat ein schönes Schloß, eine Stiftskirche, Holzhandel, Schifffahrt und 2150 Einw.

Sulmona, Stadt in der neapolitanischen Provinz Abruzzo ulteriore II, südwestlich von Chieti, ist befestigt, Bischofssitz, hat eine Kathedrale, 22 andere Kirchen, mehre Klöster, ein Hospital, Findelhaus, 8000 Einwohner und den Titel eines der Familie Borghese gehörigen Fürstenthums.

Sulphur (lat.), s. v. a. Schwefel.

Sulphurete, nach Berzelius die Verbindungen des Schwefels mit den elektropositiven Metallen.

Sulpicia, römische Dichterin, lebte unter Domitian, Nerva und Trajan, Gattin des Calenus, Verfasserin von lyrischen, besondees erotischen Gedichten, wovon noch ein Fragment in den Scholien zu Juvenal (VI, 537) erhalten ist. Außerdem haben wir von ihr noch ein Distichon und eine „Satyra de edicto Domitiani quo philosophos urbe exegit", ein Gedicht von 70 Versen, das aber in der That keine Satyee ist, sondern eine Beteachtung über die teaurige Lage der Zeit, besonders der Gelehrten. Das Gedicht ist vielfach den Ausgaben des Juvenal u. Persius beigefügt, besser in den „Poetae latini minores" von Burmann, Bd. 2, und Wernsdorf, Bd. 3; einzeln von J. Gurlitt (Hamb. 1819) und Monnard (Paris 1820).

Sulpicius, Publius S. Rufus, Parteigenosse des Marius, geboren 124 v. Chr., trat 94 im Sinne der Optimatenpartei als Ankläger des Konsuls Norbanus auf und erscheint auch noch später als Genosse dieser Partei. Im marsischen Krieg diente er als Legat und 88 gelangte er, obgleich Sprößling einer patricischen Familie, zum Tribunate. Bei der ihn drückenden Schuldenlast hoffte er in einer mit Marius und der Volkspartei eingegangenen Verbindung seine Rechnung besser zu finden, als im Bunde mit den Optimaten. Nachdem er sich der ungesetzlichen Bewerbung Caj. Jul. Cäsars um das Konsulat widersetzt hatte, stellte er im Sinne der Volkspartei den Antrag, die in das Bürgerrecht aufgenommenen Bundesgenossen in alle Tribus zu vertheilen, rief aber dadurch den heftigsten Widerstand auf Seiten der Optimaten hervor und ereeichte seinen Zweck nur unter Blutvergießen. Auf seinen Antrag ward auch der schon an Sulla übertragene Oberbefehl im Kriege gegen Mithridates dem Marius gegeben. Als aber Sulla darauf mit seinem Heer in die Stadt stürmend eindrang, ward er geächtet, auf seiner Villa ergriffen und getödtet, der Sklave, der ihn verrathen, zwar freigelassen, aber darauf vom tarpejischen Felsen gestürzt [vgl. Sulla 1)]. So ungünstig die Schilderung ist, welche die Geschichtschreiber von des S. Charakter entwerfen, so bedeutend waren seine Anlagen und Leistungen als Redner, vermöge deren ihm nach allgemeinem Urtheile neben C. Cotta der Preis vor allen Zeitgenossen gebührte.

Sultan (arab.), d. h. Herr, Mächtiger, sehr gewöhnlicher Titel mohammedanischer Herrscher im Orient, besonders des osmanischen Reichs. Im gewöhnlichen Leben kann das Wort mit einem Fürworte einer jeden Person aus Höflichkeit beigelegt werden, z. B. Sultanum, d. i. mein Herr! Auch den Frauen der S.e wird dieser Titel beigelegt, obwohl derselbe eigentlich nur der wirklichen Gemahlin des S.s zukommt. In Konstantinopel heißen auch die Töchter des Großherrn Sultaninnen u. behalten diesen Namen auch, wenn sie verheirathet werden. Die Töchter aus einer solchen Ehe führen den Titel Kanüm-Sultaninnen, d. i. Frauen vom Geblüt. Ist die Mutter des Großherrn bei seinem Regierungsantritte noch am Leben, so heißt sie Walide-Sultanin.

Suluinseln (Sulong- oder Soulong-, bei den Spaniern Jolo-, bei den Niederländern Sooloo-Inseln), ein Archipel kleiner gebirgiger, aber fruchtbarer Eilande im ostindischen Archipelagus, die in einer Reihe von der Nordostspitze von Borneo bis zur Südwestspitze von Magindanao sich hinziehen. Der Archipel ist 60 Meilen breit, 185 Meilen lang, hat einen Flächenraum von fast 84 □Meilen und zerfällt in 3 Gruppen. Die Westgruppe enthält die größere Insel Tawi-Tawi und über 50 kleinere Eilande, welche alle Gewächse der Tropen, edle Obstarten, Palmen, Gewürzpflanzen, kostbare Hölzer, treffliche Cerealien, besonders Reis in reicher Menge liefern und reich an den zahmen Thieren der malayischen Inseln, sowie an dem gewöhnlichen Wild, an Salanganen, Fischen, Schildkröten, Alligatoren, Konchylien (Perlen) und Gold sind. Die Mittelgruppe, von Sulu, der größten, von Osten nach Westen gerichteten, an ihren Küsten viel zerrissenen Insel, benannt und über 70 kleinere Eilande enthaltend, theilt sich wieder in kleinere Gruppen. Die Insel Sulu, hoch, waldreich und üppig bewachsen, hat Berge mit Burgen, zwischen denen schönes Kulturland

sich ausdehnt, und Städte am Gestade, worunter Bauan (Sung) auf der Nordwestküste, mit 6000 Einwohnern, Hauptstadt ist. Die Ostgruppe ist die der Bassilaninseln (s. Bassilan). Das Sulureich umfaßt außer den genannten Inseln noch einen Theil von Palawan u. die Nordostküste von Borneo. Die Bewohner (vielleicht 150,000 auf allen Eilanden) sind dunkelfarbige Malayen, leben von Ackerbau, Viehzucht, Jagd, Fischfang, einigen Handwerken, Schiffbau, Handel u. Seeräuberei und gelten für grausam, wollüstig, falsch und diebisch. Sie bekennen sich zum Islam, ihr ganzer Kultus besteht aber nur in Beobachtung einiger unbedeutenden Gebräuche. Der Sultan, zugleich Kaufmann, herrscht der That nach unumschränkt, obwohl aus den Datus (Großen) Einer das Volk vertritt und ein Anderer den Fürsten beaufsichtigt. Ausfuhrartikel sind: Reis, Baumwolle, Tabak, Sandelholz, Zimmet, Schildkrot, Perlen, Sago, Indigo, Pfeffer. Bemerkenswerth ist auch der Ambra, welchen der Westmousson an die Küsten treibt. Eingeführt werden Thee, Salz, getrocknete Fische, Baumwollzeuche, Thonwaaren, Eisen, Stahl, Kupfer, Schießbedarf, Goldfäden ꝛc. Vorzüglich stehen die Chinesen, sowie die Indier in einem lebhaften Verkehr mit den S. Im Jahre 1845 schloß der französische Admiral Cecile einen Vertrag wegen Abtretung der an der Südwestspitze von Magindanao gelegenen, durch ihre Lage kommerciell und strategisch wichtigen Insel Bassilan ab, der aber von der französischen Regierung, um nicht auch in diesen Meeren die Eifersucht der Engländer rege zu machen, nicht vollzogen wurde. Im J. 1851 unternahm der Gouverneur von Manila, General Urbistondo, einen Vernichtungskrieg gegen die S. als Hauptschlupfwinkel der Seeräuber, zerstörte mehre Forts und verleibte den ganzen Archipel sammt Palawan dem spanischen Generalkapitanat der Philippinen ein.

Sulz, Amtsstadt im würtemberg. Schwarzwaldkreis, am Neckar, hat eine lateinische Schule u. 2400 Einwohner, welche Gerberei, Baumwollspinnerei, Tuchmacherei, Bierbrauerei und eine Saline betreiben, auch Barchent, Salmiak und Vitriol fabriciren.

Sulzbach, 1) Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Oberpfalz und Regensburg, am gleichnamigen Fluß, der zur Vils geht, Sitz des Landgerichts, zerfällt in die obere und untere Stadt, hat 2 evangelische und eine katholische Pfarrei, eine Synagoge, ein Schloß (auf einem Felsen), eine lateinische Schule, mehre Buchdruckereien, darunter eine jüdische, ansehnlichen Hopfen- und Bergbau (auf Eisen) und 3200 Einwohner. Das ehemalige deutsche Fürstenthum, dessen Hauptstadt S. war, 19 □Meilen groß mit 32,000 Einwohnern, stand früher unter eigenen Dynasten, nach deren Aussterben im 13. Jahrhundert es an Bayern kam. Mit der Oberpfalz kam es an Pfalz und war meist im Besitz der Linie Pfalz-Neuburg, die von 1410—48 den Namen Neuburg-S. führte. Bei der Theilung des Hauses Pfalz in die kur- und pfalzgräflichen Linien kam S. an den zweibrückener Stamm. Eine abermalige Theilung erhob es wieder zu einem selbstständigen Fürstenthum unter dem Pfalzgrafen August, dessen Nachfolger Christian August 1655 zur katholischen Religion übertrat. Bei dessen Familienstamm blieb nun S., bis derselbe 1742 mit Karl Theodor die Kur erbte (s. Pfalz, Geschichte), worauf es alle Schicksale der Pfalz und Bayerns theilte. — 2) (S. an der Murr), Marktflecken im würtembergischen Neckarkreis, Oberamt Backnang, zur Grafschaft Löwenstein gehörig, hat Handel mit Holz- und Schnittwaaren und 1550 Einw.

Sulzburg, Stadt im badischen Oberrheinkreis, Amt Müllheim, hat ein Schloß, Bad, (Warmquellen), Zuckerraffinerie, Weinbau, Bergbau (auf Blei und Silber) und 1150 Einw.

Sulzer, Johann Georg, Aesthetiker, geboren am 5. Okt. 1720 zu Winterthur im Kanton Zürich, besuchte das Gymnasium zu Zürich, widmete sich, obwohl zum Geistlichen bestimmt, hier mit vorzüglicher Neigung der wolfschen Philosophie und der hebräischen Sprache. Im Jahre 1746 wurde er Gehülfe des Predigers zu Maschwanden und schrieb hier seine „Moralischen Betrachtungen über die Werke der Natur" (Berl. 1741). Im Jahre 1742 begab er sich nach Berlin, wo er mit Euler und Maupertuis in nähere Verbindung trat und 1747 die Professur der Mathematik am joachimsthaler Gymnasium daselbst erhielt. Im Jahre 1750 gab er mit Ramler die „Kritischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit" heraus. In die königliche Akademie der Wissenschaften als Mitglied der philosophischen Klasse aufgenommen, schrieb er mehre philosophische Abhandlungen in französischer Sprache (deutsch, Berl. 1773, 2 Bde.). Im J. 1763 legte er seine Stelle am Gymnasium nieder, ward aber zum Professor an der neugestifteten Ritterakademie ernannt. Im Jahre 1765 war er Mitglied einer Kommission, welche der Akademie eine bessere Einrichtung geben sollte, und bald darauf wurde ihm ein ähnlicher Auftrag in Bezug auf das joachimsthalsche Gymnasium zu Theil. Einige Jahre später erhielt er den Auftrag, im Vereine mit Sack und Spalding die Schulen zu Kloster-Bergen, Stettin u. Stargard zu revidiren, worauf er 1771 einer Einladung des Herzogs von Kurland zufolge die Organisation des Gymnasiums zu Mitau übernahm. Kränklichkeit verhinderte ihn jedoch, persönlich dabei zugegen zu seyn, u. aus demselben Grunde sah er sich im Herbste 1773 genöthigt, seine Stelle an der Ritterakademie niederzulegen. Zur Stärkung seiner Gesundheit unternahm er nun eine Reise nach der Schweiz, Frankreich und Italien und wurde noch während derselben zum Direktor der philosophischen Klasse an der Akademie ernannt. Er † am 27. Febr. 1779. Sein vorzüglichstes, jetzt aber veraltetes Werk ist die „Allgemeine Theorie der schönen Künste" (neueste Ausgabe, Leipzig 1792—94, 4 Bde.), zu welchem Blankenburg (das. 1796—98, 3 Bde.) werthvolle literarische „Zusätze" und Dyk und Schulz „Nachträge" (das. 1792—1808, 3 Bde.) lieferten. S. suchte darin die wolfsche Philosophie mit den Ansichten der Franzosen und Engländer eklektisch in Uebereinstimmung zu bringen. Noch schrieb er „Vorübungen zur Erweckung der Aufmerksamkeit und des Nachdenkens" (Nürnberg

1768, 3 Bde., 3. Aufl. 1780—82, 4 Bde.) u. A. m. Seine „Selbstbiographie" wurde von Nicolai und Merian (Berlin 1809) herausgegeben.

Sumach, Pflanzengattung, s. v. a. Rhus *L.*

Sumarakow, 1) Alexander, russischer Dichter, geboren zu Moskau den 14. Nov. 1727, versuchte sich fast in allen Gattungen der Poesie, besonders auch in der Satyre, erwarb sich aber namentlich als Schöpfer des russischen Drama's, in sofern er zuerst nationale Lust- u. Trauerspiele lieferte, Verdienst. Er wurde von der Kaiserin Elisabeth zum Brigadegeneral, von der Kaiserin Katharina aber zum Staatsrath erhoben.

2) Peter, russischer Geschichtschreiber, Verfasser einer „Geschichte Katharina's der Großen und ihres Zeitalters" (Moskau 1832, 2 Bde.), die sich durch gute Sprache auszeichnet.

Sumatra, die größte der Sundainseln, liegt, von Nordwesten nach Südosten durch den Aequator fast gleich getheilt, zwischen 5° 36′ nördl. u. 5° 56′ südl. Br., von 112° 55′ (Kap Atschin) bis 123° östl. L. (Sundastraße), ist 200 deutsche Meilen lang und 20—50 Meilen breit, im Norden schmäler, als im Süden, und hat 7660 □M. Flächenraum. Durch die Mitte der Insel zieht von Norden nach Süden eine Gebirgskette aus Urgestein, deren Gipfel zum Theil eine bedeutende Höhe haben. Darunter der Berg Ophir oder Gunong Pasaman (13,842 F.) unter 0° 6′ nördl. Br. u. a. m., von denen aber keiner je Schnee trägt. Im Allgemeinen drängen sich die Berge näher ans westliche Gestade, während im Osten das Land zur Ebene absinkt. Sie bilden oft 2—3 Reihen, zwischen denen sich weite Hochflächen mit Hügeln von 500 bis 1000 Fuß relativer Höhe ausdehnen. Während sich auf der Westseite Hügelreihen enger zusammendrängen, eine Menge Gießbäche in den Ocean senden, bietet die Ostseite dem Lauf größerer Flüsse weite Thäler dar. Aber auch jene Hügelmasse ist sanft ansteigend und mit reicher Vegetation bekleidet, keine Zeugin gewaltsamer Revolutionen, von Morästen und Wasseransammlungen umgeben und durchschnitten, von Quellen durchhöhlt. Sämmtliche Bergketten sind plutonischer Natur und zählen 16—18 theils erloschene, theils noch thätige Vulkane, welche die höchsten Gipfel der Insel bilden. Der Boden der Insel besteht aus röthlichem Thon oder auch trockenem Kalkboden, nicht immer gleich tief, mit Dammerde bedeckt; das Niederland ist meist sumpfig u. waldreich. An Gewässern kann man S. reich nennen. Die hervortretenden Punkte des Landes bezeichnen außer Atschin im Osten die Diamantspitze oder Jambi Ayer, Beerdehoek, Derilehoek, Tweedehoek und Eerstehoek an der Baneastraße, ähnliche im Süden. Das hohe Binnenland trägt schöne Seen, welche mit Flüssen in Verbindung stehen und bei vielem Regen sich anfüllen. Quellen, auch heiße, gibt es in Menge. Von bedeutenderen Flüssen sind an der Westküste der Suckel, Indrapura, Katann, an der Ostküste der Batu Bara, Batu Schina, Langkat, Rakan und Mapura oder Siak, sowie im Süden der in die Bancastraße mündende Palembang oder Tulang zu nennen. Das heiße Klima wird in der Mitte durch die hohe Lage gemildert; Nachmittags 2 Uhr ist die gewöhnliche Temperatur + 21—24° R., und auf den Bergen ist der Morgen kalt, doch fällt nie Schnee. Vom Mai bis September bringt der Monsun aus Südosten die trockene Zeit, vom November bis März ist Regenzeit bei Südwestwind. Das Flachland mit Morast und Wald ist bei solcher Wärme sehr ungesund. Die Pflanzenwelt erinnert an Indien. Unter den Kulturpflanzen stehen voran Reis in mehren Arten und reicher Fülle, Zuckerrohr, Mais, vielerlei Hülsenfrüchte, Yams, Kaluwi (eine Nesselart, wie Hanf gebraucht), Indigo, Kasumba und andere Färbepflanzen; sonst finden sich Kokos-, Sago- und mehre andere Palmenarten, Betelnüsse, Gummi, Rothholz (Ubar), Bambus, ferner mehre Arten Brodfruchtbäume, Pisangs, Orangen, Guyaven, Tamarinden, Kastanien, Granaten, Trauben, Kampherbäume ꝛc., endlich Pfeffer, Baumwolle, Ananas, Melonen, Tabak, Benzoe, Kaffee, Aloë ꝛc. Die Urwälder sind namentlich noch reich an Tik-, Eisen-, Drachen-, Ebenholz- und Zimmtbäumen (Cassia), Rotang ꝛc. Die Thierwelt bietet Büffel, die wichtigsten Hausthiere, gewöhnliches Rindvieh (von Madagaskar eingeführt), Pferde, wild auf den Gebirgen, klein und stark, Schafe (aus Bengalen), Ziegen, Schweine, zahm u. wild, Hunde (aus Europa, ausgeartet in die sogenannten Pariahunde), Fischottern, Katzen, ferner Elephanten in großen Heerden, Rhinoceroten, Flußpferde, Seekühe, Bären, Hirsche, Rehe u. mehre gazellenartige Thiere, Babyrussa's, eine Menge von Affen, worunter der Gibbon und Orang-Utang, fliegende Hunde, Stachelschweine, Fledermäuse verschiedener Art, Marder, Faulthiere, Tiger, Tigerkatzen, Zibethkatzen, Schuppenthiere, Alligatoren in Menge von bedeutender Größe, Laeerten, Chamäleone, Schlangen (darunter die Boa, Brillenschlange u. a. m.), Schildkröten, Seekrebse, Austern u. andere Schalthiere, Delphine, Wallfische und andere Cetaceen; von Vögeln Adler, Falken, Geier, Raben, prächtige Fasanen, Pfauen, Nashornvögel, Störche, Reiher, mehre Hühner- und Taubenarten, Papageien (Kakadu), Spechte, Eulen, Salanganen und andere Schwalben, Gänse ꝛc., aber keine Singvögel. Insekten finden sich in ungeheurer Menge, namentlich leuchtende Feuerfliegen, Heuschrecken, Schmetterlinge, Bienen, Ameisen, worunter auch die Termiten, Skorpione, Tausendfüße, Spinnen ꝛc. Die mineralischen Produkte bestehen in Gold, ziemlich reichlich, viel Kupfer, Eisen, Zinn, Schwefel von den Vulkanen, Salpeter, Steinkohlen, Galmei, Marmor, Korallen, mehren schönen Steinarten in Trapp und Granit; Mineralquellen, die Kupfer, Schwefel ꝛc. enthalten und zum Theil sehr heiß sind; Bergöl, Naphtha ꝛc. Vieles ist noch unerforscht.

Die Bevölkerung von S. mag auf 7 Millionen sich belaufen. Sie gehört fast ausschließlich der malayischen Race an, wie S. die eigentliche Heimath der Malayen ist, die sich von da über die Halbinsel Malakka und den übrigen ostindischen Archipel verbreitet haben. Die einzelnen Völkerschaften bekennen sich entweder zum Islam, oder sind noch Heiden, wie die Battas. Des Handels wegen haben auch viele Chinesen, welche besonders Handwerke treiben, Hindu's, Araber und Holländer, welche einen Theil der

Insel beherrschen, auf S. bleibenden Aufenthalt. Die Eingebornen beschäftigen sich mit Ackerbau auf Reis, Mais, Hirse, Tabak ꝛc. und bauen in regelrechten Pflanzungen Pfeffer u. Kampher zur Ausfuhr; ferner mit Bergbau auf Gold, das auch gewaschen wird, Zinn, Kupfer, Eisen. Gegenstände der Industrie sind Metallarbeiten in Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Waffen, Seide- u. Baumwollenweberei, Stickerei, besonders auch Schiffbau; Handelsartikel sind Sago, Pfeffer, Kampher, Areka, Benzoe (Benjamin), Drachenblut, Sassafras, Lack, Federn, Elfenbein, Metalle (jährlich über $^{1}/_{2}$ Mill. Piaster an Gold), Fische, Seethiere (Trepang), Salanganennester, wofür man aus Indien und China Manufakturwaaren, Thee und Opium holt. Viele Malayen treiben auf der Ostküste Seeräuberei.

Die Insel besteht aus einem unabhängigen u. einem den Niederländern unterworfenen Theile. Jener zerfällt in das Reich Atschin am Nordende der Insel, welches auf 1000 □Meilen $^{1}/_{2}$ Million Einwohner zählt, mit der einst wegen ihres Handels wichtigen gleichnamigen Hauptstadt, die an 40,000 Einw. zählt (s. Achem), das Reich Siak, auf der Ostseite, welches auf 1250 □Meilen 600,000 Einw. hat, u. das Land der Battas (s. d.) im Innern, südlich von Atschin. S. ward den Europäern durch den Portugiesen Lopez de Seguiro 1509 zuerst bekannt. Die Portugiesen errichteten daselbst Handelsfaktoreien, wurden aber zu Ende des 16. Jahrhunderts von den Holländern verdrängt, die zuerst 1664 eine feste Niederlassung zu Padang an der Westküste gründeten. Im J. 1685 legten auch die Engländer zu Bencoolen, gleichfalls auf der Westküste, eine Niederlassung an und errichteten 1714 daselbst das Fort Marlborough. Nach und nach gelangten die britischen Besitzungen zu einer solchen Wichtigkeit, daß sie eine eigene Präsidentschaft unter dem Namen Bencoolen bildeten. Die Holländer erlangten dagegen die Oberherrschaft über mehre der inländischen Staaten. Während der Zeit, in welcher die Niederlande unter französischer Herrschaft standen, fielen die niederländischen Besitzungen auf S. in die Gewalt der Briten, die sie aber 1814 den Niederländern zurückgaben und 1824 ihnen ihre eigenen Besitzungen in S. gegen Abtretung des bisher niederländischen Malakka überließen, so daß jetzt die Niederländer die einzigen Europäer sind, welche Besitzungen in S. haben, die in neueren Zeiten noch sehr erweitert worden sind. Namentlich unterwarfen sich die Niederländer Padang, nordwestlich von Bencoolen, Palembang an der Ostküste und die derselben vorliegenden, an Zinn u. Eisen reichen Inseln Banca, Billiton, Bintang u. Rio, das alte Reich Menangcabo im Innern, das, ein Sitz alter malayischer Kultur, einst fast ganz S. beherrschte, und das Reich Bongol, wo sie die bisherigen Herrscher zu ihren Vasallen machten. Auch setzten sie sich in Besitz mehrer für den Handel wichtiger Punkte an den übrigen Küsten, sowie der langen Inselkette an der Westküste, und gegenwärtig ist die ganze Insel so auf allen Seiten mit niederländischen Niederlassungen umgeben, daß sie in ähnlicher Abhängigkeit ist wie Java. Die niederländischen Besitzungen bilden mit den umliegenden Inseln ein besonderes Gouvernement, welches 1857 auf 7223 □Meilen 2,246,658 Einw. zählte. Es ist in folgende Residenzschaften eingetheilt: Sumatra oder Padang, in der Mitte der westlichen Seite, 2200 □M. mit 1,499,271 Einw. und der Hauptstadt Padang, Sitz des Gouverneurs, mit 10,000 Einw.; Bencoolen, südlich davon, 455 □M. mit 112,542 Einw.; Lampuhn (Lampon), im äußersten Süden, 475 □M. mit 82,974 Einw. und der Hauptstadt Tulang-Bawang; Palembang, östlich von Bencoolen und nördlich von Lampuhn, 2558 □M. mit 467,685 Einw.; Rhio (Rio), den Archipel im Süden der Halbinsel Malakka u. der britischen Kolonie Singapore, mit den Inseln Bintang, Lingga, Battam und vielen kleineren begreifend, 148 □M. mit 23,861 Einw.; Banca nebst Billiton, 356 □M. mit 60,325 Einw.

Sumba (Tschindana, auch Sandelholzinsel genannt), ostindische Insel im Sundaarchipel, südlich von Flores und westlich von Timor, unter 10° südl. Br. und 137—138$^{1}/_{2}$° westl. L., mit etwa 100 □M. Flächenraum, ist bergig, mit Wäldern bedeckt, bringt besonders Baumwolle und Sandelholz, dann Pferde, Büffel, Schweine, Hasen, Fasanen und mehre eigenthümliche Vögel hervor, ist wenig bevölkert und wird von den Makassaren wegen des Sklaven- und Baumwollenhandels, sowie des Trepangfangs besucht.

Sumbawa, ostindische Insel im Sundaarchipel, zwischen 116° 50′ bis 119° 6′ östl. L. und 7° 5′ bis 8° 6′ südl. Br., 370 □M. groß, mit gebirgigem und vulkanischem Boden, erzeugt von Produkten des Pflanzenreichs viel Reis, Mais, Tabak und Baumwolle; von Thieren besonders Rindvieh, Hirsche, Schweine, Ziegen, Geflügel, an der Küste Fische aller Art, und liefert von Mineralien Goldstaub, namentlich aber Salpeter, Schwefel und Bimsstein in ungeheuerer Quantität. Die Bewohner gehören zur malayischen Race und sind Muselmänner. Die Insel ist in 6 Reiche vertheilt, deren jedes seinen Radscha hat, nämlich Bima, Sumbawa, Dompo, Tampora, Sangar und Pekat oder Papekat. Ehemals waren diese Fürsten unabhängig; aber in einem Krieg mit dem König von Makassar wurden sie von diesem besiegt und ihm zinsbar, und nachdem der holländische Admiral Speelman 1667 die Makassaren überwunden hatte, traten sie in ein gleiches Verhältniß zur ostindischen Kompagnie, welche sie später als Bundesgenossen anerkannte u. Verträge mit ihnen schloß.

Summa (lat.), s. v. a. Summe; kurzer Abriß der Wissenschaften, worin bloß die obersten Grundsätze derselben nebst den ersten Folgerungen aufgestellt sind.

Summarien (v. Lat.), Hauptinhaltsanzeigen, daher summarisch, dem Hauptinhalt nach zusammengefaßt.

Summarischer Prozeß (außerordentlicher Prozeß). In manchen Fällen verlangt die Natur der Sache einen beschleunigten Prozeßgang, indem entweder das Interesse des Staats namentlich wegen zu vermeidender Selbsthülfe u. Gewaltthätigkeit, oder auch das Interesse des Einzelnen wegen drohender Gefahr eines schwer

oder gar nicht zu ersetzenden Schadens eine möglichst schnelle Behandlung des Rechtsstreits nöthig macht. Dies der summarische Prozeß, der besonders durch den deutschen Gerichtsgebrauch und die deutsche Reichsgesetzgebung ausgebildet worden ist. Im Einzelnen ist die summarische Behandlung eines Rechtsstreits weder in Ansehung des Prozeßsubjekts (Gericht, Parteien, Anwälte rc.), noch des allgemeinen Gegenstandes, auch weder in Ansehung der Mittel sein Recht zu verfolgen (Klagen und Einreden) an sich, noch auch in Ansehung der Nothwendigkeit die Förmlichkeiten zu beobachten, oder der Art die Hülfe zu vollstrecken, vom ordentlichen Prozeß verschieden; die Verschiedenheit beruht vielmehr in Berücksichtigung des oben aufgestellten Princips auf folgenden Punkten: im summarischen Prozeß sind manche dilatorische Einreden unzulässig, welche nicht das Wesentliche des Prozesses betreffen; dann ist hier eine mündliche Instruktion des Rechtsstreits zu Protokoll vorzüglich üblich; ferner verbindet man auch die Beweisinstanz öfter mit dem ersten Verfahren und vermeidet gern nicht gebotene Förmlichkeiten des Prozesses; endlich sucht man die Verzögerung des Rechtsstreits durch zu lange und öftere Fristen meist zu verhindern und überhaupt eine legale Beschleunigung der Möglichkeit der Hülfsvollstreckung zu bewirken. Nach der Verschiedenheit der Verfahrungsweise wird der summarische Prozeß eingetheilt in den bestimmten und unbestimmten, je nachdem das Gesetz selbst dem Richter eine bestimmte Verfahrungsart in summarischen Rechtssachen vorschreibt, oder die zweckmäßige Art des Verfahrens ganz seinem vernünftigen Ermessen überlassen bleibt und nur im Allgemeinen geboten ist, summarisch zu verfahren. Der bestimmte summarische Prozeß hat wieder eine Unterart, welche von der regelmäßigen Einleitung des Rechtsstreits zu gegenseitigem Gehör vor der Beurtheilung (Mandatsprozeß, der in den bedingten und unbedingten zerfällt) u. Exekution (Arrestprozeß) abweicht, und eine andere, welche jene Eintheilungsart zwar beibehält, allein dieselbe theils durch Verbindung der Beweisführung mit dem ersten Verfahren und durch Beschränkung der Zulässigkeit von Beweismitteln (Exekutivprozeß), theils aber auch dadurch modificirt, daß die Verfolgung des Civilinteresse's aus einem erlittenen Verbrechen an den Kriminalprozeß angeknüpft wird (Adhäsionsprozeß). Ueberdies gehört noch der Konkursprozeß (s. Konkurs) zu den bestimmten summarischen Prozeßarten. Beim unbestimmten summarischen Prozeß ist besonders ein mündlicher, oder nicht förmlich abgefaßter Vertrag der Parteien genügend; Ladungen erfolgen auch wohl nur mündlich, die Fristen sind kürzer, man bindet sich nicht, ehe man erkennt, an die bestimmte Zahl der Sätze, sobald die Sache nur hinreichend aufgeklärt ist; förmliche Publikation der nicht im Termin selbst abgefaßten Erkenntnisse ist selten üblich, und besonders werden im Beweisverfahren die, für den Zweck des Beweises gleichgültigen Förmlichkeiten vernachlässigt, in sofern man sich mit einer Bescheinigung begnügt. Die Fälle, wo der unbestimmte summarische Prozeß Statt hat, sind besonders Provokationen, Besitzstreitigkeiten, Rechnungsdifferenzen, sogenannte Bagatellsachen, d. h. Rechtsstreitigkeiten, deren Objekt geringen Werth hat, Alimentensachen, Streitigkeiten zwischen Gesinde und Herren, Baustreitigkeiten, Ehestreitigkeiten, Streitigkeiten der Aeltern u. Kinder über Familienangelegenheiten, Klagen der Schiffbrüchigen rc.

Summe (v. Lat.), in der Arithmetik die Größe, welche mehren zusammengenommenen gleich ist, also das Resultat der Addition. Die zu addirenden Größen heißen Summanden. Haben dieselben entgegengesetzte Vorzeichen, so ist die Addition mit der Subtraktion zu verbinden u. heißt algebraische Addition, so wie die S., im Gegensatz der arithmetischen, eine algebraische S., wie z. B. $+ 8 - 4 - 3 + 12$ als algebraische S. weder $+ 27$, noch $- 27$, sondern $+ 13$ geben. Die S. einer Reihe ist daher nichts Anderes, als eine Größe, welche allen Gliedern der Reihe zusammengenommen gleich ist. So ist z. B. 25 die S. der arithmetischen Reihe 1, 3, 5, 7, 9. Dies gilt jedoch nur von solchen Reihen, wo die Anzahl der Glieder bestimmt und geschlossen ist. Bei unendlichen Reihen, wo die Anzahl der Glieder ohne Ende fortläuft, läßt sich die S. derselben nicht genau angeben, und man versteht dann unter der S. einer solchen Reihe diejenige Größe, welcher sich die wirkliche S. einer bestimmten Anzahl von Gliedern desto mehr nähert, je größer diese Anzahl von Gliedern genommen wird. Summenformel oder summarisches Glied einer Reihe nennt man denjenigen algebraischen Ausdruck, der die S. einer unbestimmten Anzahl von Gliedern einer Reihe in allgemeinen Zeichen (Buchstaben) ausgedrückt enthält und, sowie man für dieselben bestimmte Werthe setzt, die S. einer bestimmten Anzahl von Gliedern unmittelbar bestimmt. Die Summirung unendlicher Reihen bildet einen vorzüglichen Gegenstand der höhern Mathematik und bietet nicht selten besondere Schwierigkeiten dar. Vgl. Addition.

Summisten (Summistae), Scholastiker, die ihre systematischen Darstellungen der Theologie Summa (Summa theologiae) nannten, wie Abälard, Alexander von Hales, Alb. Magnus, Thom. Aquinas.

Summitates (lat.), pharmaceutische Bezeichnung der blühenden Stengelspitzen der Gewächse; auch der ganzen oberen Theile der Pflanzen, also der Stengel mit Blättern u. Blüthen zugleich.

Summum bonum (lat.), das höchste Gut.

Summum jus summa injuria (lat.), römisches Rechtssprüchwort, das höchste Recht (d. i. das Recht, wenn es auf die Spitze getrieben wird) ist die höchste Ungerechtigkeit.

Sumpf, Wasser, welches über einem weichen Erdreiche oder Moraste steht, sowie der Ort, wo es steht. Der S. unterscheidet sich vom Moraste hauptsächlich dadurch, daß er durch den Einfluß der Witterung nie austrocknet; auch ist das Sumpfwasser von ganz besonderer Art, schwer, trübe, mit animalischen und vegetabilischen Substanzen chemisch verbunden. Am häufigsten findet man die Sümpfe an den Ufern solcher Flüsse, welche mit geringem Gefäll große Ebenen durchlaufen, ferner auf großen, wenig geneigten und

waldbedeckten Ebenen. Die Beschaffenheit der Sümpfe ist niemals ganz gleichartig. An einigen Stellen ist das Wasser, an andern wieder die Erde vorherrschend; in Sümpfen von großer Ausdehnung findet man sogar große Strecken mit Wald bedeckt, wie z. B. an Rußlands westlicher Grenze. Dessen ungeachtet sind Sümpfe höchst selten zu passiren, selbst nicht bei hartem Froste, weil das Sumpfwasser nicht gefriert. Auch sind die Ausdünstungen der Sümpfe oft der Gesundheit sehr nachtheilig, wovon die Ursache in den verwesenden vegetabilischen u. animalischen Stoffen liegt. Vgl. Bruch, Moor und Morast.

Sumpffieber, s. Malaria.

Sumpfluft, gasförmige Verbindung von Kohlenstoff und Wasserstoff, welche sich als Produkt der Zersetzung von Pflanzenstoffen aus Sümpfen entwickelt, aber auch auf andere Weise dargestellt werden kann. Sie hat einen eigenthümlichen Geruch, brennt mit schwach leuchtender Flamme und explodirt in größerer Menge bei Annäherung einer Flamme mit Heftigkeit. Die sogenannten schlagenden oder bösen Wetter der Kohlengruben, welche sich bei Annäherung einer Flamme mit Explosion entzünden, bestehen vornehmlich aus dieser Gasart. In medicinischer Beziehung bezeichnet man als S. alle gesundheitsnachtheiligen Ausdünstungen stehender Gewässer, deren Bestandtheile noch nicht genau erforscht sind.

Sumpfvögel (Wad- oder Watvögel, Grallae, Grallatores), Ordnung der Vögel, begreift meist große Vögel, welche in den Marabu's eine Höhe von 7 Fuß erreichen und nur in einigen Wasserhühnern und Schnepfen zu Dimensionen von 6—7 Zoll Länge herabsteigen. Die Befiederung ist eine fast durchgängig vollständige, indem nur einige Kraniche, die Löffelreiher und die Riesenstörche an Kopf und Hals größere oder kleinere kahle Stellen haben. Ueberall aber ist der Untertheil des Unterschenkels unbefiedert, worin der Charakter der Wadbeine liegt. Das Gefieder selbst ist durchgängig hart, und bei wenigen S.n nimmt es an gewissen Körpertheilen größere Zartheit an, wie bei den Bürzelfedern des Kranichs und namentlich des Marabu. Meist ist es einfarbig, oder es sind die verschiedenen und oft schroff kontrastirenden Farben in großen Partien vertheilt. Die nackten Theile, wie Schnabel, kahle Stellen des Kopfes und Halses und die Beine, sind nicht selten auffallend roth und grün oder auch schwarz gefärbt, und bei manchen hierher gehörigen Vögeln treten in der Begattungszeit lebhaftere Färbungen, namentlich an den kahlen Körperstellen ein. Der Kopf ist durchgängig im Verhältniß zur Körpergröße klein, etwas länglich und ziemlich flachscheitelig, und nur bei vielen Schnepfen steigt die Stirn steil über den Schnabel empor. Der Schnabel ist immer mit einer Wachshaut versehen, meist lang, bald gerade, bald an der Spitze, bald von der Mitte an bogig, manchmal selbst aufwärts gekrümmt. Merkwürdig ist der Tastapparat (viele kleine Löcher, die mit Wachshaut bedeckt sind) am Schnabelende mehrer Schnepfenarten. Der Hals der Wasserhühner, Regenpfeifer und Schnepfen ist kurz oder nur von mittlerer Länge, bei allen übrigen S.n lang, am längsten beim Flamingo. Die Reiher tragen den Hals meist Sförmig gebogen. Der Rumpf ist meist schlank, immer aber kräftig und trägt am Ende den Schwanz, der fast immer kurz ist. Die Flügel sind durchgängig groß und breit. Die Beine stehen nur bei den Bläßhühnern nicht ganz in der Körpermitte wie bei allen übrigen u. sind durchgängig Wadbeine (s. oben). Der Lauf ist überall lang und meist kräftig, am längsten bei den Kranichen und Reihern. Die Zehen, meist nach vorn 3, nach hinten eine, manchmal auch keine, sind bald lang, bald kurz, am kürzesten meist die Hinterzehe, die bei vielen der kleinern Vögel dieser Ordnung den Boden kaum oder auch gar nicht berührt. Die Krallen sind meist kurz und abgenutzt. In Bezug auf den innern Bau zeigen die S. wenig Abweichungen vom normalen Bau. Die Zahl der Halswirbel steigt bei den Störchen und Kranichen bis 16—19. Das Brustbein ist meist kurz und schmal, jedoch mit sehr entwickeltem Kamme. Der Magen, besonders der Reiherarten, ist wenig muskulös, und es ist nur ein kleiner Blinddarm vorhanden. Die Bewegungen der S. sind auf dem festen Lande bei den Trappen, Wasserhühnern, Regenpfeifern u. Schnepfen ein schneller Lauf. Die meisten guten Läufer fliegen ungern, und mehre von ihnen haben auch nur einen schweren, geräuschvollen und nur kurzen Flug, während andere, wie die meisten Regenpfeifer, mit außerordentlicher Schnelligkeit und Gewandtheit fliegen, ohne sich jedoch in bedeutende Höhen zu erheben. Dagegen fliegen die Alektoriden oder Hühnerstelzen (mit Ausnahme der Trappen) und die größeren Reihervögel schön und schwimmend und schwingen sich zu den höchsten Höhen empor. Im Fluge strecken alle S. die Beine nach hinten aus. Die Nahrung der S. besteht vorzugsweise aus thierischen Stoffen, und zwar gehören die Thiere, welche den S.n zur Nahrung dienen, allen Klassen an, indem nämlich manche Reiherarten auch Säugethiere und Vögel verschlingen. Hauptsächlich aber sind es kaltblütige Wirbelthiere, Insekten, Würmer, Krustaceen, Weichthiere bis zu den Quallen herab, welche den S.n zur Nahrung dienen. Auf der Wahl ihrer Nahrung beruht großentheils auch der Nutzen u. Schaden dieser Vögel, u. ebenso hängt davon ihr Aufenthalt ab, der meist an Gewässer und Sümpfe gebunden ist, weshalb kein Sumpfvogel ein zu bedeutenden Höhen emporsteigender Gebirgsbewohner ist. Viele sind ausschließlich Küstenbewohner, während andere nur die süßen Gewässer lieben. Um ihrer Nahrung willen sind viele S. theils Strich-, theils Zugvögel, die ihre Striche und Züge meist in der Dämmerung oder während der Nacht bewerkstelligen, und wie sie da, wo sie ungestört hausen, oft in unzähliger Menge beisammen leben, so ziehen sie oft auch gemeinschaftlich, nicht selten in regelmäßiger Ordnung, wie die Kraniche rc. Was die Verbreitung der S. anlangt, so ist ihre Zahl in der gemäßigten und kalten Zone der nördlichen Hemisphäre am größten. Die meisten Gattungen gehören allen Erdtheilen gemeinschaftlich an, und viele S., namentlich die Zugvögel unter ihnen, durchwandern jährlich zweimal sämmtliche Klimate. Die Stimme der S. ist bei den kleineren Gattungen pfeifend oder kreischend, bei den grö-

seren krächzend, bei einigen dumpf brüllend, nirgends aber melodisch. Die Fortpflanzung geschieht monogamisch, indem entweder einmal gepaarte Vögel für immer beisammen bleiben, oder zu jeder Paarungszeit das Männchen sich ein Weibchen wählt. Der Unterschied der Geschlechter ist selten auffallend und auch das Hochzeitskleid dieser Vögel in der Regel nicht ausgezeichnet. Das Nest ist meist ganz kunstlos; die Zahl der Eier nie sehr groß. Alle S. sind Pippel oder Nestflüchter, d. h. die Jungen verlassen bald nach dem Auskriechen das Nest und finden, ohne genetzt zu werden, ihre Nahrung selbst. Die S. zerfallen in die 5 Familien der Hühnerstelzen (Alectorides), Wasser- oder Sumpfhühner (Falicariae), Regenpfeifer (Charadriadae), Schnepfen (Scolopacidae) und Reiher (Ardeadeae).

Sumtus (Sumptus, lat.), Aufwand, Kosten.

Sund (Oeresund), Meerenge zwischen der dänischen Insel Seeland und der schwedischen Landschaft Schonen, die gewöhnliche Durchfahrt aus der Nordsee in die Ostsee, ist 9 Meilen lang und an der schmalsten Stelle zwischen Helsingborg u. Helsingör ungefähr $1/_2$ Meile breit u. wird von der dänischen Festung Kronborg auf Seeland beherrscht. Von frühen Zeiten her erhob Dänemark bei Helsingör von allen vorüberfahrenden Schiffen einen Zoll, den Sundzoll, wozu es das Recht aus dem Umstande herleitete, daß es früher beide Ufer des S.es besessen und daher die Meerenge unter seiner Botmäßigkeit gestanden habe. Durch Verträge ward die Berechtigung Dänemarks zu dieser Zollerhebung von den anderen Seemächten anerkannt. Im Frieden zu Brömsebro 1645 ward zwar den schwedischen Schiffen die Zollfreiheit im S. und in den beiden Belten zugestanden, aber im Frieden zu Frederiksborg (1720) mußte Schweden wieder Verzicht darauf leisten, worauf die Erträge des Zolls sofort auf das Fünffache stiegen, weil eine Menge Schiffe unter schwedischer Flagge bis dahin sich demselben zu entziehen gewußt hatten. Schweden wurde nun mit Holland, England und Frankreich, welche Mächte sich durch besondere Verträge mit Dänemark 1645, 1661 u. 1663 eine Ermäßigung des Zolls ausbedungen hatten, auf gleiche Linie gestellt. Die gleichen ermäßigten Zollansätze sicherten sich auch andere Staaten durch Verträge, so Neapel 1748, Spanien 1757, Rußland 1782, Norwegen 1814, Hamburg und Preußen 1818, die Vereinigten Staaten 1826, Brasilien 1828. Völlig befreit vom Sundzoll waren früher die 6 wendischen Hansestädte Lübeck, Hamburg, Rostock, Stralsund, Wismar u. Lüneburg, sowie Stettin, Kolberg u. Kammin. Alle eben genannten Staaten und Städte, zu denen noch Belgien kommt, auf welches die mit den Niederlanden abgeschlossenen Verträge übergingen, hießen privilegirte Nationen, die übrigen unprivilegirte, zu welchen alle übrigen europäischen Mächte, nämlich Portugal, Sardinien, Oesterreich, Hannover, Oldenburg u. Mecklenburg, gehörten. Der Sundzoll zerfiel in die Abgabe von Schiffen und die von Waaren: die Schiffsabgabe betrug unter verschiedenen Titeln durchschnittlich mindestens 12 Speciesthaler; der Waarenzoll nach dem Tarif von 1645 für die privilegirten Nationen 1 Proc., für die unprivilegirten $1\frac{1}{4}$ Proc. Bald schlichen sich aber Mißbräuche ein, welche den Sundzoll bedeutend erhöhten. Die dänische Zollkammer stellte nämlich gewisse Regeln, die nie veröffentlichten Usaneen von Helsingör, auf, wonach der Werth der einzelnen Waaren bestimmt werden sollte. Bei den im Tarif nicht genannten Waaren hielt man den Zoll von 1, resp. $1\frac{1}{4}$ Proc. nicht ein, sondern erhöhte ihn willkürlich auf 3, 5, 6 u. 7 Proc., namentlich auf Zucker, Kaffee und andere Kolonialwaaren, und diese Abgaben waren nicht einmal in der Form eines officiellen Tarifs festgestellt, so daß sie noch beliebig erhöht werden konnten. Außerdem gaben die Usaneen Vorwand zu allerlei Plackereien, willkürlichen Schätzungen und höheren Besteuerungen. Diese Belästigungen des Handels veranlaßten mehre Male Verhandlungen mit Dänemark, namentlich seit 1839, und am 13. August 1841 ward der Vertrag von London und Helsingör auf 10 Jahre abgeschlossen, worin zwar die meisten, im alten Tarife von 1645 nicht genannten Waaren auf den Zollsatz von 1 Procent gebracht, aber mehre der wichtigsten Artikel (Rohzucker, Roheisen, Salz aus gewissen Ländern rc.) mit höheren Zöllen belegt, auch die willkürlichen Sporteln nicht beseitigt wurden. Am 6. Juli 1846 schloß auch Preußen einen Vertrag mit Dänemark, welchem zufolge die Tarifbestimmungen von London und Helsingör auch auf die preußischen Schiffe übertragen wurden. Als 1851 jener Vertrag ablief, wurden in den Parlamenten Englands und Schwedens Anträge gestellt, welche auf Ablösung des Sundzolls mittelst Kapitalzahlung hinzielten; allein weder die englische, noch die schwedische Regierung, damals in gutem Einvernehmen mit Dänemark, gingen darauf ein, um das durch den schleswigschen Krieg in finanzielle Bedrängniß gerathene Dänemark nicht noch mehr zu benachtheiligen. Daher ward der Vertrag von 1841 erneuert. Ein entscheidender Schritt ward erst 1855 von Seiten der Vereinigten Staaten gethan, indem diese am 12. April desselben Jahres ihren mit Dänemark bestehenden Vertrag kündigten und erklärten, den Sundzoll nicht mehr zu zahlen, weil Dänemark zu dessen Erhebung nur in so weit befugt sey, als ein bestehender Vertrag dazu berechtige. Die dänische Regierung lud darauf unter dem 1. Oktober 1855 alle bei dieser Zollfrage betheiligten Nationen ein, im November in Kopenhagen eine Versammlung durch Bevollmächtigte zu beschicken u. hier die Sundzollfrage endgültig zu lösen, sey es durch Feststellung eines Tarifs, oder durch Ablösung des Zolls mittelst Kapitalzahlung. Am 3. November erwiederte darauf die Unionsregierung, daß sie weder eine vertragsmäßige, noch völkerrechtliche Verpflichtung zu Entrichtung des Sundzolls anerkenne. Dänemark hatte in einer besondern Denkschrift den Plan, das nutzbare Zollrecht in ein Kapital zu verwandeln, dargelegt. Der Sundzoll hatte darnach 1851, 1852 u. 1853 durchschnittlich jährlich 2,100,000 dänische Reichsthaler eingetragen, wovon 29,74 Proc. auf Rußland, 12,59 Proc. auf Preußen, 3,59 Proc. auf Frankreich, 29,69 Proc. auf Großbritannien, 2,06 Proc. auf

die nordamerikanische Union kamen. Die betheiligten Regierungen sollten nun ein Kapital zusammenschießen, dessen Zinsen zu 4 Proc. die gleiche Einnahme ergäben, nämlich 52,500,000 Thaler. Die Konferenz trat am 4. Januar 1856 zu Kopenhagen zusammen und war von den Bevollmächtigten Englands, Frankreichs, Oesterreichs, Preußens, Rußlands, Spaniens, der Niederlande, Schwedens und Norwegens, der Hansestädte, Oldenburgs und Mecklenburgs beschickt. Am 9. Mai 1856 unterzeichneten die Bevollmächtigten Rußlands, Dänemarks, Schwedens und Oldenburgs ein Protokoll, wonach die Sund- und Beltzölle in Wegfall kommen und an Dänemark 35 Millionen dänische Reichsthaler zur Entschädigung gezahlt werden sollten. Die Anfangs 1857 wieder eröffneten Konferenzen führten endlich am 14. Mai desselben Jahres zu einem Vertrag, wonach sich Dänemark verpflichtete, die bisher unter dem Namen von Sund- und Beltzoll rc. von den durch den S. oder die Belte fahrenden Schiffen und deren Ladungen erhobenen Abgaben vom 1. April 1857 an nicht mehr zu erheben, die nöthigen Leuchtfeuer und sonstigen Schifffahrtsanstalten in gehörigem Zustande zu erhalten und den Durchgangszoll auf 16 Schilling dänisch für 5 dänische Centner herabzusetzen. Dagegen verpflichteten sich die anderen Staaten, an Dänemark eine Entschädigungssumme von 30,476,325 dänischen Reichsthalern zu zahlen, wovon auf England 10,126,355, Rußland 9,739,193, Preußen 4,440,027, Schweden 1,590,503, Norwegen 667,225, die Niederlande 1,408,060, Frankreich 1,219,003, Mecklenburg 373,633, Belgien 301,455, Bremen 218,585, Hannover 123,387, Hamburg 107,012, Lübeck 102,996, Oesterreich 29,434, Oldenburg 28,127 dänische Reichsthaler kamen. Der Vertrag trat mit dem 1. April 1857 ins Leben. Mit Portugal und Brasilien, deren Flaggen im S. selten erscheinen, sowie mit der nordamerikanischen Union und anderen am Vertrag nicht betheiligten Staaten behielt sich Dänemark besondere Vereinbarung vor. So sind gegenwärtig die Wasserstraßen zwischen der Nord- und Ostsee frei und die Belastungen des Handels, die seit Jahrhunderten gegründeten Anlaß zu Beschwerden gaben, für immer beseitigt.

Sundainseln, ostindischer Archipel, so genannt nach der Sundastraße zwischen Sumatra und Java, werden in die großen u. kleinen S. eingetheilt und bilden einen Archipel, der zwischen der chinesischen See u. dem indischen Ocean von der Halbinsel Malakka an bis zu den molukkischen Inseln sich erstreckt. Zu den großen gehören Sumatra, Java, Borneo und Celebes, zu den kleinen Bali oder Klein-Java, Lombok, Sumbawa, Flores, Tschindaua oder Sumba, Sabrab oder Adenara, Solor, Lomblem oder Lombatta, Ombay oder Mallua, Timor und mehre andere. Alle theilen in physikalischer und ethnographischer Beziehung die Beschaffenheit der großen S. und Molukken. Merkwürdig ist die von den Bandainseln bis Sumatra sich hinziehende, nur durch schmale Kanäle unterbrochene Inselreihe von 430 Meilen Länge, welche einen ebenso langen Gürtel von Vulkanen bildet. Sämmtliche kleine S. sollen nach den neuesten Angaben einen Flächenraum von $1934\frac{1}{2}$ □Meilen haben. Die meisten derselben stehen ganz oder theilweise unter niederländischer mittelbarer oder unmittelbarer Herrschaft und sind in dieser Hinsicht in 2 Residenzschaften eingetheilt: Timor mit $1042\frac{3}{5}$ □Meilen u. (1857) 1,646,100 Einw. u. Lombok, $191\frac{1}{5}$ □Meilen mit 1,105,000 Einw. Den nördlichen Theil von Timor, sowie Solor u. einige kleinere Inseln beanspruchen die Portugiesen als ihr Besitzthum, welches sie auf $1632\frac{1}{2}$ □Meilen mit 918,300 Einw. veranschlagen.

Sundals-Elf, norwegischer Fluß, entsteht als Driva-Elf aus einem See am Fuß des Snäehättan im Dovrefjeld, südlich im Söndre-Throndhjemsamt, fließt anfangs östlich, dann nördlich, dann südwestlich und nordwestlich in das Romsdalsamt, wo er in die Südostspitze des Tingvoldfjords mündet.

Sundastraße (Sundakanal), ostindische Meerenge, zwischen den Inseln Sumatra und Java, verbindet den indischen Ocean mit dem Meer von Java, ist 30 Meilen lang und am südwestlichen Eingang 25 Meilen breit. Die Holländer behaupten den Besitz dieses Kanals und beherrschen denselben durch Bantam auf Java u. Lampong auf Sumatra.

Sunderland, Hafenstadt in der englischen Grafschaft Durham, rechts an der Mündung des Wear in die Nordsee, bildet mit dem dicht anliegenden Wearmouth und dem am linken Ufer des Wear gelegenen, als Vorstadt geltenden Monk-Wearmouth eine Stadt und ein Kirchspiel und zählte 1851 in seinem Parlamentsbezirk 67,394 Einw. Der neuere Theil der Stadt ist geschmackvoll gebaut, die Altstadt nach dem Hafen zu aber eng und winkelig. Es sind hier 3 anglikanische und eine Menge Kapellen der Dissenters, mehre Lancasterschulen, ein großes Krankenhaus und andere Wohlthätigkeitsanstalten und ein Theater. Merkwürdig ist die in einer Höhe von 100 Fuß über den Wear führende Eisenbrücke. Der Eingang zum Hafen wird durch eine gut erhaltene Batterie beschützt. Die Stadt treibt bedeutenden Handel mit Steinkohlen, besonders nach London, und den Erzeugnissen ihrer Fischerei, ihrer Salz- und Vitriolwerke, Eisen- und Glashütten, Segeltuch- und Kettenfabriken, Seilerbahnen, Reepschlägereien, Töpfereien u. Kalkbrennereien und hat nach London, Liverpool und Newcastle die bedeutendste Rhederei in ganz England. Der Kohlenhandel wird dadurch sehr erleichtert, daß aus den Kohlengruben, von denen die von Monk-Wearmouth täglich nahe an 800 Tonnen liefert, Eisenbahnen in die am Meeresufer angelegten Docks führen, so daß die Kohlen unmittelbar in den Schiffsraum geschüttet werden können. Auch gibt es bei S. Steinbrüche und eine stark frequentirte Heilquelle.

Sundewitt, schleswigscher Landstrich am kleinen Belt, $2\frac{3}{4}$ □Meilen groß, reicht, im Norden von einem flachen, zum großen Theile bewaldeten Hügelzuge begrenzt, von dem Städtchen Gravenstein bis an den Alssund, der S. von der Insel Alsen scheidet, und südöstlich halbinselartig in die Ostsee hinein, während südwestlich der Nübel-Nörr, eine Bucht nordöstlich von dem flensburger Fjord, die Halbinsel Brooker und der Ben-

ning Bond, eine Bucht der Ostsee, die Grenze bilden. Das S., ein sich wellenförmig hebender und senkender Landstrich, besteht ganz aus angeschwemmtem Lande, hat aber fetten Boden, dessen Ertragsfähigkeit, trotz des ziemlich rauhen Klima's u. der großen Kindheit, in welcher Bebauung u. Bewirthschaftung im Vergleich zu der gesteigerten u. künstlich erhaltenen Produktivität des Binnenlandes stehen, bedeutend ist. Drei Hauptstraßen und zahlreiche, vielfach sich windende Verbindungswege durchschneiden das Land, welches mit sogenannten „Knicks", d. i. Feldumfassungen, niedrigen Dämmen, Wällen, Hecken, Gehölzen ꝛc., reich ausgestattet ist. Daher eignet sich S. trefflich zum kleinen Kriege, und die Dänen suchten es in den Kämpfen von 1848—50 möglichst festzuhalten, daher hier viel Blut floß. Die Bevölkerung ist deutsch, wohlhabend, gebildet, aber von verhältnißmäßig geringer Seelenzahl.

Sundgau, ehemalige französische Landschaft, im Elsaß (Oberelsaß), ward im westphälischen Frieden an Frankreich abgetreten.

Sunium, Südspitze von Attica, mit berühmtem Tempel der Athene, wovon noch einige Säulen stehen, daher das Vorgebirge jetzt Capo Colonni heißt, war mit Mauern umgeben, welche diese Landspitze zu einer Art Festung machten und sich bis zum gleichnamigen Hafen an der Westküste des Vorgebirges hinabzogen. Hier lag auch der gleichnamige Flecken mit reichen Silberminen.

Sunna (arab.), Sitte, Brauch, Regel, insbesondere die Regel Mohammeds, welche, für alle Bekenner des Islam theils als verpflichtende Vorschrift, theils als Empfehlung geltend, einzelne Aussprüche und Handlungen des Propheten enthält und anfangs durch des Letzteren unmittelbare Schüler mündlich überliefert ward; daher auch Hadis, d. i. Ueberlieferung, genannt. Da ein und dasselbe Faktum im Laufe der Zeit mit abweichenden Nebenumständen berichtet und ein und derselbe Ausspruch Mohammeds in verschiedenen Ausdrücken wiedergegeben ward, so wuchsen diese Ueberlieferungen nach und nach zu einer ungeheuren Masse an. Später mehrfach gesichtet und in besondern Büchern niedergelegt, bildet die S. jetzt neben dem Koran die hauptsächlichste Religionsquelle für den rechtgläubigen Moslem. Die berühmteste unter den sechs anerkanntesten Sammlungen des Hadis ist die von El-Bochari um 840 n. Chr. unter dem Titel „Eledschâmi essahich", d. i. der wahrhafte Sammler, veranstaltete, 7275 Ueberlieferungen enthaltend, welche Bochari aus einer Anzahl von 600,000 als die am meisten beglaubigten ausgewählt hatte. Bis jetzt ist noch keine Sammlung gedruckt.

Sunniten, diejenigen Mohammedaner, welche dem Brauche Mohammeds folgen, also die orthodoxen Bekenner des Islam, die sich in vier, nur hinsichtlich einiger Gebräuche u. Rechtsentscheidungen von einander abweichende und einander nicht feindlich gegenüberstehende Ritus theilen. Die S., zu welchen die größte Masse der Mohammedaner, nämlich die in ganz Nordafrika, in Syrien, in der europäischen Türkei, in Arabien und in der Tatarei gehören, erkennen die ersten Khalifen Abubekr, Omar und Othmân als rechtmäßige Nachfolger Mohammeds an, während die ihnen feindlich entgegenstehenden Schiiten (s. d.), zu denen seit dem 16. Jahrhundert die Bewohner Persiens gehören, nur den Ali u. dessen Nachkommen in jener Würde anerkennen.

Suovetaurilia (lat.), das große Sühnopfer am Schlusse des Lustrum, wobei ein Schwein, ein Rind und ein Schaf geschlachtet wurden. Diese drei Thiere wurden dreimal um das ganze Volk geführt und sodann dem Mars geopfert. Auch bei einem Triumphe wurden dem Jupiter und den Kriegsgöttern die S. gebracht.

Supercilium (lat.), die Augenbraue.

Supercargo, s. Cargo.

Supererogationes (Opera supererogationis), s. Gute Werke.

Superflua non nocent (lat., das Ueberflüssige schadet nicht), besser zu viel, als zu wenig.

Superfötation (v. Lat., Ueberschwängerung), eine bei bereits Statt findender Schwangerschaft eintretende nochmalige Empfängniß einer neuen Frucht. Ob eine solche S. möglich u. wirklich vorgekommen sey, darüber ist man noch verschiedener Meinung. Die dafür angeführten Fälle ergeben sich bei genauerer Prüfung als Zwillingsschwangerschaften, bei denen das eine Kind früher und reifer oder auch später und unreifer als das andere geboren wurde. Mehr Beachtung verdienen solche Fälle, in denen Frauen zu zwei verschiedenen, aber noch nahe genug an einander liegenden Terminen Kinder gebaren, welche ihrem Aeußeren nach unverkennbar verschiedenen Menschenracen angehörten. Die Gegner der S. machen besonders geltend, daß der Muttermund nach der Empfängniß sich so fest schließe und die Muttertrompeten sich so weit von den Eierstöcken entfernten, daß eine zweite Konception nicht möglich sey. Das Erste tritt jedoch nicht immer ein, wie die Fortdauer der Menstruation und andere Erscheinungen während der Schwangerschaft beweisen, und die Tuben entfernen sich erst in den späteren Stadien der Schwangerschaft von den Eierstöcken. Bei Thieren mit einfacher oder doppelter Gebärmutter hat man S. wirklich beobachtet.

Superintendent (v. Lat., früher auch Superattendent), in evangelischen, besonders lutherischen Landeskirchen der erste Geistliche einer Ephorie oder eines kirchlichen Distrikts, über welchen derselbe die kirchliche Aufsicht zu führen hat. In Kursachsen wurde dieses Amt in Folge der von 1527—29 vorgenommenen Kirchenvisitation geschaffen, sollte aber nur theilweise die bischöfliche Regierung ersetzen, indem die Jurisdiktion der Bischöfe stillschweigend auf den Landesherrn überging. Die S.en, welche in Bayern, Baden und andern Ländern Dekane heißen, bilden mit der betreffenden weltlichen Unterbehörde die Kirchen- und Schulinspektionen (Kirchen- u. Schulenämter) und haben außer der Aufsicht über Lehre, Wirksamkeit und Wandel der Geistlichen und Schullehrer die Verwaltung der Kirchenärarien mit zu überwachen, die nöthigen Bauten an Kirchen, Schulen und Pfarrwohnungen zu veranlassen und noch andere Geschäfte zu besorgen. Der erste S. einer Provinz oder eines kleinen Landes heißt Generalsuperintendent.

Superior (lat.), der Obere, Vorsteher, besonders in Klöstern, Kollegien, Pater superior; in manchen Abteien ein eigener Titel für die 3. Rangstufe; Abt, Prior.

Superlativ (v. Lat.), bei der Komparation der Adjektive der dritte Grad der Steigerung, welcher einen Begriff unter mehren am meisten hervorhebt. Zuweilen unterscheidet man davon noch den Ampliativ, wenn ein sehr hoher Grad von dem höchsten noch unterschieden werden soll. Der Form nach stimmt derselbe in mehren Sprachen mit dem S. überein.

Supernaturalismus (Supranaturalismus, v. Lat.), im Allgemeinen der Glaube an das Uebersinnliche und Uebernatürliche, dann insbesondere der Glaube an eine unmittelbare, von den Naturgesetzen abweichende Offenbarung Gottes. Der S. hat sich zu verschiedenen Zeiten auf verschiedene Weise geltend gemacht. Man kann 3 Arten desselben unterscheiden. Der antike S. des Alterthums zeigt sich darin, daß er jede großartigere Wirksamkeit mit Uebergehung der natürlichen Mittelursachen unmittelbar auf Gott bezieht. Er bildet keinen wahren Gegensatz mit der natürlichen Auffassung der Dinge, denn die Mittelursachen sind für die verständige Beurtheilung keineswegs ausgeschlossen, sondern bloß für das religiöse Gefühl zurückgestellt. Die verständige Anschauung faßt nur das Nächste u. Natürliche ins Auge, während die religiöse Anschauung auf den Grund aller Dinge zurückgeht. Der Grund davon, daß die letztere Anschauung in der alten Zeit vorherrschend war, liegt offenbar darin, daß die verständige Weltanschauung damals noch wenig ausgebildet war. Je tiefer der Menschenverstand die Natur erforscht, desto mehr tritt der Schöpfer hinter die Schöpfung zurück. In sofern gehörte jene Weltansicht einer jugendlichen Bildung der Völker an. Verschieden davon ist der dogmatische S. Dieser fußt auf der vorgeblichen Unfähigkeit der Vernunft, in religiösen Dingen zu entscheiden, hält deshalb eine besondere Offenbarung für unumgänglich nöthig und schließt den Rationalismus (s. d.) vollkommen aus. Dieser dogmatische S. trat schon früh in der lateinischen Kirche hervor; entschieden machte ihn aber erst Augustin geltend, indem er die Behauptung aufstellte, mit der Erbsünde sey die religiöse Kraft des Menschen so vollständig gebrochen, daß er nur durch eine übernatürliche Offenbarung Gottes wieder gerettet werden könnte. Am konsequentesten ist dann das supernaturalistische System in der lutherischen Dogmatik durchgeführt worden. Danach ist durch die Erbsünde alle moralische Kraft im Menschen vernichtet; Gott allein vermag ihn zu retten; so thut Gott Alles u. der Mensch Nichts. Die Vernunft wird darum nicht ohne Weiteres geleugnet; sie reicht aus zur Erfüllung der bürgerlichen Gerechtigkeit (justitia civilis), aber sie erfüllt sie nur aus Furcht vor dem Gesetze; sie reicht auch aus zu den gewöhnlichen geistigen Angelegenheiten, aber sie ist unfähig, in Sachen der Religion (in rebus spiritualibus) zu entscheiden. Vertreter dieser Richtung sind namentlich Chemnitz, Aegidius und Nikol. Hunnius, Hutter, J. Gerhard, Quenstedt, König, Calw, Hollaz, Baier. Verwandt, aber doch verschieden von diesem dogmatischen S. ist der moderne S. Nach ihm ist von einer gänzlichen Unfähigkeit und Unzulänglichkeit der Vernunft nicht die Rede, aber die Hauptsache ist ihm im Christenthum die übernatürliche Offenbarung, welche er aus vernünftigen Gründen zu erweisen sucht. Zu diesem Zweck hat er zunächst die Möglichkeit einer übernatürlichen Offenbarung darzuthun gesucht, und zwar eine logische, in sofern der Begriff einer übernatürlichen Offenbarung nicht an einem inneren Widerspruch leide; eine metaphysische, in sofern diese nicht mit dem metaphysischen Verhältniß zwischen Gott u. der Welt streite, und eine moralische, in sofern sie weder der Idee Gottes, noch der sittlichen Bestimmung des Menschen zuwider sey. Auf dem so gewonnenen Standpunkte der Möglichkeit hat der S. ferner die Nothwendigkeit einer übernatürlichen Offenbarung zu behaupten gesucht, doch meint er hiermit nicht eine absolute, wie der dogmatische S., sondern nur eine relative Nothwendigkeit oder, mit andern Worten, ein gewisses Bedürfniß der Offenbarung. Die Gründe, welche zu diesem Behufe angeführt wurden, sind folgende: Die Vernunft erhält im Wechsel der philosophischen Systeme nicht die Sicherheit, welcher der Mensch bedarf; Wenige erheben sich zur Klarheit der Vernunft; sie bedürfen also einer höheren Autorität; die Offenbarung ist ein angemessenes Mittel zur religiösen Erziehung der Menschheit; die Weisheit und Güte Gottes wird dieses nicht versagt haben; die bloße Vernunft hat nie vermocht, eine Kirche zu gründen. Endlich blieb dem S. noch übrig, die Wirklichkeit einer übernatürlichen Offenbarung darzuthun. Die Gründe dafür beziehen sich unmittelbar auf das Christenthum, u. zwar auf die Aussprüche Christi, von Gott gesandt und gelehrt zu seyn; auf die unerklärliche Bildung Jesu und auf die Vollkommenheit seiner Lehre; auf seine wunderbaren Thaten und Schicksale; auf das Zeugniß Johannes des Täufers und auf die wunderbare Bekehrung Pauli; auf das Märtyrerthum und auf die Ausbreitung und Erhaltung des Christenthums und seine gesegnete Wirksamkeit. Unter den Vertretern des modernen S. sind zu erwähnen: Töllner, Danov, Döderlein, Morus, Storr, Reinhard, Schott, Augusti, Knapp, Hahn, Steudel, Böhmer, Beck, Fleck u. A. S. Rationalismus. Vgl. Zöllich, Briefe über den S.; Sartorius, Religion außerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft, Marb. 1822.

Supernumerarius (lat.), ein Ueberzähliger, über die gewöhnliche (Beamten-) Zahl Angestellter.

Superstition (v. Lat.), Aberglaube.

Supinatoren, die Muskeln, welche die Bewegung der Hand nach auswärts bewirken.

Supinum, in der lateinischen Sprache eine besondere Form des Zeitworts, eigentlich ein Verbalsubstantiv der 4. Deklination, wovon jedoch nur der Akkusativ und Ablativ gebräuchlich sind, jener, um die im Verbum ausgedrückte Thätigkeit als Zweck einer Bewegung, dieser, um den Ausgangspunkt einer Bewegung oder eine Rücksicht zu bezeichnen.

Suplinburg, s. Supplingenburg.

Suppenanstalten, Wohlthätigkeitsanstal-

-ten, in denen arme Leute mit nahrhafter Suppe entweder unentgeltlich, oder gegen geringe Entschädigung versorgt werden. Die S. traten besonders 1813 und in dem Hungerjahre 1816—17 ins Leben, die Idee derselben wurde aber schon gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts von Rumford ausgesprochen.

Supplantalia (lat.), Mittel, welche auf die Fußsohlen, gewöhnlich in Form eines Breiumschlags und als Pflaster rc., angewendet werden, meist reizend ableitende.

Supplement (v. Lat.), Nachtrag, Ergänzung, besonders Nachtrag zu einem Buche, welcher das Ausgelassene oder später noch Hinzugekommene enthält. In der Mathematik heißt S. (Supplementarbogen) eines Kreisbogens oder Winkels ein anderer, der mit jenem den halben Umkreis ausmacht, also = 180° ist. Ein Supplementar- oder Polardreieck ist ein sphärisches Dreieck in Bezug auf ein anderes, wenn die Winkelpunkte des einen die Pole der Seiten des andern Dreiecks sind. In solchen Dreiecken sind die Seiten des einen S.e der Winkel des andern.

Supplicationes (lat.), bei den Römern öffentliche, gewöhnlich mit einem Lectisternium (s. d.) verbundene Betfeste, wobei in feierlicher Prozession die Tempel der Götter besucht und an diese Gebete gerichtet zu werden pflegten, theils um ihre Hülfe bei wichtigen Unternehmungen, theils um ihre Gnade bei öffentlicher Kalamität zu erflehen, theils um ihnen für gewährtes Glück zu danken. Von dem Senat beschlossen und durch die Magistrate angesagt, wurden diese Feste hinsichtlich des Einzelnen von den Pontifices geordnet.

Supplicium (lat.), Todesstrafe.

Supplik (v. Lat.), s. Bittschrift.

Supplikant (v. Lat.), ein Ansucher, Bitt(schrift)steller.

Supplingenburg (Suplinburg), Dorf im braunschweigischen Kreis Helmstädt, Amt Königslutter, an der Schunter, hat 2 Kirchen und 480 Einw. Das Schloß ist Stammhaus der Grafen von S., die schon zu Karls des Großen Zeit als angesehene Dynasten erwähnt werden. Ein Sprößling des Geschlechts war der Kaiser Lothar, welcher die Grafschaft dem Tempelherrenorden vermachte.

Supporte, die täglichen oder monatlichen Zinsen, welche Bankiers ihren Handelsfreunden, mit denen sie offene Rechnung halten, berechnen, worüber sie halbjährlich oder am Jahresschluß eine besondere Rechnung auswerfen.

Supposition (v. Lat.), die Annahme, Voraussetzung; Unterschiebung, z. B. eines Testaments, eines Kindes rc.

Suppurantia (Suppuratoria, lat.), Eiterung (suppuratio) fördernde Mittel.

Supralapsarii, s. Infralapsarii.

Supremat, der Primat (s. d.) des Papstes. Suprematseid hieß in England der von allen Parlamentsmitgliedern abzuleistende Eid, worin der Krone die oberste Kirchengewalt zugesprochen, der katholische Glaube und der Primat des Papstes verleugnet und die alleinige Berechtigung der protestantischen Thronfolge ausgesprochen ward. Seit der Emancipation der Katholiken ist derselbe abgeschafft.

Sur (Zor, Tor), Stadt in Syrien, nördlich von Acre auf einer spitzen Halbinsel am mittelländischen Meere, hat einige Befestigung, viele in Ruinen liegende Häuser, Ruinen des alten Tyrus (s. d.), Handel und 8000 Einw., Araber, Griechen und Maroniten.

Sura, asiatisch-russischer Fluß, entspringt im Gouvernement Simbirsk, Kreis Sizran, fließt gegen Westen, zum Theil auf der Grenze der Gouvernements Saratow u. Pensa, im letzteren Gouvernement gegen Norden, dann wieder in das Gouvernement Simbirsk, durch die Gouvernements Kasan u. Nishnei-Nowgorod bis zur Mündung bei Wasil in die Wolga, rechts; ist bei starkem Wasser fahrbar.

Surabaya, Stadt, s. Sourabaya.

Surate, Hauptstadt der Provinz Guzerate in der indobritischen Präsidentschaft Bombay, in einer fruchtbaren Ebene, links am Tapti, fünf Stunden oberhalb der Mündung desselben in den Golf von Cambay, die einen Hafen bildet, Sitz eines Gouverneurs, eines pensionirten Nabobs und eines Gerichtshofs, hat 12 Thore, mehre Paläste, viele Moscheen und Pagoden, eine lutherische, katholische und armenische Kirche, große Bazars, ein großes Thierhospital (worin alte, kranke Thiere gepflegt werden, weil die Hindu's kein lebendes Wesen tödten), Missionsanstalten, Schulen rc. Die Stadt hat einen bedeutenden Umfang, aber ihre Straßen sind eng, krumm und durch die hohen Häuser mit hervorstehenden oberen Stockwerken dunkel. Sie zählte noch 1796 gegen 800,000 Einw., jetzt etwa 400,000, worunter 13,000 Parsen; außerdem sind es Hindu's, Perser, Araber, Armenier rc. Früher Hauptemporium des indischen Welthandels, hat die Stadt durch mehrmalige Verheerung, Seuchen und die Verlegung der Präsidentschaft und aller öffentlichen Anstalten nach Bombay große Einbuße erlitten. Hauptbeschäftigung der Einwohner ist Baumwollen- und Seidenweberei, Verfertigung von Shawls, Juwelierarbeiten, Kunstsachen in Elfenbein rc.

Surdität (v. Lat.), s. v. a. Taubheit.

Sure (Soure, Sauer), Fluß, entsteht im Großherzogthum Luxemburg aus Bächen in den Ardennen, fließt dann durch die preußische Rheinprovinz und mündet nach einem gegen Osten gerichteten Lauf südwestlich von Trier in die Mosel, links.

Suren, Bezeichnung der Kapitel im Koran (s. d.).

Surènes, Flecken im französischen Departement Seine, Arrondissement St.-Denis, links an der Seine, hat Buntpapierfabriken, Töpfereien, Wollzeugfärbereien, Weinbau u. 2000 Einw.

Surinam, niederländisch-südamerikanische Kolonie in Guyana (s. d.), begreift den mittleren Theil dieses Landes zwischen den Flüssen Marony und Corentyn, stand früher mit den westindischen Inseln Curaçao, St.-Eustache, Saba, St.-Martin, Oruba, Buen-Ayre, Roques u. der Vogelinsel unter Einem Gouverneur, erhielt jedoch 1845 einen besonderen. Die Bevölkerung wird gegenwärtig zu etwa 60,000 Seelen, darun-

ter $^{10}/_{11}$ Negersklaven, angegeben. Hinsichtlich seiner natürlichen Beschaffenheit kommt das Land ganz mit Guyana überein. Es ist seit lange eine der blühendsten Kolonien der Niederlande und gleicht, soweit es angebaut ist, was jedoch jetzt erst mit einem kleinen Theile am unteren Laufe des Surinam der Fall ist, einem von zahlreichen Kanälen durchschnittenen Garten, während der unangebaute Theil mit dem üppigsten Urwalde bedeckt ist. Der größte Theil der Kolonie ist Eigenthum der Stadt Amsterdam. Die Hauptausfuhrartikel sind die Produkte des Plantagenbau's, Zucker, Kaffee, Kakao und Baumwolle. Hauptstadt ist Paramaribo. Die ersten Ansiedler waren Engländer, denen die Niederländer durch gewaltsame Besitzergreifung 1607 folgten. Im Jahre 1799 begab sich die Kolonie in den Schutz Englands, kam aber durch den Frieden von Amiens wieder an die batavische Republik. Nach dem Wiederausbruch des Kriegs zwischen den Engländern und Franzosen von ersteren abermals erobert, ward sie 1815 dem Königreich der Niederlande zurückgegeben.

Surlet de Chokier, **Erasmus Louis**, **Baron**, Regent von Belgien 1831, geboren am 27. Nov. 1769 zu Lüttich, war unter der französischen Regierung Maire zu Ginglom bei St.-Trond, saß von 1800—12 als Mitglied im großen Rath und von 1812—14 im gesetzgebenden Körper. Nach der Bildung des neuen Königreichs der Niederlande ward er durch königliche Wahl Mitglied der zweiten Kammer u. blieb es bis 1818, wo es dem Einflusse der Regierung, die mit ihm nicht mehr zufrieden war, gelang, ihn zu entfernen. Später war er Mitglied der Provinzialstände Limburgs. Nachdem er 1828 wieder in die Kammer gewählt worden, gehörte er mit Brouckère, Lehon, Stassart und Andern zur Opposition und drang namentlich auch auf Preßfreiheit. Ehe noch der Ausgang des Kampfes in Brüssel die Möglichkeit eines gütlichen Vergleichs abgeschnitten hatte, begab er sich mit den übrigen Abgeordneten der südlichen Provinzen nach dem Haag, bestand jedoch auf Trennung beider Länder hinsichtlich der Verwaltung. Er verließ den Haag in den ersten Tagen des Oktober u. ward am 5. desselben Monats von dem Prinzen von Oranien zum Mitgliede seines in Antwerpen gebildeten Raths ernannt, an welchem jedoch kein Belgier mehr Antheil nahm. Der Bezirk Hasselt wählte S. darauf zum Mitglied des Nationalkongresses. Am 11. November zum Präsidenten dieser Versammlung ernannt, behauptete er seine Stellung hier mit so viel Würde, daß er bei den verfassungsmäßig in jedem Monat erneuerten Wahlen stets wieder gewählt ward. Bei den Verhandlungen über die Königswahl stimmte er für den Herzog von Nemours und stand an der Spitze der nach Paris gesandten Abgeordneten. Als sich nach seiner Rückkehr die Nothwendigkeit immer mehr geltend machte, die Konstitution in Vollziehung zu setzen, weil die provisorische Regierung bei der herrschenden Aufregung dem Staate keine sichere Bürgschaft gab, wurden zwei Kandidaten zur Regentschaft vorgeschlagen, S. und Felix de Merode. S. erhielt die Stimmenmehrheit u. ward am 26. Februar 1831 feierlich eingesetzt. Obgleich die Angelegenheiten des jungen Staats sich von außen günstiger zu gestalten anfingen, so konnte S. sich doch von der Entmuthigung, die er von Paris hinsichtlich der Wahl des Herzogs von Nemours mitgebracht hatte, nicht erholen und ergriff daher mit Eifer den Gedanken, den Prinzen von Sachsen-Koburg auf den belgischen Thron zu setzen. Nachdem der Prinz Leopold am 21. Juli 1831 seinen Einzug in Brüssel gehalten, legte S. seine Gewalt in die Hände des Präsidenten des Kongresses nieder. Er hat sich während der Dauer seiner Regentschaft unter ungewöhnlich schwierigen Umständen als redlicher Bürger und edelmüthiger Mensch gezeigt und sich die Zuneigung des Volkes in hohem Grade erworben. In der Sitzung vom 20. Juli 1831 beschloß der Kongreß, eine Denkmünze auf S.s Regentschaft prägen zu lassen und ihm ein lebenslängliches Jahrgeld von 10,000 Gulden zu bewilligen. S. lebte seitdem zurückgezogen in Ginglom, erschien selten am Hofe des Königs u. † am 7. August 1839.

Surrey, Grafschaft in England, zwischen den Grafschaften Middlesex, Kent, Sussex, Southampton und Berks, ist 36 □Meilen groß, wovon 30 auf Felder, Wiesen und Weiden kommen, und zählte 1851 684,800 Einw., wovon aber 482,300 auf die zu großen Vorstädten von London gewordenen Städte Southwark und Lambeth kommen. Von mehren Höhenketten durchzogen, ist das Land meist zur Themse geneigt, die im Norden fließt u. die Nebenflüsse Wey, Mole, Mandle, Medway aufnimmt. Der Arun fließt in den Kanal. Der Basingstoke mündet in den Wey und der Croydonkanal in die Themse. Ungeachtet der sterilen Kreidehügel und Heiden, welche einen bedeutenden Theil der Oberfläche ausmachen, ist Haupterwerbszweig der Einwohner Ackerbau, der Korn, Gerste, viel Karotten, Hopfen 2c. hervorbringt. Eisen, Kalkstein- und Kreidebrüche, Glassand, Salz gibt es viel. Hauptstadt ist Guilford.

Surrey, **Henry Howard**, **Earl of**, englischer Dichter, geboren 1516 zu Kenninghall in Suffolk, ältester Sohn des Herzogs von Norfolk, der unter Heinrich VIII. als Heerführer in Schottland, Irland und Frankreich sich Ruhm erwarb, verbrachte seine Jugend am königlichen Hofe zu Windsor, wo er ein enges Freundschaftsbündniß mit dem jungen Grafen von Richmond, einem natürlichen Sohne Heinrichs VIII., schloß. Später trat er in den Kriegsdienst und zeichnete sich so aus, daß er bereits 1544 das englische Heer als Feldmarschall auf dem Zuge nach Boulogne befehligte. Heinrich VIII. ward jedoch argwöhnisch auf ihn, ließ ihn verhaften, des Hochverraths anklagen und trotz S.'s männlicher und begeisterter Selbstvertheidigung am 21. Jan. 1547 enthaupten. S. war seit Chaucer der erste bedeutendere Dichter der Engländer. Seine Gedichte, die 1557 zu London erschienen und neuerlich wieder von Bell (Lond. 1854) herausgegeben wurden, sind selbstständige Nachahmungen Petrarca's. Meist lyrische Poesien, zeichnen sie sich durch Zartheit, Anmuth und Wärme aus. Zwar behandelt S. in denselben die Form mit großer Freiheit, dagegen ist aber seine Sprache edel und

geschmackvoll. Er führte das Sonett und die ungereimten Jamben in die englische Sprache ein.

Surrogat (v. Lat.), in der Medicin ein Mittel, welches die Eigenschaften und Kräfte eines anderen, theurern besitzt oder besitzen soll und wegen seiner größern Wohlfeilheit statt jenes empfohlen und angewandt wird. So z. B. gibt es ein ganzes Heer von Chinasurrogaten, von denen aber die meisten den davon gehegten Erwartungen nicht entsprochen haben. Auch in der Kaufmannssprache ist das Wort sehr gewöhnlich, wo, wie bekannt, Runkelrüben, Cichorien, Möhren als S.e des Kaffee's, Runkelrübenzucker als S. des indischen Zuckers &c. gelten.

Sursee, Stadt im schweizerischen Kanton Luzern, an der Suren, in einem fruchtbaren und schönen Gelände, am Sempachersee, hat ein Kloster u. 1550 Einw.

Surtout (franz.), Ueberrock, Ueberkleid, Tafelaufsatz.

Surutu, ostindische Insel, zu den Carimatainseln gehörig, unter 10° 42′ südl. Br. und 108° 41½′ östl. L. v. Gr., ist bergig und gut bewässert und voll anmuthiger u. fruchtbarer Thäler, aber wenig bevölkert.

Surveillance (franz.), die Wachsamkeit, Aufsicht.

Surville, Clotilde, Pseudonym, unter dem 1803 sehr anziehende Gedichte meist lyrischen Inhalts erschienen, indem sie der Herausgeber Ch. Vanderbourg einer älteren Dichterin, Marguérite Eleonore Clotilde de Vallon-Chalis, Dame de S., beilegte, welche um 1405 in Vallon, einem Schlosse an der Ardèche in Languedoc, geboren seyn und sich 1421 mit Berengar de S. verheirathet haben sollte. Vermuthlich sind jedoch diese zarten Dichtungen von Jos. Etienne de S., der 1798 als heimlich zurückkehrender Emigrant erschossen wurde, untergeschoben, oder doch so verändert oder interpolirt worden, daß sich auf keine Weise ermitteln läßt, was wirklich aus alten Papieren geschöpft ist. Die Täuschung war so glücklich angelegt, daß nicht nur der Herausgeber Ch. Vanderbourg, dem die Papiere von der Wittwe S.'s eingehändigt wurden, sondern lange Zeit hindurch auch die meisten Literaten die Aechtheit dieser Poesien annahmen, bis endlich Raynouard im „Journal des savants" (Juli 1824) den Schleier lüftete und die vielen Anachronismen und sprachlichen Mißgriffe nachwies, welche die ganze Mystifikation offenbar machen. Neuere Revisionen des ganzen literarischen Prozesses, z. B. durch Charles Nodier, haben ein gleiches Resultat ergeben.

Survivance (franz.), das Ueberleben, besonders die Anwartschaft, nach eines Andern Tode ein Amt zu erhalten. Dessen Expektant heißt Survivancier.

Susa, Hauptstadt der altpersischen Provinz Susiana, Winterresidenz der persischen Könige in der Landschaft Cissia, zwischen den Flüssen Choaspes und Euläus, hieß eigentlich Schuschan oder Susan, d. i. Lilie, wegen der in der Umgegend in Menge wachsenden Lilien. Sie lag mitten im Lande, auf der Ostseite des Choaspes, war in Gestalt eines Rechtecks von 120 Stadien Umfang erbaut und hatte keine Mauern, wohl aber eine stark befestigte Burg, welche den königlichen Palast und eine Hauptschatzkammer der persischen Könige enthielt. Als Baumaterial derselben sollen nach einigen Schriftstellern bloß Ziegelsteine und Erdpech gedient haben. Als Erbauer der Burg und Vergrößerer der Stadt ist Darius anzusehen. In ihr feierten Alexander und seine Feldherren die große Hochzeit mit Perserinnen. Unstreitig rühren die Ruinen von Sus oder Schus am Kerah vom alten S. her. Man sieht dort die Trümmer einer großartigen Brücke, eines Prachtpalastes und eines aus Blöcken weißen Marmors errichteten Denkmals, Grab Daniels genannt.

Susa, Hauptstadt der ehemaligen italienischen Markgrafschaft gleichen Namens, dann einer sardinischen Provinz, jetzt zur Generalintendanz Turin gehörig, westlich von Turin, rechts an der Dora Ripuaria in einem Thal, ist Bischofssitz mit Kathedrale, einigen Klöstern, hat meist enge und krumme Straßen, aber einige schöne Plätze und 4600 Einw., welche Gerberei und Baumwollenspinnerei unterhalten. Die Stadt war früher weit bedeutender als jetzt. Merkwürdig ist ein wohlerhaltener, dem römischen Kaiser Augustus zu Ehren errichteter Triumphbogen. Dabei die Forts St. Maria und la Brunette, welche die Pässe nach Frankreich und Savoyen deckten, 1796 aber von den Franzosen zerstört wurden; letzteres ist wieder hergestellt.

Susanna, Tochter des Helkia, Gemahlin des Jojakim in Babylon, in dessen Hause gewöhnlich die Richter zusammenkamen, um die Streitigkeiten zu entscheiden. Zwei derselben entbrannten in Liebe für die schöne S., und als sich dieselbe einst badete, überraschten sie sie u. suchten sie zu überwältigen. Da dies nicht gelang, klagten sie die S. an, daß sie dieselbe im Ehebruch mit einem jungen Menschen getroffen hätten, und auf das richterliche Zeugniß hin wurde sie zum Tode verurtheilt. Daniel kam dazu, erklärte das Urtheil für ungerecht und untersuchte die Sache, wobei die Richter, einzeln vernommen, jeder eine verschiedene Aussage that. S. wurde nun freigesprochen und die Richter zum Tode verdammt. Das apokryphische Buch der Historie von der S. u. Daniel bildet in der Septuaginta das Kapitel 13, in einigen auch Kapitel 1 des Buchs Daniel und soll den Daniel schon als Jüngling verherrlichen. Sie ist wahrscheinlich ursprünglich griechisch abgefaßt, worauf Wortspiele und Paronomasien mit griechischen Wörtern schließen lassen.

Susception (v. Lat.), Annahme, Uebernahme, insbesondere eines geistlichen Ordens.

Susdal, Kreisstadt im europ.-russischen Gouvernement Wladimir, an der Kamanka, hat gegen 3000 (nach Andern 5000) Einw., ist sehr alt und soll schon vor dem heiligen Wladimir, der hier das Christenthum 997 verkündigt haben soll, existirt haben. Nachdem es lange Zeit von Rostow abgehangen, wurde es die Hauptstadt eines dem Jurij Wladimirowitsch gehörigen Fürstenthums. Die Stadt hat einen befestigten Kreml, ein bischöfliches Palais, mehre Kirchen u. Klöster, etwas Leinwand- und Tuchmanufaktur und einigen Handel.

Susiana, Provinz des altpersischen Reiches,

bildete eine große, mit Babylonien zusammenhängende, von allen übrigen Nachbarländern aber durch hohe Gebirge getrennte Ebene und grenzte gegen Osten an Persis, gegen Süden an die innerste Spitze des persischen Meerbusens, gegen Westen, wo der Tigris und weiter nördlich eine Gebirgskette die Grenze bildete, an Mesopotamien und Assyrien, und gegen Norden an Medien. Der südliche Küstenstrich war drückend heiß, die nördlicheren Gegenden längs der Gebirge hatten ein gemäßigtes Klima, die Gebirgsgegend selbst war rauh und kalt. Die sumpfige Küste ausgenommen, war das Land fruchtbar u. lieferte besonders viel Getreide und Wein; auch enthielt es viele Naphthaquellen. Die Flüsse des Landes, Oroatis, Euläus, Choaspes, mündeten sämmtlich in den persischen Meerbusen. Die Bewohner der Ebene waren ruhige und friedliebende Ackerbauer; das Gebirg aber war von wilden, räuberischen, von den Persern unabhängigen Stämmen bewohnt, die selbst den Königen auf ihren Reisen von Susa nach Persepolis ein Lösegeld abverlangten. Die bedeutendsten Städte waren Susa, Seleucia, Azara, Aginis, Badace.

Suso, Heinrich, deutscher Mystiker des 14. Jahrhunderts, geboren den 21. März 1300 in Konstanz aus ritterlicher Familie, trat in seinem 13. Jahre ins Predigerkloster zu Konstanz und studirte darauf in Köln Theologie. Der Tod seiner Mutter in Verbindung mit der eifrigen Lektüre der Schriften der ältern Mystiker, namentlich Eckards, bewog ihn, der Welt ganz zu entsagen. Ganz seiner schwärmerischen, in überschwänglichen Bildern schweigenden Phantasie sich hingebend, verbrachte er seine Zeit in einem Kloster am Bodensee mit alles Maß überschreitenden Kasteiungen, Verzückungen und oft ins Kindische ausartenden Gefühlsspielereien. Nachdem er aber das 40. Lebensjahr erreicht hatte, warf er seine Marterwerkzeuge von sich u. durchzog nun als Bußprediger Schwaben, die Schweiz, das Elsaß und die Rheinlande, bemüht, die Menschen zur Gottesliebe zu erwecken und die Leidenden zu trösten und aufzurichten. Er † den 25. Jan. 1365 in einem Dominikanerkloster zu Ulm, in dessen Kreuzgange er auch begraben liegt. Er hinterließ mehre Schriften, darunter als sein Hauptwerk ein in Gesprächsform abgefaßtes, lange Zeit fast abergläubisch verehrtes „Buch von der ewigen Weisheit“. Als solche bezeichnete er nämlich ein mit allen Reizen der Phantasie ausgestattetes Ideal, welches er bald mit Gott, bald mit Christus, bald mit Maria identificirte und zu seiner Geliebten erkor, die ihm hinwieder den Geheimnamen Amandus gab, wie er häufig in alten Handschriften und Drucken heißt. Eine von ihm selbst revidirte Sammlung seiner Schriften enthält eine Selbstbiographie, das genannte „Buch von der Weisheit“, das „Buch von der Wahrheit“ und ein „Briefbüchlein“. Seine Mystik weicht nicht vom Kirchenglauben ab u. zeigt weder reformatorische Tendenzen, noch selbstständige Spekulation. Doch kann er wegen des Vorwiegens des poetischen, oft bis zum Phantastisch-Romantischen sich versteigenden Elements als „Minnesinger in Prosa und auf geistlichem Gebiete“ bezeichnet werden. Seine Werke wurden oft abgeschrieben und ins Lateinische, Französische, Italienische und Holländische übersetzt. Von der deutschen Sammlung gibt es zwei alte Ausgaben mit Holzschnitten (Augsb. 1482 u. 1512) und eine neuhochdeutsche Uebersetzung von Diepenbrock (Regensb. 1829, neue Aufl. 1838). Eine lateinische Uebersetzung lieferte Surius (Köln 1555 u. öfter). Vgl. Schmidt, Der Mystiker Heinrich S., in den „Theologischen Studien und Kritiken“, 1843.

Suspension (v. Lat.), s. Amtssuspension.

Suspensiv (v. Lat.), aufschiebend, daher s.e Rechtsmittel, solche, welche die Rechtskraft eines Urtheils aufheben oder verzögern.

Suspensorium (lat.), Verbandstück, vorzüglich zum in die Höhe Halten eines Theiles bestimmte Tragbinde.

Susquehannah, Fluß im nordamerikanischen Staat Pennsylvania, entsteht in der Grafschaft Northumberland durch Vereinigung zweier Flüsse, eines östlichen (Ostsusquehannah), der aus dem Otsegosee in Newyork kommt und sich mit dem westlichen (Westsusquehannah) verbindet, der vom Westabhang des Alleghanygebirges herfließt. Nach Vereinigung beider strömt der Fluß südlich, dann südöstlich und mündet in die Chesapeakebai (Susquehannahbai). Der Fluß hat mehre Wasserfälle u. Stromschnellen, steigt im Frühjahr und Herbst oft 20 Fuß über seine gewöhnliche Höhe, wird aber im Sommer auch ganz seicht. Sein Hauptzufluß ist die von Westen kommende, aus 3 Quellflüssen entspringende, mehre der Alleghanyketten durchbrechende Juniata. Andere Nebenflüsse sind: Tiego, Schamokin, Stoney, Mahantango, Charlottenfluß (Alleghotani), Yellow, Clark, Clearfield, Sinnemahoning 2c. Ungeachtet seiner Länge, welche 97½ Meilen beträgt, hat der S. als Wasserstraße geringe Bedeutung, weil er bis nahezu seiner Mündung Gebirgsland durchströmt und nur $1^{1}/_{12}$ Meilen aufwärts bis Port Deposit, bis wohin die Fluth reicht, für Sloops schiffbar ist.

Sussex, 1) Reich der Südsachsen (Suthseaxes), eins der angelsächsischen Königreiche in England, lag im südlichen Theil Britanniens zwischen Kent und Wessex u. ward 491 von Ella gestiftet. — 2) Grafschaft in England, zwischen den Grafschaften Surrey, Kent, Southampton u. dem Kanal, zählte 1851 auf 69 □Meilen 339,600 Einw. Gegen Osten u. in der Mitte hat die Küste steile Felsen u. 2 Vorgebirge: Beachy-Head u. Selsea-Hill. Das Land ist mit Kreidehügeln (South-Downs) u. an der Küste mit Sandhügeln u. Sandbänken (Goodwins) besetzt. Flüsse sind Cuckmere, Arun, Adur, Ouse, Rother. Es gibt noch viel unbebautes Land, besonders im Norden. Die Reste eines früher sehr großen Eichenwaldes liefern treffliches Holz zu Schiffbau. Die Produkte des Ackerbaues sind Getreide, Hafer, Gerste, Hopfen, das Thierreich liefert schönes Rindvieh, Schafe; das Mineralreich Kalkstein, Kreide, Ockererde, Eisen. Die Haupterwerbszweige der Einwohner sind Ackerbau und Viehzucht; außerdem treibt man Fischerei, Bergbau (auf Steinkohlen) und Handel. Die Industrie ist unbedeutend. Hauptstadt ist Chichester. Diese Graf-

schaft ist durch ihre Alterthümer merkwürdig. Man findet in derselben 11 Römerlager; sie war der Landungsplatz der meisten Völker, welche England heimsuchten; auch Wilhelm der Eroberer verließ hier sein Schiff, und hier war es, wo er die berühmte Schlacht von Hastings lieferte, welche ihn zum Herrn des Reichs machte. Einer der Feldobersten seines Heeres erhielt von ihm die ganze Grafschaft zu Lehn. Als die Familie des Grafen von Sussex ausstarb (1801), machte König Georg die Provinz zu einem Herzogthum, das dem 6. Sohn Georgs III., dem Prinzen August Friedrich, gegeben wurde.

Sussex, August Friedrich, Herzog von, der 6. Sohn Georgs III. von England, wurde am 27. Jan. 1773 geboren, widmete sich den Wissenschaften und studirte mehre Jahre in Göttingen, unternahm hierauf eine Reise nach Italien, hielt sich 4 Jahre in Rom auf und heirathete daselbst heimlich im April 1793 Auguste Murray, die Tochter des katholischen Grafen von Dunmore in Schottland. Wiewohl die Trauung zu London nochmals heimlich vollzogen wurde und S. seinen Familienrechten entsagt hatte, erklärte doch Georg III. die Ehe, als dem Staatsgesetze zuwider, für ungültig, weil kein im brittischen Reiche lebender Sprößling Georgs II. ohne die Erlaubniß des Königs sich vermählen darf. Nachdem sich S. von seiner Gemahlin, die ihm zwei Kinder geboren, 1801 getrennt hatte, hielt er sich an verschiedenen italienischen und deutschen Höfen auf, lebte längere Zeit am Hofe zu Lissabon, arbeitete hier den Intriguen des französischen Generals Lannes entgegen u. wurde 1801 zum Peer von England mit dem Titel eines Grafen von Inverneß und Baron Arklow ernannt. Seine Gemahlin und seine Kinder vernachlässigte er gänzlich. Im Parlamente hielt er sich meist zu der Oppositionspartei, trat 1812 im Oberhause mit einer sehr berühmt gewordenen Rede für die Gleichstellung der irischen Katholiken mit den Protestanten auf und erklärte sich 1825 für die Emancipationsbill. Außerdem wirkte er für die Abschaffung des Sklavenhandels, für die Parlamentsreform, die Verbesserung der Strafgesetze, die Förderung des Volksunterrichts ꝛc., ward aber durch diese Thätigkeit seinem Vater mißfällig. Wegen seines Rednertalentes wurde er von mehreren Gesellschaften zum Präsidenten ernannt und außerdem auch zum Großmeister aller englischen Freimaurerlogen gewählt. Obgleich er lediglich auf den Genuß seiner Apanage von 12,000 Pfd. Sterl. beschränkt war u. deshalb öfters in große Geldverlegenheiten gerieth, so sammelte er doch eine besonders an Ausgaben und Uebersetzungen der Bibel, sowie an Handschriften sehr reichhaltige Bibliothek, welche Th. Jos. Pettigrew in einem besondern Kataloge (Lond. 1827, 2 Bde.) beschrieben hat. Er versah auch eine Zeitlang die Präsidentschaft der königl. Gesellschaft der Wissenschaften. Seit der Thronbesteigung der Königin Victoria ward er am Hofe mit mehr Zuvorkommenheit aufgenommen, als bei Lebzeiten seines Vaters. Nach dem Tode seiner ersten Gemahlin heirathete er 1831 Lady Cecily Unterwood, Tochter des irischen Grafen von Arran, die 1840 zur Herzogin von Inverneß erhoben wurde. Er † am 21. April 1843 im Kensingtonpalaste. Die liberale Sache verlor an ihm eine bedeutende Stütze und das Volk einen warmen Freund. Seine Parlamentsreden waren Muster einer gesunden, schlichten Beredsamkeit, die jedoch von Studien zeugte. Seine Kinder von Auguste Murray führen den Namen Este.

Sustentation (v. Lat.), die Verpflegung, Ernährung, Unterstützung.

Sutherland, Grafschaft in Schottland, zwischen dem atlantischen Ocean, der Meerenge Minch, der Grafschaft Roß, dem Murraygolf u. der Grafschaft Caithneß, hat auf einem Areal von 88¾ □Meilen nur 25,000 Einw. Das Land ist durchaus rauh und gebirgig und erhebt sich im Ben-More oder Assynt bis zur Höhe von 3030 F. Von Flüssen münden auf der Nordküste Holadale, Strathy, Naver; in den Murraygolf Brora und Heinsdale. Unter den vielen Seen sind bemerkenswerth: Loch-Naver, Loch-Shin, Loch-Loyal. Das Klima ist rauh, mit viel Nebel. Die hohen Berge, von welchen die Provinz durchzogen wird, tragen fast durchgängig auf ihren Gipfeln ewigen Schnee; die Seitenflächen sind mit Birken, schwarzen Föhren und in den oberen Regionen mit Krummholz besetzt. Produkte sind: viel Kalk- und Eisensteine, Schiefer, Marmor, silberhaltiges Blei, Salz auf der Küste. Von Ackerbau ist wegen des rauhen Klima's beinahe gar nicht die Rede, nur die Küstengegenden sind dem Anbaue günstiger, und es gedeihen hier Hafer, Gerste, Kartoffeln und etwas Flachs. Bedeutend ist dagegen die Viehzucht; wenn schon die Rinder von kleiner Race sind u. die Schafe grobe Wolle geben, so ist doch das Fleisch beider Thiere sehr schmackhaft. Auch findet man hier fast allgemein verbreitet jene kleine Race von Pferden, Ponies, welche in diesem Gebirgslande von großem Nutzen sind. Die innern Gegenden sind reich mit Wild versehen; man findet Rehe, Hirsche, Hasen, einzelne Elennthiere, selbst Luchse. Einen höchst ergiebigen Nahrungszweig gibt die Fischerei ab. Die Industrie ist hier kaum dem Namen nach bekannt; die Einwohner bereiten nur etwas Leinwand zu ihrem eigenen Bedarf. Hauptort ist der Flecken Dornoch.

Sutzos, 1) Alexander, fruchtbarer neugriechischer Dichter u. Schriftsteller, Neffe von Alexander S., welcher 1821 als Hospodar der Walachei starb, geboren 1802 in Konstantinopel, bildete sich seit 1820 in Paris und ging dann nach Griechenland, wo er 1826 5 Satyren gegen die dortigen untereinander entzweiten Machthaber veröffentlichte. Nach Beendigung des griechischen Befreiungskampfs kehrte er 1828 nach Frankreich zurück, wo er eine „Histoire de la révolution grecque“ (Par. 1829) herausgab. Im Jahre 1830 war er wieder in Griechenland und schrieb unter Anderem das Lustspiel „Ὁ ἄσωτος“, sowie ein „Πανόραμα τῆς Ἑλλάδος“, eine Sammlung lyrischer und komischer Poesien, die zum Theil gegen die Regierung u. die Partei des Präsidenten Kapodistrias gerichtet und von aristophanischer Schärfe waren. Bei König Otto's Ankunft in Griechenland begrüßte ihn S. mit einer poetischen Epistel, ging aber nach einigen Jahren zur Opposition über und trat in dem

größeren Gedichte „Ὁ περιπλανώμενος“ (1839), seinem bedeutendsten Werke, gegen die bayerische Herrschaft in Griechenland auf. Im Jahre 1850 erschienen von seinem auf 12 Gesänge berechneten epischen Gedichte „Ἡ Τουρκομάχος Ἑλλάς“ vier Gesänge mit Scholien, ein zwar in der Form minder gefälliges und anmuthiges, aber wahrhaft poetisches Produkt. Außerdem gab er einen politisch-satyrischen Roman „Ὁ ἐξόριστος τοῦ 1831 ἔτους“ (1834), eine satyrische Zeitschrift in Prosa und Versen: „Ἡ ἑλληνικὴ σάλπιγξ“ (1836), 3 Lustspiele: „Ὁ πρωθυπουργός“, „Ὁ ἀτίθασσος ποιητής“ (1843) u. „Τὸ συνταγματικὸν σχολεῖον“, sowie 1843 eine politische Zeitschrift: „Ἡ μεταβολὴ τῆς γ΄. Σεπτεμβρίου“ heraus. Später beschäftigte er sich mit einem größeren geschichtlichen Werke über das neuere Griechenland, das die Zeit vom 13. Jahrhundert bis 1828 umfassen soll.

2) **Panagiotis**, Bruder des Vorigen, geboren 1806 zu Konstantinopel, bildete sich ebenfalls zu Paris, sowie zu Padua und Verona und ging um 1823 nach Kronstadt in Siebenbürgen, wo ihn die Liebe zu einer schönen Griechin zu dem lyrischen Drama „Ὁ ὁδοιπόρος“ begeisterte. Später begab er sich ebenfalls nach Griechenland, wo er 1834 den philosophisch-politischen Roman „Λέανδρος“ u. 1835 die „Κιθάρα“, eine Sammlung lyrischer Poesien voll erhabenen poetischen Schwungs, später 1839 das lyrische Drama „Ὁ Μεσσίας ἢ τὰ πάθη Ἰησοῦ Χριστοῦ“ mit Chören und das historische Trauerspiel „Εὐθύμιος Βλαχάβας“ aus der neuesten Geschichte Griechenlands, sowie um 1840 zwei lyrische Dramen: „Γεώργιος Καραϊσκάκης“ u. „Ὁ ἄγνωστος“ herausgab. In neuerer Zeit redigirte er nach einander drei politische Zeitschriften in Athen: „Ἥλιος“, „Ἡ ἀναγεννηθεῖσα Ἑλλάς“ u. „Ἡ συνένωσις“ im Sinne der entschieden nationalen Partei. Später widmete er sich der Wiederherstellung der altgriechischen, dem heutigen Griechenland verständlichen Sprache und suchte derselben vor der des Korais, die er für arm und in grammatischer Hinsicht mangelhaft erklärt, Geltung zu verschaffen.

Sutton-Coldfield, Stadt in der englischen Grafschaft Warwick, nordöstlich von Birmingham, in dürrer und trauriger Gegend, mit großem Park, Manufakturen u. 6000 Einw.

Sutura (lat.), s. Naht.

Suwalki (**Suwalken**), Hauptstadt des russisch-polnischen Gouvernements und Kreises Augustowo, unweit des wigrischen See's, Sitz eines Gouverneurs, eines römisch-katholischen Bischofs und eines Civilgerichts, mit über 5000 Einwohnern.

Suworow (**Suwarow**), **Peter Alexei Wassiljewitsch, Graf von S.-Rymnikskij, Fürst Italijskij**, einer der berühmtesten Feldherren Rußlands, geboren den 25. Nov. 1729 (nach Einigen 1730) in Finnland aus einer ursprünglich schwedischen Familie, ward schon als 13jähriger Knabe in die Listen eines Garderegiments eingetragen, betrieb aber dabei eifrig das Studium fremder Sprachen, der Mathematik und Geschichte. Bald nach Ausbruch des siebenjährigen Krieges begann er seine kriegerische Laufbahn und zeichnete sich in den Schlachten bei Zorndorf und bei Kunersdorf durch Bravour aus. Im Jahre 1760 zum Major befördert, nahm er 1761 Theil an der Erstürmung von Schweidnitz durch Laudon, focht im December unter Romanzow vor Kolberg und erstürmte an der Spitze seines Bataillons eine Hauptschanze. Zur Belohnung wurde er zum Oberstlieutenant und Platzmajor in Königsberg ernannt, nach dem Frieden (1763) aber mit Empfehlungsschreiben zur Kaiserin Katharina II. nach Petersburg gesendet, welche ihn darauf zum Obersten des astrachanschen Grenadierregiments ernannte. Als 1768 die polnische Insurrektion ausbrach, wurde er als Oberst S. mit einem Truppencorps nach Polen gesendet und an die Befehle der Generäle Apraxin u. des Fürsten Prosorowsky gewiesen; er nahm Theil an der Erstürmung von Krakau, überfiel den Krafen Oginski bei Slonim, schlug den Fürsten Sapieha bei Landskron und ging dann in die Gegend von Warschau zurück, um den Grafen Pulawski zu beobachten. Als inzwischen das feste Schloß zu Krakau in die Gewalt der Insurgenten gefallen war, erhielt S. Befehl, sich desselben wieder zu bemächtigen, was ihm aber erst nach dreimonatlicher Belagerung gelang. Die außerordentliche Thätigkeit, Energie und Umsicht, welche S. in diesem Kriege an den Tag gelegt hatte, erwarben ihm den Rang eines Generalmajors. Der Ausbruch des Türkenkrieges (1773) führte S. anfangs an den Kaukasus, später an den Balkan, doch kam er nur, um den schwierigen Rückzug hinter die Donau decken zu helfen. Nach dem Frieden mit der Pforte wurde er mit 5000 Mann gegen die empörten uralschen Völker gesendet, die sich jedoch schon vor seiner Ankunft dem Obersten Michelson unterworfen hatten. S. kehrte hierauf nach Moskau zurück und vermählte sich hier mit der Tochter des Fürsten Prosorowski. Mit der Beförderung zum Generallieutenant erhielt er 1780 zugleich Befehl, gegen die von den Türken zum Kriege aufgemunterten Völker am Kaukasus zu marschiren, wo er mit den wilden Lesghiern blutige Kämpfe zu bestehen hatte. Er bezwang sie jedoch und wurde dafür zum General der Infanterie und Gouverneur jener Provinzen ernannt. Als 1787 ein neuer Krieg mit den Türken ausbrach, welche um jeden Preis die Krimm wieder an sich reißen wollten, erhielt S. Befehl, diese Provinz zu vertheidigen. Er wurde in der Schlacht bei Kinburn schwer verwundet, verließ aber dennoch den Kampfplatz nicht eher, bis der Sieg errungen war. Durch zweckmäßige Küstenbefestigungen schützte S. die Halbinsel gegen neue Angriffe und erleichterte den Sieg des Prinzen von Nassau über den Kapudan-Pascha im Juni 1788 in den Gewässern von Oczakow. Auch an der den 17. December erfolgenden Erstürmung dieser wichtigen Festung nahm S. rühmlichen Antheil. Im nächsten Jahre marschirte er mit einem Corps in die Moldau, um die Operation der mit Rußland verbündeten Oesterreicher zu unterstützen, welche der Prinz von Sachsen-Koburg befehligte. Beide erfochten darauf bei Foksan am 1. Aug. 1789 einen entscheidenden Sieg über den Seraskier Derwisch Mehemed. Durch unruhige Bewegungen der Polen an den Pruth gerufen, wußte S. ihre

feindseligen Absichten geschickt zu vereiteln, war aber schnell wieder bei der Hand, als der Prinz von Koburg im September vom Großwessir Rubschuk Hassan mit einem Angriffe bedroht wurde. Am 22. September erkämpften die vereinigten Russen und Oesterreicher bei Martinestie am Rymnikflusse einen glänzenden Sieg, der nur durch die heldenmüthigste Anstrengung der beiden Feldherren möglich wurde, die ihre Truppen wiederholt zum Angriffe führten. Die Kaiserin erhob S. dafür in den Grafenstand, mit dem ehrenvollen Beinamen Rymnikskp. Am 22. December 1790 erstürmte er mit fast beispielloser Kühnheit die Festung Ismail, wobei 24,000 Türken niedergestochen worden seyn sollen. Nach Abschluß des Friedens wurde S. zum Gouverneur von Katharinoslaw, der Krimm und der am Ausflusse des Dniestr eroberten Provinzen ernannt und blieb einige Jahre in Cherson, wo er eine gute Küstenvertheidigung organisirte. Bei Ausbruch des Krieges gegen Polen (1794) erhielt er den Oberbefehl über die gegen sie marschirenden Truppen. Er traf am 1. September zu Nimirow in Podolien ein, wo er 30,000 Mann versammelt fand, die er sogleich gegen Warschau aufbrechen ließ. Nachdem er am 17. September den General Sierakowski bei Krupecici geschlagen, vernichtete er zwei Tage später den Rest dieses Corps bei Brzese Litewski u. marschirte im Oktober gegen Warschau. Nachdem er die Corps der Generale Fersen und Derfelden an sich gezogen, schritt er zum Angriffe des verschanzten Lagers bei Praga, erstürmte dasselbe am 4. November mit großer Anstrengung und beendigte hierdurch den Krieg. Der Siegesbericht an die Kaiserin enthielt nur die drei Worte: „Hurrah! Praga! Suworow!" Die Antwort war eben so lakonisch und lautete: „Bravo! Feldmarschall! Katharina!" S.s Leutseligkeit gegen die Bewohner Warschau's und seine natürliche Gutmüthigkeit erwarben ihm bald allgemeines Wohlwollen und vollendeten die Besiegung der Polen. Nach dem Frieden zog sich S. auf sein Landgut Kantschansk im Gouvernement Nowgorod zurück, lebte glücklich im Kreise seiner Familie und führte mit seinen Nachbarn ein patriarchalisches Leben. Nur mit dem Ackerbau und mit dem Wohle seiner Bauern beschäftigt, war er der Friedensstifter bei ihren Zwistigkeiten und ihr Rathgeber. Im Jahre 1799 übertrug ihm Kaiser Paul den Oberbefehl über die Truppen, welche mit den Oesterreichern vereint in Italien gegen die Franzosen fechten sollten. Im März traf er in Wien ein, und Kaiser Franz ernannte ihn sofort zum Feldmarschall und übertrug ihm den Oberbefehl über alle österreichischen Truppen in Italien, wobei sich S. das Vorrecht auswirkte, unabhängig vom kaiserlichen Hofkriegsrath handeln und sich stets unmittelbar an den Kaiser selbst wenden zu dürfen. Der Feldzug in Italien war bereits eröffnet worden, und General Kray hatte bei Isola della Scala einen Sieg über die Franzosen erfochten, welche sich hinter die Adda zurückzogen. S. gönnte seinen Truppen nur eine viertägige Ruhe und befahl dann das allgemeine Vorrücken. Der Sieg bei Cassano war sein erster Erfolg, dem am 28. April der Einzug der Verbündeten in Mailand folgte. Die Ueberwindung der macdonaldschen Armee an der Trebbia (17., 18. und 19. Juli) vereitelte alle Hoffnungen der Franzosen, die sie auf die zwischen den russischen und österreichischen Heerführern entstehenden Mißhelligkeiten gesetzt. Indessen gerieth S. mit dem österreichischen Kabinet wegen Benutzung dieser Siege in solche Differenzen, daß er den Kaiser Paul um Zurückberufung bat. Statt der Antwort auf sein Schreiben erhielt er aber nur Lobeserhebungen. Ein neuer entscheidender Sieg über Moreau bei Novi (den 15. August) u. die Eroberung von Mantua brachten S. die Würde eines Fürsten Italijsky ein. Innerhalb 5 Monaten hatte er alle von den Franzosen besetzt gewesenen Städte und Festungen Oberitaliens und Piemonts genommen u. den Feind aus diesen Ländern vertrieben. Für seine Verdienste um Sardinien ernannte ihn der König Karl Emanuel zum Prinzen von Sardinien, Granden des Reichs, sowie zum Großfeldmarschall der piemontesischen Armee. Von Oesterreich erntete er aber nur Undank, und selbst die früheren Versprechungen gingen nicht in Erfüllung, im Gegentheil mengte sich der Hofkriegsrath in Alles und wußte es endlich beim Kaiser dahin zu bringen, daß S. mit den Russen über die Alpen in die Schweiz zu marschiren Befehl erhielt, damit Andere die Früchte seiner vielen Siege in Italien ernten könnten. Sein Zug über die Alpen war mit unbeschreiblichen Anstrengungen und Mühseligkeiten verknüpft, und es gehörte seine ungeheure Energie dazu, alle die ihm entgegentretenden kolossalen Hindernisse zu überwinden. Drei Wochen lang hatte S. mit seiner Armee unaufhörlich die höchsten Berge zu übersteigen, Abgründe zu überschreiten, feindliche Angriffe bald vorn, bald hinten abzuwehren. Er verlor den dritten Theil der Soldaten, den größten Theil der Pferde, alle Lastthiere nebst Geschütz und Gepäck; trotzdem durchbrachen die Russen wie ein reißender Bergstrom alle Dämme, die der Feind oder die Natur ihnen entgegenstellten. Mit dem hohen Bewußtseyn, das Außerordentlichste geleistet zu haben, betrat S. das vordere Rheinthal; die Verbündeten, welche er schlagfertig zu finden hoffte, waren aber inzwischen von Masséna bei Zürich, von Soult an der Linth, von Molitor bei Mollis geschlagen worden; der Erzherzog Karl hatte zwar zu derselben Zeit Philippsburg entsetzt und Mannheim erstürmt, aber die Schweiz ging verloren. Dies waren die Resultate der gelehrten Kombinationen, welche man in Wien oder London ausgesonnen hatte, und denen auch der Erzherzog die Früchte seiner Siege unfreiwillig zum Opfer bringen mußte. Jetzt reifte in S. der feste Entschluß, den Kriegsschauplatz aus eigener Machtvollkommenheit zu verlassen. Seine Berichte an den Kaiser Paul hatten den Bruch des Bündnisses zwischen Rußland und Oesterreich ohnehin schon vorbereitet, und so trat er dreist den Rückmarsch nach Schwaben an. Kaiser Paul aber, mit dem Benehmen des Feldmarschalls im Wesentlichen einverstanden, bezeigte ihm seine Zufriedenheit durch Ernennung zum Generalissimus aller russischen Armeen und befahl den Rückmarsch nach Rußland, welcher im Januar (1800) angetreten wurde. Hiermit en-

bigte S.s Feldherrnlaufbahn. Zum Kaiser nach Petersburg beschieden, wurde er in Krakau von einer Krankheit befallen, die bald sehr bedenklich wurde. Der Kaiser gab inzwischen den zahlreichen Neidern des Helden Gehör. Er hatte nämlich früher befohlen, der Generalissimus solle stets einen General der Reihe nach zum General du jour ernennen und diesem die Ausfertigung und Vollziehung der Dienstbefehle übertragen. S. hatte aber diesen Befehl wenig beachtet, weil die Einheit des militärischen Geschäftsganges darunter litt, und den Fürsten Bagration, in welchen er besonders Vertrauen setzte, beständig als General du jour (Chef des Generalstabs) beibehalten. Die übrigen Generäle fanden sich dadurch zurückgesetzt und benutzten die lange Krankheit und Entfernung des Generalissimus zur Anklage beim Kaiser, welchen die ganze Sache aus dem Gesichtspunkte des Ungehorsams vorgetragen wurde. Paul überzeugte sich von der Wahrheit der Angabe und gerieth dadurch in solchen Zorn, daß er durch den Tagesbefehl bekannt machen ließ: „Der Generalissimus, Fürst Italijsky, habe wegen Nichtbefolgung kaiserlicher Befehle strengen Tadel verdient". S. erhielt die Nachricht von der Ungnade des Kaisers in Riga, sein Krankheitszustand verschlimmerte sich dadurch sehr, doch setzte er die Reise nach Petersburg fort, wo er den 2. Mai ankam und den 18. Mai 1800 †. Er wurde mit kaiserlichem Gepränge im Alexander-Newskykloster beigesetzt. Nach dem Willen des Verstorbenen bezeichnet das Grabmal nur die einfache Schrift: „Hier liegt Suworow". Alexander I. ehrte das Andenken des Helden, indem er ihm im kaiserlichen Garten zu Petersburg eine kolossale Statue setzen ließ. Vergl. Anthing, Versuch einer Kriegsgeschichte des Grafen S., Gotha 1796—99, 3 Bde.; Fr. von Schmitt, S.s Leben und Heerzüge, Wilna 1833—34, 2 Bde.; von Fuchs, S.s Korrespondenz über die russisch-österreichische Campagne von 1799, Glogau 1835, 2 Bde. Die beste Biographie S.s lieferte Polewoi, deutsch, Mitau 1853. S.s Sohn Arkadij, geboren 1783, that sich im Feldzuge von 1807 hervor, ward Generallieutenant, befehligte eine Division der Donauarmee unter Kutusow und ertrank 1811 im Rymnik, wo sein Vater den Sieg über die Türken erfochten hatte.

Suzanne, Stadt im französischen Departement Mayenne, Arrondissement Laval, rechts am Erve, mit Burgruine mit zum Theil erhaltenen Befestigungswerken, Papierfabrik und 1750 Einwohnern.

Suze, la, Stadt im französischen Departement Sarthe, Arrondissement Mans, links an der Sarthe, mit Gerberei, Wollzeuch- und Töpferwaarenfabrikation und 2130 Einwohnern.

S. v., Abkürzung für sub voce, unter dem Wort; für salva venia.

Svanberg, Jöns, schwedischer Mathematiker, geb. am 6. Juli 1771 zu Nedersalix in Westerbotten, verrieth früh entschiedene Anlage zur Mathematik und löste, kaum sieben Jahre alt, mit Leichtigkeit arithmetische Aufgaben. Sechszehn Jahre alt, kam er nach Upsala, wo er sich mit dem angestrengtesten Fleiße dem Studium der Mathematik widmete. Im Jahre 1796 ward er in Stockholm zum Vicesekretär der Akademie der Wissenschaften ernannt und 1798 wurde er Mitglied dieser Akademie, sowie der Gesellschaft der Wissenschaften zu Upsala. In den Jahren 1801 bis 1803 unternahm er mit Öfverbom eine Reise nach Lappland, um einen Bogen des Meridians zu messen. Sein Bericht über diese Unternehmung und die damit verbundene Auflösung des Problems von der Gestalt der Erde wurde 1806 von dem französischen Institut mit einem Preise belohnt. Im Jahre 1809 wurde er ordentlicher Sekretär der Gesellschaft der Wissenschaften, 1811 aber folgte er dem Rufe als Professor der Mathematik nach Upsala. Der König, dem S.s Name schon in Frankreich bekannt geworden war, verlieh ihm auch eine Pfründe, wodurch er in den geistlichen Stand gesetzt wurde. Im Jahre 1842 in Ruhestand versetzt, † er den 15. Januar 1851 zu Stockholm. Von seinen wissenschaftlichen Leistungen sind noch zu erwähnen die in den „Verhandlungen" der Akademie der Wissenschaften zu Stockholm abgedruckten Abhandlungen „Ueber analytische Serien" (1801); „Die Grundformeln der Phoronomie analytisch darstellt" (1813); „Theorie der Planeten u. Kometen" (1829), u. die in den Schriften der Gesellschaft zu Upsala enthaltenen „Disquisitiones analyticae in theoriam refractionum astronomicarum" u. „Nouvelles considérations sur la résolution des équations algébraiques".

Svanike (**Swanike**), dänische Stadt, auf der Ostküste der Insel Bornholm, mit Hafen und 850 Einwohnern, welche Ackerbau, Fischerei, einigen Handel treiben und Uhren verfertigen.

Svendborg, Amtsstadt auf der Südostspitze der dänischen Insel Fünen, hat einen Hafen, Gerberei, Schiffbau, beträchtliche Branntweinbrennereien, Handel mit Getreide, Branntwein, Leinöl, Fellen und 3150 Einwohner.

S. v. v., Abkürzung für sit venia voce (oder verbo), es sey erlaubt, dies Wort zu brauchen.

Swammerdam, Jan, berühmter Naturforscher, geb. am 12. Febr. 1637 zu Amsterdam, studirte seit 1661 zu Leyden und Paris Medicin und ließ sich dann in Amsterdam nieder, wo er sich ausschließlich anatomischen u. zoologischen Studien widmete. Er vervollkommnete die Kunst der Injektion und der mikroskopischen Untersuchung und machte viele neue Entdeckungen in den Naturwissenschaften. In Folge zu großer Anstrengung verfiel er aber in tiefe Hypochondrie, wurde Pietist und wendete sich nach Holstein zur Schwärmerin Antoinette Bourignon, nachdem er seinen naturwissenschaftlichen Forschungen völlig entsagt hatte. Noch zerrütteter kehrte er aus Holstein zurück, lebte in tiefer Zurückgezogenheit, vernichtete seine schriftlichen Arbeiten und † zu Amsterdam am 15. Febr. 1685. Als die vorzüglichsten seiner Schriften sind zu nennen sein „Miraculum naturae, s. uteri muliebris fabrica" (Leyden 1672) und die „Allgemeene Verhandeling van de bloedeloose Diertjens" (das. 1669), besonders aber seine „Biblia naturae s. historia insectorum in certas classes redacta" (das. 1737—38, 2 Bde., deutsch, Leipz. 1752), aus seinen hinterlassenen Schriften zusammengestellt u. von Boerhaave herausgegeben, anatomische Beschreibungen der kleinsten Insekten enthaltend.

Swanevelt, Hermann von, berühmter

holländischer Landschaftsmaler, geb. 1620 zu Woerden, ward von G. Dow in den Elementen der Malerei unterrichtet und ging später nach Rom, wo er sich Claude Lorrain zum Muster nahm. Er strebte ebenso sehr nach poetischer Auffassung als treuer Nachahmung der Natur. Perspektive, Licht u. Lufttöne zeigen die sichere Hand des Meisters und reißen zur Bewunderung hin. Doch sind seine Gemälde eben so selten wie seine Zeichnungen. Er blieb fortwährend in Rom, wo er aber so zurückgezogen lebte, daß er den Namen des Einsiedlers (l'Eremita) erhielt, u. † daselbst 1690. Werke von ihm besitzen das Musée royal zu Paris, das Luthonhouse in London, die Gallerie in Dresden, die Pinakothek in München, das Museum zu Berlin, die Gallerie zu Wien. Auch sind von S. treffliche Radirungen vorhanden.

Swansea, Stadt in der englischen Grafschaft Glamorgan, an der gleichnamigen Bai, durch den Kanal von Bristol gebildet und an der Mündung der Tawe, in pittoresker Lage, hat mehre sehenswerthe Kirchen, einen guten Hafen, besuchte Seebäder, ergiebige Steinkohlen- und Eisengruben, Kupfergießereien, Messing-, Seife-, Segeltuch- und Tuchfabrikation, ein altes Schloß auf einer Anhöhe, Schiffswerfte und 15,000 Einw.

Swartzia, Pflanzengattung aus der Familie der Mimosaceen, Bäume in Guyana und Brasilien, mit einfachen und ungeraden Fiederblättern, worunter S. tomentosa *Dec.*, ein sehr hoher und dicker Baum, mit starken, gedrehten, kantigen Aesten und filzig-sammetigen jüngeren Zweigen, 5–7zählig gefiederten Blättern, Blüthen in Trauben und violeten Samenhülsen, an Flußufern in Cayenne, sehr festes Holz hat, das besonders zu Rudern verwendet wird.

Sweaborg, Stadt im europäisch-russischen Großfürstenthum Finnland, Län Helsingfors, liegt auf 7, durch Brücken meist mit einander verbundenen Inseln, den nyländischen Skären, im Meerbusen von Finnland, $^3/_8$ Meile südlich von Helsingfors, und ist eine sehr starke Festung, die mit Recht das nordische Gibraltar genannt zu werden verdient. S.s Mauern bestehen aus einer Felswand, die noch durch ungeheure Felsblöcke verstärkt ist, welche man aneinander gesprengt u. in Mauern aufgethürmt hat. Diese Granitmauern erheben sich terrassenförmig eine über der anderen und sind mit 2000 Feuerschlünden besetzt. Die 7 Inseln, auf welchen die Festung liegt, sind folgende: Wargöe, die Hauptinsel, mit Schloß, Kommandantenhaus, Zeughaus, Hauptwache, bombenfesten Magazinen und zum Theil in Felsen gehauenen Schiffsdocken; Stora Oester Svartöe, mit Werfte ꝛc.; Gustafsvard, eine kleine Insel, zwischen der und Bakholm die einzige schmale Einfahrt in den Hafen führt, welcher 70–80 Linienschiffe faßt und der russischen Scheerenflotte einen sichern Ankerplatz darbietet; Lilla Oester Svartöe und Wästra Svartöe, mit Kasernen, Windmühlen, Hospital; Langören und Bakholm. Die Stadt hat eine Kirche, mehre Schulen und 3600 Einw., größtentheils Handwerker, Schiffsbauer und Kaufleute, welche sich zu den Gilden von Helsingfors halten. Die Besatzung der Festung besteht in Friedenszeiten aus 5–6000 Mann. Die Festung ward seit 1749 von dem schwedischen Feldmarschall Grafen Ehrensvärd mit einem Aufwand von mehr als 3 Millionen Thalern erbaut. Sie ging am 7. April 1808 durch Kapitulation des von den Russen bestochenen schwedischen Kommandanten, Admirals Cronstedt, in russischen Besitz über, nachdem sie seit dem 17. März von dem russischen Admiral Suchtelen blokirt und beschossen worden war. Mit der Festung fielen auch 100 Fahrzeuge, der schwedischen Scheerenflotte in die Hände der Russen. Der Friede zu Friedrichsham den 17. Sept. 1809 bestätigte Rußland im Besitz dieses wichtigen Bollwerks. Im Juni und Juli 1854 beschränkte sich die englisch-französische Ostseeflotte auf Rekognoscirungen desselben.

Swedenborg (Swedborg), Emanuel von, schwedischer Gelehrter u. Theosoph, geb. den 29. Jan. 1689 zu Stockholm, Sohn des Bischofs von Westgothland, Jasper Swedborg, erhielt eine fromme Erziehung und zeigte schon als Kind phantasiereiche Religiosität. Reifer geworden, suchte sein Geist alle Wissenschaften zu umfassen; er trieb nicht nur Theologie und Philosophie, sondern auch Mathematik, Naturgeschichte, Naturkunde, Chemie, Anatomie. Auch mit der Poesie beschäftigte er sich und gab die ersten Versuche in derselben unter dem Titel „Ludus Heliconius s. carmina miscellanea“ (Skara 1710) heraus. Im J. 1710 ging er auf Reisen nach England, Holland, Frankreich und Deutschland und besuchte die dortigen Universitäten. Im J. 1714 nach Schweden zurückgekehrt, ließ er sich in Upsala nieder u. legte in seinem „Daedalus hyperboreaus“ ein Zeugniß seiner ausgezeichneten mathematischen u. physikalischen Kenntnisse nieder. Karl XII. ernannte ihn 1716 zum Assessor des Bergwerkskollegiums zu Stockholm, in welcher Stellung sich S. durch mathematisch-mechanische Erfindungen hervorthat. Zur Belagerung von Friedrichshall schaffte er 1718 zwei Galeeren, fünf große Boote und eine Schaluppe mit Rollen über Berg u. Thal von Strömstadt nach Idefiol, einen Weg von $2^1/_2$ schwedischen Meilen. Dies, sowie seine Schriften über die Algebra, die Münzen, ferner seine arithmetischen und astronomischen Abhandlungen erwarben ihm die Gunst der Regierung, und die Königin Ulrike adelte ihn 1719 unter dem Namen S. Im folgenden Jahre bereiste er die schwedischen, 1721 die sächsischen und später auch die böhmischen u. österreichischen Bergwerke. Seit 1729 war er Mitglied der königlichen Societät in Schweden und 1733 vollendete er seine „Opera philosophica et mineralogica“, die er 1734 in drei Foliobänden mit 155 Kupferstichen herausgab. In diesen philosophischen Werken entwirft S. ein tiefdurchdachtes Natursystem, dessen Grundlage die Idee eines nothwendigen mechanischen und organischen Zusammenhangs aller Dinge ist. Ein im Unendlichen gegebener Punkt, mit allen Kräften ausgerüstet, soll durch eine innere Spiralbewegung alle Bewegungen, alle Gestalten der Thätigkeit hervorbringen, die S. in Elemente ordnet. Die Elasticität, der Magnet, der Aether, die Luft, Dünste ꝛc. sind diese Elemente, die er sodann bis in das Reich der Organisationen verfolgt. Auf neuen Reisen (1736–40) nach Deutschland, Holland, Frankreich, Italien u.

England an Kenntnissen bereichert, wendete er sein Natursystem auch auf die belebte Schöpfung, namentlich den Menschen an u. ließ seine „Oeconomia regni animalis“ (Lond. 1740—41) und das „Regnum animale“ (Haag 1744, 1. u. 2. Bd., Lond. 1745, 3. Bd.) erscheinen. Er ordnet darin nach Reihen und Stufen die Naturreiche zu einer Harmonie, die er konstabilirt nennt und in deren jeder aus dem Einfachsten eine Wirkung sich durch die ganze Reihe verbreitet. Reihen und Stufen der Dinge nach Uebereinstimmungen, aus dem Einfachsten geordnet, sah er von nun an allenthalben in der Schöpfung; eine konstabilirte Harmonie war sein Hauptgedanke. An das zuletzt genannte Werk schloß sich die Schrift: „De cultu et amore Dei; ubi agitur de telluris ortu, paradiso et vivario, tum de primogeniti seu Adami nativitate, infantia et amore“ (Lond. 1740, 2 Bde.) u. seine „Principia rerum naturalium“. Von grenzenlosem Forschungstriebe beseelt, verirrte er sich aus der körperlichen Natur in die Geisterwelt, mit welcher er sich in einem Rapport glaubte. Er hatte häufige Visionen, in denen er, wie er vorgab, klare Anschauung des Innern vom Geisterreiche, namentlich nach dessen Zusammenhange mit der Menschenwelt erhielt. In diesem Zustand eines somnambulistischen Hellsehers erschienen ihm nicht nur verschiedene seiner verstorbenen Bekannten, sondern auch die berühmtesten Männer des Alterthums, die sich mit ihm unterredeten. Im Gespräche mit den Geistern erhielt er göttliche Offenbarungen und sah sich als einen Mittler zwischen der Geister- und Körperwelt, diesen Umgang sogar als ein Amt an, das ihm der Herr aufgetragen. Dabei zeigte er jedoch weder anmaßenden Stolz, noch Schwäche des Verstandes. Fröhlichen, stillen Gemüthes, erschien er Jedem, der ihn näher kannte, als Muster ungeheuchelter Frömmigkeit, Güte und Wahrheit. Um seinem überirdischen Umgange und Berufe ganz leben zu können, legte er 1747 sein Amt bei dem Bergwerkskollegium nieder, schlug ein höheres Staatsamt, das man ihm antrug, aus, beschäftigte sich ausschließlich mit der mystischen Theologie, gründete die Kirche des neuen Jerusalems und legte seine Offenbarungen in einem Testamente nieder, das er als das dritte angesehen wissen wollte. Dabei hielt er sich abwechselnd in Schweden und England auf, um seiner Kirche neue Glieder zu werben. Seitdem schrieb er zahlreiche theologische Schriften, unter welchen die „Arcana coelestia, quae in scriptura sacra sunt, detecta“ (Lond. 1749—56, 8 Bde.) das Hauptwerk sind, worin S. die Harmonie seines Systems mit der heil. Schrift nachweist. Die Hauptideen dieser seiner theosophischen Naturphilosophie sind folgende: Die Gottheit, deren Substanz nicht eine dreifache seyn kann, hat sich nur in dreifacher Gestalt geoffenbart, als Vater in dem, was man sonst die Gottheit Christi nennt, als Sohn, in sofern dieser als Mensch erschien, als heiliger Geist, in sofern derselbe nur als unsichtbare Kraft fortwirkt. Unrichtig ist die augustinische Lehre von einer Zurechnung fremden Verdienstes und fremder Schuld, oder von Erdsünde und Rechtfertigung durch den Glauben allein, da beides dem göttlichen Ursprunge des menschlichen Geistes und seinem noch fortdauernden, noch unmittelbaren Zusammenhang mit der Geisterwelt widerstreitet. Auf der Erhaltung dieses letztern beruht alle Religion und Sittlichkeit. Die ins Irdische herabgezogene Kirchenreligion bedarf daher der Erhebung zum Bewußtseyn des höhern Zusammenhanges. Vermöge der Abstufung in den göttlichen Offenbarungen überhaupt ist wenigstens das Verständniß der Lehre Christi in dem tief verborgenen Sinne ihrer Urkunde einer Vervollkommnung fähig. S.s Schriften, in welchen er diese und andere Ideen weiter entwickelte und die Unterhaltungen mit den Geistern und deren Wirkung auf ihn schmucklos, oft sehr naiv erzählt, wurden viel gelesen und von seinen Anhängern mit Bewunderung und Staunen aufgenommen, während seine kühnen Behauptungen die Unbefangenen um so mehr befremdeten, je weniger man ihm Schwäche des Verstandes oder gar Unredlichkeit der Gesinnung vorzuwerfen vermochte. Dennoch zogen ihm seine angeblichen Visionen, sowie die wunderlichen Lehren in seinen Schriften von Seiten der Geistlichkeit eine Anklage zu, welche jedoch erfolglos blieb, da der König ihn schützte. Geliebt und geachtet † er zu London am 29. März 1772. Bis an sein Ende war er von der Realität seiner Visionen und göttlichen Offenbarungen fest überzeugt. Was aber jene sonderbaren Aufschlüsse betrifft, die er aus seinem Geisterreiche erhalten haben soll, z. B. die Kunde von einem Brande zu Stockholm, während er in Gothenburg war, über das geheime Gespräch, das die Königin mit ihrem verstorbenen Bruder einst in Charlottenburg geführt &c., so sind sie sämmtlich aus trüber Quelle, vom Hörensagen geschöpft. S. fand zahlreiche Bewunderer und Anhänger, welche gläubig seine Offenbarungen annahmen, u. so entstand die **Kirche des neuen Jerusalems** (New Jerusalem church), vornehmlich auf dem Grunde seiner Schriften als heiliger Bücher. Noch zu S.s Lebzeiten verbreiteten Geistliche, wie Beyer, Rose, später der Domherr Knös u. A., seine Lehre in Schweden. Die meisten seiner Anhänger (**Swedenborgianer**) daselbst wurden durch die Uebersetzung der „Vera christiana religio“ ins Schwedische vom Reichsrathe Grafen Falkenberg gewonnen. Auch bildete sich 1786 in Stockholm eine „exegetisch-philanthropische Gesellschaft“, welche ebenfalls mehre Schriften S.s übersetzte u. hohe Personen, selbst den König Karl XIII. von Schweden, als Herzog von Südermanland, unter ihren Mitgliedern zählte. An die Stelle dieser Gesellschaft trat 1796 eine neue, die „Fide et charitate“, welche noch jetzt in ganz Schweden verbreitet ist. Doch gab es hier nie abgesonderte Gemeinden der neuen Kirche, wohl aber haben ihre Gedanken vorzüglich unter den gebildeten Ständen großen Eingang gefunden. Weite Verbreitung fanden S.s Lehren gleich anfangs in England, dann auch in Nordamerika, Ostindien, Frankreich und Deutschland, ja selbst in Südafrika. In England war es besonders der Rektor John Clowes zu Manchester († 1831), welcher seit 1773 mit großem Erfolge wirkte, S.s meiste Werke ins Englische übersetzte, zahlreiche Schrif-

ten zu deren Vertheidigung und Erläuterung schrieb und 1782 einen Verein zu Manchester zum Drucke und zur Verbreitung der Werke S.s stiftete, welcher bereits 1818 über 260,000 Bücher verbreitet hatte und so großen Einfluß gewann, daß man in Manchester bald 9000 Swedenborgianer zählte. Seit 1788 bildeten sich in England auch besondere Gemeinden mit eigenen Geistlichen, besonderem Kultus und repräsentativer Verfassung, nach welcher von den Gemeinden die Vorsteher erwählt werden, die in einer Synode zusammentreten, von welcher die vorgeschlagenen Geistlichen bestätigt und ordinirt werden. Ein permanenter Ausschuß verwaltet das Kirchengut, welches unter den Schutz des Staats gestellt ist. Aehnlich ist die Verfassung der neuen Kirche in den vereinigten Staaten von Nordamerika, wo sie 1830 37 Gemeinden zählte, deren Synode mit der in England durch jährliche, in ihre gedruckten Verhandlungen eingerückte Adresse in Verbindung steht. In England entstanden auch seit 1813 allmählig mehre Missionsgesellschaften der neuen Kirche. In Frankreich war vorzüglich W. Oegger für Verbreitung der neuen Kirche thätig. In Deutschland verkündete der Prälat Oettinger S.s Lehren durch Uebersetzung seiner Schriften. In seine Fußtapfen trat in neuerer Zeit der Bibliothekar Immanuel Tafel, welcher in Verbindung mit Ludwig Hofacker eine Reihe Schriften von und über S. mitgetheilt hat, besonders: „Göttliche Offenbarungen" (aus dem Lateinischen, Tübing. 1823 ff., 6 Bde.); „Die Christusreligion in ihrer Aechtheit" (das. 1831 ff., 4 Bde.); „Katechismus nach der Lehre der neuen Kirche" (1830) u. A. m. Auch hat Tafel eine Ausgabe der „Arcana coelestia" (Tübing. 1833 ff.) geliefert. Die Swedenborgianer nehmen nicht das ganze Alte u. Neue Testament als heilig an, sondern nur einzelne Bücher; aber eben so heilig sind ihnen S.s Schriften, besonders die von 1747—68 geschriebenen. Gott ist ihnen in Wesen und Person Eins, doch auch eine aus Vater, Sohn u. Geist bestehende Dreieinigkeit, die sich wieder in Christus findet, so daß der Vater seine Gottheit, der Sohn seine Menschheit u. der Geist seine Kraft ist, n. eine ähnliche Trinität finden sie in der menschlichen Seele. Die Offenbarungen Gottes geschahen zuerst durch Christus, dann durch S.; Engel u. Teufel sind menschlichen Ursprungs. Sie verwerfen die Genugthuung durch Christus, die Gnadenwahl und die Auferstehung des Fleisches. Das jüngste Gericht ist nach ihnen schon da gewesen. Ihre strenge Moral hat keine praktische Tendenz. Bei ihrer Verfassung und ihren Gebräuchen gehen sie davon aus, daß sie nicht bloß eine christliche Sekte, sondern ein Volk Gottes sind, bem einst die Herrschaft über die ganze Kirche gegeben wird. Sie haben Bischöfe und ordinirte Prediger. In ihren Kapellen sind 2 ganz einfache und schmucklose Säle; in dem einen wird getauft (im Namen Jesu), in dem andern Gottesdienst gehalten, kopulirt, Abendmahl gehalten, die Füße gewaschen. Getauft und in ihre Gemeinschaft aufgenommen werden nur Männer vom 18. und Weiber vom 15. Jahre an. Das Abendmahl halten sie für eine Verbindnng Jesu mit seiner Kirche und für ein Zeichen des Segens von dieser Vereinigung; das Brod bezeichnet das Edle der Menschenliebe Jesu, der Wein die Reinheit und Wahrheit des Glaubens. Heilige Tage sind die Sonntage, Weihnachten, Ostern, Pfingsten; die Kanzel steht stets leer, nur die Bibel und die Schriften S.s haben Platz auf ihr. Eine Versammlung der Swedenborgianer fand am 19. August 1851 zu London Statt, bei der auch Tafel aus Tübingen anwesend war. Der ausgesprochene Zweck derselben war: Angesichts des erfolgreichen Versuchs, alle Völker der Erde (durch die Weltindustrieausstellung) zu einem freundlichen Wetteifer des Gewerbfleißes zu vereinigen, auch die Menschen auf dem höheren Boden des ächten Christenthums einander nahe zu bringen und Frieden und Wohlwollen auf Erden zu fördern; mit andern Worten: alle jetzt getrennten Konfessionen in dieser neuen Kirche zu vereinigen. Ueber S. und seine Lehre vgl. Oettinger, S.s irdische und himmlische Philosophie, Frankf. u. Leipz. 1765; Görres, S., seine Visionen und sein Verhältniß zur Kirche, Straßb. 1827; G. Vorherr, Geist der Lehre S.s, aus dessen Schriften, München 1832; Seuffert, Grundzüge des christlichen Glaubens, nach dem Lehrbegriffe der neuen Kirche, Schweinf. 1833.

Swendborg, Stadt, s. v. a. Svendborg.

Swerige, schwedischer Name von Schweden.

Swiäshsk, Kreisstadt im asiatisch-russischen Gouvernement Kasan, ward erst 1551 angelegt, liegt auf einem Berge am Ufer der Swiaga, hat 6 steinerne Kirchen, darunter eine vom Czar Iwan Wassiljewitsch II. erbaute Kathedrale, ein Mönchskloster, ein 1605 erbautes Nonnenkloster und mehre steinerne Privatgebäude. Die 6000 Einwohner, meist Tataren, beschäftigen sich hauptsächlich mit Ackerbau und Fischfang.

Swieten, 1) Gerard, Freiherr van, berühmter Arzt, geboren zu Leyden am 7. Mai 1700, studirte unter Boerhaave daselbst neben Medicin vorzüglich Chemie und Pharmacie, prakticirte darauf eine Zeitlang zu Leyden und ward Professor der Medicin an der Universität daselbst, von welcher Stelle ihn aber seine Feinde, unter dem Vorwande, daß er Katholik sey, zu entfernen wußten. Er ward darauf 1745 von der Kaiserin Maria Theresia als Leibarzt nach Wien berufen, nach und nach zum Vorsteher der kaiserlich königlichen Bibliothek, Präsidenten der medicinischen Fakultät, Direktor des Medicinalwesens in der Monarchie ernannt. Er stiftete eine klinische Lehranstalt an der Universität, zu deren Leitung er den berühmten de Haen berief, öffnete die Bibliothek dem allgemeinen Gebrauche u. beschützte überhaupt die Wissenschaften und ihre Verehrer; nur gegen die Werke der französischen Philosophen war er unerbittlich streng. Er † am 18. Juni 1772 zu Schönbrunn. Als Schriftsteller hat er sich durch seine „Commentaria in H. Boerhaavii Aphorismos de cognoscendis et curandis morbis" (Leyden 1741—92, 5 Bde., neue Ausg., Tüb. 1790, 8 Bde.) ausgezeichnet.

2) Gottfried, Freiherr van S., Sohn des Vorigen, geboren 1733, wurde des Vaters Nachfolger als Vorsteher der kaiserlichen Bibliothek u.

† zu Wien 1803. Er war ein vertrauter Freund Haydns und Mozarts, brachte in Wien die Werke Händels u. Bachs zur Aufführung und vereinigte zu diesem Behufe den hohen Adel in eine musikalische Gesellschaft. Für Haydn bearbeitete er „Die Schöpfung" nach einem englischen Texte; auch verfaßte er den Text zu den „Jahreszeiten".

Swift, Jonathan, der berühmteste politische Satyriker der Engländer, geboren zu Dublin den 30. Nov. 1667, bezog, schon vor seiner Geburt vaterlos geworden, 15 Jahre alt das Trinity-college zu Dublin. Da er an den syllogistischen Spitzfindigkeiten, die man dort zu jener Zeit als die Summe aller Wissenschaft lehrte, kein Gefallen fand, so erlangte er nach 5 Jahren nur mit Mühe den Grad eines Baccalaureus. Im J. 1688 fand er im Hause Sir William Temple's, eines Verwandten seiner Mutter, Aufnahme und ward von demselben dem König Wilhelm empfohlen, der ihn zum Rittmeister machen wollte. Diese Stelle sagte S. indessen nicht zu, und da Temple ihn auf andere Weise nicht sogleich versorgen konnte, ging er, nachdem er vorher zu Oxford die Magisterwürde erlangt, nach Irland. Dort nahm er die Priesterweihen und erhielt eine Pfarrerstelle zu Kilroot in der Diöces Connor, der er jedoch bald wieder entsagte, um der Einladung Sir William Temple's zu folgen, der, alt und gebrechlich, nach S.s Gesellschaft Verlangen trug. Nach dessen Tode ging er als Kaplan des Lords Berkeley wieder nach Irland, wo er mehre Pfründen erhielt, die ein Einkommen von 200 Pfd. Sterling gewährten. Im Jahre 1701 wurde er Doktor und trat als politischer Schriftsteller auf mit dem Pamphlet „A discourse of the contests and dissensions between the nobles and commons of Athen and Rome". Im Jahre 1704 veröffentlichte er darauf anonym sein „Märchen von der Tonne" („Tale of a tub"), eines der geistreichsten, aber auch zugleich kühnsten Bücher, welche bisher über Religionsstreitigkeiten erschienen waren. Der Leichtsinn und Uebermuth, mit welchem religiöse Meinungen darin behandelt waren, erweckten ihm aber Feinde unter allen Parteien und wurden ihm zum unübersteiglichen Hinderniß, den höchsten Grad der geistlichen Würde zu erlangen. Bisher Freund der Whigs, gab er deren Sache auf, als der Administrationswechsel 1710 Statt fand, durch welchen Harley u. St. John, anstatt Godolphin und Somers, ans Ruder kamen. S. nahm sich nun der Sache der Tories eifrigst an und kämpfte für sie in den letzten 4 Jahren der Regierung der Königin Anna. Als Waffe diente ihm vorzüglich die berühmte Zeitschrift „Examiner", von welcher er 33 Blätter schrieb, das erste am 10. Nov. 1711. Obschon ganz vertieft in Politik, vernachlässigte er trotzdem auch die übrige Literatur nicht. So veröffentlichte er 1711 unter Anderm das Werkchen „Proposal for correcting improving and ascertaining the English Tonque", ein Vorschlag zur Feststellung und Sicherung der Reinheit der englischen Sprache. Im J. 1712 erschien von ihm „The conduct of the Allies", später seine „Reflexions on the barrier Treaty", worin er die Nation zum Frieden zu bewegen suchte. Nach dem Tode der Königin Anna 1714 theilte S. in vollem Maße den Haß, welchen die siegreichen Whigs gegen die Anführer der vernichteten Tories hegten. Er ging nach Irland, wo er schon 1713 das Dekanat zu St. Patrick erhalten hatte. Im J. 1716 ließ er sich heimlich mit Miß Esther Johnson, der berühmten „Stella", mit der er schon seit 1701 in vertrautem Verhältnisse gelebt hatte, trauen, setzte aber dabei noch ein anderes Liebesverhältniß mit Miß van Homrigh, die er als „Vanessa" in einem Gedicht feierte, fort. Dieselbe bot ihm Herz und Hand an und starb aus Gram, als sie seine heimliche Ehe erfuhr. Seine „Proposal for the Universal Use of Irish Manufactures", eine Flugschrift, worin den Irländern der Gebrauch ihrer Manufakturwaaren empfohlen wurde, erweckte den höchsten Unwillen des Ministeriums, erwarb ihm aber die Gunst des Publikums. Als Wood 1723 mit seinen Kupfermünzen sein Unwesen trieb, schrieb er unter dem Namen M. B. Drapier eine Reihe von Briefen, worin er die Thorheit zeigte, Gold und Silber hinzugeben für Münzen, die nicht ein Drittel ihres Nennwerthes enthielten. Sofort ward gegen den Drucker eine Untersuchung eingeleitet, und Lord Carteret, damals Lordlieutenant, erließ eine Proklamation, worin für die Entdeckung des Verfassers des vierten Briefes eine Belohnung von 300 Pfund ausgesetzt war. Von dieser Zeit an wurde S. vom Volke als der Kämpfer, der Schutzherr und der Lehrer Irlands angesehen; und sein Einfluß wie sein Rang setzten ihn in den Stand, der ganzen Macht der irländischen Regierung öfters die Spitze zu bieten und sie zu beherrschen. Im Verein mit Pope ließ er 1727 3 Bände „Miscellanies" erscheinen und beschenkte noch in demselben Jahre die Welt mit seinen „Gullivers Travels", einer trefflichen politischen Satyre und dem vollendetsten aller seiner Produkte. Seiner Gattin 1728 durch den Tod beraubt, suchte er sich zu zerstreuen, indem er seine Feder zu politischen Gegenständen, öfter noch zu Familiengemälden benutzte und immer eine reiche Ader von Witz und Laune entfaltete. Mitunter zeigt er sich als zierlicher Lobredner, öfter als beißender Satyriker, hin und wieder auch roh und unzart, sowohl im Ausdruck als im Gedanken. Im J. 1726 nahmen seine Geisteskräfte merklich ab, und zuletzt versank er in völligen Stumpfsinn. Er † den 18. Okt. 1745 und ward in der Kathedrale von St. Patrick begraben. Seine „History of the four last years of Queen Anne" erschienen erst nach seinem Tode. Seine Werke wurden herausgegeben von Hawkesworth (London 1755, 14 Bde.), Sheridan (das. 1784, 17 Bde.) und Walter Scott mit trefflicher Biographie (das. 1814, 19 Bde.). Vgl. Sheridan, The life of S., Dublin 1787, deutsch von P. A. Freiin von Knigge, Hannover 1795; Letters, written by J. S. and several of his friends, London 1766, 3 Thle.

Swinden, Jan Hendrik van, berühmter Mathematiker, am 8. Juni 1746 im Haag geboren, studirte zu Leyden Philosophie, Mathematik und Naturgeschichte und ward 1769 Professor der spekulativen Philosophie und der Naturwissenschaften zu Franecker. Mit Eifer widmete er sich hier den Untersuchungen über Elektricität und Magnetismus und trat mit den berühmtesten

Mathematikern und Physikern Europa's in Verbindung. Im Jahre 1785 ward er als Professor der Philosophie, Mathematik, Physik und Astronomie an das Athenäum zu Amsterdam berufen, wo er 1787 Mitglied der Kommission zur Berathung über das Seewesen und 1797 Präsident der neuerrichteten Medicinalkommission ward. Im Jahre 1798 nahm er in Paris an den Berathungen über die Einführung eines neuen Maß- und Gewichtssystems Antheil und trug viel zur Einführung des Decimalsystems in den Niederlanden bei. Darauf ward er Mitglied des Vollziehungsdirektoriums der batavischen Republik, ward später fast zu allen Kommissionen zugezogen u. 1817 zum Staatsrathe im außerordentlichen Dienste ernannt. Als Mitglied des Comité central van den Waterstaat erwarb er sich große Verdienste; die Navigationsschule und das Blindeninstitut zu Amsterdam verdanken ihm ihre zweckmäßige Einrichtung. Er † den 9. März 1823. Seine Abhandlungen über die Magnetnadel, das Nordlicht, das Thermometer, die Elektricität &c. sind noch jetzt von Werth, und als klassisch anerkannt ist sein Werk „Verhandeling over volmaakte maten en gewichten" (Amsterdam 1802, 2 Bde.).

Swine, einer von den 3 Ausflüssen des stettiner Haffs, in der preußischen Provinz Pommern, Regierungsbezirk Stettin, Kreis Usedom-Wollin, geht bei dem Dorfe Lebbin aus dem Haff, trennt die Inseln Usedom und Wollin, fließt bei der Stadt Swinemünde, woselbst sie den Hafen der Stadt bildet, vorbei und in die Ostsee.

Swinemünde, Stadt in der preußischen Provinz Pommern, Regierungsbezirk Stettin, Kreis Usedom, an der Mündung der Swine in die Ostsee, mit Land- und Stadtgericht, Hauptzollamt, einer Schifffahrtskommission, einem Wasser- und Hafenbauinspektorat, einer Lootsenzunft, Schiffbauwerfte, Seehandel, gutem, seit 1848 befestigtem Hafen und 4050 Einw. Das dortige Seebad ist nächst Dobberan das besuchteste Ostseebad u. hat treffliche Badeeinrichtungen. S. steht mit Stettin, sowie mit Rügen und Kopenhagen in regelmäßiger Dampfschifffahrtsverbindung und hatte 1851 18 eigene Handelsschiffe von 4530 Tonnen Gehalt.

Swir (Swire), Fluß im europäisch-russischen Gouvernement Olonetz, entsteht nordwestlich aus dem Onegasee, fließt südwestlich und östlich in den Ladogasee und gehört zu dem großen Wassersystem, welches die Ostsee mit der Wolga u. dem kaspischen Meere verbindet. Der Swirkanal führt aus dem S. in den Fluß Säß und dient zu Vermeidung der gefährlichen Fahrt aus der Mündung des S. in die der Säß auf dem Ladogasee.

Swoboda, Wenzel Aloys, böhmischer Dichter und Schriftsteller, geboren den 8. Dec. 1781 zu Nawanow, studirte zu Prag und ward später Professor am kleinseitner Gymnasium daselbst, † den 8. Januar 1840. Er übersetzte die Dramen des Seneca (Bd. 1, Prag 1817) und die „Königinhofer Handschrift" (das. 1829) ins Deutsche und veröffentlichte ferner: „Muster redender Künste aus römischen Klassikern" (das. 1820—29, 3 Thle.), „Allgemeine Theorie der Tonkunst" (das. 1826) u. „Harmonielehre" (das. 1828). Außerdem lieferte er viele Erzählungen und Gedichte in böhmischer u. deutscher Sprache in Zeitschriften und Taschenbücher.

Syagrius, letzter römischer Herrscher in Gallien, Sohn des Aegidius, der anfangs Statthalter, seit dem Tode des Kaisers Majorianus 461 aber unabhängiger Beherrscher eines Landstrichs im nordwestlichen Gallien mit der Hauptstadt Soissons gewesen war, erbte nach des Vaters Tode jenes Gebiet als Patrimonialgut, erweiterte dasselbe und beherrschte es 10 Jahre, bis er 486 von dem Frankenkönig Chlodwig bekriegt und geschlagen ward. Er floh nach Toulouse zu Alarich, König der Westgothen, dieser aber lieferte ihn an Chlodwig aus, der ihn hinrichten ließ.

Sybaris, berühmte, von Achäern und Trözenern um 720 v. Chr. gegründete und nach der gleichnamigen Quelle in Achaja benannte griechische Pflanzstadt, an der Küste Lukaniens unweit der Grenze von Bruttium, an einem gleichnamigen Flüßchen zwischen diesem und dem Crathis, gelangte durch ihren blühenden Handel bald zu bedeutender Macht und Größe. Zu ihrem Gebiete gehörten zur Zeit ihrer Blüthe 25 Städte, so daß sie gegen die Crotoniaten 300,000 Mann ins Feld stellen konnte. Die Zahl ihrer Bürger soll 100,000 betragen haben. In Folge ihres großen Reichthums aber ergaben sich die Sybariten einem so üppigen und weichlichen Leben, daß das Sybaritenleben sprüchwörtlich wurde. Nachdem die Stadt 510 v. Chr. von den Crotoniaten zerstört worden war, legten 443 v. Chr. die Reste der vertriebenen Sybariten, durch neue Kolonisten aus Griechenland verstärkt, in der Nähe der zerstörten Stadt eine neue an, die sie nach der nahen Quelle Thurias Thurii oder Thurium nannten. Auch diese gelangte unter einer von Charondas eingerichteten demokratischen Verfassung schnell zu großer Blüthe. Im Samniterkriege nahm sie 284 v. Chr. eine römische Besatzung auf, fiel aber dann zu Hannibal ab, der die Stadt gleichwohl 204 v. Chr. plündern und 3500 Einwohner nach Croton abführen ließ. Später erscheint sie als Municipium. Im 6. Jahrhundert war sie nur noch eine offene Stadt. Geringe Ueberreste finden sich nordöstlich vom heutigen Terra nuova.

Sydenham, Thomas, berühmter Arzt, geboren 1625 zu Winford-Eagle in Dorsetshire in England, studirte seit 1642 in Oxford u. London, wo er auf den Rath des Arztes Thomas Core Medicin zu studiren sich entschloß. Er ließ sich später in London als praktischer Arzt nieder und kam durch glückliche Kurren in großen Ruf. Großes Verdienst erwarb er sich durch erfolgreiche Behandlung der Pocken und der 1655 und 1656 England heimsuchenden Pest. Seine Erfolge gründeten sich hauptsächlich auf seine unbefangene und aufmerksame Beobachtung der Natur. Er † den 29. Dec. 1689. Von seinen Schriften sind besonders seine „Observationes medicae circa morborum acutorum historiam et curationem" (London 1675) und sein „Tractatus de podagra et hydrope" (das. 1683) hervorzuheben. Gesammelt erschienen seine „Opera omnia" London 1685, dann in vielen Ausgaben, zuletzt von K. G. Kühn (Leipzig 1827) u. in deutscher Uebersetzung von Mastalier (Wien 1786—87, 2 Bde.). Vgl. Jahn, S., Eisenach 1840.

Sydenham, südliche Vorstadt von London, berühmt durch den 1852—54 daselbst wiederaufgerichteten Glaspalast, der 1851 für die Weltindustrieausstellung im Hydepark erbaut worden war. Dieser neue „Krystallpalast" steht auf einem Hügel an der London-Brighton-Eisenbahn und ist von reizenden Parkanlagen mit Terrassen, Seen und Inseln umgeben. Das Schiff des Gebäudes ist gewölbt und hat 3 Transsepte, wovon der Haupttranssept 194 F. hoch und 120 F. breit ist. Der räumliche Inhalt des Ganzen beträgt 40 Millionen Kubikfuß. Im Innern sind Kunst, Wissenschaft, Industrie und Kultur aller Zeiten und Zonen in großartigster Weise vertreten. Links am Hauptschiffe ziehen sich historische Kunsthallen hin, welche die treuesten Kopien von ägyptischen, assyrischen, griechischen, römischen, byzantinischen, maurischen, mittelalterlichen, italienischen, Renaissance- und neueren Bauten und Bildwerken, sowie von den berühmtesten Skulpturen alter und neuer Zeit und eine reiche Sammlung von Porträten berühmter Männer aller Zeiten in Gypsabgüssen enthalten. Rechts ziehen die der Industrie gewidmeten Hallen hin, architektonisch in verschiedenen Stylen formirte Räume zu Ausstellung und Verkauf von Birmingham-, Sheffield-, Baumwollen-, Wollen- und Seidenwaaren, Meubles, Schreibmaterialien ꝛc. Außerdem sind auf den Gallerien, deren es im Haupttranssept fünf übereinander gibt, noch 140,000 □Fuß zum „Völkerbazar" der „Weltmesse" vermiethet worden. Im gewölbten, 1608 F. langen Hauptschiff sind botanische, zoologische und ethnographische Gruppen vertheilt, welche die verschiedenen Zonen, Klimate, Völker und Racen repräsentiren. Namentlich ist hier auch das geologische und geognostische Fach, sowohl wissenschaftlich als praktisch in Hinsicht auf Bergbau ꝛc., in interessantester und instruktivster Weise vertreten. Die nöthige Wärme, insbesondere für die Gewächse, wird aus dem Partontunnel mittelst eines 50 englische Meilen langen Röhrensystems im ganzen Gebäude verbreitet. Im Haupttranssept springt eine große Fontaine inmitten einer reichen Blumenwelt und der schönsten Kolossalstatuen, worunter die berühmten Sonnenrosse des Praxiteles aus dem Vatikan ꝛc.; den nördlichen Transsept aber füllen zwei ungeheure Memnonsstatuen von 90 F. Höhe und 12 kolossale Sphinxe, 20 F. und 10 F. hoch. Durch das Hauptschiff hin winden sich riesige Schlingpflanzen an Säulen empor, u. überall erheben Palmen ihre reichen Kronen, während die Zwischenräume von einer Menge Reiterstatuen, Gruppen und Büsten ausgefüllt werden. An beiden Enden befinden sich große Flügel, welche in Glasthürme für die Wasserkünste und den sich selbst verzehrenden Rauch endigen. S. selbst ist in Folge des starken Besuchs des Palastes eine schöne Stadt mit Villen, Tavernen und Hotels geworden.

Syene, s. Assuan.

Syenit (auch Sinait und Granitell), krystallinisch-körniges und zur Granitgruppe gehöriges Massengestein, dessen Name von der Stadt Syene abgeleitet wird, obwohl dort Granit ansteht. Dagegen tritt es wirklich am Sinai auf. Die wesentlichen Gemengtheile des Gesteins sind Feldspath, Oligoklas, Hornblende, Magnesiaglimmer und Quarz; unwesentliche Gemengtheile Titanit, Apatit, Magneteisenerz, Schwefelkies, Zirkon, Nephelin, Polymignit, Pyrochlor ꝛc. Der S. kommt großkörnig vor, ist es jedoch meist in geringerem Maße als der Granit. Er ist theils gleichmäßig-, theils porphyrartig-körnig (Syenitporphyr) und wird letzteres in ähnlicher Weise wie der Granit. Die angegebenen wesentlichen Gemengtheile kommen übrigens nicht in allen Abänderungen vor. Das Gestein tritt fast immer massig auf und zeigt nur selten eine undeutlich schieferige Textur. In diesem Falle heißt der Feldspathsyenit Syenitschiefer, der Syenitgranit Syenitgneis. Die äußere Form, in welcher der S. auftritt, hat große Aehnlichkeit mit jener des Granits, nur sind die Syenitfelsen scharfkantiger, die Blöcke unregelmäßiger, weniger polster- als wollsackartig. Die bedeutendste Anhäufung solcher Blöcke findet sich im Felsmeere des Odenwaldes, wo auch die bekannte, aus S. gearbeitete Riesensäule liegt. Die Verwitterung des S.s nimmt ihren Fortgang in ähnlicher Weise wie die des Granits, und die Fruchtbarkeit des Syenitbodens entspricht im Allgemeinen ebenfalls jener des Granitbodens. In bergmännischer Beziehung ist der S. von geringerer Bedeutung, da er nur selten von Erzgängen durchsetzt ist, wie in Ungarn und zu Esmanja und Quebraloma in Mexiko von silberführenden, zu Santa Rosa de los Osos von goldführenden Brauneisensteingängen. Sonst finden sich noch Blende, Bleiglanz, Fahlerz, Zinnerz, wohl auch Platin. Namentlich die Alten haben den S. nicht selten verarbeitet. Ein großer Theil der zahlreichen Monumente Oberägyptens, die große Säule in Alexandria ꝛc. sind aus S. gehauen. Das Gestein, das zwar auch oft in ausgedehnten Gebieten, nie aber in so großen wie der Granit erscheint, findet sich mit Sicherheit im plauenschen Grunde, bei Meißen auf beiden Elbufern, bei Geising, bei Altenberg, im Riesen- und Isergebirge (Buschvorwerk, Krummhübel, Seidorf, Polaun), im Odenwald, in den Vogesen, im südlichen Norwegen und bei Christiania, am Sinai; außerdem noch im Fichtelgebirge und andern schon oben genannten Punkten, auch in Neuholland, Grönland und Labrador.

Sygambri, s. Cambri.

Sykomore, s. v. a. gemeiner Ahorn, Acer Pseudoplatanus *L.*; auch s. v. a. Maulbeerfeigenbaum, s. Feige.

Sykophanten (griech.), in Athen Diejenigen, welche ein Gewerbe daraus machten, um schnöden Gewinns willen als Ankläger aufzutreten und durch Androhung von Klagen, Verleumdungen und Chikanen aller Art die Begüterten, die oft nur durch freiwillige Opfer oder mit denselben Waffen dieses Gezüchts sich erwehren konnten, zu brandschatzen. Der Ursprung der Benennung ist dunkel. Es wird erzählt, daß einst zur Zeit einer Hungersnoth die heiligen Feigenbäume geplündert und davon die Angeber der Verbrecher S. genannt worden seyen.

Sylbe (v. Griech., lat. syllaba, Silbe), die Gesammtheit der Laute, welche wie mit einem Schlage, also durch gleichzeitige Bewegung der

Sprachwerkzeuge hervorgebracht werden. S.n können ein- und mehrlautig seyn. Durch die Zusammenstellung der S.n entstehen Wörter, welche man daher nach der Zahl ihrer S.n, aus denen sie zusammengesetzt sind, in ein- und mehrsylbige eintheilt. Besteht eine S. aus Einem Laute, so muß dieser ein Stimmlaut seyn. Besteht sie, wie z. B. Rad, Hund, hat, mit ꝛc., aus mehren Lauten, so heißt der, mit welchem sie beginnt, Anlaut, der aber, mit dem sie endet, Auslaut. Man unterscheidet *Stammsylben*, in denen der Begriff des Wortes liegt und welche daher auch allein stehend gebraucht werden können, und *Nebensylben*, welche nicht den Inhalt oder Begriff des Wortes ausmachen und daher nie allein stehen. Stehen sie vor der Stammsylbe, so heißen sie *Vor-*, im entgegengesetzten Falle *Nachsylben* oder *Endungen*. Diese Endungen sind entweder *Ableitungsendungen*, durch welche von Begriffswörtern andere Begriffswörter gebildet werden, oder *Biegungsendungen*, durch welche die Beziehungen der Begriffe, als Zahl, Person, Zeit, Aussageweise ꝛc., bezeichnet werden, oder *unbedeutsame Endungen*, die keine bestimmte Bedeutung haben. Ganz oder volltönig sind die Stammsylben, halbtönig die meisten Formwörter und die Ableitungsendungen haft. heit, keit, schaft, ling, bar, thum, tonlos die Biegungsendungen und einige Formwörter. In Bezug auf die Zeitdauer, welche zum Aussprechen einer S. erfordert (Quantität) wird, theilt man sie in *lange* und *kurze*, doch gibt es auch solche, deren Quantität nicht fest bestimmt ist, sondern nach verschiedenen Rücksichten verschieden seyn kann. *Sylbenmaß* ist die Bestimmung der Sylben nach ihrer Quantität und die darauf sich gründende Anordnung derselben zu Versfüßen und dieser zu Versen, s. *Metrik*.

Sylbenräthsel, s. v. a. Charade, vergl. *Räthsel*.

Syllabarium (lat.), ABCbuch.

Syllabirmethode, s. v. a. Buchstabirmethode, s. *Buchstabiren*.

Syllepsis (griech.), grammatisch-syntaktische Figur, durch welche ein Attribut oder Prädikat auf zwei oder mehre Subjekte bezogen wird, die in Bezug auf Person, Numerus und Genus verschieden sind.

Syllogismus, s. v. a. Schluß; *Syllogistik*, die Lehre von den Schlüssen, der wichtigste Theil der Logik.

Sylphen (*Sylvani*), im polytheistisch-pantheistischen System des Paracelsus Elementargeister, deren Wohnort die Luft war und die zum Dienst der Menschen bereit waren. Ein solcher war Oberon (s. d.). *Sylphiden* heißen die weiblichen Luftgeister.

Sylt, dänisch-schleswigsche Insel, deren Westküste zu Jütland gehört, 4 Meilen lang, $\frac{1}{4}$—$\frac{1}{2}$ Meile breit, niedrig und sumpfig, holz- und quellenlos, mit $1\frac{3}{4}$ □Meilen Fläche und 2820 Einwohnern, die Schifffahrt, Fischerei und Austernfang treiben. Neuerlich sind daselbst Seebäder eingerichtet worden.

Sylva, s. v. a. Silva.

Sylvanerz, s. v. a. Weißtellur (s. d.).

Sylvius, s. *Boë*.

Symbol (v. Griech., lat. symbolum), überhaupt Verbindung, besonders eine solche, die man durch ein sichtbares Zeichen bekräftigt; Gesetz, das sich verbindende Staaten zusammen gaben, Bundesakte; Unterpfand bei jeder Art von Kauf oder Kontrakt; Marke, die man statt eines Beitrags zu Etwas gab, z. B. im Schauspiel, bei den gemeinschaftlichen Gastmählern; Tafel mit dem Losungswort bei den Soldaten, daher die Parole selbst und überhaupt jedes verabredete Zeichen, woran man Jemanden oder Etwas erkennt; Sinnbild als äußeres Zeichen einer Handlung oder Gesinnung; daher Denkspruch als Norm des eigenen Verhaltens; Zeichen oder Wort, welches die Wahrheit einer Aussage oder Lehre bestätigt und mit einem Male volle Ueberzeugung gibt; für den Geheimdienst gewähltes höheres Sinnbild im heidnischen Kultus, besonders Formel und Merkwort, woran sich die in die Mysterien Eingeweihten erkannten; daher in der christlichen Kirche s. v. a. Sakrament und insbesondere die sinnlichen Zeichen, welche bei den Sakramenten gebraucht werden (Wasser, Brod, Wein); endlich Glaubensbekenntniß, als Erkennungszeichen der zu einer Kirche oder Religionspartei Gehörigen, s. *Symbolische Bücher*.

Symbolik (v. Griech.), Lehre von den religiösen Symbolen der alten Völker. Während die Mythologie Thaten erzählt, wodurch sich die göttlichen Wesen in ihrer Kraft und Eigenthümlichkeit geoffenbart haben, stellt die S. Gegenstände dar, durch welche jene Thaten, mit ihnen in einen Zusammenhang gesetzt, dem Sinn veranschaulicht werden. Je nach den verschiedenen äußern, sichtbaren Zeichen, an welche sich geistige Regungen, Gefühle und Gedanken knüpften und durch sie ausgesprochen werden sollten, ist die S. entweder *Kultsymbolik*, welche die äußeren Handlungen darstellt, in sofern sie die Gefühle gegen das Göttliche sichtbar darstellen (Kultus), oder *Festsymbolik*, welche die einzelnen Zeichen, Gebräuche ꝛc., die in Beziehung auf die verschiedenen Eigenschaften und Kräfte der an diesen Festen verehrten Götter standen, nachweist und erklärt, oder *Thiersymbolik*, welche theils den Ursprung und den Sinn der Heiligung gewisser Thiere verschiedenen Göttern zeigt, theils auch die Darstellung mancher Götter in Thiergestalt nachweist. Gewöhnlich wird die S. nicht von der Mythologie getrennt. Dann versteht man unter S. oder *symbolischer Theologie* denjenigen Theil der theologischen Gesammtwissenschaft, welche sich mit den kirchlichen Bekenntnißschriften beschäftigt. Im weiteren Sinne begreift sie in sich die Wissenschaft von der Entstehung, der Natur und dem Inhalt aller der öffentlichen Bekenntnisse, in welche die Kirche die Summe ihrer Lehren niedergelegt und die sie als das Panier ihres Glaubens zu einer gewissen Zeit und unter bestimmten Formen aufgestellt hat. Im engeren Sinne versteht man darunter die Kenntniß der Unterscheidungslehren, welche (besonders seit der Reformation) die verschiedenen Kirchenparteien dogmatisch von einander trennen, wobei namentlich der Gegensatz zwischen Katholicismus und Prote-

stantismus in Betracht kommt. Je nachdem bei der Aufstellung und Beleuchtung dieser Gegensätze das rein historische oder das dogmatisch-polemische Interesse vorwaltet, ist die S. entweder ein integrirender Theil der Dogmengeschichte, oder sie fällt zusammen mit der komparativen Dogmatik und der Polemik. Vergl. Marheineke, Christliche Symbolik, Heidelberg 1810 bis 1814, 3 Bde.; Derselbe, Institutiones symbolicae, Berl. 1812, 3. Aufl. 1830; Winer, Komparative Darstellung des Lehrbegriffs der verschiedenen christlichen Kirchenparteien, Leipzig 1824, 2. Aufl. 1837; Köllner, S. aller christlichen Konfessionen, Hamb. 1837—40, 2 Bde.; Möhler, S., Mainz 1832, 6. Aufl. 1844.

Symbolische Bücher, Schriften, durch welche eine Kirche das Wesen des von ihr anerkannten und in ihr als Kirche geltenden religiösen Glaubens entweder schlechthin, oder im Gegensatze gegen die urkundlichen Lehren anderer Kirchen bezeugen will. Sehr früh fing die christliche Kirche an, für den Zweck, die Kirche den Heiden annehmbar zu machen, ihre Lehren und Gebräuche mit den Lehren und Gebräuchen des Heidenthums zu vergleichen. Der Zweck war, den Heiden zu zeigen, daß sie, indem sie das Christenthum annähmen und das Heidenthum aufgäben, nichts verlören, vielmehr etwas Besseres erhielten, als was sie besessen. Nun aber war die Achtung der Mysterien in eben dem Grade gestiegen, als der öffentliche Kultus gesunken war. Ein solches Mysterium war die Taufe. Die Taufe galt als der Akt der Einweihung in die geheime Verfassung Gottes; das Taufbekenntniß ließ sich daher sehr leicht vergleichen mit dem heiligen Werke Dessen, der in die Mysterien aufgenommen werden sollte. Da man nun die Taufe mysterium nannte, so lag es sehr nahe, das Taufbekenntniß, welches das Ganze aufschloß, symbolum zu nennen. Diesen Namen behielt daher das sogenannte apostolische Glaubensbekenntniß lange Zeit ganz allein. Der Zweck symbolischer Schriften ist aber ein zweifacher; es will nämlich durch diese eine kirchliche Gemeinschaft auf der einen Seite ihren eigenen Gliedern nützen, auf der andern Seite den Gegnern gegenüber sich rechtfertigen oder den Sieg davontragen. Ihren Gliedern gegenüber will sich die Kirche durch das Mittel des Symbols besonders über sich selbst erklären, will ein in Wort und Schrift gefaßtes Bewußtseyn ihrer selbst gewinnen, damit jeder ihrer Angehörigen sich unterrichten könne, was die Gemeinschaft, der er angehört, glaubt, hofft und anstrebt, und was sie verabscheut und verbietet; daß also ein Jeder Veranlassung erhalte, sich der Gemeinschaft innig anzuschließen und zu meiden, was ihn in Gegensatz mit der eigenen Kirche bringt. Der Zweck in dieser Beziehung ist also ein normativer Zweck. Auch den außerhalb Stehenden gegenüber ist der Zweck ein zweifacher, nämlich einmal: Dasjenige, was die Kirche selbst als neben oder an sich selbst, oder aus einer angenommenen Grundlage richtig abgeleitet, zu erweisen, also zu rechtfertigen, sodann sich über die Gründe zu erklären, weshalb sie mit der andern Kirche nicht übereinzustimmen im Stande sey. Daher hat jedes Symbol, das im Gegensatze zu einer andern kirchlichen Gemeinschaft zur Entstehung kommt, neben dem didaktischen stets auch einen polemischen Inhalt. Ueber die s.n B. der verschiedenen christlichen Religionsparteien s. Glaubensbekenntniß. Die Verpflichtung der evangelischen Geistlichen auf die s.n B. hat in der neueren Zeit heftige Debatten veranlaßt. Die Aufhebung dieser Verpflichtung war schon zu Anfang des 18. Jahrhunderts zu Genf geschehen. In Deutschland aber gab erst die Union der beiden protestantischen Kirchen Veranlassung dazu, und zwar geschah es auch nur in Baden, Nassau und Rheinbayern, daß die Geistlichen bloß auf die Lehre der heiligen Schrift verpflichtet wurden, während in Preußen und Rheinhessen die beiderseitigen Symbole in Geltung blieben, außer der Abendmahls- und in ersterem Lande der Prädestinationslehre. Neue Versuche, die Geistlichen und Lehrer zu nöthigen, sich streng an Lehre und Wort der s.n B. zu halten (Symbolzwang), wurden in neuester Zeit von der Partei gemacht, die in der evangelischen Kirchenzeitung von Hengstenberg vertreten ist. Dergleichen Versuche geschahen 1835 in Preußen bei der Predigerwahl in Schwelm, wo die symbolische Partei die von dem größeren Theil der Wähler auf einen Prediger freierer Richtung gefallene Wahl zu vereiteln wußte. Mehr Theilnahme wurde der Symbolsache von Seiten der Regierung in neuester Zeit, wo sich die pietistische Partei mit den Symbololatren vereinigt hat, geschenkt bei dem Streite über die Anbetung Jesu in Magdeburg 1838, und Sintenis, weil er im Widerspruch mit den Symbolen sey, mit Absetzung bedroht, ja der Divisionsprediger Rupp in Königsberg, weil er sich auf der Kanzel vom athanasianischen Symbol losgesagt, 1845 von seiner Predigerstelle suspendirt. Mit Energie wurden die Symbole in Bayern von dem protestantischen Oberkonsistorium in München aufrecht erhalten. Die Manifestationen begannen dort 1838 mit Kritiken gegen die rheinbayerische Unionsurkunde und besonders die durch Rust ausgeführten Befehle, streng bei den Lehren der beiderseitigen Symbole zu bleiben, ausgenommen den widerstreitenden. Dann folgten 1839 Befehle, nur Geistliche anzustellen, die aus Ueberzeugung den Lehren der Symbole zugethan wären und sie bekennten, endlich die Absetzung solcher, welche dieser Richtung nicht folgten, bis sie zu dieser Ueberzeugung gekommen wären. Auch in Hamburg wurde die Frage über die Geltung der Symbole 1839 angeregt, und die dortige Geistlichkeit sprach sich in verschiedenen Richtungen aus (für die Auktorität der Symbole z. B. Strauch, Rautenberg, Mummsen, gegen dieselbe Alt und Schmalz). In Kurhessen wurde 1838 dem Oberkonsistorium in Marburg beim Ministerium eine Formel des veränderten Diensteides der Geistlichen eingegeben, des Inhalts, daß die christliche Lehre nach Inhalt der heiligen Schrift und mit gewissenhafter Berücksichtigung der Bekenntnißschriften der evangelischen Kirche verkündigt werden sollte. Das Ministerium genehmigte diese Formel, dagegen

erhob sich die unter dem Ministerium Hassenpflug verstärkte Partei der Orthodoxen, und es begann ein lebhafter Kampf und Flugschriftenwechsel, in welchem auf der Seite der Symbolischen besonders Bickell, Martin, Vilmar, Kling u. A., auf der Seite der Freieren Bayrhoffer, Sternberg, Feldmann, Maurer, Kleinschmidt u. A. standen. Das Konsistorialreskript vom 13. November 1838 im Herzogthum Sachsen-Altenburg gehört nur in sofern hierher, als sich verschiedene Fakultäten deutscher Universitäten über die Geltung der Symbole aussprachen. Von vieren redete nur Berlin (unter Hengstenbergs Dekanat) dem Symbolzwang das Wort, während Jena, Göttingen, Heidelberg mildere Ansichten aussprachen. Auch im Königreich Sachsen kam es zu Differenzen über die Symbole, zuerst 1844 in Leipzig, wo lange die meisten Geistlichen die Konfirmanden statt auf das apostolische Symbol auf eine von Rosenmüller herrührende Paraphrase desselben verpflichtet hatten. Der Streit ging hier von den Geistlichen der strengeren Richtung oder mehr von denen aus, welche eine Gleichmäßigkeit im Bekenntniß wollten, und das Ministerium ließ die Sache vor der Hand auf sich beruhen. Von mehr Bedeutung wurde es, als durch das Uebergreifen der protestantischen Freunde auch nach Sachsen hier religiöse Versammlungen gehalten wurden, weßhalb die in Evangelicis beauftragten Minister unter dem 17. Juli 1845, weil sie sich durch ihren Eid für verbunden hielten, einem Beginnen entgegenzutreten, welches die Symbole in Frage stellte, jene Versammlungen verboten und zugleich die Geistlichen des Königreichs an ihren Amtseid rücksichtlich der Lehre nach den f. B.n aufs Ernstlichste ermahnten. In Lippe dagegen wollte das Konsistorium die Verpflichtung auf die augsburgische Konfession nur in soweit gelten lassen, als diese mit der heiligen Schrift übereinstimme. Das Jahr 1848 unterbrach die symbolischen Streitigkeiten auf eine Zeit lang, bis die siegende politische Reaktion auch der kirchlichen wieder das Feld öffnete.

Symbololatrie (v. Griech.), die übertriebene Verehrung von dem, was nur als Zeichen und Symbol Bedeutung hat, wie der Götter- und Heiligenbilder, besonders auch der symbolischen Bücher (s. d.).

Symmachie (v. Griech.), Schutz- und Trutzbündniß, von den griechischen Staaten unter einander geschlossen, und zwar so, daß ein mächtigerer (z. B. Athen) die Hegemonie hatte. Es waren freie Verbindungen, auf eine bestimmte Zeit eingegangen, nach deren Ablauf das Bündniß von selbst aufhörte, wenn es nicht wieder erneuert wurde.

Symmachus, 1) von Geburt ein Samaritaner, zu Ende des 2. Jahrhunderts, wurde Jude, später Christ und hielt sich zu den Ebioniten. Er verfaßte eine griechische Uebersetzung des Alten Testaments und gewann Anhänger (Symmachianer), die aber keine besondere Religionspartei bildeten.

2) Quintus Aurelius, römischer Redner und einer der letzten Vertheidiger des Heidenthums, genoß eine sorgfältige Erziehung und Bildung, trat dann in den Staatsdienst, ward 384 n. Chr. Stadtpräfekt und 391 Konsul und bewährte sich unter den schwierigsten Verhältnissen als streng rechtlicher, nur auf das Wohl des Staats Bedacht nehmender Mann. Als Redner war er selbst von christlichen Gegnern geachtet. Seine Reden sind bis auf die Bruchstücke von acht Reden auf Valentinian, Gratian &c., welche Mai (Maii. 1815, Frankf. 1816; mit einigem später Entdeckten in Mai's „Scriptorum veterum nova collectio", Bd. 1, Th. 4) herausgegeben, verloren gegangen. Vollständig sind dagegen seine Briefe in 10 Büchern erhalten, die für die Geschichte jener Zeit von großer Wichtigkeit sind. Ausgaben derselben besorgten Juratus (Paris 1580, 1604), Lectius (Genf 1587), Scioppius (Mainz 1608) und Pareus (Frankf., 3. Aufl. 1651).

3) Cölius, aus Sardinien, ward 498 an Anastasius' II. Stelle Papst. Unter ihm wurde 501 die stürmische Synode zu Palma gehalten, wo er mehrer Verbrechen angeklagt ward, in Betreff deren ihn auf dem Koncil zu Rom 503 Ennodius vertheidigte. Er † 514. Sein Nachfolger war Hormisdas.

Symmetrie (v. Griech.), das wohlgefällige Ebenmaß bei der Anordnung der Theile des Ganzen in Raum u. Zeit. S. zeigt in der anorganischen Natur die Krystallform, im Pflanzenreich namentlich die Bildung der Blüthen und Früchte, vorzugsweise aber der Thierkörper. Die Kunst erfordert von den einzelnen Theilen eines Ganzen, daß diese nach den allgemeinen ästhetischen Ideen gebildet seyn müssen, wenn durch ihre symmetrische Anordnung ein wohlgefälliges Ganzes entstehen soll, da die bloß gleichmäßige oder ähnliche Anordnung allein das Schöne nicht hervorbringen kann. Die S. der schönen Theile aber fordert als nothwendige Bedingung einen Mittelpunkt in Raum oder Zeit, von dem aus das Oben und Unten, die Seiten der Breite und die Tiefe, wie das Fortschreiten in der Zeit, nach idealer oder wirklicher Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft sich bestimmen lassen. Sie fordert ferner, daß von diesem Punkte aus nach allen Richtungen eine Uebereinstimmung gleichartiger Theile in der Anordnung und Stellung Statt finde, wie einfach oder mannichfaltig auch die Masse sey. Auch sind die Fälle nicht ausgeschlossen, wo mehre Punkte, die auf einander in Beziehung stehen, die ganze Anordnung gemeinschaftlich beherrschen und durch ihre Lage gegenseitig bestimmen, wie die beiden Brennpunkte der Ellipse. Demgemäß ist die S. eine aus der Idee des Einklangs abgeleitete Idee, deren Nebenbestimmungen von der Anwendung auf Raum und Zeit hergenommen sind. Da aber der Einklang völlig gleicher Elemente, die sich hier nur nach Raum oder Zeit unterscheiden würden, dem ästhetischen Urtheile wenig Befriedigung gewährt, so entsteht bei der S., wenn sie dem wirklichen Kunstwerke dienen soll, die Forderung: unter den Elementen, Orten und Zeiten nicht das völlig Gleiche, sondern nur das Gleichartige zu wählen, so daß nur die Beziehungen hinüber und herüber nicht verloren gehen, und auch die fernsten Punkte, ihrer Uebereinstimmung wegen, auf die Mitte deuten und das Ganze zusammenhalten. Die S. ist mehr eine

wohlgefällige Anordnung von außen, als von innen, welche leicht, wenn sie zu streng an ihren eigenen Gesetzen festhält, die weit tiefer begründete Anordnung der Theile, wie sie rein aus dem Innern des Kunstwerks hervordringt, stören könnte. Wo die inneren Gründe ästhetischer Anordnung wegfallen, wie fast immer in der Baukunst, gewinnt die S. mit Recht die Oberherrschaft. Auch poetische und musikalische Kunstwerke können derselben nicht entbehren, besonders beruht in den letzteren ein sehr großer Theil des Zusammenhangs auf ihr. Weil beide aber in der Zeitfolge sich ver- und entwickeln, so kann sie in ihnen nur vollständig erkannt werden, wenn die Darstellung beendigt ist, und sie wirkt während derselben undeutlich und nur auf den Zusammenhang hinweisend zur Schönheit des Ganzen mit. In der Mathematik ist S. die Uebereinstimmung der Theile eines Ganzen unter einander. Symmetrisch ist z. B. jeder Kreis, jede Ellipse, jede Parabel und Hyperbel gebildet, oder auch jedes gleichseitige Dreieck, Viereck. **Symmetrische Funktionen** mehrer unbestimmten Größen, z. B. a, b, c, sind algebraische Ausdrücke, worin jene Größen alle auf ganz gleiche Art vorkommen, so daß man sie beliebig mit einander vertauschen kann, ohne daß dadurch der Ausdruck geändert wird, z. B. $(a + b)$, $(a + c)$, $(b + c)$.

Symmikta (griech.), eigentlich Vermischtes, Titel für Sammlungen von allerhand Aufsätzen u. Abhandlungen, ähnlich den Adversarien, Kollektaneen und Miscellaneen. Zu den frühesten und bekanntesten Schriften unter diesem Titel gehören die „Symmicta" des Leo Allatius im 17. Jahrhundert.

Sympathetisch (v. Griech.), gleiche oder ähnliche Empfindungen habend oder hervorbringend; auf einen entfernten Gegenstand einen Einfluß oder Wirkung habend, ohne daß die Art, wie dies geschieht, oder das Mittel, wodurch es geschieht, leicht bemerkbar oder erklärbar wäre.

Sympathetische Kuren, diejenigen Heilungen von Krankheiten, die nicht durch die Einwirkung von Arznei- oder andern allgemein bekannten Heilmitteln, sondern durch eine geheimnißvolle Kraft solcher Körper geschehen, die mit dem Kranken bald in eine unmittelbare Berührung kommen, bald, und dies am häufigsten, auch nicht. Als die hier wirksame Kraft nahm man eine Sympathie des Menschen- oder Thierkörpers mit Geistern, Sternen, andern Menschen, Thieren, Pflanzen, Steinen an, wofür jedoch die Wissenschaft die Beweise schulbig bleibt. Die Wirksamkeit aller **sympathetischen Mittel** ist nicht nur nicht erwiesen, sondern auch im höchsten Grade unwahrscheinlich, da sie durchaus nach keinen bekannten Principien erklärt werden kann. Den meisten derselben sieht man es sogleich an, daß sie in früheren Zeiten nach gewissen, damals gültigen Voraussetzungen erdacht wurden, auf ähnliche Weise, wie auch jetzt in der Arzneikunde nach gewissen Voraussetzungen häufig Mitteln ihre Wirksamkeit noch vor gemachter oder hinlänglich erprobter Erfahrung angewiesen wird. Obgleich die Fälle nicht eben selten sind, wo sympathetische Mittel ganz fruchtlos angewandt wurden, so ist der Glaube an die Heilkraft derselben im Volke doch noch überaus verbreitet und wird durch häufige Erzählungen von gelungenen Kuren unterhalten, und allerdings geben die nicht minder unerklärbaren und wenigstens theilweise kaum wegzuleugnenden Erscheinungen des thierischen Magnetismus einen starken Vorwand für den Glauben auch an andere unbegreifliche Erscheinungen aus diesem Gebiete, so daß selbst gründliche Aerzte den s.n K. nicht alle Glaubwürdigkeit absprechen. Die meisten der sympathetischen Heilungen mögen auf Rechnung von gleichzeitig oder früher gebrauchten Mitteln oder deren Entfernung oder sonst ins Spiel kommenden Einflüssen, am häufigsten wohl aber von Aufregung des Gemüths, insbesondere der Einbildungs-, Willens- und Glaubenskraft kommen. Der feste Glaube regt die Hoffnung der ersehnten Genesung und mit dieser die Naturheilkraft an, durch welche dann die Krankheit überwunden wird, wenn dies überhaupt möglich ist. Am leichtesten wird dies bei Krankheiten geschehen, die in dem Nervensystem wurzeln, oder von dieser Seite aus leicht erregbar sind. Die Art der Ausführung s.r K. ist eine sehr verschiedene und geschieht theils durch äußere Mittel, theils durch Beachtung der Konstellationen, theils durch Handlungen, die man an gewissen Gegenständen vornimmt, um auf den entfernten Kranken dadurch zu wirken. Andere Mittel werden durch Streichen, Händeauflegen, Besprechungen und Gebete angewendet. Eine der häufigsten sympathetischen Kurmethoden ist die sogenannte **Transplantation**, durch die namentlich Muttermäler und Zahnschmerzen sollen gehoben werden können. Man geht im Frühjahr an eine Weide oder Erle, löst an der Morgenseite behutsam irgendwo die Rinde los, schneidet einen Splitter heraus, ritzt hiermit das Maal oder Zahnfleisch, so daß etwas Blut hervorkommt (auch kann man das Ritzen mit einer Nadel vornehmen und dann den Splitter blutig machen), befestigt den blutigen Splitter wieder in den Baum, legt die Rinde wieder darüber und verbindet sie. Wenn der Splitter anwächst, vergeht das Uebel; wo nicht, muß man die Kur das nächste Jahr wiederholen.

Sympathetische Dinte, s. Dinte.

Sympathie (v. Griech.), eigentlich Mitempfindung, der durch unmittelbare Gefühlswahrnehmungen oder durch Beachtung von Wirkungen erkannte, hinsichtlich seines ursächlichen Verhaltens aber nicht zu erklärende Zusammenhang, in welchem Einzelnwesen in der Natur mit einander stehen. Es gehört hierher der Zusammenhang lebender Körper mit dem Monde und andern belebten und unbelebten Gegenständen, mittelst dessen man bei festem Wollen und Glauben Krankheiten heilen zu können vorgibt (s. **Sympathetische Kuren**), indem man theils geheimnißvolle Kräfte jener Körper auf den ganzen Organismus zu lenken, theils die Existenz der Krankheit gleichsam in einen leicht verweslichen Gegenstand zu binden sucht, das Aufhören der erstern zugleich mit der Zerstörung des letztern erwartend. In der Physiologie versteht man unter S. (consensus) die Eigenschaft eines Organismus, vermöge deren durch die gesteigerte oder herabgestimmte Thätigkeit eines Organs auch die

eines andern gesteigert oder herabgestimmt wird. Dies beruht auf der engen Verbindung der Theile eines Organismus zu einem lebendigen Ganzen. Als Verbindungsglied zwischen dem Organe, von dem die Thätigkeit ausgeht, und dem anderen, auf welches sie sich sympathisch (konsensuell) verbreitet, fungirt bald das Nerven-, bald das Gefäßsystem, bald das Zellgewebe. Das Nervensystem wirkt namentlich durch physische Vermittelung oder Reflex; das Gefäßsystem durch Ueberführung der Säfte von einem Organ zum andern; das Zellgewebe aber durch nachbarliche Verbreitung (Durchsickern, Weiterwandern, Kontiguität). Manche Erscheinungen der S. sind noch nicht ganz aufgeklärt. Auch im gesunden Zustande schon zeigt sich S., wie z. B. Leber, Speicheldrüsen, Pancreas 2c. zur Zeit der Verdauung eine größere Menge Flüssigkeit absondern, den Reiz des Lichts auf das Auge Niesen, das Kitzeln Lachen erregt 2c. Häufiger aber werden die Erscheinungen der S. in Krankheiten beobachtet. Im psychischen Leben versteht man unter S. eine ohne bemerkbaren äußern Grund, meist plötzlich hervortretende Zuneigung, durch die zwei Personen, wie durch eine Art von Instinkt, freundlich von einander angezogen werden.

Sympheropol, s. Simferopol.

Symphonia, Pflanzengattung aus der Familie der Symphonien, Bäume in Guyana, wovon S. esculenta *Steud.*, Moronobea coccinea *Aubl.*, in feuchten Wäldern, mit 40 Fuß hohem u. 2 Fuß dickem Stamm und 2 in den Achseln stehenden Blüthen, mit kleinem gelblichen Kelch und 5 großen, rothen, kugelförmig auf einander gedrehten Blumenblättern u. eichelähnlichen Früchten, ein Harz enthält, womit die Karaiben Barken und Segelstricke überziehen.

Symphonie (v. Griech.), s. Sinfonie.

Symphoricarpos (Petersstrauch), Pflanzengattung aus der Familie der Caprifoliaceen, buschige Sträucher in Nordamerika mit ovalen, ungezähnten Gegenblättern und kleinen, fast glockenförmigen Blüthen in Achseln, wovon S. racemosus *Mich.*, mit rosenrothen, inwendig behaarten Blüthen in Endtrauben und weißen Beeren, S. vulgaris *Mich.*, Lonicera symphoricarpos *L.*, mit knäuelförmigen, weißen Blüthen und rothen Beeren, als Ziersträucher dienen.

Symphorien, St., 1) St. S.-de-Lay, Stadt im französischen Departement Loire, Arrondissement Roanne, rechts am Gaud, mit Musselin- und Leinwandfabrikation und 3990 Einw. — 2) St. S.-le-Chateau, Stadt im französischen Departement Rhône, Arrondissement Lyon, mit Musselinfabrikation, Fellhandel und 1850 Einw.

Symphyse (v. Griech.), gar nicht bewegliche Verbindung von mit einander verwachsenen Knochenstücken, z. B. S. des Unterkiefers, die auf der Mitte des Kinns am Knochen bemerkliche, als Spur der frühern Trennung desselben in 2 Hälften zurückgebliebene Linie.

Symphytum (Schwarzwurzel, Beinwurz, Beinwell), Pflanzengattung aus der Familie der Asperifoliaceen, ausdauernde Kräuter mit starken Wurzeln, rauhen Blättern und röhrigen, cylindrischen, am Schlunde bauchig erweiterten, nach innen mit 5 Zähnen geschlossenen Blüthen, meist in Osteuropa, in Sibirien und auf dem Kaukasus. Von S. asperrimum *Bieb.*, S. echinatum *Ledeb.*, auf dem Kaukasus an Bächen, mit schönen, himmelblauen und purpurröthlichen Blüthen in gipfelständigen Trauben, kann das Kraut mehrmals im Sommer geschnitten u. als vortreffliches Futter für das Rindvieh, besonders für Milchkühe benutzt werden. S. officinale *L.*, Schwarzwurz, mit spindeliger, ästiger, außen schwarzer Wurzel, aufrechten, 1—3 F. hohem, ästigem, steifhaarigem Stengel, runzeligen, rauhhaarigen Blättern und gelblichweißen, auch violetrothen Blüthen in gipfelständigen Trauben, wächst auf feuchten Wiesen, an Ufern der Flüsse u. Bäche, im größten Theil von Europa. Wurzel, Blätter und Blüthen, Radix, Herba et Flores Consolidae s. Symphyti, sind officinell; jedoch wird jetzt nur noch die Wurzel und auch diese selten angewendet. Man gebrauchte sie früher innerlich bei entzündlich gereizter Schleimhaut, bei Katarrhen, Durchfällen und um scharfe Stoffe einzuhüllen, besonders in Abkochungen; auch äußerlich als blutstillendes Mittel in Pulverform oder in Form von Kataplasmen als erweichendes und reizmilderndes Mittel bei Knochenbrüchen, Hernien u. dgl.

Symplegaden (Symplegades, d. i. die Zusammenschlagenden, auch Insulae Cyaneae genannt), zwei kleine Felseneilande an der Mündung des thracischen Bosporus in den Pontus Euxinus, die dem Mythus zufolge früher fortwährend aneinanderstießen und alle dazwischen hinsegelnde Schiffe zertrümmerten, bis sie seit der Argonautenfahrt durch des Orpheus Saitenspiel, oder, wie Andere erzählen, nach Entsendung einer Taube unbeweglich stehen blieben. Jetzt Urek-Jaki.

Symplegma (griech.), in der antiken Kunst eine Gruppe von mehren Statuen, vorzüglich von mehren mit den Armen verschlungenen Fechtern oder Ringern.

Symplocarpus (Fachkolben), Pflanzengattung aus der Familie der Aroideen, mit der einzigen Art S. foetidus *Salisb.*, Pothos foetidus *Sims.*, Dracontium foetidum *L.*, einem Knollengewächs auf morastigen, feuchten Wiesen des nördlichen Theils der Vereinigten Staaten von Nordamerika, mit schönem, rothem, blau, grün und gelb gefärbtem Blüthenkolben. Alle Theile dieser Pflanze entwickeln beim Zerquetschen einen zwiebel- oder knoblauchartigen Geruch, der dem von Asa foetida gleichen soll. Die Wurzel hat sich als expektorirendes Mittel bei chronischen, blennorrhöischen und asthmatischen Lungenleiden, der Samen bei Rheumatismen und Wassersucht heilsam erwiesen.

Symploce (v. Griech.), Verflechtung, Verknüpfung, eine rhetorische Figur der Wiederholung, die sich aber von der Anaphora und Epiphora dadurch unterscheidet, daß hier bei mehren hintereinander folgenden Fragen dieselbe Antwort erfolgt, z. B. Was ist der Thoren höchstes Gut? Geld! Was verlockt selbst den Weisen? Geld! Was schreit die ganze Welt? Geld!

Symplocos, Pflanzengattung aus der Familie der Sapotaceen, Bäume und Sträucher in

Asien und Amerika, mit radförmigen Blüthen mit fünftheiligem, schuppigem Kelch, wovon S. tinctoria *Herit.*, Färbergrampe, ein bis 25 Fuß hoher Strauch und Baum mit kriechenden Wurzeln u. glatter Rinde u. kleinen, gelben, zottigen u. wohlriechenden Blüthen, eine Farbepflanze abgibt, in sofern der Saft u. die gesottenen Blätter Leinen- und Seidenzeuche hellgelb färben.

Symposion (griech.), s. v. a. Mahlzeit, auch Titel zweier Dialoge des Plato und Xenophon.

Symptom (v. Griech.), ein Zufall, Anzeichen bei einer Krankheit; s. Semiotik.

Symptomatologie (v. Griech.), Lehre von den Krankheitssymptomen, s. Semiotik.

Synagoge (griech.), der religiöse Versammlungsort der Juden im nachexilischen Zeitalter. Das Bedürfniß religiöser Versammlungshäuser zu gemeinschaftlicher Andacht ohne Opferdienst mußte den Juden im Exil, wo sie vom heiligen Lande und vom gesetzlichen Heiligthume getrennt lebten, zuerst fühlbar werden, und so möchten die S.n eben in jener Periode ihren Anfang genommen haben und später nach dem Mutterlande verpflanzt worden seyn. Zur Zeit Jesu bestand in jeder mäßigen Stadt Palästina's, sowie in den von Juden bewohnten syrischen, kleinasiatischen und griechischen Städten wenigstens Eine S.; größere Städte hatten deren mehre, und in Jerusalem selbst sollen sich 480 oder 460 befunden haben. Errichtung und Unterhaltung der S.n, welche bald außerhalb der Stadt, bald und gewöhnlich in derselben, am liebsten auf hochgelegenen Stellen angelegt wurden, kam natürlich der Gemeinde zu, doch ging Beides zuweilen von Privatpersonen aus. Man versammelte sich dort (die Weiber in getrennten Sitzen) an den Sabbathen und Festtagen (später auch am 2. und 5. Tage jeder Woche) zum gemeinschaftlichen Gebet und zum Anhören der biblischen Abschnitte aus dem Gesetz, den Propheten und einigen andern alttestamentlichen Büchern (den Megilloth), welche Einer aus der Versammlung vorlas und durch einen freien Vortrag erbaulich auslegte. Doch waren Vorleser und Ausleger auch wohl verschiedene Personen. Nach dem (regelmäßig von einem Priester gesprochenen) Segen, worauf die Gemeinde Amen sagte, wurde letztere entlassen. In den S.n wurden auch gewisse Strafen, namentlich die Geißelung abtrünniger Juden vollzogen. Später waren die S.n öfter Lokale der Schulen, für Kinder sowohl als für Erwachsene, u. erhielten daher auch den Namen Schulen. Seit dem 5. Jahrhundert, wo das Niederreißen und Verbrennen der S.n begann, fanden hinsichtlich der Anlegung und der Anzahl derselben vielfache beschränkende Gesetze Statt; auch sind während der mittelalterlichen Verfolgungen viele S.n in Kirchen verwandelt worden. Berühmt wegen ihrer Schönheit und Größe war im Alterthume die S. zu Alexandrien, im 12. Jahrhundert die von Marmorsäulen getragene Hauptsynagoge in Bagdad, und seit dem 14. die noch stehende große S. zu Toledo. Im 16. Jahrhundert ward die schöne Meiselschule in Prag, im folgenden die S. der portugiesischen Juden zu Amsterdam aufgeführt. Sehenswerth sind der Jakobstempel in Seesen, die S.n in Livorno, Wien, Dresden u. Altona. Hauptbestandtheil jedes jüdischen Bethauses ist die die Gesetzrollen enthaltende heilige Lade, ferner die Almemor oder Bimah genannte Estrade, auf welcher die Vorlesungen und andere gottesdienstliche Handlungen geschehen. Den Frauen sind abgesonderte Seitengallerien angewiesen. Täglich, früh und Abends, ist Betzeit; zur Abhaltung der öffentlichen Andacht sind mindestens zehn Erwachsene erforderlich. Die Gebete, meist in hebräischer Sprache, werden theils leise, theils laut verrichtet; bisweilen wechseln die Gemeinde und der Vorbeter ab. Ihrer Gebete und Gebetbücher (Siddur und Machsor) halber haben die Juden manche Verfolgung erdulden müssen. Die biblischen Lektionen verrichtet der Vorbeter oder ein Vorleser; Vorträge an Sabbathen und Festtagen hält der Rabbiner oder ein Prediger; aber auch den Laien ist dies unbenommen. Die Vorsteher werden nicht besoldet. S. in anderem Sinne heißt zuweilen auch die Judenheit, als Gegensatz zur Christenheit (ecclesia). Die große S. wird der Verein der Gesetzlehrer genannt, der seit Esra bis auf den Hohenpriester Simeon bestand und manche religiöse Einrichtungen getroffen haben soll.

Synalöphe (v. Griech.), Verschmelzung, die Vereinigung zweier Sylben, entweder durch die Krasis (s. d.), oder durch die Elision (s. d.).

Synanthereen, Pflanzenfamilie, s. v. a. Kompositen.

Synarthrose (v. Griech.), s. v. a. Synchondrose.

Synaxaria (griech.), in der griechischen Kirche die ausführlichen Lebensbeschreibungen der Märtyrer (lat. Passionalia) und Heiligen (lat. Legends), die bei den religiösen Versammlungen (Synaxis) vorgelesen wurden.

Syncelli (v. Griech.), Mönche, welche zusammen in einer Zelle wohnen; seit dem 4. Jahrhundert Geistliche, die von den Bischöfen zur Aushülfe in ihre Wohnungen aufgenommen sind, also Hausgeistliche (in Rom Consiliarii), die in großem Ansehen stehen u. in der Regel die Nachfolger der Bischöfe zc. werden. Der Oberste derselben heißt Protosyncellus.

Syncellus, Georgios, byzantinischer Geschichtschreiber um 800, dessen „Ecloge chronographiae“, eine Kompilation besonders aus Eusebius, die Zeit von Erschaffung der Welt bis zu Diocletian umfaßt und zuerst Paris 1652, dann von Dindorf (mit Nicephorus Constantinus, Bonn 1829, 2 Bde.) herausgegeben ward.

Synchondrose (v. Griech.), eine nicht oder nur wenig bewegliche, durch zwischenliegende Knorpelsubstanz vermittelte Verbindung zweier Knochen, z. B. der Schooßstücke des Hüftknochens und des Kreuzbeins mit den Hüftbeinen, s. Becken.

Synchronismus (v. Griech.), Gleichzeitigkeit, in der Geschichte das Zusammentreffen verschiedener Begebenheiten in einem und demselben Zeitpunkte. Synchronistische Geschichtserzählung nennt man daher diejenige, in welcher die Begebenheiten unter verschiedenen Völkern und in verschiedenen Ländern neben einander fortschreitend dargestellt werden. Zum Studium der Geschichte dienen synchronistische Tabellen, d. i. Verzeichnisse, in denen in neben

einander stehenden Kolumnen die Hauptfakta der Geschichte verschiedener Völker angegeben sind.

Synchysis (griech.), Zusammengießung, Verwirrung, grammatische Figur, wobei die natürliche Ordnung der Konstruktion verkehrt ist.

Syncope (v. Griech.), grammatisch-phonetische Figur, im Gegensatz zur Epenthesis die Ausstoßung eines Vokals zwischen zwei Konsonanten in der Mitte eines Worts, wie saeclum statt saeculum, ew'ger statt ewiger rc.

Syndesmologie (v. Griech.), Bänderlehre, s. Anatomie.

Syndesmotomie (v. Griech.), Zergliederung der Ligamente oder Bänder.

Syndesmus (v. Griech.), chirurgischer Verband; auch s. v. a. Ligament, Band.

Syndikus (v. Griech.), der von einer ganzen Gemeinde oder anderen Korporation zu Besorgung ihrer gerichtlichen und außergerichtlichen Geschäfte aufgestellte Bevollmächtigte. Zur gültigen Wahl eines S. ist erforderlich, daß die ganze Gemeinheit, mit Einschluß der Wittwen, Pupillen u. Minderjährigen und deren Vormünder, daran Theil nehmen, daß wenigstens 2 Drittheile der Gemeinheit zugegen seyen und daß von diesen 2 Dritttheilen die größere Zahl einwillige. Kein zur Bekleidung eines öffentlichen Amts Unfähiger kann zum S. gewählt werden. Die dem S. zu ertheilende Vollmacht heißt Syndikat (instrumentum syndicatus).

Synecdoche (v. Griech.), Herausnehmung, diejenige Art der Metonymie, bei welcher der gebrauchte Begriff eine engere Bedeutung hat, als der, für welchen er steht. Sie findet daher Statt, wenn der Theil für das Ganze, die Gattung für die Art, der Singular für den Plural, die bestimmte Zahl für die unbestimmte rc. gesetzt wird.

Synedrium (v. Griech.), bei den Griechen jede kollegialisch zusammengesetzte und gemeinsam über öffentliche Angelegenheiten berathende Behörde, wie z. B. in Athen die des areopagitischen Rathes; dann das höchste Nationalgericht der Juden, s. Sanhedrin.

Synergismus (v. Griech.), die kirchliche Ansicht, daß der Mensch bei seiner Besserung nicht ganz passiv und allein auf die Gnadenwirkungen des heiligen Geistes beschränkt sey, sondern dazu vermöge seiner eigenen natürlichen Kräfte mitwirken könne und müsse. Schon Pelagius behauptete dies gegen Augustinus, der alle Mitwirkung von Seiten des Menschen zu seiner Besserung und Seligkeit verwarf. Luther folgte der augustinischen Ansicht, Melanchthon aber milderte sie, indem er den Antheil der menschlichen Willenskraft wenigstens in die erhaltene Fähigkeit setzte, unter göttlicher Gnadenwirkung zum Guten angeregt zu werden, ohne daß er jedoch dabei ein Verdienst des Menschen statuirte. Dieselbe Vorstellung war ins leipziger Interim übergegangen, und mehre Theologen, V. Strigel, G. Meier, Crell rc., begünstigten dieselbe. Erst seitdem Pfeffinger in seiner Schrift „De libero arbitrio" für dieselbe gesprochen, begann Professor Flacius zu Jena den sogenannten synergistischen Streit. Die wittenberger Theologen nahmen für Pfeffinger Partei, während die jenenser, an ihrer Spitze Flacius, sich gegen ihn erhoben. In ihrem Sinne erließ der herzogliche Hof (1559) eine officielle Widerlegung aller bisherigen Abweichungen von Luther, insbesondere des S. Als sich in Jena selbst Vertheidiger desselben in Victor Strigel und dem Superintendenten Hügel erhoben, begannen die herrschenden Flacianer im Bunde mit dem Klerus eine förmliche Glaubensgerichtsbarkeit durch Bann zu üben. Strigel und Hügel wurden 1559 gefangen gesetzt, zwar wieder frei gegeben, aber nicht wieder in ihre Aemter eingesetzt. In der 13tägigen Disputation zu Weimar zwischen Flacius und Musäus einerseits und Strigel und Hügel andererseits behauptete Flacius, der ganze Mensch sey Erbsünde. Deshalb und weil Strigel in seiner Deklarationsschrift über den freien Willen den Herzog befriedigt hatte, ward dieser 1562 wieder eingesetzt, während die Ablehnung jeder Ausgleichung von Seite der Flacianer bewirkte, daß die Regierung den jenaer Universitätstheologen alle Glaubensgewalt entzog und sie wegen ihrer Protestation gegen alles weltliche Einschreiten in Sachen des Glaubens verwies. Gegen 40 Prediger wurden abgesetzt. Mit den kursächsischen Theologen konnten sich die herzoglichen auch auf dem Konvent zu Altenburg vom 20. Okt. 1568 bis 9. März 1569 noch nicht vereinigen, und die Ruhe ward erst wieder einigermaßen gesichert, als unter Herzog Johann Wilhelm von Weimar durch die „Declaratio Vimariensis" und eine allgemeine Kirchenvisitation die Ueberreste eben sowohl des strigelianischen S., als des flacianischen Manichäismus unterdrückt wurden. Die Konkordienformel verdammte den S., und mit der Unterdrückung des Kryptocalvinismus hörte um 1574 der Streit auf.

Synesis (griech.), grammatische Figur, wo die Redetheile ohne Rücksicht auf ihre grammatische Form bloß dem Sinne nach mit einander verbunden sind. Die S. kann aber eine doppelte seyn, je nachdem das Substantivum, von welchem sein Prädikat oder Pronomen in Genere, Numero oder in beiden zugleich grammatisch abweicht, sich wirklich im Satze findet (S. explicata), oder aus einem vorhergehenden Begriffe zu abstrahiren ist (S. implicata).

Synesius, neuplatonischer Philosoph, auch als Redner und Dichter bekannt, geboren zu Cyrene 379 n. Chr. aus einem angesehenen Geschlechte, das seinen Stammbaum bis auf die Herakliden zurückführte, erhielt den ersten Unterricht in seiner Vaterstadt und begab sich dann nach Alexandria, wo damals Hypatia die neuplatonische Philosophie vortrug. Von seinen Mitbürgern an den Hof des Arcadius nach Byzanz gesendet, wo er um Erleichterung von drückenden Lasten bitten sollte, hielt er bei dieser Gelegenheit eine Rede über das Königthum. Erst nach 3 Jahren kehrte er nach Cyrene zurück und trat nun zum Christenthum über. Wahrscheinlich zu Anfang des Jahres 410 ward er Bischof zu Ptolemais, † aber schon 412. Seine philosophischen Ansichten, die er auch als Christ beibehielt, legte er in Reden, Briefen, Hymnen u. anderen Schriften nieder. Er verräth darin mannichfaltige Kenntnisse, große Belesenheit und Scharfsinn u. gute, gewählte Diktion. Die beste Gesammtaus-

gabe seiner Werke ist von Petavius (Paris 1631, zuletzt 1640). Eine gute Bearbeitung einzelner seiner Schriften, mit deutscher Uebersetzung, begann Krabinger, namentlich vom „Calvitii encomium" (Stuttg. 1834), von den „Aegyptischen Erzählungen über die Vorsehung" (Sulzbach 1835) und von der Rede „An den Selbstherrscher Arcadius oder über das Königthum" (München 1825). Derselbe begann auch eine neue kritische Ausgabe der „Opera omnia" des S. (Bd. 1, Landshut 1850). In französischer Uebersetzung erschienen die „Hymnen" von Grégoire und Collombat (Lyon 1836). Auch finden sie sich in Daniels „Thesaurus hymnologicus" (Bd. 1, Halle 1841). Vgl. Clausen, De Synesio philosopho, Kopenhagen 1831.

Synezeugmenon (griech.), syntaktische Figur, wo zu mehren Subjekten oder Objekten nur Ein Verbum gesetzt wird, das nur für das paßt, bei dem es steht, während für das andere ein anderes Verbum vorausgesetzt werden muß.

Syngenesia (v. Griech.), 19. Klasse des linné'schen Pflanzensystems, durch fünf mit einander verwachsene Antheren charakterisirt, der natürlichen Familie der Kompositen entsprechend und in die Ordnungen Polygamia aequalis, superflua, necessaria und frustanea zerfallend. Daher Syngenesisten, Pflanzen der 19. linné'schen Klasse, s. v. a. Kopfblüthler, Kompositen (s. d.).

Synizesis (griech.), das Zusammenaussprechen getrennt geschriebener Vokale, z. B. principium, duo, welches wie principjum, dvo auszusprechen ist.

Synkratie (v. Griech., d. i. Mitherrschaft), im Gegensatz zur Autokratie diejenige Art der Staatsverfassung, wo das Volk durch Vertreter an der Ausübung der höchsten Gewalt, besonders desjenigen Zweiges derselben, welcher die Gesetzgebung und Besteuerung betrifft, einen gewissen Antheil nimmt.

Synkretismus (v. Griech.), im Allgemeinen die Vermischung verschiedenartiger Philosopheme und Religionen, ward zunächst von den Kretensern gebraucht, welche sich unter einander gegen ihre Feinde zu verbinden pflegten. In der neuern Zeit versteht man unter S. insbesondere das Bestreben Derjenigen, welche den Frieden unter streitenden Religionsparteien durch Verflachung der Gegensätze und durch Aufhebung der vorzüglichsten Unterscheidungslehre wiederherzustellen suchen. Der Ausdruck ward zuerst im 16. Jahrhundert auf Johann Franz Pico von Mirandola, Bessarion u. A. angewendet, welche beim Wiederaufblühen der klassischen Studien, als Plato's Philosophie mit Vorliebe gepflegt und dem herrschenden Aristotelismus entgegengestellt wurde, beide Philosopheme zu vereinigen strebten. In der evangelischen Kirche wurden vorzugsweise Calixtus und dessen Anhänger Synkretisten genannt, weil sie neben der heiligen Schrift die Tradition der ersten christlichen Jahrhunderte als untergeordnete Erkenntnißquelle der Lehre Jesu gelten lassen wollten und das apostolische Symbolum zur Bestimmung der Grundlehren des Christenthums und zur Herstellung des Friedens unter den verschiedenen Kirchenparteien für hinreichend hielten. In allgemeineren Gebrauch kam der Name S. besonders seit dem Religionsgespräch zu Thorn 1645. Der synkretistische Streit erschütterte die protestantische Kirche lange Zeit, und eine volle Aussöhnung der Gegner kam nie zu Stande.

Synneurose (Syndesmose, v. Griech.), eine durch sehnige Häute bewirkte Knochenverbindung.

Synocha (v. Griech.), anhaltendes, gleichmäßig fortdauerndes und bis zur Entscheidung selbst steigendes, besonders entzündliches Fieber (s. d.).

Synodalfragen, Fragen, die von dem Generalsuperintendenten den Geistlichen der Diöces vorgelegt werden und welche auf einer Synode beantwortet werden sollen.

Synodalverfassung, s. Presbyterialverfassung.

Synode (v. Griech.), Versammlung in kirchlichen Angelegenheiten, also s. v. a. Koncilium (s. d.). Diöcesansynode (synodus dioecesalis) heißt diejenige S., welche ein Bischof mit den ihm untergebenen Pfarrern, Provinzialsynode (synodus provincialis) eine solche, welche ein Erzbischof mit seinen Bischöfen abhält, Nationalsynode oder allgemeine S. (synodus universalis oder nationalis) aber eine solche, zu der die gesammte Geistlichkeit eines Landes unter Vorsitz eines päpstlichen Legaten zusammentritt, um streitige, die Kirchenlehre oder Liturgie oder überhaupt kirchliche Angelegenheiten betreffende Fragen zu erledigen. In der protestantischen Kirche heißen S.n die durch die Presbyterialverfassung (s. d.) bedingten kirchlichen Zusammenkünfte, welche einen Theil der Kirchengewalt ausüben. Ueber den heiligen Synod s. Russische Kirche.

Synodisch (v. Gr.), astronomische Bezeichnung der Umlaufszeit eines Planeten um die Sonne in Beziehung auf die Beobachtung beider von der Erde aus, oder der zwischen zwei auf einander folgenden entsprechenden Konjunktionen (oder zwischen zwei Oppositionen) desselben Planeten liegende Zeitraum. Die synodische Umlaufszeit des Mondes oder der synodische Monat ist der zwischen zwei auf einander folgenden Neu- oder Vollmonden liegende Zeitraum.

Synonymen (v. Griech.), Wörter, welche Gleiches bedeuten und unbeschadet des Verständnisses eines für das andere gesetzt werden können. S. sind zwar ein Zeichen des Reichthums der Sprache, der Grund von ihrem Vorhandenseyn liegt jedoch nie in der Sprache selbst, sondern stets in den äußern Verhältnissen derselben. Es sind 4 Fälle möglich, in welchen sich S. bilden können und wirklich gebildet haben. Es geschieht dies, wenn bei früher Trennung der Dialekte für neue Begriffe in jedem einzelnen sich neue Wörter gebildet haben und bei späterem engeren Anschließen der Dialekte aneinander diese gegenseitig die Wörter der andern einbürgern; ferner, wenn eine fremde Sprache solchen Einfluß gewinnt, daß eine Menge Wörter aus ihr in die andere aufgenommen und daselbst eingebürgert werden; dann wenn für schon vorhandene einfache Begriffe sich Umschreibungen und Zusammensetzungen bil-

den, wie Eidam und Schwiegersohn, und endlich, wenn im Laufe der Zeit einzelne verwandte Begriffe sich einander mehr nähern u. bei dem Nichtachten ihres eigentlichen Unterschiedes nach und nach mit einander verwechselt werden. Die ersten drei Fälle können vollkommene S. erzeugen; im letzten aber wird es immer nur sinnverwandte Wörter geben, wenn auch der Unterschied sich so verwischt hat, daß er nur mit großem Scharfsinn wieder erkannt werden kann. Meist stehen solche Begriffe als Unterarten mit einem höhern in Verbindung, und die Vertauschung derselben unter einander oder mit diesem höhern bildet dann die S., indem man hier einzelne Merkmale nicht achtet, dort dieselben sich hinzudenkt. Vorzüglich ist dies der Fall bei abstrakten Begriffen, noch mehr aber bei den Tropen, die, ursprünglich meist Produkte der dichterischen Phantasie, nach und nach in den gewöhnlichen Sprachgebrauch übergehen und die S. nicht nur unendlich vervielfältigen, sondern auch häufig die Deutlichkeit der Rede bei willkürlichem Gebrauche gefährden. Da aber letztere ein Haupterforderniß des Styls ist, so hat man das Bedürfniß gefühlt, die S. einer besondern Behandlung zu unterwerfen und den Kreis der einzelnen festzustellen, wodurch die Wissenschaft der **Synonymik** entstanden ist, die sich aber, da die drei ersten der angegebenen Fälle wenig Schwierigkeiten darbieten, vorzüglich mit dem vierten zu beschäftigen hat und daher auf einer richtigen Auffassung der Etymologie u. des Sprachgeistes überhaupt beruht. Schon die alten griechischen Grammatiker Pollux, Animonius u. A. erkannten die Nothwendigkeit dieser Lehre und machten die ersten Versuche im Sammeln und Erläutern der S.; doch ist man erst in neuerer Zeit mit den Fortschritten der allgemeinen und philosophischen Sprachlehre und durch die tiefern Studien in der Grammatik überhaupt zu einem mehr befriedigenden Resultat gelangt. Namentlich sind die S. der lateinischen Sprache durch Dumesnil, Ernesti, Ramshorn, Döderlein, Habicht, Schmalfeld und Schultz und die der deutschen Sprache durch J. A. Eberhard und Maaß sorgfältig behandelt worden. Bei den Franzosen verdienen die Bemühungen von Vaugelas, Girard, Beauzée und Roubaud, bei den Engländern die von Blair und David Booth, bei den Dänen die von Sporon rühmliche Erwähnung.

Synonymie (v. Griech.), Sinnverwandtschaft der Wörter; rhetorische Figur, nach welcher eine Häufung von Synonymen zur nachdrücklichen Hervorhebung des Gedankens angewendet wird, wie in den Worten des Cicero von Catilina geschieht: abiit, excessit, evasit, erupit.

Synopse (v. Griech.), Uebersicht, Zusammenstellung verschiedener denselben Gegenstand betreffender Schriften, z. B. S. der Evangelien, die Zusammenstellung derjenigen Theile der Evangelien, worin dasselbe in mehr oder minder ähnlicher Weise erzählt ist, z. B. griechisch nach den drei ersten Evangelien von Griesbach; auch kurzer Entwurf, Abriß einer Wissenschaft.

Synostosis (griech.), Knochenverbindung durch Knochensubstanz, Knochenverwachsung.

Synovia (v. Gr.), Gelenkschmiere, s. Gelenk.

Synovialbänder (Synovialhäute, Synovialkapseln), geschlossene seröse Häute, die theils Gelenke bilden, theils in ihnen liegen und Gelenkschmiere absondern.

Syntagma (griech.), eigentlich Zusammengeordnetes, besonders eine Sammlung mehrer Schriften oder Aufsätze verwandten Inhalts, dann überhaupt eine Zusammenstellung verschiedener Bemerkungen, z. B. grammatischer und kritischer, besonders in sofern darin gelehrter Sammlerfleiß sichtbar ist. So besitzen wir namentlich von den holländischen Philologen der früheren Jahrhunderte eine große Anzahl solcher Schriften unter dem Titel „Syntagma criticum“ oder „Syntagma philologicum“ ꝛc. In den griechischen Heeren war S. eine Unterabtheilung, welche zwei Taxeis, 250 Mann enthielt. Ihr Anführer hieß Syntagmatarch.

Syntax (v. Griech.), eigentlich Zusammenstellung, die Lehre von der Verbindung der Wörter zu ganzen Sätzen, also Satzlehre. Sie bildet nebst der Formenlehre den zweiten Haupttheil der Grammatik. Obgleich aus den zum großen Theil in der Vorstellungsweise der Völker gegründeten Verschiedenheiten in Anordnung und Verknüpfung der Begriffe die Nothwendigkeit einer besonderen S. für jede in der Erfahrung gegebene Sprache sich ergibt, so lassen sich dennoch gewisse allgemein gültige Grundsätze feststellen. Diese allgemeine (höhere) S. nimmt ohne Rücksicht auf die Abweichungen einzelner Sprachen als oberstes Gesetz für alle Wortfügung die naturgemäße Ordnung der Worte an, wie sie das innere oder logische Verhältniß der in die Rede aufgenommenen Vorstellungen verlangt, und beschäftigt sich mit den möglichen Arten einfacher und zusammengesetzter Sätze und den Regeln, nach welchen diese zu Perioden verbunden werden. Der abweichende Bau der einzelnen vorhandenen Sprachen begründet jedoch auch auf der anderen Seite für eine jede derselben eine besondere (niedere) S., die wiederum in zwei Haupttheile, in die Rektionslehre und in die Topik oder Lehre von der Wortfolge zerfällt. Außerdem fügen einige Grammatiker, freilich mit Unrecht, besonders in der lateinischen Sprache, eine sogenannte Syntaxis ornata hinzu, worunter man die Sammlung aller Eigenthümlichkeiten des Ausdrucks, wie man sie in den Schriften der besten Klassiker findet, versteht. Wissenschaftlich wurde die S. in ihren Anfängen schon von den alten griechischen Grammatikern, namentlich von dem Alexandriner Apollonius Dyscolus in der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts n. Chr., später von Theod. Gaza, Konstant. Laskaris, unter den Römern besonders von Priscianus in den letzten Büchern seines grammatischen Werks behandelt. Einen höheren Grad der Vollendung erhielt sie aber erst in neuerer und neuester Zeit, wo die tiefere philosophische Auffassung das grammatische Gebiet nach allen Richtungen hin durchdrungen hat und das sorgfältigere Studium fremder, selbst vorher unbekannter Sprachen, wie des Sanskrit, manche neue Aufschlüsse durch Vergleichung darbietet. Die hier gewonnenen Resultate sind nicht ohne Einfluß auf die wissenschaftliche Bearbeitung der deutschen Sprache geblieben, die vorzüglich an Hartwig in dem Werke „Die S. der deutschen

Sprache" (Frankf. 1830—32, 2 Bde.) einen tüchtigen Bearbeiter gefunden hat.

Synthema (griech.), Alles, was auf Verabredung oder Uebereinkunft beruht; eine in verabredeten Zeichen bestehende Schrift; daher Synthematographie, die Kunst, mit solchen Zeichen (Ziffern) in die Ferne zu korrespondiren. Auch ist S. s. v. a. Vertrag, daher synthematisch, was auf Verträgen beruht.

Synthesis (griech., Synthese), Zusammenstellung, Verknüpfung, im Gegensatz zur Analysis, d. i. Zerlegung, Trennung, insbesondere die Verbindung von Vorstellungen und Begriffen unter einander, wie sie unwillkürlich in der Auffassung der sinnlichen Erscheinungen und unserer selbst Statt findet, in sofern hierbei die Mannichfaltigkeit der wahrgenommenen Merkmale in den Vorstellungen von den Dingen und ihrem Zusammenhange ebenso in Eins zusammenfließt, wie die Mannichfaltigkeit unserer Vorstellungen, Gefühle und Begehrungen im Selbstbewußtseyn sich vereinigt. Ob dieser Prozeß in Folge der freien Aktivität des auffassenden Subjekts oder in Folge innerer, von letzterem unabhängiger Nothwendigkeit erfolgt, darüber gehen die Meinungen noch auseinander. Bewußt ist aber unstreitig die Synthese, welche beim wissenschaftlichen Denken hinsichtlich der Verbindung von Begriffen, Urtheilen und ganzen Gedankenreihen Statt findet. Darnach versteht man unter einer synthetischen Erklärung eine solche, bei welcher sich der Begriff aus dem zusammenfassenden Denken ergibt, indem seine Merkmale vorher bekannt sind und die Art ihrer Verknüpfung nicht zweifelhaft ist. Hierher gehören die meisten mathematischen Begriffe, die sich von den empirischen besonders dadurch unterscheiden, daß es bei diesen nur einer analytischen Verdeutlichung, d. i. der Zerlegung einer Gesammtvorstellung in ihre Merkmale, bedarf. Ein synthetisches Urtheil ist ein solches, dessen Prädikat nicht mit dem Subjektsbegriff schon gegeben ist, wie z. B. in dem Urtheile: Alle Körper haben Ausdehnung, sondern als eine neue Bestimmung zu jenem hinzutritt, wie in dem Urtheile: Jeder Veränderung liegt eine Ursache zu Grunde. Ist dabei das Urtheil von der Erfahrung abhängig, so nennt man es Synthesis a posteriori; im entgegengesetzten Falle Synthesis a priori. Die Frage über die Möglichkeit synthetischer aprioristischer Urtheile ist seit Kant eins der wichtigsten Probleme der Philosophie geworden. Analog ist die Unterscheidung der synthetisch (progressiv) und analytisch (regressiv) gebildeten Schlußreihen, in sofern man entweder von gewissen Prämissen aus fortschreitende Folgerungen zieht, oder rückwärts zu den letzten Gründen zu gelangen sucht. Unter der synthetischen Methode versteht man daher diejenige, bei welcher man, von den Principien ausgehend, die Folgerungen entwickelt, unter der analytischen Methode aber diejenige, bei welcher man die Principien erst aus den Thatsachen abzuleiten sucht.

Syntomie (v. Griech.), kurzer, gedrängter Ausdruck.

Synusiasten (v. Griech.), Diejenigen, welche eine Vermischung beider Naturen in Christus annahmen; s. Apollinaristen u. Eutychianer.

Syphax, König der Massäsylier im westlichen Numidien, ward im zweiten punischen Kriege von Scipio 207 als Bundesgenosse der Römer gewonnen, aber bald darauf dadurch, daß Hasdrubal ihm seine dem Masinissa (s. d.) verlobte Tochter Sophonisbe zur Gattin gab, wieder auf die Seite der Karthager gezogen und griff, als Scipio von Sicilien nach Afrika übergesetzt war, mit Hasdrubal Scipio's Lager an. Der Angriff ward aber abgeschlagen und S. von Lälius und Masinissa in seinem eigenen Lande bekriegt, überwunden und gefangen. Er soll Scipio's Triumph verherrlicht haben und starb in Rom im Gefängniß, nach Livius vor jenem Triumph.

Syphilis (syphilitische oder venerische Krankheit, Lustseuche), eine durch ein specifisches Krankheitsgift bedingte Krankheit von chronisch entzündlichem Charakter, welche hauptsächlich die Haut, die Drüsen und Knochen befällt und die mannichfaltigsten Leiden veranlassen kann. Während sich der Tripper noch heutigen Tages genuin erzeugt und durch die verschiedensten Reizungen der Harnröhre hervorgerufen werden kann, entsteht das eigentliche syphilitische od. venerische Geschwür nie mehr genuin, sondern nur durch Einwirkung des venerischen Eiters od. Schankergifts. Für die Praxis wichtig ist die Unterscheidung der S. in primäre und sekundäre. Das primär syphilitische Geschwür ist der Schanker. Dieser hat nach Ricord zwei sehr bestimmt geschiedene Perioden. Die erste, welcher der Name im strengen Sinne zukommt, ist diejenige der zunehmenden oder stationären Verschwärung; die zweite, die des Wiederersatzes, beginnt mit dem Uebertritt des Schankers in eine einfache Verschwärung, wo dann die Vernarbung erfolgt und eine specifische virulente Sekretion nicht mehr Statt findet. Man erkennt den Schanker sicher und gleich anfangs weder dadurch, daß er durch einen verdächtigen Beischlaf entstand, noch in Folge seines Sitzes, noch durch die Verhärtung seiner Basis, noch durch die Farbe, die Festigkeit des Grundes rc., wohl aber durch den Eiter, welchen er absondert, und durch die Vergiftung, welche er veranlassen kann, indem alle jene Bedingungen Abänderungen erfahren können und nur die Sekretion allein dieselbe bleibt, sowie ihre allgemeinen konsekutiven Wirkungen. Am gewöhnlichsten erfolgt unstreitig die Ansteckung an den Geschlechtstheilen bei geschlechtlicher Vermischung; in diesen Theilen hat das Gift meistentheils seinen Sitz, sie sind fast immer feucht, ihre Epidermis ist zart und dünn, die Organe bleiben länger in Berührung, durch ihre Erregung wird die Absorption erleichtert. Der Mund bietet ebenfalls häufig einen Ansteckungsweg durch Küsse, Saugen, besonders beim Stillen. Wenn aber der Mund eines Kindes die Amme anstecken kann, so muß auch durch die Brust der Amme das Kind angesteckt werden können. Ein Glas, ein Löffel, eine Pfeife, deren sich mehre Individuen gemeinschaftlich bedienen, können ebenfalls die Ansteckung vermitteln. Es ist ausgemacht, daß Mädchen, welche vorher mit angesteckten und dann mit gesunden Mannspersonen Umgang gepflogen hatten, ohne selbst krank geworden zu seyn, diese letzteren angesteckt haben, indem sie nur als Vehikel dien-

ten. Der Schanker ist anfangs ein reines Lokalleiden; je früher man ihn also zu behandeln bekommt, desto größer ist die Hoffnung, durch örtliche Zerstörung desselben das ganze syphilitische Leiden abortiv zu beseitigen. Diese örtliche Behandlung schützt nach Ricord absolut vor allgemeiner Infektion, wenn man sie vor dem sechsten Tage des Bestehens der Ulceration in Anwendung bringt. Sekundäre Erscheinungen zeigen sich selten vor der 3. Woche nach dem Auftreten des Schankers, am häufigsten von der 6. bis 12. Woche, nie später, als nach 6 Monaten, indem die syphilitische Diathese nicht länger latent bleiben kann (Ricord); doch kann durch Quecksilberbehandlung das Erscheinen der sekundären Symptome retardirt werden, so daß sie erst nach 4 oder 5 Jahren auftreten. Was die Heilung der primären S. anlangt, so ist hier die abortive Behandlung des syphilitischen Geschwürs indicirt. Man ätzt demnach die Pustel, welche dem syphilitischen Geschwüre vorhergeht. Findet man in den ersten Tagen nach einem verdächtigen Beischlafe an dem der Ansteckung ausgesetzten Organe eine Pustel, so muß man, ohne daß es einer strengeren Diagnosis bedarf, dieselbe theilen und ihre Basis tief kauterisiren, wobei als Aetzmittel der Silbersalpeter zu benutzen ist. Dasselbe gilt vom Geschwüre selbst. Der Kranke befinde sich in einer trockenen, warmen Atmosphäre, feuchte Luft ist entschieden schädlich, seine Haut transpirire wo möglich. Seine Nahrung sey sparsam, ausgenommen bei herabgekommenen, kachektischen Subjekten; Thee, Kaffee, Wein, Bier, Fleisch rc. sind streng zu vermeiden, sogenannte blutreinigende Getränke, Holzthee rc. zu empfehlen. Darm, Nieren, Haut müssen angetrieben werden. In der Mitte zwischen primärer und sekundärer S. steht der Bubo. Bubonen kommen überall vor, wo es Lymphdrüsen gibt, in der Leistengegend, der Achselhöhle, dem Nacken u. an den Unterkieferdrüsen rc. Bei der Entstehung eines Bubo fühlt der Kranke zuerst ein Spannen u. Drücken in der Gegend seines Sitzes, meist in der Leistengegend, es zeigt sich eine harte, schmerzhafte Geschwulst einer oder mehrer Drüsen, welche sich unter der Haut hin- und herschieben läßt, oder fest sitzt. Diese Geschwulst vergrößert sich, die sie bedeckende Haut wird roth. Die Schmerzen werden anhaltend, es entstehen nicht selten Fieberbewegungen. Der Bubo kann sich zertheilen, wird aber der Schmerz heftig und klopfend, so ist der Uebergang in Eiterung gewiß, die Geschwulst wird an der Spitze weich, die Haut dünn, sie bricht auf, und es entsteht ein Geschwür mit harten, umgeworfenen Rändern, sein Grund ist oft unrein, mit Auswüchsen besetzt. Zuweilen entstehen Eitersenkungen und bedeutende Zerstörungen. Bei hohem Grade von Entzündung, unter schädlichen inneren und äußeren Einflüssen, kann der Uebergang in Brand erfolgen. Als Abortivmittel gegen den Bubo empfiehlt man die Kälte, Eisüberschläge; die Kompression durch eine Binde oder aufgelegte Bleiplatten; 10, 15 — 30 Blutegel auf die Drüsengeschwulst, dabei salinische Abführmittel und Merkurialeinreibungen. Tritt trotz dieser Behandlung Eiterung in der Drüse ein, so öffnet man den Bubo durch Incision, Punktion oder das Kaustieum. Nach der Eröffnung des Bubo ist der Eiterherd entweder einfach, oder virulent. In letzterem Falle tritt ganz die Behandlung des Schankers ein. Unter der sekundären oder konstitutionellen S. begreift man die Krankheitserscheinungen, welche von der allgemeinen Ansteckung des Organismus herrühren. Die Symptome der sekundären S. treten folgendermaßen auf: Nach dem die Veränderungen in den Leistendrüsen (die Bubonen) aufgetreten sind, und noch häufiger ohne Entstehung der Bubonen und selbst oft nach bewirkter Heilung des primären Schankers wird der Kranke, wenn das Uebel sich weiter entwickelt, in einer unbestimmten Zeit, meist 4—6 Wochen nach Entstehung der ersten Zufälle, oft unter etwas Fieber, von Halsweh und zuweilen sogleich von Heiserkeit und Schnupfen befallen. Die Manbeln sind etwas angeschwollen. Das Gaumensegel und das Zäpfchen zeigen eine gefleckte Röthe, an einzelnen Stellen entstehen Geschwüre mit weißem, speckigem Grunde und schwieligen Rändern, welche nicht sehr schmerzen. Zäpfchen und Gaumensegel werden durch Verschwärung zerstört, wodurch die Kranken einen näselnden Ton bei der Sprache erhalten, und diese Zerstörung setzt sich selbst auf die harten Theile des Gaumens und auf die Weichtheile und die Knochen der Nase fort, wobei ein äußerst stinkender Eiter oder Jauche aus der Nase ausfließt und wodurch ein Einsinken der Nase bewirkt wird. Immer mehr entwickeln sich nun auch noch in verschiedenen anderen Theilen des Körpers vielfältige krankhafte Zustände. In der Haut entstehen selten vor, meist geraume Zeit nach der Bildung der Halsgeschwüre mancherlei Hautausschläge, Geschwüre und Auswüchse. Vorzüglich bilden sich gern finnenartige Knötchen von bläulichrother Farbe, welche oft lange Zeit hart bleiben, oft sich mit Eiter füllen, aufgehen, Krusten bilden und längere Zeit bläulichrothe Flecken zurücklassen, auch oft in Geschwüre übergehen. Solche Knötchen, Flecken, Krusten und Geschwüre befinden sich oft in großer Menge an der Stirn (corona Veneris). Auch kommen ohne Knötchenbildung kupferfarbene und violete Flecken zwischen den Schultern, an der Brust, an der Stirn und an anderen Theilen vor, welche sich öfters abschuppen, nässen und Krusten bilden und zuletzt oft in Geschwüre übergehen. Häufig brechen flechtenartige Ausschläge an verschiedenen Stellen des Körpers aus, die sich von den gewöhnlichen Flechten oft gar nicht, oft aber auch dadurch unterscheiden, daß sie weniger eine zusammenhängende Fläche einnehmen, sondern in vielen runden Flecken erscheinen. Die Geschwüre bilden sich vorzüglich da, wo die Haut zunächst über Knochen liegt; sie sind sehr um sich fressend und zerstören selbst die Knochen, so daß z. B. das Stirnbein durchfressen und die Hirnhäute bloßgelegt werden. An einzelnen Stellen der Haut, z. B. an den inneren Flächen der Hände, bilden sich Risse und Schrunden, welche nässen und eine übelriechende Materie von sich geben; ferner Warzen, harte, schmerzlose und gefurchte Auswüchse, am häufigsten an den Geschlechtstheilen, aber auch im Gesicht, an den Händen u. anderen Theilen; Feigwarzen (s. d.), welche, fleischartige Auswüchse an den Geschlechtstheilen und um den After herum. Sehr zu fürchtende

Zufälle sind die Entzündung der Bindehaut des Auges (ophthalmia syphilitica) und noch mehr die der Regenbogenhaut, indem dieselben oft sehr schnell das Auge zerstören. In der Regel entwickeln sich auch während des Auftretens der bisher beschriebenen Erscheinungen verschiedenartige Knochenleiden (tertiäre S.). Zuerst stellen sich in der Mitte der Röhrenknochen und in platten Knochen, vorzüglich in solchen, die nahe unter der Haut liegen, wie z. B. dem Schienbein u. den Schädelknochen, bohrende und nagende Schmerzen ein, welche am Tag gering sind, aber in der Nacht in dem Bette sehr quälend werden. Gewöhnlich in den Knochen, in welchen vorzugsweise die Schmerzen Statt finden, entstehen nun verschiedene Veränderungen, oft bilden sich Hervorragungen, welche sich weich anfühlen lassen und von einer gallertartigen Masse herrühren, die von der wohl auch zugleich entarteten Beinhaut abgesondert zu seyn scheint; oft sind sie hart und bestehen aus fester Knochenmasse, zuweilen mehr aus einer kreideartigen Masse und sind den veralteten Gichtknoten ähnlich, zuweilen schwellen auch die Röhrenknochen in ihrer Länge auf und werden weich; manchmal kommt auch die Knochenauftreibung vor, die man Winddorn (spina ventosa) nennt. Oefters gehen die Knochenauswüchse in Knochenfraß (caries) über, häufiger aber werden die Knochen, wo Geschwüre sich befinden und an welchen die Knochenhaut zerstört ist, nekrotisch und stoßen sich in Stücken ab. Der Verlauf ist sehr langwierig, und die Krankheit kann sich selbst durch viele Jahre hinziehen. Die Heilung erfolgt meist ohne andere kritische Ausscheidungen, als die, daß die Produkte abfallen, doch sind oft Schweiße und andere Absonderungen wohlthätig. Kommt die Heilung nicht zu Stande, so gesellt sich ein Zehrfieber hinzu, das die Kräfte des Kranken, welche durch die in den Geschwüren und dem Knochenfraß erfolgenden krankhaften Absonderungen, zu welchen oft noch Blutungen hinzutreten, und durch die äußerst quälenden Knochenschmerzen erschöpft sind, vollends aufreibt; zuweilen erfolgt auch der Tod von einzelnen Organen aus, indem sich Desorganisationen im Gehirne, Verschwärungen und Auswüchse im Kehlkopfe rc. bilden, wodurch der Tod unter den Erscheinungen von Schlagfluß und Lähmung, von Kehlkopfschwindsucht rc. herbeigeführt werden kann. Nur selten und meist nur in Folge unzweckmäßiger Behandlung oder Vernachlässigung erreicht die Krankheit diese Höhe; sie kann vielmehr in der Regel auf jeder Stufe durch passende Mittel unter sonst günstigen Umständen geheilt werden, wiewohl sie in so verschiedener u. manchmal räthselhafter Art auftreten kann, daß ihre richtige Behandlung ebenso schwer, als ihre Vernachlässigung leicht ist. Als Heilmittel der S. ist das Quecksilber am berühmtesten geworden. Doch gibt es auch eine antimerkurielle Behandlung, welche wesentlich in Folgendem besteht. Der Kranke beobachtet die größte Ruhe, bekommt wenig Nahrung, muß hungern. Man regt die Absonderungsorgane, Haut, Darm, Nieren an, gibt Mittelsalze, auf die Haut und den Urin wirkenden Thee, das Bitter- oder Glaubersalz, bis täglich 4—6 Stühle erfolgen, Holztränke, Sarsaparille rc. Vollblütigen Subjekten macht man einen Aderlaß. Primäre Geschwüre behandelt man nach dem jedesmaligen Zustande derselben, ohne ein specifisches Kontagium zu berücksichtigen, mit erweichenden Fomentationen und Umschlägen, Auflösungen von Blei, schwefelsaurem Zink und Kupfer, Auflösungen von Höllenstein, verdünnter Schwefelsäure bei streng antiphlogistischer Diät. Bubonen behandelt man wie primäre Geschwüre, nachdem sie in Eiterung übergegangen sind. Entstehen sekundäre Symptome nach der angegebenen Behandlungsweise, Entzündungen und Geschwüre des Halses, Hautausschläge verschiedener Art rc., so sind alle diese Zufälle milder, als wenn sie nach einer Merkurialbehandlung entstehen. Sie werden zur Heilung gebracht durch schweißtreibende Holztränke, Antimonialmittel, strenge Diät, antiphlogistische Behandlung, säuerliche, zusammenziehende Gurgelwasser. Was die Behandlung mit Quecksilber anlangt, so ist letzteres durchaus kein Specifikum gegen S., sondern gefährlich wird es in der Hand des Unwissenden u. Charlatans. Man gibt anfangs die leichteren Quecksilberpräparate, den Mercurius solubilis Hahnemanni, den Mercurius dulcis zu einem Viertel- oder halben Gran. Der Kranke lebe mäßig, genieße keine erhitzenden oder sauren Speisen u. Getränke. Bekannte und oft mit Erfolg angewandte Methoden sind die dzondi'schen Pillen, welche aus Sublimat bestehen, der in steigenden Gaben gereicht wird, und die bergschen Pillen aus rothem Präcipitat; letztere besonders, wo der Sublimat wegen Disposition zu Brustleiden nicht gegeben werden darf. Speichelfluß ist zur Heilung der Lustseuche nicht nothwendig, wie man früher glaubte; zeigen sich die Vorläufer desselben, so setzt man das Quecksilber bei Seite, wählt ein anderes Präparat rc. Bei veralteter Lustseuche reichen oft die angegebenen Behandlungsweisen nicht aus; hier sind folgende besonders eindringende Kurverfahren anzuwenden: Weinholds große Quecksilberkur mit Kalomel, welche auf dem Grundsatz beruht, eine verhältnißmäßig große Menge versüßtes Quecksilber in langen Zwischenräumen so auf den Organismus wirken zu lassen, daß kein Speichelfluß entsteht; das zittmannische Dekokt; die Friktions- und Schmierkur. Außer dem Quecksilber sind aus dem Mineralreiche angewandt worden: die Mineralsäuren, besonders die Salpetersäure, Kupfer, Arsenik, Gold, letzteres als Goldfeile, Goldoxyd und als salzsaures Gold. In neuerer Zeit ist das Jodkali häufig u. mit Erfolg angewandt worden. Von vegetabilischen Stoffen hat man empfohlen: Rad. Sarsaparillae, Lign. Guajaci, Rad. Bardanae, Saponariae, Liquiritiae, Lign. Sassafras, Rad. car. arenariae, Rad. Chinae, Stip. Dulcamarae, Turiones Pini, Cort. Mezerei, Chelidonium majus, Akonit, Cicuta u. a. m. in verschiedenen, zum Theil als Geheimmittel verkauften Zusammensetzungen. Die wichtigste prophylaktische Hülfe gegen dies Uebel ist jedenfalls strenge Gesundheitspolizei; durch regelmäßige, genaue Untersuchung (mittelst des Mutterspiegels) und Kontrole aller öffentlichen Dirnen, einwandernden Matrosen, Handwerksbursche rc. läßt sich sehr viel zu Verhütung der gräßlichen, die Gesundheit ganzer Familien u. Generationen untergrabenden Krank-

heit thun. Ob es möglich sey, durch fortgesetzte Einimpfung von Schankergift mittelst hundertfältiger Impfstiche (Syphilisation) ein Individuum nicht nur Zeitlebens gegen Ansteckung zu schützen, sondern auch die bösartigste sekundäre S. zu heilen, darüber ist neuerlich unter den Aerzten viel gestritten worden. Ob die Krankheit im Alterthum bekannt gewesen, ist noch strittig. Rosenbaum („Die Lustseuche im Alterthum", Halle 1839) sucht nachzuweisen, daß schon im Alterthum die S. in allen ihren jetzigen Formen vorgekommen sey; doch scheint historisch konstatirt zu seyn, daß sie bis gegen Ende des 15. Jahrhunderts in der Form, in der sie damals auftrat und mit reißender Schnelligkeit sich über ganz Europa verbreitete, bis dahin nicht bekannt gewesen ist. Wahrscheinlich hat sich damals die Krankheit unter begünstigenden Umständen von selbst entwickelt. Diese Umstände trafen zu Ende des 15. Jahrhunderts in Süditalien zusammen, welches Land damals der Schauplatz eines Krieges war, der mit der größten Erbitterung von beiden Seiten geführt wurde, während zu gleicher Zeit bösartige Nervenfieber u. Hungersnoth herrschten; lauter Umstände, welche die Erzeugung bösartiger Krankheiten begünstigen. Daß die S. zuerst in Neapel aufgetreten, bezeugt ihr erster Name, Mal de Naples, neapolitanische Krankheit. Die S. war aber damals von der heutigen sehr verschieden. Sie trat als eine rasch verlaufende Hautkrankheit auf, wie jetzt etwa die Blattern, und führte sehr schnell ein tödtliches Ende herbei. Sie hatte einen flüchtigen Charakter und pflanzte sich durch die Luft fort, während jetzt nur unmittelbare Berührung ansteckt. Auch hatte sie damals durchaus nichts Schimpfliches an sich, was schon daraus hervorgeht, daß Ulrich von Hutten sein Buch über dieselbe dem Erzbischof von Mainz dedicirte. Erst später, als sie sich besonders durch Beischlaf weiter verbreitete, kam sie in Mißkredit. So war der Charakter der Lustseuche etwa ein halbes Jahrhundert hindurch gewesen, als 1550 sich derselbe bedeutend umgestaltete. Diese zweite Periode in der Geschichte der Krankheit zeichnet sich durch das Erscheinen des syphilitischen Trippers aus, mit dessen Auftreten alle Symptome der S. bedeutend gemildert wurden. Die Krankheit bekam jetzt einen bei weitem langsameren Verlauf; die Ansteckung geschah von jetzt an nur durch unmittelbare Berührung; auch befiel das Uebel jetzt nicht mehr sowohl die äußere Haut, als vielmehr innere Organe, vorzüglich Schleimhäute und Knochen, und diesen milderen Charakter hat die Krankheit mit geringen Ausnahmen bis jetzt beibehalten. Vergl. Fracastori, Syphilis, Verona 1530; neu herausgegeben von Choulant, Lpz. 1830, ein lateinisches Epos in 3 Gesängen, welches für die Geschichte der Krankheit wichtig ist; Fuchs, Die ältesten Schriftsteller über die Lustseuche in Deutschland, Göttingen 1843; John Hunter, Abhandlungen über die venerischen Krankheiten, aus dem Englischen, Berlin 1848; Ricord, Ikonographie, deutsch von Gottschalk; dessen Vorlesungen (herausgegeben von Lippert, Hamb. 1852; von Türk, Wien 1846; von Gerhard, Berlin 1848); dessen Briefe über S. (herausgegeben von Liman, Berl. 1851; beantwortet von Simon, Hamburg 1851); Vidal de Cassis, Abhandlungen über die venerischen Krankheiten, deutsch, Leipz. 1853.

Syra, Eparchie des griechischen Nomos der Cykladen, umfaßt die Inseln Syra, Mykoni, Keos, Kythnos, Seriphos und mehre kleinere Eilande. Die Hauptinsel Syra, bei den Alten Syros, liegt fast mitten im Archipel, ist 2 □Meilen groß, von Bergen (bis 1400 F. hoch) durchschnitten, mit tiefen Thälern und geringen Ebenen, war vor dem Freiheitskriege nur von 6000 Menschen bewohnt, hat aber jetzt durch zahlreiche Einwanderungen aus Chios, Ipsara u. Kandia eine Bevölkerung von mehr als 40,000 Seelen gewonnen. Die Stadt Hermopolis, auch Neustadt-Syros genannt, an der Ostküste der Insel, eine ganz neue und eine der blühendsten Städte Griechenlands, mit schönen Häusern und 36,000 Einwohnern, ist Sitz eines griechischen Erzbischofs und eines römisch-katholischen Bischofs für die ausschließlich das nahe gelegene Altsyros (Altstadt-Syros) bewohnenden römischen Katholiken, des Nomarchen der sämmtlichen Cykladen, eines Handelsgerichts und mehrer Assekuranzgesellschaften, hat eins der sieben Gymnasien Griechenlands, einen von Schiffen aller seefahrenden Nationen besuchten Hafen und Werfte, wo schnellsegelnde Briggs gebaut werden. S. ist der Hauptplatz für den Austausch der griechischen und türkischen Produkte gegen die Erzeugnisse des Westens. Der Handel ist daher vorwiegend Kommissions- und Speditionshandel. Die Ausfuhr nach dem griechischen Kontinent hat durch die Mitbewerbung der anderen drei Transithäfen: Piräeus, Nauplia, Patras und auch Hydras, sich etwas vermindert; dagegen versorgt S. ausschließlich die Inseln des Archipels, mit mindestens 120,000 Einw. Von ihren eigenen Erzeugnissen hat die Insel wenig dem Handel zu bieten. Diese beschränken sich jährlich auf 15—16,000 Kilo Gerste, Feigen, Pomeranzen, Hülsenfrüchte und Honig in geringer Menge und 7—8000 Fäßchen Rothwein, wovon etwa 4000 nach den russischen Häfen gehen. An eine Ausdehnung der Kultur ist bei dem großen Wassermangel und dem felsigen Boden kaum zu denken. Die Industrie beschränkt sich auf einige Seifensiedereien und Gerbereien. Großen Gewinn bringt den Bewohnern der Insel die Frachtschifffahrt, namentlich der Getreidetransport aus den russischen Häfen des schwarzen Meeres nach dem Mittelmeere.

Syrakus (Syracusä), im Alterthum die größte und reichste Stadt Siciliens, von Doriern unter Anführung des Archias (von dessen zwei Töchtern Syra und Cossa sie ihren Namen erhalten haben soll), am südlichen Theile der Ostküste, 735 v. Chr. gegründet, wurde zuerst bloß auf der hart vor der Küste gelegenen Insel Ortygia angelegt, breitete sich aber bald auch über das Festland aus und bestand zur Zeit ihrer größten Ausdehnung außer den Vorstädten aus fünf durch besondere Mauern umgebenen Haupttheilen, nämlich: der Insel (Nasos) Ortygia mit der Quelle Arethusa, den Tempeln der Artemis und Athene, den großen Getreidemagazinen, die im Nothfalle als Festung dienen konnten, dem von Hiero erbauten Palaste und der von Dionysius erbauten Citadelle oder Akropolis; der von Ortygia durch einen schmalen

Kanal getrennten Insel **Achradina**, dem Haupttheil und Mittelpunkt der Stadt mit dem von herrlichen Säulengängen umgebenen Forum und den ansehnlichsten Gebäuden, dem Prytaneum, der Kurie, dem Tempel des olympischen Zeus, einem Theater, großen Katakomben ꝛc.; **Tyche**, dem an den nördlichen Theil von Achradina anstoßenden, volkreichsten Theil der Stadt, der auch das Gymnasium enthielt; **Neapolis**, auf der Südwestseite, östlich von Achradina, mit dem Haupttheater, dem größten in ganz Sicilien, und mehren Tempeln, der Ceres, Proserpina ꝛc.; **Epipolä**, einer die ganze Stadt beherrschenden Höhe, nordwestlich neben Tyche und Neapolis, welche Dionysius I. mit einer starken Mauer umgeben ließ und mit in den Bereich der die Stadt umgebenden Befestigungen zog, wodurch S. zu einer der stärksten Festungen der alten Welt wurde. Die Epipolä enthielten an ihrer Westseite große Steinbrüche (Latomien) und darüber auf der höchsten Spitze der Höhe Euryalus das Kastell Labdalon. In dieser Ausdehnung hatte S. einen Umfang von 180 Stadien od. $4^1/_2$ deutschen Meilen, welcher selbst den von Rom noch weit übertraf. Dabei hatte die Stadt zwei treffliche, durch tiefe Buchten gebildete Häfen, die nächst der Betriebsamkeit der Einwohner hauptsächlich ihre Blüthe förderten. Der kleinere Hafen im Nordosten der Nasos und im Osten des südlicheren Theiles der Achradina war doch so groß, daß er ganze Kriegsflotten aufnehmen konnte und von großen Arsenalen und Schiffswerften umgeben; der große Hafen aber oder die große Bucht zwischen der Nasos und Achradina im Norden u. dem Vorgebirge Plemmyrium im Südosten, südwestlich neben dem kleineren und nur durch einen Ortygia und Achradina verbindenden Damm von diesem getrennt, hatte 80 Stadien im Umfange u. konnte mit Ketten gesperrt werden. Im Westen der Stadt befand sich die große Wasserleitung, welche das Wasser durch Epipolä und Neapolis nach Achradina und Ortygia führte. Die Bevölkerung der Stadt mag zur Zeit ihrer höchsten Blüthe an 500,000 Seelen betragen haben.

Der Zeit nach war S. die zweite griechische, auf Sicilien gegründete Kolonie; dem Range nach wurde sie aber bald die erste. Als dorische Stadt hatte sie eine aristokratische Verfassung. Die Gamoren hatten die Regierung in den Händen, zuerst mit einem König an der Spitze, später ohne einen solchen. Aus den Gamoren, wahrscheinlich den ursprünglichen Kolonisten, wurden die Magistrate und Mitglieder des hohen Rathes gewählt, die das Volk in ihren Versammlungen leiteten. Im Jahre 491 v. Chr. vertrieb das Volk die Aristokraten und gründete eine Demokratie, die aber so ordnungs- und gesetzlos war, daß sie von keiner Dauer seyn konnte. **Gelon** (s. d.), König von Gela, führte die Gamoren nach S. zurück, bemächtigte sich aber selbst der Herrschaft (485). Unter ihm erreichte S. seine höchste Blüthe, so daß seine Flotten die umliegenden Meere beherrschten und die meisten Städte Siciliens unter seinem Einfluß standen, andere ihm ganz unterworfen waren. Auf Gelon folgte sein Bruder **Hiero I.** (477—467), und auf diesen der dritte Bruder, **Thrasybulus**, der aber schon 466 wegen seiner Gewaltthätigkeit vertrieben ward. An die Stelle der Tyrannis trat jetzt eine demokratische Verfassung. Ueber die Bestimmung, daß die Magistrate bloß aus den alten Bürgern genommen werden und die von Gelon eingeführten Familien, von denen noch 7000 übrig waren, ausgeschlossen bleiben sollten, brachen jedoch bürgerliche Unruhen aus, die damit endigten, daß die neuen Bürger ausgeschieden und ihnen Messana als Niederlassung angewiesen wurde. Zur Sicherstellung der Demokratie ward eine dem athenischen Ostracismus ähnliche Maßregel in dem Petalismus eingeführt, der aber die durch Sykophanten unterstützte Ochlokratie noch mehr hob u. bewirkte, daß alle ausgezeichneten und gebildeten Männer sich von der Staatsverwaltung zurückzogen. Zwar wurde der Petalismus wieder aufgehoben; die Reibungen zwischen den Demokraten u. Aristokraten, deren sich immer noch viele in der Stadt befanden, dauerten jedoch fort. Die inneren Unruhen benutzend, suchten sich mehre von S. abhängige sicilische Städte frei zu machen u. suchten zu diesem Zwecke Unterstützung bei den Athenern, die, schon längst eifersüchtig auf die mächtige Handelsstadt, mit Freuden den Bitten der Unzufriedenen entsprachen und 415 eine Armee nach Sicilien schickten, welche von den Syrakusanern, jedoch mit spartanischer Hülfe, vernichtet ward. Auf Vorschlag des Volksvorstehers Diocles wurde darauf eine Kommission zur Anordnung einer neuen Verfassung niedergesetzt, wozu er selbst gezogen wurde. Diese neue Verfassung war wieder völlig demokratisch; ihre erste Bestimmung war die Wahl der Magistrate durch das Loos, zugleich wurden geschriebene Gesetze gegeben, die sich durch ihre Strenge auszeichneten. Dennoch kam die Demokratie bald in einen großen Mißkredit, und in Fällen der Noth und Gefahr sah sich die innerlich zerrissene Stadt unfähig, sich zu halten. Daher übertrug das Volk dem tapfern, aus einer namenlosen Familie entsprossenen **Dionysius I.** (s. d.) das Oberkommando über die Armee, bahnte ihm aber dadurch den Weg zur Tyrannei. Er baute die Burg zwischen der Insel und der Stadt und erhöhte den Bestand der Kriegsschiffe auf 300. Die wohlbefestigte Regierung übernahm nach ihm sein Sohn **Dionysius II.**, ein Wollüstling, gegen den sich sein Verwandter Dion vergeblich erhob. Endlich aber vertrieben die Syrakusaner den Tyrannen, dem es jedoch bei den immer fortdauernden inneren Unruhen und Kriegen gelang, sich wieder auf den Thron zu setzen, bis er 343 von **Timoleon** genöthigt wurde, seine Herrschaft niederzulegen. Timoleon zerstörte die Burg, stellte die demokratische Verfassung wieder her u. zog durch Häuser- und Ackervertheilung an 40,000 neue Ansiedler in die entvölkerte Stadt, die in dieser Zeit die wichtigsten Gebäude erhielt. Nach Timoleons Tode trat die alte Eifersucht des Volkes gegen die Vornehmen wieder hervor, welche Verhältnisse **Agathocles** (s. d.) benutzte, um sich unter der Verheißung einer reinen Demokratie zum Tyrannen aufzuwerfen (317). Seine strenge und gewaltthätige Regierung erhielt wenigstens Ruhe und Frieden im Innern, wodurch es noch möglich wurde, daß sich S. gegen die in Sicilien immer weiter fortschreiten-

den und S. schon belagernden Karthager halten konnte. Nach Agathocles' Tode (289) warf sich Mänon, der Mörder, zum Herrscher auf, ward aber von Hieetas vertrieben, der sich 3 Jahre lang behauptete. Als er gegen die Agrigentiner zu Felde zog, empörte sich daheim Thynion, gegen welchen sich unter Sostratus eine zweite Partei erhob. Zur Schlichtung dieser Unruhen riefen die Syrakusaner den damals in Italien Krieg führenden Pyrrhus (277) herbei, der S. von den Karthagern befreite u. seinen Sohn zum König von Sicilien einsetzte. Nach seinem Weggang wählten aber (275) die Syrakusaner Hiero II. zu ihrem Feldherrn und 268, aus Dankbarkeit, weil er die Unruhen gedämpft und die Stadt von Miethsoldaten befreit hatte, zum König. Hiero stand den Römern im ersten u. zweiten punischen Kriege treulich bei und trug viel zu dessen glücklichem Ausgange bei. Desto unbesonnener handelte sein Enkel und Nachfolger (seit 215) Hieronymus, indem er im zweiten punischen Kriege auf die Seite der Karthager trat und dadurch seinen Sturz (214) beschleunigte. Darauf folgte Anarchie, während welcher in Folge der Umtriebe der karthagisch gesinnten Prätoren Epicydes und Hippocrates der Krieg mit Rom unvermeidlich ward. Der Konsul Marcellus segelte 214 v. Chr. mit einer ansehnlichen Macht nach Sicilien, nahm nach seiner Vereinigung mit Appius die Stadt Leontium mit Sturm ein u. rückte hierauf vor S., das er von der See- und Landseite zugleich angreifen ließ. Trotz der Zerwürfnisse und Aufstände im Innern hielt die Stadt, durch des Archimedes sinnreiche Maschinen unterstützt, eine dreijährige Belagerung aus und ward erst im August 212 erobert, geplündert und zum Theil zerstört. Seitdem ward Sicilien römische Provinz. Der alte Glanz der Stadt verschwand für immer, die Kunstschätze wanderten nach Rom und die Bevölkerung nahm täglich mehr ab. Vergebens suchte sie Augustus durch eine Kolonie zu heben. Im Mittelalter litt S. viel, das Schicksal der ganzen Insel theilend. Gegen Ende des 5. Jahrhunderts ward es von deutschen Völkerschaften, die zur See ankamen, besonders von den Vandalen, 884 aber von den Saracenen geplündert und erholte sich seitdem nie wieder. Kaiser Friedrich I. schenkte 1194 die Stadt den Genuesern, die ihm gegen Tankred beigestanden hatten; doch befreiten sich die Syrakusaner mit Hülfe der Pisaner bald wieder. S. kam hierauf unter spanische Herrschaft und ward Residenz des Statthalters. In Folge einer Seeschlacht, die bei S. 1718 zwischen den Engländern und Spaniern geschlagen wurde, mußten die letzteren die Stadt den Oesterreichern einräumen, bekamen aber 1755 die Insel wieder. In den Jahren 1100, 1542, 1693 und 1735 litt S. bedeutend durch Erdbeben. Von der alten Stadt ist fast nur noch der Theil auf der Insel Ortygia übrig; derselbe heißt Siragossa (Siragosa), ist befestigt, Sitz eines Bischofs u. hat 14,000 Einw. Noch sind die berühmten Latomien oder Steinbrüche mit dem Ohr des Dionysius, einer Sförmigen Aushöhlung des Felsens, welche einen außerordentlich starken Widerhall gibt, sowie die alten Katakomben vorhanden. Die Trümmer der alten Stadt umgeben weithin die neue, deren Straßen eng und unansehnlich sind. Unter den Gebäuden ragt nur die Kathedrale der Santa Lucia mit ihren 24 antiken dorischen Säulen hervor, ehemals Tempel der Minerva. Die Kirche des heiligen Johannes wird für eine der ältesten christlichen Kirchen gehalten. Im Ganzen hat die Stadt 15 Kirchen, mehre Kasernen, Hospitäler, ein Seminar, ein Kollegium, eine Akademie, öffentliche Bibliothek u. ein Nationalmuseum, welches viele in der Gegend aufgefundene Alterthümer enthält. Die Industrie beschäftigt einige Hammerwerke, Gerbereien und eine Pulvermühle. Der Hafen ist versandet und nur noch für Brigantinen zugänglich, der Handel, der die Erzeugnisse der sehr fruchtbaren Umgegend, namentlich Wein ausführt, von geringer Bedeutung. Vergl. A. Arnold, Geschichte von S., Gotha 1816.

Syrien, asiatisch-türkisches Land, welches, im Norden von Kleinasien, im Osten von der syrischen Wüste, im Süden vom steinigen Arabien u. im Westen vom mittelländischen Meer begrenzt, das in einer Breite von 20—30 u. in einer Länge von etwa 100 Meilen an der ganzen Ostküste des Mittelmeeres zwischen 31—37° nördl. Br. sich von Norden nach Süden ziehende Hochland begreift. Es wird seiner Länge nach von einem Gebirg durchzogen, welches im Norden mit den Südabfällen des Taurus, im Süden mit dem Sinaigebirge und der westarabischen Gebirgskette zusammenhängt. In seinem mittleren Theile, dem Libanon, sich am höchsten erhebend, bildet es ein weit ausgedehntes Plateau mit bedeutenden Erhebungen, im Westen steil zum Mittelmeer abfallend, im Osten in die niedriger gelegene syrische Wüste auslaufend. Ein breiter, tiefer Spalt durchfurcht das Plateau seiner Länge nach, und zwar beginnt derselbe im Süden am nördlichen Ende des Golfs von Akaba zwischen dem Sinai und dem westarabischen Gebirgszuge und streicht anfangs als wasserloser, steriler Erdspalt (Wadi-Arabah), dann, vom todten Meere ausgefüllt u. vom Jordan durchströmt, unter dem Namen el-Ghor bis zum See von Tiberias in einer weit unter der Meeresfläche liegenden Tiefe, denn das todte Meer liegt über 1300 F. und der See von Tiberias über 500 Fuß tiefer, als das Niveau des Meeres. Nördlich von letzterem setzt sich die Furche erst als enge Schlucht fort, erweitert sich aber zwischen dem Libanon und Antilibanon zum Thal von Cölesyrien und wird noch weiter nördlich vom oberen Orontes und zuletzt am südlichen Fuße des Taurus vom See von Antiochia bewässert. Diese ganze, etwa 115 Meilen lange Furche theilt das syrische Plateau in zwei Theile, einen östlichen und einen westlichen. Letzterer, welcher sich unmittelbar am mittelländischen Meer hinzieht, zeigt an 3 Stellen Einschnitte, welche sich von jener langen Furche bis zu diesem Meer erstrecken, einen am südlichen Abhang des Libanon, wo der südwärts strömende Leontes Cölesyrien verläßt und bei Tyrus das Küstengebirge durchbricht, um sich in das mittelländische Meer zu ergießen; den anderen in der Mitte, nördlich von Tripolis, wo die um diese Stadt sich ausbreitende Küstenebene den Libanon von Norden begrenzt; den dritten im Norden am unteren Orontes, wo dieser aus Cölesyrien anfangs nach

Norden gerichtete Fluß sich nach Westen wendet, um, nachdem er das Küstengebirge ebenfalls durchbrochen, in das mittelländische Meer einzumünden. Am südlichen Einschnitt beginnt das Bergland von Palästina (s. d.), welches südlich vom todten Meere in das Wüstenplateau el-Tyh übergeht. Letzteres setzt sich bis zum Sinaigebirge und der Landenge von Suez fort, wo eine von Suez bis zum mittelländischen Meere sich hinziehende Einsenkung es von Aegypten scheidet. Den östlich von der großen Längsfurche liegenden Theil des Landes anlangend, so bildet hier das Plateau einen steilen Felsenrand, um sich dann namentlich im Antilibanon zu minder hohen Gebirgen, als im westlichen Theile, zu erheben, dacht sich dagegen östlich sanfter gegen die Hochebene ab, welche, von niedrigen Felskämmen durchzogen, im Osten von Damascus, wo die Bewässerung aufhört, sich zur syrischen Wüste gestaltet, die sich allmählig zum Tieflande des Euphrat hinabsenkt. S., obwohl innerhalb der asiatischen Regenzone liegend, hat doch im Allgemeinen ein sehr trockenes, in den niedrigen Gegenden verhältnißmäßig heißes, dem arabischen sehr ähnliches Klima. Der östliche Theil ist rauher, als der westliche. In Damascus und Haleb fällt Schnee, ebenso zu Antakia im Norden; an der Küste aber blühen die Orangen selbst im Winter, der nur den December hindurch dauert; Frühling und Herbst bringen hier häufige Regengüsse; die Hitze des Sommers wird für die Vegetation durch starken Thau ermäßigt. Zwischen den Bergen trocknen scharfe Nord- und Ostwinde, besonders aber Südwinde (Samum) die Luft aus. Gewitter und Stürme toben furchtbar, wie auch Erdbeben, welche fast ganz S. erschüttern, während merkwürdiger Weise der vulkanische Boden des südlichen Palästina's nichts davon verspüren läßt. Verwüstende Heuschreckenschwärme suchen nicht selten die Fluren heim. Was die Pflanzenwelt anlangt, so erzeugt das Tiefland am Meere viel Gewächse der wärmeren Zone, namentlich treffliche Oliven, Limonien, Citronen, Liebesäpfel 2c. Zuckerrohr, Baumwolle, Datteln, Pisang, Indigo, Krapp, Henna, Wein, Tabak, Sesam, Durrah, Bananen u. Palmen wachsen neben europäischen Obstarten. Die Rosen von Saron, die Lilien Palästina's, die Cedern des Libanon sind allbekannt. Die Gebirge sind zum Theil reich bewaldet. Um Damascus auf der Ostseite des Gebirgs blühen reich bewässerte Prachtgärten, nach der moslemitischen Sage das Paradies auf Erden. Haleb ist Kornkammer und Obstgarten zugleich. Minder reich ist die Thierwelt. Das Kameel spielt hier dieselbe Rolle wie in Arabien. Die Gebirgseinöden sind die Heimath der Gazelle, des wilden Büffels, des Bären, der Hyäne, des Wolfs, Schakals und anderer Raubthiere, unter denen selbst Panther und Löwen nicht ganz fehlen. Reiher, Schwäne, Gänse, Enten, Flamingo's, Löffelgänse beleben Flüsse u. Seen; Fasanen und Pfauen nisten in den Gebüschen, und Adler, Geier und Falken auf den Felsenhorsten, u. selbst Strauße durchstreifen die Wüste. Sonst bietet das Thierreich in den Landseen und Flüssen eine Menge Fische, dann Schildkröten, Eidechsen, Chamäleone, Ichneumone, Salamander, Schlangen, darunter auch giftige, Zugheuschrecken, die man verspeist, Skorpione, Bienen, Ameisen, Seidenraupen, Krebse, verschiedene Schnecken und Muscheln, darunter die Purpurschnecke u. Perlmuschel, 2c. Die Produkte des Mineralreichs sind noch undurchforscht. Hauptbestandtheil des Gebirgs ist Kalk, Bergkalk im Libanon, Kreide im Antilibanon und Jurakalk in Palästina. Der Bergkalk im Libanon, welchem Kohlensandstein mit Steinkohlenflötzen aufgelagert ist, führt stockartige Eisensteinlager. Der Jurakalk Palästina's ist stellenweise durch vulkanisches Gestein unterbrochen, besonders im Gebiete des Jordans und des todten Meeres, wo heiße Quellen, Lager von Erdharz und Schwefel 2c. das Walten vulkanischer Kräfte bezeugen. Von nutzbaren Mineralien ist besonders das Salz zu erwähnen, welches auch als Ausfuhrartikel dient. Die Zahl der Einwohner wird auf etwa $1\frac{1}{2}$ Millionen angegeben. Sie bestehen aus verschiedenen Völkerschaften, welche, theils Ureinwohner, theils eingewandert, sich vornehmlich in Folge religiöser Absonderung gebildet haben, aber größtentheils zur semitischen Völkerfamilie gehören. Die Mehrzahl bilden die Bekenner des Islam, etwa 565,000 an der Zahl. Herren des Landes, aber von geringer Anzahl, sind die osmanischen Türken. Letzteres gilt auch von den im Norden des Landes als Nomaden umherstreifenden Turkomanen und Kurden. Zahlreicher sind die Araber, welche den ganzen Osten S.s und Palästina's einnehmen, theils als ansäßige Bauern (Fellahs) das platte Land, theils als Handwerker und Kaufleute die Städte bewohnend, theils als Beduinen die Wüste durchstreifend. Eigentlich syrische Völker mit eigenthümlichen, dem Islam näher oder entfernter verwandten Religionen sind die Drusen, die, gegen 100,000 Köpfe stark, den eigentlichen Libanon bis gegen Damascus hin, sowie Hasbeya und Haleb bewohnen, die Nasairis (Ansarieh), die im nördlichen S. von Tripolis bis Antakia, 25,000 Köpfe stark, hausen, u. die etwa 20,000 Mann starken Ismaeliten, deren Hauptsitz Massyad im Gebiet von Hama ist. Fast ebenso zahlreich als die Moslems sind die Christen, von denen die antiochenischen oder orthodoxen griechischen Christen, gegen 240,000 an der Zahl, durch ganz S. verbreitet sind. Der römisch-katholischen Kirche unirt sind die Maroniten, gegen 200,000, im Distrikte Kesrawan und im Libanon. Außerdem mag der römisch-katholische Kult noch gegen 60,000 Anhänger zählen, und ebenso hoch mag sich die Zahl der Armenier und der Anhänger anderer christlichen Bekenntnisse (Jakobiten, Nestorianer, Johanneschristen) belaufen. Alle genannten Bevölkerungsbestandtheile sprechen Arabisch, was überhaupt als Landessprache zu betrachten ist, da die syrische Sprache, welche nur noch von den Nestorianern in Kurdistan gesprochen wird, in S. selbst ausgestorben ist. Noch sind als überall zerstreut lebende Bewohner S.s die Juden zu nennen, welche zum Theil aus europäischen Ländern eingewandert sind und namentlich in Palästina ansehnliche geschlossene, auch Ackerbau treibende Gemeinden bilden. In den Städten sind Griechen und Franken als Handelsleute u. in den katholischen Klöstern

europäische Mönche angesiedelt. Endlich finden sich noch verachtet und ausgestoßen **Zigeuner** oder **Kurbad**, besonders um Haleb und Damascus. Ueber die sittlichen, intellektuellen, gewerblichen und politischen Zustände der syrischen Völker s. die betreffenden Einzelartikel u. **Türkisches Reich**. In politischer Beziehung bildet S. unter dem Namen **Soristan** oder **Scham** eine Provinz des türkischen Reichs und zerfällt als solche in die Ejalets Haleb oder Aleppo, Damascus, Jerusalem (früher Acca oder St.-Jean d'Acre) und Tripolis oder Tarablus. Die bedeutendsten Städte sind Aleppo, Damascus, Acca, Jerusalem und Beirut.

Geschichte. Die Urbewohner S.s zerfielen in mehre Stämme, von denen der der **Aramäer** (s. **Aramäa**) oder der eigentlichen Syrer der bedeutendste war. Als 2000 Jahre v. Chr. Abraham unter ihnen umherzog, waren sie schon ein städtebewohnendes Volk. Das Land zerfiel damals in einzelne Städte mit Gebieten und besondern Oberhäuptern oder Königen an der Spitze. Schon im frühesten Alterthume werden Damascus, Hamath, Hems oder Emesa, Zoba u. a. erwähnt. Ein altes wichtiges Emporium war die Palmenstadt Tadmor oder Palmyra; nicht minder berühmt als Mittelpunkt des Sonnenkultus Baalbeck oder Heliopolis mit seinem berühmten Sonnentempel. Etwas späteren Ursprungs, aber ebenfalls eine von Alters her angesehene Stadt war Antiochia. Eine größere Rolle in der Weltgeschichte, als die eigentlichen Syrer, spielten die **Phönicier** und **Israeliten**, welche bis auf die Zeit Alexanders des Großen und der Ausdehnung der römischen Herrschaft über die Länder des Mittelmeeres eine von der des übrigen S.s abgesonderte Geschichte besitzen. Die eigentlichen Syrer vermochten sich oft fremder Unterdrücker nicht zu erwehren; insbesondere machte David ihr Land zu einer Provinz des jüdischen Reichs. Bei der Theilung desselben rissen sie sich wieder los, indem ein ehemaliger Sklave, Namens Reson, sich der Stadt Damascus bemächtigte u. ein eigenes Reich gründete, welches sich nach u. nach über den größten Theil von S. erstreckte, indem die Häuptlinge der übrigen Städte Damascus tributpflichtig wurden. Nachdem das Reich sich besonders auf Kosten Juda's u. Israels vergrößert hatte, ward es nach mannichfachen Schicksalen von Tiglatpilesar zu einer Provinz des assyrischen Reichs gemacht und theilte seitdem den Wechsel der Herrschaften, die in Vorderasien auf einander folgten. S. war nach einander eine Provinz von Babylonien, Medien, Persien, Macedonien, bis es endlich durch die Seleuciden wieder zu einem selbstständigen Reiche erhoben ward. Der Gründer dieser Dynastie, **Seleucus Nicator** (301 bis 280), dehnte die Grenzen seines Reichs nach Osten bis zum Oxus und Indus aus und machte S. zum Mittelpunkte desselben. Durch Erneuerung und Gründung vieler griechischen Städte (Seleucia am Tigris, Seleucia am Orontes, Antiochia u. a.) suchte er seinem Reiche, welches 72 Satrapien umfaßte, einen griechisch-macedonischen Charakter zu geben. Aber seinen Nachfolgern fehlte zum Zusammenhalten eines so ausgedehnten, aus den verschiedenartigsten Bestandtheilen zusammengesetzten Reichs die nothwendige Kraft und Energie, und die entnervende üppige Schwelgerei, der sie sich überließen, reizte die Statthalter, namentlich die entfernteren, bald zum Abfall. Schon **Antiochus I.** (281—262) vermochte weder Pergamum, Bithynien u. Pontus zu unterwerfen, noch die Festsetzung der Gallier (Galater) in Kleinasien zu hindern. Unter **Antiochus II.** (262—247) rissen sich Parthien und Baktrien los. **Seleucus II. Callinicus** (247—227) kämpfte unglücklich gegen Aegypten, Parthien und den eigenen Bruder. Sein älterer Sohn **Seleucus III.** ward schon 224 auf einem Zuge gegen Pergamum meuchlings ermordet; der jüngere **Antiochus III.** oder **der Große** (224 bis 187) unterdrückte zwar die Empörungsversuche mehrer mächtigen Statthalter; sein Unternehmen aber, die asiatischen Länder der ägyptischen Ptolemäer zu unterwerfen, mißlang durch seine Niederlage bei Raphia 217. Sein Zug gegen Parthien und Baktrien bis in die Indusländer brachte ihm zwar Kriegsruhm, aber keine dauernde Vergrößerung seines Reichs, und wenn er auch 203 Phönicien, Cölesyrien und Palästina eroberte, so verringerte dagegen der Krieg mit Rom (191—189) sein Reich nicht allein um das vordere Kleinasien, sondern legte auch den Grund zu dessen innerer Erschöpfung. Von seinen Söhnen ward der ältere, **Seleucus IV. Philopator**, 176 ermordet, der jüngere, **Antiochus IV. Epiphanes** (176—164), durch Schwelgerei u. Grausamkeit berüchtigt, mußte das fast schon eroberte Aegypten auf Befehl des römischen Gesandten Popillius Länas 168 wieder räumen, u. sein Versuch, die Juden zum Götzendienste zu zwingen, veranlaßte 167 den Aufstand und Abfall dieses Volks unter den Makkabäern. Innere Zerrüttung, genährt durch allgemeine Verderbtheit und durch die Schwäche und Verworfenheit der Herrscher, nimmt in der folgenden Zeit mehr und mehr überhand und macht das Reich Angriffen von außen gegenüber wehrlos. Schon um 150 beschränkten die Parther das Reich auf das eigentliche S., und auch dieses ward 85 großentheils dem armenischen König Tigranes unterwürfig, bis es 64 bis auf einige kleine Theile zur Provinz des römischen Reichs gemacht ward. Unter der römischen Herrschaft zerfiel das Land in 10 größtentheils nach den Hauptstädten benannte Gaue. Im 4. Jahrhundert trennte Konstantin der Große Commagene und Cyrrhestica vom übrigen S. u. machte daraus eine eigene Provinz, Namens Euphratensis; das übrige Land aber ward später von Theodosius dem Jüngeren in Syria prima u. S. secunda eingetheilt, von welchen ersteres die Seeküste und die nördlicheren Reiche von Antiochia bis gegen den Euphrat hin umfaßte, letzteres aber die Gegenden am südlichen Laufe des Orontes in sich begriff. Die östlicheren Theile S.s am Euphrat und nach der Wüste hin gehörten damals schon längst nicht mehr zum römischen Reiche, sondern waren in den Händen der Araber und Parther. Unter der Herrschaft der oströmischen Kaiser gerieth das Land in immer tieferen Verfall. Unter Justinian wurden die wichtigsten Städte S.s von den Persern genommen, darunter Antiochien. Was Khosroes begonnen, setzten

die Araber fort, die verwüstend ins Land einbrachen. Erst unter der Herrschaft der arabischen Khalifen hob sich S. wieder, indem die neueröffnete Schifffahrt auf dem Euphrat dem syrischen Handel neues Leben gab. Doch ward das Land den Khalifen bald von rebellischen Statthaltern und diesen wieder durch die turkomanische Miliz entrissen. Die Kreuzzüge trugen viel zum Verfall des Landes bei, indem die Kreuzfahrer nur auf die Seestädte und Antiochia Werth legten, wie die Saracenen auf Damascus, das übrige Land aber von den Einen wie von den Andern verwüstet ward. Saladin, Sultan von Aegypten, nahm S. den Kreuzfahrern ab, und unter seinen Nachfolgern kam es an die Mamluken. Arg litt es durch die Einfälle der Mongolen unter Dschingiskhan, durch welche viele Städte zerstört wurden und andere zu ärmlichen Dörfern herabsanken. Im Jahre 1517 eroberte der Osmanensultan Selim I. S., das seitdem bis auf die neueste Zeit türkische Provinz war. Doch empörten sich die dortigen Pascha's häufig gegen die Pforte. Bei der Expedition der Franzosen nach Aegypten 1798 war es auch auf S.s Eroberung abgesehen; doch scheiterte die Sache an dem Widerstande von St.-Jean d'Acre. Zu Anfang der dreißiger Jahre kam S. unter die Herrschaft Mehemed Ali's, Vicekönigs von Aegypten, nach dessen Sturz 1840 es wieder unter die unmittelbare Herrschaft der Pforte zurückkehrte. Der unaufhörliche Wechsel der Herrscher, verheerende Kriege und die Barbarei der mohammedanischen Gewalthaber haben Land und Volk in politischer, intellektueller u. volkswirthschaftlicher Beziehung völlig ruinirt. Im Alterthum von gewerbfleißigen Völkern bewohnt, wohlangebaut und voll blühender Städte, ist es jetzt wenig mehr als eine schwach bevölkerte, sterile, dürre Einöde voll Ruinen, und nur wenige von den Drusen u. Maroniten bewohnte Striche im u. am Libanon machen hiervon eine Ausnahme. Blutige Zwiste zwischen den genannten beiden Völkern u. grausame Verfolgungen der Christen durch die fanatisirten Moslems, wie sie erst die neueste Zeit in greulichster Weise wieder gesehen, werden das Land unter der schwachen Herrschaft der Pforte auch ferner nicht zu irgend welcher Blüthe gelangen lassen.

Syringa (Flieder, Syringe), Pflanzengattung aus der Familie der Oleaceen, Sträucher mit gestielten, entgegengesetzten, glatten, ganzrandigen Blättern und schönen, wohlriechenden Blüthen mit 4spaltigem Kelch und trichterförmiger Korolle mit 4 konkaven Einschnitten in reichen, straußförmigen Endrispen. S. chinensis *L.*, S. dubia *Pers.*, chinesischer Flieder, in China, gegen 6—10 Fuß hoch, hat eirunde oder ei-lanzettförmige, langgespitzte Blätter u. rothe oder röthlich-lilafarbige, sehr wohlriechende Blüthen in großen, oft 1 Fuß langen, dichten, durch ihre Schwere oft übergebogenen Rispen u. findet sich als schöner Zierstrauch in deutschen Gärten. S. persica *L.*, S. capitata *Gmel.*, persischer Flieder, in Persien, ist ein buschiger, 4—6 Fuß hoher Strauch mit dünnen, schlanken, überhängenden Aesten, schmalen, lanzettförmigen, spitzigen, dunkelgrünen, glatten Blättern u. hellrothen, lilafarbigen oder weißen Blüthen, die etwas kleiner sind, als die der vorigen Art, u. wird ebenfalls als Zierstrauch in Gärten gezogen. S. vulgaris *L.*, gemeiner Flieder, spanischer oder türkischer Holler oder Hollunder, Syringe, ursprünglich in Persien einheimisch, wurde unter Ferdinand I. nach Wien gebracht, verbreitete sich von da über die Gärten Europa's und findet sich jetzt in Deutschland hier und da verwildert. Die Blätter des 10—15 F. hohen Strauchs sind herzförmig, oft auch fast eirund, langgespitzt, die Blüthen weiß, roth, fleischfarben, purpurroth, hellblau, lilafarben, violetblau und sehr wohlriechend. Früher waren die Fruchtkapseln als Semen Lilac officinell, in neuerer Zeit hat man von Frankreich aus das Extrakt aus den unreifen Früchten (Syringabitter), welches einen starken und reinbittern Geschmack hat, als ein ausgezeichnetes tonisches und Fieber vertreibendes Mittel empfohlen, doch ist es in Deutschland nur wenig in Anwendung gekommen. Aus dem Holze erhält man durch Destillation ein butterartiges Oel, das dem Oele des Rosenholzes und Sandelholzes im Geruch nahe steht. In den jungen Trieben ist ein Bitterstoff enthalten, welcher der Aloë im Geruche und Geschmacke etwas ähnlich ist. Das Holz ist ziemlich fest, bei den ältern Stämmen schön geflammt, wird von Tischlern und Drechslern benutzt. Die spanischen Fliegen finden sich oft in großer Menge auf den Blättern ein. Die Vermehrung dieser Ziersträucher geschieht durch Ableger und Sprößlinge, sowie durch Samen. Durch Aussaat erhält man oft Varietäten, jedenfalls aber die schönsten, am reichsten blühenden Exemplare. Der chinesische und persische Flieder lieben eine etwas geschützte Lage und einen mäßig feuchten, lockern und nahrhaften Boden.

Syrinx, arkadische Nymphe, die Tochter des Flußgottes Ladon, Geliebte des Pan, rief, von diesem verfolgt, die Tellus um Hülfe an u. ward in ein Schilfrohr verwandelt. Pan schnitt von dem Schilf 7 Röhrchen, fügte sie zusammen und machte so die Hirtenpfeife. Diese S. oder Pansflöte war bei den Römern und Griechen ein gewöhnliches Instrument der Hirten, welches später durch Vermehrung der Pfeifen oder Röhren und sorgfältigere Arbeit vervollkommnet wurde, in Italien jetzt noch üblich, in Deutschland aber unter dem Namen Papagenopfeife mehr ein Kinderinstrument geworden ist.

Syrische Sprache, s. Aramäische Sprache u. Literatur.

Syrische Wüste, großer asiatisch-türkischer Landstrich zwischen dem Euphrat, Libanon, Jordan und Arabien, meist mit kiesigem oder sandigem Boden, zum Theil des Anbaues fähig (wie sie in früherer Zeit es auch war), aber nur an wenigen Orten angebaut, von Beduinen u. andern nomadisirenden Arabern (Mutnalis, Beni Anase &c.) durchzogen, theilt sich in die Wüste von Damask, Hauran (Hochebene, 2000 F. über dem Meere, unfern des Jordans in Palästina, sandig, mit vielen Brunnen, von Beduinen bewohnt), Esdrelon &c.

Syrjänen, Volk in den russischen Gouvernements Wologda, Perm und Tobolsk, gehört zu den östlichen Finnen u. steht auf einer Uebergangs-

stufe zwischen den permanent nomadisirenden Samojeden u. den bloß ackerbauenden Finnen. Die südwestlichen S. wurden schon zu Ende des Mittelalters mit dem Christenthum bekannt gemacht, die nordöstlichen aber erst unter der Regierung der Kaiserin Elisabeth bekehrt. In Sitte und Lebensart haben sie sich seitdem so sehr den Russen genähert, daß sie kaum noch als besonderes Volk zu betrachten seyn würden, wenn sie nicht noch eine eigene Sprache sprächen. Die Grammatik dieser syrjänischen Sprache ist von Gabelentz, Castrén und Wiedenmann bearbeitet worden. Die S. nennen sich selbst Komi oder Komi-Murt.

Syrmien, sonst eigenes Herzogthum in Slavonien, benannt nach der römischen Stadt Sirmium (s. d.) an der Save, stand erst unter den ungarischen Königen, dann lange Zeit unter der Herrschaft der Türken, nach deren Vertreibung 1688 von Kaiser Leopold I. das italienische Haus Odescalchi damit beliehen ward. Später vom Kaiser zurückgekauft, kam es an das Haus Albani. Es begriff den östlichen Theil der von der Drau, Sau u. Donau umflossenen sogenannten syrmischen Halbinsel oder das spätere syrmische Komitat mit dem Bezirk des peterwardeiner Grenzregiments mit der Hauptstadt Semlin. Das Land gehört zu den gesegnetsten und schönsten Gegenden der österreichischen Monarchie. Die Bergkette Fruschka Gora schneidet S. der Länge nach von Westen nach Osten durch und sendet rechts u. links Ausläufer, welche die herrlichsten Gegenden bilden; sie wird fast ganz von zahlreichen Klöstern der Kaluger (griechischer Mönche) beherrscht und producirt jährlich nahe an 2,000,000 Maß des herrlichsten Weines. Nirgends gibt es einen Strich von solcher Ausdehnung, wo die Pflaumen, die größtentheils zur Bereitung des Slibowitza verwendet werden, in solcher Quantität wachsen, als hier. Die spätere Gespannschaft S. des Königreichs Slavonien umfaßte nur den nördlichen Theil des alten Herzogthums und zählte auf 43 □Meilen 138,000 Einw., größtentheils Serben. Hauptort war Vukovar an der Vuka. Nachdem die Gespannschaft 1849 aufgelöst worden, kamen die Bezirke Ruma und Illok an die neugebildete serbische Woiwodschaft, der westliche, bei Slavonien verbliebene Gebietstheil aber an die essezker Gespannschaft.

Syrte, Name zweier Busen des mittelländischen Meeres an der nordafrikanischen Küste. Die große S., auch Golf von Sydra genannt, zwischen der Landschaft Tripolis u. dem Plateau von Barca, bildet den am weitesten nach Süden einbiegenden Theil des Mittelmeeres; die kleine S., auch Golf von Kabos genannt, liegt südlich von der Bai von Tunis zwischen den Landschaften Tunis und Tripolis. Beide S.n sind durch Untiefen und Sandbänke der Schifffahrt gefährlich und waren schon im Alterthum verrufen.

Syrup (Sirup), der nicht krystallisirte Zuckersaft oder Schleimzucker, von dem man mehre Sorten unterscheidet. Der beste S. ist der bei der Bereitung des Rohzuckers in Westindien und Amerika nicht krystallisirte, schlechtere flüssige Theil, welcher durch die am Boden in die Fässer angebrachten Oeffnungen in die Cisterne abtröpfelt und dort Melasse genannt wird. Er ist braun oder gelblichbraun, dickflüssig, von süßem, oft etwas scharfem oder weinigem Geschmack und setzt häufig, wenn er noch Antheile von krystallisirbarem Zucker enthält, mit der Zeit noch Zuckerkrystalle an. In Westindien wird derselbe am häufigsten zum Rumbrennen verwendet. Geringer u. minder süß ist der S., welcher aus den europäischen Zuckerraffinerien von dem Brod- oder Hutzucker abfließt; der beste davon ist noch der Decksyrup, welcher beim Decken der Formen abtröpfelt und fast nur aus geschmolzenem Zucker besteht, weshalb man ihn auch beim anderweitigen Sieden benutzt. Weißer S. tröpfelt bei Bereitung des Kandiszuckers ab und wird meist wieder eingesotten. Die rothbraune oder hellrothbraune, klebrige und dicke Flüssigkeit, welche sich durch weiteres Sieden nicht krystallisiren läßt, ist der gewöhnliche oder ordinäre, im Handel vorkommende S. oder Schleimzucker, welcher heller, dicker und wohlschmeckender oder dünner, dunkler u. schlechter ist, je nachdem man mehr oder weniger sorgfältig bei seiner Gewinnung verfährt. In neuerer Zeit kommt auch sehr viel Runkelrübensyrup in den Handel, der aber von geringerer Qualität ist. Dasselbe ist der Fall mit dem Stärkesyrup, welchen man aus mit verdünnter Schwefelsäure gekochtem Stärkmehl erhält und der u. A. aus Magdeburg bezogen wird. Auch aus dem Safte verschiedener Obstarten wird ein sehr guter S. bereitet; doch kommt derselbe nicht als Handelsartikel vor. Durch Einkochen von Honig oder Zucker mit verschiedenen Zusätzen bereitet man in den Apotheken auch mehre Pflanzensyrupe, als: Veilchen-, Manna-, Brustbeeren-, Myrten-, Althä-, Cichoriensyrup &c., die zum Theil medicinische Anwendung finden.

Syrus, römischer Mimendichter, s. Publius Syrus.

Syssitien (griech.), die gemeinschaftlichen öffentlichen Mahlzeiten, wie sie namentlich in Sparta u. Kreta gehalten wurden; s. Sparta.

Systaticae literae, Zeugnisse, die jeder Geistliche und Mönch von seinen Obern mitnehmen muß, sobald er sich in einen fremden Sprengel begibt. Gewöhnlich stellt sie der Bischof aus.

System (v. Griech.), jedes unter Beobachtung einer gewissen regelrechten Ordnung aus Theilen zusammengesetzte Ganze. In diesem Sinne redet man von einem Nervensystem, in sofern die Verbindung der Nerven deren Zusammenwirken zu den Zwecken des thierischen Lebens bedingt, von einem Tonsystem oder der Reihenfolge der Töne nach bestimmten Intervallen, von einem Planetensystem, das durch die Abhängigkeit der Bewegung der einzelnen Planeten von einem Centralkörper, der Sonne, zu Stande kommt, ferner von Eisenbahn-, Verwaltungs-, Ackerbausystemen &c. Insbesondere aber versteht man unter S. ein geordnetes Ganze von wissenschaftlichen Erkenntnissen, die vollendete Form aller wissenschaftlichen Darstellung, welche dadurch gewonnen wird, daß alle Begriffe aus einem höchsten als ihrem Princip hergeleitet und entwickelt werden,

wobei sich das Verfahren nach der Art, wie ein Ganzes wissenschaftlicher Erkenntnisse überhaupt zu Stande kommt, verschiedenartig modifieirt. Die unterste Form systematischer Darstellung oder die Systematik ist die Klassifikation, in sofern dieselbe lediglich die Verhältnisse logischer Ueber- und Unterordnung zu berücksichtigen hat, wobei der Zusammenhang des Mannichfaltigen mehr ein äußerlicher ist. Das Wesentliche aller Systematik besteht in dem ununterbrochenen Zusammenhang der Theile eines wissenschaftlichen Ganzen, in der inneren Beziehung derselben auf einander und in einem derartigen Fortschritt von einem Begriffe zum andern und von einer Erkenntniß zur anderen, daß sich daraus das klare Bewußtseyn der von einem Satz zum anderen überführenden Gründe von selbst ergeben muß. Diese Systematik muß sich aber nicht allein nach der verschiedenen Natur und Erkenntnißquelle der einzelnen Wissenschaften verschieden gestalten, sondern es werden sich auch innerhalb des Gebietes einer einzelnen Wissenschaft im Laufe der Zeit Veränderungen nöthig machen, je nachdem man bei Ableitung und Begründung des Details bald von diesem, bald von jenem Standpunkte ausgeht, wodurch nicht nur die Form, sondern auch der Inhalt der Wissenschaft verschiedene Modifikationen erleiden wird. Verschiedene S.e haben besonders die Philosophie u. die Naturwissenschaft aufzuweisen. Die Darlegung der allgemeinen Formen des systematischen Verfahrens ist Aufgabe der Logik, während deren nähere Anwendung auf besondere Gebiete wissenschaftlicher Erkenntniß der einzelnen Wissenschaft überlassen bleibt.

Systole (griech.), in der Prosodie die Verkürzung einer an sich langen Sylbe durch die Aussprache, welche regelmäßig in der Thesis oder Senkung des Versfußes unmittelbar vor der folgenden Hebung eintritt, wie in dem Hexameter des Virgilius: „Obstupui steteruntque comae, vox faucibus haesit", wo „stĕtĕrunt" statt „stĕtērunt" gesprochen werden muß. Entgegengesetzt ist die Diastole (s. d.). In der Physiologie versteht man unter S. den Moment, wo das Herz und die Arterien durch ihre Zusammenziehung am meisten verengert sind und das Blut aus ihnen fortgetrieben wird.

Syzygia (griech.), diejenigen Stellungen der Planeten, wo sie mit der Erde in der nämlichen auf die Ekliptik senkrechten Ebene stehen; vorzüglich aber die Orte des Neu- und Vollmondes in der Ekliptik, wenn der Mond zu diesen Zeiten entweder einerlei Länge mit der Sonne, oder eine um 180 Grade von der letzten verschiedene Länge hat. Die S., welche demnach mitten zwischen die Quadraturen fallen, sind wichtig für die Epakten und die Bestimmung der Sonnen- u. Mondfinsternisse.

Syzygium (Mützenbiume), Pflanzengattung aus der Familie der Myrtaceen, charakterisirt durch den Kelch mit verkehrt-eiförmiger Röhre und fast ganzem oder ausgeschweift-gelapptem Rande, 4—5 rundliche, haubenförmig verwachsene und gleichsam einen häutigen, sich rund umher trennenden u. abfallenden Deckel darstellende Kronblätter, Bäume und Sträucher in den tropischen Gegenden Asiens und Afrika's. S. caryophyllaeum *Gaertn.*, Myrtus caryophyllata *L.*, ist ein großer, schöner Baum auf Ceylon mit glänzenden Blättern und kleinen, röthlichweißen Blüthen, wovon früher die gewürzhaft, etwas nelkenhaft riechende u. schmeckende Rinde, die unter dem Namen Nelkenrinde oder Nelkenzimmt, Cortex Cassiae caryophyllatae, aus Ostindien nach Europa kam, auf Ceylon als Gewürz und Heilmittel gebraucht wird. S. caryophyllifolium *Dec.*, Eugenia caryophyllifolia *Lam.*, ist ein 30 bis 40 Fuß hoher Baum Ostindiens, dessen Rinde zusammenziehend und bitterlich gewürzhaft ist, weshalb man sie in der Heimath bei Unterleibskrankheiten und Fiebern anwendet.

Szabolcs (Szaboleser Gespannschaft, ungar. Szaboles Vármegye, slowak. Saboleska Sztolieza), ungarische Gespannschaft im großwardeiner Distrikt, zwischen den Gespannschaften Zemplin, Unghvar, Beregh, Szathmar, Bihar, Bekes, Großkumanien, Heves u. Borsod, zählt mit Einschluß der Haiduckenflecken auf 128 □Meilen 295,451 Einw., größtentheils Ungarn, auch Walachen, meist römisch-katholischen, auch reformirten und lutherischen Bekenntnisses. Der Boden bildet eine im Osten bewaldete, im Westen und Nordwesten aber längs dem Laufe der Theiß mit Sodaseen und großen Morästen, die 10□M. einnehmen, angefüllte, doch überaus fruchtbare Ebene. Der Hauptfluß ist die Theiß, die eine Menge Seen, Sümpfe und Moräste bildet u. die Szamos aufnimmt. Das Klima ist äußerst mild, im Sommer heiß. Produkte sind Getreide aller Art, besonders Korn und Weizen, Obst, Tabak, Melonen ꝛc. Rindvieh- und Schafzucht wird durch die fetten Weiden außerordentlich befördert und im Großen betrieben. Nicht weniger erheblich ist auch die Borstenviehzucht. Fische und Wild gibt es in Menge, besonders Hasen, und an den Sümpfen und zahllosen Seen viel Federwildpret. Die Gespannschaft, welche ihren Namen von einem alten, jetzt in Ruinen liegenden Schlosse bei dem Dorfe Szaboles an der Theiß, unweit Tokay, hat, zerfällt in 10 Stuhlgerichtsbezirke u. hat zum Hauptort Debreczin.

Szalad (ungar. Szala Vármegye, slav. Szaladska), ungarische Gespannschaft im ödenburger Distrikt, zwischen der veszprimer Gespannschaft, dem Plattensee, der schümegher Gespannschaft, Kroatien, Steiermark u. der eisenburger Gespannschaft, zählte 1851 auf 70□M. 229,750 meist katholische Einw. Verzweigungen der steiermärkischen Voralpen bedecken den einen Theil des Landes, während der andere eine wellenförmige Ebene bildet. Außer dem Plattensee, der zur Hälfte zu diesem Komitat gehört, bewässern dasselbe noch die Drau, Mur und die Salza, welche in das südliche Ende des Plattensee's mündet, und viele Bäche. Das Klima ist mild, die Luft gesund, der Boden gut angebaut und sehr fruchtbar an allen Getreidearten, besonders Weizen, ferner an Wein und Tabak, auch mit weit ausgedehnten Waldungen bedeckt, welche an Hoch- und Federwild reich sind. Die Hornvieh-, veredelte Schaf-, Pferde- und Borstenviehzucht ist von großer Bedeutung, und der Fischfang, besonders im Plattensee, außerordentlich ergiebig. Hauptort ist der Marktflecken Szalad-Egerszegh.

Szalatnya, Dorf in der honther Gespannschaft in Ungarn, mit 340 Einw. und berühmtem Sauerbrunnen, der fixe Laugen-, Glauber-, Kochsalze, Kalk und Magnesia enthält und mit dem selterser, biliner und Spaawasser in Eigenschaften und Wirkung nahe übereinkommt.

Szalay, Ladislaus von, ungarischer Publicist und Staatsmann, geboren den 18. April 1813 zu Ofen, widmete sich von 1824—26 zu Stuhlweißenburg und von 1826—31 zu Pesth philosophischen u. juridischen Studien, ward 1832 Konceptspraktikant und begann 1833 die advokatorische Praxis. An dem erwachenden politischen Leben in Ungarn sich betheiligend, suchte er 1837 in einer Zeitschrift „Themis" für Verbreitung moderner Rechtsanschauung in seinem Vaterlande zu wirken, fand aber geringen Anklang. Seine Schrift „Das Strafverfahren mit besonderer Rücksicht auf die Strafgerichte" (Pesth 1840) verschaffte ihm die Mitgliedschaft in der vom Reichstage zu Ausarbeitung eines Strafcoder niedergesetzten Kommission. Gleichzeitig gab er die „Budapesti szemle" („Ofen-Pesther Revue", 2 Bde.) heraus und übernahm nach Kossuths Rücktritt vom „Pesti Hirlap" 1844 die Redaktion dieses Blattes, die er bis 1845 führte. Seine Abhandlungen, worin er namentlich für administrative Centralisation und Reform des Komitatswesens seine Stimme erhob, erschienen später gesammelt als „Publicistai dolgozatok" („Publicistische Arbeiten", Pesth 1847, 2 Bde.). Trefflich nach Form u. Inhalt ist sein „Statusferfiek' könyve" („Das Buch für Staatsmänner", Pesth 1847—52), welches Lebens- und Charakterschilderungen bedeutender reformatorischer Staatsmänner enthält. Von der ungarischen Regierung 1848 zu ihrem Gesandten bei der deutschen Centralgewalt in Frankfurt ernannt, ging er dann in derselben Eigenschaft nach London, ward aber hier nicht anerkannt. Er begab sich darauf in die Schweiz, wo er Aktenstücke über seine deutsche Gesandtschaft veröffentlichte (Zürich 1849). Eine Frucht seiner vaterländischen historischen Studien war die „Magyarország története" („Geschichte Ungarns", Leipzig 1850—53, 3 Bde.).

Szamos (Samos, Szamosch), Fluß in Siebenbürgen und Ungarn, entspringt in Siebenbürgen aus 2 Quellen (große und kleine S.), bildet in Ungarn bei Szathmar eine Insel und mündet bei Ocsva-Apathi links in die Theiß.

Szarvas, Marktflecken in der bekeser Gespannschaft in Ungarn, in einer Ebene links am Flusse Körös, an Sümpfen, an der Grenze des heveser Komitats und Großkumaniens, mit Gericht für Adelige, lutherischer Kirche u. Nationalschule, landwirthschaftlicher Anstalt, Industrieschule, großen Jahrmärkten und 14,500 Einw.

Szathmar (ungar. Szathmar Vármegye, slav. Szathmarszka Sztolicza), ungarische Gespannschaft im großwardeiner Distrikt, zwischen der beregher, ugocser, marmaroser, biharer und szabolcser Gespannschaft und Siebenbürgen, zählt auf 106¹¹/₂₀ □M. 238,900 Einw., größtentheils Ungarn. Der Boden ist im Süden und Osten gebirgig, der übrige Theil eben und zum Theil sumpfig. In die Theiß, welche einen Theil der nördlichen Grenze bespült, ergießen sich die Szamos, die den großen Etsebersumpf durchfließende Kraszna und der Tur. Das Klima ist gesund und der Boden in der Ebene sehr fruchtbar. Hauptprodukte sind Weizen, Mais, Obst, Flachs, Hanf, Tabak, Kastanien und an den Bergabhängen Wein. In den gebirgigen Gegenden blüht die Rindvieh-, Schaf-, Schweine- und Bienenzucht, und Honig und Wachs machen einen bedeutenden Handelsartikel aus. In den großen Waldungen gibt es Wild und auf den Sümpfen viel Federwildpret, sowie in den Flüssen, besonders in der Szamos, einen Ueberfluß an Fischen. Das Mineralreich liefert Gold, Silber, Kupfer und Antimonium; auch sind Glashütten und Sägemühlen in Betrieb. Die Gespannschaft zerfällt in 7 Stuhlgerichtsbezirke. Der gleichnamige Hauptort (Száthmar-Némethy) besteht eigentlich aus 2 Marktflecken, die durch die Szamos getrennt werden, nämlich S. und Nemethy, liegt auf einer Insel in einer sumpfigen Ebene, ist der Sitz eines katholischen Bischofs, einer Finanzbezirksdirektion und eines Stuhlgerichts und hat eine katholische, 2 griechische und 2 evangelische Kirchen, ein theologisches Seminar und bischöfliches Lyceum, ein katholisches und ein reformirtes Gymnasium, eine katholische Hauptschule, eine griechisch-unirte Lehranstalt, 2 Mädchenerziehungshäuser, ein Franciskanerkloster, eine Salzniederlage und 10,552 Einwohner, meist Ungarn, daneben Walachen und Deutsche, welche starken Zwetschenbau zu Slibowitzbrennerei und bedeutende Fischerei in der Szamos betreiben. Früher war Nagy-Karóly Hauptort.

Szczebrszyn, Stadt im russisch-polnischen Gouvernement Lublin, Kreis Zamosc, links am Wieprz, hat eine Gubernialschule, einige Fabriken, besonders in Tuch, u. 3560 Einw.

Szczekocing, Stadt im russisch-polnischen Gouvernement Lublin, an der Pilica, hat 1220 Einw., eine schöne alte Kirche, bedeutende Wachslichtefabrikation und Getreidehandel. Hier am 24. Juni 1794 Schlacht zwischen den Polen unter Kosciuszko und der vereinigten russisch-preußischen Armee, welche der König von Preußen befehligte.

Szczuczin, Stadt im russisch-polnischen Gouvernement und Kreis Augustowo, an der Wysc, ist ziemlich regelmäßig gebaut, hat eine schöne Kirche, ein Piaristenkollegium, ein altes Schloß, Teppich-, Hut-, Kamm- und Leinwandfabrikation und 3100 Einw.

Széchényi, Stephan, Graf von, ungarischer Staatsmann, geboren am 21. Sept. 1792 zu Wien als Sprößling eines alten Geschlechts, das von Michael S., dem Waffenbruder Niklas Zriny's, bis herab auf Georg S., der 1697 von Leopold I. in den Grafenstand erhoben wurde, eine Reihe durch Thaten des Kriegs u. Friedens ausgezeichneter Männer gestellt hat. Wie sein Vater, Graf Franz von S., der durch Stiftung des ungarischen Nationalmuseums sich ein ehrendes Denkmal errichtet hat, so widmete auch Stephan Vermögen und Kräfte seinem Vaterlande. Nachdem er in früher Jugend beim Insurrektionsheere gegen die Franzosen gedient, machte er seitdem in der regulären Armee die wichtigsten Feldzüge des europäischen Völkerkrieges mit und erwarb

sich hierdurch, sowie auf spätern Reisen durch fast alle europäische Länder umfassende Kenntniß der europäischen Staats- und Nationalverhältnisse. Vom Reichstag von 1825—27 nahm er Veranlassung, aus dem Militärdienste zu scheiden, um sich mehr der Beförderung der geistigen und industriellen Interessen seines Vaterlandes widmen zu können. Verdienst erwarb er sich namentlich durch seine Mitwirkung zu Errichtung einer ungarischen Akademie, der er ein Kapital von 60,000 Gulden Konventionsmünze überwies, durch seine Verwendungen 1832 zu Errichtung eines ungarischen Centralschauspielhauses u. Konservatoriums der Musik u. durch seine gleichzeitigen Bemühungen um Erbauung einer stabilen Donaubrücke zwischen Pesth und Ofen, zu welchem Behufe er in England mit den vorzüglichsten dortigen Technikern Raths gepflogen und einen detaillirten Bericht (Pesth 1833) darüber veröffentlicht hatte. Eine abermalige Reise nach England unternahm er 1834 als bevollmächtigter königlicher Kommissar für die oberste Leitung der hydraulischen Arbeiten am eisernen Thore, wodurch das Haupthinderniß einer ununterbrochenen Verbindung Deutschlands mit dem schwarzen Meere gehoben ward. Auch die Regulirung des Theißbettes und andere dem allgemeinen Besten dienende Nationalunternehmungen fanden an ihm theils ihren Urheber, theils einen eifrigen Beförderer. Nach dem Ausbruch der Revolution von 1848 ward er zum Minister der öffentlichen Arbeiten ernannt. Während aber auf dem Gebiete gemeinnütziger Reformen seine Führerschaft unbestritten war, sah er sich in den eigentlich politischen Fragen bald von der demokratischen Partei überflügelt und in den Hintergrund gedrängt, weil er die Wiedergeburt Ungarns vornehmlich durch die Aristokratie bewerkstelligt wissen wollte. Er war der entschiedene Gegner Kossuths, gegen dessen Agitation er schon im „Kelet népe“ („Das Volk des Ostens", Pesth 1841) und in anderweiter journalistischer Thätigkeit und dann im Komitatshaus zu Pesth mit Beharrlichkeit und Erbitterung, aber mit geringem Erfolg gekämpft hatte. Wiewohl als Magnat zu Sitz und Stimme an der oberen Tafel berechtigt, ließ er sich von Wieselburg in die untere Tafel wählen, um dem hier Pesth vertretenden Kossuth unmittelbar entgegenzutreten, zog jedoch gegen den von der Zeitströmnng hoch erhobenen Gegner den Kürzeren. Als im Oktober 1848 der Bruch mit Oesterreich und die Revolution offen erklärt worden war, brach der Schmerz über diese Wendung der Dinge dem aufrichtigen Patrioten das Herz. Geisteskrank ward er in die Irrenanstalt nach Döbling gebracht, wo er auch nach seiner scheinbaren Genesung blieb. Er erschoß sich in der Nacht auf den 9. April 1860, nachdem kurz zuvor eine Haussuchung bei ihm Statt gefunden hatte. Von seinen Schriften sind noch hervorzuheben: „Hitel“ („Ueber den Kredit", deutsch, Leipz. 1830) u. „Vilag“ („Licht, oder auffallende Bruchstücke und Berichtigung einiger Irrthümer u. Vorurtheile", deutsch, Pesth 1832), die ihm den Beinamen „Vater der Reform" erwarben.

Szecseny (Szeetschin), Flecken in der neograder Gespannschaft in Ungarn, am Ipolyflusse, mit schönem Residenzschloß des Grafen Forgacs mit englischem Garten und 3380 Einw., darunter viele Handwerker und Weinbauer.

Szegedin, königliche Freistadt und Festung und Hauptort der csongrader Gespannschaft im pesth-ofener Distrikt Ungarns, rechts an der Theiß, über die eine Schiffbrücke führt, und an der Einmündung der Maros, von Sümpfen umgeben, zerfällt in die eigentliche Stadt oder Palanka, die Festung, die obere und untere Vorstadt und den Getreidemarkt und zählte 1851 50,244 Einw. Die Stadt ist seit 1854 durch die ungarische Centraleisenbahn mit Pesth verbunden, Sitz einer Finanzbezirksdirektion, eines Stuhlgerichts u. Steueramts, hat an hervorragenden Gebäuden eine griechische nichtunirte und eine Franciskanerkirche, ein Komitatshaus, ein Stadthaus, ein großes Salzmagazin, mehre Lehranstalten, ein Piaristenkollegium mit philosophischer Lehranstalt u. Gymnasium, eine katholische Hauptschule, eine Industrie- und Handelsschule, von sonstigen öffentlichen Anstalten ein ungarisches Theater, ein Armenhaus, ein Zucht- und Arbeitshaus. Auch ist hier ein landwirthschaftlicher Verein, ein Platzkommando mit großer Kaserne und eine Dampfschifffahrtsstation. Die Stadt hat ziemlich lebhaften Gewerbsbetrieb, Schnupftabaks- und Sodafabriken, Hausenfang, Seifensiedereien, Handel mit Salz, Baumwolle, Tabak, banater Holz, Getreide und Schweinen und Schiffbau. Nach Pesth und Debreczin hat S. die bedeutendsten Märkte. Hier zeigen sich die Tagfliegen (Theißblüthen) im August in ungeheurer Menge und werden als Dünger benutzt. S. ist sehr alt und war schon zu Matthias Corvinus' Zeiten eine der berühmtesten Städte im Lande. Nach der Schlacht bei Mohacs kam es in Solimans II. Gewalt, welcher den Platz stärker befestigen ließ. Im J. 1552 überfielen die Haiducken diesen damals sehr reichen Handelsort und machten große Beute, wurden aber vom Pascha von Ofen überfallen u. großentheils niedergemetzelt. Im J. 1686 wurden die Türken in der Nähe der Stadt geschlagen und mußten den Platz den Kaiserlichen auf Kapitulation überlassen. Kaiser Karl VI. ließ die Festungswerke verstärken.

Szekler (ungar. Szekelzek), ungarischer Volksstamm, welcher die östlichen und nordöstlichen Gegenden Siebenbürgens bewohnt und wahrscheinlich seit der ersten Einwanderung der Hunnen diese Sitze hat, indem zufällig hierher verschlagene Haufen jenes Volks hier zurückblieben, während die große Masse desselben nach Asien zurückkehrte, um erst zu Ende des 9. Jahrhunderts unter dem Namen Ungarn wieder in Pannonien einzubrechen. Die S. sind nach Sprache, Natur und Charakter nicht nur den Magyaren verwandt, sondern haben den Urtypus des Magyarenthums noch getreuer bewahrt, als die Ungarn. Ihre alte Freiheit behauptend, galten sie bis zur Revolution von 1848 alle als adelig, hatten freies Jagd- und Weiderecht, leisteten keine Frohndienste und wurden nur von ihren eigenen Richtern gerichtet. Wiewohl sie allezeit schlagfertige treffliche Grenzwächter abgeben, so sträubten sie sich doch lange gegen den geregelten Militärdienst und wurden erst nach Unterdrückung eines Aufstands dazu vermocht, ein Husarenregi-

ment und 2 Infanterieregimenter zum regelmäßigen Dienst zu stellen. Sie waren 1848 und 1849 die tapfersten Verfechter des Magyarenthums in Siebenbürgen, und an ihrer Spitze vornehmlich erfocht Bem seine überraschenden Siege. In Folge der Reorganisation Ungarns und Siebenbürgens verloren sie ihre besondere Verfassung u. damit ihre Vorrechte und wurden den übrigen Landesbewohnern gleichgestellt. Das Land der S. war eins der Gebiete, worein Siebenbürgen früher in Rücksicht der Nationalität zerfiel. Es ist im Norden und Osten gebirgig und waldig, im Süden und Westen aber sehr fruchtbar und hatte an 650,000 Bewohner, deren hauptsächlichste Nahrungsquelle Ackerbau und Viehzucht war. Nachdem durch kaiserliches Dekret vom 12. Mai 1851 Siebenbürgen in 5 Kreise mit 36 Bezirkshauptmannschaften getheilt worden, bildet das ehemalige Land der S. mit Ausnahme des aranyoser Stuhls und Hinzufügung eines Theils des oberalbenser und des thorenburger und mehrer Ortschaften des kokelburger Komitats den Kreis Maros-Vasarhely mit den 7 Bezirkshauptmannschaften Csek-Szereda, Gyorgyo-St.-Miklos, Kezdi-Vasarhely, Markfalva, Maros-Vasarhely, Szesi-St.-Gyorgy und Udvarhely.

Szekszard (Sexard), Flecken in der tolnaer Gespannschaft in Ungarn, am Flusse Sarviz, über welchen eine Brücke führt, Haupt- und Kongregationsort des tolnaer Komitats, hat eine katholische Kirche, eine katholische Hauptschule und 10,850 ungarische und deutsche Einw., die den vortrefflichen rothen Szekszarder Wein bauen.

Szemere, 1) Paul, ungarischer Dichter und Schriftsteller, geboren 1785 zu Peczel bei Pesth, war Mitredakteur der kölcsey'schen Zeitschrift „Elet's irodalom" und machte sich durch „Episteln" (Ofen 1810), „Sonette" (Pesth 1811), „Lieder" (das. 1812) und als Uebersetzer Körners (das. 1818) bekannt.

2) Bartholomäus, ungarischer Staatsmann und Schriftsteller, geboren den 24. August 1812 zu Vatta im borsoder Komitat, machte seine philosophischen und Rechtsstudien in den protestantischen Schulen zu Miskolcz, Käsmark und Patak und vollendete sie von 1832—34 in Preßburg. Er prakticirte darauf im borsoder Komitat als Advokat und machte 1836 eine Reise durch einen großen Theil Europa's, über die er in „Utazás külföldön" („Reise ins Ausland", Pesth 1840, 2 Bde.) berichtete. In seiner von der ungarischen Akademie gekrönten Schrift „A halálbüntetésröl" („Von der Todesstrafe", Pesth 1842) redete er der Abschaffung der Todesstrafe das Wort. Im J. 1842 ward er zum Oberstuhlrichter, 1846 zum Vicegespan in Borsod und von demselben Komitat als Deputirter in den Reichstag von 1843 bis 1844, sowie zu dem von 1847—48 gewählt. Er bewies sich hier als eins der thätigsten Mitglieder der Partei des Fortschritts und bearbeitete als Reichstagssekretär eine Reihe der wichtigsten Gesetzentwürfe. Im März 1848 im Ministerium Batthyanyi mit dem Portefeuille des Innern betraut, entschied er sich mit Kossuth für entschiedene Revolution, übernahm nach dem Rücktritt des Ministeriums mit jenem die provisorische Leitung der Landesangelegenheiten und trat auch in den Landesvertheidigungsausschuß ein. Im December 1848 als Reichskommissär nach Oberungarn delegirt, bildete er hier ein Guerrillacorps zur Abwehr des eingefallenen schlickschen Corps. Nach der Unabhängigkeitserklärung (14. April 1849) übernahm er das Präsidium des neuen Kabinets, erklärte sich, mit Kossuths Schwanken unzufrieden, gegen Uebertragung der Diktatur an Görgei und floh, nachdem letzterer die Waffen gestreckt, nach Konstantinopel, von wo er sich nach Paris wandte. Hier veröffentlichte er die vornehmlich gegen Kossuth gerichteten Charakteristiken „Ludwig Batthyanyi, A. Görgei und L. Kossuth" (Hamburg 1851).

Szigeth (Szihoty, Sigeth), 1) Hauptort des ungarischen Komitats Marmaros im kaschauer Distrikt, am Zusammenflusse der Theiß und Iza, in schöner Gegend, Sitz eines Stuhlgerichts und Steueramts und Hauptniederlagsort des auf der Theiß zu verführenden Steinsalzes, hat ein Piaristenkollegium nebst Gymnasium, ein reformirtes Gymnasium, eine katholische Hauptschule, 3 Kirchen verschiedener Konfessionen, eine Synagoge und 7000 Einw. — 2) (Szigethvar, Grenz-Szigeth, Uj- oder Nagy-Szigeth), Marktflecken in der ungarischen Gespannschaft Schümegh, westlich von Fünfkirchen, auf einer Insel im Almas, Sitz eines Stuhlgerichts und Steueramts, zerfällt in das Schloß, den eigentlichen Markt und die Vorstadt, hat noch Mauern und Gräben, mehre Kirchen, ein Franciskanerkloster, eine Runkelrübenzuckerfabrik und 3700 Einw. Geschichtlich denkwürdig ist der Ort durch die tapfere Vertheidigung vom 4. Aug. bis 7. Sept. 1566 durch Niklas Zriny (s. d.) gegen die Türken unter Soliman. Nachdem der Platz am 8. Sept. von den Türken erstürmt worden, ward er 1664 von Zriny dem Jüngern vergeblich belagert und erst 1689 vom Markgrafen von Baden den Türken für immer entrissen.

Szigligeti, Joseph, fruchtbarer ungarischer Dramatiker, geboren 1814 zu Großwardein im biharer Komitat, sollte sich seit 1832 zu Pesth zum Ingenieur ausbilden, trat aber 1834 aus Neigung zur Kunst bei der damals bestehenden ungarischen Schauspielergesellschaft zu Ofen ein, siedelte mit derselben nach Pesth über, wo ein ungarisches Nationaltheater errichtet ward, u. war seitdem an demselben ununterbrochen, neuerlich als Sekretär und Regisseur, in Aktivität. Seine „Rozsa" („Rose") u. seine „Vándor szinészek" („Wandernde Schauspieler") wurden von der ungarischen Akademie mit dem Preise gekrönt. Unter seinen historischen Dramen, die sich durch spannende Handlung und treue Sitten- und Charakterschilderung auszeichnen, sind hervorzuheben: „Vazul" („Basul"), „Korona és Kard" („Krone u. Schwert"), „Al Endre" („Der falsche Andreas"), „IV. István" („Stephan IV."), „III. Bela" („Bela III.") und „Mathjas' fia" („Der Sohn Matthias"). Den bedeutendsten Namen erwarb sich S. aber als Volksdichter, indem er das magyarische Volksleben mit allen seinen Licht- und Schattenseiten trefflich zu schildern wußte. Mehre seiner hierher gehörigen Dramen, wie „Szökött katona" („Der Deserteur"), „Két pisztoly" („Zwei Pistolen"), „Zsidó" („Der Jude"), „Csikós" („Der Csi-

kos") ꝛc., fanden selbst auf deutschen Bühnen Beifall. Seine Stücke bilden fast ausschließlich das Repertoire der Provinzialtheater und wandernden Schauspielertruppen Ungarns.

Szilagy-Somlyo (Schomelmarkt), Marktflecken nnd Hauptort der österreichisch-siebenbürger-krasznaer Gespannschaft, mit katholischer Primärschule, Mineralquelle, einem auf steilen Felsen liegenden wüsten Schlosse und 3350 Einw., welche guten Wein bauen.

Szobotisz, Flecken in der neutraer Gespannschaft in Ungarn, mit römisch-katholischer Pfarrei, Bethaus augsburgischer Konfession, Synagoge, Acker- und Weinbau, Tuch- nnd Leinweberei, Messerfabrikation, Töpferei und 3200 Einw.

Szobrancz, Marktflecken in der unghvarer Gespannschaft in Ungarn, mit 530 Einw. In der Nähe in ganz Ungarn berühmtes Szobranczerbad, ein Schwefelbad, das sich bei Verstopfung der Drüsen, der Leber, der Milz, bei skrophulösen Krankheiten, hartnäckigen Geschwüren, Kacherien, Gicht und Rheumatismen, Hypochondrie, Hysterie, selbst bei der fallenden Sucht, Manie u. andern Nervenübeln sehr wirksam erweist u. auch bei Verstopfungen, Podagra, Lähmungen, verschleimten Lungensuchten, Bleichsucht und Hautausschlägen ꝛc. vortreffliche Dienste leistet.

Szöllös (Nagy-Szöllös, Szcellyüs), Marktflecken in der ugocser Gespannschaft in Ungarn, unweit der Theiß in einer freundlichen Ebene, von weinreichen Hügeln umgeben, mit Komitatshaus, Franciskanerkloster u. 2200 Einw., welche Weinbau, Fischfang in der Theiß, Eichelmastung und Schifffahrt treiben.

Szolnok (Solnok), Gespannschaft im ungarischen Distrikt Pesth-Ofen, zählte 1851 auf 58 □M. 93,737 Einw. Der Boden ist eine vollkommene Ebene, waldlos und von der Theiß bewässert. Hauptnahrungszweige sind Ackerbau und Viehzucht, Obst- und Weinkultur, Fischerei, Schifffahrt und Handel. Früher schon selbstständig, ward die Gespannschaft später mit der heveser vereinigt und erst 1849 wieder davon getrennt und neu organisirt. Der gleichnamige Hauptort, ein Marktflecken an der Theiß, über welche hier eine große hölzerne Brücke führt, ist der Mittelpunkt der pesth-szolnoker Eisenbahn und der tokay-szolnoker Dampfschifffahrt. Die Stadt hat ein Gymnasium und 11,000 Einw., welche ergiebigen Ackerbau, Fischerei und Schildkrötenfang, Handel mit Obst, Salz und Holz treiben. Geschichtlich denkwürdig ist der Ort durch das Treffen vom 5. März 1849, in dem sich der österreichische General Karger vor den an Zahl überlegenen Ungarn zurückziehen mußte. Die Gespannschaft Mittelszolnok, seit 1835 nebst den Gespannschaften Kraszna und Zarand sammt dem Distrikte Köver von Siebenbürgen getrennt und zu Ungarn geschlagen, ward 1849 wieder mit Siebenbürgen vereinigt.

Szydlowiec, Stadt im russisch-polnischen Gouvernement Radom, südwestlich von Radom, hat Handel mit Eisen, Holz, Mühl- und Schleifsteinen, Getreide und 3000 Einw. In der Umgegend wird viel Eisenerz gegraben.

T.

T, t, T, t, im griechischen, lateinischen und in den romanischen Alphabeten der 19., im deutschen Alphabete der 20. Buchstabe, einer der stummen Zungenlaute, im Griechischen und Hebräischen Tau genannt. Das im Griechischen sich vorfindende aspirirte ϑ (th) hat sich im Lateinischen verloren, wie auch das Hochdeutsche dasselbe nicht kennt. Das th vieler hochdeutschen Worte ist aus dem Niederdeutschen hereingekommen, aber weder durch die Aussprache, noch etymologisch zu rechtfertigen, daher Grimm und andere Sprachforscher auf möglichste Beseitigung desselben, wenigstens im Inlaut und Auslaut dringen. Als Zahlzeichen bedeutet im Griechischen τ' 300, ,τ 300,000; im Lateinischen T 160, *T* 160,000; in der Rubricirung t s. v. a. 19tens; in der buchhändlerischen Preisnotirung T 19 Thaler, t 19 Groschen. Als Abkürzung bedeutet T. den römischen Vornamen Titus; auf neueren französischen Münzen die Münzstätte Nantes; bei bibliographischen Angaben s. v. a. Titel; im Handel s. v. a. Tara; bei Büchercitaten T. s. v. a. Tomus (Band), od. Testament, letzteres jedoch nur in der Verbindung A. T. und N. T. (Altes, Neues Testament).

Taasing (Thorsenge), dänische Insel, südöstlich von Fünen, 1¼ □Meilen groß, mit 4030 Einw., welche Ackerbau, Viehzucht und Fischerei betreiben. Hier der Flecken Tronse.

Tabago, britisch-westindische Insel, eine der kleineren Antillen, nordöstlich von Trinidad, unter 11° 20′ 13″ nördl. Br. und 42° 47′ 30″ westl. L. von Ferro, zählt auf 8¾ □Meilen 15,000 Einw., darunter nur etwa 400 Weiße, sonst Farbige und Schwarze, die jetzt alle frei sind. Auch gab es vor Kurzem hier noch einige ächte rothe Karaiben. Die Insel hat mäßige Hügel, die mit fruchtbaren, wohl bewässerten Thälern abwechseln, wodurch die Insel dem benachbarten Trinidad gleicht. An der Küste sind gute, sichere Buchten. Das Klima ist für Europäer sehr ungesund. Der Anbau ist fast nur auf die Niederungen an der Südseite der Insel beschränkt; der übrige Theil des Landes ist noch im Naturzustande. Hauptprodukte sind: Zucker, Kaffee, Indigo, Baumwolle; ferner baut man Muskatnuß- und Zimmtbäume, Piment und andern Pfeffer, Südfrüchte, Trauben, Getreide, Gemüse, Pisang, Kokos, Bataten, auch finden sich auf T. Tamarinden, Brodbäume, Mahagony- und Eisenholz-

bäume ꝛc. Bei den guten Weiden ist die Viehzucht ansehnlich; es gibt Pferde, Rinder, Esel, Schafe; dann Kaninchen, Gürtel- und Beutelthiere, Schildkröten und Fische ꝛc. Mit den Produkten der Insel wird ein bedeutender Handel, besonders nach Großbritannien getrieben; T. erhält dagegen Getreide, Mehl, Fleisch, Breter, Bauholz ꝛc. Die Insel steht unter einem Gouverneur und ist in 7 Quartiere eingetheilt. Die Hauptstadt, Scarborough, liegt an der südöstlichen Küste im Hintergrunde einer Bai und hat 3000 Einw. Unter den Ankerplätzen der Insel ist Rockly der beste. Im Nordosten liegt die Insel Kleintabago, 1 Stunde lang u. ½ Stunde breit. Die Insel T. wurde 1498 von Columbus entdeckt. Im J. 1632 gründeten die Niederländer hier eine Kolonie, wurden aber durch die Spanier vertrieben, was sie jedoch nicht hinderte, 1654 sich von Neuem anzusiedeln, worauf sie wieder durch die deutsche Kolonie beeinträchtigt wurden, die 1655 der Herzog von Kurland dahin führte. Doch mußte sich diese bald den Holländern unterwerfen, deren Niederlassung wiederum von den Spaniern zerstört wurde. Im J. 1677 nahmen die Franzosen die Insel in Besitz und führten die meisten Einwohner weg, so daß sie fast verödete. Im J. 1763 wurde sie an die Engländer abgetreten, aber von diesen 1783 wieder an Frankreich überlassen. Die Briten eroberten die Insel 1793 wieder, gaben sie zwar 1802 zurück, nahmen sie aber 1803 von Neuem in Besitz und wurden darin im pariser Frieden 1814 bestätigt.

Tabak (Nicotiana), Pflanzengattung aus der Familie der Solaneen, charakterisirt durch die trichterförmige Blumenkrone mit faltigem, fünflappigem Saum, den bleibenden Kelch, die kopfige Narbe und die 2—4fächerige, vielsamige Kapsel, meist klebrige, einjährige Staudengewächse in Amerika, mit großen, weichen, abwechselnden Blättern und schönen Blüthen in Rispen, wovon 56 Arten beschrieben sind, darunter in ökonomischer wie in merkantilischer Beziehung sehr wichtige Gewächse, wovon als die verbreitetsten folgende hervorzuheben sind: Der Marylandtabak (N. macrophylla *Spr.*, N. latissima *Mill.*, N. gigantea *Ledeb.*, Baumkanaster), mit aufrechten oder wagrechten, breiten, eirunden, stumpfen, blasigen, fleischigen u. dünnrippigen Blättern und verlängerten, glockigen Blüthen in rispigen Trugdolden, ist aus Amerika besonders nach Ungarn, der Türkei u. Griechenland, sowie neuerlich auch nach Süddeutschland verpflanzt worden u. wird in 6 Hauptspielarten: kurz-, länglich-, breit-, großblätterig, geflügelt-gestielt und gestielt (türkischer od. chinesischer T.) kultivirt. Der virginische T. (N. Tabacum *L.*, gemeiner T.), 5—6 Fuß hoch, mit hängenden, meist länglich-lanzettförmigen, dick anzufühlenden, schmalen Blättern und verlängerten, walzig-glockigen, oben aufgeblasenen Blüthen in weit ausgebreiteten Rispen, wird jetzt in allen Erdtheilen in mehren Unter- u. Spielarten, ungestielten (schmal-, breit-, lanzett-, blasigblätterig u. dickrippig) und gestielten (strauchartig, herzblätterig), gebaut. Der Veilchentabak (N. rustica *L.*, Bauerntabak), mit gestielten, eirunden, stumpfen Blättern, kurzen, aufgeblasenen, am Schlunde eingeschnürten Blüthen mit ausgebreitetem Saum, ursprünglich im tropischen Amerika einheimisch, findet sich jetzt ebenfalls als Kulturpflanze in mehren Spielarten groß- und kleinblätterig in allen Erdtheilen und hat seinen Namen von seinem veilchenartigen Geruch. Von der Kultur der Tabakspflanzen, die viele Sorgfalt verlangt, und von der richtigen Auswahl der Blätter hängen die Vorzüge der verschiedenen Tabakssorten ab. In Amerika läßt man die Pflanzen nicht leicht an der Stelle, wo sie aus dem Samen aufgegangen sind, sondern verpflanzt sie fast immer in ein feuchtes, fettes und tiefes Erdreich, und zwar 50—60 Tage nach der Aussaat in Löcher, die einige Fuß von einander entfernt sind. Um die Tabakspflanzen selbst pflanzt man einen Zaun von Stechdorn und hält Unkräuter sowohl, als schädliche Insekten sorgfältig fern. Gewöhnlich nimmt man den ersten Schoß der einen halben Fuß hohen Pflanze durchs Messer hinweg, was man an jeder Pflanze wiederholt, sobald sie über 3 Fuß Höhe erreicht hat. Ferner beseitigt man alle Nebenschößlinge (Geizen), weil man bemerkt hat, daß sie die Blattreife hemmen und dem T. eine unangenehme Bitterkeit mittheilen. Durch dieses Verfahren erhält man wahre Tabaksbüsche, welche erst unter dieser Gestalt recht fähig sind, reiche und gute Ausbeute zu gewähren. Bedeutenden Einfluß auf das Gedeihen der Tabakspflanzen übt natürlich die Witterungskonstitution. In trockenen Jahren wird der T. aromatischer, nasse Witterung dagegen benimmt ihm sein Aroma. Schon daraus ergibt sich, daß dieselbe Abart, in verschiedene Länder verpflanzt, auch verschiedene Sorten von Blättern liefern muß. Färben sich die Blätter und deren Basis blaugrün, so ist dies ein Zeichen der Reife und man beeilt sich, dieselben abzunehmen, jedoch werden andere, welche nicht dieses Zeichen wahrnehmen lassen, noch geschont. Da der Thau und überhaupt Feuchtigkeit den gesammelten Blättern sehr schädlich sind, in sofern sie die nachfolgende Gährung zu sehr begünstigen u. die besten Stoffe herausziehen würden, so pflegt man das Einsammeln in der heißesten Jahreszeit zu verrichten. In Deutschland gedeiht der T. am besten auf einem stark und frisch gedüngten, wohl und tief bearbeiteten, mehr lockern als schweren Erdreiche, vorzüglich auf Neubrüchen, alten Luzernefeldern und gebranntem Boden. Die Aussaat geschieht gegen Ende März in ganz feine Mistbeeterde auf erhabene Mistbeete (Tabakskutschen). Im Juni werden die jungen Pflänzchen auf das Feld 2—2½ Fuß weit von einander versetzt. Haben sie eine gehörige Höhe erlangt, so werden sie noch vor Bildung der Blüthenknospen abgeköpft und die Seitenäste ausgebrochen (geizen, ausgeizen). Zu Samen läßt man nur die schönsten Pflanzen ungeköpft in Blüthe übergehen. Die Reife der Blätter erkennt man daran, wenn sie gelbe Flecke bekommen. In Büschel gebunden oder auf Stäbchen oder Fäden gereiht, werden sie sodann an einem luftigen Orte zum Trocknen aufgehängt. Je luftiger und trockener der T. hängt, desto schöner wird er an Farbe. Vom Januar bis März wird er wieder abgenommen, in Bündel gebunden und diese auf

große Haufen dicht zusammengesetzt, damit die Blätter in Gährung übergehen. Dabei müssen die Haufen oft umgesetzt werden, so daß die äußern Bündel nach innen und die am meisten feuchten nach oben kommen. Ist der Gährungsprozeß vorüber, so wird der T. in Haufen bis zum Verkauf aufbewahrt und gegen den Zutritt der Luft etwas geschützt. Dies angegebene Verfahren bei Erzeugung und Behandlung der Tabaksblätter ist das in der Pfalz gebräuchliche, welches man gegenwärtig als das dem deutschen Klima angemessenste überall ansieht. Der T. ist während seines Wachsthums manchen Unfällen unterworfen. Unter den Thieren schaden dem ausgepflanzten T. Schnecken, Maulwürfe, Frösche, Kröten, Mäuse und allerhand Gewürme. Um die Würmer abzuhalten, ist die Ueberstreuung der Plantage mit Asche, in der Luft gelöschtem Kalk, Eichenlohe u. Gerstenspreu zu empfehlen. Gegen das Umknicken durch heftigen Sturm schützt etwas stärkeres Behäufeln der Stöcke; gegen Hagel u. Frost empfiehlt man eine Umgebung mit Hecken von Bohnen. Unter den Krankheiten des T.s ist die gefährlichste der Rost, welcher die Blätter gewöhnlich dann befällt, wenn sie in der besten Ausbildung begriffen sind. Man erkennt diese Krankheit daran, daß die Blätter mit gelbrothen, rostfarbenen Flecken bedeckt sind, wodurch sie sich allmählig verzehren, immer mehr eintrocknen, leicht zerreidbar und gänzlich untauglich werden. Wahrscheinlich rührt der Rost von zu frischem, unzersetztem Dünger her. Nasse Jahre sind ebenfalls dem T. ungünstig, er wird dabei besonders fuselig.

Die wichtigeren im Handel vorkommenden Tabakssorten sind, den Erzeugungsländern nach geordnet, folgende: Von den südamerikanischen T.en ist der Varinas (Kanaster) in seiner möglichsten Reinheit unstreitig die edelste Sorte. Er wächst in den ehemaligen kolumbischen Provinzen Varinas, Merida, Venezuela und Margaretha ꝛc., wird in den Hauptpflanzorten in 15—16pfündigen Rollen gesponnen, deren einzelne Stränge $1\frac{1}{2}$—2 Zoll dick sind, u. in aus gespaltenem Rohr geflochtenen Körben (canastra) zu Markte gebracht. Die feinste und theuerste Sorte ist der Muffkanaster. Der Varinaskanaster riecht in der Pfeife lieblich gewürzhaft, ist auf der Zunge mild und gar nicht beißend. Minder geschätzt ist der Orinocokanaster, der in Rollen und Blättern in den Handel kommt. Andere geschätzte südamerikanische T.e kommen aus Cumana und Brasilien in den Handel. Von den westindischen T.en ist der Cuba- oder Havañatabak der feinste. Die besten Sorten zieht man in den 9—12 Meilen westlich von Havaña gelegenen, sehr fruchtbaren Thälern von Philippine. Die ausgesuchtesten und theuersten Blätter (Cabannas) werden zu den feinsten Cigarren verwendet. Die Domingotabake von Hayti zeichnen sich durch größere gelbe oder hellbraune Blätter aus, von denen man die dünnsten als Deckblätter für Cigarren, die dickeren aber als Rauchtabak benutzt. Der Portoricotabak, auf der gleichnamigen spanisch-westindischen Insel aus Varinassamen erzeugt und dem Varinas an Güte nur wenig nachstehend, kommt sowohl in Blättern, als in gesponnenen Rollen in verschiedenen Sorten nach Europa, vorzüglich nach Holland, den Hansestädten und Kopenhagen. Von den nordamerikanischen T.en sind die von Maryland die beliebtesten, und zwar wird der beste sogenannte Baytabak in den westlichen, am Oberpaturent und zwischen diesem und dem Potomakflusse gelegenen Gegenden gewonnen, während die östlichen nur einen geringen T. produciren. Den sogenannten Skrubs geben die untersten oder Sandblätter. Feine, leichte, getigerte und helle Blätter nimmt man besonders gern zum Umwikkeln der feinen Cigarren. Gute und minder gute T.e baut man ferner in den Staaten Ohio, Virginia, Nord- und Südcarolina, Georgia, Kentucky, Louisiana. Von europäischen Ländern wird besonders in den Niederlanden viel T. gebaut. Die Hauptsorten sind: Der amersforter, aus der Provinz Utrecht, ein fettes, feines, sehr wohlriechendes Blatt, das besonders von den Fabrikanten in Frankreich und Italien zu feinem Schnupftabak gebraucht wird; der nikerker, aus Geldern; der warwicker, aus Westflandern; der mastrichter, aus Limburg. In Deutschland wird in vielen Gegenden T. kultivirt, doch nirgends von ausgezeichneter Güte. Die bessern Sorten sind: der pfälzer, rein, haltbar und leicht im Rauchen, wird vorzüglich um Mannheim, Ladenburg und Bruchsal gebaut, namentlich der Veilchen- (Bauern-) tabak; der hanauer, fett und dick; der nürnberger (meist gelber Maryland), aus der Gegend von Nürnberg, Schwabach, Erlangen ꝛc. Weniger gut ist der in Sachsen gebaute. Preußen liefert uckermärker, pommerschen, kurmärker, neumärker u. niederlausitzer T. Leidliche Waare erzeugen auch Franken und Thüringen, Hannover, Bremen, Westphalen und das Eichsfeld. Jeder aus deutschem Samen gezogene T. hat einen eigenthümlichen süß-widrigen Geruch (knellert); aus amerikanischem Samen erzeugter T. verliert diese Eigenschaft zwar im ersten Jahre fast ganz, artet aber schon im dritten Jahre wieder aus. Höchst bedeutend ist der Tabaksbau in Ungarn und den angrenzenden Ländern. Der dortige T. ist hell- und dunkelbraun, von gutem Geruch und besteht aus großen, viele salzige und scharfe Theile enthaltenden Blättern. Die vorzüglichsten Sorten sind: der tolnaer, kospollager, muraközer, hidaser, gömörer, arader, debröer, debrecziner, letniger, palanker, waitzner ꝛc. In Rußland ist der Tabaksbau erst seit 1762 durch Gesetze in Aufnahme gekommen; der ukrainische T. steht zum Theil an Güte dem ungarischen gleich. Außerdem wird in Volhynien, Podolien, West-, Klein- und Weißrußland, sowie in den Gouvernements Kursk und Orel, den woronesischen, saratowschen Kolonien ꝛc. ziemlich starker Tabaksbau getrieben. Die meisten russischen Tabakssorten sind stark u. berauschend, theilweise von Fuselgeruch und herbem Geschmack. England betreibt den Tabaksbau, zu Gunsten seiner Kolonien, wenig; etwas bedeutender ist derselbe in Schottland. Italien erzeugt in mehren Gegenden T., weniger die Schweiz. In Frankreich wird vorzüglich im Elsaß und Flandern T. gebaut, aber meist zu Schnupftabak verarbeitet. Spanien bringt verhältnißmäßig wenig T.

hervor. In der *Türkei* wird viel u. zum Theil sehr guter T. erzielt; meist enthält dieser jedoch zu viel narkotische Stoffe. Der beste ist der macedonische, dann folgen der jenidsche Bartar, der Karabagh-, Kirmalu-, Joibachi-, Struntzza- u. Perichttabak. Auch Bulgarien, die Walachei, Albanien, Bosnien und Thessalien, sowie Griechenland erzeugen T. Die meisten amerikanischen Sorten werden jetzt auch in den Ländern *Mittel-* und *Südasiens* gebaut, im Lande verbraucht, oder in die Türkei, seltener nach dem übrigen Europa verführt. Der *persische* T. ist wohlriechend, was häufig durch eine Mischung mit Paradiesholz vermehrt wird. Der *ostindische* T. ist meist lichtbraun u. angenehm von Geruch u. Geschmack. — Die *Verarbeitung* und *Zubereitung* des rohen T.s zum Gebrauch geschieht in den *Tabaksfabriken*, die sich auch mit der Verfertigung der *Cigarren*, sowie des *Schnupf-* und *Kautabaks* beschäftigen. Wo das *Tabaksmonopol* herrscht, sind die Tabaksfabriken Anstalten des Staats; in andern Staaten, vorzüglich in Seestädten, werden sie von Privaten betrieben. Zur Fabrikation wird der T. in Karotten, Rollen oder Blättern verwendet. Zu den *Karotten* (*Puppen*) werden die Tabaksblätter in leinene Tücher gelegt und diese mit starken Stecknadeln fest gesteckt, so daß eine in der Mitte etwa 3—5 Zoll dicke, nach dem Ende sich verjüngende Stange von etwa 1—2 Fuß entsteht. Dann werden die Stangen von einer Spitze bis zur andern dicht mit einer starken Schnur umwunden. In diesem Zustande werden sie auf einem Boden unter fleißigem Umwenden getrocknet, nach 14 Tagen ausgepackt, in andere trockene Tücher geschlagen, abermals mit einer Schnur so fest als möglich umwickelt und wieder 14 Tage getrocknet. Dann werden die Schnüre abgenommen, die gebildeten Karotten mit Bindfaden umschlungen (ficellirt) und aufgehoben. Nach einem halben Jahre sind die Karotten zum Verbrauch tauglich, lassen sich aber auch an einem feuchten Orte 10 Jahre aufheben, ohne daß sie verderben. Durch diese Behandlung wird der T. nochmals in allmählige Gährung versetzt, die Beize auf das Innigste mit dem Blatte verbunden, aber auch durch das feste Zusammenschnüren das Modern verhindert. Zur Verfertigung des *Rollentabaks* werden die Blätter mittelst einer Spinnmaschine, einer einfachen Haspel, zu einem $^3/_4$—$^1/_2$ Zoll dicken Seile zusammengewunden und außen mit großen unbeschädigten Blättern (Wickelblättern) belegt. Der *Blättertabak* wird in losem Zustande verwendet. Zur Fertigung des Rauchtabaks werden manche Sorten schon tauglich, wenn die Blätter, in Haufen auf einander geschichtet, längere Zeit liegen und dadurch in eine Erhitzung und Fermentation (Gahre) gerathen, die sich durch einen scharfen Geruch verräth. Geringere Sorten werden durch Zusetzen von Saucen (*Saucieen*) aus Zucker, Syrup, Honig, Pflaumen- und Rosinenbrühe, wohlriechenden Stoffen, deren Zusammensetzung Geheimniß der Fabrikanten ist, an Geschmack und Geruch verbessert, auch wohl auf der Darre, einem 4 Fuß hohen, eben so breiten und nach Beschaffenheit des Raumes langen Ofen, oben mit Kacheln oder Fliesen bedeckt, getrocknet. Auch durch Räuchern, durch welches die Tabakspflanzer oft den Blättern die völlige Trockenheit geben, werden viele scharfe u. widrige Theile entfernt. Um den Werth des T.s zu erhöhen, werden die Blätter ausgerippt, nämlich die mittlere starke Rippe wird losgerissen, oder wenigstens der hintere stärkere Theil des Blattes abgeschnitten. Hierauf wird der T., wenn er noch nicht in Karotten und Rollen gebracht ist, besserer T. aber sogleich, statt in Rollen gebracht zu werden, auf der einer Häckselbank ähnlichen Schneidelade geschnitten und so zum Rauchen vorbereitet. Soll der geschnittene T. kraus (*Kraus-* oder *Krulltabak*) werden, so wird er auf erhitzten Blechen geröstet und gedörrt; der nicht gekräuselte T. heißt im Gegensatz *Blätter-*, *Blättchentabak*, ist meist in viereckige Stücke geschnitten und, da er eine schlechtere Appretur erhält, als der feste und kraus geschnittene, auch leichter, als dieser. Bei der Verfertigung des Rauchtabaks kommt es nächst dem guten Sortiren und Sauciren auf die Geschicklichkeit an, aus mehren Sorten einen angenehmen T. zusammenzusetzen. Gute Sorten geschnittenen T.s werden auch in Blei gepackt. Die berühmtesten deutschen Tabaksfabriken sind Nathusius in Neuhaldensleben, Justus in Hamburg, Apel und Brunner, Quandt, sowie Kreller in Leipzig &c. Ueber die Fabrikation der *Cigarren* s. d. Bei der Fabrikation des *Schnupftabaks* werden zuerst die Blätter von den Stielen und Rippen abgerissen (abgerippt) und beide Theile abgesondert verarbeitet. Das Klarmachen der Blätter und der daraus gefertigten Karotten geschieht auf der Rapémühle (Rapémaschine), die aus mehren über einander liegenden Sägeblättern besteht, sonst aber von verschiedener Konstruktion seyn kann; die übrig bleibenden Stückchen, Rippen &c. werden auf *Schnupftabaksmühlen* geschnitten, gestampft, od. gemahlen. Das Sauciren des Schnupftabaks geschieht meist vor dem Klarmachen der Blätter u. Rippen, bisweilen auch nachher, doch gibt dieses einen schlechteren T. Die Karotten sind in der Regel schon saucirt und werden von den Kaufleuten auf Handmühlen rapirt und geschnitten. Die Zubereitung der Blätter mit besonderen Saucen bildet einen wichtigen Gegenstand der Schnupftabaksfabrikation. Diese Saucen haben den Zweck, den Geruch des T.s mehr zu entwickeln, ihn zu schärfen, so daß er reizender auf die Schleimhaut der Nase wirkt, zum Theil auch ihn mit fremden Riechstoffen zu parfümiren. Salmiak, gereinigte Potasche, Essig, Citronensaft &c. sind die Hauptingredienzien der meisten Saucen. Man hat auch Schnupftabak, welcher gar keine Sauce bekommt, und dieser heißt Natural oder Sans sauce. Die Farben des Schnupftabaks gibt man demselben hauptsächlich durch Sandel-, Fernambuk-, Campecheholz, frankfurter Schwarz, Kienruß, Röthel, Ocker, Ziegelmehl &c. Oft parfümirt man den Schnupftabak, besonders durch Einlegen einer Tonkabohne. Der fertige Schnupftabak muß in Gefäßen aufbewahrt werden, in denen sich der Geruch nicht verliert; am besten in gläsernen Geschirren oder Steintöpfen. Größere Fabriken bedienen sich auch alter kleiner Weinfässer dazu. Der Gesundheit nachtheilig ist es,

den Schnupftabak in Blei zu verpacken, da die scharfe Sauce oxydirend auf dasselbe einwirkt, der Schnupftabak dadurch bleihaltig u. dem Organismus nachtheilig werden kann. Die bekanntesten Schnupftabaksorten sind: *Espaniol* od. *Spaniol* und der *Tonka* (*spanische Kleie*), beide in Spanien aus Havañablättern verfertigt und mit einer gelben Ockererde vermengt; der *Holländer*, meist aus amersforter Blättern bereitet; *St. Omer*, gewöhnlich aus Karotten, doch auch aus virginischen, ungarischen u. pfälzer Blättern gemacht. Der *französische* Schnupftabak zeichnet sich besonders durch Wohlgeruch aus. *Marokko* ist eine sehr starke, gute Sorte, vorzüglich aus maryländischen Blättern verfertigt; *Marino*, lieblich, scharf, etwas süßlich; *Makuba*, fein, wohlriechend; *Cusko* od. *Grabusko*, fein, gelb, aus Peru. Außerdem hat man noch St. Malo, St. Domingo, St. Vincent, hanauer, offenbacher Schnupftabak ꝛc. Der unter dem Namen *Augentabak* in den Handel kommende Schnupftabak ist gewöhnlich eine Mischung von T. und nach medicinischer Vorschrift zusammengesetzten Kräutern und ätherischen Oelen. Man hat auch Schnupftabak, der, ohne alle Zuthat von eigentlichem T., aus Rosmarinblättern, Majoran und andern grünen Pflanzenkörpern mit mancherlei Zusätzen auch verschieden bereitet wird. Die Fabrikation des *Kautabaks*, der in kleinen, einige Loth schweren Röllchen von dünnem Gespinnst, oder in kleine Zöpfe geflochten, aus Nordamerika zugeführt, aber auch in etwa 1 Pfund schweren und dünn gesponnenen Rollen in Deutschland fabricirt wird, beruht auf ziemlich denselben Principien wie die Fabrikation der sauren Schnupftabake. Es wird dazu gewöhnlicher Rollentabak genommen oder ächter Kau- oder Krulltabak eigens bereitet. Uebrigens ist der Verbrauch der Kautabake im Innern von Deutschland nicht beträchtlich, stärker an den Küsten der Ost- und Nordsee.

Das *Tabakrauchen* geschieht am einfachsten, wenn man etwas T. in ein Blatt Papier od. in ein Pflanzenblatt wickelt u. dann anbrennt, wie dies in Spanien u. Amerika noch jetzt gewöhnlich ist, u. was Anlaß zur Verfertigung der Cigarren gegeben hat. Indeß bedient man sich dazu auch besonderer Werkzeuge, der Tabakspfeifen (s. d.). Das Tabakrauchen wirkt auf den nicht an dasselbe gewöhnten Organismus als narkotisch-scharfes Gift, erregt Erbrechen, Durchfall, Kopfweh, Betäubung, verliert aber bei öfterem Gebrauch diese unangenehmen Wirkungen sehr bald und wird Vielen ein genußreiches und unentbehrliches Reizmittel, welches bei Vermeidung des Uebermaßes weder das Leben verkürzt, noch die Gesundheit beeinträchtigt; vielmehr befördert der T., Morgens geraucht, die Expektoration und die Leibesöffnung, kann aber auch bei Denen, welche während der Verdauungszeit viel ausspucken, durch Entziehung des Speichels nachtheilig werden. Der *Schnupftabak* dient als ein ermunterndes, die Gehirnthätigkeit anregendes Reizmittel, kann dadurch, daß er eine vermehrte Absonderung der Nasenfeuchtigkeit bewirkt, bei bestehender Neigung zu Augenentzündungen als ableitendes Mittel wohlthätig, aber auch, im Uebermaß und in scharfer, mehlartiger Form angewendet, für die Nasenschleimhaut und ihre Nerven nachtheilig werden. Das *Tabakskauen*, oder die Gewohnheit, etwas Rauchtabak in den Mund zu nehmen und etwa ¼ Stunde darin zu behalten, um dadurch einen Reiz auf die Nerven hervorzubringen, findet sich meist nur bei Leuten geringeren Standes, welche bei ihren Arbeiten durch den Gebrauch der Tabakspfeife behindert werden, oder wegen möglicher Feuersgefahr sich der Pfeifen nicht bedienen dürfen. Insbesondere ist das Kauen des T.s beim Schiffsvolke gewöhnlich und wird als Schutzmittel gegen den Skorbut angesehen. Außer zwei narkotisch-giftigen Bestandtheilen, dem ätherischen Oel Nikotianin (Tabakskampher) u. dem flüchtigen Alkaloid Nikotin (s. d.), enthält der T. Eiweiß, einen kleberartigen Körper, Gummi, Harz und zwei organische Säuren, Aepfel- und Citronensäure. Der medicinische Gebrauch des T.s hat fast ganz aufgehört, da kleine Gaben bei einem an den T. gewöhnten Körper ohne Wirkung sind, größere aber wegen der genannten giftigen Bestandtheile nicht räthlich erscheinen. Höchstens wird das Rauchen der Tabaksblätter als besänftigendes, schmerzstillendes, die Obstruktion hebendes und das Schnupfen als Niesemittel, zumal in Stockschnupfen, in veralteten Stirn- und Kieferhöhlenkatarrhen ꝛc., sowie bei cephalalgischen Beschwerden, amaurotischer Gesichtsschwäche, nicht selten mit gutem Erfolge, angewandt. Auch werden Klystiere von Tabaksrauch oder Tabaksaufguß bei eingeklemmten Brüchen u. Wiederbelebungsversuchen Scheintodter angewandt.

Columbus und seine Begleiter wurden bei ihrer Landung auf dem Bahamaeilande Guanahani durch den Anblick von *Indianern* überrascht, welche aus Mund und Nase Rauchwolken ausstießen. Die Wilden bildeten aus einem Maisblatt eine cylinderförmige Rolle, wickelten ein trockenes Kraut hinein, zündeten die Rolle an dem einen Ende an und sogen durch das andere Ende den Rauch ein. Dieselbe Sitte herrschte auf Hayti und sämmtlichen westindischen Inseln. Die Indianer rauchten so lange, bis sie ganz betäubt umfielen und wie sinnlos dalagen. Als Cortez Mexiko eroberte, war das Rauchen dort ganz allgemein, wobei man theils Rollen (Cigarren), theils eine Art von Tabakspfeifen benutzte. Es waren dies Schilfrohre, die mit fein zerriebener, nasser Kohle überstrichen und dann mit Blumen und Thieren bemalt wurden. Die Mexikaner rauchten nach dem Essen, um den Mittagsschlaf zu befördern, und setzten dem T. wohlriechende Stoffe zu, aromatische Kräuter, wohlriechende Gummiarten und Ambra. In späteren Zeiten fand man in den Gräbern auch wirkliche Tabakspfeifen von gebranntem Thon, welche menschliche Figuren, Frösche, Schlangen, Fische und dergleichen darstellen. Die Azteken kannten auch schon den Gebrauch des getrockneten und zerriebenen Blattes zu Schnupftabak. In den Ländern am Platafluß scheint der T. dagegen unbekannt gewesen und erst durch die Jesuiten dahin gebracht worden zu seyn. Ganz gewiß ist, daß die Bewohner der Westküste, Peru's, Chili's nicht geraucht haben. Die Indianer Nordamerika's

machten von dem Rauchen, außer daß es ihnen zum Genuß diente, auch einen medicinischen und religiösen Gebrauch. Sie brachten dem großen Geiste Tabaksopfer dar, und viele Stämme kamen den ersten Europäern mit der Friedenspfeife entgegen, deren Rauch zuerst gegen die Sonne und die Weltgegenden geblasen wurde. Auch die Neger, die bald nach der Entdeckung in den Kolonien eingeführt wurden, lernten das Tabaksrauchen sogleich. Die ersten Spanier, welche sich demselben hingaben, sollen darin Linderung gegen die Schmerzen von Krankheiten, insbesondere der damals sehr verbreiteten Lustseuche, gesucht haben. Gonzalo Hernandez de Oviedo brachte den ersten Samen nach Europa. Die Pflanze wurde anfangs wegen ihrer schönen Blüthen angepflanzt, dann aber auch als medicinisch erkannt. Man empfahl die frischen Blätter od. den Saft gegen Zahnschmerzen, Kopfschmerzen, Magenkrampf, Kolik, Gicht, Mutterbeschwerden, Geschwüre, Wunden rc. Nach Frankreich kam der T. durch Jean Nicot, der den Franzosen als erster Entdecker galt, weshalb das Kraut Herbe Nicotiane, eine Zeit lang auch Katharina von Medicis zu Ehren Herbe Catherine, Herbe de la Reine genannt wurde. In Frankreich wurde viel früher, als das Rauchen, das Schnupfen Mode, dem der Umstand Eingang verschaffte, daß Franz II. durch Tabakspulver von heftigen Kopfschmerzen befreit worden war. Ziemlich gleichzeitig (1565) wurden von dem augsburger Stadtphysikus Adolf Occo Nachforschungen über das Wunderkraut angestellt. Seine Nachfolger nannten die Pflanze Nikotiankraut, indianisches Bilsenkraut. Zu Ende des 16. Jahrhunderts wurde der T. in Italien bekannt. Der Bischof Alfonso verbreitete ihn in Florenz, der Kardinal Prosper de Santa Croce in Rom, wo das Schnupfen bald allgemein wurde, so daß Papst Urban VIII., den es mit Entrüstung erfüllte, daß nicht bloß Laien, sondern auch Geistliche während des Gottesdienstes schnupften, 1624 Jeden, der dies ferner thun würde, mit dem Kirchenbann bedrohte. Diese Androhung wiederholte sich mehrmals, und in San Jago in Spanien sollen sogar fünf Mönche, weil sie zur Nachtzeit während des Gottesdienstes auf dem Chor Cigarren geraucht hatten, eingemauert worden seyn. Papst Benedikt XIII., der selbst ein leidenschaftlicher Schnupfer war, hob endlich 1724 die mehrmals wiederholte Bulle gegen das Schnupfen wieder auf. Trotz des Bannes und des Eiferns vieler Aerzte hatte sich das Schnupfen in Italien schnell einheimisch gemacht, und es waren viele Fabriken entstanden, deren Waaren einen europäischen Ruf erlangten. Die Republik Venedig war die erste, welche den T. als Monopol behandelte und die Bereitung wie den Verkauf desselben in Pacht gab. Da sie in den ersten fünf Jahren an 40,000 Dukaten verdiente, fand das Beispiel Nachahmung. Die Sette communi und das Gebiet der Brenta im Venetianischen legten die ersten Tabaksfabriken an. T. rauchende Matrosen, welche um die Mitte des 16. Jahrhunderts in den spanischen und portugiesischen Häfen erschienen, erregten ein solches Aufsehen, daß man in gelehrten Werken Abbildungen solcher Menschen gab. Ein gleiches Staunen entstand in England, als man die Kolonisten, welche der Admiral Franz Drake 1586 aus Virginien zurückbrachte, „aus thönernen Gefäßen einen übelriechenden Dampf einathmen und durch Mund und Nase von sich blasen" sah. Der sonderbare Gebrauch reizte zur Nachahmung, Offiziere, Seeleute und Männer aller Stände nahmen ihn an, insbesondere wurde Sir Walter Raleigh ein leidenschaftlicher Raucher. Man erzählt, daß sein Diener, als er ihn eines Morgens rauchen sah, in der Meinung, daß sein Herr brenne, einen Krug mit Ale über ihn gegossen habe. Die Raucher versammelten sich nicht bloß in Wirthshäusern, sondern erschienen auch auf der Straße und im Theater mit brennender Pfeife. Auf der andern Seite eiferten Geistliche und Schriftsteller, unter den letztern Ben Jonson, gegen das Rauchen, und Jakob I. suchte es durch Verordnungen und Besteuerung der Waare auszurotten. Im Jahre 1624 ward das Tabaksmonopol eingeführt, das bald sehr einträglich wurde, da zu dem Rauchen jetzt auch das Schnupfen, das die verbannten Kavaliere in Frankreich kennen gelernt hatten, und bei Soldaten und Seeleuten das Kauen kam. Im Jahre 1643 ward das Tabaksmonopol in eine Tabakssteuer verwandelt und 1652 der Tabaksbau in England zu Gunsten der Kolonien ganz verboten. Von England ging das Tabaksrauchen schnell nach Holland über, wo die Kaufleute aus ihm großen Vortheil zu ziehen verstanden. Im Anfange des 17. Jahrhunderts bürgerte sich das Rauchen dann auch in Frankreich ein. Anfangs erließ die Regierung ein Verbot, welches den Verkauf des T.s auf die Apotheken beschränkte, Ludwig XIV. erlaubte aber das Rauchen wieder und ließ unter die Soldaten T. vertheilen, weil er dieselben in guter Stimmung erhalten wollte. Im Jahre 1674 wurde die Tabaksregie eingeführt. In Deutschland wurde das Rauchen erst während des dreißigjährigen Krieges durch die englischen Hülfstruppen bekannt, welche dem Schwedenkönig zuzogen. Die Soldaten nahmen den Gebrauch in großer Allgemeinheit an, auch die Bürger gewöhnten sich daran, und 1642 gab es auf dem Schwarzwald bereits Tabaksbuden. Nach dem westphälischen Frieden fingen geistliche und weltliche Regierungen dagegen zu eifern an, doch ohne Erfolg. Aerztliche Schriftsteller trugen viel zur Verbreitung des Rauchens bei, da sie es als dem Körper zuträglich und als Mittel gegen verschiedene Krankheiten empfahlen. Selbst den Damen wurde das Rauchen angelegentlich empfohlen. Die Einführung des Schnupfens verzögerte sich bis zum Ende des 17. Jahrhunderts, wo einwandernde Hugenotten die Mode brachten. Selbst T. zu bauen fing man in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts an, und die ersten Fabriken wurden zu Anfang des 18. Jahrhunderts angelegt. Durch englische Seeleute in Schweden eingeführt, pflanzte sich das Tabaksrauchen bis zum Ende des 17. Jahrhunderts nach Lappland fort. Auch nach Rußland kam die Sitte durch Seefahrer englischer Nationalität und war schon 1634 in Moskau sehr üblich. Da aber in der nur aus hölzernen Häusern bestehenden Stadt

häufig Feuersbrünste vorkamen, welche der Unvorsichtigkeit der Raucher zugeschrieben wurden, und die Geistlichkeit heftige Erklärungen gegen den sündhaften Gebrauch erließ, so verbot der Czar Michael Fedorowitsch denselben unter der Androhung, daß Zuwiderhandelnde geknutet und mit aufgeschlitzter Nase nach Sibirien geschickt werden sollten. Peter der Große hob das Verbot auf und führte das Tabaksmonopol ein, worauf im vorigen Jahrhundert in den Südprovinzen des Reichs die Kultur des T.s ihren Anfang nahm. Wie nach Schweden und Rußland, kam das Rauchen durch englische Matrosen nach Konstantinopel. Dies geschah 1605, u. die Türken bemächtigten sich der neuen Beschäftigung, mit der sie das Kaffeetrinken verbanden, so leidenschaftlich, daß sie in kurzer Zeit darin alle andern Völker überholten. Die türkische Geistlichkeit theilte das Vorurtheil des christlichen Klerus und setzte barbarische Strafen durch. Man durchbohrte dem Raucher die Nase, steckte ein Pfeifenrohr durch die Wunde und führte ihn so auf einem Esel durch die Straßen von Konstantinopel. Als 1633 eine große Feuersbrunst gewüthet hatte, steigerte Murad IV. die Strafe bis zur Todesstrafe, streifte Nachts durch die Straßen und ließ Jeden hinrichten, den er rauchend antraf. Die Freunde des T.s nahmen ihre Zuflucht nun zum Schnupfen, doch so wie das Rauchen wieder erlaubt wurde, gewann dieses die Oberhand wieder. Die ersten Besucher Afrika's erwähnen des T.s nie, und wir dürfen daher annehmen, daß die Neger ihn durch die Seefahrer kennen gelernt haben. Jetzt ist das Tabakrauchen auf der Westküste ganz allgemein, und alle Negervölker bauen T. Daß bei mehren Völkern des nördlichen Asiens das Rauchen narkotischer Kräuter, des Samens von Hanf und einer Art Stechapfel ein sehr alter Gebrauch war, wird durch geschichtliche Zeugnisse außer allen Zweifel gestellt. Von T. aber haben die zuverlässigsten Reisenden und die portugiesischen Seefahrer in den Ländern des Ostens keine Spur angetroffen. Er gelangte dahin zuerst auf verschiedenen Wegen durch europäische Seefahrer und Kaufleute, verbreitete sich aber seitdem mit großer Schnelligkeit. Auch von China behaupten mehre Schriftsteller, daß der T. dort von Alters her einheimisch gewesen sey. Dagegen spricht aber, daß die ältesten Reisenden ihn dort nicht antrafen; daß er kein antikes Schriftzeichen hat; daß sich in einem um das Jahr 1600 erschienenen chinesischen Kräuterbuche keine Beschreibung des T.s findet; daß auf keiner chinesischen Porzellanvase in Dresden, welche vor das Jahr 1700 fällt, eine Abbildung eines Tabakrauchers vorkommt, während solche Abbildungen auf jüngeren Vasen fast nie fehlen. Jetzt ist das Rauchen in Asien bis in den höchsten Norden verbreitet. Der Tabaksbau fand 1615 in Holland, 1659 in Hennegau, 1676 in der Mark Brandenburg, 1697 in der Pfalz und in Hessen Eingang. Bald beutete die Staatsgewalt den stets wachsenden Verbrauch des T.s im Interesse des Fiskus durch hohe Steuern, namentlich durch Regie und Monopol (Oesterreich seit 1670, Frankreich seit 1674, Preußen von 1765—81) aus. Gegenwärtig ist der T. ein über die ganze Erde verbreitetes Luxusbedürfniß von hoher kommercieller, industrieller und volkswirthschaftlicher Bedeutung, indem Tausende von Menschen durch Anbau, Verarbeitung und Vertrieb desselben ihren Lebensunterhalt gewinnen. In Preußen betrug der Konsum in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts per Kopf 3 Pfund, während der des Kaffee's $2\frac{1}{2}$, des Zuckers $4\frac{1}{2}$ betrug. Die französische Tabaksregie ergab 1832 80 Millionen Francs Reinertrag, die österreichische 1847 (mit Ausschluß der italienischen und ungarischen Staaten) 12,384,000 Fl., die spanische 1844—54 jährlich 75 Millionen Realen = $9\frac{1}{2}$ Millionen Gulden rhein. Pachtertrag. Vgl. Hermbstädt, Anleitung zur Kultur der Tabakspflanzen, Berlin 1822; Reider, Das Ganze des Tabaksbau's, Nürnb. 1826; Metzger, Die Tabaksarten, Heidelberg 1835; Zeller, Anleitung zum Tabaksbau, Karlsruhe 1837; Tiedemann, Geschichte des T.s und anderer ähnlicher Genußmittel, Frankfurt 1854.

Tabakskollegium, Abendgesellschaft, welche König Friedrich Wilhelm I. von Preußen zur Erholung und zur Kurzweil fast täglich Abends um 5 Uhr zu Berlin, Potsdam oder Wusterhausen um sich versammelte. Die Eingeladenen waren Minister, Stabsoffiziere, durchreisende Standespersonen und Gelehrte, auch wohl ehrbare Handwerker und Bürger; dazu der Hofnarr oder Solche, die sich als Narren brauchen ließen; ständiges Mitglied war auch der Schullehrer von Wusterhausen. Alles Ceremoniel war verbannt. Man rauchte (aus kurzen thönernen Pfeifen), u. Die, welche nicht rauchten, mußten die Pfeife wenigstens in den Mund nehmen. Wie in einer Kneipe trank man Bier, das in Steinkrügen vor den Gästen stand, und aß Butterbrod und Käse. Selten ward Wein aufgetragen. Jeder bediente sich selbst. Die Unterhaltung bezog sich auf Lektüre von Zeitungen, Bemerkungen über Politik u. Kriegsgeschichten und Besprechung von Tagesneuigkeiten; auch wurden mancherlei Späße, bisweilen sehr derber Art, getrieben, die Niemand übel nehmen durfte und die auch der König sich gefallen ließ. Die Zielscheibe des Witzes war gewöhnlich der bekannte Professor Gundling (s. d.). Dabei war es Gesetz, daß Niemand aufstehen durfte, wenn ein Anderer, den König nicht ausgenommen, in die Gesellschaft trat. Das Kartenspiel war verboten, Schach- und Damenspiel aber erlaubt, und der König spielte bisweilen mit dem General von Flanß eine Partie Toccategli. So oft auch der König verstimmt und düster in diese lustige Gesellschaft kam, verließ er sie doch stets im besten Humor. Für die preußische Geschichte ist das T. in sofern von Wichtigkeit, weil in demselben der König zu Manchem seine Zustimmung gab, was sonst nicht geschehen seyn würde; auch berichteten alle fremden Gesandten pünktlich an ihre Höfe, was irgend daselbst gesprochen wurde und vorfiel. Der Spaß hatte ein Ende, als einst die Mitglieder desselben, in Anwesenheit des Königs, sich beim Eintritt des Kronprinzen gegen die eingeführte Ordnung von ihren Sitzen erhoben. Der König gerieth darüber dermaßen in Zorn, daß er den Tabaksgenossen das Schloß verbot. Eine Schilde-

rung des T.s liefert die Biographie Gundlings in C. M. Oettingers Narren-Almanach für 1846 und eine dramatische Darstellung Karl Gutzkows „Zopf und Schwert" (Dramatische Werke, 3. Bd., Leipz. 1844).

Tabakspfeife, Instrument, womit man Tabak raucht. Es gibt 2 Hauptgattungen von T.n, solche, welche aus Einem Stücke bestehen, und solche, welche aus mehren beweglichen Stücken zusammengesetzt sind. Jenes sind die thönernen oder irdenen Pfeifen, mit deren Rauchröhre der Kopf (Verbrennungsraum für den Tabak) Eins ist; letztere sind die T.n mit Spitze (Mundstück aus Horn, Elfenbein oder Bernstein), Rohr aus Holz (steife), Guttapercha, biegsamen Geflechten (elastische), Saftsack und Kopf (von Holzmaser, Meerschaum, Porzellan, Thon rc.). Die irdenen oder thönernen T.n werden in besondern Fabriken aus einem feuerfesten, weißen, eisenfreien, seltener farbigen (gelben oder rothen) Thon (Pfeifenthon) gefertigt. Dieser wird gesiebt, mit Wasser geweicht, geschlämmt, geknetet und zu einem bildsamen Teig gemacht, woraus dann mittelst besonderer Formen (Model) die Pfeifen geformt werden. Dieselben werden darauf gebrannt, abgerieben und gefirnißt (mit einer Auflösung von Gummi, weißem Wachs und Seife bestrichen). Die in Ungarn, Serbien, den Ländern der untern Donau gebräuchlichen Thonpfeifen werden aus rothen, gelben und schwarzen Pfeifenerden in eigenthümlichen Formen mit niedrigem, breitem Kopfe gefertigt. Wie für die sogenannten holländischen irdenen Pfeifen Gouda der Hauptsitz der Fabrikation ist, so ist er für die Donauländer Debreczin. Die Produktion der goudaer, kölner rc. Brennereien wurde ehedem auf 60 Millionen jährlich veranschlagt, hat aber in neuerer Zeit sehr abgenommen. Viele Pfeifenköpfe werden auch aus Meerschaum (s. d.) und Maserholz (ulmer Köpfe) geschnitten. Am bedeutendsten ist aber die Fabrikation der Pfeifenköpfe von Porzellan, deren Hauptsitz der Thüringerwald ist. Ganz abweichend von den europäischen sind die Rauchvorrichtungen der Orientalen (Türken, Perser rc.). Diese pflegen aus sehr langen, mitunter elastischen Pfeifen zu rauchen, damit der Rauch kalt in den Mund gelange. Eine andere Gewohnheit bei den Orientalen ist die, daß eine ganze Gesellschaft aus einem topfförmigen, großen Pfeifenkopf, um welchen die Einzelnen herumsitzen und in welchen jeder sein biegsames Rohr einschraubt, den Rauch einschlürft. Oft leiten sie auch den Rauch durch Wasser (Nargyl), oder durch einen in Essig getauchten Schwamm, wodurch der Tabak abgekühlt u. wohlschmeckender werden soll. Eine besondere Art Hornpfeifen sind die Cigarrenpfeifchen, mit so kleinem und engem Kopfe, daß man eben nur eine Cigarre hineinstecken kann; man hat dergleichen auch von Glas, Silber rc.

Tabarca, kleine zur algierschen Provinz Konstantine gehörige afrikanische Insel, an der Mündung des Saine, 1200 Fuß vom Lande, der Korallenfischerei wegen besucht, mit gleichnamiger Stadt und Hafen; gehörte sonst den Genuesern.

Tabarieh, Stadt im asiatisch-türkischen Paschalik Damascus, am gleichnamigen See (Genezareth), Sitz eines griechischen Erzbischofs, mit verfallenem Kastell und warmen Heilquellen und 4000 Einwohnern, darunter viele Juden; das alte Tiberias.

Tabasco, nordamerik. Staat in Mexiko, zwischen den Staaten Yucatan, Chiapas, Oaxaca, Veracruz und dem Meerbusen von Mexiko; hat einen Flächenraum von 488 □Meilen und 90,000 bis 100,000 Einw. T. ist ein Küstenstrich, der sich an die Anden anlehnt, welche an der Südgrenze hinziehen, flach an der Küste, mit mehren Haffs, ohne hervortretende Vorgebirge. Das niedrige Küstenland ist während der Regenzeit größtentheils überschwemmt. Hauptflüsse sind der Tabasco, der im Staate Chiapas entspringt, diesen von T. trennt und bei Vigia in 2 Armen in den Meerbusen von Mexiko mündet, Santa Anna, Guasacualco, Grenzfluß gegen Veracruz, Tancochapa, Guachapa, Gumasinta und mehre kleinere Küstenflüsse. Die beiden Lagunen de Terminos u. Santa Anna stehen mit dem Meere in Verbindung. T. hat an der Küste sandiges, zum Theil morastiges, im Innern bergiges, bis zu 8000 F. hohes, aber im Ganzen fruchtbares Land mit Tropenklima, das durch die Niederungen und Moräste oft ungesund wird, auf der Hochebene aber angenehm und gesund ist. Obgleich das Land nicht besonders gut angebaut ist, so sind doch die Produkte, zumal in den Küstengegenden, zahlreich; sie sind in der Hauptsache den westindischen gleich, besonders gedeihen Kakao, Kaffee, Piment, Zuckerrohr, Baumwolle, Pfeffer, Vanille, Indigo, trefflicher Tabak, Mais, Maniok, Bananen rc., sowie in den Wäldern Farbhölzer, Mahagonybäume, Cedern, Eisenholzbäume, Kohlpalmen, Bambusrohr. Die europäischen Hausthiere (Rindvieh, Schweine, Ziegen, Schafe) sind zum Theil verwildert; außerdem finden sich hier Jaguare, Tapire, Stinkthiere, Armadille, Affen, Alligatoren, Fasanen, Papageien, Kolibri's, große Frösche, Moskitos (besonders in den Küstengegenden), Sandflöhe, Bienen, Cochenille, Fische rc. Auf das Ausbringen der Metalle, die sich hier wohl auch finden, ist man noch nicht bedacht gewesen. Die Industrie beschränkt sich auf die zur Konsumtion der Ausfuhr nothwendige erste Verarbeitung der rohen Stoffe; Manufakturen gibt es nicht. Die geringe Ausfuhr beschränkt sich auf Farbhölzer, Kakao, Kaffee, Piment und eingemachte Früchte. Die Einwohner sind meist Neger, wenige Indianer (Mixteken) und Weiße. T. besteht als Staat seit 1821. Die Hauptstadt Villa Hermosa de T. (auch Villa de San Juan Bautista genannt), links am Tabasco, 24 Leguas oberhalb der Mündung desselben, der hier breit ist und ungeachtet seiner Entfernung vom Meere einen guten Seehafen bildet, ist Sitz der Regierung und zählt 8000 Einwohner. T. hieß erst Victoria, weil Cortez hier seinen ersten Sieg über die Indianer erfocht.

Tabatière (franz.), Schnupftabaksdose.

Tabellen (v. Lat.), übersichtlich, gewöhnlich nach einzelnen Gesichtspunkten in Rubriken geordnete Zusammenstellungen des Gesammtinhaltes irgend eines Lehrstoffes, gewissermaßen das Gerippe, an welches sich eine ausführlichere Dar-

stellung des Gegenstandes anschließt. In der neueren Zeit spielen die statistischen T. die größte Rolle, indem die ganze Organisation unseres modernen Verwaltungssystems hauptsächlich auf die Anfertigung von T. gegründet ist, woraus die Zustände der Staatsangehörigen im Allgemeinen und insbesondere die Stufe ihres Wohlstandes zur Kenntniß der höchsten Behörden gebracht werden sollen.

Taberistan (Tabaristan), persische Provinz, zwischen Masenderan, Khorassan, Irak Adschemi und Ghilan, hat einen Flächenraum von 330 □Meilen, ist theils gebirgig, im Norden durch das Elbursgebirg, mit dem Demawendgebirge u. den Pässen Kharwar, Sawadschi, Gudük (6000 Fuß hoch) rc., theils sandig (gegen Osten). Die Flüsse sind zahlreich, aber klein. Das Klima ist sehr angenehm, doch gibt es zur Winterszeit auch Schnee. Hauptprodukte sind: Schwefel, Schafe, Ziegen, Rindvieh, Antilopen, Hirsche, wilde Schweine rc. Die theils ansässigen, theils nomadisirenden Einwohner sind Mohammedaner und beschäftigen sich mit Ackerbau, Viehzucht und Jagd.

Tabernaculum (lat., Tabernakel, Sakramentshäuschen), in katholischen Kirchen der kleine, gewöhnlich reichverzierte Schrank im Hochaltar, worin die konsekrirten, zum Abendmahl gehörigen Gegenstände aufbewahrt werden; auch ein Schrank zur Aufbewahrung der Meßgewänder, Altarornate, Kirchengeräthe rc., sowie eine mit Säulen und Giebel und einem Altar versehene Nische für Heiligenbilder, Reliquien rc. In der lateinischen Bibelübersetzung heißt T. die Stiftshütte der Israeliten, daher die Methodisten auch ihre Bethäuser Tabernakel nennen.

Tabernämontana, Pflanzengattung aus der Familie der Apocyneen, Bäume und Sträucher in den Tropengegenden, welche, wie T. utilis, am Demerary, T. elastica, auf Sumatra, und T. Synamosa, auf Madagaskar, einen Milchsaft enthalten, der beim Vertrocknen zu Kautschuk erhärtet und wie T. alba, in Westindien, mit weißen, T. citrifolia, mit gelben, T. speciosa, in Cayenne, mit rothen Blüthen, durch Schönheit und Wohlgeruch der letzteren sich auszeichnen.

Taberne (v. Lat.), Schenke, Trinkhaus.

Tabes (lat.), Auszehrung, Schwindsucht.

Tableau (franz.), Gemälde; Schilderung, Entwurf; Tableaux vivants, s. Lebende Bilder.

Table d'hôte (franz.), Wirthstisch, Gasttafel, die gemeinschaftliche Tafel in Gasthäusern, wo man nicht portionsweise (nach der Karte) speist, sondern wo allen Gästen dieselben Speisen präsentirt werden.

Tabor, bewaldeter Berg in Palästina, 2 Stunden südlich von Nazareth, 1750 Fuß hoch, erhebt sich kegelförmig mitten in einer Ebene und trägt auf seinem Gipfel Ruinen aus der Zeit der Kreuzzüge. Nach der Tradition soll der T. der Berg der Verklärung Christi seyn. An seinem Fuße lieferte im Mai 1799 der französische General Kleber der englisch-türkischen Armee eine Schlacht.

Tabor, Stadt im österreich.-böhmischen Kreis Budweis, rechts an der Luschnitz, ist mit Mauern umgeben, hat eine Dechantei- und 2 andere Kirchen, ein Kloster, eine Hauptschule, ein Schauspielhaus, Mineralquelle, Potaschesiederei und 4300 Einw. T. ward 1420 von den Hussiten unter Ziska angelegt und befestigt. Nach der Stadt nannten sich, im Gegensatz zu den Calixtinern, die strenggläubigen Hussiten Taboriten (s. Hussiten).

Tabourets (Taborets), buntgemustertes, glänzendes Wollenzeuch, das zu Möbeln, auch wohl in manchen Gegenden, namentlich in der Schweiz, zu Röcken der Bauernweiber verwendet wird.

Tabu (Tabou), bei den Südseeinsulanern Heiligkeit oder Unverletzlichkeit einer Sache oder eines Ortes. Vor Ankunft der Europäer waren die Insulaner, namentlich auf den Gesellschafts- und Sandwichsinseln, Sklaven des furchtbaren Tabuaberglaubens, der ihnen nicht nur eine Menge Entbehrungen auferlegte, sondern auch vielen Tausenden unschuldiger Menschen das Leben kostete. Ein Wort des Priesters, ein Traum oder sonst ein dunkles Gefühl konnten einem solchen Insulaner den Gedanken einflößen, daß er die Gottheit beleidigt habe, und sogleich belegte er sein Haus, seine Felder, seine Piroque rc. mit dem T., d. h. er beraubte sich freiwillig des Gebrauchs aller dieser Gegenstände und unterzog sich allen Unannehmlichkeiten, die aus einer solchen Entbehrung für ihn erfolgten. Der König war T., heilig und unverletzlich, ebenso Alles, was er berührte; daher er kein fremdes Haus betrat, weil es sonst Niemand mehr hätte benutzen dürfen. Aber auch die Priester sprachen das T. über Gegenstände und Orte aus, die dann Niemand berühren oder betreten durfte, sowie über gewisse Speisen, deren man sich dann enthalten mußte. Seitdem das Christenthum bei den Südseeinsulanern Eingang gefunden, ist dieser Aberglaube verschwunden.

Tabula rasa (lat.), eigentlich abgekratzte, leere Schreibtafel, auf welcher das mit dem Griffel in den Wachsüberzug derselben Eingegrabene durch Umkehrung des Griffels wieder vertilgt worden; daher sprüchwörtlich T. r. machen, s. v. a. Alles aufzehren, aufarbeiten, vollständig beendigen.

Tabulatur (v. Lat.), im Allgemeinen jede Art Notation, ursprünglich aber eine nach Art der Partitur gegebene, übersichtliche Darstellung mehrer zusammenklingender Stimmen auf einem Blatt (tabula). S. Meistersänger.

Tabulet, Kasten aus dünnen Bretern, worin wandernde Krämer (Tabuletkrämer, Reffkrämer) ihre Waaren zum Verkaufe herumtragen.

Tacazze (Atbara, der Astaboras der Alten), großer afrikanischer Fluß, einer der bedeutendsten Nebenflüsse des Nils, entspringt aus 3 Quellen in den Hochgebirgen Abyssiniens, durchfließt den abyssinischen Staat Tigre, das Land der Schangallas, dann Obernubien, wo er mit dem Nil die Insel Meroe bildet und unter 17½° n. Br., etwa 40 Meilen unterhalb der Vereinigung des Bahr el Azrek und des Bahr el Abiad, sich mit dem Nil vereinigt n. ihm eine bedeutende Wasserverstärkung zuführt. Seine bedeutend-

sten Zuflüsse sind links der Guangue, rechts der Areka und Mareb.

Tace! (lat.), schweige!

Tachus, König von Aegypten 363—361 v. Chr., kämpfte gegen die Perser, floh aber selbst zu ihnen, als 361 Nektanebis als Gegenkönig gegen ihn auftrat.

Tachygraphie (v. Griech.), Geschwindschreibekunst, s. v. a. Stenographie.

Tacitus, 1) **Publius Cornelius**, berühmter römischer Geschichtschreiber, stammte aus einer plebejischen Seitenlinie des berühmten Geschlechts der Cornelier und ward, wie es scheint, zu Interamna in Umbrien, dem heutigen Terni, zwischen den Jahren 47—57 n. Chr. geboren. Er beschäftigte sich früh mit der Poesie, dem Studium der Rechtswissenschaft und der Beredsamkeit und trat unter Vespasian um 73 oder 74 in den Kriegsdienst, ward dann Quästor und unter Titus und Domitian zu weitern Ehrenstellen befördert, namentlich 88 n. Chr. zum Prätor und Mitglied des Quindecimviralkollegiums, nachdem er schon früher die Tochter des Konsuls Cn. Julius Agricola geheirathet hatte. Er schied 89 aus dem Staatsdienste aus, wahrscheinlich weil er unter einem Despoten wie Domitian nicht länger dienen mochte, und brachte die nächste Zeit bis 93 auf Reisen zu, die er vielleicht in Gemeinschaft mit Agricola nach Britannien, auch wohl nach Deutschland unternahm. Erst nach dem Tode Domitians trat er unter Nerva wieder in den Staatsdienst und ward 97 zum Konsul ernannt. Er galt für einen der ausgezeichnetsten Redner seiner Zeit. Noch 99 finden wir ihn in öffentlicher Thätigkeit, von da an aber verschwinden alle Nachrichten über ihn; man vermuthet, er sey als etwa 80jähriger Greis zwischen 134—136 gestorben. Seine Schriften sind folgende. Der „Dialogus de oratoribus s. de causis corruptae eloquentiae" gehört in seine Jünglingsjahre, wenn ihm die Autorschaft nicht gänzlich abgesprochen und dem Quintilian oder Plinius dem Jüngern zugewiesen werden soll, und ist wegen der darin enthaltenen treffenden Urtheile über frühere Redner schätzbar, auch durch die stylistische Schönheit ausgezeichnet. Die „Vita Agricolae", deren Abfassung in die Jahre 97 oder 98 n. Chr. fällt, ist ein Muster biographischer Darstellung, in sofern T. mit höchster künstlerischer Vollendung den edlen Charakter seines Helden würdig preist, ohne ein bloßer Lobredner desselben zu werden, und ohne seiner persönlichen Liebe und Freundschaft für ihn irgend wie Wahrheit und Treue der Schilderung zu opfern. Die Schrift „Germania s. de situ ac moribus Germaniae", etwa in derselben Zeit wie die vorige abgefaßt, gibt eine geographische und politische Beschreibung des alten Germaniens, so weit dasselbe den Römern bekannt war. Vielleicht wollte er darin die Tugenden der noch unverderbten Germanen seinem entarteten Zeitalter gleichsam strafend vorhalten. Später als diese Schriften sind die beiden größern Geschichtswerke abgefaßt. Die „Historiarum libri" enthalten eine Geschichte seiner Zeit von Galba's Thronbesteigung bis zu Domitians Tode. Leider ist nur ein Fragment, die 4 ersten Bücher und den Anfang des 5. umfassend, übrig. Da dieses beträchtliche Stück nicht viel mehr als den Zeitraum eines Jahres begreift, so muß der Umfang sehr beträchtlich gewesen seyn. Die „Annales", der behandelten Zeit nach den Historien vorausliegend, jedoch in der Abfassung ihnen folgend, begreifen die Geschichte vom Tode des Augustus bis zu dem des Nero, also einen Zeitraum von 52 Jahren, und endigen da, wo die Historien beginnen. Auch sie sind nicht vollständig erhalten, es fehlt ein Theil des 5., des 7.—10., der Anfang des 11. und der Schluß des letzten, 16. Buches. T. bezweckt nicht eine ausführliche, nichts übergehende Darstellung aller Ereignisse, sondern eine Darstellung des eigentlichen politischen Lebens, wie sich dasselbe unter den Kaisern im römischen Staate gestaltete. In beiden Werken tritt die Grundansicht von des Reiches Würde u. Größe, von der Nothwendigkeit des Kaiserthums bei der Lage des Staates u. dem Charakter einer entartenden, nichtswürdigen Zeit überall hervor. Beide Werke können ein vollendetes, in Anlage und Ausführung völlig dramatisches Kunstwerk genannt werden. Im Einzelnen zeigt T. wahrhaft philosophisches Talent, tiefen psychologischen Blick und außerordentliche Kenntniß des menschlichen Herzens. Daher ist er in der Charakterschilderung Meister. Dabei zeigt er sich als unversöhnlichen Feind jedes Lasters, jeder Heuchelei; Wahrheit leuchtet aus seiner ganzen Darstellung, wenn gleich er seine Quellen nur selten anführt, oder auch nur andeutet. An warmer Anhänglichkeit in Allem, was zu Roms Verherrlichung dienen kann, an hohem Gefühl für die Tugend, an Tiefe der Auffassung, an Scharfsinn, an umfassender Kenntniß, an großartiger Gediegenheit übertrifft er alle seine Vorgänger in der Historiographie. Bei seinem ernsten Sinne mußte der Anblick eines in Laster versunkenen Zeitalters und eines greuelvollen Despotismus durchaus jene Stimmung des Unmuthes hervorrufen, welche dem ganzen Tone seines Werkes den Charakter eines gewissen Düstern, selbst mit Bitterkeit gemischten Ernstes aufprägt. In seiner Weltauffassung waltet das sittliche Element vor dem religiösen vor, das Göttliche tritt vor dem Menschlichen und Natürlichen zurück; daher eine gewisse Hinneigung zum Fatalismus u. zu einer Alles beherrschenden Schicksalsmacht. Erhabenheit, verbunden mit außerordentlicher Kürze u. Gedrängtheit, charakterisiren die Sprache des T., die oft zum vollen Ausdrucke seines Gedankenreichthums nicht hinreicht; mit wenigen einzelnen Worten erschließt er häufig eine Fülle der Gedanken, deren weitere Entfaltungen er der Seele des denkenden Lesers überläßt, wodurch freilich die Auffassung bisweilen erschwert wird. Nicht ganz frei ist seine Sprache von oratorischem Glanze, sowie von Einmischung fremdartiger, namentlich griechischer Konstruktionen, eigenthümlicher, neuer u. ungewöhnlicher Ausdrücke u. Wendungen u. dgl., worin sich schon das allmähtige Herabsinken der Latinität von der Reinheit des augusteischen Zeitalters kundgibt. Die erste, aber noch unvollständige Ausgabe erschien Venedig 1470, nachher folgten die Bearbeitungen von Rhenanus (Rom 1515 f.), der die 6 ersten

Bücher der Annalen aus einer korveier Handschrift hinzufügte, Lipsius (Antwerpen 1573 und 1600), J. F. Gronov (Amsterdam 1672 u. 1685, 2 Bde.), Ernesti (Leipzig 1752, neu herausgegeben von Oberlin, das. 1801, 2 Bde.), Brotier (Paris 1771), Becker (Leipzig 1831, 2 Bde.), Walther (Halle 1831—32, 4 Bde.), Ritter (Bonn 1834—36, 2 Bde.; Leipzig 1848, 4 Bde.), Ruperti (Hannover 1834—39, 4 Bde.), Döderlein (Halle 1841—47, 2 Bde.), Orelli (Zürich 1846 bis 1848, 2 Bde.) u. Nipperdey (Leipz. 1851—52, 2 Bde.). Auch gibt es eine große Anzahl von guten Ausgaben einzelner Schriften des T., so des „Agricola" von Walch (Berlin 1828) und Wex (Braunschweig 1852), der „Germania" von Passow (Breslau 1817), Gerlach und Wackernagel (Basel 1835—37, 2 Bde.) und Maßmann (Quedlinburg 1847); des „Dialogus de oratoribus" von Dronke (Kobl. 1828, 2. Aufl. 1840) u. Orelli (Zürich 1830 u. 1846). Unter den deutschen Uebersetzungen sind die von Woltmann (Berlin 1811—17, 6 Bde.), Strombeck (Braunschweig 1816, 3 Bde.), Rickleffs (Oldenburg 1825—27), Gutmann (Stuttgart 1829—30, 5 Bde.) und Bötticher (Berlin 1831—34, 4 Bde.), sowie die der „Historiae" von Schlüter (Essen 1834) hervorzuheben. Brauchbar ist Böttichers „Lexicon Taciteum" (Berlin 1830). Vgl. Hoffmeister, Die Weltanschauung des T., Essen 1831.

2) Marcus Claudius T., römischer Kaiser vom 25. Sept. 275 bis April 276, aus der Familie des Historikers Tacitus, dessen Werke er in allen Bibliotheken aufzustellen und 10mal jährlich auf Staatskosten abzuschreiben befahl, abstammend, geboren 200 n. Chr., war 275 Princeps senatus und zeichnete sich eben so sehr durch Tüchtigkeit als großen Reichthum aus. Als Kaiser Aurelian zu Anfang 275 von den Soldaten ermordet war, herrschte zunächst eine sechsmonatliche Anarchie. Endlich übertrug der Senat die Kaiserwürde dem bereits 75jährigen T. Obschon wenig geneigt, die Bürde auf sich zu nehmen, ließ er sich doch zuletzt bereit finden. Er suchte das Ansehen des Senats wieder herzustellen und opferte sein Vermögen den Bedürfnissen des Staates. Im Anfange des folgenden Jahres ward er zu Tyana in Kleinasien von den Soldaten, die er beleidigt hatte, erschlagen, nach Andern soll er an einem Fieber gestorben seyn. Ihm folgte sein Bruder Florianus T., der nach 3 Monaten dasselbe Schicksal hatte.

Tacna (San Pedro de T.), Stadt in dem peruanischen Departement Arequipa, Hauptstadt der Provinz Arica, in den Anden, an der Straße von Potosi nach Arequipa, einige Meilen vom Meere entfernt, hat bedeutenden Handelsverkehr zwischen Arica und dem Innern und 6—8000 Einw. Nördlich davon der Bergpaß von Guatillas (von 13,900 Fuß Höhe).

Tacoary (Taguary), Fluß in der brasilianischen Provinz Matto-Grosso, entspringt an der Grenze der Provinz Goyaz, hat viele Krümmungen, bildet mehre Wasserfälle und mündet in den Paraguay, links.

Tadcaster, Flecken im Westriding der englischen Grafschaft York, rechts am Wharf, über den eine schöne Brücke führt, südwestlich von York, hat eine lateinische Schule, ein Hospital u. 3100 Einw.

Tadmor, s. Palmyra.

Tadolini, Adamo, berühmter Bildhauer zu Bologna, geboren 1789, widmete sich anfangs der Kaufmannschaft, kam aber auf Verwendung des Prinzen Ercolani auf die Kunstschule seiner Vaterstadt, gewann hier mehre Preise und begleitete dann seinen Lehrer Demaria nach Ferrara. Kaum 22 Jahre alt, erhielt er die Professur in Bologna, doch ging er mit Unterstützung der Regierung noch nach Rom, um seine Bildung zu vollenden. Bei Gelegenheit einer von Canova eröffneten Preisbewerbung führte er hier innerhalb vier Wochen das Gypsmodell „der sterbende Ajax" aus. Nachdem er unter Canova's Leitung die Gruppe Venus und Mars, eine kolossale Statue der Religion, das Modell zu der Reiterstatue Karls VI. in Neapel, den großen Sarkophag für die letzten Stuarts und die Statuen Washingtons und Pius' VI. gefertigt hatte, eröffnete er ein eigenes Atelier. Unter den Werken, die er seitdem ausgeführt, verdienen besondere Erwähnung: die Gruppe Venus und Amor, für den Prinzen Ercolani; Ganymed, der den Adler tränkt, für den Fürsten Esterhazy; das Grabmal des Kardinals Lante, für die Stadt Bologna, und eine große Anzahl Büsten, die seltene Treue und Vollendung zeigen. Zu seinen kirchlichen Hauptwerken gehört die Statue des heiligen Franz von Sales, in der Peterskirche zu Rom. T.'s Gattin ist ebenfalls Künstlerin, und namentlich schätzt man die von ihr gearbeiteten Kameen.

Tadschiainseln, ostindische Inselgruppe an der Ostküste von Celebes, in der Tominibai, aus 23 Inseln bestehend, mit viel Holz und Schildkröten (daher auch Schildkröten- oder Schildpadinseln genannt), unbewohnt, aber wegen der Fischerei (besonders des Trepangs) häufig besucht. Die Hauptinsel heißt Tadschia, eine andere Pawen und die östliche Rondeiland.

Tael (Tale, Tail, englisch), Rechnungsmünze und Gewicht in China und Ostindien; in China als Geld = 2 Thaler preußisch Kurant, also 7 T. = 1 kölnische Mark fein, 72 T. = 100 spanische Piaster; als Gewicht = 580 englische Troygrän oder $37_{,5832}$ französische Grammes; 16 T. = $0_{,6048}$ Kilogramme = $1_{,2096}$ deutsche Zollpfund = $1_{,2931}$ preußische Pfund; in Japan 1 T. = 28 Silbergroschen $^{1}/_{3}$ Pfennig preußisch Kurant oder 1 Gulden $38^{1}/_{6}$ Kreuzer; in Ostindien als Gewicht von verschiedenem Gehalte.

Täfelwerk, Bekleidung der Wände, auch der Decken in Zimmern und Sälen, mit Bretern gewöhnlich von hartem Holz, zumal wenn dieselbe mit architektonischer Verzierung versehen ist, wird in der Regel braun gebeizt, oder mit einer braunen oder auch weißen, hellgrauen oder blaßgrünen Oelfarbe angestrichen oder lackirt, das Gesimse bisweilen vergoldet.

Tänarum, Vorgebirg der peloponnesischen Landschaft Laconica, mit einem alten Tempel des Poseidon und einem Eingange zur Unterwelt, welchen Hercules benutzte, als er den Cerberus heraufholte; jetzt Kap Matapan.

Täschelkraut, s. v. a. Capsella bursa pastoris.

Täschner, zünftige Handwerker, die allerlei Lederarbeiten, Felleisen, Taschen ꝛc. verfertigen, Koffer und Stühle mit Leder überziehen; meist mit den Beutlern verbunden.

Täuschung, irrthümliche Auffassung eines Objekts, die durch fehlerhafte Wirksamkeit der Sinne oder der Urtheilskraft hervorgerufen wird. T. hat daher stets den Begriff eines rein subjektiven Irrthums, während Betrug den eines mit Absicht von außen her veranlaßt hat.

Tafalla, Stadt in der spanischen Provinz Navarra, südlich von Pampeluna, in sehr gesunder Lage am Cidacos, hat ein altes königliches Schloß, mehre Kirchen und Klöster, Branntweinbrennerei, Gerberei, Töpferei und 5000 Einwohner.

Tafelbai, afrikanische Bucht an der Südwestküste des Kaplandes, für die Schiffe sehr gefahrvoll.

Tafelberg, Berg im Kapland, an dessen Fuße die Kapstadt liegt, gegen 3500 Fuß hoch, oben mit einer vollkommenen Ebene, die ½ Stunde lang und 3000 Fuß hoch ist, übel berüchtigt wegen der häufigen Stürme, die auf ihm toben. Wolken auf seinem Gipfel dienen als Zeichen kommender Stürme.

Tafelberg, Sternbild der südlichen Hemisphäre, auch bei uns noch sichtbar, von dem Astronomen la Caille nach dem Tafelberg benannt.

Tafelfichte, Berg in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Liegnitz, Kreis Lauban, die höchste Spitze des Isergebirges, 3380 (3490, 3498 und 3545) Fuß hoch und bis in die Nähe des Gipfels bewaldet. Auf dem Gipfel trafen die Grenzen von Böhmen, Schlesien und der Lausitz zusammen, welche Stelle früher durch eine Fichte, jetzt durch eine Granitmasse bezeichnet wird, die am Nordabhang des Berges 3280 Fuß über die Meeresfläche sich erhebt und der Tafelstein heißt.

Tafelgelder, die Summe Geld, welche vornehmen Leuten zur Bestreitung der Tafelkosten und zur Ausrichtung von Festen und fürstlichen Personen zur Führung ihres Hofstaates angewiesen ist.

Tafelgüter (bona mensalia), Güter, die ein Fürst entweder bei seiner Geburt zu seinem Unterhalt angewiesen erhält (Wiegengüter), oder aus seinen Ersparnissen erkauft hat, vgl. Domänen; in geistlichen Stiftern zum Unterhalt des Bischofs angewiesene Güter. Wenn es Lehngüter waren, hießen sie Tafellehen.

Tafelrunde, nach der Heldensage Kreis von Helden, die zu des britischen Königs Artus Hofhaltung gehörten und von ihm um eine runde Tafel, um die Gleichheit der an ihr Sitzenden zu bezeichnen, an seinen Hoffesten versammelt wurden. Weiteres s. Arthur.

Tafelstein, Edelstein, der viel flacher als ein Brillant und in der Regel oben nur zu 8, unten zu 4 Facetten geschliffen ist.

Taffet (Taffent, Taft), leichter, aus gekochter (entschälter) Seide gewebter, mit starkem Glanz appretirter Stoff, in welchem die Fädenverbindung von Kette und Eintrag mit jener in der Leinwand übereinstimmt. Die Kette besteht aus einfachen, der Schuß aus einfachen oder doppelten, nur bei den schwersten Sorten aus dreifachen Seidenfäden. In Menge liefern den T. in vielen Arten Frankreich, Italien und Deutschland.

Tafilelt (Tafilalet, Tafilet, Land der Fileli), Provinz im Südosten des afrikanischen Reichs Marokko, jenseits des Atlas, an die Wüste grenzend, ist ziemlich eben, hat salzigen Boden und wird vom Ziz und andern (wahrscheinlich Steppen-) Flüssen bewässert, an deren Ufern man Getreide, Südfrüchte, Indigo, Datteln ꝛc. baut, während man auch schöne Pferde, Maulesel, Esel, Rindvieh, Schafe zieht und ergiebige Antimon-, Kupfer-, Blei- und Silbergruben ausbeutet. Die Einwohner (angeblich 650,000), Schilluk hs, verfertigen Wollenzeuche, Leder, Schuhe, Matten ꝛc. und treiben bedeutenden Handel nach Sudan. Die gleichnamige Hauptstadt, am Ziz, besteht aus einer Gruppe von Dörfern und Kastellen, die eine Mauer einschließt, um den genannten Steppenfluß, hat 10,000 Einwohner, welche gute Marokins (auch Tafilets), Seidenzeuche, Teppiche u. dgl. fertigen u. Handel mit Indigo, Antimon, Blei, Datteln ꝛc. treiben. Von hier aus gehen Karawanen, deren Sammelplatz T. ist, nach Timbuktu u. verschiedenen Oasen in der Sahara.

Tafna, afrikanischer Küstenfluß in Algerien, Provinz Tlemsan, mündet in den Busen von Tlemsan und bildet hier einen guten Hafen, vor welchem die Insel Akra liegt.

Tag, die Zeit, welche zwischen dem Aufgange u. dem nächstfolgenden Untergange der Sonne liegt. Dieser natürliche T. ist nach dem jedesmaligen Stande der Sonne am Himmel und der geographischen Breite des Beobachtungsortes verschieden. Unter dem Aequator ist derselbe stets 12 Stunden lang; zwischen dem Aequator und den Polen ist dagegen die Tageslänge veränderlich. Zweimal im Jahre, zur Zeit der Nachtgleichen (21. März und 23. Sept.), wo die Sonne im Aequator steht, hat auch für diese Regionen der T. 12 Stunden. Vom 21. März bis zum 23. Sept. aber, wo die Sonne eine nördliche Abweichung vom Aequator hat, sind für die nördliche Halbkugel der Erde die T.e länger als 12 Stunden, die Nächte dagegen kürzer; vom 23. Sept. bis zum 21. März findet für dieselbe Halbkugel das umgekehrte Verhältniß Statt: die Nächte sind länger als 12 Stunden, die T.e kürzer. Auf der südlichen Halbkugel der Erde tritt derselbe Wechsel der Tageslänge ein, aber in umgekehrter Zeitfolge: hier fallen die langen T.e in die Zeit vom 23. Sept. bis zum 21. März, die kurzen in die übrige Hälfte des Jahres. Die längsten und kürzesten T.e fallen auf die Zeiten der Sonnenwenden, wo die Sonne in dem nördlichen oder in dem südlichen Wendekreise steht, den 21. Juni und den 21. Dec. Dann dauert z. B. für Leipzig und annähernd für das ganze mittlere Deutschland der längste T. 16 Stunden 22′ 45″ 20‴, der kürzeste 7 Stunden 27′ 14″ 40‴. Unter den Polarkreisen fällt zur Zeit der entsprechenden Sonnenwende der Untergang des Mittelpunkts der Sonne einmal ganz aus, d. h. am längsten T.e geht die Sonne gar nicht unter, am kürzesten gar nicht auf. Für die Orte innerhalb der Polarkreise dauert dieser beständige T. desto län-

ger, je näher sie dem Pole liegen. Für einen Ort unter 70° n. Br. (nördliches Lappland) fängt der längste T. den 20. Mai an und dauert ununterbrochen bis zum 19. Juli, also über 2 Monate hindurch; diesem entspricht aber auch eine eben so lange Nacht. Unter den Polen endlich ist die Dauer des längsten T.es ein volles Halbjahr, für den Nordpol die Zeit vom 21. März bis 23. Sept., für den Südpol die Periode vom 23. Sept. bis 21. März. Ueber den Sonnentag und Sterntag s. Sonnenzeit und Sternzeit. Der bürgerliche T., die Zeit von einer Mitternacht, d. h. dem Durchgange des Mittelpunktes der Sonne durch den untern Bogen des Meridians, wird in zweimal 12 Stunden oder — wie noch in mehren Theilen von Italien — in 24 Stunden getheilt. Die genauere Bestimmung seiner Dauer, sowie die Eintheilung in 24 gleiche Stunden à 60 Minuten à 60 Sekunden ist erst die Folge des allgemeinen Gebrauchs von Räderuhren. Die alten Hebräer rechneten den bürgerlichen T. lange Zeit von einem Sonnenuntergange bis zum andern, ohne ihn gerade einzutheilen. Erst seit dem Exil ward bei ihnen die Eintheilung des T.es in Stunden gebräuchlich, welche sie unstreitig bei den Babyloniern kennen gelernt hatten. Jeder T. hatte 12 Stunden, die vom Sonnenanfang bis zum Untergang der Sonne gezählt wurden und daher sehr ungleich waren, da sich die Länge der T.e in Palästina zwischen 14 Stunden 12 Minuten und 9 Stunden 48 Minuten bewegt. Die Griechen theilten anfangs ihre T.e, die sie mit Sonnenuntergang beginnen ließen, ebenfalls nicht in bestimmte einzelne Abschnitte, sondern bezeichneten die Tageszeiten nur allgemein entweder nach dem Stand der Sonne (Morgen, Mittag, Abend u. dgl.), oder nach regelmäßig wiederkehrenden Beschäftigungen und Verrichtungen. Später wurde auch hier, namentlich in Athen, die Eintheilung in Stunden eingeführt. Die Römer fingen den bürgerlichen T. (dies civilis) mit Mitternacht an, daneben hatten sie indeß noch einen natürlichen T. (dies naturalis), der vom Aufgang bis zum Untergang der Sonne ging. Den bürgerlichen T. theilten sie in 16 Theile, von denen 12 auf den T., 4 auf die Nacht (vigiliae) kamen. Ueblicher aber war die Eintheilung des natürlichen T.es in 4 Tageszeiten; man unterschied prima (nämlich hora), nach unserer Rechnung früh 6 Uhr; tertia, früh 9 Uhr; sexta, Mittag 12 Uhr; nona, Nachmittag 3 Uhr; wozu die 4 Nachtzeiten: Vespera, Conticinium, Nox media und Gallicinium, oder in militärischer Sprache Vigilia prima, secunda, tertia, quarta, nach der Zeit der Ablösung der Nachtwachen, kamen. Im Rechtswesen versteht man unter T. einen Zeitraum von 24 Stunden, von einer Mitternacht zur andern gerechnet. Handelt es sich um Erwerbung eines Rechts, so ist in der Regel nur nöthig, den Anfang des T.es zu erreichen, welcher dazu bestimmt ist. Wer aber binnen einer gewissen Zeit Etwas zu leisten hat, kann dazu noch den ganzen letzten T. verwenden. In einigen Fällen, insbesondere bei Einwendung von Rechtsmitteln, wird jedoch von Stunde zu Stunde gerechnet, so daß ein um 11 Uhr Morgens eröffnetes Erkenntniß am 10. Tage Morgens 11 Uhr rechtskräftig wird. Endlich heißt auch T. eine im Voraus bestimmte Versammlung, z. B. Landtag, Reichstag, Fürstentag &c.

Taganrog (Taganrok), befestigte See- und Hafenstadt im europäisch-russischen Gouvernement Jekaterinoslaw, am asowischen Meere in fruchtbarer Gegend auf einer vorgebirgsartigen Landzunge, 4½ Meilen von der Mündung des Don, nächst Odessa die blühendste Handelsstadt in Neurußland, hat 10 Kirchen, ein griechisches Kloster (Jerusalemskloster), prachtvolle Häuser, einen schönen Kai, ein Handelsgymnasium, eine Kreisschule, 2 weibliche Erziehungsanstalten, ein Theater, ein Seehospital, eine Börse, Quarantäneanstalt, ein Zollhaus, von vielen Waarenspeichern umgeben, ein Handelsgericht, eine Admiralität, Schiffswerfte und zählte 1842 22,472 Einw., darunter viele Griechen und Armenier. T. ist Hauptstadt eines eigenen Stadtgouvernements (29⅔ □Meilen mit 80,000 Einw.), dessen Oberbefehlshaber unmittelbar unter dem Kaiser steht und die Militär-, Hafen- und Stadtpolizei, Quarantäne, Zölle &c. verwaltet. Hauptgewerbe der Einwohner sind Leder-, Lichte-, Seife-, Tau-, Maccaroni- und Wachstuchfabrikation, bedeutende Fischerei und sehr lebhafter Handel, der immer mehr steigt. Jährlich kommen etwa 500 Schiffe an, und der Umsatz beträgt gegen 5 Millionen Silberrubel. T. ist der Hauptstapelplatz für den Don, Donez und die Wolga und für die sibirischen Produkte. Ausfuhrartikel sind: Kaviar, Leder, Talg, Getreide, donischer Wein, Pelzwerk, Segeltuch, Tauwerk, Leinwand, Wolle, Hanf, Eisen &c.; Einfuhrartikel: Rosinen und Südfrüchte, Baumöl, griechische Weine, Kaffee, Tabak &c. Der Hafen ist sehr vortheilhaft gelegen, leidet jedoch durch die Seichtigkeit, weshalb tiefer gehende Schiffe nicht in denselben gelangen können. Die Stadt unterhält selbst 26 Seeschiffe und 684 Küstenfahrer. T. wurde 1696 von Peter dem Großen angelegt, sank aber durch den Frieden am Pruth 1711 wieder in sein früheres Nichts zurück, bis Katharina II. seit 1768 und vorzüglich Kaiser Alexander I. es wieder herstellten. Hier starb am 19. Nov. (1. Dec.) 1825 Kaiser Alexander I. Ein Katafalk in der Kirche des Jerusalemsklosters bezeichnet die Stelle, wo die irdischen Reste des Kaisers ausgestellt waren, zu dessen Andenken noch ein Monument (eine bronzene Statue) auf dem freien Platze vor dem Kloster errichtet ist. Im Jahre 1814 erhob sich bei der Stadt unter dumpfem Getöse eine Insel aus dem Meere, die 70 Arschinen lang, 1½ Klafter über der Wasserfläche hoch und auf der Oberfläche mit einer steinigen, weißlichen Masse bedeckt war, verschwand aber wieder.

Tagbogen (arcus diurnus), derjenige Theil eines Tagkreises (s. d.), welcher über dem Horizonte liegt und welchen ein Gestirn von seinem Aufgange bis zu seinem Untergange durchläuft. Für Gestirne, welche im Aequator stehen, ist der T. ein Halbkreis, während die nördlich vom Aequator befindlichen für die Bewohner der nördlichen Erdkugel einen größern, die südlich vom Aequator stehenden dagegen einen kleinern T. haben. Der T. der Sonne äußert sich innerhalb

eines Jahres jeden Tag, da sie innerhalb der Wendekreise ihre Abweichung fortwährend ändert. Zur Zeit der Nachtgleichen liegt ihr T. im Aequator, zur Zeit der Solstitien dagegen in den Wendekreisen.

Tagebuch, ein Buch, worin Jemand die täglichen Vorkommnisse, besonders die ihn näher berührenden, überhaupt Alles, was er thut, denkt und an sich wahrnimmt, einzeichnet.

Tagelöhner, Jemand, der allerlei Haus- u. Hof-, auch andere Arbeiten um einen bestimmten, nicht nach der Menge und Art, sondern nach der Zeit der Arbeit sich richtenden Lohn (Tagelohn) verrichtet.

Tagesbefehl (ordre du jour), gewöhnlich schriftlich gegebene, vom höchsten Befehlshaber eines Truppencorps ausgehende Anordnung dessen, was im Laufe des Tages bei dem Truppentheil geschehen soll, umfaßt Bestimmungen über Märsche, einzunehmende Stellungen, auszuführende Schanzarbeiten, Verpflegung u. Disciplin. Gewöhnlich wird der T. mit der Parole zugleich ausgegeben und oft von den Kommandirenden benutzt, um Lob oder Tadel den Truppen nach vorhergegangener Schlacht (Manöver) auszusprechen, um beim Niederlegen des Kommando's von ihnen Abschied zu nehmen, oder bei der Uebernahme desselben eine Ansprache an sie zu halten.

Tagesordnung (ordre du jour), die vorgeschriebene Ordnung im Geschäft, namentlich vor Gericht und bei Landtagsversammlungen; daher zur T. übergeben, einen besondern Streitpunkt, oder einen gestellten Antrag ruhen lassen, während man die Geschäfte wie gewöhnlich fortführt.

Tagewerk, so viel Land, als man mit einem Pfluge in einem Tage bearbeiten kann; daher ein besonderes Feldmaß in Bayern und Würtemberg.

Tagfahrt, s. v. a. Gerichtstermin.

Tagfalter, s. Schmetterlinge.

Tagil (Nishnei-Tagilsk), Flecken im europäisch-russischen Gouvernement Perm, 30 Meilen östlich von Perm, an dem in die Tura mündenden gleichnamigen Fluß und am östlichen Abhange des Uralgebirges, hat eine Bergwerksschule u. ein großartiges, den Demidows gehöriges Hüttenwerk, das bedeutendste im Ural, u. 20,000 Einwohner.

Tagkreis (circulus diurnus), ein mit dem Aequator paralleler Kreis, in welchem ein Gestirn während der täglichen scheinbaren Rotation des Himmelsgewölbes täglich seinen Umlauf vollendet. Die T.e sind für die Gestirne am Himmel dasselbe, was für die Orte auf der Oberfläche der Erde die Parallelkreise, und werden, wie diese, in Grade, Minuten 2c. eingetheilt. Der Himmelsäquator ist der größte T., wie der Aequator als größter Parallelkreis betrachtet werden kann. Diejenigen T.e, welche theilweise über, theilweise unter dem Horizonte liegen, werden durch letztern in einen Tagbogen (s. d.) und einen Nachtbogen getheilt.

Tagliacozzo, Stadt in der neapolitanischen Provinz Abruzzo ulteriore II, nordwestlich von Avezzano, hat 4 Kirchen, 2 Hospitäler, einen königlichen Palast, großen Markt und 3500 Einw. Hier am 23. Aug. 1267 Schlacht zwischen Karl von Anjou und Konradin (s. d.) von Schwaben in welcher dieser besiegt und gefangen wurde.

Tagliamento, Fluß im österreichisch-italienischen Gubernium Venedig, Provinz Udine, entspringt am Berge St. Mauro, fließt anfangs östlich, wendet sich dann südlich, nimmt mehre kleinere Gewässer (Duminio, Decano, Felka 2c.) auf, ist von Latisana an für Barken schiffbar, trocknet aber oft aus und mündet nach einem Laufe von $19\frac{1}{2}$ deutschen Meilen ins adriatische Meer. Hier am 12. November 1805 Arrièregardengefecht zwischen den sich zurückziehenden Oesterreichern unter dem Erzherzog Karl und den Franzosen unter Masséna.

Taglioni, berühmte Tänzerfamilie, aus der zuerst Philipp T., geboren 1777 in Mailand, einen Namen gewann. Zur Zeit Gustavs III. erster Tänzer und Balletmeister beim Theater in Stockholm, führte er hier statt des Rococokostüms in den anakreontischen Ballets das antike ein, wirkte zur Zeit Jérôme's als Balletmeister in Kassel und zuletzt am kaiserlichen Theater zu Warschau. Er ist Verfasser vieler Ballets: Lodoiska, Yocko, neue Achene, Sylphide 2c. Nachdem er 1853 seine Stelle zu Warschau aufgegeben, wandte er sich nach Italien zurück. Seine Tochter, Maria T., geboren 1804 in Stockholm, in Frankreich erzogen, trat zuerst 1822 in Wien, dann in Stuttgart und München, seit 1827 aber in der großen Oper zu Paris auf, ward 1832 nach Berlin berufen und erhielt dann noch mehre Engagements in Deutschland, Frankreich, Italien, England und Rußland, allenthalben den rauschendsten Beifall einerntend, da sie mit der vollendetsten Grazie stets Decenz verband. Im J. 1832 verheirathete sie sich mit dem Grafen Gilbert de Voisins, betrat zu Paris 1844, zu London 1847 zum letzten Male die Bühne und zog sich nach Italien zurück, wo sie zum Theil auf ihrer Villa am Comersee, zum Theil in Venedig lebte. Ihr Bruder, Paul T., geboren in Wien 1808, betrat mit der Schwester zugleich die Bühne in Stuttgart, dann in Wien und Paris, erhielt zu Berlin ein lebenslängliches Engagement und verheirathete sich hier mit der ersten Tänzerin, Amalie Galster, die seitdem auf der berliner Bühne, sowie auf Kunstreisen nach Paris, London, Stockholm 2c., selbst nach Amerika die Triumphe des Gatten theilte. Paul T. ist auch als Kompositeur von Ballets ausgezeichnet; von ihm sind die bekannten Stücke: „Undine", „Don Quixote", „Der Seeräuber", „Thea oder die Blumenfee", „Coralie", „Das Lager der Amazonen", „Satanella" 2c. Seine Tochter, Maria T., debutirte 1847 zu London mit Glück und trat dann auch in Berlin mit großem Beifall auf.

Tagolanda, ostindische Insel an der Nordostspitze der Insel Celebes, südlich von Sangir, den Niederländern gehörig, hat 5 Meilen im Umfange, ist reich an ostindischen Produkten u. hat ansehnliche Bevölkerung.

Tagsatzung, bis zur Feststellung der neuen schweizerischen Bundesverfassung vom Jahre 1848 die Zusammenkunft der Abgeordneten der verschiedenen Schweizerkantone zu Berathung der gemeinsamen Angelegenheiten, fand bald hier, bald da, am häufigsten in Luzern, Zürich, Baden,

Bremgarten, Aarau u. Frauenfeld Statt, bis die Bundesakte vom 7. Aug. 1815 Zürich, Bern und Luzern zu Versammlungsorten bestimmte. Durch die Bundesverfassung vom 12. Sept. 1848 ward die T. beseitigt. S. Schweiz, Gesch.

Tahiti, Insel, s. v. a. Otaheiti.

Taillandier, St.-René, französischer Schriftsteller, geboren den 16. Dec. 1817 zu Paris, studirte, auf dem Lycée Charlemagne vorbereitet, zu Paris die Rechtswissenschaft, beschäftigte sich aber daneben auch mit Philosophie u. schöner Literatur. Nachdem er die größere Dichtung „Béatrice“ (Par. 1840) veröffentlicht hatte, studirte er noch 1½ Jahre zu Heidelberg und lernte einen großen Theil von Deutschland kennen. Gegen Ende 1841 nach Frankreich zurückgekehrt, ward er sofort zum supplirenden Professor an der Faculté des lettres zu Straßburg ernannt, erwarb sich 1843 mit der Schrift „Scot Erigène et la philosophie scholastique“ (Par. 1843) die Doktorwürde und folgte im Nov. d. J. einem Rufe als Professor der französischen Literatur nach Montpellier. Mit Vorliebe für die deutsche Literatur erfüllt, folgte er aufmerksam dem Gange derselben und begann im Okt. 1843 in der „Revue des deux mondes“ eine Reihe von Artikeln über deutsche Literatur, welche deren Bekanntwerden jenseits des Rheins sehr befördert haben. Daran schließen sich: „Histoire de la jeune Allemagne“ (Par. 1848) u. „Etudes sur la révolution en Allemagne“ (das. 1853, 2 Bde.), denen schon „Etudes de littérature étrangère: Novalis“ (Montpell. 1847) vorausgegangen waren. Neuerlich arbeitete er an einer „Histoire comparée des littératures romano-germaniques“.

Taille (franz.), Schnitt; bei Menschen der Einschnitt oder die Verdünnung des Leibes unter den Rippen; der nach diesem Körpertheile sich richtende Theil u. Zuschnitt eines Kleidungsstückes.

Tain, 1) Hafenstadt in der schottischen Grafschaft Roß, Hauptstadt derselben, am gleichnamigen Meerbusen, hat Spinnerei, Gerberei, Handel und 3100 Einw. — 2) Stadt im französischen Departement Drome, Arrondissement Valence, links an der Rhone, gegenüber der Stadt Tournon, mit derselben durch eine Hängebrücke verbunden, hat Seidenspinnerei, Handel mit feinem Wein (Côte rotie, Eremitage), römische Alterthümer u. 2460 Einw. In der Nähe sind reiche Vitriolminen.

Tajo (in Portugal Tejo, bei den Alten Tagus genannt), einer der Hauptflüsse der pyrenäischen Halbinsel, entspringt auf der Grenze von Neukastilien und Aragonien in der Sierra Albarracin am Westabhange des 400 Fuß hohen Kegelbergs der Muela de San-Juan, aus der Quelle Fuente de Abrega in der Nachbarschaft der Quellen des Xucar, Cabriel u. Guadalaviar. Er fließt anfangs in nordwestlicher Richtung, wendet sich dann nach Westen und Südwesten, in welcher Richtung er bis Aranjuez die öde kastilische Steppe durchströmt, oft stagnirend und von wild zerrissenen, nackten Mergel-, Thon- und Gypshügeln eingefaßt. Bei Toledo durchbricht er einen Granitvorsprung der Montes de Toledo, fließt dann bis unterhalb Talavera de la Reyna in einer ebenen Gegend, um dann abermals ein mehre Meilen langes Durchbruchsthal zwischen den Felswänden der Sierra de Veneruelo im Norden und der Sierra de la Mohecla im Süden zu bilden. Von da an durchfurcht er das Plateau von Estremadura bis Alcantara, wo er durch einen nach Süden vorspringenden Zweig der Sierra de Gata abermals auf eine kurze Strecke eingeengt wird. Nach seinem Eintritt in Portugal erweitert sich sein Bett beträchtlich, doch wird er erst unterhalb Abrantes für größere Fahrzeuge schiffbar. Bis Santarem macht sich Ebbe u. Fluth bemerklich, und von da an trägt er große Flußschiffe und Dampfboote, während Seeschiffe nicht über Villafranca hinauf gehen. Unterhalb Santarem bei Salvaterre theilt sich der Fluß in zwei Hauptarme, den neuen T. und den Mar del Pedro; ob der Mündung aber bildet er eine bassinartige Bucht von 2 Meilen Breite, welche einen der sichersten und geräumigsten Häfen der Erde bildet und unterhalb Lissabon sich in den atlantischen Ocean öffnet. Das ungleiche Gefäll des Flusses erschwert seine Schiffbarmachung ungemein, und er eignet sich daher nicht zu einer Verkehrsstraße. Sein Lauf ist 120 Meilen lang, wovon auf Spanien 78, auf Portugal 32 kommen. Sein Stromgebiet, das sich nach Norden zu weiter ausdehnt, als nach Süden, wo die Wasserscheide gegen die Guadiana sich unfern von seinem Ufer hinzieht, beträgt gegen 1400 □Meilen. Seine bedeutendsten Nebenflüsse sind in Spanien: Xarama, Guadarrama, Alberche, Tietar, Alagon rechts, Guadiela, Guadarranque, Solor links; in Portugal: Elga, Ponsul, Zezere rechts, Sever, Sorraya (Zatas) und Cunha links.

Takamahak (Resina Tacamahacae, Takamahakgummi), wohlriechendes Harz, das früher häufig als Arzneimittel besonders zu Pflastern in Gebrauch war, jetzt aber meist nur als Räuchermittel angewendet wird. Es kommt in mehren Sorten in den Handel, als ostindisches T., das von Calophyllum Inophyllum *L.*, einem in Malabar und auf Java einheimischen Baume, herstammen soll, westindisches T., von Elaphrium tomentosum *Jacq.*, in Westindien und Südamerika, u. bourbonisches T. oder Marienbalsam, von Inophyllum Tacamaca *Willd.*, auf Bourbon u. Madagaskar. Das Takamahakpflaster, bestehend aus 8 Unzen gelbem Wachs, 1 Unze venetianischem Terpentin u. 4 Unzen gepulvertem T., diente gegen Magenkrämpfe, Kolik rc.

Takelage (Takelwerk), alles Tauwerk, das zum Halten der Masten und zum Regieren der Segel gehört, ferner die Segel, Blöcke und alles sogenannte Rundholz, als Masten, Stengen, Raaen rc. Vgl. Tauwerk.

Takt, die nach bestimmten Verhältnissen abgemessene Bewegung der Töne und Tonverbindungen in der Zeit. Der T. zerfällt in Takttheile, die hinsichtlich der Zahl je nach der Taktordnung verschieden sind, immer aber dazu dienen, die verschiedenen Töne, Tonfiguren rc. nach der Zeit zu messen. Die nächste Unterabtheilung der Takttheile sind die Taktglieder, wie z. B. im Zweivierteltakt die Viertelnoten Takttheile, die Achtelnoten Taktglieder sind. Der Anzahl der Takttheile nach unterscheidet man zunächst eine zweitheilige und eine dreitheilige (gerade und

ungerade) Taktordnung. Beide sind einfache Taktordnungen. Durch Zusammenziehung von je 2 Abschnitten der zweitheiligen entsteht die viertheilige, durch Zusammenziehung von je 2 Abschnitten der dreitheiligen die sechstheilige Taktordnung. Werden je 3 Abschnitte der dreitheiligen Ordnung zusammengezogen, so entsteht die neuntheilige und durch Zusammenziehung von 4 Abschnitten der dreitheiligen die zwölftheilige Taktordnung. Sämmtliche Taktordnungen von der viertheiligen an heißen zusammengesetzter T. Durch den Accent erhalten die Takttheile verschiedenen inneren Werth. Hiernach unterscheidet man gute oder schwere Takttheile, welche den Accent haben (Thesis, Niederschlag), und schlechte oder leichte Takttheile, welche den Accent nicht haben (Arsis, Aufschlag). Aus der obigen Entwickelung der Taktordnungen ergibt sich, daß in der zweitheiligen u. dreitheiligen der 1., in der viertheiligen der 1. und 3. Takttheil, in der sechstheiligen das 1. und 4., in der neuntheiligen das 1., 4. und 7. und in der zwölftheiligen das 1., 4., 7. und 10. Taktglied den Accent haben muß, wobei jedoch nicht außer Augen zu lassen ist, daß immer der 1. Takttheil, der Niederschlag, am meisten hervortritt, u. wiederum, z. B. in der zwölftheiligen Ordnung, das 7. Taktglied oder der 3. Takttheil etwas mehr als das 10. Taktglied oder der 4. Takttheil accentuirt wird. In der zweitheiligen Ordnung nennen wir den Zweizweiteltakt (kleinen Allabrevetakt), dessen 2 Takttheile halbe Noten sind und der durch $^2/_2$, 2 oder ₵ bezeichnet wird; den Zweivierteltakt, der Viertel zu Takttheilen hat und mit $^2/_4$ bezeichnet wird, u. den Zweiachteltakt ($^2/_8$). Die dreitheilige Ordnung enthält den Dreizweiteltakt ($^3/_2$), den Dreivierteltakt ($^3/_4$) und den Dreiachteltakt ($^3/_8$). Diese haben, wie schon der Nenner des Bruches angibt, je halbe Taktnoten, Viertel und Achtel zu Takttheilen. Der viertheiligen Taktordnung gehören der Vierzweiteltakt (großer Allabrevetakt), bezeichnet durch $^4/_2$, $^2/_1$, 2, ₵, der Viervierteltakt, bezeichnet durch $^4/_4$, gewöhnlicher aber durch C, u. der Vierachteltakt, bezeichnet durch $^4/_8$, an. In der sechstheiligen Ordnung sind der Sechsvierteltakt ($^6/_4$), Sechsachteltakt ($^6/_8$) und der Sechssechzehnteltakt ($^6/_{16}$) zu bemerken. Die neuntheilige Ordnung enthält den Neunachteltakt, bezeichnet durch $^9/_8$, die zwölftheilige den Zwölfachteltakt, bezeichnet durch $^{12}/_8$, und den Zwölfsechzehnteltakt, bezeichnet durch $^{12}/_{16}$. Die jedesmalige Taktart wird mit den betreffenden Zeichen oder Ziffern, Taktzeichen genannt, am Anfang des Tonstücks bemerkt. Die Taktarten mit einer geraden Anzahl von Takttheilen oder rhythmischen Accenten nennt man gerade, die mit einer ungeraden Anzahl von Takttheilen aber ungerade Taktarten (Tripeltaktarten). Die geraden Taktarten entsprechen im Allgemeinen mehr den ruhigeren, die ungeraden den bewegteren Gefühlsmomenten. Die Alten hatten den T. in unserm Sinne nicht, sondern ihren Rhythmus, der sich nach den Gesetzen der Metrik richtete. Bei den Griechen ward der T. zum Chorgesang anfangs durch Aufstampfen mit Holzschuhen, bei den Römern mit dem scabillum, einem lärmenden Instrument, angegeben. Jetzt bedient man sich dazu des Taktirstocks. Die durch den T. im Rhythmus gebildeten Abschnitte scheidet man durch die Taktstriche. Für den Erfinder des neueren Taktwesens gilt Franco von Köln. Unter T. versteht man auch die Eigenschaft eines gebildeten Menschen, gleichsam instinktmäßig, ohne durch Reflexion vorher geleitet zu werden, das Schickliche zu erkennen und demgemäß zu handeln.

Taktik (v. Griech., Aufstellungslehre), die Lehre von der zweckmäßigsten Verwendung der verschiedenen Truppengattungen in kleinern und größern Abtheilungen zur Erreichung gewisser strategischer Zwecke. Die T. gründet sich sowohl auf die Kenntniß der Eigenthümlichkeit der einzelnen Truppengattungen, als auf die des zu benutzenden Terrains. Sie zerfällt daher in einen niedern Theil, Elementartaktik, welcher die Ausbildung der Truppen im Einzelnen bis zur Stärke eines Bataillons behandelt und die Logistik, die Berechnung der zur Ausführung einer Bewegung nöthigen Zeit, mit in sich begreift, und in einen höhern Theil, T. par excellence, die eigentliche T., welche die Lehre von den Anordnungen der Märsche, Aufstellungen, Gefechte mit Benutzung aller zu nehmenden Rücksichten begreift. Man theilt die T. auch in reine T., die Abrichtung der einzelnen Individuen der verschiedenen Waffengattungen umfassend, wohin als Vorbereitung Schwimmkunst, Fechtkunst, Reitkunst, Pferdezucht, Fuhrwesen, als Ausführung Ausbildung der Mannschaften im Einzelnen, Bildung und Bewegung von Truppentheilen bis zur Größe eines Bataillons gehören, und in angewandte T., welche die Lehre von den Märschen, die Instandsetzung alles dazu Erforderlichen, als Marschgepäck, Wege, Brücken, die Lehre von den Lagern, Kantonnirungen, Positionen, Bivouaks, die Lehre vom Angriffe in offener Schlacht, auf Märschen, gegen feste Stellungen, Verschanzungen, Häuser, Dörfer, Festungen, die Lehre von der Vertheidigung unter denselben Umständen, die Lehre von den Rekognoscirungen, die Lehre vom kleinen Kriege u. die Terrainlehre begreift, welche letztere jedoch eigentlich ein Ganzes für sich bildet. Die Griechen verstanden anfangs unter T. nur die Aufstellung zum Gefecht; die Leitung desselben blieb mehr dem Zufall überlassen. Erst Xenophon, Agesilaus, Epaminondas, Alexander legten auf geschickte Leitung des Gefechts und Benutzung des Terrains, namentlich auf plötzliche Verwendung bisher verborgen gehaltener Massen größern Werth. Mehr als die Griechen huldigten die Römer dem Princip der freien Bewegung, ihre T. machte bedeutende Fortschritte unter den Scipionen, Cäsar und Pompejus und erlangte, den organischen Verhältnissen ihrer Heere entsprechend, eine hohe Ausbildung. Wenig wurde die T. durch das Ritterthum gefördert, da dessen Kriegskunst fast ganz individuell war. Den ersten wesentlichen Fortschritt nach ihrem jetzigen Standpunkte machte die T. nach der allgemeinen Einführung der Feuerwaffen unstreitig während des 30jährigen Kriegs, namentlich war Gustav

Adolf ein bedeutender Taktiker. Vergl. v. Brandt, Grundzüge der T., 2. Aufl., Berlin 1842; Decker, Die T. der drei Waffen, 3. Aufl., Berl. 1853, 2 Bde.; v. Xylander, Lehrbuch der T., 3. Aufl., München 1844—48, 4 Bde.; Die T. der Infanterie und Kavallerie, 3. Aufl., Adorf 1852; Berneck, Elemente der T., 2. Aufl., Berl. 1854.

Taktmesser (Metrometer, Metronom), eine Maschine, die den Grad der rhythmischen Bewegung oder des Zeitmaßes, des Taktes, in sofern er gleichbedeutend mit Tempo genommen wird, d. i. die Zeitwährung der Takttheile oder auch der Taktglieder, angibt. In Frankreich und England wurden die ersten Versuche gemacht, ein solches Instrument herzustellen, so schon zu Ende des 17. Jahrhunderts durch Sauveur in Paris, später durch Pelletier, Harrison und 1788 durch Duelos. Aehnliche Erfindungen machten Würja in Berlin, Weiske in Meißen und Stöckel (1801) in Burg. Zu allgemeinerer Anerkennung aber gelangte erst die Maschine des Mechanikus Mälzel in Wien. Dieselbe besteht aus einem aufrecht stehenden Pendel, das von einigen durch eine Feder in Bewegung gesetzten Rädern getrieben wird. Die schnellere oder langsamere Bewegung des Pendels wird durch ein verschiebbares, näher oder ferner zu stellendes Bleigewicht vermittelt. Eine hinter dem Pendel befindliche Gradtafel gibt in Zahlen die Skale der Bewegung an, und es hat der Komponist, um sein Tempo (Zeitmaß) für ein Tonstück festzustellen, nur anzugeben, auf welchen Grad das Pendel gestellt werden soll, um die Dauer des Takttheiles, Taktgliedes, bei schneller Bewegung auch des halben oder ganzen Taktes zu bestimmen. Die Gradtafel zählt von 50 bis 160. Die Skale des mälzelschen T.s ist auf die astronomische Zeitrechnung basirt, indem das Pendel die angegebene Zahl seiner Schläge stets in einer Minute vollbringt, es mag auf der ersteren Zahl (50), oder auf der letzten (160) stehen, wodurch diese Maschine eine absolute Anwendbarkeit hat. G. Weber empfiehlt das Fadenpendel als Stellvertreter des mälzelschen T.s und gibt eine Tabelle, die die Skale jenes T.s auf die des von ihm vorgeschlagenen Fadenpendels zurückführt.

Talahassee, neu angelegte Hauptstadt des nordamerikanischen Staats Florida (Mittelflorida), auf einer Anhöhe, in der Mitte zwischen den Flüssen Ocolokney und Apalachy, liegt in einer fruchtbaren Gegend und ist durch eine Eisenbahn mit dem südlich gelegenen Hafen St. Marks verbunden.

Talanti (Talanta), Stadt in der griechischen Provinz Livadien, im Nordosten desselben, unweit des gleichnamigen Golfs, in der gleichnamigen Meerenge, welche das griechische Festland von der Insel Negroponte scheidet, ist Sitz eines griechischen Bischofs, mit festem Schloß, Handel und 5000 Einwohnern. Gegenüber liegt die gleichnamige Insel (sonst Atalante).

Talar, das lange, bis auf die Fersen gehende Amtskleid der Geistlichen; überhaupt jedes lange Festkleid.

Talavera de la Reyna, Stadt in der spanischen Provinz Toledo, westlich von Toledo, in einer schönen und fruchtbaren Ebene, rechts am Tajo, über den eine schmale, aber 1500' lange Steinbrücke führt, hat mehre Kirchen und Hospitäler, schöne Ueberreste von römischen und arabischen Thürmen und Thoren und gegen 8000 Einwohner, welche Fabriken in Tressen, goldenen und silbernen Geräthen, Sammet, Seidenzeuchen, Tuch, Hüten, Seife, Firniß u. trefflichen Töpferwaaren unterhalten. Berühmt sind die jährlich nach Ostern zur Ehre der heiligen Jungfrau del Prado gefeierten Mondas, ein Naturfest der Bewohner der Umgegend in der Stadt, und das Kinderpfeifenfest bei den Barfüßermönchen vor Weihnachten. Hier am 27. und 28. Juli 1809 Schlacht zwischen den Franzosen unter König Joseph und den vereinigten Spaniern und Engländern unter Cuesta und Wellington, welche letztere siegten.

Talbot, John, einer der größten englischen Feldherren, geboren um 1373 zu Blechmore in der Grafschaft Shropshire, trat 1410 in das Parlament und mußte seine Opposition gegen das Haus Lancaster 1413 bei dem Regierungsantritte Heinrichs V. im Tower büßen. Bald wieder seiner Haft entlassen, ward er vom König zum Lordlieutenant von Irland ernannt und bezwang hier den Rebellenhäuptling Donald Mac Murghe. Im J. 1417 machte er unter dem Grafen von Exeter die Expedition nach Frankreich mit, eroberte 1428 Alençon, Pontoise und stieß darauf zum Grafen von Salisbury, welcher Orléans belagerte. Als in Folge des Auftretens der Jungfrau von Orléans dies Unternehmen mißglückte, nahm er Laval, ward aber bald darauf (am 18. Juni 1429) bei Palay gefangen. Karl VII. gab ihn jedoch sogleich wieder frei, worauf T. zu dem Herzoge von Bedford nach Paris ging und nach der Erstürmung von Beaumont sur Oise nach Irland zurückkehrte. Nochmals mußte er, um das verlorne Kriegsglück der Engländer wieder herzustellen, nach Frankreich zurückkehren, schlug auch die Franzosen bei Brunes in der Normandie, nahm Pontoise und belagerte, obschon vergeblich, Dieppe. Heinrich V. ernannte ihn 1441 zum Marschall von Frankreich, da er sich immer noch als König dieses Landes ansah, 1442 zum Grafen von Shrewsbury, übertrug ihm die Leitung der Friedensunterhandlungen, welche 1443 mit Frankreich angeknüpft wurden, sowie 1444 nochmals die Statthalterschaft von Irland, ernannte ihn zum Seneschall des Königreichs und 1446 zum Grafen von Waterford und Werford. Da sich inzwischen die Verhältnisse in Frankreich immer ungünstiger für die Engländer gestaltet hatten, so ward T. 1449 aufs Neue als Gouverneur und Oberbefehlshaber mit unbeschränkten Vollmachten dahin gesandt. Ungeachtet gewaltiger Anstrengungen erlag er den Franzosen bei Rouen und mußte sich zur Bekräftigung der eingegangenen Kapitulation als Geißel stellen. Wieder freigegeben 1450, unternahm er zunächst eine Pilgerreise nach Rom. Nach seiner Rückkehr ward er 1452 zum Gouverneur von Guienne ernannt, welche Provinz den Engländern noch gehörte, aber von Karl VII. überfallen worden war. Im Fluge eroberte er eine Menge Städte, namentlich Bordeaux. Inzwischen bedrängten die Franzosen Castillon, und T. sah

sich genöthigt, mit seinem Sohne, der ihm 5000 Mann frische Hülfstruppen zugeführt hatte, dem Platze zu Hülfe zu eilen. Am 17. Juli 1453 lieferte er in der Nähe des Ortes den Feinden eine Schlacht, in der er selbst nebst seinem Sohne das Leben verlor. Mit seinem Tode verließ die Engländer alles Glück, und nach und nach wurden sie gänzlich aus Frankreich verdrängt. T.s Familie nimmt noch gegenwärtig eine der ersten Stellen in der britischen Aristokratie ein.

Talent (talentum, griech. Talanton), bei den Griechen die höchste Einheit für Gewicht und Geld, vorzüglich Silbergeld, war eingetheilt in 60 Minen à 100 Drachmen à 6 Obolen. Der Werth des T.s war zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Staaten verschieden. Das gewöhnlichste T. war das von Solon eingeführte kleine attische, welches stets gemeint ist, wenn T. ohne weitern Zusatz genannt wird, und im Gegensatze steht zu dem großen attischen, welches vor Solons Zeit üblich und mit dem euböischen, durch die Ansiedelungen der Chalcidier namentlich im Westen verbreiteten T.e identisch war. Dasselbe hielt dem Gewichte nach 26,2 französische Kilogrammes = 56 preußische oder 46¾ wiener Pfund, als Geldsumme etwa 1500 Thaler preuß. Kur. Das italische T. von 100 römischen Pfund oder 60 Minen zu 1⅔ römischen Pfund war 1¼ des vorigen.

Talent, ausgezeichnete geistige oder auch körperliche Befähigung. In diesem Sinne spricht man von mathematischem, philosophischem, künstlerischem &c., aber auch technischem, mechanischem und überhaupt praktischem T. Letzteres bezeichnet die Fähigkeit, sich durch einen sichern und raschen Ueberblick über die Mittel zu bestimmten äußern Zwecken mit Leichtigkeit zu unterrichten, wie die Gewandtheit und Geschicklichkeit in ihrer Benutzung. Der innere Grund der Verschiedenartigkeit der einzelnen T.e ist, wie Alles, was unter den allgemeinen Begriff der Anlage (s. d.) fällt, eines der tiefsten Probleme der Psychologie, insbesondere ist die Entscheidung darüber schwierig, was beim T. angelernt und anerzogen und was ursprüngliches, angebornes Naturell ist. Der Unterschied des T.s von Genie ist mit Genauigkeit schwer festzustellen, weil das T. in seinen höchsten Entfaltungen dem Genie sich bis auf einen unmerklichen Abstand nähert. Im Allgemeinen kann man indeß sagen, daß das Genie das T. überrage, daß jenes etwas Höheres, gleichsam Göttlicheres sey, als dieses. Namentlich ist dem Genie die schöpferische Ursprünglichkeit, mit der es sich seine eigene Bahn bricht und neue Wirkungskreise aufthut, daher unter günstigen Umständen der Kunst und Wissenschaft ganz neue Gebiete öffnet, als Eigenthum zu vindiciren, während sich das T. an das Gegebene hält, das Vorhandene seinem Zwecke gemäß zu benutzen und umzuformen weiß, aber weniger aus sich selbst producirt und auch weniger seinen eigenen Weg geht. Die Erfolge, welche das T. erlangt, sind aber darum oft nicht weniger anzuerkennen, als die Produktionen des Genie's; ja sie haben nicht selten mehr praktischen Werth, weil das T. die Umstände in der Regel in Rechnung zieht, während das Genie oft aus der Wirklichkeit hinaus in das Gebiet des bloßen Idealen, darum Unpraktischen sich verliert. Vergl. Genie.

Talfourd, Thomas Noon, englischer Dichter und Parlamentsmitglied, gewöhnlich Serjeant T. genannt, weil er Sergeant at law, d. i. Sachwalter erster Klasse, ist, geboren den 26. Jan. 1795 zu Reading, eignete sich eine treffliche klassische Bildung an und gab schon als 16jähriger Knabe „Poems on various subjects" heraus. Nachher widmete er sich der juristischen Laufbahn, während er sich durch Aufsätze für Zeitschriften, welche später (London 1843) gesammelt erschienen sind, seinen Unterhalt erwarb. Im Jahre 1821 ward er Advokat und erwarb sich allmählig eine bedeutende Praxis. Im Jahre 1834 trat er für Reading ins Parlament, ward 1839 wieder gewählt, verzichtete aber 1843 auf die Wiederwahl. Seine parlamentarische Thätigkeit ist hauptsächlich durch die von ihm eingebrachte und wiederholt vertheidigte Copyright bill bekannt geworden. Am berühmtesten hat sich jedoch T. durch seine Trauerspiele gemacht, die nach dem Muster des klassischen Drama's durch Einheit der Handlung, Klarheit der Form und Eleganz der Diktion sich auszeichnen. Sein erstes Drama „Jon", zugleich sein bestes, kam 1836 zuerst zur Aufführung und fand ungemeinen Beifall. Außerdem schrieb T. noch zwei andere, „The Athenian captive", ebenfalls im klassischen Style, und „Glencoe", ein Familienstück, das bei weitem geringeren Werth hat. Alle drei erschienen zusammen London 1844. Ein viertes, „The Castilian", ward erst nach seinem Tode veröffentlicht. Außerdem gab er noch eine Anzahl politischer und belletristischer Broschüren heraus. Eine ansprechende Beschreibung seiner Reisen auf dem Kontinent enthält „Vacation rambles and thoughts, recollections of three continental tours" (London 1845, 2 Bde., 3. Aufl. 1853). Im Jahre 1849 ward T. zum Richter am Court of Common Pleas ernannt. Er † plötzlich den 20. März 1854 zu Stafford.

Talg (Unschlitt, Inselt, sevum), die bei gewöhnlicher Temperatur festen Arten von Thierfetten, zum Unterschied von den weicheren Fetten (Schmalz, Butter). Im Handel kommen vorzüglich zwei Arten von T. vor: Schaf- oder Schöpstalg, der anfangs weiß, später gelblich aussieht, erst mild, später unangenehm scharf schmeckt und unangenehm ranzig riecht, sich in 44 Theilen kochendem Alkohol von 0,82 löst und bei 37—40° C. schmilzt, und Rindertalg, der schwach riecht, einen milden Geschmack hat, sich in 40 Theilen Alkohol von 0,82 löst und bei 39° C. schmilzt. Beide Talgarten haben als Hauptbestandtheile Stearin, Margarin und Elain, doch enthält der Schöpstalg von ersterem ⅓ mehr, als der Rindertalg, weshalb sich der Schöpstalg zur Lichtefabrikation besser eignet, als der Rindertalg. Außerdem enthält der Schöpstalg das im Rindertalg nicht vorkommende Bockfett, aus dem sich Hircinsäure bildet. Außer den zwei genannten Talgarten hat man noch Ziegentalg, sehr weiß, hart und trocken, Hirschtalg, Bocktalg und Pferdetalg, der unter allen T.en der schlechteste ist. Zuweilen legt man den an den Eingeweiden sitzenden T. besonders und nennt

diesen **Kalbannentalg.** Man braucht den T. frisch als Speisefett, außerdem namentlich zur Seifen- und Lichtefabrikation, zu Salben, Pflastern, Maschinenschmieren ꝛc. Der an Stearin reichere T. ist immer fester und wird, weil er zu Talglichten (s. d.) verbraucht wird, **Lichttalg** genannt, während der an Elain reichere weicher ist und deshalb zur Seifenfabrikation verwandt wird (**Seifentalg**). Im Allgemeinen zieht man den T. aus kälteren Gegenden dem aus wärmeren Gegenden vor. Höchst bedeutend ist die Talgbereitung im südlichen Rußland und in der Umgegend von Odessa. Der **malabarische** T. ist pflanzlichen Ursprungs, indem er aus den Früchten von Vateria indica *L.* durch Auskochen derselben und Abschöpfen des obenauf schwimmenden Fettes erhalten wird. Er stimmt in seinen chemischen Eigenschaften ziemlich mit dem Rindertalg überein, enthält aber außer Stearin und Elain noch Margarin und riecht schwach gewürzhaft. Er wird von den Hindu's nur zu Pflastern und zum Kalfatern ihrer Boote benutzt, doch hat man auch Lichte daraus gefertigt, die hell brennen. Das Ausschmelzen des T.s hat den Zweck, denselben von dem blasigen Zellgewebe, von welchem er im rohen Zustande durchwachsen ist, zu befreien. Der ausgeschmolzene T. muß zum Behuf der Fabrikation von feineren Lichtesorten noch geläutert werden, was in der Weise geschieht, daß man ihn noch einmal mit einer gewissen Quantität Wasser und einzelnen Salzen schmilzt. Darauf bleicht man den T. an der Sonne oder durch Chlorkalk und verdünnte Schwefelsäure.

Talgbaum, mehre, festes Pflanzenfett liefernde Pflanzen, namentlich: Stillingia sebifera, Tetranthera Roxburghii, Croton sebiferum, Vateria indica, Myrica serifera.

Talgdrüsen (Talggruben, Hautbälge, glandulae s. cryptae sebaceae, folliculi sebacei), kleine, rundliche, entweder einfache, flaschenförmige, oder in mehre (3—5) Zellen getheilte traubenförmige Säckchen von verschiedener Größe, welche in der äußern Schicht der Lederhaut liegen und über die ganze Haut, mit Ausnahme der Hohlhand und Fußsohle, verbreitet, vorzüglich aber in der Nähe des Eingangs von Höhlen am After, an der Eichel (littresche Drüsen), den Schamlippen, Brustwarzen, Lippen, Nasenflügeln, dem Gehörgange und Auge entwickelt sind. In ihnen wird eine gebliche Salbe, **Hautschmiere** (sebum), abgesondert, welche zum Einsalben der Haut und Haare verwendet wird, und zwar vorzüglich da, wo die erstere häufig dem Wasser ausgesetzt ist. Sind die T. mit dieser Salbe angefüllt, so sehen sie geblich aus, ohne diese sind sie durchsichtig; zieht sich die Haut unter Einwirkung der Kälte zusammen, so ragen sie wie Knötchen hervor und bilden die sogenannte **Gänsehaut.** In Folge fehlerhafter Absonderung der T., welche gewöhnlich durch Unreinlichkeit und vernachlässigte Hautkultur herbeigeführt wird, häuft sich der Talg zu stark an, verdickt sich (sogenannte Mitesser), wodurch sich die T. verstopfen, entzünden und kleine eiternde Knötchen auf der Haut hervorbringen, oder an solchen Stellen, die noch mit einer Schleimhaut bedeckt sind, wie an der Eichel, einen scharfen Eiter absondern und den sogenannten Eicheltripper (Balanitis, Balanoblenorrhöe) erzeugen.

Talglichte, Lichte aus baumwollenen Dochten und einer cylindrischen Hülle von ausgeschmolzenem und je nach der Güte der Lichte mehr oder weniger gereinigtem Talg. Die Dochte werden aus Baumwollengarn theils zusammengedreht, theils geflochten. Man unterscheidet nach der Bereitungsweise: gegossene und gezogene Lichte. Die **gegossenen** werden verfertigt, indem man den geschmolzenen Talg in Formen gießt, in deren Mitte die Dochte in der Weise ausgespannt sind, daß sie unten durch eine Oeffnung gesteckt und oben mit einem Hölzchen oder Nagel angespannt sind; die **gezogenen**, indem man die Dochte neben einander an einem langen Stab (Lichtspieß) aufhängt und sie nach und nach so oft in den schmelzenden Talg eintaucht, bis die Lichte die gehörige Stärke erhalten haben. Da das Elain der weichere, das Stearin der festere wachsähnliche Bestandtheil des Talgs ist, so hat man, um die T. fester zu machen und ihnen das Fettige beim Anfühlen und im Geruch zu nehmen, durch Auspressen das Elain aus dem Talg entfernt und aus dem zurückbleibenden Stearin die den Wachslichten fast gleichkommenden **Stearinkerzen** (s. **Stearin**) gegossen.

Talgsäure (**Stearinsäure**), s. Stearin.

Talgstoff (**reiner Talg**), s. v. a. Stearin.

Talion (talio), Vergeltung einer Handlung durch eine eben solche. Daher **Jus talionis**, das Recht der Wiedervergeltung; **Poena talionis**, die Strafe der Vergeltung, die in den ältern germanischen Rechten, sowie bei den Griechen und Römern üblich war. Auch die Theorie des absoluten Strafrechts beruht ihrem Princip nach auf dem **Jus talionis**.

Talisman, eine Schrift oder ein Bild, in Metall oder Stein ausgeprägt, das zu besonderer Stunde, auf besondere Weise, unter dem Einflusse der Gestirne verfertigt wird und dem die Kraft inne wohnen soll, bei Denen, die es tragen, außerordentliche Wirkungen, als Schutz gegen Krankheit und andere Zauberei, sowie überhaupt Glück, hervorzubringen. Namen und Sache stammen ohne Zweifel aus dem Orient, wahrscheinlich aus Indien, von wo der Gebrauch der T.e zu den Persern, Hebräern, Arabern überging. Gleichbedeutende Namen sind **Abraxas**, **Stoicheia** und **Teraphim**. Neuerlich nimmt man an, daß der T. von Stein, das Amulet (s. d.) dagegen von Zeuch, Papier ꝛc. seyn müsse. Jenen Namen leitet man von einem Gebirge Talisman her, welches nach dem Glauben der Perser von Geistern bewohnt werde, und dessen Gestein wegen der denselben inwohnenden magischen Kraft sich besonders zu T.en eigne. Da der Islam das Anrufen dämonischer Kräfte verbietet, so bedienen sich die Bekenner desselben solcher T.e, worauf Koransprüche eingegraben sind.

Talk (**prismatischer Talkglimmer**), bald eine Gattung, bald eine Species des Glimmers, gehört ins rhombische Krystallsystem und hat zur Grundform eine gerade rhombische Säule von 120°, eine sehr vollkommene, der Endfläche der Säule parallele Spaltbarkeit, 1,0—1,5 Härte

und 2,74 Gewicht. Der T. ist in dünnen Blättchen biegsam, von undeutlich unebenem Bruch, reinweißer, grüner, gelber und grauer Farbe mit weißem oder blaßgrünem Strich, fett- oder perlmutterglänzend, fettig anzufühlen, durchsichtig bis durchscheinend mit zweiaxiger doppelter Strahlenbrechung. Vor dem Löthrohr schmilzt er für sich nicht, entblättert sich und wird weiß; mit Borax gibt er unter starkem Brausen klares Glas. Er besteht aus Kieselsäure, Magnesia, Eisenoxydul mit Titansäure und Thonerde und erscheint in kleinen undeutlichen, sechsseitigen Tafeln, die oft um eine gemeinschaftliche Axe fächerförmig gruppirt sind und nieren- oder traubenförmige Aggregate bilden, ferner in groß- oder krummblätterigen, schuppigen, faserigen, schieferigen, erdigen und dichten Massen. Er findet sich im älteren Schiefergebirge, auch im Granit und Serpentin, oft fremde Mineralien umschließend. Auch bildet er eine eigene Gebirgsart, den meist mit Quarz gemengten Talkschiefer. Hauptfundorte sind Greiner in Tyrol, St. Gotthard, Mautern in Steiermark, Cziklowa im Banat, Dovrefjeld in Dalarne und Taberg in Wermeland, Grönland, Rhode-Island, Vermont 2c. Er dient zum Waschen der Haut, als Maschinenschmiere, zu Pastellfarben, zu Schminke, zur Politur von Lederwerk, zu Gypsbüsten, Gefäßen 2c. Meist eine bloße Abänderung des T.s ist der in derben feinschuppigen und dichten Massen erscheinende Topfstein (Lavezstein, Schneidestein). Außerdem ist er ein inniges Gemenge von T., Chlorit, Glimmer 2c. und bildet Lager im Thonschiefer von Graubündten, Wallis, am Montblanc, in Schweden, Grönland 2c., wo er zu Gefäßen und Oefen verarbeitet wird.

Talkglimmer, Mineral aus der Gattung Hexagonglimmer, enthält nach v. Kobell 42,12 Kieselsäure, 16,15 Talkerde, 12,83 Thonerde, 8,58 Kali, 10,38 Eisenoxyd, 9,36 Eisenoxydul, 1,07 Wasser, hat zur Grundform ein Rhomboëder von 71°3′46″, sehr vollkommene Spaltbarkeit nach der Abstumpfungsfläche der Scheitelecken, 2,5 Härte, 2,78 — 2,94 Gewicht, dunkelgrüne, braune oder schwarze Farbe, Glasglanz, auf den Spaltungsflächen Perlmutterglanz, ist in dünnen Blättchen durchsichtig, sonst durchscheinend bis undurchsichtig. Es wird vor dem Lothrohre trüb und mürbe, schmilzt an den Kanten zu grauem und schwärzlichem Glase und löst sich in koncentrirter Schwefelsäure völlig auf. Er erscheint gewöhnlich in hexagonalen Tafeln mit glatten End- und horizontal gestreiften Seitenflächen, auch in derben, großblätterigen und körnigen Massen, eingewachsen auf Gängen und Lagern in plutonischen und vulkanischen Gesteinen, besonders zu Miask in Sibirien, Korosoluk in Grönland, Parges in Finnland, Salm in Schweden, am Vesuv, Montblanc, Greiner.

Talkschiefer (Topfstein), Mineral, besteht aus blätterigem Talk, oft mit Quarz u. Glimmer gemengt, wozu als unwesentliche Gemengtheile noch Talkspath, Strahlstein, Granat, Smirgel, Magneteisenerz, Eisenkies 2c. kommen. Das Gefüge ist dünn- oder dickschieferig, die Farbe weiß, gelb oder grünlich mit Fettglanz. Tritt Quarz oder Quarz und Glimmer hinzu, so heißt das Gestein Talkglimmerschiefer. Das Gestein gehört der Gruppe der krystallinischen Schiefergesteine an und erscheint selten selbstständig, meist dem Gneis, Glimmerschiefer und Hornblendeschiefer untergeordnet, so in Oberitalien, der Schweiz, in Tyrol, im Fichtelgebirge, in Sachsen, Mähren, Sibirien, Brasilien 2c.

Tallard, Camille, Graf von T., Herzog von Hostun, Marschall von Frankreich, ausgezeichneter General Ludwigs XIV., geboren 1652, stammte aus einem alten und angesehenen Geschlechte der Provence, focht zuerst unter dem großen Condé in den Niederlanden, dann 1674 und 1675 unter Turenne im Elsaß und seit 1678 als Maréchal de Camp am Rhein. Im Jahre 1690 überschritt er, um den Rheingau zu plündern, den Rhein auf dem Eise. Im Jahre 1693 zum Generallieutenant befördert, ging er während der ryswiker Friedensunterhandlungen als außerordentlicher Gesandter Ludwigs nach England, um mit dem englischen Könige einen vorläufigen Vertrag wegen der spanischen Erbfolge abzuschließen. Im spanischen Erbfolgekrieg kommandirte er 1702 ein Corps am Rhein unter dem Oberbefehl des Herzogs von Bourgogne. Im J. 1703 erhielt er den Marschallsstab, eroberte Breisach, belagerte Landau und schlug den zum Entsatz herbeirückenden Prinzen von Hessen, worauf sich Landau und das ganze Elsaß den Franzosen ergab. Im folgenden Jahre führte er dem Kurfürsten von Bayern 35,000 Mann Hülfstruppen zu, um mit ihm gemeinschaftlich in Oesterreich einzudringen; allein Marlborough und Prinz Eugen schlugen die vereinigten Franzosen und Bayern am 13. August bei Hochstädt, wobei T. selbst gefangen ward. Bis 1712 blieb er in England kriegsgefangen, soll jedoch am englischen Hofe sehr viel zum Sturze Marlboroughs und zur Gewinnung der Königin Anna für die französischen Interessen beigetragen haben. Noch während seiner Gefangenschaft erhielt er das Gouvernement der Franche-Comté und nach seiner Befreiung den Herzogstitel, sowie 1715 die Pairswürde. Seitdem lebte er den Wissenschaften u. der Staatskunst. In seinem Testament ernannte ihn Ludwig XIV. zum Mitglied des Regentschaftsrathes, allein der Herzog von Orléans vollzog als Regent diese Bestimmung nicht. Im J. 1723 ernannte ihn die Akademie der Wissenschaften, obschon er ein besonderes literarisches Verdienst nicht hatte, zum Mitgliede u. im folgenden Jahre sogar zum Präsidenten. Als Ludwig XV. 1726 die Regierung antrat, ernannte er T. zum Staatsminister; indessen bekleidete T. diesen Posten nicht lange, sondern † bereits am 20. März 1728.

Talleyrand, altes französisches Geschlecht, das früher die Grafschaft Perigord besaß und im 12. Jahrhundert den Namen T. annahm. Der alte Stamm der Grafen T. von Perigord erlosch unter langwierigen Streitigkeiten mit der Krone. Gegenwärtig existiren 3 Linien, entsprungen von Daniel Marie Anne von T., Fürsten von Chalais, welcher 1745 bei der Belagerung von Tournay blieb und 5 Söhne hinterließ. Der Stifter der ersten Linie war Gabriel Marie von T., welcher von Ludwig XV. den Titel eines Grafen von Perigord zurückerhielt, nachdem diese

Herrschaft bereits durch Heinrich IV. für immer mit der Krone vereinigt worden war. Ihm folgte sein Sohn und Erbe, **Elie Charles von T., Fürst von Chalais, Herzog von Perigord**, welcher 1814 Pair von Frankreich ward und den 31. Januar 1829 †. Sein Sohn, **Augustin Marie Elie Charles von T.**, geboren den 10. Januar 1788, diente unter Napoleon I., ward unter den Bourbons zum Obersten befördert und erbte nach seines Vaters Tode dessen Titel und Pairswürde. Der Stifter der zweiten Linie der T. war **Charles Daniel von T.**, † 1788, Stammvater der **Fürsten von T.** Der älteste Sohn desselben ist **Charles Maurice, Fürst von T.-Perigord**, der berühmte Diplomat (s. unten). Des Letzteren Neffe, **Alexandre Edmond, Herzog von T.**, geboren den 2. Aug. 1787, Sohn von Archambaud Joseph von T. und der Prinzessin Dorothea von Kurland, führt seit 1817 den Titel eines **Herzogs von Dino**, welchen ihm sein Oheim mit Erlaubniß des Königs von Sicilien abtrat, und erbte nach dem Tode seines Vaters die Familiengüter und den Titel eines Herzogs von T.-Perigord. Der Gründer der dritten Linie war **Louis Marie Anne**, 1788 französischer Gesandter zu Neapel; dessen vierter Bruder, **Alexandre Angelique**, widmete sich dem geistlichen Stande, ward 1777 Erzbischof von Rheims u. mußte 1791, da er sich bei Ausbruch der Revolution jeder Reform feindselig zeigte, auswandern. Er lebte seitdem lange in Deutschland, begleitete als Beichtvater den nachmaligen König Ludwig XVIII. nach Mitau u. später nach England. Nach der Restauration wurde er zum Pair, 1817 zum Erzbischof von Paris u. Kardinal erhoben. In dieser Stellung übte er großen Einfluß auf die Gestaltung der kirchlichen Verhältnisse, † jedoch schon 1821.

Talleyrand-Perigord, Charles Maurice, Fürst von, Pair von Frankreich und unter Napoleon I. **Fürst von Benevent**, berühmter Diplomat, geboren zu Paris den 13. Februar 1754, wurde, obschon erstgeborner Sohn, wegen einer Fußlähmung, die ihm in seiner Kindheit ein Fall zugezogen, zum geistlichen Stande bestimmt. Im Collége Harcourt u. im Seminar St. Sulpice erzogen, entwickelte er schon als junger Abbé ausgezeichnete Fähigkeiten, namentlich viel Witz und die Gabe, die Menschen bei ihren schwachen Seiten zu fassen. Ein großer Verehrer Voltaire's, gab er sich den neuen Philosophemen seiner Zeit mit vieler Vorliebe hin u. erklärte sich daher auch später beim Ausbruch der Revolution, im Gegensatz zu seinen Standesgenossen, für die Bewegung. Die erste Gelegenheit, seine diplomatische Gewandtheit in einem weitern Geschäftskreise zu entwickeln, erhielt er, als er 1780 Generalagent des Klerus wurde. In noch größerer Ausdehnung geschah dies, als er 1788 zum Bischof von Autun ernannt wurde und, als Mitglied der Generalstaaten sich zum Wortführer der Reformpartei erhebend, namentlich am 19. Juni 1789 für die Vereinigung des geistlichen Standes mit dem dritten stimmte. In der Nationalversammlung, deren Präsident er am 16. Februar 1790 ward, trug er auf feste Besoldung der Geistlichkeit, Abschaffung der Zehnten, Verkauf der geistlichen Güter und auf Einführung gleichen Maßes und Gewichtes in ganz Frankreich an, betheiligte sich überhaupt bei allen Finanzfragen und entwarf einen höchst freisinnigen Unterrichtsplan. Nach der Erstürmung der Bastille hielt er beim Bundesfeste am 14. Juli 1790 auf dem Marsfelde das Hochamt am Altare des Vaterlandes und weihte die Fahnen, leistete darauf als einer der Ersten den Eid auf die Konstitution und weihte die ersten konstitutionellen Priester. In Folge davon vom Papst Pius VI. 1791 mit dem Bann belegt, legte er sein Bisthum nieder. Alles dies hatte T. sehr populär gemacht, und der Hof sandte ihn daher nach dem Schlusse der konstituirenden Versammlung nach England, um dem Kriege mit dieser Macht vorzubeugen. Indessen wurde er mit seinem Begleiter, dem Marquis Chauvelin, vom Minister Pitt zurückgewiesen. Am Tage nach der Revolution vom 10. August 1792 traf er wieder zu Paris ein und wäre vom Volke fast ermordet worden, da man bei der Erstürmung der Tuilerien Papiere gefunden, die ihn kompromittirten. Mit Hülfe Dantons gelang es ihm, nach Nordamerika zu entkommen, wo er Handelsgeschäfte trieb. Nach dem Sturze der Schreckensherrschaft kehrte er zurück und bewirkte am 4. September 1795 im Nationalkonvent die Aufhebung des gegen ihn erlassenen Anklagedekretes. Nach dem Staatsstreiche vom 16. Juli 1797 übernahm er das Ministerium des Auswärtigen, mußte jedoch, von den verschiedensten Parteien angefeindet, bald wieder zurücktreten. Er richtete jetzt sein Augenmerk auf Bonaparte, den Eroberer Italiens, und half diesem nach seiner Rückkehr in Gemeinschaft mit Sièyes die Revolution vom 18. Brumaire vollbringen. Von Neuem übernahm er nun das Portefeuille des Auswärtigen und war seit dieser Zeit Napoleons diplomatischer Rathgeber, insbesondere bei allen völkerrechtlichen Verhandlungen. Die Friedensunterhandlungen von Luneville, Amiens, Preßburg, Posen und Tilsit leitete er vornehmlich; auch das Konkordat, durch welches 1802 der Katholicismus in Frankreich wieder hergestellt ward, war größtentheils sein Werk. Zum Dank dafür entband ihn Papst Pius VII. der geistlichen Weihen und ertheilte seiner Civilehe mit Madame Grant, welche T. bei seiner Rückkehr aus Amerika in Hamburg kennen gelernt und geheirathet hatte, auch die kirchliche Legitimation. Nach Errichtung des Kaiserthrones ernannte ihn Napoleon zum Großkämmerer von Frankreich und 1806 zum souveränen Fürsten von Benevent. Als sich Napoleon nach dem Abschlusse des posener Vertrages mit Sachsen zu einem Bündnisse mit Rußland hinneigte, drang T. in den Kaiser, im Bündnisse mit England und Oesterreich einen festen allgemeinen Frieden herzustellen. In Folge dieser Verschiedenheit der Ansichten, besonders aber weil T. die Unterhandlungen mit dem englischen Kabinet eigenmächtig fortspann, fiel er in Ungnade und verlor nach dem Frieden von Tilsit seinen Ministerposten. Zwar ernannte ihn Napoleon im August 1807 zum Vicegroßwahlherrn (Vice-grand-électeur) und nahm ihn mit nach Bayonne und Erfurt, allein durch die Wendung der Ereignisse in Spanien ward der Zwiespalt zwischen

Napoleon und T. immer größer, und Fouché's Intriguen dienten nur dazu, den Bruch zu beschleunigen. Noch 1808 zog sich T. ganz von den Geschäften zurück und lebte auf seinem Landgute Valençay, von des Kaisers geheimer Polizei beaufsichtigt. Als nach der Katastrophe in Rußland mit Napoleons Kriegsglücke auch sein Thron zu wanken begann, trat T. bereits in geheime Unterhandlungen mit den Bourbons und betrieb nach dem Einrücken der Verbündeten in Frankreich bei diesen die Restauration derselben, während er als Großwahlherr die Regentschaft der Kaiserin zu stützen schien. Als nach der Schlacht von Paris die Regentschaft nach Blois ging, wußte er es im Einverständniß mit Schwarzenberg zu veranstalten, daß sein Wagen in die Hände der Oesterreicher fallen und diese ihn scheinbar zur Rückkehr zwingen mußten. So blieb er die einzige officielle Person von Wichtigkeit in Paris u. konnte folglich ganz nach seinem Sinne die Unterhandlungen fortsetzen. Welche Bedeutung er als Diplomat bereits erlangt hatte, geht daraus hervor, daß, nach dem Einzug der Verbündeten in Paris, Kaiser Alexander in seinem Hause in der Straße St. Florentin sein Absteigequartier nahm und daß namentlich seinem Einfluß auf diesen Monarchen es gelang, bei Feststellung der künftigen Verhältnisse alle Rücksichtnahme auf die Familie Napoleons zu hintertreiben und mit Aufstellung des Legitimitätsprincips die vollständige Restitution der Bourbons durchzusetzen. Als Ludwig XVIII. die Regierung angetreten, ward T. zum Fürsten, Pair, Oberkammerherrn und Minister des Auswärtigen ernannt. Die glänzendsten Triumphe diplomatischer Kunst feierte er auf dem Kongresse zu Wien, zu welchem er kurz darauf abging. Hier im Kreise der Diplomaten alter Schule wußte er sich durch das von ihm eigentlich erfundene Princip der Legitimität, welches bald das überall angewandte Schlagwort wurde, zum Mittelpunkte aller Verhandlungen zu machen. Mit außerordentlicher Gewandtheit verwirrte er die Interessen und ermüdete den Kongreß, um ihn desto sicherer zu beherrschen und für Frankreich die möglichst größten Vortheile zu erlangen. Schon hatte er am 5. Januar 1815 Oesterreich und England für ein geheimes Bündniß mit Frankreich gegen Rußland und Preußen gewonnen, als Napoleons Rückkehr diesen Umtrieben ein Ende machte. Ein Versuch Napoleons, T. wieder für sich zu gewinnen, mißlang, und als jener darauf den Fürsten in die Acht erklärte, rächte sich dieser dadurch, daß er den nachträglichen Beitritt Frankreichs zum Vertrag von Chaumont bewirkte und seinerseits die Aechtung Napoleons bei den Verbündeten aufs Eifrigste betrieb. Nach den 100 Tagen übernahm T. aufs Neue das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten zugleich mit der Präsidentschaft im Ministerium. Da es ihm aber dies Mal nicht gelang, Rußland und Preußen zu überlisten u. eine Milderung der harten Bedingungen, unter denen der zweite pariser Friede geschlossen werden sollte, zu erlangen, so legte er sein Ministerium nieder, unter dem Vorgeben, daß er als guter Franzose die Verträge vom 20. November 1815 nicht unterzeichnen könne. Der König beider Sicilien schenkte ihm 1816 das Fürstenthum Dino, dessen Titel er 1817 auf seinen Neffen übertrug. T.s große diplomatische Laufbahn war hiermit abgeschlossen. Mit den politischen Idealen des modernen Liberalismus konnte er sich nicht befreunden, während er die ultraroyalistischen Tendenzen der Restauration nur mit spöttischer Verachtung betrachten konnte. Die Bonmots, die, gegen Personen und Zustände gerichtet, von seinem Hotel aus die diplomatischen Kreise durchliefen, wirkten oft gleich vergifteten Pfeilen. In der Pairskammer stimmte er oft mit der Opposition, ja, er trat sogar zuweilen an deren Spitze. Nach Karls X. Thronbesteigung zog er sich nach Valençay zurück. Seine Berühmtheit zog eine Menge von Besuchern dahin, die er alle durch die Feinheit seiner Sitten und die Liebenswürdigkeit seines Betragens bezauberte. Mit der größten Leichtigkeit verstand er sich in geselliger Unterhaltung zu bewegen, ohne das Talent zu besitzen, wichtige Dinge aus dem Stegreif gründlich zu besprechen. Uebrigens hat er diesem Mangel nie abzuhelfen gesucht, da sein Grundsatz war, nie für den Augenblick sich zu erklären, und er es oft aussprach, daß der Mensch nur die Sprache habe, um das zu verschweigen, was er denke. Außerdem war er von Natur sehr gemächlich und arbeitete daher selbst so wenig als möglich, verstand aber vortrefflich die Kunst, Andere für sich arbeiten zu lassen. Egoist im höchsten Grade, war er fast ohne alle Leidenschaften (nur die Sucht nach Gold konnte er, besonders im hohen Alter, nicht ganz verleugnen), verstand es aber eben so vortrefflich, ächt jesuitisch Anderer Leidenschaften, selbst die entgegengesetztesten, in gleicher Weise für sich auszubeuten. So besaß er namentlich eine Anzahl von Freundinnen, die, theils durch Bigotterie und Royalismus, theils durch Freigeisterei und Republikanismus sich auszeichnend, mit der größten Ergebenheit für ihn wirkten und ihm oft die glänzendsten Erfolge sicherten. Nach der Julirevolution zog ihn Ludwig Philipp vor Uebernahme der Krone zu Rathe und erhielt die kurze Antwort: „Il faut accepter". Auch ließ er sich zu erneuerter diplomatischer Thätigkeit bewegen, als es sich um die Aufrechterhaltung des europäischen Friedens handelte. In diesem Sinne wirkte er 1830 als Botschafter zu London, bewirkte den Beitritt Oesterreichs und Preußens zu den Konferenzen der drei Mächte, die über Griechenland entschieden hatten, und brachte auch die Vereinigung über die belgisch-holländischen Angelegenheiten zu Stande, welcher König Leopold seinen Thron verdankte. Von Neuem arbeitete er jetzt an seinem Lieblingsplane, einer Verbindung Frankreichs mit England und Oesterreich gegen Rußland, und brachte auch am 22. April 1834 die Unterzeichnung der Quadrupelallianz zu Stande, durch welche zunächst im europäischen Westen das konstitutionelle Princip aufrecht erhalten werden sollte. Darauf aber trat er vom Schauplatze des öffentlichen Wirkens für immer ab. Er ließ sich 1835 von London abberufen und lebte zurückgezogen in Valençay, obschon das hohe Alter seine Fähigkeiten nicht beeinträchtigt hatte. Häufig erschien er bei Hofe, wo er stets mit Auszeichnung empfangen ward und immer noch als

politisches Orakel galt. Im Januar 1838 trat er noch einmal in einer Festversammlung der Akademie zu Paris auf und hielt eine Lobrede auf den Grafen Reinhardt. Seit der Zeit nahmen seine Kräfte immer mehr ab, eine schmerzhafte Operation beschleunigte seine Auflösung. Er † am 17. Mai 1838, nachdem er durch eine noch kurz vor seinem Tode unterzeichnete Akte sein vormaliges Betragen gegen die Kirche widerrufen hatte. Sein großes, auf 18 Millionen Franken sich belaufendes Vermögen vermachte er größtentheils seiner Nichte, der Herzogin von Dino; die von ihm hinterlassenen Memoiren sollen laut testamentarischer Verfügung erst 30 Jahre nach seinem Tode veröffentlicht werden.

Tallien, 1) **Jean Lambert**, bekannter französischer Revolutionsmann, geboren 1769 zu Paris, war beim Ausbruch der Revolution Notariatsgehülfe, gab aber, leidenschaftlich für die neuen Ideen begeistert, die advokatorische Laufbahn auf und gab gegen Ende 1791 ein revolutionäres Blatt „Ami du citoyen" heraus, das sich aber nur kurze Zeit hielt. Am 10. Aug. 1792 zum Generalsekretär des neugebildeten revolutionären Gemeinderathes ernannt, hielt er wüthende Ausreden in der gesetzgebenden Versammlung u. bewirkte eine Menge Verhaftungen. Als einer der Haupturheber der Septembermorde schickte er das von Marat entworfenen Cirkulär in die Provinzen, um diese zur Nachahmung der zu Paris Statt gefundenen Scene aufzufordern. Vom Departement der Seine und Oise in den Nationalkonvent gewählt, gesellte er sich zu der Bergpartei und verlangte die Verurtheilung und dann die Hinrichtung des Königs ohne Aufschub und Appellation an das Volk. Am Tage der Hinrichtung Ludwigs wählte ihn der Konvent zum Präsidenten; doch konnte er als solcher nicht hindern, daß am 23. Jan. eine Untersuchung gegen die Septembriseurs beschlossen wurde, die freilich resultatlos blieb. Im April 1793 ging er als Konventsdeputirter mit Carra nach den westlichen Departements, die sich gegen den Konvent erhoben hatten. Nachdem er hier viele Hinrichtungen veranlaßt hatte, kehrte er nach Paris zurück und trug durch seine stürmische Beredsamkeit viel zum Siege des Berges über die Girondisten bei, die er darauf mit der größten Wuth verfolgte. Diejenigen, welche sich in Paris der Guillotine entzogen hatten, stöberte er in den Provinzen aus ihren Verstecken auf, da ihn der Konvent mit Isambeau als Kommissär nach Bordeaux sandte. Hier lernte er im Gefängnisse eine der schönsten Frauen seiner Zeit, die Frau von Fontenay, Tochter des spanischen Bankiers Cabarrus, kennen, faßte eine heftige Neigung zu ihr und wurde von derselben vielfach zu mildern Maßregeln gestimmt. Deshalb im Konvente verklagt, kehrte er nach Paris zurück, um sich zu vertheidigen. Nur dadurch, daß er von Neuem als entschiedener Terrorist auftrat, konnte er sich retten; doch behielt ihn Robespierre stets im Auge und ließ auch seine Geliebte von Neuem verhaften. Namentlich diese Maßregel und die Furcht, sie bald Robespierre's Rache anheimfallen zu sehen, bewog ihn, sich mit Dantons Anhängern zu dessen Sturze zu verbinden, den er auch am 9. Thermidor (27. Juli 1794) durch seine Entschlossenheit durchsetzte. Dadurch stieg sein Einfluß und seine Popularität außerordentlich. Zum Präsidenten des Wohlfahrtsausschusses gewählt, bot er Alles auf, um Gesetzlichkeit und Menschlichkeit wieder herrschend zu machen. Auf seinen Betrieb ward das Revolutionstribunal aufgehoben, der Jakobinerklub geschlossen, Carrier, Lebon und andere Schreckensmänner verfolgt. Durch sein kräftiges Auftreten in der Revolution vom 1. Prairial verdarb er es aber mit der Revolutionspartei gänzlich u. wurde von ihr wegen des grellen Widerspruchs zwischen seinem jetzigen Benehmen und seinem früheren überall verdächtigt. Bald nachher ging er als Konventskommissär zur Armee in den westlichen Departements und wohnte der Niederlage der Royalisten bei Quiberon (21. Juli 1795) bei, kehrte jedoch gleich nach derselben nach Paris zurück, vorgeblich, um der Feier des 9. Thermidor beizuwohnen, wahrscheinlich, um der Hinrichtung der Gefangenen sich zu entziehen. Da ihm deshalb Anhänglichkeit an die Royalisten vorgeworfen wurde, so drang er, um sich zu rechtfertigen, im Konvent auf die strengste Ausübung der gegen die Emigranten erlassenen Gesetze, machte sich aber dadurch auch bei der monarchischen Partei verhaßt. Nach der Auflösung des Konvents (26. Okt. 1795) trat er in den Rath der 500, wo er jedoch wenig Einfluß hatte. Im Mai 1798 schied er aus dem Rathe der 500 und folgte der Expedition Bonaparte's nach Aegypten. Er erhielt dort eine Stelle bei der Verwaltung der Nationaldomänen u. gab ein Journal „Décade égyptienne" heraus. Nach Bonaparte's Rückkehr zog er sich Menou's Mißfallen zu und wurde von diesem nach Frankreich zurückgeschickt. Unterwegs von den Engländern gefangen, ward er nach London gebracht, wo ihn die Whigpartei mit großer Auszeichnung behandelte. Nach seiner Rückkehr bezeigte ihm der erste Konsul seine entschiedene Ungunst; auch seine Gemahlin ließ sich von ihm scheiden, und nur mit Mühe erhielt er durch Talleyrands und Fouché's Verwendung den Posten eines französischen Konsuls zu Alicante. Eine Krankheit, welche seine Erblindung auf einem Auge zur Folge hatte, nöthigte ihn, nach wenigen Jahren nach Paris zurückzukehren. Hier lebte er fortan von einem Gnadengehalte, das ihm Napoleon bewilligte, in gänzlicher Dunkelheit. Nach der Restauration verfiel er in große Dürftigkeit. Man gibt ihm Schuld, zuletzt noch Agent der geheimen Polizei gewesen zu seyn, da er, 1816 als Königsmörder verbannt, doch in Paris blieb. Er † 1820 mit Hinterlassung einer Tochter, **Thermidor T.**, der nachherigen Gemahlin des Grafen Pelet.

2) **Thérèse**, des Vorigen Gattin, später Gemahlin des Prinzen von Chimay, s. Chimay.

Tallith, Kleid der Juden, welches während des Gebetes in der Synagoge von denselben getragen wurde, u. zwar so, daß es den Kopf bedeckte.

Talma, François Joseph, berühmter tragischer Schauspieler der Franzosen, geboren zu Paris den 15. Jan. 1763, verlebte seine erste Jugend in England u. kam erst in seinem 15. Jahre nach Paris zurück, bildete sich in der neuerrichteten königl. Deklamationsschule weiter aus u. be-

gann, nachdem er in dieser Anstalt 1787 als Orest in „Iphigenia in Tauris“ aufgetreten war, bald nachher seine öffentliche theatralische Laufbahn auf dem Théâtre français als Seïde im „Mahommed“ von Voltaire. Vom wärmsten Eifer für seine Kunst beseelt, studirte er unablässig die verschiedenen Zweige derselben mit solchem Erfolg, daß seine Darstellungen bald europäische Berühmtheit erlangten. Körperliche und geistige Gaben unterstützten ihn dabei: Talent, lebendige Phantasie, ein feines Gefühl, vereinigt mit einem höchst gebildeten Geist, schöner Körperbildung, majestätischer Haltung, einem edlen ausdrucksvollen Gesicht, einem feurigen Auge mit kühnem, durchdringendem Blick, einem biegsamen Organ. Das Streben, seinen Darstellungen Wahrheit und Schönheit zu verleihen, machte ihn zum Gründer einer neuen Epoche in der französischen dramatischen Kunst, indem er (entgegen der zu seiner Zeit noch waltenden Verkünstelung) zum ersten Male als Titus in antiker römischer Kleidung auftrat, statt der bisher gewöhnlichen französischen mit Staatsdegen und Perücke. Groß war er insbesondere als Seïde, Orest, Vendôme, Hamlet, Regulus, Karl IX., Sylla ꝛc. Napoleon, der T. schon früher sehr geschätzt, zeichnete ihn auch noch als Kaiser ganz besonders aus u. hatte ihn oft unter seiner Umgebung, so 1808 zu Erfurt und 1813 zu Dresden. Im Jahre 1817 gab T. in England Gastrollen und fand enthusiastischen Applaus, wie auch später in Brüssel. Er † den 19. Okt. 1826 in Paris. Seine „Réflexions sur Lekain et sur l'art théâtral“ (Par. 1815) zeugen von tiefer Einsicht in das Wesen der Schauspielkunst. Auch gab er Lekains „Mémoires“ heraus. Seine Gattin, Karoline Vanhove (Madame Talme), war ebenfalls eine der ersten Schauspielerinnen ihrer Zeit, zog sich aber schon 1810 von der Bühne zurück. Vgl. Moreau, Mémoires historiques et littéraires sur F. J. T., Par. 1826.

Talmud (Thalmud, d. i. Lehre, Erlerntes), die Hauptquelle des jüdisch-traditionellen Gesetzes und des rabbinischen Judenthums, besteht aus Mischna und Gemara. In der Mischna brachte Rabbi Jehuda Hannasi um 219 n. Chr. eine Gesetzsammlung zu Stande, die Alles vereinigte, was man damals von einem solchen Werke verlangte: Vollständigkeit, Kürze, Reinheit des Ausdrucks und eine gewisse Ordnung. Die Mischna, deren Sprache der jüngere Hebraismus ist, zerfällt in 6 Ordnungen (Sedarim), 63 Traktate (Mesachtoth) und 524 Kapitel (Perakim). Die weitere Entwickelung des traditionellen Gesetzes bildet mit den Aenderungen und Diskussionen einer späteren Periode (bis zum 5. Jahrhundert) die Gemara (ebenfalls s. v. a. Erlerntes oder auch Vollendung), welche, im aramäischen Idiom abgefaßt, gewissermaßen eine Exegese der Mischna ist; doch sind derselben auch hebräische Fragmente und beträchtliche Haggadoth (Erzählungen, Schriftdeutungen, Poesien u. Vorträge) einverleibt. Es gibt zwei T.e. Der jerusalemische T., bei älteren Schriftstellern die Gemara der Occidentalen od. der palästinische T. genannt, ist nach Maimonides etwa 300 Jahre nach der Zerstörung des zweiten Tempels verfaßt worden. Für den Verfasser des babylonischen T.s gilt Rab Asche, Vorsteher der Hochschule zu Sura 365—425 n. Chr. Derselbe erhielt am Ende des 5. Jahrhunderts von R. Jose, damaligem Vorsteher der Akademie, seine schließliche Zusammenstellung. Seinen Inhalt bilden mischnischer Text, Kommentare dazu, Vergleichungen scheinbarer oder unauflöslicher Widersprüche, Rechts- und Gesetzesfolgerungen, Debatten darüber u. mancherlei mehr oder minder glücklich hinzugefügte Erzählungen, Sittensprüche, Bemerkungen und Zusätze. Für die Geschichte ist das Werk in sofern wichtig, als es einen großen Reichthum von historischen Notizen enthält. Der jerusalemische T. erstreckte sich über die ersten 5 Ordnungen der Mischna, doch ist er nicht mehr vollständig vorhanden. Beide T.e sind in aramäischer Sprache abgefaßt, der jerusalemische in dem palästinensischen, dem Syrischen sich nähernden Dialekte, doch finden sich auch hebräisch lautende Stücke darin. Als nach einer langen Unterbrechung die Akademien in Babylonien wiederhergestellt wurden, ward Erklärung, Einübung und Verbreitung der Gemara auf Jahrhunderte hinaus fast die einzige Thätigkeit der Lehrer und der Lernenden. Schon im 6. Jahrhundert betrachteten sich die jüdischen Gesetzlehrer bereits nicht mehr befugt, dem T. zu widersprechen, sondern nur ihre Meinung über den Sinn und die Autorität unter verschiedenen abweichenden Aussprüchen abzugeben. Ihnen verdankt man sicherlich die Erhaltung des richtigen Textes, sowie manche Zusätze und Erläuterungen. Auf Verständniß und Ausbildung des talmudischen Inhalts ist besonders seit dem 8. Jahrhundert großer Fleiß verwendet worden. Fast gleichzeitig mit dem justinianischen Codex erhielt auch der T. seine Glossatoren (Kommentarien und Tosaphoth); auch Christen nahmen nach und nach Kenntniß davon, doch fast immer zu feindseligen Zwecken. Der seit der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts aufgestandene Karäismus oder die Lehre der Karaiten (einer jüdischen Sekte, welche die Tradition, also auch den dieselbe enthaltenden T., verwirft) veranlaßte eine lebhafte Kontroverse, welche besonders im zweiten Viertel des 10. Jahrhunderts durch R. Saadia Gaon Schwung erhielt. Die besten Kommentare der Mischna (zuerst gedruckt Neapel 1492) sind von Moses Maimonides und Obadia Bartenora (1490), welche beide sammt dem Texte lateinisch von Surenhus erschienen sind (Amsterd. 1698—1703, 6 Bde.). Spanisch ist die Mischna zu Venedig 1606, deutsch in Onolzbach 1760 ff. und (mit hebräischen Lettern) zu Berlin 1834 herausgekommen. Den Wortvorrath der Mischna hat Hartmann (Rostock 1825 bis 1826) geliefert. Die Sprache derselben ist neuerlich von Geiger und Dukes behandelt worden. Der Glossator der babylonischen Gemara war Raschi. Ein System des nach dem T. Gültigen lieferte Maimonides, ein Lexikon über den halachischen Inhalt Isaak Lampronti (Venedig 1755—1813), ein alphabetisches Verzeichniß der talmudischen Autoritäten Jechiel Heilprin aus Minsk (Karlsr. 1769). Talmudische Anthologien und Parabeln gibt es von Plantavitius, Hurwitz, Fürstenthal, Fürst ꝛc. Ueber Charakter, Form u. Styl des T.s belehrten Jeschua, Halevi,

Wähner, Luzzato, Zunz und Delitzsch. Nur einzelne Abschnitte des T.s sind ins Lateinische oder Deutsche übertragen. Daß der T. durch eine Synode oder durch irgend ein Rundschreiben, irgend einen feierlichen Akt von Seiten der Juden zum Gesetzbuche gestempelt, angenommen oder gar beschworen worden sey, ist ganz ohne historische Grundlage aus Mißverstand behauptet worden.

Talon (franz.), bei Staatspapieren der Papierstreifen, von welchem die Coupons abgeschnitten werden und der gewöhnlich die Bedingungen der Zinszahlungen und das bei deren Einforderung zu beobachtende Verfahren enthält.

Talos, 1) Sohn der Perdix, der Schwester des Dädalus, erfand die Säge, Töpferscheibe u. A., weshalb sein Oheim Dädalus, dessen Lehrling er war, aus Eifersucht ihn tödtete. — 2) T., eherner Mann, vom Hephästus dem Minos zur Bewachung von Kreta geschenkt, hatte nur eine von der Ferse bis zum Nacken gehende Ader, welche oben mit einem Nagel verkeilt war. Wenn Fremde dem Ufer naheten, machte er sich glühend u. tödtete sie durch seine Umarmung. Die Argonauten entgingen diesem Schicksal, indem Medea ihm den Nagel aus der Ader zog und ihn durch einen Trunk wahnsinnig machte.

Talvj, Pseudonym für Therese A. L., geb. von Jakob, verehelichte Robinson, s. Robinson 3).

Taman, s. v. a. Fanagoria.

Tamar, Fluß in der englischen Grafschaft Cornwall, fließt an der Grenze von Devon von Norden nach Süden in den Kanal (den Hafen von Plymouth).

Tamarinde (Tamarindus), Pflanzengattung aus der Familie der Cassieen (Leguminosen), ursprünglich in Ostindien einheimische, gegenwärtig in allen wärmeren Ländern, besonders im nördlichen Afrika, Westindien und Südamerika angepflanzte Bäume. Die indische T. (Tamarindus indica *L.*) hat gefiederte Blätter, weißlichgelbe, rothgestreifte, wohlriechende, in herabhängenden Trauben vereinigte Blüthen und fingerdicke, gegen 6 Zoll lange braune Hülsen, welche zwischen den Häuten ihrer Schalen ein angenehm süßsäuerlich schmeckendes, schwarzröthliches Mark (pulpa Tamarindorum) enthalten, welches in den Tabaksfabriken als Bestandtheil der Saucen gebraucht wird, aber auch als gelindabführendes Mittel medicinische Anwendung findet. Es kommt als mus- oder breiartige Masse, mit Fasern und Samen vermischt, in Fässer geschlagen, aus Ostindien, der Levante und Westindien in den Handel. Das westindische, wahrscheinlich nur von einer durch Verpflanzung entstandenen Varietät der indischen T. herrührend, ist schmieriger und süßer und muß mit Zucker vermischt aufbewahrt werden, während das ostindische und levantische trockener und säuerlicher ist und sich ohne Beimischung von Zucker lange hält. Da in vielen Fällen gewöhnliches Pflaumenmus dieselben Dienste thut, so hat sich der Verbrauch der T.n neuerlich sehr vermindert.

Tamarix, Pflanzengattung aus der Familie der Aizoideen, woraus besonders folgende Arten bemerkenswerth sind: T. (Myricaria *Desv.*) germanica *L.*), ein Strauch mit ruthenförmigen, zahlreichen Aesten, kleinen cypressenartigen, graugrünen Blättern und blaßröthlichen Blüthen, ist am Rhein, an der Donau, in der Schweiz ꝛc. einheimisch. Die Rinde war sonst als Cortex Tamarisci germanici officinell. T. gallica *L.* ist ein Strauch an den Ufern des mittelländischen Meeres, sowie im nördlichen Afrika und Kleinasien, dem vorigen ähnlich, mit punktirten bläulichgrünen Blättern und röthlichen, in Rispen stehenden Blüthen. Die bitterlich und zusammenziehend schmeckende Rinde, sowie die Blätter waren sonst als Cortex et Folia Tamarisci gallici gegen Blutspeien in Gebrauch. Aus den Blättern einer Spielart: T. gallica mannifera *Ehrenb.*, schwitzt in Folge des Stichs einer Schildlaus eine zähe, süße Substanz aus, welche Zucker und Schleim enthält, von den Mönchen am Sinai gesammelt und für das ächte Manna der Israeliten ausgegeben wird. T. orientalis *Vahl* (T. articulata *Forsk.*), ein in Aegypten, Arabien, Persien, Ostindien wachsender Baum, mit sehr kleinen, eirunden, an der Basis scheidenartigen Blättern, rosenrothen, in seitlichen, schlanken Aehren stehenden Blüthen, ist oft mit galläpfelartigen Auswüchsen bedeckt, die, wie auch das Holz, im Orient als Arzneimittel benutzt werden.

Tamaulipas, merikanischer Staat, früher unter dem Namen Neusantander Kolonie der Intendanz San-Luis-Potosi, grenzt im Norden an Cohahuila u. Texas, im Osten an den Meerbusen von Meriko, im Süden an die Staaten San-Luis-Potosi und Veracruz und im Westen an Nuevo-Leon und San-Luis-Potosi und hat jetzt, nachdem 1848 der Theil auf dem linken Ufer des Rio del Norte zu Texas gekommen ist, von den frühern 1478 □Meilen nur noch etwa 980 □Meilen mit 120,000 Einw. Das Land bildet einen langen Küstenstrich längs des merikanischen Meerbusens, mit geringen Erhebungen u. flachen Küsten, und ist durch zahlreiche Lagunen (Santander, Madre, Morales, Tampico) u. schmale Sanddünen mit einigen schmalen, seichten Einfahrten vom Meere getrennt. Flüsse sind der Rio Bravo del Norte, Tigre (Bernando), Santander, Tampico ꝛc. Das Klima ist im Innern angenehm und gesund, aber an der Küste sehr heiß und ungesund. Produkte sind etwas Getreide, Mais, Zuckerrohr, zahlreiche Waldbäume, Pferde, Maulthiere, Rindvieh, Ziegen, Schweine, Geflügel, Salz in den Seen ꝛc. Landwirthschaft und Industrie sind gering, wie der Staat überhaupt von dem Zustande der Kultur, wozu ihn seine günstige Lage am Golf berechtigte, noch weit entfernt ist. Der früher mit Vortheil getriebene Bergbau ist aus Mangel an Geld und Händen zum Erliegen gekommen. Der Eigenhandel ist unbedeutend, der überseeische Handel der drei Haupthäfen des Landes hat sich aber seit etwa 1830 sehr gehoben, indem europäische und nordamerikanische Manufakturwaaren von T. in die Binnen- und nördlichen Staaten der Republik gehen. Die Hauptstadt, Vittoria, früher Santander, 1748 gegründet, in der Nähe des Rio Santander, zählt 12,000 Einw. Wichtiger ist die Hafen- und Handelsstadt Tampico de T. oder Santa-Ana, nördlich am Rio Tampico, der sich eine Meile von hier durch die große Lagune Tampico in den merikanischen Meerbu-

sen ergießt, regelmäßig gebaut, mit über 10,000 Einwohnern, worunter viele englische, französische und deutsche Kaufleute, ist jetzt nach Veracruz der bedeutendste Hafen in Merike, doch wird der Eingang des Hafens durch eine Barre erschwert; auch ist die Rhede nicht sicher gegen die Nord- u. Nordostwinde. Ueberdies leidet die Stadt Mangel an Trinkwasser. Die Einwohner treiben Fischerei, Salzschlämmerei, beträchtlichen Handel und Ausfuhr von edeln Metallen, Farbehölzern, Salzfleisch, Häuten 2c. Die Stadt wurde erst 1824 gegründet, hob sich aber bald durch den Handel, während das Fort Ulloa noch den Spaniern gehörte. Im Jahre 1829 nahmen letztere die Stadt weg, in der Hoffnung, von hier aus ganz Meriko wieder zu erobern, mußten sie aber bald wieder aufgeben.

Tambach, Marktflecken im sachsen-koburg-gothaischen Amt Georgenthal, mit 1350 Einw., am Flüßchen T., in einem weiten Thale gelegen, hat einen Zainhammer, einen Drahthammer, eine Papier-, Schneide- u. Lohmühle, eine große Tafelglasfabrik, Holzwaarenfabrikation u. Holzhandel.

Tambour, Trommelschläger. Gewöhnlich sind deren je zwei oder drei einer Kompagnie Infanterie zugetheilt. Die T.e eines jeden Bataillons stehen unter dem Bataillonstambour, welcher sie einübt, bei Märschen an ihrer Spitze geht, mit dem Stocke das Zeichen zum Einschlagen oder Aufhören gibt und Unteroffiziersrang hat. Im Festungsbau ist T. eine kleine, aus Pallisaden bestehende Befestigung, welche sowohl in der Feld-, als in der beständigen Befestigung vorkommt und entweder vor dem Eingange von Festungswerken, in welchem Falle sie mit einem starken hölzernen Thorwege versehen ist, oder an den Flügeln, auch wohl in der Mitte einer langen Pallisadenreihe angelegt wird, um eine Vertheidigung durch Flintenfeuer unterhalten zu können, weshalb die Pallisaden auch mit Einschnitten versehen sind, die als Schießscharten dienen.

Tambourin (Handpauke), ein mit einer Hautüberspannter metallener oder hölzerner Reif, der ringsum mit kleinen Schellen oder Glöckchen besetzt ist. Der Reif wird in der linken Hand gehalten und in verschiedenen Wendungen herumgedreht, wobei mit dem Daumen der rechten Hand auf dem Fell im Kreise umher gefahren, oder zur Markirung des Rhythmus mit der Faust auf dasselbe geschlagen wird, wodurch abwechselnd Läufer, Triller, gezogene und geschlagene Baßtöne, verbunden mit Schellengeklingel, hervorgebracht werden. Das größere T. hat insbesondere den Namen Tambour de basque von Biscaya, wo man es zu Volksliedern u. Nationaltänzen spielt. Wie bei den Spaniern ist auch das T. bei den Ungarn, Orientalen 2c. zu Nationaltänzen gebräuchlich. Steibelt komponirte mehre Musikstücke für Pianoforte mit Begleitung des T.s, Bacchanales genannt. Auch war seine Gattin die Erste, welche das Instrument kunstmäßig zu behandeln verstand.

Tambourinstickerei, Stickerei in baumwollenem u. seidenem Zeuch, welches auf einen Rahmen gespannt wird, mittelst der Tambourirnadel, einer Nadel ohne Oehr mit einem Häkchen an der Spitze.

Tambow, europäisch-russisches Gouvernement, zwischen den Gouvernements Nishnei-Nowgorod, Wladimir, Saratow, Pensa, Woronesh, Riäsan, Tula und Orel, hat 1215 (1271) □Meilen Flächeninhalt. Das Land ist eben, nur hie u. da leicht gewellt; der nördliche Theil ist sandig, in den Wäldern sumpfig, der südliche Theil holzlos, aber nicht unfruchtbar. Die Oka, die hier die durch die Zna verstärkte Mokscha aufnimmt, berührt es im Norden, der Don mit Woronesh u. Khoper im Süden. Andere Flüsse sind: Plawitza, Balgora, Karatschan, Sawala, Jelan, Wad, Takai 2c. Das Klima ist gemäßigt, doch weniger mild, als in andern westlichen Gegenden Europa's unter gleicher Breite. T. gehört zu den fruchtbarsten Provinzen des russischen Reichs; $1/3$ der Oberfläche ist gutes Ackerland, $1/4$ nehmen die Wiesen und Weiden ein. Der Getreidebau, besonders im Süden, ist außerordentlich ergiebig. Von Korn und Hanf geht eine bedeutende Ausfuhr nach St. Petersburg, Riga und in die Häfen des schwarzen Meeres; auch Hülsenfrüchte und Mohn gedeihen gut, weniger Gemüse und Obst. Die Waldungen des Nordens versorgen die Marine mit Schiffbauholz und beschäftigen viele Hände mit Verfertigung von Holzwaaren, Kohlenbrennen, Pech- und Kienrußgewinnung. Die Viehzucht ist sehr ergiebig. Die Pferde russischer Race dienen häufig zur Remonte für die Armee. Die Rindvieh- und Schweinezucht liefert Mastvieh, Talg und Fett. Auch die Bienenzucht ist sehr ergiebig. Das Mineralreich liefert Eisenstein, Kalk, Thon, in neuerer Zeit viel Torf, ferner Salpeter, Schwefel 2c. Die Industrie besteht in Fabrikation von Tuch, Papier, Leder, Talg, Lichten, Seife, Leim, Vitriol und Eisenwaaren. Der Handel, durch die Flußschifffahrt begünstigt, erstreckt sich hauptsächlich auf Getreide, Vieh, Honig, Talg, Butter, Käse, Wolle, Hanf, Eisen 2c. Die Haupthandelsplätze sind: Tambow, Morschansk und Koslow. Die Bevölkerung wird auf 1,800,000 Seelen geschätzt, besteht theils aus Groß-, theils aus Kleinrussen, außerdem Tataren, Mordwinen und Zigeunern. Die gleichnamige Hauptstadt, an der Zna, ist Sitz des Civilgouverneurs, eines Bischofs, Domänenhofs 2c. Die Stadt, 1636 erbaut, um als Schutzwehr gegen die Einfälle der Nogayen zu dienen, ist ziemlich regelmäßig gebaut, wird von dem Bache Studenetz, der sich in die Zna ergießt, in 2 Theile getheilt und hat mehre große Marktplätze, 18 Kirchen, ein Mönchskloster, ein Predigerseminar, Gymnasium mit adeliger Pension, eine Kadettenschule, ein Zucht- und Arbeitshaus, ein großes Bürgerspital, Manufakturen für Tuch und Tauwerk, eine kaiserliche Alaun- und Vitriolsiederei, viele Talgschmelzereien, Handel und 22,000 Einw. In der Umgegend sind viele Tuchmanufakturen und Stutereien.

Tamerlan, s. Timur.

Tamise, Flecken in der belgischen Provinz Ostflandern, Bezirk St. Nicolas, links an der Schelde, hat Brauereien, Gerbereien, Kattundruckereien, Leinwandbleichen und 8000 Einwohner.

Tampico, Fluß im merikanischen Staat San-Luis-Potosi, fließt von Westen nach Osten und

mit dem Panuco und der Tuia vereinigt in den mexikanischen Meerbusen.

Tampon (franz.), Pfropf; in der Chirurgie Charpieballen, Charpiepfropf.

Tamtam, beckenförmiges Schlaginstrument von starkem, durchdringendem Ton, wird im Orchester bei starken Effektstellen und auf der Bühne zum Geläute, Feuersturm ꝛc. angewendet. Es wird mit einem Schlägel geschlagen, dessen Knopf mit Leder überzogen ist. Die ächten T.s sind aus einer besondern Metallmischung verfertigt u. kommen aus China und Persien.

Tamulen (Tamil), indisches Volk, das den ganzen Süden der vorderindischen Halbinsel bewohnt und sich in einen westlichen malabarischen Zweig und einen vorzugsweise als T. bezeichneten an der Küste Koromandel theilt und unter allen Völkern Dekans dasjenige ist, welches die von Nordindien her überkommene Bildung am eigenthümlichsten sich angeeignet und entwickelt hat. Die tamulische Sprache, deren Bau sehr einfach und grammatisch durchsichtig ist, zerfällt in eine höhere, in den Werken der Poesie angewendete (Sentamil), und eine niedere, dem gewöhnlichen Leben angehörige. Eine einheimische Grammatik, „Nan-nûl“ (d. i. gute Regel) betitelt, erschien zu Madras 1830. Außerdem behandelte beide tamulische Idiome grammatisch Beschi (Madras 1813; Pondichery 1843). Ein Wörterbuch gab Rottier (Madras 1830, 2 Bde.) heraus. Die tamulische Literatur, die in ihren ältesten Denkmälern bis ungefähr 1000 n. Chr. hinaufreicht, umfaßt ziemlich alle Zweige nordindischer Wissenschaft, hat aber besonders interessante gnomische Dichtungen aufzuweisen, worunter die Sprüche (kural) des Tiruvalluver (Madras 1830 u. öfter; zum Theil übersetzt von Cämmerer, Nürnberg 1803, Ellis, Madras 1817, Drew, das. 1840, Ariel, Paris 1852) hervorragen. Im Besitz einer sehr reichen Sammlung literarischer Denkmäler der T. ist die evangelisch-lutherische Missionsanstalt in Leipzig, deren Schätze Graul in der „Bibliotheca Tamulica“ (Bd. 1, Leipz. 1854) zu bearbeiten begonnen hat. Vergl. Graul, Reise nach Ostindien, Leipzig 1853 f.

Tamus, Pflanzengattung aus der Familie der Asparageen, mit der einzigen Art T. communis *L.*, schwarze Zaunrübe, einer in Südeuropa u. England einheimischen windenden Pflanze mit gestielten, herzförmigen, glatten Blättern, kleinen grünlichen Blüthen, rothen Beeren und scharfer Wurzel, die sonst als Radix Tami s. Bryoniae nigrae officinell war und als drastisches Mittel gebraucht wurde.

Tamworth, Stadt in den englischen Grafschaften Stafford und Warwick, durch die Tame geschieden, in sehr pittoresker Lage, hat Tuchweberei, Gerberei, Brauerei und 8000 Einw.

Tana (Tanaelf), Fluß in Norwegen, entsteht aus dem Zusammenfluß des Enaraelf und des Karesjoki, bildet im obern Lauf die Grenze zwischen dem russischen Finnland und dem norwegischen Finnmarkensamt, fließt in nordöstlicher Richtung und mündet in das nördliche Eismeer in den Tanafiord. Ihr Lauf beträgt 37 Meilen.

Tanacetum, Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, von deren Arten in Deutschland nur T. vulgare *L.*, Rainfarrn, an Flußufern, Acker- und Wegerändern ꝛc. wächst. Die Pflanze hat gefiederte, dunkelgrüne, glatte Blätter und in dichten Doldentrauben stehende goldgelbe, 2—4 Linien breite Scheibchen bildende Sammelblüthen. Alle Theile derselben, besonders die Blüthen, riechen beim Zerreiben stark aromatisch unangenehm, schmecken dem entsprechend und bitter; am bittersten die Samen. Durch Destillation gewinnt man aus Blättern und Blüthen ein gelbes, intensiv wie Rainfarrn riechendes ätherisches Oel, welches, sowie die Pflanze selbst, als kräftiges Anthelminticum officinell ist, jedoch weniger, als sie es verdient, angewendet wird.

Tanagra, Stadt in Böotien, am linken Ufer des Asopus auf einer steilen Anhöhe. Im Jahre 458 siegten hier die Athener über die Spartaner, worauf die Stadt 457 von jenen unter Myronides erobert und geschleift, später jedoch wieder hergestellt ward. Sie blühte noch zu Strabo's Zeiten.

Tanais, alter Name des Don.

Tanaquil, Gattin des Tarquinius Priscus (s. Tarquinius), aus einem vornehmen Geschlechte von Tarquinii stammend, erhielt nach ihrer Uebersiedelung nach Rom den römischen Namen Gaja Cäcilia. Sie zeichnete sich durch Klugheit und die Gabe der Wahrsagung aus, indem sie sowohl ihrem Gemahl, als auch ihrem Eidam Servius Tullius die Herrschaft voraussagte und ihnen sogar dazu verhalf.

Tanaro, Fluß im Königreich Sardinien, entspringt in der Provinz Mondovi in den Seealpen, fließt nordöstlich und mündet, nach einem 125 italienische Meilen langen Laufe, wovon 14 Meilen schiffbar sind, nordöstlich von Alessandria in den Po.

Tancred, 1) T. von Hauteville, normännischer Ritter im 11. Jahrhundert, zog mit seinen 12 Söhnen, unter denen der berühmte Robert Guiscard, auf Abenteuer aus, begab sich um 1036 zur See nach Unteritalien, trat in griechischen Sold, kämpfte gegen die Saracenen und erhielt dafür Apulien zu Lehn. Bald jedoch entzweite er sich mit den Griechen, bezwang sie 1041, machte sich das ganze neapolitanische Gebiet zinsbar und theilte es für seine 12 Söhne in 12 einzelne Grafschaften. Wahrscheinlich † er kurz nachher. Er ist Stammvater der Grafen und Herzöge von Apulien und der normannischen Könige von Neapel.

2) T., berühmter Kreuzfahrer, des Vorigen Enkel, von dessen Tochter Emma aus ihrer Ehe mit dem Markgrafen Otto dem Guten, begleitete 1096 seinen Vetter Bohemund von Tarent nach Palästina, landete aber zunächst mit ihm in Epirus, durchzog Macedonien und rettete das Heer bei den Nachstellungen der Griechen mehr als einmal vom Untergange. Als Bohemund dem griechischen Kaiser Alexis, um dessen Mißtrauen zu beschwichtigen, den Lehnseid schwur, trennte sich T. voller Unwillen vom Heere und ging allein nach Palästina, wo er mit Gottfried von Bouillon bald ein inniges Freundschaftsbündniß schloß. Durch hohe Tapferkeit zeichnete sich T. bei der

Belagerung von Nicäa aus und rettete in der Schlacht bei Dorylãum, in der sein Bruder fiel, das Kreuzheer vom Untergange. Nach Nicäa's Eroberung führte er den Vortrab des Heeres durch verödete, unbekannte Länder, machte während der Belagerung von Antiochia einen Streifzug nach Cilicien, bekam durch Vertrag die Stadt Tarsus, über deren Besitz er sich mit Balduin entzweite, in seine Gewalt und eroberte Menistra, welches Balduin ebenfalls in Anspruch nahm. Es kam darüber zwischen Beiden zu einer offenen Fehde, die jedoch mit einer Versöhnung endigte. Darauf zog T. vor Antiochia und zeichnete sich bei der langwierigen Belagerung dieser Stadt durch Umsicht u. Tapferkeit aus. Bei der Eroberung von Jerusalem am 19. Juli 1099 erstürmte er zuerst mit den Seinen die Mauern und pflanzte sein Panier auf der Moschee Omars auf. Bei den darauf folgenden Greuelscenen rettete er Tausende von Feinden, ward aber dafür von den Priestern als Feind der Religion angeklagt. Als der Sultan von Aegypten zur Wiedereroberung Jerusalems vordrang, schlug T. zuerst seinen Vortrab, eroberte in der Schlacht bei Askalon das ganze feindliche Lager, nahm Tiberias ein und belagerte Jaffa. Zur Belohnung erhielt er das Fürstenthum Tiberias. Nach dem Tode Gottfrieds von Bouillon suchte er die Wahl zum König von Jerusalem auf seinen Vetter Bohemund zu lenken und ward deshalb von Balduin, der die Krone erhielt, während er gegen den Emir von Damask zu Felde lag, als Empörer vorgeladen. T. achtete jedoch dessen nicht, zog vielmehr gegen die Saracenen, die inzwischen Bohemund gefangen genommen hatten, vertheidigte und verwaltete dessen Fürstenthum Antiochien und gab es ihm dann in blühendem Zustande zurück. Als Bohemund 1103 nach Europa zurückging, übernahm T. wiederum die Verwaltung des Fürstenthums und hielt sich unter den schwierigsten Verhältnissen in seiner Stellung. Wie er früher während Bohemunds Gefangenschaft Laodicea erobert hatte, so jetzt Artesia. Auch machte er einen Zug nach Mesopotamien und half 1109 Tripolis belagern und erobern. Darauf hielt er und Antiochia eine harte Belagerung durch die Saracenen aus. Mit Sehnsucht der Rückkehr Bohemunds, der inzwischen zu Salerno gestorben war, und der mit ihm zu erwartenden Verstärkungen harrend, hielt er fortwährend die Saracenen heldenmüthig zurück und zwang sogar den Sultan zur Rückkehr über den Euphrat. Dies war T.s letzte That, er † 1112 zu Antiochia. Vermählt war T. mit Cäcilia, einer natürlichen Tochter des Königs Philipp von Frankreich. Wenn schon T.s Ruhm in der Geschichte begründet ist, so ist derselbe doch ganz vorzüglich erhöht worden durch Tasso's „Befreites Jerusalem", in welcher Epopöe T. ganz als Held erscheint. Außerdem sind T.s Thaten geschildert worden in einem halb prosaischen, halb poetischen Buche: „Les gestes de Tancrède" von **Raoul von Caen**, und in M. Delabarre's „**Histoire de Tancrède**" (Paris 1822).

3) **König von Sicilien**, unehelicher Sohn des Herzogs Roger und Enkel des Königs Roger von Sicilien, ward nach Wilhelms des Gütigen Tode 1189 von den Sicilianern zum Könige gewählt und kämpfte mit Glück gegen Kaiser Heinrich VI., der als Gemahl Constantia's, der Tochter des Königs Robert I., von Wilhelm zum Erben des Thrones bestimmt war. Nach seinem Tode, 1194, konnte sich jedoch sein unmündiger Sohn Wilhelm III. nicht behaupten, sondern mußte Kaiser Friedrich II. als König anerkennen.

Tanfana (**Tamfana**), Göttin der Marser, hatte einen Tempel zwischen der Ems und Lippe, den Germanicus 14 n. Chr. zerstörte. Nach Andern führte der Hain und das Heiligthum selbst diesen Namen.

Tang, eigentlich Name einer Pflanzenfamilie aus der Klasse der Algen (s. d.), dann auch Gesammtname der letzteren.

Tangente (**Berührungslinie**), eine unbegrenzte Gerade, welche mit einer krummen Linie oder einem gewissen Stück einer solchen nur Einen Punkt, den Berührungspunkt, gemeinschaftlich hat und ganz auf einer Seite der krummen oder des betreffenden Stückes derselben liegt. Ist die krumme Linie von der Art, daß sie von einer Geraden nur in zwei Punkten geschnitten werden kann, wie dies bei den Kegelschnitten mit Einschluß des Kreises der Fall ist, so kann die ganze krumme Linie von einer Geraden nur in Einem Punkte berührt werden, und durch jeden Punkt der krummen gibt es auch nur Eine Berührende. An einen Punkt des Kreisumfanges zieht man eine Berührende, wenn man in demselben auf dem zugehörigen Halbmesser ein Loth errichtet; an einen Punkt der übrigen Kegelschnitte, wenn man durch denselben eine Parallele legt mit denjenigen (einander stets parallelen) Sehnen, welche von dem durch jenen Punkt gehenden Durchmesser halbirt werden. Krumme Linien höherer Ordnungen, welche von Geraden in mehr als zwei Punkten geschnitten werden können, wie die Spirale, können auch von einer Geraden in mehr als Einem Punkte berührt werden, wenn schon einzelne Theile derselben, wie bei der Spirale jeder Umlauf, nur einmal getroffen werden. Eine **krumme Berührende** ist eine solche, welche mit einer andern krummen Linie in einem gemeinschaftlichen Punkte eine u. dieselbe gerade Berührende hat. Eine Kurve kann natürlich in einem und demselben Punkte von unzähligen andern berührt werden. In der Trigonometrie bezeichnet T. eine der Winkelfunktionen. Zieht man nämlich nach einer Berührenden an den Kreis vom Kreismittelpunkte aus verschiedene Linien, so schneiden diese auf der Berührenden verschiedene Stücke ab, deren Länge von der Größe des Winkels abhängig ist, den diese Linien mit dem nach dem Berührungspunkte gezogenen Radius einschließen. Die absolute Zahl nun, welche das Verhältniß jener Stücke der Berührenden zum unveränderlichen Radius ausdrückt und aus der Messung derselben durch den Radius hervorgeht, heißt die T. des zugehörigen Winkels am Mittelpunkte oder des entsprechenden Bogens der Peripherie. Der ursprüngliche Begriff des Berührens ist hier ganz Nebensache geworden, da die Konstruktion stets auf rechtwinkelige Dreiecke führt u. folglich auch ohne Kreis dargestellt werden kann. Von den Eigenschaften dieser T.n in Beziehung

zu den Winkeln und den übrigen Winkelfunktionen handelt die Goniometrie. Die Logarithmen der T.n, welche gewöhnlich statt der T.n selbst in den trigonometrischen Tafeln stehen, nennt man auch künstliche T.n.

Tangentialkraft (Schwungkraft, Centrifugalkraft), die Kraft, welche bei der Centralbewegung den bewegten Körper an jedem Punkte der Bahn in der Richtung der Tangente fortzutreiben strebt. Sie wirkt der Centripetalkraft entgegen, welche den bewegten Körper immer nach einem festen Mittelpunkt zu ziehen strebt. Durch gleichzeitiges Einwirken dieser beiden Kräfte auf einen Körper wird dieser in eine Centralbewegung versetzt, die sich je nach dem Verhältniß der beiden Kräfte zu einander als Kreis oder als ein Kegelschnitt darstellen kann. S. Centralbewegung.

Tanger (Tandscha), feste Seestadt in der marokkanischen Provinz Hasbat, südwestlich von Ceuta, an der Meerenge von Gibraltar und am Eingange einer Bucht, östlich vom Kap Spartel, ist amphitheatralisch am Abhange eines kahlen Kalkgebirgs erbaut und hat alte Thürme u. flankirte Ringmauern mit Schießscharten. Die Straßen sind unregelmäßig, steil und sehr eng, niedrig und mit platten Dächern bedeckt. Die Hauptgebäude sind eine schöne große Moschee, ein Franciskanerkloster mit Kapelle, dem einzigen christlichen Gotteshaus im ganzen Reiche, mehre Synagogen und besonders die Häuser der fremden Agenten. Die Kasbah oder Citadelle wird durch 12 Geschützstücke vertheidigt. Die Gräben um die Stadtmauern her sind zu Gartenanlagen benutzt. Auf der Nordseite ist die Stadt durch unzugängliche Felsen gedeckt. Vor dem Landungsplatz beim Eingang zum Seethor sind die bedeutendsten Festungswerke angebracht; hier erheben sich 2 Reihen Batterien mit 60 Stücken groben Kalibers und 8 Mörsern. Außer diesen Werken zur Vertheidigung des Hafens sind noch 6 Batterien mit zusammen 40 Geschützen zur Abwehr feindlicher Schiffe vorhanden. Der Hafen ist klein, von geringer Tiefe und den ungemein heftigen Nordostwinden ausgesetzt. Die Rhede aber ist schön und geräumig und die beste an der ganzen marokkanischen Küste, doch versandet dieselbe gegen Süden von Jahr zu Jahr mehr. Auch auf der Küste wälzen die Wogen ohne Unterlaß Sand, so daß die Ruinen des alten Tingis, der ehemaligen Hauptstadt des tingitanischen Mauritaniens, schon fast verschwunden sind und auch der Fluß Abir, der noch im Mittelalter von maurischen und portugiesischen Galeeren befahren wurde, so versandet ist, daß er kaum noch von Fischerkähnen befahren werden kann. Die Einwohner, deren Zahl zu etwa 6000 angegeben wird, sind arm und treiben nur geringen Handel. Es befinden sich darunter etwa 100 Christen, meist Kaufleute und Angehörige der hier wohnenden Konsuln. Die Engländer zu Gibraltar beziehen von T. und Tetuan ihren Bedarf an Schlachtvieh, Gemüse und Früchten. T. ist sehr alt und hieß bei den Römern Tingis und ward unter Kaiser Claudius römische Kolonie u. Hauptstadt der Provinz Tingitana oder des westlichen Mauritaniens. Schon damals war die Stadt als ein Hauptplatz an der nordafrikanischen Küste von Bedeutung. Von den Westgothen im 5. Jahrhundert den Römern abgenommen, kam es im 8. Jahrhundert an die Araber. Die Portugiesen griffen es 1437 an, brachten es aber erst 1471 in ihre Gewalt. Im Jahre 1662 ward es als Brautschatz der portugiesischen Infantin bei deren Vermählung mit Karl II. von England an letzteres abgetreten, das jedoch keinen Nutzen daraus ziehen konnte, weil es zu jener Zeit noch nicht Herr von Gibraltar war. Nachdem die Engländer wegen der kostspieligen Unterhaltung es 1684 geschleift hatten und wieder abgezogen waren, nahmen es die Mauren wieder in Besitz und befestigten es zum Theil von Neuem. Im Jahre 1790 ward es von einer spanischen, am 6. Aug. 1844 von einer französischen Flotte unter dem Prinzen von Joinville bombardirt, worauf am 10. Nov. daselbst der Friede zwischen Frankreich und Marokko abgeschlossen ward.

Tangermünde, Stadt in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Magdeburg, Kreis Stendal, am Einflusse der Tanger in die Elbe, hat Mauern mit 3 alterthümlichen Thoren, 2 Vorstädte, ein vormaliges Schloß, jetziges Amthaus, auf einer Anhöhe des steilen Elbufers, öfters Residenz brandenburgischer Markgrafen, ein gothisches Rathhaus, 2 Hospitäler, ein Steuer- und Domänenamt u. 4600 Einw., welche Ackerbau, Viehzucht, Fischerei, Schrotgießerei, Zuckersiederei, Oelmühlen, Drahtsiebfabrikation, Bierbrauerei, Schiffbau, Schifffahrt und Kornhandel betreiben. In der Nähe die Tangerhütte, ein Eisenwerk, welches gute Gußwaaren liefert. Am 1. Juli 1631 ward die Stadt von Gustav Adolf erobert und am 20. Okt. 1806 hatten hier die retirirenden Preußen Gefechte mit den Franzosen zu bestehen.

Tanhäuser, nach einer alten deutschen Volkssage, welche durch einen Minnesänger weiter ausgebildet worden ist, ein Ritter aus den Rheinlanden, zog in Begleitung eines Dienstmannes seines Vaters, des getreuen Eckard, nach Osten auf Abenteuer aus. Als er in die Gegend des Hörselberges bei Eisenach gekommen, hörte er ein zauberisches Getön. Den wunderbaren Klängen trotz aller Abmahnungen seines Begleiters folgend, gerieth er in die Mitte tanzender Jungfrauen, die ihn an ein offenes, hohes Felsenthor führten. Im Innern desselben erblickte er die Frau Venus in all ihrem unendlichen Liebreitze auf hohem Throne, den Sängergott Apollo, von den Musen umgeben, außerdem Grazien und Nymphen, Gnomen und Salamander, überhaupt das ganze heidnische Götterthum mit seinem ganzen Sinnenzauber. Gelockt von all diesen Reizen, ging er in den Berg, wo Venus ihn als Gemahl empfing. Gleich darauf schloß sich der Berg wieder, und der getreue Eckard blieb an der Stelle, wo das Felsenthor gewesen war, stehen, Viele warnend, sich der gefährlichen Stelle zu nahen. Als nach einigen Monaten eisenacher Kinder in dieser Gegend spielten, gesellte sich ein Knabe von unendlicher Anmuth zu ihnen und lockte sie, da der getreue Eckard sich nicht zeigte, nach und nach bis zum Felsenthore, wo Frau Venus sie freundlich herbeirief und in den Ge-

wölben sich zu ergehen aufforderte. Der Anblick dieser Kinder rüttelte T.s Gewissen auf. Er beschwor Frau Venus, ihn zu entlassen, damit er wegen seines Abfalles von Gott vom Papste Verzeihung erflehen könne. Die Göttin, die indessen nichts als ein Teufelsspuk war, willigte endlich ein, unter der Bedingung, daß T. zurückkehre, wenn der Papst ihm die Vergebung versage, und daß die Kinder als Pfand für sein Wort bis dahin zurückbleiben sollten. T. wallfahrtete nun nach Rom und warf sich reuevoll dem Papst Urban zu Füßen; dieser aber wandte sich voll Abscheu von ihm und sagte endlich nach T.s wiederholtem Flehen, wenn der dürre Stab, den er in der Hand hielt, binnen 3 Monaten grüne und blühe, solle ihm verziehen seyn. T. kehrte darauf betrübt in den Venusberg zurück und muß daselbst gebannt weilen bis zum jüngsten Tag; der getreue Eckard aber hält vor dem Berge Wache, Jedermann mit T.s Schicksal warnend vor den Zauberklängen, die sich noch immer von Zeit zu Zeit hören lassen. Nach andern Traditionen fing der Stab nach Jahren einmal zu grünen an. Sofort schritt der getreue Eckard gegen den Berg, seinem Herrn dies Gnadenzeichen zu verkünden. Die Felsenthore öffneten sich vor dem blühenden Stabe, und Eckard ging hinein, um mit seinem Herrn den jüngsten Tag zu erwarten. Uebrigens gibt es auch noch andere Modifikationen dieser Sage. Das noch im Entlibuch erhaltene, einst in Deutschland weit verbreitete Volkslied vom T. findet sich am besten in Uhlands „Alten hoch- u. niederdeutschen Volksliedern" (Stuttgart 1845). Tieck im „Phantasus" (1. Bd., Berlin 1812) und Duller in Dörings „Phantasiegemälden" haben die Sage zu anziehenden Erzählungen, Richard Wagner zu einer romantischen Oper verarbeitet. Vgl. Gräße, Die Sage vom Ritter T., Dresden 1846.

Tanhuser (Tanhäuser, Thannhäuser), Minnesänger um 1165, zum adeligen Geschlechte der Freiherren von Thannhausen in Salzburg und Bayern gehörend, aus seinen Klagen über Armuth und lieblose Härte zu schließen, wahrscheinlich ein nachgeborner und von seinen Verwandten vernachlässigter Sprößling, unternahm mehre Reisen u. schloß sich wahrscheinlich auch einem Kreuzzuge an. Seine Gedichte, hauptsächlich die Freuden des Maies, des Tanzes und die Gunst schöner Frauen besingend, zeichneten sich durch vorzügliche Munterkeit, nicht aber durch großen Geschmack aus. Namentlich verdarb er die poetische Diktion durch die von ihm weiter als von seinen Zeitgenossen getriebene französirende Sprachmengerei. Seine Gedichte finden sich theils im 2. Theile der „Minnesinger" von Hagen (Leipzig 1838), theils im 6. Bande von Haupts „Zeitschrift für deutsches Alterthum" (das. 1848).

Tanjore (Tandschore), Distrikt in der britisch-vorderindischen Präsidentschaft Madras, Provinz Karnatik, umfaßt das überaus fruchtbare Delta des Cavery und zählt auf 213¹/₄ □Meilen 1,000,000 (nach Andern 500,000) Einw., meist Hindu's, welche die tamulische Sprache reden und sich mit Landbau und Weberei beschäftigen. Das Klima ist im Allgemeinen gesund. Die Fruchtbarkeit ist besonders durch die regelmäßig eintretenden Ueberschwemmungen bedingt. Das alte Brahmanenwesen besteht hier noch in seinem vollen Glanze. In jedem Dorfe findet man Pagoden, welche die Hindutempel am Ganges und Indus an Großartigkeit, pittoreskem Effekt und reicher Skulptur noch übertreffen sollen. In diesem Distrikte, der früher einen eigenen Nabob hatte, aber seit 1799 unter britischer Hoheit steht, leben auch viele Christen. Die gleichnamige Hauptstadt, nahe am größten Arme des Cavery gelegen, ist Sitz altindischer Gelehrsamkeit, Residenz eines Radscha aus einem Fürstenhause der Mahratten, hat 2 Forts, einen prachtvollen Palast, eine Missionsstation, mehre Schulen, protestantische Kirchen, ein Waisenhaus und andere Wohlthätigkeitsanstalten, Handel und 30,000 Einw. Unter zahlreichen andern Pagoden ist die von T., ein sehr großer und reich verzierter Pyramidentempel, der schönste Indiens. In der Nähe von T. sammelt man im aufgeschwemmten Boden schöne Bergkrystalle von weißer, gelber, violeter und brauner Farbe, die in T. geschnitten und verhandelt werden.

Tann, Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Unterfranken und Aschaffenburg, rechts an der Ulster, ist Sitz eines Herrschaftsgerichts, hat 3 Schlösser, eine lutherische Kirche, Bürgerschule, ein Armenhaus, Obstbau, Zeug- und Leinweberei, Walk-, Oel-, Schneide- und Mahlmühlen u. 1360 Einw.

Tanna, 1) Stadt in der reußischen Herrschaft Schleiz, südöstlich von Schleiz, an der Wetterau, mit Torflager, Handel mit Rindvieh und 1500 Einw. — 2) Stadt in der britisch-vorderindischen Präsidentschaft Bombay, Provinz Aurengabad, auf der Ostküste der Insel Salsette, ehemalige Hauptstadt derselben, mit Missionsstation, Missionsschulen und 60,000 Einw. — 3) Australische Insel, eine der neuen Hebriden, etwa 24 □Meilen groß, wird von einer Kette hoher, zum Theil vulkanischer Berge durchzogen und hat angenehmes Klima, gute Bewässerung, viel Holz und etwa 20,000 Einw.

Tannahill, Robert, schottischer Dichter, geboren den 3. Juni 1774 zu Paisley, erlernte das Handwerk seines Vaters, die Weberei, verbesserte durch Fleiß seine sehr dürftige Schulbildung und zeichnete sich bei seinen poetischen Anlagen bald als Liederdichter in schottischer Mundart aus. Durch seines Freundes R. A. Smith Kompositionen wurden seine Lieder, die sich namentlich durch ihre Naturschilderungen auszeichnen, bald volksthümlich. Erst 1807 jedoch ließ er sich bewegen, ein Bändchen „Poems and songs" herauszugeben. Mancherlei Unannehmlichkeiten machten ihn bald nachher schwermüthig; in Folge einer abschlägigen Antwort des Buchhändlers Constable, dem er die zweite Auflage derselben angeboten, verfiel er in Wahnsinn, und in diesem nahm er sich den 17. Mai 1810 selbst das Leben. Ins Deutsche übersetzt sind seine Lieder von Heintze im 2. Bande des „Caledon" und theilweise von Fiedler im 2. Bande der „Schottischen Liederdichtung". Eine Sammlung seiner Werke nebst Biographie erschien Glasgow 1838, neue Auflage 1851.

Tanne (Fichte), Unterabtheilung der Koni-

ferengattung Pinus, welche alle diejenigen Arten begreift, die sich durch kürzere, einzeln oder kammförmig stehende Blätter (Nadeln) und große cylindrische aufrechte oder hängende Zapfen von ihren Gattungsverwandten (s. **Kiefer** und **Lärchenbaum**) unterscheiden, und ebenfalls wichtige Forstpflanzen enthält. Die **gemeine Fichte** oder **Rothtanne** (Pinus Abies *L.*, P. excelsa *Lam.*, P. picea *Duroi*, **Harzfichte**, **Pechtanne**), unter den deutschen Nadelholzarten die gemeinste und wichtigste, wird 160—180 Fuß hoch, an 6 Fuß im Durchmesser stark und über 200 Jahre alt und ist mit ihren stufenweise sich verkürzenden, fast rechtwinkelig vom Stamme abstehenden Astquirlen und ihrem konisch auslaufenden Schafte einer unserer schönsten Waldbäume. Die Rinde ist röthlich, im Alter grauröthlich und hat wegen der kleinen, an der Unterseite abgelösten Schuppen, womit sie besetzt ist, ein sehr rauhes Ansehen. Die Wurzel breitet sich weit aus, bringt aber, da die Pfahlwurzel fehlt, nicht viel über 2 Fuß in die Erde ein. Das Holz ist weich, grob-langfaserig, elastisch, gelblichweiß, etwas ströthlich gestreift, wenn es auf Bergen trocken gewachsen ist, röthlich und mit feinen Jahrringen, wenn in niedriger Lage und gutem Boden gewachsen, weißer und mit gröberen Jahreringen. Die Nadeln sind $\frac{1}{2}$—$\frac{3}{4}$ Zoll lang, steif, zusammengedrückt, fast vierkantig, hellgrün, an der kurzen Stachelspitze gelblich, an kurzem Stiele wechselsweise od. spiralförmig um den Zweig herumstehend, die auf der unteren Seite nach beiden Seiten gebogen und fest anliegend. Sie dauern 5—6 Jahre. Die Blüthen erscheinen Ende Mai; die männlichen bilden an den Enden der Zweige gelbliche Kätzchen, unten mit geschupptem Kelch und zweifächerigen Antheren; die weiblichen braunrothe, aufrechtstehende Zapfen, die sehr schnell wachsen, sich abwärts senken, im Oktober reif und dann als vollkommene Fichtenzapfen, 5—6 Zoll lang, $1\frac{1}{2}$ Zoll dick, walzenförmig oder eigentlich eirund, oben spitz zulaufend, rostbraun od. rostgelb sind. Die Schuppen sind rundlich-eiförmig, an der Spitze abgeschnitten, zugeschärft und gezähnelt. Hinter jeder sitzen zwei Samenkörner, welche schief-herzförmig, schwarzbraun und mit stumpf-eirunden, gelbgrauen, fast durchsichtigen Flügeln versehen sind. Sie werden im Mai des folgenden Frühjahrs, wenn Wärme und Regen die Zapfen aufsprengen, durch den Wind 100—200 Fuß weit umhergestreut, worauf sich die Zapfen wieder schließen und nach u. nach abfallen. Die Rothtanne findet sich in den Gebirgen Mittel- u. Nordeuropa's, sowie Nordasiens bis zum 60.° nördl. Br., fehlt aber in südlichen und warmen Ländern ganz. Sie liebt einen nicht zu feuchten und nicht zu trockenen, steinigen, kiesigen, sandigen, guten Boden, wie er sich in gebirgigen Gegenden zu finden pflegt. In feuchtem, mit zu viel Dammerde gemengtem Boden wächst sie in der Jugend zwar rasch empor, so daß sie in 40 Jahren ein Baum von 70—80 Fuß Höhe und $1\frac{1}{2}$ Fuß Durchmesser wird, stirbt aber bald in Folge der Rothfäule ab. Da alle 5—7 Jahre ein reichliches Samenjahr einzutreten pflegt, so verjüngen sich die Fichtenwaldungen von selbst; außerdem wird dies durch Aussaat bewirkt. Pflanzen erzieht man in Baumschulen, die in der Nähe der zur Anpflanzung bestimmten Plätze angelegt werden. Der Samen keimt in 4—5 Wochen gewöhnlich in 9 strahlenförmig gestellten Samennadeln, in deren Mitte ein $\frac{1}{2}$ Zoll hoher Trieb von vielen kleinen Nadeln hervorkommt, der im 2. Jahre größer wird, worauf im 3. ein oder zwei Nebenästchen erscheinen, im 4. und 5. aber die Zweige sich schon quirlförmig um das Stämmchen herumstellen. Sind diese 6—8 Zoll hoch, so lassen sie sich am leichtesten versetzen. Man kann aber auch noch Pflänzlinge von 1—$1\frac{1}{2}$ F. u. höher versetzen, die dann 3—4 Fuß weit von einander in Verband zu stehen kommen. Im ersten und zweiten Jahre sehen diese gewöhnlich gelblich aus und wachsen nicht, später aber übertreffen sie oft die Saatpflanzen im Wachsthum. Die Hauptfeinde der Tannenwaldungen sind die Raupe des Fichtenspinners (Nonnenraupe, Phalaena bombyx monacha *L.*, Liparis monacha *L.*), welche die Nadeln abfrißt, und der gemeine Borkenkäfer (Bostrichus typographus), welcher, wie auch die Larve, die Safthaut zerstört und dadurch die sogenannte Wurmtrockniß verursacht. Auch Eichhörnchen, Kernbeißer und Kreuzschnäbel thun im Winter Schaden, indem sie die vorderen Reiser der Fichten, woran sich männliche Blüthenknospen befinden, abreißen, um dann diese auszufressen. Hauptkrankheit der Fichte ist die Rothfäule, welche durch zu feuchten und fetten Boden veranlaßt wird. Ausflüsse des Harzes verursachen manchmal Auszehrung, ebenso Sturmwinde, indem sie die Wurzeln lösen. Je nach dem Bedürfnisse haut man die Fichtenwaldungen im 70.—80. Jahre zu Brenn- und Kohlholz, im 100. zu Bauholz und im 120. zu Bloch- und Floßstämmen ab. Die Fichte liefert das gewöhnlichste Brenn-, Bau- und Nutzholz. An Bergen gewachsen ist dasselbe fester und dauerhafter, als das von Ebenen und Gründen, welches leicht schwammig wird und bald fault. Als Brennholz verhält es sich zum rothbuchenen wie 706 zu 1000, verkohlt wie 735 zu 1000. Ein Kubikfuß Fichtenholz wiegt frisch $57\frac{1}{2}$ Pfund, halb trocken 44 Pfund, ganz trocken $31\frac{1}{8}$ Pfund. Das specifische Gewicht ist grün 0,85, dürr 0.45. Die Tragkraft verhält sich zu der des Eichenholzes wie 60 oder 83 zu 100. Die verschiedenen Resultate der Heizkraft sind im Verhältniß zum Holze der Rothbuche wie 31, 71 und 78 zu 100. Die Rinde ist ein gewöhnliches Gerbmittel; auch benutzt man sie als Dachdeckung für kleine Häuser, Schoppen rc. In Schweden und Norwegen genießen die armen Leute die markige süße Splintlage. Das Harz gibt Pech, Kienruß und Terpentin, wie das der Kiefer (s. d.). Das freiwillig ausfließende und zu kleinen Körnern erhärtete ist der gemeine **Weihrauch** oder **Walbrauch** (Olibanum s. Thus sylvestre s. vulgare). Aus den jungen Zapfen läßt sich Oel gewinnen. Die jungen Sprossen haben einen harzigen, nicht unangenehmen Geruch und harzig-bitteren Geschmack und werden in Abkochung bei Schwäche der Verdauung, Wassersucht, Rheumatismen, veralteten syphilitischen Uebeln innerlich und äußerlich, sowie zu Bädern (**Fichtennadelbädern**, s. Bad) angewandt. Die Ausdünstung der Fichtenwal-

bungen soll Lungensüchtigen sehr heilsam seyn. Die weiße Fichte (P. alba *Ait.*, P. canadensis *Duroi*, Sprucetanne) ist von gleichem Wuchs und gleicher Stärke wie die vorige u. hat gelblichweißes, lang=feinfaseriges, festes, zähes, harziges, baurhaftes Holz. Die bläulichgrünen Nadeln sind $^3/_4$ Zoll lang, stumpfspitzig, auf beiden Seiten mit einer erhabenen Rippe versehen, daher vierseitig, dicht um den Zweig herumstehend. Die Zapfen reifen im September und sind dann 2—3 Zoll lang, $^3/_4$—1 Zoll dick, eirund, an beiden Enden zugespitzt, glatt, gelbbraun und locker, mit verkehrt=eirunden, glattrandigen Schuppen besetzt, zwischen denen 2 kleine, ovale, auf einer Seite gedrückte, mit länglich=eirunden, gelblichen Flügeln versehene, schwarze Samenkörner befindlich sind. Der Baum wächst in Nordamerika, besonders in Canada und verträgt ein weit kälteres Klima und schlechteren Boden, als unsere Fichte, daher er sich zur Kultur empfiehlt. Die Balsamtanne (P. balsamea *L.*, Abies balsamifera *Michx.*, Balsam=, Gummifichte) zeichnet sich durch schnelles Wachsthum aus, erreicht die Höhe und Stärke der Weißtanne und ein Alter von 150—200 Jahren. Die Rinde ist aschgrau, glatt, nur an alten Stämmen etwas schuppenförmig aufgesprungen; das Holz weiß, fein= und langfaserig, ziemlich fest, elastisch u. harzig. Die Pfahlwurzel geht 3—4 Fuß in den Boden und treibt starke Nebenwurzeln. Diese Art gleicht unserer Weißtanne, unterscheidet sich aber von dieser durch den balsamischen Geruch, die kugeligen, dicht im Zirkel zusammengestellten, glänzend rothbraunen, gewöhnlich mit bläulichem Harz überzogenen Knospen und durch die drei= oder vierreihig dicht um den Zweig herumstehenden Nadeln. Die Zapfen sind cylindrisch, nach der Spitze zu verdünnt, 2—3 Zoll lang und 1—$1^1/_2$ Zoll dick, aufrecht stehend, oben mit fast gerade abgeschnittenen, unten mit schmalen, langgespitzten Schuppen besetzt, welche, sobald im September oder Oktober der blaubräunliche, glänzende, eckige, weiß geflügelte Samen reif ist, nach und nach abfallen, so daß die Axe des Zapfens, wie bei der Weißtanne, auf den Zweigen stehen bleibt. Der Baum wächst in Nordamerika bis Canada, dauert auch bei uns gut aus und nimmt mit schlechterem Boden vorlieb, als die Weißtanne. Aus den auf der Rinde befindlichen Beulen fließt nach einem Einschnitt ein wohlriechender Terpentin (canadischer Balsam), welcher als Heilmittel gegen Wunden gebraucht wird. Die canadische T. (P. canadensis *L.*, Abies canadensis *Poir.*, Schierlings=, Hemlockstanne) zeichnet sich durch den hängenden Wuchs der keine regelmäßigen Quirle bildenden Jahreszweige, durch die aus Wülsten entstehenden ungleichen Nebenzweige und die einzeln=stehenden Nadeln aus. Sie wird 50—60, auch wohl 80—100 Fuß hoch u. 2—3 Fuß stark und hat fein=langfaseriges, hartes, zähes, weißliches, wenig harziges Holz. Die Nadeln sind $^1/_2$—$^3/_4$ Zoll lang, lineal, etwas breit gedrückt, stumpf zugespitzt, auf der Oberfläche dunkelgrün, auf der Unterfläche mit einer etwas erhabenen Mittelrippe u. mit zwei bläulichen Längsstreifen; die Zapfen 1 Zoll lang, $^1/_2$ Zoll dick, oval, mit dicken, abgerundeten, hohlen Schuppen besetzt, hinter denen zwei kleine, länglich=eiförmige, eckige, hellbraune, schmal geflügelte Samenkörner sitzen. Sie wächst ebenfalls in Nordamerika bis Canada und ist in Deutschland gegen den härtesten Winter unempfindlich. Durch Gährung und Abkochung der jungen Zweige mit Ahornzucker bereitet man in Amerika das Tannenbier (spruce-beer). Die Weiß= oder Edeltanne (P. picea *L.*, P. Abies *Duroi*, Abies vulgaris *Poir.*, Picea vulgaris *Link*, gemeine T., Silbertanne) ist der höchste, stärkste und dauerhafteste unserer Nadelholzbäume, indem sie bis gegen 200 Fuß hoch, 6—8 Fuß im Durchmesser stark und 200, ja gegen 300 Jahre alt wird. Nach Forstbüchern haben einzelne solcher T.n 20—28 Klaftern Holz gegeben. Sie ästet sich hoch hinauf rein aus, treibt aber meist keine so pyramidenförmige Krone wie die Rothtanne, sondern mehr eine walzenförmige, oben stumpf zugespitzte. Die Pfahlwurzel und Seitenwurzeln dringen 4 Fuß und tiefer in den Boden ein, daher der Baum den Stürmen weit mehr trotzt, als die Rothtanne. Die Rinde ist dunkelbraun mit weißgrauem Ueberzug, springt unten am alten Stamme blätterig auf, bleibt aber 40—50 Jahre lang glatt. Das Holz ist weiß, lang=feinfaserig, leicht und elastisch, nicht sehr harzreich. Die Nadeln stehen an den Zweigen zweireihig oder kammförmig, doch auf jeder Seite neben und hinter einander zu zwei, sind an der Einfügung etwas gedreht und dünner, dann lineal, dreitgedrückt, an der Spitze ausgeschweift, auf der Oberfläche mit einer tiefen Furche versehen und glänzend dunkelgrün, auf der Unterfläche heller, mit 3 etwas erhabenen Streifen, die zwischen sich zwei bläulichweiße Striche haben, versehen und 1 Zoll oder etwas darunter oder darüber lang. Die Blüthen erscheinen im Mai; die männlichen stehen als kleine, $^3/_4$ Zoll lange, eirunde, in der Mitte durch eine Furche getheilte Kätzchen unten und vorn an den Zweigen, haben kleine rothe zurückgebogene Schuppen, woran inwendig kammartige Staubbeutel sitzen; die weiblichen bilden 1 Zoll lange, eirunde, braunrothe Zäpfchen mit herzförmigen Schuppen und hinter ihnen stehenden spitzigen Deckblättchen, die auch noch an den 6—8 Zoll langen, aufrecht stehenden, cylindrischen, nach der Spitze zu etwas verdünnten Zapfen sichtbar sind und diese doppelschuppig erscheinen lassen. Ende September oder Anfangs Oktober haben die gewöhnlich auf der Sommerseite braunen, auf der Winterseite olivengrünen Zapfen reifen Samen und lassen mit demselben die dreieckigen, oben abgerundeten Schuppen fallen, so daß die Spindeln derselben wie dürre Reiser auf den Zweigen stehen bleiben. Die zu zwei hinter jeder Schuppe sitzenden Samenkörner sind groß, fast dreieckig oder keilförmig, zusammengedrückt, glänzend kaffeebraun und mit breiten, oben schief abgeschnittenen, rostgelben, brüchigen Flügeln versehen. Sie sind voll balsamischen Harzsaftes, halten sich nicht lange und müssen daher längstens bis nächstes Frühjahr ausgesäet werden. Die Edeltanne wächst in den Ländern Mitteleuropa's auf fast allen Gebirgen, aber nicht über 58° nördl. Br. hinaus, ist aber bei weitem nicht so allgemein verbreitet, als die Fichte und Kiefer. Wenn diese

Nadelholzart in manchen Gegenden Deutschlands ganz ausgeht und an deren Stelle Fichten wachsen, so liegt der Grund davon darin, daß man die Schläge, wie die der Kiefern und Fichten, rein abtreibt, während früher die allgemein betriebene Plänterwirthschaft die Vermehrung derselben begünstigte. Im Freien läßt sich die Aussaat selten anwenden. Auch die Pflanzungen mit 5—8jährigen Pflänzlingen, die in Samenschulen erzogen werden, wollen nicht immer anschlagen, namentlich auf Blößen. Der Samen keimt mit einem $1^{1}/_{2}$ Zoll hohen rothen Stämmchen und 5, seltener 6 sternförmig ausgebreiteten Samennadeln, zwischen denen sich 5 kleinere Keimnadeln einfügen. Feinde sind die erwähnte Nonnenraupe und die des Nadelwicklers (Phalaena Tortrix piceana); doch wird die Edeltanne bei weitem nicht so sehr von Insekten heimgesucht, wie die Rothtanne. Auf zu gutem Boden geht der Baum ebenfalls an der Rothfäule, auf zu magerem aber an der Auszehrung oder einem schwarzen, rußigen Ausschlag zu Grunde. Der Abtrieb wird je nach der Verwendungsart zu Brenn- oder Kohl- oder Bau- oder Nutzholz vom 100—150., ja bis 180. Jahre, in welchem Alter der Baum in Franken Mastbäume liefert, vorgenommen. Während das Holz ausgewachsen, also etwa 120 Jahre alt, ein besseres Bauholz abgibt, als die Fichte und Kiefer, steht es jung wegen starken Schwindens und der Geneigtheit zur Fäulniß jenem nach. In Ermangelung von Eichenholz wird es auch zu Wellen in Mühl- und Hammerwerken gebraucht. Besonders aber eignet es sich zu Schnitzwaaren, Schachteln, Siebrändern, Spielwaaren &c. Als Brenn- und Kohlholz steht es dem Fichtenholz nach. In ersterer Hinsicht verhält es sich zum Buchenholz wie 697 zu 1000, in letzterer wie 704 zu 1000. Ein Kubikfuß wiegt frisch 59 Pfund, halb trocken 48 Pfund, ganz trocken $36^{2}/_{3}$ Pfund. Das specifische Gewicht des grünen Holzes ist 0,91, des dürren 0,51. Die Tragkraft verhält sich zu der des Eichenholzes wie 76 oder 88 zu 100; die Heizkraft zu der des Buchenholzes wie 33 oder 70 zu 100. Das Weißtannenholz gibt mehr Asche und Potasche, als das Fichtenholz, aber etwas weniger, als das Lärchen- u. Kiefernholz. Aus den Blasen und Beulen an der Rinde wird durch Einschneiden wohlriechender **Terpentin**, aus den um Johanni gebrochenen jungen, zerhackten und mit Wasser gekochten Zapfen **Terpentinöl**, aus den Samen ein anderes wohlriechendes balsamisches Oel gewonnen. In heißen Sommertagen finden Bienen auf den mit Honigthau bedeckten Nadeln reichliche Nahrung.

Tannin, s. v. a. Gerbstoff; s. **Gerbsäuren**.

Tannroda, Stadt im sachsen-weimarischen Kreis Weimar, Amt Berka, an der Ilm, mit großherzoglichem Schlosse, Kammergut, Pulvermühle und 910 Einw.

Tanßimat (**Tanzimat**, Pluralform des arabischen tansim), s. v. a. Anordnungen im Allgemeinen; im Besondern die auf den Hattischerif (s. d.) von Gülhane sich gründenden organischen Gesetze, welche als Norm für die Regierung des türkischen Reichs vom Sultan Abd-ul-Medschid 1844 publicirt worden sind. Sie betreffen das Reichsbehördenwesen, die Administration und Finanzverwaltung, die Justiz und die Armee, insbesondere auch die Stellung der christlichen Unterthanen der Pforte, wurden aber nur hinsichtlich des Heeres mit einigem Ernste durchgeführt. In Folge der Reformverpflichtungen, welche die Pforte beim letzten Kriege mit Rußland ihren europäischen Bundesgenossen gegenüber eingehen mußte, erließ der Sultan am 7. Sept. 1854 eine neue Verordnung, in welcher nicht allein die vollständige Durchführung der T. befohlen, sondern zu diesem Behufe auch eine besondere Kommission niedergesetzt ward. S. **Türkisches Reich**.

Tantah (**Tanta**), Stadt in Unterägypten, in der Mitte des Nildelta's, ist gut gebaut, hat steinerne Häuser, ein prächtiges Grab des wunderthätigen Heiligen Scheikh Ahmed el Bedawi, zu dem stark gewallfahrtet wird, und 10,000 Einw.

Tantal (**Tantalium**, **Columbium**), ein Schwermetall, 1801 von Hatschett, der es Columbium nannte, in einem amerikanischen Erze entdeckt, 1802 von Ekeberg in 2 nordischen Mineralien gefunden und von diesem Tantalum genannt, findet sich nur sehr spärlich in der Natur, und zwar als Tantalsäure, verbunden mit Kalk, Yttererde, Eisen- und Manganoxydul, Uranoxyd und Wolframsäure, als Tantalit und Yttrotantalit. Berzelius stellte es 1824 zuerst dar, indem er Tantalfluorkalium mit Kalium erhitzte, wodurch das Metall bei anfangender Glühhitze unter Feuererscheinung reducirt wurde. So dargestellt, ist es ein schwarzes Pulver, das unter dem Polirstahl stahlgrau wird und in dieser Form die Elektricität nicht leitet, während es, in Form sehr dünner Blättchen erhalten, ein eben so guter Leiter der Elektricität ist, als irgend ein anderes Metall. In Säuren, wie Königswasser und koncentrirter Schwefelsäure, löst es sich auch in der Hitze fast gar nicht, dagegen leicht in Flußsäure. Wenn es an der Luft erhitzt wird, entzündet es sich und verbrennt zu Tantalsäure. Das T. findet weder officinelle, noch technische Anwendung.

Tantalus, mythischer König von Sipylus in Phrygien, Sohn des Zeus, Vater des Pelops, u. der Niobe, Großvater des Atreus und Thyestes, durfte als Liebling des Zeus zuweilen an den Göttermahlen Theil nehmen. Dadurch übermüthig geworden, lud er selbst die Götter ein und setzte ihnen, um ihre Allwissenheit zu prüfen, das Fleisch seines eigenen Sohnes Pelops, den er geschlachtet hatte, vor. Zur Strafe für diesen Frevel stürzten ihn die Götter in die Unterwelt, und hier mußte er fortwährend den qualvollsten Hunger und Durst leiden. Er stand in einem Teiche, und hohe Bäume ihre fruchtbeladenen Zweige über ihn niederneigten; aber so oft er davon pflücken oder aus dem Teiche trinken wollte, wichen Früchte u. Wasser zurück. Nach Andern soll er des Zeus geheime Rathschlüsse ausgeplaudert, oder Nektar und Ambrosia vom Göttertische entwendet, oder einen Meineid geschworen haben. Eben so wird seine Strafe anders erzählt: ein Steinblock hängt drohend über seinem Haupte, während er selbst in der Luft schwebt.

Tante (v. Franz.), Verwandtschaftsbezeichnung für die Schwester des Vaters oder der Mutter; die Gattin des Vaters- oder Mutterbruders. So ähnlich **Großtante**, Schwester des Großvaters

oder der Großmutter, oder Gattin des Großonkels.

Tantième, Antheil an dem Gewinne irgend eines Unternehmens, der Jemandem für seine Betheiligung dabei bestimmt wird; daher Tantièmevorstellungen beim Theater solche, von deren Einnahme ein festgesetzter Theil dem Dichter überwiesen wird.

Tanz, der Ausdruck eines innern Zustandes durch wechselnde Bewegung des Körpers überhaupt und insbesondere der Füße nach einer gewissen Ordnung, einem Rhythmus. Das Tanzen wird zur schönen Kunst (Tanzkunst), wenn der Darstellung die Fertigkeit, Biegsamkeit und Grazie und der wohlgefällige Rhythmus in der Anordnung und dem Wechsel der Bewegungen nicht fehlen, die nothwendig sind, um die verschiedensten Gefühlszustände, Stimmungen, Situationen in möglichst vollendeter Form mit Freiheit zur Anschauung zu bringen. Die Tanzkunst gehört demnach unter die mimischen Künste; wie aber bei der Pantomime die Bewegungen der Füße untergeordnet sind den Bewegungen und Geberden des übrigen Körpers, so finden im T. umgekehrt die Bewegungen der Füße gewissermaßen eine Begleitung (Akkompagnement) in den Bewegungen des übrigen Körpers. Als mimische Kunst, die zugleich einen ausgeprägten Rhythmus in sich vereinigt, steht die Tanzkunst wie unter den Gesetzen der Kunst überhaupt, so unter denen der allgemeinen Mimik und der Rhythmik insbesondere, u. in der Herrschaft, die der Rhythmus in der Tanzkunst ausübt, liegt der Grund zu der schönen Vereinigung derselben mit der Musik. Wenn nun diese Kunst auch nicht wie das Drama eine eigentlich abgeschlossene poetische Handlung od. gar eine tragische Handlung darzustellen befähigt ist, so kann sie doch einzelne Handlungen u. Gefühle darstellen, oder mehre Gefühle u. Lagen durch Aneinanderreihen zu einer wahrnehmbaren Handlung, einem Ganzen, verschmelzen, welches seine Einheit freilich mehr in der Einheit der Wahrnehmung und des Gefühls findet. Hiernach unterscheidet man den lyrischen und den dramatischen T. Der erstere kommt in Opern, Schauspielen, oder als Zwischenspiel vor, der letztere, das Ballet (s. d.), entnimmt seinen Stoff aus der Poesie, Geschichte oder Mythologie und zeigt die Tanzkunst in ihrer größtmöglichen Vollkommenheit. Sonst theilt man den T. in den gesellschaftlichen und theatralischen. Der gesellschaftliche T. hat das gemeinschaftliche Vergnügen, die Unterhaltung zum Zweck, gehört meist dem lyrischen T. an und besteht darin, daß zwei oder mehre Personen nach der dazu bestimmten Musik eine Anzahl zusammengesetzter Schritte machen und diese in beliebiger Zahl wiederholen. Hierher gehört auch der Nationaltanz, der als Ausdruck nationaler Eigenthümlichkeiten ein besonderes Interesse hat. Beim theatralischen T., der von künstlerisch gebildeten Tänzern aufgeführt wird, unterscheidet man gewöhnlich die grotesken Tänze, die mehr Ausdruck der Kraft, als der Grazie, ungewöhnliche Sprünge und Geberden erfordern; die komischen Tänze, die, ebenfalls lebhaft, sich mitunter bis zum Muthwillen steigern, und die halben Charaktere, die eine Intrigue, eine Liebesaffaire von Personen aus nicht ganz niederem Stand darstellen u. besonders Zierlichkeit und Geschmack verlangen; hierzu kommt noch das Ballet (s. d.). Schon in den frühesten Zeiten des Alterthums nahm der T. eine wichtige Stelle ein, und zwar nicht bloß als Mittel zur gesellschaftlichen Unterhaltung, oder zum Vergnügen, sondern auch zur Verherrlichung von öffentlichen Festen und als Theil des Kultus. Namentlich konnte in Asien der sinnliche Götterdienst des T.es nicht entbehren. So hatte man in Indien Tänze, die von den Bajaderen bei religiösen Festen inner- u. außerhalb der Tempel aufgeführt wurden; mit T. begrüßte man, nach Osten gewendet, am Morgen verehrend auch die Sonne. Babylon hatte ebenfalls Tempeldienerinnen, die zur Verehrung der Astarte und der übrigen Göttinnen in den üppigsten Verschlingungen Tänze aufführten. Die Hebräer feierten gleichfalls religiöse Feste durch T. Nach 2. Sam. 6, 14 tanzte der König David „mit aller Macht vor dem Herrn her", als die Lade des Bundes feierlichst in die Stadt Davids übergeführt wurde. Am meisten galt aber die Kunst des T.es (Orchestik) bei den Griechen, die sie zu großer Vollkommenheit ausbildeten, in der sie freilich auch das ganze Geberdenspiel mit in sich schloß und in der innigsten Vereinigung mit Gesang, Poesie und Schauspielkunst stand. Auch Waffentänze hatten die Griechen, und einzelne Tänze dieser Gattung wurden auch zur Götterverehrung angewendet, wie z. B. die Tänze der Kureten (Jupiterspriester auf Kreta), die zu Ehren der Diana zu Ephesus aufgeführten Tänze ꝛc. Festliche Gastmahle wurden ebenfalls durch T. verherrlicht; vornehme Jünglinge bei den Phäaken tanzten nach dem Mahl schon zur Ergötzung des Odysseus. Andere festliche Gelegenheiten, wie Erntefeste, Weinlesen, Hochzeiten, hatten ihre eigenen Tänze, so die Epilenia, ein T., durch welchen zur Feier der Weinlese die bei derselben vorkommenden Beschäftigungen, wie das Tragen der Körbe, das Keltern und Füllen der Weinfässer, dargestellt wurden. Die Römer erbten mehre charakteristische Tänze von den Griechen und führten sie zur Befriedigung der Schaulust auf; sonst hatten sie neben diesen außer den Waffentänzen der Salier und den Tänzen, die bei den circensischen Spielen vorkommen, nicht viel Nationaltänze. Die Histrionen (Ludier) tanzten auf den Theatern nach dem Flötenspiel, ohne dabei zu singen, und suchten durch Geberden Ernsthaftes auf lächerliche Weise nachzuahmen. Bei den Christen führte man anfangs bei Festen zum Andenken an Märtyrer u. Heilige gottesdienstliche Tänze auf, wie noch jetzt in der katholischen Christenheit hier oder da Tänze und Mummereien den Beschluß mancher Feste machen, so zur Fastnacht, zum Fronleichnams- und Veitsfeste. Bald aber fand man die ernsteren, edleren Tänze nicht mehr interessant genug und verbot die heiteren als wollüstig und unanständig, und so wurde von Seiten der Kirche wie der Höfe die Tanzkunst bei Seite geschoben, bis in Italien im 15. Jahrhundert mit der Erhebung der Künste überhaupt auch die Tanzkunst in ein neues Stadium trat. Seitdem veranstaltete

man auf der Bühne Ballets und an den fürstlichen Höfen Bälle. Die dabei üblichen Tänze hielten sich freilich sehr streng in den Grenzen der Würde und Wohlanständigkeit, so daß selbst Kardinäle es nicht verschmähten, bei solchen Bällen gegenwärtig zu seyn. Bei diesen sogenannten niedrigen Tänzen (danses basses) wurde weder gesprungen, noch gehüpft, sondern die Männer legten Mäntel über die Schultern, die sie unter dem linken Arm zusammenfaßten, trugen große Degen an der Seite und in einer Hand Mützen, während sie die andere der Dame reichten. Die Tänzerinnen trugen lange schwere Kleider, die oben bis an den Hals reichten und unten die Füße bedeckten. Diese Tanzweise fand in Frankreich unter Ludwig XII., Franz I. und Heinrich II. Eingang. Ganz besonders aber erhielt der T. neuen Aufschwung durch Katharina von Medicis, indem jetzt die Damen üppigere Kleidung, kurze Röcke &c. erhielten und die Tänze selbst lebhafter wurden. Auch verband man Maskeraden mit Bällen und tanzte die Nationaltänze der Provinzen, so die Passepieds der Niederbretagne, die Tambourins und Rigaudons der Provençalen, die Gavotten aus der Dauphiné und die Menuet, die aus Anjou stammt. In Frankreich legte unter Ludwig XIV. Beauchamp den Grund zu dem künstlichen theatralischeu T. der Franzosen, und besonders bildete unter ihnen der berühmte Noverre diese Kunst aus, der u. A. auch in Stuttgart als Balletmeister des würtemberger Hofes ein Ballet schuf, das zu den glänzendsten Erscheinungen in der Kunst gehörte. In der neuern Zeit ragten als Kunsttänzer besonders hervor die Familie Vestris und die Taglioni (s. d.), denen aber Deutschland das Schwesternpaar Therese und Fanny Elßler an die Seite stellen darf. Was die **Nationaltänze** der Völker und Volksstämme neuerer Zeit anlangt, so gehört Deutschland besonders der Walzer an, von dem der Steyerer, Schwäbische, Ländler und Zweitritt Variationen sind. England hat die Anglaise, Schottland die Ecossaise, Polen die Polonaise, die Masurek, den Krakowiak &c., Frankreich die Menuet u. Française, Spanien die Sarabande u. die Fandango, Italien die Tarantella, den Saltarello &c., von denen mehre zeitweilig eine fast unbedingte Herrschaft als Gesellschaftstänze ausübten. Mehr als im westlichen Europa verehrt und pflegt man den T. zu gemeinschaftlicher Belustigung in Griechenland, wo die Tänze voll Anmuth sind, aber von Frauen und Männern abgesondert aufgeführt werden. Auch bei den Türken gehören zum Glanz eines Festes Tänze, die aber von öffentlichen Tänzern und Tänzerinnen aufgeführt werden u. meist unzüchtig sind. Im Orient überhaupt wird nicht hüpfend oder trippelnd getanzt, sondern der T. besteht aus gewissen Windungen, die man mit dem Körper, den Händen u. Füßen vornimmt. So finden sich mimische Tänze in Japan, die eine Handlung darstellen, wie z. B. den Ausdruck des Schmerzes von einem Mann, der seine Frau ungetreu geworden glaubt, u. dgl. Bei den nordamerikanischen Indianern endlich steht der T. unter allen Belustigungen obenan, pflegt aber von Einzelnen aufgeführt und mit Gesängen begleitet zu werden. Die mimischen Tänze der Südamerikaner bestehen merkwürdiger Weise in der Nachahmung der Geberden mancher Thiere, die Einzelne auf einer Erhöhung darstellen, während die Andern dazu einen Reihentanz aufführen; so gibt es dort Makak-, Tukan-, Tapirtänze &c. Da der T. eine ungewöhnliche, heftigere Bewegung des Körpers ist, so muß er eine beschleunigte Respiration und Bewegung des Blutes und mehr Schweiß zur Folge haben. Auch Schwindel und andere Erscheinungen, die von Nervenaffektionen abstammen, können durch die Tänze, bei denen man sich anhaltend und nur im Kreise herumdreht, wie z. B. beim Walzer &c., erzeugt werden. In gewissen Fällen kann der T. schädlich für die Gesundheit werden, manche Menschen müssen sich des Tanzens ganz enthalten, oder wenigstens die höchste Vorsicht dabei anwenden, so z. B. Schwindsüchtige, an organischen Krankheiten, Blutspucken &c. Leidende, Schwangere, Säugende. Durch zu anhaltendes und angestrengtes Tanzen, besonders bei fehlerhafter Lebensweise, können Blutungen, Entzündungen, Schlagflüsse &c. herbeigeführt, oder dasselbe kann schon durch die Erschöpfung, die der Anstrengung folgt, dem Körper schädlich werden. Auch Nebenumstände, die bei Gelegenheit des Tanzens sich einfinden, können schadenbringend einwirken, z. B. Entziehung des Schlafs, Anfüllen des Magens, verdorbene Luft in einem Zimmer, wo zu viele Menschen sind, u. dgl. Dagegen kann der T. nicht bloß unschädlich, sondern sogar nützlich werden, wenn er bei sonst nicht gestörter Gesundheit nicht übertrieben und nicht zu lang ausgedehnt wird und man überhaupt die Regeln befolgt, die die Diätetik bei jeder lebhafteren Bewegung als nutzenbringend u. zweckmäßig zu geben erachtet. Vgl. **Bourdelot**, Histoire de la danse sacrée et profane, ses progrès et ses révolutions dépuis son origine etc., Paris 1724; **Cahusac**, Traité de la danse ancienne et moderne, 3 Bde., das. 1753.

Tanzmusik, Musik bei Gesellschaftstänzen. Haupteigenschaften einer guten T. sind: gut gruppirte Rhythmen, leicht eingängliche, fließende, ungesuchte, gefällige und dabei pikante Melodien mit reizender Harmonie nnd interessanter Instrumentation; Eigenschaften, die beim Vortrag zweckmäßig, besonders mit Berücksichtigung einer scharfen Markirung des rhythmischen und taktischen Elements hervorgehoben werden müssen. Sehr charakteristische T.en haben die Spanier, Italiener, Ungarn, Polen, Böhmen, Oesterreicher zu ihren Nationaltänzen. In der Komposition der höhern theatralischen T. oder des Ballets haben besonders Benda, Weigl, Winter, Hummel, Gyrowetz, Reichardt, Clementi, Righini, Müller, Wranitzky, Boieldieu, Spontini u. A. Ausgezeichnetes geleistet, während die Musik für gesellschaftliche Tänze in unserer Zeit in Deutschland durch Strauß und Lanner, denen sich Laditzky beigesellt, Epoche gemacht hat. In Frankreich steht an der Stelle der erstgenannten Walzerkönige Musard.

Taormina, Stadt in Sicilien, südwestlich von Messina, auf einem Berggipfel in herrlicher Lage, unweit der Küste, wo die gleichnamige Bai ist, ist befestigt, hat nur Eine Straße, 5 Klöster,

viele Kirchen, ein Hospital, Wein- und Olivenbau, Wein- und Hanfhandel und 6000 Einw. Hier Ueberbleibsel der Römerstadt Tauromenium, darunter ein prächtiges, zum Theil in Felsen gehauenes Theater auf einer ins Meer hinein ragenden Landzunge, eine Naumachie 2c., und auf einem Felsen in der Nähe das maurische Schloß Mola, sonst Staatsgefängniß, und Marmorbrüche. T., 736 unter dem Namen Naxos von den Chalcidiern gegründet, Mutterstadt von Catana und Leontini, wurde 403 von Dionysius von Syrakus zerstört, seit 396 auf dem nahen Berge Taurus wieder aufgebaut und Tauromenium genannt. Im Jahre 358 durch die Reste der alten Einwohner von Naxos mehr bevölkert, schwang es sich bald zur blühenden Handelsstadt empor, die 344 Timoleon im Kriege gegen die Karthager unterstützte. Unter der Herrschaft der Römer ward es im Sklavenkriege, dann im Kriege zwischen Octavian und Sextus Pompejus hart mitgenommen und gerieth seitdem in Verfall. Doch galt es auch später noch als strategisch wichtiger Punkt, wie die dortigen saracenischen Thürme und normannischen Zinnen beweisen.

Tapeten (v. Griech.), Wandbekleidungen aus Papier, auch Wolle, Seide, Wachstuch, Leder 2c. Wollene T. (**Hautelisse- und Basselissetapeten**) werden vorzüglich in Frankreich, Belgien und auch in Deutschland auf besonderen Stühlen gewebt und sind mit ihren in natürlichen Farben ausgeführten Zeichnungen das Ausgezeichnetste, was die Weberkunst hervorbringen kann. Bekannt sind vor Allem die Erzeugnisse der berühmten Gobelinsfabrik bei Paris, die türkischen T. mit sammetartiger Oberfläche aus der Fabrik La Savonnerie zu Chaillot bei Paris, sowie die früher häufiger angewendeten T. von Autun und Marseille, die aus Leinengarn gewebt und bedruckt sind. Die **Papiertapeten**, welche sich außer der Mannichfaltigkeit schöner Formen und Farben durch ihre Wohlfeilheit vor allen übrigen auszeichnen, stammen aus China. Die ersten Muster solcher Arbeiten kamen nach England und erst später nach Frankreich, wurden hier mit Glück nachgeahmt und schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts zu einem sehr bedeutenden Industriezweig erhoben, namentlich seitdem Réveillon die früher gebräuchliche Schablonen- oder Patronenmalerei durch ein vom Zeugdruck entlehntes Verfahren ersetzt hat. Von Frankreich aus verbreitete sich die Fabrikation über England, Holland, Belgien, Deutschland und Rußland. Man unterscheidet jetzt **einfache T.** mit matten aufgedruckten Mustern, **satinirte T.** mit theilweise oder ganz glänzenden Mustern, **Iristapeten** mit allmählig in einander verlaufenden Farbstoffen; ferner **velutirte**, **Staub-** oder **Sammettapeten**, **vergoldete ob. versilberte T.**, **Dekorationstapeten**, welche ganze Scenen oder Landschaften darstellen, **gepreßte T. u.** die in geringerer Breite gefertigten **Kanten u. Borbüren**. Zur **Fabrikation** der T. wählt man ein geleimtes, festes, dauerhaftes, vollkommen gleichförmiges, wo möglich aus ungefaulter Masse bereitetes Papier. Da die T. in Rollen von 25—32 F. Länge verkauft werden, so bildet man die entsprechenden Papierstreifen meist aus Maschinenpapier. Um die Grundfarbe aufzutragen, braucht dasselbe nur dann einer besondern Vorbereitung unterworfen zu werden, wenn dieselbe eine Saftfarbe ist; Deckfarben oder Erdfarben können unmittelbar aufgetragen werden; die Vorbereitung für die Saftfarben aber besteht in einem Ueberzuge von feinem, in Wasser gekochtem, lauwarm aufgetragenem Tischlerleim. Leim sowohl, als Farben werden mit einer großen langhaarigen Bürste auf das Papier aufgetragen und über dasselbe gleichmäßig verbreitet. Bei satinirten T. wird der Grundfarbe gleich etwas Gyps zugesetzt und die farbige Seite mit fein gepulverter briançonscher Kreide überstreut und mit einer kurzborstigen Bürste überstrichen, wodurch ein von Feuchtigkeit nicht zu vernichtender Glanz erzeugt wird. Das Bedrucken erfolgt zum Theil durch gravirte Walzen, ähnlich wie bei dem Walzen- und Plattendruck für Kattun, meist aber durch hölzerne und metallene Formen, welche, wie bei dem Zeugdruck vorgerichtet, mit Farbe versehen, aufgesetzt und abgeschlagen werden. Auf einer Form sind nur die Stellen erhaben gelassen, welche eine gleiche Farbe erhalten sollen. Es muß daher die Tapete so vielmal hinter einander mit verschiedenen Formen bedruckt werden, als sie verschiedene Farben erhalten soll. Bei den Iristapeten wird das Verschmelzen einer Farbe in die andere dadurch bewirkt, daß den mit Pinseln nach bestimmten Linien aufgetragenen Farben Wasserpinsel nachgeführt werden, durch deren Einwirken ein Ueberfließen mehrer Farben bewirkt wird. Zur Herstellung der sammetartigen Stellen benutzt man die beim Scheeren des Tuches abfallende Scheerwolle, welche erst gehörig gefärbt und fein geschnitten werden muß, bevor sie auf die mit einem festen Firniß bedruckten Stellen aufgestäubt werden kann. Die Stellen der T., welche vergoldet oder versilbert werden sollen, müssen ebenfalls erst mit einem Leinölfirniß bedruckt werden; auf diesen wird dann ächtes Blattgold oder Blattsilber aufgelegt und aufgedrückt und wohl noch mit einem besondern, vor dem Einflusse der Luft schützenden Ueberzuge versehen. Eine glanzvolle Metallfarbe wird durch aufgestreutes Gold- und Silberpulver 2c. hervorgerufen. Soll die Tapete mit einem erhabenen Muster versehen werden, so wird sie, wenn sie übrigens vollendet ist, durch eine Walzenpresse mit gravirten Cylindern geführt. Die Kanten und Borbüren von geringer Breite werden wie die breiteren T. und häufig so gefertigt, daß die ganze Breite des Papierstreifens mehre neben einander liegende Kanten enthält. Die französischen T. zeichnen sich durch geschmackvolle Muster, Lebhaftigkeit des Kolorits und tadellose Ausführung vor allen andern aus. Aber auch Deutschland liefert in den Fabriken zu Darmstadt, Mainz, Aachen, Stuttgart, Schweinfurt, Hannover 2c. treffliche T. Die Rollen sind regelmäßig 15 Ellen sächsisch lang und $^7/_8$ Elle breit und erhalten nur bei größern Dessins eine größere oder die doppelte Breite.

Tapezirer, Personen, welche sich mit dem **Tapeziren**, dem Aufkleben (auch Aufnageln) der Tapeten auf die Wände, beschäftigen. Sie bilden kein

zünftiges Handwerk; an manchen Orten besorgen die Stubenmaler, an andern die Täschner (s. d.) auch das Tapeziren.

Tapferkeit, die Tugend, welche uns befähigt, erkannten Gefahren mit Entschlossenheit, Muth und Ausdauer, wo es die Pflicht fordert, entgegenzutreten und die gegenüberstehenden Hindernisse thatkräftig zu bekämpfen. Die Griechen u. die Römer fanden in der T. den Kulminationspunkt aller männlichen Tugenden und bezeichneten sie daher geradezu als virtus, d. h. Mannhaftigkeit. Tapfer heißt eine That, wenn die Größe der damit verbundenen Gefahr zwar vollkommen gewürdigt, aber dennoch der Kampf im Gefühl der Pflicht und in Rücksicht auf höhere Interessen unternommen u. mit Ausdauer durchgeführt wird. Wir pflegen die T. am häufigsten als eine Tugend des Krieges anzusehen, wie der Krieg zu ihrer Ausbildung und Darlegung in der That das weiteste Feld darbietet; aber sie kommt Jedem zu, der sich im Kampfe mit Schwierigkeiten und Gefahren bewährt, sey es, daß es mit den Elementen und Kräften der Natur, wie auf der See, bei Ueberschwemmungen, Feuersnoth 2c., oder mit den Leidenschaften der Menschen, bei Volksversammlungen, empörten Haufen, oder erzürnten Machthabern, fanatischen Vorurtheilen gegenüber, den Kampf gelte. Der eingeschränkte Gebrauch des Wortes T. unter uns zeigt, daß wir in der Gesellschaft diese Tugend nicht genug zu schätzen wissen; wenn wir statt dessen die Worte Unerschrockenheit, Geistesgegenwart, Entschlossenheit 2c. gebrauchen, so fehlt uns doch immer die Beziehung der ganzen Tugend, von welcher die letztern Eigenschaften nur Theile sind.

Tapia, Don Eugenio de, spanischer Schriftsteller auf dem Gebiete der Rechtswissenschaft, Geschichte u. Belletristik, geboren zu Avila in Altkastilien, studirte zu Toledo und Valladolid, ließ sich zu Madrid als Advokat nieder und redigirte während des Unabhängigkeitskampfs mehre patriotische Blätter. Nach der Restauration Ferdinands VII. mußte er als Liberaler ein 9monatliches Gefängniß in den Kerkern der Inquisition aushalten, erhielt dann aber seine Stelle als Oberredakteur der officiellen „Gaceta" wieder. Unter der konstitutionellen Regierung (1820) ward er Direktor der Staatsdruckerei und Deputirter der Cortes, deshalb aber nach der Restauration 1823 proskribirt. Er wanderte nach Frankreich aus, erhielt jedoch 1830 die Erlaubniß zur Rückkehr. Späterhin ward er zum Mitglied der Gesetzgebungskommission, sowie zum Generaldirektor der Studien und Mitglied der Akademie ernannt. Er schrieb: „Poesias liricas satiricas y dramaticas" (Madrid 1821, 2 Bde.; 2. Aufl. 1832), „Febrero novisimo, y otros tratados de jurisprudencia" (15 Bde.) u. A. m. Sein Hauptwerk ist die sowohl durch Reichthum des Inhalts, wie durch Klarheit und Einfachheit des historischen Styles ausgezeichnete „Historia de la civilisacion española" (Madrid 1840, 4 Bde.). Seine dichterischen Leistungen erheben sich nicht über das Gewöhnliche.

Tapiau, Stadt in der preußischen Provinz Preußen (Ostpreußen), Regierungsbezirk Königsberg, Kreis Wehlau, am rechten Ufer des Pregel und am Ausflusse der Deime aus demselben, mit Land- und Stadtgericht, altem Schloß, das jetzt zu einer Straf- und Besserungsanstalt für Vagabunden dient, Magazin, Ackerbau, Bierbrauerei, Handel und 3230 Einw.

Tapir (Tapirus), Säugethiergattung aus der Ordnung der Vielhufer, charakterisirt durch die in einen kurzen Rüssel verlängerte Nase, 6 Vorderzähne je oben u. unten, oben 7, unten 6 Backenzähne, harmlose, friedliche Thiere, welche familienweise in den dichten Wäldern Asiens und Amerika's leben, gut schwimmen und tauchen und sich leicht zähmen lassen. Der gemeine T. (T. americanus *L.*, Anta), das größte einheimische Säugethier Amerika's, von Eselsgröße, einfarbig-braun, mit starker Nackenmähne, sonst fast nackt, mit 3 Zoll langem Rüssel und dickem Hals, häufig an den südamerikanischen Gewässern, richtet manchmal in den Zuckerrohrpflanzungen großen Schaden an und wird deshalb verfolgt. Es wird auch gezähmt im Hause gehalten. Sein Fleisch ist sehr schmackhaft. Die dicke Haut gibt ein sehr festes Leder. Der indische T. (T. indicus *Cuv.*, Maiba) ist schwarzbraun mit graulichweißem Rücken, 7—8 F. lang, 3½ F. hoch u. findet sich in den Wäldern Malakka's u. Sumatra's, welche er selten verläßt. Fossile Arten sind: T. priscus *Kaup.*, von Eppelsheim; T. arvernensis *Cr.*, tertiär vom Puy de Dome; T. antiquus *Kaup.* u. a. m.

Taprobane, alter Name der Insel Ceylon.

Tara, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Tobolsk, am Zusammenfluß des Arkarka und Irtysch u. unweit der Einmündung des Tara, hat Lederbereitung, Vitriolsiederei, Handel mit Bukhara und China und 3000 (nach Andern 4400 oder 5600) Einw.

Tara (v. Ital.), Abgang, das Gewicht der beim Transport der Waaren gebrauchten Umhüllung (Kiste, Faß 2c.). Bei Kaufmannsgütern, welche nicht nach dem Maße, oder nach der Zahl, sondern, wie die meisten Kolonialwaaren, nach dem Gewicht verkäuflich sind, kann bei der Berechnung des Kaufpreises nur der Gewichtsbetrag der Waare selbst, nicht aber der der Umhüllung, worin solche transportirt worden, in Anschlag kommen. Der Frachtlohn dagegen für den Fuhrmann richtet sich nach dem vollen Gewicht des Ganzen (Brutto). Der Gewichtsabzug für die Umhüllung (T.) gibt das reine oder Nettogewicht für die Waare selbst. Bei Waaren, die über See bezogen werden, wird gewöhnlich der Betrag des Brutto berechnet und als Gewichtsvergütung für die T. ein für alle Mal ein herkömmlich (durch Usanz) festgesetztes Procent als Abzug an der Kaufsumme verstattet. Auch im Vereinszolltarif ist fast bei allen Gegenständen eine solche Vergütung festgestellt, und zwar so, daß die im Vereinszolltarif hinter jedem der betreffenden Artikel, je nach Verschiedenheit der Verpackungsweise, angegebene T. vom Bruttogewichte vorher in Abzug gebracht und die zu erlegende Abgabe von dem so gefundenen Nettogewichte berechnet und erhoben wird. Ausgenommen von einer Taravergütung sind alle verpackt durchgehende Gegenstände, alle im Vereinsgebiete verbleibende Waaren, wenn die Abgabe einen Thaler vom preußischen Centner nicht

übersteigt, sowie alle diejenigen Waaren, für welche der Vereinszolltarif eine Taravergütung nicht ausdrücklich feststellt. Tariren heißt das Abwägen der Waarenumhüllung zum Behuf der Taraermittelung.

Tarablus, Hauptstadt des gleichnamigen asiatisch-türkischen Ejalets in Syrien, Sitz eines Pascha's, in einer angenehmen Gegend, am Fuße des Libanon, hat starke, mit Thürmen versehene Mauern, ein altes Schloß, enge, aber reinliche Straßen, eine Vorstadt (Mariana) am Meere, mehre Moscheen, christliche Kirchen und Klöster, Bazars, Ruinen aus alter Zeit u. 17,000 Einw. (darunter 3000 Christen), welche Mannfakturen in Seiden- und Baumwollenwaaren und lebhaften Handel treiben. Ausfuhrgegenstände sind Fabrikate, Seide, Badeschwämme, die an der Meeresküste gesammelt werden, Galläpfel, Wachs, Färberröthe, Tabak, wohlriechendes Wasser und andere Artikel, die vorzüglich nach Frankreich gehen. T. ist das alte Tripolis.

Tarantel (Lycosa tarantula *Rossi*, ital. Tarantola), Spinnenart aus der Gattung Wolf- oder Luchsspinne, braungrau oder hellbraun, am Bruststück mit weißem Längsbande und weiß gesäumt, am Hinterleib oben mit schwarzem, weiß gesäumtem Dreieck und weißen Querlinien, unterhalb safrangelb, mit schwarzem Querbande, 1 bis 1½ Zoll lang, ist in Südeuropa, namentlich Unteritalien (Taranto), einheimisch, wo sie in Erdlöchern lebt. Ihr Biß ist wenig schädlich, indem er nur etwas Entzündung und Jucken veranlaßt, und wird daher nicht mehr gefürchtet, als bei uns der Stich der Bienen. Daß die von der T. Gebissenen unwillkürlich tanzen müßten, ist eine Fabel. Der Taranteltanz (Tarantismus), der nicht vom Bisse dieser Spinne herrührt, wird für eine Art von Milzsucht gehalten, welche namentlich in Tarent die Weiber befallen soll, aber auch behufs der Bettelei erkünstelt wird. Nicht zu verwechseln ist damit die Tarantella, ein beliebter Nationaltanz der italienischen Mädchen niederer Klasse, der zum Tambourin getanzt zu werden pflegt und im Rufe stand, die Wirkung des Tarantelstichs aufzuheben.

Tarantella, s. Tarantel.

Taranto (Tarent), Stadt in der neapolitanischen Provinz Terra-di-Otranto, nördlich am gleichnamigen großen Golf, zwischen zwei Buchten, auf einer mit dem Festlande durch 2 Steinbrücken verbundenen Insel, ist Erzbischofssitz, hat eine Citadelle am Hafen, unregelmäßige Straßen, eine Kathedrale, viele andere Kirchen und Klöster, Ruinen eines Amphitheaters 2c., mehre Schulen, ein geistliches Seminar, Hospitäler, ein Waisen- und Findelhaus, Leinen- u. Baumwollenweberei, lebhafte Fischerei, Salzwerke, Handel und an 18,000 Einw. Vor T. liegen die Inseln St. Paolo und St. Petro, in der Nähe zwei kleine Salzseen, deren größerer Theil im Sommer austrocknet und feines Salz zurückläßt. Von T. soll die Tarantelspinne ihren Namen haben. T. ist das Tarentum der Alten. Dies soll von einem gewissen Taras gegründet worden seyn, ward dann von Japygiern bevölkert, welche aber von eingewanderten Lacedämoniern, den sogenannten Parthenlern (Jungfernknaben), verdrängt wurden. Durch Schifffahrt und Handel ward es bald eine der mächtigsten griechischen Pflanzstädte in Unteritalien, die eine Art von Direktorium über die anderen großgriechischen Städte führte und, durch Bündnisse mit benachbarten Völkern unterstützt, ein Heer von 33,000 Mann ins Feld stellen konnte. Die Stadt hatte eine demokratische Verfassung, welche ihrer Blüthe förderlich war, so lange tüchtige Männer an der Spitze der öffentlichen Angelegenheiten standen. Unter diesen ragt namentlich der Pythagoräer Archytas hervor. In Folge ihres Reichthums verfielen die Einwohner aber in üppiges, weichliches und übermüthiges Treiben und verfeindeten sich mit den Römern. Sie riefen zwar den König Pyrrhus (s. d.) von Epirus gegen die Römer (280 v. Chr.) zu Hülfe, retteten aber dadurch ihre Selbstständigkeit nicht. Nachdem Pyrrhus von den Römern zur Räumung Italiens genöthigt worden, eroberten letztere 272 die Stadt, die zwar ihre Verfassung behielt, aber römische Besatzung bekam. Im zweiten punischen Krieg ward sie 211 von Hannibal erobert; die Römer behaupteten sich indeß in der Burg und bemächtigten sich von da aus der Stadt wieder. Diese ward damals geplündert, zum Theil zerstört und ihrer griechischen Einwohner, deren gegen 30,000 in die Sklaverei verkauft wurden, fast ganz beraubt. Im J. 23 v. Chr. ward sie als römische Kolonie mit römischen Bürgern bevölkert nnd blühte seitdem wieder auf. Das Christenthum fand schon im 2. Jahrhundert daselbst Eingang. Das dortige Erzbisthum soll 378 gegründet worden seyn. Im Mittelalter stand die Stadt erst unter den byzantinischen Kaisern, ward dann von den Saracenen erobert und endlich dem Königreich beider Sicilien einverleibt.

Tarare, Stadt im französischen Departement Rhone, Arrondissement Ville-Franche, an der Tardine, hat beträchtliche Musselinweberei, Fabriken in Leinwand, Seide, Kattun, Leder 2c., gute Töpfereien, Bleichereien, Handel und 8700 (nach Andern 10,000) Einw.

Tarascon, 1) T.-sur-Arriège, Stadt im französischen Departement Arriège, Arrondissement Foix, im Pyrenäenthale Vic-Dessos in einer grottenreichen Gegend, hat Fabriken für Leder, Eisenwaaren, beträchtlichen Handel mit Eisen aus den umliegenden Werken nnd 1560 Einw. — 2) T.-sur-Rhone, Stadt im französischen Departement Rhonemündungen, Arrondissement Arles, links an der Rhone, gegenüber Beaucaire und damit durch eine schöne Hängebrücke verbunden, hat alte, mit Thürmen flankirte Ringmauern, ein schönes Schloß, auf den Ruinen eines Jupitertempels erbaut, ehemals Residenz der Grafen von Provence, jetzt Gefängniß, mehre schöne Kirchen (St. Marthe), ein Handelsgericht, Collége, eine öffentliche Bibliothek, ein Hospital, Tuch- und Seidenzeuchfabrikation, Schiffbau, Krappbau 2c., Gerberei, Drechslerei 2c. u. 12,000 Einw. Die Stadt hieß auch zur Römerzeit T., war im Mittelalter sehr blühend, verlor aber durch Aufruhr 1816 ihre Gerechtsame als Arrondissementsstadt.

Taraxacum, Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, woraus am bekanntesten

T. officinale *Wigg.* (Leontodon Taraxacum *L.*), gemeiner Löwenzahn, ist. Diese Pflanze ist sehr gemein an Wegen, auf Wiesen u. in Gärten, hat keinen Stengel, einen einfachen, einblumigen, milchenden, hohlen Schaft aus der Wurzel, gelbe, aus lauter Zungenblümchen bestehende Sammelblumen und buchtige, schrotsägeförmige, glatte Wurzelblätter. Die ganze Pflanze ist officinell und eine der am häufigsten angewendeten Arzneipflanzen. Im Frühling gibt das junge, eben der Erde entsprossende Kraut einen angenehm bitterlich, den Endivien ähnlich schmeckenden Salat u. kann auch als Gemüse gekocht werden.

Tarazona, Stadt in der spanischen Provinz Aragonien, südwestlich von Tudela, am Queiles, ist Bischofssitz, hat eine Kathedrale, mehre andere Kirchen, mehre Klöster, Tuchweberei, Handel mit Wein, Oel, Wolle ꝛc. und 10,000 Einw.

Tarbert (Tarbet), Hafenstadt in der schottischen Grafschaft Argyle, auf der Westküste der Halbinsel Cantyre, hat Fischerei und 1600 Einw.; vermittelt den Verkehr zwischen den Hebriden u. dem Innern von Schottland.

Tarbes, Hauptstadt des französischen Departements Oberpyrenäen und der ehemaligen Grafschaft Bigorre, links am Adour, ist Sitz eines Bischofs, hat ein Civil- u. Handelstribunal, einen Assisenhof, eine auf den Ruinen der alten Burg Bigorra erbaute Kathedrale und mehre andere Kirchen, eine schöne Brücke über den Adour, ein imposantes Präfekturgebäude, ein Schloß, welches jetzt als Gefängniß dient, ein Theater, meist marmorne Häuser, ein großes Hospital, Kasernen, ein großes Seminar, ein Collége, eine öffentliche Bibliothek, eine Gesellschaft für schöne Künste u. Ackerbau, eine Normalschule, Zeichen- und Bauschule, Bäder und ein großes kaiserliches Gestüte. Die Einw., 13,000 an der Zahl, betreiben Papierfabrikation, Manufakturen von seidenen Taschentüchern (mouchoirs de Béarn), bedeutende Gerbereien und Färbereien, Kupferhämmer und Fabriken für Kupfergeräthschaften, lebhaften Handel mit Vieh, Wein, Branntwein, Leinsamen, Leder, Nagel- und Messerschmiedwaaren, Kupfergeschirr ꝛc. Die Stadt hieß unter römischer Herrschaft Tarba und gehörte zu Aquitania tertia, dann zu Novempopulonia. Mehrmals von den Germanen, Arabern und Normannen zerstört, blühte sie als Hauptstadt der Grafschaft Bigorre wieder auf und war bis 1370 in der Gewalt der Engländer. Sie litt später sehr durch die Hugenottenkriege.

Tarentum (Tarent), s. Taranto.

Targowiza (Torgowitza), Stadt im europäisch-russischen Gouvernement Kiew, Kreis Uman, an der Siniusca, mit Handel u. 1500 (2000) Einw., darunter viele Juden. Hier 1791 Konföderation des polnischen Adels gegen die neue Konstitution; s. Polen, Geschichte.

Targum (chaldäisch, Plur. Targumim), Name der aramäischen oder vielmehr chaldäischen Uebersetzungen des Alten Testaments, deren schon in der vorchristlichen Zeit vorhanden gewesen seyn mögen, während die noch vorhandenen jüngeren Ursprungs sind. Sie sind wichtig für Sprach-, Bibel- und Religionskunde. Hervorzuheben sind die zum Pentateuch, angeblich von Onkelos, aus dem 2. Jahrhundert n. Chr.; die zu den Propheten, angeblich von Jonathan Ben Usiel; die zu Hiob, den Psalmen, Sprüchen, dem Hohenliede, dem Buche Ruth, dem Prediger, dem Buch Esther, den Klageliedern des Jeremias und Daniel; ferner die zur Chronik; das palästinensische oder jerusalemische T. zum Pentateuch, welches in doppelter Recension vorhanden ist; ein anderes T. zum Buche Esther und Fragmente des jerusalemischen T.s zu prophetischen und eines T.s der Surâer und der Nehardâer zu einzelnen Stücken des Pentateuch ꝛc. Alle diese Uebersetzungen sind in die rabbinischen und in die Polyglottenbibeln aufgenommen worden.

Tarif (v. Arab., neulat. Tarifa), Preiskurant, besonders Verzeichniß von Handelsgütern, wovon Zollabgaben entrichtet werden müssen (Zolltarif); auch Tafel über Vergleichung und Verhältniß der Münzen (Münztarif), sowie Verzeichniß der Chausséeabgaben (Chausséetarif).

Tarifa, Stadt in der spanischen Provinz Sevilla, an der Straße von Gibraltar, südöstlich von Cadix, stark befestigt, mit 4 Kirchen, 2 kleinen Häfen, Thunfischfang, Viehzucht und 12,000 Einw. Hier landeten 711 die Mauren, um von Spanien Besitz zu nehmen (s. Gothen). Am 30. December 1811 stürmten die Franzosen T. vergebens. Die nahe dabei liegende Insel (Isla de T.) ist befestigt und mit der Stadt T. durch eine Brücke verbunden, die südlichste Spitze Spaniens.

Tarn, französischer Fluß, entspringt am Fuße der Lozèreberge, fließt in einem Bogen westlich durch das Departement Lozère, südwestlich durch die Departements Aveyron und Tarn, nordwestlich durch die Departements Obergaronne und Tarn-Garonne, wo er nach 75 Lieues langem Laufe bei Moissac in die Garonne mündet. Nebenflüsse sind rechts Tescou u. Aveyron, links Dourbie, Dourdon, Rance, Agout. Der T. bildet oberhalb Alby einen 56 F. hohen Wasserfall, den Fall Saut-du-Sabot, wird bei Gaillac schiffbar u. gibt den beiden Departements T. u. Tarn-Garonne den Namen.

Das Departement T., aus Albigeois in Oberlanguedoc gebildet, grenzt im Norden an das Departement Aveyron, im Osten an Aveyron u. Hérault, im Süden an Aude und Obergaronne und im Westen an Obergaronne u. Tarn-Garonne und hat einen Flächenraum von $104^{3}/_{5}$ □Meilen mit (1856) 354,832 Einw., worunter 44–45,000 Reformirte. Im Innern ist das Land von Höhenketten durchschnitten, welche von Nordosten nach Südwesten laufen; im Süden und Osten stehen Zweige der Cevennen, namentlich die Montagne noir, schmale, 900–1200 Fuß hohe, waldbedeckte Rücken mit schönen Thälern dazwischen. Die Ebenen, welche sich vor den Hügeln ausbreiten, erzeugen Getreide in Menge zur Ausfuhr in die benachbarten Provinzen. Die Flüsse sind Garonne, T., Agout, Viaur, Aveyron ꝛc. Das Klima ist mild und gesund, im Sommer heiß. Produkte sind Getreide, Mais, Gerste, Hafer, Kartoffeln, Flachs, Hanf, Anis, Koriander, Safran, Wein, Waldholz, viel Rindvieh, Schafe, Schweine, Gänse, Eisen, Steinkohlen, Marmor, Gyps ꝛc. Auch gibt es mehre Mineralquellen. Die Einwohner treiben auf dem meist sehr ergie-

higen Boden Ackerbau und Viehzucht, Weinbau (bei Gaillac), ferner Seidenbau und Bergbau u. unterhalten Fabriken für Tuch, Kasimir, Leinwand, Tafelzeuch, baumwollene Decken, baumwollenes Garn, Seide, Papier, Leder, Glas, sowie Eisen-, Stahl- und Kupferhämmer, Färbereien, Spinnereien ꝛc. und treiben lebhaften Handel mit den Erzeugnissen des Departements. Dasselbe zerfällt in die Arrondissements Alby, Castres, Lavaux u. Gaillac; Hauptstadt ist Alby.

Das Departement Tarn-Garonne wurde erst 1808 aus Theilen der angrenzenden Departements, und zwar von Guienne (Quercy, Agénois und Rouergue), Gascogne (Lomagne, Armagnac) und Languedoc (Montauban) gebildet, grenzt im Norden an das Departement Lot, im Nordosten an Aveyron, im Osten an T., im Süden an Obergaronne, im Südwesten an Gers und im Nordwesten an Lot-Garonne, u. hat einen Flächenraum von 67¾ □M. mit (1856) 234,782 Einw., worunter etwa 40,000 Reformirte. Der Boden besteht durchschnittlich aus 1200 Fuß über der Meeresfläche liegenden Ebenen, in welche die Flußthäler sich tief einsenken. Horizontale Lager, theils von Thon, theils von Geröll, bilden die Unterlage einer sehr fruchtbaren Erde. Vorzugsweise günstig für den Anbau von Getreide und Gemüse sind die Gegenden in der Nähe der Flüsse. Diese sind Garonne, T., Aveyron, Tescou, Lère, Gimone ꝛc., von denen nur die Garonne und der T. schiffbar sind. Das Klima ist im Ganzen mild, im Sommer jedoch beim Wehen des glühenden Südostwinds (Autan) außerordentlich heiß. Die Nähe der Pyrenäen veranlaßt mitunter furchtbare Stürme, die von Hagelwettern begleitet sind und oft die Hälfte der Ernte verwüsten. Produkte sind Getreide, Flachs, Hanf, Mais, Artischocken, Spargel, Melonen, treffliches Obst, Feigen, Mandeln, Kastanien, treffliche feurige Weine, Trüffeln, Maulbeeren, Hülsenfrüchte und Gemüse in Menge. Die Viehzucht bildet zwar einen Haupterwerbszweig der Landleute, aber die Racen sind nur mittelmäßig; nur die Pferde zeichnen sich aus und sind als Remonte für die Kavallerie sehr gesucht. Geflügel wird in großer Menge gezogen, namentlich Gänse; Schnepfen u. Ortolane werden im Frühling und Herbst zur Zeit ihrer Durchwanderung in großer Menge getödtet und weit verschickt. Das Mineralreich liefert Steinkohlen, Eisen, Marmor, Bausteine ꝛc., auch etwas Goldsand. Die Industrie erstreckt sich auf Wollen- u. Baumwollenspinnerei, Wollenzeuch- u. Leinwandmanufaktur, Gerbereien, Färbereien, Zucker-, Papier-, Fayence-, Eisenwaaren-, Seife-, Stärke- und Schreibfedernfabrikation. Außerdem wird lebhafter Handel mit Getreide, Mehl, Wein, Branntwein, Wolle, Eisen, Kattun und andern Erzeugnissen, für welche Bordeaux der Hafen und Montauban Hauptstapelplatz ist, getrieben. Das Departement zerfällt in die Arrondissements Montauban, Castel-Sarracin und Moissac; Hauptstadt ist Montauban.

Tarnogrod, Stadt im russisch-polnischen Gouvernement Lublin, Kreis Zamosc, an der galizischen Grenze, ist ziemlich gut gebaut, hat bedeutende Leinwandweberei und 3000 Einw. Der Ort ist geschichtlich merkwürdig durch den hier 1715 geschlossenen Adelsbund gegen die sächsischen Heere.

Tarnopol, Hauptstadt einer österreichisch-galizischen Bezirkshauptmannschaft (67¼ □M. mit 223,800 Einw.) im nördlichen Theile des Königreichs, Sitz eines Landes- und Bezirksgerichts, am Flusse Sereth, hat eine ruthenisch-katholische und ruthenisch-griechische Pfarrei, eine Hauptschule, eine höhere israelitische Schule, ein Schloß mit Theater, 16,500 Einw., worunter etwa 6000 Juden, und lebhafte Industrie u. Handel. Hier werden die größten Pferdemärkte in Galizien, sowie Pferderennen abgehalten.

Tarnow, Hauptstadt einer österreichisch-galizischen Bezirkshauptmannschaft (69,₀ □M. mit 246,069 Einw.) im nördlichen Theile des Königreichs, am Dunajec, unweit der Mündung der Biala in denselben, Sitz eines katholischen Bischofs und Domkapitels, hat eine Kollegiatkirche mit sehenswerthen Grabmälern, ein Franciskanerkloster, ein Gymnasium, eine Hauptschule, ein theologisches Seminar, eine Synagoge, einen großen Marktplatz, in dessen Mitte sich ein schönes Rathhaus mit hohem Thurme erhebt; lebhafte Gewerbsthätigkeit, besonders in Leinwand- und Damastweberei, Holzarbeiten, Gerberei und Handel u. 6000 Einw. In der Nähe liegt das Lustschloß Gumniska mit schönem Park.

Tarnow, Fanny, deutsche Romanschriftstellerin, geboren den 17. December 1783 zu Güstrow im Mecklenburgischen, entbehrte in ihrer Jugend fast ganz eines geordneten Unterrichts, da sie als 4jähriges Kind in Folge eines Sturzes aus dem Fenster in eine Nervenkrankheit verfiel, das Gehör verlor und lange Zeit taub blieb. Bis zu ihrem 17. Jahre fast gänzlich sich selbst überlassen, las sie viel, aber ohne Auswahl, wodurch ihre Phantasie häufig in krankhafter Weise aufgeregt wurde. Als ihr väterliches Gut sequestrirt wurde, nahm sie eine Zeit lang an dessen Verwaltung Theil, dann ging sie als Erzieherin nach Rügen, in welcher Zeit sie schwere innere Kämpfe zu überstehen hatte. Im J. 1804 nach Mecklenburg zurückgekehrt, begann sie ihre schriftstellerische Thätigkeit mit dem Roman „Natalie“. Im J. 1816 begab sie sich nach Petersburg, wo sie bei einer Jugendfreundin in sehr angenehmen Verhältnissen lebte und namentlich an Klinger einen Freund fand. Das rauhe Klima bewog sie jedoch, 1820 sich nach Dresden zu wenden, wo sie sich bis 1828 aufhielt. Seitdem lebt sie in Weißenfels. Ihre Schriften zeichnen sich besonders durch vielfache Erfahrungen eines bewegten Lebens aus, und bei deren sittlicher Reinheit und ihrer gewandten, oft energischen Darstellung darf man den Mangel höhern poetischen Werths wohl vergessen. Eine „Auswahl“ aus ihren Schriften erschien Leipzig 1830 in 15 Bänden; „Gesammelte Erzählungen“ das. 1840 — 42, 4 Thle. Auch soll von ihr herrühren „Zwei Jahre in Petersburg, aus den Papieren eines alten Diplomaten“ (Leipz. 1833), eine interessante Schilderung russischer Zustände aus der letzten Zeit Alexanders. Endlich lieferte sie zahlreiche Uebersetzungen aus dem Französischen und Englischen.

Tarnowitz (Tarnowsky Gury), Stadt in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungs-

bezirk Oppeln, Kreis Beuthen, zur Freistandesherrschaft Beuthen-Tarnowitz des Grafen Henckel von Donnersmark gehörig, mit den Vorstädten Blachlne u. Lysee, Sitz des Oberbergamts u. Oberbergamtsgerichts für Oberschlesien, mit Stadtgericht, bergmännischem Lazareth, katholischer u. evangelischer Kirche, katholischer u. evangelischer Schule, Synagoge, Rathhaus, Hospital u. 4500 Einw. T. hat eine Patentschrotfabrik u. wichtigen Bergbau auf silberhaltiges Bleierz, sowie in der Umgegend auf Eisen, Zink, Galmei u. Steinkohlen. In dem Stadtrevier sind 184 Steinkohlen- u. 58 Galmeigruben in Betrieb, welche mit den Eisenwerken über 6000 Berg- und Hüttenleute beschäftigen.

Tarok, Kartenspiel, auch **Großtarok** genannt, eines der interessantesten, aber auch schwierigsten Kartenspiele, wird von 3 Personen mit 78 Karten, nämlich 52 Blättern der französischen Karte, 4 Cavalls oder Reitern und 22 T.s oder Trümpfen, gespielt.

Tarpejischer Fels, anfangs Name des ganzen kapitolinischen Hügels in Rom, später bloß der südlichen Spitze desselben, angeblich nach der Tarpeja, Tochter des Sp. Tarpejus, der das Kastell auf dem Berge im Sabinerkriege befehligte, benannt, die den Sabinern den Eingang in die Stadt verrieth und von diesen ermordet wurde. Sie hatte sich nämlich als Preis ihres Verraths von den Sabinern das erbeten, was diese am linken Arme trugen, und darunter die Ringe oder Armspangen verstanden. Die Sabiner verstanden jedoch darunter die Schilde u. bedeckten sie mit denselben. Sie wurde an jenem Orte begraben. In den älteren Zeiten der Republik wurden von dem tarpejischen Felsen Verbrecher und Vaterlandsverräther herabgestürzt. Später außer Gebrauch gekommen, ward diese Strafe in der Kaiserzeit wieder eingeführt. Noch jetzt zeigt man unter dem Namen des tarpejischen Felsens einen nicht sehr hohen Felsen beim Kapitol.

Tarquinii, Stadt im südlichen Etrurien, wahrscheinlich die Metropole unter den 12 Bundesstädten, jedenfalls eine der blühendsten derselben, von Pelasgern und zwar von einem Heros Tarchon oder Tarkon gegründet, lag auf einem Hügel am Flusse Marta, südöstlich von Cosa, und an einer von da nach Rom führenden Straße. In ihr hatte der reiche Korinthier Demaratus sich niedergelassen, dessen Sohn Lucumo, später Tarquinius Priscus, von da nach Rom zog. Durch die Kriege mit Rom, welche der vertriebene Tarquinius von da aus unternahm, kam der Ort sehr herab. Da fast alle Einwohner getödtet worden waren, legten die Römer eine Kolonie dort an; diese erlangte jedoch die frühere Blüthe nicht wieder. Von der Stadt finden sich noch wenige Ueberreste auf dem Hügel Tarchino; wichtiger ist ihre Nekropole (unterirdische Grotten in einem andern Hügel, auf dem das heutige Corneto liegt), in welcher merkwürdige Alterthümer gefunden werden. Vgl. Stackelberg und Thürmer, Aelteste Denkmäler der Malerei od. Wandgemälde aus den Hypogäen von T., Stuttg. 1827; Abeken, Mittelitalien nach seinen Denkmalen, das. 1843.

Tarquinius, Name eines alten sagenhaften Geschlechts der römischen Kaiserzeit, welchem, außer einigen Nebenpersonen, die 3 letzten römischen Könige, Servius Tullius nur durch Verschwägerung, angehören. Nach den gewöhnlichen Erzählungen war dasselbe griechisch-tuscischen Ursprungs, in sofern der ältere T. als der Sohn eines in Tarquinii (s. d.) eingewanderten Korinthiers, Demaratus, und einer Tarquinierin bezeichnet wird. Dieser, **Lucius T. Priscus**, konnte, wie die Sage berichtet, in seiner Vaterstadt Tarquinii als Sohn eines Fremdlings zu keiner Ehrenstelle gelangen und wanderte deshalb auf den Rath seiner mit der Gabe der Weissagung ausgestatteten Gemahlin Tanaquil (s. d.) mit seinen bedeutenden Reichthümern nach Rom aus. Hier verstand er sich beim Volke sehr beliebt zu machen, ward Anführer der Reiterei, u. als der alte König Ancus Martius bei seinem Tode (616 v. Chr.) ihn zum Vormund seiner beiden Söhne ernannte, gelang es ihm, diese bei Seite zu schieben und sich selbst als 5. König von Rom (616—578 v. Chr.) auf den Thron zu schwingen. Unter ihm wuchs Rom außerordentlich an Macht und Glanz. Er vollendete die Unterwerfung Latiums, besiegte die Sabiner und verwendete die in diesen Kriegen gewonnene Beute zur Ausführung großer Bauten, bei denen das Volk Frohndienste thun mußte. Dahin gehören vor allen die großen Abzugskanäle (cloaca maxima), die Trockenlegung des Forums und Einrichtung desselben zu Volksversammlungen, die Anlage des Circus maximus, der Beginn einer Stadtmauer von Bruchsteinen und des kapitolinischen Tempels. Er nahm auch einige Aenderungen in der Verfassung Roms vor. Der 3. Stammtribus, den Luceres, gewährte er die Aufnahme in den Senat, indem er aus ihnen als Patres minorum gentium 100 neue Senatoren den frühern 200 hinzufügte. Da seine Absicht, 3 neue Tribus, wahrscheinlich aus den Plebejern zu bilden, an dem Widerstande der Patricier scheiterte, begnügte er sich, die Zahl der Ritter, die dadurch auf 1200 stieg, zu verdoppeln, ohne den 3 alten Centurien neue unter besondern Namen hinzuzufügen, indem er den Zuwachs als Ramnes, Titienses und Luceres secundi den frühern anschloß. T. wurde von den Söhnen des Ancus, denen er den Thron entzogen, ermordet, sein Tod aber durch die Klugheit der Tanaquil so lange verhehlt, bis es seinem Schwiegersohn, Servius Tullius, gelungen war, sich die Nachfolge zu sichern. **Lucius T. Superbus**, Roms 7. und letzter König, regierte 534—510 v. Chr., Sohn des Vorigen, war an des Servius Tullius jüngere Tochter, sein Bruder Aruns an des Servius ältere Tochter, Tullia, verheirathet. Lucius und Tullia waren beide ehrgeizig, hochmüthig u. boshaft, beide vereinigten sich in dem Streben nach der höchsten Gewalt. Tullia tödtete ihren sanften Gemahl Aruns und ihre Schwester und heirathete selbst den Lucius. Der von Gram gebeugte Vater wollte die Königswürde niederlegen und eine konsularische Gewalt einrichten, da stellte sich Lucius T. an die Spitze einer Verschwörung, schmückte sich in der Kurie als König, stieß den greisen Servius die steinernen Stufen hinab und ließ ihn von seinen Knechten ermorden. Jauchzend fuhr die rasende

Tullia über des Vaters Leichnam und begrüßte ihren Gemahl als König. So die in spätern Zeiten durch den Königshaß ausgebildete Sage. T. Superbus konnte zwar die von Servius getroffenen, den Plebejern zum Vortheil gereichenden Staatseinrichtungen nicht geradezu wieder aufheben, drückte jedoch faktisch diesen Stand wieder herab; aber auch die Patricier hatten keinen Gewinn von diesem Thronwechsel, denn T. Superbus suchte sich ebenso zum unumschränkten Gebieter über sie wie über die Plebejer zu machen. In allen Staatsangelegenheiten verfuhr er so eigenmächtig, daß er sich dieselben nicht minder zu Feinden machte, wie die Plebejer, die er durch Frohndienste bei den Bauten, Kriegsdienste und Steuern auf das Härteste drückte. Nach außen hin gewann freilich Roms Macht auf jede Weise, namentlich dadurch, daß es dem Könige gelang, im Bunde der freien Lateiner, in welchen Rom unter Servius Tullius eingetreten war, eine Art Vorortschaft für Rom zu erlangen. Im Innern mußte T.' tyrannische Herrschaft um so verhaßter werden, je tiefer seine u. seiner Söhne Anmaßungen in das Staats- und Familienleben eingriffen. Die schon lange heimlich genährte Flamme des Aufruhrs brach endlich hervor, als ein Sohn Sextus die Lucretia entehrt hatte. Dem Könige, der gerade Ardea belagerte, wurde, als er mit seinen Söhnen auf die Nachricht davon herbeieilte, der Eintritt in die Stadt verweigert, und an die Spitze des Staates traten mit Herstellung der servianischen Verfassung 2 Konsuln, Junius Brutus [s. Brutus 1)] und Lucius T. Collatinus (s. unten). T. Superbus ging mit seinen Söhnen Titus und Aruns nach Cäre u. von da nach Tarquinii, von wo er mehre Versuche zur Wiedererlangung des Thrones machte. Als er durch die Schlacht beim Walde Arsia die Aussicht verloren hatte, durch die Vejenter und Tarquinier wieder eingesetzt zu werden, wandte er sich an Porsenna (s. d.) nach Clusium. Von diesem ward zwar Rom besiegt, aber T. nicht wieder eingesetzt. Die letzte Aussicht fand T. in dem Kampfe der Römer gegen die Lateiner; da aber auch dieser durch die Schlacht am See Regillus günstig für die Römer ausschlug, so gab er endlich die Hoffnung auf, die Herrschaft wieder zu erlangen. Außerdem gebeugt durch den Verlust seiner Söhne, welche in dieser Schlacht geblieben waren, ging T. nach Cumä zum Tyrannen Aristodemus und † daselbst 495 v. Chr. Der einzige Uebrigbleibende seiner Familie, Aruns T., Sohn des Vorigen, fiel im Kampfe gegen Brutus in der Schlacht beim Walde Arsia [s. Brutus 1)]. Dessen Bruder, Sextus T., unterstützte seines Vaters Bestrebungen, Rom zum Vorort im lateinischen Bunde zu machen, dadurch, daß er sich der Stadt Gabii durch List bemächtigte. Durch die Entehrung der Lucretia war er die nächste Veranlassung zur Vertreibung der Könige. Er begab sich später nach Gabii, wo er noch eine Zeitlang als Fürst geherrscht haben, später aber ermordet worden seyn soll. Lucius T. Collatinus, Gemahl der Lucretia, Verwandter des letzten Königs, trat mit T. Brutus zuerst als Konsul an die Spitze des römischen Staates, legte aber, als der Senat die Verbannung der ganzen Tarquinia gens beschloß, um dem T. Superbus alle Hoffnung zur Wiedereinsetzung abzuschneiden, freiwillig sein Amt nieder und ging ins Exil.

Tarragona, Hauptstadt der gleichnamigen spanischen, das südliche Katalonien umfassenden Provinz (116²/₇ □Meilen mit 290,000 Einw.), südwestlich von Barcelona, auf einer steilen, 760' hohen Anhöhe, an der Mündung des Francoli, über den eine steinerne Brücke führt, ins mittelländische Meer, Sitz eines Erzbischofs, hat einige Befestigung durch eine, noch von den Mauren herrührende, mit Bastionen versehene Mauer, enge, krumme Straßen mit meist unansehnlichen Häusern, wovon nur die gothische Kathedrale, eine der schönsten der ganzen pyrenäischen Halbinsel, eine Ausnahme macht. Außerdem hat T. mehre andere Kirchen und Klöster, ein geistliches Seminar, eine Zeichenschule für Marine u. Baukunst, eine ökonomische Gesellschaft, einen Hafen. In weitem Umkreise findet man Ueberreste alter Gebäude, mehre Wasserbehälter, die Ruinen eines Amphitheaters, eines Circus und eines Palastes (Pilatusthurm), den Augustus bewohnt haben soll. Die alte Wasserleitung (Ferrerasbrücke) ist jetzt wieder hergestellt, und in der Nähe ist ein Grabmal, welches die Asche der Scipionen enthalten soll. Die Einwohner, 14,122 an der Zahl, treiben Baumwollen- und Tuchweberei, Fabriken für Band, Musselin, Borten, Seidenzwirn rc., Handel mit Wein, Branntwein, Fischen rc. In der Nähe sind Steinkohlenbergwerke. Die Stadt T. wurde von Phöniciern erbaut u. Tarkon genannt, nachmals zerstört, erst durch die Römer wieder aufgebaut und nun Tarraco genannt. Zur Zeit der Scipionen war sie ein Hauptwaffenplatz der Römer, dann eine Zeit lang die Residenz des Augustus, weshalb sie Julia Victrix und von Antoninus Pius Augusta genannt ward. Sie war die Hauptstadt des tarraconensischen Spaniens und blieb es auch während der Völkerwanderung, wo sie unter den Einfällen der Sueven, Vandalen und Gothen viel zu leiden hatte, bis die Römer 484 ihre letzte Besitzung in Spanien an die Westgothen verloren. Im J. 714 wurde sie durch den maurischen Feldherrn Abdelaziz nach 3jähriger Belagerung erobert und gänzlich verwüstet. Ueber drei Jahrhunderte später (1038) bauten es die Grafen von Barcelona wieder auf. In T. soll auch die erste christliche Kirche Spaniens und zwar durch den Apostel Jacobus gegründet worden seyn. Das nach 1038 gegründete Bisthum ward 1154 zum Erzbisthum erhoben. Im Jahre 1119 wurde die Stadt von Alfons I. von Aragonien den Arabern abgenommen, 1641 von den Franzosen belagert, jedoch entsetzt. Während des Unabhängigkeitskrieges litt sie ungemein. Am 28. Aug. 1811 eroberte sie der französische General Suchet mit Sturm, wobei sie arg mitgenommen ward. Die entvölkerte Stadt ward im Aug. 1813 von den Engländern belagert, und da Suchet sie nicht länger behaupten konnte, ließ er die Festungswerke am 8. Aug. 1813 sprengen, wobei ein großer Theil der Stadt zu Grunde ging. Im J. 1833 ward T. Hauptstadt einer Provinz.

Tarsus, große u. volkreiche Stadt Ciliciens,

im römischen Zeitalter Hauptstadt der Provinz Cilicia, am Flusse Cydnus in einer fruchtbaren Ebene gelegen, war geraume Zeit Sitz eigner, unter persischer Hoheit stehender Könige, gelangte aber besonders zu Ansehen, als sich unter den Seleuciden viele Griechen hier niederließen, welche einen schwunghaften Handel trieben, eine Philosophenschule anlegten, die besonders unter den ersten römischen Kaisern blühte. Der Apostel Paulus, der in T. geboren wurde, verdankte wahrscheinlich jener Schule einen Theil seiner Bildung. Seit der Zeit Cäsars, dessen Partei T. ergriffen hatte, hieß es Juliopolis. In einer ihrer Vorstädte lag Julianus Apostata begraben. Später sank der Wohlstand der Stadt, besonders durch die Einfälle barbarischer Völker, doch behauptete sie das ganze Mittelalter hindurch ein gewisses Ansehen. Das jetzige Tarso ist Hauptstadt des gleichnamigen Sandschaks im Ejalet Itschil, rechts am Karasu u. unweit der Meeresküste, hat ein Schloß, viele Moscheen und Bäder und 30,000 Einw., welche lebhaften Handel mit Baumwolle, Kupfer, Galläpfeln 2c. treiben.

Tartane, kleines leichtes Fahrzeug, nur mit einem großen und einem Fockmast, mit einem 4eckigen Hauptsegel und sonst 3eckigen Segeln, außerdem mit 8—10 Rudern auf jeder Seite versehen, im mittelländischen Meere theils zum Küstenhandel, theils zur Fischerei gebraucht.

Tartaren, Volk, s. v. a. Tataren.

Tartarus, bei Homer tiefer Abgrund unter der Erde, so weit unter dem Hades, als der Himmel über der Erde ist, durch eherne Pforten geschlossen; später die Unterwelt, wo die Verdammten ihre Qualen leiden, im Gegensatz zu den elysischen Gefilden, dem Aufenthaltsorte der Seligen. Synonyme sind Hades, Orcus, Erebus. Bei zunehmender geographischer Kenntniß des Westens verschwand die westliche Unterwelt, u. man setzte den T. oder Hades in die Tiefe der Erde, zu welcher, vorzüglich im Westen, aber auch an vielen anderen Orten, z. B. durch die Kluft des Avernus, grauenvolle Wege durch Höhlen u. Schluchten hinabführen sollten. Personificirt ist T. der Sohn des Aether und der Gäa u. von dieser Vater des Typhöus.

Tartarus, s. v. a. Weinstein, Kalibitartaricum.

Tartas, Stadt im französ. Departement Landes, Arrondissement St. Sever, am Zusammenfluß des Adour u. der Midouze, hat mehre Kirchen, ein Hospital, Töpferei, Safranbau, Handel u. 2760 Einw.

Tartsche, ursprünglich slavischer Name der kleinen Schilde, deren sich die Reiterei bediente, am häufigsten bei den Morgenländern, aber auch bei den Rittern und Reisigen des Mittelalters in Gebrauch. Dieselben waren meist rund (Rundtartschen), bisweilen viereckig u. mit verschiedenartig ausgebogenen Rändern versehen. Außerdem gab es noch Sturm- u. Setztartschen, die von Fußsoldaten benutzt wurden; letztere waren mit einem Stachel versehen, um in den Boden befestigt als Schutzwehr gegen die Bogenschützen zu dienen.

Tarudant (Tarebant), Hauptstadt in der marokkanischen Provinz Suse, südwestlich von Marokko, in fruchtbarer Gegend, hat 25,000 Einwohner, welche Kupferwaaren, Baumwollenzeuche und gefärbtes Leder zum Handel bringen.

Taschaninseln (Kaninchen- od. Haseninseln), asiatisch-türkische Inseln an der Küste von Anatolien, im ägäischen Meere nördlich von Tenedos, südlich von Imbro, bergig, waldig, reich an Hasen u. Kaninchen; sonst Lagussä.

Taschenbücher, eine eigene, auf deutschem Boden entsprossene und hier einheimisch gebliebene Literaturgattung, jährlich in den letzten Monaten, größtentheils im Oktober erscheinende Bücher in kleinem Format, mit sauberem Einband, welche früher einen Kalender, genealogische Nachrichten und allerhand gemeinnützige Mittheilungen enthielten, nach und nach immer mehr belletristischen Inhalt aufnahmen und sich endlich mit wenigen Ausnahmen auf letzteren allein beschränkten, als charakteristisches Merkmal aber fast sämmtlich in größerer oder geringerer Ausdehnung eine Zugabe an Kupferstichen (von Chodowiecki zuerst aufgebracht) beibehielten. Späterhin fing man auch an, für einzelne Wissenschaften jährliche T. herauszugeben, theils in der Absicht, wissenschaftliche Kenntnisse in der Form unterhaltender Lektüre in weitern Kreisen zu verbreiten, als man dies durch systematische Lehrbücher erreichen zu können glaubte, theils, um die jährlichen Fortschritte in diesen oder jenen Wissenschaften sofort zur allgemeinen Kenntniß zu bringen.

Taschenspieler, Personen, welche verschiebenartige, auf den ersten Anblick an das Wunderbare grenzende Kunststücke verrichten. Letztere beruhen auf einer Täuschung des Zuschauers, die der Künstler hauptsächlich durch große Gewandtheit in seinen Körperbewegungen, namentlich Fingerfertigkeit, durch Ablenken der Aufmerksamkeit des Zuschauers auf Nebendinge, durch Einverständniß mit einigen Gehülfen und Zuschauern, durch geschickte Benutzung der Chemie und Experimentalphysik, endlich durch blendende Beleuchtung eines glänzenden Apparates bewirkt. Früher pflegten derartige Künstler alle zu ihren Stücken nöthigen Vorbereitungen in einer großen Tasche (Gaukeltasche) mit sich herumzutragen (daher der Name T.), später mußte sich der Apparat um so mehr vergrößern, je mehr die gebildeteren unter ihnen physikalische und chemische Experimente zur Vervielfältigung ihrer Künste herbeizogen. Das Vaterland der T. ist Aegypten. Schon in der Zeit zwischen dem trojanischen und dem persischen Kriege zogen ägyptische Gaukler in Griechenland umher; ebenso finden wir sie in Italien, wo sie unter dem Namen Praestigiatores oder Pilarii (Ballspieler) oder Saecularii (Taschenkünstler) in Städten und Dörfern umherzogen und namentlich in Rom bei den säkularischen Spielen im Theater auftraten. Unter Augustus verbannte Agrippa, als er Aedil war, alle T. und Sterndeuter. Im Mittelalter standen die T. ebenfalls im Rufe der Zauberei, und mancher Unschuldige ist deshalb in der Zeit der berüchtigten Hexenprozesse verbrannt worden; der berühmte Dr. Faust war nichts Anderes, als einer der geschicktesten dieser Zunft. In der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zeichneten sich Pinetti, Eckartshausen und vor allen Philadel-

phie, in der neuesten Zeit Bosco, Professor Döbler, Becker, Frickel als geschickte T. aus. Eine Menge der interessantesten Taschenspielerkünste findet man in: Martins, Unterricht in der natürlichen Magie, umgearbeitet von Wiegleb, fortgesetzt von Rosenthal, Berl. 1786—1805, 20 Bde.

Taschkent, Hauptstadt eines Khanats in Westturkestan, in einer mit Gärten bedeckten Oase, ist mit einem Lehmwall umgeben und hat 15 Werste oder 2 Meilen Umfang, aber schlecht aus Lehm gebaute Häuser u. enge Straßen, einige große Moscheen und alte Tempel, viele Medresses (Kollegien), einen Bazar, eine Residenz des Khans und 40,000 Einwohner, welche Baumwollen- und Seidenweberei, Handwerke, eine Eisenschmelze, Kanonengießerei ꝛc. und Handel betreiben. T. ist eine wichtige Karawanenstation und war häufig Timurs Aufenthaltsort.

Tasman, Abel Janssen, Entdecker der Insel Vandiemensland und anderer australischen Inseln, holländischer Schiffskapitän, dessen Geburts- und Todesjahr aber unbekannt sind, trat, von van Diemen, Gouverneur von Batavia, beauftragt, 1642 eine Entdeckungsreise nach dem Südpol an, auf welcher er am 24. Nov. d. J. die Insel entdeckte, die er nach jenem benannte. Um die Südspitze der Insel segelnd, entdeckte er sodann Staatenland, einen Theil von Neuseeland, die Dreikönigs- und Prinz-Wilhelmsinseln, segelte dann nach Neuguinea und kehrte von da im Mai 1643 nach Batavia zurück. Weniger ist von einer zweiten Entdeckungsreise bekannt, die er 1644 zur Untersuchung der Küsten von Neuguinea antrat. Seinen Namen führt noch jetzt eine Halbinsel auf der Ostküste von Vandiemensland und die Insel vor dem Kap Pilar auf jener Halbinsel.

Tasso, 1) Bernardo, epischer und lyrischer Dichter Italiens, aus dem altadeligen Geschlechte der Tassi stammend, geboren zu Bergamo 1493, zeigte schon als Knabe viel Anlagen zur Dichtkunst, welche nach dem frühen Tode seiner Aeltern namentlich durch die sorgfältige Erziehung bei seinem Onkel, Luigi T., Bischof von Recanati, noch mehr geweckt wurden. Nach Beendigung seiner Studien zu Padua ward er Sekretär des päpstlichen Generals Guido Panzona und ging dann als päpstlicher Gesandter nach Frankreich. Nachdem er hierauf am Hofe zu Ferrara und zu Venedig, wo er sich bereits als Dichter einen Namen gemacht hatte, in verschiedener Weise amtlich thätig gewesen war, trat er 1531 in die Dienste des Fürsten Ferrante Sanseverino von Salerno als Geheimschreiber, begleitete ihn auf Karls V. Zuge nach Tunis, ging dann in Geschäften des Fürsten nach Spanien, heirathete nach seiner Rückkehr nach Salerno 1539 die geistvolle Porzia de' Rossi und lebte mit ihr in Zurückgezogenheit zu Sorrento höchst glücklich bis 1547. Als aber der Fürst von Salerno wegen seines Widerstandes gegen die Einführung der Inquisition zu Neapel von Karl V. seiner Güter beraubt wurde, traf auch T. die Ungnade des Kaisers. Während er eine andere Zuflucht suchend an verschiedenen Orten sich aufhielt, verlor er seine Gattin durch den Tod. Im Jahre 1556 kam er, von Allem entblößt, nach Ravenna, von wo ihn der Herzog von Urbino nach Pesaro berief. Im Jahre 1563 ward er erster Sekretär des Herzogs Wilhelm von Mantua und † 1569 als Gouverneur von Ostiglia. Sein Hauptwerk ist „L'Amadigi" (Vened. 1560), ein romantisches Epos in 100 Gesängen nach spanischen Originalen, ein bedeutendes Talent verrathend, das nur durch den höhern Ruhm seines Sohnes verdunkelt wurde. Außerdem begann er ein größeres Gedicht „Floridante", welches sein Sohn vollendete. Seine Briefe (herausgegeben von Seghezzi, Pad. 1733—51, 3 Bde., deutsch von Jagemann) sind für die politische und Literaturgeschichte seiner Zeit wichtig.

2) Torquato, des Vorigen Sohn, sowohl durch seinen Dichterruhm, als seine unglücklichen Schicksale bekannter geworden, als der Vater, geboren 1544 zu Sorrento, genoß seine erste Erziehung in Neapel unter den Jesuiten, dann bei dem wechselnden Aufenthalte seines Vaters an verschiedenen Orten, endlich in Pesaro gemeinschaftlich mit dem Sohne des Herzogs von Urbino. Seit seinem 13. Jahre studirte er zu Padua die Rechte, gab sich aber seiner Lieblingsneigung, der Poesie, hin und veröffentlichte in demselben Jahre ein episches Gedicht „Rinaldo", welches die öffentliche Aufmerksamkeit auf ihn lenkte. Die Jurisprudenz aufgebend, widmete er sich philosophischen und literarischen Studien u. begann in Bologna den schon früher gemachten Entwurf zu einem epischen Gedichte von der Befreiung Jerusalems auszuführen. Indessen verließ er in Folge einer Kränkung Bologna bald wieder und ging nach Modena und von da wieder nach Padua, wo inzwischen Scipione Gonzaga eine Akademie gestiftet hatte, an deren Spitze er T. zu sehen wünschte. Während er hier fleißig Philosophie, namentlich die des Plato, studirte, arbeitete er zugleich an seinem Gedicht. Im Jahre 1565 berief ihn der Kardinal von Este nach Ferrara und ernannte ihn zum Hofkavalier, damit er den glänzenden Festen beiwohnen könnte, die zur Vermählung des Herzogs Alfons II. mit einer Erzherzogin von Oesterreich gefeiert wurden. Der Dichter ward überall mit großer Achtung aufgenommen, namentlich schenkten ihm die Schwestern des Herzogs, Lucrezia, die nachmalige Herzogin von Urbino, und Leonore, ihre Gunst; auch der Herzog zeichnete ihn aus und munterte ihn zur Fortsetzung und Vollendung seines Epos auf. Einige Reisen nach Padua, Pavia, Mailand und Mantua abgerechnet, blieb T. in Ferrara bis 1571, wo er nach Beendigung der ersten 8 Gesänge mit dem Kardinal nach Frankreich reiste, wo er am Hofe Karls IX. die huldvollste Aufnahme fand. Aus nicht bekanntem Grund nach Rom zurückgekehrt, trat er bald darauf in die Dienste des Herzogs Alfons von Ferrara. Hier schrieb er das Schäferspiel „Aminta", welches alles Bisherige dieser Art weit übertraf u. sofort in Scene gesetzt ward. Er verweilte nun mehre Monate in dem reizend gelegenen Castel durante bei seiner Gönnerin, der Herzogin von Urbino. Nach seiner Rückkehr nach Ferrara arbeitete er wieder an seinem Epos und beendete dasselbe im Frühling 1575 unter dem Titel „Goffredo". Die Auszeichnung, welche T. bisher schon von Seiten des Herzogs genossen, verdoppelte sich seit dieser

Zeit, und die Herzogin von Urbino, die wieder bei ihrem Bruder lebte, wünschte den Dichter stets um sich zu sehen, so daß es ihm nur mit Mühe gelang, im November 1575 die Erlaubniß zu einer Reise nach Rom zu erhalten, um dort sein Gedicht nochmals einer gründlichen Prüfung zu unterwerfen. In Rom wurde T. dem Kardinal Ferdinand von Medici, nachmaligem Großherzoge von Toskana, vorgestellt und von diesem aufgefordert, in den Dienst seines Hauses zu treten. Dies lehnte jedoch T. ab, aus Rücksichten der Dankbarkeit gegen das Haus Este. So weit war stetes Glück T.'s Begleiter gewesen, höchstens war dasselbe durch die Anfeindungen der Neider, welche sein Ruhm und sein Ansehn bei Hofe ihm erweckt hatten, in etwas getrübt worden. Als aber nach T.'s Rückkehr nach Ferrara ihm die schöne Gräfin Leonore Sanvitale, Gemahlin des Grafen von Scandiano, ihre Gunst schenkte, und der Herzog, um T. fester an sein Haus zu ketten, ihm das eben erledigte Amt eines Historiographen verlieh, stiegen Haß und Neid gegen ihn auf das Höchste. T. glaubte sich von seinen Feinden gehaßt, verfolgt, angeklagt, und seine von Natur ernste Gemüthsstimmung ging in tiefe Schwermuth über. In dieser Gemüthsstimmung zog er 1577 eines Abends den Degen in den Zimmern der Herzogin von Urbino gegen einen ihrer Diener, worauf der Herzog ihn verhaften ließ. Wiederum in Freiheit gesetzt, unterwarf er sich mit Erfolg einer ärztlichen Behandlung, ward aber aus Gründen, über denen ein unaufhellbares Dunkel ruht, bald von Neuem gefänglich eingezogen und in das Franciskanerkloster zu Ferrara gebracht. T. glaubte anfangs, seine Gefangenhaltung werde in einigen Tagen abgemacht seyn. Als er sich hierin getäuscht sah, ergriff er am 20. Juli 1577, mit Zurücklassung seiner Papiere, die Flucht. Nachdem er eine Zeit lang unbekannt umhergeirrt war, kam er nach Turin, wo er dem Herzoge von Savoyen vorgestellt wurde. Ehrenvoll aufgenommen, hätte er hier ruhig leben können; aber beständig quälte ihn die Furcht, er werde an den Herzog von Ferrara ausgeliefert werden; deshalb entwich er heimlich nach Rom, wo er vom Kardinal Albani mit den größten Ehrenbezeigungen empfangen wurde. Aber T. war bereits nicht mehr ganz Herr seiner selbst, auch zu Rom fühlte er sich beunruhigt; er faßte daher den Entschluß, nach seinem Geburtsorte Sorrento zu gehen und seine Schwester Cornelia, welche daselbst im Wittwenstand lebte, zu besuchen. Die Einsamkeit daselbst konnte indessen sein Gemüthsleiden nicht heilen; Liebe und Ruhmsucht hatten in seinem Herzen zu tief Wurzel geschlagen, als daß er sich nicht in seine ehemalige Stellung nach Ferrara hätte zurückwünschen sollen. Er schrieb daher an den Herzog und seine Schwester, erhielt aber keine Antwort. Nichtsdestoweniger und trotz des Abredens seiner Freunde in Rom ging er nach Ferrara, ward auch wohlwollend aufgenommen, allein die Herausgabe seiner Manuskripte verweigerte ihm Alfons, da er ihn noch immer als einen Gemüthskranken betrachtete, in dessen Händen sie vielleicht vor Vernichtung nicht sicher wären. Zum zweiten Male floh daher T. aus Ferrara und wandte sich zum Herzog von Urbino und dann nach Turin. Hier fand er bei Filippo d'Este wohlwollende Aufnahme und war im Stande, zu seinen frühern gewöhnlichen Beschäftigungen zurückzukehren. Außer verschiedenen andern Produktionen in Poesie und Prosa schrieb er die zwei „Dialoghi della nobilità e della dignità", welche zeigen, daß seine Geisteskräfte nur zu Zeiten in einem Zustande der Verwirrung waren. In einem solchen aber entschloß er sich zu einer nochmaligen Rückkehr nach Ferrara, sah sich jedoch in der Hoffnung, die frühere Gunst des Herzogs wieder zu erlangen, bitter getäuscht; von dem Fürsten nicht vorgelassen und von den Hofleuten verachtet, ergoß er sich in lauten Schmähungen gegen Fürsten und Hof. Als dies dem Herzog hinterbracht wurde, ließ er ihn (März 1579) als einen Rasenden in das St.-Annenhospital bringen. Hier verlebte T. zuerst 2 Jahre in engem Gewahrsam in einem Zustande zwischen Gesund- und Kranksein. Oft hatte er ruhige Augenblicke, in denen er sich auf das Herrlichste bald in Versen, bald in philosophischen Betrachtungen aussprach. Am meisten Kummer machte ihm die Nachricht, daß sein Gedicht in höchst verstümmelter Gestalt zu Venedig erschienen sey, unter dem Titel „La Gerusalemme liberata". Nach Ablauf jener 2 Jahre erhielt T. eine bessere Wohnung und etwas mehr Freiheit, durfte Besuche empfangen und von Zeit zu Zeit ausgehen; darauf aber traten wieder verschärfte Maßregeln ein. Zu dieser Zeit veröffentlichten Salviati und de Rossi, Mitglieder der Accademia della Crusca, veranlaßt durch eine Schrift, welche T. über Ariost erhob, eine schonungslose Kritik der „Gerusalemme liberata", welche T. von seinem Gefängnisse aus mit Würde und Mäßigung zurückwies. Inzwischen bot er alles Mögliche auf, seine Freiheit wieder zu erhalten. Er schrieb an Papst Gregor XIII., an den Kaiser Rudolf II., an fast alle Fürsten Italiens um Verwendung; Alle thaten ihr Möglichstes, der Herzog aber blieb unerbittlich. Erst als sich T.'s Zustand mehr und mehr verschlimmerte, ließ er endlich 1586 nach mehr als 7jähriger Gefangenschaft, auf dringendes Bitten seines Schwagers Vincenzo Gonzaga, den unglücklichen Dichter frei. Gonzaga brachte ihn nach Mantua, allein die dortige Luft war ihm schädlich, u. er erhielt daher die Erlaubniß, nach Bergamo zu gehen, wo im Kreise seiner Verwandten und Freunde sein Gesundheitszustand sich in so weit besserte, daß er den „Floridante" seines Vaters und sein bereits in Ferrara begonnenes Trauerspiel „Torrismondo" umarbeiten und vollenden konnte. Nach dem Tode des Herzogs von Mantua wünschte er sich vom Hofleben ganz zurückzuziehen u. begab sich daher 1588 nach Monte Oliveto, wo er Ruhe zu finden hoffte. Bald aber erneuerten sich die Anfälle von Schwermuth, so daß er eine Ortsveränderung für zuträglich hielt; er ging daher nach Rom, wo er bei Sixtus V. eine wohlwollende Aufnahme fand. Von da begab er sich mit dem Großherzog von Toskana nach Florenz. Allein die traurigen Erinnerungen an sein Hofleben verleideten ihm den Aufenthalt daselbst so, daß er bald nachher nach Neapel zu einem Freunde Manso, der ihn bereits in Monte Oliveto richtig zu behandeln gelernt hatte, ging, um bei ihm sich

mit der Verbesserung und theilweisen Umarbeitung seiner Gedichte zu beschäftigen. Eine Frucht dieser Arbeiten ist die Verwandlung seiner „Gerusalemme liberata“ in eine „Gerusalemme conquistata“ (1593), welche neue Gestalt jenes Gedichtes aber nie den Beifall der Kunstkenner erlangen konnte, da T. in demselben bei seiner trüben Stimmung zu sehr sich zum Sklaven aller Regeln der Kunstkritik gemacht und gerade die schönsten Ergüsse seines poetischen Genie's geopfert hat. In derselben Zeit entstand auch das Gedicht: „Le sette giornate del mondo creato“. Inzwischen hatte Klemens VIII. den päpstlichen Thron bestiegen, und sein Neffe, der Kardinal di San Giorgio, ein Freund von Kunst und Wissenschaft, versammelte die ausgezeichnetsten Männer Italiens um sich. Auch T., den er früher kennen gelernt, berief er nach Rom, und obschon dieser nur ungern seinen ruhigen Aufenthalt verließ, so konnte er doch nicht widerstehen und erfreute sich bei seiner Ankunft der glänzendsten Aufnahme von Seiten des Papstes und seines Verwandten. Intriguen, welche die Einigkeit am päpstlichen Hofe zu stören drohten, vertrieben ihn bald wieder von da, und erst, als der Kardinal di San Giorgio, der T. in Rom zu fesseln wünschte, seinem Onkel vorschlug, T. in feierlicher Weise, wie es früher mit Petrarca geschehen war, auf dem Kapitol zum Dichter zu krönen, kehrte dieser zurück. Aber bald darauf fiel er in ein hitziges Fieber u. † im Kloster San Onofrio auf dem Janiculus, wohin er sich hatte bringen lassen, am 25. April 1595, wie es heißt, am Tage vor dem zu seiner Dichterkrönung festgesetzten. Er ward in der Kirche des genannten Klosters bestattet. Der Kardinal Bevilacqua von Ferrara errichtete ihm ein Denkmal, ein größeres ist ihm in neuerer Zeit gesetzt worden. T. gehört nach F. Schlegels Urtheil im Ganzen mehr zu den Dichtern, die mehr nur sich selbst und ihr schönstes Gefühl darzustellen, als eine Welt in ihrem Geiste klar aufzufassen und sich selbst darin zu verlieren und zu vergessen im Stande sind. Die schönsten Stellen in seinem großen Epos, welches die Eroberung Jerusalems durch Gottfried von Bouillon schildert, sind solche, die auch einzeln oder als Episoden in jedem andern Werke schön seyn würden und nicht wesentlich zum Gegenstande gehören. In seinen lyrischen Gedichten (Rime) ist eine Gluth der Leidenschaft u. eine Begeisterung der unglücklichsten Liebe, welche uns noch mehr als das kleine Schäferspiel „Aminta“ erst an die Quelle jener schönen Dichtungen führt. T. ist ganz Gefühlsdichter und wie Ariosto ganz malerisch. Ueber seine Sprache ist ein Zauber musikalischer Schönheit ausgegossen, der wohl am meisten dazu beigetragen hat, ihn zum Lieblingsdichter der Italiener zu machen, was er selbst beim Volke mehr als Ariosto ist. Eine ausführliche Charakteristik T.'s als epischen Dichters findet sich in der „Allgemeinen Monatsschrift für Wissenschaft und Literatur“ (Sept. u. Okt. 1851). Unter einer Menge von Ausgaben von T.'s Werken ist die von Rosini (Pisa 1820 f., 30 Bde.) die vollständigste und die mailänder der „Opere scelte“ (1823 f., 5 Bde.) die brauchbarste. Der „Rinaldo“ erschien zuerst Venedig 1562; die „Gerusalemme liberata“ verbessert zuerst Parma 1581. Die besten deutschen Uebersetzungen von letzterem Gedicht sind die von Gries (8. Aufl., Lpz. 1851, 2 Bde.) und Streckfuß (4. Aufl., das. 1847, 2 Bde.). „Auserlesene lyrische Gedichte“ übersetzte K. Förster (2. Aufl., Lpz. 1844). T.'s Biographie schrieb sein Freund Giamb. Manso (Neap. 1619), vollständiger Serassi (Rom 1785). Vgl. „T.'s Leben“ von Streckfuß, vor dessen Uebersetzung. Vgl. Rosini, Saggio sugli amori di Torquato T. e sulle cause della sua prigionia, Pisa 1832. Unächt sind die von dem Conte M. Alberti herausgegebenen „Manoscritti inedite di Torquato T.“ (Lucca 1837 f.). Vgl. Ranke, Zur Geschichte der italienischen Poesie, Berl. 1837.

Taste (Clavis), der Theil eines musikalischen Schlaginstrumentes, der beim Niederdrücken mit dem Finger sich hinten wie ein Hebel in die Höhe hebt und in Folge davon entweder durch den Schlag eines Hammers (wie beim Pianoforte), oder durch Oeffnen eines Ventils, wie bei der Orgel ꝛc., die Saite, Pfeife oder Zunge zum Ertönen bringt. Sämmtliche zu einem Instrumente gehörige T. nennt man Tastatur oder auch Klaviatur.

Tastsinn (tactus), Wahrnehmung mechanischer Eindrücke, wie der Konsistenz, Form, Temperatur bestimmter Gegenstände, durch unmittelbare Berührung. Sie besteht darin, daß sich die Einwirkung eines Objekts auf die sensiblen, centripetal leitenden Nervenfasern, die von den hintern, empfindenden Wurzeln des Rückenmarks entspringen, zu dem Centralnervensystem fortsetzt, eine Reaktion bewirkt und so zur Klarheit im Bewußtseyn gelangt. Während den übrigen Sinnesverrichtungen wahrscheinlich immer nur Ein Nervenpaar vorsteht und dieselben immer nur auf einen kleinen Theil des Körpers beschränkt sind, wird das Tasten durch eine paarige Nervenfaserreihe vermittelt, die von der ganzen Länge des Rückenmarks, von dessen hintern Wurzeln entspringend, ohne sich zu Einem Tastnervenstamm zu vereinigen, nach dem ganzen Körper hin sich verbreitet, weshalb das Tasten auch an jeder Stelle des Körpers mit nur wenigen Ausnahmen, wie z. B. am Haar-, Zahn-, Knochen-, Knorpelgewebe, an den Sehnen und der Krystalllinse, Statt finden kann. Doch sind beim Menschen ganz besonders die Hände als Tastorgan zu betrachten. Dadurch, daß sie aus vielerlei kleinen Knochen gebildet und daher zu so mannichfachen Bewegungen, besonders durch den entgegengesetzt eingelenkten Daumen fähig sind, können die zu fühlenden Objekte nach allen Richtungen hin berührt und mit den an den Fingern besonders reichlich vorhandenen Nervenfasern in Kontakt gebracht werden, so daß auf diese Weise die richtigste Empfindung von den verschiedenen körperlichen Eigenschaften der Gegenstände erhalten wird. Die Fingerspitzen erlangen daher auch bei gehöriger Uebung eine fast unglaubliche Fertigkeit und Schärfe im Fühlen; Blinde z. B. können die feinsten Nuancen in der Beschaffenheit der Oberflächen von Gegenständen herausfühlen, wie die verschiedenartige Färbung von Zeuchen, die Beschaffenheit und den Werth von Münzen

u. dergl. Auch die Zunge dient beim Menschen und bei allen Säugethieren als Haupttastapparat. Der T. findet sich im ganzen Thierreich nicht mehr so ausgebildet vor, als beim Menschen, welcher schon durch seine nackte Haut mehr dazu geeignet ist, als viele Thiere, deren Haut mit Haaren, Schuppen, Gürteln, Schalen, Federn ꝛc. bedeckt ist u. deren Tastorgane mit verschiedenen Körpertheilen, die einer andern Funktion als dem T. vorstehen, besonders mit den Freßwerkzeugen verbunden sind. Würmer, Mollusken, Insekten, Krustaceen haben Fühlfäden oder Fühlhörner; bei vielen Fischen dienen besonders die am Kopfe befindlichen, mit Nerven versehenen borstenförmigen Verlängerungen als Tast- oder wenigstens Sondirungsorgane, die ihnen die Gegenwart mancher Gegenstände anzeigen. Amphibien tragen den T. am ganzen Leibe, daher umwinden auch viele die Gegenstände mit demselben; bei den Vögeln ist der Schnabel und die Zunge als Haupttastorgan anzusehen. Die Zunge der Säugethiere ist ebenfalls zum Tasten am meisten geeignet; einige, namentlich die Huf- und Klauenträger, haben eine besondere Tastfertigkeit in den Lippen, der Elephant in dem Rüssel. Indessen ist der T. der Thiere immer nur ein instinktartiger und kann dem des Menschen nie gleich gestellt werden.

Tastu, *Amable*, französische Dichterin, geboren 1798 zu Metz, Tochter eines Proviantverwalters Voiart daselbst, zeigte früh poetische Anlage, welche durch ihre Stiefmutter, die Verfasserin mehrer Volksschriften moralischen Inhalts, genährt ward. Im Jahre 1816 heirathete sie den Buchhändler Tastu und lebte mit ihm in Perpignan, nachher in Paris, wo sie in Musenalmanachen verschiedene Gedichte und Sammlungen derselben als „Poésies" (Par. 1826, verm. Aufl., 3 Bde., das. 1838, neue Aufl. 1841) und „Poésies nouvelles" (das. 1834) veröffentlichte, meist Gedichte elegisch-reflektirender Gattung enthaltend, denen die unter dem Titel „Chroniques de France" (das. 1829) erschienenen epischen Dichtungen bedeutend nachstehen, wiewohl auch diese sich wie jene durch große Korrektheit und Abrundung der Sprache auszeichnen. Auch in Prosa hat sich T. in verschiedenen Richtungen versucht, als Unterhaltungsschriftstellerin in den „Soirées littéraires de Paris" (Par. 1832), als Jugendschriftstellerin in der „Education materielle, simple leçon d'une mère à ses enfants" (das. 1836, 4 Bde., u. öft.). Ihre Lobrede auf Frau von Sevigné wurde 1839 von der Akademie gekrönt. Auch schrieb sie eine „Histoire de la littérature allemande" (Par. 1842).

Tatarei (unrichtig *Tartarei*), das Land der Tataren. Im Mittelalter nannte man so im Allgemeinen das mittlere Asien, weil man die von dort her gegen Westen heranstürmenden Horden unter dem Gesammtnamen der *Tataren* begriff. In der neuern Zeit hat man das Wort aus der Geographie verbannt, weil die Tataren diesen Kollektivnamen gar nicht führen u. das Land nach den einzelnen Staaten benannt wird, in die es getheilt ist. Man unterscheidet die kleine oder europäische von der großen oder asiatischen T., welche letztere auch die freie T. genannt wird zum Unterschiede von der angrenzenden kleinen Bucharei (Turfan), welche unter chinesischer Herrschaft steht, oft aber auch zur großen T. gerechnet wird. Unter der *kleinen* oder *europäischen* T. begriff man die Theile des russischen Reichs, welche ehemals die Khanate der Krimm, von Astrachan und Kasan ausmachten; jedoch bezeichnete man damit im engern Sinne des Wortes vorzüglich die Krimm, Bessarabien u. die Gegenden am untern Dnjepr u. Don bis an das kaspische Meer. Die *große* oder *asiatische (freie)* T. führt jetzt in geographischen Werken meist den Namen *Turkestan* (s. d.), da ihre Bewohner größtentheils dem Hauptstamme der Turk angehören.

Tataren, großer Volksstamm in Mittelasien, Nordasien und Südosteuropa, dessen Name aus dem Chinesischen stammen und s. v. a. Zinsleute, Zinspflichtige bedeuten, wogegen nach einheimischen Sagen Tatar einer der Stammväter des Volks gewesen seyn soll. Die Umbildung des Namens in „Tartaren" soll von König Ludwig XI. von Frankreich herrühren, der denselben von „Tartarus", d. h. Unterwelt, Hölle ableitete und damit die T. als Söhne der Unterwelt bezeichnen wollte. Vom Mittelalter und bis auf die neuere Zeit werden die Namen Mongolen u. T., wie später T. und Türken, sowohl von abendländischen, als von orientalischen Geographen u. Geschichtschreibern verwechselt, sogar vielfältig für gleichbedeutende genommen. Nach den einheimischen Geschichtschreibern sind aber T. und Mongolen ursprünglich zwei verschiedene Zweige eines und desselben Volks, welches Dschingiskhan vereinigte, der auch die Turkvölker mit fortriß und auf diese Weise wohl den ersten Grund zu der nachmaligen allgemeinen Namenverwirrung gelegt hat. Demnach ist der Name T. auf die Völker des tatarischen Sprachstammes zu beschränken, während der Name Mongolen in seiner Kollektivbedeutung allgemeine Racenbezeichnung ist, im besondern Sinne aber einen einzelnen Zweig der hinterasiatischen Varietät oder auch des tatarischen Sprachstammes begreift. Wir unterscheiden demnach: *T. im weitesten Sinne*, die in den östlichen, mittlern und westlichen Ast zerfallen. Zu dem *östlichen Ast* gehören: die *tungusischen T.* in Ostsibirien, dem mandschurischen Alpenlande und in Folge kriegerischer Kolonisation auch in China, nämlich: die *Mandschu* od. *südlichen Tungusen*, das herrschende Volk im chinesischen Asien, und die *nördlichen Tungusen* (Tungusen im engern Sinne), die im östlichen Sibirien, vom Jenisei bis zum lamutischen Meere, sowohl in der Ebene, als im daurischen und altai'schen Berglande verbreitet sind und sich in viele kleine, besondere Dialekte sprechende Tribus theilen. Der *mittlere Ast* umfaßt die T. im engern Sinne, die zahlreichen nomadischen Stämme, welche die Mongolei, die unbekannte Hochterrasse am Kukunoor, die hohe Tatarei u. untermischt mit andern Stämmen Theile des sibirischen und kaspischen Tieflands bewohnen, u. theilt sich in einen *osttatarischen* od. *ostmongolischen* Zweig, dessen Name auf den ganzen Stamm übergegangen ist, und in einen *westtatarischen* oder *kalmückischen Zweig*. Der *westliche Ast* umfaßt alle westlichen und nord-

westlichen T. Es gehört hierher eine große Zahl von Völkern und Völkerstämmen, welche dem Forscher das räthselhafte und interessante Phänomen ganz augenfälliger Körperverschiedenheit bei unverkennbarer Sprachähnlichkeit darbieten, welche letztere so groß ist, daß die überwiegende Mehrzahl, und zwar der bedeutendsten und mächtigsten Völkerschaften, selbst wenn sie durch weite Räume getrennt sind, nur Schwestersprachen, selbst nur Dialekte einer und derselben Sprache zu reden pflegen. Abgesehen von den verschwundenen, oder vielmehr in andere Nationen auf- u. übergegangenen historischen Völkern der Hiongnu (die man irrthümlich bisweilen für die späteren Hunnen hielt), der Seldschucken, der Petschenegen, der Kumanen, Usen od. Chuni, werden nur drei Zweige od. Gruppen dieser großen Familie unterschieden. Die erste Gruppe bilden die Turkvölker, Türken (im engern Sinne, Osmanen), das herrschende Volk vom untern Euphrat bis zum schwarzen und Mittelmeere, in Europa auf der griechischen Halbinsel, und zwar besonders in Thracien, Macedonien, Bosnien, auf Cypern, Kandia und den Nordküsten Afrika's; die Uiguren, am obern Tarim, in Ostturkestan; die Usbeken, in Turan u. Westturkestan; die Turkomanen, zersprengte Stämme an den Ost-, West- und Südgestaden des kaspischen See's in den persischen Provinzen Masenderan, Aserbeidschan und in Turan, sowie in Khorassan, Westturkestan und Afghanistan, auch im nördlichen Kurdistan, in Syrien und Kleinasien, und die turk-tatarischen Völkerschaften, wegen ihrer Körperbildung T. genannt, während ihre Sprache ihre nähere Verwandtschaft mit der türkischen Familie ganz entschieden beweiset. Die zweite Gruppe bilden die Jakuten, an der Lena und ihren mittleren und unteren Zuflüssen, an der Jana und Indigirka, die, ungeachtet ihrer mongolischen Züge, nach ihrer Sprache den zweiten u. nördlichsten Zweig der großen türkischen Sprachfamilie bilden. Die dritte Gruppe ist die der Tschuwaschen oder Bergtataren, im mittleren und südlichen Ural, an der Kama u. mittleren Wolga, deren Sprache es jedoch zweifelhaft macht, ob sie nicht vielleicht dem finnischen Stamme angehören. Noch kann neben diese 3 Hauptäste des tatarischen Stammes, den tungusischen, den tatarisch-mongolischen und den türkischen, ein vierter (südlicher) aufgestellt werden, der von dem Himalaya aus sich über Groß- und Kleintübet, Butan und wahrscheinlich auch Sifan, das unbekannte Quelland des Hoangho, sowie die oberen Stufenländer der indo-chinesischen Flüsse ausbreitet. Doch herrscht über die zu diesem Aste gehörigen Zweige eben sowohl in sprachlicher, als in physiognomischer Beziehung große Unsicherheit, und es scheint, als ob das tatarische Element hier mit dem indo-chinesischen so verschmolzen sey, daß eine bestimmte Abtrennung jetzt unmöglich ist.

Jetzt hat man nach dem Vorgange der türkischen und russischen Historiker und Geographen den Namen T. auf diejenigen der obengenannten Völkerschaften beschränkt, welche nördlich vom schwarzen Meere, am unteren Dnjepr, Don, an der Wolga, in Taurien, im Königreich Kasan u. Astrachan und bis nach Sibirien hinein, sowie zerstreut im übrigen westlichen Rußland, in Bessarabien, an der Donau, in Bulgarien, im Balkan, bis Konstantinopel hin und in Persien wohnen. Sie sind der Mehrzahl nach Mohammedaner, wenige von ihnen Christen, im Osten theilweise Anhänger des Lamaismus; sie betragen in Rußland 2,500,000, in der Türkei u. Persien 500,000, zusammen etwa 3 Millionen, und gehören größtentheils der türkischen Familie an, nur der kleinere Theil ist zur eigentlichen tatarischen oder tatarisch-mongolischen zu rechnen. Sie stehen demnach auf der Uebergangsstufe zwischen der mongolischen und kaukasischen Menschenrace, so jedoch, daß sie, wie die Türken selbst, ursprünglich der ersteren zugehörten und sich der letzteren durch Vermischung und Lebensweise genähert haben. Das Gesicht des Tataren ist oval, die Hautfarbe mehr weiß als gelb, der Mund klein, das Auge groß, schwarz, voll Glanz und Feuer, das Haar dunkelbraun, die Zähne fest und weiß, das Aussehen munter, das der Frauen bei vielen Stämmen von einnehmender Schönheit. Der Tatar ist offen u. dabei ernst, freiheitliebend, muthig, friedfertig, oder aus Trägheit duldsam; einige Stämme zeichnen sich durch einen Hang zu Räubereien aus. Die Kleidung der türkischen u. taurischen T. ist orientalisch, die der übrigen mehr russisch oder polnisch. Die Vielweiberei ist bei den mohammedanischen wie bei den heidnischen T. gewöhnlich, doch hat ein Tatar selten mehr als 2 Frauen; auch ist die Stellung der letzteren, obgleich sie vom Manne gekauft werden, freier und ungezwungener, als bei den meisten anderen Mohammedanern. Sonst waren alle T. Nomaden, jetzt treiben die meisten Ackerbau und Viehzucht oder Handwerke und wohnen in Dörfern, noch häufiger aber in Städten, wo sie eigene Quartiere einzunehmen pflegen. Die seßhaften südlicheren T. bewohnen reinliche, im orientalischen Styl gebaute Häuser; die nördlichen T. in Sibirien dürftige Erdhütten. Die nomadisirenden T. führen ihre Jurten (Zelte) in Kibitken bei sich. In der Türkei verrichten die T. besonders den Kurierdienst, auch werden dort Reisenden stets T. als Eskorte beigegeben, die als eine Art fliegender Polizei Lebensmittel und Pferde requiriren und so den Reisenden wesentliche Dienste leisten. Im Allgemeinen sind die T. der Kultur zugänglicher, als die eigentlichen Türken. Fast in allen tatarischen Dörfern sind Schulen, ja einzelne T. leben der Kunst und Wissenschaft ausschließlich. Die seßhaften T. zählen nach Dörfern und Quartieren, die nomadisirenden nach Familien (Kesseln, Kibitken, Bogen), d. h. Familien zu 5—8 Personen. Mehre Dörfer bilden eine Wolaste, eine Art Bezirk. Die Eintheilung in Horden ist mehr historische Erinnerung, als in der gegenwärtigen Statistik der T. begründet, wenigstens in Betreff der ansässigen. Eine Art Erbadel bilden bei verschiedenen tatarischen Stämmen die Murfen, aus denen der Baschlik oder Khan, d. h. das Stammoberhaupt, genommen wird. Ihre Geistlichen sind die Mollahs; über allgemeine Angelegenheiten wird in eigenen Volksversammlungen berathen. Folgendes sind die Hauptgruppen der heutigen T. im engeren Sinne: die taurischen

oder krimmschen T., 200,000 Köpfe stark, in der Krimm; die nogayischen T., in der Steppe Nogay (s. Taurien) cirka 50,000 Köpfe; die kasanischen T., in den Gouvernements Wilna, Riäsan, Wladimir, Tambow, Kasan, Simbirsk, Pensa und Saratow, 300,000 Köpfe; die Tschistaks, am Ausflusse der Donau, im Balkan, in Macedonien und anderen europäisch-türkischen Distrikten, 500,000 Köpfe; die Budjaken (Budziaken) in Bessarabien; die Turalinzen (sibirische T.), in den Gouvernements Tobolsk, Tomsk, Perm und Wiätka, 1,500,000 Köpfe. Vergl. A. Rémusat, Recherches sur les langues tatares, Par. 1820.

Tatianus, christlicher Apologet, aus Assyrien oder Mesopotamien gebürtig, lebte in der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts n. Chr. u. war Rhetor in Rom. Durch Justinus Martyr zum Christenthum bekehrt, wandte er sich dualistischen gnostischen Lehren zu und erwarb sich namentlich durch eine ascetisch-rigorose Sittenlehre viele Anhänger. Erhalten ist von ihm eine „Oratio ad Graecos“ (herausgeg. von Worth, Oxf. 1700), sowie eine „Harmonia evangeliorum“. Vgl. Daniel, T., der Apologet, Halle 1837.

Tatichou, französische Insel, im Kanal, an der Küste des Departements Manche, zwischen dem Fort la-Hougue und dem Flecken S. Vaast, befestigt und mit Besatzung versehen.

Tatius, König der Sabiner, welcher mit den Römern wegen ihres an den sabinischen Jungfrauen verübten Raubes Krieg führte. Nach der Versöhnung der Sabiner mit den Römern ließen sich die Sabiner auf dem kapitolinischen Hügel in Rom nieder und Titus T. wurde Mitkönig des Romulus. Er wurde indeß bald ermordet.

Tatowiren (Tätowiren), die Haut des Körpers mit allerlei Figuren verzieren. Dies geschieht, indem man mit spitzen Instrumenten Punkte oder leichte Einschnitte verschiedener Art in die Haut macht und diese mit Farben, Pulver oder bloß Seewasser einreibt, wodurch nach der Vernarbung die eingezeichneten Figuren unverlöschlich werden. Diese Art des Körperschmuckes war schon bei den alten Völkern, namentlich Thraciern und Britanniern, in vorzüglicher Ausdehnung ist sie aber noch jetzt bei den Südseeinsulanern und mehren andern indianischen Völkerschaften üblich. Die Figuren dienen in ihren verschiedenen Formen zugleich zur Unterscheidung der einzelnen Stämme, der Familien u. des Ranges, zum Andenken an merkwürdige Ereignisse u. zum Zeichen geschlossener Bündnisse, weshalb auch die Häuptlinge im Allgemeinen mehr tatowirt sind, als ihre Untergebenen.

Tatragebirg, der höchste Theil der Karpathen, im liptauer und zipser Komitat in Ungarn, nimmt, von allen Seiten von Flüssen und Hochebenen umgeben und durch sie von der übrigen Masse der Karpathen geschieden, den ganzen Raum zwischen der Arva, der obern Waag, dem Poprad und obern Dunajec ein und hat mit den durch das Thal der Bela und Bialka davon getrennten liptauer Alpen eine Länge von 18—19 und eine Breite von 2—3 Meilen. Die Tatra zeichnet sich durch ihre schmalen Gebirgskämme, die Menge zackiger Bergspitzen, die jedoch durch Verwitterung und das dadurch bewirkte Herabstürzen großer Felsenmassen in die Thäler sich immer mehr abrunden, durch enge Thäler mit vielen Gebirgsseen und durch gänzliche Unwirthbarkeit aus. Rasch u. mit einem Male erheben sie sich über die 2000 Fuß hohen, wieder von einem Kranze niederer Gebirge umschlossenen Hochebenen ihres nördlichen und südlichen Fußes bis 6000 Fuß und noch darüber und erscheinen eben dadurch imposanter, als viele höhere Gebirge anderer Gegenden. Die Tatra, der Hauptstamm des Gebirgsstocks, ist der höchste Theil, steigt zu einer Höhe von 7000 und mit einzelnen Spitzen zu 8000 F. und noch höher und fällt von der lomnitzer Spitze an gegen Westen in den liptauer Alpen von 6600 bis 5000 Fuß ab. Die höchsten Bergspitzen der Tatra sind: die lomnitzer Spitze, 8200 F. hoch, die Eisthalerspitze, wahrscheinlich noch höher, der Krywan, 7500—7600 F. hoch, die Kasmackerspitze, 7300 F. hoch, 2c.; der liptauer Alpen: der Rohaes, der Raczkowa, beide etwa 6600 F. hoch, der Tomanovo-bosko, wohl von gleicher Höhe, der Tomanovo-polsko, etwa 6000 F. hoch, 2c. Die Waldregion nimmt den niedern Theil des Gebirges ein u. reicht bis 4200 F. hinauf; die darauf folgende Region des Krummholzes geht bis 5600 u. hier u. da bis 6100 F. u. endlich die Alpenregion bis zu den höchsten Gipfeln hinauf. Gemsen findet man nur in den höchsten Regionen des Gebirges, vorzüglich am Krywan, sie werden aber mit jedem Jahre, wegen der starken Verfolgung, immer seltener; auch der Steinbock soll sich hier aufhalten.

Tau, s. Tauwerk.

Taube (Taube Noahs), Sternbild am südlichen Himmel, zwischen der Malerstaffelei, dem Grabstichel, Hasen, großen Hund und Schiff, von A. Royer 1679 so benannt, enthält keine auffallenden Sterne.

Tauben (Columbae), Vögelordnung, welche die gleichnamige Familie (Columbinae) begreift, nach Andern Familie oder Gattung aus der Ordnung der Hühnervögel, wird charakterisirt durch den mit mehr oder weniger gewölbter Kuppe, an der Wurzel mit weicher Haut, worin die mit einer knorpeligen, bauchigen Schuppe bedeckten Nasenlöcher liegen, versehenen Schnabel mit nicht übergreifenden Kieferschneiden, die in gleicher Höhe mit den vorderen eingelenkte Hinterzehe, die kurzen Läufe, die langen und spitzen Flügel und den leichten und schnellen Flug. Die hierher gehörigen Vögel nähren sich von Sämereien und Körnern, nisten meist kunstlos auf Bäumen jährlich 2mal (gezähmt 3—5mal), leben streng monogamisch und atzen ihre anfangs blinden Jungen mit einem in ihrem Kropfe zubereiteten Futterbrei, später mit Körnern. Männchen u. Weibchen sind äußerlich nicht verschieden und brüten abwechselnd. Sie nützen durch ihr Fleisch und ihren Mist, welcher an 80 Procent Stickstoff enthält und unter dem Namen Columbine einen, besonders im nördlichen Frankreich sehr geschätzten Dünger abgibt. Die T., als Ordnung betrachtet, bilden das Uebergangsglied von den Sperlings- zu den Hühnervögeln und, wie bemerkt, nur Eine Familie, welche früher auch nur Eine Gattung enthielt, jetzt aber in mehr als 20 Gattungen zerfällt. Von den bekannten 126

Arten leben 6 in Europa, 4 in Deutschland, letztere als Zugvögel, welche im März und April ankommen und im September wieder fortziehen. Die T. bilden zwei Gruppen, **eigentliche T.**, mit kurzen Läufen und langen Flügeln, u. **Hühnertauben**, mit längeren Läufen u. kürzeren Flügeln. Zur ersteren gehören folgende Arten: die **Ringel- od. große Holztaube** (*Columba palumbus L.*), an Kopf u. Kehle dunkelaschgrau, am Oberkörper graublau, an Hals u. Brust heller aschgrau, mit grünlichem u. purpurfarbenem Glanze, am Halse auf jeder Seite mit weißem Querfleck, am Bauch hell weißgrau, mit weißen obern Flügeldeckfedern und am Außenrande weißen Schwungfedern, die größte europäische Art, 18 Zoll lang, lebt in Süd- und Mitteleuropa, des Winters in Nordafrika, nistet in Nadelwaldungen, nährt sich von Nadelholzsamen, besonders Fichtensamen, weshalb sie in Nadelholzaussaaten manchmal Schaden stiftet, verschmäht aber auch andere Sämereien, Getreide ꝛc. nicht. Die **kleine Holz- oder Hohltaube** (*C. oenas L.*), am Kopf aschblau, am Hals grün- und purpurschimmernd, an der Brust rothgrau, am Bauch hell aschgrau, röthlich überlaufen, ohne Weiß an Flügeldeck- und Schwungfedern, wenig über 1 Fuß lang, hat mit der vorigen gleichen Aufenthalt, findet sich häufig in den deutschen Wäldern, nistet gern in hohle Bäume und nährt sich von Sämereien. Die **Haus- od. Feldtaube** (*C. livea Briss.*, **wilde Taube**), schiefergrau, um den Hals mit grünem Schillerglanz, mit doppelter schwarzer Binde auf den Flügeln, am Rückende weiß, bewohnt die felsigen Küsten Südeuropa's, Britanniens u. des südlichen Norwegens, wo sie an höhlenreichen Orten oft sehr zahlreich ist, und wird von den meisten Ornithologen für die Stammmutter unserer zahmen Feldtauben gehalten. Von den zahlreichen (über 100) Spielarten der letzteren nennen wir die **gemeine Haustaube** (*C. l. domestica*), bunt, mit weißem Bürzel; die **Trommeltaube** (*C. l. dasypus*), mit bis auf die Zehen befiederten Füßen; die **Haubentaube** (*C. l. cristata*), ebenso, aber mit einer Federhaube; die **Schleier- oder Perückentaube** (*C. l. cucullata*), mit aufgerichtet nach vorn stehenden Scheitelfedern; die **türkische Taube** (*C. l. turcica*), mit rother, warziger Wachshaut am Schnabel u. Augen und geldem Schnabel; die **Brieftaube** (*C. l. tabellaria*), ebenso, aber mit weißer Wachshaut u. nackten Augenlidern; die **Kropftaube** (*C. l. gutturosa*), dadurch ausgezeichnet, daß sie den Kropf bedeutend aufblähen kann; die **Purzeltaube** (*C. l. gyratrix*, **Tümmler**), die sich im Fluge zu überschlagen pflegt, eine der kleinsten T. Alle diese und andere Spielarten werden in Taubenschlägen gehalten und mit Sämereien verschiedener Art, die sie sich auf dem Feld und im Walde auch selbst aufsuchen, am besten mit glatten, runden, als Erbsen, Linsen, Wicken ꝛc., auch Gerste, Weizen ꝛc. gefüttert. Den meisten Nutzen gewähren sie durch ihr Fleisch, welches besonders von Jungen gesund und schmackhaft und als Kost für Kranke geeignet ist. Ueber ihre Verwendung als **Brieftauben** s. d. Die **Turteltaube** (*C. turtur L.*), an der Stirn weißlich, am Scheitel u. einem Theile des Oberhalses hellblau, am Oberleib braungrau, auf jeder Seite des Halses mit einem schwarzen Fleck mit 3—4 weißen Querstreifen, mit rost- oder rosenroth eingefaßten schwärzlichen Deckfedern der Flügel, an der Brust blaß rosenroth, am Bauch weiß, die kleinste europäische Art, gegen 11 Zoll lang, findet sich in Europa, Asien und Afrika, bewohnt in Deutschland hauptsächlich die Fichten- und Kiefernwälder, nistet auf Bäumen und wird häufig in den Häusern gehalten, wo sie selbst in der Stube nistet. Die **Lachtaube** (*C. risoria L.*), blaß röthlichweiß, mit weißem Bauche und einem halbmondförmigen schwarzen Fleck am Hinterhalse, 12 Zoll lang, bewohnt Afrika, das wärmere Asien, auch die Türkei und wird bei uns häufig in der Stube gehalten, wo man sie mit Weizen, Brodkrumen, Mohn, Hirse, Rübsamen ꝛc. füttert. Das Männchen läßt häufig einen lachenden Ton hören, daher der Name. Von den zahlreichen ausländischen T. ist besonders die **Wandertaube** (*C. migratoria L.*) hervorzuheben. Sie ist blaugrau, schwarz gefleckt, unten bis auf den weißen Bauch rostfarbig; die mittleren Federn des langen, keilförmigen Schwanzes sind schwärzlich, die seitlichen mit weißer Spitze. Diese Taube ist 14—16 Zoll lang u. die geselligste von allen. Sie findet sich fast in ganz Amerika und soll auch einige Male in England geschossen worden seyn. Merkwürdig sind ihre Wanderungen im Herbst und Frühjahr, die sie aber nicht sowohl wegen klimatischer Einflüsse, als vielmehr wegen Mangels an Nahrung unternimmt. Die Wandertauben durchziehen dann die Vereinigten Staaten von Nordost nach Südwest in ungeheurer Menge, so daß sie oft die Saaten meilenweit verwüsten. Audubon berechnet den wöchentlichen Bedarf eines ganzen Zugs solcher T. auf 1,712,000 Scheffel Sämereien. Während daher ihre Ankunft dem Landbauer höchst verderblich ist, freut sich der Indianer derselben, indem er sie in Menge erlegt. Nach Audubon zählt ein Zug manchmal über 20 Millionen und nimmt einen Raum von 8—10 englischen Meilen ein. Ihre gemeinsamen Brüteplätze ziehen sich oft bei einer Breite von 4 bis 5 englischen Meilen 50 Meilen weit durch die Wälder, so daß sich auf manchen Bäumen dann 50—100 Nester befinden, jedes aber nur mit Einem Jungen. Auf solchen Brüteplätzen ist der Boden weit und breit mit Aesten bedeckt, welche durch das Gewicht der darauf sich niederlassenden Vögel abgebrochen sind; der Mist fällt wie Schneeflocken herab und bedeckt zollhoch den Boden. Noch ehe die Jungen die Nester verlassen, strömen die Bewohner der umliegenden Gegenden in Menge herbei, füllen in wenigen Stunden viele Säcke voll mit T., die sie mit Knütteln todtschlagen, und bringen sie zum Verkauf auf die Märkte. Die Bevölkerung lebt dann nicht nur fast ganz von T., die auch als Wintervorrath eingemacht werden, sondern treibt auch die Schweine an die Brüteplätze und mästet sie mit den umher liegenden jungen Vögeln. Letztere sind so fett, daß man das aus ihnen gewonnene Fett statt Butter und Speck in der Haushaltung benutzt. Noch sind hervorzuheben die **indische Gewürztaube** (*C. aromatica Tem.*), gelblichgrün gefiedert, auf allen ostindischen Inseln einheimisch,

wo sie sich besonders von Feigen nähren soll, und die **Muskatentaube** (C. oceanica *Tem.*), auf den Gewürzinseln, wo sie sich von den Früchten des Muskatnußbaums nährt u. die Samenkerne unverdaut wieder von sich gibt, wodurch sie früher zum großen Verdruß der Holländer zur Verbreitung dieses Baums viel beigetragen hat. Von der Gruppe der **Hühnertauben**, die in Europa nicht vertreten ist, möchte die **Hahnentaube** (C. caruncuIata *Tem.*), in Afrika, durch die nackten Stellen und Fleischlappen des Kopfs den Hühnern ähnelnd, und die **Kronentaube** (C. coronata *L.*), auf den Molukken, mit einem fächerförmigen, senkrechten, großen Federbusche auf dem Kopfe und 3 Fuß lang, zu erwähnen seyn.

Taubenpost, s. **Brieftauben.**

Tauber, Fluß in Süddeutschland, entspringt aus dem **Taubersee** bei Michelbach an der Heide im würtembergischen Jartkreis, fließt sofort nordöstlich in den bayerischen Regierungsbezirk Mittelfranken ein, betritt aber bald, nach einem nördlichen Laufe, Würtemberg wieder in nordwestlichem Laufe, macht einen Bogen nördlich durch Bayern, bald wieder südlich durch die nördlichste Spitze von Würtemberg, fließt dann in nordwestlichem Laufe durch Baden, berührt hier Königshofen, Lauda, Tauber-Bischofsheim, Impfingen, Hochhausen rc. und mündet bei Wertheim, 451 F. über dem Meere, nach 16 Meilen langem Lauf in den Main, links. Der Fluß nimmt die Umpfer auf und ist nicht schiffbar. Das **Tauberthal** ist meist tief und bringt vorzüglichen Wein (**Tauberwein**, dem Neckarwein ähnlich), namentlich im badischen Antheile hervor.

Tauber-Bischofsheim, s. **Bischofsheim.**

Taubheit (surditas), im Allgemeinen Bezeichnung für alle Leiden des Ohrs, die mit einem theilweisen oder gänzlichen Schwinden der Gehörfunktion verbunden sind; dann insbesondere nervöses Leiden, das in einem lähmungsartigen Zustande des Gehörnerven und seiner Ausbreitung im Vorhof u. in der Schnecke besteht. Nach den Graden der Intensität der Gehörschwäche nennt man es: **Hart-** oder **Schwerhörigkeit** (baryecoia, tysecoia, subsurditas) und T. (cophosis s. surditas). Nach dem Charakter der T. unterscheidet man eine **erethische** und eine **torpide**. Jene besteht vornehmlich im Vernehmen von Geräuschen im Ohr, Ohrenklingen rc., diese in völliger Unempfindlichkeit des Ohres. Das erste Symptom der T. ist vermindertes Gehörvermögen für Luftschallwellen. Diese Gehörschwäche nimmt sehr langsam und gradweise von Jahr zu Jahr zu, bleibt dann auf einem gewissen Grade stehen, geht meist von Einem Ohre aus, befällt aber später auch das andere u. endet in vollkommener Cophose. Die Aetiologie der nervösen T. ist eine sehr mannichfaltige. Als prädisponirendes Moment nimmt die Erblichkeit den ersten Platz ein; indessen pflegt sich dieselbe nicht in den ersten Lebensjahren zu manifestiren und ebenso wie in anderen Fällen nur allmählig fortzuschreiten. Auch Plethora, Kongestionen nach dem Kopfe prädisponiren namentlich zur erethischen Cophose. Hohes Alter prädisponirt hauptsächlich zur torpiden T., indem dann die Theile rigider werden oder das Trommelfell vertrocknet. Gelegenheitsursachen sind lokal einwirkende und allgemeine. Erstere sind entweder traumatische oder dynamische. Bei den traumatischen Einwirkungen, Stoß, Schlag, Fall auf den Kopf, findet eine Erschütterung des Gehörnerven Statt, was auch bei den Kanonieren nach anhaltenden Artillerieexplosionen der Fall ist. Dynamische Ursachen sind Nervenfieber, Metastasen, Störungen der Verdauungsorgane, Erkältung, Unterdrückung der Menstruation, der Hämorrhoiden, Sonnenstich, Erschöpfung durch Ausschweifungen, Blutverlust, Kummer, Gram, anhaltende Migräne, zu lange fortgesetztes Stillen der Kinder, Wurmreiz, Gicht, Rheuma, Unterdrückung von Exanthemen, endlich organische Fehler des Gehörnerven und des Labyrinths. Die Prognose ist stets zweifelhaft; indessen ist die erethische Form für viel leichter heilbar zu halten, als die torpide. Zu berücksichtigen ist die Dauer der Krankheit u. das Alter des Individuums. Bei jungen Subjekten und kurzer Dauer der T. ist die Prognose natürlich günstiger. Ferner kommt in Betracht der Grad der T.; wird eine Sackuhr mit kräftigem Gangwerk, an das äußere Ohr gelegt, nicht mehr gehört, so ist wenig Hoffnung zur Besserung vorhanden; ebenso, wenn das Uebel ererbt oder durch organische Fehler im Gehirn entstanden, wenn schon eingreifende, schwächende, das Nervensystem erschütternde Kuren durchgemacht worden sind. Zweckmäßige Kuren aber müssen wenigstens 3 Monate lang angedauert haben, wenn das Resultat eine Dauer haben soll. Die Dauer und der Verlauf der T. ist immer sehr langwierig, die Krankheit entwickelt sich nie rasch, macht manchmal Stillstände und bleibt, sich selbst überlassen, nur höchst selten auf einer niederen Stufe der Entwickelung stehen. Die rationelle Lokalbehandlung der nervösen T. bestand, nachdem in der neueren Zeit und besonders durch Deleau's Bemühungen die flüssigen Injektionen durch die eustachische Röhre fast allgemein verworfen worden waren, größtentheils nur in der Anwendung ätherischer Dünste, welche durch den Katheter in das mittlere Ohr geleitet wurden. Die ätherischen Dünste aber, selbst die des Essigäthers, als des mildesten, reizen die schon erethisch afficirten Nerven noch mehr und wirken bei der erethischen T. offenbar schädlich, während sie bei der torpiden allerdings als heilsam zu betrachten sind. Wolf wendet daher bei der erethischen Form narkotische Dämpfe an. Bei diesem besänftigenden Verfahren gegen erethische T. müssen natürlich alle reizenden Einflüsse, wohin auch alle scharfen u. starken Geräusche, Gemüthserregungen rc. gehören, fern gehalten werden. Gegen torpide T. wendet man bis jetzt am häufigsten die Aetherdämpfe an, und zwar auch in aufsteigenden Mengen, wobei man die Sitzungen verlängert, von 10 Minuten anfangs bis zu einer halben Stunde. Am beliebtesten ist der Essigäther, allein auch Eau de Cologne und andere Spirituosa kann man füglich anwenden. Auch die Anwendung des kohlensauren Gases wird mit den Aetherdunstdouchen verbunden. Die Sitzungen müssen in ununterbrochener Reihe täglich Statt haben. Auch das Strychnin bei torpider T. soll gute Dienste leisten, wie man auch sowohl die Magnetelektri-

cität, als die galvano-magnetische Elektricität mit Nutzen angewandt haben will.

Taubmann, Friedrich, durch Geist und Witz ausgezeichneter Philolog, geboren 1565 zu Wonsees bei Baireuth, erhielt auf den Schulen zu Kulmbach und Heilbronn und dann auf der Universität Wittenberg seine Bildung und gehörte der letzteren Anstalt seit 1595, wo ihm die Professur der Dichtkunst und der schönen Wissenschaften daselbst übertragen ward, bis zu seinem Tode, den 24. März 1613, als einer ihrer trefflichsten Lehrer an. Die humanistischen Studien, die nach dem Tode Melanchthons und Camerarius' durch die überhandnehmenden unfruchtbaren Streitigkeiten auf dem Gebiete der Theologie immermehr in den Hintergrund gedrängt worden waren, suchte er von Neuem zu beleben, bekämpfte mit den Waffen des Ernstes und Spottes die Verirrungen seiner Zeit und wies auf ein gründliches Sprachstudium als bestes Bildungsmittel sowohl in seinen Schriften, als in seinen Vorlesungen hin. Seine Fertigkeit im Dichten, sein heiterer, an treffenden Einfällen reicher Humor machten ihn zu einem der angenehmsten Gesellschafter, er war daher in den höhern gesellschaftlichen Kreisen stets gern gesehen und erhielt häufig Einladungen an den Hof. Dabei behauptete er aber stets Anstand und Würde und ließ sich nie zu niedrigen Schmeicheleien und gemeinen Späßen herab. Man hat eine Sammlung seiner witzigen Einfälle und Aussprüche unter dem Titel „Taubmanniana" (Frankf. u. Leipz. 1713, zuletzt von Oertel, München 1831), die manche Zuthaten enthält. T. schrieb „Dissertatio de lingua latina" (Wittenb. 1614) u. bearbeitete den Virgil (das. 1618) und Plautus (das. 1605, 3. Aufl. 1621). Vergl. Brandt, Glänzende Taubenflügel, d. i. Leben T.s, Kopenhagen 1675; Ebert, Leben und Verdienst T.s, Eisenberg 1814.

Taubnessel, s. Lamium.

Taubstummenanstalten u. Taubstummenunterricht. Die für Erziehung und Unterricht der Taubstummen bestimmten Anstalten sind die Erzeugnisse der seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts hervortretenden Humanitäts- und Wohlthätigkeitsbestrebungen. Damals traten dergleichen Anstalten zuerst ins Leben, und zwar durch die menschenfreundliche Thätigkeit zweier Männer, des Abbé Charles Michel de l'Epée, welcher 1760 eine solche auf eigene Kosten gründete, die erst 1791 zu einer Staatsanstalt erhoben ward, u. Sam. Heinicke's, welcher den Kurfürsten Friedrich August von Sachsen 1778 zu Errichtung einer öffentlichen Taubstummenanstalt in Leipzig veranlaßte. Seit jener Zeit haben es Staaten und andere Gemeinwesen für ihre Pflicht gehalten, für Erziehung u. Unterricht der Taubstummen in besondern Anstalten Sorge zu tragen, u. es bestehen gegenwärtig in den civilisirten Ländern über 150 derselben, in denen über 5000 Taubstumme unterwiesen werden. Von diesen kommen auf Asien eine (in Kalkutta), auf Amerika 6, auf Europa gegen 150 (Deutschland 69, Italien 12, Frankreich 31, Großbritannien 12, die Schweiz 6 und Belgien 7). Die namhaftesten sind in Deutschland die zu Leipzig, Wien, Berlin, München und Gmünd; in den übrigen europäischen Ländern die zu Paris, Bordeaux, Lyon, Mailand, Kopenhagen, Schleswig, Gröningen, Bermondsey bei London, Edinburg und Claremont, sowie das Connecticut-Asylum zu Hartfort in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Noch aber ist trotz dieser zahlreichen und großentheils gut ausgestatteten Anstalten dem Bedürfniß bei weitem nicht Genüge geleistet, denn man hat berechnet, daß nur etwa der 30. Theil der auf der ganzen Erde lebenden bildungsfähigen (also im Alter von 5 bis 15 Jahren stehenden) Taubstummen, in Deutschland allein ungefähr der 6. Theil, in Sachsen fast alle, in ganz Europa der 12. Theil geordneten Unterricht erhält. Wenn man in neuerer Zeit, namentlich in Preußen, Taubstummenanstalten mit Schullehrerseminarien verbunden hat, um den künftigen Schullehrern Gelegenheit zu bieten, sich mit der Methode des Taubstummenunterrichts bekannt zu machen, so ist der Zweck, diesen Unterricht dadurch weiter zu verbreiten, nur sehr unvollkommen oder gar nicht erreicht worden, indem nämlich die Lehrer, wenn sie nicht fortwährend in Uebung bleiben, die an sich mit vielen Schwierigkeiten verbundene Methode des Taubstummenunterrichtes leicht wieder verlernen u. meist schon durch ihre anderweite Thätigkeit so sehr in Anspruch genommen sind, daß sie unmöglich noch die nöthige Zeit auf den Unterricht der in ihrem Orte befindlichen Taubstummen verwenden können. Auch hat die Erfahrung gelehrt, daß die Taubstummen in einer Anstalt in wenigen Monaten weiter gebracht werden, als in ihrer Heimath durch Separatunterricht in ebenso viel Jahren. Die Unterweisung eines taubstummen Kindes muß übrigens schon im älterlichen Hause beginnen, damit dasselbe auf den Besuch der Taubstummenanstalt vorbereitet werde. Auch möchte es räthlich seyn, taubstumme Kinder, ehe sie in einer solchen Aufnahme finden können, die Ortsschule wenigstens in solchen Stunden besuchen zu lassen, worin es auf Aneignung technischer Fertigkeiten abgesehen ist, nicht allein, um sie an den hieraus bezüglichen Uebungen Theil nehmen zu lassen, sondern um sie auch des bildenden Umgangs mit vollsinnigen Kindern genießen zu lassen.

Der Taubstummenunterricht hat zunächst den Zweck, den Taubstummen dahin zu bringen, daß er Andere verstehe und sich ihnen verständlich machen könne, woran sich dann die Weckung u. Uebung der geistigen Kräfte desselben, die Mittheilung der nöthigen Kenntnisse und Fertigkeiten anknüpft. Es handelt sich hierbei vor Allem um die Mittel, wodurch Lehrer und Schüler sich gegenseitig verständlich machen können, und deren Aneignung. Diese Mittel sind die Zeichen- u. die Buchstabensprache. Zu der erstern gehören: die natürliche Zeichen- u. Geberdensprache, auf welche sich alle Menschen, besonders aber die Taubstummen, von Hause aus verstehen und die das unentbehrliche Verständigungsmittel für den anfänglichen Verkehr der zu unterrichtenden Taubstummen mit dem Lehrer und unter einander ist; die künstliche oder methodische Zeichen- oder Geberdensprache, die, fast in jeder Anstalt verschieden modificirt, schwer zu erlernen ist, den Taubstummen von dem Bemühen um Verständniß der geistigen Mienensprache ab-

zieht und außerhalb der Anstalt fast gar nicht gebraucht werden kann. Zu der Buchstabensprache gehören: die *Finger-* oder *Handsprache*, mittelst deren die Laute des Alphabets durch Bewegungen der Finger oder der Hand ausgedrückt werden (s. *Geberdensprache*), die aber von noch geringerem Werth als die künstliche Zeichensprache ist; die *Lippensprache*, d. i. die Kunst, durch aufmerksames Beobachten der Bewegungen der Lippen, der Zunge und zum Theil auch der Gesichtszüge den Sprechenden zu verstehen und sich Andern auf dieselbe Weise verständlich zu machen, welche sich zwar der Taubstumme anfangs schwer aneignet, aber, wenn dies geschehen ist, vermöge seines sehr ausgebildeten Gesichtssinnes zu hoher Vollkommenheit bringt; die *Schriftsprache*, ein Hauptmittel beim Taubstummenunterricht selbst, und die *Ton-* u. *Lautsprache*. Zu letzterer den Taubstummen zu befähigen, was schwer genug ist und sowohl auf Seiten des Lehrers als des Schülers unermüdliche Geduld, Anstrengung und Ausdauer voraussetzt, muß als die höchste Aufgabe, nicht bloß als Mittel des Taubstummenunterrichts betrachtet werden, denn hat der Taubstumme dieselbe einmal erlernt, so ist jeder weitere Unterricht, jede geistige und intellektuelle Förderung desselben ungemein erleichtert. Obwohl der Taubstumme selbst begreiflicher Weise die Lautsprache nicht verstehen lernt, so wird er doch befähigt, sie zu gebrauchen, und dadurch in den Stand gesetzt, im bürgerlichen Verkehr sich mitzutheilen und überhaupt zu bewegen, wogegen der Umstand, daß viele Taubstumme nur mit eintöniger, übellautender Stimme sprechen und undeutlich artikuliren lernen, wenig in Betracht kommen kann. Was nun die Benutzung der angeführten Unterrichtsmittel selbst betrifft, so machen sich hier besonders zwei auseinander gehende Ansichten geltend. Nach der einen wird lautes Sprechen als das wichtigste Mittel zur Bildung der Taubstummen, nach der andern dagegen die Geberdensprache für die Muttersprache der Taubstummen angesehen und bevorzugt. Erstere ward namentlich von Pedro de Ponce, Bonet, Pereire, Amman, Raphel, Wallis, Holder, Heinicke und Graser festgehalten und in deutschen Anstalten, insbesondere von der leipziger befolgt; letztere besonders von de l'Epée, Sicard und Guyot vertheidigt und in den französischen, spanischen, portugiesischen, italienischen, russischen, polnischen, holländischen, belgischen, sowie auch in vielen englischen und nordamerikanischen Anstalten zur Norm erhoben. Doch begnügt man sich hier nicht mit der natürlichen Geberdensprache, sondern wendet eine künstliche Zeichen- oder Fingersprache an. Ammans Methode, nach welcher die Taubstummen dadurch zum Sprechen gebracht werden, daß man sie dazu anhält, auf die bei jedem Laute sich verändernde Stellung der Sprachorgane und Mundtheile genau zu achten, sie mit dem Gesicht aufzufassen und vor dem Spiegel nachzuahmen, ist besonders von Heinicke weiter ausgebildet worden. In neuerer Zeit scheint man sich auch in Frankreich mehr und mehr von der Wichtigkeit des Sprechenlehrens für den Erfolg des ganzen Taubstummenunterrichts zu überzeugen, und es sind von Seiten der Staatsbehörde mehre darauf bezügliche Verfügungen ergangen, doch fehlt es in Frankreich noch sehr an darauf eingeübten Lehrern. Als erster Taubstummenlehrer ist *Pedro de Ponce*, ein spanischer Mönch zu Sahagun, anzusehen, der 1570 vier Taubstummen Unterricht ertheilte. Vgl. *Schmalz*, Ueber die Taubstummen und ihre Bildung, Dresden und Leipz. 1848; *Derselbe*, Geschichte und Statistik der Taubstummenanstalten und des Taubstummenunterrichts, Dresden 1830.

Taubstummheit (aphonia surdorum, surdomutitas), Stummheit durch Taubheit bedingt, ist entweder angeboren, oder während der Kindheit vor der Zeit entstanden, in welcher die Kinder gewöhnlich sprechen lernen, nämlich vom 1½–2. bis zum 6. oder 7. Jahre. Die Stimmwerkzeuge sind in der Regel von Natur aus vollkommen bei taubstummen Individuen, und diese sind nur deswegen stumm, weil sie taub sind, oder, mit andern Worten, sie sind unfähig, sich einer Sprache zu bedienen, da sie deren Töne und Laute nie vernommen, oder wieder verlernt haben und mithin keinen Versuch machen können, dieselben nachzuahmen. Allerdings bleiben die Stimme und die Sprachorgane wegen ihres unterbliebenen Gebrauches zum Sprechen in ihrer Ausbildung zurück; die Zunge ist dick, schwerbeweglich, nur zum Kauen und Hinabschlucken geeignet; der kleine, nicht hervorspringende Kehlkopf läßt nur zeitweise unwillkürliche und unangenehm klingende Laute vernehmen; die Stimme ist rauh, unartikulirt, näselnd und pfeifend, oder springt plötzlich aus dem Basse in den Sopran über; die Sylben werden schwierig oder gar nicht ausgesprochen, u. die Artikulation ist mangelhaft. Der Brustkasten bleibt eng, die Lungen sind zu Tuberkulose und Phthisis geneigt, woran im zweiten Lebensdecennium viele Taubstumme sterben; der harte Gaumen ist öfters verbildet, das Zäpfchen zu groß oder zu klein, unbeweglich und auf eine Seite gerichtet, das Gaumensegel zu einer Hautfalte verkümmert. Die Folge dieses Unglücks ist, daß die Taubstummen nicht allein von allem gesellschaftlichen Verkehre ausgeschlossen sind, sondern auch der Entwickelung ihrer intellektuellen und moralischen Fähigkeiten ein großes Hinderniß in den Weg tritt; ihre Verstandeskräfte können sich nicht gehörig entwickeln, und sie leben in einem nur engen Ideenkreis; sie können wegen ihrer Sprachlosigkeit ihre Vorstellungen, Gefühle und Wünsche nur durch sichtbare Zeichen, Mienen und Geberden äußern. Da Taubstumme auf die Eindrücke des Gefühls und Tastsinns mehr zu achten genöthigt sind, als die Vollsinnigen, so bringen sie es oft darin zu einem hohen Grad von Ausbildung, was ihnen zu einigem Ersatze des mangelnden Gehörs dient. Ihre gesunden Sinne, Gesicht und Gefühl, schärfen sich auf unglaubliche Weise, und sie wissen aus dem Mienenspiele der mit ihnen Sprechenden Vieles zu entnehmen. Nicht alle Taubstumme sind aber völlig gehörlos. Itard theilt sie in 3 Klassen, je nachdem sie erstens wohl die menschliche Stimme beim gewöhnlichen Sprechen, aber nicht die Sprache selbst hören, welche letztere ihnen als ein Gemenge undeutlicher und verworrener Schalle vorkommt, oder zweitens nur lärmende Geräusche, als Hän-

beklatschen, Glockengeläute, den Donner, Schießgewehre &c., hören, oder endlich drittens ganz gehörlos sind. Einige Kunde erhalten die letztern auch noch durch Erschütterung mittönender fester Körper, was mehr auf den Gefühlssinn ihrer Haut wirkt, n. sie hören oder empfinden vielmehr solche Erschütterungen bald in der Magengrube, an der Stirne, den Füßen &c. Diese verschiedenen Grade der Gehörfähigkeit kommen indeß nur hinsichtlich der Schwierigkeiten des Unterrichts in Betracht, im Uebrigen und in Rücksicht auf die Folgen nicht, indem sowohl die Kinder der ersten Klasse, als der dritten zur Stummheit verdammt sind. In gebirgigen Gegenden kommt T. verhältnißmäßig häufiger vor, als in den mehr ebenen, denn während sie sich hier wie 1 zu 1300 bis 1500 verhält, so ist das Verhältniß in der cretinreichen Schweiz wie 1 zu 175. In Sardinien, im Schwarzwalde, in Savoyen, in den Kantonen Bern, Wallis und Aargan kommt sie nach den vorhandenen Zählungen am häufigsten vor. Man rechnete in Europa unter 240 Millionen Einwohnern 179,088 Taubstumme; in der Schweiz allein unter 935,972 Einwohnern 3406 Taubstumme; auf der ganzen Erde cirka 643,871. Die nächste Ursache der T. ist außer dem schon Angeführten im Allgemeinen ein krankhafter Zustand entweder des Schallleitungsapparats des Gehörorgans, oder des Gehörnerven beider Ohren, und alle jene Ursachen, welche Taubheit bei Erwachsenen verursachen, können auch T. bei kleinen Kindern erzeugen; hierher gehören besonders: phlegmonöse, katarrhalische, skrophulöse, exanthematische, impetiginöse Ohrenentzündungen und ihre Folgen, unterdrückte Hautkrankheiten, Wurmreiz, Konvulsionen, Hirnkrankheiten, mechanische Erschütterungen, Krankheiten der Kinder, welche das Nervensystem heftig angreifen, als Blattern, Masern, besonders Scharlach. Aeltern, die an Harthörigkeit leiden, prädisponiren taubstumme Kinder zu erzeugen; durch heftigen Schrecken laufen schwangere Mütter ebenfalls Gefahr, solche Kinder zu gebären. Akute Fälle vorübergehender T. kommen zuweilen bei Kindern vor, die stets gesund waren und plötzlich anfangen zu kränkeln und endlich vollkommen taub und stumm werden. Gewöhnlich sind die Erscheinungen von Wurmleiden dabei vorhanden u. sensible Entzündungszustände des Gangliensystems. Eine zweckmäßige Behandlung der zu Grunde liegenden Ursache macht dann die T. ebenso schnell schwinden, als sie aufgetreten. Zu den angeborenen organischen Fehlern gehören: unvollkommene Entwickelung des Gehörorgans; tuberkulöse Ablagerungen im Tympanum, den Zellen des Zitzenfortsatzes und dem zelligen Theile des Felsenbeins; Verdickung und schwammiger Zustand der Haut der Paukenhöhle u. Anfüllungen der letzteren, wodurch alle in derselben liegenden Organe bedeckt werden; Zerstörungen und Desorganisationen des Tympanums &c. Die Prognose der T. ist natürlich im Allgemeinen höchst ungünstig. Wenn aber alle der Taubheit verdächtigen Kinder frühzeitig einer inneren und äußeren Untersuchung des Gehörorgans von den geeigneten Aerzten unterworfen würden, anstatt daß sie bis zum neunten oder zehnten Jahre taub bleiben, die Krankheit so veraltert und dann die Kinder einer Versorgungsoder Erziehungsanstalt als unheilbar taub übergeben werden müssen, so würde der Erfolg unstreitig günstig seyn und es würden dieser Krankheit sehr viele Opfer entrissen und als nützliche Glieder der Gesellschaft zurückgegeben werden. Von Wichtigkeit in prognostischer und besonders in pädagogischer Hinsicht ist es, ob Geistesschwäche und Blödsinn mit der T. gepaart sind, indem in diesem Falle auch von der Erziehung vermittelst des Gesichts und Gefühls weniger zu hoffen ist. Findet man bei T. angeborenes, oder in derselben Krankheit, in welcher die Taubheit entstand, noch entstandenes Schielen oder andere organische Fehler der Sinne, so ist nicht die geringste Hoffnung auf Wiederherstellung des Gehörs vorhanden.

Taucha, Stadt im königlich sächsischen Kreisdirektionsbezirk und Amt Leipzig, dem Stadtrath von Leipzig gehörig, am rechten Pardeufer u. an der eilenburger Straße, hat ein Schloß, Hopfenbau, Bierbrauerei, starke Tuchmacherei, Schuhmacherei und 2100 Einw.

Taucherglocke, Vorrichtung, mittelst der sich ein Mensch in eine beträchtliche Tiefe unter das Wasser hinablassen und sich hier eine Zeit lang aufhalten kann. Die Taucher waren schon im Alterthum bekannt u. werden noch jetzt bei den unkultivirtesten Völkern angetroffen; doch können sie ohne künstliche Mittel, wodurch ihnen Luft zum Athmen zugeführt wird, nicht lange unter Wasser bleiben. Man suchte einen längeren Aufenthalt im Wasser dadurch zu ermöglichen, daß man dem Taucher von außen Luft zuführte. Die älteste Nachricht vom Gebrauch der T. in Europa ist von 1538, wo berichtet wird, daß im Beiseyn Kaiser Karls V. zwei Griechen in einem umgekehrten Kessel sich in das Wasser hinabgelassen hätten u. wieder herausgekommen wären, ohne daß ein brennendes Licht, das sie mitgenommen, erloschen sey. Zur Zeit Roger Baco's, der die T. ausführlich beschreibt, muß sie in England schon mehrfach angewandt worden seyn. Sinclair beschreibt eine T., mittelst welcher die mit der unüberwindlichen Flotte (Armada) 1588 versunkenen Kostbarkeiten wieder hervorgeholt werden sollten und 1665 bei der Insel Mull wirklich einige Kanonen und später noch einige Schätze zu Tage gefördert wurden. Man hat sehr viele Vorschläge zur zweckmäßigen Einrichtung der T. gemacht; doch litten sie alle an dem großen Mangel, daß die durch den künstlich beschwerten, umgekehrten Kasten mit unter das Wasser hinabgenommene Luft nicht erneuert und ergänzt werden konnte, während doch ein ausgewachsener Mensch in der Stunde 5,5 Kubikfuß Luft ihren Sauerstoffgehalt ganz entzieht, die Luft aber schon zum Athmen untauglich ist, wenn $^2/_5$ ihres Sauerstoffs ihr entzogen sind, und mithin der Bedarf an atmosphärischer Luft für den Menschen auf 8,3 Kubikfuß anzuschlagen ist; dann wird auch die in der Glocke enthaltene Luft nach dem mariotte'schen Gesetz immer mehr zusammengedrückt, je tiefer dieselbe in das Wasser einsinkt. 32 Fuß unter dem Wasserspiegel erleidet die Luft in der Glocke schon einen Druck von 2 Atmosphären und wird daher auf die Hälfte des ursprünglichen Raumes zusammengedrückt, in einer Tiefe von 64 Fuß also auf $^1/_3$, in einer Tiefe von 96 F.

auf $^1/_4$ ꝛc. In einer Tiefe von 100 F. ist daher die Glocke bis zu mehr als $^3/_4$ ihrer Höhe mit Wasser angefüllt, so daß es dem Taucher kaum mehr möglich ist, zu arbeiten. Diesen Uebelständen hat man durch Glasfenster, Schläuche mit Druck- und Saugpumpen zum Einbringen frischer und Beseitigen der verdorbenen Luft abzuhelfen gesucht, und namentlich haben der Engländer Halley, der Schwede Martin Triewald, dann Spalding aus Edinburg, und später namentlich Smeaton und Rennie, sowie Condert und Klingert solche verbesserte T.n konstruirt. Denselben Zweck hat man auch mit einer wasserdichten ledernen Hose und Jacke und einem eisernen, über den ganzen Kopf gehenden Helm mit Augengläsern und mit Schläuchen, durch welche die zum Athmen nöthige frische Luft zugeführt wird, sowie durch ein cylinderförmiges, kupfernes, mit Luft hinlänglich versehenes Gefäß, worin der Taucher, doch so, daß seine Arme frei sind, gesteckt wird, zu erreichen gesucht. Auch hat man einen Tauchapparat mit Windbüchsenflasche, worin zusammengepreßte Luft enthalten ist, konstruirt. Weniger haben sich die unterseeischen Taucherboote bewährt.

Tauchnitz, Karl Christoph Traugott, bekannter Buchdrucker und Buchhändler zu Leipzig, geboren den 29. Oktober 1761 zu Großpardau bei Grimma, wo sein Vater Schulmeister war, trat bei dem Buchdrucker Sommer in Leipzig in die Lehre und versah bei demselben von 1792—96 die Stelle eines Faktors. Dann gründete er eine eigene Druckerei, mit der er 1798 eine Verlagsbuchhandlung, 1800 eine Schriftgießerei verband und die er allmählig zu einer der größten typographischen Officinen Deutschland erweiterte. Im J. 1809 erschienen die ersten Bände (Theokrit, Bion und Moschus v. G. H. Schäfer) seiner Sammlung der klassischen Autoren, welche durch Eleganz u. Wohlfeilheit eine mehr als europäische Verbreitung gefunden hat. Von Homer lieferte er 1828 eine Preisausgabe, welche die größte Korrektheit dadurch erlangte, daß er auf die Nachweisung jedes Druckfehlers einen Preis von einem Dukaten setzte. Nachdem er 1816 eine Stereotypengießerei, die erste in Deutschland, errichtet, stereotypirte er seine Klassiker, sowie seit 1819 mehre Bibelausgaben für eigenen Verlag u. auswärtige Bibelgesellschaften. Berühmt ist auch der von ihm in der Ursprache gedruckte Koran (1834). Auch Noten, z. B. Mozarts Don Juan, stereotypirte er. Er † den 14. Januar 1836 in Leipzig. Sein Sohn, Karl Christoph Philipp T., setzt das Geschäft in derselben Ausdehnung fort und vollendete unter Anderm 1840 zum vierten Jubiläum der Buchdruckerkunst die umgearbeitete Ausgabe der hebräischen Konkordanz von Buxtorf. Ein Neffe von Karl Christoph Traugott T., Christian Bernhard T., begründete 1837 eine Buchhandlung und Buchdruckerei, aus welcher namentlich eine „Collection of British authors" (seit 1842 über 300 Bde.) hervorging.

Tauenzien (Tauentzien), Friedrich Boguslaw Emanuel, Graf T. von Wittenberg, ausgezeichneter preußischer Feldherr aus den Freiheitskriegen, geboren den 15. September 1760 zu Potsdam, Sohn des im 7jährigen Kriege berühmt gewordenen Vertheidigers von Breslau, Boguslaw Friedrich von T. († den 20. März 1791), trat bereits in seinem 16. Jahre in Kriegsdienste, nahm an dem Feldzuge von 1793 Theil, ward 1795 Oberst und 1801 Generalmajor. Als solcher befehligte er 1806 ein vom Fürsten Hohenlohe bis Saalburg vorgeschobenes Beobachtungscorps, wurde aber vom Marschall Soult genöthigt, sich bis Schleiz zurückzuziehen. Hier leistete er, trotz des unglücklichen Gefechtes vom 9. Oktober, der feindlichen Uebermacht lange Zeit tapfern Widerstand und bewerkstelligte sodann glücklich seinen Rückzug auf die Hauptarmee. Bei Jena befehligte er die Avantgarde des hohenloheschen Corps und mußte in Folge des unglücklichen Ausganges der Schlacht bei Jena am 28. Oktober bei Prenzlau kapituliren. Nach dem Frieden zu Tilsit erhielt er als Generallieutenant das Kommando der brandenburgischen Brigade und betheiligte sich an der Reorganisation der Armee. Als 1813 Preußen sich gegen Frankreich erklärte, ward T. Militärgouverneur zwischen der Oder u. Weichsel und leitete die Belagerung von Stettin bis zum Waffenstillstand. Nach dessen Ablauf im August und dem Wiederausbruch der Feindseligkeiten kommandirte er das 4. preußische Armeecorps, welches in der Schlacht bei Großbeeren (23. August) den linken Flügel bildete. Bei Blankenfelde in zwei Treffen aufgestellt, wies er 6mal den Angriff Bertrands zurück und trug dadurch wesentlich zum Gewinne jener Schlacht bei, da gerade an dem Punkte seiner Aufstellung die Franzosen durchzubrechen suchten. Ebenso ruhmvoll vertheidigte er zu Anfange der Schlacht bei Dennewitz (6. Sept.) seine Stellung bei Jüterbogk und hinderte dadurch den von Wittenberg herkommenden Marschall Ney, seine Vereinigung mit dem gegen Berlin operirenden Corps der französischen Armee zu bewerkstelligen. Als nach der Schlacht bei Dennewitz die Nordarmee sich der Elbe näherte, deckte T. ihren linken Flügel und ging dann am 5. Oktober bei Roßlau selbst über den Fluß. Als am 11. Oktober die Nordarmee und die schlesische, die sich inzwischen vereinigt hatten, über die Saale gingen, um Napoleon auszuweichen, ward sein Corps zur Deckung des Uebergangs über die Elbe bei Dessau zurückgelassen. Zwei französische Corps zwangen ihn jedoch, mit dem Blokadecorps von Wittenberg sich bis in die Nähe von Potsdam zurückzuziehen, wo er während der Schlacht bei Leipzig stehen blieb. Darauf wurde er mit der Belagerung Torgau's und Wittenbergs und der Blokade von Magdeburg beauftragt. Torgau kapitulirte am 26. December, Wittenberg ward in der Nacht vom 13.—14. Januar 1814 mit Sturm genommen. Dieses unter T.s oberster Leitung vorbereitete und in seiner und des Prinzen August Gegenwart vom General v. Dobschütz ausgeführte Unternehmen verschaffte T., der schon früher in den Grafenstand erhoben worden, das Ehrenprädikat „von Wittenberg". Auch Magdeburg fiel nach engerer Einschließung am 24. Mai. Im Feldzuge des folgenden Jahres erhielt T. das Kommando des 6. Armeecorps; als er aber eben mit demselben auf französischem Boden anlangte,

war dieser Krieg durch die Schlacht bei Waterloo bereits entschieden. Nach dem Frieden bekam T. den Oberbefehl über das 3. Armeecorps u. ward von Friedrich Wilhelm III. für seine Verdienste mit einer Schenkung an Grundbesitz bei Züllichau noch besonders belohnt. Er † als Kommandant von Berlin den 20. Februar 1824.

Tauern, Name der Haupt- und Centralkette der norischen Alpen, welche die Fortsetzung der Centralalpen Tyrols bildet und vom Dreiherrnspitz gegen Osten längs der Südseite des Salzthales bis zu den Quellen der Mur und Ens reicht. Ihre höchsten Gipfel erheben sich bis zu 11,000 u. 12,000 F., während die Kammeinschnitte 6—7000 F. Meereshöhe haben. Hierher gehören in der Reihenfolge von Westen nach Osten der sulzbacher Kees oder Venediger (11,349 F.), der Großglockner (12,158 F.), das große Wiesbachhorn oder Krummhorn (11,013 F.), der Hochnarr (10,032 F.), das Hockkar (10,347 F.), der Ankogel (10,014 F.) und die Hafnerspitz (9425 F.). Weiter ostwärts schließen sich die steierischen Alpen an, die sich an den Quellen der Mur und Ens in zwei von der Mur geschiedene Ketten theilen, wovon die südlichere höhere in ihrem westlichen noch bis über 8000 Fuß ansteigenden Theile auch noch den Namen T. führt. Hier erheben sich der radstadter T., der Hochgolling (8804 F.), die rottenmanner T. mit dem Kieseck (8232 F.), der Gamskogel (6649 F.), der Bösenstein (7523 F.) 2c. Kunststraßen führen von Radstadt über den radstadter Tauernpaß (4950 Fuß) nach St.-Michael und von Linzen über Trieben, den rottenmanner Tauernpaß (etwa 5000 F.) nach Judenburg. Die centrale Hauptkette der T. besteht aus krystallinischen Schiefern (Gneis, Glimmerschiefer, Talk- und Chloritschiefer) mit eingelagertem körnigen Kalkstein und Serpentin, hie und da auch von Granit durchsetzt. In den tiefen Parallelthälern zu beiden Seiten tritt die Grauwackenformation auf.

Taufe (baptismus), die von Christus eingesetzte, zu den christlichen Sakramenten gehörige, feierliche Religionshandlung, durch welche der Täufling nach vorhergegangener Ablegung des christlichen Glaubensbekenntnisses und nach einer dreimaligen Besprengung auf den Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes in die christliche Gemeinschaft aufgenommen wird. Der Ursprung der T. ist sehr alt. Heilige Waschungen findet man fast bei allen alten orientalischen Völkern, und auch bei den Juden finden sich schon in den ältesten Zeiten Spuren davon. Die körperliche Reinheit galt als das Symbol der innern Reinheit. Durch die Wassertaufe weihete schon Johannes der Täufer Alle, welche Buße thun und ihre Sünden bekennen wollten, für das bald zu eröffnende Gottesreich, und auch Jesus empfing diese T. im Jordan. Die von ihm angeordnete T. unterschied sich aber von der des Johannes dadurch, daß letztere nur eine Wassertaufe, erstere auch Geistestaufe war, indem sie nicht nur die Reinigung von der Sünde symbolisch darstellen, sondern auch eine zum Empfang des göttlichen Geistes befähigende Handlung seyn sollte. Die Apostel geben dem Taufakte nicht nur eine rein sittliche Ausdeutung, sondern bezeichnen die T. auch als ein Bad der Wiedergeburt und setzen sie selbst mit dem Tode Christi in Parallele. Dabei dachten sie aber nicht an eine unmittelbare und mirakulöse Wirkung der T. zur Sündenvergebung und Geistesmittheilung. Vielmehr fanden sie in ihr nur eine symbolische Bestätigung der Buße und somit der Aufnahme in die heilige Gemeinschaft Christi mit ihren Verheißungen und Verpflichtungen. Unmittelbare Sündenvergebung in der T. zu suchen, liegt nicht im Geiste der Apostel. Der Taufakt erschien den Aposteln als nothwendig, weil er die Folge des Glaubens war, und weil Christus denselben angeordnet hätte. Die hohe Achtung, die man in der apostolischen Zeit vor der T. hatte, dauerte in den nächstfolgenden Zeiten fort; aber der Hang zum Mysteriösen ließ schon seit dem 2. Jahrhundert die Christen eine tiefgreifende mirakulöse Wirkung in der T. finden. Man erwartete von ihr innerliche Reinigung, Sündenvergebung, Geistesmittheilung 2c. Die Sündenvergebung bezog man auf die Vergebung der Sünden vor der T., daher die Verschiebung der T. bis ans Lebensende (procrastinatio baptismi) sehr häufig war. Einen abgeschlossenen dialektischen Lehrbegriff hatte man aber in den ersten 3 Jahrhunderten noch nicht. Erst Augustin gab durch seine Lehre von der Erbsünde der T. eine dogmatische Unterlage und bewies ihre absolute Nothwendigkeit. Mit ihr ist verbunden der Erlaß aller Sünden, der Erbsünde und der Thatsünden. Nach der 14. Sitzung des trienter Konciliums wird durch die T. Vergebung der Sünde und heiligende Gnade gewährt. Den Erwachsenen wird die Erbsünde und die aktuelle Sünde vergeben, den Kindern bloß die Erbsünde. Die Erbsünde wird ganz ausgetilgt, die Fleischeslust bleibt zwar noch in dem Getauften, allein sie hat den Charakter der Sünde nicht. Die T. als Symbol der Wiedergeburt kann an demselben Individuum nicht wiederholt werden. Die Wiederholung der T. war eine große Streitfrage namentlich in Bezug auf die Ketzer. Während die von Ketzern verrichtete T. (Ketzertaufe) bis nach der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts für ungültig gehalten ward, nahm die Kirche später die Ansicht an, daß der Ketzer, wenn er übertrete, nicht mehr getauft zu werden brauche. Wie es nur Eine Geburt gäbe, so gäbe es auch nur Eine T. Jetzt steht als Ansicht der katholischen Kirche fest, daß Alle, welche auf die Trinität getauft sind, nicht wieder getauft werden dürfen. Nach den protestantischen symbolischen Büchern wird durch die T. Vergebung der Sünde u. die Gnadengabe des heiligen Geistes gewährt, nur soll man diese Wirkung nicht in dem Wasser, welches auch nach der Konsekration der Substanz Wasser bleibt, sondern in dem damit sich verbindenden Worte Gottes suchen. Auch wird auf Seiten des Täuflings zur sakramentirlichen Wirkung Glaube vorausgesetzt. Die T. muß geschehen im Namen der Trinität, und zwar müssen die Personen der Trinität einzeln genannt werden. Alle übrigen Aeußerlichkeiten gelten für indifferent. Der Zweck der T. ist ein doppelter, einmal die Gnade der Wiedergeburt, dann die Aufnahme in die Christengemeinschaft. Eine rechtmäßig geschehene T.

kann nicht wiederholt werden an demselben Individuum. Auch der reformirten Kirche ist die T. ein Gnadenmittel; was die Zeichen abbilden, wirkt innerlich der heilige Geist. Sofern die Reformatoren die T. als nothwendig zur Seligkeit ansahen, indem durch sie die Erbsünde getilgt wird, mußten sie auch die **Kindertaufe** beibehalten, in sofern auch die Christenkinder mit der Erbsünde behaftet sind. Da aber der Glaube als nothwendig zu fruchtbringender Aufnahme des Sakraments u. als eine Frucht des Sakraments selbst betrachtet ward, so sahen sich die Theologen genöthigt, auch den Kindern einen durch Gott mirakulös in ihnen gewirkten Glauben beizulegen. Andere verwarfen dagegen die Kindertaufe gänzlich, so die **Wiedertäufer** (Anabaptisten), welche eine Wiederholung der T. an den Erwachsenen statuirten. Auch die **socinianischen Unitarier** halten die Kindertaufe für unnütz, ob sie gleich dieselbe dulden. Ihnen ist die T. überhaupt kein Sakrament, da sie nicht die innerliche Wiedergeburt bewirkt, sondern ein Initiationsritus, eine Verpflichtung für die an Christus Glaubenden. Die **Arminianer** behalten die Kindertaufe mehr als alten Gebrauch, der ohne Aergerniß nicht abzuschaffen sey, denn als Sakrament bei. Sie ist ihnen nicht nöthig, theils bei ihrem Begriffe von Erbsünde, die ihnen nur sittliche Schwäche ist, theils weil die T. nicht ein ausdrückliches Gebot Christi sey. Auch die **Quäker** verwerfen die Kindertaufe, weil sie das Sakrament der Wassertaufe überhaupt verwerfen und nur eine Geistes- oder Feuertaufe für gültig erkennen. Endlich weisen auch die **Baptisten** Englands u. Nordamerika's die Kindertaufe zurück. Nach protestantischem Begriffe ist die Kindertaufe anzusehen als ein Aufnahmeritus in die christliche Gemeinschaft mit ihren Gütern und Segnungen, an welche das Kind ein Anrecht erhalten soll. Zugleich ist die T. für die Aeltern eine bündige Verpflichtung, ihre Kinder in der christlichen Bildung zu erziehen, und für den Getauften selbst ein Impuls, recht zu leben, da der Glaube bald hinzutritt. Die Konfirmation ist ersprießlich als Taufbestätigung, als Erneuerung des Taufbundes mit vollem Bewußtseyn, ob sie gleich kein Sakrament ist, wie in der katholischen Kirche. Die T., an Erwachsenen vollzogen, darf jedoch nicht bloß für eine symbolische Initiation zum Christenthume angesehen werden, sondern sie weist hier unmittelbar auf das Erlösungswerk Christi hin und vergewissert Den, der sie in gläubiger Hingebung empfängt, der durch Christus geoffenbarten göttlichen Gnade mit allen ihren Folgen. Daß Christus die T. selbst angeordnet habe für Alle, welche Glieder der Kirche werden wollen, kann auch nicht aus einigermaßen erheblichen Gründen bezweifelt werden; darum hat auch der Ruf nach gänzlicher Abschaffung der T., der namentlich von den Neuhegelianern erhoben wurde, nie allgemeinen Anklang unter den Christen gefunden. Die T. soll regelmäßig von dem ordinirten Geistlichen verrichtet werden. Dies Gesetz gilt, nach dem Vorbild der alten Kirche, wo die Bischöfe, oft auch die Presbyter, die T. verrichteten, für die katholische und die morgenländische wie für die evangelische Kirche. Nur in Nothfällen lassen diese Kirchen eine Laientaufe (**Nothtaufe**) zu. Außerdem gilt als Gesetz, daß die T. nach der Einsetzung Christi mit Bezug auf die Trinität und cum intentione des Täufers (daß er ein Sakrament verrichte) vollzogen werde. In der lutherischen Kirche ist die Nothtaufe anerkannt worden 1580. Die Wehmutter kann auch taufen, nur muß es vor Zeugen geschehen und dem Geistlichen angezeigt werden. Die reformirte Kirche hält nichts von der Nothtaufe. In der anglikanischen Kirche aber ist sie in dringenden Fällen gestattet, in der schottischen üblich geworden. Bei der **Administration** der T. ist in der katholischen und protestantischen Kirche nur die Applikation reinen Wassers an den Täufling unter wörtlicher Beziehung auf die 3 Personen der Trinität für wesentlich geachtet worden. Die Applikation des Wassers kann **Untertauchung** (immersio) oder **Besprengung** (adspersio oder infusio) seyn. Der erste Taufmodus ist in der apostolischen wie in der urchristlichen Kirche üblich gewesen und findet noch jetzt in der morgenländischen Statt, welche die Besprengung für arge Ketzerei erklärt und sie als Grund ihrer Trennung von der abendländischen hingestellt hat. Erst seit dem 14. Jahrhundert, auf dem Koncil zu Ravenna 1311, wurde die Besprengung (wahrscheinlich aus Gesundheitsrücksichten) erlaubt, und so ist sie auch und zwar regelmäßig als eine dreifache in die protestantische Kirche übergegangen, obschon die Reformatoren selbst die Untertauchung als apostolischer und bedeutsamer vorzogen. Nur die anglikanische Kirche pflegt gesunde Kinder in das Taufwasser einzutauchen. In der griechischen, besonders russischen Kirche erfolgt die T. gleich nach der Geburt des Kindes. Der Exorcismus (s. d.) ist in der protestantischen Kirche meist abgeschafft worden. Nach katholischen und protestantischen Kirchengesetzen soll die T. regelmäßig in der Kirche verrichtet werden an dem Taufstein. Seit dem 2. Jahrhundert verrichtete nur der Bischof die T., daher geschah sie in den Kathedralkirchen, welche besondere Taufkapellen (Baptisterien) hatten. Als die Kindertaufe aufkam, wurden in den Diöcesen einzelne Taufkirchen dazu bestimmt. Nachdem aber auch den Pfarrern die Verrichtung der T. zugewiesen worden, brachte man in jeder Kirche Taufbrunnen oder Taufsteine an. Allmählig wurde das Taufen in den Sakristeien, namentlich zur Winterszeit, gestattet; noch später wurden Haustaufen üblich, mehr noch bei den Protestanten, als bei den Katholiken. In der reformirten Kirche werden letztere nicht geduldet. Tauffähig sind nur menschlich gebildete lebendige Kinder, entschiedene Mißgeburten (monstra) dürfen das Sakrament nicht empfangen. Eine bedingte T. wird in der katholischen Kirche bei Mißgeburten angewendet und die Taufformel ist: baptizo te, si tu es homo. Bei der T. findet nach Luc. 1, 59 wie bei der jüdischen Beschneidung eine Namengebung Statt. Ueber die Taufpathen s. **Pathen**. Die T. erscheint nach jetziger Rechtsordnung als nothwendige Handlung. Sie kann daher gegen den Willen der Aeltern erfolgen, und es kann dafür eine Frist auferlegt werden. Ueber die T. selbst muß der Geistliche ein Register füh-

ren (Kirchenbuch, Taufbuch); die formellen Extrakte daraus gelten als öffentliche Urkunden.

Taufgesinnte, s. v. a. Baptisten oder Wiedertäufer.

Tauler, Johannes, einer der hervorragendsten deutschen Mystiker, Prediger des 14. Jahrhunderts, geboren zu Straßburg 1290, trat, einem bedeutenden Erbe entsagend, in den Dominikanerorden und widmete sich dann zu Paris theologischen Studien. In der scholastischen Theologie keine Befriedigung findend, wandte er sich mit Vorliebe der mystischen Spekulation zu, in welcher Richtung er namentlich durch den Meister Eckard zu Straßburg bestärkt ward. Doch verlor er sich nicht auf dessen zum Pantheismus führende Abwege, sondern ward durch seinen aufs Praktische gerichteten Sinn der Predigt und Seelsorge zugeführt und widmete sich diesem Berufe während eines vom Bischof von Basel verkündeten Interdikts u. unter den Schrecken des schwarzen Todes mit dem hingebendsten Eifer, bis ihm der Bischof beides verbot und er genöthigt ward, seine Vaterstadt zu meiden. Er wandte sich darauf nach Köln, kehrte später nach Straßburg zurück und † daselbst den 16. Juni 1361. Wie seine Mystik keineswegs passiv war, sondern auf sittliche Erhebung und innerliche werkthätige Frömmigkeit drang und auch gegen die Gebrechen der Kirche sich nicht verschloß, so zeichnen sich auch seine Predigten und Erbauungsschriften, unter denen die „Nachfolge des armen Lebens Christi" den ersten Rang einnimmt, durch lebendige, eindringliche, anschauliche Darstellung und treffende, populäre Schrifterklärung aus. Ob die unter seinem Namen erhaltenen geistlichen Lieder ihm wirklich angehören, ist zweifelhaft. Er bediente sich in Predigten u. sonstigen Schriften stets der deutschen Sprache. Vieles davon ist nur handschriftlich vorhanden, doch sind seit 1498 auch zahlreiche, meist inkorrekte und häufig in den Dialekt des zufälligen Druckorts übersetzte Drucke von seinen Schriften erschienen. Schlosser lieferte eine gute neuhochdeutsche Bearbeitung der „Predigten" (Frankfurt 1826, 3 Bde.) und der „Nachfolge des armen Lebens Christi" (das. 1833). Vgl. Schmidt, Johannes T. von Straßburg, Hamb. 1841.

Taulignan, Stadt im französischen Departement Drôme, hat Fabriken für Serge, Seidenspinnerei, Gerbereien, beträchtlichen Weinbau u. Weinhandel und 2350 Einw.

Taumago, Insel im australischen St.-Cruz-Archipel, hat gegen 7 Meilen im Umfange, liefert Kokos- und Kohlpalmen, Zuckerrohr ꝛc.; wurde 1606 von Quiros entdeckt, aber erst 1828 zum zweiten Male besucht.

Taumel (titubatio, vacillatio), Unsicherheit in der Haltung des Körpers beim Gehen und Stehen, in welcher der Mensch nur mit Mühe das Gleichgewicht erhält und nur durch Anhalten, Anlehnen sich vor dem Falle bewahrt, der gewöhnliche Begleiter der Trunkenheit, des Schwindels, der Schläfrigkeit, heftiger Gemüthsbewegungen und fieberhafter Zustände. Er gründet sich auf eine Schwächung der Muskelthätigkeit oder auf beschränkten Einfluß der Willenskraft, in Folge einer Störung der Nerventhätigkeit. In Bezug auf das geistige Leben wird im T. zugleich das klare Bewußtseyn und die Besonnenheit zum Theil aufgehoben und beschränkt.

Taunton, Stadt in der englischen Grafschaft Somerset, südwestlich von Bristol und von Bridgewater, rechts am Tyne, schön gelegen in fruchtbarer Umgegend, hat ein Kaufhaus, Stadthaus, Theater, eine alte gothische Kirche der heiligen Magdalena ꝛc., mehre Bethäuser der Dissenters, eine lateinische Schule, ein Hospital, Schloß, mehre Arbeitshäuser, Fabriken für Tuch, Kasimir, Seidenwaaren, Strohhüte, Alebrauerei u. 12,000 Einw.

Taunus (auch die Höhe genannt), Gebirgszug im westlichen Deutschland, im Herzogthum Nassau, breitet sich mit seinen Nebenzweigen und Vorbergen über den südlichen Theil dieses Herzogthums, zwischen dem Main, Rhein und der Lahn, aus und ist ein ansehnliches, in seiner gesammten Ausdehnung wohl 24 Stunden langes, mit Wald bedecktes Gebirge, welches schon außerhalb dieses Herzogthums, in der Gegend von Wetzlar, sich aus dem Lahnthale erhebt und, anfangs als ein mäßig hoher Bergrücken, die Westseite der Wetterau begrenzend, bei Butzbach und Friedberg im Großherzogthum Hessen sich hinzieht, dann in südwestlicher Richtung durch die Landgrafschaft Homburg und das Herzogthum Nassau, über Oberursel, Kronberg, Königstein und Eppstein nach Schlangenbad fortläuft, sich von da, durch ein kleines Nebenthal unterbrochen, unter dem Namen des Rheingaugebirges fortsetzt und bei Rüdesheim und Lorch am Rhein endigt, indem sein südlicher Abfall daselbst den Rheingau bildet. Doch begleiten von da seine Vorberge den Rhein noch weiter und erstrecken sich bis an die niedere Lahn. Die Hauptkette des T. läuft ziemlich lang parallel mit dem Main und Rhein, doch von dem erstern meist in einer Entfernung von 4 Stunden; dem Rhein naht sie sich aber immer mehr, bis zuletzt ihre Vorberge das rechte Ufer desselben bilden. Auf der Südseite ist das Gebirge ziemlich steil, erhebt sich sehr bedeutend über die Ebenen der Nidda und des Mains und gewährt von dieser Seite mit seinen obst- und rebenreichen, von Burgruinen gekrönten Höhen einen äußerst malerischen Anblick. Auf der Nordseite fällt das Gebirge weniger steil und tief ab und hängt hier mit einer Menge, zum Theil weit auslaufender Vorberge, die sich nach dem Lahn- und Rheinthale hinziehen, zusammen. Von den zahlreichen Gewässern des T. fließt die Use östlich der Wetter, die Schwarze direkt dem Main, die Wisper westlich dem Rhein zu, während die mit längerem Laufe, wie die Aar, Ems und Weil, nach Norden zur Lahn abfließen. Der T., der an seinen höchsten Punkten eine Höhe von nur 2400—2460 Fuß erreicht, ist besonders durch die Menge seiner Mineralquellen, deren mehr als 40 bekannt und größtentheils benutzt und unter denen mehre sind, die zu den berühmtesten Deutschlands gehören (Wiesbaden, Schwalbach, Selters, Homburg, Schlangenbad, Soden, Ems ꝛc.), sowie durch seine Obsthaine, die vorzüglich an dem südlichen Abfalle gegen den Main sich ausbreiten, und Rebenhügel, die an seinen südlichen Abhängen gegen den Rhein hin sich er-

heben unb die edelsten Rheinweine erzeugen, berühmt. Merkwürdig sind auch die auf diesem Gebirge noch sichtbaren Steinringwälle der alten Deutschen, der römische Pfahlgraben, der das Gebirge nördlich umzog, und die römischen Verschanzungen, darunter besonders die von Homburg eine Stunde entfernte Saalburg, ein mit Doppelwällen umzogenes Römerkastell, und die Kapersburg, eine Stunde nordöstlich von der Saalburg, gleichfalls ein Römerkastell mit noch sichtbaren Wallgräben nnd Steintrümmern. Die höchsten Punkte des T. findet man in dem mit dem Main parallel laufenden Theile des Gebirges, und diese sind: der große und kleine Feldberg, jener 2605 (nach Andern 2721), dieser 2458 (nach Andern 2484), nnd der Altkönig, 2400 oder 2449' hoch, durch erhabene Rücken mit einander verbunden. Außerdem sind zu bemerken der 1575' hohe Rossert, der 1560' hohe Trompeter rc. Die höchste Spitze des Rheingaugebirges oder des westlichen Theils des T. ist der 1720' hohe Rabenkopf.

Taurien, das südlichste russisch-europäische Gouvernement, begreift hauptsächlich im Süden die Halbinsel Krimm und die von dieser durch das faule Meer getrennte und bloß durch die schmale Landenge Perekop damit zusammenhängende Steppe Nogay, die sogenannte kleine Tatarei, grenzt im Norden an die Gouvernements Jekaterinoslaw nnd Cherson, im Osten ebenfalls an das Gouvernement Jekaterinoslaw und an das faule und asowsche Meer, im Süden an das schwarze Meer nnd im Westen an den Busen von Odessa, an das faule und das schwarze Meer und hat einen Flächenraum von 1106,445 □Meilen mit (1856) 659,509 Einwohnern. Oestlich wird die Landenge Perekop vom faulen Meer bespült, dessen Wasser im Sommer einen unerträglichen Geruch verbreitet. Die 15 Meilen lange, oft nur 1000 Schritte breite Landzunge Jenika oder Arabat trennt es vom asowschen Meere, während es die schmale Meerenge Genitsche (russisch Tonkupaß) damit verbindet. Die Meerenge von Jenikale führt aus dem asowschen in das schwarze Meer. Der westlich von der Landenge Perekop liegende Busen wird das todte Meer genannt. Die natürliche Beschaffenheit des Gonvernements T. ist sehr verschieden. Während die Nogay und der Norden der Halbinsel Krimm einförmig unb öde ist, bildet der Süden der Halbinsel die reizendste Gebirgslandschaft. Das Gebirge der Krimm, der nordwestlichen Ausläufer des Kaukasus, von dem es bloß durch die Meerenge von Jenikale geschieden ist, zieht unter steilem Abfall von dieser Meerenge an durch die kleine östliche Halbinsel Kertsch bis zur Stadt Kaffa; hier erhebt es sich erst zu einem hohen, durch Thälerzerrissenen Gebirge, das längs der Südküste von Nordost gegen Südwest bis Sebastopol geht, wo es mit dem Vorgebirge Merdwinnow (Parthenion) endigt. In der Mitte ist es 6 Meilen breit, und hier ragt sein höchster Berg, der Tschadür-dagh (Zeltberg) 4730' über die Meeresfläche empor. Das taurische Gebirge ist ein Flötzgebirge und besteht aus Kalk, Sandschiefer unb Thonlagern. Nordwärts gegen die Steppen dacht es sich sanft und allmählig ab, südwärts aber fällt es terrassenförmig in steilen Absätzen zum schwarzen Meere ab. Der schmale Küstenstrich zwischen dem Gebirge und dem Meere, nördlich durch den Gebirgskranz gegen den rauhen Nordwind geschützt, südlich hin den sanften Seelüften geöffnet, ist die gesegnetste Gegend T.s, wo der von den Gebirgsbächen bewässerte Erdboden die reichste Vegetation zeigt. Einen ganz andern Anblick gewähren die weiten Steppen im Nordwesten der Halbinsel und jenseits des faulen und todten Meeres, ein kalkartiger Niederschlag, wald- und baumlos, ohne Schutz gegen die Nordwinde. Der Boden ist hier zum Theil dürr und bloßer Flugsand, oder salzig, zum großen Theil aber auch grasreiche Fläche voll aromatischer Kräuter und schöner Blumen. Außer dem Dniepr hat T. nnr unbedeutende Flüsse, die im Sommer austrocknen, oder zu kleinen Bächen zusammenschwinden. Dahin gehören in der nogay'schen Steppe die Berda und Abitotschna, die in das asowsche Meer fließen, und die Molotschna, die in den See gleichen Namens mündet. Auf der Halbinsel Krimm sind der Salgir, der ins faule Meer fällt, die Alma, der Balbak und die Katscha, die sich ins schwarze Meer ergießen, zu bemerken. Bei Kertsch und Perekop sind viele Salzseen. Nur der südliche Küstenstrich von T. hat ein so mildes und warmes Klima, wie man es in den westlicher gelegenen Ländern Europa's unter gleicher Breite findet. Doch steigt die Sommerhitze der Steppen bis zu 30° Réaum. Schnee fällt selten und bleibt nicht lange liegen; aber Orkane richten oft fürchterliche Verheerungen an. Die Bodenkultur macht in diesem Lande, das zur Zeit der russischen Okkupation eine Wüste war, von Jahr zu Jahr bedeutendere Fortschritte. Gut angebaut ist der Süden der Halbinsel, aber auch in den Steppen ist durch Ansiedelung der Nogay-Tataren und durch Einwanderung zahlreicher Kolonisten ein bedeutender Anfang des Getreidebaues gemacht worden. Sehr gut gedeihen Weizen, Mais und Hirse. Auch baut man Hanf, Flachs, Mohn, Senf, Tabak, Krapp, sogar im Süden Sesam und Baumwolle, besonders aber Gemüse, spanischen Pfeffer, Zwiebeln, Kürbisse, Melonen und Gurken. Die Gebirgsthäler des Südens liefern treffliches Obst, darunter auch Maulbeeren, Quitten, Pfirsiche, Aprikosen, Kastanien, Feigen, Mandeln, sowie Oliven und selbst Granaten. Hie nnd da trifft man auch Cypressen, Myrten, Kapern, Aloë, sowie auch in Gärten Orangen- und Citronenbäume. In der nogay'schen Steppe kommen nur die Sauerkirschbäume mit gutem Erfolge fort. Im Süden der Krimm gedeiht auch der Weinstock. Waldungen fehlen in den Ebenen ganz, nnd zur Feuerung dient daher getrockneter Mist. Das taurische Gebirge aber hat in seiner untern Region große Waldungen von Birken, Eschen und Buchen. Auch finden sich daselbst Eichen, Fichten, Vogelbeerbäume, Pistaeien, Sumachbäume, wilde Obst- und Wallnußbäume, Pappeln rc. Die Viehzucht ist sehr bedeutend. Im Frühjahr wird auf den Steppen das alte Gras weggebrannt, um dem jungen Platz zu machen unb dem Boden die Asche als Dünger zu geben. Man sieht daher oft weite

Strecken der Steppen in Brand stehen. Pferdezucht ist des Tataren Lieblingsbeschäftigung. Das Tatarenpferd ist vortrefflich zum Reiten; leicht, schnell, ausdauernd, genügsam und fromm. Auch Kameele zum Ziehen werden in der nogayschen Steppe gezüchtet. Das Rindvieh ist schön, aber nur von mittler Größe. Die Schafzucht ist überaus ergiebig, besonders seitdem die Veredlung durch Merinos Eingang gefunden hat. Die starke Bienenzucht liefert reichlich Honig und Wachs. Hasen, Füchse und Wölfe geben den Tataren reiche Jagdbeute. Auf den Steppen finden sich Murmelthiere und Springhasen. Reich ist T. besonders an Wildgeflügel, z. B. Trappen, Reihern, Kranichen, Steppenhühnern, Wachteln, Lerchen, Staaren, Möven, wilden Tauben, an Wasservögeln, z. B. Störchen, Pelekanen, Schwänen, wilden Enten, auch an Schlangen, Eidechsen, Heuschrecken, deren Menge oft gleich Wolken die Sonne verfinstert, Taranteln, Mücken und Erdflöhen, einer großen Plage. Die sehr ergiebige Fischerei liefert Makrelen, Störe, Sterlete, Weißfische, Lachse 2c. Auch fängt man Krebse, Schildkröten und Austern. Die Steppen sind arm an harten Mineralien; doch gibt es Steinkohlengeschiebe, Schwefel- und Naphthaquellen, Ocker, Siegel-, Walker- und Fayeneeerde, Meerschaum, Marmor 2c. in der Krimm. Am wichtigsten unter den Mineralien ist das Salz, das in Menge aus den Salzseen gewonnen wird. Der Kunstfleiß ist gering. Hauptsache ist die Lederbereitung; auch gibt es Tuchfabriken, Töpfereien und Messerschmieden. Die tatarischen Weiber spinnen und weben Wolle oder Baumwolle, Flachs und Hanf, und machen bei den Nogayen den Gerber, Schneider, Seiler, Seifensieder nnd Posamentirer entbehrlich; auch verfertigen sie Siebe, Wollteppiche (Kis) und Matten von Schilf. Unter den Griechen und Armeniern sind Seiden- und Baumwollenweber, Gerber 2c. Den Handel betreiben besonders die Freihäfen und Seestädte Kaffa, Kertsch, Koslow und Sebastopol. Die Einwohner sind außer Griechen, Armeniern, Russen und Deutschen, die als Kolonisten hier wohnen, Tataren. Außer 76 nogayischen Tatarendörfern (mit 60,000 Einwohnern) fanden sich 1828 in der Nogay im Kreis Melitopol zwischen der Molotschna und Judschanlu 39 Kolonien preußischer Mennoniten mit 6269 Einwohnern u. 26 deutsche Kolonien, nordwestlich von den vorigen, an der Molotschna mit 5886 Einwohnern, und 3 würtembergische Kolonien an der Berda und Abitotschna mit 517 Einwohnern, in der Krimm 25 Kolonien mit 2770 deutschen und griechischen Ansiedlern; neben und zwischen den Tataren gibt es Gebiete der russischen Duchoborzen und Malokaner (Milchesser), zwei von der russisch-griechischen Kirche getrennter Sekten, ja sogar griechische Gemeinden mohammedanischer Religion; auch Zigeuner ziehen häufig umher. Die Tataren in T. theilen sich in die krimmschen und in die nogay'schen (Nogayen). Die Zahl der erstern mag 200,000 betragen; sie sind kultivirter und gesitteter als die letztern, gute, sanftmüthige, gastfreie Menschen von schöner Körperbildung und heller Gesichtsfarbe. Die Nogayen sind ein mit Mongolen vermischter, tatarischer Stamm. Ihre Zahl mag in 76 Ortschaften 50,000 betragen. Das Gouvernement zerfällt seit 1842 in 8 Kreise, von denen Melitopol, Berdiansk, Aleschki in der Nogaysteppe, Perekop auf dem Isthmus, Simferopol, Eupatoria, Jalta u. Feodosia in der Krimm liegen. Hauptstadt ist Simferopol.

Als die frühesten Bewohner der Krimm werden Cimmerier genannt. Von den Scythen aus den Ebenen der Halbinsel verjagt, behaupteten sie sich in den Gebirgen unter dem Namen Taurier, weshalb die Krimm auch taurische Halbinsel (Chersonesus taurica) hieß. Im 6. Jahrhundert v. Chr. ließen sich kleinasiatische Griechen an den Küsten nieder und gründeten blühende Städte u. den Staat Bosporus, an der Meerenge von Jenikale, dem eimmerischen Bosporus, und auf der Südwestküste den herakleischen Freistaat. Um 400 v. Chr. gewannen die Taurier die Oberhand wieder und verjagten die Griechen, allein 112 v. Chr. unterwarf Mithridates, König von Pontus, sich diese Landschaften und residirte auf der Krimm. Nach seinem Fall herrschten die Römer in T. allein. Um Christi Geburt zogen die Alanen, später die Gothen, Chasaren, Petschenegen, Kumanen und Polowzer ein, denen im 13. Jahrhundert die Tataren oder Mongolen folgten, welche die Halbinsel Krimm (Krym, d. i. Festung) nannten. Von jetzt an herrschten hier tatarische Khane, die sich die Griechen u. Gothen im Lande zinsbar machten. Damals handelten die Genueser nach der Krimm, bauten die Stadt Kaffa, machten sie zum Mittelpunkte ihres Handels und eroberten das Gebiet umher, bis die Osmanen 1475 die Macht der Genueser in der Krimm vernichteten und sich auch die tatarischen Khane zinsbar machten. Im J. 1771 eroberten die Russen die ganze Krimm, auf welche die Pforte im Frieden von Kutschuk-Kainardschi Verzicht leistete. In den Jahren 1781—84 mußte der krimmsche Khan sein Land ganz an Rußland abtreten, und die Halbinsel nebst der Nogay wurde zuerst zu einem Königreich, 1802 aber zu einem Gouvernement umgeschaffen. Vgl. Murawiew-Apostol, Reise durch T. 1820, deutsch von Oertel, Berl. 1825; Ismailar, Reise durch das südliche Rußland, Petersb. 1802, neue Aufl. 1832; Kost, Reisen in Südrußland, Dresden u. Lpz. 1841, 2 Bde.; Demidow, Reise nach dem südlichen Rußland und der Krimm, deutsch, Breslau 1854, 2 Thle.

Tauris (Tebris, Tabris), Hauptstadt der persischen Provinz Aserbeidschan, liegt in einer Ebene ohne Baumwuchs, an den Flüssen Spintscha und Adschi, ist schlecht gebaut, aber durch eine Citadelle, mit Thürmen versehene Mauern und Gräben beschützt, hat ein Residenzschloß (die sogenannte Ark), ein Zeughaus, 250 Moscheen ohne Minarets (angeblich wegen der häufigen Erdbeben), mehre Plätze, reiche Bazars, 18 große und mehre kleine Karawanserais, Bäder und bedeutende Industrie. Man verfertigt hier besonders Chagrin, auch seidene und baumwollene Zeuche, Teppiche, Goldwaaren 2c. Zahlreiche Trümmer zeugen von der früheren Größe der Stadt, die noch in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. über 500,000 Einwohner zählte, aber durch schlechte Regierung u. verheerende Kriege, sowie durch Erdbeben so her-

abgekommen ist, daß ihre Bevölkerung auf 50,000 Seelen sank. In Folge des wiederbelebten Handelsverkehrs hat sie sich neuerlich wieder gehoben und zählt jetzt 130,000 Einw. Die Stadt ist nämlich jetzt der Transitoverkehrsplatz für den europäischen Handel mit Persien und dem inneren Asien. Die Stadt wurde 760 von Zobeide, der Gemahlin des Khalifen Harun al Raschid, erbaut. Am 6. August 1605 hier Sieg der Perser über die Türken; 1725 wurde T. von den Türken erobert. Bis 1828 war es die Residenz des Prinzen Abbas Mirza, des Kronprinzen von Iran, wurde aber im Oktober 1827 von den Russen besetzt, worauf am 2. Nov. in der Nähe von T. der Friede mit Persien zu Stande kam.

Taurische Halbinsel, s. v. a. Krimm, s. Taurien.

Taurisci, celtischer Volksstamm, der das heutige Ober- u. Niederösterreich, zwischen dem Inn, der Donau und dem Wienerwalde, dem größten Theil von Steiermark, Kärnthen und Theile von Krain, Bayern, Tyrol und Salzburg bewohnt. Er stand lange unter königlicher Herrschaft und mit den Römern in Handelsverbindungen. Als aber die Römer unter Tiberius Rhätien erobert hatten, konnten sie das freie Bergvolk mitten in ihren Besitzungen nicht dulden, u. so wurde dasselbe 13 v. Chr. durch P. Silius u. Drusus der römischen Herrschaft unterworfen.

Tauroggen (Tawrogi), Stadt im europ.-russischen Gouvernement Wilna, Kreis Rosienne, an der Jura, eine Meile von der preußischen Grenze, hat ein Grenzzollamt und 2000 Einw. Es war sonst die Hauptstadt einer Herrschaft mit einer Stadt und 34 Dörfern und kam 1680 durch Verheirathung an Preußen und 1795 durch Vertrag an Rußland. In der bei der Stadt liegenden Mühle von Poscherau schloß am 30. Dec. 1812 der preußische General York mit dem russischen General Diebitsch die bekannte Waffenstillstands- und Neutralitätskonvention.

Tauromenium, s. Taormina.

Taurus, das südliche Randgebirge des Hochlandes von Kleinasien, zieht vom Euphrat westwärts bis an das ägäische Meer und bildet einen ununterbrochenen, großentheils mit Wald bedeckten Gebirgszug, der gegen Süden in kurzen Absätzen oder plötzlich und steil zum Meere abfällt, gegen Norden aber sich sanft zu niedrigeren Ebenen abdacht. Das jetzt wie im Alterthume unwegsame Gebirge erreicht in dem östlichen Theile der alten Landschaft Cilicien in seinen Gipfeln eine Höhe von 10—12,000 F., weiter westlich von 7—9000 F. Der wichtigste Paß ist Gulek-Boghas, die cilicischen Pässe der Alten, durch die die große Heer- und Karawanenstraße von Kleinasien nach Syrien führt. Westlich davon führt das Gebirge jetzt den Namen Bulghar-dagh, östlich Ala-dagh. Hier wird es von zwei Flüssen durchbrochen, dem Seihun (Sarus) und Dschihan (Pyramus), welche beide in das mittelländische Meer münden. Letzterer trennt den T. von dem im Alterthum Amanus genannten Gebirgszug, welcher, jetzt Dschebel-Nur, Durdun und Giaur-dagh genannt, die Verbindung des T. mit dem syrisch-palästinensischen Gebirgslande vermittelt. Meist unbedeutend, aber zahlreich sind die übrigen Flüsse, welche vom T. ins mittelländische Meer abfließen, wie der Tarsus-Tschai (Cydnus), Gök-Su (Calycadnus) oder Selef, Kapri-Su (Eurymedon), Ak-Su (Cestrus), Kodscha-Tschai oder Etschen (Xanthus) u. a. Weit wasserärmer ist die Nordseite des Gebirges, wo mehre bedeutende, meist salzhaltige Seen liegen. Oestlich von dem erwähnten Hauptpaß zweigt sich als mächtiger Seitenarm der Antitaurus ab, der, anfangs gegen Norden, dann gegen Nordosten ziehend, sich dem Euphrat nähert und zwischen diesem u. dem Kisil Irmak (Halys) die Wasserscheide bildet. Vgl. Natolien.

Tausch, Vertrag, durch welchen der Eine dem Andern eine Sache gegen Empfang einer andern Sache eigenthümlich zu überlassen verspricht, unterscheidet sich daher vom Kaufe dadurch, daß bei diesem nicht Sache für Sache, sondern Geld für Sache gegeben wird. Gegenstand des T.es kann Alles seyn, was im Handel und Wandel ist, also körperliche und unkörperliche, bewegliche und unbewegliche Sachen &c., und es gelten hier dieselben Bestimmungen wie beim Kauf. Hinsichtlich fremder Sachen ist jedoch zu bemerken, daß Derjenige, der sie erhalten hat, berechtigt ist, sie sofort wieder zurückzugeben und dagegen das Seinige zurückzufordern. Ueber Tauschhandel s. Barattiren.

Tausend, Einheit der dritten höheren Ordnung im dekadischen Zahlensystem. An manchen Orten unterscheidet man das kleine T. = 1000 u. das große T. = 1200. Auch bedeutet T. eine sehr große Anzahl in Redensarten, wie: tausendmal, tausend Dank &c.

Tausendfüßer (Myriopoda), Krustaceenfamilie aus der Ordnung der Ringelkrebse, wird charakterisirt durch den vom Leibe getrennten Kopf, den langgestreckten, schmalen, deutlich geringelten Körper, der an jedem der zahlreichen Ringel mit 1 oder 2 Fußpaaren versehen ist, 2 Fühler, 4, 8 oder zahlreich gehäufte einfache Augen und die zum Beißen eingerichteten Mundtheile. Die T. athmen, wie die Insekten, durch Luftröhren, welche zwischen den Körperringeln in Luftlöcher ausgehen, bilden daher das Verbindungsglied zwischen Insekten und Krustaceen u. werden von manchen Zoologen als besondere Klasse aufgeführt. Sie leben an dunkeln, feuchten Orten auf dem Lande vom Raube. Die Zahl der Ringel und Füße nimmt mit den Häutungen zu; auch ersetzen sich verlorene Gliedmaßen wieder. Es gehört hierher die Gattung Skolopender (Scolopendra), aus der der indische Skolopender (S. morsitans *L.*), mit 21 Fußpaaren, 8 Zoll lang, im tropischen Amerika, wegen seines schmerzhaften, doch für Menschen nicht tödtlichen Bisses, der Riesenskolopender (S. gigantea *L.*), mit 17 Fußpaaren, 1½ Fuß lang, daselbst, aber wegen seines mitunter tödtlichen Bisses gefürchtet wird. Bei uns findet sich der gemeine Viel- oder Tausendfuß (Julus terrestris *L.*), schwarzgrau, auf dem Rücken mit zwei gelblichen Längsstreifen und mit 64—90 Fußpaaren, 1—1½ Zoll lang, häufig unter Moos und Steinen.

Tausendgüldenkraut, s. Erythräa.

Tausendjähriges Reich, s. Chiliasmus.

Tausend und eine Nacht, berühmte Sammlung morgenländischer Märchen und Erzählungen, welche unmittelbar nach ihrer Einführung in die europäische Literatur durch Galland auch im Abendlande zu einer Lieblingslektüre geworden sind. Die ganze geistige Welt, die ganze sittliche Eigenthümlichkeit des Orients liegt in diesen Erzählungen vor uns ausgebreitet, und mehr als alle Reisebeschreibungen vermögen sie es, den Leser in den geheimnißvollen Zauber, in welchen das Morgenland sich hüllt, einzuweihen. Ueber den Ursprung der Sammlung ist viel gestritten worden; man hat sie für indischen, persischen, arabischen Ursprungs gehalten; jedenfalls haben alle diese Länder ihre Beiträge dazu geliefert, u. der Inhalt der einzelnen Erzählungen bietet noch immer das sicherste Kriterium für den Boden, dem sie zuzuweisen sind. Die phantasiereichsten, am meisten auf dem Gebiete der Zauberei sich bewegenden gehören Indien, dem Stammlande der Sagen, an, die zarten Erzählungen der Liebe u. anmuthigen Schilderungen des Naturlebens weisen auf Persien hin, die kräftigen anschaulichen Bilder des Lebens, die geistvollen Anekdoten, überhaupt alle, welche schon mehr auf dem Gebiete der Geschichte sich bewegen und namentlich an historische Personen sich anlehnen, sind arabischen Ursprungs. Alles aber erscheint in einem Gewande, wie es dem mohammedanischen Glauben und der Natur und Sitte des Städte bewohnenden Arabers entspricht. Dies Letztere läßt jedenfalls schließen, daß Araber die letzten Ueberarbeiter und Sammler gewesen sind. Der ursprüngliche Stamm, an den sich nach und nach immer mehr anreihte, mag ein persisches Original gewesen seyn, vielleicht die „Hesâr ef schâne", d. h. die 1000 Märchen des Rasti. Es wurden bereits im 8. Jahrhundert unter dem Khalifen Mansur Märchen aus dem Persischen übersetzt, namentlich legte Dschehestâvi im 9. Jahrhundert eine Sammlung von Märchen der Inder, Perser, Araber und anderer Völker an, die er 1000 Nächte nannte, aber nur auf 400 brachte. Auch bedeutet die 1001 nicht eine bestimmte Anzahl, sondern „sehr viel und immer noch eine", indem das arabische Zahlwort für 1000 ebenso wie das deutsche, englische, französische zur Bezeichnung einer sehr großen Anzahl dient. Die ursprünglichen arabischen Sammler haben sich daher auch keineswegs an diese Zahl gebunden, vielmehr nach eigenem Geschmack die Aufeinanderfolge der Erzählungen und die Vertheilung in Nächte vorgenommen, und dabei je nach Umständen zugefügt und weggelassen, verlängert u. verkürzt, vereinfacht und ausgeschmückt, so daß vielleicht nicht zwei Handschriften sich vorfinden, welche alle Erzählungen ganz in derselben Weise geben. Erst spätere Sammler mögen sich die besondere Mühe gegeben haben, den gesammelten Stoff gerade auf 1001 Nächte zu vertheilen, eine Zahl, die für die Entwickelung des Ganzen an u. für sich ganz unwesentlich ist. Die Redaktion, nach welcher die Sammlung in den meisten nach Europa gekommenen Handschriften enthalten ist, stammt aus Aegypten. Ausgaben des Originals haben wir nach einer tunesischen Handschrift von Habicht u. Fleischer (Breslau 1825 ff., 12 Bde.), dann die in Bulak gedruckte (1835, 2 Bde.) und von Macnaghten (Kalk. 1839, 4 Bde.). In Europa ward die Sammlung zuerst bekannt gemacht von A. Galland in „Les mille et une nuits" (Paris 1704—8, 12 Bde.), in den verschiedenen Auflagen vermehrt von Caussin de Perceval, Gauttier, Destains, Scott u. A. Die vollständigste deutsche Uebersetzung der galland'schen Bearbeitung ist die von Habicht und von der Hagen (Bresl. 1824, 15 Bde., u. öft.). Neue, selbstständig nach dem Original gearbeitete Uebersetzungen lieferten Weil (Stuttg. 1837, 4 Bde.) und Lane (Lond. 1839, 3 Bde.). Mannichfache Nachbildungen wurden durch Gallands Werk veranlaßt, so gaben Petit de la Croix u. Lesage die Bearbeitung eines persischen Märchenwerkes „Faradsch bâd elschidda" (d. i. Freud auf Leid) unter dem Titel: „Milie et un jours" (Par. 1710, 5 Bde., deutsch von v. der Hagen, mit vielen Zusätzen, Prenzlau 1836, 11 Bde.). Aehnliche Produkte sind: „Les mille et une heures" (Amst. 1733, 2 Bde.), „Les mille et un quart d'heure" (Haag 1715—17, 3 Bde.) u. a. m.

Tauß (Domaglicze, Drastow), Stadt im österreichisch-böhmischen Kreis Pilsen, im südwestlichen Theil desselben, mit 4 Vorstädten, Schloß, 3 Kirchen, Kapelle, Augustinerkloster, Spital, Kaserne, Bandfabrikation, Wachholderwasser- u. Wachholderölbereitung, Alaunsiederei, Glashütte und über 6000 Einw. Dabei der böhmische Weiher (Babylon).

Tautacismus (v. Gr.), ein Fehler der Rede, wenn mehre nachstehende Wörter oder Sylben mit demselben Buchstaben anfangen; auch jede Häufung gleichlautender Worte oder Sylben.

Tautochronisch (v. Griech.), gleichzeitig, von Erscheinungen, welche für alle Beobachter zu einer und derselben Zeit eintreten oder in gleich langen Zeiten erfolgen.

Tautologie (gr.), Bezeichnung eines Gedankens durch mehre gleichbedeutende Ausdrücke. In sofern die T. ganz dasselbe noch einmal, wenn auch mit anderen Worten, sagt, unterscheidet sie sich vom Pleonasmus (s. d.), welcher nur mehr, als zur Deutlichkeit und Bestimmtheit erforderlich ist, ausdrückt. T.n sind in keiner Stylgattung zu dulden, da sie stets entweder Nachlässigkeit oder Gedankenarmuth, oder übertriebene Aengstlichkeit und Höflichkeit (in letzterer Beziehung namentlich ein im Briefstyl häufiger Fehler) verrathen.

Tauwerk, alle auf einem Schiffe vorkommenden Seile. Nach der Beschaffenheit der Taue unterscheidet man Lienen (Leinen), die dünnsten, Trossen, stärkere, die wenigstens aus 18 Garnen bestehen, Kabel, die stärksten. Alle Trossen sind nur einmal zusammengedreht. Nach seiner Verwendung theilt man das T. in laufendes und stehendes; ersteres wird auf- und abgerollt oder läuft durch Blöcke über Rollen, letzteres dient zur Befestigung der Masten 2c. und bleibt ausgespannt an demselben Platze.

Taverna, Stadt in der neapolitanischen Provinz Abruzzo ulteriore II, am Fuße der Apenninen, links am Alli, hat 5 Kirchen u. 3000 Einw.; litt viel durch das Erdbeben von 1783.

Tavira, Hauptstadt der portugiesischen Provinz Algarbien, an der Südküste, an der Mün-

dung der Segna (Sequa) in den atlantischen Ocean, mit verfallenen Mauern umgeben, hat ein altes Kastell, mehre Kirchen und Klöster, einen Palast des Gouverneurs, mehre Wohlthätigkeitsanstalten, Sardellen- und Thunfischfang, etwas Seehandel und 9000 (nach Andern nur 5000) Einw. Die Umgegend ist reich an vortrefflichen Südfrüchten.

Tavistok (Tavystok), Stadt in der englischen Grafschaft Devon, am Fluß Tavy, mit Bergbau auf Kupfer und Blei, Schieferbrüchen, Sergefabriken, Mineralquellen u. 6000 Einw.

Tavolara, Insel an der nordöstlichen Küste der Insel Sardinien, hat 8 italienische Meilen Umfang, viele wilde Ziegen, aber keine bleibenden Einw. Sonst wurde hier Perlenfischerei getrieben.

Tawasthus (Tawastehus, finnisch Humeenlinna oder Hämeenlinna), Hauptstadt eines 1831 errichteten Läns des russischen Großfürstenthums Finnland (358¾ □Meilen mit [1850] 125,526 Einw.), im südwestlichen Theile des Landes, in angenehmer Gegend an einem See, Sitz des Landeshauptmanns, ist ziemlich regelmäßig gebaut, wurde 1778 auf den gesunderen Platz verlegt, den sie jetzt einnimmt, während sie früher, seit ihrer Erbauung 1650, 2000 Ellen nördlicher, zunächst der alten Veste, von welcher die Stadt den Namen hat, lag, hat 2000 Einw. und einen frequenten Jahrmarkt.

Taxation (v. Lat.), Schätzung oder Werthbestimmung einer zum Verkauf oder zum Austausch oder zur Uebergabe bestimmten Sache, geschieht entweder öffentlich auf Anordnung einer Justiz- oder anderen Staatsbehörde, oder auf Veranlassung von Privatpersonen, durch Taxatoren, Sachverständige, welche entweder von den Parteien in gleicher Anzahl vorgeschlagen oder gemeinschaftlich gewählt, oder von der Behörde ernannt werden. Am häufigsten kommen T.en bei landwirthschaftlichen Gegenständen vor, z. B. bei Pachtübergabe, Separationen, Gemeinheitstheilungen, Erbauseinandersetzungen, Konsensen rc.

Taxe, Preisansatz, namentlich der für die gewöhnlichsten Lebensmittel von Seiten der Polizeibehörden festgestellte, um die Uebervortheilung der Käufer durch die Verkäufer zu verhüten. Die T.n verdanken ihren Ursprung dem Monopolsysteme und sind ein schwacher Versuch, die Willkür der Monopolisten wenigstens an allzu greller Uebertreibung zu verhindern. Die T.n sollen Preise setzen, bei denen die Verkäufer bestehen können und andererseits auch das Publikum nicht gedrückt wird. Da sie aber auf den Kostenpreis der fraglichen Objekte, zugleich mit Rücksicht auf den für das betreffende Gewerbe erforderlichen Kapital- und sonstigen Aufwand begründet seyn müssen und diese Verhältnisse, besonders die Momente, aus denen sich der eigentliche Kostenpreis bildet, oft wechseln, so kann sich bei Festsetzung der T.n die Staatsbehörde leicht in ein unauflösliches Gewirre von falschen Berechnungen verlieren, bei dem sie eben sowohl den Produeenten, als den Konsumenten Unrecht thut. Sind die T.n zu hoch und das Angebot bleibt gering, so sind sie drückend für das Publikum; ist aber das Angebot stark, so sind die T.n zwecklos, denn die Konkurrenz drückt die Preise doch unter die T. herab. Das ganze Taxwesen ist überflüssig, sodald freie Konkurrenz besteht, wo dann der Verkehr selbst, das natürliche Verhältniß von Nachfrage u. Angebot, die T. bestimmt und die Produeenten ihre Waaren so wohlfeil lassen müssen, als sie nur irgend können. Nur wo höhere Gründe die Beschränkung der Konkurrenz dauernd gebieten, sind die T.n als eine Milderung der mit dieser Beschränkung verbundenen Uebel auch ferner nothwendig. Am wenigsten sollte man bei dem Bäcker- und Fleischergewerbe zu T.n seine Zuflucht nehmen, vielmehr hier die Eröffnung der freiesten Konkurrenz für die erste Pflicht von Staaten halten, in deren Schooße sich eine zahlreiche Bevölkerung von Armen befindet.

Taxidermie (v. Griech.), s. Ausstopfen.

Taxus (Eibenbaum), Pflanzengattung aus der Familie der Koniferen, mit schmal lanzettlichen, nadelförmigen, immergrünen Blättern, kätzchenartigen männlichen Blüthen und einzeln, höchstens zu zwei beisammen stehenden weiblichen Blüthen und in eine nußartige Schale eingeschlossenen, fast ganz in der, zu einem ungetheilten, saftigen Becher umgewandelten Hülle verborgenen, eine Scheinbeere darstellenden Samen. T. baccata (gemeiner T. oder Eibenbaum) ist ein Baum im mittlern und südlichen Europa in Bergwäldern, der in Deutschland hier und da angepflanzt und, da er den Schnitt gut verträgt, ehedem mehr als jetzt zur Bildung dichter Hecken, Pyramiden rc. in Gärten benutzt ward. Sich selbst überlassen, wird er 30—40 Fuß hoch und 500 Jahre alt und darüber. Er hat sehr hartes, röthlich geflammtes, zu allerhand feiner Schnitzarbeit taugliches, gebeizt ganz dem Ebenholz gleichendes, höchst dauerhaftes Holz. Der Saft aus Rinde und Blättern, sowie deren Absud, ist giftig, doch wird letzterer wohl bisweilen unbefugter Weise als Emmenagogum und Abortivum benutzt, ist auch gegen Vipern- u. Tollenhundsbiß, sowie gegen Epilepsie und andere Nervenkrankheiten empfohlen worden. Das süßliche Fleisch der Beeren ist ohne Nachtheil genossen worden.

Tay, Fluß in der schottischen Grafschaft Perth, entspringt an der Grenze von Argyle, fließt nordöstlich durch den See Loch Tay, wendet sich dann südöstlich, endlich südlich dem Meerbusen Frith of Tay zu, der in die Nordsee mündet. Der T. ist besonders in seinem oberen Laufe sehr reißend und bildet einen schönen Wasserfall bei Mones.

Taya, österreichischer Fluß, entsteht aus zwei weit von einander entspringenden Flüssen, der mährischen u. der deutschen T., im Kreis Iglau, die sich bei Raps vereinigen, nimmt die Pulka, Schwarza u. andere Nebenflüsse auf u. fällt nach einem Laufe von etwa 26 Meilen bei Hohenau unterhalb Landshut in die March; ist sehr fischreich.

Taygetus, hohes und rauhes Gebirge, das sich als Grenze zwischen Laconica und Messenien im Peloponnesus von der Grenze Arkadiens zum Vorgebirge Tänarum hinabzog. Seine höchsten, mit Schnee bedeckten Spitzen waren der Taletus und Evoras. Das Gebirge heißt noch jetzt T., auch Pentadaktylon.

Taylor, 1) John, englischer Philolog und Kritiker, geboren 1703 zu Shrewsbury, studirte in Cambridge, ward zuerst Bibliothekar daselbst, dann Prediger zu Lawfeld, zuletzt Archidiakonus zu Buckingham und Kanzler der Diöces Lincoln, zugleich Kanonikus an der St. Paulskirche zu London und † den 4. April 1766. Verdienstlich sind seine Ausgaben der attischen Redner, namentlich des Lysias (London 1739), Demosthenes, Aeschines, Dinarch und Demades (Cambr. 1748 bis 1757, 3 Bde.), des „Marmor Sandvicense" (das. 1743), schrieb auch Mehres über juristische Gegenstände.

2) Thomas, englischer Philolog und Mathematiker, geboren 1758 zu London, widmete sich mit Eifer dem Studium der griechischen Sprache, sowie der Mathematik, kam aber durch seine heimliche Verheirathung mit einem Mädchen, das er schon als Knabe geliebt hatte, in eine äußerst hülflose Lage. Er nahm deshalb zuerst eine Unterlehrerstelle, dann in einem londoner Bankierhause eine Kommisstelle an, die ihm aber kaum den dürftigsten Unterhalt gewährte. Trotz dieser drückenden Verhältnisse setzte er seine Studien fort und beschäftigte sich namentlich mit Plato u. Aristoteles. Endlich nach 6jähriger angestrengter Arbeit bei Tag und Nacht ward er durch seine Versuche, zu einer stets brennenden Lampe eine Vorrichtung zu erfinden, mehren einflußreichen Männern bekannt und durch sie in den Stand gesetzt, seine Uebersetzung des Plato (Lond. 1804, 5 Bde.) drucken zu lassen. Durch diese und andere Werke bekannt geworden, ward er Sekretär der Gesellschaft zur Ermunterung der Künste, der Architektur und des Handels u. † 1836 zu Wallworth. Er lieferte auch Uebersetzungen des Aristoteles mit Erläuterungen aus griechischen Schriftstellern (9 Bde.), des Pausanias, Plotinus und anderer Klassiker, sowie selbstständige Schriften über die eleusinischen und bacchischen Mysterien, und über die Grundsätze der Infinitesimalrechnung.

3) Zachary, General und Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika, geboren den 24. Sept. 1784 in Orange-County im Staat Virginien als Sprößling einer im 17. Jahrhundert aus England eingewanderten Familie, wuchs in Kentucky, wohin seine Aeltern übersiedelten, im Kampf mit einer wilden Natur und wilden Eingebornen auf. Nachdem er 1808 eine Lieutenantsstelle in einem Infanterieregiment erhalten, avancirte er 1812 zum Kapitän und erhielt das Kommando über 50 Mann im Fort Harrison am Wabashflusse. Am 5. Sept. 1812 wehrte er mit dieser geringen Macht die Angriffe zahlreicher Indianerschaaren mit Erfolg ab, ward dafür zum Major, 1819 zum Oberstlieutenant und 1832 zum Oberst des 6. Infanterieregiments befördert, an dessen Spitze er sich im Blackhawkkriege unter Scott auszeichnete. Auch in Florida, wohin er 1836 beordert ward, zeigte er im Kampf gegen die Indianer große Umsicht und Bravour und erhielt dann den Befehl über die erste Brigade der Armee des Südens. Am 25. Dec. 1837 erfocht er über 700 von dem berüchtigten Häuptling Alligator geführte Indianer einen blutigen Sieg am See Okitschobi. Zum Brigadegeneral befördert, führte er darauf das Oberkommando in Florida noch bis 1840. Darauf erhielt er das Kommando im ersten, die Staaten Louisiana, Mississippi und Alabama umfassenden Militärdepartement und das Hauptquartier zu Fort Jessup an der Grenze von Louisiana, 1845 aber den Oberbefehl über die nach Texas bestimmte Okkupationsarmee. Nach Ausbruch des Kriegs zwischen den Vereinigten Staaten und Meriko (1846) setzte er mit seinem Corps über den Rio Grande, nahm nach einer Reihe kleiner Gefechte Monterey (1. Okt.) und rückte bis Saltillo vor, mußte aber wegen Mangels an Mitteln zur Kriegführung seine Operationen auf längere Zeit einstellen und gerieth, als der mit der merikanischen Hauptmacht anrückende Santa Anna ihm den Rückzug abzuschneiden drohte, in eine sehr mißliche Lage. Trotzdem erfocht er am 22. und 23. Febr. 1847 mit seinen 6000 Mann über Santa Anna's 21,000 Mann einen entscheidenden Sieg und schlug im April noch ein anderes Corps Merikaner bei Tula. Diese Erfolge hatten ihm solche Popularität erworben, daß er, am 1. Juni 1848 von dem Whigkonvent in Philadelphia als Kandidat für die Präsidentschaft aufgestellt, am 7. Nov. mit bedeutender Majorität gewählt ward. Bei seinem Amtsantritt am 4. März 1849 sprach er sich dahin aus, daß er ohne Rücksicht auf Parteistellung lediglich das Beste der Union ins Auge fassen werde. Aber 40jährige Kriegsstrapazen hatten seine Gesundheit untergraben, und er † schon am 9. Juli 1850 zu Washington. Er war, wenn auch kein großer Staatsmann, doch ein ächter Patriot und Biedermann, der auch auf dem höchsten Posten den einfachen Republikaner nicht verleugnete.

Taylors Lehrsatz (Theorema Taylorianum), analytische Formel, durch welche die aus den Veränderungen der veränderlichen Größen entspringenden Veränderungen einer Funktion in eine nach ganzen positiven Potenzen jener Veränderungen fortschreitende Reihe entwickelt werden können. Der Erfinder desselben ist Brook Taylor († 1731), ein auch durch seine Untersuchungen über die Kapillarität, Schallvibrationen, Strahlenbrechung rc. bekannter englischer Mathematiker. Der Lehrsatz ist besonders für die Analysis von Wichtigkeit.

Tazette, s. Narcisse.

Teakbaum (Tikbaum), s. Tectona.

Teano (Tiano), Stadt in der neapolitanischen Provinz Terra di Lavoro, Hauptort eines Kantons, Bischofssitz mit Kathedrale, Hospital, Sauerbrunnen und 7800 Einw., welche Handel mit Getreide und Oel treiben.

Tech, französischer Fluß, entspringt nördlich an den Pyrenäen, in der Gegend von Ceret auf der spanischen Grenze, und mündet zwischen den Küstenseen St. Nazaire und Collioure in das mittelländische Meer.

Technik (v. Griech.), Inbegriff der Regeln, nach denen bei Ausübung einer Kunst verfahren wird, z. B. T. der Malerei. Daher Techniker, Kunstverständiger, Einer, der mit der innern Einrichtung, dem Zwecke und der Wirksamkeit praktischer Anstalten vertraut ist, wie z. B. Werkführer von chemischen und andern Fabriken,

Münzmeister ꝛc.; **technisch**, alles auf Gewerbe od. auf den materiellen Theil der Künste Bezügliche; **technische Ausdrücke** (termini technici), **Kunstausdrücke**, die in einzelnen Gebieten der Künste, Gewerbe oder auch der Wissenschaften in eigenthümlicher Bedeutung gebräuchlichen Ausdrücke. **Technische Anstalten**, s. v. a. Polytechnische Schulen, s. **Polytechnik**.

Technologie (v. Griech.), Gewerbskunde, d. h. die Lehre von der künstlichen Verarbeitung der Naturerzeugnisse für die Bedürfnisse der menschlichen Gesellschaft. In dieser Bedeutung bildet die T. einen Zweig der Kameralwissenschaft und zerfällt in höhere T., die Kenntniß des Kunstgewerbes in seinem Zusammenhange mit dem Staatsleben, und niedere T., die Lehre von den Grundsätzen der allgemeinen Oekonomie, in sofern durch dieselben die Entstehung, Benuzzung, Unterhaltung und Verbesserung der einzelnen Kunstgewerbe bedingt ist. Die **höhere T.** läßt sich wieder in 3 Unterabtheilungen bringen: Staatstechnologie; technische Rechtskunde; Gewerbspolizei. In Bezug auf die Gewerbe und Berufsarten, die in der **niederen T.** abzuhandeln wären, wird die Grenze des Gebiets von Einigen enger, von Andern weiter gezogen. Die oben gegebene Definition festhaltend, schließen die meisten Gründer eines Systems der T., so Poppe, Bernoulli und namentlich Karmarsch, der erst eine organische Gliederung in das System brachte, aus ihrem Gebiete alle diejenigen Berufsarten aus, welche die rohen Stoffe liefern. Karmarsch theilt die ganze niedere T. als allgemeine in zwei Theile, in die mechanische und die chemische; erstere beschäftigt sich mit den Operationen, welche den gewonnenen rohen Stoff nur äußerlich, formell, mechanisch verändern, während die chemische T. die Operationen abhandelt, welche eine substantielle, materielle, chemische Veränderung des rohen Stoffes bewirken. Die **mechanische T.** setzt Kenntniß der Mechanik und Maschinenlehre voraus, gibt auch wohl als Einleitung eine Uebersicht über die besondern Eigenschaften der Materialien, sowie über die wichtigsten Instrumente zum Messen, Theilen ꝛc., und theilt nun wieder die einzelnen Gewerbe nach den Hauptmaterialien ein, wie Metalle, Holz, spinn- und webbare Fasern, Haare, Papier, Leder, Steine, Thon, Glas ꝛc. Die **chemische T.** wird entweder mit der Chemie selbst verschmolzen, welche dadurch zur technischen Chemie wird, oder sie setzt die Kenntniß der allgemeinen Chemie voraus und handelt die einzelnen hierher gehörigen gewerblichen Operationen in bestimmten Gruppen ab, die nach einem dem System der Chemie analogen Gange sich an einander reihen. Die niedere T. theilt man auch ein in allgemeine und besondere oder specielle T. Die **allgemeine T.** behandelt in einzelnen Gruppen die ihrem Wesen oder ihrem Zwecke nach ähnlichen Verarbeitungsakte aus den verschiedensten technischen Gewerben (z. B. die Akte der Zerkleinerung, der Gestaltung, der Verschönerung ꝛc.), während die **specielle T.** jedes einzelne technische Gewerbe für sich behandelt, vom ersten Grade der Verarbeitung an bis an das Ende (z. B. Mehlbereitung, Bierbrauerei ꝛc.). Zuweilen dehnt man das Gebiet der T. noch weiter aus und begreift darunter auch die Gewerbe, welche Rohstoffe schaffen, wie die Landwirthschaft mit allen ihren einzelnen Zweigen, den Handel oder die umsetzenden Gewerbe, die Hauswirthschaft, die gymnastischen Künste und die Kenntniß von den Spielen. Die **Literatur** der T. ist außerordentlich reich. Für allgemeine mechanische T. ist Hauptwerk Karmarschs „Grundriß der mechanischen T.“ (2. Aufl., Hannov. 1851, 2 Bde.), für die specielle T. Bernoulli's „Handbuch der T.“ (2. Aufl., Bas. 1840, 2 Bde.), für die chemische T. Knapps „Lehrbuch der chemischen T.“ (Braunschw. 1847, 2 Bde.). Von Encyklopädien sind hervorzuheben: Laboulaye's „Dictionnaire technologique“ u. „Dictionnaire des arts et manufactures“ (Par. 1852), Rees' „Cyclopaedia“, Heberts „Engineers and mechanics encyclopaedia“ (Lond. 1840), Tomlinsons „Cyclopaedia of useful arts“, Prechtls „Technologische Encyklopädie“ (Wien 1830—54, 19 Bde.) und Karmarschs und Heerens „Technisches Wörterbuch“ (2. Aufl., Prag 1854, 3 Bde.). Vgl. **Engelmann**, Bibliotheca technologica, 2. Aufl., Lpz. 1844, Supplem. 1850. Die wichtigsten technologischen Zeitschriften sind das „Bulletin de la société d'encouragement de Paris“, das „Bulletin de la société industrielle de Mulhouse“, die „Verhandlungen des Vereins für Gewerbfleiß in Preußen“, das „Bayerische Kunst- und Gewerbeblatt“, die „Hannöverischen Mittheilungen“, das „Hessische Gewerbeblatt“ ꝛc., die englischen Patentjournale „London journal of arts“ u. „Repertory of patent inventions“. Sammelnde und zugleich Originales enthaltende Zeitschriften sind Dinglers „Journal“, das „Polytechnische Centralblatt“ u. a. m.

Teck, im Mittelalter ein kleines Herzogthum in Schwaben, welches von der gleichnamigen Burg auf dem ebenfalls gleichnamigen Berge im würtembergischen Donaukreis den Namen führte. Dieselbe kam 1019 an das Haus Habsburg. Kaiser Friedrich I. gestattete dem Grafen **Albrecht** II. von T., den Titel eines **Herzogs von T. u. Calw** zu führen. Der Mannsstamm der Herzöge von T. erlosch 1439 mit dem Herzog Friedrich. Würtemberg war schon 1379 u. 1385 theils durch Kauf, theils später durch die Waffen in Besitz T.s gekommen, und Kaiser Maximilian erkannte demselben 1493 auf dem Reichstage zu Worms das Herzogthum nebst dessen Titel und Wappen zu.

Tecklenburg, ehemalige Grafschaft im westphälischen Kreise, zwischen den Bisthümern Osnabrück und Münster, mit 6 □Meilen Flächenraum und 18,000 Einw., kam nach dem Aussterben der Grafen von T. 1556 nebst der damit verbundenen Reichs- und Kreisstimme an die Grafen von Bentheim. Die gräfliche Linie Bentheim-Tecklenburg (seit 1609) trat 1699 das Schloß u. $^{3}/_{4}$ der Grafschaft T. an die Grafen von Solms-Braunfels ab. Diese verkauften T. 1707 an die Krone Preußen, die auch die übrigen Theile der Grafschaft durch Vergleich mit dem Grafen von Bentheim-Tecklenburg erwarb, jedoch 1729 dem Grafen den Titel und das Wappen von T. zugestand, nebst dem Successionsrecht, wenn Preußen in männlicher u. weiblicher Linie aussterben sollte,

wogegen auch Preußen im Falle des Aussterbens Bentheim-Tecklenburgs in die dem Hause Bentheim gehörige Grafschaft Hohenlimburg succediren sollte. Jetzt gehört die Grafschaft zum gleichnamigen Kreis in der preußischen Provinz Westphalen, Regierungsbezirk Münster. Die gleichnamige Hauptstadt desselben, am Teutoburgerwalde, hat ein Land- u. Stadtgericht, eine evangelische Pfarrei, ein Armenhaus, eine Schloßruine, Leinweberei, Spinnerei u. 1250 Einw.

Tectona (Tik- oder Teakbaum), Pflanzengattung aus der Familie der Verbenaceen, charakterisirt durch den glockenförmigen, 5—6spaltigen Kelch, die radförmige Blumenkrone mit 5—6theiligem Saum und die korkige, vom aufgeblasenen Kelche umgebene Steinfrucht. T. grandis *L. fil.*, Theka grandis *Lam.*, ein schlanker hoher Baum in den Wäldern Ostindiens, Ceylons und Java's, mit ausgebreiteten Aesten, ovalen, 3 Zoll langen Blättern, weißen 5—6spaltigen Blüthen in großen Rispen und haselnußgroßen, vierfächerigen Steinfrüchten, liefert das außerordentlich dauerhafte, kieselerdeenthaltende Teakholz, welches zu vielen technischen Zwecken, vorzüglich häufig zum Schiffsbau angewendet wird. Es soll den übeln Folgen nach dem Genusse schädlicher Nahrungsmittel vorbeugen, weshalb die Trinkwasserfässer auf den chinesischen und malayischen Schiffen daraus verfertigt sind. Eine Abkochung der bitterlich-herb schmeckenden Blätter ist bei den Malayen ein häufig gegen Cholera gebrauchtes Mittel. Auch bereitet man einen Syrup daraus, welcher gegen Schwämmchen bei Kindern nützlich ist. Die Blätter färben auch Seiden- und Baumwollenstoffe schön purpurroth.

Tedekempt (Tekedemt), Stadt in Algerien, von Abd-el-Kader 1835 gegründet, östlich von Maskara, hat ein Fort, eine Münze, Ruinen einer alten Stadt, wurde von den Franzosen erobert und zerstört.

Te Deum laudamus, gewöhnlich bloß Te Deum, s. v. a. Ambrosianischer Lobgesang.

Tees, Fluß in England, entspringt in den östlichen Bergen von Westmoreland, biegt sich um die Südgrenze von Durham und mündet, immer westlich fließend, in die Nordsee.

Teetotalismus (irisch), nach dem Mäßigkeitssystem des Paters Mathew die gänzliche Enthaltsamkeit von allen geistigen berauschenden Getränken. Die Irländer erklären das Wort tee für ein altirisches, das „ganz und gar" bedeutet; die Engländer schreiben gewöhnlich unrichtig teatotalism, wonach teatotallee einen „Bloßtheetrinker" bezeichnen würde. S. Mathew.

Tegea, Stadt im alten Arkadien, mit eigenem Gebiete (Tegeatis), welches südlich an Sparta grenzte, hatte früher eigene Könige und war später die bedeutendste Stadt Arkadiens, welche die benachbarten Städte, besonders Mantinea fortwährend befehdete. Dadurch zog sich T. die Feindschaft Sparta's zu und schloß sich deshalb an den achäischen Bund an. Von Cleomenes II. erobert, ward es nach dessen Niederlage bei Sellasia von den Macedoniern besetzt. In der Römerzeit war es ohne Bedeutung. Später wurde es von den Slaven zerstört und hieß Nikli. Ruinen finden sich südlich von Tripolizza, unter dem Namen Palao Episcopi. Bei T. stand ein berühmter Tempel der Athene, von Skopas 394 v. Chr. gebaut, mit 3facher Säulenreihe und reichen Schätzen und Kunstwerken.

Tegel, ein bläulichgrüner mergeliger Thon im wiener Becken mit untergeordneten Schichten von Mergel, sandigem Kalkstein, Sand, Konglomerat und Geschieben (Schotter), bildet eins der mittleren der darnach benannten Glieder der die obersten und einen Theil der mittleren Tertiärgebilde umfassenden Tegelformation und ruht auf dem Muschelsandsteine, während er selbst das Liegende für den sogenannten jüngeren Grobkalk abgibt.

Tegernsee, See im bayerischen Regierungsbezirk Oberbayern, in reizender Gegend, auf zwei Seiten von bewaldeten Gebirgen umgeben, $1^1/_2$ Stunden lang, $1/_2$ Stunde breit und bis 300 Fuß tief, nimmt mehre kleine Flüsse auf, ergießt sein Wasser durch die Mangfall in den Inn und ist sehr fischreich. Am T. bricht man Marmor und sammelt ein feines Bergöl (St. Quirinsöl), welches der Sage nach aus dem Leichnam des heiligen Quirin fließt u. gegen Verstopfungen u. Ohrenschmerzen gebraucht wird. Das gleichnamige Pfarrdorf, an der Ostseite des See's, Hauptort einer Herrschaft mit Landgericht, hat ein schönes königliches Lustschloß mit Garten und sehenswerthen Gemälden und einem Denkmal des Königs Maximilian Joseph, Obstbau, Viehzucht, ein Hüttenwerk, einen Marmorbruch mit Steinsägen und Polirmaschinen, Holzhandel und 580 Einw. Eine Stunde von T. liegt das vom König Maximilian Joseph eingerichtete Bad Kreuth. T. war sonst eine gefürstete Benediktinerabtei, die von den Agilolfingern zu König Pipins Zeiten gegründet, von den Ungarn zerstört, dann 979 wieder hergestellt und erst in neuerer Zeit aufgehoben wurde. Schloß und Herrschaft schenkte König Maximilian Joseph seiner Gemahlin Karoline. Der jetzige König Maximilian hält sich häufig hier auf.

Tegnér, Esaias, einer der gefeiertesten schwedischen Dichter, geboren den 13. Nov. 1782 zu Kirkerud in Wermeland als Sohn eines unbemittelten Landpfarrers, ward als Knabe auf einem Voigteikontor beschäftigt, fand aber hier Gelegenheit zu weiterer Bildung, die er mit solchem Erfolg benutzte, daß er schon 1799 die Universität Lund beziehen konnte, wo er sich theologischen und philologischen Studien widmete. Durch zwei lateinische Abhandlungen über Anacreon und die äsopische Fabel empfahl er sich so sehr, daß ihm in Lund der Lehrstuhl der Aesthetik und bald auch das Notariat in der philosophischen Fakultät anvertraut ward. Im Jahre 1805 ward er Adjunkt der Aesthetik und Vicebibliothekar bei der Universitätsbibliothek, 1812 aber Professor der griechischen Sprache daselbst. Nachdem er 1818 Mitglied der Akademie geworden u. die theologische Doktorwürde erhalten hatte, erfolgte 1824 seine Ernennung zum Bischof von Weriö, wodurch seine dichterische Thätigkeit zwar nicht ganz aufhörte, aber doch beschränkt ward. Seit 1846 an zeitweiliger Geistesstörung leidend, † er zu Weriö den 2. Nov. 1846. Seine ersten größe-

ren poetischen Produkte waren außer kleineren lyrischen Ergüssen „Axel" und „Die Nachtmahlskinder", denen die von der Akademie mit dem großen Preis gekrönte „Svea" folgte. Ein bereits in Lund begonnenes großes Gedicht „Helgonabacken" kam nicht zur Vollendung. Den meisten Ruhm erwarb ihm seine „Frithjofssaga" (Stockh. 1825), die fast in alle lebenden Sprachen Europa's übersetzt worden ist, ins Deutsche am besten von Amalie von Helwig (Stuttg. 1826, 1853), Schley (Upsala 1826), Mayerhoff (Berl. 1835) und Mohnike (Stralf. 1826, 5. Aufl. 1842, Taschenausgabe, 5. Aufl., Lpz. 1854). T.s sämmtliche Werke wurden von seinem Schwiegersohne Böttiger gesammelt (Stockh. 1847 bis 1850, 7 Bde.). Eine Uebersetzung der „Sämmtlichen Gedichte T.s nebst Lebensschilderung" gab Mohnike (Lpz. 1840). T.s Eigenthümlichkeit als Dichter zeigt sich besonders in seinen größern, namentlich den episch-lyrischen Gedichten, in denen er frei und unabhängig seinen eigenen Weg ging, eben so fern sich haltend von der alten akademischen Partei, die in blinder Nachahmungssucht der französischen Klassiker befangen war, wie von der neueren Schule, welche nach dem Vorbilde Atterboms die deutsche Dichtkunst als alleiniges Muster der Nachahmung aufstellte. Doch erkannte er das Wahre und Gute in den Bestrebungen der letztern Partei an u. steht ihr im Ganzen näher, als der erstern. T.s bilderreiche, bewegliche, leicht erregbare Phantasie, seine reiche Witzesader, sein lebendiges poetisches Gefühl ließ sich in keine Fesseln schlagen. Diese Eigenschaften, verbunden mit einer schönen, ächt dichterischen Sprache und rhythmischer Vollendung, machen T.s Gedichte zu den bedeutendsten Erscheinungen auf dem Gebiete der neuern Poesie und haben seinen Dichterruhm dauernd begründet. T.s poetische Anschauung ist in ihren Grundzügen durchaus lyrisch, selbst seine epischen Stoffe, aus der nordischen Sage entnommen, gruppiren sich ihm zu einzelnen lyrischen Bildern, wie namentlich in der „Frithjofssaga". Seine kleineren Gedichte sind entweder Gelegenheitsgedichte, Blätter des Trostes, der Liebe, der Erinnerung, voll schöner Gedanken, männlicher Gesinnung u. religiöser Weihe, od. Naturschilderungen voll Gemüthlichkeit u. Sinn für das Idyllische. Eigentlich religiöse Gedichte hat T. nur in geringer Anzahl geliefert; sie sind frei von priesterlicher Ostentation wie von Frömmelei. Großen Beifall fanden auch seine „Schulreden", von denen Mohnike einige ins Deutsche übersetzt hat (Stralf. 1833). Derselbe lieferte auch eine Uebersetzung von T.s „Reden" (Stralf. u. Lpz. 1829). Am 22. Juni 1853 ward in Lund T.s kolossale Statue, zu welcher das ganze Land beigesteuert hatte, feierlich enthüllt. Vgl. Böttiger, T.s Leben, deutsch von Wilken, Berl. 1847.

Teheran (Tehran), Hauptstadt der persischen Provinz Irak-Adschemi und seit 1796 Residenz des Schah, liegt am Fuße des Demawend in einer schönen und fruchtbaren, aber baumlosen Hochebene, an einem Nebenfluß des Schahrud, 38 Stunden vom kaspischen Meere, hat $2^1/_2$ Meilen im Umkreise und 12,000 meist von Lehmziegeln erbaute Häuser und Hütten in engen und unregelmäßigen Straßen, die zusammen ein längliches Viereck bilden, das von hohen backsteinernen Mauern umgeben und mit 5 durch Thürme geschützten Thoren versehen ist. Der Palast des Schah zeichnet sich durch seinen Umfang aus, liegt in einer Art von Citadelle, besteht aus mehren Gebäuden und hat große Gärten. Es gibt in T. 150 Karawanserais und eben so viel Bäder, 4 Bazars, mehre Moscheen, Seiden-, Baumwollen-, Metall- und Filzteppichfabriken. Im Winter, wenn der Hof hier ist, beträgt die Zahl der Einwohner wohl 130,000, im Sommer, wo hier unerträgliche Hitze herrscht, nur 40,000. Der Aktivhandel der Stadt ist nicht bedeutend, doch ist dieselbe für den europäischen Verkehr, der vornehmlich auf der Straße von Trapezunt über Kasbin und Tauris hierher geht, als Sitz des Hofs, der Großen des Reichs und der fremden Gesandten von Wichtigkeit. Die Sommerresidenz des Schah ist die Stadt Sultanabad, 35 Meilen nordwestlich von T. Zwei Meilen nordöstlich von T. liegt der königliche Lustsitz Tacht-Kadschar, d. i. der Thron des Kadschar, ein kühner, von Feth-Ali ausgeführter terrassenförmiger Bau. In der Nähe liegen die Trümmer von Rey, dem alten Rhagä, das, schon zur Zeit Alexanders des Großen berühmt u. als Residenz mohammedanischer Fürsten eine der bedeutendsten Städte Asiens und Geburtsort Harun al Raschids, zu Anfang des 13. Jahrhunderts durch Dschingiskhan zerstört ward.

Tehuacan (T. de las Granadas), Stadt im mexikanischen Staat Puebla, im östlichen Winkel des Landes in einer fruchtbaren Ebene, hat 12,000 Einw., welche Ackerbau und Handel treiben.

Tehuantepec, Marktflecken (Villa) im mexikanischen Staat Oaxaca, 3 Meilen westlich von einer zwar geräumigen, aber für große Schiffe zu seichten Bucht des stillen Meeres, in wohlbewässerter, fruchtbarer Gegend zwischen mehren Hügeln zerstreut liegend, hat 14,000 Einw., meist Farbige, welche Indigo bauen, Salz bereiten, Cochenille- und Seidenzucht und mit diesen Produkten, sowie mit getrockneten Häuten und Fellen Handel treiben. Der erwähnten Bucht, dem Golf von T., nördlich gegenüber liegt der Golf von Goazacualeo, der hinterste Theil des Meerbusens von Veracruz, und zwischen beiden der $28^1/_2$ Meilen breite Isthmus von T., welcher eine die Hochländer von Guatemala und Anahuac trennende, nur etwa 1100 F. über der Meeresfläche liegende Einsenkung des Bodens zeigt. Letztere hat schon früher, wie in der neuesten Zeit Projekte zu einem Kanalbau zur Verbindung des atlantischen mit dem stillen Ocean veranlaßt. Im J. 1842 erhielt der Mexikaner Don José Garay von seiner Regierung ein darauf bezügliches Privilegium, verkaufte aber dasselbe 1846 an die Engländer Manning u. Mackintosh, die wirklich den Kanalbau in Angriff nahmen, aber ihre Rechte dazu 1850 an eine Gesellschaft in Neworleans veräußerten. Letztere gab den Kanalbau als zu schwierig auf, begann zwar dafür den Bau einer Eisenbahn von 29 Meilen Länge von Minatitlan an bis zum Hafen Ventoso südlich von T., mußte aber, da englischer Seits dem Unternehmen entgegengearbeitet wurde, die

Arbeiten 1851 wieder einstellen. Erst nach längeren Unterhandlungen kam zwischen England u. der nordamerikanischen Union ein Tehuantepecvertrag auf 50 Jahre zu Stande, wonach beide Mächte das Unternehmen zu schützen und zu befördern versprachen.

Teich, größere Ansammlung von Wasser, welche durch natürliche oder künstliche Ufer eingeschlossen ist und durch gewisse Vorrichtungen abgelassen und gespannt (angefüllt) werden kann. Die T.e dienen vorzüglich zur Zucht von Fischen, außerdem zur Bewegung von Rädern und Maschinenwerken und zur Haltung eines Wasservorraths. Bei den Fischteichen, die je nach ihrer Bestimmung bei der Fischzucht in verschiedene Arten zerfallen (s. Fischerei), kommen, außer der Teichfläche oder dem Teichgrunde, als einzelne Theile derselben in besonderen Betracht: der den T. umgebende Damm, das Fischlager oder Kesselloch, worin sich die Fische beim Ablassen des Wassers zuletzt sammeln, der Abzug (Zapfenhaus und Ständer), das Fluthbett zu Ableitung des überflüssigen Wassers, die Rechen, welche dem Durchgehen der Fische vorbeugen sollen, und gewissermaßen auch die außerhalb liegenden Zug- und Abflußgräben. Die Güte der T.e wird besonders durch die Beschaffenheit des Wassers und des Teichgrundes bedingt. Am zuträglichsten für die Fische ist Regen-, Bach- und Flußwasser. Ein Teichgrund von Torf oder Kieselerde ist weit weniger gut als fetter Lehm- oder Thonboden. Schilf und sonstige Wasserpflanzen, sowie eine kalte schattige Lage machen einen T. für ergiebige Fischzucht weniger geeignet. Die Teichfischerei, welche bis in die frühesten Zeiten des Mittelalters zurückreicht, hat in Folge der Vervollkommnung der Bodenkultur an Ausdehnung sehr verloren und dem einträglicheren Feld- und Wiesenbau weichen müssen. Am ausgedehntesten wird sie noch in der Oberlausitz, im Voigtlande, im Altenburgischen, Thüringischen, Halberstädtischen, in Baiern und Holstein, und zwar vornehmlich auf Karpfen betrieben. Große T.e kann man bald zur Fischerei, bald auch zum Feld- oder Wiesenbau anwenden. In Bezug auf beiderlei Benutzung bedient man sich des Ausdruckes Teichwirthschaft. Man legt zu dem Ende den T., sobald im Herbst die Fischerei vollzogen ist, trocken und ackert so viel als möglich von demselben noch in eben diesem Jahre um, das Uebrige im nächsten Frühjahre. Kann der T. erst im April und März bestellt werden, so säet man Hafer hinein; ist die Bestellung aber erst im Juni zu Stande gebracht, so säet man Gerste oder Sommerrübsen hinein. Im zweiten Jahre bestellt man den T. mit Kraut, Rüben und dergl.; im dritten Jahre mit Weizen, Korn oder Gerste. Bisweilen muß der T. noch den ganzen Sommer liegen, ehe man ihn umackern kann, dann säet man im Herbst sogleich Wintergetreide, und zwar in fettem Boden Weizen, in sandigem Boden Roggen, läßt im folgenden Sommer Gerste und im dritten Sommer Hackfrüchte folgen. Nach dem dritten Jahre wird der T. wieder zur Fischerei benutzt und nach 6 Jahren das Besäen wiederholt.

Teichrose, s. v. a. Nymphaea alba L.; s. v. a. Nuphar luteum Sm., Nymphaea lutea L.

Teig, welche Masse, etwas dicker als Brei, die dadurch gewonnen wird, daß man einen festen Körper mit einer Flüssigkeit vermischt, oder in derselben auflöst; besonders s. v. a. Brod- und Kuchenteig; auch die Masse von feinem Thon, welche der Bildhauer zum Modelliren braucht.

Teignmouth, Stadt in der englischen Grafschaft Devon, links an der Mündung des Flusses Teign in den Kanal, theilt sich in East- und Westteignmouth, welches letztere die Hafenstadt ist, ist schön gelegen, aber unregelmäßig gebaut, mit Hafen, schönen Kaien und Schiffswerfte, merkwürdiger Brücke über den Teign, Fischerei, lebhaftem Handel mit Töpferthon ꝛc., Seebad und 4800 Einw.

Teinach, Dorf im würtembergischen Schwarzwaldkreis, Oberamt Calw, hat 500 Einw. u. eine Mineralquelle, deren Wasser, ein eisenhaltiger Säuerling, sowohl am Orte selbst ziemlich stark benutzt, als auch jährlich in cirka 12,000 Krügen versendet wird.

Teint (franz.), Gesichts- oder Hautfarbe; auch die Haut selbst.

Teja, Stadt in der marokkanischen Provinz Hirina, östlich von Fez, an einem Felsen, gut gebaut, mit schöner Moschee und 12,000 Einw., Versammlungsort der Karawanen nach Mekka.

Tejas, König der Ostgothen, Fridigerns Sohn, wurde nach dem Tode des Totilas von den Gothen zu Pavia zum König ernannt, da er sich schon früher in den Kämpfen gegen die Griechen ausgezeichnet hatte, fiel gegen Narses am Fuße des Vesuv 553, s. Gothen.

Tejuco (S. Antonio de T.), Stadt in der brasilischen Provinz Minas Geraes, südwestlich von Punta de Morro, Hauptort des Diamantendistrikts, hat eine Pfarrkirche, mehre Kapellen, ein Kloster, ein Krankenhaus und 6000 Einw., darunter viele Neger, die sich mit Aufsuchung der Diamanten beschäftigen. In der Umgegend Gold- und Diamantenwäschereien.

Tektonik (v. Griech.), die Kunst, in Holz zu arbeiten, daher überhaupt die Zimmermannskunst; besonders die Kunst, Schnitzwerk und Zierrathen auf hölzernen Geräthschaften anzubringen u. mit Gold, Silber, Elfenbein, Bernstein auszulegen.

Tektur (v. Lat.), Decke, Umschlag eines Aktenpackets oder anderer Papiere; auf militärischen Karten ein auf dem Hauptblatte befestigtes kleines Blatt, auf dem ein Gegenstand gezeichnet ist, der in der Wirklichkeit einen andern verdeckt und mit dessen Hülfe die nach und nach veränderte Schlachtordnung bezeichnet wird.

Telamon, Sohn des Aeacus und der Endeïs, Bruder des Peleus, war Theilnehmer an der calydonischen Jagd und Genosse der Argonauten. Wegen des an dem Halbbruder Phocus verübten Mordes wanderte er, von Aeacus verbannt, aus Aegina nach Salamis, wo ihm Cychreus seine Tochter Glauce zum Weibe gab und bei seinem Tode die Herrschaft hinterließ. Später heirathete er die Periböa, die Mutter des Alcathous, mit welcher er den Ajax zeugte. Er war ein Freund des Hercules und begleitete diesen nach Troja, wo er nach der Einnahme der Stadt die Tochter des Laomedon, Hesione, zum Geschenk erhielt, die ihm den Teucrus gebar. Auch war er Gefährte des Hercules im Zuge gegen die Amazonen.

Telegonus, Sohn des Odysseus und der Circe, ward, als er auf Geheiß seiner Mutter den Vater suchte, durch einen Sturm nach Ithaca verschlagen. Von Hunger getrieben, raubte er auf den Feldern des Odysseus, wurde von diesem angegriffen, erstach ihn aber mit der Lanze. Auf Befehl der Athene ging er darauf mit Telemachus und Penelope nach Anäa zu Circe zurück, vermählte sich dort mit Penelope u. zeugte den Italus. Er soll Präneste und Tusculum gegründet haben. Andere halten ihn für einen Sohn des Odysseus und der Calypso und identisch mit Teledamus.

Telegraph (v. Griech., s. v. a. Fernschreiber), jede Vorrichtung, wodurch zwischen bestimmten Standpunkten Nachrichten mittelst verabredeter Zeichen in möglichst kurzer Zeit mitgetheilt werden. Der Mittel, die man hierzu angewandt hat, sind drei: der Schall, das Licht und die Elektricität, von denen der erstere in der Sekunde durchschnittlich 1020 Fuß zurücklegt, während die Geschwindigkeit der beiden letzteren, für terrestrische Entfernungen als unendlich groß angenommen werden kann. Die Versuche, den Schall als Mittel zum Telegraphiren anzuwenden, waren die frühesten, konnten aber, da die Wirkung des Schalls schon bei mäßiger Entfernung bedeutend geschwächt wird, also verhältnißmäßig viele Zwischenstationen nöthig waren, nur für kleinere Zwischenräume in Ausführung kommen. Man telegraphirte hierbei meist mittelst der menschlichen Stimme, zuweilen auch durch Kanonenschüsse. Früh ward auch schon das Licht als Mittel der Telegraphie angewandt. Im persischen Reiche sollen von den äußersten Grenzen bis zu den Hauptstädten Susa und Ecbatana durch Feuerwachen Nachrichten in einem Zeitraume von einem Tage befördert worden seyn. Zur Zeit des peloponnesischen Kriegs, wie in den darauf folgenden großen Kriegen, hatte die Telegraphie schon eine so wesentliche Vervollkommnung erfahren, daß man jeden Buchstaben einzeln signalisirte. Im Mittelalter ist von der Telegraphie gar nicht die Rede. Zuerst nahm sie der Neapolitaner Baptist Porta wieder auf, und zwar schlug er vor, sich des Schalls zum Telegraphiren zu bedienen und denselben zu diesem Behufe in metallenen Röhren fortzuleiten. Ein bedeutender Fortschritt lag in dem Vorschlage, den der englische Mathematiker Robert Hook 1684 der londoner Societät vorlegte. Hiernach sollte bei Nacht durch Lampen, am Tage aber durch kolossale Buchstaben oder durch geometrische Figuren signalisirt, letztere aber durch aneinander bewegliche Lineale erzeugt und durch Fernröhre von der nächsten Station aus beobachtet werden. Der eigentliche Erfinder des optischen T.en ist aber Claude Chappe (geboren 1763, † 1805). Nachdem derselbe schon längere Zeit mit seinen einige Stunden von Paris lebenden Brüdern eine telegraphische Korrespondenz unterhalten hatte, wandte er sich 1793 mit einer Beschreibung des von ihm erfundenen T.en und einem Plane zur Errichtung telegraphischer Verbindungen an den Nationalkonvent in Paris. Die angestellten Versuche u. der in Folge derselben von Lacanal dem Nationalkonvent abgestattete Bericht fielen so günstig aus, daß Chappe im folgenden Jahre mit der Errichtung einer telegraphischen Linie von Paris nach Lille beauftragt wurde. Die erste Nachricht, welche diese Telegraphenlinie nach Paris brachte, war die von der Wiedereinnahme der Festung Condé, die kurz vorher von den Oesterreichern erobert worden war. Nach dem Muster dieser ersten Telegraphenlinie wurden bald mehre andere in Frankreich eingerichtet, so namentlich von Paris nach Calais, Straßburg, Toulon, Bayonne u. Brest. Von Paris gelangten auf diesen Telegraphenlinien die Nachrichten nach Lille (60 Stunden Entfernung) in 2 Minuten, nach Calais (68 St.) in 4 Minuten 5 Sekunden, nach Straßburg (120 St.) in 5 Minuten 52 Sekunden, nach Toulon in 13 Minuten 50 Sekunden, nach Bayonne in 14 Minuten, nach Brest (150 St.) in 6 Minuten 50 Sekunden. Bald nach der Einrichtung der ersten französischen Telegraphenlinie baute man auch in England T.en, aber nach einem wesentlich davon verschiedenen Systeme. Die erste deutsche Telegraphenlinie wurde 1833 in Preußen eingerichtet von Berlin über Potsdam, Magdeburg, Köln und Koblenz nach Trier. Alle diese optischen, jetzt durch die elektromagnetischen meist verdrängten T.en beruhten darauf, daß man für jedes Schriftzeichen ein besonderes telegraphisches Zeichen hatte, welches einfach genug war, um auf eine mit einem guten terrestrischen Fernrohre zu übersehende Entfernung hin deutlich erkannt zu werden. Es waren zu diesem Behufe auf erhabenen Punkten Thürme oder sonstige Gebäude errichtet und auf diesen die T.en angebracht. Die französische Einrichtung war folgende: Die Beobachtungshäuschen enthielten ein Zimmer, aus dessen Mitte sich über das Dach hinaus eine 12 Fuß lange eiserne Säule erhob, an deren oberem Ende ein 9 Fuß langer, in einer Vertikalebene drehbarer eiserner Wagbalken befestigt war. An den beiden Enden dieses Querbalkens waren 2 halb so lange eiserne Lineale angebracht, die in derselben Vertikalebene sich drehten. Dadurch, daß man diesen Querbalken und die 2 Lineale durch angebrachte Züge in verschiedene Lagen gegeneinander brachte, entstanden sehr verschiedene Figuren (z. B. ⊓, N, ᒧ, Z &c.) So lange der T. ruhte, waren die beiden Arme eingeschlagen und der Apparat hatte die Gestalt eines lateinischen T. Wenn man bei den verschiedenen Drehungen der Arme die Winkel immer um 45° änderte, also sich auf die Winkel 45°, 90°, 135°, 180°, 225°, 270° und 315° beschränkte, so konnte jeder Arm für sich 7 Stellungen einnehmen, also auch 7 Stellungen gegen jede der 7 Stellungen des andern Armes, so daß hieraus 63 Figuren entstanden. Diese Zahl ward durch die 4 Richtungen des Querbalkens vervierfacht, und zählte man noch die 4 Richtungen dieses Balkens für sich hinzu, so erhielt man 256 als die Zahl der möglichen Kombinationen. Aus diesen Figuren wählte man die bequemsten aus und gab ihnen nicht nur die Bedeutung von Buchstaben und Zahlen, sondern auch von ganzen Begriffen (wie König, Sieg, Unruhen, todt &c.). Die Bedeutungen dieser Zeichen waren nur an den Enden der Telegraphenlinien bekannt und wurden überdies, um das Geheimniß der einzelnen Depeschen mehr zu sichern, von Zeit zu Zeit gewechselt. Im Zimmer eines jeden Be-

obachtungshäuschens war noch ein im Kleinen ausgeführter T. angebracht, der mit den Schnüren des großen T.en in Verbindung stand und ganz die Bewegungen machte wie dieser. Jedes Signal blieb auf dem ersten T.en so lange stehen, bis es der folgende nachgemacht hatte. Außerdem waren in jedem solchen Häuschen 2 Fernröhre eingemauert, mittelst deren 2 Personen die T.en der vorhergehenden und der folgenden Station beobachteten, während ein Dritter die Signale aufschrieb und der Wärter das Signal weiter gab. Die Entfernung der einzelnen Stationen von einander hing besonders von den Terrainverhältnissen ab; bei günstigem Terrain betrug sie im Durchschnitt 6—8 Stunden. Sollte bei Nacht telegraphirt werden, so wurden an den Enden der Haupt- und Nebenflügel Fackeln angebracht. Bei Regen und Nebel hingegen mußten diese T.en ihre Thätigkeit einstellen. In England bestanden die optischen T.en aus einem Gerüste, welches der Länge nach in 3 Theile getheilt war. In dem mittlern liefen die Schnüre zur Direktion, die beiden Seitenfelder aber enthielten je drei achteckige Klappen, die sich um ihre Axe drehten, also ihre Oeffnungen entweder deckten oder offen ließen. Aus der Zahl und der gegenseitigen Stellung der offenen und geschlossenen Felder ergaben sich dann 63 verschiedene Zeichen zur Signalisirung der Depeschen. Die preußischen T.en waren wieder von einer anderen Konstruktion. Sie bestanden nämlich aus gerade aufgerichteten, 20 F. langen Stangen, woran jederseits 3 einen Fuß lange und 18 Zoll breite Arme hervorstanden, welche gegen den Mast und unter sich gegenseitig mit Leichtigkeit in die verschiedensten Stellungen zu bringen waren. Zunächst konnten mit jedem Arme 10 verschiedene Signale gegeben werden; ließ man nun den obern Arm die Einer, den mittleren die Zehner und den unteren die Hunderter bedeuten, so konnten die Zahlen von 1—1000 signalisirt, im Nothfalle aber 4096 verschiedene Signale gegeben werden. Die Stellung der Arme ward an 3 Scheiben mit Zifferblättern bewerkstelligt, indem auf letzteren ein Zeiger auf das bestimmte Signal eingestellt ward und dieser mittelst zugehöriger Schnüre den betreffenden Arm des T.en in die geeignete Stellung brachte. Ein mäßiger Satz ward so binnen 15 Minuten von Berlin an den Rhein gebracht. Des Nachts ward mit an den 5 Hauptpunkten des T.en angebrachten Fackeln signalisirt. Die noch gegenwärtig hier und da, z. B. in Bayern, Sachsen, gebräuchlichen optischen Eisenbahntelegraphen haben nur wenig Signale zu geben und sind daher weit einfacher. Sie haben nur 2, höchstens 3 Arme, durch deren gegenseitige Stellung die verschiedenen Signale zu Stande gebracht werden. Alle diese optischen T.en hatten den großen Mangel, daß sie bei Nacht nur zum Theil, bei feuchtem und trübem Wetter gar nicht thätig seyn konnten. Bereits in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hatte man daher Versuche gemacht, die Reibungselektricität zum Telegraphiren zu benutzen, indem man sich von deren außerordentlich großer Fortpflanzungsgeschwindigkeit überzeugt hatte. Aber alle hierauf gerichteten Bestrebungen scheiterten an der Unbeständigkeit der Elektrisirmaschine, ihrer Abhängigkeit von dem Feuchtigkeitszustande der Luft, der Schwierigkeit einer genügenden Isolirung der Leitungsdrähte ꝛc. Nach Entdeckung des Galvanismus und der volta'schen Säule versuchte man, den galvanischen Strom zur Telegraphie zu benutzen. Sömmering wollte die galvanische Wasserzersetzung dazu anwenden, und später brachte Vorßelmann de Heer die physiologischen Wirkungen des elektrischen Stroms auf den Tastsinn in den Fingerspitzen dazu in Vorschlag. Aber einen praktischen Erfolg ergaben alle diese Versuche elektrischer Telegraphie erst nach Entdeckung des Elektromagnetismus. Nachdem man die Ablenkung der Multiplikatornadeln durch den galvanischen Strom zum Zweck der Telegraphie mehrfach zu benutzen versucht hatte, führten Gauß und Weber 1833 einen derartigen Apparat im Großen aus. Die Leitungsdrähte wurden zwischen dem physikalischen Kabinet und der Sternwarte zu Göttingen über die Häuser der Stadt hin ausgespannt. Der Observationsapparat auf der einen Seite bestand aus einem gaußschen Magnetometer, dessen Stab mit zahlreichen Multiplikatorwindungen umgeben war, welche die Schließung der Zuleitungsdrähte auf dieser Seite bildeten. Indem nun auf der anderen Station ein momentaner Strom in der einen oder anderen Richtung erzeugt wurde, machte der Magnetstab eine durch das Fernrohr zu beobachtende Zuckung nach der rechten oder nach der linken Seite, und durch Kombination dieser beiden Elementarzeichen bildete man das Alphabet. Zunächst machte sich Steinheil in München um Vervollkommnung der elektrischen Telegraphie verdient. Bei Versuchen, welche er im Sommer 1838 auf der nürnberg-fürther Eisenbahn anstellte, machte er die folgenreiche Entdeckung, daß das feuchte Erdreich selbst sich als Leiter für den Strom benutzen lasse, daß man also nur Einen Leitungsdraht nöthig habe, indem die Rückleitung des Stroms durch den Erdboden erfolge. Die Engländer Cooke u. Wheatstone adoptirten das gauß-webersche System der Zeichengebung, gaben aber dem Apparat eine für den alltäglichen Gebrauch geeignetere Einrichtung. Ihr in England jetzt noch allgemein gebräuchlicher Nadeltelegraph besteht im Wesentlichen aus einem vertikal stehenden Multiplikator, der, in einem Kasten befindlich, durch einen 400 Fuß langen dünnen übersponnenen Kupferdraht gebildet wird, der auf Rahmen von dünnem Messingblech aufgewunden ist. Eine horizontale, durch die Mitte des Rahmens gehende Axe trägt zwei Magnetnadeln, wovon die eine innerhalb des Rahmens, die andere auf der Vorderseite des Kastens liegt. Beide Nadeln sind parallel; die eine kehrt aber den Nord-, die andere den Südpol nach unten, so daß die richtende Kraft des Erdmagnetismus keine Wirkung auf das Nadelpaar ausüben kann, während der galvanische Strom, welcher die Windungen des Multiplikators durchläuft, auf beide Nadeln in gleicher Weise wirkt. An jeder der beiden Stationen, welche mit einander verkehren sollen, ist ein solcher Apparat aufgestellt; die Multiplikatoren beider Apparate sind durch einen Leitungsdraht mit einander verbunden, der auf beiden Stationen

dann zu einer in den feuchten Boden eingegrabenen Kupferplatte führt, welche den Uebergang des Stroms in den Erdboden vermittelt. Im unteren Theile des Kastens befindet sich der sogenannte Schlüssel, eine Vorrichtung, welche dazu dient, nach Belieben den Strom bald nach der einen, bald nach der anderen Richtung durch die Apparate gehen zu lassen. Er besteht aus einer vertikalen Holzscheibe, welche mittelst eines an der Vorderseite des Apparats befestigten Holzgriffes um eine horizontale Axe gedreht werden kann. Am Umfange dieser Holzscheibe sind verschiedene Messingstücke eingelegt, die zum Theil unter sich durch von einander isolirte Drähte verbunden sind. Steht der Griff an beiden Stationen vertikal, so geht gar kein Strom durch den Apparat, weil die mit den Polen der Batterie verbundenen Federn auf Holz schleifen. Wird aber auf der zeichengebenden Station der Griff nach der Rechten gedreht, so cirkulirt drr Strom, indem er zunächst die Windungen der zeichengebenden Station durchläuft, um die Nadel nach der rechten Seite abzulenken, und dann durch die Drahtleitung nach der anderen Station übergeht, hier die Multiplikatorwindungen ebenfalls durchläuft, um die Nadel nach der Rechten abzulenken, und dann durch den Schlüssel zur Erdplatte hinabgeht, um durch den Boden und die andere Erdplatte zurückzukehren. Wird der Schlüssel ebenso viel nach der Linken gedreht, so durchläuft der Strom die Apparate in entgegengesetzter Richtung und lenkt an beiden Stationen die Nadel nach der Linken ab. Wird der Griff wieder vertikal gestellt, so hört der Strom auf. Die Buchstabentelegraphen haben im Wesentlichen folgende Einrichtung. Ein weiches, mit Drahtwindungen umwickeltes Eisrn wird abwechselnd magnetisch und wieder unmagnetisch gemacht, indem man einen Strom durch die Windungen hindurchsendet und wieder unterbricht. Durch das magnetisch gewordene Eisen wird ein Anker angezogen und durch eine Feder in die erste Lage gebracht, sobald das Eisen aufhört magnetisch zu seyn. Die dadurch bewirkte hin- und hergehende Bewegung des Ankers wird mittelst eines Hakens auf ein Zahnrad in der Weise übertragen, daß bei jedem Hin- nnd Hergang des Ankers das Rad um einen Zahn fortgeschoben wird. An der Axe dieses Rades befindet sich ein Zeiger, welcher bei fortgesetztem Oeffnen und Schließen der Kette wie der Zeiger einer Uhr herumläuft. Am Rande der Zeigerscheibe befinden sich Buchstaben; während der Apparat im Gange ist, springt also der Zeiger von Buchstab zu Buchstab fort, bis er an einem bestimmten, den man eben signalisiren will, für kurze Zeit angehalten wird. Diese Buchstabentelegraphen haben, wie die vorigen, mancherlei Modifikationen erhalten; am besten sind sie von Siemens und Halske konstruirt worden. Die Druck- oder Schreibtelegraphen sind 1837 von dem Amerikaner Morse erfunden worden. An sich von einfacher Konstruktion, haben sie noch den großen Vortheil, daß sie nicht bloß vorübergehende Zeichen geben, sondern ein bleibendes Aktenstück liefern. Sie sind in Oesterreich, in ganz Süddeutschland, in der Schweiz u. in Nordamerika eingeführt und haben sich überall so zweckmäßig erwiesen, daß sie wohl nach u. nach alle andern verdrängen werden. Ihre Einrichtung ist im Wesentlichen folgende. Auf einer eisernen Platte sind zwei Stäbchen von Eisen befestigt, welche, mit den Magnetisirungsspiralen umgeben, einen Hufeisenmagnet bilden. Ueber den Polen schwebt in einiger Entfernung ein Eisenstab, welcher in einem messingenen Hebel steckt. Sobald nun die Eisenkerne magnetisch werden, wird das rechte Ende des Hebels niedergezogen; verlieren aber jene ihren Magnetismus wieder, so wird der Hebel durch eine an einem Seitenarm desselben wirkende Feder in seine vorige Stellung zurückgebracht. An dem linken Ende des Hebels ist ein Stahlstift angebracht, welcher bei jedem Niedergange des Eisenstabes gegen einen Papierstreifen angedrückt wird, den ein Uhrwerk mit gleichmäßiger Geschwindigkeit, ungefähr einen Zoll in der Sekunde, fortzieht. Wird die Kette nur für einen Augenblick geschlossen, so drückt der Stift einen Punkt in das Papier; bleibt sie aber einige Zeit geschlossen, so entsteht ein Strich, weil das Papier inzwischen fortgezogen wird. Aus diesen Punkten und Strichen aber wird das Alphabet zusammengesetzt, u. zwar das in Deutschland übliche folgendermaßen: a . — b — . . .
c — . — . d — . . e . f . . — . g — — . h . . . .
i . . k — . — l . — . . m — — n — . o . — . . .
p . . . . . q — — . — r . — . s . . . t — u . . —
v . . . — w . — — x . . — . . . y — — . . .
z . — — . . Zum abwechselnden Schließen und Oeffnen der Kette dient ein eigener Apparat oder Schlüssel mit Handgriff. Will der Telegraphist der einen Station eine Depesche abgehen lassen, so drückt er mehrmals rasch hintereinandee seinen Schlüssel nieder, wodurch die Kette abwechselnd rasch geschlossen und wieder geöffnet wird und in Folge davon ein abwechselndes An- nnd Abziehen der Anker beider Elektromagnete erfolgt. Das dadurch hervorgebrachte Klappern macht den Telegraphisten auf der anderen Station aufmerksam, welcher nun, nachdem er auf ähnliche Weise geantwortet hat, sein Uhrwerk auslöst und seinen Papierstreifen laufen läßt. Der Telegraphist der sprechenden Station drückt nun in den gehörigen Intervallen seinen Schlüssel nieder, um dadurch auf dem Papierstreifen der anderen Station die beabsichtigten Zeichen, Punkte und Striche hervorzubringen. Zum Zeichen, daß die Depesche beendigt ist, macht er eine Reihe von 20—30 gleichmäßig aufeinander folgenden Punkten. Die Zahl der verschiedenen T.en ist in neuerer Zeit noch durch die in Amerika erfundenen Kopirtelegraphen vermehrt worden, deren praktische Brauchbarkeit jedoch noch nicht hinreichend bewährt ist. Ihre Einrichtung ist im Wesentlichen folgende. In beiden Stationsorten A und B befinden sich 2 Walzen, welche durch ein Uhrwerk gleichmäßig um ihre Axe gedreht und zugleich in der Richtung ihrer Länge langsam fortbewegt werden. Um die Walze des Ortes A, von welchem aus telegraphirt werden soll, ist ein leitendes Papier (z. B. Gold- oder Silberpapier) gewickelt, auf welches mit einer nicht leitenden Dinte die zu telegraphirende Schrift geschrieben ist. Dieses Papier ist mit dem einen Pole, einem unbeweglichen metallenen Stift, welcher mit seiner Spitze

das Papier berührt, mit dem andern Pole einer galvanischen Batterie verbunden. Die Kette ist mithin geschlossen, wenn der Stift das leitende Papier berührt, dagegen geöffnet, wenn bei Umdrehung der Walze die Spitze des Stifts über die nicht leitende Dinte hinweggleitet. In die beide Orte verbindende Leitung ist bei B, wohin telegraphirt werden soll, ein Elektromagnet eingeschaltet, an dessen Anker sich ein mit Dinte getränkter Schreibstift befindet, welcher mit seiner Spitze die mit Schreibpapier umgebene Walze in B berührt und auf derselben einen Punkt oder Strich erzeugt, sowie der metallene Stift in A die nicht leitende Schrift berührt und in Folge hiervon der Elektromagnet den Anker losläßt, von dem Papier sich aber wieder entfernt, sobald der metallene Stift in A das leitende Papier selbst berührt und daher der Anker in B von dem Magnet angezogen wird. Indem nun bei der Umdrehung der Walzen der metallene Stift in A über die Schriftzüge an nahe neben einander liegenden Stellen hinweggleitet, wird in B eine Kopie derselben auf dem Papier von dem Schreibstifte in Punkten und Strichen ausgeführt. Ueber die Erzeugung des elektrischen Stroms zum Behuf der Telegraphie s. Magnetismus, vgl. Galvanismus. Die Fortleitungsdrähte werden jetzt meist auf Stangen durch die Luft hingeführt und mittelst aufgekitteter Porzellanglocken, an welchen oben der Draht befestigt ist, isolirt. Unterseeische T.en sind bis jetzt nur über kleinere Meerestheile, z. B. über den Kanal, zu Stande gebracht worden. Nach Wheatstone's Versuch beträgt die Fortpflanzungsgeschwindigkeit des elektrischen Stroms in der Sekunde 288,000 englische Meilen.

Telemachus, Sohn des Odysseus und der Penelope, war noch klein, als Odysseus nach Troja zog, und wuchs während dessen Abwesenheit zum Jüngling heran. Als die Götter beschlossen hatten, daß Odysseus von der Insel Ogygia heimkehren solle, rieth ihm Athene in der Gestalt des Taphierkönigs Mentes, die Freier aus dem Hause zu weisen und nach Pylus und Sparta zu reisen, um Erkundigungen über den Vater einzuziehen. T. that beides; die Freier blieben indessen, während T., von der Athene in der Gestalt des Mentor begleitet, nach Pylus zu Nestor und nach Sparta zu Menelaus ging. Letzterer theilte ihm die Weissagungen des Proteus über Odysseus' Rückkehr mit. Von hier kehrte er nach Hause zurück und traf bei dem Sauhirten Eumäus seinen von Athene in einen Bettler verwandelten Vater. Dieser entdeckte sich ihm, und es ward nun die Ermordung der Freier verabredet. T. stand dem Vater bei und begleitete ihn dann zum alten Laërtes. Nach homerischen Sagen nimmt Palamedes den T. aus der Wiege und legt ihn vor den Pflug, mit dem der wahnsinnige Odysseus ackert. Mit Polycaste, der Tochter des Nestor, oder mit der Nausicaa, der Tochter des Alcinous, zeugte T. den Persepolis. Nach Andern vermählte er sich mit der Circe und zeugte den Latinus. Auch eine Tochter Roma, die sich mit Aeneas vermählte, soll er gehabt und Elysium gegründet haben. Odysseus soll ihn nach einer Weissagung, daß ihm Gefahr vom Sohne drohe, aus seiner Nähe verbannt haben. T. ist Inhalt des berühmten Romans von Fenelon: „Les aventures de Télémaque".

Teleologie (v. Griech.), die Lehre von der Zweckmäßigkeit der Dinge, wonach sich in der Natur wie in der Geschichte ein nach vernünftigen Zwecken waltender und schaffender Geist manifestirt, also Nichts, was ist und geschieht, absolut zwecklos u. zufällig, oder absolut zweckwidrig oder unzweckmäßig genannt werden kann. Die Aufgabe der T. ist es, in der physischen Natur ebenso gut, wie auf dem Gebiete der menschlichen Thätigkeit, d. h. in der Geschichte, diese Herrschaft der Vernunft nachzuweisen. Sie zerfällt demnach in physische und in ethische T. Erstere gibt den teleologischen oder physikotheologischen Beweis für das Daseyn Gottes (s. Physikotheologie). Die ethische T. begnügt sich meist, auf das Sittengesetz aufmerksam zu machen, welches uns auf die Realisirung des Guten hintreibe u. somit jeden Vernünftigen zur Annahme einer sittlichen Weltordnung nöthige. Dagegen ist das allerdings schwierigere Problem, in den erfahrungsmäßig vorliegenden Handlungen der Menschen, d. h. in der Geschichte, die Herrschaft der Vernunft allseitig nachzuweisen, bei weitem noch nicht genügend gelöst. Weil die T. aus einseitigen Wahrnehmungen gewisse Zwecke der Dinge abstrahirt und einseitigen Verstand auf den Urheber der Dinge überträgt und also leicht in eine kleinliche Naturbetrachtung verfällt, so ist sie von der neueren Philosophie wenig in Betracht gezogen worden.

Telephus, ein Arkadier, Sohn des Hercules und der Auge, ward von einer Hirschkuh gesäugt, von dem König Corythus erzogen. Als er erwachsen war, fragte er das Orakel zu Delphi nach seiner Mutter. Dies gebot ihm, zum König Theutras nach Mysien zu reisen. Dort fand er die Mutter, heirathete die Tochter des Königs, Argiope, und folgte ihm in der Regierung nach. Als auf dem Zuge gegen Troja die Hellenen Mysien feindlich angriffen, besiegte sie T. in einer Schlacht, ward aber von Achilles verwundet, da er über eine Weinrebe stürzte. Als seine Stammverwandtschaft mit den Griechen entdeckt worden, forderte man ihn auf, mit vor Troja zu ziehen. Er lehnte es aber ab, weil er mit Priamus verwandt sey. Da seine Wunde nicht heilen wollte, fragte er das Orakel um Rath und erfuhr, daß ihn nur Der heilen könnte, der ihn verwundet habe. Er suchte deshalb den Agamemnon auf, raubte auf Clytemnästra's Rath den Orestes aus der Wiege und drohte, diesen zu tödten, wenn ihm keine Hülfe würde. Da die Griechen nach dem Götterspruch ohne des T. Führung nicht nach Troja gelangen sollten, so versöhnte man sich leicht, und Achilles heilte den Leidenden mit dem Rost oder den Spänen des Speeres. T. gab dafür seinen Rath über den Weg und fand einen Heroendienst in Pergamus und auf dem Parthenion in Arkadien.

Teleskop (v. Griech.), s. v. a. Fernrohr; südliches Sternbild, s. v. a. astronomisches Fernrohr.

Tel est notre plaisir (franz.), das ist unser Gefallen, so gefällt es uns; der gewöhnliche Schluß in Reskripten und Befehlen der Könige

von Frankreich vor der Revolution an ihre Beamten.

Telgte, Stadt in der preußischen Provinz Westphalen, Regierungsbezirk und Kreis Münster, an der Ems, hat 3 Kirchen, eine Kapelle, ein wunderthätiges Marienbild, zu dem stark gewallfahrtet wird, ein Armenhaus, Wollen- und Leinweberei, Fayencefabrikation und 2130 Einwohner.

Tell, Wilhelm, der gefeierte, besonders durch Schillers Dichtung verherrlichte Held der Schweizer, war aus Bürglen im Kanton Uri gebürtig u. trug das Meieramt daselbst von Fraunmünsterabtei in Zürich zu Lehn. Er war der Schwiegersohn Walther Fürsts von Uri und gehörte dem von diesem in Gemeinschaft mit Werner Stauffacher von Schwyz und Arnold von Melchthal von Unterwalden zur Wahrung der alten Reichsfreiheit der Waldstädte am 7. Nov. 1307 auf dem Rütli geschlossenen Geheimbunde an. Als er am 18. Nov. dem von dem Landvoigt Geßler zu Altorf als Zeichen der österreichischen Hoheit aufgesteckten Hute die befohlene Reverenz nicht erwies, ward er zur Verantwortung vor den Voigt geführt, der ihm als dem berühmtesten Armbrustschützen bei Lebensstrafe auferlegte, einen Apfel von dem Haupte seines Söhnleins zu schießen. Widerstrebend that T. den Schuß und traf den Apfel. Als er aber auf die Frage des Voigts, warum er noch einen zweiten Pfeil in den Köcher gesteckt habe, freimüthig antwortete, daß derselbe, wenn er sein Kind getroffen, für den Voigt bestimmt gewesen, ließ ihn dieser in Fesseln legen, um ihn nach Küßnacht überzuführen und dort in den Thurm zu werfen, da er ihm vor jenem Bekenntniß eben nur sein Leben zugesichert hatte. Auf dem Waldstättersee aber brachte ein heftiger Sturm das Fahrzeug in große Gefahr, und T. als gewandter Ruderer ward seiner Fesseln entledigt, um dasselbe zu lenken. Geschickt wußte er das Schiff gegen das Ufer, wo der Axenberg sich erhebt, zu treiben und sprang vom Bord auf eine hervorragende Felsplatte, welche noch jetzt die Tellsplatte heißt, indem er mit dem Fuße das Fahrzeug in die Wellen zurückstieß. Er eilte darauf über das Gebirg nach Küßnacht zu, erwartete den Voigt in einem Hohlwege, hohle Gasse genannt, und erschoß ihn aus sicherem Versteck mit der Armbrust. Von T.s weiteren Lebensschicksalen wird nur noch berichtet, daß er 1315 in der Schlacht bei Morgarten mitgekämpft und 1354 als hochbejahrter Greis in dem angeschwollenen Schächenbach bei Rettung eines Kindes den Tod gefunden habe. Gegen die historische Wahrheit der Geschichte T.s wird besonders der Umstand geltend gemacht, daß die Existenz des Voigts Geßler durch urkundliche Data sehr in Frage gestellt und T. selbst bei den älteren schweizerischen Chronisten, wie Johannes von Winterthur und Justinger von Bern, die fast Zeitgenossen T.s waren, gar nicht erwähnt wird, wo sie die Erhebung der Waldstädte berichten. In rohen, unsicheren Umrissen gibt die Geschichte T.s zuerst Melchior Ruß, der in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts lebte. Die gewöhnliche, unverkennbar ausgeschmückte Darstellung, aus der auch Schiller geschöpft hat, gibt zuerst Tschudi im 16. Jahrhundert. Hierzu kommt noch, daß die an T.s Geschichte erinnernden Monumente, namentlich die Kapelle auf der Tellsplatte, aus weit späterer Zeit herrühren und auch die Volkslieder auf T. neuern Ursprungs sind. Wenn nun auch die Existenz T.s nicht wohl in Zweifel zu ziehen seyn möchte, so waren doch seine Persönlichkeit und seine Thaten zuerst nur einem engeren Kreise bekannt, und erst später, als die Eidgenossenschaft schon zu Blüthe und Macht gelangt war und das Interesse der nachgebornen Generationen sich mehr und mehr der Zeit ihrer Gründung zuwandte, mag die Geschichte reicher ausgeschmückt und T. als Held der Schweizer gefeiert worden seyn. Vgl. Hisely, Guillaume T. et la révolution de 1307, Delft 1826; Ideler, Die Sage vom Schusse des T., Berlin 1836; Häusser, Die Sage vom T., Heidelberg 1840.

Teller, Wilhelm Abraham, namhafter Theolog, geboren den 9. Jan. 1734 zu Leipzig, studirte daselbst und ward 1755 Katechet an der Peterskirche daselbst, 1762 Professor der Theologie und Generalsuperintendent zu Helmstädt, 1767 Oberkonsistorialrath und Propst und Pastor primarius an der Peterskirche zu Berlin. Seit 1786 Mitglied der Akademie, † er den 9. Dec. 1804. In seinem „Lehrbuche des christlichen Glaubens“ (Halle 1764) bekämpfte er die scholastische Dogmatik und wies das Unhaltbare mancher dogmatischen Grundlehren nach, daher das Buch in Sachsen konfiscirt u. in Leipzig auf den Kanzeln verdammt ward. Sein bedeutendstes Werk ist sein „Wörterbuch des N. T.“ (Berlin 1772, 6. Aufl. 1805), worin er dunkle oder mysteriöse biblische Ausdrücke und Begriffe beleuchtete und erklärte. Zur Zeit des wöllnerschen Ministeriums in Preußen, als die Glaubensfreiheit am meisten gefährdet war, schrieb er: „Die Religion der Vollkommneren“ (Berlin 1792), sowie eine „Anleitung zur Religion überhaupt und zur allgemeinen des Christenthums“ (das. 1792), worin er seine rationalistischen Ansichten sehr freimüthig darlegte. Vgl. Fr. Nicolai, Gedächtnißschrift auf Dr. W. A. T., Berlin und Stettin 1807.

Tellez, Gabriel, einer der berühmtesten dramatischen Dichter Spaniens, geboren 1585 zu Madrid, trat 1620 in das Kloster der barmherzigen Brüder daselbst, bekleidete die wichtigsten Stellen seines Ordens, wurde 1645 Prior des Klosters Soria und soll 1648 gestorben seyn. Bloß seinen ernsten Werken, die er als Chronikenschreiber seines Ordens abfaßte, setzte T. seinen wahren Namen, Fray Gabriel T., und seinen Titel vor, als Dramatiker verbarg er sich während seines ganzen Lebens unter dem Pseudonym Tirso de Molina. Nach Lope de Vega, dessen Freund und Schüler er war, und Calderon ist T. der größte und fruchtbarste dramatische Dichter der Spanier. In den „Cigarrales de Toledo“, einer 1621 von ihm herausgegebenen Sammlung von Novellen und Komödien, gibt er selbst die Zahl seiner Dramen auf 300 an. Seine Dramen zeichnen sich weniger durch Künstlichkeit des Plans, Oekonomie der Anlage und Einheit der Handlung, als durch reizende Mannichfaltigkeit der Situationen, frische Lebendigkeit der Charak-

teristik, reichen Farbenschmelz der Bilder, Fülle des Witzes und Glanz der Diktion aus. Auffallend ist seine stete Lobpreisung der Frauen und seine unaufhörliche, aber äußerst feine und anmuthige Verspottung der Hoffchranzen und selbst der Geistlichkeit. Am ausgezeichnetsten sind seine durch anmuthigen Witz bezaubernden Lustspiele, die zum Theil noch immer Lieblingsstücke der spanischen Nation sind, wie seine „Comedias di capa y espada“; „Gil de las calzas verdes“ (deutsch von Dohrn im „Spanischen Theater“); „La villana de la sagra“; „No hay peor sordo que el que no quiere oir“; „El vergonzoso en palacio“; „El burlador de Sevilla ó el convidado de piedra“ (nachgeahmt von Molière im „Le festin de pierre“ u. von Dohrn ins Deutsche übersetzt). Nicht minder groß ist jedoch T. in seinen ernsten Charaktergemälden, wie „Prudencia en la muger“; „Escarmientos para el cuerdo“; „El condenado por desconfiado“. Wir besitzen von T. noch 68 Komödien, einige Zwischenspiele und Autos sacramentales. Von den erstern gibt es 14 einzeln gedruckt, 3 stehen in den „Cigarrales“ (Madrid 1621) und 51 nebst 12 Zwischenspielen in der jetzt sehr seltenen Sammlung seiner „Comedias“ (Madrid, Valencia und Tortosa 1627—36, 5 Bde.). Eine neue Ausgabe u. Auswahl veranstaltete Don Juan Eugenio Hartzenbusch im „Teatro escogido“ (Madrid 1839—42, 12 Bde.); noch später erschien eine 60 Komödien und eine unvollständige Lebensbeschreibung enthaltende Gesammtausgabe (das. 1844—46, 10 Bde.). T.' „Autos sacramentales“ (geistliche Spiele) stehen unter seinem wahren Namen in seinem „Deleitar aprovechando“ (Madrid 1635, 2 Bde.). Außerdem hat man von ihm: „Un acto de contricion en verso“ (Madrid 1630) und „Genealogia de los condes de Sastago“ (das. 1640).

Tellur (Sylvan), Metall, welches zuerst 1782 von v. Reichenstein und Müller in einem siebenbürgener Erz entdeckt und 1798 von Klaproth genauer erforscht wurde. Da es sich in seinen Eigenschaften dem Schwefel, Selen und Phosphor anschließt, so weisen ihm mehre Chemiker als einem Nichtmetall seine Stelle zwischen Schwefel u. Phosphor an. Es findet sich nicht häufig, theils gediegen, theils in Verbindung mit Gold, Silber, Blei, am häufigsten noch in Verbindung mit Wismuth als Tellurwismuth. Das gediegene T. erscheint theils in säulenförmigen Krystallen, theils in krystallinischen Massen, oder eingesprengt, von blätteriger Textur, metallglänzend, zinnweiß bis Silberweiße, auf Gängen mit Eisenkies, Blende und Bleiglanz. Klaproth fand in diesem gediegenen T. 7¼ Proc. Eisen und ¼ Proc. Gold. Bei gewöhnlicher Temperatur ist es fest, silberweiß, metallglänzend, von blätterigem Gefüge, sehr spröde und leicht pulverisirbar. Sein specifisches Gewicht ist nach Berzelius 6,2578, nach Magnus 6,1379; es krystallisirt in Rhomboëdern, leitet die Elektricität sehr schwer, schmilzt schwerer als Blei und leichter als Spießglanz. Bei großer Hitze kocht es, bildet gelbe Dämpfe, läßt sich destilliren; in koncentrirter Schwefelsäure löst es sich ohne Veränderung auf. Wenn es erhitzt wird, brennt es in Sauerstoffgas, auch an der atmosphärischen Luft mit einer blauen, an den Kanten grünlichen Flamme und einem dicken, weißen, etwas säuerlich riechenden Rauch; Salpetersäure und Königswasser lösen es unter Wärmeentwickelung auf; diese letzteren Operationen bewirken eine Oxydation des T.s. Es findet keine technische Verwendung.

Tellurisch (v. Lat.), was sich auf die Erde bezieht, von dieser abstammt; daher tellurische Einflüsse, Einwirkung der Erde auf den menschlichen Körper als Krankheitsursachen, sowie Einflüsse auf Wachsthum und Gedeihen der organischen Wesen ꝛc.

Tellurismus (v. Lat.), s. v. a. Thierischer Magnetismus.

Tellurium (v. Lat.), eine Maschine zur Versinnlichung der bei dem jährlichen Umlauf der Erde um die Sonne eintretenden Erscheinungen, soll besonders den beständigen Parallelismus der Erdaxe und den dadurch bedingten Wechsel der Jahreszeiten anschaulich machen.

Tellus (lat.), die Erde im kosmologischen Sinne, daher gleichbedeutend mit der Göttin Gäa (s. d.).

Telmessus (Telmissus), kleinasiatische Hafenstadt in Lycien, am innersten Winkel des nach ihr benannten telmessischen Meerbusens, war schon vor der persischen Herrschaft blühend, ergab sich dann freiwillig an Alexander den Großen u. blieb frei bis zur Römerzeit, wo es dem pergamenischen Reiche einverleibt wurde. Die Telmessier waren berühmte Traum- und Zeichendeuter.

Teltow, Kreisstadt in der preußischen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, 2 Meilen südwestlich von Berlin, am gleichnamigen Fluß und am Schonoversee, hat eine Kirche mit schönem gothischen Thurm und 1000 Einw., welche Leinweberei und Feldbau treiben und namentlich die bekannten teltower Rüben bauen.

Teltsch (Telcz), Stadt im österreich.-mährischen Kreis Iglau, an der mährischen Taya, hat ein Schloß Rostein mit Marmorsaal, Kapelle, Rüstkammer und Theater, 3 Vorstädte, 8 Kirchen und Kapellen, eine Hauptnormalschule, Tuch- u. Kasimirmanufakturen, Tabaksfabrikation u. 3640 Einw.

Temes (Temesch, bei den Alten Tibiscus), Fluß in der ungarischen Tiefebene, entspringt in dem banater Gebirge unfern der siebenbürgischen Grenze, fließt erst nach Südwesten, wendet sich dann über Karansebes nach Norden, meist in einem engen Gebirgsthal hinströmend, tritt unterhalb Lugos in die ungarische Tiefebene, fließt nun in einem großen, gegen Süden geöffneten Bogen in südwestlicher Hauptrichtung, aber mit zahlreichen Krümmungen, durch die Wojewodina und mündet unterhalb Pancsova, nordöstlich von Belgrad, in die Donau. Ihre Ufer sind in der Ebene meist flach u. sumpfig, zum Theil bewaldet. Ihr Lauf beträgt 58 Meilen bei einer größten Breite von 200 F. Anfangs wird sie bloß zum Holzflößen, später auch zur Schifffahrt benutzt. Sie nimmt links die Bogonicz und Berzawa, rechts die Bistra und Bega auf und speist den Begakanal, der eine kürzere Verbindung mit der Theiß herstellt, mittelst eines bei Kasztil beginnenden

Zwischenkanals. Nach der T. ist das **temeser Banat** denannt, welches, im Norden von der Maros, im Westen von der Theiß, im Osten und Süden von Siebenbürgen und dem Militärgrenzlande begrenzt, aus den früher das ungarische Banat bildenden Komitaten Torontal, Temesvar und Krasso bestand, aber, seit 1849 von Ungarn abgetrennt und mit der serbischen Wojewodina vereinigt, zu einem besonderen Kronlande der österreichischen Monarchie erhoben worden ist. Dasselde zählt auf 347 □Meilen 876,661 Einw. und zerfällt in die Distrikte Lugos in Osten, 95 □Meilen mit 224,462 Einw., Temesvar in der Mitte, 108 □Meilen mit 309,047 Einw., und Großbecskerek im Westen, 124 □Meilen mit 343,152 Einw. Die Hauptstadt ist Temesvar.

Temesvar (**Temeswar**), Hauptstadt der österreichischen Woiwodschaft Serdien und des temeser Banats, königliche Freistadt und starke Festung, an der Temes, der Bega und dem Begakanal, in sumpfiger Gegend, ungesund gelegen, aber regelmäßig gebaut, besteht aus der innern Stadt oder Festung, die von dreifachen Mauern u. Wassergräben umgeben ist, gerade, breite und gut gepflasterte Straßen, 3 durch Blockhäuser geschützte Thore hat, und aus 3 Vorstädten, der meist von Walachen bewohnten Vorstadt Michala, der von Deutschen bewohnten, vom Begakanal durchschnittenen Josephsvorstadt und der von Raizen bewohnten Fabrikstadt. Die Stadt ist Sitz des Statthalters und der Landesregierung, der Finanzdirektion und des Militärkommando's, eines römisch-katholischen (des csanader) u. eines griechisch-nichtunirten Bischofs, eines Oberlandesgerichts u. anderer Behörden, einer Handels- und Gewerdskammer ꝛc. Unter den Gebäuden sind die römisch-katholische und griechische Kathedrale, die katholische Pfarr-, Piaristen- und Seminarkirche, die Kirche der darmherzigen Brüder, die Synagoge, das alte Schloß des Johann Hunyady (jetzt Zeughaus), das große Kemitathaus, die Residenz des csanader Bischofs, die Wohnung des banater Generalkommandanten, das raizische Stadthaus und mehre große Kasernen die hervorragendsten. Von Bildungsanstalten hat die Stadt außer dem dischöflichen Seminar ein katholisches Obergymnasium und 14 andere Schulen; von Wohlthätigkeitsanstalten ein Militärknabenerziehungshaus und 4 Spitäler; von sonstigen Anstalten ein Theater, eine Sparkasse ꝛc. Die Einwohner, (1854) 20,560 an der Zahl, treiben Gerberei, Tuchmacherei, Baumwollenweberei, Ziegelbrennerei, Seidenspinnerei, starken Seidenbau und Handel, namentlich mit Kolonialwaaren. T. ist das feste **Zambara** der Römer, welche das Banat zu einer römischen Provinz (Dacia Ripensis) machten. Unter der Herrschaft der Awaren hieß es Beguey; unter der der Ungarn war es Sitz eigener Grafen und unter dem ungarischen König Karl Robert (seit 1311) schon eine so blühende Stadt, daß derselde sein Hoflager hierher verlegte. Im J. 1442 wurde Johann Corvin von Hunyady zum Grafen von T. ernannt. Von ihm rührt das noch vorhandene Schloß her. Unter Stephan Bathori, einem Enkel des berühmten Woiwoden von Siedendürgen, sab T. die letzten blutigen Auftritte jenes Bauernaufstandes, dessen Anstifter, Georg Dosa, unter den Mauern dieser Stadt sein tragisches Ende fand. Im Jahre 1551 schon zum zweiten Male von den Türken vergeblich belagert, ward es erst im folgenden Jahre von diesen erodert, nachdem sich Stephan Lossonczy mit einer Besatzung von 2210 Mann gegen eine Uebermacht von 160,000 Mann heldenmüthig vertheidigt hatte. Während er kapitulirte, ward er mit dem Reste seiner Mannschaft niedergehauen. Im Jahre 1596 vom siebenbürgischen Fürsten Sigmund, 1696 von Friedrich August, Kurfürsten von Sachsen, ohne Erfolg belagert, ward es erst 1716 durch den Prinzen Eugen vom türkischen Joche befreit. Erst damals wurde die jetzige Festung angelegt, zu diesem Behufe die alte Stadt größtentheils niedergerissen und nach einem neuen Plane aufgebaut. Im Jahre 1781 ward T. zur königlichen Freistadt erhoben. Im Jahre 1849 ward es vom ungarischen Insurgentengeneral Grafen Vecsey seit dem 25. April belagert, aber nach heldenmüthiger Vertheidigung durch den Sieg Haynau's über Bem und Dembinski (9. August) entsetzt. Zur Erinnerung daran legte Kaiser Franz Joseph I. am 15. Juni 1852 den Grundstein zu einem Monumente. Vgl. Preyer, Monographie der königlichen Freistadt T., Temesvar 1853.

Temme, **Jodocus**, deutscher Rechtsgelehrter und belletristischer Schriftsteller, geboren den 22. Okt. 1799 zu Lette in der Grafschaft Rheda in Westphalen, studirte, auf dem Gymnasium zu Paderborn vorbereitet, seit 1814 zu Münster und Göttingen Jurisprudenz und begann 1817 als Auskultator beim Oberlandesgericht zu Paderborn die Staatsdienerkarrière. Nachdem er als Erzieher eines Prinzen von Bentheim-Tecklenburg dieselbe von 1821—24 durch Besuch der Hochschulen zu Heidelberg, Bonn und Marburg unterbrochen, bekleidete er seit 1832 verschiedene richterliche Aemter, ward 1839 als zweiter Direktor des Kriminalgerichts nach Berlin berufen, aber 1844 als Direktor des Stadt- und Landgerichts wieder aus der Hauptstadt entfernt, weil er gegen das damals projektirte Ehegesetz aufgetreten war und in dem Prozesse wegen angeblichen Nachdrucks zwischen Paulus und Schelling gegen Letzteren entschieden hatte. Nach den Märzereignissen von 1848 als Staatsanwalt nach Berlin berufen, ward er im Juli desselben Jahres als Direktor an das Oberlandesgericht zu Münster versetzt. Im Wahlkreise Tilsit-Ragnit zum Abgeordneten in die preußische Nationalversammlung gewählt, war er unter den Führern der entschiedenen Linken. Da er dem Beschlusse der Steuerverweigerung seine Zustimmung gegeben, so forderte das Oberlandesgericht zu Münster seine Amtssuspension. Behufs der Untersuchung in Verhaft genommen, ward er erst freigelassen, als er in die deutsche Nationalversammlung gewählt worden war und diese die Einlieferung der Untersuchungsakten beantragte. Bei Berufung der neuen preußischen Kammern wurde er zugleich in den Wahlbezirken Münster-Warendorf u. Tilsit-Ragnit zum Abgeordneten gewählt. Nach Auflösung der zweiten preußischen Kammer wandte er sich wieder nach Frankfurt und folgte dem Rumpfparlament nach Stuttgart. Nach

Sprengung desselben ging er erst nach Berlin und von dort nach Münster zurück, um seinen Amtsposten wieder einzunehmen. Hier am 4. Juli 1849 abermals verhaftet und wegen Theilnahme an jenem Parlament hochverrätherischer Bestrebungen bezüchtigt, ward er zwar nach 9monatlicher Haft vom Schwurgericht freigesprochen, aber auf dem Wege des Disciplinarverfahrens aus dem Staatsdienste entlassen. Er veröffentlichte über diese Angelegenheit die Schrift „Die Prozesse gegen J. T.“ (Braunschweig 1851). Von 1851—52 besorgte er die Redaktion der „Neuen Oderzeitung“ in Breslau, arbeitete aber zugleich als Rechtskonsulent und folgte später einem Rufe an die Hochschule zu Zürich, wo er auch als Schriftsteller vielfache Thätigkeit entwickelte. Von seinen juristischen Werken sind hervorzuheben: „Lehrbuch des preußischen Civilrechts“ (2. Aufl., Berlin 1846); „Archiv für die strafrechtlichen Entscheidungen der obersten Gerichtshöfe Deutschlands“ (Erlangen 1854); „Lehrbuch des preußischen Strafrechts“ (Berlin 1853); „Lehrbuch des schweizerischen Strafrechts“ (Aarau 1854). Außerdem versuchte er sich mehrfach auf dem Gebiete des Romans und der Novelle und lieferte neuerlich besonders für die „Gartenlaube“ interessante Erzählungen aus dem Gebiete des Kriminalrechts ꝛc.

Temnikow, Kreisstadt im europ.-russischen Gouvernement Tambow, rechts an der Moschka, hat 6 Kirchen, Segeltuchfabrikation, Handel und 5000 Einw.

Tempe, berühmtes, von den alten Dichtern vielfach gefeiertes, enges, ungefähr 100—2500 Schritte breites, eine Meile langes, romantisches, vom Peneus durchströmtes Felsenthal zwischen dem Ossa und dem Olympus in Thessalien. Nach der Meinung der Alten soll sich dasselbe in Folge eines Erdbebens gebildet haben, indem der Ossa und Olympus, deren Wände ziemlich senkrecht abfallen, aus einander gerissen worden wären. Am Eingange des Thales T., am linken Ufer des Peneus, lag die wichtige Festung Gonnus oder Gunni. Wo der Peneus das Gebirge durchbricht, rücken die Berge sehr nahe zusammen, weiterhin öffnet sich das Thal, so daß der Fluß in Windungen sanft hindurchströmt; aber in der Nähe des Meeres bilden die Felsen eine enge, wilde Schlucht, um dann ganz am Meere wieder weiterauseinanderzutreten. Das Thal war einer der wichtigsten Päße Nordgriechenlands und mit wenig Mannschaft zu sperren. Als Xerxes den Paß besetzt fand, bahnte er sich eine eigene Straße über den Kamm des Gebirgs. Später kam das Tempethal in die Gewalt Philipps von Macedonien, der am Eingang Kastelle errichten ließ, die nach ihm wieder verfielen, von den Römern aber im Kampfe gegen Perseus von Macedonien wieder hergestellt wurden. Noch jetzt sind Trümmer eines Kastells auf dem rechten Peneusufer vorhanden. Nach diesem Thale benannten die Römer wohl jedes romantische Thal T., vorzugsweise aber ein Thal im Sabinerlande, bei Reate, durch welches der Fluß Velinus sich schlängelte. Vgl. K r i e g k, Das thessalische T. in geographischer u. antiquarischer Hinsicht, Leipzig 1855.

Tempel (v. lat. templum), ein der Gottheit gewidmetes, zu ihrer Verehrung, ihrem Dienste bestimmtes Gebäude. Die meisten und großartigsten T. finden sich im Alterthume bei den Aegyptern, dann bei den Griechen und Römern. Bei den letzteren beiden Völkern besaß jede Stadt so viele T., als sie Götterkulte hatte. Ein T. war aber gewöhnlich der hervorragendste, nämlich derjenige, der der Schutzgottheit geweiht war. Auch auf dem Lande standen T., zu Ehren der ländlichen Gottheiten, oder als Bundestempel zur Verehrung einer Nationalgottheit, bei denen die verwandten Stämme sich zu gewissen Zeiten versammelten, um Bundesfeste zu begehen, oder Bündnisse zu erneuern oder zu befestigen. Da die T. bestimmt waren, die Götterbilder, und behufs ihrer Verehrung nicht das ganze Volk, sondern nur den opfernden Priester mit seinen Gehülfen in sich aufzunehmen, so war der Umfang der gewöhnlichen T. nicht eben sehr groß. Größer waren nur die T. der Schutz- u. Nationalgottheiten, sowie diejenigen, mit denen noch andere Zwecke verbunden wurden. So verdanken z. B. die T. der Athene Polias in Athen, des Zeus zu Olympia, der Artemis zu Ephesus ihre Größe den angebauten Schatzkammern. Die T. standen meist so, daß der Eingang auf der Westseite war und der Eintretende das Götterbild im Osten erblickte. Sie waren meist viereckig, oder länglich viereckig. Die länglich viereckigen waren noch einmal so lang als breit. An der Außenseite war eine S ä u l e n h a l l e (porticus, prodomus) angebracht, meist bloß an der Vorderseite, oder an den beiden Nebenseiten, oder an der Vorderseite und den beiden Nebenseiten, oder auch rings um den T. herum. Ueber dem Gebälke der vorderen Säulenhalle erhob sich ein Giebel, der in späteren Zeiten auch auf der hinteren Säulenhalle, wenn eine solche sich vorfand, nicht fehlte. Die Anzahl der Säulen war verschieden, immer aber mußte die Zahl derselben an der Vorderhalle eine gleiche seyn. Es wechseln demgemäß 4, 6, 8, 10 mit einander ab, und je nach ihrer Zahl heißt der T. Tetrastylus, Hexastylus, Octostylus, Decastylus (s. B a u k u n s t). An der Seite konnten, wie es meist der Fall war, die Säulen in ungleicher Zahl stehen. Neben den viereckigen Tempeln kommen auch runde vor, jedoch scheinen diese später erst in Aufnahme gekommen zu seyn. Sie waren mit einer Kuppel bedeckt, deren Höhe gleich dem halben Durchmesser des Gebäudes war; auf der Kuppel war eine Blume, in der Höhe gleich den Kapitälen der Säulen, und oben darauf gewöhnlich noch eine kleine Pyramide angebracht. Zu dieser Art von T.n gehört das Pantheon in Rom. Das eigentliche T e m p e l h a u s oder die Z e l l e (cella) war bald größer, bald kleiner, gewöhnlich noch einmal so lang als breit. Meist aus Mauersteinen erbaut, lag sie etwas höher, als der Portikus, so daß man von diesem aus auf einigen Stufen in die Zelle emporstieg. Im Innern der Zelle stand die Bildsäule oder das Bild der Gottheit, der der T. gewidmet war, auf einem Postament an der Mauer, dem Eingang gegenüber. Vor dem Götterbild stand der Altar, ein Rauch- und Betaltar, auf dem der Priester die Opfer vollzog, die Form desselben war theils rund, theils viereckig. Die inneren Wände der Zellen waren in den mei-

sten T.n mit Malereien geschmückt, welche meist Bezug auf den Gott des T.s hatten. Die Decken, die in den römischen T.n eine Oeffnung (sub divo) hatten, die man jedoch in der Regel durch ein Zeltgewölbe (testudo) verschloß, waren gewöhnlich von Holz, besonders Cedernholz, auch von Stein, und mit Bildnereien, Gemälden, metallenen Ueberzügen versehen. Die Fußböden bestanden anfangs aus Steinplatten, später aus Mosaik. Die Säulen des Portikus schmückte man mit Schilden aus der feindlichen Beute, oder mit Statuen berühmter Männer. Der Giebel, der über dem Kranzgesimse emporstieg u. dessen Gestalt ein flaches Dreieck war, enthielt eine Fläche, das Giebelfeld (tympanum). Früher ließ man dasselbe leer; seit den persischen Kriegen pflegte man es mit einer Darstellung in Relief zu schmücken. Das Giebelfeld wurde wieder durch Giebelgesimse eingeschlossen, auf welchen Statuen, Vasen u. dgl. angebracht wurden. Die Stufen fehlten den ältesten T.n, da diese auf ohnehin hohen Orten gebaut wurden. In den Städten aber machten sich Stufen und Unterbaue nöthig. Der Platz um den T. herum, soweit er der Gottheit geweiht war, hieß Peribolus (vestibulum). Mit einer Mauer umgeben, enthielt er Altäre, Statuen, Monumente aller Art. Manchmal war er zugleich ein heiliger Hain. Die Thüren der T. waren gewöhnlich länglich viereckig und so hoch, daß das obere Gesimse derselben mit den Kapitälen der Säulen des Portikus eine Linie bildete. Fenster fehlten, indem die T. ihr Licht entweder durch die offenen Thüren, oder durch Lampen, oder, wie die römischen T., durch die Oeffnung der Decke erhielten. Die Verschiedenartigkeit der Volkscharaktere und der Religionsgebräuche, sowie der mehr oder weniger entwickelte Kunstsinn brachten natürlich unendlich viele Modifikationen in die Tempelbauten hinein. Aber in der unendlichen Mannichfaltigkeit der Formen läßt sich doch immer wieder ein charakteristisches Merkmal erkennen, ein Gemeinsames, was alle Produkte eines Volksstammes mehr oder weniger an sich tragen. Vgl. Baukunst. Bei einigen Nationen koncentrirte sich die Kraft und Kunst in der Errichtung eines einzigen großartigen T.s. Insbesondere konnten sich die Hebräer, denen der Glaube an die Allgegenwart ihres einigen, geistigen Gottes noch nicht gehörig zum Bewußtseyn gekommen war, nur Eine Stätte seiner Verehrung denken. Daher war ihr Nationalheiligthum, der Mittelpunkt ihres ganzen Kultus der T. zu Jerusalem. Der erste T., von König Salomo auf dem Berge Moria mit Hülfe phönizischer Meister errichtet, war ein steinernes Gebäude von 60 Ellen Länge, 20 Ellen Breite u. 30 Ellen Höhe, an 3 Seiten mit Seitenzimmern umschlossen, welche, in 3 Stockwerken über einander liegend, zur Bewahrung der Schätze und Geräthschaften des T.s dienten, an der vordern Seite aber mit einer 10 Ellen breiten Vorhalle geziert, welche von zwei ehernen Säulen, Jachin und Boas (d. i. Festigkeit und Stärke), getragen ward. Das Innere enthielt einen 40 Ellen langen Vorderraum, das Heilige, worin die goldenen Leuchter, der Schaubrodtisch u. der Räucheraltar standen, und einen durch einen Vorhang davon geschiedenen Hinterraum von 20 Ellen Länge, das Allerheiligste, mit der Bundeslade. Beide Räume waren an den Wänden, das Allerheiligste auch am Boden und an der Decke kunstreich mit Holzwerk getäfelt. Letzteres stand nur dem Hohenpriester, das Heilige nur den mit dem Tempeldienst beauftragten Priestern offen. Das Tempelgebäude war von einem inneren Vorhof der Priester mit dem Brandopferaltar, dem Reinigungsbecken und anderen Geräthschaften umgeben, und dieser durch Säulengänge mit ehernen Thoren von dem für das Volk bestimmten und von einer Mauer umschlossenen äußeren geschieden. Vgl. Hirt, Der T. Salomonis, Berlin 1809. Dieser T. stand 418 Jahre und ward von Nebukadnezar zerstört. An seiner Stelle erhob sich nach der Rückkehr der Juden aus der babylonischen Gefangenschaft der zweite, nach Serubabel genannte T., der wahrscheinlich, wie auf der Stätte, so auch nach dem Plane des ersten errichtet und 516 v. Chr. vollendet, nur weniger groß u. mit minderer Prachtausgestattet war, als jener. Durch Antiochus Epiphanes wurde dieser T. geplündert und durch Götzendienst entweiht. Judas Makkabi stellte das Heiligthum wieder her und befestigte es gegen künftige Angriffe. Pompejus, durch Thronstreitigkeiten zwischen den letzten Makkabäern herbeigezogen, mußte es daher förmlich belagern, eroberte es, richtete ein großes Blutbad an und betrat selbst das Allerheiligste. Eine gleiche Erstürmung wiederholte sich, als Herodes der Große mit römischen Truppen die Hauptstadt in seine Gewalt brachte. Bei dieser Gelegenheit wurden einige Hallen des T.s von Herodes dem Großen aber mit königlicher Pracht stückweise wieder aufgebaut. Das Werk selbst wurde im 18. Regierungsjahre des Königs (20 v. Chr.) in Angriff genommen, der T. in $1\frac{1}{2}$, die Vorhöfe in 8 Jahren vollendet. Dieser ganze Tempelbau war nach Josephus eine Stadie lang, eine Stadie breit und hatte also 4 Stadien im Umfange. Die Anlage war terrassenförmig, ein Vorhof lag höher, als der andere, der T. selbst am höchsten. Der äußerste eingeschlossene Raum lief um den ganzen T. und hatte mehre Thore. Doppelhallen mit Cederndächern und 25 Ellen hohen Säulen umgaben ihn auf 3 Seiten, nach Süden zu befand sich eine dreifache Halle. Wenige Stufen höher lief ein steinernes Gitter 3 Ellen hoch herum, an dem sich Säulen mit griechischen und lateinischen Inschriften befanden, die dem Nichtjuden wehrten, weiter zu gehen. Ueber 14 Stufen gelangte man zu einer Fläche von 10 Ellen Breite, dann auf die Mauer des eigentlichen Vorhofs, welche 40 Ellen hoch war. Auf der Ostseite trat man zunächst in den Vorhof der Weiber, der durch eine Wand vom Vorhof der Männer geschieden war. Aus diesem führte, um 15 Stufen erhöht, der Haupteingang in den Vorhof der Israeliten. Zwei Säulen zierten jedes Thor. Die Thüren waren Doppelthüren, 30 Ellen hoch, 15 breit, mit Gold und Silber bedeckt. Das Ostthor, aus korinthischem Erz, zeichnete sich als Hauptthor durch größere Höhe (50 Ellen Höhe, 40 Ellen Breite), sowie durch größern Schmuck aus. Den Priestervorhof schied ein steinernes, eine Elle hohes Geländer von dem Vorhof der

Israeliten. Der Priestervorhof umgab den T. von allen Seiten. Der innere Vorhof der Priester war auf der Nord- und Südseite von Zellen begrenzt, die zu verschiedenem Gebrauch dienten. Auf jeder Seite befanden sich 6, auf der Südseite auch diejenige, wo das Synedrium eine Zeit lang seine Sitzungen hielt. Der Vorhof der Priester war mit Steinplatten belegt. Der T. selbst, der 12 Stufen höher lag, als der Vorhof der Israeliten, war aus weißen Marmorblöcken errichtet und reich vergoldet. Seine Breite betrug vorn von außen 100 Ellen, im Uebrigen nur 60 Ellen, so daß die Vorhalle auf jeder Seite einen Vorsprung von 20 Ellen hatte; seine Länge ebenfalls 100 Ellen. Der innere Raum war so vertheilt, daß die Halle eine Länge von 50, eine Breite von 20 und eine Höhe von 90 Ellen, das Heilige eine Länge von 40, eine Breite von 20, eine Höhe von 60 Ellen, das Allerheiligste aber eine Länge und Breite von 20 und eine Höhe von 60 Ellen hatte. Doch differiren diese Angaben des Josephus mit denen des Talmud, welcher die Länge der Halle zu 11, die des Heiligen zu 40, die des Allerheiligsten zu 20 Ellen angibt. Die Höhe wird von beiden zu 100 Ellen angegeben. An der Halle des T.s war ein Thor, 70 Ellen hoch, 25 Ellen breit, unverschlossen. Vor der Halle im Priestervorhof stand zunächst das Handfaß, dann der große Brandopferaltar. Das Heilige hatte einen Eingang mit zwei vergoldeten Thürflügeln, die 55 Ellen hoch und 16 Ellen breit waren. Er stand offen und hatte einen buntgewirkten babylonischen Teppich aus Byssus. Geräthschaften des Heiligen waren der 7armige Leuchter, der Schaubrodtisch, der Räucheraltar. Das Allerheiligste war ganz leer und wurde von dem Heiligen durch eine Thür mit Vorhang geschieden. Der T. stand mit der Unterstadt unmittelbar, mit der Oberstadt (Zion) durch eine Brücke in Verbindung u. wurde von der Burg Antonia, welche an der nordwestlichen Ecke des Tempelberges lag und von der ein unterirdischer Gang in den T. führte, beherrscht. Schon vor der Katastrophe des jüdischen Volkes hatte er zum Schauplatz von Gewaltthaten und Aufruhr gedient, und die östliche Halle desselben bei einem Volkstumulte einst nicht geringen Schaden erlitten. Im jüdisch-römischen Kriege war der T. die letzte Schutzwehr der Juden gegen die Feinde. Ein römischer Soldat warf Feuer in die Nebengebäude an der Nordseite, u. das ganze Prachtwerk ging in Flammen auf.

Tempelburg, Stadt in der preußischen Provinz Pommern, Regierungsbezirk Köslin, Kreis Neustettin, zwischen den beiden Seen Drazig und Czaplin, hat eine evangelische und katholische Kirche, Tuchweberei, Lohgerberei u. 3370 Einw.

Tempelherren (Templer, Tempelbrüder, Templarii), geistlicher Ritterorden, der, wie die der Johanniter und deutschen Ritter, zur Zeit der Kreuzzüge in Palästina entstand, indem einige Waffengefährten Gottfried von Bouillons, Hugo von Payens und Gottfried von St.-Omer 1118 mit sieben andern französischen Rittern zu einer Gesellschaft zusammentraten, und zwar zunächst zu dem Zwecke, die nach dem gelobten Lande wallfahrenden Pilger vor den Anfällen der Saracenen zu schützen. Sie legten in die Hände des Patriarchen von Jerusalem die Gelübde der Kirche ab, erwählten zu ihrem Oberhaupte (magister militiae) Hugo von Payens, erhielten vom König Balduin II. eine Wohnung in einem Theile des königlichen Palastes, der auf dem Platze des ehemaligen salomonischen Tempels erbaut war, und nannten sich nach ihm T. oder Templer (fratres militares templi, oder pauperes commilitones Christi templique Salomonis). Ihr Anfang war dürftig und klein. Balduin II. sorgte mit dem Patriarchen für ihre Kleidung, welche in einem weißen leinenen Mantel (seit 1146 mit einem 8eckigen blutrothen Kreuz) und in einem weißen leinenen Gürtel, welcher auf ihre Verpflichtung zur Keuschheit deuten sollte, bestand. Das Ordenssiegel, zwei Ritter auf Einem Pferde reitend, ist wohl mehr als Symbol ihres engen Freundschaft als ihrer Dürftigkeit anzusehen. Bald erfüllten sie das Morgen- u. Abendland mit ihrem Ruhme, und ihre Zahl wurde durch die tapfersten Ritter vergrößert. Papst Honorius II. ertheilte dem Orden seine Bestätigung auf der Synode zu Troyes 1127, schrieb die obengenannte Kleidung als förmliches Ordenskleid vor und konstituirte somit eigentlich den Orden, dessen Zweck erweitert ward, indem seinen Mitgliedern unter kanonischer Disciplin und mönchischer Ascese Kampf gegen die Ungläubigen zu Vertheidigung des heiligen Grabes zur Pflicht gemacht ward. Bernhard von Clairvaux entwarf die erste Ordensregel, welche den späteren Ordensstatuten (72 Artikel) zu Grunde lag. Die öffentliche, feierliche Bestätigung durch das Oberhaupt der Kirche, sowie der Ruf der Tugenden der ersten Ritter erwarben dem Orden schnell großes Ansehen. 300 Ritter folgten Hugo von Payens in den Orient, und die Dankbarkeit der Pilger, sowie die damalige Frömmigkeit, die gern in milden Stiftungen sich äußerte, brachten den Orden in Besitz großer Schätze und Reichthümer. Hugo von Payens war schon im Stande, viele feste Schlösser zu erbauen, und machte den Orden damit zu einem Hauptstützpunkt der abendländischen Macht im Orient. Hugo von Payens starb 1134. Bald nach seinem Tode fielen fast sämmtliche Ritter im Kampfe gegen die Saracenen. Indessen erholte sich der Orden schnell wieder, neue Ritter kamen hinzu und eigneten sich die alten Eigenschaften desselben an, zu seyn „ein Schrecken dem Feind, ein Muster von Kriegstugenden dem Abendländer“. In den Kämpfen mit den Saracenen standen sie stets im Vordertreffen und verrichteten Wunder der Tapferkeit. Die Päpste erkannten dies an und überhäuften den Orden mit Ehren und Privilegien. Die Bewunderung ihrer Tapferkeit verschaffte den T. bald große Besitzungen; schon 1244 besaß der Orden über 9000 wohlfundirte Balleien, Komthureien, Priorate u. Tempelhöfe. Die Einrichtung des Ordens war die gewöhnliche der Ritterorden. An der Spitze desselben stand der Großmeister, der fürstlichen Rang hatte und seine Befehle in Gottes Namen ertheilte. Ihm folgten die Großprioren, welche den Provinzen vorstanden, dann die Baillifs, Prioren oder Komthure. Außerdem werden als höchste Würdenträger genannt der Seneschall als Stellvertreter des Großmeisters, der Marschall

als Kriegsoberster, der Schatzmeister, dem die finanziellen Angelegenheiten übertragen waren, der Drapier, der für Kleidung sorgte, und der Turkopolier, der die leichte Reiterei oder die Knappen anführte. Die Mitglieder schieden sich in Ritter, Geistliche, welche eine weiße Kleidung hatten, und dienende Brüder, die eine graue und schwarze Kleidung trugen. Die Zahl der Mitglieder war unbeschränkt. Ein Noviziat gab es nicht, aber jeder Aufzunehmende mußte ritterlicher Abkunft, ehelicher Geburt, ohne körperliche Gebrechen und frei von anderweiten Gelübden seyn. Wiewohl die Großmeister bis gegen Ende des 12. Jahrhunderts sehr eigenmächtig verfuhren, so war die Verfassung des Ordens doch eigentlich eine aristokratische, in sofern die höchste Gewalt bei dem aus den Ordensobern und einigen berufenen Rittern zusammengesetzten Generalkapitel war, dessen Stelle jedoch meist das Kapitel zu Jerusalem einnahm. Ueberdies besorgte jedes größere Ordenshaus, an welches sich kleinere anschlossen, seine Angelegenheiten in einem eigenen Kapitel. Die ersten Großmeister behielten den Zweck des Ordens stets im Auge, ohne sich in ehrgeizige Pläne einzulassen, u. begründeten eine sehr strenge Kriegszucht, welche fortdauerte, so lange der Orden bestand. Im J. 1151 befreiten die T. Jerusalem von den bereits eingedrungenen Schaaren Nureddins; 1154 versuchte der vierte Großmeister, **Bernhard von Tremelay**, die Eroberung des von den Kreuzfahrern belagerten Askalon allein mit 40 Rittern, fiel aber mit seinen Gefährten nach heldenmüthigem Kampfe als Opfer seines Ehrgeizes und seiner Habsucht; denn wer damals zuerst in eine belagerte Stadt eindrang, erhielt deren Besitz und das Recht, sie zu plündern. Die Habsucht riß nämlich schon früh unter den T. ein und schadete der Sache der Christenheit eben so sehr, als ihr ihre Tapferkeit nützte. Trotz dem blieben die Päpste ihnen günstig, wie Alexander III. den Orden der Gerichtsbarkeit der Patriarchen und Bischöfe enthob und unmittelbar unter päpstliche Autorität stellte. So nach außen gehoben, nach innen mit großen Geldquellen versehen, erhob sich der Orden bald zu einer bedeutenden politischen Macht. Der Großmeister stellte sich den souveränen Fürsten gleich, der Orden selbst wurde schon für einen Staat angesehen. Seine Streitkräfte ergänzten sich schnell, indem aus den Tempelhäusern im Occident erfahrene Krieger herbeigezogen wurden. Diese Häuser wurden errichtet in den Besitzungen, die ihm geschenkt und später Komthureien genannt wurden, und in ihnen hielt sich immer eine Anzahl von Rittern auf, da im Orient stets nur ein Theil derselben verweilte. Unter dem Großmeister **Odo de St.-Amand** erweiterte der Orden seine Macht noch mehr; der Großmeister unterhandelte als souveräner Fürst ganz auf weltliche Weise, wobei natürlich die Zwecke und Ziele des Ordens mehr und mehr vergessen werden mußten. Damals begannen auch die Streitigkeiten mit den Johannitern, welche bald einen so feindseligen Charakter annahmen, daß beide Orden sogar gegen einander zu den Waffen griffen und erst auf päpstliche Mahnung Frieden schlossen. St.-Amands Nachfolger im Großmeisteramte vermochten trotz der reichen Hülfsquellen des Ordens der sinkenden Macht der Christen im Orient nicht mehr aufzuhelfen. Wiewohl aber ihre dortigen Besitzungen, wie die Eroberungen der Christen im gelobten Lande überhaupt, den Saracenen nach und nach anheimfielen, so blieb der Orden doch noch so reich und mächtig, daß der Großmeister **Robert de Sabloil (Sablé)** dem König Richard die Insel Cypern abkaufen konnte, die er aber bald dem König Veit von Lusignan überließ, der anstatt seines verlorenen jerusalemitischen ein cypriotisches Königreich bildete. Der Orden der T. hatte nach dem dritten Kreuzzuge seinen Sitz in Akkon genommen; später verlegte er ihn auf eine Burg am Meere, nicht weit von Cäsarea, welche, das Pilgerschloß genannt, durch ihre Festigkeit bekannt war. Bis 1228 waren die T. in Palästina ziemlich unthätig. Sie kämpften während dieser Zeit in Spanien gegen die Mauren, namentlich zwischen 1209—12, und suchten ihre Besitzungen im Occident zu vermehren. Als 1228 Kaiser Friedrich II. seinen Kreuzzug unternahm, wurden die Ritterorden auf Veranlassung der Päpste gegen ihn aufgeregt, und namentlich war es der Orden der T., welcher gegen ihn agitirte. Ja, es wird den Rittern nachgesagt, daß sie den Kaiser an den Sultan hätten verrathen wollen. Friedrich zog dafür aus Rache ihre Güter in Sicilien ein. Bald darauf beginnen wieder die Fehden der T. mit den Johannitern, welche erst 1244 endigten, als die Saracenen die T. sammt dem übrigen Christenheere bei Gaza entscheidend aufs Haupt schlugen, wobei der Großmeister **Hermann von Perigord** nebst dem ganzen Konvent und 300 Reitern blieb. Dennoch erholte sich auch jetzt der Orden wieder so schnell, daß er dem König Ludwig dem Heiligen von Frankreich auf seinem Kreuzzug 1249 eine große Streitmacht unter dem Großmeister **Wilhelm de Sonnac** zusenden konnte. Der König nahm Damiette und drang unvorsichtig vor. Vergebens warnte der Großmeister; deshalb der Feigheit und Verrätherei beschuldigt, wollte derselbe seine und seines Ordens Ehre retten und stürzte sich wüthend auf die Feinde. Diese wichen, aber der Christen Heer ward getrennt, die Saracenen benutzten diese Blöße, und von allen Seiten umringt, fiel der Großmeister mit vielen seiner Ritter im Kampfe. Von nun an verrichtete der Orden wenig Thaten mehr gegen die Ungläubigen. Dafür beschäftigte ihn desto mehr die Ausbreitung seiner Macht und seine innere Organisation. Auch schied sich der Orden damals nach Zungen. In diese Zeit fallen auch die ersten nachtheiligen Gerüchte über die T., zu welchen ihr oft räthselhaftes Benehmen gegen die übrigen Christen in Palästina, sowie ihre heimlichen Verbindungen mit den Saracenen Veranlassung gaben. Nachdem Akkon, das letzte Bollwerk der Christen im heiligen Lande, 1291 in die Hände der Saracenen gefallen, wobei der Großmeister **Wilhelm von Beaujeu** mit vielen Rittern nach heldenmüthigem Kampfe fiel, ward der Sitz des Großmeisterthums nach Cypern verlegt. Im J. 1297 wurde **Jakob von Molay** zum Großmeister gewählt, der noch einmal 1300 auf einer

in Cypern ausgerüsteten Flotte die Saracenen in Syrien angriff, allein ohne Erfolg. Bald mußten die T. darauf denken, sich gegen die Angriffe ihrer Glaubensgenossen zu vertheidigen. Lange schon waren die Fürsten auf die Macht des Ordens der T. eifersüchtig gewesen, welcher jetzt, nachdem er nach dem Verluste Palästina's seinem ursprünglichen Zwecke nicht mehr entsprach, den Päpsten zu einer starken bewaffneten Macht dienen konnte. Aber auch seine Schätze reizten die Habsucht der Fürsten, besonders die Philipps IV., des Schönen, Königs von Frankreich, der nur eine Gelegenheit suchte, dem Orden die Gunst und den Schutz des Papstes zu entziehen. Er benutzte daher die üblen Gerüchte und Beschuldigungen, die gegen die T. im Umlauf waren, um darauf eine Anklage des Ordens zu begründen. Die geheimnißvollen Gebräuche bei der Aufnahme, die spätere Großmeister eingeführt hatten, waren eine Hauptanklage. Es ging darüber das Gerücht, daß der Aufzunehmende auch noch das Götzenbild Baffomet (Baphomet) anbeten müßte. Ferner wurden die T. der Verleugnung Christi, der Verspottung des Heiligsten, z. B. des Abendmahls, unnatürlicher Wollust, der Zauberei ꝛc. beschuldigt. Nun hat zwar der Orden in der That die Sache des Christenthums seiner Selbstsucht oft aufgeopfert; auch mögen einzelne Ritter unnatürlichen Lastern gefröhnt haben; ein der Kirche feindseliger Geist scheint den Orden beseelt zu haben, und einzelne Komthureien mögen in der That morgenländisches Zauberwesen aufgenommen haben; aber vollständige Beweise für dies Alles lagen nicht vor, und es waren meist abtrünnige oder ausgestoßene Brüder, die diese Beschuldigungen vorbrachten. Schon Papst Bonifacius VIII. nahm Partei gegen den Orden; aber erst unter Klemens V. wurde gerichtliche Anklage gegen die T. erhoben. Am 13. Okt. 1307 wurden die T. in Frankreich mit ihrem Großmeister, den Philipp von Cypern 1306 nach Paris zu locken gewußt hatte, verhaftet, die Verhaftung aber geheim gehalten. Gleichzeitig begann die Einziehung ihrer Güter. Der Erzbischof von Sens, Beichtvater des Königs, trat an die Spitze der Inquisitoren. Das Verfahren dieser Inquisitoren war voll Unrechtlichkeiten nach den Grundsätzen des damaligen und eines jeden Rechtes. Man warf die Ritter auf die Folter, erpreßte unter den furchtbarsten Martern von den durch lange Haft gebeugten Männern Geständnisse, die als unverwerfliche Beweise der Strafbarkeit aller Mitglieder angesehen wurden. Der Prozeß dauerte bis zum 5. Juni 1311. Noch vor dem Schluß der Akten ließ Philipp 54 Ritter verbrennen (den 12. Mai 1310), weil die Folter ihnen kein Geständniß abgepreßt hatte. Klemens V. hob den Orden auf der Kirchenversammlung zu Vienne den 3. April 1312 durch eine Bulle auf. Der Großmeister des Ordens, Jakob von Molay, wurde mit dem 80jährigen Großprior Guido von der Normandie und mehren anderen Rittern auf einer Insel der Seine zu Paris am 19. März 1314 auf des Königs Befehl, weil er Geständnisse, die als die seinigen bekannt waren, öffentlich zurückgenommen, bei langsamem Feuer verbrannt, nachdem er seine Unterdrücker, Philipp IV. u. Klemens V., binnen Jahresfrist vor Gottes Gericht geladen hatte. Beide starben auch wirklich noch 1314. Die Güter der T. sollten nach der Bulle des Klemens von 1312 den andern Ritterorden zufallen; in Frankreich jedoch hielt der König den Lohn seiner Blutschuld möglichst fest. Die Johanniter erhielten die meisten Güter; die Schätze an Geld und die Kleinodien wurden zu einem Kreuzzuge bestimmt; beträchtliche Summen behielt sich der Papst vor. In Spanien wurde von den Gütern ein neuer Ritterorden, der Orden von Calatrava, gestiftet; die T. selbst wurden zwar für unschuldig erklärt, z. B. auf der Synode zu Salamanca, aber trotzdem vertrieben. Gleiches geschah in England und auf Cypern. In Deutschland wurden nur an einigen Orten Untersuchungen angestellt; in Böhmen, wohin die T. schon seit 1232 sich gezogen hatten, gar keine. Da aber der Befehl der Auflösung des Ordens vollzogen werden mußte, so erhielten die Johanniter die Güter der T. An manchen Orten hielten sie sich bis 1319. Der Markgraf Waldemar von Brandenburg gab ihre Güter 1318 den Johannitern. Auf einer Synode zu Mainz 1310 wurden sie für unschuldig erklärt. Die T. erhielten, außer ihrem Leben und ihrer Freiheit, meist auch lebenslänglichen Unterhalt. Viele von ihnen traten in den Johanniterorden. In Paris bestand der Orden im Geheimen eine Zeit lang fort. Eben so hob der König Dionys von Portugal den Orden nicht auf, sondern gab ihm nur einen neuen Namen, den des Christusordens. Auch nach Schottland flohen einige T. und sollen unter dem Namen Ritter von der Distel den Orden fortgeführt haben. Ganz ohne Grund hat man die Freimaurerei mit dem Orden der T. in Verbindung gebracht. Namentlich bemühten sich die Jesuiten, das seit Ende des 17. Jahrhunderts aufsuchende Freimaurerwesen mit dem alten Templerorden in Verbindung zu bringen und in diesem Sinne mysteriöse Gaukeleien einzuführen, um den Bund in katholisch-hierarchischem Sinne zu lenken. Der Sitz dieses Systems war besonders das Jesuitenkollegium Clermont in Paris, von wo es auch in den deutschen Logen Eingang fand, bis sich 1782 eine Versammlung der angesehensten deutschen Freimaurer zu Wiesbaden davon lossagte. Von Clermont ging auch der neue Templerorden in Frankreich aus, der seine Geschichte unmittelbar an Jakob von Molay anknüpfen wollte. Die Bewahrung des ritterlichen Geistes und das Bekenntniß eines aufgeklärten, in der Zeitphilosophie wurzelnden Deismus waren die Haupttendenzen dieses neuen Bundes, dem die ersten Personen des Hofes und der pariser Noblesse beitraten. Nachdem derselbe in den Stürmen der Revolution sich aufgelöst hatte, sammelte in den letzten Jahren das Direktorium seine Trümmer wieder, und man suchte nun dem Bunde eine politische Richtung zu geben. Napoleon sah diese Templerspielerei nicht ungern, weil sie die Verschmelzung seines neuen Adels mit der alten Noblesse zu befördern schien. Man ging so weit, 1808 den Todestag Molay's mit großem Pomp in Paris öffentlich zu feiern. Bald aber erhoben sich im Schooße des Ordens lächerliche Streitigkeiten, die man

1811 durch Abfassung eines neuen Statutenbuchs beizulegen suchte. Die Restauration sah den aufgeklärte Tendenzen verfolgenden Bund mit argwöhnischen Augen an, und namentlich wirkten ihm die Jesuiten am Hofe entgegen. Dessen ungeachtet bestand derselbe fort und konnte sogar daran denken, den Zweck des alten Templerordens, den Kampf gegen die Ungläubigen, wieder aufzunehmen, zu welchem Behufe er eine Insel im Mittelmeere in seinen Besitz bringen wollte. Die Philhellenenvereine fanden an den neuen Templern daher eifrige Theilnehmer. Nach der Julirevolution trat der Orden in Paris wieder öffentlich hervor, und zwar jetzt als die ursprüngliche christliche Kirche, weshalb sich die Mitglieder Chrétiens catholiques primitifs nannten. Nach ihrer Lehre ist eine Uroffenbarung, in griechischen und ägyptischen Mysterien fortgepflanzt, aus diesen von Moses geschöpft, von Jesus erneut, dem Johannes, als dem Haupte der Kirche, und seinen Nachfolgern, den Großmeistern des Tempels, übertragen worden. Diese sollen nach der Aufhebung des Templerordens in ununterbrochener Reihe fortbestanden haben und der Nachfolger Molay's Larmenius gewesen seyn, der die Geheimnisse des Ordens weiter vererbt hätte. Der Orden besaß ein nach jener Lehre eingerichtetes „Johannisevangelium", das möglicherweise aus dem 14. Jahrhundert stammen kann. Außerdem verwarf er Alles in der Bibel, was gegen die Vernunft streitet, da die Uroffenbarung nichts Anderes, als eine gewöhnliche Vernunftreligion sey, nahm nur 3 Sakramente an, Taufe, Eucharistie und Priesterweihe, hatte mit dem Katholicismus nichts Anderes gemein; als eine prunkvolle Hierarchie, und trat mit der Absicht hervor, die katholische Kirche zu stürzen. Die Mitglieder trugen wie die alten T. eine weiße wollene Tunika mit rothem Kreuze auf der Brust, einen ähnlichen Mantel und Schwerter. Auch sprachen sie von Komthurhäusern in Asien und Afrika, ohne sie wirklich im Besitz zu haben. Ein Theil der geheimen Schriften des Ordens wurde in dem „Leviticon" (Paris 1831) herausgegeben. Später, vor Ausbruch der Julirevolution, wollte der Orden aus politischen Zwecken den Herzog von Orléans zum Großmeister wählen, der jedoch die Wahl nicht annahm. Der Orden hörte 1837 zu bestehen auf. Vgl. Pet. Dupuy, Histoire de la condamnation des Templiers, Paris 1650 u. ö.; Moldenhauer, Prozeß gegen den Orden der T. rc., Hamburg 1792; Münter, Statutenbuch des Ordens der T., Theil 1, Berlin 1794; Wilcke, Geschichte des Tempelherrenordens, Leipz. 1826—35, 3 Bde.; Havemann, Geschichte des Ausgangs des Tempelherrenordens, Stuttgart 1847.

Tempelraub (sacrilegium), Entwendung der Heiligthümer eines Tempels. Die Lex Julia hatte für solche Verbrechen das Exil, spätere Gesetze setzten die Todesstrafe darauf.

Tempera, eigentlich jede Flüssigkeit, mit welcher der Maler die trockenen Farben vermischt, um sie mittelst des Pinsels auftragen zu können; dann insbesondere jene fast das ganze Mittelalter hindurch angewendete Art der Malerei, bei welcher die Farben mit verdünntem Eigelb und Leim von gekochten Pergamentschnitzeln vermischt wurden (peinture en détrempe). Der Glanz, den einige ältere a tempera gemalte Bilder zeigen, rührt wahrscheinlich von einem Wachse her, das, in einem ätherischen Oel aufgelöst, als eine Art Firniß angewandt wurde. Noch die altkölnische Schule hat mit dieser Malerei ein schönes, hier und da glühendes Kolorit erzielt. Erst die von den van Eyck erfundene oder doch wesentlich verbesserte Oelmalerei verdrängte die T. um die Mitte des 15. Jahrhunderts allmählig aus allen deutschen Malerschulen. In Italien hielt sie sich etwas länger, bis auch hier seit 1500 die Oelmalerei allgemeine Anwendung fand.

Temperament (v. Lat.), die von gewissen Beschaffenheiten der leiblichen Komplexion und Konstitution abhängige Art und Weise, wie unmittelbar das Gemüth und in Folge davon mittelbar der Wille und die Thatkraft erregt und bestimmt werden. Obwohl auf der Eigenthümlichkeit des T.s die ganze geistige Individualität eines jeden Menschen zum Theil mit beruht, so tritt dieselbe doch keineswegs überall mit gleicher Klarheit und Bestimmtheit hervor, sondern es kommen hier sowohl die Abstufungen in dem Grade der ursprünglichen Energie des T.s, als auch noch viele andere Bedingungen in Betracht, welche entweder in Uebereinstimmung mit der Temperamentseigenthümlichkeit, oder im Widerstreit mit derselben auf die Gemüthsbeschaffenheit einwirken. Deshalb ist es nicht selten schwer oder unmöglich, dem Einzelnen nach den Kennzeichen, welche bei ihm zum Vorschein kommen, ein bestimmtes T. anzuweisen, während in anderen Fällen die Temperamentsbestimmtheit des Individuums sofort in die Augen springt. Die gebräuchlichen Namen der T.e, das sanguinische, melancholische, cholerische und phlegmatische, denen man im Deutschen die Ausdrücke das leicht-, schwer-, warm- und kaltblütige an die Seite gestellt hat, deuten auf die alte, wahrscheinlich zuerst von Galenus aufgestellte Meinung hin, daß die Mischung (temperamentum) der flüssigen Theile des Körpers in vierfacher Weise nach den damals angenommenen vier Hauptarten jener, dem Blut, der gelben Galle, der schwarzen Galle und dem Schleim, physische Verschiedenheiten unter den Menschen begründe. Nach Heinroth soll das Vorwalten des Lymph- und Drüsensystems das phlegmatische (lymphatische), das des Venensystems mit der Leber das melancholische (venöse), das des Arterien- und Lungensystems das sanguinische (arteriöse) und das des Nerven-, namentlich des Cerebralsystems das cholerische (nervöse) T. begründen. Dem sanguinischen (leichtblütigen) T. kommt die leichte und schnelle Erregbarkeit zwar lebhafter, aber weder starker, noch inniger und tiefer Gemüthsempfindungen zu. Die Nachwirkung derselben hält nicht lange an; daher wird die Thatkraft wohl häufig, aber nur flüchtig angeregt, und es bieten sich die zum Handeln treibenden Motive in raschem Wechsel dar. Da die Eindrücke nicht tief sind und nicht lange nachwirken, so ist der Sanguiniker nicht zu dauerndem Mißmuth geneigt, sondern zeigt vielmehr einen leichten, für wechselnde Eindrücke empfänglichen Sinn, ist der Zerstreuung und Erheiterung

vorzugsweise zugänglich und mehr zu heiterem Scherz, als strengem Ernst, mehr zum Genusse der Gegenwart, als zur Sorge für die Zukunft geneigt. Das melancholische (schwerblütige) T. zeigt sich in schwerer und langsamer Erregbarkeit der Gemüthsempfindungen, die aber mit starkem, tiefem, innigem und dauerndem Gefühl verbunden ist. Daher findet hier keine schnelle Abwechslung der Empfindungen Statt, aber die einmal vorhandenen greifen desto tiefer in das ganze Leben ein. Der Melancholiker ist daher beständig, zuverlässig u. treu, aber dabei bedenklich, argwöhnisch u. verschlossen, nicht für augenblickliche Entrüstung, aber für lange nachwirkende Kränkung empfänglich. Weil er sich nicht leicht über Bedenklichkeiten und Schwierigkeiten hinwegsetzen kann, in seiner Erwartung des Kommenden zu Besorgniß geneigt u. für Zerstreuung wenig zugänglich ist, so herrscht in ihm nicht die heitere, sondern die entgegengesetzte Stimmung vor. Dem cholerischen (warmblütigen) T. ist die schnelle Erregbarkeit feurigee, lebhafter, starker und tiefer Empfindungen und verhältnißmäßige Einwirkung derselben auf die Thatkraft eigen. Daher zeigt sich der Choleriker in seinen Handlungen wie in seinen Gefühlen kräftig und rasch, ohne jedoch Ausdauer zu beweisen. Er entschließt sich bald und schreitet sogleich zur Ausführung seines Entschlusses, wobei er Schwierigkeiten, Anstrengung und Gefahr nicht scheut. Von heftigen Affekten u. Leidenschaften, namentlich des Ehrgeizes, der Liebe und des Hasses läßt er sich leicht hinreißen, wie er auch vorzugsweise des Enthusiasmus fähig ist. Das phlegmatische (kaltblütige) T. endlich theilt mit dem melancholischen die langsame und schwere Erregbarkeit und die Dauer der Seelenstimmungen, doch gelangen letztere bei ihm nicht zu der großen Stärke und Innigkeit, wie bei jenem. Die Einwirkung des Gefühls auf die Thatkraft ist daher weder rasch, noch heftig, dafür aber in der Regel anhaltend. Leidenschaftlichkeit und Begeisterung ist diesem T. fremd, ebenso die Neigung zu rascher That, dagegen begünstigt es Gleichmuth, Geduld, Gemüthsruhe und Besonnenheit. In seinen Geschäften liebt der Phlegmatiker eine geordnete, regelmäßige, gleichförmige und gemäßigte Thätigkeit. Diesen geistigen Verschiedenheiten pflegen in der Regel gewisse körperliche Beschaffenheiten zu entsprechen. Der Sanguiniker ist gewöhnlich rothblütig, warm, blühend und beweglich; der Melancholiker mager, schwarzblütig, kalt und langsam; der Choleriker braun, fest, nicht fett; der Phlegmatiker fett, gedunsen, bleich. Temperamentstugenden und Temperamentsfehler sind dem Obigen gemäß solche Tugenden und Fehler, zu welchen der Mensch schon vermöge seines T.s disponirt ist, wie z. B. die Verträglichkeit eine Temperamentstugend des phlegmatischen, Jähzorn ein Temperamentsfehler des Cholerikers ist. Vgl. Dirksen, Die Lehre von den T.en, Nürnb. 1804.

Temperantia (sc. remedia, lat.), Mittel, welche gegen vorwaltende Schärfe und Säure, sowie gegen Aufregung im Blutgefäßsystem gerichtet sind, z. B. kohlensaure Magnesia, Weinstein, Salpeter.

Temperatur (v. Lat.), die fühlbare Wärme eines Körpers, im Gegensatz zu der latenten und specifischen Wärme (s. d.), oder der Zustand, den diese fühlbare und daher vom Thermometer angezeigte Wärme an dem Körper selbst bewirkt. Unter der mittleren T. eines Orts versteht man die durchschnittliche T., die sich als Mittel aus mehre Jahre hindurch täglich zu bestimmten Stunden gemachten Beobachtungen ergibt und die nach der Höhe des Orts über der Meeresfläche, nach seiner Polhöhe u. nach sonstigen lokalen Verhältnissen sich ändert. Die niedrigste T., welche jemals von einem Thermometer in der Luft angezeigt worden ist, beträgt — 40° R., die höchste außerhalb der direkt auffallenden Sonnenstrahlen beobachtete 36,2°. In der Tonkunst versteht man unter T. bei der Tonleiter die Abweichung von der eigentlichen mathematischen Reinheit der Töne, mittelst welcher man bewirkt, daß ein Ton nicht allein in Beziehung auf einen gewissen Grundton, sondern auch in jedem Verhältniß zu jedem andern Ton mit diesem zusammenstimmt.

Tempesta oder **Cavalier Tempesta** (d. h. Ritter Sturm), Beiname des durch seine Seestücke berühmten holländischen Malers Pet. de Molyn (auch Petrus Mulier oder de Mulieribus genannt), der, 1637 in Haarlem geboren, besonders in Rom einen berühmten Namen gewann u. deshalb auch unter den Meistern der römischen Schule aufgeführt wird. Er kam in den Verdacht, daß er sein Weib habe umbringen lassen, und † 1701 zu Mailand im Gefängniß. Seine Seebilder geben die empörte Natur in höchster Treue wieder u. haben weit größeres Aufsehen gemacht, als seine anderen Bilder.

Tempio, Flecken auf der Insel Sardinien, nordöstlich von Sassari, mit Kollegiatstift, Piaristenkollegium, einigen Klöstern, Weinbau und 10,000 (7000) Einw.; Residenz des Bischofs von Ampurias.

Tempiren, in der Artillerie die Brennzeit des Zünders für Hohlgeschosse nach ihrer Flugzeit so bestimmen, daß die Entzündung der Sprengladung unmittelbar nach dem Aufschlage des Geschosses erfolgt, geschieht sowohl durch die Wahl eines langsamern od. schnellern Zündersatzes, als durch die größere od. geringere Länge der Brandröhren. Es ist dabei zu beachten, daß langsame Sätze nicht immer sicher zünden, schnelle dagegen bei großen Flugzeiten zu lange Zünder erfordern.

Temple (le Temple), ehemals ein großes Gebäude in Paris, welches als Gefängniß Ludwigs XVI. und seiner Familie geschichtlich denkwürdig ist. Es war ursprünglich ein Ordenshaus der Tempelherren und 1222 erbaut. Nach Aufhebung des Ordens ließ es sich Philipp der Schöne 1312 zur Residenz einrichten, überließ es jedoch bald den Johanniterrittern. Nach Aufhebung der Orden in der Revolution ward es in ein Staatsgefängniß verwandelt. Im J. 1816 stiftete die Prinzessin von Bourbon-Condé darin ein Nonnenkloster, bei welcher Gelegenheit das Zimmer, worin Ludwig XVI. gefangen gesessen, zu einem Betsaal eingerichtet ward. Jetzt führen noch von dem Gebäude eine Straße, ein Boulevard und eine Vorstadt den Namen.

Temple, Sir William, ausgezeichneter

englischer Staatsmann und politischer Schriftsteller, geb. 1628 zu London, aus einer alten Familie stammend, studirte in Cambridge u. bereiste dann 6 Jahre lang den Kontinent. Unter Cromwell jede öffentliche Anstellung ablehnend, ward er nach der Restauration 1660 zum Mitglied der irischen Konvention gewählt und zog als solches durch seinen Widerstand gegen die Kopfsteuerbill die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich. Im Jahre 1661 wurde er zum Mitglied des irischen Parlaments für die Grafschaft Carlow gewählt und 1662 zu einem der königlichen Kommissäre desselben ernannt. Im Jahre 1665 nach dem Ausbruche des Krieges mit den Niederlanden in geheimer Sendung nach Münster geschickt, um den dortigen Bischof in den Bund gegen die Holländer zu ziehen, gelang ihm dies so wohl, daß ihm Karl II. die Baronetswürde verlieh und ihn zum Residenten in Brüssel machte. Als 1667 den spanischen Niederlanden von Seiten Frankreichs Gefahr drohte, schloß er im Haag mit Holland das durch Schwedens Beitritt zur Tripleallianz erweiterte Bündniß ab und vermittelte dann als außerordentlicher Gesandter in Aachen den am 2. Mai 1668 zwischen Frankreich und Spanien geschlossenen Frieden. Seine hierbei bewiesene diplomatische Geschicklichkeit hatte seine Ernennung zum ordentlichen Gesandten im Haag zur Folge. Inzwischen hatte sich aber Karl II. durch Frankreichs Einfluß gegen die Tripleallianz einnehmen lassen, und T. ward beauftragt, auf den Bruch mit Holland hinzuwirken. Dies verweigerte er aber und zog sich auf sein Gut Sheen bei Richmond in Surrey zurück, wo er seine „Observations on the United Provinces of the Netherlands“ und einen Theil seiner „Essays“ schrieb. Als Karl II. sich 1673 genöthigt sah, den ungerechter Weise gegen die Niederländer begonnenen Krieg aufzugeben, erhielt T. die Mission, mit dem spanischen Gesandten zu London zu unterhandeln, und ward dann von Neuem nach dem Haag gesandt, wo er den Frieden anbahnte, der 1676 zu Nimwegen abgeschlossen ward u. die folgenreiche Vermählung zwischen dem Prinzen von Oranien und der englischen Prinzessin Maria zu Stande brachte. Im Jahre 1679 ward er nach London zurückberufen, um die Stelle eines Staatssekretärs zu übernehmen, wozu es jedoch seinem Wunsche gemäß nicht kam. Da inzwischen die Erbitterung der Parteien aufs Höchste gestiegen war, so schlug T. dem Könige vor, einen Staatsrath aus 30 Personen zu ernennen, welche das Vertrauen beider Parlamentshäuser besäßen und das bisherige, wegen seiner wankelmüthigen Politik ganz in Mißkredit gekommene Kabinet ersetzen sollten. Indessen half das Mittel nur kurze Zeit. In der folgenden Sitzung des Parlaments, in welche T. für die Universität Cambridge gewählt ward, erklärte er sich auf das Entschiedenste gegen die beabsichtigte Ausschließung des katholischen Herzogs von York von der Thronfolge, aber auch gegen die Auflösung des Parlaments, welche Karl II. 1681 verfügte, und verlor deshalb seine Stelle im Staatsrath. Unzufrieden mit dieser ganzen trostlosen Politik, gab T. auch seinen Sitz im Parlament auf, als dasselbe 1682 zu Oxford wiederzusammentrat, u. zog sich nach Sheen zurück, mit dem Entschlusse, allen Staatsangelegenheiten von nun ab gänzlich fern zu bleiben. Als nach Jakobs Sturz Wilhelm von Oranien, T.'s früherer Gönner, zur Regierung kam, sollte T. wieder als Staatssekretär in die Verwaltung treten, allein er schlug es, seines Alters wegen, aus. Er † 1698. Seine durch Form und Inhalt ausgezeichneten „Works“ erschienen London 1750 und 1844 in 2 Bänden. Swift gab seine „Memoirs“ (Lond. 1709, 2 Bde.) und „Letters“ (das. 1702, 2 Bde.) heraus. Vgl. Luden, T.'s Biographie, Gött. 1808; Courtenay, Memoirs of the life, works and correspondence of Sir W. T., Lond. 1836, 2 Bde.

Templer, s. v. a. Tempelherren.

Templin, Kreisstadt in der preußischen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, am gleichnamigen See, hat Mauern, 2 evangelische Kirchen, ein Hospital, Tuch-, Leinwand-, Woll- und Baumwollweberei, Gerberei, Branntweinbrennerei, Holzhandel und 3350 Einw. Hier beginnt der Templinerkanal, der 1745 zum Transport des Holzes, Torfs und Getreides nach Berlin aus dem lebautschen See durch mehre Seen und die faule Havel in die eigentliche Havel geführt wurde. Seine Länge beträgt $4\frac{3}{4}$ Meilen.

Tempo (italien.), in der Musik das Zeitmaß, der Grad der Schnelligkeit, in welchem ein Tonstück, gemäß dem Charakter und Inhalt desselben, vorgetragen werden soll. Während die Notengeltung die Länge und Kürze der Töne u. Pausen nur relativ festsetzt, bestimmt die Angabe des T. den absoluten Werth der Note, indem dadurch gesagt ist, den wievielsten Theil einer Sekunde &c. eine Taktnote, Viertel &c. einnehmen soll. Man hat dafür zweierlei Bezeichnungsarten, eine mathematisch präcise durch den Taktmesser (s. d.) und eine ungefähre durch eine ziemlich große Anzahl technischer Ausdrücke, die das Treffen des rechten Zeitmaßes mehr dem richtigen Gefühl und dem Geschmack überläßt und deren Bedeutung sich traditionsweise in der musikalischen Welt erhalten hat. Die verschiedenen Abstufungen des T. lassen sich auf fünf zurückführen, deren untergeordnete Grade wieder in einander überführen. Diese fünf Hauptgrade sind das sehr langsame T., bezeichnet durch Largo assai, Largo, Grave, Adagio, Lento &c.; das mäßig langsame T.: Larghetto, Andante, Andantino, Sostenuto; das mittlere T.: Andante con moto, Allegretto, Moderato; das lebhafte T.: Allegro, con brio, animato, vivace; das sehr schnelle T.: Allegro assai, Presto, Prestissimo &c.

Temporalien (bona temporalia, praebendae temporales), alle mit der Verwaltung eines bestimmten kirchlichen Amts verbundenen Einkünfte an Geld, Naturalien und sonstigen Gefällen, im Gegensatz zu den Spiritualien, den eigentlichen geistlichen Funktionen. Vgl. Pfründe, Präbende.

Tempora mutantur et nos mutamur in illis (lat.), die Zeiten ändern sich und wir verändern uns in ihnen, zum Sprüchwort gewordener Hexameter, wofür häufig auch bloß Tempora mutantur gesagt wird.

Tempus (lat., Plur. tempora), im Allgemeinen die dem Begriffe der Thätigkeit nothwendig anhaftende Zeitbeziehung, welche im Verbum

unmittelbar ihren Ausdruck mit finden muß, da jede Lebensäußerung oder Thätigkeit an die Zeit gebunden ist; dann jeder einzelne Ausdruck einer Zeitbeziehung am Verbum. Der Zeitbegriff drängt sich dem Betrachter einer Thätigkeit in doppelter Weise auf, nämlich in Beziehung auf die Thätigkeit selbst, in welchem Falle wir nur vollendete (actio perfecta) und unvollendete (actio infecta) Handlung unterscheiden können, und in Beziehung auf den Betrachter, für welchen die Handlung eine vergangene, gegenwärtige oder zukünftige ist. Die indogermanischen Sprachen unterscheiden durchgehends drei Haupttempora, Praeteritum, Praesens, Futurum, welche einfach das Zeitverhältniß des Ereignisses zu dem Sprechenden ausdrücken und daher Tempora absoluta heißen; als drittes, etwas ferner liegendes Moment in der Betrachtung des Zeitbegriffes ziehen sie aber die Zeitbeziehung der Begebenheiten unter einander mit herein, wodurch in ihnen die Actio infecta u. perfecta nicht mehr absolut, sondern relativ als Gleichzeitigkeit oder Ungleichzeitigkeit erscheint. Danach würden zu jenen drei Tempora absoluta noch je zwei Tempora relativa kommen. Da indeß ihre Unterscheidung theilweise unnöthig ist, so hat man nur der absoluten Vergangenheit als relative Formen das T. der Gleichzeitigkeit (Imperfectum) und der Ungleichzeitigkeit (Plusquamperfectum) und der absoluten Zukunft nur das T. der Ungleichzeitigkeit (Futurum exactum) beigefügt. Hie und da hat sich das Bedürfniß fühlbar gemacht, Scheidungen eintreten zu lassen, namentlich in Bezug auf die Vergangenheit. So hat das Griechische seinen Aorist hinzugefügt, zum Ausdruck des einfachen vergangenen Zeitmomentes, ohne Rücksicht auf absolute oder relative Dauer. Außer jener Eintheilung der Zeitformen in Tempora absoluta und relativa, welche die Betrachtung der Zeitbeziehung ergeben hat, theilt man in syntaktischer Beziehung die T. in Haupttempora (T. absoluta) und historische T. (T. historica), eine Unterscheidung, welche für die Consecutio temporum, d. h. für die Bestimmung der in abhängigen Sätzen anzuwendenden Zeiten, namentlich im Lateinischen von Bedeutung ist. In Bezug auf die Bildung der Zeitformen unterscheidet man Stamm- und abgeleitete Zeiten (T. primitiva und derivata), in den formenreichen alten Sprachen besonders wichtig, und einfache und zusammengesetzte Zeiten (T. simplicia und composita), d. h. Zeiten, die durch einfache Ableitung mit Endungen oder Veränderungen am Stamme, oder solche, die durch Hülfszeitwörter gebildet werden, für die neueren Sprachen von größerer Bedeutung, als für die klassischen, da die letzteren bei ihrer organischen Durchbildung der Hülfszeitwörter weniger bedurften.

Temulentia (lat.), Trunkenheit.

Tenaille (franz.), eigentlich Zange; in der Fortifikation ein vor dem Ravelin liegendes Werk mit einem ausspringenden Winkel, daher auch tenaillirte Befestigung, Zangenwerk, die Art der Befestigung, wo die Form des Hauptwalles bloß aus einer gebrochenen Linie mit abwechselnd ausspringenden und eingehenden Winkeln besteht und aller Bastionen entbehrt. Dies System, welchem das Bastionssystem gegenübersteht, ist bis jetzt meist nur bei der Feldfortifikation angewendet worden. Als Grundsatz wird dabei festgehalten, daß die ausspringenden Winkel nicht unter 60°, die eingehenden dagegen zwischen 90° und 110°, besser nur zwischen 95° und 105° liegen dürfen. Namentlich ward das System von Montalembert ausgebildet, welcher es für das einzig zulässige erklärte. Auch Carnot gründete sein neues Befestigungssystem darauf. Vgl. Kriegsbaukunst. **Tenaillons** (Brillen, Lunetten) sind Deckwerke in Form eines ausspringenden Winkels mit ungleich langen Schenkeln, welche zuweilen vor den Façen der Ravelins angelegt werden. Die kürzeren Façen der Tenaillons liegen in der Verlängerung der Ravelinfaçen, während die längeren zur Deckung der letzteren gegen Fernschüsse dienen.

Tenax (lat.), zähe, biegsam u. dabei schwer zu zerreißen oder zu zerbrechen.

Tenby (Tendigh, Tenbygh), Stadt in der englischen Grafschaft Pembroke, an einer Bucht der Südküste, mit kleinem, aber sicherem Hafen, alter Kirche, Hospital, Stadthaus und Kaufhaus und 2130 Einwohnern und Seebädern.

Tence, Stadt in Frankreich, Departement Oberloire, Arrondissement Yssingeaux, rechts am Lignon, hat Spitzen- u. Papierfabriken u. 5470 E.

Tencin, Claudine Alexandrine Guérin de, französische Schriftstellerin, geb. 1681 zu Grenoble, ward von ihren Aeltern gegen ihre Neigung für das Klosterleben bestimmt, entfloh aber und degab sich 1714 nach Paris, wo sie durch ihre Schönheit und ihren Geist mächtige Freunde gewann und durch deren, namentlich Fontenelle's, Verwendung vom Papste die Dispensation von ihrem Gelübde erlangte. Sie verwickelte sich darauf in Staats- und Liebesintriguen, ging mit d'Argenson, Bolingbroke, Marschall Uxelles, dem Spekulanten Law u. A. Verbindungen ein und wußte dieselben geschickt zu ihrem und ihrer Familie Vortheil zu benutzen. Unter den Kindern, welche aus diesen Verbindungen hervorgingen, befindet sich der berühmte d'Alembert, dessen Vater ein gewisser Destouches-Carron war. Eine bedeutende Rolle spielte sie in den Streitigkeiten der Jansenisten, deren heftige Gegnerin sie war. Später, 1726, mußte sie auf einige Zeit in die Bastille wandern, als in einem Duell, zu dem sie Veranlassung gegeben, einer ihrer zahlreichen Liebhaber getödtet wurde. Dieser Vorfall veranlaßte sie zu einer Aenderung ihrer Lebensweise. Sie vereinigte die vorzüglichsten literarischen Notabilitäten, unter denen vorzüglich Fontenelle und Montesquieu hervorragten, in ihren Salons, und indem sie sich so zum Mittelpunkt der gesammten pariser feinen Welt machte, übte sie großen Einfluß auf die Gestaltung des höhern gesellschaftlichen Lebens aus. Zur schriftstellerischen Produktion ward sie durch ihren Umgang mit Literaten veranlaßt. Ihre Romane, unter denen die „Mémoires du comte de Comminges" der bedeutendste sind, tragen ganz das dem Gesellschaftstone des 18. Jahrhunderts eigenthümliche Gepräge. Zu den von ihr unvollendet gelassenen „Anecdotes de la cour et du règne d'Edouard, roi d'Angleterre" lieferte Mad. Elie Beaumont die

Fortsetzung. Sammlungen ihrer Romane erschienen mit denen der Mad. de Lafayette zusammen unter dem Titel: „Oeuvres de Mesdames de T. et de Lafayette" (Par. 1786, 7 Bde.), u. mit zwei Romanen der Mad. de Fontaine (das. 1804, 5 Bde., 1808, 4 Bde.). Neu herausgeg. wurden ihre „Oeuvres" von Jay u. Etienne (Par. 1825, 5 Bde.).

Tencterer (Tenchterer), germanische Völkerschaft, die längs des Rheins hinab wohnte u. im Süden an die Sigambrer, später aber, als diese verdrängt worden waren, an die Katten, im Osten an die Tubanten, im Nordosten an die Marser, im Norden an die Usipeter stieß und sich durch treffliche Reiterei auszeichnete.

Tendenz (v. Lat.), Richtung des Gemüthes auf einen bestimmten Zweck; die Absicht, in der man Etwas thut; daher Tendenzstücke, dramatische Stücke, namentlich Lustspiele, die nicht bloß auf die eigentlich dramatische Wirkung berechnet sind, sondern noch andere Interessen verfolgen.

Tenedos, griechische Insel im ägäischen Meere, an der Küste Kleinasiens, der alten Landschaft Troas gegenüber, hieß erst Leucophrys u. soll der Sage nach von einem König Tenes (s. d.), der eine Kolonie hierher geführt hätte, ihren Namen erhalten haben. Die Insel war wichtig, weil an ihr die Straße in das schwarze Meer vorbeiführte. Bei der Belagerung von Troja verbargen hier die Griechen ihre Schiffe, um die Trojaner glauben zu machen, sie seyen abgezogen. Berühmt war die Insel im Alterthum durch ihre Töpferwaaren wie durch ihren Wein. Sie stand abwechselnd unter der Herrschaft der Perser, Griechen und Römer. Jetzt, Tenedo od. Bogdscha Adassi genannt, gehört sie zum asiatisch-türkischen Sandschak Bigha und bildet den Schlüssel zum Eingang in die Dardanellenstraße, weshalb sie von den Türken befestigt worden ist. Die Insel ist von Osten nach Westen 2½ Stunden lang und von Norden nach Süden 1 Stunde breit, mit hohem Berg (St. Elias) u. Kreidehügeln, wasserarm, aber gesund, besonders reich an trefflichem Muskatwein, der einen bedeutenden Ausfuhrartikel bildet, und an Fischen, hat eine Stadt, 6 Dörfer und 6—7000 Einwohner, Griechen und Türken. Die gleichnamige Stadt (Tinedo), auf der Nordostseite der Insel, Sitz eines griechischen Bischofs und eines türkischen Aga's, hat einen Hafen, eine Citadelle, ein Fort, Landbau, Fischerei und 2000 Einw. Im Mittelalter diente T. lange Seeräubern zum Aufenthalt und war seit 1342 in den Händen der Türken. Im Jahre 1656 wurde es von den Venetianern erobert, die es jedoch schon 1657 wieder räumen mußten. Am 21. März 1807 erfochten hier die Russen unter Siniavin über die Türken unter Seid-Ali-Pascha u. am 10. Nov. 1822 die Ipsarioten unter Kanaris u. Kyriakos über die Türken unter dem Kapudan-Pascha einen Seesieg.

Tenerani, Pietro, berühmter italienischer Bildhauer, geboren 1796 zu Turano bei Carrara, bildete sich unter Canova in Rom und schloß sich dann an Thorwaldsen an, unter dessen Schülern er den ersten Rang einnahm, indem er zugleich mit vieler Selbstständigkeit arbeitete. Als urkräftiges Talent u. durchdrungen von dem Geiste der Antike, lieferte er Werke, die an Schönheit und Tiefe denen Thorwaldsens nicht nachstehen. Seit Thorwaldsens Tod hat T. in Rom keinen Nebenbuhler mehr. Er wurde Professor der Skulptur an der Akademie von S. Luca, sowie Mitglied mehrer auswärtigen Akademien. Seine Werke sind zahlreich und mannichfaltig, da er sich mit gleichem Erfolg auf dem Gebiete der Mythe wie auf dem der christlichen Kunst bewegt. Frühere Arbeiten sind: Psyche mit Pandora's Büchse vom Jahre 1819, im Palast Lenzoni zu Florenz, dann Psyche und Venus, eine liegende Venus, welcher Amor einen Dorn aus dem Fuße zieht, und ein junger flötenblasender Faun. Großen Beifall fand ein Christus am Kreuze in Lebensgröße, der 1803 für die Kirche S. Stefano zu Pisa in Silber getrieben wurde. Inzwischen arbeitete T. auch im Atelier Thorwaldsens. Sein Werk sind u. A. die Genien des Todes und der Unsterblichkeit, sowie die Muse der Geschichte am Monument des Herzogs Eugen von Leuchtenberg in der St. Michaelkirche zu München. Er fertigte sodann mehre kolossale Heiligenstatuen für verschiedene Kirchen Italiens. Im Jahre 1841 vollendete er das Modell für die in Messina aufgestellte u. in München gegossene kolossale Bildsäule des Königs Ferdinand II. von Neapel. Ein anderes Werk dieser Art ist die Statue Bolivars, 1843 ebenfalls in München gegossen, in Columbia aufgestellt. Zu seinen herrlichsten Schöpfungen gehören aber ein großes Marmorrelief der Kreuzabnahme in der Kapelle Torlonia im Lateran, 1842 vollendet, und das Grabmal der Herzogin Lante in Sta. Maria sopra Minerva zu Rom, den Engel des Weltgerichts darstellend. Sein Sohn, Giambattista, steht ihm bei seinen zahlreichen Arbeiten als tüchtiger Gehülfe zur Seite.

Teneriffa (Tenerifa), afrikanische Insel, die größte und bevölkertste der kanarischen Inseln, zwischen Canaria, Gomera u. Palma, 41½ □Meilen groß, mit 100,000 (nach Andern 80,000) Einw., die von Spaniern und Normännern abstammen. Die ausgestorbenen Urbewohner hießen Guanchen. Die Insel ist sehr gebirgig u. zeigt überall vulkanische Spuren, ausgebrannte Krater, Kegelberge, Basaltmassen u. Lavaströme. Die Küsten sind fast ganz ohne Buchten, und das Landen ist schwierig. Im nordöstlichen Theil ist T. dürr und steril, im südwestlichen dagegen äußerst ergiebig und mit reicher tropischer Vegetation bedeckt. Die Küste ist mit Datteln und Kokospalmen bekränzt, höher hinauf finden sich in Gruppen Bananen und Drachenbäume, und die Abhänge sind mit Reben bepflanzt, welche den berühmten Kanariensekt oder Malvasier liefern. Orangen, Myrten und Cypressen umgeben die Kapellen, welche auf den meisten isolirten Hügeln errichtet sind. In diesem südwestlichen Theile der Insel erhebt sich der berühmte Pik von T. oder Pico de Teyde, der sich 11,500 Fuß über die Meeresfläche erhebt und in der Entfernung von 20—27 Meilen gesehen wird. Ein Ausbruch dieses Vulkans von der Spitze aus ist nicht bekannt, wiewohl ein Krater vorhanden ist; dagegen haben seit der Mitte des 16. Jahrhunderts mehre Ausbrüche an den Seiten des Piks Statt gefunden, von welchen der vom 5. Mai 1706 der

Stadt Guarachico den Untergang brachte, indem ein zweifacher Lavastrom die ganze Stadt verschlang, den Hafen ausfüllte und die ganze herrliche Gegend in eine Wüste verwandelte. Hierauf ruhte der Pik von seinen Anstrengungen beinahe ein ganzes Jahrhundert. Allein erloschen war er nicht; denn 1798 am 9. Juni öffnete er sich abermals durch den ihm nahen Berg Cahorra. Drei Monate und 6 Tage hindurch wurden Lava und Schlacken auf 24 Fuß Höhe aufgethürmt u. Felsstücke an 3000 Fuß hoch emporgeschleudert. Seitdem ist der Pik wieder ruhig. Er zeigt am Fuße eine reiche Vegetation, höher hinauf nur Gestrüpp und Pfriemkräuter und ganz oben nur Lava, Bimsstein u. vulkanische Asche, daher seine Besteigung schwierig ist. Sein Gipfel ist einen Theil des Jahres hindurch mit Schnee bedeckt. Von seinem Gipfel eröffnet sich eine prachtvolle Aussicht; man überblickt nicht allein die ganze Insel, sondern auch die übrigen kanarischen Eilande, das Meer bis in weite Ferne u. erkennt selbst deutlich die bewaldeten Küsten Afrika's, weil die Luft unter jener Breite weit durchsichtiger ist, als im Norden. Das Klima von T. ist mild und gesund. Die Regenzeit dauert vom November bis März, doch nicht ununterbrochen. Hauptprodukte sind: Weizen, Mais, Wein, wovon jährlich 8000 bis 9000 Pipen zur Ausfuhr kommen, Melonen, Bataten, Zuckerrohr, Oliven, Feigen, Mandeln, Baumwolle, Pferde, Esel, Kameele, Wild, Geflügel, besonders Kanarienvögel, Bienen rc. Hauptstadt der Insel ist Santa Cruz. In der Nähe der Stadt Guimar finden sich Begräbnisse mumifiзirter Guanchen.

Tenes (**Tennes**), Sohn des Cycnus, des Königs von Colonä in Troas, und der Proclia, oder Sohn des Apollo, Bruder der Hemithea, ward von seiner Stiefmutter Philonome, deren Liebesanträge er zurückgewiesen, bei Cycnus beschuldigt, daß er ihr habe Gewalt anthun wollen, und vom Vater nebst seiner Schwester in einem Kasten ins Meer ausgesetzt. Letzterer landete an der Insel Leucophrys, die T. nach sich Tenedos benannte, nachdem ihn die Einwohner zu ihrem König erwählt hatten. Cycnus erfuhr die Unschuld seines Sohnes, tödtete die Philonome und begab sich zu seinen Kindern nach Tenedos. Hier erschlug ihn und den T. Achilles, der Tenedos auf seinem Zuge nach Troja berührte. T. erhielt daselbst Heroendienst.

Tenesmus (v. Lat.), Stuhlzwang, besteht in einer unaufhörlichen Neigung zu Ausleerungen, bei welcher doch bloß etwas Schleim, Blutschleim, zuweilen selbst gar nichts entleert wird. Eine im Mastdarm sich bildende ödematöse Entzündung verursacht das trügerische Gefühl, als läge dort auszuleerender Koth, wodurch der Drang zum Stuhlgang erzeugt wird. T. kommt selten als selbstständiges Leiden vor und dauert dann in der Regel nicht lange; gewöhnlich ist er ein Begleiter von Ruhren, zuweilen auch von Hämorrhoidalleiden. Warme, erweichende Sitzbäder, dergleichen Umschläge mit etwas Narkotischem, z. B. Cicuta, Belladonna, Einreibungen mit Leinöl- u. Bilsenkrautöl, ähnliche Klystiere, innerlich Oelemulsionen sind die dagegen anzuwendenden Mittel.

Teniers, 1) **David**, der Aeltere, genannt il Bassano, berühmter Maler aus der niederländischen Schule, geboren zu Antwerpen 1582, war Schüler von Rubens und ging dann nach Rom, wo er sich an A. Elzheimer anschloß, unter dessen Leitung er 10 Jahre thätig war. Er malte biblische, historische und mythologische Darstellungen, meist in Landschaften, mehrmals die Versuchung des heiligen Antonius, Dorffeste mit vielen kleinen Figuren, Tabagien, Marktschreier u. A. Alle seine Bilder sind fleißig gemalt und von warmer Färbung. Obigen Beinamen erhielt er, weil er Giacomo da Ponte, Bassano genannt, aufs Täuschendste nachzuahmen verstand. Als eines seiner Hauptbilder gilt eine Bauernhochzeit.

2) **David**, der Jüngere, Sohn des Vorigen und berühmter als der Vater, geboren 1610 zu Antwerpen, war Schüler seines Vaters und bildete sich dann besonders nach Rubens. Der Herzog Leopold von Oesterreich übertrug ihm die Aufsicht über seine Gallerie in Brüssel; später wurde T. Direktor der Akademie zu Antwerpen. Er ist der ausgezeichnetste Genremaler der flamändischen Schule und beherrschte mit seinem Pinsel insbesondere die Bauernwelt mit einer Virtuosität, wie kein anderer Meister seiner Zeit. Seine Wirthshaus- und Wachtstubenscenen sind von unvergleichlichem Humor. Doch wußte er auch ernstere Gegenstände mit ergreifender Poesie zu behandeln, wie den verlornen Sohn, die Versuchung des heiligen Antonius u. a. Weniger gelangen ihm Thier- und Seestücke, sowie Sujets aus der heiligen Geschichte. Seine frühesten Werke sind von kräftigem, warmem und frischem Kolorit, wie es der rubens'schen Schule eigen ist. In seiner mittleren Periode liebte er einen hellen, klaren, aber warmen Ton. Zuletzt aber ahmte er Brouwer nach und lieferte Bilder von schwerem Tone. Was Zartheit und Sorgfalt der Ausführung betrifft, so steht er in dieser einem Dow u. Mieris nach, von denen er übrigens auch in der Wahl der Gegenstände abweicht. Obschon seine Werke sehr zahlreich sind, so stehen sie doch hoch im Preise. Er besaß ein außerordentliches Talent, andere Maler aufs Täuschendste nachzuahmen. Er † zu Brüssel 1690. Seine Leiche ward in der Frauenkirche zu Berk, seinem Lieblingsaufenthalte, beigesetzt.

Tennant, **William**, englischer Dichter, geboren 1785 zu Anstruther in der schottischen Grafschaft Fife, verlor schon in der Kindheit den Gebrauch der Füße, so daß er stets an Krücken gehen mußte. Er studirte 1799 und 1800 zu St. Andrews, mußte aber, seiner Vermögensumstände halber, die Studien aufgeben und wurde zuerst Schreiber, dann Kornfaktor zu Glasgow und später zu Anstruther, wo er seine Mußezeit dem Studium der Dichter, namentlich Homers, Virgils, Ariosts, Camoens' und Wielands, widmete. Außerdem trieb er auch das Hebräische mit besonderer Vorliebe. Im Jahre 1811 trat er selbst als Dichter auf mit seinem komischen Epos „Anster fair“ (Anstruther Jahrmarkt) in Ottave Rime, welche Versart er damit in England wieder in Aufnahme brachte. Gegenstand dieses mit entschiedenem Beifalle aufgenommenen Gedichts ist die Heirath der in Schottland berühmten Maggie

Lauder. Im Jahre 1813 ward T. Schulmeister in Denins bei St. Andrews mit 40 Pfund Gehalt. Hier wandte er seine Mußezeit dem Studium des Arabischen, Syrischen und Persischen zu. Er brachte es darin so weit, daß ihm 1835 die Professur der morgenländischen Literatur an St. Mary's College zu St. Andrews übertragen wurde. Uebrigens war er auch fortwährend als Dichter thätig; seinem „Anster fair“ folgten: „The Thane of Fife“, „The dinging down of the cathedral“, „Cardinal Beaton“, eine Tragödie, und „Hebrew dramas“ (1845). Auch gab er eine syrische und chaldäische Grammatik heraus. Er † zu Dollar den 15. Okt. 1848.

Tennemann, Wilhelm Gottlieb, Philosoph, geboren den 7. Dec. 1761 zu Kleindrembach in der Nähe von Weimar, ward in seiner Jugend theils durch Krankheiten, theils durch die unpassende Unterrichtsmethode seines Vaters in seiner Entwickelung aufgehalten; desto freier brach sich der Geist Bahn, als er 1779 die Universität Erfurt bezog, wo er sich fast gänzlich dem Studium der Philosophie hingab. Im Jahre 1781 ging er nach Jena, wo ihn Kants Schriften bald zum eifrigen Anhänger der kritischen Philosophie machten. Im Jahre 1788 habilitirte er sich daselbst, ward 1798 außerordentlicher Professor der Philosophie, ging 1804 als ordentlicher Professor der Philosophie nach Marburg, ward dort zugleich 1816 Universitätsbibliothekar und † den 30. Sept. 1819. Sein Hauptwerk ist die nicht ganz vollendete „Geschichte der Philosophie“ (Bd. 1—11, Lpz. 1798—1819, Bd. 1, 2. Aufl., von Wendt, 1828), woraus der „Grundriß der Geschichte der Philosophie“ (das. 1812, 5. Aufl., von Wendt 1828) ein Auszug ist. Außerdem übersetzte er Hume's „Untersuchung über den menschlichen Verstand“ (Jena 1793, 3 Bde.), Locke's „Versuch über den menschlichen Verstand“ (das. 1795—97, 3 Thle.) u. Degerando's „Vergleichende Geschichte der Systeme der menschlichen Erkenntniß“ (Marb. 1806—7, 2 Bde.).

Tennessee, nordamerikanischer Binnenstaat in den Vereinigten Staaten, bildete früher den westlichen Theil Nordcarolina's, liegt zwischen 35°—36° 30' nördl. Br. und zwischen 4° 16'—13° 14' westl. L., grenzt im Norden an die Staaten Kentucky und Virginien, im Osten an Nordcarolina (durch das Alleghanygebirg davon geschieden), im Süden an Georgia, Alabama und Mississippi und im Westen an Arkansas u. Missouri (davon durch den Mississippi geschieden) u. umfaßt einen Flächenraum von 2070 (nach Andern 2152) □Meilen. Die Gestaltung des Landes ist außerordentlich mannichfaltig; der östliche Theil ist gebirgig, der mittlere hügelig, der westliche fast durchgehends flach. Das Alleghanygebirg durchzieht in verschiedenen Ketten, welche die Namen Stony-, Yelow-, Iron-, Bald- und Unaka-Mounains führen und sich in einzelnen Gipfeln bis zu 2800 F. über die Meeresfläche erheben, den östlichen Theil, und nach der Mitte zu durchschneidet das Cumberlandgebirge als hügeliges, nicht über 1870 F. hohes und 8—9 Meilen breites Tafelland das Land. Der Boden ist trefflich bewässert und bietet einen Ueberfluß der herrlichsten Quellen. Der **Tennessee** (**Cheroquin**), der Hauptstrom des Landes, welcher dem Staate seinen Namen gibt, entspringt in Nordcarolina, auf der Ostseite der Cumberlandberge, fließt anfangs westlich, durchströmt dann in einem großen, nach Süden gerichteten Bogen den Staat und nimmt in demselben den Holston, Elinch, French-Broad und Hiwassee auf. Er tritt dann nach Alabama über, wo er den See Muschelshoals (Muschelbänke) mit vielen Inseln bildet, wendet sich nordwestlich, durchströmt dann von Neuem den Staat T. und eilt in nördlicher Richtung dem Ohio zu. Er hat einen Lauf von 217 Meilen, ist zur Hälfte fahrbar und an 60 Meilen weit für Dampfboote zugänglich. Der Mississippi bildet die westliche Grenze u. empfängt aus dem Staate nur unbedeutende Flüsse, von denen der Obion, Forked-Deer und Wolf mit Booten befahren werden können. Ein anderer Hauptfluß ist der Cumberland, der aus Kentucky kommt, den nördlichen Theil des Landes, südlich gebogen, durchfließt u. in den Ohio mündet. Das Klima ist im Ganzen vortrefflich, in den Gebirgen die Luft rein und gesund, im mittlern Theil gemäßigt und angenehm, im westlichen der Sommer heiß und der Winter mild. Sämmtliche Gebirge sind bis zu ihren Gipfeln mit Wald bedeckt. Zwischen denselben ziehen sich anmuthige Thäler hin, welche sich vorzüglich zum Anbau von Cerealien eignen. Weizen, Gerste, Roggen, Hafer, Mais, Hirse u. Buchweizen gedeihen überall. Auch Hanf gewährt reiche Ernten, und zum Tabaksbau ist der Boden vorzüglich geeignet. Der mittlere Theil des Staates enthält meist reichen Kalkboden und eignet sich vorzüglich zum Baumwollenbau, sowie die hie und da befindlichen Niederungen für den Reisbau besonders günstig gelegen sind. Der Gartenbau liefert Kartoffeln, süße Bataten, Rüben, Möhren, Melonen, Kürbisse und Gurken. Obst gedeiht vortrefflich, namentlich kommen Pfirsiche, Wallnüsse und Maronen im Ueberflusse vor. Die größere Hälfte des Staats, vorzüglich aber der südliche und östliche Theil, ist noch zusammenhängender dichter Wald von Pappeln, Hickories, Wallnüssen, verschiedenen Eichenarten, Buchen, Eschen, Ulmen, Maulbeerbäumen, Sykomoren rc. Fichten und Zuckerahorn finden sich in Menge im Cumberlandgebirge. Wilde Beeren und Rankengewächse, von letztern vorzüglich Wein und Hopfen, sowie virginische u. Senecaschlangenwurzel, Ginseng, Ingwer rc. findet man überall in den Wäldern. Die Wiesen an den Flüssen haben einen üppigen Graswuchs. Man hält starke Heerden von Rindvieh, die Jahr aus Jahr ein im Freien bleiben; und noch mehr Schweine, die sich in den Wäldern mästen. Die Pferdezucht ist unbedeutend, die Schafzucht ebenfalls von keinem Belang. Außer den Hausthieren sind die einheimischen Thiere dieselben wie in Kentucky; Rothwild ist häufig in den Waldungen, Wölfe, Bären, Füchse, Opossums u. Kuguare hausen in den Gebirgen, von wo sie öfters nach dem flachen Lande kommen. Truthühner, Fasane, Gänse, Tauben, Enten, Schwäne, Raubvögel, kleine Papageien und Kolibri's gibt es allenthalben in Menge. An Fischen verschiedener Art sind die Flüsse sehr reich; aber auch Schlangen u. Eidechsen finden sich in großer An-

zahl, von ersteren am häufigsten Klapperschlangen und Moccasins. Der Mineralreichthum des Landes ist nicht bedeutend. Es findet sich Eisen, Kupfer, Blei und auch etwas Gold, doch ist die Ausbeute gering. Salzquellen finden sich vorzüglich im östlichen Theile des Staates, wo bereits viele benutzt werden; Salpeterhöhlen in den Gebirgen des Ostens. Von anderen Mineralien liefert das Land noch Schwefel, Eisenvitriol, Schiefer, Alaun, Gyps, Marmor &c. Der Kunstfleiß ist bis jetzt von geringer Bedeutung; Eisenwerke, Salpeterhütten, Branntweinbrennereien, Vitriolwerke, Baumwoll- und Hanfspinnereien sind die vorzüglichsten Manufakturen des Landes. Ahornzucker wird in Menge gewonnen. Seit der Einführung der Dampfboote hat der Handel T.'s ansehnlich zugenommen; doch ist der Hauptmarkt, Neworleans, zu weit entfernt. Die Hauptausfuhrartikel sind: Tabak, Baumwolle, Mais, Eisen, Salpeter, Rindvieh, Pferde, gesalzenes Fleisch, Speck, Butter und Talg. Alle Kolonialprodukte bezieht T. von Neworleans, Manufakturwaaren dagegen theils durch Kentucky von Pittsburg, theils von Richmond, Baltimore &c., nach welchen Orten von hier aus jährlich bedeutende Heerden von Rindern und Schweinen getrieben werden. Die Gesammtbevölkerung des Staats betrug 1857: 1,107,000 Seelen, 1850: 1,002,625 Seelen (173,415 mehr als 1840), darunter 756,843 Weiße (180,000 Deutsche), 6271 freie Farbige und 239,461 Sklaven. Dem Religionsbekenntnisse nach bilden die Methodisten, Baptisten und Presbyterianer die Mehrzahl. Für höheren Schulunterricht ist gut gesorgt; unter 11 hierher gehörigen Anstalten stehen die beiden Universitäten von Nashville und die Cumberlanduniversität zu Lebanon obenan; mit jener ist eine medicinische, mit dieser eine Rechtsschule verbunden. Mittelschulen finden sich in den meisten größeren Ortschaften; an Volksschulen aber fehlt es noch hier und da. Die Verkehrsmittel sind noch mangelhaft; Kanäle gibt es gar nicht, ebenso wenig ein ausgebildetes Eisenbahnsystem, obwohl bereits 1853 eine Gesammtstrecke von 41½ Meilen Eisenbahnen vollendet war. Die Finanzen des Staats sind in befriedigendem Zustande. Die Einnahmen waren innerhalb der zweijährigen, im Okt. 1851 abgeschlossenen Finanzperiode von 790,696 auf 1,004,008, die Ausgaben von 862,437 auf 933,431 Dollars gestiegen. Die Staatsschuld belief sich auf 3,651,857, der Werth des produktiven Staatseigenthums auf 4,128,726, der Schulfonds auf 1,321,658 Dollars. Banken hatte der Staat bereits 1852 23 mit einem Kapital von 8,405,197, einem Notenumlauf von 5,300,000 und einer Baarschaft von 1,900,000 Doll. Die gegenwärtig bestehende Verfassung ist noch die erste von 1796, aber 1834 amendirt worden. Die gesetzgebende Versammlung besteht aus 75 Repräsentanten und 25 Senatoren. Beide werden auf 2 Jahre gewählt; ebenso der Gouverneur, welcher ein jährliches Gehalt von 2000 Doll. bezieht. Zum Kongreß sendet T. 2 Senatoren und 10 Repräsentanten. Der Staat zerfällt in den Ost-, Mittel- und Westdistrikt; zum ersten gehören die Grafschaften: Anderson, Bledsoe, Blount, Bradley, Campbell, Carter, Claiborne, Cocke, Granger, Greene, Hamilton, Hancock, Hawkins, Jefferson, Johnson, Knox, Macminn, Marion, Meigs, Monroe, Morgan, Polk, Rhea, Roane, Scott, Sevier, Sullivan, Washington; zum zweiten: Bedford, Cannon, Coffee, Davidson, De Kalb, Dickson, Fentreß, Franklin, Giles, Grundy, Hickmann, Humphreys, Jackson, Lawrence, Lewis, Lincoln, Macon, Marshall, Maury, Montgomery, Overton, Robertson, Rutherford, Smith, Stewart, Sumner, Van Buren, Warren, Wayne, White, Williamson, Wilson; zum dritten: Benton, Carrol, Decatur, Dyer, Fayette, Gibson, Hardeman, Hardin, Haywood, Henderson, Henry, Lauderdale, Madison, Macnairy, Obion, Perry, Shelby, Tipton, Weakley. Hauptstadt des Staats ist Nashville. In T. ward 1754 zuerst von Carolina aus eine Niederlassung versucht, indem sich einige 50 Familien dort ansiedelten; dieselben wurden jedoch 1763 von den feindlich gesinnten Indianern (Cherokesen) theils vertrieben, theils niedergemetzelt. Erst 1774 wurden feste Niederlassungen und 1780 Nashville gegründet. In den ersten 20 Jahren hatten die Kolonisten hier unsägliches Ungemach auszustehen, da sich die Indianer fortwährend sehr feindlich gegen sie bewiesen. Allmählig wichen diese zwar der Ueberzahl, aber dauernde Ruhe und Sicherheit kehrte erst mit Ende des 18. Jahrhunderts hier ein. T. gehörte anfangs zu Nordcarolina, von diesem ward das Territorium 1790 an die Unionsregierung überlassen und 1796 als eigener Staat konstituirt.

Tennstädt, Stadt in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Erfurt, Kreis Langensalza, an der Schambach, hat 3 Kirchen, ein Hospital, eine Salpeterhütte, ein Schwefelbad mit Brunnenhaus u. 3000 Einw.

Tennyson, Alfred, bedeutender englischer Dichter im lyrischen Fache, geboren um 1810 in Lincolnshire, studirte in Cambridge und trat 1830 mit einer Sammlung Gedichte hervor, welche aber von der Kritik sehr ungünstig aufgenommen wurde. Kein besseres Schicksal hatte eine zweite Sammlung: „Poems chiefly lyrical“ (1833). Man tadelte mit Recht an diesen Dichtungen Gesuchtheit in Bildern und Sprache und Unbestimmtheit in der Zeichnung der Charaktere, übersah aber dabei die darin sich kundgebende reiche Phantasie, den schönen Versbau und die Selbstständigkeit der poetischen Auffassung und Darstellung. Erst 1842 veröffentlichte er wieder eine Sammlung Gedichte, worunter besonders „Locksley hall“ gefiel. Bald verwandelte sich der frühere Tadel in entschiedenes Lob, u. T.s „Poems“ erlebten bis 1853 nicht weniger als 9 Auflagen. Er war jetzt der erklärte Liebling des Publikums. Er lieferte seitdem noch „The princess, a medley“ (1849), das am sorgfältigsten gefeilte Produkt, und „In memoriam“, eine Todtenklage über den Verlust eines geliebten Freundes, des Sohnes des Geschichtschreibers Hallam. T.s poetische Richtung ist vorwiegend kontemplativ, weniger aufs Große und Erhabene gerichtet. Meisterhaft sind besonders seine Schilderungen des Naturlebens. Hohe Kunst zeigt er in Behandlung der englischen Sprache, die in seinen Versen einen seltenen Wohllaut gewinnt. Die Königin

Victoria, seine Gönnerin, ernannte ihn im Nov. 1850 an Wordsworths Stelle zum Poet Laureate, in welcher Eigenschaft T. 1852 die Ode auf den Tod des Herzogs von Wellington schrieb. Eine Anzahl seiner besten Gedichte hat Freiligrath in den „Englischen Gedichten aus neuerer Zeit“ (Stuttg. 1846) übertragen; eine Uebersetzung der „Poems“ gab Hertzberg (Dessau 1854).

Tenor (ital. Tenore), die höchste natürliche männliche Stimme, die zartere der beiden Stimmen, die dem reifen männlichen Alter angehören. Ihr Umfang ist gewöhnlich vom kleinen d bis f oder g in der eingestrichenen Oktave, erweitert sich aber für ausgezeichnetere Stimmen bald nach der Höhe, bald nach der Tiefe zu. Man unterscheidet einen hohen T. und einen tiefen; den Tonbereich des ersteren rechnet man von e oder f in der kleinen bis b, c (d) in der zweigestrichenen Oktave, den des letzteren vom kleinen c bis zum eingestrichenen g. Der T. hat seine Brust- und seine Kopfstimme, und die Ausbildung der letzteren und die Ausgleichung und kunstgerechte Verbindung beider ist eine Hauptaufgabe für die Studien des Tenoristen, besonders weil von Seiten der Tonsetzer nach der Höhe hin sehr viel verlangt wird. Eine gut ausgebildete Tenorstimme ist die schönste, der zartesten Nuancirungen des Ausdrucks fähige, freilich aber auch seltenste männliche Stimme und unterliegt mehr als jede andere der Vergänglichkeit oft nur zu bald. Im vierstimmigen gewöhnlichen (gemischten) Chor liegt der T. zwischen Alt und Baß und bildet also die zweite Mittelstimme, beim vierstimmigen Männergesang theilt er sich in den ersten und zweiten T. und ist als erster Oberstimme, als zweiter erste Mittelstimme, wie er auch als melodieführende Solostimme oder als Ober-, Mittel-, Unterstimme in Duetten, Terzetten &c. in mannichfaltigster Weise verwendet werden kann.

Tenos, Insel, s. Tino.

Tenotomie (v. Gr.), Sehnendurchschneidung, chirurgische Operation, welche darin besteht, daß man die Sehnen eines krankhaft verkürzten Muskels durchschneidet, um die Wirkung des Antagonisten (s. Antagonismus) desselben zu erhöhen und so mittelst zweckentsprechender Nachbehandlung das in Folge der Muskelverkürzung in eine fehlerhafte Lage versetzte Glied in die richtige zu bringen und darin zu erhalten. Diese Operation gehört zur Orthopädie. Nachdem schon früher Michaelis, Sartorius, Boyer, Weinhold u. A. die T. mit mehr oder minder günstigem Erfolge versucht hatten, ward sie besonders von Delpech vervollkommnet, und zwar dadurch, daß sie derselbe unter der die Sehne bedeckenden Haut, also subkutan vornahm, um zu bewirken, daß sich beide Schnittflächen, die er durch einen geeigneten Apparat zusammenhielt, durch eine zwischen ihnen sich erzeugende sehnige Masse wieder verbänden und durch dieses neue Gebilde der Muskel selbst sich verlängere. Nach Delpech richtete vornehmlich Stromeyer seine Aufmerksamkeit auf diese Operation und brachte sie mehr u. mehr in Aufnahme, bis Dieffenbach sie auch mit Glück zu Heilung des Schielens (s. Strabismus) anwandte. Vgl. Stromeyer, Beiträge zur operativen Orthopädik, Hannov. 1838.

Tension (v. Lat.), Spannung, erhöhte Aeußerung der Expansionskraft.

Tentamen (v. Lat.), s. v. a. Examen, jedoch gewöhnlich eine nur vorläufige, versuchsweise angestellte, daher minder eingehende Prüfung, die als solche hie u. da dem eigentlichen Examen vorausgeschickt zu werden pflegt.

Tenuirostres (Dünnschnäbler), Familie der Singvögel, charakterisirt durch den sehr dünnen, gebogenen und scharf zugespitzten Schnabel, der meist länger ist, als der Kopf, die freien, verlängerten Nasengruben u. die Wandelfüße. Die hierher gehörigen Vögel leben von Insekten und Blumenhonig. Sie zerfallen in die Untergruppen der Spechtmeisen (Sittaceae), Baumläufer (Certhiaceae) und Honigvögel (Nectarisugae).

Teokallis (mexikan., d. i. Haus Gottes), Name der pyramidenförmigen mexikanischen Tempel; s. Amerikanische Alterthümer.

Teos, Stadt in Jonia in Kleinasien, der Insel Samos gegenüber, gehörte zum jonischen Bunde, war von Athamas gegründet, von Minyern bevölkert, hatte zwei Häfen, trieb bedeutenden Handel, sogar bis nach Aegypten hin. Hier war ein großer Tempel des Dionysus, vom Hermogenes gebaut. Bei dem Herannahen des persischen Heeres unter Cyrus flohen viele Einwohner nach Abdera in Macedonien; jetzt Bodrun. T. war Geburtsort des Dichters Anacreon.

Tepidarium (lat.), s. Bad.

Tepl, Stadt im österreich.-böhmischen Kreis Eger, südöstlich von Elbogen, hat Leinen- und Wollenweberei, Getreidehandel und 1800 Einw. Der gleichnamige Fluß entspringt an der Grenze des Kreises Elbogen, durchfließt Karlsbad und mündet dabei in die Eger.

Teplitz, 1) (Töplitz, Teplieze, vom slav. tepla, warm), Stadt im österreichisch-böhmischen Kreis Leippa, einer der berühmtesten und besuchtesten Badeorte Deutschlands, in einer reizenden Ebene, welche durch das Erzgebirg und das böhmische Mittelgebirg gebildet wird, am Fuße des Galgenberges und an der Saubach, ist gut gebaut und hat ein Schloß des Fürsten Clary mit schönem Park, eine Stadt- oder Dechanteikirche, mehre Schulen, 3 Spitäler, ein kaiserliches Militärspital, königlich sächsisches und preußisches Militärbadeinstitut, israelitisches Spital und mit dem Dorfe Schönau gegen 4000 Einw. Die Heilquellen von T. gehören unter die alkalisch-salinischen und unterscheiden sich hinsichtlich der Mischungsverhältnisse ihrer Bestandtheile nur wenig, wesentlich aber hinsichtlich des Grades ihrer Temperatur. Ihr Wasser ist farblos, krystallhell, im Badebecken von meergrüner Farbe; es hat keinen Geruch, dagegen einen schwachsalzigen, etwas laugenhaften Geschmack. Die Quellen der Stadt, die heißesten, sind die Hauptquelle, auch Sprudel oder Ursprung genannt (38°5 R.), welche die Bäder des Stadtbadehauses, die 3 obrigkeitlichen Bäder, das Gualterbad (Gürtlerbad), zum Theil das Sandbad und die 3 an das Stadtbadehaus angebauten Judenbäder versorgt; die Frauenbadquelle (38°), welche das Frauenbad, und die Weiberbadquelle, die das Weiberbad speist. Die Thermen der Vorstadt sind die Frauenzimmerbadquelle (37°), die in das

Frauenzimmerbad und einige fürstliche Bäder im Herrenhause geleitet ist; die Sandbadquelle (35°), die das für Männer bestimmte Gemeinbad versieht und noch Wasser an das Fürstenbad abgibt, und die Gartenquelle, die, von einem tempelartigen Gebäude umgeben und in 3 Reservoirs gefaßt, in die Trinkquelle (21°), die Augenquelle (20°) und die Badequelle (21°) zerfällt. Die Thermalquellen in und bei Schönau sind die des Steinbades (30—31°), welche sich in ein Gemeinbad für Männer und ein anderes für Frauen ergießen, die Tempelbad-, jetzt Stephansquelle (29°), die Wiesenquelle (25°), die Gemeinsandbadquelle (27—28°), zu Bädern für das Militär bestimmt und daher das Militärbad genannt, die Schlangenbadquelle (32°), die Neubadquelle (35°) u. die Schwefelbadquelle. Bei dem Stadtbade, dem Schwefelbade und der Gartenquelle bestehen Trinkanstalten. Alle diese Quellen verdanken höchst wahrscheinlich ihr Dasein vulkanischen Ursachen; bei dem Erdbeben von Lissabon am 1. November 1755 fing die Hauptquelle an, sich zu trüben, floß ½ Stunde lang dunkelgelb, blieb fast ¼ Stunde ganz aus, brach dann mit großer Gewalt und zwar dick und gelbgefärbt wieder hervor, floß aber nach ½ Stunde wieder klar wie zuvor. Die Heilkraft des tepliger Wassers, das von jeher besonders äußerlich als Bad, innerlich selten gebraucht worden ist, wirkt sehr durchdringend, erregend, auflösend, zersetzend, gelind eröffnend, harntreibend, auf die Säftemassen, die Absonderungsorgane, die Nerven, das Blutgefäß-, Lymph-, Harn-, Sexualsystem und die äußere Haut. Je heißer die Bäder genommen werden, desto eingreifender wirken sie. Empfohlen hat man die heißern bei veralteten rheumatischen und gichtischen Leiden, Lähmungen, langwierigen Hautausschlägen, Flechten, veralteten Geschwüren, namentlich gichtischer Art; die kühlern zum alleinigen Gebrauch oder als Vorbereitung zu den später zu gebrauchenden reizenden Bädern für sehr reizbare, schwächliche Personen ebenfalls gegen rheumatische oder gichtische Leiden, bei Hysterie, Störungen der Menstruation; die Trinkquelle zum innern Gebrauch als gelind auflösendes Mittel bei Verdauungsbeschwerden, Verschleimungen, leichten Hämorrhoidalzufällen, Hypochondrie, Schleimflüssen der Harnblase, Steinbeschwerden, Leiden des Magens und Darmkanals gichtischen Ursprungs. Auch schreibt man den Bädern eine belebende Wirkung auf die Geschlechtsfunktion zu. Die Quellen sind sehr wasserreich, und die Hauptquelle liefert allein in einer Stunde 804.336 Kubikfuß Wasser. Das specifische Gewicht ist 1,00065. Für unbemittelte Kranke ist durch das johnsche Institut, das österreichische, preußische u. sächsische Militärbad, das israelitische Hospital und einige andere milde Stiftungen Sorge getragen. Angenehme Promenaden bieten der Schloßgarten, der Herrengarten, der Schloßberg mit Ruine, die Schlackenburg, der Park zu Turn rc. dar. Ziele weiterer Ausflüge sind Maria-Schein, Graupen mit der Rosenburg und Wilhelmshöhe, Doppelburg, Dux, die Cistercienserabtei Osseg, Bilin und andere Orte; etwas entfernter liegt der Milleschauer oder Donnersberg mit weiter Aussicht. Die Quellen von T. sollen der Sage nach schon 762 entdeckt worden seyn, u. zwar durch Schweine. Urkundlich wird der Stadt erst im 12., der Bäder erst im 16. Jahrhundert gedacht. Um 1630 gehörte Stadt und Schloß dem Herrn von Kinsky, der mit in Wallensteins Sturz verwickelt ward. Darauf belieh der Kaiser Ferdinand II. den Generalfeldmarschall Grafen von Aldringen damit, und als 1664 der Mannsstamm dieses Geschlechts erlosch, kam es an die Clary's. In Folge der allgemeinen Aufhebung der Patrimonialgerechtsame ward die Stadt frei. Im September und Oktober 1813 war T. das Hauptquartier der drei alliirten Monarchen, welche am 9. September hier die Allianztraktate gegen Napoleon abschlossen. Im September 1835 hatten die Monarchen von Oesterreich, Rußland und Preußen und im Herbst 1849 der Kaiser von Oesterreich, die Könige von Preußen und Sachsen eine Zusammenkunft in T. Vgl. Schmelker, Die Thermalbäder zu T., Dresden, Leipzig und Prag 1842; Küttenbrugg, Die Thermalbäder zu T. und Schönau, Prag 1844. — 2) (Teplitzer- oder Pöstyenerbad), Dorf in der neutraer Gespannschaft in Ungarn, mit Mineralquellen von 48—50° R. Wärme, die sich bei Lähmungen, Quetschungen, Wunden, Rheumatismen, Verhärtungen und Krämpfen heilsam erweisen. Graf Joseph von Erdödy ließ die Badeanstalten und Anlagen sehr vervollkommnen. — 3) (Hevez-T., Trentsanské-Teplicze), Dorf in der trentschiner Gespannschaft in Ungarn, südlich von Trentschin, mit warmen, stark frequentirten Quellen.

Teppiche, Decken, welche hauptsächlich zum Belegen der Fußböden, theilweise auch zum Bedecken der Tische, Stühle, Sopha's, Piano's und selbst zum Behängen der Wände angewendet werden. Im letztern Falle führen sie den Namen Tapeten (s. d.). Sie sind meist ganz- oder halbwollene Gewebe, auch von Leinen, oder Wachstuch, selten von Seide oder Thierhaaren gefertigt. Oft sind sie gestickt oder gestrickt. In technischer Hinsicht bestehen sie entweder aus einem einfachen Gewebe, oder sind doppelte, oder sammetartige T. Von den T.n mit einfachem Gewebe sind, außer einigen geringeren Arten (den groben Kuhhaarenen Fußdeckenzeuchen und den bekannten tyroler Tischteppichen), besonders die sogenannten venetianischen T. und die Gobelins (s. d.) anzuführen. Die venetianischen T., meist gestreift, ohne eigentliches Muster, kommen aus England, werden in schmalen Stücken gewebt u. zum Belegen der Treppen, des Fußbodens auf Gängen rc. angewendet. Doppelte (Kidderminster) T. haben auf beiden Seiten gleiche Muster, doch von verschiedenen Farben und sind schön und dauerhaft. Sammetartige T. gibt es von verschiedener Art. Ihre wesentliche Eigenthümlichkeit besteht darin, daß sie nebst einem (nur auf der Rückseite sichtbaren) Grundgewebe einen sogenannten Flor oder Poil von aufstehenden Fadenschleifen haben, welcher die rechte Seite gänzlich bedeckt, wie bei dem seidenen Sammet. Die Savonnerie oder türkischen T. sind die kostbarste Art derselben und werden durch einfache, aber äußerst zeitraubende Handarbeit gefertigt. Eine wohlfeilere Art mit beliebigen far-

digen Musterzeichnungen wird mit Hülfe der Jacquardmaschine erzeugt. Hierher gehören die sogenannten brüsseler T., deren Fläche nicht haarig, sondern wie gerippt erscheint. Die kostbarsten T. werden neuerlich in Persien, Kabul u. Kaschmir verfertigt.

Ter, spanischer Fluß, entspringt südlich in den Pyrenäen, nordwestlich in der Provinz Gerona, fließt südlich, in der Provinz Barcelona nordöstlich und mündet östlich von Gerona in das mittelländische Meer.

Teramo, Hauptstadt in der neapolitanischen Provinz Abruzzo ulteriore I, am Tordino, ist befestigt, Bischofssitz, hat eine schöne Kathedrale, ein Waisenhaus, 2 Hospize, ein geistliches Seminar, eine Provinzialschule, Hut- und Cremortartarifabriken und 9500 Einw.

Teratolith (Eisensteinmark, sächsische Wundererde, Terra miraculosa Saxoniae, wegen der ihr ehemals zugeschriebenen bedeutenden Heilkräfte), ein thonsteinartiger Ceramit, derb, mit im Großen muscheligem, im Kleinen unebenen feinkörnigem Bruch, von 2,5 Härte, 2,49—2,5 Gewicht, lavendel- und pflaumenblau mit weißen und rothen Flecken oder Adern, auch perlgrau, matt, undurchsichtig, mager und fast rauh anzufühlen, etwas an der Zunge hängend, vor dem Löthrohre unschmelzbar. Er besteht nach Schüler aus 41,66 Kieselerde, 22,85 Thonerde, 12,98 Eisenoxyd, 2,55 Talkerde, 0,93 Kali, 1,68 Manganoxyd, 14,20 Wasser und findet sich als schwaches Lager mit Mandelstein unter den Steinkohlenflötzen von Planitz bei Zwickau.

Terbium, einfacher metallischer Stoff, der mit Sauerstoff verbunden in der sogenannten Yttererde, die sich in dem Mineral Ytterit findet, vorkommt, im reinen Zustand aber unbekannt ist.

Terburg, Gerhard, berühmter niederländischer Maler, geboren 1608 aus alter und angesehener Familie in Zwoll, arbeitete zuerst in Haarlem und begab sich dann zum Behuf weiterer Studien nach Italien, ohne aber seiner Eigenthümlichkeit zu entsagen. Im J. 1648 war er in Münster, wo er die zum westphälischen Friedensschluß versammelten Gesandten auf einem großen Bilde (jetzt im Besitz des Grafen Demidow) malte. Dann besuchte er Madrid, wo er vom König und von den Großen des Reichs ausgezeichnet wurde. Mehre Damen erkoren ihn im Geheim zu ihrem Geliebten; denn T. war ein Mann von großer männlicher Schönheit. Die Eifersucht, welche er erregte, zwang ihn zuletzt zur Flucht. Er ging nun nach London und von da nach Paris und kehrte als reicher angesehener Mann ins Vaterland zurück, wo er seitdem zu Deventer auf vornehmem Fuß lebte und 1681 †. Seine Konversationsstücke gehören zu den Zierden der Gallerien. T. ist überhaupt als der eigentliche Schöpfer der sogenannten Konversationsmalerei zu betrachten und zugleich der vorzüglichste Meister der Gattung. Er bewegte sich gewöhnlich nur in einem engen Kreise, aber darin mit solcher Feinheit und Grazie, daß seine Bilder einen höchst angenehmen Eindruck verursachen. Selbst viele Porträte T.s sind nach Umgebung und Auffassung als höhere Genrebilder zu betrachten. Selten entnahm er seinen Stoff dem Treiben der niederen Kreise. An Delikatesse der Ausführung, namentlich an täuschender Nachbildung der Prunkkleider von Atlas, steht er keinem seiner Zeitgenossen nach, und in einem gewissen zarten Schmelz übertrifft er alle. Bilder T.s finden sich in mehren Gallerien Englands, in Dresden, Amsterdam, Paris, München, Wien 2c. Viele sind durch Stiche und Lithographien bekannt.

Terceira, Insel, s. Azoren.

Terceira, Herzog von, Graf von Villaflor, portugiesischer Marschall und Pair, geboren zu Lissabon um 1790, trat sehr jung in Kriegsdienste, stieg im Kriege gegen Napoleon bis zum Stabsoffizier und war 1826 Oberst u. Brigadier. Als entschiedener Anhänger der Legitimität beschwor er die von Dom Pedro am 23. April desselben Jahres gegebene Carta de ley u. erkannte dessen Tochter, Donna Maria da Gloria, als rechtmäßige Königin an. Von der Regentin Isabella erhielt er daher, obschon er noch nicht Divisionsgeneral war, mit dem Titel eines Marescal de campo den Befehl über eine Heeresabtheilung, schlug und vertrieb den Parteigänger Dom Miguels, Marquis de Chaves, aus Portugal und ward 1827 zum Obergeneral und Gouverneur der Provinz Alemtejo ernannt. Als bald darauf Dom Miguel die Regentschaft übernommen hatte, ward er als einer der eifrigsten Chartisten von Dom Miguel nur als Brigadier anerkannt, vom Pöbel in Lissabon insultirt und so bedroht, daß er sich auf ein englisches Kriegsschiff flüchten mußte, um sich nach London zu begeben. Als die konstitutionelle Partei sich Oporto's bemächtigt hatte, ging auch T. dahin, kam aber zu spät und mußte nach England zurückkehren. Dagegen landete er im Juni 1829 auf der Insel Terceira, stellte sich dort an die Spitze der Konstitutionellen und war, zum Mitglied einer von Dom Pedro eingesetzten Regentschaft ernannt, im Interesse der jungen Königin im Verein mit Palmella, dem Präsidenten der Regentschaft, rastlos thätig. Im J. 1832 begleitete er die Expedition, welche Dom Pedro von Terceira nach Oporto führte; am 20. Juni 1833 aber erhielt er den Oberbefehl über die Expedition nach Algarbien und ward zum Herzog von Terceira ernannt. Er landete mit 4000 Mann bei Cavellas und besetzte die Seestädte Faro und Tavira. Nach dem Siege des Admirals Napier über die miguelistische Flotte bei Kap Saint-Vincent (5. Juli) drang er mit seinem Heere, das inzwischen auf 8000 Mann angewachsen war, gegen Lissabon vor, schlug mit nur 1500 Mann ein 6000 Mann starkes miguelistisches Heer bei Almada und besetzte am 24. Juli Lissabon, wo er die Angriffe des miguelistischen Obergenerals Bourmont zurückschlug und ihn nach Santarem drängte. Reibungen mit anderen Generälen bewogen T., seine Entlassung zu nehmen; doch blieb er bei Dom Pedro, den er von manchen unüberlegten Schritten zurückhielt. Im März 1834 übertrug ihm derselbe den Oberbefehl in Oporto. Er drang von da in das Innere der Provinz Tras os Montes vor, vereinigte sich mit dem spanischen Hülfscorps unter General Rodil, besetzte am 8. Mai Coimbra, schlug die Miguelisten am 16. Mai bei Asseiceira unweit Thomar und rückte am 19. Mai

in Santarem ein, worauf die Kapitulation von Evora (26. Mai) der Herrschaft Dom Miguels ein Ende machte. T. bewies sich seitdem als der treueste Anhänger der Königin. Als einer der eifrigsten Verfechter der Charte Dom Pedro's wurde er im April 1836 an die Spitze des Ministeriums berufen, mußte aber der Ungunst der Ultra's weichen, gegen deren Regiment er zweimal eine chartistische Gegenrevolution versuchte. Erst 1842 und 1843 nach Herstellung der Charte trat er wieder ans Ruder, ohne sich indeß lange behaupten zu können. Er diente nur dazu, der Verwaltung Cabral die Bahn zu brechen, und gesellte sich daher bei deren Sturz 1846 den Unzufriedenen zu. Als jedoch die Bewegung einen demokratischen Charakter annahm, stellte er sich der Königin zur Verfügung und ward bei dem Versuche, Oporto zu beruhigen, von den Insurgenten gefangen genommen. Nach Unterdrückung des Aufstandes freigelassen, nahm er nicht wieder Theil an der Verwaltung und ward erst wieder genannt, als ihn die Königin bei der Erhebung Saldanha's gegen Cabrals Ministerium zu spät mit der Bildung eines Ministeriums beauftragte. Vgl. Portugal, Geschichte.

Terebinthe, s. v. a. Terpentinpistacie, s. Pistacie.

Terebrateln (Terebratulae), fossile Brachiopodengattung, welche schon in den ältesten Sedimentgesteinen vorkommt, dann aber ganze Schichten des Muschelkalks bildet und am zahlreichsten in der Juragruppe erscheint und Leitmuscheln abgibt.

Terek, Fluß im asiatisch-russischen Gouvernement Eiskaukasien oder Stawropol, entspringt auf den Tscherkbergen unweit des 15,510 Fuß hohen Kasbek, durchströmt in engem, tiefem Thale das Hochgebirge mit nordwestlich gerichtetem Laufe, erreicht bei Jekaterinograd die Ebene, wendet sich dann nach Osten, zuletzt gegen Nordosten und mündet nach 67 Meilen langem Lauf in das kaspische Meer. Bei Kisljar theilt er sich in 3 Hauptarme und bildet nun ein großes, sumpfund wiesenreiches Delta, das von tatarischen und kalmückischen Nomaden bewohnt wird. In seinem obern Lauf reißend und voller Stromschnellen, in seinem unteren zu seicht, ist der T. nirgends schiffbar. Zwischen dem T. und der Kuma breitet sich die sogenannte terekſche Steppe aus, ein steriles Terrain mit dürrem salzhaltigen Boden. Terekſche Linie oder Terekſche Straße heißt eine Reihe kleiner Festungen, welche, von den Russen zur Sicherung des Landes u. des Handels gegen die Ueberfälle der Gebirgsvölker errichtet, von Mosdok aufwärts bis an die Pforte Dariel reichen. Dazu gehören Grigoropol, von Jägern und Kosaken besetzt, und besonders Wladikaukas, mit großen Kasernen, großem Hospital 2c.

Terentia, Cicero's erste Gattin, eine Frau von festem und entschiedenem, aber schroffem und herrischem Charakter, gebar in einer 30jährigen Ehe ihrem Gatten 2 Kinder, Tullia und Marcus. Cicero trennte sich von ihr nach seiner Rückkehr aus dem Exil, nicht, wie seine Gegner sagten, aus Neigung zur jungen und reichen Publilia, die er bald darauf heirathete, sondern weil er sich in seiner Abwesenheit von ihr übervortheilt glaubte. Unverbürgt ist die Nachricht, daß sie sich mit Sallust und nachher mit Messala Corvinus verheirathet habe. Sie † in dem hohen Alter von 103 (nach Andern 117) Jahren.

Terentianus, Maurus, lateinischer Grammatiker, aus Afrika gebürtig, lebte wahrscheinlich zu Ende des 1. oder Anfang des 2. Jahrhunderts n. Chr., ist Verfasser eines Gedichts „De litteris, syllabis, pedibus et metris", worin er in 4 Büchern die Prosodie und Metrik mit vieler Kunst und Gewandtheit abhandelt. Aus den vielfachen Citationen desselben bei spätern Grammatikern und Metrikern ist zu schließen, daß es bei den Alten in hohem Ansehen stand. Nach der ersten Ausgabe (Mailand 1497) wurde es am besten von Santen und Lennep (Utrecht 1823) und von Lachmann (Berlin 1836) bearbeitet.

Terentius, Publius, mit dem Beinamen Afer, der Afrikaner, römischer Lustspieldichter, geboren um 194 v. Chr., kam bereits in früher Jugend als Sklave in das Haus des römischen Senators Publius T. Lucanus, welcher, die trefflichen Anlagen des Jünglings erkennend, ihm eine sorgfältige Erziehung geben ließ und später die Freiheit schenkte, daher er als Freigelassener den Namen seines ehemaligen Herrn erhielt. Durch das Studium der griechischen Vorbilder entwickelte sich sein poetisches Talent bald in einem so hohen Grade, daß er der Lieblingsdichter der höheren Stände und von den bedeutendsten Männern seiner Zeit, namentlich auch Cajus Lälius u. dem jüngeren Scipio Africanus, des näheren Umganges gewürdigt ward. Im Jahre 160 v. Chr. machte er eine Reise nach Griechenland, um Materialien zu neuen Lustspielen zu sammeln. Aber er † daselbst 159. Nach einer anderen Nachricht ging er mit 108 nach Menander übersetzten Komödien auf der Rückreise durch Schiffbruch unter; nach Andern starb er zu Stymphalis in Arkadien oder zu Leucadia aus Schmerz über den Verlust seiner im Meere untergegangenen Dramen. Wir besitzen von T. noch 6 Komödien. Nach der Reihenfolge ihrer ersten Aufführung sind es diese: „Andria" („Das Mädchen von Andros"), nach Menander, ein vorzügliches Stück in Bezug auf Plan und Anlage des Ganzen, sowie auf Charakterzeichnung und Ausführung im Einzelnen; „Hecyra" („Die Schwiegermutter"), nach Apollodor und Menander; „Heautontimorumenos" („Der Selbstpeiniger"), nach Menander; „Eunuchus" („Der Verschnittene"), nach Menander; „Phormio" („Der Schmarotzer"), nach Apollodor; „Adelphi" („Die Brüder"), nach Menander und Diphilus. Alle diese Stücke gehören zur Comoedia palliata und schließen sich eng an die griechischen Muster an. Der Plan derselben ist in der Regel einfach, aber kunstgemäß durchgeführt; habsüchtige Buhlerinnen, verschmitzte Sklaven, liederliche Söhne und geizige Väter sind die hervorragendsten Charaktere, welche in der Regel mit viel psychologischer Wahrheit gezeichnet sind; die Lösung wird gewöhnlich durch eine Heirath herbeigeführt. Klugheitsregeln u. Sittensprüche finden sich häufig eingestreut. Vor Allem aber zeichnen sich diese Komödien durch Reinheit, ja selbst Zierlichkeit und Feinheit der

Sprache, lebhaften Fluß der Rede und gefällige und lebendige Darstellung so aus, daß sie in dieser Beziehung musterhaft genannt werden können, wenn sie auch an originellem Witz denen des Plautus nachstehen. Es ist durchaus die gebildete Sprache des römischen Adels, der feine Ton der vornehmen römischen Welt, den wir bei T. wieder finden. Diese Vorzüge erwarben dem Verfasser mit Recht die Zuneigung der Alten wie der Neueren; er war fast der einzige Klassiker, der sich im Mittelalter erhielt und dessen Komödien in den Schulen nicht nur gelesen, sondern auch aufgeführt wurden. Daher wurden dieselben von älteren und späteren Grammatikern, namentlich von Aelius Donatus, Eugraphius u. A., erläutert, im Mittelalter häufig abgeschrieben u. selbst in der neueren Zeit für das Theater, für das französische namentlich von Molière, für das deutsche von Hildebrand von Einsiedel (Leipzig 1810, 2 Bde.) bearbeitet. Wenn sie beim größeren Publikum nicht den gehofften Anklang fanden, so lag die Ursache davon besonders darin, daß das antike Leben mit seinen Sitten und Gebräuchen, worin sie sich bewegen, uns zu fern liegt. Die besten Ausgaben sind nach der ersten (ohne Ort und Jahr, wahrscheinlich Straßburg 1470) die von Erasmus (Basel 1532), Lindenbrog (Paris 1602), Gronov (Amsterd. 1686), Bentley (Cambr. 1726, Leipz. 1791, neu bearbeitet von Vollbehr, Kiel 1846), Westerhof (Haag 1726, 2 Bde.; im Auszug Haag 1732, 2 Bde., verbessert und vermehrt von Stallbaum, Leipzig 1830—31, 6 Bde.), Perlet (das. 1827), Reinhardt (das. 1827), Bothe (Mannheim 1837—38, 2 Bde.), Reinhold (Pasewalk 1838—39, 2 Bde.) und Klotz (Leipzig 1838—40, mit den Scholien des Donatus und Eugraphius). Ruhnkens „Dictata in Terentii comoedias“ gab Schopen (Bonn 1825) heraus. Gute deutsche Uebersetzungen lieferten Kindervater (Jena 1799—1800, 2 Bde.), Köpke (Leipz. 1805), Wolper (Prenzlau 1827—28, 2 Bde.), Benfey (Tübingen 1837). Vgl. Ritschl, Parerga zu Plautus und T., Leipzig 1845.

Terentius Varro, s. Varro.

Tergeste, Stadt in Istria, Triest (s. d.).

Tergiversatio (lat.), eigentlich Ausflüchtmacherei, bei den Römern das Imstichlassen der Sache von Seiten des Klägers. Die Folge davon war, daß der Angeklagte aus der Liste der Angeklagten gestrichen ward, der Kläger dieselbe Klage nicht wieder anbringen durfte und ihn überdies noch eine Strafe traf.

Terlizzi, Stadt in der neapolitanischen Provinz Terra-di-Bari, westlich von Bari, in einem Walde von Mandelbäumen, hat ein Kastell, eine Kathedrale, eine Gemäldegallerie, Handel, Weinbau und 12,000 Einw.

Termin (v. lat. terminus, Grenze), im Rechtswesen eine bestimmte Zeit, zu welcher eine gerichtliche Handlung vorgenommen werden muß, daher bald ein zu einer bestimmten Verhandlung festgesetzter Tag, bald ein größerer Zeitabschnitt, in welchem eine Reihe von Verhandlungen zum Abschluß gebracht werden soll. Wer sich zum T. nicht stellt, wird als ungehorsam (contumax) angesehen und hat gewisse Rechtsnachtheile zu gewärtigen, von welchen er in der Vorladung zum T. in Kenntniß gesetzt wird. Kommen beide Theile nicht zum T., so trifft die Strafe des Ungehorsams keinen von beiden, sondern der T. wird anderweit anberaumt. Vgl. Citation.

Terminalia (Katappenbaum), Pflanzengattung aus der Familie der Onagrarieen, Bäume und Sträucher in heißen Ländern, mit großen, abwechselnden Blättern und Blüthen ohne Korolle in rispenförmigen Aehren. T. angustifolia *Jacq.*, falscher Benzoëbaum, in Ostindien 30—40 Fuß, in unsern Gewächshäusern nur 8—12 Fuß hoch, mit weißen Blumen, liefert ein der Benzoë ähnliches Harz, welches auch in gleicher Weise angewendet werden kann. Von T. Catappa *L.*, gemeiner Katappenbaum, einem Baum von ansehnlicher Höhe in Ostindien, mit weißen Blumen und linealisch-länglichem, weißem Samen von angenehmem, haselnußähnlichem Geschmacke, wird die außen glatte und graue, innen röthliche Rinde als adstringirendes Mittel angewendet, während die Blätter bei galligen Krankheiten, sowie äußerlich zu erweichenden Umschlägen und bei Hautkrankheiten mit Erfolg gebraucht werden.

Termini, Stadt auf der Insel Sicilien, Intendanz Palermo, befestigt, mit Kastell u. Hafen, hat eine Kathedrale, ein Kollegium und 16,000 Einw., welche lebhaften Handel mit Getreide, Mandeln, Weinstein, spanischen Fliegen rc., Thunfisch- und Sardellenfang treiben. Auch sind daselbst vielbesuchte Bäder (von 37° Wärme). Dabei der Berg Calogero, mit Einsiedelei u. von fast gleicher Höhe wie der Aetna.

Terminirer (Terminarii), Mönche aus den Bettelorden, welche von ihren Klöstern in eine gewisse Gegend (terminus) zum Betteln ausgesandt wurden.

Terminismus, s. Terministischer Streit.

Terministischer Streit, Streit über die Ausdehnung der von Gott dem Sünder gestatteten Gnadenzeit. Als der Diakonus Böse zu Sorau in seiner Schrift: „Terminus peremtorius salutis humanae“ (1698) von der üblichen Meinung, daß die göttliche Gnade zur Bekehrung jedem Menschen bis zum Tode offen stehe, abwich und das Gegentheil behauptete, schrieb Neumann in Wittenberg wider dessen Behauptung, Rechenberg in Leipzig aber vertheidigte dieselbe und hatte wieder die Theologen Wittenbergs, Rostocks u. A. zu Gegnern. Der Streit währte über ein Decennium. Diejenigen, die das Gnadenziel vertheidigten, wurden von den Gegnern Terministen oder neue Novatianer genannt.

Terminologie (v. Lat. und Griech.), Inbegriff der sämmtlichen in einer Wissenschaft oder bei einem Geschäfte in Bezug auf die darin vorkommenden Gegenstände gebrauchten Kunstwörter und Redensarten (termini technici); auch die Lehre von solchen Kunstwörtern und ihre Erklärung.

Terminus, römischer Grenzgott, dem zu Ehren Numa Pompilius bei Umgrenzung des Eigenthums auf dem kapitolinischen Hügel einen Altar errichtet u. das Fest der Terminalien (23. Febr.) eingeführt haben soll. Als Tarquinius Superbus auf dem kapitolinischen Hügel dem

Jupiter einen Tempel bauen wollte und deshalb die vorhandenen Heiligthümer exaugurirt werden mußten, verboten dies die Vogelzeichen allein bei dem Heiligthum des T., das daher in den Bau eingeschlossen werden mußte, aber so, daß darüber ein Hypäthron frei blieb. An den Terminalien wurde auf der Grenze des alten römischen Stadtgebietes zwischen dem 5. nnd 6. Meilenstein geopfert.

Terminus (lat.), im logischen Sinne s. v. a. Begriff, in sofern zwei Begriffe, zu einem Urtheil verbunden, als Grenz- und Endpunkte des Urtheils erscheinen; daher T. major, der Oberbegriff, d. h. der weitere, umfassendere; T. minor, der (engere) Unterbegriff. Beide heißen Termini judicii. In den Schlüssen kommt oft noch ein dritter T. hinzu, der in Ansehung seines Umfangs die Mitte zwischen jenen hält und auch ihre Verbindung im Schlusse vermittelt (T. medius). S. Schluß.

Terminus technicus (lat.), Kunstausdruck, s. Terminologie.

Termite (Termes, weiße Ameise, Holzlaus), Insektengattung aus der Ordnung der Neuropteren nnd der Familie der Nagekerfe (Corrodentia), charakterisirt durch die gleichgroßen Flügel ohne Queradern, die perlschnurartigen Fühler, welche kürzer als der Leib sind, und die 4gliederigen Tarsen, enthält folgende bemerkenswerthe Arten: T. bellicosus *Smeath.*, T. fatalis *F.*, ist braun mit blaßbräunlichen, außen ziegelroth geranbeten Flügeln. Die Arbeiter oder Larven sind 3, die Soldaten oder Puppen 5, die ausgebildeten Insekten 7—8 Linien lang, mit 2½ Zoll Flugbreite, eine der größten Arten. Sie schwärmen am Abend aus, fallen dann nieder u. bedecken am anderen Morgen zu Millionen flügellos den Boden. Sie leben in Ostindien und im Innern Afrika's, wo ihre leeren Gebäude (s. unten) oft als Backöfen benutzt werden sollen. T. destructor *F.*, rothbraun, lebt in Bäumen in Südamerika, dringt oft zerstörend in die Häuser ein und wird von den Indianern gegessen, die auch das durch diese T.n in eine feine filzige Masse verwandelte Holz als Zunder gebrauchen. T. lucifugus *Latr.* und T. flavicollis *F.* sind aus den tropischen Gegenden durch Zierpflanzen nach Südfrankreich gekommen und richten daselbst in Holzmagazinen und an Oelbäumen Schaden an. T. flavipes *Kollar.*, 2 Linien lang, hat sich in Portugal und selbst in den Gärten zu Schönbrunn bei Wien angesiedelt, ist jedoch an letzterem Orte in Folge der Winterkälte wieder verschwunden. Alle T.n finden sich ursprünglich nur in den Tropenländern, leben im Dunkeln gesellig wie die Ameisen nnd zerstören als Larven, welche am zahlreichsten im Baue sind und wegen ihrer weißlichgelben Färbung weiße Ameisen heißen, fast alle vegetabilischen u. animalischen Stoffe. Sie errichten in baumlosen Gegenden aus Lehm und Sand, die sie mit ihrem Speichel vermischen, zuckerhutförmige Erdbauten, die oft 12—15 Fuß hoch sind und am Fuße 50—60 Fuß Umfang haben. Dieselben laufen oben meist in mehre Spitzen aus und sind so hart, daß sie selbst tropischen Regengüssen widerstehen nnd nur mit Hacken u. Brecheisen zerstört werden können. Die amerikanischen T.n, namentlich einige brasilische Arten, bauen aus morschen Holzstückchen runde, kugelige Nester von der Form eines Kürbisses an Bäumen nnd am Gebälk alter Gebände. Die Baumstämme bewohnenden T.n verzehren die weicheren Schichten der Jahrringe und lassen die härteren als Scheidewände zwischen den Höhlen stehen. Stets haben dergleichen Baue außen gar keine Oeffnung, weil die T.n ihr Wesen nur im Dunkeln treiben und das Licht scheuen. Die Bewohner der Termitenbaue bestehen nach Burmeister aus geflügelten Männchen und deren mit Flügelansätzen versehenen Puppen, aus größeren ungeflügelten Weibchen, aus kleineren, noch nicht mit Flügelstummeln versehenen Larven von Männchen und Weibchen nnd endlich aus ungeflügelten, den Larven ähnlichen Geschlechtslosen doppelter Art, von denen die einen kleiner, die anderen größer und mit größerem Kopfe versehen sind, nicht arbeiten, sondern nur die Wohnungen vertheidigen nnd deshalb Soldaten heißen. Ueber die Männchen ist man noch nicht ganz im Klaren. Guerin will durch anatomische Untersuchung gefunden haben, daß die geflügelten T.n jungfräuliche Weibchen seyen; die Arbeiter hält er für Larven der Weibchen, die Soldaten für Larven der Männchen. Nach neueren Beobachtungen sind Männchen und Weibchen geflügelt und schwärmen zur Paarungszeit gleich den Ameisen. Die T.n werden in den Tropenländern den Menschen in sofern sehr lästig, als sie von ihren Wohnungen aus durch unterirdische Gänge in die Häuser eindringen und Holzgeräthe und jene selbst so aushöhlen, daß nur leicht zerbrechliche Gerüste stehen bleiben, welche zusammenbrechen, wenn an ihnen gerüttelt wird. Nach Humboldt haben diese Insekten in Mexiko einst fast alle geschichtlichen Dokumente und in Indien die von Europa her eingeführten musikalischen Instrumente zerstört. Sie können sich in einer Nacht durch den Boden eines dicken Koffers fressen nnd dessen ganzen Inhalt an Kleidungsstücken verzehren. Im niederländischen Indien haben sie an Papiergeld schon öfters großen Schaden angerichtet. In einem Waffenmagazine zernagten sie die Schäfte der Gewehre völlig. Fabelhaft klingt es, wenn sie selbst Geld und Munition aufgefressen nnd den Wein und Genever aus den Flaschen ausgesoffen haben sollen. In der That aber können sie ganze Häuser zerstören, wie sie 1814 den Palast des Generalgouverneurs von Kalkutta u. noch neuerlich ein Linienschiff auf der Werfte von Bombay durch inneres Zernagen des Holzwerks zum Zusammenbrechen gebracht haben. Die T.n dienen nicht nur vielen Säugethieren und Vögeln zur Nahrung, sondern werden in Afrika geröstet auch von den Menschen gegessen.

Termoli, Stadt in der neapolitanischen Provinz Capitanata, auf einer Landzunge im mittelländischen Meere, zwischen den Flüssen Sinarca u. Biferno, Bischofssitz, mit 5000 Einw., Handel und dem Titel eines Herzogthums.

Ternate, Insel im Molukkenarchipel, an der Westküste von Dschilolo, besteht fast nur aus einem einzigen Berg von 5 Meilen Umfang, welcher als Vulkan noch thätig ist, reich an Tropenfrüchten, aber arm an Thieren. S. Molukken.

Ternaux, Guillaume Louis, Baron, Hauptbegründer der neuern französischen Industrie, geboren 1763 zu Sedan, Sohn eines Kaufmanns, begründete, nachdem er im Geschäft seines Vaters gearbeitet hatte, nach und nach zahlreiche Fabriken, machte mehre wichtige Erfindungen in der Mechanik und führte die Spinnmaschinen und zur Erzeugung bessern Rohstoffes die sächsischen Widder und Kaschmirziegen in Frankreich ein. Der Hauptsitz seiner Thätigkeit war Paris; außerdem aber hatte er Handelshäuser in Bordeaux, Bayonne, Rouen, Havre, Genua, Livorno, Neapel und Petersburg, und Fabriken in Rheims, Sedan, St. Ouen, Elboeuf, Louviers ꝛc. In letzteren waren oft 6000 Arbeiter, in erstern 120—150 Kommis thätig. Mit Enthusiasmus hatte T. 1789 die Revolution begrüßt; weil er jedoch 1790 eine Schrift: „Voeu d'un patriote sur les assignats“ veröffentlicht hatte, worin er sich gegen das Papiergeld aussprach u. sich später als Freund der konstitutionellen Monarchie bewies, so mußte er ins Ausland flüchten, lehnte aber aus Patriotismus alle Anerbietungen, in England und in den Niederlanden Fabriken zu errichten, ab. Rechtlich und überzeugungstreu, konnte er nach seiner Rückkehr, als er in die Handelskammer zu Paris gewählt worden war, nicht bewogen werden, für das lebenslängliche Konsulat und die Kaiserwürde zu stimmen; dennoch verlieh ihm Napoleon bei einem Besuche seiner Fabriken zu Louviers eigenhändig das Kreuz der Ehrenlegion. Nach der ersten Restauration wandte sich T. entschieden den Bourbonen zu und ging daher 1815 während der 100 Tage mit Ludwig XVIII. nach Gent. Nach der zweiten Restauration ward er Oberst der Nationalgarde, Mitglied des Seinedepartementsrathes, des Comité national, des Municipalrathes, der Kommission für Regulirung der neuen Finanzordnung, endlich Deputirter für das Seinedepartement. Hier gehörte er in der letzten Zeit völlig zur Opposition und nahm als einer der 221 Unterzeichner der berühmten Adresse thätigen Antheil an der Julirevolution. Er † den 2. April 1833 zu St. Ouen.

Terne (Ternion), jede Zusammenstellung je dreier Dinge aus einer größern Anzahl, oder jede Komplexion (Kombination oder Variation) dritter Klasse aus irgend viel Elementen; insbesondere beim Lottospiel jede Zusammenstellung von 3 Nummern unter den überhaupt vorhandenen 90.

Terni, Stadt im Kirchenstaat, Delegation Spoleto, zwischen zwei Armen der Nera, in einem wohl angebauten Thal, mit Mauern und Thürmen umgeben, ist Bischofssitz, mit Kathedrale, 6 anderen Kirchen, 7 Klöstern u. einem Jesuitenkollegium, hat 8500 Einw., welche Getreide-, Oel- und Weinbau und Handel mit Wein und Seide treiben. Die Stadt ist berühmt durch ihre Denkmäler aus der Römerzeit. In dem Garten des bischöflichen Palastes sieht man noch die Trümmer eines Amphitheaters und in der Kirche San Salvador die Reste eines Sonnentempels; außerdem gibt es Ruinen eines Herculestempels und römischer Bäder. T. ist der Geburtsort des Geschichtschreibers Tacitus. In der Nähe ist ein 200 Fuß hoher Wasserfall des Velino (Caduta delle Marmore), eine der großartigsten Kaskaden Europa's. Es ist dies ein Werk des Römers M. Curius Dentatus, der hier 270 v. Chr. den Marmorfels durchschneiden ließ, um dem Velino einen freien Abfluß zu verschaffen und dadurch dessen Verheerungen vorzubeugen. Papst Klemens VIII. ließ 1596 unter Fontana's Leitung den alten Kanal des Curius wieder eröffnen und erweitern. T. war eine Kolonie der Lateiner und hieß Interamna wegen seiner Lage zwischen 2 Armen der Nera. In der Nähe der Stadt wurden am 27. Nov. 1798 die Neapolitaner von den Franzosen besiegt.

Terpander, griechischer Lyriker aus Antissa, nach Andern aus Methymna auf Lesbos, um 648 v. Chr., war 4mal Sieger in den pythischen Spielen und soll der Erfinder der 7saitigen Cither gewesen seyn und zu Sparta, als dieses wegen innerer Zerrüttung durch Parteien auf Befragen des Orakels den Sänger aus Lesbos kommen ließ, mit seinem Gesang die Rolle eines zweiten Orpheus gespielt haben. Seine Melodien, die lesbischen genannt, dienten selbst den späteren Zeiten noch zum Muster. Auch soll er zu Lykurgs Gesetzen Melodien gemacht haben. Von seinen Schriften, Proömien zu homerischen Rhapsodien, Skolien ꝛc. in dorischem Dialekte, sind nur Fragmente erhalten, gesammelt von Schneidewin in „Delectus poesis Graecorum elegiacae, jambicae, melicae“ (Gött. 1839, Abth. 3).

Terpentin (lat. Terebinthina), ein Balsam, Gemenge von Harz und flüchtigem Oele, das sich in Blasen unter der Rinde verschiedener Pinusarten sammelt u. nach einem oberflächlichen Verletzen der Rinde durch Einschneiden oder Anbohren herausfließt. Er ist eine honigartige Flüssigkeit, mehr oder weniger durchsichtig, farblos oder gelblich, von eigenthümlichem Geruche und bitterlich scharfem Geschmack. In der Wärme wird er dünnflüssiger, erhärtet dagegen an der Luft allmählig, indem das darin enthaltene flüchtige Oel theils verharzt, theils sich verflüchtigt. Entzündet brennt der T. mit einer hellleuchtenden, rußenden Flamme. Der gemeine oder deutsche T. wird besonders auf dem Thüringer- u. Schwarzwald aus der Weißtanne (Pinus abies *L.*) und der Kiefer (Pinus sylvestris *L.*) gewonnen. Er ist von gelblichweißer Farbe, honigdick u. trübe, schmeckt etwas bitter und zieht zwischen den Fingern Fäden. Der straßburger T. wird hauptsächlich auf den Vogesen, in Savoyen, in der Schweiz und Tyrol aus der Weißtanne (Pinus picea *L.*) gewonnen, ist sehr rein, dünnflüssiger, als der vorige, von weißer bis gelblichweißer Farbe u. riecht stark, etwas citronenartig, schmeckt auch bitter, aber weniger scharf, als der deutsche T. Der französische T. wird aus der besonders im Südwesten Frankreichs wachsenden Seefichte (Pinus maritima *Poir.*) erhalten, steht aber an Güte dem straßburger nach. Der venetianische T. wird in Norditalien, Südfrankreich, Tyrol, Steiermark u. Illyrien aus dem Lärchenbaum (Pinus Larix *L.*) gewonnen, ist sehr dünnflüssig, von blaßgelber Farbe, etwas citronenartig riechend und von bitterem und scharfem Geschmack. Der ungarische T. wird in Ungarn

von Pinus cembra gewonnen, ist ebenfalls dünnflüssig, von hellgelber Farbe u. schwachem, wachholderartigem Geruch. Der amerikanische T. wird in Nordamerika aus den jüngern Zweigen der Weymouthskiefer (Pinus strobus *L.*) erhalten und ist sehr reich an Terpentinöl. Der T. von Boston wird ebendaselbst aus der Sumpffichte (Pinus palustris *Ait.*) gewonnen und in England besonders zur Harzseife verarbeitet. Der canadische T. wird in Canada und Virginien aus der Hamlockstanne (Pinus canadensis *L.*) und der Balsamtanne (Pinus balsamea *L.*) gewonnen, ist von röthlichgelber Farbe, durchsichtig, dickflüssig, von angenehm gewürzhaftem Geruch und balsamisch-bitterlichem Geschmack. Der cyprische oder chiische T. wird namentlich auf Chios und Cypern aus der Terpentinpistacie (Pistacia Terebinthus *L.*) gewonnen, ist dickflüssig, von weißlicher, etwas ins Grünliche spielender Farbe, durchsichtig, von citronenartigem Geruch und wenig bitterem und scharfem Geschmack. Man reinigt den rohen T. entweder, indem man ihn bei mäßiger Wärme schmilzt und durch Stroh filtrirt, oder im Sommer in große viereckige Kästen mit durchlöcherten Böden bringt und ihn da durch die bloße Sonnenhitze zerfließen läßt. Man braucht den T. zur Bereitung des Siegellacks, zur Darstellung von Kitten und Harzseifen; in der Medicin wird er zur Heilung frischer Wunden angewandt und bildet einen Hauptbestandtheil vieler Pflaster und Salben. Ferner wird daraus durch Destillation mit Wasser das Terpentinöl, der gekochte T. (Terebinthina cocta) und das Geigenharz oder Kolophonium gewonnen. Bei der Destillation geht nämlich das Terpentinöl mit Wasserdämpfen in die Vorlage über, während das Harz, mit Wasser innig, aber bloß mechanisch gemengt, als gekochter T. zurückbleibt, welcher durch nochmaliges Schmelzen vom Wasser befreit und so zu reinem Kolophonium umgewandelt wird. Außerdem wird der T. zur Bereitung der Terpentinfirnisse, zur Auflösung des Kautschuks und in neuerer Zeit bei dem Bohren, Sägen und Feilen des Glases in der Weise zweckmäßig angewandt, daß man die Instrumente vor ihrem Gebrauche in dünnflüssigen T. taucht. Das flüchtige, farblose, starkriechende Terpentinöl dient ebenfalls zu medicinischen Zwecken, außerdem besonders zum Anreiben der Malerfarben, zur Bereitung der Stiefelwichse rc.

Terpentinbaum, s. v. a. Pistacia Terebinthus *L.*, s. Pistacie.

Terpsichore, eine der 9 Musen, der bei der spätern Vertheilung der Musenämter die Tanzkunst und der Chorgesang zugetheilt ward.

Terracina, Stadt im Kirchenstaat, Delegation Frosinone, an der Küste, am gleichnamigen Golf des mittelländischen Meeres, am südöstlichen Ende der pontinischen Sümpfe, nahe an der Grenze von Neapel, besteht aus der alten und freundlich gebauten neuen Stadt, hat einen bischöflichen Palast, eine byzantinische Kathedrale, die auf den Ruinen eines alten Jupitertempels errichtet ist, einen Hafen und 8000 Einw., welche Landbau, Fischerei und etwas Handel treiben. Die Umgegend ist wegen vieler Räubereien berüchtigt. T. ist reich an römischen Alterthümern (Tempel des Jupiter, appische Straße, Ruinen von einer alten Burg Theoderichs). Auf dem Markte befindet sich eine Tafel mit dem Lobe Theoderichs.

Terra cotta (ital.), d. i. gebrannte Erde, jetzt allgemeiner Name für alle alten Ueberreste der Kunst aus gebrannter Thonerde, welche erst in neuerer Zeit die gebührende Würdigung gefunden haben. Das Töpferhandwerk hob sich sehr früh in allen den Orten, wo sich nutzbares Material vorfand, wie z. B. in Korinth, Aegina, Samos, Athen; der Töpferscheibe wird bereits in der Iliade, des Brennofens in einem der kleinern homerischen Gedichte gedacht. Namentlich verstand man in Samos durch Beimischung farbigrr Stoffe die gewöhnlichen Geräthe zu verschönern und mit künstlerischen Zierrathen zu schmücken. Wie in Griechenland, so erlangte auch in Etrurien die Plastik in Thon schon in sehr alter Zeit eine bedeutende Ausbildung, wie dies durch die zahlreichen Auffindungen etrurischer Gefäße dargethan wird. Ueber ganz Italien waren die Officinae figulinae verbreitet, welche nicht nur einfarbige und bunte Vasen mit erhabenen Verzierungen, sondern auch runde Bildwerke und Reliefs, ja ganze Tempelfriese u. Giebelbilder aus grbranntem Thon lieferten. Die aufgefundenen Ueberreste letzterer Gattung geben einen Beweis von der Geschicklichkeit, welche man in derartigen Arbeiten besaß. Der Eifer für Sammlung der Ueberreste in T. c. ist namentlich durch den Grafen Caylus angeregt worden. Bedeutendes haben nach ihm H. Charles Townley, dessen Sammlung sich jetzt im britischen Museum befindet, und Seroux d'Agincourt, welcher die seinige der Vatikana hinterließ, zusammengebracht. Man unterscheidet lufttrockene Arbeiten, einfach gebrannte, gebrannte mit aufgesetzten, aber nicht fixirten Farben, gefirnißte mit eingebrannten Farben, gemischte mit theils aufgesetzten, theils eingebrannten Farben und endlich Arbeiten mit reicher Vergoldung. Auch die altgermanische Töpferkunst, an welche sich die mittelalterlichen Arbeiten der Art anschließen, hat mancherlei, was erst in neuern Zeiten gehörige Beachtung gefundrn, namentlich Ziegeln, Gefäße, Urnen geliefert. Seit dem 16. Jahrhundert ward wieder viel in T. c. gearbeitet, so von Bernard de Palissy u. A., die ganze Büsten in Thon brannten. Auch in neuerer Zeit hat man die T. c. zu Gefäßen, wie in Paris and Sèvres, mehr aber noch zu architektonischen Zierrathen, namentlich durch die Schinkelsche Schule aufgemuntert, zu benutzen angefangen. Es hat sich jedoch ergrben, daß hohlgegossene Ornamente in Zink wohlfeiler sind, als die in T. c. gearbeiteten. Vgl. Bassirilievi volsci in T. c., Rom 1785; Description of the collection of ancient Terracottas in the British Museum, Lond. 1810; Seroux d'Agincourt, Recueil de fragmens de sculpture antique en terre cotte, Paris 1814.

Terra di Lavoro, Provinz, s. Lavoro.

Terra di Siena, s. Bolus.

Terra Firma (lat.), festes Land, im Gegensatze der Inseln, eine Benennung, welche man zwei verschiedenen Landstrichen gegeben hat. In Italien nennt man T. F. oder il dominio Veneto

alle Landschaften auf dem festen Land Italiens, welche die Herrschaft der Venetianer anerkannten, nämlich das Herzogthum Venedig, die venetianische Lombardei, die treviser Mark (Trevisano), das Herzogthum Friaul u. Istrien. Dann verstand man unter T. F. (im Spanischen Tierra Firma) oder Neukastilien die große Landschaft in Südamerika, welche an das Mar del Nord, Peru, das Land am Marañon, das Mar del Sud und die Landenge von Panama grenzt. Im engern Sinn bezeichnet T. F. die Landenge bis nach Panama hin, zwischen dem Meerbusen von Darien am Nordmeer und der Bai von Panama am Südmeere.

Terrain (v. Franz.), Theil der Erdoberfläche, namentlich als Schauplatz kriegerischer Thätigkeit. In sofern letztere stets die Bewegung, Aufstellung und den Kampf von Truppenkörpern zum Zielpunkt hat, so kommt beim Boden nur das, was hierauf hindernd oder fördernd einwirken kann, in Betracht, nämlich seine äußere Gestaltung, während ökonomische, geognostische und andere Verhältnisse entweder gar keine, oder nur eine untergeordnete Berücksichtigung erhalten. Der Inbegriff alles dessen, was die Eigenthümlichkeit eines T.s ausmacht, heißt Terrainbeschaffenheit. Man unterscheidet in ihr die Terraintheile, zunächst im Allgemeinen Land und Wasser, dann im Besonderen alle einzelnen Land- und Wasserstrecken, in sofern sie in ihrem natürlichen Bodenzusammenhange auf den Krieg einwirken, so verschiedene Erhöhungen und Vertiefungen, Höhenzüge, Hügel, Ebenen, Thäler, Schluchten, ferner alle in verschiedenen Gerinnen fließenden, oder in verschiedenen Becken stehenden Gewässer, Flüsse, Bäche, Seen, Teiche, sowie die durch ihren Einfluß auf den festen Boden erzeugten Brüche, Moräste, Sümpfe; und Terraingegenstände oder Objekte, welche alles das umfassen, was man Anbau nennt, also die verschiedenen Arten von Gärten, Weinbergen, alle Gehölze und Waldungen, alle Gebäude, sowohl einzeln, als in kleinern oder größern Massen beisammen stehende, alle künstlichen Verbindungen zu Wasser und zu Lande, überhaupt Alles, was die Kultur auf dem Boden hervorbringen kann. Wird ein größeres T. von solchen Terraintheilen, welche die Bewegungen von Truppen entweder sehr erschweren, oder ganz hindern, als Wälder, Moräste, Weichland, Flüsse, Seen, durchzogen, so nennt man die dadurch unter einander abgegrenzten Bezirke Terrainabschnitte, von welchen man die Abschnitte im Terrain (Bodenabschnitte) zu unterscheiden hat, in sofern mit letzterem Namen gewöhnlich schwer zu überschreitende Gewässer und Gründe, welche die größern Vertheidigungslinien andeuten, bezeichnet werden. Nach allgemeinen Rücksichten werden folgende Hauptterrainarten unterschieden: die offene freie Ebene, welche weder Aussicht, noch Bewegung hindert; die offene, aber koupirte Ebene; die (durch Getreidefelder, Baumgärten, Gehölz und Dörfer) bedeckte Ebene; das hügelige und wellenförmige T., welches sowohl offen, als bedeckt und von Gräben, Bächen, Hecken, Mauern durchschnitten seyn kann; das Gebirgsland, welches theils waldig, theils kahl seyn kann; das wechselnde T., wenn keine der vorher angeführten Terrainbeschaffenheiten vorherrschend ist. Die Terrainlehre ist die wissenschaftliche Behandlung alles dessen, was von der Erdoberfläche in Bezug auf Kriegszwecke in Betracht kommt. Sie wird gewöhnlich eingetheilt in reine u. angewandte. Die reine Terrainlehre betrachtet das T. im Allgemeinen, lehrt die betreffende Terminologie, sowie die Kunst, aus gegebenen einzelnen Momenten die Beschaffenheit eines ganzen T.s zu errathen, und weist namentlich die Umstände nach, welche bei Terrainbeschreibungen und Terrainrekognoscirungen ins Auge gefaßt werden müssen. Sie nimmt ihr Material aus der Orographie, Hydrographie, Topographie und theilweise auch aus der Geognosie, natürlich mit steter Rücksicht auf ihre speciellen Zwecke. Die angewandte Terrainlehre hat es mit der Benutzung des T.s zu militärischen Zwecken zu thun und lehrt demnach, die verschiedenen Terrainarten mit den verschiedenen Truppengattungen zweckmäßig zu besetzen und zu vertheidigen und besetzte Stellungen wirksam anzugreifen (Terrainbenutzung). Dieser zweite Theil der Terrainlehre bildet einen integrirenden Bestandtheil der Taktik u. Strategie. Vgl. Gomez, Terrainlehre, Wien 1827, 11 Bde.; Reichlin-Meldegg, Ueber Terraingestaltung, München 1826; Reinhardt, Terrainlehre, Berlin 1827; O'Etzel, Terrainlehre, 2. Aufl., das. 1853; Pz., Praktische Anleitung zur Rekognoscirung und Beschreibung des T.s, Abdorf 1840.

Terranova (Terra nuova), Stadt auf der Insel Sicilien, südöstlich von Caltanisetta, hat ein festes Schloß, schöne Kirchen, eine Bucht mit gutem Hafen und Ankergrund, Ausfuhr von Getreide, Wein, Früchten, Schwefel, vorzüglich Soda und 9500 Einw., und wurde von Kaiser Friedrich II. nahe an der Stelle des alten Gela gebaut.

Terrasse (v. Franz.), treppenförmige Absätze, entweder in zu steil abfallende Berghänge eingearbeitet, um diese Bergseiten dadurch kulturfähiger zu machen, oder auch auf ebenem Boden aufgeschichtet, um mehr Abwechselung in die Anlagen zu bringen. Ganz besonders eignet sich der Terrassenbau zur Kultivirung von Bergabhängen. Jede T. bildet eine breite und hohe Stufe, welche sich in horizontaler Richtung über den ganzen Abhang ausdehnt. Die obere Seite der Stufe ist eine nur wenig nach vorn geneigte Fläche; die vordere Seite (Dossirung) eine nicht ganz senkrecht absteigende Wand und muß, wenn sie nicht aus natürlichen Fels- oder feststehenden Gebirgsschichten besteht, durch eine Vermauer aus rohen Steinen, deren Fugen man entweder wirklich mit Mörtel verbindet, oder bloß mit Moos ausstopft, oder wenigstens durch eine Rasenverkleidung verwahrt werden. Auch minder steil abhängenden Feldern läßt sich sehr zweckmäßig eine terrassenförmige Bildung geben, wenn man beim Umackern die Erde beständig nach dem Abhange hinunter pflügt.

Terrassirte Werke, terrassenförmig angelegte Befestigungen, kommen hauptsächlich bei Bergbefestigungen vor. Der Wallgang der hintern Befestigung ist stets beträchtlich höher, als

derjenige der vorliegenden angelegt, so daß man über letztere hinwegfeuern kann, ohne die Besatzung derselben zu beschädigen.

Terrasson (Terasson), Stadt im französischen Departement Dordogne, Arrondissement Sarlat, links an der Vézère, hat Trüffelmärkte, beträchtliche Gerberei, Färberei, Messerfabrikation und 2900 Einw.

Territion (v. Lat.), früher, als die Folter noch üblich war, das Erschrecken eines muthmaßlichen Verbrechers durch Drohungen, durch Vorzeigen der Folterwerkzeuge, wodurch der Inquirent das Geständniß erzwingen wollte, jetzt abgeschafft, als unverträglich mit aller gesunden Rechtsansicht.

Territorialhoheit, die Gesammtheit der Befugnisse, welche der Staatsgewalt in Bezug auf das Staatsgebiet zukommen; im deutschen Reich s. v. a. Landeshoheit, im Gegensatz zu der Reichshoheit.

Territorialpolitik, im Allgemeinen Politik, welche auf Erhalten, Vereinigen, Erweitern, Abrunden des Staatsgebietes hinausgeht; im Besondern die auf Erwerbung einer Hausmacht gerichtete Politik der deutschen Kaiser, sowie auch das im Gegensatze zum Reiche hervortretende Streben der einzelnen Landesherren nach völliger Unabhängigkeit in ihren Gebieten.

Territorialprincip, Rechtsgrundsatz für die praktische Umfangsbestimmung der Staatsgewalt. Da der Wirkungskreis der Staatsgewalt in räumlicher Beziehung sich durch die Grenzen des Territoriums bestimmt, keine Staatsgewalt aber in ihrem Gebiet anders als exklusiv wirken kann, so folgt daraus, daß die Staatsgewalt innerhalb der Landesgrenzen alle Personen u. Sachen ohne Ausnahme beherrscht, was gewöhnlich durch die Regel ausgedrückt wird: Quod est in territorio, est de territorio. Da ferner kein Staat ohne Territorium (s. d.) gedacht werden kann, so ergibt sich daraus, daß der Erwerb eines Territoriums, gleichviel, auf welche Weise er geschehen seyn möge, auch den Erwerb der Souveränetät und Staatsregierung in sich schließt, sowie umgekehrt mit dem Verluste des Territoriums auch der faktische Verlust der Regierungsgewalt verbunden ist, unbeschadet der Ansprüche darauf, welche fortwährend aufrecht erhalten werden können.

Territorialsystem, diejenige kirchenrechtliche Theorie, nach welcher das höchste Episkopat der Landesherren keine selbstständige Würde, sondern nur ein Ausfluß der Landeshoheit seyn soll. Die Kirche wird darnach als bloße Staatsanstalt betrachtet und dem Fürsten das Recht ertheilt, die nur als Staatsdiener geltenden Diener der Kirche ein- und abzusetzen und Liturgie und Glauben nach seinen individuellen Ansichten zu regeln, sofern er nur dabei nicht gegen die Vorschriften des Christenthums handle. Die Landesfürsten sollen aber in dieses ihr natürliches Recht über die Kirche eingetreten seyn durch den Akt der Lossagung vom Papste. Das T. beruht demnach auf dem Grundsatze: Cujus regio, ejus religio, d. h. wem im Lande die höchste Macht zusteht, dem gebührt auch die Regierung des Kirchenwesens. Es entstand als Uebertreibung des Episkopalsystems (s. d.) durch Pufendorf und Chr. Thomasius vor der Mitte des 17. Jahrhunderts mit der Entwickelung des Staatsrechts und der Erhebung des staatlichen Elements über das kirchliche und fand in Folge des westphälischen Friedens oft eine drückende Anwendung. Konsequent verfolgt führt es zum Cäsareopapat oder weltlichen Papstthum und ward in dieser Weise besonders von Hobbes in den Schriften „De cive" und „Leviathan" entwickelt. Eine wissenschaftliche Begründung erhielt es in Deutschland durch Pufendorf in der Schrift „De habitu religionis ad vitam civilem" (Brem. 1687). Im Gegensatz dazu stellte Chr. Matth. Pfaff das Kollegialsystem (s. d.) auf. Beide Systeme fanden ihre Vertheidiger und übten Einfluß auf die Kirchenverwaltung aus. Neuerlich ist das T. besonders von der spekulativ-philosophischen Richtung vertheidigt worden, indem man die Kirche nur als religiöse Bestimmtheit des Staats hinstellte.

Territorium (v. Lat.), im Mittelalter Amtsbezirk eines mit Verwaltung der kaiserl. Hoheitsrechte betrauten Vasallen; dann, nachdem dergleichen Beamte zu Landesherren geworden waren, s. v. a. Staatsgebiet. In der nordamerikanischen Union versteht man darunter einen solchen Staatskörper, der noch nicht 60,000 Einwohner hat und zum Kongreß zwar einen Deputirten, aber ohne Stimme zu senden berechtigt ist. Sobald ein solches T. die festgesetzte Einwohnerzahl erreicht hat, tritt es mit allen Rechten in die Reihe der Unionsstaaten ein.

Terrorismus, Schreckenssystem, politisches System, das den öffentlichen Gehorsam nicht durch Ausübung volksthümlicher und darum sittlich geheiligter Gesetze, sondern durch Furcht und Schrecken, durch blutige Härte und Willkür erzwingen will. Berüchtigt ist besonders das französische T. zur Zeit der ersten Revolution. Die damaligen Gewalthaber hießen Terroristen, Schreckensmänner; s. Frankreich, Gesch.

Ter-Schelling, zur holländischen Provinz Friesland gehörige Insel, in der Nordsee, westlich von der Insel Ameland, hat 1900 Einw.

Tertiärformation (tertiäre Gebilde, Tertiärgebirge), der gemeinschaftliche Name für die Gesammtheit der Sedimentgesteine, welche zwischen der Kreide und dem Diluvium abgelagert sind. Der Name T. hat seinen Ursprung darin, daß früher die sogenannten Flötzgebirge (vom Zechstein bis zur Kreide inklusive) Sekundärgebirge genannt wurden. Die neuere Wissenschaft, welche die Benennungen sekundäre und quaternäre Gebirge längst aufgegeben, hat trotz der Unzulänglichkeit der Bezeichnung „tertiär" dieselbe doch immer noch beibehalten, läßt sie aber mehr und mehr zurücktreten vor der schärferen Scheidung der hierher gehörigen Formationsglieder, der lyellschen Eintheilung in eocene, miocene und pliocene Formationen und endlich vor der Gesammtbenennung Molassegruppe (s. d.). Pariser T. heißt die Gesammtheit der Tertiärgebilde des pariser Beckens.

Tertiarier, s. Bußorden.

Tertie (v. Lat.), der 60. Theil einer Sekunde sowohl in Bezug auf die Winkel- und Kreisbogens-, als auch die Zeiteintheilung, wird durch 3

der Zahl oben beigesetzte Striche bezeichnet, z. B. 4° 9' 25" 10''' = 4 Grad 9 Minuten 25 Sekunden 10 T.n.

Tertiogenitur, das dem Drittgebornen oder dessen Linie nach der Bestimmung einiger Hausgesetze zustehende Recht auf die Regierung einzelner Staaten oder den Besitz von Fideikommissen. T. fand Statt in der bourbonisch-spanischen Dynastie, in sofern dem zweitgebornen Infanten Karl Sicilien, dem drittgebornen Paema als T. zugesichert wurde, sowie in dem habsburg-lothringischen Hause, dessen Primogenitur die österreichische Monarchie, die Sekundogenitur Toskana, die T. Modena war. Größtentheils beschränken sich übrigens die Hausgesetze nur auf die Primo- und Sekundogenitur.

Tertium comparationis (lat.), das Dritte der Vergleichung, nämlich der Vergleichungspunkt, auf welchen die verglichenen Dinge gemeinschaftlich bezogen werden.

Tertium non datur (lat.), ein Drittes gibt es nicht, Formel zur Bezeichnung, daß 2 Urtheile einander kontradiktorisch entgegenstehen, ein dritter Fall also außer den beiden angegebenen nicht möglich ist.

Tertullianus, Quintus Septimius Florens, Presbyter zu Karthago, einer der bedeutendsten und einflußreichsten lateinischen Kirchenväter, geboren in Karthago 150 n. Chr., Sohn eines Hauptmanns, war anfangs Heide und als Rechtsgelehrter und Rhetor daselbst thätig und trat erst in seinem männlichen Alter um 185 zum Christenthum über. Er war ein Mann von strenger Denkungsart, heftigem Charakter u. reicher, oft wilder Phantasie. Seine Schriften sind apologetischen, moralischen und disciplinarischen Inhalts. Unter den apologetischen ist sein „Apologeticus adversus gentes", zur Zeit der Christenverfolgung unter Kaiser Severus geschrieben, die bedeutendste. In dieser Schrift gibt sich T.' Charakter als Schriftsteller am entschiedensten kund. Reichthum an großen u. überraschenden Gedanken, Kraft und Wärme der Rede, Mannichfaltigkeit der Darstellung, aber auch Dunkelheit, Verworrenheit, gesuchter Witz, üppiger Schmuck und die ganze Härte und Rauhheit der afrikanischen Schreibart werden bei ihm vereinigt gefunden. Ueberreiztes Andachtsgefühl und ascetisch-finstere Gemüthsstimmung führten ihn den Montanisten zu, welche durch die Strenge der Kirchenzucht das Ideal einer Gemeinde der Heiligen und Reinen verwirklichen wollten. Sein Rigorismus verdammte nicht nur das Heidenthum, sondern auch die griechische Philosophie, in der er die Hauptquelle aller Kezzerei sah. Er † 220 in hohem Alter. Seine Schriften wurden zuerst von Rhenanus (Bas. 1521), dann von Rigaltius (Par. 1634 u. öft.), neuerlich in der „Bibliotheca patrum Latinorum selecta" von Leopold (Lpz. 1839–41, 4 Bde.) herausgegeben. Vgl. Neander, Antignosticus; Geist des T. u. Einleitung in dessen Schriften, Berl. 1825.

Teruel (Terruel), Provinz im spanischen Königreich Aragonien, zählt auf 147¾ □Meilen 250,000 Einw. und besteht als Provinz seit der neuen Eintheilung Spaniens 1834. Die gleichnamige Hauptstadt, nordwestlich von Valencia, am Zusammenfluß des Guadalaviar u. Alhambra, ist Bischofssitz, mit einiger Befestigung, hat eine Citadelle, eine schöne Kathedrale, 7 andere Kirchen, mehre Klöster, 2 Hospitäler, eine römische Wasserleitung und andere Alterthümer, Tuch- und Leinwandweberei, Färberei, Gerberei, Töpferei, Seilerei u. 8000 Einw.

Ter-Veeren, Stadt auf der Nordostküste der niederländischen Insel Walcheren, an der Sloemeerenge, hat einen Hafen, ein Arsenal und 1380 Einw.

Terz, der dritte Ton von einem angenommenen Ton an, also ein Intervall von 3 Stufen, kommt als große, kleine und verminderte vor, wovon erstere veränderliche Konsonanzen sind, letztere aber eine Dissonanz ist. Die große T., die aus einem sogenannten großen und kleinen Ton besteht, hat das mathematische Verhältniß 4:5; die kleine T., das charakteristische Merkmal des Mollgeschlechts, besteht aus einem ganzen und großen halben Ton, daher ihr reines Verhältniß 5:6 ist; die verminderte T., welche aus zwei großen halben Tönen besteht, hat das reine Verhältniß von 225:256. Die T. bildet in der Harmonie das Vermittelungsintervall der beiden festen Töne des Dreiklangs, nämlich des Grundtons und der Quinte, daher ihr Name Mediante.

Terzett (ital. Terzetto), ein Tonstück für 3 koncertirende Stimmen, insbesondere Singstimmen, während dergleichen Stücke für Instrumente Trios (s. d.) genannt werden. Die 3 Stimmen, welche das T. besetzen, können von gleicher od. verschiedener Art seyn. Wegen des günstigen Abstandes der Stimmen von einander möchte aber das vollkommenste Verhältniß dasjenige seyn, wenn das T. dem Sopran, Tenor u. Baß zugetheilt ist.

Terzine (ital.), ursprünglich italienische Strophe, aus drei 11sylbigen Versen (im Deutschen 5füßige Jamben) bestehend, mit übergreifenden Reimen, so daß stets der 1. und 3. Vers jeder folgenden Strophe mit dem 2. der vorhergehenden reimt, angeblich von Dante erfunden. Auch ein ganzes in solchen Strophen abgefaßtes Gedicht heißt T.

Terzky, Adam Erdmann (eigentlich Graf Tercze von Lippy), Wallensteins Schwager, kaiserlicher Oberst, zeichnete sich bei mehren Gelegenheiten im 30jährigen Kriege aus, weshalb er in den Grafenstand erhoben ward. Im Jahre 1634 ward er am Abend vor Wallensteins Ermordung zu Eger mit andern Generälen Wallensteins beim Bankett erschlagen.

Teschen, mittelbares Fürstenthum im österreich. Schlesien, besteht aus dem größten Theile des früheren teschener Kreises, der mit dem dazu gehörigen Fürstenthum Bielitz und den Minderstandesherrschaften Freistadt, Friedeck, Deutsch-Leuthen, Oderberg, Reichwaldau und Roy auf 34½ □Meilen etwa 215,000 Einw. zählte, 1849 aber in die jetzigen Bezirkshauptmannschaften Teschen (18,35 □M. mit 76,378 Einw.), Bielitz u. Friedeck aufgelöst ward. T. gehörte ursprünglich den oberschlesischen Herzögen und stand seit 1298 unter böhmischer Oberhoheit. Als 1625 der Mannsstamm der Herzöge von T. erlosch, ver-

blieb das Fürstenthum bei der Krone Böhmen, bis Kaiser Karl VI. dasselbe 1722 dem Herzog Leopold Joseph Karl von Lothringen übergab, dem sein Sohn Franz Stephan, nachmaliger römischer Kaiser Franz I., 1729 im Besitz folgte. Nach diesem besaß dasselbe seit 1766 unter dem Titel eines Herzogs von Sachsen-Teschen der mit der Tochter des Kaisers Franz I. vermählte Prinz Albert von Sachsen, welcher es bei seinem Tode 1822 an den Erzherzog Karl vererbte, von dem es an dessen ältesten Sohn Albrecht überging. Die gleichnamige Hauptstadt T. (slav. Tiessin), am nördlichen Fuße der Beskiden, rechts an der Olsa, früher Kreisstadt, jetzt Sitz einer Bezirkshauptmannschaft, eines Landgerichts und eines Bezirksgerichts, hat 3 Vorstädte, gerade und breite Straßen, Ruinen eines alten, festen Schlosses, ein Rathhaus mit Koncertsaal u. Theater auf dem großen Ringe (Marktplatze), 5 Kirchen (die lutherische mit Bibliothek), mehre Klöster, ein lutherisches und ein katholisches Gymnasium, ein Militärknabenerziehungshaus, 2 Spitäler der barmherzigen Brüder und Elisabethinerinnen und 7500 Einw., welche Tuch-, Kasimir- und Leinwandweberei und Gerberei, sowie Fabriken für Feuergewehre (Teschinken) u. Rosoglio u. bedeutenden Handel mit Tuch, Wolle, Leder und ungarischem Wein betreiben. Historisch merkwürdig ist die Stadt durch den hier am 13. Mai 1779 zwischen Maria Theresia u. Friedrich II. abgeschlossenen Frieden, welcher dem bayerischen Erbfolgekrieg ein Ende machte. Nach demselben ward die aus unebenbürtiger Ehe entsprungene Linie Birkenfeld nach dem Aussterben der Hauptlinie Zweibrücken-Birkenfeld für succesionsfähig erklärt. Oesterreich erkannte den freien Heimfall der fränkischen Fürstenthümer an Preußen nach dem Recht der Erstgeburt an. Der Herzog von Mecklenburg erhielt für seine in Folge einer vom Kaiser Maximilian 1502 seinem Hause ertheilten Anwartschaft auf die Landgrafschaft Leuchtenberg erhobenen Ansprüche das Privilegium de non appellando. Kurpfalz kam in Besitz des ganzen Kurfürstenthums Bayern u. erhielt Mindelheim, während es das 40 □Meilen betragende Innviertel an Oesterreich überließ. Kursachsen ward für seine Allodialerbschaftsansprüche mit 6 Millionen Gulden und mit der bisher von Böhmen behaupteten Souveränetät über die Grafen von Schönburg abgefunden. Der Friede ward 1780 vom Reich bestätigt und von Rußland und Frankreich garantirt.

Tessera (lat.), Tafel, ein Stein zum Stimmen in den Versammlungen; auch Würfel zum Spielen.

Tessin (Tessino, Ticino), schweizerischer und italienischer Fluß, entspringt unweit des Hospizes auf dem St. Gotthard aus einigen kleinen Seen am Fuße des Stellahorns, stürzt, in ein enges Felsenbett eingeschlossen, in fast ununterbrochenem Falle durch das Tremolathal und durch die tiefe, wilde Schlucht des Platifer, nimmt bei Biasca den Biegno, unweit Bellenz die Riviera auf und fällt bei Magadino in den Lago Maggiore, bis zu welchem er ein Gefälle von 5830 Fuß hat. Im Süden verläßt er den See wieder, ist von da an schiffbar, fließt an Pavia vorbei und mündet unterhalb dieser Stadt bei Belvedere in den Po.

Tessin (Tessino, Ticino), der südlichste Kanton der Schweiz, liegt auf dem Südabhange der hohen Alpenkette, im Norden durch die Kette der rhätischen Alpen von der Schweiz geschieden, grenzt gegen Nordosten und Osten an Uri u. das lombardisch-venetianische Königreich, gegen Süden und Westen an Sardinien u. hat einen Flächenraum von 53,6 □Meilen mit (1850) 117,707 Einw. Der Kanton ist ein Gebirgsland u. besteht fast aus lauter Thälern, welche zwischen den Ausläufern der Alpen nach Süden hinabsteigen u. sich meist in das vom Tessin durchflossene Livinerthal öffnen. Dieses, das Hauptthal, läuft bei Polleggio in die Ebene von Bellinzona aus. Parallel mit dem Livinerthal laufen das Bellenzerthal (Val di Blegno) und das Mainthal (Val di Maggia). Der Berg Ceneri scheidet den Kanton in 2 ungleiche Theile, den ciscenerischen und transcenerischen. Die höchsten Kuppen der durchziehenden Berge sind außerdem die Piazza Bachera bei Lavis (7462′ hoch), der Garzirola, Preda Rossa, Monte Ceneri, Isone, Camogbe, Sept-Bornen rc. Der Kanton gehört fast ganz dem Stromgebiete des Po an. Die Südseite der Berge sendet ihre Wasserschätze in den Langen- oder Luganersee. Der Hauptfluß ist der Tessin (s. d.), der innerhalb des Kantons aber bloß zum Holzflößen benutzt wird. Außerdem ist die Maggia zu nennen, die von Nordwesten nach Südosten durch das gleichnamige Thal läuft und nach Aufnahme der Melezza und Onsernone unweit Locarno in den Lago Maggiore mündet, in welchen auch die Vergasca (Verzasca) bei Tenero mündet. Die Tresa verbindet den Lago Maggiore mit dem Luganersee. Vom Lago Maggiore gehört nur die nördliche Spitze, der 3 □Meilen große Lokanersee, dem Kanton T. an. Der Luganersee, der mit seinen Krümmungen 10 Stunden lang u. höchstens eine Stunde breit ist, gehört dagegen, mit Ausnahme seiner Buchten auf der Ost- und Südseite, ganz hierher. Kleinere Bergseen sind: der Lago Muzzano, della Zotta und Origlio. Airolo und Preglo haben Mineralquellen (Sauerbrunnen). Das Klima ist nach der Lage und Höhe der Thäler und Orte sehr verschieden, im Allgemeinen aber wärmer, als in den übrigen Theilen der Schweiz; daher finden sich in südlichen Thälern nicht nur Wälder von guten Kastanien, sondern auch Wein, Granat-, Mandel-, Citronen- und Orangenbäume. Auch wird hier Seidenzucht getrieben, die einen Gewinn von etwa einer Million Lire abwirft. Nur im nördlichsten und höchsten Theile des Landes ist die Viehzucht Hauptbeschäftigung der Einwohner, denn hier sind die Felsen nackt und Nadelholz- oder Lärchenbaumwälder bedecken die Bergwände. Im Kanton weiden ungefähr 60,000 Stück Rindvieh, 70,000 Ziegen und 25,000 Schafe, aber das Vieh ist bei weitem nicht so schön, stark und milchgebend, als in der deutschen Schweiz. Von Naturprodukten sind noch zu nennen: Getreide, besonders Mais, Feigen, Oliven, Cypressen, Lorbeer, Kirschlorbeer, Citrusarten, Melonen, Flachs, Hanf, Tabak rc.; dann die gewöhnlichen Hausthiere, Wild, Bären, Wölfe, Füchse, Gemsen,

Murmelthiere, viel wildes und zahmes Federvieh, Fische, Eidechsen, Nattern, Vipern, Skorpione ꝛc.; endlich Edelsteine, wie Rubin, Rauchtopas, Hyacinth, Granat ꝛc.; auch Marmor, Steinkohlen, Eisen. Aus den Lavezsteinen wird feuerfestes Küchengeschirr gedrechselt und häufig ausgeführt. Die Einwohner gehören dem italienischen Volksstamme an; Körperbau, Hautfarbe, Gesichtsausdruck, Temperament und Sprache verrathen den Italiener; auch die Sprache ist die italienische, wird aber in sehr verschiedenen Dialekten gesprochen; nur in Bosco im Maggiathal spricht man deutsch in rauher oberwalliser Mundart. Die Religion ist allgemein die römisch-katholische. Auch Bauart der Häuser, Kleidung und Nahrungsmittel sind italienisch. Trotz der günstigen Lage ist T. doch kein reicher Kanton. Ein großer Theil des Volkes ist sehr arm, und es wandern jährlich mehr als 10,000 Menschen, ein Zehntheil der ganzen Bevölkerung, aus, um in den großen Städten Italiens als Kaminfeger, Lastträger, Kastanienbrater, Kellner, Käsehändler, wandernde Glaser ꝛc. Erwerb zu suchen. Dieses Uebel hat zum Theil darin seinen Grund, daß eine zu zahlreiche Geistlichkeit vorhanden ist, die sich zum Theil mit sehr ungeistlichen Nebengeschäften befaßt. Mit Einschluß von 12 Mönchs- und 9 Frauenklöstern, mit 5,200,000 Lire Vermögen, leben an 1000 Kleriker hier. Etwa 2 Dritttheile der Bevölkerung gehören zum Sprengel des Bischofs von Como, ein Dritttheil zu dem des Erzbischofs von Mailand. Von dem emsigen Fleiß, der Sparsamkeit und den häuslichen Tugenden, welche die Schweizer im Norden der Alpen auszeichnen, ist hier eine ebenso merkliche Abnahme zu verspüren, als von der musterhaften Ordnung und dem Reinlichkeitssinn, welcher dort, namentlich in den Gasthäusern, dem Fremden so wohlthuend entgegentritt. Auch läßt die Bildung des Volks im Allgemeinen noch viel zu wünschen übrig. Den Reformen im Unterrichtswesen, worüber 1852 ein eingreifendes Gesetz erlassen ward, leistet die unwissende, aber einflußreiche Geistlichkeit hartnäckigen u. oft erfolgreichen Widerstand. Wein- und Seidenhandel, Färberei und Seidenspinnerei beschäftigen viele Familien. Dazu kommen Fabrikation von grober Leinwand und von Halbtuchen; Handel mit Töpfergeschirr, Kastanien, Käse, auch Transit- und Speditionshandel über den Gotthard, der aber bedeutend abgenommen hat, seit die Splügenstraße und die Straße über das stilfser Joch immer mehr in Aufnahme gekommen sind. Die vorzüglichsten Ausfuhrartikel außer den bereits genannten sind noch: Holz und Kohlen, Lärchenharz (Terebinth), Vieh, Butter, Fische, Wild, Felle, geflochtene Strohhüte, Krystalle, Marmor, Topfstein ꝛc. Haupthandelsplätze sind Lugano, Bellinzona und Locarno. T. besteht aus den früher mailändischen Provinzen Bellinzona, Riviera und Bellenz (italienischen oder ennetburgischen Vogteien), welche mit dem früher zu Uri gehörigen Livinerthale vereinigt u. 1798 zu einem Kanton erhoben wurden, der 1803 feste Einrichtung erhielt. T. ist im Range der 18. Kanton der schweizerischen Eidgenossenschaft. Die Verfassung datirt vom 4. Juli 1830 und wurde 1843 revidirt. An der Spitze der gesetzgebenden Gewalt steht ein großer Rath, bestehend aus 114 Mitgliedern, von denen jeder der 38 Kreise 3 wählt. Die höchste vollziehende Behörde ist der vom großen Rath ernannte Staatsrath von 9 Mitgliedern. Der Sitz sämmtlicher Behörden wechselt von 6 zu 6 Jahren zwischen den Städten Lugano, Locarno und Bellinzona. Die politische Wahlfähigkeit ist an ein Alter von 25 Jahren u. einen Census von 200 Frcs. geknüpft. Ein vom großen Rath angenommener Gesetzentwurf zur Ausdehnung des Wahlrechts auf alle zwanzigjährigen Staatsbürger wurde vom Volk verworfen. Der Kanton theilt sich in 8 Bezirke: Bellinzona, Lugano, Locarno, Mendrisio, Valle Maggia, Blegno, Riviera und Leventina; diese zerfallen wieder in 38 Kreise und diese in 230 Pfarreien. In den schweizerischen Nationalrath sendet der Kanton nach der neuen Bundesverfassung von 1848 6 und zum Ständerath 2 Mitglieder. Die Einkünfte werden zu 430,000 Franken gerechnet. Das Wappen ist ein in der Länge blau u. roth gespaltener Schild. Im 14. Jahrhundert gehörten die tessinischen Thäler den Visconti's, denen sie Uri und Unterwalden 1402 abnahmen. Trotz harter Kämpfe mit Mailand blieben die tessiner Thäler bei Uri und Unterwalden, welche sie fast 300 Jahre besaßen. Dennoch knüpfte sich das Schicksal T.s lange an das des benachbarten Italiens, und so wurde auch die in Folge der Reformation sich hier zeigende freiere Regung der Geister bald wieder erstickt. Im Jahre 1798 blieb das Land, als die französische Revolution es frei machte, nach seiner eigenen Wahl bei der Schweiz und erhielt durch die Mediationsakte 1803 den Namen Kanton T. Im Jahre 1814 wurde es als Schweizerkanton anerkannt. Aber die Restauration brachte dem Lande zunächst eine aristokratische Verfassung und eine demoralisirte Verwaltung, an deren Spitze zuerst Maggi, dann der berüchtigte Quadri stand. Noch vor der pariser Julirevolution wurde eine Verfassungsreform im gemäßigt demokratischen Sinne u. damit die gegenwärtige Konstitution (s. oben) zu Stande gebracht. Aber trotz dieser Verfassung wußte die aristokratische Partei, vom Klerus unterstützt, die Gewalt wieder in ihre Hände zu bringen und huldigte nun, übermüthig gemacht durch den Sieg der Reaktion in Zürich im Sept. 1839, offen der ultramontanen Richtung. Endlich führte die Verhaftung eines angesehenen Bürgers von Lugano (im December 1839) den Ausbruch herbei. Lugano erhob sich zuerst, Chiasso, Mendrisio, Novazzano, das Maggiathal, Bellinzona folgten der Bewegung, deren Anführer, General Luvini und Franscini, am 7. December an der Spitze von 4000 Bewaffneten in Locarno einzogen und die Regierung absetzten, deren Mitglieder nach Mailand und Piemont flohen. Die neuen Behörden erhielten sich, wenn auch mit Schwierigkeit, da Oesterreich und Sardinien, um dem Eindringen des jungen Italiens Schranken zu setzen, den Verkehr mit T. sehr hemmten, wodurch manche Unzufriedene gemacht wurden. Nur ein Versuch, den alten Zustand der Dinge wieder herzustellen, fand Statt, der aber fehl schlug. Im Jahre 1841 drangen nämlich Flüchtlinge von der Priesterpartei, mit sardinischen Ausreißern und

zweideutigem Volk vermiſcht, in den Kanton ein u. zogen gegen Locarno, während die Pfarrer von allen Kanzeln den Bürgerkrieg predigten; aber ſchnell ſammelte ſich die liberale Partei, u. nach einem kurzen Kampfe wurden die Empörer geſchlagen und verjagt, ihr gefangener Anführer, der Advokat Roſſi, erſchoſſen und eine ſtrenge Unterſuchung gegen die Betheiligten eingeleitet. Dennoch wurde ſchon nach einigen Monaten vielen Flüchtigen die Rückkehr geſtattet, nur die Häupter der Partei blieben verbannt. Ueberhaupt übte die liberale Regierung Milde und ſuchte Aufklärung durch Anlegung von Schulen und Seminarien zu verbreiten, wobei ſie aber oft mit dem Klerus in Kolliſion gerieth. Im Sonderbundskrieg von 1847 ſtand T. auf der Seite der Jeſuitenfeinde. Die Vertreibung widerſpenſtiger Kapuziner aus ihren Klöſtern zu Lugano und Mendriſio (Nov. 1852), zu deren Gunſten das öſterreichiſche Kabinet vergeblich Vorſtellungen an die teſſiner Regierung gemacht, in Verbindung mit der Betheiligung vieler Teſſiner an den Unruhen zu Mailand im Febr. 1853 hatte die Ausweiſung aller Teſſiner aus der Lombardei zur Folge, und dies, ſowie die öſterreichiſcher Seits verfügte Grenzſperre brachte dem Kanton namhafte Verluſte und bewirkte eine bedeutende Vergrößerung des in den Finanzen ohnehin ſchon vorhandenen Defizits. Vgl. F r a n s c i n i, Der Kanton T., deutſch von Hagnauer, St. Gallen u. Bern 1835.

Teſt, dicke, zähe Unreinigkeit.

Teſtakte u. Teſteid (vom engl. test, Probe), ein Geſetz, welches das engliſche Parlament 1673 von Karl II. erzwang, um dem Einſchleichen der Katholiken in Staatsämter vorzubeugen. Nach jener Akte mußte nämlich jeder öffentliche Beamte außer dem Suprematseid noch einen beſondern Schwur leiſten, daß er nicht an die katholiſche Lehre von der Verwandlung des Brodes u. Weines in den wahren Leib und das wahre Blut Chriſti glaube. In Folge davon ſahen ſich die Katholiken nicht nur von allen Staatsämtern, ſondern auch vom Sitz im Parlament ausgeſchloſſen, bis durch Parlamentsakte vom 13. April 1829 T. u. T. aufgehoben und nur eine die weltliche Gewalt des Papſtes beſtreitende Erklärung beibehalten ward.

Teſtament, A l t e s u. N e u e s, ſ. Bibel.

Teſtament (testamentum), in weiterer Bedeutung ſ. v. a. letzter Wille, die Willenserklärung eines Menſchen über das, was nach ſeinem Tode mit den ſeinem Verfügungsrechte unterworfenen Gegenſtänden geſchehen ſoll; im engern Sinne die letztwillige Verfügung, welche die Einſetzung eines direkten Erben enthält. In dieſem Sinne wird das T. vom bloßen Kodicill (ſ. d.) unterſchieden, in ſofern letzteres keine direkte Erbeseinſetzung enthält, ſondern vielmehr bloß als an den Erben gerichteter Befehl, Dies oder Jenes auszuführen, anzuſehen iſt. Die Perſon, welche ein T. errichtet, der T e ſ t i r e r (testator, altdeutſch T e ſ t a m e n t e r), muß die rechtliche Fähigkeit zu teſtiren (testamenti factio activa) haben, welche in der Regel jedem dispoſitionsfähigen Staatsbürger zukommt. Unfähig ſind aus Mangel phyſiſcher Bedingungen: Wahnſinnige; gerichtlich erklärte Verſchwender; Unmündige (nach dem gemeinen Recht Knaben bis zum 14., Mädchen bis zum 12. Jahre); Taubſtumme, wenn ihnen die Fähigkeit, ihren Willen verſtändlich zu machen, abgeht; aus Rechtsgründen: Sklaven u. Nichtbürger (nach römiſchem Rechte); die der Gewalt des Vaters unterworfenen Söhne; zum Tode Verurtheilte, deren Vermögen der Konfiskation unterliegt; Diejenigen, welche die Geſetze zur Strafe für teſtamentsunfähig erklären, als: Hochverräther, Pasquillanten, notoriſche Wucherer, im Inceſt Lebende, Apoſtaten und Ketzer (nach dem kanoniſchen Rechte); ferner Eheleute, die in Gütergemeinſchaft leben; verwittwete Perſonen, die in Gütergemeinſchaft mit ihren Kindern leben; Perſonen, welche durch Vertrag der Teſtamentserrichtung oder Veränderung eines bereits gemachten T.s ganz oder zum Theil entſagt haben; Beſitzer von Stamm-, Lehen- und Fideikommißgütern, ſo weit ſie rückſichtlich derſelben durch die beſtehende Succeſſionsordnung beſchränkt ſind; Katholiken, die das Gelübde der Armuth abgelegt haben. Die Perſon, welche, einerlei, ob als Erbe, oder als Legatar oder Fideikommiſſar, vom Teſtirer bedacht wird, heißt der H o n o r i r t e. Ein ſolcher muß die Erbfähigkeit (testamenti factio passiva) haben, in welcher Hinſicht für Erben und andere Honorirte dieſelben Regeln gelten. Zu den allgemeinen Erforderniſſen bei Errichtung eines e i g e n t l i c h e n T.s gehört Zuziehung von Zeugen, welche, zu dem Akte beſonders aufgefordert, freiwillig gegenwärtig, zu dieſer Zeit der Teſtamentserrichtung fähig und an der Zahl ſieben ſeyn müſſen; Einheit der Handlung, welche darin beſteht, daß alle Zeugen zu gleicher Zeit gegenwärtig ſind und der ganze Akt, unvermeidliche Zufälle und Kleinigkeiten abgerechnet, ohne Unterbrechung oder Einmiſchung fremdartiger Geſchäfte vollkommen zu Ende gebracht werde. Das ſ c h r i f t l i c h e T. (testamentum scriptum) kann entweder vom Teſtirer ſelbſt ganz geſchrieben ſeyn (t. holographum), in welchem Falle es ſeiner Unterſchrift nicht, aber jedenfalls der ausdrücklichen Erklärung im T. ſelbſt bedarf, daß er es eigenhändig geſchrieben habe, oder er kann es von einem Andern ſchreiben laſſen (t. allographum), in welchem Falle er es in Gegenwart der Zeugen eigenhändig unterſchreiben, oder, falls er dies nicht zu thun im Stande iſt, von einem zugezogenen achten Zeugen unterſchreiben laſſen muß. Die Zeugen haben darauf ſämmtlich das T. zu unterſchreiben (subscriptio) und zu beſiegeln. Will der Teſtirer den Inhalt ſeines T.s, das in jeder beliebigen Sprache, nur nicht in Chiffern geſchrieben ſeyn kann, geheim halten, ſo kann er daſſelbe den Zeugen in einem verſchloſſenen Umſchlage vorlegen, muß aber in ihrer Gegenwart erklären, daß das in dem Umſchlag Enthaltene ſein entweder von ihm ſelbſt, oder von einem Andern geſchriebenes T. ſey, und darauf den Umſchlag entweder mit ſeiner Unterſchrift verſehen, oder mit der des achten Zeugen verſehen laſſen. Darauf ſetzen ebenfalls die Zeugen ihre Unterſchriften mit beigedrucktem Siegel auf den Umſchlag (superscriptio). Nach Vollzug der angegebenen Handlungen iſt das T. ſolennifirt. Beim m ü n d l i c h e n T. (testamentum nuncupativum)

muß der Testirer seinen letzten Willen und insbesondere den Namen des Erben den sieben Zeugen in einer denselben verständlichen Sprache deutlich und vollständig eröffnen. Wird nachher auch oder gleichzeitig das Gesagte aufgeschrieben, so ändert dies den Charakter des T.s nicht, sondern es bleibt ein mündliches. **Oeffentliche T.e** (testamenta publica) nennt man alle, die unter irgend einer öffentlichen Autorität errichtet werden. Hierher gehören zuvörderst die **gerichtlichen T.e** (testamenta judicialia), die in doppelter Form errichtet werden, durch mündliche Erklärung zu Protokoll (testamentum judiciale nuncupativum) und durch Einreichung einer das T. enthaltenden Schrift (testamentum judiciale oblatum). Bei beiden bisher genannten Arten der öffentlichen T.e muß der Testator persönlich erscheinen, eine Ueberreichung per procuratorem ist nicht gestattet. Der **Inhalt** eines T.s ist entweder wesentlich, oder zufällig. Der **wesentliche** ist die Einsetzung eines Erben, ohne welche überhaupt eine letztwillige Verfügung kein T. ist. Der Regel nach hängt es von der Willkür des Testators ab, wen er zum Erben einsetzen will. Doch gibt es gewisse Personen, Notherben (heredes necessarii, **Intestaterben**), welche ohne alle Ursache nicht von der Erbschaft gänzlich ausgeschlossen werden dürfen. Diese müssen einen ihnen gesetzlich zustehenden Antheil am Vermögen des Erblassers, Pflichttheil (pars legitima), erhalten, oder unter Angabe rechtmäßiger Enterbungsursachen enterbt werden. Genugen diese Ursachen, so kann der Erblasser über das ganze Vermögen vollkommen frei verfügen; ist er dagegen die Pflichttheile zu berücksichtigen genöthigt, so hat er nur über den nach Abzug derselben bleibenden Rest des Vermögens vollkommen freie Disposition. Berechtigung zum Pflichttheil haben die Descendenten des Erblassers, in sofern sie ihn ab intestato beerbt haben würden; in deren Ermangelnng die Ascendenten, unter der nämlichen Voraussetzung; die vollbürtigen Geschwister u. die halbbürtigen vom Vater her (germani et consanguinei) jedoch nur dann, wenn der Testator die Absicht haben sollte, eine Person von schlimmem Ruf zum Erben einzusetzen; endlich die dürftige Wittwe des verstorbenrn reichen Ehemannes. Hinsichtlich der Qualität u. Quantität ist der Pflichttheil immer eine Quote derjenigen Portion, welche der Pflichttheilsberechtigte ab intestato erhalten haben würde; diese Quote aber ist verschieden nach der Anzahl der Personen, welche ab intestato geerbt haben würden. Sind deren vier oder weniger, so beträgt der Pflichttheil ein Drittel der Intestatportion; sind deren mehr als vier, so beträgt der Pflichttheil die Hälfte jener Portion; die arme Wittwe kann immer die ganze Intestatportion als Pflichttheil in Anspruch nehmen. Vgl. **Erbfolge**. **Enterbung** (exheredatio) ist die ausdrückliche Erklärung des Erblassers, daß ein Notherbe von der Erbschaft ausgeschlossen seyn solle. Eine Enterbung findet nur dem Notherben gegenüber Statt, besteht in gänzlicher Ausschließung von der Erbschaft, muß mit ausdrücklichen Worten und unbedingt geschehen, kann nur in einem T. vorgenommen werden und erfordert eine ausdrücklich angegebene rechtmäßige Enterbungsursache. Für alle andern Personen, die nicht miterben sollen, genügt Uebergehung (praeteritio), d. i. stillschweigende Ausschließung einer Person von der Erbfolge durch Nichteinsetzung in dieselbe. Die gesetzlich anerkannten Gründe zur Enterbung setzen eine Schuld des zu Enterbenden voraus. So kann der Descendent nach römischem Rechte von dem Ascendenten enterbt werden, wenn er demselben nach dem Leben gestrebt oder sich sonst thätlich an ihm vergriffen, eine kriminelle Anklage gegen denselben erhoben, mit dessen Ehefrau unerlaubten Umgang gepflogen, denselben an Errichtung eines T.s zu hindern versucht, die Tochter oder Enkelin sich einem schlechten Lebenswandel ergeben hat ꝛc.; der Ascendent aber vom Descendenten, wenn jener diesen eines todeswürdigen Verbrechens angeklagt, demselben nach dem Leben gestrebt, mit der Frau des Sohnes oder Enkels verbotenen Umgang gepflogen, ihn an der Errichtung eines T.s zu hindern versucht hat ꝛc. Zu dem wesentlichen Inhalt eines T.s gehört ferner: Die Erklärung des Willens von Seiten des Testators muß deutlich und vollständig seyn. Was nicht verstanden werden kann, gilt für nicht vorhanden (pro non scripto). Das T. muß eine Disposition über das ganze Vermögen enthalten, nach der Rechtsregel: Nemo pro parte testatus, pro parte intestatus decedere potest, d. h. der Testator kann nicht über einen Theil seines Vermögens testamentarisch verfügen, den andern seinen Intestaterben überlassen wollen. Den **zufälligen** Inhalt eines T.s können Substitutionen, Legate, Fideikommisse, Vormundschaftsbestellungen bilden. Die **Substitution** ist entweder **Vulgärsubstitution** (substitutio vulgaris), die Einsetzung eines zweiten direkten Erben für den Fall, daß der erste nicht annehmen kann oder will, oder **Pupillarsubstitution** (substitutio pupillaris), wenn der Vater für ein seiner unmittelbaren väterlichen Gewalt unterworfenes Kind auf den Fall einen Erben ernennt, daß das Kind, ehe es testamentsmündig geworden ist, sterben sollte. Ein T. wird so lange als gültig betrachtet, bis ein Fehler desselben oder sonst ein Grund nachgewiesen ist, der es entweder von Anfang an, oder in der Folge ungültig macht. Von Anfang an ungültig ist ein T., wenn in Ansehung der äußern Form etwas versehen ist (test. injustum, non jure factum), wenn in Ansehung des wesentlichen Inhalts etwas versehen ist oder der Testator überhaupt zur Zeit der Errichtung desselben die Testamenti factio nicht hatte. Ein von Anfang an gültiges T. kann in der Folge auf doppelte Art ungültig werden von Rechtswegen, wenn der Testator irgend eine Capitis deminutio erleidet; wenn der eingesetzte Erbe nicht Erbe werden will oder kann und kein Miterbe oder Substitut an seine Stelle tritt; wenn das T. ruptum wird, was dadurch geschieht, daß der Testator nach Errichtung des T.s durch eheliche Zeugung oder Legitimation oder Adoption ꝛc. einen Notherben erhält, auf den im T. gar keine oder nicht die gehörige Rücksicht genommen war; daß er seinen Willen ändert, was ihm zu jeder Zeit frei steht; oder daß er durch spätere Adoption oder Arrogation filius familias wird. Durch

richterliches Erkenntniß kann ein T. für ungültig erklärt (rescindirt) werden, wenn es inofficiosum ist, und zwar wenn ein Notherbe aus zwar rechtmäßigen, aber unwahren Gründen enterbt, oder in den Fällen, wo die bestimmte Einsetzung nicht erforderlich ist, präterirt ist; wenn Geschwister ausgeschlossen sind, während eine Persona turpis ihnen vorgezogen ist; wenn überhaupt nachzuweisen ist, daß eine letztwillige Verfügung nur die Folge eines faktischen Irrthums oder durch Furcht, Betrug, oder direkten Zwang abgenöthigt ist. Ein T. kann nur nach geschehener Eröffnung (apertura) und Veröffentlichung (publicatio) zum Vollzug kommen. Dies kann geschehen mittelst förmlicher gerichtlicher Untersuchung der Aechtheit des T.s feierlich, oder durch bloße Verkündigung unfeierlich. Letztere kann wiederum eine gerichtliche oder außergerichtliche seyn. Die Eröffnung kann nur nach dem Tode des Testators geschehen (eine vorgängige wird als ein Falsum angesehen), dann aber kann sie auch Jeder verlangen, der irgend ein Interesse nachzuweisen vermag. Die Eröffnung muß bei allen gerichtlichen T.en und bei Privattestamenten, wenn ihre Gültigkeit angefochten wird, feierlich geschehen. Eine solche wird auf Kosten der Erben von dem Gerichte in Gegenwart der Testamentszeugen und aller bei der Sache betheiligten Personen, welche, so weit sie dem Gerichte bekannt sind, dazu geladen werden, nach vorgängiger Anerkennung der Schrift u. der Siegel durch die Zeugen vorgenommen, darauf der Inhalt verlesen, dem Interessenten Abschrift bewilligt, über den ganzen Vorgang ein Protokoll aufgenommen und darauf das T. in der Registratur hinterlegt. Wenn das Original des T.s noch vorhanden ist, so ist dessen Vorhandenseyn an sich bei gerichtlichen T.en voller Beweis; bei Privattestamenten muß die Anerkennung der Zeugen hinzukommen. Der Widerspruch einzelner Zeugen macht jedoch das T. nicht unbedingt ungültig, sondern nur verdächtig; auch schadet es nicht, wenn einige, selbst alle Zeugen gestorben sind, sobald nur der Beweis der Aechtheit auf andere Weise geführt werden kann. Existirt der letzte Wille nicht mehr, läßt sich dagegen dessen Inhalt und die Richtigkeit der gesetzlichen Erfordernisse auf andere Weise vollkommen darthun, so reicht auch dies hin, selbst wenn das T. noch vor dem Tode des Testators zu Grunde gegangen seyn sollte. War das T. nur mündlich errichtet, so gibt bei gerichtlicher Errichtung das aufgenommene Protokoll oder bei dessen Verlust die Vernehmung des thätig gewesenen Gerichtspersonals, bei der Privaterrichtung die Vernehmung der Zeugen den Beweis. Ist alles dies nicht mehr beizubringen, so kann das T. nur dann ungültig werden, wenn keine andern hinreichenden Beweismittel aufgebracht werden können. Zu Vollstreckung (executio) der in einem T. gemachten Verordnungen werden häufig besondere Personen, Testamentsexekutoren, ernannt. In gewissen Fällen werden Ausnahmen von den allgemeinen Regeln der Testamentserrichtung gemacht. Es beziehen sich dieselben nicht bloß auf Vermehrung, Verminderung und Aenderung der Formalitäten, sondern auch auf den Inhalt. Alle dahin gehörigen T.e nennt man privilegirte. Sie weichen von den allgemeinen Grundsätzen nur in soweit ab, als dies in den Gesetzen ausdrücklich vorgeschrieben ist; außerdem richten sie sich völlig nach jenen. Es gehören hierher mit vermehrten Formalitäten bloß das T. eines Blinden; mit verminderten Förmlichkeiten: das T. eines Soldaten; das T. zum Besten milder Stiftungen (ad pias causas), welches nach dem kanonischen Recht vor nur 2 Zeugen gültig errichtet werden kann, wie überhaupt danach jedes bloß in der Form mangelhafte T. aufrecht erhalten wird, sobald milde Stiftungen bedacht sind und nur die privilegirte Form beobachtet ist; das zur Zeit einer ansteckenden Krankheit errichtete T., welches sich von einem gewöhnlichen Privattestament nur dadurch unterscheidet, daß zur Solennisirung nicht die gleichzeitige Gegenwart der 7 Zeugen erforderlich ist; das auf dem Lande errichtete T., für welches im Nothfalle die Zuziehung von nur 5 Zeugen genügt. Mit veränderten, d. h. theils vermehrten, theils verminderten Förmlichkeiten kommt nur vor die Verfügung der Aeltern unter Kindern. Man hat hier zu unterscheiden das eigentliche T. und die einfache Vertheilung der Erbschaft (testamentum parentum inter liberos). Aeltern und überhaupt Ascendenten können nämlich zu Gunsten ihrer Kinder und überhaupt Descendenten mündlich mit Zuziehung zweier Zeugen und schriftlich ohne alle Zeugen testiren, wenn der Testator nur eigenhändig die Namen der eingesetzten Kinder, das Datum der Errichtung und die den einzelnen zugedachten Quoten, und zwar letztere mit Buchstaben niederschreibt. Unterschrift des Testators ist nicht nöthig. Die Erbeinsetzung dritter Personen ist unzulässig, dagegen können Vulgar- und Pupillarsubstitutionen, Enterbungen und auch Vermächtnisse rücksichtlich dritter Personen vorkommen, letzteres jedoch nur mit Zuziehung von 5 Zeugen, in deren Gegenwart überdies der Testator die Verfügungen eigenhändig schreiben muß. Hat der Testirer schon ein feierliches T. errichtet, so kann dies durch ein solches T. nicht aufgehoben werden, vielmehr bleibt letzteres ungültig; will dagegen der Testirer ein solches T. wieder aufheben, so gehört dazu Widerruf vor 7 Zeugen und die Errichtung eines neuen feierlichen T.s. Bei der einfachen Vertheilung der Erbschaft (divisio parentum inter liberos) läßt der Ascendent unter seinen Descendenten die Intestaterbfolge eintreten, vertheilt aber vorher unter sie entweder sein ganzes Vermögen, oder nur einen Theil desselben, während für das ungetheilt gebliebene die Intestaterbfolge eintritt. Dies kann entweder durch unmittelbare Uebergabe, oder durch Disposition geschehen. In beiden Fällen kann die Disposition gemeinrechtlich nicht durch Vertrag des Ascendenten mit den Descendenten, sondern durch Vertrag der letztern unter einander, dem der Ascendent seine Zustimmung gibt (was ihn jedoch nachher zu testiren nicht hindert), oder auch durch einseitige Willenserklärung, wozu eine schriftliche Errichtung und Unterzeichnung des Testirers oder der Erben gehört, getroffen werden.

Teste, Jean Baptiste, französischer Minister unter Ludwig Philipp, geboren den 20. Okt. 1780 zu Bagnols, studirte zu Paris die Rechte u.

prakticirte seit 1809 zu Nismes als Advokat. Während der 100 Tage bewies er als Polizeidirektor zu Lyon im napoleonischen Interesse große Thätigkeit und mußte deshalb bei der zweiten Restauration nach Belgien flüchten. Er ließ sich zu Lüttich als Advokat nieder, ward aber wegen Vertheidigung des Journals „Le Mercure surveillant“, das auf Begehren des russischen u. österreichischen Kabinets angeklagt worden war, ausgewiesen. Doch ward ihm nach 22 Monaten der Aufenthalt zu Lüttich wieder gestattet. Nach der Julirevolution begab er sich nach Paris, wo er nicht nur als Advokat eine bedeutende Thätigkeit entwickelte, sondern auch in der Kammer als beredter Vertheidiger der Regierungspolitik eine hervorragende Rolle spielte. Nach dem Rücktritt des Ministeriums Molé erhielt er in dem Kabinet vom 13. Mai 1839 das Portefeuille der Justiz, trat aber im Januar 1840 in Folge der über das Dotationsgesetz entstehenden Differenzen mit seinen Kollegen wieder ab. Da er in Folge einer von den Advokaten, deren Haß er sich als Minister zugezogen, gegen ihn gebildeten Koalition seine Praxis einbüßte, so erhielt er unter dem Ministerium Soult=Guizot im Oktober 1840 das einträgliche Amt eines Ministers der öffentlichen Bauten, vertauschte aber im December 1843 diese Stelle mit der Präsidentschaft am Kassationshofe. Zugleich ward er zum Pair ernannt. Im Mai 1847 wurden Briefe des Generals Cubières (s. d.) veröffentlicht, worin er beschuldigt ward, während seiner letzten ministeriellen Amtsthätigkeit die Koncession einer Aktiengesellschaft zu Ausbeutung der Steinsalzminen zu Gouhenans nur auf das Versprechen einer bedeutenden Schenkung an Aktien ertheilt zu haben. Bei der gerichtlichen Untersuchung vor dem Pairshof ergab es sich, daß er in der That eine Schenkung von 100,000 Francs angenommen, und ward zur Rückzahlung dieser Summe, zu einer Geldstrafe von demselben Belang und zu dreijährigem Gefängniß mit Verlust aller politischen Rechte verurtheilt. Dieser Fall ward in Verbindung mit anderen gleichzeitigen skandalösen Vorgängen von der öffentlichen Meinung als Beweis der Korruption, welcher Ludwig Philipps Regierung anheimgefallen, angesehen und übte auf die Ereignisse von 1848 bedeutenden Einfluß aus. T. ward 1850 in ein Privatkrankenhaus gebracht und erhielt vom Präsidenten Ludwig Napoleon einen Strafnachlaß von 50,000 Francs. Er † den 26. April 1852.

Teste=de=Buch, la, Stadt im französischen Departement Gironde, Arrondissement Bazas, hat einen belebten Hafen für die Küstenschifffahrt, ein Seebad und 3450 Einw.

Testeid, s. Testakte und Testeid.

Testiculus (lat.), der Hode.

Testifikation (v. Lat.), Beweis durch Zeugen.

Testimonium (lat.), Zeugniß. T. integritatis, Ledigkeitszeugniß, welches nach dem kirchlichen Aufgebote Personen ausgestellt wird, gegen deren Trauung kein Einspruch geschehen ist, so daß die Trauung erfolgen kann; T. maturitatis, Zeugniß der Reife, welches Gymnasiasten, die zur Universität übergehen, nach bestandenem Abiturientenexamen ausgestellt wird; T. paupertatis, Dürftigkeitszeugniß, durch welches die Ansprüche einer Person auf den Genuß einer Wohlthat, so weit diese auf Dürftigkeit gegründet werden können, nachgewiesen werden sollen, besonders bei Ertheilung von Stipendien, Freitischen, Erlaß von Honoraren für Studirende üblich.

Tet (Teta), Fluß im französischen Departement Ostpyrenäen, entspringt hoch in den Pyrenäen an der spanischen Grenze, nimmt verschiedene von den Pyrenäen herabkommende Gewässer auf, fließt südöstlich, nordöstlich und östlich u. mündet bei Perpignan in das mittelländische Meer.

Tetanus (v. Griech., Starrkrampf), abnorme andauernde Zusammenziehung (tonischer Krampf) der Muskeln, entweder der Flexoren, oder der Extensoren, oder beider auf einmal, auf welche keine Ausdehnung erfolgt. Man unterscheidet 4 Arten: allgemeinen Starrkrampf (Todtenkrampf, t. universalis), wobei der ganze Körper gleichmäßig erstarrt ist und der Kranke unbeweglich daliegt wie eine Bildsäule; krampfhafte Biegung des Rückens nach hinten (opisthotonus, s. tetanus dorsalis), die häufigste Art; krampfhafte Biegung des Rumpfes nach vorn (emprosthotonus, s. t. anticus); krampfhafte Biegung des Rumpfes nach einer Seite (pleurosthotonus, s. t. lateralis), die seltenste Art. Alle übrigen aufgeführten Arten des T., selbst der Trismus, der sogenannte Hundskrampf (spasmus cynicus), welcher in einer andauernden Zusammenziehung der Lippen besteht, wodurch die Zähne entblößt werden oder der Mund zur Schnauze wird, indem der Orbicularis oris sich zusammenzieht; der Augenstarrkrampf (ophthalmospasmus), ein tonischer Krampf der Augenmuskeln; der Zungenkrampf (glossocele), wobei ein Ausstrecken, oder Zurückziehen, oder Aufrollen der Zunge Statt findet, mit Schling= und Sprechhinderniß, sind nur als Symptome des T., oder anderer Nervenleiden, zumal nach dem Genusse von vegetabilischen Giften, anzusehen. Es lassen sich im Verlauf des T. 3 Stadien unterscheiden. Im ersten stellen sich Krämpfe der Hals=, besonders Kehlkopfs= und Gesichtsmuskeln ein, die unter sich steigernden Schling= und Sprechbeschwerden, Gähnen, Schwindel ꝛc. in Trismus übergehen. Dieser, auch Spasmus, Kinnladen= oder Kinnbackenkrampf genannt, besteht in anhaltendem Krampf der Kaumuskeln und dadurch bedingter Unbeweglichkeit der untern Kinnlade, so daß sie entweder so fest an den Oberkiefer gedrückt wird, daß nichts in den Mund gebracht werden kann (Mundklemme), oder sich so vom Oberkiefer entfernt, daß der Mund weit aufsteht (Mundsperre). Das zweite Stadium zeigt daneben Krämpfe des Rumpfes und der Extremitäten als allgemeine Steifheit und Ankylose, und dann besonders eine der obengenannten Formen; es tritt ein Verziehen der Mundwinkel, oder Hundskrampf hinzu, sowie auch unter zunehmender Photophobie, Verengerung oder Erweiterung der Pupille, Ophthalmospasmus, gewöhnlich Strabismus nach oben, Verschließung der Augenlider u. gerunzelte Stirn. Die Schlingbeschwerden nehmen zu und verbinden sich mit einer wahren Scheu vor Flüssigkeit, welche an Hydrophobie erinnert, wie überhaupt wegen der

Aehnlichkeit der übrigen Symptome Hundswuth und T. für analoge Krankheiten angesehen worden sind. Sehr heftige Schmerzen durchzucken von Zeit zu Zeit elektrisch den ganzen Körper und kehren in immer kürzeren Intervallen wieder. Das dritte Stadium kündigt sich durch ein krampfhaftes Ergriffenwerden der Brustmuskeln, des Herzens und des Zwerchfells an, indem das Athemholen immer beschwerlicher, kürzer und beängstigender wird, die Stimme verschwindet und der Tod entweder durch Lähmung des Hirns, oder der Lungen und des Herzens oft bei vollem Bewußtseyn sich einzustellen pflegt. Gewöhnlich endigt der T. in 2—4 Tagen tödtlich. Dauert der T. länger, mehre Wochen, so ist mehr Hoffnung zur Genesung vorhanden, welche jedoch nicht leicht unter Krisen eintritt. Das Wesen des T. ist bis jetzt noch nicht vollkommen ermittelt worden. Da man aber beim T. nach dem Tode unverkennbare Spuren von Kongestion und selbst Entzündung im Rückenmarke und den Rückenmarkshänten antrifft, so ist der Sitz des T. wahrscheinlich im Rückenmarke. Zu den entfernteren oder Gelegenheitsursachen des T. gehören hauptsächlich Verwundungen, weshalb man auch den T., der nach solchen entstanden, mit dem besondern Namen Wundstarrkrampf (tetanus traumaticus) bezeichnet hat. Besonders begünstigt die Ausbildung dieser Art des T. plötzlicher Uebergang von großer Hitze zu feuchter Kälte; auch verdorbene Spitalluft, feuchte und tief gelegene Orte disponiren dazu. Junge, rüstige Subjekte sollen dem T. mehr unterworfen seyn, doch ist kein Alter davon ausgenommen. Erkältung, besonders nach einem Flußbade, Schlafen auf kaltem Boden, unterdrückte Menstruation, unterdrückte Nasenbluten, Sonnenstich, heftiger Schreck, Zorn, narkotische Gifte: Blausäure, Opium, Nux vomica, Schierling, Strammonium; ferner Wurmreiz, schnell geheilte Geschwüre, vertriebene Hautausschläge, unterdrückte Rose, Metastasen von Gicht, Rheuma, Ruhren, Wechselfieber sind gleichfalls als Ursachen des T. beobachtet worden. Der Trismus der Neugeborenen (trismus neonatorum) kündigt sich gewöhnlich nach dem 3.—6. Tag nach der Geburt dadurch an, daß das Kind, wenn es die Brust nimmt, nicht saugen kann und nur wenige eingeflößte Tropfen verschluckt. Die Augen werden trübe, thränen und stieren, die Pupillen werden erweitert nnd das Schreien geht in ein Wimmern über. Das Athemholen ist beengt und zischend, der Puls klein und sehr schnell. Die Muskeln des Unterkiefers und letzterer selbst verhalten sich auf die oben beschriebene Weise. Die Zunge wird steif, der Schlundkopf zusammengezogen, so daß der Speichel nicht verschluckt werden kann u. derselbe fortwährend aus dem Munde ausfließt. Der Unterleib ist aufgetrieben, der Stuhl verstopft. Es gesellen sich Konvulsionen dazu und das Kind unterliegt entweder einem allgemeinen Starrkrampf, oder dem Erstickungstod. Die Prognose des T., sowie des Trismus der Neugeborenen ist immer sehr bedenklich nnd meist tödtlich zu stellen, indem der größere Theil der Kranken unterliegt. Was die Behandlung anlangt, so ist Hinwegräumung der Ursachen das erste Erforderniß dabei; insbesondere kann bei Verwundungen durch zweckmäßiges Verbinden u. sonstige Pflege viel zur Verhütung des T. gethan werden. Für die Linderung nnd Seltnermachung der Anfälle sind narkotische und anästhetische Mittel (namentlich Opiate, Morphium, Chloroform rc.) angezeigt. Dabei suche man jeden Sinnesreiz (Licht, Schall), jede Bewegung und Gemüthserregung von dem Kranken fern zu halten. Zur Radikalkur haben sich unter einer Unzahl empfohlener Mittel namentlich Aderlässe, Bäder, Schwitzkuren, Amputation und andere Operationen (selbst Luftröhrenschnitt), Kalomel, Moschus, Blausäure, Tabaksklystiere, Gegengifte rc. wirksam erwiesen. Vgl. Curling, Abhandlung über den T., deutsch von Moser, Berlin 1838; von Tscharner, Ueber den T., Bern 1841.

Tête (franz.), eigentlich Kopf, überhaupt der obere, vordere Theil einer Sache; im Militärwesen der vorderste Theil eines Truppenkörpers.

Tête à tête (franz.), Kopf gegen Kopf, im gewöhnlichen Leben vertrauliche Zusammenkunft, Gespräch unter 4 Augen; im Kriegswesen Gefecht Mann gegen Mann.

Teterow, Stadt in Mecklenburg-Schwerin, wendischer Kreis, an einem gleichnamigen See, mit gothischer Kirche, Leinwandweberei, Tabaksspinnerei, Handel und 3760 Einw.

Tethys, Tochter des Uranus und der Ge, eine Titanide, Gemahlin des Oceanus, Mutter der Oceaniden und der Stromgötter, Erzieherin der Juno, welche Rhea zu ihr brachte.

Tetracera (Raspelstrauch), Pflanzengattung aus der Familie der Ranunculaceen, kletternde und windende Sträucher u. kleine Bäume in den Tropenländern der alten nnd neuen Welt, worunter mehre Arzneipflanzen. T. Tigarea *Dec.*, T. aspera *Willd.*, in Guyana, auf den Antillen, ersteigt mit seinen zahlreichen Aesten die höchsten Bäume und hängt dann wieder auf den Erdboden herab und findet mehrfache medicinische Anwendung bei Wechselfieber, syphilitischen Leiden, Skorbut rc. T. alnifolia *Willd.*, T. potatoria *Afzel.*, in Guinea, enthält in seinem Innern trinkbares Wasser, welches aus den abgeschnittenen Zweigen ausfließt, weshalb der Strauch in heißen wasserlosen Gegenden sehr schätzbar und auch auf der Küste von Oberguinea unter dem Namen Wasser- oder Brunnenbaum angebaut wird.

Tetrachord (griech.), der Inbegriff von vier Tonstufen, die Grundform, nach welcher das griechische Tonsystem geordnet war.

Tetradynamia, s. Tetradynamus.

Tetradynamus (lat.), viermächtig, wenn von sechs Staubgefäßen vier länger sind, als die beiden übrigen, wie bei den meisten Pflanzen aus Linné's 15. Klasse, Tetradynamia.

Tetraëder (v. Gr., Vierflächner), im weiteren Sinne jeder ebenflächige Körper von 4 Seitenflächen, also jede dreiseitige Pyramide, die einzig mögliche Form für dergleichen Körper; im engeren Sinne ein von vier kongruenten Dreiecken eingeschlossener, also regulärer Körper.

Tetragon (griech.), s. v. a. Viereck.

Tetragonia, Pflanzengattung aus der Familie der Aizoideen, fette Kräuter und Halb-

sträucher auf der südlichen Erdhälfte, mit flachen Wechselblättern und Achselblüthen, worunter T. expansa *Murr.*, neuseeländischer Spinat, auf Neuseeland in Wäldern, dort als Gemüse gegessen wird u. für Cooks Schiffsvolk sich als sehr gesunde Speise gegen den Skorbut erwies, auch in Europa hier und da angebaut sich findet.

Tetragonobolus (Spargelerbse, Flügelerbse), Pflanzengattung aus der Familie der Papilionaceen, einjährige u. ausdauernde Kräuter in Mittel- und Südeuropa. Von T. biflorus *Ser.*, mit gelben, in den Blattachseln stehenden Blüthen und 1—1½ Zoll langen, haarigen Hülsen, gebraucht man in Südeuropa die kugeligen Samen zu erweichenden und zertheilenden Breiumschlägen bei Entzündungen, Koliken, vorzüglich auch bei Augenkrankheiten. Von T. purpureus *Moench*, Lotus tetragonobolus *L.*, mit dunkel blutrothen oder dunkelgelben Blüthen und glatten, breit geflügelten Hülsen werden letztere in Wasser aufgekocht, als Salat, oder wie andere Hülsenfrüchte zubereitet, gegessen, während die reifen Samen ein gesundes Kaffeesurrogat liefern.

Tetragynia, s. Tetragynus.

Tetragynus (lat., vierweibig), mit vier Pistillen oder Griffeln versehen. Davon Tetragynia, Ordnungsbezeichnung vieler linné'schen Klassen, solche Gattungen enthaltend, deren Blüthen 4 Pistille haben.

Tetralogie (v. Griech.), bei den Griechen Inbegriff von 4 Dramen, 3 Tragödien (Trilogie) u. einem Satyrspiel, welche zusammen von den dramatischen Dichtern zur Aufführung gebracht wurden, s. Trilogie; dann Abtheilung der platonischen Dialogen zu je vieren.

Tetrameter (griech.), aus 4 Gliedern oder Takten bestehender Vers. T. in trochäischem, jambischem und anapästischem Rhythmus bestehen aus 8 Füßen, weil bei diesen Rhythmen stets 2 Füße (eine Dipodie) auf ein Metrum gerechnet werden; die T. der übrigen Versgattungen sind vierfüßig. Alle T. haben in der Mitte eine Cäsur, die nach den Versgattungen verschieden ist. Man hat akatalektische, katalektische und brachykatalektische T., je nachdem der letzte Fuß vollständig, oder um eine (bei 3sylbigen Füßen auch 2 Sylben), oder (nur bei 4sylbigen vorkommend) um 2 Sylben verkürzt wird. Als Beispiele mögen dienen für den katalektischen T. Dingelstedts „Althessische Sage“:

Im Scharfenstein vor Mitternacht erwacht ein heimlich Leben,
Wie Hufschlag und wie Schwerterklang hörst du's tief drinnen beben.

für den akatalektischen Platens „Harmosan“:

Schon war gesunken in den Staub der Sassaniden alter Thron,
Es plündert Moslemienhand das schätzereiche Ktesiphon.

Tetrandria, s. Tetrandrus.

Tetrandrus (lat., viermännig), mit 4 Staubgefäßen versehen, welche entweder gleich lang sind, oder doch kein bestimmtes Längenverhältniß haben. Davon Tetrandria, 4. Klasse des linné'schen Pflanzensystems, diejenigen Gewächse enthaltend, deren Blüthen 4 freie, gleichlange Staubfäden haben.

Tetranthera, Pflanzengattung aus der Familie der Laurineen, Bäume in Ostindien, Süd- und Nordamerika und Neuholland. T. aestivalis *Spr.*, Laurus aestivalis *L.*, Sommerlorbeer, in Carolina, Virginien, an Flüssen und Bächen, mit abfallenden Blättern, weißen oder gelblichen, traubenständigen Blüthen und rothen Früchten, wird als Zierpflanze in schwarze, mit ⅓ Lehm u. Sand gemischte Moorerde gepflanzt und frostfrei durchwintert. T. sebifera *Spr.*, ein großer Baum in China mit ausgebreiteten Aesten u. doldenartigen Blüthen in Hüllblättern, trägt kirschenähnliche Beeren, woraus man viel dickes, weißes, zu Kerzen sich eignendes Fett zieht.

Tetrapolis (griech.), Landstrich mit 4 Städten, z. B. syrische T., Landschaft mit den Städten Oenoe, Marathon, Probalinthus u. Tricorythus; T. dorica, bestehend aus Erineus, Böum, Pindus und Cytinium (s. Doris); T. Lyciae, Landschaft in Cabalia, von der nur Oenoanda, Bubon und Balbura bekannt sind; T. Syriae, bestehend aus den Städten Antiochia, Apamea, Laodicea und Seleucia.

Tetrapolitanische Konfession (confessio tetrapolitana), Glaubensbekenntniß der 4 Reichsstädte Straßburg, Konstanz, Lindau u. Memmingen von 1630.

Tetrarch (v. Griech.), in asiatischen Staaten, z. B. Galatien, ein Vierfürst, d. h. einer der 4 Beherrscher des Landes; auch in Judäa kamen dergleichen vor, wenn auch nicht im striktesten Sinne, z. B. Herodes.

Tetschen (Dieczin), Stadt im österreichisch-böhmischen Kreis Leippa, Hauptstadt der dem Grafen von Thun und Hohenstein gehörigen Herrschaft und einer Bezirkshauptmannschaft, an der Mündung der Pulsnitz in die Elbe, in reizender Gegend, am Fuße des Schloßberges, besteht aus der eigentlichen Stadt und Elbevorstadt, ist Sitz eines Bezirksgerichts mit Elbzollgerichtsbarkeit, hat eine 1687 vom Grafen Max. Thun zum Theil auf Felsengrund erbaute Dekanatskirche, eine Mineralquelle (St. Josephsbad) und 1600 Einw., welche Fabriken für Kattun, Baumwollengarn, Metallwaaren, Bierbrauerei, Branntweinbrennerei, Schifffahrt und Handel, hauptsächlich mit Getreide und Obst, betreiben. Das Schloß T., auf einem vom Ufer der Elbe gegen 25 Klafter senkrecht aufsteigenden Sandsteinfelsen, 1668 vom Grafen Max. Thun neu erbaut und 1788 restaurirt, ist eine Zierde des Elbthales und bietet herrliche Aussichten in die malerischen, zum Theil wildromantischen Gegenden desselben. Es enthält eine Schloßkapelle (Lorettokapelle), eine schätzbare Bibliothek, eine Gemäldesammlung und ein Münz- und Waffenkabinet. Es ist als Schlüssel des Elbthals auch von strategischer Wichtigkeit und wurde im 30jährigen, sowie im 7jährigen Kriege mehre Male erobert.

Tettenborn, Friedrich Karl, Freiherr von, tüchtiger Reitergeneral im Freiheitskriege, geboren 1778 zu Tettenborn in der Grafschaft Hohenstein, trat 1791 als Page in die Dienste des Kurfürsten von Mainz, widmete sich dann zu Waltershausen dem Studium der Forstwissenschaften und bezog im folgenden Jahre die Universität Göttingen, welche er aber noch in demselben Jahre in Folge einer jugendlichen Uebereilung mit Jena vertauschen mußte. Nach dem Tode seines Vaters trat er 1794 in österreichische

Militärdienste, that sich in den damaligen Kriegen mehrfach hervor und stieg schnell zum Rittmeister auf. Beim Ausbruche des Kriegs 1805 stand er in Ulm, nach dessen Uebergabe durch Mack er sich mit dem Erzherzoge Karl zur böhmischen Grenze durchschlug. Im Jahre 1809 nach dem Wiederausbruch der Feindseligkeiten an den Erzherzog Karl als Kurier gesandt, kam er eben noch zeitig genug an, um der Schlacht bei Wagram beizuwohnen und sich so auszuzeichnen, daß ihn der Erzherzog noch auf dem Schlachtfelde zum Major ernannte. Nach dem wiener Frieden begleitete er den Fürsten Schwarzenberg nach Paris. Bei dem Ausbruch des russischen Kriegs trat er als Oberstlieutenant in russische Dienste. Von da an beginnt die eigentliche Glanzperiode seiner militärischen Laufbahn. An der Spitze des kutusowschen Vortrabs rückte er zuerst wieder in die verlassene Czarenstadt ein, ging aber mit der leichten Reiterei sogleich weiter zur Verfolgung des Feindes, trieb die Franzosen von Punkt zu Punkt bis an die Beresina, erreichte dann in Eilmärschen Wilna, den Hauptrückzugspunkt des französischen Heeres, und nahm die Stadt durch einen kühnen Handstreich. Von da überschritt er den Niemen, drängte den Marschall Macdonald durch Ostpreußen zurück und besetzte Königsberg. Zum Oberst ernannt und von einer Krankheit kaum genesen, ging er darauf über die Weichsel u. Oder und nahm, nachdem er sich in Landsberg mit dem General Czernitschew vereinigt hatte, durch einen kühnen Angriff Berlin. Von da ward er am 12. März 1813 nach Hamburg entsendet, wo er am 18. März einrückte, nachdem er Morand bei Bergedorf auf das linke Elbufer zurückgeworfen hatte. Da er sich aber größtentheils auf seine eigenen Kräfte beschränkt sah, mußte er die Stadt nach 10wöchentlichem Aufenthalte am 30. Mai dem anrückenden Davoust überlassen. Darauf focht er unter General Walmoden gegen Davoust und dann gegen Pecheux, nach dessen Niederlage er am 15. Oktober Bremen nahm. Nachher berief ihn der Kronprinz von Schweden zu sich, und schon war er in Jütland eingedrungen, als die Feindseligkeiten eingestellt wurden. Am 14. Januar 1814 brach T. nach dem Rhein auf und erhielt die Bestimmung, mit einem Corps leichter Reiterei in Frankreich die Verbindung zwischen den einzelnen Heeren der Alliirten herzustellen. In dieser Stellung leistete er bis zur Einnahme von Paris durch Auffangen von Kurieren und Auskundschaften der feindlichen Bewegungen wichtige Dienste. Nach dem Frieden nahm er Urlaub, um seine Güter, über die Napoleon zu Gunsten einiger seiner Generäle disponirt hatte, wieder in Besitz zu nehmen. Im Jahre 1818 schied er aus den russischen Diensten und trat in badische. Er brachte hier die Territorialdifferenzen zwischen Baden und Bayern in Ordnung, war bei Gründung der Verfassung thätig u. ging 1819 als Gesandter nach Wien, wo er den 9. Dec. 1845 †. Vgl. Varnhagen von Ense, Gesch. der Kriegszüge des Generals T., Stuttg. 1815.

Tettnang, Oberamtsstadt im würtembergischen Donaukreis, im Schussenthal, am Bodensee und Tobelbache, hat ein Schloß, Kameral- und Postamt, ein Spital und 1450 Einw., welche Wein- und Kirschenbau, Kirschgeistbereitung und Handel treiben.

Tetuan (Tetwan), Stadt in der marokkanischen Provinz Fez, südöstlich von Ceuta, zwischen Gebirgszweigen des kleinen Atlas, am Flusse Martil, der sich 2 Stunden unterhalb der Stadt ins mittelländische Meer ergießt, wurde von den aus Spanien vertriebenen Mauren gegründet, zählt gegen 30 Moscheen u. Schulen und hat einen geräumigen Hafen, wo besonders Wolle, Häute, Wachs, Gummi und andere einheimische Produkte verladen werden, wie auch von hier Gibraltar die Mundvorräthe für die Garnison bezieht. Die Bevölkerung zählt 16—20,000 Seelen, darunter über $^1/_4$ Juden.

Tetzel, Ablaßkrämer, s. Tezel.

Teucer, 1) Sohn des Flußgottes Scamander u. der Nymphe Idäa, erster König von Troas, daher der Name Teukrer für Trojaner. Zu ihm kam Dardanus aus Samothrace und erhielt seine Tochter Bateia oder Arisbe und dann das Land. Nach Andern ist Dardanus der Einheimische, u. Scamander und T. wandern aus Kreta in Troas ein. — 2) Sohn des Telamon u. der Hesione, aus Salamis, Halbbruder des Aeas, war der beste Bogenschütze unter den Griechen vor Troja. Bei seiner Rückkehr aus dem trojanischen Kriege wies ihn Telamon von Salamis weg, weil er den Tod seines Bruders nicht gerächt und dessen Asche nicht mitgebracht hatte. T. fand, einer Weisung Apollo's folgend, auf Cypern ein Vaterland, das ihm Belus, König von Sidon, überließ. Dort heirathete er die Eune, Tochter des Cyprus, und gründete ein zweites Salamis.

Teucrium (Gamander), Pflanzengattung aus der Familie der Labiaten, Kräuter, Halbsträucher und Sträucher fast in allen Ländern der gemäßigten und heißen Zone, worunter mehre Arzneikräfte besitzen. T. Botrys *L.*, Traubengamander, in Mittel- und Südeuropa, auf trockenen Anhöhen, mit fiederspaltigen, weichhaarigen Blättern und achselständigen, zu 3 stehenden, blaßrothen, am Schlunde dunkler punktirten Blüthen, hat einen balsamisch-gewürzhaften Geruch und Geschmack und wurde früher gegen Wechselfieber und als reizendes und zugleich stärkendes Mittel gebraucht. T. Chamaedrys *L.*, ächter oder edler Gamander, in Mittel- u. Südeuropa, auf sonnigen Anhöhen, vorzüglich auf Kalkboden, hat einen aufsteigenden, zottigen Stengel, eirund-längliche, stumpfe, eingeschnitten-gekerbte, glatte Blätter und eine beblätterte, einseitswendige Traube bildende Blüthen. Die blühenden Aeste enthalten ätherisches Oel, bittern Extraktiv- und Gerbstoff und wirken mild stärkend und flüchtig erregend, werden aber jetzt nur selten von den Aerzten verordnet und nur von den Landleuten hier und da als Hausmittel gegen Gicht, Lungenverschleimung, unterdrückte Menstruation gebraucht. T. marum *L.*, Marum verum *L.*, Katzen- oder Mastixkraut, in Spanien, Aegypten, Kleinasien, bei uns häufig in Töpfen gezogen, hat einen aufrechten, ästigen, oben weißlich-filzigen Stamm, kurzgestielte, eirunde, ganzrandige, am Rande etwas zurückgerollte, unterseits weißlich-filzige Blätter und rosenrothe, an den Enden der Aeste lockere, einseitswendige

Trauben bildende Blüthen. Der ganze Strauch hat einen höchst flüchtigen, eigenthümlich aromatisch-kampherartigen Geruch, der die Katzen anlockt, und einen bittern und scharf gewürzhaften Geschmack. Früher wendete man namentlich die blühenden Zweigspitzen, **Herba s. Summitates Mari veri**, als ein flüchtiges und sehr kräftiges Reizmittel, besonders bei krampfhaften Zufällen und Nervenleiden, Gehirnerschütterungen, Brustbeschwerden, Stockungen im Unterleibe &c. an. Jetzt braucht man sie vorzüglich als kräftiges Niesemittel. Von **T. Polium** *L.*, Poleigamander, Polei, in Südeuropa auf sonnigen Hügeln u. Bergen, mit sitzenden, linealisch-lanzettlichen, gekerbten, am Rande stark umgerollten, filzigen Blättern und Blüthen in endständigen, dichten Köpfchen, waren ehedem die blühenden Zweige nebst den Blättern, **Herba vel Summitates Polii montani**, gegen verschiedene Uebel, namentlich Lungen- und Unterleibsverschleimungen, Asthma &c., aber auch zu trocknen und feuchten aromatischen Umschlägen in Gebrauch. **S. Scordium** *L.*, Knoblauchgamander, Skordienkraut, auf nassen Wiesen, besonders in Moorboden, an Gräben, Teichen und Sümpfen in Mitteleuropa, hat einen aufrechten, stark zottigen Stengel, sitzende, längliche, kerbartig-gesägte, flaumhaarige Blätter und halbirte Scheinquirle bildende Blüthen, ist officinell als **Herba Scordii s. Chamaedryos aquaticae s. palustris**. Das Gewächs besitzt im frischen Zustande einen gewürzhaften, knoblauchartigen Geruch und einen herb-bittern Geschmack und ward früher häufiger, als jetzt, äußerlich gegen bösartige Geschwüre, innerlich gegen Faul- und Nervenfieber, Blattern, Würmer, Verschleimung des Darmkanals &c. gebraucht.

Teufel, das personificirte Princip des Bösen im Gegensatz zu Gott als dem Princip des Guten. Das Wort selbst stammt wahrscheinlich von dem griechischen διάβολος ab, welches Versucher, Verleumder bedeutet. Der alte jüdische Glaube bis zu dem babylonischen Exil kannte weder T., noch Dämonen überhaupt, da er die Sünde als des Menschen eigene That und das Unglück als Strafe Gottes für die Sünde ansah, der durch einen besonderen Engel das Strafgericht vollführen ließ. Die Entstehung des Glaubens an dämonische Wesen und die Entwickelung einer vollständigen Dämonologie fand bei den Hebräern erst in den Zeiten des Exils Statt, indem sie damals mit den medisch-persischen Theologumenen von Ahriman und seinen Dews bekannt wurden. Wurden diese gleich nicht unmittelbar in den israelitischen Glauben eingeführt, so hatten sie doch einen wesentlichen Einfluß auf die Bildung der hebräischen Dämonenlehre, wie die zendavestischen Amschaspands in der Engellehre sich abspiegeln. Ein Satan tritt auf als böswilliger Urheber menschlichen Unglücks, zunächst noch unter Gottes Aufsicht. Er steht vor Gottes Thron als Ankläger frommer Menschen, wird aber noch in Unterordnung unter Gott gedacht. Daneben erscheinen in den palästinischen Apokryphen, z. B. in den Büchern Tobias und Baruch, Dämonen, welche die Menschen plagen. Es sind dies Gespenster, vielleicht auch Götter der Heiden, hausend in Einöden und wüsten Oertern. Die Mittel, diese Wesen fern zu halten, sind geheimnißvolle Zauberformeln. Dämonische Menschen werden bekanntlich auch im Neuen Testament erwähnt (s. Besessene), und Jesus heilt viele von ihnen. Im Neuen Testament erscheint aber die Dämonologie der Juden in einem engeren Zusammenhang mit ihren übrigen dogmatischen Ideen. Mit ihr im Einklange wird auch von den christlichen Lehrern des Satans gedacht, in den synoptischen Evangelien gewöhnlich auf Veranlassung der an Dämonischen von Jesu vollbrachten Heilungen und überhaupt in steter Beziehung auf das von Christus zu begründende Himmelreich. Schon die Namen und Prädikate, welche dem Satan beigelegt werden, spiegeln die Vorstellung ab, die man von ihm hatte. Er heißt regelmäßig der Satan, der T., der Böse, Beelzebub, Belial. Er wird als der Urheber alles Bösen und selbstständig und als Widersacher des Reiches Gottes gedacht. Als Versucher der Gläubigen ist er besonders stark und er heißt demnach der Versucher. Jesus wurde selbst vor Beginn seiner Wirksamkeit von ihm versucht. Sein Reich ist die Welt, d. h. die sündhafte, von Gott abgewendete Welt, und er heißt daher der Fürst dieser Welt. So ist denn durchweg der T. nicht bloß Repräsentant der Sünde und des Bösen, somit natürlich auch Herr des Todes, sondern auch der Veranlasser böser Lüste und Gedanken, der beharrliche und schlaue Widersacher des Christenthums, als welcher er der Antichrist heißt. Zwar erschien Christus, die Werke des T.s zu zerstören, und der Gläubige hat geistige Mittel, den Satan fern von sich zu halten, doch macht letzterer fortdauernde Anstrengungen, das Reich Christi zu beeinträchtigen, und lockt Einzelne hinüber unter seine Herrschaft. Aber sein Reich wird einst fallen und er selbst vernichtet werden. Die Dämonen erscheinen als Gehülfen des Satans, u. Paulus versetzt sie in die Lüfte (Eph. 2, 2). Ob aber Jesus, die Dämonischen heilend, an wirkliche Teufelsbesitzungen glaubte, oder nur nothgedrungen dem herrschenden Sprachgebrauch folgte, ist unklar. Daß der T. und die Dämonen nicht von Anfang an böse waren, mußte in dem strengen Monotheismus des Juden- und Christenthums feststehen. Daher wurde ein Fall derselben gelehrt, d. h. eine nicht näher bezeichnete Sünde (nach den jüdischen Bestimmungen eine wollüstige), welche eine Verurtheilung von Seiten Gottes zur Folge hatte, u. die endliche Vollstreckung der Strafe setzte der apostolische Glaube mit dem messianischen Weltgericht in Verbindung. Ueber Natur und Wesen des T.s ist im Neuen Testament keine Schilderung gegeben. Der alten Kirche stand der Glaube an den T. u. seine Engel fest; doch blieb über einzelne Vorstellungen die Freiheit der Spekulation. Nur daß die bösen Geister ursprünglich gut, mithin in der Zeit durch einen Sündenfall schlecht geworden seyen, wurde gegen gnostischen und manichäischen Dualismus von Anfang an behauptet. Zweifel herrschte bloß darüber, auf welche Weise dies geschehen sey. Origenes und Augustin nennen den Hochmuth, Andere, wie z. B. Tertullian, Cyprian, den Neid über die Vorzüge des Menschen oder des Menschensohnes als Ursache des Sündenfalls. Ueber

die Natur des T.s und der Dämonen herrschten ebenfalls verschiedene Vorstellungen. Man legte dem T. einen zwar nicht irdischen, aber doch physischen Leib bei, so Justinus Martyr, Tertullian, Cyprian, und Augustin verleiht ihm dazu noch eine große geistige und physische Beweglichkeit, so daß er jeden Augenblick die Welt durchfliegen könne. Auch ertheilte man ihm eine geistige Ausstattung. Er war nach dem Glauben der Kirche den Menschen an Macht und Kenntniß überlegen, obwohl dieselbe nicht so umfangreich und gründlich gedacht wurde, als bie der Engel. Die Wirksamkeit des T.s bezog man allein auf die geschaffene Welt. Doch habe er keinen Einfluß auf die Schöpfung gehabt, und sein Einfluß zum Sündigen geschehe nur unter Gottes Zulassung. Von ihm leitete man das Heidenthum, das Orakelwesen, die Magie, die Schauspiele, Ketzerei, Krankheiten, Plagen her, u. namentlich hielt an diesem Glauben das Volk, trotz des Widersprechens einzelner Aerzte, fest. Jedem Laster setzte man einen Hauptdämon vor. Ueber die einstige Bestimmung des T.s herrschten verschiedene Ansichten. Origenes ging von dem Grundsatz aus, den bösen Geistern müsse die Freiheit geblieben seyn, und nahm daher eine Wiederherstellung zur Besserung bei ihnen an. Dies harmonirte jedoch nicht mit der Annahme der orthodoren Kirchenlehrer, die eine ewige Verurtheilung des T.s behaupteten. Letztere Annahme, besonders von Hieronymus, Augustin, Cyrillus von Jerusalem vertreten, siegte u. wurde faktisch nach der Verdammung der ganzen Lehre des Origenes auf dem 5. ökumenischen Koncil zu Konstantinopel die herrschende. Schon früher (2. Jahrhundert) war die Abrenuntiatio satanae bei der Taufe aufgekommen. Der Exorcismus (s. d.) geht ebenfalls bis auf den Ursprung der katholischen Kirche zurück und wurde seit der Mitte des 3. Jahrhunderts von besonderen Exorcisten verrichtet, die den T. aus den Teufelsbesessenen austrieben. Beide Institute hatten ihren Grund in dem Glauben, daß der Christ dem T. widerstehen müsse, sowie in dem Vertrauen auf die Macht des Namens Christi und des Kreuzeszeichens. Die Scholastik that zur materiellen Entwickelung des Dogma's fast nichts hinzu. Den Dämonen wies sie als Ort ihrer Wirksamkeit theils die Hölle an, in der sie die Verworfenen peinigen, theils die Luft, von wo aus sie die Menschen versuchen sollten. Den T. selbst aber brachte sie nach Vorgang der Kirchenväter in eine eigenthümliche Beziehung zum Erlösungstod Christi. Man glaubte nämlich, der T. sey überlistet worden im Tode Christi, den er getödtet. Da es sich nun fand, daß er Den getödtet, an den er kein Recht hatte, so soll er dadurch seiner Herrschaft verlustig gegangen, und seine Kraft, die Menschen zu versuchen, von dieser Zeit an geschwächt worden seyn. Der grenzenlose Aberglaube, welcher die Zeit beherrschte, und dem Kirche und Geistlichkeit eher Vorschub thaten, als widerstanden, forderte u. erhielt bald blutige Opfer durch die Hexenprozesse, die 1484 durch Papst Innocenz VIII. eingeführt wurden u. denen die besseren Scholastiker nur sehr schwach durch Gründe entgegenzuarbeiten vermochten. Vgl. **Teufelsbeschwörung**. Die heutige katholische Kirche hält am Dämonenglauben fest u. hat sich dazu in ihren Glaubensdekreten bekannt, nährt auch denselben, indem sie manche antidämonische Institutionen fortbestehen läßt. So führt sie z. B. den Sündenfall Adams auf den T. zurück und behauptet, daß alle Nichtgläubigen des T.s seyen. Sie nährt fort und fort den Teufelsexorcismus, und selbst einsichtsvolle Männer haben sich von diesem Vorurtheil nicht frei machen können. Die **evangelischen** Theologen führen ein aus Bibelstellen entwickeltes, sehr umfassendes Schema über die bösen Engel und ihre Einwirkungen in der wissenschaftlichen Dogmatik bis über die Mitte des 18. Jahrhunderts fort, nach dem Vorgang der Reformatoren, die mit Bewußtseyn diesen Glauben theilten, sowie nach dem der symbolischen Bücher, welche die biblischen Vorstellungen vom Satan u. seinen Engeln in mehr oder minder klarem dogmatischen Zusammenhange wiedergeben. Während in diesen der T. als der Beherrscher aller außer der Kirche Christi Lebenden betrachtet wird, der auch die Gläubigen mannichfach zu beunruhigen und im Glauben irre zu machen sucht, wie denn das, was das reine Evangelium entstellte, an dogmatischen und kirchlichen Einrichtungen auf ihn als Urheber zurückgeführt und darum konsequent der Papst als sein bestes Werkzeug betrachtet wird, ergingen sich die lutherischen Orthodoren in bisficilen Bestimmungen über die Natur und den Fall des T.s und der bösen Engel. Dem gemäß wurden die bösen Engel bestimmt als Wesen, welche in der anerschaffenen Heiligkeit u. Weisheit nicht verharrt, freiwillig von Gott abgefallen und, da sie nicht zum Guten zurückkehren werden, der ewigen Verdammniß anheim gegeben sind. Der Fall derselben ging hervor aus der Freiheit des Willens, unter einem Anführer, der dieselben dazu verleitet habe. Das Wie? der Sünde blieb unerforscht. Ueber die Folgen derselben wurde jedoch Vieles bestimmt. Sie waren negativ Verlust der anerschaffenen Heiligkeit und Weisheit u. hoffnungsloses Ausschließen vom Schauen Gottes, positiv eine Verhärtung zum Bösen, dazu Angst und Schmerz. Doch machte man sich los von der Ansicht, daß der böse Geist von Gott unabhängig sey. Im 17. Jahrhundert wurde dieser subtile Lehrbegriff zuerst erschüttert durch Balthasar Becker, der in seiner „Bezauberten Welt" (Amsterdam 1696, 4 Bde., übersetzt Leipzig 1781, 3 Bde.) den Glauben an den Satan an den Pranger stellt. Nach ihm kämpften besonders Spinoza und der Jesuit Spee gegen dieses Unwesen; aber erst dem helldenkenden Thomasius und gleichen Gesinnungsgenossen in der juristischen Welt gelang es, einer Seite des unseligen Einflusses des Dämonenglaubens, den Hexenprozessen, im praktischen Leben zu steuern. Dennoch wurde erst 1783 die letzte Hexe in Glarus verbrannt. Zufolge der kritischen Richtung, welche in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die protestantische Theologie erfaßte, milderten die offenbarungsgläubigen Theologen die Lehre vom Satan und suchten hauptsächlich die biblische Lehre in ihrer Fruchtbarkeit fürs christliche Leben zu zeigen. Die Rationalisten aber verwiesen den Satan ganz aus dem christlichen Glauben, die biblischen Aeuße-

rungen auf Akkommodation zurückführend. Der Wechsel der theologischen Principien im 19. Jahrhundert hat Viele wieder für den T. gewonnen, sie mögen das Christenthum nicht ohne T. denken, u. selbst leibhaftige Teufelsbesitzungen sind wieder hie und da wahrgenommen worden. Wenn nun auch die Gründe des Rationalismus gegen die Existenz des T.s keine beweisende Kraft in sich tragen, so dürfte doch der Glaube an den T. und seine Engel nicht für einen Bestandtheil des Christenthums zu achten seyn. Denn ist es auch nur bis zur Wahrscheinlichkeit, nicht aber mit Evidenz nachzuweisen, daß Jesus in seinen Aeußerungen über Satan und Dämonen sich nur der gangbaren jüdischen Vorstellung und Ausdrucksweise anbequemt habe, so ist doch der Dämonenglaube auch von Paulus nirgends mit den christlichen Ideen in klare oder gar nothwendige Verbindung gesetzt, und die Aufmerksamkeit auf sich selbst soll im Christen gleich scharf und unausgesetzt seyn, es mag der böse Gedanke von ihm selbst, oder vom T. herrühren. Der Glaube an Dämonen aber hält nicht nur den Menschen in unnöthiger Furcht, sondern wird auch dadurch, daß er der Sünde eine bequeme Entschuldigung bietet, der Sittlichkeit gefährlich. So lange die Kirche das Dogma vom T. mit besonderer Vorliebe in seiner ganzen Starrheit festhielt, spielte der Glaube an den T. lange Zeit fast in allen Lebensverhältnissen eine wichtige Rolle. Eine Menge von Verbrechen wurden auf den T. geschoben, und die Moralität glaubte sich in stetem Kampfe mit ihm und seinen höllischen Geistern. In Kirchen und Schulen ward vom T. gelehrt, Gelehrte schrieben, Dichter sangen, Männer, Frauen und Kinder erzählten von ihm. Eine Menge Spukgeschichten waren im Gange, u. immer entstanden zehn neue, wenn eine genugsam gehört worden war. Allerhand Anzeichen gab es, aus denen man die Gegenwart, oder die Einwirkung des T.s schloß, ja man bildete sich auch ein, ihn hie und da leibhaftig gesehen zu haben. Er erschien schwarz und behaart, mit Bocks- oder Pferdefüßen, Krallen, Hörnern, einem langen Kuhschwanze, einem höchst häßlichen Gesicht mit langer Habichtsnase und hinterließ bei seinem Verschwinden stets einen argen Gestank. Selbst bei feierlichen Aufzügen und in der geistlichen Komödie durfte der T. nicht fehlen; irgend ein Schalk übernahm seine Rolle und verübte in möglichst grausem Kostüm und umgeben von der höllischen Schaar seiner bösen Geister zum Schrekken der Kinder und zur Kurzweil des Volkes allerhand Schelmenstreiche, die er in der Regel zuletzt durch eine tüchtige Tracht Schläge, mit der man über ihn herfiel, büßen mußte. Außer jener Gestalt, welche dem T. als seine eigentliche zugeschrieben wurde, konnte er noch verschiedene andere annehmen, und erschien bald als schwarzer Pudel mit glühenden Augen, bald als Affe, bald als feuriger Drache ꝛc. Späterhin, als reinere religiöse Begriffe den Glauben an den T. als an eine der Menschheit feindliche Persönlichkeit mehr u. mehr verdrängten, benutzten die Dichter den T. bloß als Personifikation des Bösen, der Sünde, und anthropomorphosirten ihn mehr und mehr. Göthe's Mephistopheles ist hier so ziemlich allgemein zum Typus für die Darstellung des T.s geworden. Eine Kleidung von brennendrother und schwarzer Farbe, namentlich ein weiter Mantel, eine Hahnenfeder auf dem Kopfe, ein (noch vom Pferdefuße übrig gebliebener) Fehler am Fuße, eine sogenannte diabolische Physiognomie sind die nothwendigen Requisiten dieser Darstellung. Noch ideeller erscheint der T. bei Milton und Klopstock, welche ihn als gefallenes Wesen erscheinen lassen, das die Spur ehemaliger Würde noch an sich trägt, aber durch innere Verzehrung der Bosheit entstellt. Künstlerisch kann der T. wohl nur als Versucher durch allegorische Bezeichnung (die heilige Schrift selbst gebraucht das Bild der Schlange oder des Drachens), sowie die Waffe gegen ihn durch das Symbol des Kreuzes würdig dargestellt werden.

Teufelsbeschwörung, die Kunst, durch Zaubersprüche den Teufel und seine Helfershelfer herbeizurufen und unter gewissen Bedingungen sich dienstbar zu machen. Als einmal der Glaube an ein böses, auf die Welt und insbesondere den Menschen feindlich einwirkendes Wesen Wurzel geschlagen hatte, lag der Gedanke nahe, daß es möglich seyn müsse, unter gewissen Umständen dasselbe für sich zu gewinnen und mit seiner Hülfe Dinge auszuführen, welche einerseits über den Bereich menschlicher Kräfte hinausgingen und andererseits der Art waren, daß sie nicht der Wirkung eines guten Geistes zugeschrieben werden konnten. Dieser Glaube schien in der Erzählung des Neuen Testaments vom Versucher, der zu Jesus in der Wüste trat, bestätigt zu werden und erreichte in der Finsterniß des mittelalterlichen Aberglaubens seine höchste Vollendung, in der er folgendergestalt auftritt: Wenn Jemand durch irreligiösen Sinn und mannichfache Sünden von Gott sich abgewendet hat, oder große und unerwartete Unfälle ihn treffen, so naht ihm oft der Teufel als Versucher u. sucht ihn durch allerhand List und Ränke dahin zu bringen, daß er mit ihm einen Bund (Teufelsbündniß) schließe oder sich ihm „verschreibe". Dies geschieht durch einen besondern schriftlichen Pakt, welchen der sich dem Teufel Ergebende mit seinem Blute unterschreiben muß. Zufolge desselben ist der Teufel verpflichtet, eine gewisse Reihe von Jahren hindurch seinem Paciscenten in jeder Weise entweder selber dienstbar zu seyn und ihm alle seine Wünsche (besonders nach Reichthum, Wohlleben ꝛc.) zu befriedigen, oder ihm einen dienstbaren Geist zu senden, der ebenfalls mit der Macht, alles dies zu thun, ausgerüstet seyn und dem Paciscenten unbedingt gehorchen muß; dagegen gehört des letztern Seele nach seinem Ableben dem Teufel. Wenn der Böse nicht von selbst naht, so kann er citirt werden. Dies geschieht durch Zaubersprüche und unter genau zu beobachtendem Ceremoniel. Unter den Büchern, welche Formeln dazu enthalten, war am berühmtesten „Fausts Höllenzwang" (s. d.). Der Teufel und die ihm unterthänigen Geister sind durch ein derartiges Verfahren gezwungen, in irgend einer, gewöhnlich sehr scheußlichen Gestalt, namentlich mit sehr häßlichen Zügen (Teufelsfratze) sich sichtbar zu machen, worauf dann die Verhandlungen wegen des Paktes beginnen. Einen versöhnenden Schluß, der aber

freilich gerade am meisten von listigen Betrügern ausgebeutet wurde, erhält dieser Wahn dadurch, daß man jedem Menschen einen guten Engel zur Seite stehend glaubte, der das Bündniß mit dem Teufel zu hindern sucht, u. daß man aufrichtiger Reue u. namentlich dem Gebete besonders frommer Männer die Macht zuschrieb, jenen Pakt wieder zu lösen oder zu entkräften.

Teufelsbrücke, die berühmte steinerne Brücke über die Reuß im schweizerischen Kanton Uri, an dem von Italien nach der Schweiz über den St. Gotthard führenden Alpenpasse, dessen Straße auf eine Strecke von 200 F. durch den Teufelsberg gehauen ist u. hier das 12 F. hohe u. breite urner Loch bildet, worauf sie in das Urserenthal ausläuft. Die alte Brücke, die schon im Mittelalter vorhanden war, ist neuerlich wiederhergestellt, unfern davon aber eine neue bequemere aufgeführt worden. Auch heißt T. eine starke, hohe, steinerne Brücke über die wilde Sihl im Kanton Schwyz, dicht vor dem Etzelberg, ½ Stunde von Einsiedeln.

Teufelsdreck, s. Asa foetida.

Teufelsinseln (Daimonisi), Gruppe von 4 Felseninseln, Arsura, Jura (Teufelsinsel), Jurapolo und Piperi, nordöstlich von der Insel Pelagnisi, im griechischen Gouvernement der Nordsporaden, meist unbewohnt.

Teufelsmauer, s. Pfahlgraben; dann eine im braunschweigischen Kreis Blankenburg auf dem Rücken des Heidelberges befindliche Kette von wild an einander gereihten Steinklippen, die sich von Nordwesten nach Südosten bis zu dem ¾ Stunde entfernten Dorfe Timmenrode zieht und von da sich allmählig verläuft.

Teut, s. v. a. Tuisco.

Teutoboch (Teutobod), König der Teutonen, fiel in der Schlacht bei Aquä Sextiä in die Hände der Römer und mußte als Kriegsgefangener den Triumphzug des Marius verherrlichen. Nach den Erzählungen der Römer war er so groß, daß er über alle Siegeszeichen hervorragte, und so gewandt, daß er über 4—6 Pferde hinwegspringen konnte.

Teutoburger Wald (bei Tacitus Teutoburgiensis saltus), im Mittelalter und jetzt Osning, auch Egge genanntes Waldgebirg in der preußischen Provinz Westphalen, Regierungsbezirk Minden, und im Fürstenthum Lippe-Detmold, fängt am linken Ufer der Diemel in der Gegend von Stadtbergen an, durchstreicht unter dem Namen Egge das Paderbornische, tritt bei Horn in Lippe-Detmold ein und zieht sich von da in die vormalige Grafschaft Ravensberg. Er bildet im Lippe'schen 3 mit einander parallel von Südosten nach Nordwesten fortlaufende Bergreihen, wovon die erste die Sennerheide begrenzt, die mittelste sich am meisten erhebt und die bekannten Externsteine (s. d.) enthält und die dritte gegen das Thal der Werre gekehrt ist. Der höchste Gipfel im Lippe'schen ist der Velmerstot, 1450 F. hoch. Im preußischen Westphalen erscheint der t. W. als eine Fortsetzung des Rothiagergebirges, welche sich durch Paderborn, Ravensberg u. den südlichen Theil des Fürstenthums Osnabrück zieht und in der vormaligen Grafschaft Tecklenburg in Hügeln endigt, die in der Gegend der Ems in brüchige Niederungen übergehen. Das Gebirg ist meist mit schönen Laubwaldungen bedeckt, auf der Ostseite schroff, auf der Westseite sanft abgedacht und zieht sich von der westphälischen Pforte gegen 24 Meilen lang und 1—2 Meilen breit bis in das hannöverische Fürstenthum Osnabrück, wo es sich mit einer Hügelreihe an der Hase endigt. Der höchste und waldigste Theil des ganzen Gebirgszugs (1800 Fuß) ist bei Paderborn und hat tiefe Querthäler, Senkungen u. Schluchten. Der Name t. W. ist wahrscheinlich erst dem Tacitus entnommen und hat einen andern älteren verdrängt. Doch ist der gegenwärtig diesen Namen führende Gebirgszug nicht mit dem des Tacitus identisch. Denkwürdig ist er besonders durch den Sieg des Arminius über Varus (9 n. Chr.), doch haben die Untersuchungen über die eigentliche Lokalität der sogenannten „Hermannsschlacht" noch zu keinem befriedigenden Resultate geführt. Clostermeier („Wo Hermann den Varus schlug?", Lemgo 1822) sucht sie zwischen Salzuffeln u. Kreuzburg unfern Detmold; Esselen („Ueber den Ort der Niederlage der Römer unter Varus", Hamm 1853) weiter westlich im südlichen Theile des westphälischen Kreises Beckum, einige Meilen östlich von Hamm.

Teutonen (Teutoni, Teutones), ein durch seine Theilnahme am Zuge der Cimbern berühmt gewordenes Volk in Germanien, dessen Wohnsitze jedenfalls an der Küste der Ostsee, zwischen den Cimbern und Guttonen, zu suchen sind. Wahrscheinlich wohnte nach dem unglücklichen Zuge mit den Cimbern der Rest der T. an den beiden Ufern des Albis und nicht mehr an der Ostseeküste. Ueber ihre Kämpfe mit den Römern s. Cimbern und Teutonen.

Teutsch, s. Deutsch.

Teverone, Fluß, s. Anio.

Tewkesbury (Tewksbury), Stadt in der englischen Grafschaft Gloucester, links am Zusammenfluß des Avon und der Saverne, ist schön gebaut, hat eine alte, im normännischen Styl erbaute Kirche mit vielen Grabmälern der Plantagenets, eine aus einem einzigen, 179 Fuß weiten Bogen bestehende Brücke über den Avon, ein Theater, Rathhaus, eine lateinische Schule, viele Wohlthätigkeitsanstalten und 7000 Einw., welche Baumwollenweberei, Strumpfwirkerei, Nagelschmieden und Malzhandel betreiben.

Texas (Tejas), der südwestlichste, größte, aber verhältnißmäßig noch am wenigsten bevölkerte Staat der nordamerikanischen Union, liegt nach der Kongreßakte von 1850 zwischen 25 und 36½° nördl. Br. und 76 und 89° westl. L. und grenzt im Osten an die Staaten Louisiana u. Arkansas, im Norden an das Indian- u. Nebraskaterritorium, im Westen an das Territorium Neumexiko und den mexikanischen Staat Chihuahua, im Süden an das übrige Mexiko, durch den Rio grande del Norte davon geschieden, und an den Golf von Mexiko. Nachdem das Gebiet des Staats durch 1848 geschehene Abtretungen von Seiten Mexiko's um nahe 2500 □Meilen erweitert worden ist, beträgt dessen Flächeninhalt gegenwärtig 12,905 □Meilen. Das Land erhebt sich von der ganz ebenen, flachen Küste aus allmählig in sanften Terrassen, die nach und nach in

Hochebenen und Gebirgszüge übergehen, deren westlichste noch völlig unbekannt sind. Es zerfällt somit seiner natürlichen Beschaffenheit nach in drei verschiedene Abtheilungen, nämlich in das Flachland (am Meere), in das Hügelland (in der Mitte) und in das Bergland (im Nordwesten). Das *Flachland* oder die *Ebene* ist ein niederes, nach der Küste zu sandiges, angeschwemmtes, von zahlreichen Strömen durchschnittenes, reiches, fruchtbares, für den Anbau der Baumwolle, des Zuckerrohrs und stellenweise auch des Reises vorzüglich geeignetes Land. Am Sabine, im östlichen Theil des Staates, erstreckt sich die Ebene gegen 30 Meilen ins Innere, erweitert sich nach Westen zu immer mehr, bis zum Colorado, wo sie über 100 Meilen ins Innere dringt und von hier an bis zum Nueces sich allmählig wieder in ihrer Tiefe verengert. Insbesondere bieten die Ländereien zu beiden Seiten der Flüsse Guadelupe, San Antonio, Aransaso und Nueces und ihrer zahlreichen Tributaries herrliche Striche für Ansiedler dar. Das Klima ist hier weit weniger ungesund, als in den übrigen Küstenländern der Vereinigten Staaten. Die Schattenseiten der Ebene sind Mangel an gutem Wasser, Myriaden von Mücken und andern lästigen Insekten, giftige Schlangen in den feuchten Niederungen und Alligatoren in den Gewässern. Hinter der Ebene erhebt sich ein Halbzirkel von wellenförmigem, *hügeligem Lande*, von den schönsten natürlichen Wiesen und grünenden Waldstellen bedeckt und von Flüssen durchströmt, deren hohe Uferwände von dichten Waldungen eingefaßt sind, ein Land, das sich in dieser Weise bis an die westlichen Hochebenen erstreckt. Weder Sümpfe, noch lästige Insekten sind hier zu finden und Fieberkrankheiten ganz unbekannt. Dieses Hügelland umfaßt bei weitem den größten Theil des Staates und zieht sich in Form eines Triangels vom Sabinefluß unter 32° nördl. Br. bis an den Colorado unter 20° 30' westl. L. Der Boden ist hier zwar weniger marschig, als in der Ebene, aber nicht weniger fruchtbar und für eine noch größere Zahl von Produkten, sowie für Viehzucht jeder Art geeignet. Mais und Baumwolle gedeihen hier fast ohne alle Kultur; in den nördlichsten Strichen wird Weizen von der besten Qualität gewonnen, und viele Stellen sind mit sogenanntem wilden Roggen bedeckt, der hier überall für ein Zeichen von fruchtbarem Boden gilt. Der *gebirgige Theil* von T. wird durch einen Ausläufer der Serra Madre gebildet, welcher den Hauptgebirgszug in der Nähe der Vereinigung des Rio Puereo mit dem Bravo verläßt, in nordöstlicher Richtung ziehend T. bei den Quellen des Nueces betritt, von hier aus dieselbe Richtung nach den Quellen des San Saba verfolgt, unterhalb der Mündung des San Saba den Colorado kreuzt, sich dann nach Norden wendet und sich endlich im Hügellande des Brazos verliert. Andere Ausläufer desselben Gebirges ziehen sich in südlicher Richtung längs dem Medina und Guadelupe hinab bis in die Nachbarschaft von Bejar, und noch andere, doch unbedeutendere längs den Flüssen Llanos und Piedernales und den kleinern westlichen Zuflüssen des Colorado. Aehnliche Züge erstrecken sich oberhalb des San Saba in bedeutender Entfernung den Colorado aufwärts und um die Quellwasser des San Andres und Bousque (Zuflüsse des Brazos) herum; doch gehören alle diese Gebirgsketten hinsichtlich ihrer Höhe nur der 3. und 4. Klasse an; die von San Saba ist die höchste; ihr folgt die Parallelkette Piedra Pinto. An vielen Stellen sind sie sämmtlich mit dichtem Walde bedeckt; ausgedehnte Thäler angeschwemmten Landes eröffnen sich zwischen ihnen, und reiche Strecken ziehen sich namentlich längs den das Hochland durchschneidenden Flüssen hin. Fast alle Theile dieses Landstrichs sind gut bewässert, enthalten einen reichen Boden, und nicht nur die abfallenden Seiten der Gebirge, sondern selbst ein großer Theil ihrer Höhen sind der Kultur fähig. An zum Theil ansehnlichen *Flüssen* ist T. außerordentlich reich. Im Osten bildet, vom 32.° nördl. Br. an bis zum Golfe, der Sabinefluß die Grenze, der 80 Meilen aufwärts fahrbar ist und an seiner Mündung einen nicht unbedeutenden See, den Sabinesee, bildet. Weiter im Westen strömt der Netches, der südöstlich fließt, in den Sabinesee mündet und gegen 100 Meilen aufwärts fahrbar ist. Der Trinidad oder Trinity läuft mit dem Netches parallel und mündet, 250 Meilen weit aufwärts fahrbar, in den westlichen Theil der Galvestonbai. Der San Jacinto mündet in den nordwestlichen Theil der genannten Bai. Der Brazos, ein Abfluß des Sabinesee's, strömt in vielen Krümmungen südöstlich und mündet, 100 Meilen weit aufwärts fahrbar, in den Golf von Mexiko. Der Colorado, nach dem Brazos der größte Strom des Binnenlandes, strömt erst in nordöstlicher Richtung, vereinigt sich mit dem von Nordwesten kommenden Pasigono, wendet sich nach Südosten und mündet in die Matagordabai. Er ist, da oberhalb seiner Mündung einige Inseln liegen, zwischen denen das Fahrwasser durch angetriebene Baumstämme verstopft ist, nicht schiffbar. Der Lavaca vereinigt sich mit dem Navidad und mündet in die Lavacabai, die nordwestlichste Bucht der Matagordabai, 40 Meilen weit fahrbar. Der Guadelupe strömt erst in östlicher Richtung, wendet sich dann nach Südosten, vereinigt sich mit dem von Nordosten kommenden San Marcos, strömt hierauf in vielen Windungen nach Süden und mündet in die Espiritu-Santobai, welche durch den nordöstlichen Theil der Insel Matagorda vom mexikanischen Golf geschieden wird. Sein Hauptzufluß ist der San Antonio. Der Nueces ist für kleinere Fahrzeuge gegen 100 Meilen aufwärts fahrbar u. mündet in die Nuecesbai, den innersten Winkel der Corpus-Christibai. Der südliche Theil des Landes, zwischen dem Nueces u. Rio Grande del Norte oder Bravo, dem südlichen Grenzfluß von T., ist größtentheils sandige Ebene, die nur von kleinen Küstenflüssen bewässert wird. Im Innern dieses, der Kultur weniger günstigen Landstrichs sind mehre ansehnliche *Salzseen*. Der Rio Grande del Norte, der in den mexikanischen Meerbusen mündet, ist 200 Meilen weit fahrbar. Das *Klima* von T. ist im Allgemeinen bei weitem gesünder, als das von Louisiana, Arkansas und Mississippi; Sümpfe finden sich im Binnenlande gar nicht und nur stellenweise an

der niedern Küste, und die reine Atmosphäre des Landes wird fortwährend durch heitere Brisen erfrischt. Vom März bis Oktober herrscht große Hitze, die nur der fast beständig wehende Südwestwind erträglich macht. Der Winter ist mild, der Schneefall im Oberlande nur unbedeutend, doch wechselt die Temperatur oft schnell. Im Oktober und November bringen heftige Nordwinde Regengüsse, welche das Land abkühlen. Im Februar und März kommt mit dem Südwind wieder milderes Wetter. Die mittlere Temperatur zu Galveston, unter 29° 18' nördl. Br., beträgt 74,3, der höchste Thermometerstand 93,5, der niedrigste 25°, die Regenmenge 57,9 Zoll; zu Fort Houston hingegen, unter 31° 54' nördl. Br., die mittlere Temperatur 73,33, das Maximum 96,3, das Minimum 24° und die Regenmenge 57 Zoll. Das ganze Land kann, mit Ausnahme weniger kleinen Striche, unter die gesündesten Länder der Erde gerechnet werden. Mit dem Süden der Union und deren mittlern Staaten unter einer Breite liegend, bietet das Land in seiner Pflanzenwelt alle Produkte dar, welche jene Staaten auszeichnen, und, wenn gleich weniger dicht bewaldet als Louisiana und Arkansas, ist es doch hinreichend mit den verschiedensten Holzarten zu allen Zwecken der Landwirthschaft sowohl, als der Industrie versehen, und die ausgedehnten Prairien gleichen im Frühjahr den lieblichsten, riesenhaftesten Blumengärten. Eichenarten in der größten Verschiedenheit (gegen 40 Arten), darunter die zum Schiffsbau so geschätzte Steineiche, Fichten, Cypressen, Eschen, Akazien, Buchen und andere Waldbäume gibt es im Ueberfluß. Neben dem herrlichen Magnoliabaume erhebt sich die rothe Ceder, und manches Stuck Land kann noch heute in den bevölkertsten Theilen von T. gekauft werden, welches sich bloß mit dem darauf stehenden Cedernholz doppelt und dreifach bezahlen würde. Der Zuckerahorn kommt im nördlichen Theile des Landes häufig vor und versieht viele Ansiedler mit ihrem Zuckerbedarf; Persimons, verschiedene Arten Nußbäume, Bogenholzbäume oder Osageorangen, Kirschlorbeerbäume, wilde Aepfelbäume mit kleinen, süßen Aepfeln, wilde Pfirsichbäume, Kirschen- und Maulbeerbäume verschiedener Art beweisen, daß alle Produkte des Garten- und Obstbaues gemäßigter u. warmer Zonen, mit Einschluß der Orange, Citrone, Olive und Mandel, in diesem Lande gepflanzt werden können. Der Kautschukbaum wird in Menge am Colorado, in der Nähe von Bastrop, gefunden. Farbehölzer und verschiedene feinere Holzarten findet man ebenfalls in den Waldungen von T., desgleichen auch wilde Trauben von trefflichem Geschmack. Im Süden wächst der Nopal, auf welchem die Cochenille lebt, in großer Menge; wilde eßbare Beeren füllen zur Frühjahrszeit Waldungen und Prairien; zahlreiche Sorten wilder Bohnen gedeihen in allen Theilen des Landes. In den Waldungen finden sich viele Medicinalpflanzen und Wurzeln, als: Sarsaparille, Ginseng, Schlangenwurzel, Sassafras, Süßholz, Jalappe, Pfeilwurzel, Angelika, Salbei, Pfeffermünze, Gewürzsträucher ꝛc. Geranien, Lilien, Lobelien, Jasmin, Passionsblumen, Jelängerjelieber, Veilchen u. eine Menge noch unbekannter Zierpflanzen füllen die Prairien. Alle Cerealien gedeihen in T. vortrefflich, und Baumwolle, Tabak, Hanf und Flachs im Norden, Zucker, Reis und Indigo im Süden. Von Thieren bietet T. alle Arten, die das benachbarte Louisiana und Arkansas aufzuweisen haben. Buffalo- oder Bisonheerden findet man oft zu mehren 1000 Stück im Mittellande und im Westen, besonders in der Winterszeit, wo sie aus dem fernen Westen der Vereinigten Staaten herabkommen. Elennthiere, Hirsche, Rehe und Dambirsche leben rudelweise in allen Theilen des Landes; zahlreiche Heerden verwilderter Pferde, Mustangs genannt, halten sich in den Prairien und in den armen Strecken längs dem Rio Bravo auf. Esel und Maulthiere kommen ebenfalls verwildert vor; auch wilde oder verwilderte Schweine sind nicht selten. Wilde Ziegen und Bergschafe sollen in den gebirgigen Theilen des Landes häufig gefunden werden, und dort ist auch die Heimath der Bären, Wölfe, Jaguare, Kuguare, wilden Katzen, Füchse, Luchse, Wiesel, Marder, Waschbären, Beutelthiere, Stinkthiere, Biber u. Fischottern, die übrigens auch in allen noch unbebauten Theilen des Landes in größerer oder geringerer Anzahl zu finden sind. Eine Menge Wasservögel, vorzüglich wilde Enten und Gänse, wilde Schwäne und verschiedene Taucherarten beleben die wasserreichen Gegenden des westlichen Binnenlandes; Pelekane, Reiher, Kraniche und Flamingo's schwärmen überall an den Küstenstrichen umher; wilde Truthühner, Rebhühner und das häufig vorkommende Wiesenhuhn beleben die Waldstellen der Prairien. Auch Fasanen, Tauben, Wachteln, Schnepfen, mehre Arten Papageien und alle Arten von Sing- und Schmuckvögeln, die dem Süden der Union und Mexiko angehören, sind hier überall zu finden, und von Raubvögeln, außer Adlern, Falken, Geiern und Eulen, der Turkey-Buzzard, hier Karancro genannt, welcher sich von den todten Thieren nährt, die in den Prairien fallen, und somit viel zur allgemeinen Gesundheit beiträgt. Von Amphibien findet man verschiedene Schlangenarten, darunter Klapperschlangen in manchen Gegenden in Menge, und die eben so gefährliche Kupferschlange, mehre Eidechsenarten, Schildkröten u. Frösche. Fische finden sich in allen Flüssen und Creeks, sowie an der Küste in großer Menge und Verschiedenheit. An Insekten ist T. außerordentlich reich; man findet die prachtvollsten Schmetterlinge u. Käfer. Auch die Biene ist den Ansiedlern bereits hierher gefolgt, u. an Moskiten u. andern lästigen Insekten ist kein Mangel. In den Gewässern finden sich wohlschmeckende Krabben- u. Krebsarten. In Bezug auf Mineralien ist T. noch wenig erforscht, unstreitig aber liegen ungeheure Schätze unter der Oberfläche der Erde verborgen. Silber ist bereits in verschiedenen Gegenden des Landes gefunden worden. Auf Castro's Grant und im deutschen Vereinslande sind Silberminen. Unter den spanischen Vicekönigen wurde am San Saba eine Silbermine ausgebeutet, die hinsichtlich ihres Ertrags unter allen mexikanischen Minen die dritte im Range war; die politischen Unruhen, mehr aber noch die gefährliche Nachbarschaft der Comanchesindianer, deren Jagdbezirk dort beginnt,

waren Schuld, daß sie verlassen wurde. Der Coloradofluß führt Goldsand, und in der Nähe seiner Quellen hat man gediegenes Gold gefunden. Gediegenes Kupfer kommt in mehren Gegenden vor, und eine ausgedehnte kupferreiche Strecke findet sich zwischen dem Trinidad und Brazos, unter 33° nördl. Br. Schwefelsaures Kupfer und Alaun kommen häufig im obern T. vor. Blei liegt an verschiedenen Orten zu Tage. Eisenerz ist das am meisten im Lande verbreitete Mineral, und am obern Trinidad werden große Eisensteine gefunden, die 50—60 Procent reines Eisen enthalten. Steinkohlen sind bei Austin in vorzüglicher Qualität und Quantität entdeckt worden. Nicht minder häufig sind Salzquellen und Salzseen, aus denen man das durch die Sonne krystallisirte Salz in Menge sammelt. Die **Bevölkerung** von T. ist fortwährend im Zunehmen und belief sich 1856 auf 462,000 Seelen. Unter den Weißen bilden die Nordamerikaner die Mehrzahl, dann folgen Mexikaner, Engländer, Deutsche (1851 gegen 30,000) u. Franzosen. Die englische Sprache ist die vorherrschende, nur an der Westgrenze wird in mehren, früher spanischen Städten noch spanisch gesprochen. Die meisten deutschen Ansiedler befinden sich in dem Bezirk (County) Colorado, wo daher auch viel deutsch gesprochen wird. Die Zahl der Indianer, von denen der Stamm der Comanches der mächtigste ist, beläuft sich höchstens noch auf 20,000; sie sind bereits so weit in den Hintergrund zurückgedrängt, daß von der Küste aus 200 englische Meilen weit ins Land hinein nichts mehr von ihnen zu fürchten ist. Negersklaven zählte man 1851 63,000. Ackerbau und Viehzucht sind die **Hauptbeschäftigungen** der Bewohner von T. Ersterer zerfällt in Plantagen- und gewöhnlichen Ackerbau. Den Hauptzweig der Agrikultur bildet der Baumwollenbau. Die Baumwollenländereien in T. werden auf 5 Millionen Acres geschätzt und das Ertragsminimum, wenn sie einst sämmtlich angebaut seyn sollten, auf 5 Millionen Ballen. Die Zuckerländereien werden auf 50—60,000 Acres angeschlagen und liefern ein treffliches Produkt. Der Tabaksbau mehrt sich mit jedem Jahre, und der dortige Tabak steht den besten virginischen oder Louisianasorten nicht nach. Der Maisbau hat in den letzten Jahren so zugenommen, daß T. keiner weitern Zufuhren von Mais bedarf. Kartoffeln gedeihen sehr gut, werden bereits in Menge gebaut, arten aber leicht in die süße amerikanische Kartoffel aus. Yams, Bataten und die Maniokpflanze geben reiche Ernten. Weizen gedeiht im mittlern Theile des Landes und in den nördlichen Kantons vorzüglich gut, Gerste und Hafer in den bergigen Strichen des angebauten Nordens und Nordwestens. Kürbisse und Melonen aller Art, Bohnen und Erbsen kommen ohne sonderliche Pflege fort. Die Indigopflanze ist fast in allen Theilen des Landes einheimisch, wird jedoch nicht weiter benutzt, als was etwa die Frauen der Pflanzer für den eigenen Bedarf daraus zu gewinnen suchen. Die Cochenillenpflanze wächst ebenfalls im ganzen Lande wild, und die Stechbirne, eine andere Cactusart, die eine birnenförmige, eßbare Frucht hervorbringt, ist, Frucht sowohl als Blatt, eine Lieblingsnahrung der Rinder. Der Seidenbau dürfte in späterer Zeit, wenn das Menschenkapital sich gemehrt, ebenfalls eine Hauptbeschäftigung werden, denn die Versuche, welche früher unter der altspanischen Regierung in der Nachbarschaft von Bejar angestellt wurden, ließen nichts zu wünschen übrig. Für die **Viehzucht** ist T. vortrefflich gelegen, und es bietet in seinen Prairien die herrlichsten und reichsten Weiden. Zahlreiche Heerden verwilderter Pferde hausen am Rio Grande, werden von den mexikanischen Einwohnern der Nachbarstaaten in Menge eingefangen und nach der Küste und den Ansiedelungen zum Verkauf gebracht. Esel- und Maulthierzucht war früher die Hauptbeschäftigung der spanisch mexikanischen Bevölkerung des Landes. Die Rindviehzucht ist bedeutend und erfordert, wie die der Schweine, geringe Sorgfalt von Seite der Menschen, denn diese Thiere finden ihre Nahrung überall selbst und vermehren sich außerordentlich. Schafzucht ist bis jetzt nur ausnahmsweise versucht worden, obwohl sich das Land vortrefflich dazu eignet. Die Biene hat sich überall eingebürgert, und die blühenden Prairien liefern ihr die reichste Nahrung. Der **Kunst- u. Gewerbfleiß** hat in T. noch wenig Fortschritte gemacht, und es besteht bis jetzt noch ein fühlbarer Mangel an Gewerbsleuten aller Art. Der **Handel**, obgleich ebenfalls noch in der Kindheit, ist doch bereits bedeutend. Galveston ist der Haupthafen des Staats und beschäftigt eine Menge kleiner Schiffe, die beständig von den Häfen der Union, von Havre, Antwerpen, Bremen &c. hier einlaufen; die anderen Häfen des Landes, Matagorda, Velasco, Sabine, San Augustine, machen zusammen nicht mehr Geschäfte, als Galveston. Die Ausfuhr besteht allein in Landeserzeugnissen, die Einfuhr in allen möglichen Lebensbedürfnissen, die bis jetzt fast ausschließlich von den Vereinigten Staaten befriedigt wurden. T. hat bereits eine Eisenbahn, welche von Austin über Liverpool nach Bolivar am Brazos führt.

Die **Verfassung** des Staats ist nach der der Vereinigten Staaten gemodelt. Die legislative Gewalt ist in einer Generalversammlung vereinigt, die aus einem Senat, der 21 auf 4 Jahre gewählte Mitglieder, und einer Repräsentantenkammer, die 66 auf 2 Jahre gewählte Mitglieder zählt, besteht. Die vollziehende Gewalt ruht in den Händen eines Gouverneurs, der auf 2 Jahre gewählt wird und einen Gehalt von 2000 Dollars bezieht. Richterliche Behörden sind: das Obergericht, die Distriktsgerichte und solche Untergerichtshöfe, welche die Legislatur bestimmt. T. schickt zum Kongreß 2 Senatoren und 2 Repräsentanten. T. enthält noch ungeheuere Striche des schönsten Landes in den gesündesten Gegenden, welches noch Millionen Einwanderer fassen könnte. Im Jahre 1850 rechnete man auf das angebaute Land 639,107 Acres (etwa 47 □M.), auf das unbebaute 14,454,669 Acres (etwa 107 □M.), beides im Werthe von 16,398,747 Dollars. Durch Zahlung von 10 Millionen Dollars durch die Union für abgetretene Gebietstheile werden nicht nur die Schulden gedeckt, sondern auch noch Mittel zu gemeinnützigen Anlagen, Eisenbahnen, Kanalbauten &c. gewonnen. Ende 1849 belief sich die



NEU BRAUNFELS in TEXAS

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildb.

Eigenthum d. Verleger

Staatsschuld auf 6,847,322 Dollars. Für den höheren wie für den Volksunterricht ist in anerkennenswerther Weise gesorgt, indem die für Dotirung von 2 Landesuniversitäten, Kollegien, Primär- und Volksschulen ausgesetzten Fonds an Land und Geld splendid sind. Die außerordentliche Fruchtbarkeit und die starke Einwanderung versprechen dem Lande eine große Zukunft. Es enthält 90 Counties, nämlich: Anderson, Angelina, Austin, Bastrop, Bell, Bejar, Bowie, Brazoria, Brazos, Burleson, Caldwell, Calhoun, Cameron, Caß, Cherokee, Collin, Colorado, Comal, Cooke, Dallas, Denton, De Witt, Ellis, El Paso, Falls, Fannin, Fayette, Fort Bend, Freestone, Galveston, Gillespin, Goliad, Gonzales, Grayson, Grimes, Guadalupa, Harris, Harrison, Hays, Henderson, Hopkins, Houston, Hunt, Jackson, Jasper, Jefferson, Kauffmann, Kinney, Lamar, Lavaca, Leon, Liberty, Limestone, Matagorda, Mc. Lennan, Medina, Milam, Montgomery, Nacogdoches, Navarro, Newton, Nueces, Panola, Polk, Presidio, Red River, Refugio, Robertson, Rusk, Sabine, San Augustine, San Patricio, Shelby, Smith, Starr, Tarrant, Titus, Travis, Trinity, Tyler, Upshur, Uvalse, Van Zandt, Victoria, Walker, Washington, Webb, Wharton, Williamson, Wood. Politische Hauptstadt ist Austin oder San-Felipe de Austin am Colorado mit 4000 Einw., die bedeutendste Stadt und Haupthandelsplatz aber Galveston.

T. gehörte früher zu Mexiko, und zwar zur Provinz Tamaulipas. Im Jahre 1816 gründeten hier einige Franzosen die Ansiedelung Champ d'Asyle, wurden jedoch schon 1818 von den Spaniern vertrieben. Von Seiten der Vereinigten Staaten ward darauf in dem wegen Abtretung Florida's an letztere mit Spanien abgeschlossenen Vertrage T. förmlich als mexikanisches Gebiet anerkannt. Während des Unabhängigkeitskampfs sammelten sich hier eine Menge Abenteurer und Ansiedler aus den Vereinigten Staaten. Der nordamerikanische Oberst Austin gründete 1823 die Stadt San-Felipe de Austin, und nach und nach fanden sich immer mehr Ansiedler aus den Vereinigten Staaten ein, die schon damals Lust zeigten, sich des Landes zu bemächtigen, aber daran von England gehindert wurden. Inzwischen benutzten die Texaner den in Mexiko fortdauernden Bürgerkrieg, um sich von diesem unabhängig zu machen. Im December 1835 erklärten sie sich im Vertrauen auf den Beistand einer mächtigen Partei in den Vereinigten Staaten für unabhängig und ernannten den General Houston zum Generalissimus. Obwohl der Präsident Jackson in seiner Botschaft vom 7. December 1835 sich für strenge Neutralität erklärte, so traten doch in Neworleans, Newyork, Boston und andern Orten Vereine zusammen, um T. zu unterstützen. Ein 7000 Mann starkes mexikanisches Heer unter Santa Anna drang zwar im Januar 1836 in T. ein und besetzte die Hauptstadt San-Felipe de Austin, ward aber am 21. April unweit des Jacintoflusses von 800 Texanern unter Houston gänzlich geschlagen. Mehre andere Expeditionen, welche die Mexikaner in den folgenden Jahren veranstalteten, scheiterten ebenfalls, und um 1840 stand T. als völlig konsolidirte Republik da. England und Frankreich hatten beide ein Interesse, daß T. nicht an Nordamerika sich anschließe, und wirkten auf dieses Ziel mit seltener Eintracht hin. Indem sie T. rasch als unabhängigen Staat anerkannten (Frankreich am 23. Nov. 1839 u. England am 14. Nov. 1841), hofften sie, zwischen Mexiko und den Vereinigten Staaten ein Mittelreich aufrecht erhalten zu können. In T. selbst war eine nicht schwache Partei für Isolirung, die Mehrzahl verlangte aber Anschluß an die Vereinigten Staaten. In diesen gab es keine irgend nennenswerthe Partei, die nicht verlangt hätte, daß der „einsame Stern" T. dem Sternenbanner zugesellt werde. Am 12. April 1844 wurde von Tyler ein Vertrag mit T. geschlossen, nach welchem dieses dem nordamerikanischen Staatenbunde einverleibt werden sollte. Dieser Vertrag ging aber nicht durch, indem der nordamerikanische Senat die Einverleibung am 8. Juni 1844 mit 35 gegen 16 Stimmen verwarf. Dagegen wurde eine zweite Bill wegen der Einverleibung von T. von der Repräsentantenkammer am 25. Januar 1845 und vom Senat am 1. März 1845 (bei diesem mit einer Majorität von nur 2 Stimmen) angenommen. Erst als T. und Nordamerika dem Abschluß ganz nahe waren, bequemte sich Mexiko, die Unabhängigkeit von T. anzuerkennen. Die Bedingungen waren für T. günstig, denn man verlangte weiter nichts, als daß es unbedingt verspreche, sich weder den Vereinigten Staaten, noch einem andern Reiche anzuschließen, und in eine Regulirung der Grenzen willige. Aber in T. hatte drr Kongreß bereits den Vertrag mit Nordamerika genehmigt, und dasselbe that ein am 4. Juli 1845 zusammengetretener sogenannter Konvent texanischer Volksabgeordneter mit allen gegen eine Stimme. Die förmliche und feierliche Aufnahme in den Staatenbund erfolgte am 29. December 1845. Nordamerika sendete auf die Drohungen Mexiko's ein Truppendetachement unter General Taylor an die Grenze. Der Krieg zwischen beiden Staaten begann am 24. April 1846 am Ausflusse des Rio Grande del Norte, des von T. behaupteten Grenzflusses, und endete am 15. September 1847 mit der Einnahme der Stadt Mexiko (s. Mexiko, Geschichte). Am 2. Februar 1848 aber kam in der Stadt Guadelupe-Hidalgo ein Friedensvertrag zu Stande, welcher von der Kammer der Abgeordneten des mexikanischen Kongresses zu Queretaro am 19. Mai 1848 ratificirt ward. Durch denselben erwarben die Vereinigten Staaten und verlor Mexiko nicht bloß T., sondern auch die Theile von Tamaulipas, Cohahuila und Chihuahua jenseits des Rio Grande del Norte (ungefähr 2000 □Meilen), Neumexiko und Neu- oder Niederkalifornien, das Indianerland von Neukalifornien ungerechnet. Als die Unionsregierung durch Beschluß vom 7. September 1850 verfügte, daß T. einen Theil dieser Länder an Neumexiko, welches inzwischen als eigenes Territorium in die Union getreten war, zurückgeben sollte, entstand eine gewaltige Aufregung im Lande, und es wurden schon Vorbereitungen zu gewaltsamem Widerstand getroffen. Erst gegen Ende des Jahres nahm T. die von der Unionsregierung festgestellte Grenzregulirung an und erhielt für

Aufgeben seiner Ansprüche eine Entschädigung von 10 Millionen Dollars in 5procentigen Staatspapieren, die bis 1865 vom Staate in jährlichen Raten einzulösen sind. Ein besonderes Interesse hatte in der Zwischenzeit das Schicksal der deutschen Einwanderung erregt. Im Jahre 1844 war zu Mainz ein deutscher Adelsverein gebildet worden, welcher sich den Zweck setzte, den nach T. auswandernden Deutschen Hülfe und Schutz zu gewähren. Die Leitung des vielversprechenden Unternehmens ward dem Prinzen Karl von Solms-Braunfels übergeben. Noch in demselben Jahre wurden 150 Familien nach T. befördert u. in einer Kolonie Neubraunfels vereinigt. In Folge örtlicher Schwierigkeiten und Geldmangels gerieth aber die Sache bald ins Stocken. Der Prinz von Solms-Braunfels verließ das Land, u. an seine Stelle trat ein Preuße, Herr von Meusebach, welcher im Herbst 1845 den Indianern einen nördlich von jener Kolonie gelegenen bedeutenden Landstrich abkaufte, wo später Friedrichsburg angelegt ward. Zwar kam jetzt ein neuer Zug von mehren Tausend Auswanderern an, doch geriethen dieselben aus Mangel an Mitteln, sowie durch die ungeeignete Lokalität, den mexikanischen Krieg und Krankheiten bald in eine sehr mißliche Lage. Nur Neubraunfels und Friedrichsburg kamen etwas empor. Im Jahre 1847 trat auch Meusebach zurück, worauf der mainzer Verein alle seine Beamten und Agenten in T. verabschiedete und seinen dortigen Grundbesitz dem Advokaten Martin aus Freiberg überließ. Damit erreichte die ganze Sache ihr Ende. Kein besseres Schicksal als die deutschen Einwanderer hatten die 1848 unter Führung des französischen Kommunisten Cabet (s. d.) hier angelangten Ikarier. Vgl. Römer, T. mit besonderer Rücksicht auf deutsche Auswanderung und die physischen Verhältnisse des Landes, Bonn 1849; Karl, Prinz von Solms-Braunfels, T., Frankfurt 1846; Steinert, Nordamerika, vorzüglich T., Rudolstadt 1846.

Texel, niederländische Insel, an der Nordküste der Provinz Nordholland, durch das Marsdiep vom Festlande getrennt, südwestlich von Vlieland, hat mit der jetzt mit ihr zusammenhängenden, früher von ihr getrennten Insel Eierland 2⅓ □Meilen Flächeninhalt u. gegen 6000 Einw. in 6 Dörfern. Die Insel ist niedrig und auf der Westküste durch Dünen gegen das Meer geschützt, hat im Westen Sümpfe und einen Hafen. Haupterwerbszweig der Einwohner ist Schafzucht, welche außer feiner Wolle den berühmten texler Käse liefert, Tabaksbau, Woll- und Segeltuchfabrikation, Fischfang und Schifferei. Im T. liegen sagt man von denjenigen Ostindienfahrern, welche auf der Rhede (moskowische Rhede) von T. günstigen Wind abwarten, um durch das Marsdiep zu fahren. Bei T. sind schon viele Seeschlachten vorgefallen.

Text (v. Lat.), eigentlich Gewebe, Geflecht; in der Literatur der eigentliche Inhalt eines Buches, im Gegensatze zu dem in den Noten (Anmerkungen) enthaltenen; in der Homiletik Stelle der heiligen Schrift, welche der Predigt (s. d.) zu Grunde gelegt zu werden pflegt; in der Musik die einem Gesangstücke zu Grunde liegenden Worte, das eigentliche Gedicht zu einer Vokalmusik.

Textur (v. Lat.), das Gewebe; figürlich die Art und Weise der Zusammenfügung einer Sache.

Tezcuco, Stadt im mexikanischen Bundesstaat Mexiko, östlich von der Hauptstadt, an der Ostseite des gleichnamigen See's, hat 5000 Einw., welche Serges und baumwollene Gewebe verfertigen, und viele Alterthümer.

Tezel (eigentlich Diez od. Diezel), Johann, berüchtigter Ablaßkrämer, geboren zu Leipzig, studirte daselbst Theologie und trat 1489 in den Dominikanerorden. Wegen seiner Beredsamkeit vom Papst zum Ablaßprediger ernannt, trieb er 15 Jahre lang den Ablaßhandel auf die unverschämteste Weise. Zu Innsbruck wegen ehebrecherischen Umgangs mit einer Frau zum Tod mittelst Ersäufens verurtheilt, ward er auf des Kurfürsten Friedrich des Weisen von Sachsen Fürsprache zu ewigem Gefängniß begnadigt und zu Abbüßung dieser Strafe nach Leipzig in den 1834 abgebrochenen Thurm am grimma'schen Thor gebracht. Da sich der Erzbischof Albrecht von Mainz für ihn verwandte, so ward er bald wieder auf freien Fuß gesetzt. Er wanderte nun nach Rom, erhielt vom Papst Leo X. Ablaß und ward sogar zum apostolischen Kommissär und vom Erzbischof von Mainz zum inquisitor haereticae pravitatis ernannt. Jetzt trat er wieder als Ablaßkrämer auf und bereiste insbesondere Sachsen als Unterkommissär des Erzbischofs Albrecht von Mainz, welcher den Ablaßhandel gepachtet hatte. Bekannt ist die Aufschrift seines Geldkastens: „Sobald das Geld im Kasten klingt, die Seele aus dem Fegfeuer springt". Da er auch für die schwersten Verbrechen, als Mord, Meineid, Ehebruch *rc.*, Ablaß ertheilte, so hielt er eine reiche Ernte, bis Luther am 31. Oktober 1517 in seinen Thesen gegen dies Unwesen auftrat. T. stellte zwar den Sätzen Luthers andere entgegen, drang aber damit nicht durch und erhielt sogar von dem zur Schlichtung des Streits nach Sachsen gesendeten päpstlichen Kämmerer Miltitz einen nachdrücklichen Verweis. Dessen ungeachtet erhielt er von der Universität Frankfurt an der Oder die theologische Doktorwürde, worauf er sich in das Paulinerkloster zu Leipzig zurückzog, wo er im August 1519 an der Pest †. Vgl. Vogel, Leben T.s, Leipz. 1717; Hofmann, Lebensbeschreibung T.s, herausgegeben von Poppe, das. 1844.

Thaarup, Thomas, bekannter dänischer Dichter, geboren den 21. August 1749 zu Kopenhagen, war erst 1781 Lehrer an der Seekadettenakademie zu Kopenhagen, ward 1794 Mitglied der Theaterdirektion, zog sich 1800 auch von diesem Posten zurück und lebte seitdem auf dem Lande zu Smidstrup bei Hirschholm, wo er 1821 †. Seine idyllischen Dramen „Höstgildet" („Das Erntefest", 1790) und „Peders Bryllup" („Peters Hochzeit", 1793), worin er die tiefsten Saiten des Nationalgefühls anschlug, machten ihn eine Zeit lang zum Lieblingsdichter der Dänen, und noch jetzt leben mehre der eingelegten Lieder im Munde des Volks. In seinen lyrischen Gedichten ist er zu rhetorisirend und pathetisch, doch von gewaltiger Kraft des Ausdrucks. Anerkannt klassisch ist sein „Lied von der Vaterlands-

liebe", und durch hohen Schwung der Phantasie zeichnet sich aus seine „Hymne an Gott", welche von J. H. Voß meisterhaft übertragen wurde. Außerdem hat T. Mehreres aus dem Deutschen, Französischen und Schwedischen übersetzt. Seine „Hinterlassenen poetischen Schriften" gab Rahbeck 1822 heraus.

Thabor, Berg, s. Tabor.

Thackeray, William Makepeace, berühmter englischer Romandichter, geboren 1811 zu Kalkutta als Sohn eines Beamten der ostindischen Kompagnie, erhielt in England seine Erziehung, besuchte einige Zeit die Universität Cambridge, ohne sich einem bestimmten Fachstudium zu widmen, und hing dann in London den Genüssen eines fashionablen Lebens nach. Um sich die nöthigen Subsistenzmittel zu sichern, gedachte er Advokat zu werden, erlitt aber dabei bedeutende pekuniäre Verluste. Nun wollte er sich der Kunst widmen, da er künstlerisches Talent zu besitzen glaubte, ward aber in Paris bald vom Gegentheil überzeugt. Gleichwohl blieb er dort, verheirathete sich mit einer schönen Irländerin u. begann seine schriftstellerische Laufbahn als Berichterstatter für eine von seinem Stiefvater gegründete Zeitung „The constitutionale". Dieselbe ging zwar bald wieder ein, indessen hatte sich T. in der londoner Presse einen Namen erworben und ward nun nach seiner Rückkehr nach England Mitarbeiter an „Fraser's magazine". In seinen für dieses Blatt gelieferten „Yellow plush papers" u. „Snob papers" empfahl er sich dem englischen Publikum als gemüthlicher und doch scharfer Humorist. Auch im „Punch" erschienen von ihm zahlreiche, durch ebenso beißende als feine Satyre ausgezeichnete Artikel. Unter dem Pseudonym Michael Angelo Titmarsch erschienen darauf sein „Paris sketch-book" und das von ihm selbst mit Illustrationen versehene „Irish sketch-book", beides treffliche Schilderungen der pariser und irischen Zustände enthaltend, die „Notes of a journey from Cornhill to Grand-Cairo" und eine Reihe von Novellen u. Skizzen, wie „The great Hoggarty diamond", „Mss. Verkins' ball", „Our street" u. a. m. Unter seinem eigenen Namen trat er erst 1847 mit „Vanity fair" hervor, worin er sich als trefflicher Sittenmaler zeigt, wiewohl die darin gegebene Schilderung englischer Eigenthümlichkeit mit zu starken, das selbstsüchtige, herzlose, scheinheilige Treiben der Welt zu grell hervorhebenden Schlaglichtern versehen ist. Dasselbe Thema behandelt er in „Pendennis" (1850), wozu ihm seine eigenen Lebensbegegnisse den Stoff lieferten. Weniger Beifall fand sein historischer Roman „Esmond" (1852), dem es trotz des sichtlichen Strebens nach geschichtlicher Treue doch an innerer Wahrheit fehlt, wiewohl sich auch hier die markige Darstellungsweise des Verfassers nicht verkennen läßt. Weit gelungener sind der burleske Roman „Rebecca and Rowena" (1849) u. die Novelle „The kickleburies on the Rhine" (1850) und einige kleinere Skizzen. Im Herbst 1852 unternahm T. einen Ausflug nach den Vereinigten Staaten, wo er, wie schon vorher in der Heimath, Vorträge über englische Dichter hielt, die nachher unter dem Titel „The English humorists of the eighteenth century" (Lond. 1853) im Druck erschienen. Einer seiner neuesten Romane ist „The new comes", der seit 1853 in Monatsheften erschien. Seine meisten Schriften sind in mehre europäische Sprachen übersetzt worden.

Thaddäus, Judas, mit dem Zunamen Lebbäus, einer der 12 Apostel Jesu, der aber in den Evangelien nur einige Male erwähnt wird. Seine spätere Lebensgeschichte beruht auf kirchlichen, sich widersprechenden Sagen. Nach der occidentalen Sage soll er mit Simon den Persern das Evangelium verkündigt und dort den Märtyrertod erlitten, nach Andern dagegen in Arabien, Palästina und Syrien gewirkt haben und in Edessa gestorben seyn. Er soll der Ueberschrift zufolge wahrscheinlich als Verfasser des im neutestamentlichen Kanon befindlichen kleinen Briefs angesehen werden, wogegen sich nichts Ergründetes einwenden läßt, obwohl auf der andern Seite die Authenticität nicht evident nachgewiesen werden kann.

Thadmor, d. i. Palmenstadt, s. v. a. Palmyra.

Thaer, Albrecht, der Begründer der rationellen Landwirthschaft in Deutschland, geboren den 14. Mai 1752 zu Zelle im Hannöverschen, studirte seit 1771 zu Göttingen Medicin u. Philosophie, war dann in seiner Vaterstadt als praktischer Arzt thätig und folgte seinem Vater in der Stellung als Hofmedikus. Blumenliebhaberei und Gartenbau führten ihn allmählig der Landwirthschaft zu, die er experimentirend auf einer kleinen Besitzung bei Zelle ausübte. Er schrieb eine „Einleitung zur Kenntniß der englischen Landwirthschaft" (3 Bde., 1798—1804, 3. Aufl. 1816) und begann 1799 die Herausgabe der „Annalen der niedersächsischen Landwirthschaft" (3 Bde. bis 1804). Sein Wunsch, einen größern landwirthschaftlichen Wirkungskreis im Hannöverschen zu erhalten, wurde durch die französische Invasion (1803) vereitelt. Um so bereitwilliger nahm er den Ruf an, der 1804 von Preußen aus an ihn erging. Er erhielt hier den Titel eines geheimen Kriegsraths und einen Landbesitz von 400 Morgen im Oderbruch, den er aber bald gegen Möglin in der Nähe von Wriezen und Küstrin vertauschte. Er lieferte hier noch weitere schriftstellerische Arbeiten, von denen besonders die „Annalen des Ackerbaues" zu erwähnen sind. Im Jahre 1806 errichtete er eine landwirthschaftliche Lehranstalt zu Möglin und schrieb um diese Zeit sein großes Werk: „Grundsätze der rationellen Landwirthschaft" (Berlin 1809 — 10, 4 Bde.), welches in fast alle europäische Sprachen übersetzt wurde. Bei der Reorganisation des preußischen Staates 1807 wurde er zum Staatsrath ernannt, in welcher Eigenschaft er an den damals erschienenen agrarischen Gesetzen zur Regulirung der bäuerlichen Verhältnisse bedeutenden Antheil hatte. Im Jahre 1810 wurde er Professor der Landwirthschaft an der Universität zu Berlin und vortragender Rath im Ministerium des Innern. Nachdem er im folgenden Jahre die berühmt gewordene möglinder Schäferei gegründet, erhielt er 1815 die Stelle eines Generalintendanten der königlichen Stammschäfereien.

Im Jahre 1818 nahm er seine Entlassung als Professor an der Universität und widmete sich nun wieder seinem Institut in Möglin, welches 1824 zu einer königlichen Akademie des Landbaues erhoben ward. T. † den 26. Oktober 1828. Seine Verdienste um die Landwirthschaft bestehen vorzüglich darin, daß er zuerst in Deutschland die Resultate der Naturwissenschaften auf die Agrikultur anwendete und die Bedeutung des Experiments, des Versuchs im Kleinen, einsehen und würdigen lehrte. Er war es auch, der zuerst in Deutschland dem Kalkul über Produktionskosten und Gewinn seine Stelle anwies, der den Werth der Arbeit darthat und den Begriff von Roh- und Reinertrag auf das Bestimmteste entwickelte. Ihm gehört ferner die Idee der Fruchtwechselwirthschaft, wodurch er die Einführung des Kartoffelbau's im Großen möglich machte. Die Wichtigkeit des freien Eigenthums anerkennend, nahm er eifrigen Antheil an Allem, was zur Beseitigung der Hindernisse beitragen konnte, die der freien Benutzung desselben im Wege standen. Endlich hob er auf wahrhaft geniale Weise die Schafzucht und Wollkenntniß. Ihm zu Ehren wurde 1843 von der Versammlung deutscher Land- u. Forstwirthe in Leipzig der Grundstein zu einem Thaerdenkmal gelegt, welches. von Rietschel entworfen und in Erzguß ausgeführt, den 28. September 1850 enthüllt ward. Vgl. Körte, Albr. T., Leipzig 1839.

Thais, berühmte griechische Hetäre, aus Athen gebürtig, wußte durch ihre Reize Alexander den Großen zu bestricken und folgte demselben auf dem Zuge gegen Persien. Sie soll bei einem Gastmahl den berauschten Geliebten zur Verbrennung der Stadt Persepolis veranlaßt haben, indem sie sich auf solche Weise an den Persern wegen ihrer früheren Plünderung und Verheerung Athens rächen wollte. Später wurde sie eine der Frauen des Ptolemäus Lagi, dem sie zwei Söhne und eine Tochter gebar.

Thal, die Vertiefung des Bodens zwischen zwei Bergen oder Hügeln. Die Enden eines T.s sind die Grenzen seiner Längenausdehnung. Das obere Ende, der Thalanfang, ist bald ein enges, oft spaltenförmiges, bald eine flache Furche oder allmählige Einsenkung an der Wand des Kammes, bald auch eine becken- oder kesselförmige Vertiefung. Vom Thalanfange aus bestimmt sich die Lage der Thalwände (Thalgehänge, Thalseiten), der Abhänge der einschließenden Berge. Sind sie eng zusammengerückt und steil, so heißt ein kurzes T. wohl auch Schlucht; lassen sie eine breite Thalsohle zwischen sich, während sie zugleich sanft ansteigen, so entsteht ein Grund. Während der Abstand der Thalränder die obere Breite des T.s angibt, wird die untere Breite desselben bestimmt nach der untern Entfernung der Thalwände. Die Fläche, welche diese untere Breite eines T.s hat, heißt Thalsohle oder Thalweg. Die Thalsohle senkt sich (fällt) vom Ursprunge des T.s abwärts, bald stärker, bald schwächer, selten gleichförmig. Im höheren Gebirg ist sie oft durch Absätze gebrochen und überhaupt steiler, als in den untern Thälern. Die Thalmündung, das untere Ende des T.s, öffnet sich am Fuße des Gebirgs in die Ebene, als Mündung eines vom Gebirgsjoche bis zum Fuße sich fortziehenden Hauptthals, oder in ein Hauptthal als Mündung eines von einem Gebirgszweige herabkommenden Neben- (Seiten-) T.s, oder endlich in ein Nebenthal als Mündung eines bloß zwischen einzelnen Bergen oder kleineren Berggruppen sich herabziehenden Seiten- (Neben-) T.s. Das Streichen oder die Richtung eines T.s wird bestimmt durch Orientirung einer vom Thalanfange bis zur Thalmündung gezogenen geraden Linie. Trifft das Streichen eines T.s mit dem Hauptstreichen des gesammten Gebirgs zusammen, so daß das T. dem Hauptkamm des Gebirgs parallel liegt, so heißt es ein Längenthal; stößt dagegen das Streichen eines T.s mehr oder minder rechtwinkelig auf das Hauptstreichen des Gebirgs, oder durchschneidet es letzteres, so nennt man es Querthal. Was die Thalbildung anlangt, so nimmt man gegenwärtig auf Grund reicher Beobachtungen und geistvoller Kombinationen an, daß ein Theil der Thäler durch Berstung, Hebung, oder Senkung der Erdrinde entstanden und durch Eis oder Wasserströme weiter ausgefurcht, ein anderer Theil aber allein vom Wasser gebildet worden sey. Die ersteren sind meist tief eingeschnitten, gehören dem Gebirge und nur selten dem tieferen Lande an und heißen Dislokationsthäler, während die andern, mehr dem flachen Lande eigenthümlichen, Erosions- (Auswaschungs- oder Entblößungs-) Thäler heißen. Die Dislokationsthäler sind entweder Spaltenthäler, bloß in Folge einer Berstung der Erdrinde entstanden, wie das Annathal bei Eisenach, oder Erhebungsthäler, d. h. solche, bei deren Bildung die Berstung der Erdrinde mit einer Hebung verbunden war, so daß die Gesteinsschichten nach allen Seiten abfielen, wie das T. von Pyrmont.

Thalamus (v. Griech.), das Ehebett, Brautbett, womit Linné in seiner „Metapher der Blüthe" den Kelch verglich. Andere nahmen den Ausdruck gleichbedeutend mit Receptaculum, Fruchtboden, Clinanthium, Blüthenlager, Apothecium, Flechtenfrucht. Die Thalamifloren, d. i. fruchtbodenblüthige Pflanzen, bei welchen die Blumenblätter nebst den Staubgefäßen dem Fruchtboden eingefügt sind, bilden die 1. Klasse von Decandolle's natürlichem Pflanzensystem.

Thalberg, Sigismund, berühmter Pianovirtuos, geboren 1812 zu Genf als natürlicher Sohn des 1854 verstorbenen k. k. Oberkämmerers, Grafen Dietrichstein, bildete sich in Wien unter Sechter und Hummel und erregte schon als Knabe wegen der ungewöhnlichen Fertigkeit und Präcision seines Spieles Bewunderung. Nachdem er 1830 seine erste Kunstreise durch Deutschland gemacht, ward er 1834 zum k. k. Kammervirtuosen ernannt, als welcher er mehrmals in Teplitz vor den dort versammelten Monarchen spielte. Gegen Ende 1835 ging er nach Paris u. erwarb sich nach und nach europäischen Ruf. Nach einem Besuch in London kehrte er 1837 nach Wien zurück, um im Sommer 1839 eine abermalige Reise nach England zu machen, bei welcher Gelegenheit er auch in Leipzig, Berlin und Hamburg sich hören ließ. Im Jahre 1840 war er in

München u. hielt sich dann in Paris auf. Nachdem er sich 1845 mit der Tochter des Sängers Lablache vermählt hatte, lebte er seitdem abwechselnd zu Wien, Paris und London. Sein Spiel zeichnet sich durch höchste Sauberkeit u. Eleganz aus und löst die schwierigsten Aufgaben mit der bewundernswürdigsten Präcision u. Leichtigkeit. Seine zahlreichen Kompositionen für das Pianoforte gehören dem Salongenre an und bestehen meist in eleganten Arrangements nach beliebten Opernthemen. Werthvoll sind seine Etuden für das Pianoforte. Weniger Beifall haben seine Liederkompositionen, sowie seine romantische Oper „Florinda" (mit Text von Scribe), welche 1851 in London aufgeführt ward, gefunden. Neuerlich arbeitete er an einer großen Klavierschule.

Thale, Pfarrdorf in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Magdeburg, Kreis Aschersleben, an der Bode, mit Blechhüttenwerk, Kalkhütte und 1390 Einw. Dabei die Roßtrappe in dem nahe gelegenen großen thale'schen Forste, sowie das Hubertusbad.

Thaler, weit verbreitete Benennung einer größern, ursprünglich deutschen Münzeinheit, nach welcher in verschiedenen Münzfüßen in mehren Staaten nicht nur Deutschlands, sondern auch des Auslandes gerechnet und gemünzt wird, und deren zum Theil sehr verschiedener Werth gewöhnlich durch besondere, dem Worte T. vorgesetzte oder hinzugefügte Bezeichnung genauer angegeben, in außerdeutschen Ländern auch durch veränderte Formen des Wortes, als: Daler (Schweden), Dollar (Amerika), Tallaro, Tallero (Italien), ausgedrückt wird. Ueber den Ursprung des Namens T. sind die Meinungen verschieden. Nach der verbreitetsten soll er von Joachimsthal in Böhmen herkommen, wo die Herren von Schlick seit 1518 eine 2 Loth schwere Silbermünze (anfänglich 15 Loth, seit 1536 14 Loth 8 Grän fein) schlagen ließen, welche außer dem Wappen der Herren von Schlick mit dem böhmischen Löwen und dem Bilde des heiligen Joachim bezeichnet war. In Deutschland sind die kursirenden T. fast durchgängig nach folgenden 3 Münzfüßen geprägt: im 20-Guldenfuße, Konventionsthaler, $13\frac{1}{3}$ auf die feine Mark (nur als Speciesthaler wirklich vorkommend, à $1\frac{1}{3}$ Konventionsthaler, sonst nur Rechnungsmünze); im 24-Guldenfuße, rheinische T., 16 auf die feine Mark, nur noch in ältern Münzen umlaufend u. selbst als Rechnungsmünze nicht mehr üblich; im $24\frac{1}{2}$-Guldenfuße, 14 auf die feine Mark, jetzt fast allgemein nach dem Vorgange der preußischen T. eingeführt.

Thales, einer der frühesten griechischen Philosophen und Stifter der jonischen oder physischen Schule, geboren um 620 v. Chr. zu Milet in Kleinasien, Zeitgenosse des Solon, Sprößling einer phönicischen Familie, widmete sich frühzeitig der spekulativen Naturforschung, unternahm in seinen reifern Jahren Reisen nach Kreta, Phönicien, Aegypten und lebte auch eine Zeit lang an dem Hofe des Königs Crösus. In Aegypten soll er die Höhe der Pyramiden berechnet und den Unterricht der Priester des Landes genossen haben. Von seinem politischen Leben wird nur so viel berichtet, daß er den Joniern den Rath ertheilt haben soll, durch ein gemeinschaftliches Bündniß sich gegen die drohende Macht der Perser zu schützen und die Stadt Teos zum Mittelpunkte des Bundesstaates zu machen, sowie, daß er die Milesier von einer Verbindung mit Crösus gegen Cyrus abgehalten haben soll. Sein Tod wird in das erste Jahr der 58. Olympiade (543 v. Chr.) gesetzt. Indem er das Seyende auf ein möglichst einfaches Princip zurückzuführen und aus diesem die Mannichfaltigkeit der Erscheinungen abzuleiten suchte, ohne dabei im Geiste der alten Kosmologen auf mythische Traditionen und poetische Fiktionen einzugehen, stellte er das Wasser als Grundprincip aller Dinge auf, aus welchem Alles entstanden sey und fortwährend entstehe, sowie Alles auch wieder in dasselbe zurückkehre. Aus der Verdichtung und Verdünnung jenes Grundstoffes leitete er, wie es scheint, die Veränderung der Dinge ab, ohne aber den Prozeß selbst näher zu bestimmen. Seine Lehren pflanzten sich Jahrhunderte lang nur durch mündliche Ueberlieferung fort, bis sie von spätern Philosophen, namentlich Aristoteles, aufgezeichnet wurden. Insbesondere war dies auch mit einer Menge trefflicher Gnomen oder Sentenzen der Fall, die man ihm zuschrieb und die ihm eine ehrenvolle Stelle unter den sogenannten sieben Weisen Griechenlands erwarben. Obenan steht das berühmte: „Erkenne dich selbst". Andere ihm beigelegte Aussprüche sind: „Alles ist beseelt und voll von Göttern"; „Gott kennt nicht bloß die Handlungen, sondern auch die Gesinnungen der Menschen", welche, wenn sie wirklich von ihm ausgegangen wären, es unzweifelhaft machen würden, daß T. die Gottheit sich als ein geistiges Wesen gedacht habe. Indeß liegt der Verdacht allerdings nahe, daß bei diesen Aussprüchen, wie bei der Behauptung, daß T. die Idee einer Weltseele aufgestellt, die Unsterblichkeit der Seele und die Persönlichkeit Gottes gelehrt habe, eine unhistorische Uebertragung späterer Ideen auf einen noch weit unentwickelteren Standpunkt vorliege. Größere historische Beglaubigung haben die Angaben, daß T. dem Crösus mechanische Hülfsmittel zur Abdämmung des Halys an die Hand gegeben, daß er zuerst unter den Griechen eine Sonnenfinsterniß berechnet und das Jahr auf 365 Tage bestimmt habe. Als seine vorzüglichsten Schüler werden Anaximander, Anaximenes und Pherecydes genannt. Vgl. Ritter, Geschichte der jonischen Philosophie, Berlin 1821.

Thalfahrt, Fahrt der Flußschiffe stromabwärts, im Gegensatze zur Bergfahrt.

Thalia (griech.), eigentlich die Blühende, eine der 9 Musen (s. d.), später besonders als Muse des Lustspiels betrachtet, von Apollo Mutter der Korybanten, jetzt gewöhnlich als Beschützerin des Theaters im Allgemeinen genannt. Auch heißt T. eine der Charitinnen.

Thalictrum (Wiesenraute), Pflanzengattung aus der Familie der Ranunculaceen, ausdauernde Kräuter mit jährigem Stengel, gefiederten Blättern und kleinen Blüthen ohne Blumenkrone in großen Rispen, meist in Europa u. Nordasien, auch in Nordamerika. Von T. flavum *L.*, gemeine Wiesenraute, Felbrhabarber, in Nordeuropa auf Wiesen u. an feuch-

ten Orten, mit aufrechtem, 4—6 Fuß hohem, gefurchtem Stengel, 3fach-gefiederten Blättern und gelben Blüthen in aufrechten Endrispen, fand früher Wurzel und Kraut, Radix et Herba Thalictri s. Rhabarbari pauperum s. Rutae pratensis, wegen purgirender und harntreibender Wirkung medicinische Anwendung. T. aquilegifolium L., in der Schweiz und im Oesterreichischen, mit 4—6 Fuß hohem Stengel und ebenfalls 3fach-gefiederten Blättern und ansehnlichen weißröthlichen Blüthen in doldenförmigen Endrispen, variirt als Zierpflanze mit purpurrothen Blüthen.

Thaluayn (San-Lüen, Saluen), hinterindischer Fluß, entspringt in China, Provinz Yünnan, wo er den Namen Lu-Kiang führt, durchströmt das birmanische Reich, wird durch den Gain und den Attaran verstärkt, verbindet sich durch Arme mit andern Flüssen Birma's und mündet schiffbar in den Meerbusen von Martaban.

Thalweg, s. v. a. Thalsohle, s. Thal; dann der stärkste u. tiefste Stromstrich in einem Fluß, welchen die Schiffe beim zu Thal Fahren stets einhalten, wird bei Grenzflussen gewöhnlich als die Grenzlinie zwischen den durch den Fluß getrennten Ländern angesehen.

Thame, Stadt in der englischen Grafschaft Orford, am gleichnamigen Fluß, der in die Themse mündet, hat eine Kirche mit Denkmälern, Landwirthschaft und 3000 Einw.

Thamsbrück (Thomasbrück), Stadt in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Erfurt, Kreis Langensalza, an der Unstrut, mit Schloß, Armenstift, Leinweberei, Garnspinnerei und 900 Einw.

Thamyris, Sohn des Philammon und der Nymphe Argiope, ein thracischer Sänger, wurde, weil er sich vermaß, die Musen im Gesange zu überwinden, von diesen des Augenlichts und der Gabe des Gesanges beraubt. Ihm wird die Einführung der Knabenliebe zugeschrieben.

Than, bei den Angelsachsen Titel der die Gefolgschaft eines Fürsten bildenden Dienstmannen, später nach der normannischen Eroberung s. v. a. Baron; im alten Schottland Titel der vornehmsten Häuptlinge, mit denen zusammen die Clane oder Unterhäuptlinge den hohen Adel bildeten. Die T.e waren Stammesälteste und die Gewaltträger des Königs. Allmählig wurden diese Titel durch die im übrigen Europa üblichen Titel, als Grafen, Barone rc., verdrängt.

Thanatos (griech.), bei den Römern Mors, Personifikation des Todes.

Thanet, britische, zur englischen Grafschaft Kent gehörige Insel in England, gebildet durch die Mündungen des Stour, ist 8 Meilen lang und 4 Meilen breit, enthält 10 Kirchspiele mit 25,000 Einwohnern und bringt besonders Getreide und Färberröthe hervor. Auch gedeihen daselbst Feigen. Ortschaften sind Ramsgate (mit 8000 Einw.) u. Margate (mit 10,350 Einw.), beide Marktflecken mit Häfen und besuchten Seebädern. Hier landeten 449 die Angelsachsen.

Thann, Stadt im französischen Departement Oberrhein, Arrondissement Béfort, an der Thurr, am Eingange des romantischen u. industriereichen St. Amarinenthals, von Weinbergen umgeben, hat eine schöne, nach der Form des straßburger Münsters erbaute Kirche mit 300 Fuß hohem Thurm, eine große chemische Fabrik, Baumwollenspinnerei und Weberei, Zeuchdruckerei, Färberei, Seidenweberei, Gerberei, Handel und 7000 Einwohner.

Thannhausen, Marktflecken im bayerischen Regierungsbezirk Schwaben und Neuburg, Landgericht Krumbach, mit 1580 Einw., bildet eine Standesherrschaft des Grafen Stadion mit $^1/_4$ □Meile und 2000 Einw.

Thapsacus (Thapsacum), Stadt in der Provinz Chalybonitis in Syrien, altberühmte Handelsstadt, lag am westlichen Ufer des Euphrat u. war der gewöhnliche Punkt, wo man diesen Fluß zu überschreiten pflegte. Die Stadt ward von Eratosthenes zum Mittelpunkt seiner Messungen ausersehen. Unter Seleucus Nicator erhielt sie den Namen Amphipolis. Einige finden in dem jetzigen El Deir, Andere in dem nördlicheren Izrades oder Djerabolas T. wieder.

Thapsia (Böskraut), Pflanzengattung aus der Familie der Umbellaten, ausdauernde Kräuter in Südeuropa und Nordafrika mit vielfach zertheilten Blättern auf einem scheidenförmigen Stiel. T. Asclepium L. hat eine fleischige, dicke, möhrenartige Wurzel, welche voll scharfer Milch ist und ehemals als ein Purgirmittel angewendet wurde, wie sie in Spanien noch jetzt zu Einreibungen gegen rheumatische Leiden gebraucht wird. Die ebenfalls Milchsaft enthaltende Wurzel von T. garganica L., die sowohl äußerlich, als auch hinsichtlich ihrer Wirksamkeit Aehnlichkeit mit der Turpithwurzel (daher falscher Turpith) hat, wird nur äußerlich gegen Hautkrankheiten und zur Zertheilung von Geschwülsten angewendet. Auch T. villosa L. hat eine scharfen Milchsaft enthaltende Wurzel, die gegen flechtenartige und andere Hautkrankheiten in Gebrauch ist.

Thapsus, 1) feste Stadt auf der Nordküste von Afrika, auf einer Landspitze und an einem Salzsee, berühmt durch den Sieg, den hier Cäsar den 6. April 46 v. Chr. über die Pompejaner gewann, schon zu Strabo's Zeiten verödet, jetzt Demaß, mit Ruinen. — 2) Stadt an der Ostküste Siciliens, auf einer gleichnamigen Halbinsel, jetzt Penisola degli Magnisi.

Tharah, der Vater des Abraham, mit dem er aus Ur in Chaldäa auszog und sich in Hanan niederließ, wo T. auch 205 Jahre alt †.

Tharand, Stadt im königlich sächsischen Kreisdirektionsbezirk Dresden, Amt Grillenburg, liegt am Eingange des plauenschen Grundes und an der wilden Weißeritz, in einer reizenden, mit schönen Anlagen versehenen Gegend, 2 Meilen von Dresden, mit dem es durch eine Eisenbahn verbunden ist, und $2^1/_4$ Meilen von Freiberg. Eine salinisch-eisenhaltige Mineralquelle gab 1793 Veranlassung zur Errichtung einer Badeanstalt, der später eine Kaltwasserheilanstalt u. ein Fichtennadelbad hinzugefügt ward. Die Stadt ist Sitz eines Justiz-, Rent- und Steueramts und hat 1900 Einwohner, einige Gewerbe, wie Lohgerberei, Bierbrauerei, Tischlerei, eine Spiritus- u. Liqueurfabrik, treibt Bergbau auf Silber u. hat einen bergmännisch betriebenen Kalkbruch rc. Die

hauptsächlichste Erwerbsquelle der Einwohner ist aber die hier befindliche königliche Akademie für Forst- und Landwirthe. Nachdem nämlich Heinrich Cotta 1811 seine Privatforstlehranstalt von Zillbach hierher verlegt hatte, ward dieselbe 1816 zu einer königlichen Akademie erhoben und 1830 eine landwirthschaftliche Lehranstalt mit ihr verbunden. Dieses Institut, welches zwischen 70—80 Zöglinge zählt, hat europäischen Ruf, tüchtige Lehrkräfte (von Berg, erster Direktor, Stöckhardt, Preßler, Stein ic.), reiche Lehrmittel (Sammlungen, Bibliothek, chemisches Laboratorium, botanischen Garten ic.) und ein schönes, 1847—49 errichtetes Akademiegebäude. Die Ruine des alten Schlosses T., auf einer scharfen, vorspringenden Bergzunge des Kienberges, ist sehr alt.

Thaso (Tasso, auch Taschus, im Alterthum Thasos), europäisch-türkische Insel, an der Ostküste von Rumelien, im ägäischen Meere, der Mündung des Karasu gegenüber, durch einen engen Kanal, in welchem das Felseneiland Tassopulo liegt, vom thraeischen Festlande getrennt, hat 3,8 □Meilen Flächenraum und etwa 6000 Einw., von denen etwa die Hälfte Türken sind. Die Insel, offenbar das Produkt einer vulkanischen Erhebung, hat steile Küsten, hohe, bewaldete Marmorberge und dazwischen fruchtbare Thäler. Im Alterthum war sie eine reiche Fundgrube von Gold und Edelsteinen und daher ein Stapelplatz der Phönizier, später berühmt durch trefflichen Wein. Jetzt sind Hauptprodukte: Getreide, Oel, edle Früchte, Honig und Wachs. Die griechischen Einwohner treiben Handel, besonders mit Holz. Der Hauptort der Insel ist Castro, auf der Nordseite, mit einem unsichern Hafen. Im Alterthum ließen sich die Großen Thraciens und Macedoniens gern hier bestatten; daher die zahlreichen, mehr oder weniger gut erhaltenen Grabdenkmäler daselbst. Auch vor der alten Hauptstadt der Insel sind noch die Ueberreste einer Mauer und einer Akropolis vorhanden. Die Phönizier hatten unter Thasos, dem Bruder des Cadmus, hier schon frühzeitig eine Kolonie gegründet. Später vertrieb eine jonische Kolonie aus Paros die Phönizier; die Jonier aber wurden später von den Persern unterworfen. In den persischen Kriegen wieder frei geworden, trat T. zum griechischen Bunde. Cimon eroberte darauf die Insel für Athen. Später kam sie unter macedonische, dann unter römische und im Mittelalter unter türkische Herrschaft.

Thassilo, bayerische Herzöge, s. Bayern, Geschichte.

That, im Allgemeinen jede größere in die Sinne fallende und durch den Willen bestimmte Handlung. Die Willensbestimmung ist wesentliches Merkmal der T.; die Thiere, bloß durch den Instinkt bestimmt, vollbringen daher nur Handlungen, keine T.en; andererseits ist dagegen nicht gerade freier Wille nöthig, denn ein von einem Wahnsinnigen begangener Mord ist auch eine T. Eben so wesentlich zur Unterscheidung der T. von der Handlung ist das in die Sinne Fallen, daher legt man nicht Gott, sondern bloß den Menschen T.en bei und nennt eben so wenig Handlungen des Geistes T.en. Auch der Begriff des Hervortretenden liegt in dem Worte T., daher gleichgültige unbedeutende Handlungen auch nicht mit demselben bezeichnet werden. Im strengsten Wortsinne wird eine T. nur durch positives Handeln vollbracht; allein auch das Resultat des negativen Handelns, also das durch den Willen bestimmte Unterlassen einer Handlung ist namentlich im Sinne der Moral eine T.

Thatbestand, der Inbegriff aller Merkmale einer konkreten Handlung oder einer Thatsache; im Kriminalrecht T. eines Verbrechens, Corpus delicti, der Inbegriff aller Merkmale, welche den gesetzlichen Begriff einer rechtswidrigen Handlung ausmachen. Man unterscheidet zwischen dem allgemeinen und besonderen T., je nachdem die Umstände, welche eine Handlung begleiten, dieser entweder überhaupt den Charakter eines Verbrechens geben, oder sie zu einer besonderen Art des Verbrechens machen. Die Erfordernisse des allgemeinen T.es sind eine gewisse gefährliche Kraftäußerung und eine willkürliche Handlung, welche die Kraft erscheinen läßt. Zum besonderen T. gehören: eine bestimmte Wirkung, welche das Vergehen oder Verbrechen gerade zu einem bestimmten und zu keinem andern macht, wie z. B. der Tod eines Menschen beim Todtschlage, das Brennen eines Hauses bei der Brandstiftung, und eine bestimmte willkürliche Handlung, welche jene Wirkung hervorbringt. Diese Handlung muß, weil sie bestimmt seyn soll, ihre besondern Eigenheiten haben, u. diese sind so verschieden, als es verschiedene Verbrechen gibt. Sind die letztern ohne böse Absicht (dolus) nicht denkbar, so muß die Handlung (z. B. beim Raubmorde) dolos seyn; gehört eine bestimmte Absicht dazu, so muß die Handlung in derselben unternommen seyn, wie z. B. beim Mordbrande die Brandstiftung auf Tödtung berechnet seyn, beim Diebstahl Gewinnsucht, bei der Entführung wollüstige Begierde zu Grunde liegen muß. Viele Kriminalisten theilen den T. in einen objektiven, d. h. auf die Thatsachen, welche unter die Strafandrohung eines Gesetzes fallen, sich beziehenden (materiale delicti), und einen subjektiven, welcher auf die bei manchen Verbrechen noch zu berücksichtigende besondere Richtung des verbrecherischen Willens sich bezieht (formale delicti). Andere verwerfen diese Eintheilung, weil der Begriff des Verbrechens weder in der That allein, noch in der Absicht des Thäters allein, sondern in beiden zugleich bestehe, folglich ein T., der bloß auf eins von beiden sich bezöge, gar nicht denkbar sey. Noch eine dritte Eintheilung unterscheidet einen wesentlichen und außerwesentlichen T., indem sie unter ersterem alle die Merkmale zusammenfaßt, ohne welche das Verbrechen als solches nicht bestehen würde (essentialia, substantialia delicti), während den letzteren alle zufälligen Merkmale (naturalia, accidentalia delicti) bilden. Vgl. Kriminalprozeß.

Thatsache, im Allgemeinen das Resultat jedes Geschehens, also jede Begebenheit, sey sie bloß in den Naturgesetzen begründet, oder durch die Willensbestimmung des Menschen herbeigeführt. Die ganze Wirklichkeit ist also nichts Anderes, als eine Reihe zusammenhängender T.n.

Im Rechtswesen versteht man unter T. alles Geschehene als Grundlage juristischer Wirksamkeit. Nur auf T.n können die Gesetze angewendet werden, und soll dies geschehen, so ist vor Allem die Gewißheit derselben nothwendig; jedoch keine apodiktische, mathematische, moralische, sondern eine juristische, d. h. eine solche, wie sie nach den zu Recht bestehenden Grundsätzen als Gewißheit angenommen wird, mögen dieselben nun mehr oder weniger fordern, als der bloß vom natürlichen Erkenntnißvermögen geleitete Mensch. Je nach dem Gegenstande ist die T. entweder eine kriminelle, oder eine civile, u. ihre Gewißheit wird durch Geständniß, Beweis, auch Muthmaßungen erlangt. Was letztere betrifft, so finden im Kriminalprozeß Muthmaßungen aller Art (praesumtiones hominis), im Civilprozeß bloß rechtliche Vermuthungen (praesumtiones juris) Statt, d. i. solche, welche von den Gesetzen als Vermuthungen bis zum Erweis des Gegentheils ausgesprochen werden.

Thatsünde, jede Uebertretung des göttlichen Gesetzes, der Erbsünde entgegengesetzt.

Thau, eine wässerige Flüssigkeit, die sich des Nachts an beschatteten Orten auf Gegenständen, die mit der Erde in Berührung stehen, oder in der Nähe ihrer Oberfläche sich befinden, namentlich auf Gräsern und anderen Gewächsen, niederschlägt. Die Thaubildung ist im Ganzen dem Absetzen des wärmern Wasserdampfes an kältern Körpern analog, indem er zuerst als Hauch, als feiner Ueberzug erscheint, aus dem erst nach und nach größere Tropfen sich bilden. Unter übrigens gleichen Umständen ist die Thaubildung am stärksten nach vorausgegangenem Regen, oder bei feuchten Winden, ferner im Frühling und noch mehr im Herbste, besonders in hellen Nächten, denen am Morgen Nebel folgt, oder an hellen Morgen nach einer trüben Nacht. Der Hergang bei der Thaubildung ist nach Wells' ziemlich allgemein angenommener Theorie folgender. Am Tage werden durch den Einfluß der Wärmestrahlen der Sonne die festen Körper auf und über der Erdoberfläche in verschiedenem Grade je nach ihrer Erwärmungsfähigkeit, aber durchschnittlich sämmtlich höher, als die sie umgebende Atmosphäre erwärmt. Sowie aber am Abend der erwärmende Einfluß der Sonnenstrahlen aufhört, so strahlen die Körper die empfangene Wärme theilweise, und zwar um so reichlicher, je heiterer der Himmel ist, wieder in den leeren Himmelsraum aus und können dabei unter die Temperatur der sie umgebenden Atmosphäre sich abkühlen; tritt dieser Fall ein, und ist zugleich die Atmosphäre selbst auch schon ziemlich bis zu ihrem Thaupunkt erkaltet, so schlägt sich ein Theil der in ihr enthaltenen Wasserdämpfe, die bei einer noch weitern Abkühlung sich nicht mehr alle gasförmig in ihr erhalten können, als T. auf die festen Körper nieder. Die Erkaltungsfähigkeit der Körper ist, wie ihre Strahlungsfähigkeit, sehr verschieden, und von ihr hängt, bei gleichen äußern Verhältnissen, die Stärke des gebildeten T.es ab. Am größten ist diese Erkaltungsfähigkeit bei lockern, faserigen Körpern, wie Wolle, Seide, Flachs, Flaumfedern, bei Gras und kurz geschorenem Rasen. Diese strahlen nämlich an ihren Spitzen die Wärme leicht aus, erhalten aber, da sie selbst schlechte Wärmeleiter sind, den Verlust nicht wieder von den untern Theilen ersetzt. Eine zweite Klasse bilden solche Körper, die weniger leicht erkaltet werden; diese sind namentlich: feiner Flußsand, zerstoßenes Glas, Kreide, Holzkohle, Lampenruß ꝛc. Noch schwerer erkalten feste Körper von wenigstens 25 Quadratzoll Oberfläche, wie Glas, Backsteine, Eichenholz; am schwersten die Metalle, weshalb die letztern auch bei so vielen Beobachtungen unbethauet gefunden werden. Als Thaumesser oder Drosometer hat man kleine, kugelförmig gedrückte Flocken Wolle angewandt; dieselben werden genau abgewogen, dem T. ausgesetzt und wieder genau gewogen, wo dann die Gewichtszunahme das Maß für die Stärke des gefallenen T.es abgibt. Vgl. Wells, Versuche über den T., übersetzt von Horner, Zürich 1821.

Thau (Etang de), Küstensee im französischen Departement Hérault, in den Arrondissements Béziers und Montpellier, ist sehr lang, meist schmal u. nur durch eine schmale Landenge vom Meere getrennt, auf welcher Cette liegt. Sein Wasser ist salzig, in der Tiefe aber süß und trinkbar und sehr fischreich. Er nimmt südwestlich den Kanal du Midi u. nordöstlich den Maguelonnesee auf und fließt durch den Kanal von Cette ins Mittelmeer.

Thauen, das Fallen des Thaues, s. Thau; von einer gefrornen Flüssigkeit s. v. a. in Folge einer Temperaturzunahme zu dem früheren tropfbarflüssigen Zustand zurückkehren. Der Temperaturgrad, bei welchem eine gefrorne Flüssigkeit aufthaut, ist derselbe, bei welchem sie vorher aus dem flüssigen in den starren Aggregatzustand überging, und heißt daher sowohl Gefrierpunkt, als Thaupunkt. Dieser ist für verschiedene Flüssigkeiten sehr verschieden; der des Wassers bildet bei den meisten Thermometerskalen den unteren der beiden festen Punkte. In der freien Natur bezeichnen wir denjenigen Zustand, bei welchem das vorher auf mehr oder minder lange Zeit gefrorne Wasser durch die wieder zunehmende Wärme in seine tropfbarflüssige Form zurückgeführt wird, mit dem Namen Thauwetter, während der vorhergehende Zustand im Allgemeinen mit dem Namen Frost belegt wird. Als Hauptursachen des Thauwetters sind die höher steigende Sonne und der Einfluß warmer Südwinde (Thauwinde) zu betrachten. Je nach den Umständen wird entweder die Atmosphäre, oder die Oberfläche der Erde zuerst über den Gefrierpunkt des Wassers erwärmt. Hiernach wird das Thauwetter in zweierlei Form beginnen können: entweder fällt der durch den feuchten Thauwind mit herbeigeführte Wasserdunst als Regen herab und thaut den noch gefrornen Erdboden, sowie die Eisdecke der Gewässer auf, oder es thauen die letzteren zuerst auf, während aus der noch nicht bis auf 0° erwärmten Atmosphäre der Wasserdunst als Schnee herabfällt. Bei dem Aufthauen einer Flüssigkeit geht stets eine gewisse Menge Wärme verloren, die vom Thermometer nicht angezeigt und daher latente, gebundene oder verborgene Wärme genannt wird. Um z. B. ein Pfund Eis von 0° in Wasser

von 0° zu verwandeln, ist gerade so viel Wärme nöthig, als man brauchen würde, um ein Pfund Wasser von 0° bis zu 80° zu erwärmen. Dieselbe Wärme wird umgekehrt wieder frei, wenn die Flüssigkeit aus dem flüssigen in den starren Aggregatzustand übergeht. Hieraus erklärt sich einerseits die Temperaturerniedrigung in der Nähe von aufthauendem Eis und Schnee u. deren Anwendung zu Frostmischungen, sowie andererseits die Erscheinung, daß über einer bis zu 0° abgekühlten Wasserfläche die Temperatur während des Gefrierens etwas steigt.

Thaumatūrg (v. Griech.), Wunderthäter, Beiname mehrer Heiligen; vgl. Gregorius Thaumaturgus.

Thaumesser, s. Thau.

Thaupunkt, **Thauwetter**, **Thauwind**, s. Thauen.

Theano, von Kreta gebürtig, Tochter des Pythonar und erst Schülerin, dann Gattin des Pythagoras, dem sie zwei Söhne, Telauges und Mnesarchus, sowie zwei Töchter, Myia u. Arignote, gebar. Nach Andern war sie eine Tochter des Brentinus von Croton. Auch sie widmete sich philosophischer Forschung und wird gewöhnlich für die Verfasserin mehrer Briefe und Sittensprüche gehalten, die von Gale in den „Opuscula mythologica" (Amsterd. 1688), von J. Chr. Wolf in „Mulierum Graecarum fragmenta" (Gött. 1739) u. von Grimm mit Wielands deutscher Uebersetzung (Duisb. u. Lpz. 1791) herausgegeben worden sind.

Theanthrōpos (v. Griech.), Gottmensch, ein Beiname Christi, wodurch die vollkommene Gottheit wie die vollkommene Menschheit desselben bezeichnet werden soll; s. Christus. Die Anerkennung desselben geschah auf der 6. ökumenischen Synode zu Konstantinopel.

Theater (v. Griech.), im Alterthum der Theil des Schauspielhauses, wo die Zuschauer saßen, dann auch das ganze Gebäude. Das eigentliche Vaterland des T.s ist das alte Hellas mit seinen Kolonien, und hier ist, mit den Regeln für das Drama selbst, auch der Grundtypus ausgeprägt worden, den die T. und das Theaterwesen aller Zeiten, bei allen Verschiedenheiten in einzelnen Konstruktionen und Einrichtungen, beibehalten haben. Anfangs vertrat ein Tisch oder ein Wagen die Stelle der Bühne, und namentlich wird zu Athen Thespis als der Erste genannt, welcher auf einem Wagen in Attica schauspielerartig agirte. Später wurden hölzerne Bühnengerüste mit hölzernen Sitzreihen aufgeschlagen, die nach den Festtagen wahrscheinlich wieder abgetragen wurden. Als einst bei einem Wettstreite des Aeschylus und Pratinas (486 v. Chr.) die hölzernen Sitzreihen eingestürzt waren, wurde ein steinernes T. gebaut, welches indeß erst später (340—328) in den obern Theilen seinen vollständigen Ausbau erhielt. Dasselbe lag am Fuße der Akropolis, war gegen Osten gekehrt, bot also die Aussicht auf das Meer und benutzte den Berg der Akropolis, in welchen es eingehauen war, als Hinterwand und Unterlage. Es bot Raum für 30,000 Personen und wurde außer den Theatertagen auch zu Volksversammlungen benutzt, war aber unbedeckt. Dieses athenische T., dessen Konstruktion uns aus den Berichten der Alten darüber ziemlich vollständig bekannt ist, lieferte gewissermaßen den Grundtypus für den Theaterbau aller Zeiten. In mehren griechischen Städten Italiens und Siciliens gab es übrigens früher steinerne T., als im eigentlichen Griechenland und zu Athen selbst. Das altgriechische Theatergebäude zerfällt in 3 Hauptabtheilungen: den Zuschauerraum, die Orchestra und das Bühnengebäude oder die Scene. Der Zuschauerraum, das Theatron im engern Sinne, enthielt die koncentrischen, nach hinten über einander sich erhebenden Sitzstufen. Fast alle T. in den Ländern griechischer Stämme sind an Abhängen von Hügeln erbaut und ganz oder theilweise aus dem natürlichen Boden ausgehöhlt. War der Abhang ein Felsen, so wurden die Sitzreihen vollständig darin ausgearbeitet und bei minder guter Beschaffenheit des Gesteins mit Marmor bekleidet; bestand der Abhang aus lokkerem Erdreich, so wurde er tiefer ausgegraben und die Sitzstufen alsdann von Quadersteinen terrassenförmig aufgeführt. Die Sitzstufen waren durch einen oder zwei breite, ebenfalls koncentrische Gänge (Diazomata) in zwei oder drei Stockwerke und durch strahlenförmige Treppen in einzelne keilförmige Abschnitte, für die besondern Klassen der Zuschauer, abgetheilt. Die Sitzstufen selbst waren 1 Fuß 2 Zoll bis 1 Fuß 5 Zoll hoch und 2 Fuß 5 Zoll bis 3 Fuß 10 Zoll breit; die vordere Hälfte diente zum Sitz der Zuschauer, die hintere, etwas vertiefte, war für die Füße der höher Sitzenden bestimmt; nur selten finden sich besondere Fußtritte. Die Sitze wurden mit Bretern u. Polstern belegt. Ueber den obersten Sitzreihen bildete entweder eine Mauer, oder eine Säulenhalle die Umschließung. Hier war auch ein schmales Dach angebracht, um den Schall aufzufangen und dadurch das Verstehen der Schauspieler in den obersten Sitzreihen zu erleichtern. Auf die Sitze gelangte man theils von dem untern Raume des T.s aus, theils von den obern u. mittlern Reihen durch besondere Eingänge. Die der Orchestra und der Bühne am nächsten gelegenen Sitzreihen waren die besten und den Magistrats- und andern ausgezeichneten Personen reservirt. An gewissen Stellen des Zuschauerraums waren Schallvorrichtungen angebracht, welche zur Verstärkung der Stimme der Schauspieler dienen sollten. Die Orchestra nahm als zweiter Haupttheil des griechischen T.s den mittlern Raum zwischen den Sitzen der Zuschauer und dem Scenengebäude ein. Sie diente zum Auftreten des Chors und war viel kleiner als der Zuschauerraum, von dem sie $1/4$ bis $1/3$ betrug. Sie bildete einen Kreisabschnitt, der stets mehr als ein Halbkreis war. In der Mitte der Orchestra stand die Thymele, eine Erhöhung, die gewöhnlich einen Altar vorstellte, aber auch als Grab oder Rednerbühne, Standort des Chorführers ꝛc. diente und darnach verschieden gestaltet und dekorirt war. Zur Rechten und Linken der Thymele führten einige Stufen auf die Plätze, wo, weniger bemerkt von den Zuschauern, die Flötenspieler und der Souffleur saßen. Die Eingänge (Parodoi) in die Orchestra befanden sich an den beiden Sei-

ten, zwischen dem Scenengebäude und dem Zuschauerraume; dieselben bildeten die Haupteingänge des T.s überhaupt; sie waren nicht überbaut und hatten eine Breite, daß man mit Pferden und Wagen hindurch konnte. Zwischen der Orchestra und der erhöhten Bühne lag das Hyposcenium, d. h. die ungedielte, mit Sand bestreuete Fläche und anstoßende Frontenwand der sich erhebenden Bühne, wo Säulen und andere Ornamente, welche bei verschiedenen Stücken gewechselt werden konnten, ihren Platz fanden. Die 3. Abtheilung des griechischen T.s, das Scenengebäude oder die Bühne, bildete ein vollständiges, aus mehren Geschossen bestehendes Gebäude, welches mit dem Zuschauerraum nur durch die Eingangsthore zur Orchestra in architektonischer Verbindung stand. Sie hatte zwei nach dem Zuschauerraum hervortretende Flügel, welche bis an jene Thore reichten und mit dem eigentlichen Scenengebäude, an das sie zu beiden Seiten anstießen, den Raum einschlossen, auf welchem die Schauspieler agirten. Diese Flügel des Scenengebäudes, Parascenien genannt, dienten als Aufbewahrungsort der Kostüme und als Aufenthaltsort für die Schauspieler vor und nach dem Spiele. Der Raum vor dem Hauptscenengebäude u. zwischen den Parascenien ist das Proscenium, die eigentliche Bühne, 10—12 Fuß über der Orchestra und dem Hyposcenium erhaben. Der vorderste, einen Vorsprung nach der Orchestra hin bildende Platz des Prosceniums, wo die Schauspieler standen, wenn sie mit dem Chor in der Orchestra sprachen oder einen Monolog hielten, war das Logeion (Sprechplatz); es ruhte auf hölzernen Böcken, oder hatte einen steinernen Unterbau, worauf während der Vorstellung ein Holzboden gelegt wurde. Zur Aufstellung von Dekorationen diente die Wand des Scenengebäudes im Hintergrunde des Prosceniums. Rechts und links führten Stiegen vom Proscenium in das Hyposcenium. Hier wurden Tücher, gemalte Breter u. dergleichen aufgestellt, und die Seitendekorationen, unsere Kulissen, wurden durch dreiseitige Prismen gebildet, welche, oben und unten von Zapfen gehalten, bei Verwandlungen gedreht wurden. Ob das Proscenium, auf welchem die Schauspieler auftraten, in der Blüthezeit der griechischen Tragödie mit einem Dache versehen war oder nicht, läßt sich nicht ermitteln; ebenso unbestimmt bleibt es, ob dasselbe nach der Orchestra und dem Zuschauerraume hin mit einem Vorhange versehen war, wie dies bei den Römern der Fall war. Die Scenenmauer, im Hintergrunde des Prosceniums, hatte drei Thüren, durch welche man auf das Proscenium aus dem Scenengebäude trat. Durch die mittlere (Haupt- oder königliche Pforte) traten Diejenigen ein, welche die ersten Rollen des Stücks hatten, sofern sie im dargestellten Raume zu Hause waren. Durch die Thüre rechts traten die Personen auf, die aus der Fremde kamen, durch jene links diejenigen, welche an demselben Orte, wo das Stück spielte, heimisch waren. In den Seitengebäuden der Scene (den Parascenien) befanden sich noch zwei Thüren, welche ebenfalls auf das Proscenium führten und besonders zum Auf- und Abtreten der Nebenpersonen und Bühnenarbeiter dienten. Die Dekorationen zerfielen in drei Hauptarten, für die tragische, komische und satyrische Bühne, wobei jedoch viel Mannichfaltigkeit Statt fand. Die tragische Bühne war gewöhnlich verziert mit Säulen, Giebeln, Bildsäulen und anderem königlichen Prunk; die komische stellte Privatwohnungen u. deren Eigenthümlichkeiten, die satyrische Bäume, Höhlen, Berge und ländliche Gegenstände dar. Unter und hinter der Bühne und in den obern Räumen des Scenengebäudes waren die Räume für die Maschinen, deren die Griechen verschiedene, z. B. zum Nachahmen des Donners, Blitzes, zu Versenkungen und Emporhebungen rc., hatten, sowie für die Schauspieler und Theatergehülfen. Die Dichter, welche Stücke zur Aufführung bringen wollten, hielten in Athen bei dem betreffenden Archonten um einen Chor an. Ward dieser gewährt, so wurden zugleich durch das Loos die nöthigen Choregen (Chorausstatter) aus den 10 Phylen bestimmt (s. Choregia). Im T. selbst nahm der Chor seinen Platz in der Orchestra ein. Bisweilen erschien er indeß auch als handelnde Person auf der Bühne. Die Mitglieder des Chors (Choreuten) hatten in der Regel, wie die Schauspieler selbst, Masken; ihre Gesänge trugen sie bald gehend, bald stillstehend vor. Die Schauspieler für die Handlung auf der Bühne hatte anfangs der Dichter zu schaffen, u. die ältern Dichter traten in ihren Stücken selbst auf (so noch Aeschylus und Sophocles, auch Aristophanes), besonders als die Stücke nur einen oder zwei Spieler nöthig hatten. In späterer Zeit erhielt jeder Dichter seine drei Schauspieler vom Staate zugeloost; waren sie nicht für alle Rollen hinreichend, so dienten Choreuten als Aushülfe. Gute Schauspieler wurden reichlich honorirt; schlechtere mußten sich indeß mit wenigen Drachmen begnügen. Die griechischen Schauspieler waren übrigens im Allgemeinen geachtet, sie wurden zuweilen zu öffentlichen Missionen verwendet und erhielten auch Denkmäler. Außer den Schauspielern und dem Chore gehörten zur Ausführung eines Stücks auch Flötenspieler, welche die Gesänge des Chors und stellenweise auch den Vortrag der Schauspieler begleiteten. Aeschylus führte in die Tragödie den hohen Kothurn und die Masken ein. Letztere waren bei der Größe der alten T. und dem Mangel eines Daches über dem Zuschauerraume zur Verstärkung der Stimme nothwendig und daher am Munde weit aufgesperrt und mit Vorrichtungen zur Verstärkung des Schalles versehen; sie machten es zugleich möglich, daß die Weiberrollen, ohne die Illusion zu stören, von Männern gegeben werden und die Schauspieler in verschiedenen Rollen auftreten konnten. Weiber traten bei den Griechen weder in der Orchestra, noch auf der Bühne auf.

Rom adoptirte griechische Bühnenkunst und dramatische Poesie, nahm aber bald auch die alexandrinischen Spektakelstücke und Pöbelschauspiele auf. Je mehr es Hauptstadt der Welt wurde, je mehr die asiatischen und getrübten nachhellenischen Elemente sich hier sammelten, desto ähnlicher mußte es Alexandrien werden, desto mehr mußten die öffentlichen Ergötzlichkeiten darauf berechnet seyn, Auge und Ohr eines aus

der ganzen Welt in die Residenz zusammengeflossenen Pöbels eher, als Geist und Herz zu befriedigen. Daher trat die dramatische Kunst, wie sie bei den Römern von Griechen (Livius Andronicus um 240 v. Chr.) eingeführt war, bald hinter die roheren und rein sinnlichen Schauspiele des Circus und Amphitheaters und der Pantomimen in den Hintergrund. Auch hatte das griechische Drama, als es in Rom eingeführt wurde, seine Blüthezeit längst hinter sich; ein wesentlicher, der eigentlich erbische und erhabenste Theil, der Chor, war aus demselben verschwunden und Musikstücke oder bloße Tänze an seine Stelle getreten, weshalb auch die römische Bühne denselben nicht kennen lernte. Weiter gebracht haben die Römer die dramatische Kunst nicht, sondern nur an dem Nachglanze derselben sich geweidet. Mit besonderer Vorliebe nahmen die Römer die Pantomime auf. Die Tragödie sagte ihrem unpoetischen Sinne weniger zu, und die Komödie blieb in ihren besten Leistungen immer nur Kopie der griechischen. Die Pantomime aber verdrängte zuletzt das Drama fast ganz aus den öffentlichen T.n und nöthigte dieses, sich auf Privattheater und große Säle zu beschränken. Die ersten T. in Rom waren nur hölzerne Gerüste für die Schauspieler, die nach Beendigung des Spiels wieder abgebrochen wurden. M. Aemilius Lepidus († 13 v. Chr.) war der Erste, der ein Schauspielhaus mit Sitzen für die Zuschauer baute. Bald darauf führten Scaurus und Curio T. auf, die durch Größe und Pracht sich auszeichneten, aber gleichfalls von Holz waren und nach geendigtem Spielen wieder abgetragen wurden. Das erste steinerne T. in Rom ließ Pompejus aufführen. Es wurde nach dem Muster des T.s von Mitylene gebaut, erst unter Caligula vollendet und faßte 40,000 Menschen. Seitdem entstanden nicht bloß in Rom, sondern auch in andern Städten des römischen Reichs eine große Anzahl steinerner und stehenbleibender T. Die römischen T. unterschieden sich von den griechischen vorzüglich in folgenden Punkten: Sie waren in der Regel in der Ebene angelegt, und der Zuschauerraum war durch Unterbaue nach hinten erhöht. Die beiden Seitenthore, durch welche man zur Orchestra eintrat, waren bei den Römern nicht nach oben frei, sondern überbaut und mit Bogen übersetzt, so daß hier die Scene mit dem Zuschauerraum einen zusammenhängenden Bau bildete. Die Orchestra selbst diente im römischen T. nicht zur Aufstellung des Chors, der hier gar nicht vorkam, sondern zu Sitzen für die Senatoren ꝛc. und glich daher unserem Parterre oder Parket. Mit dieser veränderten Bestimmung der Orchestra hing im römischen T. eine andere Einrichtung der Scene zusammen. Sie trat hier viel weiter an die Zuschauersitze heran, während sie im griechischen T. mehr im Hintergrunde lag; sie war auch im römischen T. nach beiden Seiten hin breiter, aber weniger hoch (nur 5 Fuß hoch), damit auch die in der Orchestra Sitzenden das Spiel sehen konnten. Den vordern Theil der römischen Bühne bildete das Pulpitum, das dem griechischen Logeion entsprach, aber größer war. Vor der Bühne hing im römischen T. ein Vorhang (aulaeum), der beim Beginn des Stücks heruntergelassen wurde. Von dem Aulaeum verschieden war das Siparium, ein kleiner Vorhang innen vor der Bühne, welcher dieselbe den Zuschauern zwischen den einzelnen Akten verbarg. Bei der Fortsetzung des Stücks nach einem Akt wurde das Siparium zusammengefaltet. Im griechischen Schauspiel wurde das Spiel nur nach Beendigung eines ganzen Stücks unterbrochen, einzelne Akte aber nicht unterschieden. In der Mitte der Scene war im römischen wie im griechischen T. die königliche Thür (Regia); die beiden nächsten hießen Hospitales. Dann kamen die Drehmaschinen und die über das Proscenium hinauslaufenden Seitentheile der Scene, in deren jedem wieder ein Eingang auf das Proscenium war. Hinter der Scene zog sich eine Säulenhalle herum, die sich auf den beiden Seiten an die Sitzreihen anschloß u. zur Aufnahme des Publikums bei starken Regengüssen diente. Diese Halle schloß nach außen das römische T. völlig als ein Ganzes ab. Die Treppen (scalae) waren jenen im griechischen T. ähnlich angelegt; die keilförmigen Abschnitte, in welche durch sie der Zuschauerraum getheilt wurde, hießen Cunei, der ganze Zuschauerplatz Cavea. Er zerfiel in die Cavea ima od. prima, in der Orchestra, wo die Senatoren saßen u. seit 65 v. Chr. auch die Ritter 14 Sitzreihen inne hatten, die Cavea media, für andere Leute von Distinktion, und die Cavea summa, welche die Sitze für das große Publikum enthielt. Die einzelnen Sitzreihen hießen Gradus. Hinter diesen amphitheatralischen Sitzreihen war wieder eine Halle, darüber ein dachähnlicher Vorbau, um den Ton der Stimme von der Scene her aufzuhalten. Die Bühne wurde mit Marmor bekleidet und mit Marmorsäulen reich garnirt. Schon früher, einige Zeit nach den punischen Kriegen, war der Gebrauch, das T. und die Orchestra mit Tuch zu überspannen, durch Q. Catulus aus Kampanien nach Rom gebracht worden. Nero nahm hierzu sogar einen mit Gold gestickten Teppich, in dessen Mitte sein Bild hervortrat. Zur Linderung der durch die Menge der Zuschauer verursachten Hitze ließ Pompejus zuerst die Wege u. Treppen zu den Sitzstufen mit Wasser anfeuchten. Nachher leitete man eine Mischung von Wein und Wasser, worin man sicilianischen Safran aufweichte, in Röhren durch ein Druckwerk bis zu den obersten Sitzen, wo dann der Wein in Gestalt eines feinen Regens herabspritzte u. dadurch im ganzen T. Kühlung verbreitete. Das Maschineriewesen wurde bei den Römern zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gebracht, so daß man die ganze Scenerie in Schnelligkeit verwandeln konnte. Auch die Regeln der Akustik wurden von den Römern wie von den Griechen genau beobachtet. Von den vielen T.n in den italischen Städten bemerken wir nur die in neuerer Zeit wieder entdeckten zu Herculanum und Pompeji, sowie die zu Iguvium in Umbrien, zu Antium und Pola. In Rom waren außer dem T. des Pompejus das T. des Corn. Balbus und das des Marcellus, welches 22,000 Menschen faßte, die vorzüglichsten. Die Schauspieler waren in Rom weit weniger geachtet, als in Griechenland, sie galten dort vielmehr für unehrlich. Freie römische Bürger traten nur in den Atella-

nen (s. d.), die in späterer Zeit oft als Nachspiele zu andern dramatischen Vorstellungen gegeben wurden, auf; die eigentlichen Schauspieler gehörten der Klasse der Freigelassenen an, oder waren Fremde. Ausgezeichnete Künstler, wie Roscius und Pylades, wurden gleichwohl auch in Rom geehrt und ausgezeichnet bezahlt.

Das moderne Theatergebäude unterscheidet sich vom alten griechischen und römischen mehrfach sowohl in seiner äußern Anlage, als auch in seiner innern Einrichtung, obwohl seine Abstammung von jenem im Großen und Ganzen nicht verkannt werden kann. Das ganze T. stellt ein überdachtes Gebäude dar. Da fast überall die theatralischen Vorstellungen nur des Nachts, bei künstlicher Erleuchtung, aufgeführt werden, so ist die Rücksicht auf Helligkeit des Gebäudes u. die dazu nöthigen Fenster beim Theaterbau nur eine untergeordnete. Nur die Sommertheater in einigen Städten machen davon eine Ausnahme, indem hier entweder, wie z. B. beim Tivolitheater in Hamburg, ganz im Freien gespielt wird, oder, wie im Sommertheater zu Pesth, wenigstens die Bühne unbedeckt ist. Der Zuschauerraum hat gewöhnlich eine Form, die zwischen der Hufeisen- und Halbzirkelform in der Mitte liegt. Die ältern und fast alle englischen u. holländischen T. haben die Form eines länglichen Vierecks, dessen eine schmale Seite die Bühne einnimmt und dessen andere schmale Seite etwas abgerundet ist. Im Zuschauerraum ist zunächst der Bühne das Orchester, der Raum für die Musiker, so tief gelegen, daß die Zuschauer bequem über die Köpfe der Musiker hinwegsehen können. Um die Töne der Musik zu verstärken, ist besonders in den italienischen T.n die Einrichtung getroffen, daß der Fußboden des Orchesters die Wirkung eines Resonanzbodens hat, indem man eine muldenförmige Aushöhlung darunter anlegt und an jedem Ende dieser Aushöhlung eine Röhre anbringt, welche sich meist in der Vorscene öffnet. Man will aber bemerkt haben, daß in solchen T.n die Musik eine dumpfe Färbung bekomme, welche nicht angenehm wirkt. Hinter dem Orchester, von der Bühne aus gerechnet, folgt das Parket, die erste Abtheilung für die Sitze der Zuschauer. Es enthält numerirte, von einander durch Zwischenwände geschiedene Plätze (Sperrsitze), die, um den Vorübergehenden Raum zu gewähren, gewöhnlich aufgeschlagen werden können. Der noch übrig bleibende große Halbkreis im untern Zuschauerraum bildet das Parterre, welches sich zuweilen unter die ersten Ranglogen ausdehnt, meist aber durch eine eigene Logenreihe, die Parterrelogen, begrenzt ist. Damit die Hintersten im Parterre über die Vordersten wegsehen können, sind die Sitze des Parkets u. Parterre's amphitheatralisch hinter einander erhöht, wenigstens hebt sich der Boden dieser Räume um so viel, daß auf 10 Fuß der Entfernung von hinten nach vorn 1 Fuß Fall kommt. Ueber den Parterrelogen erheben sich mehre Reihen Ranglogen für den 1., 2., 3. oder 4. Rang. Die Ranglogen treten am besten hinter einander zurück, wodurch der ganze Raum ein freieres und leichteres Ansehen erhält, auch die Aussicht durch die Tragmittel weniger gehemmt wird, als wenn sie vertikal in einer Flucht über einander stehen. Die Zwischenwände zwischen den einzelnen Logen haben entweder die Höhe der Brustwand der Logen, so daß man darüber hinweg sehen und gesehen werden kann; oder sie sind bis an die Decke der Logen geführt, damit die in den letztern sitzenden Personen weniger den Blicken Anderer ausgesetzt sind. Die gänzlich geschiedenen Logen sind vorzüglich in den englischen und italienischen T.n gewöhnlich, wo auch die Logen nach vorn durch einen Vorhang abgeschlossen werden können und für die einzelnen Familien, die sie gemiethet haben, als Konversationszimmer dienen. Jede gewöhnliche Loge faßt 3—8 Personen, die großen Logen aber 24—30 und die Prosceniumslogen theilweise 10—12. Die Prosceniumslogen bilden eine Art Verbindung zwischen Bühne und Zuschauerraum, sie haben meist die Breite des Orchesters und sind etwas nach außen gewendet, um nicht den übrigen Logen die Aussicht zu versperren. Vor den Logen des 1. und 2. Ranges, aber um so viel tiefer, daß die Aussicht aus den Logen unbeschränkt bleibt, sind in manchen neuern T.n die Balkons, auch wohl erste und zweite Gallerie genannt, angebracht, welche in einer oder zwei fortlaufenden Reihen von Sitzen, gleich denen im Parket, bestehen. Ueber sämmtlichen Logen aber erhebt sich die dritte oder vierte zc. Gallerie. Hinter jeder Logenreihe ist ein Gang angelegt (Logengang, Foyer), von welchem aus man zu jeder Loge kommen kann, und von wo mehre Treppen entweder ins Freie, oder an die Eingänge im untern Stock des Gebäudes führen. Die Decke des Zuschauerraumes (der Plafond) ist in manchen T.n gewölbt, im Allgemeinen aber wird diese Form aus akustischen Gründen verworfen; vielmehr soll nach den Ansichten vieler Baumeister die Decke mit einer Hohlkehle versehen und mit Bretern ausgeschalt seyn. Verzierungen dürfen nur mit Maß und so angebracht seyn, daß nicht zu viele Unebenheiten entstehen, welche der Schallverbreitung nachtheilig sind. Die Umfassungsmauer des innern T.s ist beschalt, und zwar so, daß die Breter hohl liegen; dadurch, sowie durch Aufmerken auf mehre Einzelnheiten im Kleinen, wird ein Hauptfehler eines T.s, ein Echo, in demselben vermieden. Die Bühne, der andere Haupttheil des innern T.s, ist durch einen Vorhang (Vordergardine) vom Orchester und Zuschauerraume geschieden. Dieser Vorhang geht meist, gleich den übrigen Dekorationen, in einen großen Rahmen festgespannt in die Höhe. Das Aufziehen des Vorhangs in die Räume oberhalb der Bühne wird durch Rollen und Leinen, oder, wenn derselbe in Rahmen feststeht, durch Gegengewichte bewirkt. Zur Verminderung der Feuersgefahr hat man bei einigen größern T.n, z. B. im Drurylanetheater zu London, im königl. T. zu München, einen großen Vorhang ganz aus Eisenblech hinter der Vordergardine angebracht, der beim Herunterfallen nicht allein die ganze Oeffnung der Bühne, sondern auch die etwaigen Verbindungsthüren zum Zuschauerraum bis dicht an die äußerste Mauer schließt und so die Scene vollständig vom Zuschauerraume sondert. Vor dem Vorhang befindet sich die Rampe oder das Gestell, an welchem

die vordere Beleuchtung der Bühne angebracht ist. In der Mitte der Rampe befindet sich der Souffleurkasten. Der vorderste Theil der Bühne heißt das Peoscenium (Vorbühne, Avantseene), an dessen beiden Seiten sich schmale Wände befinden, welche zugleich die Oeffnung der Bühne bilden und auch die Proscentumslogen tragen. Vom Proscenium aus steigt der Boden der Bühne (das Podium) nach binten zu ein wenig aufwärts. Die Scene wied durch die Dekorationen, nämlich eine Hinterwand und Seitenwände (Kulissen), begrenzt. Die Hinterwand (Hintergardine) muß an verschiedenen Stellen herabgelassen werden können, da es nöthig ist, die Bühne bald kürzer, bald länger (tiefer) zu machen. Sie wird entweder wie ein Rouleau in die Höhe gezogen, oder sie legt sich beim in die Höhe Gehen in Falten, oder sie ist endlich gleich dem Hauptvorhange auf einen Rahmen gespannt und steigt so im Ganzen in die Höhe. Die Seitenwände der Bühne werden durch Kulissen dargestellt. Sie sind eine Erfindung des Baumeisters Serlio in Vicenza (1532), wurden abee erst zu Anfange des vorigen Jahrbunderts allgemein. Sie bestehen aus Leinwand oder Pappe, die, auf Rahmen gespannt, durch das Podium hindurchgeben und unterhalb desselben auf einem kleinen Wagen oder einer Walze ruben, so daß leicht mit demselben Zuge die neuen Kulissen vor-, die nicht mehr nöthigen zurückgezogen werden können. In neuester Zeit hat man vielfach versucht, geschlossene Dekorationen, sogenannte Panoeamatheater, einzuführen, d. h. Kulissen, welche mittelst Klappen sich an einandee anschließen (Klappkulissen) und wirkliche Seitenwände bilden, sowie auch die Deckendekoration aus dem Ganzen gearbeitet ist. Beim Verwandeln werden in solchen Panoramatheatern die Kulissenwände entweder hinter die breiten Peoseeniumswände geschoben, oder jede einzelne Kulisse dreht sich auf einem Zapfen (Pivot) und kehrt die ganze Fläche der Bühne zu. Sollen auf der Bühne Räume dargestellt werden, welche viel größee sind, als diese selbst, so muß durch perspektivische Malerei auf dem Hintergrund der Seene nachgeholfen werden. In dieser Beziehung hat die Dekorationsmalerei oft schwierige Aufgaben zu lösen. Die zue nähern Bestimmung der Scene nöthigen Stücke, wie Häuser, Mauern, Bäume, Felsen u. deegleichen, welche man Versetzstücke nennt, werden vermittelst sogenannter Freiwagen, deren Maschinerie unter dem Podium bingeht, von den Seiten hervorgeschoben. Hinter dem bintersten Voebange der Bühne wird bisweilen ein großes Zimmer angelegt, welches im Nothfall zur Verlängerung der Seene benutzt werden kann, um dort Kavallerie, Schlachten, Volk n. dergl. zu produeiren. Die obere Decke der Bühne bilden die Soffiten, d. h. quer über die Bühne gebende Leinwandstreifen, die das Bühnenbild nach oben begrenzen. Je nachdem die Soffiten bemalt sind, heißen sie Luft-, Wald-, Zimmersoffiten rc. Sie werden ebenso wie die Gardinen bewegt. Bei geschlossenen Dekorationen in Panoramatheatern werden auch die Soffiten durch mit einander veebundene Klappen zu einer wirklichen Decke vereinigt. Luft und Wolken in ihren mehrfachen Abstufungen weeden durch Gazedraperien dargestellt; ebenso bewegtes Wasser im Hintergrunde der Bühne. Die gesammte Maschinerie des modernen T.s wird in die obere und in die untere getheilt. Die obere umfaßt alle Zug- und Hängewerke nebst den dazu gehörigen Leinen, Zügen, Walzen, Schnürböden, Gallerien rc., sowie den ganzen Apparat, mittelst dessen auf der Bühne Personen und Gegenstände duech die Luft bewegt werden, d. h. das Flugwerk. Die untere Maschinerie besteht aus den Versenkungen, Kanälen, Freifahrten, Wagen u. dergl. und dient theils zur Bewegung der Kulissen, theils zum Emporheben aus der Erde aufsteigender Erscheinungen. Die gewöhnliche Beleuchtung der Bühne beschränkt sich auf Rampe und Kulissen. An beiden sind Vorrichtungen angebracht, durch welche man den Schein des Lichts roth und blau färben oder auch ganz dee Bühne entziehen kann. Bei der Rampe steigt ein Bret voe den Lampen durch ein Druckwerk in die Höhe, welches am besten vom Souffleurkasten aus in Bewegung gesetzt wird. Bei den Lampenbretern der Kulissen genügt ein Herumdrehen derselben. Statt dieser beiden Arten Nacht zu machen hat man in englischen T.n und auch in mehren deutschen zu demselben Zweck eine stufenweise Steigerung von Roth, Blau u. Schwarz vermittelst gefärbter Gaze- und Glasschirme in Anwendung gebracht. Die Eeleuchtung des Zuschauerraumes geschieht jetzt allgemein duech einen großen Keonleuchter (Lustre), welcher nahe unter der Decke aufgehängt ist und dessen Lampen mit Reflektoren versehen sind, die das Licht (Lampen- oder Gaslicht) nach unten werfen. Wo es die Lokalität nöthig macht, sind noch einzelne Lampen oder Gasflammen an den Parterrelogen, an den Eingängen ins Parterre u. sonst angebracht. Zur Heizung der T. bedient man sich, wo sie eingeführt ist, der erwärmten Luft; die Oefen stehen im Kellergeschoß, und Röhren ergießen den Luftstrom nach den Theaterräumen. Die Logenthüren müssen dann sich von selbst immer wieder schließen, wenn Personen in die Logen getreten sind, um die warme Luft nicht aus dem innern Theaterraume entweichen zu lassen. Die nothwendigen Vorrichtungen zum Flugwerk, zu dem Aufziehen des Vorhangs, zum Dekoeationswechsel, zue Herablassung der Soffiten befinden sich auf einem besondern Boden über dem T., dem Schnürboden, dessen Fußboden durchbrochen ist; auf einem andern obern Boden, dem Feuerboden, sind füe Feuersgefahr die zur Löschung nöthigen Reservoies befindlich. Zur Aufbewahrung für die vorräthigen Dekorationen und Versetzstücke, welche auf dee Bühne gebraucht werden, dient ein Nebenzimmer des T.s, der Dekorationssaal. Die Ankleidezimmer für Choristen und Statisten befinden sich meist rechts u. links hinter den Kulissen; über denselben liegen die Ankleidezimmer für die Schauspieler und Schauspielerinnen, noch höher die Garderobesäle zur Aufbewahrung der vorräthigen Gaederobestücke. Mit großen T.n pflegt noch ein Saal für Vorproben in Verbindung zu stehen; er dient zuweilen zugleich als Buffet. Die schönsten Theatergebäude in Deutschland sind die zu München,

Berlin, an der Wien in Wien, zu Dresden, Karlsruhe, Darmstadt, Braunschweig, Gotha. In Frankreich zeichnen sich aus das Théâtre français in Paris und das zu Bordeaux; in Italien das T. San Carlo in Neapel, della Scala in Mailand und Fenice in Venedig. Das größte T. in Rußland ist das zu Petersburg, durchaus von Stein und Eisen bis auf das Podium und den Maschinenboden. Londons größte T. sind das Drurylane- und das Coventgartentheater. Die größten der modernen T. fassen 3000—5000 Zuschauer. Die T. sind gegenwärtig theils Hoftheater, theils städtische Anstalten. Das Schauspielerpersonal der letztern bilden theils ständige, theils ambulante Gesellschaften. Die Hoftheater werden meist auf fürstliche Rechnung durch Intendanten geleitet und verwaltet; die Stadttheater stehen unter Aufsicht der Stadtbehörde, welche die Direktoren beruft, die das T. meist auf eigene Rechnung führen. Die ambulanten Gesellschaften stehen unter Aufsicht der Regierungsbehörde, welche deren so viele zuläßt, als die Verhältnisse räthlich erscheinen lassen. Auch hier führt der von der Regierung koncessionirte Direktor das T. auf eigene Rechnung. Die Hoftheater, die sich vornehmlich in Deutschland in bedeutender Anzahl finden, erhalten Subventionen aus der fürstlichen Kasse, ohne welche sie selbst in größeren Städten nicht bestehen könnten. Ueber die gegenwärtigen Zustände des deutschen Theaterwesens gibt Küstner in „Vierundzwanzig Jahre einer Theaterleitung" (Lpz. 1853) interessante Mittheilungen.

Theatiner, Orden regulirter Chorherren, gestiftet 1524 in Rom von Joh. Pet. Caraffa, nachmaligem Papst Paul IV., damals Bischof von Theate oder Chieti (daher auch Chietiner, Pauliner ꝛc. genannt), in Verbindung mit Cajetan de Thiene (daher Cajetaner), Bonifacius de Colle u. Paul Consiglieri, bestätigt von Paul III. 1540 und Pius V. 1568, vornehmlich aus Adeligen bestehend, eine Pflanzschule des höheren Klerus. Die noch jetzt verfolgte Tendenz des Ordens geht auf strenge Klosterzucht und ein Leben in apostolischer Armuth, woher die Mitglieder auch apostolische Kleriker, oder, weil sie weder etwas besitzen, noch betteln, sondern nur davon leben wollten, was ihnen durch die göttliche Vorsehung zu Theil werde, regulirte Kleriker von der göttlichen Providenz genannt wurden. Die T. legen die 3 Mönchsgelübde auf Augustins Regel ab und verpflichten sich außerdem zum Predigen gegen Heiden und Ketzer, zur Seelsorge, zur Pflege der Kranken u. Begleitung der Verbrecher zur Richtstätte u. Bekehrung der Ketzer. In Rom fanden sie 1527, in demselben Jahre auch in Venedig, 1530 in Neapel, 1544 in Paris Aufnahme. Ihren Hauptsitz erhielten sie 1555 in Rom; 1703 wurden sie in Wien eingeführt. Später verbreitete sich der Orden auch über Frankreich, Spanien, Polen u. hatte Missionen in Asien. Papst Sixtus V. verwandelte 1588 seine Verfassung in eine monarchische durch Erwählung eines Generals. Durch Urban VIII. ward dem Orden die von Ursula Benincasa 1583 gestiftete, in Neapel u. Palermo noch bestehende Kongregation der Theatinerinnen von der unbefleckten Empfängniß Unserer Frauen hinzugefügt.

Thebaïs, der südlichste Theil von Aegypten oder Oberägypten, benannt von der Hauptstadt Thebä, jetzt Saïd, eine der 3 Provinzen des alten Aegyptens.

Theben, 1) T. in Aegypten, eine der ältesten Städte dieses Landes, anfangs nach Homer Aegyptos, später Diospolis magna, im Alten Testament No oder No Ammon genannt, lag zu beiden Seiten des Nils in einer Ebene in Oberägypten. Unter der elften manethonischen Dynastie zum Königssitz erhoben, ward die Stadt mächtig und reich. Die berühmten Pharaonen der zwölften Dynastie beherrschten von T. aus das ganze Reich und machten es zum Mittelpunkt des Ammonskultus. Schon Homer nennt T. die hundertthorige (Hekatompylos Thebe), und Diodor gibt der Stadt einen Umfang von 140 Stadien. Noch zu Strabo's Zeiten, wo sie schon verfallen war, hatte sie 80 Stadien im Umfang. T. galt für eine der ältesten Städte der Welt u. soll nach Einigen von Osiris, nach Andern von Busiris gegründet seyn. Die Aethiopier dagegen erzählten, daß T. von Meroë aus angelegt worden sey, als ein Hauptkarawanenplatz für die nach Süden Reisenden. Unter der Hyksosherrschaft sank T.s Macht, wiewohl es der Sitz einer oberägyptischen Dynastie blieb. Nach dem Sturz jener Herrschaft ward es aber wieder die Hauptstadt von ganz Aegypten, wie ihr Gott Ammon zum Könige der Landesgötter erhoben ward. Den Höhepunkt seines Glanzes erreichte T. aber unter der 17.—20. thebanischen Dynastie, welche vom 17. bis in das 12. Jahrhundert v. Chr. regierten. Aus jener Zeit rühren die meisten der noch jetzt in ihren Trümmern bewunderenswerthen Bauten her. Nachdem mit der 21. Dynastie unterägyptische Herrscher den Thron bestiegen hatten, ward T. durch das emporkommende Memphis in den Hintergrund verdrängt. Doch hielt es sich noch bis zur Eroberung durch Cambyses, welcher die Stadt in Trümmer legte und ihrer Schätze beraubte. Die griechische Dynastie der Ptolemäer hatte keine Ursache, der altpharaonischen Hauptstadt Oberägyptens wieder ihre Gunst zuzuwenden; vielmehr lag es in deren Politik, durch Gründung einer neuen griechischen Stadt das Andenken jener zu verdunkeln. Daher gründete Ptolemäus I. Lagi Ptolemaïs, welches unter Strabo die bedeutendste Stadt in der Thebaïs war. So sank T. zur vierten Stadt des Reichs herab. Ihr altes Areal ward nicht mehr mit neuen Bauten ausgefüllt, und sie selbst zerfiel nach u. nach in mehre Orte. Nur die Tempelstadt behauptete ihren alten Ruhm, und ihre großartigen Bauten wurden sowohl in der griechischen, als in der römischen Zeit bis unter Antoninus Pius restaurirt und selbst erweitert. In der arabischen Zeit erhoben sich zwischen den Trümmern des alten T.s nach und nach vier Orte, Karnak und Luxor auf dem rechten, Medinet-Habu und Gurnah auf dem linken Nilufer. Ueber die dortigen großartigen Ruinen s. Aegypten (alte Kultur u. ihre Denkmale).

2) T. (Thebae), Stadt in der griechischen Landschaft Böotien, nordöstlich von Platää, wird schon

von Homer als die Stadt der 7 Thore (Thebe Heptapylos) genannt und war in der historischen Zeit der wichtigste Ort des böotischen Bundes. Die Stadt od. zunächst die Cadmea soll von Cadmus um 1500 gegründet worden seyn, und zwar in Folge eines Orakelspruches, der ihm da seine Niederlassung befahl, wo sich eine ihm vorausgehende Kuh lagern würde. Später soll Amphion die Mauern von T. auf die Weise errichtet haben, daß er auf der Leier durch sein reizendes Spiel die Steine herbeilockte, welche sich nun von selbst zur Mauer zusammenfügten. Hier schürzte sich der Knoten zu dem tragischen Geschick des Oedipus (s. d.), der die Regierung seinen Söhnen Eteocles und Polynices mit der Bestimmung übergab, daß jeder allemal ein Jahr regieren sollte. Eteocles brach den Vertrag u. veranlaßte dadurch den berühmten Zug der Sieben gegen T. (s. Sieben gegen Theben), dem 20 Jahre später der Zug der Epigonen, d. i. der Söhne jener Sieben, folgte. Sie eroberten die Stadt u. setzten den Sohn des Polynices, den Thersandrus, auf den Thron. Um 1100 hörte das Königthum auf, und Böotien zerfiel in so viel Staaten, als bedeutendere Städte waren. So wich auch in T. das Königthum der Demokratie. T. gehörte seitdem zum böotischen Bunde (s. Böotien) und ward bald Sitz der Böotarchen und somit Hauptstadt des Bundes. Im Jahre 728 erhielt die Stadt von dem Bacchiaden Philolaus aus Korinth neue Gesetze. In den Perserkriegen stand T. mit Orchomenus auf der Seite der Perser, obgleich 400 Thebaner als Geißeln an die Thermopylen gesendet worden waren, die von Leonidas noch vor dem letzten Kampfe in die Heimath geschickt wurden. Mit den Persern in offenem Bündniß, wurden die Thebaner mit diesen bei Platää 479 geschlagen. Nachdem durch den Sieg bei Oenophyta Böotien (außer T.) für den athenischen Bund gewonnen worden war, schlugen die aus Böotien Verbannten im Verein mit den Orchomeniern ein athenisches Heer unter Tolmides bei Coronea, wodurch Böotien sich vom athenischen Bunde wieder losriß. Zugleich wurde mit diesem Siege die aristokratische Verfassung in T. wieder hergestellt. Im peloponnesischen Kriege versuchte T. 431 durch Ueberfall Platää, auf dessen Macht es eifersüchtig war, zu erobern. Der Angriff wurde jedoch glücklich zurückgeschlagen. Indessen gelang es 427 T., Platää zu zerstören. Im Jahre 410 schloß es einen Bund mit Sparta. Als nach dem Sturz der Demokratie in Athen die 30 Tyrannen eine Schreckensherrschaft daselbst führten, sammelten sich besonders in T. die athenischen Flüchtlinge und besetzten von hier aus unter Thrasybulus die kleine Grenzveste Phyle und später den Piräeus. In Folge dieser Angelegenheiten und zugleich aus Eifersucht auf die wachsende Macht Sparta's nahm T. wieder eine demokratische Verfassung an. Auch begann es 395 in Verbindung mit Korinth und Argos offenen Krieg gegen Sparta. Anfangs siegreich, wurden die Thebaner mit ihren Bundesgenossen bei Coronea 394 geschlagen. Dem antalcidischen Frieden trat T. mit dem übrigen Böotien nur gezwungen bei, da die Thebaner die Oberhoheit über die böotischen Städte nicht aufgeben wollten. Bei Ausbruch des olynthischen Krieges (382) besetzte der spartanische Feldherr Phöbidas die Akropolis von T. u. schickte viele Thebaner in die Verbannung. Aber schon 378 kehrte der ebenfalls verbannte Pelopidas (s. d.) mit den übrigen Flüchtlingen nach T. zurück und erzwang mit Hülfe eines athenischen Heeres die Räumung der Burg. T. schloß hierauf ein Bündniß mit Athen; Pelopidas aber trat an die Spitze des Staates. Nachdem die Lacedämonier noch 378 zwei Einfälle in Böotien gemacht, welche T. mit Hülfe der Athener unter Chabrias abwies, unterwarf sich jenes, im Gefühl seiner wachsenden Macht, die übrigen böotischen Städte. Als die Thebaner den allgemeinen, von Persien vermittelten Frieden nicht annahmen, um nicht Sparta preisgegeben zu werden, begann (371) der thebanische Krieg, in welchem T. durch des Epaminondas (s. d.) Sieg bei Leuctra (371) die Hegemonie errang. Jetzt glaubte selbst Athen, T.s Uebermacht fürchten zu müssen, und trat auf Sparta's Seite über, ohne aber den durch die Tüchtigkeit seiner Bürger Epaminondas und Pelopidas zu Macht und Ansehen gelangten Staat in seine alten Schranken zurückweisen zu können. Erst nach des Epaminondas Sieg und Tod bei Mantinea (362) sank T.s Größe und Macht wiederum. In der spätern Zeit war T. mit Philipp von Macedonien, der 359 aus T. floh, um seine Ansprüche auf den Thron geltend zu machen, im Bunde. Im J. 358 suchte es durch Unterstützung einer ergebenen Partei sich Euböa zu unterwerfen, indessen vertrieb Athen die Thebaner von dort mit Hülfe der andern Partei. Noch einmal trat T. mit Nachdruck auf, als es aus Haß die Spartaner wegen des Ueberfalls der Cadmea und die Phocenser, weil sie das heilige Gebiet von Cirrha bebaut, durch das Amphiktyonengericht zu einer großen Geldstrafe verurtheilen ließ. Dadurch veranlaßte es den ersten heiligen Krieg (355—346). Der eigentliche Beweggrund war jedoch der, daß T. gern Phocis unterwerfen wollte, um dann den Thessaliern die Hand reichen und mit diesen sich gegen Sparta wenden zu können. Die bedrängten Phoceer schlossen ein Bündniß mit Athen und Sparta, während T., nachdem die Lokrer durch die Phoceer besiegt waren, durch die Amphiktyonen ganz Hellas gegen die Phoceer aufbieten ließ. Nachdem die Phoceer die Tempelschätze Delphi's geplündert hatten, wurden sie von den Thebanern wiederholt geschlagen. Doch änderte sich bald das Kriegsglück, und die Thebaner erlitten bei Coronea eine empfindliche Niederlage und verloren mehre Städte. Der von ihnen zu Hülfe gerufene Philipp von Macedonien täuschte Athener und Phoceer, schloß Frieden und Bündniß mit Athen, entwaffnete die Phoceer, unterwarf ihr Land und setzte sich in den Besitz ihrer zwei Stimmen im Amphiktyonengericht. Erst nachdem die Amphiktyonen, durch Philipps Intriguen dahin gebracht, den Lokrern von Amphissa den zweiten heiligen Krieg erklärt und, von den Amphissern geschlagen, Philipp herbeigerufen hatten, ihr Urtheil gegen die Lokrer zu vollstrecken, und dieser Elatea besetzte, wurden den Athenern und Thebanern die Augen geöffnet. Beide, durch die Beredsamkeit des De-

mosthenes zusammengeführt, ergriffen die Waffen gegen Philipp, erlagen aber in der Schlacht bei Chäronea 338. T. mußte darauf macedonische Besatzung in die Cadmea aufnehmen. Nach Philipps Tode 336 empörte sich T. gegen Alexander (335) auf die falsche Nachricht von dessen Tode. Schon nach 12 Tagen stand dieser vor der Stadt und eroberte und zerstörte sie nach dem Beschluß des korinthischen Synedriums; 6000 Thebaner fielen, 30,000 wurden gefangen u. als Sklaven verkauft. Erst 315 wurde T. von Cassander mit Hülfe der Athener wieder aufgebaut und blieb nun unter macedonischer Herrschaft bis zum Beginn der Kämpfe der Römer mit den Macedoniern (201). Die Kriege zwischen Alexanders Nachfolgern ließen T. nicht unberührt. Im J. 294 wurde es von Demetrius I. zweimal belagert. In den Kriegen Philipps V. von Macedonien mit den Römern stand es auf der Seite des Ersteren; aber 201 wurde es durch T. Quinctius Flamininus auf die römische Seite gezogen. Der Haß gegen die Römer machte sich bald darauf in einer furchtbaren Mordscene in den meisten böotischen Städten Luft. Zwar erklärte Flamininus 196 im Namen des römischen Senats Griechenland für frei, aber T. ergab sich 171 ganz in die Hände der Römer. Im achäischen Kriege 176 schloß sich T. der Kriegserklärung der Achäer an die Römer an, nach Verlust der Schlachten bei Scarphea u. Leucopetra flohen aber die Einwohner T.s nach dem Peloponnes, und T. verödete seitdem. Unter den römischen Kaisern verfiel die Stadt noch mehr; Pausanias fand nur noch die Burg und einige Tempel vor. Später, als T. sich auf Seite des Mithridates gestellt hatte, um sich von der römischen Herrschaft zu befreien, wurde es von Sulla gezüchtigt und dem Tempel zu Delphi als Tempelgut geschenkt. Später litt es noch mehr durch die Einfälle der Barbaren, und schon im 2. Jahrhundert n. Chr. war die untere Stadt gänzlich verschwunden. An der Stelle derselben hat sich Thiva erhoben. Eine genaue Beschreibung der Ueberreste nebst einem Plan der alten Stadt gibt Leake in seinen „Travels in Northern Greece“ (Lond. 1835, Bd. 2 und 4); eine ausführliche Topographie Ulrichs in den „Abhandlungen der bayerischen Akademie der Wissenschaften“ (Münch. 1842).

Thedinghausen, Marktflecken und Amtsort im braunschweigischen Kreis Holzminden, mit Spinnerei, Weberei und 2000 Einwohnern, zerfällt in 3 Bauernschaften: Bürgerei, Hagen und Westerwisch, liegt mitten im Hannöverschen, gehörte seit 1648 den Schweden, kam 1678 an Braunschweig und wurde 1681 mit Hannover getheilt.

Thee (Theestrauch, Thea), Pflanzengattung aus der Familie der Camelliaceen (Theaceen), charakterisirt durch den fünf- bis sechsblätterigen bleibenden Kelch, die 6—9, in 2 oder 3 Wirteln stehenden Blumenblätter, die ganz unten in eine kurze Röhre verwachsenen Staubgefäße, den dreispaltigen Griffel und die dreiknöpfige, dreisamige Kapsel, immergrüne Sträucher oder Bäumchen mit Achselblüthen in China u. Japan, von deren 5 Arten besonders eine als Getränkpflanze wichtig ist, nämlich der chinesische Theestrauch (Thea chinensis *Sims.*). Dies ist ein stark verästeter Strauch, der, sich selbst überlassen, 20—30 Fuß Höhe erreicht, im kultivirten Zustande aber nur 4—8 Fuß hoch wird, mit kurzgestielten, elliptisch- oder länglich-lanzettlichen, auch verkehrt-eirund-länglichen, spitzen, seltener stumpfen, gesägten, kahlen u. glänzenden Blättern u. einzeln oder zu 2—3 gehäuft in den Blattwinkeln stehenden, kurzgestielten, wohlriechenden Blüthen mit weißlich-randhäutigen, in der Mitte grau-flaumig-filzigen Kelch- und 6—9 ausgebreiteten, später zurückgeschlagenen, weißen Kronenblättern, zahlreichen kurzen Staubgefäßen und fast haselnußgroßen Samen. Er wächst wild in China, Japan und dem ganzen nördlichen Theile der hinterindischen Halbinsel. Bis vor 50 Jahren ist er bloß in China und Japan kultivirt worden, seit Anfang des 19. Jahrhunderts hat man ihn aber auch nach Java und nach Brasilien übergesiedelt. Auch Frankreich will Versuche machen, ihn anzubauen, da man jetzt weiß, daß er gar nicht so empfindlich gegen das Klima ist, als man früher gedacht hat. In Japan steht er an den Rändern der Felder, in China aber auf eigenen Feldern, in Bergschluchten zwischen 29—35° nördl. Br. und zwischen 115—122° östl. L. in den fünf Provinzen Fokien, Kanton, Kiang-nan, Kiang-si und Che-Kiang. Diese fünf Provinzen versehen den auswärtigen Handel damit; außerdem aber baut auch fast jede chinesische Provinz zu eigenem Bedarf. Die Botaniker unterscheiden als Varietäten, welche auch von einigen als selbstständige Arten angesehen werden, weil sie bei der Kultur schon seit Jahrhunderten standhaft geblieben sind: den grünen Theestrauch, Thea viridis *L.*, T. chinensis *Blackw.*, mit verkehrt-eirund-lanzettlichen oder verkehrt-eirund-länglichen Blättern mit geraden Blattstielen u. mit niedergedrückten Früchten; den braunen Theestrauch, Thea Bohea *L.*, T. cantoniensis *Lour.*, Camellia Thea *Link*, mit verkehrt-eirunden od. länglich-verkehrt-eirunden Blättern, mit aufwärts gebogenen Blattstielen und fast dreilappig-birnförmigen Früchten; Thea stricta *Hayne*, T. Bohea stricta *Ait.*, mit länglich-ovalen od. länglich-verkehrt-eirunden Blättern mit geraden Blattstielen u. dreilappig-birnförmigen Früchten. Der Theestrauch wird durch Samen fortgepflanzt, den man an denselben Ort legt, wo der Strauch stehen bleiben soll. Da unter 5 Körnern kaum eins keimt, so legt man mehre Samenkörner in ein Loch. Der Boden wird gut zubereitet u. etwas gedüngt. Nutzbare Blätter liefert er erst im Alter von 3 Jahren. Hat er ein Alter von 7—10 Jahren erreicht, so haut man den Stamm am Boden ab, worauf die Wurzel neue Schößlinge treibt, so daß die Pflanze ein Strauch von 5—6 Fuß Höhe wird. Gegen das 30. oder 40. Jahr hin stirbt sie ab. Ueber die Behandlung der Theeblätter ist wenig Zuverlässiges bekannt. Die Blätter werden einzeln gepflückt und unter einem Dache getrocknet. Diesen halb fertigen T. kaufen die Theehändler auf, lassen ihn sortiren, noch einmal trocknen und dann in Kisten packen. Das erste Trocknen geschieht gewöhnlich in kleinen Partien in flachen Pfannen von Gußeisen, die auf einem mit Holzkohlen mäßig erhitzten Ofen stehen. Die Blätter werden dabei mehre Male schnell umgewandt,

in ein Körbchen gekehrt und darin im Ganzen mit den Händen gerollt. So getrocknet bringt man sie dann noch einmal oder mehre Male über schwächeres Feuer, aber in größeren Partien, die man auf Tische schüttet und mit den Händen so lange rollt, bis sie sich abkühlen. Bei sehr schätzbaren Sorten wird jedes Blatt einzeln gerollt. Erst in neuern Zeiten hat sich ergeben, daß die Chinesen den verschiedenen Theesorten durch Zusatz gewisser Wurzeln u. Blüthen verschiedenen Wohlgeruch zugeben wissen. Man führt im Handel eine große Anzahl verschiedener Theesorten (nach Bierey 57), die nicht allein von den verschiedenen Abänderungen der Sträucher, sondern auch von der Verschiedenheit des Bodens, der Gegend, des Alters der Sträucher, der Einsammlungszeit und besonders des Verfahrens beim Trocknen herrühren. Durch die verschiedene Art der Behandlung beim Trocknen entstehen die beiden Hauptsorten des T.'s, der grüne und der schwarze oder braune T. Der grüne T. hat eine mehr oder minder graugrüne Farbe und in den meisten Fällen einen etwas stärkern u. angenehmern Geruch als der schwarze. Die vorzüglichste Sorte desselben ist der Kaiserthee (Theeblüthe, Blumenthee, Thea caesarea s. Flos Theae), welcher nur sehr selten ächt in den Handel gelangen mag, da er einzig für den kaiserlichen Hof in Peking bestimmt ist. Er besteht aus den zarten jungen Blättchen, welche man in den besten Theepflanzungen von 3jährigen Sträuchern gegen Ende des Februar sammelt und bei sehr vorsichtigem Trocknen nur locker oder auch kaum zusammenrollt. Er besitzt einen kräftigen, sehr angenehmen, balsamischen Geruch und im Aufgusse einen angenehmen, zugleich aber etwas herben Geschmack. Haisán (Haysan, Hyssan) heißt die in Europa gewöhnlich vorkommende vorzüglichste grüne Theesorte. Sie besteht aus kleinen, schmalen, der Länge nach gerollten Blättchen von bläulichgrüner oder bläulichgrauer Farbe, hat einen sehr angenehmen Geruch und entwickelt beim Kauen einen angenehmen, etwas zusammenziehenden Geschmack. Der Aufguß schmeckt angenehm herbe und etwas bitterlich, doch muß man auf die Bereitung desselben längere Zeit verwenden, da das Ausziehen der schmackhaften Theile weniger leicht als bei andern Sorten von Statten geht. Die Haysanskin (Haysanschin, Heysan-Utschin) genannte geringere Sorte ist der vorigen ähnlich, gewöhnlich von blässerer Farbe und besteht aus unregelmäßig und ungleich grob und schlecht gerollten Blättern, die zwar stark, aber nicht sehr angenehm riechen. Der Perlthee (Tchithee) ist eine feine Sorte, welche aus einmal von der Seite und dann nochmals der Länge nach zusammengerollten, runden Körperchen von 1—2 Linien Durchmesser bildenden Blättchen von graugrün-bräunlicher Farbe besteht u. einen sehr wohlschmeckenden Aufguß gibt. Der Schießpulverthee (Aljofar) unterscheidet sich von der vorigen Sorte dadurch, daß die Blättchen in mehre Theile zu kleinen Körnern, von der Größe groben Schießpulvers, innig und fest zusammengerollt sind. Der Geschmack des Aufgusses ist angenehmer, als des Haysans. Der Schulangthee (Tschulan) ist dem Haysan ganz ähnlich, hat jedoch einen lieblicheren Geruch, welcher ihm aber wahrscheinlich erst durch Beimischung gegeben worden ist. Auch der Aufguß riecht sehr angenehm. Der Sigio (Songlo) ist eine schlechtere Sorte, die aus großen, groben, schlecht gerollten grünen und gelben, in einander gemischten Blättern besteht, deren Aufguß scharf und herb, bisweilen fast sardellenartig schmecken soll. Der braune oder schwarze T. hat eine mehr braune, schwarze, nur selten etwas grüne Farbe und besteht aus langen, nicht kugelig gerollten Blättchen, die einen Aufguß von dunkelbräunlicher Farbe geben. Die vorzüglichsten und gewöhnlichsten Sorten sind: der Bou (Bohee, Boni-Thee), der aus ziemlich großen und groben zusammengeschrumpften Blättern von schwärzlichbrauner oder schmutzig-gelber Farbe, geringem Geruche und Geschmacke besteht u. gewöhnlich eine Menge von Blattstielen und zerbrochenen, zerriebenen Blättern beigemischt enthält. Der Congo (Bongso, Congso) ist der vorigen Sorte sehr ähnlich, gibt aber einen wohlschmeckenderen Aufguß. Der Caper-Congo ist eine etwas bessere Sorte, als die vorige, und besteht aus stärker und fester, zum Theil auch doppelt gerollten Blättern. Der Peko und Pekao (Pecoothee) ist im Allgemeinen dem Bou sehr ähnlich, hat aber einen weit angenehmeren Geruch u. Geschmack. Der Sutschang (Souchang, Saotschan, Ziou-Zioung) ist eine feine, gut gerollte Sorte, deren Aufguß einen lieblichen Geschmack besitzt. Der Padre (Patri-Sonchang, Padre-Sutschang, Zioung), eine sehr vorzügliche Sorte, welche gewöhnlich von Kiachta durch Rußland nach Europa gelangt, besteht aus großen, breiten, gelblichen, nicht zusammengerollten Blättern von feinem und lieblichem Geruche und steht hoch im Preise. Der Paotchang besteht aus wenig gerollten Blättchen von angenehmem Geruch und kräftigem Geschmack. Der Aufguß ist hell und von grünlicher Farbe. Der Campu (Cambuy, Camphn, Campoe) ist eine feine Sorte von ziemlich starkem u. angenehmem veilchenartigen Geruche. Die älteren gröbern Theeblätter, sowie die Abfälle und Stiele der besseren Sorten werden, mit andern Blättern untermischt, mit dem Serum von Ochsen- oder Schafblut angemacht und zu viereckigen Kuchen geformt und geben den sogenannten Ziegelthee, welcher bei den Nomaden des mittleren Asiens und in Sibirien allgemein in Gebrauch und zum Volksbedürfniß geworden ist, so daß man sich der Theetafeln in der Mongolei u. in Daurien allgemein als Münzen bedient. Dieser Ziegel- oder Backsteinthee dient nicht bloß als Getränk, sondern auch als Nahrungsmittel. Seitdem die auf Java angelegten Theepflanzungen eine große Menge T. liefern, ist auch dieser Javathee, sowohl in grüner als schwarzer Sorte nach Europa gebracht worden und soll im Wesentlichen dem chinesischen gleich zu achten seyn. Unter dem Namen Karawanenthee ist jeder T. zu verstehen, welcher auf den Landwegen mit den Karawanen aus der Tatarei durch Rußland oder die Türkei nach Europa gebracht wird. Man pflegt ihn gewöhnlich für besser zu halten, als den übers Meer transportirten, allein ohne Grund, indem bei gu-

ter Behandlung der Waare auf den Schiffen der T. nicht leidet. Auch begreift man häufig unter Karawanenthee bloß schwarze Theesorten, vorzüglich aber den Souchang. Guter T. besitzt einen feinen, etwas aromatischen u. angenehmen Geruch, der nach der Meinung vieler Schriftsteller von ihm selbst herrühren, nach der anderer hingegen ihm erst mitgetheilt werden soll. Als Theesurrogate hat man besonders die Blätter der Erd- u. Brombeeren, mehrer Ehrenpreisarten, der Preußel- u. Heidelbeeren, sowie die Kerne der Hagebutten in Vorschlag gebracht. Aber allen diesen Surrogaten fehlt das dem T. eigenthümliche Theeïn. Das für den Handel wichtigste Surrogat ist der Paraguaythee (s. d.). In England sollen jährlich mehre Millionen Pfund Schlehdorn-, Eschen- und andere Blätter zur Verfälschung gebraucht werden. Mehre Kupferauflösungen, die man über solche Verfälschungen oder auch über schlechten T. gießt, um ihm die schöne grüne Farbe des grünen T.'s zu geben, sind der Gesundheit schädlich. Der Anbau des Theestrauchs, welcher, wie bemerkt, in China u. Japan lange Zeit allein betrieben wurde, hat sich allmählig weiter gegen Westen u. Süden ausgedehnt. Besonders wurden neuerlich Anpflanzungen auf Ceylon u. Java gemacht, die auch auf der letztgenannten Insel so glücklich ausfielen, daß von dort schon in einem Jahre beinahe $1\frac{1}{2}$ Millionen Pfund T. nach Holland ausgeführt werden konnten. Weniger glücklich fielen die Versuche aus, die Theekultur in Brasilien um Rio de Janeiro, auf dem Kap u. auf St. Helena einzuführen. Dagegen wurden in neuester Zeit in den englischen Besitzungen in Assam ganze Theewälder entdeckt, und da die Einwohner zum Theil schon mit der Kultur bekannt sind, so läßt sich erwarten, daß daselbst der Anbau des Theestrauchs mit dem besten Erfolge sich weiter ausdehnen lasse und daß mit der Zeit der Theehandel für Europa nicht mehr allein auf China beschränkt bleiben werde. In China u. Japan ist der T. schon seit mehr als 1000 Jahren das eigentliche Nationalgetränk. Nach Europa soll der erste T. 1610 durch holländische Kaufleute gebracht worden seyn. Im Jahre 1638 wurde einer russischen Gesandtschaft in der Mongolei für ihre Geschenke an Zobelfellen eine Partie T. wider Willen aufgedrungen, und er gelangte so nach Moskau, wo er bald Beifall fand. Etwas später fand der T. in England Eingang, und noch später wurde das Theetrinken in Frankreich und Deutschland bekannt. Der stärkste Verbrauch des T.'s findet jetzt in England Statt, dann in Holland und den mehr nördlichen Ländern. In Frankreich und Deutschland ist der Verbrauch geringer, doch in neuester Zeit sehr im Zunehmen; im südlichen Europa ist er dagegen im Ganzen immer noch unbedeutend. In Bezug auf den Theehandel ist der Hauptkunde China's England, dessen Einfuhr an T. 1852 71,466,460 Pfd. Sterling betrug; 5,902,433 Pfd. St. wurden dafür als Einfuhrzoll bezahlt u. für 53,965,112 Pfd. St. ward im Lande selbst konsumirt.

In Rücksicht auf seine chemische Zusammensetzung ist der T. hauptsächlich von Mulder genau untersucht worden. Derselbe fand darin: flüchtiges Oel (Theeöl), Blattgrün, Wachs, Harz, Gummi, Gerbstoff, Theeïn, Extraktivstoff, Apotheïn (dunklen Farbstoff des schwarzen T.'s), Albumin, Faser und Asche. Die Hauptbestandtheile eines heißen Aufgusses von T. sind flüchtiges Theeöl, welches dem T. hauptsächlich den Geruch gibt, und gerbsaures Theeïn, welches beim Erkalten niederfällt; das durch den Gehalt an Gerbstoff bedingte Herbe des Geschmacks wird durch das Gummi und den Extraktivstoff gemildert. Der grüne T. enthält mehr Gerbstoff, als der schwarze. Alle Theesorten hinterlassen, wenn sie verbrannt werden, eine Asche, welche in Folge ihres Eisenoxydgehalts röthlich gefärbt ist und Schwefelsäure, Phosphorsäure, Chlor, Kali, Kalk, Eisen und Kieselerde enthält. Die zuträgliche Wirkung, die der T., mäßig genossen, auf die Lebensfunktionen des Menschen ausübt, ist dem Theeïn zuzuschreiben, das sich ganz in derselben Zusammensetzung als Kaffeeïn in den Kaffeebohnen findet und die einzige Verbindung ist, die zugleich in zwei sonst sehr verschiedenen Pflanzengattungen vorkommt, welche der Mensch seit langer Zeit als auf seine Lebensthätigkeit vortheilhaft wirkend erkannt und in manchen Ländern zum täglichen Genusse gewählt hat. Mäßig und nicht zu schwach genossen, hat der T. die schädlichen Folgen niemals, die man ihm zuzuschreiben pflegt. Therapeutisch wird er bei muskulöser Schwäche des Darmkanals und Fehlern der Verdauung benutzt, namentlich bei davon herrührenden Uebelkeiten, Kopfschmerzen, Erbrechen und Durchfall. Er ist ferner in Fiebern u. Wassersuchten als Getränk empfohlen worden, nicht minder bei Krankheiten des Herzens u. der großen Gefäße, bei Gicht und Rheumatismen. Hysterischen und Hypochondrischen schafft er bisweilen eine augenblickliche Erleichterung, sowie er auch nach Anstrengungen des Körpers u. Geistes einige Erquickung gewährt. Vortheil leistet er überhaupt bei Krankheiten, wo es darauf ankommt, die Hautthätigkeit zu unterstützen. Noch hat man ihn bei Vergiftungen mit Opium und Branntwein angewendet u. äußerlich als Waschwasser oder Umschlag bei Atonie der Augen, Thränenfluß, Neigung zu Entzündungen. Man reicht ihn zu einer halben bis ganzen Drachme u. mehr in einem Aufgusse von 8 Unzen kochenden Wassers. Zur Beförderung der Hautausdünstung bedarf es eines schwächern Aufgusses. Vgl. Houssaye, Monographie du thé, Par. 1843.

Theeïn (Theïn), s. Kaffeeïn.

Theer, ein flüssiges Destillationsprodukt verschiedener Stoffe, zerfällt in zwei Hauptarten. Der Holztheer wird durch trockene Destillation von harzreichen Hölzern, besonders von den Wurzelstöcken des Nadelholzes, sowie auch aus der Rinde der Birke gewonnen. Die Gewinnung des T.s (Theerschwelerei) geschieht auf rohere Weise in Erdgruben (Theergruben), worin das Holz nur glühend erhalten wird und seine harzigen Theile, in Verbindung mit den Produkten der trockenen Destillation anfangs dünnflüssig, später dickflüssig durch ein Lager von Moos oder Rasen abgibt, zweckmäßiger in Theeröfen. Diese bestehen meist aus einem hohlen Cylinder, der aus Mauersteinen über einem schüssel- oder trichterförmig vertieften Herde aufgeführt u. oben kuppelförmig gewölbt ist. Ueber dem vertieften

Herde ist ein Rost angebracht, auf welchem das auszuschwelende Holz aufgeschichtet wird. Die Destillationsprodukte werden hier meist in ihrem gasförmigen Zustande durch kupferne Röhren, welche einen Kühlapparat passiren, nach Gefäßen geleitet, wo sich T. und Holzessig absetzen. Im Anfang, wenn die Hitze noch nicht lange auf das Holz gewirkt hat, bildet sich eine milchartige Flüssigkeit, die **Theergalle**, die, wenn sie einige Zeit ruhig gestanden hat, sich in zwei Schichten sondert, zu unterst eine saure wässerige Flüssigkeit, die schon etwas brenzliches Oel enthält, und darüber schwimmend eine weiße ölartige Masse, die als ziemlich reiner Terpentin abgeschöpft wird und den Namen **weißer T.** führt. Sowie die Hitze im Theerofen sich steigert, nimmt die abfließende Masse eine bräunlichgelbe Färbung an und heißt dann **gelber T.** Auch dieser wird entfernt und besonders verarbeitet, und erst die hernach übergehende dunkelbraune Flüssigkeit wird als eigentlicher T. verschickt. Durch Destillation des weißen und gelben T.s mit Wasser stellt man das **Kienöl**, ein mit Brandöl verunreinigtes Terpentinöl, her, während das **weiße Pech**, ein wenig verändertes Kolophonium, zurückbleibt. Die in den Oefen zurückbleibende harzhaltige Kohle wird später zu Kienruß verarbeitet. Am vollständigsten und reinsten gewinnt man den T. gleichzeitig mit dem Holzessig und zuweilen mehr als Nebenprodukt bei der Darstellung des letzteren, indem man fein gespaltenes Holz in einem dicht verschließbaren, aus gußeisernen Platten zusammengesetzten Kasten, oder in gußeisernen Cylindern, die auf Rostfeuern liegen, glüht. Aus diesen Gefäßen werden die flüchtigen Destillationsprodukte durch Röhren, die äußerlich von kaltem Wasser umgeben sind, in eine Reihe von Behältern geleitet, wo sie in Folge der Abkühlung durch das Wasser wieder tropfbarflüssig werden. Der T. wird durch Pumpen abgeschöpft und in besondere Behälter gebracht, aus dem Uebrigen wird reiner Holzessig durch einige Läuterungsoperationen dargestellt. Man erhält auf diesem Wege aus 80 Ctr. Holz $46\frac{2}{3}$ Ctr. Holzessig und $6\frac{1}{2}$ Ctr. T. Der **Steinkohlentheer** wird als Nebenprodukt bei der Darstellung des Leuchtgases aus Steinkohlen oder bei der Bereitung der Coaks gewonnen. In den Gasanstalten entweicht nämlich aus den in den Retorten erhitzten Steinkohlen außer dem Leuchtgas eine bedeutende Menge von mit verschiedenen Säuren gemischtem Ammoniak und von T. Diese Stoffe werden auf dem weiten Wege, den die entwickelten Gase zu machen haben, nach und nach abgeschieden (großentheils schon in dem ersten Sammelrohr, dann noch im Kondensator) und dann in die Theercisterne abgeleitet, wo sie in verschiedenen Schichten übereinander sich absetzen. Durch Hähne, die an diesem Behälter in verschiedenen Höhen angebracht sind, kann man den T. von den gelösten Ammoniakverbindungen trennen. Solchen noch nicht ganz reinen Steinkohlentheer verbraucht man entweder gleich, oder läutert ihn durch Destillation mit Wasser, wodurch man 26 Proc. **gereinigten Steinkohlentheer** und ein flüchtiges Oel, das **Steinkohlentheeröl**, gewinnt. Der T., er mag aus Holz oder Steinkohlen bereitet seyn, ist eine sehr zähflüssige Masse von eigenthümlich brenzlichem, nicht gerade unangenehmem Geruche und schwarzbrauner Farbe, erhält sich lange weich, löst sich nicht in Wasser, verleiht aber diesem, wenn es mit ihm geschüttelt wird, seinen Geruch und eine gelbliche Farbe. In Alkohol, Aether, sowie in flüchtigen und fetten Oelen löst sich der T. auf. Er erscheint als eine Verbindung von flüchtigem Oele und Harz, und zwar von Brandöl mit Brandharz; daneben enthält er aber noch eine große Anzahl anderer Stoffe, die sämmtlich darin mit einander übereinstimmen, daß sie flüchtige und flüssige Destillationsprodukte des Holzes, resp. der Steinkohlen sind und in Wasser sich nicht lösen. Der Holztheer enthält außer Brandharz, Kolophon, Brandöl und Terpentinöl noch Kreosot, Paraffin, Eupion, Picamar, Kapnomor, Pyren, Chrysen &c. Der Steinkohlentheer besteht der Hauptmasse nach gleichfalls aus schwarzem Brandharz und flüchtigem Steinkohlentheeröl, außerdem hauptsächlich aus Naphthalin und einer Reihe von Säuren, Karbolsäure, Rosolsäure und Brunolsäure, und Basen, Leukol, Pyrrol und Kyanol. Wie man aus dem weißen und gelben T. Kienöl und weißes Pech darstellt, so gewinnt man aus dem eigentlichen dunklen Holztheer durch Destillation mit Wasser das Pechöl und als Rückstand das **schwarze Pech**. In den größten Quantitäten wird der T. beim Schiffsbau gebraucht, wo man alles Holz und Tauwerk damit überzieht, um dasselbe gegen die schädliche Einwirkung von Wasser und Wetter zu schützen, beim Kalfatern, wobei man Schiffspech dem T. zusetzt; überhaupt findet der T. große Anwendung als Anstrichmittel für Mauern, um diese gegen Feuchtigkeit und Salpeterfraß zu schützen, sowie für Pfähle und anderes Holzwerk, welches dem gleichzeitigen Einfluß von Luft und Feuchtigkeit ausgesetzt ist und gegen Wurmfraß wie gegen Fäulniß geschützt werden soll. Auch braucht man den T. zur Reibungsverminderung, mit Fett vermischt, als **Wagenschmiere**. Der **Birkentheer**, welcher bloß in Rußland gewonnen wird, kommt hier bloß bei der Bereitung des Juftenleders in Anwendung, dem er seinen eigenthümlichen Geruch verleiht. Die medicinische Wirksamkeit des T.s wird hauptsächlich von seinem empyreumatischen Oele und dem Kreosotgehalte bestimmt.

Theil, Bezeichnung jedes Dinges, in sofern es mit andern gleichartigen oder ungleichartigen zusammen ein anderes bildet, welches in Beziehung auf dieses Verhältniß das Ganze heißt. Sind die T.e unter sich und folglich auch dem Ganzen gleichartig, so heißen sie **Aggregattheile**, sind sie dagegen unter sich und demnach auch dem Ganzen ungleichartig, **Elementartheile**. Erstere sind nur in quantitativer Rücksicht von einander und vom Ganzen unterscheidbar, letztere auch in qualitativer. Ein Ding, das in einzelne T.e wirklich zerlegt ist oder zerlegt gedacht werden kann, heißt **zusammengesetzt**; im Gegentheil **einfach**, wenn dies nicht der Fall ist. In der Mathematik bezeichnet T. jede kleinere Größe in Bezug auf eine oder mehre gleichartige, mit denen zusammengenommen sie eine andere Größe als Ganzes bildet. Kann das

Ganze durch irgend vielmaliges Setzen des T.es erzeugt werden, so heißt derselbe ein aliquoter; dagegen heißt jedes beliebige Stück eines Ganzen ein aliquanter T. desselben. Ein solcher kann entweder so beschaffen seyn, daß er sich als Vielfaches irgend eines aliquoten T.es des Ganzen darstellen läßt, oder so, daß dies nicht möglich ist. Im erstern Falle ist das Verhältniß des T.es zum Ganzen rational, im letztern irrational.

Theilbarkeit (divisibilitas), allgemeine physikalische Eigenschaft der Körper, zufolge welcher sich dieselben in kleinere gleichartige Theile auf mechanischem Wege trennen lassen. Ob die physikalische T. der Körper bis ins Unendliche gehe, oder ob dieselbe bei gewissen kleinsten Theilchen (Atomen), die nicht mehr theilbar seyen, ihre Grenze habe, darüber hat man vorzüglich auf dem Gebiete der Philosophie bis jetzt viel gestritten, weil man hierin einen wichtigen Schlüssel zur Erforschung des Wesens der Materie zu finden hoffte (s. Atome). Wichtiger und erfolgreicher, als diese philosophischen Spekulationen über die ideelle Grenze der physikalischen T., sind die Bemühungen um Auffindung der Grenze, bis zu welcher faktisch die Theilung der Körper getrieben werden kann. Dieser praktische Weg hat zwar noch nicht eine derartige Grenze ergeben, aber doch gezeigt, daß, wenn eine solche vorhanden ist, die kleinsten Theilchen unserer Vorstellung entschwinden und auf keinen Fall sich einer Messung unterwerfen lassen. Schon die durch mechanische Theilung erhaltenen Theile, die man Aggregattheile nennt, sind von bedeutender Feinheit und lassen sich mit unbewaffnetem Auge im Mehl oder Staub pulverisirter Substanzen nicht unterscheiden; doch erscheinen diese unter einem guten Mikroskope noch von beträchtlicher Ausdehnung und sind daher noch meßbar. An der außerordentlichen Dehnbarkeit der Metalle, des Glases, der Seide, der Spinnenfäden u. dgl. läßt sich in noch höherem Grade die außerordentliche Feinheit der Elementartheile, aus denen sie bestehen, darthun. Ein Dukaten z. B. gibt 2000 □Zoll Goldblättchen; eine silberne Stange von $1\frac{1}{2}$ Zoll Dicke und 22 Zoll Länge, mit 1—2 Loth Gold überzogen, gibt einen Draht von 110 französischen Meilen, welcher noch überall vergoldet ist. Ein Gran Karmin färbt 20 Pfund Wasser merklich roth, und ein Gran Kupfer, in Salmiakgeist aufgelöst, 392 Kubikzoll Wasser intensiv blau. Ein Stückchen Moschus von der Größe eines Hirsekorns füllt ein großes Zimmer auf längere Zeit mit seinem Geruch, selbst wenn die Luft darin mehrmals am Tage wechselt, ꝛc.

Theilmaschine, Instrument, womit man gerade oder krumme Linien (im letzten Falle gewöhnlich Kreislinien) in eine gewisse Anzahl gleicher Theile theilt. Zur Eintheilung von Maßstäben, von Skalen aller Art, überhaupt von geradlinigen Distanzen dient die geradlinige T., deren Einrichtung im Wesentlichen darauf beruht, daß mittelst einer sehr feinen Mikrometerschraube ein Schlitten mit einem Reißwerk auf der zu theilenden Erstreckung in den kleinsten Intervallen vor- oder rückwärts bewegt werden kann. Durch jede Schraubendrehung wird der Schlitten mit dem den Theilstrich machenden Schneideinstrument um gleich viel fortbewegt, und man bestimmt daher die Länge der Intervalle durch die Anzahl der Schraubendrehungen. Da bei feinen Theilungen nicht nur ganze Schraubenumgänge, sondern kleine Theile eines einzigen solchen Umganges in Betracht kommen, so ist vorn auf die Axe der Schraube eine Scheibe senkrecht angebracht, und zwar so, daß die Axe der Schraube genau mit dem Centrum der Scheibe zusammenfällt. Diese ist in beliebig viele, gewöhnlich in 100 gleiche Theile getheilt, die von einem auf der Schraubenspindel befestigten Stifte bei deren Umdrehung durchlaufen werden. So können sogar Hundertheile eines Schraubenumganges bei der Theilung berücksichtigt werden. Soll nun z. B. eine Skale mit dieser Maschine getheilt werden, so bestimmt man erst, wie viel ganze Schraubenumdrehungen und wie viel Theile einer ganzen Umdrehung erforderlich sind, um den Schlitten von einem Ende der Skale bis zum andern fortzubewegen, und dividirt dann diese Zahl durch die Anzahl der zu machenden Theile, um zu wissen, wie viel ganze Umdrehungen und wie viel Theile einer ganzen Drehung die Schraube von einem Theilstrich zum andern machen muß. Zur Theilung von Kreisen — meist in 360 Grad mit 60 Minuten und 60 Sekunden — bedient man sich der Kreistheilmaschinen, bei welchen es hauptsächlich darauf ankommt, einen großen, massiv und dabei äußerst genau gearbeiteten Kreis herzustellen, an dessen Rande eine möglichst absolut richtige Kreistheilung aufgetragen ist. Dieser Kreis ruht in horizontaler Lage und ist so eingerichtet, daß die zu theilenden Kreise koncentrisch auf ihn gelegt werden können, um die normale Kreistheilung mittelst eines Reißwerks auf dieselben zu übertragen. Hierbei wird entweder die ganze Maschine in horizontaler Ebene um eine vertikale Axe gedreht, oder das Reißwerk, mittelst dessen die Theilstriche auf dem zu theilenden Kreise eingerissen oder eingeschnitten werden, von einem Theilstriche des Normalkreises zum andern fortbewegt. Dieser Kreistheilmaschinen bedient sich der Mechaniker namentlich, wenn er für feinere Meßinstrumente, für Transporteure ꝛc., Kreistheilungen auszuführen hat.

Theiner, 1) Johann Anton, freisinniger katholischer Theolog, geboren den 15. Dec. 1799 zu Breslau, studirte daselbst seit 1818 und schloß sich besonders an Dereser (s. d.) an. Im J. 1823 ward er Kaplan in Zobten am Bober, 1824 aber als außerordentlicher Professor der Exegese und des Kirchenrechts nach Breslau zurückberufen. Hier verfocht er auf dem Lehrstuhle, sowie in verschiedenen Schriften gallikanische u. josephinische Grundsätze und betheiligte sich mit Eifer an den reformatorischen Bewegungen, die sich seit 1826 in der katholischen Kirche Schlesiens kundgaben. Die Folge davon war, daß ihm von Seiten des Fürstbischofs die Vorlesungen über das kanonische Recht untersagt wurden, worauf T. seine Professur niederlegte und ein Pfarramt, erst (1830) zu Polsnitz bei Canth, dann (1836) zu Grüssau u. (1837) zu Hundsfeld bei Breslau annahm. Im J. 1845 schloß er sich, unter Niederlegung seines Amts, öffentlich der deutsch-katholischen Bewegung an und ward deshalb vom Fürstbischof er-

kommunicirt. Zerwürfnisse mit den Führern der neuen Partei über die Grenzen der Reform veranlaßten ihn bald, sich vom Deutschkatholicismus wieder zurückzuziehen. Seitdem lebte er als Privatgelehrter in Breslau. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: „Descriptio codicis manuscripti, qui versionem Pentateuchi arabicam continet" (Breslau 1824); „Die zwölf kleinen Propheten", als Fortsetzung des bereserschen Bibelwerks (Leipzig 1830); „Die heilige Schrift des Alten Testaments, des ersten Theils letzte Abtheilung, das 5. Buch Moses enthaltend" (das. 1831); „Die reformatorischen Bestrebungen der katholischen Kirche" (Altenburg 1845); „Das Seligkeitsdogma der römisch-katholischen Kirche" (Breslau 1847).

2) **Augustin**, des Vorigen Bruder, gelehrter katholischer Kanonist u. strengster Ultramontanist, geboren zu Breslau den 11. April 1804, studirte daselbst Theologie, dann Philosophie und Jurisprudenz. Anfangs der freieren Richtung huldigend, schrieb er „Die Einführung der gezwungenen Ehelosigkeit bei den christlichen Geistlichen u. ihre Folgen" (Altenb. 1828, 2 Bde., neue Aufl. 1845). Nachdem er in Halle 1839 mit seiner „Commentatio de Romanorum pontificum epistolarum decretalium collectionibus antiquis" (Leipzig 1829) die juristische Doktorwürde erworben, machte er, vom preußischen Kultusministerium unterstützt, eine wissenschaftliche Reise nach Wien, London und Paris und ging dann 1833 nach Rom, wo er durch die Jesuiten zu St. Eusebius für den Ultramontanismus gewonnen ward. In dieser Richtung befangen, schrieb er „Geschichte der geistlichen Bildungsanstalten" (Mainz 1835), „Versuche und Bemühungen des heiligen Stuhles in den letzten drei Jahrhunderten, die durch Ketzerei und Schisma von ihm getrennten Völker des Nordens wiederum mit der Kirche zu vereinen; nach geheimen Staatspapieren" (Bd. 1, Thl. 1, Augsb. 1837) u. „Geschichte der Rückkehr der regierenden Häuser zu Braunschweig und Sachsen in den Schooß der katholischen Kirche" (Einsiedeln 1843). Weit verdienstlicher sind seine kirchenrechtlichen und kirchenhistorischen Arbeiten, wie „Recherches sur plusieurs collections inédites de décrétales du moyen âge" (Paris 1832), „Ueber Ivo's vermeintliches Dekret" (Mainz 1832) u. „Disquisitiones criticae in praecipuas canonum et decretalium collectiones" (Rom 1836). Ferner schrieb er: „Die neuesten Zustände der katholischen Kirche beider Ritus in Polen u. Rußland seit Katharina II." (Augsb. 1841); „Die Staatskirche Rußlands im J. 1839" (Schaffh. 1844); „Die Zustände der katholischen Kirche in Schlesien von 1740—58" (Regensburg 1852, 2 Bde.); „Geschichte des Pontifikats Klemens' XIV." (Leipzig und Paris 1833, 2 Bde.) u. A. m. T. ist gegenwärtig in Rom Konsultor mehrer Kongregationen und Präfektadjutor des päpstlichen geheimen Archivs.

Theismus, diejenige philosophisch-theologische Ansicht, welche sowohl einen Unterschied zwischen Gott und Welt, Geist und Materie, als auch eine lebendige Beziehung beider auf einander statuirt. Die Philosophie sucht den T. spekulativ zu begründen, und zwar von der Vernunft, oder dem Gefühle aus (Jacobi, Fries u. A.), oder sie schließt ihn (Kant) als ein Postulat der praktischen Vernunft von dem Gebiete theoretischer Spekulation aus. Die kantische Schule versteht unter dem T. die Anerkennung Gottes als freier moralischer Intelligenz, unter dem Deismus dagegen die Anerkennung Gottes als des alleinigen Urgrundes des Weltalls, jenes nach dem physikotheologischen und moralischen, dieses nach dem ontologischen und kosmologischen Beweise. Vgl. Deismus.

Theiß (ungar. Tisza, slav. Tisa, bei den Alten als Grenzfluß Daciens Tissus, Tisia, auch Pathissus), ansehnlichster Nebenfluß der Donau und nächst dieser Hauptfluß Ungarns, entspringt im marmaroscher Komitat auf den Karpathen an der galizischen Grenze und entsteht aus der Vereinigung der schwarzen und weißen T. Erstere entspringt am Czerna-Gora, nördlich von dem Orte Körösmező, letztere am Berge Busky im Petroschgebirge. Nach Vereinigung beider Quellen fließt die T. anfangs südlich durch enge Gebirgspässe, wendet sich nach Aufnahme des von Südosten kommenden Viso bei Tribussa links west- und nordwestwärts über Szigeth nach Huszt und behält jene Richtung bis zu ihrem Austritt aus dem marmaroscher Komitat bei. Bis hierher hat die T. ein reines und schnellfließendes Wasser, das sich aber, nachdem sie durch die ugocser Berge in die Ebene getreten ist, in ein schleichendes und schlammiges verwandelt. In südwestlicher Richtung fließt sie über Tokay bis Szolnok, wo sie die südliche Richtung annimmt, die sie, an Csongrad und Szegedin vorüberfließend und dann in die Wojewodina und das Militärgrenzgebiet übertretend, bis zu ihrer Mündung in die Donau, mit der sie in einer durchschnittlichen Entfernung von 12 Meilen parallel läuft, beibehält. Die Ufer der T. sind meist flach, daher die häufigen Ueberschwemmungen, wobei viele Sümpfe zurückbleiben, die in dem torontaler Komitat ¼ des Flächeninhalts in Morast verwandelt haben. Ihre Breite beträgt durchschnittlich 500—1000 Fuß. Schiffbar wird sie bei Szigeth, für größere Fahrzeuge an der Hernadmündung, für Dampfboote bei Tokay. Von Szolnok an trägt sie dieselben Lasten wie die Donau, und es wird trotz der durch die sumpfigen Ufer veranlaßten Schwierigkeiten die Schifffahrt lebhaft betrieben. Der Bacser- oder Franzenskanal in der Wojewodina, welcher bei Földvar, südlich von Uj-Becse, aus der T. unweit Bézdan in die Donau führt, kürzt die Stromfahrt von 48 auf 14⅘ Meilen ab. Auch steht die T. durch den 26⅓ M. langen Begakanal mit der Temes im Banat in Verbindung. In neuester Zeit hat man nicht nur die Regulirung des Theißbetts, sondern auch die Trockenlegung der am Ufer sich hinziehenden Moräste und die Sicherung der anliegenden Gegenden vor Ueberschwemmung mit Erfolg in Angriff genommen. Der Lauf der T. beträgt mit allen Krümmungen 160—170 Meilen; der direkte Abstand der Mündung von der Quelle nur 63 Meilen. Ihr Gebiet, das die Osthälfte Ungarns, das Banat und, mit Ausnahme des südöstlichsten Abschnitts, ganz Siebenbürgen umfaßt, hat 2660 □Meilen Flächeninhalt. Die T. ist außerordent-

lich fischreich; vorzüglich ergiebig ist der Fang von Hausen, Tiken und Karpfen. Auch findet sich auf dem Flusse und an seinen Ufern zahlloses Wassergeflügel ein. In den anliegenden Morästen gibt es Schildkröten. Nebenflüsse der T. sind rechts: Bodrog, Hernad, Zagyva, links: Szamos (Samosch), Körös (Körösch), Maros (Marosch), Bega.

Theißblüthen, die in der Gegend von Szegedin in ungeheurer Menge vorkommenden Tagfliegen (Ephemera *L.*), die als Dünger benutzt werden.

Thekla, Heilige, vornehme Jungfrau von Iconium, ward eine Anhängerin des Apostels Paulus nach einer von ihm gehörten Predigt und begleitete ihn nach Antiochia. Als sie sich zu einem ehelosen Leben entschloß, hatte sie viel Verfolgungen auszustehen und ward dann zum Tode durch die Flammen oder die wilden Thiere verurtheilt, von beiden aber verschont. Sie starb eines natürlichen Todes in Isaurien und ward zu Seleucia begraben. Die Kathedrale von Mailand ist nach ihr benannt und hat lange Zeit Reliquien von ihr besessen. Ihr Gedächtnißtag ist der 23. September.

Thelawi (Telav), Kreisstadt im asiat.-russ. Gouvernement Tiflis, in reizender, an Obst und Wein reicher Gegend, hat einen schönen Bazar, ein Schloß, Mauern, auf den benachbarten Hügeln mehre Burgen und 3000 Einw.

Thelygonum (Hundskohl), Pflanzengattung aus der Familie der Sanguisorbeen, enthält die einzige Art **T. Cynocrambe** *L.*, ein fußhohes, ästiges, fleischiges Sommergewächs am Mittelmeer, das etwas scharf schmeckt und als Gemüse gegessen, auch als Arznei gegen Verschleimung und Gallenübel gebraucht wird.

Thema (griech.), das Gesetzte, Aufgestellte, daher in der Rhetorik der einer jeden stylistischen Darstellung zu Grunde liegende Hauptgedanke; in der Musik derjenige Gedanke (Satz) in einem Tonstück, der dem ganzen Stück oder doch einer größern Abtheilung desselben zu Grunde gelegt ist, daher als Hauptgedanke am meisten wiederholt und in der Art weiter ausgeführt ist, daß er in den verschiedensten Wendungen und Veränderungen und in verschiedenen Tonarten wiederkehrt. Es wird bei den kontrapunktischen Formen, wie bei der Fuge, dem Kanon 2c. auch Subjekt genannt.

Themar, Stadt im sachsen-meiningischen Verwaltungsamt Römhild, am rechten Ufer der Werra, an der Werraeisenbahn, hat 1500 Einwohner, welche außer Landwirthschaft und den gewöhnlichen Handwerken bedeutenden Holzhandel und Flößerei treiben. Dabei das Nadelöhr, Flözkalkfelsen, durch welche sich die Werra drängt.

Themis, eine der Titaniden, Tochter des Uranus und der Gäa, war eine Zeit lang Inhaberin des delphi'schen Orakels, überließ dasselbe aber dem Apollo, dem sie die Gabe der Weissagung mitgetheilt hatte, als Jupiter sie zu seiner zweiten Gemahlin erhob. Sie gebar von demselben die Horen, die Eunomia, Dice (Asträa), Irene und die Mören (Parzen). In weiterer Ausbildung erscheint sie als Personifikation der durch Billigkeit, Gebrauch, Gesetz und Recht bestimmten Ordnung; als Personifikation des abstrakten Begriffes der Gerechtigkeit gehört sie erst der spätern Zeit. Dargestellt wird T. als gereifte Frau mit großen Augen und ernstem Blick; auf Münzen mit Füllhorn und Wage; später als Göttin der Gerechtigkeit mit einer Binde vor den Augen, einem Schwert in der rechten und einer Wage in der linken Hand.

Themistius, mit dem Beinamen Euphrades, d. i. der Wohlredner, peripatetischer Philosoph und Rhetor aus Paphlagonien (daher T. Paphlago genannt), lebte u. lehrte im 4. Jahrhundert n. Chr., anfangs in Nicomedia, später in Konstantinopel, wo er auch mehre öffentliche Aemter bekleidete. Im Jahre 355 ward er vom Kaiser Constantius in den Senat aufgenommen und 362 von Julian zum Stadtpräfekten ernannt. Theodosius vertraute T. die Aufsicht über seinen Sohn Arcadius an, obschon T. dem Heidenthume treu geblieben war. Er † zwischen 387 und 390. Außer einem Kommentar zu einigen Schriften des Aristoteles besitzen wir von ihm noch 33 Reden, die zugleich mit der von A. Mai später entdeckten und bekannt gemachten (Mailand 1816) zuletzt am besten von W. Dindorf (Leipzig 1832) herausgegeben worden sind.

Themistocles, ausgezeichneter griechischer Feldherr und Staatsmann, geboren zu Athen 514 v. Chr., Sohn des Neocles, zeigte schon als Knabe vortreffliche Geistesanlagen, insbesondere einen durchdringenden Verstand und ein eminentes Gedächtniß, aber auch grenzenlosen Ehrgeiz und glühende Liebe zum Vaterlande. Wenn er in der Wahl der Mittel zur Befriedigung seines persönlichen Ehrgeizes schon nicht sehr bedenklich war, so machte ihn die Rücksicht auf das Wohl des Vaterlandes noch gleichgültiger gegen die strengen Gesetze der Rechtlichkeit. Er war in vielen Stücken das Widerspiel von Aristides; aber wie dieser strebte auch er darnach, seine Vaterstadt groß zu machen. Für diesen Zweck seine ganze Kraft aufbietend und begabt mit großem Scharfblick, richtete er Großes aus. Er kämpfte in der Schlacht bei Marathon mit, und der Ruhm des Miltiades erregte seinen Ehrgeiz in so hohem Maße, daß er selbst gestand, die Trophäen des Helden von Marathon ließen ihn nicht schlafen. In den öffentlichen Volksversammlungen erlangte er durch sein Rednertalent in kurzer Zeit wichtigen Einfluß auf die Staatsangelegenheiten. Er buhlte um die Gunst der demokratischen Partei und scheint schon um 491 Führer derselben gewesen zu seyn. Vermöge seines Scharfblickes sah er in dem Siege bei Marathon nicht Sicherheit für Athen, sondern den Anfang schwererer Kämpfe, die nur durch vermehrte Streitkräfte, besonders zur See, glücklich bestanden werden könnten. Seinen kühnen, hierauf berechneten Entwürfen widersetzte sich der streng rechtliche Aristides, weil ihm T. nur nach eigener, dem Staate gefährlicher Macht zu streben schien. Dennoch erhielt T. die Leitung der Flotte mit dem Auftrage, die Inseln des ägäischen Meeres zu unterjochen. Als Sieger zurückgekehrt, verwendete er die reiche Beute zu glänzenden Volksfesten und Schauspielen und ward dadurch der Liebling des Volkes, dem der redliche Aristides weichen mußte. T. setzte sich als Hauptziel die Herstel-

lung einer tüchtigen Flotte. Er überredete daher die Athener, die reichen Einkünfte der Silberbergwerke von Laurium zur Erbauung von 100 neuen Schiffen zu verwenden, und setzte das Gesetz durch, daß die Flotte einen jährlichen Zuwachs von 20 neuen Triremen erhalten solle. Er wandte sich darauf zunächst gegen Aegina, welches im letzten Kriege die Perser unterstützt hatte, dann gegen Corcyra, vertrieb die Seeräuber aus dem griechischen Meere und übte die Flotte für einen Krieg ein. Als nun bald darauf (481) Xerxes mit seinem ungeheuren Heere gegen Griechenland heranzog, ließ es sich T. angelegen seyn, die einzelnen griechischen Stämme gegen den gemeinschaftlichen Feind mit Beseitigung ihrer inneren Streitigkeiten zu vereinigen, und setzte in dem hierzu veranstalteten Rathe der verbündeten Hellenen auf dem Isthmus bei Korinth (481) die ersprießlichsten Beschlüsse durch, wie denn auch vornehmlich durch seine muthige Ausdauer und durch seine kluge Umsicht der glorreiche Seesieg bei Salamis errungen ward (s. Athen, Geschichte). T. stand seitdem zu Athen und im übrigen Griechenland im größten Ansehen. Athen wurde unter seiner Leitung wieder aufgebaut und, trotz der Einwendungen der Lacedämonier, befestigt. Des T. Werk war auch die Einrichtung des Piräeus, des vorzüglichsten Hafens von Athen, und dessen Verbindung mit der Stadt. Als Führer der demokratischen Partei setzte er es durch, daß jeder Bürger Antheil an der Regierung erhielt und die Archonten ohne Unterschied aus dem Volke erwählt werden sollten. Er endlich verschaffte Athen die Hegemonie über das übrige Griechenland. Trotzdem ward er das Opfer der Umtriebe der von ihm gestürzten, aber nicht vernichteten Aristokratenpartei, der es endlich gelang, den bedeutenden Einfluß des Mannes als der Verfassung gefährlich darzustellen und unter geheimer Mitwirkung der Spartaner die Verbannung desselben durch den Ostracismus um 473 v. Chr. durchzusetzen. T. wendete sich zunächst nach Argos. Hier theilte ihm der Spartaner Pausanias einen Entwurf gegen die Freiheit Griechenlands mit. T. wies jedoch, wie man später aus seinen an den Pausanias gerichteten Briefen erfah, jede Theilnahme ab. Da man ihn gleichwohl gefangen nach Athen führen und vor ein Gericht stellen wollte, so floh er nach Corcyra und, als er hier keinen Schutz fand, nach Epirus und von da zu dem Molosserkönig Admetus. Aber auch hier verfolgte ihn die Rache der Spartaner. Sie drohten dem König mit Krieg, wenn er den angeblichen Verbrecher noch länger beschützen würde, und der König beförderte darauf des T. Flucht nach Asien. Er fand beim Perserkönige die schmeichelhafteste Aufnahme und erhielt die Einkünfte dreier Städte angewiesen, Magnesia zum Brode, Lampsacus zum Weine, Myus zum Gemüse. Im J. 471 (nach Andern 465) † er zu Magnesia, ob auf natürliche Weise, oder durch Gift, ist nicht ermittelt. Seine Freunde brachten seine Gebeine heimlich nach Athen und setzten sie daselbst bei. Zu Magnesia zeigte man nachmals sein Grabmal und auf dem Markt daselbst seine Bildsäule. In seiner Verbannung (477 bis 471) soll er mehre Briefe (21 an der Zahl) geschrieben haben; die, welche wir unter seinem Namen besitzen, sind unächt, herausgegeben von Schöttgen (2. Aufl., Leipz. 1742) und Bremer (Lemgo 1776). Biographien des T. besitzen wir von Corn. Nepos und Plutarch. Feßlers „Aristides und T." (3. Aufl., Berlin 1818, 2 Bde.) ist ganz im Tone eines Romans gehalten.

Themse (engl. Thames, im Alterthum Tamesis oder Tamesa), der größte Fluß Englands, entspringt an der Grenze zwischen Wilt- u. Gloucestershire unter dem Namen T. oder Isis aus zwei Hauptquellen, dem im Sommer wasserarmen Thames-Head unweit Cirencester und dem wasserreicheren Swillbach (Swill-Brook) bei West-Crudwell, 2 Stunden nordöstlich von Malmesbury, fließt in östlicher Richtung über Cricklade und Lechlade nach Oxford, wo sie links die ebenfalls unter die Quellarme gerechnete Charwell aufnimmt, dann nach Südsüdosten und wird bei Dorchester durch die Thame verstärkt, aus deren und der Isis Namen die Benennung Thames korrumpirt worden seyn soll. Nachdem sie von Reading an in mehren großen Bogen wieder östliche Richtung angenommen, berührt sie in ihrem Laufe Windsor, Staines, Chertsey, Hampton, Kingston, Twickenham, Richmond, Brentford, Chelsea, London, Deptford, Greenwich, Blackwall, Woolwich, Gravesend und mündet zwischen Sheerneß, auf der Insel Sheppey in Kent, und dem Kap Shoeburgneß in Essex, 10 Meilen unterhalb London, in die Nordsee. Nachdem sie schon bei Sheerneß den Namen Nore angenommen, vertauscht sie diesen weiterhin bis zu ihrer meerbusenähnlichen Erweiterung mit dem Namen Swill. Von Norelight, dem Leuchtthurm im Nore, bis zur Quelle beträgt die direkte Entfernung 27 Meilen, der Lauf des Flusses mit den Krümmungen aber 50 Meilen, wovon 42 schiffbar sind. Die Breite der T. beträgt bei Sheerneß über 1 Meile, bei Greenwich zur Ebbezeit 1800 englische Fuß, bei London, welches sie $1\frac{1}{4}$ Meilen weit durchfließt, zwischen 720 und 1450 Fuß. Von London aufwärts engt sich ihr Bett bedeutend ein. Ihre Tiefe beträgt aufwärts bis zur untersten ihrer sieben Brücken, der Londonbridge, 12—14 Fuß. Die Fluth steigt alle 12 Stunden 14—19 Fuß senkrechter Höhe mit einer Schnelligkeit von 2—3 englischen Meilen auf die Stunde. Zu dieser Zeit kommen Seeschiffe von 7—800 Tonnen (à 26 Centner) bis zur Londonbridge; größere, wie die Ostindienfahrer und Kriegsschiffe, müssen bei Blackwall und Deptford vor Anker gehen. Die T. ist in kommercieller Hinsicht der lebhafteste Fluß der Erde; man berechnet die jährliche Waarenausfuhr auf der T. zu 70—80 Millionen Pfund Sterling, obwohl sie von London aufwärts nur für Barken und vermittelst mehrer Schleußen schiffbar ist. Die Fluth ist noch eine Strecke über Richmond hinaus bemerkbar. Unter den die T. mit dem Innern des Landes verbindenden Kanälen sind der Grand-Junction-, Oxford-, Paddington-, Regent-, Thames- und Severnkanal die bedeutendsten. Der gewöhnliche Wasserweg zwischen London und Bristol führt durch den Kennet- und Avonkanal, welcher bei Reading nach Bath am Avon führt und $12\frac{1}{2}$ Meilen lang ist. Das

Flußgebiet der T. umfaßt ein Areal von 236 □Meilen und gehört 12 Graffschaften an. Oberhalb London sind die Ufer derselben trefflich angebaut und bieten mit ihren zahlreichen Städten, Flecken, Dörfern u. Landsitzen, zwischen denen sich Gärten, Wiesen u. waldbekränzte Hügel hinziehen, die reizendsten landschaftlichen Bilder dar. Von London abwärts sind die Ufer so flach, daß die hier befindlichen Marschen bei hoher Fluth 6—7 Fuß unter dem Wasserspiegel liegen und durch kostspielige Faschinendämme gegen dieselbe gesichert werden müssen. Hier entfaltet sich der großartigste Weltverkehr, dessen Hauptpunkte Greenwich, Deptford und Woolwich mit ihren weitläufigen Docks, Arsenalen und Magazinen, sowie Gravesend, der Sammelplatz der in See gehenden Schiffe, sind. Nebenflüsse der T. sind links: Churn, Cole (Coln), Lech, Windrush, Evenlode, Charwell, Thame, Colne, Brent, Lea, Rodney, Bourn (Rumford-River) und Ingerbourn; rechts Ock, Kennet, Lodden, Wey (Wye), Mole, Wandle, Ravensbourne und Darent, von denen allen aber nur der Lea, Kennet, Wey und Darent für die Schifffahrt von Bedeutung sind. Sieht man die Medway als Nebenfluß der T. an, so ist diese der wichtigste von allen. Sie durchströmt die Grafschaft Kent, berührt Tunbridge u. Maidstone, ist 10 Meilen weit schiffbar u. mündet bei Rochester in die für die größten Kriegsschiffe zugängliche Medwaybucht, die sich dann $2^1/_4$ Meilen weiter in 2 Arme theilt, von denen der Hauptstrom bei Sheerneß in die Themsemündung führt, der andere, East-Swale genannt, die Insel Sheppey von der Küste trennt.

Thénard, Louis Jacques, Baron, französischer Chemiker, geboren den 4. Mai 1774 zu Nogent-sur-Seine, widmete sich in Paris dem Studium der Chemie mit solchem Erfolg, daß er bereits in seinem 20. Jahre als Repetent der Chemie an der polytechnischen Schule angestellt ward. Sechs Jahre nachher erhielt er die Professur der Chemie am Collége de France, später an der polytechnischen Schule und an der Universität. Bei Karls X. Krönung 1824 ward er zum Baron, 1829 zum Offizier der Ehrenlegion, 1832 zum Mitgliede der Akademie und 1833 zum Pair von Frankreich ernannt. Im J. 1837 legte er seine Professur an der polytechnischen Schule, 1840 auch die an der Universität nieder. T. besitzt vorzugsweise ein großes Talent in der Kunst des Experimentirens, doch ist seit längerer Zeit keine neue Untersuchung von ihm erschienen. Seine bedeutendsten Werke sind der „Traité de chimie élémentaire théorique et pratique" (7. Aufl., Paris 1836, 5 Bde., nach der 5. Aufl. deutsch von Fechner, Lpz. 1825—30, 7 Bde.) u. die „Recherches physico-chimiques" (Par. 1816, 2 Bde.), gemeinschaftlich mit Gay-Lussac herausgegeben.

Theocritus, der berühmteste bukolische Dichter der Griechen, aus Syrakus gebürtig, blühte um 269—214 v. Chr. Nach der gewöhnlichen Erzählung verließ T., weil der damalige Herrscher von Syrakus kein Beschützer von Dichtkunst und Wissenschaft war, seine Vaterstadt und begab sich nach Alexandrien, wo er von den beiden ersten Ptolemäern mit besonderer Achtung aufgenommen wurde. Späterhin kehrte er nach Syrakus zurück, soll aber hier wegen einer beleidigenden Aeußerung über Hiero II. mit dem Tode bestraft worden seyn. Unter T.' Namen besitzen wir außer einer Anzahl von Epigrammen 30 größere Idyllen, von denen jedoch die Kritik einige andern Verfassern zuschreibt. Die meisten derselben haben eine dramatische Form und sind künstlerische Nachahmungen des Wechselgesanges der sicilianischen Hirten. Einige stellen Scenen des gemeinen Lebens dar, andere enthalten mythologische Erzählungen, noch andere sind rein lyrischer Natur. Schon bei den Alten standen die theokritischen Gedichte wegen des ächten Dichtergeistes, der lebendigen und doch prunklosen Darstellung der Natur in hohem Ansehen, und wegen der außerordentlich treuen Abspiegelung des Landlebens sind sie auch für die neueren Dichter Muster in dieser Gattung der Poesie geblieben. Sie sind meist in Hexametern, in einem eklektischen, zum Theil jonisirenden, dorischen Dialekte geschrieben. Unter den zahlreichen Ausgaben dieser Gedichte, die häufig auch mit den gleichartigen des Bion u. Moschus verbunden erschienen, sind hervorzuheben nach der ersten (ohne Jahr und Druckort, wahrscheinlich Mailand 1481) die von Reiske (Leip. 1765—66, 2 Bde.), Warton (Oxf. 1770, 2 Bde.), Valckenaer (Leyden (1779 u. 1781), Heinsdorf (Berl. 1810, 2 Bde.), Schäfer (Leipz. 1810), Kießling (das. 1819), Jacobs (3. Aufl., Gotha 1821), Meineke (Leipz. 1825 u. Berl. 1836), Wüstemann (Gotha 1830), Ziegler (Tübing. 1844) und Ahrens (Leipz. 1850). Uebersetzungen ins Deutsche lieferten Voß (Tübing. 1808, 2. Aufl. 1815) u. Naumann (Prenzl. 1828). Einzelne Idyllen übersetzte auch Stolberg. Vgl. Herder, Ueber T. u. die Idyllenpoesie, in den „Fragmenten über die neuere deutsche Literatur", Bd. 2.

Theodat, König der Ostgothen, s. Gothen.

Theodebald } **Theodebert** }, fränkische Könige aus dem Geschlecht der Merovinger, s. Franken.

Theoderich (Theodorich, Theuderich, später Dietrich), 1) Name von vier fränkischen Königen aus dem Geschlechte der Merovinger, s. Franken.

2) T. der Große, König der Ostgothen von 475—526, Sohn Theodemirs, geb. 465 oder 456, ward als siebenjähriger Knabe, um als Geißel für Einhaltung des zwischen dem byzantinischen Kaiser Leo I. und den Gothen 460 abgeschlossenen Friedens zu dienen, nach Konstantinopel geschickt, wo er 11 Jahre verweilte und sich byzantinische Bildung aneignete. Achtzehn Jahre alt, kehrte er zu seinem Vater zurück, der damals als Alleinherrscher an der Spitze der Gothen stand, stand demselben in mehren siegreichen Kämpfen zur Seite und zog auch selbstständig auf Eroberungen aus. Nach dem Tode seines Vaters erhielt er durch einstimmige Wahl des Volks die Herrschaft über die Ostgothen u. unternahm an deren Spitze jenen Zug nach Italien, der nach Odoakers Sturz zur Gründung des ostgothischen Reichs in Italien führte (s. Gothen). Was die innere Organisation dieses Reichs anlangt, so ließ T. die ganze Verfassung des römischen Staates fortbestehen, selbst die im Edictum Theodorici über Kriminalrecht u. die Rechtsverhältnisse zwischen den Gothen u. Rö-

mern enthaltenen gesetzlichen Bestimmungen beruhten auf römischem Recht, nur daß die gothischen Statthalter der Provinzen (comites), die sogenannten Gothengrafen, die den Römern vorgesetzten römischen Rektoren an Ansehn überragten. T. ließ sich von dem Grundsatz leiten, die Italer nicht als Unterjochte zu behandeln; er wollte vielmehr durch Aufmerksamkeit, Milde u. Gerechtigkeit ihre Zuneigung gewinnen. Städte und Provinzen, welche von feindlicher Gewalt oder von Durchzügen gelitten hatten, unterstützte er aufs Liberalste. Er begünstigte den Ackerbau, gab weise Aus- und Einfuhrgesetze und errichtete Getreidemagazine, um der Theuerung und dem Mangel an Lebensmitteln vorzubeugen. Sein Streben war überhaupt darauf gerichtet, daß Italien selbst die nöthige Nahrung erzeuge; doch ließ er im Nothfalle Getreide aus Sicilien und Spanien kommen. Die größern Städte des Landes, als Ravenna, Verona, Pavia, Spoleto, Rom, Neapel, schmückte er mit Kirchen, Palästen, Bädern, Wasserleitungen 2c., wovon noch jetzt Ueberbleibsel erhalten sind. Wohlstand und Volkszahl hoben sich unter seiner Regierung allenthalben in Italien, das unter ihm nach jahrhundertelanger innerer Zerrüttung und Anfeindung von außen sich aller Segnungen des Friedens wieder zu erfreuen anfing. Nur in seinen letzten Regierungsjahren ließ sich der ruhmgekrönte Fürst zu Handlungen hinreißen, die das strahlende Bild seines Verdienstes beflecken. T. erblickte nämlich in den von Konstantinopel aus ergehenden Maßregeln gegen den Arianismus einen auf ihn u. sein Volk gerichteten Angriff. Als ihm nun die Anzeige gemacht ward, daß der Senator Albinus mit dem byzantinischen Kaiser Justinus in verrätherischem Einvernehmen stehe, schöpfte T. gegen die ganze römische Aristokratie Argwohn. Um diesen von sich abzuwenden, schickte der römische Senat den Boëthius zu T. nach Verona. Dieser aber ward des Verraths angeschuldigt, in Pavia gefangen gesetzt, gefoltert und hingerichtet (525). Gleiches Schicksal hatten Albinus und Symmachus. Die Römer wurden entwaffnet, und T. ließ jetzt selbst Intoleranz und Verfolgungswuth gegen die Athanasianer blicken. Er † den 26. August 526 im 33. Jahre seiner Herrschaft über Italien. Da er keinen Sohn hinterließ, so ging das Reich auf seinen siebenjährigen Enkel Athalarich, den Sohn seiner Tochter Amalasuintha, über. Nicht bloß in der Geschichte, sondern auch in der Sage und im Liede lebte T. als Dietrich von Bern fort, in sofern er im deutschen Heldenbuche und im Nibelungenliede als einer der hervorragendsten Helden gefeiert wird.

3) Name zweier westgothischen Könige, s. Gothen.

Theodicee (v. Griech.), der theologische wissenschaftliche Erweis, daß das Vorhandenseyn des Uebels und der Unvollkommenheit wohl vereinbar sey mit einer weisen, gütigen Vorsehung, also gewissermaßen eine Rechtfertigung Gottes, zu dem Zwecke, daß der Glaube an ihn nicht wankend werde. Die T.n haben nun auf mancherlei Weise das Uebel in der Welt zu erklären und zu vermindern versucht und es theils als Schein oder als bloße Negation des Guten (Hegelianer), theils als auf einer Zulassung Gottes beruhend angesehen. Am besten wird die T. ihre Aufgabe lösen, wenn sie den Nachweis liefert, daß das physische Uebel zum großen Theil aus dem moralischen entspringt und somit vom Menschen selbst verschuldet ist, den Zusammenhang des Uebels mit der Beschränktheit der natürlichen Dinge erläutert und beweist, daß der Begriff des Uebels selbst häufig nur ein individueller ist, indem es gemessen wird nach dem Maßstab persönlicher Reizbarkeit. Für die älteste T. gilt gewöhnlich das Buch Hiob. In der neuern Zeit fand die T. eine Stelle in der Dogmatik seit Leibnitz' Schrift: „Essai de théodicée sur la bonté de Dieu, la liberté de l'homme et l'origine du mal" (Amsterdam 1712). Vgl. Optimismus.

Theodolit (v. Griech.), Winkelmeßinstrument, eigentlich ein vervollkommnetes Astrolabium (s. d.), welches zu einer genauern Messung nicht bloß der Horizontal-, sondern auch der Vertikalwinkel eingerichtet ist. Zu diesem Zwecke tritt an die Stelle der bloßen Diopter ein der Kippregel des Meßtisches entsprechendes Fernrohr, das nicht bloß mit der Alhidade zugleich eine horizontale Drehung um die vertikale Axe des eingetheilten Kreises, sondern auch über der Alhidade eine vertikale Drehung um eine horizontale, von einer auf der Alhidade feststehenden Säule getragene Axe zuläßt. Instrumente, welche nach diesem Grundgedanken konstruirt sind, heißen einfache T.e und reichen bei sorgfältiger Struktur für sekundäre geodätische Arbeiten, bei denen es auf eine Genauigkeit bis auf einige Sekunden nicht ankommt, vollkommen aus. Instrumente dagegen, welche zur Erlangung einer größern Genauigkeit zur Repetition (Multiplikation) der Horizontalwinkel eingerichtet sind, heißen Repetitionstheodolite, und zur Repetition der Höhenwinkel konstruirte Universalinstrumente. Da für den geodätischen Gebrauch die Messung der Horizontalwinkel die Hauptsache ist, für den astronomischen dagegen die Messung von Zenithdistanzen in der Regel mit dem Multiplikationskreise ausgeführt wird, so ist der Repetitionstheodolit unter den eben angegebenen Gattungen gegenwärtig am meisten im Gebrauch.

Theodor, König von Korsika, s. Neuhof.

Theodora, Gemahlin des byzantinischen Kaisers Justinian I., war früher Schauspielerin, Tänzerin und Hetäre und soll sich der ärgsten Prostitution unterworfen und selbst Kindermord verübt haben. Später in großer Zurückgezogenheit vom Wollenspinnen lebend, wußte sie durch schlaue Buhlerkünste den Patricier Justinianus zu fesseln und wardd erst dessen geheime, dann dessen öffentliche Geliebte und endlich trotz des Gesetzes, welches Ehen von Senatoren mit Schauspielerinnen verbot, seine rechtmäßige Gemahlin. Als Justinian 527 den byzantinischen Thron bestieg, erhielt auch sie die Krönung vom Patriarchen und die Würde als Mitherrscherin. Die ehrwürdigsten Bischöfe und angesehensten Senatoren mußten der ehemaligen Buhlerin die Füße küssen. Sie übte eine unumschränkte Gewalt über den Kaiser und gab vielfache Beweise ihrer Klugheit, sowie auch bei verschiedenen Veranlas-

fungen Proben ihres Muthes und ihrer Entschlossenheit. Bei einem 532 in Konstantinopel ausgebrochenen Aufstand rettete sie ihren Gemahl durch unerschrockenes Auftreten. Auch führte sie seit ihrer Vermählung ein züchtiges Leben und machte viele milde Spenden und fromme Stiftungen an Kirchen, Klöster und Spitäler. Doch hielt sie dies nicht ab, Personen, welche nachtheilige Urtheile über sie aussprachen, mit großer Härte und Grausamkeit zu verfolgen. Belisar wurde in seinem Siegeslauf durch T. gehemmt, die an seiner Stelle ihren Günstling Narses erhob. Ihr Stolz sowie ihre Habsucht kannten keine Grenzen. Ihr sehnlichster Wunsch, einen Sohn zu bekommen, blieb trotz ihrer Gebete, Stiftungen und Badereisen unerfüllt. Sie † 548 an einem Krebsschaden.

Theodoretus, griech. Kirchenvater, besonders wichtig als Kirchenhistoriker, geb. 386 oder 393 zu Antiochien, war seit 420 oder 423 Bischof zu Cyrus oder Cyrrhus am Euphrat. Er vertrat in den nestorianischen und eutychianischen Streitigkeiten die Ansicht der syrischen Kirche von den zwei Naturen in Christo, ward zwar durch die Ränke des Dioscurus auf der sogenannten Räubersynode seines Amtes entsetzt und in ein Kloster verbannt, später aber auf dem Koncil zu Chalcedon als rechtgläubig anerkannt. Er † 457 oder 458. Seine Schriften wurden von Sirmond und Garnier (Par. 1642 und 1684), dann von Schulze und Nösselt (Halle 1769, 10 Bde.) herausgegeben. Die wichtigsten darunter sind der Kommentar über alttestamentliche Bücher und über die paulinischen Briefe, sowie die „Historia ecclesiastica“, welche die Zeit von 322—429 umfaßt, und der „Eranistes“, eine Streitschrift gegen Cyrillus.

Theodorus von Mopsuestia, christlicher Kirchenlehrer, aus Antiochien gebürtig, ein Schüler des Rhetors Libanius und des Philosophen Andragathius, anfänglich Mönch, verließ auf Zureden des Chrysostomus das Kloster, zog sich jedoch dahin wieder zurück, ward Presbyter von Antiochien und später Bischof von Mopsuestia (392) in Cilicien und † 428 oder 429. Er war einer der ersten Exegeten seiner Zeit, hieß darum auch vorzugsweise der Exeget. In der morgenländischen Kirche stand er aber als Urheber des Pelagianismus, zu dem er sich in der That bekannte, sowie des Nestorianismus, in üblem Rufe und ward auf dem 5. ökumenischen Koncil 553 als Ketzer verdammt. Außer dem von A. Majo in seiner „Scriptorum veterum nova collectio“ (Rom 1827, 2 Bde.) gegebenen Kommentar über die 12 kleinen Propheten haben sich nur wenige Fragmente von seinen Schriften erhalten. Eine Ausgabe seiner sämmtlichen Werke besorgte Wegnern (Berlin 1831, Th. 1). Vgl. Fritzsche, De Theodori Mopsuestiani vita et scriptis, Halle 1836.

Theodosianus Codex, vom Kaiser Theodosius II. veranstaltete Sammlung von Gesetzen, welche die Verordnungen von Konstantins des Großen Zeit bis auf die seinige umfassen und zugleich die noch geltenden Rechtsgrundsätze aus den Schriften der Rechtsgelehrten und den Konstitutionen der Richter darlegen sollte. Sie ward 438 von Theodosius II. als Gesetzbuch bestätigt und in demselben Jahre auch im weströmischen Reiche unter Valentinian III. publicirt. Die Sammlung ist meist ächt erhalten und durch die Bemühungen des Tilius, Cujacius und Gothofredus, sowie durch in neuerer Zeit entdeckte Fragmente ziemlich vervollständigt worden. Unter den ältern Ausgaben ist die von J. Gothofredus (Leyd. 1665; neue Ausgabe von Ritter, Lpz. 1736), unter den neuern die von Hänel (Bonn 1842) hervorzuheben.

Theodosius, 1) T. I. der Große, römischer Kaiser von 379—395, war um 346 zu Cauca bei Segovia im nördlichen Spanien geboren. Sein gleichnamiger Vater hatte unter Valentinian I. Britannien trefflich verwaltet und sich namentlich in den Kämpfen gegen die Pikten u. Skoten hervorgethan und darauf in Afrika 373 den maurischen Fürsten Firmus, der sich mit Hülfe der fanatisirten Donatisten eines Theils der römischen Provinz bemächtigt hatte, unterworfen, war aber 376 unter Kaiser Gratian durch eine Hofkabale gestürzt und zu Karthago hingerichtet worden. Auch auf den Sohn erstreckte sich die kaiserliche Ungnade. Er ward als Statthalter abgesetzt und in seine Heimath Cauca verwiesen. Hier lebte T. in stiller Zurückgezogenheit, bewirthschaftete ein kleines Gut, unterstützte die Bürger der benachbarten Stadt mit seinem Rathe, schlichtete Zwistigkeiten u. erlangte in kurzer Zeit hohes Ansehen. Erst als die Stürme der Völkerwanderung an die Pforten des Reiches pochten u. Kaiser Valens mit seinem Heer bei Adrianopel den andringenden Gothen erlegen war, rief ihn der Kaiser Gratian aus der Verbannung zurück und erhob ihn zu Sirmium 379 zu seinem Mitkaiser. Mit der Führung des Kriegs gegen die Gothen beauftragt, übernahm T. die Verwaltung des Orients und zweier Diöcesen im östlichen Illyrien und zeigte sich bald des ihm bewiesenen Vertrauens würdig. Er rettete das Reich durch tüchtige umsichtige Kriegsführung und kluge Unterhandlung aus den Händen der Gothen und gewann deren Zuneigung, so daß sie gegen Einräumung fester Wohnsitze im Reichsgebiet 40,000 Mann zum Dienst desselben unter dem Namen Föderirte stellten und die Oberhoheit des Kaisers anerkannten. Diese Truppen, durch besondere Begünstigungen ausgezeichnet, leisteten dem T. in den folgenden Kriegen die wesentlichsten Dienste. Mit ihrer Hülfe drängte er 383 Schwärme der Seyren, Carpodaken und hunnische Schaaren über die Donau zurück. Im Jahre 386 rückten die Ostgothen bis an die Ufer der Donau vor, ließen sich von dem Statthalter Thraciens, Promotus, verleiten, diesen Fluß zu überschreiten, wurden aber bei dem Uebersetzen hinterlistig überfallen und fanden massenweise den Tod oder Gefangenschaft. Der Kaiser kam zu dieser Affaire, gab den Gefangenen die Freiheit und bestimmte sie, ihm gegen den Thronräuber Maximus Beistand zuzusichern. Während T. die Gothen bekämpfte, ließ sich Maximus, Befehlshaber in Britannien, von seinem Heere zum Kaiser ausrufen und fiel sofort in Gallien ein. Gratian zog ihm entgegen, ward aber von seinen Soldaten verlassen und verrathen und auf der Flucht ge-

tödtet (383). T., damals im Osten sehr beschäftigt, erkannte nach längeren Unterhandlungen den Maximus als Mitregenten über die transalpinischen Länder an, ernannte den jugendlichen Valentinian II. zum Imperator über Italien, Afrika und Westillyrien und nahm jenem das Versprechen ab, diesen in dem ungestörten Besitze seiner Ländereien zu lassen. Aber Maximus überfiel 387 den sorglosen Valentinian in Mailand und setzte sich ohne Schwertstreich in den Besitz seiner Lande. T., der sich mit Valentinians Schwester, Galla, vermählt hatte, suchte zunächst diese Angelegenheit auf gütlichem Wege zur Ausgleichung zu bringen, da er kaum einen zu Antiochien ausgebrochenen Aufstand gedämpft hatte und ihm die nöthigen Streitkräfte nicht sofort zu Gebote standen. Nachdem er aber seine Rüstungen vollendet, brach er 388 nach Italien auf und schlug den Usurpator Maximus bei Sissek in Pannonien so entscheidend aufs Haupt, daß derselbe von seinen eigenen Truppen ausgeliefert und getödtet ward. T. begab sich hierauf nach Mailand und im Frühling 389 nach Rom, wo er mit seinem Sohne Honorius u. dem jungen Valentinian einen Triumph feierte. Er verweilte überhaupt bis 391 in Italien und benutzte diese Zeit, um das Ansehen der Gesetze und die Ruhe in den Provinzen wieder herzustellen. Als er in den Osten zurückkehrte, trat er sämmtliche Provinzen des Westens an seinen Schwager Valentinian II. ab. Bald aber maßte sich Arbogast, ein Franke, seit des Maximus Fall Statthalter in Gallien, die völlige Herrschaft über den jungen Kaiser an. Valentinian fühlte das Unwürdige dieses Verhältnisses und setzte den lästigen, hochfahrenden Vormund ab. Bald darauf fand man ihn zu Vienne erdrosselt in seinem Bette; auf Arbogast fiel der Verdacht des Mordes. Dieser hätte gern den Thron bestiegen; doch sah er ein, daß die Römer die Herrschaft eines Barbaren nicht dulden würden, und zwang dem kaiserlichen Geheimschreiber Eugenius das Diadem auf, freilich nur, um in dessen Namen zu regieren. Eugenius ließ zwar durch eine Gesandtschaft den T. um Bestätigung der kaiserlichen Würde bitten, dieser aber zog 394 gegen den Usurpator. Arbogast hatte sich mit seinem Heer in der Nähe von Aquileja aufgestellt. Obwohl der erste Zusammenstoß am 6. April 394 sehr ungünstig für T. ausfiel, erneuerte er doch am anderen Tage die Schlacht und gewann einen entscheidenden Sieg. Eugenius ward gefangen und enthauptet. Arbogast tödtete sich selbst. Jetzt Herrscher über das ganze römische Reich, stellte er die Ordnung im Innern und das Ansehen des Reichs bei den Barbaren her, gab weise Gesetze für das bürgerliche Leben und die Kirchenverfassung, welche in den Codex Theodosianus aufgenommen worden sind, und zeigte auch in seinem Privatleben Selbstbeherrschung und Großmuth. Nur zuweilen ließ er sich von leidenschaftlicher Hitze und einem blinden Sekteneifer zu Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten verleiten. Den Beinamen des Großen führt er hauptsächlich wegen seiner Verdienste um die christliche Religion. Er bot Alles auf, um auch die letzten Spuren des Heidenthums in seinem Reiche zu vertilgen. Nachdem er schon 385 den heidnischen Opferdienst untersagt und die Schließung aller heidnischen Tempel verfügt hatte, ließ er 393 durch den Senat das Heidenthum für völlig abgeschafft und das Christenthum zur alleinigen Staatsreligion erklären. Viele Götzentempel wurden damals zerstört und, gewiß gegen den Willen des T., abscheuliche Greuel dabei verübt. In den kirchlichen Angelegenheiten ließ sich T. besonders von dem Erzbischof Ambrosius von Mailand leiten, der dem Kaiser oft kühn entgegentrat, wenn es galt, die Rechte der Kirche oder auch der Humanität zu verfechten. Als bei einem Aufstande zu Thessalonich (um 390) ein kaiserlicher Statthalter ermordet worden war, ließ sich T., außer sich vor Wuth, zu einer That hinreißen, die seinen Namen beschmutzt. Unter dem Vorgeben, öffentliche Spiele zu halten, lockte er das Volk in den Circus, schickte dann seine Barbaren unter sie u. ließ von diesen 700 Personen ohne Unterschied von Schuld oder Unschuld, Geschlecht und Alter niedermetzeln. Ambrosius nahm sich der Rechte der Menschheit an. Als der Kaiser bald darauf nach Mailand kam und sich hier in die Hauptkirche begeben wollte, wehrte ihm der Erzbischof den Eintritt, bis er Buße gethan habe. Der Kaiser unterwarf sich willig den Anordnungen des Priesters, that öffentlich Kirchenbuße und erkannte das Asylrecht der Kirchen feierlich an, worauf er Absolution erhielt. Durch Edikte und Waffen erhob T. die rechtgläubige Lehre im Gegensatz zur arianischen zur alleinherrschenden und verfolgte die als Ketzer gebrandmarkten Heterodoxen mit großer Härte. Er verbot ihre gottesdienstlichen Versammlungen, nahm ihnen das Recht, über ihre Güter durch Testament zu verfügen und gerichtliche Zeugnisse abzulegen, beraubte insbesondere die Manichäer aller bürgerlichen Rechte und übertrug gewissen Geistlichen förmlich das Geschäft, diese Ketzer zu verfolgen. T. † am 17. Januar 395 zu Mailand an der Wassersucht. Auf seinem Sterbebette theilte er das große, noch ganz vollständige Reich unter seine beiden Söhne erster Ehe. Der 18jährige **Arcadius** erhielt den Orient unter der Vormundschaft des Galliers Rufinus, der 11jährige **Honorius** den Occident unter der Vormundschaft des Vandalen Stilicho.

2) T. II., der Jüngere, Sohn des Arcadius u. der Eudoxia, Kaiser des byzantinischen Reichs von 408—450, trat nach seines Vaters Tode als 7jähriger Knabe die Regentschaft an und stand 415 unter Vormundschaft des Präfekten Anthemius, worauf seine Schwester **Pulcheria** als Mitregentin die Herrschaft übernahm. T. war ein bloßes Spielwerk der Weiber, Geistlichen und Beamten des Hofs und theilte seine Zeit zwischen äußeren Andachtsübungen, Schönschreiben, worin er eine große Meisterschaft erlangte, Drechseln u. Jagd. Im J. 424 vermählte er sich mit Athenais, der Tochter des athenischen Philosophen Leontius, die den Namen Eudocia annahm, trennte sich aber später wieder von ihr. Kurz vor seiner Verheirathung hatte er einen Krieg mit Persien geführt, der aber ohne erhebliche Thaten u. Folgen war. Als sich nach Honorius' Tode 423 Johannes, ein kaiserlicher Beamter, den weströmischen Thron angemaßt hatte, schickte T. ein Heer gegen ihn, das sich durch Verrath in den Besitz

von Ravenna setzte. Johannes wurde gefangen und hingerichtet. T. hatte jetzt gegründeten Anspruch auf den weströmischen Thron, begnügte sich jedoch mit Westillyrien und setzte seinen Vetter Valentinian III., den Sohn des Honorius, als Kaiser der übrigen weströmischen Provinzen ein. Mit den Hunnen schloß T. 433 einen Vertrag, nach welchem diese Barbaren das Kaiserreich in Ruhe lassen wollten. Dessen ungeachtet aber machten sie verschiedene Einfälle in das Land und drangen 446 bis vor die Mauern von Konstantinopel. Um sie los zu werden, räumte ihnen der feige Kaiser einen großen Strich Landes im Süden der Donau ein und versprach ihnen 6000 Pfund Goldes, einen jährlichen Tribut von 2100 Pfund desselben Metalls, große Lösegelder für die römischen Gefangenen, unentgeltliche Entlassung aller gefangenen Hunnen und Auslieferung der Ueberläufer. Gleichwohl erpreßten die Hunnen nach Belieben Geld und sprachen der Majestät des Kaisers fortwährend Hohn. Eine gewisse Berühmtheit hat T. erlangt durch Publikation des **Theodosianus Codex** (s. d.). Er † durch einen Sturz vom Pferde 450.

Theognis, der bedeutendste unter den griechischen Gnomikern, zwischen 560 und 470 v. Chr., wurde als Anhänger der Aristokratie aus seiner Vaterstadt Megara von der sich erhebenden Volkspartei vertrieben und lebte seitdem abwechselnd in Sparta, Theben und Sicilien. Während seiner Verbannung verfaßte er in elegischem Versmaße seine größtentheils noch vorhandenen Sittensprüche und Lebensregeln. Diese Dichtungen, in denen sich des Verfassers gemäßigt aristokratische Gesinnung ausspricht, empfehlen Muth, Genügsamkeit, vor Allem Leidenschaftslosigkeit in allen Lagen des Lebens u. gehören zu den schätzbarsten Ueberresten der alten gnomischen Poesie, bieten aber in Hinsicht auf Kritik und Erklärung viele Schwierigkeiten dar. Einige halten die vorhandenen nur für Excerpte aus größeren Gedichten u. vermissen daher inneren Zusammenhang darin. Nach den Angaben des Suidas und Eudocius bildeten diese Gnomen eine Sammlung von 2800 Versen, von denen aber nur noch 1400 vorhanden sind. Die besten Ausgaben lieferten nach der ersten von Aldus (Venedig 1495) namentlich J. Bekker (Leipzig 1815 und Berlin 1827), Welcker (Frankfurt 1826), Schneidewin in „Delectus poetarum elegiacorum Graecorum" (Göttingen 1838), Orelli (Zürich 1840) und Bergk in den „Poetae lyrici Graeci" (Leipzig 1853); gute deutsche Uebersetzungen Weber (Bonn 1834) u. Thudichum (Frankfurt 1828).

Theogonie (v. Griech.), die Lehre von der Abstammung der Götter; ein Gedicht, welches die Stammtafel oder die Abstammung der Götter von einander darstellt. Solcher T.n gab es mehre von den ältesten griechischen Dichtern, z. B. von Musäus, Orpheus u. A., aber nur die des Hesiodus ist auf uns gekommen.

Theokratie (v. Griech.), Gottesherrschaft, die Idee von einer unmittelbaren Staatenregierung des unsichtbaren Gottes durch sichtbare Repräsentanten, wonach Gott als König erscheint und die Priester seine Stellvertreter sind. So war z. B. die hebräische Staatsverfassung im Alterthume eingerichtet, nach welcher Jehovah König und die Priester Verkündiger und Ausleger der göttlichen Gesetze waren, so daß alle Staatsgewalt, sowohl die gesetzgebende, als die richterliche und vollziehende, sammt der Verwaltung des Kultus den Priestern in die Hände gegeben war. Später artete diese T. aus in einen Priesterstaat (Hierarchie), aus dem dann das Königthum hervorging.

Theologie (v. Griech.), bei den Griechen die Lehre von den Göttern und göttlichen Dingen, vorzüglich auch die historische Kenntniß vom Ursprunge des göttlichen Kultus. Daher nannten die Griechen denjenigen einen Theologos, welcher Theogonien (s. d.) dichtete, wie z. B. Orpheus oder Hesiod, oder über den Ursprung der Dinge durch die Götter spekulirte, wie z. B. Empedocles, Pherecydes u. A. Jetzt versteht man unter T. die gelehrte Darstellung der gesammten Religionswissenschaft. Sie ist eine positive Wissenschaft u. hat ihren wissenschaftlichen Bestimmungsgrund nicht in sich selbst, wie das reine Wissen, sondern außerhalb in den gegebenen Verhältnissen des religiösen und kirchlichen Lebens. Die christliche T., als Inbegriff der auf die christliche Religion und Kirche Bezug habenden positiven Kenntnisse, ist nur durch das Daseyn einer solchen Religion und Kirche bedingt, und so läßt sich auch ihr wissenschaftlicher Charakter nur aus der jedesmaligen Gestaltung des Christenthums selbst begreifen. Daraus ergibt sich zugleich auch der wesentliche Unterschied der T. von dem Begriffe der Religion. Während nämlich die letztere weder ein Wissen, noch ein Thun ist, sondern ein bestimmter Zustand des Gefühls, der aber auf dem Wege verständiger Ueberlegung zum klaren, vernünftigen Bewußtseyn und auf dem Wege der sittlichen Willensbestimmung zur festbleibenden Gesinnung sich bilden soll, ist es die T., welche jenes Bewußtseyn vermitteln und mittheilen soll. Sie ist gewissermaßen das Resultat der über die Religion angestellten Untersuchungen u. Forschungen. Daher steht sie auch in einem innigen Verhältniß zur Philosophie, ohne sich geradezu mit ihr zu vermischen. Beide sind sich einander dergestalt zugeordnet, daß der Philosophie bei Feststellung der allgemeinsten Grundsätze im rationalen Gebiete der T. ein konstitutives, bei Prüfung der einzelnen Lehrsätze in dem positiv-historischen Gebiete derselben ein kritisch-dialektisches, jedenfalls aber ein demonstratives und architektonisches Verfahren überhaupt, in Beziehung auf die Form, zugestanden wird. Außer der Logik (Dialektik) und der Psychologie, als gemeinsamer Grundlage, ist es hauptsächlich das ethische Gebiet, welches mit der T. in nähere Berührung tritt, und auf diesem wieder vorzüglich Moral- und Religionsphilosophie. Jedes philosophische System läßt sich auf die T., unbeschadet der letztern, anwenden, wenn es irgendwie einen Unterschied zwischen Gott und Welt, zwischen Geist und Materie, zwischen Freiheit und Nothwendigkeit, sowie auch hinwiederum eine gegenseitige Beziehung dieser Glieder auf einander zuläßt. Demgemäß sind die Systeme des Materialismus, das Leugnen von Gott im Gegensatz gegen die Welt, des Idealismus (Spiritualismus), der nur Gott oder nur

den Geist für Realität hält, somit die Welt und die Materie leugnet, des Pantheismus, der den Gegensatz von Gott u. Welt aufhebt, u. des Deismus, der Gott von der Welt scheidet und in keine weitere Berührung mit derselben setzt, auf die T. nicht anwendbar, und nur das System des reinen Theismus seiner Natur nach mit derselben vereinbar. Zusammenhängend mit der Bestimmung des Verhältnisses der Philosophie zur T. ist die Untersuchung, welches Recht der menschlichen Vernunft in Beurtheilung positiver (nach den Einen auf eine besondere unmittelbare Weise geoffenbarter) Lehren zukomme. Dies führt auf den Gegensatz zwischen Rationalismus (s. d.) und Supernaturalismus (s. d.). Je nachdem nun die theologische Wissenschaft sich an eines dieser Systeme als ihr Princip anschließt u. dasselbe in allen Glaubenssätzen vertritt, ist die Eintheilung in rationalistische u. supernaturalistische T. von selbst gegeben und gerechtfertigt. In Rücksicht auf die Quellen unterscheidet man die natürliche (philosophische) T. u. die geoffenbarte oder positive T. Da Gott an sich verborgen und seinem Wesen nach schlechthin unerkennbar ist, so kann alle Religion zuletzt nur auf einer Selbstoffenbarung Gottes ruhen. Eine solche aber ist durch die Weltschöpfung geschehen, und die Befähigung, die Welt als Offenbarung Gottes zu deuten, liegt im menschlichen Geiste. Indem dieser nun durch Betrachtung seiner selbst und der Außenwelt die Idee Gottes an sich belebt und entwickelt, entsteht ihm die natürliche Religion. Wird diese wissenschaftlich erläutert und zu einem Systeme verarbeitet, so entsteht die natürliche T., so genannt, weil die Betrachtung der Natur das in dem Geiste liegende Gottesbewußtseyn entwickelt. Die natürliche T. ist demnach identisch mit Religionsphilosophie, daher sie auch nicht unpassend philosophische T. genannt werden kann. Rationale T. heißt sie in sofern, als ihr die Vernunft der Schlüssel der natürlichen Gotteserkenntniß ist. Die natürliche T. wird wieder, je nachdem entweder die bloße Reflexion vorwaltet und die Beweise a priori konstruirt werden, oder je nachdem die Erfahrung zu Hülfe genommen wird, in eine reine und empirische geschieden. Der natürlichen T. entgegengesetzt ist die geoffenbarte T. (Theologia revelata, positiva). Wie man von der natürlichen Religion die geoffenbarte Religion trennt und letztere als diejenige Gotteserkenntniß bezeichnet, welche Gott dem menschlichen Geiste innerlich, ohne dessen naturgemäße Reflexionsthätigkeit, mithin unmittelbar, zuführt, wobei also der menschliche Geist sich receptiv, nicht produktiv verhält, so wird auch im Gegensatz der natürlichen T. die geoffenbarte T. diejenige seyn, welche eine wissenschaftliche Erläuterung dieser Gotteserkenntniß vermittelt. Jede geoffenbarte Religion ist der natürlichen gegenüber zugleich positiv, sofern sie etwas zu einfacher Annahme u. Befolgung Dargebotenes ist und auf Autorität beruht. Als die bedeutsamste Erscheinung unter den für geoffenbart geltenden Religionen tritt nun das Christenthum auf, das als Lehre und Anstalt göttlichen Ursprungs, ein Wort Gottes an die Menschheit, von dem Sohne Gottes selbst verkündigt, seyn will. Die geoffenbarte T. verengert sich natürlich in dieser Hinsicht zum Begriff der christlichen T. Die Hauptquelle, aus welcher die Erkenntniß dieser Offenbarung fließt, durch welche allein eine Vermittelung der göttlichen Offenbarung, die in der Zeit geschehen ist, möglich wird, ist die Bibel. Demgemäß wird die Wissenschaft, die das System der geoffenbarten Religion erläutert und erklärt, aus dieser Quelle schöpfen müssen. Die T. wird in sofern eine biblische (Theologia biblica). Diese zerfällt wieder nach der Eintheilung der Bibel in eine doppelte, in die biblische T. des Alten und des Neuen Testaments. Hierbei kommt nämlich in Betracht, daß das Christenthum sich historisch an das Judenthum anknüpft, in diesem selbst eine fortgehende göttliche Offenbarung erkennend, deren längst geweissagte Vollendung aber im Christenthume liegt. Es muß demgemäß die biblische T. wie des Neuen so des Alten Testaments sich bemächtigen. Sofern nun dieselbe in dem Alten Testamente oder die Entwickelungsperioden der Offenbarung zum Bewußtseyn bringt, als welche sich das Patriarchenthum, der Mosaismus und der Prophetismus bezeichnen lassen, hat die Eintheilung der biblischen T. des Alten Testaments in Theologia patriarchalis, mosaica oder legalis, und prophetica oder typica (letzteres, sofern die Weissagungen Typen, d. h. Sinnbilder, sind, welche außer ihrer historischen Wirklichkeit noch eine Vorbedeutung auf ein Verwandtes, Höheres, Künftiges in sich tragen, in dem sich ihre eigene Bedeutung erst erfüllt) einen Sinn. Die biblische T. des Neuen Testaments dagegen hat die Aufgabe, die Summe der christlichen Offenbarungswahrheiten aus dem Neuen Testament zu schöpfen, darzustellen und zu begründen. Der biblischen T. entgegengestellt, obwohl nicht unberührt von derselben, ist die kirchliche oder symbolische T. (Theologia ecclesiastica oder symbolica). Ihr Inhalt wird gebildet aus den Lehren und den Bekenntnissen (Symbolen), welche in der Kirche die angenommenen und herrschenden sind, oder doch ein geschichtliches Moment haben. Da nun die christliche Kirche sich in und mit der Zeit in verschiedene Partikularkirchen gespalten hat, so ist die kirchliche T. immer auch eine partikuläre Wissenschaft, die auf den Partikularsymbolen beruht. Aber auch der Inhalt der T. gibt für dieselbe einen Theilungsgrund ab. Daher unterscheidet man hinsichtlich des Inhalts die theoretische T. oder die Dogmatik (Theologia theoretica) und die praktische T. oder die Moral (Theologia practica). Man theilt bei dieser Unterscheidung der ersteren als Aufgabe zu, die Lehren und Glaubenssätze der christlichen Religion zu bestimmen und zu begründen, während man unter der letztern mehr eine Sammlung von Vorschriften der Religion versteht, welche das sittliche Verhalten der Menschen zu ihrem Objekte haben. Es liegt indessen auf der Hand, daß die Bezeichnungen theoretische und praktische T. wenig passend sind, sofern jede der beiden einen theoretischen u. praktischen Theil hat und sofern es bei dieser Bezeichnung scheinen könnte, als wäre der praktischen T. jede wissenschaftliche Schärfe und Bestimmtheit abgeschnitten. Es ist demgemäß die Eintheilung in dogmatische und Moraltheo-

logie (Theologia dogmatica und moralis), welche zuerst von Calixtus 1634 in der protestantischen und von Danäus 1577 in der reformirten Kirche eingeführt wurde, passender, obgleich die Ethik stets an die Dogmatik sich anknüpfen muß. Die Dogmatik kann nun entweder nach altprotestantischer Weise von der Wahrheit des Christenthums als etwas Unzweifelhaftem ausgehen, oder diese Wahrheit selbst vor Allem begründen und somit das Material der sogenannten Apologetik (s. d.) in sich aufnehmen. Endlich bezeichnet T. als Fakultätswissenschaft den Inbegriff aller wissenschaftlichen Kenntnisse, welche zur gelehrten Entwickelung, Darstellung und Begründung der christlichen Religionslehre nothwendig sind. In diesem Sinne zerfällt die positive T. ihrer Natur nach in 4 Bestandtheile, in die Hauptgebiete der exegetischen, historischen, systematischen u. praktischen T. Unter der *exegetischen* T. begreift man alles das, was auf das Bibelstudium oder auf die Erklärung der heiligen Schrift Alten und Neuen Testaments Bezug hat. Sie umfaßt außer der eigentlichen Exegese auch die dazu nöthigen Hülfswissenschaften. Diese sind die sogenannte Philologia sacra, d. h. die Kenntniß der Grundsprachen des biblischen Kanons, nämlich des Hebräischen als des Sprachidioms der Bücher des Alten Testaments und des Hellenistisch-Griechischen als der Sprache des Neuen Testaments; die *Einleitungswissenschaft* oder *Isagogik*, d. h. die historische Kenntniß von der Entstehung und den Schicksalen des Kanons und seiner Theile; die sogenannte Critica sacra, d. h. die philosophisch-kritische Kenntniß der Grundsätze, nach welchen sowohl die Aechtheit einer ganzen Schrift (Authentie), als die Unverdorbenheit (Integrität) des Textes in den einzelnen Stellen zu beurtheilen ist; die *Hermeneutik*, d. i. die Darlegung der Grundsätze und Gesetze der Auslegung, mit ihrer besonderen Anwendung auf die Bibel; die *biblische Archäologie*, d. i. die historisch-antiquarische Kenntniß alles dessen, was zur Sacherklärung der Bibel dient, also die Kenntniß der historischen, physikalischen, geographisch-statistischen, politisch-ökonomischen Verhältnisse, unter denen eine Schrift geschrieben ist. Auf diese Hülfswissenschaften gestützt, sucht die biblische Exegese den wahren und ursprünglichen Sinn der heiligen Schriften zu erforschen, wie ihn die Verfasser derselben darin niedergelegt haben. Zur *historischen* T. gehört im Allgemeinen Alles, was das Christliche unter dem Gesichtspunkte der genetischen Entwickelung erscheinen läßt, nicht etwa bloß die Kirchengeschichte im engeren Sinne des Worts. Also sind auch die alttestamentliche Geschichte und Archäologie, in wiefern diese als vorbereitend auf das Christenthum gefaßt wird, Gegenstand der historischen T. Sie reicht somit in die Exegese zurück, da jene beiden Zweige zugleich Hülfswissenschaften der exegetischen T. sind, und baut die Brücke in die dogmatische hinüber. Diesen Uebergang vermittelt zunächst die *Bibelgeschichte*, das Resultat der Exegese, das Leben Jesu, sowie die Geschichte des Urchristenthums im apostolischen Zeitalter als Hauptmomente enthaltend. Zur historischen T. kann auch gerechnet werden die *biblische Dogmatik* (biblische Dogmengeschichte, biblische T.); denn obgleich sie ihrer Natur nach auf dem dreifachen Gebiet der exegetischen, historischen u. systematischen T. steht, gehört sie doch, weil sie die innere Seite der Bibelgeschichte ist, vorzüglich der historischen T. an. Leben und Lehre Jesu und der Apostel gehen in einander auf, und so läßt sich das dogmenhistorische Material, das in der Bibel liegt, zum Behuf der geschichtlichen Betrachtung so ausscheiden, daß eine Zusammenstellung des biblischen Lehrbegriffs den Anfangspunkt der christlichen Dogmengeschichte bildet. Den Kern der historischen T. bildet aber jedenfalls die *Kirchengeschichte* oder die Geschichte der empirisch gegebenen Religionsgesellschaft, innerhalb welcher das von Christus gestiftete Reich Gottes auf Erden zur Erscheinung kommt. Dem Begriffe der Kirche zufolge hat die Kirchengeschichte eine mehr äußere und innere Seite. Die erstere umfaßt die Stellung der Gesellschaft sowohl nach außen, als nach innen hin, also die Ausbreitung und Beschränkung des Christenthums, Verfassung und Hierarchie. Die zweite betrachtet die Entwickelung des christlich-religiösen Lebens nach Lehre, Kultus und Sitte. Außer diesen drei Bestandtheilen der historischen T. gibt es noch einige andere Zweige derselben, die zwar im Allgemeinen der Kirchengeschichte angehören, aber doch, weil man sie bei der großen Masse des übrigen Stoffes nicht bis ins Einzelne verfolgen könnte, besonders herausgehoben und bearbeitet werden. Hierher gehören: die *Dogmengeschichte*, welche den Uebergang von der historischen zur systematischen T. bildet und die Darstellung der geschichtlichen Entwickelung der christlichen Lehre und der über dieselbe aufgestellten Meinungen zu ihrem Objekte hat; die *Symbolik*, die geschichtliche Darstellung der kirchlichen Bekenntnißschriften (Symbole, Konfessionen) hinsichtlich ihrer Veranlassung und Abfassung, sowie in Hinsicht ihres Inhaltes; die *Patristik* (*Patrologie*), die Darstellung des Lebens und der Schriften der sogenannten Kirchenväter (patres) oder der kirchlichen Schriftsteller der ersten 6 Jahrhunderte; die *kirchliche Archäologie*, die Geschichte des Kultus und der Kirchenverfassung, oft auch der christlichen Kunst u. Sitte, in den ersten Jahrhunderten. Noch werden hierher gezogen die Literargeschichte, die Geschichte der theologischen Wissenschaften; die Sittengeschichte, die Darstellung des christlichen Lebens in den verschiedenen Zeitaltern und in seinen mannichfachen Erscheinungen; die Missionsgeschichte, die Geschichte der Verbreitung des Christenthums; die Statistik, die Darstellung des gegenwärtigen Zustandes des christlichen Lebens in den verschiedenen christlichen Ländern, und die Ketzergeschichte, die Darstellung der verschiedenen Sekten und in Opposition zur herrschenden Kirche stehenden Parteien. Der dritte Haupttheil der T. ist die *systematische* T. Unter ihr begreift man die wissenschaftliche Darstellung der christlichen Lehre, sowohl nach dem Glauben, als nach dem daraus fließenden sittlichen Leben. Die *Dogmatik* od. *Glaubenslehre* bildet eigentlich den Mittel- und Lichtpunkt der T., indem in ihr, was auf exegetischem und historischem Wege

in Bezug auf den christlichen Glauben gewonnen worden, zu einem wissenschaftlichen Ganzen verbunden wird. Sie ist weder Religionsphilosophie, noch Dogmengeschichte, sondern eine historisch-philosophische Wissenschaft. Der Dogmatik gehören als besondere Bestandtheile an die Apologetik, die wissenschaftliche Darlegung der Grundsätze, nach welchen das Christenthum, namentlich in Bezug auf seine Vernunftmäßigkeit und Moralität und seinen Vorzug vor jeder andern Religion, gegen ungerechte Angriffe vertheidigt werden soll; die Polemik, die wissenschaftliche Darstellung der Grundsätze, nach welchen gegen alles Krankhafte, was innerhalb der Kirche und der theologischen Wissenschaft auftaucht, angekämpft wird; die Irenik (Henotik), die wissenschaftliche Darstellung der Grundsätze, nach welchen eine wahre Einigung der verschiedenen Gegensätze erstrebt wird. Die christliche Moral oder Sittenlehre stellt die Theorie des sittlichen Lebens dar, wie es sich in einer durch den Glauben bewirkten Gesinnung offenbaren und als Wandel bethätigen soll. Sie ist, wenngleich sie vielfach praktische T. genannt wird, nicht etwa eine bloße Sammlung von praktischen Vorschriften, sondern, obgleich sie es mit der praktischen Seite des dogmatischen Systems zu thun hat, so will doch diese praktische Seite theoretisch und somit wissenschaftlich aufgefaßt seyn. Im Uebrigen schließt sie sich an die philosophische Moral an, von der sie in ihrer wissenschaftlichen Form verschieden ist, mit deren Inhalt sie aber nie im Widerspruche stehen kann. Als besondere Disciplinen wurden früher neben und mit der Moral behandelt die Kasuistik, die es mit einzelnen Fällen und Vorkommenheiten in der Welt, namentlich mit den sogenannten Kollisionsfällen zu thun hat, aber als Auswuchs der mittelalterlichen Scholastik zu betrachten ist; die Asketik, die Theorie der Andachtsübungen, und die Mystik, die Theorie der Andacht als eines rein sittlich-religiösen Aktes. Die praktische T. hat die Aufgabe, Alles, was sich der Theolog angeeignet hat, ins Leben einzuführen, u. umfaßt daher die vollständige Theorie der Wirksamkeit eines Geistlichen. Ihr steht die ganze übrige T. zu Gebote, sofern sie ihren Stoff aus den verschiedenen Gebieten derselben nimmt. Setzt man nun die Wirksamkeit eines christlichen Geistlichen in die Vorbereitung der Einzelnen zum Leben in der christlichen Gemeinde, in die Leitung des christlichen Lebens in der Gemeinschaft selbst, im öffentlichen Kultus und im christlichen Privatleben und endlich in die Bewahrung der Kirche vor schädlichen Einflüssen von innen und Vertretung ihrer Rechte nach außen: so erhalten wir als besondere Disciplinen der praktischen T. die Katechetik, die Liturgik, Homiletik und Pastoraltheologie u. das Kirchenrecht. Die Katechetik ist die Anweisung, wie der noch unmündige Theil der christlichen Gemeinde durch den Unterricht heranzubilden sey zur christlichen Mündigkeit. Sie umfaßt daher in den christlichen Staaten zunächst den Religionsunterricht der Jugend. Ihr fällt aber auch die Unterweisung solcher Erwachsenen zu, deren Unterricht früher versäumt, oder die ihr Bekenntniß verändert (Konvertiten), oder die erst zur christlichen Kirche übertreten (Proselyten). Die Liturgik handelt von der Anordnung des christlichen Kultus im Allgemeinen und von der Verwaltung desselben im Besondern. Ihr Objekt ist die Liturgie, d. h. die normative Gestalt des Kultus. Die Homiletik handelt von den Gesetzen, nach welchen die öffentlichen Vorträge in der Gemeinde zu entwerfen und abzuhalten sind. Zu diesem Zwecke nimmt sie ihren Stoff aus Exegese, Dogmatik und Moral; ihre formalen Principien basiren auf der Rhetorik oder der Theorie der Beredsamkeit. Die Pastoraltheologie (auch wohl Pastoralklugheit, Pastoralik, pastorale genannt) ist die Anweisung zur Leitung des christlichen Privatlebens oder der sogenannten Seelsorge. Sie ruht hauptsächlich auf dem Boden der christlichen Moral, doch reichen auch einzelne Seiten derselben in das bürgerliche und politische Leben hinüber. Das Kirchenrecht enthält die Grundsätze der Verfassung, Verwaltung und Beaufsichtigung der Kirche als einer moralischen Person, sowie den Inbegriff aller Rechte und Verbindlichkeiten der kirchlichen Gesellschaft und ihrer Glieder.

Geschichte. Die theologische Wissenschaft hat eine bedeutende Reihe von Entwickelungen durchlaufen müssen, ehe sie ihre jetzige Gestalt erhalten hat. In den ersten Jahrhunderten war die T. eine freie Wissenschaft, ohne als solche den Namen der T. zu führen, der erst durch Abälards Werk „Theologia christiana“ in Gebrauch kam. Ihren Stoff fand sie zunächst in dem apostolischen Symbol, das, da es nicht ein Glaubensgesetz, sondern ein Bekenntniß war, verschiedene Ansichten möglich machte und somit eine verhältnißmäßig große Ausbildung der Wissenschaft veranlaßte. Im Anfange waren es 3 verschiedene Richtungen oder Schulen, die besonders hervortraten. Die erste war der gerade Gegensatz vom Gnosticismus u. wurde vertreten von Tertullian. Eine zweite bildete nur einen wesentlichen Gradunterschied vom Gnosticismus, indem sie statt der Vergeistigung des Christlichen das Historisch-christliche entschieden festhielt; sie war hauptsächlich in der alexandrinischen Schule durch Klemens und Origenes vertreten. Zwischen diesen beiden bewegte sich, durch die gebildeteren christlichen Länder zerstreut, die dritte vermittelnde Richtung, die gewissermaßen zu dem späteren Katholicismus hinleitete. Später schieden sich zwei andere Theologenschulen, zunächst im Gebrauch der heiligen Schrift, die eine zu Alexandrien, die andere zu Antiochien heimisch; in jener allegorische Auslegung, begeisterte Spekulation, in dieser Erforschung des einfachen Wortsinnes, formeller Gebrauch der Philosophie. Der Gegensatz dieser Schulen blieb bis zum 4. Jahrhundert meist wissenschaftlich, gewissermaßen ein Streit zwischen kirchlicher Philosophie u. kirchlicher Schrifttheologie. Erst später begann der Streit über Dogmen. Den Kardinalpunkt, um den sich derselbe drehte, bildete hauptsächlich die Feststellung und Begründung eines Glaubenssatzes über die Person und die Natur Christi. Durch den herrschenden Gebrauch, der seit dem 4. Jahrhundert aufkam, auf Koncilien Glaubensgesetze aufzustellen, die oft durch gewaltsame Mittel, keineswegs aber durch das Medium der Wissenschaft und

Ueberzeugung durchgesetzt wurden, ward die Freiheit der theologischen Forschung und somit die Entwickelung der Wissenschaft gehemmt. Später trat die Macht der Päpste an die Stelle der allgewaltigen Koncilien, und diese hielten wo möglich noch fester an dem bequemen Mittel, Streitigkeiten zu unterdrücken und die für sie gefährliche Freiheit der Forschung zu hemmen. Die scholastische T. fand ihre Aufgabe in der Weiterbildung der einzelnen Lehren, in der Feststellung des Lehrbegriffs, besonders hinsichtlich der das praktische Religionswesen betreffenden Dogmen. Ihre Hauptmängel waren die unzureichende Erkenntniß des Christenthums und der Kirche aus ihren urkundlichen und geschichtlichen Quellen; die Unfähigkeit der meisten Theologen zu exegetischer und historischer Prüfung des Bestehenden, der theologischen und kirchlichen Tradition; der Autoritätsglaube an das Bestehende, durch welchen eine freiere Thätigkeit eben so gehemmt wurde, als durch den Zwang der Kirche. Die T. selbst spaltete sich in eine dialektische und eine mystische, welche beide zu der strengkirchlichen Traditions- oder Kirchentheologie im Gegensatz standen. Die dialektische, meist zugleich die kirchliche, strebte nach philosophischer Begründung der Kirchenlehre, sofern sie die Einheit oder die Uebereinstimmung des Positiven mit den Gesetzen des Denkens oder auch mit einer eklektischen Philosophie nachweisen wollte. Ihr eigenthümlich war eine außerordentliche Subtilität des Auflösens und Zergliederns der Lehrsätze und Begriffe in ihre Bestandtheile, Umständlichkeit in der Betrachtung eines Dogma's oder überhaupt eines problematischen Gegenstandes nach allen Seiten hin, mühselige Verwahrung gegen mögliche Fragen und Zweifel 2c. Die mystische, d. h. die vorzugsweise religiöse T. unterschied sich von der dialektischen durch das Ausschließen aller und jeder Bestimmung durch Gesetze des Verstandes, von der positiven durch eine gemüthvollere Umfassung des ganzen Menschen, des äußeren und inneren Seelenlebens. Als Grund und Zweck galt ihr das sittlich innere Erleben, das Wahrnehmen der Wahrheit des Göttlichen in seiner Kraft, Reinheit des Willens, Hingebung an das heiligende Entgegenkommen des göttlichen Geistes und seiner Kraft. Es blieb aber diese T. dem Leben näher, weil sie Glaubens- und Sittenlehre in engem Zusammenhange hielt, und weil sie die einzelnen Lehren nach deren religiösem und sittlichem Momente faßte. Die protestirenden Sekten, deren Opposition zunächst mehr die Kirche und das kirchliche Leben betraf, als den Lehrbegriff, berührten anfangs die theologische Wissenschaft wenig. Erst gegen Ende des 14. Jahrhunderts beginnt eine wissenschaftlich begründete Reformation mit Wicleff, die durch Huß fortgesetzt, durch Luther vollendet u. praktisch ins Werk gesetzt wurde. Von diesem Zeitpunkte an durchläuft die theologische Wissenschaft neue Phasen, als die Schöpferin einer neuen Kirche. Die Reformation brachte der evangelischen T. zunächst Freiheit der Forschung dadurch, daß sie die Herrschaft und die Macht des Papstthums über die Geister brach, und daß sie die Schrift als alleinige Erkenntnißquelle hinstellte. Damit war dem forschenden Geiste ein weites, reiches Gebiet zur Pflege und Entwickelung gegeben. Zunächst war es die Dogmatik, welche ein scharf ausgeprägtes Lehrgebäude erhielt, das durch biblische Einfalt und Fruchtbarkeit des Glaubens, gepaart mit wissenschaftlicher Klarheit, sich auszeichnet. Daß ein Konflikt der evangelisch-protestantischen T. mit der reformirten nicht vermieden werden konnte, lag in dem Inhalte der beiderseitigen Lehrbegriffe, sowie in der Verschiedenheit der Reformationsbegriffe selbst. Daher ward die systematische T. zugleich eine polemische und entwickelte sich an dem Faden der immer herrschender werdenden Reflexion zu einem nach allen Seiten hin abgeschlossenen Lehrbegriffe, der in den Symbolen, besonders aber in der Konkordienformel niedergelegt ist. Die anfängliche Freiheit der Wissenschaft ward somit von Neuem in Fesseln geschlagen, und die Herrschaft des Buchstabens noch drückender, als die der physischen Gewalt des Papstthums. Aber was diese orthodoxe Richtung wollte: dem damals lebhaft erregten Parteiwesen steuern, gelang ihr keineswegs. Nach dem Erscheinen des letzten evangelischen Symbols wendeten die Theologen ihren ganzen Fleiß auf systematische Ausbildung und scharfe Vertheidigung des lutherischen Lehrbegriffs; selbst über die exegetischen Studien siegte eine unfruchtbare Scholastik. Nicht erfreulicher war die Entwickelung der reformirten T. Diese setzte ihrer Glaubensforschung einen Grenzstein durch die dortrechter Synodalbeschlüsse. Als Reaktion gegen die in ihrer Scholastik erstarrte protestantische Dogmatik trat Ende des 17. Jahrhunderts der Pietismus auf, Rückkehr zum schlichten lebensvollen Glauben der Bibel fordernd. Wie derselbe aber gewisse Dogmen des Christenthums unwillkürlich hervorhob, so streifte er auch hin u. wieder an eine Geringschätzung der Wissenschaftlichkeit und wurde durch die sich ermannende Kraft der Schultheologie bald überwunden. Erst in dem Kampfe gegen die englischen und französischen Deisten, als es galt, die Existenz der theologischen Wissenschaft, ja sogar die des Christenthums zu retten, kam wieder eine freiere Bewegung in die evangelische T. Sie versuchte zunächst, die Angriffe dieser zum Theil atheistischen Bestrebungen abzuschlagen, aber ihre apologetische Gelehrsamkeit war der geistreichen Beweglichkeit jener Bestreiter nicht gewachsen, und die zersetzende Kritik des biblischen Christenthums und seiner Geschichte brach sich besonders durch die wolfenbüttler Fragmente in Deutschland Bahn. Daher suchten Theologen ernster Gesinnung das bisher gültige Christenthum durch Ausbildung einer biblischen T. zu heben. Die systematischen Dogmatiker schlugen einen doppelten Weg ein. Viele, festhaltend an dem Christenthume, als göttlicher Offenbarung, und an der protestantischen Kirchenlehre, suchten die letztere ihrer Härten zu entkleiden. Andere dagegen, hineingezogen in die Bestrebungen der Neologie, lösten das Christenthum in eine Religion der Vernunft auf und wußten, erleuchtet von kantischer Spekulation, diese gereinigte Dogmatik aus der Bibel zu erweisen, anfangs durch gewaltsame Exegese, bald

aber durch Anwendung des Akkommodationsprincips. So machte sich der Rationalismus geltend. Er beherrschte am Anfange des 19. Jahrhunderts entschieden die christliche Glaubenswissenschaft und koncentrirte alle Kräfte durch Wegscheider in einem keine Konsequenzen scheuenden Systeme eines dem Verstande angemessenen Christenthums. Was daneben als scheinbar supernaturalistischer Gegensatz sich geltend machte, war entweder in seinem eigentlichen Gehalte rationell, oder machte doch dem Rationalismus Zugeständnisse. Der sittlichen Stimmung des Zeitalters gemäß wurde die praktische T. mit besonderem Eifer und glücklicher als zuvor bearbeitet, wiewohl es nur zunächst die Wirksamkeit des Geistlichen durchs Wort war, was man ins Auge faßte. In dem letzten Zeitraume, den die T. durchlaufen und der ungefähr von 1817 an zu rechnen ist, wurde die Alleinherrschaft des Rationalismus immer entschiedener, obschon neben der gelehrten, orthodoxen Richtung bald auch ein unkritisches Einlenken zum altprotestantischen Glauben sichtbar ward. Die theologische Regsamkeit wuchs täglich, und die verschiedensten Richtungen durchkreuzten sich. Die Wissenschaft der Glaubenslehre suchte eben sowohl von rationalistischen wie von supernaturalistischen Principien aus eine feste Begründung durch die Bibel zu gewinnen, und es wurde eine biblische T. des Neuen Testaments nicht ohne glückliche Resultate gewonnen. In der Dogmatik selbst dauerten die Kämpfe zwischen Rationalismus u. Supernaturalismus mit gesteigerter Erbitterung fort. Doch trat der Rationalismus in seiner Produktionskraft merklich zurück und wurde durch Schleiermachers scharfe dialektische Entwickelung des religiösen Bewußtseyns, welche das religiöse Gemüthsleben in seine Rechte zurückführte, mehr, als er sich selbst eingestehen wollte, betroffen und gelähmt. Zweiten rechtfertigte die altprotestantische Glaubenslehre auf Grund schleiermacherscher Principien mehr logisch, als exegetisch, Marheineke goß den christlichen Glauben in die Form hegelscher Spekulation. Mit dem politischen Wiederaufleben der katholischen Kirche und verletzt durch den Reformationsjubel von 1817, hatte sich der katholische Eifer wieder zu einem Kampfe gerüstet, und versuchend, den Protestantismus als revolutionär zu brandmarken, rief derselbe protestantische Erscheinungen hervor, welche mehr durch ächt evangelische Gesinnung, als durch wissenschaftliche Schärfe die Vorwürfe entkräfteten. Erst später, als die katholische Polemik zur scharfen Kritik der Principien des evangelischen Glaubens hinlenkte, fand sie die evangelische T. vorbereitet, diese Angriffe abzuschlagen. In der neuesten Zeit hat namentlich die Dogmatik durch die wechselnden philosophischen Systeme vielfache Umgestaltungen erfahren, die ihren Fortschritt eher hemmten, als förderten. Besonders waren es die Werke von Strauß, der mit spekulativem Geiste und großer Dialektik eine Auflösung der christlichen Dogmatik versuchte. Aber auch diese bedrohlichen Angriffe gingen vorüber, und es wurde der Dogmatik durch eine gründlichere Exegese eine festere Basis vorbereitet.

Theomantie (v. Griech.), im Alterthume die Wahrsagung zukünftiger Dinge durch göttliche Eingebung, die weder an einen bestimmten Ort, noch an eine bestimmte Zeit geknüpft war, meist bei Privatangelegenheiten Statt fand u. sich vom eigentlichen Orakel (s. d.) eben so wie von der Weissagung aus Opfern unterschied. Die Theomanten waren entweder Besessene, welche von Dämonen besessen zu seyn glaubten oder es vorgaben, oder Enthusiasten oder Theopnensten, welche von der Gottheit begeistert zu seyn vorgaben, oder endlich Ekstatiker, welche in den Zustand der Ekstase oder Entzückung verfielen.

Theon, 1) T. von Smyrna, neuplatonischer Philosoph zu Anfang des 2. Jahrhunderts n. Chr., wendete seine mathematischen Kenntnisse auf Erklärung der platonischen Schriften an. Von seinem hierher gehörigen Werke ist nur der die Arithmetik und Musik behandelnde Theil erhalten, herausgegeben von Bulialdus (Paris 1644) und Gelder (Leyden 1827).

2) T. von Alexandria, griechischer Mathematiker und Astronom gegen Ende des 4. Jahrhunderts n. Chr., Vater der Hypatia (s. d.), erwarb sich bedeutenden Ruf durch Beobachtung u. Beschreibung einer Sonnenfinsterniß (365 n. Chr.), sowie durch seine noch erhaltenen Kommentare zu den Schriften des Aratus, Euclides u. Ptolemäus. Seine sämmtlichen Schriften gab Halma (Paris 1821—23, 2 Bde.) mit französischer Uebersetzung heraus.

3) Aelius T., aus Alexandrien, griechischer Rhetor aus unbestimmter Zeit (vielleicht aus dem Anfange des 4. Jahrhunderts), schrieb: „Progymnasmata“, eine für jene Zeit wegen ihrer Kürze, Bestimmtheit und Deutlichkeit sehr brauchbare Anleitung zur Redekunst, herausgegeben von Walz, in den „Rhetores graeci“ (Bd. 1, Stuttgart 1832), und Finkh (das. 1834), und „Typi epistolici“, Briefmuster, herausgegeben in den Briefsammlungen von Aldus und Cujacius, auch besonders, Leyden 1614.

Theopaschiten, Spottname für diejenigen Monophysiten, welche die Formel „Einer aus der Dreieinigkeit“ also: „Gott ist gekreuzigt worden“, adoptirt hatten. Sie legten Gott Leidensfähigkeit bei, sowie eine menschliche Natur. Vgl. Monophysiten.

Theophanie (v. Griech.), Gotteserscheinung, in der christlichen Kirche die Erscheinung Christi in der Welt; auch jede symbolische Anschauung Gottes.

Theophilanthropen (Theanthropophylen, v. Gr.), Freunde Gottes und der Menschen, Religionsgesellschaft in Frankreich zu Ende des vorigen Jahrhunderts. Als man die in der Schreckenszeit aufgelöste öffentliche Gottesverehrung wieder zurückzuführen wünschte, ohne positive Dogmen und Gebräuche der christlichen Kirche wieder anzunehmen, stifteten 1796 5 Männer, Chemin, Mareau, Janes, Hang, Mandar, einen Gottesdienst der natürlichen Religion und hielten am 16. Dec. die erste Versammlung. Jede Woche hielt man eine solche, in Gebet, Reden, moralischen Vorlesungen u. Gesängen bestehende Andacht. Gott, Unsterblichkeit, Moral und das wechselnde Leben der Natur waren die Gegenstände der Reden. Der kleine Verein nahm bald

zu. Im J. 1797 trat Reveillère Lepaux an die Spitze, und beliebte Schriftsteller, z. B. d'Audermenil, Dupont u. a., empfahlen die Grundsätze der Gesellschaft. Das Direktorium erlaubte ihr den Gebrauch von 10 Kirchen in Paris, die man als Nationalkirchen betrachtete, wo die T. im Schiffe derselben ihren Gottesdienst erst an den Dekaden, dann an den Sonntagen nach dem Gottesdienst der Katholiken hielten. Eine Art Einweihung durch eine Ermahnung an die Aeltern und Pathen vertrat die Stelle der Taufe. Die Konfirmation war eine Aufnahme mit Gelübden; die Kopulation eine symbolische Verknüpfung des Brautpaares durch Ringe, durch die der Braut vom Oberhaupt der Familie gegebene Münze der Einigkeit und durch Bänder, die um die Hände geschlungen wurden. Statt der Priester hatten die T. Aufseher, Tempelvorsteher, Leser und Redner, die einen weißen Talar, blaue Unterkleider mit buntem Gürtel beim Gottesdienst trugen, aber keine Vorrechte und Einkünfte hatten. Auf Betrieb der Behörden ahmte man in einzelnen Provinzialstädten den Kultus der T. nach. In Sens mischte man christliche Gebete und Gebräuche ein. In andern Ländern verbreitete sich das Institut nicht. In Frankreich selbst wirkte die katholische Geistlichkeit mächtig entgegen, und das Volk selbst war nicht reif für eine philosophische Religion. Das mit Pius VII. geschlossene Konkordat, das dem Katholicismus wieder Gewicht verschaffte, entzog den T. viele Mitglieder. Auch verfolgte sie bald der Spott der öffentlichen Meinung. In Paris hörten sie 1802 auf, als die Konsuln den Beschluß faßten, daß die T. sich nicht mehr in den Kirchen als Nationalgebäuden versammeln sollten. Die Gesellschaft bestand 5 Jahre. Vgl. Gregoire, Geschichte des Theophilanthropismus ꝛc., Hannover 1806.

Theophilus, Christ, welchem Lucas sein Evangelium und die Apostelgeschichte zueignete, sonst unbekannt.

Theophrasta, Pflanzengattung aus der Familie der Sapotaceen, charakterisirt durch den kurzen, glockenförmigen, fünfspaltigen Kelch, die glockenförmige Korolle mit fünflappigem, stumpfem, kurzem, fast aufrechtem Rande u. die große, apfelförmige Beere mit vielen, an einem Mittelsäulchen befestigten, fast zwiebelknolligen Samen, Sträucher und Bäume in Südamerika und auf Madagaskar, worunter T. americana *L.*, in Südamerika, mit Blüthen in Enddoldentrauben und gelber Frucht, mit eßbarem Marke, T. latifolia *W.*, mit aufrechten, winkelständigen Blumentrauben, u. T. longifolia *Jacq.*, mit wohlriechenden, pomeranzenfarbigen Blüthen in herabhängenden Endtrauben, u. a. als Zierpflanzen vorkommen.

Theophrastus, griechischer Philosoph, geboren zu Eresus auf der Insel Lesbos um 390 v. Chr., war in Athen erst Schüler des Plato, dann des Aristoteles, der ihn seines vertrauten Umgangs würdigte. T. benutzte aber nicht bloß den philosophischen Unterricht desselben, sondern nahm auch an dessen physikalischen Forschungen Theil. Deshalb ernannte ihn Aristoteles zum Erben seiner Bibliothek und zu seinem Nachfolger in der Leitung der peripatetischen Schule. In dieser Stellung erlangte T. Ruf. Im J. 307 v. Chr. mußte er, mit andern Philosophen, die nicht öffentlich zum Lehren in Athen berechtigt waren, Athen verlassen. Allein schon im folgenden Jahre durfte er dahin zurückkehren, wo er denn auch bis zu seinem Tode fortlehrte. Sein Todesjahr setzen Einige ins Jahr 288 v. Chr., Andere lassen ihn ein Alter von 107 Jahren erreichen. T. war bei den Königen Cassander und Ptolemäus sehr beliebt und auch bei den Athenern so geachtet, daß, als die Klage der Irreligiosität gegen ihn erhoben worden, er nicht bloß freigesprochen wurde, sondern der Ankläger selbst in Gefahr kam, verurtheilt zu werden. In seinen Reden zeigte er so viel Würde und Anmuth, daß Aristoteles seinen eigentlichen Namen Tyrtamus in T., d. i. göttlicher Redner, umgewandelt haben soll. Auch folgte fast die ganze Bürgerschaft Athens seinem Leichenbegängnisse. T. ist Verfasser einer großen Anzahl (an 200) von Schriften dialektischen, metaphysischen, moralischen und physikalischen Inhalts, von denen aber die meisten verloren sind. Erhalten sind nur einige naturhistorische und philosophische, zum Theil Fragmente aus größern Werken. Die bekannteste führt den Titel „Ethici characteres“ und enthält moralische Charaktergemälde. Unter den naturhistorischen Schriften ist die „Naturgeschichte der Gewächse“ das bedeutendste, unter den philosophischen ein Fragment über Metaphysik. Zur Entwickelung der Philosophie scheint T. nicht viel beigetragen, sondern die aristotelische Philosophie nur fortgepflanzt und erläutert, sowie durch Zusätze zur Logik und Politik erweitert zu haben. Wenn er gern alle Veränderungen in der materiellen und geistigen Welt auf Bewegung zurückführte, so ist dies die Entwickelung einer Konsequenz, die schon im aristotelischen System lag. In den Charakterschilderungen zeigt er sich als guten Beobachter und treuen Darsteller menschlicher Gesinnungen und Handlungsweisen. Da sie oft ins Komische gezeichnet sind, so meinen Einige, daß sie in dieser Gestalt nicht von T. selbst herrühren möchten. Unter den Ausgaben seiner Werke sind die von Aldus (Vened. 1495 und 1552, an Aristoteles angehängt), die baseler (1541), von D. Heinsius (Leyd. 1613), Schneider (Leipzig 1818—21, 5 Bde.) und Wimmer (Breslau 1846, Bd. 1) hervorzuheben. Die „Charaktere“ allein gaben Pirkheimer (Nürnberg 1527), Siebenkees (das. 1798), Schneider (Jena 1799), Korais (Paris 1799) u. Ast (Leipzig 1816) heraus; eine deutsche Uebersetzung davon lieferte Hottinger (München 1810). Die „Naturgeschichte der Gewächse“ übersetzte Sprengel (Altona 1822, 2 Bde.).

Theophrastus Paracelsus, s. Paracelsus.

Theopneustie (v. Griech.), göttliche Eingebung; s. v. a. Inspiration.

Theopompus, 1) namhafter griechischer Historiker, von Chios gebürtig, Schüler des Isocrates, lebte im 4. Jahrhundert v. Chr. zur Zeit Philipps von Macedonien u. schrieb eine „Hellenica“ betitelte Fortsetzung zu des Thucydides Geschichtswerke in 12 Büchern, worin er die Ereignisse bis zur Seeschlacht bei Cnidus behan-

belte, und „Philippica" in 58 Büchern, eine allgemeine Geschichte seiner Zeit von Ol. 105, 1 an. Photius kannte diese Werke größtentheils noch vollständig. Herausgegeben sind die Fragmente derselben von Wichers (Leyden 1829), Theiß (Nordhausen 1837) und Müller in den „Historicorum Graecorum fragmenta" (Paris 1841). Vergl. Pflugk, De Theopompi vita et scriptis, Berlin 1827.

2) T. aus Athen, ein Lustspieldichter, lebte zur Zeit des Aristophanes u. verfaßte eine große Anzahl von Komödien, von denen wir 20 theils bloß den Titeln nach, theils in einigen Fragmenten kennen. Letztere finden sich in Meineke's „Fragmenta poetarum comicorum graecorum" zusammengestellt.

Theorbe (ital. Tiorba), altes, angeblich von dem Italiener Bardella, einem Zeitgenossen Galilei's, erfundenes Saiteninstrument, dessen man sich bis nach der Mitte des 18. Jahrhunderts sowohl bei der Kirchenmusik, als auch bei der Oper zum Vortrage des Generalbasses bediente. Es unterschied sich von der Laute durch einen längeren Hals und tiefere Saiten und war zu Ludwigs XIV. Zeiten auch beliebtes Soloinstrument.

Theorem (v. Griech.), s. v. a. Lehrsatz.

Theorie (v. Griech.), eigentlich das Betrachten, Beschauen, vorzugsweise aber das geistige Anschauen und Untersuchen, die daraus hervorgehende wissenschaftliche Erkenntniß, bestimmter aber die Entwickelung der einzelnen Erscheinungen einer Wissenschaft in ihrem innern Zusammenhange. Jede Wissenschaft hat demnach ihre besondere T., welche aber stets darauf hinausläuft, aus allgemeinen Gesetzen, welche nicht erfahren, sondern denkend gefunden werden, die Mannichfaltigkeit der auf irgend eine Weise erkannten Einzelnheiten in ihrem Kausalnexus zu begreifen. Jede auf Erfahrung gegründete Wissenschaft kommt fast von selbst, je mehr der stets vorwärts strebende Geist seine Erkenntniß auf dem Gebiete derselben erweitert u. frühere Lücken ausfüllt, je mehr hierdurch der innere Zusammenhang klarer vor die Augen tritt, zu T.n, welche um so vollkommener aufgestellt werden können, je mehr die Masse der Erscheinungen Anhaltspunkte für die wissenschaftliche Untersuchung darbietet. Bei der Endlichkeit des menschlichen Geistes werden aber freilich alle T.n ihre Mängel behalten; die beste wird stets die seyn, welche am einfachsten und ungezwungensten alle Ergebnisse der Erfahrung aus einem Grundprincip herzuleiten im Stande ist. Wo dies nicht gelingt, bleibt eine T. mehr oder weniger Hypothese und kann durch neue Erfahrungen, wie sie namentlich in den Naturwissenschaften täglich gemacht werden, über den Haufen gestürzt werden. Ohne ein tieferes Eingehen in philosophische und spekulative Untersuchungen der letzten Gründe einer Wissenschaft kann dieselbe zu keiner genügenden T. gebracht werden. Im gemeinen Leben pflegt man aber den Begriff T. nicht so tief zu fassen; hier stellt man ihn der Praxis entgegen und bezeichnet damit die bloße Erkenntniß einer Wissenschaft ohne Rücksicht auf Anwendung derselben zu besondern Zwecken. In dieser Beziehung behauptet man oft, daß etwas in der T. wahr, für die Praxis aber unbrauchbar sey; diese Behauptung kann in sofern gegründet seyn, als die That als Verkörperung des Gedankens an alle Unvollkommenheiten der Körperwelt gebunden ist, über welche der Gedanke sich erhebt. Eine T. braucht daher nicht falsch zu seyn, wenn nicht durchweg die praktische Ausführung sich daran knüpfen läßt. Bei den alten Griechen bezeichnete man mit T. auch die gegenseitige Beschickung von Nationalfestlichkeiten durch Schaugesandtschaften.

Theosophie (v. Griech.), die anschauliche u. tiefere Kenntniß Gottes und göttlicher Dinge; dann im Unterschiede von der Theologie das angeblich höhere Wissen von Gott, welches Auserwählten durch eine übernatürliche Offenbarung zu Theil werden soll. Die T. ist eine Art von Vernunftmysticismus in philosophischer Form. Die Begeisterten, Theosophen genannt, verlassen in ihren Forschungen über Gott die Grenzen der methodisch denkenden Vernunft, schweifen hinüber in das Reich der Phantasie und Dichtung und glauben, hingerissen von der Energie und Innigkeit ihrer religiösen Gefühle, das Wesen und die Wirkungsart Gottes aus höherer Erleuchtung unmittelbar, wie sie selbst sagen, durch eine mystische Vereinigung mit Gott erfahren zu haben und Andern mittheilen zu können. Theosophische Lehren finden sich nicht bloß in asiatischen Religionen, sondern auch in philosophischen Systemen, besonders solchen von pantheistisch-schwärmerischem Inhalte. In solchem Sinne war der Neuplatonismus T. Bekannt sind die theosophischen Visionen bei Jamblichus, Proclus ꝛc. Zu den merkwürdigsten Theosophen der neueren Zeit gehören Jakob Böhme, Val. Weigel, Swedenbora, Saint-Martin, Müller u. A.

Theotokos (griech.), Gottgebärerin, Beiname der Maria; s. Nestorius.

Theramenes, athenischer Feldherr und Demagog im letzten Abschnitte des peloponnesischen Kriegs (413—404), gebürtig von Ceos, Schüler des Prodicus, unterstützte anfangs die Oligarchie und die Einsetzung des Raths der Vierhundert, der sich der Herrschaft bemächtigte und den Einfluß der Volksversammlung beschränkte, trat dann wieder zur Volkspartei, stand seit Wiederherstellung der Demokratie trotz seines schwankenden Benehmens in großem Ansehen und verwaltete wichtige Aemter, wie er auch bei dem Abschluß des Friedens, welcher den peloponnesischen Krieg beendigte, sehr thätig war. Um eine neue Verfassung für Athen zu entwerfen, wurden auf seinen Vorschlag und unter dem Einfluß des spartanischen Feldherrn Lysander 30 Männer (Tyrannen) gewählt, welche während der Dauer ihrer Arbeit zugleich die höchste Gewalt ausübten. T. selbst ward Mitglied dieses Kollegiums. Er drang vor allen übrigen auf Menschlichkeit und widersetzte sich den zahlreichen Verbannungen, Todesurtheilen und anderen grausamen Maßregeln seiner Kollegen, erregte aber dadurch den Haß der Tyrannen und mußte, von ihnen zum Tode bestimmt, im Kerker 403 den Giftbecher leeren.

Therapeuten (v. Griech., d. i. Diener Gottes), eine fromme ascetische Sekte, die in Hütten,

meist am See Mareotis bei Alexandrien, jedem Genusse, jeder Sorge und Arbeit des irdischen Lebens abgewandt, ausschließlich der Anschauung und Lobpreisung des göttlichen Wesens lebte. Philo, der ihrer Schrift „De vita contemplativa“ allein erwähnt, nennt sie Schüler des Moses und berichtet von ihnen, daß sie in Zellen lebten, die sie nur am siebenten Tage jeder Woche zu Abhaltung eines gemeinsamen Gottesdienstes verließen, daß sie an jedem 50. Tage ein gemeinsames frugales Mahl hielten und damit religiös-mystische Uebungen verbänden, daß sie das Alte Testament läsen, aber allegorisch erklärten. Sie bestanden bis ins 4. Jahrhundert. Mit Rücksicht auf Apostelgeschichte 2, 44; 4, 32 f. betrachtete man sie auch mitunter als christliche Asceten, die den Urtypus des Christenthums bewahrt hatten. Vgl. Bellermann, Geschichtliche Nachrichten aus dem Alterthum über Essäer u. T., Berl. 1821; Sauer, De Essenis et Therapeutis disquisitio, Breslau 1829.

Therapie (v. Griech.), derjenige Theil des ärztlichen Wissens, welcher das Heilverfahren bei Krankheiten im weitesten Sinne lehrt. Man unterscheidet allgemeine und besondere (specielle) T. Während erstere die auf alle oder auf viele Krankheiten anwendbaren, überhaupt jedem ärztlichen Verfahren zu Grunde zu legenden Regeln angibt, lehrt letztere das vom Arzte bei den einzelnen Krankheitsformen einzuschlagende Verfahren. Hinsichtlich der allgemeinen T. ist Folgendes zu bemerken: Jede rationelle Behandlung der Krankheiten ruht ihrem Grunde nach in der gehörigen Aufstellung der Indikation. Diese bezeichnet in praktischer Hinsicht die Summe der in einem besondern Falle sich aus dessen vollständiger Würdigung oder Beurtheilung ergebenden Bestimmungsgründe zum ärztlichen Handeln, die Ankündigung dessen, was der Arzt im gegenwärtigen Falle zu thun habe. Die einzelnen Momente oder Bestimmungsgründe, aus denen sich die Indikation zusammensetzt, zerfallen in Indicantia, anzeigende Momente, und Indicata, angezeigte Heilthätigkeiten (des Arztes und der Natur). Durch Zusammenfassen dieser einzelnen Momente ergeben sich die keiner weiteren Erläuterung bedürftigen Begriffe der Koindikation oder Neben-, Mitanzeige, der bedingten Indikation und der Kontraindikation oder Gegenanzeige. Das Aufsuchen von Indikationen erfolgt in jedem Einzelnfalle durch die drei ersten Akte des ärztlichen Handelns, durch das Krankenexamen, die Diagnose und die Prognose. Das Krankenexamen zerfällt zunächst in ein semiotisches und ätiologisches. Das semiotische beschäftigt sich mit den Aeußerungen, Symptomen, welche das Kranksein und der Kranke in der Gegenwart darbietet; das ätiologische betrifft die Ermittelung der ursächlichen Bedingungen des vorhandenen Krankseyns, die zwar zum Theil noch gegenwärtig vorhanden seyn können, häufiger aber der Vergangenheit angehören. Das Endresultat des Krankenexamens ist die Diagnose, d. h. die Erkenntniß des vorhandenen Krankseyns überhaupt und insbesondere auch seine Unterscheidung von mehr oder weniger Aehnlichem. Bevor man aber mit dem eigentlichen Heilverfahren beginnt, ist ferner noch die Prognose zu stellen, d. h. die Voraussicht sich zu verschaffen, wie es mit dem jetzt vorhandenen Krankseyn weiterhin werden möchte. Das Vermögen des Organismus, Krankheiten zu entfernen, wird die Naturheilkraft genannt. Diese ist die innere Bedingung aller Heilung und fehlt in keiner Krankheit ganz, wenn sie auch in einer mehr, in der andern minder wirksam sich zeigt. Kunstheilung ist die nach besondern Bestimmungsgründen geregelte Einwirkung durch äußere Potenzen auf den erkrankten Organismus. Diese Potenzen nennt man überhaupt Heilmittel. Diese zerfallen in mechanische, die durch ihre Quantität, Schwere, Gestalt rc. wirken, wie chirurgische Verbände, Maschinen u. Instrumente; chemische, d. h. Substanzen, welche vorzugsweise im flüssigen Zustande wirken, und zwar durch ihre Qualität und mittelst gegenseitiger Durchdringung mit dem, worauf sie wirken, und dynamische, d. i. physische Substanzen, welche hauptsächlich durch eine ihnen eigenthümliche Kraft wirken, wie nicht nur die eigentlichen Arzneimittel, sondern auch die Lebensmittel im Allgemeinen. Jedes Arzneimittel hat neben der Hauptwirkung noch verschiedene Nebenwirkungen, und zwar: eine der Hauptwirkung vorangehende, welche schon in den Aufnahmsorganen in Mund, Nase rc. erzeugt wird und entweder der Hauptwirkung analog, oder ihr ganz entgegengesetzt ist, und eine der Hauptwirkung nachfolgende, entweder konsensuelle, d. h. der wesentlichen Hauptwirkung analoge, aber in andern Theilen erfolgende, als in dem, der die Hauptwirkung erfährt, oder antagonistische, d. h. der Hauptwirkung entgegengesetzte und ebenfalls in andern Theilen hervortretende. Der Kurplan ist die sachgemäße Zusammenfassung der Indikationen in bestimmter Zeitfolge, entsprechend also dem lebendigen Momente jedes Einzelnfalles, weil nie etwas Immobiles und Starres, sondern ein in steter Fortentwickelung begriffenes Individuum und meist ein bestimmter, in der Zeit sich fortbewegender Prozeß, physiologischer oder pathologischer Natur, als Gegenstand des Verfahrens vorliegt. Die Kurmethode oder das auf Anzeigen u. Kurplan begründete Verfahren, die nach Vernunft- und planmäßigen Gründen durchgeführte Behandlung ist etwas Individuelles, jedem einzelnen Falle Anzupassendes, da kein Fall dem andern ganz gleicht. Indem aber nach Maßgabe der beobachteten Erfolge eine vernünftige Anwendung auf andere ähnliche Fälle Statt findet und aus der Summe der Fälle die einzelnen Heilobjekte und Heilzwecke abstrahirt, auch nach und nach die Anwendungsweise einzelner Mittel und Gruppen von Mitteln generalisirt werden, so gelangt man zu einzelnen, den Quellen der Indikationen entsprechenden wissenschaftlichen therapeutischen Methoden. Die hauptsächlichsten derselben sind: die speciellen Kurmethoden, welche sich gründen auf die Natur und Entwickelungsweise der einzelnen organischen Prozesse, die Gegenstand der Behandlung werden können, also vorzüglich die nosologischen oder speciell therapeutischen (d. h. auf Heilung, Linderung rc. der einzelnen Krankheitsformen gerichteten), dann die chirurgischen, geburtshülflichen, orthopädischen,

ophthalmologischen ꝛc.; die **speciellsten Kurmethoden**, oder diejenigen, welche entweder auf die Natur und Eigenthümlichkeit eines einzelnen Individuums (oder auch einer Klasse von Individuen) gegründet sind, also die **individuellen Methoden**, oder aus der Eigenthümlichkeit, Wirkungs- und Anwendungsweise eines Mittels (oder einer Klasse von Mitteln und technischen Handlungsweisen) sich ergeben, z. B. Trauben-, Milch-, Bade-, Brunnen-, Räucher-, Merkurial-, Frühlings-, Herbstkuren ꝛc.; die **allgemeinen Kurmethoden**, solche, deren Objekte sich in jedem einzelnen Falle, unabhängig von dessen Form, ergeben können, sich also auf diejenigen Indikationen gründen, welche sich aus der physiologischen und pathogenetischen Natur des Menschenlebens überhaupt, besonders aber aus dem Wesen der Naturheilthätigkeiten ergeben und das Allgemeingültige umfassen, was sich sowohl an einzelnen Krankheitsklassen, Ordnungen, Gattungen u. Arten, als auch an den verschiedenen Individuen und deren einzelnen Zufällen wiederholt. Dahin gehören die **Kausalkur**, welche diejenigen Einflüsse zu beseitigen und von dem Kranken fern zu halten sucht, unter welchen die Krankheit entstand, oder welche dieselbe jetzt unterhalten und verschlimmern oder die Kur hindern können; die **Symptomenkur**, welche diejenigen Zufälle und Krankheitserscheinungen zu verhüten und zu beseitigen sucht, die dem Kranken an sich schädlich werden, ihm Schlaf und Kräfte rauben oder der Kur hinderlich sind und dennoch der Hauptbehandlung nicht, oder nicht so schnell weichen, als es zur Vollbringung des ärztlichen Geschäfts wünschenswerth ist; die **Radikalkur**, welche die Naturheilkraft, die unter Anwendung der beiden vorigen Kuren nicht zur Vollbringung des Heilgeschäfts ausreicht, unmittelbar zu leiten, zu unterstützen, in ihren zu stürmischen Bewegungen zu beschränken, oder einstweilen so nachzuahmen sucht, als es die Hülfsmittel der ärztlichen Kunst verstatten; die **Fundamentalmethoden**, die entweder mehr allgemeine, oder besondere sind, je nachdem sie mehr auf den Gesammtorganismus, oder nur auf einzelne Organe und Systeme desselben sich beziehen, wie die antagonistische, excitirende, stärkende, restaurirende, adstringirende, antiseptische, schwächende, beruhigende, erschlaffende, ausleerende, auflösende, specifische ꝛc. Methode; die **Vor- u. Nachkur**, die sich auf die Zeitverhältnisse der Krankheit u. der Kurmethoden selbst beziehen. Die **specielle T.** geht von der speciellen Pathologie aus, abstrahirt die Krankheit als eine besondere Lebensform oder Erscheinung von den einzelnen erkrankten Individuen, faßt dieselbe als einen ideellen Organismus auf, unterscheidet so einzelne Arten, Gattungen, Familien von Krankheiten oder krankhaften Zuständen und Prozessen als Heilobjekte und generalisirt dem entsprechend die sich ergebenden besondern Kurzwecke, Mittel und Methoden, welche gegen oder in oder bei diesen Zuständen u. Prozessen des Organismus anwendbar sind. Unter den neuesten Lehrbüchern der T. sind hervorzuheben: **Richter**, Organon der physiologischen T., Lpz. 1850; **Rüte**, Lehrbuch der allgemeinen T., Gött. 1852; **Wunderlich**, Handbuch der Pathologie u. T., 2. Aufl., Stuttg. 1852 f.; **Virchow**, Handbuch der speciellen Pathologie u. T., Erlangen 1854 f.; **Canstatt**, Specielle Pathologie u. T., 2. Aufl., das. 1854 f.

Theremin, Ludwig Friedrich Franz, protestantischer Theolog und Kanzelredner, geboren den 19. März 1783 zu Gramzow in der Ukermark, studirte, auf dem französischen Gymnasium zu Berlin vorbereitet, zu Halle, ging dann nach Genf, um sich zu einem Predigtamte an einer französischen Kirche vorzubereiten, und wurde 1810 Ancillons Nachfolger an der werderschen Kirche zu Berlin, 1815 zum Hof- und Domprediger und 1824 zum Oberkonsistorialrath und vortragenden Rath im Ministerium des Kultus ernannt und bekleidete seit 1840 zugleich eine Honorarprofessur an der berliner Universität. Er † den 26. Sept. 1846. Er schrieb: „Die Beredsamkeit ist eine Tugend, oder Grundlinien einer systematischen Rhetorik" (Berlin 1814, 2. Aufl. 1837), „Das Kreuz Christi. Predigten" (das. 1817—41, 9 Bde.), „Lehre vom göttlichen Reich" (das. 1823), „Abendstunden" (das. 1833—39, 3 Bde.; 3. Aufl. 1845), „Adalberts Bekenntnisse" (das. 1828, 2. Aufl. 1835), „Ueber die deutschen Universitäten" (das. 1836), „Demosthenes und Massillon, ein Beitrag zur Geschichte der Beredsamkeit" (das. 1845). Auch übersetzte er Einiges von Cervantes und Byron.

Therese, Schriftstellername der Frau von Lützow (s. d.).

Therese von Jesu, Heilige, geboren den 12. März 1515 zu Avila in Altkastilien aus adeligem Geschlecht, trat, 20 Jahre alt, in ein Karmeliterkloster ihres Geburtsorts, zeichnete sich durch strenge Ascese aus und stellte in den von ihr reformirten Klöstern der unbeschuhten Karmeliterinnen den Orden in seiner ursprünglichen Reinheit wieder her. Sie † den 4. Okt. 1582 im Kloster zu Alba de Liste in Altkastilien und ward den 12. März 1622 vom Papste Gregor XV. kanonisirt. Sie hinterließ 5 Werke: „Discurso ó relacion de su vida", worin sie über ihr eigenes Leben berichtet, geschrieben 1562; „El camino de la perfeccion", geschrieben 1563 für die ihrer Leitung anvertrauten Nonnen; „El libro de las fundaciones", ein Bericht von den Klöstern, die sie gestiftet; „El castillo interior, ó las moradas, geschrieben 1577, ihr berühmtestes Buch mystischen Inhalts; „S. Conceptos de amor de Dios". Die Originalhandschriften ihrer Werke werden in der Bibliothek des Escorial aufbewahrt. Sie erschienen zuerst im Drucke zu Salamanca 1587, dann Brüssel 1610, Madrid 1627, Antwerpen 1630 und öfters, zuletzt von Ochoa herausgegeben in seinem „Tesoro de las obras misticas ó religiosas de Santa-T. de Jesus etc." (Paris 1847). Außerdem besitzt man von ihr eine Sammlung von Briefen (herausgegeben Saragossa 1658, dann Madrid 1663, Brüssel 1673 und Barcelona 1724). Ihre Werke sind fast in alle Sprachen Europa's übersetzt; in die deutsche als „Auserlesene Schriften" (Frankf. 1827—32, 2 Bde.) und „Sämmtliche Schriften", herausgegeben von G. Schwab (Sulzbach 1831—33, 6 Bde.).

Theresienstadt (böhmisch Terezin), Stadt und Festung im österreichisch-böhmischen Kreis

Leippa, auf beiden Seiten der Eger, unweit ihrer Mündung in die Elbe in einer wegen ihrer Fruchtbarkeit böhmisches Paradies genannten Gegend, hat nur 1500 Einw., ist aber in sofern von großer strategischer Wichtigkeit, als innerhalb ihrer Befestigungen 16,000 Mann bequem Platz finden. Der Fluß kann durch Schleußen, die durch eine Citadelle gedeckt sind, zu Inundationen benutzt werden, während die Festung auf der Landseite durch ein Minensystem geschützt ist. Die Stadt ward von der Kaiserin Maria Theresia an der Stelle des rasirten Dorfs Kopist 1780 gegründet und unter Joseph II. vollendet.

Theresiopel (Maria-Theresiopel, Maria-Theresienstadt, ungarisch Szent-Maria-Szabadka), königl. Freistadt in dem bis 1849 zu Ungarn gehörigen, damals der serbischen Wojewodina einverleibten bacs-bodrogher Komitat, in der großen Ebene zwischen Donau und Theiß, unweit des Paliicserfee's, südwestlich von Szegedin, hat ein Gebiet von 26 (nach Andern von 36) □Meilen, ungemein breite, aber ungepflasterte Straßen, mehre Kirchen, darunter die Hauptkirche St.-Theresia, die Francisкanerkirche, die schöne griechische Kirche, und Klöster, ein katholisches Gymnasium, Stadthaus, eine große Kaserne und 36,000 Einw., welche Wein-, Obst- und Tabaksbau, Leinweberei, Färberei, Gerberei, Seifensiederei, Tuchfabrikation, Handel mit Rindvieh, Pferden, Schafen, Häuten, Wolle ꝛc. treiben.

Thriak, ein früher sehr berühmtes Gegengift in Form einer Latwerge, angeblich von dem Leibarzte Kaiser Nero's, Andromachus aus Kreta, erfunden, welcher die Zusammensetzung desselben in einem von Galen in seiner Schrift „De antidotis" aufbewahrten Gedichte beschrieb, eine Komposition von fast 70 Arzneimitteln, deren einige ganz unwirksam, andere sich unter einander ganz entgegengesetzt sind. Das Mittel hat sich aber trotzdem in Ansehen erhalten und wurde bis in die neuere Zeit in den Apotheken Venedigs, Hollands, Frankreichs ꝛc. mit gewissen Feierlichkeiten und unter Aufsicht der Magistratspersonen zusammengesetzt.

Thermä, Name mehrer Orte mit warmen Quellen, so T. Himeräa, Stadt am Fluß Himera in Sicilien, von den Karthagern angelegt und mit den Resten der alten Einwohner Himera's bevölkert, hatte ihren Namen von berühmten sauern Mineralquellen, ward von August zur Kolonie erhoben; Vaterstadt des Tyrannen Agathocles, jetzt Termini.

Thermen (v. Griech.), warme oder heiße Quellen, im gewöhnlichen Sprachgebrauche diejenigen Quellen, deren Temperatur eine auffallend hohe, die regelmäßige der Atmosphäre und der gewöhnlichen Brunnen um ein Namhaftes übersteigende ist; in der Geologie und Chemie dagegen alle die Quellen, deren mittlere Temperatur die der obersten Erdkruste oder der Luft an dem Orte ihres Ausflusses, wenn auch nur um einen Grad oder einen Bruchtheil eines solchen übertrifft. Bei den alten Griechen und Römern hießen T. (Thermae) die warmen Bäder, dann Badeanstalten im Allgemeinen. Die T. sind über die ganze Erdoberfläche verbreitet. S. Bad.

Thermia, Insel in der griechischen Nomarchie der Cykladen, im ägäischen Meere, hat einen Flächenraum von $2^1/_2$ □Meilen und über 6000 Einw., meist Griechen, welche Ackerbau, Viehzucht, Seidenbau, Baumwollenweberei u. Handel treiben. Die gleichnamige Hauptstadt, auf der Nordostseite der Insel, ist Sitz eines griechischen Bischofs u. hat 4000 Einw. Die Insel, im Alterthum Cythnus, erhielt den Namen T. von den dortigen warmen Quellen.

Thermidor, Hitzemonat, im Kalender der französischen Republik der 11. Monat, dauerte vom 19. Juli bis 18. August. Geschichtlich merkwürdig ist der 9. T. des republikanischen Jahres II (27. Juli 1794), an welchem Tage Robespierre gestürzt und dem Terrorismus (s. d.) ein Ende gemacht ward. Die hierauf im Konvent entstehende, den Terroristen entgegentretende Partei nannte sich die Partei vom T. oder Thermidoristen.

Thermoelektricität (Thermomagnetismus), elektrische u. damit gleichzeitig eintretende magnetische Erscheinungen, welche durch die Einwirkung der Wärme auf die elektrischen Leiter hervorgebracht werden. Das Verdienst der Entdeckung der T. gebührt dem Physiker Seebeck in Berlin, welcher 1821 beobachtete, daß ein Metallbogen aus Antimon und Kupfer oder aus Wismuth und Kupfer eine innerhalb des Bogens befindliche Magnetnadel ablenkte, sobald die beiden äußern Enden der Metalle mit den Fingern an einander gebracht wurden, u. bald fand, daß die durch die Finger an der Verbindungsstelle der Metalle bewirkte Erwärmung den elektrischen Strom hervorgerufen. Wie in einer aus zwei Metallen zusammengesetzten Kette durch die Wärme ein elektrischer Strom erzeugt wird, läßt sich an einem einfachen Apparate zeigen. Mit den zwei Enden einer 6—9 Zoll langen u. einen halben Zoll breiten Stange von Wismuth löthet man die zwei Enden eines zweimal rechtwinkelig gebogenen dünnen Kupferstreifens von gleicher Breite zusammen, und zwar in der Weise, daß zwischen beiden eine Magnetnadel auf einem kleinen Fuße aufgestellt werden kann. Die ganze Kette stellt man so, daß die Längenaxe in die Richtung des magnetischen Meridians fällt und daher mit der Richtung der Nadel parallel ist. So wie nun in der Kette eine Temperaturdifferenz eintritt, wenn namentlich eine der beiden Löthstellen erwärmt oder merklich abgekühlt wird, so zeigt die Nadel sogleich eine Abweichung, die mit der Temperaturdifferenz steigt, zuletzt mit dieser ein Maximum erreicht und hernach, so wie die Erwärmung oder Abkühlung abnimmt, ebenfalls wieder geringer wird, bis die Nadel bei völliger Ausgleichung der Temperatur wieder ihre normale Richtung einnimmt. Auch hier wird die Kette von einem elektromagnetischen Strome durchlaufen, und zwar geht derselbe Strom in der Kupfer-Wismuthkette an der erwärmten Stelle vom Wismuth nach dem Kupfer, in der Kupfer-Antimonkette vom Kupfer nach dem Antimon und in der Antimon-Wismuthkette vom Wismuth zum Antimon. Er ist um so stärker, je größer die Temperaturdifferenz beider Löthstellen ist; daher wird ein besonders kräftiger Strom erregt, wenn man die eine Löthstelle erwärmt und zugleich die

andere erkältet. Aber nicht bloß Wismuth, Antimon und Kupfer haben die Eigenschaft, daß in einer Kombination von je zweien durch Temperaturdifferenz ein elektrischer Strom erregt wird, sondern alle vollkommenen Leiter der Elektricität, namentlich die Metalle, die Metalllegirungen, viele natürliche Schwefelmetalle u. Metalloxyde, verhalten sich, je zwei und zwei mit einander zu einer Kette verbunden, auf dieselbe Weise; und zwar verhält sich in einer solchen Kette, in Bezug auf die Richtung des erzeugten Stroms, das eine Metall zum andern wie Wismuth zu Antimon oder umgekehrt. So lassen sich alle diese Körper zu einer thermoelektrischen Reihe zusammenstellen, die der galvanischen Spannungsreihe analog und so geordnet ist, daß, wenn irgend zwei Körper dieser Reihe kombinirt werden, der positive Strom an der erwärmten Stelle von dem voranstehenden nach dem nachstehenden Gliede der Reihe geht. Wismuth steht ziemlich am Anfang, d. h. am negativen Ende, Antimon ziemlich am andern, d. h. positiven Ende dieser Reihe; da Kupfer ziemlich in der Mitte derselben steht, so geht von ihm natürlich der positive Strom nach dem Antimon, dagegen der negative nach dem Wismuth. Die Intensität des Stroms in einer aus zwei Körpern gebildeten Kette wird unter sonst gleichen Umständen um so größer, je weiter dieselben in der thermoelektrischen Reihe von einander entfernt sind; darum ist die Wirkung einer Kette von Wismuth und Antimon viel stärker, als die einer Verbindung von einem dieser beiden Metalle mit Kupfer. Die thermoelektrische Reihe für Metalle ist folgende: Antimon, Eisen, Zink, Silber, Gold, Kupfer, Zinn, Blei, Platin, Neusilber, Wismuth. An der erwärmten Löthstelle geht bei mäßiger Erwärmung der positive Strom von dem in dieser Reihe später folgenden Metalle zu dem voranstehenden. Sind 3 verschiedene Metalle zu einer Kette verbunden, und wird eine der drei Löthstellen erwärmt, so sind die sich zeigenden thermoelektrischen Erscheinungen ihrer Art nach dieselben, als wenn nur die zwei an der erwärmten Stelle verbundenen Metalle vorhanden wären und sich mit ihren zwei andern Enden unmittelbar berührten; die Intensität des Stroms wird bloß noch durch den etwa größeren Leitungswiderstand modificirt, den die größere Ausdehnung der Kette und das Einschalten eines weniger gut leitenden Metalls in dieselbe verursacht. Wenn man mehre Ketten, die aus denselben zwei Metallen kombinirt sind, in derselben Ordnung mit einander verbindet und die einzelnen Löthstellen abwechselnd erwärmt, während man die zwischen je zwei erwärmten liegenden kalt erhält, so entsteht ein bedeutend verstärkter thermoelektrischer Strom. Man nennt eine solche Kombination, die der galvanischen Säule ganz analog ist, eine **thermoelektrische Säule**. Die durch eine solche bewirkte Verstärkung ist so bedeutend, daß die Wärme der auf mehre Fuß entfernten Hand an dem mit dem Apparat in Verbindung stehenden Multiplikator eine merkliche Ablenkung der Nadel bewirkt. Die wichtigste Anwendung, die man bis jetzt von der T. gemacht hat, ist die zur genauen Messung von Temperaturen, und zwar entweder zur Bestimmung von sehr kleinen Temperaturdifferenzen, für welche unsere andern Thermometer nicht empfindlich genug sind, oder zur genauen Angabe sehr hoher Hitzegrade. Da eine thermoelektrische Säule schon bei der unbedeutendsten Temperaturdifferenz an dem Multiplikator eine merkliche Abweichung der Magnetnadel, proportional diesem Unterschiede, bewirkt, so kann man umgekehrt an der Größe der Abweichung der Nadel den dieselbe verursachenden Temperaturunterschied messen. Der zu diesem Behufe von Nobili konstruirte Apparat besteht aus 6 Stücken Antimon und 6 Stücken Wismuth, die abwechselnd mit ihren Enden an einander gelöthet sind, so daß sie sämmtlich in einer Ebene liegen, 11 Löthstellen und an entgegengesetzten Seiten die Pole haben. Da die zu messende Temperatur bloß auf eine Reihe der Löthstellen wirken, die andere aber davon nicht afficirt werden darf, so werden die 6 Kombinationen zu einem Kreise zusammengebogen und auf die Weise in eine Büchse gebracht, daß auf der obern Fläche derselben die ungeraden Löthstellen liegen, während sich die geraden an der entgegengesetzten, hier nicht sichtbaren Fläche befinden. Die zwei Pole, welche aus der Büchse etwas hervorragen, werden mit den beiden Drähten eines Multiplikators in Verbindung gebracht. Dieses Instrument war so empfindlich, daß es unter der Kampane einer Luftpumpe augenblicklich anzeigte, wie durch die Verdünnung der Luft Wärme gebunden wurde. Es ward später von Nobili gemeinschaftlich mit Melloni noch sehr vervollkommnet als sogenannter **Thermomultipiikator** oder **mellonische Säule**.

Thermometer (v. Griech.), Wärme- oder Temperaturmesser, ein Instrument, welches zur Bestimmung der Temperatur, d. h. der fuhlbaren oder der nach außen sich kund gebenden Wärme, dient. Die T. beruhen meist, mit Ausnahme der thermoelektrischen T., auf der Eigenschaft der Körper, durch die Wärme ausgedehnt zu werden, und zwar wird dabei zugleich vorausgesetzt, daß die Körper, an deren Ausdehnung man den Grad der dieselbe bewirkenden Temperatur messen will, wenigstens innerhalb gewisser Grenzen proportional der Temperaturzunahme ihr Volumen vergrößern. Das **Quecksilberthermometer**, welches das gebräuchlichste und zweckmäßigste ist, besteht aus einer gläsernen Röhre, welche sich unten in eine Kugel erweitert. Letztere, sowie ein Theil der Röhre, ist mit Quecksilber angefüllt. Neben der Röhre ist eine in gleiche Theile eingetheilte Skale angebracht, mittelst deren das Steigen und Fallen des Quecksilbers in der Röhre abgemessen wird. Auf dieser Skale sind zunächst zwei feste Punkte verzeichnet, von denen der eine der **Gefrier-** oder **Eispunkt**, der andere der **Siedepunkt** genannt wird. Der erstere wird bestimmt, indem man die Kugel und den unteren Theil der Röhre, so weit das Quecksilber reicht, in schmelzenden Schnee oder schmelzendes Eis taucht und die Stelle der Röhre, bis zu welcher das Quecksilber nun reicht, mit einem feinen Striche genau markirt. Den Siedepunkt findet man, indem man das T. in siedendes Wasser oder besser in die Dämpfe von solchem taucht u. dann ebenfalls die Stelle an der Röhre genau bezeich-

net, bis zu welcher das Quecksilber steigt. Den Zwischenraum zwischen dem Eis- u. Siedepunkt theilt man am zweckmäßigsten in 100 gleiche Theile oder Grade, die man dann auch über dem Siedepunkte und unter dem Eispunkte aufträgt. Diese Art Eintheilung, wobei an den Eispunkt Null, an den Siedepunkt 100 geschrieben wird, heißt *Centesimaleintheilung* oder Eintheilung nach *Celsius*. Weniger zweckmäßig, aber in Deutschland sehr gebräuchlich ist die Eintheilung nach *Réaumur*, bei der der Eispunkt ebenfalls mit Null, der Siedepunkt aber mit 80 bezeichnet wird; desgleichen die besonders in England verbreitete Eintheilung nach *Fahrenheit*, bei der an den Eispunkt die Zahl 32, an den Siedepunkt die Zahl 212 gesetzt und also der Zwischenraum zwischen beiden in 180 gleiche Theile getheilt wird. Bei allen diesen Skalen werden die Grade über Null mit plus (+), die unter Null mit minus (—) bezeichnet. Die Grade der einen Skale lassen sich leicht in die der anderen umsetzen, da 4° R. = 5° C. = 9° F. sind, wobei aber wohl zu beachten ist, daß Fahrenheit an den Eispunkt nicht Null, sondern 32 schreibt. Hiernach sind also n° C. = $\frac{4}{5}$ n R. = $\frac{9}{5}$ n + 32 F.; n° R. = $\frac{5}{4}$ n C. = $\frac{9}{4}$ n + 32 F.; n° F. = $\frac{5}{9}$ (n — 32) C. = $\frac{4}{9}$ (n — 32) R. Bei der Anfertigung des Quecksilberthermometers sind besonders folgende Regeln zu beobachten: Die Röhre muß überall gleiches Kaliber (gleiche Weite) haben. Man untersucht dies auf die Weise, daß man einen Tropfen Quecksilber in die Röhre bringt. Da dieser die Form eines kleinen Cylinders annimmt, so kann man sich durch sorgfältige Messungen leicht davon überzeugen, ob derselbe, wenn man ihn durch allmähliges Steigen in der Röhre von einem Ende zum andern gleiten läßt, beständig dieselbe Länge hat. Die Bestimmung des Eispunkts bietet keine Schwierigkeit dar. Nur ist zu beachten, daß man denselben nicht in frierendem Wasser, sondern in schmelzendem Schnee oder Eis festzustellen hat, weil sich Wasser mehre Grade unter Null abkühlen läßt, ohne zu frieren, während die Temperatur schmelzenden Schnee's sich durchaus gleich bleibt, so daß, wenn man das T. in solchen taucht, das Quecksilber stets auf die nämliche Stelle herabsinkt. Beim Siedepunkte ist dies jedoch nicht unbedingt der Fall, indem derselbe auch durch den Luftdruck bestimmt wird und das Wasser bei stärkerem Luftdrucke erst bei einer höheren Temperatur siedet, als bei schwächerem Luftdrucke. Mithin wird der Siedepunkt bei hohem Barometerstande höher zu liegen kommen, als bei niedrigem Barometerstande (bei 29″ Barometerstand ungefähr 1° höher, bei 27″ aber 1° niedriger als bei 28″). Zum Behuf der Herstellung vergleichbarer T. muß man daher den Siedepunkt entweder bei dem nämlichen normalen Barometerstande, als welchen man in der Regel 28 pariser Zoll annimmt, oder bei einem beliebigen andern Barometerstande, den man auf der Rückseite der Skale bemerkt, bestimmen. Im letzteren Falle hat der sich des T.s Bedienende nach den unmittelbaren Angaben die erforderlichen Korrektionen vorzunehmen. Der Nullpunkt nach Fahrenheit gibt die Temperatur an, welche entsteht, wenn man einen Theil Schnee mit drei Theilen Kochsalz vermischt. Luftleer macht man die Thermometerröhre, indem man das Quecksilber durch Erwärmen bis in die Spitze treibt und diese dann rasch zuschmilzt. Außerdem würde man Gefahr laufen, daß beim Steigen des Quecksilbers in der Röhre durch den Gegendruck der komprimirten Luft das sehr dünne Glas der Kugel zersprengt werden würde. Auch wird ein T. unrichtig, wenn in Folge einer Erschütterung Luft zwischen das Quecksilber kommt. Man hat bemerkt, daß bei den luftleeren T.n der Nullpunkt mit der Zeit etwas in die Höhe rückt, und schreibt dies dem Umstande zu, daß das sehr dünne Glas der Kugel durch den äußeren Luftdruck etwas zusammengepreßt wird. Um dem vorzubeugen, pflegt man die mit Quecksilber gefüllte Röhre, nachdem man dieselbe luftleer gemacht hat, erst einige Monate liegen zu lassen, ehe man den Eispunkt bestimmt. Ueberhaupt ist es räthlich, behufs genauer Thermometeebeobachtung die beiden Normalpunkte des T.s von Zeit zu Zeit zu kontroliren. Das Quecksilber muß möglichst rein und namentlich von Staub und Oel, welches letztere in Folge der Reduktion sich öfters daran findet, frei seyn. Um es von diesen Substanzen zu reinigen, schüttelt man es in den steinernen Krügen, worin es meist aufbewahrt wird, anhaltend mit einigen Stückchen Holzkohle, die man auch glühend hineinwerfen kann, herum und läßt es dann durch Papierdüten mit sehr engen Oeffnungen laufen. Die sogenannten *Ausflußthermometer* stellt man her, indem man eine ziemlich große gläserne Kugel, an die eine enge, in eine feine Spitze ausgezogene Glasröhre angeschmolzen ist, während sie in schmelzendem Eise liegt, bis zur Spitze der Röhre mit Quecksilber füllt. Erhitzt man darauf die Kugel bis zum Siedepunkte des Wassers, so fließt aus der offenen Spitze ein Theil Quecksilber aus, dessen Gewicht man genau bestimmt. Um nun die Temperatur eines Orts zu messen, stellt man die von Neuem bei 0° mit Quecksilber gefüllte Kugel hin, sammelt das ausgeflossene Quecksilber und berechnet aus der Vergleichung seines Gewichts mit dem Gewichte des zuvor beim Siedepunkte des Wassers ausgeflossenen Quecksilbers das gesuchte Resultat. Die sogenannten *selbstregistrirenden T.* sind für Temperaturbeobachtungen in sofern sehr wichtig, als sie den Gang der Temperatur mit Bestimmung ihrer wechselnden Größe und der jedesmaligen Zeitdauer auch für solche Perioden angeben, wo man nicht gegenwärtig war. Gewöhnlich geben sie das Maximum oder das Minimum der Temperatur oder auch beides für einen bestimmten verflossenen Zeitraum an. Verschieden davon sind die *Differentialthermometer*, welche nicht eine bestimmte, absolute Temperatur, sondern nur den Unterschied zwischen zwei Temperaturen angeben. Eine andere Art T. sind die *Metallthermometer*, welche darauf basirt sind, daß zwei verschiedene Metalle durch die Wärme in verschiedenem Grade ausgedehnt werden, u. daß daher ein aus zwei bei einer gewissen Temperatur gleichlangen Streifen zweier verschiedenen Metalle zusammengelötheter Stab bei zunehmender Wärme sich so biegt, daß das am stärksten sich ausdehnende Metall nach der konvexen Seite zu liegen

kommt, während bei einer Temperaturabnahme die Biegung im entgegengesetzten Sinne geschieht. Man gibt diesen T.n die äußere Form einer Taschenuhr, auf deren Zifferblatt die Grade verzeichnet sind, die von einem Zeiger angegeben werden. Das beste Metallthermometer hat der pariser Uhrmacher Bregnet konstruirt. Weit empfindlicher als die T. mit Flüssigkeiten sind auch die Luftthermometer, bei denen die Ausdehnung der Luft das Maß der zunehmenden Temperatur abgibt, indem man die Ausdehnung der trockenen Luft auch bei höheren Hitzegraden der aufgenommenen Wärmemenge proportional setzen kann. Ein sehr genaues Verfahren, die Temperatur zu messen, gründet sich endlich auf die Erzeugung thermoelektrischer oder thermomagnetischer Ströme (s. Thermoelektricität).

Das T. soll um 1605 von dem Holländer Cornelius Drebbel erfunden worden seyn; doch war dessen T. von dem unsrigen sehr verschieden, indem es aus einer oben mit Luft, unten mit einer gefärbten Flüssigkeit gefüllten Röhre bestand, welche oben in eine ebenfalls mit Luft gefüllte Kugel endete, mit dem unteren Ende aber in ein mit der nämlichen Flüssigkeit gefülltes Gefäß eingetaucht war. Diese sehr unvollkommene Vorrichtung ließ keine vergleichbaren Resultate zu, indem die festen Punkte noch fehlten, abgesehen davon, daß der Gang derselben nicht allein durch die Wärme, sondern noch durch andere Umstände, namentlich den Luftdruck, bestimmt ward. Die gegenwärtige Einrichtung erhielt das T. erst durch die Akademie zu Florenz, wo man aber nicht Quecksilber, sondern Weingeist anwandte u. als festen Punkt die das ganze Jahr hindurch sich gleich bleibende Temperatur eines tiefen Kellers annahm. Die jetzt gebräuchlichen festen Punkte wurden erst später durch Fahrenheit in Danzig u. Réaumur in Frankreich eingeführt. Fahrenheit schrieb an den Eispunkt nicht Null, sondern 32, weil er die strenge Winterkälte des Jahres 1709, bei der das T. um 32 fahrenheitsche Grade ($17\frac{7}{9}$ Centesimalgrade) unter den Eispunkt sank, als die möglich größte Kälte und den Nullpunkt der Skale als den eigentlichen Nullpunkt der Wärme ansah. Réaumur theilte seine Skale in 80 gleiche Theile, weil er gefunden hatte, daß 1000 Theile des von ihm zur Füllung des T.s angewendeten Weingeistes bei einer Erwärmung vom Eis- bis zum Siedepunkte des Wassers sich um 80 Theile ausdehnten.

Thermopylen (v. Gr., Thor der warmen Quellen), Engpaß an der Grenze von Locris u. Thessalien, zwischen dem Meerbusen von Malea oder Zeitun und einem Ausläufer des Bergs Oeta, so benannt von den daselbst befindlichen warmen Quellen (Thermen), ist bei einer Länge von mehr als einer Stunde nur 50—60 Schritte breit, an vielen Stellen aber weit enger, und war als Haupteingang von Thessalien nach Hellas von Alters her ein wichtiger strategischer Punkt, der gegenwärtig (Derwent Elafu, d. i. Hirschpaß) zum griechischen Departement Lokris und Phocis gehört. Kleine Bäche bilden längs der Küste einen bodenlosen Sumpf, durch welchen ein Steindamm mit mehren Brücken führt. Noch jetzt dampfen die heißen Quellen aus den Spalten des Oeta, von welchen der Paß den Namen führt. Berühmt ist der Paß besonders durch die heldenmüthige Aufopferung des Leonidas und seiner Spartiaten im Juli 480 v. Chr. Während Athen zum Seekampfe gegen die Perser rüstete und die hellenische Bundesflotte an der Nordspitze von Euböa, am Vorgebirge Artemisium, sich aufstellte, übernahmen die Spartaner mit ihrer Landmacht die Vertheidigung der T. gegen die Hunderttausende, mit welchen Xerxes Griechenland zu überschwemmen gedachte. Die dort postirte Schaar bestand aus 300 Spartiaten (nebst 200 Lacedämoniern u. etwa 2000 Heloten), 1000 Tegeaten und Mantineern, 120 Orchomeniern, 1000 andern Arkadiern, 400 Korinthiern, 200 Phliasiern, 80 Mycenern, 700 Thespiern, 400 Thebanern, 1000 Phociern und einigen Tausenden Lokrern, zusammen also nicht völlig 10,000 Mann, von denen noch dazu die 400 Thebaner gezwungen als Geißeln, die für die Treue ihrer Vaterstadt haften sollten, mitzogen. An der Spitze der Schaar stand der Spartanerkönig Leonidas, fest entschlossen, mit seinen Spartiaten, die er sich selbst auserlesen hatte, für das Vaterland entweder zu siegen, oder zu sterben. Als sich die Perser den T. näherten, ergriff die Griechen ein augenblicklicher Schrecken. Die meisten Peloponnesier wollten wieder umkehren, um den Isthmus zu vertheidigen; aber die Phoeier und Lokrer, welche für ihre, dem Feinde zuerst ausgesetzte Heimath fürchteten, sprachen dagegen, und Leonidas, die hohe Wichtigkeit des Postens erkennend, verhinderte eine Trennung. Xerxes, der es wahnsinnig fand, daß eine so geringe Anzahl ihm zu widerstehen wage, wartete 4 Tage lang mit dem Angriff, in der Meinung, die Griechen würden von selbst die Vertheidigung der T. aufgeben. Am 5. Tage befahl er zornig, anzugreifen und die Griechen ihm gefesselt vorzuführen. Die Griechen erwarteten die Perserhaufen an der engsten Stelle des Passes, wo Leonidas die ziemlich verfallene Mauer hatte ausbessern und verstärken lassen. Am ersten Tage der Schlacht wurde ein Haufe Angreifender um den andern, zuletzt selbst die persische Leibwache, die sogenannte Schaar der Unsterblichen, durch die Tapferkeit der Griechen zurückgeworfen, so daß Xerxes, der hoch in der Ferne, von einem Thron aus, dem Kampfe im Engpasse zusah, mehrmals erschrocken u. zornig von seinem Sitze aufsprang. Ebenso wurden am zweiten Tage alle Angriffe, obgleich sie mit verstärkter Gewalt geschahen, zurückgeschlagen. Endlich erbot sich der Melier Ephialtes, gegen eine Belohnung die Perser auf einem Fußpfade über das Gebirg hinüber und den streitenden Griechen in den Rücken zu führen. In der Nacht also stiegen, von Ephialtes geleitet, 20,000 Mann das Gebirg hinauf und kamen gegen Morgen oben an. Eine Schaar von 1000 Phoeiern, die dort die Wache hatte, wich nach kurzem Widerstande der Uebermacht, worauf die Perser ungehindert das Gebirg herabstiegen und um die Mittagszeit an den T. ankamen. Schon in der Nacht aber hatten die Spartaner durch einen jonischen Ueberläufer die Kunde von des Ephialtes Verrath und dem Vorhaben der Perser erhalten. Da beschloß Leonidas, eingedenk eines Orakelspruchs, daß entweder Sparta zerstört werden,

oder einer seiner beiden Könige umkommen werde, mit seinen 300 noch übrigen Spartanern zu bleiben und bis auf den letzten Mann zu kämpfen. Die Uebrigen ließ er zur Vertheidigung ihrer Heimath abziehen, mit Ausnahme der Thebaner, denen er die Heimkehr nicht gestattete. Aber auch die 700 Thespier blieben freiwillig bei ihm, weil sie den Spartanern an Heldenmuth nicht nachstehen wollten. Außerdem scheinen auch die Heloten im Gefolge der Spartaner geblieben zu seyn u. bis zum letzten Augenblicke mitgefochten zu haben. Xerxes wartete noch mit dem Angriff bis zu der mit Ephialtes verabredeten Mittagsstunde, dann ließ er von Neuem angreifen. Die Griechen, ihres Todes gewiß, rückten jetzt mehr in die Breite des Passes vor, wodurch das Treffen ausgedehnter u. blutiger wurde. Eine Menge Barbaren, von den Anführern mit Geißeln vorwärts gepeitscht, wurden erschlagen, zertreten und ins Meer gestürzt; die Griechen kämpften mit der höchsten Tapferkeit und Todeswuth; als den meisten die Lanzen zerbrochen waren, hieben sie mit den Schwertern auf die Perserhaufen ein. Mitten im stärksten Getümmel fiel Leonidas, und um seinen Leichnam entstand zwischen Griechen und Persern ein mörderischer Kampf; während desselben begannen plötzlich die von Ephialtes geführten Feinde den Angriff im Rücken, und in Folge davon starben die noch übrigen Spartaner und Thespier, nachdem sie sich wieder in die Enge zurückgezogen hatten, um einen kleinen Hügel zusammengedrängt, umringt und von den Geschossen u. Steinwürfen der Feinde bedeckt, den Heldentod. Von den Spartanern u. Thespiern blieb kein Mann übrig. Die Thebaner dagegen, als sie Leonidas fallen sahen und die Hellenen sich in den Engpaß zurückzogen, trennten sich von ihnen, streckten flehend die Hände den Persern entgegen und betheuerten diesen, daß sie nur gezwungen gegen sie gekämpft hätten. Dadurch retteten Viele ihr Leben; doch wurden Einige sogleich getödtet, Andere, sammt dem Anführer Leontiades, auf Befehl des Xerxes mit dem königlichen Malzeichen als Leibeigene gebrandmarkt. Das Haupt des Leonidas ließ Xerxes auf einen Pfahl stecken und, gegen die Art der Perser, welche sonst die Tapferkeit auch am Feinde zu ehren pflegten, der Verspottung und Beschimpfung seiner Soldaten preis geben; den verstümmelten Leichnam soll er an das Kreuz haben schlagen lassen. Alle Hellenen aber priesen die Heldenthat des Spartanerkönigs und seiner Mitstreiter, deren Andenken 3 Inschriften erhielten. Später (323 v. Chr.) siegten bei den T. die verbündeten Griechen über Antipater, u. 191 v. Chr. die römischen Konsuln Glabrio und Marcus Porcius Cato über Antiochus den Großen. Auch im griechischen Freiheitskampfe wurde hier mehre Male gekämpft.

Thersander, Sohn des Polynices und der Argeia, einer der Epigonen, zog mit gegen Theben und ward nach des Eteocles und seines Vaters Tode König von Theben. Später zog er mit gegen Troja und kam in Mysien im Kampfe mit Telephus um.

Thersites, Sohn des Agrius, der häßlichste unter den vor Troja lagernden Griechen, ein boshafter Schwätzer, verleumdete den Agamemnon und suchte die Griechen zur Rückkehr zu bereden ward aber von Ulysses vor der ganzen Versammlung gezüchtigt. Nach späterer Sage riß er der von Achilles vor Ilion erlegten Königin Penthesilea die Augen aus und verleumdete überdies den Achilles, wofür ihn dieser erschlug.

Thesaurus (v. Griech.), eigentlich Schatz, gewöhnlicher Titel für Sammlungen von Monographien, zerstreuten Bemerkungen ꝛc. von einem oder mehren Verfassern, welche, in einem größern Werke vereinigt, ein ganzes wissenschaftliches Gebiet umfassen, ohne jedoch ein vollständig entwikkeltes System desselben darzubieten, sowie für umfangreichere, zum Gebrauch für Fachgelehrte bestimmte Wörterbücher. Bekannt ist der „Thesaurus linguae graecae“ von Stephanus.

Thesaurus supererogationis, Kirchenschatz der guten Werke (s. d.).

Theseus, der Gründer des atheniensischen Staates, einer der berühmtesten Heroen des Alterthums, Sohn des Königs Aegeus von Athen u. der Aethra, ward bei seinem Großvater Pittheus erzogen. Als er herangewachsen, führte ihn seine Mutter zu einem Felsblock, unter den sein Vater einst sein Schwert gelegt hatte mit der Anordnung, daß, wenn ihm ein Sohn geboren würde, derselbe, sobald er stark genug geworden, den Felsblock aufheben u. mit dem Schwerte zu ihm kommen solle. T. hob jenen leicht empor und, mit dem Schwert seines Vaters als Erkennungszeichen ausgerüstet, begab er sich nach Athen. Unterwegs erschlug er den Periphetes, Sciron, Cercyon, Procrustes u. A. Zu Hause fand er die Medea, welche dem Aegeus Nachkommenschaft versprochen hatte. Den T. fürchtend, beredete sie den Aegeus, den ihm noch unbekannten Fremdling beim Mahle zu vergiften. T. aber zog des Vaters altes Schwert hervor, als wollte er das Fleisch damit zertheilen, u., den Sohn sofort erkennend, stieß Aegeus den Giftbecher um und zeigte dem Volke seinen künftigen Herrscher. Dieser erschlug die Söhne des Pallas, welche nach ihres Oheims Aegeus Tode auf die Herrschaft gehofft hatten und ihn mit Heeresmacht angriffen, und befreite das Land von dem marathonischen Stier, indem er ihn lebendig fing und ihn dem Apollo opferte. Als zu derselben Zeit die Gesandten des Minos nach Athen kamen, um den jährlichen Tribut von 7 Jünglingen und 7 Jungfrauen, welchen Minos zur Sühne für den Tod seines Sohnes Androgeus den Athenern auferlegt hatte, zu holen, beschloß T., den Minotaurus, dem jene als Opfer fielen, zu erlegen und dadurch sein Vaterland von dem schmählichen Tribute zu befreien. Freiwillig ließ er sich unter die Zahl der ausersehenen Opfer aufnehmen, und es gelang ihm, durch die Rathschläge der Ariadne, der Tochter des Minos, unterstützt, den Minotaurus im Labyrinth zu besiegen, den Ausweg wieder zu finden und seine Gefährten zu retten. Nachdem er auf Befehl der Götter die Ariadne auf Naxos zurückgelassen, kehrte er nach Athen zurück. Das Tributschiff hatte stets eine schwarze Flagge geführt; für diese Fahrt hatte Aegeus dem Steuermann eine weiße mitgegeben, die er bei der Rückkehr als Zeichen des glücklichen Ausganges von seines Sohnes Unternehmung aufziehen sollte. Als man Attica's Küsten sich näherte, vergaß T.,

die schwarze Flagge abnehmen zu lassen, und der auf einem Felsenvorsprunge auf die Rückkunft des Schiffes harrende Aegeus stürzte sich, Unglück vermuthend, in das Meer. T. folgte ihm in der Regierung und erwarb sich durch viele treffliche Einrichtungen großes Verdienst um das Land. Mit Hercules zog er gegen die Amazonen und erhielt als Siegespreis die Antiope oder Hippolyte, mit der er den Hippolytus erzeugte. Dem Pirithous half er die Centauren vertreiben, u. dieser half ihm wieder bei der Entführung der Helena, wogegen T. wiederum den Freund begleitete, um die Proserpina aus der Unterwelt zu holen. Letzteres mißlang, und Beide wurden in der Unterwelt so lange zurückgehalten, bis sie Hercules befreite. Später nahm T. an dem Argonautenzuge und an der kalydonischen Jagd Theil. Bei seiner Zurückkunft nach Athen fand er das Volk in Athen aufgewiegelt und den Menestheus, Sohn des Peleus, auf dem Throne. Darum entwich er, nachdem er zu Gargettus den Fluch gegen die Athener ausgesprochen, nach Scyrus, wo er seinen Tod fand, indem er entweder selbst durch einen Fehltritt von einem Felsen hinabstürzte, oder durch den König Lycomedes verrätherischer Weise hinabgestürzt wurde. Später erhielt er Heroendienst in Athen, es wurden ihm jährliche Spiele, Theseia, gefeiert und Tempel errichtet. Die Darstellung des T. auf Kunstwerken ähnelt sehr der des Hercules, nur ist sein Körperbau nicht so gedrungen, sein Haar nicht so kraus.

Thesis (griech.), ein Satz, der erst bewiesen werden soll; dann streitiger Satz, über den disputirt werden soll; in der Metrik Senkung, derjenige Theil eines Versfußes oder Metrums, der nicht durch den Accent hervorgehoben wird, im Gegensatz zur Arsis; in der Musik der Niederschlag oder der gute, schwere Takttheil, ebenfalls im Gegensatz zur Arsis.

Thesmophorien (v. Gr.), altes mysteriöses Fest, welches in der zweiten Hälfte des Oktober 2 Tage lang zu Halimus und in Attica u. 3 Tage lang zu Athen in einem besonders dazu bestimmten Tempel von den verheiratheten Frauen gefeiert ward, u. zwar zu Ehren der Demeter Thesmophoros, der gesetzgebenden Demeter, der Stifterin und Ordnerin der bürgerlichen Gesellschaft. Die Festfeier, von der die Männer streng ausgeschlossen waren, bestand vornehmlich in einer Prozession der Frauen nach Halimus und zurück nach Athen.

Thespiä (Thespia), Stadt in Böotien, am östlichen Abhange des Helicon, 4 Stunden von Theben, wurde von Thespius erbaut und war die Vaterstadt des Praxiteles. Xerxes zerstörte sie zuerst. Sie wurde indessen wieder aufgebaut, um später (374) von den Thebanern aufs Neue zerstört zu werden. Bei der Stadt waren Quellen, die unfruchtbaren Weibern empfohlen wurden. Jetzt finden sich umfangreiche Ruinen davon bei Rimocastro.

Thespis, aus Icaria in dem Gebiete von Eleusis in Attica, lebte um 540 v. Chr. zur Zeit des Solon und Pisistratus und gilt gewöhnlich für den Erfinder der Tragödie, indem er den dithyrambischen Chören an den Dionysien einen Monolog hinzufügte, der in der Regel eine auf Bacchus bezügliche mythische Geschichte enthielt. Diese monologische Darstellung führte ein vom Chor verschiedener Schauspieler durch, der dabei verschiedene Rollen nach einander übernahm. Wahrscheinlich schrieb T. nie etwas auf, denn schon zu den Zeiten des Plato und Aristoteles hatte man keine Stücke von ihm. Unverbürgt ist die Nachricht, daß T. mit einer wandelnden Bühne auf einem Karren herumgezogen sey; doch ist der „Thespiskarren" seit Horaz sprüchwörtlich geworden und gilt jetzt als Sinnbild für die Anhänger des Schauspiels. T.'s berühmtester Schüler war Phrynichus. Die dem T. beigelegten Fragmente sind unächt.

Thesprotia, Landschaft in Epirus, ward durchströmt von dem Acheron, der sich hier, nachdem er den See Acherusia durchströmt und den Cocytus aufgenommen hatte, in das jonische Meer ergoß. Die Thesproter werden nur von Herodot den Griechen beigezählt, von Andern Barbaren genannt. Später entstand daselbst die Hafenstadt Buthrotum, jetzt Butrinto.

Thessalien, Landschaft im nördlichen Griechenland, grenzte gegen Westen an Epirus, von dem es der Pindus trennte, gegen Norden, wo das kambunische Gebirg, der Olympus und der Peneus die Grenze bildeten, an Macedonien, gegen Osten an das ägäische Meer, gegen Süden an den Sinus Pagasaeus u. Maliacus u. an Locris, Phocis und Aetolien. Die Hauptgebirge waren der Ossa, Pelion, Oeta und Othrys, und an der Grenze der Pindus, Olympus und die kambunischen Berge; die Hauptflüsse der Peneus mit dem Enipeus, Acheloüs, Apidanus und Sperchius. Von den Seen waren der Böbeis und Nessonis die bedeutendsten. Die Einwohner zerfielen von jeher in eine Menge kleiner Völkerschaften. Das Land zerfiel in folgende 8 Landschaften: Hestiäotis, Pelasgiotis, Magnesia, Thessaliotis, Phthiotis, Dolopia, Oetäa, Malis. Der Boden war fruchtbar, besonders gab es gute Weiden, weshalb die Pferdezucht in T. zu Hause war. Die Thessalier waren als Pferdebändiger ebenso berühmt wie als Zauberer, da der Boden T.s viele Giftpflanzen hervorbrachte. Von Oel, Wein, Getreide konnte viel ausgeführt werden. Als älteste Bewohner des Landes werden Pelasger genannt, welche die Ureinwohner unterjochten u. zu Leibeigenen machten, die unter dem Namen Penesten einen ähnlichen unterdrückten Stand bildeten, wie die Heloten in Sparta. Später bildeten sich eben so viel kleine Staaten, als Städte waren. Sie hatten meist eine aristokratische Regierungsform und versammelten sich nur bei gemeinsamen Unternehmungen unter einem Oberhaupte (Tagos). Unter den edlen Geschlechtern waren schon zur Zeit der Perserkriege die Aleuaden in Larissa und die Tyrannen zu Pherä, die ihren Ursprung auf Jason zurückführten, berühmt. Unter dem spätern Tyrannen Alexander war T. der Schauplatz eines Krieges mit den Thebanern unter Pelopidas. Dann stand T. im Bunde mit Theben gegen Sparta. Nach Alexanders Ermordung 359 riefen die Aleuaden gegen dessen Nachfolger Tisiphonus und Lycophron den König Philipp von Macedonien herbei, der sich aber bald selbst zum Herrn des Landes machte

und in T. eine Tetrarchie errichtete. Von da an blieb T. in macedonischer Abhängigkeit, u. wenn auch für Augenblicke der ätolische Bund im Besitz des Landes war, so war es doch schon so weit macedonisirt, daß es keinen weiteren Versuch machte, die frühere Selbstständigkeit wieder zu erlangen. Als Philipp V. mit den Römern Krieg führte, stand T. auf seiner Seite. Nach der Schlacht bei Cynoscephalä, in der ersterer besiegt wurde, ward T. mit den andern griechischen Staaten bei den isthmischen Spielen für frei erklärt (196). Da aber die Aetoler später mit den Römern Krieg führten und von diesen besiegt wurden, so kam das Land unter römischen Einfluß. Es behielt zwar seine Verfassung, wurde aber doch von den Römern als Provinz behandelt. Unter den Kaisern wurde es förmlich zu einer Provinz gemacht und, da es nicht groß genug war, zu Macedonien geschlagen. Konstantin der Große machte es dagegen zu einer eigenen Provinz und stellte es unter die Präfektur Illyrien. Hierauf kam es zum byzantinischen und zu Anfang des 13. Jahrhunderts zum lateinischen Kaiserthum, obwohl sich während dieser Zeit manchmal eigene Dynasten in Besitz des Landes setzten und darin zu behaupten wußten. Im Jahre 1460 fiel es in die Gewalt der Türken, in deren Besitz es noch jetzt ist. Das **jetzige** T. ist eine überaus fruchtbare u. gut angebaute, rings von Bergen umschlossene Thalebene. Eine lange Gebirgskette zieht sich im Westen vom Sinokovo oder Mezzovo (Pindus) bis zu den Agraphabergen. Vom Sinokovo zieht sich der 4600' hohe Krutschevo hinüber nach dem 6000' hohen Olymp. Südöstlich von diesem erhebt sich der Kissavo (Ossa). Endlich zieht sich an der südlichen Grenze T.s ein Gebirgszug hin, der im Westen in der Agraphakette bis auf 5000 F. ansteigt und den niedere Bergketten mit dem Pelion und Ossa verbinden. Auch das Innere des Landes ist von kleinen Bergen und Anhöhen durchzogen. Hauptfluß des Landes ist der Salambria (Peneus) mit dem Fanari (Pamisus), Vlko Jeni (Enipeus), Gura (Apidanus), Atrax u. a. Unter den Seen ist der Karlosee (Böbeis) der bedeutendste. Das Klima ist meist mild und gesund, nur an den untern Ufern des Salamdria, welche sumpfig sind, ungesund. Das Pflanzenreich liefert Weizen, Gerste, Reis, Mais, Flachs, Hanf, Baumwolle, Tabak, Obst, Gemüse, Wein und Rosinen. Die Berge tragen Wälder von Eichen, Platanen und Kastanien. Die herrlichen Weiden in den Gebirgen und an den Thalabhängen nähren treffliches Rindvieh u. viele Schafe. Die thessalischen Pferde gehören noch zu den besten der Türkei. Die Fischerei wird lässig betrieben, desto emsiger Bienenzucht und Seidenbau. $^5/_7$ der Bewohner sind Griechen, die übrigen Türken, Arnauten und Zigeuner. Das Land wird von Klephten sehr unsicher gemacht. Vgl. Hoche, Beiträge zur Geographie von T.

Thessalonich (Thessalonica), Stadt in Macedonien, am thermaischen Meerbusen, hieß früher Therma und wurde erst unter Cassander, der sie erweiterte und verschönerte, zum Andenken an seine Gemahlin Thessalonice, eine Tochter Philipps, T. genannt. Unter den Römern ward die sehr bevölkerte u. reiche Stadt Hauptstadt der Provinz Macedonia prima u. später von ganz Griechenland u. Illyrien. Jetzt Salonichi. Der Apostel Paulus gründete hier eine christliche Gemeinde.

Thessalonicher, Briefe an die, zwei Schriften des neutestamentlichen Kanons, welche vom Apostel Paulus wahrscheinlich zu Korinth abgefaßt worden sind, ihre Veranlassung in der lebhaften Theilnahme u. Sorge des Apostels für die erst kürzlich von ihm gestiftete Gemeinde haben u. insbesondere die Erwartungen derselben von der Zukunft des Herrn berichtigen sollen. Der erste **Brief** ist größtentheils dem Ausdrucke eben jener Theilnahme u. Sorge und der Freude über die erhaltenen guten Nachrichten gewidmet, woran sich dann Ermahnungen u. Belehrungen anknüpfen, durch welche der Apostel die durch die messianischen Hoffnungen zu leidenschaftlich aufgeregten Gemüthszustände der Thessalonicher zu beruhigen sucht. Der **zweite Brief** verfolgt den nämlichen Zweck, indem er insbesondere darüber zu belehren sucht, daß die Zukunft des Herrn nicht so nahe bevorstehe, wie Manche in Thessalonich vorgaben, und daß erst der Antichrist erscheinen und sein Wesen treiben müsse, u. die Gemeinde warnt, daß sie sich nicht durch Weissagungen, noch auch durch angebliche Lehraussprüche oder Briefe von ihm täuschenlassen solle. Gegen die Authentie beider Briefe lassen sich keine haltbaren Gründe aufbringen.

Thetis, Tochter des Nereus und der Doris, Gemahlin des Peleus (s. d.), Mutter des Achilles. Als Peleus sie wegen des gefährlichen Mittels, durch das sie ihren Sohn unsterblich machen wollte, tadelte, stieg sie zurück in die Tiefen des Meeres, um in Gemeinschaft mit ihren Schwestern und ihrem greisen Vater Nereus daselbst für immer zu wohnen, und nur bisweilen begab sie sich auf die Erde, um ihrem Sohne Achilles die zärtlichste Muttersorge zu widmen. Auch bewog sie ihn, dem Priamus den Leichnam seines Sohnes Hector zurückzugeben. Verehrt ward T. besonders in Thessalien, Sparta und Messenien.

Theuerdank, s. Pfinzing.

Theuerung, der Zustand, in welchem die Preise der nothwendigsten Lebensbedürfnisse die Kosten ihrer Produktion unverhältnißmäßig übersteigen. Diese Bedürfnisse bestehen in Wohnung, Kleidung und Nahrung. Da die erstere jedoch nicht Gegenstand eines täglich wiederkehrenden Verbrauchs und Bedarfs ist, so macht sie sich auch im täglichen Verkehr weniger fühlbar. Auch die Kleidung kommt seltener in Betracht, obschon ihr Bedarf bei weitem häufiger, als der der Wohnung, sich erneuert. Anders ist es dagegen mit der Nahrung; sie ist ein täglich wiederkehrendes Bedürfniß, welches nur in weit geringerem Grade, als jene, eine Beschränkung zuläßt; in Bezug auf dieses stehen Arme und Reiche bei weitem mehr auf gleichem Boden, als in Bezug auf jene; hier ist der Spielraum zwischen einem Minimum und Maximum bei weitem enger, als dort. In sofern nun das Hauptnahrungsmittel in Europa das Getreide ist u. dessen T. auch alle andern Nahrungsmittel, die dasselbe ersetzen können, nothwendig mit theuer machen muß, so zieht sich der Begriff der T. noch enger zusammen und bezeichnet fast allein den Zustand, in welchem die Getreidepreise eine solche Höhe er-

reicht haben, daß der gewöhnliche Verdienst einer Familie zur Anschaffung des täglichen Bedarfs nicht mehr ausreicht. Erreicht eine T. einen solchen Grad, daß die Anschaffung der Lebensmittel gar nicht mehr möglich ist, so nennt man sie Hungersnoth. Selten pflegt eine T. in weiterer Ausdehnung zur wirklichen Hungersnoth sich zu steigern und, wenn es in einem beschränkten Distrikte unter besonders ungünstigen Umständen, wie 1846 in Schlesien, wirklich geschieht, sich lange als solche zu halten, da bei ungehindertem Verkehr immer eine Ausgleichung wenigstens bis zu einem gewissen Grade eintreten wird. In Bezug auf die Ursachen gibt es natürliche, durch Naturereignisse veranlaßte, und künstliche, durch menschliche Einrichtungen hervorgerufene T.en. Die nächstliegende Ursache ist stets der durch Mißernte entstehende Getreidemangel. Gewöhnlich wechseln gute, mittlere und schlechte Jahre in einem gewissen Verhältnisse ab. Ein solcher ziemlich regelmäßiger Wechsel bewirkt immer bis zu einem gewissen Grade eine Ausgleichung der Getreidepreise. Dagegen entstehen bisweilen Abweichungen von der Regel, und diese begründen entweder eine unverhältnißmäßige Wohlfeilheit, bei welcher der Ackerbauer kaum auf seine Produktionskosten kommt, oder im entgegengesetzten Fall eine T. Weniger einflußreich, aber mitwirkend zur T. ist die gesteigerte Konsumtion des Getreides, wie sie namentlich im Fall eines Krieges sowohl durch den Zusammenfluß von Menschen, als auch durch die Verwüstung der Felder für einen gewissen Bezirk herbeigeführt werden kann; in nicht wenigen theuren Jahren der neueren u. neuesten Zeit trugen die Kriege einen Theil der Schuld an der allgemeinen Getreidenoth. Auch Hemmungen des Verkehrs können T. herbeiführen. Ebenso kann T. bewirkt werden, wenn das Landeigenthum in den Händen weniger Großen ist, welche die Preise zu einer das natürliche Maß übersteigenden Höhe emporschrauben können, sobald zugleich die Einfuhr von außen Hemmungen unterliegt. Eine Steigerung der Preise bei einmal eingetretener T. wird ferner dadurch hervorgerufen, daß die Aengstlichen in übermäßiger Furcht vor dem Verhungern ihre Vorräthe mehr als nöthig vergrößern, während zugleich die Gutsbesitzer und Spekulanten in der Hoffnung auf weiteres Steigen ihre Angebote zurückhalten. Daher pflegt das Steigen der Preise in einem weit stärkern Verhältnisse zu erfolgen, als es nach dem Ausfall der Ernte nöthig wäre. Daß auch durch Aufkaufen und Aufspeichern des Getreides von Seiten der Getreidehändler T. bewirkt werden könne, wurde früher allgemein als möglich angenommen, und die ältern Gesetzgebungen kannten unter dem Namen Dardanariat ein eigenes, auf Vertheuerung der gewöhnlichen Lebensmittel oder Herbeiführung eines gänzlichen Mangels an denselben abzielendes Verbrechen und hatten verschiedene, zum Theil sehr harte Strafbestimmungen für dasselbe. Aus den neuern Gesetzgebungen sind diese Bestimmungen größtentheils gänzlich verschwunden, weil sie die Handels- und Gewerbefreiheit beeinträchtigen und man zu der Einsicht gelangt ist, daß der Kornhandel keine Ursache zur T. seyn könne. Was die Wirkungen der T. betrifft, so entsteht durch sie nicht bloß augenblickliches Elend, sondern als noch schlimmere Resultate zeigen sich Verarmung und physisches und moralisches Elend in ihrem Gefolge. Die theuern Preise der Lebensmittel nöthigen die untern Klassen des Mittelstandes, dessen Bedarf an industriellen Erzeugnissen am schwersten wiegt, zu Einschränkungen, welche sehr bald in dem verminderten Absatze derselben fühlbar werden und in Distrikten, welche mit einem gewerblichen, von der Hand zum Munde lebenden Proletariat bevölkert sind, zu der allgemeinen T. die Erwerblosigkeit hinzufügen und somit einen Zustand der Armuth herbeiführen, aus dem mancher Bezirk auf viele Jahre hinaus sich nicht wieder emporarbeiten kann. Daß hierin zugleich der Stoff zu epidemischen Krankheiten gegeben ist, liegt klar am Tage. So lichteten 1846 in Irland epidemische Fieber die Bevölkerung, und unter den unglücklichen schlesischen Webern hinterließ die T. eine förmliche Hungerpest als furchtbare Nachwehe. Alles dies muß nothwendig auch moralisches Elend zur Folge haben. Bei diesen so tief in die socialen Zustände eingreifenden Wirkungen der T. kann es keinem Zweifel unterworfen seyn, daß der Staat die Verpflichtung hat, dergleichen Uebelständen möglichst abzuhelfen, und demnach die Mittel in reifliche Erwägung ziehen muß, durch welche einerseits einer T. möglichst vorzubeugen, andererseits eine bereits eingetretene T. möglichst zu mildern ist. Beide Aufgaben sind Gegenstand der sogenannten Theuerungspolitik. Beide können nur durch ein Zusammenwirken aller Kräfte im Staate gelöst werden; der Staat an sich kann wenig mehr dafür thun, als das allerdings Große, daß er dem Wirken dieser Kräfte möglichste Freiheit u. Ermunterung sichert. Aus der Vergleichung statistischer Notizen über den ungeheuern Umfang der Getreidekonsumtion ist leicht ersichtlich, wie wenig der Bedarf eines Volkes durch auswärtige Zufuhren gedeckt werden kann, und wie wichtig es daher für ein Volk ist, seinen jährlichen Bedarf an Getreide durch eigenen Zuwachs und Vorrath auf eigenem Boden decken zu können. Dafür aber, daß eine Nation möglichst stetig auf genügenden eigenen Zuwachs und möglichst oft auf solchen Ueberschuß rechnen könne, durch welchen die niemals ganz zu vermeidenden Ausfallsjahre aufgewogen werden, kann nur der Landbau in seiner Gesammtheit durch die unablässige Thätigkeit der Millionen von Wirthschaften und Arbeitern, auf die er gestellt ist, sorgen. Andererseits die so erlangten Ueberschüsse reicher Jahre auf die Jahre der Noth aufzubewahren und dann eine räumliche und zeitliche Ausgleichung derselben zu bewirken, ist eine Aufgabe, deren Lösung theils wiederum der Gesammtheit der Landwirthe, theils dem Getreidehandel anheim fällt. Begünstigung u. möglichste Förderung des Ackerbaues wie des freien Verkehrs sind demnach die zwei Hauptforderungen, welche an eine gesunde Theuerungspolitik gestellt werden müssen. Ist eine T. bereits eingetreten, so kann der Staat im Ganzen und Großen wenig zu ihrer Milderung, nichts zu ihrer Beseitigung, Manches zu ihrer Verschlimmerung thun. Alles

verschlimmert das Uebel, was den Landbau drückt, den Getreidehandel stört, beengt und entmuthigt u. das Publikum über die Bedeutung des Uebels und seine Gründe irre führt. Polizeitaxen taugen durchaus nichts, ebenso wenig Ausfuhrverbote. Außerordentlich wenig im Verhältniß zu dem ungeheuern Kostenaufwande nützen Staatsmagazine, so groß und gut sie auch angelegt seyn mögen; sie mögen für einen kleinen Kreis ihren Werth haben, für das Allgemeine sind sie fast nutzlos, denn zu den Zeiten wirklicher T. vergreifen sie sich ebenso schnell und wirkungslos, wie ein Staatsschatz in Kriegs- und Revolutionszeiten. Viel zweckmäßiger wird in Theuerungszeiten der Staat seine Mittel verwenden, wenn er, dem Verkehr freien Lauf lassend, nur für vermehrte Thätigkeit der öffentlichen u. Privatarmenpflege u. für möglichste Sicherung der Erwerbsgeschäfte sorgt. Vorschüsse an bedrängte Gewerbsunternehmer, Vornahme außerordentlicher öffentlicher Arbeiten, Theuerungszulagen für niedrig besoldete Beamte, Austheilung von Lebensmitteln an Arme, Ueberführung von Vorräthen an Orte, die der Privatverkehr nicht aufsucht, Organisirung von gegenseitigen Unterstützungsanstalten für besondere Klassen und Stände, möglichste Erleichterung der Transportkosten, bei Epidemien Sorge für Armenärzte und unentgeltliche Heilmittel sind die Maßregeln, welche mit ähnlichen andern dem Zwecke am meisten entsprechen werden. Vergl. Roscher, Ueber Korntheuerungen, Stuttg. und Tübing. 1847.

Theurgie (v. Griech.), die vorgebliche Wissenschaft, sich durch gewisse Ceremonien und Handlungen mit den Göttern und Geistern in nähere Verbindung zu setzen und sie zu Hervorbringung übernatürlicher Handlungen und Wirkungen für sich zu gewinnen. Sie hat ihren Ursprung bei den Chaldäern und Persern, wo die Magier sich mit ihr beschäftigten. Auch die Aegypter rühmten sich, große Geheimnisse darin zu besitzen. Jene hielten den Zoroaster, diese den Hermes Trismegistus (s. d.) für den Urheber der T. Unter den Philosophen spielte sie bei den Neuplatonikern eine große Rolle, namentlich bei Jamblichus und Proclus. Auch im Mittelalter kommen häufig Spuren von ihr vor. Vgl. Lobeck, Aglaophamus, Königsb. 1829, 2 Bde.

Theux de Meyland, Barthelemy Theodor, Graf, belgischer Staatsmann, geboren im Schloß Schabroek den 25. Februar 1794 aus einer adeligen Familie im Limburgischen, studirte zu Lüttich die Rechte, blieb aber bis 1830 öffentlichen Geschäften fern. Nach der Konstituirung Belgiens ward er Mitglied des Kongresses, wo er sich zur gemäßigten Partei hielt, 1831 aber Mitglied der Deputirtenkammer und im Dezember desselben Jahres Minister des Innern. Nachdem er der auswärtigen Verhältnisse wegen 1832 mit seinen Kollegen zurückgetreten, ward er im August 1834 mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt, worin er nebst der Präsidentschaft das Portefeuille des Innern und später das des Auswärtigen übernahm. Es ward dieses Ministerium, als dessen parlamentarisches Haupt er galt, als ein der katholischen Partei sich zuneigendes angesehen. Nach dem Sturz dieser Verwaltung 1840 ward T. in den Grafenstand erhoben und war noch eine Zeitlang als Minister ohne Portefeuille thätig. Als nach dem Rücktritt der schnell aufeinander folgenden Ministerien Lebeau-Rogier, Nothomb, Vandeweyer eine halb liberale Verwaltung als den Umständen nicht entsprechend galt, trat T. 1846 abermals an die Spitze eines durchaus katholischen Kabinets, mußte aber schon am 13. August 1847 in Folge des Siegs der liberalen Linken bei den Wahlen seinen Platz an Rogier-Frère überlassen. Seitdem beschränkte sich seine Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten auf seinen Sitz im Parlament, wo er sich zur Opposition hält.

Thibaudeau, Antoine Claire, Graf, ausgezeichneter französischer Staatsmann und Historiker, geboren den 23. März 1765 zu Poitiers, war, wie sein Vater, Advokat, als letzterer 1788 nach Versailles zur Nationalversammlung als Deputirter dritten Standes ging. Mit Feuer den neuen Ideen anhängend, begleitete er seinen Vater, kehrte aber nach den Ereignissen vom 5. und 6. Oktober 1789 in seine Vaterstadt zurück, stiftete daselbst eine Volksgesellschaft, ward 1790 zum Gemeinde-, sodann zum Departementsprokurator und 1792 zum Konventsdeputirten gewählt. Ohne eigentlich Jakobiner zu seyn, schloß er sich der Bergpartei an und stimmte für den Tod des Königs. Bei einer Sendung in die westlichen Departements zeigte er Milde und Mäßigung und ward daher nach dem Sturze der Girondisten zurückgerufen. Nach dem Sturze Robespierre's trat er auf die Seite der Gemäßigten, ward im März 1795 Präsident des Konvents, dann Mitglied des Wohlfahrtsausschusses. Von 22 Departements in den Rath der Fünfhundert gewählt, entschied er sich für die Wahl vom Departement Vienne und ward am 21. Februar 1796 Präsident jenes Raths. Aber sein offenes Auftreten gegen die Intriguen der Jakobiner und gegen die Räubereien der Agenten der Direktorialregierung, sowie sein Widerstreben gegen jeden Staatsstreich machten ihn des Royalismus verdächtig, und es ward nach den Ereignissen vom 18. Fruktidor sein Name auf die Deportationsliste gesetzt. Auf Verwenden seiner Freunde rehabilitirt, blieb er indeß Mitglied des Rathes der Fünfhundert bis zum Mai 1799, wo keine der Neuwahlen auf ihn fiel. T. nahm hernach seine advokatorische Praxis wieder auf, mußte aber bald in den Staatsdienst zurücktreten, da Bonaparte nach der Revolution vom 18. Brumaire ihn zum Präfekten von Bordeaux und dann zum Staatsrathe ernannte. Seit der Zeit blieb T. einer der treuesten Anhänger Napoleons, ward von diesem 1803 in den Grafenstand erhoben und zum Präfekten im Departement der Gironde, später in dem der Rhonemündungen ernannt. Während der ersten Restauration zog er sich in das Privatleben zurück, während der 100 Tage aber trat er wieder in den Staatsrath, ward kaiserlicher Kommissar im Departement Côte d'or und Mitglied der Pairskammer. Nach der zweiten Restauration in dem Verbannungsdekrete vom 24. Juli 1815 mitbegriffen, ging er zunächst nach der Schweiz; aber überall von der Polizei belästigt, wendete er sich endlich in die österreichi-

schen Staaten, wo ihm die Errichtung eines Handelshauses in Prag gestattet ward. Nach der Julirevolution von 1830 kehrte T. nach Frankreich zurück, betheiligte sich hier aber nicht an den öffentlichen Angelegenheiten. Nach dem 2. December 1850 von Ludwig Napoleon zum Staatsrath ernannt, † er den 8. März 1854. Außer vielen in den Zeitschriften der Revolutionsepoche zerstreuten Aufsätzen schrieb er: „Histoire du terrorisme dans le département de la Vienne" (Paris 1795); „Recueil des actes héroïques et civiques des républicains français" (das. 1795); „Mémoires sur la Convention et le Directoire" (das. 1824, 2 Bde.); „Mémoires sur le Consulat et l'Empire" (das. 1835, 10 Bde.) und „Histoire générale de Napoléon Bonaparte" (das. 1827 bis 1828, 5 Bde.; deutsch, Stuttg. 1827—30).

Thibaudia, Pflanzengattung aus der Familie der Caprifoliaceen, Sträucher mit immergrünen, lederartigen Blättern und schönen, traubenständigen Blüthen, auf den Anden in Peru und Neugranada, von denen T. bicolor *Ruiz et Pav.*, mit dunkelrothen, oben weißen, T. cordifolia *H. B.*, mit rosenrothen Blüthen, u. a. als Zierpflanzen kultivirt werden.

Thibaut, Anton Friedrich Justus, einer der ausgezeichnetsten Lehrer des römischen Rechtes in Deutschland, geboren den 4. Januar 1774 zu Hameln, studirte in Göttingen, Königsberg und Kiel, habilitirte sich hier 1796 und ward 1799 außerordentlicher Professor daselbst. Im J. 1802 ward er nach Jena und 1805 nach Heidelberg berufen, wo er bis zu seinem am 28. März 1840 erfolgten Tode wirkte. Sein Hauptwerk ist sein „System des Pandektenrechts" (Jena 1803, 2 Bde.; 9. Aufl. von Buchholtz, das. 1846). Von seinen übrigen Schriften sind hervorzuheben: „Juristische Encyklopädie und Methodologie" (Altona 1797); „Versuche über einzelne Theile der Theorie des Rechtes" (Jena 1798, 2 Bde.; 2. Aufl. 1806); „Theorie der logischen Auslegung des römischen Rechtes" (Altona 1799; 2. Aufl. 1806); „Ueber Besitz und Verjährung" (Jena 1802); „Civilistische Abhandlungen" (Heidelb. 1814); „Ueber die Nothwendigkeit eines allgemeinen bürgerlichen Rechtes für Deutschland" (das. 1814) u. a. m. Gemeinschaftlich mit Lohr und Mittermaier gab er das „Archiv für civilistische Praxis" (Heidelb. 1818 ff.) heraus. Seinen „Juristischen Nachlaß" veröffentlichte Guyet (Berl. 1841—42, 2 Bde.). Als großer Freund der Tonkunst pries T. Palestrina in der Schrift „Ueber Reinheit der Tonkunst" (Heidelberg 1825, 3. Aufl. 1851), ward aber, da er die neuere Musik einseitig beurtheilte, in einen heftigen Streit mit Nägeli in Zürich verwickelt. Sein Bruder, Bernhard Friedrich T., geboren den 22. December 1775, † als Professor der Mathematik zu Göttingen den 4. November 1832, erwarb sich durch seinen „Grundriß der reinen Mathematik" (Göttingen 1801, 4. Aufl. 1823) und seinen „Grundriß der allgemeinen Arithmetik" (das. 1809, 2. Aufl. 1830) einen geachteten Namen.

Thiel, befestigte Stadt in der niederländischen Provinz Geldern, an der Waal, in der sogenannten Betuwe, hat 5000 Einw., welche Ackerbau, Viehzucht, Schifffahrt, Handel, Lein- u. Wollenweberei, Farbenfabrikation, Gerberei, Salzraffinerie ꝛc. treiben.

Thiele, la (Zihl), Fluß im schweizerischen Kanton Waadt, entspringt am Ostabhange des Jura, fließt in den Neuenburgersee und läuft als Ausfluß von diesem in 2 Armen in den Bielersee aus, verläßt diesen dann in einem Haupt- und drei Nebenarmen wieder und ergießt sich endlich in die Aar.

Thielt, Stadt in der belgischen Provinz Westflandern, Bezirk Brügge, hat 2 Kirchen, eine weibliche Erziehungsanstalt, ein Kollegium und 12,000 Einw., welche starken Flachs-, Getreide-, Vieh- und Butterhandel, Gerberei, Bierbrauerei, Wachs- und Leinwandbleicherei, Lein- und Baumwollenweberei ꝛc. betreiben.

Thienemann, Friedrich August Ludwig, namhafter Ornitholog, geboren den 25. December 1793 zu Gleina bei Freiburg an der Unstrut, studirte, zu Naumburg und Schulpforta vorgebildet, seit 1813 zu Leipzig Medicin und Naturwissenschaften, bereiste seit 1820 den Norden Europa's u. hielt sich unter Anderem 13 Monate in Island auf. Ende 1821 nach Leipzig zurückgekehrt, begann er Vorlesungen über Zoologie und ward 1825 als Inspektor des königlichen Naturalienkabinets nach Dresden berufen. Nachdem er 1831 diese Stellung aufgegeben und eine Zeitlang eine kleine Landwirthschaft betrieben, ward er 1839 zum Bibliothekar an der königlichen Bibliothek ernannt, legte aber schon 1842 aus Gesundheitsrücksichten diese Stelle wieder nieder. Er † den 24. Juni 1858 zu Trachenberge bei Dresden. Sein Hauptwerk ist die „Fortpflanzungsgeschichte der gesammten Vögel" (Heft 1—9, Leipz. 1845—53), zu welcher ihm seine großartige Sammlung von Nestern und Eiern das Material bot. Von seinen übrigen Schriften sind noch zu nennen das „Lehrbuch der Zoologie" (Berlin 1825), die lateinische Uebersetzung von Carus' „Erläuterungstafeln zur vergleichenden Anatomie" (Heft 1—8, Lpz. 1840—50) u. „Rhea", Zeitschrift für die gesammte Ornithologie (Heft 1 und 2, das. 1846—48).

Thiengen, Stadt im badischen Amt Waldshut, mit Schloß und 1140 Einw., sonst Hauptstadt der Landgrafschaft Kleggau.

Thier (animal), nach der gewöhnlichen Definition der organische Körper, der eine selbstständige innere und äußere (willkürliche) Bewegung besitzt, seine Nahrung meist durch eine Mundöffnung einnimmt und, mit Empfindung begabt, sich feindlicher Einflüsse von außen her erwehren kann. Diese Definition reicht jedoch an der noch nicht völlig regulirten Grenzscheide zwischen den untersten Pflanzen und den untersten T.en nicht mehr aus. So haben die Rhizopoden, mehre Infusorien und Eingeweidewürmer keinen Mund, sondern nehmen die Nahrung durch die gesammte Körperoberfläche auf, und wenn die Sporen von Konferven ꝛc. eine Ortsbewegung zeigen, die einer willkürlichen täuschend ähnlich ist, sey es, daß sie durch einfaches Herumwälzen, oder vermittelst Flimmerhaare, oder peitschenförmiger Anhänge bewerkstelligt wird, so gibt es neben den sensitiven Pflanzen Infusorien, die auf äußere Reize nicht die geringste Reaktion zeigen. Daher bleibt für die untersten Thierformen nur ein unterschei-

bender Charakter, der in der Kontraktilität der Körperoberhaut besteht. Die Dimensionen, innerhalb deren sich das Thierreich bewegt, sind fester begrenzt, als im Pflanzenreich. Während die Pflanze bis zu ihrem Tode fortwächst, tritt beim T. endlich ein Stillstand des Wachsthums, der Zustand des Ausgewachsenseyns, womit in der Regel zugleich die Geschlechtsreife verbunden ist, ein. Von der Kleinheit der Monaden ($^1/_{2000}$'''), deren 500,000,000 innerhalb eines Wassertropfens Raum finden können, reichen Schlangen schon bis zu 40 Fuß, und einige Wale der Jetztzeit strecken sich bis fast 100 Fuß Länge, während der fossile Hydrarchos (Zeuglodon) eine Länge von 115 Fuß besaß. Hierbei stellt sich zugleich das Verhältniß heraus, daß, je größer die Dimensionen, desto geringer die Individuenzahl und umgekehrt, je kleiner die Dimensionen, desto größer die Menge der Individuen ist. Die Elemente des Thierkörpers sind überall Zellen, die in den untersten T.en als weiche, gallertartige, mit feinen Körnchen durchstreute Sarkode erscheinen, die in ihrer ganzen Masse kontraktil ist und allen thierischen Funktionen entspricht, bis sie erst auf höheren Stufen sich zu Organen differenziirt. So lange noch diese fast homogene thierische Grundsubstanz vorwaltet, findet auch die Wiedererzeugung im ausgedehntesten Maße Statt und offenbart sich, abgesehen von gewaltsamer Nöthigung dazu durch Zerschneiden ꝛc., durch Selbsttheilung, Knospung, Sprossung ꝛc., bis endlich bei den höheren Thieren nur noch die Thätigkeit des Eierstocks und das Heilen von Wunden als letzte Manifestationen dieser Reproduktionskraft übrig bleiben. Als erste Organe treten die Ernährungsorgane auf. Zu unterst erscheinen sie nur als eine meist vordere Leibesöffnung, die jedoch auch bis in die Bauchmitte herabrücken kann und nach hinten anfangs nur in einen kurzen röhrenförmigen Schlund, dann in einen längeren, geschlossenen Schlauch ohne After, endlich in einen Darm mit hinterer Afteröffnung führt. Der Mundrand ist anfangs nur mit Wimpern versehen, später treten Fangarme, Räderorgane, Saugnäpfe, häutige oder fleischige Lippen, endlich noch unverbundene, horizontal sich gegeneinander bewegende Kiefer in den verschiedensten Modifikationen (Saugrüssel, Stechrüssel, Rollzunge ꝛc.) auf, bis zuletzt bei den Wirbelthieren die Kieferäste sich vorn verbinden und senkrecht wirkende mit Zähnen verschiedenster Art, die nur den Schildkröten und den Vögeln ganz fehlen und durch hornige Kieferränder ersetzt werden, versehene Kinnladen darstellen. Die Mundhöhle führt in den engern Schlund, der sich bald zum Vormagen, Kropf ꝛc. erweitert und unmittelbar in den einfachen oder zusammengesetzten Magen führt, aus dem der Speisebrei in den bei Fleischnahrung kürzeren, bei Pflanzennahrung längeren Darm tritt, der sich in den Dünndarm und den Dickdarm scheidet. Neben diesem Darmkanale sind zur Förderung der Funktionen der einzelnen Theile desselben noch Drüsenorgane vorhanden, unter denen am frühesten Leber und Gallenblase auftreten, worauf Speichel- (Gift-) Drüsen, Pankreas und Milz erscheinen. Auf den untersten Stufen der thierischen Organisation durchdringen die allseitig aufgesaugten Nahrungsstoffe die Sarkode noch ohne Gefäße; dann entsteht innerhalb des Körpers ein kontraktiler Raum, durch dessen Zusammenziehung die Ernährungsflüssigkeit, das Blut (s. d.), bewegt wird. Später, namentlich bei den Wirbelthieren, bewegt sich das Blut innerhalb eines geschlossenen Systems von Röhren, das als Gefäßsystem bezeichnet wird u. seinen Mittelpunkt in einem mehr oder minder vollkommenen Herzen findet. Die im Gefäßsystem sich bewegende Flüssigkeit ist entweder wasserhelle oder weißliche Lymphe in den Lymphgefäßen, oder in den Blutgefäßen wahres Blut, das bei den untern T.en farblos und kalt (d. h. die Temperatur des umgebenden Mediums nicht oder nur wenig übersteigend), bei den Wirbelthieren durch die Blutkügelchen roth und unter diesen bei den Vögeln und Säugethieren warm (d. h. die Temperatur des Mediums ansehnlich übersteigend) ist. Die Athmung wird anfangs durch die gesammte Körperoberfläche vermittelt, bald aber erscheinen besondere Organe in Form von Vorsprüngen, Blättchen, Verästelungen ꝛc., bald mit den Bewegungsorganen verbunden, bald frei und an verschiedenen Körperstellen äußerlich befestigt, die zur Athmung im Wasser bestimmten Kiemen. Uebrigens erscheinen auch schon frühzeitig Athemblasen, die endlich zellig werden und Lungen heißen, während die im Körper verzweigten luftführenden und mit Stigmen nach außen mündenden Röhren (der Insekten und der meisten Gliederthiere) Tracheen genannt werden. Die Organe der Fortpflanzung mangeln einigen der niedersten Formen, die sich nur durch Selbsttheilung, Sprossung oder Knospung vermehren, ganz, erscheinen aber dann überall, und zwar immer zu dem Gegensatze des männlichen (samenbereitenden) und weiblichen (eierbildenden) Geschlechts differenziirt. Das primitive Ei ist eine Zelle, deren Membran eine sarkodeähnliche Substanz einschließt, in welcher der Kern mit den Kernkörperchen liegt. Dieses primitive Ei umgibt sich mit Hüllen (Epithelien) und endlich mit weicheren und härteren Schalen, sofern es vor seiner Entwickelung den mütterlichen Leib verläßt. In den unteren Kreisen des Thierreichs sind die männlichen und weiblichen Genitalien noch in einem und demselben Thierindividuum vereinigt (Hermaphroditismus), u. nur erst von den Kopffüßlern an aufwärts ist die Trennung der Geschlechter eine durchgängige und mit Sicherheit erkannte. Neben diesen sogenannten vegetativen (weil im Pflanzenkörper in gewisser Weise analoge Organsysteme beobachtet werden) Systemen stehen im Thierleibe noch die animalen, ihm allein zukommenden Systeme: das die Bewegung vermittelnde Muskelsystem, das Skelet, das als wahres (d. h. inneres) Skelet erst bei den Wirbelthieren auftritt, während die harten Körpertheile in andern Kreisen des Thierreichs nur von der hornigen oder krustenartigen Oberhaut, dem Hautskelet, gebildet wurden, und das die Empfindung vermittelnde Nervensystem. Die Lebensverrichtungen der T.e bestehen zuerst in der Ernährung. Dieselbe erfordert zwei Haupttakte, nämlich die Aufnahme der Nahrung und die Assimilation

derselben. Was zunächst die **Nahrung** selbst anlangt, so wird dieselbe wohl ausschließlich aus den beiden organischen Reichen entnommen, nie aus dem Mineralreiche, indem mineralische Stoffe wohl immer nur zufällig aufgenommen werden. Nur Kochsalz wird wirklich von manchen höhern T.en (namentlich Wiederkäuern) genossen. Außerdem aber dienen alle Erzeugnisse des Pflanzenreichs, lebende u. todte, frische und modernde, und ebenso auch alle thierischen Organismen und ihre Erzeugnisse in allen denkbaren Zuständen den T.en zur Nahrung. Bei den meisten T.en wird die Nahrung ergriffen, oft zerkleinert (gekaut), eingespeichelt und dann verschlungen und endlich im Magen aufgelöst und flüssig gemacht, um nach Erfüllung dieser Hauptbedingung für die Aufnahme in die Lymphgefäße und von da in das Blut überzugehen, während die unverdauten Theile als Koth wieder ausgeworfen werden. Indem das Blut die Nahrungstheile in alle Punkte des Körpers hinführt und nach Bedürfniß absetzt, findet die Assimilirung Statt. Assimilirt werden aber nur Stoffe, die der chemischen Zusammensetzung der Körpersubstanz entsprechen. Zur fortwährend erneuerten Belebung des Blutes, durch die dessen rastloser Kreislauf bedingt wird, bedarf das T. des Sauerstoffs, dessen Aufnahme aus dem Wasser oder der Atmosphäre durch die **Einathmung** vermittelt wird, während beim Ausathmen die überschüssige Kohlensäure des Körpers abgegeben wird. Die **Fortpflanzungsthätigkeit** tritt, abgesehen von der problematischen Urzeugung (s. **Zeugung**), zuerst als ungeschlechtliche Zeugung auf, indem die organische Grundsubstanz des Körpers befähigt ist, sich und damit die Art durch Selbsttheilung, durch Knospung und Sprossung zu vervielfältigen. Dies die Fortpflanzungsweise der niedersten T.e, die jedoch auch noch höher hinauf, manchmal neben der geschlechtlichen oder wahren Zeugung hergeht. Diese, die in der vermittelst einer mehr oder minder vollständigen Begattung bewerkstelligten Verbindung der Produkte des männlichen und des weiblichen Geschlechtsapparats, also des Samens und des Eies, von T.en der nämlichen Art ihre Grundbedingung findet, ist der Anfang der Entwickelung, welche damit beginnt, daß der Zelleninhalt des befruchteten Eies, der noch formlose Dotter, sich zu einzelnen Massen ballt, deren jede einen besondern Kern hat und durch den sogenannten Furchungsprozeß sich immer wieder in 2 Theile und so fort spaltet, bis das Ei ganz oder theilweise in Elementarzellen zerlegt ist, aus dem die Gewebe als Embryo sich aufbauen. Das befruchtete Ei wird entweder aus dem Mutterkörper ausgestoßen, gelegt, und zwar bald ohne Wahl dem Zufall überlassen, bald mit sorgfältigstem Instinkt da abgelegt, wo das auskriechende Junge sogleich Sicherheit und Nahrung findet, oder es bleibt im mütterlichen Organismus bis zu demjenigen Entwickelungsgrade, in welchem es fähig ist, außerhalb des Mutterleibes zu leben, also lebendig geboren zu werden. Im ersten Falle sind die Jungen entweder den Alten schon völlig ähnlich, so daß sie nur noch durch Wachsen die Größe der Aeltern zu erreichen brauchen, od. sie sind den Aeltern völlig unähnlich und müssen erst eine Reihe von Verwandlungen durchlaufen, bis sie den Aeltern ähnlich werden. In mehren Kreisen niederer T.e ist das aus dem Ei kommende Junge dem Mutterthiere völlich unähnlich und geschlechtslos. Es entwickelt in seinem Innern Keime, die sich zu neuen Wesen gestalten und dabei oft abermaligen Verwandlungen unterworfen sind, bis die Aehnlichkeit mit dem Mutterthiere hervortritt. Diese Weise der Fortpflanzung ist **Generationswechsel** oder **Ammenzeugung** genannt worden, indem jene geschlechtslosen Mittelformen als Ammen bezeichnet wurden. Eine andere derartige Entwickelungsweise ist die **Metamorphose** der Insekten, denn hier geht aus dem Ei die Larve, aus dieser die Puppe u. erst aus dieser das Bild od. das vollkommene Insekt hervor. Aber auch die Entwickelung des Embryo im Ei selbst ist höchst verschieden, wie denn in den Kreisen der Strahlthiere, Würmer und Weichthiere der ganze Dotter in das junge T. sich umwandelt, während in den Kreisen der Kopffüßler, Gliederthiere und Wirbelthiere ein Gegensatz zwischen Embryo und Dotter Statt findet, und zwar so, daß bei den Kopffüßlern der Dotter kopfständig, bei den Gliederthieren rückenständig, bei den Wirbelthieren bauchständig ist. Der Gang der Entwickelung der T.e erreicht in der Regel seinen Höhepunkt zur Zeit der Geschlechtsreife, von welcher an ein Zurücksinken, eine Rückbildung des Organismus beginnt, die mit dem Tode schließt. Die **Bewegungen** der T.e sind, abgesehen von der unwillkürlichen peristaltischen des Darms, der rhythmischen des Kreislaufs und des Athmens &c., zunächst Ortsbewegungen, theils behufs der Aufsuchung der Nahrung, theils behufs des Fortpflanzungsgeschäfts, theils aber auch behufs der Flucht vor Feinden. Sie geschehen schwimmend, oder kriechend, oder schreitend, oder laufend, oder springend, oder kletternd, oder fliegend, oft mit äußerster Langsamkeit (Weichthiere), oft dagegen auch mit außerordentlicher Schnelligkeit (Insekten, Falken, Schwalben, Delphine, Pferde &c.). Daneben zeigt sich eine oft enorme Muskelkraft, die relativ bei den Insekten am größten zu seyn scheint, während sie bei Vögeln und Säugethieren die längste Ausdauer haben dürfte. Die Aeußerungen der **Sinnesthätigkeiten** beschränken sich bei den untern T.en auf die allgemeine Empfindung und auf die Unterscheidung des Lichtes und des Dunkels, die selbst von augenlosen T.en geübt wird. Erst später erscheinen Tentakeln als Tastorgane und Augen, zu denen erst bei den Würmern die ersten Rudimente des Ohrs kommen. Geschmack und Geruch finden sich zuerst bei den Gliederthieren ein; eine höhere Ausbildung der Sinne tritt aber erst bei den obersten Wirbelthierklassen, den Vögeln und Säugethieren ein, und zwar sind bei erstern besonders Gesicht und Gehör, bei letztern beide Sinne und neben denselben besonders noch der Geruch sehr entwickelt. Der Geschmackssinn scheint bei keinem T. einen hohen Grad der Ausbildung zu erreichen. Die Aeußerungen der Psyche, die **Instinkte** der T.e, die sogenannten **Kunsttriebe** &c. reduciren sich insgesammt auf die

Nahrungs-, Erhaltungs- und Fortpflanzungsfunktionen und werden meist sogar unwillkürlich vollzogen. Wie eine Periodicität im Leben der T.e ganz vorzüglich auch im Erwachen des Begattungstriebes hervortritt, das bei allen frei lebenden T.en an bestimmte Zeiten des Jahres und zwar so gebunden ist, daß dasselbe zu rechter Zeit der für die Entwickelung der Jungen günstigsten Jahreszeit vorangeht, so erscheint eine solche auch in Bezug auf die Häutungen, die bis zu den Amphibien herauf noch vorkommen und bei den Vögeln durch die Mauser, bei den Säugethieren durch das Hären (Rauhen) vertreten werden. Die wichtigste dieser Periodicitäten aber ist der Wechsel zwischen Wachen und Schlafen, ein Wechsel, der sich normal je einmal innerhalb der Zeit einer Erdumdrehung vollzieht. Das Wachen ist der Zustand, in welchem die Thätigkeit der animalen Systeme und der Psyche vorwaltet und meist an den Tag gebunden, weil während des Tages eine überwiegende Mehrzahl von Reizen auf den ganzen Organismus einwirken. Der Schlaf wird erzeugt, wenn durch die Erregung der vegetativen Zustände des Gehirns, welche bei der Seelenthätigkeit Statt findet, allmählig das Gehirn selbst zur Fortsetzung dieser Aktion unfähig geworden, mit andern Worten ermüdet ist, und überhaupt die animalen Systeme, die während des Wachens thätig gewesen sind, ihre Kraft verbraucht haben und der Remission bedürfen. Der Schlaf tritt vorzugsweise in der Nacht ein, weil während dieser Zeit die Zahl der Reize eine viel geringere ist, als während des Tages. Während aber im Schlafe die animalen Funktionen (mit Ausnahme der unwillkürlichen) ruhen, gehen die Funktionen der vegetativen Systeme ihren ruhigen Gang fort. Ein diesen täglich wechselnden Perioden analoges und ebenfalls auf innerer Nöthigung zur Ruhe und Erholung beruhendes Phänomen ist der Winter- und Sommerschlaf mancher T.e, der nicht ausschließlich durch die abnehmende oder zu hoch steigende Temperatur bedingt zu werden scheint. Die Lebensdauer der T.e schwankt innerhalb ziemlich weiter Grenzen, doch sind dieselben enger, als jene für das Pflanzenleben. Im Allgemeinen gilt das Gesetz, daß, je größer oder kleiner das (nach den Klassen) relative Körpervolumen ist, desto länger oder kürzer sich auch das Leben erhält. Während die untersten T.e und selbst noch manche Insekten als Ephemeriden nur wenige Stunden zu leben haben und überhaupt viele Wirbellose nur bis zur Vollziehung des Fortpflanzungsgeschäftes leben, reicht die Lebensdauer mancher Strahlthiere, Würmer, Weichthiere und größerer Insekten über mehre Jahre hinaus und kann selbst künstlich verlängert werden, und erreichen die meisten größeren Wirbelthiere ein hohes Alter, das bei Einzelnen über ein Jahrhundert hinausreicht. Der Tod, das völlige Stillstehn der Lebensthätigkeit und die damit beginnende Zersetzung des Organismus in seine Elemente, tritt bald gewaltsam, durch äußere Einflüsse bewirkt, ein, bald erfolgt er durch Krankheit, bald normal durch allmähliges Ersterben der Funktionen der Organe, also durch Altersschwäche. Die Krankheiten der T.e sind theils Entwickelungskrankheiten, theils kontagiöse, theils solche, die vom plötzlichen Nahrungs- oder Temperaturwechsel 2c. herrühren. Sie sind vorzugsweise bei den Wirbelthieren und am meisten und mannichfaltigsten bei den höhern Klassen derselben beobachtet worden. Um zu sterben, um in der Hülflosigkeit des letzten Kampfes wenigstens nicht mehr von außen beunruhigt zu werden, verbergen sich die meisten T.e, daher so selten ihre Leichen von uns aufgefunden werden. Der Aufenthalt der T.e, möchte man sagen, ist überall, in der Luft, im Wasser und in der Erde. Die ganze unermeßliche Lebensfülle ist am meisten zusammengedrängt unter den Tropen, wo auch die Mannichfaltigkeit der Formen und Farben am größten ist, während in größerer Ferne vom Aequator die Menge der Individuen von einzelnen Arten mehr hervortritt (Häringe, Wandertauben, Lemminge 2c.), bis endlich unter ewigem Schnee und Frost mit dem Pflanzenleben auch das Thierleben gänzlich erstirbt. Die meisten T.e sind an bestimmte Klimate gewiesen, und nicht bloß ertragen die Bewohner der wärmeren Klimate die nördliche Kälte nicht, auch die Bewohner der Polargegenden dauern in wärmern Gegenden nicht aus, und nur einige Hausthiere haben sich so weit akklimatisirt, daß sie in gewissem Grade dem Menschen unter alle Zonen zu folgen vermögen. Auch einige Formen des untersten Thierlebens (Infusorien) sind in außerordentlich weiter räumlicher Verbreitung gefunden worden. Eigenthümlich ist noch die Vertheilung der T.e nach den Kontinenten: die neue Welt hat zwar viele Gattungen, aber fast keine Arten mit der alten Welt gemein, und die Fauna Neuhollands, an sich arm, hat außer mit der einiger Inseln, die diesem Kontinent benachbart sind, mit keiner andern irgend welche Verwandtschaft. Die Geschichte der T.e ist Urgeschichte, die, so viel wir wissen, mit jener Periode des Erdendaseyns beginnt, in welcher sich die Sedimente des Grauwackensystems bildeten. Im Wasser nimmt sie ihren Anfang, und die Gewässer bleiben ihr Schauplatz, bis in den jurassischen Schichten zuerst mit Sicherheit Reste von landbewohnenden Sauriern und den ersten Säugethieren getroffen werden. Nur einige Käfer (Curculio) haben schon in der Steinkohlenperiode die Pflanzen jener Zeit bewohnt. Aber erst seit der Tertiärepoche entwickelt sich ein ausgedehnteres Thierleben auf dem Lande, fortschreitend bis zur historischen Zeit. Die Zeitgeschichte der T.e, die mit dem Auftreten des Menschen beginnt, ist auch vorzugsweise die Geschichte ihres Verhältnisses zum Menschen. Vgl Zoologie und die den einzelnen Thierklassen gewidmeten Artikel.

Thierarzneikunde (Thierheilkunde, Zootatrik), die geordnete Darstellung aller jener Grundsätze und Erfahrungsregeln, welche sich theils mittel-, theils unmittelbar auf die Gesunderhaltung der Thiere und die Heilung ihrer Krankheiten beziehen. Ihr eigentlicher Zweck, vom rein wissenschaftlichen Standpunkt abgesehen, ist aber nicht, thierische Organismen gesund zu erhalten und zu heilen um ihrer selbst willen, sondern in sofern ihre Gesundheit, ihr körperliches

Gedeihen dem Vortheile des Menschen dient u. demgemäß allerdings als ein bloß schätzbares oder berechenbares Gut betrachtet werden kann. In diesem Sinne heißt sie auch Veterinärkunde (vom lat. veterinum, sc. animal, Last- oder Zugthier). Das gesammte Gebiet der T. theilt sich in dieselben Fächer ab wie das der Medicin; doch kommen auf jenem noch mehre andere Wissenszweige in Betracht, namentlich solche, welche in die Landwirthschaft einschlagen, aber zur erfolgreichen Ausübung der T. durchaus unentbehrlich sind. Bedenkt man aber, daß sämmtliche medicinische Lehrfächer in der T. auf eine Mehrzahl verschieden organisirter Gattungen und Arten von Thieren Anwendung finden müssen, so erscheint das Gebiet der T. viel umfassender und komplicirter als das der Menschenheilkunde. Die Wichtigkeit der T. liegt auf der Hand. Sowie die Zucht, Pflege und Veredelung der nutzbaren Hausthiere, insoweit dieselbe in jedem Lande durch Befolgung gewisser allgemeiner Vorschriften emporgebracht werden kann, ein wesentlicher Gegenstand der Staatsökonomie ist, so werden auch ihre Krankheiten in mehrfacher Beziehung ein Gegenstand des öffentlichen Sanitätswesens, und es ergibt sich hieraus als ein besonderer wichtiger Zweig desselben die Veterinärpolizei, die einestheils die Krankheiten der Hausthiere selbst, anderntheils aber auch den nachtheiligen Einfluß ins Auge zu fassen hat, welchen jene Krankheiten auf das physische Wohl des Menschen zu äußern vermögen. Die gerichtliche T. ist die Anwendung des thierärztlichen Wissens auf solche Rechtsstreitigkeiten, welche in Bezug auf Thiere entstanden sind und zu deren gerechter Entscheidung der Richter der thierärztlich-sachverständigen Ermittelung und Beurtheilung zweifelhafter oder streitiger Thatsachen nicht entrathen kann. Da die Viehzucht bis in die ältesten Zeiten des Menschengeschlechts zurückreicht, so finden wir schon bei den ältesten civilisirten Völkern Spuren der T., so bei den Aegyptern, Hebräern und Indern. Unter den Griechen waren Hippocrates und Galenus, besonders aber Aristoteles um Erweiterung thierärztlichen Wissens mit Erfolg bemüht. Ihnen schließen sich die unter dem Namen Hippiatres (Pferdeärzte) zusammengefaßten Schriftsteller an, deren meist nur in Fragmenten erhaltene Schriften auf Befehl des byzantinischen Kaisers Konstantin Porphyrogeneta im 10. Jahrhundert gesammelt und später von Ruellius in den „Voterinarine medicinne libri duo" (Basel 1538), ins Lateinische übersetzt, herausgegeben wurden. Von dem Standpunkt der Veterinärkunde bei den Römern berichten die landwirthschaftlichen Schriftsteller, Cato der Aeltere, Varro, Columella, Palladius, Vegetius und Gargilius Martialis. Im Mittelalter beginnt die thierärztliche Literatur erst mit Jordanus Rufus, dem Stallmeister Kaiser Friedrichs II., an den sich die Deutschen Albert von Bollstädt, Hofmann und Konrad Gesner, die Italiener Magno, Caracciolo u. Bonacossa und die Spanier Diaz, Andrada, Camora und Calvo u. A. anschließen. Die Schriften dieser Männer beziehen sich meist auf Pferde und sind mit vielen superstitiösen Elementen durchwebt. Um anatomische Kenntniß der Thiere bemühten sich Koyter in Deutschland, Hervard in Frankreich, namentlich aber Ruini in Italien, der in seiner Schrift „Dell' anatomia e dell' infirmita del cavalio" (Bologna 1598) wenigstens der Roßarzneikunde eine wissenschaftlichere Grundlage gab, auf der dann Stallmeister, wie Solleysel, weiter fortbauten. Aber erst die seit Anfang des 18. Jahrhunderts ausgebrochenen Viehseuchen, welche den Viehstand ganz Europa's decimirten, veranlaßten die Regierungen, den ungenügenden Standpunkt der T. ins Auge zu fassen, und berühmte Aerzte, wie Ramazzini und Lancisi in Italien, Sauvages in Frankreich, Camper in Holland u. A., bemühten sich seitdem wenigstens um theoretische Förderung derselben. Die erste Thierarzneischule errichtete 1762 der französische Stallmeister Bourgelat zu Lyon; eine zweite trat 1765 zu Alfort bei Paris ins Leben, worauf man auch in den meisten übrigen Ländern sich veranlaßt fand, dergleichen Institute einzurichten, die freilich anfangs fast nur Roßärzte für das Militär, landesherrliche Gestüte ꝛc. bildeten. Nach und nach erhob sich aber die T. zur selbstständigen Wissenschaft, die sich in der neuesten Zeit erfolgreicher Bearbeitung durch tüchtige Kräfte erfreut. Vergl. Kreutzer, Veterinärmedicinische Propädeutik und Hodegetik, Augsburg 1840; Derselbe, Grundriß der gesammten Veterinärmedicin, Erlangen 1853; Hering, Specielle Pathologie und Therapie für Thierärzte, Stuttgart 1842; Hayne, Handbuch der Zoo-Pathologie und Therapie, 2. Aufl., Wien 1852, und die Zeitschriften von Gurlt und Hertwig, Hering, Kreutzer, Nicklas u. A.

Thierdienst (Zoolatrie), s. Fetischismus.

Thierheilkunde, s. Thierarzneikunde.

Thierischer Magnetismus (Lebensmagnetismus, Mesmerismus, Zoomagnetismus), die Einwirkung des Nervenlebens eines Menschen auf das des andern zum Zweck der Heilung einer Krankheit, im weiteren auch die zu demselben Zwecke bewerkstelligte Einwirkung von Metallen, Wasser, Bäumen ꝛc. auf das Nervenleben. Der Entdecker des thierischen Magnetismus ist Mesmer (s. d.). Derselbe benutzte um 1772 den Magnet zur Heilung von Krankheiten und bemerkte dabei, daß auch ohne Anwendung desselben, durch bloßes Streichen mit den Händen, eigenthümliche Wirkungen sich herausstellten, welche eine räthselhafte Kraft im Menschen zu bekunden schienen. Er machte davon Anwendung zur Heilung von Krankheiten u. erregte durch glückliche Kuren großes Aufsehen. In Folge von Anfeindungen siedelte er jedoch 1778 nach Paris über, wo er eine Heilanstalt errichtete u. viel Anhänger fand. In Deutschland waren es besonders Wienholdt, Olbers, Bökmann u. Gmelin, welche sich zuerst mit der Ausübung des thierischen Magnetismus beschäftigten u. die von manchen französischen Aerzten ziemlich frivol behandelte Sache in ernstere Bahnen lenkten. Wolfart, ein Schüler Mesmers, gründete eine magnetische Heilanstalt in Berlin; Kieser, Kluge, Hufeland, Passavant, Brandis u. A. schrieben darüber. Was die magnetische Manipulation

selbst betrifft, so hat man sie mannichfach modificirt und der Hand (dem wirksamsten magnetischen Agens) und ihrer Bewegung die verschiedensten Stellungen und Richtungen gegeben. Die wirksamste Manipulation, welche denn auch in der Regel zur ursprünglichen Erzeugung des magnetischen Somnambulismus angewendet wird, soll die sogenannte vagirende Digitalmanipulation seyn. Man wendet dabei hauptsächlich die Daumen an, indem man die übrigen Finger seitlich ausstreckt oder auch zur Faust ballt. Man setzt die Spitzen der beiden aneinandergehaltenen Daumen in der Mitte der Stirn auf, streicht bis zur Nasenwurzel herab, fährt über die beiden Augenbrauen weg nach den Schläfen hin, gleitet zu beiden Seiten über die Wangen und an dem Halse herab und führt die Daumen, die sich einander allmählig wieder nähern, über das Brustbein nach der Herzgrube; von da entfernt man sie wieder allmählig von einander, um über die Beine bis zu den Füßen und Zehen fortzugleiten. Es ist Regel, hin und wieder Ruhepunkte zu machen, um die Wirkung, welche dem Zuge folgen soll, zu sammeln und weiter zu führen, so insbesondere an den äußeren Augenwinkeln, auf der Herzgrube, auf dem Unterleibe, an den Knieen. Im Uebrigen soll der Zug langsam und stetig seyn, so daß ein Strich ungefähr in einer halben Minute vollendet wird. Ist ein Strich vollendet, so kehrt man mit abgewendeten Fingern und Handflächen zu dem Ansatzpunkte an der Stirn zurück, um auf die gleiche Weise den zweiten zu führen u. s. f. Abwärts laufende Striche sollen einschläfern, aufwärts laufende dagegen erwecken. Wenn einmal irgend eine Manipulation bei einer Somnambule angewendet ist, so darf sie nicht nach Laune verändert, am wenigsten aber mit allen möglichen Weisen unstet gewechselt werden. Merkwürdig ist, daß am Ende der magnetischen Krisis die Manipulationen, welche am Anfang eingeschläfert, erwecken. Ist einmal der somnambule Zustand erzeugt und eingetreten, so reichen leichtere Mittel hin, den Einfluß des Magnetiseurs auf die Somnambule zu vermitteln: Hauch, Blick, Befehl, ja selbst der bloße auf die Somnambule gerichtete Wille des Magnetiseurs, und seine Einwirkung soll sich selbst auf größere oder kleinere, für die Tagessinne unzugängliche Entfernungen erstrecken. In Folge der magnetischen Manipulation und der dadurch bewirkten Entwickelung des Somnambulismus entsteht zwischen Magnetiseur und Somnambule der sogenannte Rapport, gleichsam eine förmliche Lebens- und Seelengemeinschaft zwischen beiden. Während aber der Rapport der Somnambule zu dem Magnetiseur ein Uebergreifen ihres Bewußtseyns über seine Person ist, so ist dagegen der Rapport des Magnetiseurs zu ihr ein Uebergreifen seines Willens über ihr geistiges und organisches Leben. Eine Wirkung des Rapports ist, wenigstens zum großen Theile, das gemüthliche Verhältniß der Somnambule zum Magnetiseur. Eine der auffallendsten Erscheinungen ist aber die, daß selbst andere Gegenstände zu Trägern der magnetischen Kraft und Wirksamkeit gemacht werden können. Magnetisirte Glasplatten oder Flaschen dienen als Substitute des Magnetiseurs, um ihn in Abwesenheitsfällen zu vertreten; sie bewirken gleich seiner Hand Schlaf, Stillung örtlicher Schmerzen, vertreiben Krampfanfälle und dienen am Ende der Krisen dazu, die Somnambule wieder zu wecken. Denselben Zweck sollen in noch höherem Grade Dinge erfüllen, die der Magnetiseur längere Zeit am Leibe getragen, wie sein Sacktuch, oder sein Hut, Haarlocken von ihm u. dgl. Insbesondere spielt auch magnetisirtes Wasser in der somnambulen Krankengeschichte eine bedeutende Rolle. Die Uebertragung der magnetischen Kraft wurde schon von Mesmer zur Konstruktion magnetischer Apparate, namentlich des sogenannten Baquets oder der magnetischen Wanne angewendet. Diese Baquets u. ihre Füllung änderte man auf die verschiedenste Weise ab, immer aber spielten bei der Füllung Glas, Wasser und Eisen die Hauptrolle. Die magnetische Behandlung erzeugt in der Regel zuerst bloßen bewußtlosen Schlaf, der Tage, Wochen und Monate lang auf dieser ersten Stufe stehen bleiben, auch wohl gar nicht bis zum somnambulen Erwachen fortschreiten kann. Wie aber bewußtloser Schlaf das somnambule Erwachen einleitet, so schließt er dasselbe auch gern. Je mehr der Magnetiseur mit der Somnambule spricht, desto tiefer kommt sie in den Schlaf, d. h. desto fester schläft das Nervensystem ein, desto unempfindlicher werden ihre Sinne, desto weniger vernimmt sie Dinge und Personen, die nicht mit ihr in Rapport stehen, desto abgeschlossener von dem Tagesverkehr mit der Außenwelt koncentrirt sie sich auf ihren somnambulen Kreis. In dem vollkommneren Schlafwachen sind alle Sinne mehr oder weniger geschlossen und wenn auch nicht absolut unempfindlich und unerweckbar, wenigstens für die gewöhnlichen Einwirkungen sehr schwer zugänglich. An Somnambulen wurden während des magnetischen Schlafes die bedeutendsten Operationen ausgeführt, ohne daß sie während derselben nur den geringsten Schmerz verriethen. Ein eben so konstantes Zeichen des magnetischen Schlafes, als die Suspension der Sinnesthätigkeit, ist die gänzliche Erinnerungslosigkeit nach dem Erwachen, welche mit dem Anbruch des Hellsehens fast ausnahmslos eintritt. Der magnetische Somnambulismus tritt nämlich sehr leicht in schlafwachenden oder hellsehenden Verkehr mit der Außenwelt, oder wird wenigstens durch die allgemeine Sitte der Magnetiseure, ihre Somnambulen sofort anzureden, sowie sie eine Spur von innerlichem Erwachen in dem Gesichte bemerken, sehr leicht zu äußerlichem Erwachen geführt, so daß fast alle magnetischen Somnambulen, wenn sie es anders überhaupt bis zum somnambulen Erwachen bringen, äußerlich oder hellsehend wachen, und wäre es auch nur, daß sie hören und antworten. Hiermit hängt die weitere Eigenthümlichkeit der magnetischen Somnambulen genau zusammen, daß sie sich sofort orientiren und in einen geordneten und vernünftigen Verkehr mit ihren Umgebungen treten, während der Nachtwandler schlaftrunken erwacht. Das Hellsehen, worunter man allen somnambulen Verkehr mit der Außenwelt begreift, durchläuft in dem magnetischen Somnambulismus eine Reihe

von Entwickelungsstufen mit immer mannichfacheren u. außerordentlicheren Erscheinungen und Aeußerungen. Der erste Anfang des Hellsehens kommt in dem sogenannten Halbschlafe vor, einem exaltirten Zustande, worin die Sinne bald getrübt und halb geschlossen, bald aber vollkommen offen und wach sind, jedoch eine krankhaft verschärfte Empfindlichkeit zeigen. Das Urtheil ist exaltirt, sehr oft verwirrt; häufig spielt die Phantasie in sehr lebhaften Visionen, welche gleich den Tagesvisionen durch die halb oder ganz offenen Sinne heraustreten. Nach dem Erwachen fehlt die Erinnerung fast gänzlich. Das eigentliche Hellsehen beginnt erst mit der somnambulen Umstimmung der gänzlich eingeschlafenen Sinne, die nur noch für einzelne Gegenstände und Personen, aber mit außerordentlich verschärfter Empfindlichkeit, wachen. Auch mit diesem Zustande verbinden sich noch sehr lebhafte Visionen und stellen so gleichsam die somnambul wieder erwachte Schlafvision dar, wie die Visionen des Halbschlafes die Tagesvisionen, nur auf einer tieferen Stufe, wiederholen. Beide Zustände bilden zusammen die erste Stufe des Hellsehens. Die zweite Stufe desselben besteht in der Versetzung der Sinne auf die Herzgrube, an die Fingerspitzen und andere Körpertheile. Diese Sinnversetzung koncentrirt sich gleichsam hier u. beginnt mit einzelnen flüchtigen, noch auf die unmittelbarste Nähe beschränkten, aber hellen Blicken, welche nur mit Anstrengung entwickelt werden. Diese Blicke entbinden sich immer freiwilliger, werden dauernder, gehen in immer größere Ferne und umfassen endlich ganze mehr oder weniger ausgedehnte Gesichtsfelder. Nicht selten rühmen sich Somnambulen auf dieser Stufe einer klaren Voraussicht zukünftiger Vorfälle, die sich ihnen in anschaulichen Bildern darstellen sollen. Die höchste Stufe des magnetischen Hellsehens ist aber der Hochschlaf. Die wesentlichsten Erscheinungen dieses Zustandes sind: Die Somnambulen verlieren fast alle Empfindung ihres Körpers; ihr somnambules Bewußtseyn verläßt denselben, der nun auch mehr oder weniger regungslos daliegt; die Gliederbewegung und Aeußerungsfähigkeit verliert sich oft gänzlich, oft wenigstens partiell; das somnambule Bewußtseyn lagert sich wie eine Lichtwolke, die sich bis zu einem Lichtmeere ausdehnen kann, um ihren Körper; die wirkliche Welt verschwindet aus ihrem Interesse wie aus ihrem Blicke, sie ergehen sich in seligen Gefilden, wozu das sie umgebende Lichtmeer sich gestaltet, pflegen Umgang mit seligen Geistern, hören himmlische Töne u. schwelgen in unaussprechlicher Wonne. Daß in dem thierischen Magnetismus große Heilkräfte liegen, ist unzweifelhaft. Unter Entwickelung desselben u. im innigen Zusammenhang damit gehen in einigen Systemen des Organismus mannichfache große Veränderungen vor sich, Stuhlentleerung, Schweiß und Menstruation werden durch ihn befördert, die Temperatur erhöht ꝛc. Man hat denn auch den thierischen Magnetismus in den Kachexien des sensoriellen und geistigen Lebens, Krämpfen mancher Art, gestörten Empfindungen und Vorstellungen ꝛc. angewendet, sowie man andererseits Kachexien des vegetativen Lebens, Skropheln, Rhachitis, Wassersucht, endlich Paralysen willkürlicher Muskeln glücklich dadurch beseitigt hat. Eine weit ausgedehntere Anwendung, aber meist mit ungünstigen Erfolgen, gaben ihm nach Mesmer die französischen Magnetiseure, die ein Universalmittel in ihm sahen. Im Allgemeinen läßt sich nur rathen, von diesem keineswegs gleichgültigen, seiner starken Wirkungen auf die thierische Oekonomie wegen sogar zu fürchtenden Mittel nur dann Gebrauch zu machen, wenn großen und harten Leiden eine bedenkliche Wendung und lange Dauer droht und die gewöhnlichen Heilmethoden sich unnütz zeigten. Da aber die Anwendung dieses Mittels von Seiten des Arztes große Ausdauer und Aufopferung verlangt, so wird es neuerlich, wo die Aufmerksamkeit sich davon abgewendet hat, nur noch selten gebraucht. Vgl. Stieglitz, Ueber den thier. M., Hannov. 1814; Nees von Esenbeck, Entwicklungsgeschichte des magnetischen Schlafs u. Traums, Bonn 1820; Kiefer, System des Tellurismus oder thier. M., Leipzig 1822, 2 Bde.; Fischer, Der Somnambulismus, Basel 1839, 3 Bde.; Ennemoser, Anleitung zur mesmerischen Praxis, Stuttgart und Tübingen 1852.

Thierkreis (Zodiacus), der Himmelsgürtel, welcher, wenig über 20° breit, von der Ekliptik oder Sonnenbahn in zwei Hälften getheilt wird und welchen die Sonne, von der Erde aus gesehen, so zu durchlaufen scheint, daß sie im Laufe des Jahres beim Aufgang in demselben fortrückt. Derselbe wird in zwölf gleiche Theile (daher der alte Name Dodekatemoria), Zeichen oder Sternbilder, eingetheilt, deren Namen meist von Thieren entlehnt sind. Dieselben sind der Reihe nach, wie sie von der Sonne durchwandert werden, oder von Westen nach Osten folgende: Widder (♈), Stier (♉), Zwillinge (♊), Krebs (♋), Löwe (♌), Jungfrau (♍), Wage (♎), Skorpion (♏), Schütze (♐), Steinbock (♑), Wassermann (♒) und Fische (♓). Die Sonne steht im Frühjahr im Zeichen des Widders, verweilt in jedem Zeichen beinahe einen Monat lang und durchwandert sie der Reihe nach alle binnen Jahresfrist. Die drei ersten Zeichen heißen die Frühlings-, die drei folgenden die Sommer-, das siebente bis neunte die Herbst- und die drei letzten die Winterzeichen. Auch bezeichnet man die sechs ersten als die nördlichen, die sechs letzten als die südlichen, sowie die drei ersten und die drei letzten zusammen als aufsteigende, die sechs mittleren als absteigende Zeichen. Ueber die T. e in Denderah s. d.

Thierry, 1) Jacques Nicolas Augustin, einer der hervorragendsten Geschichtschreiber Frankreichs, geboren den 10. Mai 1795 zu Blois von armen Aeltern, erhielt seine erste Bildung in dem Collége seiner Vaterstadt, besuchte seit 1811 die Normalschule zu Paris und ward 1813 als Lehrer an einem Provinzialcollége angestellt. Schon im folgenden Jahre kehrte er nach Paris zurück, schloß sich hier an St.-Simon an und veröffentlichte in dessen Sinne eine Schrift „Des nations et de leurs rapports mutuels“. Bald jedoch das Unpraktische der saint-simonistischen Träumereien durchschauend, trennte er sich 1817 von dem Meister und betheiligte sich an dem von Comte und Dunoyer redigirten Journal „Le Censeur Européen“ und, nachdem dasselbe ein-

gegangen, an dem „Courrier français", in welchem er 1820 10 Briefe über die französische Geschichte veröffentlichte. Jedem öffentlichen Wirkungskreise fern bleibend, vertiefte er sich in das Studium der Geschichte, namentlich der französischen und englischen. Die ersten Früchte desselben waren die „Histoire de la conquête de l'Angleterre par les Normands" (Paris 1825 u. öfter, 4 Bde.; deutsch von Bolzenthal, Berlin 1830 bis 1831, 2 Bde.) und die „Lettres sur l'histoire de la France" (Paris 1827 u. öfter), die früher im „Courrier français" erschienenen Briefe in erweiterter Form. Diese Werke erregten in England wie in Frankreich außerordentliches Aufsehen. T. findet rücksichtlich der englischen und französischen Geschichte den Schlüssel für die Gestaltung aller politischen und socialen Verhältnisse in dem Gegensatze der erobernden zu der unterworfenen Nation, und von dem äußerlichen Pragmatismus der gewöhnlichen Historiographie, dessen Untauglichkeit zur Enthüllung der historischen Wahrheit er erkannt hatte, gänzlich abgehend, entwickelt er die Geschichte nach genetischer Methode, welche den Engländern wie den Franzosen neu war und von letztern die Bezeichnung der beschreibenden oder pittoresken erhielt. In Folge seines anhaltenden Studiums aufs Aeußerste erschöpft und fast erblindet, fügte er sich mit philosophischem Gleichmuth in sein Schicksal, ohne die Begeisterung für die Wissenschaft zu verlieren. Im Jahre 1830 wurde er zum Mitglied der Akademie ernannt. Einer schweren Nervenkrankheit wegen hielt er sich von 1831—36 theils in den Bädern von Luxeuil, theils bei seinem Bruder Amédée in Vesoul, mit dessen Beihülfe er 1835 unter dem Titel „Dix ans d'études" eine Sammlung trefflicher Aufsätze als Resultate früherer Forschungen veröffentlichte, auf. Um dieselbe Zeit beauftragte ihn Guizot mit Herausgabe des „Recueil des monuments inédits de l'histoire du tiers-état" (Paris 1843—54, 4 Bde.), einer Abtheilung der „Collection des documents inédits de l'histoire de France", wobei er Felix Bourquelot und Charles Louandre zu Mitarbeitern hatte. Im Jahre 1840 publicirte T. die „Récits des temps mérovingiens", welche von der Akademie mit einem Hauptpreis gekrönt wurden. Er † den 22. Mai 1856 zu Paris. Seine Gattin, Julie T., geborne de Quérengal, mit der er sich 1831 vermählte, machte sich in der literarischen Welt bekannt durch „Scènes de moeurs aux 18me et 19me siècles" (Par. 1836), sowie durch gehaltvolle Aufsätze in der „Revue des deux mondes".

2) Amédée Simon, ebenfalls namhafter französischer Geschichtschreiber, Bruder des Vorigen, geboren den 2. August 1797 zu Blois, widmete sich anfangs dem Lehrfache und erhielt eine Professur in Besançon. Nach der Julirevolution ward er als Genosse der Doktrinärs zum Präfekten des Departements Obersaône ernannt und 1831 in die Akademie aufgenommen. In den letzten 10 Jahren der Julimonarchie versah er das Amt eines Requetenmeisters im Staatsrath, welches Amt er auch im Staatsrath des neuen Kaiserreichs übernahm. Er schrieb einen „Résumé de l'histoire de la Guyenne" (Paris 1826) und eine „Histoire des Gaules sous la domination romaine" (das. 1826, 6 Bde.; 2. Aufl. 1831, 3 Bde.), sowie interessante Aufsätze in der „Revue des deux mondes".

Thiers, Hauptstadt eines Arrondissements im französischen Departement Puy de Dôme, in pittoresker Lage an der Durole, hat ein Civil- und Handelstribunal, ein Conseil-de-prud-hommes, 3 Kirchen, ein Hospital und 12,000 Einwohner, welche Messer, Papier, Leder, Zwirn, Bänder u. kurze Waaren verfertigen.

Thiers, Louis Adolphe, französischer Staatsmann und Geschichtschreiber, geboren den 16. April 1797 zu Marseille als Sohn eines unbemittelten Schlossers, erhielt durch Verwendung eines einflußreichen Verwandten eine Freistelle am Collége seiner Vaterstadt und bezog dann die Universität Aix, um die Rechte zu studiren. Hier zeichnete er sich durch Talent, aber auch durch glühende Begeisterung für politische Freiheit aus und zog sich dadurch das Mißfallen seiner Vorgesetzten zu. Nach Beendigung seiner Studien ließ er sich zu Aix in den Advokatenstand aufnehmen, konnte aber zu keiner gedeihlichen Praxis gelangen und wandte sich daher dem Studium der Geschichte, Politik u. Nationalökonomie zu. Im Jahre 1820 begab er sich mit seinem Freunde Mignet nach Paris, um dort als Journalist seine Talente geltend zu machen. Dies gelang ihm aber erst 1823, als er die Bekanntschaft des sehr populären Deputirten Manuel machte und durch diesen in den Kreis der einflußreichsten Oppositionsmitglieder eingeführt ward. Im Jahre 1824 ward er durch Laffitte einer der Redakteure des „Constitutionnel", des vornehmsten Organes der liberalen Partei, u. machte durch seine scharfeinschneidenden Kritiken der Regierungsmaßregeln solches Aufsehen, daß er bald einer der Wortführer des Liberalismus ward u. selbst der greise Talleyrand ihn seines näheren Umgangs würdigte. In diese Zeit seiner publicistischen Thätigkeit fällt die Bearbeitung seiner „Histoire de la révolution française", welche seinen Ruhm als Historiker begründete. Die liberale Partei bewies sich ihrem Vorkämpfer dadurch dankbar, daß sie ihn zum Mitgenthümer des „Constitutionnel" machte, wodurch er sich in den Stand gesetzt sah, sich Mittel zu erwerben. Da ihm aber der Wirkungskreis, den ihm der „Constitutionnel" bot, wegen mancher Beschränkung nicht mehr genügte, so begründete er zur Zeit, als das absolutistische Ministerium Polignac die Geschäfte übernahm, mit Carrel und Sautelet den „National", dessen erste Nummer am 1. Jan. 1830 erschien. Dies Blatt repräsentirte in kühner kräftiger Polemik die Ansichten des größten Theils der französischen Nation und erwarb sich in kurzer Zeit einen großen Kreis von Lesern und Mitarbeitern in ganz Frankreich. Besonders elektrisirte das von T. erfundene Schlagwort: „Le roi règne, mais ne gouverne pas", womit er das Fundamentalprincip des Konstitutionalismus klar aufstellte, die Massen, es ward das Feldgeschrei, um welches die Liberalen sich schaarten. Als am 26. Juli 1830 die berüchtigten Ordonnanzen erschienen, versammelten sich die Redakteure aller liberalen Journale im Bureau des „National" und erließen unter T.' Leitung eine heftige Protestation gegen diese Regierungsmaßregel.



THIERS

Auch theilte T. die Ansicht mehrer einflußreichen Deputirten, daß man der Gewalt offene Gewalt entgegensetzen müsse. An dem bald darauf entbrennenden Kampfe nahm er jedoch nicht Theil, sondern entwich nach Montmorency, als er am Abend des 28. Juli erfuhr, daß er verhaftet werden sollte. Jedoch fand er sich schon am 29. wieder in Paris ein und redigirte bei Laffitte die Proklamation, durch welche des Volkes Aufmerksamkeit auf den Herzog von Orléans gelenkt werden sollte. Auch ging er am 30. nach Neuilly, um demselben eine Denkschrift zu überbringen, worin ihm die Gründe dargelegt wurden, warum er die dargebotene Krone annehmen müsse, und wiederholte am 31. Juli, als Ludwig Philipp auf dem Stadthause erschien, an der Spitze einer Deputation seinen Antrag, der auch bereitwillig angenommen wurde. Als die Ordnung wieder hergestellt war, wurde T. am 11. August bei der Bildung der neuen Verwaltung zum Staatsrathe ernannt, und der ihm befreundete Finanzminister, Baron Louis, übertrug ihm die Stelle eines Generalsekretärs der Finanzen. Laffitte aber, der am 2. November die Verwaltung übernahm, machte T. zum Unterstaatssekretär der Finanzen und mußte dem in solchen Dingen noch gänzlich unerfahrenen Journalisten bei eigener Ueberhäufung mit Geschäften die ganze Leitung dieses Zweiges allein überlassen. T. fand sich indessen bald zurecht; der Finanzplan, welchen Laffitte am 15. November der Kammer vorlegte, war größtentheils sein Werk; derselbe wurde zwar vielfach angefochten, erreichte aber doch seinen Hauptzweck, die Regierung für die ungeheuren Bedürfnisse des Augenblickes mit den nöthigen Mitteln zu versehen. Zu derselben Zeit wurde T. von der Stadt Aix zum Abgeordneten gewählt. In der Deputirtenkammer fand er bei seinem ersten parlamentarischen Auftreten keinen Beifall; doch bildete er sich rasch zu einem Redner aus, dessen Präcision und Gewandtheit im Angriff wie in der Debatte bald die allgemeinste Anerkennung fand. Bei Laffitte's Rücktritt im März 1831 blieb er im Ministerium, auch als Kasimir Perier an die Spitze der Verwaltung trat. Der ehemalige Redakteur des „National" und Hauptführer der Liberalen gerirte sich jetzt als gewandter Verfechter des konservativen Tendenzen huldigenden Kabinets und ward dafür nach Periers Tode in dem Kabinet vom 11. Oktober 1832 mit der Ernennung zum Minister des Innern belohnt. In dieser Stellung wirkte er mit Erfolg auf Unterdrückung der Bewegung in der Vendée u. auf Intervention zu Gunsten Belgiens hin. Doch fand er sich durch eine Differenz mit seinen Kollegen bewogen, das Portefeuille des Innern im December 1832 mit dem des Handels und der öffentlichen Arbeiten zu vertauschen. Er schmeichelte in dieser Stellung nicht nur den bonapartistischen Sympathien durch Herstellung des napoleonischen Standbildes auf der Vendômesäule und die Vollendung des Triumphbogens de l'Etoile, sondern machte sich auch durch gemeinnützige Schöpfungen und Bauten verdient. Dem Hofe unentbehrlich und auch mit den Liberalen in einem gewissen freundlichen Einvernehmen stehend, blieb er auch bei der Umgestaltung des Kabinets am 4. April 1834 auf seinem Ministerposten und übernahm wieder das Departement des Innern. Während ihn die Strenge, die er bei Unterdrückung der demokratischen Unruhen in Paris und Lyon zeigte, auf immer mit seinen alten republikanischen Freunden entzweite, ward er dem Hofe noch unentbehrlicher und behauptete sich von 1834—36 trotz mehrfacher Ministerwechsel im Kabinet, die „Politik des Widerstands" mit Erfolg verfechtend, wie er unter Anderem die Septembergesetze zur Annahme brachte. Trotz dieser reaktionären Richtung seiner Politik wußte sich T., namentlich in Bezug auf das Auswärtige, einen liberalen Nimbus zu bewahren. Als endlich im Februar 1836 das vielfach modificirte Ministerium abtreten mußte, erhielt er daher den Vorsitz im neuen Kabinet zugleich mit dem Portefeuille des Auswärtigen. Aber schon am 25. August desselben Jahres mußte er zurücktreten, weil der König dem schon beschlossenen Einschreiten in Spanien zu Gunsten des Liberalismus, wodurch die Aufmerksamkeit von den unbefriedigenden inneren Zuständen ab- und auf das Auswärtige hingelenkt werden sollte, noch in der letzten Stunde seine Zustimmung versagte. Während der nun folgenden Verwaltung Molé's zog sich T. eine Zeitlang von den öffentlichen Angelegenheiten zurück und machte eine Reise nach Italien. Seit 1838 aber trat er gegen das Ministerium und, da dieses nur das fügsame Werkzeug des königlichen Willens war, gegen den König selbst auf. Er vornehmlich brachte die Koalition gegen Molé zu Stande, welche 1839 dessen Sturz herbeiführte; doch gelang es ihm jetzt noch nicht, sich wieder ans Ruder des Staats zu schwingen, indem der König ihn durchaus von der Verwaltung fern zu halten suchte. Als aber das Ministerium Soult in der Dotationsfrage im Februar 1840 unterlegen war, mußte der König nachgeben und T. mit der Bildung eines neuen Kabinets, das ausschließlich aus gemäßigten Liberalen zusammengesetzt war, beauftragen (1. März 1840). Vor allen Dingen beabsichtigte T., der auswärtigen friedfertigen Politik der bisherigen Kabinette eine andere Wendung zu geben und, um auf alle Eventualitäten gefaßt zu seyn, vorerst den kriegerischen Geist der Nation neu zu beleben. Wie er früher schon, an eine Aeußerung Napoleons anknüpfend, den Plan zur Befestigung von Paris angeregt hatte, so veranlaßte er jetzt, auf Napoleons Wunsch hinweisend, daß seine Asche in Paris ruhen möge, die Expedition des Prinzen Joinville nach St. Helena. Dieselbe ging am 7. Juli ab; aber als sie am 9. December in Havre landete, war T. bereits nicht mehr Minister; die orientalische Frage hatte ihn gestürzt. Die unter den vorigen Ministerien rücksichtlich dieser Angelegenheit beobachtete Politik hatte Frankreich den übrigen vier Großmächten gegenüber in eine isolirte Stellung gebracht, da es allein dem Pascha von Aegypten günstigere Bedingungen um den Preis seiner Unterwerfung zugestehen wollte, als im Interesse der übrigen Mächte lag. T. suchte nun die Unterhandlungen möglichst in die Länge zu ziehen, weil er den Pascha in Rücksicht auf Frankreichs Stellung in Afrika nicht sinken lassen durfte und doch für den Augenblick nichts An-

nehmbares für ihn zu erlangen war. Aber schon am 15. Juli ward zur großen Ueberraschung T.' die Uebereinkunft der vier Großmächte mit der Pforte geschlossen, wonach der Pascha binnen kurzer Frist sich unterwerfen sollte. T., äußerst entrüstet über diese Verletzung der Ehre Frankreichs, war fest entschlossen, selbst um den Preis eines europäischen Krieges sich des Pascha's anzunehmen. Ungeheure Rüstungen zu Wasser u. zu Lande wurden gemacht, und der König war damit einverstanden, in der Meinung, Frankreich brauche nur zu rüsten, um die Mächte zur Nachgiebigkeit zu zwingen. Als nun trotzdem die Bestimmungen des Vertrags vom 15. Juli zur Ausführung gebracht wurden, wollte auch T. nicht bei Drohungen stehen bleiben und forderte, daß die französische Armee auf 939,000 Mann gebracht werde. Dazu aber gab der König seine Einwilligung nicht, da er es für unsinnig hielt, am Rhein einen Krieg anzufangen, damit dem Pascha von Aegypten der Besitz von Syrien gesichert würde. T. war aber bereits zu weit gegangen, um mildere Saiten aufziehen zu können. Er reichte am 21. Okt. seine Entlassung ein, und am 29. Okt. 1840 stand wieder Soult an der Spitze der Geschäfte. T. schien jetzt abermals sich dem öffentlichen Leben entziehen zu wollen und griff den schon früher gefaßten Plan wieder auf, die Geschichte Napoleons zu schreiben, zu welchem Behufe er Deutschland und Italien bereiste, um, wie er sagte, durch eigenes Anschauen der Schlachtfelder Napoleons seine Geschichte des Kaiserreichs auf einen höheren Grad der Zuverlässigkeit zu erheben. Nach seiner Rückkehr nach Frankreich gesellte er sich wieder zur Opposition, brachte es aber nicht mehr dahin, alle Gegner der Regierungspolitik unter seine Leitung zu vereinigen, obschon er in allen bedeutenden Fragen das Wort ergriff und namentlich bei der Verhandlung über die Regentschaft, wo er für die Herzogin von Orléans Partei nahm, in scharfer und heftiger Opposition gegen die Regierung auftrat. Als die Februarrevolution von 1848 den König zwang, zunächst sein Ministerium zu entlassen, stand T. mit Odilon-Barrot, Lamoricière u. A. auf der zweiten Ministerliste, durch welche Ludwig Philipp den Sturm besänftigen wollte. Als keine Rettung mehr war, bestimmte T. selbst nebst andern Rathgebern den König zur Thronentsagung. Aber auch T. hielt es für gerathen, nach Proklamirung der Republik Paris zu verlassen. Erst die Wahlen zur Nationalversammlung führten ihn dahin zurück, da er selbst an 4 Orten gewählt worden war, unter andern in Paris mit 97,546 Stimmen. In beiden gesetzgebenden Versammlungen des neuen Frankreichs war er ein Führer jener Majorität, welche sowohl der socialdemokratischen Linken, als dem Bonapartismus gegenüber sich zu behaupten suchte. Wahrscheinlich verfolgte er dabei das Ziel, mittelst einer Regentschaft der Herzogin von Orléans oder des Prinzen von Joinville die Orléaniden zu restituiren. Als einer der rührigsten Gegner Ludwig Napoleons konnte er von dem Staatsstreiche des 2. December nicht unberührt bleiben. Auch er ward verhaftet, kurze Zeit gefangen gehalten und dann ins Ausland entlassen. Nachdem er bis 1852 sich abwechselnd in England, der Schweiz und Oberitalien aufgehalten, ward ihm die Rückkehr nach Frankreich gestattet, wo er sich seitdem, ohne zu dem inzwischen wiederhergestellten Kaiserreiche in ein näheres od. auch nur freundliches Einvernehmen zu treten, literarischer Beschäftigung widmete. Seine „Histoire du Consulat et de l'Empire" (Paris 1845–58, 16 Bde.; deutsch von Bülau, Lpz. 1845 ff. u. Burkhardt, Lpz. 1845 ff.) ist wie seine Geschichte der französischen Revolution leicht und glänzend geschrieben u., obwohl den einseitigen französischen Standpunkt einnehmend, doch reich an trefflichem Material und jedenfalls eines der Hauptwerke der neueren Historiographie. Eine deutsche Uebersetzung von T.' „Sämmtlichen historischen Werken" lieferte Jordan (Lpz. 1844 ff.). T.' durch die Ereignisse von 1848 hervorgerufene Schrift „De la propriété" hat weite Verbreitung gefunden.

Thiersage, der Inbegriff des aus der Thierwelt entnommenen Stoffes, welcher den verschiedenen hierauf bezüglichen Gattungen der Poesie zu Grunde liegt. Die reine harmlose Freude des Naturmenschen an den Thieren bildet das charakteristische Merkmal einer Naturpoesie, welche theils in einzelnen konkret gewordenen Erscheinungen der T. als Thiermärchen, theils in loser Aneinanderreihung derselben als Thierepos auftritt. Die Thiere dieser Poesie sind Wesen, welche aus dem Ineinanderhineinleben der Menschen u. Thiere hervorgegangen sind u. gerade in dieser ihrer Gestaltung der T. ihren eigenthümlichen unerkünstelten Reiz verleihen. Schon die den deutschen Waldthieren entnommenen Helden künden die auf die T. gestützte Naturpoesie als ächt deutschen Ursprunges an. Die Mitte des westlichen Deutschlands, Nordfrankreich und Flandern, wo deutsche Elemente vorherrschend blieben, ist die eigentliche Heimath des Thierepos. Der niederländische „Reinaert", der französische „Renard", der deutsche Reineke Fuchs (s. d.) sind die für die spätere Literatur daraus gewonnenen Resultate.

Thiersch, 1) Friedrich Wilhelm, Geheimerath und Professor der alten Literatur zu München, geboren den 17. Juni 1784 zu Kirchscheidungen bei Freiburg an der Unstrut, wo seine Aeltern die Landwirthschaft betrieben, besuchte die Schulen zu Naumburg und Pforta und bezog 1804 die Universität Leipzig, wo er Theologie und Philologie studirte. Im Jahre 1807 setzte er seine klassischen Studien unter Heyne in Gottingen fort, habilitirte sich 1808 bei der Universität und ward zugleich Hülfslehrer am dortigen Gymnasium. Im Jahre 1809 folgte er einem Ruf als Professor an das neuerrichtete Gymnasium zu München und wurde hier Begründer der philologischen Studien in Bayern. Der dortige Aufenthalt ward ihm durch die gehässigen Streitigkeiten verbittert, welche von Christoph von Aretin ausgingen und Parteiungen gegen die in Bayern angestellten auswärtigen, namentlich protestantischen Gelehrten hervorriefen. T. suchte durch eine 1810 herausgegebene Schrift über den angenommenen Unterschied zwischen Nord- und Süddeutschland zu versöhnen, erbitterte aber dadurch seine Gegner nur noch mehr und sah sich sogar einem meuchelmörderischen Attentat ausgesetzt. Seine Thätig-

keit erlahmte aber trotz solcher Anfeindungen nicht; vielmehr wurde sein Wirkungskreis erweitert, indem er Jacobs' Nachfolger am Lyceum und an der Akademie ward. Er gründete ein philologisches Institut, welches 1812 mit der Akademie vereinigt ward, und zu gleicher Zeit zur Vereinigung der literarischen Kräfte jüngerer gleichgesinnter Gelehrter die „Acta philologorum Monacensium" (3 Bde., München 1811—26), zu welchen er die gehaltvollsten Beiträge lieferte. Dieselbe warme Theilnahme, welche T. für die Befreiung Deutschlands vom französischen Joche gezeigt hatte, bewies er auch für die Wiedergeburt Griechenlands. So begab er sich 1814 nach Wien, wo unter Mitwirkung des Grafen Kapodistrias zur Hebung der wissenschaftlichen und sittlichen Bildung der Griechen eine Hetärie der Musenfreunde ins Leben trat. Auch später behielt er das Schicksal Griechenlands stets im Auge und reiste 1831 selbst dahin, wo er den günstigsten Einfluß auf die Stimmung der öffentlichen Meinung für Deutschland und insbesondere für Bayern ausübte. Hatte T. durch seine bisherige Thätigkeit einerseits eine allseitigere Auffassung des klassischen Alterthums sowohl in sprachlicher, als in antiquarischer Beziehung angestrebt, so ging nunmehr sein Hauptbestreben dahin, seine schon früher häufig ausgesprochenen Ideen über Erziehung zur wahren Humanität und über die geeignetsten dahin führenden Wege zu verwirklichen und ihnen gegen die drohende Verflachung der Jugendbildung Geltung zu verschaffen. Schon früher hatte er, von der Regierung aufgefordert, genaue Nachforschungen über den Zustand der bayerischen Gymnasien angestellt und die von ihm gemachten Erfahrungen in seinem Werke „Ueber gelehrte Schulen mit besonderer Rücksicht auf Bayern" (Stuttgart u. Tübingen 1826—37, 3 Bde.) zusammengefaßt. In dieser Schrift vertheidigte T. das humanistische Princip gegen das realistische und verlangte das Festhalten an den klassischen Studien. Gegen ihn erhoben sich Klumpp, Mager und Nagel. Der dadurch erregte Streit ward noch heftiger, als T. späterhin eine große Anzahl von Bildungsanstalten im westlichen Deutschland, in Holland, Frankreich und Belgien besuchte und sein Urtheil in dem Werke „Ueber den gegenwärtigen Zustand des öffentlichen Unterrichts in den westlichen Staaten von Deutschland, in Holland, Frankreich u. Belgien" (Stuttg. u. Tüb. 1838, 3 Bde.) abgab. Seine bedeutendsten Gegner waren Linde, Diesterweg u. Schmitthenner. Bei der Feier des Jubiläums der Universität Göttingen 1837 brachte er die regelmäßigen jährlichen Versammlungen der deutschen Schulmänner und Philologen in Anregung, die er dann durch seine persönliche Theilnahme belebte. Zum Mitgliede des obersten Kirchen- und Schulrathes ernannt, übte er auf das höhere bayerische Unterrichts- u. Erziehungswesen einen bedeutenden Einfluß aus. Seine protestantische Gesinnung bewies er vornehmlich durch seine Betheiligung an der Kniebeugungsfrage. Von seinen Schriften sind außer den schon genannten noch hervorzuheben: „Griechische Grammatik, vorzüglich des homerischen Dialektes" (Leipz. 1812, 3. Aufl. 1826), von der ein Auszug als „Schulgrammatik" (4. Aufl., das. 1854) erschien, die Bearbeitung des Pindar (das. 1820, 2 Bde.), „Ueber die Epochen der bildenden Kunst unter den Griechen" (2. Aufl., Münch. 1829), „Reisen in Italien" (Leipz. 1826, Bd. 1), „Ueber die neuesten Angriffe auf die Universitäten" (Stuttg. u. Tüb. 1837), „Ueber Protestantismus und Kniebeugung im Königreich Bayern" (Marb. 1844), „De l'état actuel de la Grèce et des moyens d'arriver à sa restauration" (Lpz. 1833, 2 Bde.).

2) Bernhard, verdienter Philolog u. Schulmann, des Vorigen Bruder, geb. den 26. April 1794 zu Kirchscheidungen, erhielt 1832 das Direktorat des Gymnasiums zu Dortmund u. † den 1. Sept. 1855 als Emeritus zu Bonn. Er hat sich durch mehre philologische Schriften, z. B. „Ueber das Zeitalter und Vaterland des Homer" (Halberst. 1824, 2. Aufl. 1832), eine Ausgabe des Aristophanes (mit F. Ranke gemeinschaftlich unternommen, Leipz. 1830, 2 Bde.), sowie durch seine Forschungen über die westphälischen Femgerichte einen geachteten Namen erworben.

3) Heinrich Wilhelm Josias, Sohn des Vorigen, Professor der Theologie in Marburg, schrieb „Versuch zur Herstellung des historischen Standpunktes für die Kritik der neutestamentlichen Schriften" (Erlang. 1845) und „Vorlesungen über Protestantismus und Katholicismus" (das. 1846, 2 Thle., 2. Aufl. 1848).

Thierstücke, Gemälde, welche als Hauptgegenstand Thiere verschiedener Gattungen haben und namentlich die Darstellung des Thiercharakters bezwecken. Man stellt die Thiere theils in ruhigem Zustande, theils in ihrer Erregtheit dar. Weidende Heerden bilden in ersterer Beziehung, Thierkämpfe und Jagdstücke in letzterer Beziehung die Hauptrepräsentanten. Bei allen T.n kommt es nicht bloß auf richtige Darstellung der Körperbildung des Thieres, sondern auch auf den richtigen Ausdruck seiner vorherrschenden Triebe, Begierden, Neigungen, auf charakteristische Stellung und Bewegung an. Bei wilden Thieren muß die Phantasie des Malers mit zu Hülfe kommen. Darstellungen der Thiere im ruhigen Zustande müssen stets den Eindruck friedlicher Ruhe und Behaglichkeit machen; Darstellungen kämpfender Thiere müssen diese in ihrer vollen natürlichen Kraftäußerung zeigen. In ersterer Hinsicht zeichneten sich unter den frühern Malern Roos, Weenix u. A., in letzterer Rubens, Martin de Vos und besonders Franz Snyders aus. Aus der neuesten Zeit sind zu nennen Wenceslaus Peter; Johann Friedrich Steinkopf in Stuttgart; Mind; Karl und Rudolf Kuntz u. J. A. Klein in Nürnberg; A. Adam u. Jos. Schnitzler in München; F. Krüger in Berlin; F. Gauermann und Rauch in Wien; J. Happel in Düsseldorf; O. Speckter in Hamburg und E. Verboeckhoven in Brüssel.

Thilo, Johann Karl, protestantischer Theolog, geboren den 28. Nov. 1794 zu Langensalza, studirte, zu Schulpforta vorbereitet, zu Leipzig u. Halle, ward 1817 als Kollaborator am Waisenhause in Halle und bald darauf als Lehrer am Pädagogium daselbst angestellt und stand daneben Knapp in der Leitung des theologischen Seminars bei. Im J. 1820 reiste er mit Gesenius nach

Frankreich und England, um Studien für eine neue Ausgabe der Apokryphen des Neuen Testaments zu machen. Im Jahre 1822 wurde er zum außerordentlichen, 1825 zum ordentlichen Professor der Theologie und 1833 zum Konsistorialrath ernannt. Er wirkte besonders durch seine gediegenen Schriften. Unter denselben sind hervorzuheben: „Acta Thomae" (Leipz. 1823); „Codex apocryphus Novi Testamenti" (Bd. 1, das. 1832); „Kritisches Sendschreiben an Augusti über die Schriften des Eusebius von Alexandrien und des Eusebius von Emesa" (Halle 1832); drei Dissertationen „De coelo empyreo" (das. 1839). Auch gab er Knapps „Vorlesungen über die christliche Glaubenslehre" (2. Aufl., 2 Bde., Halle 1836) heraus.

Thing, s. Ding.

Thionville (Diedenhofen), Hauptstadt eines Arrondissements im französischen Departement Mosel, am linken Ufer der Mosel, in einer freundlichen, fruchtbaren Gegend, ist hübsch gebaut, hat ein Civiltribunal, 4 Kirchen, ein Collége, eine Ackerbaugesellschaft und 8500 Einw., welche meist deutsch reden und sich mit Gerberei, Leimsiederei, Hanfleinwandweberei, Tuch-, Hut- und Strumpfwaaren-, auch Eisenwaaren-, besonders Feilenfabrikation beschäftigen. Die Stadt ist eine Festung dritten Ranges mit 6 Bastionen, 6 Ravelins, mehren Außenwerken und einem Hornwerk am andern Ufer der Mosel, deren beide Ufer durch eine Brücke verbunden sind. T., im Mittelalter Theodonis villa genannt, war schon in alter Zeit angesehen. Schon Pipin von Herstall hielt daselbst Hof, und Karl der Große veranstaltete hier 805 eine Reichsversammlung. Den Spaniern gehörig, ward T. 1558 vom Herzoge von Guise für Frankreich erobert, später den Spaniern wieder eingeräumt. Durch Kapitulation kam es 1643 von Neuem an Frankreich, ward befestigt und im pyrenäischen Frieden 1659 definitiv an Frankreich abgetreten. Im Jahre 1792 wurde die Stadt von den Oesterreichern und Emigranten vergeblich belagert. Auch 1814 und 1815 erfuhr sie mehre Belagerungen durch die Alliirten. Seit Sept. 1854 ist T. mit Metz durch eine Eisenbahn verbunden. In der Nähe liegt das gewerbreiche Dorf Schremange.

Thirsk, Stadt im Northriding der englischen Grafschaft York, hat eine schöne gothische Kirche, Sackleinwandfabrikation, Wollweberei und 3000 Einw.

Thisbe, schönes Mädchen von Babylon, Geliebte des Pyramus. Die Liebenden, in benachbarten Häusern wohnend, sprachen sich oft insgeheim durch eine Spalte der Wand, da die Aeltern sie nicht vermählen wollten. Einst verabredeten sie, unter einem Maulbeerbaume am Grabmale des Ninus sich zu treffen. T. kam zuerst, erblickte, auf den Geliebten wartend, in der Nähe eine Löwin, die dort ein Rind verzehrt hatte, und floh. Auf der Flucht verlor sie das Gewand, das die Löwin mit Blut befleckte und zerriß. Der inzwischen herbeigekommene Pyramus glaubte, T. sey erwürgt, und erstach sich unter dem Maulbeerbaume, dessen Früchte sich von nun an roth färbten. T. fand hier den Leichnam des Geliebten und gab sich gleichfalls den Tod.

Thisted, Amtsstadt im dänischen Stift Aalborg im sogenannten Thyeland, am nördlichen Ufer des Limfiorden, nordwestlich von Viborg, ist unregelmäßig gebaut, hat eine ansehnliche Kirche, ein Hospital, einen schlechten Hafen, Ackerbau, Brauerei, Branntweinbrennerei, Fischerei, Getreidehandel und 1800 Einwohner.

Thisted, Waldemar Adolf, dänischer Dichter, bekannt unter dem Pseudonym Em. St.-Hermidad, geboren 1815 zu Aarhuus, widmete sich seit 1833 zu Kopenhagen theologischen Studien und ward 1845 Lehrer am Realgymnasium seiner Vaterstadt. Von seinen, meist auch ins Deutsche übersetzten Werken sind hervorzuheben die Romane und Schilderungen: „Vandring i Syden" (Kopenh. 1843), „Harfenen" (das. 1846), „Tabt og funden" (das. 1849, 2 Bde.), „Episoder fra et Reiseliv" (das. 1850), „Romerske Mosaiker" (das. 1852), „Sirenernes Ö" (das. 1853, 2 Bde.), „Neapolitanske Aquareller" (das. 1853, 2 Bde.) u. a., sowie die größeren Dichtungen „Bruden" (Kopenh. 1851) und „Das Herz der Wüste" (das. 1850), ein lyrisches Epos. Auch bearbeitete er eine Auswahl der Märchen der „Tausend und eine Nacht" (Kopenh. 1854, 6 Bde.). T.s Schriften, eben sowohl durch sittlich-religiösen Gehalt, als durch treffliche Naturschilderung ausgezeichnet, erfreuen sich eines großen Leserkreises.

Thiva (Thiwa), Stadt in der griechischen Nomarchie Böotien, Sitz eines griechischen Bischofs, mit Mauern und Wällen umgeben, hat 6000 Einw. und Ueberreste des alten Theben.

Thiviers (Thivières), Stadt im französischen Departement Dordogne, Arrondissement Nontron, hat Eisenwerke, Fayencefabrikation, Vieh- und Weinhandel und 2340 Einwohner.

Thlaspi (Täschelkraut), Pflanzengattung aus der Familie der Kruciferen, mit quer zusammengedrückten, herzförmigen Schötchen, einjährige, zweijährige, oder ausdauernde Kräuter in Europa, Nordasien und Nordamerika, wovon T. alliaceum *L.* (Lauchkraut), ein Unkraut auf den Aeckern u. in den Weinbergen des mittleren und südlichen Europa's, sonst als Herba Scorodo thlaspeos, u. T. arvense *L.* (Pfennigkraut, Bauernkresse), ein einjähriges Unkraut in Gärten u. auf Feldern durch ganz Europa, wie jenes knoblauchartig riechend, in seinen Samen, Semen Thlaspi, als blutreinigende und harntreibende Mittel officinell waren, auch Kornwürmer und Wanzen vertreiben sollen.

Thogra (Thugra), Handzeichen des Sultans, ein aus künstlich verschlungenen Linien bestehender Schnörkel auf türkischen Dokumenten u. dem Stempel der türkischen Münzen, soll die kaiserlichen Insignien und den Namen des Sultans andeuten.

Tholen, Insel in der niederländischen Provinz Zeeland, Bezirk Zierickzee, durch die Osterschelde und Mündungsarme der Maas gebildet, $2^3/_4$ Meilen lang und $1^1/_4$ Meilen breit, hat 2 Städte und 6 Dörfer. Die gleichnamige Stadt (Ter T.), auf der Ostküste, ist befestigt, hat eine schöne Kirche, Flachs- und Hanfspinnereien und 2000 Einw.

Tholuck, Friedrich August Gottreu, protestantischer Theolog, geboren den 30. März

1799 zu Breslau, sollte anfangs in das Geschäft seines Vaters, eines Goldarbeiters, eintreten, setzte es jedoch durch, sich den Wissenschaften widmen zu dürfen, bezog 1816 die Universität seiner Vaterstadt und setzte dann seine Studien, die besonders auf orientalische Sprachen gerichtet waren, zu Berlin fort, wo er von dem bekannten Orientalisten, Prälaten von Diez, als Pflegesohn angenommen und von dem Minister von Altenstein mit Stipendien unterstützt ward. Durch das Studium des Neuen Testaments, sowie durch nähere Berührung mit den damaligen frommen Kreisen in Berlin ward er für die mystisch-pietistische Richtung gewonnen. Seine „Wahre Weihe des Zweiflers" (7. Aufl., unter dem Titel „Die Lehre vom Sünder und vom Versöhner", Hamburg 1851), seine „Auslegung des Briefes an die Römer" (Berl. 1824, 4. Aufl. 1842) waren die literarischen Früchte jener Sinnesumwandlung. T. widmete sich nunmehr ganz der Theologie, ward 1824 zum außerordentlichen Professor der Theologie ernannt und erhielt 1825 von der Regierung die Mittel zu einer wissenschaftlichen Reise nach Holland und England. Nach seiner Rückkehr 1826 siedelte er als ordentlicher Professor der Theologie nach Halle über. Anfangs wurde seine Wirksamkeit in Halle durch Kränklichkeit gestört; eine Reise nach Rom jedoch, wo er ein Jahr lang das Amt eines preußischen Gesandtschaftspredigers verwaltete, stellte seine Gesundheit wieder her, und er konnte 1829 sein akademisches Lehramt wieder übernehmen. Er liest seitdem hauptsächlich neutestamentliche Exegese, Dogmatik und Moral, Apologetik, theologische Encyklopädie und Kirchengeschichte der neuesten Zeit und wirkt außerdem als geistvoller Prediger, sowie durch freundlichen Privatverkehr mit den Studirenden mit großem Erfolge. Im Juni 1843 ward er Mitglied des Konsistoriums zu Magdeburg. Seine theologische Richtung hat er am deutlichsten in dem „Literarischen Anzeiger für christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt" ausgesprochen, welchen er im Jahre 1830 begründete. Er bezeichnet sie selbst als eine durch innere Erfahrungen getragene gläubige Auffassung des Christenthums, welche das Faktum des Sündenbewußtseyns zum Mittelpunkte macht u. die im Christenthum gegebene Erlösung als ein gottgegebenes Faktum annimmt, dabei aber die christlichen Dogmen mit der Philosophie auf spekulativem Wege zu vereinbaren sucht. Unter seinen zahlreichen Schriften sind noch hervorzuheben: von exegetischen der „Praktische Kommentar zu den Psalmen" (Hamb. 1843), der „Kommentar zum Evangelium Johannis" (das. 1827, 6. Aufl. 1844), der „Kommentar zum Briefe an die Hebräer" (das. 1826, 3. Aufl. 1850), die „Philologisch-theologische Auslegung der Bergpredigt Christi" (das. 1833, 3. Aufl. 1845); von dogmatischen und historischen „Die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte" (das. 1837, 2. Aufl. 1838, gegen Strauß' „Leben Jesu" gerichtet), „Vermischte Schriften, größtentheils apologetischen Inhalts" (das. 1839, 2 Bde.); als Früchte seiner orientalischen Studien der „Ssufismus, sive theosophia Persarum pantheistica" (Berl. 1821), die „Blüthensammlung aus der morgenländischen Mystik" (das. 1825) u. die „Spekulative Trinitätslehre des späteren Orients" (das. 1826). Sehr verdienstlich sind auch seine Arbeiten auf dem Gebiete der Universitätsgeschichte, namentlich „Der Geist der lutherischen Theologen Wittenbergs im 17. Jahrhundert" (Hamb. 1852) und „Das akademische Leben des 17. Jahrhunderts" (Halle 1853—54, 2 Thle.), die erste Abtheilung einer „Vorgeschichte des Rationalismus". Von seinen praktisch erbaulichen Schriften sind vorzugsweise namhaft zu machen: „Predigten über die Hauptstücke des christlichen Glaubens und Lebens" (Hamb. u. Halle 1838—51, 6 Bde.; 2. Aufl. 1844—47, 4 Bde.) u. die „Stunden der Andacht" (Hamb. 1840; 4. Aufl. 1847).

Thomander, Johann Heinrich, schwedischer Theolog, geboren am 16. Juni 1798 in der Provinz Schonen, studirte zu Lund, ward im Alter von 17 Jahren Lehrer an der Schule zu Karlshamn und 1821 Prediger daselbst. Im Jahre 1826 begann er in Lund Vorlesungen zu halten, 1827 ward er Docent der Theologie am theologischen Seminarium daselbst, und 1833 erhielt er die Professur der Pastoraltheologie. Als Schriftsteller trat er zuerst mit der Uebersetzung einiger Stücke Shakspeare's (Stockholm 1825) auf, denen er die der „Wolken des Aristophanes", sowie die von Byrons „Manfred" (Upsala 1826) folgen ließ. Schriften theologischen Inhalts von ihm sind: „Gesänge der ältesten Kirche" (Stockh. 1828), „Predigten und Abendmahlsreden" (Malmö 1829), „Das Neue Testament" (Orebro 1835), „Katechismus" (Lund 1838) u. „Predigten" (das. 1849, 2 Thle.). In Verbindung mit Reuterdahl gab er von 1828—32 und dann seit 1836 die „Theologisk Quartalskrift" heraus. Im Jahre 1833 ward er zum Mitglied der zur Ausarbeitung eines Entwurfs zu einem neuen Kirchenrecht für Schweden niedergesetzten Kommission ernannt. Er ist als akademischer Lehrer wie als Kanzelredner gleich ausgezeichnet. Im Jahre 1850 zum Dompropst in Gothenburg erwählt, hat er auch in dieser Stellung sehr verdienstlich gewirkt. Seit 1840 ist er auch Mitglied des Reichstags, wo er, entschieden zur liberalen Opposition sich haltend, die glänzendste Beredsamkeit entwickelt.

Thomar, Stadt in der portugiesischen Provinz Estremadura, mit altem Schlosse, mehren Kirchen und Klöstern, Wohlthätigkeitsanstalten und 5000 Einw., welche Baumwollenspinnerei, Seifensiederei, Oelbau, Bergbau auf Gold, Silber und Kupfer treiben.

Thomas, St., 1) (San Thomé), afrikanische Insel, eine der Guineainseln, den Portugiesen gehörig, vor der Bai von Biafra, nahe am Aequator, etwas nördlich von demselben gelegen, ist 27¾ □Meilen groß, gebirgig (mit Gipfeln bis zu 7200 F. Höhe) von vulkanischer Beschaffenheit, dicht bewaldet, wohl bewässert, außerordentlich fruchtbar, hat aber ungesundes Klima u. zählt 8200 Einw., darunter etwa nur 50 Weiße und freie Mulatten und gegen 6000 Schwarze; der Rest sind Negersklaven. Hauptprodukte sind Kaffee und Kakao, dann Mais, Maniok, Bataten 2c. Die Hauptstadt ist St.-Antonio (Saõ-Antão), Sitz des portugiesischen Gouverneurs, mit 4500

Einw. — 2) Dänisch-westindische Insel, eine der kleinen Antillen, zur Gruppe der virginischen oder Jungferninseln gehörig, ist mit 13 umliegenden Eilanden nur $1\frac{2}{5}$ □Meilen groß und zählte 1850 13,666 Einw., worunter etwa 800 Weiße (Engländer, Franzosen, Deutsche und Dänen) u. 5000 freie Neger. Der Rest sind Sklaven. Die Insel ist gebirgig, im Ganzen fruchtbar, leidet aber Mangel an Wasser. Hauptprodukte sind Baumwolle und Zucker, womit bedeutender Handel getrieben wird. Wichtiger aber als durch ihre Erzeugnisse ist die Insel als Niederlagsort europäischer, westindischer und nordamerikanischer Waaren. Die gleichnamige **Hauptstadt** (Karoline Amalie) hat einen schönen Freihafen und 1000 Einw. Außerdem haben die Herrnhuter hier zwei Missionsplätze, **Neuherrnhut** u. **Niesky**, mit 2000 Einw., 1733 gegründet. Die Insel ward 1648 von den Holländern kolonisirt, dann von den Engländern erobert und von diesen 1671 an die Dänen abgetreten. Im Jahre 1685 ward daselbst eine brandenburgische Kolonie gegründet, aber bald wieder aufgegeben. Von 1808—14 war die Insel in englischem Besitz. Sie bildet mit den Inseln **Ste.-Croix** oder **Sta.-Cruz** ($4\frac{1}{2}$ □Meilen mit 23,720 Einw.) u. **St.-Jean** (**St.-Jan**) u. einigen der **Krabbeninseln** ($1\frac{1}{10}$ □Meilen mit 2228 Einw.) das dänische Gouvernement der westindischen Inseln. St. T. ist Hauptsitz des hamburger und bremer Verkehrs mit Westindien.

Thomas, einer der zwölf Jünger Jesu, wahrscheinlich aus Galiläa gebürtig, mit dem Beinamen **Didymus**, der durch „Zwilling", weil er eine Zwillingsschwester Lysia gehabt haben soll, richtiger aber wohl durch „der Unentschlossene" übersetzt wird. Seine Zweifelsucht u. Schwergläubigkeit ist sprüchwörtlich geworden. Er war es, der, als Jesus nach der Kreuzigung seinen Schülern wieder erschien, diesen Vorfall bezweifelte und erst dann glaubte, als er Jesum selbst sah und befühlte. Der ältesten Tradition zufolge predigte er das Christenthum in Parthien und wurde in Edessa begraben. Gregor von Nazianz läßt ihn nach Indien ziehen; Andere nach Ostindien, wo er als Märtyrer gestorben seyn soll. Die in Ostindien wohnenden syrischen Christen (**Thomaschristen**) betrachten demgemäß den T. als Stifter ihrer Kirche. In den Schriften der Kirchenväter werden ein „Evangelium secundum Thomam" (auch „Evangelium infantiae Christi" genannt) und „Acta Thomae", die jedenfalls unächt sind, angeführt. Was sich davon in den Handschriften findet, hat Thilo im „Codex apocryphus N. T." und in den „Acta Thomae apostoli" (Lpz. 1823) herausgegeben. Dargestellt wird T. mit Winkelmaß und Meßkette, was auf der Tradition beruht, daß er dem indischen Könige Gondohar einen prächtigen Palast erbaut haben soll. Ihm ist in der römisch-katholischen Kirche der 21. December, in der griechisch-katholischen der erste Festtag des mit Ostern beginnenden Kirchenjahrs (**Thomassonntag**) geweiht.

Thomas a Kempis, berühmter ascetisch-mystischer Theolog des Mittelalters, eigentlich T. **Hamerken** oder **Hämmerlein** (Malleolus), geboren zu Kempen oder Kampen im Kölnischen 1380, ward seit 1392 in der Schule der Brüder des gemeinsamen Lebens zu Deventer, besonders von Gerhard Grote und Florentius Radewin unterrichtet, trat 1407 in das Augustinerkloster Agnetenberg bei Zwolle, ward 1423 Priester und Subprior und † als Superior desselben den 24. Juni 1471. Einer der edelsten Mystiker des Mittelalters, wirkte er, durch Frömmigkeit und Gemüthstiefe ausgezeichnet, als Lehrer höchst segensreich. Seine Schriften, bestehend in Predigten, Gebeten, Liedern, Selbstgesprächen, ascetischen Abhandlungen und einigen Biographien, sind in lateinischer Sprache geschrieben und wurden von dem Jesuiten Sommalius (Antwerp. 1607 u. öfter, zuletzt Köln 1728 oder 1759) herausgegeben. Am berühmtesten sind die „Vier Bücher von der Nachfolge Christi" („De imitatione Christi"), über deren Verfasser sich Mönchsorden und Nationen lange gestritten haben. Einige halten den heiligen Bernhard, Andere den Kanzler Gerson in Paris, noch Andere den Benediktinerabt Gersen oder Gessen zu Vercelli (um 1240), od. den Peter d'Ailly für den Verfasser des Buchs, od. betrachten es als eine Kompilation aus mehren Schriften. Die Untersuchungen Grégory's („Mémoire sur le véritable auteur de l'imitation de J. C. revu par le Comte Lanjuinais", Par. 1826, mit Zusätzen übersetzt von Weigl, Sulzb. 1832) suchen darzuthun, daß Johannes Gersen a Canabaco (Cavaglia), der zu Anfange des 13. Jahrhunderts lebte, Verfasser sey. Das Werk erschien bald nach 1470 im Druck zu Augsburg. Von deutschen Uebersetzungen sind die von Köthe (Nürnberg 1815), Göbel (Lpz. 1820) u. Sailer (München 1818) hervorzuheben. Vgl. **Nachfolge Christi**.

Thomaschristen, s. **Nestorianer**.

Thomasius, **Christian**, deutscher Rechtslehrer, geboren zu Leipzig den 1. Jan. 1655, studirte daselbst Jurisprudenz in Verbindung mit Philosophie. Nachdem er eine Zeit lang in Frankfurt a. d. O. verweilt und in Leipzig als Sachwalter gewirkt hatte, trat er als akademischer Lehrer auf. Da ihm die bisherige Lehrmethode nach scholastisch-aristotelischem Zuschnitt nicht genügte, so folgte er einer eigenen freien Methode und hielt seine Vorlesungen in deutscher Sprache. Daher fanden diese vielfachen Beifall bei der akademischen Jugend, zumal da er dieselben durch Witz und Spott gegen die pedantischen Anhänger der alten Methode würzte. Indessen zog er sich dadurch viele Neider und Feinde zu. Ihre Zahl mehrte sich, als T. 1688 unter dem Titel: „Freimüthige, lustige und ernsthafte, jedoch vernunft- und gesetzmäßige Gedanken, oder Monatgespräche über allerhand, vornehmlich aber neue Bücher", eine Zeitschrift herausgab, in der er seine Gegner sogar persönlich angriff. Darüber in Dresden verklagt, fand er jedoch an dem Oberhofmarschall von Haugwitz einen mächtigen Beschützer. Seine persönlichen Angriffe regten aber die leipziger Geistlichkeit, besonders die Theologen August Pfeiffer und Joh. Bened. Carpzov um so mehr gegen ihn auf, als er den von der orthodoxen Partei verfolgten August Herm. Franke in Halle in Schutz nahm. Als deren Verunglimpfungen von den Kanzeln und Kathedern nichts fruchteten, wirkten sie insgeheim einen Verhaftsbefehl in Dresden gegen ihn aus. T. verließ auf die Kunde

hiervon Leipzig, ging zunächst nach Berlin, 1690 aber nach Halle, wo er unter Begünstigung des brandenburgischen Hofes an der dasigen Ritterakademie Vorlesungen begann. Später (1694) wurde er auf der (zum Theil durch seine Mitwirkung) neugegründeten Universität zu Halle zweiter, dann erster Professor des Rechts, geheimer Rath, sowie Direktor der Universität. Seine Streitigkeiten mit den früheren Gegnern dauerten inzwischen fort bis an seinen Tod, der am 23. Sept. 1728 zu Halle erfolgte. T. hat viel zur Aufklärung seines Zeitalters und zur Einführung einer besseren Methode in der Behandlung aller Wissenschaften u.namentlich der Philosophie beigetragen. Vornehmlich das Praktische ins Auge fassend, verachtete er alle spitzfindigen Grübeleien, sowie die philosophische Terminologie, und hatte eine Vorliebe für den Gebrauch seiner Muttersprache. Ein großes Verdienst erwarb sich T. dadurch, daß er zuerst die Herenprozesse und die Tortur mit allen Waffen des Geistes bekämpft hat. Seine Denkart charakterisiren besonders seine „Vernünftigen und christlichen, aber nicht scheinheiligen Gedanken und Erinnerungen über allerhand auserlesene, gemischte, philosophische und juristische Händel" (Halle 1723—26, 3 Bde.), sowie seine „Geschichte der Weisheit und Thorheit" (das. 1690). Gegen die Herenprozesse waren außer einigen lateinischen Schriften besonders die „Kurzen Lehrsätze von dem Laster der Zauberei mit dem Herenprozeß" (Halle 1704) gerichtet. Seine systematischen Schriften betreffen meist das Naturrecht und die Sittenlehre. Vgl. Luden, Christ. T. nach seinen Schicksalen und Schriften, Berl. 1805.

Thomas von Aquino (weniger richtig T. von Aquinum oder T. Aquinas), einer der berühmtesten Scholastiker des Mittelalters, stammte aus dem vornehmen Adelsgeschlechte Aquino im Neapolitanischen und wurde 1224 auf dem Schlosse Roccasicca geboren. Erzogen im Kloster Monte Cassino und später zu Neapel, gewann er eine solche Neigung zu den philosophischen und theologischen Studien, daß er wider den Willen seiner Aeltern 1243 in den Dominikanerorden eintrat. Obgleich der Orden jeden Versuch der Familie, den jungen Novizen aus dem Kloster zu Neapel in die Welt zurückzuführen, vereitelte und deshalb denselben nach Frankreich bringen wollte, gelang es doch seinen Brüdern, ihn auf dieser Reise gewaltsam zu entführen. Auf dem väterlichen Schlosse gleich einem Gefangenen gehalten, entfloh er nach 2 Jahren mit Hülfe der Dominikaner nach Frankreich, verweilte kurze Zeit in Paris und begab sich von dort in ein Dominikanerkloster zu Köln, um den Unterricht des berühmten Scholastikers Albert des Großen zu genießen. Wegen seiner Schweigsamkeit u. stillen Zurückgezogenheit, in der er seine Studien trieb, nannten ihn seine Mitschüler einen stummen Ochsen, wogegen Albert von ihm gesagt haben soll, daß dieser Ochse dereinst mit seinem Gebrülle die Welt erfüllen werde. Völlig eingeweiht in die Lehren der scholastischen Dialektik und aristotelischen Philosophie, begann er später als Lehrer derselben in Paris aufzutreten. Durch seine geist- und sinnvolle Anwendung der aristotelischen Philosophie auf die wissenschaftliche Behandlung der Theologie erwarb er sich bald sehr großen Ruf, so daß er, obwohl den Bettelmönchen der Eintritt in das Kollegium der Lehrer nicht gestattet seyn sollte, es wagen konnte, sich um ein theologisches Lehramt zu bewerben. Indessen gelang es ihm erst 1257, die theologische Doktorwürde zu erhalten. Um sich zu rächen und die Ehre seines Ordens zu wahren, schrieb er die Streitschrift „Contra impugnantes dei cultum et religionem". Seine zahlreich besuchten Vorlesungen erwarben ihm den Beinamen eines Doctor universalis und angelicus oder eines zweiten Augustin. Im Jahre 1261 rief ihn Papst Urban IV. nach Italien, damit er zu Rom, Bologna, Pisa Philosophie lehre, worauf er von seinem Orden zum Definitor der römischen Provinz ernannt ward. Später zog er sich in dasselbe Kloster zu Neapel zurück, in dem er seine Jugendbildung empfangen hatte. Hier schlug er die ihm angetragene erzbischöfliche Würde aus, um sich seinen Studien und theologischen Vorträgen ungestört widmen zu können. Als er 1274 auf Befehl Gregors X. zur Kirchenversammlung nach Lyon reisen wollte, überraschte ihn unterwegs zu Fossanuova der Tod, dem Gerüchte nach durch Gift herbeigeführt, das ihm Karl I. von Sicilien reichen ließ, der sich nichts Gutes von Zeugnissen versprach, die T. über ihn zu Lyon ablegen würde. Ein Generalkapitel der Dominikaner in Paris verpflichtete die Glieder des Ordens bei Strafe zur Vertheidigung seiner Lehrsätze. Die Wunder, die T. nach dem Berichte dieser Mönche verrichtet, sowie die Heiligkeit seines Wandels bewogen Johann XXII., ihn 1323 zu kanonisiren. Sein Leichnam wird zu Toulouse aufbewahrt. Er galt für den größten Kenner der aristotelischen Philosophie und übte als einer der Hauptverfechter des Realismus einen großen Einfluß in den scholastischen Streitigkeiten jener Zeit aus. Seine Hauptwerke sind sein Kommentar über des Petrus Lombardus 4 Bücher „Sententiarum", seine „Summa theologiae", die „Quaestiones disputatae et quodlibetales" und seine „Opuscula theologica". Mit der griechischen und hebräischen Sprache völlig unbekannt und ohne alle gründliche historische Kenntnisse, nahm er die herrschende Kirchenlehre als absolute Wahrheit an und suchte sie mit großer dialektischer Kunst zu stützen. Er begründete besonders die Lehren vom Schatze der Kirche an überflüssigen Werken, von der Entbehrlichkeit des Kelches für Laien und der Transsubstantiation, vom Fegfeuer ꝛc. Die christliche Moral behandelte er zuerst systematisch, daher er der Vater der Moral genannt wurde. Seine Schriften zeichnen sich vor denen seiner Zeitgenossen durch Bestimmtheit, Deutlichkeit u. Vollständigkeit aus. Die „Summa theologiae" ist der erste vollständige Versuch eines theologischen Systems, daher er denn auch von Pius V., der 1570 die genaueste Sammlung seiner Schriften (18 Bde., Rom) herausgeben ließ, für den fünften großen Lehrer der Kirche, neben Ambrosius, Augustinus, Hieronymus u. Gregor dem Großen, erklärt wurde. In seinen philosophischen Schriften, unter denen seine „Summa fidei catholicae contra gentiles", eine Vertheidigung des katholischen Glaubens gegen die Hei-

den, die geistreichste ist, verbreitete er über die abstraktesten Wahrheiten ein neues Licht. Seine Stellung im Dominikanerorden regte die Eifersucht der Franciskaner gegen ihn auf. Besonders trat Duns Scotus im Anfang des 14. Jahrhunderts gegen ihn auf und gründete die philosophisch-theologische Schule der Scotisten, denen später die Thomisten, meist Dominikaner, als Anhänger des T. gegenüberstanden. Letztere neigten sich in der Philosophie, obwohl sie die abstrakte Form für das Wesen der Dinge hielten, mehr zum Nominalismus hin, vertheidigten die strenge Lehre Augustins von der Gnade und bestritten die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau Maria, die an den semipelagianische Ansichten hegenden Scotisten eifrige Vertheidiger fand.

Thomisten, s. Thomas von Aquino.

Thompson, Thomas Perronet, englischer Reformer, geboren 1783 in Hull, studirte zu Cambridge, diente einige Jahre in der Marine und machte dann in einem Jägerregiment die Expedition des Generals Crawford nach Buenos-Ayres mit, wo er in spanische Gefangenschaft gerieth. Im August 1808 zum Gouverneur von Sierra Leone ernannt, betrieb er eifrigst die Unterdrückung des Sklavenhandels, was 1810 seine Abberufung zur Folge hatte. Seit 1812 unter Wellington in Spanien und Frankreich dienend, bewies er sich als tüchtiger Offizier, kam aber durch seine unverhohlene Mißbilligung des in der englischen Armee herrschenden Prügelsystems mit seinen Obern oft in Konflikt. Im Jahre 1815 ging er als Dragonerkapitän nach Indien und 1819 machte er die Expedition gegen die Wahabiten am persischen Meerbusen als Dolmetscher mit. Im Jahre 1821 nach England zurückgekehrt, ward er 1825 zum Major und 1829 zum Oberstlieutenant befördert. Literarisch bekannt machte er sich besonders durch seinen „Cornlaw catechism“, worin er das Schutzzollsystem bekämpfte. Auch beschäftigte er sich mit der Tonkunst und gab 1829 eine „Enharmonic theory of music“ heraus. Großen Scharfsinn verräth seine „Geometry without axioms“ (Lond. 1830). Nachdem er von 1835 bis 1837 Parlamentsmitglied für Hull gewesen, blieb er mehre Jahre ohne Sitz im Parlament, so daß er an dem großen Freihandelskampfe, den er durch Schriften hatte vorbereiten helfen, sich nur mit der Feder und Reden in den Meetings der Anti-cornlaw-league betheiligen konnte. Nachdem er aber 1847 endlich zum Abgeordneten für Bradford gewählt worden, wirkte er konsequent für Reform des Parlaments, Säkularisation des Unterrichts und überhaupt für alle den Grundsätzen des Freihandels entsprechenden Maßregeln. Wegen dieser radikalen Bestrebungen sah er sich von der Regierung bei Beförderungen lange Zeit übergangen und erhielt erst im Juni 1854 bei Gelegenheit eines großen Avancements Generalsrang.

Thomson, 1) James, berühmter didaktischer Dichter Englands, geboren den 11. Sept. 1700 zu Ednam in der Grafschaft Roxburgh in Schottland, Sohn eines presbyterianischen Geistlichen, zeigte schon als Knabe bedeutendes poetisches Talent, bezog zwar behufs des theologischen Studiums die Universität Edinburg, wandte aber größeren Fleiß der Dichtkunst zu und gab nach dem Tode seines Vaters das theologische Studium ganz auf. Er begab sich nach London, wo er eine Hofmeisterstelle erhielt. Hier gab er 1726 sein beschreibendes Gedicht „Winter“ heraus, welches Beifall fand. Dadurch ermuthigt, ließ er schnell hinter einander die Gedichte „Summer“ (1728), „Spring“ (1729) und „Autumn“ (1730) folgen, welche mit gleicher Gunst aufgenommen wurden, wiewohl sie in mancher Beziehung hinter dem ersten Werke zurückstanden. Im Jahre 1730 erschienen diese 4 Gedichte vereinigt unter dem Namen „Seasons“, unter welchem sie noch jetzt eins der namhaftesten Werke der klassischen englischen Literatur bilden. T. kam durch dies Gedicht mit einer Menge der ausgezeichnetsten Männer in Verbindung, namentlich mit Pope, auf dessen Rath er manche Verbesserungen an seinem Werke vornahm. Im Jahre 1731 begleitete T. den ältesten Sohn des nachmaligen Lordkanzlers Sir Charles Talbot auf seinen Reisen durch Frankreich, die Schweiz und Italien und gab nach seiner Rückkehr das Gedicht „Liberty“ heraus; zugleich erhielt er durch Talbots Verwendung eine einträgliche Sinekure, welche er jedoch nach dessen Tode wieder verlor, weil er sich wiederum zu bewerben vergessen hatte. Der Prinz von Wales verlieh ihm indessen einen Jahrgehalt von 100 Pfd. Sterl. Dazu kam später noch die geschäftslose Stelle eines Oberaufsehers über die Antillen, welche ihm jährlich 300 Pfund abwarf. Er war aber nicht lange im Genuß derselben, indem er schon den 27. Aug. 1748 †. T. zeichnet sich durch einen feinen und tiefen Sinn für die Schönheiten der Natur aus, doch tritt auch bei ihm Verstand und Geschmack mehr hervor, als schaffende Phantasie. Am nächsten steht den „Seasons“ an poetischem Werthe „The Castle of Indolence“, ein allegorisches Gedicht, welches viele treffliche Stellen enthält. Dann folgen die patriotischen Gedichte „Liberty“ u. „Britannia“, welche sich durch Kraft, Würde, Korrektheit und Eleganz des Styls auszeichnen. Am schwächsten ist T. in seinen 5 Tragödien, welche mit den englischen Meisterwerken dieser Gattung keinen Vergleich aushalten. Die besten darunter sind „Sophonisbe“ u. „Tancred and Sigismunda“. Noch ein kleines, von ihm mit seinem Schulfreund Mallet gemeinschaftlich geschriebenes Stück „Alfred“ verdient der Erwähnung, weil in ihm zuerst das berühmte englische Volkslied „Rule Britannia“ vorkommt. Gesammtausgaben von T.s Werken erschienen zu Edinburg 1768 (4 Bde.) und 1788 (2 Bde.). Des Dichters Leben beschrieb Murdoch (Lond. 1803, 3 Bde.). Die „Seasons“ wurden oft ins Deutsche übersetzt, so von Horn (Halle 1800—6, 2 Bde.), Soltau (Braunschw. 1823), Bruckbräu (München 1828, neue Ausg. 1836); die Trauerspiele von J. H. Schlegel in reimlosen Jamben (Lpz. 1756).

2) Thomas, berühmter englischer Chemiker, geboren den 12. April 1773 zu Crieff in Schottland, studirte in Glasgow und Edinburg unter Blacks Leitung und lieferte seit 1796 für die Supplemente zur „Encyclopaedia Britannica“ gediegene Artikel über Physik, Chemie, Mineralogie und Metallurgie. Auch beschäftigte er sich viel mit praktischen Experimenten, verbesserte das

Löthrohr und entdeckte mehre einfache und zusammengesetzte Mineralien, z. B. das Schwefelchlorid, Allanit, Sodalit rc. Den ausgebreitetsten Ruf aber erwarb er sich durch sein „System of chemistry" (Edinb. 1802, 4 Bde.; 7. Aufl. 1831, 2 Bde.) und „Outline of the sciences of heat and electricity" (neue Aufl. 1840; deutsch von Wolff, Berl. 1805—11, 5 Bde.). Von anerkanntem Werthe sind auch seine „Elements of chemistry" (Edinb. 1810), sein „Attempt to etablish the first principles of chimistry by experiment" (Lond. 1825, 2 Bde.) und seine „Chemistry of organic bodies" (das. 1838, 2 Bde.). Im Jahre 1813 zog T. nach London, wo er die „Annals of philosophy" herausgab, welche 1822 mit dem „Philosophical magazine" vereinigt wurden, und 1817 folgte er einem Rufe als Professor der Chemie nach Glasgow. Er † den 2. Aug. 1852 zu Kilmure in Argyleshire. Er schrieb noch eine „History of chemistry" (Lond. 1830—31, 2 Bde.) und „Outlines of mineralogy and geology" (Edinb. 1836, 2 Bde.) u. A. m. Dem Ansehn T.s that sein Streit mit Berzelius wesentlichen Eintrag. Ersterer behauptete nämlich, daß die Atomengewichte aller einfachen Stoffe genaue Multipla von denen des Wasserstoffs wären, u. wollte dies durch Versuche beweisen, die seine Leistungen in der Analyse gerade nicht in ein glänzendes Licht stellten.

Thon, erdiges Fossil, derb, im Bruch erdig, zuweilen unvollkommen schieferig, von 1,0—1,5 Härte und 2,0 Gewicht, graulichweiß, grau, durch Eisenoxydhydrat ockergelb, roth oder braun gefärbt, zuweilen gefleckt, matt, im Striche fettglänzend, undurchsichtig, im reinen Zustande etwas fettig anzufühlen, mehr oder weniger an der Zunge hängend. Trocken in Wasser gelegt, zerfällt der T., viel Wasser einsaugend, und wird dadurch bildsam (plastisch). Im Feuer schwindet er, brennt sich weiß oder bei Eisengehalt roth, bei erhöhter Temperatur braun oder grün und erhärtet bis zum Funkengeben am Stahle. In reinem Zustande ist er auch in der stärksten Ofenhitze unschmelzbar. T. von Großallmerode enthält 37,8 Kieselsäure, 27,88 Thonerde, 33,96 Wasser, 0,18 Eisenoxyd, T. von Bunzlau 61,0 Kieselsäure, 27,0 Thonerde, 1,0 Eisenoxyd, 11,0 Wasser. Als Hauptvarietäten werden unterschieden: der Pfeifen- oder Porzellanthon, fast ganz weiß, ohne Eisengehalt, am ausgezeichnetsten in Devonshire, Cornwallis, Wight, Wallender bei Koblenz (koblenzer Steinzeug), Großallmerode, Schoningen rc. vorkommend, und der bunte oder Töpferthon, eisenhaltig, sich roth brennend, von gelblicher, röthlicher, bläulicher, grauer und brauner Färbung, auch buntgestreift. Bei schieferiger Absonderung und durch Kohlegehalt blaugrauer Färbung heißt der T. Letten, dünnschieferig Blätterthon. Das Vorkommen des T.s ist fast durchgängig ein lager- oder muldenförmiges, und zwar zeigt es sich von den ältesten Sedimentbildungen an. Er erscheint hier theils erhärtet als Schieferthon, theils plastisch, bald nur als dünne Lage zwischen andern Schichten und als Kluftausfüllung, bald selbst Schichten und besondere Formationsglieder konstituirend. In den Uebergangsgebilden tritt er gewöhnlich durch reichlichen Eisengehalt roth gefärbt auf, doch auch blau und grün, am häufigsten in der devonischen Grauwacke. Reich an T.en ist auch das Rothliegende und ganz vorzüglich der bunte Sandstein und der Keuper. Von der Molassegruppe an eine Hauptrolle spielend, bildet der T. als Töpferthon, Letten und Lehm oft auf weite Strecken hin die Erdoberfläche. Die Anwendung des T.s ist eine höchst mannichfaltige. Die reinsten und reinen Varietäten dienen zu Porzellan, Fayence, Steingut, Steinzeug, Thonpfeifen, Töpfergeschirr, Schmelztiegeln, zum Walken der Tücher, zum Raffiniren des Zuckers, gebrannt zu Wassermörtel, mit Essig und Eisenfeile zu Kitt für Eisenverbindungen. Letten und Lehm dienen zu Backsteinen, Ziegeln, schlechteren Töpferwaaren, zum Bauen, zur Förmerei, zum Ausschlagen von Rinnsohlen, Dämmen rc., gebrannt und gemahlen zur Verbesserung des kalten und sauren Thonbodens.

Thoneisenstein, inniges Gemenge von Thon und Rotheisenocker oder von Thon, Kieselerde u. Brauneisenstein, welches oft gang- oder lagerförmig in verschiedenen Sedimentgesteinen vorkommt.

Thonerde, s. v. a. Alaunerde, s. Alaun.

Thongallen, Sphäroide von Thon oder auch von Mergel, die meist plattgedrückt sind und sich häufig in den Sandsteinen des bunten Sandsteins und des Keupers finden.

Thonon, Stadt in Savoyen, Provinz Chablais, am südlichen Ufer des Genfersee's, mit mehren Kirchen, 6 Klöstern, einem Kollegium, Töpferei, Handel und 4000 Einw.

Thonpfeifen, s. Tabakspfeife.

Thonsandstein, Sandstein, dessen Quarzkörner durch ein thoniges Bindemittel mit oder ohne Glimmer in verschiedener Zusammensetzung verkittet sind. Vorzugsweise im Keuper oder im bunten Sandstein vorkommend, hat er weiße, graue, gelbe, grüne, rothe, oder braune Farben, die vom Bindemittel herrühren. Ist das Bindemittel gewöhnlicher eisenarmer Thon, so entsteht gemeiner T. Das Bindemittel ist hier manchmal sehr spärlich vorhanden oder auch ganz weiß und besteht aus Kaolin. Hierher gehört der Kaolinsandstein rc., der, in Kaolin umgewandelt, Feldspathkörner enthält, sehr feuerbeständig ist und theils zu Gestellsteinen, theils zu Porzellanmasse gebraucht wird. Eisenreicher, roth oder braun gefärbter Thon als Bindemittel gibt Eisenthonsandstein. Die T.e zerfallen leicht an der Luft und geben bei viel Bindemittel fruchtbaren, lockeren Boden, bei wenig Bindemittel dagegen eine unfruchtbare Sandmasse.

Thonschiefer, eine chemische Verbindung, die beim lehestener Tafelschiefer 64,57 Kieselsäure, 17,30 Thonerde, 2,60 Talkerde, 1,16 Kalk, 1,99 Kali, 7,46 Eisenoxyd, 0,30 Kupferoxyd, 4,62 Wasser u. Kohlensäure enthält, erscheint amorph, schieferig, auf den Schieferflächen oft parallel gefältelt mit leichter Spaltbarkeit (Griffelschiefer), von vollkommen schieferigem Bruch (auf 1 Millimeter lassen sich manchmal 30 Blättchen unterscheiden) oder fein erdig, selten konisch-schalig. Er ist von 2,5—3,0 Härte, wenig spröde, von 2,7 bis 2,8 Gewicht, grau, graulich-, bläulich-, sammet-

schwarz, grünlich, bräunlich, röthlich, zuweilen gefleckt, mit graulichweißem, stark schimmerndem bis wenig glänzendem, undurchsichtigem Strich, mager anzufühlen, nur bei Talkgehalt etwas fettig. Vor dem Löthrohre ist er nur an den Kanten zu grauem Glase schmelzbar. Das Gestein ist der Verwitterung sehr unterworfen, und um so mehr, je dünnblätteriger es ist. Die äußersten Lagen, Spaltungs- und Kluftflächen beschlagen gelb oder braun; das Gestein zerfällt in ein Haufwerk von Schieferblättchen und bildet einen thonigen, im Allgemeinen sehr fruchtbaren Boden, der bei dunkler Färbung des Schiefers besonders viel Wärme einsaugt. Die T. sind reich an Eisensteinlagern; doch sind auch andere Metalle und Mineralien ihnen nicht fremd, wie Gold (Tyrol, Ungarn, Brasilien), Silber (Saalfeld, Harz, Potosi rc.), Kupfer, Blei, Zinn, Zink, Kobalt, Antimon, Flußspath rc. Die Uebergangsthonschiefer, der Grauwackengruppe angehörig, erscheinen in grauen, blauen, schwarzen, braunen und röthlichen Farben, meist sehr geradschieferig, mit eingelagerten dichten Kalken (Marmor), graphitleeren Alaunschiefern und Kieselschiefern, ebenfalls reich an Mineralien verschiedenster Art und ausgezeichnet durch die ältesten fossilen Reste, Nereiten, Nautilen rc. Die Lagerung der T. ist selten eine söhlige, in der Regel eine sehr steil aufgerichtete und dabei nicht selten gewundene. Die Schieferung ist meist eine regelmäßige, d. h. der Schichtung parallele. Doch wird sie oft auf weite Erstreckung hin eine abweichende, indem die Schieferblätter mit der Schichtung einen mehr oder weniger spitzen Winkel machen (Steinachthal). Die Formen, unter denen die T. sich zu Tage zeigen, sind die geringerer Höhe denen des Grauwackengebirges analog, einförmig langgezogene Rücken, flachgewölbte Berge, aus denen häufig gerundete Granit- oder Grünsteinkuppen sich erheben, oder zackige Porphyrfelsen emporstreben; die Thäler sind meist eng und felsig mit steilen, trümmerbeladenen Gehängen und nicht selten ausgezeichnete Zickzacklinien und Krümmungen darbietend. Nach ihrer Stellung in der Reihenfolge der Glieder, aus denen die feste Erdrinde zusammengesetzt ist, sind Uebergangs- wie Urthonschiefer zu den ältesten Gesteinen zu rechnen und eben deshalb am häufigsten von den Eruptivgesteinen durchbrochen worden. Nach Humboldt ist die Hauptgrundlage des Gesteins Glimmer mit mehr oder weniger Quarztheilen, allein so überaus fein zertheilt und so innig mit einander verschmolzen, daß das Auge ihr Gewebe nicht mehr zu unterscheiden vermag. Benutzt wird der T. und seine Varietäten und Einlagerungen zu Dachbedeckungen, Tafeln, Griffeln, Wetzsteinen, Probirsteinen, zur Alaungewinnung, als Zeichen- und Farbmaterial, als Marmor rc. Vgl. Schiefer.

Thonstein, verhärteter Thon, ist derb, von ebenem oder unebenem, feinerdigem Bruch, 3,5 bis 5,0 Härte und 2,2—2,7 Gewicht, grau, weiß, roth, braun, blau, berggrün, oft gefleckt, gestreift, matt, undurchsichtig, mager anzufühlen, wenig an der Zunge klebend. Gemeinen T. nennt man die leichteren, hellfarbigen, eisenarmen, strengflüssigen Abänderungen, die gewöhnlich die Grundmasse des Thonsteinporphyrs ausmachen, indem sie Dihexaëder von Quarz und einzelne kleine Feldspathkrystalle einschließen. Eisenthon heißen die eisenreichen, dunkler gefärbten, schwereren und etwas leichter schmelzbaren Varietäten, die sich besonders im vulkanischen Gebirge (Kaiserstuhl, Rhön rc.) und im Rothliegenden finden. Beide T.e sind bisweilen schieferig und führen öfters Augit. Den atmosphärischen Einflüssen ausgesetzt, zerfällt das Gestein leicht in Trümmer, die oft die Berggehänge ganz bedecken, aber die weitere Verwitterung schreitet nur langsam vor und bildet erst nach langer Frist einen leicht austrocknenden Boden, der nur bei mangelndem Eisengehalt etwas fruchtbar ist.

Thor, auch Asathor, Gott des Donners, erster Sohn des Odin und der Jörd (Erde), genoß unter allen Asen des höchsten Ansehens. In Norwegen, wo er Landesgott war, und in Island wurden fast nur für ihn Tempel erbaut. Er wird geschildert als ein Wesen von jugendlicher Frische, mit rothem Barte und von ungeheurer Stärke. Besonders machten ihn 3 Kleinode, der Donnerhammer Miölnir, der Machtgürtel Megingiarder und die Eisenhandschuhe, furchtbar. Der Hammer, den er mit den Eisenhandschuhen faßte, traf selbst in der größten Entfernung sein Ziel sicher und kam jeder Zeit wieder zurück; der Gürtel verstärkte seine Macht um das Doppelte. Er lag in steter Fehde mit dem Riesengeschlechte der Joten (Jetten) und Thursen. Auch mit der Jormungaudr (Midgards- oder Erdenschlange) hatte er heftige Kämpfe zu bestehen. Später erlegte er sie bei der Götterdämmerung, doch wurde er hierbei selbst durch ihren Gifthauch getödtet. Seine Gattin hieß Sif; sie brachte ihm aus früherer Ehe den Uller zu und zeugte mit T. den Mothi (Modi) und die Thrudr. Von der Jarnsaxa (Eisenschwert), einer anderen Gemahlin, hatte er den Magni, der ihn an Stärke noch übertraf. Sein gewöhnlicher Wohnsitz war Trudheim (Land der Stärke), doch hatte er auch eine Wohnung in Asgard, Namens Thrudwangr. Sein Palast Bilskirner bestand aus 540 Stockwerken u. ruhte auf eben so viel Säulen. Abgebildet wurde T. mit Hörnern auf dem Haupte und mit dem Hammer.

Thoracici (v. Griech.), Brustflosser, Ordnung der Fische (s. d.).

Thorah (Thora, hebr.), Gesetzlehre, bei den Juden vorzugsweise Benennung des mosaischen Gesetzes u. des dasselbe enthaltenden Pentateuchs. Sefer-Thorah, Buch des Gesetzes, heißt die mit großer Genauigkeit geschriebene Synagogenrolle, woraus die Abschnitte der Bücher Mosis vorgelesen werden. Unter T. begreift man auch oft sämmtliche historische Schriften des alttestamentlichen Bibelkanons.

Thorax (griech.), Brustharnisch, in der Anatomie die Brust, der Brustkasten des Menschen und der Säugethiere; auch der Rückenschild der Schildkröten, sowie das dreiringelige Bruststück der Insekten.

Thorbecke, Johann Rudolf, niederländischer Staatsmann, geboren 1796 zu Zwolle, besuchte das Athenäum zu Amsterdam und dann die Universität Leyden und unternahm 1820, von

der Regierung unterstützt, eine Reise nach Deutschland, wo er sich besonders mit der deutschen Philosophie vertraut machte. Eben dieser Umstand brachte ihn nach seiner Rückkehr in den Verdacht der Heterodoxie, und weil er deshalb keine Anstellung an einer Universität erhielt, so wandte er sich wieder nach Deutschland und trat als Privatdocent erst in Gießen, dann in Göttingen auf. Im Jahre 1824 kehrte er in sein Vaterland zurück und ward, nachdem er „Bedenkingen aangaande het Regt an den Staat" (Amsterdam 1825) veröffentlicht hatte, 1825 zum Professor der politischen Wissenschaften an der Universität Gent ernannt, wo er über Geschichte, Statistik und politische Oekonomie las. Im Jahre 1830 ging er in Folge der Revolution nach Leyden, wo er, in die juristische Fakultät aufgenommen, seine Vorlesungen auch über Geschichte des römischen Rechts, Handelsrecht, niederländische Staats- u. Rechtsgeschichte ꝛc. ausdehnte. Seine Grundsätze fanden durch eine Art von Schule, die sich um ihn bildete, sowie durch seine Schriften, vor allen durch die „Aanteekening op de Grondwet" und die „Proeve van herziene Grondwet" weitere Verbreitung. Als König Wilhelm I. 1840 eine Konstitutionsveränderung beabsichtigte, ward T. in die Kammern gewählt, die darüber berathschlagen sollten. Hier stimmte er für durchgreifende Verfassungsreform, wirkte durch Wort und Schrift für dieselbe und legte 1844 mit acht andern Abgeordneten den Kammern einen vollständig ausgearbeiteten Revisionsentwurf vor. Derselbe ward jedoch nicht angenommen und T. auch nicht wieder in die Kammern gewählt. Erst nach der pariser Februarrevolution ward er vom König am 18. März 1848 an die Spitze einer mit Revision des Grundgesetzes beauftragten Kommission berufen, welche den Entwurf von 1844 annahm. Nachdem derselbe zum Gesetz erhoben worden, sah sich T. an mehren Orten zugleich zum Deputirten in die Kammern gewählt, übernahm aber, im Oktober 1849 mit Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt, in diesem das Portefeuille des Innern. Er wirkte in dieser Stellung mit Eifer für Durchführung der Verfassung, fand sich aber veranlaßt, am 19. April 1853 mit mehren seiner Kollegen zurückzutreten. Er wirkte seitdem wieder als Professor zu Leyden.

Thorenburg (Thorda-Varmegye), Marktflecken und Hauptort der gleichnamigen österreich.-siebenbürgischen Gespannschaft (83 □Meilen mit 126,300 Einwohnern), am Aranyos und Sulzbache, in einem mit Rebenhügeln umschlossenen Thale, hat mehre Kirchen katholischer, lutherischer, reformirter u. griechischer Konfession, ein Franciskanerkloster, unitarisches und reformirtes Gymnasium, Militärerziehungshaus und Salzbergwerk, welches jährlich gegen 240,000 Centner Salz liefert, und 8000 Einwohner. In der Nähe die wahrscheinlich durch ein Erdbeben entstandene Thorenburger Kluft, ein schmaler, stundenlanger Bergweg zwischen hoch aufgethürmten Felsen, u. Trümmer der Römerstadt Salinä.

Thorheit, höherer Grad von Unklugheit, besteht darin, daß man Zwecke zu erreichen sucht, die zu erreichen unter den gegebenen Umständen unmöglich ist, oder zur Erreichung seiner Absichten verkehrte, vielleicht geradezu entgegenwirkende Mittel anwendet, oder ganz ohne Absicht handelt. Geht die T. so weit, so daß man Ursache hat, an dem gesunden Verstande des Andern zu zweifeln, so nennt man sie Narrheit.

Thorigny, Stadt im französischen Departement Manche, Arrondissement St.-Lo, hat ein Schloß, Hospital, beträchtlichen Handel mit Federvieh nach Paris, Wollspinnfabriken und 2200 Einw.

Thorium, einfacher metallischer Stoff, ward 1829 von Berzelius in einem neuen Mineral, dem Thorit (Ytterspath), entdeckt und wird auf ähnliche Weise wie das Aluminium dargestellt, indem man Fluorthoriumkalium mit Kalium erhitzt, oder durch Zerlegung von Chlorthorium, in dessen Dämpfen man Kalium oder Natrium erhitzt. Es bildet ein schweres, dunkles, bleigraues Pulver, das durch Druck Metallglanz annimmt und weder schmelzbar, noch flüchtig ist. Liebig rechnet es zu den nichtmetallischen Stoffen. An der Luft erhitzt, verbrennt es mit ebenso glänzendem Lichte wie Phosphor in Sauerstoff, wobei es sich in Thoriumoxyd oder Thorerde verwandelt. Letztere besteht aus gleichen Atomen T. u. Sauerstoff u. erscheint als weißes, geschmackloses Pulver, welches nicht schmilzt, aber beim Glühen zu einer harten Masse von 9,402 specifischem Gewicht zusammensintert.

Thorlacius, 1) Skule Thordsen, einer der gründlichsten Forscher und Bearbeiter des nordischen Alterthums, geboren 1741 auf Island, † 1815 als emeritirter Rektor des Gymnasiums zu Kopenhagen. Sein sowohl durch antiquarische, als linguistische Forschungen ausgezeichnetes Hauptwerk ist: „Antiquitatum borealium observationes miscellaneae" (Kopenh. 1778—99), worin theils verschiedene Stücke der älteren Edda und der isländischen Dichter überhaupt herausgegeben und erläutert, theils wichtige antiquarische und mythologische Gegenstände mit gründlicher Gelehrsamkeit untersucht und erörtert sind. Außerdem lieferte T. zum 3. Bande der „Heimskringla" von Snorre Sturleson (Kopenhagen 1783) die kritische Einleitung, die Anmerkungen und die Bearbeitung des Gedichts „Geisli" (auf Olaf den Heiligen).

2) Börge T., des Vorigen Sohn, Philolog u. nordischer Alterthumsforscher, geboren den 1. Mai 1775 zu Kopenhagen, † daselbst den 8. Okt. 1829 als Professor der Eloquenz und Etatsrath, schrieb unter Anderem: „Libri Sibyllistarum veteris ecclesiae, crisi quatenus monumenta christiana sunt, subjecti" (Kopenhagen 1815, fortgesetzt in Münters „Miscellanea havniensia", 1. Th.), und bearbeitete mit Werlauff die norwegischen Königssagen, welche die Fortsetzung der großen Ausgabe der „Heimskringla" (Kopenh. 1813—26, 3. und 4. Band) bilden.

Thorn (Tornia), Kreisstadt und Festung in der preußischen Provinz Preußen, Regierungsbezirk Marienwerder, am rechten Ufer der Weichsel, über die eine 2469 Fuß lange Brücke führt, wodurch das gegenüberliegende Städtchen Podgurz mit T. verbunden wird. Die Stadt ist halbmondförmig gebaut und besteht aus der Alt- und Neustadt, hat 3 Landthore und ein Wasserthor

ein Hauptzollamt und Schwurgericht für die Kreise Thorn und Straßburg, 3 katholische und 2 evangelische Kirchen, 3 Klöster, eine Synagoge, ein Gymnasium mit werthvoller Bibliothek, mehre andere Schulen, ein Waisenhaus, Spinn- und Arbeitshaus und mehre Hospitäler. Die Festung, eine dritten Ranges, besteht aus 8 Bastionen und der Eckbastion Jungfernschanze, 3 Ravelins und Lünetten jenseit der Weichsel mit Hornwerk als Brückenkopf; in der Weichsel liegt die Insel Bazar Kempe mit Fort. In der Kirche des Dominikanerklosters befindet sich das Epitaphium des hier 1473 geborenen Kopernikus, dessen kolossale Bronzestatue 1853 auf dem altstädtischen Marktplatze errichtet ward. Von dem alten Ordensschloß steht nur noch ein Thurm und ein schöner Schwibbogen. Die Ringmauer rührt größtentheils noch aus der ältesten Zeit her; der zu ihr gehörige schiefe Thurm (50 Fuß hoch, mit einer Abweichung von 4 Fuß 8 Zoll) ward 1271 erbaut. Die Einwohner, über 13,000 an der Zahl, treiben Tuch- und Leinweberei, Gerberei, Hut-, Stärke- und Wachskerzenfabrikation, Seifensiederei und Pfefferkuchenbäckerei. In der Umgegend werden treffliche Steckrüben gebaut. Den ersten Grund zur Stadt legte der Hochmeister Hermann Balk 1231. Deutsche Einwanderer aus Westphalen bevölkerten die Stadt, die 1232 das unter dem Namen der kulmer Handveste bekannte Privilegium erhielt. Die Stadt blühte rasch auf und trat dem Hansabunde bei. Vergebens belagerten sie zweimal die Polen 1410 und 1439. Hier wurde 1411 zwischen Wladislaw von Polen und dem deutschen Orden Friede geschlossen. Nachdem die Ritter des deutschen Ordens 1440 vertrieben worden, ward das Schloß derselben von den Bürgern zerstört. Im J. 1466 ward hier ein zweiter Friede zwischen Polen und dem deutschen Orden geschlossen, worin letzterer die Stadt an Polen abtrat, unter dessen Schutz sie sich schon 1454 begeben hatte. Im Jahre 1557 nahmen Rath und Bürgerschaft die Reformation an. Vom 28. Aug. bis 21. Nov. 1657 ward hier auf Veranlassung des polnischen Königs Wladislaw IV. unter Ossolinski's Vorsitz das sogenannte Colloquium charitativum zur Versöhnung der Katholiken u. Dissidenten, woran auch G. Calixt Theil nahm, veranstaltet. Im 30jährigen Kriege (1629) hatte die Stadt einen Sturm von den Schweden unter Wrangel abzuhalten, welcher aber abgeschlagen ward. Eben so mußte sie Karl Gustav von Schweden, welcher sie 1655 erobert hatte, schon 1658 wieder räumen, da er sich gegen die vereinigten Brandenburger und Polen nicht halten konnte. Unter Karl XII. ward T. 1703 von Neuem belagert u. zur Kapitulation genöthigt. Streitigkeiten, welche den 16. Juli 1724 zwischen den Jesuitenzöglingen und den Schülern des protestantischen Gymnasiums bei Gelegenheit der Frohnleichnamsprozession entstanden, hatten einen Tumult zur Folge, worin das Jesuitenkloster gestürmt und verwüstet wurde. Die polnische Regierung ließ darauf auf Grund eines ganz ungesetzlichen Verfahrens am 7. Dec. 1724 den Stadtpräsidenten Rößner nebst 9 Bürgern enthaupten (thornsches Blutbad), bestimmte, daß der Magistrat künftig zur Hälfte aus Katholiken bestehen, die Hauptkirche den Katholiken übergeben werden und das evangelische Gymnasium eine Meile von der Stadt verlegt werden sollte. Bei der zweiten Theilung Polens huldigte T. zugleich mit Danzig dem König von Preußen. Durch den Frieden von Tilsit 1807 kam es an das Großherzogthum Warschau und 1813 mußte es, nachdem es von den Russen und Preußen eingeschlossen worden war, nach 7tägiger Beschießung kapituliren. Durch die wiener Kongreßakte von 1815 kam es von Polen an Preußen zurück und ward seit 1818 mit vollständigen Festungswerken versehen. Vergl. **Wernicke**, Geschichte T.s, Thorn 1842.

Thorne, Stadt im Westriding der englischen Grafschaft York, südwestlich von Leeds, in fruchtbarer Gegend an einem Kanal zwischen Don und Trent, hat Fabriken für Schiffstaue, Handel, Schiffbau und 4600 Einw.

Thoröe, Insel im dänischen Stift Fünen, südlich von Fünen, durch den schmalen Skarupsund von der Hauptinsel getrennt, hat einen Flächenraum von $^3/_8$ ☐Meile, ansehnliche Holzungen, Acker- und Obstbau, Fischerei und 500 Einwohner.

Thorshavn, Stadt auf der Faröerinsel Stromöe, auf einer Landzunge, welche den durch eine Schanze vertheidigten Hafen in 2 Theile trennt, Hauptstadt sämmtlicher Faröerinseln mit Hospital, Handel und 800 Einw.

Thorwaldsen, Bertel (in Rom Alberto genannt), berühmter Bildhauer, wurde geboren den 19. Nov. 1770 auf der See zwischen Island und Kopenhagen. Sein Vater war von Island nach Kopenhagen übergesiedelt, hier bei der Marine angestellt und schnitzte Figuren zu Verzierung des Vordertheils der Schiffe. Bertel sollte sich demselben Berufe widmen u. schnitzte schon als Knabe im Schnitzhause auf dem Holm. Vom 11. Jahre an besuchte er die Freischule der Kunstakademie und hier machte er in der Kunst solche Fortschritte, daß er die Arbeiten des Vaters schon verbessern konnte, während er in den allgemeinen Schulkenntnissen dagegen hinter den meisten seiner Mitschüler zurückblieb. Als Eleve der Akademie gewann er 1787 die kleine, 1789 die große Silbermedaille, 1791 die kleine und 1793 die große Goldmedaille. Dadurch erwarb er sich die Protektion des Staatsministers Reventlow und ein dreijähriges Reisestipendium. Indeß blieb er vorläufig noch in Kopenhagen, gab Unterricht im Zeichnen und Modelliren und fertigte Porträte. Unter Anderem modellirte er in dieser Zeit die Büste des Staatsministers Peter Andreas von Bernstorff, welche er später (1798) in Rom in Marmor ausführte und 1802 nochmals für die Familie Bernstorff wiederholte. Im Mai 1796 verließ er Kopenhagen auf einem Orlogsschiffe, kam aber erst im Februar des folgenden Jahres in Neapel und am 8. März in Rom an. Wie ein Träumender wandelte er anderthalb Jahre unter den Götter- und Heroenbildern herum, verloren im Anschauen und so niedergeschlagen durch den Anblick des Höchsten und Vollkommensten, daß er selbst zur Vollendung eines eigenen Werkes nicht kommen konnte. Er war nicht unthätig, aber keine seiner Arbeiten genügte ihm;



THORWALDSEN

dazu fand er an dem gelehrten Zoega, an welchen er empfohlen war, einen strengen Kritiker, der Vieles an seinen Leistungen tadelte und dem jungen Künstler selten ein ermunterndes Wort zurief. Aber in dieser Zeit war es, wo ihm der richtige Blick für das Klassische in der Kunst aufging. Insbesondere gaben die Zeichnungen des dänischen Malers Carstens seinem Genie die Richtung, und Zoega's unablässiger Rath zum zweckmäßigen Studium der alten Kunst that das Uebrige. T. warf sich vornehmlich auf Nachbildung mehrer Antiken. So kopirte er die Büsten der mediceischen Venus, des vatikanischen Apollo, des kapitolinischen Jupiter, der Melpomene, der Ariadne und der Sappho. Im Sommer 1798 übersendete er von Rom aus der Akademie seiner Vaterstadt sein erstes selbstständiges Werk, eine 2 Fuß hohe Gruppe, Bacchus und Ariadne. Gegen das Ende seines auf 3 Jahre bestimmten Aufenthalts in Rom führte er noch einen das goldene Vließ erobernden Jason in natürlicher Größe aus, fand aber damit keinen Beifall und zerschlug ihn daher in Stücke, um einen neuen in kolossaler Größe zu liefern. Obwohl dieser selbst bei Zoega und Canova Anerkennung fand, so hätte er doch fast das Schicksal seines Vorgängers getheilt. Die Statue sollte in Rom stehen bleiben, um gelegentlich nach Kopenhagen gebracht zu werden, während T. seine Rückreise mit dem Bildhauer Hagemann aus Berlin antreten wollte, aber durch eine Paßangelegenheit des Letzteren um einen Tag aufgehalten wurde. Gerade an demselben Tage besuchte der reiche Brite Sir Th. Hope T.s Atelier und bestellte sofort die Ausführung des Modells von Jason, indem er dem Künstler statt der geforderten 600 Zechinen 800 auszahlte. Statt an die Abreise zu denken, traf nun T. Vorkehrungen zur neuen Arbeit; allein Krankheiten, Geldverlegenheiten, welche andere Arbeiten zu entriren nöthigten, die französische Okkupation, dann Unlust am Werke selbst verzögerten die Vollendung der Statue bis 1828, wo T. das Werk zugleich mit mehren Basreliefs und Büsten als Geschenken des Künstlers an Hope nach England absendete. Während der Marmor zum Jason vorbereitet wurde, modellirte der Künstler eines seiner berühmtesten Basreliefs, Achilles und Briseïs. In das Frühjahr 1805 fällt die Ausführung von vier Statuen, jede von 4 Fuß 3 Zoll Höhe: Bacchus mit Thyrsus und Patera, Ganymed mit Jupiters Adler zu seinen Füßen, Apollo, mit Leier und Plectrum an den Baumstamm gelehnt, und die berühmte Venus mit dem Apfel, nackt mit dem Kleide über den Baumstamm. Letztere hat der Künstler später (1813—16) auch in Lebensgröße dargestellt. Im Mai 1805 wurde T. zum Mitglied der Akademie in Kopenhagen und bald nachher zum Professor derselben ernannt, auch erwählte ihn damals die Akademie zu Bologna zu ihrem Ehrenmitgliede. Von den Werken der nächstfolgenden Jahre heben wir hervor: den viel bewunderten Adonis (1810 vollendet), eine Zierde der münchener Glyptothek; das berühmte Basrelief A genio lumen, die Kunst als sitzende weibliche Gestalt darstellend; Hector, den Paris auffordernd, die Waffen zu ergreifen, und 4 Basreliefs: Amor als Löwenbändiger, Venus aus der Concha ins Licht der Welt tretend, Amor, von der Biene verwundet und vor seiner Mutter klagend, und Bacchus, welchen Merkur der Ino übergibt, sämmtlich für den Fürsten Malthe von Putbus. Des Künstlers Ruf war jetzt schon so groß, daß die Kunstakademien Europa's sich schmeichelten, T. in der Reihe ihrer Mitglieder zu zählen, und die Fürsten ihn mit Orden überhäuften, weil T. ehren identisch war mit dem Ruhme, ein Beschützer und Verehrer der Kunst zu seyn. Die Entdeckung eines schönen Marmorbruchs in Norwegen machte in Kopenhagen den Wunsch allgemein, daß T. ins Vaterland zurückkehren möchte, um aus diesem nordischen Naturprodukte Werke zur Zierde der Hauptstadt, namentlich des Schlosses zu bilden. Der Künstler bereitete sich schon zur Reise dahin vor, als er vom Kaiser der Franzosen den Auftrag erhielt, für den päpstlichen Sommerpalast auf Monte Cavallo (Palazzo Quirinale), den Napoleon für sich im großartigsten Geschmacke einrichten ließ, einen großen Fries auszuarbeiten, der in 3 Monaten vollendet seyn sollte. T. wählte den Triumphzug Alexanders des Großen in Babylon. Das Werk ward in der festgesetzten kurzen Frist vollendet, es nahm eine Fläche von 29 Ellen Länge ein und übertraf, als es im Juni 1812 eingesetzt wurde, durch den gewaltigen Totaleindruck Aller Erwartung. Die Eile, mit welcher die Arbeit vollendet u. abgeliefert wurde, hatte es unmöglich gemacht, eine Nachbildung von derselben zu nehmen. Aber noch kurz vor dem Einsetzen in die Wand hatte T. eine Gypscalque genommen, in welcher ein Exemplar abgegossen ward, das später als Modell bei der Ausführung in Marmor gebraucht wurde. Diese bestellte ebenfalls Napoleon für ein in Paris zu errichtendes Monument; da aber das Werk bei dem Sturze des Bestellers noch unvollendet war, so ließ es später der Graf Sommariva für seine Villa am Comersee vollenden. Später hat T. den Triumphzug noch mehre Male ausgeführt, unter Anderem 1829 für das Schloß Christiansborg in Kopenhagen. Gestochen ist er am besten von Amsler, mit Beschreibung von L. Schorn. Kränklichkeit hatte den Künstler in den letzten Jahren mehre Male veranlaßt, den Aufenthalt zu Rom mit dem im freundlichen und gesunden Montenero zu vertauschen. Hier führte er 1815 nach 3 Monate langem schwermüthigen Hinbrüten das berühmte Bild der Nacht aus, welches er als Basrelief mit dem den Morgen darstellenden Gegenstücke an einem Tage zum Abformen vollendete. T. selbst lieferte mehre Exemplare dieser Basreliefs, und die Zahl der Nachbildungen in allen Massen und Sticharten ist unendlich. In dieselbe Zeit fällt die Restauration der berühmten äginetischen Statuen in der Glyptothek zu München. Von neuen Werken modellirte er 1817 und 1818 unter Anderem eine 4 Fuß hohe Statue des Ganymed, den er schon 1805 in anderer Auffassung behandelt hatte, die Büste von Lord Byron, den berühmten Hirtenknaben mit dem Hunde, die bewunderte Statue der Hoffnung, und Merkur als Argustödter, der als eines der bedeutendsten Werke der neuern Kunst betrachtet und der Antike gleich gesetzt worden ist. Noch vor dieser Arbeit

begann T. für den damaligen Kronprinzen Ludwig von Bayern die Ausführung eines Frieses für ein kirchliches Gebäude, auf welchem das Leben Jesu auf Erden dargestellt werden sollte. Er vollendete aber für jetzt nur die Schlußscene mit den Weibern am Grabe Christi und setzte erst nach 2 Jahren die Arbeit fort, indem er das Anfangsbasrelief mit der Verkündigung Mariä hinzufügte. Eine in Tivoli zugezogene Erkältung führte eine längere Kränklichkeit des Künstlers herbei, die denselben veranlaßte, sich nach Neapel zu begeben. Erst im Oktober 1818 kehrte er wieder nach Rom und zu seiner Arbeit zurück. Sein erstes Werk war hier ein Basrelief für die Kapelle im Palaste Pitti: Christus mit seinen Jüngern am Meere bei Tiberias, dann folgte Christus in Emmaus. Seine schon 1817 modellirte, aber jetzt erst ausgeführte Gruppe der Grazien ist oft mit der berühmten des Canova verglichen worden, und zwar so, daß bald dieser, bald jener der Vorrang zugesprochen wurde, je nachdem die reizende Weichheit eines Canova, der fast Lüsternheit weckt, oder die keusche Strenge T.s in die Wagschale gelegt wurde. Im Jahre 1819 kehrte T. nach 23jähriger Abwesenheit endlich wieder in sein Vaterland zurück. Die ersten Werke, welche er hier ausführte, waren die Büsten des Königs und der Königin; diesen folgten die Büsten mehrer Prinzen und Prinzessinnen. Bedeutungsvoller aber sind die Werke, welche er zur Ausschmückung der Frauenkirche in Kopenhagen entwarf und theils damals, theils später ausführte, so daß dieser Tempel jetzt die Meisterwerke seiner christlichen Richtung enthält. Im August 1820 verließ er, zum dänischen Etatsrath ernannt, seine Vaterstadt wieder und ging über Berlin, Dresden, Warschau, wo ihm Kaiser Alexander zu seiner Büste saß, Troppau, wo der Kongreß eben versammelt war und Kaiser Franz Bestellung auf ein Denkmal für Fürst Schwarzenberg machte, nach Wien und von da nach Italien zurück. In Wien erhielt er die unangenehme Nachricht, daß in einem seiner Studien der Boden eingestürzt sey, wodurch mehre seiner fertig gewordenen Arbeiten und Modelle zertrümmert wurden. In Rom modellirte er die treffliche Porträtstatue des Fürsten Potocki (jetzt in der Kathedrale zu Warschau). Die Jahre 1821 und 1822 sind überreich an Werken, welche T.s schöpferischer Genius ins Leben rief. Die Skizzen zu dem großen Bildercyklus der Frauenkirche standen im November 1821 fast vollendet da, und der Meister vertheilte sie unter seine Schüler, die darnach unter seiner Aufsicht und Anweisung die Statuen der Apostel und den aus 14 Statuen bestehenden Fronton, die Predigt des Johannes in der Wüste, ausführten. Mehre Büsten, darunter die des Kronprinzen, nachmaligen Königs Ludwig von Bayern, fallen zwischen jene Werke und das nächste größere, das Monument des Kopernikus, das, in Bronze gegossen, 1830 auf dem Universitätsplatze zu Warschau aufgestellt ward. Zu den Hauptarbeiten der nächsten Jahre gehören: das Modell zur Reiterstatue des Fürsten Poniatowski, welches, in Bronze gegossen, im Mai 1830 in Warschau enthüllt wurde. Daran schließt sich die Vollendung eines schon früher modellirten Basreliefs: Anacreon und Amor, dann die Modellirung und Ausführung der Statue des Engels der Taufe und die Bereicherung des Alexanderzugs mit mehren Zusätzen, welche der Fries im Schloß Christiansborg erhielt. Zu T.s vollendetsten monumentalen Arbeiten gehören aber die Büste und ein Basrelief für den Sarkophag des Kardinals Consalvi, die auch in sofern wichtig sind, als sie die Vorläufer einer Arbeit waren, durch deren Uebertragung sich T. überaus geehrt fühlte. T., ein Protestant, wurde gewürdigt, dem Oberhaupte der katholischen Christenheit, dem Papste Pius VII., ein Denkmal in der Peterskirche zu setzen. Dasselbe wurde 1830 in Marmor vollendet und in der Clementina genannter Kirche aufgestellt. Im J. 1826 übernahm T. das Monument des Herzogs Eugen von Leuchtenberg, welches in der St. Michaeliskirche zu München aufgestellt wurde. Im J. 1827 war der Künstler theils mit der Vollendung der zahlreichen begonnenen Arbeiten, namentlich für Kopenhagen, theils mit Entwerfung neuer Werke beschäftigt. Eines der großartigsten Werke der neuern Plastik ist unstreitig seine Reiterstatue des Kurfürsten Maximilian I. von Bayern, die, in München gegossen, 1839 daselbst auf dem wittelsbacher Platze aufgestellt ward. Gleichzeitig entstand die Statue Gutenbergs für Mainz, welche 1837, und die Schillers für Stuttgart, welche 1839 enthüllt ward. Im J. 1838 unternahm T. eine zweite Reise in die Heimath, um längere Zeit daselbst zu verweilen. Auf Nysoe, dem Landsitze des Barons Stampe, schuf er zuvörderst eine Anzahl der liebreichsten Basreliefs nach griechischen, besonders erotischen Dichtungen. Dann beschäftigte er sich vorzugsweise mit Werken, die in der christlichen und biblischen Geschichte wurzeln, und so entstanden Kompositionen, die zu dem Schönsten und Erhebendsten gehören, was die plastische Kunst aufzuweisen hat. Als die ersten Meisterwerke der christlichen Richtung sind insbesondere zwei große Basreliefs zu betrachten, von denen das eine den Einzug Christi in Jerusalem, das andere den Zug des Heilands nach Golgatha darstellt. Im Herbst 1840 wurden diese in Auffassung wie in Ausführung vorzüglichen Werke in der Frauenkirche angebracht. Unter andern Werken modellirte er damals auch die Statue König Christians IV., die, in Erz gegossen, im Dome zu Roeskilde aufgestellt wurde, dann die Büsten Holbergs, Oehlenschlägers, Steffens' und Danneskjolds und sein eigenes Bild in Lebensgröße. Im Mai 1841 kehrte er nach Rom zurück, wohin ihn viele angefangene Arbeiten und eingelaufene Aufträge riefen. Unter den Arbeiten, die er hier alsbald begann, zogen die sieben Wochentage, durch Genien versinnlicht, allgemeine Bewunderung auf sich. Trefflich sind auch die für den König von Würtemberg gefertigten Basreliefs: die 4 Jahreszeiten, die Hirtin mit den Liebesgöttern im Neste und Amor, wie er sich bei Venus über den Stich der Rose beklagt. In dieser Zeit wurden außer Anderem die letzten zwei Apostel für die Frauenkirche in Kopenhagen vollendet. Nachdem er hierauf noch einen Cyklus von Bildern aus dem Leben des Heilands, als Fortsetzung der im Auftrage des

Königs von Bayern begonnenen gleichartigen Arbeit, entworfen, kehrte er im Oktober 1842 nach Kopenhagen zurück, die Vollendung der in Rom angefangenen Werke seinen Schülern überlassend. Später strandete das emdener Schiff „die gute Hoffnung", welches Kunstwerke des Meisters am Bord hatte, an der Küste von Wales, wobei zwar die Kisten gerettet wurden, aber die Kunstwerke durch das Seewasser stark litten. In Kopenhagen beschäftigte T. neben der Umarbeitung einiger früher gefertigten Modelle zur Verzierung des Schlosses Christiansborg vornehmlich der Plan zu einem Standbild Luthers für die Frauenkirche in Kopenhagen, welches aber nicht zu Stande kam. Aus seinem Atelier zu Rom ging in dieser Zeit die auf Bestellung des damaligen Kronprinzen Maximilian von Bayern schon 1833 begonnene Statue Konradins von Schwaben in Marmor hervor, welche in der Kirche Sta. Maria del Carmine zu Neapel, wo Konradins Gebeine ruhen, aufgestellt ward. An der Rückkehr nach Rom, wo er sein Tagewerk mit Vollendung der begonnenen größern Arbeiten zu schließen gedachte, hinderte ihn sein Tod, der am 24. März 1844 in Folge eines Schlagflusses zu Nysoe erfolgte. Sein Leichenbegängniß trug das Gepräge einer nationalen Trauer. Sein Leichnam ward in einer Seitenkapelle der Frauenkirche beigesetzt, um später nach Vollendung des neuen Museums innerhalb der Flügel desselben unter einen Rosenhügel versetzt zu werden. Ueber die Verdienste T.s als Künstler herrscht nur Eine Stimme. Dasjenige Gebiet, worin er in der That unerreicht dasteht, ist die Darstellung idealer, mythologischer Gestalten; er schuf die Antike gleichsam neu in sich in ihrer Wahrheit und Einfachheit, in ihrer Naivetät und ihrem Humor. Minder glücklich war er in der Darstellung des Individuellen, Charakteristischen, wie seine, obwohl immerhin preiswürdigen Statuen Gutenbergs u. Schillers beweisen. Vgl. Thiele, Leben und Werke T.s, Leipzig 1832—34, 2 Bde., mit 180 Kupfertafeln; Derselbe, T.s Ungdoms historie, Kopenhagen 1851; T. in Rom, das. 1852; T.s Arbeiten und Lebensverhältnisse im Zeitraum von 1828—44, deutsch von Hillerup, das. 1846 f. T. war nie verheirathet und hatte außer einer natürlichen Tochter keine Angehörigen. Daher setzte er zum Erben seines künstlerischen Nachlasses den Staat ein mit der Bedingung, daß ein eigenes Gebäude zur Aufbewahrung desselben errichtet werde. König Friedrich VI. bestimmte ein Seitengebäude der Christiansburg dazu, das indeß nach einem von T. gutgeheißenen Plane völlig umgebaut werden mußte. Dieses Museum besteht aus 4 Flügeln in italienischem Styl und ward 1846 eröffnet. Einen Katalog der darin befindlichen Kunstsachen verfaßte Müller (Kopenhagen 1849—51, 5 Sektionen); eine Sammlung von Lithographien (120) sämmtlicher Werke T.s in diesem Museum gab Holst im „Musée Thorvaldsen" (das. 1851).

Thoth (Thaut), ägyptischer Weiser, Sohn des Misor, soll um 1700, 1600, oder 1400 v. Chr. gelebt haben. Man schrieb ihm die Erfindung der Buchstabenschrift, der Arithmetik, Geometrie, Astronomie, Chemie, Arzneikunde, Musik, Tanzkunst, Gymnastik und des Bretspieles zu. Den Aegyptern gab er treffliche Gesetze, ordnete ihre gottesdienstlichen Gebräuche an und schrieb die Entstehungsgeschichte der Welt. Der Gott Kronos bediente sich seines Rathes und gab ihm auf Bitten der Kabiren die Herrschaft über Aegypten. Es geht aus allem dem hervor, daß T.s Person nur der Mythe angehört. Man kann ihn als den erdgebornen Gott, den Repräsentanten des denkenden Wesens, der Vernunft, betrachten. Er genoß mit Isis und Osiris, als dessen Freund und Rathgeber er auch genannt wird, göttliche Verehrung. Einige identificiren ihn mit Hermes Trismegistus (s. d.).

Thou, 1) Jacques Auguste de, gewöhnlich Thuanus genannt, französischer Geschichtschreiber und Staatsmann, geboren 1553 zu Paris, wo sein Vater, Christoph de T., erster Parlamentspräsident war, ward im Collége de Bourbon erzogen und studirte in Orléans und dann in Valence unter Cujacius die Rechte. An letzterem Orte schloß er mit Justus Scaliger dauernde Freundschaft. Die Greuel der Bartholomäusnacht, von denen er nach seiner Rückkehr nach Paris 1572 Zeuge war, erfüllten seine Seele mit tiefem Abscheu vor Bigotterie und Fanatismus. Er hatte sich anfangs für den geistlichen Stand bestimmt und von seinem Oheim, dem Bischof von Chartres, mehre Pfründen erhalten; allein er entsagte denselben fürs Erste, um Paul de Foix, welcher zum Gesandten an den Papst und die italienischen Fürsten ernannt worden war, zu begleiten. Heinrich III. betraute ihn darauf mit mehren wichtigen Missionen, unter anderen 1576 mit den Unterhandlungen mit den protestantischen Führern zu Guienne, deren volle Achtung er durch Zuverläßigkeit und Milde gewann, und ernannte ihn zum geistlichen Rath beim pariser Parlament. Nach dem Tode seiner beiden Brüder gab er den Eintritt in den geistlichen Stand ganz auf, ward 1584 Requetenmeister und erhielt zugleich die Anwartschaft auf die Würde eines Vicepräsidenten im Parlament, die sein Oheim bekleidete. Beim Ausbruch der liguistischen Kämpfe 1586 folgte er Heinrich III. nach Chartres und wies die Einladungen, die von Seiten der Guisen an ihn ergingen, zurück. Wiewohl die Ermordung der letzteren zu Blois 1588 ohne sein Wissen geschah, so traf ihn doch der Verdacht des fanatisirten pariser Pöbels, dessen Wuth er kaum entging. Er veranlaßte hierauf den König zu einem Bündnisse mit Heinrich von Navarra und reiste, um Geld zur Fortsetzung des Kampfes gegen die Ligue zu schaffen, nach Deutschland und Italien; als er aber zu Venedig die Ermordung des Königs erfuhr, reiste er sogleich zurück nach Château-Dun, um Heinrich von Navarra seine Dienste anzubieten. Bald erwarb er sich durch seine Offenheit, Rechtschaffenheit und seine Kenntnisse dessen ganzes Vertrauen und wurde von ihm in den wichtigsten Staatsangelegenheiten zu Rathe gezogen. Im J. 1594 ward er nach seines Onkels Tode Vicepräsident des Parlaments und zugleich Großmeister der königlichen Bibliothek. Als freisinniger Bekenner des katholischen Glaubens trug er viel dazu bei, daß die Grundsätze der religiösen Duldung durchgeführt wurden, und hatte wesent-

lichen Antheil an der Ausarbeitung des Edikts von Nantes (1598). Nach Heinrichs IV. Ermordung (1610) ernannte ihn die Regentin Maria von Medici zu einem der drei Generaldirektoren der Finanzen. Doch zog er sich, vielfach zurückgesetzt und angefeindet, bald ganz aus dem öffentlichen Leben zurück, um sich wissenschaftlichen Arbeiten zu widmen. Er † den 7. Mai 1617. Als Schriftsteller hat sich T. besonders durch sein berühmtes Geschichtswerk „Historia sui temporis" einen Namen gemacht. Nachdem er auf Reisen in Frankreich, Italien, Deutschland und den Niederlanden sich in Besitz des nöthigen Materials gesetzt, begann er 1591 die Abfassung des Werks, vom Tode Franz' I. ausgehend, und veröffentlichte die ersten 18 Bücher 1604. Zwei Jahre später erschien eine neue Ausgabe bis zum 49. Buche. Durch die große Freimüthigkeit und Wahrheitsliebe, mit der T. namentlich die Ereignisse erzählt, welche er selbst mit erlebt hatte, zog er sich den Haß der katholischen Geistlichkeit zu, und sein Buch ward 1609 in den Index librorum prohibitorum gesetzt. In Folge dessen sah sich T. genöthigt, in der neuen Ausgabe, welche, 80 Bücher umfassend, 1614 erschien und die Geschichte bis 1584 fortführte, viele Stellen zu mildern. Das Werk sollte nach seinem Plane 138 Bücher umfassen und bis zum Tode Heinrichs IV. reichen, allein bei Veranstaltung der nächsten Ausgabe überraschte ihn der Tod, und dieselbe erschien daher erst 1620, durch seinen Verwandten Dupuy und seinen Freund Nic. Rigault besorgt. Dieselbe Ausgabe, welche das gesteckte Ziel noch nicht erreichte, erschien später von Neuem zu Amsterdam mit dem ursprünglichen Texte der ersten Bücher unter dem Titel: „Thuanus restitutus". Endlich erschien das Werk vollständig mit dem ursprünglichen Texte und von Rigault aus T.'s Materialien bis zu dem bestimmten Ziele fortgesetzt zu London 1733 in 7 Bänden. Nach dieser letzten und besten Ausgabe ist die 1734 zu Paris (mit dem Druckort London) erschienene französische Uebersetzung abgefaßt. Das in trefflichem lateinischen Styl geschriebene Werk ist für die Würdigung der damaligen religiösen Händel äußerst wichtig, doch stellenweise wegen mancher neuen Wortbildungen und Umschreibungen schwer zu verstehen. T. schrieb zu seiner Rechtfertigung seit 1616: „Thuani commentarius de vita sua, libri VI" (Orléans 1620, deutsch in Seybolds Selbstbiographien berühmter Männer), welche wahrscheinlich ebenfalls von Rigault vollendet wurden. Eine Sammlung trefflicher Poesien in lateinischer Sprache erschien unter dem Titel: „Posteritati; poematum opus notis perpetuis illustratum a J. Melanchthone" (Amsterd. 1678). Vgl. Charles, Discours sur la vie et les oeuvres de J. A. de Thou.

2) François Auguste de T., des Vorigen Sohn, geboren 1607 zu Paris, glich seinem Vater an Talenten und Kenntnissen, sowie an Edelmuth des Charakters, wurde Parlamentsrath, Requestenmeister und nach seines Vaters Tode Großmeister der königlichen Bibliothek. Eine lange Zeit lebte er hierauf in Konstantinopel und trat nach seiner Rückkehr in den Staatsrath ein. Die Freundschaft, in welcher er zum Herzog von Orléans, zur Herzogin von Chevreuse und zu Cinq-Mars stand, zog ihm die Feindschaft Richelieu's zu. Als die Verschwörung des letztern entdeckt wurde, ließ Richelieu auch T. verhaften, und nach umständlichen Verhören stellte sich heraus, daß T. um den Anschlag gewußt hatte. Er ward daher mit seinem Freunde am 12. September 1642 zu Lyon enthauptet.

Thouars, Stadt im französischen Departement Deux-Sèvres, Arrondissement Bressuire, rechts am Thoué, auf einem Hügel, hat ein Felsenschloß, mehre Wohlthätigkeitsanstalten, Fabriken für Messerschmiedearbeiten, Hüte, Leder, Leinwand- und Zeuchweberei, Handel mit Getreide, Pferden, Mauleseln ꝛc. und 2600 Einw.

Thoué (Thouet), französischer Fluß, entspringt im Departement Deux-Sèvres u. mündet im Departement Maine-Loire, unterhalb Saumur, nach einem Lauf von 24 Lieues links in die Loire; ist vermittelst verschiedener Schleußen 17,000 Mètres weit schiffbar.

Thouvenel, Edouard Antoine, franz. Minister des Auswärtigen, geboren den 11. Nov. 1818 in Verdun, machte nach Absolvirung seiner Rechtsstudien eine Reise nach dem Orient und veröffentlichte nach seiner Rückkehr in der Revue des deux mondes Betrachtungen über Ungarn u. die Walachei. Bald darauf ward er im Ministerium des Aeußern angestellt, ging 1844 als Attaché nach Brüssel und im folgenden Jahre als Gesandtschaftssekretär nach Athen, wo er, als Piscatory nach Madrid berufen ward, bis zur Ankunft des neuen Gesandten Rayneval den Botschafterposten versah. Nach der Februarrevolution durch die provisorische Regierung abgesetzt, durfte er doch, auf eine republikanische Ergebenheitsadresse hin, nach Raynevals Abberufung die Gesandtschaft vorläufig verwalten. Vom General Cavaignac zum Bevollmächtigten in Athen ernannt, erhielt er im Januar 1849 den Titel eines Ministers. Als Lord Palmerston 1850 die Angelegenheit des bekannten Pacifico dazu benutzte, um mit Griechenland Händel anzufangen, unterstützte T. die vermittelnde Sendung des Barons Gros mit Eifer. Bald darauf ging er als französischer Gesandter nach München. Inzwischen hatte er sich dem damaligen Prinzpräsidenten als einen so warmen Anhänger zu empfehlen gewußt, daß er gleich nach dem Staatsstreich vom 2. December 1851 dazu auserkoren ward, die Leitung der rein politischen Angelegenheiten im Departement des Auswärtigen in die Hand zu nehmen. Er ersetzte daher Drouyn de Lhuys, als derselbe den wiener Konferenzen beiwohnte. Dem Kaiser machte er sich unentbehrlich durch die Gewandtheit, womit er dessen Ideen aufzunehmen und in vollendeter Form diplomatisch zu gestalten verstand. Im Jahre 1855 für den Gesandtschaftsposten in Konstantinopel ausersehen, sollte er vornehmlich den englischen Einfluß im Divan brechen; doch gelang es ihm trotz aller seiner Bemühungen nicht, den französischen Einfluß zu größerer Geltung zu bringen und namentlich den Sultan zur Einwilligung in die Durchstechung der Landenge von Suez zu vermögen. Dafür soll er aber in Konstantinopel durch Verhandlungen mit Bulwer die Verständigung

zwischen Frankreich und England über die italienischen Angelegenheiten herbeigeführt und den englisch-französischen Handelsvertrag angebahnt haben. Am 4. Januar 1860 erhielt er das Portefeuille des Auswärtigen, welche Beförderung man in den diplomatischen Kreisen so auffaßte, als habe der Kaiser das Departement des Auswärtigen selbst übernommen.

Thracien, in den ältesten Zeiten Bezeichnung der nördlich von Macedonien in unbestimmten Grenzen sich ausdehnenden Landstriche; zur Zeit der Römerherrschaft das im Westen vom Fluß Nestus und dem Gebirg Rhodope, im Norden vom Hämus, im Osten vom Pontus Euxinus und dem Bosporus Thracius und im Süden von der Propontis, dem Hellespontus und dem ägäischen Meer begrenzte Land. Hauptgebirg desselben war der Hämus, an den sich im Südwesten der Scomius anschloß, von welchem aus sich der Mons Rhodope als Grenzgebirg gegen Macedonien in südöstlicher Richtung nach dem ägäischen Meere herabzog, während der Hämus selbst auch noch einige andere Zweige aussendete, die an mehren Punkten als Vorgebirge ausliefen. Flüsse waren längs der Südküste von Westen nach Osten: der Nestus, Cossinites, Compsatus, Travus, Schönus, Hebrus (jetzt Maritza), der bedeutendste, Melas, Aegospotamos, Xerogypsus, Arzus, Athyras und Bathynias; an der Ostküste von Süden nach Norden: der Orosines, Tearus, Kira und Panissa. Die beiden größten Seen des Landes waren der Bistonis, in welchen der Fluß Compsatus mündete, und Stentoris, ein großer, von einem Arme des Hebrus gebildeter Sumpf bei Aenus, zu denen noch der kleinere Landsee Ismaris kommt. Von Meerbusen wird nur der Melas Sinus genannt. Das Land wurde für überaus rauh und unfruchtbar gehalten, doch lieferte es an Produkten Getreide in Menge und selbst Wein. Auch an edlen Metallen war es sehr reich, und bei Philippi wurden selbst Goldminen bearbeitet. Die unter dem allgemeinen Namen Thracier (Thraces, Threces) begriffenen Einwohner, die alte, ursprüngliche Bevölkerung, welche schon frühzeitig auf einer ziemlich hohen Stufe der Kultur stand, später aber in derselben sank, zerfiel in eine Menge einzelner Völkerschaften, von denen die Cicones am Hebrus, die Bessi längs des Hämus und die Bistones am ägäischen Meere die berühmtesten sind. Die Sitten und Gebräuche der Thracier hatten viel Uebereinstimmendes mit denen der germanischen Völker. Die Männer beschäftigten sich mit Jagd und Krieg und lebten außerdem müßig. Eine den Thraciern eigenthümliche Sitte war das Tätowiren. Als Waffen dienten ihnen Schwert, Wurfspieß, Schild. Manche Stämme hatten Könige, die durch einen Rath eingeschränkt waren. Die Religion war die polytheistische der Griechen. Besonders verehrt wurden Ares, Artemis, Bacchus, dessen Dienst von T. nach Griechenland gekommen sein soll, u. Aphrodite. Menschenopfer wurden nur bei großen und feierlichen Nationalangelegenheiten dargebracht. Die Geschichte T.s ist unbekannt bis zu den Perserkriegen herab. Als Darius Hystaspes seinen Feldzug gegen die Scythen unternahm, unterjochte er die thracischen Stämme, welche um den Pontus Euxinus wohnten. Doch blieb ein großer Theil des Landes, namentlich der westliche, noch frei. Die persische Herrschaft hörte wieder ganz auf, als der Zug des Königs Xerxes gegen Griechenland unglücklich ablief. Nach den Perserkriegen bemächtigten sich die Griechen der thracischen Küsten, und namentlich war es Athen, welches mehre Seestädte und vorzüglich diejenigen Striche in T. an sich riß, wo die Goldbergwerke lagen. Im Innern gelangten einzelne mächtige Stämme zur Herrschaft über die andern, besonders die Odrysen. Ihr Fürst Teres legte den Grund zur Herrschaft dieses Stammes, sein Sohn Sitalees erweiterte sie und dehnte sein Reich bis zum Ister, Nestus und Pontus Euxinus aus. Mit den Athenern befreundet, unternahm er auf ihre Veranlassung gegen Perdiccas von Macedonien 430 v. Chr. einen Feldzug, blieb aber 425 gegen die Triballer. Sein Nachfolger, Seuthes I., ebenfalls Freund der Athener, unterwarf mehre Nachbarvölker und einigte das Reich, das durch innere Zwistigkeiten zerrüttet worden war. Bekannt ist Seuthes II. (400), der Heros der Sapäer oder der Seethracier war. Er hielt gleichfalls Freundschaft mit den Athenern und heirathete die Tochter des Atheners Xenophon. Sein Nachfolger Cotys (380) eroberte fast ganz T. Indessen gerieth er in Zwiespalt mit Athen und nahm jenem Staate mehre Städte weg. Sein Sohn Chersobleptes war Fürst des thracischen Chersonesus und wurde von Philipp von Macedonien, der seitdem eine Art von Oberherrschaft über T. übte, 343 seines Landes beraubt. Ueberhaupt wußte Philipp die Zerstückelung T.s sehr gut zu benutzen und den Theil des alten T.s, welcher zwischen dem Strymon und dem Nestus lag, für immer mit Macedonien zu vereinigen. Weitere Eroberungen zu machen, hinderten ihn die griechischen Angelegenheiten. Alexander der Große erhielt das von seinem Vater eroberte Stück T.s bei seinem Reiche. Im Jahre 335 unternahm er einen Zug gegen thracische Stämme und überschritt sogar den Ister. Thracier verstärkten sein Heer für den Perserkrieg. Nach seinem Tode wurde T. eine Provinz, welche Lysimachus an sich riß und 311 von den übrigen Nachfolgern Alexanders zugesprochen erhielt. Aber mehre inzwischen abgefallene Stämme behaupteten unter Seuthes III. ihre Unabhängigkeit. Nach Lysimachus' Tode (281) eroberten (280) celtische Völkerschaften das Land und hatten es ungefähr 60 Jahre inne. Dann wurden sie aber wieder vertrieben und die alten Verhältnisse wieder hergestellt, wonach jeder Volksstamm seinen besondern Heerführer hatte. Besonders mächtig wurden die Bessi, sowie die odrysischen Fürsten, von denen Seuthes IV. und Cotys II. genannt werden, letzterer als Verbündeter des Königs Perseus von Macedonien gegen die Römer. Im Jahre 167 v. Chr. machte Eumenes einen Einfall in dessen Reich, und der Konsul Paulus Aemilius nahm seinen Sohn Bätis gefangen. Von da an blieb das feindliche Verhältniß zwischen Römern und Thraciern, und wurde noch vergrößert durch die Angriffe der Thracier auf römische Heere, wenn sie durch T. nach Asien zogen, sowie durch die Einfälle derselben in das römische Macedo-

nien. Die Römer huldigten dem Systeme des Abwartens, da sich die thracischen Stämme selbst gegenseitig befehdeten und aufrieben. Der erste Angriff der Römer ging gegen die Bessi, welche M. Lucullus besiegte, aber mehr als Bundesgenossen, denn als Unterjochte behandelte. Als aber die Bastarner das römische Gebiet beunruhigten, schlug M. Crassus dieselben zurück und unterwarf einen großen Theil des Landes, welcher unter dem Namen Mösia zur römischen Provinz gemacht ward. Das übrige T. stand zwar in Abhängigkeit von den Römern, hatte aber noch seine Könige. So wird z. B. Rhömetalces genannt, der bis 7 n. Chr. regierte. Nach dessen Tode vertheilte Kaiser Augustus dessen Reich unter Rhescuporis, den Bruder des Vorigen, und Cotys V., den Sohn des Vorigen. Ihnen folgte durch die Gunst des Tiberius des Rhescuporis Sohn, Rhömetalces II., der sich als treuer Freund der Römer bewies, weshalb ihm Caligula 38 n. Chr. die Herrschaft über ganz T. gab, die er bis zu seinem Tode 47 n. Chr. behielt. Darauf wurde ganz T. römische Provinz, erhielt aber erst von Vespasianus die Einrichtung einer solchen. Unter den byzantinischen Kaisern wurden viele fremde Völker nach T. verpflanzt, so die Bastarner von Probus, die Gothen von Valens und Theodosius.

Thracischer Bosporus, die Straße von Konstantinopel.

Thracischer Chersones, s. Chersonesus.

Thränen, abgesonderte, im Normalzustand wasserhelle, salzig schmeckende, schwach alkalisch reagirende Flüssigkeit, welche aus 99 Procent Wasser besteht, worin Kochsalz und Spuren von phosphorsaurem Alkali und Erdphosphate aufgelöst sind, sowie auch etwas Eiweiß (früher Thränenstoff genannt), Schleim, Fett und Epithelium enthalten ist. Werden die Thränenorgane entweder direkt, oder indirekt durch irgend einen Reiz auf ihre oder mit denselben in Verbindung stehende Nerven zur größern Thätigkeit angespornt, so werden die T. in größerer Masse abgesondert, als sie die Thränenkanäle aufnehmen können, und fließen über den Rand des untern Augenlides hervor (das Auge läuft über). Dies geschieht schon bei Gemüthsaffekten, wie beim Weinen, heftigen Lachen; ferner konsensuell bei Einwirkung scharfer Substanzen auf die Geruchs- und Geschmacksnerven, endlich bei vielen Krankheiten des Auges. Weinen kann nur der Mensch, nicht das Thier, denn es ist das Weinen rein psychischen Ursprungs und setzt eine höhere Entwickelung des Gemüthslebens voraus. Der Thränenapparat (s. Auge) steht durch Nerven mit dem Gehirn in so naher Beziehung, daß durch Gemüthseindrücke leicht eine vermehrte Absonderung von T. bewirkt wird. Kleine Kinder schreien nur, aber weinen nicht.

Thran (Fischthran), allgemeiner Name eines aus dem Speck der Wall-, Finn- und Potfische, sowie der Robben gewonnenen dickflüssigen Oels, welches meist einen eigenthümlichen unausgenehmen Geruch hat und hauptsächlich aus öl-, margarin- und phocensaurem (delphinsaurem) Glycerylorvd besteht. Die T.e lassen sich sämmtlich verseifen; 100 Theile heller Leberthran verseift enthalten 55,926 Oelsäure, 10,312 Margarinsäure, 8,916 Glycerylorvd, 5,750 Farbstoff. Der Speck wird am Orte des Fangs meist in würfelige Stücke geschnitten und in unten durchlöcherte Fässer gebracht. Der hier sofort ausfließende T. ist der beste. Der auf dem Transport in gährenden Zustand gerathene wird in eigenen Thranbrennereien in andere Fässer gebracht, die anstatt des Bodens ein Gitterwerk haben, welches das thierische Zellgewebe, von denen die Fetttheile umschlossen sind, zurückhält, aber den in Folge der Wärme flüssig werdenden T. durchläßt, so daß dieser in großen untergestellten Fässern sich sammeln kann. Jene zurückbleibenden häutigen und fleischigen Theile, Thrangrieben, werden an die Leimsieder verkauft. Hat sich der T. geklärt, so wird er in großen kupfernen Pfannen unter fortwährendem Umrühren bis zu 107° erwärmt, wodurch er den ranzigen Geschmack und die flüchtigen Fettsäuren verliert, die sich namentlich auf dem Transport des Speckes erzeugt haben; auch setzen sich dabei viele unreine Theile (Satzthran, Prutt) zu Boden. Der so gewonnene T. wird noch durch Filtriren und Durchlaufen durch Wasser gereinigt und in den Handel gebracht. Man unterscheidet Fisch- und Seehundsthran, beide in verschiedenen Unterarten, die namentlich von Norwegen, England, Frankreich und Nordamerika ausgeführt werden. Der T. wird in der Loh- u. Sämischgerberei zum Einschmieren des Lederwerks gebraucht, außerdem werden noch bedeutende Mengen der unreineren Sorten zur Darstellung von grüner Seife u. von Wagenschmiere, auch als Brennmaterial benutzt Der Leberthran (s. d.) ist in der Medicin von Wichtigkeit.

Thrasybulus, athenischer Feldherr, stand, durch Vaterlandsliebe und edle Uneigennützigkeit sich auszeichnend, mit Thrasyllus an der Spitze der Demokratie. Er setzte die Zurückberufung des Alcibiades durch, obgleich er dessen Freund nicht blieb, als dessen zweideutige Gesinnungen immer mehr hervortraten. Nachdem auf das Gebot Sparta's Athen die Herrschaft der dreißig Tyrannen erhalten hatte, verbannte T. sich selbst mit seinen Freunden aus dem Vaterlande u. zog nach Theben, wo er fortwährend auf Befreiung Athens vom Tyrannenjoche sann. Endlich drang er mit 70 seiner Freunde in Attica ein und eroberte das Kastell Phyle. Die Dreißig verachteten anfangs den scheinbar schwachen Feind; als sich aber die Anhänger des T. vermehrten u. dieser mit seinem Heere in den Piräeus zog u. Munychia befestigte, zogen die Tyrannen gegen ihn aus. Critias fiel in der Schlacht, die übrigen Tyrannen verließen Athen und ihre Herrschaft. Sparta intercedirte hierauf von Neuem; es ward zwischen Aristokraten und Demokraten Friede geschlossen, die Dreißig verbannt und allgemeine Amnestie ausgeschrieben. Eben so groß als im Kriege zeigte sich T. im Frieden. Unmäßige Ausbrüche leidenschaftlicher Demokraten gegen die Gegenpartei wußte er zu unterdrücken. Er begnügte sich mit der geringen Auszeichnung, als Anerkennung seines Verdienstes einen Olivenkranz zu erhalten. Dadurch, daß er von allen Ehrenstellen fern blieb, behielt er die Liebe des Volks. Als Feldherr eroberte er die Insel Lesbos, behauptete

Rhodus und kam 390, als er an Asiens Küste gegen Sparta's Flotte kämpfte und in Pamphylien bei der Stadt Aspendus gelandet war, durch einen Ausfall der Aspender und durch die Sorglosigkeit der Wachen, die die Ausgefallenen bis ins Feldherrnzelt dringen ließen, ums Leben.

Three Rivers (Trois Rivières), britisch-nordamerikanische Stadt in Untercanada, an der dreifachen Mündung des S. Maurice (T. R.) in den Lorenzstrom, eine der ältesten Städte des Landes, offen, mit 4000 Einw., welche Ackerbau, einige Gewerbe und Handel treiben.

Threnodie (Threnos, griech.), Trauer- od. Klagelied auf den Tod geliebter Wesen, worin sich der Schmerz auf eine heftige, an Verzweiflung angrenzende Weise Luft macht, im Unterschied zu der Elegie, die einen gemäßigteren, sanfteren Charakter hat. Dergleichen Klagelieder wurden anfangs bei der Ausstellung der Leichen gesungen und bildeten sich dann zu einer eigenen Gattung der Poesie aus, worin sich unter Andern Pindar und Simonides auszeichneten. Die hebräische Literatur besitzt etwas Aehnliches in den Klageliedern des Jeremias.

Thron (v. Griech.), der durch erhöhte Stellung, kostbare Stoffe und kunstreiche Arbeit ausgezeichnete Sitz für fürstliche Personen, das Attribut der Herrschergewalt. Der T. ist stets in einem besondern Saale (Thronsaal) aufgestellt und ruht gewöhnlich auf einem Gestelle, zu dem mehre Stufen führen. Ueber dem Sessel ist in der Regel ein Thronhimmel angebracht, d. i. eine an der Wand befestigte, verzierte, zeltartige Decke, mit prächtigen, meist aus Seide und Goldstoff bestehenden Behängen. Jetzt wird der T. von den Fürsten nur bei feierlichen Gelegenheiten benutzt, wo der Fürst als Träger der Herrscherwürde auftreten muß. Symbolisch bezeichnet T. die Herrscherwürde oder Herrschergewalt selbst, daher die Ausdrücke: den T. besteigen, Jemanden vom T.e stoßen etc., Thronerbe, Thronfolge (Succession), Thronlehen, Thronräuber (Usurpator).

Thronrede, die Rede, welche der Herrscher eines konstitutionellen Staats bei Eröffnung der periodisch zusammentretenden Versammlungen der Repräsentanten, vor dem Throne stehend und von seinen Ministern und Würdenträgern umgeben, abzulesen pflegt. Sie bezeichnet die von der Landesvertretung zu behandelnden Gegenstände und gibt zugleich eine übersichtliche Darlegung der äußeren und inneren Verhältnisse des Staats. Die T. wird daher als Programm des das Ruder des Staats führenden Ministeriums angesehen und sofort bei Beginn der Sitzungen in einer Adresse beantwortet.

Thuanus, s. v. a. Thou 1).

Thubalkain, Sohn des Lamech, Erfinder der Eisenarbeit nach 1. Mos. 4, 22.

Thucydides, der ausgezeichnetste unter den Historikern des alten Griechenlands, geboren 471 (474) v. Chr. zu Halimus in der Nähe von Athen, stammte durch seinen Vater Olorus von einem thracischen Fürstengeschlechte ab, während er durch seine Mutter mit Miltiades verwandt war. Er erhielt eine treffliche Erziehung, auf welche der Philosoph Anaxagoras bedeutenden Einfluß hatte. Seine Jugend fiel in die Blüthezeit der athenischen Macht, sein Mannesalter in die bewegteste Zeit des athenischen Staatslebens. Im 8. Jahre des peloponnesischen Kriegs erhielt er den Oberbefehl über eine Flottenabtheilung in den thracischen Gewässern und war eben mit seinen Schiffen bei der eine halbe Tagereise von der thracischen Küste entfernten Insel Thasos stationirt, als der lacedämonische Feldherr Brasidas herankam und die Küstenstadt Amphipolis, eine attische Kolonie, belagerte. Die Einwohner riefen sogleich T. zum Entsatz herbei, aber ehe er ankommen konnte, hatte Brasidas die Stadt schon genommen. Wegen dieses für die Athenienser allerdings nicht unwichtigen Verlustes von Amphipolis ward T. in Anklagestand versetzt. Ob er darauf verbannt worden, oder freiwillig in das Exil gegangen sey, ist ungewiß. So viel nur ist sicher, daß er 20 Jahre in der Verbannung lebte und diese Zeit vornehmlich zur Sammlung von Materialien für seine Geschichte des peloponnesischen Krieges benutzte. Deshalb hielt er sich nicht bloß in Thracien auf, sondern auch, um dem Schauplatze des Krieges nahe zu seyn, im Peloponnes und in Sicilien. Im Jahre 403 wurde er nach Athen zurückgerufen, allein die Herrschaft der 30 Tyrannen war so wenig nach seinem Sinn, daß er die Stadt zum zweiten Male verließ und sich wieder nach Thracien wandte, wo er Landgüter besaß. Hier soll er durch Räuber seinen Tod gefunden haben, wahrscheinlich 401 v. Chr. Des T. Geschichte des peloponnesischen Krieges in 8 Büchern umfaßt nur die Jahre 431—411 v. Chr. Daß er nichts weiter hinterlassen hat, als einige noch unverarbeitete Materialien, geht daraus hervor, daß Xenophon, welcher von den Erben des T. zur Herausgabe und Fortsetzung des hinterlassenen Werkes veranlaßt wurde, seine griechische Geschichte gerade da anknüpft, wo das 8. Buch des T. aufhört, und sie als unmittelbare Fortsetzung des Werks des T. angesehen wissen will. T. hat aber seine Aufgabe, den Kampf der Athenienser und Lacedämonier um die Hegemonie zu schildern, mit genauer Sachkenntniß unternommen. Die Beschaffenheit des Gegenstandes und seine eigene Individualität leiteten ihn auf eine neue Behandlung der Geschichte hin, bei welcher das Poetische der Darstellung, wie es bei Herodot hervortritt, höhern Rücksichten untergeordnet werden mußte. Mit tiefem Blicke in die inneren Gründe der von ihm mit erlebten Ereignisse eindringend, schildert er dieselben als Erzeugnisse der Nothwendigkeit und Freiheit und setzt zugleich die Grundsätze und Beweggründe der handelnden Personen in helles Licht. Durch Schärfe und Feinheit der Charakterzeichnung, durch Wahrhaftigkeit und Gründlichkeit in der Behandlung des Stoffes, durch Fülle der Gedanken und sinnige Kürze in der Darstellung, die allerdings das Verständniß bisweilen dunkel, wenigstens schwierig macht, durch Kraft und Reinheit des Ausdrucks, durch Reichthum und Plastik der Figuren und Mannichfaltigkeit der Farbengebung in seinen Schilderungen bewährt T. seine vollendete Meisterschaft. Einen besondern Reiz erhält die Darstellung durch die sprachlich allerdings sehr schwierigen Reden, welche T. den Hauptteilnehmern in den Mund gelegt und in die historische Erzäh-

lung eingeflochten hat; letztere gewinnt dadurch das Interesse einer lebenvollen, anschaulich fortschreitenden Handlung. Der Reichthum an Erfahrung und Staatsklugheit, der in T.' Werke die Grundlage bildet, die sittliche Richtung des Urtheils, die Erhabenheit über die Vorurtheile der Zeit- und Stammesgenossen haben dasselbe mit Recht zu einem Gegenstande der Bewunderung für alle Zeiten gemacht. Unter den Ausgaben sind außer der ersten (Vened. 1502) die von H. Stephanus (Par. 1564), Wasse u. Duker (Amsterd. 1731 u. öfter, z. B. Zweibrücken 1788 bis 1789, 6 Bde.), Beck (Lpz. 1790—1804), Gail (Par. 1807, 12 Bde., 2. Ausg., das. 1814 ff., 8 Bde.), Poppo (Lpz. 1821—40, 11 Bde., Handausgabe, Gotha und Erf. 1843, 2 Bde.), Haacke (Lpz. 1820, 2 Bde.), Bekker (Berl. 1821, 3 Bde., Oxford 1821, 4 Bde.), L. Dindorf (Lpz. 1824), Göller (das. 1826, 2. Aufl. 1836, 2 Bde.), Arnold (Oxford 1830—35, 3 Bde.), Blomfield (Lond. 1842 f.), Krüger (Berl. 1846—47, 2 Bde.) u. Koch (Lpz. 1846, mit der meisterhaften lateinischen Uebersetzung Enenkels) hervorzuheben. Deutsche Uebersetzungen lieferten Heilmann (Lemgo u. Lpz. 1760; neu bearbeitet von Bredow, Lpz. 1808, 3. Ausg. 1823), Jacobi (Hamb. 1804—8, 3 Bde.), Osiander (Stuttg. 1826—29, 8 Bdchn.), Müller (Prenzl. 1828—30, 8 Bdchn.) u. Klein (Münch. 1828). Eine ziemlich ausführliche Biographie des T. in griechischer Sprache besitzen wir von Marcellinus (am besten herausgegeben von Westermann in den „Biographi graeci minores", (Braunschw. 1845). Vgl. Creuzer, Herodot u. T., Lpz. 1798; Krüger, Untersuchungen über das Leben des T., Berl. 1832; Roscher, Leben, Werk und Zeitalter des T., Gött. 1842; Ullrich, Beiträge zur Kritik des T., Abth. 1—3, Hamb. 1850—52.

Thümmel, 1) Moritz August von, deutscher Schriftsteller, geboren den 27. Mai 1738 auf dem Rittergute Schönfeld bei Leipzig, erhielt seine erste Bildung auf der Schule zu Roßleben und bezog 1756 die Universität Leipzig, um die Rechte zu studiren. Seine Vorliebe zu den schönen Wissenschaften brachte ihn hier bald in die innigste Verbindung mit Gellert, Weiße, Rabener und Kleist. Im Jahre 1761 ward er Kammerjunker bei dem Erbprinzen Ernst Friedrich von Sachsen-Koburg, nach dessen Regierungsantritt geheimer Hofrath und 1768 wirklicher Geheimrath u. Minister, auf welchem Posten er wesentlich zur Förderung der Landeswohlfahrt beitrug. Seit 1783 lebte er von öffentlichen Geschäften zurückgezogen theils auf dem seiner Frau gehörigen Gute Sonneborn, theils in Gotha, theils auf Reisen. Er † zu Koburg den 26. Okt. 1817. Als Schriftsteller machte er sich zuerst durch seine komische, in einer Art poetischer Prosa abgefaßte Erzählung „Wilhelmine oder der vermählte Pedant" (Leipzig 1764, 6. Aufl., das. 1812) bekannt. Dieselbe schildert die idyllische Liebe eines wackern Dorfpfarrers und seiner im Glanze des Hoflebens erzogenen Braut u. zeichnet sich durch anmuthige Schreibart, ergötzliche Erfindung, treffende, aus dem Leben genommene Schilderungen, die einer muthwilligen Schalkhaftigkeit nicht entbehren, vortheilhaft aus. Die darauf folgende Erzählung in Versen: „Inokulation der Liebe" (Leipz. 1771, neue Aufl. 1812) verdient eben sowohl wegen glücklicher Versifikation, wie wegen des feinen und naiven Scherzes, der sich hindurchzieht, Beachtung. T.s Hauptwerk ist aber seine „Reise in die mittägigen Provinzen von Frankreich" (Lpz. 1791—1805, 10 Bde.), ein an Yoricks „Empfindsame Reise" erinnernder, im Einzelnen aber durchaus selbstständig durchgeführter Roman, in welchen T. die Erinnerungen seiner frühern Reisen verwebte. Abgesehen von dem oft zügellosen Muthwillen einzelner Scenen ist dieser Roman wegen des Reichthums an Beobachtungen, Situationen und Schilderungen, der Fülle ächten Humors, des Wechsels zwischen anmuthig tändelndem Scherz und oft bis zur Rührung gesteigertem Ernst ein werthvolles Erzeugniß unserer Nationalliteratur. Ein scherzhaftes Gedicht T.s: „Der heilige Kilian und das Liebespaar", gab F. F. Hempel nach T.s Tode (Lpz. 1818) heraus. T.s Werke erschienen gesammelt Leipz. 1812 ff. in 6 Bdn., wozu T.s Lebensbeschreibung von J. E. v. Gruner (das. 1819) den 7. Bd. bildet; neue Auflagen das. 1832 in 6 und 1844 in 8 Bdn.

2) Hans Wilhelm, Freiherr von T., des Vorigen Bruder, geboren den 17. Febr. 1744 zu Schönfeld bei Leipzig, † als herzoglich sachsen-gothaischer wirklicher geheimer Rath, Kammerpräsident und Obersteuerdirektor zu Altenburg den 1. März 1834, stand als Freund der Künste und Wissenschaften mit den ausgezeichnetsten Männern seiner Zeit in Verbindung. Er schrieb „Aphorismen eines Siebenundsiebzigjährigen" (Nöbdenitz 1818, 2. Aufl., Altenb. 1822) u. A. m.

3) August Wilhelm von T., Neffe u. Stiefsohn von T. 1), geboren 1774 zu Sonneborn bei Gotha, † zu Mons 1814 als königl. sächs. Oberst eines Husarenregiments in Folge einer Verwundung im Gefechte bei Courtray, ist Verfasser des Romans „Ferdinand" (Leipzig 1803, 2. Aufl. 1805, 2 Bde.).

Thüringen, im engern Sinne die muldenähnliche Vertiefung zwischen Harz und Thüringerwald, die ihre Gewässer nur an einer Stelle, durch die Hörsel, der Werra, im Uebrigen aber der Saale zusendet. Im Westen wird die Grenze T.s durch den steilen Abfall des Eichsfeldes und die Wasserscheide gebildet, welche sich von diesem über die Ohmberge in der Gegend von Sachsa am Harz zwischen dem Weser- und Elbgebiet hinzieht. Gegen Osten hin überschreitet T.s Grenze die Saale bei Saalfeld und geht von da durch den Orlagau an dem Fuße des voigtländischen Gebirges bis zur Wasserscheide zwischen Saale u. Elster in der Gegend von Triptis und verfolgt diese Wasserscheide von Triptis aus über Eisenberg nach dem flachen Lande zwischen Zeitz u. Weißenfels hin. Von letzterer Stadt aus macht dann die Saale die Grenze bis Friedburg unterhalb Wettin, wo die Vorberge des Harzes an die Saale herantreten. In dieser Ausdehnung, also mit Einschluß der Grafschaft Mansfeld, sowie der südlichen Vorberge des Harzes und der nördlichen und nordöstlichen Abdachung des Thüringerwaldes, umfaßt T. nahe an 200 □Meilen; rechnet man aber den ganzen Thüringerwald mit alleini-



SACHSEN, die Staaten in
THÜRINGEN
und
benachbarte Länder
1851.
UMGEGEND von DRESDEN.
zum Reg. Bez. Frankfurt
zum Reg. Bez. Liegnitz
Göttingen
Dresdener Heyde
Langenbrucker
Tharandt
Dohlen
Wilsdruff
Leitmeritz
Theresienstadt
Raudnitz
Melnik
Bunzlau
Jung Bunzlau
Görlitz
Bautzen
Friedland
Reichenberg
Peterswalde
Fonnen
Bilin
Wittgenstein
Lauban

gem Ausschluß des Frankenwaldes noch dazu, so erweitert sich das Areal auf circa 250 □Meilen. Bei näherer Betrachtung erscheint T. als ein Hügelland, in welchem sich zwischen mehren parallelen Höhenzügen flache Niederungen ausbreiten. Der dem Thüringerwalde zunächst liegende Höhenzug beginnt an der Werra zwischen Kreuzburg und Eisenach, wird von der zur Werra gehenden Nesse und den vom Thüringerwalde der Unstrut und Saale zufließenden Gewässern (Apfelstädt, Gera, Ilm) mehrfach, meist mittelst tiefer Einsenkungen, durchbrochen und endigt an der Saale bei Rudolstadt. Seine höchsten Spitzen sind der Siegerberg bei Dörnfeld (1702 Fuß) und der Büchenberg bei Königsee (1574 Fuß). Der zweite der parallelen Bergzüge des innern T.s sondert sich zwischen Treffurt u. Mühlhausen vom Eichsfelde, macht unter dem Namen des Haynich die Wasserscheide zwischen der Werra und Unstrut und zieht mit oft wechselnder Benennung und mehrfach durchbrochen im Süden von Erfurt vorüber bis zu den Felswänden der Saale bei Rothenstein unterhalb Kahla. Seine bedeutendsten Höhen sind der Krahnberg bei Gotha (1349 Fuß), der Seeberg daselbst (1280 Fuß) und die Höhen der drei Gleichen. Eine dritte Höhenreihe sondert sich zwischen den Leine- und Heldequellen vom Eichsfelde, zieht als ein niedriger Hügelzug zwischen der Helde und obern Unstrut, setzt dann kaum bemerkbar auf dem rechten Ufer des letztern Flusses fort, erhebt sich in den Koppelsbergen wieder, erreicht im Ettersberge bei Weimar ihre größte Höhe (1431 Fuß) und endigt mit plateauartigen, aber steilen Felsenhöhen am Saalethale zwischen Jena und Doenburg. Der vierte Höhenzug, die Haynleite, scheidet die Thäler der Helde und Wipper, wird von der letztern und der Unstrut durchbrochen und zieht dann als ein dammartiger Rücken, anfänglich Schmücke, später Finne genannt, zur Saale zwischen Kösen und Naumburg. Die Haynleite hat 1100 Fuß mittlere Meereshöhe, und der Possen bei Sondershausen ragt auf ihr 1419 Fuß empor; die Schmücke erreicht 1160 Fuß Meereshöhe bei Burgwenden, die Finne bei Wiehe 1099 Fuß. Ein fünfter Höhenzug löst sich im Osten von Duderstadt vom Eichsfelde und streicht als ein 1000—1200 Fuß hoher Rücken, der im Kyffhäuser bis 1450 Fuß ansteigt, zwischen den Thälern der Wipper im Süden und der Helme im Norden, bis in die Gegend von Artern, wo ihn die goldene Aue durchbricht. Seine östliche Fortsetzung erscheint zwischen der Senkung, in welcher die eislebenschen Seen nur 300 Fuß über dem Meere liegen, und der untern Unstrut, als ein breitscheiteliges, 500—700 Fuß hohes Plateau (thüringer Grenzplatte zwischen Querfurt und Freiburg), das sich ostwärts allmählig gegen die Saale abdacht und nur an seinen tiefen, mitunter felsigen Bachthälern noch ein gebirgsartiges Ansehen hat. Demselben schließen sich im Norden die ähnlich gestalteten östlichen Vorhöhen des Harzes an, die auf einer östlichen Vorplatte bei Wettin zur Saale herabsteigen und sich jenseit derselben im Petersberg bei Halle nochmals 1600 Fuß über das Meer erheben. Zwischen den genannten Höhenzügen erlangen die Senkungen mehrentheils eine beträchtliche Breite; es sind nicht bloße Thalmulden, sondern gemeiniglich weite Gründe mit welliger Oberfläche, dem reichsten Anbau, dem lachendsten Aussehen. Den beträchtlichsten Flächenraum nimmt die Niederung zwischen dem dritten und vierten Höhenzuge ein. In geognostischer Hinsicht bietet T. nicht eben große Mannichfaltigkeit. An den Rändern der großen Mulde treten Zechstein und Rothliegendes hervor, in ihrem Innern herrschen nur Sandstein, Muschelkalk und Keuper, vielfach überdeckt von Diluvialgebilden. Sehr untergeordnet zeigen sich auch im Innern Rothliegendes und Zechstein (am Kyffhäuser), Lias (bei Arnstadt, Gotha und Eisenach), Braunkohlen (bei Frankenhausen und Artern) und Kalktuff (bei Weimar, Langensalza ꝛc.). Alle diese Schichten liegen im Großen und Ganzen horizontal, nur an den Gebirgsrändern und in den Aufrichtungslinien der innern Höhenzüge weichen sie davon ab. Die Hydrographie T.s ist ziemlich komplicirt. In Folge des vorherrschenden Abfalls des Landes gegen Nordosten nehmen die Saale und die Ilm ihren Lauf in möglichst gerader Richtung nach der nordöstlich gelegenen Niederung, und eben deshalb verfolgen die Gewässer am südlichen Harzrande, welche sich mit der Helme vereinigen, in geringer Entfernung vom Gebirge eine seiner Längenerstreckung parallele Richtung, welche sich selbst bei dem der Mitte der thüringer Mulde näher liegenden Thale der Wipper wiederholt. Neben dieser nordöstlichen Abdachung übt die innere Vertiefung des Landes Einfluß auf den Lauf der Gewässer aus. Die Unstrut, auf dem Eichsfeld entspringend, sucht die tiefste Einsenkung des Landes in südöstlicher Richtung auf, und eben dahin wendet sich die Helde, die im nordöstlichen Theile des Eichsfeldes entspringt. Die Lossa, deren Quelle kaum 1 Meile vom Bett der Unstrut entfernt ist, richtet ihren Lauf, den Rücken der Finne unterhalb Rastenberg durchbrechend, erst gegen Süden, dann gegen Nordwesten, um sich in der Tiefe der thüringer Mulde, unterhalb Sömmerda, mit der Unstrut zu vereinigen. Eben dahin fließt in nordwestlicher Richtung, vom Ettersberg kommend, die Gramme, sowie die Gera, der beträchtlichste Nebenfluß der Unstrut, welche von dem höchsten Punkte des Thüringerwaldes herab den geradesten Weg einschlägt, um in die Mitte der thüringer Mulde zu gelangen. Verstärkt durch die von allen Seiten zufließenden Gewässer verläßt die Unstrut die Mitte T.s, indem sie den Damm der Haynleite und Schmücke durchbricht und durch die Sachsenlücke in die goldene Aue am Fuße des Kyffhäusers gelangt, von wo sie, sich gegen Südosten wendend, durch das Thüringerthor bei Nebra in einem felsigen Thaleinschnitt zu ihrer Vereinigung mit der Saale unweit Naumburg gelangt. Einen dritten Anziehungspunkt für die Gewässer T.s gibt das Thal der Werra im Westen ab; indessen wendet sich, abgesehen von einigen Bächen und Flüßchen des Thüringerwaldes, diesem Theile nur die Hörsel mit der Nesse zu, und letztere scheint erst in einer der letzten geologischen Epochen dem Unstrutgebiete ab- und dem der Hörsel zugewiesen worden zu seyn. Seinen

Produkten nach ist T., abgesehen vom Thüringerwalde, vorherrschend Getreideland; Wald- und Bergbau sind untergeordnet, ebenso Fabrikwesen und Handel; seine fruchtbarsten Striche sind die goldene Aue und einige Theile des Saal- und Werrathales; doch bietet auch die Umgegend von Erfurt, Langensalza, Weißensee, Buttstädt, Naumburg, Weißenfels und Merseburg ꝛc. Strekken von großer Fruchtbarkeit dar. Weiteres siehe unter den den einzelnen thüringischen Territorien gewidmeten Artikeln.

T. zerfällt in eine große Anzahl politisch von einander unabhängiger Staatengebiete. Den größten Antheil (cirka 140 □Meilen) besitzt Preußen, indem fast der ganze Regierungsbezirk Erfurt und die westliche Hälfte des Regierungsbezirks Merseburg in T. liegen. Vom Großherzogthum Weimar liegen vier Fünftheile in T. und im Thüringerwalde; das Herzogthum Gotha ganz, ebenso die Fürstenthümer Schwarzburg-Sondershausen, sowie Schwarzburg-Rudolstadt, mit Ausnahme einiger Quadratmeilen, welche im Frankenwalde und am Fuße des voigtländischen Berglandes getrennt von den beiden Haupttheilen des Fürstenthums liegen. Das Herzogthum Meiningen gehört größtentheils und der kurhessische Kreis Schmalkalden ganz dem Thüringerwalde an; die Grenzen der thüringer Mulde berührt letzterer gar nicht, ersteres nur in den Aemtern Kranichfeld, Saalfeld und Kamburg. Vom Herzogthum Altenburg endlich gehört nur der größte Theil des westlichen (Saal-) Kreises zu T. Auf seinen 200 □Meilen nährt das thüringer Flachland, abgesehen vom Thüringerwalde und dem Eichsfeld, etwa 1,100,000 Einwohner.

Geschichte. Zu Anfang des 5. Jahrhunderts n. Chr. tritt plötzlich ein bis dahin nicht erwähnter deutscher Volksstamm unter dem Namen Thüringer (Toringer) in der Geschichte auf. Flavius Vegetius Renatus nennt dieses Volk um 404 zuerst und bewundert, wie auch der im 6. Jahrhundert lebende Alane Jornandes, die Vorzüge der thüringischen Pferde. Ihre Abstammung ist in Dunkel gehüllt. Nach Luden waren sie Abkömmlinge der Katten, Cherusker, Hermunduren und anderer kleinen Stämme, welche sich unter dem Namen Thüringer zum Schutz gegen äußere Feinde und zur Erweiterung ihrer Marken vereinigt haben sollen. Zu Grenznachbarn hatten sie im Norden die Sachsen, die erst später sich weiter nach Süden ausbreiteten, im Westen die Uferfranken und im Süden die Alemannen. Sie werden dann unter den deutschen Völkerschaften genannt, welche den Hunnenkönig Attila 451 auf seinem Zuge nach Gallien begleiteten und in seinen Reihen kämpften. Die Franken empfanden damals ihre schwere Hand, und feindselige Erinnerungen pflanzten sich fort von Geschlecht zu Geschlecht und erhielten durch neue Beleidigungen nur noch mehr Nahrung. Auch das Lied der Nibelungen erwähnt der Thüringer als Etzels Mannen. Kurz nach Attila's Tode (453) erscheinen sie an der Donau und fallen bei Passau in die römischen Provinzen ein. Der erste geschichtliche König ist Basinus (Bisinus), dessen Gemahlin Basina mit dem von Basinus gastfreundlich aufgenommenen fränkischen König Childerich entfloh und von ihm Mutter Chlodwigs ward. Nach dem Tode des Basinus theilten seine 3 Söhne Hermanfried, Berthar und Balderich das väterliche Erbe. Hermanfried entriß seinem Bruder Berthar Land und Leben und verband sich gegen Balderich mit dem Frankenkönig Theoderich I. von Austrasien, dem er die Hälfte des Raubes zum Lohne versprach. Balderich, von beiden Königen zugleich angegriffen, fiel in der Schlacht. Als nun die Franken ihren Lohn verlangten, verweigerte ihn Hermanfried und setzte sich in den Besitz von ganz T. Darauf rückten aber die fränkischen Brüder Theoderich I. von Austrasien u. Chlothar von Soissons 527 gegen den wortbrüchigen König, schlugen ihn und lockten ihn dann unter dem Scheine der Versöhnung nach Zülpich, wo er meuchlings über die Stadtmauer hinabgestürzt ward. Das ganze nordöstliche T. bis an die Unstrut ward hierauf den Sachsen überlassen, die sich dafür zu einem jährlichen Tribut an die Franken verpflichteten, der übrige, südwestliche Theil des Thüringerreichs aber zu Austrasien geschlagen. Einen Theil des gewonnenen Landes an der Saale und Elbe überließen die Sachsen den von Osten kommenden slavischen Sorben. Im Jahre 555 suchten die tributpflichtigen Sachsen unter dem Beistande der Thüringer das fränkische Joch abzuschütteln, wurden aber von Chlothar I. geschlagen. Unter Dagobert I. wurde T. von Raubzügen der Wenden und Sorben heimgesucht. Den Thüringern ward deshalb der tapfere Radulf (Rudolf) zum Herzoge gegeben. Dieser aber drängte nicht nur die Eindringlinge zurück, sondern lehnte sich auch 634 gegen den Frankenkönig Sigbert III. auf und brachte 640 die Unabhängigkeit T.s zu Stande. Nach seinem Tode (650) drangen die genannten slavischen Völker wieder vor. Auch standen die folgenden Herzöge, die ihren Sitz meist in Würzburg hatten, wieder unter der Oberhoheit der fränkischen Könige. Unter Gosbert (Gogbert), der sich 687 taufen ließ, wirkte der heilige Kilian als Heidenbekehrer in T. Das Volk aber blieb noch heidnisch. Gosberts Sohn Hedan übte maßlose Despotie und wurde daher von dem entrüsteten Volke ermordet oder verjagt, womit die herzogliche Würde in T. aufhörte. Das Land ward seitdem wieder von Gaugrafen, welche von den Franken bestellt und abhängig waren, verwaltet. Im Jahre 719 erschien der Angelsachse Winfried oder Bonifacius als Verkündiger des Evangeliums in T., wirkte 30 Jahre lang mit dem besten Erfolge daselbst und stiftete das Bisthum Erfurt. Als die Sorben 846 über die obere Saale in den Thüringerwald einrückten, sah sich König Ludwig veranlaßt, um ihre Einfälle in T. abzuschlagen, Markgrafen der sorbischen Grenze einzusetzen, als deren erster 846 Thachulf genannt wird. Derselbe kämpfte mit Glück gegen die Sorben und Böhmen und erhielt 849 von Ludwig dem Deutschen die herzogliche Würde. Als sein Nachfolger wird Radulf II. genannt, der mit Liutbert, dem Erzbischof von Mainz, 874 einen siegreichen Feldzug über die Saale machte. Ihm folgte 881 Poppo, der auf die Anklage, als

habe er den Tod des Bischofs Arno von Würzburg, der von den Sorben meuchlings erschlagen ward, aus Nachlässigkeit nicht zu verhindern gesucht, 892 abgesetzt ward, worauf die herzogliche Würde auf den ostfränkischen Grafen Konrad, den Vater des nachherigen deutschen Königs Konrad I., überging. Als derselbe aber schon 892 freiwillig zurücktrat, erhielt der Graf Burkhard, einer der Ahnherren der Grafen von Wettin und mithin Stammvater der Fürsten des sächsischen Hauses, die Bestallung als Herzog von T. Er fiel 908 im Kampfe gegen die Ungarn, die damals zuerst ihre Raubzüge bis nach Sachsen und T. ausdehnten. Darauf ward der sächsische Herzog Otto der Erlauchte auch über T. gesetzt, das nach seinem Tode (912) sein Sohn, der nachmalige deutsche König Heinrich I., gegen den König Konrad I. behauptete. Heinrich unterwarf die slavischen Milziener und Daleminzier und erfocht 933 bei Jechaburg unweit Sondershausen und bei Keuschberg unweit Merseburg jene denkwürdigen Siege über die Ungarn. Kaiser Otto I. setzte um 968 einen thüringischen Edlen, Namens Günther, zum Markgrafen von T. ein. Dieser erwarb auch die Markgrafschaft Meißen und fiel 982 bei Basientello in Italien gegen die Saracenen, worauf sein Sohn, Eckard I., von Otto III. als Markgraf in T. eingesetzt wurde, der nach dem Tode seines mütterlichen Oheims, des Markgrafen Riddag von Meißen, 985 auch diese markgräfliche Würde erlangte. Nach dem Tode Otto's III. 1002 strebte Eckard nach der unabhängigen Herrschaft über T. und nach dem deutschen Königsthron, fand aber in Lothar, Herzog zu Nordsachsen, und dem Grafen Wilhelm I. von Weimar heftige Gegner und ward noch in demselben Jahre von Siegfried und Benno, den Söhnen des Grafen Siegfried von Nordheim, im Kloster zu Pölda bei Nordhausen meuchlings ermordet. Der mächtigste Graf des thüringer Landes war damals der schon erwähnte Wilhelm I. von Weimar. Er wirkte beim Kaiser Heinrich II. 1004 den Erlaß des Tributs von 500 Schweinen aus, den die Thüringer seit ihrer Unterjochung durch den fränkischen König Theoderich I. jährlich an die königliche Küche liefern mußten. Sein Sohn, Wilhelm II., erhielt die markgräfliche Würde von T. und † 1062. Sein Bruder und Nachfolger, Otto, Graf von Orlamünde, zog sich den Haß des Volkes zu, indem er dem Erzstifte Mainz, um von ihm mehre thüringische Güter als Lehen zu erlangen, den Zehnten von allen Ländereien in T. bewilligte, wodurch 1069 der thüringische Zehntenkrieg hervorgerufen wurde. Der Kaiser Heinrich IV. stand nämlich dem Erzbischof mit bewaffneter Macht bei und errichtete Zwingburgen im Lande der widerspenstigen Thüringer, die sich 1073 mit den Sachsen verbanden. Auf thüringischem Boden wurden damals die Schlachten bei Homburg an der Unstrut (1075), Spira, Fladenheim (1080) und Gleichen (1088) geschlagen. Als Otto 1067 ohne männliche Erben †, folgte Eckbert I. von Braunschweig, und diesem noch in demselben Jahre sein Sohn, Eckbert II. Dieser lehnte sich wider den Kaiser Heinrich IV. auf, wurde aber 1090 von seinen eigenen Lehnsleuten erschlagen. Er war der letzte Markgraf von T. Inzwischen war 1036 Ludwig mit dem Barte, ein Verwandter des Kaisers Konrad II., als mainzer Statthalter nach T. gekommen, hatte hier Güter am Thüringerwald, namentlich in der Gegend von Altenberge und Reinhardsbrunn, erworben u. erhielt hierzu vom Kaiser noch ein großes unangebautes Gebiet um den Inselsberg und durch seine Vermählung mit Cäcilie von Sangerhausen diesen Ort. Er wird Graf Ludwig I. von T. genannt und ist der Ahnherr der älteren thüringischen Landgrafen. Er † 1056 und hatte in T. Ludwig II., den Springer oder Salier [s. Ludwig 9) a)], zum Nachfolger. Dieser vergrößerte seinen Besitz, gründete um 1060 Freiburg mit der Neuenburg, 1067 die Wartburg, 1070 Eisenach und 1089 das Kloster Reinhardsbrunn. Nach seinem Tode (1121) theilten seine Söhne Ludwig und Heinrich Raspe das väterliche Erbe. Letzterer erhielt durch Vermählung beträchtliche Besitzungen in Hessen und ward, als er 1130 kinderlos starb, von Ludwig beerbt. Dieser Ludwig III., welchem sein Waffengefährte Lothar von Sachsen 1130 auf dem Reichstage zu Quedlinburg die Fahne des thüringischen Landes übergab, tritt als Landgraf Ludwig I. in die Reihe der deutschen Reichsfürsten ein, und damit T. in seinen engern Grenzen wieder als ein eigener Staat auf. Ludwig I. (III.) stellte sich in den nach Lothars Tode entstehenden Streitigkeiten um den Besitz der Königskrone auf die Seite Konrads III., unternahm 1139 einen Zug gegen Polen und † 1140. Sein Sohn, Ludwig II. (IV.), der Eiserne, mehr durch Sagen, als wirkliche Geschichte berühmt [s. Ludwig 9) b)], durch seine Gemahlin Jutta mit dem Kaiser Friedrich Barbarossa verschwägert, nahm an dessen Heerfahrten nach Italien Theil, erwarb Gotha und stiftete die Klöster Georgenthal, Ichtershausen und Roßleben. Er † 1172. Sein Sohn und Nachfolger, Ludwig III. (V.), der Milde oder der Fromme, ein tapferer Krieger, bekämpfte 1173 zu Gunsten seines Oheims, des Kaisers Friedrich I., die Söhne Albrechts des Bären von Brandenburg, die dafür in T. große Verwüstungen anrichteten, bezwang das aufrührerische Erfurt und die unruhigen Grafen Erwin von Gleichen und Heinrich von Schwarzburg, nahm an der Bekämpfung Heinrichs des Löwen den thätigsten Antheil, gerieth aber in dessen Gefangenschaft. Ohne Lösegeld, damit er den Frieden vermittle, frei gegeben, machte er 1189 Kaiser Friedrichs I. Kreuzzug mit, zeichnete sich bei der Belagerung von Acre aus, † aber auf der Heimkehr im Mai 1190 auf Cypern kinderlos. Obwohl der Kaiser Heinrich VI. Lust hatte, das thüringische landgräfliche Lehen einzuziehen, so überließ er doch aus Rücksichten gegen den Markgrafen Leopold von Oesterreich, einen nahen Verwandten des landgräflichen Hauses in T., Hermann I., dem Bruder Ludwigs des Milden, die landgräfliche Würde. Hermann führte von 1192—95 eine schon unter Ludwig III. begonnene Fehde mit dem Erzbischof Konrad von Mainz, der die Grafen von Gleichen u. Schwarzburg, die Stadt Erfurt, den Erzbischof von Köln und die Aebte von Fulda und Hersfeld zu Bundesgenossen hatte. Im Jahre 1194 flüchtete zu

ihm der Graf Dietrich von Weißenfels, der wider seinen Bruder Albrecht den Stolzen, Markgrafen zu Meißen, Schutz und Hülfe suchte. Hermann leistete dem Flüchtigen Beistand, verhalf ihm wieder zu seinem Erbe, und dieser vermählte sich dagegen mit des Landgrafen häßlicher Tochter, Jutta. Durch diese Verbindung kam später T. an das meißnische Fürstenhaus. Im Jahre 1197 machte Hermann eine Kreuzfahrt nach Palästina, zog aber schon 1198 wieder heim. Sein Schwanken zwischen den beiden Gegenkönigen Philipp von Schwaben und Otto IV., sowie zwischen Otto IV. und Friedrich II. brachte große Kriegsdrangsale über T. Er erweiterte Eisenach und baute Gotha wieder auf. Einen unsterblichen Ruhm hat er sich aber als Beschützer und Freund der Minnesänger erworben. Die Wartburg ward unter ihm ein wahres Asyl der Dichtkunst, aber auch der Schauplatz des sagenhaften Wartburgkrieges (s. d.). Hermann vereinigte in sich die Würden als Landgraf von T. und Hessen und Pfalzgraf von Sachsen und † 1216. Er hatte seinen zweiten Sohn, Ludwig IV. (VI.), den Heiligen, der zugleich die pfalzgräfliche Würde in Sachsen erhielt, zum Nachfolger. Dieser [s. Ludwig 9) c)] und seine Gemahlin, Elisabeth die Heilige (s. d.), sind Lieblingskinder der Sage. Bei Ludwigs Tode in Otranto den 11. September 1227 zählte sein einziger Sohn, Hermann II., erst 4 Jahre, weshalb sein Oheim Heinrich Raspe die stellvertretende Regierung in T. erhielt. Er führte dieselbe zwar mit Kraft und Umsicht, befleckte aber seinen Namen dadurch, daß er den jungen Landgrafen von der Wartburg verdrängte und die Mutter und Geschwister desselben verstieß. Im Jahre 1238 mündig geworden, ergriff zwar Hermann II. die Zügel der Regierung selbst, † aber schon 1242 an Gift, das ihm wahrscheinlich auf Heinrich Raspe's Veranstaltung beigebracht worden. Da er keine Kinder hinterließ, so folgte ihm der eben genannte Heinrich Raspe als Landgraf in T. und Hessen u. Pfalzgraf von Sachsen [s. Heinrich 14)]. Er † als Gegenkönig Kaiser Friedrichs II. am 17. Febr. 1247, als der letzte männliche Sproß seines Hauses. Diese ältere Landgrafenlinie hatte 117 Jahre über T. regiert. Schon am 30. Juni 1242 hatte der Markgraf Heinrich der Erlauchte von Meißen, Sohn der Jutta, der Stiefschwester des letzten Landgrafen von T., vom Kaiser Friedrich II. auf Veranlassung seines Oheims Heinrich Raspe die anwartschaftliche Belehnung mit T. erhalten und schritt nun zur Besitzergreifung. Da aber zu gleicher Zeit Sophie, Tochter Ludwigs des Heiligen und Gemahlin des Herzogs Heinrich II. von Brabant, und Graf Siegfried von Anhalt, Sohn der Irmengard, einer anderen Schwester Heinrich Raspe's, und Heinrichs I. von Anhalt, mit Erbansprüchen hervortraten, so entstand ein verheerender Krieg, der sogenannte thüringer Erbfolgekrieg, welcher zwar durch das Treffen bei Mühlhausen (11. Febr. 1248) und den weißenfelser Vergleich vom 1. Febr. 1249 zu Gunsten Heinrichs des Erlauchten endigte, allein, da Sophie von Brabant den Kampf mehrmals wieder erneuerte, erst nach einem zweiten entscheidenden Siege Heinrichs bei Wettin (23. Okt. 1263) völlig beigelegt wurde, und zwar auf die Weise, daß Sophie Hessen, Heinrich der Erlauchte aber T. zugesprochen ward. Seitdem blieb Hessen, das über 100 Jahre von Landgrafen T.s regiert wurde und Westthüringen hieß, ein selbstständiger Staat. T. war seit 1256 von dem Stiefbruder des Markgrafen Heinrich, dem Grafen Hermann von Henneberg, verwaltet worden. Im Jahre 1263 aber trat Heinrich der Erlauchte T. u. die sächsische Pfalz an seinen älteren Sohn, Albrecht den Unartigen, ab. Dieser tritt somit als der erste Landgraf aus dem wettin-meißner Hause auf, machte sich aber durch seine Streitigkeiten mit seinem Bruder Dietrich und mit seinem Vater ebenso übel berüchtigt, wie durch die Verstoßung seiner Gemahlin Margaretha. Er wollte seine mit dieser erzeugten Söhne Heinrich, Friedrich den Gebissenen und Diezmann zu Gunsten eines andern mit Kunigunde von Eisenberg erzeugten Sohnes Apitz an ihrem Erbtheile verkürzen, gerieth aber mit ihnen in Krieg und verkaufte daher 1294 T. für 12,000 Mark Silber an König Adolf von Nassau. Vergeblich hatte während der vorhergehenden Kämpfe Kaiser Rudolf von Habsburg durch Zerstörung der Raubschlösser u. Einsetzung eines Friedensgerichts den Landfrieden in T. herzustellen sich bemüht; jetzt aber ward das Land von allen Greueln des Kriegs heimgesucht, als König Adolf 1294 und 1295 mit Heeresmacht erschien, um sich in Besitz des von ihm erkauften Landes zu setzen, und diese Greuel wiederholten sich, als nach Adolfs Sturz dessen kaiserlicher Nachfolger Albrecht I., von den Eisenachern angereizt, seine Ansprüche auf T. geltend zu machen suchte. Nachdem aber Friedrich der Gebissene [s. Friedrich 13) c)] seinem Vater die Wartburg entrissen und vereint mit Diezmann die kaiserlichen Truppen bei Lucka am 31. Mai 1307 geschlagen hatte, gelangte er nach Diezmanns Ermordung zum alleinigen Besitz von T. Er ließ sich von den thüringischen Edlen zu Erfurt huldigen, bezwang Eisenach und erhielt dann von Kaiser Heinrich VII. die förmliche Belehnung mit T. Doch mußte er noch 1310—12 mit den aufrührerischen Städten Erfurt, Nordhausen und Mühlhausen kämpfen, und später gerieth er bei einer Fehde mit dem brandenburgischen Markgrafen Waldemar in dessen Gefangenschaft. Darauf brachen in T. neue Unruhen aus, die erst nach Friedrichs Befreiung gedämpft wurden. Friedrich der Gebissene † 1325 und hatte seinen Sohn Friedrich II., den Ernsthaften [s. Friedrich 13) d)], zum Nachfolger. Derselbe stand anfangs unter der Vormundschaft seiner Mutter, Elisabeth von Arnshaugk, und des Grafen Heinrich XVI. von Schwarzburg, an dessen Stelle dann Heinrich Reuß von Plauen trat, der sich um T. die wesentlichsten Verdienste erwarb. Nachdem aber der Landgraf die Regierung selbst angetreten, entstand zwischen ihm einer- und den Grafen von Orlamünda und Schwarzburg und anderen thüringischen Grafen andererseits 1342 ein mit Erbitterung geführter Krieg, der sogenannte thüringer Grafenkrieg. Zwar stiftete der Kaiser Ludwig der Bayer 1343 Frieden, doch entbrannte durch die Vergrößerungssucht

der streitenden Parteien der Kampf bald aufs Neue und endete erst 1345 durch einen zweiten Vergleich, und zwar zum großen Vortheil des Landgrafen, der für die Zukunft große Besitzungen gewann. Er † den 13. Nov. 1349. Von seinen 3 Söhnen, die anfangs gemeinschaftlich regierten, vergrößerte **Friedrich III. der Strenge** (1349—81) T. durch Erwerbung der Pflege Koburg, der Herrschaft Schmalkalden [s. **Friedrich** 13) e)] und **Balthasar** (1349—1406) durch Erwerbung der Aemter Hildburghausen, Heldburg, Ummerstadt etc. in Folge seiner Vermählung mit Margaretha, der Tochter des Burggrafen Albrecht von Nürnberg. Auch entrissen sie im Verein mit ihrem dritten Bruder, **Wilhelm dem Einäugigen**, 1369 den von ihnen besiegten Vögten von Plauen Ziegenrück, Auma und Triptis und kauften die Herrschaft Sangerhausen. Nachdem sie 1372 mit den Landgrafen von Hessen eine Erbverbrüderung geschlossen, theilten sie endlich nach 30jähriger gemeinschaftlicher Regierung 1379 die ererbten Lande so, daß Friedrich das Osterland, Balthasar T. und Wilhelm Meißen erhielt. Balthasar hatte in T. 1406 seinen Sohn **Friedrich IV., den Einfältigen**, zum Nachfolger. Dieser [s. **Friedrich** 13) f)] überließ aber die Regierung seinem Schwiegervater, dem Grafen Günther von Schwarzburg, und erhielt in Folge des Absterbens seines Oheims Wilhelm einen großen Theil von Meißen, mußte es aber geschehen lassen, daß seine Vettern, die Markgrafen Friedrich und Wilhelm von Meißen, welche den Einfluß des Schwiegervaters auf den kinderlosen Landgrafen fürchteten, noch bei seinen Lebzeiten in allen Städten T.s als rechtmäßige Erben sich huldigen ließen. Nach Friedrichs des Einfältigen Tode (1440) fiel T. an den Kurfürsten Friedrich II., den Sanftmüthigen, und dessen Bruder, den Herzog Wilhelm III. Die Theilung zwischen beiden Brüdern veranlaßte jenen verderblichen **Bruderkrieg** (s. **Sachsen**, Geschichte), der durch den Frieden von Naumburg 1451 mit Mühe beigelegt ward. Als darauf Wilhelm 1452 ohne Leibeserben †, fiel T. an die Söhne Friedrichs des Sanftmüthigen, **Ernst** und **Albert**, welche den 26. August 1485 eine förmliche Ländertheilung vornahmen (s. **Sachsen**, Geschichte). Seitdem verschmilzt die Geschichte von T. in die der sächsischen Herzogthümer ernestinischer Linie, die Geschichte des thüringischen Kreises, wie der Antheil der albertinischen Linie hieß, in die Geschichte Kursachsens, und in neuester Zeit, seitdem dieser Landestheil an Preußen gefallen, in die des preußischen Herzogthums Sachsen, sowie in die Geschichte der übrigen Theile T.s, also der Fürstenthümer Schwarzburg, der Grafschaften Gleichen, Stolberg, Hohnstein, der Herrschaft Querfurt, der Stadt Erfurt etc. Unter Einem Fürsten ward T. nie wieder vereinigt. Vgl. Thüringische Geschichte aus der Handschrift des **C. Sagittarius**, Chemnitz 1772; **Galletti**, Geschichte T.s, Gotha 1781—85, 6 Bde.; **Lossius**, T.s Vaterlandskunde, Erfurt 1801; **Wachter**, Thüringische und obersächsische Geschichte, Leipzig 1826 f., 3 Bde.; **H. Döring**, Der Thüringer Chronik, Erfurt 1843.

Thüringerwald, schönes, waldreiches Gebirge im Herzen von Deutschland, der hohe Südwestrand Thüringens, dessen Grenzen durch folgende Linien näher bestimmt werden. Sein äußerster Punkt in Südosten liegt an der Saale, da, wo diese die Selbitz aufnimmt. An dem Ufer der Selbitz und der in letztere mündenden thüringischen Moschwitz steigt der Fuß des Gebirges aufwärts auf die Wasserscheide zwischen Saale und Main und fällt dann entlang der fränkischen Moschwitz zur Rodach hinab, die es bis zur Stadt Kronach begleitet. Von Kronach bezeichnet eine über Neustadt an der Heide und Schalkau nach Eisfeld gezogene Linie ziemlich genau den Rand des Gebirges; von Eisfeld an aber bildet der Lauf der Werra bis zum Dorfe Hörschel, wo sich die Hörsel in die Werra ergießt, fast 30 Stunden lang die natürliche Begrenzung des T.es im Süden und Westen. An der Hörsel aufwärts geht die nördliche Grenze über Eisenach gegen Waltershausen hin und von da in das Thal der Gera bei Plane oberhalb Arnstadt. Eine Linie von Plane über Paulinzelle nach Blankenburg führt längs des Gebirgsfußes ins untere Thal der Schwarza und mit dieser zwischen Rudolstadt und Saalfeld wieder zur Saale, welche nun bis zur Selbitzmündung hinauf die östliche Grenze macht. Das Areal, welches der T. in dieser Begrenzung einnimmt, beträgt 77 □M. Es sind dabei jedoch mehre Vorberge mit in den Umkreis gezogen, welche nicht eigentlich zur Haupt- und Kernmasse des Gebirges gehören. Läßt man jene außer Betracht, so vermindert sich das Areal des Gebirges auf 47 — 50 □M. Die Grenzen lassen sich dann durch folgende Linie bestimmen. Von der Selbitzmündung bis Kronach nach der einen und bis Saalfeld hin nach der andern Seite bleibt die Begrenzung dieselbe wie oben. Auch von Kronach bis Eisfeld ist die engere Grenze von der weitern nicht wesentlich verschieden; von Eisfeld an aber verläßt der engere Saum das Werrathal sehr bald und läuft in der Richtung nach Suhl und von da nach Schmalkalden und weiter nach Marksuhl und Hörschel. Auf der Nordseite und Ostseite liegen am Fuße des Hauptgebirges als markirende Orte Hörschel, Eisenach, Friedrichsroda, Georgenthal, Friedrichsanfang, Ilmenau, Langewiesen, Amt-Gehren, Königsee, Blankenburg und Saalfeld. Die Länge des Gebirges von Südosten nach Nordwesten beträgt in gerader Linie 18 geogr. Meilen; seine größte Breite ist auf dem südöstlichen Theile und nimmt von Süden nach Norden allmählig ab; sie beträgt von Ziegenrück an der Saale bis Kronach 7 Meilen, von Saalfeld bis Eisfeld $5\frac{1}{2}$ Meilen, von Ilmenau bis Suhl $2\frac{3}{4}$ M., von Schmalkalden bis Ohrdruff 3 M. Der Hauptkamm des Gebirges hat seine größte Breite da, wo auch seine höchste Erhebung Statt findet, zwischen Ohrdruff und Suhl; hier bildet er in einer Erhebung von mehr als 2500 Fuß eine Hochfläche von 1 Stunde Durchmesser. Seiner äußern Konfiguration, wie seiner innern geognostischen Zusammensetzung nach zerfällt der T. in zwei große Hälften, in eine östliche und eine westliche, welche sich von einander in einer Linie, die von Amt-Gehren nach Eisfeld gezogen wird, sehr

merklich abscheiden. Der breitere südöstliche Theil besteht fast nur aus Grauwackenbildungen, deren Schichten aus Nordost nach Südwest streichen und mit 30—60 Grad Neigung gegen Nordwest einfallen. Das dadurch gebildete südöstliche Hochplateau des T.es erhebt sich durchschnittlich 2500 Fuß über den Meeresspiegel und 1000 Fuß über seine Umgebungen. Es bildet ein flach undulirtes Hochland, in welches eine Menge enge und sehr gewundene Thäler eingeschnitten sind. Wie die Oberfläche, so bietet auch die Masse des Gebirges ein ziemlich einförmiges Bild dar. In den immer wiederkehrenden Schichten von Schiefer und grauem Sandstein sind nur hier und da untergeordnete Flötze von Quarzschiefer, Kieselschiefer, Alaunschiefer und knotigem Kalkstein eingelagert. Noch seltener sind sie durchsetzt von Grünstein, Graniten und Erzgängen. Den größern Theil der gewölbten Bergflächen bedeckt Nadelholz, doch hat sich auch der Feldbau größerer Strecken bemächtigt, um das unmittelbarste Bedürfniß der Bewohner einigermaßen zu befriedigen. Man baut Roggen, Hafer, Linsen, Rüben, vorzüglich aber Kartoffeln, welche hier in vorzüglicher Güte wachsen. In den Gründen der Thäler schlingen sich überall saftige Wiesen hin zwischen den dunkeln Waldwänden. Die gesammte Vegetation dieses Gebiets würde indeß nicht ausreichend seyn, wenn nicht zu der den meisten Gebirgsbewohnern eigenen Industrie (Holzschnitzerei, Glas-, Porzellan- und Papiermachéfabrikation) sich noch einige aus dem Innern des Gebirgs entspringende Gewerbsquellen gesellten, namentlich die Gewinnung des Dach-, Tafel- und Stiftschiefers, der Kalksteine, des Alaunschiefers und des Eisensteins. Minder bedeutend ist die Gewinnung der Kalksteine und der schwarzen Marmore bei Saalfeld. Hier nützt man auch den Alaunschiefer auf Alaun und Vitriol, und ebendaselbst, sowie bei Schmiedefeld liegen die wichtigsten Eisensteingruben, die einer Anzahl von Hüttenwerken Nahrung geben. Der schmälere, nordwestliche Gebirgstheil gehört zu den lieblichsten Gegenden, die Mitteldeutschland aufzuweisen hat. Ueppige Wiesengründe bringen schlangenartig tief in die schattigen Waldungen ein, besonders anziehend da, wo, wie in der Gegend von Eisenach bis zum Inselsberge, der grüne Teppich sich unter mächtigen Buchen verliert. Aus der Thalsohle steigen die Berggehänge ununterbrochen meist unter einem Winkel von 25 — 40 Grad an, auf der Höhe gewöhnlich flach gewölbte Rücken bildend, welche sich als Seitenzweige dem Hauptgebirgskamm anschließen. Auf ihnen erheben sich einzelne gerundete Kuppen; nur selten ragen dieselben in kegelförmiger Gestalt hervor; kahle Felsen bilden nur ausnahmsweise die Scheitel der Berge, häufiger kommen solche Felsenspitzen an den Abhängen der Berge vor. Porphyr, Rothliegendes mit untergeordneten Kohlengebilden, Granit, Glimmerschiefer, Gneis und Grünstein haben in der hier angegebenen Ordnung größere oder geringere Verbreitung und wechseln in scheinbar sehr ungeordneter Weise mit einander ab. Die hervorragenden Bergkuppen, sowie die isolirten Felsen bestehen vorherrschend aus Quarzporphyr; dazwischen bildet das Rothliegende flachere Bergrücken und beinahe in Depressionen, doch mit sehr unebener Oberfläche, tritt der Granit auf. Basaltkuppen haben sich hie und da durch den bunten Sandstein und Muschelkalk hindurchgebohrt und diese Gesteine verändert; so der Dolmar bei Meiningen, die Steinburg bei Suhl, die Gropfelskuppe bei Marksuhl. Die Porphyre und das Rothliegende bergen in ihren Zerspaltungen gangförmig große Mengen von Eisenstein und Braunstein, welche bei Ilmenau, Elgersburg, Friedrichsroda und Suhl zu ziemlich ausgedehntem Bergbau Anlaß geben. Mehr untergeordnet finden sich auch Kobalterze in denselben, so am Regenberge bei Friedrichsroda. Die technisch wichtigste Formation am T.e ist aber unstreitig die des Zechsteins, welcher nicht nur Gyps-, Spath- und Brauneisenstein, Steinsalz und Kupferschiefer angehören, sondern in welcher auch Kobalt und Schwerspathgänge mehrfach gefunden werden. Den Gyps benutzt man als Düngmittel und als Mörtel; in Ruhla werden auch Vasen, Leuchter, Briefbeschwerer &c. daraus gefertigt. Spatheisenstein, hie und da in Brauneisenstein umgewandelt, bildet Lager und merkwürdige stockförmige Massen im Zechstein, die man bei Saalfeld sowie an der Mommel und am Stahlberg bei Herges zwischen Suhl und Schmalkalden abbaut. Auf diesem vortrefflichen Eisenerz beruht sogar wesentlich die am T.e so verbreitete Stahlindustrie, die sich in Suhl, Zella, Mehlis und Schmalkalden als Gewehrfabrikation, in Ruhla, Steinbach und ebenfalls in Schmalkalden als Fabrikation von Schneide- und Stechinstrumenten und Drähten entwickelt hat. Sehr bezeichnend für die ganze Bildung des T.es ist die ununterbrochene Fortsetzung des Hauptkammes von Südost nach Nordwest, die so kontinuirlich und gleichmäßig ist, daß ein gebahnter, an fast allen Stellen fahrbarer Weg, der Rennsteig (s. d.), von Blankenstein an der Saale über den ganzen Rücken bis Hörschel an der Werra sich hinzieht. Als höchste Spitzen des T.es sind hervorzuheben: das Kiferle bei Steinheid 2709 Fuß, der Bleßberg bei Stelzen 2699 Fuß, der Gückelhahn bei Ilmenau 2652 Fuß, der Finsterberg bei Schmiedefeld 2941 Fuß, der Schneekopf 3043 Fuß, der Beerberg 3064 Fuß, der Ruppberg 2706 Fuß, der Inselsberg 2855 Fuß, der Gerberstein 2228 Fuß. Ueber das ganze T.-Gebirg ist ein vielverzweigtes Wassernetz ausgebreitet, welches dem Flußgebieten der Elbe, der Weser und des Rheins angehört. Die Saale nimmt alle zum Elbgebiete, die Werra alle zum Wesergebiete gehörigen Flüsse auf; dem Main werden alle zum Rheingebiete gehörigen Gewässer von der Itz und Rodach zugeführt. Der Bleßberg bei Eisfeld, oder genauer der hohe Saar zwischen Limbach und Friedrichshöhe, bildet den Scheitelpunkt dieser drei Flußgebiete, indem die Grümpen der Itz und durch diese dem Main und Rhein, die Werra der Weser und die Schwarza der Saale und Elbe zufließen. Vom nordwestlichen Ende des T.es bis zum Schneekopf zählt man gegen 40 größere und kleinere Thäler, in welchen eben so viel Bäche und Flüßchen den größeren Flüssen zueilen; die bedeutenderen sind

bis zum Schneekopf am nördlichen Abhange: die Thäler der Suhl, Elna und Hörsel, das Ruhlathal, die Thäler der Emse und Laucha, das reinhardsbrunner und friedrichsroder Thal, die Thäler der Leina, Apfelstädt, Ohre und Gera; am südlichen Abhange: die Thäler der Schweina, Grumbach, Farrenbach, Druse, Fambach, Schmalkalde, Schwarza und Hasel. Alle diese entsenden ihre Gewässer zur Werra, ausgenommen die von der Gera und ihren Nebenflüssen (Apfelstädt, Ohre) durchströmten Thäler. Vom Schneekopf an südöstlich sind am nördlichen Abhange die Thäler der Ilm, Schwarza, Loquitz und die kleineren Nebenthäler der Saale, sämmtlich dem Elbgebiet zugehörig; am südlichen Abhange im Wesergebiet die Thäler der Schleuße und Werra und im Rheingebiet die der Itz, Haslach, Kronach und Rodach zu bemerken. Berühmt und viel besucht sind vor allen die Thäler um den Inselsberg, das Ohre-, Druse- und reinhardsbrunner Thal, ferner im östlichen Theile des Gebirges das hochromantische Schwarzathal, das längste im ganzen T.e, das Thal der Loquitz und der in sie fließenden Sormitz u. a. m. Vgl. Pländner, Der T., Gotha 1830; Völker, Das Thüringerwaldgebirge, Weimar 1836, 2 Bde.; Storch, Wanderbuch durch den T., 2. Auflage, Gotha 1851.

Thugs (Thags), eine Sekte oder Verbrüderung in Ostindien, die aus religiösen Grundsätzen Raub und Mord begeht. Sie überfallen und erdrosseln, damit kein Blut fließe (daher auch Phansigars, von Phansi, Schlinge, genannt), den arglosen Reisenden und bemächtigen sich seines Geldes und Besitzthums. Daheim treiben sie Feldbau und bürgerliche Gewerbe. Auf ihren Streifzügen werden sie von einem Anführer geleitet. Auch nehmen sie vor dem Ausziehen allerlei Ceremonien vor, beobachten Zeichen 2c., um sich des Erfolgs vorher zu versichern. Allenthalben haben sie Spione, um über Reisende, deren Zahl, Habseligkeiten, Reiseziel 2c. Erkundigungen einzuziehen. Tage und Wochen begleiten sie dann die Reisenden auf weiten Strecken, essen und schlafen mit ihnen, nehmen Theil an ihren religiösen Uebungen in den heiligen Orten am Wege und leben mit ihnen in der vertrautesten Weise, bis sich ein günstiger Moment findet, das Mordhandwerk vorzunehmen. Die Leichen der Ermordeten werden sogleich begraben und über den Gräbern Feuer angezündet, um die Stelle unkenntlich zu machen. Die Theilung der Beute geschieht nach festen Normen und der Verkauf der geraubten Gegenstände mit großer Vorsicht. Die ersten Spuren der T. finden sich zur Zeit der mohammedanischen Herrscher zu Delhi im 13. Jahrhundert. Sie selbst aber behaupten, daß ihr Gewerbe bereits auf den uralten Felsendenkmälern zu Ellora abgebildet sey, und knüpfen ihren Ursprung an alte Mythen an. Es gehören zu ihnen Hindu's und Muselmänner, selbst Braminen hat man oft und als Anführer unter ihnen gefunden. Die dem Tode geweihten Menschen werden von ihnen aus bemselben Gesichtspunkte betrachtet, aus dem der Priester das der Gottheit zu schlachtende Opferthier betrachtet. Sie haben ihre eigene Sprache (Ramasyana) u. ihre besondern Zeichen, welche von Allen verstanden werden, so entfernt sie auch von einander leben. Ihre große Vorsicht und Klugheit verhinderte lange Zeit ihre Entdeckung, zumal da sie streng das Gesetz beobachteten, nie einen Europäer anzugreifen. Erst 1831 ergriff der britische Generalgouverneur von Indien, Lord William Bentinck, ernste Maßregeln gegen die T., von denen in den Jahren 1831—37 im Ganzen 3266 zur Untersuchung gezogen und größtentheils zum Strange oder zur Deportation verurtheilt wurden. Letztere fürchten sie mehr als den Tod. Vgl. Ramaseeana, or a vocabulary of the peculiar language used by the Thugs, Kalkutta 1836.

Thugut, Franz Maria, Freiherr von, österreichischer Staatsmann, geboren 1734 zu Linz, wo sein Vater ein armer Schiffsmeister war, hieß eigentlich Tunicotto, d. h. Thuunichtgut, welchen wälsch-tyrolischen Namen die Kaiserin Maria Theresia in T. umänderte. Er fand 1752 Aufnahme in die orientalische Akademie zu Wien, ward schon 1754 als Sprachknabe (Dolmetschgehülfe) mit einer Gesandtschaft nach Konstantinopel geschickt, hierauf 1757 zum Dolmetsch, 1769 zum Geschäftsträger bei der Pforte, 1770 zum Residenten u. 1771 zum wirklichen Internuntius daselbst ernannt. Auf dem Friedenskongresse von Fokschani 1772 bewies er als österreichischer Botschafter große diplomatische Gewandtheit und ward von Maria Theresia dafür in den Freiherrnstand erhoben. Durch eine Konvention mit der Pforte bewirkte er 1776 die Abtretung der Bukowina an Oesterreich. Nach seiner Abberufung von Konstantinopel 1777 erhielt er diplomatische Missionen an die Höfe von Neapel u. Versailles und ward 1778 nach Berlin gesandt, um dem König von Preußen die friedfertigen Gesinnungen der Kaiserin bezüglich der bayerischen Erbschaftsangelegenheiten zu versichern. Hierauf leitete er die Friedensunterhandlungen zu Braunau, ging 1780 als Gesandter nach Warschau, 1787 in derselben Eigenschaft nach Neapel und 1788 bei dem Ausbruche des Krieges der Russen und Oesterreicher gegen die Türken als bevollmächtigter Hofkommissar bei dem Heere des Prinzen von Sachsen-Koburg und Suwarows in die Moldau und Walachei, um die Verwaltung dieser Provinzen zu übernehmen. Im J. 1790 fungirte er, nach den Friedenspräliminarien von Reichenbach, auf kurze Zeit als bevollmächtigter Minister bei den Friedensunterhandlungen zu Szistowo mit der Pforte und ging dann nach Paris, wo er die Unterhandlungen zwischen der Königin Marie Antoinette und dem Grafen Mirabeau leitete. Nach seiner Rückkehr 1792 wurde er zum Armeeminister bei dem Heere des Prinzen von Koburg, welches die verlornen Niederlande wieder erobern sollte, ernannt. Seit 1793 Generaldirektor der Staatskanzlei unter Kaunitz, war er der eigentliche Leiter der österreichischen Diplomatie, wurde aber erst 1794 nach Kaunitz' Tode vom Kaiser Franz II. zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt. Er betrieb in dieser Stellung den Krieg mit Frankreich, schloß 1795 einen Subsidienvertrag mit England, mußte aber auf Napoleons ausdrückliches Verlangen bei dem Abschlusse des Friedens von Campo Formio aus

dem Ministerium scheiden, worauf Cobentzl an seine Stelle trat. T. ging darauf als bevollmächtigter Minister in die neuerworbenen italienischen u. Küstenprovinzen, übernahm 1799 beim Wiederausbruch des Kriegs aufs Neue das Portefeuille des Auswärtigen, trat aber schon im December 1800 wieder zurück und widmete sich seitdem abwechselnd in Preßburg und Wien wissenschaftlicher Beschäftigung, besonders dem Studium der orientalischen Literatur. Er † den 29. Mai 1818 zu Wien.

Thuin, Bezirkshauptstadt in der belgischen Provinz Hennegau, an der Sambre, zum Theil auf einem steilen Felsen, hat 3800 Einw., welche Gerberei, Leinwand- u. Wollzeuchweberei und Brauerei betreiben.

Thuisco (Thuisto, Tuisco, Tivisco), der erdgeborne Gott, nach der von Tacitus mitgetheilten Sage Stammvater der Deutschen.

Thule (Thyle), eine bei Ptolemäus erwähnte Insel des atlantischen Meeres, nördlich von den Orkaden, die schon von Pytheas entdeckt worden seyn soll. Sie wurde als der nördlichste Punkt der bekannten Erde angenommen. Ptolemäus rückt sie jedoch zu weit südlich, so daß sein T. eher die Stelle der Shetlandinsel Mainland, als die des heutigen Island einnimmt, für welches wir das T. des Pytheas wohl zu halten haben. Neuere Schriftsteller halten T. für einen Theil von Norwegen.

Thum, Stadt im königlich sächsischen Kreisdirektionsbezirk Zwickau, Amt Wolkenstein, mit einigen Zinnzechen, Fabrikation von Spitzen, Zwirn, Schleiern, Band, Fransen, Leder und 2100 Einw.

Thummim, s. Urim und Thummim.

Thun, Stadt im schweizerischen Kanton Bern, unweit des Ausflusses der Aar aus dem Thunersee, in einer reizenden Gegend am Eingange des berner Oberlandes, hat ein Schloß mit herrlicher Aussicht, ein schönes Rathhaus, Hospital, Waisenhaus, eine Bibliothek, eine eidgenössische Kriegsschule und 3400 Einw., welche Landbau, Fabriken für Hüte, Lichte, Tabak, Seide, Kirschwasser unterhalten u. etwas Großhandel mit Käsen u. Leinwand betreiben.

Thun, 1) Friedrich, Graf von, österreichischer Staatsmann, geboren den 8. Mai 1810, betrat die diplomatische Laufbahn, wurde bei dem am 9. Mai 1850 eröffneten Kongreß zu Frankfurt österreichischer Gesandter und nach Reaktivirung des Bundestags Präsident desselben, welche Stelle er im November 1852 mit der eines außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Ministers am preußischen Hofe vertauschte.

2) Leopold Leo, Graf von T., österreich. Staatsmann, Bruder des Vorigen, geboren den 7. April 1811, trat in österreichischen Staatsdienst, war vor der Märzbewegung von 1848 als Sekretär in der Hofkanzlei angestellt und machte sich damals auch durch einige Schriften, wie „Ueber die böhmische Literatur" (Prag 1842), „Ueber die Stellung der Slowaken in Ungarn" (das. 1843) bekannt. Am 28. Juli 1849 mit dem Portefeuille des Kultus und öffentlichen Unterrichts betraut, machte er sich in dieser Stellung namentlich um Durchführung der Unterrichtsreform verdient.

Thunberg, Karl Peter, schwedischer Naturforscher, geboren 1743 zu Jönköping in Småland, widmete sich seit 1761 auf der Universität Upsala unter Linné's Leitung dem Studium der Naturwissenschaften und ging 1772 in Diensten der holländisch-ostindischen Kompagnie als Arzt nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung und von da 1775 mit einer Gesandtschaft der Kompagnie nach Japan. Nach seiner Heimkehr ward er als außerordentlicher und nach dem Tode des jüngern Linné 1784 als ordentlicher Professor der Botanik an der Universität Upsala angestellt. Auf sein Ansuchen ward der alte Königsgarten zu einem botanischen Garten für die Universität umgewandelt, der am 4. Mai 1807, am 100jährigen Geburtstage Linné's, eingeweiht ward. Hier wird das reichhaltige Museum Thunbergianum und eine kostbare Naturaliensammlung aufbewahrt. T. † den 8. August 1828 auf seinem Landsitze Tunaberg bei Upsala. Außer der Beschreibung seiner Reisen (deutsch von Großkurd, Leipzig 1792, 2 Bde.) schrieb er eine „Flora Japonica", „Flora Capensis", „Icones plantarum japonicarum", „Museum naturalium academiae Upsaliensis", „Dissertationes academicae" (herausgegeben von Persoon, Gött. 1799 bis 1807, 3 Bde.), sowie eine Menge Abhandlungen, größtentheils in die Denkschriften der Akademien zu Upsala, Stockholm und Petersburg.

Thunbergia (Thunbergie), Pflanzengattung aus der Familie der Personaten, Kletterpflanzen mit windendem Stengel, entgegengesetzten, gestielten Blättern und schönen Blumen, meist in Ostindien u. Südafrika, wovon T. alata *Hook.*, mit blaß goldgelben, oder orangenfarbigen, im Schlunde schwarzbraunen oder schwarzblauen, T. capensis *L.*, mit hellgelben, T. fragrans *Roxb.*, mit weißen, wohlriechenden, und T. grandiflora *Roxb.*, mit prächtigen blaßblauen Blüthen, als Zierpflanzen zu empfehlen sind.

Thunersee, See im schweizerischen Kanton Bern, am Fuße hoher Felsen, 1780 (1756) Fuß über dem mittelländischen Meere, von Südosten nach Nordwesten $3^3/_4$ Stunden lang, nahe an $^3/_4$ Stunde breit und bis zu 720 Fuß tief. Er nimmt viele Gebirgsgewässer auf, darunter die Kander, die, mit der Simmen vereinigt, bei Thun den See erreicht. Die Aar durchfließt ihn ganz und verbindet ihn mit dem Brienzersee. Die Ufer des See's sind mit Dörfern und Landhäusern bekränzt und durch ihren abwechselnden Charakter reizend und malerisch. Ueber den klaren Wasserspiegel u. bewaldete Vorberge schweift der Blick zu dem schneebedeckten Hochgebirge des berner Oberlandes und des Wallis. Der See ist reich an Fischen, vorzüglich Forellen, Aalen, Karpfen, Hechten &c. Die Schifffahrt ist bedeutend und, mit Ausschluß des südlichen Theils, ziemlich sicher.

Thunfisch (Thynnus), Fischgattung aus der Ordnung der Bruststachelflosser und der Familie der Makrelen, charakterisirt durch die zwei aneinander stoßenden Rückenflossen, zahlreiche falsche Flossen, die mit einer Knorpelplatte versehenen Schwanzseiten und die mit großen Schuppen gepanzerte Brust. Der gemeine T. (T. vulgaris

C., *Scomber thynnus L.*) ist silberfarbig, am Rücken bläulich, mit über der Brustflosse bogig gekrümmter Seitenlinie und 8—9 falschen Flossen oben und unten, wird 6—18 Fuß lang und 3—6 Centner schwer und findet sich vereinzelt in allen europäischen Meeren. Im Frühling zur Laichzeit erscheinen diese T.e truppweise, besonders im mittelländischen und schwarzen Meere, namentlich bei Konstantinopel häufig. An der Küste der Provence fängt man sie, indem man ganze Schaaren auf Untiefen mit Booten umstellt. Am großartigsten ist aber der Fang an den südiatlienischen Küsten, wo er zu den Volksbelustigungen gehört. Ein mehre tausend Fuß langes, in mehre Kammern getheiltes Netz wird zwischen zwei Eilanden ausgespannt und eine ganze Schaar von T.en durch Lärmen nach und nach bis in die letzte Kammer (Todtenkammer) getrieben. Ist diese gefüllt, so wird sie zugezogen und emporgehoben, worauf die darin befindlichen Fische, oft mehre Tausende an der Zahl, mit Lanzen getödtet werden. Ans Land gebracht, werden sie in Stücke geschnitten und sogleich eingesalzen. Das Fleisch der T.e, welches hinsichtlich seines Geschmacks dem Rindfleisch vergleichbar ist, bildet dort ein Hauptnahrungsmittel der niederen Volksklassen, das indeß auch feiner zubereitet und mit Unterscheidung der verschiedenen Körpertheile, wovon es genommen ist, unter mehrfachem Namen verkauft wird. Hierher gehört auch der Bonite (*T. polamys L.*), der in der Tropenzone des atlantischen und stillen Meeres lebt, und zwar nur 2 Fuß lang, aber der schlimmste Feind der fliegenden Fische ist.

Thur, schweizerischer Fluß, entspringt aus 2 Quellen am Hochsäntis in St. Gallen und wird durch Zuflüsse von den appenzeller und toggenburger Alpen genährt, daher sie oft im Frühling und Sommer plötzlich anschwillt und große Verheerungen anrichtet, fließt in westlichem Bogen nördlich, wendet sich dann nordwestlich, durchströmt den Kanton Thurgau und den nördlichen Theil des Kantons Zürich, in welchem sie unweit Andelfingen in den Rhein fällt. Ihre Nebenflüsse sind Neckar (Neter), Glatt, Sitter, Murg, Urnäsch und Töst. Ihr Lauf ist 25 Stunden lang. Sie ist nicht schiffbar.

Thurgau, schweizerischer Kanton, grenzt im Norden an das Großherzogthum Baden, von welchem ihn der Rhein und ein Theil des Bodensee's trennt, im Osten an den Bodensee, im Süden an den Kanton St. Gallen und im Westen an den Kanton Zürich und hat einen Flächenraum von 18,1 □Meilen. Das Land, ein sanft abfallendes Gelände, ist durchgehends in kleine Thäler und Hügel zerschnitten und gleicht einem durch Gehölz und Weinberge unterbrochenen, lachende Aussichten nach dem Bodensee bietenden Obstgarten. Die Hügel steigen südlich gegen Toggenburg bis zu einer Höhe von 2000 Fuß an. Etwas höher ist jedoch der Gebirgszug, welcher sich an der Südwestgrenze des Kantons hinzieht und unter dem Namen der thurgauer Alpen bekannt ist. Der Boden ist fruchtbar, besonders von Stein bis Arbon. Mehre Flüsse, darunter die Thur, mit Sitter und Murg, und zahlreiche Bäche bewässern das Land. Von mehren kleinen, zum Theil fischreichen Seen sind der Bichel-, Steinegger- oder Hüttlweiler- und Hüttilnger- oder Harweilersee zu nennen. Am wichtigsten für den Kanton hinsichtlich der Fischerei u. Schifffahrt ist aber der ihn begrenzende Bodensee. Das Klima ist mild und freundlich und selbst zum Gedeihen von Südfrüchten förderlich. Die Produkte des Pflanzenreichs bestehen in Getreide, namentlich Gerste u. Hafer, Obst, Wein, Holz, Flachs rc.; außer den gewöhnlichen Hausthieren gibt es Hasen, Füchse, Wiesel rc., seltener Rehe, Geflügel, Fische; Torf. Der Kanton hat (1850) 88,908 deutsch redende Einw., worunter 66,984 Reformirte und 21,921 Katholiken. Außer Acker-, Wein- und Obstbau und Viehzucht unterhalten die Einwohner Manufakturen für Leinwand, baumwollene Zeuche u. dergl. Garn, für Spitzen, Knöpfe, Strümpfe, Band, Musselin, Kattun rc., und treiben Handel mit Wein, Cyder, trockenem Obst, Vieh und den Erzeugnissen der Industrie. T. ist seit 1803, wo es in die schweizerische Eidgenossenschaft aufgenommen wurde, im Range der 17. Kanton. Die repräsentativ-demokratische Verfassung vom 14. April 1831 ward 1837 und dann wieder 1848 einer Revision unterworfen. An der Spitze der gesetzgebenden Gewalt steht ein großer Rath, der in 32 Kreisversammlungen (je ein Abgeordneter auf 220 Aktivbürger) gewählt wird und sich jährlich zweimal zu Frauenfeld versammelt, dessen Gesetzentwürfe während einer Frist von 40 Tagen dem Veto des Volks unterliegen. Die höchste Vollziehungs- u. Verwaltungsbehörde ist der kleine Rath, dessen 7 Mitglieder 3 Jahre im Amt bleiben. Die letzte Instanz in Civil-, Kriminal- und administrativen Rechtssachen und zugleich Kassationsinstanz für inappellable Urtheile der Bezirksgerichte bildet das Obergericht, welches aus 11 vom großen Rath auf 6 Jahre gewählten Mitgliedern besteht. Die Finanzen sind in blühendem Zustande. Eine 1851 errichtete Hypothekenbank mit dem den Schuldnern gestatteten Rechte allmähliger Tilgung hat sich als sehr vortheilhaft erwiesen. Auch für das Unterrichtswesen ist, namentlich durch Errichtung einer neuen Kantonsschule, viel Ersprießliches geschehen. Das Wappen ist ein von Silber und Grün schräg getheilter Schild, in dessen beiden Hälften ein silberner Löwe aufrecht schreitet. Hauptort ist Frauenfeld. Im Mittelalter bildete der T., zu welchem das jetzige zürcher Gebiet, Appenzell, die Grafschaften Baden und Toggenburg und ein großer Theil des Kantons St. Gallen gehörten, eine Landgrafschaft des Herzogthums Alemannien, von welchem es später Kaiser Heinrich IV. trennte und den Herzögen von Zähringen übergab. Nach dem Aussterben dieses Hauses 1218 kam der T. an die Grafen von Kyburg und von diesen durch Erbschaft an den Grafen Rudolf von Habsburg. Im J. 1460 entrissen ihn die vereinigten Kantone Zürich, Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Glarus und Zug Oesterreich und ließen ihn als ein ihnen unterthäniges Land durch einen Landvoigt regieren. Durch den baseler Frieden von 1499 wurde den 7 regierenden Kantonen und den Ständen Bern, Freiburg u. Solothurn vom Kaiser Maximilian I. und der Stadt Konstanz das Landgericht, sowie

die Voigtei Frauenfeld übergeben. Im J. 1712 ward dem Kanton Bern die Mitregierung über den T. eingeräumt. Die drückende Herrschaft der Landvögte nahm 1798 ein Ende, wo aus den thurgauischen Voigteien einer der 18 Kantone der helvetischen Republik gebildet ward. Bei der Einführung der Mediatverfassung von 1803 trat T. in die Rechte eines selbstständigen Kantons ein.

Thurificati (lat.), in der alten Kirche Diejenigen, welche zur Zeit der Verfolgungen vom Christenthum abfielen oder, Christum verleugnend, den Göttern opferten und sich auf solche Weise vor dem Tode zu retten suchten.

Thurii, Stadt, s. Sybaris.

Thurm, Gebäude von regulär prismatischer oder cylindrischer Grundform, dessen Höhe die Dimensionen seiner Grundfläche bei weitem übertrifft. Im Einzelnen sind die Thürme von sehr verschiedener Gestalt, je nach dem Zwecke, dem sie dienen, oder dem Baustyle, nach welchem sie ausgeführt sind. In der Regel werden die Thürme anderen Gebäuden hinzugefügt, wie Kirchen, Schlössern, Rathhäusern, Stadtthoren und Festungen, und mit ihnen zu einem architektonischen Ganzen verbunden, oder sie stehen isolirt auf freien Plätzen. Im letztern Falle ist entweder ihr Zweck, einen möglichst weiten Ueberblick über die umliegende Gegend zu verschaffen, oder, wie Leuchtthürme (s. d.), möglichst weit gesehen zu werden. Im ersteren Falle dienen sie entweder Fortifikationszwecken, oder zur Verzierung jener Gebäude, wobei sie allerdings daneben auch den Nutzen gewähren, daß man Glocken auf ihnen aufhängen, weithin hörbare Schlaguhren anbringen und die Umgegend beobachten kann, was namentlich bei Feuersgefahr ein wesentlicher Vortheil ist. Erst der christlichen Baukunst war es vorbehalten, die Thürme zu einem Gegenstande der Architektur zu machen, indem man in der Zeit Konstantins den christlichen Tempeln Glockenthürme beizufügen anfing. Anfangs standen diese Thürme isolirt neben der Kirche; an eine organische Verbindung des T.s mit der Kirche selbst war damals noch nicht zu denken; diese zeigt sich erst im romanischen Style, aber auch nur bei den deutschen Basiliken, während bei den italienischen der T., wie früher, abgetrennt zur Seite errichtet und nur in seiner Konstruktion u. seinen Verzierungen in Uebereinstimmung mit der Kirche gehalten ward. Die eigentliche architektonische Ausbildung und vollkommen organische Verbindung mit den übrigen Gebäuden zu einem Ganzen erhielten die Thürme erst in dem gothischen Baustyle, dessen Idee in dem Baue des T.s gerade ihre rechte Verwirklichung findet. In der Regel sind die Thürme mit einer, zwei oder drei Seiten in das Gebäude, dem sie sich anschließen, eingebaut; sie scheinen häufig auf die Mauern des letztern bloß aufgesetzt zu seyn, allein sie werden stets von Grund auf mit sehr starken Mauern aufgeführt, da sie den stärksten Stürmen trotzen müssen. Von unten herauf bilden die Thürme entweder einen geraden Cylinder, oder ein reguläres vierseitiges oder achtseitiges Prisma. Die älteren, namentlich die allein stehenden Thürme waren meist rund, der gothische Baustyl zog die viereckige Form vor, mit welcher häufig die achteckige in der Art verbunden ward, daß von einer gewissen Höhe aus der viereckige Unterbau eine achteckige Fortsetzung erhielt. Gewöhnlich sind sie mit einem hoch emporstrebenden, meist pyramidalischen, seltener konisch in eine Spitze auslaufenden Dache versehen. Bisweilen ist die Thurmspitze von einer sogenannten Laterne, d. h. einer nach allen Seiten offenen Stelle, in welcher dann in der Regel die Schlagglocken aufgehängt sind, unterbrochen. Die schönsten Thürme sind die im gothischen Style gebauten, und namentlich zeichnen sich unter diesen der Stephansthurm zu Wien und der T. des Münsters zu Straßburg aus. Eine Merkwürdigkeit eigenthümlicher Art ist der Porzellanthurm zu Nanking in China. Was den Gebrauch der Thürme in der Kriegsbaukunst anlangt, so waren schon bei den Alten und im Mittelalter an der äußeren Seite der Stadtmauern in der Weite eines Pfeilschusses theils runde, theils viereckige Thürme zur Ermöglichung der Seitenvertheidigung üblich. Gewöhnlich überragten sie die Mauer, oft aber waren sie auch nur eben so hoch. Nach Erfindung des Schießpulvers in der bisherigen Anwendung nutzlos geworden, wurden sie inniger mit den Mauern verbunden, und es entstanden aus ihnen die Bastionen, während die eigentlichen Thürme außer Gebrauch kamen. Erst später wandte sie Vauban unter dem Namen Bollwerksthürme wieder an. Montalembert verbesserte diese Thürme und gab ihnen eine vielfach veränderte Gestalt. Sie sind kasemattirt und so eingerichtet, daß die inneren Gewölbe nicht auf den äußeren Umfassungsmauern, sondern auf inneren Strebepfeilern ruhen und in bedeckten Geschützständen mehre Reihen Geschütz über einander stehen. Aehnlich sind die sogenannten Martellothürme (s. Martellos), welche man in England zur Vertheidigung der Küsten hat.

Thurmayr, Johannes, s. Aventinus.

Thurn, Heinrich Matthias, Graf von, einer der Hauptführer des böhmischen Aufstandes unter Ferdinand II., geboren um 1580 von protestantischen Aeltern, nahm frühzeitig Kriegsdienste und erhielt vom Kaiser Rudolf II. wegen seiner Dienstleistungen in einem Feldzuge gegen die Türken die Stelle eines Burggrafen von Karlstein in Böhmen. Als solcher hatte er sowohl die böhmischen Reichskleinodien, als auch die Freiheitsbriefe des Landes in Verwahrung. Obschon kein geborner Böhme, erlangte er doch sehr bald durch sein wohlwollendes, einschmeichelndes Benehmen, sowie durch seinen Eifer für die Aufrechterhaltung der böhmischen Privilegien und Freiheiten die Gunst des Volkes, durch seinen Eifer für den Protestantismus aber besonders das Vertrauen der böhmischen Utraquisten. Er war einer der Haupturheber des Majestätsbriefes und wurde von den Ständen zu einem der 30 Defensoren des Glaubens ernannt. Er gab das Zeichen zum Aufstand der protestantischen Bevölkerung in Böhmen und ward dann zum Anführer des ständischen Heeres ernannt, mit dem er bis Wien vordrang (s. Dreißigjähriger Krieg). Nach der Schlacht am weißen Berge floh er nach Breslau und von da nach Siebenbürgen zu Bethlen Ga-

vor. Im Jahre 1626 befehligte er ein kleines Corps in Schlesien und begab sich dann zu dem König Gustav Adolf von Schweden, der damals mit den Polen Krieg führte. Er begleitete diesen nach Deutschland und kämpfte in den Schlachten bei Leipzig 1631 und bei Lützen 1632 mit. Nach dem Tode des Königs ging er, unterdeß zum General ernannt, mit einem schwedischen Corps nach Schlesien, um mit den sächsischen und brandenburgischen Truppen vereint gegen Wallenstein zu agiren. Nach langem Streit mit dem sächsischen General Arnim über den Oberbefehl knüpfte T. mit Wallenstein nutzlose Unterhandlungen an und ward im Oktober 1633 mit seinen 2500 Schweden bei Steinau a. d. Oder eingeschlossen und aufgehoben. Die Nachricht von T.s Gefangennehmung erregte in Wien allgemeinen Jubel, und man bereitete sich schon vor, dem Anstifter der böhmischen Unruhen den Prozeß zu machen, als die Kunde von der Freilassung desselben eintraf. Wallenstein schrieb nach Wien, an der Spitze der schwedischen Armee werde er ihm bessere Dienste leisten, als im Gefängnisse. Ueber die weiteren Schicksale T.s ist nichts bekannt.

Thurnau, Marktflecken im bayerischen Regierungsbezirk Oberfranken, mit Herrschaftsgericht des Grafen Giech, Mediatkonsistorium, 2 Kirchen, Residenzschloß mit Garten, Obstbau u. 1430 Einw.

Thurn und Taxis (franz. de la Tour et Taxis, ital. della Torre e Tassis), altes reichsunmittelbares Fürstenhaus in Deutschland, stammt aus dem Mailändischen u. leitet seinen Ursprung ab von Martin I. della Torre, Herrn von Valsassina im Mailändischen, der den Kaiser Konrad III. auf dessen Kreuzzuge begleitete und 1147 in saracenischer Gefangenschaft starb. Nachdem von 1259 an nach einander acht della Torre Herren von Mailand gewesen, mußte Guido der Reiche 1312 den Visconti's Platz machen. Sein jüngster Sohn, Lamoral I., ließ sich 1313 im Gebiete von Bergamo nieder und nahm von dem Berge Tasso (Dachsberg) den Namen del Tasso, später de Tassis, an. Thurn entstand durch die Uebersetzung des italienischen Torra und des französischen Tour, Taxis aus Tasso oder Tassis. Lamorals Urenkel, Roger I. von T. u. T., begab sich nach Deutschland und gründete um 1460 die erste Post in Tyrol (s. Post). Sein Enkel, Alexander Ferdinand, erhielt 1754, nachdem sein reichslehnbares Reichsgeneralpostmeisteramt 1744 zum Reichsthronlehn erhoben worden, Sitz und Virilstimme im Reichstag. Als kaiserlicher Principalkommissar beim regensburger Reichstage residirte der Fürst von T. u. T. in Regensburg bis zur Auflösung des deutschen Reichs. Die 1785 von dem Fürsten Karl Anselm von Thurn erkauften reichsunmittelbaren Herrschaften Friedberg, Scheer, Dürmentingen und Bussen wurden 1786 zu einer gefürsteten Reichsgrafschaft erhoben und verschafften ihrem neuen Herrn Sitz und Stimme auf der Fürstenbank des schwäbischen Kreises. Als Entschädigung für den Verlust der Posten in den österreichischen Niederlanden und auf dem linken Rheinufer erhielt das thurn- und taxische Haus im Reichsdeputationshauptreceß von 1803 das gefürstete Damenstift Buchau nebst Stadt, die Abteien Marchthal u. Neresheim, das Amt Ostrach, die Herrschaften Schemmerberg und die Weiler Tiefenthal, Frankenhofen und Stetten als Fürstenthum. Von Preußen erhielt es als Entschädigung für die verlorenen Posten 1819 drei in der Provinz Posen gelegene Domänenämter, die zu einem Fürstenthum Krotoszyn erhoben wurden. Außerdem besitzt es die Herrschaften Eglingen, Grenzheim, Heudorf und Göffingen unter württembergischer, die Herrschaften Donaustauf, Wöhrd, Wiesent, Sulzheim unter bayerischer, die Herrschaften Chotieschau, Chrostowicz, Richenburg und Kotschumberg in Böhmen unter österreichischer und die Domänen des ehemaligen Fürstenthums T. u. T. in Hennegau unter belgischer Oberhoheit. Diese gesammten Besitzungen umfassen einen Flächenraum von mehr als $34\frac{1}{2}$ □Meilen mit etwa 100,000 Einw. und über 800,000 Gulden Einkünften. Ueber die thurn- und taxischen Posten s. Post. Gegenwärtiger Standesherr ist Fürst Maximilian, geboren den 3. Nov. 1802, folgte den 15. Juli 1827 seinem Vater Karl Alexander, dem letzten Principalkommissar beim Reichstage. Eine Sekundogenitur des Hauses T. u. T. bildet die zu Prag residirende fürstliche Seitenlinie, welche durch die Nachkommen des Prinzen Maximilian Joseph (geboren 1769, † den 15. Mai 1831), des Halbbruders des Großvaters des eben genannten Fürsten Maximilian, gebildet wird.

Thurocz (ungar. Thurocz Varmegye, slav. Turcsanszka Sztolicza), ungarisches Komitat im preßburger Distrikt, zwischen dem trentschiner, arvaer, liptauer, sohler, barser, neutraer Komitat, hat $21\frac{1}{4}$ □Meilen Flächeninhalt und ist eingsum mit Bergen (Zweigen der Karpathen) umgeben, welche eine wellenförmige, flache und furchtbare Ebene einschließen. Im Nordosten der Gespannschaft an der Grenze des liptauer Komitats erhebt sich das Fatragebirge mit Bergen von bedeutender Höhe, die wie die übrigen mit großen, die vortrefflichsten Holzgattungen enthaltenden Waldungen bedeckt sind. Den nördlichen Theil der Gespannschaft durchströmt in westlicher Richtung die Waag, in die sich die im Süden des Komitats entspringende Thurocz ergießt. Das Klima ist kühl, aber gesund. Der fruchtbare Boden trägt üppige Wiesen, Weiden, Triften, Wälder, Aecker, Krautfelder &c. und erzeugt besonders Buchweizen oder Heidekorn, treffliche süße Rüben, Mohn, Flachs und Hülsenfrüchte. Die Getreideerzeugung ist für die Konsumtion der Einwohner nicht hinreichend. Die hier in Menge wachsenden Wachholderbeeren dienen zur Verfertigung eines Branntweins, Borovicska genannt. Auf den Bergen finden sich geschätzte Officinalpflanzen in Menge. Die üppigen Wiesen und Triften begünstigen die Vieh-, besonders die Schafzucht. Die Wälder dienen vielen Wölfen, mitunter auch Bären und Füchsen zum Aufenthalt. Die Gebirgsbäche enthalten vorzüglich viele Forellen. In alter Zeit gab es hier auch Bergwerke, die aber jetzt ganz verfallen sind. Kalkstein wird besonders in den südlich gelegenen Bergen gebrochen. Auch fehlt es nicht an Mineralquellen, worunter die stubnyaer heißen Bäder einer vorzüglichen Erwähnung ver-

dienen. Die Einwohner, 40,752 an der Zahl, sind, den Adel und wenige Deutsche abgerechnet, durchaus Slaven, zum Theil katholisch, zum Theil evangelisch. Hauptort ist Szent Marton (slavisch Svaty-Martin), an der T., mit Komitatshaus, katholischer und protestantischer Kirche, Synagoge und 2000 (1200) Einw.

Thurso, Stadt in der schottischen Grafschaft Caithneß, an der Mündung des gleichnamigen Flusses in die gleichnamige Bai, die nördlichste Stadt des Festlandes von Großbritannien, hat eine altgothische Kirche, ein Rathhaus, Krankenhaus, mehre Kaufhäuser, ein Akademiegebäude, eine Bank, einen Hafen und 4800 Einw., welche Leinwandweberei, Seilerei, Gerberei, Strohflechterei, Bleicherei und lebhaften Handel mit Getreide, Mehl, Fischen, Holz ꝛc. treiben.

Thusnelda, Tochter des Segestes, Gattin des Arminius (s. d.).

Thyaden (v. Griech.), s. v. a. Bacchantinen.

Thyestes, Sohn des Pelops und der Hippodamia, Bruder des Atreus (s. d.).

Thymian, Pflanzengattung, s. Thymus.

Thymus (Thymian, Quendel), Pflanzengattung aus der Familie der Labiaten, meist immergrüne kleine europäische Sträucher und Halbsträucher mit schmalen, harzig gedüpfelten Blättern und Blüthen in Köpfchen. **T. Serpyllum** *L.*, Feldthymian, Quendel, ausdauernd, auf trocknen Wiesen, Hügeln und Rainen durch ganz Europa und Nordasien, hat einen niederliegenden, weit verästeten Stengel, lineallsche oder elliptische, stumpfe, kahle, oder rauhhaarige Blätter und purpurrothe, in kopfig gestellten Wirteln vereinigte Blüthen. Man benutzt die blühenden beblätterten Zweige als **Herba Serpylli s. Serp. minoris** bei Verrenkungen, Lähmungen, Quetschungen, Geschwülsten, bei der Augenentzündung Neugeborener ꝛc. Sie haben einen angenehmen, balsamischen Geruch, gewürzhaften, bitterlich herben Geschmack und enthalten ätherisches Oel und bittern Extraktiv- und Gerbstoff. **T. vulgaris** *L.*, Gartenthymian, römischer Quendel, niedriger Halbstrauch auf dürren und unbebauten Stellen und Hügeln in Südeuropa, in Deutschland häufig in den Gärten zum Küchengebrauche und der Bienen wegen kultivirt, hat einen aufsteigenden, sehr ästigen Stengel, lineallsche oder länglich-eiförmige, drüsig punktirte, am Rande umgerollte Blätter und weißliche oder röthliche, in getrennten Wirteln zu 6 stehende Blüthen. Die beblätterten und blühenden Aestchen, **Herba Thymi s. Thymi vulgaris s. Serpylli romani**, haben einen angenehmen, gewürzhaften Geruch und gewürzhaften, etwas kampherartigen Geschmack, wirken erregend und werden außer zu medicinischen Zwecken, wie die der vorigen Art, besonders als Küchengewürz benutzt. Auch **T. Acinos** *L.*, **Calamintha Acinos** *Clairv.*, Berg- oder Steinquendel, mit ziemlich aufrechtem Stengel und bläulichrothen, in Quirlen stehenden Blüthen, auf steinigen Höhen in ganz Europa, einjährig, wird wie **T. Serpyllum** angewendet. Desgleichen **T. Mastichina** *L.*, Mastixthymian, ein 2 Fuß hoher Strauch in Südeuropa und Nordafrika, welcher auch als Zierpflanze in Gärten vorkommt.

Thyrsus, der mit Ephen und Weinranken umwundene, oben mit einem Fichtenzapfen versehene Stab des Bacchus und seiner Begleiter.

Thysselinum (Sumpfsilge), Pflanzengattung aus der Familie der Umbelliferen, zweijährige europäische Kräuter, worunter **T. palustre** *Hoffm.*, **Peucedanum sylvestre** *L.*, auf feuchten, sumpfigen Wiesen, an Gräben und Teichen im nördlichen und mittlern Europa, mit stielrundem, gefurchtem Stengel und dreifach-fiederschnittigen Blättern, hervorzuheben ist, in sofern die stark terpentinartig riechende Wurzel, **Radix Olsnitii s. Thysselini**, neuerlich gegen Epilepsie empfohlen und in Rußland und in der Schweiz mit Erfolg angewendet worden ist.

Tiara (griech.), bei Herodot die Kopfbedeckung der Orientalen, namentlich der Perser; dann die dreifache päpstliche Krone. Sie hat die Form einer hohen Mütze und ist mit 3 über einander stehenden goldenen Kronen (regnum genannt) umgeben. Diese Kronen sind mit Edelsteinen besetzt und mit einer Kugel geziert, über welcher ein Kreuz steht, auf dessen beiden Seiten ein Gehänge von Edelsteinen angebracht ist. Anfangs war die Mitra oder Bischofsmütze die Kopfbedeckung der Päpste. Daß der Frankenkönig Chlodwig oder gar Konstantin der Große dem Papst eine goldene Krone geschenkt und dieser sie mit der Mitra vereinigt habe, ist unerwiesen. Nach der einen Meinung trugen die Päpste schon im 9. Jahrhundert eine einfache Krone, nach der andern hat Alexander III. († 1181) die Mitra zum Zeichen seiner Souveränetät mit einer Krone umgeben. Bonifacius VIII. († 1303) soll die zweite zum Zeichen seiner Macht über geistliche und weltliche Dinge, Klemens V. († 1314) die dritte hinzugefügt haben, um anzudeuten, daß er Macht habe in der leidenden, streitenden, triumphirenden Kirche oder im Himmel, auf der Erde und in der Hölle. Auch hat man die Kronen auf die damals bekannten drei Theile der Welt bezogen.

Tibbos (Tibbus), afrikanischer Volksstamm in der Sahara (s. d.).

Tiber (ital. il **Tevere**, bei den Alten Tiberis), der Hauptfluß des mittlern Italiens, an dessen Ufern die Stadt Rom liegt. Die T. entspringt im östlichen Toskana, 1¼ Meilen nördlich von Pieve San-Stefano, am Monte Fumajolo am Hochkamm des Apennin, fließt anfangs in südlicher, dann in südwestlicher Richtung durch den Kirchenstaat dem tyrrhenischen Meere zu, welches sie 3½ Meilen unterhalb Rom bei Ostia in zwei Mündungen (Fiumara und Fiumicino) erreicht. Das Thal der T. ist auf ihrem ganzen Laufe von mehr oder weniger hohen Rändern eingefaßt, und die meisten Nebenthäler tragen den Charakter der Wildheit. Nur die unteren, erweiterten, trocken gelegten Seebecken vergleichbaren Thalgründe von Rieti und Foligno machen eine Ausnahme. Erst von der Neramündung abwärts erweitert sich das Tiberthal hie und da zu breiteren Wiesengründen; bei Torita gelangt der Fluß in die wellenförmige, von niedrigen, bewaldeten Hügeln eingefaßte Campagna di Roma, die das Aussehen einer kahlen, von Trümmern be-

deckten, nur von Heerben belebten, spärlich bewohnten, an der Küste sumpfigen Steppe hat. Die beiden Mündungen, von denen nur die eine (Fiumicino) schiffbar ist, umschließen die Isola sacra (heilige Insel), welche denselben Charakter trägt. Die bedeutendsten Nebenflüsse der T. sind: Nestore, Chiana, Nieana und Gateria rechts, Topino, Nera (Nar) und Teverone (Anio) links. Die Länge ihres Laufs beträgt 35, mit den vielen kleinen Krümmungen gegen 50 Meilen, ihr Flußgebiet 348 □Meilen. Bei dem Eintritt in die Stadt Rom ist sie 192, bei der Engelsbrücke 150, weiter außerhalb nur 100 Schritte breit. Ihre Tiefe beträgt nur 3—4 F. Doch ist sie bis Rom bei hohem Wasserstande für kleine Dampfboote fahrbar. Ihr Wasserstand ist von der Witterung sehr abhängig, das Wasser aber schlammig. Sie enthält zwar Fische, aber sie sind ungesund und von schlechtem Geschmack. Vgl. Rasi, Sul Tevere, Rom 1827.

Tiberias, Stadt in Palästina, und zwar in Galiläa, am südlichen Gestade des See's Genezareth, der daher auch See von T. heißt, war zu Jesu Zeiten gewöhnlich Residenz des Tetrarchen Herodes Antipas, dem die Stadt ihr Emporkommen verdankt und der ihr zu Ehren des Kaisers Tiberius den Namen gab. Sie hatte einen königlichen Palast und ein Stadium. Auch unter Herodes Agrippa II., welcher die Stadt von Nero zum Geschenk erhalten hatte, war T. Hauptstadt der Provinz. Im jüdischen Krieg erlangte der Platz als starke Festung große Bedeutung. Nach dem Untergang des jüdischen Staats befand sich in T. mehre Jahrhunderte hindurch eine berühmte jüdische Akademie. Noch während der Kreuzzüge galt sie als eines der wichtigsten Bollwerke der Kreuzfahrer und wurde von Tancred zu Anfang des 12. Jahrhunderts zum Sitz eines eigenen Fürstenthums erhoben. Aber am 4. Juli 1187 erlitten die Christen in den Ebenen unweit T. durch Saladin eine entscheidende Niederlage, welche die Zerstörung der Stadt zur Folge hatte. Am Neujahrstage 1837 wurde sie durch ein Erdbeben von Neuem verwüstet und zählt jetzt kaum 2000 Einw.

Tiberius, Claudius Nero, zweiter römischer Kaiser, geboren 41 v. Chr., war der ältere Sohn der Livia Drusilla aus ihrer ersten Ehe, aus welcher sie noch 38, wo sie sich mit dem Augustus verheirathete, den Nero Claudius Drusus gebar. T. zeigte früh bedeutende, namentlich kriegerische Fähigkeiten, zugleich aber auch einen stolzen, finstern und verschlossenen Charakter. Von Körperbau war er groß und kräftig. Nachdem er als Tribun in Spanien gegen die Asturier und Kantabrer gedient, wurde er 20 v. Chr. als Feldherr nach Asien geschickt, um den Tigranes als König von Armenien einzusetzen. In den Jahren 16 und 15 unterwarf er mit Drusus die Rhätier und Vindelicier und begleitete 13 zum ersten Male das Konsulat. Auf Betreiben seiner Mutter Livia, die ihm schon damals den Weg zum Throne zu bahnen suchte, gebot ihm 12 Augustus, sich von seiner Gemahlin Vipsania Agrippina, einer Tochter des Agrippa aus erster Ehe, zu trennen und dessen Wittwe, des Kaisers Tochter, Julia zu heirathen. In den Jahren 12—11 tilgte T. den Aufstand der Pannonier und Dalmatier und versetzte einen Theil der Sigambrer 8 aus Deutschland, wohin er nach des Drusus Tode ging, auf römisches Gebiet. Im Jahre 6 erhielt er die tribunicische Gewalt auf 5 Jahre. Die zwischen ihm und der Julia, sowie seinen Stiefsöhnen Cajus und Lucius Cäsar ausgebrochenen Streitigkeiten veranlaßten den Augustus, den T. unter dem anscheinend ehrenvollen Auftrage, Armenien den Parthern zu entreißen, aus Rom zu entfernen. T. lehnte indeß diesen Auftrag ab, begab sich aber in ein freiwilliges Exil nach Rhodus, wo er mehre Jahre lebte, vertrauten Umgang mit dem auch als Mathematiker und Astrolog berühmten Philosophen Thrasyllus pflog und sich viel mit griechischer Literatur beschäftigte. Erst 2 n. Chr. wirkte Livia, nachdem ihr inzwischen die Entfernung der beiden Stiefsöhne des T. und der Sturz der Julia gelungen war, für T. die Erlaubniß aus, nach Rom zurückzukehren. Im Jahre 4 bewog sie den Augustus dazu, den T. trotz der Abneigung, die er gegen ihn hegte, zu adoptiren. Zugleich adoptirte Augustus jedoch noch seinen einzigen lebenden Enkel Agrippa Posthumus und nöthigte den T., seines Bruders Drusus Sohn, den Germanicus, an Kindes Statt anzunehmen. Bald nachher wurde T. nach Germanien gesendet, wo er 5 n. Chr. bis zur Elbe vordrang u. das Land zwischen Rhein u. Weser unterwarf. Seine Absicht, von Noricum aus gegen Marbod zu ziehen, wurde 6 durch den gefahrdrohenden Aufstand der Pannonier und Dalmatier, der von ihm und Germanicus in den Jahren 8 und 9 nur mit vieler Mühe gedämpft werden konnte, vereitelt. Inzwischen hatte Livia den Augustus bewogen, den Agrippa Posthumus ins Exil zu schicken u. den T., der 11 nach der Niederlage des Varus die Rheingrenze gesichert hatte, 13 nach Rom zurückzurufen. Hier wurde er auf Befehl des Augustus vom Senat mit tribunicischer, prokonsularischer und censorischer Gewalt jenem als Gehülfe in der Regierung beigesellt. Bald darauf starb Augustus (14), und der Senat erkannte den T. sofort als Kaiser auf das Bereitwilligste an. Der gefährliche Nebenbuhler Agrippa wurde hingerichtet und den Aufständen der Pannonier und Dalmatier durch Drusus und Germanicus ein Ende gemacht. Während seiner ersten Regierungsjahre trug T. im Ganzen die Maske eines milden und liberalen Herrschers und traf manche ersprießliche, besonders auf Ruhe und polizeiliche Ordnung abzweckende Einrichtung. Erst nachdem es ihm gelungen war, den in der Volksgunst hochstehenden Germanicus, den er aus Eifersucht vom Schauplatze seines Kriegsruhms in Germanien abberufen hatte, in Asien durch Piso 19 aus dem Wege räumen zu lassen, trat sein Charakter in seiner ganzen Scheußlichkeit hervor. Maßlose Willkür in Befriedigung seiner tyrannischen Launen, gepaart mit einer tiefen Verachtung gegen ein Volk, das in Ertragung des knechtischen Joches geübt war, bezeichnen von jetzt alle Handlungen des Imperators. In dem feilen Günstling Sejanus fand er ein bereitwilliges Werkzeug zu Ausführung seiner blutgierigen Pläne. Ungestraft ermordete Sejanus des Kaisers Sohn Drusus, mit dessen Gemahlin Livia er Buhlschaft trieb, und um die Tyrannenherrschaft zu sichern, zog er die Präto-

rianer in Rom selbst in einem befestigten Standlager zusammen, eine Maßregel, welche für das römische Reich so verhängnißvoll wurde, indem sie später die Kaiser völlig in die Gewalt der Soldaten und ihrer Führer brachte. Bald waren die letzten Spuren der alten Bürgerfreiheit vernichtet; selbst das freie Wort wurde in Fesseln gelegt. Dem Sejanus die Regierung überlassend, begab sich T. auf die Insel Capreä (Capri), um daselbst ungestört seinen Lüsten zu fröhnen. Angeberei war an der Tagesordnung und wurde durch kaiserliche Geschenke belohnt und aufgemuntert; die Edelsten waren ihres Vermögens nicht sicher, selbst seine Günstlinge und die Genossen seiner Lüste traf oft augenblicklich Verbannung oder Tod. So erging von Capreä aus 31 der Befehl, den Sejanus zu tödten, da er nach der Kaiserwürde selbst zu trachten schien. Eben so verfügte T. von dort 33 die Ermordung der Wittwe des Germanicus, der Agrippina, und zweier ihrer Söhne, des Nero und Drusus. Der Tyrann erkrankte endlich 37 auf einer Reise in Kampanien. Da man den Ohnmächtigen für todt hielt, huldigte man seinem Großneffen, dem Caligula, den er durch Adoption zum Nachfolger erklärt hatte. Als sich aber der Tyrann plötzlich wieder erholte, ließ Macro, der Nachfolger des Sejanus, ihn am 16. März im Bette ersticken. So endete T. in einem Alter von fast 78 Jahren. Er hinterließ, da er im öffentlichen Leben bis zur Kargheit sparsam war, einen Schatz von über 120 Millionen Thalern, den Caligula in kurzer Zeit verschwendete.

Tibet, Land, s. v. a. Tübet.

Tibet (Thibet), sehr fein geköpertes, kammwollenes Zeuch, welches sich vom Merino nur durch den Mangel an glänzender Appretur und größere Weichheit unterscheidet u. eigentlich aus der Wolle der Kaschmirziegen, jetzt aber auch in europäischen Fabriken, besonders in England und Sachsen gefertigt wird. Vorzüglichen T. liefern die Fabriken von Krimmitzschau und Gera.

Tibia (lat.), Schienbein, Röhrenbein; bei den Römern Blasinstrument, besonders aber ein mit Tonlöchern versehenes, also s. v. a. Flöte.

Tibullus, Albius, der vorzüglichste römische Elegiker im Zeitalter des Augustus, geboren um 60 v. Chr., gehörte einer wahrscheinlich zur Zeit der Bürgerkriege verarmten Ritterfamilie an. Auf dem ihm allein übrig gebliebenen kleinen Landgute zwischen Tibur und Präneste widmete er sich der Poesie, indem er zugleich die Bebauung seiner Felder besorgte. Von seinen Lebensschicksalen ist außerdem nur noch bekannt, daß er seinen Freund und Gönner Messala auf dem Feldzuge nach Gallien und später auf einer Reise nach Asien begleitete, aber auf Corcyra erkrankte und in der Blüthe seiner Jahre 20 oder 19 v. Chr. †. Von seinen Gedichten haben sich 4 Bücher Elegien erhalten, die sich im Allgemeinen durch Einfachheit, Gefühl und Anmuth auszeichnen und in dieser Hinsicht die gleichartigen Poesien des Catullus, Propertius und Ovidius übertreffen. Neuere Kritiker haben das 3. Buch einem gewissen Lygdamus, das 4. zum großen Theil einer gewissen Sulpicia zugeschrieben. So besonders J. H. Voß und Heyne. Unter den Ausgaben, die früher gewöhnlich mit denen des Catullus und Propertius verbunden wurden, sind die bedeutendsten die von Vulpius (Padua 1710, 2. Ausg. 1794), Broekhuyzen (Amsterd. 1707, 2. Ausg. 1727), Heyne (Leipz. 1755, 4. Ausg. durch Wunderlich und Dissen, 2 Bde., 1819), J. H. Voß (Heidelb. 1811), Bach (Leipz. 1819), Huschke (das. 1819, 2 Bde.), Lachmann (Berl. 1829), Dissen (Gött. 1835, 2 Bde.) und Haupt (Leipz. 1853). Deutsche Uebersetzungen lieferten J. H. Voß (Tüb. 1810), Strombeck (2. Aufl., Gött. 1825), Günther (Leipz. 1825), Richter (Magdeb. 1831) u. Nürnberger (Berlin 1838). Vgl. Gruppe, Die römische Elegie, 2 Bde., Leipz. 1838—39.

Tibur, Ort in Latium, auf einem felsigen Hügel am linken Ufer des Anio (s. d.), 4 Meilen östlich von Rom, war der Sage nach von den Siculern gegründet und eine der mächtigsten Städte des lateinischen Bundes, die von 361—354 mit Rom im Krieg lag u. sich erst 338 auf die Dauer den Römern unterwarf. Als Municipium mit unabhängigem Gemeindewesen war sie seitdem eine Freistätte für verurtheilte Römer. Die schöne, romantische Umgebung veranlaßte die römischen Großen, sich Villen daselbst zu erbauen. Die Stadt, in der Hercules besonders verehrt wurde, lieferte gute Thongefäße, treffliches Obst und schöne Steine. Jetzt Tivoli (s. d.).

Tichfield (Titchfield), Stadt in der englischen Grafschaft Southampton, südöstlich von Southampton, an der Mündung des gleichnamigen Flusses in den Kanal, hat eine gothische Kirche und 5100 Einw.

Tichwin, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Nowgorod, an der Tichwinka und am tichwinischen Kanal, wodurch die Wolga mit dem Ladogakanal und der Newa verbunden wird, hat eine Kreisschule, 3 Kirchen, darunter eine Wallfahrtskirche, ein Kloster u. 4000 Einw., welche Gerberei, Handel mit Wachs, Honig, Getreide, Leder, Holz rc. treiben.

Ticinus, bedeutender Nebenfluß des Padus. Hier Niederlage der Römer durch Hannibal 218 v. Chr.; jetzt Tessin.

Ticknor, George, gelehrter Amerikaner, geboren 1791 zu Boston, widmete sich von 1815 bis 1817 zu Göttingen klassischen und belletristischen Studien, bereiste dann Italien und Spanien und erhielt nach seiner Rückkehr den Lehrstuhl der schönen Wissenschaften auf der Universität Cambridge bei Boston. Nachdem er 1835 dem Lehramte entsagt hatte, brachte er mehre Jahre auf Reisen in England, Deutschland, Frankreich und Italien zu und lebte dann ausschließlich seinen Studien. Er schrieb eine treffliche „History of Spanish literature“ (Newyork und London 1849, 3 Bde., deutsch von Julius, Leipzig 1852, 2 Bde.).

Tidor, ostindische Insel, eine der Molukkeninseln, hat 7 Stunden Umfang, einen Vulkan und 10,000 mohammedanische Einw., wird von einem Sultan regiert, der als Vasall der Holländer zugleich über mehre benachbarte Inseln herrscht. Die Holländer, welche hier ein Fort besitzen, haben die Gewürzbäume ausgerottet.

Tieck, 1) Ludwig, berühmter deutscher Dichter, geboren den 31. Mai 1773 zu Berlin als Sohn eines Seilers, erhielt seine erste Bildung

auf dem friedrichswerderschen Gymnasium seiner Vaterstadt und widmete sich dann auf den Universitäten Halle, Göttingen und Erlangen historischen und belletristischen Studien. Nach Berlin zurückgekehrt, beschäftigte er sich vorzüglich mit der altdeutschen Kunst und Poesie. Dadurch gewann sein schon damals sich mächtig entfaltendes Talent jene entschiedene, den bisherigen poetischen Bestrebungen abgewandte Richtung, welche ihn zum Begründer und hervorragendsten Haupt der romantischen Schule gemacht hat. T.s schriftstellerische Laufbahn begann mit der erzählenden Dichtkunst und wandte sich dann zum Drama, um zuletzt wieder zu der erstern zurückzukehren. Die ersten Romane T.s: „Abdallah" (Berl. 1795) u. „William Lovell" (das. 1795, 3 Bde.) gehören einer noch unentwickelten, strebenden Zeit an und bewegen sich in der drückenden Atmosphäre ungemilderter und unversöhnter Leidenschaft. Daß sich der Dichter hier nicht in einem seiner Natur zusagenden Gebiete bewegte, zeigten seine unmittelbar auf jene folgenden Produkte: „Peter Lebrecht, eine Geschichte ohne Abenteuerlichkeiten" (Berl. 1795—96, 2 Bde.) und „Peter Lebrechts Volksmärchen" (das. 1797, 3 Bde.), die sich durch reiche Phantasie, reine Naivetät und kecken, überschäumenden Humor auszeichnen. Hier tritt schon T.s Polemik gegen die seichte Aufklärerei, gelehrte Pedanterie und die gemeine prosaische Ansicht von der Poesie hervor. Größere Bedeutung aber haben die Märchen: der „Blaubart" und besonders „Der gestiefelte Kater" durch diese Art der poetischen Polemik gegen die gemeine Auffassung der Ritterwelt bei Spieß, Kramer u. Konsorten gewonnen. Deutlicher und bestimmter, als in diesen Werken, tritt die romantische Richtung T.s in denjenigen hervor, auf welche der Umgang mit seinem Freunde Wackenroder einen unmittelbaren Einfluß hatte und die theilweise auch letzterem selbst angehörten. Es sind dies die „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" (Berl. 1797), die „Phantasien über Kunst" (Hamb. 1799), beide aus Wackenroders Nachlaß, aber mit eigenen Zusätzen vermehrt, vor Allem aber „Franz Sternbalds Wanderungen" (Berl. 1798, 2 Bde.), welche T. allein angehören, wenn sie auch unter den Eindrücken seines Umganges mit Wackenroder entstanden sind. Das zuletzt genannte Werk ist, obwohl unvollendet, einer der besten Kunstromane, welche wir besitzen, aber dabei eine wunderbare Mischung von Andacht, Sentimentalität, Begeisterung, Sinnlichkeit und Derbheit, welche letztere namentlich in der Polemik gegen alle selbstgefällige Kennerei und Spielerei mit dem Erhabenen hervortritt. Die religiös-phantastische Begeisterung für die mittelalterliche Kunst führte T. zu Angriffen auf das Lutherthum und offenbarte eine Hinneigung zum Katholicismus, zu welchem der Dichter nachher wahrscheinlich förmlich übergetreten ist, ein Schritt, den er übrigens in seinen spätern Lebensverhältnissen möglichst in Vergessenheit zu bringen suchte. In die Zeit der Abfassung und Herausgabe der letztgenannten drei Werke fällt T.s Vermählung mit der Tochter des hamburger Predigers Alberti, welche später mit ihren zwei Töchtern zur römischen Kirche übertrat. Längere Zeit lebte T. darauf zu Jena im innigsten Vereine mit den beiden Schlegel und Novalis, sowie mit Schelling und Fichte. Hier vollendete er auch seine Uebersetzung des „Don Quixote" (Berl. 1799—1801; 3. Aufl. 1831), welche alle bisherigen Versuche bei weitem übertraf, u. gab seine „Romantischen Dichtungen" (Jena 1799 bis 1800, 2 Bde.) heraus, unter denen als Fortsetzung des Gestiefelten Katers „Zerbino oder die Reise zum guten Geschmack" durch ironische und doch wahrhaft poetisch erhabene Schilderung der materiellen, antipoetischen Denkart sich auszeichnet. Außerdem ist darin noch die Tragödie „Leben und Tod der Genoveva" enthalten. Zu gleicher Zeit beschäftigte ihn die Herausgabe eines „Poetischen Journals" (Jena 1800). In den Jahren 1801 u. 1802 hielt sich T. in Dresden auf und gab daselbst mit den Schlegel gemeinschaftlich den „Musenalmanach auf das Jahr 1802" (Tübingen) heraus, der viele Gegner, aber auch viele Freunde unter der empfänglichen Jugend fand. In poetischer Muße lebte er darauf bis 1804 theils in Berlin, theils in Ziebingen, einem Gute des Herrn von Burgdorf in der Nähe von Frankfurt an der Oder. In diese Zeit fällt die Bearbeitung der „Minnelieder aus dem schwäbischen Zeitalter" (Berl. 1803), durch welche er, sowie später durch die Herausgabe von „Ulrichs von Lichtenstein Frauendienst" (Tüb. 1815) und des „Altdeutschen Theaters" (Berl. 1817, 2 Bde.) wesentlich zur Wiederbelebung der ältern deutschen Dichtkunst mitgewirkt hat, vor allen Dingen aber die Vollendung seines längst erwarteten „Kaiser Octavianus" (das. 1804), eines romantischen Lustspiels, das man mit Recht als die feinste und duftigste Blüthe der gesammten romantischen Poesie angesehen hat. Im Jahre 1804 ging T. in Begleitung seiner Schwester u. des Barons von Knorring nach Italien. Er benutzte seinen Aufenthalt daselbst, theils um seine Ansichten über Kunst zu höherer Reife zu bringen, theils um die altdeutschen Gedichte der vatikanischen Bibliothek zu kopiren. Nach seiner Rückkehr (1806) hielt er sich eines heftigen Gichtanfalls wegen längere Zeit in München auf und kehrte sodann nach Ziebingen zurück. In die folgenden Jahre fällt die Herausgabe seines „Altenglischen Theaters" (Berl. 1811, 2 Bde.), welches als Resultat seiner Studien über Shakspeare Jugendarbeiten des englischen Dichters enthält, und die mit manchem Neuen, darunter das Drama „Fortunat", vermehrte Sammlung der gehaltreichsten seiner frühern Erzählungen u. dramatischen Spiele, die er unter dem Titel „Phantasus" (Berl. 1812—15, neue Aufl. 1844) in den Rahmen eines Romans faßte. Im Jahre 1818 machte er eine Reise nach London, wo er zu einem umfangreichen Werke über Shakspeare werthvolle Sammlungen anlegte. Nach seiner Rückkehr ließ er sich 1819 in Dresden nieder, wo er als erste Frucht seiner englischen Reise „Shakspeare's Vorschule" (Lpz. 1823—29, 2 Bde.) herausgab u. zu gleicher Zeit an der Vollendung der schlegelschen Uebersetzung dieses Dichters wesentlichen Antheil hatte. Auch eine vollständige Sammlung seiner „Gedichte" (Berl. 1821, 3 Bde.; neue Aufl. 1841), welche von seinem reichen dichterischen Talente Zeugniß ablegen, aber in der Form zum Theil vernachlässigt sind, fällt

in die erste Zeit seines Aufenthalts in Dresden, wo er als königlich sächsischer Hofrath ein amtliches Verhältniß zum Hoftheater erhielt und sich an dessen Leitung eifrig betheiligte. Ein Resultat dieser Theilnahme sind seine unter dem Titel „Dramaturgische Blätter" (Berl. 1826, 2 Bde.) gesammelten Theaterkritiken, welche er auch in seine „Kritischen Schriften" (Lpz. 1848—54, 4 Bde.) aufnahm. Seit den zwanziger Jahren begann T. von Neuem aus sich selbst zu schaffen u. wiederum das Gebiet der erzählenden Poesie mit merkwürdigen Erscheinungen zu bereichern. Mit diesen novellistischen Erzeugnissen, welche theils in verschiedenen Taschenbüchern, theils als „Novellenkranz" (4 Jahrgänge, Berl. 1831—35), späterhin auch gesammelt (Bresl. 1835—46, 20 Bde.; vollständig Berl. 1853, 12 Bde.) erschienen, machte T. nicht minder Epoche, als er früher mit jenen Wunderpoesien gemacht hatte. Von der Romantik der letzteren zeigt sich in diesen neuen Produkten nur noch selten eine Spur; vorherrscheud ist in ihnen der geistreiche Dialog über Literatur u. Leben der Gegenwart, vielfach von der feinsten u. schärfsten Ironie durchdrungen; ihr charakteristischer Unterschied von den früheren derartigen Produkten des Dichters liegt namentlich darin, daß sie aus dem romantischen Gebiete der Phantasie sich zu den Gegenständen der modernen Gesellschaft zurückwenden und an die Stelle des äußerlich Wunderbaren die innern Wunder u. Räthsel des Seelenlebens und ihre präcise Entwickelung setzen. Die vorzüglichsten unter ihnen sind: „Dichterleben", „Der Tod des Dichters", „Die Reisenden" und vor Allem der unvollendet gebliebene „Aufruhr in den Cevennen" (Berl. 1826). Weniger Beifall fand „Der junge Tischlermeister" (Berl. 1836, 2 Bde.), u. in noch geringerem Maße hat sein neuester Roman: „Vittoria Accorombona" (Bresl. 1840, 2 Bde.; neue Aufl. 1841) trotz aller ästhetisch-philosophischen Anpreisungen dazu beigetragen, seinen Dichterruhm zu erhöhen. Die berühmten Abendzirkel T.s in Dresden, in denen er durch sein seltenes Vorlesertalent glänzte, waren ganz das Abbild dieser Art Novellistik. Bald nach Friedrich Wilhelms IV. Thronbesteigung wurde T. mit ansehnlicher Pension u. dem Titel eines geheimen Hofraths an dessen Hof gezogen und lebte seitdem, oft kränkelnd, abwechselnd in Potsdam nnd Berlin, vorzüglich betheiligt bei den verschiedenen dramatischen Versuchen, welche im letzten Jahrzehnt auf den dortigen Hofbühnen gemacht worden sind. Von einer Krankheit, die ihn im Frühjahr 1851 darniederwarf, erholte er sich nicht wieder. Er † den 28. April 1853 zu Berlin. Die Herausgabe seiner „Sämmtlichen Werke" (Berl. 1799, 12 Bde.) und „Sämmtlichen Schriften" (unvollendet, das. 1828—42, 20 Bde.) besorgte er selbst. Auch gab er mit Friedrich Schlegel Novalis' „Schriften" (Berl. 1802; 5. Aufl. 1837, 2 Bde.; 3. Bd. 1846), mit Friedrich von Raumer Solgers „Nachlaß und Briefwechsel" (das. 1826, 2 Bde.), sowie Heinrich von Kleists „Nachgelassene Schriften" (das. 1826, 3 Bde.; neue Aufl. 1846) und Reinh. Lenz' „Gesammelte Schriften" (das. 1828, 3 Bde.) heraus. Nach seinem Tode erschien „Die Sommernacht, eine Jugenddichtung" (Frankf. 1853).

2) Christian Friedrich, Bildhauer, jüngerer Bruder des Vorigen, geboren den 14. Aug. 1776 zu Berlin, genoß hier bis 1797 den Unterricht Schadows und seit 1798 Davids in Paris u. begab sich 1801 nach Weimar, wo er bei der Ausschmückung des neuen Schlosses beschäftigt ward u. unter Anderem Göthe's Büste modellirte, die er später mit einigen Abänderungen in Marmor für die Walhalla ausführte. Im Jahre 1805 reiste er mit seinem Bruder Ludwig, dem Baron von Rumohr und den Gebrüdern Riepenhausen nach Italien, wo er gründliche Studien machte und mehre treffliche Büsten, wie die Alexanders v. Humboldt u. a. m., lieferte. Von 1809—12 hielt er sich in der Schweiz und längere Zeit in München auf, wo er die Büsten des damaligen Kronprinzen Ludwig, Schellings, F. Jacobi's u. seines Bruders fertigte. Im Jahre 1812 nach Italien zurückkehrend, traf er zu Carrara mit Rauch zusammen, mit dem ihn bald ein inniges Freundschaftsband vereinigte. In Carrara arbeitete T. für den Kronprinzen von Bayern die Büsten Lessings, Erasmus' von Rotterdam, Hugo Grotius', Herders, Bürgers, Wallensteins u. a. m., sowie für die Frau von Staël eine lebensgroße Statue Neckers für dessen Grabmal in Coppet. Im Jahre 1819 kehrte T. nach Berlin zurück, wo er im folgenden Jahre die Stelle eines Professors der Akademie erhielt und zum Mitglied des akademischen Senats ernannt wurde. Später wurde er auch Direktor der Skulpturengallerie, über die er 1830 eine Beschreibung veröffentlichte. Von 1810 bis in die neneste Zeit herab gingen aus seiner Hand zahlreiche Werke in großartig einfachem nnd doch zugleich zartem und elegantem Styl hervor. Seine Büsten zeichnen sich durch charakteristische Auffassung und, wie seine übrigen Arbeiten, sorgfältige Durchführung aus. In seinen frühern Werken sind Komposition u. Anordnung der Draperie noch steif und ungenügend, aber später bewährte T. sich auch in diesen Stücken als Meister. Unter seinen überaus zahlreichen Werken, welche er in Berlin vollendete, sind hervorzuheben: die 1829 in Erz gegossenen Gruppen von Rossebändigern für den Ueberbau des königlichen Museums; 15 mythologische Statuetten für das Geschäftszimmer der Kronprinzessin (1829); Niobe und ihre Kinder, großes Relief im Giebelfelde des neuen Theaters; Ifflands Statue, im Koncertsaale des Theaters; das Standbild Königs Friedrich Wilhelm II. in Ruppin; die Büste der Kronprinzessin, jetzigen Königin, und des Generals Gneisenau, beide von Fischer in Erz gegossen, u. A. m. Sein letztes Werk, eine Statue Schinkels für die Vorhalle des Museums, blieb unvollendet. Er † den 14. Mai 1851.

3) Sophie, geboren 1775, Schwester der Vorigen, vermählte sich 1799 mit ihres Bruders Ludwig Jugendfreund Bernhardi. Nachdem diese Ehe 1806 wieder getrennt worden war, heirathete sie 1810 den Baron v. Knorring, mit dem sie bis 1819 in Livland, später in Heidelberg lebte. Sie † 1833. Man hat von ihr: „Julie St. Albain" (Leipz. 1801, 2 Bde.), „Wunderbilder u. Träume in 11 Märchen" (Königsb. 1802, neue Ausg. 1823), „Dramatische Phantasien" (Berlin 1809), „Flor und Blancheflur" (das. 1822).

Tiedemann, 1) Dietrich, philosophischer Schriftsteller, geboren den 3. April 1748 zu Bremervörde bei Bremen, studirte zu Göttingen und ward 1786, nachdem er seit 1776 Lehrer am Karolinum zu Kassel gewesen, ordentlicher Professor der Philosophie an der Universität Marburg, wo er den 24. September 1803 †. Er war ein Gegner der kantischen Philosophie und schrieb, außer zahlreichen Abhandlungen über einzelne Gegenstände der Philosophie, zahlreiche größere Werke, von welchen hervorzuheben sind: „System der stoischen Philosophie" (Leipz. 1776 f., 3 Bde.); „Untersuchungen über den Menschen" (das. 1777 bis 1778, 3 Bde.); „Geist der spekulativen Philosophie" (Marburg 1791—96, 6 Bde.); „Empirische Psychologie" (herausgegeben von K. Wachler, Leipz. 1804).

2) Friedrich, berühmter Anatom und Physiolog, Sohn des Vorigen, geboren den 23. Aug. 1781 zu Kassel, besuchte das Gymnasium und die Universität zu Marburg. Nach Vollendung seiner hauptsächlich auf Anatomie und Physiologie gerichteten Studien besuchte er Behufs praktischer Ausbildung die Hospitäler zu Bamberg u. Würzburg und habilitirte sich 1804 zu Marburg. Nachdem er noch zu Würzburg Schellings Vorlesungen über Naturphilosophie gehört und Paris besucht hatte, ward er auf Sömmerrings Empfehlung 1805 als Professor der Anatomie und Zoologie nach Landshut berufen. In den folgenden Jahren machte er eine wissenschaftliche Reise nach Oberitalien und Tyrol und eine zweite an die Küsten des adriatischen Meeres, um den Bau der Strahlenthiere zu untersuchen, auf deren Bearbeitung das französische Institut 1811 einen Preis von 3000 Franken gesetzt hatte. T. erhielt nicht nur im folgenden Jahre den Preis, sondern ward auch zum korrespondirenden Mitgliede des Instituts ernannt. Im J. 1816 ging T. als Professor der Anatomie und Physiologie nach Heidelberg, wo er, wie früher in Landshut, eine anatomische und zoologische Sammlung anlegte. Einen Ruf nach Bonn 1818 und einen andern nach Berlin 1833 lehnte er ab. Zum Geheimrath ernannt, zog er sich 1849 vom Lehramte zurück und ließ sich in Frankfurt nieder. Er war eine der ersten Zierden der Universität Heidelberg und hat durch seine anatomischen, physiologischen und zoologischen Schriften europäischen Ruf. Hervorzuheben sind davon: „Zoologie" (Landshut 1808—10, 3 Bde.); „Anatomie des Fischherzens" (das. 1809); „Anatomie und Naturgeschichte der fliegenden Eidechse oder des Drachen" (Nürnberg 1811); „Anatomie der kopflosen Mißgeburten" (Landshut 1813); „Anatomie und Bildungsgeschichte des Gehirnes im Fötus des Menschen" (Nürnb. 1816); „Anatomie der Röhrenholothurie, des pomeranzenfarbigen Seesternes u. des Steinseigels" (Heidelberg 1816, neue Ausg. 1820); „Anatomie und Naturgeschichte der Amphibien" (das. und München 1817, 1. Heft); „Tabulae nervorum uteri" (das. 1822); „Tabulae arteriarum corporis humani" (Karlsruhe 1822), nebst „Ergänzungen zu den Abbildungen der Pulsadern des menschlichen Körpers" (Heidelberg 1846); „Icones cerebri simiarum" (das. 1822); „Die Verdauung nach Versuchen" (das. 1826—27, 2 Bde.; 2. Aufl. 1831, gemeinschaftlich mit Gmelin); „Physiologie des Menschen" (1. u. 3. Bd., Darmstadt 1830 u. 1836); „Von den duverney'schen und bartholini'schen Drüsen des Weibes u. der schiefen Gestaltung der Gebärmutter" (Heidelberg 1840); „Ueber Verengerung u. Schließung der Pulsadern in Krankheiten" (das. 1843); „Von lebenden Würmern und Insekten in den Geruchsorganen des Menschen" (Mannheim 1844); „Geschichte des Tabaks und ähnlicher Genußmittel" (Frankfurt 1854). Mit Reinhold und Treviranus gab T. die „Zeitschrift für Physiologie" heraus, von welcher 5 Bände erschienen sind.

Tiedge, Friedrich August, deutscher Dichter, geboren den 14. December 1752 zu Gardelegen in der Altmark, studirte zu Halle Rechtswissenschaft, ward dann Sekretär beim Landrathskollegium in Magdeburg, gab aber diese Stelle 1781 auf und ging als Erzieher nach Ellrich in der Grafschaft Hohnstein. Hier kam er in näheren Verkehr mit Göckingk, Gleim und Klamer-Schmidt, sowie mit Elisa von der Recke. Seine ersten dichterischen Versuche, welche in der Zeitschrift „Olla potrida" und in den von Göckingk und Voß herausgegebenen Musenalmanachen stehen, fallen in diese Zeit. Im Jahre 1788 ging er auf Gleims Einladung nach Halberstadt, wurde 1792 Privatsekretär des Domherrn von Stedern und blieb auch nach dessen Tode als Erzieher der beiden Töchter desselben in dieser Familie, ging mit ihr 1797 nach Magdeburg und 1798 nach Quedlinburg. Nach dem Tode der Frau von Stedern 1799 überließ er eine ihm verliehene halberstädter Dompräbende seinem jüngern Bruder, hielt sich seitdem meist zu Halle und Berlin auf und traf an letzterem Orte mit Elisa von der Recke wieder zusammen, deren treuer Gesellschafter er 1805—8 auf mehren Reisen durch Deutschland, die Schweiz und Italien, sowie bei ihrem nachmaligen Aufenthalte in Berlin u. in Dresden war. Letzterer Ort blieb auch nach dem 1833 erfolgten Tode seiner Freundin, die ihn durch ein Vermächtniß sorgenfrei stellte, sein beständiger Aufenthaltsort. Er † den 8. März 1841. Als Dichter machte sich T. zuerst bekannt durch seine „Poetischen Episteln", worin er eine didaktische Richtung verfolgte, die seitdem neben seiner Hinneigung zu elegisch-sentimentalen Schilderungen des Natur- und Seelenlebens seiner Poesie eigenthümlich blieb u. namentlich auch in der „Urania" hervortritt, einem lyrisch-didaktischen Gedichte, welches zuerst 1801 erschien und ungemein günstig aufgenommen wurde. An diesem Werke, dessen lyrische Stellen zum Theil von Himmel in Musik gesetzt wurden, verdienen die rhythmische Vollendung, die wohldurchdachte Planmäßigkeit, die zu Grunde liegende schöne sittliche Gesinnung volle Anerkennung, allein der durch das Ganze hindurchgehende sentimentale Rationalismus, der sich gegenwärtig überlebt hat, ist nicht geeignet, einen wahrhaft poetischen Eindruck im Gemüthe des Lesers zurück zu lassen, und hat bewirkt, daß das Gedicht ziemlich in Vergessenheit gekommen ist. T.'s letztes Werk: „Wanderungen durch den Markt des Lebens" (Halle 1833, 2 Bde.; neue Aufl. 1836), in welchem er vom sittlichen Standpunkte aus die von ihm durchlebte Zeit in ihren

Hauptzügen schildert, kann als eine Art Fortsetzung der „Urania" angesehen werden. Viel Beifall fanden seine „Elegien und vermischten Gedichte" (Halle 1803; 2. Aufl. 1814, 2 Bde.), welche sich durch Tiefe der Empfindung und Adel der Gesinnung empfehlen. Weniger bekannt geworden ist sein „Frauenspiegel" (Halle 1807). Außerdem schrieb er noch die idyllischen Liederromane „Das Echo oder Alexis und Ida" (Halle 1812) und „Aennchen u. Robert" (das. 1815), sowie „Denkmale der Zeit" (das. 1814), eine Sammlung von Gedichten, welche durch den Schmerz über das unterjochte Vaterland und die Freude über dessen endliche Erlösung hervorgerufen wurden. Auch lieferte er eine interessante Lebensbeschreibung der „Anna Charlotte Dorothea, Herzogin von Kurland" (Leipzig 1823), sowie Beiträge für Journale und Almanache. Eine Ausgabe seiner „Gesammelten Werke" besorgte sein Freund Eberhard (Halle 1823—29, 8 Bdchen.). Vergl. Falkenstein, T.'s Leben und Nachlaß, Leipzig 1841, 4 Bde.; Eberhard, Blicke in T.'s und Elisa's Leben, Berlin 1844.

Tiefe, als räumliche Bezeichnung die senkrechte Dimension von oben nach unten, wie bei Gefäßen, Gewässern rc.; auch die horizontale Dimension von vorn nach hinten, daher T. eines Hauses, einer Höhle; figürlich T. des Geistes, Ausbildung der höhern Seelenthätigkeiten, welche durch selbstständiges Denken erlangt wird u. mit hauptsächlich auf eigenem Forschen beruhendem Wissen verbunden ist.

Tiefsinn, der in das Innerste der Gegenstände, der Natur und des Geistes eindringende, auf das eigentliche Wesen derselben gerichtete Sinn, das geistige Durchdringungsvermögen, die Gabe der Erforschung der Gründe der Dinge, worauf zuletzt alle philosophische Erkenntniß beruht; dann ein krankhafter Seelenzustand, der in fortdauernder und unwillkürlicher Schwermuth besteht und der gewöhnliche Begleiter der Melancholie ist.

Tieftrunk, Johann Heinrich, Philosoph aus der kantischen Schule, geboren 1759 zu Stove bei Rostock, wurde nach vollendeten Studien Rektor der Schule zu Joachimsthal in der Uckermark. Durch mehre mit Beifall aufgenommene philosophische Schriften bekannt geworden, erhielt er 1792 einen Ruf als ordentlicher Professor der Philosophie nach Halle, wo er den 7. Oktober 1837 †. Von seinen Schriften, die den an Kants Philosophie sich anschließenden Rationalismus vertreten, sind hervorzuheben: „Censur des christlich-protestantischen Lehrbegriffes nach den Principien der Religionskritik" (Berlin 1791—94, 3 Bde., 2. Aufl. 1796); „Philosophische Untersuchungen über das Privat- u. öffentliche Recht" (das. 1797—99, 2 Bde.); „Die Mündigkeit der Religion" (das. 1800, 2 Bde.); „Philosophische Untersuchungen über die Tugendlehre" (Halle 1805, 2 Thle.); „Das Weltall nach menschlicher Ansicht" (das. 1821). Er gab auch Kants „Vermischte Schriften" (das. 1799—1800, 3 Bde.) heraus.

Tiegel, Gefäß, worin Körper hohen Hitzgraden ausgesetzt werden können. Die zu häuslichen Zwecken dienenden T. sind meist von Kupfer oder Eisen; die zu chemischem u. technischem Gebrauche bestimmten sogenannten Schmelztiegel müssen schwer schmelzbar seyn, einen bedeutenden Temperaturwechsel aushalten können, ohne zu springen, und dürfen von den in ihnen zu schmelzenden Stoffen weder angegriffen, noch durchbohrt werden. Berühmt sind besonders die hessischen T. von Großalmerode im Kurfürstenthum Hessen, welche aus einem wenig Eisenoxyd enthaltenden, beinahe völlig kalkerdefreien, feuerfesten Thon mit Zusatz von gröberem Sand verfertigt werden. Feuerfeste T. werden auch aus einem Gemenge von zwei Theilen Pfeifenthon und einem Theile feinen Quarzsandes verfertigt.

Tiers-état (franz.), der dritte Stand, in Frankreich in der Feudalzeit die ganze große Masse des Volks im Gegensatz zum Adel und Klerus, als den beiden privilegirten Ständen.

Tiers-parti (franz.), d. i. die dritte Partei, Fraktion in der französischen Deputirtenkammer, welche während der Kammersitzung von 1832 bis 1833 entstand, ihren Sitz im Centrum nahm und ein Ministerium von der bürgerlichen Partei, die Herrschaft des Mittelstandes, sowie im Innern die Politik der materiellen Interessen bezweckte; dann auch jede politische Partei, die den entschiedenen Richtungen abgewendet ist und die Meinungen des Spießbürgerthums vertritt.

Tiflis (georgisch Tphilis Kalaki, d. i. Warmstadt), Hauptstadt der asiatisch-russischen Provinz Georgien (Grusien), seit 1846 eines gleichnamigen Gouvernements, welches die Kreise T., Gori, Telaw, Signach, Jelisawetpol, Eriwan, Nachitschewan und Alexandropol, im Ganzen ein Areal von 1530 □Meilen umfaßt. Die Stadt, die wichtigste von ganz Transkaukasien, liegt in einer schönen, hügeligen mit Weinbergen und Gartenanlagen verschönerten Gegend 1100 Fuß über dem Meere, rechts am Kur, hat Mauern, Thürme, Forts und eine Citadelle und besteht aus 4 Haupttheilen, dem eigentlichen T. oder der Altstadt (Kala genannt), Tphilis mit warmen Schwefelbädern, Jsni, dem Bergquartiere, nebst der Citadelle, und Gareth-Uban, dem neuern und schönsten Theile der Stadt, mit breiten Straßen, großen Plätzen, schönen Gebäuden, dem Gouvernementspalaste, dem Gebäude des Generalstabes, des Gymnasiums rc. Zu diesen 4 Haupttheilen kommt noch die aus Erdhütten oder Saklis bestehende Vorstadt Kuki. Die Stadt ist wegen ihres halbeuropäischen, halbasiatischen Aussehens eine der interessantesten des Orients. Sie ist der Sitz der obersten Gouvernementsbehörden, eines Generalstabs, eines georgischen Patriarchen und Metropoliten, eines armenischen Erzbischofs und eines russischen Bischofs und hat 42 Kirchen (23 armenische, 15 griechische, 2 katholische und 2 tatarische), mehre Klöster, ein Gymnasium mit adeliger Pensionsanstalt, eine andere öffentliche Schule für die gebildeten Stände, mehre botanische Gärten, eine Bibliothek, ein Naturalienkabinet, Hospital, eine Münzstätte, Bazars mit mehr als 1000 Kaufbuden, Karavanserais, 3 Brücken rc. Die Einwohner, cirka 50,000, wovon über die Hälfte Armenier, die übrigen Georgier, Tataren, Russen

№ 66





TIEDGE

und Juden sind, unterhalten Manufakturen in Tapeten, baumwollenen und seidenen Zeuchen, Gerbereien, Salzraffinerieen, die das Salz aus den nahen Steinsalzgruben reinigen. Auch gibt es unter ihnen zahlreiche Schuhmacher, Gold- u. Silberarbeiter, Büchsenmacher, Schwertfeger rc. Die dortigen warmen Schwefelquellen werden in neuester Zeit stark benutzt. Der Handel nimmt mit jedem Jahre zu, so daß T. schon jetzt ein Hauptstapelort für den Verkehr zwischen Cis- u. Transkaukasien, sowie zwischen Europa u. Asien überhaupt geworden ist. Nahe bei T. liegen die deutschen Kolonistendörfer Neutiflis (1819 von Würtembergern angelegt), Katharinenfeld, Alexandersdorf und Elisabeththal. Nach Angabe der georgischen Chronisten fällt die erste Gründung von T. ins Jahr 450 n. Chr. Die Stadt war geraume Zeit Residenz der Könige von Georgien, erlitt aber öftere Verheerungen in Folge der vorderasiatischen Völkerbewegungen, so 828 von den Chasaren, dann von Dschingiskhan, von dem Sultan Dschelaleddin (1228) und Timur (1318). Doch behaupteten sich die georgischen Könige im Besitz der Stadt. Zu Anfang des 17. Jahrhunderts fiel T. zwar unter türkische Herrschaft u. wurde die Residenz eines Pascha's, aber der georgische König Rustum (1636—58) eroberte die Stadt wieder, befestigte sie, erbaute Bäder, ein Karavanserai und einen Palast. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts bemächtigten sich die Türken abermals der Stadt und nöthigten im darauf folgenden Friedenstraktate Persien, allen Rechten auf Georgien zu entsagen. Im Jahre 1735 verjagte aber Schah Nadir die Türken und setzte den georgischen König Theimuras wieder ein. Dessen Sohn Heraclius vereinigte Kartalinien und Kachetien mit dem georgischen Reiche, errichtete in T. eine Druckerei und ein Arsenal, richtete ein stehendes Heer ein u. erhob die Stadt zu einem blühenden Zustand. Aber 1795 vertrieb der Perser Aga Mohammed Khan den Heraclius, legte die Stadt abermals in Asche und schleppte 30,000 Menschen in die Sklaverei. Eine neue Aera für T. begann erst mit der russischen Herrschaft über Georgien (s. d., Geschichte).

Tiger (Felis tigris *L.*, Königstiger, bengalischer T.), Säugethierart aus der Gattung Katze, das furchtbarste aller Raubthiere, überall der Schrecken der Menschen und der Thiere. Er ist am Rücken und Seiten hellrostgelb, mit schiefen schwarzen Querstreifen an den Seiten; der Bauch ist weiß, ebenfalls schwarz gestreift u. gefleckt; die Backen und ein breiter Flecken über den Augen sind weiß, mit schwarzen Streifen netzartig durchflochten; die Unterkinnlade ist weiß, ebenso die Lippen, an deren Seite ein schwarzer Fleck steht; der Schwanz ist unten weiß, oben heller rostgelb, als der Körper, und schwarz geringelt. Die Länge des Körpers beträgt 5—8 F., die des Schwanzes $2\frac{1}{2}$—3 F., die Körperhöhe $2\frac{1}{2}$ F. Die eigentliche Heimath des T.s sind die schwülen Walddickichte Südasiens, besonders Ostindiens; doch geht er auch bis zum kaspischen See nach Nordwesten und über den Altai nach Norden (bis in die Breite von Berlin und Hamburg), wo er nicht selten dem Polarfuchse das Rennthier abjagt. Südlich findet er sich bis zum Kap Comorin, sowie auf Java und Sumatra. Auf Borneo soll er nicht vorkommen. Die sundaischen T. sind mehr rostroth, die schwarzen Streifen laufen minder schief, auch ist der Schwanz kürzer und dünner, die Behaarung kürzer und der ganze Körper kleiner. Die T. von Korea sollen dagegen einen dickeren, rauhhaarigeren und fahleren Pelz haben. Der T. ist ein weit gefährlicheres Raubthier als der Löwe. Seinen Aufenthalt nimmt er im Dickicht der Wälder, im Gebüsch, im Schilfe, im hohen Grase, oft ganz in der Nähe menschlicher Wohnungen. Er besitzt außerordentliche Kraft, trägt einen Menschen im Rachen im vollen Laufe fort, schlägt mit seinen Tatzen 5 Zoll tiefe Wunden, welche schwer heilen, und hat in Ostindien die Menschen aus einzelnen Dörfern völlig vertrieben. Durch die Treibjagden der indischen Fürsten, welche manchmal ganze Heere dazu aufbieten, ist er in nur einigen Gegenden, z. B. auf Ceylon, fast ganz ausgerottet. In Dekan, dem Mittelpunkte seines Verbreitungsbezirks, wurden von 1825—29 nach amtlichen Angaben 1032 T. erlegt. Manche Gegenden sind durch den T., den „Herrn der Wege und Thiere", wie javanische Dichter ihn nennen, völlig ungangbar geworden. Ohne die große Furcht desselben vor dem Feuer, ohne Lanzenträger und zwei Lärm schlagende Trommler würde nach Forbes' Angabe in Guzerate kaum ein Verkehr möglich seyn, da man hier meist nur des Nachts reisen kann. Aus Forbes' Corps wurden z. B. in einer Nacht drei Schildwachen von T.n aufgefressen. Die armen Moiunghi, die Salzsiederkaste am untern Ganges, welche ganz flache Sandinseln bewohnen, werden von T.n förmlich umlagert, indem diese die Gangesarme nicht selten durchschwimmen und ihre Opfer aus den Kähnen holen. Die Tigerin trägt 112 Tage, wirft 2—3 Junge, welche sich zähmen lassen. In Menagerien sind auch Bastarde von Löwen und T.n erzeugt worden. Den alten Griechen war der T. wenig bekannt, selbst Aristoteles wußte von ihm so viel als nichts. Auch die Römer wurden erst seit Varro's Zeit mit dem T. bekannt, brachten ihn aber dann häufig nach Rom. Der Kaiser Heliogabalus soll sogar gezähmte T. vor seinen Wagen gespannt haben. Die Tigerfelle, welche über England und Rußland häufig in den Handel kommen, werden hauptsächlich zu Pferde- und Schlittendecken benutzt.

Tigerkatze (F. tigrina *Schrb.*), Säugethierart aus der Gattung Katze, fahlgelb, unten weiß, an den Seiten mit 4—5 Reihen länglicher, schmaler, unregelmäßiger, schwarzbrauner Flecken, an den Schultern mit langen, hakiggekrümmten Streifen, mit geringeltem Schwanz von halber Körperlänge, etwa von der Größe der Hauskatze, findet sich im nördlichen Südamerika, besonders in Brasilien häufig.

Tiglat Pilesar, König von Assyrien zwischen Phul und Salmanassar, ließ sich 741 v. Chr. vom jüdischen König Ahas zu einem Feldzug gegen die Verbündeten Pekah, König von Israel, und Rezin, König von Syrien-Damascus, erkaufen, entriß jenem das Ostjordanland und einen Theil Nordpalästina's und führte die Einwohner größtentheils ins Exil ab, tödtete diesen aber nach

Eroberung der Stadt Damascus und deportirte deren Einwohner ebenfalls nach Assyrien.

Tigranes, Name mehrer Könige von Armenien (s. d., Geschichte).

Tigre (Tigreh), afrikanisches Reich in Abyssinien, grenzt nördlich an Habab, östlich an Sambara, südlich an Ambahai und die Gallas u. westlich an Amhara und umfaßt 4000 □M. Areal. Das Land ist sehr gebirgig und nur durch Gebirgspässe zugänglich. Hauptprodukte sind Reis, Hirse, Sennesblätter, Tabak, Südfrüchte, allerhand Gewürze, Baumwolle; ferner Wild (Gazellen), Fische, Bienen; Gold, Silber, Eisen etc. Die Einwohner sind zum Theil Eingeborne, zum Theil Araber, der Religion nach Mohammedaner oder Juden. Der Regent führt den Titel Raz, war einst ziemlich mächtig und stellte gegen 30,000 Mann Soldaten. Mit dem arabischen Meerbusen steht das Land über Arkiko und Amphila von Antalo und Schelikut aus in Verbindung; es ist aber auch wichtig für den Verkehr mit dem innern Afrika.

Tigridia (Tigerblume), Pflanzengattung aus der Familie der Irideen, Zwiebelgewächse aus Mexiko, wovon T. pavonia *Pers.*, Ferraria pavonia *L.*, rothe Tigerblume, Pfauenlilie, mit großen, prachtvollen, gelb gefleckten, T. violacea *Schiede*, mit lillarothen kleineren Blüthen u. a. schöne Zierpflanzen sind.

Tigris, Hauptstrom in Vorderasien, nächst dem Euphrat der größte in der europäischen Türkei, entspringt am Südrande der armenischen Tauruskette, nordwestlich von Diarbekr, ganz in der Nähe der Quellen des Euphrat. Er durchströmt Kurdistan seiner ganzen Breite nach, durchbricht die genannte Gebirgskette etwa 20 M. oberhalb Mossul, fließt dann mit beträchtlichen Windungen durch die assyrische Ebene, welche er von Mesopotamien trennt, nähert sich in der Gegend von Bagdad dem Euphrat bis auf 2½ M., fließt dann auf eine Strecke von mehr als 20 M. mit ihm parallel, die Ebene von Babylonien (Irak-Arabi) begrenzend, und vereinigt sich bei Korneh mit demselben zu einem einzigen Strome, Schat-el-Arab, der 30 M. weiter, ein Delta bildend, in den persischen Meerbusen mündet (vgl. Euphrat). Vor Mossul nimmt der T. den Khabur, in Kurdistan den großen und kleinen Zab, sowie die Diala auf, welch letztere mit dem Euphrat durch verschiedene Kanäle in Verbindung steht. Er ist von Mossul an schiffbar, hat ansehnliche Breite und Tiefe, aber auch viele Felsenklippen. Durch die Sandbänke an der Mündung wird die Einfahrt sehr erschwert. Sein Lauf beträgt 390 Meilen. Seine Ufer, einst Sitze hoher Kultur und Civilisation, sind jetzt verödet und mit Ausnahme der Orte Diarbekr, Mossul u. Bagdad, fast nur von nomadischen Kurdenstämmen bewohnt.

Tiguriner, celtisches Volk, welches den helvetischen Gau Tigurinus pagus bewohnte. Die T. erscheinen zuerst in Verbindung mit den Cimbern, mit denen sie den Konsul L. Cassius schlugen; dann mit den Teutonen und Ambronen, mit denen sie Gallien durchzogen und später von Marius bei Aquä Sertiä geschlagen wurden.

Tilburg, Stadt in der niederländischen Provinz Nordbrabant, südöstlich von Breda, links am Ley, mit Schloß, großen Tuchfabriken und 14,000 Einw., hat erst 1808 Stadtrechte erhalten.

Tilgungsfond, s. Staatsschulden.

Tillandsia (Haarananas), Pflanzengattung aus der Familie der Bromeliaceen, charakterisirt durch den dreispaltigen Kelch, die dreiblätterige, glockenförmige Blumenkrone und die dreieckige dreifächerige Kapsel mit vielen langbehaarten Samen, meist kleine Kräuter im heißen Amerika, mit dünnen Stengeln, als Schmarotzer auf Bäumen wachsend. Als Zierpflanzen werden kultivirt: T. pulchra *Hook.*, mit weißen Blüthen in einfacher Aehre, mit rosenrothen Brakteen; T. rosea *Lindl.*, in Blüthen in eiförmiger Aehre und mit langgespitzten, rosenrothen Brakteen; T. setacea *Swartz.*, mit Blüthen in eilanzettförmiger Aehre, mit gelben Brakteen u. a. m.; T. usneoides *L.*, hängt mit den fadenförmigen, ellenlangen und unter einander verschlungenen Stengeln von den Aesten der Bäume herunter wie Flechten. Bei T. utriculata *L.* bilden die in einander geschlungenen Blätter Säcke, in welchen sich Regenwasser sammelt und frisch erhält, so daß es den Reisenden Erquickung gewährt und die Vögel davon saufen.

Tillemont, Sébastien le Nain de, französischer Kirchenhistoriker, geboren 1637 zu Paris, ward bei den jansenistischen Theologen zu Portroyal gebildet und kam nach einem vierjährigen den Studien gewidmeten Aufenthalt zu Beauvais 1670 nach Paris, wo er 1672 in den geistlichen Stand eintrat. Zunächst wurde er Subdiakon im Kirchspiel Saint Lambert; später siedelte er in das Kloster Portroyal selbst über. Als die Regierung 1679 diesen Zufluchtsort der Jansenisten aufhob, ging er auf sein zwischen Vincennes und Montreuil gelegenes Gut Tillemont. Er † den 10. Jan. 1698. Das Hauptwerk T.s sind seine „Mémoires pour servir à l'histoire ecclésiastique des six premiers siècles etc.“, von dem Bd. 1 1693, die vier folgenden von 1694—96 erschienen. Erst 1712 erfolgte die Veröffentlichung bis zum 16. Band. T. hat dies große Werk, das mehr eine Materialiensammlung, als geschichtliche Darstellung ist, bloß bis 513 fortführen können, da ihn der Tod mitten in seinen Studien abrief. Seit 1690 begann er die „Histoire des empereurs et des autres princes, qui ont régné durant les six premiers siècles de l'église etc.“, welche zugleich profane Literaturgeschichte jener Zeiten enthält. Auch dieses Werk ist unvollendet. Von 1691—97 erschienen 3 Bände, 1701 ein vierter und 1738 ein fünfter. Vergl. Tronchay, Idée de la vie et de l'esprit de le Nain de T., Nancy 1706, Köln 1711.

Till Eulenspiegel, s. Eulenspiegel.

Tillier, Johann Anton, Reichsfreiherr von, schweizerischer Geschichtschreiber, geboren als Sprößling einer alten Familie 1792 in Bern, war in der Restaurationsepoche Appellationsrichter, nach 1831 Landamman und dann Regierungsrath, ward 1846 vom großen Rath zum Präsidenten und nach Einführung der Bundesverfassung von 1848 zum Mitglied des Nationalraths erwählt. Nachdem er 1850 sich von den öffentlichen Geschäften zurückgezogen, widmete er seine

Muße geschichtlichen Studien und † zu München den 16. Febr. 1854. Er schrieb: „Geschichte des eidgenössischen Freistaats Bern" (Bern 1838, 5 Bde.); „Geschichte der Eidgenossen während der Restauration" (Bern u. Zürich 1848, 3 Bde.); „Geschichte der Eidgenossenschaft während der Zeit des so geheißenen Fortschritts, also seit 1830" (Bern 1854, 2 Bde.).

Tilly, Johann Tzerklas, Graf von, berühmter Feldherr des 30jährigen Kriegs, geboren 1559 auf dem Schlosse der Herrschaft T. im wallonischen Brabant, ward in einem Jesuitenkloster erzogen, trat dann in spanische Dienste und bildete sich in den Niederlanden unter Alba, Requesens, Don Juan d'Austria und Alexander Farnese zum Feldherrn. Nachdem er 1598 in das kaiserliche Heer übergetreten, diente er 1600 unter dem Herzog Philipp Emanuel von Lothringen-Mercoeur als Oberstlieutenant in Ungarn gegen die dortigen Insurgenten und Türken, stieg 1601 zum Oberst eines Wallonenregiments und nach und nach zum kaiserlichen Artilleriegeneral auf. Als eine Waffenruhe seine kriegerische Laufbahn unterbrochen hatte, folgte er dem Rufe des Herzogs Maximilian I. von Bayern, der ihm die Reorganisation des in Verfall gerathenen bayerischen Kriegswesens und die Charge eines Generalobersten der neu zu bildenden regulären Landmiliz übertrug. Im J. 1620 erhielt er als Generallieutenant den Oberbefehl über die Truppen der katholischen Ligue, rückte im Juli d. J. mit 25,000 Mann in Oberösterreich ein, dämpfte die dortigen Unruhen und drang dann, durch die kaiserliche Armee unter Bucquoi und Wallenstein verstärkt, in Böhmen ein. Der Sieg bei Prag am 3. November war hauptsächlich sein Werk. Er blieb hierauf mit 7500 Mann als Vollstrecker der kaiserlichen Befehle in Prag zurück und übte als solcher Milde und Menschlichkeit. Im J. 1621 brach er gegen den Grafen Ernst von Mansfeld auf, eroberte die von ihm besetzten Städte Ellenbogen, Pilsen und Tabor und verfolgte ihn bis in die Oberpfalz. Nachdem er darauf am 26. April 1622 den Markgrafen Georg Friedrich von Baden-Durlach bei Wimpfen am Neckar geschlagen, wendete er sich gegen den Herzog Christian von Braunschweig, schlug ihn am 20. Juni bei Höchst am Main und zwang ihn zum Rückzug nach Westphalen, worauf er Heidelberg, Mannheim und Frankenthal eroberte. In Folge des entscheidenden Siegs, den er am 4. und 6. August 1623 bei Stadt-Loo im Münsterschen über den Herzog von Braunschweig gewann, ward er vom Kaiser in den Grafenstand erhoben, erhielt nun den Auftrag, Norddeutschland zu beobachten, und blieb daher in Niedersachsen stehen, wo seine Soldaten furchtbar hausten. Am 17. Aug. 1626 schlug er den Dänenkönig Christian IV. bei Lutter am Barenberge aufs Haupt und bemächtigte sich im folgenden Jahre Lauenburgs. Nachdem er darauf, von Wallenstein, der ihn entfernen wollte, veranlaßt, eine Diversion nach Holland gemacht hatte, jenem die Verfolgung des Königs überlassend, zwang er im Mai 1629 Letzteren zu Abschluß des Friedens von Lübeck. Als im folgenden Jahre Wallenstein den Oberbefehl über die kaiserlichen Truppen hatte abgeben müssen, wurde T. an dessen Stelle zum Generalissimus ernannt. Als solcher besetzte er zunächst Brandenburg. Seine bedeutendste kriegerische Unternehmung in dieser Zeit war jedoch die Eroberung Magdeburgs, welche er am 10. Mai 1631 mit Pappenheim ausführte. Die unerhörten Greuel, welche T.'s und Pappenheims Wallonen und Isolani's Kroaten hier verübten, bleiben ein Flecken in seiner Lebensgeschichte, von welchem die Sophistik katholisirender Schriftsteller der neuern Zeit ihn nicht hat reinigen können. Aufgefordert von einigen menschlich fühlenden Offizieren, dem schrecklichen Wüthen der Soldaten Einhalt zu thun, soll er kalt zur Antwort gegeben haben: „Fragt in einer Stunde wieder an; der Soldat will auch etwas haben für seine Gefahr und Mühe", und nach Wien berichtete er: „Seit Troja's und Jerusalems Zerstörung ist keine solche Victoria geschehen". Sein Glücksstern war aber mit Magdeburgs Fall untergegangen. Zwar drang er hierauf in Kursachsen ein und besetzte am 4. September Leipzig durch Kapitulation; aber schon am 7. September wurde er bei Breitenfeld unweit Leipzig von Gustav Adolf geschlagen, nach 33 gewonnenen Gefechten und Schlachten zum ersten Mal, und entkam, 3mal verwundet, nur mit Mühe. Er zog hierauf eilig über Halle nach Halberstadt, wo er die Zerstreuten sammelte und aus den kaiserlichen Garnisonen Verstärkungen an sich zog, und brach dann nach Franken auf, um seinem siegreichen Gegner hier die Spitze zu bieten; aber gemessene Befehle des Kurfürsten von Bayern, sich auf die Vertheidigung seines Landes zu beschränken, wiesen ihn hinter die Tauber zurück. Nach einem fruchtlosen Angriffe auf Nürnberg verlegte er seine Truppen zwischen Nördlingen und Ansbach in Winterquartiere. Im Februar 1632 trieb T. den schwedischen General Horn aus Bamberg und zog, als der Schwedenkönig gegen Donauwörth anrückte, auf Befehl seines Kurfürsten in Eilmärschen an den Lech, wo er bei Rain ein festes Lager aufschlug, um den Feind von dem Ueberschreiten des Lechs abzuhalten. Dieser aber täuschte ihn und ging über den Strom, wobei es zu einem mörderischen Kampfe kam. Eine 3pfündige Falkonetkugel zerschmetterte dem greisen T. den rechten Schenkel. Er † in Folge davon den 30. April 1632, 72 Jahre alt. T. war von mittlerer Statur und hager, aber muskulös gebaut. Sein Gesicht, mit scharfen, eckigen Zügen und großer Nase, drückte, sowie die großen, unter buschigen, grauen Wimpern hervorblickenden feurigen Augen, die eiserne Härte seines Charakters aus. Bis zur Schlacht bei Breitenfeld rühmte er sich, nie berauscht gewesen zu seyn, nie ein Weib (was auch die Aerzte aus anatomischen Gründen nach seinem Tode bestätigten) berührt und nie eine Schlacht verloren zu haben. Er haßte Aufwand und äußere Ehrenbezeigungen, nahm vom Kaiser niemals baares Geld an und hinterließ bei seinem Tode wenig Vermögen. Die Gebote der katholischen Kirche beobachtete er mit großer Gewissenhaftigkeit; er vergaß es nie, täglich die Messe zu besuchen und die bestimmten Gebete zu sprechen, wie er überhaupt als Soldat mönchische Sitten beibehielt. In neuerer Zeit ward ihm in

der Feldherrnhalle in München eine Statue errichtet.

Tilsit, Kreisstadt in der preußischen Provinz Preußen (Ostpreußen), Regierungsbezirk Gumbinnen, am Einfluß der Tilse in die Memel, über welche eine Schiffbrücke führt, hat ein Schloß, 4 Kirchen, darunter eine evangelische mit hohem, kunstvollem Thurm, ein Gymnasium, eine höhere Bürgerschule, ein Hospital, Armen-, Kranken- und Arbeitshaus, eine Garnison u. 16,000 Einw., welche Tuch- u. Leinweberei, Gerberei, Töpferei, Branntweinbrennerei, Zuckerraffinerie, Lachsfang, bedeutenden Handel mit Getreide, Leinsaat, Holz, Wachs, Butter, Käse, Vieh rc. und ein lebhaftes Speditionsgeschäft mit Rußland betreiben. Eine Stunde westwärts von T. fängt die tilsiter Niederung an, ein 4 Meilen langer, sehr fruchtbarer Landstrich zwischen den beiden Armen der Memel (Gilge und Ruß) bis ans kurische Haff, mit starkem Gemüse-, Wiesen- und Gerstenbau und vorzüglicher Viehzucht. Besonders werden hier schöne Pferde gezogen. Die Niederung bildet einen eigenen Kreis von 22 □Meilen, mit 47,000 Einw. in 432 Dörfern und Vorwerken. Geschichtlich merkwürdig ist T. durch den am 7. und 9. Juli 1807 daselbst abgeschlossenen Frieden. Nachdem nach der Schlacht bei Friedland (14. Juni) Kaiser Alexander am 18. Juni einen Waffenstillstand vorgeschlagen, erfolgte am 25. die berühmte persönliche Zusammenkunft beider Kaiser auf einem Floße auf dem Niemen. Von Napoleon eingeladen, kam auch der König von Preußen nach T., wo am 7. Juli der Friede mit Rußland von Talleyrand, Kurakin und Labanow-Rostowski, Kalckreuth und Golz zu Stande gebracht ward. Darnach sollte aus den 1793 und 1795 von Polen abgerissenen, bisher preußischen Provinzen ein neues Herzogthum Warschau für den König von Sachsen gebildet und Danzig mit einem Umkreise von zwei Stunden zu einem Freistaat unter Preußens und Sachsens Schutz gemacht werden; die Herzoge von Mecklenburg, Oldenburg und Koburg ihre Länder zurückerhalten, und die Brüder des Kaisers, Hieronymus als König von Westphalen, Joseph als König von Neapel und Ludwig als König von Holland von Seiten Rußlands anerkannt, die von Preußen jetzt abgetretenen Provinzen links von der Elbe mit Braunschweig und Hessen in ein Königreich Westphalen umgeschaffen werden. Auch trat der Kaiser Alexander die Herrschaft Jever an Holland ab und versprach, seine Truppen aus der Moldau und Walachei zurückzuziehen und unter Napoleons Vermittelung mit der Pforte Frieden zu schließen. Dagegen erhielt Rußland von preußisch Polen die Provinz Bialystock (206 □Meilen mit 184,000 Einw.). In einem geheimen Artikel versprach Rußland, sich zur Behauptung der Unabhängigkeit der neutralen Flotte mit Frankreich zu verbinden und die Höfe von Kopenhagen, Stockholm und Lissabon zu demselben Schritte zu bewegen. Der am 9. Juli zwischen Napoleon u. Friedrich Wilhelm III. von Preußen abgeschlossene Friede war der Hauptsache nach im vorigen enthalten. Ersterer mußte die erwähnten polnischen Provinzen, sowie alle zwischen dem Rhein und der Elbe gelegenen Lande an Napoleon, den kottbuser Kreis an Sachsen abtreten und England seine Häfen verschließen. Außerdem ward noch festgesetzt, daß Preußen von den Franzosen bis zum 1. Oktober geräumt seyn solle, wenn bis dahin die Kriegssteuern baar ausgezahlt oder durch gehörige Sicherheit gedeckt seyn würden. Geheime Artikel des tilsiter Friedens wurden 1822 in einer Schrift des Engländers Lewis Goldsmith publicirt. Darnach sollte Rußland sich der europäischen Türkei bemächtigen, ein Prinz aus Napoleons Familie die Krone Spaniens und Portugals erhalten, die weltliche Macht des Papstes aufhören, Frankreich die nordafrikanischen Staaten, sowie auch Aegypten und Malta in Besitz nehmen und bei der Eroberung Gibraltars von Rußland unterstützt werden, das Mittelmeer bloß den Schiffen Rußlands, Frankreichs, Spaniens und Italiens offen stehen und Dänemark in Norddeutschland durch die Hansestädte entschädigt werden, wenn es seine Flotte zur Bekämpfung Englands hergäbe.

Timäus, 1) pythagoräischer Philosoph aus Lokri, lebte gegen 400 v. Chr. und bekleidete in seiner Vaterstadt die höchsten Ehrenstellen. Die ihm beigelegte, wahrscheinlich unächte Schrift „Von der Weltseele", die auffallend an den eben so überschriebenen Dialog Plato's erinnert, gaben Bekker in der Gesammtausgabe der Werke des Plato (Bd. 3, Thl. 3, Berl. 1818), Stallbaum in der Ausgabe des platonischen „Timäus" (Gotha u. Erfurt 1838) und in besonderer Bearbeitung Gelder (Leyden 1836) heraus. Eine deutsche Uebersetzung gibt „Das Weltall und die Weltseele nach den Vorstellungen der Alten und T. der Lokrer von der Seele der Welt und der Natur" (Leipzig 1835).

2) T., griechischer Geschichtschreiber aus Tauromenium gegen 290 v. Chr., wurde vom Tyrannen Agathocles von Syracus verbannt. Von seiner Geschichte Siciliens, sowie von der Geschichte des Kriegs der Römer mit dem Pyrrhus sind Fragmente vorhanden, gesammelt von F. Göller in „De situ et origine Syracusarum" (Lpz. 1818) und von Müller in „Historicorum Graecorum fragmenta" (Paris 1841).

3) T. der Jüngere, Grammatiker und Sophist, gegen Ende des 3. Jahrhunderts, schrieb ein „Lexicon vocum Platonicarum", wovon noch eine Kompilation vorhanden ist, herausgegeben von Ruhnken (Leyden 1754; 2. Aufl. 1789) und Koch (Leipz. 1828; 2. Aufl. 1833).

Timbo (Timbu), afrikanische Stadt, im östlichen Mandingosgebirg, Hauptstadt im Königreich Fonta-Dschallon, unweit den Quellen des Tankisso und des Ba-Fing, südwestlich von Cambaya, hat 9000 Einw.

Timbuktu (Tembuktu, Tombuktu), Handelsstadt im westlichen Sudan, gehört gegenwärtig nominell zum Reiche der Fellatahs, steht aber dabei unter arabischem Einfluß, namentlich unter der geistlichen Herrschaft eines Scheikhs der Tuariks, Namens El-Bakay. Die Stadt liegt am Südrande der Sahara unter 18° 3' 30" bis 18° 4' 5" nördl. Br. und 15° 55' östl. L. Die Umgebung der Stadt ist völlig vegetationslos; nur der nach dem 2 Stunden südlich an einem Arme des Niger gelegenen Hafen u. Stapelplatz Kabara

od. **Kabra** führende Weg ist dicht mit Gummimimosen und ähnlichem Gestrüpp bedeckt, wie auch hier Melonen und Durrah auf einigen Feldern gebaut werden. Die Stadt bildet eine dreieckähnliche Figur. An ihrer nördlichen Ecke liegt die alte von Stein errichtete Hauptmoschee, Dschàma Sankove. Von den übrigen Moscheen sind nur noch zwei im südwestlichen Stadtviertel gelegene, die sogenannte große und die des heiligen Johannes des Täufers hervorzuheben. Die dicht zusammengedrängten Häuser der Stadt sind aus getrockneten Lehmziegeln erbaut. Einige darunter sind ziemlich groß und von respektabelm Aussehen. In weitem Umkreis um die Stadt liegen zahlreiche leichte Mattenhütten zerstreut. Neuere Reisende schlagen die Zahl der Einwohner auf 20,000 an. Am zahlreichsten sind darunter die Sonrayneger vertreten; neben ihnen wohnen Araber von verschiedenen Stämmen, Fellahs, Tuariks, auch Bambarra- und Mandingoneger. Auch werden hier viele Sklaven gehalten. Die Stadt bildet einen frequenten Markt, auf welchem besonders werthvolle Waaren ausliegen. Sie ward 1213 von Mansá-Suleiman, einem König der Snsuneger, eines Zweigs der Mandingos, als Haupt- und Residenzstadt in einem damals schon seit geraumer Zeit für den Islam gewonnenen Lande gegründet. Am Nordpunkte des Hauptstroms von Sudan auf der Grenze zwischen dem dicht bevölkerten Süden und dem Karavanenhandel treibenden Norden höchst vortheilhaft für den Handel gelegen und bald als eine der heiligen Städte das Islam verehrt, gelangte T. rasch zu hohem Flor. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts gerieth der Handel T.'s in Verfall und erst, nachdem sich der Sultan Muley-Ismael von Marokko (1672—1727) der Stadt bemächtigt hatte, nahm der Handelsverkehr daselbst einen neuen Aufschwung, aber nur, um bei der Abnahme der marokkanischen Herrschaft in dem Grade zu sinken, daß von T. überhaupt wenig mehr die Rede war. Im J. 1803 wurde T. eine Provinzialstadt des Reichs Bambarra. Im J. 1810 fiel es in die Gewalt der Fellatahs, die aber gegenwärtig, durch den Einfluß, den die Beherrscher von Bornu ausüben, so beschränkt sind, daß sie kaum mehr Herren der Stadt genannt werden können. Die Stadt T. war, sowie der Niger, seit Jahrhunderten ein Räthsel, mit dessen Lösung sich die europäischen Geographen und Reisenden beschäftigten, ohne ihr Ziel zu erreichen. Was man von dieser Stadt wußte, beschränkte sich auf die Nachrichten des **Leo Africanus**, der sie zu Ende 1510 besucht, aber die übertriebensten Märchen in Bezug auf ihre Größe und ihren Glanz verbreitet hatte. Geraume Zeit sah kein Europäer die Stadt, so viele kühne Reisende es auch versuchten, bis dahin vorzudringen. Der Brite Mungo Park erreichte 1805 bloß den Hafenort Kabra. Endlich gelang es dem britischen Reisenden **Laing**, von Tripoli aus 1826 nach T. zu kommen; da er aber auf der Rückreise ermordet ward und sein Tagebuch verloren ging, so blieb seine Reise ohne Erfolg für die gewissere Kunde von T. Glücklicher war René **Caillié**, ein junger Franzose, welcher von der französischen Niederlassung St. Louis aus ins Innere Afrika's vordrang und vom 20. April bis zum 4. Mai in T. verweilte. Der erste Deutsche und zugleich der erste Europäer, welcher von Osten her bis T. vordrang, war Barth, welcher den 7. Sept. 1853 daselbst anlangte, und, von Scheikh El-Bakay freundlich aufgenommen, bis Okt. 1854 daselbst verweilte. Vgl. **Ritter**, in der Zeitschrift für Allgemeine Erdkunde, Berl. 1854, Bd. 2.

Timokratie (griech.), ein Staat, in dem Ehrenstellen und Aemter nach Maßgabe des Vermögens vertheilt werden, also Herrschaft des Geldes, des Reichthums, s. **Aristokratie**.

Timoleon, griechischer Feldherr aus Korinth, vertheidigte seine Vaterstadt bei verschiedenen Veranlassungen gegen fremde und einheimische Tyrannen und ließ sogar seinen Bruder Timophanes tödten, weil dieser nach der Tyrannei in Korinth strebte. Aus Schmerz über dieses Opfer, welches er gebracht, verließ er freiwillig sein Vaterland und kehrte erst nach mehren Jahren dahin zurück, als die Syrakusaner gegen den Tyrannen Dionysius den Jüngeren Hülfe begehrten. Um 345 v. Chr. mit nicht unbedeutenden Streitkräften nach Syrakus gesandt, nöthigte er ein Jahr darauf den Dionysius zur Uebergabe der Burg, vertrieb ihn von der Insel und zwang auch die Karthager durch die Schlacht am Crimisus (342 v. Chr.) zur Räumung Siciliens. T. stellte hierauf in Syrakus, sowie in den übrigen griechischen Städten Siciliens die republikanische Verfassung wieder her und befestigte dieselbe durch einen zweiten größeren Sieg über die Karthager 340. Er † 337 v. Chr., nachdem er in den letzten beiden Jahren seines Lebens in strenger Zurückgezogenheit gelebt hatte. T. genoß allgemeine Verehrung; seinen Geburtstag feierte ganz Sicilien, weil er an ihm die meisten seiner Schlachten geschlagen hatte, als einen Festtag. Er wurde auf dem Marktplatz zu Syrakus in dem Gymnasium begraben, welches nach ihm **Timoleonteum** genannt wurde. Seine Lebensbeschreibung geben Plutarch und Cornelius Nepos.

Timon, 1) ein durch seinen Menschenhaß berühmt gewordener Athener, daher der Misanthrop genannt, war ein Zeitgenosse des Socrates und bekämpfte mit dem beißendsten Spott die damals in Athen einreißende Sittenlosigkeit, allen Umgang mit den Menschen vermeidend, ausgenommen den mit dem jungen Alcibiades, weil er, wie er selbst gestand, einsah, daß dieser seiner Vaterstadt einst großen Nachtheil bringen würde. Daher stellte ihn Aristophanes als einen Menschen dar, der, von einer undurchdringlichen Dornenhecke umgeben, von Jedermann verabscheut und für eine Ausgeburt der Furien gehalten werde, und Lucian macht ihn zum Gegenstand eines sehr witzigen Dialogs, der noch unter dem Namen „Timon" erhalten ist. Auch Shakespeare hat von ihm die Charakterperson seines Stückes „Timon von Athen" entlehnt.

2) T., skeptischer Philosoph u. Dichter, geboren zu Phlius um 272 v. Chr., hatte sich anfangs der Tanzkunst befleißigt, widmete sich aber nachher der Philosophie, worin er namentlich den Unterricht Stilpo's in Megara und Pyrrho's in Elis genoß, und trat zu Chalcedon als Lehrer der Philosophie und Beredsamkeit auf, zugleich die Aus-

übung der Heilkunst damit verbindend. Später begab er sich nach Athen, wo er in hohem Alter †. Unter seinen theils poetischen, theils prosaischen Schriften, von denen sich noch Bruchstücke erhalten haben, zeichnen sich besonders seine „Sillen", ein philosophisch-satyrisches Lehrgedicht, aus, welches ihm den Beinamen des Sillographen erwarb. Fragmente davon sind von Wölke (Breslau 1820) und Paul (Berlin 1821) herausgegeben und erläutert worden.

Timor, Insel im indischen Ocean, die bedeutendste der kleinen Sundainseln, hat einen Flächenraum von 572 □Meilen und ist von Korallenbänken umgeben und von einer bewaldeten Bergkette der Länge nach durchzogen, von der zahlreiche im Sommer meist vertrocknende Bäche herabströmen. Lava- und Kreidefelsen bilden dürre Striche am Gestade; thätige Vulkane will man im Nordwesten entdeckt haben; Erdbeben sind häufig. Das Klima ist an den Küsten ungesund, im Innern besser. Produkte sind Getreide, Reis, Mais, Bataten, Baumwolle, Tabak, Yams, Mohn, woraus Opium bereitet wird, Ananas, Melonen, Zimmt, Muskat, Piment, Kakao, Kaffee, Zuckerrohr, Indigo, Sago, Kokos, Brodfrucht, Banianen, Areka, Sandelholz, Bambus, Tik- und Rosenholz, kostbare Waldbäume, viele Heilpflanzen 2c. Man zieht Pferde, Ochsen, Schafe, Schweine und Ziegen, auch Geflügel. In den dichten Wäldern hausen außer dem gewöhnlichen Rothwild auch Katzen, Babyrussas, Büffel, Affen, Beutelthiere, fliegende Hunde, Nashornvögel, Papageien, Adler, Sperber 2c. Krokodile, Schlangen, Schildkröten leben in Flüssen und Sümpfen; Haifische, eine Masse von eßbaren Fischen, Austern, Perlmuscheln und die schönsten Korallen bietet das Meer dar. Von Mineralien hat die Insel Gold, welches die Bäche mit sich führen, Eisen, Kupfer, Schwefel, Salpeter und Salz. Die Einwohner, etwa 800,000, sind Chinesen, Portugiesen, Papuas u. Malayen. Letztere bilden die Mehrzahl, bekennen sich zum Islam, sprechen einen eignen, dem javanischen ähnlichen Dialekt, sind von brauner Farbe und tättowiren sich. Ackerbau und Viehzucht (Büffel), Fischfang u. Handel nähren die Malayen, Handwerke und Handel die Chinesen und Europäer. Der Handel geht hauptsächlich nach Batavia und Banda, und betrifft Sandelholz, Sklaven, Vieh, Wachs, Schildkröten, Metalle; eingeführt werden Manufakte, Eisengeräthe und Schmuckwaaren. Im Innern, auf einem Areal von ungefähr 235 □Meilen, stehen die Einwohner unter eigenen Radscha's, den südwestlichen Theil der Insel (200 □Meilen) behaupten die Niederländer, deren Gouvernement T. mit andern kleinen Sundainseln auf 1042 □Meilen mit 1,057,000 Einw. angegeben wird, und die Nordostküste (200 □Meilen) die Portugiesen, welche ihr Gouvernement T., wozu auch Solor und einige andere Inseln, freilich nur nominell, gehören, zu 1632 □Meilen mit 918,300 Einw. angeben. Im Sommer 1854 verhandelten sie mit den Niederländern wegen Grenzregulirung auf T. Hauptort ist Kupang, an der Bai von Babao. Im J. 1610 kamen die ersten portugiesischen Missionäre nach T., machten viele Proselyten und sicherten Portugal den Besitz der Insel. Im J. 1688 setzten sich die Holländer hier fest, die sich zur Zeit der napoleonischen Herrschaft in ihrem Besitz durch die Engländer mehrfach gestört sahen.

Timotheus, 1) athenischer Feldherr, Sohn Konons und einer Thracierin, zeichnete sich nebst Chabrias und Iphicrates im Kriege zwischen Theben und Sparta (375), wo er die spartanische Flotte vernichtete, dann gegen Amphipolis (360), Corcyra, Olynth 2c. und in dem Kriege Athens gegen seine abtrünnigen Bundesgenossen, Cos, Rhodus, Chios, Byzanz 2c. (358) aus. Athen verlor jedoch in dem letzten der genannten Kriege größtentheils das noch übrige Ansehen zur See. Vor Allem litt es durch die Ränke des Chares gegen seine Mitfeldherren Iphicrates und T. und durch die unvorsichtige Theilnahme desselben an dem Aufstande des Artabazus (356); denn als Chares das Unternehmen vereitelt hatte, indem er trotz eines einbrechenden Sturmes gegen den Rath des Iphicrates und Timotheus der feindlichen Flotte im Hellespont eine Schlacht lieferte, in der er den Kürzeren zog, verklagte er, um sich selbst sicher zu stellen, den T. in Athen; dieser wurde vorgeladen und um 100 Talente gestraft. Im Unwillen über sein undankbares Vaterland ging T. nach Chalcis, wo er nach einigen Jahren †. Des T. Ruhm war nach den ersten Siegen so groß, daß ihm auf dem Markte Athens eine Bildsäule gesetzt wurde. Merkwürdig ist ein Gemälde, welches den T. schlafend und neben ihm die Glücksgöttin, Städte mit dem Netz fischend, darstellte. T. soll in Beziehung auf dasselbe gesagt haben: Wenn ich im Schlafe Städte einnehme, was würde ich erst thun, wenn ich erwachte? Seine Biographie hat Cornelius Nepos gegeben.

2) T., Gehülfe u. Begleiter des Paulus, wahrscheinlich aus Lykaonien gebürtig, ward von seiner Mutter Eunice, die vom Judenthum zum Christenthum übergetreten war, für letzteres gewonnen und von Paulus in dasselbe eingeführt. Von demselben durch Handauflegung ordinirt, bereiste er theils mit ihm, theils in dessen Auftrage Macedonien und Griechenland. Später erscheint er in Ephesus und dann in Rom während des Paulus Gefangenschaft daselbst. Die Tradition macht ihn zum ersten Bischof von Ephesus, wo er auch unter Domitian den Märtyrertod erlitten haben soll. Unter seinem Namen befinden sich im neutestamentlichen Kanon zwei Briefe des Apostels Paulus, von denen der erste von Laodicea, der andere von Rom aus geschrieben seyn soll. Aber es ist sehr schwierig, die geschichtlichen Umstände, unter denen diese Briefe geschrieben seyn sollen, auf befriedigende Weise zu bestimmen und mit der bekannten Geschichte des Apostels in Einklang zu bringen. Hierzu kommt noch das augenfällige Mißverhältniß, in welchem die Briefe sowohl zur Person des Empfängers als zum Zwecke des Schreibers stehen. Auch sind die Briefe wegen Mangels an Haltung u. Zusammenhang dem Apostel Paulus nicht angemessen. Der Verfasser derselben schreibt nicht wie dieser aus innerem Berufe, aus Fülle u. Drang der Gedanken u. Gefühle, weshalb er auch zu Entlehnungen aus paulinischen Briefen und sonsther

seine Zuflucht nimmt, manchmal vom logischen Gedankengang abweicht u. nicht immer das ganz Geeignete sagt. Endlich ist auch der Wortvorrath u. Sprachgebrauch von dem der paulinischen Briefe, deren Authentie zweifellos ist, oft wesentlich verschieden. Die Briefe ertheilen dem T. theils Anweisungen für seine kirchliche Wirksamkeit, theils Warnungen und Ermahnungen für ihn selbst, die aber oft dem wahrscheinlichen Alter u. Charakter desselben unangemessen sind.

Timur (d. h. Eisen), auch Timur-Beg oder Timur-Leng, d. i. der lahme T., wegen seines Hinkens so genannt, bekannter unter dem aus T.-Lenk verstümmelten Namen Tamerlan, berühmter asiatischer Eroberer, war geboren 1335 zu Kesch unweit Samarkand, nach Einigen der Sohn eines Hirten, nach Anderen der eines mongolischen Häuptlings. Er selbst leitete seine Abstammung von Dschingis-Khan ab. Von seinem Oheim, dem Reichsverweser Hadschi Berlas, mit dem Bezirk um Kesch belehnt, benutzte er den Verfall der mongolischen Dynastie von Dschaggatai und ließ sich 1370 zum Herrscher dieses Reichs ausrufen, zu dessen Hauptstadt er Samarkand erhob. Dem Hause Dschaggatai ließ er den Titel Khan, doch ohne Macht. Er selbst nannte sich Sahib Keran, d. i. der Glückliche, oder Herr der Welt. Von 1384 an unterwarf er ganz Persien, 1386 Georgien; 1395 drang er bis Moskau, das er in Asche legte, vor, warf nach und nach alle Reiche Mittelasiens in Trümmer und eroberte 1398 Hindostan vom Indus bis zur Mündung des Ganges. Blut und Verwüstung bezeichneten seine Schritte. Vom griechischen Kaiser und mehren Fürsten Kleinasiens gegen den gewaltigen Sultan Bajazet I. zu Hülfe gerufen, brach er 1400 in das türkische Gebiet ein, belagerte und eroberte Sebaste, schlug bei Cäsarea ein türkisches Heer, welches der Sohn des Sultans befehligte, wandte sich aber plötzlich gegen den Sultan von Aegypten, der einen Gesandten des T. hatte ermorden lassen, eroberte Aleppo, schlug die Aegypter bei Damaskus, brannte die Stadt nieder und unterjochte ganz Syrien. Hierauf zog er gegen Bagdad, nahm diese Stadt am 9. Juli 1401 mit Sturm, zerstörte sie gänzlich und erbaute in ihrer Nähe, wie man erzählt, eine Pyramide von 80,000—90,000 abgeschlagenen Menschenköpfen. Endlich am 20. Juli 1402 kam es zwischen ihm und Bajazet zu einer entscheidenden Schlacht in der Ebene von Ancyra, dem heutigen Angora in Natolien. Nach den mäßigsten Berichten standen einander 400,000 Türken und 800,000 Mongolen gegenüber. Nach mörderischem Kampfe entschied der Abfall der krimmschen Tataren, welche von Bajazet zu T. übergingen, des Letztern Sieg. Der Sultan ward auf der Flucht gefangen und nach einer von vielstimmigen Zeugnissen unterstützten Sage in einen eisernen Käfig gesperrt, an dessen Stäben er verzweifelnd sein Haupt zerschellte. T. †, auf einem Zuge nach China begriffen, im Februar 1405. Obwohl er seinen ältesten Enkel zu seinem Nachfolger bestimmt hatte, zerfiel sein Reich doch bald nach seinem Tode, durch innere Unruhen erschüttert, in mehre Theile. Einer seiner Nachkommen, Babur, eroberte von 1498—1519 Hindostan und stiftete das Reich des Großmoguls. Neben seiner Eroberungssucht und Grausamkeit hatte T. ausgezeichnete Eigenschaften, namentlich die unüberwindlicher Beharrlichkeit. Er schätzte und förderte die Wissenschaften und besaß selbst gelehrte Kenntnisse. Vergl. Langle, Instituts politiques et militaires de Tamerlan, Paris 1787. Ein Münchner, Namens Schiltberger, war der Geheimschreiber des T. Von ihm rührt die Schrift her: „Schiltberger, der vil wunders erfahren hat“ (Ulm 1473).

Tinchebray, Stadt im französischen Departement Orne, Bezirk Domfront, hat ein Handelstribunal, Fabriken für Quincailleriewaaren, Nägel, Schlosserarbeiten, wollene und baumwollene Zeuche, Papier und 3800 Einw.

Tindal, Matthew, englischer Rechtsgelehrter, einer der bedeutendsten unter den englischen Deisten, geboren 1657 zu Bear-Ferrers in der Grafschaft Devon, studirte in Oxford die Rechte, trat zur katholischen Religion über, als sie am Hofe Jakobs II. Modesache wurde, und erwarb sich dadurch, sowie durch andere wichtige Dienste, die er dem König leistete, dessen Gunst und eine Pension von 200 Pfd. St. Um diese zu behalten, kehrte er unter Wilhelm III. wieder zur protestantischen Kirche zurück und suchte sich die Gunst des Königs auf alle Weise zu verschaffen. Gleichzeitig begann er seine deistischen Grundsätze zu verbreiten. Anfangs richtete er seine Angriffe nur gegen die Geistlichkeit, deren Rechte u. Freiheiten er bekämpfte; später griff er das Christenthum selbst an, indem er die Unnöthigkeit der göttlichen Offenbarung zu beweisen suchte. Die heilige Schrift nannte er eine Urkunde der natürlichen Religion, das Christenthum, behauptete er, sey so alt, als die Schöpfung, die Kirche eine Institution des Staates. Seine Hauptschrift „Christianity as old as the creation, or the gospel a republication of the religion of nature“ (London 1730) wurde sehr oft abgedruckt; das Erscheinen eines zweiten Theils aber durch den Bischof von London, Dr. Gibson, verhindert. Ein 1750 erschienener zweiter Theil ist unächt. T.s Werke stehen noch jetzt bei den englischen Deisten in großem Ansehen u. haben bei ihnen fast die Geltung einer Bibel. T. † 1733 zu Oxford als Senior von All souls college. Seine Schriften wurden ins Deutsche übersetzt von J. L. Schmidt (London 1741).

Tinevelly, Stadt in der britisch-ostindischen Präsidentschaft Madras, Provinz Karnatik, 12 Stunden vom Meere, Waffenplatz der Briten mit Missionsstation und 23,000 Einw., welche Baumwollweberei und starken Handel treiben.

Tingitana, Provinz in Mauritanien, von der Stadt Tingis benannt.

Tinius, Johann Georg, geboren 1764 in der Niederlausitz, Pfarrer zu Poserna bei Weißenfels, erwarb sich eine traurige Berühmtheit durch seine Bücherwuth, mit der er eine Bibliothek von 30,000 Bänden sammelte. Sie verleitete ihn, am 8. Febr. 1813 die Wittwe Kunhard in Leipzig zu ermorden. Er wurde dieser That zwar überwiesen, gestand aber dieselbe nicht ein. Durch Erkenntniß vom 26. März 1814 wurde er seines Amtes entsetzt und zu 18jähriger Zuchthausstrafe ver-

urtheilt, die in dritter Instanz auf 10 Jahre herabgesetzt wurde. Nach überstandener Strafe lebte er unter polizeilicher Aufsicht zu Zeitz. Er schrieb: „Jakob Andreas Brenneckes (vorgeblich) biblischer Beweis, daß Jesus nach seiner Auferstehung noch 27 Jahre leibhaftig auf Erden gelebt, geprüft von J. G. T." (Zeitz 1820); „Der jüngste Tag" (das. 1836).

Tinktur (tinctura), in der Pharmacie jede flüssige Arzneiform, worin in Wasser, Wein oder Weingeist lösliche, aus anderen Körpern ausgezogene Substanzen enthalten sind; in der Heraldik Bezeichnung mit Farben, z. B. der Wappenbilder, Helmstücke rc., welche entweder natürlich, mit der natürlichen Färbung des Gegenstandes übereinstimmend, oder künstlich der Heraldik eigenthümlich ist.

Tino (Tenos), eine der Cykladeninseln im griechischen Archipelagus, südöstlich von Andros, mit welcher Insel sie die Eparchie T. bildet, zählt auf 3⅘ □Meilen über 20,000 Einw. Sie erstreckt sich bei geringer Breite von Südosten nach Nordwesten, ist nur durch einen Kanal (Boccapiccola) von ⅕ Meile Breite von der Insel Andros getrennt, gebirgig, von einer meist aus Schiefer bestehenden Bergkette durchzogen und nicht besonders fruchtbar, aber gut angebaut. Produkte sind Getreide, Hülsenfrüchte, edles Obst, Seide, Baumwolle, Wein (besonders Malvasier), Feigen, Orangen, Honig rc.; viel Vieh, namentlich Schafe, Ziegen, Esel; auch hält man viel Tauben, die, in Essig und Oel eingelegt, größtentheils nach Konstantinopel und Smyrna ausgeführt werden. Man findet hier blauadrigen Marmor (Turkino), welcher in Menge zur Ausfuhr kommt, Serpentin, Porphyr rc. Die Einwohner treiben bedeutenden Seidenbau, Seidenweberei, Ackerbau und Viehzucht und sind sehr wohlhabend. Junge Tinierinnen sind als Dienstmädchen sehr gesucht. Etwa ⅘ der Einwohner sind römisch-katholisch. In dem fruchtbarsten Theil der Insel ist die Frankochora zu bemerken, eine Anzahl Ortschaften, welche abendländische Katholiken angelegt haben und von welchen Kilia und Kani die größten u. wohlhabendsten sind. Hauptort der Insel ist St. Nikolo. Die gleichnamige Stadt daselbst, an der Westküste, hat 2 katholische Kirchen, ein Franziskanerkloster, einen Hafen; ist Sitz eines griechischen und eines römisch-katholischen Bischofs und seit 1824 durch Wallfahrten nach der dasigen Kirche der Panagia sehr im Zunehmen begriffen. T. hieß früher Hydrussa (wegen der reichlichen Bewässerung) u. Ophiussa und erhielt später angeblich von dem Gründer der Stadt den Namen T. Wegen der stürmischen Nordwinde (Etesien, jetzt Meltemia) sollte Aeolus hier seinen Sitz haben. Als Bundesgenossen der Athener kämpften die Tinier bei Platäa gegen die Perser. Im J. 1207 kam T. unter die Herrschaft der Ghizis, denen es aber von dem türkischen Piraten Hayreddin Barbarossa abgenommen wurde. Nachdem die Insel einige Zeit unter den Venetianern, welche sie den Türken entrissen hatten, gestanden, kam sie 1714 von Neuem unter türkische Oberhoheit. Die venetianischen Statthalter (Provveditori) bewohnten das Bergschloß Exoburgo oder Kastro.

Tinte, s. Dinte.

Tintinnabulum (lat.), kleine Glocke oder Schelle.

Tinto (d. h. der Gefärbte), Küstenfluß in der spanischen Provinz Sevilla, entspringt auf dem westlichen Abhange der Sierra Morena, durchströmt das wohlangebaute, produktenreiche Becken von Aracena, fließt nach Süden über Niebla und mündet bei dem ehemals berühmten Hafenplatze Mogner, unweit Huelva, in eine Bucht des atlantischen Oceans. In dem oberen Theile seines Thals liegen ergiebige, der Krone Spanien gehörige Kupferminen. Der T. (Rio Tinto) hat seinen Namen von seiner gelben Farbe und besitzt die Eigenschaft, Alles gelb zu färben und zu versteinern. Weder Fische, noch andere lebendige Geschöpfe leben darin, und die Pflanzen verdorren an seinen Ufern. Man scheint diese Beschaffenheit desselben den Kupfertheilen zu, die er bei sich führt. Nur Ziegen sollen sein Wasser saufen. Nach der Aufnahme mehrer kleinen Flüsse (Puerco rc.) verliert der T. diese Eigenschaft.

Tinto (Vino tinto), d. i. gefärbter oder Tintenwein, spanische frühreife Weinsorte, welche einen sehr dicken, dunkelrothen, süßen Wein gibt, der häufig zum Färben anderer Sorten verwandt wird. Berühmt sind besonders der T. von Alicante, der T. de Rota aus der Gegend von Sevilla und der T. de las Montañas aus Katalonien.

Tintoretto, Maler, s. Robusti.

Tipaldo, Emilio Amadeo de, italienischer Gelehrter und Schriftsteller, geboren den 8. Okt. 1798 zu Korfu, Sohn eines Patriciers von Cephalonia, welcher nach Venedig übersiedelte, machte seine akademischen Studien bei der juristischen Fakultät zu Padua, ward 1826 zum Professor der Geschichte, Geographie und des Seerechts am Marinekollegium zu Venedig ernannt und in dieser Stellung häufig von der Admiralität zu Rathe gezogen. Zu Ende 1845 in Ruhestand versetzt, ward er während der Erhebung von 1848 von der provisorischen Regierung zu Venedig am 5. Juni zum Chef des Elementarschulwesens ernannt. Nachdem er diese Stelle bald wieder niedergelegt, lebte er in Zurückgezogenheit den Wissenschaften. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: „Disegno d'un trattato sul diritto commerciale, marittimo e di finanza (Vened. 1842), „Istoria della litteratura greco-profana" (das. 1824—30, 9 Bde.), eine mit vielen Noten versehene Uebersetzung des Werks von Schöll; die Biographien des Francesco Negri (das. 1835) u. des Bartolomeo Gamba (das. 1841) und besonders die „Biografia degli Italiani illustri del secolo 18 e de' contemporanei" (das. 1834—46, 10 Bde.).

Tipperary, irländische Grafschaft, Provinz Munster, zwischen den Grafschaften Kingscounty, Kilkenny, Queenscounty, Waterford, Clare, Cork und Galway, hat ein Areal von 74 □Meilen, wovon 14 auf unkultivirtes Land und Wasser kommen, und ist ziemlich bergig. Die nördliche Hälfte heißt das goldene Thal und ist berühmt wegen seines außerordentlichen Reichthums an Weiden. Im südöstlichen Winkel erhebt sich der

Sliebhnaman=, im südwestlichen die Hügel von Knock=meledown und das Galteegebirge; den nördlichen Theil durchziehen die Keapers u. Silverminegebirge. Andere Gebirge sind die Plelembche=Madina, Gaultymore (3008 F.) u. Slewnamuck. Der mittlere Theil ist eben. Nach Nordwesten fließen die Nebenflüsse des Shannon, welcher der Hauptfluß ist, nach Südosten der Suire, welcher den mittlern Theil in einem großen Bogen durchfließt und auf eine Strecke die Grenze gegen Waterford macht. Der Shannon bildet an der Grenze den See Deirgeart (Detgh). Die südliche Hälfte des Landes ist eben und grasreich und nährt außerordentlich viele Heerden. Hier werden nicht nur die gewöhnlichen Produkte Irlands, Hafer, Gerste und Kartoffeln, sondern auch sehr viel Weizen, vielerlei Gemüse, Flachs u. gutes Obst gebaut; bei allem dem aber ist die Rindvieh= und Schafzucht die Haupterwerbsquelle. Von geringem Belang sind einige Kupfer= und Bleiminen, Kohlengruben und Schieferbrüche. Die Einwohner, 1851: 323,829 (1841: 435,554) an der Zahl, treiben Spinnerei, Woll= u. Baumwollweberei, Whiskybrennerei und ziemlich bedeutenden Handel, der durch den Shannon und Suir, sowie durch die die Grafschaft durchschneidende Dublin=Limeriker Eisenbahn befördert wird. Die Grafschaft gehört größtentheils dem Grafen Ormond und zerfällt in 10 Baronien und 186 Kirchspiele. Hauptort ist Cashell. Der gleichnamige Flecken daselbst, in einem Thale, am rechten Ufer des Suire, Cashell gegenüber, hat 7000 Einw., die sich mit Wollweberei und Flachsspinnerei beschäftigen.

Tippo Saib, Sultan von Mysore, Sohn des Sultans Hyder=Ali, geboren 1751, folgte jenem am 10. December 1782 in der Regierung. Bei dem Tode seines Vaters befand er sich mit einem Truppencorps in einer entfernten Provinz des 4600 □Meilen umfassenden Reiches. Die Briten, dieses benutzend, fielen im Februar 1783 in Mysore ein, eroberten mehre Städte, eigneten sich große Schätze zu und nahmen einen Theil der Familie des Sultans gefangen. T. eilte mit 25,000 Mann, unter denen 1000 Franzosen, herbei, schloß die Feinde in Bedmor ein und nöthigte sie zur Kapitulation, die aber von beiden Seiten nicht gehalten wurde. Auf die Nachricht von dem zwischen England und Frankreich im März 1784 abgeschlossenen Frieden zu Versailles knüpfte auch T. Unterhandlungen an, erhielt alle seine von den Engländern besetzten Besitzungen zurück, mußte aber dagegen die Länder der mit England befreundeten Radschas von Tanjore und Travankore räumen. Durch den glücklichen Ausgang dieses Krieges stolz gemacht, legte sich T. nicht nur den Titel eines Sultans bei, sondern auch den eines Padischah, durch welchen er eine Souveränetät über alle Fürsten Hindostans prätendirte. Er regierte während der nun folgenden Friedensjahre mit Umsicht und Weisheit. Sein Land war im blühenden Zustande, seine Hofhaltung eine der glänzendsten in Indien; die Staatseinkünfte betrugen über 20 Millionen Thaler und das Heer zählte 200,000 Mann. Von dem glühendsten Hasse gegen die Engländer erfüllt, wollte er diese aus Ostindien verdrängen und sämmtliche Provinzen dieses Reiches sich dienstbar machen. Um sich hierzu der Hülfe Frankreichs zu versichern, sandte er 1787 eine glänzende Gesandtschaft an den Hof von Versailles. Diese kam jedoch unverrichteter Sache zurück, und T. beschloß daher, den Krieg auf eigene Rechnung zu beginnen. Als er aber unter einem nichtigen Vorwande den Radscha von Travankore, einen Verbündeten der Briten, im December 1789 angriff, vereinigten sich diese mit den Mahratten und dem Nizam (Subah) von Dekan zu einem Bunde gegen T., eroberten 1790 u. 1791 mehre feste Plätze in Mysore, drangen im Februar 1792 unter den englischen Generalen Lord Cornwallis und Abercrombie bis zur Hauptstadt Seringapatam vor und belagerten den Sultan daselbst. Nothgedrungen unterzeichnete T. mit Lord Cornwallis am 24. Februar den Frieden, durch welchen er den Alliirten gegen 2000 □Meilen nebst den Grenzfestungen und Gebirgspässen abtreten, 33 Millionen Rupien bezahlen und seine beiden ältesten Prinzen als Geißeln bis zur Erfüllung dieser Bedingungen überliefern mußte. Von dieser Zeit an wurde T. herrschsüchtiger, unduldsamer und grausamer. Die Braminen, welche ihren Glauben nicht verleugnen wollten, wurden mit Gewalt beschnitten, oder fast todt geprügelt, die Kirchen der Christen niedergebrannt und sie selbst so grausam behandelt, daß gegen 70,000 derselben auswanderten. Der Schmerz über seinen Verlust flammte den Sultan um so mehr zur Rache gegen die Engländer an. Er schloß einen geheimen Bund mit Frankreich gegen England und rüstete sich zum Kriege. Die Engländer kamen aber, als T. die verlangte Einstellung der Rüstungen u. die Entfernung der Franzosen aus seinen Staaten verweigerte, dem Angriffe ihres unversöhnlichen Feindes im Februar 1799 mit der Kriegserklärung zuvor. Zwei Heere, ein östliches von Bombai unter General Stuart und ein westliches unter General Harris, rückten in Mysore ein, besiegten den Gegner in 2 Schlachten, der sich hierauf zum Rückzug in die Hauptstadt genöthigt sah, in welcher er am 4. April eingeschlossen wurde. T. knüpfte Unterhandlungen an, fand aber die Bedingungen zu hart u. setzte daher die Vertheidigung fort. Schon am 4. Mai nahm Harris das für unüberwindlich gehaltene Seringapatam mit Sturm, bei welchem T. auf dem Walle seinen Tod fand. Seiner Familie, aus 13 Söhnen, vielen Töchtern, Frauen und weiblichen Verwandten bestehend, ward die Festung Vellore im Karnatik zum Wohnorte und eine jährliche Pension von 720,000 Rupien angewiesen. T. besaß große Regenten= u. Feldherrnseigenschaften, befleckte aber seinen Ruhm durch seinen fanatischen Eifer für den Islam, der ihn zu Grausamkeiten hinriß. Seine reichhaltige Bibliothek und sein Tigerautomat sind jetzt in dem Versammlungshause der ostindischen Gesellschaft zu London aufgestellt.

Tiraden (v. ital. tirare, d. i. ziehen), in der Rede lange Wortreihen, gewöhnlich im tadelnden Sinne: ungebührlich ausgedehnte, vielfach ausgeputzte Perioden, welche zur Deutlichkeit u. Verständlichkeit nichts beitragen; in der Musik Verzierungsmanier, bestehend aus einer Anzahl stufenmäßig auf einander folgender schneller No=

ten, die den Zwischenraum eines Intervalls ausfüllen.

Tirailleure, Infanteristen, welche nicht in geschlossenen Körpern, sondern in zerstreuter Ordnung fechten (tirailliren). Die T. bilden an und für sich nicht eine besondere Truppengattung, sondern jeder Infanterist wird zum Tirailleur, der mit andern seiner Kameraden aus einer geschlossenen Truppenmasse vorgesendet wird, um in der bezeichneten Weise zu kämpfen. Die Formation der T. geschieht auf verschiedene Weise. Man läßt entweder ein ganzes Bataillon, oder eine Kompagnie, oder, was in den meisten Fällen das Zweckmäßigste ist, allmählig das dritte Glied der ganzen Angriffslinie als T. „ausschwärmen". Die Tirailleurlinie wird stets in 2 Gliedern gebildet, deren einzelne Rotten je nach Umständen, namentlich mit Berücksichtigung der Terrainverhältnisse, 6, 8, 10, 12 und mehr Schritte von einander entfernt stehen. Die 2 Mann jeder Rotte stehen nicht dicht hinter einander, sondern der hintere immer einige Schritte zurück und etwa 2 Schritte rechts seitwärts. Jeder Tirailleurzug einer Kompagnie wird von einem Tirailleuroffizier befehligt, die sämmtlichen T. eines Bataillons kommandirt in der Regel ein Kapitän, die eines Regimentes ein Stabsoffizier. Diese Offiziere, sowie die Unteroffiziere stehen hinter der Tirailleurlinie vertheilt; das Kommando geschieht durch Signalhörner. Jeder einzelne Tirailleur muß sich mit seinem Kameraden derselben Rotte als eng verbunden betrachten, daher heißt auch der eine der Beistand (Sekundant) des andern. Beide schießen nie zu gleicher Zeit, sondern der Vordermann feuert, während der Hintermann sich schußfertig hält. Da der Tirailleur mehr auf sein eigenes Urtheil gewiesen ist, als der Soldat, der in der Masse kämpft, so bedarf er auch einer größeren selbstständigen Ausbildung, welche vorzugsweise Sicherheit im Schießen, Gewandtheit in Benuzzung der Lokalitäten, gegenseitige Unterstützung und Aufmerksamkeit auf die Signale in ihr Bereich zu ziehen hat. Die zerstreute Fechtart findet sich schon bei den alten Völkern; die Griechen wie die Römer hatten eine leicht bewaffnete Infanterie (Peltasten, Veliten), welche nicht in geschlossenen Massen, sondern einzeln gegen den Feind kämpften; das Tirailleursystem aber in seiner jetzigen Ausbildung ist eine Erfindung der neuern Zeit, und zwar fing man bei der französischen Infanterie kurz nach Ausbruch des Krieges von 1792 zuerst an, Bataillone sich auflösen und mit dem Feinde herumschießen zu lassen, so lange die Patronen reichten, oder der Feind in geschlossenen Kolonnen vorrückte. Im Jahre 1796 ordneten einige französische Generale (besonders Duhesme bei Schliengen) an, daß die T. in ordentlichen Linien (nicht mehr Schwärmen, wie vorher) kämpfen und durch Reservezüge unterstützt werden sollten. An diese Anordnungen anknüpfend, hat sich nun das jetzt ganz allgemein gewordene Tirailleursystem ausgebildet. Dem Kolonnensystem hülfreich zur Seite stehend, gibt es im Gegensatz zum starren Liniensystem des vorigen Jahrhunderts der heutigen Infanterietaktik den Vortheil größtmöglicher Beweglichkeit und Ersparniß der Streitkräfte bis zum entscheidenden Moment.

Tiraspol, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Cherson, am linken Ufer des Dniestr, Bender gegenüber, ist regelmäßig gebaut, hat eine Festung, mehre Kirchen, eine Kreisschule und 5000 (6600) Einw.

Tiresias, berühmter thebanischer Seher, Sohn des Eueres und der Nymphe Chariclo, ward in seinen Jünglingsjahren von den Göttern mit Blindheit geschlagen, weil er den Menschen Geheimnisse der Götter mittheilte, oder weil er Athene nackt gesehen, oder weil er in dem Streit zwischen Zeus und Hera darüber, ob der Mann oder das Weib bei dem Beischlaf größere Lust empfinde, Ersterem Recht gegeben, der ihn dafür mit der Gabe der Weissagung und einem Leben von 7 oder 9 Menschenaltern entschädigt haben soll. Bei dem Zuge der Epigonen gegen Theben als Gefangener abgeführt, starb er unterwegs an der Quelle Tilphossa. Auch in der Unterwelt behielt er die Gabe der Weissagung.

Tirgovist (Tirgowischt), Stadt in der Walachei, an der Jalomitza, Hauptstadt des Oberlandes und eines Zinuts, hat meist zerfallene Gebäude, eine Metropolitankirche, 19 andere Kirchen und 2 Klöster. Die dortige Glashütte ist die einzige der Walachei. In ältern Zeiten hatte diese Stadt 30,000, jetzt hat sie höchstens noch 6000 Einw., welche sich meist vom Handel nähren.

Tiridates, Könige von Armenien (s. d., Gesch.).

Tiriemont (Tienen), Stadt in der belgischen Provinz Südbrabant, Arrondissement Löwen, an der großen Geete, in fruchtbarer Gegend, mit Wällen umgeben, hat mehre Klöster, eine Dampfmaschinenfabrik, ein Irrenhaus, eine Kirche des heiligen Germanus aus den ersten Zeiten christlicher Baukunst, Flanell-, Wollenstrumpf- und Lederfabrikation, Bierbrauerei, Branntweinbrennerei, Getreide- und Wollenhandel und 10,992 Einw. Hier Schlacht zwischen den Oesterreichern und Franzosen unter Dumouriez und Sieg der letztern am 16. März 1793.

Tirnava (Turnova, Turnowo), Stadt in der europäisch-türkischen Provinz Bulgarien, Sandschak Rustschuk, am Jantra, ehemalige Hauptstadt Bulgariens, Sitz eines Erzbischofs, hat ein Schloß auf einem Hügel über dem Jantra, 8 Moscheen, mehre griechische Kirchen, einige Synagogen, 2 Bäder und cirka 12,000 Einw., darunter wenig Mohammedaner.

Tiro (lat.), junger Soldat, der seinen ersten Feldzug thut, Rekrut; jeder Anfänger, Neuling in einer Kunst oder Wissenschaft.

Tirocinium (lat.), der erste Feldzug eines Soldaten, die erste Probe in einer Sache.

Tirol, s. Tyrol.

Tironianische Noten (Notae Tironianae), s. Abbreviaturen.

Tirschenreuth, Stadt und Landgerichtssitz im bayerischen Regierungsbezirk Oberpfalz und Regensburg, an der Nab, hat 3 Kirchen, mehre Wohlthätigkeitsanstalten, Teichfischerei, Tuch- u. Zeuchmanufaktur und 2300 Einw.

Tiry (Tirey), britische Insel, eine der Hebriden, westlich von Mull, ist $1\frac{1}{4}$ □Meilen groß mit 4200 Einw., meist eben und holzlos, hat zahlreiche Seen und bringt Korn, Hafer, Kar-

toffeln und Flachs hervor. Hauptort ist Travay, mit Handel.

Tirnns (Tirynth), Stadt in Argolis, gegründet von Tirnns, dem Sohne des Argus. Als Acrisius die Herrschaft von T. erhielt, ließ er es befestigen und rief aus Lycien 7 Cyklopen, welche die Werke bauten, daher die Tirnnthier für Erfinder der Cyklopenmauern galten. Nach Acrisius herrschte Perseus und dessen Sohn Alcäus zu T. Im Jahre 468 ward es von den Argivern zerstört. Spuren von den Mauern der alten Burg finden sich noch jetzt bei dem Kloster St. Dimitri, der Ort heißt noch jetzt Tirynth.

Tisane (franz.), s. v. a. Ptisane.

Tisch, Hausgeräth, bestehend aus einer auf einem Gestell ruhenden Platte, mit der Bestimmung, auf demselben allerlei Verrichtungen vorzunehmen, indem man davor steht oder sitzt. Der Gestalt nach unterscheidet man 4eckige, runde, länglichrunde &c., der Einrichtung und dem Gebrauche nach einfache, Auszieh-, Klapp-, Pfeiler-, Wand-, Spiegel-, Näh-, Schreib-, Wasch-, Spiel-, Nacht-, Putz-, Schenk-, Eß- oder Speisetische &c. T.e mit rechteckigen Blättern, deren Länge ihre Breite bedeutend übertrifft, heißen Tafeln. Die T.e sind meist von Holz; zuweilen bestehen jedoch die Tischblätter aus Schiefer, Marmor, Gyps oder Blech. In der alten Zeit hatte man in Griechenland T.e (Trapezä), die nur so groß waren, daß ein Mensch an ihnen essen konnte. Später wurden die T.e nicht nur größer, so daß ganze Gesellschaften an ihnen speisen konnten, sondern auch prächtiger. Bei den Römern bildeten die Eßtische (mensae, cibillae) eine besondere Art. Sie waren anfangs 4eckig, später rund. Am beliebtesten waren die Orbes, deren Platten von dem Baumstamme seinen ganzen Durchmesser nach geschnitten waren. Am gesuchtesten war hierzu das Holz der Citrusarten. Die Platten wurden von künstlichen Bildwerken, Löwen, oder einer elfenbeinernen Säule getragen. Die Preise für einen solchen T. gehen ins Unglaubliche. So soll Cicero für einen T. 1,000,000 Sesterzen oder 50,000 Thlr. gegeben haben. Kleinere T.e, auf denen werthvolle Gefäße aufgestellt wurden, hießen Abaci. Sie waren rund oder viereckig, die Platte von Marmor oder Silber.

Tischbein, berühmte deutsche Künstlerfamilie, aus welcher mehre namhafte Meister hervorgegangen sind. Johann Valentin T., geboren 1715 zu Haina in Kurhessen, malte Landschaften und Dekorationen, † 1767 als Hofmaler zu Hildburghausen. Johann Heinrich T., der Aeltere, Bruder des Vorigen, geboren den 3. Okt. 1722 zu Haina, war zu Kassel Schüler Freese's, ging 1743 nach Paris, 1748 nach Venedig, dann nach Rom und ward 1752 von dem Landgrafen von Hessen-Kassel zum Kabinetsmaler, später zum dirigirenden Professor an der Kunstakademie zu Kassel ernannt, wo er am 22. August 1789 †. Als Geschichts- und mythologischer Maler hat er sich durch 4 Darstellungen aus Tasso's Rinaldo und Armida (1761), den zürnenden Achill (1781), die Electra (1783), die sterbende Alceste &c. Ruhm erworben. Auch die Scenen aus Klopstocks Hermannsschlacht, auf dem Schlosse zu Pyrmont, sind vortrefflich. Unter den Bildnissen von ihm gehören zu den vorzüglichsten sein eigenes und die von Heyne, Reinhard, Forster, Gleim u. A. Seine Zeichnung ist im Ganzen richtig und bedeutungsvoll; das Nackte verräth das Studium der Antike, die Gewänder sind im großen Styl geworfen und lassen die Bewegung der Glieder durchscheinen. Nach T.s Tode kaufte der Kurfürst von Hessen seine hinterlassenen Arbeiten und räumte ihnen einen Saal in dem Schlosse zu Wilhelmshöhe ein. Auch seine Brüder, Johann Jakob T., † 1791 in Lübeck, und Anton Wilhelm T., † als Hofmaler in Hanau 1804, erwarben sich einen geachteten Namen, jener durch Thierstücke, dieser durch historische Darstellungen und Genrebilder. Johann Heinrich T., der Jüngere, Neffe der Vorigen, geboren zu Haina 1742, † als Inspektor der Gallerie zu Kassel 1808, stach Vieles nach Joh. Heinr. T. dem Aelteren und schrieb eine „Abhandlung über die Aetzkunst" (Kass. 1808). Sein berühmterer Bruder, Johann Heinrich Wilhelm T., gewöhnlich Heinrich Wilhelm T. der Neapolitaner genannt, Neffe der Vorigen, geboren zu Haina am 15. Febr. 1751, bildete sich unter Leitung seiner Oheime Joh. Heinr. T. und Joh. Jakob T. und war dann in Hamburg, in den Niederlanden, in der Schweiz und seit 1782 in Rom thätig. In Zürich entwarf er sein berühmt gewordenes Bild, welches Konradin von Schwaben darstellt, wie er, nachdem ihm das Todesurtheil verkündigt ist, mit Friedrich von Oesterreich die angefangene Schachpartie fortsetzt. Nach fast sechsjährigem Aufenthalte in Rom ging er 1787 nach Neapel, wo er 1790 als Direktor der Malerakademie angestellt ward. In Folge der Revolution schiffte er sich mit dem besten Theile seiner Kunstschätze in Livorno ein, um sich nach Kassel zu begeben. Dann besuchte er Göttingen und Hannover und hielt sich später abwechselnd in Hamburg und Eutin auf. Von den Werken seiner spätern Periode sind hervorzuheben: Christus und die Kindlein, für die St. Ansgariikirche zu Bremen; der wüthende Ajar, welcher die Cassandra von der Statue der Pallas wegreißt; Menelaus, wie er, im Begriff die treulose Helena zu züchtigen, durch ihre Schönheit besiegt, das Schwert sinken läßt &c. T. † zu Eutin den 26. Juli 1829. Unter den von ihm herausgegebenen und zum Theil mit Aetzarbeiten ausgestatteten artistischen Werken erwähnen wir: „Têtes de différens animaux, dessinées d'après nature" &c. (2 Bde., Neapel 1796), „Sir Will. Hamiltons collection of engravings from antiques vases" &c. (4 Bde., das. 1791—1809) und sein berühmtestes Werk, „Homer, nach Antiken gezeichnet", mit Erläuterungen von Heyne (Heft 1—6, Göttingen 1801—4) u. Schorn (Heft 7—11, Stuttg. 1821—23, Fol.). Johann Friedrich August T., Sohn Joh. Valentin T.s, geboren zu Mastricht 1750, ist als Familienporträtmaler ausgezeichnet. Er bereiste Frankreich und Italien, wurde dann Hofmaler in Arolsen und lebte hierauf einige Zeit in Holland. Von hier 1795 durch die Revolution vertrieben, begab er sich nach Dessau, und ward 1800 Oesers Nachfolger als Direktor der Akademie in Leipzig. Er † 1812 zu Heidelberg. Sein Sohn, Karl Ludwig T.,

geboren 1797 zu Dessau, wurde in Dresden gebildet, ging 1819 nach Italien und trat 1825 als Professor der Zeichenkunst bei der Universität Bonn ein, von wo er später nach Bückeburg übersiedelte. Großen Beifall fand sein Besuch Egmonts bei Klärchen. Trefflich sind auch seine Ansichten von Städten, z. B. Bonn, Frankfurt, Leipzig.

Tischendorf, Lobegott Friedr. Konstantin, bekannt durch Arbeiten für Kritik des Bibeltertes, geboren den 18. Jan. 1815 zu Lengenfeld im Voigtlande, studirte in Leipzig Theologie und Philologie und habilitirte sich 1839 daselbst als Docent. Von der sächsischen Regierung unterstützt, begab er sich 1840 Behufs der nöthigen Vorarbeiten zu einer Reform des neutestamentlichen Textes nach Paris, wo er sich 2 Jahre aufhielt. Um weitere handschriftliche Forschungen anzustellen, bereiste er England, Holland, die Schweiz und Italien und unternahm 1844 eine Reise nach Aegypten, den Klöstern der nitrischen Wüste, nach dem Sinai, nach Palästina, Syrien, Kleinasien und Konstantinopel. Nach seiner Rückkehr erhielt er 1845 eine außerordentliche u. 1850 eine ordentliche Professur der Theologie zu Leipzig. Nachdem er 1849 abermals Frankreich und England besucht hatte, unternahm er 1853 eine zweite Reise in den Orient, besonders nach Aegypten und dem Sinai, von welcher er, wie von der ersten, viele werthvolle Handschriften sammelte. Seine wissenschaftlichen Arbeiten betreffen hauptsächlich die neutestamentliche Textesform; so die Ausgaben des „Codex Ephraëmi Syri" (Lpz. 1843 u. 45), des „Codex Friderico-Augustanus" (das. 1846), die „Monumenta sacra inedita" (das. 1846), das „Evangelium Palatinum ineditum" (das. 1847), der „Codex Amiatinus" (das. 1850 u. 1854), der „Codex Claromontanus" (das. 1852) und die „Fragmenta sacra palimpsesta" (das. 1854). Auch lieferte er mehre Ausgaben des neutestamentlichen Textes (Lpz. 1849, 1850 und 1854) mit der lateinischen Uebersetzung des Hieronymus und dem ursprünglichen lutherischen Texte. Seiner in Holland 1860 gekrönten Preisschrift „De evangeliorum apocryphorum origine" folgten die Ausgaben der „Acta apostolorum apocrypha" (Lpz. 1851) und der „Evangelia apocrypha" (das. 1853). Außerdem schrieb er „Reise in den Orient" (das. 1845—46, 2 Bde.).

Tischlerhandwerk, zünftiges Gewerbe, welches sich mit der Verfertigung von allerlei hölzernem, gemeinem wie künstlichem, Hausgeräthe, auch von Fensterrahmen, getäfelten Fußböden u. ähnlichen Holzarbeiten beschäftigt, bei denen eine Bearbeitung auf der Drehbank nicht nöthig ist u. eiserne Nägel zum Zusammenfügen nicht angewendet werden.

Tischnowitz, Stadt im österreichisch-mährischen Kreis Brünn, am linken Ufer der Schwarzawa, hat Tuchweberei und 1700 Einw. Dabei der Berg Ebetwnitza, mit Amethystengruben.

Tischreden, Unterhaltung bei Tisch über Gegenstände der Kunst, der Wissenschaft, des Lebens rc. Berühmt sind namentlich Luthers „Tischreden oder Colloquia, so er in vielen Jahren gegen gelahrten Leuten, auch fremden Gästen und seinen Tischgesellen geführt", zuerst von P. Rebenstock 1571 herausgegeben. Es findet sich darin unter vielem Schönen u. Sinnreichen, namentlich über einzelne Punkte der Glaubens- und Sittenlehre, auch mancher sehr kernhafte Spaß. Viele halten die T. für untergeschoben, jedoch mit Unrecht, da der Charakter Luthers ihnen unzweifelhaft aufgeprägt ist. Manches mag aber wohl nicht Original seyn. Die neueste und beste Ausgabe besorgte Förstemann (3 Abtheilungen, Leipzig 1844 bis 1846).

Tischrücken u. Tischklopfen. Mit ersterem Worte (engl. Table-moving, franz. les tables tournantes) bezeichnet man die drehende Bewegung, in welche ein Tisch versetzt wird, wenn mehre um den Tisch herum sitzende oder stehende Personen ihre Hände darauf legen, so daß durch dieselben eine Art von Kette gebildet wird. Versuche dieser Art wurden zuerst in den Vereinigten Staaten gemacht; nachdem aber ein Aufsatz in der „Allgemeinen Zeitung" vom 4. April 1853 davon Kunde gegeben, wurde das Tischrücken auch diesseits des atlantischen Oceans fast aller Orten in Gesellschaften mit Glück versucht und beschäftigte eine Zeitlang Gelehrte u. Ungelehrte. Bald kam das noch wunderbarer scheinende Tischklopfen (Geisterklopfen) hinzu. Es hieß nämlich, habe man einen Tisch in Bewegung gesetzt u. dem Willen recht dienstbar gemacht, so könne man ihn sich heben und senken lassen, wodurch ein Klopfen entstehe, dem man eine Deutung geben könne, indem ein einmaliges Klopfen a, ein zweimaliges b, ein dreimaliges c rc., das Stillstehen des Tisches aber eine Verneinung bedeute rc. Während das Factum des Tischklopfens sehr zweifelhaft blieb und unstreitig mancherlei Täuschungen dabei mit unterliefen, war das des Tischrückens durch zu viele Versuche konstatirt worden, als daß es sich noch hätte ableugnen lassen. Die dafür gegebenen Erklärungen lassen sich in zwei Reihen ordnen: die Einen wollen das Phänomen aus bekannten statisch-mechanischen Gesetzen erklären; die Andern dagegen sind geneigt, einen vom belebten Körper ausgehenden dynamischen Einfluß als Ursache anzunehmen. Die Mechaniker theilen sich wieder in solche, welche die Bewegung einem unbewußten Drucke der Hand oder der Finger, und in solche, die sie einem Pulsiren oder einem nicht zu unserer Perception kommenden, gleichsam automatischen Muskelspiele zuschreiben. An der Spitze der mechanischen Erklärungsweisen steht die des berühmten Physikers Faraday, welcher einen besondern Apparat konstruirte, um nachzuweisen, daß von den Operirenden unwissentlich ein Druck auf den Tisch ausgeübt werde, welcher sich mit der Zeit, wenn die Finger u. Hände durch den fortdauernden Druck steif und unempfindlich geworden, verstärke und dann zur Bewegung des Tisches hinreiche. Die Dynamiker lassen sich ebenfalls in zwei Reihen trennen, indem die Einen in dem Phänomen nichts als die Wirkung elektrischer oder magnetischer Kräfte sehen, die Anderen aber vitale oder sogenannte odische Einwirkungen dabei muthmaßen. Die erstere Erklärungsweise kann man als physikalische, die letztere als physiologische oder organische bezeichnen. In Bezug auf erstere ist es aber auch

den sorgfältigsten Untersuchungen noch nicht gelungen, am lebenden Menschenkörper elektrische Strömungen nachzuweisen. Und selbst wenn dies der Fall wäre, so bliebe es ganz unerklärlich, wie trockenes Holz durch elektrische Strömungen magnetisch werden, oder wie sich in dem Holze, welches nicht isolirt ist und mit Leitern in Verbindung steht, die Elektricität anhäufen könnte. Ebenso wenig genügen die Kenntnisse, welche wir bis jetzt vom Diamagnetismus haben, um die Bewegung des Tisches zu erklären, und es ist mit Recht gesagt worden, daß sich mit dieser physikalischen Erklärungsweise nur Laien beschwichtigen lassen, welchen Strömungen, Polaritäten, Magnetismus ꝛc. Begriffe sind, die auch das Unmögliche möglich machen sollen, aber der exakten Wissenschaft damit nicht gedient ist. Wenn nun einzelne Experimentatoren von Abweichungen der Magnetnadel, von Aenderungen der Tragfähigkeit der Magnete, von steigenden Turbationen der Magnetnadel ꝛc. zu berichten wissen, so steht, abgesehen davon, daß diese vorgeblichen Beobachtungen auf Täuschungen beruhen können, so viel fest, daß es keine konstanten Erscheinungen beim Tischrücken sind, daß sie sich nicht willkürlich hervorrufen lassen und, weil die Bedingungen ihres Auftretens völlig verborgen sind, nicht Gegenstand des Experiments sein können. Was endlich die physiologische oder organische Erklärungsweise anlangt, welche die den Nerven eigenthümliche motorische, mit dem Leben selbst identische Kraft zu Hülfe nimmt und im Tischrücken einen Schritt zur Erkenntniß des Einflusses sieht, den der Mensch auf die ihn umgebende Natur auszuüben vermöge: so befinden wir uns hier auf einem noch völlig unerschlossenen Gebiete, wo die Hypothese um so ungehinderter schaffen und wirken kann, als sie sich nicht innerhalb eines bestimmten Kreises von Beobachtungen zu halten hat. Wissenschaftlicher Werth kann mithin nur den mechanischen Erklärungsweisen beigemessen werden, wenn dieselben auch noch nicht die Erscheinung des Tischrückens auf die Gesetze der reinen Mechanik rechnend zurückzuführen im Stande sind.

Tisiphone, eine der Furien (s. d.).

Tissaphernes, vornehmer Perser, Satrap u. Nebenbuhler des Pharnabazus, leistete dem Artaxerxes Mnemon im Krieg gegen seinen Bruder Cyrus wichtige Dienste und erhielt deshalb eine Königstochter zur Ehe und die Statthalterschaft des im Kampfe gefallenen Cyrus. Durch seine Treulosigkeit kamen viele Führer des griechischen, dem Cyrus zu Hülfe gezogenen Heeres auf dem berühmten von Xenophon in der Anabasis beschriebenen Rückzuge um. Da T. jedoch bei der Mutter des Königs, Parysatis, in Ungnade gefallen war, so wurde er nachmals für einen Feind des Königs erklärt und durch Tithraustes (400) getödtet. Auch gegen die Lacedämonier handelte er mehrmals treulos und wurde deshalb von Agesilaus gezüchtigt.

Tissot, 1) Simon André, schweizerischer Arzt, geboren 1728 zu Grancy bei Lausanne, studirte zu Genf und Montpellier Medicin und ließ sich dann als Arzt in Lausanne nieder. Sehr bald erlangte er durch seine Schriften, namentlich die über die Onanie, einen über die Grenzen seines Vaterlandes hinausgehenden Ruf. Auch trug er durch mehre zu Gunsten der Schutzpockenimpfung geschriebene Schriften viel zu deren allgemeiner Einführung bei. Im Jahre 1780 übernahm er auf den Wunsch des Kaisers Joseph II. die Leitung der Klinik in Pavia auf 3 Jahre. Dann kehrte er in sein Vaterland zurück und † den 13. Juni 1797 zu Lausanne. Seine vorzüglichsten Schriften sind: „L'Onanisme ou dissertations sur les maladies produites par la masturbation“ (Lausanne 1760), „Avis au peuple sur sa santé“ (das. 1761), eine populär medicinische Schrift, welche die Aufmerksamkeit aller für das Volkswohl Besorgten auf T. lenkte und in fast alle europäischen Sprachen übersetzt worden ist. Außerdem schrieb T. eine Menge größerer und kleinerer Abhandlungen in lateinischer und französischer Sprache über einzelne medicinische Gegenstände. Eine Sammlung derselben erschien Lausanne 1783—95 in 15 Bdn. und Paris 1809 in 8 Bdn., deutsch von Ackermann (Leipzig 1784, 8 Bde.) und im Auszug von Held (Gera 1785, 3 Bde.).

2) Pierre François, französischer Gelehrter und Schriftsteller, geboren den 10. März 1768 zu Versailles, zeigte bereits in früher Jugend viel Neigung für Poesie und Theater und studirte später in Paris schöne Wissenschaften. Als schwärmerischer Anhänger der neuen Ideen betheiligte er sich beim Ausbruch der Revolution an vielen revolutionären Zeitschriften und erhielt bald darauf eine Anstellung bei der Proviantkommission. Nach der Schreckensherrschaft verlor er sein Amt und suchte darauf durch Anlegung einer Fabrik die Existenz seiner Familie zu sichern. Nach dem 18. Fructidor ward er bei der Polizei angestellt u. kurz vor der Revolution vom 18. Brumaire in den Rath der Fünfhundert gewählt. Wegen Unregelmäßigkeiten bei der Wahl durfte er aber in denselben nicht eintreten und zog sich deshalb auf das Land zurück. Nach der Explosion der Höllenmaschine setzte man T. auf die Verbannungsliste, weil er als eifriger Republikaner bekannt war; jedoch wurde er wieder gestrichen, nachdem er sich an Bonaparte selbst gewendet hatte. Seit dieser Zeit ward T. einer der treuesten Anhänger Napoleons. Dafür erhielt er eine vortheilhafte Stelle bei der Verwaltung und ward später kaiserlicher Censor; namentlich versah er unter dem Polizeiministerium des Herzogs von Rovigo dieses Amt bei der „Gazette de France“. Im Jahre 1814 erhielt er am Collége de France als Nachfolger Delille's den Lehrstuhl der lateinischen Dichter. Während der 100 Tage legte er den Grund zu der Zeitung, welche nach der zweiten Restauration unter dem Titel „Constitutionel“ erschien. Bald aber zog er sich durch seine bonapartische Opposition, die er als Hauptredakteur des Blattes befolgte, das Mißfallen der Regierung zu, u. diese entsetzte ihn endlich seiner Stelle am Collége. Während der folgenden Zeit arbeitete T. für eine Menge Organe der Tageslitteratur, versuchte auch die Gründung eines eigenen Blattes „Pilote“, mußte dasselbe unter den steten Verfolgungen der Polizei aber wieder aufgeben. Nach der Julirevolution erhielt er seine Lehrstelle wieder und ward 1833 Mitglied der Akademie.

Er † im April 1854. Unter seinen Schriften hat seine poetische Uebersetzung der „Bucolica" des Virgil (Paris 1800, 4. Aufl. 1823) den meisten Beifall gefunden. Außerdem schrieb er „Trophées des armées françaises depuis 1782 jusqu'en 1815" (das. 1819, 6 Bde.), „Mémoires historiques sur Carnot" (das. 1824), „Etudes sur Virgile comparé avec tous les poètes épiques et dramatiques des anciens et des modernes" (das. 1825—30, 2. Aufl. 1841, 4 Bde.), „Poësies érotiques" (das. 1828, 2 Bde.), „Histoire complète de la révolution française" (das. 1833—35, 6 Bde.), „Leçons et modèles de littérature française ancienne et moderne" (das. 1835—36, 2 Bde.).

Titan, Metall, welches zuerst 1791 von einem englischen Geistlichen, Namens Gregor, in einem eigenthümlichen Fossil, dem Menakan, gefunden, 1822 von Wollaston genauer untersucht, in reinem Zustande aber erst von Wöhler dargestellt ward, findet sich in der Natur im Rutil, Anatas, Titanit, Nigrin, Iserin und andern Mineralien und scheidet sich in Gestalt kupferrother Würfel in den Schlacken der Hochöfen aus, in welcher titanhaltige Eisenerze reducirt werden. Künstlich stellt man es dar, indem man Titansäure mittelst Kohlenpulver reducirt, oder die Verbindung von Titanchlorid mit Ammoniak in einem Strome von Ammoniakgas erhitzt. Es krystallisirt in kleinen stark metallglänzenden Würfeln von hochgelber, ins Braunrothe gehender Farbe; wird es künstlich in dünnen Blättchen erhalten, so erscheint es im reflektirten Lichte kupferglänzend, im durchgehenden Lichte grün; feinzertheilt bildet es ein schwarzes oder dunkelindigoblaues Pulver. Sein specifisches Gewicht ist = 5,3; es ist so hart, daß es Achat und Stahl noch ritzt, nicht magnetisch, leitet aber als zusammenhängende Masse die Elektricität. Es schmilzt nur bei sehr hohen Hitzgraden, läßt sich aber verflüchtigen. In feinzertheiltem Zustande entzündet es sich beim Erhitzen an der Luft und löst sich im Königswasser, in schon in Salpetersäure auf; als zusammenhängende Masse (namentlich wie es aus den Hochöfen gewonnen wird) hingegen wird es beim Erhitzen nicht oxydirt u. von keiner Säure, außer einem Gemisch von Salpetersäure und Flußsäure, angegriffen. Spuren von T. finden sich in vielem Roh- und Stabeisen; es scheint der Güte desselben nicht nachtheilig zu seyn, sondern vielmehr es härter und fester zu machen.

Titanen, die Söhne und Töchter des Uranus und der Gäa, nämlich Oceanus, Coeus, Crius, Hyperion, Japetus und Kronos (Saturnus); Thia, Rhea, Themis, Mnemosyne, Phöbe u. Tethys. Uranus, der erste Beherrscher der Welt, warf seine Söhne, die Hekatonchiren (Hundertarmigen) Briareus, Cottus und Gyes in den Tartarus. Von der hierüber erzürnten Gäa aufgereizt, erhoben sich die T. gegen den Vater, entmannten ihn, befreiten die Brüder aus dem Tartarus und übergaben dem Saturnus die Herrschaft. Gegen diesen und die herrschenden T. begann aber später Zeus im Verein mit seinen Geschwistern den Kampf. Dieser Kampf (Titanomachie) wurde in Thessalien geführt, von den T. vom Othrys, von den Saturniden vom Olympus herab. Schon hatte er 10 Jahre gedauert, da weissagte Gäa dem Zeus den Sieg, wenn er die Cyklopen und Hekatonchiren aus dem Tartarus befreite. Zeus erhielt, nachdem er die Wächterin der Cyklopen, Campe, erschlagen hatte, von diesen Donner, Blitz und Wetterstrahl, Pluto einen Helm und Neptun einen Dreizack. Jetzt wurden die T. besiegt und in eine Schlucht unter dem Tartarus gekerkert, und die Hekatonchiren zu ihren Wächtern gesetzt. S. Saturnus. Dieser Kampf ist wohl zu unterscheiden von dem der olympischen Götter gegen die himmelstürmenden Giganten (s. d.). In der spätern Mythologie werden alle von den T. abstammenden Gottheiten, z. B. Helios, Selene, Hecate, Prometheus rc. mit diesem Namen benannt, sowie derselbe auch alten Völkerstämmen und den Stammvätern der Menschen beigelegt wird. Vgl. Schömann, De Titanis Hesiodeis, Greifswalde 1846.

Titanerz, Mineral aus der Ordnung der Erze, tetragonal, von 5,5—6,5 Härte u. 3,8—4,3 Gewicht und muscheligem bis unebenem Bruch. Arten sind Rutil, 50,29 Titan, 39,71 Sauerstoff, oft etwas Eisen enthaltend, ist sehr spröde, diamantglänzend, von bräunlicher, ins Gelbe oder Röthliche übergehender Farbe und hellem Strich, erscheint in quadratischen Säulen mit Abstumpfung der Ecken, der End- und Seitenkanten, gewöhnlich aber in kleinen stängel-, nadel- oder haarförmigen Krystallen, die oft quer- und netzförmig durch einander gewachsen sind, wie auch derb, eingesprengt und in Geschieben. Vor dem Löthrohre ist es unveränderlich, gibt aber mit Borax in der innern Flamme ein schmutzig violettes, in der äußern ein grünliches Glas. Von Säuren wird es nicht angegriffen. Es findet sich auf Lagern und Gängen im Urgebirge, bald als Gemengtheil verschiedener Felsarten, bald ein- u. aufgewachsen auf andern Mineralien, namentlich auf Feldspath, Eisenglanz und Bergkrystall am Gotthard, im Pfitschthal in Tyrol, auf der Saualp in Steiermark rc., in losen Krystallen zu St. Yrieux in Frankreich und bei Freiberg in Sachsen. Anatas, von derselben Zusammensetzung, wie der Rutil, ist von schwarzblauer, gelblicher, grünlicher oder nelkenbrauner Farbe, diamantartig bis halbmetallisch und lebhaft glänzend, durchscheinend bis undurchsichtig, erscheint in kleinen Krystallen der Grundform, eines spitzen quadratischen Oktaëders, auch mit ein- oder mehrfacher Abstumpfung der Kanten- und Scheitelecken, ist vor dem Löthrohre ebenfalls unveränderlich, schmilzt aber mit Borax zu wasserhellem Glase und wird von Säuren nicht angegriffen. Es wird mit dem Rutil gefunden, vorzüglich schön in Brasilien.

Titania, Gemahlin des Oberon (s. d.).

Titanomachie, s. Titanen.

Titel (titulus), Benennung, welche den Stand, das Amt, die Würde, den Rang einer Person in der bürgerlichen Gesellschaft bezeichnet. Bei den eigentlichen T.n unterscheidet man: Standestitel, im weitern Sinne alle die unterschiedlichen Benennungen der fürstlichen und adeligen Personen, in engerer Bedeutung die T., welche Personen aus dem Bürgerstande bei Erhebung in einen höhern, also adeligen oder fürstlichen Stand



TITIAN

EIGENTHUM & VERLAG DES BIBL. INSTITUTS IN HILDBURGHAUSEN

zum Unterschiede der im bürgerlichen Leben gebräuchlichen T. erhalten, und welche nicht selten auch auf die Nachkommen übergehen; Amtstitel, die von der Bekleidung eines Amtes hergenommenen T. Diese fielen früher oft mit den Standestiteln zusammen, zerfallen aber jetzt in Amtstitel im engern Sinne, welche wirklichen Beamten, als wirklichen Räthen, wirklichen Kammerherren ꝛc., zukommen, in Ehrentitel, mit denen kein Amt oder doch kein dem T. entsprechendes Amt verbunden ist, z. B. Titularräthe, und in T. für charakterisirte Personen, d. h. für Personen, welche das Amt, wovon sie den T. noch führen, früher bekleideten. T. besonderer Art sind der T. Meister und die sogenannten akademischen T. Baccalaureus, Licentiat und Doktor, welche durch bestimmte, unter gewissen Bedingungen abgelegte Leistungen zu erreichen sind, ferner die T., welche hohe Offiziere und Staatsmänner bisweilen nach besonders ausgezeichneten Thaten erhalten, sowie die T., welche in früheren Zeiten von den Päpsten an einige katholische Fürsten in Europa ertheilt und von deren Nachkommen beibehalten worden sind, als: Allerchristlichste, Apostolische, Katholische Majestät, Vertheidiger des Glaubens. Vergl. Titulatur. Im römischen Recht bezeichnet T. (titulus acquirendi) den gesetzlichen Grund, aus dem Jemandem ein Recht oder der Besitz einer Sache zusteht. Im kanonischen Recht versteht man unter T. die Einkünfte oder Güter, welche zum Unterhalt der Geistlichen dienen und ursprünglich gewisse den Geistlichen zur Ausübung ihres Amtes angewiesene Sitze waren; dann seit dem Mittelalter die geistliche Würde oder das geistliche Amt selbst. Im Bücherwesen ist T. s. v. a. Aufschrift eines Buchs, die gewöhnlich auf dem ersten Blatt (Titelblatt) enthalten ist. Insbesondereheißen auch so die Aufschriften der Kapitel im Corpus juris, namentlich in den Institutionen, Pandekten und dem Kodex, sowie neuerdings auch in den preußischen und andern Gesetzgebungen.

Tithonus, Sohn des Laomedon, Bruder des Priamus, Gemahl der Eos, die ihn seiner Schönheit wegen geraubt hatte. Sie hatte für ihn Unsterblichkeit vom Zeus erbeten, aber vergessen, ewige Jugend dabei zu bedingen. Als er daher alt war, schloß sie ihn ein, oder verwandelte ihn nach Andern in eine Heuschrecke.

Titicacasee (Laguna de Titicaca, auch L. de Chucuito), großer südamerikanischer See, gehört mit seinem größern Theile der jetzigen Republik Südperu und mit seinem kleineren Theile Oberperu oder der jetzigen Republik Bolivia an. Er hat eine sehr hohe Lage in einem hohen Tafellande, das von den zwei Andenketten, der westlichen oder Küstencordillera und der östlichen oder bolivianischen, umschlossen wird und als ein Landstrich von mehr als 1000 □Meilen, 12,000 bis 13,000 Fuß über dem Meeresspiegel liegt. Von diesem Areal nimmt der See ¼, also ungefähr 250 □Meilen ein. Nach Pentlands Barometerbeobachtungen erhebt sich sein Wasserspiegel in der trockenen Jahreszeit 12,800 englische Fuß über das Niveau des stillen Meeres. Derselbe fand den See stellenweise 720 Fuß tief; doch ist seine Tiefe in der Mitte wahrscheinlich weit bedeutender. An seinem Nordende empfängt der See zahlreiche Bergströme, worunter diejenigen, aus denen an seiner Nordseite der Asangaro- und der Lagnnillasfluß entstehen, die ansehnlichsten sind. Der einzige Abfluß des See's ist der Desaguadero, der an seinem südwestlichen Ende herausfließt und in die Laguna de Huallagas mündet. Der See wird durch bedeutende Landzungen in 4 Theile geschieden, die nur durch schmale Kanäle miteinander in Verbindung stehen. Der Haupttheil ist der mittlere, ein großes Wasserbecken, der eigentliche See; südöstlich, ganz auf dem Gebiete von Bolivia, dehnt sich die Laguna de Vinamarca aus, mit jenem durch die Seeenge von Tiquina verbunden; westlich bringt der Busen von Puno oder Chucuito, nordwestlich ein anderer Busen, der See Azangaro, ins Land ein. Der See enthält eine Menge kleiner Inseln, von welchen die Insel Titicaca an seinem südöstlichen Ende die größte ist. Sie hat 6000 Schritte im Umfange und enthält eine Menge zum Theil großartige Ueberreste altperuanischer Baukunst, die noch aus der Zeit vor Mango-Capac herrühren. Sie galt als heilig und trug einen prächtigen Sonnentempel, welcher nach dem in Cuzco der berühmteste und reichste war. Vgl. Pentland, The Laguna de Titicaca and the valleys of Yucay, Collao and Desaguadero in Peru and Bolivia, Lond. 1848.

Tities, eine der 3 ältesten Tribus, aus denen die Bürgerschaft des ältesten Roms nach der Vereinigung mit den Sabinern und etruscischen Stämmen bestand. Die Ramnes waren der älteste Stamm, nach ihm kamen die T. und zuletzt die Luceres. Obgleich alle 3 Stämme gleich berechtigt waren, übten doch die Ramnes und T. einen Vorrang über die Luceres aus.

Titlis, Berg im schweizerischen Kanton Unterwalden, od dem Wald, an der Grenze von Uri und dem bernischen Oberlande, erhebt sich 10,710 (10,117) Fuß über die Meeresfläche und 8749 F. über den Vierwaldstädtersee und steigt unmittelbar aus dem engelberger Thal empor. Sein nackter Rücken ist mit ewigem Eis bedeckt, gewährt aber einen außerordentlich weiten und schönen Ueberblick.

Titschein, Stadt im österreichisch-mährischen Kreis Preran, hat 5 Vorstädte, ein Kriminalgericht, Spital, Schloß, Tuchfabrikation und 6850 Einw.

Tittmann, 1) Johann August Heinrich, protestantischer Theolog, geboren den 1. August 1773 zu Langensalza, studirte seit 1788 in Wittenberg und seit 1792 in Leipzig, wo er sich 1793 habilitirte. Im J. 1796 wurde er außerordentlicher Professor in der philosophischen, 1800 in der theologischen Fakultät, und 1805 rückte er als ordentlicher Professor in die theologische Fakultät ein. Er † am 31. December 1831. Von seinen zahlreichen Schriften sind hervorzuheben: „Encyklopädie der theologischen Wissenschaften" (Leipzig 1798); „Theocles, ein Gespräch über den Glauben an Gott" (das. 1799); „Theon, oder über unsere Hoffnungen nach dem Tode" (das. 1801); „Pragmatische Geschichte der Theologie und Religion in der protestantischen Kirche während der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts" (Bresl. 1805,

Bd. 1); „Institutio symbolica ad sententiam ecclesiae evangelicae" (das. 1811); „Ueber Supranaturalismus, Rationalismus u. Atheismus" (das. 1816). Auch gab er den Zonaras (Leipzig 1808), die „Libri symbolici" (das. 1817, 2. Aufl. 1827) und das griechische Neue Testament (das. 1824) heraus. Aus seinem Nachlasse veröffentlichte Becher: „De synonimis in Novo Testamento" (das. 1832) und Hahn: „Opuscula varii argumenti maximam partem dogmatici, apologetici et historici" (das. 1838).

2) Karl August, Kriminalist, des Vorigen Bruder, geboren den 12. September 1775 zu Wittenberg, studirte seit 1793 die Rechte zu Leipzig und Göttingen u. habilitirte sich 1797 zu Leipzig. Im Jahre 1801 ward er Oberkonsistorialrath in Dresden, 1807 Hof- und Justizrath und 1812 geheimer Referendar daselbst. Im J. 1831 in Ruhestand versetzt, † er den 14. Juni 1834. Von seinen zahlreichen Schriften sind die bedeutendsten: „Grundlinien der Strafrechtswissenschaft u. der deutschen Strafgesetzkunde" (Leipz. 1800); „Ueber die Grenzen des Philosophirens in einem Systeme der Strafrechtswissenschaft u. Strafrechtskunde" (das. 1802); „Handbuch der Strafrechtswissenschaft und Strafrechtskunde" (Halle 1807, 4 Bde.; 2. Aufl. 1822, 3 Bde.); „Entwurf eines Strafgesetzbuches für das Königreich Sachsen" (Meißen 1813, 2 Bde.); „Die Strafrechtspflege in völkerrechtlicher Rücksicht mit besonderer Beziehung auf die deutschen Bundesstaaten" (Dresden 1817); „Handbuch für angehende Juristen" (Halle 1828, 2. Ausg. von Pfotenhauer, 1846); „Die Homöopathie in staatspolizeirechtlicher Hinsicht" (Meißen 1829).

3) Friedrich Wilhelm, namhafter Geschichtschreiber, der Vorigen Bruder, geboren den 29. April 1784 zu Wittenberg, studirte seit 1800 die Rechte zu Leipzig und Wittenberg und ward 1804 als geheimer Archivskanzlist in Dresden angestellt. Diese Stelle gewährte ihm hinreichende Muße, sich gründlichen Forschungen in seinen Lieblingswissenschaften, der Geschichte und Politik, zu widmen. Im J. 1823 ward er zum Oberkonsistorialrath und 1836 zum geheimen Archivar ernannt. Wegen einer Augenkrankheit ward er 1849 pensionirt. Er schrieb: „Ueber den Bund der Amphiktyonen" (Berlin 1812, von der berliner Akademie 1811 gekrönte Preisschrift); „Ideen zur Politik und Geschichte der europäischen Staatsgesellschaft" (Dresden 1816); „Darstellung der Verfassung des deutschen Bundes" (Leipz. 1818); „Darstellung der griechischen Staatsverfassungen" (Berl. u. Leipz. 1822); „Ueber die Bestimmung des Gelehrten und seine Bildung auf Schule und Universität" (Berl. 1833); „Geschichte Heinrichs des Erlauchten" (Dresd. und Leipz. 1845—46, 2 Bde.).

Tittmoning, Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Oberbayern, mit Rathhaus, Schloß, Krankenhaus, 2 Kirchen, Wallfahrtskapelle und 1200 Einw.

Titular (v. Lat.), Jemand, der mit dem Titel eines Amtes bekleidet ist, ohne die damit verbundenen Funktionen zu verrichten, gewöhnlich nur in Zusammensetzungen, wie Titularrath rc. Vgl. Titel.

Titulatur, die Beilegung des einer Person ihrem Stande gemäß zukommenden Prädikats, wie dasselbe theils durch das Herkommen, theils auch durch gesetzliche Vorschriften festgestellt ist.

Titurel, Held aus der Sage vom heiligen Graal (s. d.) und nach dieser der Sohn eines mythischen Königs von Frankreich und Parcivals Großvater, kam nach Salvaterre in Biscaya und baute auf dem unnahbaren Berge Mont Salvage einen Tempel für den heiligen Graal und eine Burg für die Hüter desselben, die Templeisen, deren heiliges Ritterthum er gründete. In der Geschichte der deutschen Poesie wird unterschieden: der „ältere T.", 2 Bruchstücke von Wolfram von Eschenbach (s. d.), welche die Geschichte von Schionatulander und Sigune behandeln, und der „jüngere T.", ein langes, oft langweiliges Gedicht von mehr als 6000 Strophen über die Tempelritterschaft des Graal, das mit Einschaltung und Ueberarbeitung der eschenbachschen Bruchstücke wahrscheinlich in den siebziger Jahren des 13. Jahrhunderts von einem gewissen Albrecht von Scharfenberg gedichtet worden ist, der, um den Eindruck seines Produkts zu verstärken, Wolframs Namen annahm und erst gegen das Ende mit seiner wahren Persönlichkeit hervortritt. Lange Zeit hat dies Gedicht, das zuerst in einer jetzt seltenen Ausgabe des Parcival von 1477 gedruckt und jetzt neu nach einer heidelberger Handschrift von Hahn (Quedlinburg u. Leipzig 1842) herausgegeben worden ist, für ein Werk Eschenbachs gegolten, obschon es von dessen Geiste nicht die geringste Spur verräth. Das Gedicht verdient wegen der vorherrschenden Allegorie, der Ueberhäufung an Bildern, der überladenen Darstellung, der dunkeln, oft unverständlichen Sprache, der alles Maß überschreitenden Ausdehnung die Lobpreisungen nicht, die ihm zu Anfange der Wiedererweckung unserer älteren Literatur zu Theil geworden sind. Einen Auszug daraus gibt San-Marte in „Leben und Dichten Wolframs von Eschenbach" (Magdeburg 1842, Bd. 2).

Titus, 1) Flavius Vespasianus, römischer Kaiser, der ältere Sohn des Kaisers Vespasianus, geboren 10 n. Chr., wurde am Hofe Nero's mit Britannicus, dem er sehr befreundet war, erzogen. Literarisch sehr gebildet, war er ein geschickter Sachwalter und zeichnete sich auch im Kriege als Tribun namentlich in Germanien und Britannien frühzeitig aus. Als sein Vater 67 n. Chr. nach Syrien als Statthalter geschickt wurde, um die 65 ausgebrochene Empörung der Juden zu dämpfen, begleitete ihn T. und wurde von diesem, als er 69 Palästina verließ, um die Kaiserwürde zu erlangen, als Feldherr der römischen Truppen zurückgelassen. T. beendete den Aufstand durch die Eroberung und Zerstörung Jerusalems 70. Nachdem er mit seinem Vater einen prunkhaften Triumph gefeiert hatte, zu dessen Verherrlichung der prachtvolle Titustriumphbogen erbaut ward, wurde er von Vespasian zum Praefectus praetorio und zugleich zum Theilnehmer an der Regierung ernannt. Als solcher zeigte er sich hart, despotisch und schwelgerisch, so daß die Römer fürchteten, als er nach Vespasians Tode 79 n. Chr. Kaiser wurde, einen zweiten Nero in ihm zu erhalten. Indessen war er als

Regent ganz umgeändert. Er entfernte seine Geliebte Berenice, eine jüdische Fürstentochter, deren Verbindung mit ihm den Römern zuwider war, übte Gerechtigkeit mit Ernst und zugleich mit Milde, und seine Herzensgüte, die ihn jeden Tag für verloren achten ließ, an dem er keine Wohlthat ausgeübt, verschaffte ihm bei dem dankbaren Volke den Namen der Liebe und Lust des Menschengeschlechts (amor ac deliciae generis humani). Unter ihm hörten die Verfolgungen wegen Majestätsverbrechen auf, die Delatores wurden unter entehrenden Strafen aus der Stadt vertrieben. In seine Regierung fallen mehre bedeutende Unglücksfälle, die Verschüttung der Städte Herculanum und Pompeji beim Ausbruch des Vesuv am 24. August 79, eine dreitägige Feuersbrunst, welche 80 einen großen Theil Roms in Asche legte, und die Entvölkerung Italiens durch eine Pest, was alles dem Kaiser Gelegenheit gab, sich hülfreich zu erweisen. Er vollendete das Colosseum, das sein Vater begonnen hatte, 80, auch ließ er die Thermen, die seinen Namen tragen, bauen. Nur zu bald verloren die Römer diesen trefflichen Kaiser; er † in derselben Villa im Sabinerlande, in der sein Vater gestorben, am 13. September 81 n. Chr., von einem Fieber ergriffen. Ihm folgte sein Bruder Domitian (s. d.), nicht ohne den Verdacht auf sich geladen zu haben, der Beschleuniger seines Todes gewesen zu seyn.

2) T., apostolischer Gehülfe des Paulus, stammte von griechischen Aeltern ab, ward von Paulus für das Christenthum gewonnen, begleitete denselben nach Jerusalem und Ephesus, ging dann im Auftrag des Paulus nach Macedonien voraus, begab sich von da nach Korinth, wo er sich um die Einrichtung der dortigen Gemeinde Verdienst erwarb, und besuchte auch Kreta sowie Dalmatien. Die Legende macht ihn zum ersten Bischof in Kreta. Der neutestamentliche **Brief an T.**, einer der sogenannten Pastoralbriefe, läßt sich, wie die Briefe an Timotheus, ebenso wenig in die bekannte Lebensgeschichte des Apostels einreihen, als er zu den zwischen dem Schreiber u. Empfänger obwaltenden Verhältnissen paßt. Obwohl derselbe bald nach der Anwesenheit des Apostels auf Kreta geschrieben seyn soll, so enthält er doch gar keine Andeutung von dem, was Paulus dort gethan und erfahren. Als Zweck des Briefes stellt sich der doppelte heraus, dem T. Anweisung zu der vorzunehmenden Presbyterwahl und zu Bekämpfung der Irrlehren zu geben. Der Brief ist übrigens in gutem Zusammenhange, wenn auch nicht in der paulinischen Kraft, Lebendigkeit und Gedankenfülle geschrieben.

Tituskopf, Art, die Haare zu verschneiden, nach welcher dieselben so lang gelassen werden, daß sie noch schöne kurze Locken bilden können.

Tityus, Sohn der Erde oder Sohn des Zeus und der Elara, der Tochter des Orchomenus, ein Riese auf Euböa, Vater der Europa. Weil er sich (auf Veranlassung der Juno) an der Leto, als diese durch Panopeus nach Pytho ging, vergriffen hatte ward er von der Artemis und Apollo mit Pfeilen, oder von Zeus mit dem Blitzstrahl erlegt und dann in der Unterwelt gestraft. Dort lag er ausgestreckt, auf dem Boden, neun Hufen bedeckend, und zwei Geier fraßen an seiner Leber. Seine Erlegung durch Apollo und Artemis war dargestellt am Apollothrone zu Amyclä.

Tiverton, Stadt in der englischen Grafschaft Devon, nördlich von Exeter, links am Ex, mit Stadt- und Markthaus, Getreidehalle, Wollmanufakturen, Fischerei, Handel und 10,000 (nach Andern 12,000) Einwohnern.

Tivoli (das alte Tibur), Stadt in der Comarca di Roma im Kirchenstaat, auf der Höhe einer schmalen Felswand des Sabinergebirgs, am Teverone (Anio), der hier einen 60 Fuß hohen Fall macht, $3^1/_2$ Meilen von Rom, gegen 650 F. über dem Meere gelegen, ist schlecht gebaut, hat als Bischofssitz eine alte Kathedrale, 24 Pfarr- und Klosterkirchen, einen schönen Markt mit 2 ägyptischen Säulen und 6000 Einw. Unter den dortigen Alterthümern ist die Villa des Hadrian, etwa $^1/_2$ Stunde von der Stadt, das umfangreichste. Die berühmte Villa des Mäcen ist gegenwärtig in eine Eisenfabrik umgewandelt. Unmittelbar am Rande einer schroffen Felsschlucht, worin sich die Neptunsgrotte befindet, liegt der schöne, trefflich erhaltene, sogenannte Sibyllen-, in Wahrheit aber ein Vestatempel, eine runde Cella mit herrlichen kanellirten korinthischen Säulen, von denen noch 10 stehen, die einen schmalen Fries mit Ochsen- (Ziegen-?) Köpfen und Guirlanden tragen. An der entgegengesetzten Seite der Schlucht befinden sich die noch ziemlich bedeutenden Ruinen einer Villa des Varus. Von neuen Anlagen ist nur die nahe Villa d'Este wegen der hier sich eröffnenden herrlichen Aussicht auf die Campagna mit Rom u. auf das Albanergebirg zu bemerken. Auch sieht man hier den sogenannten Tempio delle Tosse, der wahrscheinlich ein Grabmal ist. Merkwürdig ist der in der Nähe von T. sich befindende Schwefelsumpf, die Solfatara (s. d.) genannt. Vgl. Viola, Storia di T., Rom 1819; Sebastiani, Viaggio a T., 1825. Auch ist T. der Name von Vergnügungsörtern mit Gartenanlagen, Schauspiel, Illumination, Rutschbergen ꝛc. in Paris, Berlin, Wien ꝛc.

Tizian, Maler, s. Vecellio.

Tjumen (früher Jepantscha), Kreisstadt im asiatisch-russischen Gouvernement Tobolsk, an der Tura, hat 11 Kirchen, ein Kloster, eine Kreisschule und 9600 Einw., welche Fabriken für Leder, Seife, wollene Teppiche unterhalten.

Tlaskala (Tlarcala, d. i. Land des Brodes), Gebiet im mexikanischen Staat Puebla, steht unmittelbar unter dem Generalkongreß von Mexiko, wird durch einen Kaziken und 4 Alkalden, welche indianischer Abstammung sind, regiert und zählt in einer Stadt, 110 Dörfern und 139 Gehöften, welche 22 Pfarreien angehören, 70,000 Bewohner, meist Indianer, welche sich durch hohen Wuchs u. Muth auszeichnen und Ackerbau treiben, auch einige grobe Wollen- und Baumwollenzeuche, Gewebe aus Magueyfasern und Töpferwaaren verfertigen. Die gleichnamige **Hauptstadt**, einst Hauptstadt einer eigenen Republik, am Fluß Papagallo, hat eine schöne Kirche, ein Kloster, einen alten Bischofspalast, ein Stadthaus und in der Umgegend einige Reste altmexikanischer Bauten. T. bildete in der altmexikanischen Zeit

eine oligarchische Republik, die sich zuerst an Cortez anschloß und damals 100,000 Familien zählte. Cortez ließ derselben eine gewisse Selbstständigkeit unter spanischer Oberherrschaft und Tributpflichtigkeit. Nachdem Mexiko das spanische Joch abgeworfen, ward T. als Territorium unter Beibehaltung seiner bisherigen Verfassung in den mexikanischen Staatenbund aufgenommen.

Tlemsan (Tlemesan, Tlemezen oder Tremezen), Stadt in der algerischen Provinz Oran, 6 Meilen von der marokkanischen Grenze und $5^1/_2$ Meilen vom Meere, am Ende einer wohlbewässerten, fruchtbaren, obstreichen Ebene am Flüßchen T. oder Wadi-Bend gelegen, ist auf 3 Seiten von tiefen Schluchten, außerdem mit starken Mauern umgeben und durch ein Schloß und Fort gedeckt und hat cirka 10,000 Einw., darunter gegen 1000 Europäer, welche Teppichs, Decken- und Wollenzeuchmanufakturen unterhalten und bedeutenden Handel nach dem Innern treiben. Dabei liegen die Ruinen einer alten unbekannten Stadt, angeblich des Bischofssitzes Tremis. Im J. 1670 ward diese alte Stadt vom Dei Hassan zerstört. Am 24. März 1842 fochten hier die Franzosen unter Bedeau gegen die Marokkaner, am 29. April gegen Abd-el-Kader, und am 3. Oktober 1845 wurden sie daselbst abermals von den Arabern und Marokkanern angegriffen.

Tlepolemus, Sohn des Hercules und der Astyoche oder der Astydamia, mußte, weil er seinen Oheim Licymnius in Argos erschlagen hatte, von da fliehen und ließ sich einem Orakel zufolge in Rhodus nieder, wo er die Städte Cnidus, Jalysus und Camirus baute. Er betheiligte sich mit 9 Schiffen am Zug nach Troja, ward aber von Sarpedon getödtet.

Toast (engl.), vom lateinischen tostum, das Geröstete, eigentlich die gerösteten Brodschnitte, die in England allgemein zum Thee gegeben werden; jetzt fast in alle neuern Sprachen übergegangene Bezeichnung der Trinksprüche, welche bei Gastmählern und Gelagen ausgebracht und gewöhnlich durch längere oder kürzere Reden und Ansprachen eingeleitet werden. Nach der gewöhnlichen Erklärung kommt der Name daher, daß man früher Demjenigen, der eine Gesundheit ausbringen sollte, mit dem Glase zugleich eine geröstete Brodschnitte überreichte. Die Sitte, Toaste auszubringen, ist sehr alt. Die Griechen u. nach ihrem Beispiel auch die Römer tranken auf das Wohl An- und Abwesender, nachdem man zuerst den Göttern eine Libation gebracht; die Römer nannten dies graeco more oder ad numerum bibere. In Deutschland ist es ziemlich allgemein üblich, daß bei feierlichen Gastmählern eine gewisse Anzahl officieller Toaste (meist mit dem auf den Landesherrn an der Spitze) bestimmt werden, worauf dann beliebige Toaste ernster u. launiger Art bunt durcheinander zu folgen pflegen. Das Trinken dieser Toaste ist stets von einem dreimaligen Hoch und Anstoßen der Gläser, je nach den Umständen auch von Tuschen der Tafelmusik und dem Abfeuern von Geschützen begleitet.

Tobermorry, Hauptstadt der Hebrideninsel Mull mit 5000 Einw., die gegen 1300 Häringsschiffe besitzen, Bai mit gutem Hafen, Zollamt, Fischerei.

Tobias. Der ältere T., ein im Exil zu Ninive lebender Jude, hatte unter Salmanassar als Hoflieferant bedeutende Reichthümer gesammelt, mußte aber, weil er die hingerichteten Juden begrub und die trauernden Hinterbliebenen tröstete, die Flucht ergreifen und ward seines Vermögens beraubt. Nach dem Tode Sanherids konnte er nach Ninive zurückkehren, ohne daß ihm jedoch sein baares Vermögen zurückerstattet worden wäre. Nicht lange darauf betraf ihn das Unglück des Erblindens, herbeigeführt durch eine Schwalbe, die seine Augen mit Unrath besudelte. Er sandte daher in dieser durch Dürftigkeit noch vermehrten hülflosen Lage seinen Sohn nach Rages in Medien, um eine dort bei Gabel niedergelegte Summe zu holen. Von diesem durch Anwendung einer Fischgalle von seiner Blindheit geheilt, † er in hohem Alter. Der jüngere T. hatte merkwürdige Schicksale auf jener Reise, die er unter der Begleitung des in der Gestalt eines Wanderers sich zu ihm gesellenden Engels Raphael nach Rages in Medien machte, wurde Gatte der Sara, der Tochter Raguels in Ecbatana, und lebte glücklich. Seine und seines Vaters Geschichte macht, mit legendenartiger Anschaulichkeit erzählt, den Inhalt des apokryphischen Buches T. aus, das man gewöhnlich für eine moralische Dichtung hält, ohne jedoch die Annahme eines historischen Kernes, dem nur eine teleologisch-paränetische Hülle zu Theil geworden ist, widerlegt zu haben. Daß der Verfasser ein palästinischer Jude sey, erhellt aus der Schreibart und dem Erzählungstone, sowie aus dem dogmatisch-sittlichen Geiste des Buches. Aus Kap. 13, 18 ff. geht hervor, daß das Buch nach der Zerstörung Jerusalems verfaßt wurde. Der Urtext scheint griechisch zu seyn, der chaldäische dagegen eine Bearbeitung desselben. Vergl. Jlgen, Die Geschichte Tobi's nach 3 verschiedenen Originalen übersetzt und mit Anmerkungen und einer Einleitung versehen, Jena 1800.

Tobler, Titus, namhafter schweizerischer Gelehrter, geboren den 25. Juni 1806 zu Stein im Kanton Appenzell, besuchte das medicinisch-chirurgische Institut zu Zürich, dann die Universität zu Wien und vollendete seine Studien zu Würzburg und Paris. Nachdem er 1827 in seine Heimath zurückgekehrt war, begann er zwar die ärztliche Praxis, widmete sich aber nebenbei mundartlichen Studien und publicistischen Arbeiten. Die Frucht der ersteren war sein „Appenzellischer Sprachschatz" (Zürich 1837, 2 Bde.). Zunächst in der Absicht, die Cholera und Pest näher kennen zu lernen, unternahm er 1835—36 eine Reise nach dem Orient, die er in der „Lustreise ins Morgenland" (Zürich 1839, 2 Thle.) beschrieb. Auf einer zweiten Reise in den Orient sah er es hauptsächlich auf die Erforschung der Topographie von Jerusalem ab und veröffentlichte dann „Bethlehem" (St. Gallen 1849), „Plan von Jerusalem" (das. 1839), „Golgatha" (das. 1851), „Die Siloaquelle und der Oelberg" (das. 1852), „Denkblätter aus Jerusalem" (das. 1852) und sein Hauptwerk, die „Topographie von Jerusalem und seinen Umgebungen" (Berlin 1853 bis 1854, 2 Bde.). In das medicinische Fach schlägt seine Volksschrift „Die Hausmutter"

(2. Aufl. St. Gallen 1844) ein. Später nahm T. seinen Wohnsitz zu Horn im Kanton Thurgau, wo er bei der Revision der thurgauer Verfassung thätig war u. 1853 von der Landsgemeinde von Appenzell-Außerrhoden zum Mitglied des eidgenössischen Nationalraths gewählt ward.

Tobolsk, asiatisch-russisches Gouvernement, im Generalgouvernement Westsibirien, grenzt nördlich an das Eismeer, östlich an die Gouvernements Jeniseisk und Tomsk, südlich an die Kirgisensteppe und westlich an Archangel, Perm, Wologda und Orenburg und hat mit dem ihm einverleibten Gouvernement Omsk ein Areal von 26,466⅓ □Meilen mit 8—900,000 Einw., Russen (darunter viele Verbannte), Tataren, Bucharen, Finnen, Samojeden 2c. Das Land ist eine weite Oede und nur im Südosten fruchtbar. Der Norden ist meist Sumpf und im Süden befindet sich eine Steppe mit Salzseen. Der Hauptfluß ist der Ob mit Irtysch, der den Tobol und Ischim aufnimmt, Soswa und Kara. Größere Seen sind im Süden der Abischkan von 25½ □M. und der Sumy oder Tschebaklysee von 82 □M. Fläche. In den südlichen und südwestlichen Gegenden ist das Klima im Sommer warm und angenehm; im mittlern Landstrich gemäßigt, im Norden aber so kalt, daß der Boden auch im Sommer bis zu einiger Tiefe nicht aufthaut. Im südlichen Theile, und besonders an den Flüssen, zieht man Getreide, Hülsenfrüchte, Hanf, Flachs, Tabak, Wurzelgewächse. Auch der Boden des mittlern Landstrichs erzeugt einige Produkte; der Norden aber ist für den Anbau ganz unfähig. Man findet die gewöhnlichen Hausthiere, hie und da auch Kameele, ferner Wild, Pelzwild, als: Bären, Wölfe, Füchse, Luchse, Zobel 2c., sehr viel wildes Geflügel, Fische. Die Produkte des Mineralreichs beschränken sich auf Eisen, Jaspis, Edelsteine 2c. Der Handel des Gouvernements mit Pelz, Talg und chinesischen Waaren ist beträchtlich; die Industrie beschränkt sich auf Gerberei, Branntweinbrennerei, Seifensiederei, Glas- und Papierfabrikation, einige Baumwollmanufakturen und Linnenwebereien. Die gleichnamige Hauptstadt, am rechten Ufer des Irtysch, in welchen hier der Tobol fällt, 445 Meilen von Petersburg entfernt, zerfällt in die obere hochliegende u. die untere den Ueberschwemmungen durch den Irtysch ausgesetzte Stadt, hat gerade, ziemlich breite Hauptstraßen, 23 Kirchen, darunter die griechische Kathedrale, 2 Klöster, 2 Moscheen, ein Gymnasium, eine Militär- und mehre andere Schulen, ein theologisches und Schullehrerseminar und ein Theater. Die Stadt ist Sitz des Generalgouverneurs von Westsibirien, des Civilgouverneurs von T., des Erzbischofs von T. und Sibirien, einer Medicinalverwaltung und eines Kuratelgefängnißkomité's. Den Haupttheil der Bevölkerung von 25,000 Seelen bilden die Russen, über ein Viertheil Tataren. Auch leben daselbst viele Deutsche, die eine lutherische Kirche haben, und Bucharen, die eine eigene Vorstadt bewohnen. Die Industrie ist gering, der Handelsverkehr aber bedeutend, in sofern T. Hauptniederlage alles für Rechnung der Krone eingehenden Pelzwerks ist und seine Kaufmannschaft in ununterbrochenem Verkehr mit dem übrigen Sibirien, China, Moskau, Nischney-Nowgorod u. den Kalmücken u. Tataren steht. T. ward 1587 gegründet.

Toboso, Stadt in der spanischen Provinz Cuença, südwestlich von Cuença, mit 4000 Einw.; bekannt durch Don Quixote's Dulcinea von T.

Tobsucht, s. Seelenstörungen.

Tocantins, Fluß in Brasilien, entspringt im südlichsten Theile der Provinz Goyaz in mehren Quellflüssen, fließt mit nordöstlicher und dann nordwestlicher Biegung in nördlicher Hauptrichtung, hat mehre Wasserfälle und Stromschnellen und mündet nach einem Lauf von 135 Meilen in den Tajipuru, der darauf den Namen Rio Para annimmt. Seine bedeutendsten Nebenflüsse sind der 195 Meilen lange Aragnaya, der Rio das Mortes und de San Joao, der Vermeiho 2c.

Toccate (ital. Toccata), Tonstück für Klavier oder Orgel, bei welchem beide Hände abwechselnd eine oft sich wiederholende Notenfigur vorzutragen hatten. War ein solches Stück von kleinerem Umfang, so hieß es Toccatina. Die Form ist jetzt veraltet, doch wurde sie unter den neuern Komponisten, namentlich von Hummel, Clementi, Schumann u. A., wieder aufgenommen und besonders bei Etuden, wo sie an ihrem Platze ist, angewandt.

Toccato (ital., franz. touquet), bei Trompetenchören die vierte Stimme, welche in Ermangelung der Pauken die Grundstimme bildet.

Tochter, eine weibliche Person in Rücksicht ihres Verhältnisses zu den Aeltern; eine weibliche Person, welche zu Anderen in einem tochterähnlichen Verhältnisse steht, z. B. Stief-, Pflege-, Schwiegertochter; überhaupt Bezeichnung für junge unverheirathete Personen weiblichen Geschlechts (Mädchen), besonders in Beziehung zu ältern Personen, oder in Hinsicht auf Erziehung und Unterricht, z. B. in vertraulichen Anreden: meine T., Töchterschule 2c.

Tocqueville, Charles Alexis Henri Maurice Clérel de, namhafter französischer Publicist, geboren den 29. Juli 1805 zu Paris, studirte die Rechte und widmete sich anfangs der Magistratur. Im Jahre 1826 ward er zum Instruktionsrichter und 1830 zum Hülfsrichter ernannt. Im Auftrag der französischen Regierung ging er 1831 mit Gustav von Beaumont nach den Vereinigten Staaten, um das dortige Gefängnißwesen kennen zu lernen. Die Frucht dieser Reise, seine Schrift „De la démocratie en Amerique" (Paris 1835, 2 Thle.), ward von der Akademie mit dem Preise gekrönt. Schon vorher hatte er mit seinem Reisebegleiter Beaumont seine Erfahrungen über das „Système pénitentiaire aux Etats-Unis et de son application en France" (Paris 1832, 2 Bde.; 3. Aufl. 1845) veröffentlicht. Im Jahre 1836 ward er Mitglied der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften und 1841 der Académie française. Im Jahre 1839 für Valonges im Departement Manche in die Deputirtenkammer gewählt, blieb er bis 1848 deren Mitglied. Nach der Februarrevolution ward er Mitglied der konstituirenden Versammlung, nahm seinen Platz im linken Centrum und betheiligte sich an der Kommission für den öffentlichen Unterricht. Bei Eröffnung der Legislativen 1849 ward er zu einem der Vicepräsi-

benten gewählt. Im Kabinet vom 2. Juni 1849 mit dem Portefeuille des Auswärtigen betraut, stimmte er entschieden für die Expedition nach Rom, trat aber bereits am 31. Okt. wieder zurück. Am 2. Dec. war er unter Denjenigen, welche sich in Odilon-Barrots Wohnung einfanden, um gegen den Staatsstreich zu protestiren, u. lebte seitdem, von öffentlichen Geschäften zurückgezogen, zu Paris. Er schrieb noch: „Histoire philosophique du règne de Louis XV“ (Paris 1846, 2 Bde.; 2. Aufl. unter dem Titel „Histoire critique du règne de Louis XV“, das. 1847, 2 Bde.); „L'ancien régime et la révolution“ (das. 1856). Er † den 16. April 1859 zu Cannes.

Tocuyo (Nuestra Señora de la Concepcion de T.), Stadt im südamerikanischen Staat Neugranada, Departement Zulia, in einem schönen Gebirgsthal, am gleichnamigen Fluß, hat ein Kollegium, Primärschulen, mehre Klöster, Getreidebau, Schafzucht, Wollweberei, Gerberei, Handel mit Wolle und Salz und 11,000 Einw. Die Stadt ward 1545 erbaut.

Tod, im gewöhnlichen Sinne Aufhören des Lebens; im wissenschaftlichen Sinne Zerfallen des organischen Einzelwesens, also ein Wechsel der Form, wobei das Lebende nur als Individuum verschwindet, aber in einen größeren und weiteren Lebenskreis oder Organismus wieder aufgenommen wird. Nachdem das individuelle Leben während einer gewissen Zeitdauer bestanden hat, tritt mit Nothwendigkeit ein Zeitpunkt ein, wo die individuelle Lebenskraft nicht mehr im Stande ist, das gesammte Material, aus welchem der Organismus bis dahin aufgebaut wurde, mit Selbstständigkeit zu beherrschen und die Erhaltung und Restauration aller Gebilde auf eine der Idee des Ganzen entsprechende Weise durchzuführen. Die Materie wird von da an nur mit immer schwächerem Erfolge gegen die Einflüsse der Außenwelt geschützt, und die individuelle Lebenskraft muß zuletzt das Gebäude, welches sie aufgeführt hatte, als Leichnam jenen überlassen. Dies ist der natürliche oder normale, nothwendige T., das naturgemäße Ende jeder individuellen Existenz. Jede Todesart, welche durch eine andere Veranlassung, als die naturgemäße Beendigung des Lebensprozesses herbeigeführt wird, ist unnatürlich oder abnorm (zufällig), mag sie nun durch Krankheit mehr oder weniger schnell, oder gewaltsam durch äußere mechanische oder chronische Einflüsse erfolgen. Während aber der T. im Pflanzenreich in der Regel durch ein allmählig rückschreitendes Verkümmern bis zur Wurzel bewirkt wird, stirbt das Thier in seiner Totalität auf einmal. Da nämlich der thierische Körper einzelne Systeme enthält, deren Funktionen nothwendige Bedingungen für alle übrigen, mithin auch für die Existenz des ganzen Körpers sind, wie z. B. das Centralnervensystem (Gehirn), der Apparat des Kreislaufs (Herz) 2c., so kann sich die Lebenskraft nicht von einem dieser Systeme zurückziehen, ohne daß das Ganze zusammenfällt. Gewöhnlich hört aber beim Sterben eine der Hauptlebensthätigkeiten etwas früher als die übrigen auf, entweder die des Herzens oder die der Lungen oder die des Gehirns, weshalb diese Organe auch Ausgangsstellen des T.es (atria mortis) genannt werden. Die das Sterben begleitenden Erscheinungen, welche stets die Folgen von Störungen wichtiger Lebensverrichtungen sind, sind nach der Verschiedenheit dieser Störungen verschiedene; sie haben einen langsameren oder rascheren Verlauf und sind in ihrem Beginn und Fortschreiten entweder mehr oder weniger deutlich wahrnehmbar. Daher die verschiedenen Bezeichnungen des T.es als eines einfachen Erschöpfungstodes, wobei die Zeit des Beginns der Sterbeerscheinungen, die sich allmählig aus den vorhandenen krankhaften Zuständen entwickeln und in mehr oder minder stetiger Aufeinanderfolge bis zum Erlöschen des Lebens steigern, nicht mit Bestimmtheit zu ermitteln ist; als des Sterbens unter Todeskampf, wobei die Sterbeerscheinungen einen mehr oder weniger scharf abgegrenzten Verlauf nehmen; als eines langsamen u. raschen T.es, je nachdem dieselben längere od. kürzere Zeit währen; als eines plötzlichen T.es, wenn dieselben sich nur auf einen äußerst kurzen Zeitraum (einige Sekunden bis Minuten) beschränken. Gewöhnlich sterben die verschiedenen Apparate in bestimmter, ziemlich regelmäßiger Folge nach einander. Das Erlöschen des Lebensturgors charakterisirt sich besonders in dem Gesicht durch Einfallen der Schläfe und Backen, das leblose, eingesunkene, halbgeschlossene Auge, die spitze, schmale Nase mit eingesunkenen Flügeln, die schlaffe Mundgegend, den halbgeöffneten Mund und das spitze Kinn, was man bekanntlich als hippokratisches Gesicht (facies Hippocratica) bezeichnet, ferner in den zitternden Bewegungen, der schwachen, zitternden Sprache, dem Herab- u. Zusammensinken des ganzen Körpers. Damit verbindet sich schwache, langsame und mühevolle, endlich aussetzende Respiration (Röcheln), Lähmung der Speiseröhre, in Folge deren Getränk mit kollerndem Geräusch in den Magen fällt, feste Stoffe aber stecken bleiben. Die Herzkontraktionen werden immer schwächer und undeutlicher; der Puls wird leer, anfangs sehr häufig, dann aussetzend. Stuhl und Urin gehen unwillkürlich ab; Kälte u. bisweilen kühler, klebriger Schweiß (Todesschweiß) verbreitet sich von den Extremitäten aus über den ganzen Körper. Gesichts- und Gehörsinn schwinden, Bewußtseyn, Respiration und Cirkulation hören endlich ganz auf, womit das Leben erloschen und der Körper zur Leiche geworden ist, die nun der Verwesung (s. d.) anheimfällt. Unmittelbar nach dem Eintritt des T.es zeigen die organischen Bestandtheile des Körpers mehr oder weniger deutlich noch eine Zeit lang Erscheinungen, wie sie nur in den belebten Theilen vorkommen. Die Muskeln z. B. strecken sich noch, bis sie endlich steif werden, und die Todtenstarre eintritt; die schwangere Gebärmutter kontrahirt sich wohl noch wehenartig, selbst bis zum Austreiben der Frucht; die Chylusgefäße füllen sich wohl wieder mit Flüssigkeit, wenn sie entleert worden waren. Daß aber nach schon längere Zeit erfolgtem T.e des Individuums noch örtliche Schweiße entstehen, daß die Haare, die Nägel von Todten noch fortwachsen könnten, das kann man wohl unbedenklich zu den physiologischen Fabeln zählen, obwohl selbst Burdach diese Ansicht noch vertheidigt. Vgl. Alter.

Im Alterthume wird der T. stets der Wirkung einer selbstständigen Gottheit zugeschrieben; in allen Mythologien ist von einem Todesgotte die Rede, dessen furchtbare Macht man verehren, den man durch Opfer zu sühnen suchen müsse. Bei den Griechen theilten sich hier die Begriffe mannichfaltig; vom Beherrscher des Todtenreiches Pluto, der die Todten empfängt und durch die Todtenrichter Minos, Aeacus und Rhadamanthus den Ankommenden ihren künftigen Aufenthaltsort im Schattenreiche anweisen läßt, wird der Todesgott, Thanatos, streng geschieden und von den älteren Künstlern fast nur unter schönen freundlichen Bildern dargestellt. Er erscheint als Jüngling mit umgekehrter Lebensfackel in nachdenkender Stellung, die Wange auf die Hand gestützt und mit dem Fuße über der Psyche stehend, zum Zeichen des Besitzes; auch als schlafender Knabe mit übereinandergeschlagenen Beinen stehend oder sitzend, die verlöschte Fackel auf die Brust eines Todten gestützt. Weniger freundlich stellen die Dichter den T. dar. Nach Hesiod ist er ein Sohn der Nacht und Zwillingsbruder des Schlafes, hat ein stählernes Herz und hält unerbittlich fest, was einmal seine Beute geworden ist. Bei Euripides erscheint er als finsterer Opferpriester auf der Bühne (in der „Alcestis"), gehüllt in ein schwarzes Gewand, die Hand bewaffnet mit einem Stahl, mit dem er dem Sterbenden das Haar abschneidet und ihn dadurch den unterirdischen Göttern weiht. Wenn somit schon bei den Griechen jene heitere Anschauung der älteren Kunst einer ernsteren Auffassungsweise Platz machte, so finden wir in noch höherem Grade letztere bei den Römern vorherrschend. Auf den etruskischen Denkmälern erscheint der T. bald schwarz geflügelt, mit Keule und Wage, bald mit dem Hammer und häufig rasch entführend; bei Horaz mahnt der bleiche T., mit dem Fuße an die Thüren klopfend, die Sterblichen an ihr Ende, u. bei späteren Dichtern bezeichnet er, ein Ungeheuer an Gestalt, seine raubgierigen Zähne fletschend, mit blutigen Nägeln seine Opfer. Hieran schließt sich die Darstellung des Todes als Gerippe mit einer Sense. Bereits aus dem späteren Alterthume findet sich eine solche auf einem Monument zu Cumä, obschon das Gerippe hier noch mit einer Haut überkleidet erscheint. Erst seit dem 14. Jahrhundert indessen ist jene den finsteren Ansichten des Mittelalters entsprechende Darstellung eine allgemeine geworden, so wenig sie auch den Lehren der heiligen Schrift, die wenigstens den T. der Guten als eine Rückkehr in die Heimath und ein Eingehen in die himmlische Seligkeit schildert, entspricht. Mit Recht ist daher auch die neuere geschmackvollere Kunst davon zurückgekommen und schließt sich mehr der Darstellung der Alten an, oder bedient sich der Allegorie vom Schmetterlinge. Uebrigens finden sich im deutschen Mittelalter daneben auch freundlichere Vorstellungen vom T.e, die an die uralten Mythen der griechischen Welt erinnern. In der nordischen Mythe nimmt die Todesgöttin Hela alle Todten bei sich auf, die nicht im Kampfe fallen. Tief im Dunkel der Erde, unter einer Wurzel der Esche Ygdrasill in Niflheim ist ihre Wohnung, dort in Niflhöll liegen ihr Hof und ihre Säle, wohin die durch Alter und Krankheit Gestorbenen ohne Geleite kommen, wogegen die zur See Umgekommenen, überhaupt alle Ertrunkenen von der Meeresgöttin Ran in die Tiefe gezogen werden und die im Kampfe Gefallenen, durch die Walkyren geleitet, zu Odin nach Walhalla gelangen. Personificirt erscheint in der nordischen Mythologie der T. als Bote der Hela, der zu Rosse einherzieht und die ihm Verfallenen mit seinem Stabe berührt. Nach der Ansicht der Hebräer gab es einen furchtbaren Todesengel, Samael, „der Fürst der Welt" genannt, der einerseits mit dem Teufel zusammenfällt, andererseits die frühsterbenden Frommen mit sanftem Kusse aus dieser Welt entführt. Vgl. die klassischen Abhandlungen von Lessing: „Wie die Alten den T. gebildet", in den gesammelten Werken (Leipz. 1841), Th. V, S. 272, und von Herder in den Zerstreuten Blättern, Th. II, S. 273.

Todaustragen (Todaustreiben), der Name eines uralten Volksfestes, dessen Feier am Sonntag Laetare (daher Todessonntag genannt) sich als Ueberrest aus den Zeiten des grauen Heidenthums noch gegenwärtig unter den Landleuten in der Lausitz, Schlesien und Böhmen erhalten hat, früher aber auch in Meißen, Thüringen, Franken, in der Pfalz und im Odenwalde üblich war und in einzelnen Orten der letztern Gegenden auch jetzt noch begangen wird. Das Fest war wesentlich eine Frühlingsfeier, bei welcher man das Weichen des Winters allegorisch darstellte; und in diesem ursprünglichen Sinne ist es auch bis zuletzt in den oben genannten Distrikten am Mittelrhein, zwischen dem Neckar und Main begangen worden. Hier wurde durch zwei junge Bursche, von denen der eine in eine Strohkleidung gehüllt den Winter, der andere mit Epheu bekränzt den Sommer repräsentirte, der Kampf zwischen beiden Jahreszeiten dargestellt. Unter großem Jubelgeschrei der Zuschauer und Absingung passender Lieder ward der Winter besiegt, seiner Strohhülle entkleidet und davon gejagt. In allen übrigen Gegenden ist, wahrscheinlich durch die christliche Zeit untergeschoben, an die Stelle des Winters der Tod getreten, daher der Name des Festes, dessen Feier im Wesentlichen darin besteht, daß eine den Tod vorstellende Strohpuppe von Kindern und jungen Leuten unter Absingung überall sehr ähnlicher Lieder in Procession herumgetragen und endlich ins Wasser geworfen oder verbrannt wird. Außer in den genannten deutschen Provinzen findet sich das Fest des T.s auch in Siebenbürgen und Polen, wo jedoch durch die Puppe die heidnische, dem Christenthum weichende Gottheit dargestellt wird. Die Feier des Frühlingseintrittes, welche dem T. zu Grunde liegt, war früher ganz allgemein und findet sich auch in dem Mairitte in Schweden u. Gothland, sowie in dem Sommereinzuge in Schonen, Dänemark, Niedersachsen und England, ferner in Spanien, wo man am Sonntage Laetare eine das älteste Weib des Dorfes vorstellende Puppe mitten entzwei sägt und verbrennt, eine Sitte, welche sich auch bei den Kroaten wiederfindet. Vergl. Schmidtbauer, Historische Erklärung des T.s, Nürnb. 1775; Jakob Grimm, Deutsche Mythologie, Gött. 1835.

Toddalia, Pflanzengattung aus der Familie der Rutaceen, Sträucher in Ostindien, bisweilen stachelig, mit abwechselnden Kleeblättern u. Blüthen in Achselrispen, worunter T. aculeata *Pers.*, Paullinia asiatica *L.*, ein Strauch von 12 Fuß Höhe, mit kleinen, weißen Blüthen und kleinen Kirschen ähnlichen hochgelben Beeren bemerkenswerth ist, indem die korkige Rinde des Stammes, besonders aber die dunkelröthlich-braune Wurzelrinde, gegen Magenübel und Wechselfieber, die frischen Blätter gegen Unterleibsschmerzen und zu Bädern und Bähungen, die pfefferartig schmeckenden Beeren aber als Gewürz an Speisen gebraucht werden.

Toddy, Getränk aus Whiskey, Zucker und Wasser, ähnlich dem Grog, in Schottland, England, Dänemark und Schweden beliebt.

Todesengel, christliches Bild, durch welches der Tod als ein Genius dargestellt wird, der die Seele aus diesem zu einem bessern Leben hinüberführt, dem griechischen Hermes, welcher als Psychopompos die Seelen der Abgeschiedenen nach dem Hades geleitet, entsprechend. Vgl. Tod.

Todesstrafe, die Beraubung des Lebens durch einen gesetzlich bestimmten Akt (Hinrichtung). Sie ist wesentlich verschieden von allen andern Strafarten; denn die Wirksamkeit der letztern liegt hauptsächlich in dem durch sie herbeigeführten, dem Bestraften fühlbaren Strafübel, die T. aber zieht ein solches Uebel, den Tod, nicht als Folge nach sich, sie ist es vielmehr selbst, sie fällt mit ihrer Vollstreckung zusammen, ihr Anfang ist auch ihr Ende; und darin liegt das Eigenthümliche, Furchtbare, Schreckhafte der T. Sie kann ihrem Inhalte nach nur Eine seyn; die einzelnen Arten derselben sind nur in der Möglichkeit, daß das Daseyn auf verschiedene Weise gewaltsam vernichtet werden kann, also nur in der Art und Weise der Strafvollstreckung begründet und daher eigentlich nur formell von einander verschieden. Eine Verschärfung der Strafe hat man rücksichtlich des Verbrechers nur in der Herbeiführung geringerer oder größerer physischer Leiden vor dem Eintritt des Todes finden können. Sogenannte Verschärfungen anderer Art, wie sie in manchen frühern Gesetzgebungen angeordnet sind, treffen den Verbrecher nicht, sondern bezwecken, den ganzen Akt grauenhafter und durch das vorgehaltene Schreckbild einen psychologischen Eindruck auf die Zuschauer zu machen, um dadurch ähnlichen Verbrechen vorzubeugen. Das Gerechtigkeits- und Sittlichkeitsgefühl hat jedoch in der neuern Zeit sich überall gegen dergleichen Verschärfungen ausgesprochen, auch kommen sie in der Praxis fast nirgends mehr vor, obgleich die bestehenden Gesetzgebungen sie in besondern Fällen noch zulassen. Nach dem in Deutschland gemeingültigen peinlichen Rechte zerfällt die T. in eine einfache, welche in der bloßen Lebensberaubung besteht, und in eine geschärfte (qualificirte), welche mit der Lebensberaubung noch Nebenübel verbindet. Die hierher gehörigen T.n sind innerlich (d. i. durch sich selbst) geschärft, wie das Rädern, Viertheilen ꝛc., oder äußerlich, und zwar entweder durch ein der Hinrichtung vorhergehendes Uebel, als das Schleifen zum Richtplatze auf einer Kuhhaut, Zwicken mit glühenden Zangen, Abhauen eines Gliedes, oder durch ein nachfolgendes Uebel, als Flechten des Körpers auf das Rad, Stecken des Kopfes auf einen Pfahl ꝛc. Alle diese qualificirten T.n sind jetzt, etwa das ebenfalls äußerst selten vorkommende Rädern ausgenommen, gänzlich außer Gebrauch gesetzt, und wenn auch hie und da ein Gerichtshof den gesetzlichen Bestimmungen zufolge darauf erkennen sollte, so werden sie immer im Wege landesherrlicher Gnade zur einfachen T. gemildert, da man die Unzweckmäßigkeit derselben allgemein anerkannt hat. Die in Deutschland noch vorkommenden, oder früher gebräuchlich gewesenen und zum Theil noch zu Recht bestehenden T.n sind die Enthauptung (Köpfen, decollatio), welche theils mit dem Schwerte (daher Poena gladii genannt), theils mit dem Beile, theils mit der Guillotine (s. d.) vollzogen wird; das Hängen (Galgen, Strang, Poena suspendii, P. patibuli), das Aufhängen des Verbrechers am Halse; das Ertränken (Poena suffocationis), Hinabwerfen in Flüsse oder stehende Gewässer, oft mit dem Säcken (Poena culei), Einnähen des Verbrechers in einen Sack mit Hahn, Schlange und Affe oder Katze verbunden, früher besonders bei Kindesmörderinnen üblich; das Erschießen (Arquebusiren, Füsiliren); das Rädern (Radebrechen, Poena rotae, crucifragium), wobei dem Verurtheilten die Glieder mittelst eines schweren Rades entweder von unten oder von oben an zerstoßen oder zerbrochen wurden; das Verbrennen auf dem Scheiterhaufen (Strafe des Feuers, vivicombustio); das Viertheilen (dissectio in quatuor partes), bestehend im Aufreißen des Leibes und Zerhacken des Körpers in vier Theile, die dann neben dem Kopf auf Säulen genagelt wurden, bisweilen auch im Zerreißen des Verbrechers durch vier Pferde; das Lebendigbegraben und Pfählen (Vivisepultura, Poena pali), wobei man den Verbrecher in ein Grab angebunden auf den Rücken legte, mit Erde zuwarf und in der Herzgegend einen spitzigen Pfahl einschlug. Bei anderen Völkern kamen noch folgende T. vor: die Kreuzigung; die Vergiftung; das Erdrosseln; das Pfählen (Spießen), von dem obenerwähnten Pfählen verschieden, indem man einen oben spitzigen Pfahl in die Erde grub, den Verbrecher darauf setzte und theils durch die eigene Schwere des Körpers, theils durch Ziehen und Drücken bewirkte, daß der Pfahl am After in den Körper eindrang und durch Bauch und Brust sich bohrend an irgend einer Stelle in der Schultergegend wieder zum Vorschein kam; das zu Tode Peitschen ꝛc. Die T. kann nur nach einem vorausgegangenen richterlichen Erkenntniß, dem Todesurtheil, welches überdies in fast allen civilisirten Staaten der Bestätigung von Seiten des Landesherrn bedarf, vollzogen werden; nur im Kriege oder nach Verkündigung des Martialgesetzes und in dringenden Fällen auf der See geschieht die Vollziehung des Todesurtheils bloß nach dem Spruche des Kriegsgerichts, bedarf jedoch auch hier der Bestätigung von Seiten des Höchstkommandirenden. Die Hinrichtung begann früher mit dem jetzt fast überall abgeschafften hochnothpeinlichen Halsgericht, einer öffentlichen Kriminalgerichtssitzung,

in welcher gewissermaßen zur vollkommenen Sicherstellung der Rechtmäßigkeit des Verfahrens der Verbrecher nochmals vernommen, das Urtheil verlesen und der Stab über ihn gebrochen wurde. Die Gründe für und wider die T. gehen entweder vom religiösen, oder vom politischen, oder vom rechtlich-sittlichen Standpunkte aus. Die Einwürfe dagegen sind in der Hauptsache folgende: Es gibt kein Recht über Leben und Tod unter Menschen, denn was kein Mensch dem andern geben kann, das ist er auch nicht berechtigt, ihm zu entziehen. Wenn die T. gerecht seyn solle, so müßte man sich im Staatsvertrage anheischig gemacht haben, irgend ein Verbrechen durch den Tod abzubüßen. Kein Mensch aber will wieder getödtet werden, auch wenn er andere getödtet hat. Die T. fügt im Fall eines richterlichen Irrthums ein Damnum irreparabile zu. Der Gemordete lebt nicht mehr, erhält also keine Genugthuung durch den Tod des Mörders, der letztere ist demnach nutzlos. Der Staat kann seine Bürger auf andere Weise schützen, indem er den Mörder einsperrt bis zu seinem natürlichen Abscheiden oder eingetretener Besserung. Die T. schreckt nicht ab und bessert nicht. Man entzieht durch dieselbe dem Mörder die Gelegenheit, sich zu bessern. Sie widerstreitet den Grundsätzen des Christenthums, welches gebietet, daß wir unsere Feinde lieben sollen. Die Hauptargumente für die Rechtmäßigkeit der T. sind: der Ausspruch des mosaischen Gesetzes: „Wer Menschenblut vergießt" rc. Die T. ist eine Wohlthat für den Verbrecher, denn durch sie versöhnt er das höchste Wesen und entgeht dadurch der jenseits ihn erwartenden Strafe. Sie ist wie jede andere Strafe ein Akt sittlicher Vergeltung, den das in der Rechtsordnung gekränkte Rechtsgefühl der Nation fordert. In den Bestrebungen zur Abschaffung der T. ist unstreitig ein Fortschritt der Menschheit in der sittlichen Bildung zu erkennen, welche zunächst die Abschaffung der qualificirten T., dann die Beschränkung der letzteren auf die schwersten Verbrechen u. ein der Gerechtigkeit mehr entsprechendes öffentliches Verfahren, durch welches die Voraussetzungen der Verurtheilung sicherer zu bestimmen sind, fortwährend erstrebt. Den Grundsatz der Abschreckung hat man dabei immer mehr aufgegeben, u. dies ist von wesentlichem Einfluß auf die Frage über die Art u. Weise der Vollziehung, welcher man bei Bewahrung aller Garantien für die Gesetzmäßigkeit den Charakter eines öffentlichen Schauspiels immer mehr zu entziehen bemüht ist, während sich zugleich überall der Wunsch und die Hoffnung geltend macht, bei fortschreitender Gesittung die T. ganz entbehrlich werden zu sehen.

Todi, Stadt im Kirchenstaat, Delegation Perugia, westlich von Spoleto, sonst Bischofssitz, hat eine schöne Kathedrale, 12 andere Kirchen, 16 Klöster und 3000 Einw.; mit den Ruinen eines Marstempels.

Todleben, Franz Eduard, russ. Ingenieurgeneral, geb. zu Mitau am 20. Mai 1818, trat, in der Ingenieurschule zu Petersburg vorgebildet, 1838 als Unterlieutenant in das Geniecorps, nahm als Stabshauptmann an den Belagerungen der Tschetschenzenfestungen Salti u. Tschoch Theil u. war dann 1854, inzwischen zum Oberstlieutenant aufgerückt, an der Seite des Generals Schilder bei der Belagerung von Silistria thätig. Darauf mit Oberstrang nach der Krimm beordert, erwarb er sich durch außerordentlich schnelle Herrichtung von Vertheidigungswerken auf der Südseite von Sebastopol, welche 9 Monate hindurch den kolossalsten Belagerungsmitteln Trotz boten, einen weitberühmten Namen. Im April 1855 zum Generalmajor ernannt, ward er nach Sebastopols Fall zum Generaladjutanten des Kaisers erhoben.

Todsünden, nach 1. Joh. 5, 16. und 17. solche Sünden, welche den geistigen Tod, d. h. den Verlust des Gnadenstandes, zur Folge haben, nach Petrus Lombardus: Hochmuth, Geiz, Wollust, Zorn, Völlerei, Neid und Trägheit des Herzens, die noch jetzt in den katholischen Katechismen als unerläßliche Sünden aufgeführt zu werden pflegen. Nach protestantischem Lehrbegriffe macht jede wissentliche und vorsätzliche Pflichtverletzung der Gnade Gottes verlustig, während unwissentliche u. unvorsätzliche diese Folge nicht haben.

Todt, Karl Gottlob, Mitglied der sächsischen Stände, geboren den 20. Okt. 1803 zu Auerbach im Voigtlande, studirte seit 1824 zu Leipzig die Rechte und betheiligte sich hier an den burschenschaftlichen Bestrebungen, weshalb er erst 1829 seine praktische Laufbahn als Accessist antreten konnte. Im Jahre 1832 ward er Bürgermeister in Adorf, wo er das „Adorfer Wochenblatt" im liberalen Sinne redigirte. Im Jahre 1837 in die zweite Kammer gewählt, galt er hier längere Zeit als Führer der Opposition und als thätiges Mitglied des Gesetzgebungsausschusses. In Folge der Märzbewegungen von 1848 ward er als Vertrauensmann zum Bundestag gesandt und blieb, zum geheimen Regierungsrath ernannt, auch unter dem folgenden Ministerium in einflußreicher Stellung. Beim Beginn des dresdner Maiaufstandes ward er mit Heubner u. Tzschirner zum Mitglied der provisorischen Regierung ernannt, verließ aber Dresden schon am 6. Mai, flüchtete in die Schweiz und ließ sich in Zürich nieder, wo er sich literarisch, namentlich mit dem schweizerischen Strafrecht und Gemeindewesen beschäftigte. Er † in Rießbach bei Zürich den 10. März 1852.

Todte Hand (manus mortua), im deutschen Staats- und Civilrechte Bezeichnung aller geistlichen Stiftungen und Korporationen, als Kirchen, Klöster rücksichtlich des Besitzes unbeweglicher Güter, die nicht wieder veräußert werden dürfen und somit für den öffentlichen Verkehr gewissermaßen abgestorben sind; dann s. v. a. Mortuarium, Todfall, das Recht des Lehn-, Leib- oder Gutsherrn, beim Todesfalle seines Lehnmannes, Leibeigenen oder Gutsunterthanen aus dessen Nachlasse vor allen Universalerben voraus dasjenige zu fordern, was ihm nach Gesetz oder Herkommen gebührt.

Todtenacker, s. v. a. Begräbnißplatz.

Todtenamt, ein Gottesdienst, der zu Ehren eines Verstorbenen, gewöhnlich an dem Begräbnißtag desselben, angestellt wird; in der katholischen Kirche eine Art der Seelenmesse, s. Messe.

Todtenbestattung, die mit religiösen Gebräuchen verbundene Uebergabe menschlicher Leichname an die Erde oder an das Feuer. Dieselbe

steht in enger Beziehung mit dem Glauben an Unsterblichkeit, insbesondere mit dem an eine fortdauernde Wechselwirkung zwischen Leib u. Seele u. mit der Hoffnung einstiger Rückkehr der Seele in den verstorbenen Leib, und je lebendiger jener Glaube ist, desto mehr Sorgfalt pflegt auf die T. verwendet zu werden. Voran stehen in dieser Beziehung die alten Aegypter mit ihrem Glauben an Seelenwanderung und ihrer verloren gegangenen Kunst des Einbalsamirens. Bei Griechen und Römern maß der Volksglaube der Art der Bestattung einen Einfluß auf das Loos der Verstorbenen im jenseitigen Leben bei, u. da hiernach der unbestattete Todte 100 Jahre ruhelos an den Ufern des Styx umherirren mußte, so hielten es die Ueberlebenden für eine Pflicht der Humanität, jedem irgendwo gefundenen Todten wenigstens durch Aufwerfen von drei Handvoll Erde zur Ruhe zu verhelfen, u. der Untergang beim Schiffbruch ward für ein entsetzliches Schicksal angesehen. Bei den Spartanern wurden die Todten auf den Schilden hinausgetragen, alles Leichengepränge war durch die Gesetze als unvernünftig verpönt. Bei den Athenern aber fanden feierliche Leichenbegängnisse Statt und zwar je nach dem Stand und Reichthum des Gestorbenen längere oder kürzere Zeit nach dem Hinscheiden, unter dem Geleite der in schwarze Gewänder gehüllten Verwandten und Freunde, von Klageweibern (Penthetria, praeficae), Musikchören und seit Solons Zeit auch von Lobrednern. Vor der eigentlichen Bestattung ward der Todte dreimal gerufen, dann zur Erde gesetzt, sein Antlitz von liebender Hand bedeckt und seine Augen geschlossen. Auch ward ihm ein Stück Geld (Obolos) als Fahrlohn für Charon (s. d.) in den Mund und ein Stück aus Honig und Mehl bereiteten Kuchens zur Beschwichtigung des Cerberus (s. d.) in die Hand gegeben. Vor dem Trauerhause ward der Persephone, der Königin des Todtenreichs, ein Opfer dargebracht. Ein den Verwandten im Hause bereitetes Leichenmahl (perideipnon, lat. silicernium, visceratio) beschloß die Trauerfeier. Da man glaubte, daß die Leiche verunreinige, so wurde nach vollendeter T. das Haus sorgfältig gereinigt. Noch zu Plato's Zeiten wurden die Leichen häufig beerdigt; aber mit Verbreitung des Glaubens, daß die Seele einer Reinigung bedürfe, um in die Wohnungen der Seligen zu gelangen, ward später das Verbrennen allgemeiner Gebrauch. Bei den beschleunigten Bestattungen der Armen soll es öfters vorgekommen seyn, daß Scheintodte noch auf dem Scheiterhaufen, geweckt durch die freie Luft u. wohl auch durch die bei der T. gebräuchlichen aromatischen Räucherungen aus der Starrsucht erwachten. Im Heroenzeitalter wurden zu Ehren ausgezeichneter Todten feierliche Spiele angestellt, wohl auch mit den Helden Pferde, Sklaven, Kriegsgefangene, Waffen und Schätze verbrannt. Bei den Römern war die T. mit ähnlichem Aufwande, später auch mit blutigen Gladiatorenkämpfen verbunden. Der Gebrauch von Fackeln auch bei Begräbnissen am Tage mochte daher rühren, daß man früher die Todten bei Nacht zu bestatten pflegte. Die Vornehmeren hatten, trotz wiederholter Verbote, ihre Begräbnißstätten theils mitten in der Stadt, theils und vorzugsweise auf Landgütern u. in Gärten. Auch die Römer hielten den Anblick und die Berührung von Leichnamen für verunreinigend. Bei den Völkern des Orients, welche durchgehends eine gewisse Scheu vor den Todten hegten, die nach ihrem Glauben den Leib, die nichtige Fessel des Geisteslebens abgestreift haben sollten, war die T. im Allgemeinen einfacher. Nur die Hindus, vornehmlich die vornehmeren Kasten, hatten feierlichere Leichenbegängnisse. Der furchtbare Gebrauch der Mitverbrennung der Wittwen mit dem verstorbenen Gatten (Sutti) hat Jahrhunderte hindurch bestanden und ist erst in der neueren Zeit unter britischer Verwaltung bewältigt worden. Die T. wird im Orient meist schnell abgemacht, weil man glaubt, ein Leichnam verunreinige das Haus. Bei den Persern herrscht der Glaube, daß in dem Leichnam und selbst schon in dem Sterbenden ein böser Geist Wohnsitz genommen habe und die Fäulniß bewirke. Um aber durch Begraben eines Todten die von Ormuzd rein geschaffene Erde nicht zu verunreinigen, sollen sie früher ihre Todten geradezu den Hunden und Raubvögeln vorgeworfen haben. Bei den alten Hebräern wurden alle menschlichen Leichname als unrein angesehen, und auch die sie Berührenden oder ihnen nur Nahenden, sowie die im Hause befindlichen offenen Gefäße wurden auf 7 Tage ebenfalls unrein. Daher auch hier Beschleunigung der T. und Anlegung der Todtenäcker möglichst fern von den Wohnungen der Lebendigen. Man umwickelte die Leichname vom Kopf bis zu den Füßen mit Streifen Zeuchs und bedeckte das durch seinen Anblick verunreinigende Gesicht mit einem Schweißtuche. Uebrigens erachteten es die nächsten Anverwandten des Verstorbenen für ihre Pflicht, denselben zum Begräbnisse zu tragen oder wenigstens zu begleiten. Auch findet sich schon Leichengepränge mit Pfeifern, Klageweibern und brennenden Wachskerzen. Die neueren Juden weichen hinsichtlich ihrer Begräbnißceremonien von der Sitte ihrer Altvorderen mehrfach ab. Bei den Christen wurden die Todten, wie bei den Juden, von jeher beerdigt, nie verbrannt, wobei, außer der jüdischen Tradition, wohl der früh ausgebildete Glaube an die Auferstehung des Leibes mitgewirkt haben mag. Vom Judenthum wurden die brennenden Kerzen und Fackeln herübergenommen und vermehrt. Seitdem aber das Christenthum herrschende Religion geworden, kamen auch hier feierliche Leichenbegängnisse mit Gesang von Hymnen auf Tod und Auferstehung auf, woran sich dann bei weiterer Ausbildung der kirchlichen Ceremonien Todtenopfer, Seelenmessen, Exequien nebst Almosenspenden und Leichenmahlzeiten anschlossen. Am ausgebildetsten ist die Liturgie der T. gegenwärtig in der römisch-katholischen Kirche. Die brennenden Kerzen als Symbol des ewigen Lichts, das kleine Kreuz zwischen den auf der Brust gefalteten Händen, das Voraustragen eines mit Flor umhüllten großen Kreuzes als des Symbols der durch Christi Tod gewonnenen Erlösung, die Weihe des Grabes und die Einsegnung des Leichnams durch den Priester, sowie die dabei gesprochenen Gebete rc. sind unstreitig ebenso ächt christlichen als poetischen Charakters und ganz geeig-

net, in Verbindung mit einer reichen Symbolik, welche selbst die Unschuld der verstorbenen Kinder durch ein weißes Sargtuch versinnbildet, auf die Gläubigen einen tief ergreifenden Eindruck zu machen. Von einer solchen Bestattung sind ausgeschlossen Ungetaufte, Akatholiken, Exkommunicirte, notorische Religionsspötter und Lasterhafte, die, welche nicht wenigstens einmal im Jahre, zu Ostern, das Abendmahl genossen haben, Hingerichtete, Selbstmörder, im Duell Gebliebene. Die Bestattungsgebräuche der griechisch-katholischen Kirche sind denen der römisch-katholischen Kirche ähnlich, nur mehr zu todtem Ceremoniel herabgesunken. In der protestantischen, namentlich in der reformirten Kirche hat man die Begräbnißfeierlichkeiten zu vereinfachen gesucht, sich aber dabei oft in poesielose Nüchternheit verloren. Man unterscheidet hier öffentliche Beerdigung mit Geläute, feierlichem Geleit, Gesang, Predigt oder Leichenrede und Segensspruch des Geistlichen, u. stille Beerdigung ohne dieses Ceremoniel. Ein Uebelstand sind hier die verhältnißmäßig beträchtlichen Kosten der T., welche durch das Bestreben der Behörden, dem Ueberhandnehmen großer Leichensolennitäten durch hohe Kostenansätze vorzubeugen, veranlaßt worden sind. Im Allgemeinen ist in der protestantischen Kirche manches leere Formenwerk beibehalten, manches wahrhaft Geistvolle u. Poetische des alten Ceremoniels aber abgeschafft worden. Das Begraben der Leichen, welches den Körper der Erde zurückgibt, „von der er genommen", hat seine höhere Bedeutung in dem christlichen Auferstehungsglauben. Es war bei den Juden, Aegyptern, Parsen, den afrikanischen und amerikanischen Urvölkern und den Mohammedanern von jeher ausschließlich im Gebrauch. Das Verbrennen der Leichen ist überhaupt erst später aufgekommen und soll in religiöser Beziehung wohl auf die reinigende Kraft des Feuers hindeuten, während es sich außerdem durch die dabei völlig beseitigte Verpestung der Luft durch die Fäulniß der Leichname empfiehlt. Es war nebst dem Sammeln und Aufbewahren der Asche in einer Urne besonders bei den alten Germanen gebräuchlich. Die indischen Völkerschaften schwanken zwischen dem Begraben und dem Verbrennen. Die Griechen und Römer sind vom Begraben allmählig zum Verbrennen übergegangen. Letzteres ward bei jenen seit Anfang des 4. Jahrhunderts v. Chr., bei diesen erst seit dem Ende der Republik gebräuchlich und zwar bis zum 4. Jahrhundert n. Chr. so allgemein, daß nur vor dem Zahnen verstorbene Kinder und vom Blitz Erschlagene beerdigt wurden. Vgl. **Begräbnißplatz**.

Todtenfest, Fest zum Andenken eines oder mehrer Todten. In der ältesten christlichen Kirche pflegten die Freunde und Verwandten eines Todten den Jahrestag seines Todes durch gemeinsame Kommunion und durch eine Gabe, die sie in seinem Namen zum Altar brachten, festlich zu begehen. Später wurde für alle in einer Gemeinde während eines Jahres Gestorbenen eine gemeinsame Todtenfeier gehalten. Die katholische Kirche bestimmte dazu das Fest aller Seelen (s. **Allerheiligentag**). In der protestantischen Kirche wird nicht in allen Ländern ein besonderes T. gefeiert; wo es jedoch geschieht, ist entweder der letzte Sonntag des bürgerlichen oder des Kirchenjahrs dazu bestimmt. Altar und Kanzel sind dabei schwarz bekleidet, wie am Charfreitag.

Todtenflecken, bleifarbene, bläuliche, grünliche, bräunliche Hautfärbungen an Leichnamen, die als Kennzeichen des eingetretenen Todes dienen, s. **Tod**.

Todtengericht, eine den alten Aegyptern eigenthümliche Institution, Gericht zu halten über einen Verstorbenen, ehe er begraben wurde. 40 Männer prüften sein Leben und seine Thaten; vor ihnen konnte Jedermann den Verstorbenen anklagen. Ward er für gerecht erfunden, so erfolgte die feierliche Bestattung; wurde er für schuldig erklärt, so durfte er nicht begraben werden, sondern wurde im Hause seiner Verwandten aufgestellt. Die Richter versammelten sich nahe bei dem See Möris, über welchen die Leichen in einem Kahne an das jenseitige Ufer gebracht wurden. Ob diesem T. Alle, nicht bloß Könige und Richter, oder Vornehme überhaupt, unterworfen wurden, ist unbekannt. Die Idee entstand jedenfalls aus dem Glauben an ein T. in der Unterwelt, wo Osiris Richter war. Symbolisch wird das T. durch eine große Wage dargestellt.

Todtenhaus, s. v. a. Leichenhaus.

Todtenkopf (Acherontia Atropos *Ochs.*, Sphinx Atropos *L.*), Schmetterlingsart aus der Familie der Schwärmer, mit schwarzbraunen, gelblich gewölkten Vorder-, und ockergelben, mit 2 schwarzen Binden gezeichneten Hinterflügeln, gelbem, schwarz geringeltem Hinterleib und auf dem Rücken mit einer einem Todtenschädel ähnlichen Zeichnung, $2^1/_2$ Zoll lang und 5 Zoll breit, findet sich vom Juni bis zum Herbst fast in ganz Europa bis Schweden, aber stets einzeln. Die Raupe ist gelb, ins Grünliche, mit hellblauen, auf dem Rücken in einem spitzen Winkel sich vereinigenden Schrägstreifen und lebt vom Juni bis September auf Kartoffeln, auch auf Pfaffenhütchen und Möhren. Der T. ist der einzige Schmetterling, der einen Ton hören läßt, entweder durch Einziehen der Luft durch die Zunge oder mittelst eines Stimmapparats am ersten Hinterleibssegmente.

Todtenschau, die auf obrigkeitliche Weisung vorgenommene Untersuchung jedes verstorbenen Menschen vor seiner Beerdigung, theils zur Verhütung des Lebendigbegrabenwerdens, theils zur Erkennung etwa herrschender epidemischer oder ansteckender Krankheiten, theils zur Entdeckung von Mord. Dieselbe darf nur von wissenschaftlich gebildeten Aerzten, nicht aber von Barbieren, Hebammen 2c. vorgenommen und keine Leiche begraben werden, bevor diese gesetzliche T. stattgefunden oder der Hausarzt den wirklich erfolgten Tod schriftlich bescheinigt hat.

Todtentanz (lat. Chorea Machabaeorum, franz. La danse Macabre), seit dem 14. Jahrhundert in Aufnahme gekommene bildliche Darstellungen, welche in einer Reihe von allegorischen Gruppen unter dem vorherrschenden Bilde des Tanzes die Gewalt des Todes über das Menschenleben veranschaulichen sollen. Ursprünglich ward dieser Stoff zu dramatischer Dichtung und Schaustellung gestaltet und in kurzen, meist vierzeiligen Wechselreden zwischen dem Tode und

Anfangs 24 nach absteigender Rangfolge geordneten Personen verarbeitet. Wahrscheinlich war darin den sieben makkabäischen Brüdern mit ihrer Mutter und Eleasar (2. Makk. 6, 7) eine hervorragende Rolle zugetheilt, und es fand die Aufführung an deren Gedächtnißfest in Paris im Kloster der unschuldigen Kindlein (aux Innocents) Statt; daher der in Frankreich von Alters her übliche Name Chorea Machabaeorum, La danse Macabre. Schon um 1400 fand die Dichtung auch in Spanien Eingang, wo sie sich zu einer Wechselrede zwischen dem Tode und den von ihm entführten Menschen in 79 achtzeiligen Strophen gestaltete, aber nicht tiefere Wurzeln schlug. In Paris aber ward 1424 oder 25 die ganze Reihe jener dramatischen Situationen nebst den dazu gehörigen Versen an die Kirchhofsmauer des genannten Klosters aux Innocents gemalt, und hieran schlossen sich bald weitere Malereien, Teppich- und Steinbilder in den Kirchen zu Amiens, Angers, Dijon, Rouen ꝛc., sowie seit 1485 auch Holzschnitt- und Druckwerke, welche die Bilder und Inschriften wieder gaben. Noch erhalten ist der textlose, aber die Dichtung illustrirende T. in der Abteikirche von La-Chaise-Dieu in Auvergne, der nach seinem ersten Ursprung wohl in das 14. Jahrhundert hinaufreichen mag. Reime und Bilder des T.es verpflanzten sich von Frankreich aus auch nach England; die mannichfaltigste und eigenthümlichste Behandlung aber ward ihm in Deutschland zu Theil, wo er mit wechselnden Bildern und Versen in die Wand- und Büchermalerei überging und sich, nachdem das Schauspiel längst in Vergessenheit gerathen, bis auf unsere Tage erhielt. Eine Darstellung in einer Kapelle der Marienkirche zu Lübeck, deren Bilder sogar noch in der vierten Uebermalung von 1701 den Charakter des 14. Jahrhunderts erkennen lassen und deren niederdeutsche Reime theilweise erhalten sind, zeigt den T. noch in seiner einfachsten Gestalt: 24 menschliche Gestalten, Geistliche und Laien in absteigender Ordnung, von Papst, Kaiser, Kaiserin, Kardinal, König bis hinab zu Klausner, Bauer, Jüngling, Jungfrau, Kind, und zwischen je zweien derselben eine springende oder tanzende Todesgestalt als verschrumpfte Leiche mit umhüllendem Grabtuch; das Ganze durch gegenseitig dargereichte und gefaßte Hände zu einem einzigen Reigen verbunden, und eine einzelne Todesgestalt pfeifend voranspringend. Vgl. Ausführliche Beschreibung und Abbildung des T.es in der Marienkirche zu Lübeck (Lübeck 1831). Aehnliche Darstellungen des T.es finden sich in einigen oberdeutschen Handschriften und Holzschnittwerken aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Aus dem 14. Jahrhundert (vielleicht von 1312) rührt der jetzt fast völlig verwischte T. im Kreuzgange des Klingenthals, eines ehemaligen Frauenklosters der Kleinstadt Basel (Bilder und Reime bei Maßmann, „Baseler Todtentänze", Stuttg. 1847) her. Hier ist die Zahl der Personen um einige neue, aus den niedern Ständen genommene vermehrt, auch das Ganze in einzelne Paare aufgelöst. Auch haben die Todesgestalten keine scharfe Charakteristik und nur selten einen humoristischen Ausdruck. Während den bisher erwähnten Darstellungen die nämliche dramatische Dichtung zu Grunde lag, verräth ein anderer wiederholt gedruckter hochdeutscher Todtentanz („der doten dantz mit figuren") mit 37 tanzenden Paaren, die sich in eine geistliche und eine weltliche Folge scheiden, sowohl in den Figuren als in den Strophen französischen Einfluß. Seit der Mitte des 15. Jahrhunderts werden die Bilder des T.es immer mehr vervielfältigt, während die Verse wechseln oder ganz weggelassen werden, und zuletzt gestalten sich beide, Bilder und Verse, völlig neu. Zunächst ward der T. von Kleinbasel nach Großbasel, vom Klingenthal an die Kirchhofsmauer des baseler Predigerklosters (nicht vor der Mitte des 15. Jahrhunderts) übertragen, wobei Zahl und Anordnung der tanzenden Paare dieselbe blieb, aber am Anfang ein Pfarrer und ein Beinhaus und am Ende der Sündenfall hinzugefügt ward, während die das Ganze beschließende Person des Malers vielleicht erst Hans Hug Kluber, welcher 1568 das Bild restaurirte, anhängte. Bei dem Abbruche der Kirchhofsmauer 1805 ist das Original bis auf geringe Fragmente zu Grunde gegangen; doch haben sich Nachbildungen nebst den Reimen erhalten, namentlich in den Handzeichnungen Em. Büchels (bei Maßmann a. a. O.). Der zum Volkssprüchwort gewordene „Tod von Basel" gab aber neuen Anstoß zu ähnlichen Darstellungen, obschon die Dichtkunst den Stoff ganz fallen ließ. So ließ Herzog Georg von Sachsen noch 1534 längs der Mauer des dritten Stockwerks seines dresdner Schlosses ein steinernes Relief von 24 lebensgroßen Menschen- und drei Todesgestalten ausführen, ohne Reigen oder tanzende Paare und nach Auffassung, wie nach Anordnung durchaus neu und eigenthümlich. Dieses Bildwerk ward bei dem großen Brande von 1701 stark beschädigt, aber wieder hergestellt und auf den Kirchhof der Neustadt Dresden übertragen (abgebildet bei Naumann, „Der Tod in allen seinen Beziehungen", Dresden 1844). Von der baseler Darstellung abhängig ist das aus dem 15. Jahrhundert herrührende Gemälde der Predigerkirche zu Straßburg, obwohl dasselbe weder einen Reigen, noch tanzende Paare, sondern verschiedene Gruppen zeigt, aus deren jeder der Tod seine Opfer zum Tanze holt (abgebildet bei Edel, „Die neue Kirche in Straßburg", Straßburg 1825). Einen wirklichen T. unter Repräsentation aller Stände malte um 1515 Nikolaus Manuel an die Kirchhofmauer des Predigerklosters zu Bern in 41 Figuren, die bei aller Selbstständigkeit der Ausführung doch die doppelte Grundlage des baseler Todtentanzes und des erwähnten „doten dantzes mit figuren" durchblicken lassen. Die Geistlichkeit ist hier mit herbem Spotte behandelt. Sündenfall, Zehngebote und Kreuzigung vorangeschickt und eine große Schlußgruppe angehängt. Dieses Bild ging schon 1560 bei dem Abbruche jener Mauer zu Grunde. Eine durchaus neue und künstlerische Gestalt erhielt aber der T. durch H. Holbein. Indem dieser nicht sowohl veranschaulichen wollte, wie der Tod kein Alter und keinen Stand verschont, sondern vielmehr, wie er mitten hereintritt in den Beruf und die Lust des Erdenlebens, mußte er von Reigen und tanzenden Paaren absehen und dafür in sich abgeschlos-

sene Bilder mit dem nöthigen Beiwerke, wahre „imagines mortis“, wie er seine für den Holzschnitt bestimmten Zeichnungen nannte, liefern. Die Originalzeichnungen dieses Werkes befinden sich in St. Petersburg; Abdrücke erschienen seit 1530 und als Buch seit 1538 in großer Menge und unter verschiedenen Titeln. Vgl. Schlotthauer, Holbeins T. in 53 nach den Holzschnitten getreu lithographirten Blättern, München 1832. Holbeins „Initialbuchstaben mit dem T.“, ein Auszug aus jenem größeren Werke, wurden erläutert von Löden und Ellisen, Göttingen 1849. Daraus, daß Hulderich Frölich in seinem 1588 erschienenen Buche „Zwen Todtentäntz, deren der eine zu Bern, der andere zu Basel ꝛc.“ dem Todtentanze am Predigerkirchhofe größtentheils Bilder aus Holbeins Holzschnitten unterschob und Mechel sie in sein von 1696—1796 oft aufgelegtes Werk „Der Todtentantz“ aufnahm, entstand der doppelte Irrthum, daß man auch den älteren wirklichen T. im Predigerkloster für ein Werk Holbeins hielt und des letzteren „Imagines“ ebenfalls T. benannte. Im Laufe des 16., 17. und 18. Jahrhunderts entstanden noch andere Todtentänze, in Füßen, Konstanz, Luzern, Freiburg und Erfurt, und Holzschneide-, wie Kupferstecherkunst nahmen den Stoff wieder auf, dessen sich auch die Dichtkunst wieder bemächtigte, z. B. Bechstein (Der T., Leipz. 1831). Vgl. Peignot, Recherches sur les danses des morts, Dijon u. Paris 1826; Maßmann, Literatur der Todtentänze, Leipz. 1841; besonders auch Wackernagel in Haupts „Zeitschrift für deutsches Alterthum“, Bd. 9, Leipzig 1853.

Todter Winkel, jeder Raum vor Befestigungen, welcher vom Feuer der letztern nicht bestrichen werden kann. Dergleichen Räume sind meist in den vor den Brustwehren herumlaufenden Gräben oder Teerainvertiefungen vorhanden. Oft nennt man auch diejenigen Räume todte Winkel, welche, vor ausspringenden Winkeln befindlich, keine Seitenvertheidigung haben. Der schärferen Bestimmung halber aber sind diese durch die Umrißform bedingten Räume von Einigen unbestrichene Winkel, und nur jene erstern durch die Profilirung bedingten todte Winkel genannt werden. Todte Winkel gewähren dem Angreifenden stets den Vortheil, daß er sich darin, gegen das Feuer der Werke gesichert, sammeln und von ihnen aus weitere Angriffsunternehmungen unterstützen kann.

Todtes Meer (Asphalt- od. Salzmeer), Landsee im asiatisch-türkischen Ejalet Damask, unterhalb des Sees Genezareth, an der Südostgrenze Palästina's, ist 10—11 Meilen lang und 2—3 Meilen breit und liegt in einer Einöde, die aber im Osten mit hohen Gebirgen besetzt ist, worunter der Salzberg dem Wasser des todten Meeres seinen bittersalzigen Geschmack geben soll. Die Ufer sind in Folge der salzigen Ausdünstungen und Niederschläge im Allgemeinen dürr und unfruchtbar, nur auf wenigen Punkten findet sich Vegetation. Das Wasser ist mit salzigen und bituminösen Stoffen so stark geschwängert, daß es viel schwerer, als das Wasser des Oceans ist und der menschliche Körper darin nicht untersinken soll. Wasser aus dem atlantischen Meere ergab, destillirtes Wasser zu 1 angenommen, 1,02, das aus dem todten Meere 1,12; ersteres löste $^1/_6$, letzteres $^1/_{11}$ seines Gewichts an Salz auf. Fische, welche von den Zuflüssen in das todte Meer kommen, sterben, und auch andere Wasserthiere, selbst mikroskopische, sollen sich darin nicht vorfinden, eben so wenig Wasservögel, wiewohl es konstatirt ist, daß die Ausdünstungen des Meeres die Vögel nicht tödten, welche etwa hinüber zu fliegen wagen. Als Bestandtheile des Wassers hat man 24 Theile salzsaure Bittererde, 7 Theile salzsaures Natron, 10 Theile salzsaure Kalkerde und 42 Theile Salz gefunden. Dadurch, daß man Wasser in Gruben verdunsten läßt, gewinnt man eine bedeutende Menge Salz aus dem todten Meere. Der Boden desselben besteht aus Sand, unter welchem eine mächtige Lage Asphalt sich findet. An seinem Südende ist es auf einige Stunden so seicht, daß man hindurch waten kann. Nach den Berichten der Bibel, welche von den längs des Ufers befindlichen vulkanischen Produkten bestätigt werden, war das Bassin des todten Meeres einst die Ebene Siddim, in welcher die Städte Sodom und Gomorra standen. Den Untergang dieser Ebene mit den Städten erklärt man sich aus einer, vielleicht durch einen Blitz veranlaßten Entzündung des mit Naphtha überschwängerten Bodens. Ueber die einsinkende Erdschicht trat ein schon früher vorhandener unterirdischer See. In das todte Meer ergießen sich außer dem Jordan auch die Bäche Krith, Eliä und Kidron. Ein sichtbarer Abfluß ist nicht vorhanden; wahrscheinlich hat es unterirdische Kanäle, wodurch sein Wasser in das mittelländische und rothe Meer abfließt. Nach Einigen liegt dieses Meer 1319, nach Andern 2400 Fuß unter dem Spiegel des Mittelmeers. Viele Aufschlüsse über das todte Meer gab eine im Oktober 1847 dahin veranstaltete nordamerikanische Expedition unter dem Lieutenant Lynch. Vgl. Lynch, Official report of the United States' expedition to explore the Dead Sea and the river Jordan, Baltimore 1852; deutsch Leipzig 1853.

Todtliegendes, s. Roth- und Todtliegendes.

Todtnau, Stadt im badischen Oberrheinkreis, Amt Schönau, am südlichen Fuße des Feldbergs, hat Baumwollenspinnerei, Strohflechterei, Bergbau auf Blei und Silber, Zunderfabrikation und Handel mit Zunder, Holzwaaren ꝛc. u. 1380 Einw.

Todtschlag, diejenige Art der dolosen Tödtung, welche ohne bestimmten und festen Vorsatz in der Hitze der Leidenschaft begangen wird, und sich daher einerseits von dem Morde, welcher Ueberlegung (Prämeditation) und bestimmte Absicht des Tödtens voraussetzt, andererseits von den unvorsätzlichen (kulposen) Tödtungen unterscheidet. Obwohl nach der peinlichen Gerichtsordnung die Strafe des Schwerts für alle Arten des T.s festgestellt ist, so wird sie doch nach den neueren Gerichtsbestimmungen nur auf die gröbsten desfallsigen Vergehungen in Anwendung gebracht, und außerdem, je nach der Schwere der Schuld, mit lebenslänglicher oder zwanzigjähriger, bis herab zu mehrjähriger Freiheitsstrafe gesühnt.

Tödi, Gebirgsstock, s. Döbi.

Tödtlichkeit (Letalität), ein Ausdruck, welcher besonders in der gerichtlichen Medicin bei Beurtheilung von Körperverletzungen gebraucht wird. Feste Regeln für Beantwortung der Frage, ob eine Verletzung tödtlich sey, lassen sich nicht aufstellen, wohl aber hat man eine Eintheilung der T. versucht und theils zwei Hauptabtheilungen: an und für sich oder absolut tödtliche und zufällig tödtliche Verletzungen, theils drei: unbedingt, an sich, zufällig tödtliche Verletzungen, gemacht. Plouequet theilte die tödtlichen Verletzungen zunächst in nothwendig und nicht nothwendig tödtliche, die ersteren aber wieder in allgemein nothwendig tödtliche, d. h. solche, die bei regelmäßiger Körperbeschaffenheit bei allen Menschen den Tod zur Folge haben, und in individuell nothwendig tödtliche, d. h. solche, welche nur bei einzelnen Individuen wegen unregelmäßiger Körperbeschaffenheit tödtlich werden. Neuere haben noch komplicirtere Eintheilungen gemacht; aber zur Aufstellung einer allgemein gültigen Theorie über die T. ist man noch nicht gelangt. Der Arzt entscheidet vor Gericht als Kunstverständiger über den Thatbestand der Tödtung, welcher als erwiesen gilt, wenn der Arzt die vorgefundene Verletzung für tödtlich erklärt hat. Alle weiteren Eintheilungen und Unterscheidungen der Verletzungen kommen in dieser Beziehung nicht in Betracht. Die andere Aufgabe aber, die der Arzt zum Zwecke der Strafrechtspflege zu lösen hat, ist die genaue Bestimmung des ursächlichen Zusammenhangs zwischen der Verletzung u. dem erfolgten Tode. In der hergebrachten Ausdrucksweise der gerichtlichen Medicin heißt dies die Bestimmung des Grades der Tödtlichkeit. Das Gericht bedarf aber der sachverständigen Entscheidung des Arztes über den Zusammenhang zwischen der tödtlichen Verletzung und dem Tode, in sofern aus der Beschaffenheit der Verletzung auf die Absicht des Thäters rechtsgültig zurückgeschlossen werden kann, folglich die Aussagen des Arztes in dieser Beziehung für die Zurechnung zur Schuld u. Strafe mit benutzt werden dürfen.

Tödtung, jede Vernichtung des Lebens irgend eines Geschöpfs, insbesondere aber die Vernichtung des Lebens eines Menschen. Vgl. Mord und Todtschlag.

Tökely (Tökölv), Emmerich, Graf von, ungarischer Magnat, geboren 1656 auf dem Schlosse Käsmark, war der Sohn des protestantischen Grafen Stephan T., welcher, der Betheiligung an der Verschwörung der ungarischen Malkontenten gegen den Kaiser Leopold I. beschuldigt, 1671 seiner Güter für verlustig erklärt u. von dem österreichischen General Heister in seinem Schlosse Likawa belagert ward und während der Belagerung starb. Der damals 15jährige Emmerich T. floh nach Siebenbürgen, wo er nachher vom Großfürsten Apaffi mit dem Oberbefehl über ein den aufständischen Ungarn zu Hülfe gesandtes Truppencorps betraut ward. Er brach in Oberungarn ein, eroberte mehre Festungen u. Bergstädte, verwüstete Mähren und drang, von Frankreich und der Pforte unterstützt, in Oberösterreich ein. Als 1681 der Kaiser auf dem Reichstage zu Oedenburg in vielen Stücken nachgab, war T. nicht abgeneigt, sich zu unterwerfen, ward aber davon durch seine Verbindungen mit der Türkei, Siebenbürgen u. Frankreich, sowie durch die Gegenvorstellungen mehrer seiner Unterfeldherren zurückgehalten. Von vielen Magnaten verlassen, mußte er sich an den Sultan Mohammed IV. um Hülfe wenden und ward von diesem gegen einen jährlichen Tribut von 40,000 Thalern zum Fürsten von Ungarn unter türkischer Oberhoheit ernannt. Scheinbar unterhandelte T. noch immer mit dem Kaiser. Nachdem er aber 1682 seine Verbindung mit der Wittwe Franz Rakoczi's vollzogen und da durch die wichtige Festung Munkacs in seine Gewalt bekommen hatte, legte er die Maske ab, schloß einen förmlichen Bund mit der Pforte und eroberte Szathmar, Kaschau, die Insel Schütt, Eperies und viele Bergstädte und drang bis nach Schlesien vor. Auf dem Landtage zu Kaschau 1682 ließ er sich von den Ständen als König huldigen und zog im folgenden Jahre mit dem Großwessir Kara Mustapha vor Wien, ward aber nach der Niederlage der Türken am 12. Sept. als die Ursache des Verlustes der Schlacht angeklagt. Er wußte sich indeß vor dem Sultan in Adrianopel von der Beschuldigung zu reinigen, worauf der Großwessir erdrosselt wurde. Auch als die kaiserliche Armee in Ungarn siegreich vorrückte, und die meisten der dortigen Malkontenten sich in Folge der ihnen von Leopold I. gebotenen Amnestie unterwarfen, setzte T. den Widerstand mit wenigen Getreuen fort, gerieth aber im August 1684 durch einen Ueberfall seines Lagers bei Eperies fast in Gefangenschaft und mußte nach der Schlacht von Gran im August 1685 Eperies, Tokay, Kaschau und andere feste Plätze räumen. Er rief nun die Türken zu Hülfe; doch diese, ernstlich an den Frieden denkend, verhafteten, um ihre Aufrichtigkeit zu zeigen, am 4. Oktober den T. auf verrätherische Weise zu Großwardein und brachten ihn in Ketten zu dem Sultan nach Adrianopel. Zu Anfang des folgenden Jahres wurde er nicht nur in Freiheit gesetzt, sondern auch für seine weiteren Operationen mit 9000 Mann türkischer Truppen unterstützt. Aber in Ungarn selbst fand er bei seiner Rückkehr nur wenig Anhänger, und er war daher nicht im Stande, eine bedeutendere kriegerische Unternehmung auszuführen zu können. Daneben setzte ihm das Mißtrauen der Türken Hemmnisse in den Weg, ja er ward im December 1687 abermals aufgehoben und nach Konstantinopel gebracht, doch sogleich wieder in Freiheit gesetzt. Auf die Nachricht von der Uebergabe von Munkacs (14. Jan. 1688) und der Abführung seiner Familie nach Wien, sammelte er wieder Truppen, brachte aber kaum 8000 Mann zusammen, mit welchen er bei Großwardein von dem österreichischen General Heusler überfallen und geschlagen wurde, so daß er nur mit wenigen Reitern nach Giula entkam. Vom Sultan zum Großfürsten von Siebenbürgen erhoben, drang er mit 16,000 Mann hier ein und schlug den kaiserlichen General Heusler im September 1689 bei Zerneſt, mußte sich aber vor dem Prinzen von Baden in die Walachei zurückziehen. Als die Türken inzwischen in Ungarn bedeutende Eroberungen machten, fiel er wieder in Siebenbürgen ein, wo er im Januar 1691 den Prinzen August von Hannover

bei Teres besiegte. Doch zog er sich bald wieder in die Walachei zurück. Nach dem Verluste der Schlacht bei Salankemen am 19. Aug. 1691, in welcher T. die türkische Reiterei befehligte, wäre er in Belgrad von dem wüthenden Pöbel, der ihn für einen Verräther hielt, fast ermordet worden. Er wohnte auch später allen Kämpfen der Pforte gegen Oesterreich bei und übte bedeutenden Einfluß auf den Sultan aus. Nach dem Abschluß des Friedens von Carlovicze (11. Sept. 1697) lebte er, von der Amnestie ausgeschlossen, aber vom Sultan mit einer Pension und Gütern reich ausgestattet und zum Fürsten von Widdin ernannt, meist zu Konstantinopel. Er † am 13. Sept. 1705 auf seinem Landgute Ismid bei Nikomedien in Kleinasien.

Tölpel, ein Mensch, der aus körperlicher Schwerfälligkeit und Unbehülflichkeit, sowie aus Dummheit und Mangel an Erziehung und Bildung und daraus hervorgehender Arroganz sich ungeschickt benimmt und gegen die im Umgange nothwendigen Rücksichten auf plumpe Weise verstößt.

Tölz, Marktflecken und Landgerichtssitz im bayerischen Regierungsbezirk Oberbayern, rechts an der Isar, mit Rentamt, Franciskanerhospitium, 4 Kirchen, 3 Kapellen, lateinischer Schule, Krankenhaus, Salpetersiederei, Brauerei, Tuch- und Wollmanufaktur, 3 Eisenhämmern, Wachsbleiche, Flößerei, Pferde- u. Rindviehzucht, Holzhandel und 3100 Einw. Dabei Bad und Kalvarienberg mit Kirche und mehren Kapellen.

Tönningen (Tönning), Hauptort des schleswigschen Amts Eiderstedt, an der Mündung der Eider in die Nordsee, mitten in der Marsch gelegen und auf einem Pfahlrost erbaut, besteht aus 4 Quartieren, hat einen schönen Marktplatz, ein Packhaus, einen guten durch 3 Batterien beschützten Hafen, ein Zollamt, eine Navigationsschule, Schiffswerfte u. 2800 Einw., die Handel, Schifffahrt und starke Bienenzucht treiben. T. ist der westliche Stapelplatz für die Waaren, die auf dem Eiderkanal verschifft werden. Es war früher Festung und erhielt 1589 Stadtrechte. Im Jahre 1613 wurde der Hafen erweitert, 1644 die Stadt befestigt und 1660 ihre Befestigung verstärkt. Im Jahre 1675 bemächtigten sich die Dänen der Stadt, traten sie aber 1679 wieder an Schleswig ab. Im Jahre 1700 ward T. abermals von den Dänen belagert und durch ein Bombardement derselben in Brand geschossen, aber beim Anrücken der niedersächsischen Kreisarmee räumten die Dänen das Feld. Im Jahre 1713 nahm der schwedische General Stenbock die Stadt ein, welche sich aber 1714 wiederum den Dänen ergeben mußte, durch welche die Festung geschleift ward.

Töpfer, Karl, Lustspieldichter, Belletrist und Dramaturg, geboren 1792 in Berlin, zeigte schon in früher Jugend ungewöhnliche deklamatorische Begabung und große Neigung zur Schauspielkunst, debutirte zuerst in Strelitz, ging dann nach Breslau, Brünn und 1815 an das Hofburgtheater zu Wien. Daneben lieferte er Beiträge zu belletristischen Zeitungen und versuchte sich auch in einem kleinen Lustspiele. Durch den Beifall, welchen dasselbe fand, ermuthigt, schrieb er den „Tagesbefehl", ein Drama, „Hermann und Dorothea" und „Des Königs Befehl", sah aber erst seine Lustspiele „Der beste Ton" und „Freien nach Vorschrift" von der Kritik günstig aufgenommen. Im Jahre 1820 ließ er sich in Hamburg nieder. Von seinen späteren Stücken hat besonders „Rosenmüller und Finke" Glück gemacht. Seine dramatischen Produkte, die im „Jahrbuch deutscher Bühnenspiele", in Kotzebue's „Almanach" und endlich als „Lustspiele" (Berl. 1830—52, 7 Bde.) erschienen, entbehren zwar alles idealeren Gepräges, sind aber bühnengerechte, wirksame und sittlich reine Zugstücke, und durch eleganten und ungezwungenen Dialog ausgezeichnet. T. redigirte auch 7 Jahre lang die Zeitschrift „Thalia" in Hamburg, dann die „Originalien" und das kritische Wochenblatt „Der Recensent". Als Novellist versuchte er sich in den „Zeichnungen aus meinen Wanderjahren" (Hannover 1823, Bd. 1), sowie in den „Erzählungen und Novellen" (Hamb. 1842—44, 2 Bde.). Auch erwarb er sich Verdienst durch Heranbildung von Eleven für die Bühne.

Töpferei (Häfnerei), zünftiges Handwerk, welches sich mit Verfertigung irdener Waare, namentlich der Küchengeschirre, seltener mit der Fabrikation feinerer Arbeiten, zuweilen auch mit der Herstellung irdener Oefen und in neuerer Zeit an manchen Orten auch mit der Fabrikation architektonischer Verzierungen, Basreliefs &c. beschäftigt. Die Technik der T. ist sehr einfach. Der Töpferthon wird durch Schlämmen oder durch Schlagen mit einem Klotze und Schneiden mit einem messerartigen Instrumente von Steinchen &c. gereinigt und mit Wasser so viel angefeuchtet, daß er bildsam (plastisch) wird. Dann wird die Masse entweder auf der Drehscheibe oder mittelst Formen, oder durch Bossiren aus freier Hand in die gewünschte Gestalt gebracht und hierauf der Luft ausgesetzt, bis sie wieder trocken geworden ist. Die darauf nochmals überarbeiteten (reparirten) und vollkommen getrockneten Gegenstände werden in den Brennofen gebracht, hier dem zu ihrer vollkommenen Erhärtung nothwendigen Hitzegrad ausgesetzt (gar gebrannt) und dann sehr langsam abgekühlt. Soll die Waare die gewöhnliche Glasur (s. d.) erhalten, so wird sie nach erfolgtem Repariren entweder in die Glasurmasse eingetaucht, oder damit ausgegossen oder bestrichen und dann gebrannt. Feinere Gegenstände pflegt man erst bald zu brennen (zu verglühen), dann zu glasiren und in thönernen Kapseln oder Muffeln im Ofen auszubrennen. Farbige Malereien werden entweder auf den noch rohen Thon, so daß sie unter die Glasur zu stehen kommen, oder, was aber nur mit leichtflüssigen Farben geschehen kann, auf die bereits gebrannte Glasur aufgetragen, worauf die Waare zum zweitenmale gebrannt wird. Auf ähnliche Weise wird Vergoldung bewirkt, wozu man feinpulveriges Gold gleich einer Farbe anwendet. Auch Kupferstiche und Lithographien kann man auf Thonwaaren übertragen, wenn man sie auf feines Papier mit der Schmelzfarbe druckt, dann auf die Waare überdruckt, diese mit Glasur überzieht und brennt. Als ein besonderer Zweig der gemeinen T. ist die Fabrikation von architektonischen Verzierungen, Basreliefs, Vasen, Kandelabern, Figuren &c. aus gebranntem

unglasirtem Thone anzusehen, welche wohl bis jetzt am großartigsten in der feilnerschen Fabrik in Berlin betrieben wird. Die T. ward früh im Orient geübt. Schon die Israeliten gebrauchten irdene Geschirre, die sie wahrscheinlich in Aegypten kennen gelernt hatten. Auf der Insel Samos, sowie in Athen u. in Korinth wurde das Töpferhandwerk viele Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung betrieben. Durch Demaratus aus Korinth, den Vater des römischen Königs Tarquinius Priscus, wurde es frühzeitig in Italien bekannt. Zur Zeit des Porsenna verfertigten die Etrurier oder Toskaner schon Geschirre aus gebrannter Erde, die sowohl nach Haltbarkeit, als nach Zierlichkeit vortrefflich waren u. noch jetzt in den Geschirrfabriken zum Muster genommen werden. Die schon früher erfundene, aber wieder außer Gebrauch gekommene Drehscheibe soll im 6. Jahrh. v. Chr. von einem scythischen Gelehrten, Anacharsis, oder von dem Korinthier Hyperbius wieder eingeführt worden seyn. Schon mehre Jahrhunderte v. Chr. war sie bei Griechen u. Römern in Anwendung, wiewohl man sich daneben auch hölzerner und steinerner Formen bediente. Das Glasiren der irdenen Gefäße sollen die alten Aegypter erfunden haben, die auch schon die Gefäße mit verschiedenen Metalloxyden bemalten. Zu den Zeiten des etrurischen Königs Porsenna war die Schmelzmalerei schon in Italien einheimisch. Bis zum 14. Jahrhundert n. Chr. wurde aber die Malerei der irdenen Geschirre immer nur unter der Glasur gemacht; die Malerei auf der Glasur soll gegen das Ende des 14. Jahrhunderts von dem Florentiner Lucca della Robbia erfunden worden seyn. Verbessert wurde diese Art der Malerei durch den französischen Töpfer Palissy in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Bleiglätte machte von jeher einen wesentlichen Bestandtheil der Glasur aus. Um die Herstellung einer guten, unschädlichen, bleifreien Glasur haben sich, seitdem man ihre Wichtigkeit in sanitätspolizeilicher Hinsicht erkannt, Viele mit Erfolg bemüht. Zur T. im weiteren Sinne gehörten auch die Arbeiten in Fayence, Steinzeug, Wedgwood, Porzellan und Majolika.

Töpffer, Rudolf, Maler und Novellist, geboren den 17. Febr. 1799 zu Genf, Sohn des als Landschafter und Genremaler bekannten Valentin T., widmete sich unter Anleitung des Vaters der Kunst, ging aber später zum Lehrfach über u. trat als Professor der Aesthetik an der genfer Akademie ein, in welcher er bis zu seinem Tode, den 8. Juni 1846, thätig blieb. Er hatte schon Mehres geschrieben, ehe er in weitern Kreisen bekannt wurde. Erst durch seine treffliche Novelle „Le Presbytère“ (Genf 1839, 2 Bde.) erregte er allgemeine Aufmerksamkeit, und durch die „Nouvelles Genèvoises“, die er für das Feuilleton eines pariser Blatts lieferte und später mit reichen Illustrationen (Par. 1845, deutsch als „Genfer Novellen“ Lpz. 1847) besonders herausgab, gewann er nicht bloß in der französischen, sondern, von Zschokke eingeführt, auch in der deutschen Literatur schnell einen geachteten Namen. Auch T.s übrige Werke fanden gleichen Beifall, namentlich die „Nouvelles et mélanges“ (Par. 1840), „La bibliothèque de mon oncle“ (das. 1843, deutsch, Leipz. 1847) u. „Rose et Gertrude“ (Par. 1845, deutsch, Berlin 1847). Für seine künstlerischen Arbeiten bediente er sich nur des Stifts, aber die Genrezeichnungen und Karikaturen, womit er seine kleinen humoristischen Reisebeschreibungen, wie die „Voyage en zigzag“ illustrirte, sind voll Wahrheit, Reiz und Satyre. Namentlich gehören hierher seine 6 kleinen Romane in Bildern „Mr. Jabot“, „Mr. Crepin“, „Mr. Pencil“, „Le Dr. Festus“, „Histoire d'Albert“, „Les amours de Mr. Vieux Bois“ (deutsch von Kell, Lpz. 1847), die in der „Collection des histoires en estampes“ (mit französischem und deutschem Text, Genf 1846—47, 6 Thle.) gesammelt erschienen. Von einer deutschen Ausgabe der „Gesammelten Schriften T.s“ sind außer den „Genfer Novellen“ „Das Pfarrhaus“ (Lpz. 1852, 4 Bdchn.) erschienen.

Töplitz, s. Teplitz.

Toga, das Nationalkleid der Römer im Frieden, wodurch sie als Togati sich von allen Nichtrömern unterschieden, bestand aus einem einzigen, 6 Ellen langen und 4 Ellen breiten Stück Zeuch, das so getragen ward, daß man den einen Zipfel über die linke Schulter nach vorn nahm, den obern Rand über den Rücken zog, den andern Zipfel aber unter dem rechten Arm durchzog (so daß derselbe frei blieb) und dann über die linke Schulter warf. Durch den Wurf unter dem rechten Arm bis zur linken Schulter entstand ein Bausch, den man als Tasche (sinus) brauchte. Die T. wurde mit großem Geschick umgeworfen und nur durch den Ueberfall des einen Theils über den andern festgehalten. Daher war sie bei raschen u. starken Bewegungen des Körpers hinderlich u. wurde bei der Arbeit und den häuslichen Geschäften abgelegt. In der ältesten Zeit wurde die T. allein und ohne Unterkleid getragen. Später trug man unter ihr die Tunica unmittelbar auf dem Körper, so daß also die T. ein Oberkleid wurde, welches von Männern und Frauen getragen wurde. Die T. war von Wolle und weißer Farbe (toga alba), bei gemeinen Leuten dunkel. Auch bei Trauerfällen wurde eine dunkle T. (t. pulla) übergeworfen. Die höheren Magistratspersonen bis zu den kurulischen Aedilen, nicht die Tribunen, trugen eine mit einem Purpurstreifen eingefaßte T. (t. praetexta). Eine eben solche trugen auch die Kinder bis zu ihrer Mannbarkeit, die Knaben bis zum 17., die Mädchen bis zum 14. Jahre. Besondere Staatskleider waren die T. picta, eine T. von Purpur mit Gold gestickt, die der Triumphator bei dem Triumphzuge anlegte, sowie die T. palmata (trabea), eine mit Purpur verbrämte T., in welche Palmenblätter gestickt waren, welche die Ritter bei dem feierlichen Aufzuge am 15. Juli trugen. Die T. candida wurde von Bewerbern um Staatsämter getragen und war glänzend weiß; die Angeklagten trugen eine schmutzige, fleckige T. (t. squalida, sordida), nachlässig übergeworfen. Im Sommer trug man die T. rasa, eine abgeschorne T. von dünnem Zeuche; im Winter dagegen eine dicke, wollene, zum Schutze gegen die Kälte (t. pinguis). Da die T. Nationalkleid der Römer war, so durften dieselbe auch nur römische Bürger tragen, niemals Sklaven. Fremden konnte das Recht, die T. zu tragen, durch Ge-

natsbeschluß als Auszeichnung ertheilt werden. So erhielten ganze Völker das Recht, z. B. das römische Gallien, das daher auch Gallia togata hieß. Unter den Kaisern fing die T. an, nach u. nach verächtlich zu werden. Daher trugen sie fast nur geringe Leute und Sklaven; besonders auch die Klienten, wenn sie ihren Gönnern aufwarteten. Die Frauen nahmen statt der T. die Palla (s. d.) an, und die T. wurde das Kleid der wegen Ehebruchs geschiedenen Frauen und der Buhldirnen.

Toggenburg (Tokenburg), früher schweizerische Grafschaft, zwischen dem Stift St.-Gallen, dem Thurgau, den Kantonen Zürich u. Appenzell gelegen, deren Besitzer (Grafen von T.) zu den reichsten und angesehensten Dynasten der Schweiz gehörten. Nach dem Erlöschen des Geschlechts fiel die Grafschaft an die Freiherren von Rason, die sie 1469 an den Abt von St.-Gallen verkauften. Die Bewohner der Grafschaft erfreuten sich seit 1339 verschiedener Rechte, unter andern der Freiheit, mit den Schweizern Bündnisse schließen zu können. Die neuen Besitzer versuchten ihnen diese Freiheiten zu nehmen. Dennoch schlossen die Bewohner diesen Bund mit Glarus und Schwyz, wodurch T. zu dem Rechte gelangte, Krieg zu führen und Frieden zu schließen, eigene Gerichtsbarkeit einzuführen rc. Dieses hatte zur Folge, daß 1712 der sogenannte toggenburger Krieg ausbrach, der dann, weil man religiöse Interessen damit verband, zu einem Religionskriege ausartete und erst 1718 zu Ende gebracht wurde. Neu ausgebrochene Feindseligkeiten wurden 1755 und 1759 beseitigt. Im Jahre 1798 wurde das Ländchen dem Kanton Linth und 1803 mit bürgerlicher und Religionsfreiheit dem Kanton St.-Gallen zugetheilt.

Toilette (v. Franz.), ein in den Putzangelegenheiten der Damen sehr vieldeutiger Ausdruck, eigentlich ein Tuch (toile), das man über einen Tisch breitet, um die zum Putz gehörigen Sachen darauf zu legen; dann das ganze zum Putz nothwendige Geräth, insbesondere auch der Tisch, auf welchem alle diese Geräthe sich befinden und vor dem man beim Ankleiden sich niederläßt; endlich der weibliche Putz selbst in allen seinen Details, daher T. machen, sich vollständig ankleiden, puzzen; auch spricht man von Morgen-, Abend-, Ball- rc. toiletten.

Toise, die französische Klafter, Längenmaß von verschiedener Art; die alte T. hatte 6 Fuß = 1,94903363 Mètre, die neue (metrische, t. usuelle), zu 2 Mètres, anfangs als Uebergang vom alten zum neuen Maßsysteme eingeführt, ist seit dem 1. Januar 1840 durch das rein metrische System ebenfalls verdrängt worden. Die T. war im altfranzösischen Maßsysteme die Maßeinheit. Der ihr zu Grunde liegende Maßstab hieß T. du Pérou, weil er zu Gradmessungen in Peru (1740) diente; er wurde 1735 unter Godins Leitung von Langlois verfertigt und hatte seine richtige Länge bei 13° R.

Tokât, Stadt im asiatisch-türkischen Ejalet Siwas, in dem Thale des Tofanin oder oberen Jeschil-Irmak (Iris), auf 3 Seiten von hohen Bergen umgeben, hat meist enge und schmutzige Straßen und ungeachtet des Ueberflusses an schönem Marmor und Schiefer meist aus Erde, Lehmziegeln und Holz gebaute Häuser. aber viele Moscheen und Minarets, mehre christliche Kirchen u. Klöster, Bazare, Bäder, ein Kastell rc., ist Sitz eines griechischen Bischofs und als Karawanenstation für Smyrna, Erzerum, Bagdad u. Konstantinopel von Bedeutung. Die Einwohner, früher 100,000, jetzt höchstens 30,000 an der Zahl, größtentheils Armenier, fertigen Saffian, Teppiche, seidene, baumwollene und leinene Zeuche, Knöpfe und gesuchtes Kupfergeschirr, womit bedeutender Handel getrieben wird. In der Umgegend sind herrliche Obst-, Gemüse- u. Weingärten.

Tokay (Tokaj), Marktflecken und Hauptort in der ungarischen Gespannschaft Zemplin, rechts am Einfluß des Bodrog in die Theiß und am östlichen Fuße des tokayer Berges, hat 4 Kirchen verschiedener Konfessionen, ein Gymnasium, eine katholische Hauptschule, ein Kapuzinerkloster und eine große Niederlage marmaroscher Salzes und zählt 5700 Einw., welche sich von Viehzucht, Obstbau, Fischerei, Holzhandel und Salztransport nähren. Die nord- und nordostwärts von der Stadt sich hinziehenden tokayer Berge oder Hegyallya zeichnen sich durch üppige Vegetation und namentlich durch treffliche Weine aus, die, nach der Stadt T. genannt, in etwa 34 verschiedenen Sorten hier wachsen. Die beste Sorte erzeugt der kleine isolirte Hügel Mezés-Male. Der tokayer Wein verdankt seinen Ruf vornehmlich der sorgfältigen Pflege des Stocks, dem sorgfältigen Sortiren der Trauben und der späten Lese. Man unterscheidet hinsichtlich der Qualität dreierlei Sorten: Essenz, d. i. der Saft, welcher, durch die eigene Schwere der Trauben ausgedrückt, von selbst abfließt, Ausbruch, erhalten aus den zerquetschten vollreifen Trauben mit einem Aufguß von ordinärem tokayer Most, u. Maschlasch, der aus dem Rückstand gewonnen wird. In Ungarn hält man im Allgemeinen den Tokayer für den vorzüglichsten, den tarczaler Wein vom Berge Szarvas für die nächst-besten, den Zomborer für den stärksten, diesen, den Zsadanyer und den Szegyer für die gewürzhaftesten und den Tolesváer u. Benyer für die dauerhaftesten. Im Durchschnitt schätzt man den jährlichen Mittelertrag des Hegyallya auf 180,000 preßburger Eimer (à 36 wiener Maß). In den letztvergangenen besseren Weinjahren zahlte man für den Eimer gute 10- bis 12jährige tokayer Essenz 70—100 Dukaten in Gold, für alten guten tokayer Ausbruch 45 — 65 Dukaten, für Maschlasch von gleichem Alter 20—35 Dukaten. Den ächten Tokayer erkennt man an seiner reinen, goldgelben Farbe, seinem lieblichen, aromatischen Geruch, seinem feinen, milden Geist für die Zunge, seinem Feuer nach dem Genuß und besonders daran, daß er augenblicklich lieblich die Nerven des Gaumens reizt, schnell durch alle Systeme des ganzen Organismus die Fülle seiner belebenden Kraft gießt und, selbst im Uebermaß genossen, das Blut in den Gefäßen wohl bis zum Schweißtreiben erhitzt, niemals aber Uebelkeit oder Kopfschmerzen verursacht. Auch zeichnet er sich durch Haltbarkeit vor allen andern Weinen aus. Die Weinlese in der Hegyallya, ein wahres ungarisches Nationalfest, hat übrigens ihren Mittelpunkt nicht in T.,

sondern in Mab oder Makd, einem Marktflecken von 5000 Einw. Ein uraltes Schloß in T. spielte in der ungarischen Geschichte eine wichtige Rolle, ward aber 1705 geschleift. Bei T. fanden auch 1848 mehre Gefechte zwischen dem österreichischen Armeecorps unter dem General Schlik und den ungarischen Insurgenten Statt.

Toledo, Provinz im spanischen Königreich Neukastilien, fast mitten im Lande, grenzt nördlich an die Provinzen Madrid und Guadalaxara, östlich an Cuença, südlich an Mancha, westlich an Estremadura und nordwestlich an Salamanca u. Avila, hat 263 □Meilen Flächeninhalt u. 290,000 Einw. (s. Kastilien). Die gleichnamige Hauptstadt der Provinz, am rechten Ufer des Tajo, liegt in einem Kessel, am Abhange eines steilen Berges auf 7 Hügeln und ist mit doppelten, mit vielen Thürmen versehenen Mauern umgeben. Ueber den Tajo führen zwei massive Brücken. Die Stadt hat ein veraltetes Aussehen; die Straßen sind uneben, krumm und enge, das Pflaster schlecht und die Häuser meist unansehnlich. Ansehnliche Gebäude sind die Kathedrale, ein großes altgothisches, mit Schmuck überladenes Gebäude mit der berühmten mozarabischen Kapelle, die ihren eigenthümlichen Ritus hat, schönen Gemälden, Reichthümern und einer über 700 seltene Handschriften enthaltenden Bibliothek, u. das von Alfons X. auf dem Gipfel eines Bergs erbaute Schloß Alcazar, welches, im spanischen Erbfolgekrieg durch die Portugiesen zum Theil zerstört, in neuerer Zeit wiederhergestellt ward. Die Stadt hat außer der Kathedrale noch 25 Pfarrkirchen, zahlreiche Klöster und Hospitäler, eine Universität, 3 Kollegien, eine Kadettenschule, eine allgemeine Kriegsschule. Auch residirt hier der Erzbischof, welcher Primas von Spanien ist. Berühmt ist die dortige königl. Degenklingenfabrik; außerdem sind Fabriken in Seidenzeuchen, Tuchen, Fayence &c. in Betrieb. Im Mittelalter hatte die Stadt 200,000, jetzt nur noch 18,800 Einw. Die Stadt war schon zur Römerzeit vorhanden. Sie hieß damals Toletum, war ein befestigter Ort und später römische Kolonie. Unter den Westgothen wurde die Stadt bedeutend vergrößert. Unter der arabischen Herrschaft bildete sie eine Zeitlang ein eigenes Reich. Stadt und Reich eroberte Alfons VI. von Kastilien den 25. Mai 1085.

Tolentino, Stadt im Kirchenstaat, Delegation Macerata, an der Straße von Ancona nach Rom, am Flusse Chiente und dem östlichen Abhang des Apennin in schöner fruchtbarer Gegend, ist altmodisch gebaut und schmutzig, hat eine Kathedrale und 4000 Einw. T. ist das alte Tolentinum im Picenerlande. Hier wurde am 19. Februar 1797 der Friede zwischen dem Papst u. Frankreich geschlossen, durch welchen ersterer Avignon und Venaissin, Bologna, Ferrara und die Romagna verlor. Am 2. und 3. Mai 1815 fiel hier die Schlacht zwischen den Oesterreichern unter Bianchi und den Neapolitanern unter Murat vor, durch welche dieser das Königreich Neapel einbüßte.

Toleranz, Duldung, welche den von der herrschenden oder Landeskirche abweichenden Parteien gewährt wird und ihnen ungehinderte Religionsübung und eine mit mehr oder weniger beschränkten Rechten ausgestattete Existenz im Staate sichert. Der Begriff der T. in dieser Beziehung findet demnach auf solche Religionsparteien keine Anwendung, welche in einem Staate als vollkommen gleichberechtigt neben einander bestehen. Dagegen kann T. geübt werden sowohl gegen einzelne Parteien derselben Religion, wie z. B. innerhalb des Christenthums gegen die Wiedertäufer, Unitarier, Deutschkatholiken, freien Gemeinden, als auch gegen die Bekenner anderer Religionen, in den christlichen Ländern namentlich gegen die Juden. Größtentheils sind die staats-, privat- und kirchenrechtlichen Verhältnisse solcher tolerirten Bekenntnisse in den einzelnen Staaten durch besondere Toleranzedikte geordnet. Solche sind das Edikt von Nantes des Königs Heinrich IV. von Frankreich zu Gunsten der Hugenotten; das Toleranzedikt des Kaisers Joseph II. von Oesterreich, welches den Protestanten in den deutsch-österreichischen Staaten eine beschränkte rechtliche Existenz bewilligte, u. a. m. Im Maß- und Gewichtswesen bezeichnet T. eine gewisse Nachsicht, welche den Aichern bei Berichtigung der Maße u. Gewichte gestattet ist, so daß dieselben ein wenig zu groß oder zu klein seyn dürfen.

Tolkemit, Stadt in der preußischen Provinz Preußen (Westpreußen), Regierungsbezirk Danzig, Kreis Elbing, am frischen Haff, mit 2310 Einw., Drosselfang (jährlich 1,200,000 Stück), Fischfang (Störe), Kaviarbereitung.

Toll, Karl, Graf von, namhafter russischer General, geboren 1778 zu Reval in Livland als Sprößling einer alten adeligen Familie, ward im Landkadettenhause zu Petersburg erzogen u. trat 1796 in die Armee ein, machte 1799 Suworows Feldzug in Italien und der Schweiz mit, kam 1805 in den Generalstab, kämpfte bei Austerlitz, dann gegen die Türken und war beim Ausbruche des russisch-französischen Kriegs Oberst. Er fungirte 1812 als Generalquartiermeister Kutusows und Barclay de Tolly's und ward dann auf dem Schlachtfelde von Leipzig zum Generallieutenant befördert. Während des Feldzugs in Frankreich stand er bei der Avantgarde des Fürsten Schwarzenberg, nach der Schlacht bei Brienne im Heere des Kronprinzen von Schweden und später wieder bei der Hauptarmee. Im Jahre 1823 wurde er Generaladjutant des Kaisers und Chef des Generalstabes der 1. Armee und 1825 General der Infanterie. Als General Diebitsch im Febr. 1829 den Oberbefehl über die gegen die Türken im Felde stehende Armee übernahm, ward ihm auf seinen ausdrücklichen Wunsch T. als Chef des Generalstabes beigegeben. Dieser nahm den ruhmvollsten Antheil an diesem Feldzuge, u. da der am 11. Juni bei Kulewtscha errungene Sieg hauptsächlich sein Verdienst war, so erhob ihn der Kaiser in den Grafenstand des russischen Reiches und ernannte ihn zum Mitgliede des Reichsraths. Im polnischen Feldzuge von 1831 stand er abermals als Stabschef dem General Diebitsch zur Seite, übernahm nach dessen Tode das interimistische Kommando und leitete beim Sturm auf Warschau nach Paskewitschs Verwundung die Operationen des letzten entscheidenden Schlachttags. Nach Unterdrückung der pol-

nischen Insurrektion ward er als Mitglied in den russischen Reichsrath berufen. Im Jahre 1833 zum Oberdirigenten der Wasser- und Wegkommunikationen und der öffentlichen Bauten ernannt, führte T. Kanal- u. Chausseebauten u. eine Menge nützlicher Bauwerke aus. Auf einer Inspektionsreise gefährlich erkrankt, † er nach längerem Leiden zu Petersburg am 5. Mai 1842.

Tollens, Henrik van, niederländischer Dichter, geboren um 1778 zu Rotterdam, widmete sich dem Kaufmannsstande, zeigte aber früh Anlage und Neigung zur Poesie. Schon seine ersten Versuche auf diesem Gebiete, „Romanzen und Idyllen" (1802), erwarben ihm verdienten Beifall, und sein treffliches Gedicht auf den Tod Egmonts u. Hoorns (1806) ward mit dem von der Gesellschaft für vaterländische Sprache und Dichtkunst ausgesetzten Preis gekrönt. Als seine gelungensten Leistungen sind hervorzuheben: „Het gevallen meisje" (das gefallene Mädchen), „Wapenkreet" u. „Vaterlandisch Krijgslied". Seine Gedichte sind in folgenden Sammlungen enthalten: „Proeve van Minnezangen en Idyllen" (Amst. 1802—5, 3 Bde.), „Dichtlievende Mengelingen" (Rotterd. 1802), „Gedichten" (Haag 1802—15, 3 Bde., 3. Aufl. 1817), „Minnedichtjes" (das. 1810), „Nieuwen gedichten" (das. 1821 u. 1829), „Volksliederen" (das. 1833). T.s Styl ist rein und elegant, voll Würde und Anmuth, und seine Verse zeichnen sich durch hohen Wohllaut aus.

Tollensee (Tollense), mecklenburg-strelitzischer See bei Neubrandenburg, hat eine Länge von $2^1/_2$ Stunden u. eine Breite von $1^1/_4$ Stunden. Aus demselben kommt der Fluß Tollense, der bei Demmin in die Peene mündet.

Tollheit, s. v. a. Wahnsinn; auch s. v. a. muthwilliger, unüberlegter Streich.

Tollkirsche, s. Atropa.

Tollkühnheit, s. Kühnheit.

Tollsucht, s. v. a. Tobsucht; s. Seelenstörungen.

Tolna (T. Varmegye, slavisch Tolnanszka Sztolicza), ungarische Gespannschaft im ödenburger Distrikt, zwischen den Gespannschaften Veszprim, Stuhlweißenburg, Pesth, Baranya u. Schümegh, zählt auf 66,19 □Meilen 205,750 Einw. Das Land ist eben und fruchtbar, nur im Westen bergig und hügelig. Die Donau bespült die ganze östliche Seite der Gespannschaft und bildet hier Sümpfe und Moräste und mehre größere und kleinere Inseln. Sie nimmt aus dem Innern die Sarvitz auf, welche durch den Kapos mit dem Koppany und den mit dem Plattensee in Verbindung stehenden Sio verstärkt wird. Der Boden erzeugt alle Getreidegattungen im Ueberflusse, treffliche Weine, Obst, Tabak, Krapp und Saflor. Ausgedehnte Wiesen u. Hutungen begünstigen die Viehzucht (Hornvieh, Schafe, Pferde) u. in der Donau wird beträchtlicher Hausenfang betrieben. Die Einwohner sind der Mehrzahl nach Magyaren und katholisch. Ackerbau, Viehzucht, Fischfang, Schifffahrt und Handel, wenig Gewerbe bilden ihre Nahrungszweige. Hauptort ist der Markt Szekszard. Das Komitat theilt sich in die 5 Stuhlgerichtsbezirke Serard, Duna-Földvar, Högyesz, Bonyhad und Dombovar. Der gleichnamige Marktflecken, rechts an der Donau, hat ein Schloß, Potaschesiedereien, Getreide-, Wein-, Tabaks- und Saflorbau, Hausenfang in der Donau, eine Dampfschifffahrtsstation und 5800 Einw.

Tolosa, Hauptstadt in der spanischen Provinz Guipuzcoa, am Orla und Araxes, in einem engen Thale, hat Fabriken für Waffen, Messing, Papier, Tuch und Wollzeuche, Gerberei, Eisen- und Kupferwerkstätten und 5000 Einw.

Tolstoi, 1) **Peter Alexandrowitsch**, Graf, russischer Feldherr und Diplomat, geboren 1769, focht unter Suworow gegen die Türken und Polen, fungirte 1799 als russischer Kommissar bei der Armee des Erzherzogs Karl und befehligte 1805 das russische Landungscorps in Norddeutschland. Im Jahre 1812 zum Oberbefehlshaber der moskauer Landwehr ernannt, führte er 1813 ein Corps in Bennigsens Armee, nahm an der Belagerung von Dresden Theil und erzwang dann Hamburgs Uebergabe. Zum General der Infanterie ernannt, erhielt er nach Nikolaus' Thronbesteigung die Leitung der Militärkolonien u. 1831 den Oberbefehl über das Reserveheer, mit welchem er die Polen unter Gielgud und Chlapowski schlug. Er † 1844 als Präsident des Departements für die Militärangelegenheiten im Reichstag in Moskau.

2) **Fedor Petrowitsch**, Graf, russischer Bildhauer und Medailleur, geb. 1783 zu Petersburg, diente anfangs in der Marine, widmete sich aber dann ganz der Kunst. Sein erstes bedeutenderes Werk ist eine Reihe von Medaillons, welche die denkwürdigsten Begebenheiten aus den Kriegsjahren 1812, 1813 u. 1814 allegorisch darstellen. Spätere Arbeiten sind 4 Basreliefs nach Sujets aus der „Odyssee", eine Statue des Morpheus, eine Reihe von Illustrationen zu Bogdanowitschs „Duschenka", Amor und Psyche u. A. m. Er lieferte auch die Modelle zu den Bronzethüren der neuen Isaakskirche in St. Petersburg und die Zeichnungen zum Hauptthore der Christuskirche in Moskau. Auch als Professor der Skulptur und Medailleurkunst an der petersburger Akademie wirkte er verdienstvoll.

Tolteken (Tulteken, Tolteeas), amerikanischer Volksstamm, welcher im 4. oder 5. Jahrhundert von einem nördlicheren Lande Huehuetlapallau aus in Anahuac einwanderte und hier um die Mitte des 7. Jahrhunderts den Grund zur Stadt Tollan (Tula) legte. Durch Kriege gegen die benachbarten Völker, sowie durch friedliche Uebereinkunft erweiterten die T. bald ihr Gebiet und gelangten auf eine ziemlich hohe Stufe der Kultur, welche im Allgemeinen das Gepräge der späteren aztekischen trägt und von welcher großartige Bauten in Anahuac noch Kunde geben. Im 4. Jahrhundert seines Bestehens stand ihr Reich auf der höchsten Stufe seiner Macht; von da fing es in Folge unglücklicher Kriege u. ungünstiger Naturereignisse an zu sinken. Unter dem Könige Topiltzin (in der Mitte des 11. Jahrhunderts) blieb einige Jahre der Regen aus, woraus Hungersnoth und Krankheiten entstanden, so daß das Land entvölkert wurde und die Uebriggebliebenen sich theils in benachbarten Landschaften niederließen, theils mit den Chichimeken, die 100 Jahre später hier einwanderten, verschmolzen.

Toluca (Tolocean), Stadt im merikanischen Bundesstaat Meriko, am Fuße des Gebirgs San Miguel de Tutucuitlalpillo, 8606 F. über dem Meere, ist schön und regelmäßig gebaut, hat eine schöne Kathedrale, Seifen- und Wachskerzenfabrikation, bedeutende Schweinezucht, Handel mit vortrefflichen und berühmten Schinken und Würsten und 14,000 Einw. In der Nähe liegt der 15,271 englische Fuß hohe Nevado de T., ein ausgebrannter Vulkan, der auf seinem Gipfel ewigen Schnee und einen $^3/_4$ Meile im Umfange haltenden, von Schneemassen umgebenen Kratersee trägt.

Tomahawk, die Streitart der nordamerikanischen Indianer, gilt als Symbol des Krieges; daher den T. begraben, s. v. a. Frieden halten.

Tomascheck, Wenzel Joseph, namhafter Komponist unserer Zeit, geboren zu Skutsch in Böhmen den 17. April 1774, erhielt seine musikalische Bildung bei den Minoriten in Iglau und dann seit 1790 zu Prag, wo er sich durch seine Komposition der „Lenore" die Gunst und Unterstützung des Grafen Buequoi erwarb. Er brachte es im Pianofortespiel und im Kontrapunkte zu hoher Meisterschaft und lieferte treffliche Kompositionen für Pianoforte, Gesang und Orchester. Unter seinen Instrumentalkompositionen sind besonders die Sonaten, die Eklogen für das Pianoforte, und unter den Vokalkompositionen eine schöne Messe und ein Requiem auszuzeichnen. Auch als Lehrer erward er sich verdienten Ruf. Er † zu Prag den 3. April 1850.

Tombak (rothes Messing), eine an Farbe dem Golde ähnliche Legirung, welche zu Ende des 16. Jahrhunderts aus Ostindien zu uns gekommen ist, besteht bei uns aus 16 Theilen Kupfer u. 13 Theilen Zink, wozu noch zuweilen $^1/_8$ Zinn kommt, oder auch 7 Theilen Kupfer, 5 Theilen Messing und 1 Theil reinem Zink. Man verarbeitet das T. und ähnliche Kompositionen zu den verschiedenartigsten unächten Schmucksachen und Galanteriearbeiten; auch verwendet man es zu Zapfenlagern für eiserne Zapfen und schlägt unächtes Blattgold daraus.

Tombuktu, s. v. a. Timbuktu.

Tomi (Tomis), Stadt in Untermösien am Pontus Euxinus, kommt in der alten Mythe vor, indem hier Medea ihren Bruder Absyrtus getödtet und Aeetes den zerstückelten Leichnam desselben hier bestattet haben soll, und war Verbannungsort des Dichters Ovidius, der hier starb.

Tommaseo, Niccolo, italienischer Schriftsteller, geboren 1803 in Sebenico in Dalmatien, bildete sich in Italien und machte sich zuerst als eifriger Mitarbeiter an der „Antologia di Firenze" bekannt. Um sich politischer Verfolgung zu entziehen, ging er 1833 nach Frankreich, wo er in Paris und in verschiedenen Provinzialstädten mehre Jahre verlebte. Auch in Korsika hielt er sich längere Zeit auf und entwickelte während der ganzen Dauer seines Exils eine unausgesetzte literarische Thätigkeit. Nach der 1838 für das österreichische Italien erlassenen Amnestie kehrte er dabin zurück und lebt seitdem meist in Venedig. Bei Beginn der italienischen Bewegung gegen Ende 1847 veranlaßte er mit Manin eine Petition an den Kaiser um mildere Handhabung der Censur, ward deshalb den 18. Jan. 1848 mit Manin verhaftet, am 17. März aber vom Volk gewaltsam befreit, den 22. März zum Mitglied der provisorischen Regierung gewählt und nach der Katastrophe vom 11. Aug. 1848 mit Manin als Minister des Kultus und Unterrichts an die Spitze der revolutionären Regierung gestellt. Vergeblich suchte er in Paris um Hülfe für die venetianische Republik nach, während er, mit dem Terrorismus Manins nicht einverstanden, seinen Einfluß gänzlich einbüßte. Als Venedig im Aug. 1849 kapitulirte, war er unter den 40 Männern, welche die Stadt vor dem Einzuge der Oesterreicher verlassen mußten. Er lebte seitdem in Korfu. Als Schriftsteller durch umfassende Gelehrsamkeit ausgezeichnet, weiß er katholische Gesinnung mit Liberalismus und Patriotismus wohl zu vereinigen. Von seinen zahlreichen philosophischen und kritischen Schriften sind hervorzuheben: „Della educazione" (Lugano 1834; 3. Aufl. 1836), „Nuovi scritti" (Vened. 1839—40, 4 Bde.), „Studj critici" (das. 1843, 2 Bde.). Außerdem schrieb er ein „Nuovo dizionario dei sinonimi della lingua italiana" (Flor. 1832; neue Aufl. 1839—40), einen trefflichen Kommentar zu Dante (Vened. 1837) und bearbeitete die auf die Geschichte Frankreichs im 16. Jahrhundert sich beziehenden Gesandtschaftsberichte (Par. 1838, 2 Bde.), wie er auch die „Lettere di Pasquale de Paoli" (Flor. 1846) herausgab. Mehr Beifall, als mit seinen eigenen Poesien, fand er mit seiner Sammlung der toskanischen, korsischen, dalmatischen und griechischen Volkslieder (Vened. 1839 f., 4 Bde.).

Tomsk, asiatisch-russisches Gouvernement in Westsibirien, zwischen dem Altai im Süden, dem Gouvernement Tobolsk im Norden, Tobolsk und dem Kirgisenland im Westen und Jenißeisk im Osten, hat, nachdem 1838 der größte Theil des Gouvernements Omsk damit vereinigt worden, ein Areal von 29,705 □Meilen mit etwa 1 Million Einw. Das Gouvernement hat Steppen, Wälder und Fruchtland. Es wird im Süden von dem metallreichen Altai, an welchen sich westlich die ischymsche Steppe anschließt, von dem kolywanschen Gebirge u. dessen Vorbergen durchzogen; der Norden bildet meist eine Fläche, welche mit unermeßlichen Waldungen bedeckt ist. Hauptflüsse sind der Ob und Irtysch mit Tscharusch, Katunia, Tschung, Tom, Abakan ꝛc. Zahlreich sind die meist bitter-salzigen Seen, unter denen der Tschanisee $106^1/_2$, der in das Gouvernement Tobolsk hinüberreichende Sumy- oder Tschebaklisee 82 □Meilen, der theilweise hierher gehörige Balkasch- oder Tenghizsee 185 □Meilen, der durch den von ihm umspülten Vulkan Aral-Tube merkwürdige Alaktugul 60 □Meilen und der Alakul 44 □Meilen einnehmen. Das Klima ist im Ganzen mild, nur im Norden rauh. Produkte sind etwas Getreide (Roggen, Gerste, Hafer und bisweilen auch Weizen), einiges Gemüse, viele Beeren verschiedener Art, Holz; die gewöhnlichen Hausthiere, Bären, Wölfe, Hirsche, Rehe, wilde Schafe (Argalis), Bienen, welche in einigen Gegenden einen bedeutenden Ertrag an Honig und Wachs liefern; Fische in reichlicher Anzahl, an

den Küsten Robbenarten und Wallrosse; Silber, Kupfer, Blei, Edelsteine, Jaspis, Salz, Steinkohlen ꝛc. Die Bevölkerung besteht zum Theil aus Russen, darunter viele Kolonisten, theils aus Verbannten, die in den Berg- und Hüttenwerken arbeiten müssen und nach Ablauf ihrer Strafzeit, gleich den ausgedienten Kosaken, sich hier ansiedeln, theils aus altsibirischen, vorherrschend turk-tatarischen Völkerschaften, die meist nomadisiren. Acker- und Bergbau, Vieh- und Bienenzucht, Kohlenbrennen, Theerschwelen, Pechsieden sind die Haupterwerbszweige. Das Gouvernement ist in 6 Kreise getheilt. T. war erst mit Tobolsk vereinigt, ist aber 1801 zu gleicher Zeit mit Kolywan zu einer eigenen Statthalterschaft erhoben worden. Die gleichnamige Hauptstadt des Gouvernements, am rechten Ufer des Tom, liegt an der großen Straße nach Irkutsk und Kiachta, ist mit Wällen und Graben umgeben, hat 6 griechische, eine katholische u. eine lutherische Kirche, eine Moschee, viele, zum Theil schöne Kronegebäude, ein Gymnasium und mehre andere Schulen, große Magazine und 12,000 Einw., welche starke Viehzucht und Fischerei u. lebhaften Handel mit Pelzwaaren, Leder und Getreide, aber wenig Gewerbe betreiben.

Tomus (lat.), Band, Theil eines Buches.

Ton, in der Musik ein Klang von erkannter Höhe, ist als solcher das Ergebniß gleichmäßiger Schwingungen eines Körpers (s. Schall), erhält aber die positive Bestimmtheit oder den fest bestimmten Grad seiner Höhe und Tiefe erst durch die Stimmung (s. d.); dann ein gewisses Intervall, dessen beide Grenzen nur eine diatonische Stufe von einander liegen. Der ganze T. ist die große Sekunde, der halbe T. die kleine Sekunde (s. Intervall). Durch die harmonische Theilung der großen Terz wird das Verhältniß des großen ganzen T.es u. des kleinen ganzen T.s aufgefunden. Das Verhältniß von 5: 4 (z. B. c—e), harmonisch getheilt, gibt das Verhältniß (10: 9: 8, mit einander multiplicirt) 90, 80, 72, was den Tönen c d e entspricht; das Intervall c d ist ein großer, d e ein kleiner ganzer T., ersterer steht in dem Verhältniß 9: 8, letzterer in dem 10: 9, also ist jener um das syntonische Komma (81: 80) größer, als dieser. Der große halbe T. ist in der diatonischen Tonleiter nur zweimal enthalten, und zwar zwischen der dritten und vierten und zwischen der siebenten und achten Stufe; kleine halbe Töne sind alle übrigen chromatischen Intervallenverhältnisse, wie c—cis, d—dis ꝛc., und ihr Verhältniß 25: 24 wird gefunden durch Subtraktion der kleinen Terz von der großen, und addirt man dieses Verhältniß mit dem des großen halben T.es, so ergibt sich das Verhältniß des kleinen ganzen T.es. Endlich wird durch das Wort T. auch die Beschaffenheit des Klangs, die sogenannte Klangfarbe bezeichnet, durch welche sich die Saiten-, Blas- und Schlaginstrumente von einander unterscheiden. Die Kunst der Instrumentation beruht wesentlich auf der genauen Kenntniß der Klangfarben der verschiedenen Instrumente. In der Grammatik und Rhetorik bezeichnet T. die Hervorhebung eines Wortes oder einer Sylbe, und man unterscheidet hier den Haupt- vom Nebenton, sowie man unter Rebeton die Modulation der Stimme versteht, welche beim Vortrag eines oratorischen Ganzen mit Rücksicht auf den Inhalt der einzelnen Partien und das gegenseitige Verhältniß derselben anzuwenden ist. In der Malerei versteht man unter T. (Farbenton) die sämmtlichen in einem Gemälde angewendeten Farben in ihrem Verhältniß zu einander und nach ihrem Gesammteindrucke.

Tonart, die Darstellung eines Tongeschlechts auf einem bestimmten Ton, entweder nach der Ordnung des Durgeschlechts, oder nach der des Mollgeschlechts (s. Klanggeschlecht u. Tonleiter). Die T. kann auf jedem beliebigen Ton unseres Systems beruhen; so viel letzteres Töne hat, so viel gibt es in jedem der beiden Geschlechter T.en. Nimmt man die Töne c, cis, d, dis, e, f, fis, g, gis, a, ais, h, so erhält man schon 12 Dur- u. 12 Molltonarten; verwechselt man dann enharmonisch es statt dis, b statt ais, ges statt fis ꝛc., so erhält man eine noch viel größere Anzahl von T.en, indem jeder Ton mehrfach verwechselt werden kann. Doch hat die musikalische Praxis diese Zahl der T.en auf ein gewisses Maß beschränkt. Die T. von c ist Normaltonart im Dur-, die von a im Mollgeschlecht; alle übrigen sind nur transponirte von diesen.

Tonbridge (Tunbridge), Stadt in der englischen Grafschaft Kent, am Einflusse des Tun in den Medway, mit Lyceum, Stadthaus u. 10,400 Einw., welche Fabriken für Pulver, Drechslerwaaren unterhalten und Handel mit Holz und Kohlen treiben.

Tondern (Tönder), Hauptstadt des gleichnamigen schleswigischen Amts, welches, 25⅔ □Meilen groß, auch die Insel Sylt und einen Theil der Insel Föhr umfaßt, liegt 1⅓ Meilen von der Nordsee an der Widaue und zählt gegen 3000 Einw., welche Manufakturen in Zwirn und Spitzen, Leinwand, Strumpfwaaren und Wollenzeuchen unterhalten, sowie Schifffahrt und lebhaften Ausfuhrhandel mit Korn und Fettwaaren treiben. Die Stadt, nach Schleswig die älteste des Herzogthums, erhielt 1243 lübisches Recht, ward 1271 vom König Erich Klipping und 1357 von den Holsteinern erobert, 1421 von König Erichs VII. Truppen belagert u. 1629 von Morgans den Kaiserlichen für Christian IV. abgenommen. Im Jahre 1639 fand man bei dem benachbarten Orte Galhus oder Gallehuus im Schlamm ein großes goldenes, mit Figuren verziertes Horn und 1734 ein zweites. Diese sogenannten tondernschen Hörner, welche 1802 aus der Kunstsammlung zu Kopenhagen entwendet und von den Dieben wahrscheinlich eingeschmolzen worden sind, waren nach neuerer Ansicht keine Trinkhörner, sondern bloße Schau- und Luxusstücke. Die Runenschrift des einen Horns gehört dem angelsächsischen Alphabet an und ist, aus dem 6. Jahrhundert stammend, die älteste bekannte.

Tonga-Archipel (Freundschaftsinseln), australische Inselgruppe im stillen Meere, zwischen den Fidschi- und Schifferinseln, umfaßt gegen 100 (nach Andern 150) Inseln und Eilande, unter 18°—22° südl. Br. und 199° 41′—203° 41′ östl. L. von Ferro, mit einem Flächenraum von 250 □Meilen. Die meisten dieser Inseln sind

niedrig und scheinen keine andere Grundlage als Korallenfelsen zu haben; andere scheinen vulkanischen Ursprungs zu seyn. Die umgebenden Riffe erschweren den Zugang zu denselben. Berge sind nirgends zu finden, nur einzelne Hügel von 100—150 Fuß Höhe; Bäche und Quellen finden sich nur auf wenigen Inseln, auf den meisten muß man sich mit dem Wasser begnügen, das sich in kleinen Weihern sammelt. Das Klima ist angenehm und der Vegetation und Gesundheit sehr günstig. Doch finden häufig Erderschütterungen Statt. Das Gewächsreich liefert Pisangs, Brodfruchtbäume, Yams, verschiedene Palmen, namentlich Kokospalmen, Feigen, Casuarinen, Bambusrohr, eine Art Färberrinde, Baumwolle, Papiermaulbeerbäume, viele Schlingpflanzen, Zuckerrohr, Citrusarten ꝛc. Von Säugethieren gibt es Schweine, Hunde, Ratten und Vampyre, von Vögeln Hühner, Papageien, Drosseln, Tauben, Enten, Reiher, Tropikvögel, Rallen ꝛc.; von Amphibien Schildkröten, Eidechsen, Leguane, Wasserschlangen; von Fischen Boniten, Aale, Hechte, Haien ꝛc., von Insekten schöne Schmetterlinge, große Spinnen, kleine schädliche Ameisen, Skolopender und Tausendfüße. Auf den Riffen und Sandbänken sind Krebse, Austern und andere Weich- und Schalthiere häufig. Von Mineralien kommen Thon, Kiesel und Kalk vor; aus einem schwarzen Stein von der Insel Tofoa verfertigen die Eingebornen Aexte. Die Einwohner, vielleicht 200.000 (nach Andern 80—100,000), sind malayischen Stamms, von gewöhnlicher mittlerer Statur, wohlgewachsen und gut gebildet, mit starker Muskelkraft, breiten Schultern und regelmäßigen, sanften Gesichtszügen. Es gibt Priester und Tempel. Die Verfassung ist monarchisch, indem Ein König oder How unbeschränkt über sämmtliche Inseln herrscht. Die Inseln theilen sich in folgende Gruppen. Die Gruppe von Tonga besteht aus 2 größern, Tonga tabu, der größten Insel des Archipels, und Eoa, beide stark bevölkert und trefflich angebaut, und etwa 20 kleineren Inseln; die Gruppe von Anamoka aus den Inseln Anamoka, Komango, Hungo Happi, Tofoa, Koro u. a., von denen mehre vulkanische Berge tragen; die Happigruppe aus vielen kleinen, von Riffen umgebenen Inseln; die Gruppe von Wawao aus Wawao (Vavao), der zweitgrößten Insel, trefflich angebaut und wohl bevölkert, Hunga, Amargura, Savage, einem Korallenfelsen mit schroffem Gestade, u. a. Nachdem der Holländer Tasman 1643 die südlicheren Gruppen entdeckt hatte, kamen die Inseln wieder fast völlig in Vergessenheit, bis Cook 1773 u. 1777 hieher gelangte u. von Neuem die Aufmerksamkeit auf diese Inseln und ihre Bewohner lenkte. Nach ihm sind sie von vielen andern Reisenden, als: von dem Spanier Morello 1781, von La Perouse 1787, Bligh 1789, Edward 1791, d'Entrecasteaux 1793 ꝛc., besucht worden. Der Brite Mariner hielt sich 1806—11 auf der Hauptinsel auf, und von ihm haben wir die ausführlichsten Nachrichten über den T.-A. Den Namen T.-A. führt derselbe von der Hauptinsel; Freundschaftsinseln nannte sie Cook, weil die gutmüthigen Bewohner derselben ihn freundschaftlich aufnahmen. In der neuesten Zeit ist von britischen Missionären das Christenthum hier verkündigt worden, und ein Theil der Insulaner hat dasselbe angenommen.

Tongern (Tongres), Stadt in der belgischen Provinz Limburg, nordwestlich von Lüttich, an der Jaar, hat 5300 Einw., welche Bierbrauerei, Gerberei, Fabriken für Hüte, Cichorien, Baumwollenspinnerei, Wollbleichen, Handel mit Getreide, Schweinen, Leder betreiben.

Tongeschlecht, s. Klanggeschlecht.

Tonica, in der Musik der erste oder Grundton der diatonischen Tonleiter; dann besonders der Grund- oder Hauptton eines Musikstücks, von dem Gesang und Harmonie ausgehen und womit sie schließen. Den fünften Ton von der T. aufwärts gerechnet bezeichnet man als Dominante (s. d.).

Tonische Mittel (Tonica), Arzneistoffe, welche den Tonus, d. i. das Spannungsvermögen der Muskel- und Nervenfaser, vermehren sollen, daher s. v. a. stärkende Mittel.

Tonkabaum (Dipterix), Pflanzengattung aus der Familie der Papilionaceen, Bäume in Guyana und Brasilien mit gerabfiederigen, lederigen Blättern, Blüthen in Rispen und officinellen Samen. Am bekanntesten ist der wohlriechende T. (D. odorata *Willd.*, Baryosma Tonga *Gaertn.*), ein stattlicher Baum von 60—80 Fuß Höhe in Guyana, dessen Samen die Tonko-, Tongo- oder Tonkabohnen, Semen s. Fabae Tonko, sind. Sie riechen stark und angenehm aromatisch, etwas melilotenartig, schmecken beißend gewürzhaft. Man unterscheidet im Handel englische, etwas über 1 Zoll lange, und holländische, gegen $1\frac{1}{2}$ Zoll lange Tonkabohnen und sie kommen bisweilen noch mit der Hülse im Handel vor. In Amerika benutzt man sie als ein reizendes und schweißtreibendes Mittel bei nervösen Krankheiten. In Europa verwendet sie die Homöopathie gleichfalls als Arznei. Häufig werden sie auch gebraucht, um dem Schnupftabak einen Wohlgeruch zu geben.

Tonkunst, s. Musik.

Tonleiter (lat. u. ital. Scala), die Folge der sieben Tonstufen mit Wiederholung der ersten in der Oktave, wie sie einem der Tongeschlechter eigen sind. In diesem Sinne haben wir nur zwei T.n, die des Dur- und die des Mollgeschlechts, Durtonleiter und Molltonleiter. Bei Dur stehen die Tonstufen in ihrer diatonischen Folge von der 1. bis zur 8. einen ganzen Ton, von der 3. zur 4. und von der 7. zur 8. einen halben Ton von einander, und ihre Intervalle sind: Tonica und, von dieser aus gezählt, große Sekunde, große Terz, eben solche Quarte, Quinte, Sexte, Septime und Oktave, lauter große. Bei Moll stehen die Tonstufen von der 1. zur 2., 3. zur 4., 4. zur 5. einen ganzen Ton, von der 2. zur 3. und von der 5. zur 6. einen halben Ton, von der 6. zur 7. $1\frac{1}{2}$ Töne oder einen ganzen Ton, u. von der 7. zur 8. $\frac{1}{2}$ oder einen ganzen Ton von einander. Man gibt außer den beiden diatonischen Leitern auch der chromatischen, in Halbtönen gleichmäßig fortschreitenden Tonreihe, sowie in uneigentlicher Bedeutung der (im Sinn des jetzigen Tonsystems) enharmonischen Tonreihe den Namen T.

Tonmalerei, das Schildern oder Malen von

Gegenständen, Vorstellungen und Anschauungen durch Töne.

Tonnay St.-Charente, Stadt im französischen Departement Niedercharente, Arrondissement Rochefort, rechts an der Charente, mit sicherem Hafen, Schloß, Schiffbau, Weinessigfabriken, Handel mit Branntwein, Wein, Salz, Getreide, Papier rc., Salzschlämmerei n. 3450 Einw.

Tonne, großes Faß; dann Maß, meist für flüssige Dinge, das in verschiedenen Ländern von sehr verschiedener Größe, als Schiffsfrachtgewicht (Schiffstonne) aber in der Regel die Hälfte der Schiffslast beträgt. Nach Tonnengewicht pflegt die Tragfähigkeit (Lastigkeit) der Seeschiffe, die daher auch Tonnengehalt genannt wird, angegeben zu werden. Tonnengeld heißt die Abgabe, welche in den meisten Häfen von den Seeschiffen nach Maßgabe ihrer Größe zu entrichten ist. In England ist T. (Ton) ein allgemein übliches Gewicht von 20 englischen Centnern oder 2240 englischen Handelspfund. Eine T. Goldes sind 100,000 Thaler oder Gulden.

Tonneins, Stadt im französischen Departement Lot-Garonne, an der Garonne, mit einer Hängebrücke über diese, hat 6970 Einw., welche Seilerei, Gerberei, Handel mit Wein, Flachs, Hanf, Getreide, getrockneten Pflaumen treiben.

Tonnerre, Hauptstadt eines Arrondissements im französischen Departement Yonne, am Bourgognekanal und links am Armancon, hat einige Befestigung, ein Civiltribunal, Hospital mit merkwürdiger Sonnenuhr, Weinbau, Handel mit Wein, Papier, Glas, Fayence rc. n. 4180 Einw.

Tonsur (v. Lat.), die geschorene Stelle am Haupte, Ehrenzeichen des katholischen Priesterstandes. Die Geistlichen der ältesten Zeit trugen zum Unterschied von den heidnischen Priestern kurz abgeschnittenes Haar n. einen langen Bart. Büßende ließen sich das Haupt ganz kahl scheeren, u. von ihnen nahmen die Mönche diese Sitte an, als Zeichen ihrer Abhängigkeit und Dienstbarkeit, zu welcher sie sich gegen Gott durch ihr Gelübde verpflichtet hatten. Von den Mönchen ging sie im 6. Jahrhundert auf alle christlichen Geistlichen über, und schon 633 auf der vierten Synode zu Toledo ward sie ihnen gesetzlich vorgeschrieben. Man unterschied aber ein kahl geschorenes Vorderhaupt, als T. des Apostels Paulus, von der kreisförmigen Platte auf dem Scheitel, der T. des Apostels Petrus. Jene war in der griechischen Kirche, sowie bei den Briten und Irländern üblich. Im 7. Jahrhundert erhielten aber die Geistlichen eine eigene T. in der sogenannten Priesterkrone (corona clericalis), die bald ein Bild von der Dornenkrone des Gekreuzigten, bald eine Darstellung des königlichen Priesterthums seyn sollte. Diese blieb in der abendländischen Kirche Priestern und Mönchen gemein und ward ein Unterscheidungszeichen der höheren und niederen geistlichen Würden. Die erst eben in den geistlichen Stand Eingetretenen tragen sie im Umfang eines halben Kopfstücks, die Priester im Umfang einer Hostie, die Bischöfe noch größer, und beim Papste bleibt nur ein schmaler Kreis von Haaren über der Stirn stehen. Das Abscheeren geht der Weihe vorher und wird wöchentlich oder doch vor jedem Feste wiederholt.

Tontine, eine Art von Leibrenten oder Annuitäten, wobei eine Anzahl Darleiher zusammentritt und so lange eine Rente bezieht, als noch einer von ihnen am Leben ist, so daß die Antheile der zuerst mit Tod Abgehenden den Längerlebenden zu Gute kommen, wenn nicht durch besondere Verträge eine andere Vertheilungsweise festgesetzt ist. Die T. wird auf diese Weise zu einer Art von Glücksspiel, und es können bei starken Fonds die Längstlebenden zuletzt sehr bedeutende Renten erhalten. Der Name T. kommt von deren Erfinder, dem Italiener Tonti, welcher 1653 unter den Auspicien des Kardinals Mazarin den Plan dazu entwarf.

Topas, Edelstein aus dem Kieselgeschlecht, besteht aus 34,48 Kieselsäure, 44,75 Thonerde, 6,81 Aluminium, 13,96 Fluor, hat zur Grundform die gerade rhombische Säule von 124°, erscheint deutlich krystallisirt in der Grundform mit zweifacher Abstumpfung zu einer andern rhombischen Säule oder zur 8seitigen Säule, mit 4flächiger rhombenoktaëdrischer Endzuspitzung, mit Abstumpfung der scharfen und stumpfen Ecken rc., oder auch in derben Stücken von blätteriger, stängeliger oder körniger Textur und in Geschieben. Von Farbe ist der T. wein-, honig- oder orangegelb, graulich, seltener wasserhell, grünlichweiß oder violblau, durchsichtig bis durchscheinend, starkglänzend, und wird durch Reiben positiv, durch Erwärmung polarisch elektrisch. Vor dem Löthrohr ist er unschmelzbar, nur in starker Hitze erhalten kleine Splitter ganz kleine Bläschen, unter Zusatz von Borax schmilzt er zu reinem Glase, mit Phosphorsalz zur opalisirenden Perle und mit Hinterlassung eines Kieselskelets, mit Soda zu einer glasigen Schlacke. Durch gelindes Brennen verändert er die Farbe, u. zwar wird der weingelbe farblos, der dunkelgelbe aus Brasilien blaß rosen- oder karmoisinroth, durch starkes Brennen verliert er endlich sein Ansehen und wird mürbe. Varietäten sind: der edle T. (Phengit), meist krystallisirt, selten derb, eingesprengt oder in Geschieben, von muschligem Bruch, durchsichtig bis durchscheinend, wasserhell, graulichgelb bis hyacinthroth, berggrün, seladongrün und blaß violblau, im Topasfels, Granit, Gneis eingemengt, auf Gängen, z. B. bei Auerbach in Sachsen, Roschna in Mähren, Geier u. Ehrenfriedersdorf im Erzgebirge, Schlackenwald in Böhmen, am schönsten bei Villariea in Brasilien, im Ural und Altai; der gemeine T. (Pyrophysalith), nur in großen unförmlichen Krystallen oder in derben Stücken mit rauher Oberfläche und schwachem Glanz vorkommend, uneben im Bruch, kantendurchscheinend, graulichweiß, strohgelb, perlgrau, grünlichgrau, im Granit bei Finbo und Brodbo in Schweden und bei Penig in Sachsen. Der edle T. ist vorzugsweise Schmuckstein. Am meisten schätzt man die brasilianischen T.e, deren rothe Varietäten brasilianische Rubine, blaue brasilianische Sapphire, grüne Aquamarine genannt werden. Ferner unterscheidet man den safrangelben indischen T., den hellblauen sibirischen T., den blaß weingelben sächsischen oder Schneckentopas (vom Schneckenstein bei Auerbach im sächsischen Voigtlande) und die ganz farblosen sogenannten Wassertropfen. Rosenrothe geschliffene

Steine von 9 Linien Länge und 7 Linien Breite kommen auf 120 Thlr. und rein gelbe von derselben Größe auf 80 Thlr. Unreine Stücke, Körner und Bruchstücke werden geglüht, im Wasser abgelöscht, gepulvert und so zum Schleifen anderer Edelsteine gebraucht (Topasbrack).

Topasfels, Massengestein, im Großen breccienartig, im Kleinen körnig-schieferiges Gemenge von Quarz, Turmalin und Topas, wozu manchmal noch Steinmark und etwas Glimmer kommen, enthält zahlreiche, mit Quarz- und Topaskrystallen ausgekleidete Drusen. Es findet sich als stehender Stock zwischen Granit und Thonschiefer am Schneckenstein bei Auerbach im sächsischen Voigtlande.

Topen (im Sanskrit stûpa), alte, über den Gräbern errichtete Grabmäler, welche über einen großen Theil Asiens verbreitet sind und sich sowohl im südlichen Rußland, als in Indien finden. Der Ursprung der T. ist ungewiß; Viele wollen dieselben auf alte buddhaistische Bewohner des ehemaligen Baktriens, wo sie besonders häufig vorkommen, zurückführen. Sie enthalten Geräthschaften aus edeln Metallen, namentlich aber viele altpersische Münzen. Vgl. Ritter, Die Stupa's, Berlin 1838.

Topf, irdenes oder metallenes Gefäß von meist cylindrischer Gestalt zu verschiedenen Zwecken, welche meist durch Zusammensetzungen besonders bezeichnet werden; insbesondere s. v. a. Kochtopf. Diese Töpfe sind meist etwas bauchig und entweder aus Thon (s. Töpferei), Eisen- oder Kupferblech, oder gegossenem Eisen verfertigt. Die thönernen sind sämmtlich inwendig, bisweilen auch auswendig glasirt; die blechernen, namentlich die von Kupferblech, müssen gut verzinnt seyn, wenn Speisen darin bereitet werden sollen; die gußeisernen sind inwendig emaillirt.

Topfstein, inniges Gemenge von Talk, Chlorit und Glimmer, bildet Lager im Thonschiefer der Schweiz, wie am großen Bernhard, im Ursenthal am Gotthard, im Moggia- und Lavezzarathal (Lavezstein), auch in Schweden, Grönland etc., wird zu Geschirren, Töpfen etc., die im Feuer sehr gut aushalten, zu Boden- und Dachplatten und Ofensteinen verarbeitet.

Topik (vom Griech.), die Lehre von der Auffindung des Stoffes zum Zwecke der rhetorischen Behandlung irgend eines Gegenstandes. Die Alten verstanden unter T. die Kunst, Gemeinörter oder Gemeinplätze (τόποι, loci, welche die Rhetoren wieder in loci communes und loci particulares, Gemein- und Sonderbegriffe, schieden) zu finden, also eine Zusammenstellung allgemeiner Begriffe und Sätze in systematischer Ordnung, als Hülfsmittel zur Auffindung und glücklichen Wahl der evidentesten Beweisgründe. Doch war die T. der Alten ein bloßer Schematismus, in sofern man derselben nicht die logischen Kategorien als Hauptbeziehungen, in denen der menschliche Geist die Dinge aufzufassen pflegt, zu Grunde legte, sondern gewisse allgemeine Dispositionen aufstellte, um zur Auffindung des Stoffes zu gelangen. So wurde gelehrt, wovon im Eingange zu einer Abhandlung oder Rede gesprochen werden könne, welche Gesichtspunkte für die eigentliche Behandlung aufzustellen seyen, was man im Schluß vorbringen könne etc. In dieser Weise behandelten die späteren griechischen Rhetoren u. Grammatiker den Gegenstand mit Vorliebe, und die Römer griffen ihn hauptsächlich mit Rücksicht auf die öffentliche Beredsamkeit auf, so Cicero in den „Topica". In der Folge, besonders seit dem 13. Jahrhundert, behandelte man die T. als Nachweisung der Gebiete der menschlichen Erkenntniß überhaupt, verlor sich aber dabei meist in leere Spielereien, so Raimundus Lullus, Giordano Bruno u. A. In neuerer Zeit hat man von einer abgesonderten Behandlung der T. abgesehen, weil sie den wahren philosophischen Geist nicht ersetzen kann und daher bei der Anwendung auf specielle Fälle unersprießlich bleiben muß. Vgl. Kästner, T. oder Erfindungswissenschaft, Leipzig 1816. Im Unterschied von der rhetorischen T. handelt die grammatische T. von den Stellen, welche den einzelnen Wörtern im Satze und den einzelnen Sätzen in der Periode zukommen. In der Theologie versteht man unter T. oder Topologie die Theorie der Grundsätze, nach denen der Theolog bei der Wahl und Behandlung der biblischen Beweisstellen zu verfahren hat und mittelst deren folglich auf analytischem Wege der Lehrbegriff der christlichen Dogmatik festgestellt wird. In der Homiletik ist die topische Methode diejenige, zufolge deren nach kurzer Erklärung des Textes in der Predigt ein Gemeinplatz abgehandelt wird.

Topinambour (franz.), s. v. a. Erdbirne, *Helianthus tuberosus L.*

Topische Mittel, Arzneimittel, welche, auf einen leidenden Theil des Körpers selbst applicirt, auch nur auf diese Stelle wirken sollen. Hierher gehören Bähungen, Auf- und Umschläge, Einreibungen, Aetzmittel, blasenziehende u. blutentziehende Mittel, wie Schröpfköpfe, Blutegel, ferner Moxen, Haarseile etc.

Topographie (vom Griech.), Ortsbeschreibung. In dem Begriffe liegt einerseits eine Beschränkung auf Objekte von möglichst geringer Ausdehnung, als einzelne Gegenden, Städte etc., andererseits möglichst genaues Eingehen auf alle Specialitäten, welche in Bezug auf Natur oder Kunst die Oertlichkeit darbietet. Häufig theilt man die T. in die allgemeine u. die Militärtopographie. Die erstere gibt eine vollständige Detailbeschreibung einer Oertlichkeit zum Behuf einer möglichst genauen Kenntniß derselben; die letztere berücksichtigt alle Einzelnheiten mehr mit Rücksicht auf ihre militärische Wichtigkeit für die Terrainkunde. Den Zwecken der T. dienen namentlich die topographischen Bureaux, d. h. Anstalten, welche Alles sammeln und aufbewahren, was auf die Kenntniß der Oberfläche des Bodens und sonstiger Eigenthümlichkeiten desselben Bezug hat. Dieselben sind aus den französischen Dépôts généraux de la guerre entstanden u. heißen in Deutschland auch Plankammern, Kameralvermessungsanstalten etc. Wiewohl zunächst militärischen Zwecken dienend, haben sie auch zur Förderung der Länderkunde im Allgemeinen viel beigetragen. Berühmt sind namentlich die von Paris, Wien, München, Dresden, Stuttgart, Karlsruhe und Petersburg. In Preußen zerfallen diese Anstalten in eigentlich

topographische und in trigonometrische Bureaux u. bestehen zum Behuf nicht allein des Studiums der Karten, Plane und Risse, sondern auch der Anfertigung solcher, daher außer den eigentlichen Ingenieurs und Offizieren des Generalstabs auch Zeichner, Kupferstecher u. Lithographen darin beschäftigt sind. Hülfsmittel zum Studium der T. sind sowohl topographische Beschreibungen, als auch topographische Karten, Zeichnungen, Risse, Aufnahmen, welche stets Hand in Hand gehen müssen, wenn sie von praktischem Nutzen seyn sollen. Ein vortreffliches Werk für T. ist Lewis' „Topographical Dictionary of England" (London 1830).

Topsham, Stadt in der englischen Grafschaft Devon, am Zusammenfluß des Clyst und Ex, ist eigentlich Hafen von Exeter und hat mit dem Zollamt 3800 Einw.

Torcello, Insel nebst gleichnamiger Stadt im österreichisch-italienischen Gouvernement Venedig, in den Lagunen, der älteste Bischofssitz daselbst, hat eine Domkirche aus dem 7. Jahrhundert mit alten Malereien, Mosaiken und Skulpturen, eine 8eckige Kirche Santa Fosca aus dem 9. Jahrhundert, Trümmer eines Palastes von Attila und 300 Einw.

Tordylium (Zirmet), Pflanzengattung aus der Familie der Umbelliferen, borstige einjährige Gewächse mit fiederspaltigen Blättern, worunter T. officinale *L.*, Drehkraut, Berg- oder Rosenkümmel, in Südeuropa, früher officinell war, in sofern Wurzel und Früchte als Radix et Semen Tordylii s. Tordylii minoris s. Seseli vel Seseleos cretici s. montani bei Nieren- u. Blasenkrankheiten, sowie bei unterdrückter Menstruation gebraucht wurden.

Toreño, Don Jose Maria Queypo de Llano Ruiz de Saravia Conde de, spanischer Staatsbeamter und Geschichtschreiber, geboren 1786 zu Oviedo als Sprößling eines alten Geschlechts, nahm lebhaften Antheil an der Erhebung der spanischen Nation gegen die Franzosen 1808 und erwarb sich schon damals als Unterhändler des Bündnisses zwischen Spanien und England und Deputirter bei den Cortes 1810 und 1812 den Ruf eines gewandten Diplomaten und Staatsmanns. Nach der Rückkehr Ferdinands VII. 1814 sah er sich genöthigt, nach Frankreich zu flüchten, und kehrte erst in Folge der Revolution von 1820 in sein Vaterland zurück. Bis 1823 war er eins der hervorragendsten Mitglieder der Cortes; allein die darauf folgende Wiederherstellung der absolutistischen Regierungsgewalt führte für ihn eine neue Verbannung herbei. T. verlebte dieselbe zu Paris, wo er sich in glückliche Börsenspekulationen einließ und von den französischen Staatsmännern für die Justemilieupolitik gewonnen ward. In Folge der theilweise erlassenen Amnestie 1832 nach Spanien zurückgekehrt, gewann er bald bedeutenden politischen Einfluß u. trat 1834 als Finanzminister in das Kabinet. Seine die Staatsschuld betreffenden Maßregeln verwickelten ihn in einen langen parlamentarischen Kampf, der ihn im Gegensatz zu der Partei der Progressisten brachte. Im April 1835 übernahm er das Portefeuille des Auswärtigen und die Präsidentschaft des Kabinets. Bei den bald darauf ausbrechenden Unruhen rieth er zu energischen Maßregeln und unterdrückte auch den im August desselben Jahres in der Hauptstadt ausgebrochenen Aufstand. Aber neue Aufstände, die seine reaktionären Maßregeln hervorriefen, führten in Verbindung mit Mendizabals Intriguen schon im September desselben Jahres seinen Sturz herbei. Durch die Revolution von La-Granja (August 1836) noch mehr in den Hintergrund gedrängt, wußte er doch schon 1837 seine „Transaktionsideen", welche auf Versöhnung der Parteien unter französischer Beihülfe hinausliefen, wieder zur Geltung zu bringen. Bald darauf ging er selbst nach Paris, um die französische Regierung zu kräftigerer Mitwirkung für die Beendigung des Bürgerkriegs zu bestimmen. In den neuen Cortes, die am 18. Februar 1840 zusammentraten, und in die er als Mitglied der Prokuradorenkammer gewählt worden war, zeigte er sich wieder als entschiedener Moderado und ward deshalb bei den Unruhen im Februar Gegenstand der Verfolgung von Seiten des Pöbels. Nach dem bald darauf erfolgenden Sturz der Moderadospartei begab er sich wieder nach Paris, wo er fortwährend für die Rehabilitirung derselben thätig war, aber, ohne sein Ziel erreicht zu haben, den 16. September 1843 †. Als Schriftsteller gewann er vornehmlich durch seine „Historia del levantamiento, guerra y revolucion de España" (Madrid 1835—37, 5 Bde.; Paris 1838, 3 Bde.; deutsch, Leipzig 1836—38) Ruf.

Toreutik (v. Griech.), eine als Unterabtheilung der Plastik von den Griechen geübte Kunst, deren Begriff aber weder bei den alten Schriftstellern, noch bei den neuern Archäologen ganz genau feststeht. Ursprünglich verstand man darunter die bereits zu Homers Zeit geübte Kunst, erhabene (entweder geschnitzte, oder getriebene) Arbeit zu machen; später scheint sich der Begriff auf solche ganz oder halb erhabene Arbeit beschränkt zu haben, die durch Formen oder Gießen, nicht durch Schnitzen oder Graviren hervorgebracht wurde. Plinius bezeichnet mit T. überhaupt Bildnerei in Bronze. Die Künstler, welche dergleichen Arbeiten fertigten, hießen Toreuten.

Torf (Turf), eine mit mehr oder weniger zerstörten Pflanzentheilen durchzogene, im vollkommen ausgebildeten (reifen) Zustande aber eine anscheinend homogene unorganische Masse, hat ausgetrocknet ein Gewicht von 0,5—0,6, ist sehr weich, schwärzlichbraun bis pechschwarz, matt und verbrennt leicht mit oder ohne Flamme unter Entwickelung eines unangenehmen Geruchs. Man unterscheidet nach der Beschaffenheit folgende Varietäten: Rasen- oder Moostorf, der Hauptmasse nach aus Pflanzenresten bestehend, die noch deutlich als grasartige Gewächse oder Moose zu unterscheiden sind, gelbbraun, locker u. elastisch; Fasertorf, eine innig gemengte, schwarzbraune, im feuchten Zustande schlüpfrige Masse von mehr oder minder zersetzten Pflanzentheilen und Torfsubstanz (s. unten); Pechtorf, bestehend aus Humussäure, Humuskohle, vielem Wachsharz und sehr wenigen Pflanzenresten, schwarzbraun gefärbt, im feuchten Zustande schlüpfrig und beim Austrocknen sich sehr zusammenziehend, sehr hart werdend und in trocknem

Zustande mit wachsglänzendem Striche; **Torferde**, viel erdige Substanzen enthaltend, schwerer, zerreiblicher, weniger brennbar als die andern Abänderungen u. im feuchten Zustande sich ballend. Außer diesen erdigen Beimengungen, die meist thoniger, kalkiger oder sandiger Natur sind, führt der T. oft auch Eisenkiese, durch deren Selbstentzündung Vitriol entsteht, so daß diese Substanz auswittert, oder sogar der T. auf Gewinnung derselben benutzt wird (**Vitrioltorf** in Oberschlesien ꝛc.). Eben so sind viele T.e reich an Vivianit. Auch Eisenocker erscheint in Körneen und Knollen, sowie in Nachformen von Holz- und Wurzelstückchen, und von ihm rührt die Röthung der Torfasche und die des Schlammes her, den viele Torfwasser absetzen. Endlich kommen auch Gypsaussonderungen und selbst Bernstein (Kolberg) im T. vor. Organische Einschlüsse sind außer den schon genannten Pflanzenresten, die alle von noch lebenden und auf der Oberfläche der Moore selbst wachsenden Pflanzen herrühren, auch Stämme (Holztorf) von Eichen, Erlen, Birken, Weiden, Fichten, Nußbäumen der Jetztzeit. Thierische Reste sind Süßwasserkonchylien der Jetztzeit, noch jetzt lebende Insekten, dann Gebeine oon mancherlei Säugethieren (Hirschen, Rindern, Pferden ꝛc.) und selbst von Menschen. Auch mancherlei Erzeugnisse menschlichen Kunstfleißes sind im T. gefunden worden. Nach dem Vorkommen unterscheidet man **Morasttorf**, in morastigen Gegenden der Niederungen u. der Gebirge, manchmal von bis zu 40 Fuß Mächtigkeit; **Moortorf**, an den Meeresküsten; **Landtorf**, kompakt, meist kieshaltig und von Sand- oder Thonlagern überdeckt. Meist bilden die Torfmoore die oberste Schicht des Bodens, und zwar eben so in Gebirgen (**Bergtorf**: Harz, hohes Veen, Ardennen, Rhön, Fichtelgebirg, Erzgebirg, Vogesen, Skandinavien ꝛc.), wie in den Niederungen (**Heide-**, **Sumpftorf**: norddeutsche Niederung, Irland ꝛc.) u. selbst unter dem Meeresniveau (**Meertorf**: Ostseeküste bei Greifswald, Holland, England ꝛc.). Die außerordentlich großen Torfmoore in Irland zeigen ein höchst eigenthümliches Phänomen einer gewissen Beweglichkeit, in sofern ein Moor oft mit erstaunlicher Schnelligkeit zu einem beträchtlichen Hügel aufschwillt, den man urbar macht. Die **Bildung** des T.s wird jetzt allgemein durch das Aufeinanderwachsen von Sumpf- oder Wasserpflanzen erklärt. Namentlich sind es die oben schon genannten Moose, deren untere Theile nach und nach absterben und unter Einwirkung von Humussäure einen eigenthümlichen braunen, brennbaren, filzigen oder schlammigen Stoff. die **Torfsnbstanz**, bilden, der Kohlenstoff und Wasserstoff enthält. Bei gehörigem Vorrath an Wasser geht die Torfbildung noch jetzt vor sich, und man hat beobachtet, daß Torfpflanzen binnen wenigen Jahren in T. umgewandelt worden sind. Die **Gewinnung** des T.s geschieht durch Stechen (**Stichtorf**) mit dem Spaten, und zwar vom Frühjahr bis zur Mitte des Sommers. Nachdem zuvor Abzugsgräben gezogen worden, werden die gewöhnlich 10—12 Zoll langen, 4—6 Zoll breiten und dicken Soden gestochen nnd hohl geschränkt in Wänden zum Trocknen aufgestellt, dann in Toesschober (Büten) zu ein obee mehren tausend Stück aufgeschichtet, auch in Torfschuppen oder Torfscheuern verwahrt. Findet sich der T. auf dem Grunde sumpfiger Gewässer (Torfbrüche) als Torfschlamm, so wird er durch Baggern (**Baggertorf**) gewonnen, d. h. der Schlamm wird mit Schaufeln oder dem Baggerbohrer (einem Bohrer, an welchem ein leinener Beutel befestigt ist) oder dem Baggernetze (einem 18 Zoll langen, an einem runden Eisenstabe befestigten Netze) ausgehoben, in Gruben von Torftretern zu einer gleichförmigen Masse durchgearbeitet, dann auf einer ebenen trockenen Stelle zu einer 4—6 Zoll dicken Schicht ausgebreitet und von den Torfstickern oder Riemern in Soden gestochen; oder der Schlamm wird in durchlöcherte Kasten gebracht, damit das Wasser ablaufe, und dann, mit Sägespänen oder gehacktem Stroh gemengt, in Formen wie die der Ziegelstreicher gebracht und gestrichen (**Streich-**, **Strich-**, **Preßtorf**). Guter T., wohl zerkleinert nnd bei gutem Luftzuge auf einem Roste verbrannt, kann eine Hitze bis zum Weißglühen erzeugen. Gewöhnlich aber gibt Torfheizung eine geringere, jedoch sehr gleichmäßige Hitze. Die **Torfkohle**, sofern sie aus einem dichten, wenig Asche hinterlassenden T. gewonnen wird, kann vielfach die Holz-, ja selbst die Steinkohle ersetzen und ist namentlich für Schmiedefeuer sehr brauchbar gefunden worden. Die Verwendung des T.s zur Gewinnung von Leuchtgas hat sich nicht bewährt. Das Gas verbrennt mit blauer, wenig leuchtender Flamme. Auch **künstlicher** T. wird bereitet, indem man schwarze Moorerde mit Wasser zu einem dünnen Beei anmengt, kurz gehacktes Stroh zugibt und den entstandenen Teig in Ziegelformen streicht und trocknet.

Torfbeere, s. v. a. europäische Moosbeere, Oxycoccus palustris *Pers.*, Vaccinium Oxycoccos *L.*

Torgau, Kreisstadt und Festung in der preußischen Provinz Sachsen, am linken Ufer der Elbe, über welche eine 1838 vollendete, 500 Schritte lange Brücke führt. Die eigentliche Festung, erst 1810 erbaut, besteht aus 6 ganzen und 2 halben Bastions. In einiger Entfernung von dem Glacis erhebt sich das Fort **Zinna**, das aus 4 Bastions mit 2 Ravelins besteht und die dortige, die Stadt bedrohende Höhe krönt. Zwischen diesem und der Stadt liegt das Kommunikationsfort **Mehla**, das aus einem dreispitzigen tenaillirten Werk besteht. Jenseits der Elbe liegt ein großer, gemauerter Brückenkopf, ein doppeltes Hornwerk. Das innerhalb der Stadt auf einem Felsen an der Elbe liegende Schloß **Hartenfels**, von Johann Friedrich dem Großmüthigen erbaut und bis ins 17. Jahrhundert hinein kurfürstliche Residenz, diente seit 1807 als Kaserne und Kriegsmagazin. T. hat 4 Kirchen, darunter die Stadtkirche mit Gemälden von Lukas Cranach, ein mit einer Realschule verbundenes Gymnasium, ein Armen- und Waisenhaus, Spital. Ansehnliche Gebäude sind das alterthümliche Rathhaus, das Kreisgerichts- und Kommandanturgebäude, das Zeughaus, das Militärlazareth und das Schulgebäude. Früher war die Tuchmanufaktur und Brauerei sehr beträchtlich; jetzt beschäftigen sich die Einwohner, 9000 an der Zahl, vorzüglich mit

Gemüse- und Hopfenbau, Färberei, Wollweberei, Fischerei, Schiffbau, Elbeschifffahrt, Handel mit Garn, Getreide, Holz, Kalk rc. Bei der Stadt sind große Teiche und das königliche Hauptgestüte Graditz. T. war häufig Sitz der Markgrafen von Meißen. Hier wurde 1526 der torgauer Bund zwischen Sachsen und Hessen gegen die katholischen Reichsstände geschlossen. Auch verfaßten hier Luther und seine Freunde 1530 die torgauer Artikel, die Grundlage der augsburgischen Konfession, und 1576 ward zur Beilegung der kryptocalvinistischen Streitigkeiten hier das torgauische Buch veröffentlicht. Im 30jährigen Kriege hatte die Stadt ungemein viel zu leiden, so daß sie 1640 beinahe wüste lag. In der Nähe von T. bei Süptitz wurden am 3. Nov. 1760 die Oesterreicher von den Preußen geschlagen. Im Jahre 1810 ward T. auf Napoleons Befehl befestigt, und zu diesem Behufe mußten 3 Vorstädte rasirt werden. Obgleich erst nothdürftig zur Vertheidigung hergestellt, hielt die Stadt Ende 1813 eine dreimonatliche Belagerung durch Tauenzien aus und ergab sich erst den 14. Januar 1814 auf Kapitulation. Während dieser Belagerung starben im November und December 28,000 Franzosen, die zum Theil aus dem Hauptlazareth zu Dresden hierher geschafft waren, und 1200 Einw. am Typhus. Vgl. Grulich, Denkwürdigkeiten der kurfürstlichen Residenz T. aus der Zeit der Reformation, Dessau 1834.

Tories und Whigs, englisch gebildeter Plural von Tory u. Whig (s. d.).

Torlonia, römische Bankierfamilie, deren erstes namhaftes Glied der 1754 zu Siena im niederen Stande geborne Giovanni T. war. Derselbe schwang sich durch Unternehmungsgeist vom Kleinkrämer rasch zum Großhändler ersten Rangs empor, erwarb sich während der durch die französische Revolution für Italien herbeigeführten Katastrophen bedeutenden Grundbesitz und †, vom Papst zum Duca di Bracciano erhoben, den 25. Februar 1829 zu Rom. Von seinen 3 Söhnen mehrte besonders Carlo T., geboren den 18. December 1798, den ererbten Besitz durch langjährigen Pacht der Salz- und Tabaksregie in Rom u. Neapel, günstige Anleihen und sonstige vortheilhafte Geschäfte. Auf die Verschönerung seines dem Palazzo di Venezia gegenüber liegenden Palastes in Rom, sowie auf den Ankauf der werthvollsten Kunstwerke verwandte er ungeheure Summen.

Tormentilla (Tormentill), Pflanzengattung aus der Familie der Potentilleen, nur durch die Vierzahl der Theile der Blumenkrone und des Kelches von Potentilla *L.* verschieden, kleine ausdauernde Kräuter in Mitteleuropa mit fiederigen Blättern und einzelnen Blüthen in Zweiggabeln mit geschlossenem Fruchtkelch. Von T. erecta *L.*, Ruhr- oder Blutwurz, Rothwurz, auf feuchten Wiesen und Weideplätzen, in Wäldern und Hainen, ist die Wurzel, Radix Tormentillae s. T. officinalis s. erectae s. sylvestris, officinell, indem sie zu den kräftigsten einheimischen abstringirenden Mitteln gehört.

Tormes, Fluß in Spanien, entspringt nördlich an der Sierra Gredos in der Provinz Avila, fließt westlich, dann nördlich in die Provinz Salamanca, dann westlich und mündet auf der Grenze von Portugal nach 31 Meilen langem Laufe in den Duero, links.

Torna (Turnya), Marktflecken und früher Hauptort einer jetzt mit Abaujvar unter dem Namen Abauj-Torna vereinigten Gespannschaft, am Flüßchen Tornaviz, Sitz eines Stuhlgerichts, mit ansehnlichem Komitatshause, einem großen gräflich keglevicsschen Kastell, Gärten, großen Waldungen und 2200 Einw., welche besonders Weinbau treiben.

Tornados (span.), Orkane, welche vornehmlich die Westküste Afrika's und die westindischen Inseln heimsuchen und, mit zerstörender Heftigkeit wehend, gleichzeitig eine niederdrückende und krankmachende Hitze erzeugen.

Torneå, Stadt im russischen Gouvernement Finnland, liegt am nördlichsten Winkel des bottnischen Meerbusens und an der Mündung der in der schwedischen Provinz Norrbotten entspringenden Torneåelf, und zwar auf einer Insel des hier sehr breiten Flusses. Die Stadt zählt 800 Einw. und ist als nördlichste Stadt der Ostseelande Hauptstapelplatz des Verkehrs mit den nördlichen menschenarmen Gegenden, wo Holz, Theer, Fische, Pelzwaaren, Rennthierfelle, Tabak, Spirituosen rc. in bedeutender Quantität umgesetzt werden. Das Klima ist hier weniger rauh, als man der nördlichen Lage nach erwarten sollte. Im Juni geht die Sonne während der längsten Tage fast gar nicht unter, wie auch im Winter während der kürzesten Tage fast ununterbrochene Nacht herrscht. Die 1620 auf Befehl der schwedischen Regierung angelegte Stadt ward 1715 und den 23. März 1809 von den Russen erobert und im Frieden von Frederikshamn mit dem ganzen westlichen Finnland an Rußland abgetreten, worauf in dem zu T. am 20. Nov. 1810 abgeschlossenen Grenzregulirungsvertrag die Torneåelf und ihr linker Nebenfluß Muonio als Grenze festgesetzt wurden. Erstere bildet unter 67° 30′ nördl. Br. bei dem schwedischen Eisenwerke Kengis einen 60 Fuß hohen Wasserfall. Merkwürdig ist der dem schwedischen Kirchspiele Obertorneå gegenüber auf russischem Gebiete ganz isolirt sich erhebende Berg Afvasara oder Awasara, für dessen Gipfel vom 16. bis 30. Juni die Sonne nicht untergeht. Zwischen diesem Berg u. Pello stellten 1736 und 1737 Maupertuis und andere französische Akademiker Gradmessungen an.

Tornister (im mittelalterl. Latein turnicella), Hauptbestandtheil des Gepäcks der Fußsoldaten, eine meist viereckige Tasche zur Fortschaffung der Montirungsstücke, der Wäsche, des Putzzeugs rc., gewöhnlich von Kalbfell und möglichst wasserdicht, wird an 2 Riemen um die Schultern befestigt und auf dem Rücken getragen. Der früher gebräuchliche Brustriemen, der zur besseren Befestigung dienen sollte, ist jetzt als der Gesundheit nachtheilig abgeschafft worden. T. heißt auch ein ähnliches Behältniß für nicht militärische Fußreisende, gewöhnlicher Ranzen oder Felleisen genannt.

Toro, Stadt in der spanischen Provinz Zamora, östlich von Zamora, in einer großen fruchtbaren Ebene, rechts am Duero, über den eine sehr alte Brücke von 22 Bogen führt, ist Bischofssitz,

hat eine Kollegiatkirche, 21 andere Kirchen, 14 Klöster, mehre Hospitäler, Tuch- und Wollenzeuchweberei, Leinweberei, Gerberei, guten Wein- und Obstbau, Handel mit Getreide und Wein u. 10,000 Einw.

Torontal, früher ungarische, zum temesvarer Banat gehörige Gespanuschaft, ward 1849 zu dem mit der Wojewodina zu einem eigenen Kronlande vereinigten temeser Banat geschlagen und bildet unter dem Namen des Distrikts Großbeeskerek den westlichen Theil des letzteren. Der Distrikt wird im Westen durch die Theiß von der Wojewodina, im Norden durch die Maros von der ungarischen Gespannschaft Csanad getrennt, hat 124,18 □M. Flächengehalt und 343,152 meist walachische Einwohner. Das Land ist durchaus eben, hat, namentlich an der Theiß, Temes, Bega und am Berzavakanal, viele Sümpfe u. Moräste, ist aber überaus fruchtbar und bringt alle Erzeugnisse des Banats hervor. Neben Ackerbau und Viehzucht treiben die Bewohner lebhaften Handel und Schifffahrt. Hauptort ist Großbecskerek oder Nagy-Becskerek, ein 16,500 Einw. zählender Flecken am Begakanal, Sitz einer Finanzdirektion, mit Gymnasium.

Toronto, bis neuerlich York genannt, Hauptstadt von Obercanada, an der Westküste des Ontariosee's, an der Mündung des Flüßchens Don und an der Nordseite eines von einer schmalen, mit der befestigten Landspitze Gibraltar-Point endenden Haldinsel gebildeten Hafens, ward erst 1794 angelegt und ist jetzt eine der schönsten Städte Nordamerika's mit 30,000 Einw. Regelmäßig gebaut, hat sie meist massive Häuser, unter denen das Universitätsgebäude, das vormalige Parlamentshaus, der Regierungspalast, das Irrenhaus, die Bank u. a. die hervorragendsten sind. Unter 21 Kirchen und Kapellen sind die St.-Georgs-Church der Episkopalen, die schottische Kirche und die katholische Kathedrale die ansehnlichsten. T. ist Sitz der Regierung und des höchsten Gerichtshofs der Provinz, sowie eines katholischen Bischofs, hat eine mit 226,000 Acres Kronland dotirte Universität, ein theologisches Seminar der Presbyterianer, ein Hospital und andere Wohlthätigkeitsanstalten. Die Stadt verdankt ihr rasches Wachsthum ihrer äußerst günstigen Lage, die sie zum Hauptstapelplatz der Produkte der westlichen Distrikte Obercanada's macht.

Toropetz, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Pskow, auf allen Seiten von Gewässern umgeben, hat 13 Kirchen, darunter eine Kathedrale, 2 Klöster, mehre Schulen, Fabriken für Leder rc., lebhaften Handel und 12,000 (nach Andern 7500) Einw.

Torpor (lat., Torpidität), krankhaft verminderte Erregbarkeit und Beweglichkeit; selbst bis zur Betäubung aufgehobene und unvollkommene Perception der Reize; Trägheit, Gefühllosigkeit, Reizlosigkeit, Schwäche überhaupt.

Torquatus, s. Manlius.

Torquemada, Thomas de, spanischer Generalinquisitor, s. Inquisition.

Torre-del-Greco, Flecken in der neapolitanischen Provinz Neapel, östlich am Golf von Neapel, südwestlich am Vesuv, hat Fischerei auf Thunfische, Austern, Sardellen, Korallen, Korallenfabrikation, Weinbau, Schifffahrt u. 16,000 Einw. T. litt oft durch Erdbeben, sowie 1793 durch einen Lavastrom des Vesuvs, der sich dort ins Meer stürzte, großen Schaden.

Torre-de-Moncorvo, Stadt in der portugiesischen Provinz Traz-os-Montes, zwischen dem Sabor und Douro (Duero), ist befestigt, hat Seidenzeuchweberei, Handel mit Flachs u. Hanf (der beste des Landes) und 1690 Einw.

Torres-Vedras, Stadt in der portugiesischen Provinz Estremadura, früher Festung, liegt an der von Lissabon nach Coimbra führenden Hauptstraße, hat ein Schloß, mehre Kirchen, Klöster und Wohlthätigkeitsanstalten, eine schöne gothische Wasserleitung, Obst- u. Weinbau und Weinhandel und 7000 Einw. Hier berühmte Verschanzungslinie Wellingtons und der Portugiesen 1811, welche die Franzosen unter Masséna nicht anzugreifen wagten.

Torresstraße (Endeavoursstraße), australische Meerenge, an der Nordküste von Neuholland, zwischen diesem Festlande und Neuguinea, hat 30 Meilen Breite, viele Inseln und Klippen, und ward zuerst von Torres 1606 befahren.

Torricelli, Evangelista, berühmter Mathematiker und Physiker, der Erfinder des Barometers, geboren 1608 zu Faenza, ging in seinem 18. Jahre nach Rom, wo er sich an Benedetto Castelli, Galilei's bedeutendsten Schüler, anschloß. Das Resultat seines eifrigen Studiums der Schriften Galilei's war der „Trattato del moto“ (Rom 1642), in welchem er seine Ansichten über die Bewegung niederlegte. Galilei lud ihn zu sich nach Florenz ein, starb aber wenige Monate nach T.'s Ankunft. Letzterer war im Begriff nach Rom zurückzukehren, als ihn der Großherzog Ferdinand II. durch Ernennung zum Professor der Mathematik und Physik in Florenz zurückhielt. Mit größtem Eifer seine mathematischen u. physikalischen Studien fortsetzend, † er, viel zu früh für die Wissenschaft, bereits 1647. Unter seinen physikalischen Erfindungen steht die 1643 gemachte des Barometers (s. d.) obenan. Aber auch auf andern Gebieten der Physik leistete er Vorzügliches; so verfertigte er Mikroskope von außerordentlicher Vollkommenheit und treffliche Linsengläser für Teleskope. Ueber diese und andere Entdeckungen u. Erfindungen geben seine „Opera geometrica“ (Florenz 1644) Aufschluß.

Torricelli'sche Leere, s. Barometer.

Torrington (Great-T.), Stadt in der englischen Grafschaft Devon, am Torridge, südöstlich von Bideford, mit 3100 Einwohnern, Manufakturen für Handschuhe, wollene Zeuche, Handel; dabei südlich das Dorf Little-T.

Torshok, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Twer, an beiden Seiten der Twerza und an der Landstraße von Petersburg nach Moskau, eine der ältesten Städte Rußlands und früher Festung, hat 25 Kirchen, darunter eine schöne Kathedrale, ein festungsartig gebautes Kloster zum heiligen Jephrem, ein Nonnenkloster, ein geistliches Seminar, eine Kreisschule, einen Bazar und etwa 15,000 Einwohner, welche bedeutende Saffian- und Korduanfabriken unterhalten und schöne, mit Gold und Silber ge-

stickte Lederwaaren liefern, die einen sehr gesuchten Handelsartikel abgeben. Zur Umgebung eines Wasserfalls, welchen die Twerza oberhalb T.s bildet, dient ein mit zwei Schleußenwerken versehener Kanal. T., einst Grenzfestung der Republik Nowgorod, ward den 5. Mai 1239 von den Mongolen unter Batu-Khan erobert und verheert. Am 10. Febr. 1316 wurden hier die Nowgoroder vom Großfürsten Michael geschlagen. Im Jahre 1372 fiel T. in die Gewalt des Großfürsten Michael von Twer, der die Stadt in Asche legte. Wieder ward sie 1569 von dem Großfürsten Iwan IV. mit Feuer und Schwert verheert.

Torso (ital.), eigentlich Strunk, namentlich der Rumpf einer Bildsäule, welcher Kopf, Arme und Beine fehlen; insbesondere der als eins der schönsten Meisterwerke des Alterthums berühmte T. des Hercules, welcher zu Anfang des 16. Jahrhunderts im Campo dei Fiore gefunden, auf Befehl des Papstes Julius II. in das Belvedere des Vatikans gebracht, nachher durch Papst Klemens XI. in einer Nische im Portico auf einem Piedestal aufgestellt, später mit andern Kunstschätzen von Napoleon nach Paris entführt, aber 1815 dem Vatikan zurückgegeben wurde, wo er noch sich befindet. Zufolge einer daran befindlichen Inschrift ist er das Werk eines gewissen Apollonius, der wahrscheinlich erst in der Zeit der christlichen Aera lebte.

Torstenson, Lennart, Graf zu Ortala, schwedischer Feldherr im 30jährigen Kriege, geboren am 17. Aug. 1603 zu Torstena bei Wennersborg in Schweden, der einzige Sohn des Reichsraths Torsten Lennartson, ward in seinem 15. Lebensjahre Page Gustav Adolfs, den er 4 Jahre hindurch auf seinen Kriegszügen begleitete. Als Oberbefehlshaber der Feldartillerie (nach Andern als Kapitän der Leibkompagnie) kam er 1630 mit dem König nach Deutschland und befehligte noch bei Lebzeiten Gustav Adolfs einzelne Heeresabtheilungen. Bei dem Sturm auf Wallensteins Lager bei Nürnberg am 24. Aug. 1632 gefangen, mußte er 6 Monate lang in einem feuchten Kerker zu Ingolstadt schmachten, wodurch er gichtkrank ward. Erst als Wallensteins Schwager, General Harrach, 1633 in schwedische Gefangenschaft gerathen war, ging jener auf eine Auswechselung ein. T. erhielt darauf den Oberbefehl über ein besonderes Corps, mit dem er am 13. April 1633 Landsberg am Lech erstürmte. Seiner geschwächten Gesundheit halber nach Schweden zurückgekehrt, nahm er 1634 an dem Zuge an die polnische Grenze unter dem Feldmarschall de la Gardie Theil, führte den größten Theil der hier aufgestellten schwedischen Truppen nach Pommern, vertrieb die Kaiserlichen von der Insel Wollin und vereinigte sich 1635 nach geschickt ausgeführten Märschen und Wendungen mit Banner, dem er fortan rathend und helfend zur Seite stand. Im Jahre 1639 abermals nach Schweden zurückgekehrt, ward er zum Reichsrath ernannt. Nach Banners Tode erhielt er, zum Feldmarschall erhoben, von der schwedischen Regierung den Oberbefehl über die Armee in Deutschland und ging im Oktober 1641 dahin ab. Er fand hier die schwedischen Angelegenheiten in sehr prekärer Lage: fast alle Verbündeten waren abgefallen, die Kriegskassen leer, Soldaten und Offiziere unzufrieden. Aber kaum hatte er sich dem verwilderten Heere gezeigt, als ein neuer Geist der Ordnung dasselbe beseelte, wobei freilich die von ihm mitgebrachten reichen Geldmittel das Meiste thaten. Im Frühjahre 1642 eröffnete er den Feldzug und hatte bald alle seine Feinde durch sein Talent und seine eminente Schnelligkeit besiegt. Stets gichtkrank und vom Podagra geplagt, so daß er sich gewöhnlich in einer Sänfte tragen lassen mußte, durchzog er seitdem dreimal das deutsche Reich, allenthalben die Feinde vor sich hertreibend. Da die meisten deutschen Länder erschöpft waren, so spielte er den Krieg in die österreichischen Erblande, ging mit nicht ganz 20,000 Mann durch die Mark und die Lausitz nach Schlesien und nahm Glogau (4. Mai) und Schweidnitz (31. Mai). In kurzer Zeit hatte er das ganze diesseits der Oder gelegene Schlesien erobert, trug dann rasch den Krieg bis in das Innere von Mähren, eroberte Olmütz und schickte Streifcorps bis in die Nähe von Wien. Bei Annäherung eines weit überlegenen Heeres sah er sich jedoch in Anbetracht seiner durch Krankheit geschwächten Truppen zum Rückzug nach Schlesien und bald darauf zum Einmarsch in Sachsen genöthigt. Durch die Heeresabtheilung Wrangels verstärkt, ergriff er bald wieder die Offensive, entsetzte Großglogau, überschwemmte, als er in Schlesien seine Absicht nicht erreichen konnte, die Lausitz, nahm Zittau, ging dann bei Torgau über die Elbe und bedrohte Leipzig mit einer Belagerung. Als Piccolomini und Erzherzog Leopold zum Entsatz herbeieilten, rückte ihnen T. mit geringerer Kriegsmacht entgegen u. erfocht am 2. Nov. 1642 auf der Ebene bei Breitenfeld einen blutigen, aber glänzenden Sieg. Nach einer Belagerung von 3 Wochen öffneten sich dem Sieger die Thore Leipzigs, wo er eine Kontribution von 300,000 Thalern erhob. T.s Bemühungen, Freiberg zu erobern (Jan. 1643), blieben ohne Erfolg. Um sein geschwächtes Heer durch die Besatzungen Schlesiens und Pommerns zu verstärken, ging er mit demselben im Frühjahr bis nach Frankfurt a. d. O. zurück, stand aber mit Blitzesschnelle wieder an der böhmischen Grenze, bedrohte Prag, entsetzte das hart bedrängte Olmütz und bezog bei Dobitschau ein so vortheilhaftes Lager, daß er alle Hülfsquellen des Landes benutzen und bis in die Nähe von Wien streifen konnte. Befehligt, einen Einfall in Jütland zu machen, räumte er im Sept. 1643 plötzlich Mähren, zog sich durch Schlesien nach der Elbe und diesen Strom hinab bis Havelberg, rückte dann in Holstein ein und schlug am 10. Jan. 1644 die dänischen Truppen bei Kolding. Er eroberte darauf, mit Ausnahme der Festungen Rendsburg und Glückstadt, die ganze Halbinsel. Ein kaiserliches Heer unter Gallas vermochte nichts gegen ihn auszurichten und ward durch Hungersnoth und Desertion decimirt und dann am 3. Dec. bei Jüterbogk zersprengt. Bald nach Gallas' Niederlage drang T. mit 16,000 Mann in Böhmen ein. Am 24. Febr. 1645 stellte sich ihm hier eine österreichisch-bayerische Armee von 24,000 Mann unter Hatzfeld und Götze bei Jankowitz entgegen,

ward aber geschlagen. T. vereinigte sich nun mit dem Fürsten Rakoczy von Siebenbürgen, eroberte im Fluge ganz Mähren, ging über Znaim und Krems bis an die Donau und nahm die Schanzen an der Wolfsbrücke vor Wien. Um in Mähren festen Fuß zu fassen, begann er alsdann die Belagerung von Brünn; allein der hartnäckige Widerstand dieses Platzes, die Verheerungen, welche eine pestartige Seuche unter seinen Truppen anrichtete, sowie der Umstand, daß die Franzosen, welche die Donau abwärts vordringen sollten, ausblieben, nöthigten ihn im August zum Rückzug nach Böhmen, wo er mit seinem bis auf 10,000 Mann geschmolzenen Heere noch Leitmeritz eroberte. Von Krankheit erschöpft, legte er den Oberbefehl in die Hände des Generals Wrangel nieder und begab sich zurück nach Schweden. Von der Königin Christine 1647 zum Grafen von Ortala ernannt, † er am 7. April 1651 zu Stockholm, den Ruhm eines großen Feldherrn und eines Freundes der Wissenschaften und Künste hinterlassend.

Tortola, britisch-westindische Insel, zu den Jungferninseln gehörig, 5 □Meilen groß, mit 12,000 Einw. und dem Hauptort Road-Harbour.

Tortona, Hauptstadt der gleichnamigen Provinz (12 □Meilen mit 59,000 Einw.) in der sardinischen Generalintendanz Alessandria, an der Straße von Mailand nach Genua, rechts an der Scrivia, in ungesunder Gegend gelegen, daher öde und todt, ist Bischofssitz mit Kathedrale, 7 anderen Kirchen, 13 zum Theil eingegangenen Klöstern, einem bischöflichen Seminar, Hospital, Seidenweberei, Fabriken für Hüte, Leder ꝛc., Handel mit Wein und Getreide und gegen 9000 Einw. Von einer Burg, die einst Friedrich Barbarossa bewohnte, sind noch Trümmer vorhanden. Die Stadt hieß ursprünglich Antilia, dann Dertona. Von Kaiser Friedrich Barbarossa nach zweimonatlicher Belagerung 1155 erobert und zerstört, ward sie von den Mailändern wieder aufgebaut. Im spanischen Erbfolgekrieg, sowie im italienischen Krieg von 1733—35 u. 1744—45 ward sie mehrmals erobert und wieder verloren, 1796 den Franzosen übergeben, 1799 von den Oesterreichern zwar wieder erobert, aber in Folge der Schlacht von Marengo wieder geräumt. T. war hierauf französisch, bis es 1814 wieder an Sardinien kam. Die Festungswerke sind von den Franzosen geschleift worden.

Tortosa, Stadt in der spanischen Provinz Tarragona, in einer fruchtbaren Gegend, links am Ebro, 3½ Meilen von dessen Mündung ins mittelländische Meer, ist eine starke Festung mit einer Citadelle auf einem freistehenden Felsen, Bischofssitz, hat eine Kathedrale, 4 Pfarrkirchen, ein Kollegium, Fabriken für Papier, Hüte, Leder, Porzellan, Fayence, Seife, Branntwein, Fischerei, Getreide- u. Süßholzbau, einen Hafen, beträchtlichen Handel und 20,513 Einw. In der Nähe sind Alabaster- und Marmorbrüche und die Trümmer der altrömischen Municipalstadt Dertosa. Die Franzosen eroberten die Stadt 1649, aber die Spanier nahmen sie ihnen 1660 wieder ab. Im J. 1708 ergab sich T. nach einmonatlicher Belagerung an Karl III. von Oesterreich, aber noch in demselben Jahre wurde es von Philipp V. nach hartnäckiger Vertheidigung wieder genommen. Im spanisch-portugiesischen Befreiungskriege vom französischen Marschall Suchet eingeschlossen, ward es erst nach tapferer Vertheidigung durch General Antocha übergeben. Die Franzosen räumten es in Folge der Konvention Soults und Wellingtons am 18. April 1814.

Tortue (Tortuga), westindische Insel, nordwestlich von der Insel Hayti, 3 (4¼) □Meilen groß mit etwa 5000 Einw., nährt viel wilde Schweine, Vögel, liefert Tabak, Zucker und andere westindische Produkte, Gewürze, Sandelholz, Südfrüchte ꝛc.; Hauptort ist Cayona.

Tortur (v. lat. torquere, d. i. quälen, auch Folter, peinliche Frage), berüchtigtes Mittel zur Erzwingung des Geständnisses bei Kriminalverbrechen, welches die ältere Justizpflege anwandte, theils um den Verdächtigen auf kürzestem Wege in einen Schuldigen zu verwandeln, theils aus Lust an barbarischen Strafen. Das Verfahren dabei war folgendes. Als Mittel, den Angeklagten zum Geständniß zu bringen, ward statt der eigentlichen T. od. Folter, aber immer nur in Gemäßheit richterlichen Erkenntnisses, zuerst die Territion angewendet, und zwar unterschied man eine Territio verbalis, wenn der Angeklagte bloß in die Marterkammer geführt wurde und ihm da der Scharfrichter die Instrumente vorzeigte, wobei er ihm die Schmerzen, die er ihm sogleich machen werde, aufs Fürchterlichste beschrieb, und eine Territio realis, wenn der Verdächtige entkleidet und ihm die Instrumente zwar angelegt, aber keine Schmerzen zugefügt wurden. Die eigentliche T. aber bestand in der Zufügung heftiger körperlicher Schmerzen mittelst besonderer Instrumente (Marterwerkzeuge, tormenta) und unter besondern Formen, welche, wie die Instrumente, in den verschiedenen Ländern verschieden und größtentheils gesetzlich bestimmt waren. Nach den Bestimmungen der Carolina konnte nur bei Kapitalverbrechen, bei denen es an andern Beweismitteln fehlte und bei denen wenigstens ein dringender Verdacht gegen den Angeschuldigten Statt fand, auf T. erkannt werden. Ob die Verdachtsgründe hinreichend seyen, darüber sollten stets rechtsverständige Männer befragt werden. Es ward ferner verlangt, daß der Thatbestand so genau als möglich ermittelt sey, und daß dem Inquisiten vorerst noch eine Vertheidigung zugestanden werde. Blieb dann nach allen diesen Präcedentien die T. als letzte Zuflucht zur Ermittelung der Wahrheit übrig, so mußte sie durch besonderes richterliches Erkenntniß verfügt werden, in welchem sowohl Dauer und Grad der T., als auch die Torturalfragen, später auch die anzuwendenden Instrumente bezeichnet seyn mußten. Der höchste Zeitraum, auf den die T. ausgedehnt werden durfte, war eine Stunde. Die Torturalfragen waren meist Suggestivfragen, welche dem Inquisiten vorgelegt zu werden bestimmt waren, sobald er während der Folter das Zeichen gab, daß er gestehen wolle, und die er also vorher kannte. Nach möglichst ausgedehnten und schreckhaften Vorbereitungen, um dem Angeschuldigten immer noch Zeit zum Bekenntnisse zu geben, wurden die bestimmten Instrumente ange-

legt und mit dem niedrigsten Grade begonnen u. nöthigenfalls fortgefahren bis zu dem höchsten, im Erkenntnisse festgesetzten Grade. Kein einzelner Grad durfte über eine Viertelstunde ausgedehnt werden, damit für das Ganze die Dauer einer Stunde nicht überschritten würde. Erklärte der Torquirte, oder gab er durch Zeichen zu verstehen, daß er bekennen wolle, so wurde sofort die T. unterbrochen, er selbst von den Marterwerkzeugen befreit und nach kurzer Erholung zur Beantwortung der Torturalfragen vom Gericht aufgefordert. Leugnete er, durch die Beseitigung der Schmerzen und die Entfernung der schrecklichen Folterwerkzeuge ermuthigt, von Neuem, so ward die T. fortgesetzt. Höchst selten wurde aber nach zweimaliger Folter und Widerrufung eine dritte als außerordentliche Strafe angeordnet. Ueberstand der Angeschuldigte, ohne zu bekennen, die T., so wurden alle Verdachtsgründe als getilgt betrachtet, derselbe mithin freigesprochen. Legte er in Folge der T. ein Geständniß ab, so ward dasselbe einem freiwillig abgelegten gleich geachtet, und der Bekennende durfte auf Grund desselben zu jeder peinlichen Strafe, welche die Gesetze für den vorliegenden Fall bestimmten, verurtheilt werden. Zur Rechtsgültigkeit eines solchen erzwungenen Geständnisses gehörte aber, daß es nicht während, sondern erst nach der T. vor gehörig besetztem Kriminalgericht abgelegt u. zu Protokoll genommen wurde (Urgicht); daß es über die einzelnen Umstände der That sich verbreitete und Thatsachen enthielt, die nicht leicht ein Unschuldiger wissen konnte; daß die angegebenen Umstände in sich wahrscheinlich waren und nach sorgfältigen Nachforschungen als wahr befunden wurden. Die eigentliche T. hatte mehre Grade. In Deutschland bestand der erste Grad in Peitschenhieben bei ausgespanntem Körper (bambergische T.) und im Zusammenquetschen der Daumen vermittelst eingekerbter oder mit stumpfen Spitzen versehener Schraubstöcke; der zweite in starkem Zusammenschnüren der Arme mit bärenen Schnüren, im Zusammenschrauben der Beine mit ähnlichen, aber größeren Instrumenten, als bei den Daumen (spanische Stiefeln), im kreuzweisen Zusammenpressen der Daumen u. großen Fußzehen vermittelst des sogenannten mecklenburgischen Instruments (spanischer Bock); der dritte im Ausrecken des Körpers bei rückwärts emporgestreckten Armen auf einer Bank oder Leiter oder durch die eigene Schwere des Körpers, wobei Gewichte an die Füße gehängt wurden. Erhöht wurden diese Grade der Folter noch durch Brennen in der Seite, auf den Armen und an den Nägeln. Außerdem kamen noch eine Menge anderer Peinigungsmittel in Anwendung, z. B. die pommersche Mütze, ein Zusammenschnüren des Kopfes mit einem Haarseile oder einem mit Knoten versehenen Stirnbande oder einer Kette, der gespickte Hase, eine Rolle mit eisernen stumpfen Spitzen, über welche der auf einer Leiter ausgespannte Körper auf- und abgezogen ward, ꝛc. In Frankreich hatte fast jedes Parlament seine besonderen Marterarten; so goß man im pariser Sprengel dem Gefolterten eine Menge Wasser in den Mund, während der Körper an Händen und Füßen schwebend ausgespannt war.

Eine Art T., obwohl nicht zur eigentlichen T. gerechnet, war in England die berüchtigte Todespresse, wobei man den Angeschuldigten in eine niedere dunkle Kammer nackt auf den Boden legte, ihm die Brust mit einem Gewicht, so schwer er es zu tragen vermochte, beschwerte und am ersten Tage einige Bissen des schlechtesten Brodes, am andern einige Schlucke schlechtes Wasser gab und so fort, bis er starb oder gestand.

Die T. war schon bei den alten Völkern, namentlich Aegyptern, Persern, Griechen und Römern in Gebrauch, ward aber bei letzteren beiden nur gegen Sklaven angewendet. Mit dem römischen Rechte fand sie auch in den verschiedenen Ländern Europa's Eingang; wir finden sie bald in Italien, Spanien, Frankreich, Schottland, England, Holland, Deutschland, Dänemark, Rußland, weniger in Schweden. In letzterem Lande ward sie 1772, in Dänemark 1770, in Rußland 1801 gesetzlich abgeschafft. In Frankreich gab es eine sogenannte Question préparatoire, welche gegen einen leugnenden Inquisiten während der Untersuchung angewendet wurde, ihn aber vor der Verurtheilung nicht schützte, wenn er sie auch aushielt; Ludwig XVI. erst schaffte dieselbe durch Edikt vom 24. Aug. 1780 ab. Außerdem hatte man noch die Question préalable, welche gegen einen bereits zum Tode Verurtheilten noch vor der Hinrichtung zur Anwendung kam, um ihn zur Entdeckung seiner Mitschuldigen oder anderer noch unbekannten Umstände zu zwingen. Diese T. wurde erst durch die Revolution aufgehoben. In England hat sich die eigentliche T. (rack) seit Heinrichs VIII. Zeit Eingang verschafft und bei dem zähen Festhalten der Engländer an veralteten Rechtsinstitutionen sehr lange erhalten. Dem älteren deutschen Rechte war wenigstens die eigentliche T. fremd, wenn es schon die verwandten, dem Princip nach aber menschlicheren Ordalien (s. d.) kannte. Als jedoch das römische Recht sich immer mehr Eingang in Deutschland verschaffte, als die geistliche Gerichtsbarkeit immer weiter um sich griff und der kanonische Prozeß eingeführt wurde, wurde durch Hierarchie und Faustrecht die dem altdeutschen Strafrechte eigenthümliche Achtung der freien Persönlichkeit nach und nach verdrängt, und die T. brach sich um so leichter Bahn, als mehre Arten derselben mit den oft lebensgefährlichen Unschuldsproben der Ordalien Aehnlichkeit hatten. Zwar wurde sie anfangs nur gegen Knechte und umherschweifendes Gesindel in Anwendung gebracht; allmählig aber, als die Ordalien mit ihren Zweikämpfen und alten abergläubischen Mitteln immer mehr abkamen, dehnte man sie auf alle Klassen der Freien aus, und seit dem 15. Jahrhundert übte sich auch in Deutschland der menschliche Scharfsinn in der Erfindung der scheußlichsten Martern. Bei dieser allgemeinen Verbreitung der T., bei diesem gänzlichen Verwachsenseyn derselben in die damaligen rohen Rechtszustände konnte die peinliche Gerichtsordnung Karls V. dieser Unmenschlichkeit nicht sofort ein Ende machen, aber es ist das unbestreitbare Verdienst der Carolina, daß sie wenigstens deren Anwendung milderte und gesetzlich regelte (s. oben). Bei diesem Fortschritte zum Bessern blieb es zwei Jahrhunderte hindurch;

Friedrich dem Großen war es vorbehalten, durch Kabinetsordre vom 2. Juni 1740 zuerst in Deutschland auf die Aufhebung der T. hinzuwirken. Dem Beispiel Preußens folgten die übrigen deutschen Staaten, theils durch ausdrückliche Gesetze, theils nur durch die Praxis, indem man die T. nicht mehr anwandte und nur noch als gesetzliches Schreckbild fortbestehen ließ. So Sachsen 1770, Oesterreich 1776, Schwedisch-Pommern 1785, Würtemberg 1806, Bayern 1807, die sächsischen Herzogthümer 1817 und 1819, Hannover 1822. In Mecklenburg und Baden ward die T. zwar beibehalten, aber auf ganz besonders schwere Fälle beschränkt und von der Genehmigung des Landesherrn abhängig gemacht. Auch hier ist jetzt von Ausübung derselben nicht mehr die Rede.

Torus (lat.), Polster, Pfühl, Bett, besonders Ehebett; in der Botanik der Blumenboden, auf welchem Blumenblätter, Staubgefäße, Stempel rc. befestigt sind.

Tory und **Whig** (v. Engl., Plural Tories u. Whigs), alte Parteinamen der englischen Aristokratie, welche die beiden Hauptgegensätze in den politischen Ansichten derselben repräsentiren, wenn schon mit der im Laufe der Jahrhunderte gänzlich veränderten Richtung der gesammten Politik auch jene Gegensätze allmählig andere geworden sind. Der Ursprung der beiden Namen geht in die ersten Regierungszeiten der Stuarts zurück. Mit dem Namen Tories bezeichnete man ursprünglich die katholischen Räuberbanden, welche zu der Zeit, als Karl I. in immer tiefern Zwiespalt mit dem Parlamente gerieth, unter dem Vorwande royalistischer Gesinnung Irland plündernd und verwüstend durchzogen, und die Volkspartei trug diese Bezeichnung als Schimpfnamen auf die Anhänger des Königs im Allgemeinen über. Man leitet das Wort ab von dem irländischen tor, Gebüsch, oder tar a ry, komm o König! Die Hofpartei rächte sich, indem sie ihre Gegner, die an den schottischen Puritanern ihre festeste Stütze hatten, mit den schottischen Bauern verglich und daher Whigs nannte, welches Wort entweder von whig, d. i. saure Molken, ein kühlendes Getränk der niedern Volksklasse in Schottland, oder von whigamore, Bezeichnung der westschottischen Bauern wegen eines Instrumentes und Rufes (whigam), mit dem sie ihre Pferde antrieben, hergeleitet wird. Vgl. Rapin, Dissertations sur les Whigs et les Tories, Haag 1717. Mit dem Sturze Karls I. verschwanden die Parteien, um erst nach Karls II. Thronbesteigung wieder hervorzutreten, und zwar nannten sich jetzt die Anhänger des Königs, der ganz auf reaktionäre Bahnen einlenkte und namentlich den Katholicismus stark begünstigte, Abhorrers, d. i. Verwerfende, während die Freunde des Fortschrittes Addressers oder Petitioners, d. i. Bittstellende, hießen, weil die letztern unausgesetzt in Adressen und Petitionen auf Abhülfe der Beschwerden der Nation und auf Herstellung einer den Gesetzen entsprechenden Regierung drangen. Als Haß und Erbitterung zwischen beiden Parteien immer mehr stiegen, wurden die alten Schimpfnamen T. u. W. wieder hervorgesucht, und beide haben sich fortan erhalten mit allmählig gänzlicher Abstreifung des dem ursprünglichen Begriffe anhaftenden Sinnes der Beschimpfung. Die Tories, großentheils heimliche Katholiken, alle aber despotischen Regierungsprincipien huldigend, unterstützten die immer offener auf Begünstigung des Katholicismus und Schmälerung der Volksrechte hinauslaufenden Tendenzen des Hofes, die Whigs dagegen kämpften für den Protestantismus, namentlich die Rechte der englischen Hochkirche, sowie für die Freiheiten der Nation. Nach der Berufung Wilhelms III. von Oranien 1688, noch mehr aber nach der Thronbesteigung des Hauses Hannover 1714 erlangten die Whigs das Uebergewicht und behielten es während der Regierungen Georgs I. und II. im Kabinet wie im Parlament. Zu dieser Zeit bildete sich aber allmählig ein Umschwung in der Stellung der beiden Parteien. Die Tories, welchen vor Allem die Aufrechterhaltung einer bevorzugten einflußreichen Stellung der Aristokratie im Staate am Herzen lag, hatten die Mittel dazu bisher in der Unterstützung der Stuarts und des von diesen begünstigten Katholicismus gesucht; als aber die letzten Versuche zur Rehabilitirung der Stuarts mißlungen waren, fügten sie sich in die Umstände und wurden die eifrigsten Vertreter des einmal Bestehenden, also der bischöflichen Kirche und der neuen Dynastie, und suchten namentlich durch Abwendung jeder weiteren Verkürzung des königlichen Ansehens ihrer eigenen Macht den nöthigen Halt zu geben. Die Whigs dagegen, im Allgemeinen dem Fortschritte huldigend, trennten sich allmählig von der Hofpartei ab und wirkten in kirchlicher Hinsicht für Duldung und größere Berechtigung der Dissenters und in staatlicher Hinsicht für freisinnigere Entwickelung der politischen Institutionen gegenüber der Unduldsamkeit und Unbeugsamkeit des starren Aristokratismus. In Folge der neueren großen Reformen haben nicht nur manchmal Annäherungen und Verschmelzungen zwischen beiden Parteien Statt gefunden, sondern es hat sich auch als dritte Partei die der Radikalen ihnen gegenübergestellt, so daß jetzt die Namen T. u. W. nur noch historische Bedeutung haben und die politischen Gegensätze, deren zeitweiliger Ausdruck sie gewesen, andere Namen hervorriefen. Vergl. Großbritannien, Geschichte.

Toschi, Paolo, berühmter italienischer Kupferstecher, geboren 1788 zu Parma, machte seine Studien unter Berwic zu Paris und gewann hier besonders Ruf durch eine treffliche Radirung des Einzugs Heinrichs IV. nach Gerard. Im Jahre 1815 zeichnete er die Kreuztragung von Raphael, mit der höchsten Treue im Einzelnen tiefe und lebendige Auffassung des Geistes, welcher jene unsterbliche Komposition durchweht, vereinigend. Artaria in Mannheim ließ das Werk in Kupfer stechen. Als Gegenstück lieferte T. später Daniello da Volterra's Kreuzabnahme, welche ebenfalls bei Artaria erschien. Beide Blätter sind als Hauptwerk der neuern Kupferstecherkunst zu betrachten. Im Jahre 1819 kehrte T. in seine Vaterstadt zurück und war hier Direktor der Akademie der schönen Künste, die er neu organisirte, wie auf seine Veranlassung auch die neue Gallerie erbaut ward. Zu seinen gelungensten Stichen gehören noch Albano's Venus und Adonis und Lo spasimo di Sicilia nach Raphaels

Gemälde in Madrid, sowie Correggio's Madonna della scodella. Er † den 30. Juli 1854.

Toskana, vormaliges italienisches Großherzogthum fast in der Mitte Italiens, ward im Nordosten und Südosten vom Kirchenstaate, im Süden und Südwesten vom mittelländischen Meere, das hier den Namen des tyrrhenischen oder tuscischen führt, und im Westen von den Herzogthümern Modena und Lucca begrenzt. Das Land ist mehr gebirgig, als eben. Im Norden u. Osten stehen die Apenninen, die das Land von Nordosten nach Südwesten durchschneiden. Mehre Zweige lösen sich von der Hauptkette ab und durchziehen das Land in mehren Richtungen. Diese Aeste, denen der Gebirgskamm zur Basis dient, bilden wieder zum Theil hohe Gebirgszüge, wie die Montagnata zwischen Volterra u. Siena und Montagnola in der Gegend von Siena. Das Hochgebirg, welches das Land von Norden und Osten her gegen die rauheren Winde schützt, ist theilweise auch kahl und öde, erscheint aber doch milder, als in Oberitalien, indem es mitunter bis zum Gipfel bewaldet ist, weit weniger schroffe und steile Felsenabhänge und frischere Viehweiden und in üppiger Fülle blühende, stark bevölkerte Thäler zeigt. Die höchsten Spitzen der Apenninen im Toskanischen sind der Poggio di Montieri (3200 Fuß), der Monte Amiata (5361 Fuß), der Monte di Cetona (3500 Fuß), der Boscolengo (4178 Fuß), der Monte Raticosa u. a. m. Auch finden sich hier viele erloschene Vulkane, u. vulkanische Trappgebilde umlagern selbst die hohen Gebirgsgipfel. Der Monte di Fo bei Pietramala wirft, besonders bei Regenwetter, Flammen und Rauch aus, wie auch an anderen Orten aus Spalten und Löchern schwefelige Dünste ausströmen. Ein merkwürdiges Phänomen sind die sogenannten Lagoni am Monte Cerboli, Monte Rotondo, bei Castelnuovo ꝛc. in der Provinz Massa, wo aus größeren und kleineren Erdvertiefungen, die mit schlammigem Wasser angefüllt sind, mit Getöse gasartige Fluida hervorströmen, worunter geschwefeltes Wasserstoffgas vorherrscht. Auch sind in dem Schlammwasser verschiedene Stoffe aufgelöst, oder finden sich verdickt am Rande vor, so Schwefel, schwefelsaures Ammoniak, Magnesia, Alaun und Eisen, verschiedene boraxsaure Salze und aufgelöste oder verdickte Boraxsäure. Zahlreich sind die Gewässer T.'s. Der Hauptstrom ist der Arno, der, von den Apenninen an ein großes und schönes Thal durchströmend, viele Gewässer von jenem her aufnimmt, von denen rechts Sieve und Ombrone, links Elsa und Era die bedeutendsten sind. Auch die Tiber hat ihre Quellen in T. und durchläuft die äußerste Ostspitze des Landes, von der sie in den Kirchenstaat übergeht, sowie auch der Reno, Santerno, Senio, Lanone, Mentone und die Cagoglia. Geringere Küstenflüsse sind die Cecina, Cornia, Pecora, Albegna und der Fiore. Der aus Lucca kommende Serchio erreicht unweit Pisa das Meer. Die meisten dieser Gewässer, die ehemals durch Ueberschwemmung große Verheerungen anrichteten, sind jetzt eingedeicht und ihnen gerade Richtungen gegeben. Auch gehen von diesen Flüssen viele Kanäle aus, welche das Land nach allen Richtungen hin bewässern. Das ganze toskanische Küstenland ist eine weit ausgedehnte Uferfläche mit meist sandigem, zum Theil felsigem Strande. Die von den Nebenzweigen des Apennins kommenden Gewässer finden, in der Ebene angelangt, keine Senkung gegen das Meer, sie verflachen sich, versanden und fließen langsam in weiten, platten Betten, die, von Inseln durchschnitten, im Sommer größtentheils trocken sind. Im Winter nur strömt das Wasser über die wenig erhöhten Ufer, während bei annäherndem Sommer, da das ausgetretene Wasser nur zum Theil wieder in den Strom zurückzutreten vermag, in den Feldern u. Wiesen große Sümpfe zurückbleiben. Auf diese Weise haben sich die Moräste nach und nach auf außerordentliche Weise ausgedehnt. Dazu kommt noch, daß, da das Meer höher ist, als manche Stelle dieser Ebene, das Seewasser in die Flußmündungen ein- u. überfließt, sich mit dem süßen vermischt und das Uebel bedeutend vergrößert. Dies die sogenannten Maremmen (s. d.), die sich der ganzen Küste T.'s von Livorno an bis zum Kirchenstaate entlang in einer Breite von 1½ bis 4 Meilen erstrecken. Hier finden sich auch die bedeutendsten stehenden Gewässer, darunter die Seen von Orbitello und Castiglione della Pescaja, welcher letztere jetzt größtentheils trocken gelegt ist. Man hat, mit mehr oder weniger Glück, in ältern und neuern Zeiten verschiedene Versuche gemacht, die Sümpfe und Gewässer der Maremmen entweder austrocknen oder abfließen zu lassen, oder Dämme gegen dieselben zu errichten. Erfolge erreichte man in neuerer Zeit namentlich mit dem Chianathale (s. Chiana). An Mineralquellen ist das Land sehr reich; berühmt sind vor allen die warmen Bäder von Pisa, sowie auch die warmen Quellen von S. Miniato, der Sauerbrunnen Baglia, die Bäder bei Monte Spertoli, Catini, Roselle, Aqua, S. Michele und della Perta. Was das Klima betrifft, so ist in den Gebirgen der Winter ziemlich rauh, und selbst im Sommer sind hier die Nächte empfindlich kalt. In den Thälern aber ist der Winter kaum fühlbar, und selten bleibt der Schnee über einen Tag liegen, daher hier die Vegetation nur kurze Zeit unterbrochen wird. Kastanien-, Eichen-, Cypressen-, Lorbeer- und Feigenbäume beschatten die Apenninenthäler, während am Fuße der Gebirge die Hyacinthe und Tuberose blühen. Schon im Februar grünt Alles, die Blumen entfalten sich und Wohlgerüche erfüllen die Luft. Im Sommer mäßigen regelmäßig zur Mittagszeit sich erhebende Winde die übermäßige Hitze. Lästig werden jedoch öfters der Libeccio, ein stürmischer Südwestwind, und der dürre Scirocco. Die Nächte sind stets kühl, und die Atmosphäre wird durch ihre große Elasticität sehr erfrischt. Der mittlere Wärmegrad von Livorno ist 14,4, zu Florenz + 10,9. So ist denn das Klima überall gesund, mit Ausnahme der Maremmen und der Küstenstriche. Im Gebirge ist der Boden steinig, in den Ebenen sehr fruchtbar, namentlich ist der von den Gewässern abgesetzte Schlamm eine reiche Quelle der Fruchtbarkeit. Die Einwohnerzahl belief sich im Aug. 1859 auf 1,806,940 Seelen (1858 1,793,967), die, außer etwa 13,000 Akatholiken, worunter an 9000 Juden, sämmtlich

der römisch-katholischen Kirche angehören. Die Protestanten sind geduldet u. haben sogar eigene Kirchen. Die Toskaner sind gutherzig, wohlwollend und abgeschliffen in ihrem Betragen, sehr arbeitsam und ökonomisch, und Freunde der Musik und Dichtkunst. Gute Sänger und Improvisatoren finden sich unter den niedersten Volksklassen. Die toskanische Mundart ist die beste und reinste der italienischen Sprache, und die Meisterwerke eines Dante, Petrarca und Boccaccio sind in derselben verfaßt. Die Wohlhabenheit und Kultur der Bewohner spricht sich besonders in der bessern Bauart der Dörfer und in dem meist wohlhäbigen Aussehen der Bewohner aus. Was ihre Nahrungszweige anlangt, so zeichnen sie sich vornehmlich durch den Betrieb der Landwirthschaft, besonders des Ackerbaues, aus. In der Ebene wird viel und gutes Getreide producirt, dessen Ertrag jedoch selten für das ganze Bedürfniß zureicht; man schlägt die jährliche Getreideproduktion zu 4½ Millionen Sack, darunter 3 Millionen Sack Weizen, an, während die Konsumtion der starken Bevölkerung auf 6½ Millionen Sack veranschlagt wird. An der Küste baut man auch etwas Reis, hie u. da auch Hanf, Safran, Saflor, Färberröthe, Senf, Anis etc. Die Felder sind mit Gräben umschlossen, und an Pappelreihen ranken Reben empor. In den vielen Gärten um die Ortschaften wird treffliches Obst, Gemüse und die Wassermelone gezogen. Die Hügel sind von Kastanienwäldern umgrenzt und die der Ebene zueilenden Bäche mit solchen eingefaßt. Auch gedeihen in geeigneten Lagen Mandel-, Feigen-, Maulbeer- und Orangenbäume. Das Gebirge liefert gutes Holz; über der Kastanienregion erheben sich Eichen, und im Centrum des Apenninenkammes liefern große Fichtenwaldungen treffliches Bauholz. Der Wein ist nur auf den Hügeln von guter Qualität und meist von rother Farbe. Die besten toskanischen Weine sind der rothe Muskat von Monte Pulciano, der Vino di Chianti, der in der Gegend von Florenz, der Vino di Carmignano, der bei Cajano wächst, und die Muskatweine von Monte Catini etc. Wichtig ist der Olivenbau, obwohl das Produkt desselben dem genuesischen nachsteht. Das beste Oel wird bei Pisa, Pescia und besonders in den Dörfern Calci und Butti gewonnen. Eine Produktion von ½ Mill. Baril (1 Baril = 50 Pfund) ermöglicht eine Ausfuhr im Werthe von 5—6 Mill. Lire. Der Seidenbau ist gegen früher in Folge des Verfalls der Manufakturen etwas in Abnahme gekommen; man schätzt den ganzen Seidengewinn auf 250,000 Pfund jährlich, die sämmtlich im Lande verarbeitet werden. Die Viehzucht ist in T. ein untergeordneter Zweig der Landwirthschaft, da es zu sehr an Wiesen fehlt. Im Arnothal hält man nur so viel Rindvieh, als man zum Ackerbau nöthig hat. Dasselbe ist auf den Apenninen der Fall. Im Winter treibt man einen großen Theil des Viehes, besonders die Büffel in die Maremmen, oder auch in die weiten Küstenländereien (Macchien genannt), die zugleich Weiden und Holzungen sind. Die Anzahl der Schafe im Lande schätzt man auf 600,000 Stück, welche meist auf dem Apennin in den schattigen Weiden der Kastanienwälder sich aufhalten. Die Wolle ist aber grob und auch die Milch gibt Käse von widerlichem Geschmack. Die toskanischen Pferde sind klein und schwach und durch einen häßlich großen Kopf und langen Hirschhals verunziert; ihre Gesammtzahl beträgt nicht über 100,000 Stück. Als Merkwürdigkeit ist das seit dem Mittelalter unweit Pisa bestehende Kameelgestüte San-Rossore zu erwähnen. Die toskanischen Esel sind die schönsten und stärksten in Italien. Groß ist die Menge der Ziegen, namentlich in den höhern Gegenden des Landes; von ihrer Milch bereitet man die geschätzten Käse Marzolino u. Rieotta. Um Siena u. Volterra wimmelt es von Schweinen, die von den Eicheln der Waldungen in den Maremmen leben. Zahllos ist das wilde und zahme Geflügel. Weinberge und Gärten sind voll von Krammetsvögeln, Drosseln, Ortolanen, Finken, Zeisigen, die man in Menge fängt. Zahllose Tauben umflattern die Villen und Meierhöfe. Puter und Hühner fehlen auf keinem Hofe, Gänse aber sind sehr selten. Die Flüsse sind nicht sehr fischreich, und nur an der Küste und auf den nahen Inseln wird die Fischerei getrieben, namentlich Sardellen- und Thunfischfang. Die Korallenfischerei liefert einen sehr werthvollen Artikel zur Ausfuhr, der in manchen Jahren einen Werth von 3 Millionen Lire repräsentirt. Das Mineralreich bietet eine sehr nutzbare Ausbeute von Kalk, Gyps, Sandstein, Tuffstein, auf Elba und Giglio von schönem Granit, bei Prato und Siena von Serpentin, bei Radicofani von basaltischer Lava, im Monte Amiata von Trachyt, ferner an verschiedenfarbigem Marmor, Alabaster, Halbedelsteinen (Jaspis, Chalcedon, Karneol etc.), Bergkrystall, Steinsalz, Alaun, Vitriol, Schwefel, Quecksilber (besonders bei Serravezza), Blei, Zinnober, Kupfer, Steinkohlen und besonders Eisen dar. Der Bergbau bildet daher einen bedeutenden Erwerbszweig, der viel Geld ins Land bringt. Die Eisenbergwerke in den Maremmen sind zwar des geringen Ertrags und des kostspieligen Betriebs wegen schon seit längerer Zeit aufgegeben; desto ergiebiger sind aber die schon von den alten Römern bebauten Erzgruben auf Elba, welche allein in den Minen von Rio einen jährlichen Ertrag von nahezu 70 Mill. toskanischen Pfund geben, wovon 42—45 Millionen in toskanischen Hochöfen und Hammerwerken verschmolzen und verarbeitet und etwa 25 Millionen ins Ausland, namentlich nach Neapel und Korsika, abgesetzt werden. Sudsalz wird aus den Salzquellen bei Volterra, Seesalz auf Elba in Menge gewonnen; in Folge der bedeutenden Konkurrenz des sicilischen Salzes beschränkt sich aber dessen Verbrauch aufs Inland. Ein sehr wichtiges Erzeugniß und Hauptausfuhrartikel ist aber die Boraxsäure. Aus zwei südlich von Volterra gelegenen schwefeldampfenden Sümpfen am Monte Cerboli (Mons Cerberi, im Volksglauben als Höllenpforte bezeichnet) führen mehre Wasserleitungen, in neun Etablissements (Larderello, Sasso, Castelnuovo, San-Federigo, Lago, St.-Ippolito, Lustignano, Serrazzano, Monte Rotondo), welche sämmtlich dem ersten Unternehmer, dem Grafen von Fiesolo (ehemals französischem Blechschmied Larderel zu Livorno), gehören und die Boraxsäure erzeugen. Die Pro-

duktion beläuft sich auf 3 Millionen Pfund (im Werthe von 1,600,000 Lire) jährlich, welche eine englische Gesellschaft durch Kontrakt ankauft. Die industrielle Thätigkeit ist außerdem von geringem Belang, da das Land von Natur auf den Ackerbau hingewiesen ist. Außer einigen Fabriken für Leinen, Wollen- und Baumwollenwaaren gibt es einige größere Seifensiedereien, Gerbereien und Färbereien, Tabaksfabriken und Rosogliobrennereien, welche aber nur für den inländischen Konsum arbeiten. Erwähnenswerth ist die Fabrikation von Thonwaaren, deren größere Sorten von den Schiffern als Ballast ausgeführt u. besonders im Orient abgesetzt werden. Viele Hände beschäftigt auch die Anfertigung von Korallen-, Marmor-, Alabaster- u. florentinischen Mosaikarbeiten, sowie die von künstlichen Blumen und Strohhüten. Die Seidenmanufakturen machen besonders nach der Levante gute Geschäfte. Ansehnlich ist endlich die Papierfabrikation. Die Handelsbilanz steht im Allgemeinen vortheilhaft für T., und der Freihafen Livorno ist gegenwärtig der erste Handelsplatz Italiens. Von hier aus werden die wichtigsten Speditions- und Transitgeschäfte mit der Levante und den größeren Häfen des Mittelmeeres betrieben, und der Ausfuhrhandel ist ganz in den Händen dieses Platzes. Die Handelsmarine T.'s zählte 1858 959 Fahrzeuge zu 59,023 Tonnengehalt. Die Ausfuhr belief sich 1855 auf 69,697,149, die Einfuhr auf 90,196,948 Lire; die Marmorausfuhr 1856 auf 1,836,000 Lire. An die einstmalige Blüthe der Künste u. Wissenschaften in T. erinnern die Namen Dante, Petrarca, Boccaccio, Machiavelli, Galilei, Giotto, Leonardo da Vinci, Michel Angelo u. A., deren Vaterland T. war. T. ist aber noch immer die Heimath der Künstler und Künste, und nächst Rom bewahrt Florenz die reichsten Kunstschätze. Das Land zählt 3 Universitäten, zu Pisa, Siena, die schon seit dem 14. Jahrhundert bestehen, und die neuere zu Lucca. Von der 1438 zu Florenz gestifteten Universität besteht nur noch die juristische Fakultät. Neben derselben bestehen daselbst eine mit dem Hospital Sta. Maria nuova verbundene Klinik für promovirte Aerzte, ein Militärlyceum, die berühmte Akademie della Crusca, eine Akademie der schönen Künste, ein Konservatorium der Musik, mehre Gelehrten- und Künstlervereine, eine Akademie der Georgofili, die älteste der landwirthschaftlichen Gesellschaften, bedeutende Kunstsammlungen, Bibliotheken und Archive. In allen bedeutenderen Orten bestehen Gymnasien (im Ganzen 18, außerdem 4 adelige Kollegien), Seminarien und damit verbundene lateinische Schulen, sowie technische, Stadt- und Volksschulen rc. und T. leuchtete seit der Revolution von 1848 allen andern italienischen Staaten in Hinsicht auf Unterrichtswesen voran. Das Großherzogthum T., welches seit 1765 eine Sekundogenitur des österreichischen Kaiserhauses war, enthielt nach der am 5. Okt. 1847 erfolgten Wiedereinverleibung Lucca's und nach einigen Abtretungen an Modena und Parma 402½ □Meilen, wovon 5¾ auf die Inseln Elba, Palmajola, Cerboli, Pianosa, Formose di Grosseto, Montechristo, Giglio, Gorgone und Gianutri kamen. Das Land war in die 5 Departements (Compartimenti) oder Präfekturen: Florenz mit 67, Lucca mit 13, Pisa mit 38, Siena mit 39, Arezzo mit 42, Pistoja mit 22, Grosseto mit 20 Gemeinden, und in die 2 Gouvernements Livorno mit einer und Elba mit vier Gemeinden eingetheilt. An der Spitze der ersteren stand je ein Präfekt, an der der letzteren ein Civil- und Militärgouverneur. Haupt- und Residenzstadt des Großherzogthums war Florenz; erste Handelsstadt ist Livorno. Die römisch-katholische Kirche hat daselbst vier Erzbisthümer zu Florenz, Pisa, Siena und Lucca, 17 Bisthümer und über 230 Klöster. Das die Staatsverwaltung leitende Ministerium zerfiel in die Departements der Finanzen, des Innern, des Aeußern, des öffentlichen Unterrichts, des Kriegs, der Justiz und des Kultus. Neben demselben bestand noch ein Staatsrath und ein geheimes Kabinet. Die oberste Justizverwaltung besorgten ein Kassationshof und zwei Gerichtshöfe zu Florenz und Lucca. Das Budget ergab für 1859 an Einnahmen 39,866,400, an Ausgaben 39,781,300 Lire. Die Staats- und Eisenbahnschuld ward 1834 zu 5,942,800 Thaler angegeben. Die Truppenzahl betrug 1858 17,205 Mann. Die Kriegsmarine bestand aus 10 Fahrzeugen mit 150 Kanonen. Ritterorden gab es drei: den Orden des heiligen Stephan, seit 1562, erneuert 1817; den Orden des heiligen Joseph, gestiftet zu Würzburg 1807, und den Militärorden des weißen Kreuzes, gestiftet 1814. Das Wappen ist rund und quadrirt; in einem goldenen (Mittel-) Schilde sind 6 Kugeln, die oberste (an der Spitze) ist blau, mit 3 goldenen Lilien, die übrigen 5 roth. Darum stehen die Wappen von Ungarn, Böhmen, Galizien und Lombardei-Venedig; im Herzen ist noch das Wappenschild von Habsburg, Oesterreich und Lothringen, oben ist die großherzogliche Krone oder ein gekrönter Helm mit silbernem Falken, der einen goldenen Ring am Fuße hat und einen Zettel mit dem Worte (in goldenen Buchstaben) Semper hält. Das Wappen wird von der Kette des Stephansordens umgeben.

Geschichte. T. hieß in den ältesten Zeiten, nur in weiterer Ausdehnung, Tyrrhenien und Tuscien oder Etrurien. Nach dem Untergange des weströmischen Reichs (476 n. Chr.) herrschten in dem Lande zwischen dem Macraflusse und der Tiber Ostgothen, dann Griechen u. endlich Longobarden. Während der Herrschaft der letzteren stand es unter Lehnsherzögen; Karl der Große machte T. 774 zu einer fränkischen Provinz und setzte Markgrafen ein. Unter diesen ist besonders Adalbert II., der Reiche, hervorzuheben, der unter den damaligen Kämpfen um die Oberherrschaft in Italien seine Macht geschickt zu vermehren wußte u. 917 †. Unter Adalbert III. († um 1016) fingen die Städte, mit kaiserlichen Privilegien ausgestattet, bereits an, zu Macht u. Wohlstand und in Folge davon zu einer gewissen Selbstständigkeit zu gelangen. Bonifacius II., zugleich Graf von Modena, Reggio, Mantua u. Ferrara, war der reichste und mächtigste Fürst in Italien, blieb aber seiner Lehnspflicht, dem Kaiser gegenüber, treu. Als er 1052 durch Meuchelmord fiel, hinterließ er einen minderjährigen

Sohn Friedrich, für den seine Mutter Beatrix die Regierung führte. Sie vermählte sich mit Gottfried dem Bärtigen von Niederlothringen, der durch Friedrichs Tod in Italien zur Macht gelangte. Um ihn in Gehorsam zu halten, nahm Kaiser Heinrich III. 1055 die Markgräfin Beatrix und deren Tochter Mathilde als Geißeln mit nach Deutschland, und obwohl nach des Kaisers Tode dessen Wittwe beide freigab, so blieb doch Mathilde, dieser ausgestandenen Gefangenschaft wegen, so lange sie lebte, eine unversöhnliche Feindin des Kaiserhauses und enge Verbündete des Papstes Gregor VII. Nach ihrem Tode (1115) setzte Kaiser Heinrich V. seinen Neffen Konrad zum Markgrafen von T. ein, der sich nach seines Oheims Tode zum König von Italien krönen ließ. Im Jahre 1136 ernannte der Kaiser Lothar seinen Schwiegersohn, den Herzog Heinrich den Stolzen von Bayern und Sachsen, zum Markgrafen von T., der in Folge seiner Achtserklärung auch diese Würde verlor. Das Ansehen der Markgrafen gerieth bei dem öftern Wechsel derselben immer mehr in Verfall, während sich die Macht der Städte, unter denen besonders Pisa, Florenz, Siena und Lucca hervorragten, hob. Sie übten schon damals das Recht, ihre Konsuln aus ihrer Mitte zu wählen und ihre innern Angelegenheiten durch eigene Magistrate zu verwalten, und dieser ihrer innern Selbstständigkeit ward kein Eintrag gethan, als Kaiser Friedrich I. 1169 mit den mathildischen Erbgütern auch die Reichsstatthalterschaft über T. erwarb. Von jetzt an begannen aber auch schon die Kämpfe zwischen den Städten, unter denen bald Florenz die Schwesterstädte überragte. Unter Friedrich II. ward auch T. in den Kampf zwischen den Guelfen und Ghibellinen hineingezogen. Während Florenz guelfisch war, standen Lucca, Pisa und Siena auf ghibellinischer Seite. In den Städten selbst aber schieden sich die Parteien mehr und mehr, indem der Adel dem größern Theile nach ghibellinisch, die Bürger dagegen der Mehrzahl nach guelfisch waren. Unter Friedrich II. hatten fast überall die Ghibellinen das Uebergewicht, aber nach seinem Tode wurden in den meisten Städten die ghibellinischen Magistrate vertrieben, und die Bürger bemächtigten sich des Stadtregiments. Heinrich VII., der 1310 nach T. kam, bemühte sich vergeblich, das kaiserliche Ansehen herzustellen. Besonders in den Städten wütheten die Parteien wider einander. Trotz dieser inneren Kämpfe ward aber Florenz (s. d.) immer mächtiger, während die übrigen toskanischen Städte mehr und mehr in Verfall geriethen. Inzwischen hatte die Familie Medici durch ihren Handel mehr als fürstliche Reichthümer u. durch ihre Begünstigung der unteren Volksklassen einen unbegrenzten Einfluß in Florenz und, da nach und nach der größte Theil von T. dem Gebiete jener Stadt einverleibt worden, auch die Herrschaft über das Land gewonnen. Am 19. Juli 1531 erhob der Kaiser Karl V. seinen Eidam, Alexander von Medici, zum erblichen Herzog von Florenz. Dessen Nachfolger, Cosimo (Cosmo) I., vergrößerte sein Gebiet 1555 durch die Erwerbung Siena's und ward 1569 von Papst Paul V. zum Großherzog von T. ernannt und in dieser Würde sein Nachfolger Franz vom Kaiser (1575) bestätigt. Derselbe erwarb Lusuoli, Rico und Lisana u. hatte 1579 seinen Bruder Ferdinand, bisher Kardinal, zum Nachfolger. Bisher waren Handel und Industrie noch in ziemlich blühendem Zustande gewesen, wie auch in politischer Hinsicht T. eine gewisse Selbstständigkeit behauptet hatte. Unter den folgenden Herzögen aber, Cosimo II. († 1621), Ferdinand II. († 1670) und Cosimo III. († 1723), die lediglich von dem Ruhm ihrer Vorfahren zehrten, sank der Staat sichtlich. Da das Haus Medici dem Erlöschen nahe war, so ward durch die Quadrupelallianz zwischen England, Frankreich, Spanien und dem Kaiser 1717 festgesetzt, daß T. im Fall des Aussterbens an den Infanten Karl von Spanien fallen sollte. Cosimo's III. Sohn, Johann Gaston, fügte sich den Bestimmungen der Großmächte und schloß am 25. Juli 1731 einen Vertrag mit Spanien, wodurch er die Erbfolge des Infanten Karl anerkannte. Durch einen neuen Vertrag zwischen Oesterreich, Frankreich und Spanien vom 3. Oktober 1735 wurde der Herzog Franz Stephan von Lothringen zum Erben von T. ernannt und der Infant Karl dafür mit beiden Sicilien entschädigt. Als nun mit Johann Gaston 1737 das Haus Medici erlosch, nahm Franz Stephan, der Gemahl der Maria Theresia von Oesterreich, von T. Besitz. Franz Stephan, nachmals deutscher Kaiser, konnte wenig zur Hebung des Landes thun. Als er 1765 †, erbte sein zweiter Sohn, Erzherzog Leopold, T., welches zu einer Sekundogenitur erklärt wurde. Er schaffte die Generalverpachtungen der Steuern, die Monopole und Mauthen im Innern ab, hob die Feudalrechte der Grundherren auf, verlieh dem Landmann Eigenthumsrechte, löste die Gewerbe von dem Innungszwange, ließ Sümpfe entwässern, Kanäle graben, Heerstraßen bauen, die Häfen verbessern, die Unterrichtsanstalten vervollkommnen und erweitern, veranstaltete eine Revision der Rechtspflege und gab dem Lande ein neues Strafgesetzbuch. Auch berief er 1787 eine Synode der toskanischen Geistlichkeit, welche die Inquisition abschaffte, die Klöster beschränkte, die Pfarrstellen besser dotirte u. für die toskanische Kirche die Rechte der gallikanischen in Anspruch nahm. Als Leopold 1790 seines Bruders Joseph Nachfolger in den österreichischen Erblanden ward, folgte ihm in T. sein zweiter Sohn, Erzherzog Ferdinand III., der in dem Sinne seines Vaters regierte. Er wollte anfangs keinen Theil an dem Kriege gegen Frankreich nehmen und trat erst, als im Oktober 1793 die Engländer mit dem Bombardement von Livorno drohten, der Koalition gegen Frankreich bei. Auch schloß er 1795 unter allen Fürsten zuerst Frieden mit Frankreich, zahlte eine Million Franken an dieses und erklärte sich für neutral. Dessen ungeachtet besetzte Bonaparte 1796 mit 5000 Mann Livorno. Die Engländer aber nahmen im Juli 1796 Porto Ferrajo, blokirten den Hafen von Livorno und bemächtigten sich aller toskanischen Schiffe. Im Jahre 1797 erkaufte Ferdinand III. wieder für eine Million den Abzug der Franzosen. Aber schon im März 1799 rückten die Franzosen, nachdem sie nochmals 2 Millionen Franken vom Groß-

herzog erpreßt hatten, wieder in T. ein, besetzten Florenz und nöthigten den Großherzog, das Land zu verlassen. Im Frieden von Luneville mußte derselbe T. gegen Salzburg abtreten, T. aber, das zu einem Königreich Etrurien und ewigen Erbe Spaniens umgeschaffen ward, erhielt 1801 der Infant Ludwig von Parma. Durch den Vertrag von Fontainebleau vom 27. Okt. 1807 zwischen Frankreich u. Spanien wurde Etrurien von letzterem gegen das nördliche Portugal an Frankreich abgetreten und durch Dekret vom 30. Mai 1808 mit demselben vereinigt. Nach dem Sturze Napoleons 1814 erhielt der Erzherzog Ferdinand T. zurück, dazu den ehedem zu Neapel gehörigen Stato degli Presidji, die ehemaligen Reichslehen Vernio, Montanto, Sancta Maria, die Insel Elba und die Anwartschaft auf die Erbfolge in Lucca, indem nach dem Absterben der Herzogin Marie Luise von Parma der Herzog von Lucca deren Besitz erhalten sollte. Ferdinand III. † am 18. Juni 1824; ihm folgte sein Sohn Leopold II., welcher, von seinem Minister, dem Grafen Fossombroni, unterstützt, im Sinne seines Großvaters und Vaters zu regieren sich bemühte, und zwar mit solchem Erfolg, daß T. von den Unruhen, die damals in den übrigen italienischen Staaten ausbrachen, unberührt blieb. Als aber der einsichtsvolle Fossombroni, der Intriguen seiner Gegner überdrüssig, zurückgetreten und der biedere Corsini 1845 gestorben war, bewiesen bald verschiedene Maßregeln, daß endlich die steten Bemühungen des österreichischen Gesandten Neumann und Franz' V. von Modena, die toskanische Regierung von dem bisher verfolgten Wege des Liberalismus abzubringen, geneigteres Gehör fanden. Der Versuch des neuen Ministeriums Cempini, durch Errichtung einer Erziehungsanstalt zu Pisa unter der Leitung der Schwestern vom heiligen Herzen Jesu, der Avantgarde der Jesuiten, diesem bisher von T. fern gehaltenen Orden den Eingang anzubahnen, mehrfache Verhaftungen und Ausweisungen aus politischen Gründen, sowie manche andere Maßregeln der Regierung riefen Mißstimmung in den gebildeten Kreisen hervor, und eine geheime Presse ließ es sich angelegen seyn, dieselbe auch in das durch die Verheerungen eines Erdbebens 1846, die schlechte Ernte und dadurch herbeigeführte Theuerung mißgestimmte Volk überzutragen. Die Begeisterung, die sich allenthalben für die Reformen des Papstes Pius IX. kundgab, drang der Regierung bald liberale Konzessionen ab. Unter dem 7. Mai 1847 ward ein milderes Preßgesetz publicirt, unter dem 30. Mai die Berufung von Notabeln des Landes behufs der Berathung der beabsichtigten Reformen in der Gemeindeverwaltung verfügt. Nachdem der Großherzog am 21. Juli in einem Motuproprio nochmals verheißen hatte, den Volkswünschen nach Möglichkeit Rechnung tragen zu wollen, erfolgte die Abschaffung der Todesstrafe, die Einsetzung einer Staatsconsulta (24. August), die Errichtung eines neuen Ministeriums der Justiz und Gnaden mit dem populären Bartolini an der Spitze und die Organisation einer Bürgerwehr (6. September). Der Jubel über diese Maßregeln, der sich am 12. August in einem großen Dankfeste aussprach, veranlaßte den Großherzog, noch weitere Verheißungen in Betreff der Reform der Gesetzgebung, des Unterrichtswesens und der Municipalverfassung zu machen. Aber schon im Oktober 1847 erwuchsen aus der Thronentsagung des Herzogs Karl von Lucca neue Verlegenheiten. Nach der wiener Kongreßakte vom 9. Juli 1815 sollte nämlich bei dem eventuellen Heimfall Parma's an die in Lucca regierenden Bourbons der Großherzog von T. das Herzogthum Lucca erhalten, dagegen die toskanischen Bezirke Fivizzano, Pietrasanta und Borga, die lucchesischen Bezirke Castiglione und Gallicano, sowie die an Massa angrenzenden Bezirke Minucciano und Montignoso an Modena abtreten. Ein neuerer Vertrag vom 28. November 1844 hatte diese Bestimmung dahin abgeändert, daß T. Pietrasanta und Borga nebst Serravezza behalten, aber Fivizzano an Modena und Pontremoli an den künftigen Besitzer Parma's überlassen sollte. In Folge der Abdikation des Herzogs Karl von Lucca ergriff der Großherzog von T. am 11. Okt. von Lucca Besitz; die Bevölkerung von Fivizzano leistete aber gegen die Losreißung von T. (Nov.) bewaffneten Widerstand, der indeß nicht hinderte, daß das Gebiet im December an Modena übergeben ward. Nach dem Tode der Erbgroßherzogin Marie Luise von Parma (8. December 1847) ward dem zweiten Vertrage gemäß im Jan. 1848 auch die bisherige toskanische Lunigiana (Pontremoli nebst Bagnone, Filatierra, Groppoli und Lusuoli) an Parma abgetreten. Die Nachwirkung der pariser Februarrevolution riß auch T. von dem Wege der Reform auf den der Revolution. Schon vorher unter dem 17. Februar hatte der Großherzog eine liberale Konstitution proklamirt, und jetzt benutzten die abgetretenen Bezirke die Gelegenheit, sich wieder an T. anzuschließen: Fivizzano schon den 27. März, Massa, Carrara, die Lunigiana und Garfagnana den 8. Mai. Die Regierung konnte nicht umhin, den Anschluß zu genehmigen und den Protest Modena's unbeachtet zu lassen. Die revolutionäre Partei ließ sich aber weder hierdurch, noch durch Erlaß eines neuen Preßgesetzes (21. Mai), die Kreirung von Ministerien des Kultus u. Unterrichts (5. Juni) und die Eröffnung der Kammern (26. Juni) beruhigen. Das durch Agitatoren bearbeitete niedere Volk verlangte Krieg mit Oesterreich, und eine darauf hinzielende Emeute hatte den Rücktritt des Ministeriums Ridolfi zur Folge. Das neue Ministerium Capponi ergriff im Auftrag der Kammern strengere Maßregeln; als aber bei einem am 25. August ausbrechenden Aufstande zu Livorno, wo Guerazzi (s. d.) der Hauptführer der Bewegung war, das Militär nach blutigem Straßenkampfe gemeinschaftliche Sache mit den Aufständischen machte und eine zu Livorno zusammengetretene Kommission, an deren Spitze der eben genannte Agitator stand, mit dem Großherzog über die Bedingungen einer Aussöhnung in Unterhandlung getreten war, gab dieser nach und warf sich, durch eine Volksdemonstration in Florenz selbst eingeschüchtert, der demokratischen Partei in die Arme. Er umgab sich mit einem Ministerium, worin der interimistische Gouverneur von Livorno, Professor Montanelli, die Präsidentschaft und das Auswärtige, Guerazzi das

Innere, Mazzoni die Justiz übernahm. Am 3. Nov. wurde nach dem Schluß der Sitzungen der ersten Kammer die aus gemäßigten Mitgliedern bestehende Deputirtenkammer aufgelöst und die Wahl der neuen Abgeordneten auf den 20. Nov. festgesetzt. Bei letzterer siegte entschieden die demokratische Partei ob. Der in ihren Händen befindliche Großherzog sprach sich bei der Eröffnung der neuen Kammern am 10. Januar 1849 sowohl für die Fortsetzung des Kriegs mit Oesterreich, als für Berufung einer italienischen Nationalversammlung aus, wie er am 27. Januar auch dem sofort von den Kammern berathenen Wahlgesetze seine vorläufige Zustimmung gab. Aber von dem Papste mit Exkommunikation bedroht und von Gewissensskrupeln erfaßt, verließ er unter Widerrufung der Zustimmung zu dem Wahlgesetze Florenz (1. Februar) und begab sich nach Gaeta. Bereits am 8. Februar setzte die Deputirtenkammer eine provisorische Regierung ein, welche aus Guerazzi, Montanelli und Mazzoni (später noch Zannetti) bestand und auf den 10. Februar eine einzige Repräsentantenversammlung von 120 Mitgliedern auf den 15. März einberief. Schon am 15. Februar ward aber zu Florenz durch den dortigen Volksklub die Republik proklamirt, über deren Vereinigung mit der römischen zugleich Unterhandlungen begannen. Die am 25. März eröffnete Nationalversammlung übertrug am 27. an Guerazzi die exekutive Gewalt in Form der Diktatur. Diese aber erwies sich nur zu bald als machtlos. Nachdem die Nationalversammlung mit Widerstreben in eine Anleihe von 2 Millionen Lire und ihre eigene Vertagung bis zum 15. April gewilligt, begann zu Florenz die Gegenrevolution, die mit Hülfe der aus der Nähe schnell herbeigezogenen Truppen u. der Nationalgarden so schnell siegte, daß schon am 17. April die Republik mit der Nationalversammlung, den Klubs und der republikanischen Municipalgarde beseitigt und Guerazzi mit seinem Anhang verhaftet war. Von Florenz aus verbreitete sich die Gegenrevolution schnell über das Land. Nur Livorno, der Sammelplatz der demokratischen Partei, leistete noch Widerstand und gab sich unter dem Namen Sicherheitsausschuß eine Art provisorischer Regierung. Die in Florenz inzwischen im Namen des Großherzogs aus 5 angesehenen Bürgern, worunter Capponi, Serristori und Torrigiani, gebildete Regierungskommission trat bald wieder ab, indem der Großherzog am 1. Mai von Gaeta aus den Generalmajor Serristori zu seinem außerordentlichen Kommissar ernannte und am 24. ein neues Ministerium unter der Präsidentschaft Baldasseroni's berief. Schon am 11. Mai ward nach 2tägigem Widerstande Livorno von den Oesterreichern unter d'Aspre besetzt, und am 25. rückten dieselben in Florenz ein. Da inzwischen schon im April auch die ganze Lunigiana von österreichischen Truppen für den neuen Herzog von Parma okkupirt worden war, so kehrte die Ruhe schnell in ganz T. zurück. Der Großherzog ward bei seiner Rückkehr mit Enthusiasmus empfangen und proklamirte eine umfassende Amnestie, von welcher nur 81 am schwersten Gravirte ausgeschlossen wurden. Aber die Liberalen, die voll guten Zutrauens am 17. Februar 1850 den Jahrestag der Konstitution feierten, sahen sich nur zu bald enttäuscht, denn die erwartete Herstellung der Verfassung erfolgte nicht und das Land blieb von österreichischen Truppen nicht nur besetzt, sondern es erfolgte auch am 27. April der Abschluß einer Militärkonvention, der zufolge 10,000 Mann Oesterreicher bis auf Weiteres in T. bleiben sollten. Hier und da machte sich zwar die Erbitterung in Aufständen Luft, aber die Regierung ließ sich dadurch in der mit Energie begonnenen Reaktion nicht behindern und sagte sich durch Verhaftungen und Ausweisungen, Unterdrückung der Presse, kriegsgerichtliche Entscheidungen, Beseitigung der Nationalgarden und Umgestaltung der Universitäten Pisa und Siena von allen liberalen Sympathien los. Durch Dekret vom 8. Mai 1852 wurde die Konstitution vom 15. Februar definitiv außer Geltung gesetzt und die Herstellung der unumschränkten Souveränetät verkündigt. Am 5. Juli ward ein neues Unterrichtsgesetz erlassen, am 22. Juli die Herstellung des Staatsraths und am 16. November die Wiedereinführung der Todesstrafe verfügt. Zugleich dehnte die Regierung ihre reaktionären Maßnahmen auf das kirchliche Gebiet aus, wie das schonungslose Einschreiten gegen protestantische Regungen genugsam bezeugte. Der Prozeß gegen das Ehepaar Madiai erregte seiner Zeit im ganzen gebildeten Europa Aufsehen und Unwillen. Der Hochverrathsprozeß gegen Guerazzi und seine Genossen kam nach mehr als zweijähriger Dauer um Mitte 1853 zur Entscheidung; Guerazzi und Petrarchi wurden zu 15jähriger, Montanelli, Mazzoni, Franchini u. A. in contumaciam zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt, vom Großherzog jedoch zu lebenslänglicher Verbannung begnadigt. Die österreichischen Truppen räumten T. erst im Frühjahre 1855. Während die Regierung in den folgenden Jahren mit Erfolg für die Hebung der materiellen Zustände im Lande thätig war, schienen sich die Gemüther zu beruhigen u. Alles in das alte Geleise zurückzukehren. Der Ausbruch des Kriegs zwischen Oesterreich und Frankreich im Frühjahre 1859 riß aber auch T. mit einem Male in den Strudel der Begebenheiten hinein. Schon am 27. April brach ein Aufstand in Florenz aus, welcher den Großherzog veranlaßte, das Land zu verlassen. Es ward sofort eine provisorische Regierung eingesetzt, an deren Spitze Chev. Ubaldino Peruzzi, Advokat Vincenzo Malenchini u. Major Aless. Danzini standen, und der König von Sardinien zum Diktator ausgerufen. Derselbe übernahm am 30. das Protektorat über T. und ernannte seinen Gesandten in Florenz, Chev. Boncompagni di Mombello, zum außerordentlichen Generalkommissar während der Dauer des Unabhängigkeitskrieges. Am 16. August sprach die Nationalversammlung die Ausschließung des Hauses Habsburg-Lothringen vom Throne und am 20. August 1859 den Anschluß T.'s an Sardinien aus.

Vgl. Zuggagni-Orlandini, Ricerche statistiche sul Granducato di T., Florenz 1849 bis 1852; Serristori, Statistica del Granducato di T., das. 1837; Annali statistichi de Granducato di T., das. 1850 f.; Statistica della T., das.

1862, 2 Bde.; Zobi, Storia civile della T. dal 1738 al 1848, das. 1853, 5 Bde.

Tost (Toszek), Kreisstadt in der preußischen Provinz Schlesien, südwestlich von Oppeln, hat 2 Kirchen, eine Synagoge, große Papiermühle u. 1600 Einw., darunter viele Schuhmacher und Weber.

Totalität, Ganzheit, Gesammtheit, kommt als Eigenschaft jedem Dinge zu, in sofern dasselbe als vollständiger Komplex seiner einzelnen Theile in ihrem nothwendigen Zusammenhange gefaßt wird. Namentlich fordert man von Kunstwerken T., d. h. Durchführung aller Einzelheiten mit stetem Hinblick auf eine ästhetische Idee, welche in dem Ganzen klar und erschöpfend zur Anschauung gebracht seyn muß.

Totana, Stadt in der spanischen Provinz Murcia, mit schöner Wasserleitung, Salpetersiedereien, Töpferei, Leinweberei und 8100 Einw.

Totis, Marktflecken, s. Dotis.

Totneß, Stadt in der englischen Grafschaft Devon, rechts am Dart, hat jährliche Wettrennen, Fischerei, beträchtliche Wollweberei, Handel und 3500 Einw.

Totorkan (Tuturkan), Stadt im europäisch-türkischen Sandschak Nikopoli, südwestlich von Silistria, rechts an der Donau, hat ein befestigtes Schloß und 6000 Einw.

Toucques, schiffbarer Fluß im französischen Departement Calvados, entspringt im Departement Orne, Arrondissement Argentan, fließt von Süden nach Norden in den Kanal, südwestlich von der Mündung der Seine.

Toucy, Stadt im französischen Departement Yonne, Arrondissement Auxerre, westlich von Auxerre, am Flüßchen Ouanne, hat Wollenzeuchs-, Fayence- und Ockerfabriken, beträchtliche Gerberei, Bierbrauerei, Eisenhandel und 2800 Einw.

Toul, Hauptstadt eines Arrondissements und Festung im französischen Departement Meurthe, links an der Mosel und der paris-straßburger Eisenbahn, hat 5 Kirchen, darunter eine alte, schöne Kathedrale mit 4 Thürmen, mehre Klöster, ein Collége, ein Arsenal, mehre Wohlthätigkeitsanstalten und 9000 Einw., welche Fabriken für Hüte, Fayence, Leder, Leinwand, baumwollene Zeuche, Strumpfwaaren, Stärke unterhalten und Weinbau und Handel mit Wein und Getreide treiben. T., eine sehr alte Stadt, gehörte unter den fränkischen Merovingern und Karolingern stets zum Königreich Austrasien, wurde dann von eigenen Grafen regiert und fiel nach deren Erlöschen 1136 an Lothringen, blieb aber deutsche Reichsstadt, über welche die Herzöge von Lothringen nur das Schirmrecht ausübten. Das dortige Bisthum, 410 gestiftet, ward während der Revolution aufgehoben. Im Jahre 1552 ward die Stadt von König Heinrich II. von Frankreich in Folge seines Bundes mit dem Kurfürsten Moritz von Sachsen gegen Karl V. nebst Metz u. Verdun besetzt und mit diesen Bisthümern im westphälischen Frieden definitiv an Frankreich abgetreten.

Toulon, Hauptstadt eines Arrondissements im französischen Departement Var, in der ehemaligen Provence, an einer Bucht des Mittelmeeres, in einem weiten fruchtbaren, von steilen, felsigen Höhen umgebenen Thale gelegen, berühmt als erster Kriegshafen Frankreichs und Stationsort der französischen Flotte des Mittelmeeres und durch seine umfassenden Marineanstalten. Der jederzeit sichere, nirgends den Stürmen offene Hafen besteht aus der großen und kleinen Rhede, dem äußeren (alten) und inneren (neuen) Hafen, die durch einen Kanal miteinander verbunden sind, und wird durch zwei mächtige, mit Werken umgebene Thürme, la grosse tour auf der einen, und la tour de Balaguier auf der anderen Seite, vertheidigt. Diese Thürme stehen durch Batterien mit mehren Forts und den übrigen Befestigungswerken der Stadt in Verbindung, so daß er, namentlich von der Südseite her, fast unangreifbar ist. Er ist mit zwei Dämmen (Molos) und einem schönen Kai eingefaßt und läuft in eine treffliche Rhede aus. Die Stadt zerfällt in die alte und neue, hat meist gerade Straßen, mehre Plätze, viele Springbrunnen, eine Kathedrale, ein Stadthaus rc. Das große Seearsenal, welches, nach dem Brande von 1846 wieder hergestellt, aus verschiedenen Reihen von Magazinen, Werkstätten und Arbeitsplätzen besteht und in deren Mitte ein Bassin mit der Schiffsdocke zur Ausbesserung der Schiffe enthält, dürfte, wie das 320 Klafter lange, zweistöckige, massive Gebäude zur Verfertigung der Taue, kaum seines Gleichen haben. Alle Kriegsschiffe, welche nicht im Gebrauche sind, liegen hier abgetakelt, und für jedes ist ein besonderes Magazin vorhanden. Im Zeughause befinden sich alle Arten von Waffen, historisch geordnet, so daß man die Fortschritte der Kriegskunst in ihrem ganzen Umfange übersehen kann. Von sonstigen Anstalten sind hervorzuheben: die Bagnos für 4500 Galeerensklaven, welche die schweren Arbeiten im Arsenal verrichten müssen, die pyrotechnische Centralschule, die Navigationsschule nebst Sternwarte, die Marineartillerieschule, das Quarantänehaus, die Stückgießerei, der botanische Garten, das Matrosenhospital rc. Die Stadt ist Sitz einer Unter- und Marinepräfektur, eines Civil- und Handelstribunals, hat eine Gesellschaft für Wissenschaften und schöne Künste, ein Collége und andere Unterrichtsanstalten. Die Fabriken sind von keinem Belang und neben einer kaiserlichen Tabaksfabrik nur einige Webereien in Seide und Baumwolle und Seifensiedereien bemerkenswerth. Viele Bewohner beschäftigt die Fischerei auf Thunfische, Sardellen und Korallen und der Oel-, Wein- und Kapernbau, und nicht unbedeutend ist der Handel mit Oel, Rosinen, Mandeln, Kapern, Seife, Branntwein, Wein, Getreide, Mehl rc. Durch die Kriege der Franzosen in Algerien und die beabsichtigte Kolonisation dieses Landes hat T. in neuerer Zeit erhöhte Wichtigkeit erlangt. Die Zahl der Einwohner beträgt 46,000, mit der Population flottante 70,000. T. wird zuerst im 4. Jahrhundert als Telo (Telo Martius, Telonium) genannt und war damals schon bedeutend. Die Stadt litt später sehr durch die Angriffe der Saracenen, erholte sich aber immer bald wieder. Sie theilte dann das Schicksal der Provence. Im Jahre 1707 wurde sie von den Verbündeten unter dem Herzog von Savoyen und dem Prinzen Eugen zu Lande und von der englisch-holländischen Flotte

zu Wasser bombardirt und großentheils in Asche gelegt. Die Belagerung dauerte vom 20. Juli bis zum 14. September, mußte aber endlich aufgehoben werden, da die Alliirten in Gefahr standen, abgeschnitten zu werden. Nun wurden die Werke von T. ansehnlich verstärkt. Im Jahre 1744 fiel zwischen T. und den hyèrischen Inseln eine große Seeschlacht zwischen der englischen u. der französisch-spanischen Flotte vor, worin erstere siegte. Während der ersten französischen Revolution erhob sich das Volk gegen den Konvent und übergab im Einverständniß mit der Besatzung die Stadt der vereinigten englisch-spanischen Flotte unter dem Admiral Hood. Darauf ward sie von den Republikanern belagert, denen es, hauptsächlich durch Bonaparte's Thätigkeit, gelang, die Engländer und Spanier zum Abzug zu nöthigen, welche jedoch vorher einen großen Theil der Arsenale zerstörten, 20 Kriegsschiffe verbrannten und 3 Linienschiffe und 6 Fregatten mit hinwegführten. Hierdurch und durch die darauf-erfolgende harte Züchtigung von Seiten der revolutionären Regierung verlor T. beträchtlich an Bevölkerung und Wohlstand, und es dauerte lange, bis sich die Stadt ganz erholte.

Toulouse, Hauptstadt des französischen Departements Obergaronne, ehemals Hauptstadt von Languedoc, am rechten Ufer der hier bereits schiffbaren Garonne, zwischen diesem Fluß und dem Kanal du Midi, der sich etwas unterhalb der Stadt mit dem genannten Fluß vereinigt, in einer fruchtbaren Ebene gelegen, ist eng und winkelig und umfaßt eine Insel, welche von der Garonne gebildet wird. Gegenüber liegt die Vorstadt St. Cyprien, welche mit der Stadt durch eine Brücke von 7 schön gewölbten Bogen, 810 Fuß Länge und 72 Fuß Breite, mit einem Triumphbogen verbunden ist. Ausgezeichnetere Gebäude sind das Stadthaus, Kapitol genannt, eins der schönsten des Landes, die Präfektur, der Justizpalast, das Schauspielhaus, der erzbischöfliche Palast, das Zeughaus, mehre Kranken- und Waisenhäuser rc. Die Kathedrale, unvollendet, hat einen schönen Chor und Glasmalereien; die Kirche St. Saturnin, die älteste in T., auf den Ruinen eines Apollotempels erbaut, ist reich an Reliquien. Andere sehenswerthe Kirchen sind die Kapuzinerkirche mit einer merkwürdigen Krypta, die Dominikanerkirche mit dem Sarkophag des Thomas von Aquino rc. Eine doppelte Brücke führt über den nahe bei der Stadt vorbeigehenden Kanal von Languedoc und den sich mit ihm vereinigenden Kanal Brienne. Bei dieser Brücke und längs des Südkanals bis zum Hügel von Syptère fochten am 10. April 1814 die Franzosen unter Soult gegen die vereinigten Engländer, Spanier und Portugiesen unter Wellington. Von Denkmälern des Alterthums finden sich nur noch die Trümmer eines Amphitheaters vor. T. ist der Sitz der Departementsbehörden, einer Militärdivision, eines Erzbischofs, einer Präfektur, eines Obergerichtshofs, eines Civil- und Handelstribunals und einer Handelskammer, hat eine Universität mit 4 Fakultäten, ein Collége, ein Lyceum, eine Sekundärschule für Medicin und Chirurgie, eine Thierarzneischule, eine Artillerieschule, ein bischöfliches Seminar, eine Zeichenschule, Musikschule, Akademie für Malerei, Bildhauerei und Architektur, Akademie der schönen Wissenschaften, Akademie der Jeux Floraux, Societäten für Ackerbau, Medicin und Archäologie, eine öffentliche Bibliothek von 60,000 Bänden, ein Museum für Gemälde und Antiken, einen botanischen Garten, eine Sternwarte, 2 Hospize rc. Die Stadt zählt jetzt gegen 95,000 Einw. und ist einer der wichtigsten Fabrik- und Handelsplätze des südlichen Frankreichs. Erwähnung verdienen besonders die Eisen- und Kupferhämmer und Eisen- und Stahlwaarenfabriken, namentlich für Feilen, Sicheln u. Sensen, eine kaiserliche Tabaksfabrik u. mehre Tuch- und Wollenzeuchfabriken; auch gibt es hier eine Stückgießerei, Pulver- und Papiermühlen, Wachstuch-, Wachslicht-, Steingut- und Lederfabriken und eine Werkstätte für Dampfmaschinen. Der sehr bedeutende Handel nach Spanien, mit den Departements im Innern Frankreichs und mit den Kolonien hat Getreide, Mehl, Wein, Branntwein, Faß- und Schiffsbauholz, spanische Wolle, Eisen, Oel, Seife, Specereien rc. als Hauptobjekte. Zur Zeit der Römer hieß T. Tolosa und war die Hauptstadt der Tektosagen im narbonnensischen Gallien. Trotz mehrmaliger Eroberung war es noch im 4. Jahrhundert n. Chr. eine reiche und große Stadt. Die Westgothen eroberten sie 413, und sie war nun Residenz der Könige des westgothischen Reichs in Gallien, bis sie Alarich II. 507 an Chlodwig verlor. Seitdem ward sie durch Grafen verwaltet und theilte die Schicksale Aquitaniens (s. d.). Sie war der Sitz eines alten Dynastengeschlechts, als dessen Gründer Raimund I. genannt wird, der 852 den Herzogstitel erwarb und die Herrschaft in seiner Familie erblich machte. Einer seiner Nachkommen, Raimund VI., nahm sich der grausam verfolgten Albigenser an, ward deshalb in den Bann gethan und von Simon von Montfort an der Spitze eines Kreuzheeres bekriegt, vertheidigte sich aber tapfer und † 1222. Sein Sohn Raimund VII. ward vom König Ludwig VIII. von Frankreich bekriegt, schloß aber mit dessen Nachfolger Ludwig IX. 1229 einen Vertrag, nach welchem er das Land jenseits der Rhone dem Papste, das Land zwischen Tarn und Rhone an die Krone Frankreich abtrat. Seine einzige Tochter Johanna vermählte sich mit Ludwigs IX. Bruder, dem Grafen Alfons von Poitiers, dem sie T. zubrachte. Nach dessen Tode 1271 vereinigte König Philipp III. die Grafschaft T. auf immer mit der Krone.

Toupet (franz.), Stirnhaar, als Bezeichnung einer namentlich gegen Ende des vorigen Jahrhunderts üblichen Mode, nach welcher man den unmittelbar über der Stirn befindlichen Haarbüschel rückwärts in die Höhe gekämmt und gekräuselt trug.

Tour (la-T.-du-Pin), Hauptstadt eines Arrondissements im französischen Departement Isère, an der Bourbre, mit Oelpressen, Zuckerfabrikation und 2450 Einw.

Touraine, ehemalige französische Landschaft zwischen Orléanais, Berri, Poitou und Anjou mit Herzogstitel, bildet jetzt das Departement Indre-Loire und einen Theil des Departements Vienne. Sie kam 1202 unter Philipp August an

die Krone, ward 1356 zum Herzogthum erhoben und mehrmals an nachgeborene französische Prinzen verliehen, aber 1584 nach dem Tode des Herzogs Franz von Alençon, des Bruders Heinrichs III., wieder mit der Krone vereinigt. Durch Fruchtbarkeit ausgezeichnet, ward die Landschaft der Garten Frankreichs genannt.

Tourcoing, Stadt im französischen Departement Nord, 1¾ Meilen nordöstlich von Lille, in fruchtbarer Gegend gelegen, hat bedeutende Manufakturen in Wollen-, Baumwollen- u. Leinenwaaren, namentlich für Tafelzeug, Zuckerraffinerien, ansehnliche Märkte, vorzüglich für Leinwand, u. 27,000 Einw. Hier am 17. und 18. Mai 1794 Schlacht zwischen den vereinigten Oesterreichern unter dem Herzog von Koburg und Clerfait und den siegenden Franzosen unter Pichegru.

Touristen, eine der neuern Zeit eigenthümliche Klasse von Reisenden, welche keine bestimmten, z. B. wissenschaftliche, Zwecke auf ihren Reisen verfolgen, sondern nur reisen, um Reisebeschreibungen liefern zu können.

Tournay (flamändisch Doornik), Hauptstadt der belgischen Provinz Hennegau, auf beiden Seiten der Schelde, eine der ältesten Städte Belgiens und sehr starke Festung mit Citadelle und 7 Vorstädten, hat schöne Kais und Straßen, eine alte, angeblich vom fränkischen König Childerich erbaute Kathedrale mit 5 Thürmen u. schönen Gemälden von Jordaens, Rubens, Gallait u. A., viele andere Kirchen und Kapellen, ein Stadthaus, ein Seminar, Athenäum (Gymnasium), eine Akademie für Bau-, Maler- und Bildhauerkunst, eine öffentliche Bibliothek von 30,000 Bänden u. 208 Handschriften, ein naturhistorisches Kabinet, Theater, eine chirurgische Schule, 5 Hospitäler, ein Waisenhaus rc., u. ist eine der Hauptmanufakturstädte Belgiens. Die dortigen berühmten Teppichfabriken beschäftigen allein gegen 5000 Menschen, während eben so viel in den Fabriken für Strumpfwaaren thätig sind. Außerdem werden hier Barchent, Leinwand, Baumwollengarn, Zwirn, Tuch u. Wollenzeuche, Fayence, Seife u. Lichte, Chokolade, Senf, feine Liqueure rc. fabricirt. Mit diesen Fabrikaten, mit den in der Nähe brechenden Bausteinen, Schiefer, Kalk und Getreide wird ein, von der schiffbaren Schelde begünstigter, nicht unbedeutender Handel getrieben. Die Stadt hat 2 große Messen, Vieh-, Leinwandmärkte und 31,083 Einw. T. hieß im Alterthum Tornaeum oder Turris Nerviorum, ward im 5. und 6. Jahrhundert Sitz merovingischer Könige und gehörte dann zu Frankreich, bis es im Frieden von Madrid von 1525 an die spanischen Niederlande kam. Zu Anfang des 5. Jahrhunderts nahmen es die Franken den Römern ab und zerstörten es. Doch muß es bald wieder erbaut worden seyn, denn Childerich residirte daselbst. In den niederländischen Unruhen ward es 1581 von dem Herzog von Parma belagert, aber von der Prinzessin Maria von Epinoy tapfer vertheidigt. Im Jahre 1667 von Ludwig XIV. nach langer Belagerung erobert, ward es im aachener Frieden von 1668 förmlich an Frankreich abgetreten. Ludwig XIV. ließ die Festungswerke durch Vauban ansehnlich verstärken; dessen ungeachtet ward der Platz 1709 von den Kaiserlichen unter Prinz Eugen und Marlborough wieder erobert und im Frieden von Utrecht denselben unter der Bedingung zugesprochen, daß er als Barriere von den Holländern besetzt werden sollte. Als Joseph II. 1781 den Barrieretraktat aufhob, wurde auch T. geschleift. Als strategischer Punkt von Bedeutung, gab es am 19. Mai 1794 Anlaß zu einem Gefecht, in welchem die Engländer unter dem Herzog von York von den Franzosen unter Pichegru geschlagen wurden, wie auch an den folgenden Tagen die Umgegend von T. der Schauplatz heftiger Kämpfe war, bis die Schlacht von Fleurus im Juni 1794 die österreichisch-britische Armee nöthigte, Belgien zu räumen. In Folge des zweiten pariser Friedens wurde T., ziemlich in den alten Formen, seit 1816 wieder ansehnlich befestigt.

Tournefort, Jos. Pitton de, französischer Botaniker, geboren zu Aix in der Provence, studirte bei den Jesuiten daselbst, erhielt 1683 die Professur der Botanik am königlichen Pflanzengarten zu Paris, bereiste 1700 im königl. Auftrag zu botanischen Zwecken die Levante, ward dann Professor der Medicin am Collége de France und † den 24. Nov. 1708. Seine bedeutendste Schrift sind seine „Eléments de botanique“ (Par. 1694, 3 Bde.), die er später als „Institutiones rei herbariae“ (das. 1700, 3 Bde., neue Aufl. von A. de Jussieu, Lyon 1719, 3 Bde.) herausgab. Das von ihm aufgestellte Pflanzensystem gründete sich auf den Bau der Blumenkrone und der Frucht. Ihm zu Ehren benannte Linné eine Pflanzengattung aus der Familie der Borragineen Tournefortia.

Tournois (franz.), altfranzösische, nach der Stadt Tours benannte Münzwährung, nach welcher bis 1795 und 1796 ganz Frankreich mit Einschluß der Kolonien rechnete. Der Livre T. hatte 20 Sous à 12 Deniers und stand um 1¼ Procent im Werth niedriger, als der heutige Frank, indem 81 Livres T. 80 Franken galten.

Tournon, Hauptstadt eines Arrondissements im französischen Departement Ardèche, am rechten Ufer der Rhone, unweit der Mündung des Doux, hat eine Militärschule, Bibliothek, Gesellschaft für den Ackerbau, Seidenzucht, Kastanienbau, Weinbau, Viehzucht, Handel mit Wein, Seidenzeuchen, Wolle rc. und 4750 Einw.

Tournus, Stadt im französischen Departement Saône-Loire, Arrondissement Macon, an der Saône, südlich von Chalons, hat eine Brücke von 15 Bogen über die Saône, ein Hospital, Handelstribunal, Fabriken für wollene u. baumwollene Decken, Hut-, Branntwein- und Zuckerfabriken, eine Dampfmaschinenbauanstalt, eine Marmorsäge, Salz- und Potaschesiederei, Färberei, Weinbau und 5300 Einw.

Tours, Hauptstadt des französischen Departements Indre-Loire, ehemals der Provinz Touraine, am linken Ufer der Loire, über welche eine 1400 F. lange steinerne Brücke führt, in einer reizenden fruchtbaren Ebene an der Eisenbahn von Paris nach Nantes, ist in einer weiten Fläche von Boulevards umgeben, welche an die Stelle der alten Festungswerke getreten sind, im Innern aber eng und unregelmäßig gebaut, mit engen Straßen und alten Häusern. Merkwürdige Baulichkeiten sind: das feste Schloß, auf dem Kai gelegen, der

erzbischöfliche Palast, unter 15 Kirchen die altgothische Kathedrale mit schönen Thürmen, herrlichem Portale, merkwürdigem Uhrwerk, und die Martinskirche, das Präfekturhotel, Rathhaus, Theater &c. T. ist der Sitz der Departementalbehörden, des Stabs einer Militärdivision, eines Erzbischofs, einer Präfektur, eines Civil- u. eines Handelstribunals, einer Handelskammer, eines Conseil de prud'hommes und hat ein Gymnasium, ein großes und kleines Seminar, eine Gesellschaft des Ackerbaues, der Wissenschaften und Künste, eine medicinische Gesellschaft, eine Freischule für Zeichnen, eine öffentliche Bibliothek, ein Museum mit Gemälden, einen botanischen Garten, mehre Assekuranzen &c. Hauptnahrungszweig der 33,530 Einw. ist die Fabrikation von Wollen-, Baumwollen-, namentlich aber von schweren Seidenstoffen (Gros de T.). Außerdem liefert die Industrie Stärke, Fayence, Wachslichte, Tapeten, Bortenwirkerwaaren, Töpferwaaren, Draht, Salpeter, Leder, und ansehnlich sind auch die Baumwoll- und Wollenspinnereien und Färbereien. Alle diese Fabrikate, sowie Getreide, Wein, Hanf, Seide, Wolle, Häute &c. sind Gegenstände eines lebhaften Handels. Zur Römerzeit hieß T. Cäsarodunum. Unter der fränkischen Herrschaft stand es unter eigenen Grafen. Im Jahre 1583 verlegte König Heinrich III. das Parlament und andere hohe Gerichtshöfe hierher, wodurch die Stadt außerordentlich wuchs. Auch wurden die französischen Stände hier mehrmals zusammen berufen, sowie mehre Koncilien abgehalten. Zwischen T. und Poitiers gewann 732 Karl Martell seinen berühmten Sieg über die Saracenen.

Tourville, Anne Hilarion de Contentin, Graf von, einer der ausgezeichnetsten französischen Seehelden unter Ludwig XIV., stammte aus einer altadeligen Familie und wurde 1642 auf dem Schlosse Tourville im Departement La Manche geboren. Nachdem er 1660 in den Seedienst getreten, that er sich auf verschiedenen Punkten des Mittelmeeres im Kampfe gegen die Barbaresken rühmlichst hervor. Im Jahre 1667 zum Schiffskapitän ernannt, unterstützte er in dieser Eigenschaft 1669 den Herzog von Beaufort bei seiner Expedition nach Kandia und befehligte von 1671—73 ein Linienschiff unter dem Kommando des mit den Engländern vereinigten Grafen d'Estrées gegen die Holländer und Spanier im mittelländischen Meere. Im Feldzuge von 1675 diente er erst unter dem Chevalier de Valbette, dann unter Duquesne. Nachdem er 1676 in der Seeschlacht bei Agosta ein glänzendes Zeugniß von Muth und Talent abgelegt hatte, avancirte er 1677 zum Chef d'Escadre, stieß, mit der Schiffsabtheilung des Marschalls von Vivonne vereinigt, unweit Palermo auf das an Streitkräften überlegene britisch-holländische Geschwader, griff dasselbe am 2. Juni desselben Jahres mit Heftigkeit an und zerstörte 12 Kriegsschiffe und viele kleinere Fahrzeuge, sowie einen Theil von Palermo. Nach dem Frieden von Nimwegen setzte er unter Duquesne seinen Kampf gegen die Barbaresken fort, begleitete 1681, zum Generallieutenant der Seetruppen ernannt, denselben bei den Unternehmungen gegen Tripolis und kämpfte mit ihm, nachdem Tripolis gezüchtigt und die Flotte der Seeräuber in dem Hafen bei der Insel Chio zerstört worden war, gegen Algier, welches 1682 und 1683 zweimal bombardirt und zum Frieden gezwungen wurde. Hierauf beschossen und demüthigten die beiden Helden 1684 Genua. Nachdem 1688 Frankreich den Krieg gegen Holland u. Spanien abermals erklärt hatte, erhielt T. ein Kommando von 5 Segeln, eroberte damit 2 holländische und 3 spanische Schiffe und stieß darauf zu der Flotte des Marschalls d'Estrées vor Algier, das vom 1.—16. August zum dritten Male beschossen und fast ganz zerstört wurde. Im Jahre 1689 zum Viceadmiral des levantischen Meeres erhoben, befehligte T. eine Eskadre von 20 Segeln, mit welcher er sich mit der vor Brest stehenden, 62 Schiffe zählenden Flotte des Grafen von Château-Regnault vereinigte und in Gemeinschaft mit diesem eine Demonstration gegen Irland zu Gunsten Jakobs II. unternahm, die einen glücklichen Erfolg hatte. Als Oberbefehlshaber der im Kanal aufgestellten französischen Flotte von 72 Segeln errang er in der großen Seeschlacht bei der Insel Wight den Sieg über die aus 112 Segeln bestehende britisch-holländische Flotte im Juli 1690. Um die beabsichtigte Landung der Jakobiten an der britischen Küste zu ermöglichen, ward T. später die Ordre, den Feind unter allen Umständen anzugreifen. Demgemäß griff er, ohne die auf dem Wege sich befindende Verstärkung abzuwarten, am 28. Mai 1692 auf der Höhe des Cap de la Hogue die 88 Segel starke britisch-holländische Flotte unter dem Admiral Russell mit 44 Schiffen während eines dichten Nebels an, gerieth aber zwischen zwei Feuer und mußte nach tapferer Vertheidigung vom frühen Morgen an endlich Abends 10 Uhr der Uebermacht weichen, verbrannte 12 Schiffe, um sie den Verfolgern zu entreißen, bei Cherbourg und suchte mit dem Reste schützende französische Häfen. Diese Niederlage gilt für die glänzendste Waffenthat des T., der wegen der dabei bewiesenen Tapferkeit im März 1693 zum Marschall von Frankreich ernannt ward. An der Spitze von 71 Kriegsschiffen gelang es ihm, im Juni desselben Jahres von einer britisch-holländischen Handelsflotte, welche von 27 Linienschiffen nach der Levante begleitet werden sollte, 27 Handels- und Kriegsfahrzeuge zu erobern, 45 sogleich und noch einige bei der Verfolgung zu zerstören. T. unterstützte hierauf die Operationen des Herzogs von Noailles in Katalonien, führte von 1695 bis 1698 den Befehl über die Küsten von Südfrankreich und sollte beim Ausbruche des spanischen Erbfolgekriegs das Kommando über die gesammte französische Seemacht im Mittelmeere erhalten, † aber schon am 28. Mai 1701.

Toussaint, Anna Luize Gertruide, niederländische Romandichterin, geboren den 16. Sept. 1812 zu Alkmaar, betrat 1837 die schriftstellerische Laufbahn mit dem Roman „Almagro", welchem 1838 „De Graaf van Devonshire" und 1840 „De Engelsche in Rom" folgten. Ihren Ruhm begründete sie vornehmlich durch „Het Huis Laueenesse" (1841, 2 Thle.; 3. Aufl. 1851), einen Roman aus dem Zeitalter der Reformation, und die Leicesterromane „Leyceater en Nederland", „De vrouwen van het Leycester'sche Tijd-

york" u. „Gideon Florensz" (1851—54, 6 Thle.). Ihre Werke tragen nach Sprache und Darstellung ächt niederländisches Gepräge und haben wegen der außerordentlichen Treue, mit welcher alles Detail behandelt wird, selbst einen gewissen historischen Werth. Seit 1849 redigirt sie den „Almanach für das Schöne und Gute". Im Jahre 1851 vermählte sie sich mit dem Maler **Bosboom** im Haag.

Toussaint l'Ouverture, Obergeneral der Neger auf Hayti, ward hier 1745 auf einer Pflanzung des Grafen Noé unweit des Kaps François geboren, setzte sich durch seinen Wissensdrang, sowie durch seine hervorstechenden Anlagen in die Gunst des Plantagenoberaufsehers, der ihm Zeit und Mittel gab, sich geistig zu bilden. Als im August 1791 die erste Negerempörung auf St. Domingo ausbrach, schaffte T. seinen Herrn auf das Festland von Amerika in Sicherheit u. nahm dann bei dem Negerheere Dienste. Bald übte er vermöge seiner geistigen Ueberlegenheit einen mächtigen Einfluß auf seine Kriegsgenossen aus und brachte den Anschluß der Negertruppen an den französischen General Laveaux zu Stande. Vom Konvent zum französischen Brigadegeneral ernannt, leistete er der Republik die wesentlichsten Dienste und ward deshalb vom Direktorium zum französischen Divisionsgeneral und Untergouverneur von Hayti erhoben. Er zeichnete sich hierauf gegen die Engländer aus und erhielt 1797 nach Laveaux' Rückkehr nach Frankreich das Kommando über sämmtliche französische Truppen auf Hayti. T. bewies Mäßigung und Menschlichkeit, doch konnte er den Grausamkeiten, welche Dessalines, Christoph und mehre andere seiner Untergeneräle begingen, nicht immer Einhalt thun. Bald aber gab das französische Direktorium der Vermuthung Raum, T. strebe nach Unabhängigkeit, und fertigte aus diesem Grunde den General Hédouville als Kommissär nach Hayti ab. Eine von T. mit dem englischen General Maitland geschlossene Kapitulation, der zufolge alle von den Engländern besetzten Plätze jenem übergeben werden mußten, gab Anlaß zum Bruch. Hédouville entzündete (1799) die Fackel des Bürgerkriegs, indem er den General Rigaut, Oberhaupt der Mulatten in den südlichen Departements, zur Widerspenstigkeit gegen T. aufreizte. Rigaut ward bald überwunden, Hédouville schiffte sich nach Frankreich ein, u. T. erlangte die Herrschaft über die ganze französische Kolonie, wozu er sich im folgenden Jahre (1800) auch noch die über den spanischen Theil von Hayti zu verschaffen wußte, der in Folge besonderer Stipulationen noch nicht an Frankreich übergeben worden war. Er verkündigte bald allgemeine Amnestie und organisirte die Regierungsform und Verfassung auf eine zweckmäßige Weise. Als aber der erste Konsul, Bonaparte, den Argwohn hegte, T. strebe darnach, die Insel unabhängig zu machen, so ward 1801 der Admiral Villaret Joyeuse mit einer Flotte nebst einem auserlesenen Landheere unter Leclerc, Napoleons Schwager, nach St. Domingo abgeschickt. T. versuchte Widerstand zu leisten; aber sowohl er, als seine beiden vornehmsten Generäle, Christoph u. Dessalines, wurden geschlagen und geächtet. Sie zogen sich in die Wälder zurück, fenbeten aber bald ihre Unterwerfung ein. Leclerc nahm diese an u. schickte sie, gegen das Versprechen, sich ruhig zu verhalten, auf ihre Güter. T. lebte hierauf ruhig im Schooße seiner Familie, bis er Anfangs Juni 1802 plötzlich von dem General Brunnet verhaftet und nach Frankreich eingeschifft wurde. Die Veranlassung hierzu war ein untergeschobener Brief, welcher Notizen über einen neuen Negeraufstand enthielt, u. den seine persönlichen Feinde, Dessalines und Christoph, in die Hände des Generals Leclerc zu spielen wußten. T. ward im August 1802 treuloser Weise nach der Festung Tour bei Besançon gebracht, wo man ihn im folgenden Jahre eines Tags in seinem Zimmer todt fand. Höchst wahrscheinlich starb er an Gift.

Tovar, deutsche Kolonie in der südamerikanischen Republik Venezuela, 13 Leguas westlich von Caraccas, 7 nördlich von Victoria, 5300 F. über dem Meere, am südlichen Abhange des Küstengebirgs gelegen, ward 1842 auf einem von der Familie Tovar unentgeltlich abgetretenen, zwei Quadratleguas großen Terrain von dem als Geograph ausgezeichneten Oberst Codazzi angelegt u. zählte 1851 bereits 381 Einw. Jede der sich hier ansiedelnden deutschen Familien erhielt 30,000 □F. urbares und 60,000 □F. Waldland. Der Boden ist fruchtbar und das Klima gesund. Die Hauptprodukte sind Kartoffeln, Obst, Senf, Raps, Tabak, Mais, Kaffee, Bananen etc. Die Industrie liefert Tischler-, Küper- und Schmiedearbeiten, Breter, Bier etc.

Tower (engl.), s. London.

Towianski, polnischer Mystiker, geboren 1800 in Litthauen, Sohn eines Gutsbesitzers, war in seinen Jünglingsjahren mehre Jahre hindurch blind, studirte dann auf der Universität Wilna und ward Notar bei einem Kreisgericht. Bald rühmte er sich göttlicher Offenbarungen und ward deshalb als geisteskrank in ein Spital gebracht. Aus diesem wieder entlassen, lebte er eine Zeitlang zurückgezogen auf seinem Gute und begab sich dann ins Ausland. In Posen gab er sich offen für einen Gottgesandten aus, suchte Proselyten zu machen und hatte mit dem Erzbischof Dunin öftere Unterredungen. Da er aber keine Anerkennung fand, begab er sich über Dresden nach Brüssel, wo er den General Skrzynecki zu bekehren suchte und für denselben die sogenannte „Biesiada" schrieb, eine Art Sermon, welcher die Grundlage seiner Lehre enthielt. Da er aber auch hier nicht reussirte, begab er sich nach Paris, um unter der polnischen Emigration sein Glück zu versuchen. Durch geheimnißvolle Einwirkung auf die Heilung der Gattin des Dichters Mickiewicz im Sommer 1841 gewann er sich das unbedingte Vertrauen des Letztern, u. dieser, von dem poetischen Mysticismus T.'s angesteckt, verkündigte selbst T.'s Lehren, die auf eine totale Umgestaltung des gesammten politischen, religiösen, socialen Zustandes der Menschheit durch innere beständige Begeisterung hinausliefen. Seine Lehre ward Messianismus genannt und von Mickiewicz in „L'église officielle et le Messianisme" (Par. 1842—43, 2 Bde.) dargelegt. In den kleinen Kreisen der polnischen Emigranten machte T. einen außerordentlichen, fast magischen Eindruck; endlich wagte er es öffentlich hervorzutreten und

kündigte sich einstmals nach dem Gottesdienste in der Kirche Notre-Dame als Messias der Menschheit, insbesondere Polens an, indem er zugleich die nahe Wiederherstellung dieses Landes weissagte. In Folge dessen ward er aus Frankreich verwiesen und begab sich nach Belgien, von da nach der Schweiz und später nach Rom. Auch von hier ausgewiesen, kehrte er in die Schweiz zurück, wo er verschollen ist.

Toxikologie (v. Griech.), die Lehre von den Giften.

Trab, Gangart der Pferde, bei der sie mit kreuzweise gehobenen und niedergesetzten Vorder- und Hinterfüßen sich im raschen, taktmäßigen Tempo vorwärts bewegen. Der T. ist bei der Kavallerie, gewöhnlich zu 300 Schritt in der Minute, die Gangart für alle Evolutionen und wird auch im Angriff bis auf 200 Schritt vom Feinde beibehalten, um sich dann in noch schnelleren Anlauf zu verwandeln.

Trabanten (lat. satellites), Leibwächter zu Fuß, waren schon im Alterthume üblich, theils als persönliche Schutzwache fürstlicher Personen und hoher Beamten, theils als Vollstrecker ihrer Befehle. Eine mehr militärische Organisation erhielt das Trabantenwesen im Mittelalter, wo den T. ganz vorzüglich oblag, die Befehlshaber gegen persönliche Beleidigung von Seiten meuterischer Soldaten, die bei dem damaligen Zustande der Soldateska nichts Seltenes waren, zu schützen, aber auch im Kriege an ihrer Seite zu kämpfen. Oberbefehlshaber und fürstliche Personen hielten stärkere Trabantencorps, letztere in den spätern Zeiten auch berittene. Zu T. nahm man Leute von schönem, hohem Wuchs, großer Körperkraft und ausgezeichneter Tapferkeit. Die heutigen Tages noch üblichen Garderegimenter haben sich aus den Trabantencorps entwickelt. T. sind in der Astronomie s. v. a. Nebenplaneten, s. Planeten.

Traben, Marktflecken in der preußischen Rheinprovinz, Regierungsbezirk Koblenz, Kreis Zell, an der Mosel, mit starkem Obst- und Weinbau und 1230 Einw. T. liegt am Fuße des Trabenberges, auf dem Ludwig XIV. durch Vauban die Festung Montroyal 1681 anlegen ließ, welche in Folge des ryswiker Friedens 1697 wieder geschleift wurde.

Tracé (franz.), die Umrißgestalt eines Festungswerkes, die vor dem Bau auf das Terrain durch Abstecken aufgetragen wird.

Tracheen (v. Griech.), Luftröhren, die Athmungsorgane der Insekten (s. d.) und Spinnenthiere oder Arachniden (s. d.).

Trachenberg, Hauptstadt eines gleichnamigen Fürstenthums in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Breslau, Kreis Militsch, an der Bartsch und Schätzka, mit 2 Vorstädten, Residenzschloß des Fürsten von Hatzfeld-Schönstein, katholischer und evangelischer Kirche, Barchentweberei, Flußfischerei u. 2450 Einw.

Trachonitis, der nördlichste Distrikt des jenseits des Jordans gelegenen Landes oder Peräa's in Judäa, lag zwischen dem Antilibanus und den arabischen Gebirgen, oberhalb Damascus, hatte seinen Namen von den beiden rauhen Bergreihen Trachones, war theils felsig, theils sandig, von geringer Fruchtbarkeit und bot durch seine vielen großen Höhlen zahlreichen Räuberbanden erwünschte Schlupfwinkel dar.

Trachyt, Feldspathverbindung, welche besonders in folgenden Varietäten vorkommt. Trachytporphyr, gemeiner T., Trapporphyr, besteht aus einer lichtgrauen oder röthlichweißen homogenen Felsitgrundmasse mit einzelnen kleinen Krystallen von glasigem Feldspath und deutlichen Quarzkrystallen, zuweilen auch etwas Glimmer, oder aus einer sehr kieseligen weißen Grundmasse mit Krystallen von glasigem Feldspath und Quarz, bildet mehr oder minder mächtige Gänge, welche sehr neue Formationen durchsetzen (Ponzainseln, Liparen, in Ungarn); körniger oder granitartiger T., ist eine krystallinisch feinkörnige, matte oder erdige felsitische Grundmasse von geringer Härte u. oft etwas poröser Beschaffenheit, in welcher Krystalle von glasigem Feldspath und als Nebendestandtheile oft noch Glimmer und Hornblende oder statt der letzteren Augit liegen. Massig abgesondert, bildet er mächtige Bergmassen u. Spaltenausfüllungen, besonders in vulkanischen Gegenden, wie den Drachenfels und Stenzelberg bei Bonn, den Monte Olibano bei Pozzuoli, viele Berge auf der Insel Panaria, die Berge von Gleichenberg in Steiermark 2c. Trachyttuff ist eine Tuffbildung, welche meist aus zerriebenen Theilen trachytischer Gesteine mit einzelnen größern Fragmenten oder Geschieben davon besteht, sich häufig im Siebengebirge bei Bonn findet und oft als Traß anwendbar ist. Der T. ist weit verbreitet und erscheint im Siebengebirge, in Ungarn, Siebenbürgen, in der Auvergne, in Andalusien, im euganeischen Gebirge, auf den liparischen, griechischen, kanarischen Inseln, auf Island, im Kaukasus, am Elbrus, Ararat, Altai, auf Java, in Abyssinien, in den Kordilleren 2c. Wo er isolirt auftritt, bildet er meist hohe Kegel oder Dome, meist aber erscheint er massenhaft, ganze Gebirge zusammensetzend, wie im Kaukasus, wo er sich bis 5800 F., und in den Anden, wo er sich bis 20,000 F. über das Meer erhebt, und bildet hohe Ketten mit thurmförmigen Gipfeln, Zerspaltungen, Pyramiden und Spitzen alpinischer Gebirgsnatur. Durch Zerklüftungen, welche sich in verschiedenen Richtungen schneiden, werden die Trachytmassen manchmal, aber viel seltener als die Basalte, in Säulen abgesondert, die sehr verschiedene Seiten zeigen und selbst gebogen vorkommen, wie im Siebengebirge, auf den Ponzainseln, am Chimborazo 2c.

Tradition (traditio), die der geschriebenen Geschichte entgegengesetzte, nur durch die mündliche Ueberlieferung auf die Nachwelt fortgesetzte Erzählung von Thatsachen; insbesondere die christlichen Religionslehren, die nicht in der Bibel ausdrücklich enthalten sind, sich aber durch mündliche Ueberlieferung in der Kirche erhalten und fortgepflanzt haben. Die Sicherheit dieser T., deren sich die römisch-katholische Kirche nicht nur zu Begründung von Lehren, geschichtlichen Thatsachen und Gebräuchen, sondern auch zu Rechtfertigung der hergebrachten Schriftauslegung bedient, weshalb eine dogmatische, rituelle, historische und hermeneutische T. aufgestellt wird,

basirt man darauf, daß der christliche Klerus mit seinem Oberhaupte, dem Papste, einer fortdauernden Inspiration gleich den Aposteln theilhaftig seyn soll. Die Reformatoren ließen nur die T. der ersten christlichen Jahrhunderte gelten, wollten aber auch diese der heiligen Schrift untergeordnet wissen. Die römisch-katholische Kirche setzte auf dem Koncil von Trient die T. ausdrücklich der Schrift an die Seite.

Traditores (Tradentes), zu den Zeiten der christlichen Verfolgungen Diejenigen, die sich durch Auslieferung der heiligen Bücher zu retten suchten.

Traducianer (v. Lat.), diejenigen Theologen, welche annehmen, daß nach Analogie der Pflanzen die Seele sich per traducem, in der Art des Senkers, vom Vater auf das Kind fortpflanze, sowie ein Licht am Lichte entzündet werde.

Träber (Treber, Trädern), die Rückstände ausgepreßter und ausgekochter Pflanzenkörper, insbesondere die bei dem Bierbrauen zurückbleibenden Hülsen des geschrotenen oder gequetschten Malzes, welche nicht nur ein treffliches Futter für Rindvieh und Schweine, sondern auch einen vorzüglichen Dünger auf leichten, lockern Boden, besonders für Kartoffeln abgeben. In neuerer Zeit hat man auch den die oberste Decke der Bierträber bildenden Malzteig in Nothfällen zur Brodbereitung benutzt.

Trägheit, Beharrungsvermögen (inertia), diejenige Eigenschaft der Körper, wonach sie in ihrem Zustande, der Ruhe oder der Bewegung, so lange verharren, als keine äußere Kraft sie nöthigt, diesen Zustand zu ändern.

Trafalgar (sonst Junonis promontorium), Vorgebirg in der spanischen Provinz Sevilla, am atlantischen Meere, nahe bei der Straße von Gibraltar, berühmt durch die Seeschlacht am 22. Oktober 1805 zwischen der englischen und der vereinigten französisch-spanischen Flotte. Nachdem sich im Sommer 1805 die neu ausgerüstete französische Flotte von 24 Kriegsschiffen unter dem Admiral Villeneuve mit der spanischen unter dem Admiral Gravina im Hafen von Cadiz vereinigt hatte, lief sie nach einem unentschiedenen Kampf bei Coruña mit 15 englischen Linienschiffen unter dem Admiral Calder (21. Juli) im Hafen von Coruña ein, wo sie sich bis auf 34 Linienschiffe verstärkte, um dann vor Cadiz vor Anker zu gehen. Hier erschien der englische Admiral Nelson mit 27 Linienschiffen und lockte die spanisch-französische Flotte durch scheinbaren Rückzug ins offene Meer. Am 21. Okt. traf er sie beim Kap T. und griff sie sofort an. Die 3 Stunden lange Linie der spanisch-französischen Flotte ordnete sich bei Annäherung der in zwei Kolonnen getheilten englischen Schiffe in einen Halbkreis, ward aber bald auf zwei Punkten durchbrochen. Es entspann sich nun ein furchtbarer Kampf zwischen den hart aneinander liegenden Schiffen, der nach 3 Stunden zu Gunsten der Engländer entschieden war. Die spanisch-französische Flotte verlor 19 Schiffe; der französische Admiral Villeneuve ward gefangen, der spanische Admiral Gravina starb an seinen Wunden. Es war dies Nelsons glorreicher und letzter Sieg. Er fiel durch die Kugel eines feindlichen Scharfschützen, der ihn an seinen Orden erkannt hatte und ihn mitten durch den Stern schoß, der seine Brust schmückte. Vier französische Schiffe retteten sich und steuerten nach Ferrol, wo sie aber den 4. Nov. dem Admiral Strachan in die Hände fielen. Von der ganzen Flotte, die Napoleon in 6 Jahren geschaffen, blieben nur 10 Schiffe übrig.

Traganth, Pflanzengattung, s. Astragalus. Der ächte T. (A. verus L.), ein 2—3 Fuß hoher, ästiger Strauch in Kleinasien, Armenien u. dem nördlichen Persien, hat mit Nebenblättern und Blattstielen dachziegelartig beschuppte Aeste, lineal-lanzettliche Blätter und zu je 2 bis 5 achselständig zusammenstehende gelbe, durch filzige Deckblätter gestützte Blüthen. Aus der Rinde, namentlich an verwundeten Stellen schwitzt ein erhärtendes, stärkemehlhaltiges Gummi (Traganthgummi) aus, welches sich im Wasser in einen gallertartigen Schleim verwandelt u. dieselbe officinelle Anwendung findet wie das arabische Gummi. Im Handel gibt es Moonatraganth, weiße, bandförmig gedrehte Stücke ohne Glanz, Geruch oder Geschmack, wovon die wurmartigen auch Vermicelle heißen, u. Smyrnatraganth, größere, flache gestreifte Stücke. Man bedient sich des T.s zu Bereitung von Tuschfarben und farbigen Papieren, in der Kattundruckerei zum Steifen der Zeuche, in der Kunstbäckerei zu Traganthfiguren &c.

Tragikomisch (v. Griech.), Verschmelzung des Tragischen mit dem Komischen, gewöhnlich von Ereignissen gebraucht, die in ihrer ganzen Entwickelung einen tragischen Ausgang erwarten ließen, allein in Folge einer äußeren Einwirkung oder eines darin versteckt gewesenen komischen Kernes eine plötzliche Wendung zu einem komischen Ende nehmen.

Tragisch (v. Griech.), s. Tragödie.

Tragkraft (Tragvermögen), das Vermögen eines Körpers, eine bestimmte Last zu tragen, beruht auf seiner größeren oder geringeren Kohäsion und wird daher erprobt durch so lange fortgesetzte Belastung, bis die Kohäsionskraft überwunden u. der Körper zermalmt, zerbrochen oder zerrissen wird; auch das Vermögen eines im Wasser schwimmenden Körpers, ein bestimmtes Gewicht zu tragen, ohne unterzusinken. Ueber die Berechnung der T. eines Schiffes nach seinen räumlichen Dimensionen s. Lastigkeit.

Tragödie (v. Griech., Trauerspiel), eine der beiden Hauptgattungen der dramatischen Dichtkunst. Tragisch, also Gegenstand der T. ist alles das, was die menschliche Kraft und Größe im Kampfe mit allerlei Hindernissen so anschauen läßt, daß unser Gemüth dadurch nicht bloß gerührt, sondern auch erhoben wird. Das Tragische ist folglich zunächst dem Erhabenen verwandt. Was aber die Hindernisse anlangt, mit denen der Mensch im Leben zu kämpfen hat, so sind diese doppelter Art. Einige gehen aus der natürlichen Verkettung der Dinge hervor, also aus dem, was wir Geschick oder Schicksal nennen. In Betreff des letzteren scheint es oft, als hätten sich feindselige Mächte gegen den Menschen verschworen, als walte ein Verhängniß über ihm, dem er nicht entgehen könne. Tritt nun dieses Schicksal nicht als blinder Fatalismus auf, sondern stellt es sich als

zwingende Naturnothwendigkeit, als unhemmbarer Gang der ewigen Weltordnung dar, so wird der Kampf, in welchen der Mensch von hoher Kraft und innerer Größe zwar in Folge jener menschlichen Beschränktheit, aber doch im Gefühle seiner sittlich freien Selbstbestimmung mit demselben geräth, den Charakter höchster Erhabenheit erhalten, der Erfolg mag seyn, wie er will, u. uns selbst zum Bewußtseyn der eigenen Erhabenheit emporheben. Die zweite Art von Hindernissen sind diejenigen, welche, rein menschlichen Ursprungs, aus dem eigenen Herzen hervorgehen, es sind jene Affekte und Leidenschaften, welche uns bald stark und unternehmend, bald aber auch schwach und gebrechlich machen u. eben hierdurch die Quelle vielfacher Leiden werden. Der Kampf des sittlichen Princips mit diesen Hemmnissen gehört eben so sehr in die Sphäre des Tragischen, welchem dadurch der Charakter des Reinmenschlichen erhalten wird, wie ihm durch den vorerwähnten das Gepräge des Erhabenen aufgedrückt wurde, und es kann des ersteren eben so wenig entbehren, als des letzteren, wenn es seiner Einwirkung auf unser Gemüth gewiß seyn soll. Die T. ist hiernach die dramatische Darstellung einer vollständigen Handlung, welche in dem Kampfe der sittlichen Freiheit des Menschen sowohl mit der absoluten Freiheit der Weltordnung, als mit der sinnlichen Naturgewalt ihren Grund hat. Der tragische Stoff kann vom Dichter der Geschichte entlehnt, oder von ihm selbst erfunden, nur muß er in jedem Falle eine wichtige und vollständige Handlung seyn. Die Wichtigkeit beruht einerseits auf dem Einflusse, den sie auf das ganze Leben und Seyn des Helden hat, andererseits auf dem Grade der Thätigkeit, Kraft und Anstrengung der handelnden Personen und der dadurch bewirkten Glücksveränderung. Die Vollständigkeit besteht darin, daß mehre als Ursache und Wirkung in einander gegründete Begebenheiten sich zu einem Ganzen verbinden, wenn die poetische Wahrheit, d. h. die Uebereinstimmung eines vorgestellten Affektes, Charakters oder dergleichen mit der Natur unserer Seele, auf welche allein unsere Theilnahme sich basirt, erkannt werden soll. Ein einzelnes tragisches Ereigniß kann daher kein Stoff für die T. seyn. Nur eine Reihe zusammenhängender Vorfälle ist im Stande, jenen mehrfach bezeichneten Kampf darzustellen und dadurch in uns einen Wechsel der Gemüthsbewegungen zu erregen, der durch die verzögerte Befriedigung die Aufmerksamkeit auf das Aeußerste spannt. Ein unglücklicher Ausgang ist dabei nicht wesentlich erforderlich, aber ein ernster Ausgang, durch welchen das Höhere allein Recht behält, ist durchaus nothwendig, wenn die im Zuschauer erregten Gefühle des Mitleidens und die Erhebung des Gemüthes, also der Hauptzweck des Trauerspiels, nicht wieder vernichtet werden sollen. Da Wichtigkeit des Stoffes für das Trauerspiel gefordert wird, so werden in der Regel hochgestellte Personen die Helden desselben seyn, weil diese gewöhnlich größere Pläne, tieferen Einfluß auf den Gang wichtiger Begebenheiten haben, weil ihre Tugenden und Fehler folgenreicher sind, weil in ihr Wohl und Wehe häufig das Schicksal ganzer Nationen verflochten ist. Die griechischen Tragiker haben ihre Helden nur in dieser Sphäre gewählt, u. erst die neuere T. ist auch in niedrigere Sphären herabgestiegen, wodurch der allerdings nur äußerliche Unterschied des heroischen und bürgerlichen Trauerspiels hervorgerufen wurde. An u. für sich trägt in der That der äußere Rang zur Größe der Charaktere wenig bei. Groß aber müssen diese Charaktere da stehen, wenn sie unsere lebhafte Theilnahme erregen sollen; das Gemüth des Zuschauers fühlt sich namentlich durch die Kraft erhoben, welche der Mensch im Kampfe bewährt, die tragischen Personen müssen daher eine vorzügliche Kraft der Seele besitzen, die nach einem großen Ziele strebt u. sich in starken, muthvollen Entschließungen, in kräftigen und auf wichtige Dinge gerichteten Leidenschaften kund gibt. In Bezug auf die berühmten 3 aristotelischen Einheiten der Zeit, des Ortes u. der Handlung hat die neuere Aesthetik der T. für die beiden ersteren einen freieren Spielraum gestattet, während die letztere als strenge Forderung unnachsichtlich festgehalten werden muß. Nur dadurch, daß alle einzelnen Momente der Handlung wesentlich zur Bestimmung des Schicksals des Helden beitragen, daß die Entwickelung derselben gehörig motivirt ist u. zugleich jeder einzelne eine gesteigerte Spannung hervorruft, bis endlich am Schluß eine Ausgleichung der Gegensätze das Gemüth in feierlich ernster, wehmuthsvoll trauriger, aber nicht zerknirschter Stimmung zurückläßt, nur dadurch kann das hohe Ziel der T. erreicht werden; alles episodische Beiwerk, was im Epos so anziehend ist, leitet von diesem Hauptziele der T. ab und schwächt das Interesse. Die Sprache der T. muß dem Ernste des Gegenstandes angemessen, feierlich u. würdevoll seyn; doch darf sie von der erhabenen Einfachheit, welche der Exposition und dem Fortschreiten der Handlung geziemt, zu lyrischem Schwunge aufsteigen, wenn die Leidenschaften rege werden und des Helden ganze Kraft im Kampfe mit ihnen und dem Geschick sich entwickelt. Rhythmischen Wohllaut kann die T. nicht entbehren, und die gebundene Rede entspricht ihrer ganzen Haltung am meisten. In der That hat auch die antike T. sich nur der metrischen Form bedient, und die Neuern haben die Benutzung der Prosa wohl kaum weiter als auf die sogenannte bürgerliche T. ausgedehnt. Ueber die Geschichte der T. s. die den einzelnen Literaturen gewidmeten Artikel, über die griechische insbesondere Aeschylus, Sophocles und Euripides.

Tragopogon (**Bocksbart**, **Haferwurzel**), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, welche mehre Arznei- und Gemüsepflanzen enthält. T. major *Jacq.*, auf trockenen Wiesen, Hügeln und in Weinbergen, vorzüglich mit kalkigem Boden, hat linealische, zugespitzte, ganzrandige Blätter, rosenrothe oder purpurröthliche Blüthchen und eine möhrenförmige Wurzel, welche viel bitter schmeckende Milch enthält. T. porrifolius *L.*, in Südeuropa, zum Küchengebrauch hier und da in Gärten kultivirt und daher im mittlern Europa bisweilen verwildert, ist der vorigen Art ähnlich. Die Wurzel wird wie die Skorzonerwurzel als Gemüse, officinell aber wie die der folgenden Art angewendet. T. pratensis *L.*, Wiesenbocksbart,

wilde Skorzonere, in Europa auf Wiesen und grasreichen Triften, an Wegen ꝛc., ist kahl, mit rinnigen, ganzrandigen, fast welligen, am Grunde etwas verbreiterten Blättern und gelben Blüthchen. Die Wurzel, Radix Tragopogonis s. Barbae Hirci, hat einen schleimigen, bittern Geschmack und wirkt gelind eröffnend und auflösend, ist aber jetzt wenig mehr in Gebrauch.

Tragweite, die Entfernung, auf welche Geschosse durch die bewegende Kraft getrieben werden können.

Train (franz.), Zug von Fuhrwerken, welche Kriegsmaterial irgend einer Art einer Armee nachführen. Nach der Gattung der Gegenstände, welche ein solcher Zug fortzuführen bestimmt ist, unterscheidet man Artillerie-, Belagerungs-, Munitions-, Ponton- und Proviantrain. Auch versteht man unter T. die dazu gehörige Mannschaft (Trainsoldaten), die im Fahren und in der Pferdewartung besonders ausgebildet wird und unter eigenen Offizieren steht.

Traina, Stadt in Sicilien, nordwestlich von Catania, auf einem Berge, mit Kastell, Getreide-, Wein-, Seiden- und Olivenbau, Mützen- und Strumpffabrikation und 7000 Einw.

Trajanswall, eine von den Römern herrührende Befestigungslinie in der Dobrudscha (Mösien), welche sich von Tschernawoda 8 Meilen östlich bis Kostendsche (Constantiana) am schwarzen Meer erstreckt und aus einem 8—10, an manchen Stellen 18 Fuß hohen Erdwall besteht. Wie in den früheren russisch-türkischen Kriegen, so war auch im Frühjahr 1854, als die Russen in die Dobrudscha einrückten, der T. von strategischer Wichtigkeit. Die Russen besetzten ihn am 7. April, wurden jedoch am 10. bei Kostelli und den 20. und 22. bei Tschernawoda von Mustapha Pascha geschlagen.

Trajanus, Marcus Ulpius T. Crinitus, römischer Kaiser von 98—117 n. Chr., geb. 54 n. Chr. zu Italica bei Sevilla in Spanien, wurde zum Kriegsdienste erzogen und machte die Kriege gegen die Parther und später am Rhein mit. Unter Domitian verwaltete er die Prätur, 91 ward er Konsul, kommandirte 97 die Legionen am Niederrhein und ward von Nerva adoptirt und zum Mitregenten erklärt. Seine kriegerischen Eigenschaften, sein gerader edler Charakter und sein imponirendes Aeußere hatten ihm bei Volk und Heer Achtung und Liebe erworben, die er sich während seiner Regierung, die er im Januar 98 antrat, zu erhalten wußte. Er galt für einen der besten Fürsten, daher der Senat ihm den Beinamen des Besten (optimus) 114 beilegte und der Zuruf, mit dem spätere Kaiser begrüßt wurden, entstand: „Sey glücklicher, als August, und besser, als T." Das unter Domitian begünstigte und gepflegte Unwesen falscher Anklagen wurde unter ihm durch Abschaffung der Majestätsprozesse sofort beseitigt. Der Kaiser hob die Achtung vor den Gesetzen dadurch, daß er selbst die Gesetze achtete, mehrte das Ansehen des Senats als der höchsten Reichsbehörde u. war durch die Wahl der Staatsbeamten auf eine die Wohlfahrt des Staats wahrhaft fördernde Verwaltung bedacht. Unter ihm entstanden neue Städte, Kanäle, Brücken und Heerstraßen, wie auch die pontinischen Sümpfe zum Theil trocken gelegt und Häfen eingerichtet wurden. Auch für Kunst und Wissenschaft war T. thätig. Während seiner Regierung lebten Juvenal und Martial, Tacitus und der jüngere Plinius, der ihn in seinem „Panegyricus" feierte und als Statthalter von Bithynien mit ihm einen das 10. Buch der Briefe bildenden Briefwechsel unterhielt. In Rom ließ er durch Apollodorus von Damascus das prächtige Forum Trajani erbauen und dasselbe mit seiner Reiterstatue und 114 mit der 120 Fuß hohen, im Innern ersteigbaren Columna Trajani mit Reliefs, welche T.' Thaten im dacischen Kriege verherrlichten, schmücken. Die Säule ist noch jetzt vorhanden, trägt aber statt der Bildsäule T.' die des heiligen Petrus und birgt das Grab des Kaisers in sich. Die Milde und Freundlichkeit seines Charakters litt nicht das steife Ceremoniel, das unter seinen Vorgängern geherrscht hatte, und führte das einfache ungezwungene Wesen, wie es unter Vespasian und Titus am Hofe Eingang gefunden, wieder zurück. Von seinen kriegerischen Thaten sind besonders die Feldzüge gegen Decebalus (101 u. 104) u. der gegen die Dacier zu nennen. Letztere, die durch häufige Einfälle die römischen Grenzlande beunruhigten, besiegte er, machte ihr Land 106 zur römischen Provinz und feierte nach seiner Rückkehr diesen Sieg durch großartige Feste, bei denen über 10,000 Gladiatoren auftraten und 11,000 wilde Thiere getödtet wurden. In Folge seines glücklichen Krieges gegen die Parther ward Armenien römische Provinz, wie sich auch die Stämme zwischen dem Pontus Euxinus u. dem kaspischen Meere unterwarfen und Mesopotamien tributpflichtig ward. Im Jahre 114 zog T. noch einmal nach Asien, eroberte Seleucia am Tigris, die parthische Hauptstadt Ctesiphon, machte Assyrien zur Provinz u. drang bis zum persischen Meerbusen vor. In die letzten Jahre des Kaisers fallen Empörungen der Juden und schon unterworfener Länder und Städte, wie z. B. Edessa's. Auch die Christen hatten seine Ungunst zu empfinden (s. Christenverfolgungen). Auf einem Zuge nach Arabien, dessen nördlichen Theil schon früher sein Feldherr Cornelius Palma bekämpft hatte, ward T. krank. Er begab sich nach Cilicien, um sich nach Italien einzuschiffen, † aber vor der Abfahrt zu Selinus am 11. August 117. Sein Nachfolger Hadrianus gab die orientalischen Eroberungen zum größten Theile nach auf. Vgl. J. Genersich, Trajan, ein biographisches Gemälde, Wien 1812, 2 Bde.

Trajektorie (Trajectoria, Gleichschnitt), im Allgemeinen jede Kurve, welche ein ganzes System gleichartiger Kurven so schneidet, daß der Durchschnitt für alle Kurven einer gegebenen Bedingung entspricht, z. B. die Kurve, welche auf allen Ellipsen über einerlei Hauptaxe vom Scheitel aus gleiche Bogen abschneidet.

Trakehnen, Dorf in der preußischen Provinz Preußen, Regierungsbezirk Gumbinnen, Kreis Stallupöhnen, zählt mit den dazu gehörigen Vorwerken 700 Einw. Das hier befindliche Gestüte ist das bedeutendste der drei Hauptgestüte des preußischen Staats. Gestiftet 1730, enthält es einen regelmäßigen Etat von 12 Hauptbeschälern,

300 Mutterpferden und 915 jungen Pferden. Dazu gehören 14,060 Morgen nutzbaren Landes.

Traktätchen, eigentlich kleinere Abhandlung, insbesondere im Sinne eines mystischen Pietismus geschriebene Flugschrift. Die Verbreitung solcher T. lassen sich besonders die Pietisten und Mystiker sehr angelegen seyn, und es bestehen zu diesem Zwecke sogar besondere Traktätchengesellschaften.

Traktament (v. Lat.), im Allgemeinen s. v. a. Behandlung, Begegnung; insbesondere s. v. a. Schmaus, Bewirthung, Gastmahl; im Militärwesen s. v. a. Löhnung, Sold.

Traktat (v. Lat.), eine auf einen speciellen Gegenstand bezügliche Schrift; die auf Schließung eines Vertrags abzweckende vorläufige Verhandlung, die aber noch keine bindende Kraft hat; oft auch s. v. a. Vertrag selbst, insbesondere Friedensvertrag, s. Friede.

Traktorie (Tractoria), Zuglinie, eine Kurve von der Beschaffenheit, daß alle an sie gezogenen Berührenden vom Berührungspunkte bis zu dem Punkte, wo sie einer gegebenen geraden oder krummen Linie (Directrix) begegnen, einander gleich sind.

Tralee, Stadt in der irländischen Provinz Munster, Hauptstadt der Grafschaft Kerry, an der Mündung des Leigh in die Traleebai, hat mehre Kirchen, eine Leinwandhalle, ein Gerichtshaus, eine Börse, ein Theater und 7560 Einw., welche starken Härings- und Austernfang, sowie Schifffahrt und lebhaften Handel mit den Produkten des Ackerbau's und der Viehzucht treiben.

Tramontana (ital.), der Nordwind, weil er den Italienern über die Alpen (trans montes) weht; auch der Polarstern, sowie der Nordpol, weil er jenseits der Berge liegt. Daher sprüchwörtlich perdere la t., franz. perdre la tramontane, die Tramontane verlieren, die Richtung (weil diese nach dem Norden durch den Kompaß bestimmt wird) od. die Fassung verlieren, sich nicht zu helfen wissen.

Trancheékatze (Trancheékavalier, Trancheéreiter, Laufgrabenkatze), ein kleines, meist die Form einer Flasche habendes Werk, welches zur Deckung der Trancheéarbeiten dient und zu diesem Zwecke vor dem ausspringenden Winkel des gedeckten Weges der angegriffenen Front einer Festung angelegt wird. Der Bau dieses Schanzwerkes ist sehr mühsam und gefahrvoll, daher man die Besatzung des gedeckten Weges mit Kartätschen aus zwei leichten in der Parallele aufgestellten Schüssen zu vertreiben sucht.

Trancheen (v. Franz.), s. Laufgraben.

Trani, Stadt in der neapolitanischen Provinz Terra di Bari, am adriatischen Meer, Erzbischofssitz mit Appellationstribunal, Kathedrale, 12 anderen Kirchen, Seminar, Weberei, Handel mit Oel, Mandeln, vorzüglichen Feigen, Wein rc. u. etwa 14,000 Einw.

Trankebar (Tranquebar), früher dänische, jetzt britische Stadt und Festung (Dansborg) auf der Küste Koromandel im ehemaligen Königreich Tanjore in Ostindien, an einem der Mündungsarme des Cavery, ist nach europäischer Art gebaut, hat eine Missionsanstalt mit Druckerei, welche besonders Werke in der Landessprache, dem Tamulischen, druckt, eine lutherische Hauptkirche, mehre Moscheen und Pagoden, mehre Schulen, Baumwollen- und Seidenfabriken, Seesalzsiedereien, einen Hafen, lebhaften Handel und gegen 20,000 Einw., meist Hindu's. Die Stadt, 1620 von den Dänen auf einem dem Radscha von Tanjore abgekauften Bezirk angelegt, war Hauptort der dänischen Besitzungen in Ostindien, ging aber 1845 durch Kauf an die englisch-ostindische Kompagnie über.

Transactions (engl.), Abhandlungen, besonders periodisch erscheinende Sammlungen und Zeitschriften, welche Abhandlungen verschiedener Gelehrten enthalten. Berühmt sind die „Philosophical t.".

Transfiguration (v. Lat.), Verklärung, z. B. der Jungfrau Maria, vor Allem diejenige Christi auf dem Berge Tabor, zu deren Andenken die römische Kirche am 6. August ein besonderes Fest (s. Verklärungsfest) feiert. Berühmt ist Raphaels T.

Transfusion (v. Lat.), Ueberleitung, s. Infusion und Transfusion.

Transitiv, s. Verbum.

Transitohandel (Transithandel), der Durchgang fremder Waaren durch ein Land, ist zwar für das Land selbst eigentlich gar kein Handel, aber in sofern nicht unwichtig für das betreffende Land, da derselbe den Verkehr überhaupt beförbert, die durchgehenden Reisenden, Fuhrleute rc. Geld im Lande auszugeben nöthigt, und die von durchgehenden Waaren erhobenen Zölle und anderen Abgaben (Transitozölle, Transitoabgaben) zu einer nicht unwichtigen Staatseinnahme werden können.

Transitorisch (v. Lat.), vorübergehend, von Anordnungen, die nicht auf die Dauer getroffen sind, aber einen Uebergang zu späteren befinitiven bilden sollen.

Transkaukasien, s. Kaukasisches Gouvernement.

Translokation (v. Lat.), im Allgemeinen Ortsveränderung, Versetzung; insbesondere Versetzung aus einer Schulklasse in eine höhere.

Transpadanische Republik, der von Bonaparte 1796 nach der Schlacht bei Lodi jenseit des Po aus der österreichischen Lombardei nach dem Muster der französischen Republik errichtete Freistaat, warb schon im Juni 1797 mit der cispadanischen Republik zur cisalpinischen Republik vereinigt, deren Gebiet dann von 1805—14 das Königreich Italien bildete.

Transparent (v. Franz.), durchscheinend, halbdurchsichtig; besonders ein Gemälde auf Papier oder feinem weißen Baumwollenzeuch, das, mit Oel getränkt, mittelst dahinter zweckmäßig angebrachter Erleuchtung, in hellglänzenden Farben erscheint. Die T.s dienen zur Verzierung bei öffentlichen Illuminationen, auf dem Theater und bei ähnlichen Gelegenheiten; bei einzelnen größeren Theatern sind landschaftliche und architektonische Hintergründe öfters ganz in T. gearbeitet.

Transponiren, in der Mathematik die Glieder einer Gleichung von der einen Seite mit entgegengesetzten Zeichen auf die andere bringen; in

der Musik ein Tonstück aus dem Grundtone, in dem es geschrieben ist, in einen anderen versetzen, entweder sofort beim Spiel, oder schriftlich.

Transport (v. Lat.), die Fortschaffung, Wegführung von Dingen von einem Orte zum andern.

Transporteur, ein bekanntes Instrument, das zur Messung und Abtragung von Winkeln auf dem Papier dient, bildet einen Halbkreisring, an welchen sich ein Lineal anschließt, und ist in 180 Grade eingetheilt, auch wohl behufs der Bestimmung kleinerer Theile mit einem Vernier versehen.

Transscendent und **transscendental** (v. Lat.), was über eine gewisse Grenze hinausgeht, wissenschaftliche Kunstausdrücke, die in der Mathematik und in der Philosophie gebräuchlich geworden sind. In der Mathematik heißt nach der von Leibnitz eingeführten Bezeichnung alles das t r a n s s c e n d e n t, was über die Algebra hinausgeht. T.e Operationen sind daher solche, welche nicht zu den im Gegensatz dazu als algebraische bezeichneten gehören; diese letzteren sind die vier sogenannten Species, die Potenzirung und Wurzelausziehung; die t.n aber die, wo zu einer Zahl der Logarithmus, zu einem Winkel die trigonometrische Funktion und umgekehrt gesucht wird. T.e G l e i c h u n g e n sind solche, welche t.e Funktionen enthalten. In der Philosophie heißt t r a n s s c e n d e n t a l eigentlich alles, was in unserer Erkenntniß über die Grenze der Erfahrung hinausgeht, nach der von Kant eingeführten Terminologie alle Erkenntniß, welche über die empirische Sphäre des Bewußtseyns hinaus auf das Ursprüngliche in demselben zurückgeht, die also nicht sowohl mit den Gegenständen selbst, als vielmehr mit der a priori gegebenen Art ihrer Erkenntniß sich beschäftigt; t r a n s s c e n d e n t dagegen das, was auch dieses Ursprüngliche noch übersteigt und völlig überschwänglich wird. Nach Kants Lehre ist nämlich einerseits jede Erkenntniß nur dadurch möglich, daß im menschlichen Geiste gewisse Anschauungsformen, Begriffe und Ideen bereit liegen, durch welche der sinnliche Stoff gedacht wird; andererseits haben diese a priori gegebenen Begriffe nur in Beziehung auf die Erfahrung eine Bedeutung, so daß sie ohne dieselbe keine Erkenntniß darbieten; daher nannte Kant jeden Versuch, durch dieselben über Gegenstände, die nicht in der Erfahrung vorkommen, z. B. über Gott, das Wesen der Seele rc., etwas zu bestimmen, transscendent und erklärte ihn für einen Fehler, vor welchem auf theoretischem Gebiete zu warnen die Hauptabsicht seiner kritischen Arbeiten war.

Transspiration (v. Lat.), Hautausdünstung, s. H a u t.

Transsept (v. Lat.), in der Baukunst jeder Querbau, z. B. das Kreuzschiff der meisten großen mittelalterlichen Kirchen, wodurch die Längenausdehnung des Gebäudes unterbrochen und Querflügel gebildet werden.

Transsubstantiation, die Lehre von der Verwandlung im Abendmahle (s. d.).

Transsylvania, s. S i e b e n b ü r g e n.

Transvaalsche Republik, südafrikanischer Freistaat, liegt zwischen $22^1/_2$ u. 28° südl. Br. und 44° bis $49^1/_2$° östl. L. von Ferro, wird im Süden durch den Fluß Vaal, im Norden u. Westen durch den Limpopo und im Osten durch das Quathlambagebirge begrenzt und zählt auf 3780 □M. 145,000 Einw., darunter 45,000 Weiße. Das Land bildet eine Hochfläche von 5—7000 F. mittlerer Höhe, ist aber wohl bewässert und mit reicher Vegetation bedeckt. Produkte sind Getreide, Wein, Obst, Citrusarten; Rinder, Schafe und Ziegen. Hauptort ist Potchefstrom mit 6—700 Einw. Der Freistaat ward 1848 von den mit der englischen Herrschaft unzufriedenen Boers, welche sich unter Pretorius' Führung jenseits des Vaal niederließen, gegründet. Vergl. K a p l a n d.

Transversale (v. Lat.), im Allgemeinen jede gerade oder krumme Linie oder Ebene, welche ein System anderer gerader oder krummer Linien oder Ebenen auf irgend eine Art durchschneidet. Zu den T.n gehören alle Theilungslinien, ebenso alle den genannten Linien entsprechenden Ebenen.

Trapa (W a s s e r n u ß), Pflanzengattung aus der Familie der Hydrocharideen, Wasserpflanzen, worunter T. natans *L.*, Wasserkastanie, Jesuitennuß, einjährig, in tiefen Teichen durch ganz Europa und Asien, doch überall selten, eine vierstachelige Frucht von der Größe einer Haselnuß und mit ähnlichem eßbaren Kern trägt. Den obern beblätterten Theil des Stengels benutzte man früher zu kühlenden und zertheilenden Umschlägen bei Anschwellungen und bei Geschwüren, sowie den ausgepreßten Saft gegen Augenkrankheiten. T. bicornis *L.*, einjährig, wird in China kultivirt und als eine wohlschmeckende Frucht auf die Märkte gebracht.

Trapani, Hauptstadt der gleichnamigen sicilischen Intendanz, auf einer felsigen, weit ins Meer vorspringenden Landzunge, am Fuße des Monte Giuliano (Eryx), ist gut gebaut, stark befestigt, hat breite, gerade Straßen, einige schöne Paläste, einen geräumigen Hafen, der durch das Fort Colombara geschützt wird, 18 Kirchen, zahlreiche Klöster, ein Seminar und Kollegium, mehre Hospitäler und 25,000 Einw., welche Arbeiten in Korallen, edeln Steinen, Marmor, Alabaster, Perlmutter rc. liefern und Korallen- und Thunfischerei, sowie Handel mit Seesalz, Soda, Schwefel, Sardellen, Getreide rc. treiben. T. ist eine der ältesten Städte der Insel und hieß im Alterthum D r e p a n u m.

Trapez (v. Griech.), ein Viereck mit zwei einander parallelen Seiten; T r a p e z o i d, Viereck, in welchem keine Seite der andern parallel ist.

Trapezunt (in der Lingua franca T r e b i s o n d e, türk. T a r a b o s a n), Hauptstadt eines asiatisch-türkischen Ejalets im östlichen Theile von Kleinasien, das am schwarzen Meere eine Küstenlänge von 75 Meilen und einen Flächenraum von 656 □Meilen mit etwa 250,000 Einwohnern hat. Die Stadt T., zwischen zwei hohen Felsen gelegen, ist wegen der vielen von ihr umschlossenen Gärten von bedeutendem Umfang und hat eine alte Felsencitadelle, ein altes Schloß, zahlreiche Moscheen, mehre Medresses, 10 griechische Kirchen, ansehnliche Bazars, Schiffswerfte rc. Wegen ihres guten Hafens und ihrer günstigen Lage ist sie ein Hauptstapel- und Speditionsplatz des Handels zwischen Europa und Armenien, Persien und ganz Mittelasien. Regelmäßige Dampfschifffahrt verbindet sie mit Kon-

stantinopel und den Donaumündungen, während der Verkehr mit Erzerum, Tauris und Syrien durch Karawanen vermittelt wird. Von Denkmälern des Alterthums sind nur noch die Trümmer eines Tempels aus des Kaisers Hadrian Zeit vorhanden. T., eine griechische, von Sinope angelegte Pflanzstadt, erhielt, obwohl schon im Alterthum ein nicht unbedeutender Ort, doch erst im Mittelalter eine größere Wichtigkeit, indem sie eine Zeitlang Hauptstadt eines kleinen Kaiserthums war. Nach der Gründung des lateinischen Kaiserthums durch die französischen und venetianischen Kreuzfahrer 1204 errichtete nämlich ein Prinz des kaiserlichen Hauses, Alexius, einen neuen Staat im östlichen Kleinasien und nahm seinen Sitz zu T., wo er Statthalter gewesen war. Seine Nachfolger, die den Familiennamen Komnenen fortführten, nahmen trotz des geringen Umfangs ihres Reichs den Kaisertitel an. Der Thron von T. wurde aber bald nach dem byzantinischen umgestürzt. David Comnenus, der letzte Kaiser von T., ward 1461 in seiner Hauptstadt vom türkischen Sultan Mohammed II. belagert und mußte sich, aller Hülfe beraubt, demselben 1461 auf Gnade und Ungnade ergeben. Der Sieger ließ ihn 1462 mit seiner Familie in Adrianopel hinrichten und verleibte das Land dem türkischen Reiche ein. Vgl. Fallmerayer, Geschichte des Kaiserthums von T., München 1827.

Trappe (Otis), Vögelgattung aus der Ordnung der Sumpfvögel und der Familie der Hühnerstelzen, charakterisirt durch die nur mit drei kurzen, schwach gesäumten Zehen versehenen Füße, die mäßig hohen, kräftigen Beine u. den stumpf dreikantigen, vorn gewölbten Schnabel, scheue, schwerfällig fliegende, monogamisch und gesellig auf großen, getreidereichen Ebenen als Stand- oder Strichvögel von Insekten und Körnern lebende Vögel mit rostfarbenem oder rothbraunem, mit dunkleren Querbinden und Querflecken gezeichnetem Gefieder, welche kein Nest bauen, sondern zur Brütezeit Löcher in die Erde scharren, um ihre Eier hineinzulegen. Der große T. (O. tarda *L.*, Trappgans) hat einen hellgrauen bis weißen Kopf und Hals, einen rostfarbigen, schwärzlich gebänderten Mantel u. weiße Schwingen zweiter und dritter Ordnung. Das Männchen ist durch lange zerschlissene Kehlfedern ausgezeichnet und 3½ Fuß lang, das Weibchen blasser u. um ⅓ kleiner. Diese Vögel finden sich truppweise in den größeren Ebenen Mittel- und Südeuropa's, häufig in Sachsen und erinnern durch ihren schnellen Lauf an die Strauße Afrika's. Sie werden zur hohen Jagd gerechnet, sind aber ihrer Vorsicht wegen schwer zu schießen. Da sie viel fressen, so können sie da, wo sie in Menge vorkommen, auf den Getreide- und Rübsenfeldern beträchtlichen Schaden anrichten. Das Fleisch der Jungen ist schmackhaft. Der Zwergtrappe (O. tetrax *L.*) hat einen rothbraunen, fein schwärzlich gewellten Mantel. Das Männchen ist am Halse schwarz, mit weißen Querbändern gezeichnet; das Weibchen an Kopf und Hals röthlichbraun, schwärzlich punktirt und gewellt. Dieser 18 Zoll lange Vogel findet sich vornehmlich in Südeuropa, kommt selten nach Deutschland und hat sehr schmackhaftes Fleisch. Der Kragentrappe (O. hubara *L.*) ist über 2 Fuß lang und findet sich in Nordafrika und Arabien, selten als verirrter Fremdling in Deutschland. Das Männchen ist durch einen breiten Halskragen ausgezeichnet.

Trappers (engl., s. v. a. Fallensteller), Bezeichnung der nordamerikanischen Pelzjäger.

Trappgesteine, s. v. a. Augitische Gesteine, nämlich Basalt, Dolerit, Basalt- und Doleritkonglomerat, Wacke, Melaphyr, Augitfels, Pauliitfels, Eklogit, Euphotid, Gabbro und Serpentinfels.

Trappisten, Mönchsorden, gestiftet von de Rancé (s. d.) 1662. Dieser faßte nach einem ausschweifenden Jugendleben den Entschluß, die ihm 1636 als Pfründe zugefallene, schon 1122 vom Grafen von Perche, Rotrau II., gestiftete, aber verfallene Cistercienserabtei La Trappe zu reformiren. Er vermachte daher seine Habe den Armen, gab seine andern Pfründen auf und ging 1662 nach La Trappe. Die Abtei hieß ursprünglich Notre Dame du Val u. erhielt bei ihrer Umgestaltung und Uebergabe an den Cistercienserorden 1148 den Namen Notre Dame de la Maison-Dieu. Sie liegt im Departement Orne, bei Mortagne, in einem höchst einsamen unfreundlichen Thale mit schwierigem Eingang, weshalb sie den Namen La Trappe (Fallthüre) erhielt. Rancé berief durch den Abt Barbarin Mönche von der strengsten Observanz der Benediktiner und stellte das Kloster wieder her. Er wurde selbst Mönch und nach überstandenem Probejahr Abt zu La Trappe. Da er die Regel des heiligen Benedikt nicht streng genug fand, verfiel er auf eine Ordensregel, die unmenschliche Selbstquälerei auferlegte. Die T. müssen darnach um 2 Uhr aufstehen, sich täglich 11 Stunden mit Beten und Messelesen beschäftigen und die übrige Zeit bei harter Arbeit meist auf dem Felde in schweigender Betrachtung zubringen. Abends arbeiten sie an Herstellung ihrer Gräber und schlafen dann auf Stroh. Ihre Gedanken sollen stets auf Buße und Tod gerichtet seyn, daher darf, außer Gebeten und Gesängen und dem „Memento mori", womit sie einander grüßen, kein Wort über ihre Lippen kommen. Ihre Nahrung besteht in Wurzeln u. Kräutern, Früchten, Gemüsen und Wasser; Fleisch, Wein und Bier dürfen sie nicht genießen, außer in Krankheitsfällen. Ihre Kleidung besteht aus Holzschuhen und einer dunkelbraunen Kutte, die sie auf dem bloßen Leibe tragen. Die vorgeschriebenen Geißelungen sind schärfer, als bei irgend einem andern Orden. Sie theilen sich in Laienbrüder und Professen; außerdem gibt es auch sogenannte Frères donnés, d. h. Solche, welche nur eine Zeitlang behufs der Bußübung dem Orden angehören. Die unmäßige Strenge war nicht geeignet, den Orden in Aufnahme zu bringen. In Italien gab es nur ein Trappistenkloster zu Buon-Solasso bei Florenz, in Deutschland eins in der Nähe von Düsseldorf. Die Prinzessin Luise von Condé stiftete einen weiblichen Zweig des Ordens zu Liacet in Frankreich. Als die Stürme der französischen Revolution die geistlichen Orden aus Frankreich verscheuchten, fanden einzelne

Kolonien von T. in Deutschland, der Schweiz, in Rußland, Großbritannien, Spanien und in Nordamerika Aufnahme. In der Schweiz stiftete Augustin de Lestrange ein Kloster zu Valsainte, das 1798 von den Franzosen zerstört ward. Lestrange wendete sich darauf nach Litthauen, wo er 1799 Klöster zu Brzese und Lück gründete. Von hier vertrieben, ging er 1801 nach Freiburg in der Schweiz, 1804 nach Rom, wo er ein Kloster gründete, das bis zur französischen Invasion bestand, endlich nach Spanien. Der Hauptstamm der T. hatte sich unter dem Abte de la Prade ins Paderbornsche geflüchtet, ward aber 1802 von der preußischen Regierung ausgewiesen, ebenso 1811 aus Freiburg und 1812 aus Darfeld im Münsterschen. Im Jahre 1817 kehrten die T. in ihr Stammkloster in Frankreich, das sie wieder angekauft hatten, zurück und waren 1818 schon wieder gegen 100 Köpfe stark. Bis 1823 gründeten sie 16 Niederlassungen und blühten besonders unter Gerambs (s. d.) Leitung seit 1825 sehr auf. Eine königliche Ordonnanz vom 16. Juni 1828 gebot zwar die Schließung aller Trappistenklöster, kam aber nicht zur Ausführung, so daß zur Zeit der Julirevolution außer dem Stammkloster noch 9 andere bestanden, worunter die zu Aiguesbelles, Gard, Meilleray und St.-Aubin die angesehensten waren. Einige davon gingen ein, doch durfte der Orden unter dem ihm vom Papste beigelegten Namen Congrégation des religieux Cisterciens de Notre Dame de la Trappe fortbestehen, und 1844 gründete er sogar in Algier eine Kolonie. Ein Zweig des Ordens sind die 1851 entstandenen Trappistenprediger, welche der katholischen Mission dienen. Vgl. Histoire civile religieuse et littéraire de l'abbaye de la Trappe, Paris 1824; Ritsert, Der Orden der T., Darmstadt 1833; Gaillardin, Les Trappistes ou l'ordre de Citeaux au 19me siècle, Paris 1844, 2 Bde.

Trarbach, Stadt in der preußischen Rheinprovinz, Regierungsbezirk Koblenz, Kreis Zell, am Einflusse des vereinigten Trabener- und Kanterbachs in die Mosel, über die hier eine Schiffbrücke führt, ist mit Mauern und Thürmen umgeben, hat ein Progymnasium, eine Simultankirche und 1650 Einw., welche Kupfer-, Blei-, Schwefel- und Schiefergruben bearbeiten und Weinbau und Handel mit Wein, Holz, Wolle &c., sowie etwas Seidenzucht treiben. Sonst stand hier das feste Schloß Greiffenberg (Grevenberg), mit trierscher Besatzung. Die Stadt ward im 30jährigen Kriege und im spanischen Erbfolgekrieg mehrmals erobert, zuletzt 1794 von den Franzosen, welche die Festungswerke schleiften, die darauf zu Weinbergen umgeschaffen wurden.

Trasimenischer See (lacus Trasimenus), jetzt Lago di Perusia, See in Etrurien, berühmt durch die Niederlage, welche Hannibal [s. d. 3)] 217 v. Chr. den Römern unter dem Konsul C. Flaminius an seinen Ufern beibrachte.

Traß (Duckstein), Konglomerat aus größeren und kleineren Stücken von Bimsstein, Trachyt, Basalt u. Thonschiefer, die durch graues oder bräunliches Bindemittel vereinigt sind. Zufällig eingemengt sind Quarz, glasiger Feldspath, Glimmer, Hornblende, verkohltes Holz &c. Der T. ist wohl nur eine lokale Varietät des Trapptuffs. Gemahlen dient er zu Wassermörtel. Die bedeutendsten Traßbrüche sind die im Brohlthal am Rhein.

Trassiren (v. Ital.), das Ziehen eines Wechsels auf eine andere Person. Ein solcher Wechsel heißt Tratte, der Aussteller Trassent, der Bezogene Trassat.

Trau (Traghu), Stadt im österreich.-dalmatischen Kreis Spalato, auf der gleichnamigen Insel, hat einen schönen altgothischen Dom, 3 Klöster, ein Spital u. 3000 Einw., welche sich mit Weinbau, Oliven-, Feigen- und Mandelkultur beschäftigen und Handel mit Landesprodukten treiben.

Traubenfäule (Traubenkrankheit), eine erst in der neuesten Zeit bemerkte Krankheit der Weintrauben, die sich durch harte, schwarze Flecken an den Beeren ankündigt, aber noch nicht genügend erforscht ist, da ein hierbei bemerkter mikroskopischer Pilz (Oidium Tuckeri) mehr Folge als Grund der Krankheit zu seyn scheint. Man kennt bis jetzt noch kein wirksames Mittel gegen die Krankheit, welche sich von Süden auch nach Deutschland verbreitet, insbesondere aber der Korinthenernte in Griechenland großen Eintrag gethan hat.

Traubenkur, der mehre Wochen lang fortgesetzte reichliche Genuß von Weintrauben, wobei sehr nahrhafte, fette, mehlige, oder blähende Speisen vermieden werden müssen. Mit hinreichender Körperbewegung verbunden, soll diese Kur bei Stockungen im Unterleibe und davon abhängiger Hypochondrie, bei Hämorrhoidalbeschwerden und bei Gicht gute Dienste leisten. Die Wirksamkeit der Weintrauben beruht vornehmlich auf den auflösenden Heilkräften der darin enthaltenen Säuren und Salze. Hauptkurorte sind in Deutschland Meran in Tyrol und Türkheim in der Rheinpfalz.

Traum (somnium), das Produkt der Seelenthätigkeit während des Schlafs. Im T. äußert sich theils sinnliche Anschauung, theils Urtheilskraft und überhaupt die höhere Seelenkraft. Was die sinnlichen Anschauungen anlangt, so treten bisweilen vor dem Einschlafen Schlummerbilder (Traumbilder) auf, vornehmlich Gesichtserscheinungen, welche sich dem Auge darstellen, wenn man mit geschlossenen Augen, nichts denkend, dem Schlafe sich ergibt. Bei vollkommener Gesundheit vorkommend, sind sie nichts Krankhaftes, sondern als die Elemente des T.s zu betrachten, in sofern dieser in der Anschauung von zusammenhängenden Erscheinungsreihen, Ereignissen und Begebenheiten besteht, während das Schlummerbild nur isolirte Gestalten zeigt. Letzteres gewährt ein rein objektives Schauspiel, bei welchem wir müßige Zuschauer sind; dagegen kommt nicht leicht ein T. zum Vorschein, in welchem der Träumende nicht selbst auch als irgendwie thätig aufträte. Das Wirkende bei der sinnlichen Traumerscheinung liegt eben so wenig in den Sinnesorganen, als in den Sinnesnerven des Gehirns, sondern im Anschauungsvermögen selbst, u. zwar in dem freithätigen u. selbstschaffenden, oder in der Phantasie. Diese aber bringt

die Traumerscheinung dadurch zu Stande, daß sie auf die äußern Sinnesorgane wirkt, dieselben in Einklang mit sich setzt, die von ihr hervorgerufenen Vorstellungen ihnen einbildet und dadurch ausprägt oder versinnlicht. Im Wachen vermag sie dies nicht, weil hier das peripherische Leben so mächtig ist, daß sie vielmehr von ihm bestimmt wird. Im Schlafe aber erlangt die Phantasie solche Macht, weil sie weder durch äußere Sinnesrührungen, noch durch Spontaneität der Seele gehemmt wird; dieser Fesseln entladen, schweift sie herum. Die Schlummerbilder sind daher in steter Wandelung begriffen, entweder vorüberschwebend, oder stehend, aber alsbald zerrinnend und in andere Formen übergehend. Eben so charakterisirt sich der T. durch die schnelle Folge, den reißenden Strom der Bilder, die Verknüpfung des Fremdartigsten ꝛc. Die Phantasie wird aber nur schöpferisch durch Kombination und kann ihren Stoff nur aus dem Gedächtnisse entnehmen: Blindgeborne träumen nicht von Sichtbarem, Taubstumme nicht von Hörbarem, und Blindgewordene sehen im T. nur das, was sie vor dem Erblinden gekannt hatten. Die im Wachen am meisten beschäftigten Sinne geben auch die meisten Traumbilder; so träumen wir am meisten zu sehen, weniger zu hören, selten zu schmecken, zu riechen und zu tasten. Im T. wirken aber auch die höheren Geisteskräfte. Wir fassen die Traumerscheinungen in ihren Beziehungen zu uns mit Bewußtseyn auf, schämen uns, wenn irgend eine Schwäche von uns offenbar wird, betrüben uns über die Krankheit einer geliebten Person, fühlen den Schmerz einer Wunde, wovon wir träumen. Wir halten im T. verständige Reden, urtheilen, ob die Begebenheiten uns gefallen oder nicht, ob die Handlungen recht oder unrecht sind, wir begehren, fassen nach Maßgabe der Umstände zweckmäßige Entschlüsse und führen sie aus. Aber dabei zeigt sich überall die Herrschaft der Willkür, und wir träumen oft auch ganz unverständig und verkehrt. Die Urtheilskraft läßt sich das Unsinnigste gefallen und weckt erst, wenn der Unsinn einen gewissen Grad erreicht. Außerdem gibt es aber auch Träume über abstrakte Gegenstände; wir bringen aus dem Wachen theils die Erinnerung von Thatsachen, theils die Uebung im Denken und das Streben nach Erkenntniß mit, und kommen so selbst zur Meditation im T. Oft finden sich Bewegungen, welche den Träumen entsprechen und durch welche man das Daseyn der letzteren bei fremden Wesen erfährt: der Säugling macht im Schlafe die Lippenbewegung des Saugens; das Rind käut wieder; das Pferd dreht die Ohren; der Jagdhund spürt, schlägt an, setzt nach, aber sein Gebell ist nur leise, und die Bewegungen der Füße sind nur schwache Vibrationen. Der Wille wirkt also dem T. gemäß auf die Muskeln, findet aber in der Unempfänglichkeit derselben ein Hinderniß, sich vollkommen zu äußern. Oft wird man sich dieses Hindernisses bewußt: man will fechten und führt nur matte, kraftlose Streiche; man will einer Gefahr entfliehen und fühlt, daß man nicht von der Stelle kommt. Häufig werden aber auch die Bewegungen vollständig ausgeführt: am gewöhnlichsten ist das Sprechen im Schlafe, da die Seele mit keiner anderen Muskelpartie in einem so innigen Verkehr steht, als mit den Sprachorganen; dann folgen einzelne Gliederbewegungen, wie denn manche Menschen im T. sich aufrichten oder um sich schlagen; hierauf folgt die zu Handlungen verknüpfte Gliederbewegung oder der Schlafwandel (Noctambulismus), welcher selbst wieder verschiedene Stufen hat, indem der Träumende entweder still herumgeht und verschiedene Handlungen vollzieht, oder dabei auch spricht, oder endlich auch sinnliche Eindrücke dabei percipirt. Der Glaube an voraussagende oder divinatorische Träume findet sich bei den Völkern des Alterthums, wie bei denen der neueren Zeit. Aus der Bibel sind die Träume Jakobs und Josephs bekannt. In besonderem Ruf als Traumdeuter standen die Chaldäer. Bei den Griechen sowohl, als bei den Römern brachte man die Kranken in den Tempel des Aeskulap, da man glaubte, daß der Gott ihnen im T. die Mittel anzeigen werde, welche ihnen zur Genesung verhelfen sollten. Voraussagende Träume haben sich durch alle Jahrhunderte bis auf die neueste Zeit als eigenthümliche Erscheinungen der Nachtseite der menschlichen Natur forterhalten und finden sowohl unter der gebildeten als ungebildeten Klasse der Menschen eben so viele gläubige Anhänger als Widersacher. Besonders merkwürdig und die ganze Aufmerksamkeit des Psychologen in Anspruch nehmend sind darunter diejenigen Träume, welche ein bevorstehendes Unglück oder den nahen Tod dem Träumenden selbst oder einem seiner Angehörigen verkünden. Vgl. Schubert, Symbolik des T.s, 3. Aufl., Leipz. 1840; Greiner, Der T. und das fieberhafte Irreseyn, das. 1817.

Traumaticin, eine in der Chirurgie statt des Kollodiums angewandte Lösung von Guttapercha in Chloroform.

Traumatisch (v. Griech.), zu Wunden gehörig, davon herrührend.

Traumwandeln, s. v. a. Nachtwandeln.

Traun (Truna), österreichischer Fluß, entspringt am Fuße der steierischen Alpen unweit des Priel in Steiermark, tritt oberhalb Hallstadt in das Erzherzogthum Oesterreich ein, fließt durch den Hallstädter- u. den Gmundener- oder Traunsee, bildet bei dem Dorfe Roitham einen schönen Wasserfall und mündet nach 24 Meilen langem Lauf unweit Linz in die Donau. Er ist sehr fischreich und bietet nach seinem Austritte aus dem Hallstädtersee für den Salztransport hinlänglichen Tiefgang. Das nach diesem Fluß benannte Traunviertel ist 1849 aufgelöst und in die drei Bezirkshauptmannschaften Steier, Gmunden und Kirchdorf, zusammen 74,29 □Meilen mit (1850) 173,172 Einw., vertheilt.

Traunstein, Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Oberbayern, an der Traun, Landgerichtssitz mit Saline, 3 Kirchen und Beneficien, Schloß, Rathhaus, Vieh- u. Pferdezucht, Flachsbau, Steinbrüchen, Getreideschranne und 2230 Einw.

Traurigkeit, die entweder durch äußere Ursachen, oder durch Störungen in der normalen Lebensthätigkeit des Körpers hervorgerufene ausdauernde Verstimmung der Seele, das Miß-

fallen am gegenwärtigen Zustande, äußert sich auch physiologisch durch erschlaffte Züge, matte, oft thränenvolle Augen, Blässe des Gesichts, schleichenden Gang, gebeugte Körperhaltung, Seufzer in mehr oder weniger hohem Grade. Sie wirkt bei zu großer Dauer nachtheilig auf die Gesundheit und gibt namentlich leicht zu chronischen Uebeln, Stockungen, Schleimflüssen, Verhärtungen ꝛc. Veranlassung.

Trausnitz im Thal, Pfarrdorf im bayerischen Regierungsbezirk Oberpfalz und Regensburg, Landgericht Nabburg, mit Schloß, worin Friedrich der Schöne von Oesterreich von Kaiser Ludwig dem Bayern nach dessen Sieg bei Mühldorf 1322 3 Jahre lang gefangen gehalten wurde, und 500 Einw.

Trautenau (Trutnov), Stadt im österreich.-böhmischen Kreise Gitschin, an der Aupe, mit einem Braun- und Steinkohlenbergwerk, bedeutender Leinweberei, frequenten Wochenmärkten für Garn und Leinwand und 2500 Einw. Hier am 30. Sept. 1745 Sieg Friedrichs II. von Preußen über die Oesterreicher unter dem Herzog Karl von Lothringen, gewöhnlich nach dem ¼ Meile südlicher gelegenen Dorf Sohr oder Sorr benannt.

Trautmannsdorff, Maximilian, Graf von, österreichischer Staatsmann und Diplomat, geboren 1584 zu Grätz, gewann seine Bildung theils durch Studien, theils auf Reisen u. in Feldzügen. Als Gegner des Kardinalbischofs Melchior Klesl (s. d.), des Ministers des Kaisers Matthias, war er ungemein thätig, dem Erzherzog Ferdinand von Grätz, nachherigem Kaiser Ferdinand II., nach Matthias' Tode die Erbfolge in Oesterreich, Ungarn und Böhmen zu verschaffen. Er schloß 1619 das Bündniß Ferdinands II. mit Maximilian von Bayern und verabredete dann, als kaiserlicher Gesandter in Rom, mit dem Papste und dem spanischen Gesandten die gemeinschaftlichen Maßregeln zur Führung des Kriegs. Von Jugend auf durch vertrauten Umgang mit dem Ehrgeize Wallensteins bekannt, war er einer der Ersten, welche ihn bei dem Kaiser hochverrätherischer Absichten beschuldigten, weshalb er auch mit dem Hofkriegsrathe von Questenberg zur näheren Untersuchung des Thatbestands in Wallensteins Lager abgesendet wurde. Nach der nördlinger Schlacht 1634 bewog er den Kurfürsten von Sachsen, sich von Schweden zu trennen, und 1635 schloß er den Frieden zu Prag ab. Das größte Verdienst aber erwarb er sich bei den Friedensunterhandlungen zu Münster und Osnabrück, wo er als kaiserlicher Principalkommissarius funktionirte und eben so wohl durch seine Unterhandlungskunst, als durch Nachgiebigkeit das Friedenswerk vornehmlich zu Stande bringen half. Er † 1650 zu Wien.

Trauung (Kopulation), die feierliche Bestätigung einer zwischen 2 Verlobten geschlossenen Ehe, besonders aber die priesterliche Einsegnung der Ehe (s. d.).

Travancore, britisch-ostindischer Vasallenstaat, liegt an der südwestlichen Spitze Vorderindiens und umfaßt 193 □Meilen mit nahe an 1½ Millionen Einw., darunter 70,000 syrische oder Thomaschristen mit 55 Kirchen, etwa 100 katholische Christen und über 4000 Protestanten, die übrigen Hindu's. Der Staat steht unter einem Radscha, welcher über 11,000 Mann Truppen hält, 4 Millionen Gulden Einkünfte bezieht und an die Engländer 1 Million Gulden Subsidien zahlt. Erste Haupt- und Residenzstadt ist Trivanderam, die zweite Travaneore.

Trave, Fluß in Norddeutschland, entspringt im Herzogthum Holstein zwischen Eutin und Ahrensboek, fließt erst südsüdwestlich durch den Warderſee über Segeberg nach Oldesloe, wendet sich dann nach Osten und Nordnordosten und tritt in das lübeckische Gebiet, wo sie sich unterhalb Lübeck zu dem sogenannten Binnenwasser oder Breitling, weiterhin zum schlutuper, pötenitzer oder dassower Wiek erweitert und nach 14 Meilen langem Lauf bei Travemünde in die Ostsee und zwar in den Travebusen (lübisches Fahrwasser) mündet. Sie nimmt im lübecker Gebiet rechts die Steckenitz und Wocknitz, den schiffbaren Abfluß des ratzeburger See's, links die Schwartau auf, wird für kleinere Fahrzeuge schon bei Oldesloe fahrbar, bei Lübeck aber seit der neuerlich bewirkten Stromkorrektion für 16 F. tief gehende Segel- und Seedampfschiffe fahrbar. Sie steht durch die Steckenitz und den Steckenitzkanal mit der Delvenau und durch diese mit der Elbe und der Nordsee in Verbindung.

Travemünde, lübeckische Stadt an der Ostsee und dem Ausflusse der Trave, hat alte Wälle, einen Leuchtthurm, einen guten Hafen, der in neuester Zeit durch einen Dampfbagger sehr verbessert worden ist, ein Seebad, welches 1802 eingerichtet wurde und sehr besucht ist, eine Trinkanstalt für struve'sche Mineralwasser (seit 1843) und 1700 Einw. Durch Verträge mit den Grafen von Holstein kam Lübeck von 1247—53 vorübergehend, seit 1320 und 1329 in bleibenden Besitz des Orts. Im Jahre 1811 errichteten die Franzosen hier eine starke Citadelle, die aber schon 1814 wieder abgetragen ward.

Travendal (Traventhal), Amtsort im Herzogthum Holstein, an der Trave, mit Gefängniß, einem früheren Lustschlosse der Herzöge von Holstein-Plön, bemerkenswerth wegen des hier den 18. Aug. 1703 zwischen Karl XII. von Schweden und Friedrich IV. von Dänemark abgeschlossenen Friedens, worin Letzterer den Herzog Friedrich IV. von Holstein-Gottorp zu entschädigen und das Bündniß mit Rußland aufzugeben versprach.

Travertin (Lapis tiburtinus), Gesammtname für die mächtigen Kalktuffbildungen in Italien.

Travestie, in der Poesie die komische Darstellung eines von einem anderen Dichter ernst behandelten Stoffes. Eine poetische Berechtigung hat die T. nur so lange, als sie das in einer ernsten Dichtung als groß dargestellte Kleine seiner pomphaften Hülle scherzhaft entkleidet, überhaupt das falsche Pathos und andere versteckte Mängel des Gegenstandes auf naive Weise enthüllt, nicht aber, wenn sie das wirklich Erhabene unsinnig verzerrt und in den Pfuhl der Gemeinheit herabzieht. Wenn sie aber auch wirklich in den so eben gesteckten Schranken bleibt, so behält sie doch als poetisches Produkt immer einen zweifelhaften, mindestens untergeordneten Werth. Mit dem

Zwecke der Belustigung durch komische Kontraste kann die T. auch den der Satyre verbinden, obschon der letztere nicht in ihrem Wesen liegt. In Hinsicht der Form kann sie episch, lyrisch, dramatisch seyn. Schon im Alterthum versuchte man sich in T.n; Horaz travestirte mehre homerische Personen in einer seiner Satyren. Unter den Neuern hat die französische Frivolität sich am meisten dieses Feldes bemächtigt, vorzugsweise sind hier Marivaux und Scarron zu nennen. In Deutschland wird die T. fast allein durch Blumauers „Aeneide“ vertreten, hinter welcher der holländische „Virgilius in de Nederlanden“, von Lepiat im 18. Jahrhundert gedichtet, weit zurücksteht.

Travnik (Trawnik), Stadt in der europäisch-türkischen Provinz Bosnien, hat als Residenz eines Pascha's eine Citadelle u. 8000 (12,000) Einw., meist Mohammedaner.

Traz os Montes (Tras os Montes, d. i. jenseits des Gebirges), portugiesische Provinz, grenzt nördlich und östlich an Spanien, südlich an die Provinz Beira, westlich an Minho und hat einen Flächenraum von 137 (156) □Meilen mit 320,000 (284,000) Einw. Sie ist das hochgelegenste Terrain Portugals, starrend von wilden Felsen, zwischen denen sich nach Süden hin die Thäler ziehen und in Flächen erweitern. Das höchste Gebirg des Landes, die Serra de Monte Zinho, mit Heide bedeckt, steigt bis auf 7000 F. Aus der Provinz Minho ziehen sich die Serra de Gerez und de Marao herein; niedriger sind die südlichen Bergreihen. Hauptfluß ist der Douro mit Tamega, die Tua, der Corgo und Sabor. Der Norden erzeugt Roggen und Weizen, der Süden Mais; Obst gedeiht überall; Haupterzeugniß aber ist der Wein, besonders am obern Douro (Portwein). In den Gebirgen finden sich hier und da Eichen- und Birken-, Kastanien- und Korkeichenbestände; auch Galläpfel und Sumach gibt es reichlich. Die Einwohner treiben etwas Viehzucht, Bienenzucht, Seidenbau *rc.* und verfertigen Seidenzeuche. Ausfuhrartikel sind Maulesel, Wolle, Seide *rc.* Der Handel ist vornehmlich Schleichhandel mit Spanien. Hauptstadt ist Braganza.

Trebbia, italienischer Fluß, entspringt im Königreich Sardinien, nordöstlich von Genua, und mündet nordwestlich von Piacenza in den Po. Die T. hieß im Alterthum Trebia. An ihren Ufern besiegte Hannibal [s. d. 3)] 217 die römischen Konsuln Sempronius und Scipio. Am 17., 18., 19. u. 20. Juni 1799 fiel hier eine große Schlacht zwischen den Franzosen unter Macdonald u. den vereinigten Oesterreichern und Russen unter Suworow vor, worin erstere trotz tapfern Kampfes unterlagen.

Trebel, Fluß in der preußischen Provinz Pommern, Regierungsbezirk Stralsund, entspringt im Kreis Grimmen, fließt westlich und südöstlich, nimmt die kleine T. auf, bildet eine Strecke weit die Grenze Pommerns gegen Mecklenburg, steht durch den Mohrgraben mit der Recknitz in Verbindung und mündet nordwestlich von Demmin in die Peene, links.

Trebern, s. Träber.

Trebigne (Trebinieza), Stadt in der europäisch-türkischen Provinz Bosnien, stark befestigt, mit Schloß, Sitz eines katholischen Bischofs, hat 10,000 Einw.

Trebitsch (Trzebiez), Stadt im österreichisch-mährischen Kreis Iglau, an der Iglawa, mit Schloß, 3 Kirchen, einem Kloster, Synagoge, Spital, Lohgerberei, Tuchweberei, Handel mit Leinwand, Getreide, Branntwein *rc.*, hat mit der Judenstadt 5000 Einw.

Trebnitz, Kreisstadt in der preußischen Provinz Schlesien, ganz von Bergen umschlossen, hat eine evangelische und eine katholische Pfarrkirche, letztere mit Krypte, worin der Hedwigsbrunnen, zu dem jährlich 2 Hauptwallfahrten geschehen. Krankenhaus, Wollspinnerei, Tuchmanufakturen und 4150 Einw.

Trebonius, Cajus, römischer Ritter, Volkstribun 64 v. Chr., setzte die nach ihm genannte Lex Trebonia durch, wonach Pompejus Spanien, Crassus Syrien, Cäsar Gallien als Provinz erhielten. Er selbst begleitete den Cäsar als Legat nach Gallien, wurde 45 v. Chr. Konsul, nahm aber später an der Verschwörung gegen Cäsar Theil. Im Mai 44 ging er als Prokonsul nach Asien, wirkte hier für Brutus und Cassius, ward aber im Febr. 43 von P. Dolabella auf dem Durchzuge nach Syrien in Smyrna erschlagen.

Trebur (Tribur), Marktflecken in der großherzoglich hessischen Provinz Starkenburg, Kreis Großgerau, an der Schwarzach, mit Wein- und Obstbau und 1400 Einw., hatte sonst eine Villa regia, Aufenthaltsort mehrer deutschen Könige u. Kaiser, besonders Heinrichs IV., war auch Versammlungsort mehrer Reichstage und eines Koncils 822. Hier wurde Karl der Dicke 888 abgesetzt.

Treckschute (Treckschuyte), ein Schiff, welches von Menschen oder Pferden auf Kanälen und Flüssen gezogen wird. Diese Fahrzeuge sind vorzüglich in den Niederlanden häufig, dienen zum Transport von Passagieren und Waaren u. gehen zu bestimmten Zeiten von den verschiedenen Stationen ab. Sie sind 16—26 Schritte lang u. 3—6 Schritte breit.

Treffen, Kampf zwischen größeren Truppenmassen, welcher aber zu keinem besonders entscheidenden Resultate führt, hält in Beziehung auf die Menge der betheiligten Truppen u. die Größe der Resultate die Mitte zwischen Gefecht und Schlacht (s. d.), ohne daß sich die Grenzlinien scharf ziehen lassen; in der Taktik die Schlachtlinien, in denen die Truppen dem Feind gegenüber aufgestellt sind. Man spricht in dieser Hinsicht vom Vorder- und Hintertreffen, vom ersten, zweiten, dritten T. Während das erste T. im unmittelbaren Kampfe mit dem Feinde sich befindet, ist das zweite zur Sicherstellung des Rückens und zur Abwehr unerwarteter Flankenangriffe bereit. Der Abstand der beiden T. darf nicht zu groß, aber auch nicht zu gering (wenigstens 300 Schritte) seyn, wo möglich muß das zweite außer dem Bereiche des feindlichen Feuers stehen. Ein drittes T., welches noch hinzugefügt wird, dient in der Regel nur als allgemeine Reserve.

Treffurt, Stadt in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Erfurt, Kreis Mühlhausen, an der hier schiffbaren Werra, ist mit Mauern umgeben, hat 3 Kirchen, Wollen- und Baumwollenfabrikation u. 2060 Einw.

Treguier, Stadt im französischen Departement Côtes-du-Nord, Arrondissement Lannion, am Zusammenfluß des Jaudy und Guindy in den Kanal von T., welcher die größten Schiffe trägt, mit bequemem Hafen und guter Rhede, Kathedrale, Schifffahrtsschule, Zollamt, Handel, Makrelenfischerei und 3380 Einw.

Treibhäuser, s. Gewächshäuser.

Treibholz, Holz, das in den Urwäldern des nördlichen Asiens und Amerika's, wahrscheinlich aber auch in andern Ländern von stark strömenden Flüssen an den Ufern losgerissen und fortgeschwemmt und häufig bis an die Küsten sehr entfernter Länder, namentlich des hohen Nordens, fortgetrieben wird.

Treignac, Stadt im französischen Departement Corrèze, Arrondissement Tulle, links an der Vézère, mit Waffenfabrikation, Baumwollenspinnereien, Handel und 3050 Einw.

Treilhard (Treillard), Jean Baptiste, Graf, einer der Direktoren der französischen Republik, geboren 1742 zu Brives im jetzigen Departement Corrèze, studirte in Paris die Rechte, wurde Advokat beim Parlament und erwarb sich durch seine Vertheidigungen allmählig einen solchen Ruf, daß er 1789 von der Stadt Paris als Deputirter in die Generalstaaten gewählt ward. Er bewies sich hier als eifriges Mitglied der Reformpartei u. ward nach dem Schluß der Nationalversammlung Präsident des Kriminalhofes im Departement Seine-Oise. Von der pariser Gemeinde 1792 in den Nationalkonvent gewählt, saß er mit Siéyes in der Ebene, d. h. in den Reihen der Unentschiedenen. Er stimmte für den Tod des Königs, jedoch für Aufschub der Hinrichtung. Im April 1793 ward er Mitglied des Wohlfahrtsausschusses, erhielt als solcher eine Sendung in die westlichen Departements, ward dort als Gegner des Föderalismus eingezogen, aber bald wieder freigelassen, darauf nach Paris zurückberufen und des Moderantismus beschuldigt. Erst nach Robespierre's Sturze trat er wieder in den Wohlfahrtsausschuß, dessen gewöhnlicher Berichterstatter er war. Als die Direktorialregierung eingeführt ward, trat er in den Rath der Fünfhundert, wo er sich als heftiger Gegner der Royalisten erwies, u. ward endlich Präsident desselben. Am 20. Mai 1797 schied er aus u. übernahm die Präsidentschaft einer Sektion des Kassationshofes. Bald jedoch ward er als Unterhändler des Friedens mit England nach Lille, sodann als bevollmächtigter Minister nach Neapel und zuletzt zum Kongreß nach Rastadt geschickt. Auch hier verweilte er nur kurze Zeit, wodurch er dem Gesandtenmorde entging, und wurde im Mai 1799 in das Direktorium gewählt. Schon im Juni 1799 vom Rath der Fünfhundert angeblich wegen eines Formfehlers bei der Wahl mit seinen Kollegen Merlin u. Larévellière zum Rücktritt genöthigt, unterstützte er den Staatsstreich Bonaparte's vom 18. Brumaire (8. Nov. 1799). Letzterer machte ihn später zum Präsidenten des pariser Appellhofes u. Mitglied des Staatsrathes, wobei T. bei der neuen Gerichtsorganisation wesentliche Dienste leistete. Seit dieser Zeit zeigte sich T. stets als entschiedener Anhänger Napoleons und ward nach Errichtung des Kaiserreichs von diesem zum Präsidenten der Gesetzgebungssektion im Staatsrathe ernannt und in den Grafenstand erhoben. Sein eifriges Wirken für Vollendung des Gerichtswesens und des Strafcodex wurde durch seinen Tod, am 1. Dec. 1810, unterbrochen.

Treisam, s. Dreisam.

Treitzsauerwein, s. Weiß-Kunig.

Tremblade, la, Stadt im französischen Departement Charente infér, Arrondissement Marennes, links an der Mündung der Seudre, mit kleinem, sehr besuchtem Hafen, Salzschlämmerei, Fabriken für Weingeist, Glas, Schiffbau, Handel mit Austern, Salz, Wein, Branntwein u. Essig u. 2600 Einw.

Tremiti, Inselgruppe der neapolitanischen Provinz Capitanata, im adriatischen Meere, der Mündung des Fortore gegenüber, besteht aus 5 Inseln: S.-Domenico (die südlichste und größte, $1^3/_4$ Stunden im Umfange), S.-Nicola, Caprara und den beiden Klippen Creetaccio und la Vecchia; alle felsig und vulkanischen Ursprungs, ohne Quellwasser und gering bevölkert.

Tremolo (Tremolando, ital.), s. Bebung.

Tremor (lat.), das Zittern.

Trenck, 1) Franz, Freiherr von der T., kaiserlicher Pandurenoberst, geboren 1711 zu Reggio in Kalabrien, wo sein Vater, ein geborner Preuße, als kaiserlicher Oberstlieutenant in Garnison stand, ward bei den Jesuiten in Oedenburg erzogen u. trat, 17 Jahre alt, in kaiserliche Kriegsdienste, ward aber wegen seines ausschweifenden Lebens und seiner Händelsucht bald wieder entlassen. Bei dem Ausbruche des Kriegs gegen die Türkei 1737 erbot er sich, auf eigene Kosten ein Corps Panduren zu errichten, was jedoch nicht angenommen wurde. Er wandte sich nun nach Rußland, wo er als Rittmeister in ein Husarenregiment eintrat. Wegen grober Subordinationsvergehen zweimal zum Tode verurtheilt, ward er auf des Feldmarschalls Münnich Verwenden zwar begnadigt, aber kassirt und zu mehrmonatlicher Schanzarbeit auf der Festung Kiow verurtheilt. Auf seine Güter in Slavonien zurückgekehrt, zog er gegen die zahlreichen Räuberschaaren, welche das Land beunruhigten, zu Felde, erlaubte sich aber dabei die größten Gewaltthätigkeiten und Grausamkeiten. Beim Ausbruch des österreichischen Erbfolgekriegs (1740) erhielt er von der Kaiserin die Erlaubniß, ein Corps von 1000 Panduren auf eigene Kosten auszurüsten und gegen die Preußen nach Schlesien zu führen. Dasselbe, zuletzt 5000 Mann stark, bildete stets die Vorhut der Armee und zeichnete sich eben so sehr durch barbarische Wildheit, als durch Muth u. Tapferkeit aus. T. selbst soll sich in 3 Jahren über 2 Millionen Thaler an Werth durch Raub und Erpressungen angeeignet haben. Endlich wurde ihm 1746 wegen unaufhörlicher Greuelthaten u. vielfacher Subordinationsvergehen ein peinlicher Prozeß gemacht, dem zu Folge er in lebenslängliche Gefangenschaft auf den Spielberg bei Brünn gebracht ward, wo er 1749 †. T. war ein äußerst schöner Mann, ausgerüstet mit außerordentlicher Körperkraft und abgehärtet gegen alle Beschwerden. Mit Geläufigkeit redete er 7 europäische Sprachen, besaß daneben gute militärische Kenntnisse, war aber in sittlicher Hinsicht ein Scheusal.

Vgl. seine Autobiographie: „Merkwürdiges Leben und Thaten des Freiherrn Franz von der T.", 2 Bde., Leipzig 1748 u. Wien 1807, u.: Franz von der T., dargestellt von einem Unparteilischen (C. F. Hübner), mit einer Vorrede von Schubart, 3 Bde., Stuttgart 1788.

2) Friedrich, Freiherr von der T., geboren 1726 zu Königsberg in Preußen, Vetter des Vorigen, mit dem er auch in Hinsicht auf männliche Schönheit, Körperstärke, Heftigkeit des Charakters u. Sprachtalent große Aehnlichkeit hatte, nahm 1740 preußische Kriegsdienste und wurde beim Ausbruch des zweiten schlesischen Krieges 1744 Ordonnanzoffizier Friedrichs des Großen. Bald hernach fiel T. in Ungnade, weil er, wie man angibt, eine Liebesintrigue mit der Prinzessin Amalie von Preußen angeknüpft hatte. Als aber sein an sich unschuldiger Briefwechsel mit seinem Vetter entdeckt und von einigen mißgünstigen Kameraden als Verbrechen ausgelegt wurde, ließ ihn der König nach Glatz auf die Festung bringen. Mehrmalige Versuche zur Flucht dienten nur dazu, den Verdacht Friedrichs II. zu mehren und T.s Haft zu schärfen; trotzdem entkam er im Januar 1747 mit Beihülfe einiger Freunde u. erhielt 1749 in Wien eine Anstellung als Rittmeister bei einem kaiserlichen Kürassierregimente in Ungarn. Als er 1753 nach Danzig gereist war, um mit seinen Geschwistern die Hinterlassenschaft seiner Mutter zu ordnen, ward er hier auf Friedrichs II. Befehl verhaftet und nach Magdeburg in die Sternschanze abgeführt, wo ein für ihn besonders hergerichtetes Gefängniß jeden Fluchtversuch unmöglich machen sollte. Da er aber dessen ungeachtet solche machte, so ward er zuletzt an Händen, Füßen und Leib mit eisernen, 68 Pfund schweren Fesseln angeschmiedet. Auch in diesem Zustande setzte er die Versuche zu seiner Befreiung mit der größten Klugheit und Beharrlichkeit fort und war mehrmals nahe daran, sein Ziel zu erreichen. Nach seiner eigenen Angabe stand er in fortwährender Verbindung mit den kriegsgefangenen Kroaten und ging mit dem Gedanken um, die Garnison von Magdeburg zu überfallen und die Festung den Oesterreichern in die Hände zu spielen. Im December 1763 wurde er endlich nach einer Gefangenschaft von 9 Jahren und 5 Monaten in Freiheit gesetzt und unter Eskorte nach Prag gebracht. Er ging sofort nach Wien, wo er abermals verhaftet, nach einigen Wochen jedoch mit dem Charakter eines Majors wieder entlassen wurde. Hierauf begab er sich nach Aachen, beschäftigte sich dort mit literarischen Arbeiten und trieb nebenbei einen Weinhandel, durchreiste von 1774—77 England und Frankreich und wurde nach seiner Rückkehr nach Deutschland von der Kaiserin Maria Theresia zu mehren geheimen Sendungen gebraucht. Er lebte alsdann auf einem seiner Güter in Ungarn u. erhielt nach dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms II. seine in Preußen eingezogenen Güter zurück. Sein unruhiger Geist trieb ihn beim Ausbruche der französischen Revolution nach Paris, wo ihn Robespierre im Juli 1794 als einen angeblichen Geschäftsträger fremder Mächte guillotiniren ließ. Seine Selbstbiographie: „Leben des Freiherrn Friedrich von der T." (Berlin und Wien 1786, 4 Bde.; von ihm selbst ins Französische übersetzt, Paris 1789) fand großen Beifall. Seine übrigen Schriften sind enthalten in „T.s sämmtliche Gedichte und Schriften", 8 Bde., Leipzig (Wien) 1786.

Trendelburg, Stadt in der kurhessischen Provinz Niederhessen, Kreis Hofgeismar, Amt Karlshafen, auf einem isolirten Sandsteinfelsen, welchen die Diemel auf der Ostseite umfließt, mit alter Burg und 930 Einw.

Trendelenburg, Friedrich Adolf, deutscher Philosoph, geboren den 30. Nov. 1802 zu Eutin, widmete sich, auf dem dortigen Gymnasium vorgebildet, zu Kiel, Leipzig und Berlin philosophischen und philologischen Studien. Nachdem er im Hause des Generalpostmeisters Nagler eine Zeitlang als Erzieher thätig gewesen, habilitirte er sich an der berliner Universität, wo er 1833 eine Professur erhielt und 1846 Mitglied der Akademie ward, in der er seit 1847 das Sekretariat der historisch-philosophischen Klasse verwaltet. Seine Studien waren vornehmlich der alten Philosophie, namentlich der aristotelischen zugewendet. Seine hierher gehörigen Schriften sind: „Elementa logices Aristotelicae" (Berl. 1837, 4. Aufl. 1852) u. die „Geschichte der Kategorienlehre" (das. 1846). Auch gab er des Aristoteles Schrift „De anima" (Berl. 1833) heraus. Aufsehen erregten seine „Logischen Untersuchungen" (Berl. 1840), worin er Kants formale Logik, Hegels Dialektik und Herbarts Metaphysik kritisirte. Damit in Zusammenhang stehen die kleineren Schriften: „Die logische Frage in Hegels System" (Berl. 1843) u. „Ueber Herbarts Metaphysik ꝛc." (das. 1853), sowie als Ausführungen seiner eigenen philosophischen Weltanschauung: „Niobe" (das. 1846), „Die sittliche Idee des Rechts" (1849) und „Der kölner Dom" (das. 1853). Im Jahre 1849 von einem Wahlkreise Berlins in die zweite Kammer gewählt, hielt er sich zu den Konservativen, trat aber 1851 aus, als die Kammer die Sache der deutschen Einigung aufgeben mußte. Eine Frucht seiner parlamentarischen Erfahrungen war die Schrift „Ueber die Methode bei Abstimmungen" (Berl. 1851).

Trense, leichtes Mundstück für Pferde ohne Stangen, ist etwa einen kleinen halben Finger dick und an beiden Enden mit großen Ringen versehen, namentlich für junge und solche Pferde anwendbar, denen durch die Stange das Maul wund gemacht ist.

Trent, Fluß in England, entspringt aus dem neuen See in der Grafschaft Staffordshire, fließt südlich, östlich, nordöstlich und nördlich und vereinigt sich nach einem Laufe von 28 Meilen mit der Ouse, wodurch der Humber entsteht. Nebenflüsse, links: Dowe mit Charnet, Dervent, Idle; rechts: Stow mit Penk, Tame, Soar.

Trenton, Hauptstadt des nordamerikanischen Staates Newjersey, am Delaware, hat Gerberei, Baumwollenweberei, Stahlfabrikation, Kupferdruckerei, Handel und etwa 12,000 Einw.

Trentowski, Ferdinand Bronislaw, polnischer Philosoph, geboren 1808 in der Nähe von Warschau, widmete sich, bei den Piaristen in Lukow vorgebildet, zu Warschau philologischen u. philosophischen Studien u. ward 1829 Lehrer am

Gymnasium zu Szczuczyn. In Folge des polnischen Aufstandes von 1830 verließ er seine Heimath und begab sich nach Freiburg in Baden, wo er sich 1836 an der Universität habilitirte. Er lehrte daselbst 4 Jahre lang deutsche Philosophie, gab aber dann sein Lehramt auf und schrieb, von den Patrioten in der Heimath dazu aufgefordert, fortan bloß polnisch. Im Jahre 1848 begab er sich nach Krakau, um hier Vorlesungen zu halten, kehrte aber bald wieder nach Baden zurück, wo er seitdem in Zurückgezogenheit lebte. Als Philosoph suchte er den Realismus und Idealismus oder Empirie und Spekulation mit einander zu vereinigen und machte drei Kriterien geltend, das der Erfahrung, der Vernunft und der Wahrnehmung, welches letztere dem hegelschen Begriffe entspricht. Seine Hauptschriften sind: „De vita hominis aeterna" (Freib. 1838), „Grundlage der universellen Philosophie" (Karlsr. und Freib. 1837), „Vorstudien zur Wissenschaft der Natur" (Lpz. 1840, 2 Bde.), „Pädagogik" (Pos. 1842, 2 Bde., 2. Aufl. 1846), „Logik" (das. 1844, 2 Bde.).

Trentschin (Trencsin, ungarisch Trencseny), ungarische Gespannschaft im preßburger Distrikt, 73 □Meilen groß mit 213,370 Einw., ist durch die Beskiden, das Jablunka- und weiße Gebirge an der Nord- und Westgrenze und andere Karpathenzweige an der Ostgrenze durchaus gebirgig. Hauptfluß ist die Waag, welche das Komitat in der Mitte in südwestlicher Richtung durchströmt und, für Handel, Schifffahrt und Fischerei gleich wichtig, hier die Bistriz, Teplitz und andere kleine Flüsse aufnimmt. Ungeachtet der vielen Berge ist der Boden fruchtbar und gut bebaut; er erzeugt Getreide, hinlänglich für den Bedarf, viel Obst, Gartenfrüchte, Flachs und Hanf, viel Holz, enthält Steinkohlen und nährt eine Menge Hornvieh und Schafe. Berühmt sind mehre der hier vorhandenen Mineralquellen und warmen Bäder. Die Einwohner sind, den Adel ausgenommen, durchaus Slaven und beschäftigen sich neben der Landwirthschaft vorzüglich mit Tuch- und Leinweberei. Das Komitat zerfällt in die 8 Stuhlgerichtsbezirke T., Illava, Pucho, Waag, Bistriz, Sillein oder Solna, Biese, Varin und Csacza. Die gleichnamige Hauptstadt und königliche Freistadt, am linken Ufer der Waag gelegen, über die hier eine 126 Klafter lange Holzbrücke führt, hat ein Piaristenkollegium mit schöner Kirche, ein slowakisches Untergymnasium, ein königliches Konvikt, eine Hauptschule, eine Synagoge, ein auf einem Felsen gelegenes Schloß, eines der ältesten und festesten in Ungarn, mit 95 Klafter tiefem Brunnen, und 3600 Einw., welche starke Tuch- und Leinweberei, sowie Feldbau und Obstbaumzucht treiben. Die berühmten trentschiner Bäder befinden sich bei dem 2 Stunden östlich von T. gelegenen Dorfe Teplitz, waren schon den Römern bekannt, werden aber, lange vergessen, erst seit dem 16. Jahrhundert wieder benutzt und sind gegenwärtig Eigenthum des Barons Sina. Sie gehören zu den Schwefelwassern, liefern ein klares Wasser von schwefeligem Geruch und fadem Geschmack von 28—32° R. u. sind besonders gegen Gicht, Rheumatismus, Lähmungen, Unterleibsbeschwerden, namentlich Hämorrhoiden, chronische Hautausschläge und Verschleimung wirksam. Vgl. Beer, Die trentschiner Bäder, Preßb. 1839.

Trepanation (v. Lat.), chirurgische Operation, welche in der Ausbohrung oder Aussägung eines oder mehrer Knochenstücke besteht, um entweder einen krankhaften Knochentheil dadurch zu entfernen, oder in eine von den Knochen eingeschlossene Höhle zu gelangen; besonders Bloßlegung des Schädels an einer bestimmten Stelle und Aussägung eines oder mehrer Stücke aus demselben mittelst des Trepans (trepanum) oder der Trephine, eines auf verschiedene Weise konstruirten, meist aber eine zirkelförmige Säge bildenden Instruments, oder des Osteatoms, eines mittelst beweglicher Kettensäge schneidenden Instruments, um entweder den Knochentheil selbst, weil er schadhaft ist, zu entfernen, oder die Schädelhöhle zu eröffnen, um aus ihr fremde, auf das Gehirn nachtheilig wirkende Körper zu entnehmen. Die Narbe wird, so lange die Knochenwunde nicht durch Knochenmasse wieder ausgefüllt ist (also in vielen Fällen das ganze Leben hindurch), durch ein ihrer Form und Größe entsprechendes Stück von gekochtem Sohlleder, oder durch eine gefütterte Metallplatte gegen äußere Gewalt geschützt. Der Streit für oder wider die Zulässigkeit und Nothwendigkeit der T. ist noch nicht entschieden. Das Gefährliche der Operation liegt nicht sowohl in ihr selbst, sondern vielmehr in dem sie nöthig machenden Krankheitszustande und dessen Folgen (Entzündung, Blutaustretung, Vereiterung, Zerstörung der Hirnhäute ꝛc.).

Treport, le, Flecken (sonst Stadt) im französischen Departement Unterseine, Arrondissement Dieppe, an der Mündung des Bresle, hat Hafen und Rhede, Fischerei, Schiffbau, Garnspinnerei, Spitzenklöppelei und 2800 Einw.

Treppe (Stiege), eine aus einer Aufeinanderfolge von Stufen bestehende Bauanlage von Holz, Stein, in neuerer Zeit auch von Eisen, durch welche die Verbindung zwischen den verschiedenen über einander liegenden Abtheilungen der Gebäude bewirkt wird. Hinsichtlich der Form unterscheidet man: gerade T.n, bei denen die Wangenstücke ohne Unterbrechung in einer geraden Linie fortlaufen; gebrochene T.n, bei welchen die Richtung der Wangen vom Antritte bis zum Austritte ein- oder mehrmals wechselt und daher mehre geradlinige Treppentheile, sowie Treppenabsätze vorhanden sind; Wendeltreppen, bei denen die Stufen, die an der äußern Seite breit und an der innern schmal sind, in einer kreisförmigen Richtung fortlaufen, und die Spindeltreppen heißen, wenn die Stufen an der inneren Seite in einer runden oder eckigen Spindel befestigt sind, Hohltreppen aber, wenn die Windungen der Spindel einen hohlen Cylinder bilden; vermischte T.n, welche aus gewendelten und geraden Armen bestehen; Schneckentreppen, welche die Form eines Kegels haben, aber bloß zu Treppenanlagen in Gärten und bei kleinen Bergen dienen; romanische T.n, schiefe Flächen ohne Stufen, die zuweilen in Thürmen und anderen Gebäuden in schneckenförmiger Richtung angebracht werden; Freitreppen, welche außerhalb der Gebäude

angebracht werden, wenn die Hausthüre um der Trockenheit willen oder weil sich Souterrains im Hause befinden, etwas hoch angelegt ist. Hinsichtlich des Zweckes unterscheidet man Haupt- und Nebentreppen. Als Untergattungen der letzteren sind die geheime T., auf der man unbemerkt aus einem Stockwerk in das andere gelangen kann und die nicht zu Jedermanns Gebrauch bestimmt ist, sowie die versteckte T., deren Vorhandenseyn nicht leicht bemerkbar ist, zu betrachten. Um den T.n ein gutes Ansehen zu geben und das Durchrollen des Staubes und Sandes zu verhüten, versieht man die Rückwand derselben entweder mit Bretern, oder mit Rohr und einem Abputz.

Treptow, 1) Alttreptow, Stadt in der preußischen Provinz Pommern, Regierungsbezirk Stettin, Kreis Demmin, von der Tollense durchströmt, hat 2 Hospitäler, Wollmärkte und 3850 Einw. — 2) Neutreptow, Stadt das., Kreis Greifenberg, am linken Ufer der Rega, hat Stadtmauern, ein Schloß, 2 Hospitäler, Tuch- u. Raschmanufaktur, Strumpffabrikation, ein großes Mühlwerk und 5900 Einw.

Trespe, Pflanzengattung, s. Bromus.

Tressan, Louis Elisabeth de la Vergne, Graf, französischer Schriftsteller, geboren 1705 zu Mans, war Gespiele des jungen Königs Ludwig XV., trat 1723 in den Militärdienst, ward aber seines ausschweifenden Lebens wegen von seinem Oheim, dem Erzbischof von Rouen, nach Italien geschickt. Eine in der Bibliothek des Vatikans von ihm aufgefundene reiche Sammlung altfranzösischer Ritterromane zog ihn so an, daß er sich fortan mit deren Studium beschäftigte. Als Adjutant des Herzogs von Noailles wohnte er dem Feldzug von 1733 bei, stieg dann zum Brigadier, focht 1741 in Flandern und ward 1744 zum Maréchal-de-camp ernannt. Als solcher machte er die Belagerungen von Menin, Ypern und Furnes mit und focht rühmlich bei Fontenoi. Von Ludwig XV. mit Organisation der an der Küste des Kanals zur Unterstützung einer Landung des Prätendenten zusammenzuziehenden Truppen beauftragt, schrieb er den berühmten „Traité sur l'électricité", den später sein Sohn, Abbé T., unter dem Titel „Essai sur le fluide électrique considéré comme agent universel" (Paris 1783, 2 Bde.) herausgab. Im J. 1750 zum Gouverneur von Toulois im französischen Lothringen ernannt, ward er bald darauf vom König Stanislaw von Polen, der sich damals in Luneville aufhielt, zum Großmarschall seines Hofs ernannt. Nach Stanislaws Tode zog er sich auf ein kleines Landgut in der Champagne zurück, ward 1781 Mitglied der Académie française und † den 31. Okt. 1783. Seine „Oeuvres choisies" veröffentlichte Garnier (Paris 1787 bis 1791, 10 Bde.). Unter andern Uebersetzungen u. Bearbeitungen altfranzösischer Ritterromane finden sich in dieser Sammlung auch T.s Romane „Tristan de Léonois", „Flores et Blanchefleur" rc. Eine neue Auflage seiner Werke veranstaltete Campenon (Paris 1823, 10 Bde.).

Tressen, aus Gold- und Silberfäden, oder auch mit Seide, Lahn und Kantille gewebte Bandstreifen oder Borten zum Besatz von Kleidungsstücken, Tapetenbeschlägen und dergl. Die Kette ist in der Regel von gelber oder weißer Seide, der Schuß von Gold- oder Silbergespinnst. Die besten T. sind auf beiden Seiten rechts. Nach den verschiedenen Mustern gibt es Gaze-, Galonen- und Korallenarbeit und Massiv- oder Drahttressen, sämmtlich durchsichtig u. leicht, in der Kette von Seide und im Einschlag von dünnem Gold- oder Silberdraht, Bandtressenligaturen, rechts von Gold oder Silber, links ganz von Seide, und geschleifte T., bei welchen auf der rechten Seite nach 2 Einschlagfäden von reichem Gespinnst nur ein Seidenfaden zu sehen ist. Bezüglich der Aechtheit des Metalls zum Gespinnst werden ächte und unächte T. unterschieden. Letztere gehören mit zu den leonischen Waaren (s. d.).

Trestern, s. v. a. Träber; insbesondere Weintrestern, die nach dem Auspressen der Weinbeeren bleibenden Rückstände, bestehend aus den Hülsen, Stielen (Kämmen), Kernen u. noch anhängendem Moste, können benutzt werden als Viehfutter, zu Gewinnung des Trester- oder Nachweins, zur Branntwein- und Essigbereitung und selbst zu Käse. In Frankreich werden sie auch zur Grünspanfabrikation verwendet.

Tretmühle, s. Tretrad.

Tretrad, Rad, welches, durch Treten von Menschen oder Thieren in Bewegung gesetzt, irgend einen Maschinenbetrieb im Gange erhalten soll. Die ganze Vorrichtung, welche dazu erforderlich ist, heißt Tretmühle. Es gibt 3 Arten von Treträdern: das vertikale oder senkrechte (Lauf- oder Gangrad), ist im Allgemeinen wie ein Wasserrad gebaut. Das Pferd (oder statt dessen der Mensch) steht in der innern Höhlung des Rads, welche rund herum mit staffelartigen Leisten versehen ist, an die sich das Thier mit den Füßen anstemmt, indem es zugleich immer weiter tritt. Das Rad weicht unter den Füßen des Thieres zurück, wird auf diese Art in Umdrehung gesetzt und pflanzt die Bewegung durch seine Welle weiter fort. Das schiefliegende T., die Tretscheibe, besteht aus einer großen Scheibe von Bohlen oder doppelten Bretern und hat in der Regel eine Neigung von 15 bis 20 Grad gegen den Horizont. Das Thier steht auf dem höheren Theile eines solchen Rades und erhält durch beständiges Bemühen, höher zu steigen, um sich dadurch auf seinem Platze zu behaupten, das Rad und dessen Welle in beständiger Bewegung. Je größer der Winkel, desto stärker ist die Wirkung, aber auch die Kraftanstrengung des emporsteigenden Thieres. Das horizontale T. ist, da es zu viel Kraftaufwand erfordert und überdies nur von Menschen getrieben werden kann, jetzt fast ganz außer Gebrauch gekommen. Menschenkräfte werden besonders in den Strafanstalten Englands und Nordamerika's, neuerdings auch an einigen Orten Deutschlands, z. B. in Hamburg, angewendet, um die Treträder von Tretmühlen in Bewegung zu setzen. Diese Arbeit ist jedoch so ermüdend, daß die Arbeiter von 8 zu 8 Minuten durch andere ersetzt werden müssen, und trotz der von William Hase daran angebrachten Verbesserungen noch immer nicht ohne nachtheiligen Einfluß auf

die Gesundheit der Leute. Bei allen Treträdern, welche durch Menschen bewegt werden, ist zur bequemen Handhabung in einer Höhe von 4—5 Fuß eine Querstange oder Latte angebracht, an welcher sich die Tretenden festhalten und so mit den Füßen arbeiten.

Trets, Stadt im französischen Departement Rhonemündungen, Arrondissement Aix, hat Seifensiederei, Weinhandel, Kohlengruben, einen Marmorbruch und 3050 Einw.

Treue, im ästhetischen Sinne die genaue Uebereinstimmung einer in Wort oder Bild gegebenen Darstellung, z. B. eines Gemäldes, einer Erzählung; im moralischen Sinne das unwandelbare, innige Festhalten an Pflichten und eingegangenen Verbindlichkeiten mit besonderer Rücksicht auf das Vertrauen, das Andere darauf setzen, daher Amtstreue, Freundestreue, eheliche T. ꝛc.

Treuen, Stadt im königlich sächsischen Kreisdirektionsbezirk Zwickau, Amt Plauen, hat Fabrikation von Mousselin, Schleiern, baumwollenen Tüchern, einen Zainhammer, Werkstein- und Schieferbrüche und 4450 Einw.

Treuenbrietzen, Stadt in der preußischen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Zauch-Belzig, an der Nieplitz, hat Mauern, Lein-, Tuch- und Wollweberei, Gerberei, Brauerei und 4800 Einw.

Treuga Dei, s. Gottesfriede.

Treuherzigkeit, die bei jüngern, durch Erfahrungen noch nicht getäuschten Personen vorhandene Eigenschaft des Gemüthes, vermöge deren sie Anderer Aeußerungen und Handlungen ohne Mißtrauen nehmen, wie sie gegeben werden und daher selbst auch stets vertrauensvoll und ohne Falsch sich mittheilen u. demgemäß handeln.

Treviglio (Triviglio), Stadt in der Lombardei, Bezirk Bergamo, südwestlich von Bergamo, an der Adda, hat ein altes festes Schloß, Seidenspinnerei, Tuchweberei, Handel und 6500 Einw.

Treviranus, 1) Gottfried Reinhold, Naturforscher und praktischer Arzt, geboren den 4. Februar 1776 zu Bremen, besuchte das dortige Gymnasium und die Universität Göttingen, wo er Medicin und Naturwissenschaft studirte, ward 1797 Professor der Mathematik und Physik an dem damaligen Lyceum zu Bremen und widmete sich zugleich der ärztlichen Praxis. Er † den 16. Februar 1837 zu Bremen. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: „Physiologische Fragmente“ (Hannover 1797 — 99, 2 Bde.), „Biologie oder Philosophie der lebenden Natur“ (Göttingen 1802—22, 6 Bde.) und „Erscheinungen und Gesetze des organischen Lebens“ (Bremen 1831—32, 2 Bde.).

2) Ludolf Christian, Botaniker, des Vorigen Bruder, geboren zu Bremen den 10. September 1779, wurde 1807 Professor der Medicin am Lyceum daselbst, 1812 Professor der Botanik und Naturgeschichte zu Rostock, 1816 Professor der Botanik und Direktor des botanischen Gartens in Breslau und kam später in gleicher Eigenschaft nach Bonn. Einen Namen gewann er vornehmlich durch seine Schrift „Vom inwendigen Bau der Gewächse“ (Göttingen 1806). Seine „Physiologie der Gewächse“ (Bonn 1835—39, 2 Bde.) hat wegen seiner Polemik gegen die neueren Ansichten auf diesem Gebiete keine allgemeine Anerkennung gefunden.

Trevirer (Treviri), Volk im belgischen Gallien, nördlich von den Mediomatrikern, südlich von den Nerviern, westlich bis zu den Remern und östlich bis an den Rhein wohnend, war den Römern verbündet, mächtig, in Folge häufiger Kämpfe mit den Germanen im Kriege geübt und zeichnete sich besonders durch treffliche Reiterei aus, die die beste in ganz Gallien war. Die Arduenna Silva trennte sie von den Nerviern. Der Versuch einer Erhebung gegen die Römer, den 21 n. Chr. der Trevirer Julius Florus machte, mißglückte; thätigen Antheil aber nahm das Volk unter Classicus und Tutor an dem Aufstande der Bataver unter Civilis. Ihre Hauptstadt war Augusta Trevirorum (s. Trier). Vgl. Steininger, Geschichte der T. unter den Römern, Trier 1845.

Treviso (Trevigi, Tarvisium), Hauptstadt der gleichnamigen Provinz in der österreichischen Provinz Venetien, welche auf 43,91 □Meilen 290,000 Einw. zählt, in die 8 Prätturen T., Biadene, Castelfranco, Asolo, Conegliano, Oderzo, La Motta, Ceneda und Serravalle zerfällt und ein eben so reizendes als fruchtbares, früher tavisier oder trevisanische Mark genanntes Land bildet, in einer wasserreichen Ebene, an der schiffbaren Sile, in welche hier die Botteniga u. Piavesella münden, gelegen, ist Sitz eines Bischofs, eines Provinzialtribunals, einer Kollegialprätur und einer Handels- und Gewerbekammer. Unter 9 Kirchen sind die alte Domkirche S. Pietro mit 5 Kuppeln und werthvollen Gemälden von Tizian, Bordone, Domenici und die gothische Kirche S. Nicolo bemerkenswerth. Andere hervorragende Gebäude sind der neue Palast des Provinzialtribunals, die Hauptwache, das Theater, Stadthaus ꝛc. Die Stadt hat ein Gymnasium, ein Seminar, ein Mädchenerziehungskollegium, eine Akademie der Wissenschaften, einen botanischen Garten und eine öffentliche Bibliothek von 30,000 Bänden. Die 1260 hier gestiftete Universität ist längst nach Padua verlegt worden. Die Einwohner, 19,000 an der Zahl, unterhalten besonders Leinwand- und Papiermanufaktur, Seidenzeuch- und Tuchfabrikation, Kattun-, Majolika-, Kupfer- und Eisengeschirr-, Stahlwaaren- und Messerfabrikation, Seidenbau und ansehnlichen Handel. Die Stadt ist von einem mit 13 Bastionen flankirten, 4—5 Klafter hohen Wall umgeben. Sie kam, nachdem sie ihre Herren mehrmals gewechselt, 1388 an Venedig und theilte dessen Schicksale bis 1797, wo sie von den Franzosen unter Mortier, der dafür den Titel eines Herzogs von T. erhielt, in Besitz genommen ward. Am 16. Januar 1801 ward hier zwischen Oesterreich und Frankreich ein Waffenstillstand abgeschlossen. Nach Abtretung Venetiens an das Königreich Italien ward T. Hauptstadt der Provinz Tagliamento. Am 5. Mai 1809 fand hier ein Gefecht zwischen den Oesterreichern und Franzosen Statt. Am 21. März 1848 brach hier ein Aufstand aus, in dessen Folge die schwache österreichische Besatzung die Stadt räumen mußte. Am 11. Mai wurden hier die

Piemontesen zurückgeschlagen, worauf die Beschießung der Stadt unter Nugent erfolgte. Ein zweites Bombardement unter Welden zwang die Stadt, am 24. Juni zu kapituliren und sich an Oesterreich zu ergeben.

Trevoux, Hauptstadt eines Arrondissements im französischen Departement Ain, links an der Saone, in einer fruchtbaren Ebene, hat Goldwaarenfabrikation, Gold- u. Silberdrahtzieherei, Feldbau und 3300 Einw.

Triade (v. Gr.), f. v. a. Trias.

Triandrus (v. Gr.), dreimännig, Bezeichnung derjenigen Blüthen, welche mit 3 Staubgefäßen versehen sind; daher Triandria, dritte Klasse des linné'schen Pflanzensystems, diejenigen Gattungen enthaltend, welche Zwitterblüthen haben, die mit 3 freistehenden Staubfäden versehen sind.

Triangel (v. Gr.), f. v. a. Dreieck, insbesondere das gleichseitige; in der Musik ein eintöniges Schlaginstrument, das aus einem in die Form eines gleichseitigen Dreiecks gebogenen Stahlstabe besteht, an einem Riemen gehalten u. mit einem Stahlstabe geschlagen wird, dient nur als rhythmisches Instrument, insbesondere bei der sogenannten Janitscharenmusik.

Trianon, Groß- u. Kleintrianon, zwei Lustschlösser im Bereiche des Parks von Versailles. Ersteres, von Ludwig XIV. für Frau von Maintenon errichtet, ist zwar nur ein Stockwerk hoch, zeigt aber dennoch den pomphaften Charakter aller Bauten aus jener Zeit. Es diente unter Ludwig XV. und XVI. zu Lustpartien des Hofs, gerieth während der Revolution in Verfall, ward von Napoleon I. wieder hergestellt u. von ihm im Sommer zuweilen bewohnt. Von da datirt das Zollgesetz vom 3. August 1810 (Dekret von T.). Kleintrianon ließ Ludwig XV. erbauen, um hier seine geheimen Orgien zu feiern. Der sehr verrufene Ort ward Lieblingsaufenthalt der Königin Marie Antoinette, welche den kleinen Schloßgarten in englischem Geschmacke herrichten ließ. Nachdem das Lustschloß während der Revolution als öffentliches Speisehaus gedient hatte, ließ es Napoleon erst für seine Schwester, die Prinzessin Borghese, sodann für die Kaiserin Marie Luise ebenfalls herstellen. Während der Julimonarchie diente es bisweilen der Herzogin von Orléans als Sommeraufenthalt.

Trias (griech.), im Allgemeinen Dreiheit, jede Zusammenstellung von drei irgendwie zusammengehörigen Dingen; in der Geognosie Gesteinsgruppe, die aus der konstanten Vereinigung des bunten Sandsteins, des Muschelkalks und des Keupers gebildet wird.

Tribau, 1) Böhmischtribau, Stadt im österreichisch-böhmischen Kreis Chrudim, westlich von Landskron, mit Ackerbau und 2550 Einw. — 2) Mährischtribau, Trebana morawsia, Stadt im österreichisch-mährischen Kreis Olmütz, mit Schloß, Hospital, Piaristenkollegium, Franciskanerkloster, Tuchmacherei, Färberei und 3750 Einw.

Tribonianus, berühmter römischer Rechtsgelehrter, geboren zu Side in Paphlagonien, war erst Sachwalter, wurde unter dem Kaiser Justinianus, dessen Günstling er war, Quaestor sacri palatii, Magister officiorum, Praefectus praetorio und Konsul. An der Spitze der ausgezeichnetsten Rechtsgelehrten jener Zeit verarbeitete er den ganzen Vorrath rechtswissenschaftlicher Schriften (2000 Volumina) in ein nach dem System des Edictum perpetuum geordnetes Ganzes, die Pandekten, sammelte die kaiserlichen Verordnungen und Entscheidungen nach Materien und ergänzte das ältere Recht in vielen Punkten. S. Corpus juris.

Tribrachys (griech.), dreisylbiger, aus 3 Kürzen bestehender Versfuß, welcher in metrischen Systemen nur als Auflösung des Jambus oder Trochäus, in der deutschen Sprache insbesondere nie als selbstständiger Wortfuß vorkommt.

Tribsees, Stadt in der preußischen Provinz Pommern, Regierungsbezirk Stralsund, Kreis Grimmen, an der Trebel, die hier durch den Mohrgraben mit der Recknitz verbunden ist, hat 2700 Einw.

Tribüne (v. Franz.), Rednerbühne, namentlich für parlamentarische Redner; auch die für die Zuhörer bestimmte Gallerie in Parlamentslokalen.

Tribulus (Burzelborn), Pflanzengattung aus der Familie der Sapindaceen, einjährige niedergestreckte und weitschweifige Kräuter oder ausdauernde Halbsträucher in wärmern Ländern, worunter T. terrestris *L.*, Erdstachelnuß, einjähriges Gewächs in Südeuropa, Kleinasien und Nordafrika, auf bebauten und wüsten Plätzen, an Wegen ꝛc. gemein, mit gelben Blüthen und stacheligen Früchten, sonst als abstringirendes Mittel gegen Halsbeschwerden, Durchfall u. Blutfluß in Gebrauch war.

Tribunal, bei den Römern der erhöhte Ort, wo der Magistrat, namentlich der Prätor, auf der Sella curulis sitzend, die Jurisdiktion handhabte. Neben ihm fanden daselbst auch die sein Konsilium bildenden Beisitzer ihren Platz. Im ordentlichen Verfahren, sowie in jeder Sache, welche durch Kognition und Dekret abgemacht werden mußte, mußte der betreffende Magistrat auf dem T. fungiren, während er geringere Sachen, Gesuche ꝛc. an jedem beliebigen Orte besorgen durfte. In Rom stand das älteste T. des Prätor Urbanus auf dem Komitium und war vermuthlich von viereckiger Form und gemauert. Ein anderes befand sich auf dem Forum, u. noch andere pflegten daselbst für einzelne Quästionen aus Bretern errichtet zu werden. Im Lager pflegte für den zu Gericht sitzenden Feldherrn ein T. aus Rasen errichtet zu werden.

Tribunal (v. Lat.), Gerichtshof, Gerichtsstelle, namentlich eine höhere, z. B. das Obertribunal in Berlin.

Tribunen (tribuni), ursprünglich diejenigen römischen Magistratspersonen, welche den Tribus vorgesetzt waren. Es werden folgende T. erwähnt. Die Tribuni aerarii erhoben das Tributum von gewissen Abtheilungen der Bürger u. zahlten es dann an die Soldaten, später an die Quästoren aus. Die Tribuni celerum kommandirten unter den Königen die Reiterei. Die Tribuni militum, Kriegstribunen, auch Tr. militares genannt, waren Anführer der Legionen zu Fuß, deren jede Legion 6 hatte. Seit 361 v. Chr. wurden von den 24 Kriegstribunen 6 von der

Volksversammlung, die übrigen von den Konsuln ernannt. Im J. 311 v. Chr. aber wurde durch die Lex Atilia dem Volke die Erwählung von 16, später von 24 Kriegstribunen anheimgegeben; die übrigen wurden von den Konsuln gewählt. Ihre Amtsgeschäfte waren: Aushebung der nöthigen Mannschaft, Einreihung derselben in die verschiedenen Abtheilungen der Legion, Aufsicht auf die Beobachtung der Disciplin ꝛc., Leitung der Waffenübungen, Visitirung der Wachen, Untersuchung des Getreides und Beaufsichtigung der Vertheilung desselben, Bestrafung von Vergehen, Urlaubsertheilung, Entscheidung vorkommender Streitigkeiten. Sie trugen wie die Ritter und Senatoren goldene Ringe, und auch ihre Kleidung hatte gewisse Auszeichnungen. Auch erhielten die Kriegstribunen wie die an Rang über ihnen stehenden Befehlshaber Pferde mit den Abzeichen ihrer Würde vom Staate geliefert. Seit 309 der Stadt oder 445 v. Chr. setzten es die Plebejer durch, daß statt der Konsuln bisweilen Kriegstribunen mit konsularischer Gewalt (tribuni militum consulari potestate) gewählt wurden, und zwar wurden zu diesen Stellen Patricier und Plebejer wählbar erklärt. Das Volk entschied auf den Antrag des Senats jedesmal, ob Konsuln oder Kriegstribunen zu wählen wären. Die wichtigsten T. waren die Volkstribunen (tribuni plebis), seit 493 v. Chr. kreirt. Zweck dieser plebejischen Magistratur war Schutz und Schirm gegen Mißbrauch der konsularischen Gewalt. Jeden, der an die Gemeinde provocirte, oder sonst um Hülfe rief, sollten die T. innerhalb der Stadt und einer Meile im Umkreis schützen, sie selbst aber sollten außerdem keine Gewalt haben, namentlich nicht über die Patricier. Die Macht der T. bestand anfangs darin, daß sie durch ihr Veto (ich verbiete) hemmend einschritten, wo die plebejischen Freiheiten oder Interessen verletzt wurden. Um aber wirklich Schutz gewähren zu können, wurden sie für unverletzlich (sacrosancti) erklärt, u. Derjenige, der sie beleidigte, wurde geächtet. Sie führten in den plebejischen Volksversammlungen den Vorsitz und durften außer zur Zeit der latinischen Ferien keine Nacht außerhalb der Stadt zubringen; auch mußte ihre Thür Tag und Nacht offen stehen. Ein äußeres Abzeichen ihrer Würde ging ihnen ab. Als Diener hatten sie nur einen Viator oder Boten. Anfangs wurden 2, dann 5 und seit 457 v. Chr. 10 T. gewählt. Dies geschah in den Centuriatkomitien, und zwar ward, so lange 5 gewählt werden mußten, von jeder Klasse einer erwählt und dann von den Kurien bestätigt. Ihr Amt traten sie den 10. December an. Schnell erhob sich ihre Macht zu bedeutendem Ansehen. Anfangs durften sie nur außerhalb der Schranken dem Senate zuhören. Eine Vergrößerung ihrer Macht erhielten sie 454 v. Chr., indem damals in den Centuriatkomitien das Gesetz durchging, wonach alle Obrigkeiten, daher auch die T. das Recht haben sollten, Denjenigen, der ihr Amt beleidigte, mit einer Geldstrafe zu belegen, während sie bis dahin eine Strafe nur bei ihrer Gemeinde in Antrag bringen, nicht selbst auflegen konnten. Durch das Gesetz des Volkstribuns Duilius wurde das durch das Decemvirat beseitigte Volkstribunat wiederhergestellt. Ein durchs Loos bestimmter Tribun führte den Vorsitz in der Wahlversammlung. Der Gewählten Pflicht war es, vor den Thüren der Senatsversammlung sitzend den Berathungen zuzuhören. Sie scheinen jedoch oft an den Verhandlungen Theil genommen zu haben. So berief 456 v. Chr. Icilius ohne Weiteres den Senat und erwarb den Volkstribunen das Recht, den Senat zu berufen und in ihm zu reden. Wirkliche Senatoren wurden aber die Volkstribunen erst durch das atinische Plebiscit (131 v. Chr.). Es wurden von nun an auch oft Patricier zu Volkstribunen erwählt. Zwischen den Jahren 415—394 v. Chr. ging im tribunicischen Kollegium die Veränderung vor, daß nicht mehr die Stimmenmehrheit entschied, sondern der Einspruch eines Einzigen die Beschlüsse der Uebrigen hemmte. Im Uebrigen hing die vergrößerte Macht der Volkstribunen mit der erweiterten Macht der Tributkomitien zusammen. Als später der Gegensatz zwischen Patriciern und Plebejern verschwunden war, richtete sich der Einspruch der T. nicht mehr gegen die Erstern, sondern gegen jede obrigkeitliche Handlung, die sie dem Staat für nachtheilig hielten. So hinderten sie die Wahl neuer Magistrate, mißfällige Beschlüsse des Senats und dessen Berufung überhaupt, oder erzwangen die Aufhebung der Sitzung. Sie erhoben Einspruch gegen die Amtsgewalt der Censoren und der übrigen Magistrate, gegen gerichtliche Anklagen und selbst gegen einen vom Prätor in Folge der Verurtheilung erlassenen Zwangsbefehl, ja sogar ein einziger Volkstribun konnte alle übrigen Magistrate in der Ausübung ihrer amtlichen Pflicht und selbst die Abstimmung über Gesetze in den Volksversammlungen hindern, wenn er dem Schreiber die vor der Abstimmung nöthige und vorgeschriebene Vorlesung des Gesetzes untersagte. Einen Grund brauchte der so intercedirende Volkstribun nicht anzugeben und konnte Jeden, der sich ihm widersetzte, selbst die Konsuln und die höchsten Würdenträger, durch seinen Viator ergreifen und ins Gefängniß werfen lassen, oder ihn bei dem Volke verklagen; ja es ist vorgekommen, daß die T. den Konsuln drohten, sie vom tarpejischen Felsen herabstürzen zu lassen. Außerdem konnten die T. den Senat versammeln, um ihm einen Vortrag zu halten oder einen Antrag zu machen, und sie konnten selbst gegen den Willen und die Erlaubniß des Konsuls einen Vortrag halten. Gegen ihre Gewalt gab es nur das Mittel, einen oder mehre T. zu gewinnen, damit sie gegen den Beschluß des Kollegiums der T. oder gegen die von ihnen vorgeschlagene Rogation Einspruch thäten. Nach Ablauf seines Amtsjahres konnte jedoch ein Tribun vor dem Volke angeklagt werden, wenn ihm eigennützige Absichten nachzuweisen waren. Der Senat fügte sich nicht immer sogleich dem Einspruche der T., namentlich in den spätern Zeiten des römischen Freistaats, wo dieser Einspruch oft von Partei- oder Privatinteresse veranlaßt war. Der Stand der T. war überhaupt manchem Wechsel unterworfen. So lange sie die alleinigen Werkzeuge des Volkes waren, durch die dessen Interesse vertreten wurde, waren sie mächtig und angesehen. Seit den punischen Kriegen hörten sie jedoch auf, das Interesse

ihrer Kommittenten zu vertreten, und sie wurden nun den Patriciern und dem parteisüchtigen, egoistischen Interesse des Senates dienstbar. Die Gracchen versuchten vergeblich ihre Würde und ihr Ansehen wieder zu heben. Sulla vernichtete ihre Bedeutung gänzlich und ließ ihnen nichts als die Macht des Protestes. Nach und nach erhob sich jedoch die Gewalt und der Einfluß der T. wieder, namentlich durch die Volkstribunen Licinius und Quinctius 76 und 74 v. Chr., sowie durch Pompejus 71 v. Chr., und unter Cäsar erreichte beides eine noch nie gehabte Höhe, weil dieser seine Absichten mit Hülfe der T. am besten durchführen konnte. Später drückte er die Macht der Volkstribunen wieder zum Schatten herab. Augustus wurde vom Senate auf immer mit dem Tribunat bekleidet, ebenso sein Nachfolger, wodurch die Macht der Kaiser gewissermaßen geheiligt wurde. Dennoch wurden Volkstribunen noch fortgewählt, bis endlich Konstantin der Große diese Würde abschaffte. Noch ist der Tribunus voluptatum zu erwähnen, der darauf zu sehen hatte, daß das Volk bei Spielen und anderen öffentlichen Belustigungen nicht zu viel unnöthigen Aufwand machte und in den Grenzen des Anstandes blieb. Im Mittelalter wurde die Würde eines Tribuns wieder hervorgesucht, als die Römer, im kurzen Rausch der Freiheit u. Weltherrschaft, die Stadt mit den republikanischen Formen des alten Roms umkleideten. Cola di Rienzi († 1347) wird der letzte Tribun genannt. Das in Frankreich nach der Revolution vom 18. Brumaire durch die Verfassung von 1799 eingeführte, von Siéyes ersonnene Tribunat sollte ursprünglich als Schutzmauer der öffentlichen Freiheit dienen, sank aber bald zum dienstbaren Werkzeug Bonaparte's herab. Es bestand aus 100 Mitgliedern und übte mit dem gesetzgebenden Körper die gesetzgebende Gewalt, indem es die Gesetzentwürfe der Regierung diskutiren, berathen, der letztere aber dieselbe ohne Diskussion verwerfen oder annehmen sollte. Die T. mußten wenigstens 25 Jahre alt seyn und bezogen jährlich 15,000 Fr. Gehalt. Sie wurden vom Senat gewählt, und zwar aus der sogenannten Nationalliste, welche alle diejenigen Kandidaten der Departementswahlen enthielt, die nur in dritter Reihe die Stimmenmehrheit erhalten hatten. Jährlich trat der fünfte Theil der Mitglieder aus dem Tribunat aus; doch konnten die Austretenden so lange wieder gewählt werden, als sie noch auf der Nationalliste standen. Da das Tribunat sehr bald von seinem Rechte, der Regierung Vorstellungen zu machen und Wünsche vorzutragen, Gebrauch machte, so gewann dasselbe eine Bedeutsamkeit, welche dem ersten Konsul mißliebig war. Dieser brachte es deshalb 1803 dahin, daß lauter ihm ergebene oder unbedeutende Männer in das Tribunat gewählt wurden, weshalb es in Folge davon so sehr in Abhängigkeit gerieth, daß aus seiner Mitte durch Curée am 4. Mai 1804 der Antrag auf Erhebung Bonaparte's zum Kaiser gestellt ward. Durch Senatuskonsult vom 18. Mai 1804 ward es umgestaltet, indem der größere Theil seiner Mitglieder dem gesetzgebenden Körper einverleibt ward, die Generalversammlungen aufhörten und nur drei Tribunatsektionen für das Innere, die Gesetzgebung u. die Finanzen, welche die Prüfung der Gesetzentwürfe unter von dem Kaiser ernannten Präsidenten und Quästoren vornahmen, übrig blieben. Auch diese Schattengewalt ward endlich durch Senatuskonsult vom 19. Aug. 1807 beseitigt, indem an die Stelle der Tribunatsektionen drei Kommissionen des gesetzgebenden Körpers traten.

Tribus, Haupteintheilung des römischen Volkes. In dem ältesten Rom, das anfangs 1000 Familien gezählt haben soll, die in 10 Kurien eingetheilt wurden, scheint sich sehr bald eine sabinische und etwas später eine etruskische Schaar niedergelassen zu haben, von denen jede auf gleiche Weise, wie die erste Niederlassung, in 10 Kurien eingetheilt wurde. Nach dieser Vereinigung bestand die Bürgerschaft Roms aus den 3 Stämmen oder T. der Ramnes, Tities und Luceres. Jede dieser 3 T. war in 10 Kurien und jede Kurie in 10 Gentes eingetheilt. Als die Römer in Folge ihrer Kämpfe mit den benachbarten, namentlich zum lateinischen Bunde gehörigen Städten, viele Völker ihrem Staate einverleibten, wurden zwar einzelne edle Geschlechter derselben in die T. und Kurien und somit unter die Bürgerschaft aufgenommen, allein die meisten blieben von den Altbürgern geschieden und übten weder Stimm-, noch Wahlrecht aus. Diese von den Bürgerrechten ausgeschlossenen Plebejer konnten mit den Altbürgern oder Patriciern lange nicht vereinigt werden. Tullus Hostilius versuchte zuerst eine solche Vereinigung und nahm eine Anzahl plebejischer Familien unter die Patricier auf. Nach ihm machte Servius Tullius einen neuen Versuch, die Plebejer mit den Patriciern zu einem Ganzen zu verbinden. Demnach veranstaltete er eine Eintheilung der römischen Ländereien in 30 örtliche Bezirke (tribus), von denen 4 die Stadt und die dazu gehörigen Ländereien (tribus urbanae), 26 die übrige Landschaft (tribus rusticae) umfaßten. Jede städtische T. war wieder in Vici, jede ländliche in Pagi eingetheilt. Die Bewohner jeder T. bildeten eine geschlossene Gemeinde unter einem Magister pagi, der die Gemeindeangelegenheiten der T. verwaltete, die Steuern erhob, die Aushebungen zum Kriegsdienst besorgte ꝛc. Die 3 Geschlechtstribus bestanden neben den 30 örtlichen T. noch fort. In der nächsten Zeit der Republik blieb diese von Servius Tullius getroffene Eintheilung unverändert, erst durch die Kriege mit den Tarquiniern wurde die Zahl der 30 T. auf 20 vermindert, indem die übrigen 10 an Porsenna, König von Clusium (507 v. Chr.), abgetreten werden mußten. Von da an werden jedoch nach und nach wieder einzelne T. hinzugefügt, so daß bis 241 v. Chr. die Zahl 35 erreicht wird, bei der es nunmehr bleibt. Jeder römische Bürger gehörte zu einer T. und mußte stets in derselben bleiben, indem einem willkürlichen Umziehen aus der einen in die andere T. durch Gesetze des Servius Tullius gewehrt war. Die Versammlungen nach T. hießen Tributkomitien (s. Komitien). Anfangs waren die den städtischen T. angehörigen Bürger die Vornehmeren, später die ländlichen, weil sowohl zu viel gemeines Volk in den städtischen T. wohnte, als auch, weil sich die reicheren Römer auf ihren Landgütern aufzuhalten pflegten.

Tribut (v. Lat.), ursprünglich die Steuer in Rom, welche die Bürger von ihrem Eigenthum an den Staat zu zahlen hatten, u. zwar so lange, bis die Eroberung Macedoniens dem Aerarium andere Einnahmequellen eröffnete, so daß die Vermögenssteuer wegfallen konnte. Eingeführt ward sie erst wieder von den Triumvirn, auf die Dauer vielleicht erst unter den Kaisern. Sie war theils Kopfsteuer (tributum in capita), theils Grundvermögenssteuer (t. ex censu), theils zufällige, in Zeiten der Noth vom Senat und Volk ausgeschriebene (t. temerarium). Seitdem die Provinzen eine auf die Köpfe umgelegte Steuer bezahlen mußten, ward dieser Name besonders von dieser gebraucht. Jetzt versteht man darunter hauptsächlich solche Abgaben, welche bezwungene Völker an den Sieger zahlen müssen.

Tricarico, Stadt in der neapolitanischen Provinz Basilicata, an den Apenninen, mit Bisthum, Seminar, 5 Klöstern, Kathedrale, Seiden- und Tabaksbau und 5000 Einw.

Trichilia, Pflanzengattung aus der Familie der Hesperideen, Bäume oder Sträucher warmer Länder, worunter T. emetica *Vahl*, **Becherbaum**, in Arabien, Aegypten *rc.*, in seinen Früchten ein Brechmittel, T. trifoliata *L.*, in Südamerika und Westindien, in der Rinde ein drastisch-purgirendes Mittel liefert.

Trichosanthes (Haarblume), Pflanzengattung aus der Familie der Cucurbitaceen, rankende einjährige und ausdauernde Kräuter mit herzförmigen Blättern und weißen Blumen, meist in Trauben, in heißen Ländern, worunter mehre Arten, wie T. anguina *L.*, T. cucumerina *L.*, beide in Südasien, T. cuspidata *Lam.*, in Ostindien, in den Früchten und dem Safte purgirende und die Verdauung stärkende Medikamente liefern, von T. trifoliata *Blum.*, in Ostindien, die jungen Blätter als Gemüse gegessen, die wie Seife schäumenden Wurzeln zum Waschen gebraucht werden.

Trichter, Instrument zum Einfüllen von Flüssigkeiten in Gefäße, besteht aus einem abgestumpften konischen Mantel, an dessen kleinere Basis eine sich verengernde Röhre angesetzt ist. Die Art seiner Benutzung bedingt sowohl die Wahl des Materials, als auch Modifikationen der Form.

Tricot (franz.), ein auf dem Strumpfwirkerstuhle verfertigter wollener, baumwollener, seidener Stoff zu Beinkleidern, Jacken *rc.*, die daraus stückweise zusammengenäht werden und, unmittelbar auf dem Körper getragen, sich demselben dicht anschmiegen, ohne die freie Beweglichkeit zu beeinträchtigen. Der Stoff hat seinen Namen von dem Marktflecken Tricot im französischen Departement Oise, Arrondissement Clermont, wo er zuerst verfertigt ward.

Tridentinisches Koncil (concilium Tridentinum), zur Ausgleichung der durch die Reformation entstandenen Trennung der abendländischen Kirche berufene allgemeine Kirchenversammlung, welche am 13. December 1545 zu Stande kam und nach wechselnden Schicksalen bis zum 4. December 1563 dauerte. Die Eröffnung der Versammlung war auf den 1. Nov. 1542 angesetzt, wurde aber wegen eines neuen Kriegs mit Frankreich verschoben. Von Neuem zum 15. März 1545 ausgeschrieben, konnte sie, weil viele Bischöfe und Gesandte noch zu kommen zögerten, erst am 13. December 1545 in der Kirche Sta. Maria Maggiore zu Trient eröffnet werden. Die Sessionen waren aber eigentlich nur leere Formalitäten zur Verkündigung der Beschlüsse, die in den Ausschüssen vorbereitet und debattirt wurden. Die Abstimmung geschah überdies nicht nach Nationen, wie in Konstanz, sondern nach Köpfen. Schon diese Umstände, daß die Italiener zahlreicher, als alle andern Nationen zusammengenommen vertreten waren, daß die Ausschüsse von den Legaten gewählt und besonders instruirt wurden, daß der präsidirende Kardinallegat del Monte fortwährend mit dem Papste korrespondirte und sich für jeden Schritt Instruktionen holte, mußten dahin wirken, daß das Koncil kein freies wurde. Fürsten und Völker, die die Abstellung aller Mißbräuche und eine Reformation der Kirche an Haupt u. Gliedern wünschten und hofften, sahen sich in ihren Hoffnungen und Bestrebungen bald getäuscht. Schon in der zweiten und dritten Sitzung, am 7. Jan. und 4. Febr. 1546, geschah nichts Anderes, als daß man Regeln für die Lebensordnung der Väter in Trient, Ermahnungen zur Ausrottung der Ketzer u. das nicäische Glaubensbekenntniß vorlas. In der 4. Sitzung am 8. April, an der 5 Erzbischöfe und 48 Bischöfe Theil nahmen, kamen zwei Dekrete zu Stande, worin die Aufnahme der Apokryphen in den Kanon der heiligen Schrift gutgeheißen, die Tradition als gültige Erkenntnißquelle des christlichen Glaubens der heiligen Schrift gleich gestellt und die Vulgata für authentisch und die Kirche für die allein rechtmäßige Auslegerin derselben erklärt ward. Die Dekrete der Sitzungen enthalten eine Revision des Lehrbegriffs, durch die der Dogmenbildung des scholastischen Mittelalters das Siegel der Unfehlbarkeit aufgedrückt und der Gegensatz gegen die Reformation scharf ausgesprochen ward. Die 5. Sitzung, am 17. Juni 1546, verbreitete sich über die Lehre von der Erbsünde, die 6. am 13. Januar und die 7. am 3. März 1547 über die Rechtfertigung und die noch durch kein Kirchengesetz bestätigte Siebenzahl der Sakramente. Die Verhandlungen nahmen trotzdem bald eine der römischen Kurie bedenkliche Richtung; unter den Prälaten und Ordenstheologen brachen Streitigkeiten aus, die kaiserlichen Gesandten brachten immer kühnere Anträge ein, die Opposition der französischen und spanischen Bischöfe hieß selbst die Forderungen der protestantischen Abgeordneten willkommen. Daher wiesen aus Rom erhaltene Befehle die Legaten auf Verlegung des Koncils hin, und das Gerücht von einer Pest in Trient diente als willkommene Veranlassung, in der 8. Sitzung am 11. März 1547 die Verlegung des Koncils nach Bologna zu beschließen. Die italienischen Patres reisten sogleich ab, die kaiserlichen Bischöfe aber, 18 an der Zahl, blieben in Trient zurück, da der Kaiser feierlich gegen diesen Beschluß protestirte. In Bologna, wo sich 6 Erzbischöfe, 32 Bischöfe und 4 Ordensgenerale einfanden, erließen aber die Legaten in der 9. und 10. Sitzung am 21. April u. 2. Juni 1547 Dekrete, durch die die Versammlung

vertagt, in der That aber entlassen wurde, u. die Aussetzung des Koncils wurde in einer Bulle vom 17. September 1549 vom Papst Paul III. ausgesprochen. Nach dessen Tod schrieb der neue Papst, Julius III., auf Betrieb des Kaisers die Fortsetzung des Koncils in Trient aus, und sein Legat, der Kardinal Marcellus Crescentius, eröffnete dasselbe am 1. Mai 1551 mit der 11. Sitzung. Noch fehlten viele Theologen, und Frankreich legte in der 12. Sitzung durch seinen Gesandten Jacques Amiot feierlichen Protest ein gegen die Fortsetzung des Koncils. Indeß langten als päpstliche Theologen die Jesuiten Lainez und Salmeron an u. übten von nun an entscheidenden Einfluß auf die Dekrete. In der 13. Sitzung am 11. Oktober wurde die Lehre von der Transsubstantiation im Abendmahl bestätigt und in 11 Canones publicirt; in der 14. Sitzung am 15. November die Buße und letzte Oelung bekräftigt und in 19 Canones publicirt. Diesen letztern fügte man noch 2 Reformationsdekrete über die Gerichtsbarkeit der Bischöfe bei. Die Canones enthielten meist Anathemata, d. h. Verdammungsurtheile über die Lehren und Glaubenssätze der Reformation. Die Protestanten waren zwar vom Papste zur Beschickung des Koncils eingeladen worden, aber es erschienen nur brandenburgische, würtembergische, sowie Abgeordnete aus einigen oberländischen Städten, und endlich am 7. Januar 1552 die Gesandten des Kurfürsten Moritz von Sachsen. Daß aber die Hinreise der sächsischen Gesandten nur eine vorgebliche war, zeigte der unerwartete Feldzug des Kurfürsten Moritz von Sachsen. Am 22. Mai stand derselbe vor Innsbruck, worauf das Koncilium auseinanderstob, nachdem es in der 16. Sitzung am 28. April 1552 seine Aussetzung auf 2 Jahre dekretirt hatte. Aus den 2 Jahren wurden aber 10. Zwar erließ Papst Pius IV. 1560 und 1561 neue Einladungen zur Fortsetzung des Koncils, aber die Protestanten nahmen diese nicht an, und der König von Frankreich forderte ein neues, freies Koncil. Endlich wurde die Kirchenversammlung unter dem Vorsitze des Kardinallegaten, Prinzen Hercules Gonzaga von Mantua, mit der 17. Sitzung am 18. Januar 1562 wieder eröffnet. Die Dekrete dieser Session betrafen nur die Lebensordnung der Patres, sowie die Vorrechte der Legaten, allein Vorschläge zu machen. In der 18. Sitzung am 26. Febr. wurde ein Dekret wegen Abfassung eines Index librorum prohibitorum publicirt. Durch Aufschub und Unthätigkeit suchte die römische Politik die lästigen Widersprüche zu beseitigen und zu entkräften. Dies war der römischen Kurie jetzt um so nöthiger, je ernstlicher und entschiedener der Kaiser, der Kurfürst von Bayern und Frankreich ihre Anträge auf Reformation der Kirche, auf Verstattung des Laienkelchs im Abendmahl, der Priesterehe und der verbotenen Speisen erneuerten. In der Behauptung, daß die bischöflichen Aemter und Würden nicht päpstlichen, sondern göttlichen Ursprungs seyen, stimmten alle Bischöfe überein. Nur die italienischen sprachen sich gegen diese Behauptung aus und brachten es durch ihre überwiegende Mehrzahl dahin, die Beschlüsse bei der Abstimmung stets nach den Absichten des römischen Hofes zu wenden. So kamen die Dekrete von der Abendmahlsfeier und dem Meßopfer in der 21. Sitzung am 16. Juli und in der 22. Sitzung am 17. September 1562 zu Stande. In der ersteren wurde der Laienkelch verworfen, die Kinderkommunion und die Messe dagegen bestätigt. Am 13. November erschien bei dem Koncil noch der Kardinal von Lothringen mit 14 Bischöfen, 3 Aebten und 18 Theologen aus Frankreich. Da derselbe die Oppositionspartei verstärkte und 34 französische Reformationsartikel mitbrachte, die der päpstlichen Partei sehr anstößig waren, so wußte diese die nächste Sitzung von einem Monat zum andern hinauszuschieben. Darüber starb am 2. März 1563 der Kardinallegat Gonzaga. An seiner Stelle präsidirten die Legaten Moroni und Stavageri, die die Versammlung theils mit Förmlichkeiten, theils durch Streitigkeiten u. Zänkereien der Theologen hinzuhalten wußten. Da sah man denn am kaiserlichen, sowie am französischen Hofe ein, daß man von dem Koncil nicht viel mehr hoffen und namentlich nicht eine Einigung mit den Protestanten erwarten dürfe. Der Kardinal von Lothringen ließ sich überdies für die päpstliche Partei gewinnen; die deutschen, spanischen und französischen Bischöfe, von ihrem Bestehen auf die bischöflichen Rechte keinen Gewinn sehend oder auch umgestimmt, willigten endlich ein in das im päpstlichen Sinne gehaltene Dekret von der Priesterweihe und Hierarchie, das in der 23. Sitzung am 15. Juli 1563 in 8 Canones öffentlich bestätigt und publicirt wurde. Diese 8 Canones enthalten eben so viel Verfluchungen. Ebenso leicht ging in der 24. Sitzung am 11. November das Dekret vom Sakrament der Ehe in 12 Canones, worin der Cölibat der Geistlichen geboten war, durch. In der 25., der letzten, Sitzung am 3. und 4. December 1563 wurden die sehr eilfertig abgefaßten Dekrete vom Fegefeuer, dem Heiligen-, Reliquien- und Bilderdienst, den Klostergelübden, dem Ablaß, Fasten, Speiseverbot u. dem Verzeichniß der verbotenen Bücher, das nebst der Abfassung eines Katechismus und Breviers dem Papste überlassen wurde, publicirt. Das Klosterwesen wurde in 22 Artikeln reformirt. In den Reformationsdekreten, die in den 5 letzten u. bedeutsamsten Sessionen publicirt wurden, sorgte man für Abstellung der bisherigen Mißbräuche bei Ertheilung und Verwaltung geistlicher Aemter, sowie für die Bildung der Geistlichkeit durch die Vorschrift der Anlegung von Seminarien und Prüfung der Ordinanden. Am Schlusse der 25. Sitzung rief der Kardinal von Lothringen: „Verflucht seyen alle Ketzer!" und die Prälaten stimmten ein: „Verflucht, verflucht!" So endigte die tridentinische Kirchenversammlung. Ihre Beschlüsse wurden von 255 Prälaten unterschrieben und trennten für immer die protestantische von der katholischen Kirche, ja, sie erhielten für diese die Kraft und das Ansehn symbolischer Bücher. Papst Pius IV. bestätigte dieselben am 26. Jan. 1566 durch die Bulle Benedictus deus und behielt dem Papste allein ihre Auslegung vor, für die 1588 von Sixtus V. eine besondere Kongregation von Kardinälen niedergesetzt wurde. Die Dekrete der Synode von Trient sind in den meisten italienischen Staaten, in Portugal u. Polen und vom Kaiser unbedingt, in Spanien, Neapel

und Belgien mit Vorbehalt der königlichen Rechte und der bestehenden Reichsgesetze, in Frankreich nur hinsichtlich des Glaubens angenommen worden. Durch das Koncil von Trient, das letzte ökumenische, ward der Lehrbegriff der katholischen Kirche abgeschlossen u. zum ersten Male im Zusammenhang ausgesprochen. Die „Canones et decreta oecumenici concilii Tridentini" wurden herausgegeben deutsch und lateinisch von Smets (2. Aufl., Bielefeld 1827), lateinisch zuletzt Leipz. 1842. Vgl. Sarpi, Istoria del concilio tridentino, Lond. 1619, deutsch von Rambach, Halle 1761—65, 6 Bde., und die Gegenschrift von Pallavicini: Istoria del concilio di Trento (Rom 1664, 3 Bde.); Mendham, Memoirs of the council of Trent, Lond. 1834; Wessenberg, Gesch. der großen Kirchenversammlungen, Konstanz 1840, Bd. 3 und 4.

Trieb, die nach einer bestimmten Richtung hin thätig gewordene, als Grundprincip alles organischen Seyns wirkende Lebenskraft. Was nicht lebt und kein Gefühl hat, ermangelt auch des T.es; durch den T. aber erhält das Gefühl erst eine bestimmte Richtung. Den T. wie das Gefühl hat der Mensch mit dem Thiere gemein, doch unterscheidet sich der menschliche T. vom thierischen dadurch, daß der letztere im Instinkt stehen bleibt, während der erstere sich durch das Bewußtseyn zum Begehren gestaltet. Letzteres kann positiv oder negativ bestimmt, also ein Begehren im engern Sinne oder Verschmähen seyn, je nachdem die Erkenntniß des Gegenstandes das Gefühl der Lust oder Unlust erweckt. Als Abstraktum gefaßt, ist der T. nur einer; faßt man ihn aber in den bestimmten Richtungen, die er durch den bewußtlosen Instinkt und das bewußte Begehren erhalten kann, so lassen sich verschiedene T.e unterscheiden. Die hauptsächlichsten sind der Bildungs-, Selbsterhaltungs-, Fortpflanzungs- (Geschlechts-), Geselligkeits- und Kunsttrieb. Zu den höheren geistigen T.en gehört der Ehrtrieb.

Triebel, Stadt in der preußischen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Frankfurt, Kreis Sorau, unweit der Neisse, mit Schloß, Leinwandfabrikation, Wollweberei, Töpferei und 1510 Einw.

Triebfeder, elastische Feder, welche, wenn sie gespannt oder zusammengepreßt ist, im ersten Falle der spannenden Kraft entgegenwirkt, im zweiten sich wieder auszudehnen strebt und dadurch etwas in Bewegung setzen (treiben) kann; in der Moral bildliche Bezeichnung des subjektiven Bestimmungsgrundes zum Handeln, im Unterschiede vom Gesetze oder einer äußern Veranlassung als objektivem Bestimmungsgrunde.

Triennium (lat.), Zeit von 3 Jahren. Akademisches T. (T. academicum), die fast allgemein übliche Zeit von 3 Jahren, welche in Deutschland zum Besuch der Universität verwendet wird und als Minimum in verschiedenen Fällen sogar gesetzlich gefordert wird. Vergl. Universitäten.

Trient (ital. Trento, lat. Tridentum), Hauptstadt des trienter Kreises od. Welschtyrols in Oesterreich, in einem fruchtbaren u. reizenden, von hohen Kalkbergen begrenzten Thale, am linken Ufer der schiffbaren Etsch, über welche hier eine 146 Fuß lange Holzbrücke führt, ist der Sitz eines Fürstbischofs, dessen geistliche Gerichtsbarkeit sich über ganz Tyrol erstreckt, mit einem Kapitel von 8 Domherren, eines selbstständigen Senats des innsbrucker Oberlandesgerichts, eines Landes- und Bezirksgerichts u. einer Bezirkshauptmannschaft. Die Stadt zeigt schon ganz italienische Bauart. Die Straßen sind breit, größtentheils trefflich gepflastert u. sehr reinlich. Die hervorragendsten Gebäude sind: die Kathedrale, ein imposanter, schon im 10. Jahrhundert begonnener, aber erst im 16. vollendeter Bau in altgriechischem Style, der sich an der Piazza grande erhebt, dem Hauptplatze der Stadt, dessen Mitte ein großer, rothmarmorner Brunnen ziert, dessen oberste kolossale Statue den Neptun mit dem Dreizack (dem Symbole der Stadt) vorstellt; die Kirche Santa-Maria Maggiore, ganz aus rosenrothen Marmorplatten erbaut, berühmt wegen des darin abgehaltenen tridentinischen Konciliums, an welches die daselbst befindlichen Bildnisse vieler Mitglieder desselben erinnern; die Kirche des Seminars, einst den Jesuiten gehörig, durch Marmorpracht ausgezeichnet, die von St. Martin, ihres Alters wegen bemerkenswerth, und die della Annunziata, mit mächtigen rosenroth-marmornen Kirchensäulen, welche, jede aus einem einzigen Stücke gearbeitet, das Gewölbe der Kirche tragen. Im Ganzen hat die Stadt 13 Kirchen. Andere ausgezeichnete Gebäude sind: der Palast des Kardinals Bernardus Clesius, meist Residenz der Fürstbischöfe, mit Freskogemälden von Giulio Romano, Paul Veronese u. A., der des Feldmarschalls Gallas (jetzt im Besitz der Familie Zambelli) u. der des Grafen Terlago-Tabarelli, letzterer von Bramante d'Urbino ganz aus röthlichem Marmor erbaut; ferner das elegante u. geräumige Theater, der neue Friedhof mit großartigen, von kannelirten weißen Marmorsäulen gebildeten Arkaden, das Rathhaus und das wegen seiner Bauart und Größe imposante Kastell nächst dem Thore Acquila. An Lehr- und Erziehungsanstalten hat die Stadt ein fürstbischöfliches Seminar, ein Lyceum, ein Gymnasium, eine männliche und eine weibliche Elementarhauptschule, eine Kanzel der Pädagogik. Ferner bestehen hier ein literarisches Kabinet, eine Zeichen- und Musikschule und von Wohlthätigkeitsanstalten drei Armenklöster der Franciskaner, der Kapuziner und der barmherzigen Schwestern, ein Gebär- und Findelhaus mit Hebammenschule, zwei Waisenhäuser, ein Unterhaltungs- und Arbeitshaus für Arme, ein Hospital und eine allgemeine Wohlthätigkeitsanstalt. Die Einwohner, 10,000 an der Zahl, die meist italienisch sprechen, betreiben vornehmlich Seidenfabrikation und auf den nahen Hügeln Weinbau. Auch sind hier mehre große Zuckerraffinerien, eine große kaiserliche Tabaksfabrik, mehre Salamifabriken, eine Spielkarten-, eine Geschirrfabrik, Gerbereien und Färbereien, bedeutende Branntwein- und Weingeist-, sowie Konfitürenfabriken im Betrieb. Außerdem gewährt der aktive und starke Transithandel Verdienst. Marmor- und Gypsbrüche geben reiche Ausbeute. Im Alterthum war T. römische Pflanzstadt und blühte als solche sehr auf. Nachdem es unter den Stürmen der Völkerwanderung sehr gelitten, kam es unter

Karl dem Großen wieder empor. Kaiser Konrad der Salier belehnte den dortigen Bischof mit der fürstlichen Würde und weltlichen Herrschaft über die Stadt, wodurch letztere selbstständig ward. Das allgemeine Koncilium von 1545—63 gab der Stadt eine welthistorische Bedeutung. Die Franzoseneinfälle 1703 und 1735 richteten nur vorübergehendes Unheil an; die Macht des kleinen Staates hielt sich fortwährend im Steigen bis zur französischen Revolution. Während derselben mehrmals geplündert und gebrandschatzt, wurde das Hochstift 1803 säkularisirt und den österreichischen Landen einverleibt. Im Jahre 1805 ging es an Bayern und, nach den blutigen Kämpfen von 1809 im Angesichte der Stadt, an das Königreich Italien über. Im Jahre 1813 kam es wieder an Oesterreich.

Trier, vormaliges deutsches Erzstift u. geistliches Kurfürstenthum im kurrheinischen Kreise, grenzte an Nassau, das Erzstift Köln, das Herzogthum Luxemburg, Lothringen, das Kurfürstenthum Pfalz bei Rhein, die Landgrafschaft Hessen-Rheinfels und die Grafschaft Katzenellenbogen, umfaßte ein Areal von 151 □Meilen mit 280,000 meist katholischen Einwohnern und theilte sich in das obere u. niedere Stift, deren erstes Trier, das andere Koblenz zur Haupt- und Residenzstadt hatte. Der dortige Erzbischof und geistliche Kurfürst nahm als solcher die zweite Rangstufe ein u. führte den Titel Kanzler durch Gallia. Die jährlichen Einkünfte beliefen sich auf $^1/_2$ Million Thaler. Das Wappen war ein gevierter Schild mit einem rothen Kreuze im silbernen Felde und einem weißen Lamme mit einem Fähnlein auf einem Hügel im rothen Felde. Außer dem Erzstifte besaß der Kurfürst den größten Theil der Grafschaft Nieder-Isenburg, die Abtei Prüm, $^2/_3$ von Münzfelden, sowie die Lehnshoheit über die Herrschaften Winnenburg und Beilstein. Das Erzstift war das älteste in Deutschland und soll im 7. Jahrhundert aus dem schon zu Anfang des 4. Jahrhunderts bestehenden Bisthum Trier entstanden seyn. Unter den dortigen Erzbischöfen sind zu erwähnen: Graf Balduin von Luxemburg (1307—23), der Bruder Kaiser Heinrichs VII., der Gründer der Macht des Erzstifts; der Graf Richard von Greifenklau (1511—31), der Gegner Sickingens, der dem Eindringen der Reformation mit Erfolg entgegenwirkte; der Pfalzgraf Franz Ludwig von Neuburg (1716—29), der die Rechtszustände des Landes hob, und der letzte, der Prinz Klemens Wenzel von Sachsen, der, 1768 erwählt, den berühmten Joh. Nik. von Hontheim zum Minister hatte und lebhaften Antheil an der emser Punktation nahm, aber 1787 mit dem Kurfürsten von Mainz wieder zurücktrat. Nach dem Ausbruche der französischen Revolution wurden die trierschen Lande, namentlich Koblenz, ein Zufluchtsort für viele Emigranten. Am 8. August 1794 wurden die Städte Koblenz u. Trier von den Franzosen besetzt und im Frieden von Campo Formio am 17. Oktober 1797 nebst dem ganzen linken Rheinufer von Oesterreich auf Grund eines geheimen Artikels an Frankreich abgetreten, worauf die Vereinigung, nachdem die Festung Ehrenbreitstein von den Franzosen durch Aushungerung zur Uebergabe gezwungen und geschleift worden war, zu Anfang 1799 wirklich erfolgte. In dem Frieden zu Luneville (1801) ward der am rechten Rheinufer gelegene Theil des Kurfürstenthums größtentheils zu Nassau geschlagen und der Kurfürst von T. mit einer jährlichen Pension von 300,000 Gulden abgefunden. Durch den pariser Frieden 1814 kamen die kurtrierschen Lande wieder zu Deutschland, worauf sie bis auf wenige Bezirke, als St. Wendel (das an Koburg u. erst 1834 an Preußen kam), Birkenfeld und Meisenheim, mit Preußen vereinigt wurden. Der preußische Antheil gehört gegenwärtig zu den Regierungsbezirken Trier u. Koblenz. Vgl. Hontheim, Historia Trevirensis diplomatica et pragmatica, Augsb. 1750, 3 Bde.; Derselbe, Prodromus historiae Trevirensis, das. 1757, 2 Bde.; Conrad, Triersche Geschichte bis 1804, Hadamar 1822; Gesta Trevirorum, herausgegeben von Wyttenbach und Müller, Trier 1836—39, 3 Bde.

Trier (lat. Augusta Trevirorum, französ. Trèves), Hauptstadt des vormaligen Erzbisthums und des jetzigen gleichnamigen Regierungsbezirks in der preußischen Rheinprovinz, eine der ältesten Städte Deutschlands, liegt in einem reizenden Thale am rechten Ufer der Mosel, über welche eine uralte, steinerne, 690 Fuß lange u. 24 Fuß breite, auf 8 Schwibbogen ruhende Brücke führt. Die Stadt ist von ansehnlichem Umfange, indem sie viele Gärten in sich schließt, hat unregelmäßige, enge Straßen, 8 Thore und 6 öffentliche Plätze und besteht aus der eigentlichen Stadt, 12 Vorstädten und Vororten. Unter den Gebäuden verdienen folgende Erwähnung: die Porta nigra (das römische oder schwarze Thor), ein uraltes Gebäude, von Einigen für ein Bauwerk der alten Trevirer, von Andern für ein Werk der Römer aus der Zeit Konstantins des Großen gehalten, scheint als Thor und zugleich zur Befestigung der Stadt gedient zu haben, ist 115 Fuß lang, 67 Fuß breit und 70 Fuß hoch und ward im 11. Jahrhundert in eine dem heiligen Simeon gewidmete Kirche verwandelt, ist aber gegenwärtig in seiner alten Form wieder hergestellt; der Dom, dessen mittlerer Theil aus den Zeiten Konstantins des Großen herrührt, während die verschiedenartigen Anbaue im 6., 11. und 12. Jahrhundert hinzugefügt worden sind, enthält schöne Altäre u. Grabmäler, kostbare Meßgewänder u. Missalen, bedeutende Reliquien, darunter den berühmten heiligen Rock, und eine der größten Glocken in Deutschland; die Liebfrauenkirche, eines der edelsten Werke altdeutscher Baukunst, nahe beim Dom u. mit diesem durch einen Kreuzgang verbunden, ist von 1227—43 erbaut; die Gangolphskirche hat einen schönen Thurm, die Pauliner- u. Matthäuskirche Krypten. Im Ganzen hat die Stadt 6 katholische und eine evangelische Kirche. Noch sind zu nennen das Neuthor mit Basreliefs aus dem 12. Jahrhundert, der erzbischöfliche Palast, das Gebäude der Redemptoristen mit schöner Kirche in byzantinischem Styl und das neue Theater. Interessante Denkmäler aus der Römerzeit sind außer den schon genannten noch: die sogenannten römischen Bäder, wahrscheinlich ein römischer Kaiserpalast, zum Theil noch verschüttet; das wenigstens bis auf Trajan zurückreichende Amphitheater; die durch König Friedrich Wilhelm IV. wiederherge-

stellte Basilika, gewöhnlich Konstantinspalast genannt, neuerlich zur evangelischen Kirche bestimmt; der Frankenthurm, der in der fränkischen Zeit wahrscheinlich als Getreidemagazin diente. T. ist Sitz eines Bischofs und Domkapitels, hat ein Gymnasium, ein katholisches Priesterseminar, ein bischöfliches Knabenkonvikt, eine Gewerbs- und Bürgerschule, eine Stadtbibliothek von 96,000 Bänden und mit werthvollen Handschriften, darunter der Codex aureus, ein Münz- und Naturalienkabinet, eine Petrefaktensammlung, ein Landarmenhaus mit Irrenanstalt und Hebammenschule, ein großes Bürgerhospital, zwei Nonnenklöster. Die Einwohner, deren die Stadt mit den Vorstädten 22,290 zählt, lauter Katholiken, mit Ausnahme von gegen 1300 Protestanten und gegen 400 Juden, beschäftigen sich vornehmlich mit Akkers-, Garten-, Obst- und Weinbau, Wollenweberei, Färberei, Gerberei, Wachsbleichen, auch Seifen-, Tabaks-, Porzellan- und Tapetenfabrikation, Schiffbau und treiben ansehnlichen Handel mit Holz, Steinen und den bekannten Moselweinen. Mit Metz und Koblenz ist T. durch regelmäßige Dampfschifffahrt verbunden. In der Nähe liegt das Lustschloß Monaise und 2 Stunden entfernt, bei dem Dorfe Igel, die sogenannte Igelsäule, ein 72 Fuß hohes Grabmal der Familie der Sekundiner, ein reich verziertes Denkmal aus der Römerzeit, neben dem auch noch ein Kastell oberhalb Saarburg und ein Mosaikboden in Rennig zu erwähnen sind. T. war im Alterthum die Hauptstadt der Treviren und wuchs unter der römischen Herrschaft zu einer der ansehnlichsten Städte des römischen Reichs diesseits der Alpen empor, die ein Waffenplatz und nicht selten die Residenz römischer Kaiser war. Wissenschaft, Kunst und alle Zweige des Gewerbfleißes blühten daselbst. Seit dem Jahre 463 gehörte es zum fränkischen Reiche; mehre Könige von Austrasien erwählten es zur Residenz; auch wurden einige Kirchenversammlungen daselbst gehalten. Nachdem es durch den Vertrag von Verdun zu Lothringen geschlagen worden, kam es 870 an Deutschland, 895 wieder an Lothringen und ward unter Heinrich I. auf immer Deutschland einverleibt. Später war es den Erzbischöfen unterthan, erlangte aber fast reichsstädtische Selbstständigkeit, weshalb die Erzbischöfe ihren Sitz nach Koblenz verlegten. Im Jahre 1472 wurde hier eine Universität gestiftet, die 1798 aufgehoben ward. Kaiser Rudolf II. hob 1580 alle diejenigen Stadtrechte auf, welche den Kurfürsten beeinträchtigten, worauf sich die Stadt ganz dem Kurfürsten unterwarf. Im 30jährigen Kriege war sie von 1632 bis 1635 in den Händen der Franzosen, die sie auch 1675, 1684, 1697 u. auf längere Dauer 1794 eroberten. Sie ward damals Hauptstadt des französischen Departements Saar, fiel 1814 an Preußen und wurde Hauptstadt des neu errichteten Regierungsbezirks Trier. Vgl. Haupt, T.s Vergangenheit und Gegenwart, Trier 1822, 2 Bde.; Steininger, Geschichte der Trevirer unter der Herrschaft der Römer, Trier 1845; Brann, T. und seine Alterthümer, Trier 1854.

Trieren (v. Griech.), bei den Griechen leichte Kriegsfahrzeuge, auf jeder Seite der Länge nach mit 3 Reihen Ruderbänken, dienten besonders zum Transport der Soldaten. Bei den Römern hießen sie triremes.

Triest (ital. Trieste, lat. Tergeste), Freihafen u. wichtigster Seehandelsplatz der österreichischen Monarchie, Hauptstadt des Guberniums Triest im österreichischen Königreich Illyrien bis 1849, seitdem aber reichsunmittelbare Stadt der österreichischen Monarchie mit eigenem Gebiete von 1,7 □Meilen, liegt sehr imposant am Fuße des Karstgebirges, theils eben, theils an den Abhängen des isolirten Schloßbergs, und dehnt sich fast eine Stunde lang an der Küste des adriatischen Meeres aus, das hier den triester Meerbusen bildet, ist zum Theil regelmäßig, nach italienischer Art, gebaut, wird in die Alt-, Neu- oder Theresienstadt und die neuangelegte Josephs- und Franzensvorstadt getheilt und zählt 31 Plätze und 217 Straßen und Gassen. Die Altstadt, an und auf dem mit einem alten festen Kastell gekrönten Schloßberge gelegen, hat meist enge und krumme Gäßchen, namentlich in der ehemaligen Judenstadt. Die bemerkenswerthesten Plätze sind hier: der sogenannte große Platz (Piazza grande) oder schöne Markt, gegen das Meer gelegen, mit den marmornen Statuen Kaiser Karls VI. und Franz' I. und einem schönen Springbrunnen geziert, der kleine Altstädterplatz u. der Theaterplatz. Von öffentlichen Gebäuden sind hier zu erwähnen: die sehr alte Peterskirche, das Rathhaus, das Polizeiamt, das Gubernialhaus, die Locanda grande (großes Hotel), die Jesuitenkirche mit schöner Façade und Säulen korinthischer Ordnung, die Domkirche zum heiligen Justus, ein altes, regelloses Gebäude, merkwürdig nur durch die eingemauerten römischen Alterthümer, sowie durch das dem in der Locanda grande ermordeten Winckelmann errichtete Denkmal von Rosetti, die reformirte u. die lutherische Kirche mit Marmoraltar und dem Grabmal des dänischen Konsuls Dumreicher von carrarischem Marmor, zwei Synagogen, das Theater Philodramatico und das große 1806 erbaute Opernhaus mit Redoutensaal, Kaffeehaus und Gewölben. Das Kastell, von dicken Mauern und tiefen Gräben umgeben, enthält nur eine Batterie zur Salutirung der in den Hafen einlaufenden Schiffe. Die Neu- oder Theresienstadt wird durch eine breite Straße (Contrada del Corso) südlich und östlich von der Altstadt getrennt, hat mit Quadern gepflasterte Straßen von ansehnlicher Breite, die sich senkrecht kreuzen, und ist der Sitz der reichen Kaufmannschaft. Die vorzüglichsten Plätze sind hier: der Börsenplatz, nahe am Hafen, mit der Statue Kaiser Leopolds I., der rothe Brückenplatz, mit einem schönen Springbrunnen, der St. Antonio- und St. Johannesplatz, der Holzplatz an einem Ende des Corso, mit einem schönen Brunnen geziert, der Fuhrmannsplatz (Piazza dei Carradori) u. der Mauthplatz (Piazza della Dogana), wo die Kaufmannsgüter auf- u. abgeladen werden. Das vorzüglichste Gebäude T.s ist hier die neue Börse oder das Tergesteum mit 4 ungeheuren dorischen Säulen, Sitz des österreichischen Lloyd, mit großen Lesesälen, die alte Börse, die mit Säulen und Statuen großartig verziert ist und auf ihrer Terrasse eine herrliche Aussicht über den Hafen u. das Meer darbietet,

das große Zollhaus, die Post, die Schiffsbanwerfte, die schönen Kirchen der orientalischen und illyrischen Griechengemeinden und die 1849 eingerichtete Kirche St. Antonio, der Palast Carciotti, das Hôtel de la ville am Kai. Südwestlich schließt sich die durch die Nähe des Meeres, der Landungs- und Ausladeplätze sehr belebte Josephsstadt an die Altstadt an, deren breite, nach dem Gestade von St. Andreas führende Straßen mit geschmackvollen Gebäuden besetzt sind. Sie enthält die Kirche des ehemaligen Minoritenklosters, das alte Sanitätsgebäude, eine große Kaserne ꝛc. Die zwei sie durchströmenden Bäche sind überwölbt und bilden zwei breite Straßen, von denen die eine, die Corsia Stadion, das auch als Cirkus verwendete Amphitheater Mauroner enthält. Der Hafen von T. bietet dem Schiffer eine freie, offene, weder durch Inseln, noch Felsen und Sandbänke erschwerte Einfahrt dar und hat eine für die größten Kriegsschiffe hinreichende Tiefe, gewährt jedoch gegen die Stürme noch keine völlige Sicherheit. Der linke Arm des Hafens, der Molo di Sta. Teresa, der vollkommen ausgebaut ist, gilt für ein Meisterstück der Befestigungskunst; er besteht aus einem ins Meer sich krümmenden Steindamm mit Wall und kleinem Fort, sichert die Fahrzeuge gegen die südöstlichen Stürme, bietet aber selbst den von Westen hersteuernden Schiffen eine gefährliche Spitze dar. Ihm gegenüber liegt die Quarantäneanstalt mit einem eigenen kleinen Hafen. Für die kleinern Fahrzeuge hat T. einen besondern, von der städtischen Batterie eingeschlossenen, kleinen Hafen (Mandrachio). Vom Hafen aus läuft der schön gemauerte große Kanal, 1752 und 1753 von Maria Theresia erbaut, in die Neustadt hinein, über den eine roth angestrichene, in der Mitte theilbare Brücke (ponte rosso) führt. Hier liegen die größten Kauffahrteischiffe sicher vor Anker. Noch sind bemerkenswerth der neue Molo am Leuchtthurm mit starker Batterie, der neue Leuchtthurm und der Bahnhof. Von Alterthümern sind zu erwähnen: die Ueberreste eines römischen Amphitheaters, die noch reichlich mit Wasser versehene römische Wasserleitung u. ein Triumphbogen, welcher von Karl dem Großen herrühren soll (arco Riccardo). T. ist der Sitz des Statthalters u. des Oberlandesgerichts für T. und das Kronland Görz und Istrien, des kaiserl. Marineoberkommando's, eines Bischofs u. Domkapitels, eines Landesgerichts, des Landesmilitärkommando's für das Küstenland, eines Bezirks-, Handels- u. Seegerichts u. einer Handels- u. Gewerbekammer. Die Stadt hat ein Priesterseminar, ein Ober- und Untergymnasium, eine Normal- u. andere deutsche Hauptschulen, eine israelitische Hauptschule, eine Mädchenschule der Benediktinerinnen, ein Marineknabenerziehungshaus, eine Marineakademie, eine Handels- und nautische Hauptschule mit vorbereitender Realschule, eine Ackerbauschule, eine Sternwarte für nautische Zwecke, eine Hebammenschule, eine öffentliche Bibliothek, ein Winckelmannsmuseum für Alterthümer, eine zoologisch-zootomische Anstalt, eine literarisch-artistische Sektion des österreichischen Lloyd, einen Verein für physikalische und botanische Vorlesungen, ein Kabinet der Minerva mit Bibliothek ꝛc. Von Wohlthätigkeitsanstalten bestehen hier ein großes Kranken-, Irren-, Waisen- und Findelhaus, zwei Lazarethe, eine Arbeits- u. Versorgungsanstalt ꝛc. Obgleich die Mehrzahl der Einwohner, deren Zahl sich 1853 inklusive des Gebiets mit 24 Dörfern auf 94,276 belief, sich vom Seehandel nährt, hat sich in T. doch eine eigenthümliche, durch die Lage begünstigte Industrie gebildet. Man verfertigt hier alle für die Marine erforderlichen Artikel und viele andere Gegenstände, welche zum Theil einen nicht unbeträchtlichen Theil der Ausfuhr bilden. Dahin gehören Bildhauerarbeiten (vorzüglich zum Schmuck der Schiffe), Bleiweiß, künstliche Blumen, chemische Produkte, Chokolade, Konfitüren, Essig, Farben, Handschuhe, Hüte aus Filz, Seide und Stroh, Instrumente, Knöpfe, Leder, Lein- und Rüböl, Maschinen, Möbel aller Art, Parfümerien, Pech, Pfeifenköpfe, Posamentier-, Riemer- und Sattlerarbeiten, Rosoglio, Salten, Salpeter, Schrot, Seife, Siegellack, Silber- und Goldarbeiten, Spiegel, Spielkarten, Talg-, Wachs- und Stearinkerzen, Wagen, Zündhölzchen ꝛc. Seine eigentliche Bedeutung verdankt aber T. dem Handel. Besonders wichtig ist der hiesige Verkehr mit Italien, der Levante und mit Nordamerika; Oesterreich, Mähren, Böhmen, Ungarn, Schlesien, ganz Deutschland und die Schweiz senden ihre Erzeugnisse und Fabrikate hierher, wo sie zu Wasser nach Italien, Spanien, Portugal, nach der Levante und in die entferntesten Gegenden Asiens und Afrika's verführt werden. Unter den Zufuhren ist die aus Smyrna sehr bedeutend, deren Hauptartikel rohe und gesponnene Baumwolle, Kameelhaare, getrocknete Früchte, Wachs, Knoppern, Rauchwerk, Ochsenhäute ꝛc. sind. T. hat sich seit einem Jahrhundert (1758 zählte es erst 6424 Einw.) von einem unbedeutenden Seestädtchen zu einem der ersten Handelsplätze emporgeschwungen. In den Jahren 1842—52 stieg die Zahl der einlaufenden Schiffe von 7717 mit 436,000 Tonnen Tragfähigkeit auf 13,974 Schiffe mit 783,983 Tonnen. Während zu Ende des 18. Jahrhunderts die ganze Ein- und Ausfuhr nur 400,000 Centner und die Ausfuhr 1770 nur etwa 600,000 Gulden an Werth betrug, repräsentirte die Einfuhr 1858 einen Werth von 159,451,937 (davon zu Land 37,048,469), die Ausfuhr einen Werth von 134,714,362 (davon zu Land 44,416,838) Gulden Konv. Diesen großartigen Aufschwung verdankt die Stadt dem Umstande, daß sie 1719 zum Freihafen erklärt und dadurch ihr Handel von vielen Hemmnissen der früheren österreichischen Gesetzgebung befreit ward, daß ihr Hafen für große Schiffe zugänglicher ist, als der Venedigs, und daß ihre aus sehr verschiedenen Nationalitäten gemischte Bevölkerung höchst spekulativ und unternehmend ist. T. zählt eine Menge der größten Handels- und Bankierhäuser, zahlreiche Assekuranzen und sonstige Handelsanstalten, wie auch die Konsuln fast aller europäischen Nationen, sowie Brasiliens, Hayti's und Nordamerika's daselbst ihren Sitz haben. Eine großartige Anstalt ist der österreichische Lloyd (Lloyd Austriaco). Derselbe ward 1833 von den triester Versicherungsanstalten nach dem Muster des in London bestehenden Instituts desselben Namens gegrün-

CCCXXXV



TRIEST

det und zerfällt in 2 Abtheilungen, deren erste sich die Herbeischaffung aller irgend nützlichen Handels- und Seeberichte zur Aufgabe macht, während die zweite die 1836 ins Leben getretene Lloyddampfschifffahrt begreift, deren Schiffe Venedig, Istrien, Dalmatien, Griechenland, Aegypten, Kleinasien bis Trapezunt und Galacz besuchen. Der Lloyd ließ seit 1853 ein Arsenal in der Bucht von Servola erbauen, welches nebst zwei Schiffswerften und einem Dry-Dock auch eine Dampfmaschinenfabrik und andere großartige Werkstätten enthält. Die städtischen Einnahmen T.s beliefen sich 1853 auf 2,112,364, die Ausgaben auf 2,118,884 Gulden. Die Umgegend producirt Wein und Obst und ist mit vielen Landhäusern geschmückt, wiewohl die nahen Hügel erst in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts durch kostspielige Herbeischaffung von Erde fruchtbar gemacht worden sind.

T. (Tergeste) ward um 130 v. Chr. mit Istrien dem römischen Reiche einverleibt und unter Vespasianus zu einer römischen Kolonie gemacht. Nachdem es im Mittelalter seine Beherrscher mehrfach gewechselt, kam es 1382 an Oesterreich u. blieb fortan unter dessen Herrschaft, mit Ausnahme der Jahre von 1797 bis 1805, wo es die Franzosen besetzt hielten, und der Jahre von 1809—14, wo es zu der illyrischen Provinz Frankreichs gehörte, bis auf die Gegenwart. Am 28. Sept. 1813 ward die Stadt von den italienischen Truppen geräumt, das Kastell aber seit dem 11. Okt. von den Oesterreichern unter Nugent belagert, seit dem 15. Okt. von einer englischen Flotte bombardirt und in Folge der Hartnäckigkeit des französischen Kommandanten, der erst den 31. Okt. kapitulirte, fast in Trümmer geschossen. Nachdem sich die Stadt von den schweren Verlusten, die sie unter der französischen Herrschaft erlitten, nach und nach erholt hatte, ward sie die glückliche Rivalin Venedigs und die Beherrscherin des adriatischen Meeres. Im Jahre 1818 ward sie nebst Gebiet für dem deutschen Bundesgebiet einverleibt erklärt. Des ihr schon früher ertheilten Beinamens einer Città fidelissima zeigte sie sich besonders während der ungarischen und italienischen Revolution von 1848 würdig. Vom Mai bis 12. Aug. 1848 von einer neapolitanisch-sardinischen Flotte blokirt, ward der Hafen, wie auch vom März bis Sept. 1849 mit Ketten und Pfählen gesperrt. Durch kaiserliches Dekret vom 2. Okt. 1849 ward Stadt nebst Gebiet zur reichsunmittelbaren Stadt erhoben.

Triglochin (Dreizack, Salzbinse), Pflanzengattung aus der Familie der Alismaceen, Sumpfkräuter mit lockeren Aehren auf Schäften in grasartigen Wurzelblättern, wovon T. palustre *L.*, auf nassen Wiesen und Triften in ganz Europa und Nordamerika, und T. maritimum *L.*, am Meeresstrande und auf salzhaltigem Boden im Binnenlande in Europa und Nordamerika, wegen des Salzgeschmackes vom Vieh gern gefressen werden, letzteres auch wie andere Meerstrandspflanzen zur Gewinnung von Soda dient.

Triglyph (Dreischlitz), charakteristischer Theil der dorischen Säulenordnung am Gebälke derselben, welchen man als Kopfende der über den Unterbalken, den Architrav, gestreckten und behufs besseren Ablaufs des Wassers mit kleinen Rinnen (Kerben) versehen kann. Die T.en bilden einen Theil des Frieses, dessen anderer die Metopen (s. d.) sind.

Trigonalschein (Gedrittschein), s. Aspekten.

Trigonalzahlen (Triangularzahlen), s. Polygonalzahlen.

Trigonella (Kuhhornklee), Pflanzengattung aus der Familie der Papilionaceen, einjährige Kräuter am Mittelmeer, in Sibirien u. auf dem Kaukasus, wovon T. Foenum graecum *L.* (Bockshornklee, Griechisch Heu), mit blaßgelben Blüthen, zwischen dem Getreide im südlichen Europa, in Kleinasien und Nordafrika, in Deutschland hier und da kultivirt und verwildert, wegen der Samen, Semen Foeni s. Foeni graeci s. Trifolii cretici, officinell ist. Sie haben einen starken, unangenehmen, etwas melilotenartigen Geruch und einen bitterlich-mehligen und schleimigen Geschmack und enthalten ätherisches und fettes Oel, viel Schleim und bittern Extraktivstoff. Man benutzte sie früher häufig als erweichendes und zertheilendes Mittel bei Verhärtungen, Drüsenanschwellungen, gestörter Menstruation; jetzt nur noch äußerlich in Pulverform oder in Abkochungen, häufig als Zusatz zu Umschlägen, Bähungen, Klystieren, am häufigsten in der Thierheilkunde, vorzüglich gegen die Rotzkrankheit der Pferde.

Trigonometrie (v. Griech., Dreiecksmessung), einer der wichtigsten Theile der Mathematik, und zwar der rechnenden Geometrie, welcher aus gegebenen Stücken einer Figur, von denen die konstruirende Geometrie nachgewiesen hat, daß sie die Figur, also auch die Größe der übrigen die Figur vollendenden Stücke vollkommen bestimmen, diese übrigen, ohne die Figur wirklich zu konstruiren, durch bloße Rechnung finden lehrt. Im Allgemeinen nun sind gerade Linien u. ebene Winkel diejenigen Elemente, in welche zuletzt alle geometrischen Gestalten sich zerlegen lassen. Die Natur und das Verhältniß dieser Größen zu einander behandelt die Goniometrie (s. d.), u. mit Benutzung der von dieser gefundenen Resultate entwickelt sodann die eigentliche T. im weitern Sinne diejenigen Gesetze, nach denen die Bestandtheile geometrischer Gebilde einander gegenseitig bestimmen, nach denen also aus den nothwendigen Bestimmungsstücken einer Figur durch bloße Rechnung die übrigen unmittelbar gefunden werden können. Je nachdem aber ebene oder Raumgebilde den Stoff der trigonometrischen Untersuchungen liefern, zerfällt die T. in die ebene und körperliche. Die körperliche T. theilt sich in 2 Partien, deren eine nur die Relationen zwischen Seiten und Winkeln der Ecke in Betracht zieht, während die andere die metrischen Eigenschaften der einzelnen Körper untersucht. Was die erstere betrifft, so denkt man sich, um eine solche Ecke zu untersuchen, aus dem Scheitel derselben eine beliebige Kugel konstruirt, deren Oberfläche von den Seitenflächen der Ecke in Bogen größter Kreise geschnitten wird. Ist z. B. die Ecke dreiseitig, so wird durch diese Bogen auf der Kugeloberfläche ein sogenanntes sphärisches Dreieck begrenzt. Zu diesen Bogen gehören die einzelnen Kanten-

winkel der Ecke als Centriwinkel in gleichen Kreisen und werden also durch jene Bogen gemessen. Denkt man sich ferner an die Kugeloberfläche in den Punkten, in welchen je 2 Bogen zusammenstoßen, in den Ebenen der zugehörigen Kreise Tangenten gezogen, so wird durch dieselben der Winkel dargestellt, den die Bogenelemente im Durchschnittspunkte bilden, und dieser Winkel ist, da die Tangenten senkrecht auf dem Kugelradius, d. h. einer Kante der Ecke, stehen, zugleich der Neigungswinkel des an dieser Kante liegenden Flächenwinkels oder Keiles der Ecke, also das Maß desselben. Demnach sind die 6 Bestandtheile des sphärischen Dreiecks, die 3 Bogen (Seiten des Dreiecks) u. die von ihnen eingeschlossenen Winkel (sphärische Winkel), die den einzelnen Kanten- und Flächenwinkeln der Ecke entsprechenden Maße; daher wird die Ecke durch die sphärische Figur vollkommen repräsentirt, und alle an der letztern beobachteten Beziehungen gelten auch unmittelbar für die erstere. Der hiermit sich befassende Theil der körperlichen T. heißt die sphärische T., während der oben erwähnte zweite Theil trigonometrische Körperlehre genannt wird. Die Beobachtung, daß die Erde nicht eine genaue Kugel, sondern ein Sphäroid ist, hat auf eine Erweiterung der T. geführt, welche den Namen der sphäroidischen T. führt und sich mit den Untersuchungen sphäroidischer Dreiecke beschäftigt. In sofern nun 3 Größen sich sechsmal zu je zweien durch Division verbinden lassen, so erhält man 6 Quotienten, welche jeder für sich stets durch den Winkel bestimmt sind und umgekehrt auch wieder innerhalb gewisser Grenzen den Winkel bestimmen. Diese also ihrer Größe nach durchaus von der Größe des Winkels abhängigen 6 Zahlen sind die oben erwähnten Vermittler zwischen Linien und Winkeln; denn da jede das Verhältniß zweier Linien ausdrückt, dies Verhältniß aber, so lange der Winkel sich nicht ändert, dasselbe bleibt, so ist einerseits, wenn die Länge zweier solchen Linien gegeben ist, auch ihre Verhältnißzahl und damit der Winkel, andererseits, wenn eine solche Linie und der Winkel und damit die Verhältnißzahl gegeben ist, auch die andere Linie bestimmt. Diese 6 für jeden Winkel vorhandenen Zahlen nun heißen allgemein trigonometrische oder Winkelfunktionen. Um sich ihrer jederzeit bedienen zu können, hat man sie für alle möglichen Winkel berechnet u. in besondern Verzeichnissen, trigonometrischen Tafeln, zusammengestellt, welche man bei jeder trigonometrischen Rechnung zur Hand haben muß. Speciell heißen die beiden Quotienten, welche die Hypotenuse zum Nenner haben, also ächte Brüche sind, Sinus und Kosinus; die beiden, welche die Hypotenuse zum Zähler haben, Sekante u. Kosekante, und die beiden, welche die Hypotenuse gar nicht enthalten, Tangente und Kotangente, so daß dieselben hiernach in sogenannte Haupt- und Kofunktionen sich scheiden.

Trigynus (v. Gr.), s. v. a. dreiweibig oder trigynisch, mit drei Pistillen oder Griffeln versehen; davon Trigynia, Ordnungsbezeichnung im linné'schen Systeme, solche Gattungen betreffend, deren Arten drei Pistille oder Griffel haben.

Trikala (Tirhala), Hauptstadt der europäisch-türkischen Provinz Thessalien, Sitz eines griechischen Erzbischofs, mit 7 Moscheen, 10 griechischen Kirchen, griechischem Kollegium, 2 Synagogen, Schloß u. 12,000 (6000) Einw., welche viel Baumwolle bauen und Färbereien und Gerbereien enthalten. Dabei die Ruinen der alten thessalischen Festung Trikka.

Trikolore (v. Franz.), die dreifarbige Kokarde der Franzosen, roth, blau, weiß, welche durch die erste Revolution eingeführt wurde.

Triller (ital. trillo), musikalische Verzierung, die darin besteht, daß man zwei im Bereiche einer großen oder kleinen Sekunde neben einander liegende Töne mehrmals geschwind u. gleichmäßig abwechselnd erklingen läßt. Der tiefere dieser beiden Töne ist der vorgeschriebene oder Hauptton, über dem das Zeichen des T.s (tr.) steht; der höhere, nicht vorgeschriebene, der Hülfston, für den die Vorzeichnung des Stückes, oder das beigefügte (chromatische) Versetzungszeichen in sofern maßgebend oder bestimmend ist, als ihn diese entweder als die große oder die kleine Sekunde des Haupttons auftreten lassen. Man unterscheidet gewöhnlich vier besondere Arten des T.s, nämlich den eigentlichen oder ordentlichen T. ohne oder mit Nachschlag, den T. von unten, den T. von oben und den kurzen, halben oder Pralltriller. Der Nachschlag selbst ist eine Verzierung am Ende des T.s, die aus dem Ton unter dem Hauptton und diesem selbst besteht und dem T. mehr Lebhaftigkeit und zugleich größere Abrundung geben soll.

Trillhaus (Triller), früher gebräuchliches hölzernes, vergittertes, an einer horizontalen Welle befestigtes Häuschen, in welches Verbrecher eingeschlossen wurden, um durch Herumdrehen desselben zu allerhand lächerlichen Bewegungen und Uebelkeit gebracht zu werden.

Trilling, ein größeres Getriebe, bei welchem die Getriebstöcke zwischen zwei hölzernen Scheiben (Trillingsscheiben) befestigt sind.

Trillion (v. Lat.), eine Million von Billionen, Bezeichnung der 18. Ordnung (1. 10^{18}) im dekadischen System, also 1 mit 18 Nullen; bei den Franzosen, Italienern, Spaniern und Portugiesen s. v. a. unsere Billion, da diese Nationen mit Billion schon 1000 Millionen bezeichnen.

Trillmeister, im Mittelalter diejenigen Korporale, denen das Einexerciren der Rekruten oblag, abgeleitet von „trillen", s. v. a. plagen.

Trilobiten, Familie versteinerter Krustenthiere, die zu den ältesten Bewohnern der Meere gehörten und deren Panzer und Abdrücke sich in den unter der Kohlenformation gelegenen Schichten, sowie in jener selbst vorfinden. Der Leib ist 1—5 Zoll lang und besteht aus 12—20 Ringen. Man unterscheidet daran den halbmondförmigen, mit 2 vorstehenden Augen versehenen Kopf, das Bruststück und den Hinterleib, deren Ringe durch Längsfurchen auf dem Rücken 3theilig erscheinen. Von Füßen und Freßwerkzeugen findet sich keine Andeutung.

Trilogie, bei den Griechen die Verbindung je dreier Tragödien, mit denen an den Dionysusfesten die dramatischen Dichter mit einander um die ausgesetzten Preise kämpften. Gewöhnlich

schloß sich diesen Tragödien noch ein Satyrspiel an, und diese Verbindung hieß dann eine Tetralogie. Am meisten bildete Aeschylus die T. aus, indem er entweder ausgedehntere Mythenstoffe in drei mit einander in inniger Verbindung stehenden Dramen behandelte, oder drei an sich nicht zusammenhängende Stoffe wenigstens durch eine gemeinsame symbolische Beziehung mit einander verknüpfte. Unter den erhaltenen Stücken befindet sich eine vollständige T., die „Oresteia", bestehend aus „Agamemnon", den „Choephoren" und „Eumeniden", welchen sich in stofflichem Zusammenhange das nicht mehr vorhandene Satyrdrama „Proteus" anschloß. Vgl. Welcker, Die äschylische T., Darmstadt 1824, mit einem Nachtrag (über das Satyrspiel), Frankfurt 1826; Franz, Des Aeschylus Oresteia, Leipzig 1846.

Trim, Stadt in der irischen Provinz Leinster, Hauptstadt der Grafschaft Eastmeath, links am Flusse Boyne und am Kanal Drogheda, mit Bischofssitz, Kaserne, Leinwandhandel und 2400 Einw.

Trimberg, s. Hugo von Trimberg.

Trimeter (v. Griech.), das aus drei Metren oder Dipodien bestehende Versmaß des jambischen, trochäischen und anapästischen Rhythmus. Am gebräuchlichsten bei alten und neueren Dichtern ist der jambische T., der folgendes Grundschema hat:

⏓ –́ ⏑ – ⏓ | –́ ⏑ –. ⏓ –́ ⏑ –

Doch kann im ersten, dritten und fünften Fuße oder zu Anfang jeder Dipodie statt des reinen Jambus außer dem Spondeus (– –) auch ein Tribrachys (⏑ ⏑ ⏑), Daktylus (– ⏑ ⏑) oder Anapäst (⏑ ⏑ –) eintreten. Die Römer erlaubten sich jedoch diese freien Abwechselungen nicht, wie überhaupt der T. bei ihnen nie recht in Aufnahme kam. Neuerlich ward er in seiner ursprünglichen Fassung bei Uebersetzungen klassischer Dichtungen, sowie in selbstständiger Weise von Göthe, Schlegel, Platen u. A. mit Glück angewandt.

Trinacria (Trinacris), Name der Insel Sicilien wegen ihrer durch 3 weit hervortretende Vorgebirge gebildeten dreieckigen Gestalt.

Trincomale (Trinconomali), stark befestigte Stadt auf der Insel Ceylon, auf einer schmalen Halbinsel der Ostküste gelegen, hat zwei Forts (Osterburg und Osnabrück), einen guten, geräumigen Hafen und über 15,000 Einwohner, fast ausschließlich Hindu's und Chinesen. T., früher ein Besitzthum der Holländer, ward diesen 1782 von den Engländern unter dem Admiral Hughes durch Erstürmung der beiden Forts entrissen, mußte sich jedoch schon am 30. Aug. desselben Jahres an den französischen Admiral Suffren, der es seit dem 28. Aug. bombardirt hatte, ergeben. Die darauf am 3. Sept. zwischen den Briten und Franzosen gelieferte Seeschlacht blieb unentschieden. Letztere gaben die Stadt den Holländern zurück, allein diese verloren sie 1795 nach einer Belagerung von 3 Wochen abermals an die Engländer, welche sie seitdem im Besitz behielten. In der Nähe liegen die großartigen Ruinen von Maagrammum und Anarabschapura und großartige alte Wasserleitungen.

Trinidad, britisch-westindische Insel, die südlichste und größte der kleinen Antillen, an der Mündung des Orinoco, von dessen Delta sie durch die Bocca de Serpente geschieden wird, und vor dem Busen von Paria gelegen, von der Küste Venezuela's durch die Bocca de Dragos getrennt, hat einen Flächenraum von 100 □Meilen. Im Norden von einer von Westen nach Osten streifenden, 3000 Fuß hohen Bergkette durchzogen, hat sie auch in der Mitte und im Süden viele Berge und Hügel. Die niedrigsten Gegenden sind die östliche und westliche Küste mit äußerst fettem Boden und vielen Baien und Buchten. Die Insel ist gut bewässert und enthält mehre Flüsse und Lagunen, die, während der trockenen Jahreszeit in Savannen sich verwandelnd, zu Viehweiden benutzt werden. Merkwürdig ist der ½ Stunde lange und eben so breite Asphaltsee Pitch-Lack, mit schwimmenden Inseln von Erdpech auf der Südwestseite der Insel, wo jener Stoff in Menge zu Tage liegt. Als eine andere Naturmerkwürdigkeit sind zahlreiche Schlammvulkane anzuführen, welche sich auf dem Point du Cac, der südwestlichen Spitze der Insel, befinden, wovon der größte 150 Fuß im Durchmesser hat. Das Klima ist heiß, doch wird die Hitze durch Seewinde sehr gekühlt. Die Atmosphäre ist mit Feuchtigkeit überladen, doch fällt weniger Regen, als in Guyana. Die trockene Jahreszeit dauert vom December bis Mai; im August, September und Oktober fällt der Regen in Strömen und ist von heftigen Stürmen begleitet; doch wehen hier die westindischen Stürme nicht. Hauptprodukt der Insel ist Zucker; außerdem werden Kaffee, Baumwolle, Tabak, Kakao, auch Indigo, Zimmet, Muskatnüsse und Gewürznelken gebaut und Pisang, Kohl und Kokospalmen gezogen. Die Wälder liefern rothe Cedern als vorzügliches Schiffbauholz, von Wild viele Hirsche, Wildschweine, Hühner. In den Gewässern und Niederungen gibt es Kaimans und Schlangen, sowie eine Menge anderer Amphibien und Insekten. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 65,000, die, mit Ausnahme von etwa 5000 Weißen, sämmtlich Farbige, Neger oder Kulis sind. Die Weißen sind der Mehrzahl nach spanischer Herkunft, wie das Spanische auch Umgangssprache ist. Die englische Nationalität ist weit schwächer vertreten. Im Innern der Insel sollen sich noch einige Ueberreste der ehemaligen karaibischen Bevölkerung finden. T. bildet ein eigenes britisches Gouvernement. Hauptstadt ist Puerto de España (s. d.). Geräthe, Vasen und Glaspasten, welche man auf T. findet, machen es wahrscheinlich, daß die Insel in der Urzeit eine civilisirtere Bevölkerung gehabt habe, als die Karaiben waren, die man bei der Entdeckung der Insel vorfand. T. wurde 1498 von Columbus auf seiner dritten Reise entdeckt, aber erst 1535 von den Spaniern besetzt und kolonisirt, in der Folge aber vernachlässigt und wieder verlassen. Erst im 18. Jahrhundert begannen die Spanier von Neuem die Insel zu bebauen, verloren sie aber 1797 an die Engländer, denen sie im Frieden von Amiens förmlich abgetreten ward. Unter der englischen Herrschaft hat sie sich in jeder Hinsicht gehoben. Die in Folge der Negeremancipation sehr in Ver-

fall gerathene Bodenkultur u. Produktion von Zucker u. Syrup hat neuerlich durch die Herbeiziehung von Kulis aus Ostindien wieder sehr zugenommen.

Trinität (**Trias, Dreieinigkeit, Dreifaltigkeit**), die Beschaffenheit des göttlichen Wesens, wonach dasselbe unbeschadet seiner Einheit aus drei Personen, Vater, Sohn und heiligem Geist, besteht. Die Lehre von der T., die besonders auf die Taufformel und auf die unächte Stelle 1. Joh. 5, 7 basirt ward, bildete sich in der christlichen Kirche allmählig aus und erhielt erst seit dem Ende des 4. Jahrhunderts ihre subtile dogmatische Form, in welcher sie seitdem in den öffentlichen Bekenntnißschriften aller christlichen Kirchen, die unitarischen ausgenommen, auftritt. Sie knüpfte sich an die allmählig bestimmter ausgebildete Lehre von der wesentlichen und persönlichen Gottheit des Sohnes und des Geistes, welche nothwendig mit dem strengen Begriffe von der Einheit der göttlichen Substanz in Uebereinstimmung gebracht werden mußte, damit man sich nicht in Tritheismus oder in arianische, sabellianische ꝛc. Lehren über Sohn und Geist verirre. Man stellte daher solche Formeln auf, welche die Gottheit des Sohnes und Geistes ausdrücken, aber zugleich den Monotheismus wahren sollten und zum Theil erst erfunden oder dem schon bekannten Sprachgebrauch entlehnt, zum Theil aber auch der Bibel entnommen waren, wo sie jedoch in dem metaphysischen Sinne, den man ihnen gab, nirgends sich finden. Die Formeln aber, wie auch das auf ihnen auferbaute kirchliche System, lösen die Aufgabe keineswegs befriedigend, indem sie die Sache weder deutlicher machen, noch auch die Grenze gegen arianische oder tritheistische Irrthümer scharf ziehen. Der Name T. findet sich zuerst bei Theophilus und Tertullian. Im Kirchenstreite des 4. Jahrhunderts (s. **Arianischer Streit**) ward nur die volle Gottheit des Sohnes und Geistes festgestellt, ihre Einheit in der T. aber vornehmlich durch Gregor von Nazianz und Gregor von Nyssa, sowie durch Basilius formulirt. Zur allgemein angenommenen Kirchenlehre im athanasianischen Bekenntniß ward aber die lateinische, von Augustin herrührende Entwickelung des Dogma's. Ein abendländisches Herkommen, den Geist zugleich vom Sohne abzuleiten, ward zu Toledo (589) ins nicänische Glaubensbekenntniß aufgenommen, indem zu den Worten ex patre procedentem das filioque hinzugesetzt ward, welche von der morgenländischen Kirche bestrittene Formel die Trennung beider Kirchen herbeiführen half. Wiewohl die subtilen Schemata und Sophismen, welche von den Kirchenvätern und den späteren Scholastikern mittelst der aristotelischen Dialektik aufgestellt wurden, die inneren Widersprüche des Dogma's niemals zur Lösung brachten, so blieb doch das athanasianische Symbolum in voller Geltung: der Vater Gott, der Sohn Gott, der heilige Geist Gott, und doch nicht drei Götter, sondern Einer; der Vater allein durch sich selbst, nicht gemacht, nicht geschaffen, nicht gezeugt; der Sohn vom Vater gezeugt, nicht gemacht, nicht geschaffen; der heilige Geist vom Vater und vom Sohne ausgehend, nicht gemacht, nicht geschaffen, nicht erzeugt; und doch in dieser heiligen Dreieinigkeit nichts früher oder später, nichts größer oder kleiner, sondern alle drei Personen einander völlig gleich. Sich zu dieser Trinitätslehre zu bekennen, ward als Bedingung der Seligkeit geltend gemacht. Diese hergebrachte Lehre ging ohne alle weitere Durchbildung in die evangelische Kirche über, theils durch Reception des athanasianischen Glaubensbekenntnisses, theils durch Wiederholung seines Grundgedankens wie seiner praktischen Anwendung, und es ward insbesondere der scholastische Lehrbegriff von den altprotestantischen Dogmatikern nur systematischer und populärer gemacht. Während aber der patristischen und scholastischen Lehrweise die Ueberzeugung zu Grunde liegt, daß die T. zur Vollkommenheit des göttlichen Lebens gehöre, daher nach ihrer Offenbarung auch als vernünftig mehr oder minder erkennbar sey, ward sie von den altprotestantischen Dogmatikern als rein positiv nur auf die heilige Schrift gestellt, der Vernunft weder erweisbar, noch widerlegbar. Auf Grund der Vorstellung, daß die Gottheit in allem Endlichen keinen hinreichenden Gegenstand ihrer Liebe habe, und es zur Fülle ihres Lebens gehöre, das Unendliche aus sich selbst heraus zu erzeugen, ward die Dreiheit der Personen als der in sich beschlossene Kreis der Liebe für nöthig erachtet, oder es wurden die beiden anderen Personen als die nothwendigen Offenbarungen des göttlichen Denkens und Wollens angesehen. Erschien hiernach der Sohn in der Weise des alten Logos (s. d.) als der Gedanke Gottes von sich selbst, real und persönlich geworden durch die Fülle des göttlichen Lebens, so wurde von Augustin bis Melanchthon feststehende Lehrweise, den heiligen Geist als die Liebe zwischen dem Vater und dem Sohne aufzufassen. Die bedeutendsten neueren Erörterungen des Dogma's von der T. übertragen, die logische Form der Thesis, Antithesis und Synthesis anwendend, die Entstehung des menschlichen Selbstbewußtseyns in das göttliche Selbstbewußtseyn, wobei sie entweder an die Kirchenlehre sich anbequemen und den Unterschied des göttlichen Selbstbewußtseyns in die ewige Personenbildung der Sichselbstobjektivirung Gottes setzen, oder die drei Personen als drei Wirksamkeiten, Beziehungen oder auch nur Betrachtungsweisen des göttlichen Verhältnisses zur Welt ansehen, oder auf höhere pantheistische Weise den Vater als den Urgrund betrachten, der in der Weltgeschichte als im Sohne sich selbst offenbar wird und im heiligen Geiste sich in sich selbst zurücknimmt, oder, nach anderer Ausdrucksweise, der sich selbst ein Anderer wird im Sohne und in diesem Andern sich selbst weiß als Geist, oder endlich, den Pantheismus überwindend, davon ausgehen, daß Gott, um überhaupt Person zu seyn, als dreifache Persönlichkeit, die Einheit in der Mannichfaltigkeit, von Ewigkeit her sich specificiren müsse, womit der neueste Supernaturalismus die Nothwendigkeit verbindet, im religiösen Glauben an die Erlösung und Heiligung verschiedene göttliche Principien derselben anzuerkennen.

Trinitarier, Orden der heiligen Dreieinigkeit zu Auslösung der Gefangenen, gestiftet 1198 von den beiden Einsiedlern Johann von Matha

und Felix von Valois und von dem Papste Innocenz III. bestätigt, setzte sich die Loskaufung gefangener Christensklaven zum Zweck und fand schnell große Verbreitung, vorzüglich in Südeuropa, so daß er bald 850 Konvente zählte. Da die Ordensbrüder bald in der Strenge ihres Wandels nachließen, so wurden einige Reformen des Ordens nöthig, und es entstanden in Spanien 1596 die **Trinitarierbarfüßer**. Die Mönche trugen weiße Kleider mit einem rothen und blauen Kreuze auf der Brust. Ihre Regel war anfangs sehr streng, wurde 1267 bedeutend gemildert. Weil sie nur auf Eseln zu reisen pflegten, so ward der Orden vom Volke **Eselsorden** (ordo asinorum), die Mitglieder **Eselsbrüder** genannt. **Mathuriner** hießen sie in Frankreich von einer Kapelle in Paris, die dem heiligen Mathurin geweiht war. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts hatte der Orden 252 Klöster in 13 Provinzen, die meisten in Frankreich, keines in Deutschland. Unter gleichem Zweck und unter gleicher Regel schlossen sich dem Orden 1201 regulirte Chorfrauen (**Trinitarierinnen**) an, sowie **Trinitarier-Tertiarier** und die Brüderschaft zum Skapulier der heiligen Dreieinigkeit, die 1584 regulirt wurden.

Trinitatisfest (**Fest der heiligen Dreieinigkeit**, Trinitatis festum), Fest zur Verehrung der göttlichen Dreieinigkeit, wurde Ende des 11. Jahrhunderts zuerst in den Klöstern gefeiert, aber vom Papst Alexander III. auf der Lateransynode von 1179 entschieden gemißbilligt. Auf der Synode von Arles 1260 empfohlen, ward es vom Papst Johann XXIII. 1334 zu einem allgemeinen Kirchenfest erhoben. Es fällt auf den ersten Sonntag nach Pfingsten und ist von den Protestanten des Gegensatzes zu den Antitrinitariern wegen beibehalten worden. Nach ihm werden die Sonntage bis zu Ende des Kirchenjahres gezählt, deren es nicht über 27 und nicht unter 23 seyn können.

Trinite, la, Stadt auf der französisch-westindischen Insel Martinique, hat einen besuchten Hafen, ein Kastell und 4000 Einw.

Trino, Stadt im Königreich Sardinien, Fürstenthum Piemont, an der Astura, hat eine Stiftskirche, 7 Klosterkirchen, Handel mit Vieh und 5500 Einw.

Trio, Instrumentalstück für 3 wesentliche oder obligate Stimmen, oder auch 2 Hauptstimmen und einen begleitenden Baß, wie z. B. Flöte, Violine und Violoncell, oder Violine, Viola und Violoncell, oder für eine Hauptstimme und 2 begleitende Partien. Die erste Art T. steht in kontrapunktischer Hinsicht am höchsten. Man nannte früher die beiden andern Gattungen des T.'s gewöhnlich Sonata a tre, dreistimmige Sonate, wie sie auch in diese Kategorie gehören. Es ist aber nicht immer nothwendig, daß ein solches T. streng dreistimmig gesetzt sey; denn wenn ein harmonisches Instrument, wie z. B. das Pianoforte, eine Partie in einem T. dieser Art hat, so wird es, obwohl es doch wenigstens 2 Stimmen spielt, nur als eine Partie gerechnet. Sonst hatte man auch sogenannte **Kirchentrio's**, die, im strengen, gebundenen Kirchenstyl gesetzt, förmliche Fugen enthielten u. gewöhnlich von 2 Violinen u. einem Baßinstrumente vorgetragen wurden. Auch ist T. Name für den zweiten Satz kleinerer Tonstücke, wie der Menuet, des Walzers rc., welcher einen Anhang zum ersten oder Hauptsatz, dem eigentlichen, für sich schon abgeschlossenen Tonstück, bildet und, dem Charakter desselben entsprechend, mit ihm abwechselt. Daher der frühere Name Menuetto alternativo, welches gewöhnlich in der verwandten Molltonart geschrieben und dreistimmig gesetzt ward.

Triole, Zerlegung einer größeren Note in drei, statt in zwei kleinere, z. B. des Viertels in Triolenachtel, pflegt durch eine darüber gesetzte 3 als solche bezeichnet zu werden.

Triolett, eine aus 8 Versen von je 8 oder 9 Sylben bestehende Reimform. Der Reim besteht aus 4 männlichen und 4 weiblichen Gleichklängen, welche so geordnet sind, daß in der ersten Hälfte von 2 männlichen Reimen 2 weibliche, in der letzten umgekehrt von 2 weiblichen 2 männliche eingeschlossen werden. Diese für das Scherzhafte, Naive, Tändelnde sich eignende Dichtungsform ist von den Franzosen mit besonderer Vorliebe kultivirt worden. Auf deutschen Boden verpflanzte sie zuerst Hagedorn; auch Gleim u. A. W. Schlegel haben sich mit Glück in ihr versucht.

Tripang, s. v. a. Trepang, s. **Sternwärmer**.

Tripartitus (lat.), dreitheilig.

Tripel (**Trippel**), Fossil von erdigem Bruch, 2,0 Härte, 1,8—2,0 Gewicht, graulich- oder gelblichweiß, oder gelblichgrau, matt, undurchsichtig, etwas rauh anzufühlen, vor dem Löthrohre unschmelzbar, besteht nach Buchholz aus 81,00 Kieselerde, 1,50 Thonerde, 8,00 Eisenoxyd, 4,55 Wasser, 3,45 Schwefelsäure und findet sich auf Lagern im Kohlensandstein, Muschelkalk, Quadersandstein, Diluvialsand rc. in Ungarn, bei Brünn, in Mähren, Weissenberg bei Prag, Potschappel und Ronneburg in Sachsen, Amberg in Bayern, auch in Frankreich, England, Tripolis (woher der Name Terra tripolitana). Es dient zum Putzen, Poliren und Schleifen von Glas, Metall und Edelsteinen, zu welchem Behuf aber alle darin enthaltenen Quarzkörnchen durch Schlämmen entfernt werden müssen, und soll nach Ehrenberg aus Infusorienkieselpanzern bestehen.

Triplik (v. Lat.), im rechtlichen Verfahren die dritte Schrift oder der dritte Satz des Klägers, welchem gegenüber der Beklagte stets noch eine Quadruplik hat.

Tripoden (v. Griech.), s. **Dreifuß**.

Tripodie (v. Griech.), eine aus drei Versfüßen bestehende metrische Periode.

Tripolis, der östlichste unter den Staaten der Berberei, wird im Westen von Tunis, im Süden von der Wüste Sahara und dem Reiche Fezzan, im Westen von Tunis und im Norden vom mittelländischen Meere begrenzt und hat, längs des mittelländischen Meeres in einer Länge von etwa 130 und in einer Breite von durchschnittlich 40 Meilen sich erstreckend, einen Flächeninhalt von cirka 6000 □Meilen. Hinsichtlich seiner physikalischen und ethnographischen Beschaffenheit kommt das Land mit den Barbareskenstaaten (s. d.) überein, nur trägt es weniger den Charakter anbaufähigen Landes, sondern mehr den des steppenartigen Biledulgerid, ist auch von der mannichfach ins Land hineintretenden und sich stellenweise

bis ans Meer erstreckenden Wüste nirgends scharf abgegrenzt. Es bildet eine nur von den östlichen niedrigen Ausläufern des Atlas unterbrochene Ebene und ist namentlich an der Küste ganz niedrig und sandig. Während die westlichen Küstengegenden ziemlich bewässert u. fruchtbar sind, ist östlich vom Kap Mesurato, am Golf von Sidra, in dem Landstriche Sert (Wüste) Alles höchst steril und mit Dünen und zahlreichen Salzsümpfen bedeckt. Nach dem Innern zu erstreckt sich die Ebene im Westen bis an den Fuß des Plateau's Dhar-el-Dschebel, das bis zum Nordrande der Oase Fezzan ein zusammenhängendes, nur durch 4—500 Fuß tief eingesenkte Thäler (Wadis) durchschnittenes Ganzes bildet, das zum Theil eine üppige Vegetation zeigt u. namentlich Feigen, Datteln und Oliven hervorbringt, zum Theil aber auch öde und unfruchtbar ist. Ein irgend bedeutenderer Fluß ist nicht vorhanden. Das Klima ist im Ganzen gesund, im Sommer, namentlich wenn der Samum aus der Sahara weht, sehr heiß. Der Winter wird durch eine Regenzeit vertreten und bringt selten Schnee, wohl aber auf der inneren Hochfläche tobende Stürme und furchtbare Gewitter. Die Einwohner, cirka eine Million, sind in den Städten Mauren, auf dem Land arabische Beduinen und Berbern (Ademser). Sie bekennen sich, wie die an den Militärposten stationirten Türken, sämmtlich zum Islam und sind die Beherrscher des Landes, außer denen es zahlreiche Juden und in der Stadt T. auch einige Europäer gibt. Die Beduinen treiben vornehmlich Viehzucht, die Mauren Handel, meist Karawanenhandel. Die erstere bringt ein wollige Schafe, Rindvieh, Büffel, Pferde, Kameele. Man baut Weizen, Krapp, Safran, Lotusbohnen, Datteln, Südfrüchte aller Art, Oliven, Johannisbrod und gewinnt aus den Seen und Sümpfen an der Küste Salz und Schwefel. Hauptgegenstände der Ausfuhr sind Oel, Getreide, Schlachtvieh, Wolle, gesalzene Butter; außerdem werden ausgeführt: Pferde, Häute, Felle, Hörner, Talg, Färberröthe, Safran, Wachs, Honig, Datteln, Galläpfel; Badeschwämme, Seesalz, Saffian, Fußdecken. Handelsgegenstände, die durch Karawanen aus dem Innern kommen, sind Straußfedern, Elfenbein, Goldstaub, Gummi, Aloë, Sennesblätter und andere Droguen. Eingeführt werden europäische Manufaktur-, Fabrik- u. Kolonialwaaren, Spirituosen, Droguen, Seife, Tabak, Eisen, Bauholz rc. Die Haupthäfen T. und Bengasi vermitteln fast ausschließlich den Verkehr mit dem Auslande. T. bildet einen Vasallenstaat des türkischen Reichs mit einem Dei an der Spitze, der seit 1835 zum Sultan ganz in dem Verhältnisse eines Statthalters steht, von ihm eingesetzt wird und Titel, Rang u. Gewalt eines Pascha's hat. Die Verwaltung der Provinzen besorgen vom Dei eingesetzte Bei's. Die bewaffnete Macht besteht aus der etwa 3000 Mann starken türkischen Miliz. Im Krieg ergeht ein Aufgebot an die Einwohner. Im Abhängigkeitsverhältniß zu T. stehen die Oasenlandschaften Fezzan, Gadames, Audschila und das Plateau von Barka. Die Seemacht wird nur durch einige kleine Kriegsfahrzeuge repräsentirt.

Die gleichnamige (ital. Tripoli, türk. Tarabulus) Hauptstadt des Staates, auf einer Landzunge am Meere, die einzige wichtige Stadt des Landes, hat Mauern, 6 Basteien, einen Palast des Pascha's, reinliche, aber enge Straßen, meist steinerne Häuser, einen durch Batterien gedeckten Hafen, schöne öffentliche Bäder, Bazars, Karawanserais, einige europäisch eingerichtete Wirthshäuser, eine katholische Kapelle, 3 Synagogen, 12 Moscheen und cirka 20,000 Einw., die am meisten unter den Barbaresken in der Civilisation vorgeschritten sind und Handel und Gewerbe, namentlich Korduan- und Zeuchfabrikation treiben. T. ist wahrscheinlich das alte Oea. In der Umgegend finden sich noch viele Alterthümer. T. bildete im Alterthum ein mittelbares Gebiet Karthago's, die sogenannte Regio Syrtica, und führte seinen griechischen Namen T. von den drei bedeutendsten Städten Oea, Sabrata und Leptis. Nach dem zweiten punischen Kriege ward es von den Römern den numidischen Königen überlassen, nach deren Unterwerfung zu der römischen Provinz Afrika geschlagen, unter den späteren Kaisern aber in eine eigene Provinz, Provincia Tripolitana, verwandelt. Nachdem im 3. Jahrhundert n. Chr. die Gebiete der drei Städte: Leptis Magna, Sabrata (Abrotunum) und Oea zu einer Provinz vereinigt waren, entstand der Name T. (Tripolitana regio). Nach der Invasion der Araber theilte T. die Geschichte der Berberei (s. Barbareskenstaaten). Nachdem T. längere Zeit zu Tunis gehört hatte, erlangte es zu Ende des 15. Jahrhunderts seine Unabhängigkeit. Im J. 1509 wurde die Stadt T. von den Spaniern unter Graf Pietro von Navarra angegriffen und erobert, der Scheikh Abu-Bark nach Messina in Gefangenschaft gebracht und ein spanischer Statthalter über das Land gesetzt, dessen Herrschaft sich aber fast allein auf die Stadt beschränkte. Kaiser Karl V. überließ 1530 T. den Johannitern als Lehn; aber schon 1551 ward die ganze Landschaft T. von dem türkischen Seeräuber Dragut, der unter dem Kapudan-Pascha Sinan befehligte, erobert und zur türkischen Provinz gemacht. Dragut, der als erster türkischer Pascha eingesetzt wurde, ordnete die Regierung, und T. ward seitdem ein Hauptsitz der Seeräuberei an der nordafrikanischen Küste. Bald sank das Ansehen der Pforte, worauf T. eine anarchische Janitscharendespotie, wie Algier, erhielt. Der Pascha, welcher den Titel Dei führte, ward nicht mehr von der Pforte eingesetzt, sondern von der türkischen Janitscharenmiliz aus der Mitte ihrer Offiziere gewählt. Ein eigentliches Abhängigkeitsverhältniß desselben von der Pforte fand nicht Statt, obgleich man einen geringen Tribut alljährlich dahin entrichtete und den jedesmaligen Dei durch den Großsultan bestätigen ließ. Die völlig despotische Regierung des Dei war nur durch die meuterische Unbotmäßigkeit der Janitscharen und der Intriguen seines aus den vornehmsten Offizieren und Beamten zusammengesetzten Divans beschränkt. Die Geschichte des Staats besteht aus einer fortlaufenden Kette von Aufständen, Meuchelmord, Hinrichtungen und Konflikten mit den europäischen Mächten. Letztere suchten sich theils durch Ver-

träge und Tributzahlung, theils durch Waffengewalt gegen die Piraterie zu schützen. Die bedeutendsten Kriegszüge unternahm Frankreich. Schon 1681 ließ Ludwig XIV. durch den Admiral Duquesne die tripolitanischen Korsaren in dem Hafen von Skio angreifen, viele ihrer Schiffe in den Grund bohren und die übrigen nehmen. Erst auf Vermittelung der Pforte wurden diese, nachdem Frankreich eine entsprechende Genugthuung erhalten, wieder herausgegeben. Als der Raubstaat sich aufs Neue Feindseligkeiten gegen Frankreich erlaubte, ließ Ludwig XIV. 1665 die Stadt T. durch den Marschall d'Estrées bombardiren und in Brand stecken, worauf der Dei den Frieden mit ½ Million Livres erkaufen mußte. Der 1728 unternommene Kriegszug der Franzosen gegen T. endigte ebenfalls mit dem Bombardement und der fast gänzlichen Zerstörung von T. Dessen ungeachtet bestand das Piratenunwesen bis auf die neueste Zeit fort. Erst der durch die französische Eroberung Algiers für die Barbareskenstaaten herbeigeführte Umschwung der Dinge machte der Seeräuberei auch in T. ein Ende. Im Jahre 1835 fand sich die Pforte durch die in T. herrschende innere Zerrüttung, die mit blutigen Entthronungen und den Greueln aller Art verbunden war und in der der englische Konsul Warrington seine Hand mit im Spiele hatte, zum Einschreiten veranlaßt. Eine von Konstantinopel ausgesandte Expedition machte der Herrschaft der Familie Karamanli, welche seit 1714 die Herrscherwürde in Besitz gehabt hatte, ein Ende, indem der Dei gefangen nach Konstantinopel geschickt, ein türkischer Pascha eingesetzt und T. als Ejalet dem türkischen Reich einverleibt ward. Damit hatte die Seeräuberei für immer ein Ende. Öftere Aufstände machten Wechsel der Pascha's nöthig, so namentlich 1842, wo ein den Karamanli's verwandter arabischer Scheikh die gesammte arabische Bevölkerung zum Aufstande anreizte, der nur durch meuchlerische Hinwegräumung jenes Scheikhs und seines Bruders und eine Menge der grausamsten Hinrichtungen gedämpft werden konnte, und 1844, wo in Folge furchtbarer Erpressungen die Berbern im Gebirg sich erhoben, die ebenfalls nur mit blutiger Gewalt zum Gehorsam zurückgebracht werden konnten.

Tripolis, Stadt in Syrien, s. v. a. Tarablus.

Tripolizza, das alte Tripolis, Hauptstadt des griechischen Nomos Arkadien, liegt auf einer wellenförmigen, 2000 Fuß über der Meeresfläche gelegenen Ebene und ist, wie der Name andeutet, aus der Vereinigung dreier früheren Städte, deren Namen aber schon im Mittelalter in Vergessenheit gekommen waren, entstanden. Die Stadt, seit dem passarowitzer Frieden von 1718 Hauptstadt von Morea und Sitz des Morea Walessi, war bis zum griechischen Freiheitskampfe mit Mauern umgeben und zählte damals 15,000 Einw. Nachdem sie 1821, als die Griechen die von den Türken und Albanesen besetzte Stadt den 5. (17.) Okt. mit Sturm nahmen, fast völlig in Asche gelegt worden, ward sie bald wieder hergestellt und den 23. April 1823 zum Sitz der griechischen Regierung ausersehen. Ibrahim Pascha eroberte sie den 21. Juni 1825 und verließ sie erst 1828 wieder. Damals völlig in Trümmern liegend, hat sie sich seitdem wieder etwas erholt und zählt jetzt etwa 8000 Einw.

Trippel, Alexander, Bildhauer, geboren 1744 zu Schaffhausen, Sohn eines Schreiners, der nach England übersiedelte, begab sich nach Kopenhagen, wo er sich in verschiedenen Ateliers, besonders aber unter Stanley's Leitung in der Kunst ausbildete. Im Jahre 1771 begab er sich nach Paris und 1776 nach Rom, von wo er sich nur einige Male auf kürzere oder längere Zeit entfernte. Er † zu Rom 1793. Sein Hauptwerk ist das Denkmal des Grafen Tschernitschew für die Stadt Moskau; auch die Büsten von Göthe und Herder, welche er 1789 in Marmor ausführte, fanden Anerkennung; eines seiner letzten Werke ist das Monument des Dichters Geßner für die Stadt Zürich. T. hatte sich unter kümmerlichen Lebensverhältnissen zum Künstler herangearbeitet und eine Bahn gebrochen, auf welcher er einer der Wiederhersteller des bessern Geschmacks in der Skulptur wurde. In seinen vollendeteren Werken ist eine glückliche Nachahmung der Antike sichtbar, und dabei zeigt sich eine Vollendung der Arbeit, welche musterhaft genannt werden kann. In seinen größeren Entwürfen ist eine allzu gesuchte und darum unverständliche Allegorie störend.

Tripper, s. v. a. Gonorrhöa.

Triptis, Stadt im sachsen-weimarischen Kreis Neustadt, Amt Weida, am Ursprunge der Orla, hat 2 Kirchen, Ruinen eines Schlosses, eines Benediktinernonnenklosters, das 1170 nach Zwickau, dann nach Eisenberg verlegt wurde, und 1500 Einw. Das Wahrzeichen von T. war sonst eine ganz niedergebeugte u. in einen kleinen Teich hängende Weide, über welche ein Bach in den Teich mündete, daher das Scherzwort von einer kleinlichen Merkwürdigkeit: „Trips Trille, wo die Pfütze über die Weide hängt".

Triptolemus, Sohn des Celeus von Eleusis und der Metanira oder des Oceanus und der Gäa, oder jüngerer Bruder des Celeus, Liebling der Demeter, Erfinder des Pflugs, Verbreiter des Ackerbau's und der Kultur überhaupt, Heros der eleusinischen Mysterien. Nach Apollodorus kam Demeter zu ihm nach Eleusis in Attica und nährte als Amme den jüngsten Bruder des T., den Demophon. Als sie diesen des Nachts ins Feuer legt, um ihn unsterblich zu machen, überrascht sie Metanira, und als diese über den Anblick schrie, ward der Knabe vom Feuer verzehrt. Zum Ersatz gab Demeter dem T. einen Wagen mit geflügelten Drachen und Getreidesamen. Mit dem Wagen fuhr T. über die ganze Erde und verbreitete überall den Ackerbau. Nach seiner Zurückkunft nach Eleusis wollte der König Celeus ihn tödten lassen, mußte jedoch auf Befehl der Demeter dem T. sein Land abtreten. Dieser stiftete nun die Thesmophorien, den Dienst und das Fest der Göttin Demeter. Dargestellt ward T. als ein jugendlicher Heros, auf einem mit Drachen bespannten Wagen, mit Aehren und Scepter in der Hand.

Trireme (ital.), eine Galeere mit 3 Ruderbänken auf jeder Seite.

Trisektion des Winkels, Theilung des

Winkels in 3 gleiche Theile, eines der ältesten u. berühmtesten Probleme der Geometrie, welches aber nicht von der Elementargeometrie, sondern nur mit Hülfe der Hyperbel, Parabel oder Konchoide gelöst werden kann. Im Alterthum haben sich besonders Pappus u. Nicomedes, von Neuern Vieta, Newton u. A. damit beschäftigt.

Trishagion (Trishaginm, hymnus angelicus, cherubicus, triumphalis), der bei der Messe in der katholischen Kirche übliche Gesang des Dreimalheilig, genommen aus Jes. 6, 3, war schon im 4. Jahrhundert gebräuchlich, erlitt aber manche Veränderungen und gab dadurch zu Streitigkeiten Veranlassung, besonders seitdem ein Gegner des chalcedonischen Koncils die Worte: „der du für uns gekreuzigt bist", hinzugefügt hatte, was für monophysitische Irrlehre gehalten und durch das Concilium quinisextum entschieden verworfen ward. Das T. diente vornehmlich als Bekenntniß der Dreieinigkeit.

Trismegistus, s. Hermes Trismegistus.

Trismus (v. Gr.), eigentlich Knirschen mit den Zähnen; dann der damit beginnende Kinnbackenkrampf.

Trissino, Giovanni Giorgio, italienischer Dichter und Gelehrter, geboren 1478 zu Vicenza, kam in seinem 24. Jahre nach Rom, wo er sich die besondere Gunst des Papstes Leo X. erwarb und von diesem, sowie von Klemens VII. zu mehren diplomatischen Sendungen gebraucht ward. Später lebte er in Venedig, zuletzt wieder in Rom, wo er 1550 †. Er gab in der „Sofonisba" (Rom 1514) der italienischen Literatur die erste nach den aristotelischen Regeln abgefaßte Tragödie. Leo X. ließ das Stück mit höchster Pracht in Scene setzen; bald jedoch kühlte sich die Bewunderung, da die sklavische Nachahmung des Alterthums dem Geiste der Nation nicht zusagte. Auch T.'s dem Plautus nachgeahmtes Lustspiel „I simillimi" (Venedig 1548) fand keinen großen Beifall. In beiden dramatischen Werken hat er den reimlosen elfsylbigen Vers (verso sciolto) zuerst angewendet. Nicht minder streng, wie sein Trauerspiel, ist seine Epopöe „Italia liberata di Goti" (1547 bis 1548) nach den Regeln des Aristoteles gearbeitet, ermüdet aber durch Breite, kleinliche Gelehrsamkeit, wie durch Mangel an Handlung und an schöpferischer Kraft. Glücklicher war T. als lyrischer Dichter, wiewohl seine Gelehrsamkeit weit größere Anerkennung verdient, als sein poetisches Talent. Seine „Poetik" zeugt von gründlichen Kenntnissen. Man verdankt ihm auch die Herausgabe der Schrift Dante's: „De vulgari eloquio" (1529), deren Aechtheit längere Zeit bezweifelt wurde. Die beste Ausgabe seiner Werke nebst einer Biographie besorgte Scipio Maffei (2 Bde., Verona 1729).

Tristan und Isolde, die beiden Hauptpersonen einer mit dem Sagenkreise vom König Artus und den Rittern der Tafelrunde nicht ursprünglich zusammenhängenden, sondern nur in lose Verbindung gebrachten Sage, welche von mehren nordfranzösischen Dichtern im 12. Jahrhundert behandelt ward und sodann in die mittelalterliche Literatur der meisten europäischen Völker, auch in die skandinavische überging. Einige jener französischen Gedichte, mit anglonormannischen und griechischen Bearbeitungen zusammengestellt, hat Michel (2. Bde., London 1835), die englische Bearbeitung Walter Scott (Edinburg 1806) herausgegeben. Auf deutschen Boden verpflanzte zuerst Eilhard von Oberge die Sage in den siebziger Jahren des 12. Jahrhunderts durch ein aus dem Französischen übersetztes Gedicht. Später wurde dieses Gedicht vielfach variirt, überarbeitet, in Prosa aufgelöst und in dieser Gestalt zu einem bis tief ins 16. Jahrhundert viel gelesenen Roman gestaltet. Eine poetische Ueberarbeitung ist noch handschriftlich vorhanden; die prosaische wurde zuerst 1484, dann Augsburg 1498 u. öfter gedruckt, 1587 in Feyerabends „Buch der Liebe" und aus diesem 1809 von Busching und von der Hagen in ihre gleichnamige Sammlung aufgenommen. Die vorzüglichste deutsche Dichtung aber, welche die Sage von T. und J. zum Gegenstande hat, ist das ebenfalls nach einem französischen Original bearbeitete Gedicht Gottfrieds von Straßburg (s. d.). Auch neuere Dichter haben, angezogen durch Gottfrieds treffliche Darstellung, den Stoff der Bearbeitung unterworfen, z. B. Immermann. Simrock hat die „Historie vom Herrn Tristan und der schönen Isolde" seiner Sammlung „Deutscher Volksbücher" einverleibt. Vergl. Mone, Die Sage von T. und J., Heidelberg 1822.

Tritheismus (v. Griech.), in der christlichen Dogmengeschichte die Meinung, daß die göttlichen Vollkommenheiten auf die drei Personen der Dreieinigkeit zu vertheilen, daß also in der Trinität drei Naturen, drei Gottheiten seyen. Des T. wurden beschuldigt der Monophysit Joh. Ascunages um 565, der Grammatiker Joh. Philoponus († 641), die Scholastiker Roscelinus, Gilbert de la Porrée und Abälard, besonders aber der Abt Joachim von Flore († 1202), letzterer mit Recht.

Triticum, Pflanzengattung, s. Weizen.

Tritomanthe (Traubenlilie), Pflanzengattung aus der Familie der Coronarien, perennirende Zierpflanzen mit langen ausdauernden Blättern und einem Schafte mit dichter, ährenförmiger Endblüthentraube, sämmtlich auf dem Kap einheimisch, werden bei 3—8° Wärme und sehr mäßiger Befeuchtung durchwintert, erhalten im Sommer einen warmen, sonnigen Standort im Freien und reichliches Wasser. Die Vermehrung geschieht durch Nebensprossen.

Triton, Sohn des Poseidon und der Amphitrite, wohnte mit seinem Vater und seiner Mutter auf dem Grunde des Meeres im goldenen Palaste; auch Gott des tritonischen See's in Libyen, ein Gott der Argonautensage, wird oben her als Mann, vom Leibe an als mit zweigabeligem Fischschwanz ausgestattet geschildert. Gewöhnlich erscheint T. als Diener seines Vaters Poseidon, mit seiner schneckenförmig gewundenen Muscheltrompete die empörten Fluthen besänftigend, wie er auch im Gigantenkriege die Götterfeinde durch Blasen derselben in Schrecken setzt. Bei den spätern Dichtern erscheint er als unterer Meergott, der bald selbst mit Rossen od. Meerungeheuern daherfährt, bald in der Mehrzahl als andern Seegottheiten beim Reiten u. Fahren dienend erscheint. Die Gestalt dieser T.en wird verschieden beschrieben, doch liegt ihr immer die Vorstellung von der Doppel-

natur, oben Mensch, unten Fisch, zum Grunde. Nach Pausanias haben sie grünes Haupthaar, Kiemen unter den Ohren, ein menschliches Gesicht mit breitem, mit Thierzähnen ausgestattetem Mund, feine Schuppen am Leibe und unten statt der Füße einen Delphinenschweif.

Tritschinapalli (Tritschinapol, Tretschinapaly), Distriktshauptstadt in der britisch-ostindischen Präsidentschaft Madras, Provinz Karnatik, am Cavery, wird, auf einem Felsen erbaut und noch durch die Kunst bedeutend befestigt, für uneinnehmbar gehalten, hat eine Citadelle, schöne Pagoden, vergoldete Thürme, Moscheen, eine evangelische Kirche, eine Missionsstation, als Hauptwaffenplatz der Engländer in diesen Gegenden eine starke Besatzung und 80,000 Einw. Früher Haupt- und Residenzstadt eines Hindufürstenthums, ward es 1736 durch Verrath vom Nabob von Karnatik, 1741 von den Mahratten, 1743 von den Mohammedanern erobert, 1751—55 mehrmals von den Franzosen belagert, aber von den Engländern allemal entsetzt und endlich von letzteren auf die Dauer in Besitz genommen.

Triumph (triumphus), der feierliche Einzug eines siegreichen Feldherrn mit seinem Heere in die Stadt Rom, die höchste militärische Belohnung der Römer. Hatte ein Feldherr einen glücklichen Krieg geführt und dem Reiche eine Provinz erworben, so rief er den Senat außerhalb der Stadt, meist in den Tempel der Bellona oder auf das Marsfeld, zusammen, setzte ihm sein Verdienst auseinander und suchte darum nach, daß den Göttern für den erlangten Sieg die gewöhnlichen Dank- u. Ehrenbezeigungen, ihm selbst aber u. dem Heere der Triumphzug zuerkannt werden möchte. Dem Feldherrn selbst war es nicht erlaubt, ehe er triumphirt hatte, die Stadt zu betreten, weil kein mit Waffengewalt Bekleideter die Grenze der Stadt überschreiten durfte, Niederlegung der Waffengewalt aber des Anspruchs auf die Ehre des T.s verlustig machte. Hatte der Senat den T. bewilligt und die Kosten desselben auf das Aerarium übernommen, so ertheilte das Volk auf Antrag des Senats dem Feldherrn für den Tag des T.s das Imperium in der Stadt. Anfangs war der T. nur eine Ehrengabe des Senats, später aber wurde er auch gegen den Willen desselben vom Volke den Feldherren zugestanden, wenn diese durch die Tribunen bei demselben nachgesucht hatten. Am festgesetzten Tage ging der Senat mit den römischen Rittern dem siegreichen Feldherrn entgegen und erwartete im festlichen Schmucke die Ankunft desselben an einem bestimmten Orte außerhalb der Stadt. Hier versammelte der Triumphator die Soldaten und vertheilte an die Einzelnen, die sich besonders ausgezeichnet hatten, die Ehrenzeichen und Geschenke, löste die gethanen Gelübde, ging dann mit den Senatoren zu der Porta triumphalis und opferte daselbst den Göttern. Der Zug ging von dem Marsfelde durch die Porta triumphalis, welches wahrscheinlich ein freistehender Triumphbogen auf dem Marsfelde war, über den Circus Flaminius durch die Porta Carmentalis in die Stadt zum Circus maximus, dann auf der Via sacra zum Forum und endlich auf das Kapitol. Den Zug eröffneten gewöhnlich Musikanten und Sänger, dann folgten weiße, zum Opfer bestimmte Stiere, Wagen, beladen mit Waffen der besiegten Feinde, geprägtem und ungeprägtem Gold und Silber, den von den abhängigen Staaten dem Triumphator geschickten goldenen Kronen, Inschriften und bildlichen Darstellungen der glänzendsten Thaten des Feldherrn, der besiegten Völker, der eroberten Städte, der gelieferten Schlachten &c. Daran schlossen sich die Wagen und Pferde der besiegten Könige und Heerführer und diese selbst in ihrem Schmucke u. in Ketten. Dann folgten Liktoren in purpurner Tunica, die Fasces mit Lorbeer umwunden, Citherspieler und Schalmeienbläser, in deren Mitte ein Pantomimist die gefangenen Feinde durch Geberden verspottete. Vor dem Wagen des Triumphators schritten die Magistrate und der Senat. Der Triumphator aber, angethan mit der Tunica palmata u. der Toga picta, trug auf dem Haupte eine Lorbeerkrone von Gold und Edelsteinen (triumphalis corona), in der rechten Hand einen Lorbeerzweig, in der linken ein elfenbeinernes Scepter, auf dessen Spitze sich ein Adler befand. An den Füßen hatte er rothe Schuhe, und sein Gesicht war mit Mennige geschminkt; an seinem Halse hing ein Amulet gegen den Neid. Er stand auf einem prächtig verzierten Wagen, der seit der Zeit des Camillus von 4 weißen Pferden gezogen ward. Hinter ihm standen seine jüngeren Söhne und Töchter, während die älteren Söhne dem Wagen folgten. Hinter dem Triumphator stand ein Sklave, der eine goldene Krone hielt und ihm die Worte zuflüsterte: „Bedenke, daß du ein Mensch bist“. Die Verwandten und Freunde des Feldherrn in weißen Gewändern, seine Legaten und Unterbefehlshaber, sein Gefolge, die römischen Bürger, welche durch ihn aus der Sklaverei oder Gefangenschaft befreit worden waren, folgten dem Wagen, letztere zur Bezeichnung ihrer Befreiung mit dem Hute auf dem Kopfe. Dann kam das siegreiche Heer zu Fuß und Roß mit Kränzen, Lorbeerzweigen und Ehrenzeichen geschmückt u. Loblieder, aber auch nach altrömischer Sitte derbe Spottlieder auf den Feldherrn und seine Unterbefehlshaber singend und in das Triumphgeschrei „Jo Triumphe“ mit dem zuschauenden Volke einstimmend. Auf dem Kapitol verrichtete der Triumphator ein Dankgebet, ließ die Opferthiere schlachten, legte seine goldene Krone in den Schooß des Jupiter nieder und weihte dem Gott einen Theil der Beute. Darauf gab der Feldherr seinen Freunden und den angesehensten Männern der Stadt ein Gastmahl, wozu zwar auch die Konsuln eingeladen, aber zugleich gebeten wurden, nicht zu kommen, damit kein Höherer, als der triumphirende Feldherr, bei dem Feste zugegen sey. Nach dem Gastmahle wurde der Triumphator mit Musik und Fackeln nach Hause begleitet. Eine geringere Art des T.s war die Ovation, welche theils wegen minder bedeutender Siege, theils Solchen zuerkannt ward, die als Proprätoren oder Prokonsuln mit dem Imperium bekleidet worden waren, da der eigentliche T. nur wirklichen Magistraten zugestanden ward, bis auf Pompejus, welchem von Sulla 80, ohne daß er eine Magistratur verwaltet hatte, als bloßem römischen Ritter ein T. bewilligt ward. Der Feldherr trug bei der Ovation anstatt der Toga picta

eine Toga praetexta und zog zu Pferd oder zu Fuß, den Kopf mit Myrten bekränzt, auch nicht vom Heere, sondern nur von dem Senat begleitet, in die Stadt ein und opferte zum Beschluß auf dem Kapitol ein Schaf. Seit des Augustus, noch mehr aber seit Vespasians Regierung wurden die T.e seltener, theils weil die Tapferkeit der Römer zu wanken anfing und das römische Reich, bereits an seinen Grenzen von den Barbaren angegriffen, nur mit Mühe vertheidigt werden konnte, theils weil das Mißtrauen der Kaiser nicht ertragen konnte, daß einer ihrer Feldherren einen Ruhm erlangte, dessen sie selbst entbehrten. Augustus erlaubte noch 30 Feldherren den T. Seit des Duilius Seesieg über die Karthager (260 v. Chr.) wurden auch für Seesiege T.e (triumphus navalis) gehalten. Ueber die gefeierten T.e wurden Verzeichnisse, die sogenannten Fasti triumphales, geführt. Der spätere Gebrauch, daß Feldherren, denen der T. nicht bewilligt worden, auf dem albanischen Berge einen solchen hielten, schreibt sich daher, daß zur Zeit des lateinischen Bundes der Feldherr der lateinischen Kohorten dort einen solchen abzuhalten pflegte.

Triumphbogen (arcus oder fornix triumphalis), Ehrendenkmal, das triumphirenden Feldherren oder Kaisern entweder auf öffentliche, oder auf ihre eigenen Kosten errichtet wurde, ein bogenförmiges, freistehendes, zum Durchgang eingerichtetes Gebäude. Später ward der Name auch auf andere Ehrenbogen, namentlich zu festlichen Einzügen errichtete, übertragen, und man baute an mehren Eingängen der Stadt solche Pforten, die, einem bestimmten Sieger geweiht, zu seinem Andenken stehen blieben, und zwar nicht bloß in Rom, sondern auch in anderen Städten, sowie auch wegen anderer Verdienste. Gewöhnlich hatten sie nur einen Durchgang, manchmal zwei von gleicher Größe, die prächtigsten drei, wo dann der mittelste der größte war. Zur Ausschmückung dienten später Säulen, Statuen und Basreliefs; auch waren sie mit Inschriften versehen. Noch erhaltene T. in Rom sind außer den Trümmern des T.s des Drusus die des Titus, Septimius Severus und Constantinus. Andere Bauten der Art sind Ehrenbogen, wie der des Gallienus, od. Durchgangsbogen, wie die des Janus und der des Dolabella. Außerhalb Roms sind erhalten der T. des Augustus zu Ariminum, der älteste der erhaltenen, dann die zu Susa, Aosta u. Fano; die des Trajan zu Ancona und Benevent; der des Hadrian in Athen; der des Marius zu Orange (Arausio) in Frankreich. Außerdem gibt es noch T. zu Pola, Verona u. zu Capara in Spanien. Vergl. Bellori, Veteres arcus Augustorum triumphis insignes, herausgegeben von de Rubeis und ergänzt aus alten Münzen von Bartoli, Rom 1690.

Triumvirat, s. Triumviri.

Triumviri (lat., d. i. Dreimänner), in Rom mehre aus Mitgliedern bestehende Kollegien, deren Bestimmung durch einen Zusatz näher angegeben wird. Zu den Magistratus minores, den niederen Magistraten, gehörten die T. capitales, welche, seit 291 v. Chr. in den Tributkomitien gewählt, die Aufspürung von Verbrechen, die Verhaftung von Verbrechern, die Aufsicht über die Gefängnisse, über die Vollstreckung der Todesurtheile und eine eigene Disciplinargewalt u. Gerichtsbarkeit über Sklaven und Personen niederen Standes hatten; die T. monetales, welche, seit dem letzten Drittel des 2. Jahrhunderts ebenfalls in den Tributkomitien erwählt, die Aufsicht über das Münzwesen führten; die T. nocturni, die, bereits 215 v. Chr. erwählt, für die Sicherheit der Stadt zur Nachtzeit zu sorgen hatten. Am wichtigsten sind die T. reipublicae constituendae, die in den Zeiten der bürgerlichen Zwiste den Auftrag erhielten, den Staat zu ordnen und zu verwalten. Hier sind besonders zwei Triumvirate zu bemerken. Das erste, das des Cäsar, Pompejus und Crassus, 60 v. Chr. geschlossen, war bloße Privatvereinigung. Das zweite ward 43 v. Chr. auf einer Insel des Reno zwischen Antonius, Octavianus und Lepidus geschlossen. Nachdem sie in Rom eingezogen waren, wurden sie durch ein vom Tribun Publius Titius beantragtes Gesetz als T. reipublicae constituendae, d. i. für die Ordnung des Staates, als außerordentlicher Magistrat mit höchster Gewalt auf die Zeit von 5 Jahren, vom 27. Nov. 43 bis zum letzten December 38, vom Volke bestätigt. Dieser Magistrat wurde ihnen nach Ablauf jener Zeit auf neue 5 Jahre wiederholt übertragen.

Trivento (Triventum), Stadt in der neapolitanischen Provinz Molise, am Trigno, auf einem Hügel, Bischofssitz mit Kathedrale, hat eine Schwefelquelle, Oel- und Weinbau und Handel und 3500 Einw.

Trivial (v. Lat.), alltäglich, gewöhnlich; daher Trivialität, Alltäglichkeit, Plattheit.

Trivialschulen, ehedem Schulen, in denen das Trivium (s. d.) gelehrt ward, Vorbereitungsschulen für die Gymnasien; jetzt s. v. a. Volks- u. niedere Bürgerschulen.

Trivium (lat.), eigentlich Ort, wo drei Wege zusammentreffen; ehemals der Inbegriff der drei niederen unter den sogenannten 7 freien Künsten, Grammatik, Arithmetik und Geometrie, welche in den niederen (Trivial-) Schulen gelehrt wurden, während den höheren Schulen das Quadrivium, Musik, Astronomie, Rhetorik u. Dialektik, verblieb.

Troas (lat. ager Trojanus), das alte Gebiet der Stadt Troja (s. d.).

Trochäus (v. Gr.), der Läufer, auch Choreus genannt, ein zweisylbiger, aus einer Länge und einer darauf folgenden Kürze bestehender Versfuß, der als Wortfuß vorzüglich im Deutschen außerordentlich häufig vorkommt, wegen der vielfachen Bildungen zweisylbiger Wörter aus einsylbigen Stämmen durch angehängte tonlose Endungen, und der deshalb im deutschen Hexameter und Pentameter wegen des Mangels an Spondeen u. der Schwerfälligkeit derselben auch als Stellvertreter des Daktylus zugelassen werden muß. Wie durch den Daktylus der gerade oder gleiche rhythmische Takt repräsentirt wird, so durch den T. der ungerade oder ungleiche, da in ihm die Hebung zur Senkung sich wie 2 : 1 verhält, während dort das Verhältniß wie 2 : 2 ist. Man kann daher außer den eigentlichen trochäischen Versen alle andern Metra mit demselben Verhältniß der Hebung und Senkung dem trochäischen Grundrhythmus subsumiren.

Trochanter (griech.), Rollhügel am Schenkelknochen; 1—2 kurze Zwischenglieder, durch welche

bei vielen Insekten der Schenkel in die Brustringe eingelenkt ist.

Trözen, Hauptstadt der Landschaft Trözenia in Argolis, 15 Stadien landeinwärts von der Ostküste, an welcher der dazu gehörige Hafen Kelenderis an der Bucht Pogon lag, soll ursprünglich Poseidonias geheißen und ihren späteren Namen von dem gleichnamigen Sohne des Pelops erhalten haben. Anfangs den Argivern unterthan, ward sie nach der Wanderung der Herakliden dorisirt und gelangte zu Macht und Blüthe, wovon die Kolonie Halicarnassus in Karien Zeugniß gibt. Am zweiten Perserkriege nahmen die Trözenier lebhaften Antheil; bei ihnen sammelte sich die griechische Flotte vor der Schlacht bei Salamis, zu der sie selbst 5 Schiffe stellten, und zu gleicher Zeit gewährten sie auch den flüchtigen Frauen u. Kindern der Athener eine Zuflucht. Ebenso kämpften sie bei Platää und Mycale mit. Im peloponnesischen Kriege unterstützten sie Korinth gegen Corcyra. Im Jahre 430 v. Chr. verwüsteten die Athener ihr Land, bezogen 425 ein verschanztes Lager und brandschatzten von da die Gegend. Im korinthischen Kriege 394 stand T. auf Seiten der Lacedämonier, ebenso kämpfte es 373 gegen Athen. In der macedonischen Zeit ging es aus einer Hand in die andere, kam endlich an den achäischen Bund und ward 223 von den Spartanern wieder erobert. Zu Strabo's Zeit war es noch eine ansehnliche Stadt, und aus dem 2. Jahrhundert n. Chr. gibt Pausanias eine ausführliche Schilderung der damals noch vorhandenen Sehenswürdigkeiten. Jetzt sind nur noch wenige Spuren von der Stadt vorhanden.

Trogen, Flecken im schweizerischen Kanton Appenzell, Bezirk Außerrhoden, links von der Goldach, südöstlich von St.-Gallen, Hauptort des Bezirks und abwechselnd mit Herisau Versammlungsort desselben, hat ein Archiv, Zeughaus und 2400 Einw., welche Baumwollenwaaren verfertigen und Handel treiben. In der Nähe ein Bad.

Troglodyten (v. Griech., Höhlenbewohner), allgemeine Bezeichnung mehrer auf einer niedrigen Kulturstufe stehenden Völkerschaften, welche in bloßen Höhlen oder Erdhütten wohnten. Troglodytenland (Troglodytica) hieß insbesondere die Küste des heutigen Abyssiniens am rothen Meere von Berenice bis weiter nach Süden herab. Auch nannte man in den ersten Zeiten der christlichen Kirche gewisse Ketzer, die, von allen Parteien ausgestoßen, ihre Versammlungen in Höhlen hielten, T.; dann insbesondere war T. Name der Bewohner der Küste des arabischen Meerbusens von der ägyptischen Grenze bis zum Eingange des arabischen Meerbusens und dem Sinus Avalites. Die von ihnen bewohnte Gegend hieß Troglodytica.

Trogus Pompejus, s. Pompejus.

Troitza Serziew (Troizkaja-Sergiewa, d. i. Dreieinigkeitskloster des heiligen Sergius, Troiza-Lawra), das größte, reichste und geschichtlich berühmteste Kloster des russischen Reichs, liegt im Gouvernement Moskau, 10 Meilen nordöstlich von dieser Stadt, bei dem Flecken Troitzkol, auf einer Anhöhe, gleicht, mit hohen Mauern, Wällen und Gräben umgeben, einer Festung und enthält außer einem hohen, freistehenden Glockenthurme mit 34 Glocken, worunter eine von 1600 Centnern, und vielen einzelnen Gebäuden zu verschiedenen Zwecken, 9 Kirchen und Kapellen, einen Czarenpalast, die Wohnung des Archimandriten, ein Schatzgebäude, Zellenbehausungen der Klosterbrüder, ein Kaufhaus u. mehre große, wohleingerichtete Gärten. Die größte und schönste Kirche ist die der Verklärung Mariä gewidmete Uspenskikathedrale mit 6 Goldkuppeln und den Grabmälern geschichtlich hochstehender Männer und Frauen. In der kleinen Kirche der Dreieinigkeit (Troitza), der zweiten im Rang, erhebt sich unter ihrer mit ächtem Golde überzogenen Kuppel der vergoldet silberne, mit Juwelen reich verzierte Sarkophag des heiligen Sergius. Zum Kloster gehören noch eine theologische Akademie mit 15 Professoren und etwa 100 Studirenden, eine Bibliothek von 6000 Bänden und schätzbaren slavischen Manuskripten, und 100 Mönchen. Das Kloster soll einen Schatz von 600 Millionen Silberrubeln besitzen und hatte 1764 zur Zeit der Einziehung der Klostergüter 106,608 leibeigene Bauern. Dasselbe ward um 1340 von einem Manne aus Rostow gestiftet, der hier eine Zeitlang als Einsiedler in der Wildniß gelebt hatte u. unter dem Namen des heiligen Sergius kanonisirt und zum ersten der russischen Heiligen erhoben ward. Zu Anfang des 17. Jahrhunderts ward das Kloster Mittelpunkt des nationalen Widerstandes gegen die polnische Herrschaft und so fest, daß es vom 29. Sept. 1608 bis 12. Jan. 1610 von den Polen unter Lisowski und dem Hetman Sapieha und wieder 1615 von dem polnischen Prinzen Wladislaw vergeblich belagert ward. Hier fanden 1685 die Czare Iwan und Peter vor den aufständischen Strelitzen Schutz, und Letzterer machte von hier aus der Herrschaft seiner Schwester Sophia ein Ende. Vgl. Philareth. La vie de St.-Serge, aus dem Russischen, Petersb. 1841.

Troizk (Troizkaja Krepost), Kreisstadt im europ.-russischen Gouvernement Orenburg, am linken Ufer des Ui, hat 3 Kirchen, eine Militärkantonistenschule und 4000 Einw., welche lebhaften Tauschhandel, besonders in Seiden-, Wollen- und Baumwollentüchern, Pferden rc. mit den Kirgisen und mittelasiatischen Völkern treiben.

Troja, Hauptstadt der Landschaft Troas, lag 42 Stadien von der Küste entfernt zwischen den Flüssen Scamander und Simois, am Fuße einer Anhöhe des Ida, war mit sehr starken, der Sage nach von Apollo und Poseidon erbauten Mauern umgeben und wurde überdies durch die feste, auf der Spitze der genannten Anhöhe liegende Burg Pergamum beschützt, in welcher sich sämmtliche Tempel, vor allen das Palladium, der der Pallas gewidmete Haupttempel, befanden. Nach der gewöhnlichen Annahme wurde T. 1184 v. Chr. von den Griechen zerstört (s. Trojanischer Krieg). Zu Alexanders Zeiten war aber bereits eine neue, von Aeoliern bevölkerte Stadt (Neuilium) vorhanden. Diese neue Stadt, 12 Stadien von der Meeresküste gelegen, war anfangs unansehnlich, erhob sich aber allmählig, besonders unter der römischen Herrschaft, zu einer nicht unbedeutenden Mittelstadt. Auch sie ist jetzt spurlos verschwunden, wiewohl das jetzige Dorf Bunar-Baschi gewöhnlich dafür gehalten wird. Die Lokalität des

alten T.'s ist daher schwierig zu ermitteln, doch haben die Forschungen Choiseul-Gouffiers, Lechevaliers, Leake's und Prokesch-Ostens, sowie die Schriften Spohns, Barker Webbs u. Forchhammers Manches aufgeklärt.

Troja, Stadt in der neapolitanischen Provinz Capitanata, auf einer Anhöhe, Bischofssitz mit Kathedrale, geistlichem Seminar, Handel und 4500 Einw.

Trojanischer Krieg. Die äußere Veranlassung zu diesem 10jährigen Kriege, dessen Anfang gewöhnlich in das Jahr 1194 v. Chr. gesetzt wird, war folgende: Priamus, König von Troja, hatte seine von Hercules als Kriegsbeute geraubte u. dem Telamon als Sklavin überwiesene Schwester Hesione durch Antenor von den Griechen zurückfordern lassen, letzterer war aber überall, wohin er kam, mit seiner Forderung abgewiesen worden. Als nun bald darauf der zweite Sohn des Priamus, Paris, nach Sparta kam und, das Recht der Gastfreundschaft verletzend, des Königs Menelaus Gemahlin, Helena, nebst vielen Schätzen und Sklavinnen entführte, verweigerte Priamus ebenfalls der an ihn geschickten Gesandtschaft die von ihm geforderte Herausgabe der Helena. Darauf ward von den griechischen Fürsten der Rachezug gegen Troja beschlossen. Die hervorragendsten unter den Helden, welche zu Aulis in Böotien sich versammelten, waren Menelaus und dessen Bruder, Agamemnon, König von Mycenä, Odysseus von Ithaca, Diomedes von Argos, der jugendliche Mirmydonenfürst Achilles aus Phthia in Thessalien, der Tapferste unter den Griechen, nebst seinem Freunde Patroclus, der greise Nestor aus Pylos, ausgezeichnet durch weisen Rath, Ajax, des Oileus Sohn aus Locris, Ajax und Teucer, des Telamon Söhne aus Salamis, Philoctetes aus Thessalien, Idomeneus aus Kreta, Palamedes und der Seher Calchas. Als sämmtliche Schaaren mit 1186 größeren und kleineren Schiffen beisammen waren, ward Agamemnon zum Oberanführer gewählt, und nach einigem Aufenthalte durch ungünstigen Wind (s. Iphigenia) segelte die Flotte ab nach Kleinasiens Küste. Unterdeß hatten aber auch die Trojaner ihre Stadt befestigt und die Zahl ihrer Bundesgenossen vermehrt. In ihrem Heere kämpften Macedonier, Thracier, Assyrier, Aethiopier. Auch standen tüchtige Helden an ihrer Spitze, vor Allem Hector, des Priamus ältester Sohn, als oberster Anführer; sodann die übrigen Söhne des Priamus, vor Allen Deiphobus und der Seher Helenus. Neun Jahre lang kämpften die Griechen vor Troja ohne Entscheidung. Der Grund dieser Zögerung lag vornehmlich in der damaligen Kampfweise, die in vereinzelten Angriffen ohne Plan und Zusammenhang bestand und wonach sich selbst allgemeine Feldschlachten in lauter Einzelkämpfe der Helden von den Streitwagen herab zersplitterten; ferner in dem Mangel an Lebensmitteln, der die Griechen theils zur Beschäftigung mit Ackerbau im thracischen Chersones, theils zu Plünderungszügen nach den benachbarten Küsten und Inseln nöthigte; endlich in dem Zwiste zwischen Agamemnon und Achilles (s. d.), in Folge dessen Achilles sich ganz vom Kampfe zurückzog. Diese fortdauernde Unthätigkeit desselben brachte eine solche Entmuthigung über das Griechenheer, daß ungeachtet der Heldenthaten des Diomedes und Odysseus der Sieg sich auf die Seite der Trojaner zu neigen schien. Schon riethen im Lager der Griechen Viele zum Rückzug, aber nach dem Fall Hectors (s. d.) kam für Troja dennoch der Tag des Untergangs. In Folge eines Orakelspruches schlichen sich Diomedes u. Odysseus in die Stadt und entwendeten aus dem Tempel der Minerva das ihr geheiligte Bild (Palladium), das Schutzheiligthum der Stadt. Obwohl das Glück nun von den Trojanern wich, so führte doch erst die berühmte, von Odysseus angegebene List zum Ziele. Auf seinen Rath ließen die Griechen von dem Baumeister Epeus ein kolossales hölzernes Pferd erbauen, in dessen hohlem Bauche sich Odysseus u. Diomedes mit einer auserlesenen Schaar verbargen. Die Griechen begaben sich darauf auf ihre Schiffe und fuhren in der Nacht davon, als hätten sie ihr Unternehmen aufgegeben; das Pferd aber ließen sie am Strande zurück, und im Schilfe des Ufers verbargen sie einen schlauen Menschen, Namens Sinon. Als nun am andern Tage die Trojaner das Griechenlager verlassen sahen, strömten sie schaarenweise aus der Stadt, sich wundernd über das seltsame Ungeheuer. Da ward Sinon aufgefunden, und, den Schutz der Trojaner anflehend, erzählte er, daßer, zum Opfertode bestimmt, nur durch die Flucht sich gerettet habe; über das Pferd befragt, gab er an, daß die Göttin Minerva über den Raub ihres Heiligthums sehr erzürnt gewesen und den Trojanern zum Ersatz dies Pferd geschenkt habe, daß sie es daher heilig halten möchten, um die Göttin nicht zu erzürnen. Des warnenden Laocoon (s. d.) Schicksal beschwichtigte jeden Argwohn, und fröhlich legte Alt und Jung Hand an, den Koloß nach der Stadt zu ziehen, um ihn neben dem Tempel der Minerva aufzustellen. In der Nacht, als Alles in tiefem Schlafe lag, entstiegen die 30, von Sinon unterstützt, dem Bauche des Pferdes, und die Griechen, welche nur bis zu der benachbarten Insel Tenedos gefahren waren, kehrten zurück. Ein allgemeines Blutbad begann, die Stadt ward angezündet und geplündert. Nur einer kleinen Schaar von Trojanern unter der Anführung des Aeneas (s. d.) gelang es, durch die Flucht sich zu retten und in Italien eine neue Heimath zu begründen. Mit reicher Beute traten jetzt die Sieger ihre Rückkehr nach Griechenland an. Viele der heimkehrenden Helden aber fanden unterwegs ihren Untergang, Andere wurden in ferne Länder verschlagen und erreichten erst nach mancherlei Irrfahrten ihr Vaterland; noch Andere fanden in der Heimath ihre Herrschersitze von Andern eingenommen, weshalb entweder sie selbst, oder ihre Söhne dieselbe verließen und in fremden Ländern Kolonien gründeten. Daß die Erzählung vom trojanischen Kriege einen unbestreitbaren Kern geschichtlicher Wahrheit enthält, unterliegt keinem Zweifel, eben so wenig aber kann man angeben, wie weit derselbe sich ausdehnt, da ein Stoff, dessen der Mythus in allen Einzelheiten sich bemächtigt hat, seines sagenhaften Gewandes sich nicht mehr vollständig entkleiden läßt. Vgl. Uschold, Geschichte des trojanischen Kriegs, Stuttg. 1836.

Trokart (Troikar, Troisquarts), chirurgisches Instrument, ein Stilet mit dreischneidiger Spitze, welches in eine eiserne polirte Röhre von verschiedener Länge paßt. Beim Gebrauch wird die Spitze zugleich mit der Röhre an der betreffenden Stelle des Körpers so tief, als nöthig, eingestoßen, dann das Stilet herausgezogen, aber die Röhre stecken gelassen, durch welche dann, z. B. bei der Bauchwassersucht, das Wasser abfließt. Auch wendet man den T. an, um den Wiederkäuern, wenn sie in Folge des Fressens frischen Futters aufblähen, die Luft aus der Bauchhöhle und aus den Gedärmen herauszubringen.

Trollhätta, Marktflecken im schwedischen Län Elfsborg, an der Götharlf, hat Eisenwaarenfabriken, Schiffswerfte, Handel u. 500 Einw. Der Trollhättafall ist ein großer Wasserfall in dem Flusse Götharlf, welcher, aus dem Wenersee kommend, bei Gothenburg ins Meer mündet. Etwa 2 Meilen von Wenersborg stürzt der breite, wasserreiche Strom in einer Strecke von einer halben Stunde in mehren großen Kaskaden herunter. Um der Schifffahrt einen Weg neben den Wasserfällen zu eröffnen, ward 1793—1800 von einer Privatgesellschaft und mit einem Kostenaufwand von 360,000 Thalern ein Kanal aufgeführt, welcher, meist in Felsen eingesprengt, 22 F. breit und $8^1/_2$ F. tief und mit 8 Schleußen ausgestattet, einen imposanten Anblick gewährt. Um aber die Dimensionen desselben in Uebereinstimmung mit denen des Göthakanals, welcher eine Breite von 48 F. u. eine Tiefe von 10 F. hat, zu bringen, ward 1844 der neue Trollhättakanal mit 10 Schleußen an der Seite des alten angelegt. Auf diese Weise ist, in Verbindung mit der Götharlf, den Binnenseen u. dem Göthakanal, eine 36 Meilen lange Durchfahrt von Söderköping und der Ostsee nach Gothenburg und dem Kattegat mitten durch das Reich eröffnet, die jedes Jahr frequenter und mit Hülfe von Bugsirdampfschiffen in 3 bis 4 Tagen zurückgelegt wird.

Trollius (Trollblume, Dotterblume), Pflanzengattung aus der Familie der Ranunculaceen, ausdauernde Kräuter in Europa, Sibirien, Nordamerika, worunter T. europaeus *L.*, europäische Trollblume, Engelblume, in Europa auf feuchten Wiesen mit gelben Blüthen, als Zierpflanze und deshalb zu erwähnen ist, weil die Wurzel wegen ihrer Schärfe bisweilen als Radix Hellebori nigri in den Handel gebracht wird.

Trollope, 1) Frances, englische Schriftstellerin im Fache des Romans u. der Reisebeschreibung, geboren um 1790 zu Heckfield, verheirathete sich 1809 mit dem Advokaten Thomas Antony T., welcher 1835 starb. Eine schon früh in ihr geweckte Reiselust führte sie 1827 nach Amerika, wo sie bis 1837 verweilte. An diesen Aufenthalt jenseits des Oceans knüpfte sich ihr erstes und berühmtestes schriftstellerisches Produkt: „Domestic manners of the Americans" (Lond. 1832), mit welchem sie gleich nach ihrer Rückkehr hervortrat. Mit der größten Einseitigkeit und auf die schonungsloseste Weise rügt sie darin die schwachen Seiten des amerikanischen Volkscharakters, ohne den vielen Vorzügen desselben irgendwie Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. An derselben Einseitigkeit leiden ihre folgenden Reisewerke: „Paris and the Parisians" (Lond. 1833, 3 Bde., deutsch, Aachen 1836), „Belgium and western Germany in 1833" (das. 1834, 2 Bde., deutsch, Aachen 1834), „Vienna and the Austrians" (das. 1838, 2 Bde., deutsch, Leipz. 1838, 3 Bde.), „Visit to Italy" (das. 1842), „Travels and travellers" (das. 1846, 2 Bde.). Fruchtbarer noch, aber weniger bedeutend, ist Mrs. T. als Romanschriftstellerin. Ihr erster Roman „The refugee in America" (1832) zeigt dieselbe feindselige Stimmung gegen die Amerikaner, wie ihre Reisebeschreibung. Ihm folgte ihr bester Roman, „The vicar of Wrexhill" (Lond. 1837, 3 Bde., deutsch, Aachen 1837, 3 Bde.). Unterhaltend und mit trefflichen Schilderungen ausgestattet ist „Widow Barnaby" (Lond. 1838, 3 Bde.), wozu 1840 eine weniger gelungene Fortsetzung, „The married widow", erschien. Höchst wunderlich ist ihre „Romance of Vienna" (Lond. 1838, 3 Bde.). Eine glückliche, jedoch aus Dikkens' „Oliver Twist" entwendete Idee liegt dem Romane „Michael Armstrong or the factory boy" (Lond. 1840) zu Grunde. Daran schließen sich an: „One fault" (1840), „The blue belles of England", „Charles Chesterfield" (1841), „The ward of Thorpe Combe" (1842), „Hargrave", „Jessie Phillips", „The Laurringtons" (1843), „The scotish heiress" (1844), „The attractive man" (1845), „The Robertsons on their travels" (1846), „Father Eustace" (1847), „Petticoat goverament" (1850), „Second love" (1851), „Uncle Walter" (1852), „The young heiress" (1853), „Adventures of a clever woman" (1854) ꝛc.

2) Thom. Adolphus, Schwager der Vorigen, ebenfalls Verfasser mehrer Reisebeschreibungen, als: „Summer in Britany" (Lond. 1840), „Summer in western France" (das. 1841).

Tromlitz, Pseudonym für Karl Aug. von Witzleben (s. d.).

Trommel, bekanntes, einen wesentlichen Bestandtheil der Kriegsmusik bildendes Schlaginstrument. Die Hauptbestandtheile der T. sind: ein hölzerner oder messingener Hohlcylinder (Sarg), die beiden Trommelfelle, welche entweder aus Pergament, von Eselshaut, oder, wie gewöhnlich, aus weißgahrem Kalbleder bestehen. Das obere Fell heißt das Schlagfell, das untere das Boden- oder Saitenfell. Zum Zusammenhalten des Sarges und der Trommelfelle dienen die Trommelreife, hölzerne Reife, welche mit je 10 in gleichen Entfernungen angebrachten Löchern durchbohrt sind, auf die Wülste der Trommelfelle aufgesetzt u. mittelst der Trommelleine, welche im Zickzack über den Cylindermantel durch die genannten Löcher läuft, mit einander verbunden werden. Durch festes Anziehen der Trommelleine drücken diese Reife die Trommelfellwülste nieder und geben folglich den Fellen selbst über dem Sarge eine nach allen Seiten hin gleichmäßige Spannung. Um das Festerziehen der Trommelleine zu bewerkstelligen, werden je 2 in einem Winkel am obern Trommelreife zusammenlaufende Stücke derselben von Trommelschleifen, festen ledernen Strupfen, umschlungen, welche, nach dem untern Reife hinabgeschoben, die Winkelschenkel mehr zusammenpressen und so eine grö-

ßere Spannung hervorbringen. Ueber das Saitenfell läuft bei den gewöhnlichen Militärtrommeln, um den Ton derselben rasselnder, rauschender zu machen, die sogenannte Sangsaite durch zwei in den untern Reif unmittelbar da, wo er auf dem Felle aufsitzt, diametral eingeschnittene Löcher, welche auf der einen Seite in einem am Sarge befestigten Haken eingehängt ist, auf der andern von einem beweglichen Haken gefaßt wird. Zur weiteren Verstärkung des Tones befindet sich an derselben Stelle oberhalb des Sattels, also unmittelbar hinter der Schraube im Sarge, ein rundes Loch, das Resonanzloch. Zur Hervorbringung des Tones der T., zum Rühren der T., dienen zwei Trommelstöcke (franz. baguettes), kegelförmig gearbeitete, unten in einen kleinen, länglichrunden Knopf auslaufende, oben häufig mit Messing beschlagene Stäbe von hartem Holze, je nach der Größe der T. 10 bis 16 Zoll lang. Als Orchesterinstrument dient die große T., von derselben Einrichtung wie die kleine, nur 3- bis 4mal größer. Ihr Cylinder ist von Holz, auch hat das untere Fell keine Sangsaite, wie das der kleinen. Sie wird mit einem Klöppel geschlagen, der einen großen, mit weichem Leder überzogenen Knopf hat, und dient zur Hervorhebung, Schärfung des Rhythmus bei der sogenannten Janitscharenmusik, oder in großen Orchestern bei starker Besetzung der Blasinstrumente.

Trommelfell, s. Ohr.

Trommsdorff, Joh. Bartholomäus, namhafter Pharmaceut und Chemiker, geboren den 8. Mai 1770 zu Erfurt, übernahm, nachdem er an verschiedenen Orten konditionirt hatte, 1794 die Apotheke seines Vaters. Im Jahre 1795 erhielt er, auf dem Gebiete der Pharmacie bereits als Schriftsteller rühmlichst bekannt, an der Universität seiner Vaterstadt die Professur der Chemie und Physik und errichtete eine pharmaceutisch-chemische Lehranstalt, welche bis 1828 blühte. Im Jahre 1823 wurde er Direktor der jetzt königlichen Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt. Er † den 8. März 1837. Seine Hauptwerke sind das „Systematische Handbuch der Pharmacie" (Erf. 1792, 4. Aufl. 1831), das „Systematische Handbuch der gesammten Chemie" (das. 1800—7, 8 Bde., 2. Aufl. 1805—20) und „Die chemische Receptirkunst" (Hamb. 1845, 5. Aufl.).

Tromp, 1) Mart. Harpertzoon, berühmter holländischer Admiral, geboren 1579 zu Briel, kam schon als Knabe auf die See, ward 1624 zum Fregattenkapitän unter dem Admiral Peter Heijn und 1637 zum Admirallieutenant und Befehlshaber eines Geschwaders von 11 Schiffen befördert, mit welchem er den 18. Febr. 1639 bei Grevelingen eine weit stärkere spanische Flotte schlug. Zum Admiral ernannt, schlug er im Oktober 1639 eine spanische Flotte unter d'Oquendo vor den Dünen und eroberte 13 reichbeladene Gallionen. Er erwarb sich hierdurch einen in ganz Europa gefeierten Namen und wurde vom König von Frankreich in den französischen Adelsstand erhoben. Minder glücklich war er 1652 im Kriege mit England, indem er im Kanal gegen den Admiral Robert Blake den Kürzeren zog, worauf Ruyter an seine Stelle berufen ward. Indessen erhielt T. schon im November desselben Jahres das Oberkommando zurück, worauf er am 29. Nov. die englische Flotte unter Blake in den Dünen schlug. Am 28. Febr. 1653 ward auf der Höhe von Portland ein Convoi, der sich dem Schutze T.s anvertraut hatte, von Blake angegriffen, woraus sich ein dreitägiger mörderischer Kampf entwickelte. T. mußte sich zwar mit einem Verluste von 9 Schiffen vor der überlegenen englischen Flotte zurückziehen, konnte aber die ihm anvertrauten Handelsschiffe in den Hafen bringen. Darauf griff T. am 12. Juni die feindliche Flotte unter Monks und Dean bei Nieuwport an, mußte sich aber nach zweitägigem Kampfe mit großem Verluste nach Weilingen zurückziehen. Nachdem er seine Flotte wieder hergestellt hatte, segelte er nebst de Ruyter mit 85 Fahrzeugen nach der Küste von Seeland und griff am 10. Aug., um 27 Schiffe unter Admiral de Witt verstärkt, die 94 Schiffe zählende englische Flotte zwischen Scheveningen und der Maas an. T. durchbrach zwar die feindliche Linie, ward aber bald von mehren englischen Fahrzeugen umzingelt. Von seiner Flotte abgeschnitten und verlassen, fiel er nach verzweifeltem Kampfe durch eine feindliche Kugel. Sobald sein Tod bekannt geworden, waren alle Anstrengungen de Ruyters und der übrigen Befehlshaber, die Truppen zu ermuthigen, vergebens. Eine völlige Niederlage der Niederländer beschloß den Tag und den Krieg. T., welcher 50 Seetreffen mitgemacht und 33mal den Sieg davongetragen haben soll, wurde in der Kirche zu Delft prachtvoll beigesetzt und ein großartiges Denkmal zu seinem Andenken errichtet.

2) Cornelis, holländischer Seeheld, Sohn des Vorigen, geboren 1629 zu Rotterdam, führte schon 1650 eine niederländische Fregatte unter Admiral Dewilde gegen die afrikanischen Raubstaaten. Als 1665 der Krieg gegen England aufs Neue ausbrach, kommandirte er, zum Vizeadmiral ernannt, unter Opdam eine Division. In der Seeschlacht bei Solebay (13. Juli), in der die niederländische Flotte eine Niederlage erlitt, wußte er durch seinen meisterhaften Rückzug dem Sieger die meisten Vortheile wieder zu entziehen. Durch Heldenmuth und Geschicklichkeit hatte er bereits den Ruhm seines Vaters erlangt, ward zum Admirallieutenant erhoben u. von de Witt, obwohl er der oranischen Partei angehörte, bis zur Rückkehr de Ruyters mit dem Oberbefehl über die Flotte betraut. In der viertägigen Schlacht (vom 11.—15. Juni 1666) bei den Dünen, wo die Engländer unter Admiral Elbemarle geschlagen wurden, kämpfte er mit gewohnter Tapferkeit und Einsicht. Als er aber in der Schlacht am 4. und 5. August eine Abtheilung der englischen Flotte, über welche er bedeutende Vortheile errungen hatte, mit zu großer Hast verfolgte, wurde er von der niederländischen Hauptflotte abgeschnitten u. dadurch verhindert, de Ruyter Hülfe zu leisten, wodurch der Verlust dieser Schlacht herbeigeführt wurde. Zwar gelang es T., seine Flottenabtheilung ohne bedeutenden Verlust in den Texel zu bringen, allein auf de Ruyters Beschwerde erhielt er seinen Abschied. Er lebte darauf mehre Jahre hindurch als Privatmann zu Graveland. Im Jahre 1673 jedoch, als der Krieg zwischen Holland und den vereinigten Königreichen England und

Frankreich ausbrach, erhielt er von Wilhelm von Oranien seine Stelle als Admirallieutenant zurück, föhnte sich mit de Ruyter aus und bewährte unter ihm in den 3 blutigen Schlachten am 7. u. 14. Juni und am 21. August sein Talent u. seinen Muth in glänzendster Weise. Auch 1674 zeichnete er sich rühmlichst aus, landete bei Belle Isle und Noirmoutier in Frankreich und erwarb sich die Achtung seiner Feinde in so hohem Grade, daß ihn, als er nach geschlossenem Frieden 1675 England besuchte, der König Karl II. von England zum Baronet ernannte. Hierauf führte er eine Flotte zur Unterstützung der Dänen gegen die Schweden u. ward nach de Ruyters Tode zum Admiral der vereinigten niederländischen Provinzen befördert. In dieser Eigenschaft † er am 29. Mai 1691 zu Amsterdam, als er eben den Oberbefehl über die gegen Frankreich bestimmte Flotte zu übernehmen im Begriff war. Seine Gebeine ruhen zu Delft in dem prächtigen Grabmale seines Vaters.

Trompe (**Trombe**), s. v. a. Wasserhose.

Trompete (ital. clarino), bekanntes mit Mundstück u. Stürze versehenes Blasinstrument, welches den Umfang von drei Oktaven vom Tenor-c bis Diskant-g hat und an das Waldhorn angrenzt, mit dem es nicht nur gleichen Umfang, sondern auch die gleiche Tonleiter hat. Die Noten dafür werden, wie bei jenem, im Violinschlüssel und aus c gesetzt; durch Ansetzstücke wird sodann der Ton herabgestimmt. Auch hat man A-, B-, C-, D-, Es-, E- u. F-T.n. Bei Trauermusiken bediente man sich früher eigener Dämpfer, welche die T.n um einen halben Ton herabstimmten, aber einen unangenehmen Ton erzeugten. Das Vollkommenste leistet die jetzt allgemein gebräuchliche Ventiltrompete. Die Ventile sind mechanische Vorrichtungen, durch welche der Bläser nach Belieben bald den einen, bald den andern Luftweg in der Trompetenröhre sperren oder öffnen u. dadurch denselben sogleich verkürzen oder verlängern kann, wodurch der Ton augenblicklich und so lange es nöthig ist, erhöht oder vertieft wird. Sie bestehen in Stückchen Röhren oder hohlen Cylinderchen, die in Seitenöffnungen passen, welche an gewissen Stellen der Trompetenröhre angebracht sind und jene querlaufend durch den Niederdruck auf außerhalb angebrachte Federn (Klaviatur) mit den Fingern entweder verschließen, oder öffnen. In der Regel hat eine solche T. drei Ventile, von denen gewöhnlich das eine eine ganztönige, das andere eine halbtönige und das dritte eine $1\frac{1}{2}$tönige Erniedrigung bewirkt. Die T. gehört, wie das Horn, die Posaune, die Trommel, zu den ältesten musikalischen Instrumenten. Die Völker des Alterthums ließen sie ertönen im Krieg, sowie bei öffentlichen Versammlungen. Die frühere T., bei den Griechen Salpinx, bei den Römern Tuba genannt, war aber nicht gewunden, sondern lief gerade aus, oder war in der Weise eines Ochsenhornes gekrümmt. Auch hatte sie weit geringeren Umfang, meist von 3—4 Tönen. Man verfertigt sie jetzt nur noch aus Messingblech, manchmal mit verzierter Stürze von Silber oder Neusilber. Die Trompeter bildeten früher eine eigene Zunft. Jetzt sind sie die Spielleute der Kavallerie und bilden in ihrer Vereinigung unter einem Stabstrompeter von allen Escadrons das Musikcorps des Regiments. Auch werden die Signale der Kavallerie mit der T. gegeben.

Tromsöe, Handelsstadt im norwegischen Amte Finnmarken, auf der gleichnamigen Insel an der Küste des Stifts Drontheim, Hauptort der mehre Inseln umfassenden gleichnamigen Voigtei, hat eine 1260 unter König Hakon gegründete Kirche, eine gelehrte Schule, ein Theater, eine lappländische Druckerei, hölzerne Kais, ein Proviantshaus, einen guten Hafen und 1400 Einw. Die wichtigsten Gegenstände der Ausfuhr sind Stockfische und Thran, der Einfuhr Getreide, Mehl, Kolonial- und Materialwaaren, Segeltuch, Tauwerk, Wollen-, Leinen- und Baumwollenwaaren, Steinkohlen, Farbholz, Ottern- und Fuchsfelle, die meist wieder ausgeführt werden.

Tronchet, François Denis, französischer Advokat und Vertheidiger Ludwigs XVI., geboren 1726 zu Paris, wurde 1789 von der Stadt Paris in die Nationalversammlung gewählt, bewies sich hier als Anhänger des konstitutionell-monarchischen Princips und trat den jakobinischen Tendenzen entschieden entgegen. Obschon deshalb der Gegenpartei im hohen Grade verhaßt, zögerte er doch keinen Augenblick, die Vertheidigung des Königs zu übernehmen, als dieser, durch T.s Rechtschaffenheit und ehrenhafte Gesinnung bewogen, 1792 ihn zu seinem Vertheidiger wählte. T.s Vertheidigung war gründlich gearbeitet, übte aber wenig Wirkung, weil sie sich streng auf juristischem Boden hielt. Unter Robespierre mußte T. fliehen, unter dem Direktorium trat er in den Rath der Alten, unter dem Konsulat ward er erst Mitglied, später Präsident des Kassationshofes und erhielt nebst Bigot-Préameneu, Malleville und Portalis die Redaktion des neuen Civilcodex übertragen, wobei er es durchsetzte, daß die altfranzösischen Rechtsstatuten an die Stelle des römischen Rechts aufgenommen wurden. Im Jahre 1801 ward er in den Erhaltungssenat berufen. Er † den 10. März 1806. Der Kaiser ehrte seine Verdienste dadurch, daß er ihn im Pantheon beisetzen ließ.

Trond, St. (**Tron, Truyden**), Stadt in der belgischen Provinz Limburg, Bezirk Hasselt, an der Straße von Lüttich nach Brüssel gelegen, hat ein Kollegium, Seminar, Brauereien und Brennereien, Salzraffinerien, Tabaks-, Gewehr-, Seife- und Zuckerfabrikation, Spitzenklöppelei u. 9000 Einw. Hier 1793 Schlacht zwischen den Franzosen und Oesterreichern, worin die letzteren Sieger blieben.

Tronto, Küstenfluß im Kirchenstaat, Delegation Ancona, entspringt im Königreich Neapel in den Abruzzen, fließt anfangs nordwärts und wendet sich dann östlich dem adriatischen Meere zu, das er nach einem Lauf von 35 italienischen Meilen erreicht.

Tropäolum (**Kapuzinerkresse**), Pflanzengattung aus der Familie der Tropäoleen, charakterisirt durch den 5theiligen Kelch, die im Blüthenknopfe geschindelten Zipfel, die 5 Blumenblätter, wovon die 3 untern meist kleiner sind, die abwärts geneigten Staubgefäße u. die schwammigkorkigen Fruchtknöpfe, windend-kletternde ausdauernde u. einjährige Kräuter in Südamerika.

Am bekanntesten ist T. majus L., große Kaper, unächte Kaper, einjährig, 1684 aus Peru nach Europa verpflanzt und jetzt in allen Gärten zu finden, mit auf der Erde liegendem oder an Wänden und Gebüschen 6—10 Fuß hoch hinaufsteigendem Stengel, schildförmigen Blättern und großen Blumen mit an den Nägeln gefransten, goldgelben, orange- oder safrangelben, feuer- oder scharlachrothen, auch schwarz-purpurrothen Kronblättern, hat einen kressenartigen Geschmack und wirkt antiskorbutisch, daher Blätter und Blüthen, Herba et Flores Nasturtii indici s. hispanici, officinell waren. Jetzt benutzt man die Blüthenknospen und die unreifen, mit Essig oder Salz eingelegten Früchte wie Kapern als Gewürze zu Salaten. T. minus L., kleine Kaper, in Peru, einjährig, ist der vorigen Art ähnlich, aber in allen Theilen kleiner, und findet sich seltener als die vorige Art, aber mit gefüllten Blüthen u. als ein ausdauerndes Gewächs in Gärten. Früher wurden das Kraut u. die Blumen, Herba et Flores Nasturtii indici minoris, ebenso wie die von voriger Art benutzt.

Tropea, Stadt in der neapolitanischen Provinz Calabria ulter. II, am Meerbusen von Eufemia, befestigt, Bischofssitz mit schöner Kathedrale, 15 anderen Kirchen, Schloß, Kattundruckerei. Damast- und Atlasweberei u. 4000 Einw.

Tropen (v. Griech.), diejenigen Redefiguren, worin der eigentliche Ausdruck mit dem uneigentlichen, die Sache mit dem Bilde vertauscht wird, s. Figur.

Tropenländer (Aequinoktialgegenden), die Länder zwischen den Wendekreisen oder Tropen. Hier erscheinen, was die Vegetation anlangt, in einer vertikalen Erhebung bis 14,400 Fuß über der Meeresfläche die verschiedenen Klimate gleichsam schichtenweise über einander gelagert. Dies gilt vornehmlich von den zwischen 10° nördl. u. 10° südl. Br. gelegenen Gegenden, während näher nach den gemäßigten Zonen zu sich diese klimatischen Unterschiede mehr u. mehr verwischen. In den heißesten Lagen ist die mittlere Luftwärme 27°. Steigt man hier, z. B. an den Cordilleren, 1281 Klaftern empor, so gelangt man gleichsam aus dem Klima Unteritaliens in das von Norddeutschland. In der mehre Monate hindurch völlig wolkenfreien Luft ist eine so große Menge Wasser enthalten, daß die üppige Vegetation sich bloß durch Anziehung desselben frisch erhält. In den tieferen Luftschichten herrscht gewöhnlich nur eine geringe elektrische Spannung, eine desto größere aber in den höheren Wolkenregionen. Die Folge dieses mangelnden Gleichgewichts sind heftige Gewitter, die besonders die Gebirgsgegenden heimsuchen. Die Bläue der Luft ist in den T.n weit tiefer als in den gemäßigten Zonen. Nahe am Aequator glänzen die Gestirne in ruhigem planetarischen Lichte. Wegen der Reinheit der Luft ist das Licht der Sonne weit intensiver, so daß man sich dort nicht weniger vor der Helle, als vor der Hitze der Sonnenstrahlen scheut. Hinsichtlich der Thier- u. Pflanzenwelt in den T.n verweisen wir auf die betreffenden geographischen Artikel.

Tropez, St., Stadt im französischen Departement Var, Arrondissement Draguignan, am Mittelmeere und am Busen von Grimaud, mit einem durch ein Fort vertheidigten Hafen, Handelsgerichtshof, königl. Navigationsschule, Schiffswerften, Seefischerei, Rhederei, Schiffbau, Korkstöpselbereitung, Handel und 4500 Einw.

Tropfen, jede für sich bestehende Masse irgend einer Flüssigkeit, deren Gestalt ausschließlich oder wenigstens größtentheils durch die gegenseitige Einwirkung der einzelnen Theilchen auf einander bedingt wird. Das Verhalten der T. ist unter verschiedenen Bedingungen ein verschiedenes. Als ruhend gedacht, nehmen die T. stets eine Kugelgestalt an. Die Ursache dieser Kugelgestalt fand Newton in der gegenseitigen Anziehung der einzelnen Flüssigkeitstheilchen. Wenn ein sich selbst überlassener T. um eine Axe rotirt, so wird in Folge der nach dem Aequator hin zunehmenden Tangentialkräfte eine Anhäufung der Masse am Aequator und somit eine Abplattung an den Polen der Drehungsaxe eintreten, wie unser Erdkörper sie zeigt. Wenn dagegen der T. ohne Rotation sich bewegt, und zwar in einem widerstehenden Medium, so wird, da der Widerstand des Mediums nicht von allen Seiten gleichmäßig wirkt, die Kugelgestalt sich einigermaßen verlängern müssen, wie es namentlich bei den herabfallenden Regentropfen der Fall ist. Die Erscheinungen an einem auf irgend einer Unterlage liegenden T. sind das Ergebniß der gegenseitigen Anziehung der Tropfentheilchen, der Adhäsion derselben gegen die Unterlage und des senkrechten Druckes des T.s gegen dieselbe. Die T. werden durch Abplattung ihre Kugelgestalt um so vollständiger verlieren, je größer die Adhäsion ihrer Theilchen zur Unterlage im Verhältniß zu ihrer Kohäsion ist. So wird Wasser auf einer reinen Glasfläche mehr oder weniger zerfließen, während es auf den mit einem wachsartigen Ueberzug bedeckten Pflanzenblättern in Gestalt von ziemlich kugelförmigen Thau- od. Regentropfen sich sammelt, weil nämlich das Wasser gegen Glas viel mehr Adhäsion, als gegen Fett, Wachs rc. hat. Kommen zwei T. derselben Flüssigkeit auf einer Fläche, zu der sie wenig Adhäsion haben, mit einander in Berührung, so vereinigen sie sich in Folge der vorherrschenden Kohäsion zu einem einzigen T., wie man dies an zwei Quecksilberkügelchen auf glattem Papier oder Glas deutlich sieht. Ist dagegen die Adhäsion der T. zur Unterlage größer, so vereinigen sie sich nicht vollständig, sondern bilden einen länglichen Körper, der in der Mitte die kleinste Durchschnittsfläche hat. Größe und Gestalt hängender T. wird durch die Fluidität u. das specifische Gewicht der Flüssigkeiten, durch die Größe, Gestalt und Adhäsionskraft der Fläche oder des Körpers, an dem sie hängen u. von dem sie vor ihrem Herabfallen sich losreißen, u. durch die Temperatur der Flüssigkeit und des Körpers, an dem sie hängen, bedingt. In der Pharmacie bedient man sich sogenannter Tropfgläser, welche den Zweck haben, die T. stets unter möglichst gleichbleibenden Bedingungen sich bilden zu lassen.

Tropfsteinartige Gestalten, auch stalaktitische Gestalten, jene Formen der Mineralien, welche als Absatz aus einer der Schwerkraft folgenden heradtropfenden Flüssigkeit sich gebildet haben. Hierbei finden zwei Möglichkeiten Statt, einmal nämlich, daß die Mate-

rie aus einer Auflösung abgesetzt wird, wie dies unzweifelhaft bei den Kalktropfsteinen (die als die häufigsten vorzugsweise **Tropfsteine** heißen) u. den Salztropfsteinen der Fall ist; oder daß die herabtropfende Materie selbst zu einem festen Körper nach Art des Wachses, Schwefels &c. gesteht. Letzteres ist vorzugsweise bei den stalaktitischen Gestalten des Chalcedons, des Hyaliths, des Opals, des Braunelsensteins der Fall. Die Formen selbst sind entweder verkehrt-kegelförmige, mit der breiteren Basis an einer Decke festgewachsene **Stalaktiten**, die bei weiterer Verlängerung bis zum Boden auch säulenförmig werden, oder flach-kegelförmige, vom Boden sich erhebende **Stalagmiten**, oder an den Wänden als unregelmäßige Halbcylinder &c. angewachsene **Draperien**. Alle drei Formen können zu sehr bedeutender Größe anwachsen und sind bei den gelatinirenden Substanzen (Chalcedon, Hyalith &c.) durchaus dicht, bei den andern aus übereinander liegenden Schalen zusammengesetzt, die namentlich bei den Kalk- und Salztropfsteinen das strahlige Ansehen des Querbruchs bedingen. Hierbei ist der Vorgang dieser: Mit kohlensaurem Kalke oder mit Steinsalz gesättigtes Wasser sammelt sich an der Decke eines hohlen Raumes in Form von Tropfen, an deren Rande in Folge der Verdunstung sich ein Kalkring bildet, der nach und nach zu einer Röhre anwächst. Neue Tropfen finden ihren Ruhepunkt auf der Oberfläche der bisherigen Bildung, und neue Individuen, mit ihren Axen senkrecht darauf stehend, vergrößern fort und fort den Stalaktiten. Analog ist die Entstehung der Stalagmiten und der Draperien.

Trophäen (**Tropäen**, v. Griech.), Siegeszeichen, welche man an dem Orte, wo der Feind geschlagen worden war, zur Ehre des siegreichen Heeres und des Feldherrn aus den erbeuteten Waffen und Feldzeichen errichtete; jetzt die mit bewaffneter Hand im freien Felde eroberten Fahnen, Standarten und Geschütze; auch architektonische Verzierungen, welche aus zusammengestellten Rüstungsstücken, Fahnen und Waffen bestehen und sowohl aus Stein gehauen, als aus Erz gegossen seyn können.

Trophonius, berühmter Baumeister der Minyer, Sohn des Königs Erginus von Orchomenus in Böotien, oder des Apollo, erbaute mit seinem Bruder Agamedes den Apollotempel zu Delphi und verschiedene Schatzhäuser, namentlich das des Hyrieus, Königs von Hyria in Böotien. Bei letzterem hatten die beiden Brüder einen Stein so eingefügt, daß er leicht herausgenommen werden konnte, um sich auf diese Weise unbemerkten Zutritt zu dem Schatze zu verschaffen. Der König Hyrieus von Hyria konnte die fortwährende Verringerung des Schatzes nicht begreifen, da eine Verletzung der Schlösser und Riegel nicht wahrzunehmen war. Er legte endlich Netze und Schlingen, in denen Agamedes sich fing. Um nicht verrathen zu werden, schnitt T. seinem Bruder den Kopf ab und floh in den Wald bei Lebadia. Hier ward er von der Erde verschlungen, an der Stelle, welche später durch die sogenannte **Höhle des T.** und eine Säule bezeichnet wurde. Der Eingang in die Orakelhöhle befand sich am Fuße eines Berges. Die Rathsuchenden mußten sich einige Tage durch Bäder und Waschungen im Bache Hercyna, sowie durch Fasten und sonstige Ascese vorbereiten. Dann gingen sie in die Schlucht hinein, bis zu einer weiter in die Tiefe führenden, nur zwei Spannen breiten und eine Spanne hohen Oeffnung, in welche sie die Füße bis an die Kniee hineinsteckten, während sie den Körper rückwärts beugten. Sobald sie in dieser Lage waren, wurden sie plötzlich und heftig an den Füßen in das Innere gezogen, wo dann die Offenbarungen in verschiedener Weise erfolgten, jedoch immer so, daß die Fragenden in einem geheimnißvollen Zustande zwischen Schlafen und Wachen schwebten. Die geheimnißvollen Antworten, welche die Fragenden aus der Höhle zurückbrachten, galten als Stimmen aus der Unterwelt, der T. entweder als Heros, oder als Erdsymbol angehörte. Diejenigen, welche in der Höhle gewesen, behielten ihr ganzes Leben hindurch einen Anflug von Schwermuth.

Tropisch (v. Griech.), was den zwischen den Wendekreisen liegenden Ländern angehört; in der Rhetorik s. v. a. bildlich, figürlich.

Tropische Gegenden, s. **Tropenländer**.

Tropische Krankheiten, die in der heißen Zone vorzugsweise herrschenden und durch das Klima bedingten Krankheiten. Die Veränderungen, welche besonders der Europäer in den Tropenländern in seinem physischen Zustande erleidet, sind: Verminderung der Plasticität des Blutes, daher Entzündungen seltener sind, Wunden träger heilen, der Puls kleiner, weicher wird, Unterleibskrankheiten, Blennorrhöen, bei Weibern weißer Fluß sich leicht entwickeln; leichtere Respiration der Lunge, daher die Anlagen zu Katarrhen der Luftwege, sowie überhaupt zu Lungenkrankheiten sich verliert; Blaß- und Gelbwerden der Haut, Verschwinden der Röthe der Wangen, Schwächerwerden der Verdauung, in Folge deren z. B. fette Speisen nicht vertragen werden; Trägheit, verminderte Lust zu Bewegungen und damit Abnahme des Interesse's für höhere geistige Erregungen. Die dadurch am häufigsten sich entwickelnden Krankheiten sind: Dysenterien, Erbrechen und Diarrhöe, biliose oder Gallenfieber, Hepatitis oder Leberentzündung, Abdominalplethora oder Vollblütigkeit des Unterleibs, intermittirende Fieber. Vgl. **Friedmann**, Ueber Arzneikunde und Akklimatisation in den Tropenländern und die vorzüglichsten Tropenkrankheiten, Erlangen 1850.

Troplong, **Raymond Théodore**, französischer Jurist, geboren zu St.-Gaudens den 8. Okt. 1795, ward zuerst Staatsprokuratorsgehülfe am Untergericht zu Alençon, dann Staatsprokurator in Sartena auf Korsika und Generaladvokat zu Bastia. An den Obergerichtshof in Nancy versetzt, machte er sich durch einen gründlichen Vortrag in einer Domänensache von großem Belang bemerklich und erhielt in Folge davon die Präsidentschaft einer Kammer des Gerichtshofs in Nancy. Seine damals herausgegebenen „Commentaires sur le code civil", eine der gediegensten Schriften über französische Jurisprudenz,

verschafften ihm 1835 die Ernennung zum Rath am pariser Kassationshofe, in welcher Stellung er sich noch im Febr. 1848 befand. Durch Dekret vom 22. Dec. ward er vom damaligen Präsidenten zum ersten Präsidenten des Appellationshofs, unter dem 30. Dec. 1852 aber zum ersten Präsidenten des Senats ernannt. Von seinen andern Schriften sind noch zu nennen: „De la souveraineté des ducs de Lorraine sur le Barrois" (Paris 1832), „Du pouvoir de l'état sur l'enseignement" (das. 1844) u. a. m.

Troppau, Fürstenthum im gleichnamigen Kreise des österreichischen Schlesiens, umfaßt die südwestliche Hälfte des letzteren, an der Oder, Mora und Oppa, wird durch letztere vom preußischen Schlesien getrennt und zählt 80,000 Einw. Es ward 1526 vom Erzherzog Ferdinand von Oesterreich als König von Böhmen in Besitz genommen und theilte seitdem die Geschichte Schlesiens. Mit Nichtbeachtung des Landesprivilegiums von 1511 verlieh es Kaiser Matthias 1613 als erbliches Mannlehn an das Haus Liechtenstein, in dessen Besitz es noch jetzt ist. Die gleichnamige Hauptstadt des Herzogthums, ehemals Hauptstadt von ganz Oberschlesien, in einer Ebene am rechten Ufer der Oppa, zählt, ohne das damit zusammenhängende Städtchen Katharinendorf (Kathrein, mit 3000 Einw.), 12,276 Einw., hat wegen seiner regelmäßigen geraden Straßen und mehrer palastähnlichen Gebäude ein freundliches Ansehen, ein fürstlich liechtensteinsches Residenzschloß, 6 katholische Kirchen, mehre Klöster, ein Obergymnasium, mit welchem eine Bibliothek und ein Museum schlesischer Naturalien und Alterthümer verbunden ist, eine Ober- und Unterreal-, Handels-, Haupt- u. Mädchenschule. Die Einwohner fabriciren Tuch, Wollenzeuch, Leinenwaaren, Leder, Seife, gebrannte Wasser, Papier u. Rübenzucker u. treiben lebhaften Speditionshandel. Seit 1849 Hauptstadt des österreichischen Kronlandes Schlesien, ist T. Sitz einer Landes- und Kreisregierung, einer Bezirkshauptmannschaft, Finanzprokuratur und anderer Behörden. Die Stadt ist besonders durch den vom 20. Okt. bis zum 20. Dec. 1820 daselbst abgehaltenen Fürstenkongreß bekannt geworden. Die Kaiser von Rußland und von Oesterreich und der König von Preußen erschienen daselbst persönlich und in Begleitung ihrer ausgezeichnetsten Diplomaten. Als englischer Bevollmächtigter war Lord Stewart anwesend, als französische erschienen die Minister de la Feronaye und Caraman. Vor Allem beschäftigte man sich mit Neapel. Doch waren die Ansichten über die dortigen Angelegenheiten verschieden. Rußland, Oesterreich u. Preußen waren gesonnen, die neapolitanische Konstitution mit Waffengewalt zu beseitigen; England dagegen mißbilligte die Intervention, u. Frankreich schien, obwohl es der neapolitanischen Revolution durchaus nicht günstig war, auf einen günstigen Zeitpunkt zu lauern, um vortheilhafte Chancen für sich zu nützen. Bereits am 1. Okt. 1820 hatte die neapolitanische Regierung in einer Note, welche an alle europäischen Höfe gesendet wurde, den neuen Zustand des Königreichs zu rechtfertigen gesucht. Darauf erließen am 20. Nov. die Monarchen von Oesterreich, Rußland und Preußen gleichlautende Schreiben an den König von Neapel, worin sie ihn einluden, sich nach Laibach zu begeben, um dort mit den verbündeten Souveränen die gegenwärtige und künftige Gestaltung seines Reiches in gründliche Erwägung zu ziehen und wo möglich als Vermittler zwischen seinem Volke und den Staaten, deren Ruhe durch die neapolitanische Revolution gefährdet worden, thätig zu seyn. Der Kongreß von T. wurde hierauf bald geendet, um in Laibach (s. d.) fortgesetzt zu werden, wohin sich auch der König Ferdinand von Neapel mit Zustimmung seines Parlaments begab.

Troß, Indegriff des zu einem Heere gehörigen Gepäckes und der dabei beschäftigten Personen, gewöhnlich nur in Bezug auf das antike und mittelalterliche Heerwesen gebraucht, während jetzt als technischer Ausdruck **Bagage** üblich ist.

Trottel, s. v. a. Cretin.

Trottoir (franz.), Fußweg, der, gewöhnlich aus Steinplatten bestehend, in den Hauptstraßen gut gepflasterter Städte zu beiden Seiten des Fahrwegs an den Häusern hinläuft.

Trotz, beharrliche Widersetzlichkeit gegen einen fremden Willen, der unsere Rechte wirklich oder vermeintlich beeinträchtigt, spricht sich sowohl durch Geberden, als auch durch Worte u. Handlungen aus; als Charaktereigenschaft die Abneigung gegen Nachgiebigkeit und Versöhnlichkeit.

Troubadour (vom provençalischen Worte trobar, franz. trouver, erfinden), in der provençalischen Poesie ein Kunstdichter, der, im Gegensatz zu den Jongleurs, den um Lohn singenden Spielleuten und Volkssängern, die Dichtkunst nicht als ein Gewerbe betrieb. Indeß hat dieser Unterschied erst nach und nach, als sich die höfische Kunst (art de trobar) ganz entwickelt hatte, volle Geltung erlangt. Man nannte große Herren, Fürsten und Könige, die, in keines Andern Dienst stehend, die Sängerkunst nur zum Vergnügen ausübten, T.s, während man Ritter, Hofbediente (Ministerialen), dann Bürgerliche und Hörige, die diese Kunst für Lohn oder als Broderwerb trieben, die also, wenn auch produktive Dichter, doch von Andern abhängig waren, bald als T.s, bald als Jongleurs bezeichnete. Bloß Jongleurs wurden die genannt, die ein Gewerbe daraus machten, die Gedichte Anderer vorzutragen, oder ihren Gesang durch Musik zu begleiten, die also nicht selbst dichteten, demnach Spielleute, Sänger, auch Gaukler ꝛc. Vornehmere T.s nahmen Jongleurs in ihre Dienste, damit dieselben ihre Lieder entweder überhaupt musikalisch vortrugen, oder doch die Instrumentalbegleitung dazu spielten, sofern man es nicht für anständig genug hielt, solches selbst zu thun. Den Jongleurs überließ man auch überhaupt den Vortrag der mehr volksmäßigen epischen Gedichte, während man vorzugsweise die lyrischen Dichter der höfischen Kunst mit dem Namen der T.s beehrte. Die Kunst der T.s erforderte, da sie im Verlauf der Zeit immer ausgebildeter und komplicirter wurde, viel Studium und Uebung. Eigentliche Kunstschulen hatten die T.s jedoch nicht, auch bildeten sie keine Zunft, sondern eine freie Genossenschaft, in welcher der angehende T. seine Vorbilder in den einmal anerkannten Meistern suchte. An den grö-

ßern und kleinern Höfen des südlichen Frankreichs, des nördlichen Spaniens und Italiens galten die T.s als Zierde der Gesellschaft. Die meisten widmeten sich aus eigener Wahl dem Hofdienst eines hohen Gebieters, priesen oder tadelten ihn in Dienstliedern (Sirventes), wählten sich jedoch vor Allem eine Dame als Gebieterin ihres Herzens, der unter einem allgemeinen oder allegorischen Namen die Minnelieder (Cansôs) galten, die bald in Klagen (Planks) der Dame Grausamkeit oder Tod besangen, bald in Tageliedern (Albas) die Schäferstunden feierten, die ihnen unter der Obhut eines Wächters und dem Geheimnisse der Nacht vergönnt worden waren. An großen Hoffesten fanden sich oft mehre T.s zusammen, dann gab es mitunter zu besonderer Ergötzung der höfischen Gesellschaft poetische Wettkämpfe (Tensons), wobei von Damen aufgegebene Streitfragen aus dem Gebiete der Galanterie und Minne gewöhnlich den Stoff bildeten und zuletzt an den Ausspruch dieser Damen oder eines andern Schiedsrichters scherzweise appellirt wurde. Wenn sich aber die T.s in der Regel innerhalb der Schranken einer solchen konventionellen Geselligkeit und des höfischen Lebens bis zur Monotonie bewegten, so schwangen sich doch auch manchmal ihre Lieder, besonders die satyrischen, in das Gebiet der höhern Poesie, oder sie ergingen sich in den untern Schichten des Landvolks, ihre Abenteuer mit Hirtinnen in Schäfer- und Kuhhirtenliedern (Pastoretas und Vaqueyras) besingend. Der Inhalt der Troubadourpoesien ist im Allgemeinen von vierfacher Art: erotisch, historisch, satyrisch und didaktisch. Wenn das erotische Gedicht den Ausdruck zärtlicher Empfindung eines Ritters gegen die Dame seines Herzens enthält, so nehmen die historischen, wie häufig in den Sirventen, ihren Stoff aus den Auftritten und Begebenheiten der damaligen Zeit. Der größte Theil der historischen Stücke ist zugleich auch spottenden u. strafenden Inhalts. Die satyrischen Dichtungen geben, wenn auch hier und da etwas übertrieben, doch im Ganzen ein treues Sittengemälde der damaligen Zeit. Die didaktischen Dichtungen, die nur noch in geringer Anzahl vorhanden sind, enthalten entweder allgemeine sittliche Wahrheiten, ohne allen poetischen Schmuck gegeben, oder Regeln und Vorschriften für junge Frauenzimmer, Dichter, Spielleute und Knappen, die sich um die Aufnahme in den Ritterorden bewerben. Der Zeit nach umfaßt die Poesie der T.s die 2 Jahrhunderte von 1090—1290 u. zerfällt in 3 Hauptabschnitte: den ihrer Entwickelung aus dem Volksgesang zur höfischen Kunstdichtung, von 1090—1140; den ihrer Blüthe, von 1140—1250, und den ihres Verfalls, von 1250—90. Wenn der ersten Periode ein bewußtes Streben aus dem Einfachen zum Künstlichen eigenthümlich ist, so ist der Charakter der zweiten Periode nach innen die höchste Ausbildung der idealen Chevalerie und Galanterie bei der vollkommensten Entwickelung der Kunstform, nach außen die glückliche und ehrenvolle Lage der Dichter; die dritte Periode aber charakterisirt sich innerlich durch eine zunehmende ernst-didaktische Richtung mit Ausartung der künstlichen Form in gesuchte Künstelei, äußerlich durch das Sinken der T.s in der Achtung, wozu theils ihre eigene Liederlichkeit und Feilheit, theils die überhandnehmende Rohheit der Zeiten beitrug, indem das höfische Ritterthum das Lebenselement der Troubadourpoesie war, und sie, wie mit ihm entstanden und zur Blüthe entfaltet, auch mit ihm untergehen mußte. Als die hervorragendsten T.s sind folgende zu nennen. Der älteste aller bekannten T. ist Wilhelm IX., Graf von Poitiers (1087—1127), dessen Gedichte, halb volks-, halb kunstgemäß, bei sehr einfacher Form, leicht und anmuthig, aber ohne Tiefe sind. Bernard de Ventadour (1140—95), einer der berühmtesten Dichter aus dem goldenen Zeitalter der Troubadourpoesie, sang Lieder, die, durch Schönheit wie durch Gefühl ausgezeichnet, die Frau seines Herrn, Agnes de Montluçon, sowie seine nachfolgenden Gönnerinnen, die Königin Eleonore, Johanna von Este und eine Dame von Narbonne, feiern. Marcabrun (1140—85), ein Findling, der eigentlich Panperdut hieß, von dem T. Cercamon angenommen und erzogen, war besonders gefürchtet wegen seiner satyrischen Gedichte und verlor sein Leben deshalb durch den Kastellan von Guian, der ihn aus Rache ermordete. Jaufre Rudel, Prinz von Blaya (1140—70), ist ebenso durch seine schmachtenden Liebeslieder wie durch seine romantische Liebe zu der Gräfin von Tripolis, die er erst sterbend sah, berühmt. Peire d'Auvergne (1152—1215), der sich selbst den „Meister der T.s" nannte, lieferte durch künstliche Form und Darstellung, weniger durch tiefe poetische Empfindung ausgezeichnete Lieder. Guillem de Cabestaing (1181—96) wurde berühmt durch seine tragische Liebe zu der Frau seines Herrn, Raimon de Roussillon, der ihn aus Eifersucht tödten u. sein Herz der Dame zum Essen vorsetzen ließ. Richard Löwenherz von England wird besonders wegen seines in der Gefangenschaft gedichteten berühmten Liedes den T.s beigezählt. Guiraut de Borneil (1175—1220) gilt ebenfalls für einen Meister in der Kunst der T.s, dessen Lieder sich durch einen männlich-ernsten Geist auszeichnen, wenn sie auch wenig von der Naivetät anderer Sänger verrathen. Peire Vidals (1175—1215) zahlreiche Lieder tragen den Stempel seiner Extravaganz im Leben, aber auch ebenso seines wahren Genie's an sich. Bertrand de Born (1180—95), gleich berühmt als Krieger wie als Dichter, spielte als eifriger französischer Patriot eine wichtige Rolle in den Kriegen Heinrichs II. von England mit seinen rebellischen Söhnen. Folquet de Marseille (1180—1231) trat aus Schmerz über den Tod einer seiner vielen Geliebten in den Orden von Citeaux und zeichnete sich, als Bischof von Toulouse, durch den Fanatismus aus, womit er die Albigenser verfolgte. Rambaut de Vaqueires (1180—1207), Dienstmann des Prinzen Wilhelm IV., später des Markgrafen von Montferrat, Bonifaz' II., dessen Gunst er sich in so hohem Grade zu gewinnen wußte, daß dieser sogar sein Liebesverhältniß mit seiner Schwester Beatrix geduldet haben soll, dichtete Lieder in mehren romanischen Sprachen. Peirol (1180—1225), dessen Minnelieder zu den schönsten gezählt werden, erinnert in sei-

nen Schicksalen sehr an den Vorigen. Der Mönch von Montaudon (1180—1200), dessen wahrer Name unbekannt geblieben ist, wurde Prior von Montaudon, was ihn aber nicht hinderte, das freie Leben eines fahrenden T.s zu führen. Alfons II. von Aragon, an dessen Hof er sich dann begab, machte ihn zum Prior von Villafranca, und hier starb er. Berühmt und gefürchtet machten ihn besonders seine Satyren, die, meist gegen seine Kunstgenossen gerichtet, ausgelassen bis zum Cynismus und dabei so kaustisch sind, daß er den Namen einer Geißel der T.s erhielt. Arnault Daniel (1180—1200) zeichnete sich als T. durch Künstlichkeit und Erfindung neuer schwerer Formen aus und wurde von Dante und Petrarca, von letzterem als „grand maestro d'amore" gefeiert. Gaucelm Faibit (1190—1240) sang erst als Jongleur, dann als T. der Gräfin Marie von Ventabour Tenzonen mit ihr und dichtete seine schönsten Lieder ihr zu Ehren. Raimon de Miraval (1190 bis 1220), einer der verliebtesten T.s, dem aber die Frauen arg mitspielten, ward in das Mißgeschick Raimunds von Toulouse, der von Simon von Montfort aus seinem Lande vertrieben ward, verwickelt. Savaric de Mauleon (1200 bis 1230) spielte eine bedeutende Rolle in dem Kriege mit Johann von England, von dem er zum Gefangenen gemacht, dann gewonnen u. zum Großseneschall von Aquitanien ernannt wurde, als welcher er dem Grafen von Toulouse gegen Simon von Montfort beistand. Mit Ludwig VII. später wieder ausgesöhnt, kämpfte er gegen die Albigenser, verließ aber zuletzt nochmals Frankreichs Sache, um unter dem Banner von England zu kämpfen. Als Dichter zeichnete er sich besonders durch Streitgedichte (Tenzonen) aus. Peire Cardinal (1210—30) züchtigte als Meister in moralischen Sirventes Adel und Geistlichkeit und ist Verfasser der einzigen provençalischen Fabel. Als der letzte wahre T. ist der gemüthliche Guiraut Riquier (1250—94) zu nennen, dessen Gedichte, voll Klagen über die Verwilderung und Verachtung des Sängerstandes, als Schwanengesang der Troubadourpoesie anzusehen sind. Vgl. Diez, Leben und Werke der T.s, Zwickau 1829, französisch von Roisin, Lille 1845; Fauriel, Histoire de la littérature provençale, Paris 1846, 3 Bde.; Galvani, Osservazioni sulla poesia de' Trovadori, Modena 1829; de Laveleye, Histoire de la langue et de la littérature provençale, Brüssel 1845; Mahn, Die Werke der T.s, Berlin 1846; Derselbe, Die Biographien der T.s, Halle 1849; Derselbe, Rügelieder der T.s, das. 1846; Kannegießer, Gedichte der T.s, Tüb. 1852.

Trouvère, in der nordfranzösischen Poesie ein Dichter überhaupt, insbesondere aber ein höfischer Kunstdichter, wie der Troubadour der provençalischen Poesie. Vgl. Französische Literatur.

Trowbridge, Marktflecken in der englischen Grafschaft Wilts, auf einer felsigen Anhöhe am Were, berühmt durch seine feinen Tuchwebereien, mit 11,000 Einw.

Troyes, Hauptstadt des französischen Departements und Arrondissements Aube, ehemals Hauptstadt der Champagne, an der hier in mehre Arme sich theilenden und schiffbaren Seine und dem Oberseinekanal, in einer schönen und fruchtbaren Ebene gelegen, war ehemals befestigt, ist aber jetzt mit schönen Promenaden, Obst- und Weinpflanzungen und zahlreichen Bewässerungskanälen umgeben. Die Stadt ist schlecht gebaut, die Häuser sind größtentheils von Holz, die Straßen krumm und eng; nur in den neuesten Theilen der Stadt findet man einige Ausnahmen hiervon. Vor der Revolution zählte T. 22 Parochialkirchen, mehr als die Hälfte derselben wurde aber während der Revolution zerstört. Die Kathedralkirche zu St. Peter ist ein großartiger altgothischer Bau mit 350 Fuß langem, kühn gewölbtem Schiffe, prächtigem Portale, herrlichen Glasmalereien und vielen Reliquien. Von den andern Kirchen sind bemerkenswerth: die des heiligen Urbain, die von St. Remi ꝛc., zum Theil mit schönen Altären und Gemälden. Außerdem hat T. ein Rathhaus mit einem großen Audienzsaal, eine Börse, eine öffentliche Bibliothek von 55,000 Bänden und gegen 5000 Handschriften, ein Museum, ein schönes Hospital, Kaufhallen ꝛc. Die Stadt ist Sitz eines Bischofs, eines Assisenhofes, Handelsgerichts, einer Gesellschaft des Ackerbaues, der Künste und Wissenschaften und des Handels, hat ein Collége, eine Zeichen- und Bauschule, eine chemische Unterrichtsanstalt, ein großes und kleines Seminar. Die Einwohner, 27,400 an der Zahl, bauen Getreide, Wein, Gemüse ꝛc., unterhalten Fabriken für Strumpfwaaren, baumwollene Zeuche, Tuch, Decken, Seife, Senf, Wachslichte, Wachsleinwand, Pergament, Leder, Nadeln, Papier, Stärke, Spanischweiß, Brauereien, Bleichereien ꝛc., verfertigen berühmte Cervelatwürste und treiben einen lebhaften Eigenhandel mit Wein, Branntwein, Hanf ꝛc. T. hieß im Alterthum Noviomagus Tricassinorum, erhielt von Augustus den Namen Augustobona und nahm im 5. Jahrhundert den Namen Trecæ an. Unter der Herrschaft der Franken kam T. an Neustrien. Im Jahre 889 von den Normannen zerstört, ward es 950 wieder aufgebaut, kam hierauf in den Besitz der Grafen von Champagne, deren Hauptstadt es wurde, und endlich mit der Champagne an Frankreich. Im Jahre 1111 wurde hier ein Koncil abgehalten, auf dem die gregorianischen Edikte wegen der Investitur erneuert wurden. Auch wurde hier am 21. Mai 1420 Friede zwischen Frankreich und England geschlossen, in welchem Heinrich V. Katharina's, Karls VI. Tochter, Hand, die Zusicherung der Thronfolge nach des Schwiegervaters Tod und bis dahin die Regentschaft in Frankreich erhielt. Im Feldzuge von 1814 war T. wichtig als einer der Hauptoperationspunkte der österreichischen Armee.

Troygewicht, Gewicht in England für Gold, Platin und Juwelen, das auch als Apothekergewicht und für wissenschaftliche Gewichtsvergleichungen dient. Eigentliches Normal- oder Reichsgewicht in England ist das Troypfund, welches $^{144}/_{175}$ des Handelspfundes oder Avoirdupois-Pfundes beträgt, in 12 Unzen zu 20 Pfenniggewicht à 24 Grän, also 5760 Troygrän getheilt wird und $373{,}_{2418}$ französische Grammes

(= 1,₀₀₄ preußische Mark = 1,₁₃₀ wiener Mark) wiegt. Das niederländische T. ist durch das französische Maß- und Gewichtssystem verdrängt worden. Der Name kommt von der Stadt Troyes her.

Trschemeschno (Trzemeszno), Stadt in der preußischen Provinz Posen, Regierungsbezirk Bromberg, Kreis Mogilno, mit Stift regulirter Augustinerchorherren mit Stiftsschule und 1800 Einwohnern.

Truchmenen, Volksstamm, s. v. a. Turkmanen.

Truchseß (Dapifer), im ehemaligen deutschen Reiche seit Otto I. ein hoher Würdenträger, der die Oberaufsicht über die Küche und überhaupt die ganze Oekonomie der kaiserlichen Hofhaltung führte und bei feierlichen Gelegenheiten die erste Schüssel auf die kaiserliche Tafel zu setzen hatte. Der Erztruchseß bekleidete eins der sogenannten Erzämter des deutschen Reichs (s. Erzämter).

Trucksystem, das Verfahren, Fabrikarbeiter nicht in baarem Gelde, sondern in Naturalien, namentlich in Anweisungen auf einen vom Fabrikherrn gehaltenen Laden abzulohnen. So natürlich dies bei ländlichen Arbeiten, überhaupt auf einer niedreren Stufe des gewerblichen Lebens zu seyn scheint, so nachtheilig ist es bei unseren verwickelteren Geldverhältnissen, und insbesondere können habsüchtige Fabrikherren ihre Arbeiter mittelst jener Art der Ablohnung sehr übervortheilen, ohne daß diese im Stande wären, sich dagegen zu schützen. Auch wird die Abhängigkeit der Arbeiter von ihren Brodgebern, die ohnehin schon groß genug ist, durch das T. noch gesteigert und das Sparen sehr erschwert. Daher ist das T. durch die meisten Gesetzgebungen verboten; doch kann dies Verbot in der Praxis leicht umgangen werden.

Trueba y Cosio, Telesforo de, Dichter, der eben sowohl der englischen wie der spanischen Literatur angehört, geboren zu Santander 1805, machte zur diplomatischen Laufbahn bestimmt, seine darauf bezüglichen Studien in London und Paris, wo er bis 1822 als Attaché der spanischen Gesandtschaft blieb. Nach der Rückkehr in sein Vaterland stiftete er mit gleichgesinnten Freunden die Akademie, in welcher unter dem Vorsitz des Dichters Alberto Lista (s. d.) damals alle jüngern Dichter Spaniens sich vereinigten. Allgemeinere Anerkennung jedoch fand sein Talent, namentlich für dramatische Poesie, erst zu Cadix, wohin er als Anhänger der Cortesregierung mit dieser vor dem Einzuge der französischen Invasionsheeres 1823 flüchten mußte. Seine beiden Lustspiele: „El veleta“ u. „Casarse con 60,000 duros“ sichern ihm für immer einen Platz unter den besten spanischen Dramatikern. Mehr jedoch als der spanischen gehört er der englischen Literatur an. Nach der Wiederherstellung des Absolutismus in Spanien wanderte er nämlich freiwillig nach England aus und nahm seinen Aufenthalt in London. Hier erwarb er sich als Dichter und Schriftsteller in englischer Sprache einen europäischen Ruf. Zuerst schrieb er mehre historische Romane, wie: „Gomez Arias“, „The Castilian“, „Romance of history“, „Spain“, „The Incognito“ und „Lives of Cortes and Pizarro“, welche fast in alle gebildeten Sprachen übersetzt worden sind; sodann wandte er sich wieder der Bühne zu und schrieb die auf den londoner Bühnen vielfach wiederholten Lustspiele: „The Exquisites“, „The arrangement or come again to-morrow“, „Mr. and Mrs. Pringle“, „The man of pleasure“ und das historische Drama „The royal delinquent“, sein letztes Stück. Sein letztes Werk, das er in englischer Sprache schrieb, war wieder ein Roman: „Salvador the Guerrilla“, eine Episode aus dem Unabhängigkeitskriege, worin er sich der Manier Coopers näherte, während er früher sich mehr an Walter Scott angeschlossen hatte. Den bedeutendsten Ruf verschaffte ihm das Sittengemälde „Paris and London“. Im Jahre 1834 erhielt T. die Erlaubniß, nach Spanien zurückzukehren, u. wurde hier zum Prokurator und dann zum Sekretär der zweiten Kammer gewählt. Er † in Paris, wohin er sich behufs der Erholung von einer Krankheit begeben, den 4. Oktober 1835.

Trübsinn, die durch anhaltende Traurigkeit charakterisirte Stimmung des Gemüthes, welche sowohl in körperlichen Mißverhältnissen, als auch in Seelenleiden, Gewissensbissen &c. ihren Grund haben und sich leicht zum Tiefsinn (s. d.), zur Schwermuth (s. d.) und zur Melancholie (s. d.) steigern kann. Neben ärztlicher Hülfe in Bezug auf körperliche Störungen sind ruhiges und klares Nachdenken über den Grund des T.s, sowie Fleiß und Pflichterfüllung, verbunden mit mäßiger Zerstreuung, die besten Schutz- und Heilmittel gegen T.

Trüffel (Speisetrüffel, Tuber), Pilzgattung, rundlich von Gestalt, geschlossen, ohne Wurzelfasern, derb, wachsig, im Innern fleischig, aderig marmorirt, unter der Erde wachsende Pilze, meist eßbar und von angenehmem Geruch und Geschmack, worunter die eßbare (ächte oder schwarze, T. cibarium *Sibth.*) T. die bekannteste Art ist. Sie ist von kugeliger, elliptischer oder rundlich-eckiger Gestalt, schwärzlich, mit polyëdrischen Warzen besetzt, innen gelblichweiß und mit zahlreichen grauen, zuletzt braun werdenden Adern durchzogen, in denen die länglichrunden, wasserhellen, 2—6sporigen Schläuche zerstreut liegen. Diese schon bei den Alten geschätzten T.n finden sich in Europa, Asien und Nordamerika, am häufigsten in Eichen- und Buchenwäldern, ½—1 Fuß tief in lockerem, aus Sand und Lehm gemischtem Boden nesterweise beisammen, von der Größe einer welschen Nuß bis zu der eines Apfels und noch größer, manchmal bis ½ Pfund schwer. Im Frühjahr nur erbsengroß, röthlich, inwendig weiß, werden sie im Sommer schwarz und grabert, reifen gegen den Winter hin und riechen dann angenehm knoblauchartig. Später lösen sie sich in eine breiartige Masse, aber nicht in Staub auf. Reif dienen sie als angenehm schmeckende Zuthat an Suppen, Ragouts und Pasteten; auch werden sie in heißer Asche gebraten, abgezogen und mit Pfeffer, Salz und Baumöl, sowie in Wein gekocht genossen. Das Pfund kostet 2—6 Thaler. Um sie aufzufinden, richtet man kleine Pudel zu sogenannten Trüffelhunden ab, indem man ihnen jung gekochte Trüffelstückchen mit Milch und dann mit

T.n geriebenes Brod reicht. Letzteres gräbt man in die Erde und läßt sie darnach suchen. Im Walde schnuppern sie dann herum und kratzen, wo sie T.n wittern. Auch Schweine wühlen die T.n begierig auf, müssen aber einen Ring um die Schnauze gelegt bekommen, damit sie sie nicht fressen. Auch werden die Stellen, wo T.n liegen, durch die Trüffelmücken angezeigt, die darüber schwärmen, um ihre Eier auf den Boden zu legen, deren Larven dann in die Erde kriechen und die T. wurmstichig machen. Eine Trüffelzucht legt man in Parks an, indem man gegen Ende des Sommers bei trockenem Wetter Trüffelnester aushebt, sie an Stellen, die vor den Sonnenstrahlen geschützt sind, eingräbt und von Zeit zu Zeit begießt. Andere Arten sind: die weiße T. (T. album *Bull.*), fast kugelrundlich, weißlich braungelb, in Laub- und Nadelwäldern, gewöhnlich ½ Fuß tief in der Erde, der vorigen an Wohlgeschmack nachstehend; die Bisamtrüffel (T. moschatum *Bull.*), kugelrundlich, glatt, weich anzufühlen, mit moschusartigem Geruch. Mit den eßbaren Arten wird in Frankreich und Italien ein nicht unbedeutender Handel getrieben.

Trützschler, 1) Friedrich Karl Adolf von, Staatsmann und juristischer Schriftsteller, geboren den 3. Juni 1751 zu Kulmitsch bei Weida im Weimarischen, studirte in Jena die Rechte, ward 1771 Assessor bei der Landesregierung zu Altenburg, 1774 Hof- und Konsistorialrath, 1783 Konsistorialpräsident und geheimer Regierungsrath, 1786 Vicekanzler, 1794 geheimer Rath und wirklicher Kanzler, 1804 wirklicher geheimer Rath und 1820 Präsident des Geheimerathskollegiums zu Gotha, jedoch mit Beibehaltung seines Wohnsitzes zu Altenburg, welchem Staate er seit dem Erdtheilungsvertrage zwischen den sachsen-ernestinischen Häusern ganz angehörte. Nachdem er 1830 seine Entlassung genommen, † er den 31. Juli 1831 auf seinem Gute Falkenstein im sächsischen Voigtlande. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: „Lehre von der Präklusion bei entstandenem Konkurse der Gläubiger" (Leipzig 1781, 2 Bde., 2. Aufl. 1802); „Anweisung zur Abfassung rechtlicher Aufsätze über Handlungen der willkürlichen Gerichtsbarkeit" (das. 1783—84, 2 Bde., 5 Aufl. 1817); „Anweisung zur Abfassung der Berichte über rechtliche Gegenstände" (das. 1805, 3. Aufl. 1817). Auch in Gedichten u. Romanen hat sich T. versucht.

2) Wilhelm Adolf von T., Enkel des Vorigen, Sohn des herzoglich sachsen-gothaischen Geheimeraths Franz Adolf von T., geboren den 20. Februar 1818 zu Gotha, studirte seit 1835 zu Leipzig, Jena u. Göttingen die Rechte, wurde 1843 Aktuar zu Zwickau, 1845 Assessor beim Appellationsgericht in Dresden. Im Jahre 1848 in das frankfurter Parlament gewählt, hielt er sich zur Linken. Beim Ausbruch der badischen Revolution 1849 begab er sich dorthin, wurde hier zum Civilkommissar der Stadt Mannheim und des Unterrheinkreises ernannt und entwickelte bei Organisation des Aufstandes eine ungemeine Thätigkeit. Am 22. Juni auf der Flucht eingeholt, ward er an die Preußen ausgeliefert, am 13. August 1849 kriegsgerichtlich zum Tod verurtheilt und am 14. August in Mannheim erschossen.

Trugschluß, ein auf falschen Voraussetzungen oder falscher Verknüpfung derselben oder auf zweideutig gebrauchten Wörtern beruhender Fehlschluß, bei dem man die Absichtlichkeit einer Täuschung voraussetzt; s. Sophisma.

Trunkenheit, der durch unmittelbare Wirkung weingeistiger oder narkotischer Substanzen auf den Organismus hervorgebrachte akut verlaufende Zustand der Vitalität, welcher sich hauptsächlich in einer Störung der psychischen Funktionen kund gibt. Diese Alteration beruht auf einer eigenthümlichen Einwirkung der schädlichen Potenzen auf das Nervensystem, jedoch unter wesentlicher Mitwirkung des Gefäßsystems. Man unterscheidet als den ersten Grad der T. den Rausch (crapula), das Angetrunkenseyn (Spitz, Haarbeutel, Zopf, Hieb, Stich). Derselbe gibt sich anfangs in einer wohlthätigen Steigerung des ganzen Lebensprozesses kund, die sich besonders als eine höhere gemüthliche Anregung im Gemeingefühl durch Heiterkeit und Wohlbehagen, rascheren Puls, geröthetes Gesicht, belebte, glänzende Augen, lebhafte wechselnde Vorstellungen und leicht zu Gemüthsbewegungen sich steigernde Gefühle zu erkennen gibt. Beim zweiten Grad, der Betrunkenheit (ebrietas), sind alle jene physischen Erscheinungen gesteigert, die Geistesthätigkeiten verwirren sich dagegen u. es entsteht Delirium. Als dritten Grad unterscheidet man die Besoffenheit (temulentia), die sich durch völliges Darniederliegen der sensorischen Nerventhätigkeit charakterisirt. Die Sektionen der an der T. Verstorbenen ergaben Ueberfüllung der Hirnvenen, Extravasat von Blut oder Serum im Hirne, Hepatisation der Lungen und andere weniger konstante Abnormitäten. Bei höheren Graden der T. wird besonders das Ammonium empfohlen, welches nach Pontigny durch Bildung eines Ammoniakalkoholats den Alkohol neutralisirt und eine Krise durch Schweiß und Urin bewirkt, bei apoplektischen Erscheinungen Aderlaß, wo möglich an der Jugularis, kalte Begießungen des Kopfes, Hautreize ꝛc.

Trunksucht (Trunkfälligkeit, ebriositas), krankhafter Zustand, gibt sich zu erkennen als eine chronische Veränderung des Nervensystems an gewissen physischen Symptomen, theils im Bereiche der reproduktiven Organe: Erbrechen im nüchternen Zustande, Reizbarkeit des Magens und Darmkanals, Appetitlosigkeit, Sodbrennen, Verlangen nach reizenden und Abscheu vor reizlosen Getränken, Unregelmäßigkeit der Ausleerungen, chronisch entzündliche Zustände der Unterleibseingeweide, Verdickung und Verengerung der Magen- und Darmhäute ꝛc.; theils in einer großen Asthenie des Nervensystems, verbunden mit Reizbarkeit desselben; daher ohne Erregung des Nervensystems durch Spirituosa keine Kraftanstrengung möglich wird und, nachdem sie Statt gefunden, das ganze Nervensystem auf die Reize übermäßig stark reagirt, wie denn in der T. Gemüthsbewegungen heftiger Art vorwaltend sind. In Folge der fortwirkenden Schädlichkeit bildet sich die T. zu wirklichen Krankheitsformen heran, zu einer akuten, dem Delirium tremens (s. d.), und zu einer chronischen, welche sich in verschiedenen Formen

oder Graden der Entwickelung darstellt und zuletzt in Wahnwitz oder Blödsinn, häufig mit Lähmung komplicirt, und Tod durch Zehrfieber, Kopf-, Brust- oder Bauchwassersucht endigt. Außer dem Mißbrauche geistiger Getränke sind als ursächliche Momente auch solche Schädlichkeiten anzusehen, welche einen unregelmäßigen Blutumtrieb im Unterleibe veranlassen, als sitzende Lebensart, nächtliche Arbeit, Leidenschaften und Affekte ꝛc., Nahrungssorgen, geistige Anstrengungen und Geschlechtsausschweifungen. Die Behandlung hat nach der Beseitigung der verschiedenen psychischen Störungen, welche sich aus der T. entwickeln, diese selbst und ihre Ursache, die erneuerte Trunkenheit, zu verhüten. Dies gelingt selten anders, als durch gewaltsame Entziehung der specifischen Schädlichkeit, welche aber bei Nachlaß des Zwanges meist wieder aufgesucht wird. Die allmählige Entwöhnung von derselben durch Verringerung des täglichen Maßes ist zwar das beste Mittel, verlangt aber festen Vorsatz und Willenskraft von Seiten des zu Bessernden. Die Umstimmung der Magennerven oder Tonisirung des Magens durch anhaltenden Gebrauch von hallerschem Sauer, oder einem Zusatz von verdünnter Schwefelsäure zu dem gewöhnlichen Maß der Spirituosa soll in mehren Fällen gelungen seyn und einen Widerwillen gegen letztere hervorgerufen haben.

Truro, Flecken (Stadt) in der englischen Grafschaft Cornwall, in einem schönen tiefen Thale am Zusammenflusse des Kenwyn und Allen, die in den Hafen von Falmouth münden, hat einen Kai, woran Schiffe von 100 Tonnen Last anlegen können, ein Lyceum und mit dem Bezirk 10,733 Einw., welche Teppiche und Töpfergeschirr fabriciren. T. ist eine der 5 sogenannten Stannarystädte, wohin die Zinnblöcke der Grafschaft behufs der Stempelung in der Coinage-Hall gebracht werden müssen.

Truthahn (Meleagris), Vögelgattung aus der Ordnung der Hühnervögel und der Familie der Phasianiden, charakterisirt durch den nackten, warzigen Kopf und Vorderhals und die mit Fleischlappen versehene Stirn und Kehle. Hauptrepräsentant der Gattung ist der gemeine T. (Meleagris Gallopavo *L.*, Puter, kalkuttischer Hahn), der durch einen vom Oberschnabel herabhängenden Hautlappen und durch einen Büschel gewundener, pferdehaarähnlicher, dünner Federschafte, welcher aber der Henne fehlt, ausgezeichnet ist. Auch ist der Hahn mit einem Sporn versehen. Im wilden Zustande finden sich diese Vögel nur in den Wäldern Nordamerika's, und zwar in allen Landstrichen von Meriko bis Canada, am häufigsten aber in den großen Waldungen westlich von den Alleghanygebirgen, von wo sie im Herbste in Zügen in das Ohio- und Mississippithal kommen. Der wilde T. hat schwarzgrünes Gefieder, ist 4 Fuß lang, fliegt schlecht, läuft aber außerordentlich schnell und wird wegen seines fetten Fleisches im Winter, wenn er sich den Menschenwohnungen nähert, in Menge geschossen, weshalb er in manchen Gegenden, z. B. in Pennsylvanien, schon fast ganz verschwunden ist. Die ersten Truthähne sollen die Spanier 1524 aus Florida nach Europa gebracht haben. In England galten sie bereits 1541 für einen wenig seltenen Leckerbissen; in Frankreich aber soll der erste T. erst an der Hochzeittafel Karls X. 1570 verspeist worden seyn, u. auch in Deutschland scheint man den Vogel in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts noch gar nicht gekannt zu haben. Gegenwärtig wird er allenthalben in Europa, sowie in den europäischen Kolonien, mit Ausschluß der kältesten Gegenden, auf Hühnerhöfen gehalten, kann aber Kälte und Nässe nicht vertragen, welche den Jungen oft tödtlich werden. Ueberdies ist er manchen Krankheiten unterworfen und weit zärtlicher, als die gemeinen Hühner. Auch gibt es in Folge der Zucht weit weniger Spielarten, als bei diesen. Er ist sehr kampfslustig und zänkisch, aber ein sehr dummer Vogel, läßt sich durch rothe Gegenstände u. Pfeifen leicht in Zorn versetzen u. kollert dann. Sein Fleisch ist sehr schmackhaft. Der Name indischer oder kalkuttischer Hahn schreibt sich daher, daß das Schiff, welches diese Vögel zuerst nach Europa brachte, über Kalkutta kam.

Truxillo, 1) (Trujillo), Stadt in der spanischen Provinz Caceres, in der Landschaft Estremadura, an der Grenze von Kastilien auf einem Felsen, den die Magasea umfließt, wird von einem alten maurischen Kastell beherrscht, hat alterthümliche Thürme und Häuser, die mit Storchnestern bedeckt sind, 6 Kirchen, (sonst) 10 Klöster, einen schönen Hauptplatz mit Arkaden, mehre Paläste und Hospitäler und 6000 Einw., welche Weberei, Töpferei u. Gerberei treiben. Die Stadt steht auf der Stelle des alten Trogilinm in Lusitanien, war von 711—1185 im Besitz der Mauren, ward damals von Alfons von Kastilien erobert, 1196 von den Almohaden wieder genommen und bis 1233 von ihnen behauptet. — 2) Hauptstadt der gleichnamigen Provinz der südamerikanischen Republik Venezuela, in einem engen Gebirgsthale gelegen, 1570 gegründet, ward 1678 von den Boucaniers geplündert und hat jetzt nur noch 4000 Einw., welche Handel mit Getreide treiben. Hier schlossen Bolivar und Morillo den 2. Nov. 1820 Waffenstillstand. — 3) T., jetzt Libertad, Hauptstadt des gleichnamigen Departements der Republik Peru, in der sandigen Küstenebene gelegen, Bischofssitz, hat Mauern und Bastionen, gerade, aber schmutzige Straßen, einen großen Hauptplatz, eine Kathedrale, 10 andere Kirchen, mehre Klöster, ein Priesterseminar, College und 8000 Einw., welche mittelst des 2 Stunden entfernten Hafens Guanchaco Handel treiben. Die Stadt ward 1535 von Pizarro gegründet, mehrmals durch Erdbeben heimgesucht und 1823 Sitz des Kongresses. — 4) T., starkbefestigte Hafenstadt der centro-amerikanischen Republik Honduras, an der gleichnamigen Bai, 1524 von Las Cases gegründet, blühte schnell auf, ward aber 1643 von den Holländern zerstört. Im J. 1789 von der spanischen Regierung zu Guatemala wieder hergestellt, ward Stadt und Hafen 1797 und später nochmals durch Blokade hart mitgenommen.

Tryphiodorus, griechischer Dichter zu Ende des 5. und Anfang des 6. Jahrh. n. Chr., aus Aegypten gebürtig, Verfasser mehrer epischen Gedichte, unter denen das von der „Eroberung Troja's" handelnde in 691 Versen erhalten ist. Es erzählt in trockener Erzählung ohne dichteri-

schen Schwung, aber in leiblicher Sprache die mit dem hölzernen Pferde verbundenen Geschichten bis zum Falle Troja's u. der Abfahrt der Achäer. Mit dem des Coluthus vom Kardinal Bessarion aufgefunden, ward. es am besten von Wernicke (Lpz. 1819) bearbeitet.

Tschakko (Czakow, ungar.), eine seit dem Anfange dieses Jahrhunderts fast in allen europäischen Armeen üblich gewordene militärische Kopfbedeckung in Form einer hohen Mütze, entweder oben und unten gleich weit, wie bei den Franzosen, oder oben schmäler als unten, wie bei den Engländern, oder oben breiter als unten, wie bei den Russen und (früher) Preußen, gewöhnlich von Filz, mit ledernem Deckel u. Kopfrand, vorn stets, seltener auch hinten mit einem Schilde versehen, ist neuerlich in mehren Armeen durch andere Kopfbedeckung (Pickelhaube, Helm) verdrängt worden.

Tschad (Tsad, d. i. großes Wasser), großer Landsee in Sudan, zwischen $12\frac{1}{2}$—$14\frac{1}{2}$° n. Br. und 31—33° östl. L., etwa 40 □Meilen groß, hat Ufer mit vielen Buchten, schwillt zur Regenzeit sehr an und überfluthet dann besonders im Westen und Süden seine flachen Ufer, während er sich mitunter wieder sehr verkleinert u. zu einem Sumpfe wird. Nach Vogels Messungen liegt sein Spiegel 800—850 F. über dem Meere u. ist seine mittlere Tiefe nur 10—15 F. Sein Wasser ist frisch und klar und reich an Fischen. In ihm liegen an 100 Inseln mit Waldungen und Wiesen, die von dem wilden, heidnischen Volke der Biddumas bewohnt sind. Zwei größere Flüsse, der Jeou (Komadugu) und der Schary, münden in denselben, außer vielen periodischen, zur Regenzeit sich bildenden und dann wieder verschwindenden Zuflüssen. Einen Abfluß des See's kennt man nicht. Seine Ufer sind sumpfig und bewaldet und von Gazellen, Antilopen, Wildschweinen, wilden Büffeln, Elephanten und Flußpferden, seltener von Löwen und Leoparden belebt. Die ersten Europäer, welche den See erblickten, waren Clapperton, Denham und Oudney, der Erste aber, welcher ihn befuhr, war der Deutsche A. Overweg.

Tschaiken (Csaiken), bewaffnete österreichische Donauschiffe in dem slavonischen Militärgrenzland, zur Bewachung der Wassergrenze gegen die Türkei, sind, nach Art der Seebarken, mit rundem Boden gebaut, haben ein stumpfes Hintertheil, sowie ein mit einer langen eisernen Stange versehenes Vordertheil und führen meist einen Besahnmast, einen großen Mast mit sehr hoher Stenge und ein Bugspriet, mitunter aber auch nur einen Mast, der dann immer vorn ist. Es sind 25 solcher Schiffe im Gange, Doppel-, ganze, halbe und Viertelbarken von 2—36 Ruderern mit 1—8 Kanonen, und mit dem Tschaikistenbataillon bemannt. Dieses Bataillon hat 1297 Mann Seetruppen, die im Kriege zu 10 Kompagnien und 2049 Mann vermehrt werden. Sie sind mit Bayonnetflinte und Säbel bewehrt, haben die Vorrechte mit den übrigen Grenzsoldaten gemein und den Marktflecken Titul (Titel) als Stabsort. Derselbe liegt an der Mündung der Theiß in die Donau, hat 2200 Einw., eine Hauptschule, ein Arsenal, Schiffswerfte, eine Dampfschifffahrtsstation und Seidenspinnerei u. dient, durch die Donau u. Theiß u. durch Moräste auf allen Seiten gedeckt, als natürliche Festung. Der Tschaikisten-Bataillonsdistrikt, früher zum slavonischen Militärgrenzlande, jetzt zum serbisch-banatischen Landesmilitärkommando gehörig, umfaßt die dreieckige Landspitze, die von den hier sich vereinigenden Flüssen Donau und Theiß im Süden und Osten und einem Theile der sogenannten Römerschanze, eines zwischen beiden Flüssen wahrscheinlich erst zur Zeit der Türkenkriege aufgeworfenen Erdwalles, im Nordwesten begrenzt wird. Derselbe zählte 1850 auf 16,73 □Meilen 21,835 Einw., größtentheils griechische nichtunirte Serben.

Tschataldscha (Sataldshe, das Pharsalus der Alten, bei den Griechen Fersala), Stadt in der türkischen Provinz Thessalien, Sitz eines griechischen Bischofs, mit 5000 Einw., welche Türkischrothfärbereien und ansehnlichen Wollhandel betreiben.

Tschausch (türk.), türkischer Beamter, eine Art Gerichtsdiener, deren es in Konstantinopel gegen 700 gibt, die unter dem Tschausch-Baschi stehen. Dieser versieht am türkischen Hofe die Stelle eines Hofmarschalls, hat die fremden Gesandten vor den Thoren der Hauptstadt zu empfangen und zu den Audienzen beim Großwessir und Sultan zu führen. Auch sind ihm die Siegel des öffentlichen Schatzes u. die Register über die großherrlichen Domänen anvertraut. Zugleich Stadtrichter, assistirt er bei den Urtheilen, die der Großwessir in letzter Instanz fällt.

Tscheremissen, finnisches Volk im europäischen Rußland, am linken Ufer der Wolga, in den Gouvernements Nishnij-Nowgorod, Kasan, Orenburg, Simbirsk und Wiätka ansässig, reden einen finnischen, mit vielen russischen und tatarischen Ausdrücken untermischten Dialekt u. sind, nach Aufgebung ihres früheren nomadischen Lebens, Hieten, Ackerbauer, Jäger, Fischer u. eifrige Bienenzüchter. Sie leben aber nicht in Städten und geschlossenen Dörfern, sondern vereinzelt, besonders in den ausgedehnten Urwäldern an der Wolga. Die Weiber verstehen sich auf das Weben und Färben verschiedener Stoffe. Das Volk, circa 500,000 Köpfe stark, bekennt sich zwar zur griechisch-russischen Kirche, hat aber eine Menge heidnischer Gebräuche beibehalten. Auch ist es mit der Schreibkunst unbekannt und hat keinen Schulunterricht.

Tscherkask (Alttscherkask, Staroitscherkask), frühere Hauptstadt des Landes der donischen Kosaken im europäischen Rußland, an einem Nebenarme des Don, ist wegen seiner den Ueberschwemmungen des Don ausgesetzten und daher ungesunden Lage von den Behörden, welche nach dem $3\frac{1}{2}$ Meilen oberhalb gelegenen Nowotscherkask (s. d.) übersiedelten, verlassen worden, hat aber noch 15,000 Einw., meist Griechen, Armenier und Tataren, welche bedeutende Fischerei und auch Weinbau treiben.

Tscherkassy, Kreisstadt im europ.-russischen Gouvernement Kiew, am Dniepr, hat 10,000 Einw., ist ältester Sitz der saporogischen Kosaken.